Meyers
Konversations-Lexikon.

Dritte Auflage.

Erster Band.

A — Asiatische Türkei.

Meyers
Konversations-Lexikon.

Eine

Encyklopädie des allgemeinen Wissens.

Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage.

Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen.

Erster Band.

A — Asiatische Türkei.

Sprengler.

Leipzig.
Verlag des Bibliographischen Instituts.
1874.

MEYERS KONVERSATIONS-LEXIKON

DRITTE AUFLAGE

A.

A, a, der vollste und ursprünglichste Laut in der menschlichen Sprache, der durch die leichteste und natürlichste Oeffnung des Mundes hervorgebracht wird und in der Mitte zwischen dem höchsten Stimmlaute i und dem tiefsten u steht, weshalb er als Buchstabe in den meisten Alphabeten die erste Stelle einnimmt. Infolge seiner Verwandtschaft mit den beiden anderen Grundvokalen e und o geht er in manchen Sprachen in einen von diesen beiden Lauten über. In den indogermanischen Sprachen entwickeln sich daraus die Zwischenlaute ê und ô und die Diphthongen ai und au. In den älteren Sprachen verflacht er sich oft zu ĕ, oder geht in den dumpfern Laut ö über. Name und Gestalt des Buchstabens sind nicht überall dieselben. Als symbolisches Zeichen bedeutet A: das Erste, ursprünglich Gegebene, oder Hauptsächliche. In der Logik bezeichnet man mit A irgend einen Gegenstand des Denkens, daher die Formel A = A so viel heißt, als: Jedes Ding ist sich selbst gleich. In der Algebra bezeichnet a die erste bekannte Größe einer Gleichung, wie b die zweite bekannte und x die unbekannte. In sprichwörtlichen Redensarten drückt A den Begriff des Ersten aus, z. B. von A bis Z, d. i. vom Anfange bis zum Ende, oder: wer A gesagt hat, muß auch B sagen, d. i. wer etwas angefangen hat, muß es auch fortsetzen. In der Offenbarung Joh. (1, 8 u. a. O.) wird nach dem griech. Alphabet durch A der Erste, durch O (Ω, omega) der Letzte, durch beides zusammen der Begriff des Allumfassenden, Ewigen bezeichnet. Auf Münzen zeigt A den ersten Münzort eines Landes an; so auf franz. Münzen Paris (AA aber Metz), auf preuß. Berlin, auf österreich. Wien. Auf Wechseln heißt a: acceptirt (d. i. der Wechsel ist angenommen); auf franz. Kurszetteln steht es für argent (Geld) im Gegensatz zu P (Papier) und L (lettre, Brief). Auf der Kehrseite von Taschenuhren steht A für avancer, um die Seite zu bezeichnen, nach welcher der Korrektionsweiser gedreht werden muß, wenn die Uhr schneller gehen soll. Als röm. Vorname bedeutet A. Aulus, sonst auf Inschriften Augustus, d. i. Kaiser; bei Jahresbestimmungen Anno (im Jahre). In der Musik bezeichnet A die 6. diatonische oder die 10. diatonisch-chromatische Stufe unseres modernen von C als Grundton ausgehenden Tonsystems. Man unterscheidet das 32füßige A, das 16füßige A, das große oder achtfüßige A, das kleine a, das eingestrichene a, das zwei-, drei- und viergestrichene a, welche zusammen den nach Oktaven gemessenen Umfang des modernen Pianoforte bezeichnen. Das eingestrichene a dient allgemein als Normal- oder Stimmton, dessen Schwingungsverhältnis neuerdings auf 437,5 festgestellt worden ist (s. Stimmung).

A, à (franz. Fürwort: zu, für) wird in Rechnungen, Preislisten ꝛc. vor den Preis einer Waare gesetzt, um anzuzeigen, daß derselbe nicht für die Quantität, sondern für die Einheit des Maßes und Gewichtes ꝛc. gelte, welche man nach dem à wiederholen muß, z. B. 30 Kilogr. Zucker à 2 Mark heißt: für 1 Kilogr. 2 Mark.

Aa (Ach oder Aach, althochd. Aha, d. i. Wasser, Fluß, lat. aqua), Name zahlreicher Flüsse oder Bäche in Deutschland, den Niederlanden und anderen angrenzenden Ländern, der auch in Zusammensetzungen vorkommt, z. B. Fulda (Fuldaha), Nidda (Nidaha), Salzach (Salzaha). Nennenswerth sind: die Westfälische A., Nebenfluß der Werre, vom Teutoburger Wald, mündet bei Herford; die Münstersche A., kleiner Nebenfluß der Ems; die Bocholter A., Nebenfluß der Alten Yssel, sämmtlich in Westfalen; die Sarner A. in der Schweiz, welche aus dem Sarnersee in den Vierwaldstättersee fließt, u. a. Auch im franz. Flandern findet sich ein Fluß A., der bei St. Omer schiffbar wird und in zwei Armen, bei Dünkirchen und Gravelingen, in den Kanal mündet.

A. a. C., abbr. s. v. w. Anno ante Christum, im Jahre vor Christi Geburt, vor unserer Zeitrechnung.

Aach, s. Aa.

Aach, Städtchen im bad. Kreise Konstanz, im alten Hegau, auf einem steilen Felsen unweit Stockach, mit 933 Einw. Am 25. März 1799 fanden hier Gefechte zwischen den Oesterreichern und Franzosen statt.

Aachen (franz. Aix la Chapelle, lat. Urbs Aquensis, Aquisgranum), die uralte Krönungsstadt der deutschen Kaiser, Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks der preuß. Rheinprovinz, der auf 75,65 QMeilen (3725 QKilom.) 490,730 Einw. (1871) zählt, ist Sitz der Regierung, zweier landräthlichen Behörden, eines Landgerichts, einer

Handelskammer (mit Burtscheid), eines Handels- und Gewerbegerichts, einer Bankkommandite &c. und liegt an einem Knotenpunkte der belgisch-rheinischen Eisenbahn, 174 Met. über dem Meere, in einem angenehmen Kesselthale, welches von der Wurm bewässert und von den Vorhöhen des Hohen Venn umgrenzt wird. A. besteht aus der **inneren** alten und der **äußeren** neuen Stadt, wozu noch neueste prächtige Stadttheile kommen, die in den letzten Jahrzehnten außerhalb der alten Ringmauer entstanden sind. Die meisten **Straßen** sind breit, und die Häuser, meist zweistöckige moderne Ziegel- oder Steinbauten, erinnern selten an das Mittelalter; als die schönsten Straßen sind der Burtscheider Verbindungsweg, die Hoch-, Theater-, Bahnhofs-, Adalberts-, Peters-, Großkölnstraße und die sogen. Gräben (Templer-, Alexianer-, Hirschgraben &c.) zu bemerken, welche, fast ½ Stunde lang, die Mittelstadt von den ehemaligen Vorstädten trennen. Unter den **Plätzen** verdienen der dreieckige Große Markt, mit der Bronzestatue Karls d. Gr. auf einem schönen Springbrunnen, der Bergdrisch, der Friedrich-Wilhelmsplatz und der Münsterplatz Auszeichnung. Die alten Mittelmauern und Mittelthore wurden 1802 abgebrochen; selbst von der unter Friedrich Barbarossa 1172 begonnenen Hauptringmauer mit ihren imposanten Thürmen sind nur noch einzelne Reste übrig, und von den ehemaligen 7 **Hauptthoren** der Stadt stehen nur noch zwei: das Pontthor auf der Nordwestseite, in der Nähe des Bahnhofs der Mastrichter Eisenbahn, und das Marschierthor auf der Südseite, nahe den Stationsplätzen der Rheinischen und der Bergisch-Märkischen Eisenbahn.

Unter den öffentlichen **Gebäuden** nimmt die Aufmerksamkeit vor allen der altehrwürdige **Münster** in der Nähe des Marktes in Anspruch. Der älteste Theil und Kern des interessanten Gebäudes, das ein architektonisches Konglomerat aus den verschiedensten Perioden christlicher Baukunst bildet, ist die byzantinische **Kaiserkapelle** Karls d. Gr., ein achteckiger Bau von 31 Met. Höhe und etwa 16 Met. im Durchmesser, gebildet durch starke Pfeiler, auf welchen eine achteckige, den Mittelraum überdeckende Kuppel emporstrebt, und umgeben von einem sechzehnseitigen, mit niedrigen Kreuzgewölben versehenen Umgang, über welchem, die Empore bildend, eine hohe Gallerie herumläuft, die von schräg liegenden Tonnengewölben bedeckt und nach innen mit antiken bronzenen Gittern geschlossen ist. Ueber den Galleriebögen erhebt sich ein achteckiger Tambour mit Fensteröffnungen, auf welchem die Kuppel ruht. Dieses karolingische Oktogon, das eigentliche Schiff der Kirche, das mit seinen 8 Bogenöffnungen in jedem Geschoß und 8 Fenstern darüber einen ernsten und imponirenden Eindruck macht, ward 796 im Bau begonnen und galt bisher für eine Nachahmung der Kirche San Vitale zu Ravenna; nach neuerer Ermittelung ward der Bau unter Alcuins Leitung von dem Meister Odo von Metz nach dem Vorbilde der Kathedrale von York ausgeführt und erhielt am Dreikönigsfeste 804 durch Papst Leo III. die Weihe; es ist der einzige noch vorhandene karolingische Münster in Deutschland. Von den Mosaikbildern, welche die Kuppelwölbung und wahrscheinlich die ganze Kirche einst bedeckten, ist nichts erhalten; dagegen sind die schönen, meist antiken Granit-, Porphyr- und Marmorsäulen, welche (aus Rom, Trier u. Ravenna herbeigeschafft) die Zwischenräume zwischen den Pfeilern des Oktogons schmückten und 1794 von den Franzosen ausgebrochen u. nach Paris entführt wurden, 1815 beim Friedensschluß, wenn auch nicht vollständig (die kostbarsten, namentlich 2 rothe Porphyrsäulen, bilden noch heute einen vorzüglichen Schmuck der Antikengallerie des Louvre), zurück gegeben und 1846 auf Kosten des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen an ihrer alten Stelle wieder aufgestellt und ergänzt worden. Auch die reichen in Erz gegossenen, mit Perlstab und Palmetten verzierten Doppelthüren und die Galleriebrüstungen zeugen noch von der Gediegenheit und Pracht der Ausstattung. Westlich vor dem Oktogon, das im Laufe der Zeit mehrfache Restaurationen erfuhr (das gegenwärtige Kuppeldach stammt erst aus dem 17. Jahrh.), steht der viereckige Glockenthurm, durch eine Steinbrücke mit jenem verbunden und flankirt von 2 runden (karolingischen) Treppenthürmen, die nach den jetzigen Reliquienkammern führen. Die ehemalige rechtwinkelige Altarnische an der Ostseite des Oktogons wurde später durch den angebauten **hohen Chor** verdrängt, welcher, der zweitälteste Theil des Doms, 1353—1413 im goth. Stile aufgeführt wurde, 34,5 Met. hoch, 25 Met. lang und 12,5 Met. breit ist und durch Adel und Kühnheit der Bauart, wie insbesondere durch die prachtvollen modernen Glasgemälde seiner 13 großen Fenster (26,7 Met. hoch, 5 Met. breit) die Aufmerksamkeit fesselt. Auch zu beiden Seiten des Achtecks und des Chors wurden im 15. Jahrh. noch einige reich dekorirte gothische Kapellen angefügt, unter denen sich namentlich die Annakapelle durch ihre zierliche Form auszeichnet. Eine dritte Bauperiode, in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts fallend, verunstaltete das damals schon planlos erweiterte Gebäude durch Anbau einer neuen Kapelle im Zopfstil (neben dem Eingangsthurme), sowie durch geschmacklose Rokokostukkatur und verschiedene Uebermalungen im Innern. Die Entfernung dieser entstellenden Zuthaten und die Herstellung der Kirche in ihrer reinen und ursprünglichen Gestalt hat sich der 1849 gegründete **Karlsverein** zur Aufgabe gestellt, durch dessen Thätigkeit die Restaurirung der erwähnten Seitenkapellen und des Oktogons im Aeußeren bereits fast vollendet ist, so daß zur Herstellung des Inneren übergegangen werden kann. Namentlich hat auch der hohe Chor seinen äußeren Statuenschmuck wieder erhalten. In der Mitte des Oktogons bezeichnet am Boden eine flache Steinplatte mit der Metallinschrift »Carolo Magno« die Stelle, unter welcher angeblich einst die Gebeine des Kaisers ruhten. Sorgfältige Nachgrabungen zur Franzosenzeit, wie auch in den Jahren 1843 und 1861, haben indessen diese Annahme nicht bestätigt, und die eigentliche Grabstätte Karls blieb bis heute unentdeckt. Seine Gebeine aber, die bereits 1165 von Friedrich Barbarossa erhoben worden waren, dann 1215 von Kaiser Friedrich II. in den von den Aachenern verfertigten schönen Karlsschrein gelegt und öffentlich zur Verehrung ausgestellt wurden, ruhten in diesem Behälter lange Zeit auf dem Choraltare, bis derselbe gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit dem die 4 großen Heiligthümer bewahrenden noch schönern Marienschrein und dem ganzen Münsterschatze in einen Schrank der Sakristei verschlossen ward, worin er noch gegenwärtig den Fremden vorgezeigt wird (vgl. **Käntzeler**, »Der die Gebeine Karls d. Gr. enthaltende Behälter«, Aachen 1859). Im Februar 1861 wurde dieser Schrein in feierlicher Weise geöffnet. Man fand die Gebeine in ein kostbares Seidengewebe von

sicilianisch-arabischer Arbeit gehüllt und vollzählig bis auf einen Schenkelknochen, denselben, der bisher unter den kleinen Reliquien als Armknochen vorgezeigt worden war. Außer Karl d. Gr. fand auch Kaiser Otto III. seine Ruhestätte im Münster. Ueber der angeblichen Gruft hängt ein kolossaler Kronleuchter von vergoldetem Kupfer in Ringform (4 Met. im Durchmesser) für 48 Kerzen, eine kunstvolle Arbeit des Meisters Wibertus und von Kaiser Friedrich I. hierher gestiftet. Die eben erwähnten großen Heiligthümer des Münsters, welche alle 7 Jahre von der Thurmgallerie vom 10.—24. Juli (zuletzt 1867) dem Volke gezeigt werden, sind: ein Unterkleid der Mutter Gottes von gelblichweißer Leinwand (eine Art Byssus), die Windeln des Christuskindes, das Lendentuch Christi und das Leintuch, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet wurde. Ein interessanter Theil des kostbaren Münsterschatzes ist das angebliche Hifthorn Karls d. Gr. mit der erst in jüngster Zeit von Käntzeler erklärten Inschrift »Dein eyn« (d. i. »diene Einer«, mit Beziehung auf die Jungfrau Maria). Auf der Empore des Oktogons (dem sogen. Hochmünster) ist der weißmarmorne, später mit Gold plattirte Kaiserstuhl aufgestellt, auf welchem Karl d. Gr. angeblich im Grabe saß, und der dann vor und nach der Krönung vom Kaiser im vollen Ornate eingenommen ward, eigentlich aber das Archisolium (der Erzthron) ist. Endlich ist noch die prachtvolle Evangelienkanzel in dem Chore zu erwähnen, die, bei feierlichen Messen zum Vorlesen des Evangeliums dienend, mit Goldblech überzogen und mit kostbaren Gemmen, merkwürdigen Elfenbeinreliefs und emaillirten Darstellungen geschmückt ist, ein Geschenk Kaiser Heinrichs II. Bis 1792 wurden im Münster die Reichsinsignien aufbewahrt, die in dem genannten Jahre nach Paderborn und später nach Wien wanderten. Vgl. Nolten, Archäolog. Beschreibung der Münsterkirche zu A. (Aachen 1818); Quix, Histor. Beschreibung der Münsterkirche zu A. (das. 1825); Debey, Die Münsterkirche zu A. und ihre Wiederherstellung (das. 1851); Schervier, Die Münsterkirche zu A. und deren Reliquien (das. 1853); Floß, Geschichtliche Nachrichten über die Aachener Heiligthümer (das. 1855); Bock, Karls d. Gr. Pfalzkapelle und ihre Kunstschätze (Köln 1866—67).

Das historisch zweitwichtigste Gebäude Aachens, das im 14. Jahrh. erbaute goth. **Rathhaus**, am Markte, angeblich an der Stelle der karolingischen Kaiserpfalz, nimmt sich besonders in der dem Markte zugekehrten, ehedem (und bald wieder) mit den Statuen der hier gekrönten Kaiser geschmückten Nordfronte majestätisch aus. An beiden Seiten erheben sich 2 mit hohen, vielfach gebogenen Dächern und mit Gallerien versehene Thürme, von denen der eine (östliche), der gewaltige Granusthurm, röm. Ursprungs (nach neuerer Ansicht ein Bergfried aus dem Anfange des 13. Jahrh.) sein soll. Im obern Geschoß enthält das Rathhaus den schönen 51 Met. langen und 19 Met. breiten Kaisersaal, der zur Abhaltung der Krönungsfestlichkeiten diente u. jetzt vollständig restaurirt ist. Die Wände sind mit 8 großen Freskomalereien von Rethel und Kehren, Scenen aus der Geschichte Karls d. Gr. darstellend, geschmückt.

Außer dem Münster besitzt A. noch 26 Gotteshäuser, darunter 8 Parochialkirchen, eine evangel. Kirche und eine neue Synagoge im maur. Stile. Nur 3 dieser Kirchen sind mittelalterlichen Ursprungs: die St. Foilans Pfarrkirche (aus dem Anfang des 12. Jahrh.), die spätgoth. Kirche zu St. Paul (mit einer Himmelfahrt von Schadow und alten aus dem 15. Jahrh. stammenden, erst jüngst aufgefundenen Temperamalereien) und die Franciskaner- oder Nikolauskirche (mit 3 Altarbildern von Diepenbeck). Unter den übrigen sind die goth. Marienkirche und die im roman. Stile erbaute Redemptoristenkirche als Perlen moderner Baukunst, sowie die Michaelskirche (1628 geweiht) wegen ihres berühmten Altarbildes (einer Pietà von Honthorst) hervorzuheben. Von den übrigen öffentlichen **Gebäuden** sind zu nennen: die sogen. Neue Redoute mit großem Koncertsaale und dem daran gebauten neuen Kurhause, der in griech. Stile aufgeführte Elisenbrunnen (1822—24 von Schinkel erbaut und nach der damaligen Kronprinzessin Elisabeth benannt), das Präsidialgebäude, das Theater (1822 von Cremer erbaut), das Regierungsgebäude, das Kasino, das goth. Karlshaus, das neue Zollhaus, das schloßähnliche Bürgerspital Mariahilf (1848—65 erbaut), das 1870 vollendete Polytechnikum (ein Prachtbau im ital. Renaissancestile, von Cremer-Sohn mit einem Kostenaufwand von 370,000 Thlr. erbaut), das neue Gefangenhaus und großartige Fabrikbauten. Auf dem Platze, wo die drei Monarchen beim Kongreß 1818 Gott für den Frieden dankten, wurde 1844 ein Monument errichtet. Merkwürdig ist noch das sogen. Gras, ein ehemaliges Gefängnis (jetzt Kornhaus) aus der Zeit Richards von Cornwallis, und die sogen. Aachener Masse, ein 3700 Kilogr. schwerer, vor dem Kaiserbade 1815 ausgegrabener Eisenblock, der die bei einem Brande zusammengeschmolzene Reiterstatue des Königs Theoderich I., nach anderen (wohl richtiger) ein Meteorstein sein soll.

An **Bildungsanstalten** besitzt A. ein kathol. Gymnasium, die »Polytechnische Schule für Rheinland und Westfalen« (im Oktober 1870 eröffnet, mit 17 ordentlichen und 13 außerordentlichen Lehrern und bereits an 600 Zuhörern), eine Realschule erster Ordnung, eine Provinzialgewerbeschule, eine Handwerker-Fortbildungsschule, die Stiftsschule (Progymnasium), eine höhere Töchterschule, eine Taubstummenbildungsanstalt und 32 Elementarschulen. Daneben bestehen 8 öffentliche Bibliotheken und zahlreiche Kunst- und naturhistorische Privatsammlungen. 16 Zeitungen und periodische Blätter erscheinen zur Zeit in A. — Als **Wohlthätigkeitsanstalten** sind zu nennen: das Mariahilfspital (mit 262 Betten, unter Leitung von Elisabetherinnen), die Alexianer-Irrenanstalt, das Vincenzspital für Unheilbare, die Marianen-Entbindungsanstalt, die Annunciatenanstalt für weibliche Irre, das Armen- und Waisenhaus der barmherzigen Schwestern, die Erziehungsanstalt der Schwestern vom Kinde Jesu für verwaiste und arme Kinder, die Erziehungsanstalt der Franciskaner für arme Knaben; ferner der Verein zur Unterstützung armer Badegäste, 8 Kinderbewahranstalten, ein Vincenzverein, eine Volksbank u. a. Die Errichtung einer **Wasserleitung**, zu welcher das Wasser aus dem etwa 1/2 Meile entfernten Kohlenkalkgebirge mittels einer Stollenanlage gewonnen wird, sieht ihrer Vollendung entgegen. Die Zahl der **Einwohner**, welche 1799: 23,699, 1825: 35,428 und 1867: 67,923 betrug, belief sich bei der Zählung vom 1. Dec. 1871 mit Einschluß der Garnison (2 Bat. Nr. 28) auf 74,238 Seelen (darunter etwa 3500 Protestanten und 600 Juden).

Der schon im Mittelalter blühende Gewerbfleiß Aachens hat sich in neuerer Zeit, begünstigt durch die reichen, erst seit wenigen Jahren erschlossenen Steinkohlenlager in der Nähe (Ausbeute 1871 über 7 Mill. Scheffel Kohlen), noch bedeutend gehoben; mehr als 30 Proc. der Bevölkerung waren in den letzten Jahren in der städtischen Großindustrie beschäftigt. Unter den Zweigen derselben nimmt die Wollspinnerei, welche jährlich an 200,000 Ctr. Garn aus meist überseeischer Wolle (aus dem Kaplande und von Buenos Ayres) erzeugt, und die Fabrikation von Tuch und anderen Woll- und Halbwollstoffen die erste Stelle ein. Der Tuchindustrie dienen in A. und Burtscheid über 80 größere Fabriken, die mit einer gleichen Anzahl von Dampfmaschinen von zusammen 3000 Pferdekräften und ca. 10,000 Arbeitern jährlich gegen 200,000 Stück Tuch im Werth von 36 Mill. Mark produciren. Eine große Anzahl von Tuch-Engrosgeschäften bewirkt den Verkauf der Fabrikate. Die Aachener Tuche zeichnen sich von Alters her durch Güte der Wolle und Schönheit der Farbe aus und finden nicht nur in Deutschland, sondern auch in Südeuropa, China und namentlich in Nordamerika Absatz. Nächstdem bildet die Fabrikation von Kratzen (die bedeutendste des Kontinents: 13 Etablissements mit 750 Maschinen) und besonders Nähnadeln (auch für Nähmaschinen) Hauptzweige der Aachener Industrie. Zu letzteren, deren Fabrikation seit 1550 in A. blüht und wovon 1871 in 14 Anstalten über 1600 Millionen Stück erzeugt wurden, wird der erforderliche Stahldraht aus engl. Gußstahl in Altena und Iserlohn hergestellt; der Absatz geht besonders nach Spanien, Portugal, Italien und Oesterreich. Von Bedeutung ist ferner die Fabrikation von Glasknöpfen (410 Mill. Stück), Maschinen und Dampfkesseln, Luxus- u. Eisenbahnwagen, Tabak, Cigarren, Chemikalien. Für letztere ist die neuentstandene Fabrik der Gesellschaft Rhenania besonders wichtig, welche Schwefelsäure, Sulfat, Salzsäure, Sodasalze 2c. in Menge producirt und mit der eine großartige Glashütte für Tafelglas in Verbindung steht. Ferner besitzt A. Fabriken für Steck-, Strick- und Vorstecknadeln (mit Glas- u. Stahlköpfen), für Sammet-, Leinen- u. Posamentierwaaren, Farben, Handschuhe, Messer, Regenschirme, feuerfeste Steine, Thonwaaren, Cäment, Steingutwaaren, optische, physikalische und andere Instrumente, Knöpfe, Glocken, Mineralwässer, Papiertapeten, Feuerspritzen; zahlreiche Eisengießereien, eine Zuckerraffinerie, Ziegeleien, Seifensiedereien, große Brauereien und Brennereien 2c. Als Hauptstation der belgisch-rheinischen Eisenbahn, die hier mit der Bergisch-Märkischen u. der Mastrichter Bahn zusammentrifft, ist A. zu einem wichtigen Stapelplatz des preuß. Handels geworden, und hat außer den Erzeugnissen seiner Fabriken namentlich in Wolle, Getreide, Wein, Steinkohlen, Metallen, Leder, Holz 2c. bedeutenden Verkehr. A. ist Sitz der Aachen-Münchener Feuerversicherungsgesellschaft (1825 von Hansemann gegründet), der Rückversicherungsgesellschaft der Aachen-Höngener Bergwerksgesellschaft und der Aktiengesellschaft für Bergbau, Blei- und Zinkfabrikation zu Stolberg und in Westfalen. Der von Hansemann gegründete »Verein zur Beförderung der Arbeitsamkeit«, die älteste und ausgedehnteste der preuß. Sparkassen, ist eine mustergültige Institution.

Die Aachener Mineralquellen (Aquae granenses) gehören zur Klasse der alkalisch-muriatischen Schwefelthermen und sind als solche Heilquellen ersten Ranges. Ihren Wärmegraden nach können sie sich mit den Schwefelthermen der Pyrenäen messen, ihrem Gehalte an Salzen nach kommen sie den Quellen von Wiesbaden, Baden und Karlsbad gleich. Sie entspringen dem an Thermen und Säuerlingen reichen Uebergangsgebirge, welches ganz in der Nähe und selbst unterhalb der Stadt als Grauwackenschiefer und Uebergangskalkstein zu Tage tritt, und befinden sich sämmtlich innerhalb der Stadt. Man unterscheidet 3 obere Quellen, welche am Abhange der das Rathhaus tragenden Höhe hervorbrechen, und 3 untere in der Komphausstraße, 500 Schritte von jenen, in einer niedrigen Gegend. Die oberen Quellen sind stärker und wärmer, auch reicher an Schwefel. Als die vorzüglichste gilt die Kaiserquelle, die heißeste (45° R.), welche außer anderen Badehäusern das Kaiserbad und auch den Elisenbrunnen speist. Die übrigen Hauptquellen sind die Quirinusquelle (fast 40° R.), die Rosenquelle (38° R.) und die Corneliusquelle (37° R.). Als Badehäuser sind außer dem großartigen Kaiserbad auf dem Büchel (wahrscheinlich dem ältesten, mit Ueberresten eines alten Römerbades, in dem Karl d. Gr. gebadet haben soll), das Neubad, das neue Bad der Königin von Ungarn, das Rosenbad, das Cornelius- und das Karlsbad, das Komphausbad (für Unbemittelte) und das Quirinusbad namhaft zu machen. Sämmtliche Badehäuser sind Eigenthum der Stadt. Die Quellen geben insgesammt täglich über 625 Kubikmeter Wasser, und mit denen von Burtscheid 440,000 Kubikmeter jährlich, welche 35,000 Ctr. verschiedener Salze enthalten. Die Bestandtheile der Kaiserquelle sind nach Liebigs Analyse in 10,000 Gr. Wasser:

Chlornatrium (Kochsalz)	26,161
Bromnatrium	0,036
Jodnatrium	0,005
Schwefelnatrium	0,136
Schwefelsaures Natron	2,836
Schwefelsaures Kali	1,527
Kohlensaures Natron	6,449
Kohlensaures Lithion	0,029
Kohlensaure Magnesia	0,506
Kohlensaurer Kalk	1,579
Kohlensaurer Strontian	0,002
Kohlensaures Eisenoxydul	0,095
Kieselerde	0,661
Organische Materie	0,769
Summa	40,792
Freie Kohlensäure	5

Dazu in unwägbarer Menge: kohlensaures Manganoxydul, Phosphorsäure, Thonerde, Fluorcalcium und (nach Wildenstein) auch Borsäure. An gasförmigen Bestandtheilen ist außer Kohlensäure noch Stickstoff, Sauerstoff und etwas Grubengas darin enthalten. Wegen des sehr bedeutenden Schwefelgehaltes ist das Wasser anfangs nicht angenehm zu trinken, doch ist es leicht verdaulich, wie es sich auch als Badewasser durch Weichheit und Milde auszeichnet. Das Dampfbad ist reich an flüchtigem Schwefel, und die Douche, gewöhnlich mit Reiben (Frottiren) verbunden, wirkt eigenthümlich kräftig. Die Wirkung der Aachener Schwefelthermen erstreckt sich hauptsächlich auf die drüsigen Organe, sowie auf die Schleimhäute der Athmungs-, Verdauungs- und Geschlechtsorgane. Das Wasser wirkt, indem es leicht erregt, auflösend und wird daher mit Erfolg angewandt gegen Gicht, Rheumatismen, chronische Katarrhe, Unterleibsbeschwerden, Leberleiden, Blasen- u. Merkurialkrankheiten, Neuralgien, Krankheiten des lymphat. Systems, weibliche Krankheiten 2c.

zu widerrathen ist der Gebrauch dieser Quellen bei Vollblütigkeit, fieberhaften Beschwerden, bedeutender Schwäche innerer wichtiger Organe und großer allgemeiner Aufregung des Nervensystems. Der seit 1865 begonnene Versand des Wassers der Kaiserquelle gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Die Sommersaison dauert vom 1. Mai bis Ende Oktober; in neuester Zeit hat auch die Wintersaison großen Aufschwung genommen. — Außer den warmen Quellen hat A. noch mehrere kalte Eisenquellen, die den Wassern von Pyrmont und Schwalbach nicht nachstehen und meist äußerlich gegen allgemeine Schwäche, Unregelmäßigkeiten der Menstruation, Krämpfe &c. gebraucht werden, und eine Molkenkuranstalt. Vgl. Monheim, Die Heilquellen von A. (Aachen 1829); Zitterland, Aachens heiße Quellen (das. 1836); Reumont, Aachens Schwefelthermen (das. 1856); Wetzlar, Die Heilwirkungen der Aachener Schwefelthermen (das. 1862); Liebig, Chemische Untersuchungen der Schwefelquellen Aachens (das. 1851); Lersch, Geschichte des Bades A. (das. 1870); Derselbe, Die Thermalkur zu A. im Winter, Frühjahr und Herbst in klimat. Hinsicht (das. 1870); Schuster, Verhaltungsmaßregeln &c. (das. 1872).

Die Umgebungen Aachens sind freundlich. Rings um die Stadt sind vortreffliche Promenaden angelegt, die mit Sorgfalt unterhalten werden. Sehr anziehend ist der Spaziergang nach dem Lousberg, einem 250 Meter hohen Hügel nördlich von der Stadt, der, früher öde und kahl, jetzt durch Anlagen verschönert ist und auf seiner Höhe, die ein reizendes Belvedere trägt, die angenehmste Aussicht auf die Stadt und in die reiche Umgegend gewährt. Vom Lousberg, der zugleich ein ergiebiger Fundort für Petrefakten der Kreideformation ist, durch einen Einschnitt getrennt, erhebt sich der Salvatorberg mit uralter, von Ludwig dem Frommen gestifteter Kapelle, nach welcher in der Fastenzeit gewallfahrtet wird. Eine Viertelstunde von A. befindet sich, aus ihren romantischen Trümmern neu aufgebaut, die Frankenburg, der sagenreiche Lieblingsaufenthalt Karls d. Gr. und Fastrada's. Durch elegante Neubauten mit der Stadt jetzt verbunden ist Burtscheid (s. d.). Das Stadtwappen ist ein im goldenen Felde ausgebreiteter schwarzer Adler mit ausgestreckter rother Zunge; die Farben Aachens sind Schwarz und Gelb. Vgl. Benrath, A. und Burtscheid (3. Aufl., Aachen 1872).

A. gehört zu den merkwürdigsten und ältesten Städten Deutschlands. Der um das 3. Jahrh. auftretende Name Aquisgranum wird von Apollo Granus hergeleitet, den die Römer bei Thermen verehrten. Die Bäder werden zuerst unter Alexander Severus erwähnt. Zu Cäsars Zeit wohnte hier der german. Stamm der Eburonen. Später war A. Residenz fränk. Könige; seinen Glanz verdankt es Karl d. Gr. Kaiser Friedrich I. verlieh der Stadt 1166 zwei Messen und ihren Kaufleuten Zollfreiheit durch das Reich. Im Mittelalter zählte sie mehr als 100,000 Einw. Sie hieß »des heiligen römischen Reichs freie Stadt« und spielte im rheinischen Städtebund eine hervorragende Rolle. Von Ludwig dem Frommen bis auf Ferdinand I. (813–1531) wurden hier 37 deutsche Kaiser u. Könige gekrönt. Als Krönungsstadt (»königlicher Stuhl«) hatte A. besondere Vorrechte: Aachens Bürger waren im ganzen Reiche zoll- und dienstfrei, und die Reichsacht galt in A. nicht. 1450 erzwangen die Zünfte durch einen Aufstand Antheil am Stadtregiment. Die Reformation fand zeitig Eingang trotz der Hinrichtung mehrerer Bürger (1535), ja 1587 wurde der kathol. Magistrat verjagt, worauf 1588 die Reichsacht über A. ausgesprochen und von dem Kurfürsten Ernst von Köln vollstreckt ward. Im Jahre 1605 wies der Reichshofrath sämmtliche Protestanten aus der Stadt, und als während des jülichschen Erbstreites durch die Nähe protestant. Heere die Protestanten abermals die Oberhand gewannen, wurden span. Truppen unter Spinola aus den Niederlanden herbeigerufen und durch sie 1614 das Edikt des Reichshofraths vollzogen. Die Verlegung der Krönungen nach Frankfurt, die Religionsstreitigkeiten, eine große Feuersbrunst 1656 u. andere Unfälle führten Aachens Verfall herbei. 1793 und wieder 1794 besetzten die Franzosen die Stadt; 1801 wurde sie mit dem ganzen linken Rheinufer durch den Luneviller Frieden französisch und Hauptstadt des Departements der Roer. 1815 fiel sie an Preußen. Von A. führen zwei Friedensschlüsse den Namen. Der erste Frieden von A. beendigte 2. Mai 1668 den sogen. Devolutionskrieg (s. d.) Ludwigs XIV. gegen Spanien. Durch die Triplealliance zwischen England, Holland und Schweden bedroht, mußte Ludwig XIV. sich mit einem Theil Flanderns, namentlich den Plätzen Charleroi, Ath, Oudenaerde, Douai, Tournay und Lille begnügen, wogegen Spanien die Franche-Comté zurückerhielt. Der zweite Frieden von A., 18. Okt. 1748 zwischen Oesterreich, England, Holland und Sardinien einerseits und Frankreich, Spanien, dem Herzog von Modena und der Republik Genua andrerseits abgeschlossen, beendigte den österreich. Erbfolgekrieg. Oesterreich trat in diesem Frieden die ital. Herzogthümer Parma, Piacenza u. Guastalla an den span. Infanten Philipp, zweiten Sohn des Königs Philipp V. von Spanien u. der Elisabeth Farnese, ab u. erhielt dafür die von den Franzosen eroberten österreich. Niederlande zurück. Die pragmat. Sanktion Kaiser Karls VI. ward von allen kontrahirenden Mächten anerkannt. Preußen blieb im Besitz Schlesiens und der Grafschaft Glatz. Frankreich erhielt von den Engländern die Insel Cape Breton zurück u. erkannte die Thronfolge des Hauses Hannover in England an. England erhielt Madras zurück, u. der Assientotraktat von 1713 (s. Assiento) ward auf 4 Jahre verlängert. Sardinien blieb im Besitz der ihm von Oesterreich 1743 abgetretenen mailänd. Landestheile. Holland erhielt seine Barrièreplätze in den österreich. Niederlanden zurück. Modena und Genua wurden wieder völlig in den vorigen Stand gesetzt. Auf dem Aachener Kongreß (30. Sept. bis 21. Nov. 1818) trat Frankreich der Heiligen Allianz bei. Zuerst wurde 9. Okt. mit Frankreich ein Vertrag geschlossen, wonach die Okkupationstruppen, statt 1820, sogleich abberufen werden sollten und worin zugleich über die Kontribution ein Arrangement getroffen wurde. Darauf erschien, von den Botschaftern der 5 Mächte unterzeichnet, am 15. Nov. ein Protokoll, das im Sinne der Heiligen Allianz die Grundsätze der künftighin zu befolgenden Politik aussprach und in Form einer Deklaration allen übrigen europäischen Kabinetten mitgetheilt ward. Als Bevollmächtigte fungirten Metternich, Castlereagh und Wellington, Hardenberg und Bernstorff, Nesselrode und Kapodistrias, als Vertreter Frankreichs Richelieu. Vgl. Quix, Geschichte der Stadt A., nach Quellen bearbeitet (Aachen 1841, 2 Bde.).

Aahausen (Anhausen), im würtemb. Jart-

kreise gelegenes, 1536 aufgehobenes Benediktinerstift, wo am 4. Nov. 1608 die evangel. Union geschlossen wurde.

Aahus, Stadt, s. Ahaus.

Aalborg (spr. ohlborg), dän. Amt auf der Halbinsel Jütland, zwischen Mariager- und Limfjord, hat 52,6 QMeilen (2896 QKilom.) mit (1870) 87,089 Einw., welche starke Pferde- und Bienenzucht, Fischfang, Handel, wenig Ackerbau treiben. Die gleichnamige Hauptstadt, an der Südseite des Limfjord, alterthümlich gebaut, Sitz eines Bischofs, hat ein altes Schloß (Aalborghus), eine Navigations- und eine latein. Schule und 11,721 Einw. und war früher der bedeutendste Handelsplatz Jütlands für Landesprodukte. Gegenwärtig ist der Hafen für größere Seeschiffe zu seicht; doch treibt die Stadt noch ansehnlichen Häringsfang, außerdem besonders Zucker- und Handschuhfabrikation. Zu A., das schon 1070 als berühmte Seestadt erwähnt wird, wurde 18. Okt. 1627 das Korps des Markgrafen von Baden durch den kaiserl. General Schlick gefangen genommen.

Aale (Muraenoidei), Familie der Fische aus der Ordnung der Physostomen und der Unterklasse der Knochenfische (Teleostei), charakterisirt durch den schlangenförmig gestreckten Körper ohne Bauchflosse, den verkümmerten Oberkiefer und wohl entwickelten Zwischenkiefer, welcher allein den Rand der Oberkinnlade bildet, durch den Magen mit Blindsack, die einfache Schwimmblase und die Geschlechtsorgane ohne Ausführungsgänge. Sämmtliche A. (Flußaal, Meeraal, Muräne) sind Raubthiere des Meeres und der Flüsse. Die Gattung Flußaal (Anguilla *Thunb.*) ist charakterisirt durch die sehr engen Kiemenspalten vor der Brustflosse, die unmittelbar in die spitze Schwanzflosse übergehende Rücken- und Afterflosse und die zahlreichen kleinen Bürstenzähne. Der gemeine Flußaal (A. vulgaris *Flam.*, s. Tafel I »Fische«) hat einen bis zum After cylindrischen, von da bis zur Schwanzspitze seitlich zusammengedrückten Körper, ist dunkelgrün, blauschwarz oder graugelb mit stets hellerem Bauch. Die länglichen Schuppen sind äußerst zart, decken sich nicht und liegen in der schleimigen Haut in zweierlei Richtungen derartig angeordnet, daß viele Zickzacklinien entstehen. Der Unterkiefer ist stets länger als die Oberkinnlade; die Fischer unterscheiden nach Länge und Form der Schnauze 3, selbst 4 Arten. Der Flußaal wird 1,25 Meter lang und 6 Kilogr. schwer, doch sind so große A. sehr selten. Durch sein enges Maul ist der so gefräßige Aal auf Würmer, kleine Kruster und Fische beschränkt; doch überfällt er auch Frösche und soll selbst Aas nicht verschmähen. Er lebt in tiefem Wasser mit schlammigem Grunde, ist über ganz Europa verbreitet, fehlt aber in allen Flüssen, welche mittelbar oder unmittelbar ins Kaspische oder Schwarze Meer münden. Er ist sehr wanderlustig; doch beruht der sehr verbreitete Glaube, daß er nachts aufs Land gehe, um Schnecken und Gewürm, wohl gar Erbsen zu fressen, auf Mißverständnis oder Verwechselung. Seine Fortpflanzungsgeschichte ist noch nicht völlig aufgeklärt. Rathke wies 1838 nach, daß jene beiden manschettenförmigen Blätter, welche sich am ganzen Rücken der Leibeshöhle des Aals herabziehen, die Eierstöcke sind, in welchen die außerordentlich kleinen Eier ruhen. Die männlichen Geschlechtswerkzeuge kennt man auch heute noch nicht. Neuere Naturforscher, besonders die Italiener Ercolani und Crivelli-Maggi, halten die Aale für Zwitterfische. Die Untersuchung wird erschwert, da der Aal zur Laichzeit Seen u. Flüsse verläßt u. ins Meer wandert. Diese ausziehenden und wohl noch nicht ganz geschlechtsreifen A. kehren nicht zurück, aber die junge Brut steigt in großen Scharen in die Flüsse, um hier jahrelang bis zu einer gewissen Stufe der Entwickelung zu verharren. Hierauf gründet sich der Aalfang und die Aalzucht, wie sie an manchen Orten im größten Maßstabe betrieben wird. Am vollkommensten entwickelt sind die Anlagen in den Lagunen von Comacchio zwischen den Mündungen des Po di Volano und des Po di Primaro und am Orbitellosee. Man verfügt dort über ein sehr ausgebildetes System von Schleußen und Kanälen, welches im Frühjahr der einziehenden jungen Aalbrut geöffnet ist und vom August bis December den Fang der auswandernden erwachsenen 5—6 Jahre alten A. begünstigt. Die jährliche Ernte in Comacchio kann auf 1 Mill. Kilogr. veranschlagt werden. (Näheres darüber in »Ergänzungsblätter«, 4. Bd.) Auch in Skandinavien stellt man den auswandernden Aalen nach; die aufsteigende junge Brut ist kaum federkieldick, 4—12 Centim. lang und zieht in so dichten Zügen, daß man sie ausschöpft, um sie zu verspeisen. Man beobachtete, wie diese Thierchen den Rhein- und Rhônefall überstiegen, indem sie sich gleich Würmern emporarbeiteten.

Aalfischerei wird überall eifrig betrieben; sie geschieht vorzugsweise nachts mit Netzen und Reusen, seltener mit der Angel. Sehr viele A. fängt man in Schleswig-Holstein und in den Ostseeprovinzen, die meisten aber in Holland, von wo England und besonders London versehen wird. Zwei Gesellschaften, von denen jede fünf Schiffe besitzt, führen mit jeder Reise 8—10,000 Kilogr. lebende A. ein. Die vorzüglichen Präparate der Küche von Comacchio kommen zum Theil auch nach Deutschland. Der Aal ist überall eine beliebte Speise, namentlich waren die angelsächsischen Stämme von jeher Liebhaber desselben, und Verwilligungen und Freibriefe wurden oft durch Zahlungen in Aalen geregelt. Die Klöster begünstigten die Anlage von Aalteichen, und diesseits wie jenseits des Kanals zeugen zahlreiche Namen von der frühern Ergiebigkeit des Aalfanges (Ellesmore, Elfinger Hof rc.). Aalfleisch ist sehr reich an Fett und deshalb schwer verdaulich, am schwersten im geräucherten Zustande. Nach Payen enthält es 13 Proc. stickstoffhaltige Materien, 23,86 Proc. Fett, 0,3 Proc. andere stickstofffreie Materien, 0,77 Proc. Mineralstoffe und 62,07 Proc. Wasser. Vgl. Coste, Voyage d'exploration sur le littoral de la France et de l'Italie (2. Aufl., Par. 1861); Siebold, Süßwasserfische von Mitteleuropa (Leipz. 1863).

Aalen, Oberamtsstadt im würtemb. Jaxtkreise, am Kocher und an der Remsbahn, mit Realschule, einer höhern Töchter- und einer Fortbildungsschule und (1871) 5552 Einw. (930 Katholiken), welche Eisenindustrie, Drahtstiftfabrikation, Tuchmacherei und Gerberei treiben. In der Umgegend zahlreiche Eisenwerke, darunter das bekannte große Werk Wasseralfingen (s. d.). A. war ehedem freie Reichsstadt, bis es 1802 an Würtemberg kam.

Aali Pascha, Mehemed Emin, hervorragender türk. Staatsmann der jungtürkischen Partei, wurde, als Sohn eines Beamten 1815 zu Konstantinopel geboren, bereits mit 15 Jahren in dem Sekretariat des Divan angestellt, wo er sich in kurzer Zeit eine umfassende staatsmännische Bildung

aneignete. 1835 wurde er zweiter Gesandtschaftssekretär in Wien unter Ahmed Fethi Pascha und bald danach Dolmetscher bei der Pforte. Wiederholt war er in London thätig, als Botschafter während der Jahre 1841—45. In dieser Zeit gewann er, mit freiem Blicke die europäischen Verhältnisse beurtheilend, die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit durchgreifender innerer Reformen im türk. Reich. Unter Reschid Pascha als Großwessir war A. P. Minister der auswärtigen Angelegenheiten in der vielbewegten Zeit von 1846—52. Dann eine kurze Zeit selbst Großwessir, fiel er in Ungnade und war einige Jahre Statthalter zu Smyrna. Während des oriental. Kriegs im Oktober 1854 zurückberufen, erhielt er auch diesmal neben Reschid Pascha als Großwessir die Leitung der auswärtigen Politik. In dieser Stellung nahm er an den im März 1855 zu Wien beginnenden Verhandlungen über die vier Garantiepunkte Antheil. Besondere Schwierigkeiten bot der vierte Garantiepunkt, welcher die Stellung der Rajah und die Reformen des innern türk. Staatsrechts betraf, jedoch keine Erledigung fand, sondern durch eine höchst unklare und mißdeutbare Erklärung dahin gewendet wurde, daß an Stelle des von Rußland begehrten Schutzrechts über die Rajah eine allgemeine europäische Garantie der denselben zu gewährenden Stellung einzuschieben versucht wurde. Darauf antwortete A. meisterhaft durch eine unterm 15. Mai 1855 an das engl. Kabinet gerichtete Denkschrift, worin er namentlich auf den Widerspruch hinwies, der darin liegen würde, wenn die Mächte, welche der Unabhängigkeit und Integrität der Pforte so große Opfer gebracht, dieselbe in dem Verhältnis zu ihren Unterthanen durch internationale Festsetzungen abermals beschränken und so ihre Autorität schädigen wollten. Der Erfolg dieser Auseinandersetzungen Aali Pascha's war der, daß die Mächte, von jeder Rücksicht auf die Wünsche Rußlands absehend, an die Stelle der Garantieforderungen bloße Rathschläge im Interesse administrativer Reformen zu Gunsten der Rajah treten ließen. Seit dem Juli Großwessir, präsidirte A. P. der Kommission, aus deren Verhandlungen der Hatti-Humayum vom 18. Febr. 1856 hervorging, ein gewaltiger Fortschritt in dem inneren Leben der Türkei, in sofern er die Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Bekenntnisse im türk. Reiche verkündigte. Auch bei den Verhandlungen des Pariser Friedens vertrat A. P. mit großer Entschiedenheit und Gewandtheit die türk. Interessen, vermochte indeß nicht mit allen seinen Wünschen durchzubringen. Namentlich die Festsetzungen über die Donaufürstenthümer bereiteten der Pforte Schwierigkeiten u. veranlaßten Aali Pascha's Rücktritt vom Großwessiramt. Indeß blieb er Mitglied des Großen Rathes und Minister ohne Portefeuille; auch ward er (Januar 1858) nach dem Tode Reschid Pascha's, der ihn 1856 ersetzt hatte, wieder Großwessir. Allein da seinem Reformeifer das Drängen der Vertragsmächte lästig wurde und ihre Forderungen unzweckmäßig erschienen, trat A. P. nach kurzer Zeit wieder ab. Interimistisch hatte er das Großwessiramt noch einmal eine Weile, vom Juni bis November 1861 auch definitiv inne, worauf er wieder das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernahm. Mit dem Großwessir Fuad Pascha fuhr er entschlossen in den Reformen fort: er machte im September 1865 den Vorschlag, durch Einziehung des Wakuf, d. h. der Moscheegüter, der Finanznoth des Staats abzuhelfen, der endlich 1868 wenigstens theilweise ausgeführt wurde, nachdem A. P. Februar 1867 wieder Großwessir, Fuad Pascha Minister des Auswärtigen geworden war. Während des Sultans Reise zur Pariser Ausstellung im Sommer 1867 führte A. P. die Regentschaft und war auch weiterhin die eigentliche Seele der nun von dem Sultan selbst betriebenen Reformen, welche die Türkei von Grund aus umgestalten sollten, trat dabei aber den erneuten Unabhängigkeitsgelüsten Aegyptens 1869 mit ebenso viel Energie wie Erfolg entgegen. Mitten in seinen Entwürfen, deren Ausführung durch innere und auswärtige Verwickelungen vielfach gehindert und gefährdet wurde, starb A. P. 6. Sept. 1871, ohne Frage der bedeutendste türk. Staatsmann der Neuzeit.

Aall (spr. ohl), Jakob, hervorragender Politiker Norwegens, geb. 27. Juli 1773 zu Porsgrund, studirte anfangs Theologie, dann Naturwissenschaften und übernahm später das Eisenwerk seines Vaters bei Arendal. Seine polit. Bedeutung liegt vor allem in dem Einfluß, welchen er auf die Versammlung von Eidsvold 1814 ausübte, wo Repräsentanten des Volks die noch heute in Norwegen geltende freie Verfassung entwarfen. Das wichtigste Erzeugnis seiner historisch-politischen Schriftstellerei aber, die »Erindringer«, Beiträge zur norwegischen Geschichte von 1800—15 (Christiania 1844—45, 3 Bde.; 2. Aufl. besorgt von Lange, 1858—59), gibt über das Zustandekommen der Konstitution und die voraufgegangenen Ereignisse nicht unerhebliche Aufschlüsse. Auch im Storthing spielte A. während der Jahre 1816—30 wiederholt eine Rolle. Er starb 4. Aug. 1844.

Aalmutter (Blennius *L.*, Zoarces *C.*), Fischgattung aus der Familie der Blennioidei oder Schleimfische und der Ordnung der Acanthopteri, charakterisirt durch den mäßig langen, rundlichen Körper mit kleinen punktförmigen Schuppen in der schleimigen Haut, den abgerundeten Kopf mit weitem Maule, die verkümmerten Bauchflossen mit 3 Strahlen und die sehr lange, mit der Schwanzflosse vereinigte Rücken- und Afterflosse. Die hierher gehörigen Fische gebären meist im Herbst lebendige Junge. Die gemeine A. oder Aalquappe (B. viviparus *L.*, s. Tafel II »Fische«), ein bräunlicher, wolkig gefleckter, 23—38 Centim. langer Fisch, ist häufig in der Nord- und Ostsee und im Kanal, hat wenig schmackhaftes Fleisch und Knochen, welche beim Kochen grün werden.

Aalraupe (Aalrutte), s. Quappe.

Aalst (Aelst, Alost), befestigte Stadt im belg. Ostflandern, an der schiffbaren Dender, ehemals Hauptstadt von Oesterreichisch-Flandern, mit 18,978 Einw., welche Hopfenhandel, Leinweberei und Bleicherei, Spinnerei und Druckerei betreiben. In der unvollendet gebliebenen St. Martinskirche, deren Thurm das älteste Glockenspiel Europa's enthält, befindet sich das Grabmal von Thierry Martens, welcher 1473 die Buchdruckerkunst nach den Niederlanden brachte; die Stadt A. errichtete ihm 1856 ein Standbild.

Aalthierchen (Aelchen, Anguillula *E.*, Vibrio *Müller*), Würmergattung aus der Klasse der Rundwürmer (Nematelminthes), deren Angehörige meist frei (nicht parasitisch) leben und zum Theil die Fähigkeit besitzen, nach langer Austrocknung durch Feuchtigkeit wieder aufzuleben. Das Essigälchen (A. aceti *Ehrenb.*), kaum 2 Millim. lang, lebt in dem auf

trübem Essig sich bildenden Häutchen, das Kleisterälchen (A. glutinis *Ehrenb.*) in verdorbenem Mehlkleister u. das Gras- oder Weizenälchen (A. tritici *Bauer*, s. Taf. »Würmer«) in Weizenkörnern; es verursacht das Gichtig- oder Radigwerden, den Kaulbrand, eine Körnerkrankheit des Weizens, welche besonders in den preuß. Provinzen Sachsen und Posen, häufiger aber in Frankreich vorkommt. Das kranke Korn ist äußerlich mißgestaltet, theilweise schwarzbraun, und enthält unter einer sehr harten Schale kein Mehl, sondern eine gelblichweiße Masse von faserig-staubiger Beschaffenheit. In einem Korn finden sich 8—10 geschlechtslose Weizenälchen. Kommt ein solches mit der Aussaat in den feuchten Boden, so verbreiten sich die Thierchen darin, kriechen an den Weizenpflänzchen hinauf und dringen in die noch in ihrer ersten Entwickelung begriffene Aehre. In dem jungen Korn werden die Thierchen schnell geschlechtsreif, die Weibchen legen nach der Begattung Eier und sterben mit den Männchen ab, zur Zeit der Reife des Korns aber entwickelt sich die junge Brut. Der Genuß radigen Weizens ist weder für Menschen noch für Thiere gesundheitsschädlich. Um die Saat vor Weizenälchen zu schützen, muß man radige Körner vor der Aussaat entfernen und durch Verbrennen oder dergl. unschädlich machen. In den Weberkarden findet sich das Kardenälchen, A. dipsaci *Kühn*, welches in demselben Jahre und demselben Kardenkopfe mehrere Generationen zu bilden scheint. Es bleibt in trockenen Kardenköpfen jahrelang entwickelungsfähig. Die von ihm befallenen Kardenköpfe, deren Samen klein, etwas abgerundet und mit einer sitzenden, fast doppelt so langen Haarkrone versehen sind, nennt man Kernfaul. Vgl. Taschenberg, Naturgeschichte der wirbellosen Thiere, die in Deutschland den Feld-, Wiesen- und Weidekulturpflanzen schädlich werden (Leipz. 1865).

Aam (d. i. Ohm), älteres holländ. Flüssigkeitsmaß, à 4 Ankers à 2 Steekkan à 8 Stoopen à 2 Mengelen à 2 Pintjes à 4 Mutsjes; noch gebräuchlich in Niederländisch-Westindien und dort = 155,224 Liter, am Kap (Aum) = 38 altengl. oder 31²/₃ Imperialgallonen = 143,838 Liter.

Aar, alte Benennung großer Raubvögel, namentlich der Adlerarten, jetzt fast nur noch in der poetischen Sprache gebräuchlich.

Aarau, Hauptstadt des schweiz. Kantons Aargau, mit (1870) 5449 Einw., liegt am rechten Ufer der Aare, über welche eine Kettenbrücke führt. Lieblich von Fruchtland, Wiesen, Weinbergen und Wald umgeben, hat die Stadt selbst auch ein freundliches Aussehen und im Verhältnis zu ihrer Größe viele schöne Gebäude. Sie ist Sitz der Kantonsbehörden, des eidgenössischen Artilleriebüreaus und der Kantonsschule, sowie eines höheren Töchterinstituts und anderer Lehranstalten, und zeichnet sich durch rege Gewerbthätigkeit aus. Aarau's Messerschmiedwaaren, Reißzeuge, physikalische Instrumente, Glocken- und Kanonengießerei stehen in großem Ruf. Die Kantonsbibliothek, reich an Druckwerken und Handschriften, verdankt einen großen Theil ihrer Schätze den Klosterbibliotheken von Muri und Wettingen. Der alte Thurm Rore, ehedem ein Rittersitz, ist durch Zschokke's »Freihof von Aarau« weithin bekannt geworden. Am linken Aareufer liegt die Blumenhalde, das Landhaus H. Zschokke's. A. kam frühzeitig in den Besitz der Habsburger, gehörte seit 1315 zum Kanton Bern und war zur Zeit der »Helvetik« (seit 1798) Hauptort der »einen und untheilbaren helvetischen Republik«.

Aarberg, Städtchen im schweiz. Kanton Bern, auf einem Sandsteinfelsen zwischen Armen der Aare gelegen, mit altem Schloß und (1870) 1226 Einw. In der Nähe das Aarberger Moos, eine große Sumpffläche.

Aarburg, Städtchen im schweiz. Kanton Aargau, mit (1870) 1880 Einw., an der Mündung der Wigger in die Aare, über welche hier eine 80 Meter lange Drahtbrücke führt. Auf hohem Felsen liegt malerisch das Schloß A., das 1660 von der Berner Regierung als bombensichere Festung angelegt wurde und jetzt als kantonale Strafanstalt benutzt wird.

Aare (Aar, franz. Arole), der mächtigste schweiz. Nebenfluß des Rheins, entspringt in dem Aargletscher (s. d.) und erreicht fast in lauter Sprüngen das Haslithal. Im 60 Meter hohen Handeckfall stürzt sich die junge A., zusammen mit dem linkerseits herbeieilenden Aerlenbach, in eine wilde Felsenschlucht. Weiter unten, wo der Gischt des gepeitschten Bergwassers bis hinauf zum Wege emporwirbelt, nennt das Volk die Stelle »zur Stäubeten«; dann zwängt sich der Strom durch eine schmale und tiefe Felsenspalte, die »finstere Schlauche«, in die offene Thalstufe von Meiringen. Hier eilen in prächtigen Stürzen die Bergbäche daher, rechts z. B. der gefährliche Alpbach in 4 Absätzen, von der Linken andere (s. Reichenbach); dann schleicht die A. träge in den ernst eingerahmten Brienzersee und verläßt diesen nur, um sofort in den Thunersee zu münden. Aus den Seitenthälern des Berner Oberlandes fließen ihr Lütschine und Kander zu. Bei Thun, nachdem sie den zweiten See verlassen, betritt die A. die schweiz. Hochebene, umrauscht das stattliche Bern, zieht vielfache Windungen durch das »Seeland« und schmiegt sich lange dem Südfuße des Jura an, den sie schließlich, unmittelbar nach Aufnahme von Reuß und Limmat, durchbricht, wenige Stunden bevor sie bei Koblenz (oberhalb Waldshut) die Wassermasse des Rheins verdoppelt. Die beträchtlichsten Zuflüsse ihres Mittellaufs sind linkerseits die Saane und Zihl, rechterseits die Große Emme. Die A. selbst ist 279,8 Kilom. lang und hat, abgesehen von Reuß und Limmat, 11,617 QKilom. Flußgebiet, wovon 294 QKilom. durch Gletscher eingenommen sind.

Aargau, ein Kanton der nördlichen Schweiz, wird im N. durch den Rhein vom Großherzogthum Baden geschieden, im übrigen von den Kantonen Baselland, Solothurn, Bern, Luzern, Zug und Zürich begrenzt und hat ein Areal von 140 QKilom. (25,52 QMeilen) mit (1870) 198,874 Einw. deutscher Abstammung und größtentheils protest. Konfession (89,180 Katholiken und 1542 Juden). Er gehört dem größern Theile nach der schweiz. Hochebene an, erstreckt sich aber auch über jurassisches Gebiet, das infolge des Durchbruchs der Aare in eine westliche und östliche Hälfte zerfällt; die erstere enthält das Frickthal und das übrige »Rauracien«, ein zum Rhein abfallendes Hügel- und Thalgelände, die andere kleinere das zwischen Limmat, Aare und Rhein ausgebreitete Hügelland (Grafschaft Baden). Die in der Ebene ausgebreiteten Landschaften bilden eine Reihe flacher Thäler, aus welchen die kleineren Flüsse zur Aare hinaustreten (Unteraargau); durch den Lindenberg abgesondert, zeigt sich das Freiamt als ein

eigenartiges breites Halbthal der Reuß. Früh unter verschiedene Dynasten (namentlich die Grafen von Habsburg) vertheilt, ist der A. erst 1803 ein selbständiger Kanton geworden; vorher gehörte Rauracien zu den vorderösterreichischen Landen, Unteraargau den Bernern, während Baden und das Freiamt als »gemeine Herrschaften« der Eidgenossen regiert wurden. In dem neuschweizerischen Landestheile blieb die Erinnerung an die früheren Verhältnisse noch lange lebendig, so daß der Frickthaler einen Gang nach Aarau ꝛc. »in die Schweiz gehen« nannte; die jüngere Generation hat aber die alte österreich. Demüthigkeit gänzlich abgelegt und republikan. Selbstvertrauen und republikan. Sitte angenommen. Es ist ein kräftiger Menschenschlag, diese Rauracier. In einem so buntscheckig zusammengesetzten Staate, wie der A. ist, zeigt die Bevölkerung der verschiedenen Landestheile ihren besondern Charakter: hier wirft man ihr Lässigkeit und Bigotterie vor, dort ein unruhiges neuerungssüchtiges Wesen. Im allgemeinen aber gilt der Aargauer für verständig und arbeitsam. Im Unteraargau, dem Stammlande, herrscht Protestantismus; Freiamt, Baden und Frickthal sind überwiegend katholisch. Der Landbau, überall eine Hauptbeschäftigung, erzeugt nicht genug Getreide, dagegen Stein- und Kernobst zur Ausfuhr; der Weinbau, fast nur an der Südgrenze fehlend, in den Jurabezirken Brugg, Baden, Laufenburg am stärksten und in Kastelen, Schinznach, Wettingen ꝛc. ein vorzügliches Gewächs liefernd, deckt den Bedarf nicht völlig. Der Wald wird seit Eröffnung der Steinkohleneinfuhr mehr geschont als früher. Das Rindvieh ist meist eine schöne Rasse, bald Berner-, bald Schwyzervieh; in die Rheingegenden bringen die Juden Schwabenvieh. Aus dem Freiamt findet Ausfuhr nach den Wälschlandmärkten statt. Auch die Schweinezucht ist ansehnlich, die Schafzucht aber erst seit neuerer Zeit (seit Einführung engl. Thiere) regsam. Um Klingnau ꝛc. wird etwas Seidenzucht getrieben. Berühmte Heilquellen sind zu Baden, Schinznach, Wildegg und Birmensdorf; 3 bedeutende Salinen zu Rheinfelden. Im südlichen Kantonstheil bilden die Sandsteinbrüche von Würenlos, Mellingen ꝛc. eine fast ununterbrochene Reihe; sie liefern Bausteine, Brunnentröge, Säulen, Herdplatten u. dgl. Im Jura gewinnt man viel Kalkstein und Gips, auch Alabaster; besonders ist der blaßrothe von Ehrenbingen von Bildhauern geschätzt. Auf dem Bözberg bei Effingen bricht (nicht in Tafeln, die Blöcke werden gesägt) ein feiner Kalk, dessen Verwendung als Lithographiestein zunimmt; außerdem findet sich Tuffstein (vorzüglich bei Biberstein), Bohnenerz (bei Aarau), Torf (im Brienzthal). Die Hauptindustrie des A. bilden Baumwollmanufaktur und Strohflechterei. In jener arbeitet am meisten der Unteraargau und der Bezirk Baden; sie beschäftigt etwa 265,000 Spindeln. Baumwollweberei findet im Frickthal statt. Groß ist die Zahl der Färbereien, Druckereien und Bleichen, zum Theil von bedeutender Ausdehnung und anerkanntem Rufe. Mehrerenorts wird auch Seidenbandweberei, Cigarren- und Tabakfabrikation getrieben, und die Hauptstadt Aarau hat eine rührige und angesehene Industrie in Metallwaaren; Hauptsitz der Strohflechterei ist Wohlen. — Aus dem geistig begabten und regsamen Volke des Aargau's ist eine größere Zahl bedeutender Männer hervorgegangen: der Theolog W. Rütimeyer, der die helvetische Konfession auf der Dortrechter Synode (1618) vertrat, der Philosoph J. G. Zimmermann (gest. 1795), der Ingenieur Haßler, der Staatsmann August Keller, die Historiker und Geographen Rud. Meyer sen. (gest. 1813), Rengger u. Melchior Schuler; ferner die blinde Dichterin L. Egloff, der Fabeldichter Fröhlich, die Musiker Th. Fröhlich und Traug. Pfeiffer, die Kupferstecher Scheuermann und Amsler. Auch H. Zschokke wohnte lange Jahre im A. Die Kantonsbibliothek zu Aarau zählt 60,000, die Stadtbibliothek zu Zofingen 17,000 Bde.

Nach der Verfassung vom 22. Febr. 1852 (revidirt 1863, 1867 und 1870) bildet A. einen auf der Souveränität des Volkes beruhenden Freistaat und als solcher ein Bundesglied der schweiz. Eidgenossenschaft. Die Gesammtheit der stimmfähigen Bürger übt ihre Souveränität aus durch Annahme oder Verwerfung der Verfassungsbestimmungen, durch Initiative in Verfassung und Gesetzen, durch Annahme oder Verwerfung der Gesetze und anderer wichtiger Erlasse des Großen Rathes, durch Wahl und Abberufung des Großen Rathes. A. ist somit von der Repräsentativform zur rein demokratischen (24. April 1870) übergegangen (s. Zürich). Die in schweiz. Verfassungen üblichen Grundrechte, als Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Gewissens- und Kultfreiheit, Preßfreiheit, Vereins- und Petitionsrecht, Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums, freie Niederlassung, Gewerbe- und Handelsfreiheit ꝛc., sind gewährleistet, andere wichtige Sätze proklamirt, wie Trennung der Gewalten, Periodicität und Verantwortlichkeit aller Beamten, Oeffentlichkeit der Gesetzgebung und richterlichen Verhandlungen, Wehrpflicht aller Kantonseinwohner, Pflicht des Staats für Erziehung u. Armenwesen, Unverletzlichkeit des Staatsvermögens ꝛc. Der Kanton theilt sich in 11 Bezirke und diese in 50 Kreise. Der Große Rath (früher selbständiger Gesetzgeber als Repräsentant des Volks), kreisweise (je ein Mitglied auf 1100 Seelen) gewählt, unterstellt sämmtliche von ihm erlassene Gesetze und andere wichtige Erlasse dem Referendum des Volks, dessen Abstimmung ordentlicher Weise zweimal jährlich, im Frühling und Herbst, stattfindet. Die vollziehende Gewalt ist dem aus 7 Mitgliedern bestehenden Regierungsrath übertragen, dessen Präsident den Titel Landammann führt, während sein Stellvertreter der Landstatthalter ist. Er wird vom Großen Rath gewählt, wie das aus 9 Mitgliedern bestehende Obergericht. Organe der Staatsgewalt sind in jedem Bezirke der Bezirksamtmann und das Bezirksgericht, beide durch die Gesammtheit der Bezirkseinwohner gewählt. Die Verwaltung der Gemeinde übt ein von den Einwohnern gewählter Gemeinderath, der aus einem Ammann und 2—8 Mitgliedern besteht. Die beiden Konfessionen haben ihre gesonderte, rein konfessionelle, darum in der Staatsverfassung unberührt gelassene Organisation; die aargauischen Katholiken gehören zur Diöcese Solothurn. Das aargauische Schulwesen gehört zu den regenerirten. Außer den Gemeinde- oder Primärschulen hat jeder Bezirk seine Bezirksschule vom Charakter eines Progymnasiums u. mit Fächersystem, der Kanton ein Lehrerseminar (zu Wettingen) und eine Kantonsschule (zu Aarau), bestehend aus Gymnasium und Gewerbeschule. Die Staatsrechnung für 1871 ergibt an Einnahmen 2,613,388 Fr., an Ausgaben 2,614,285 Fr.

Deficit 897 Fr. Die Hauptposten der Einnahmen sind: Ertrag des Staatsguts (1,168,850 Fr.), Abgaben u. Regalien; die der Ausgaben: Erziehung (468,019 Fr.), Bauten und Militär. Das allgemeine Staatsvermögen betrug zu Ende 1871 an Aktiven 25,180,003 Fr., an Passiven 1,490,481 Fr., also netto 23,689,522 Fr.; dazu kommen 16 Fonds zu besonderen Zwecken: kantonales Schulgut (1½ Mill.), Kantonalarmenfonds (723,000 Fr.), die Badarmenfonds von Baden, Schinznach rc. — Das Militär zählte Ende 1871: 13,705 Mann, nämlich 11,210 M. Infanterie (797 Scharfschützen), 294 M. Kavallerie (Dragoner), 1630 M. Artillerie und 571 M. Geniewesen. Kantonshauptstadt ist Aarau.

Im Mittelalter verstand man unter A. im weitern Sinne alles Land zwischen der Birs, dem Rhein, den Unterwaldener Alpen und dem St. Gotthard; im engern das Gebiet um Aarburg und Aarau; A. hielt treu zu seinen Herren, den Habsburgern, bis 1415 die Eidgenossen auf Antrieb des Kostnitzer Koncils es bis auf das Frickthal eroberten. Seitdem stand der eigentliche A. unter Bern, während die Freiämter und Baden unter 8 Kantone vertheilt waren. Ein Kanton A. entstand erst 1801 durch Napoleon I.; 1803 wurde demselben das im Luneviller Frieden von Oesterreich abgetretene Frickthal einverleibt. Er blühte unter einer repräsentativ-demokratischen Verfassung sichtlich auf. Nach Beschluß des Wiener Kongresses vom 20. März 1815 erhielt A. eine neue Verfassung, welche den Kanton unter die Herrschaft eines Kleinen Raths von 13 Mitgliedern, einer aristokratischen Oligarchie, brachte. Die allgemeine Unzufriedenheit führte nach der Julirevolution 6. Dec. 1830 zu einem Aufstand, infolge dessen 15. April 1831 eine neue Verfassung entworfen wurde. Das Einschreiten der neuen Regierung gegen widerspenstige kathol. Geistliche veranlaßte im November 1835 in den kathol. Bezirken Muri und Bremgarten Unruhen, die zur Folge hatten, daß der in die Verfassung aufgenommene Grundsatz der Parität der beiden Konfessionen von den Reformirten lebhaft bekämpft wurde. Am 5. Jan. 1841 wurde der Konstitutionsentwurf, der die Repräsentation nach der Kopfzahl feststellte, bei einer Gesammtzahl von 33,629 stimmfähigen Bürgern von 16,050 gegen 11,484 angenommen. Fast alle Katholiken hatten aber gegen den Entwurf gestimmt, und bald nahm die Gährung in den kathol. Freiämtern, von den Klöstern aus fleißig geschürt, einen drohenden Charakter an. Einige von der Regierung angeordnete Verhaftungen gaben das Zeichen zum Ausbruch. Am 11. Jan. zogen die Aufständischen gegen Aarau, wurden aber bei Vilmergen geschlagen und zersprengt, worauf die Mönche, schuldbewußt, nach Luzern flohen. Darauf beschloß der Große Rath 13. Febr. 1841 die Aufhebung sämmtlicher Klöster. Da hierin eine Verletzung der Bundesakte gesehen wurde, so kam die aargauische Klosterfrage vor die Tagsatzung, die 31. Aug. 1843, nachdem der Kanton die Herstellung mehrerer Nonnenklöster zugesagt, dieselbe zu Gunsten des Großen Raths entschied. Bei den republikan. Aufständen in Deutschland in den Jahren 1848 u. 1849 war der A. in sofern betheiligt, als sich besonders viele politische Flüchtlinge hierher wandten. Badens Ansinnen, einige derselben auszuliefern, lehnte der Kleine Rath ab, wie derselbe auch nach dem Juniaufstande 1849 den Beschluß des Bundesraths, die Rädelsführer des badischen Aufstandes auszuweisen, mißbilligte. Ende Juli 1848 nahm der Große Rath die Bundesverfassung der Schweiz an. Die Staatsverfassung s. oben. Vgl. Bronner, Der Kanton A., histor., geograph., statist. geschildert (St. Gallen 1844—45, 2 Bde.); Müller, Der A., seine polit., Rechts-, Kultur- und Sittengeschichte (Zür. 1872, 2 Bde.).

Aargletscher, vier gewaltige Eisströme in den Berner Alpen, welche aus den Firnmulden der Finsteraarhorngruppe in den Hintergrund des Haslithals hinabsteigen, zunächst der Oberaargletscher, dessen Abfluß die junge Aare bildet und nach kurzem Lauf den Abfluß des Unteraargletschers aufnimmt. Dieser letztere entsteht aus der Vereinigung zweier höher gelegenen Eisströme, die von den Hochthälern am Schreckhorn herabsteigen und unter sich durch den Felsgrat der Lauteraarhörner getrennt werden: des Lauteraarhorngletschers und des Finsteraarhorngletschers, welch letzterer am Fuße des Finsteraarhorns vorbeizieht. Die A. haben durch die naturwissenschaftlichen Studien Hugi's (1827) und Agassiz' (1840) ein erhöhtes Interesse gewonnen.

Aarhus (spr. ohr-; lat. Remorum Domus), dän. Amt im östlichen Theile der Halbinsel Jütland, 45 QM. (2477 QKilom.) groß mit (1870) 125,323 Einw. Das Land ist flach, von mehreren Fjords eingeschnitten und mit Seen bedeckt. Die gleichnamige Hauptstadt, an einer Bucht des Kattegat gelegen, ist Sitz eines Bischofs, hat eine schöne goth. Domkirche aus dem 13. Jahrh., ein Gymnasium, einen kleinen, aber guten Hafen und zählt 15,025 Einw., welche Zuckerraffinerien, Handschuhfabrikation, Fischerei und lebhaften Handel treiben. A. ist eine der ältesten Städte des Landes und erhielt zuerst eine Kirche. Am 31. Mai 1849 fand hier ein siegreiches Gefecht preuß. Truppen gegen die Dänen statt.

Aarö, dän. Insel im Kleinen Belt, durch den schmalen Aarösund vom Festlande getrennt, etwa ½ Stunde lang und ebenso breit. Im Frühjahr 1848 fand im Aarösund zwischen den dän. Schiffen und den deutschen Freischaren ein Gefecht statt.

Aaron, der ältere Bruder des Moses und sein redegewandter Gehülfe, dem Moses bei der Einrichtung der theokratischen Verfassung die erbliche Würde des Hohenpriesters übertrug. Die Geschichte vom goldenen Kalbe, der Eigenwille seiner Söhne Nadab und Abihu (3. Mos. 10, 1) und sein Murren (4. Mos. 12, 1) zeigen, daß in A. und seinem Hause eine Richtung fortlebte, die sich mehr an das Althergebrachte im Volke anschloß und der es nicht immer leicht fiel, sich dem übermächtigen Geiste des Moses unterzuordnen.

Aaronsstab, s. Arum.

Aaronswurzel, s. Arum.

Aas, die Leichname gestorbener Thiere, besonders der größeren. Sie verfallen alsbald in einen Zersetzungsproceß, dessen Endprodukte zwar Kohlensäure, Wasser, Ammoniak, Asche rc. sind, bei welchem aber zunächst Zwischenprodukte entstehen, welche zum Theil durch ihren Geruch belästigen und auf den Gesundheitszustand der Menschen höchst nachtheilig einwirken können. Die schnelle Beseitigung des Aases ist daher dringend geboten. Früher begnügte man sich, das A. durch den Abdecker (Wasenmeister) auf entfernte Schindanger bringen zu lassen, jetzt wird es entweder (namentlich bei Seuchen) sofort vergraben, oder technisch verwerthet; nicht ungesundes Fleisch verfüttert man an Schweine, Hunde, Hühner;

die Häute, Haare, Klauen u. Hörner, Fett, Knochen finden die gewöhnliche Verwendung, während Eingeweide u. Fleisch zu Dünger verarbeitet werden. Nach einer neuen Methode werden Pferdekadaver unter einem Druck von 2 Atmosphären mit Dampf behandelt, wobei das Fett schmilzt und die häutigen und sehnigen Theile in Leim verwandelt werden. Ersteres wird von der Leimbrühe getrennt und diese nach dem Eindampfen unter dem Namen Bonesize als Schlichte bei der Tuchweberei benutzt. Die Fleischrückstände geben Dünger. Aasthiere heißen die von A. lebenden Thiere, welche namentlich in heißen, noch wenig entwickelten Ländern viel zur Beseitigung des Aases beitragen. Es sind Hunde, Schakale, Hyänen, Spitzmäuse, Ratten, Geier, Adler, Raben, Haie, Weißfische, die Krustenthiere, mehrere Käfer und zahlreiche Insektenlarven.

Aasblume, s. Arum und Stapelia.

Aasfliege, s. Fliege.

Aasgeier, s. Geier.

Aaskäfer (Silphidae *Leach.*), Käferfamilie der Pentameren, umfaßt Käfer von sehr verschiedener Größe und Körperform mit keulenförmigen Fühlhörnern; ihre konischen Hüftglieder treten frei hervor, und am Hinterheile finden sich 6 frei bewegliche Bauchschienen. Bei der Berührung lassen manche einen stinkenden braunen Saft aus dem After fahren. Sie leben von Aas oder legen in demselben wenigstens ihre Eier ab, auch suchen sie verfaulende Vegetabilien, besonders Pilze auf, einige greifen auch lebende Insekten an. Zur Gattung Aaskäfer gehört Silpha quadripunctata *Leach.*, mit gelbbraunen, mit 4 schwarzen Punkten gezeichneten Flügeldecken, 13 Millim. lang, lebt auf Eichen und vertilgt im Larvenzustand Raupen. Silpha atrata *Leach.*, mit punktirten und mit 3 erhabenen Längslinien gezeichneten Flügeldecken, 11 Millim. lang, die gemeinste Art, schadet, indem die glänzend schwarze, unten weiße Larve bei Mangel an thierischer Nahrung die jungen Runkelrübenpflanzen anfrißt.

Aaspflanze, s. Stapelia.

Aasvär (spr. ohs-), eine Gruppe kleiner Inseln unfern der norweg. Küste, zur Vogtei Helgeland (in Nordland) gehörig, seit wenigen Jahren wichtig geworden als einer der bedeutendsten Fischplätze Europa's, wo alljährlich im December in 2—3 Wochen von etwa 10,000 Fischern über 200,000 Tonnen Häringe (sogen. »nordlandische Großhäringe«) gefangen werden. Die übrige Zeit des Jahres über sind die Inseln nur von wenigen Familien bewohnt.

Ab, bei den Chaldäern der Name des 1. Monats des Jahres, daher bei den Juden seit der babylon. Gefangenschaft der 11. Monat des bürgerlichen und der 5. des kirchlichen Jahres, in unsern Juli und August fallend, im syrischen Kalender der August.

Aba, Stadt, s. Abä.

Ababdeh, Volksstamm in Oberägypten und Nubien, der die Bedschauisprache redet und ebenso wenig den Negerstämmen als den arab. Stämmen zugezählt werden kann. Die A. gehören der libyschen Gruppe der Hamiten an und sind nach Maltzan Nachkommen der schon von Ptolemäos erwähnten Zabadäer, mithin seit 1700 Jahren in ihren gegenwärtigen Wohnsitzen zwischen dem Nil und Rothen Meere ansässig. Sie sind von dunkler Farbe bis ins Schwarze, ihre Physiognomie ist nicht negerartig, ihr Haar schwarz, aber nicht wollig, sondern natürlich gelockt. Sie sind als Wüstenführer regelmäßig organisirt und zeichnen sich durch ihre Ehrlichkeit aus. Ihre Dörfer (Schellah) bestehen aus kreisrunden, mit Stroh gedeckten, kegelförmig zugespitzten Hütten, die mit Dornenhecken umzäunt sind. Ihre früheren Raubzüge haben aufgehört, seitdem das gesammte Nilland türkisch geworden ist. Ihre Zahl schätzt Russegger auf 40,000; ihr eigener Scheik berechnet sie auf 100,000 Seelen.

Abaca, s. v. w. Manilahanf.

Abacinäre (Abbacinare), des Augenlichts berauben, s. Blenden.

Abăcus (lat., gr. abăkos, d. i. Träger), im allgemeinen eine viereckige Tafel; insbesondere ein Rechenbret, dessen sich die Alten bei der Unbehülflichkeit ihrer Zahlzeichen zu Rechnungen bedienten; auch eine Tabelle über gewisse Rechnungsverhältnisse, z. B. der pythagoräische A., unserm Einmaleins entsprechend. In der Baukunst bezeichnet man damit die Platte (a b der Fig.), welche auf dem Kapitäl der Säule (Knauf) aufliegt. Dieselbe hat bei der neuionischen, korinthischen und römischen Säule eingebogene Seiten und abgestumpfte Ecken, während sie bei den altionischen, dorischen und toskanischen ein regelmäßiges Viereck bildet.



Abaddon (hebr., d. i. Abgrund), Schattenreich, nach rabbinischen Sagen die tiefste Stelle der Hölle, dann in der Offenbarung Johannis (9, 11) Name des höllischen Verwüsters, des Königs der Heuschrecken.

Abaditen, maur. Dynastie, welche 1043 bis 1091 zu Sevilla herrschte. Gründer derselben war Abad I., der als Großkadi und Statthalter zu Sevilla sich nach dem Sturze des Königs von Cordova (1026) für unabhängig erklärte und den königlichen Titel annahm. Ihm folgte 1042 sein Sohn Abad II., der viele Fürsten und Häuptlinge des südlichen Spaniens unterwarf und 1069 starb. Sein Sohn und Nachfolger Abad III., Freund der Wissenschaften und der Poesie, eroberte 1079 Cordova und verbündete sich 1085 mit den Königen von Almeria, Granada und Badajoz zu einem heiligen Kriege gegen die Christen. Mit Hülfe des Königs Jussuf ben Taschfin von Marokko ward das Heer der Christen bei Zalaka (23. Okt. 1086) entscheidend geschlagen. Abad III. aber, welcher sich weigerte, die Oberhoheit Jussufs anzuerkennen, mußte sich nach der Erstürmung Sevilla's durch dessen Feldherrn Schir ben Abubekr an letzteren ergeben, ward mit seiner Familie nach Afrika geführt u. starb im März 1095 als Gefangener. Vgl. Dozy, Historia Abbaditarum (Leyd. 1846—52, 2 Bde.).

Abadzen (Abadzechen, Abadsechen), ein am nördlichen Abhange des Kaukasus wohnender Stamm der Tscherkessen (s. d.).

Abä (Aba), im Alterthum Stadt in der griech. Landschaft Phokis im Assosthale, mit einem Heiligthum und hochberühmten Orakel des Apollon, der davon den Beinamen Abäos führt. Der Tempel ward erst von Xerxes, dann von den Thebanern im ersten Heiligen Kriege zerstört, später von Kaiser Hadrian in kleinerem Maßstabe wieder aufgebaut. An der Stelle der alten Stadt steht jetzt Modi.

Abälard (Abeilard, Abeillard, Abélard), Peter, scholast. Philosoph und Theolog, der kühnste Denker des 12. Jahrh., war 1079 in dem

Flecken Paletz oder Palais unweit Nantes (daher Doctor Palatinus) geboren. Sein Vater Berenger ließ ihm eine treffliche Erziehung zu Theil werden, und aus heißer Liebe zu den Wissenschaften überließ der Jüngling seinen Brüdern das Erstgeburtsrecht und ging nach Paris, um Wilhelm von Champeaux zu hören. Durch seine Bekämpfung des sogen. Realismus, in sofern er die allgemeinen Begriffe (universalia) zwar nicht, wie der Nominalismus, für bloße Namen und Abstraktionen, aber doch lediglich für Verstandeszusammenfassungen (conceptus) erklärte, zog er sich den Haß des auf seinen Scharfsinn eifersüchtigen Meisters zu. Seit 1102 lehrte er zu Melun, Corbeil, kehrte nach zweijähriger Abwesenheit nach Paris zurück, versöhnte sich mit seinen Gegnern und ward wieder Champeaux' Schüler. Bald erwachte jedoch der Streit von neuem, bis Champeaux sich für überwunden erklären mußte. 1113 übernahm A. die Leitung der Schule von Notre Dame und bildete hier die ausgezeichnetsten Männer, unter ihnen den nachmaligen Papst Cölestin II., Petrus Lombardus, Berengar und Arnold von Brescia. Der Kanonikus Fulbert nahm ihn in sein Haus als Lehrer seiner Nichte Heloïse auf. A., obgleich bereits 38 Jahre alt, entbrannte in heftigster Liebe für das schöne und geistreiche 17jährige Mädchen und fand die glühendste Erwiderung seiner Leidenschaft. A. entführte die Geliebte nach der Bretagne, wo sie im Hause seiner Schwester einen Sohn gebar. Nachdem er mit Fulberts Einwilligung sich mit Heloïse vermählt, kehrte diese in das Haus des Oheims zurück, leugnete aber die Ehe, um A. an der Erlangung kirchlicher Würden nicht hinderlich zu werden. Darüber und über eine zweite Entführung erbittert, ließ Fulbert A. überfallen und entmannen, um ihn zu Erlangung kirchlicher Ehren kanonisch unfähig zu machen. Tief gebeugt durch diese Schmach, barg sich A. als Mönch in der Abtei St. Denis und bewog auch Heloïse, in Argenteuil den Schleier zu nehmen. Sein Zufluchtsort wurde jedoch entdeckt, und aus allen Ländern strömten Schüler herbei, so daß sich A. genöthigt sah, seine Vorlesungen auf dem Lande zu halten. Es war nicht nur die Kraft seiner Rede, die Klarheit und Bestimmtheit seines Vortrags, die so mächtig anzogen, sondern die ganze Richtung seiner Theologie. Er suchte den kirchlichen Glauben auf allgemeine Vernunftprincipien zurückzuführen, sah die Freiheit des Willens und das Vermögen der Selbstbestimmung als Grundlage der Sittenlehre an, und wie nur aus ihr die Zurechnungsfähigkeit der Handlung hervorgehe, so lehrte er, daß auch nur die aus ihr hervorgehende Reue und Buße, nicht die äußerlichen Gebräuche der Kirche, selig machen könnten; bildlich und gleichnisweise sei vieles in der kirchlichen Glaubenslehre, so z. B. in der Dreieinigkeit die drei Haupteigenschaften Allmacht, Weisheit und Güte, angedeutet. A. erscheint daher als der erste offene Vertreter der rationalistischen Richtung in der Kirche. Die Synode zu Soissons (1121) erklärte seine Ansichten über die Dreieinigkeit für ketzerisch und verurtheilte ihn zur Einsperrung im Kloster St. Medard. Der päpstliche Legat hob jedoch diese Strafe auf, und A. kehrte nach St. Denis zurück, verließ aber nach einiger Zeit dieses Kloster und erbaute zu Nogent an der Seine eine Kapelle und Klause, Paraklet genannt, die er, nachdem sie von seinen ihm dahin folgenden Schülern ansehnlich erweitert worden, nach seiner Ernennung zum Abt von St. Gildes-de-Ruys in der Bretagne Heloïsen und ihren Religiosen zur Wohnung überließ, da das Kloster zu Argenteuil aufgehoben worden war. Der Abt Wilhelm von St. Thierry erneuerte die Beschuldigung der Ketzerei gegen die Schriften Abälards, und an die Spitze der Gegner stellte sich Abälards ehemaliger Bewunderer, Bernhard von Clairvaux, der es dahin brachte, daß das Koncil zu Sens (1140), und als A. an den Papst appellirte, Papst Innocenz II. seine Lehre verdammte. Peter der Ehrwürdige, Abt zu Clugny, söhnte A., nachdem er seine Trinitäts- und Erlösungstheorie widerrufen, mit seinen Feinden aus, und in frommer Andacht, mit Studiren und Lehren beschäftigt, ein Muster klösterlicher Zucht, lebte A. ruhig zu Clugny, bis er am Aussatz erkrankte. Auf den Rath der Aerzte ließ ihn Peter nach der Priorei St. Marcellus bei Châlons bringen, wo ihn der Tod 21. April 1142 ereilte. Heloïse, die ihm erst 17. März 1163 im Tode folgte, erbat sich den Leichnam und ließ ihn im Paraklet begraben. Beider Asche wurde 1808 in das Museum der franz. Denkmäler nach Paris gebracht und 1828 in einem eigens dazu erbauten Grabmale auf dem Kirchhof Père Lachaise beigesetzt. Abälards latein. Schriften und Briefe hat Amboise gesammelt und Duchesne (Paris 1616), zuletzt Cousin (das. 1849—59, 2 Bde.) herausgegeben. Neuerdings aufgefundene Werke, darunter das »Sic et Non«, eine Sammlung dogmatischer Widersprüche der Kirchenväter, sind theils durch Cousin (Par. 1836), theils durch Rheinwald (Berl. 1831) veröffentlicht worden. Vgl. Goldhorn, De summis principiis theologiae Abaelardeae (Leipz. 1838); Bonnier, Abélard et saint Bernard, la philosophie et l'église au 12me siècle (Par. 1862). Abälards Leben, vornehmlich sein Liebesverhältnis, ist bis auf die neuere Zeit vielfach dargestellt worden, so von Feßler (»A. und Heloïse«, Berl. 1806, 2 Bde.), Schlosser (»A. und Dulcin«, Gotha 1807), Mad. Guizot (»Essai sur la vie et les écrits d'Abailard et d'Héloïse«, Par 1839), Feuerbach (»A. und Heloïse, oder der Schriftsteller und der Mensch«, Leipz. 1844), Carriere (»A. und Heloïse, ihre Briefe und Leidensgeschichte«, 2. Aufl., Gießen 1853), Jacobi (»A. und Heloïse«, Berl. 1850). Als biogr. Hauptwerke sind Rémusats »Abélard« (Par. 1845, 2 Bde.) und Wilkens' »Peter A., eine Studie in der Kirchengeschichte des Mittelalters« (Gött. 1855), hervorzuheben.

Abai, Strom im nördlichen Abessinien, der Oberlauf des Blauen Nil (s. Nil).

Abakansk, Stadt im südlichen Sibirien, Gouvernement Jenisseisk, am Flusse Abakan, der etwa 400 Kilom. lang ist und unterhalb Minussinsk in den Jenissei mündet, hat ein Fort (1707 von Peter d. Gr. angelegt) und etwa 2000 Einw. Es ist Aufenthalt vieler Verwiesenen. Die Sommer sind in A. so warm, daß Wasser- und Zuckermelonen im Freien gedeihen; die Winter dagegen sehr kalt, und die Ertragsfähigkeit des Bodens ist infolge dessen gering. In der Umgegend finden sich zahlreiche alte Grabhügel (von den Tataren Gräber der Li Katai genannt), welche Urnen, Goldschmuck und andere Metallzieraten enthalten; sie wurden zuletzt von B. v. Cotta u. Radloff untersucht, harren aber noch einer genügenden Erklärung. — A. heißt auch ein Gebirgszug, der sich parallel mit dem Altai vom Flusse Tom bis zum Jenissei zieht (s. Altai). Ueber das Volk der Abakan s. Tataren.

Abalieniren (lat., »entfremden«), abspenstig, abwendig machen; veräußern, entwenden. Abalienation, »Entfremdung«, Veräußerung, Entwendung.

Abaligeter Höhle (auch Paplika genannt), berühmte Stalaktitenhöhle beim Dorfe Abaliget im ungar. Komitat Baranya, unfern Fünfkirchen, besteht aus einer 5—6 Meter breiten, 38 Meter langen und stets ³/₄ Meter hoch mit Wasser gefüllten Eingangshöhle, unter der aus einer Spalte ein eiskalter Bach hervorfließt, und aus der innern Haupthöhle, die ca. 950 Meter lang ist und die herrlichsten Tropfsteingebilde enthält. Merkwürdig ist besonders, daß sich deutliche Spuren eines längern Aufenthalts von Menschen in ihr zeigen, z. B. in Felsen gehauene Stufen, sorgfältig aufgeführte Mauern, auch zahlreiche Knochen von Menschen und Thieren.

Abälus (Baltia), die von Plinius erwähnte Bernsteininsel der Alten in der Ostsee, wahrscheinlich die preuß. Küste von Pillau bis zur Kurischen Nehrung.

Abancourt (spr. abangkuhr), Charles Xavier Joseph de Franqueville d', Minister Ludwigs XVI. von Frankreich, geb. 4. Juli 1758 zu Douai, Neffe Calonne's, wurde beim Ausbruche der Revolution Hauptmann in der Kavallerie, nach dem 20. Juni 1792 als gemäßigter Anhänger der Bewegung Kriegsminister, erschien aber nur einmal in der Nationalversammlung, um Rechenschaft über die Vertheidigungsanstalten an der Nordgrenze zu geben und sich gegen die Beschuldigung einiger Soldaten, er habe unter das der Armee gereichte Brod gestoßenes Glas mischen lassen, zu vertheidigen. Nach den Ereignissen vom 10. Aug. als Feind der Volksfreiheit verhaftet, ward er vor den Gerichtshof zu Orléans geschleppt und auf dem Rückweg von da nach Paris zu Versailles nebst 52 Leidensgefährten ermordet.

Abandon (franz., spr. abangdõng, Abandonnement, spr. -donn'mãng, d. i. Abtretung), im Seeassekuranzwesen die Abtretung von versichertem Schiffsgut an den Versicherer von Seiten des Versicherten gegen Empfangnahme der Versicherungssumme. Nirgends wird der A. dem Versicherten zwangsweise auferlegt, sondern dieser hat freie Wahl zwischen jenem und der Havarieabmachung, d. i. dem Ersatz des erlittenen und ordnungsmäßig abgeschätzten Schadens. Der A. kann aber erfolgen: wenn das Schiffsgut durch Unglück auf der See so sehr beschädigt worden ist, daß es wenig oder keinen Werth mehr hat; wenn der erlittene Schaden mehr beträgt, als die Hälfte des Werths des versicherten Guts; wenn der Bergelohn, d. h. der Kostenbetrag für Bergung der gefährdeten Ladung, für den Versicherten zu hoch oder die geborgene Ladung nicht einmal der Fracht werth ist; wenn der Zweck der Seefahrt so verfehlt ist, daß ihre Fortsetzung nicht lohnend ist; wenn Schiff oder Ladung vom Feinde weggenommen, angehalten oder durch Beschlagnahme (Embargo) auf lange hinaus aufgehalten ward. Der Versicherte hat in einem solchen Falle seine Absicht zu abandonniren bestimmt zu erkennen zu geben; dasselbe liegt dem Versicherer hinsichtlich der Annahme des Abandons ob. Ist aber letztere erfolgt, so ist der A. rechtsgültig und kann nicht widerrufen werden, außer, wenn sich die Nachricht von dem Seeunglücke, welches den A. veranlaßt hat, als falsch erweisen sollte. Maßgebend für fast alle schifffahrttreibenden Nationen sind die Bestimmungen des Code de commerce hinsichtlich des Abandons geworden. Hiernach wird der A. gestattet bei Wegnahme, Schiffbruch, Stranden mit Scheiterung, Unbrauchbarkeit des Schiffs durch Beschlaglegung oder sonstiges Seeunglück, Verlust oder Beschädigung der Güter bis zu drei Viertel ihres Werths. Die Erklärung hat binnen 6 Monaten nach Eingang der Nachricht bei Seefahrten nach den Küsten Europa's und des Mittelmeeres, innerhalb eines Jahres bei Fahrten nach den westindischen Kolonien, den Azoren und Kanarischen Inseln, innerhalb zweier Jahre bei Seefahrten nach allen anderen Erdgegenden zu erfolgen. Auch ist die Nachricht dem Versicherer binnen 3 Tagen nach ihrem Eintreffen mitzutheilen. Trifft von einem Schiffe lange Zeit keine Kunde ein, so muß der A. in Jahresfrist, vom Tage der letzten Nachricht an gerechnet, für die erstgenannten näheren Seefahrten, innerhalb zweier Jahre für weitere Seefahrten erklärt werden. Das überlassene Gut wird durch den A. volles Eigenthum des Versicherers, der dadurch als Cessionar in alle klagbaren Rechte eintritt. Nach dem deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 854, 865—875) ist der A. zulässig bei Verschollenheit des Schiffes, Embargo, Aufbringung, Anhaltung durch Verfügung von hoher Hand und Wegnahme durch Seeräuber. Die Frist zur Erklärung über den A. beträgt hiernach 6—9 Monate (Art. 868). Nach nordamerik. Recht ist der A. auch schon dann gestattet, wenn ein Schaden, der die Ladung betroffen hat, über die Hälfte des Werthes des versicherten Guts ausmacht.

Abandonniren (franz., spr. -bang-), etwas auf-, preis geben; darauf verzichten, es abtreten. Abandonnement, Preisgebung, Verzichtleistung, s. Abandon.

Abāno, Stadt in der ital. Provinz Padua, am Fuß der Euganei'schen Berge, mit 3068 Einw., berühmt durch ihre Schwefelquellen, die schon den Römern als Aquae Aponi oder Aquae Patavinae bekannt waren und von ihnen benutzt wurden. Sie entspringen mit einer Temperatur bis zu 85° C. aus den Löchern eines Sinterhügels und bilden kleine Seen, aus denen 2 Bäche die trefflich eingerichteten Badeanstalten (9 an der Zahl) versorgen. Das Wasser enthält in 1 Liter 3,87 Gr. Chlornatrium und 1,15 Gr. schwefelsauren Kalk. Nebenbei werden die Dämpfe zu Inhalationen, der Mineralschlamm zu Lokalbädern (besonders bei chronischen Hautausschlägen, Gicht und Syphilis) benutzt.

Abāno, Pietro d', berühmter Arzt, Philosoph und Astrolog, geb. 1250 zu Abano bei Padua, begab sich, angeregt durch Uebersetzungen aus den Arabern und Griechen, nach Konstantinopel, kehrte als ein vollkommener Kenner der griech. Sprache und Gelehrsamkeit zurück und wurde Lehrer an der Universität zu Padua, wo er seines umfangreichen Wissens halber hoch gefeiert ward. Durch das Anschließen an Averrhoës und die Neuplatoniker mit der Kirche in Widerspruch gerathen, ward er in einen Inquisitionsproceß verwickelt u. starb vor dessen Beendigung 1316 im Gefängnis. Sein Bildnis ward durch Henkershand verbrannt. 100 Jahre später setzte man ihm in Padua eine Ehrensäule. Die berühmteste seiner Schriften ist: »Conciliator differentiarum quae inter philosophos et medicos versantur« (Mantua 1472; Venedig 1476 und öfter; Basel 1535).

Abārim (Aborim), im Alterthum Name eines

Gebirges in Palästina, zwischen Moab und Kanaan, nordöstlich vom Todten Meer. Von einem Gipfel desselben (Nebo) überschaute Moses vor seinem Tode das gelobte Land und ward der Sage nach dort begraben.

Abart, s. Art.

Abartikulation (lat.), Gelenkverbindung, welche Bewegung nach verschiedenen Richtungen hin gestattet.

Abas, Perlengewicht in Persien, = 0,1458 Gr. = 2¼ engl. Troygrän.

Abasa, s. Abchasien.

Abascál, Don José Fernando, Marques de la Concordia, geb. 1743 zu Oviedo, wurde nach längerem Dienst im span. Heer 1804 zum Vicekönig von Peru ernannt. Als hochkonservativer Royalist bis zur Widersetzlichkeit gegen seine Oberen in Spanien allen Zugeständnissen und Reformen in Amerika abgeneigt, trat er doch dem rebellischen Geist mit möglichster Schonung entgegen; er vermied jede gehässige Verfolgung und verletzte namentlich niemals dadurch, daß er mit dem abstoßenden Hochmuth des Regierenden auftrat. Indem er die bisherigen socialen Schranken vielfach niederbrach und mit amerik. Familien freundschaftlichen Umgang pflog, gewann er die Zuneigung und das Vertrauen der Peruaner. Und da er außerdem ihren wirtschaftlichen Zustand aus seiner tiefen Zerrüttung emporhob und auf die Pflege ihrer intellektuellen Interessen Bedacht nahm, gelang es ihm, gestützt auf eine ausreichende Armee, in Peru während der 12 Jahre seiner Verwaltung (bis 1816) die Ruhe zu erhalten und den Aufständischen in Buenos Ayres, Chile und Neugranada, freilich mit abwechselndem Erfolg, entgegenzutreten. Er starb 30. Juni 1821 zu Madrid.

Ab asinis ad boves transcendĕre, lat. Sprichwort des Plautus: »vom Esel auf den Ochsen übergehen«, d. i. in eine bessere Lage kommen.

Abassi (Abasy, Abassen), pers. Rechnungsmünze, = 4 Schahis = 6 Puls = 1 türk. Piaster oder 0,185 Mark. 50 A. = 1 Toman (s. d.). Auch die russ. Regierung ließ 1803—33 für Georgien einfache A. à 20 Kopeken = 0,52 Mark, doppelte à 40 Kop. und halbe à 10 Kop. prägen.

Abatellement (franz., spr. -tellmäng), von einem Konsul in der Levante gegen Kaufleute, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen, erlassenes Handelsverbot.

Abatis (franz., spr. -tih), Schutt; Windbruch; Verhau; Menge erlegten Wildes; das Klein von Geflügel, z. B. Gänseklein.

Abatjour (Abajour, franz., spr. beides: -baschuhr), Fenster, deren Rahmen schräg gestellt sind, so daß das Licht von oben einfällt; überhaupt jedes Oberlichtfenster; dann ein lothrecht stehendes Fenster mit einem äußeren schrägen, unten anschließenden Laden, welcher das Einbringen des Lichts, aber nicht das Hinaussehen gestattet, besonders in Gefängnissen.

Abăton (griech., d. i. unzugänglich), das von Artemisia, Königin von Karien, nach Besiegung der Insel Rhodos errichtete Siegeszeichen, durch welches sie selbst als Siegerin, Rhodos als besiegt dargestellt wurde, von den Rhodiern später überbaut und unzugänglich gemacht. Auch heißt A. das mit Vorhängen verschlossene Chor, das Allerheiligste in den griech. Kirchen.

Abătos (griech., d. i. die Unzugängliche), im Alterthum Name einer Felseninsel im Nil, unweit Philä, auf welcher die Grabmäler des Osiris und der Isis sich befanden und zu welcher nur die Priester Zutritt hatten.

Abattant (franz., spr. -täng), Fallladen vor Fenstern oder Thüren in Kaufmannsgewölben.

Abattement (franz., spr. -batt'mäng), Niedergeschlagenheit, Ermattung; abattiren, niederschlagen, entmuthigen.

Abatucci, s. Abbatucci.

Abaúj-vár, Komitat in Oberungarn, Kreis diesseits der Theiß, 52,2 QM. (2873 QKilom.) groß, umfaßt das reichbewässerte Gebiet des unteren Hernád, in welchem waldige Berge mit fruchtbaren und gesegneten Thälern wechseln. Im NW. erstreckt sich das Arany-Idkaer Erzgebirge, im O. das Telky-Bányaer Gebirge, das im S. mit dem berühmten Tokayergebirge endet. Die Bewohner, deren Zahl sich (1869) auf 166,700 beläuft, sind zum Theil Deutsche (15,000), besonders in Kaschau, auf den südlichen Ebenen Magyaren (100,000), in den Bergen Slowaken und Rußniaken, endlich Juden. In den Gebirgen findet man Gold, Silber, Kupfer, Eisen und Porzellanerde, auch schöne Opale verschiedener Art und merkwürdige Petrefakten. Fast die Hälfte des Landes deckt Wald, und Wild wie auch Vieh ist reichlich vorhanden. Der Boden gibt seine Produkte im Ueberflusse her; namentlich gedeihen Obst, Getreide und Küchengewächse vorzüglich, und im S. wird trefflicher Wein (Szántóer) in Menge gezogen. Hauptort ist Kaschau

Abba (hebr.-chald.), d. i. Vater, bei den Syrern, Kopten und Aethiopiern Titel der Bischöfe und Patriarchen.

Abba (Abbajehs), grobes braunes Tuch, in der Levante, in Makedonien, Albanien ꝛc. fabricirt und von den ärmeren Klassen zur Kleidung, auch wohl zur Verpackung des Tabaks verwandt. Orientalische, in Arabien verfertigte Wolltuniken (Röcke ohne Aermel) aus diesem Tuche führen den Namen Abbajehs.

Abbach (Abach), Marktflecken im bayer. Regierungsbezirk Niederbayern, rechts an der Donau, mit Braunkohlenbergbau, Kammgarnspinnerei und 1098 fast durchaus kathol. Einw. Die alte Burg (Heinrichsburg), auf der Kaiser Heinrich II. geboren wurde, liegt bis auf den mächtigen Warthurm (Hungerthurm) jetzt in Trümmern. Das dortige Wildbad, seit dem 13. Jahrh. bereits bekannt, ist eine kalte alkalisch-salinische Schwefelquelle, die vorzugsweise gegen Gicht, Rheumatismus, Hautkrankheiten und Uterusleiden gebraucht wird, und erfreut sich einer steigenden Frequenz. Man zählt jährlich ca. 400 Badegäste. A. gilt für das alte Abadiacum ad Istrum, das zur Römerzeit stark befestigt und Sitz einer röm. Legion war. Im nahen Oberndorf ward 1209 Otto von Wittelsbach von Kalatin von Pappenheim erschlagen.

Abbacinäre (Abacinare), s. Blenden.

Abbadie, zwei durch ihre Reisen in Abessinien und dessen Nachbarländern bekannte franz. Reisende, von denen der ältere Bruder, Antoine Thomson d'A., 1810, der jüngere, Arnould Michel d'A., 1815 zu Dublin geboren wurde. Ihre Erziehung erhielten sie in Frankreich, wo sie sich völlig einbürgerten und auf die Erforschung Aethiopiens, namentlich in physik.-geograph. Beziehung, vorbereiteten. Sie begaben sich 1837 nach Massaua am Rothen Meere und bereisten nun, theils vereinigt, theils einzeln, einen bedeutenden

Theil Abessiniens, und zwar nicht nur die bereits bekannten nördlichen und mittleren Landschaften, sondern auch die bis dahin kaum erforschten südlichen Distrikte Enarea und Kaffa. Ihre Reise war mit vielfachen Schwierigkeiten und Abenteuern verknüpft; auch wurden sie durch den damaligen Herrscher von Tigrié, Ubié, in politische Intriguen verwickelt, ebenso in den Sturz der kathol. Missionäre zu Adoa. Reich beladen mit wissenschaftlichen Schätzen aller Art, großen Sammlungen von altäthiopischen Manuskripten und zahlreichen Vokabularien, kehrten sie 1848 nach Frankreich zurück, wo sie bruchstückweise die Ergebnisse ihrer Forschungen zu veröffentlichen begannen. Dadurch, daß sie nach langer Zeit noch keinen vollständigen Reisebericht veröffentlicht und sich in die politisch-religiösen Intriguen Abessiniens eingelassen hatten, sowie, weil ihre Forschungen theilweise durch andere nicht kontrollirt werden konnten, geriethen sie ungerechter Weise in den Verdacht der Unzuverlässigkeit. Durch spätere Reisende sind sie von allem Verdacht gereinigt worden. Antoine, der bedeutendere der beiden Brüder, veröffentlichte außer vielen zerstreuten Aufsätzen den »Catalogue raisonné des manuscrits éthiopiens« (Par. 1859) und die äußerst werthvolle »Géodesie d'Ethiopie« (das. 1860—63), in welcher gegen 900 Punkte Abessiniens ihrer Lage und Höhe nach bestimmt sind. Den zusammenfassenden Bericht über die ganzen Reisen der Gebrüder lieferte Arnould d'A. in seinem Werke: »Douze ans dans la Haute-Ethiopie« (Par. 1868, 2 Bde.).

Abbas, 1) Oheim Mohammeds, Sohn Abd el Mottalibs, geb. 566 n. Chr. in Mekka, war anfangs Gegner seines Neffen, wurde aber dann ein Anhänger und eifriger Beförderer der neuen Lehre und Mohammeds Vertrauter und Rathgeber. Er starb 652 und ist der Stammvater der Abbassiden (s. Chalifen).

2) Schah A. I., der Große, persischer Schah, Sohn des Schahs Mohammed Chodabendeh V., aus der Dynastie der Sofi in Persien, war unter seinem Vater zuletzt Statthalter von Chorassan und bestieg nach Ermordung seiner älteren Brüder 1586 den Thron. Um sich auf demselben zu behaupten, rief er viele Fremde ins Land und wußte durch Parteiungen seine Gegner zu schwächen und zu unterdrücken. Nachdem er 1590 Ghilan von den Türken und 1598 Chorassan von den Usbeken befreit hatte, erhob er Ispahan zu seiner Residenz. Den Türken entriß er Aserbeidschan in Armenien, eroberte 1613 Georgien und zerstörte, im Bunde mit den Engländern, die portug. Kolonie Ormus (1621). Im folgenden Jahre eroberte er unter vielen Grausamkeiten sogar Bagdad. In der Hoffnung, gegen die Sultane der Türken erfolgreicher auftreten zu können, wollte er mit den damaligen europäischen Großmächten in Verbindung treten. Spanien ließ sich an seinem Hofe durch Ordensgeistliche vertreten, und Jakob I. aus England schickte Sir Dobmore Cotton nach Ispahan. A. war unstreitig der hervorragendste Monarch auf dem Throne Persiens in der Neuzeit. Er schmückte Ispahan und andere Städte mit Prachtbauten. Er starb 1628 auf einer Reise zu Kaswin. Sein Urenkel A. II. bestieg 1641 sehr jung den Thron, gewann das empörte Kandahar durch seine Milde von den indischen Mongolen zurück und führte auch gegen Georgien und die Schaßk an der Küste von Kerman Kriege, aber mit geringerem Glücke. Den Europäern bewies er sich sehr geneigt und zog namentlich franz. Kaufleute, Handwerker und Künstler ins Land. Er starb 1666. Der letzte Herrscher aus der Dynastie der Sofi, A. III., Sohn des Schahs Thamasp, wurde 1732 von dem Oberfeldherrn Nadir Thamasp Kuli Chan auf den Thron gehoben, starb aber schon 1736, worauf Nadir selbst den Thron bestieg.

Abbas Mirza, zweiter Sohn des Schahs von Persien Feth Ali, der ihn mit Uebergehung des älteren Bruders, Mohammed Ali Mirza, zum Thronfolger ernannte, war um 1783 geboren. Durch eigene Erfahrung von den Vorzügen der Civilisation überzeugt, beschloß er Persien, zunächst die Provinz Aserbeidschan, die er als Begler Beg mit fast souveräner Macht verwaltete, auf europäischem Fuß zu reformiren. Mit Hülfe franz. und später engl. Offiziere reformirte er zunächst das Heerwesen. Im Jahre 1821 unternahm er einen Krieg gegen die Türken, ging ohne Kriegserklärung über die Grenze und belagerte Bajasid; einer seiner Generäle drang sogar bis Diarbekr vor und machte große Beute. Der Schah mißbilligte scheinbar das Unternehmen; dennoch ward der Krieg fortgesetzt, so weit es die Geldnoth der Perser gestattete. Aber Abbas Mirza's vielversprechende Arbeiten in Tebris, das Arsenal und die Gießereien, die Druckerei, die Gruben und Bergwerke geriethen ins Stocken, die engl. Offiziere, vernachlässigt, verließen das Heer, die Magazine wurden nicht gefüllt, die Gelder veruntreut, die schlecht oder gar nicht bezahlten Soldaten desertirten scharenweise. A. selbst ergab sich dem Trunke und regierte ganz nach Willkür, wie seine Vorgänger. Die Räubereien unterdrückte er zwar mit Strenge, aber die Justiz war verkäuflich, die Statthalter- und Beamtenstellen wurden den Meistbietenden überlassen. Grenzstreitigkeiten führten zu wiederholten Kriegen mit Rußland, in denen A. mehr durch persönliche Tapferkeit als durch Feldherrntalente glänzte. Als der Friede von Turkmantschai (22. Febr. 1828) diese für Persien unheilvollen Unternehmungen abschloß, erhielt A. von der königlichen asiatischen Gesellschaft zu London das Diplom als Ehrenmitglied. In den Jahren 1831 und 1832 bekämpfte er die Kurdenhäuptlinge von Chorassan, wodurch er sich aufs neue beliebt machte. Bevor er jedoch die Eroberung von Herat vollenden konnte, starb er im December 1833 in Meschhed an einer Epidemie. Er hinterließ 24 Söhne und 26 Töchter. Sein ältester Sohn, Mohammed Mirza, bestieg 1834 den Thron von Persien.

Abbas Pascha, Vicekönig von Aegypten, Sohn Tussum Pascha's, Enkel Mehemed Ali's, zu Dschiddah in Hedschas 1813 geboren und in Kairo erzogen. 15 Jahr alt, erhielt er den Posten eines Provinzialinspektors, den er 3 Jahre verwaltete, während welcher Zeit er (im Herbst 1831) in Syrien eine Kavallerieabtheilung befehligte. Er bekleidete dann verschiedene hohe Verwaltungsämter, ward General-inspektor der Provinzen und bald darauf erster Minister und Präsident des Raths von Kairo. Auf diesem Posten, den er 8 Jahre lang bekleidete, gewann er die allgemeine Achtung sowohl der Eingeborenen wie auch der europäischen Konsuln. Im Kriege von 1841 in Syrien befehligte er eine Division der ägyptischen Armee. Er ward von Mehemed Ali zu seinem Stellvertreter eingesetzt, sah sich aber von seinem Oheim Ibrahim Pascha, der sich mit Zustimmung der Pforte der Regierung be-

mächtigte, verdrängt. Der Tod Ibrahims (10. Nov. 1848) rief ihn nach Aegypten zurück. Von den ausländischen Konsuln als legitimer Thronfolger anerkannt, wurde er in Konstantinopel im Nov. 1848 von dem Sultan mit der Würde des Vicekönigs von Aegypten belehnt. Der europ. Civilisation abgeneigt, bevorzugte er den Ackerbau, befreite das Volk von dem Drucke der schweren Steuern und beseitigte die Beschränkungen des inländischen Handels möglichst. Beim Ausbruch des Krieges gegen Rußland stellte er der Pforte 15,000 Mann Landtruppen und seine Flotte zur Verfügung. A. ward am Morgen des 13. Juli 1854 auf einem Divan in einem Salon seines Palastes Benha el Assel todt gefunden. Sein Nachfolger war Said Pascha, ein jüngerer Sohn Mehemed Ali's. Vgl. Aegypten, Geschichte.

Abbassiden, 1) Chalifendynastie, s. Chalifen; — 2) pers. Dynastie, s. Abbas 2).

Abbäte (ital.), s. v. w. Abt, Abbé.

Abbate, Nicolo dell', berühmter Maler, Messer Nicolo, auch Nicolo Abati genannt, 1509 oder 1512 in Modena geboren, soll sich nach Correggio gebildet haben, doch bezeugen seine Werke auch ein fleißiges Studium Raffaels. In reiferen Jahren ließ sich A. in Bologna nieder, wo er im Portico di Leoni eine Geburt Christi malte, sein Hauptwerk. In seinem 40. Jahre folgte er dem Rufe Primaticcio's nach Frankreich, um demselben bei seinen großen Freskomalereien zu Fontainebleau zu helfen. Er starb daselbst 1571.

Abbatucci (spr. -tuttschi), 1) Giacomo Pietro, kors. General, 1726 auf Corsica geboren, trat als Nebenbuhler Pascal Paoli's auf, kämpfte aber dann unter demselben glücklich gegen die Genueser. Sich den Franzosen anschließend, wurde er Oberstleutnant, dann in den Proceß der kors. Patrioten verwickelt und verurtheilt, aber infolge eines Protestes der kors. Stände freigesprochen und zum Maréchal de camp ernannt. Als solcher vertheidigte er 1793 Corsica gegen Paoli und die Engländer. Doch mußte er sich nach Frankreich zurückziehen und ward Divisionsgeneral. 1796 kehrte er in seine Heimat zurück, wo er 1812 starb.

2) Jean Charles, des vorigen Sohn, geb. in Corsica 1771, zog, als er 1793 als Leutnant bei der reitenden Artillerie diente, Pichegru's Aufmerksamkeit auf sich und wurde infolge davon 1794 Generaladjutant und Brigadechef bei der Armee in Holland, 1796, von Moreau empfohlen, Brigade- und noch in demselben Jahre Divisionsgeneral. Als solcher fand er am Brückenkopfe bei Hüningen bei einem Ausfall gegen die Oesterreicher 1. Dec. seinen Tod. Moreau ließ ihm 1801 auf der Rheininsel bei Hüningen ein Monument errichten, das 1815 zerstört, aber 1830 wieder hergestellt wurde.

3) Jacques Pierre Charles, Enkel von A. 1), Neffe des vorigen, geb. 22. Dec. 1791 zu Zicavo auf Corsica, studirte die Rechte, ward 1816 Prokurator, 1819 Mitglied des Gerichtshofs zu Bastia. Nach der Julirevolution ward er Gerichtspräsident zu Orléans; dann in die Deputirtenkammer gewählt, gehörte er 1839 zur Opposition. Nach der Februarrevolution 1848 zum Rath am Kassationshof zu Paris ernannt, trat er für das Departement Loiret in die konstituirende Versammlung, wurde Präsident der Gesetzgebungskommission und stimmte für die Wahl Ludwig Napoleons zum Präsidenten. Nach dem Staatsstreiche erklärte er sich für die neue Ordnung der Dinge, ward Mitglied der Konsultativkommission, 22. Juni 1852 Justizminister, dann Senator u. Siegelbewahrer. Er starb 11. Nov. 1857.

Abbau und **Ausbau**, die Errichtung neuer Bauernhöfe, mit Abbruch der alten, auf separirten und zusammengelegten Grundstücken, sowie die Anlage von neuen Vorwerken auf größeren Gütern. S. Zerschlagung der Grundstücke. Ueber Abbau im Bergbau s. d. Abgebaut heißt eine Grube, wenn der weitere Bau derselben wegen Erschöpfung des Erzgehalts oder entgegenstehender Schwierigkeiten aufgegeben wird.

Abbé (franz.), ursprünglich s. v. w. Abt. Auf Grund eines zwischen Papst Leo X. und dem Kaiser Franz I. von Frankreich abgeschlossenen Kontrakts stand den Königen von Frankreich das Recht zu, 225 Abbés commendataires für fast alle franz. Abteien zu ernennen. Die reicher botirten dieser Sinekuren wurden meist jüngeren Söhnen adeliger Familien, die geringer dotirten Gelehrten zu Theil. Seit Mitte des 16. Jahrh. führten den Titel A. überhaupt junge Geistliche mit oder ohne geistliche Weihen. Ihre Kleidung bestand in einem schwarzen oder dunkelvioletten Gewand mit kleinem Kragen, und ihr Haar war in eine runde Haarlocke geordnet. Da von diesen nur wenige zum Besitz einer Abtei gelangen konnten, so suchten die meisten andere Stellungen zu gewinnen. Viele fungirten als Hauslehrer, Hausfreunde, Gewissensräthe ꝛc. in angesehenen Familien, andere bekleideten höhere Lehrämter oder widmeten sich der Schriftstellerei. Diese Abbés spielen im damaligen franz. Lustspiele eine meist nicht sehr erbauliche Rolle. Erst mit der Revolution verschwanden sie aus der Gesellschaft. Jetzt wendet man den Titel A. (ital. Abbate) nur noch in Briefen an junge Geistliche an.

Abbé *** (Abbé Trois Étoiles), die noch unenträthselte Bezeichnung eines der neuesten franz. Romanschriftsteller, dessen die Gebrechen des Katholicismus enthüllende Werke bedeutendes Aufsehen erregt haben. Es sind dies: »Le Maudit« (Par. 1863, deutsch von Diezmann, »Der Verfluchte«, Leipz. 1863, 3 Bde.), welcher die Geschichte des reichen Julio de la Clavarie erzählt, seine Konflikte mit den Jesuiten, die es auf seine Person und noch mehr auf sein Vermögen abgesehen haben und ihn bis nach Italien verfolgen, sein Ringen mit den Lehrmeinungen der Kirche; »La Religieuse« (Par. 1864, deutsch »Die Nonne«, Leipz. 1864), eine Art Fortsetzung zu dem »Verfluchten«, ähnliche Kämpfe in dem Nonnenleben der Nonnenklöster aufweisend; »Le Jésuite« (das. 1865, deutsch Leipz. 1865); »Le Moine« (das. 1865, deutsch Leipz. 1865). Unter den weiteren Werken des Verfassers sind noch hervorzuheben: »Le Curé de campagne« (Par. 1867) und »Les Mystiques« (Par. 1869, deutsch von Peters, Bremen 1870, 2 Bde.), welche aber einen Rückschritt bezeichnen. Die ersten Romane, obwohl in einem jugendlich unruhigen Stile verfaßt, beruhen sichtlich auf meist persönlichen Erfahrungen und zeigen nicht selten großes Leben in der psychologischen Darstellung. Der unbekannte Verfasser wird in den Kreisen der höheren Geistlichkeit gesucht; auf keinen Fall kann es aber der mehrfach genannte Abbé Michon sein.

Abberufung, die Zurückberufung eines Bevollmächtigten von Seiten seines Auftraggebers. Eine solche, an einen Gesandten gerichtet, beendigt die Gesandtschaft an und für sich noch nicht, sondern es muß zuvor der Regierung, bei welcher der Gesandte

akkreditirt ist, das Abberufungs=(Rappél=)schreiben übergeben oder ihr die A. sonst in amtlicher Weise mitgetheilt werden (s. Gesandte). Daß volksvertretende Abgeordnete von ihren Wählern nicht nach Willkür zurückberufen werden können, kann nicht zweifelhaft sein, wenn man in Erwägung zieht, daß diese nicht sowohl Bevollmächtigte eines Auftraggebers, in dessen Namen sie allein zu handeln hätten, als vielmehr nur durch das Vertrauen ihrer Wähler als Volksrepräsentanten bezeichnet worden sind und ihr Recht nicht von jenen, sondern von dem Gesetz empfangen, in dessen Sinn sie dasselbe nach bestem Wissen und Gewissen zu üben haben. Die vom Radikalismus hier und da geltend gemachte Ansicht, daß den Wählern das Recht zustehe, ihre Abgeordneten nach Willkür abzuberufen, ist daher nicht nur in rechtlicher Beziehung unstatthaft, sondern auch mit der den Volksrepräsentanten zustehenden Würde unvereinbar, abgesehen davon, daß ihre Durchführung zu der größten politischen Verwirrung führen würde. Wohl aber sind Korporationen und Standesherren, die sich gesetzlich durch Bevollmächtigte vertreten lassen können, berechtigt, letztere nach Gutdünken zurückzuberufen. Unter A. eines Processes versteht man die Zurückforderung der Akten von einem Untergerichte durch ein höheres Gericht oder das Justizministerium wegen hartnäckig verweigerter oder sehr verzögerter Rechtspflege, jedoch nur auf Antrag und Beschwerde der Parteien. Abberufungsrecht (Abforderungsrecht, Jus avocandi oder Jus devolutionis) heißt auch das Recht des Fürsten oder höherer Gerichtshöfe, ausnahmsweise in besonderen Fällen die Untersuchung einer Rechtssache dem nächsten kompetenten Gerichte zu entziehen und selbst zu übernehmen.

Abbeville (spr. abb'wil; v. lat. Abbatis Villa), Stadt im franz. Departement Somme, in der Picardie, am Fluß Somme, welcher bis hierher der Ebbe und Flut unterworfen ist, hat eine schöne gothische Kirche (St. Vulfran) und andere interessante mittelalterliche Bauwerke und zählt 19,385 Einw., welche Fabrikation von Wollstoffen, Segeltuch, Chemikalien und ansehnlichen Seehandel treiben. A. ist die alte Hauptstadt der Grafschaft Ponthieu und wurde bereits von Karl d. Gr. befestigt; gegenwärtig gehört sie zu den Festungen vierten Ranges. Die in den Kieslagern der Umgebung gefundenen Steinwerkzeuge und Knochen sind für die archäolog. Anthropologie von Wichtigkeit.

Abbiate=grasso (Abbiagrasso), Bezirkshauptstadt in der ital. Provinz Mailand, am Naviglio Grande, aus dem hier der Naviglio de Bereguardo gegen SO. abgeht. Der ansehnliche ummauerte Ort bildet eine wichtige militärische Position und zählt 9177 Einw., welche Seidenspinnerei und Reisbau treiben. Im Jahre 1167 wurde A. von Kaiser Friedrich I. erobert. M. Visconti schlug hier 1313 die Guelfen, und Giovanni dei Medici 1524 die Franzosen.

Abbinden, chirurg. Operation, wodurch ein Aftergebilde auf unblutige Weise entfernt wird. Man legt einen starken Faden aus Seide oder Hanf in die Basis oder den Stiel des zu entfernenden Gebildes und zieht die Schlinge fest zu. Hierbei wird der Stiel der Geschwulst entweder sofort abgeschnürt, oder die in ihm enthaltenen Blutgefäße werden so stark zusammengedrückt, daß sie abstirbt und nach einigen Tagen als trockener brauner Schorf losgestoßen wird. Das Verfahren des Abbindens eignet sich nur für kleinere und namentlich gestielte Geschwülste auf der Haut. Größere, mit breiter Basis aufsitzende oder schwer zugängliche Aftergebilde werden nicht abgebunden, sondern abgequetscht. Man braucht dazu besondere Instrumente, sogen. Schlingenschnürer, weil die Kraft der Hände dazu nicht ausreicht. Der von dem franz. Chirurgen Chassaignac erfundene Ecraseur ist ein solches Instrument, welches viel Freunde, aber auch viel Gegner gefunden hat. Es sollte eigentlich nur dann angewendet werden, wenn die Entfernung der Geschwulst mit dem Messer eine gefährliche Blutung erwarten läßt. Anstatt eine Geschwulst abzubinden oder abzuquetschen, kann man sie auch mit Hülfe eines Drahtes, welchen man um die Basis der Geschwulst legt und durch den elektr. Strom glühend macht, abbrennen. Es ist dies die für zahlr. Fälle überaus zweckmäßige, von Middeldorpf angegebene Methode der galvanokaustischen Schneideschlinge. Vgl. Galvanokaustik.

Abbitte, s. Deprekation.

Abblatten, das Abbrechen der Blätter von Rüben und anderen Wurzelgewächsen vor der Ernte behufs der Verwerthung derselben als Viehfutter. Da die Blätter ebenso gut wie die Wurzeln Ernährungsorgane der Pflanzen sind, so muß ihre vorzeitige Entfernung höchst nachtheilig auf die Entwickelung der ganzen Pflanze, also auch auf die der Wurzel wirken, deren vollkommene Ausbildung Hauptzweck der Kultur ist. Das A. der Runkelrüben vermindert deren Zuckergehalt, und auch bei Kartoffeln, Futterrunkeln und Kohlrüben wird die Ernte durch das A. geschädigt. Da aber die Blätter der genannten Kulturgewächse in vielen Wirtschaften ein kaum entbehrliches Viehfutter bilden, so ist beim A. auf die Abmessung des richtigen Zeitpunktes und der Quantität der zu entfernenden Blätter große Sorgfalt zu verwenden.

Abbot (spr. äbb-), 1) George, englischer Prälat, geb. in Guilford 29. Okt. 1562, seit 1610 Erzbischof von Canterbury, bemühte sich 1608 eine Vereinigung der schott. Episkopalkirche mit der engl. zu stande zu bringen. Jakob I. gab viel auf seinen Rath, obwohl A. nicht selten der Willkürlichkeit des Königs entgegentrat. A. starb 5. Aug. 1633 zu Croydon.

2) Robert, geb. 1560, Bruder des vorigen, Bischof von Salisbury, ein Theolog von hervorragender Bedeutung, stand in hoher Gunst bei Jakob I.; starb 2. März 1617. Er schrieb: »De suprema potestate regia« (Lond. 1616), eine beredte Apologie der königlichen Gewalt im Sinne der Stuart'schen Auffassung.

3) Charles, Lord Colchester, s. Colchester.

Abbotsford (spr. äbb-), ehemaliges Kloster in der schottischen Grafschaft Selkirk, am Tweed, unfern der Stadt Selkirk, berühmt als Landsitz Walter Scotts, der dasselbe 1811 kaufte und zu einem reizenden Landsitz im mittelalterlichen Schloßstile umschuf. A. ist äußerst romantisch gelegen, von prächtigen Anlagen, den Schöpfungen seines ehemaligen berühmten Besitzers, umgeben und im Innern auf das geschmackvollste eingerichtet. Es enthält reiche, vom Dichter angelegte Sammlungen von Gemälden, Antiquitäten, Büchern, Manuskripten, die sich noch heute in bester Ordnung befinden und von den jetzigen Besitzern Abbotsfords, James Hope Scott u. dessen Frau (der einzigen Enkelin Sir Walters), in Ehren gehalten werden. Der auf A. gegründete Baronstitel der Familie erlosch schon 1847 mit dem Tode des letzten Sohnes Walter Scotts.

Abbott (spr. äbb-), John Stevens Cabot, nordamerik. Geschichtschreiber, geb. 1805 in Brunswick im Staate Maine, hat sich namentlich durch seine »History of Napoleon« (New York 1856) bekannt gemacht, in welcher er Napoleons I. Handlungen u. Charakter vertheidigte. Er schrieb auch eine Geschichte des nordamerik. Bürgerkrieges (New York 1863—65) und ein Leben Napoleons III. (das. 1868).

Abbrennen des Bodens (Rasenbrennen), s. Bodenmelioration, Betriebssysteme, (Plaggenwirtschaft) und Urbarmachung.

Abbreviatoren (lat.), ursprünglich diejenigen, welche einen Auszug aus einem Werke machen; dann insbesondere die Notarien der päpstlichen Kanzlei, welche die Sendschreiben (Breves) &c. auf die an den Papst gerichteten und von ihm mit Resolution versehenen Bittschreiben zu entwerfen, auf Pergament abzuschreiben und mit den üblichen Liquidationen an die Dataria zu befördern haben. Sie kommen zuerst um 1350 vor. Paul II. hob sie, 25 an der Zahl, wegen ihrer Bestechlichkeit auf, doch wurden sie später wieder hergestellt und auf 72 vermehrt, von denen 12 Prälatenrang haben.

Abbreviaturen (lat.), Abkürzungen, deren man sich bedient entweder des Raum- und Zeitersparnisses halber, oder damit das Geschriebene nicht von jedermann gelesen werden könne. Dergleichen waren schon im Alterthum in Handschriften und auf Münzen &c. gebräuchlich und bestehen theils in der Abkürzung eines Worts oder einer Silbe auf einen oder einige Buchstaben, theils in wirklich stellvertretenden Zeichen, welch letztere besonders mit dem Gebrauch der kleinen Buchstaben aufkamen und aus den Handschriften auch in die gedruckten Ausgaben, namentlich der griech. Klassiker, übergingen. Die Römer nannten solche Abkürzungszeichen Notae oder Compendia scribendi und die sich derselben bedienenden Schreiber Notarii. Sie unterschieden dreierlei A., Abkürzungen ganzer Wörter und Silben (sigla, literae singulae), Vertauschungen von Buchstaben zum Behufe der Geheimschrift und willkürlich gewählte Zeichen. Der Name Notae Tironianae rührt von Tullius Tiro, dem Freigelassenen des Cicero, her, welcher diese A. ordnete und dadurch erst in Aufnahme brachte. Seneca ordnete sie von neuem und zählte ihrer schon 5000. Auch im Mittelalter machte man in Inschriften und auf Münzen, sowie in Handschriften besonders seit dem 11. Jahrh. davon Gebrauch. Zusammenstellungen und Erklärungen der altröm. A. gaben unter anderen Sertorius Ursatus im »Commentarius de notis Romanorum« (in Grävius' »Thesaurus antiquitatum italicarum«, Bd. 11), Carpentier im »Alphabetum Tironianum« (Par. 1747), der auch als Proben einige Handschriften aus der Zeit Ludwigs des Frommen (814—840) mittheilt, die mit solchen »Noten« geschrieben und bis dahin nicht gedruckt waren, u. Tassin im »Nouveau traité de diplomatique« (Par. 1750—65, 6 Bde.). Ein sehr sorgfältiges Buch über die lat., vom 8.—15. Jahrh. in Urkunden und Handschriften üblichen A. ist Walthers »Lexicon diplomaticum« (Gött. 1745). Die in griech. Handschriften üblichen, aus unseren Ausgaben ziemlich verschwundenen A. pflegen in den Grammatiken (Buttmann, Rost, Mehlhorn) erläutert zu sein. Ueber eine im Althochdeutschen vorkommende Abkürzungsweise (die nur den Schluß des Wortes gibt) berichtet J. Grimm in Kuhns »Zeitschr. für vergleichende Sprachforschung« (I, 96). Eine Abkürzung, meist in Zusammenziehung von Buchstaben bestehend, ist auch das Monogramm (s. d.). Ueber die jetzt am gewöhnlichsten vorkommenden A. s. die betreffenden Buchstaben.

Abbt, Thomas, philosoph. Schriftsteller, geb. 25. Nov. 1738 in Ulm, studirte seit 1756 zu Halle erst Theologie, dann Mathematik, Philosophie und schöne Wissenschaften und wurde 1760 außerordentlicher Professor der Philosophie zu Frankfurt a. d. O. Im folgenden Jahre nahm er einen Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln an, welche Stelle er aber erst nach einem ausbedungenen halbjährigen Aufenthalte zu Berlin antrat. Er verkehrte hier mit Euler, Nicolai und Mendelssohn, studirte dann, um ein Staatsamt übernehmen zu können, die Rechtswissenschaft und fand 1765 einen ihm erwünschten Wirkungskreis, indem ihn der Graf Wilhelm von Bückeburg zum Regierungs- u. Konsistorialrath ernannte. Er starb schon 3. Nov. 1766. A. gehört zu denjenigen Männern, welche in der Mitte des 18. Jahrh. das Wiederaufblühen der Literatur thätig befördert haben. Unter seinen Schriften ist die wichtigste die »Vom Verdienste« (Berl. 1765); außerdem sind zu bemerken die Schrift »Vom Tode für's Vaterland« (Bresl. 1761), ferner »Beiträge zur angemessenen Behandlung der Geschichte« und »Beiträge zu den Literaturbriefen«. Seine »Vermischten Werke« wurden herausgegeben von Fr. Nicolai (Berl. 1768—81, 6 Bde.; 2. Aufl. 1790). Mit dem regsamsten Geiste, großem Scharfsinn und klarem hellen Verstande gründliche Gelehrsamkeit, besonders genaue Kenntnis der älteren und neueren Sprachen, richtige Beobachtung des Lebens und edle Moralität vereinigend, wirkte A. sehr anregend auf seine Zeitgenossen. Seine Sprache leidet zuweilen an Härte und Dunkelheit, immer aber wird man seine Schriften als die Anfänge eines besseren Stiles betrachten müssen.

Abbûna (arab., »unser Vater«), das Oberhaupt der abessinischen Kirche.

A B C, die drei ersten Buchstaben, als Bezeichnung für sämmtliche 25 in ihrer gewöhnlichen Folge (s. Alphabet); dann auch, als Hauptwort gebraucht, s. v. w. Anfangsgründe.

A B C-Buch, s. Fibel.

Abchasien, eine von zahlreichen Bergflüssen durchzogene Landschaft im russ. Kaukasien, zwischen 42 1/5° und 44° nördl. Br. und westlich vom Schwarzen Meere, östlich vom Ostabhange der Hauptkette des Kaukasus begrenzt, südlich bis an den Ingurfluß, gegen den die bewaldeten Berge Samursakans abfallen, nördlich bis an den Küstenfluß Saldeba rachuchi reichend, der bei Tuapse mündet. Das Gebiet, das längs des Kodorflusses an 148 Kilom. breit ist, gegen N. zu aber immer schmäler wird, ist durch Ukas vom 21 Dec. 1867 dem suchumskischen Militärdistrikte zugetheilt worden. Das Nordgebirge, der Kaukasus, erreicht in den zebeldinskischen Bergen eine Kammhöhe von 3900—4600 Met.; die höheren Gebirgsthäler fallen steil nach S. ab. Terrassen, von einigen Quergebirgen von 1200 Met. Höhe durchsetzt, bilden die mittlere Gebirgslandschaft, von der man in die Ebene und das Geröllgestade des Schwarzen Meeres niedersteigt. Das gesammte Gebiet bis zum Kamm des Hochgebirges zeichnet sich aus durch eine überaus üppige Vegetation. Unmittelbar am Meere, gleich hinter dem schmalen, durch die Wellen aufgeworfenen Geröllwalle verweben sich Gesträuche und Bäume mit

Rankengewächsen zu undurchdringlichen Wänden; wo nicht gerade ein versteckter Pfad zum Meeresufer führt, ist es schwer, diese Pflanzenbarrièren zu durchbrechen, aus denen Eichen, riesige süße Kastanien und andere Laubbäume ihre Aeste emporstrecken. Der Vegetation im untern A. fehlt es jedoch an Formengegensätzen, weshalb sie ermüdet. Die Ansiedelungen liegen einzeln und versteckt, nur grüne Maisfelder, deren Pflanzen höher schießen als das Dachgesims, lassen ihr Dasein vermuthen. Der Urwaldscharakter ist auch den Vorbergen eigenthümlich; charakteristisch für sie ist jedoch das Auftreten eines Farnkrautes (Pteris), das bis zu 2,3 Met. Höhe sich erhebt und den Eingeborenen als Material zur Dachdeckung dient. Die süße Kastanie und alte Feigenbäume finden sich noch zahlreich bei 350 Met. Höhe; riesige Tannen folgen in den höheren Regionen; erst bei 2000 Met. hören Birken auf. Die Gegend ist überall reizend, in den höheren Alpenregionen großartig, aber überaus einsam; Wiesen sind nicht zahlreich vorhanden, in den oberen Thälern aber gut gepflegt. Bei 790 Meter ist die oberste Grenze des Maisbaues; die Zone der nordischen Cerealien, die in Mingrelien südlich vom Ingur jener der südlichen Cerealien (Mais und Hirse) folgt, fehlt hier. Die Temperatur ist an der Küste warm, feucht und im Sommer drückend; sie kühlt sich zwar gegen das Gebirge hin ab, doch behält sie durchgehends den Charakter, wie er den südlichen Ländern Europa's eigen ist.

A. war als Nachbarland des schon im hohen Alterthum berühmten Kolchis (Mingrelien) den alten Kulturvölkern nicht unbekannt; seine abgeschlossene Lage, der Mangel an guten Ankergründen und seine spärliche Besiedelung wurden aber Ursache, daß es nie so vielfach besucht wurde wie die südlich davon liegenden kaukasischen Länder. 550 n. Chr. fand der christliche Glauben dort Eingang; die Byzantiner hatten einigen Verkehr mit A., die Dschingischaniden dehnten ihre Herrschaft bis hierher aus und verstärkten ihre Heere mit den Bewohnern des Landes, so noch im 15. Jahrh. Rußland trat in freundliche Beziehungen zu A. schon 1154 durch die Ehe des Großfürsten Isjalaf Mstislawitsch mit einer Fürstentochter der Abchasen. Abtheilungen der Abchasen stießen 1809 zu den Russen bei der Belagerung von Poti. Die Erwerbung Abchasiens von Seiten Rußlands beginnt mit dem Frieden von Adrianopel 1829. Eine Reihe russischer Posten erstand längs des Meeres; 1837—40 vollzog sich die Besitznahme des südlichen Abchasiens. Allmählich wurden die russischen Stationen gegen das Gebirge hin vorgerückt; in die Jahre 1839—42 fällt die Unterwerfung des nordwestlichen Abchasiens vom Bsyb (oberhalb Pizunda) an. Es dauerte jedoch lange, ehe die Pacificirung des Landes vollkommen war; erst seit 1864 gelten die zum Schutze der Kosaken erbauten Befestigungen als werthlos. Das Centrum der Verwaltung ist **Okum**, im südlichen Theile Abchasiens, ein ärmlicher Platz, und **Zebeldinsk**, am Kodorflusse, im mittleren A., eine kleine Festung, 477,5 Meter hoch gelegen. Der Hafenplatz Suchum Kale, das Dioskurias der Alten, ist ohne Bedeutung.

Die Bewohner, **Abchasen**, bilden eine eigene, sprachlich von den übrigen Völkern des Kaukasus zu unterscheidende Gruppe; Theile von ihnen sitzen auch jenseits des Gebirgskammes zwischen Tscherkessen und Tschetschenzen. Ihre Gesammtzahl beträgt 144,346 Seelen; sie zerfallen in a) die eigentlichen **Abchasen** (94,000 Seelen) zwischen Ingur u. Bsyb; b) die **Samursakanen** am Ufer des Schwarzen Meeres (9800 Seelen); c) die **Zebeldiner** am Südwestabhange des Kaukasus (9300 Seelen); d) die **Sadsen** nördlich von den eigentlichen Abchasen (16,900 Seelen); e) die **Abasinen** (6400 Seelen) am Nordabhange des Gebirges; dann noch in weitere 9 Stämme, meist nur noch zwischen 450—1000 Seelen zählend. Ueber den Ursprung der Abchasen wissen wir noch nichts Genaues; sie selbst haben die völlig unglaubwürdige Tradition, daß sie aus Aegypten und Abessinien eingewandert seien. Ihre Sprache ist rauher als die anderer Stämme des Kaukasus; am meisten Verwandtschaft zeigt sie mit dem Tscherkessischen. Die Abchasen sind dunkel von Farbe, das Gesicht hat einen rohen Ausdruck; die Gestalt ist hager, gewöhnlich von mittlerer Größe. Ihrem Charakter nach sind sie unbändig und roh, rachsüchtig und diebisch; erst in den letzten Jahrzehnten gelang es, dem Land- und Seeräuberwesen ein Ende zu machen. Dabei sind sie sehr indolent und Strapazen abgeneigt; Fleiß ist ihnen unbekannt, auch ernster körperlicher Beschäftigung sind sie abhold. Mit saurer Milch, Maiskolben, schlechten Maiskuchen fristet der Abchase genügsam sein Leben; aber jeder Schmauserei, jedem Gelage seiner Fürsten und Verwandten wohnt er gerne bei. Festspeisen sind Otschomuqua, mit frischem Käse durchkneteter Hirsebrei; Abshgogo, gehacktes und mit Pfeffer 2c. stark gewürztes wohlschmeckendes Schaffleisch; Kiafta, runde Fleischkugeln mit Zwiebeln durchknetet und in Fett schwimmend; dann sauere gesottene Milch und Honigwaben, wozu man ungesalzenen Reis ißt. Seine Hütte ist elend, gewährt wenig Schutz und steht vereinzelt in den Wäldern; sie besteht meist aus schlechten geflochtenen Strauchwänden mit einem Farnkrautdach. Die Begräbnisstätten der Todten, für die er eine große Pietät hat, sind verhältnismäßig viel besser unterhalten als die Wohnungen der Lebenden. Der Abchase u. Zebeldiner haben sich die äußere Form der Lehre Mohammeds bewahrt, halten aber selbst diese nicht heilig; der Samursakane ist äußerlich zum Christenthum bekehrt, hatte früher schöne Kirchen, wie Baudenkmäler beweisen, und war damals ein ebenso eifriger, wie er jetzt lauer Christ ist. Kenntnis des Glaubens ist bei keinem vorhanden. Es fehlte ihnen ein Alphabet, Lesen und Schreiben wird erst seit der russ. Herrschaft gelehrt. Von den Fürsten sind einige in russ. Dienste getreten, die Mehrzahl derselben lebt von ihren Einkünften; ein großer Troß von Dienern besorgt die verschiedenen Hausgeschäfte; die Wohnungen sind aus Holz und bei den Mohammedanern im türk. Geschmacke aufgeführt. Das Verhältnis der Bauern zu den Fürsten war zeitweise ein sehr hartes; die Sklaverei ist seit 2. März 1870 durchgehends in ganz Kaukasien abgeschafft. Verwaltung und Rechtspflege sind geregelt; dem blutigen Streite, zu dem die Blutrache sonst bei jeder Gelegenheit trieb, ist gesteuert, Sicherheit herrscht, wo früher Raub war. Mit dem Fortschreiten der allerwärts im Kaukasus angelegten Verbindungsstraßen wird auch Abchasiens Holzreichthum dem Schiffbaue nutzbar gemacht werden; im übrigen wird es auch für die Zukunft keine Bedeutung für den Handel erlangen. Vgl. G. **Radde's** Reiseberichte in Petermanns »Geogr. Mittheilungen« (1866—68); **Filipon**, Uebersicht der abchasischen Gemeinden im Jahre 1871 (Moskau 1872, in russ. Sprache); **Gille**, Lettres sur le Caucase (Par.

1859); *Baumgarten*, Sechzig Jahre des kaukasischen Krieges (Leipz. 1861).

ABC-Schützen, Spottname der im Gefolge der fahrenden Schüler (Bacchanten, s. d.) des 14. und 15. Jahrh. herumwandernden Schulknaben, die von jenen aufs Betteln und Stehlen (in der Burschensprache Schießen, daher Schütze) ausgeschickt zu werden pflegten.

Abctuorium (lat.), eine Ceremonie bei Einweihung der Kirchen nach dem Ritual Gregors des Großen. Der Bischof schreibt mit seinem Stabe das griech. und lat. Alphabet in die auf den Boden gestreute Asche, um anzudeuten, daß jeder sich das ins Herz schreiben solle, was er in der Kirche hört.

Abd (arab.), Sklave, Knecht, häufig in Zusammensetzung mit Eigennamen, z. B. Abdallah, d. i. Knecht Gottes, Abd el Kader, d. i. Knecht des mächtigen Gottes, &c.

Abdachung, im allgemeinen die Abweichung einer Ebene von der horizontalen Lage, in der Geographie Bezeichnung der Absenkung des Landes gegen das Meer hin oder des allmählichen Abnehmens der Bodenerhebung nach der Meeresküste zu, welches die Richtung des Laufs der abfließenden Gewässer, namentlich der Hauptströme, bedingt. Während letztere, wenigstens in der Hauptrichtung ihres Laufs, der Hauptabdachung des betreffenden Landes folgen, weichen oft die kleinen Bäche und Flüsse aufs mannigfaltigste von derselben ab und folgen sogar nicht selten einer entgegengesetzten Richtung.

Abdallah (arab., »Knecht Gottes«), 1) Vater des Propheten Mohammed, Sohn Abd el Mottalibs, geb. 545 n. Chr. zu Mekka, lebte daselbst als Kaufmann, starb 570 kurz vor der Geburt seines Sohnes auf einer Handelsreise in Jathreb. — 2) A., Sohn des Abbas, Oheim der beiden ersten Chalifen aus dem Hause der Abbassiden, schlug den Chalifen Mirwan II. bei Zeb und ließ alle Sprößlinge des Hauses der Omajjaden auf grausame Weise umbringen. Nach dem Tode seines Neffen Abdul Abbas zum Chalifen ausgerufen, ward er von Abu Moslem, dem Feldherrn Abu Dschafars, des Bruders des Verstorbenen, geschlagen und 754 ermordet. — 3) A. *ben Yasin*, Araber im nordwestlichen Afrika, bekehrte im Verein mit Yahya, Fürsten von Senhadsche, die dortigen arab. Nomadenstämme, gewann den Ruf eines Heiligen und zahlreiche Anhänger, die ihn als geistliches Oberhaupt anerkannten, und hinterließ seinem erwählten Nachfolger Abubekr ben Omar, dem Gründer von Marokko und Ahnherrn der Dynastie der Almoraviden (s. d.), 1058 ein ansehnliches Reich.

Abdampfen (*Evaporiren*), das Verfahren, durch welches man bei Flüssigkeiten flüchtigere Stoffe von minder flüchtigen mittels Ueberführung der ersteren in Dampfform trennt, um die zurückbleibenden festen Substanzen zu gewinnen. Das A. geschieht entweder durch sogen. freiwilliges Verdunsten an der Luft, oder bei künstlich erhöhter Wärme, oder bei vermindertem Luftdruck, oder durch austrocknende Mittel, wie Schwefelsäure. Dabei lassen sich mehrere dieser verschiedenen Arten des Abdampfens mit einander verbinden. In den meisten dieser Fälle erfolgt das A. um so rascher, je größer die Oberfläche ist, welche die Flüssigkeit der Luft bietet, weshalb man sich möglichst flacher Schalen von Porzellan, Glas, Blei, Platin, im kleinen oft der Uhrgläser, im großen der Metallkessel oder Pfannen bedient, deren Wände bei Anwendung von Wärme möglichst dünn sein müssen. Das *freiwillige* A. ist das langsamste, aber billigste, und liefert dabei die regelmäßigsten Krystalle. Im kleinen läßt man die Schalen mit der Flüssigkeit, die durch übergebundenes Papier gegen Staub geschützt wird, auf einem warmen Ofen stehen. Im großen wird das freiwillige A. durch natürlichen oder künstlichen (Ventilator) Luftzug, durch Sonnenwärme und vor allem durch möglichst große Vermehrung der Oberfläche der verdunstenden Flüssigkeit beschleunigt. So beim Gradiren der Salzsoole, welche über Dornenwände herabtropft, und bei der Gewinnung des Seesalzes in den Salzgärten. Das A. bei *künstlich erhöhter Wärme* geschieht meist in flachen Gefäßen, unter fleißigem Umrühren mit einem Spatel, welcher durch die Hand oder mittels eines Räderwerks bewegt wird. Zum Betriebe des letzteren dient ein fallendes Gewicht oder eine kleine mit einer Wasserleitung in Verbindung stehende Turbine. Wo man die Hitze so steigert, daß die Flüssigkeit nicht langsam abdampft, sondern einkocht, wird zur Beförderung der Dampfbildung ein tiefes Gefäß angewandt, welches dem Feuer möglichst viel Fläche bietet und wohl selbst mittels eines Deckels mit Abzugsrohr für die Dämpfe geschlossen ist. Abdampfschalen von Porzellan und Glas werden meist nicht dem freien Feuer ausgesetzt, sondern zum Schutz auf ein sogen. Sandbad oder eine Sandkapelle gebracht. Soll das A. bei einer gewissen Temperatur stattfinden, so wendet man für eine 100° C. nicht übersteigende Wärme ein Wasserbad (Marienbad), für höhere Wärmegrade, Oel-, Chlorcalcium- oder Paraffinbäder an (s. Bad). Ueber das A. bei *vermindertem Luftdruck* ist folgendes zu bemerken: In dem Maße, wie sich der Druck der auf einer Flüssigkeit lastenden Luft- oder Dampfsäule mindert, sinkt der Siedepunkt der Flüssigkeit, wird ihr A. beschleunigt; dabei werden die Nachtheile einer erhöhten Temperatur und die chemisch verändernden Einwirkungen der Luft vermieden. Hierauf beruht die Wichtigkeit der *Vakuumpfannen* insbesondere bei der Zuckersiederei. Dies sind luftdicht verschließbare und durch Dampf heizbare Pfannen, in welchen man durch Luftpumpen die Luft über der Flüssigkeit verdünnt. Die sich bildenden Dämpfe werden in einem Kondensator, der mit der Vakuumpfanne in Verbindung steht, abgekühlt und zu Wasser verdichtet. Im kleinen stellt man die Schale mit der Flüssigkeit auf den Teller einer Luftpumpe und bedeckt diesen mit einer luftdicht schließenden Glocke. Um die Wasserdämpfe wegzuschaffen, wendet man aber trocknende Mittel, wie koncentrirte Schwefelsäure, Chlorcalcium, kalcinirte Potasche, gebrannten Kalk, an. Man braucht sie im luftleeren wie im lufterfüllten Raum, weil sie mit Begierde Wasserdämpfe anziehen und, aufgestellt in einem geschlossenen Raume, denselben trocknen. Werden andere Flüssigkeiten zugleich mit ihnen aufgestellt, so bewirken sie deren A., indem sie die sich bildenden Wasserdämpfe immer von neuem wieder an sich ziehen. Am meisten bedient man sich der Schwefelsäure, indem man eine Porzellanschale bis zur Hälfte damit füllt und mittels eines Triangels oder einer sonstigen Vorrichtung die Schalen mit der abzudampfenden Flüssigkeit über ihr aufstellt. Um einen hinreichend geschlossenen Raum zu erhalten, reicht es aus, die Schale mit Schwefelsäure auf eine polirte Holz- oder mattgeschliffene Glas- oder eine

Porzellanplatte zu stellen und eine Glasglocke darüber zu decken, deren unterer Rand mit Talg bestrichen ist. Ist der Rand abgeschliffen, so ist dies um so besser (Exsiccator). Man braucht diese Vorrichtung auch zum Trocknen fester, insbesondere pulverförmiger Körper und Krystalle. In der Technik verdampft man häufig Flüssigkeiten in Flammöfen, wobei die Flamme über den Spiegel der Flüssigkeit streicht.

Abdecker (Freiknecht, Schinder, Fall-, Wasen- oder Feldmeister, Caviller), diejenige Person, deren Geschäft es ist, in einem bestimmten Bezirke das gefallene Vieh wegzuschaffen, abzuhäuten und einzuscharren. Damit verbindet der A. bisweilen noch andere Arbeiten und Dienstleistungen, z. B. das Reinigen der Kloaken, das Einfangen herrenloser Hunde. Nach dem alten deutschen Rechte litt er an Anrüchigkeit (levis notae macula), war demnach unfähig zum Eintritt in die Zünfte, in das Militär und in Ehrenstellen, aber nicht ehrlos, konnte also vollgültiges Zeugnis vor Gericht abgeben. Die Kinder des Abdeckers, wofern sie nicht das Gewerbe des Vaters betrieben, blieben auch von dem Makel der Anrüchigkeit frei. Mit dem A. darf der Scharfrichter (s. d.) nicht verwechselt werden, der sich entweder ausschließlich mit Hinrichtungen von Verbrechern befaßt, oder doch die Abdeckerei nur durch Knechte besorgen läßt.

Abd el Kader, eigentlich Sidi el Hadschi Abd el Kader Uled Mahibdin, berühmter Araberhäuptling, ward um 1807 in der Ghetna, einer Unterrichtsanstalt unweit Maskara, geboren als Sprößling einer Priesterfamilie (Marabuts), die ihren Stamm bis zu den fatimidischen Chalifen zurückführt. Durch eine mit seinem Vater Mahibdin unternommene Pilgerfahrt nach Mekka, sowie durch eifrige Studien auf der Hochschule von Fes erwarb sich A. früh den Ruf besonderer Frömmigkeit und den Ehrennamen »el Hadschi«, d. i. der Pilger. 20 Jahre alt kam er nach Aegypten, wo er sich für die Reformen Mehemed Ali's begeisterte. Der Angriff der Franzosen wandte sein Lebensgeschick und machte aus dem künftigen Priester einen Krieger. Bald nach der Eroberung Algeriens durch die Franzosen wählte ihn das Volk auf Vorschlag seines Vaters zum Emir von Maskara. Jeder Mühe, jeder Gefahr Trotz bietend, von unerschütterlicher Vaterlandsliebe beseelt, gewann er bald das Vertrauen und die Liebe der Kabylen in hohem Grade und wußte, obgleich selbst ohne Fanatismus, ihren Religionseifer zu entflammen. Den Franzosen machte er sich zum ersten Male bemerklich, als er 3. und 4. Mai 1832 mehrere kräftige, wenn auch vergebliche Angriffe auf die Provinz Oran unternahm. Schon damals glaubte man, daß er mit dem Kaiser von Marokko in Verbindung stehe und von diesem beauftragt sei, Oran wieder zu erobern. Oefter geschlagen, erschien er immer wieder an der Spitze neuer Truppen, unterwarf von 1832—33 alle Stämme zwischen Maskara und dem Meere und nöthigte den franz. General Desmichels zu dem Frieden vom 26. Febr. 1834, worin seine Herrschaft ausdrücklich anerkannt und ihm das Recht zugesprochen wurde, in Frankreich Waffen und Kriegsvorräthe anzukaufen. Von den Franzosen nicht gehindert, unterwarf er die unabhängigen Häuptlinge der Provinz, zuletzt den mächtigen Bey der Duairs und Zmela's, der ihn anfangs besiegte, dann aber geschlagen und durch Milde in einen Verbündeten verwandelt wurde. Auch den Schah Mussah el Darkui, der mit seinen wilden Reitern aus der Sahara kam, um den abgefallenen Glaubensgenossen, den »Verbündeten der Franzosen«, zu besiegen, schlug er bei Hausch Amara in der Provinz Titeri und wurde nun von den Stämmen der Provinzen Oran und Titeri als Sultan anerkannt. Sein gewaltiges Ansehen machte es ihm sogar möglich, die Araber von einem Friedensbruche mit den Franzosen abzuhalten. Nach dem Ausbruch des Krieges mit den Franzosen steigerte der Sieg über den General Trezel an der Makta (28. Juni 1835) sein Ansehen noch mehr. Zwar eroberte Clauzel Maskara, konnte sich aber hier nicht behaupten und mußte im December einen verlustvollen Rückzug nach Tlemsan antreten. Der Krieg, den in den beiden folgenden Jahren General Bugeaud weiter führte, blieb ohne Resultate. Wenn A. einzelne Niederlagen erlitt, so gewann er auf der anderen Seite über den franz. General d'Arlanges an der Tafna (25. April 1836) einen bedeutenden Sieg und führte den kleinen Krieg mit einem solchen Glück, daß er seine Herrschaft über Titeri und sogar einen Theil der Provinz Algier ausdehnte und Bugeaud den bedrängten Franzosen mit 4000 Mann neuer Truppen aus Frankreich zu Hülfe eilen mußte. Bugeaud befreite nicht nur die an der Mündung der Tafna eingeschlossenen Franzosen, sondern brachte auch A. (6. Juli) am Sikak eine bedeutende Schlappe bei. Trotzdem schlossen die Franzosen, die eben damals an die Eroberung von Konstantine dachten, um hierzu die nöthige Ruhe zu gewinnen, den Vertrag an der Tafna (30. Mai 1837), in dem A. thatsächlich als Souverän unter der bloß nominellen Herrschaft Frankreichs anerkannt ward und die Verwaltung der Provinzen Oran, Titeri und Algier erhielt, mit Ausnahme der Hauptstädte und der Metidschah von Algier. Das Recht, in Frankreich Waffen und Kriegsvorräthe anzukaufen, wurde ihm diesmal von der Regierung selbst zugestanden, wogegen er die Verpflichtung übernahm, dem Heere 60,000 Säcke Getreide und 5000 Ochsen zu liefern. 1838 erlangte A. von den Stämmen des Dschurdschuragebirges in dem unzugänglichen Kabylenland Anerkennung seiner Herrschaft. Gering dagegen waren seine Erfolge im Innern Kabyliens. 1839 nahm A. von dem Marsche des Herzogs von Orléans durch einen Theil seines Gebiets einen Vorwand zum Krieg gegen die Franzosen, indem seine fanatischen Anhänger nicht länger einen Zustand dulden wollten, der ihnen als Gottlosigkeit erschien. Der Kampf ward nun ein Vernichtungskrieg. Bugeaud besetzte alle strategisch wichtigen Punkte und ließ von hier Kolonnen das Land mit Windesschnelle durcheilen, den Feind aufsuchen, angreifen, seine Dörfer, seine Herden vernichten und seine Städte zerstören. A. seinerseits irrte wie ein Adler, der seine Beute umkreist, um die franz. Besitzungen herum, ganze weite Gebirgsstrecken alarmirend und dann plötzlich auf einer schwachen Stelle einbrechend, wo man ihn am wenigsten vermuthete. Allen Nachstellungen entkam er in die Sahara, von wo infolge des Futtermangels die Hälfte der franz. Chasseurs ohne Pferde heimkehrte. Doch ging es mit seiner Macht sichtbar zu Ende. Die ihm ergebensten Stämme fielen nach und nach von ihm ab, um sich vor dem Hungertode zu retten, die zum heiligen Krieg rufende Stimme des Emirs fand mit jedem Jahre ein schwächeres Echo.

Er selbst ermattete, erschien seltener, drang nicht mehr so weit vor wie früher und zog sich eiliger zurück. Da richteten sich seine Blicke auf Marokko, dessen Sultan eine in ganz Nordafrika anerkannte geistliche Autorität besitzt. Infolge seiner Bemühungen bestand bald zwischen Marokko und Algerien ein Kriegszustand, ehe noch der Sultan einen Entschluß gefaßt hatte. Die Schlacht am Isly (14. Aug. 1844) führte aber eine rasche Entscheidung herbei; aus Furcht vor Abd el Kaders Einfluß in seinem eigenen Lande schloß der Sultan Frieden mit Frankreich. Dagegen gewann A. die kriegerischsten Stämme Marokko's, und es schien, als ob A. den marokkanischen Thron besteigen und einen neuen Krieg anschüren werde. Am 5. Juni 1847 überfiel er 2000 Marokkaner in ihrem Lager von Wed Azelef und eroberte dasselbe fast ohne Schwertstreich. Er befand sich jetzt im unbestrittenen Besitze des Rifs, der ihm die Verbindung mit Gibraltar, d. h. die Zufuhr von Waffen, sicherte, und schon hatte der Zug auf Fês begonnen, als zwei dem Emir zuziehende algerische Stämme von den Marokkanern überfallen und vernichtet wurden. Mehrere andere Stämme fielen nun von A. ab, während die marokkanische Hauptmacht gegen die Maluia vorrückte und A. bis dicht an die franz. Grenze drängte, so daß er sich zwischen zwei Feinden befand. Dennoch verlor er den Muth nicht, sondern bereitete sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod vor. Er griff eines der zwei marokkanischen Lager in der Nacht vom 11. Dec. 1847 mit Erfolg an; aber am folgenden Tage wendete sich das Glück. Die marokkanischen Truppen drängten ihn am 21. auf franz. Gebiet. Mit 1000 Kriegern gegen 40,000 Marokkaner setzte er über die Maluia, um sich von hier aus in die Gebirgspässe, die nach der Wüste führen, zu werfen, sah sich aber von den Franzosen umzingelt und erklärte am 22. nachts 11 Uhr seine Unterwerfung. Lamoricière versprach ihm Ueberschiffung nach Aegypten oder nach St. Jean d'Acre, und der Herzog von Aumale bestätigte dies Versprechen. Trotzdem wurde A. mit seinen Frauen und Dienern nach Frankreich erst in das Fort Lamalgue zu Toulon gebracht, dann Ende April 1848 in dem Schlosse zu Pau in Bearn und endlich zu Amboise eingeschlossen. Erst im Oktober 1852 kündigte der auf einer Rundreise durch Südfrankreich begriffene Präsident Ludwig Napoleon dem Emir seine Freiheit an, wogegen A. auf den Koran seine Unterwerfung »ohne Vorbehalt und Hintergedanken« beschwor. Einer Einladung des Präsidenten folgend, erschien er bald darauf in Paris, wo er der gefeierte Held des Tages war. Im December 1852 freigelassen, ließ er sich zu Brussa in Syrien nieder, siedelte aber, durch das Erdbeben von 1855 von dort vertrieben, nach Damaskus über. Hier nahm er sich bei der Christenverfolgung im Sommer 1860 der Verfolgten kräftigst an und ward dafür von Napoleon III. mit dem Großkreuz der Ehrenlegion belohnt. Im Genuß einer franz. Pension von 100,000 Franken, benutzte er seine Muße zur Abfassung eines Werks religiös-philosophischen Inhalts, das er in arab. Sprache an die franz. Akademie einsandte. In franz. Sprache erschien es von Dugat bearbeitet unter dem Titel: »Rappel à l'intelligent, avis à l'indifférent« (Par. 1858). Seitdem besuchte er 1864 Aegypten, wo die Kanalbauten zu Suez sein Interesse erregten, 1865 Konstantinopel, wo er die Begnadigung der in den syrischen Aufständen bestraften Mohammedaner erwirkte; nach einem kurzen Aufenthalte in England besuchte er 1867 die Weltausstellung in Paris. In neuester Zeit brachte er sich noch einmal in Erinnerung, indem er für Frankreich gegen Deutschland zu fechten sich bereit erklärte. 1872 ward seine franz. Pension herabgesetzt. Vgl. Laménaire, Vie, aventures, combats, amours et prise d'A. (Par. 1848).

Abdēra, Stadt im alten Thrakien, am Flusse Nestos, ursprünglich freie Stadt, fiel später unter die Herrschaft Philipps von Makedonien, zuletzt unter die der Römer. Ihre Einwohner standen im Rufe der Dummheit und Einfältigkeit, so daß der Name Abderīt zum Spott- und Schimpfnamen wurde, obschon Männer wie Demokritos, Protagoras, Anararchos u. Hekatäos aus A. hervorgegangen sind. Bei uns ward der Name Abdera's populär besonders durch Wielands Roman »Geschichte der Abderiten«, worin er in ergötzlicher Weise die Stadt als den Typus aller Kleinstädterei darstellt. Daher Abderitismus, s. v. w. einfältiges beschränktes Wesen, Kleinstädterei.

Abd er Rahmân, s. Abd ur Rahmân.

Abdikation (v. lat. abdicāre, sich von etwas lossagen, abdanken), Niederlegung einer Würde, besonders der Regierung. Unbestreitbar ist das Recht eines Fürsten, die Regierung niederzulegen, nur kann er dadurch seinem Stamme die Rechte auf die Regierung selbst nicht entziehen, noch weniger aber einen anderen Herrscherstamm zur Regierung bringen, oder dem Staate eine andere Verfassung aufdringen. Mit der Niederlegung der Regierung begibt sich der Regent der Ausübung sämmtlicher Regentenrechte, obgleich demselben sehr oft noch äußere Ehrenrechte, Majestätstitel u. dgl. vorbehalten werden. Ebenso verliert der abdicirende Regent in fremden Ländern die Exterritorialität und die Jurisdiktion über sein Gefolge. Ob das Recht des Abdicirenden wieder eintrete, wenn derjenige, zu dessen Gunsten abdicirt wurde, stirbt, oder die A. ablehnt, ist strittig.

Abdōmen (lat.), Unterleib; abdominăl, in der medicin. Sprache alles, was mit dem Unterleibe in unmittelbarer Verbindung steht. Daher Abdominaleingeweide, die im Unterleibe befindlichen Organe, wie die Digestions-, Harn- und Geschlechtsorgane; Abdominăltyphus, Unterleibstyphus, s. Typhus.

Abdruck, im allgemeinen jedes Gebilde, welches durch Druck hervorgebracht wird und ein Abbild des drückenden Körpers darstellt. Man unterscheidet Abdrücke auf ebener Fläche, z. B. in der Buchdruckerei, Kupferstecherkunst, Steindruckerei 2c., und Abdrücke in Relief, die entweder vertieft, oder erhaben sind. Da man bei dem unmittelbaren Abdrucke eines Gegenstandes auf einen Stoff, der nicht so dünn ist, daß die Formen auf der entgegengesetzten Seite durchschlagen, ein verkehrtes Bild erhält, so dienen solche unmittelbare Abdrücke in den meisten Fällen nur als Matrizen, die hernach durch eine weiche, bald fest werdende Masse ausgefüllt werden, welche sofort die Theile in der ursprünglichen Konkavität und Konvexität darstellt. Zu solchen Formen eignet sich im ganzen am besten gut gebrannter, fein pulverisirter, mit Wasser zu gehöriger Konsistenz gebrachter Gips, indem er nicht bloß alle Züge der Formen genau wiedergibt, sondern auch sehr schnell erstarrt. Außerdem werden verschiedene Metalle und Metallmischungen, gebrannter Kalk, pulverisirter

und mit Tragantschleim zu einem dicken Teige verriebener schwarzer Schiefer, Tripel, Sand, Glas, Alaun, Thon, Siegellack, Schwefel, Brod u. a. zu demselben Zwecke verwendet. Abdrücke von Blättern &c. erhält man, wenn man eine glatt geschliffene Steindruckplatte gleichförmig mit einem dünnen Ueberzuge von Kupferdruckerschwärze bestreicht, dann die Pflanze mittels einer Presse zwischen Papierbogen auf der Platte aufdrückt, nach kurzer Zeit wieder behutsam abzieht und mit der geschwärzten Fläche auf angefeuchtetes weißes Papier legt. Um Schmetterlinge abzudrücken, bestreicht man weißes Papier mit einer klebenden Lösung, wozu im Nothfalle aufgelöstes arabisches Gummi oder Eiweiß dienen können, breitet auf der bestrichenen Stelle die abgeschnittenen Flügel in gehöriger Ordnung und Lage aus, bringt sie so zwischen zwei andere Blätter Papier und bewirkt durch vorsichtigen Druck mit der Hand und sanftes Streichen mit dem Daumnagel, daß sich der bunte Staub der Flügel an die mit der kleberigen Lösung bestrichene Fläche ansetzt. Natürliche Abdrücke von Pflanzen und Thieren findet man in vielen geschichteten Steinen, sie werden häufig auch Versteinerungen genannt und dürfen nicht mit den **Dendriten** (s. d.) verwechselt werden. Die **Steinkerne** bilden gewissermaßen Abdrücke des inneren Hohlraumes von Schneckenschalen, Muscheln &c. Abdrücke von Versteinerungen ohne bedeutendes Relief, also besonders von den natürlichen Abdrücken, bereitet man nach dem Verfahren der Papierstereotypie. Ueber **Naturselbstdruck** s. d., über **galvanoplastische Abdrücke** s. **Galvanoplastik**.

Abduciren (lat.), ab-, wegführen; **Abduktion**, Ab-, Wegführung; in der Anatomie Abziehung eines Gliedes von einem naheliegenden andern mittels der Abziehmuskeln (**Abduktoren**); in der Chirurgie Knochenbruch, wobei die Enden weit von einander abstehen; in der Logik bei Schlußfolgerungen Uebergang von einem Satz zum anderen.

Abd ul Asis, der 32. Sultan der Osmanen, geb. 9. Febr. 1830, zweiter Sohn Sultan Mahmuds II., erhielt die herkömmliche Haremerziehung und lebte als Erbe der Krone in der traditionellen Zurückgezogenheit, wenn ihn auch sein Bruder Abd ul Medschid in dieser Beziehung sehr human behandelte. Als er diesem 25. Juni 1861 auf dem Throne folgte, regten sich große Hoffnungen. Auch zeigte sich der neue Sultan gegen seine Familie äußerst menschenfreundlich: die 6 Söhne seines Bruders ließ er nicht nach alttürkischem Herkommen eine Art Gefangenleben führen, sondern ernannte den ältesten, Mehemed Murad, welcher nach der Thronfolgeordnung der präsumtive Erbe ist, zum Pascha, gab ihm einen eigenen Haushalt und ließ die übrigen in einer Militärschule erziehen. Etwas später schaffte er auch die barbarische Gewohnheit ab, daß die Söhne der Prinzessinnen getödtet werden mußten. Hatte er doch selbst gegen einen solchen Brauch heimlich, indeß mit Vorwissen Abd ul Medschids, einen Sohn auferzogen, was dem Thronerben eigentlich verboten war, den 1857 geborenen Jussuf Izzedin, den er jetzt zum Vorscheine brachte. So zeigte sich A. von vornherein vorurtheilslos; er erklärte, sich mit einer Frau begnügen zu wollen, lenkte durch die Bestätigung des Hattischerif von Gülhane, sowie des Hatti Humayum vom Jahre 1856 in die Bahn der Reformen ein und setzte seine Civilliste von 75 auf 12 Mill. Piaster herab. Doch bekundete er bald eine bedenkliche und sehr kostspielige Neigung für das Heerwesen. Die Armee ward verstärkt, neue Kleidung und Bewaffnung eingeführt, und großartige Manöver verschlangen enorme Summen. Alle Reformen aber blieben auf der Oberfläche stehen. Was Armee und Marine von den verschiedenen Anleihen, zu denen man seine Zuflucht nahm, übrig ließen, diente vor allem zur luxuriösen Verschönerung der Reichshauptstadt, zu kostspieligen Reisen und Jagdvergnügungen des Herrschers. In der Verwaltung ging alles auf dem alten Fuße fort. Es fehlte ein System oder eine bestimmte Richtung bei der Regierung. Die Verschwendung blieb, auch als 1862 eine Reform des Finanzministeriums vorgenommen und namentlich eine Kommission zur Ueberwachung des Staatsschuldenwesens eingesetzt wurde. Auch der Harem füllte sich mehr und mehr mit tscherkessischen Sklavinnen. Im November 1862 trat ein sehr bedenklicher Gemüthszustand bei A. ein, eine Nervenaufregung, welche zu periodischen Wuthanfällen sich steigerte. Wie man sagte, sollte das Gefühl seiner Machtlosigkeit den Palastintriguen gegenüber und der schneidige Kontrast zwischen der Wirklichkeit und dem stolzen Bewußtsein von der einstigen Größe seines Hauses und den kühnen Reformplänen, die ihn erfüllten, bei dem Sultan diese übrigens bald wieder verschwindende Disposition geweckt haben. Fortdauernd hat aber des A. Regierung mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen: der Aufstand Kandia's gab zu langwierigen diplomatischen Verwickelungen Anlaß und wurde nur mühsam niedergeworfen, in Bosnien und der Herzegowina kam es zu Unruhen, namentlich aber stieg die Finanznoth aufs höchste. A. ließ die von Aali Pascha und dem Prinzen Fazyl geführte jungtürkische Reformpartei gewähren, jedoch aus Furcht vor dem Fanatismus der Alttürken nur theilweise. Durch seine Reise nach Paris 1867 zur Ausstellung, mit der ein Besuch in London und eine Begegnung mit dem Könige von Preußen in Koblenz verbunden war, überzeugte sich A. wohl vollends von der Nothwendigkeit gründlicher Reformen. Bei Eröffnung des Staatsraths 1868, in dem neben 34 Muselmanen 16 Christen saßen, entwickelte A. in einer Art von Thronrede seine Ansicht von der Umbildung des türk. Staats nach westeurop. Muster, die mit einer Säkularisirung desselben, d. h. der Lösung der sehr eng verbundenen religiösen und politischen Institutionen im wesentlichen eins ist. Damit begann eine neue Zeit; wenn auch von innen und außen mehrfach unterbrochen, gehen die Reformen seitdem doch ernstlicher vorwärts und hat man namentlich in neuester Zeit durch die Reinigung des demoralisirten Beamtenthums das Uebel an seiner eigentlichen Wurzel zu fassen angefangen. Bei der Unberechenbarkeit türk. Zustände und Persönlichkeiten muß ein Urtheil über den Werth und den Erfolg dieser Reformen freilich der Zukunft anheimgestellt bleiben. 1868 führte die Unterstützung des Aufstands auf Kandia von seiten Griechenlands zu einem Konflikt zwischen diesem und der Pforte, welcher auf einer Konferenz der Großmächte zu Paris gütlich und zwar zum Vortheil des Sultans beigelegt ward. Dafür fand sich dieser Juli 1873 veranlaßt, dem Chedive eine fast selbständige Stellung zuzugestehen (s. **Türkei**, Geschichte, **Aegypten**, Geschichte). Muthmaßlicher Nachfolger von A. ist nach türk. Gesetz sein ältester Neffe, Mohammed Murad,

geb. 21. Sept. 1840. Vgl. Azam, L'avénement d'A. (Par. 1861); Millingen (Osman Seify Bey), La Turquie sous le règne d'A. (Brüssel 1868).

Abd ul Hamid, der 27. Sultan der Osmanen, geb. 20. Mai 1725, gelangte 21. Jan. 1774 aus dem Kerker der Prinzenwohnung zum Throne, fand aber das hinfällige Reich in der größten Verwirrung. Die Statthalter der entlegenen Provinzen, wie Syrien, Aegypten, Georgien, waren fast unabhängig, und mit Rußland war die Pforte in einen unglücklichen Krieg verwickelt. Der schwache, vergnügungssüchtige A. war nicht fähig, dem Reiche aufzuhelfen. Der 21. Juli 1774 zu Kudschuk-Kainardschi abgeschlossene Friede verschaffte Rußland bedeutende Gebietserweiterungen am Schwarzen Meere, die Große und Kleine Kabardei, die festen Plätze Jenikale und Kertsch, die Stadt Asow und das Schloß Kinburn mit der Landzunge zwischen dem Bog und Dnjepr, freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere, das Schutzrecht über die Moldau und Walachei und alle griech. Kirchen im osman. Reiche. Die Krim, für unabhängig erklärt, wurde 1783 von Rußland genommen, und die Pforte mußte es 1784 in dem Besitze derselben bestätigen. Von den empörten Paschas wurde zwar Scheik Daher in Syrien besiegt und getödtet, gegen Ali Bey in Aegypten aber nichts ausgerichtet. Nachdem sich Oesterreich und Rußland eng verbunden hatten, erklärte A. 1787, nachdem er sein Heer durch franz. Offiziere hatte reorganisiren lassen, an letzteres den Krieg, der mit der Niederlage der türk. Flotte auf der Höhe von Kinburn und der Eroberung von Oczakow durch Potemkin (17. Okt. 1788) für die türk. Waffen sehr unglücklich begann. So groß wurde die Verlegenheit der Pforte, daß A. das Silber seiner Unterthanen als Kriegssteuer forderte. Mitten unter den Zurüstungen zu dem neu zu eröffnenden Feldzuge starb er, schon seit längerer Zeit geistig und körperlich herabgekommen, 7. April 1789. Sein Nachfolger war sein Neffe, Selim III. Vgl. Asim Tarichi, A history of Abd ul Hamed and Selim III. (Konstantin. 1867, 2 Bde.).

Abdullah Chan, Fürst von Bochara und der größte unter allen Herrschern des Hauses Scheibani, Sohn Iskender Chans. 1533 geboren, trat er im 24. Lebensjahre eben in jener Zeit auf, als Transoranien, theils durch innere Wirren, theils durch die Einfälle der Nomaden aus dem Norden, mit jeglichem Elende heimgesucht war. Seiner seltenen Energie, seinen militär. Talenten u. seiner Regententüchtigkeit gelang es, nicht nur die Ruhe im Innern des Landes herzustellen, sondern auch seine Eroberungen weit über den Oxus auszudehnen. Er verleibte Balch und Babachschan aufs neue Transoranien ein und, die damaligen Parteikriege zwischen dem emporstrebenden Schah Abbas und seinen Rivalen in Persien benutzend, riß er Herat und Merw an sich, plünderte Mesched und das reiche Grab Imam Riza's und unterwarf auf einige Zeit sogar Masenderan seinem Scepter. Bochara und ganz Mittelasien erfreute sich unter seiner Herrschaft der innern Ruhe; Handel und Industrie genossen seinen besondern Schutz. Er errichtete zahlreiche Kollegien und Moscheen, gründete Kervane, Seraile, Spitäler und sonstige zum allgemeinen Wohl bestimmte Gebäude. Mit dem türk. Sultan Murad III. suchte er die aufkeimende Macht der Sefiden zu vernichten. A. starb 1597. Sein einziger Sohn und Nachfolger Abd ul Mumen hatte sich kurz vor seinem Tode gegen ihn empört, und A. mußte ihn zu wiederholten Malen mit bewaffneter Macht unterwerfen.

Abd ul Latif, arab. Gelehrter, geb. 1162 zu Bagdad, widmete sich in Damaskus, Kairo, Jerusalem und Aleppo dem Studium der Medicin, starb 8. Nov. 1231 auf der Wallfahrt nach Mekka. Er ist Verfasser zahlreicher Schriften grammat., rhetor., theolog., jurist., besonders aber medicin. Inhalts, worunter eine Beschreibung Aegyptens zu erwähnen, herausgeg. von White (»Abdoliatiphi historiae Aegypti compendium«, Oxford 1800) und bearbeitet von Silvestre de Sacy (»Relation de l'Égypte«, Par. 1810).

Abd ul Medschid, der 31. Sultan der Osmanen, geb. 23. April 1823, Sohn Mahmuds II., folgte, im Harem erzogen, 1. Juli 1839 seinem Vater auf dem Throne. Das osman. Reich befand sich damals in einer sehr mißlichen Lage. Das Heer war durch die unglückliche Schlacht bei Nisib völlig aufgelöst, nichts schien den siegreichen Ibrahim Pascha zu hindern, in Konstantinopel einzurücken, wo er von einer einflußreichen Partei mit Sehnsucht erwartet wurde. Ohne die Intervention der christlichen Mächte wäre die Pforte damals verloren gewesen. Der ohne Frankreich abgeschlossene Vertrag vom 15. Juli 1840 stützte den wankenden Thron des jungen Padischah. Mehemed Ali mußte sich (17. Nov. 1840) unterwerfen und ein neuer Vertrag der Großmächte, welchem nachher auch Frankreich beipflichtete, ordnete die künftige Stellung des Lehnstaats Aegypten zur Pforte. Durch die Unterzeichnung des Hattischerifs von Gülhane (3. Nov. 1839) kündigte A. die Fortführung des vom Vater begonnenen Reformwerks an. Er folgte bei dieser, wie bei anderen Gelegenheiten den Winken seiner Mutter, der Walide Sultanin, welche bis zu ihrem Tode (2. Mai 1853) die Geschäfte leitete und der die Pietät des Sohnes nie den Gehorsam verweigerte. Während auf ihr Geheiß der europäisch gebildete Reschid Pascha die Reformen in Angriff nahm, überließ sich der junge Padischah den Freuden des Harems. Sogleich nach dem Tode seiner mütterlichen Führerin sah sich A. in Krieg mit Rußland verwickelt, indem letzteres infolge des Streits wegen der heiligen Stätten die orientalische Frage zur Kriegsfrage machte (s. Türkisches Reich, Geschichte). Damals wirkten seine europäischen Rathgeber das zweite Staatsgrundgesetz des türk. Reichs, den Hatti Humayum, von ihm aus, welcher 21. Febr. 1856 verkündigt ward und die Umgestaltung des Osmanenstaats im abendländischen Sinne vollenden sollte. Häufige Aufstände beunruhigten das Land, so besonders in Bosnien und der Herzegowina. Scheinbar freilich sah der Sultan, der sich »Seine Majestät« und »Kaiser« nennen ließ und selbst von Zeit zu Zeit seine Staaten bereiste, um sich von den Zuständen seiner Unterthanen durch den Augenschein Kenntnis zu verschaffen, seine Macht vermehrt. Mehemed Ali, der Todfeind seines Vaters, gelobte Gehorsam, auch Tripolis und Tunis kehrten zur Botmäßigkeit zurück, an der abessinischen Küste wehte die türk. Flagge, der Imam von Maskat erkannte die Oberhoheit der Pforte an und die Araber von Haleb bis Bagdad wurden unterworfen. Aber alle diese Erfolge wurden nur mit Hülfe der europäischen Diplomatie errungen, und das Reich fristete sein Dasein nur noch, weil sich die Großmächte über dessen Theilung nicht einigen konnten. Des Sultans und des Lan-

des Unglück war die Haremswirtschaft, an der A. ul M. trotz seiner sonstigen lobenswerthen Gesinnung mit alttürkischer Zähigkeit hing. Während im Krimkriege das türk. Heer dem äußersten Mangel preis gegeben war, schwelgten die Frauen des Harems im Ueberfluß. Die finanzielle Zerrüttung durchkreuzt auch jetzt noch alle Reformpläne. A. starb 25. Juni 1861. Sein ältester Sohn, Mohammed Murad, ist 22. Sept. 1840 geboren.

Abd ul Mumen (Abu Mohammed), Gründer der maurisch-spanischen Dynastie der Almohaden, geb. 1101 im nordwestlichen Afrika, ward Schüler des Ben Tumert, des Stifters einer neuen moslem. Sekte, der Moahedun oder Almohaden, die sich zu Tinmal nahe der Sahara zu einer geschlossenen Gemeinschaft organisirte. Von Ben Tumert zu seinem Habib oder Stellvertreter ernannt, drang er an der Spitze der Almohaden 1125 bis Marokko vor, ward aber hier von Ali Abul Hakem, dem Sultan aus dem Hause der Almorawiden, aufs Haupt geschlagen. Nachdem er zu Tinmal ein neues Heer gesammelt, gewann er bei Aghmat einen entscheidenden Sieg über die Almorawiden und ward nach Ben Tumerts Rücktritt 1130 zum Chalifen erwählt. Nach neuen Siegen über die Almorawiden und der Einnahme von Fes eroberte er den größten Theil des Reichs Marokko und bestieg nach der Eroberung dieser Stadt den dortigen Thron. Er breitete seine Herrschaft über Tunis, Kirwan und ganz Nordafrika bis Barka aus und verleibte derselben auch Sevilla und Cordova ein. Er starb 1163, im Begriffe, an der Spitze eines großen Heeres nach Spanien zu ziehen, um sich dies Land ganz zu unterwerfen.

Abd ul Wahab, s. Wahabiten.

Abd ur Rahmân, 1) Statthalter des Chalifen Yezid in Spanien, drang 731 mit ungeheurer Heeresmacht in Aquitanien ein, eroberte Bordeaux, ging über die Garonne und Dordogne, vernichtete das Heer des Herzogs Eudes von Aquitanien und verwüstete das Land bis Burgund, ward aber von Karl Martell, Majordomus der Franken, und dem Herzog Eudes im Oktober 732 zwischen Tours und Poitiers in einer siebentägigen Schlacht geschlagen und fiel im Kampfe.

2) Sultan von Marokko, geb. 28. Nov. 1778 unter der Regierung seines Großvaters Sidi Mohammed. Als dieser starb, folgte ihm nicht Abd ur Rahmâns Vater, sondern ein jüngerer Sohn Soliman, der A. später zum Verwalter der Hafenzölle ernannte. Habgierig wußte er in dieser Stellung einen beträchtlichen Theil dieser Revenüen für sich auf die Seite zu bringen, so daß er im Besitz bedeutender Reichthümer war, als der Tod seines Oheims ihn 1823 auf den Thron rief. Bisher stand höchstens der dritte Theil des marokkan. Staatsgebiets wirklich unter der Botmäßigkeit des Sultans; auf den anderen zwei Drittheilen gab es viele unabhängige Gemeinwesen, deren Angehörige durch häufige Einfälle die Nachbarschaft beunruhigten. Auch wo der Sultan als solcher anerkannt ward, mußte er die Steuern mit Heeresmacht eintreiben. Diesem anarchischen Zustande beschloß A. ein Ende zu machen. Aber in fünfjährigen Kämpfen (1822—26) gewann er die Ueberzeugung, daß es ihm schwerlich gelingen werde, sein Reich in europäischem Sinne zu ordnen, und ließ daher die Waffen ruhen. Um so eifriger war er nun auf Ansammlung von Schätzen bedacht, die er in einem festen Schlosse aufhäufte. Seine Haupteinnahmequellen flossen aus Handelsmonopolen, Zöllen und Seeräuberei, die er unter allen Herrschern der Barbareskenstaaten am längsten trieb. Dadurch wurde er in Streitigkeiten mit europäischen Mächten verwickelt, zuerst mit Oesterreich. Als dieses den Tribut von 25,000 Thlr., den Venedig für die Sicherheit seiner Flagge früher entrichtet hatte, verweigerte, ließ A. ein österreichisches Handelsschiff wegnehmen und die Mannschaft einkerkern. Darauf erschien ein österreich. Geschwader unter dem Admiral Bandiera, bombardirte die Hafenplätze El Arisch und Rabat und erzwang dadurch nicht bloß die Herausgabe des geraubten Schiffes und seiner Mannschaft, sondern auch Verzicht auf den Tribut (1828). Nach der Besitznahme Algeriens durch die Franzosen versuchte A. vergebens, die Provinz Oran seinem Reiche einzuverleiben. Wiewohl er selbst seitdem friedliche Gesinnungen gegen seine franz. Nachbarn hegte, wollten doch die fanatischen Marokkaner von keinem Frieden wissen. Daher die späteren Händel Abd ur Rahmâns mit Spanien und Frankreich. Als der span. Konsul Darmon 1844 auf der Jagd einen Eingeborenen zufällig getödtet hatte, ließ A., durch die in Wuth versetzte Menge gezwungen, den Unglücklichen hinrichten. Als nun überdies die Mannschaft eines span. Schiffs ermordet ward, forderte Spanien Genugthuung und erzwang von A. die Abtretung eines an Ceuta angrenzenden Stücks Land. Die ihm durch die Volksstimmung abgenöthigte Unterstützung Abd el Kaders fiel unglücklich aus. Die Franzosen beschossen unter dem Prinzen von Joinville Tanger und Mogador und zersprengten unter dem Marschall Bugeaud am Isly (14. Aug. 1844) in wenigen Stunden die zahllosen Reiterschwärme Abd ur Rahmâns. Obwohl darauf unter englischer Vermittelung mit Frankreich Friede geschlossen ward, so dauerte doch im Innern die Aufregung fort. Mehr als einmal brachte Abd el Kader, dem einige der angesehensten Stämme des marokkanischen Gebiets zufielen, Abd ur Rahmâns Thron zum Wanken, und dieser sah sich erst durch die Gefangennehmung des Kabylenhäuptlings von dem gefährlichen Nebenbuhler befreit. Auch noch später sah sich A. durch Aufstände im Innern und die Gewaltthätigkeiten der Rifpiraten in fortdauernde Händel verwickelt, und 1850 trat sogar ein Prinz seines Hauses als Thronusurpator auf, dessen Besiegung Zeit und Blut kostete. A. starb im August 1859. Sein Sohn und Nachfolger war Sidi Mohammed (geb. 1803).

Abecedârius (neulat.), ABC-Schütz; Spottname der alles Wissen verachtenden Wiedertäufer; abecediren, die Buchstaben nach dem ABC hersagen; die Tonleiter, sowie überhaupt Noten mit ihren Benennungen, ohne Text singen.

Abegg, Julius Friedrich Heinrich, bekannter Rechtsgelehrter, geb. 27. März 1796 in Erlangen, studirte zu Erlangen, Heidelberg und Landshut, widmete sich unter Wolfgang Puchta in Erlangen ein Jahr lang der juristischen Praxis und setzte darauf seine Studien in Berlin fort. Im Jahre 1820 begann er zu Königsberg Vorlesungen, wurde 1821 daselbst außerordentlicher und 1824 ordentlicher Professor der Rechte, ging in gleicher Eigenschaft 1826 nach Breslau; starb das. 29. Mai 1868. Seine Hauptschriften sind: »System der Kriminalrechtswissenschaft« (Königsb. 1826); »Lehrbuch des Kriminalprocesses« (2. Aufl., das. 1833);

»Die verschiedenen Strafrechtstheorien in ihrem Verhältnis zu einander und zu dem positiven Rechte und dessen Geschichte« (Neust. a. d. O. 1835); »Lehrbuch der Strafrechtswissenschaft« (das. 1836); »Beiträge zur Strafproceßgesetzgebung« (das. 1841).

Abeken, 1) Bernhard Rudolf, Philolog und Schulmann, geb. 1. Dec. 1780 in Osnabrück, studirte Theologie in Jena, war 1808 Lehrer der Söhne Schillers, ward 1814 Konrektor, 1841 Rektor am Gymnasium zu Osnabrück und starb das. 24. Febr. 1866. Von seinen literar. Arbeiten verdienen außer einer Gesammtausgabe der Werke J. Mösers (Berl. 1842—43, 10 Bde.) besondere Erwähnung: »Cicero in seinen Briefen« (Hannov. 1835); »Ein Stück aus Goethe's Leben« (Berl. 1848); »Goethe in den Jahren 1771—75« (2. Aufl., Hannov. 1865).

2) Wilhelm Ludwig Albert Rudolf, Archäolog, Sohn des vorigen, geb. 30. April 1813, studirte seit 1833 in Berlin Theologie, wandte sich dann unter Gerhards Leitung der Archäologie zu und machte in Rom Studien über die Verhältnisse der alten Bevölkerung in Etrurien, Samnium und Umbrien, deren Resultate er in dem Werke: »Mittelitalien vor den Zeiten röm. Herrschaft in seinen Denkmalen« (Stuttg. 1843) niederlegte. Er starb 29. Jan. 1843 in München.

3) Heinrich, geb. 19. Aug. 1809 zu Osnabrück, Neffe von A. 1), studirte 1827—31 zu Berlin Theologie, ging 1834 auf Bunsens Veranlassung als preuß. Gesandtschaftsprediger nach Rom, 1841 nach London, wo er mit jenem für die Errichtung des Bisthums in Jerusalem thätig war, begleitete 1842 Lepsius auf dessen Expedition nach Aegypten und Aethiopien und ward nach seiner Rückkehr 1848 im preuß. Ministerium des Auswärtigen angestellt, dem er seit 1853 als Geh. Legationsrath und vortragender Rath angehörte. Dem Kriege von 1870—1871 wohnte er im Hauptquartiere des Königs bei. A. starb zu Berlin 8. Aug. 1872. Literarisch hat er sich bekannt gemacht durch seine Schrift gegen die Gräfin Hahn-Hahn »Babylon und Jerusalem« (Berl. 1851).

Abel (Habel, d. i. Hauch, Hinfälligkeit), der zweite Sohn Adams und Eva's, der von seinem ältern Bruder Kain erschlagen wurde (1. Mos. 4, 16). Die einfache biblische Erzählung, wo als Motiv des ersten Mordes die neidische Mißgunst angegeben, die Art der Ausführung aber nicht näher beschrieben wird, ist in beider Beziehung durch die spätere Dichtung der Rabbinen, des Koran und christlicher Erzähler vielfach, zum Theil nicht ohne poetischen Geist ausgeschmückt worden. Den Ort der Ermordung Abels zeigt man noch jetzt 16 Meilen von Damaskus und nicht weit davon sein Grab. Die christlichen Gnostiker machten aus A. einen vermenschlichten Aeon, Ebel oder Siva, d. i. glänzender Hauch.

Abel, 1) Jakob Friedrich von, philosoph. Schriftsteller, geb. 9. Mai 1751 zu Vaihingen an der Enz in Würtemberg, erhielt seine Bildung in den Seminarien zu Denkendorf und Maulbronn, später zu Tübingen, und ward schon im 21. Jahre Professor der Philosophie an der Karlsakademie, wo er einer der Ersten war, welche Schillers Genius erkannten und beschützten. Im Jahre 1775 siedelte er mit der Akademie von der Solitude nach Stuttgart über, erhielt 1790 die durch Ploucquets Tod erledigte Professur der prakt. Philosophie an der Universität Tübingen und wurde 1793 Pädagogiarch der würtemb. Gymnasien und Schulen, welche Würde er 1811 mit der eines Prälaten und Generalsuperintendenten von Oehringen vertauschte, wodurch er zugleich Mitglied der leitenden Oberbehörde der evangel. Kirche in Würtemberg wurde. Im Jahre 1825 ward er Generalsuperintendent in Urach, später in Stuttgart, und starb 7. Juli 1829 zu Schorndorf im Jartkreis. Er schrieb im Sinne des vorkantischen Eklekticismus: »Ausführliche Darstellung über die Beweise vom Dasein Gottes« (Heilbr. 1817); »Philosophische Untersuchungen über die letzten Gründe des Glaubens an Gott« (2. Aufl., Stuttg. 1820); »Ausführliche Darstellung des Grundes unsers Glaubens an Unsterblichkeit« (Frankf. a. M. 1826).

2) Joseph, Historienmaler, geb. 1768 in Aschach in Oberösterreich, bildete sich seit 1782 unter Füger auf der Wiener Akademie und ging 1802 nach Rom, wo er 6 Jahre zubrachte und durch mehrere Werke (Antigone) Aufsehen erregte. Nach Wien zurückgekehrt, lieferte er eine Reihe trefflicher Historienbilder (Orestes, Prometheus, Sokrates ꝛc.) und Altarblätter. Die Kirche zu Gumpendorf hat von ihm einen St. Aegidius mit 15 lebensgroßen Figuren. Er starb 4. Okt. 1818 zu Wien.

3) Karl von, bayer. Staatsmann, geb. 17. Sept. 1788 in Wetzlar, Sohn des 1819 daselbst verstorbenen Professors der Rechtswissenschaft, wurde nach mehrfachem Wechsel seiner amtlichen Stellung 1827 Ministerialrath im Ministerium des Innern und ging 1832 als substituirtes Mitglied der Regentschaft nach Griechenland, um das er sich in administrativer Beziehung nicht geringe Verdienste erwarb. Infolge der Zwistigkeiten in der Regentschaft 1834 nach Bayern zurückgekehrt, trat er wieder in das Ministerium des Innern ein, dessen Leitung ihm 1837 erst provisorisch, dann definitiv übertragen wurde. 1840 übernahm er auch die Leitung der Finanzen. In dieser Stellung verleugnete er seine früheren freisinnigen Ansichten und schloß sich immer enger an die Absolutisten und Ultramontanen an. Auf dem Landtage von 1839 auf 1840 suchte er namentlich die Verantwortlichkeit der Minister, die er nur als Werkzeuge des höchsten Willens betrachtet wissen wollte, in den Hintergrund zu stellen und bei jeder Gelegenheit hervorzuheben, daß Bayern nur eine ständische, keine repräsentative Verfassung habe. Hiermit stand es ganz im Einklang, daß er die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, den »mit Uebereilung gegebenen süddeutschen Verfassungen« gegenüber, bis zur äußersten Konsequenz durchzuführen und das Steuerbewilligungsrecht des Landtages so gut als wirkungslos zu machen suchte. Seine maßlosen Ausfälle gegen seinen Vorgänger im Amte, den Fürsten von Oettingen-Wallerstein, veranlaßten (11. April 1840) einen Zweikampf zwischen ihm und dem Fürsten, der zwar unblutig vorüberging, aber für beide Theile gleich unangenehme öffentliche Verhandlungen über den Ehrenpunkt zur Folge hatte (vgl. »A. und Wallerstein«, Stuttg. 1840). Seine Verwaltung, die immer entschiedener ultramontane Tendenzen verfolgte, rief nicht nur in der Kammer, sondern auch im Reichsrathe die lebhafteste Opposition hervor. Da er 17. Febr. 1847 wegen verweigerter Zustimmung zur Indigenatsertheilung an die Tänzerin Lola Montez mit seinen Kollegen seine Entlassung erhielt, so ward ihm der Sturz durch die Bewegung von 1848 erspart. Von dem König schon früher mit einem Gute dotirt, erhielt er den

Posten eines bayer. Gesandten zu Turin, wo er bis 1848 blieb. Auf Betrieb der Ultramontanen in die zweite Kammer gewählt, sah er sich hier schonungslosen Angriffen ausgesetzt und konnte keinen Einfluß gewinnen. Er zog sich bald darauf vom öffentlichen Leben ganz zurück und starb zu München 3. Sept. 1859.

4) Niels Henrik, berühmter Mathematiker, geb. 5. Aug 1802 im Kirchspiele Findöe im norweg. Stifte Christiansand, bezog 1821 die Universität Christiania, hielt sich 1825—27 im Auslande, besonders in Paris und Berlin auf, wurde nach seiner Rückkehr Docent an der Universität und Ingenieurschule in Christiania und 1828 Vertreter des Professors Hansteen. Er starb 6. April 1829 auf dem Eisenwerke Froland bei Arendal. Abels Arbeiten betrafen besonders die Theorie der elliptischen Funktionen, die er gleichzeitig mit K. G. J. Jacobi bearbeitete und mit den schönsten Entdeckungen bereicherte. Er erhielt dafür von der Pariser Akademie den großen Preis von 3000 Franken. Seine Schriften in franz. Sprache hat sein Lehrer Holmboe herausgegeben (Christiania 1840, 2 Bde.).

5) Otto, Geschichtschreiber, geb. 22. Jan. 1824 zu Kloster-Reichenbach auf dem würtemberg. Schwarzwald als der Sohn eines Pfarrers, besuchte das Gymnasium zu Urach und widmete sich dann (seit 1842) auf den Universitäten zu Tübingen, Jena, Heidelberg, Bonn und Berlin vorzugsweise dem Studium der Geschichtswissenschaft. Von den betreffenden Lehrern haben besonders Dahlmann und Ranke maßgebenden Einfluß auf ihn geübt. Die nationale Bewegung des Jahres 1848 machte auf den für die burschenschaftlichen Ideen schon in Tübingen begeisterten jungen Mann einen tiefen Eindruck, ohne daß er darum die Täuschungen jener Jahre theilte. In der zunächst folgenden Zeit lebte A. in Berlin als Mitarbeiter an den »Monumenta histor. Germaniae«, für die er eine Reihe von schwäbischen Geschichtsquellen der Staufenzeit zum Druck vorbereitete; dann (1851) habilitirte er sich als Docent der Geschichte in Bonn, erlag aber schon 28. Okt. 1854 in Leonberg einem Brustleiden. A. hatte sich eine umfassende Darstellung der Geschichte Kaiser Friedrichs II., des Staufers, zur Lebensaufgabe gestellt, von der jedoch bei seinem frühen Tode nur die Monographie »König Philipp der Hohenstaufe« (Berl. 1852), die als Einleitung zu dem Werke dienen sollte, und das posthume vielversprechende Fragment »Kaiser Otto IV. und König Friedrich II.« (herausgegeben von Wegele, Berl. 1856) erschienen sind, Schriften, die, auf gründlicher Quellenforschung beruhend, A. als einen Historiker kennzeichnen, der mit tiefer exakter Gelehrsamkeit eine hohe Gabe der Darstellung verband, wenn letztere auch zu ihrer vollen Entwickelung noch nicht gelangt war. Von den kleineren Abhandlungen Abels sind hervorzuheben: »Die deutschen Kaiserdynastien und ihre Bestrebungen für die Einheit und Erblichkeit des Reichs« (in »Germania«, 1. Bd., Leipz. 1851) und »Die Legende vom heiligen Nepomuk« (Berl. 1855), worin er nachweist, daß der Kultus des genannten Heiligen den Böhmen künstlich für Johann Huß untergeschoben sei, und zeigt, aus welchen Elementen die Sage sich bildete.

Abelin, Johann Philipp, Geschichtschreiber aus Straßburg, wo er um 1646 starb, schrieb unter dem Namen Johann Ludwig Gottfried oder Gothofredus chronikartige Werke, welche noch jetzt als Geschichtsquellen dienen. Am bekanntesten ist das von ihm begründete »Theatrum Europaeum« (beste Ausgabe Frankf. a. M. 1635—1738, 25 Bde.), dessen ersten Band er allein schrieb. Außerdem schrieb er eine »Archontologia cosmica«, eine »Historische Chronica« (Frankf. 1633), lange Zeit die beliebteste Universalgeschichte, eine »Historia Antipodum« (Frankf. 1655), eine Schilderung von Schweden, eine Geschichte Indiens u. a. m., sämmtlich mit trefflichen Kupferstichen von M. Merian geschmückt.

Abeliten, s. Abelsorden.

Abelmoschuskörner (Bisamkörner, lat. Semen Abelmoschi, franz. graines d'ambrette, engl. musk-seed), Samenkörner von Hibiscus Abelmoschus (s. Hibiscus), sind nierenförmig, plattgedrückt, 2—3 Millim. lang und bis 2 Millim. breit, mit erhabenen, koncentrischen, braunen Streifen bedeckt, dazwischen schwarzgrau gefurcht. Sie entwickeln, namentlich beim Erwärmen, einen an Moschus erinnernden, aber durchaus nicht damit vergleichbaren und verhältnismäßig schwachen Geruch und werden von den Parfümisten zu billigen Riechpulvern, Riechkissen, wohlriechenden Perlenschnüren etc. benutzt. Die besten A. kommen aus Martinique. In Westindien gelten sie als Heilmittel gegen die Wirkung des Bisses der Klapperschlange.

Abel-Pujol (spr. -püjoll), Alexander Denis d', ausgezeichneter franz. Historienmaler, 1787 in Valenciennes geboren, war Schüler Davids. Für seinen »Jakob, die Kinder Josephs segnend« empfing er 1810 die goldene Medaille; der »Tod des Britannicus«, der das Museum zu Dijon ziert, erwarb ihm 1814 dieselbe Auszeichnung. Seine »Stephanspredigt« in der Kirche St. Etienne du Mont trug die Salonprämie davon. Berühmte Werke sind außerdem sein Germanicus, Cäsar am Tage der Ermordung, die Taufe Chlodwigs, St. Petrus Todte erweckend. Zahlreiche Gemälde von ihm besitzt Paris und Fontainebleau. Sie sind theils großen histor. Stils, theils dekorativ, theils Entwürfe zu Glasmalereien.

Abelsorden, eine Gesellschaft zu Greifswald in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche in Redlichkeit und Aufrichtigkeit Abel, dem Sohne Adams, nachzueifern sich verpflichtete. Obwohl sie sich auch geheimer Symbole und Zeichen bediente, stand sie doch mit dem Freimaurerorden nicht in Verbindung. Vgl. die von der Gesellschaft selbst herausgegebene Schrift: »Der Abelit« (Leipz. 1746).

Abenakis, ein fast ganz ausgestorbener nordamerikanischer Indianerstamm der Algonkins, der im Flußgebiet des Kennebec, im Staate Maine, lebte. Ihnen verwandt waren die Mikmaks.

Abenberg, Städtchen im bayer. Regierungsbezirk Mittelfranken, ehemals Hauptort der gleichnamigen fränk. Grafschaft, mit einem alten Schlosse und 1502 Einw.

Abencerragen, edles maurisches Geschlecht in Granada, das von Aben Cerrag (eigentlich Ibn Serradsch), einem Gegenkönig von Granada, der sich 1057 unterwarf, abstammte und durch seinen tragischen Untergang bekannt geworden ist. Die A. waren mit den Zegris in Zwist gerathen und standen auch dem König Abu Hassan in geheimer Feindschaft gegenüber. Als nun letzterer von der Liebschaft zwischen einem der A. und seiner Schwester Zoraide erfahren hatte, ließ er sie mit Hülfe der Zegris in die Alhambra locken und hier bis auf wenige, welche entrannen, ermorden. Noch heute

heißt ein Theil der Alhambra »Saal der A.« Diese mehr oder weniger sagenhafte Begebenheit liegt der bekannten Erzählung von Chateaubriand »Les aventures du dernier Abencerrage« zu Grunde.

Abend (Westen, lat. Occidens, daher auch Occident), die Himmelsgegend, in welcher die Sonne und alle anderen Gestirne untergehen; dann die Zeit des Sonnenuntergangs.

Abendberg, Berg im schweiz. Kanton Bern, westlich am Thunersee, einst berühmt durch die von Dr. Guggenbühl gegründete, von allen Seiten reich unterstützte Kretinenheilanstalt, die indessen in ihren Erfolgen den gehegten Erwartungen nicht entsprach und bald wieder einging. Jetzt befindet sich daselbst eine Molken- und Luftkuranstalt.

Abendbörse, Name einer börsenmäßigen Versammlung von Spekulanten und anderen Geschäftsleuten außerhalb der bestehenden Börsenordnungen, welche die einzige eigentliche Börse überall auf die Mittagszeit verlegen. Von dem wirklichen oder vermeintlichen Bedürfnis, auch innerhalb der von der einen Börse zur anderen verstreichenden 24 Stunden eingegangene wichtige politische Nachrichten oder die Schlußkurse auswärtiger Börsen noch für den Abschluß von reellen Geschäften oder von Wetten auf die Entwickelung des Agio (Differenzgeschäften) auszubeuten, ins Leben gerufen, beruhen sie auf freier Uebereinkunft und sind im allgemeinen ziemlich formlos.

Abendland, s. Occident.

Abendmahl (Nachtmahl, Sakrament des Altars, Eucharistie), die allen christlichen Kirchen und Konfessionen, mit Ausnahme einiger Sekten, gemeinsame, aber in Form und Auffassung sehr verschiedene, mit dem Genuß von Brod und Wein verbundene Feier des Todes Christi und seiner Wirkungen für die Gemeinde. Nach dem Korintherbriefe reicht sie bis in die Uranfänge der Gemeinde zurück, und nach den übereinstimmenden Angaben des Apostels Paulus und der Synoptiker ist das A. von Jesus selbst bei dem letzten Mahle mit seinen Jüngern (dem Passahmahle) in der Nacht vor seinem Tode eingesetzt worden. Doch fehlt bei Johannes jede Andeutung hiervon bei seiner Darstellung der Vorgänge jener Nacht. Nach den überlieferten Worten der Einsetzung sollte das A. eine Gedächtnisfeier Christi und seines Todes sein, und die Symbolik der Handlung schließt reiche und tiefe Beziehungen auf die Bedeutung des letzteren in sich. In der symbolischen Handlung erkennen wir die freie Umänderung und Umdeutung eines rituellen Gebrauches bei der Passahmahlzeit, der dem Hausvater obliegenden Austheilung des Brodes und des Bechers mit Wein unter bestimmten Gebeten und Lobpreisungen. Schon daraus ergibt sich, daß Jesus die neue Feier in dieselbe Beziehung zu dem religiösen Leben der von ihm ausgehenden Gemeinschaft setzen wollte, welche das Passah zu dem des Volkes Israel gehabt hatte. Nun war dieses die Feier der geschichtlichen, als Veranstaltung Gottes erkannten Thatsache der Befreiung aus der ägypt. Knechtschaft, durch welche Israel zum Volke wurde und sich zugleich als das auserwählte Volk Gottes erfaßte, und die ihm daher ein Unterpfand war für die zukünftige Erfüllung der in diesem Gedanken liegenden Erwartung, d. h. für die Realisirung der theokratischen Idee. Somit feiert das A. Christus und seinen Tod als die geschichtliche und fortwirkende Ursache des neuen Verhältnisses zu Gott, in welchem seine Jünger sich wissen; als den Mittler des neuen Bundes, in dem die jüdisch-theokratische Idee vom Volke Gottes ihres politischen Elementes entkleidet und, ethisch und religiös gewendet, zu der Idee vom Reiche Gottes verklärt ist. Daher ist das A. zugleich die Feier der Gemeinschaft der Christen unter einander (Kommunion). Wenn trotz dieses überall festgehaltenen Grundgedankens die Lehre vom A. im Mittelalter und im Reformationsalter der Gegenstand der erbittertsten Lehrstreitigkeiten geworden ist, so erklärt sich dies daraus, daß es sich in den verschiedenen Lehrtropen um eine tiefgreifende Verschiedenheit in der Auffassung der Person Jesu und der von ihm ausgehenden Heilsvermittelung handelt.

In der ersten Gemeinde wurde diese Gedächtnisfeier mit den Agapen (s. d.) verbunden und löste sich erst allmählich (vom 2.—4. Jahrh.) und nicht überall in gleichförmiger Weise davon ab, so daß sie sich zu einer selbständigen Kultusfeier gestaltete. Während anfänglich das Brod und der mit Wasser gemischte Wein, nachdem das Danksagungsgebet darüber gesprochen worden war, jedem Anwesenden gereicht, den Abwesenden aber ins Haus gebracht wurde, erscheint schon in den apostolischen Konstitutionen das A. als eine nur für die Auserwählten, die reine Gemeinde, bestimmte Feier, von der alle Ungetauften und unter Kirchenzucht Stehenden ausgeschlossen blieben. Unter der Einwirkung jüdischer und heidnischer Ideen wurde dann der Opferbegriff auf das A. angewendet und mit dem Opfertode Christi zusammengestellt. Dies geschah seit Cyprian, aber in durchaus schwankender, meist allegorisirender Weise, so daß das Opfer bald auf Brod und Wein, bald auf die Gemeinde, bald auf die Nachahmung des Todes Christi bezogen wurde. Ursprünglich aber bezeichnete das Wort Opfer (oblatio) die Darreichung der Bedürfnisse (der Elemente) der Feier durch die Gemeinde, welche dann vom Bischof durch ein Dankgebet (eucharistia), von dem die ganze Feier den Namen erhielt, dargebracht oder geweihet wurden. Je mehr diese priesterliche Handlung als das Bedeutendste hervortrat, desto mehr mußte ihr eine reale, nicht bloß symbolische Bedeutung beigelegt werden, u. so entwickelte sich seit Gregor I. aus dem Glauben an eine reale Gegenwart Christi bei der Abendmahlsfeier der Glaube an die Verwandlung des Brodes in seinen Leib u. an eine unblutige Wiederholung seines Opfertodes. Nachdem in bestimmten Worten die Brodverwandlungslehre zuerst Paschasius Radbert (865) aufgestellt hatte, wurde sie bald allgemeiner Volksglaube, und als Berengar von Tours sie bestritt, erhielt sie durch seine Verdammung die kirchliche Anerkennung (1059) und wurde 1215 zum Dogma der Kirche erhoben (s. Transsubstantiation, Messe). Indem nun so seit dem 12. Jahrh. die frühere mystische Vergegenwärtigung des Todes Christi im A. sich in eine sakramentliche Wiederholung desselben in der Messe umwandelte, trat die Abendmahlsfeier der Gemeinde zurück. Die sonntäglichen Kommunionen hatten sich bei dem Anwachsen der Gemeinden nicht halten können, und seit dem 5. Jahrh. waren Weihnachten, Ostern und Pfingsten die gewöhnlichen Kommuniontage geworden; später wurde ein jährlicher Abendmahlsgenuß um Ostern zur kirchlichen Pflicht gemacht. Die früheren täglichen oder sonntäglichen Kommunionen wurden ersetzt durch die Lehre von der geistlichen Kommunion aller derer, welche der Messe andäch-

tig beiwohnten, wodurch der wirkliche Genuß minder wesentlich erschien. Eine andere Folge der geltenden dogmatischen Lehre vom A. war, daß seit dem 12. Jahrh. allmählich den Laien der Kelch entzogen wurde. Wie sich hierin typisch die Verkümmerung des religiösen Lebens der Gemeindeglieder durch die Priesterschaft kund gab, so war sowohl bei den Hussiten wie in der Reformation eine der ersten Forderungen die Wiedergewährung des Kelches an die Laien beim A. Uebereinstimmend verwarfen die Reformatoren im A. sowohl die Transsubstantiation als die priesterliche Opferhandlung u. stellten als das Wesentliche der Feier die Gemeindekommunion wieder her. Es wurde aber die Lehre vom A. Anlaß zur Scheidung der luther. und der schweiz. Reformation, weil Zwingli im A. nur das Gedächtnismahl des Todes Christi betonte, mit dem seiner Natur nach sittliche Wirkungen verbunden seien, und dem entsprechend im Brod und Wein nur Symbole des gekreuzigten Christus sah, während Luther, dem es darum zu thun war, zum Ausdruck zu bringen, daß im A. eine wirkliche Lebensgemeinschaft mit Christus, ein Aufnehmen des verherrlichten Christus, des heiligen Geistes durch den Gläubigen und ein Inkorporirtwerden desselben in Christus dargestellt und vermittelt werde, eine wahre Gegenwart Christi im A. nicht entbehren konnte, die er an das Brod und den Wein knüpfen mußte. Die spätere luther. Theologie entwickelte diese Theorie zu den dogmatischen Bestimmungen der Konkordienformel, wonach durch die Kraft der Einsetzungsworte eine sakramentale Vereinigung in der Art statt finden soll, daß in, mit und unter dem Brod und dem Wein der wahre Leib und das Blut Christi, und zwar mit dem Munde empfangen werde, doch so, daß sie nur auf übernatürliche und unbegreifliche Weise genossen würden. Calvin verwarf zwar die lokale Gegenwart Christi im A., hielt aber eine reale fest, wobei er den verklärten Leib vom Himmel herab durch eine ihm eigenthümlich innewohnende Kraft auf die Abendmahlsgenossen einwirken läßt, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Wie dem Denken begreiflich zu machen. Der auch hier wie bei Luther im Hintergrunde liegende vermittelnde Gedanke ist, daß der wahre Leib des erhöhten und verklärten Christus die wahre Gemeinde sei, und daß die Einfügung in diese Gemeinde und die Gemeinschaft mit Christus zusammenfalle. Die Calvin'sche Auffassung ist im wesentlichen in der reformirten Kirche die herrschende geworden und in der Periode des Supranaturalismus selbst von vielen luther. Theologen adoptirt worden. Dagegen verfolgte der Rationalismus die von Zwingli eingeschlagene Richtung, indem er das A. seines mystischen Elementes völlig entleerte, und es, wenn nicht zu einem bloßen Zeichen, doch nur zu einem Mittel einer moralischen Gemeinschaft mit Christus und der Menschen unter einander machte. Ganz ähnlich hatten die Socinianer im A. nur eine heilsame Ceremonie der Gedächtnisfeier gefunden. Das fromme Bewußtsein der Gemeinde, unfähig, den scholast. Distinktionen der Theologen zu folgen, hielt in beiden Kirchen daran fest, daß das A. in engster Beziehung stehe zu der Gemeinschaft mit Christus und der durch seinen Tod erworbenen Sündenvergebung, bald (in der luther. Kirche) es als eine Vermittelung der letztern fassend, so daß Krankenkommunion eine Gemeindesitte werden konnte, bald (in der reformirten Kirche) darin ein Eintreten in die wirkliche Liebesgemeinschaft mit Christus erblickend, so daß das Bewußtsein noch anklebender Sündhaftigkeit zarte Gewissen von der Feier zurückschrecken kann. Auf dieser Uebereinstimmung aber suchte sich die Union aufzubauen, welche in der Verschiedenheit der individuellen Auffassung kein Hinderniß gemeinsamer Andacht und gemeinsamer Feier erblickt. Als Reaktion gegen dieselbe ist freilich auch der theologische Streit über die Lehre vom A. theilweise mit Heftigkeit erneuert worden.

Groß ist die rituelle Verschiedenheit der Abendmahlsfeier in den einzelnen Kirchen. Im Abendlande gebraucht man allgemein ungesäuertes Brod, u. zwar in der kathol. u. nach ihr in der luther. Kirche in der Form kleiner dünner Scheiben, deren Namen Oblaten an die alten Naturaloblationen erinnert und die nach der Konsekration Hostien, d. i. Opferstückchen, heißen. Die griech. Kirche hält an der ältesten Sitte des Gebrauchs gesäuerten Brodes fest. Hier wird das in den Wein gebrochene Brod dem Kommunikanten in einem Löffel dargereicht, während in der röm. Kirche der Priester dem knieenden Kommunikanten die Hostie in den Mund legt. In der luther. Kirche, deren Ritus hierin die unirte meistens folgt, wird den einzeln zum Altare Hinzutretenden und Niederknieenden Brod und Wein unter steter Wiederholung einer Spendeformel, bei den Unirten der Einsetzungsworte, ausgetheilt. Die reformirte Weise läßt die Feier einer Gemeinschaft der Gläubigen unter einander mehr hervortreten. In der Schweiz bleiben die Kommunikanten in ihren Stühlen, wohin der Geistliche und die Diakonen Brod und Wein bringen; in Deutschland sammeln sie sich um den Abendmahlstisch; in den Niederlanden lassen sie sich in Nachahmung der ersten Feier an besonderen Tischen nieder, empfangen das Brod mit der Hand und ebenso den Kelch, den dann jeder seinem Nächsten weiter reicht. Eine Spendeformel ist nicht allgemein Sitte. Während der Austheilung wird in manchen reformirten Gegenden vom Geistlichen aus der Schrift vorgelesen, meistens aber findet die Austheilung unter dem Gesange von Abendmahlsliedern statt. Allgemein wird in der evangel. Kirche die Feier durch eine Ansprache oder durch die Vorlesung eines Formulars eröffnet, welches auf die Bedeutung der Feier hinweist und zum würdigen Genuß ermahnt. Es folgt ein Gebet und die Verlesung der Einsetzungsworte und des Vaterunsers. Hiermit ist in der luther. Kirche die Konsekration durch das Kreuzeszeichen verbunden. Die der Abendmahlsfeier vorhergehende Privatbeichte und Absolution in der luther. Kirche ist in der unirten und reformirten durch eine Vorbereitungspredigt und ein allgemeines Sündenbekenntnis ersetzt. Den engsten Anschluß an die alte Kirche hat die ausgebildete Abendmahlsliturgie der anglikan. Kirche beibehalten. Die kleineren evangel. Religionsgemeinschaften folgen ohne wesentliche Abweichungen entweder dem luther. oder dem reformirten Ritus. Die Quäker haben keine besondere Abendmahlsfeier, sie wollen, daß jedes Mahl eine Erinnerung an den Erlöser werde.

Wegen seiner großen geschichtlichen und rituellen Bedeutung ist das A. auch eines der wichtigsten Objekte der christlichen Kunstgeschichte geworden. Erst reihte man seine Darstellung einfach in die Cyklen der Heils- und Passionsgeschichte ein; dann, nachdem das Sakrament in der höchsten Steigerung des kirchlichen Begriffes anerkannt war,

begann man es in großartiger Selbständigkeit auszuführen; endlich luden die reichen psychologischen Motive (besonders der Charakter des Judas Ischarioth) zu individualisirender Behandlung ein. Als Bahnbrecher erscheinen nach den mancherlei Versuchen des Mittelalters Duccio di Buoninsegna, mit seinem Bilde im Dome zu Siena, und Giotto, mit seinem Fresko in der Kirche der Madonna dell' Arena zu Padua, beide zu Anfang des 14. Jahrh.; sie folgen in ihrer schon ziemlich bewegten Darstellung dem biblischen Berichte. Dagegen hat Fra Angelico da Fiesole (im 15. Jahrh.) in dem großen Bilde des Klosters S. Marco zu Florenz das A. einfach als eine kirchliche Kommunion aufgefaßt, an welcher er auch die Jungfrau Maria theilnehmen läßt. Eine Lieblingsdarstellung ward das A. für die Refektorien der Klöster, und für diesen Zweck hat Lionardo da Vinci (s. d.) das überhaupt bedeutendste Bild des Abendmahls gegen Ende des 15. Jahrh. gemalt in dem Dominikanerkloster der Madonna delle Grazie zu Mailand, zu welchem sich die Vorstudien theils ebendaselbst in der Brera (der Christuskopf), theils in Weimar (Apostelköpfe) befinden. Dies Wandbild ist mannigfach zerstört und verblaßt, aber in seiner Hoheit noch kenntlich und wirksam: die Ankündigung des Verraths durch Judas ist mit dramatischer Gewalt dargestellt. Unter den Deutschen haben Dürer und Overbeck die geistreichsten Darstellungen geliefert: der kleine Entwurf von Cornelius für den Glaubensschild Friedrich Wilhelms IV. würde ausgeführt die dramatisch am meisten belebte sein. Unter den Niederländern ragt Rubens mit dem Bilde, das er für die Romualdskirche in Mecheln malte, und Nicolas Poussin durch seine Darstellung der sieben Sakramente hervor.

Vgl. Plückert, Das A., sein Wesen und seine Geschichte (Leipz. 1856), und Keim, Das Nachtmahl im Sinne des Stifters (1859); außerdem E. Schulz (Rationalist), Die Lehre vom A. (2. Aufl., Leipz. 1831); Ebrard (reformirt), Das Dogma vom A. und seine Geschichte (Frankf. 1845); Kahnis (luther.), Die Lehre vom A. (Leipz. 1851). Ueber das Kunstgeschichtliche: Riegel, Ueber die Darstellung des Abendmahls, besonders in der toskanischen Kunst (Hannov. 1869); Dobbert, Die Darstellung des Abendmahls durch die byzantin Kunst (Leipz. 1872).

Abendmahlsgericht (Abendmahlsprobe, Judicium S. Coenae, S. Eucharistiae), eine Art des Gottesurtheils (Ordal), die schon im 9. Jahrh. vorkommt. Sie fand vorzugsweise bei Klerikern Anwendung und war nach Gratians Dekretalien vorgeschrieben, wenn in einem Kloster ein Diebstahl begangen war. Sämmtliche Klostergeistliche mußten in einer feierlichen Messe die geweihte Hostie unter der Verwünschung genießen, daß sie an ihnen zum Zeichen werden solle. Es lag die Idee zu Grunde, daß der Verbrecher, welcher sich, auf seine vorgebliche Unschuld trotzend, erkühnte, den Leib des Herrn zu genießen, sichtbar an seinem Körper, vielleicht mit augenblicklichem Tode bestraft werden, oder der Leib des Herrn wenigstens nicht in dem Leibe des frechen Sünders bleiben werde. Im 11. Jahrh. müssen die Abendmahlsgerichte auch bei Laien statt gehabt haben. Gregor VII. forderte nach beendigter Messe den Kaiser Heinrich IV. zu Canossa auf, sich durch das A. von den Beschuldigungen zu reinigen, welche deutsche Fürsten gegen ihn erhoben hatten. Heinrich lehnte dies unter dem Vorwande ab, seine Ankläger seien nicht gegenwärtig, in der That aber wohl aus Furcht vor Vergiftung. Im 17. Jahrh. suchten die Jesuiten die Abendmahlsgerichte wieder in Aufnahme zu bringen.

Abendpunkt (Westpunkt, West), derjenige Punkt, wo auf der Abendseite der Aequator den Horizont schneidet. Zur Zeit der Nachtgleichen geht die Sonne fast genau im A. unter.

Abendröthe (Abendroth), das bekannte Phänomen, welches nach dem Untergang der Sonne einzutreten pflegt und in einem über den Abendhimmel verbreiteten verschieden nüancirten rothen Schein besteht. Es tritt besonders bei recht tiefem Blau des Himmels hervor, und wenn in der Abendgegend einzelne Wolken von den Strahlen der Sonne getroffen werden, am prachtvollsten aber, wenn der westliche Himmel mit lichten Federwolken überzogen ist. Während die Ränder der Wolken von den Sonnenstrahlen einen goldenen Schein erhalten, nehmen sie im Innern erst eine dunkelblaue und dann eine purpurrothe Färbung an. Je nach der tiefern oder höhern Lage dieser Wolken gewahrt man an ihnen den prachtvollsten Wechsel von Gelb und Feuerroth, worein sich manchmal selbst ein leichter grünlicher Schimmer mischt. Die früheren Physiker suchten die Entstehung der A. einfach durch die Annahme zu erklären, daß die Luft von den Strahlen, in welche das weiße Sonnenlicht beim Durchgang durch ein dichteres Medium sich theilt, vorzugsweise die blauen reflektire, dagegen die gelben und rothen vollständiger durchlasse. Forbes gab zuerst eine bessere Erklärung der Erscheinung, indem er sie mit dem atmosphärischen Wasserdampfe in Verbindung brachte, der im Zustande eines vollkommenen Gases ganz durchsichtig ist, aber röthlich wird, wenn er sich mehr und mehr verdichtet, bis er schließlich im Stadium vollständiger Nebelbläschen kaum durchscheinend, ja ganz undurchsichtig ist. Sorby hat die Erklärung von Forbes vervollständigt. Ihm zufolge absorbirt der Wasserdampf bei vollkommener Durchsichtigkeit vorzugsweise die rothen Strahlen, aber solcher Wasserdampf findet sich nur in den höheren Luftschichten. Die unteren Theile der Atmosphäre absorbiren dagegen blaue Strahlen in größerer Menge und lassen die rothen hindurchgehen. Wenn nun die Sonne ihrem Auf- oder Untergange nahe ist, so haben ihre Strahlen einen Weg von fast 40 Meilen in der Atmosphäre und zum Theile in den tieferen Schichten derselben zu durchlaufen, um eine in 1570 Met. Höhe schwebende Wolke zu treffen. Auf diesem Wege müssen aber die blauen Strahlen bedeutend stärker absorbirt werden als die rothen, und die Wolken, auf welche die übrigen Strahlen zuletzt treffen, daher roth erscheinen. Ganz dasselbe Phänomen beobachtet man bekanntlich auch als Morgenröthe, und wenn sich nun die Sonne nach und nach über den Horizont hebt, so gesellen sich zu den rothen Strahlen immer mehr gelbe, bis schließlich eine durchaus weiße Farbe sichtbar wird. Je nach der Höhe und Lage verschiedener Wolken können diese gleichzeitig die verschiedenen Uebergangsfarben zwischen Roth und Weiß zeigen. Damit aber die angeführten Erscheinungen auftreten können, ist es vor allem nothwendig, daß die Sonnenstrahlen nicht durch dicke Wolkenmassen aufgehalten werden. Bei schönem Sonnenaufgange kann man daher darauf rechnen, daß auf der Ostseite des Himmels bis zu einer Entfernung von 20 Meilen nur wenig Gewölk vorhanden ist und

ebenso abends im Westen. In unseren Gegenden bringen nur die Westwinde vorherrschend Regen; rothe Wolken bei Sonnenaufgang kündigen daher das baldige wahrscheinliche Eintreffen von Regen oder doch trübem Wetter an. Die A. hingegen mit wenigen Wolken auf der westlichen Seite des Himmels läßt auf schönes Wetter schließen.

Abendroth, Amandus Augustus, Bürgermeister von Hamburg, wo er den 16. Okt. 1767 geboren ward, studirte die Rechte, ließ sich, nachdem er England und Göttingen besucht und den Doktorgrad erworben, in seiner Vaterstadt als Advokat nieder und betheiligte sich zugleich bei den musterhaften Armenanstalten Hamburgs. 1800 zum Senator ernannt, fungirte er während der franz. Invasion eine Zeitlang als Amtmann von Ritzebüttel, wurde dann Maire von Hamburg und erschien als solcher 1812 im Gesetzgebenden Körper zu Paris zwei Tage zuvor, ehe Napoleon seinen verhängnisvollen Zug nach Rußland antrat. In den Tagen der Befreiung war er wieder in Hamburg. Nach der Wiederherstellung der alten Verfassung schrieb er: »Wünsche bei Hamburgs Wiedergeburt« (1814), in denen er manche Reformen anregte, die später wirklich ausgeführt wurden. Zunächst verwaltete er wieder das Amt Ritzebüttel, über das er umfassende Studien gemacht hatte, deren Resultat er in dem Werke: »Ritzebüttel und das Seebad von Kurhaven« (1818—37, 2 Bde.) niederlegte. Im Jahre 1825 ward er in Hamburg Polizeiherr, in welcher schwierigen Stellung er sich eine Popularität erwarb, deren Andenken sich noch gegenwärtig in mancher von ihm umgehenden Anekdote erhalten hat. 1831 erhielt er die Stelle eines Bürgermeisters, leider in einem Alter, das ihm keine eigentliche Wirksamkeit mehr gestattete. A. starb 17. Dec. 1842. Sein ältester Sohn, August, geb. 1798, gest. 1869, machte sich als Mitglied des Ausschusses für den Neubau Hamburgs nach dem Brande, sowie durch großartige Sielbauten und Einrichtung von Wasserleitungen, durch Einführung der Gasbeleuchtung und andere gemeinnützige Unternehmungen verdient.

Abendschulen, Schulen, worin Kinder und junge Leute, welche durch Arbeit abgehalten sind, die Schulen am Tage zu besuchen, in den Abendstunden entweder Elementarunterricht oder sonstige Nachhülfe und Fortbildung erhalten. Dergleichen Schulen sind, wenn sie für diejenigen Kinder, welche den Tag über in Fabriken arbeiten müssen, die Volksschule ersetzen sollen, ein bloßer Nothbehelf und von geringem Nutzen, indem wegen der spärlich zugemessenen Unterrichtszeit und der durch die Tagesarbeit herbeigeführten körperlichen und geistigen Abspannung der Kinder ein gedeihlicher Unterricht nicht wohl möglich ist. Dagegen sind A. als Nachhülfe- und Fortbildungsschulen für schon konfirmirte und aus der Schule entlassene Knaben, für Lehrlinge, Kommis und Arbeiter bei zweckmäßiger Organisation und solidem Streben nach dem Nöthigen und Erreichbaren sehr wohlthätig wirkende Anstalten. In neuerer Zeit haben sich die Vereine für Volksbildung dieser Angelegenheit mit erfreulichem Erfolge angenommen.

Abendstern (Hesperus), der Planet Venus, wenn er nach Sonnenuntergang am Abendhimmel glänzt. Derselbe Stern heißt Morgenstern, wenn er vor Sonnenaufgang am östlichen Himmel erscheint. Die Verschiedenheit dieser Stellungen wird durch den Umlauf des Planeten um die Sonne bedingt.

Abendweite, der Bogen des Horizonts zwischen dem Untergangspunkte eines Sterns und dem Westpunkte; ebenso Morgenweite die Entfernung des Aufgangspunktes eines Sterns vom Ostpunkte. Morgen- und A. der Sonne sind am kleinsten am Aequator; wegen der senkrechten Lage der Parallelkreise zum Horizont sind sie stets gleich der Deklination der Sonne, also höchstens 23½°, und dies am 21. Juni und 21. Dec.

Abendwind (Westwind), der aus Abend kommende Wind, bringt in Deutschland die meisten Regen und fast stets bewölkten Himmel. Hierdurch wird im Sommer eine starke Strahlung der Sonne verhindert, die Hitze also gemäßigt; im Winter aber die Ausstrahlung der Erde vermindert und damit die Kälte gemäßigt.

A bene placito (ital., spr. -plahtschito), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. ad libitum, nach Belieben (bezüglich des Takts und Vortrags).

Aben Esra (genauer Ibn Esra, eigentlich Abraham ben Meir ben Esra, auch Abenare oder Avenara genannt), einer der bedeutendsten jüd. Gelehrten, geb. 1093 zu Toledo, lebte seit etwa 1140 in Italien, Frankreich, Aegypten, Rhodos, zuletzt in Rom, wo er 1168 starb. In den Wissenschaften der Theologie und Philosophie, Grammatik, Mathematik, Astronomie und Medicin, auch als Dichter, leistete er Ausgezeichnetes. Seine Kommentare zu alttestamentlichen Büchern sind von Späteren viel benutzt und aufs neue bearbeitet.

Abensberg (das Castra Abusina der Römer), Stadt in der bayer. Provinz Niederbayern, südwestlich von Regensburg, an der Abens, einem Nebenfluß der Donau, mit 1720 durchaus kathol. Einwohnern. Ein sehr gewerbsamer Ort, mit Eisengießerei, einem Eisenhammer, einer Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen, Wollspinnerei, Hopfenbau und bedeutenden Viehmärkten. In der Nähe sind große Kalksteinbrüche. A., im Mittelalter (1030—1485) Sitz der mächtigen Grafen von A., ist Geburtsort des bayer. Geschichtschreibers Joh. Turmaier (Aventinus), dem 1861 ein Denkmal daselbst errichtet wurde, und merkwürdig durch die Schlacht, mit welcher Napoleon (20. April 1809) die Reihe der Siege eröffnete, die Oesterreich zum Frieden von Schönbrunn nöthigten. Die dortige Mineralquelle gehört zu den eisenhaltig-salinischen Schwefelquellen, wird besonders bei chronischen Hautkrankheiten, rheumatischen und gichtischen Leiden, bei Stockungen und Verschleimungen in den Unterleibseingeweiden empfohlen. Die Badeeinrichtungen wurden 1871 restaurirt.

Abenteuer (vom mittellat. adventura oder eventura, daher auch Ebenteuer, ursprünglich in der Form Aventiure in die Sprache des Mittelalters aufgenommen, franz. aventure), in den Rittergeschichten des Mittelalters ein den Charakter des Wunderbaren, Zauberhaften an sich tragendes Ereignis von zweifelhaftem Ausgang, insbesondere Bezeichnung der aufgesuchten oder vom Zufall dargebotenen ritterlichen Zweikämpfe und sonstigen gefahrvollen Unternehmungen. Da das Wort A. dann auch den zuverlässigen Bericht bezeichnete, auf welchen sich die epische Erzählung stützt, so entwickelte sich hieraus die Personifikation der Frau Aventiura, eines weiblichen Wesens von wunderbarer Schönheit und Macht, das sich mittels eines Rings unsichtbar machen kann, die Länder durchwandert und die Ereignisse sowie die geheimen Triebfedern der menschlichen Handlungen

beobachtet und daher gewissermaßen die Muse der mittelalterlichen Dichter ist. Jetzt pflegt man unter A. vornehmlich ein in die jetzige Ordnung der Dinge nicht passendes, seltsames Ereignis, sowie auch ein dem entsprechendes, mit der jetzigen Sitte nicht im Einklang stehendes wunderliches oder tollkühnes Beginnen zu verstehen. Demgemäß heißt abenteuerlich alles, was aus einer ausschweifenden, zügellosen Phantasie, oder aus überströmendem, muthwilligem Kraftgefühle und üppigem Thatendrang hervorgeht und nicht nur ohne einen sittlich vernünftigen Zweck, sondern auch ohne verständige Ueberlegung unternommen wird. In der darstellenden Kunst offenbart sich das Abenteuerliche als ein Ueberschreiten der Grenzen der Natur, als Abweichung von den Gesetzen der Wahrheit und Möglichkeit, als Karikatur und Ungereimtheit. In der Poesie findet es seine berechtigte Stelle theils im Gebiete des Romantischen und Wunderbaren, z. B. im Märchen, theils im Gebiete des Komischen und als Parodie des Erhabenen und macht, mit Umsicht behandelt, den angenehmen Eindruck des Komischen, wie es auch jenen eigenthümlichen Reiz des Romantischen gewährt. Ein Abenteurer ist ein Mensch, der auf A. ausgeht; im schlechten Sinne, dem franz. aventurier entsprechend, ein Glücksritter, welcher, phantastischer Pläne voll und geregelter Thätigkeit feind, auf gut Glück in die Welt geht.

Abentrichtungen, bei den Zwangs- und Bannrechten (s. d.) unablösbare Zahlungen, welche für frühere Reallasten an den Bannberechtigten zu leisten sind. Bei der Ablösung jener verbietenden Rechte macht die Berechnung des Entschädigungskapitals für die A. einige Schwierigkeit: am gerechtesten berücksichtigt man sie hierbei mit dem Betrage, welcher zu ihrer völligen Beseitigung erforderlich sein würde. Wenn der Staat Abentrichtungsrechte gegen Entrichtung eines Kapitals oder Uebernahme eines Kanons verliehen hat, so ist das erstere aus der Staatskasse zurückzuerstatten, der letztere völlig zu erlassen, beides aber muß bei der Werthsermittelung in Betracht kommen und von der Totalsumme abgezogen werden. Wo, wie dies z. B. in Oesterreich geschah, die Bannrechte ohne Entschädigung abgeschafft werden, sollte man stets wenigstens die A. berücksichtigen und nach obigen Grundsätzen den Berechtigten dafür entschädigen.

Abeokuta, Hauptstadt des Negerstamms der Egbas im ehemaligen Reiche Joruba (unter 7° 8′ nördl. Br. und 3° 20′ östl. L. v. Gr.) in Westafrika, am schiffbaren Ogun, 89 Kilom. nördlich von dem engl. Hafenplatze Lagos an der Guineaküste. Der 100,000 (nach Burton 150,000) Einw. zählende Ort dehnt sich zu beiden Seiten des Ogun aus und ist von einer nur 2 Met. hohen, aber 126 Kilom. langen Erdmauer umgeben, durch welche 5 Thore führen, und besteht eigentlich aus einem Komplex mehrerer schmutziger Ortschaften mit viereckigen, strohgedeckten Negerhütten. Als hervorragendes Gebäude kann nur die hölzerne christliche Kirche gelten. Es besteht oder bestand eine Zeitung, die in der Egbasprache von den Zöglingen der Missionsschulen gedruckt wurde. Sehr lebhaft ist der Handel, der sich vorzüglich um Palmöl bewegt, das auf dem Ogun nach Lagos verschifft wird, von wo wieder alle europäischen Industrieprodukte eingeführt werden. — Der zu A. gehörige Distrikt, das sogen. Königreich A., ist nur klein. An der Spitze steht ein Alake oder Häuptling, in gewisser Beziehung ein konstitutioneller Monarch, neben dem die Aeltesten und die vom Volke erwählten Ogboni Einfluß auf die Regierungsgeschäfte und Steuererhebung haben. — Nachdem das alte Reich Joruba im 2. Jahrzehnt unseres Jahrhunderts durch die mohammedanischen Fellata zerstört worden war, sammelten sich die Egbas, eins der Völker jenes Negerreichs, wieder in der fruchtbaren Umgebung Abeokuta's, das schnell zur Blüte gelangte. Um jene Zeit war auch durch schwarze Christen aus Sierra Leone das Evangelium dorthin gelangt; es gewann an Boden, so daß man von Seiten der Missionäre A. als den »Sonnenaufgang unter den Tropen« bezeichnete. Allmählich richteten die engl. Missionsgesellschaft und die Wesleyaner dort Stationen ein, die aber mehrere Male durch Einfälle der feindlichen Dahomeer bedroht waren; 1857 und 1863 wurden diese mit Erfolg zurückgeschlagen. Im Oktober 1867 entstand jedoch in A. selbst eine Revolution gegen die christl. Missionäre; diese wurden vertrieben, und das Werk der Christianisirung Abeokuta's blieb seitdem den einheimischen Konvertiten überlassen. Vgl. Burton, A. and the Camaroons mountains (Lond. 1863); W. Hoffmann, A. (Berl. 1859).

Ab equis ad asinos, lat. Sprichwort: »von den Pferden auf die Esel« (kommen), bei uns: vom Pferde auf den Esel.

Aberavon (spr. ebr'ehwn), Hafenstadt im engl. Fürstenthum Wales, Grafschaft Glamorgan, an der Mündung des Avon in die Bristolbai, hat wichtige Kupfer- und Zinkschmelzereien u. (1871) 3574 Einw.

Abercromby (spr. ebr'krömbi), Sir Ralph, engl. General, Sprößling eines alten schott. Geschlechts, 1734 zu Tullibodie in der Grafschaft Clackmannan geboren, trat 1756 als Kornet in ein Dragonerregiment, stieg rasch zum Major, wurde aber 1783 nach dem Versailler Frieden als Oberst auf halben Sold gesetzt. Im Jahre 1787 zum Range eines Generalmajors erhoben, diente er 1793 in der Armee, welche der Herzog von York nach den Niederlanden führte, zeichnete sich bei Famars aus u. deckte dann den Rückzug der Alliirten über die Waal. 1795 und 1796 kämpfte er in Westindien glücklich gegen die Franzosen, ward dann Statthalter auf Wight und bald darauf Oberbefehlshaber in Irland. Außer stande, die Zügellosigkeit der Truppen zu bändigen und persönlich gekränkt, trat er bald zurück. Unter dem Herzog von York nach Nordholland gesandt, erzwang er die Landung der engl. und russ. Truppen, trug wesentlich zum Siege bei Alkmaar bei, und dem Umstande, daß York seinen Rath nicht gehört, schrieb man allgemein den unglücklichen Räumungsvertrag zu. 1800 befehligte er die erfolglose Expedition gegen Cadiz, 1801 ging er mit 18,000 Mann gegen die Franzosen nach Aegypten. Er erschien am 2. März bei Abukir, konnte aber erst am 8. März landen, wobei er den General Friant zum Rückzug nach Alexandria nöthigte. Am 21. März von den Franzosen unter Menou angegriffen, erfocht er seinen glänzendsten Sieg, gab jedoch, verwundet, noch vor Beendigung der Schlacht den Befehl an Hutchinson ab und starb 25. März an den Folgen seiner Verwundung. Seine Gebeine wurden in Malta beerdigt, und sein Andenken durch ein Denkmal in der St. Paulskirche zu London geehrt. Vgl. Lieutenant-general Sir Ralph A., a memoir (Edinb. 1861). — Sein Sohn James, geb. 7. Nov. 1776, kam 1832 als Vertreter Edinburgs ins Unterhaus,

ward 1834 Münzmeister und Mitglied des ersten Ministeriums Melbourne und am 19. Febr. 1835 Sprecher des Unterhauses. Im Jahre 1837 abermals auf diesen Posten erhoben, dankte er 1839 ab und trat, zum Baron von Dunfermline ernannt, ins Oberhaus. Er starb 17. April 1858. Sein Sohn Ralph A., zweiter Lord Dunfermline (geb. 6. April 1803), übte, von 1836—51 Gesandter in Turin, namentlich während des Krieges von 1848 u. 1849 einen bedeutenden Einfluß aus. 1859 zog er sich zurück.

Aberdeen (spr. ebr'dihn), Grafschaft im nordöstlichen Schottland, an der Nordsee (Kap Kinnaird), umfaßt 93 QM. (5120 QKilom.) mit 244,607 Einw. Der südwestliche Theil gehört den schott. Hochlanden an und ist erfüllt von den nordöstlichen Verzweigungen des Grampiangebirges, das hier im Ben Macdui 1310 Met. Höhe erreicht, während der NO. der Grafschaft ein wellenförmiges Hügelland bildet, das mit einer felsigen und von zahlreichen Riffen umsäumten Küste endet. Hauptflüsse des reich bewässerten Landes sind der Dee, der Don mit dem Ury, der Ythan, Ugie und Doveran. Das Klima ist im Verhältnis zur Lage des Landes ziemlich mild. Fast die Hälfte der Einwohner beschäftigt sich mit Manufakturen, namentlich Baumwollen- und Leinenweberei; außerdem wird ansehnliche Viehzucht, Handel, Berg- und Ackerbau, Fischerei rc. betrieben.—Die gleichnamige Hauptstadt, mit (1871) 88,125 Einw., liegt zwischen den Mündungen des Dee und des Don und zerfällt in Alt-A. (Aberdon), die kleine nördliche Stadthälfte, die sich, zerstreut und weitläufig gebaut, bis zum Don erstreckt, eine goth. Kathedrale (aus dem 14. Jahrh.) hat und Sitz einer berühmten, 1493 gestifteten Universität ist, und in Neu-A., die moderne und schön gebaute südliche Stadt, die sich am linken Ufer des gewundenen Dee über 3 Anhöhen ausbreitet, der bedeutendste Ort Nordostschottlands. Ueber den Dee führen eine alte Brücke von 7 Bögen (seit 1520), eine Hängebrücke (seit 1830) und eine Eisenbahnbrücke (seit 1850). Unter den Straßen sind die Union- und die Castle-Street, unter den Kirchen die St. Andreaskirche hervorzuheben. Die Stadt hat zahlreiche Wohlthätigkeitsanstalten, ein College (Marishalcollege, 1593 gegründet) und ist Sitz einer lebhaften Manufaktur und Industrie, sowie eines nicht minder bedeutenden Handels, den vorzügliche Hafenanlagen mit großen Docks und Werften und eine bequeme Lage begünstigen. Schiffbau und Rhederei gehören zu den bedeutendsten der hiesigen Gewerbe. Unter den Manufakturen sind Linnenfabrikation, Wollen- und Baumwollenmanufakturen, Maschinen- und Papierfabrikation, Gerbereien und Seilereien, Eisengießerei, Seife- und Lichtfabrikation namhaft zu machen; auch die Grönlandfischerei ist von Belang. Die in der Nähe gefundenen Halbedelsteine beschäftigen viele Schleifereien, u. die Granitbrüche liefern treffliche Platten u. Mühlsteine, die meist nach London gehen. Ausgeführt werden außerdem Rindvieh (besonders nach London), Lachse, Eier, Butter, Schweinefleisch, Getreide rc. Die Zahl der Schiffe betrug:

im Jahre	eingelaufene	Tonnengehalt	ausgelaufene	Tonnengehalt
1866	327	53,000	108	24,000
1867	343	59,000	110	23,000
1868	357	64,000	109	25,000

1868 besaß A. die drittgrößte Rhederei in Schottland und wurde, im Besitz von 282 Segel- und Dampfschiffen mit 100,000 Tonnen Gehalt, nur von Glasgow und Greenock übertroffen.

Aberdeen (spr. ebr'dihn), George Hamilton Gordon, Lord, engl. Staatsmann, geb. 28. Jan. 1784 zu Edinburg, wurde auf der Schule zu Harrow, wo Palmerston, Peel und Byron seine Studiengenossen waren, gebildet. Noch vor Beendigung seiner Studien zu Cambridge begleitete er 1801 Lord Cornwallis als Gesandtschaftsattaché nach Paris und kam bei den Unterhandlungen von Amiens mit allen damaligen franz. Notabilitäten in Berührung. 1804 schied er als Magister artium aus der Zahl der Studiosen zu Cambridge aus und machte eine Reise durch Griechenland. Dadurch angeregt, gründete er in London eine athenische Gesellschaft, in die nur solche eintreten durften, welche Griechenland bereist hatten. Auch veröffentlichte er damals eine Kritik von Gells Topographie von Troja und Ithaka und eine Abhandlung über die Idee der Schönheit in der griech. Baukunst. Wegen ersterer Schrift verspottete Byron »den gereisten Than, den Athener Aberdeen«, in seinem Spottgedicht: »Englische Barden und schottische Kritiker« ganz grundlos als Genossen des Tempelschänders Elgin. Byrons Groll über den Ankauf seiner mütterlichen Erbgüter durch Aberdeens Vater machte sich noch gegen den Sohn Luft. 1807 ward A. zum schott. Repräsentativpeer ernannt und stimmte als solcher im Oberhause für das Toryministerium des Herzogs von Portland. Als Redner trat er aber erst 1810 auf, als er die Antwortsadresse auf die Thronrede des Prinzregenten beantragte. 1813 erhielt er von Lord Castlereagh die Mission, Oesterreich für den Bund gegen Napoleon zu gewinnen. Nachdem er den Schlachten von Bautzen und Lützen beigewohnt, begab er sich nach Wien. Oesterreich ward durch die Konferenzen zu Teplitz, wo A. England vertrat, für die deutsche Sache gewonnen. A. schloß sich darauf dem großen Heere der Verbündeten an und wohnte den Schlachten von Dresden, Leipzig und Hanau bei. In seiner Behausung starb Moreau, und mit Wilhelm von Humboldt ritt A. über das Leipziger Schlachtfeld, dessen grausiger Anblick ihn mit einem auch später noch wirksamen Abscheu gegen den Krieg erfüllte. Er bewog in Neapel Murat, sich den Feinden Napoleons anzuschließen. Darauf schloß er sich dem in Frankreich einrückenden österreich. Heere an. Auf dem Kongreß zu Chatillon vertrat er mit Lord Cathcart und Sir Charles Stewart England. Mit dem österreich. Vortrabe zog A. darauf in Paris ein und unterzeichnete 1. Juni 1814 den Vertrag, welcher die Bourbons restaurirte. An demselben Tage wurde er als Graf A. zum erblichen Peer von England und Mitglied des Geheimraths erhoben. Er widmete sich seitdem mit Vorliebe der Landwirtschaft. Im Oberhause stimmte er regelmäßig mit den Tories und sprach sich ebensowohl gegen die Aufhebung der Kornzölle und die Emancipation der Katholiken, als gegen die Anerkennung der südamerik. Republiken und die ganze auswärtige Politik Cannings aus. Nachdem er aber nach vierzehnjähriger Muße erst als Staatskanzler des Herzogthums Lancaster, dann als Minister des Aeußern in das Ministerium Wellington eingetreten war, half er die Katholikenemancipation durchsetzen, wie er auch die Julidynastie sofort anerkannte, indem er am Princip der unbedingtesten Nichteinmischung in fremde Angelegenheiten fest-

hielt. Aus demselben Grunde war er gegen ein Einschreiten gegen Dom Miguel in Portugal. 1834 übernahm er im Ministerium Grey das Portefeuille der Kolonien. Durch tolerante Haltung bei den Debatten über die politische Gleichstellung der verschiedenen Sekten der Dissenters erwarb er sich die Gunst seiner früheren liberalen Gegner. Aber im schott. Kirchenstreite war es gerade sein ausgleichender Vorschlag, unter Aufrechterhaltung des Patronatsrechts das Recht der Gemeinde anzuerkennen, indem man ihr ein Veto einräume, der zur Spaltung und zum Entstehen einer freien Kirche in Schottland führte. Im Gegensatz zu seiner frühern konservativen Haltung unterstützte er als Mitglied des durch Aufhebung der Korngesetze denkwürdigen Ministeriums Peel die volkswirtschaftliche Reform und war so glücklich, den Streit mit der nordamerik. Union wegen des Oregongebiets zu schlichten. Bald nach dem Abschluß des darauf bezüglichen Vertrags trat er mit dem ganzen Ministerium zurück (3. Juli 1846) und lehnte auch das ihm von Lord John Russell angebotene Portefeuille ab. Auch den Tories schloß er sich nicht wieder an, sowie er auch 1851 den Anerbietungen Lord Derby's kein Gehör gab. Aber als Haupt der liberal-konservativen Partei bildete er 1851 ein Koalitionsministerium, indem um ihn als Premier sich die hervorragendsten Mitglieder der Mittelparteien, Sir James Graham und Gladstone, Lord John Russell und Lord Lansdowne, Lord Palmerston und Sir William Molesworth, scharten. Unter dieser Verwaltung, die ihren Zweck, zwischen den Parteien zu vermitteln, nicht erreichte, »trieb England (nach Aberdeens eignem Ausdruck) in den Krimkrieg hinein«. Als im Unterhause Roebucks Antrag, die Schuld an den Unfällen in der Krim der Fahrlässigkeit des Ministeriums zuzuschreiben, angenommen ward, trat A. (1. Febr. 1855) zurück, indem er den Vorwurf als begründet erkannte, daß er der russischen Diplomatie zu Gefallen den Kampf habe vermeiden wollen. Seine öffentliche Wirksamkeit hatte damit ihr Ende erreicht. Er starb 14. Dec. 1860 zu London. A. gehörte zu jener Klasse von Staatsmännern, welche bedeutend sind, ohne glänzend zu sein, ohne Ehrgeiz Erfolge erringen, ohne Beredsamkeit berühmt werden. Unter Pitt gebildet, machte er frühzeitig eine politische Lehrzeit durch und trat in Verkehr mit Ministern und Königen. Auch als er sich schließlich ins Privatleben zurückgezogen hatte, hörte sein Einfluß nicht auf. Sein Verhältnis zur Königin ward mehr das eines Lehrmeisters, als eines bloßen Rathgebers.

Abergavenny (spr. ebr'gewénni oder ebr'génni), das alte *Gobannium*, Stadt im engl. Fürstenthum Wales, Grafschaft Monmouth, inmitten von Wiesen und Bergen an der Mündung des Gavenny in den Usk gelegen, hat 7 Kirchen (darunter die interessante Marienkirche), eine stattliche Brücke über den Usk (15 Bögen), Ruinen eines alten Schlosses und einer Abtei und (1871) 4803 Einw. In der Nähe sind Kohlen- und Eisengruben.

Aberglaube (*Afterglaube*, lat. superstitio), diejenige Ausartung des Glaubens, welche Natürliches und Uebernatürliches mit einander vermischt und daher bald von natürlichen Ursachen übernatürliche Wirkungen erwartet, bald natürliche Wirkungen von übernatürlichen Ursachen ableitet. Psychologisch erscheint der A. meist als ein Erzeugnis der Einbildungskraft, welche allerlei Trugbilder erdichtet und diese den Erscheinungen unterlegt, oder als Schwäche des Verstandes, welcher seine Begriffe weder klar, noch deutlich denkt, falsche Urtheile und Schlüsse bildet und sogar auf alle Prüfung dessen verzichtet, was ihm zum Glauben von anderen geboten wird, wenn es nur seiner Einbildungskraft schmeichelt. Furcht und Eigennutz sind die beiden hauptsächlichsten Ursachen einer abergläubischen Disposition des Gemüthes, indem durch sie die Phantasie verleitet und der Verstand gefangen genommen wird. Seinem Wesen nach ist der A. entweder *theoretisch* oder *praktisch*; jener besteht in der bloßen Vorstellung, dieser wirkt auf den Willen und dadurch auf das Handeln. Seinen Objekten nach ist er *religiöser* oder *physikalischer* A. Ersterer bezieht sich auf die Geisterwelt und hegt von ihrer Beschaffenheit wie von ihrer Verbindung mit der sinnlichen Welt Vorstellungen, welche der Vernunft und Erfahrung widerstreiten; aus ihm entstehen Abgötterei, Theosophie, Werkheiligkeit, Reliquiendienst, Glaube an die magische Kraft gewisser Ceremonien, durch welche die Gottheit zu etwas bewogen werden soll (s. *Magie*), und ein großer Theil des Gespensterglaubens. Der physikal. A. bezieht sich auf das Wirken geheimer Zeichen und Naturkräfte und hat u. a. die Astrologie, Chiromantie und Zauberei hervorgebracht. Hierher gehört natürlich auch der A. an Wunderdoktoren, Amulete u. dgl. Geschichtlich endlich unterscheidet man *natürlichen* und *philosophischen* oder gelehrten Aberglauben. Jener ist bei allen rohen ungebildeten Völkern heimisch, dieser wirft dem rohen Irrwahn ein wissenschaftliches Gewand um. Abergläubische Meinungen sind oft harmlos, selbst nicht ohne poetischen Reiz, oft aber auch gefährlich. Sie machen furchtsam, unduldsam, bisweilen fanatisch. Die sichersten Mittel dagegen sind guter Volksunterricht durch Schulen und Schriften, belehrende und warnende Bekanntmachungen von Seiten der Obrigkeit. Vgl. *Wuttke*, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart (2. Bearb., Berl. 1869); *Pfleiderer*, Die Theorie des Aberglaubens (das. 1872).

Aberkennen, in der Rechtssprache s. v. w. einen geltend gemachten rechtlichen Anspruch durch richterliche Verfügung abweisen. In diesem Sinne spricht man z. B. davon, daß Zinsen, welche zugleich mit einer Forderung eingeklagt, aberkannt worden sind, weil eine Verbindlichkeit zur Zahlung von Zinsen nicht bestand. Ebenso werden zuweilen die Gebühren eines Anwaltes aberkannt, was namentlich bei unstatthaften und frivolen Anträgen zu geschehen pflegt. Das A. eines erhobenen Anspruches ist regelmäßig mit der Verurtheilung in die dadurch verursachten Kosten verbunden.

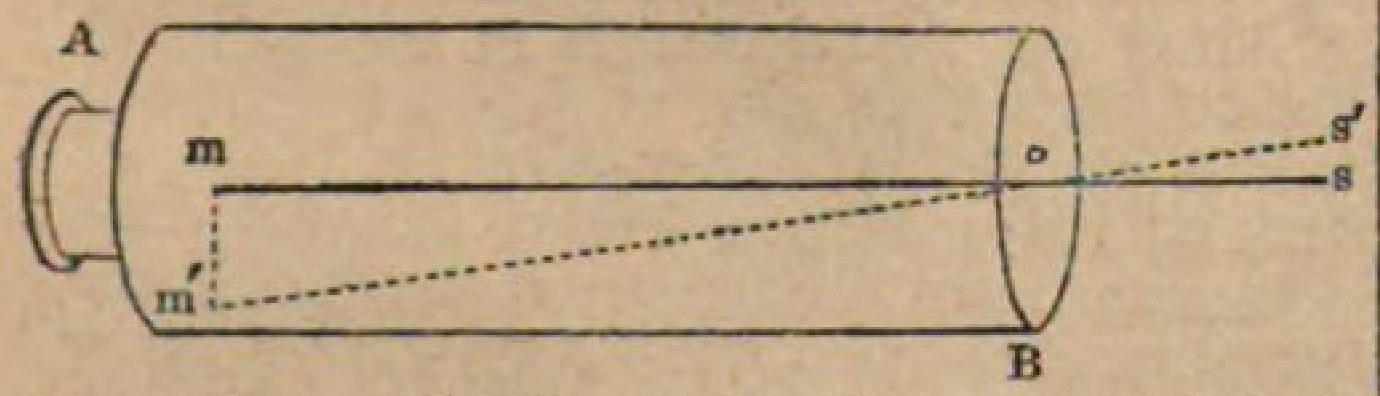
Aberklauen, s. v. w. Afterklauen.

Abernethy (spr. ebr'nĭthi), Flecken in der schott. Grafschaft Perth, unweit des Tay, mit 2500 Einw., historisch merkwürdig als ehemalige Haupt- und Residenzstadt der Piktenkönige, aus deren Zeit noch ein 24 Met. hoher Thurm herrühren soll. A. war ehedem auch Sitz eines Bischofs. Westlich davon liegt das Dorf *Forteviot*, bei welchem der Skotenkönig Kenneth 842 die Pikten besiegte und so Gründer des Königreichs Schottland wurde.

Aberrātio delicti (lat., »Abirrung des Vergehens«), die aus einer dolosen, rechtswidrigen Handlung entspringende, von dem allein oder alternativ beabsichtigten Zwecke ganz abweichende Folge der

Handlung, z. B. Verübung der Handlung an einem anderen, als dem beabsichtigten Objekte, nicht vorhergesehene rechtswidrige Erfolge, außer dem beabsichtigten.

Aberration des Lichts (Abirrung des Lichts), ein astronom. Phänomen, infolge dessen wir die Himmelskörper nicht genau an demjenigen Orte erblicken, wo sie sich wirklich befinden. Dasselbe wird durch die vereinigten Wirkungen der Bewegung des Lichts u. der Bewegung der Erde hervorgebracht. Um sich hiervon ein klares Bild zu verschaffen, denke man sich eine senkrecht stehende, oben offene Röhre und einen vertikal herabfallenden Regentropfen, welcher den Mittelpunkt des Bodens dieser Röhre trifft. Der Regentropfen passirt hierbei zuerst das Centrum der oberen Oeffnung der Röhre, dann durchfällt er die ganze Höhe derselben und trifft endlich auf den Mittelpunkt des Bodens. Man denke sich nun, daß in dem Augenblicke, wo der Tropfen durch den Mittelpunkt der oberen Oeffnung der Röhre fällt, diese letztere mit einer gewissen Geschwindigkeit parallel mit sich selbst nach rechts verschoben werde. In diesem Falle kann der Tropfen offenbar nicht mehr den Mittelpunkt des Bodens der Röhre treffen, vielmehr wird er in einem Punkte links hiervon anlangen. Wenden wir dies auf das Licht der Sterne an. In nebenstehender Figur bezeichnet AB ein



Fernrohr, welches so auf den Stern s gerichtet ist, daß dessen Bild im Mittelpunkte des Gesichtsfeldes bei m erscheint. Wenn sich nun das Fernrohr in der Richtung nach oben hin bewegt, während die Strahlen des Sternes s den Weg om zurücklegen, so kann das Bild des Sternes nicht mehr in m erscheinen, sondern wird etwa in m' zu Stande kommen. Um daher den Stern wieder im Mittelpunkte des Gesichtsfeldes zu haben, muß man das Fernrohr um den Winkel mom' drehen, und es scheint nun, als sei der Stern s um den gleich großen Winkel sos' in derselben Richtung, nach welcher sich das Fernrohr bewegte, von seinem wahren Orte »abgeirrt«. Dieser Winkel heißt der Aberrationswinkel, dessen Größe nicht von der Länge des Fernrohres, sondern bloß von dem Verhältnis der Linie mm' zu mo, d. h. von dem Verhältnis der Geschwindigkeit der Erde zur Geschwindigkeit des Lichtes abhängt. Nun beträgt die mittlere Geschwindigkeit der Erde in ihrer Bahn sehr nahe 3,94 geogr. Meilen in der Sekunde, die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes dagegen 40,159 geogr. Meilen. Das Verhältnis beider Geschwindigkeiten ist demnach wie 1:10,183. Der Umfang der Erdbahn als Kreis betrachtet ist 360° = 1,296,000″. Da aber der Umfang jedes Kreises 6,283184 mal so groß ist als der Halbmesser, so hält der Halbmesser $\frac{1296000''}{6,283184}$ oder 206264,8″. Dividirt man diese Zahl durch das Verhältnis der Geschwindigkeit des Lichts zu derjenigen der Erde, so erhält man die Größe des oben bezeichneten Aberrationswinkels zu 20,255″. Die Erde durchläuft im Jahre eine nahezu kreisförmige Bahn. Die Abirrung der Sterne von ihrem wahren Orte am Himmelsgewölbe muß daher auch in eine jährliche Periode eingeschlossen sein, und weiter muß der Aberrationswinkel derjenigen Sterne, welche ihre Strahlen stets rechtwinkelig auf die Erdbahn senden, auch stets 20,255″ betragen. Das findet für die Sterne, welche in den Polen der Ekliptik oder Erdbahn stehen, statt, und diese beschreiben also scheinbar jährlich einen kleinen Kreis von 20,255″ um ihren wahren Standort. Alle anderen Sterne dagegen beschreiben Ellipsen, deren halbe große Axe unveränderlich 20,255″ beträgt, während die darauf senkrechte Axe immer kleiner erscheint, je näher diese Sterne der Ebene der Erdbahn stehen. — Die Aberration der Fixsterne wurde zuerst von Bradley in den Jahren 1725—27 wahrgenommen, und gab derselbe Astronom auch die richtige Erklärung der Erscheinung. Die Entdeckung der Aberration lieferte den ersten direkten Beweis der Bewegung der Erde um die Sonne. Ueber optische A. d. L. s. Abweichung. Vgl. Ketteler, Die Lehre von der A. d. L. (Bonn 1873).

Abersee, s. Sankt Wolfgangsee.

Abert, J. J., Komponist, geb. 1832 zu Kochowicz in Böhmen, erhielt seine musikal. Bildung auf dem Prager Konservatorium, wurde 1855 als Mitglied der Hofkapelle zu Stuttgart und 1866 nach der ersten Aufführung seiner trefflichen Oper »Astorga« zum Hofmusikdirektor daselbst ernannt. Seine Kompositionen bestehen außer noch einigen Opern (»Anna von Landskron«, »König Enzio« ꝛc.) in Liedern, Klavierstücken, Koncerten und Symphonien, von denen »Columbus«, eine sogen. symphonische Dichtung, und neuerdings eine in C-moll mit großem Beifall aufgeführt wurden.

Aberwitz (Afterwitz), eine Ausartung des Witzes, die sich dadurch von der Einfalt und Dummheit unterscheidet, daß sie mit dem Anspruche auf Witz und Verstand auftritt. Ergreift der A. größere Partien des Gedankenkreises, oder übt er Einfluß auf die Handlungen des Menschen aus, so wird er zum Wahnwitz und gehört als solcher in das Gebiet der Geisteskrankheiten.

Aberystwith (spr. ebrístuïth), Hafenstadt an der Küste des engl. Fürstenthums Wales, Grafschaft Cardigan, in neuerer Zeit vielfach verschönert, mit (1871) 6898 Einw., welche zumeist Schiffbau, Fischfang u. ansehnlichen Küstenhandel treiben. Der Hafen ist durch einen Damm geschützt u. faßt Schiffe von 500 Tonnen.

Ab esse ad posse valet, a posse ad esse non valet consequentia (lat.), logische Regel: vom Sein kann man auf das Können, d. h. von der Wirklichkeit auf die Möglichkeit schließen, nicht aber von dem Können auf das Sein, d. h. von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit.

Abessinien (weniger richtig Abyssinien, eigentlich Habesch), einst ein mächtiges, unter Einem Herrscher stehendes Reich mit vorherrschend christlicher Bevölkerung, das sich vom 16.° nördl. Br. im äußersten NO. und vom 13.° im NW. südlich bis etwa zum 11.° nördl. Br. im SW. und zum 7.° im SO., sowie wahrscheinlich von dem äußersten östlichen Punkte der Küste des Rothen Meeres, dem Vorgebirge Dschebel Sebschan unter dem 61.° bis ungefähr zum 53.° östl. L. erstreckte und mit diesen seinen alten politischen Grenzen ein Hochland bildete, zu dem nur im O. ein meist einige Tagereisen breiter tiefliegender Küstenstrich längs dem Rothen Meere, die Samhara, gehörte. Jenes nach allen Seiten schroff abstürzende Hochland besteht aus weiten, waldlosen, aber mitunter grasreichen Hochebenen von 2000—2300 Met. mittlerer Er-

hebung. Einzelne Plateaus steigen aber noch höher an, wie z. B. die Hochebene von Semién bis 3300 Met. Auf diesen Hochebenen erheben sich zahlreiche isolirte, oft sehr grotesk gestaltete Felsmassen mit senkrecht abfallenden Wänden und von sehr verschiedener Größe. Während einzelne derselben nur mit Leitern erstiegen werden können, haben andere das Ansehen von Tafelbergen, sind auf der Gipfelfläche wohl bewässert und mit üppiger Vegetation bedeckt, daher auch bewohnt und angebaut. Diese Felsmassen dienen der Bevölkerung in ihren Kriegen gegen auswärtige Feinde und bei ihren inneren Fehden als natürliche Festungen und werden mit dem allgemeinen Namen **Amba** bezeichnet. Außerdem sind die Hochebenen von mehreren ansehnlichen, nur theilweise von einander getrennten **Gebirgsketten** durchzogen, unter denen im nördlichen Theile des Landes besonders folgende auszuzeichnen sind. Die eine zieht sich an der Nordgrenze von der Landschaft Semién durch ganz A. bis in die Nähe des Hawaschthales, wo sie noch bis zu 3500 Met. ansteigt, um sich dann gegen W. in die Hochebene der Galla zu verflachen. Eine nach SW. gehende Abzweigung umfaßt im S. den großen Tanasee und endigt in dem wenigstens 3600 Meter hohen Talba-Wahagebirge in den Landschaften Maitscha und Godscham. Dieser langen Gebirgskette gehören in Semién und Wöggera an der Abu-Jaret von etwa 4300 und der Bachit von 4360 Met. Höhe, deren Gipfel einen großen Theil des Jahres mit Schnee bedeckt sind. Südwestlich von Semién setzen sich die Gebirge in der 3000 Met. hohen gestaffelten Terrasse von Wöggera fort, die sich allmählich nach SO. verflacht und kesselförmig das große Becken des Tanasee's umgibt. Ohne Unterbrechung ziehen die Gebirge nach SO. weiter durch das 4300 Met. hohe Gunagebirge bis zum trennenden Thale des Beschlo. Südlich von diesem ragt isolirt Abessiniens höchstes Gebirge, die Kollo, bis 4900 Met. empor. Auch die südlichen Landschaften Káfa, Enárea und Kambwát sind gebirgig und haben sogar einige mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel aufzuweisen. Die Hochflächen sind häufig von engen, manchmal sehr tiefen, schluchtenartigen Thälern durchfurcht, in denen die Flüsse des Landes ihren Lauf nehmen. Wo breitere Einschnitte sind, besteht die Hochebene aus mehreren kleineren, völlig von einander isolirten Plateaus mit steil abstürzenden Wänden; so besonders im Hochlande von Schoa. Auch das gesammte abessinische Hochland fällt nach allen Seiten steil ab; namentlich gewährt im O. der steile Rand des Hochlandes, von der flachen Samhara aus gesehen, mit seinen 2900 Met. hohen Gipfeln den Anblick eines jäh emporsteigenden Hochgebirges, durch welches nur wenige, oft treppenartige Pässe auf das eigentliche Hochland führen, so daß das alte A. in der That einem großen, fremden Eroberern schwer zugänglichen Felsenbollwerke glich. Der frequenteste dieser Pässe ist der am Tarantaberge, der von dem Hafenorte Massaua nach dem Hochlande führt, neben welchem wir im Innern Semiéns noch den in fast 3000 Met. Höhe liegenden Selkipaß erwähnen, der bis in die Schneeregion reicht. Den nördlichen und westlichen, wahrscheinlich auch den südlichen Abfall des Hochlandes umzieht eine 6—7 Tagereisen breite, sumpfige, mit dichtem Urwalde bedeckte und von Elefanten, Raubthieren und Schlangen erfüllte, aber dünn bevölkerte Region, die sogen. **Kola** oder **Kwola** (d. i. heißes Land). Von ganz anderer Beschaffenheit als das Hochland sind die Samhara und die längs dem Indischen Ocean außerhalb der Bab el Mandeb bis zum Hawasch sich erstreckenden **Ebenen**, indem sich diese nur wenig über den Meeresspiegel erheben und ein heißes, wasser- und vegetationsloses, schwach bevölkertes Gebiet bilden, dessen Oberfläche theils aus nacktem Fels, theils aus flüchtigen Sandablagerungen über demselben besteht. Einzelne Theile dieser Ebenen, z. B. die nach der Hauakilbai des Rothen Meeres zu, bilden eine Depression (am genannten Orte von 60 Met. Tiefe). Die **Küste** Abessiniens längs dem Rothen und Indischen Meere ist meist ebenso einförmig und niedrig wie das Küstenland selbst, steigt erst vom Kap Bilur höher empor und hat wenig Einbuchtungen. Zu erwähnen sind der Busen von Arkiko bei Massaua, die breite und lange Annesleybai, die Busen von Hauakil, Amphila, Ed (Aith), Bilur und Rahiéta, die große und inselreiche Assabbai und im äußersten S. die Tadschurrabai. Der bedeutendste Vorsprung des Küstensaums ist die lange Landzunge zwischen der Annesley- und Hauakilbai. An guten Häfen und Ankerplätzen fehlt es sehr, indem nur die Bai von Arkiko durch die in ihr gelegene kleine Insel **Massaua** ziemliche Sicherheit darbietet, alle übrigen Baien aber mehr oder weniger den Winden preis gegeben sind. Unter den der Küste vorliegenden kleinen und niedrigen Inseln ist **Dahlak** als die bedeutendste zu erwähnen. Die Bodenbeschaffenheit zeigt vielfach die Wirkungen vulkanischer Kräfte. Schon in der Samhara, aber auch an vielen anderen Stellen finden sich ausgebrannte Krater, Lavaströme und Lavafelsen. Auch der ganze nördliche Rand des Hochlandes ist mit Massen von Lava, Schlacken, Mandelsteinen und Basalt bedeckt, und weiter im Innern ist der Tanasee von einem schroffen, aus vulkanischem Gestein bestehenden Kamm umschlossen, an welchem zahlreiche warme Quellen entspringen. Weiterhin befinden sich besonders in den Landschaften Wöggera, Talemt, Agamé und Semién vulkanische und plutonische Gebilde in großer Verbreitung, und ebenso hat man in den südlicheren Landschaften Beguemĕder, Godscham, Gedhem, Agaomĕder dergleichen in Masse angetroffen, die aber vorzugsweise aus Trachyt bestehen. Aktive vulkanische Thätigkeit hat man 1861 noch beim Vulkan Ed am Rothen Meere beobachtet. Vgl. **Afrika**.

A. ist überaus reich an **Gewässern**. Als der bedeutendste Strom im nördlichen Theile des Landes ist der **Abái**, der obere Lauf des Blauen Nils, zu nennen, der bei Sákkala in der Provinz Maitscha entspringt, als reißender Bergstrom in den Tanasee fällt und, nachdem er ihn wieder verlassen, in langer Spirale die amhárische Landschaft Godscham umzieht, eine lange Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildend. Unter seinen zahlreichen Nebenflüssen seit seinem Austritte aus dem Tanasee sind die bedeutendsten: auf der linken Seite Dschiamma und Bäschlo, auf der rechten Rahad und Dinder, von denen die zwei letzten von den Bergen Godschams innerhalb der großen Spirale herkommen. Der **Takazzié**, der zweite Hauptstrom Nordabessiniens, entspringt auf der Grenze zwischen Lasta und Beguemĕder, scheidet in seinem nordwestlich gerichteten Laufe bis zum 17.° nördl. Br. die Landschaften Tigrié und Amhára von einander und bildet, mit einer Breite von etwa 200 Met. ein hohes Plateauland durchziehend, den Abzugskanal für das nord-

östliche A. Er erhält später den Namen Setit und fällt dann als Atbara in den Nil. Im südlichen A. ist der Hawasch von Bedeutung, der im Lande der Zamettia-Galla entspringt, in einem weiten fruchtbaren Thale zuerst nach N., dann nach O. fließt, die Landschaft Schoa gegen die freien Gallaländer abgrenzend, und endlich sich wieder nach N. wendet, um sich in der Oase von Aussa in den Abhebbadsee zu ergießen. Als Hauptentwässerer der südabessinischen Landschaften ist aber der große Strom Godscheb anzusehen, der Käfa und Enärea in einem Bogen umzieht, später den Namen Sobat annimmt und in den Weißen Nil mündet. Endlich ist noch der Mareb oder Gasch zu erwähnen, der in Tigrié entspringt, auf einer weiten Strecke nach NW. fließt, dann aber eine nordöstliche Biegung macht. Man glaubte früher, daß er in das Rothe Meer münde, weiß aber jetzt, daß er als Halenga sich zur Zeit seiner Hochflut in den Atbara ergießt. Alle angeführten Ströme also, mit Ausnahme des in einer Lagune endigenden Hawasch, gehören dem Stromsysteme des Nil an. Nur der in der nördlichen Landschaft Hamasien bei Tatsega entspringende Anseba, der Mensa und Bogos durchzieht, wendet sich dem Barka zu und gehört so dem Rothen Meere an. Schiffbar und für den Verkehr nützlich ist kein einziger dieser Ströme, wie auch der ganzen Küste gute Häfen mangeln. In der trockenen Jahreszeit sind die Ströme theilweise ohne Wasser, kaum schlammigen Bächen ähnlich; in der Regenzeit aber überfluten sie, plötzlich anschwellend, oft furchtbare Zerstörungen hervorbringend, das Flachland. Sie bedingen wesentlich das Steigen des Nils und sind Ursache des fruchtbaren Schlammabsatzes in Aegypten durch die aufgelösten vulkanischen Massen, die sie mit sich führen. — Unter den zahlreichen Landseen Abessiniens sind einige sehr bedeutende, die fast ohne Ausnahme im Hochlande liegen und den Charakter der europäischen Alpenseen haben. Ihre vulkanische Umgebung scheint zu der Annahme zu berechtigen, daß sie Ausfüllungen von erloschenen Kratern sind. In Nordabessinien ist der größte der Tana- oder Dembeasee, in der Landschaft Dembea, drei Tagereisen südlich von Gondar, 1861 Met. ü. M. gelegen, 67 Kilom. lang und 15—52 Kilom. breit und stellenweise über 200 Met. tief, von fruchtbaren Hochebenen umschlossen, mit vielen, meist bewohnten und wohl kultivirten Inseln, reich an Fischen und Nilpferden, aber wegen des kalten Wassers ohne Krokodile. An Größe zunächst steht ihm der Aschangisee in der ostabessinischen Landschaft Woggera, der von 3300 Met. hohen Bergen umgeben, in 2200 Met. Höhe liegt und einen Umfang von 22 Kilom. hat.

Der Abessinier unterscheidet in seinem in klimatischer Beziehung so viele Abwechselung bietenden Vaterlande zwei Hauptregionen: die Kola od. Kwola (das Tiefland unter 1800 Met.) und die Dega nebst einem vermittelnden Gliede, der Woina Dega. Das Klima ist im Hochlande gemäßigt und angenehm, nur in der Dega und namentlich auf den hohen Gebirgszügen von Lasta und Semien im Winter sehr kalt. Auf den östlichen höheren Plateaus steigt das Thermometer im Sommer selten über 30° R. und fällt nicht unter 17°, so daß die mittlere Temperatur etwa 24,5° beträgt. Weit milderes Klima hat das westliche Hochland, wo die mittlere Temperatur zwischen 17,5° u. 31,5° schwankt. Gondar hat bei seiner 2273 Met. hohen Lage eine mittlere Temperatur von 15°, aber bei fast immer heiterem Himmel ist die Wärme selbst im Sommer nicht drückend. In den Niederungen herrscht dagegen einen großen Theil des Jahres hindurch eine glühend heiße Temperatur, die in den engen Flußthälern wahrhaft erstickend wird. In den nördlichen Gegenden der Kola schwankt die mittlere Temperatur zwischen 27 u. 41°. In der Samhara beträgt sie zu Massaua 30,1°, aber das Thermometer steigt hier im Juli bis 53°, in Tabschurra sogar bis 60°. Weil in der Samhara die Tropenregen fehlen oder nur periodisch eintreten, so ist hier zugleich die Atmosphäre außerordentlich trocken, während in der Kola wegen des dichten, für die Sonnenstrahlen undurchdringlichen Urwaldes und Gestrüpps bei ebenfalls großer Hitze Feuchtigkeit vorherrscht. Im nördlichen Hochlande beginnt die Regenzeit gewöhnlich im April, um bis in den Oktober anzuhalten; in Schoa dauert sie von Mitte Juni bis Anfang September. Bei der außerordentlichen Reinheit der Luft erfreuen sich die Bewohner der höher gelegenen Gegenden einer ausgezeichneten Gesundheit; nur rheumatische Uebel werden durch die kalten Winde veranlaßt, und in Schoa grassirt der Aussatz. Eine unter den Abessiniern sehr verbreitete Krankheit ist der Bandwurm, ohne Zweifel wegen des fortwährenden Genusses von rohem Fleische; doch bietet die Natur selbst in einigen Pflanzen die kräftigsten Gegenmittel dar. In den heißen Flußthälern und in der Kola herrschen Dysenterien, Faulfieber und heftige nervöse Krankheiten, welche besonders den Weißen verderblich werden. — Der Pflanzenwuchs ist bei den verschiedenen klimatischen Verhältnissen des Landes sehr mannigfaltig und in günstigen Lagen außerordentlich üppig. Während er in den hoch gelegenen Gegenden schon ganz subalpinisch ist, hat er in der Kola und in den heißen Thälern des unteren Mareb und Takazzié ganz den tropischen Charakter. Die Vegetation der letzteren zeigt Tamarisken, Sykomoren und Ficusarten, Tamarinden und Kigelien, Akazien, wilde Baumwolle, Sesam und Büschelmais längs der Flußufer. In der mittlern Region der Kola beginnt die Vegetation der Aloëpflanzen. In 1500 Met. Höhe erscheint die für A. so charakteristische Kolkwaleuphorbie, die bis 3600 Met. Höhe aufsteigt. Ihr gesellt sich der Oelbaum und die mächtige Adansonia bei; doch stehen alle diese Bäume in der Kola nie in Massen beisammen. Die Woina Dega führt ihren Namen nach dem Weinstocke, der bis 2500 Met. Höhe geht. Hier gedeihen zumal Oelpflanzen (Nuk und Lein), Hülsenfrüchte, Dakuscha, Tef, Mais, Weizen, Gerste und andere gebaute Cerealien. Kaffee wird noch in der Kola gebaut, wächst aber hauptsächlich im südlichen A., seinem Heimatlande, zwischen 1800 und 2300 Met. Höhe. Die Ensetebanane wird noch höher hinauf angepflanzt; mit ihr steigt eine Phönixpalme bis 2400 Met. Bignonien, Erythrinien, Loranthus und Orchideen zieren diese Region mit reichem Blütenschmucke; in ihr gedeihen Myrten, Granaten, Citronen. Die Kartoffel ist auch dort eingeführt. Reichthum, Mannigfaltigkeit, Fülle und Ueppigkeit zeichnen die Woina Dega aus. Gehen ihr auch die Riesenformen der Adansonien und Kigelien des Tieflandes ab, so finden wir hier andere, ihrem Typus nach echt tropische Gewächse, wie Kolkwal und Ensete oft waldartig zusammengedrängt neben herrlichen blühenden Zwiebelgewächsen, Gladiolus, Hämanthus, Amaryllis &c. Den größten Theil des

Landes nimmt die Dega ein; bis zu 3900 Met.
gedeihen hier noch Gerste, Weizen, Einkorn, der
bandwurmvertreibende Koso (Brayera anthelmin-
tica). Ein baumartiges Hypericum und die baum=
artige Heide bilden in 3500 Met. die Baumvege=
tation mit ihren zahlreichen Flechten. In dieser
Höhe beginnt die Region der merkwürdigen Gibarra
(Rhynchopetalum montanum), einer Lobeliacee, die
an der Grenze des Schnee's, wo gemsenartige Anti=
lopen verkehren, uns plötzlich die Form der Palmen
vor Augen zaubert. Neben ihr blühen Alpen=
pflanzen; bis in die gleiche Höhe gehen baumartige
Kugeldisteln (Echinops). Gebaute Nutzpflanzen
Abessiniens sind außer den schon erwähnten Ge=
treide= und Oelfrüchten die Ensetebanane, Rettige,
Senf, Zwiebeln, Knoblauch, Ingwer, Kaffee, Indigo,
Tabak, Baumwolle, Wein, Pfirsiche, Mandeln 2c.
Reich ist das Land an medicinischen Pflanzen,
namentlich an wurmtreibenden (Brayera, Bussena);
Celastrus dient gegen Wechselfieber; Ricinus ist
häufig. Bambus, Rotang, Sykomoren, der Oel=
baum, Akazien 2c. liefern Nutzholz. — Kaum minder
reich als die Pflanzenwelt ist die Thierwelt Abes=
siniens, ebenso wohl durch Menge der Individuen,
als Mannigfaltigkeit der Arten. Zahlreich sind
besonders die Pachydermen: Elefanten, die selbst auf
dem Plateau bis zu einer Höhe von 2500 Met.
hinaufgehen, ein= und zweihörnige Nashörner, Nil=
pferde, Büffel und wilde Schweine bevölkern die
Kola. Rindvieh, worunter eine Varietät, das
Sangarind, durch kolossale Hörner ausgezeichnet ist,
ernähren die wiesenreichen Striche des Hochlandes in
großer Menge; Kamele finden sich aber nur in der
Samhara und im Adâllande, Schafe, zum Theil
fettschwänzige, auch behaarte, werden besonders in
der Provinz Beguemeder, treffliche Pferde und
Maulesel auf den Hochebenen Nordabessiniens und
in den Gallaebenen gezüchtet. Giraffen bewohnen
die sandigen südöstlichen Gegenden, Antilopen in
Menge und in verschiedenen Arten Gebirge und
Ebenen; mehr vereinzelt kommen wilde Ziegen vor.
Raubthiere, namentlich Schakale und Hyänen werden
oft zur Landplage. Löwen schweifen in der Samhara
und im Adalgebiete, Panther und Leoparden, Luchse,
wilde Katzen, Füchse und Zibetkatzen (wichtig für
den Handel der südabessinischen Länder) in Enârea
und Kâfa umher. Affen sind in verschiedenen Arten,
darunter der herrliche schwarz= und weißgefärbte
Gueraza, der im Hochgebirge weilende Tschelada=
pavian, die Meersäugethiere im Dugong (Halicore
tabernaculus) an der Dahlakgruppe im Rothen
Meere vertreten. Als besondere Charakterthiere sind
noch zu erwähnen: der Walgiéhund in den höchsten
Gebirgen Semiéns, der Honigdachs oder das Ratel,
das Erdferkel (Orycteropus), der abessinische Stein=
bock, das Nachtschwein (Nyctochoerus Hassama), der
Klippschliefer (Hyrax). In außerordentlicher Menge
sind Vögel vorhanden, besonders Geier, Adler und
Falken, Guinea= und Rebhühner, Nashornvögel
und Strauße, letztere in den heißen, sandigen Land=
strichen. Von Reptilien gibt es Krokodile in Menge,
jedoch nur in den größeren wärmeren Flüssen, und
große Schlangen in der Kola. Reich an Fischen ist
der Tanasee; am Strande der Abulisbai lebt der
froschlarvenartige merkwürdige Fisch Periophthal-
mus Koehlreuteri. Im Atbara kommt ein Wels
vor, der Hausenblase liefert. Von Insekten treten
die Heuschrecken oft als Landplage auf, und eine
Fliege (Tsaltsalya) ist in der Regenperiode dem

Vieh selbst tödtlich. Schöne Mollusken, auch Perl=
muscheln und Austern bieten die Küsten des Rothen
Meeres dar. Von Mineralien findet sich Gold
im N. in der Kola von Ras el Fil und in den
Alluvionen am Mareb, im W. in den an Agaomeder
angrenzenden Gegenden der Kola, im S. im Sande
der Flüsse von Damot, Kâfa und Gurâgue, sowie
auch in den Trachytgesteinen von Schoa. Eisen ist
besonders in Tigrié und Schoa am Tschatschaflusse
verbreitet; Steinkohlen birgt der Ostrand des Pla=
teau's von Schoa; Schwefel die Taltalebene bei
Alaul, Salz die flachen Striche des Adallandes.

Hinsichtlich seiner Bevölkerung bildet A. eine
ethnologische Musterkarte und bietet noch manche
Ungewißheit dar. Durch die Vielweiberei und den
Sklavenhandel, welcher seit Jahrtausenden Frauen
aus sehr verschiedenen Völkern ins Land gebracht
hat, wurden die eigentlichen echten Typen vielfach
verwischt, wie dadurch auch die Ausbildung eines
festen nationalen Charakters mit scharfem Gepräge
bei den einzelnen Völkerstämmen unmöglich gewor=
den ist. Was man als eigentliche Abessinier
oder Aethiopier (Itjôpjavân) bezeichnet, ist ur=
sprünglich ein aus Arabien eingewandertes Volk,
das infolge seiner höheren Anlage und Gesittung
die Herrschaft an sich gebracht hat. Viele Angehörige
tragen noch das rein kaukasische Gesichtsgepräge und
haben schlichtes, schwarzes Haar, während die Haut=
farbe wechselt; man hat Kinder Eines Vaters mit
rother, olivengelber, brauner und schwarzer Haut=
farbe, mit schlichten oder wollig gekräuselten Haaren;
neben fast weißen Menschen wohnen schwarzgefärbte.
Als ausgestorbene Ursprache der dem semitischen
Stamme angehörigen Abessinier gilt die äthiopische
oder das Geéz, das zur Zeit der Einführung des
Christenthums im Lande gesprochen wurde und in
dem alle Bücher abgefaßt sind. An seine Stelle
traten — seit wann ist unbekannt — zwei lebende
Sprachen, die von den beiden Hauptstämmen der
Abessinier heute geredet werden. Das Amhárische
wird in den südlich und westlich vom Takazzié ge=
legenen Landschaften, das Tigrische in den östlich
davon gelegenen Gegenden gesprochen. Das Am=
hárische hat mehr Fremdartiges angenommen als das
Tigrische. Aber es wurde zur Regierungssprache
erhoben und reicht bis Härrär im O.; das Tigrische
hat im Dialekt von Guragué, einer südabessinischen
Landschaft, eine Tochtersprache aufzuweisen. Wie
sprachlich, so sind auch im Charakter die beiden
Hauptstämme der Abessinier mannigfach geschieden
und diese Verschiedenheit hat auch Einfluß auf den
Gang der Geschichte des Landes gehabt, indem die
Bewohner Amhára's und Tigrié's sich häufig feind=
lich gegenüberstanden. Zwischen den eigentlichen
Abessiniern hausen zerstreut eine Anzahl kleinerer,
aber streng von ihnen geschiedener Stämme. Eine auf=
fällige Erscheinung sind die Falaschas oder abessi=
nischen Juden, die früher sogar das Land zeitweilig
beherrschten, jetzt auf einen kleinen Winkel am nord=
östlichen Ufer des Tanasee's zusammengedrängt sind.
Sie sind schwarz und geben an, von den Patriarchen
abzustammen; sie sind von exemplarischer Sitten=
reinheit, fleißig, aber dem Handel abgeneigt. Ueber
ihre Herkunft schwebt Dunkelheit, jedenfalls weichen
sie ethnisch ab von den eigentlichen Hebräern. Mit
der Sprache dieser Juden, dem Koara, stimmt jene
der heidnischen Gamanten überein, die sich durch
hohen Wuchs auszeichnen, Ackerbau und Viehzucht
treiben und über den W und S. verbreitet sind.

Ihre Verwandten sind die gleichfalls heidnischen Waito am Tanasee. Wahrscheinlich einen Theil der Urbevölkerung bilden die heidnischen, schlangenverehrenden Agaus im westlichen A. Zu ihnen gehören die Tschertz in der Provinz Avergale. Der Ausdruck Schangalla, der fälschlich oft für einen besonderen abessinischen Volksstamm gebraucht wird, ist nur ein generischer, auf die umwohnenden Neger angewandter Name. Ganz verschieden von den Abessiniern sind noch die heidnischen Bazen oder Kunama, am Mareb. Ohne jede Staatsordnung, ohne Familie, doch mit eigenthümlichem Recht, lebt das negerartige Volk friedlich von Ackerbau und Viehzucht in seinen Hochthälern. Von großer Bedeutung sind die Galla geworden, welche sich in ihrer Heimat, südlich von A., weithin vom Meere bis ins äquatoriale Innere ausdehnen, und die Zerrüttung des altabessinischen Reiches benutzt haben, um bis weit nach N. vorzudringen, und sich wie ein Keil zwischen Schoa und Amhára und, als Wollo-Galla, sogar ins nördliche Hochland einzuschieben. Sie sind ein streitbares und tapferes Volk, und es war ein Glück für die Beherrscher Abessiniens, daß die Galla von jeher in eine Menge kleiner Stämme zerfielen, denn einer vereinigten Kraft dieser muthigen Völker hätten jene keinen dauernden Widerstand leisten können. Wie weit die Galla mit den Adal oder Danákil in der Samhara verwandt sind, bleibt noch zu ermitteln. Diese letzteren sind Nomaden und bekennen sich fast alle zum Islam, während von den Galla manche dem Islam, andere dem Christenthum und wieder andere dem Heidenthum angehören. Zu einer reichgegliederten Staatsbildung, zu einem wahren Kulturleben haben es auch die christlichen Abessinier nie zu bringen gewußt, und über eine halb despotische, halb feudale Verfassung sind sie nie hinausgekommen. Der moralische Zustand der Abessinier wird von den Reisenden mit den schwärzesten Farben geschildert. Treue und Glauben, Tugend überhaupt, sind ihnen unbekannt, ihr ganzes Wesen besteht aus Lastern; Lug und Trug ist ihr tägliches Geschäft. Eine gewisse Gastfreundschaft, Anhänglichkeit der Kinder an die Eltern, eine patriarchalische Behandlung der Dienenden sind die einzigen Tugenden dieses verwahrlosten Volkes. Die Ehe besteht oft nur dem Namen nach: beide Ehegatten leben in völliger Ungebundenheit. Der Mann arbeitet wenig oder nicht. Handwerke kennt die christliche Bevölkerung nicht, das Gerben des Leders und das Weben baumwollener Stoffe wird ausschließlich durch Mohammedaner betrieben. Die Speisen sind sehr einfach und bestehen für den Armen einzig und allein in Brod, das in eine Pfefferbrühe getaucht wird. Der Reiche genießt außer Milch Honigwein, Fleisch von Hühnern, Schafen und Ziegen, welches gebraten, und von Ochsen, welches vielfach roh gegessen wird. Ein großes Stück Baumwollenzeug (Schamma), in das man sich hüllt, ist für Männer u. Frauen die Kleidung; die Frauen tragen außerdem ein grobes Hemd. Eine Kopfbedeckung ist nur bei den Priestern gebräuchlich. Die geistige Kultur steht auf sehr niedriger Stufe. Die alte Literatur Aethiopiens (s. Aethiopische Sprache ꝛc.) ist längst verfallen; Lesen und Schreiben, in amhárischer Sprache, ist ein Privilegium der höheren Klassen, namentlich der Geistlichkeit geworden. Durch die Bemühungen deutscher Missionäre, besonders Isenbergs, sind in London mehrere Bücher, darunter eine vollständige Bibel, in amhárischer Sprache gedruckt worden. Unter den Künsten wird nur eine rohe Art Malerei geübt; die Musik ist äußerst einfach und erhebt sich kaum über jene der Neger. Die meisten Wohnungen sind kleine, schmutzige Strohhütten, umgeben von einer hohen Dorneneinzäunung; nur wenige Häuser haben eine, gewöhnlich kreisförmige Steinmauer als Grundlage, sowie ein festes konisches Strohdach, das in der Mitte auf einem Hauptpfeiler ruht und außerdem von einer kreisförmig gestellten Reihe hölzerner Stützen getragen wird.

Die Anzahl der Bewohner wird innerhalb der Grenzen des heutigen A. auf 3 Millionen geschätzt. Seit das Reich des blutigen, aber kühnen und energischen Theodoros II. 1868 wieder zerfiel, kamen Theilfürsten in verschiedenen Theilen des Landes zur Herrschaft. Ein Kaiser oder König (Negus oder »Negus Nagast za Aitiopija«) existirt heute nicht mehr, wenn auch verschiedene der Einzelherrscher auf diesen Titel Anspruch erheben. Diese Einzelherrscher, dem Range nach Herzöge (Detschasmatsche) und Häuptlinge (Schum, Ras), deren Gewalt sich oft nur über eine kleine Landschaft erstreckt, sind unter einander zerfallen und führen einer gegen den andern Krieg, so daß A. gegenwärtig ein politisches Chaos aufweist. Dieser Zustand ist übrigens schon seit einem Jahrhundert, seit dem Verfall der alten Kaisermacht, der normale geworden. Abgesehen von kleineren, unabhängigen Landschaften, zerfällt A. gegenwärtig politisch in drei größere Abtheilungen: Tigrié mit der Hauptstadt Adoa im N. unter dem Fürsten Kasa; Amhára mit der Hauptstadt Gondar in der Mitte, bis 1871 beherrscht vom Schum Gobasye; Schoa mit der Hauptstadt Litschié (früher Angolalla) unter dem Negus Menilek. Unabhängig vom Reiche, unter einer eigenen Königin, sind auch die Wollo-Galla, die sich zwischen Amhára und Schoa eingeschoben haben. Die Küstenlandschaft mit dem Hafen Massaua ist seit langem von A. abgetrennt und gehört zu Aegypten. Die Ausdehnung dieser verschiedenen Theilfürstenthümer beträgt 7450 QM. (410,218,5 QKilom.), wonach bei 3 Mill. Einw. auf die QMeile nur 400 Menschen entfallen. Diese dünne Bevölkerung ist eine Folge der ewig wüthenden Kriege und des überaus sittenlosen Lebens der Abessinier.

Die herrschende Religion im eigentlichen A. ist ein verwahrlostes Christenthum. Die Ausbreitung des Christenthums in A. begann um 330 n. Chr. durch Frumentius und Aedesius, zwei gefangene Christenjünglinge, welche in Axum eine Gemeinde gründeten. Frumentius erbat sich darauf von Athanasius, Patriarchen von Alexandria, Priester für A., wurde selbst zum Bischof geweiht und kehrte als Abba Salama oder Patriarch Abessiniens zurück. Nachdem sich auch der König hatte taufen lassen, breitete sich das Christenthum im Lande rasch aus. Die alexandrinischen Patriarchen pflegten seitdem regelmäßig den Patriarchen oder Abbuna (Vater) von A. zu weihen, gestanden ihm aber nur den Rang, nicht die Gewalt eines Patriarchen zu. Die ferneren Pfleger der abessinischen Kirche waren ägyptische Mönche, welche das ganze Mönchswesen in A. einführten und Felskirchen und Einsiedeleien gründeten. Als 451 die Synode von Chalkedon den Patriarchen Dioskoros von Alexandria als Eutychianer verdammte, wodurch die Partei der Monophysiten entstand, harrte die abessinische Kirche bei ihrem Patriarchen aus. Ihre Bekenner führten seitdem den Beinamen Jakobiten (nach dem Syrer

Jakob Baradai), und der jakobitische oder koptische Patriarch von Alexandria weihte fortan den Abuna. Das abessinische Christenthum ist aber seit Jahrhunderten nur leeres Ceremonien- und Zauberwesen. Düsterer Aberglaube lastet auf dem Volke und Ignoranz, Armut und Verachtung auf dem Priesterstande. Die Bibel wird zwar hochgehalten, aber nicht verstanden, denn man gebraucht sie nur in der äthiopischen Uebersetzung, und diese Sprache ist nicht die Volkssprache. Man nimmt eine Art Fegfeuer an, indem man Fasten, Almosen und Gebete, sowie die Feier des heiligen Abendmahls für diejenigen veranstaltet, welche grober Sünden wegen exkommunicirt sind und in diesem Zustande sterben. Der Taufe geht die Beschneidung vorher, die an Kindern beider Geschlechter vollzogen wird. Zum Andenken an seine Taufe trägt der abessinische Christ sein Leben lang eine blauseidene Schnur um den Hals. Das Abendmahl wird unter beiderlei Gestalt mit gesäuertem Brode, von den Priestern täglich, von andern nach Belieben empfangen. Der Patriarch oder Abbuna wird aus dem koptischen Volke, oft wider seinen Willen, genommen, unterrichtet, geweiht und mit großer Begleitung abgesendet. Er residirt in Gondar und regiert auch die Kirche in Schoa und Tigrié. Seine Macht ist nur durch die des Königs beschränkt, und oft wurde sie den Monarchen furchtbar. Er ist in Glaubenssachen höchste Autorität und entscheidet auch in Staatsfragen nicht selten als angesehenster Schiedsrichter. Die Bischöfe (Komur) haben bloß mit der Heilighaltung der Kirche und ihrer Geräthe zu thun. Die Klostergeistlichkeit steht unter dem Etschegié, dem Großprior des im 13. Jahrh. gestifteten Klosters Debra Libanos in Schoa, der im Range zunächst nach dem Abbuna folgt. Die berühmtesten Klöster sind außer Debra Libanos in Schoa: St. Stephan am Haiksee im Lande Jeschu, Debra Damo in Tigrié und Lalibela in Lasta. Neben den Christen wohnen in A. zahlreiche Mohammedaner. Im Adâl- und Danâkillande ist der Islam sogar herrschende Religion, und ganze Landschaften des Hochlandes, wie Jfât in Schoa und die Gallastaaten in Lasta und Jedschu, sind fast nur von Mohammedanern bewohnt. Sie zeichnen sich meist durch höhere Bildung, Ehrlichkeit und Thätigkeit vortheilhaft vor den Christen aus. — **Hauptnahrungszweig** ist der Ackerbau, der sich auf Cerealien (Weizen, Gerste, Mais, Hirse, Machilla [eine Art Durrha], Teffgras, dessen Körner Brod geben), Tabak und Baumwolle beschränkt. Die ergiebigsten Kulturstriche liegen in den Provinzen Agaomêder, Dembêa, Enárea und Tigrié, wo ohne Düngung binnen einem Jahre auf demselben Boden mehrere Ernten gemacht werden können. Auch Viehzucht wird stark betrieben, Kamelzucht nur im Tieflande, besonders von den Danâkil und Adâl, Rindviehzucht auf den Alpenwiesen von Semién, Lasta und Schoa, sowie auf den Savannen der südlichen Galla, Pferdezucht bei letzteren, Schafzucht in Beguemêder. Der **Gewerbfleiß** ist nicht von Belang. Am bedeutendsten ist derselbe in Gondar, sowie zu Adoa und Jslamgié in Wöggera, wo gröbere und feinere Baumwollenstoffe angefertigt werden. Bergbau auf Eisen wird in Enárea, am Tschatschafluß und in den zu Tigrié gehörigen Distrikten Entitschô und Tsalimbet getrieben. Im allgemeinen sorgt jeder Abessinier für seine eigenen Bedürfnisse, und so kann man sagen, daß die Industrie sich nicht über den gemeinsamen afrikanischen Standpunkt erhoben hat. Auch der **Handel** Abessiniens kann trotz des natürlichen Reichthums des Landes nach keiner Richtung ein bedeutender genannt werden, wenn er auch durch Hafenplätze wie Massaua und Tadschurra mit dem Meere in Verbindung steht. Die hohen steil abfallenden Gebirgsketten mit den schwer zugängigen Pässen erschweren die Verbindung; die Flüsse sind nicht schiffbar; das Kamel geht nicht ins Hochland. Dazu kommt die geringe eigene Produktion, so daß schließlich für den Handel, von Sklaven abgesehen, nur die aus den südwestlichen Landschaften stammenden Erzeugnisse, wie Gold, Elfenbein 2c., als Durchgangswaaren in Betracht kommen. Für den Großhandel hat der Abessinier wenig Sinn, er ist dem kleinen Schacher zugethan, der auf stark besuchten Messen geführt wird. Der europäische Handel hat sich noch wenig Eingang verschaffen können. Ausgeführt werden Häute, Maulthiere, gute Gebirgspferde, Honig, Wachs, etwas Gummi. Der ausgezeichnete Kaffee gelangt kaum zum Export. Eingeführt werden Kattune, blaue Seidenschnüre, Spießglanz zum Färben der Augenlieder, Tabak, Pfeffer, Nähnadeln, Glasperlen, Sandelholz zum Räuchern. Der Sklavenhandel, zumal mit Gallamädchen, steht immer noch in Blüte, wiewohl ihn König Theodor bei Todesstrafe verbot. Werthmesser sind das Salz, das in regelmäßigen Stücken (Amolen) aus der Taltalsalzebene kommt, und der österreichische Maria-Theresiathaler, dessen Werth z. B. in Gondar zwischen 27 und 32 Salzstücken (54—80 Kilogr.) je nach den politischen Verhältnissen schwankt. Bei Adoa gelten auch Baumwollstreifen als Scheidemünze. (S. Karte bei Artikel »Aegypten«.)

Erforschungsgeschichte. Den alten Aegyptern wurde A., das damalige Aethiopien, erst durch die Kriegszüge Alexanders d. Gr. und durch die von ihm an die Küste verpflanzten syrischen Kolonisten bekannt. Die Ptolemäer drangen siegreich tief ins Land ein und brachten diesem griechische Bildung, so daß dort vom 4.—7. Jahrh., nach der Einführung des Christenthums, eine hohe Blüte herrschte. Ein christlicher Kaufherr aus Alexandria, Kosmas Indikopleustês, besuchte im 6. Jahrh. die Bai von Adulis, wo er eine wichtige Inschrift kopirte, die über das damalige A. Aufklärung gibt. Dann erst finden wir in dem zu Venedig im Dogenpalaste aufbewahrten Weltbilde des Fra Mauro (15. Jahrh.) ein Gemälde Abessiniens von wunderbarer Treue wieder, das schon den spiralförmig gewundenen Blauen Nil mit seinem heimischen Namen Abai zeigt. Die Missionäre, welche mit dem christlichen Reiche des »Erzpriesters Johannes« in Verbindung traten, brachten weitere Kunde, nicht minder die Invasionen der Portugiesen im 16. Jahrh. Der wissenschaftlichen Welt wurde aber erst 1681 das Land durch das gelehrte Meisterwerk des Deutschen **Hiob Ludolf**, »Historia aethiopica, sive brevis et succincta descriptio regni Habessinorum«, erschlossen, das aus abessinischen Quellen und unter Mitwirkung des abessinischen Patriarchen Aba Gregorius entstanden war. Im Jahre 1698 durchzog der Franzose **Poncet** das Land; gründlicher förderte aber 70 Jahre später der Schotte **Bruce** unsere Kenntnisse. Seine Reisebeschreibung (»Travels in Abyssinia«, Edinb. 1790, deutsch von Volkmann, Leipz. 1792) ward als ein Lügen- und Märchenbuch verschrien, bis durch die Expedition Lord **Valentia's** und seines Sekretärs **Henry Salt** im Beginne dieses

Jahrhunderts Bruce's Wahrheitsliebe gerettet wurde (»Voyage to Abyssinia«, Lond. 1814). Die politische Mission des Kapitäns Harris im Jahre 1841, an der auch die Deutschen Roth und Bernatz Theil nahmen, eröffnete uns die Kenntnis Schoa's (»The highlands of Aethiopia«, Lond. 1844, deutsch Stuttg. 1847, 3 Bde.); die deutschen Naturforscher Hemprich und Ehrenberg hatten schon 1825 das Küstengebiet bei Massaua durchforscht, wobei Hemprich dem Fieber erlag. Von außerordentlicher Bedeutung, namentlich durch Ortsbestimmungen, zoologische, historische und linguistische Arbeiten, war die Reise des Frankfurters Ed. Rüppell (»Reise in Abyssinien«, Frankf. 1840), die trotz aller neueren Werke immer noch eine Grundlage unserer Kunde Abessiniens bildet. Wenig zuverlässig, durch romantische Abenteuer ausgeschmückt, sind die Reisewerke der Franzosen Combes und Tamisier (»Voyage en Égypte, en Nubie, en Abyssinie, etc.«, Par. 1838) und v. Kattes (»Reise in A.«, Stuttg. 1838). Viel zur Kunde des Landes trug auch der seit 1837 dort angesiedelte und halb zum Abessinier gewordene deutsche Botaniker W. Schimper bei, dem ein ganzer Schwarm deutscher Abenteurer folgte. Missionäre sowohl wie Forschungsreisende, die von jetzt ab in großer Anzahl A. besuchten, förderten dessen Kunde weiter, unterließen es aber nicht, sich in die politischen Verhältnisse des Landes intriguirend einzumischen und seit den vierziger Jahren dem protestantisch-englischen oder katholisch-französischen Einflusse sich dienstbar zu machen, wodurch eine natürliche Reaktion von Seiten der Eingeborenen und Herrscher gegen die Europäer hervorgerufen wurde, die oft mit der Verjagung oder Mißhandlung der letzteren endigte. Von Werken der Missionäre sind hier zu erwähnen: Isenberg und Krapf, »Journals detailing their proceedings in the kingdom of Shoa« (Lond. 1843); Krapf, »Reisen in Ostafrika« (Tüb. 1858). Unter den französischen Reisenden ragen hervor: Lefebvre, »Voyage dans l'Abyssinie« (Par. 1845—48, 6 Bde.); Ferret und Galinier, »Voyage en Abyssinie« (Par. 1847—48, 2 Bde.) und namentlich die Gebrüder d'Abbadie (s. d.). Das Werk Rochets aus Héricourt, »Voyage sur la côte occidentale de la mer Rouge, dans le pays d'Adel et le royaume de Choa« (Par. 1841) ist von vielem Schwindel nicht frei, ebenso sein zweites Werk, »Second voyage etc.« (das. 1846). Neue Aufklärungen, namentlich über den Norden, brachte der Italiener Sapeto in »Viaggia e missione cattolica fra i Mensa, i Bogos e gli Habab« (Rom 1857), sowie Lejean in »Voyage en Abyssinie 1862 et 1864« (Par. 1873). Ein klassisches Werk sind die »Ostafrikanischen Studien« des Schweizers W. Munzinger (Schaffh. 1864). Die Resultate der deutschen Expedition unter v. Heuglin u. Steudner finden sich in dem werthvollen Werke des ersteren: »Reise nach A.« (Jena 1868). Die Zoologie ist behandelt in Alfred Brehm, »Ergebnisse einer Reise nach Habesch« (Hamb. 1863). Er reiste im Gefolge des Herzogs von Koburg, der einen Jagdzug nach Mensa unternahm und darüber ein Prachtwerk mit Farbendrucken nach Rob. Kretschmer (Leipz. 1863) herausgab. War somit schon unsere Kunde Abessiniens durch diese Reisewerke eine umfassende, so wurde das Land durch die zahlreichen Forscher, welche im Gefolge der engl. Expedition einbrangen, eine so vollständige, daß wir jetzt sagen können: A. gehört zu den am besten bekannten Ländern Afrika's. Vgl. Blandford, Observations on the geology and zoology of A. (Lond. 1870). Die Resultate aller neueren Reisenden faßte zusammen Richard Andree in »A.« (Leipz. 1869).

Geschichte. Die ersten Keime der Bildung sind wohl durch syrische Kolonisten, welche Alexander d. Gr. an die Küste verpflanzte, nach A. gekommen. Diese sowie die jüdischen Einwanderer waren den einheimischen Bewohnern in jeder Beziehung überlegen und führten ihre Religion ein. Daher rührt die Sage, daß Salomo's und der Königin von Saba Sohn Menilek im 11. Jahrh. v. Chr. Stammvater der Herrscherfamilie gewesen sei. Ueber die Religion der ältesten Bewohner wissen wir nichts. Im arumitischen Reiche scheint der Mosaismus durch griechische Ansichten modificirt gewesen zu sein; von ägyptischen Religionsmythen finden wir keine Spur. Die Obelisken in Arum rühren nach Rüppell aus christlicher Zeit her. Das arumitische Reich ist der einzige Theil von A., wo infolge der Einführung des Christenthums eine Art von höherer Kultur bestand, die aber eine fremde Pflanze war. Ihre Blüte fällt in das 4. bis 7. Jahrh. Später fanden viele religiöse Kriege statt, und im 10. Jahrh. kamen infolge davon wieder Bekenner des jüdischen Glaubens, bis 1268, zur Oberherrschaft. Im 16. Jahrh. war das Land in Gefahr, dem Mohammedanismus zu erliegen, und diese ward nur abgewendet durch rechtzeitige Hülfe der Portugiesen vom Indischen Ocean und der Ostküste Afrika's her. Aber mit diesen kamen neue Streitigkeiten ins Land, denn die römisch-katholischen Priester, insbesondere die Jesuiten, trachteten für ihre Lehre und Kirche nach unbedingter Herrschaft. Alfons Mendez wurde vom Papst als Patriarch nach A. geschickt und baute mehrere Klöster; aber schon 1634 wurden die Katholiken vertrieben und die koptischen Geistlichen brachten die alte monophysitische Lehre wieder zur Herrschaft. Die Geschichte der letzten 80 Jahre zeigt uns A. von unausgesetzten inneren Kriegen zerrissen. Der Kaiser oder Oberkönig, der Negus, wurde während derselben immer machtloser, und der letzte Schatten eines gemeinsamen Oberhauptes verschwand mit der Absetzung des Negus Saglu Denghel. Er wurde zu Anfang unseres Jahrhunderts zu Gondar in Amhára wie ein Gefangener gehalten, wo er das Oberrichteramt ausübte und geringe Einkünfte bezog. Aber jeder der in den verschiedenen Landschaften unabhängig gewordenen Statthalter wollte alle übrigen unterjochen u. Beherrscher ganz Abessiniens werden; so auch Sabagades, der 1823 Gebieter am Tigrié und der östlich vom Takazzié liegenden Gegenden war. Ihn schlugen die übrigen unter Ras Mario 1831. Seitdem wurde in Amhára der Ras Ali mächtig, in Tigrié herrschte Ubié als unabhängiger Fürst und in Schoa der streitbare Sahela Selassi. Da trat in unseren Tagen eine unerwartete Wendung ein. Kasai, der Sohn eines Beamten und Verwandten des Statthalters von Dembea, zeichnete sich durch Tapferkeit so sehr aus, daß Ras Ali ihm seine Tochter zur Frau gab und ihn unter seiner, Ali's, Mutter Obhut stellte. Diese einflußreiche Frau, Woisoro Mennen, hatte lange Zeit eine hervorragende Rolle in den politischen Händeln gespielt. Kasai kam bald mit ihr in Zwiespalt, nahm sie in einer Schlacht gefangen und warf sich zum Ras der Provinz Dembea am Tsanasee auf. Nun zog Ras Ali gegen ihn zu Felde, wurde aber 1853 geschlagen

und mußte zu den Galla fliehen. So war Kasai Herr von ganz Amhára, dem ganzen mittleren Habesch, das westlich vom Takazzie bis zum Blauen Nil liegt. Er wollte ganz A. erobern und das alte äthiopische Reich wieder herstellen. Zu diesem Zwecke benutzte er eine alte Sage, nach der einst ein König Theodoros sich erheben, der das Land groß, das Volk glücklich machen, die Mohammedaner vertreiben und selbst Mekka erobern werde. Kasai war damals erst 33 Jahre alt, aber ein kluger Staatsmann. Religiöse Fragen halfen ihm: seit 1838 wirkte, von der römischen Propaganda gesandt, der höchst gewandte und intelligente Kapuziner de Jacobis in A. und hatte sich selbst den einheimischen Priestern (Debteras) gegenüber in einen Geruch der Heiligkeit zu bringen gewußt; darauf gestützt suchte er den von dem Koptenpatriarchen in Alexandria abhängigen Landesbischof (Abbuna) Salama seines Einflusses zu berauben, welcher seinerseits, während Ubié von Tigrié völlig unter dem Einflusse de Jacobis stand, einen Rückhalt in dem schnell zu größerer Macht aufsteigenden Kasai suchte. Diesen Abbuna, Abba Salama, der zu Adowa in Tigrié wohnte, lud Kasai zu sich nach seiner Hauptstadt Gondar ein; derselbe forderte erst die Austreibung aller römischen Priester: sie geschah, und nun kam der Abbuna, wurde mit großer Ehrfurcht empfangen, und seitdem war die Geistlichkeit im ganzen Lande für den jungen Herrscher gewonnen. Kasai verbot nun die Vielweiberei und den Sklavenhandel, und als er sich eines starken Heeres und der Geistlichkeit sicher wußte, forderte er von Ubié Tribut; dieser verweigerte ihn, unterlag aber in der Schlacht bei Debraski völlig. Kasai unterwarf nun Tigrié und nahm den Titel Theodoros, König von Aethiopien, an. Auch die Provinz Schoa fiel ihm zu. Sahela Selassi's Nachfolger, König Haila Malakot, verlor Krone und Reich in einer einzigen Schlacht und starb bald nachher, 1856. Nun bildeten die drei Staaten Tigrié, Amhára und Schoa Ein Reich.

Theodoros blieb aber nicht ohne Anfechtung. Zuerst erhob sich in der Provinz Tigrié ein gewisser Negusié, welcher des Theodoros Statthalter Balgada-Aräa schlug und sich Negoos von Tigrié nannte. Mit wechselndem Erfolge bekämpfte ihn Theodoros, während er mit Said Pascha von Aegypten in Unterhandlung trat. Da bot de Jacobis dem rebellischen Negusié seine Unterstützung an, wofür er nur die Erneuerung der von dem früheren Herrscher von Tigrié, Ubié, gewährten Religionsfreiheit forderte. Dahinter aber steckten politische Intriguen Frankreichs. Der franz. Konsul in Massaua wußte bei einer Zusammenkunft in Dikfan Negusié zu bewegen, eine Gesandtschaft nach Paris zu schicken mit dem Anerbieten der Abtretung von Desset, Uda und Zula, dem alten Adula, an Frankreich, wogegen Negusié die Anerkennung als König von Tigrié verlangte, während Theodoros von der franz. Regierung als Herrscher des übrigen Abessiniens anerkannt ward. Bald danach siegte Negusié bei Seraue über Dedjas Hailo, den Anführer des königlichen Heeres. Da aber Negusié von Frankreich statt der versprochenen 12,000 Mann nur einen Offizier und ein paar Matrosen erhielt, fiel er 1861, von der Mehrzahl seiner Anhänger verlassen, Theodoros in die Hände und ward grausam hingerichtet. Ein gleiches Schicksal traf seine Getreuen: selbst in den Kirchen floß das Blut der Hingerichteten in Strömen. Theodoros' Selbstgefühl aber erhob sich jetzt zu stolzer Höhe; an eine Deputation von Geistlichen richtete er das Wort: »Ich habe einen Kontrakt mit Gott geschlossen; er hat versprochen, mich auf Erden nicht zu schlagen, und ich dagegen, nicht in den Himmel zu steigen, um ihn zu bekämpfen«. Theodoros begann durchgreifende Reformen des Staates und der Kirche. Die Zustände Abessiniens zeigten ein Gemisch europäischer Formen und barbarischer Rohheit: es bestand eine Art Feudalsystem neben völlig demokratischen Einrichtungen; die Rechtspflege war auf das justinianische Recht gegründet, die Verwaltung eine äußerst einfache. In allen Beziehungen stand dem einzelnen ein unmittelbarer Rekurs an den König zu. Daneben galt indeß ein rohes Kriegsrecht, auch die Blutrache, freilich beschränkt durch zahlreiche Zufluchtsorte (Gheddem). Mit eiserner Strenge wurde Ordnung und Sicherheit gehandhabt, durch Einführung der Monogamie die Sittlichkeit gehoben. Von besonderer Wichtigkeit war, daß unter der Billigung des Volkes Theodoros die Güter der Kirche einzog, dagegen der Geistlichkeit ein bestimmtes Einkommen sicherte und den Klöstern das zu ihrem Unterhalte ausreichende Land ließ.

Da brach infolge von Verwickelungen mit England eine Katastrophe über Theodoros herein. Theodoros haßte alle Missionäre, da er unter seinem Scepter nur Eine, seine eigene Religion dulden wollte, und gestattete daher nur Bekehrungsversuche an den Juden (Falaschas). Gegen dieses Gebot hatten einige englische Missionäre verstoßen; außerdem aber kamen Theodoros Aufzeichnungen derselben über A. und seine Person zu Gesicht, in denen namentlich die Bemerkung, daß er der Sohn einer Koussohändlerin sei, seinen Zorn reizte. Nun hatte Theodoros damals an die Herrscher von England und Frankreich geschrieben und beiden ein Bündnis angeboten, sowie eine gemeinschaftliche Unternehmung wider die Türken, welche die Oberherrlichkeit über A. beanspruchen, die Insel Massaua an der Küste besetzt halten und von dort aus das Land vielfach belästigen. England antwortete zunächst gar nicht, während Thouvenel im Auftrage seines kaiserlichen Herrn höflich ablehnte. Erst auf ein zweites nach England gerichtetes Schreiben antwortete Russell, was den Kaiser mit dem größten Unwillen erfüllte. »Ich habe an die Königin Victoria mich gewendet und nicht an diesen Russell«, rief er in höchster Erregung. Dem Konsul Cameron kam kein so kluger Einfall, wie ihn der Vertreter Frankreichs, Lejean, gehabt hatte, der Theodoros beibrachte, Thouvenel sei der Afa Negoos, der Mund des Kaisers. So glaubte sich Theodoros von England schwer verletzt, und jene Missionäre und der Konsul Cameron sollten ihm als Geiseln dienen, bis er von England Genugthuung erlangt habe. Bald erhielten sie neue Leidensgefährten an dem syrischen Agenten Rassam, drei Deutschen, Staiger, Brandeis, Schiller, einem Ungarn Eßler und einem Franzosen Makeru, die sich König Theodoros angeblich zu Diensten angeboten, dann aber zu fliehen versucht hatten, jedoch von einem gewissen Bardel verrathen worden waren.

Die leidenschaftliche Wuth Theodoros' wurde dadurch noch gesteigert, daß gerade in jener Zeit in allen Theilen des Landes Erhebungen gegen ihn ausbrachen und er seine mühsam begründete Herrschaft dem Ansturme der verbündeten Großen erliegen zu sehen fürchten mußte. So blieben die Versuche Englands, die Befreiung der Gefangenen gütlich zu er-

wirken, fruchtlos. Nachdem ein Schreiben der Königin vom 4. Okt. 1866 und ein anderes des Ministers des Auswärtigen vom 16. April 1867 unbeantwortet geblieben war, erließ Lord Stanley 9. Sept. 1867 ein mit Krieg drohendes Ultimatum, welches jedoch nicht in Theodoros' Hände kam, da der mit der Uebermittelung beauftragte Rassam bloß seine und seiner Mitgefangenen Lage dadurch zu verschlimmern fürchtete. In Bombay rüstete man ein Expeditionskorps von 4000 mit Sniderbüchsen bewaffneten Engländern und 8000 Indiern, reichlich mit Artillerie, namentlich neuen Gebirgsbatterien versehen, aus; zum Transport dienten 12,000 Maulthiere und 20 Elefanten. Den Oberbefehl führte der Generalleutnant Sir Robert Napier, der sich in Indien und China ausgezeichnet hatte; Archäologen, Geographen (Munzinger, Gerhard Rohlfs im Auftrage des Königs von Preußen) und Naturforscher schlossen sich an. Auftauchende Besorgnis suchte Lord Stanley zu verscheuchen durch die ausdrückliche Erklärung, es handele sich nur um Befreiung der Gefangenen, nicht um eine Festsetzung Englands in A. Im Oktober 1867 landete der englische Vortrab an der Westküste der Annesleybai, im Hafen von Zulla; 3. Jan. 1868 traf Sir Napier dort ein. Der Marsch ging nun aufwärts nach Senafe, das Napier 31. Jan. erreichte. Von hier nach Zulla wurde ein Telegraph und eine Strecke weit sogar eine Eisenbahn angelegt. Auf dem Weitermarsche über Adigirat und Antalo nach Magdala waren ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden, Pässe von 3100 Meter Höhe und zuletzt eine Reihe scheinbar unpassirbarer Schluchten. Von dem sprach- und terrainkundigen Munzinger geführt, kam das Heer glücklich durch. Am 3. April passirte ein Theil des Heeres die 1100 Meter tiefe Schlucht von Beschilo. Oestlich davon erhebt sich isolirt das Gebirge von Magdala bis zu 2800 Meter. Dort war Theodoros mit den gefangenen Europäern nach Ueberwindung vielfacher Hindernisse durch ein aufständisches Land am 29. März angelangt. Bei der Annäherung der Engländer griff Theodoros dieselben 10. April gegen Abend an mit 5000 Musketieren und 1000 Speerträgern, welche, während von Magdala aus sieben Kanonen die Engländer vergeblich zu treffen suchten, den Abhang herabstürmten, unter den sicheren Schüssen der Stahlkanonen in kurzer Zeit 800 Todte und 1500 Verwundete verloren und dann schleunigst zurückflohen; die Engländer, welche 1600 Mann im Gefecht gehabt hatten, verloren 20 Verwundete, keinen Todten. Kleinmüthig bachte Theodoros jetzt nur an Frieden. Am 11. April früh schickte er den Leutnant Prideaux und den Missionär Flad mit einem seiner Beamten an Napier und ließ die Freilassung sämmtlicher Gefangenen anbieten, wenn ihm dagegen die Engländer bei der Wiedereroberung seines in allen Theilen aufständischen Reichs Hülfe leisten wollten. Uebergabe von Magdala und bedingungslose Unterwerfung war dagegen die Forderung Napiers. Ein Selbstmordversuch Theodoros', der solche Bedingungen nicht annehmen wollte, wurde an diesem Tage durch seine Soldaten vereitelt. Darauf entschloß er sich zur Auslieferung der Gefangenen; dieselbe geschah 11. und 12. April. Männer, Weiber und Kinder (60 an Zahl) kamen mit ihrem Gepäck den Berg herab und wurden von dem englischen Heere mit lautem Jubel begrüßt. Als sich Theodoros jedoch in der Hoffnung nun günstigere Bedingungen zu erhalten getäuscht sah, erklärte er seinen Leuten, er sei entschlossen bei der Vertheidigung Magdala's zu fallen, wer dies Schicksal nicht theilen wolle, könne gehen; dies thaten mit Ausnahme von 16 alle. Am 12. April (Ostermontag) eröffneten die Engländer um 2 Uhr das Feuer gegen Magdala, um 4 Uhr den Sturm, der nach 15 Minuten Magdala in ihre Gewalt brachte; wenige Augenblicke vorher hatte Theodoros durch einen Pistolenschuß seinem Leben ein Ende gemacht. Seine Gemahlin Toronetsch und ihr Sohn fielen in die Hände der Sieger; erstere starb auf dem Rückzuge des Heeres, letzterer wurde zur Erziehung nach England gebracht. Nachdem 17. April alles, was an dem Felsenneste zerstörbar, niedergebrannt war, trat das Heer den Rückmarsch nach der Küste an. Von der geringen Beute wurde einiges von Napier durch Oberst Milward der Königin nach Windsor überbracht, darunter zwei Kronen, reiche Staatsgewänder und das Siegel Theodors. Am 1. Juni schifften sich die Truppen in Zulla nach Indien ein, während die glücklich befreiten Gefangenen über Suez nach Europa zurückkehrten. Damit war die Expedition beendigt, mit einer von niemand für wahrscheinlich gehaltenen Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit und ohne die verlockende Gelegenheit zu einer gerade in jener Zeit aus vielen Gründen so wünschenswerthen Festsetzung der englischen Macht in A. zu benutzen. A. aber ist seitdem den Verwirrungen wechselvoller Kriege zwischen den Häuptlingen und innerer Zerrissenheit preis gegeben. Diesen Zustand benutzend, annektirte der Chedive von Aegypten im Jahre 1872 die nördlichen Theile Abessiniens, namentlich die Länder Bogos und Mensa, indem er sie durch den Schweizer Munzinger, der in ägypt. Dienste getreten ist, besetzen ließ.

Die wichtigsten Werke über diesen Krieg sind: **Markham**, A history of the Abyssinian expedition (Lond. 1869); **Holland u. Hozier**, Record to the expedition to Abyssinia (der officielle Bericht, das. 1871); **Rohlfs**, Im Auftrage des Königs von Preußen in A. (Bremen 1869); **Carter**, Report on the survey operations, Abessinia (Lond. 1869); **Stumm**, Meine Erlebnisse bei der engl. Expedition in A. (Frankf. 1868); v. **Seckendorff**, Meine Erlebnisse mit dem engl. Expeditionskorps in A. (Potsd. 1869). Vgl. auch die Berichte der Missionäre: **Blanc**, Narrative of captivity in A. (Lond. 1868); **Stern**, The captive missionary (das. 1869); **Flad**, Zwölf Jahre in A. (Basel 1869); **Waldmeier**, Erlebnisse in A. (das. 1869).

Abeundi consilium (lat.), »Rath wegzugehen«, eine mildere Art der Verweisung von der Universität, wegen allzu augenfälligen Unfleißes oder als disciplinares Strafmittel.

Ab executione anfangen, in der gerichtlichen Sprache: vor Entscheidung einer Rechtssache den Beklagten zu einer Leistung nöthigen oder auspfänden.

Abfälle. Die bei der techn. Verarbeitung der Roh- und Halbprodukte sich ergebenden A. werden vielfach einer weiteren Verarbeitung unterworfen und bilden den Gegenstand wichtiger Industriezweige. In Zolltarifen und Einfuhrlisten figuriren als A.: Hammerschlag, Feilspäne, Scherbenglas, Abgänge von der Glasfabrikation, Wachsbereitung, Seifensiederei, Gerberei, dann Lederschnitzel, Abgänge aus Spinnereien, von der Seidenfabrikation, Lumpen, Papierspäne, Makulatur, alte Stricke, Taue, Netze, Blut und Thierflechsen, Träber, Spreu, Kleie,

Asche, Dünger zc. Zu den Abfällen rechnet man wohl auch die Nebenprodukte, welche den Fabriken oft höchst lästig werden, wie z. B. den Gaskalk, Chlorbereitungsrückstände zc. Von der vortheilhaften Verwerthung der A. hängt nicht selten das Gedeihen des ganzen Geschäftsbetriebes ab, und in vielen Fällen gewähren die A. einen erheblichen Nutzen. So hat man gelernt, den Schwefel aus dem Gaskalk und aus den Rückständen von der Sodafabrikation, das Mangan als Mangansuperoxyd aus den Chlorbereitungsrückständen wieder zu gewinnen, und es werden jetzt jährlich Tausende von Centnern regenerirter Schwefel und Braunstein dargestellt. Auch die Salzsäure war früher ein höchst lästiges Nebenprodukt der Sodafabrikation, während sie jetzt in erster Linie zur Bereitung von Chlorkalk benutzt wird und auch sonst ein sehr gesuchter Artikel ist.

Abfahrtsgeld (Abzugsgeld), s. Abschoß.

Abfall, das Aufgeben einer bisher durch äußern Zwang oder eigene Willensbestimmung eingenommenen Stellung und das Uebergehen in ein anderes, dem frühern mehr oder weniger entgegengesetztes Lebensverhältnis. Zu unterscheiden ist vornehmlich der politische und der konfessionelle oder religiöse A., je nachdem man sich von einer politischen oder religiösen Ueberzeugung, Regierung, Partei oder Allianz lossagt. Der A. kann ebenso ein Zeugnis hoher Charakterfestigkeit sein, wie er andrerseits auch niedere Charakterlosigkeit bekunden kann. Es kommt hier namentlich darauf an, welcher Art die Ueberzeugung oder Pflicht, die Partei oder das Bündnis, wozu man sich zeither bekannte, sind, und welche Motive der Lossagung zu Grunde liegen. Der freie Mensch strebt unaufhaltsam nach dem Erkennen des Rechten und Wahren; er wird das, was er als Irrthum erkennt, zu beseitigen suchen, also auch eine bisher verfolgte Richtung politischen oder konfessionellen Charakters, wenn er solche als Irrgang erkennt, verlassen und der Richtung folgen, die ihm seine, auf allseitige und würdige Prüfung gegründete und nicht durch Aussicht auf persönliche Vortheile und materielle Interessen, also durch engherzigen Eigennutz getrübte Ueberzeugung als die richtigere darstellt. Wer indessen den (politischen oder religiösen) Fortschritt durch Empörung und Verbrechen will, birgt in sich eine jesuitische und unlautere Gesinnung. Ihm heiligt der Zweck das Mittel. Die Freiheit und das Sittengesetz dürfen nicht in Widerspruch treten. Ist der A. den Staatsgesetzen zuwider, so kann er unter Umständen zwar immer noch, vom ästhetischen Standpunkte betrachtet, heroisch erscheinen, das positive Gesetz aber muß ihn dann als Verbrechen ahnden. Als verbrecherischer A. erscheint namentlich der Hochverrath, der gegen die Existenz des Staats in seiner bestehenden Verfassung oder seinen wesentlichen Bestandtheilen seitens eines oder mehrerer Unterthanen mit Verletzung der Unterthanentreue in feindseliger Absicht gerichtete Angriff, und der Landesverrath, die Veranlassung oder Unterstützung eines Krieges eines auswärtigen Staates gegen das Vaterland. Als ein schlagendes Beispiel des Abfalles oder Ausscheidens ganzer Landestheile aus den früheren staatlichen Verhältnissen ist der A. der Niederlande von Spanien zu bezeichnen, während aus der neuesten Geschichte das nur durch einen langen und blutigen Bürgerkrieg verhinderte Austreten (Secession) der südlichen Sklavenstaaten aus der nordamerik. Union hierher zu rechnen ist. Das großartigste Beispiel des religiös-kirchlichen Abfalles ist die Lossagung der protest. Kirche von Rom; vgl. Apostasie.

Abfallen, nautische Bezeichnung einer Bewegung des Schiffs. Wenn ein Schiff beim Winde segelt, d. h. den Wind von einer Seite her hat (so daß derselbe, nur weil das Steuerruder eine Drehung des Schiffes verhindert, das Schiff nach vorn treibt), können durch andere Legung des Ruders, beziehentlich eine andere Stellung der Segel zwei Veränderungen in der Richtung des Schiffes eintreten. Entweder dreht sich dasselbe mit seinem Vordertheile von der Windseite weg, und diese Bewegung heißt A., oder es dreht sich in den Wind hinein, und diese Bewegung heißt Anluven. Segelt das Schiff infolge fehlerhafter Konstruktion nicht gleichmäßig in Einer Richtung, sondern schwankt in abwechselndem A. und Anluven hin und her, so heißt diese Bewegung Gieren. — A. als term. techn. des österreich. Militärs, s. v. w. »Abbrechen« in der deutschen Armee.

Abfett, s. v. w. Dégras.

Abfindung, die Beseitigung der Ansprüche eines anderen durch irgend eine Leistung, namentlich im Wege des Vergleichs. In besonderem Sinne kommt der Ausdruck im deutschen Recht bei der Vererbung von Bauerngütern für die Leistungen vor, welche der sogen. Anerbe den übrigen Miterben zur Befriedigung ihrer Erbansprüche zu gewähren hat; gleichbedeutend damit sind hier die Benennungen: Ablobung, Auslobung, Auskehrung, bei miterbenden Töchtern auch Aussteuer, Mitgift, Brautschatz. Im deutschen Recht galt nämlich sowohl bei den Bauerngütern, welche im freien Eigenthum ihrer Besitzer waren, wie bei den die Mehrzahl bildenden, nach sogen. Kolonatrecht besessenen, an denen der Bauer ein erbliches Besitz- und Nutzungsrecht hatte, im übrigen aber durch mannigfache Rechte des Gutsherrn, besonders hinsichtlich der Verfügung über das Grundstück beschränkt war, der Grundsatz der Untheilbarkeit des Gutes. Dieser forderte die Uebertragung des letzteren nebst seinem untrennbaren Zubehöre auf einen einzigen Erben. Bei freien Bauerngütern wird derselbe regelmäßig durch die Uebereinkunft der Erben bei der Erbschaftstheilung erwählt, bei Kolonaten ist er als sogen. Anerbe schon durch Gesetz oder Gewohnheitsrecht unter den nach gemeiner Civilerbfolge gerufenen Erben entweder nach dem Majorate oder dem Minorate bestimmt. Dabei sind diejenigen, welche nach gewöhnlichen Erbgangsregeln neben jenem Erbansprüche haben, nicht von jedem Vortheile aus dem Erbenfalle ausgeschlossen, sie erhalten vielmehr ihre Antheile durch die ihnen vom Anerben zu leistende A. In der Regel nun erhält der Anerbe nur das Gut nebst seinem untrennbaren Zubehöre (allodium cum villa conjunctum), während für das übrige Vermögen eine besondere Erbfolge nach den Grundsätzen des gemeinen Civilrechts eröffnet wird. Hier bildet die A. das Erbtheil der Meierkinder am Gute und wird nach dem Maßstabe von dessen Werthe bestimmt. Zuweilen aber erhält der Anerbe das ganze Vermögen des verstorbenen oder abtretenden Kolonen als Alleinerbe, und hat nur die Verpflichtung, seinen Geschwistern aus dem neben dem Gute und seinem untrennbaren Zubehör vorhandenen Vermögen, dem sogen. freien Allode, eine A. herauszugeben. Hier wird dieselbe nach dem Maßstabe der Größe des Allods bestimmt. Der Werth des Gutes bei dem erstern System wird in der Regel

unter Zuziehung des Gutsherrn nach mäßiger hauswirtschaftlicher Schätzung festgestellt; bei entstehenden Zweifeln ist zu Gunsten des Anerben zu entscheiden, da überall im Bauernrechte die Rücksicht auf Erhaltung und Schonung des Hofes und dessen neuen Wirtes vorwaltet. Es darf daher auch die A. nie so hoch steigen, daß sie dem wahren oder Kaufwerthe des Hofes gleichkommen oder gar die die Fortführung der Gutswirtschaft unmöglich machen würde. Da sich jede Erbschaft erst nach Abzug der Schulden versteht, so werden vor Bestimmung der A. die Erbschaftsschulden in Abzug gebracht, so daß die A. um so viel, als die Schulden die Kolonatsmasse mindern, schwächer wird und im Falle vorliegender Ueberschuldung gar keine A. erfolgt. Das Abfindungsquantum kann in Naturalien, wie Vieh, Getreide, Effekten, oder auch in baarem Gelde geleistet werden. Da die Auslobung in dinglicher Eigenschaft erfolgt, so ist sie eine Schuld des jeweiligen Hofbesitzers, selbst dann, wenn, wie es vorkommt, der Gutsüberlasser dem Anerben die Zahlung der A. versprochen hat. Bis zu Leistung der A. bleibt das Gut dafür verpfändet, wenn man nicht das Verhältnis der Miterben zum Anerben als ein erbrechtliches Miteigenthum auffassen will. Das Recht auf Auslobung wird mit dem Erbanfall erworben, die Zahlungszeit aber wird häufig verschoben, so daß die A. nicht sofort beim Tode der Eltern, sondern von den Töchtern erst bei ihrer Verheirathung, und von den Söhnen erst bei der Anlegung eines selbständigen Haushaltes gefordert werden kann. Auch nachher wird der Anerbe noch durch Gestattung terminweiser Stückzahlung begünstigt. Bis zu erfolgender Zahlung haben die Geschwister das Recht, auf der Hofstätte zu bleiben und unterhalten zu werden. Stirbt ein Abfindling vor eingetretener Fälligkeit, so fällt die A. nicht an die sonstigen Erben, sondern bleibt als Gewinn beim Hofe. Die Frage, ob bei eintretendem Konkurse des Anerben dem Abgefundenen bezüglich des noch auf dem Gute stehenden Ablobungsquantums ein Vorzug vor den übrigen Gläubigern zustehe, ist nach der herrschenden Ansicht zu bejahen. Uebrigens sind die abgefundenen Kinder von der Succession in das Bauerngut nicht gänzlich ausgeschlossen; sie können vielmehr im Falle des Ablebens des Anerben, wenn die Successionsreihe sie trifft, immer noch in den Besitz des Gutes gelangen. Auch bei der Lehen- und Familienfideikommißerbfolge kommt die A. vor. In ersterer Beziehung bezeichnet man damit die besonderen Verbindlichkeiten des Lehnsfolgers gegenüber dem Allodialerben, namentlich die Verpflichtung zu Bestellung eines Witthums für die Wittwe des letzten Besitzers, sowie zur Alimentation und Aussteuer seiner Töchter (s. Lehen). In der Familienfideikommißerbfolge endlich versteht man unter A. die den durch die eigenthümliche Successionsordnung einstweilen ausgeschlossenen Familiengliedern zu ihrem standesmäßigen Unterhalte ausgesetzte Versorgung (s. Apanage).

Abforderungsrecht, s. v. w. Abberufungsrecht; s. Abberufung.

Abführende Mittel (Laxantia, Purgantia, Cathartica), Arzneimittel, welche entweder die stockende Stuhlausleerung wieder in Gang bringen, oder öftere und weichere (diarrhöische) Stuhlgänge herbeiführen. Sie stammen theils aus dem Pflanzenreich, theils sind es chemische Präparate. Die ausleerende Wirkung derselben wird auf verschiedene Weise erzeugt. Die einen wirken nämlich durch eigenthümliche scharfe Stoffe, welche sie enthalten, reizend auf die Schleimhaut des Darmkanals ein, veranlassen diese zu stärkerer wässeriger Absonderung und zu vermehrter Bewegung, so z. B. Rhabarber, Aloë, Jalappe; die andern gehen auf endosmotischem Wege in die Blutgefäße der Darmschleimhaut über, wobei gleichzeitig eine ihrem endosmotischen Aequivalent entsprechende eiweißhaltige Wassermenge aus den Blutgefäßen in die Höhle des Darmkanals ausgeschieden wird, so z. B. das Glauber-, Bitter- und Kochsalz und die solche Salze enthaltenden Mineralwässer, der Weinstein ꝛc.; noch andere machen den Darmkanal schlüpferig, wie die fetten Oele, von denen jedoch ein viel gebrauchtes, das Ricinusöl, noch reizende Bestandtheile besitzt, wodurch dessen Wirkung wesentlich vermehrt und beschleunigt wird. Man theilt die abführenden M. nach der Stärke ihrer Wirkung ein. Milde Larantien sind das Glauber- und Bittersalz, die salzhaltigen Mineralwässer, Weinstein, Kalomel, Schwefel, Manna, Honig, Obst und fette Oele; kräftigere Larantien sind Rhabarber, Senna, Aloë; drastische (scharfe) Purgirmittel insbesondere Jalappe, Koloquinten, Crotonöl ꝛc. Die abführenden M. wurden von Alters her in der ausgedehntesten Weise angewendet, ja es ist zu manchen Zeiten der ärgste Mißbrauch damit getrieben worden. Sie wirken, wenn sie nicht am rechten Platze angewendet werden, oft recht schädlich. Es ist deshalb die Gewohnheit, regelmäßig jedes Jahr im Frühling zu laxiren, entschieden zu verwerfen. Namentlich muß vor dem Gebrauch drastischer Tinkturen und Pillen, welche die geschäftige Industrie dem Publikum anbietet, ernstlich gewarnt werden. Bei Neugeborenen und ganz kleinen Kindern soll man a. M. überhaupt niemals anwenden; ein Klystier von lauem Wasser reicht bei ihnen aus, den verzögerten Stuhlgang herbeizuführen, und ist ohne alle Gefahr. Bei Erwachsenen reicht das fleißige Trinken von Wasser und Zuckerwasser, verbunden mit zweckmäßiger Diät und Bewegung, meistens hin, um den Stuhlgang zu reguliren; zuweilen leistet auch gekochtes Obst sehr gute Dienste. Die noch jetzt hier und da gebräuchlichen Larirkuren der sogen. Gesundbrunnen u. Bäder werden, wenigstens von den besseren und wissenschaftlich gebildeteren Badeärzten, in neuerer Zeit mit Recht sehr eingeschränkt. Einen entschiedenen Nutzen haben aber die Abführmittel in denjenigen Fällen, wo es sich darum handelt, giftige Stoffe rasch aus dem Darmkanal auszuführen, oder die durch Bleivergiftung entstandene sehr hartnäckige Verstopfung zu heben, sowie gegen gewisse Eingeweidewürmer, um das gegen dieselben angewendete Wurmmittel zu unterstützen und die Würmer schneller aus dem Darme auszutreiben. Auch sind Abführmittel von großem Nutzen bei Kongestivzuständen und Entzündungen mehrerer wichtigen Organe, wie bei Blutandrang gegen die Leber, die Lungen, das Herz, namentlich auch gegen das Gehirn und seine Häute und bei Entzündung derselben. Sie bewirken hier eine Ableitung des Bluts von den genannten Organen und ermäßigen das etwa vorhandene Fieber. Unzweifelhaft schädlich aber wirken die Larirmittel bei entzündlichen Zuständen des Magens und Darmkanals, indem sie die Entzündung steigern und das ohnehin leicht eintretende Erbrechen hervorrufen, sowie bei Verstopfungen im Beginn der Schwangerschaft, zumal da bei vorhandener Reizung und bei

Mißbrauch leicht Fehlgeburt erfolgen kann. Die Anwendung drastischer Abführmittel soll unter allen Umständen nur auf den Rath eines Arztes geschehen.

Abfuhrsystem, s. Exkremente.

Abgaben, allgemeinste Benennung dauernder Leistungen, sie mögen bedungene oder aufgelegte sein. Es gibt sonach Privatabgaben, Lehen- und grundherrliche, Gemeinde-, Korporations- und Staatsabgaben oder Steuern. Ein engerer Begriff ist der der Auflagen, worunter man solche A. zu verstehen pflegt, welche dem öffentlichen Rechte entfließen, also von der Gesammtheit entweder dem Staate oder einem organischen Theile der Gesammtheit, den Angehörigen einer Gemeinde oder Provinz als Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke aufgelegt werden: Staatsauflagen und Gemeinde- oder Kreisauflagen; für letztere bedient man sich lieber der Bezeichnung Umlagen. Das Weitere s. Steuern.

Abgang, in der Dramaturgie ein Scenenschluß mit Bezug auf den vom abgehenden Schauspieler zu erreichenden Effekt. Ein sogen. guter oder dankbarer d. h. Eindruck machender, die Spannung des Zuhörers auf das Folgende übertragender A. ist, besonders am Schluß der Akte, ein wohlberechtigtes Kunstmittel und wird vom Darsteller mit besonderem Fleiße kultivirt, freilich nur zu häufig auch mit fehlerhafter Uebertreibung. Meister beim A. waren in Deutschland Iffland, in Frankreich Talma. Der dramatische Dichter nimmt mit Recht auf den Effekt beim A. Rücksicht, wie denn selbst Schiller in seinen späteren metrischen Dichtungen nach Shakespeare's Beispiel die Abgänge durch die Wirkung des Reimes zu heben nicht verschmähte.

Abgar, allgemeiner Titel der Herrscher des osrhoënischen Reichs zu Edessa (s. d.) in Mesopotamien. Die Römer nennen diese Fürsten bald Araber, bald Syrer. Die schwierige Lage ihres Gebiets zwischen dem römischen und parthischen Reiche verwickelte sie in vielfache Verlegenheit, und mehrmals erscheinen sie als Verräther an den Römern. Als Stifter der Dynastie wird genannt Orhoi Bar Chevjo, 137 v. Chr. Unter den 28 Fürsten ist der 14. hervorzuheben, A. Uchomo, der Schwarze, nach einer Nachricht ein Sprößling des Geschlechts der parthischen Arsaciden und sogar Augustus' engster Freund. Bei einer Krankheit soll er Jesus brieflich zu sich eingeladen haben, dieser aber den Ruf abgelehnt und einen seiner Jünger zu senden versprochen haben. Nach der Himmelfahrt soll dann Thomas den Thaddäus gesandt und dieser den König und die Stadt für das Evangelium gewonnen haben. Die Unechtheit der beiden von Eusebius bewahrten Briefe wurde schon 494 vom Papste Gelasius ausgesprochen. Die ganze Erzählung ist wahrscheinlich die Erfindung eines edessanischen Christen, der dadurch seiner Gemeinde ein hohes Alterthum vindiciren wollte. Die Abgarusbilder, die ältesten Bildnisse Christi, nach dem wunderbaren Porträt, das der Sage nach Jesus selbst seinem Anhänger, dem Könige A. Uchomo, zugeschickt haben soll, gehören der morgenländ. Kirche an (seit dem 4. Jahrh.) und sind von einem düsteren, finsteren Charakter, starr und schmerzvoll. Eine Art Opposition dagegen, von Seiten Roms, bilden die Veronikabilder.

Abgeordneter, überhaupt jeder, welcher, von irgend einer Autorität oder Korporation mit einer derselben zustehenden oder obliegenden Verrichtung, Verhandlung oder dergleichen beauftragt, dazu mit stellvertretenden Eigenschaften bekleidet und an den Ort der Geschäftsverrichtung abgeschickt wird; insbesondere aber ein Volksabgeordneter im Sinne des konstitutionellen oder Repräsentativsystems, der auf dem Landtage (Ständeversammlung) einer der Volksvertreter ist, welche der Regierung gegenüber das der Gesammtheit der Staatsbürger zustehende Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und bei der Verwaltung des Staates ausüben.

Abgezogene Wässer, s. v. w. Aetherische Wässer.

Abgießen, s. v. w. Dekantiren.

Abgötterei, s. Götzendienst.

Abgottsschlange, s. Riesenschlange.

Abgregiren (vom lat. grex, Herde), »von einer Herde oder Schar absondern«; ausmerzen; Abgregation, Absonderung, Ausmerzung.

Abguß, Nachbildung körperlicher Gegenstände mit Hülfe von flüssigen, aber bald erstarrenden Substanzen. Die erste Abformung des Gegenstandes ergibt die sogen. Matrize, und erst wenn man von dieser wieder einen A. nimmt, erhält man einen Körper, welcher dem Original völlig gleicht. Die Matrize kann durch A. oder Abdruck dargestellt werden; man benutzt am häufigsten gebrannten Gips, Thon, feinen Sand oder Tripel (besonders für die Metallgießerei), Glas, Schwefel, Metalllegirungen, Gutta Pertscha, Wachs, Schellack, Siegellack, Brodkrume, Leim- und Hausenblasenlösung, Metallfolie, Seidenpapier 2c. Darf das Original zerstört werden, so befestigt man es schwebend in einem Kästchen, bringt einige von der Wandung des letzteren bis auf das abzuformende Original reichende starke Drähte und ein kegelförmiges Stück Holz an, füllt dann das Kästchen mit einem Brei aus 1 Gips, ¼ Ziegelmehl und Wasser, welches gleich viel Alaun und Salmiak gelöst enthält, läßt erstarren, vollständig trocknen, entfernt die starken Drähte und den Holzkegel, glüht dann, um das Original zu verbrennen, entfernt die Asche (am besten durch Ausschütteln mit Quecksilber) und gießt dann Metall in die Hohlform. Von Gegenständen, die nicht zerstört werden dürfen, kann man auf gleiche Weise Abgüsse erhalten, wenn man eine Nachbildung derselben in Wachs mit Gipsbrei umgießt und durch Erhitzen das Wachs entfernt. Gewöhnlich aber stellt man mehrtheilige Matrizen dar, fügt die Theile derselben sorgfältig zusammen und gießt dann die Hohlform aus. In diesem Fall zeigt der A. Nähte an den Stellen, wo die Theile der Matrize zusammenstießen. Bei werthvollen Kunstwerken läßt man diese Nähte gewöhnlich stehen, um jede Möglichkeit der Beschädigung auszuschließen; sie sind um so schwächer, je sorgfältiger die Matrizen angefertigt wurden.

Abhärtung, dasjenige diätetische Verfahren, wodurch man den Körper an die unvermeidlichen äußeren Einflüsse gewöhnt, so daß sie keinen Schaden mehr verursachen und die Harmonie des Körpers nicht stören. Die Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse und die Fähigkeit der Ausgleichung der durch dieselben hervorgerufenen Gleichgewichtsstörung ist aber sehr verschieden, je nach der angeborenen Körperbeschaffenheit, dem Geschlecht, dem Alter, der Beschäftigung, dem Wohnorte, nach Klima und Bodenverhältnissen 2c. Der Mensch vermag sich durch zahlreiche Mittel gegen die Einwirkung der äußeren Einflüsse bis zu einer gewissen Grenze zu schützen; da aber zwingende Lebensverhältnisse ihn oft genug nöthigen, sich jenen Einflüssen auszusetzen, so muß er Sorge tragen, daß

er dies möglichst ungestraft thun könne, und dies wird durch die A. bezweckt. Diese muß am besten schon in frühester Jugend beginnen, natürlich in der Weise, daß dem Organismus in keinem Lebensalter etwas zugemuthet wird, wozu seine Kräfte nicht ausreichen. Es ist schon viel gewonnen, wenn im frühesten Kindesalter der Körper nicht verweichlicht wird. Man wasche die Kinder von der Geburt an mit frischem Wasser von etwa 12° R., frottire sie gehörig und hülle sie dann in nicht zu warme Decken. Wenn man dagegen kleine Kinder badet, so darf man nur warmes Wasser (etwa 25° R.) benutzen. Wärmflaschen sind im allgemeinen zu vermeiden oder doch nur vorübergehend anzuwenden. Auch an die frische Luft soll man die Säuglinge gewöhnen, wobei freilich die nöthige Vorsicht zu beobachten ist. Kränkliche, schwache Kinder und namentlich solche, welche zu Entzündungen der Athmungsorgane hinneigen, soll man eine gleichmäßig warme Luft athmen lassen und nur an ruhigen und milden Tagen an die freie Luft bringen; doch wird es auch bei diesen in den meisten Fällen möglich sein, sie allmählich für schädliche Einflüsse unempfänglicher zu machen. Die eigentliche Zeit zur A. ist aber das Knaben- und Jünglingsalter. Das Muskelsystem hat sich hier schon mehr entwickelt und kann durch geeignete Uebung noch mehr ausgebildet werden. Und dies gilt nicht allein für Knaben, sondern auch für Mädchen. Die Nahrung sei kräftig, aber einfach; alle erhitzenden Getränke sollen möglichst gemieden werden, damit die Verdauungsorgane, von denen eine gute Blutbereitung so wesentlich abhängt, kräftig werden und bleiben. Die Kleidung sei der Jahreszeit angemessen, nicht zu warm, gewähre aber den nöthigen Schutz; besonders gilt dies von der Fußbekleidung. Fleißige Bewegung in der frischen Luft, Turnübungen, Baden und Schwimmen, tägliche kalte Waschungen von Kopf bis zu den Füßen, Schlafen in nicht zu warmen und weichen Betten und in kalten Zimmern härten Haut und Lungen ab und machen gegen den Wechsel der Temperatur unempfindlich. Für Erwachsene gelten dieselben Regeln wie für die Jugend. Auch sie mögen beherzigen, daß jeder, der sich längere Zeit der frischen Luft entzieht, früher oder später dafür büßen muß, und es ist deshalb besonders denjenigen, welche eine sitzende Lebensart führen, dringend anzurathen, täglich und zu jeder Jahreszeit, wenn es nur einigermaßen angeht, der Witterung zu trotzen und einen Gang ins Freie zu machen. Kränkliche Menschen, oder solche, welche zwar sonst eine gesunde Konstitution besitzen, aber erst kürzlich eine Krankheit überstanden haben, müssen hierbei natürlich mit Vorsicht zu Werke gehen. Hier ist besonders der Grundsatz festzuhalten, daß die A. mit Methode und nur allmählich geschehen soll. Auch für Erwachsene sind kalte Waschungen, immer mit nachfolgender kräftiger Frottirung des ganzen Körpers, eins der schätzenswerthesten Mittel zur A. Ferner sind größere Fußreisen sehr zu empfehlen, denn nichts stählt den Körper mehr, als eine kräftige, mehrere Tage oder Wochen lang fortgesetzte Bewegung, zumal in bergigen Gegenden, weil dadurch der Blutumlauf wie durch kein anderes Mittel bethätigt und die Vorgänge im Innern des Organismus in harmonischster Weise geregelt werden. Das Abhärtungsverfahren muß sich stets dem Alter und der Körperkonstitution des abzuhärtenden Individuums anschließen; es muß dabei eine durch alle Verhältnisse hindurchgehende Gleichmäßigkeit der Lebensweise beobachtet werden; zu höheren Anforderungen darf man nur Schritt vor Schritt übergehen, aber das Erreichte muß unausgesetzt und konsequent durch Uebung zum bleibenden Eigenthum gemacht werden.

Ab hinc (lat.), von der genannten oder jetzigen Zeit an.

Abholzen, in der Forstkultur das Fällen des Holzes in bestimmten Schlägen, welche völlig geräumt werden; auch die Reinigung eines bebuschten Landstrichs von Sträuchern und Gestrüppe. Der befreite Raum heißt Abraum, das darauf geschlagene Holz Abholz. Ein Baum ist abholzig, wenn er plötzlich auffallend dünner wird, daher einen zu stark kegelförmigen Stamm treibt.

Abhorrers (spr. äbhórr-), d. i. Verabscheuende, Bezeichnung derjenigen Partei in England, welche unter Karl II. jedes Zugeständnis an die Opposition und die Volkspartei, die sogen. Petitioners oder Bittsteller, zurückwies.

Abhorresciren, s. v. w. Abhorriren. Abhorrescenz, Abscheu.

Abhorriren (lat.), zurückschaudern vor etwas, es verabscheuen, verwerfen.

Abhortiren (neulat.), Einen abmahnen von etwas, es ihm abrathen; Abhortation, Abmahnung.

Abia (d. i. dessen Vater Jehovah ist), König von Juda, Sohn und Nachfolger Rehabeams, regierte 957—955 v. Chr., wird im 1. Buch der Könige beständig Abigam genannt und als abgöttisch wie sein Vater geschildert, während er im 2. Buch der Chronica als eifriger Freund des Jehovahdienstes erscheint.

Abich, Wilhelm Hermann, Geolog und Reisender, 11. Dec. 1806 in Berlin geboren, studirte daselbst Naturwissenschaften, machte wiederholte wissenschaftliche Reisen nach Italien und Sicilien, wurde 1842 Professor der Mineralogie zu Dorpat und 1853 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Petersburg für Oryktognosie und Mineralchemie, bald darauf auch zum Staatsrath ernannt. Abichs spätere Haupttätigkeit bestand in Bereisung der Länder am Kaukasus, des armenischen Hochlandes und des nördlichen Persiens, worüber er namentlich in den »Bulletins« und »Mémoires« der Petersburger Akademie berichtete (z. B. »Ueber die Natronseen auf der Araresebene«, 1846 und 1849, »Ueber Orographie von Daghestan«, 1847, »Meteorologische Beobachtungen in Transkaukasien«, 1848 u. 1850, u. a.). Außerdem erschienen von ihm: »Erläuternde Abbildungen geologischer Erscheinungen, beobachtet am Vesuv und Aetna 1833 und 1834« (Berl. 1837); »Ueber die Natur und den Zusammenhang vulkanischer Bildungen« (Braunschw. 1841); »Ueber die geologische Natur des armenischen Hochlandes« (Dorpat 1843); »Vergleichende chemische Untersuchungen der Wasser des Kaspischen Meeres, des Urmia- und Wansee's« (Petersb. 1856); »Beiträge zur Paläontologie des asiatischen Rußland« (das. 1858); »Vergleichende geologische Grundzüge der kaukas.-armen. und nordpers. Gebirge« (das. 1858); »Ueber das Steinsalz und seine geologische Stellung im russischen Armenien« (das. 1857); »Sur la structure et la géologie du Daghestan« (das. 1862); »Ueber eine im Kaspischen Meer erschienene Insel, nebst Beiträgen zur Kenntnis der Schlammvulkane der

Kaspischen Region« (das. 1863); »Geolog. Beobachtungen auf Reisen zwischen Kur und Arares« (das. 1867). Auch Poggendorffs »Annalen«, sowie die »Zeitschrift der Deutschen geolog. Gesellschaft« und das »Bulletin de la société des naturalistes de Moscou« enthalten werthvolle Abhandlungen von A. In letzterer Zeitschrift (Jahrg. 1870) berichtete er auch über den schon 1862 von ihm entdeckten Vulkan (Solfatara) Tanbureк auf dem armen. Hochlande, südwestlich vom Großen Ararat, der identisch ist mit dem neuerlich vom Engländer Taylor aufgefundenen Vulkan Sunderlik-Dagh.

Abĭes, bei den Römern die Weißtanne; A. *Mill.*, Pflanzengattung, diejenigen Arten der Gattung Pinus *L.* umfassend, welche einzeln stehende Nadeln und im ersten Herbst nach der Blütezeit reifende Samen tragen; nach anderen Botanikern Unterabtheilung der Gattung Pinus *L.*

Abietineen, Unterfamilie der Koniferen (s. d.).

Abigaïl (hebr., d. i. Haupt des Reigens, Tänzerin), Gattin des Nabal zu Karmel, die sich bei David so zu empfehlen wußte, daß er sie nach dem Tode ihres Mannes zum Weibe nahm. Sie gebar ihm den Chileas, der auch Daniel heißt. Auch eine Schwester des David führte diesen Namen.

Abigiren (lat., »wegtreiben«), Vieh stehlen; Abigeāt, Viehdiebstahl.

Abimĕlech, 1) Name der philistäischen Könige zu Gerar, vielleicht der philistäischen Herrscher im allgemeinen. Einer derselben raubte dem Abraham seine Gattin Sara, indem er sie für dessen Schwester hielt, gab sie ihm aber auf Jehovahs Weisung unberührt und mit reichen Geschenken zurück (1. Mos. 20). — 2) Unehelicher Sohn des israelitischen Richters Gideon, der sich von den Sichemiten zum König über Israel wählen ließ. Als im dritten Jahre seiner Herrschaft gegen den eben auf einem Feldzuge Abwesenden unter den Sichemiten eine Meuterei entstand, rückte er mit Kriegsmacht gegen die Stadt an, eroberte sie und ließ die wehrhaften Einwohner niedermetzeln. Sodann zog er gegen das etwa 3 Meilen von Sichem entfernte Thebez, das ebenfalls aufrührerisch war, wurde aber, als er eben den Angriff auf die Stadt leitete, durch einen Steinwurf getödtet.

Abingdon (spr. ébbingd'n), Stadt in der engl. Grafschaft Berks, unfern Oxford, an der Themse mit 5808 Einw., welche Fabrikation von Segeltuch und Wollzeug betreiben. Der Ort hieß bei den Angelsachsen Sheovesham und erhielt erst im 12. Jahrh. den Namen Abbandun, d. h. Stadt der Abtei; letztere wurde unter Heinrich VIII. aufgehoben.

Ab inĭtio (lat.), vom Anfange an.

Ab instantia absolviren, einen Angeklagten und des angeschuldigten Verbrechens Verdächtigen aus der Untersuchung entlassen und in sofern freisprechen, als die vorhandenen Beweise das Verbrechen nicht hinlänglich darthun. Durch diese Entbindung von der Instanz, welche dem älteren deutschen Kriminalprozeß eigenthümlich war, wurde der Angeschuldigte keineswegs auch für völlig unschuldig erklärt, weshalb er gewöhnlich auch die Kosten des Prozesses bezahlen mußte und die Untersuchung, sobald neue Verdachtsgründe vorlagen, wieder aufgenommen werden konnte. Das moderne Strafprozeßrecht schreibt statt dessen die Einstellung (s. d.) der Untersuchung vor.

Ab intestāto erben, als gesetzlicher Erbe eine Erbschaft antreten, steht dem Erben auf Grund eines Testaments gegenüber und findet statt, wo ein Testament oder Erbvertrag nicht vorhanden ist.

Abiogénesis (griech.), s. v. w. Urzeugung.

Abiponen, einst ein berühmtes indian. Reitervolk in Südamerika, das weit und breit zwischen den Flüssen Salado, Vermejo und Parana (in den Laplatastaaten) umherschwärmte und sich durch seine Feindseligkeit und kriegerische Tapferkeit den Spaniern oft genug furchtbar machte. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts sind sie fast ganz erloschen. Die Missionäre hatten unter ihnen nicht den geringsten Erfolg. Vgl. Dobrizhofer, Geschichte der A. (Wien 1783, 3 Bde.).

Abirritation (lat.), Reizverminderung, Schwäche aus Abnahme des Lebensreizes.

Abirrung des Lichts, s. Aberration des Lichts.

Abiturient, ein Schüler, der im Begriff, ist eine höhere Schulanstalt nach beendigtem Lehrkursus rite, d. h. nach Ablegung der vorschriftsmäßigen Abgangsprüfung (Maturitäts-, Reifeprüfung) zu verlassen. Diese Maturitäts- oder Abiturientenprüfung wurde zuerst für die Gymnasien eingerichtet, und an das in der Prüfung erworbene Zeugnis der Reife die Berechtigung geknüpft, die Universität als einer Fakultät zugeschriebener Student beziehen und später die akademischen und staatsdienstlichen Fachexamina bestehen zu dürfen. Die Abiturientenprüfung wurde und wird nach einer von der Oberschulbehörde erlassenen Instruktion von dem Lehrerkollegium des betreffenden Gymnasiums unter dem Vorsitze und der Leitung eines Regierungskommissars (Schulraths) abgehalten; in Würtemberg werden die Abiturienten sämmtlicher Gymnasien zur Ableistung der Prüfung in Stuttgart vereinigt. In neuerer Zeit ist die Einrichtung solcher jährlich einmal oder zweimal (am Schlusse des Schuljahres oder des Schulsemesters) abzuhaltenden Abgangsprüfungen auf sämmtliche höhere Unterrichtsanstalten, also auch auf die Realschulen, höheren Bürgerschulen, höheren Gewerbeschulen, Handelsschulen, Progymnasien (welche bis zur vollständigen Secunda entwickelt sind) übertragen worden unter Beibehaltung des für die Gymnasien bestehenden Ganges der Prüfung. Durch das Reifezeugnis werden auch an diesen Anstalten mancherlei Berechtigungen für den Eintritt in höhere Fachschulen oder in den Staatsdienst (Post-, Steuerfach) erworben, insbesondere auch bei Schulen von kürzerer Kursusdauer für den Eintritt in den einjährig-freiwilligen Militärdienst. Auch Privatanstalten wird, wenn ihre Einrichtung die nöthigen Garantien bietet, jetzt die Abhaltung solcher Reifeprüfungen in Anwesenheit eines Kommissars der Aufsichtsbehörde gestattet.

Abjiciren (lat.), wegwerfen; verachten.

Abjudiciren (lat.), Einem etwas gerichtlich absprechen. Abjudikation, gerichtliche Aberkennung, Verwerfung.

Abjuriren (lat.), abschwören, eidlich leugnen; eidlich auf etwas verzichten. Abjuration, Abschwörung, gerichtliche Ableugnung einer Handlung oder Verleugnung einer Person, auch bisweilen eidliche Renuntiation, d. i. Verzichtleistung auf ein Recht; im engl. Gerichtswesen der Schwur eines Verbrechers, binnen bestimmter Zeit das Land zu verlassen. Der Abjurations- oder Abschwörungseid (Oath of abjuration), der seit Wilhelm III. im englischen Rechte vorkommt und von den Beamten geleistet wird, bezieht sich auf die

Anerkennung der staatsrechtlich festgestellten Erbfolge in der Regierung. Der den Eid Leistende beschwört darin zugleich, daß er den Nachkommen der Stuarts keinen Vorschub leisten will.

Abklären, s. Klären.

Abklatschen (einen Abklatsch machen, clichiren), heißt in der Buchdruckerkunst die Vervielfältigung kleinerer Bildformen (Vignetten) auf mechanischem Wege. Man bedient sich hierzu einer leichtflüssigen Metallkomposition oder auch des gewöhnlichen Schriftmetalls. Weiteres s. Clichiren.

Abkochen (Absieden), feste Stoffe mit kochenden Lösungsmitteln behandeln, um die in ihnen enthaltenen löslichen Stoffe auszuziehen. Die zu extrahirenden Stoffe müssen gut zerkleinert werden; man kocht über freiem Feuer oder im Dampfbade, in offenen, irdenen oder verzinnten Gefäßen oder im verschlossenen Dampfkochtopf (Papin'scher Topf). Substanzen, welche flüchtige Stoffe, z. B. ätherische Oele, enthalten, werden nicht gekocht, sondern nur mit siedendem Wasser übergossen und bleiben im gut verschlossenen Gefäß ½ Stunde stehen. Die durch das A. erhaltene Flüssigkeit heißt Dekokt oder Absud. — Militärisch heißt A. die Zubereitung der warmen Mahlzeit im Lager oder im Bivouak.

Abkühlen, einem Körper die ihm innewohnende Wärme entziehen. Ein erwärmter Körper kühlt sich ab, wenn er mit einem kälteren in Berührung kommt, indem er ihm so viel von seiner Wärme zuleitet, bis beide Körper einen gleichen Wärmegrad haben. Die Mittheilung geht um so schneller vor sich, je größer die Berührungsflächen beider Körper sind. Wenn man gleiche Gewichtsmengen von verschiedenen Substanzen auf die gleiche Temperatur erwärmt und sie darauf sich bis auf den gleichen Grad abkühlen läßt, so geben sie verschieden große Wärmemengen ab. Dies beruht auf der verschiedenen Wärmekapacität der Körper (s. Wärme). Die Abkühlung erfolgt aber nicht allein bei der Berührung, d. h. durch Wärmeleitung, sondern auch durch Wärmestrahlung. Letztere hängt bezüglich ihrer Größe von der Beschaffenheit der Oberfläche und der Temperatur des strahlenden Körpers ab. Je höher die Temperatur ist, um so mehr Wärmestrahlen werden ausgesandt; je glatter die Oberfläche eines Körpers ist, um so geringer ist seine Wärmestrahlung, um so langsamer also seine Abkühlung. Aber es kommt auch viel darauf an, ob die Wärmestrahlen sich frei im Raume verbreiten können, oder ob sie zurückgeworfen werden. Pflanzen, über welche Leinwand ausgebreitet ist, auch in einer bedeutenden Entfernung, leiden weniger vom Frost, als andere, unbedeckte, und ein dünnes Obdach gewährt in kalten Nächten bedeutenden Schutz. Eben deshalb sind auch die Nächte bei hellem Himmel kälter als bei bewölktem. In Bengalen, wo niemals Schnee fällt, benutzen die Eingeborenen die Abkühlung des Wassers durch seine beträchtliche Ausstrahlung zur künstlichen Eisbildung. In flache, theilweise mit Stroh ausgekleidete Gruben werden flache, mit Wasser gefüllte Pfannen gesetzt, die man frei gegen den nächtlichen Himmel ausstrahlen läßt. Das Wasser gibt bald seine ganze Wärme an den Himmelsraum ab, und da das Stroh verhindert, daß ihm neue Wärme von der Erde aus zugeleitet wird, so erkaltet es bald bis zum Gefrierpunkte. Trockene, durchaus klare Nächte sind übrigens zum Gelingen unerläßlich, ebenso muß das Stroh ganz trocken sein.

Abkürzungen, s. Abbreviaturen.

Ablader (Befrachter) heißt derjenige, welcher vom Eigenthümer eines Schiffes direkt oder indirekt das Schiff ganz oder zum Theil oder nur zum Transport einer gewissen Quantität Güter mietet.

Ablagerung (Sediment), s. Gesteine.

Ablaktiren (Absäugen), s. Impfung.

Ablaß (Indulgenz), ursprünglich Nachlaß einer von der Kirche auferlegten Bußleistung. Der A. ist hervorgegangen aus der Bußdisciplin der alten Kirche und vertritt die zeitlichen, von der Kirche als Genugthuungen verhängten Strafen der Sünde. Als an deren Stelle auch andere gute Werke, Almosen, Fasten, Gebete, Wallfahrten &c. als Genugthuung in Anschlag gebracht wurden, kam es unter dem Einfluß der german. Rechtsgewohnheit der Kompensation des Verbrechens durch Geld (Wergeld) dahin, daß alle Kirchenstrafen durch Geld abgekauft werden konnten. Besondern Aufschwung nahm das Ablaßwesen durch die Kreuzzüge. Die Theilnahme an ihnen als ein die Kirche besonders förderndes Werk wurde als Ersatz aller Genugthuungen angesehen. Es entwickelte sich die Theorie von der Befugnis des Papstes, einen allgemeinen Ablaß an die Verrichtung eines bestimmten religiösen Werkes zu knüpfen. Die aus der Praxis hervorgegangene Gewohnheit wurde dann dogmatisch begründet durch Alexander von Hales (starb 1245) und die Lehre von dem aus den überschüssigen Verdiensten Christi und der Heiligen gewonnenen Gnadenschatze der Kirche, welche Clemens II. durch die Bulle Unigenitus 1349 kirchlich sanktionirte. Hierarchisches Interesse hatte schon den Papst Innocenz III. 1215 bewogen, die Bischöfe in Betreff der Ablaßertheilung zu beschränken und den vollkommenen A. (indulgentiae plenariae) dem Papste vorzubehalten. Um so rücksichtsloser wurde nun aber das Ablaßwesen in Rom geübt, und es artete allmählich in eine förmliche Besteuerung der Christenheit aus, wie denn z. B. 1466 auf dem Reichstage zu Nürnberg ein A. in Vorschlag gebracht ward, um Geld zum Türkenkriege aufzubringen. Bekanntlich gab der durch Tetzel (s. d.) und andere schamlos geübte Ablaßkram den äußeren Anlaß zur Reformation. Den Angriffen der Reformatoren gegenüber belegt das Tridentinum mit dem Anathema jeden, welcher leugnet, daß der Kirche mit der Schlüsselgewalt das Gericht über die Sünden und damit die Gewalt verliehen sei, dieselben, wie es die Kirche von jeher gethan habe, zu erlassen. Da die Reinigung im Fegfeuer zu den zeitlichen Strafen der Sünde gerechnet wird, so hat die Kirche, nicht ohne den Widerspruch auch neuerer Kirchenlehrer, ihren A. auch auf das Fegfeuer ausgedehnt, und wenn der A. auch die Sündenschuld nicht aufheben kann, so tilgt er doch auch die ewigen Strafen in sofern, als die Schlüsselgewalt des Priesters in der Beichte dieselben in zeitliche Strafen umgewandelt hat. Die Beziehung des Ablasses auf die alte Bußdisciplin tritt noch deutlich hervor bei den Zeitbestimmungen. Ein 40tägiger A. will sagen, daß durch denselben ebenso viel erlangt werde wie früher durch eine 40tägige Pönitenz. Der A. ist vollkommen oder unvollkommen, auf Zeit oder dauernd. Seine Wirkung ist geknüpft an die Disposition, d. h. die gläubige und bußfertige Gesinnung, und an die vorgeschriebenen Werke, so daß ein vollkommener A. durch mangelnde Disposition einem unvollkommenen gleich werden kann.

Ablaßjahr, s. *Jubeljahr.*

Ablāta (lat.), Weggenommenes, Gestohlenes; *Ablation*, Wegnahme, besonders im chirurgischen Sinne.

Ablatīv, s. Casus.

Ablauf, die Ueberführung des Schiffs von seinem Bauplatz auf dem Trockenen in das Wasser (vgl. *Stapel*). Um den A. zu bewerkstelligen, werden die Stützen, welche das Schiff von den Seiten her aufrecht erhalten, und die Stapelklötze, auf denen es unten ruht, entfernt, nachdem unter dem Schiffe ein auf geschmierten Balken gleitendes Gerüst, der *Schlitten*, angebracht worden ist. Auf dem letzteren gleitet das ablaufende Schiff nach Beseitigung der Klemmklötze ins Wasser. Größere Schiffe, namentlich Panzerschiffe, werden neuerdings oft in Trockendocks gebaut, d. h. in Bassins, welche vom Wasser durch Schleußen abschließbar und mit Dampfmaschinen trocken gepumpt sind. Solche Schiffe laufen natürlich nicht ab, sondern werden, nachdem die Schleußen geöffnet sind und Wasser in das Bassin gelassen ist, einfach durch Schleppdampfer (engl. tugs) in den Hafen herausgeschleppt. Dem A. von Stapel geht unmittelbar im Moment vorher die Taufe voraus, welche gewöhnlich von einer Dame dadurch vollzogen wird, daß dieselbe eine Flasche Wein am Vorsteven, der vordern Kante des Schiffs, zerschellt. Kauffahrer erhalten hierbei ihren Namen, während bei Kriegsschiffen jetzt gewöhnlich der Name schon vor Beginn des Baues festgestellt ist (nur in Dänemark nicht, wo die im Bau befindlichen Schiffe laufende Nummern tragen).

Ablaut, grammatikal. Kunstausdruck für eine Verschiedenheit des Wurzelvokals, wie sie in den indogerman. Sprachen und ganz besonders im Deutschen erscheint, z. B. sprĭch, sprāch (jetzt gewöhnlich sprăch), sprāchen, gesprochen (o als Brechung von u); Sprichwort, Sprāche, Spruch. Der Name rührt von J. Grimm her; anderen Forschern (Bopp, Holtzmann, Grein) gelang es, den Grund dieser Erscheinung, die nächst dem Deutschen besonders im Griechischen — nur spurenhaft im Sanskrit, Slawischen, Italienischen und Keltischen — vertreten ist, aufzudecken: die verschiedene Stärke des Selbstlauts hatte wohl in Betonung und Nichtbetonung ihre Ursache. Der mehr alterthümliche Accent des Sanskrit war hier der erste, nicht der einzige Lehrer.

Ablegāt (lat.), ein Gesandter des Papstes an einen Hof in außerordentlichen Angelegenheiten, sowie überhaupt ein Gesandter zweiten Ranges; auf den ungar. Reichstagen der Vertreter eines Magnaten.

Ablegemaschine, ein in den letzten Jahrzehnten erfundener, sehr verschiedenartig konstruirter Apparat zum Auseinandernehmen (»Ablegen«) und richtigen Vertheilen der Buchdrucklettern, der aber nur im Verein mit der *Letternsetzmaschine* (s. d.) zur Verwendung kommt.

Ableger (*Absenker*), Zweige, die man, um Sträucher künstlich zu vermehren, in den Boden biegt und zum Theil mit Erde bedeckt. Nachdem sie Wurzeln geschlagen haben, wird ihre Verbindung mit der Mutterpflanze gelöst, worauf sie dann als selbständige Individuen fortleben. Nelken, Weinreben, Rosen, Pappeln und viele andere Gewächse, die sich leicht bewurzeln, werden oft auf diese Weise vermehrt. Kann man den Zweig nicht auf den Boden biegen, so wird ein *Senktopf* angesetzt, d. i. ein aus zwei Hälften zusammensetzbarer Topf, der mit feuchter Erde gefüllt wird, in welcher dann der Zweig seine Wurzeln entwickelt. Um die Wurzelbildung an dem mit Erde bedeckten niedergebogenen Zweig zu befördern, schneidet, spaltet oder ringelt man denselben dicht unter einem Knoten, dreht ihn wohl auch einmal um sich selbst oder versieht ihn mit einem den Saftfluß hemmenden Drahtring. Bei manchen Pflanzen, wie Azalien, Rhododendron, Epacris, Heiden 2c., legt man den Zweig auf Heideerde, bedeckt ihn mit porösen Steinen und dann mit Moos oder Sägespänen. Krautartige Pflanzen bewurzeln sich als A. in 2 Monaten, jüngere holzartige Zweige wurzeln unter Glas vom Frühjahr bis zum Herbst, junge Triebe von Gehölzen, welche man im Juli einlegt, kann man im nächsten Frühjahr abnehmen, alte liegen ein, auch mehrere Jahre. Im allgemeinen legt man Gehölze im ersten Frühjahr ab; man wendet diese Methode aber überhaupt nur an, wenn andere Vermehrungsmethoden nicht gute Resultate geben. In der *Bienenzucht* versteht man unter *Ablegen*, einen großen volkreichen Stock, der nicht schwärmen will oder soll, in zwei Hälften theilen. Der neu entstandene Stock ist der Ablegerstock.

Ableitung, in der Heilkunde die sekundäre Wirkung gewisser Mittel (*Ableitungsmittel*), durch deren Anwendung in krankhaften Zuständen man beabsichtigt, entweder dem Strom der Körpersäfte eine andere Richtung zu geben, oder eine für den augenblicklichen Zustand als Uebermaß geltende Säftequantität zu vermindern. Durch gewisse Ableitungsmittel glaubte man früher auch die fehlerhafte Qualität der Säfte verbessern und ihnen schädliche Stoffe entziehen zu können, was jedoch nur in dem beschränkten Sinne richtig ist, daß durch jene Mittel das Procentverhältnis der einzelnen Blutbestandtheile zu einander vorübergehend verändert werden kann. Ableitungsmittel sind endlich auch diejenigen, welche durch eine erregende Einwirkung auf eine andere Nervenprovinz eine beruhigende, erschlaffende Wirkung in der erkrankten Partie hervorrufen. Hierbei geht man von der Beobachtung aus, daß Reizung eines Theiles die eines andern zu vermindern und daß ein auf der Oberfläche hervorgerufener Schmerz einen tiefer liegenden aufzuheben im Stande sei. Eine genügende Erklärung läßt sich hierfür nicht geben, die Thatsache selbst aber steht unbezweifelt fest. Wenn auch der früher viel ausgedehntere Gebrauch der ableitenden Mittel in neuester Zeit sehr eingeschränkt worden ist, so gehören doch dieselben zum Theil wenigstens zu den unentbehrlichsten und wirksamsten Heilagentien. Als das wichtigste Ableitungsmittel kann sicherlich die *Kälte* angesehen werden, welche in Form von kalten Umschlägen, Bädern, Begießungen, Getränken ihre Anwendung findet. Die Kälte bewirkt bei Blutandrang, bei Entzündungen und fieberhaften Zuständen nicht bloß eine Herabsetzung der krankhaft gesteigerten Körpertemperatur, sondern auch eine Verengerung der Blutgefäße des erkrankten Theiles, so daß der Blutzufluß zu demselben herabgesetzt und überdies die Reizempfänglichkeit der Empfindungsnerven vermindert wird. Werthvolle Ableitungsmittel sind auch die *Blutentziehungen*, sowohl die allgemeinen, welche durch den Aderlaß, wie die örtlichen, welche durch Schröpfköpfe u. Blutegel bewirkt werden. Die sogen. *trockenen Schröpfköpfe*, durch welche dem Körper zwar kein Blut entnommen, aber doch die Blutvertheilung wesentlich verändert wird, sind ebenfalls wirksame Ableitungsmittel.

Ein trockener Schröpfkopf in kolossalem Maßstabe ist der Junod'sche Schröpfstiefel. Es ist dies ein weiter, stiefelförmiger Behälter von Metall, welcher einen ganzen Arm oder ein ganzes Bein aufzunehmen vermag. Das obere Ende des Behälters trägt einen Gummiring, welcher den oberen Theil eines Armes oder Beines luftdicht umschließt; am untern Ende des Stiefels ist eine Oeffnung vorhanden, durch welche vermittels einer Luftpumpe die Luft im Stiefel verdünnt wird. Die Wegnahme des äußeren Luftdruckes von dem in dem Schröpfstiefel steckenden Gliede bewirkt, daß das Blut mit großer Gewalt in die Gefäße des letzteren einströmt und aus den übrigen Körpertheilen, namentlich auch aus den blutüberfüllten Theilen abgeleitet wird, ohne daß man dem Körper das Blut für immer entzieht. Mit gutem Erfolge wurde der Schröpfstiefel namentlich bei Blutandrang nach den Augen und dem Gehirn angewendet. Das betreffende Verfahren bezeichnet man als Hämospasie. Zu den äußeren Ableitungsmitteln gehört noch das Glüheisen, welches man auf die Haut aufsetzt oder mit dem man über die Haut hinstreicht, um eine heftige Hautentzündung zu erregen und somit einen tiefsitzenden Schmerz oder Entzündungsherd zu beseitigen. Denselben Zweck hat man bei der Anwendung der Moren oder Brenncylinder im Auge, welche aber weniger als das Glüheisen zu empfehlen sind. Ableitungsmittel sind ferner die hautröthenden und blasenziehenden Mittel, z. B. der Senfteig, das Senföl, das Blasenpflaster oder die spanische Fliege, das Drouot'sche Pflaster &c. In einem gewissen Sinne kann man auch die Aetzmittel zu den A. bewirkenden Mitteln zählen. Ableitend wirken auch die Fontanelle, welche man herstellt, indem man einen Schnitt in die Haut macht und in die Wunde einen fremden Körper, etwa eine Erbse, einlegt und jeden Tag wechselt. Auch pustelerzeugende Salben, wie die Brechweinsteinsalbe, und Einreibungen von Crotonöl, welches einen sich weiter verbreitenden Bläschenausschlag erzeugt, werden nicht selten angewendet. Ein sehr werthvolles Ableitungsmittel ist das Jod, welches in Form einer weingeistigen Lösung auf die Haut gepinselt wird. Es erregt hier eine leichte Entzündung, befördert aber besonders durch seine Aufnahme ins Blut die Auffaugung etwa vorhandener Entzündungsprodukte. Dann sind als äußere, A. bewirkende Mittel noch zu erwähnen das Klystier und die heißen Fuß- und Handbäder, deren Wirkung man noch durch Zusatz hautreizender Substanzen, z. B. von Senfmehl, steigern kann. Endlich sucht man auch durch innere Mittel ableitend einzuwirken; in erster Reihe stehen hier die Abführungsmittel; dann die schweißtreibenden, die harntreibenden und diejenigen Mittel, durch welche man die stockenden, periodischen Blutausscheidungen aus den weiblichen Geschlechtstheilen wieder hervorzurufen sucht, um etwa bestehende Blutüberfüllungen, Blutandrang nach entfernteren Organen zu mäßigen.

Ablepsie (griech.), das Nichtsehen, Blindheit; Verblendung.

Ablis (spr. -bli), Flecken im franz. Departement Seine-et-Oise, bekannt geworden durch die Ueberrumpelung preuß. Husaren durch Einwohner und Franctireurs 7. Okt. 1870, infolge dessen der Ort niedergebrannt wurde.

Ablobung, s. Abfindung.

Ablociren (lat.), vermieten, verpachten; Ablokation, Vermietung, Verpachtung.

Ablösung, Aufhebung der Grund- oder Reallasten, bezüglich Realrechte privatrechtlicher Natur gegen angemessene Entschädigung der Berechtigten. Gewisse solche Lasten, die unserem Zeitalter aus dem Mittelalter vererbt waren, wurden ohne Enschädigung beseitigt. Dies waren meist Leistungen und Abgaben, welche sich aus längst nicht mehr bestehenden Institutionen der älteren Rechtsordnung ableiteten und persönlich oder in ihren Besitzverhältnissen unfreien bäuerlichen Wirten oblagen, Leistungen, für die jede Gegenleistung der Berechtigten längst abhanden gekommen war. Die Ablösungsgesetzgebung verfolgt in der Regel das doppelte Ziel, die Verpflichteten von lästigen und ruinösen Abgaben zu befreien und sie zu freien, in der Verwerthung ihres Besitzthums gänzlich unabhängigen Eigenthümern zu machen. In der Beseitigung aller Spuren der Feudalwirtschaft ging die franz. Nationalversammlung in der denkwürdigen Nacht vom 4. Aug. 1789 mit einem großen Beispiele voran, indem sie alle Frohnen, Zehnten und sonstigen Feudalrechte, in soweit dieselben keine andere rechtliche Grundlage, als Einführung durch Gewalt hatten oder sonst mit dem Gemeinwohl unverträglich waren, ohne Entschädigung aufhob, für Beseitigung aber der im Privatrecht wurzelnden Gerechtsame, wie z. B. Zinsen und Gülten, dem bisher Verpflichteten die Zahlung einer billigen Ablösungssumme auferlegte, was in sofern gerecht war, als jene Gerechtsame, als historisch begründetes Recht erscheinend, von ihren Inhabern bona fide erworben und also heilig, wie jedes andere wohl erworbene Eigenthum, waren, billig aber, in sofern infolge der A. das Grundeigenthum des Berechtigten, auf welches jene Gerechtsame radicirt waren, an Werth unstreitig verlor, während der Verpflichtete durch seine Befreiung von Lasten ansehnlich gewann. In Deutschland hatte zwar schon Joseph II. die Frohnen und die den Ackerbau drückenden Lasten theils beschränkt, theils deren Verwandlung in eine Geldrente angeordnet. Aber erst von der Stein-Hardenberg'schen Landeskulturgesetzgebung datirt das große Befreiungswerk, welches seitdem Schritt für Schritt auf den Zustand lossteuerte, dessen wir uns jetzt erfreuen, und in welchem von drückenden Reallasten der bäuerlichen Bevölkerung nirgends mehr in Deutschland die Rede sein kann. Die Ablösungsgesetzgebung ging davon aus, daß abzulösen, also gegen Entschädigung zu beseitigen seien nur solche Lasten, die sich vom Standpunkte der Berechtigten als wohlerworbene Rechte darstellen. Die schwierigste Aufgabe war nun, einmal diese rechtliche Natur zu untersuchen und dann die angemessene Entschädigung und die zweckmäßigste Form der Entschädigungsleistung zu ermitteln. Die Lösung der ersten Aufgabe wurde in Deutschland durch gründliche rechtshistorische Studien gefördert; bei der Lösung der andern kam es dem Gesetzgeber zu Statten, daß mathematische Genauigkeit in der Entschädigungsbemessung weder von den Berechtigten, noch auch von den Verpflichteten gefordert wurde, und daß beide Theile in der Regel sehr bald den Segen einer, wenn auch mit erheblichen augenblicklichen Opfern verbundenen Befreiung schätzen lernten. Es wurde die Entschädigungsleistung meist zwar sehr sorgfältig, aber doch so normirt, daß sie dem Verpflichteten nicht unerschwinglich war. Wo man,

wie meist, den Reinertrag der abzulösenden Lasten
als Maßstab der Entschädigungssumme annahm,
ließ man selbstverständlich nicht außer Acht, daß
Frohndienste quantitativ und qualitativ freiwillig
übernommenen und bezahlten Leistungen keineswegs
gleich zu setzen sind, daß die Ertragsfähigkeit des
Bodens bei weniger sorgfältiger Bearbeitung und
Düngung sich mindert, daß Naturalzinsen und
Gülten selten in guter Qualität entrichtet werden,
daß der Druck der Lehngeldberechtigungen die Ver=
pflichteten verführt hat, denselben auf dem Wege der
List zu verringern, daß die Ausübung manches
Rechts, so gerechtfertigt sie auch dem Buchstaben des
Gesetzes nach sein mochte, durch die Macht der Sitte
bereits unmöglich geworden war, und daß endlich
die den Verpflichteten oft zu gewährenden Gegen=
leistungen den Werth der abzulösenden Leistungen
verringerten. In manchen Ländern, namentlich in
England und in einem Theile der Schweiz, ist die
A. hauptsächlich durch Abtretung von Grund und
Boden, in anderen ausschließlich durch Kapitalzah=
lung oder Uebernahme einer jährlich zu entrichten=
den Ablösungsrente bewerkstelligt, oder es ist auch
wohl der Garbenzehnt nur in eine Rente an Kör=
nern verwandelt worden, wobei die Wahl zwischen
diesen verschiedenen Ablösungsweisen den Verpflich=
teten meist überlassen blieb. Zugleich trug man da=
für Sorge, daß, wo Land abgetreten ward, der
Grundbesitz des Berechtigten und einzelnen Ver=
pflichteten durch Zusammenlegung der Grundstücke
arrondirt und dadurch der Wirtschaftsbetrieb er=
leichtert, daß aber, wo Kapital= oder Rentenzah=
lung stipulirt ward, durch Errichtung von Renten=
banken und Kreditkassen unter Aufsicht und Garantie
des Staats den Berechtigten die Möglichkeit, das
ganze Ablösungskapital sofort ausgezahlt zu erhal=
ten, den Verpflichteten dagegen die Aussicht auf
allmähliche Deckung der auf ihren Grundstücken haf=
tenden Ablösungsrenten durch Amortisation ver=
schafft würde. Zur Vereinbarung zwischen Berech=
tigten und Verpflichteten und zur Festsetzung der
Ablösungssumme sind meist besondere Ablösungs=
kommissionen, bestehend aus Gerichts= und Ver=
waltungsbeamten, auch sonstigen Sachverständigen,
eingesetzt worden. Der durchschnittliche Werth der
abzulösenden Leistungen auf eine längere Zeit=
periode (die letzten 10—20 Jahre) dient als Grund=
lage für Berechnung des zu zahlenden Ablösungs=
kapitals oder der Jahresrente. In den meisten
deutschen Gesetzgebungen ward früher der 25fache
Betrag dieses durchschnittlichen Werths der Lei=
stungen als Ablösungssumme vereinbart. Neuerlich
hat man je nach den obwaltenden Verhältnissen einen
Spielraum zwischen dem 10= bis 20fachen Betrage
jenes durchschnittlichen Werths der Leistungen offen
gelassen, oder bei Vereinbarung einer Zeitrente diese
ungefähr zur Höhe des zeitherigen einfachen Rein=
ertrags der abzulösenden Leistung festgesetzt. Der
A. unterworfen sind aber alle Grundrenten oder
ständigen Abgaben in Geld, Naturalien 2c., in so=
fern sie auf einem dinglichen Rechtsverhältnisse be=
ruhen, Zehnten aller Art (mit Ausnahme des sogen.
Neubruchszehnten); Lehensrekognitionen oder Ab=
gaben, welche bei Eigenthumsveränderungen von
Immobilien und was solchen gleichsteht, zu ent=
richten sind (Lehngeld, Handlohn 2c.); Spann= und
Handfrohnen, welche auf Grund von Gesetzen und
Verträgen oder anderen Rechtstiteln zu leisten sind;
Hütungs= und Waldbefugnisse; Berechtigungen zum
Gras=, Schilf= und Rasenholen in fremden Wal=
dungen und auf fremden Grundstücken; die Berech=
tigung, auf einem fremden Grundstücke nach Fossi=
lien zu graben.

Wie schon erwähnt, eröffnete zu Anfang unseres
Jahrhunderts Preußen, damals in den Grundvesten
seiner Macht erschüttert, durch schwere Schicksals=
schläge gebrochen, den Reigen jener Befreiungsakte
in Deutschland, denen wir heute die völlige Freiheit
des bäuerlichen Gewerbes verdanken. Zögernd erst,
zum Theil durch die revolutionären Bewegungen der
Jahre 1830 und 1848 gezwungen, dann aber in der
Lage, die mit der preuß. Landeskulturgesetzgebung ge=
machten Erfahrungen benutzen zu können, folgten die
kleineren deutschen Staaten. Das preuß. Edikt vom
9. Okt. 1807, betreffend den erleichterten Besitz und
den freien Gebrauch des Grundeigenthums, sowie
die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner,
bildet die Grundlage dieser Verordnungen. Her=
vorgegangen, wie es im Eingange heißt, aus der
Erwägung, »daß die vorhandenen Beschränkungen
theils im Besitze und Genusse des Grundeigenthums,
theils in den persönlichen Verhältnissen des Land=
arbeiters der Wiederherstellung der Kultur eine
große Kraft entziehen«, erklärte es sämmtliche Be=
wohner des Staates zum eigenthümlichen Besitze
unbeweglichen Gutes aller Art für befähigt, hob
die Gutsunterthänigkeit für ewige Zeiten auf und
erleichterte den Grundeigenthümern jede mit den
Staats= und Privatinteressen verträgliche Dis=
position. Unmittelbar mit diesem Gesetze stehen in
Verbindung: die Verordnungen vom 4. Febr. 1808,
vom 27. März 1809 und 9. Jan. 1810, welche für
die einzelnen Provinzen des Staates die im § 6
des Gesetzes versprochenen Instruktionen für die
Zusammenziehung bäuerlicher Grundstücke enthiel=
ten und dazu bestimmt waren, die zu große Ver=
minderung der Bauernstellen möglichst zu verhüten;
ferner das Publikandum vom 24. Okt. 1810, welches
verschiedene, über die Aufhebung der Gutsunter=
thänigkeit entstandene Zweifel beseitigt. Die in dem
Edikt vom 9. Okt. 1807 gegebenen Verheißungen
wurden nun im einzelnen durch das Edikt vom
14. Sept. 1811 wegen Beförderung der Landeskul=
tur, und das weitere Edikt vom gleichen Tage, be=
treffend die Regulirung der gutsherrlichen und der
bäuerlichen Verhältnisse, verwirklicht. Das eigent=
liche Grundgesetz für die preuß. Ablösung aber ist
die Gemeinheitstheilungs= und Ablösungsordnung
vom 7. Juni 1821. Zur Ausführung dieser Ge=
schäfte wurden 9 Generalkommissionen und 8 Re=
visionskollegia eingesetzt, den ersteren Behörden
Specialkommissionen, aus Technikern und richter=
lichen Beamten bestehend, zur Erledigung der Ge=
schäfte an Ort und Stelle untergeben. Das Gesetz
vom 2. März 1850 hatte die Aufgabe, das Ablö=
sungsverfahren in einigen Punkten neu zu regeln,
insbesondere zu beschleunigen. Da in Preußen
mit der A. der Reallasten immer zugleich die
Zusammenlegung der Grundstücke (dort Separa=
tion genannt) Hand in Hand geht, darf man sich
nicht wundern, daß dort jene A. nicht ganz so
schnell von Statten ging wie in anderen Staaten,
welche damit zum Theil erheblich später begannen.
Die Entschädigungsleistungen, so weit sie in Geld
bestanden, wurden den Verpflichteten wie in Preu=
ßen, so auch in anderen deutschen Staaten durch die
Errichtung von Grundrentenbanken (s. d.) erleich=
tert. Zu den großartigsten Akten der ablösungs=

weisen Befreiung des Grundbesitzes von ihm aufruhenden Lasten und der bäuerlichen Bevölkerung von Zwangsverhältnissen gehört die durch kaiserliches Manifest vom 19. Febr. (3. März) 1861 verfügte Emancipation der Leibeigenen in Rußland (s. Leibeigenschaft).

Abluiren (lat.), abwaschen, abspülen; Abluentia, Abführmittel. Ablution, Abluition, in der Medicin »Abwaschung« des Körpers mit einem nassen Tuche oder Schwamme, wird nicht bloß angewendet zur Reinigung des Körpers, sondern als kalte Waschung auch zur Abhärtung der Haut und somit als Schutzmittel gegen Erkältungskrankheiten, namentlich gegen Rheumatismen und Katarrhe. Kalte Abluitionen werden ferner bei fieberhaften Krankheiten mit Erfolg vorgenommen, um der Haut Wärme zu entziehen und die Fieberhitze zu ermäßigen. Vgl. Kaltwasserkuren. In der kathol. Kirche wird unter Abluition die Abspülung des Kelchs mit Wein nach dem Abendmahl verstanden, wobei der Priester ebenfalls seine Finger mit Wein und Wasser abwäscht oder purificirt.

Abmachung, im Assekuranzwesen und Handel die genaue Bestimmung des Verlustes, welchen der Versicherte erlitten hat. Ist das versicherte Gut gänzlich verloren gegangen (bei Totalverlusten) und ist in der Police (dem Versicherungsscheine) der Werth unausgefüllt geblieben, so ist der Versicherer verbunden, das Verlorene nach dem Einkaufs-, Anschaffungs- oder Fakturwerth zu bezahlen nebst den darauf haftenden Abgaben, Zöllen und Unkosten an Bord, sowie auch die Assekuranzprämie selbst. Enthält dagegen der Versicherungsschein auch die Angabe des Güterwerthes, so ist dieser letztere zu erstatten, wofern der Versicherer nicht nachweisen kann, daß der Werth des Versicherten aus irgend einem Grunde übermäßig hoch angegeben worden sei. Bei allen theilweisen Verlusten läßt sich der Werth der verlorenen Güter am sichersten dadurch ermitteln, daß man nach erfolgtem Verkaufe der geretteten Waaren die Differenz zwischen dem Nettoerlöse für letztere und dem Einkaufswerthe des Ganzen, inkl. aller Kosten, berechnet. Bei A. von Havarie, Casco (das Schiff) betreffend, wird der Werth, den das Fahrzeug zu der Zeit hatte, wo es die Reise antrat, mit Inbegriff der Reparaturkosten, seiner Vorräthe, des der Mannschaft vorgeschossenen Geldes, kurz, der gesammten Ausrüstungskosten, zu Grunde gelegt, und die Differenz zwischen diesem und dem Werthe oder Erlös des beschädigten Schiffs bildet den vom Versicherer zu bezahlenden Ersatz.

Abmagerung (Abzehrung), die Verminderung des Volumens und der Masse des Körpers oder einzelner seiner Theile, beruht vorzugsweise auf dem Schwinden des Fettgewebes, doch nehmen meistens auch die Muskeln daran Antheil. Die A. ist bald über den ganzen Körper verbreitet, bald auf einzelne Abschnitte desselben beschränkt. In dem erstern Fall ist sie stets der Ausdruck und die Folge einer allgemeinen Ernährungsstörung, deren Grund entweder in mangelhafter Einfuhr von Nahrung und gestörter Assimilation, oder in übermäßigen Stoffverlusten des Organismus beruht. A. entsteht daher bei ungenügender Nahrungseinfuhr und bei allen denjenigen Erkrankungen des Verdauungsapparates, welche die Verdauung und Assimilation der eingeführten Nährstoffe erschweren oder unmöglich machen. A. entsteht ferner allemal, wenn der Verbrauch von Stoffen zu groß wird im Verhältnis zur Einnahme des Organismus. Solche übermäßige Verluste erleidet der Körper durch das Fieber, durch viele chronische fieberlose Krankheiten, z. B. durch langwierige Eiterungen und Verschwärungen, oft wiederholte Blutungen, durch Eiweiß- und Zuckergehalt des Harnes, durch langdauernde Diarrhöen, bei schnellem Wachsthum bösartiger Geschwülste, durch übermäßige körperliche Anstrengungen und geschlechtliche Ausschweifungen. Aber auch deprimirende Affekte, Leidenschaften und maßlose geistige Anstrengungen führen zur A. Die im Alter regelmäßig eintretende allgemeine A. ist Zeichen des allmählich eintretenden Verfalls (Marasmus) des ganzen Organismus. Eine örtlich beschränkte A. einzelner Körpertheile erfolgt zuweilen, wenn ein anhaltender Druck auf dieselben ausgeübt wird, oder wenn infolge einer Lähmung der Nerven und Muskeln der betreffende Theil dauernd unthätig bleibt. Die Prognose richtet sich bei der A. ganz nach den Ursachen. Die A. wird beseitigt, sobald sich die ihr zu Grunde liegenden Ursachen heben lassen, was freilich in sehr vielen Fällen wegen der Natur dieser Ursachen nicht möglich ist. Wenn die A. auf übermäßigen Stoffverlusten beruht, so muß man diese zu ersetzen suchen durch reichliche, leicht verdauliche und koncentrirte Nahrung, namentlich durch Fleischspeisen, Eier, Milch, gutes Bier ꝛc. Der Aufenthalt in gesunder Luft, der Gebrauch warmer Bäder und ähnliche Mittel unterstützen die Kur.

Abmeierung (Entsetzung, Expulsion), die Austreibung aus dem Besitze eines Bauerngutes, zu welcher der Gutsherr, dem ein Obereigenthum an letzterem zusteht, in gewissen Fällen gegen den Bauer (Meier, Kolonen) befugt ist. Im frühern deutschen Recht hatte nämlich der Bauer nicht freies Eigenthum an dem von ihm bewirtschafteten Gute, sondern nur ein erbliches Besitz- und dem Eigenthum nahe kommendes Nutzungsrecht, welches aber in Betreff der Veräußerung und sonst noch durch eine Menge vorbehaltener Rechte zu Gunsten des Gutsherrn beschränkt war. Zu den nachtheiligsten Rechten desselben gegenüber den Gutsbauern gehörte die A. Die historische Entstehung dieses Rechts fällt in die Zeit der faustrechtlichen Gewalt, in welcher die kleineren Güterbesitzer genöthigt wurden, ihr freies Eigenthum aufzugeben und die Leibeigenen (Kolonen, Zinsleute, Meier) mächtigerer Gutsbesitzer zu werden. Die Entsetzung des Kolonen geschah daher früher häufig nach reiner Willkür des Herrn. Das spätere Recht hat dagegen zur Beschränkung der Abmeierungsbefugnis folgende Grundsätze aufgestellt: Die A. darf nie ohne vorliegende Rechtsgründe stattfinden. Solche Fälle sind der Konkurs des Kolonen, schlechte Bewirtschaftung des Gutes, Versäumnis der Kontraktserneuerung (Bemeierung), Rückstand in Zahlung der Zinsen, Veräußerung des Gutes ohne Zustimmung des Gutsherrn, und bei nichterblichen Gütern bisweilen auch das eigene Bedürfnis des letzteren. Diese Rechtsgründe müssen aber vollständig bewiesen sein, und es streitet gegen dieses gehässige Recht überall die Vermuthung; die Bestimmungen über A. sind im Zweifel zu Gunsten des Bauern auszulegen, die aufgestellten Abmeierungsgründe lassen eine analoge Ausdehnung und Anwendung nicht zu. Ueber die Zulässigkeit der A. und ihrer Bedingungen findet stets ein förmliches rechtliches Verfahren, die Aufholung, der Aufholungs- oder Expulsionsprozeß, statt. Die Wirkung der A. geht nur gegen die

Familienglieder, welche durch Eintritt in das Recht des vertriebenen Bauern, etwa bei dessen Tode, das Gut erhalten können, nicht aber gegen diejenigen, welche sich auf ein besonderes, ihnen an sich zustehendes und nicht bloß aus der Person des vertriebenen Bauern herzuleitendes Recht zu berufen befugt sind. Zur Sicherung des Nationalwohlstandes gegen die Verarmung und Vernichtung der kleineren Besitzer haben neuere Landesgesetzgebungen neben anderen feudalen gutsherrlichen Rechten auch die A. (oder Kaducität), und zwar meist ohne Entschädigung, aufgehoben, so die bayer. Edikte vom 28. Juli 1808 und vom 26. Mai 1818, und die preuß. Verordnung vom 25. Sept. 1820. Mit der jetzt allgemein geschehenen oder doch stattfindenden Ablösung der bäuerlichen Reallasten, wodurch den Bauern freies Grundeigenthum verschafft wird, kommt natürlich auch die A. in Wegfall.

Abnegiren (lat.), verneinen, verleugnen; versagen; Abnegation, Verleugnung, Verneinung.

Abner, der Feldherr und Verwandte Sauls, betrieb die Erhebung Isboseths, des Sohnes Sauls, zum König in Gilead und entriß den Philistern den größten Theil des Gebietes diesseits des Jordan. In langen Kämpfen suchte er auch David zu überwinden. In der Ueberzeugung endlich, daß nur unter einem kräftigen Könige Israel Frieden im Innern und Macht nach außen gewinnen könne, und persönlich von Isboseth verletzt, unterwarf er sich David vertragsweise, wurde aber dann von Joab aus Blutrache ermordet.

Abnōba (Anōba), nach Tacitus und Plinius dasjenige Gebirge in Deutschland, auf welchem die Donau entspringt, also der Schwarzwald, wie sich aus dort gefundenen Altarinschriften, in welchen einer Diana Abnoba Erwähnung geschieht, ergibt.

Abnormität (lat.), »Abweichung von der Regel«, im physiolog. Sinne jeder Zustand eines lebenden Körpers, der von dem Gesetz, welches die Natur in der Bildung und Einrichtung desselben befolgt, in merklichem Grade abweicht. Die A. kann bleibend und vorübergehend, angeboren oder nach der Geburt erst erworben sein und die physikal. Eigenschaften wie die Funktion eines Körpers oder Körpertheiles betreffen. Vgl. Krankheit u. Mißgeburt.

Abnuiren (lat.), abwinken; (kopfschüttelnd) verneinen, verweigern.

Abnutzung, die Verschlechterung von Sachen durch Gebrauch. Verschlechterung durch Transport oder bloße Aufbewahrung kann nicht A. genannt werden, weil hierbei keine Nutzung stattfindet. Die Abnutzungsfähigkeit der verschiedenen Dinge ist ungemein mannigfaltig je nach der Art des Materials, der Zusammensetzung, des Gebrauchs, und steigert sich von der kaum merkbaren A., welche Kunstwerke, Schmuckgegenstände 2c. erleiden, bis zu jener fast völligen A., der z. B. Produkte der Bekleidungsindustrie unterliegen. Die A. erfolgt theils durch Menschenhand oder menschliche Vorrichtungen während des Gebrauchs, theils durch unvermeidliche Naturkräfte, welche ununterbrochen fortwirken, selbst wenn die Sache momentan nicht gebraucht wird. Diese fortwährende A. der im menschlichen Besitz befindlichen Sachen fordert den wirtschaftenden Menschen auf, ihre Werthe als etwas beständig Abnehmendes anzusehen und zu verrechnen. Bei allen Sachen, welche nicht sofort wieder in den Produktionsprozeß gebracht und umgewandelt werden, ist diese A. zu berücksichtigen und vom Werthe fortlaufend in Abzug zu bringen (s. Abschreibung). Von besonderer Wichtigkeit ist die A. des Geldes durch den Umlauf, der Maschinen durch den Gebrauch. Bei manchen Sachen wird die A. durch fortwährende Ausbesserung oder Auswechselung schadhafter Theile ausgeglichen (Landstraßen, Schienenwege); bei anderen tritt dagegen früher oder später ein Zeitpunkt ein, wo eine völlige Erneuerung nöthig wird und daher das hierzu nöthige Kapital erspart sein muß (Erneuerungsfonds, Neubautenrente); bei einer dritten Gruppe ist eine Erneuerung unmöglich und die Werthe verschwinden völlig aus dem wirtschaftlichen Leben. Doch bestrebt sich die moderne Industrie mehr und mehr, selbst völlig abgenutzte, anscheinend werthlose Dinge wieder in industrielle Rohprodukte umzuwandeln und in den Kreislauf des wirtschaftlichen Lebens zurückzuführen.

Abo (spr. obo; finn. Turku, schwed. Torg-Markt), Hauptstadt des finn. Gouvernements A.-Björneborg, das auf 465 QM. (25,628 QKilom.) 319,788 Einw. zählt, liegt zu beiden Seiten des Aurajoki, der sich nicht weit davon in den Bottnischen Meerbusen ergießt und den Hafen der Stadt (Bekholm) bildet, ist die älteste und in historischer Hinsicht merkwürdigste Stadt des Landes, Mutterstadt für die Kultur und noch jetzt durch Handel und Industrie einer der wichtigsten Orte. A. ist Sitz eines Hofgerichtes, des Erzbischofs und des Gouverneurs, hat ein Gymnasium, eine Real-, eine Navigations- u. eine Handelsschule, ein Institut für Taubstumme, mehrere Fabriken, namentlich Baumwollspinnerei, Zucker-, Tabaks- und Kleiderfabriken, eine Maschinenbauanstalt und 18,109 Einw. Die Stadt rechnet ihr Emporkommen von der Zeit, kurz nachdem der Schwede und das Christenthum im Lande Fuß gefaßt (1157). Das hier im 13. Jahrh. errichtete Bisthum erhob die russ. Regierung 1817 zu einem protest. Erzbisthume. Die früher berühmte, von der Königin Christine 1640 gestiftete Universität ist seit dem unglücklichen Brande von 1827 (bei welchem alle Universitätsgebäude mit der kostbaren, 40,000 Bände starken, an Handschriften reichen Bibliothek zu Grunde gingen) nach Helsingfors verlegt. Am 7. Mai 1743 ward in A. ein Friede zwischen Rußland und Schweden abgeschlossen, worin letzteres einen Theil von Finnland an Rußland abtreten mußte. ¼ Meile von der Stadt liegt an der Mündung des Aurajoki Schloß Abohus, die älteste Veste Finnlands, mit Arsenal.

Abolesciren (lat.), verwelken, vergehen, aufhören.

Abolition (lat.), eine besondere Art der Begnadigung oder der Aufhebung einer gesetzlich verdienten Strafe durch die höchste Gewalt im Staate. Sie unterscheidet sich von der Begnadigung im engern Sinne dadurch, daß sie noch vor erlassenem Straferkenntnisse geschieht, indem das angefangene oder noch bevorstehende Untersuchungsverfahren niedergeschlagen wird. Die A. ist entweder eine generelle (abolitio generalis, publica, Amnestie, Generalpardon), die einer ganzen Klasse von Verbrechern einer bestimmten Art, oder eine specielle, die einem Einzelnen für einen bestimmten Fall ertheilt wird. Privatansprüche aus dem Verbrechen werden durch die A. nicht aufgehoben. Vgl. Begnadigung. Aboliren, tilgen, abschaffen.

Abolitionisten (lat.), in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Name derjenigen Philanthropen, welche es sich zur besonderen Aufgabe machten,

durch Rede und Schrift auf Abschaffung der Sklaverei hinzuwirken. Gesellschaften von A. bildeten sich schon während des Befreiungskriegs und unmittelbar nach demselben. So wurde schon 1775 in Philadelphia eine pennsylvanische Abolitionsgesellschaft gegründet u. Benjamin Franklin zu deren Präsidenten erwählt, welcher 1790 im Kongreß die Abschaffung der Sklaverei beantragte. Im Staate New York trat 1785 eine Manumissionsgesellschaft zusammen, und ähnliche Vereine bildeten sich in den Staaten Connecticut, Rhode-Island, Delaware, Maryland und Virginien. Diese erste Abolitionsbewegung erlosch infolge der 1790 beschlossenen u. auf 1808 festgesetzten Abschaffung des afrikan. Sklavenhandels, lebte bei Gelegenheit des Missourikompromisses 1819 vorübergehend wieder auf, nahm aber erst mit dem Anfange der dreißiger Jahre größere Dimensionen an. So namentlich zur Zeit der Nullifikations- und Secessionsbestrebungen Calhouns, welche es allmählich durchsetzten, daß die bisher selbst im Süden als Ausnahmezustand geltende Sklaverei fortan gesetzlich sanktionirt ward. William Lloyd Garrison begann im Verein mit Benjamin Lundy seine abolitionistische Wirksamkeit und gründete in Boston 1. Jan. 1831 die Wochenschrift: »The Liberator«. Am 1. Jan. 1832 wurde daselbst die »New-England Antislavery Society« gestiftet, welche sich bald über alle Neuenglandstaaten ausbreitete. Aehnliche Gesellschaften bildeten sich in den folgenden Jahren in New York und anderen Städten. Anfangs December 1833 hielten die A. ihre erste größere Versammlung in Philadelphia ab, aus welcher dann die »American Antislavery Society« hervorging. Obwohl sich dieselbe gegen jede gewaltsame Maßregel zur Befreiung der Sklaven erklärte, so stellten doch die Sklavenhalter das abolitionistische Streben als einen Angriff auf die konstitutionellen Rechte des Südens hin. In dem 1861 ausgebrochenen Kriege standen die A. natürlich auf Seiten der Unionsregierung, und ihre Agitation war es vornehmlich, welche diese zum Erlaß der Emancipationsakte vom 1. Jan. 1863 hindrängte.

Abomäsus (Abomäsum, lat.), der Labmagen der Wiederkäuer.

Abomé, Hauptstadt des Königreichs Dahomé, auf der Sklavenküste von Guinea, liegt mitten im Lande, hat über 11 Kilom. im Umfange und ist mit einer Erdmauer umzogen, vor welcher ein tiefer Graben hinläuft. Sie ist besonders bekannt als Stätte der scheußlichsten und massenhaftesten Menschenschlächterei, die als religiöses Ceremoniell bei den jährlichen Hoffesten stattfindet, daher die 6 Eingangsthore der Stadt, die Paläste des Königs und öffentlichen Plätze mit Hunderttausenden von Menschenschädeln verziert sind. A. hat zwischen 50 und 60,000 Einw., die lebhaften Handel, durch maurische Kaufleute sogar mit Tripolis, treiben. Der Hafen der Stadt ist das 156 Kilom. entfernte Whydah, an der Guineaküste. Eine 1860 in A. von den Jesuiten errichtete Missionsstation ist wieder eingegangen.

Abominiren (lat.), verabscheuen, verwünschen; Abomination, Verabscheuung, Verwünschung; Greuel; abominäbel, abscheulich, fluchwürdig. Abominarium, Ritualbuch der Bannformeln.

Abondiren (franz., spr. -bongd-), im Ueberfluß haben, vorhanden sein; Abondance (spr. -dängs), Ueberfluß, Ueberfülle.

Abonnement (franz., spr. -mäng), die Vorausbezahlung auf den Genuß einer Sache gegen Verringerung des gewöhnlichen Preises, namentlich beim Theater, bei Koncerten, Schaustellungen, bei Bücherverleihern, auch beim Mittagstisch. A. suspendu (aufgehobenes A.) tritt ein, wenn die Theaterdirektion für einzelne Fälle die Abonnenten ihrer Rechte für verlustig erklärt, wozu sie sich jedoch vorher die Befugnis ausbedungen haben muß. Abonniren, sich die Theilnahme an einem Genuß durch Unterzeichnung oder Vorausbezahlung sichern; Abonnént, ein solcher Unterzeichner oder Vorausbezahler.

Abordiren (franz.), anlanden; anreden; ein Schiff entern; Abordage (spr. -ahsch), Landung.

Aboriginer (v. Lat.), im allgemeinen die Ureinwohner eines Landes; nach röm. Sagen eins der Urvölker Italiens, aus welchem die Bevölkerung von Latium erwachsen sein soll. Diese A. wohnten angeblich um den Berg Velino und den See Celano bis Carseoli und Reate. Von da von den Sabinern verdrängt, zogen sie den Anio hinab und verdrängten ihrerseits die im NO. Latiums angesiedelten Sikuler, worauf sie den Namen Latiner annahmen. Die A. verehrten den Janus (als Sonnengott) und den Saturnus mit seiner Gemahlin Ops, beide Beschützer des Ackerbaues, was auf eine gewisse Kultur schließen läßt. Saturnus wird auch ihr König genannt, außer ihm Picus, Faunus und Latinus. Die Ableitung des Namens ist zweifelhaft. Nach Einigen bedeutet A. Vorfahren (von denen die Latiner ihre origo ableiteten), nach Anderen gleich den griech. Autochthonen, solche, welche vom Anfange (ab origine) im Lande wohnten. F. G. Grotefend will darunter nach griech. Etymologie Abkömmlinge der Abori (Umbri, Ombri) verstanden wissen.

Abortiren (v. lat. abortus, Fehlgeburt), fehlgebären, zu früh niederkommen.

Abortiva (Abortivmittel, fruchtabtreibende Mittel, Pellentia), s. Abtreibung der Leibesfrucht.

Abortivkur, diejenige Art der Behandlung von Krankheiten, wodurch diese schon im Anfange ihres Verlaufes gewissermaßen erstickt werden und wodurch verhütet wird, daß eine Krankheit den Verlauf nimmt und die Höhe erreicht, welche sie ohne einen solchen Eingriff erreichen würde. Die A. wird deshalb auch als die kupirende Methode bezeichnet. Den Gegensatz zu derselben bildet die exspektative Methode, bei welcher man die Krankheit sich selbst überläßt und ihren natürlichen Verlauf abwartet, ohne denselben durch eingreifende Mittel zu unterbrechen. Die Vortheile der A., wenn sie glückt, sind einleuchtend. Allein dieselbe ist durchaus nicht bei allen Krankheiten anwendbar und läßt nicht immer mit Sicherheit auf den gewünschten Erfolg rechnen, ja sie kann, am falschen Orte angewendet, sogar mit erheblichen Gefahren verbunden sein. Die Mittel und Wege, deren sich die A. bedient, sind sehr mannigfach. Am sichersten führt die Entfernung der krankmachenden Ursache zum Ziele, wenn sie überhaupt ausführbar ist. Gewöhnlich aber besteht die A. in der künstlichen Hervorrufung sehr intensiver Funktionen einzelner Organe, welche auf den Gesammtorganismus von eingreifendem Einfluß sind, z. B. von Erbrechen, Lariren, lebhaftem Schwitzen. In anderen Fällen, namentlich im Beginn von Entzündungen, bedient sich die A. der Blutentziehungen, der Kälte und ähnlicher Mittel, oder sie wendet sogen. specifische Heilmittel an, z. B. die Chininpräparate bei Wechselfieber, die Quecksilberpräparate im Beginne der Syphilis rc.

Abortus (lat.), Fehlgeburt (s. d.). In der Botanik bezeichnet man damit das Unterbleiben der Ausbildung gewisser Organe der Pflanze. Es kann dies zunächst eine normale Erscheinung sein, indem bei manchen Pflanzenarten gewisse Glieder eines Organes konstant fehlen, deren Vorhandensein sonst Regel ist. So sind z. B. die Deckblätter der Traube bei den meisten Kreuzblütlern abortirt; namentlich aber sind in den Blüten oft ganze Blattkreise regelmäßig unterdrückt. Trifft letzteres wechselsweise die Geschlechtsorgane, so hat die Pflanze zweierlei Blüten: solche, in denen die männlichen Organe (Staubgefäße) und solche, in denen die weiblichen (Stempel) fehlen. Dergleichen Blüten, die bis auf das Fehlen des einen Geschlechtes einander gleich sind, nennt man darum durch A. eingeschlechtig (abortu diclines). Schlagen beiderlei Geschlechtsorgane fehl, so entstehen geschlechtslose Blüten. Abortirt dagegen nur die Blütenhülle oder auch nur die Blume unter Ausbildung des Kelches, so heißt die Blüte im ersteren Falle nackt, im letzteren blumenblattlos (apetal). — A. kann auch eine Mißbildung (Monstrosität) sein, wenn er, hervorgerufen durch ungünstige Verhältnisse des Standortes oder der Ernährung, nur an gewissen Individuen einer Art sich zeigt, die für gewöhnlich davon nicht betroffen wird. So ist der Blumenkohl eine durch Fehlschlagen der Blüten entstandene Mißbildung der Kohlpflanze (Brassica oleracea).

Abouchiren (franz., spr. »buhsch«, vom franz. bouche, Mund), sich mündlich besprechen; durch Zusammenmünden in Verbindung stehen; Abouchement (spr. »buhsch'mäng), mündliche Besprechung; das Zusammenmünden zweier Gefäße.

About (spr. äbu), Edmond François Valentin, franz. Schriftsteller, geb. 14. Febr. 1828 in der jetzt deutschen Stadt Dieuze (Depart. Meurthe), ward auf dem Lyceum Charlemagne und auf der Normalschule in Paris, seit 1851 auf der franz. Schule zu Athen gebildet. Während seines Aufenthalts in Griechenland verfaßte er eine Denkschrift: »L'île d'Égine« (Par. 1854) und trieb mit Eifer archäologische Studien. Nach Paris 1853 zurückgekehrt, widmete er sich ausschließlich schriftstellerischen Arbeiten. Er veröffentlichte zunächst das mit Witz und Schärfe geschriebene Werk »La Grèce contemporaine« (1853, 4. Aufl. 1859), darauf in der »Revue des deux mondes« seinen ersten Roman »Tolla Feraldi« (1855, 8. Aufl., Par. 1864), der großen Anklang fand, auch im Auslande. Nicht geringern Erfolg hatte er mit der »Voyage à travers l'exposition des beaux-arts« (1855) und mit einer Reihe anziehender Novellen: »Les mariages de Paris« (1856, 11. Aufl., Par. 1864), die im Feuilleton des »Moniteur« erschienen. Letzteres enthielt auch die drei Romane: »Le roi des montagnes« (1856, 5. Aufl. 1860), »Germaine« (1857, 7. Aufl., Par. 1864) und »Les échasses de maître Pierre« (1858, 4. Aufl., 1864). Von Rom aus veröffentlichte er 1858 eine Reihe scharfer Zeitungsartikel über die Zustände im Kirchenstaate, die im »Moniteur« Aufnahme fanden und erst auf die von Seiten der päpstlichen Regierung erhobene Beschwerde unterdrückt wurden. Nachdem der Verfasser 1858 Rom hatte verlassen müssen, arbeitete er jene Berichte zu einer selbständigen Schrift »La question romaine« (Brüssel 1859, 2. Aufl., Par. 1861) um. Seit 1861 schrieb er für die »Opinion nationale« unter dem Titel »Lettres d'un bon jeune homme à sa cousine Madeleine« wöchentliche Berichte, die sich in liberaler und witziger Weise über die politischen und socialen Tagesfragen ergingen und später auch gesammelt erschienen sind (3. Aufl. 1863). Keinen Anklang fand er mit seinen dramat. Produkten. Dagegen gewann er als angenehmer Erzähler stets von neuem die Gunst des franz. Publikums. Wir nennen die hübschen, zum Theil mit Meisterschaft entworfenen Erzählungen: »L'homme à l'oreille cassée« (1862, 4. Aufl. 1863), »Le nez d'un notaire« (1862, 6. Aufl., Par. 1864), »Le cas de Mr. Guérin« (1862), »Madelon« (1863, 4. Aufl. 1864), die ganz besonderes Aufsehen machte, »Trente et quarante« (1. bis 5. Aufl. 1865); ferner die vorwiegend didaktisch gehaltene Novelle »La vieille roche« (3 Bde., 1865), »L'Infâme« (1867), »Les mariages de province« (1868, 2. Aufl. 1869) u. »Tolla« (1869), die sämmtlich zuerst in der »Revue des deux mondes« veröffentlicht wurden. Eine Schrift ernsteren Inhalts ist »Le Progrès« (1864), worin er den Satz vertheidigt, daß die Energie aller auf die Vermehrung des Menschengeschlechts und die Förderung der allgemeinen Glückseligkeit gerichtet sein müsse. Nun folgten »Les questions d'argent« (2. Aufl. 1865), »Causeries« (1865—66, 2 Bde.) und zwei für das praktische Leben verfaßte Schriften: »L'Assurance« (1866) und »L'ABC du travailleur« (1868). Nach Eröffnung des Suezkanals, der er mit beiwohnte, erschien die Novelle »Le Fellah« (1869), eine Schilderung Aegyptens, mit der Tendenz, das große Werk Lesseps' zu verherrlichen. A. gehörte unter die von der kaiserlichen Regierung besoldeten Schriftsteller und wurde Februar 1870 sogar in den Staatsrath berufen. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges folgte er der Armee Mac Mahons als specieller Berichterstatter des »Soir« in den Elsaß; doch machten die ersten Siege der Deutschen seiner Thätigkeit ein schnelles Ende. Unter der neuen Ordnung der Dinge nahm er dann im »Soir« seine Angriffe gegen die Ultramontanen wieder auf. Später veröffentlichte er eine Reihe von Artikeln, worin er die Zustände in Elsaß-Lothringen in der gehässigsten Weise schilderte und die Bevölkerung gegen die deutsche Regierung aufzureizen suchte. Ein Verhaftsbefehl, den die deutsche Staatsregierung deshalb gegen A. erließ, kam bei dessen Anwesenheit auf seinem Gute bei Zabern 24. Sept. 1872 zum Vollzug, doch erhielt A. schon nach wenigen Tagen seine Freiheit wieder. A. war 1870 als Kandidat für die franz. Akademie aufgestellt worden, allein bei der Wahl gegen Lemoine erlegen. Die meisten seiner Schriften sind auch in deutschen Uebersetzungen erschienen.

A bove majori discit arare minor, lat. Sprichwort: »Vom größern Ochsen lernt der kleinere pflügen«, unser: Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.

Ab ovo (lat., »vom Ei an«), sprichwörtliche Redensart, s. v. w. vom Anfang an; ab ovo ad mala, vom Ei bis zu den Aepfeln (dem Obste), d. i. vom Anfang bis zum Ende. Bei den Mahlzeiten der Römer machten nämlich die Eier den Anfang, das Obst das Ende. Ab ovo Ledae incipĕre, lat. Sprichwort des Quinctilian: »vom Ei der Leda beginnen«, d. i. etwas weitläufig erörtern. Nach der griech. Mythe gebar Leda, von Jupiter als Schwan umarmt, ein Ei, aus dem Kastor und Pollux hervorgingen.

Abplattung, in der Astronomie der Betrag, um welchen die Umdrehungsaxe eines Planeten kürzer ist als die Axe des Aequators. Man pflegt die A. nicht in Meilen anzugeben, sondern in Bruchtheilen der Aequatorealaxe. Für die Erde z. B. ist die A. $^1/_{289}$, d. h. der Polardurchmesser der Erde ist um diesen Betrag kürzer als der Durchmesser des Aequators. Die Ursache der A. ist in der Umdrehung und der dadurch erzeugten Centrifugalkraft (s. d.) zu suchen.

Abprotzen, bei der Artillerie ein Geschütz von seinem Vorderwagen, der Protze, trennen. Das A. geschieht, um Stellung zum Feuern zu nehmen. Das Gegentheil ist aufprotzen (zum Abfahren).

Abputz (Putz, Bewurf), Bekleidung der Mauerflächen und Wände mit Mörtel, Cäment, Gips und anderen Materialien. Zu einem den zerstörenden Einflüssen der Witterung Trotz bietenden A. eignen sich nur solche Materialien, welche sich unter den atmosphärischen Einflüssen möglichst wenig verändern, wie magerer Kalkmörtel und Cäment. Mauern in der Nähe von Düngergruben und Viehställen, sowie solche, woran sich Ausblühungen bilden, sind nach sorgfältiger Reinigung und Erwärmung der Fugen und Flächen mit Asphalt, in bewohnten Räumen aber überdies noch mit einem Kalkmörtelabputz zu überziehen. Auch kann man die Flächen nach Bestreichung mit heißem Theer oder Oel mit Cäment bekleiden oder in einem aus Cäment oder Kalkmörtel gemachten Grundputz Glasscherben dicht an einander eindrücken und darauf mit gewöhnlichem Kalkmörtel putzen und tünchen. Soll eine saubere, glatte oder verzierte Fläche hergestellt werden, so wendet man für äußere Räumlichkeiten Cäment und Kalkmörtel, für innere Wände Gips und Gipsmörtel an. Feuerungsanlagen werden mit Lehm geputzt, den man wohl auch mit Kuh- oder Pferdemist, pulverisirtem Glas oder Salz mengt. Frost wirkt nachtheilig auf frischen Putz, auch müssen die Mauern, bevor sie auf beiden Seiten geputzt werden, ganz trocken sein, weil sonst der A. das Austrocknen der Mauern und das Erhärten des Mörtels in den Fugen verhindern würde. Ferner darf der Mörtel nicht zu dick aufgetragen werden, und die zu überziehenden Flächen sind vorher tüchtig zu durchnässen. Zu fetter Mörtel ist nicht geeignet. Man unterscheidet rauhen und glatten A. Jener heißt Rapputz (Rauhwerk, Krausbewurf), wenn der Mörtel mit der Kelle angeworfen (berappt) und geebnet, oder gestupfter (gestippter) Putz, wenn er mit einem Reisbesen oder zusammengebundenen Borstenpinsel gestupft, oder endlich Spritzwurf, wenn verdünnter Mörtel mittels eines Pinsels aufgespritzt wird. Der Rapputz wird meist in Kellern, an den Außenwänden von Gebäuden, in Schuppen &c., der gestupfte Putz und der Spritzwurf dagegen als Untergrund zu architektonischen Ornamenten angewendet. Der glatte A. wird durch mehrmaliges Auftragen eines aus reinem Quarzsand u. Kalk gemischten Mörtels gemacht, u. zwar putzt man zuerst 10—12 Centim. breite senkrechte Streifen (Lehren) 1,25—1,5 Met. von einander an, füllt die Zwischenräume mit Mörtel aus, zieht die ganze Fläche mit dem Richtscheit den Lehren entsprechend ab und reibt sie mit dem Reibebrete ab. Ist dieser A. zur weiteren Bearbeitung hart genug geworden, so wird er nochmals mit einem kleinen, mit Filz beschlagenen Reibebrete unter fortwährendem Benetzen fein abgerieben (abgefilzt), auch bei im Innern der Gebäude befindlichen Wandflächen zuvor noch mit einem Ueberzug von feinerem Kalkmörtel oder Tünche versehen. Am Holzwerk wird dem A. Halt verschafft, indem man entweder das Holz mit dem Spitzhammer aufhackt, oder mit der Querart schuppt, so daß sich der Mörtel an die stehenbleibenden Späne fest ansetzt, oder indem man kleine spitzige Pflöcke in geeigneter Entfernung von einander einschlägt, oder auch keilförmige Latten mit der breitern Fläche nach außen quer über das Holzwerk nagelt, oder endlich, was am meisten zu empfehlen ist, das Holzwerk berohrt, d. h. mit Rohr, das man rechtwinkelig auf die Holzfasern mit parallelen Zügen von geglühtem Eisendraht (Rohrdraht) und mit Rohrnägeln fest macht, überzieht und dann den Mörtel aufträgt. Das Anbringen von Verzierungen (Simsgliederungen, Quaderungen, Füllungen, Pilastern &c.) geschieht entweder auf die Weise, daß man mit Blech beschlagene hölzerne Schablonen an glatten, in der Mauer befestigten Latten so lange hinzieht, bis der angeworfene Mörtel die Schablone vollständig ausfüllt, oder so, daß man die auf ähnliche Weise gezogenen oder in Formen gegossenen Ornamente (Kassetten, Sparrenköpfe, Tragsteine, Zahnschnitte, Eier- und Perlenstäbe, Arabesken &c.) mit Gips, Cäment &c. ansetzt und mit Nägeln, Schrauben, Bankeisen &c. befestigt. An Außenwänden, welche dem Einflusse des Wetters ausgesetzt sind, ist magerer Kalkmörtel oder Cäment dem Gips zu diesem Behufe vorzuziehen. Den marmorartigen A. nennt man Stuck (s. d.).

Abracadabra, magisches Wort, mit welchem man früher, indem man es im Dreieck schrieb, das Fieber, namentlich das Wechselfieber zu vertreiben wähnte, jetzt nur noch als Scherzwort, wie Hokuspokus, in Gebrauch.

Abraham, der Stammvater der Hebräer und ihnen verwandter arab. Stämme. Nach der biblischen Erzählung (1. Mos. 12—22) wanderte er zugleich mit seinem Vetter Loth aus Mesopotamien in Kanaan ein, ließ sich im südlichen Theile des Landes nieder, wo er vertragsweise einen Stammsitz gewann, und dehnte im friedlichen Verkehr mit den Einwohnern seine Wanderungen bis nach Aegypten aus. Obgleich seine Person wohl geschichtlich sein mag, so deutet doch schon der Kollektivname (Vater vieler Völker) darauf hin, daß hier in der Form der Familiengeschichte eine nomadische Wanderung semitischer Stämme erzählt wird, aus denen in der Folgezeit sich der israelitische herausbob. So ward A. zum Repräsentanten des israelit. Stammes, auf den dessen Vorzüge und Tugenden, die Ursprünge seiner Sitte und seines Glaubens, ebenso das Anrecht auf den Besitz des Landes und das unterscheidende religiöse Symbol der Beschneidung zurückgeführt werden. Namentlich trägt die an ihm geschilderte Verehrung Jahves (Jehovahs), dem er äußerlich durch Opfer und Anbetung, innerlich durch fromme Gesinnung dient, alle Keime der späteren israelit. Gottesidee in sich, so daß selbst das Neue Testament in A. das Urbild des Glaubens aufstellt. Auch die Mohammedaner führen auf ihn, den Chalil-Allah, den Freund Gottes, ihren Glauben zurück und schreiben ihm die Gründung Mekka's und die Erbauung der Kaaba zu. Bei ihnen wie bei den späteren Juden ist A. nicht minder das Urbild irdischer Weisheit, z. B. Erfinder der Buchstabenschrift. Nicht ohne Grund haben neuere Gelehrte A. mit Zoroaster und Brahma zusammengehalten.

Abraham a Santa Clara, eigentlich Ulrich Megerle, einflußreicher Kanzelredner und witziger Schriftsteller, war zu Krähenheinstetten bei Möskirch in Schwaben 4. Juli 1642 geboren. Im Jahre 1660 zu Marienburg unter die Barfüßer-Augustiner aufgenommen, studirte er zu Wien im dortigen Kloster seines Ordens, wurde Prediger zu Tara in Oberbayern, dann zu Graz und erhielt 1669 den Ruf als kaiserlicher Hofprediger nach Wien. Seit 1689 zum Provinzial seines Ordens ernannt, starb er zu Wien 1. Dec. 1709, hochgeachtet und verehrt wegen seines Lebenswandels, wegen der unerschrockenen Liebe, mit welcher er während der Pest (1670) den Kranken Trost und Hoffnung gebracht hatte, und wegen seiner Predigten u. Schriften weithin berühmt. In letzteren zeigt er sich als ein Mann von wahrer Originalität und von der Natur zum Volksredner berufen. Er besaß eine tiefe Menschenkenntnis und einen praktischen Blick in die Verhältnisse des Lebens, die er unerschrocken und freimüthig bald mit ergreifender Wahrheit, bald mit beißendem Witze schildert. Sein Standpunkt rücksichtlich des Glaubens und der Moral ist der seiner Zeit und des mönchischen Katholicismus, doch von allem Mysticismus entfernt. Seine Rede ist im ganzen sehr bilderreich und an vielen Stellen von lebendigem Feuer durchdrungen; dabei erscheint er fortwährend zum Burlesken geneigt, indem er Possen reißt, Wortspiele (oft glücklich, manchmal fad) einreiht, zuweilen sogar zum österreich. Volksdialekt seine Zuflucht nimmt. Schon die Titel seiner zahlreichen Schriften verrathen den Humor ihres Verfassers, z. B. »Judas, der Erzschelm« (1689—95), die Geschichte Judas Ischarioths enthaltend, woran die Besprechung der mannigfachsten Lebensverhältnisse (Ehestand, Hofleben, Kinderzucht, Träume, böse Gesellschaften ꝛc.) geknüpft ist; ferner »Gack, Gack, Gack, Gack a Ga einer wunderseltsamen Hennen in dem Herzogthum Bayern, d. i. Beschreibung der Wallfahrt Maria Stern in Tara« (1687); »Mercks Wienn« (1680, Schilderung der Pest); »Auf, auf, ihr Christen!« (1683, jene Türkenpredigt, die Schiller für seine Kapuzinerpredigt im »Wallenstein« zum Vorbilde diente); »Ganz neu ausgehecktes Narrennest« (1751); »Heilsames Gemisch Gemasch« (1704); »Huy und Pfuy der Welt, oder von den Tugenden und Lastern« (1680) u. a. m. Sein letztes, noch auf dem Todtenbette zum Drucke vorbereitetes Werk ist: »Wohl angefüllter Weinkeller, in welchem manche durstige Seele sich mit einem geistlichen Gesegn' Gott erquicken kann« (1710). In neuester Zeit erschienen eine Auswahl seiner Werke (Wien 1846, 2 Bde.), eine Ausgabe seiner »Sämmtlichen Werke« (Passau und Lindau 1835—1850, 21 Bde.; 2. Aufl., Bd. 1—7, Lindau 1856) und das »Gediegenste aus seinen Werken« (Heilbr. 1840—44, 7 Bde.). Vgl. Karajan, A. (Wien 1867), worin die vielfach unrichtigen Mittheilungen über sein Leben kritisch gesichtet sind; Palmer, A. als Homilet (Stuttg. 1845).

Abrahamiten, eine deïstische Sekte, die 1782 in der Herrschaft Pardubitz in Böhmen auftauchte und durch Verpflanzung der Einzelnen in verschiedene Provinzen gewaltsam aufgelöst wurde. Sie wollten weder Christen noch Juden sein, nach Abrahams Vorbilde dem Einen Gotte dienen und nahmen aus der Bibel nur die zehn Gebote u. das Vaterunser an.

Abrahamsbaum, s. Vitex.

Abramis, Fischgattung, s. Brassen.

Abrandkraut, s. Artemisia.

Abrantes, Stadt in der portug. Provinz Estremadura, am Tejo, in einer an Oliven und Südfrüchten reichen Gegend, hat ein großes Kastell, zahlreiche Kirchen (darunter die prächtige Vincenziuskirche) und 5600 Einw., die ansehnlichen Produktenhandel mit Lissabon auf dem von hier an schiffbaren Strome treiben. Im Jahre 1808 machte der franz. General Junot (s. d.) von hier aus mit 1500 Grenadieren einen kühnen und glücklichen Angriff auf Lissabon, wofür ihm Napoleon den Titel eines »Herzogs von A.« ertheilte.

Abraum, im Bergwesen, in Torf- und Braunkohlengruben, Stein- und Schieferbrüchen u. dgl. die eine Lagerstätte nutzbarer Fossilien bedeckenden unnützen Erdarten oder tauben Gesteine, welche weggeräumt werden müssen, um die Lagerstätten zu entblößen; in der Forstwissenschaft das beim Holzschlagen abfallende Gehölz (Abfallholz, bei Nadelholz 5—10, bei Laubholz 12—15 Proc. des Gesammtertrages); auch eine völlig abgeholzte und gerobete Waldfläche.

Abraumsalze, die das Staßfurter Steinsalzlager bedeckende Schicht leicht löslicher Salze, welche im wesentlichen Kalium- und Magnesiumverbindungen enthält und als hauptsächlichste Quelle für Kalisalze ausgebeutet wird. Das 376,6 Meter mächtige Steinsalzlager gliedert sich in 4 Abtheilungen: 1) Carnallitregion, 40 Meter mächtig, enthält Steinsalz, Kieserit und vorwaltend Carnallit; 2) Kieseritregion, 56 Meter mächtig, enthält 65 Proc. Steinsalz, 17 Proc. Kieserit, 13 Proc. Carnallit, 2 Proc. Anhydrit, 3 Proc. Chlormagnesium; 3) Polyhalitregion, 63 Meter mächtig, enthält 91,2 Proc. Steinsalz, 6,63 Proc. Polyhalit, 0,66 Proc. Anhydrit, 1,51 Proc. Chlormagnesium; 4) Anhydritregion, 215 Meter mächtig, besteht aus reinem, mit Anhydritschnüren durchsetztem Steinsalz. — Der Carnallit ist ein Doppelsalz von Chlorkalium mit Chlormagnesium $KCl + MgCl_2 + 6H_2O$, meist durch Eisenglimmerschüppchen roth gefärbt. Kieserit ist schwefelsaure Magnesia $MgSO_4 + H_2O$. Polyhalit ist ein Doppelsalz von schwefelsaurem Kalk mit schwefelsaurer Magnesia und schwefelsaurem Kali $2CaSO_4 + MgSO_4 + K_2SO_4 + 2H_2O$. Anhydrit ist schwefelsaurer Kalk. In der Carnallitregion finden sich außerdem in geringer Menge Sylvin, d. i. Chlorkalium KCl, Schönit, ein Doppelsalz von schwefelsaurem Kali mit schwefelsaurer Magnesia, $K_2SO_4 + MgSO_4 + 6H_2O$, Kainit, ein Doppelsalz von Chlorkalium mit schwefelsaurer Magnesia, $KCl + MgSO_4 + 3H_2O$. (Dies Mineral findet sich auf der preuß. Seite des Bergwerkes nur selten, dagegen massenhaft auf dem anhalt. Gebiete.) Ferner findet sich Tachydrit, ein Doppelsalz von Chlorcalcium mit Chlormagnesium, $CaCl_2 + 2MgCl_2 + 12H_2O$, Boracit und Staßfurtit, borsaure Magnesia mit Chlormagnesium $2Mg_3B_8O_{15} + MgCl_2$, Eisenkies, Magnetkies, Eisenglimmer, Rubidium, Cäsium und Brom. Das Vorhandensein dieser Salze zeigt deutlich, daß das Salzlager durch Verdunstung von Meerwasser entstanden ist. Das Kochsalz hat sich zuerst ausgeschieden und die übrigen in geringerer Menge vorhandenen und sehr löslichen Salze haben sich in einer Mutterlauge gesammelt, welche schließlich auf dem Salzlager zur Krystallisation gelangte. Der Eltonsee, die Ostseite des Kaspischen Meeres, das Todte Meer, die Salzgärten des Mittelmeeres zeigen ganz ähnliche Verhältnisse.

Man gewinnt die A. firstenmäßig durch Pfeilerbau und liefert sie mit einem Gehalt von 50—55 Proc. Carnallit (13—14 Proc. Chlorkalium), 25—30 Proc. Steinsalz, 12—15 Proc. Kieserit an die Fabriken, welche sie auf salpetersaures, schwefelsaures und kohlensaures Kali, schwefelsaures Natron, Magnesiasalze, Düngesalze (z. B. schwefelsaure Kalimagnesia), Brom, Bromsalze, Borsäure &c. verarbeiten. Es wurden gefördert (in Centnern)

	auf dem preuß. Werk	auf dem anhalt. Werk
1870:	2,799,000 Carnallit	2,536,000 Carnallit u. 876,000 Kainit
1871:	3,200,000 "	3,571,000 " u. 740,000 "

Bei Kalusz in Galizien hat man Sylvin (Chlorkalium) im Haselgebirge, einem Gliede der Mitteltertiärschichten, gefunden. Die Sylvin führende Schicht ist 13,8 Meter mächtig und enthält keine Magnesiasalze. Außerdem entdeckte man ein Kainitlager von mehr als 25,3 Met. Mächtigkeit, welches durchschnittlich aus 61,77 Proc. Kainit, 10,80 Proc. Sylvin, 20,67 Proc. Steinsalz u. 5,65 Proc. Thon &c. besteht. Vgl. Bischof, Die Steinsalzbergwerke bei Staßfurt (Halle 1864); Reinwarth, Die Steinsalzablagerung bei Staßfurt und die dortige Kaliindustrie (Dresden 1871).

Abraxas, ein mystisch-theosoph. Wort, welches nach Bellermann (»Versuch über die Gemmen der Alten mit dem Abraxasbilde«, Berl. 1817—19, 3 St.) aus den ägypt. Worten Abrak und Sax (Sadschi) zusammengesetzt ist u. das »heilige Wort«, der »gebenedeite Name« bedeutet, nach Grotefend aber persischen oder vielmehr pehlwi'schen Ursprunges ist und das ganze pehlwi'sche Ziffersystem umfaßt, wenn man es in seiner angeblich ursprünglichen Form Abrasar nimmt. Nach Irenäus nannte der christliche Gnostiker Basilides (um 130) den Inbegriff der 365 Himmel- oder Geisterreiche, in die er nach der Analogie der 365 Tage des Jahres die Gottheit sich ausbreiten läßt, d. h. Gott selbst, in sofern er sich offenbart hat, im Gegensatze zu dem Gotte an sich, A. oder Abrasar, indem dieser Name die Zahl 365 ausdrücken sollte (A=1, b=2, r=100, a=1, s=200, a=1, x=60, nach griech. Zählung, gibt 365). Daher finden viele Paläographen in A. nichts anderes, als eine nach bloßer Zahlenbedeutung gemachte, übrigens sinnlose Zusammenstellung rein griech. Buchstaben. Das Wort ging mit seiner geheimnißvollen Bedeutung von den Basilidianern zu den Priscillianisten und bald darauf zu allen magischen und alchemistischen Sektirern über. Vgl. Matter, Histoire critique du gnosticisme (2. Aufl., Par. 1843—44, 3 Bde.). Abraxasgemmen oder Abraxassteine sind zunächst die zahlreich vorkommenden geschnittenen Steine verschiedener Art und Form, auf welchen neben natürlichen Bildern, meist Zusammensetzungen aus menschlichem Rumpf und Armen, Hahnenkopf und Schlangenleib, oder anderen vieldeutigen Symbolen das Wort Abraxas oder Abrasar in griech. Schrift vorkommt; in weiterem Sinne aber auch alle Steine, auf denen sich räthselhafte Zusammenstellungen von Menschen- und Thiergestalten, Pflanzen, Schriftzügen &c. finden. Bellermann schließt den Begriff der eigentlichen Abraxasgemmen in sehr enge Grenzen und unterscheidet von ihnen die Abraxoiden und Abraxaster, die beide wiederum in Unterarten zerfallen. Die eigentlichen Abraxasgemmen mit menschlichen Armen, einem Hahnenkopfe und Schlangenfüßen, in der rechten Hand eine Peitsche, in der linken einen Kreis oder Kranz mit einem darin befindlichen Zweige von der Gestalt eines Doppelkreuzes, scheinen den Basilidianern anzugehören, andere anderen gnostischen Sekten; manche stammen auch aus dem Heidenthume, die meisten aber wurden erst im Mittelalter als Talismane gefertigt.

Abrechnung (Scontro), Aufhebung einer Schuld gegen eine andere, besteht darin, daß zwei Personen, besonders Kaufleute, welche gegenseitig für einander Zahlungen leisten und Sendungen machen, oder in sonstiger Geschäftsverbindung mit einander stehen, die daraus entstehenden Forderungen nicht eine jede für sich in Geld bezahlen, sondern sie zu bestimmten Zeiten gegen einander ausgleichen und nur den Unterschied in Geld entrichten. Treten mehr als zwei Personen in ein solches Verhältnis, daß jeder seine Forderungen zur Einziehung an denjenigen überweist, welchem er schuldet, so können große Geschäfte mit verhältnismäßig geringen baaren Geldsummen abgemacht werden. Gewöhnlich findet das Abrechnen (Scontriren, Ueberweisen) bei Zusammenkünften auf größeren Messen, in großen Städten statt. Das merkwürdigste Beispiel ist das Clearing house (s. d.) in London; auch auf der Leipziger Buchhändlermesse werden alljährlich Forderungen im Betrage von einigen Millionen Thalern in dieser Weise beglichen. Was den juristischen Charakter des Abrechnungsgeschäfts anlangt, so ist dasselbe stets als ein zweiseitiges Geschäft zu betrachten, indem durch eine zwischen dem Gläubiger und dem Schuldner gepflogene Berechnung über ihre Schuld- und Forderungsverhältnisse das quantitative Ergebnis für den einen oder den andern Theil festgestellt wird. Die Absicht desselben kann ebenso wohl sein, an die Stelle der bisherigen Schuldverhältnisse, unter deren gänzlicher Aufhebung, ein neues Schuldverhältnis zu setzen, als auch mit deren Gutbehaltung nur eine neue rechtliche Begründung hinzuzufügen. Letzteres muß in der Regel angenommen werden, wenn ersteres nicht ausdrücklich erklärt ist, woraus folgt, daß die mit dem ursprünglichen Forderungsverhältnis verbundenen Vorzugsrechte ihre volle Wirksamkeit behalten und überhaupt ein Zurückgreifen auf die ursprünglichen qualitativ unverändert bleibenden Verhältnisse nicht ausgeschlossen ist. Ist jedoch mit Beziehung auf eine gepflogene A. ein Schuldbekenntnis ausgestellt worden und die verschriebene Summe ausdrücklich als Resultat derselben bezeichnet, so kann ohne weiteres auf dieses Schuldbekenntnis hin Klage erhoben werden, ohne daß es noch der Anführung des ursprünglichen Schuldgrundes bedarf, indem die A. dann als ein für sich bestehendes verbindliches Rechtsgeschäft anzuerkennen ist. Nicht zu verwechseln mit dieser kaufmännischen A. ist die Kompensation, d. i. die Aufrechnung einer Gegenforderung des Beklagten gegen die Forderung des Klägers, welche wohl auch A. genannt wird. S. Kompensation.

Abregiren (franz., spr. -rehsch-), kurz zusammenfassen. Abrégé (spr. -scheh), Auszug, kurzer Inbegriff, Abriß; Abrégés im Orgelbau s. v. w. Abstrakten (s. d.).

Abrenuntiatio (lat.), die »Lossagung« des Täuflings vom Teufel, beruht auf der Vorstellung der alten Kirche, daß die Welt unter der Herrschaft der Dämonen stehe, und fand in der luther. Kirche Eingang, indem Luther das bisherige Taufformular

in sein Taufbüchlein aufnahm. Obgleich die luther. Kirche die A. fallen ließ, ist in neuester Zeit wieder ein solches Gewicht darauf gelegt worden, daß in Mecklenburg ein Pastor abgesetzt wurde, weil er sie unterließ. Vgl. Exorcismus.

Abri (franz.), Schutzdach; Schutz, Sicherheit.

Abripiren (lat.), wegreißen, rauben.

Abrogiren (lat.), aufheben, abschaffen, bei den Römern ursprünglich vor dem versammelten Volke auf die Aufhebung eines Gesetzes, eines Beschlusses oder einer Einrichtung auf dem gesetzmäßigen Wege antragen; dann durch Dazwischenkunft einer Korporation oder auch aus eigener Machtvollkommenheit Etwas geradezu abschaffen, aufheben. Abrogation, Aufhebung, Abschaffung.

Abrōn (griech.), Weichling, Wollüstling.

Abrotănum, s. Artemisia.

Abrudbanya (auch Groß-Schlatten und Altenburg genannt), Bergstadt im siebenbürg. Komitat Unterweißenburg, im engen Thale eines Nebenflusses des Aranyos gelegen, mit 4396 Einw. A. ist Mittelpunkt des Goldbergbaues im siebenbürg. Erzgebirge, dessen Hauptfundorte an der Südseite des Aranyosthales bei Topanfalwa, Offenbanya, Zalathea, Verespatak rc. in einem porphyrartigen Gestein liegen, dem das Gold meist imprägnirt ist; nur zuweilen tritt es auch krystallisirt (in Form von Blechen, Aesten, Haaren rc.) als Feingold auf. Die Bergwerke, deren jährlicher Gesammtertrag jetzt durchschnittlich 1070 Kilogr. oder 3820 Mark (55 Proc. der Gesammtausbeute Oesterreichs) beträgt, wurden theilweise schon von den Römern bebaut, die beim heutigen A. die Kolonie Auraria Daciae hatten. Im Revolutionskriege wurde der Ort 10. und 19. Mai von Walachen unter Führung Janku's geplündert und niedergebrannt und die ungar. Bevölkerung niedergemetzelt.

Abrumpiren (lat.), abbrechen; abrúpt, abgebrochen, zusammenhanglos; Abrupta, schnell hingeworfene Witzworte; ex abrupto, plötzlich, unversehens; in abrupto necessitatis, im äußersten Nothfalle. Abruption, Abbrechung; plötzliches Verstummen (der Musik).

Abrus *L.* (Paternostererbse, indisches Süßholz), Pflanzengattung der Papilionaceen, mit der einen Art A. precatorius *L.*, einem windenden Strauch mit gefiederten Blättern, bleuen, in achselständigen Trauben stehenden Blüten und sehr harten, erbsengroßen, schön rothen Samen, welche am Nabel mit einem schwarzen Fleck versehen sind und zu Halsbändern, Rosenkränzen, auch als Gewicht (Rati) rc. benutzt werden. Stengel und Wurzel der in Ostindien heimischen, in Westindien, auf Mauritius und in andern tropischen Gegenden kultivirten Pflanze schmecken süß.

Abruzzen, der nördliche Theil des vormaligen Königreichs Neapel, zwischen dem früheren Kirchenstaat und dem Adriatischen Meere gelegen, umfaßt 235 QM. (12,687 QKilom.) mit 918,765 Einw. (1871). Diese Gegend schließt die höchste Landschaft des Apennin, das Hochland der A., ein, auf welcher der Gran Sasso d'Italia 2990 Meter und der Monte Velino gegen 2500 Meter sich erheben. Der langgestreckte hohe Gebirgskessel wird von dem Aterno und Gizio, die sich zur Pescara vereinen, bewässert. Das Gebirgsland fällt nach allen Seiten, besonders aber zum Adriat. Meere, steil ab und ist auf dieser Seite durch tiefe Schluchten reißender Gebirgswasser zerrissen, während sich westlich der Subapennin in terrassenförmigem Abfall anlegt. Im SO. geht die Landschaft in angenehme Thäler über; doch finden sich hier auch Moräste und Sümpfe. Auf dem Hochlande ist der See Celano bemerkenswerth, der Lacus Fucinus der Alten, der in neuerer Zeit zum Theil trocken gelegt worden ist. Das Klima der höheren Gegenden ist rauh; Schnee deckt vom Oktober bis zum April unausgesetzt die höheren dichtbewaldeten Gebirgszüge. In den Tiefen aber gedeihen Oelbäume, Feigen, Citronen und an den Geländen vortrefflicher Wein. Färberröthe wächst wild auf den Höhen und wird in sandigem Boden auch angebaut. Safran wächst bei Aquila. Schöne Viehherden weiden auf den Bergen und in den Thälern. Die Schweinezucht ist sehr bedeutend und bringt Pökelfleisch, Würste von Amatrice und Schinken zur Ausfuhr; auch die Schafzucht ist erheblich. In den Gebirgen bricht man Marmor, Gips, Kalk, Salpeter, Eisen. Dieses Gebirgsland bildet 3 Provinzen: Abruzzo ulteriore I, 60,4 QM. (3325 QKilom.) groß mit (1871) 245,684 Einw., ein östlich und nördlich vom Gran Sasso gelegenes Bergland, zwischen der Pescara und dem Tronto, mit der Hauptstadt Teramo; Abruzzo ulteriore II, 118 QM. (6500 QKilom.) mit 332,782 Einw., die wildeste Gegend Italiens mit zahllosen Berggipfeln und mit der Hauptstadt Aquila, und Abruzzo citeriore, 52 QM. (2862 QKilom.) mit 340,299 Einw., zwischen Pescara und Sangro, mit der großartigen Gebirgsgruppe la Majella u. der Hauptstadt Chieti. Die Einwohner (Abruzzesi), vorzugsweise in den Thälern und niederen Hügelgegenden zusammengedrängt, sind ein Hirtenvolk von patriarchalischer Einfachheit und Rohheit, anhänglich an ihr Vaterland, ihre Religion und ihre Regierung, abergläubisch, musikalisch und gastfrei. Ein schöner Menschenschlag, geben sie treffliche Soldaten, besonders Reiter, obschon sie von Natur Abneigung gegen den Kriegsdienst haben, sind aber auch als Banditen und Räuber seit frühen Zeiten berüchtigt. Viele Abruzzesen wandern jährlich auf einige Monate aus, besonders in den Kirchenstaat, um dort Erntearbeit zu verrichten, und kehren zu Anfang Winters in ihre Heimat zurück. Die A. sind militärisch von hoher Wichtigkeit, weil in ihnen nur drei Straßen vorhanden sind, die alle drei leicht gegen eine beträchtliche Uebermacht vertheidigt werden können. Dennoch haben die Abruzzesen weder die Deutschen, noch die Franzosen oder Spanier gehindert, in Neapel einzudringen. Nur 1798 erhoben sie sich gegen die siegreich vorrückenden Franzosen, aber ohne Erfolg. Der Aufstand von 1806 trug den Banditencharakter. Vergeblich bemühte sich Murat 1815, die Bevölkerung der A. zu einer Massenerhebung zu bewegen; vergeblich versuchten 1821 auch die Konstitutionellen das nämliche; in beiden Fällen drangen die österreich. Heere fast ohne Widerstand durch die Engpässe, und die neapolitan. Truppen bahnten ihnen den Weg zur Hauptstadt durch schimpfliche Flucht. Bei den Bewegungen von 1848 und 1849 haben sich zwar die Abruzzesen vielfach geregt, der siegreichen Reaktion aber keinen Widerstand geleistet. Die Erhebung eines Theils des Landvolks 1866 zu Gunsten der bourbon. Dynastie gegen die Piemontesen hat dem Banditenunwesen in den A. solchen Vorschub geleistet, daß es seitdem nicht völlig hat unterdrückt werden können.

Absäugen (Ablaktiren), s. Impfung.

Absaigern, s. Saigern.

Absalom, ein Sohn Davids. Mit körperlicher Schönheit und einnehmender Leutseligkeit verband sich in ihm ungestümer Trotz und unmäßige Herrschsucht. An seinem Bruder Amnon rächte er die Schmach seiner Schwester, indem er ihn meuchlings umbringen ließ, und benutzte die alte Stammeseifersucht Juda's und mannigfache Unzufriedenheit mit Davids Regiment, um von Hebron aus einen großen Aufstand gegen letzteren anzuregen. David mußte mit wenigen Getreuen Jerusalem verlassen und sich nach Mahanaim zurückziehen, worauf A. von der Hauptstadt und dem Harem seines Vaters Besitz nahm und an der Spitze eines starken Heeres gegen jenen auszog. Im Walde Ephraim am Jordan durch die Tapferkeit der Gileaditen aufs Haupt geschlagen, ward er, auf der Flucht mit seinem langen Haare an einer Terebinthe hängen bleibend, von Joab erstochen (2. Sam. 13—18). Das Denkmal, welches jetzt noch gezeigt wird, ist späteren Ursprungs.

Absarii (mittellat.), bei den alten Franken diejenigen Hörigen, deren Grundstücke als nicht urbar (agri absi, apsi, absidates) von den Grundherren zurückgenommen waren. Man leitet das Wort ab vom lat. absum, die vom Grundstück Entfernten, oder von Abschar (abscharii), die von der Pflugschar Abgekommenen.

Absatz, der Uebergang von Handelsartikeln, insbesondere Waaren, aus der Hand des Verkäufers in die des Käufers. Sowohl derjenige, welcher gewerblich Güter erzeugt, wie derjenige, welcher gewerblich Güter, insbesondere Waaren, verkauft, hat das größte Interesse daran, einen seinen Vorräthen entsprechend großen, einen möglichst regelmäßigen und raschen A. zu finden. Rascher A. ist besonders erforderlich, wenn die Erzeugung und der Verkauf leicht verderblicher oder hohe Lagerspesen verursachender Handelsartikel gewinnbringend erscheinen soll. Bei denjenigen gütererzeugenden Gewerben, welche regelmäßig nur auf Bestellung arbeiten oder liefern, pflegt man die Ausführung der einzelnen Bestellungen nicht als A. zu bezeichnen, wohl aber z. B. von dem A., welchen sie im Laufe eines Geschäftsjahres gehabt haben, im ganzen zu reden. Großer A. eines Artikels ermöglicht es dem Producenten, sich lediglich mit der Erzeugung, dem Kaufmanne, sich lediglich mit dem Vertriebe des fraglichen Artikels zu befassen. Beide können bei solcher sachlichen Beschränkung dem Bedürfnis ihrer Kunden qualitativ am besten und quantitativ am sichersten entsprechen. Zugleich werden so bei denkbar niedrigsten Preisen die größten Gewinne erzielt. Großer A. ist die Bedingung der Entwickelung des Großbetriebes der gütererzeugenden Gewerbe u. des Handelsgewerbes. Der A. kann ein intensiv u. extensiv großer sein. Großen A. im erstern Sinne nennt man Massenabsatz, wie ihn der Handel mit den zur Befriedigung der Bedürfnisse von Millionen dienenden Stapelartikeln, z. B. Getreide, Mehl, Kohlen, Eisenwaaren, Baumwollwaaren zeigt. Ein Beispiel für extensiv sehr großen A. gaben bisher die sogen. Pariser Artikel, die, verhältnismäßig nicht in großen Massen, doch in allen Weltgegenden eifrige Nachfrage fanden.

Absatzkrisen, nennt man mehr oder weniger plötzlich, in größerem oder geringerem örtlichen Umfange auftretende, längere oder kürzere Zeit andauernde Stockungen in der gewohnten Regelmäßigkeit des Absatzes einzelner oder vieler Handelsartikel. Eine solche Absatzkrise kann die Folge einer auf Täuschung über den Umfang, die Nachhaltigkeit oder das Wachsthum der Nachfrage nach gewissen, bisher reichlich abgesetzten Artikeln beruhenden Ueberproduktion der fraglichen Artikel sein, und wird dann in der Regel nur wenige Artikel gleichzeitig betreffen, wenn nicht die zurückgehende Nachfrage in plötzlichem allgemeinen Rückgange der wirtschaftlichen Verhältnisse der bisherigen Kunden ihren Grund hat. Eine Absatzkrise dieser Art würde unfehlbar zu Anfang der sechziger Jahre die engl. Baumwollenindustrie betroffen haben, wenn nicht der infolge des amerik. Bürgerkrieges eintretende Baumwollmangel insbesondere die kontinentalen Händler veranlaßt hätte, sich mit stärkeren Vorräthen von Baumwollwaaren zu versehen, als welche dem gewöhnlichen Bedarf entsprechen. Eine Absatzkrise kann aber auch weiter die Folge plötzlich eintretender und längere Zeit andauernder Verkehrsstörungen sein, und wird dann gleichmäßig alle in Massen auf Vorrath erzeugten Handelsartikel eines Wirtschaftskreises, welcher bisher andere Wirtschaftskreise regelmäßig hiermit versorgte, jetzt aber mit diesen letzteren nicht mehr kommuniciren kann, betreffen, ruinös dagegen in diesem Falle meistens nur auf die bei solchen Artikeln, welche nicht lange Lagerung vertragen, Betheiligten einwirken. A. dieser Art sind die gewöhnlichen Folgen von Kriegen zwischen Staaten, die mit einander in lebhaftem Handelsverkehr stehen und für den Absatz ihrer Erzeugnisse gegenseitig auf einander angewiesen sind. A. dieser Art sind auch im Innern des Deutschen Reiches vielfach infolge der Verkehrsstockungen eingetreten, welche der deutsch-franz. Krieg namentlich auf den Eisenbahnen erzeugt hat, besonders in der Zeit, wo der wiederkehrende Friede hier alle Industriezweige neu belebte, während die Verkehrsstörungen noch lange andauerten. Am empfindlichsten wurden die Kohlenproducenten aller Reviere des Deutschen Reiches betroffen. Endlich können A. entstehen infolge plötzlicher künstlicher Absperrung des gewohnten Absatzmarktes durch Prohibitivmaßregeln, Schutzzölle u. dgl. Je entwickelter, gesicherter und freier der innere und der internationale Verkehr, desto seltener und weniger ruinös werden A., auch diejenigen, welche aus der erstgenannten Ursache entstehen, weil die Betroffenen dann leicht für den Ueberschuß ihrer Produktion neue Märkte aufsuchen können. Die Wirkungen aller A. bestehen für die Verkäufer in Gewinneinbußen und Kapitalverlusten; die Wirkungen der A. der letztbezeichneten Art überdies in Entbehrungen, die sich die Abnehmer auferlegen müssen.

Abscediren (lat.), weg-, fortgehen; eitern, schwären.

Absceß (lat. abscessus, »Weg-, Fortgang«, Eiterbeule, Eitergeschwulst), eine mit Eiter gefüllte Höhlung innerhalb der Gewebe des Körpers. Man unterscheidet nach Art ihrer Entstehung heiße und kalte, Kongestions- und metastatische Abscesse. Der heiße A. entsteht infolge einer intensiven, aber wenig verbreiteten Entzündung, und zwar in verhältnismäßig kurzer Zeit. Liegt die entzündete Stelle in der Nähe der Haut, so verräth sie sich durch Geschwulst, unter Umständen durch Röthung und Hitzegefühl der Haut, namentlich aber durch heftige, stechende oder klopfende Schmerzen. Wenn diese Erscheinungen durch kalte Umschläge, Eisbeutel, Blutegel u. dgl. nicht beseitigt werden, Geschwulst

und Schmerzen vielmehr zunehmen und leichtes Frösteln eintritt, so hat sich an der entzündeten Stelle Eiter gebildet, es ist ein A. entstanden. Man erkennt einen A. am sichersten daran, daß, wenn man auf die geschwollene Stelle zwei Finger aufsetzt und abwechselnd einen leichten Druck damit ausübt, der ruhende Finger das Gefühl einer leisen Schwappung oder Fluktuation wahrnimmt. Dieses Gefühl ist bei tiefgelegenen Abscessen neben den Schmerzen oft das einzige Zeichen, wodurch sich der A. verräth. Ist der A. klein und liegt er sehr oberflächlich, so kann man die Oeffnung desselben der Natur überlassen, indem man nur feuchtwarme Umschläge, etwa aus warmem Leinmehlbrei, macht oder ein mildes Pflaster (Seifenpflaster) auf die kranke Stelle auflegt. Wenn sich der A. öffnen will, so bildet sich an der hervorragendsten Stelle ein weißlicher Fleck, der schließlich einreißt, worauf der Eiter sich dann von selbst entleert oder durch schwachen Druck herausbefördert wird. Die Heilung der Abscesse erfolgt nach der Entleerung von selbst, wird aber durch feuchtwarme Umschläge wesentlich unterstützt. Zweckmäßiger ist es, wenn man die Oeffnung des Abscesses auf natürlichem Wege nicht abwartet. Namentlich bei tiefliegenden Abscessen, oder wenn die Schmerzen sehr arg werden, ist es geboten, den A. mit dem Messer zu öffnen, wodurch der ganze Prozeß nicht nur sehr abgekürzt und weitere Gefahr vermieden, sondern auch die Schmerzen fast sofort beseitigt und bessere Narben erzielt werden. Heiße Abscesse können überall im Körper vorkommen; es gibt Gehirn-, Leber-, Knochen-, Zellgewebsabscesse 2c. An unzugänglichen Stellen, wie im Gehirn und in der Leber, führen die Abscesse oft zum Tode; nur dann, wenn ihr Wachsthum auf einer gewissen Stufe stehen bleibt, werden sie längere Zeit ertragen und können durch allmähliche Eindickung und theilweise Aufsaugung des Eiters sogar ausheilen. — **Kalte** oder **Lymphabscesse** heißen solche, welche infolge einer chronischen Entzündung, also sehr langsam entstehen und bei denen die entzündlichen Erscheinungen, namentlich auch die Schmerzen, sehr wenig ausgesprochen sind oder selbst ganz fehlen. Die kalten Abscesse kommen oft in größerer Anzahl bei einem Menschen vor und erreichen meist nur eine mäßige Größe. Ihr Inhalt besteht in einer dünnen, mit käsigen Flocken untermischten, manchmal fadenziehenden und halbdurchsichtigen Flüssigkeit. Sie werden fast nur bei herabgekommenen Individuen, infolge von schlechter Ernährung, Aufenthalt in ungesunden Räumen 2c. beobachtet. Sie können oft jahrelang bestehen, ohne sich zu verändern, und wachsen nur langsam. Diese Abscesse verlangen hauptsächlich eine allgemeine kräftigende Behandlung, Verbesserung der Ernährung, Genuß der frischen Luft 2c. Die örtliche Behandlung besteht darin, daß man entweder die Aufsaugung des Inhaltes durch örtlich reizende Mittel, wie Jodtinktur, oder durch einen Druckverband u. dgl. herbeizuführen sucht, oder daß man, wenn das Allgemeinbefinden sich bessert, den A. öffnet und die Wandungen desselben, welche mit einer derben unempfindlichen Membran ausgekleidet sind, zu einer erhöhten Lebensthätigkeit anzuregen sucht, was durch Einlegen von Charpie, die auch mit reizenden Substanzen getränkt oder bestrichen sein kann, oder durch Einspritzung von Wein, Jodlösung 2c. erreicht wird. — **Kongestions-** oder **Senkungsabscesse** sind solche, deren eitriger Inhalt von einem kranken, weiter entfernt von der Eiteransammlung liegenden Knochen herrührt, so daß der Eiter nicht auf dem nächsten Wege, sondern auf einer durch den Verlauf von Sehnen, Gefäßen, Muskeln vorgezeichneten Straße zur Körperoberfläche gelangt. Die Mehrzahl der Kongestionsabscesse rührt von Caries der Wirbelknochen her; der Eiter kommt hier mit einer Geschwulst der Leistengegend zum Vorschein. Diese Art von Abscessen erreicht oft einen sehr großen Umfang; sie entstehen und verlaufen meist schmerzlos und ihr Verlauf ist ein sehr langwieriger. Auch bei diesen Abscessen ist die Behandlung des ursächlichen Knochenleidens und des Allgemeinbefindens die Hauptsache. Die Oeffnung derselben darf nur mit großer Vorsicht geschehen, da sich nach derselben häufig Schwächezustände, hektisches Fieber und Verjauchung der Absceßhöhle einstellen. Die letztere Gefahr hat der engl. Arzt **Lister** neuerdings dadurch zu vermeiden gelehrt, daß man die Absceßhöhle nicht mit der Luft in freier Verbindung läßt, sondern durch einen mit Karbolsäure getränkten Verband von der Luft abschließt. Letztere wird, bevor sie in die Absceßhöhle eintritt, durch die Karbolsäure ihrer fäulniserregenden Eigenschaft beraubt. — **Metastatische Abscesse** endlich heißen diejenigen, welche bei der sogen. Pyämie und bei gewissen Herzkrankheiten dadurch entstehen, daß von einem primären Erkrankungsherde aus reizende oder mit Jauche getränkte Körper vermittels des Blutstromes verschleppt und an anderen, weit entfernten Körpertheilen in den engsten Blutgefäßen angehalten werden (vgl. **Embolie**), wo sie eine heftige Entzündung und Eiterung hervorrufen. Die metastatischen Abscesse kommen am häufigsten in der Lunge, Leber, Milz, Niere, seltener im Gehirn und in den Muskeln vor. Sie führen in der Regel, aber nicht nothwendig, zum Tode. Von einer ärztlichen Behandlung derselben kann kaum die Rede sein.

Abschätzung, s. **Taxation**.

Abschatz, **Hans Aßmann, Freiherr von**, deutscher Dichter der zweiten schles. Schule, zu Mörbitz in Schlesien 4. Febr. 1646 geboren, studirte zu Straßburg und Leyden, bereiste dann die wichtigsten Länder von Europa und ward nach seiner Rückkehr zum Statthalter des Fürstenthums Liegnitz ernannt. Später lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern den Wissenschaften und starb 22. April 1699. Seinen poet. Nachlaß gab Chr. Gryphius (Leipz. und Bresl. 1704) heraus. Obgleich A. von dem Schwulst der herrschenden Dichterschule nicht ganz frei ist, so zeigt er doch mehr Natürlichkeit und Züchtigkeit als die meisten seiner Zeitgenossen und verräth Ernst, Innigkeit u. Kraft. Sein Andenken erneuerte W. Müller in der »Bibliothek deutscher Klassiker des 17. Jahrh.« (6. Bd., Leipz. 1824).

Abschichtung (**Absonderung**), ein dem ältern deutschen Rechte eigenthümliches Institut. Hier herrscht die Neigung, das Vermögen der Ehegatten beim Tode des einen nicht sofort zwischen dem Ueberlebenden und den Kindern als Miterben des verstorbenen Gatten zu theilen. Es bleibt vielmehr der überlebende Gatte mit den Kindern aus dieser Ehe, die er zu unterhalten, zu erziehen und auszusteuern hat, in ungetheilten Vermögensverhältnissen und übt über das gemeinsame Vermögen in der Regel dieselben Rechte aus, welche während der Ehe dem Manne zustanden. Er kann aber jeder Zeit auch die Theilung vornehmen, indem er eines oder alle

Kinder abschichtet, d. i. ihnen den Vermögenstheil ausantwortet, der ihnen nach dem Erbrechte, welches aus dem im einzelnen Falle geltenden Gütersysteme folgt, bei dem Tode des verstorbenen Gatten zugekommen wäre. Lebten die Ehegatten in Gütergemeinschaft, so wird das ganze Vermögen unter dem überlebenden Gatten und den Kindern je zur Hälfte getheilt. Die abgeschichteten Kinder verlieren aber in diesem Falle das Erbrecht am Vermögen des Abschichtenden, wenn derselbe zu einer zweiten Ehe schreitet und aus derselben Erben hinterläßt. Andrerseits haben auch die Kinder oder deren Vormünder das Recht, A. zu fordern, wenn der überlebende Gatte sich anderweit verheirathet, oder im Fall seiner Verwaltungsunfähigkeit oder Verschwendung. Nach manchen Partikularrechten (Hamburg, Lübeck) wird die Theilung nicht reell durchgeführt, sondern der überlebende Gatte bekennt sich nur als Schuldner für die Abschichtungssumme (Ausspruch). Die persönlichen Verhältnisse der Eltern und Kinder zu einander, insbesondere die väterliche Gewalt, werden durch die A. nicht verändert. Der Abschichter aber hat ein Erbrecht am Vermögen eines abgeschichteten Kindes nur dann, wenn letzteres ohne Descendenz stirbt; gegenüber den nicht abgeschichteten Kindern haben die abgeschichteten unter sich ein ausschließliches Erbrecht, ebenso wie die ersteren ihnen gegenüber; die einen beerben die anderen nur, wenn diese ohne Descendenz sterben.

Abschied, die Entlassung aus dem Dienste oder Amte und die Bescheinigung einer solchen Entlassung, z. B. bei Militärs; dann (recessus) ein schriftlicher Aufsatz in der Form einer feierlichen Urkunde oder auch eines Protokolls, worin die Theilnehmer an einer berathenden Versammlung bei der Trennung oder bei dem Abschiede von einander die Bestimmungen, worüber man sich geeinigt hat, zur Nachachtung für diejenigen, welche es angeht, kund thun. Solcher Art sind die deutschen Reichsabschiede, deren letzter 1654 stattfand. Die beste chronolog. Zusammenstellung der deutschen Reichsabschiede ist die von Senckenberg und Oehlenschläger (Frankfurt a. M., 4 Bde.). Die neueren landständischen Verfassungen haben zum Theil Landtagsabschiede eingeführt, wie Bayern, zum Theil aus dem Grunde verworfen, weil ihre Bekanntmachung durch die Minister einseitig, und die Verschiebung der in ihnen enthaltenen Bestimmungen und Verordnungen bis auf den Schluß des ganzen Landtags keineswegs wünschenswerth erschien. In England vertritt das Parlamentsstatut, welches einen wörtlichen Abdruck aller Gesetze und Beschlüsse, auch der schon publicirten, in einer einzigen Akte nochmals zusammenfaßt, die Stelle eines Abschieds. Nach Art. 12 der deutschen Reichsverfassung gebührt die Vertagung und Schließung des Reichstages allein dem Kaiser, während zur Auflösung desselben im Laufe einer Legislaturperiode auch der Beschluß des Bundesrathes nöthig ist; vgl. Art. 17, 24 und 25 der deutschen Reichsverfassung.

Abschlagsdividende, vorläufige Zahlungen auf Gewinnantheile, gewährt mit der Aussicht auf Erfüllung des Gewinnantheiles nach Feststellung der Jahresrechnung. Aktiengesellschaften werden in Deutschland nach dem strengen Wortlaute des § 1 zu Art. 217 des norddeutschen Bundesgesetzes vom 11. Juni 1870, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften, kaum mehr solche vorläufige Zahlungen, welche übrigens auch nichts Erhebliches für sich haben, leisten dürfen; höchstens nach Feststellung des Gewinnes der Rechnungsperiode Theilzahlungen auf den so ermittelten effektiven Gewinnantheil.

Abschlagszahlung (Stückzahlung, solutio particularis), die zur theilweisen Tilgung einer Schuld geleistete Zahlung. Jede Zahlung, d. i. Leistung dessen, was aus einer Obligation geschuldet wird, hat so zu geschehen, daß der Gegenstand der Forderung ganz geleistet wird; die Erfüllung, wenn sie nicht auf eine Reihe successiver Leistungen geht, muß als Eine ungetheilte Handlung bewirkt werden. Der Gläubiger ist daher nicht verbunden, eine theilweise Zahlung vom Schuldner anzunehmen, es sei denn, daß nur ein Theil liquid ist, der andere nicht. Nur die völlige Erfüllung vernichtet den Obligationsverband und befreit den Schuldner. Hat der Schuldner an den Gläubiger mehrere Schulden zu bezahlen und es geschieht eine Zahlung, die nur zur Tilgung einiger Schulden hinreicht, so entsteht die Frage, auf welche Obligation die Erfüllung zu beziehen sei. Das röm. Recht hat hierüber bestimmte Vorschriften: Wenn der Gläubiger sich ohne Mitwirkung des Schuldners selbst aus dem Erlöse eines für mehrere Forderungen ohne nähere Bestimmung gegebenen Pfandes bezahlt macht, so rechnet er zuerst auf die Zinsen ab; sodann aber hat er freien Spielraum, nach seiner Wahl auf Kapitalien, nichtklagbare wie klagbare, zu rechnen. Nur wird eine gleichzeitige Bestellung des Pfandrechtes für mehrere Forderungen als eine Bestellung für gleiche Antheile dieser Forderungen (pro rata) genommen, weshalb auch hier ohne Wahl der Erlös an jeder Forderung zu gleichem Antheile (pro rata) abzurechnen ist. Leistet aber der Schuldner freiwillig Zahlung, so kann er selbst bei der Zahlung bestimmen, welche Schuld er abträgt, er muß aber diese Bestimmung unmittelbar und sofort bei der Zahlung bemerklich machen. Hat der Schuldner eine solche Erklärung nicht abgegeben, so ist die Reihe am Gläubiger, zu erklären, welche Schuld er für bezahlt annehmen will. Diese Erklärung muß ebenfalls sofort erfolgen, damit der Schuldner seine darauf bezüglichen Rechte wahren kann, auch darf sie dem Interesse des Schuldners nicht widersprechen. Hat endlich weder der Schuldner, noch der Gläubiger eine Erklärung abgegeben, so tilgt das Gesetz, ohne dabei auf das Zutreffen der Summen zu sehen, die Schulden in folgender Ordnung: zuerst ist das Gezahlte auf die Zinsen abzurechnen, dann auf das Kapital; sodann ist die fällige Schuld vor der nicht fälligen, ferner die lästigere vor der weniger lästigen, also die eigene vor der Bürgschaftsschuld ꝛc. als bezahlt anzunehmen; ferner, wenn dies nicht entscheidet, die ältere, u. im äußersten Falle endlich jede zu gleichem Antheile (pro rata).

Abschnitt (Segment), in der Geometrie ein Theil einer Linie, einer Figur oder eines Körpers. Im ersten Falle wird derselbe durch zwei Punkte begrenzt, im zweiten Falle durch eine gerade Linie und ein Stück der Peripherie (Perimeter) der Figur, im dritten aber durch eine Ebene und ein Stück der Oberfläche des Körpers. Die Größe eines Abschnittes zu berechnen, ist häufig sehr schwierig und nur bei den Linien, Figuren und Körpern möglich, bei welchen man das Gesetz ihrer Entstehung genau kennt. Soll die Größe einer krummen Linie in einem bekannten geraden Längenmaße angegeben werden, so ist dies die Aufgabe der Rektifikation.

Die Angabe der Größe einer Fläche in einem bekannten Quadratmaße gehört der Quadratur, die der Größe eines Körpers in einem gegebenen kubischen Maße der Kubatur an. Alle drei Probleme aber verlangen meist die Beihülfe der Integralrechnung. In der Festungsbaukunst heißen Abschnitte (retranchements) Verschanzungen, welche im gedeckten Wege, hinter einer Bastion und anderen Hauptwerken angelegt sind, um bei der Erstürmung der letzteren der Besatzung zum Rückzuge und zur Behauptung des inneren Raumes zu dienen. Sie bestehen aus freistehenden Mauern, Palisaden oder Brustwehr und Graben und sind entweder schon im Frieden aufgeführt, oder werden es erst während der Belagerung. In der Minirkunst heißen Quermauern, die mit eisernen Thüren versehen sind, durch welche sich beim Eindringen des kontreminirenden Feindes die Minirer zurückziehen, ebenfalls Abschnitte. In der Baukunst heißt A. ein großes Glied des toskan. Frieses, welches den Kopf eines senkrecht abgeschnittenen Balkens vorstellt.

Abschoß (Abfahrt, Abfahrtsgeld, Abzug, Abschied, Nachsteuer, Freigeld, Weglassung, detractus), eine Abgabe von demjenigen Vermögen, welches aus einem bestimmten Gebiete in ein anderes übergeht. Diese Abgabe kann stattfinden und ist erhoben worden: 1) wenn das Vermögen an einen Auswärtigen überging, als Erbvermögen, als Brautschatz oder Schenkung: A. im engern Sinne (detractus realis), bei Erbschaften auch Erbschaftsgeld (census hereditarius, gabella hereditaria, quindena); 2) wenn ein bisheriger Einwohner durch Auswanderung das Vermögen dem Gebiete entzieht: Nachsteuer, Abfahrtsgeld, A. im engern Sinne (detractus personalis, gabella emigrationis). Beide Arten von A., die erstere das Mittel einer verkehrten Steuer-, die letztere das Mittel einer verkehrten Auswanderungspolitik, werden in den meisten Kulturstaaten jetzt nicht mehr erhoben. In Deutschland und für die deutschen Bundesstaaten wurden beide Abgaben schon durch Art. 18 der deutschen Bundesakte und den Bundesbeschluß vom 21. Jan. 1817 beseitigt. Wo sie im Verkehre zwischen deutschen Bundesstaaten und nichtdeutschen Staaten noch bestanden, sind sie, als dem Grundsatze der Freizügigkeit, dem man neuerdings allgemein huldigt, widersprechend, meist durch internationale Vereinbarungen aufgehoben worden. Eine solche Vereinbarung ist z. B. die 21. Dec. 1870 zwischen Baden und Dänemark getroffene, welche die letzten Reste des schon durch Vereinbarung von 1792 erheblich eingeschränkten Abschoßrechtes zwischen beiden Staaten gänzlich beseitigt. Vgl. Auswanderung und Freizügigkeit.

Abschreckungstheorie, s. Strafrechtstheorien.

Abschreibung, eine bei jedem nach kaufmännischen Regeln verwalteten wirtschaftlichen Unternehmen, das abnutzbare Kapitalien enthält, vorkommende Thätigkeit. Wenn das Inventar (s. d.) ein Verzeichnis aller im Besitze eines Geschäftes befindlichen Werthe enthält, so müssen nach den Regeln der Wirtschaft bei jenen Werthen, die sich im Laufe der Zeit vermindern, solche Abschreibungen stattfinden, d. h. es müssen die allmählich sich abnutzenden Dinge nicht etwa zu ihrem ursprünglichen (Ankaufs-) Werth in den Rechnungen fortgeführt, sondern Jahr für Jahr um so viel, als sie verschlechtert worden sind, geringer angesetzt werden. Die jährliche A. drückt also den jährlichen Werthverbrauch aus. Sie kommt namentlich bei solchen Betriebszweigen vor, in welchen große fixe Kapitalien in Form von Gebäuden, Maschinen u. dgl. thätig sind; man gebraucht für sie auch den Ausdruck Amortisation (s. d.). In wirtschaftlicher Hinsicht dient sie dazu, das Kapital wenn auch nicht der Substanz, so doch dem Werthe nach zu erhalten, indem gleichzeitig mit der stattfindenden Verschlechterung und A. der Anlage- und Betriebskapitalien auch eine Neubildung durch Ersparnis von Kapital in dem Maße stattfinden muß, daß im Momente gänzlicher Abnutzung das Kapital zur Neuanschaffung der abgenutzten Sache vorhanden ist. Diese Ersparnis muß aus den Erträgen des Betriebs erfolgen; denn die an Maschinen, Baulichkeiten, Arbeitsthieren, Werkzeugen rc. abgenutzten Werthe sind ja durch den wirtschaftlichen Prozeß in den Rohertrag übergegangen und ein Theil der Produktionskosten. Geschäftsleute täuschen häufig sich selbst und andere dadurch, daß sie solche Abnutzungen gar nicht oder durch zu geringe A. in Anschlag bringen. Die A. muß stets proportional sein der wirklichen Abnutzung. Bei manchen Produktionszweigen werden indessen geflissentlich einzelne Theile des Kapitals ganz außer Aufrechnung gelassen, und zwar dann, wenn solche Theile sich hinsichtlich ihrer Werthänderungen gar nicht übersehen lassen. Man denkt sich dabei die fraglichen Objekte schon während des Betriebs als werthlos und betrachtet die auf ihre Herstellung verwendeten Kosten als Verluste.

Abschrift (Kopie), Urkunde, die den Inhalt einer anderen wiedergibt. Man unterscheidet im rechtlichen Verkehre zwischen einfacher und vidimirter, d. h. einer solchen A., welche mit dem Zeugnisse der Uebereinstimmung mit dem Originale seitens der Behörde oder einer hierzu ermächtigten Person versehen ist; nur die letztere hat rechtliche Wirkung.

Abschuppung (Desquamation), ein Vorgang, welcher sich nach den verschiedensten Krankheiten der äußeren Haut einstellt und darin besteht, daß sich die verhornten Zellen des Oberhäutchens (der Epidermis) in ungewöhnlich reichlicher Weise von ihrer Unterlage ablösen, bald in Form kleiner Schüppchen, bald als mehl- oder kleienartiger Staub, bald in zusammenhängenden größeren Fetzen. In allen Fällen, wo A. stattfindet, ist eine Entzündung der äußeren Haut und infolge davon eine zeitweilig reichlichere Produktion von Epidermiszellen vorausgegangen. Die A. bezeichnet dann das Ende dieser Hautentzündung, z. B. bei Scharlach, Masern, Rothlauf, Verbrennungen. In anderen Fällen besteht die Hautentzündung in schleichender und an sich wenig auffallender Weise noch fort, während die A. vor sich geht, und oft ist die A. das einzige sinnenfällige Zeichen, daß überhaupt eine entzündliche Ernährungsstörung in der äußeren Haut besteht, z. B. bei der sogen. Pityriasis, manchen Formen von Psoriasis, bei Syphilis rc. Auch bei der Schwindsucht und bei der Krebskacherie, wo die Haut welk und trocken ist, findet eine stärkere und sehr verbreitete A. statt. In vielen Fällen kann man der chronischen A. entgegentreten durch Einreibung der betreffenden Hautstellen mit verdünntem Glycerin und öfterem Abwaschen mit lauwarmem Wasser. Meistens aber hört die A. nicht eher auf, als bis das ihr zu Grunde liegende Hautübel gründlich gehoben ist.

Abschwören, sich durch einen Eid von etwas lossagen, z. B. von einer Religionspartei. Im Prozeßverfahren schwört eine Person ein Dokument ab, wenn sie eidlich versichert, der Aussteller desselben nicht zu sein.

Abscindiren (lat.), abschneiden. Abscĭß, Abschnitt; Abscission, Abschneidung; auch s. v. w. Aposiopesis (s. d.).

Abscisse, s. Ordinate.

Absenker, s. v. w. Ableger.

Absens (lat.), abwesend. A. heres non erit, lat. Sprichwort: »Der Abwesende wird nicht Erbe sein«, d. h. wer nicht zur rechten Zeit da ist, auf den wird keine Rücksicht genommen, entsprechend unserem: Wer nicht kommt zur rechten Zeit, muß warten, ob man ihm was beut. Dasselbe besagt das abgekürzte A. carens, »der Abwesende der Entbehrende«.

Absent (v. Lat.), abwesend. Absentenliste, Verzeichnis der Fehlenden. Absentation, Absentirung, Entweichung; sich absentiren, sich wegbegeben. Absenz, Abwesenheit, Versäumnis. Absenzgelder haben die Domherren zu entrichten, wenn sie während ihrer Residenzzeit einzelne Tage abwesend sind.

Absentismus (v. Engl.), in Irland die regelmäßige u. dauernde Abwesenheit der dortigen großen Grundbesitzer von ihren Gütern, in der man einen Hauptgrund der Verarmung und Verwilderung des irischen Volkes hat sehen wollen, in sofern dadurch dem Lande die großen Geldsummen entzogen würden, welche die Grundherren auswärts verzehren. Da in Irland diese abwesenden Grundherren im Besitze fast des ganzen Grundes u. Bodens sind u. sich in ihnen der Gesammtwohlstand des Landes koncentrirt, während 60 Proc. der Ackerbau treibenden Familien auf kleine Parzellenpachtung, welche kaum das zum Leben Unentbehrliche abwirft, angewiesen sind: so ist die zur Regel gewordene Abwesenheit der Gutsherren in der That von üblem Einflusse sowohl auf die wirtschaftlichen wie auf die allgemeinen Kulturverhältnisse der Insel, was sich aber auf dem Wege der bloßen Gesetzgebung schwerlich beseitigen lassen wird. Vgl. Irland.

Absetzen (Abspänen) heißt in der Viehzucht das Entwöhnen der säugenden Jungen durch allmähliche Ersetzung der Muttermilch durch Surrogate und anderes Futter.

Absieden, s. v. w. Abkochen.

Absinth, s. v. w. Wermut; s. Artemisia.

Absis (Abside), s. Apsis.

Absit (lat.), das sei ferne!

Absolūt (vom lat. absolvĕre, s. absolviren), wörtlich s. v. w. vollendet, abgeschlossen, in abgeleiteter Bedeutung s. v. w. unbedingt (im Gegensatz zu relativ, da das Absolute sich selbst genügt, während dieses sich auf anderes bezieht), unbeschränkt (da es sonst von einer einschränkenden Bedingung abhinge), vollkommen (da es sonst der Vollendung erst entgegenginge). Absolute Bewegung heißt daher eine solche, die nicht auf ein als ruhend angenommenes System im Weltraum bezogen; absolutes Gewicht (im Gegensatz zu specifischem), bei dem keine Rücksicht auf das Volumen des Körpers genommen wird. Absoluter Grund, s. v. w. letzter Grund; absoluter Werth, s. v. w. ursprünglicher Werth; absolute Wahrheit, s. v. w. voraussetzungslose, Grundwahrheit (Axiom; evidenter Satz; in sofern er zugleich andere begründet, Princip); absolutes Wesen, s. v. w. Ur- oder Grundwesen (absolute Substanz, vollkommenstes Wesen, Gott); absolutes Gesetztsein, s. v. w. unabhängig von seinem Gesetzt- oder Nichtgesetztwerden (durch das Denken) sein, d. h. Sein im Gegensatz zum bloßen Gedanken des Seins; absolutes Gebot (Gesetz), s. v. w. unbedingt, d. i. überall, jederzeit, für jedermann u. unter allen Umständen verbindliches Gebot (Gesetz, kategorischer Imperativ); absolute Herrschaft, s. v. w. schrankenlose Herrschaft (Willkür, Despotismus, Absolutismus); absolutes Wissen, s. v. w. vollendetes (unfehlbares, nothwendiges) Wissen; absolute Wissenschaft, s. v. w. nach Inhalt und Form zum Abschluß gekommene Wissenschaft (in Systemform gebrachte Allwissenheit, ein Ziel, das die Philosophie zwar wiederholt angestrebt, aber niemals erreicht hat, auch niemals erreichen wird).

Absolution, Frei-, Lossprechung, insbesondere das richterliche Erkenntnis, wodurch der Beklagte in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten von dem wider ihn erhobenen Anspruche entbunden oder im Strafverfahren von der gegen ihn erhobenen Anklage freigesprochen wird. Ueber A. in der Kirchensprache s. Schlüsselgewalt und Beichte.

Absolutismus, ein Regierungsprincip, welches man gewöhnlich als eine solche Einrichtung der Staatsverfassung auffaßt, vermöge welcher dieselbe nach positiven Gesetzen bei ihrer Ausübung und namentlich bei der Gesetzgebung an keine besonderen verfassungsmäßigen Schranken gebunden ist. In diesem Sinne wird dem A. der Konstitutionalismus als Regierungsprincip entgegengesetzt, weil derselbe derartige Schranken gesetzlich vorschreibt. Demnach wären A. und Konstitutionalismus nur juristisch verschiedene Formen für die staatsgemäße Ausübung der Staatsgewalt, deren jede gewisse, ihr eigenthümliche Voraussetzungen und Konsequenzen hat. Richtiger dürfte man aber den A. das Princip formell unbeschränkter Freiheit der verfassungsmäßigen Autorität, den Konstitutionalismus das Princip juristisch formulirter Autorität der staatsbürgerlichen Freiheit nennen. Im übrigen müssen dem A. und dem Konstitutionalismus verschiedene politische Grundanschauungen über das Staatsleben zu Grunde liegen, wenn sie die Bezeichnung von Regierungsprincipien verdienen sollen. Der A. ist nicht nothwendig staatswidrig, da auch eine absolutistische Regierung möglichst staatsgemäß geführt werden kann; umgekehrt ist der Konstitutionalismus im rein formalen Sinne nicht absolut staatsgemäß, weil auch unter der Beobachtung konstitutioneller Formen staatswidrig regiert werden kann. Ueberhaupt ist der A. in allen Herrschaftsformen denkbar; er kann nicht nur ein formaler, sondern auch ein materieller sein, neigt aber stets zum Despotismus. Vgl. J. v. Held, Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts, S. 388 ff. (Leipz. 1868).

Absolutisten, in der Politik die Anhänger und Verfechter der unumschränkten Herrschaft im Gegensatze zu den Konstitutionellen; in religiöser Hinsicht die Anhänger der Lehre von dem Decretum absolutum oder dem unbedingten Rathschluß Gottes über die Menschen, nach welchem er von Ewigkeit die einen zur Seligkeit, die anderen zur Verdammnis bestimmt haben soll (Calvins Lehre).

Absolutōrium (lat.), die in gehöriger Form und von der zuständigen Behörde nach vorausgegangener Prüfung ausgesprochene Befreiung von irgend einer, jemandem angeblich obliegenden Verbindlichkeit, Verantwortung oder einem Anspruch.

Absolviren (lat.), frei-, lossprechen; vollenden, abfertigen, beendigen.

Absonderung. In der Physiologie versteht man unter A. im weitesten Sinne den Vorgang, wobei gewisse Stoffe aus dem Blute ausgeschieden werden. Man unterscheidet einfache Ausschwitzungen und Absonderungen im engern Sinne oder Sekretionen. Bei den ersteren treten die gelösten, flüssigen Blutbestandtheile, ohne eine chemische Veränderung zu erfahren, durch die Gefäßmembranen nach außen. Solche Ausschwitzungen oder Transsudate haben qualitativ die gleiche chemische Zusammensetzung wie die Blutflüssigkeit: sie sind wasserhell, von alkalischer Reaktion, enthalten eine wechselnde Menge Eiweiß und die gewöhnlichen Blutsalze. Zu den einfachen Transsudaten gehören die Flüssigkeiten in den Höhlen der serösen Häute, die Hirn- und Rückenmarksflüssigkeit, das Wasser zwischen Hornhaut und Krystalllinse im Auge, das Fruchtwasser ꝛc. Die Absonderungen im engeren Sinne (Sekretionen) sind die Produkte besonderer Absonderungsapparate, der sogen. Drüsen (s. d.). Sie unterscheiden sich von den einfachen Ausschwitzungen dadurch, daß sie neben dem aus dem Blute stammenden Wasser auch noch eigenthümliche Stoffe in größerer Menge enthalten, welche theils bereits als solche im Blute vorhanden waren, theils erst in den Drüsen selbst vermittels der Drüsenzellen aus den Blutbestandtheilen gebildet werden. Diese Absonderungen zerfallen wieder in zwei Klassen, nämlich Exkrete oder Stoffe, welche keine weitere Verwendung im Körper finden und als wahre Auswurfsstoffe aus dem Körper entfernt werden (Harn, Schweiß, die Kohlensäure der Ausathmungsluft ꝛc.), und eigentliche Sekrete, d. h. Stoffe, welche nach ihrer Entstehung noch weiteren physiolog. Zwecken zu dienen haben (z. B. Galle, Speichel, Milch, Magen- und Darmsaft, Hauttalg ꝛc.). Die Zurückhaltung der wichtigeren Auswurfsstoffe im Körper wirkt tödtlich, namentlich gilt dies von der Kohlensäure und dem Harnstoffe. Alle Absonderungen entstehen aus einem Material von derselben Beschaffenheit, nämlich aus dem arteriellen Blute; nur die Galle wird aus dem venösen Blute der Pfortader gebildet. Wie es nun kommt, daß die verschiedenen Drüsen aus dem gleichen Material Sekrete von der verschiedensten chemischen Zusammensetzung liefern, ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt. Es wird dies höchst wahrscheinlich abhängen theils von der physikal. Beschaffenheit der absondernden Membranen, theils von der specifischen Natur der Drüsenzellen, welche letztere wiederum auf der Anwesenheit eigenthümlicher Fermentkörper in den Drüsenzellen zu beruhen scheint. Die Absonderungsvorgänge gehören zu den vegetativen Verrichtungen des Körpers, sie gehen vollständig unabhängig von unserem Willen vor sich. Gleichwohl stehen die meisten Sekretionen unter dem Einfluß sogen. Drüsennerven, welche sowohl auf die Menge als auf die Koncentration des Sekrets einen wesentlichen Einfluß haben. Im allgemeinen scheint die Menge der A. von dem Erregungszustande derjenigen Nerven abzuhängen, welche den Blutgefäßen der Drüse angehören, während die Qualität des Sekrets abhängt von der Thätigkeit der Drüsenzellen und der zu den letzteren hinführenden Nerven. Gewisse sinnliche Vorstellungen und physische Affekte üben auf reflektorischem Wege durch Vermittelung der Drüsennerven einen wesentlichen Einfluß auf die Menge und Beschaffenheit mancher Sekrete aus. Erkrankungen der Absonderungsorgane bewirken selbstverständlich auffällige Veränderungen in der Qualität und Quantität der Sekrete. Die Absonderungen sind für den lebenden Körper von der größten Wichtigkeit, indem sie theils zur Verdauung dienen, wie der Speichel, der Magensaft, der pankreatische Saft, die Galle; theils die beim Stoffwechsel für den thierischen Haushalt unbrauchbar, ja schädlich gewordenen Stoffe auszuführen bestimmt sind (Harnstoff, Kohlensäure); theils die Beweglichkeit der Organe vermehren, wie der Schleim der Bindehaut des Auges, die Thränen, die Gelenkflüssigkeiten; theils die innere und äußere Oberfläche des Körpers vor schädlichen Einwirkungen schützen, wie der Schleim der Schleimhäute, die Hautschmiere; theils zur Erhaltung der Thierarten dienen, wie der thierische Same und das Ei. Vgl. Drüsen.

In der Botanik versteht man unter A. (Ausscheidung, Sekretion) die Bildung solcher flüssigen oder festen Substanzen in der Pflanze, welche, einmal erzeugt, nicht wieder in den Stoffwechsel zurückkehren, sondern dauernd und unverändert dort bleiben, wo sie entstanden sind, oder selbst verloren gehen, wo die Umstände solches gestatten. Die Absonderungen sind im Pflanzenreiche weit verbreitet, und es gibt kaum einen Pflanzentheil, an welchem nicht bei dieser oder jener Pflanze dergleichen vorkämen. Sowohl hinsichtlich der Organe, welche die Absonderungen ausüben, als auch der dabei stattfindenden Prozesse, sowie hinsichtlich der Natur der secernirten Stoffe herrschen die größten Verschiedenheiten. Im allgemeinen ist zunächst festzuhalten, daß Sekrete sowohl innerhalb der Zellen, als auch außerhalb solcher, auf der freien Oberfläche eines Pflanzentheiles und in Zwischenzellräumen in den Geweben entstehen können. Im ersteren Falle sind es meist einzelne zerstreut unter den übrigen liegende Zellen, welche mit dem Sekrete, hier gewöhnlich einem riechenden Oele, seltener Gummi, angefüllt sind. Solche Oelzellen sind bisweilen in der Epidermis, oft in den inneren Geweben riechender Pflanzentheile (z. B. im Kalmus) vorhanden. Anderwärts gibt es schlauchförmige Gefäße, aus ursprünglich einzelnen reihenförmig geordneten Zellen zusammengesetzt, welche durch Wurzel, Stengel und Blatt laufen und wegen des eigenthümlichen Sekretes, das sie enthalten, Milchsaftgefäße (s. Milchsaft) genannt werden. Häufig sind die Sekrete in besonderen Zwischenzellräumen der Gewebe niedergelegt, und dann meistens wieder äther. Oele. Jene sind entweder kleine kugelförmige Höhlungen, wie sie sich z. B. in der Schale der Apfelsinen und Citronen oder bei der Myrte und beim Hartheu (Hypericum) in der Blattmasse, die dadurch ihre durchscheinenden Punkte bekommt, vorfinden. Oder sie bilden lange, kanalförmige Gänge, die sogen. Oel- oder Harzgänge, die bei vielen Nadelhölzern in der Rinde entlang bis in die Blätter oder auch im Holze hinlaufen, desgleichen bei den Umbelliferen in den nämlichen Theilen, und hier außerdem auch in den Fruchtschalen gefunden werden. Seltener sind solche Zwischenzellkanäle von Gummi erfüllt, wie in den Stämmen und Blattstielen mancher Farnkräuter, der Cycadeen und in der grünen Schale der Mandel. Endlich können sie auch Milchsaft (s. d.) enthalten, und solche Milchsaftgänge findet man in Stengeln und Blättern, z. B. beim Froschlöffel (Alisma), beim Sumach

(Rhus) und bei vielen exotischen Bäumen. Bei allen diesen der A. dienenden Zwischenzellgängen sind die Zellen, welche die Wand des Ganges bilden, von den übrigen verschieden durch Kleinheit, zarte Membranen und reichliches Protoplasma. In der Jugend in der Mitte an einander stoßend, weichen sie später unter Vermehrung von einander, wodurch sich der Kanal bildet, der schon von diesem Zeitpunkte an mit dem Sekrete erfüllt erscheint, obgleich von letzterem niemals etwas in den Wandzellen selbst zu finden ist. Jene Substanzen sind daher im strengen Sinne Ausscheidungsprodukte aus diesen Wandzellen. Die auf der freien Oberfläche der Pflanzentheile sich bildenden Absonderungen sind zunächst in vielen Fällen Desorganisationsprodukte gewisser Epidermiszellen, zumal eigenthümlicher Haarbildungen, welche im jugendlichen Zustande die betreffenden Theile überziehen, und indem sie sich auflösen, jenen kleberigen und meist aromatisch duftenden Balsam- oder Harzüberzug erzeugen, mit denen die Knospen und die jungen ausschlagenden Triebe und Blätter vieler Pflanzen, z. B. die der Pappeln, Birken, Erlen, sehr auffallend bedeckt sind. Die Zellmembranen jener Haarbildungen quellen nämlich schleimartig auf und verfließen, wodurch die Zellen zerstört werden, während das in denselben enthaltene ätherische Oel oder Harz sich dem Schleime beimengt. In anderen Fällen entstehen die Absonderungen dieser Kategorie, ohne daß eine Zerstörung von Zellen stattfindet; solche Sekrete sind wiederum wahre Ausscheidungen aus denjenigen Zellen, an deren Außenseite sie angetroffen werden. Hierher gehören die sogen. Drüsenhaare auf der Oberfläche der grünen Theile und zumal des Blütenstandes bei den meisten Lippenblütlern und auch vielen anderen riechenden Gewächsen: mehrzellige Haare, deren kopfförmige Endzelle auf ihrer Oberfläche ein ätherisches Oel ausschwitzt. Ferner sind hier zu nennen die Absonderungen von Zuckersäften, welche seltener an gewissen grünen Theilen, wie z. B. an den Nebenblättern mancher Wicken, in größter Verbreitung aber an verschiedenartigen Blütenorganen vorkommen, wo diese Stellen als Honigwerkzeuge (Nektarien, s. d.) bezeichnet werden. (Keine pflanzliche A. dagegen ist die als Honigthau [s. d.] an den Pflanzen bekannte Erscheinung.) Auf gleiche Weise schwitzt aus den Epidermiszellen vieler Pflanzentheile Wachs aus, welches in sehr vielen Fällen als dünner reifartiger Ueberzug, so z. B. auf den Pflaumen und Weinbeeren, auf den grünen Blättern der Zwiebeln und vieler anderen Pflanzen, oder auch in dickeren körnigen Massen, wie auf den Blättern des Gold- u. Silberfarns (Gymnogramme), auftritt. Manche Pflanzen scheiden auch unorganische Substanzen, Salze, an ihrer Oberfläche aus, wie z. B. Kalk die Blattzähne mancher Arten Steinbrech (Saxifraga). Endlich können hier auch die Absonderungen reinen Wassers erwähnt werden, die, zumal bei unterdrückter Verdunstung, also in feuchter Atmosphäre, in Form von Tropfen an den Blattspitzen junger Getreide- und Graspflanzen, an den Blattzähnen vieler anderer Gewächse, sowie in größerem Maßstabe an den Blättern mancher tropischer Aroideen und in den Blattschläuchen des Kannenstrauches (Nepenthes) beobachtet werden. — Die vegetabilischen Absonderungen haben für die Lebensfunktionen der Pflanze mittelbare oder unmittelbare Bedeutung. Die Zuckerabscheidung in den Blüten ist ein unentbehrliches Mittel zur Anlockung der Insekten, welche die Bestäubung der Blüten zu besorgen haben. Die Ausscheidung von Wachsüberzügen verhindert die Benetzung mit Wasser, weil dieses von solchen Stellen abrinnt, und erscheint besonders da angebracht, wo Pflanzentheile mit Spaltöffnungen vor Benetzung zu schützen sind. Die Bildung von ätherischem Oel und Gummi im Innern des Pflanzenkörpers steht vielleicht mit dem Stoffwechsel in einem nothwendigen Zusammenhange, und die Balsamüberzüge haben wahrscheinlich die damit versehenen jungen zarten Theile vor zu rapider Verdunstung zu schützen. Es gibt aber auch Absonderungen, die als krankhafte Prozesse zu betrachten sind: sie beruhen auf einer Zerstörung innerer Gewebemassen und nehmen meistens einen solchen Umfang und Grad an, daß das Sekret nach außen ergossen wird. Hierher gehören der Harzfluß (s. d.) und der Gummifluß (s. d.).

In der Geologie heißt A. die innere Zerspaltung der Gesteinsmassen, so weit dieselbe nicht durch einfach mechanische sedimentäre Ablagerung der Massentheilchen bedingt ist. Die A. ist also ihrer Entstehung nach der gewöhnlichen Schieferung entgegen zu stellen, wenngleich die Erscheinung zuweilen jener äußerst ähnlich wird. Nur die sogen. falsche oder transversale Schieferung (s. Schieferung) ist der A. zuzurechnen. Die A. ist bei Sedimentgesteinen nicht ausgeschlossen, im allgemeinen aber für die krystallinischen Gesteine besonders charakteristisch; sie ist von der Ablagerung und den Begrenzungsflächen der Massen nicht unabhängig, doch ist mehr die Kohäsion und Kontraktion der Gesammtmasse, als die Form und Adhäsion der Massentheilchen für die Zertheilung maßgebend gewesen. So weit die äußere Erscheinung dieselbe, und der Unterschied eben nur ein genetischer ist, werden A. und Schieferung bei der Bezeichnung oft mit einander verwechselt. Der Schieferung am nächsten steht die plattenförmige A., wie sie namentlich in Kalkschichten (Plattenkalk, Pläner) sehr häufig vorkommt. In krystallinischen Gesteinen tritt sie beim Basalt, Phonolith und Porphyr nicht selten auf, namentlich wenn deren Massen schichtenartig als oberflächliche oder zwischengelagerte Decken abgelagert sind. Sie hängt daher gewöhnlich auch mit einer Parallel- oder Fluidalstruktur der Bestandtheile zusammen, die sich bei mikroskopischer Untersuchung zu erkennen gibt. Die bank- oder quaderförmige A. ist formell nur durch die größeren Dimensionen von der vorigen verschieden, doch findet kein eigentlicher Uebergang statt. Sie ist von der Struktur unabhängig und kommt mehr bei großkrystallinischen Gesteinen vor, beim Granit, Syenit, Gneis ꝛc. Zeigt der Verlauf der Trennungsebenen keinen durchgreifenden Parallelismus mehr, so erhalten wir die unregelmäßig polyedrische A. oder unregelmäßige Zerklüftung. In hohem Grade charakteristisch, besonders für die Basalte, ist aber die säulenförmige A., wodurch die Gesteinsmasse in mehr oder weniger regelmäßige Säulen zertheilt ist. Die Zahl der Seiten und die Dimensionen sind verschieden, am häufigsten aber findet man fünf- und sechsseitige Säulen. Innerhalb ein und derselben Gesteinsmasse sind die Dimensionen gewöhnlich ziemlich gleichmäßig. Die Säulen stehen im allgemeinen senkrecht auf den Begrenzungsflächen, und zeigen deshalb, je nach der Gesammtform der Masse, sehr

verschiedene Gruppirungen. In Gängen sind sie wie Holzscheite zwischen den Gangflächen rechtwinkelig gegen dieselben gelagert; in Decken oder Strömen stehen sie rechtwinkelig auf der Unterlage; in Trichtergängen finden wir eine centrale, meilerartige Gruppirung; auch ist in größeren Profilen manchmal ein strahlenförmiges Divergiren der Säulen wahrzunehmen. Dabei sind dieselben nicht immer gerade gestreckt, sondern in größeren Massen gleichmäßig, auch wohl Sförmig gebogen. Sehr lange, unversehrte Säulen sind selten, denn gewöhnlich tritt zu der säulenförmigen auch eine *transversale* A. hinzu, wodurch die Säulen in gleichmäßigen oder ungleichmäßigen Abständen quer zertheilt werden. Diese Quertheilung ist nicht selten sphäroidisch, so daß die Säulenstücke mit konvexer und konkaver Endfläche auf einander passen; zuweilen zeigen sie oben und unten konvexe Endigung, und durch Verwitterung werden derartige ellipsoidische Formbildungen begünstigt (Käsegrotte bei Bertrich). Die bekanntesten und großartigsten Vorkommnisse von Basaltsäulen in Europa sind der sogen. Riesendamm an der Nordküste der Grafschaft Antrim auf Irland, die Insel Staffa mit der Fingalshöhle, der Mendeberg, Scheidskopf, Dungkopf und andere Basaltberge der Rheinprovinz. So regelmäßig wie beim Basalt findet sich die Säulenbildung bei keinem anderen Gestein. Beim Trachyt, Phonolith und Porphyr finden wir gewöhnlich nur eine unregelmäßig-säulenförmige oder *pfeilerförmige* A. Im Trachyt des Stenzelberges im Siebengebirge stehen zwischen den Pfeilern einzelne mächtige *Cylinder*, sogen. Umläufer, und am Scheidskopf bei Remagen bildet ein solcher Umläufer den Kern einer Basaltmasse, um welchen sich die Säulen meilerförmig gruppirt haben. Häufiger ist die *kugelige* A., die namentlich bei basischen feinkörnigen Grünsteinen gefunden wird, aber auch beim Basalt nicht selten ist; selbst der Granit zeigt zuweilen eine großschalige sphäroidische A. Ueberhaupt ist mit der eigentlichen kugeligen, wie auch mit der cylindrischen A. stets eine koncentrisch schalige Ablösung verbunden, wodurch sie sich gewöhnlich von derjenigen Kugelbildung unterscheidet, welche durch eine Konkretion oder durch centrale Anordnung gewisser Bestandtheile bedingt und zu den Strukturformen zu rechnen ist (s. *Struktur*). Doch greifen hier die Verhältnisse vielfach ineinander. Die kugelige A. tritt immer erst mit der Verwitterung des Gesteins deutlich hervor und ist also nur bis auf eine gewisse Tiefe wahrnehmbar, in der innern festen Masse ist nur die Tendenz zu derselben (eine kugelige Verdichtung) anzunehmen. Die verschiedenen Absonderungsformen sind im allgemeinen als Kontraktionswirkungen aufzufassen, bedingt entweder durch Austrocknen oder durch Erkaltung der Gesteinsmassen, wobei auch eine Abscheidung von gasförmigen Stoffen stattgefunden haben kann. Nach Theorie und Erfahrung wird in beiden Fällen die Kontraktion um so regelmäßigere Formen liefern, je langsamer der Prozeß von statten geht und je fein- und gleichkörniger die Masse ist. Daher finden wir bei den mikrokrystallinischen Basalten und Grünsteinen die vollkommenste A. Fällt der Einfluß der Begrenzungsflächen fort (z. B. bei Erkaltung in der Tiefe), so regelt sich die Kontraktion allein nach inneren *Punkten*, und wir erhalten die kugelförmige A. Wirken die Begrenzungsflächen mit und schreiten die Kontraktionspunkte von hier aus nach dem Innern der Masse fort, so erhalten wir eine Kontraktion um *Linien*, eine cylindrische oder, bei gegenseitiger Störung, polyedrische Säulenbildung. Je gleichmäßiger die Kontraktion, um so gleichmäßiger werden die Durchmesser der Cylinder, um so mehr nähert sich, bei gegenseitiger Störung, der Durchschnitt der Säulen dem regelmäßigen Sechseck. Deshalb sind bei dichten, feinkörnigen Basalten sechsseitige Säulen am häufigsten. Wenn aber in dem Gestein eine entschiedene Parallelstruktur, d. h. eine parallele Lagerung der Bestandtheile stattfindet, so wird diese auch für die A. maßgebend, die Kontraktion muß jenen Richtungen folgen und kann nicht gleichmäßig und selbständig die Masse ergreifen. So erhalten wir die plattenförmige A., welche dann mit der säulenförmigen, wie diese wieder mit der kugeligen A. zusammen auftreten kann. In einzelnen Fällen, z. B. bei der rhomboidalen A. mancher Kalksteine, mag auch die Krystallisationskraft für die Zertheilungsform der Masse entscheidend gewesen sein. Ueber die Erklärung der falschen Schieferung s. *Schieferung*.

Absonderungsrecht. Nach den Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuches werden im Falle des Konkurses einer Handelsgesellschaft die Gläubiger derselben aus dem Gesellschaftsvermögen abgesondert befriedigt und können aus dem Privatvermögen nur wegen des Ausfalls ihre Befriedigung suchen. Hierbei blieb den einzelnen Landesgesetzgebungen vorbehalten, zu bestimmen, ob und wie weit den Privatgläubigern der Gesellschaft ein A. in Beziehung auf das Privatvermögen derselben zusteht. Manche Staaten haben gar keine näheren Bestimmungen hierüber erlassen.

Absorbiren (lat.), auf-, einsaugen; vollständig in Anspruch, ganz in sich aufnehmen. Absorbentia, Arzneimittel, welche die Säuren, die sich infolge krankhafter Zustände im Magen gebildet haben, unschädlich machen, indem sie mit denselben eine chemische Verbindung eingehen und dieselben sättigen oder abstumpfen. Es gehören hierher die Alkalien und alkalischen Erden, namentlich Kalk, Magnesia, Natron ꝛc., welche durch Neutralisation der Säuren, also chemisch wirken, während andere Absorbentia, wie Holzkohlen- und ähnliche Pulver, nur vermöge ihrer Porosität absorbirend, also physikalisch wirken.

Absorption (lat.), Aufnahme oder Einsaugung eines flüssigen Körpers durch einen festen oder eines Gases durch feste oder flüssige Körper. Poröse Körper, welche in feuchter Luft liegen, absorbiren viel Wasserdampf, welcher durch Erwärmen wieder ausgetrieben werden kann; gebrannter Kalk absorbirt gleichfalls Wasser, verbindet sich aber mit demselben chemisch, u. durch bloßes Trocknen kann das Wasser nicht wieder entfernt werden. Aehnlich verhält es sich bei Gasen. Die Kohlensäure, welche vom Wasser oder von Kohle absorbirt wird, kann leicht wieder in Freiheit gesetzt werden, die von gebranntem Kalk absorbirte Kohlensäure ist dagegen unter Bildung von kohlensaurem Kalk chemisch gebunden. Im engern Sinn versteht man unter A. nur den rein physikal. Vorgang, bei welchem es zu keiner chemischen Verbindung kommt.

Kommen poröse *feste Körper mit Flüssigkeiten* in Berührung, so saugen sie davon einen Theil auf, welcher Prozeß einfach eine Wirkung der Kapillarität ist. Indeß reicht letztere nicht hin, um alle Erscheinungen zu erklären. 100 Theile Ochsenblase absorbiren in 24 Stunden 268 Th. Wasser,

133 Th. Kochsalzlösung, 38 Th. Weingeist, 17 Th. Knochenöl. Bestreut man mit Wasser gesättigte Ochsenblase mit Salz, so löst sich letzteres in dem absorbirten Wasser, es entsteht eine Kochsalzlösung, von welcher die Blase weniger halten kann, und es tritt daher Flüssigkeit aus; mit Oel gesättigte Blase verliert ihr Oel unter Wasser vollständig, indem Wasser an dessen Stelle tritt.

Die A. von **Gasen durch Flüssigkeiten** hängt zunächst ab von der chemischen Natur beider Substanzen (Wasser verhält sich anders gegen Kohlensäure als Oel 2c.); im allgemeinen wird bei niederer Temperatur mehr Gas absorbirt als bei hoher. Großen Einfluß übt der Druck aus. Die Gewichtsmenge eines und desselben Gases, welche eine Flüssigkeit bei gleichbleibender Temperatur absorbirt, ändert sich dem Druck proportional, unter welchem das Gas steht. Da nun aber nach dem Mariotte'schen Gesetz das Volumen eines Gases dem darauf lastenden Druck umgekehrt proportional ist, so ist das absorbirte Volumen Gas bei verschiedenem Druck eine konstante Größe, d. h. Wasser absorbirt bei 1 Atmosphärendruck dasselbe Volumen Kohlensäure wie bei 2 Atmosphärendruck (Henry'sches Gesetz). Lastet auf einer Flüssigkeit nicht ein einfaches Gas, sondern eine Mischung von Gasen, so wird von jedem Gas nur so viel absorbirt, als dem Druck entspricht, welchen das Gas auf die Flüssigkeit ausüben würde, wenn es allein in demselben Raum vorhanden wäre (Partialdruck, Dalton'sches Gesetz). Die Zahl, welche angibt, wie viele Gewichtstheile Gas die Gewichtseinheit der Flüssigkeit aufnehmen kann, heißt der **Absorptionskoëfficient**. Derselbe ändert sich also nach Temperatur und Druck, während sich der Absorptionskoëfficient nach Volumen, d. h. diejenige Zahl, welche das von der Volumeneinheit der Flüssigkeit unter dem Quecksilberdruck von 760 Millim. absorbirte Gasvolumen angibt, sich nur mit der Temperatur ändert. Nach Bunsen absorbirt Wasser in Volumen

Temperatur	Stickstoff	Luft	Sauerstoff	Kohlensäure	Schwefelwasserstoff
0°	0,02035	0,02471	0,04114	1,7967	4,3706
+2	0,01932	0,02345	0,03907	1,6481	4,2053
4	0,01838	0,02232	0,03717	1,5216	4,0442
6	0,01752	0,02128	0,03544	1,3901	3,8872
8	0,01675	0,02034	0,03389	1,2809	3,7345
10	0,01607	0,01953	0,03250	1,1847	3,5858
12	0,01549	0,01882	0,03133	1,1018	3,4415
14	0,01500	0,01822	0,03034	1,0321	3,3012
16	0,01458	0,01771	0,02949	0,9753	3,1651
18	0,01426	0,01732	0,02884	0,9318	3,0331
20	0,01403	0,01704	0,02838	0,9014	2,9053

Häufig verläuft neben dem physikal. Prozeß der A. gleichzeitig ein chemischer Prozeß, und dann werden obige Gesetze wesentlich modificirt. Enthält das Wasser Zucker, Salze, Alkohol, Schwefelsäure oder andere Körper gelöst, so wird seine Absorptionsfähigkeit wesentlich beeinträchtigt, und wenn Wasser mit Gas gesättigt ist, so wird auf Zusatz jener Stoffe ein großer Theil des Gases ausgetrieben. Dasselbe geschieht, wenn sich der Druck über dem Wasser ändert. Deshalb schäumt Champagner, sobald die Flasche geöffnet wird. Nach dem Dalton'schen Gesetz entweicht aber auch absorbirtes Gas, wenn sich die Zusammensetzung der auf der Flüssigkeit ruhenden Gasmischung ändert, und es wird daher ein in unserer Atmosphäre fehlendes Gas aus einer Flüssigkeit vollständig entweichen, wenn dieselbe an der Luft steht, da der Partialdruck dieses Gases in der Atmosphäre = 0 ist und bleibt. Dasselbe wird aber auch stattfinden, wenn die mit diesem Gase beladene Flüssigkeit von der Luft nur durch eine Flüssigkeitsschicht oder eine feuchte Membran getrennt ist. Das Trennungsmittel wird dann auf der einen Seite Gas absorbiren, um es auf der anderen Seite an die freie Luft wieder zu verlieren. Hierauf beruhen die zahlreichen Gasaustauschungsprozesse im Pflanzen- und Thierkörper. Man kann ein absorbirtes Gas durch Erwärmen, durch Verminderung des Luftdrucks, durch Schütteln der Flüssigkeit mit eckigen Körpern, sowie auch dadurch austreiben, daß man ein anderes Gas anhaltend hindurchleitet. Dies letztere bildet dann gleichsam eine unbegrenzte Atmosphäre für die Flüssigkeit, in welche das absorbirte Gas übergeht, während das hindurchgeleitete absorbirt wird. Durch Sieden werden absorbirte Gase schnell ausgetrieben, weil das Sieden gewissermaßen ein Hindurchleiten von Dampf durch die Flüssigkeit darstellt. Wo aber das absorbirte Gas durch chem. Kraft gehalten wird, weicht es allen diesen Mitteln nicht, und man kann durch dieselben z. B. niemals aus einer wässerigen Lösung von Chlorwasserstoff (d. h. Salzsäure) den Chlorwasserstoff vollständig entfernen. Das Volumen der Flüssigkeit wird bei der A. von Gasen vergrößert, aber die Dichtigkeit der entstandenen Lösung ist bei Ammoniak geringer, bei Chlorwasserstoff größer als die des reinen Wassers. Da bei der A. eine bedeutende Verdichtung stattfindet, so wird auch viel Wärme entwickelt; Wasser, in welches man Ammoniak leitet, erhitzt sich sehr stark; umgekehrt sind schäumende Getränke kühler als nicht schäumende.

Die A. von **Gasen durch feste Körper** hängt gleichfalls von der chemischen Natur beider Substanzen ab, sie ist proportional der Größe der Oberfläche, in der Kälte größer als in der Wärme, und wird auch durch den Druck beeinflußt, aber ohne dem Henry'schen Gesetz zu gehorchen (man kann absorbirtes Gas aus einem porösen Körper nicht vollständig mit der Luftpumpe austreiben). Viele Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens zeugen von der A. gasförmiger Körper durch feste. Man weiß, wie hartnäckig porösen Substanzen Gerüche anhaften, aber auch Metalle, Glas 2c. sind stets mit einer Schicht absorbirter Gase bedeckt. Durch starkes Erhitzen kann man das Gas austreiben, und wenn man mit geglühtem (also von Gas befreitem) Tripel eine Glasscheibe putzt, so wird ihr das absorbirte Gas entzogen; stellt man nun auf die Glasscheibe ein Petschaft, welches an der Luft gelegen hat, so entzieht das Glas dem Petschaft einen Theil des ihm anhaftenden Gases, und zwar mehr an den Berührungsstellen als dort, wo das Petschaft Vertiefungen besitzt. Entfernt man nach einiger Zeit das Petschaft und haucht die Glasscheibe an, so erhält man ein Bild, weil sich der Hauch auf den ungleich mit Gas beladenen Stellen ungleich kondensirt. Jod-, Chlor-, Schwefeldämpfe, Schwefelammonium, Schwefelwasserstoff verdichten sich besonders an den schwarzen, Salpetersäuredämpfe an den weißen Stellen eines Kupferstiches oder Gemäldes, welches Verhalten sich zur Erzeugung von Kopien benutzen läßt. Auch die Daguerreotypie beruht auf solchen Vorgängen.

Ungemein starke Absorptionsfähigkeit besitzt Kohle. Frisch ausgeglühte Buchsbaumkohle absorbirt bei 11—13° 90 Volumen Ammoniak, 85 Vol. Chlor-

wasserstoff, 55 Vol. Schwefelwasserstoff, 35 Vol. Kohlensäure, 9,2 Vol. Sauerstoff, 7,5 Vol. Stickstoff. Frische Kohle absorbirt so viel Wasserdampf, daß ihr Gewicht bei achttägigem Liegen an der Luft um 10—18 Proc. zunimmt, entsprechend einer A. von 4—7000 Vol. Mit einem bestimmten Gase beladene Kohle verliert zwar im allgemeinen einen Theil desselben, wenn sie in ein anderes Gas gebracht wird, aber das Dalton'sche Gesetz gilt hier nicht und bisweilen begünstigt sogar das Vorhandensein eines absorbirten Gases, z. B. des Sauerstoffs, die A. eines andern, z. B. des Wasserstoffs. Absorbirter Sauerstoff wird von Kohle allmählich in Kohlensäure verwandelt, absorbirter Schwefelwasserstoff bei gleichzeitiger Anwesenheit von Sauerstoff unter Abscheidung von Schwefel zersetzt. Wie schon die obigen Zahlen zeigen, werden Gase, die durch Druck leicht zu einer Flüssigkeit zu kondensiren sind, am reichlichsten absorbirt, und die dichtesten Körper absorbiren am kräftigsten. Fein vertheilte Metalle absorbiren Gase so energisch, daß sie sich infolge der bedeutenden Temperaturerhöhung entzünden. Schließt man ein Gas durch eine Kautschukmembran ab, so absorbirt dieselbe auf der einen Seite und gibt das absorbirte Gas auf der andern Seite theilweise wieder ab, wenn sie hier mit einem anderen Gase in Berührung steht. Ebenso verhält sich Platin und Eisen in der Glühhitze gegen Wasserstoff, und besonders leicht geht Kohlenoxyd durch glühendes Eisen. Platin absorbirt bei höherer Temperatur über 5 Vol. Wasserstoff und hält es auch bei gewöhnlicher Temperatur fest; die größte Absorptionsfähigkeit zeigt aber fein vertheiltes Palladium, welches bei 200° 686 Vol. Wasserstoff absorbirt. Gewöhnlicher Eisendraht enthält bis 12,5 Vol. Gas absorbirt, und dies besteht größtentheils aus Kohlenoxyd. Glas scheint auch in der Rothglut kein Gas aufzunehmen.

Ueber die A. von Salzen durch die Ackererde s. **Boden**.

In der **Physiologie** heißt A. (oder Resorption) der Vorgang, wobei gasförmige oder flüssige Substanzen durch die Oberflächen des Thier- oder Pflanzenleibes in das Innere desselben aufgenommen und seiner Säftemasse einverleibt werden. Bei den höheren Thieren steht die Schleimhaut des Magendarmkanals der A. flüssiger Substanzen vor, indem namentlich zur Ernährung des Körpers dienliche Stoffe aus dem Verdauungstraktus aufgenommen werden, während die A. gasförmiger Stoffe vorzugsweise durch die Lungen, Kiemen &c. geschieht. Das Absorptionsvermögen der äußeren Haut ist bei dem Menschen und den höheren Thieren ein sehr beschränktes, weil dieselbe mit einem Fettüberzug versehen ist, welcher die Aufnahme wässeriger Lösungen nicht zuläßt. Spirituöse und ätherische Flüssigkeiten, sofern sie den Hauttalg aufzulösen vermögen, bringen dagegen durch die äußere Haut ein und gelangen somit in die Säftemasse. Bei niederen Thieren, welche keinen eigentlichen Darmkanal besitzen, wird die A. flüssiger und gasförmiger Substanzen durch die gesammte Körperoberfläche besorgt. Aehnlich verhält es sich bei den Pflanzen, wo die Wurzeltheile vorzugsweise die A. flüssiger Stoffe, die Blätter und die ihnen analogen Theile vorzugsweise die A. gasförmiger Stoffe zu besorgen haben. Die A. beruht im wesentlichen auf einem rein physikal. Vorgang, der sogen. **Endosmose**. Das Nervensystem hat auf diesen Vorgang wahrscheinlich gar keinen direkten Einfluß, wie man früher vielfach angenommen hat. Vgl. **Ernährung**, **Athmung**, **Verdauung**, **Diffusion**.

Abspannung (**Erschlaffung**), das Nachlassen der Kräfte im ganzen Körper oder in einem Theile desselben ohne Beeinträchtigung der Gesundheit, in sofern es nicht durch fortwirkende schädliche Einflüsse oder durch Krankheit selbst unterhalten wird. Eigentlich liegt schon im gewöhnlichen Gang des Lebens ein solcher Wechsel von Thätigkeit und Ruhe, von Anspannung und A., gewöhnlich aber bezeichnet man mit dem Worte A. den Nachlaß von Kraft, wie er nach zu großer Anstrengung der geistigen oder körperlichen Kräfte einzutreten pflegt. Ist letztere sehr groß und sind dabei mehrere Kräfte des Geistes und Körpers bethätigt gewesen, so ist allgemeine Ruhe ein dringendes Erforderniß; sind aber nur einzelne Kräfte in Thätigkeit gekommen und ist die A. weniger groß, so reicht es schon hin, die bisher thätig gewesenen Kräfte ruhen und andere dafür in Thätigkeit treten zu lassen. Ist z. B. der Geist sehr ermüdet, so mögen die Körperkräfte für ihn eintreten; hat man sein Abstraktionsvermögen übermäßig angestrengt, so suche man Erholung in einer angenehmen Lektüre oder in der Beschäftigung mit den schönen Künsten &c. Die A. körperlicher Kräfte zu heben, dienen zuweilen auch Bäder, nährende Speisen, geistige Getränke, in sofern sie mit Maß genossen werden.

Absperrung, im allgemeinen die Verhinderung des freien Verkehrs zwischen einem an sich zugänglichen Orte und den übrigen Bewohnern des betreffenden Staates oder Distriktes. Am häufigsten tritt sie ein bei ansteckenden Krankheiten sowohl der Menschen wie der Thiere. Da dem einzelnen nicht die Mittel zu Gebote stehen, sich hinreichend gegen die Ansteckung zu schützen, so übernimmt der Staat die Verpflichtung, der weitern Verbreitung solcher Krankheiten durch Maßregeln entgegenzuwirken, welche die Verbreitung des Ansteckungsstoffes hindern. Eine der wirksamsten dieser Maßregeln ist die A. Sie ist entweder unbedingt oder bedingt und erstreckt sich entweder auf ganze Länder, Gegenden, Ortschaften, oder nur auf einzelne Häuser und Familien, je nach der Verschiedenheit der Krankheit und der Intensität ihres Ansteckungsvermögens. So z. B. kann eine unbedingte und vollkommene A. bei der Rinderpest nothwendig werden. In einem solchen Falle wird weder krankes, noch gesundes Vieh aus verdächtigen Orten in den angrenzenden Gegenden zugelassen. Dagegen tritt eine bedingte Sperre bei Cholera, Pocken &c. ein. Man unterwirft die Menschen und andere Gegenstände einer Quarantäne oder Kontumaz, d. h. man sperrt sie so lange ab, bis man durch dazu geeignete Mittel den Ansteckungsstoff zerstört hat. Permanente A. ganzer Länder findet z. B. bei der Pest statt zwischen der Türkei und den österreich. Staaten, jedoch gleichfalls nur auf die oben angegebene bedingte Weise; A. einzelner Häuser und Familien bei den Pocken, bei Syphilis &c. Die Krankheiten, welche die A. vorzugsweise nöthig machen, sind: Pest, gelbes Fieber, Nerven- und Faulfieber, Pocken, Syphilis, Wuthkrankheit; bei Thieren: Rinderpest, Milzbrand, Rotz, Schafpocken. Ob auch bei der Cholera die A. der Weiterverbreitung Schranken setzen könne, und, wenn sie dies auch vermag, ob nicht die daraus für die materiellen Interessen der Völker erwachsenden Nachtheile

größer sind als die Vortheile, darüber sind bis jetzt die Meinungen noch getheilt, da es noch strittig ist, ob die Cholera eine ansteckende Krankheit ist oder nicht. Bei jeder A. muß eine doppelte Rücksicht genommen werden; auf der einen Seite darf sich die Verhinderung des Verkehrs nicht unnöthig ausdehnen; auf der anderen muß Sorge getragen werden, daß die einmal für nöthig befundene A. auch wirklich vollständig durchgeführt werde. In ersterer Beziehung ist die A. auf den möglichst kleinsten Raum zu beschränken, d. i. weder eine Oertlichkeit, von welcher aus keine Gefahr droht, noch eine solche, welche nicht verletzt werden kann, von dem freien Verkehr auszuschließen. Dann muß auch der besondere Zweck jeder einzelnen A. immer im Auge behalten werden, damit nicht auch unschädliche Arten von Mittheilungen unnöthiger Weise ausgeschlossen werden. Ist aber die A. auf den engsten thunlichen Raum und auf die wenigst möglichen Gegenstände beschränkt, dann muß die Maßregel mit der möglichsten Strenge aufrecht erhalten werden. Kein Gegenstand ist zu unbedeutend zur Beachtung, keinen Augenblick darf die Aufsicht nachlassen. Die Provence ist 1721 durch ein einziges Stück Seidenband, Serbien 1795 durch einen Weiberrock der Pest überliefert worden. Es ist also die Veranstaltung zu treffen, daß theils nie und nirgends eine unbemerkte Verbindung stattfinden kann, theils der Versuch einer gewaltsamen Verletzung der Sperre an den überlegenen Mitteln der Bewachung scheitern muß. Die Unterbrechung der Posten, Frachtfuhren, ebenso bloße Befehle, Warnungstafeln reichen nicht aus, da Eigensinn und Unverstand, namentlich aber Eigennutz ihrer spotten würden, ohne sich um das folgende, unabsehbare Unglück zu bekümmern. Allerdings müssen diese Mittel auch ergriffen werden, allein sie sind durch Anwendung von bewaffneter Macht zu verstärken und zu ergänzen. Militärwachen vor den abgesperrten Thüren oder Häusern, militärische Einschließung, Besetzung der ganzen Grenze mit zahlreichen Wachposten und Streifwachen, Aufstellung von Lärmsignalen und Verstärkungsmannschaften, Abwerfung von Brücken, Abgrabung der Wege bei A. einer ganzen Provinz oder eines Landes sind harte, aber durchaus nothwendige Mittel. In Deutschland hat die in neuester Zeit wiederholt aufgetretene Rinderpest die A. gewisser Gegenden veranlaßt, und ein infolge davon ergangenes norddeutsches Bundesgesetz v. 7. April 1869, Maßregeln gegen die Rinderpest betreffend, nebst Instruktion v. 26. Mai 1869, hat namentlich über die dabei vorzunehmende A. ausführliche Vorschriften gegeben, welche inzwischen auch auf Süddeutschland und auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt worden sind. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§ 327 f.) aber bedroht die wissentliche Verletzung der von der zuständigen Behörde getroffenen Absperrungsmaßregeln zum Zweck der Verhütung des Einführens oder Verbreitens einer ansteckenden Krankheit oder einer Viehseuche mit Gefängnisstrafen. Völkerrechtlich gestattet zwar nach europäischer Gewohnheit jeder Staat unverdächtigen Fremden den Eintritt in seine Grenzen und den Aufenthalt innerhalb derselben; ebenso ist, allerdings unter Befolgung der Zoll- und Handelsgesetze, Verkehr mit Gütern aus fremden Ländern und in dieselben gestattet, sowie auch die Regierung ihren eigenen Unterthanen die Erlaubnis, das Ausland zu erlaubten Zwecken zu besuchen, nur in sofern untersagen kann, als ein bestimmter Grund ihre Anwesenheit im Lande erfordert; allein andrerseits ist nicht nur die Zulassung Fremder und ihrer Waaren Sache des freien Willens eines jeden Staates, sondern in einzelnen Fällen wird auch die A. vom Völkerrecht gebilligt. Im Kriege namentlich wird jeder Verkehr zwischen feindlichen Völkern aufgehoben, theils damit dem Feinde nicht so leicht Nachrichten zukommen können, theils um demselben nicht mittelbaren Vorschub durch Fortsetzung des Handels zu leisten. Den ausgedehntesten Gebrauch von diesem Rechte der A. hat in alten Zeiten Aegypten, dann China, Japan, und in neuerer Zeit Paraguay unter Francia gemacht.

Abspliß, jetzt kaum noch gebräuchliche Bezeichnung der Abtrennung einiger Theile, namentlich einzelner Felder, Wiesen, Wälder rc. von einem ländlichen Grundstück.

Absprünge, Zweige, welche im Herbste von selbst, d. h. ohne äußere Veranlassung und noch lebendig von den Aesten der Bäume abfallen, was zumal bei der Fichte eine häufige Erscheinung ist, aber auch bei Laubhölzern, z. B. bei der Eiche, beobachtet wird. Die Ursache dieser Erscheinung ist noch wenig aufgeklärt.

Abstand (Distanz), im allgemeinen s. v. w. Entfernung. So ist in der Geometrie der A. zweier Punkte in der Ebene gleichbedeutend mit deren kürzester Entfernung von einander, die durch eine zwischen ihnen gezogene gerade Linie ausgedrückt wird. Für zwei Punkte auf krummen Oberflächen ist der kürzeste A. keine gerade Linie, sondern eine unter Umständen sehr verwickelte und nur mit Hülfe der höheren Mathematik bestimmbare Kurve. In der Astronomie bezeichnet A. eines Sterns vom Scheitel oder Zenith (Zenithdistanz) den Winkelabstand des betreffenden Sterns vom Scheitelpunkte des Beobachters; A. der Nachtgleiche vom Mittage den in Graden oder Stunden ausgedrückten Bogen des Aequators, um welchen der Frühlingspunkt im Augenblicke des wahren Mittags noch östlich vom Meridiane steht. In der Mechanik heißt A. oder Abwage die Entfernung, welche am Hebel sowohl die Kraft wie die Last vom Stützpunkte hat.

Abstandsgeld (Abtrittsgeld, Abkaufsgeld), die Summe, welche ein Kontrahent dem andern zahlt, um dadurch von seinen Verbindlichkeiten frei zu werden, z. B. der Grundbesitzer dem Pachter bei Aufkündigung vor abgelaufener Pachtzeit.

Absteigung, s. Aufsteigung.

Abstention (lat.), s. Abstinenz.

Absterben einzelner Glieder, eine eigenthümliche, im gemeinen Leben wohl bekannte Erscheinung, wobei die äußersten Körpertheile, namentlich Finger und Zehen, blaß, kalt, empfindungslos, also den Fingern einer Leiche ähnlich werden. Dieser Zustand verliert sich nach einiger Zeit entweder von selbst oder durch Reiben des abgestorbenen Gliedes. Das A. e. G. beruht auf einem hohen Grad von örtlicher Blutleere und hat seinen nächsten Grund in einer krampfhaften Verengerung der Arterien. Letztere wird gewöhnlich durch den Einfluß der Kälte verursacht. In der Chirurgie ist A. e. G. s. v. w. Brand (s. d.).

Abstergiren (lat.), auswaschen, abführen, reinigen; Abstergentia, reinigende, abführende Heilmittel; Abstersion, das Reinigen, Auswaschen (von Wunden).

Abstimmung, die Erklärung des Willens und der Ueberzeugung von Seiten eines einzelnen in

Sachen, über welche mehrere Personen durch gemeinsamen Beschluß mit Stimmenmehrheit zu entscheiden haben. Zur Bildung des Gesammtbeschlusses kann jeder einzelne seine Meinung über den Gegenstand des Beschließens abgeben, d. h. jeder hat ein **Stimmrecht** oder das Recht abzustimmen. Die A. kann auf die verschiedenste Art geschehen, bald wörtlich, bald durch Zeichen. Wörtlich kann man abstimmen entweder schriftlich, wie in den Kollegien, oder mündlich, wie in den landständischen Versammlungen; entweder durch nach einander folgende Erklärungen, oder durch gemeinschaftlichen verneinenden oder bejahenden Zuruf, wie letzteres bei den Spartanern und alten Deutschen geschah. Die Zeichen können bestehen, wie einst zu Athen und Rom und gegenwärtig bei Volksversammlungen in England u. Nordamerika, im Aufheben u. Nichtaufheben der Hand, oder, wie im röm. Senate, neben der wörtlichen A. im Hintreten auf eine bestimmte Seite, im Aufstehen oder Sitzenbleiben, oder im Ballotiren. Letzteres geschieht durch das Abgeben einer, die Bejahung oder die Verneinung bezeichnenden (gewöhnlich weißen oder schwarzen) Kugel (Kugelung). Statt der Kugeln gebraucht man wohl auch Täfelchen mit kurzer Angabe des Votums. Bei beiden Arten der A., sei es durch Worte oder durch Zeichen, kann die Handlung entweder öffentlich oder geheim vor sich gehen; bei legislativen Körperschaften verlangen Wissenschaft und Praxis fast einstimmig öffentliche A., es sei denn, daß Wahlen aus der Mitte dieser Körperschaften durch A. vorgenommen werden sollen. Regel ist, daß bei jeder A. die zur Fassung eines Beschlusses nöthige Zahl von Mitgliedern (Quorum) gegenwärtig sein muß. Ueber die Zweckmäßigkeit der öffentlichen und geheimen A. bei größeren politischen Wahlen, z. B. von Volksvertretern, sind die Ansichten getheilt. **Stimmeneinhelligkeit**, welche für manche Institute (z. B. bei der engl. Jury) zur Gültigkeit eines Beschlusses gesetzlich vorgeschrieben ist, findet statt, wenn sich alle Abstimmende für oder gegen eine zur A. gebrachte Frage entscheiden. Im entgegengesetzten Falle ergibt sich eine **Majorität** oder **Stimmenmehrheit** und eine **Minorität** oder **Stimmenminderheit**. Bei Wahlakten oder Beschlußfassungen ist zur Gültigkeit oft **absolute** Stimmenmehrheit erforderlich, d. h. es muß einer über die Hälfte oder es müssen ²/₃, ³/₄ ꝛc. aller Abstimmenden sich konform erklären. Wo dagegen **relative** Stimmenmehrheit entscheidend ist, brauchen sich für oder gegen das eine überhaupt nur mehr Stimmen zu erklären, als für oder gegen ein anderes, so daß, wo zwischen mehr als zwei Beschlüssen ꝛc. die Wahl gelassen ist, oft die Meinung einer kleinen Zahl der Abstimmenden entscheidend sein kann. Es gilt hier oft der alte Spruch: »Vota sunt ponderanda, non numeranda« (man soll die Stimmen wägen, nicht zählen). Besondere Schwierigkeiten erheben sich, wo ein Konflikt der Interessen entsteht, oder wo die zu entscheidende Frage in mehrere Theile zerfällt, die aber konform erledigt werden sollen, oder wo sehr abweichende Ansichten darüber geltend gemacht worden sind. Viel kommt dabei auf die Fragestellung an, die stets eine Antwort mit Ja oder Nein gestatten muß.

Abstinénz (lat.), Enthaltung von gewissen Gegenständen des Genusses, um einer moralischen oder religiösen Pflicht nachzukommen. Eine solche Selbstbeschränkung findet sich zu allen Zeiten und bei fast allen Völkern und ward ebenso wohl durch die Philosophie wie durch die Religion auferlegt. Die Pythagoräer übten sie auf eine sehr strenge Weise, um die Seele aus der Knechtschaft der Materie zu befreien und ihr einen freiern Aufschwung zu geben. Die Religion schreibt A. vor, um die sinnlichen Neigungen zu ertödten und die Leidenschaften zu bezähmen. Das mosaische Gesetz verbietet den Israeliten den Genuß des Fleisches von unreinen Thieren und untersagte den Priestern den des Weins, so lange sie dem Tempeldienste oblagen. In der ersten christlichen Zeit wollte die judenchristliche Fraktion alle bekehrten Heiden an die Abstinenzen, welche der Judaismus vorschrieb, gebunden wissen; aber auf einer Apostelversammlung zu Jerusalem entschied man sich dafür, daß die zum Christenthume Bekehrten sich nur des Blutes, des Fleisches von erstickten Thieren und der Theilnahme an heidnischen Opfermahlzeiten enthalten sollten. In der christlichen Kirche ward dann die A. auf das sogen. Fasten (s. d.) beschränkt, und Abstinenztage wurden die Tage genannt, an denen man sich des Genusses von Fleisch enthalten mußte. Im physiolog. Sinne ist A. Enthaltung von Speise und Trank (s. **Hunger**). **Abstiniren**, sich eines Genusses enthalten; **abstinént**, enthaltsam; **Abstinénztag**, Fasttag; **Abstention**, Verzicht auf eine Erbschaft.

Abstoßung (Repulsion), Bezeichnung derjenigen Wirkungen, welche der Anziehung entgegengesetzt sind. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß manche flüssige Körper, z. B. alle Oele, mit Wasser sich nicht vermischen lassen, während andere Substanzen ein großes Streben zeigen, sich mit gewissen Körpern zu verbinden, z. B. Sauerstoff mit Metallen. Ebenso weiß man, daß ein beweglicher Magnet von einem andern Magnete bald angezogen, bald abgestoßen wird, je nachdem man die ungleichnamigen oder die gleichnamigen Pole beider einander nähert; sowie daß gleichnamig-elektrische Körper einander abstoßen, während ungleichnamig-elektrische einander anziehen. Diese und ähnliche Erscheinungen sind nur einzelne hervorstechende Aeußerungen zweier durch die ganze Natur verbreiteten und die Körperwelt bewegenden Kräfte, der **Anziehungs-** und der **Abstoßungskraft**. Alle Verbindung und Absonderung, ja die räumliche Existenz selbst läßt sich auf diese Kräfte zurückführen.

Abstrahiren (lat.), weg-, abziehen; von etwas absehen, es aufgeben; das Wesentliche vom Zufälligen in der Erscheinung eines Gegenstandes absondern; **Abstraktion**, die begriffliche Auffassung eines Gegenstandes.

Abstrakt (lat.), Bezeichnung eines Begriffs, welcher nur die allgemeinen und darum wesentlichen Merkmale eines Dinges enthält. Wenn man sich nämlich mehrere gleichartige Dinge, z. B. mehrere Gattungen Pflanzen, Bäume, Sträucher, Gräser, Moose vergegenwärtigt, so bemerkt man leicht, daß sie einige Merkmale mit einander gemein haben, andere aber jeder Gattung eigenthümlich sind. Jene gemeinsamen Merkmale, zu einem Begriff vereinigt, geben uns den abstrakten Begriff einer Pflanze, während jedes einzelne der genannten Individuen, nach allen seinen eigenthümlichen sowohl als gemeinsamen Merkmalen aufgefaßt, den konkreten Begriff einer Pflanze liefert. Stellt man sich wieder die verschiedenen Arten einer solchen Gattung, z. B. der Gattung Baum, vor, nimmt aus diesen die gemeinsamen Merkmale in einen Begriff zusammen, so erhält man den abstrakten Begriff

Baum, während die Verbindung aller, einer besonderen Baumgattung, z. B. der Eiche, zukommenden Merkmale einen Baum in concreto gibt. Auf ähnliche Weise kann man weiter durch die Vergleichung der verschiedenen Eichenarten den Begriff Eiche in abstracto und endlich durch Vergleichung der einzelnen Individuen einer Art, z. B. der Steineiche, den abstrakten Begriff der letzteren erhalten. Auf dieselbe Weise kann man aus einer Anzahl einzelner Erscheinungen im Leben, die gewisse Merkmale gemein haben, eigenthümliche Begriffe zusammensetzen, z. B. die Begriffe Tugend, Kunst, schön, wahr, oder einzelne hervortretende Merkmale eines vorhandenen Begriffs auffassen und daraus einen neuen ableiten, z. B. weibisch, kindlich. Die Abstraktion wird demnach durch ein Absehen vom Besondern und ein Ausscheiden des bloß Individuellen vollzogen, daher auch der Name. Solcher Abstraktionen aber sind zweierlei zu unterscheiden, quantitative und qualitative. Wird von der Form eines Ganzen, oder der Verbindungsweise der einzelnen Theile desselben, eine klare, von den einzelnen Theilen selbst aber eine undeutliche Darstellung gegeben, so haben wir eine quantitative Abstraktion. Der Mathematiker (welcher diese Art von Abstraktionen am meisten gebraucht) will nicht ein rothes oder grünes Dreieck, sondern er richtet seine Aufmerksamkeit bloß auf die Weise der Verbindung der einzelnen Linien und Winkel zu einem Dreieck, spricht deswegen von einem rechtwinkeligen, schiefwinkeligen, gleich- und ungleichseitigen. Ebenso spricht er von abstrakten Größen und will, wenn er mit seinem a, b, c, x, y, z rechnet, nicht gerade Münzen, Steine 2c. bezeichnen, sondern nur auf eine Verbindung von Einheiten hinweisen. Die Sieben ist ihm eine Verbindung von Einsen, kurz, jede Zahl an sich nur eine anschauliche Darstellung eines bestimmten Verhältnisses der Vielheit zur Einheit. Die quantitativen Abstraktionen liefern uns alle Raum- und Zeitbestimmungen, daher denn auch die Worte »dort«, »wann«, »wo«, »über«, »unter« solche Abstraktionen sind. Anders steht es mit den qualitativen Abstraktionen. Behalten diese von dem in der anschaulichen Erkenntnis mit allen seinen Beschaffenheiten aufgefaßten Gegenstand das Ding selbst vor dem Bewußtsein, lassen aber die Beschaffenheiten der einzelnen Theile verbleichen, so heben gerade die Abstraktionen der zweiten Art die Beschaffenheiten des angeschauten Gegenstandes recht hervor, lassen aber die Vorstellung des Gegenstandes selbst dunkler werden. Liefern jene die Subjektvorstellungen für jedes Urtheil, so geben diese dafür die Prädikate. — In der bildenden Kunst ist eine Darstellung a., wenn der Künstler sich bloß gemeinsamer Begriffe zur Bezeichnung seiner Ideen bedient, also die Individualisirung ausschließt, wodurch die Anschaulichkeit verloren geht. Daher ist der abstrakte Vortrag beim Redner, der bewegen, beim Dichter, der schildern und malen soll, in der Regel ein Fehler.

Abstrakten (lat.; franz. abrégés), in der Orgel die schmalen hölzernen Leisten, welche von der Tastatur nach der Windlade laufen und beim Niederdrücken der Tasten das Ventil zur Pfeife öffnen, damit diese den Wind erhält.

Abstrichblei, s. Blei.

Abstrūs (v. lat. abstrudĕre, wegstoßen), eigentlich das Versteckte, schwer zu Verstehende, daher überhaupt das, was wegen der Form oder des Inhalts abstößt, als seltsam, hart und ungenießbar erscheint.

Abstumpfen, in der Chemie, s. Neutralisiren.

Absud, s. Abkochen.

Absumiren (lat.), »wegnehmen«, aufreiben, verzehren.

Absurd (lat.), der Etymologie nach eigentlich das, was von einem Tauben kommt, daher, da der Taube oft etwas sagt, was gar nicht zur Sache gehört, so viel wie ungereimt, abgeschmackt. Im engern logischen Sinne versteht man darunter das, was einen, oft versteckten, Widerspruch enthält. Diesen klar herausstellen, heißt ad absurdum führen (reduciren). Hierin bestehen die apagogischen Beweise, von welchen besonders die Mathematik vielfachen und erfolgreichen Gebrauch macht. Im weitern Sinne heißt auch dasjenige a., was einer allgemein als ausgemacht geltenden Wahrheit widerspricht, wobei aber, wie man z. B. am Schicksal des Kopernikanischen Weltsystems recht deutlich sieht, die scheinbare, d. h. dem Zeitalter so scheinende Absurdität gerade die Wahrheit sein kann.

Absynthiin, s. Artemisia.

Absynthium, s. v. w. Wermut, s. Artemisia.

Abt (vom syr. Abba, d. i. Vater), aus einem allgemeinen kirchlichen Ehrennamen entstandener Titel eines Klostervorstehers, der bei manchen Orden Guardian, Prior, Rektor, Major 2c. heißt. Der A. hat das Recht der Disciplin und der Vermögensverwaltung, darf auch den Klosterleuten die Weihen ertheilen. Gewählt wird er, wo nicht besondere Rechte entgegenstehen, von dem Klosterkonvente unter Bestätigung des Bischofs. Die Weihe geschieht mit Ueberreichung der Insignien, des Stabs, Rings, der Mütze und der Handschuhe. Einige Aebte, z. B. die zu Corvey und Fulda, hatten volle bischöfliche Gewalt und eigene Diöcesen; andere — die infulirten Aebte — nur bischöfliche Titel und Insignien. Von diesen wirklichen (Regularäbten) sind zu unterscheiden die Säkularäbte, welche nur die Abtei und ihr Einkommen als Beneficium erhalten hatten und sich durch einen Vikar vertreten lassen mußten. Die Zahl derselben war besonders in Frankreich groß, wo der König durch das Konkordat von 1516 das Besetzungsrecht von 225 Abteien erhalten hatte und es benutzte, um die jüngeren Söhne des Adels zu dotiren (s. Abbé). In der früheren Zeit gab es auch Laienäbte, Ritter und Fürsten, denen die Einkünfte eines Klosters vom Landesherrn zugewiesen waren. Alle diese heißen auch Kommendaturäbte. Den Aebten entsprechen in den Nonnenklöstern Aebtissinnen, welche die Rechte, die sie als Frauen nicht selbst ausüben können, durch einen Vikar verwalten lassen. — In der protest. Kirche ist der Titel beibehalten für die Vorsteher einiger Stifter und hier und da als Ehrentitel.

Abt, Franz, beliebter Liederkomponist, geb. 22. Dec. 1819 zu Eilenburg, besuchte die Thomasschule in Leipzig, studirte dann Theologie daselbst, wandte sich aber bald der Musik zu, in der er sich zunächst als Dirigent des Studentengesangvereins »Philharmonischer Verein« und durch beifällig aufgenommene Klavier- und andere Kompositionen auszeichnete. Zu Anfang 1841 erhielt er die Stelle eines Musikdirektors am Hoftheater zu Bernburg und gegen Ende desselben Jahres eine gleiche Stelle am Aktientheater zu Zürich, wo er bis Ende 1852 blieb und durch zahlreiche Kompositionen (besonders

für ein- und mehrstimmigen Gesang) sich große Beliebtheit erwarb. Aus jener Zeit stammt u. a. die Komposition des Liedes »Wenn die Schwalben heimwärts ziehn rc.« (von Herloßsohn), das Abts Namen vor allen populär machte. Seit 1852 lebt A. als Hofkapellmeister in Braunschweig. Im Sommer 1872 wohnte er auf besondere Einladung mehreren großen Musikfesten in Nordamerika bei, wo man ihn mit Huldigungen überhäufte. Abts Kompositionen (bereits über 200 Nummern) sind an Werth verschieden. Im allgemeinen glänzen sie durch Melodienreichthum und gefällige Harmonie, arten aber nicht selten in eine allzu sentimentale Weichlichkeit aus. Von den Gesangvereinen werden sie mit besonderer Vorliebe gesungen.

Abtakeln, einem Schiffe die Takelage, d. h. die beweglichen Theile der Masten (Stengen) und die anderen Rundhölzer (Rahen rc.), sowie die Segel und das Taugut (mit den Blöcken, beziehentlich Takeln) abnehmen. Dies geschieht, wenn das Schiff außer Dienst gestellt wird, und zuweilen bei größeren Reparaturen, wo sein Gewicht vermindert werden muß. Das Aufbringen der Takelage auf ein neugebautes oder abgetakeltes Schiff heißt Auftakeln.

Abtei, jedes unter einem Abt stehende klösterliche Stift mit seinem Gebiete; s. Abt.

Abtheilung, in der Marine, s. Flottenstammdivision und Werftdivision.

Abtreibemittel, s. Abtreibung der Leibesfrucht.

Abtreiben (Kupelliren), gold- und silberhaltige Legirungen einem oxydirenden Schmelzen unterwerfen, wobei die unedlen Metalle in Oxyde verwandelt werden, die edlen Metalle aber unverändert bleiben. Hauptsächlich wird diese Operation auf silberhaltiges Blei angewendet, um das Blei nebst anderen oxydirbaren Metallen vom Silber zu scheiden. In der Hitze und unter dem Zutritte der atmosphärischen Luft ist Blei leicht zu oxydiren. Das Oxyd (Bleiglätte, Silberglätte) schmilzt und fließt ab oder wird von dem porösen Herde, auf welchem man das A. vornimmt, aufgesogen. Auch Kupfer wird hierbei entfernt. Vgl. Silber. Die Operation des Abtreibens findet bei der Gewinnung des Silbers und beim Probiren des Goldes und Silbers Anwendung.

Abtreiben (Abtrift), das Abweichen eines Schiffes von seinem Kurs infolge von Strömungen in der See oder von seitlichen Winden.

Abtreibung der Leibesfrucht, die absichtlich herbeigeführte oder doch verschuldete Ausstoßung eines unreifen Kindes aus dem Mutterleibe. Schon im Alterthume kannte man die Kunst, theils durch mechanische, chirurgische Kunstgriffe, theils durch innere arzneiliche Mittel (Abtreibemittel, Abortivmittel) den Fötus im Mutterleibe zu tödten und die Gebärmutter zu dessen vorzeitiger Ausstoßung zu veranlassen, und noch heute wird sie, namentlich oft von außerehelich Geschwängerten ausgeübt, obschon die Gesetze harte Strafe darauf setzen. Die A. wurde erst durch das kanonische Recht und die Halsgerichtsordnung Karls V. als ein die Rechtsverletzung des Kindes involvirendes selbständiges Verbrechen angesehen und selbst mit Todesstrafe belegt; die neueren Gesetzgebungen bedrohen sie mit zeitlicher Freiheitsstrafe. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 218 ff.) insbesondere straft die Schwangere, welche ihre Frucht vorsätzlich abtreibt oder im Mutterleibe tödtet, mit Zuchthaus bis zu 5 Jahren, und bei mildernden Umständen mit Gefängnis bis zu 5 Jahren und nicht unter 6 Monaten. Gleiche Strafe trifft denjenigen, welcher mit Einwilligung der Schwangeren die Mittel hierzu bei ihr angewendet oder ihr beigebracht hat. Hat der Betreffende dies gegen Entgelt gethan, so steigert sich die Strafe auf Zuchthaus bis zu 10 Jahren. Wurde aber die A. ohne Wissen und Willen der Schwangeren vorgenommen, so tritt Zuchthausstrafe von mindestens 2 bis zu 15, und, wenn dadurch der Tod der Schwangeren herbeigeführt wurde, Zuchthausstrafe von mindestens 10 Jahren bis auf Lebenszeit ein. In medicinischer Hinsicht ist zu bemerken, daß die A., durch welches Mittel sie immer versucht werden möge, nie ohne große Gefahr für die Mutter selbst stattfinden kann, und daß oft Siechthum fürs ganze Leben oder doch chronische Leiden der weiblichen Geschlechtstheile und andere schwere Folgen nach der A. zurückbleiben. In manchen Gegenden des Orients besteht die Sitte, daß selbst verheirathete Frauen die A. vornehmen, um einem zu reichen Kindersegen vorzubeugen.

Abtretung, im allgemeinen die Endigung eines Rechts dadurch, daß der Berechtigte dasselbe absichtlich auf einen andern überträgt: Veräußerung (alienatio), im Gegensatze zur Verzichtleistung (renuntiatio), d. i. dem absichtlichen Aufgeben eines Rechts ohne Uebertragung auf einen andern. Die Veräußerung kann in den verschiedensten Formen auftreten, als Verkauf, Tausch, Schenkung rc. Ueber die Uebertragung von Forderungen oder genauer die Uebertragung der Ausübung von Forderungsrechten s. Cession. In staats- und völkerrechtlicher Beziehung kommen namentlich vor: Abtretungen von Provinzen und Landestheilen von Seiten eines Staats an den andern, infolge von Eroberungen, zur Deckung anderweiter Forderungen, z. B. von Kriegskosten, oder zur Erfüllung älterer, für das Eintreten bestimmter Fälle geschlossener Verträge, Abtretungen des Regierungsrechts zu Gunsten eines Nachfolgers, häufig durch äußere Umstände, wie revolutionäre Bewegungen, erzwungen, Abtretungen der ganzen Souveränität zu Gunsten eines fremden Regenten oder Staats. Zwar gilt im allgemeinen auch für diese Abtretungen der für die privatrechtliche A. feststehende Grundsatz, daß nur eine aus freier Willensbestimmung hervorgegangene A. rechtliche Gültigkeit und Wirkung hat; doch sind der Natur der Sache nach die meisten völkerrechtlichen Abtretungen erzwungen, und deshalb hat sich der Abtretende auch fast immer stillschweigend vorbehalten, das ihm mit Gewalt Entrissene bei günstiger Gelegenheit sich wieder anzueignen. Indeß hat auch diese A. die rechtliche Wirkung, daß bei einer späteren Wiedererlangung der Abtretende den Zwischenherrscher als einen legitimen ansehen und dessen Handlungen als verbindlich betrachten muß, was sehr zweifelhaft bleibt, wo die Zwischenherrschaft auf bloßer Okkupation beruhte und nicht durch förmliche A. sanktionirt war. Die Frage, ob und in wiefern eine A. von Rechten, die in den Kreis der öffentlichen gehören, namentlich eine A. von Regierungs- und Souveränitätsrechten, oder von Gebietstheilen, überhaupt von Land und Volk rechtsgültig geschehen könne, ist sehr verschieden beantwortet worden. Nach dem Vernunftrechte kann in der Regel kein persönliches, d. h. gegen bestimmte

Personen gehendes Recht, also namentlich kein Vertragsrecht und keine Forderung veräußert oder abgetreten werden ohne Einwilligung jener Personen. Da nun in staats- und völkerrechtlichen Verhältnissen das Vernunftrecht zur obersten Herrschaft berufen ist, so wird die aufgeworfene Frage dahin zu beantworten sein, daß zu einer A. von Land und Leuten, wenn auch nicht die ganze Bevölkerung des abzutretenden Bezirks, doch wenigstens die gesammte Nationalrepräsentation um ihre Zustimmung anzugehen ist.

Abtritt (Abort, Apartement, Commodité, Kloset, Retirade, Privé, Privet), der zur Aufnahme der menschlichen Exkremente bestimmte Raum, soll hell, geräumig, gut ventilirt und so gelegen sein, daß allenfalls aus ihm sich entwickelnde Gase nicht in Wohnräume gelangen können. Die Abfallsröhre sei senkrecht, weit, glattwandig, am besten aus gebranntem Thon und mit einer schweren Klappe versehen, die vortheilhaft so mit der Thüre verbunden wird, daß sie sich beim Schließen der letztern gleichfalls schließt. Die Exkremente gelangen entweder in Fässer, welche, wenn sie gefüllt sind, abgefahren werden, oder in Gruben, die dann so angelegt sein müssen, daß in das Erdreich sickernde Flüssigkeit nicht in Brunnen gelangen kann. Es ist nachgewiesen, daß viele bisher räthselhafte Krankheitserscheinungen aus solcher Brunnenvergiftung entstehen. Sehr empfehlenswerth ist die mehrfach, z. B. in Paris, durchgeführte Konstruktion, nach welcher der Urin besonders aufgefangen wird. Er ist leicht zu beseitigen, und die festen Exkremente entwickeln ohne ihn bei weitem nicht den üblen Geruch, wenn sie trocken liegen. In größeren Städten mit Wasserleitungen sind die Klosets am gebräuchlichsten, bei welchen ein Becken aus emaillirtem Metall oder Porzellan unten in ein weites ∽förmig gebogenes Rohr verläuft. Die Exkremente werden nach der Benutzung des Abtritts durch reichlich einströmendes Wasser aus der ersten Biegung des Rohrs fortgespült und gelangen dann in das Abfallsrohr, während in der ersten Biegung stehen bleibendes reines Wasser einen sicheren Verschluß bildet. Alle Abtritte sollten stets und namentlich in der wärmeren Jahreszeit desinficirt werden. Ueber die anzuwendenden Mittel s. Desinfektion. Ueber die Entfernung der Exkremente s. d. u. Kanalisation.

Abu (arab.), Vater, wird zur Bildung vieler männlichen Eigennamen gebraucht, in welchen zuweilen das wirkliche Vaterverhältnis bezeichnet wird; doch steht A. oder Ab meist für Besitzer, einer, der etwas hat, z. B. Abulfeda, Vater der Treue, d. i. der Treue, Abner, Vater des Lichts, d. i. der Leuchtende.

Abu Bekr, mit dem Beinamen El Siddik, der erste Chalif, geb. 573 zu Mekka, Sohn des Abu Kohafa ben Amer, erwarb sich durch Handelsunternehmungen ein großes Vermögen, bekleidete das Amt eines Richters, schloß sich gleich bei Mohammeds erstem Auftreten diesem an und ward sein treuester Gefährte. Er wandelte seinen eigentlichen Namen Abd el Kaaba in Abdallah um und erhielt dann, als Mohammed seine Tochter Aïscha, eine Jungfrau, zur Gattin genommen, den Namen A. (d. i. Vater der Jungfrau). Nach Mohammeds Tode (632) behauptete er sich als Chalif gegen Ali und nahm den Titel Chalifet Resul Allah (d. i. Nachfolger des Propheten Allahs) an. Nachdem er mit Hülfe seines Feldherrn Chaled mehrere Aufstände im Innern Arabiens unterdrückt hatte, nahm er die durch Mohammeds Tod unterbrochene Verbreitung des Islam mit dem Schwerte wieder auf. Unter Abu Obeid drangen seine begeisterten Scharen in Syrien ein, wo sie nach wechselvollen Kämpfen mit den Byzantinern 635 Damaskus zur Uebergabe zwangen. Noch vorher war A. 23. Aug. 634 gestorben, nachdem er seinen Freund Omar zum Nachfolger ernannt hatte. Sein Grab ist neben dem Mohammeds. Unter ihm wurde der Anfang zur Zusammenstellung des Koran gemacht.

Abukelb, ägypt. Rechnungsmünze von 30 Medini oder Parà; auch ägypt. Benennung für den brabant. Löwenthaler (lion d'argent).

Abukir (das alte Kanopos), kleines, von etwa 100 Arabern bewohntes Dorf mit einem fast verfallenen Kastell und Leuchtthurm an der Küste Aegyptens, etwa 15 Kilom. von Alexandria. Vor seinem kleinen, von Klippen eingeschlossenen Hafen liegt die 2 Stunden breite, aber seichte, nur 2—12 Klafter tiefe und nach dem hohen Meere zu durch lange Sandbänke geschützte Rhede. Auf dieser Rhede wurde 1. Aug. 1798 die große Seeschlacht bei A. geschlagen. Das franz., zur Eroberung von Aegypten bestimmte Heer war 1. Juli 1798 bei Alexandria glücklich gelandet. Mit der Kriegsflotte von 13 Linienschiffen und 4 Fregatten legte sich Admiral Brueys gegen Bonaparte's Weisung 6. Juli auf der Rhede von A. in einer unüberwindlich scheinenden Position, dicht am Lande, vor Anker, wo er sich vor jedem Angriffe sicher glaubte. Der engl. Kontreadmiral Nelson, der die franz. Escadre seit Wochen vergeblich aufgesucht hatte, erschien 1. Aug. vor der ägypt. Küste. Die franz. Flotte zählte 1190 Kanonen, die engl. auf 13 Linienschiffen und 3 Fregatten nur 1026. Nelson beschloß sofort den Angriff. Die feindliche Linie zwischen zwei Feuer zu nehmen, schickte er einen Theil seiner Schiffe zwischen dem linken Flügel der feindlichen Linie und einer kleinen Insel in den Rücken der Franzosen, während die übrigen im Bogen vor der franz. Fronte ankerten. Gegen 7 Uhr abends begann die Schlacht, und schon vor 8 Uhr waren trotz tapfersten Widerstandes 5 franz. Schiffe in den Grund gebohrt oder genommen. An Nelsons Stelle, der am Kopfe schwer verwundet worden, übernahm Kapitän Berry das Kommando. Obwohl der Kampf schon so gut als entschieden war, so setzten die französischen Schiffe dennoch die Schlacht die ganze Nacht hindurch mit Hartnäckigkeit und Heldenmuth fort. Admiral Brueys fiel; sein Schiff, l'Orient, gerieth in Feuer und flog mit der ganzen Besatzung in die Luft. Bei der entsetzlichen Explosion eilte Nelson trotz seiner Wunde aufs Verdeck und leitete die Rettung der Mannschaft des l'Orient; 70 Mann wurden dem Wellentode entrissen. Nach 3 Uhr morgens endigte die Schlacht mit der Flucht der noch übrigen 2 kampffähigen franz. Fregatten u. 2 Dreidecker von 74 Kanonen. Ein franz. Linienschiff, der Timoleon, lief, zerschossen, auf den Strand, und der Kapitän Trulet steckte es nach der Rettung der Mannschaft in Brand. Die franz. Flotte verlor die Hälfte ihrer Mannschaft und 3705 Gefangene. Die Engländer hatten an 1000 Todte und Verwundete. Durch den Sieg bei A. wurden die Briten Meister des Mittelmeers, und der Zweck der franz. Expedition nach Aegypten war vereitelt. In dem weitern Kampfe wurde die

Gegend von A. auch noch zweimal Zeuge von Landschlachten. Die Pforte, von England unterstützt, wollte nach dem für Frankreich schlimmen Ausgang des syrischen Feldzuges Aegypten wieder erobern. 18,000 Mann unter Mustapha landeten Mitte Juli bei A. und setzten sich in diesem von den Franzosen stärker befestigten Platze fest, wurden aber von Bonaparte, der mit 5000 Mann Infanterie und 1000 Pferden schnell herbeieilte, 25. Juni 1799 in einer mörderischen Schlacht geschlagen und fast ganz aufgerieben, worauf die Franzosen 2. Aug. auch A. wieder eroberten. Angeblich kostete der Sieg Bonaparte nur 200 Todte und 700 Verwundete. Am 8. März 1801 landete ein engl. Korps unter Abercromby, nöthigte den General Friant zum Rückzuge, eroberte das Fort A. und nahm 4 Meilen davon eine verschanzte Stellung. Hier wurde es 21. März von Menou angegriffen. Kaltblütig schlugen die Briten zwei Angriffe zurück. Dann entschied Abercromby durch eine Umgehung der Franzosen die Schlacht, die ihn selbst das Leben kostete, aber auch die völlige Räumung Aegyptens von den Franzosen bewirkte.

Abulfaradsch, s. Bar Hebräus.

Abúlfeda (d. i. Vater der Treue), Ismail Ibn Ali, arab. Fürst und Gelehrter aus dem Geschlechte der Ejubiden, geb. 1273 zu Damaskus, wohin sein Vater Malek al Afdal Ali, Bruder des Herrschers von Hamat, Malek al Mansur, vor den Mongolen geflohen war. Schon 1285 kämpfte er bei Eroberung der Johanniterveste Margath, 1288 bei Erstürmung von Tripolis durch den ägypt. Sultan Malek al Mansur und bei St. Jean d'Acre unter Sultan Malek al Aschraf. Besonders aber that er sich in dem Kriege gegen die Mongolen hervor. Als 1299 der Sultan von Hamat, Malek al Modaffar, Abulfeda's Vetter und Beschützer, starb, benutzte der Sultan von Aegypten dessen kinderlosen Tod, besetzte Hamat und verlieh A. 1310 die Statthalterschaft daselbst. Obwohl Vasall Aegyptens, ward er doch von dessen Beherrschern mit dem Titel Sultan beehrt und hochgeachtet. Er starb 26. Okt. 1331. Er hat mehrere wichtige Werke in arab. Sprache hinterlassen, darunter namentlich Annalen, die bis 1328 reichen und eine reiche Fundgrube für die Geschichte der moslem. Herrscher bis dahin bieten. Fleischer gab davon heraus die »Historia anteislamica« (Leipz. 1831), Gagnier »De vita et rebus gestis Muhammedis« (Oxf. 1722), Noel Desvergers »Vie de Mohammed« (Par. 1837), Reiske das ganze Werk mit Ausnahme der anteislamit. Geschichte unter dem Titel »Annales moslemici« (Kopenh. 1789—94, 5 Bde.). Das Autograph Abulfeda's ist auf der kaiserlichen Bibliothek zu Paris. Bekannt ist auch eine Geographie Abulfeda's (»Thakwig al boldan«), von welcher mehrere Stücke arabisch und lateinisch herausgegeben wurden, z. B. »Tabula Syriae« von Köhler (Leipz. 1766), »Descriptio Aegypti« von Michaelis (Gött. 1766) und »Arabiae descriptio« von Rommel (Gött. 1802—4). Eine Ausgabe des ganzen Werks besorgten Reinaud und Mac Guckin de Slane (Par. 1837—40) nebst einer franz. Uebersetzung (Bd. 1 u. 2 1848) und Schier eine autographirte Ausgabe (Dresd. 1842). Die Handschrift Abulfeda's befindet sich auf der Leydener Bibliothek. A. hat außerdem mehrere in das Gebiet der Rechtsgelehrsamkeit, Mathematik, Logik und Medicin einschlagende Werke geschrieben.

Abulghàzi Behàdur, tatar. Chan und Geschichtschreiber, geb. zu Uergendsch 1605, angeblicher Sprößling der Familie Dschingischans, aus einem Seitenzweige der Familie Dschüdschi's, die bis zum Ende des 15. Jahrh. über die Goldene Horde herrschte, zu welcher auch Charezm gehörte. A. ertrug großes Ungemach, bevor er 1645 den Thron von Chiwa in Charezm bestieg, regierte 20 Jahre, machte sich durch sein Muth allen seinen Feinden furchtbar, und hat zweimal die Grenzen seines Landes bis an die Ufer der Zeresschaus in Bochara ausgedehnt. Im Jahre 1665 legte er die Regierung zu Gunsten seines Sohnes nieder und begann im osttürk. Dialekte eine genealogische Geschichte der Türken, welche sein Sohn vollendete und die als die glaubwürdigste Geschichte seines Zeitalters angesehen wird. Was er uns von den Türken und Tataren erzählt, ist bloß ein kurzer, mitunter fehlerhafter Auszug aus anderen heute schon zur Genüge bekannten pers.-arab. Geschichtsquellen. Der Graf Strahlenberg brachte dieselbe während seiner Gefangenschaft in Sibirien an sich, und seitdem ist sie fast in alle europ. Sprachen übersetzt worden. Nach der ersten deutschen Uebersetzung ward die »Histoire généalogique des Tatares« (Leyd. 1726, 2 Bde.) gearbeitet. Eine neue Uebersetzung lieferte Messerschmid unter dem Titel »Geschlechtsbuch der mungalisch-mogulischen Chane« (Gött. 1780). Das Original wurde in Kasan gedruckt (»Historia Mongolorum et Tartarorum«, 1825) und erscheint seit 1871 in Petersburg in einer franz. Uebersetzung mit Kommentar von Desmaison.

Abulie (griech.), Willenlosigkeit, eine Form von Geisteskrankheit, die gewöhnlich mit Melancholie zusammen vorkommt. Die Kranken klagen, daß sie nichts arbeiten und zu keinem Entschluß kommen können etc., obwohl sie doch die Nothwendigkeit deutlich einsehen, während letzteres bei den Blödsinnigen, von denen sie sich dadurch unterscheiden, nicht der Fall ist.

Abundantia (lat.), röm. Gottheit, Symbol des Ueberflusses, ohne Tempel und Altäre, doch oft auf röm. Kaisermünzen nach dem Ideale der Demeter gebildet, meistens ein Füllhorn mit Geld ausschüttend. Aehnlich im Namen ist die Domina Abundia (in altfranz. Dichtungen Dame Habonde), ein gütiges Wesen, das den Menschen Gedeihen und Ueberfluß bringt, wenn es mit seinem Gefolge (dominae nocturnae, bonae mulieres) von den Speisen und Getränken, die ihm bei nächtlicher Weile offen hingestellt werden, ohne sie zu mindern, genießt. Merkwürdig ist noch, daß nach dem Volksglauben jedes dritten Kindes Seele sich diesem nächtlichen weißgekleideten Zuge anschließen mußte, dem kein Spalt noch Ritz zu fein war, um hindurch zu dringen. Verwandter im Wesen ist eine german. Göttin, die deutsch Follā, nordisch Fulla heißt, dort als Schwester der Frua oder Frouwa (ungefähr s. v. w. Venus), hier als Asin und Dienerin der Frigg (ungefähr s. v. w. Juno) erscheint. Sie hat der Göttermutter Kiste in Verwahrung, den Sterblichen Gaben, Segen und Ueberfluß zu spenden. Sie ist wiederum im Stamm verwandt mit dem slaw. Pilwit oder Pilnitis, der als Hold und Unhold mannigfach in deutschen Aberglauben verflochten erscheint.

Abuschehr (Buschir), Seestadt in der pers. Provinz Farsistan, an der Küste des Pers. Meerbusens auf einer sandigen Halbinsel gelegen, der Haupthafen Persiens, hat eine besonders von den ind. Briten, die hier einen Konsul und eine Faktorei

haben, stark besuchte Rhede, Woll- und Waffenfabriken und wichtigen Handel. Auf dem Bazar findet man Gold- und Silberstoffe aus Bombay, Thee und Porzellan aus China, europ. Fabrikate aller Art, Perlen von den Bahreininseln, Pferde aus Arabien, wollene Stoffe aus Kermân, Seidenwaaren ꝛc. Die Einwohner (die Angaben schwanken zwischen 11,000 und 20,000) sind meist Araber unter einem eigenen zinspflichtigen Scheik. Die Umgegend der Stadt ist völlige Wüste, das Klima ein mörderisches. England hat im Kriege mit Persien A. und die nahe liegende Insel Kerak erobert und bis zum Pariser Frieden (1857) besetzt gehalten. Sollte der Euphrat dereinst ein Kommunikationsweg nach Indien werden, so würde sich A. zu großer Bedeutung erheben.

Abu Simbal (Ebsambul), Ort im untern Nubien, südlich von Assuan, am linken Ufer des Nil, berühmt durch zwei von Burkhardt 1817 aufgefundene altägyptische Tempel, die mit ungeheurem Kraftaufwande aus dem Felsen ausgehauen sind und an Größe und Kunst den schönsten Denkmälern Thebens gleichkommen. Sie wurden auf Anordnung des Königs Rhamses II. (1388—22 v. Chr.) ausgeführt und sind ihm selbst und seiner Gattin Nofrateri geweiht. Den Eingang des größeren Tempels (s. Tafel III »Baukunst«, Fig. 8) zieren, in Nischen, 4 kolossale auf Thronen sitzende Statuen des Königs von vortrefflicher Arbeit, 22 Met. hoch, aber zum Theil vom feinen Wüstensande verschüttet; das Innere besteht aus 4 Hallen, in deren innerster, dem Allerheiligsten (63 Met. tief im Felsen gelegen), vor einem Granitaltare 4 große Götterbilder mit Thier- und Menschenköpfen sitzen, während rings umher 8 kleinere Kammern eingehauen sind. Die Wände sind mit Skulpturen (s. Tafel I »Bildhauerkunst«, Fig. 4) bedeckt, die nach denen von Karnak und Medinet Habu zu den wichtigsten gehören. Auch vor dem kleinern, jenem gegenüber befindlichen Höhlentempel lehnen Kolosse, bis zu 11 Met. Höhe. Vgl. Dümichen, Der ägypt. Felsentempel von A. (Berl. 1869).

Abūsus (lat.), Mißbrauch; im jurist. Sprachgebrauch Abnutzung oder Verminderung der Substanz einer Sache durch Gebrauch. Manche Sachen werden durch den Gebrauch, für den sie bestimmt sind, sofort verändert, aufgezehrt oder doch vermindert, entweder überhaupt, wie Viktualien, Wein, Getreide ꝛc., oder wenigstens für den Eigenthümer, wie das Geld (jurist. Konsumtion). Man nennt sie Konsumtibilien, verbrauchbare Sachen, d. i. in deren rechtmäßigem Gebrauche der Verbrauch liegt. Diese natürliche Eigenschaft der individuellen Dauer ist von rechtlicher Wirkung, indem solche Sachen nicht Gegenstand des Nießbrauchsrechts (usus fructus) oder des Leihvertrags (commodatum) sein können, außer wenn sie des Prunkes oder eines sonstigen irregulären Zwecks halber geliehen werden. Per abūsum, mißbräuchlich; A. non tollit usum, Mißbrauch hebt den (rechten) Gebrauch nicht auf; abusīve, mißbräuchlich.

Abu Temmâm, berühmter arab. Dichter, 807 zu Dschâsem in Syrien geboren, machte sich besonders durch die von ihm veranstaltete Sammlung aus älteren Dichtern: »Hamâsa« (d. i. Tapferkeit, so betitelt nach der ersten der 10 Abtheilungen, in welche sie zerfällt), wie auch durch eigene Dichtungen verdient. Er starb 845 zu Bagdad, am Hofe des Chalifen mit Ehren überhäuft. Die »Hamâsa« ward herausgegeben von Freytag (Bonn 1827—51) und vortrefflich übersetzt von Rückert (Stuttg. 1846, 2 Bde.).

Abutīlon *Gaertn.* (Schmuckmalve), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen; einjährige oder strauchartige Pflanzen mit großen Blättern und schönen glockenförmigen Blüten. A. Avicennae *Gaertn.*, Sida Abutilon *L.* (Sammetpappel, Bastardeibisch), einjährige Pflanze mit rundlich herzförmigen, filzigen Blättern und gelben Blüten, 0,6—1,25 Meter hoch, aus Ostindien, über Ost- und Westasien, Südeuropa, Nordafrika, Nordamerika und Australien verbreitet, wird in China von Alters her als Faserpflanze kultivirt, war bei uns früher officinell. Von A. esculentum *St. Hil.* (Bencão de Deos) genießt man in Brasilien die Blüten und unreifen Früchte als Gemüse. A. indicum *Sweet.* (Sida indica *L.*), in Indien, liefert Gespinstfasern. Mehrere andere Arten werden dort wie bei uns die Malven zu medicin. Zwecken benutzt, während A. striatum *Dicks.*, aus Mejiko, mit orangefarbenen, dunkelbraun geaderten Blumen fast zu allen Jahreszeiten; A. insigne *Rauch.*, aus Neugranada, mit dunkelrothen, heller gezeichneten Blumen im Frühling und Herbst; A. venosum *Hook.*, aus Mejiko, mit großen dunkelrothen Blumen im Hochsommer und Herbst, sowie auch mehrere andere Arten und zahlreiche Varietäten bei uns in Warmhäusern und Zimmern kultivirt, auch auf Sommergruppen ausgepflanzt werden.

Abwaschung, s. Abluiren.

Abweichung (Deklination), der Abstand eines Gestirnes vom Aequator. Legt man durch die beiden Weltpole und einen Stern einen größten Kreis, so heißt dieser der Abweichungskreis des Gestirns, der Bogen zwischen dem Stern und dem Aequator aber seine A. Diese A. kann nördlich oder südlich sein, je nachdem der Stern zwischen Aequator und Nordpol, oder zwischen Aequator u. Südpol steht. A. u. gerade Aufsteigung (s. d.) geben ebenso für einen Stern den Ort am Himmel an, wie Länge und Breite die Lage eines Punktes auf der Erdoberfläche. Die A. eines Gestirns wird durch unmittelbare Beobachtung gefunden, wenn die Polhöhe des Beobachtungsortes bekannt ist, indem sie dann gleich ist seiner im südlichen Meridian beobachteten Höhe, weniger der Aequatorhöhe. Die heutigen Sternkataloge sind sämmtlich nach gerader Aufsteigung und A. geordnet. Die optische A., bei Gläsern und Spiegeln, ist die Unvollkommenheit unserer optischen Instrumente, welche die Wiedervereinigung der von dem betrachteten Gegenstande ausgegangenen Strahlen in einem Punkte (Brennpunkt) verhindert. Man unterscheidet sphärische und chromatische A.; erstere hat ihren Grund in der Gestalt der Gläser oder Spiegel, letztere in der verschiedenen Brechbarkeit der Strahlen, welche das weiße Licht zusammensetzen.

Abwesenheit (absentia), im allgemeinen das Gegentheil von Anwesenheit an einem bestimmten Orte, im besondern am Wohnorte. In rechtlicher Hinsicht ist derjenige abwesend, welcher sich nicht an dem Orte befindet, wo ein rechtliches Interesse seine Thätigkeit erheischt, und daher nicht für dasselbe wirken kann, z. B. eine Person, die auf ergangene Vorladung nicht zur festgesetzten Zeit an Gerichtsstelle erscheint. Der so Abwesende muß die Rechtsnachtheile, welche sich aus der Nichtwahrnehmung seiner Interessen durch die A. ergeben,

über sich ergehen lassen. Dies kann unbillig erscheinen, wenn die A. eine unverschuldete war. Deshalb gewährt in solchem Falle das Recht Wiedereinsetzung in den vorigen Stand (s. Restitutio in integrum). Damit hängt die im röm. und gemeinen deutschen Recht vorkommende Eintheilung der A. in tadelnswerthe und löbliche (namentlich die im Dienste des Staats), willkürliche u. nothwendige zusammen; dort waren die zur Wiedereinsetzung führenden Entschuldigungsgründe weiter ausgedehnt, als in neueren Gesetzgebungen, wo nur die durch äußere, unabwendbare Hindernisse hervorgerufene A. als schuldlose angesehen wird. Im röm. und gemeinen Recht gelten auch in der Lehre von der Verjährung für den in gewissem Sinne als abwesend Bezeichneten mildere Grundsätze, indem gegen den in einer anderen Provinz (Obergerichtssprengel) Wohnenden (inter absentes) zur Ersitzung eine längere Besitzzeit des Ersitzenden nöthig ist, als gegenüber demjenigen, welcher in derselben Provinz seinen Wohnsitz hat (inter praesentes). S. Verjährung.

Um Verlusten infolge der A. vorzubeugen, ist das Institut einer besonderen Vormundschaft für A., das der Abwesenheitsvormundschaft (cura absentis) bereits vom röm. Recht, wie von den meisten neueren Gesetzgebungen angeordnet worden. Der Staat läßt dem Abwesenden vormundschaftlichen Schutz angedeihen; er bestellt für die Güter des Abwesenden, der nicht selbst eine hinlängliche Verwaltung derselben angeordnet hat, einen Kurator, welcher für die Bewachung und Erhaltung des Vermögens Sorge zu tragen und dabei für jeden verschuldeten Schaden einzustehen hat. Diese Vormundschaft endigt, wenn der Abwesende zurückkehrt oder zur Verwaltung seines Vermögens Auftrag gibt, wenn sein Tod bewiesen oder er für todt erklärt wird. Wenn jemand seit längerer Zeit von seinem Wohnorte abwesend und von seinem Leben während einer bestimmten Reihe von Jahren weder durch ihn, noch durch andere Nachricht vorhanden ist, so gilt er als verschollen, und es kann gegen ihn nach erfolgloser öffentlicher Aufrufung die gerichtliche Todeserklärung ausgesprochen werden. Dies ist besonders wichtig nach einem Kriege bezüglich der aus demselben nicht Zurückgekehrten, von denen zwar nicht konstatirt ist, daß sie geblieben sind, von deren Leben aber auch während einer Reihe von Jahren seit dem Friedensschlusse jede Nachricht mangelt. Weiteres s. Verschollenheit.

In staatsrechtlicher Beziehung ist zu bemerken, daß nach den Gesetzen verschiedener Länder durch die bloße, während einer bestimmten Zeit fortgesetzte A. von dem Heimatstaate das Unterthanenrecht in diesem verloren geht. In Deutschland galt dies früher nur in einzelnen Staaten, wie in Preußen, Sachsen, Mecklenburg, Oldenburg, während in anderen noch die förmliche Entlassung aus dem Unterthanenverbande, wie in Schleswig-Holstein, Kurhessen, Braunschweig, oder doch die dauernde Niederlassung außerhalb des Staatsgebietes, so daß daraus auf den Willen, nicht zurückzukehren (animus non revertendi) geschlossen werden konnte, hinzukommen mußte, wie in Hannover, Sachsen, Koburg-Gotha, Hessen-Homburg. Durch das Bundesgesetz, betreffend die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit, vom 1. Juni 1870, ist für das ganze Gebiet des frühern norddeutschen Bundes bestimmt worden, daß die Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate und damit die Bundesangehörigkeit einfach durch zehnjährige A. vom Heimatstaate und Aufenthalt im Auslande, d. h. außerhalb des Bundesgebietes, verloren geht, was jedoch dadurch zu vermeiden ist, daß man sich in die Matrikel eines Bundeskonsulats eintragen läßt. Durch die deutsche Reichsverfassung vom 16. April 1871 ist diese Bestimmung auf das ganze Gebiet des Deutschen Reichs ausgedehnt worden. Ueber die Folgen der A. auf ergangene richterliche Ladung im bürgerlichen und Strafprozesse s. Ungehorsam.

Abwesenheitsprotest (Windprotest), s. Protest.

Abydos, 1) im Alterthume Hafenstadt in Kleinasien am Hellespont, Sestos gegenüber, war eine Kolonie der Milesier und berühmt durch die Sage von Hero und Leander, sowie dadurch, daß Xerxes in ihrer Nähe seine Brücke über den Hellespont schlagen ließ. Die Bewohner von A. standen wegen ihres wollüstigen Lebens in üblem Rufe, leisteten aber doch Philipp III. von Makedonien heldenmüthigen Widerstand. Die Stadt wurde 188 v. Chr. im syr. Kriege von den Römern erobert und nachmals von den Türken zerstört, die unweit davon die Festung Kaleh Sultanieh oder Tschanak Kalessi erbauten. — 2) Im Alterthume Stadt in Oberägypten, von welcher nur noch Tempeltrümmer bei dem Dorfe El Birbe erhalten sind. Hier war das berühmte Memnonium und ein prächtiger Tempel mit dem Grabe des Osiris, weshalb sich die Aegypter mit Vorliebe hier begraben ließen. A. ist Fundort der jetzt in Paris aufbewahrten genealogischen Tafel der Pharaonen der 18. Dynastie. Neuerdings ist eine zweite noch wichtigere Regententafel mit 65 Herrschernamen dort aufgefunden worden. Die Ausgrabungen wurden von Mariette-Bey (Par. 1871, mit Atlas) beschrieben.

Abyssinien, s. Abessinien.

Abzehrung, s. Abmagerung u. Auszehrung.

Abzeichen, politische, Zeichen, durch welche sich äußerlich die Glieder einer Partei erkennen, sind oft zufällig oder durch sehr geringfügige Umstände entstanden, so der Bundschuh der schwäbischen Bauern, der Geusenpfennig. Stammeseigenthümlichkeiten gaben den Wallisern den Lauch, den Schotten die Distel zum Abzeichen. Die Anhänger der Stuarts trugen einen Eichenzweig, weil sich Karl II. nach der Schlacht bei Worcester auf einer Eiche verborgen hatte. In Schweden unterschieden sich zwei große politische Parteien durch Mützen und Hüte. In Frankreich war seit 1789 die Trikolore das Zeichen der Progressisten, die weiße Farbe das der Royalisten. 1815 war das Veilchen Zeichen der Bonapartisten. In Deutschland wurde nach 1815 das Schwarzrothgold das Abzeichen der Burschenschaft und mit dieser geächtet und verfolgt, 1848 vom Bunde zur Reichsfarbe erklärt, 1849 aber wieder außer Gebrauch gesetzt. Auch die Tracht, der Schnitt des Haares, des Bartes ꝛc. haben vielfach als politisches Abzeichen gedient. Die engl. Royalisten des 17. Jahrh. trugen Locken, die republikan. Puritaner schoren ihr Haar (Rundköpfe) kurz. Die Burschenschafter trugen langes Haar und altdeutschen Rock; auch die Carbonarimäntel, Kalabreserhüte ꝛc. gehören hierher. Die bestimmtesten politischen Abzeichen sind aber immer Bänder, Schleifen, Kokarden.

Abzugsgeld, s. Abschoß.

A. c., Abbreviatur, s. v. w. anni currentis, des laufenden Jahres.

Acacia *Willd.* (Akazie), Pflanzengattung der

Mimoseen, meist dornige Bäume oder Sträucher mit kleinen, meist gelben Blüten und vielsamigen, in 2 Klappen aufspringenden Hülsen ohne Querscheidewände. Die Arten lassen sich in 4 Unterabtheilungen ordnen, je nachdem sie paarig-gefiederte, oder doppeltgefiederte Blätter und Blüten in Aehren, oder ebensolche Blätter, aber Blüten in Köpfchen, oder endlich blattförmig erweiterte perpendikulär mit der Scheibe gerichtete Blattstiele (Phyllodien), die meist nur in der Jugend Blättchen tragen, haben. Aus der ersten Abtheilung sind hervorzuheben: A. Ehrenbergiana *Hayne* (Seghah), ein ziemlich niedriger, stark bedornter Strauch mit feinfilzigen seegrünen Blättern, gelben Blütenköpfchen und linealen, gedreht gebogenen Hülsen, am oberen Nil, liefert Gummiarabicum. Von A. gummifera *W.* (Talhahbaum), mit abstehenden Aesten, vielfach gebogenen Zweigen, scharfen Dornen, kurzen Blättern, kurzen, weißen Blütenähren und 13 Centimeter langen, sichelförmigen Hülsen mit 5 Körnern, bei Chartum und in Marokko, stammt ein schlechtes Gummi. Zur zweiten Abtheilung gehören: A. Catechu *W.* (s. Tafel »Färberpflanzen«), ein großer, aber sehr unregelmäßig wachsender Baum mit brauner, rissiger Rinde, kurz bedornten Aesten, bis 30 Centim. langen Blättern mit feinbehaarten Blättchen und flachen, lanzettlichen, braunen, gestreiften Hülsen mit je 5—9 platten Körnern, wächst in vielen Gegenden Indiens, besonders auf den Gebirgen von Koromandel, auf Ceylon, in Bengalen und in Pegu, wo man aus dem gekochten Holze Katechu (s. d.) gewinnt; A. albida *Del.*, ein schöner Baum mit weißer, glänzender Rinde, seegrünen Blättern und lineal-sichelförmigen Hülsen, der aber kein Gummi gibt, in Oberägypten; A. Verek *Guil. Per.*, ein nur bis 6 Met. hoher Baum mit 16 Centim. dickem, aschgrauem Stamm, gesperrten Zweigen mit schwarzen Dornen, kahlen Blättern, weißgelben Blüten und linealen, auf beiden Seiten spitzzulaufenden Hülsen, häufig am Senegal und in den angrenzenden Gegenden, wo er ganze Wälder bildet, liefert, wie auch A. Adansonii *Guil Per.*, das Senegalgummi. Aus der dritten Abtheilung ist vornehmlich A. arabica *W.* (A. nilotica *Del.*, Sant, Sont, Shont) hervorzuheben, ein hoher Baum mit gekrümmtem, braunrindigem Stamme, feinbehaarten Aesten, Blatt- und Blütenstielen, weißgrauen Dornen, citronengelben, angenehm duftenden Blütenköpfen, filzigen, langzugespitzten Hülsen u. braunen Samen, in Aegypten, besonders aber in Kordofan und Sennar, und ganze Wälder bildend in Abessinien, auch in Asien bis Ostindien. Das herausfließende Gummi kommt als Gummi arabicum in den Handel und dient den Hindu als Speise, die Rinde zum Gerben und als zusammenziehendes Arzneimittel; auch die Früchte werden als Neb-Neb zum Gerben benutzt. Ferner gehören hierher: A. tortilis *Hayne*, mit weiter ästiger, einen Schirm bildender Krone, der eigentliche Seyal, in Aegypten und Arabien, mit kahlen, gedrehten Hülsen, und A. Seyal *Del.*, mit kahlen, lineal-sichelförmigen Hülsen, in Dongola, Nubien und am Senegal, welche ebenfalls Gummi arabicum liefern. Endlich sind aus dieser Abtheilung als Zierbäume, die sich in Italien und Spanien häufig angepflanzt finden, zu erwähnen: A. Farnesiana *W.*, ein etwa 6 Met. hoher Baum mit schwärzlicher Rinde und gekrümmten Aesten, überaus fein zertheilten Blättern und meist zu 2 stehenden, ungleich langgestielten, gelben, wohlriechenden Blüten, von den Antillen stammend, in den Blüten und Hülsen einen heilsamen Thee liefernd; und A. Julibrissin *W.*, ein glattrindiger Baum ohne Dornen, mit in Rispen stehenden Blütenköpfchen, unten mit weißen, oben mit rosarothen Staubfäden, in den Blüten schweißtreibenden Thee liefernd. Die der vierten Abtheilung angehörigen Arten sind der austral. Flora eigenthümlich und bewirken in den dortigen Wäldern das von den Reisenden gerühmte feenhafte Halbdunkel. Viele liefern brauchbares Gummi; viele werden auch in Gärten und Kalthäusern kultivirt; A. armata *R. B.*, mit Phyllodien, und A. lophanta *W.*, mit gefiederten Blättern, beide aus Australien, sind beliebte Zimmerpflanzen. Vgl. B. Seemann, Die in Europa eingeführten Akazien (Hannov. 1852).

Akazienbaum, unechte Akazie, Schotendorn, s. Robinia.

Acajou (spr. -schu), Pflanzengattung, s. Anacardium. Acajouholz, das Holz von Anacardium occidentale (weißes Mahagoniholz) und ein dem Mahagoniholz sehr ähnliches Holz aus Senegambien von unbekannter Abstammung (Cailcedraholz); in Frankreich s. v. w. Mahagoniholz. Ueber Acajounüsse, Acajouharz s. Anacardium.

Acalephae, s. v. w. Medusen.

A calvo ad calvum, lat. Sprichwort: »Vom Kahlen bis zum Kahlen«, d. i. völlig; unser: Mit Stumpf und Stiel.

Acalyphaceen, Unterfamilie der Euphorbiaceen.

Acanthaceen (Acanthusgewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Labiatifloren, Kräuter, Halbsträucher und Sträucher mit gegenständigen oder wirteligen, nebenblattlosen, ganzen Blättern und ähren-, trauben- oder büschelständigen, seltener einzelnen, zwitterigen, bisweilen ansehnlichen Blüten. Diese sind meist unregelmäßig, mit vier- oder fünftheiligem Kelche und zweilippiger Blumenkrone. Von den 5 der Blumenröhre eingefügten Staubgefäßen schlägt das hintere fehl; die zwei vorderen, welche kürzer als die anderen sind, werden bisweilen auch unterdrückt und die Blüten dadurch zweimännig. Der oberständige Fruchtknoten ist von einem hintern und vordern Karpelle gebildet und zweifächerig, mit 2 oder mehreren amphitropen Samenknospen in jedem Fache; der einfache fadenförmige Griffel trägt eine ganze oder zweispaltige Narbe. Die häutige oder lederartige, zweifächerige Kapsel springt elastisch mit 2 Klappen auf, die in ihrer Mitte die Scheidewände tragen. Die Samen haben kein Endosperm, und einen meist gekrümmten Keimling. — Die gegen 100 Gattungen und ca. 600 meist in den tropischen und subtropischen Zonen einheimische Arten umfassende Familie enthält einige unbedeutende Arznei- und Färbepflanzen, die in Europa keine Anwendung finden.

Acanthia lectularia, Bettwanze.

Acanthopterygii, Stachelflosser, s. Fische.

Acanthus *L.* (Bärenklau), Pflanzengattung aus der Familie der Acanthaceen, kraut-, halbstrauch- und strauchartige Pflanzen mit gegenständigen, selten wirteligen, einfachen, ganzen, selten gelappten, nebenblattlosen Blättern und zwitterigen, unregelmäßigen, winkel- oder gipfelständigen, ährigen, traubigen, büscheligen, rispigen, selten einzeln stehenden Blüten. A. mollis *L.* (weiche oder echte Bärenklau), hat einen aufrechten, 0,63—1 Met. hohen, stielrunden, kahlen oder flaumi-

gen, einfachen, blattlosen oder unter der Aehre einige kleinere Blätter tragenden Stengel. Die grundständigen Blätter sind 30—45 Centim. lang, gestielt, tief fiederspaltig, mit länglich-eirunden, spitzen, buchtig-gezähnten Zipfeln, am Rande und auf den Nerven von kurzen, fast angedrückten Borsten schärflich; die oberen Stengelblätter sind kammförmig-fiederspaltig, mit schmalen, etwas gezähnten, stachelspitzigen Zipfeln. Die Blüten bilden eine gipfelständige Aehre, sind 5 Centim. lang, weiß, ins Gelbliche spielend, am unteren knorpeligen Theile und besonders am Schlunde zottig; die Kapsel, fast 3 Centim. lang, ist röthlichbraun, glänzend. Diese Pflanze findet sich namentlich in Italien und war schon bei den alten Römern wegen ihres schönen gewundenen Baues und ihrer großen weißen Blüten eine beliebte Zierpflanze; ihre schön gezeichneten Blätter fanden in stilisirter Form (Fig. a von vorn, b von der Seite) auch in der Kunst, an den Kapitälen der korinth. u. röm. Säulen, an den Konsolen der römischen Kunst und Renaissance, sowie an den Ornamenten ihrer Friese und Gesimse vielfache Anwendung. Bei den mittelalterlichen Ornamenten dienten mehr die kleineren, weniger schönen Blätter der südeuropäischen *A. spinosa L.* zum Muster. Früher waren Blätter und Wurzeln als *Branca ursina* officinell. Das Acanthusholz, aus welchem die Alten Statuen verfertigten, war wohl von der *Acacia vera* und *A. arabica* oder einem andern stachlichten Baume genommen.



Acanthusblatt.

A capella (alla capella, ital.), im Kapell- oder Kirchenstil, heißt in der alten ital. Kirchenmusik der strenge oder gebundene Satz für Vokalstimmen, entweder ohne alle Instrumentalbegleitung, oder nur in einfachen Unisonoverdoppelungen von Instrumenten begleitet; jetzt ein beliebiger, nur von Sängern (ohne Instrumente) ausgeführter Satz.

A capĭte usque ad calcem, lat. Sprichwort: »Vom Kopfe bis zur Sohle«, d. i. ganz ausführlich.

A capriccio (ital., spr. -pritscho), musikal. Vortragsbezeichnung, s. v. w. nach Laune oder Willkür des Ausführenden, gewöhnlich bei Kadenzen angewendet, deren Tempo und Vortrag dem Belieben des Spielers überlassen wird.

Acapulco, Seestadt im mexikan. Staate Guerrero, südwestlich von Mexiko, in einem Kessel am Stillen Meere gelegen, ist schlecht und winkelig gebaut, hat aber einen der herrlichsten und sichersten Häfen der Welt, in welchem reichlich 500 Schiffe sicher vor Anker liegen und bis dicht ans Ufer fahren können. In der Nähe liegt das Fort San Carlos, das mit 60 Geschützen ausgerüstet werden kann. Das Klima ist sehr heiß und im höchsten Grade ungesund; auch wurde die Stadt, kleinerer Erdstöße zu geschweigen, von 2 bedeutenden Erdbeben (1799 und 1837) heimgesucht, die sie fast vollständig zerstörten. Die Zahl der Einwohner (meist indian. Mischlinge) beträgt jetzt 4—5000. A. hatte seine Glanzzeit unter der span. Regierung, als es (seit 1572) den Handel des span. Mutterlandes mit den Philippinen vermittelte. Von dort segelte alljährlich eine königliche Gallione mit ostind. Seiden- und Baumwollenstoffen, Spezereien, Porzellan und chinesischen Kurzwaaren nach A., wo nach Ankunft derselben eine große Messe stattfand; 4 Monate später kehrte dann das Schiff, mit Silber (oft im Betrag von 10—11 Millionen) beladen, nach Manila zurück. Unter der Republik verlor A. seine Bedeutung mehr und mehr, bis ihm neuerdings die Entdeckung der Goldfelder Kaliforniens frisches Leben zuführte. Seit dieser Zeit hat es sich wieder dergestalt gehoben, daß es gegenwärtig der wichtigste Hafen Mexiko's ist und sich des lebhaftesten Passagierverkehrs erfreut.

Acărus, Milbengattung, s. Milben.

Acc., Abbreviatur, s. v. w. accepi, ich habe erhalten oder acceptirt, angenommen.

Accabusare (neulat., von ungewisser Ableitung), im Mittelalter in Deutschland, England ꝛc. übliche Strafe für Kuppler, Prostituirte ꝛc., wobei der Delinquent in einem Korbe oder Käfig mehrmals im Wasser untergetaucht wurde.

Acca Larentia, röm. Frau, nach einigen Gattin des reichen Carutius (Tarutius), die bei ihrem Tode ihr Vermögen dem röm. Volke oder nach andern dem Romulus vermachte, wofür Ancus ihr zu Ehren das Fest der Larentinalia (oder Accalia) anordnete, an dem ihr neben den Pontifices der Flamen Quirinalis opferte. Nach andern ist A. die Gattin des Faustulus und Amme des Romulus. Plutarch scheidet beide Personen. Nach einer Angabe bei Aulus Gellius und Plinius sollen sich die 12 Söhne der A. Fratres arvales genannt haben und daher das Kollegium der »Arvalischen Brüder«, deren Abzeichen ein Aehrenkranz und die wollene Binde war, entstanden sein. Dies führt auf einen Zusammenhang jener Mythe mit der Verehrung der ländlichen Laren, womit der Name und die Zeit des Festes (23. Dec., auf welchen am 24. ein Fest der Laren folgte) übereinstimmen. Zugleich scheint nicht unwichtig, den überall (auch darin daß, nachdem einer der 12 eigenen Söhne ihr gestorben, Romulus zu den 11 adoptirt worden sein soll) hervortretenden Zusammenhang dieser mythischen Persönlichkeit mit Roms Gründer (auch mit Herkules als schöpferischem, segnendem Genius der römischen Stadtflur) hervorzuheben. Nach alledem scheint diese »Mama« Larentia die märchenhaft ausgebildete Seite der Dea Dia gewesen zu sein, innig verwandt, ja identisch mit Tellus (Land), Ops (Fruchtfülle) und Ceres (Schöpferin).

Accapareur (franz., spr. -öhr), ein Aufkäufer, welcher die Vorräthe bestimmter Güter zusammenkauft, um den Preis nach Willkür bestimmen zu können. Vgl. Wucher.

Accēdo (lat.), ich trete bei, stimme bei; accediren, beitreten, beistimmen.

Acceleration (v. lat. celer, schnell), Beschleunigung, in der Mechanik die Stärke oder Größe der Veränderung in der Geschwindigkeit eines Körpers, die entweder positiv (Beschleunigung), oder negativ (Verzögerung) sein kann, je nachdem eine Zu- oder Abnahme der Geschwindigkeit statt hat. Bei der gleichförmig veränderten Bewegung ist die A. unveränderlich; es läßt sich daher auch dieselbe durch diejenige Zu- oder Abnahme an Geschwindigkeit messen, welche im Laufe einer Zeitsekunde stattfindet. Bei jeder anderen Bewegung hingegen ist daß Maß der A. diejenige Zu- oder Abnahme an Geschwindigkeit, welche ein Körper erhalten würde, wenn von dem Augenblicke an, für welchen man A.

angeben will, dieselbe ihre Veränderlichkeit verlöre, die Bewegung also in eine gleichförmig veränderte überginge. Gewöhnlich nennt man dieses Maß — den Zuwachs an Geschwindigkeit in der Zeitsekunde — die A. oder Beschleunigung. A. findet bloß unter dem Einfluß einer auf einen Körper fortdauernd einwirkenden Kraft statt. Hört die Kraft auf zu wirken, so bewegt sich der Körper mit gleichförmiger Geschwindigkeit weiter — bis ins Unendliche, wenn er nicht durch äußere Widerstände zur Ruhe gebracht wird. Eine Kanonenkugel erhält nur so lange Beschleunigung, als sie sich noch im Laufe der Kanone unter der Einwirkung des explodirenden Pulvers befindet. Sobald sie den Lauf verlassen hat, bewegt sie sich mit abnehmender Geschwindigkeit weiter. Ein Körper hingegen, welcher frei fällt, ist unausgesetzt der gleichmäßigen Wirkung der Schwere unterworfen; jeden Augenblick erhält er einen neuen, gleich großen Zuwachs an Geschwindigkeit, seine A. ist also fortdauernd, aber unverändert. Wie die Versuche an der Fallmaschine (s. d.) und am Pendel (s. d.) herausgestellt haben, beträgt die A. der Schwere 9,81 Met., d. h. es würde sich ein Körper, nachdem er eine Sekunde frei gefallen ist und nunmehr der Einwirkung der Schwere entzogen wird, mit einer gleichförmigen Geschwindigkeit von 9,81 Met. in der Sekunde weiter bewegen. Da die Größe der A. im Verhältnis zur Kraft steht, welche sie hervorruft, so kann dieselbe auch als Maß für die Kraft selbst dienen, denn wir erhalten Kunde von der Existenz von Kräften bloß durch die Wirkungen, die sie hervorbringen. Diese Wirkungen bestehen aber immer in Bewegungen materieller Theile. Daß die Schwere auf der Erdoberfläche nicht überall völlig gleichmäßig wirkt, hat man aus der veränderten A. erfahren. Dieselbe ist an den Polen, wo die Erde abgeplattet ist, größer als am Aequator; auf sehr hohen Bergen kleiner, als am Meere, ꝛc. Doch sind die Unterschiede nicht sehr bedeutend. Im praktischen Leben, wo die A. der Schwere eine so hohe Bedeutung erlangt hat, insofern auf dieses einheitliche Maß die Bestimmung aller übrigen Kräfte zurückgeführt wird, z. B. bei der Berechnung der Leistung von Maschinen ꝛc., kann man deshalb diese Differenzen füglich übersehen. Ueber die A. des Mondes s. Mond. A. der Fixsterne nennt man den Unterschied zwischen dem Sterntage und dem mittleren Sonnentage, der ungefähr 3 Minuten 56½ Sekunden Sternzeit beträgt, um welche der Sonnentag länger ist. Accelerándo (ital., spr. atsch-), mit zunehmender Geschwindigkeit; accelerīren (lat. accelerāre), beschleunigen.

Accendiren (lat.), an-, entzünden; anreizen; accendībel, brennbar.

Accent, in der Grammatik die abgemessene Hervorhebung der Wortsilben. Das lat. accentus (d. i. begleitender Gesang) vertritt das prosodīa der Griechen. Diese meinten damit zunächst alles, was, die mündliche Rede einigermaßen in ihrer Erscheinung dem Auge wiederzugeben, in der Schrift außer den Buchstaben bezeichnen helfen muß: Betonungszeichen, Spiritus, Satzzeichen. Auch bei den Hebräern erscheinen Tonzeichen und Satzzeichen in innigem Verbande; daher die »40 Accente« der Nationalgrammatik. Schon die späteren Griechen selbst nahmen indessen ihr prosodīa, und nach ihnen die Römer ihren accentus nur als Betonung und deren Zeichen. Bei uns dagegen ist das Wort A. in dem zu Anfang angegebenen buchstäblichen Sinne ebenfalls noch gebräuchlich. Wenn z. B. Gellert sich »so einen singenden, gebirgischen Ton« zuspricht, so ist bei uns jetzt für Ton in diesem Sinn der Ausdruck A. das Gebräuchlichere, wie ja umgekehrt schon das griech. tónos (eigentlich Spannung der Saite) ganz besonders von dem gebraucht ward, was in den griech. und lat. Sprachlehren bei uns gewöhnlich A. heißt. Kein Wunder, daß auch die verschiedenen Accente oder Töne, die den und jenen Selbstlaut eines Wortes trafen, musikalische Benennungen erhielten, sie selbst u. mit ihnen ihre Bezeichnung in der Schrift. Man unterschied insgemein prosodīa oxeia (Hochton) und prosodīa bareia (Tiefton), was die Römer accentus acutus u. accentus gravis übersetzten. Für uns ist dies nicht ausreichend. Wir würden lieber dreifach: Hoch- oder Hauptton, Tief- oder Nebenton und Tonlosigkeit des Selbstlautes unterscheiden; denn wenn auch der A. neben und in dem Triebe, das Wort als Einheit im Satz zu individualisiren, auch dies verfolgt, die Silben eines Wortes eben zu einem Ganzen zusammenzuschließen (aus jenem folgt, daß auch einsilbige Wörter ihren A. haben [s. unten], aus diesem, daß Ein Selbstlaut eines Wortes vor allen anderen betont ist): so brauchen wir doch nicht zu Bildungen wie sanskr. ábubodhishīmahi (»wir wünschten zu wissen«: Hauptton auf der siebentletzten Silbe) zu greifen, um die Nothwendigkeit zu fühlen, außer dem Hauptton noch Nebentöne und tonlose Selbstlaute zu unterscheiden. Auch wenn wir nur Wörter wie »Ostermorgensonnenschein« genau hören, reichen wir mit einer Zweitheilung der Selbstlaute in Bezug auf Betonung nicht aus; ebenso ist anerkannt, daß im Englischen Schärfungen der Selbstlaute (Positionslänge der Silben) in vielsilbigen Wörtern an mehrere Accente geknüpft erscheinen (Haupt- und Nebenaccente), und nur tonlose Silben Dehnung des Selbstlauts haben. Endlich wenn die indischen Gelehrten in einzelnen Fällen Einem Worte mehrere Haupttöne geben, so urtheilen wir, dies widerspreche dem oben angegebenen Wesen des Accents; im Munde des Volks werden diese mehreren »Haupttöne« gleichen Ranges nicht gewesen sein. Ein drittes Accentzeichen haben freilich Inder (svarita) wie Griechen (pr. perispomene lat. a. circumflexus). Beide entsprechen einander ungefähr und haben vor allem das gemein, daß sie nicht eine dritte Tonstufe bezeichnen, sondern eine Vereinigung der beiden erwähnten in der Weise, daß bei den Griechen die erste Mora (Zeitdauer eines kurzen Selbstlautes, was in der griech. u. lat. Grammatik gewöhnlich für die halbe eines langen gilt), bei den Indern die erste Halbmora den Hochton, der Rest des Selbstlauts den Tiefton hat. Aehnliche Vereinigung verschiedener Töne auf einen Selbstlaut finden sich im Litauischen und Chinesischen. Die drei Accentzeichen sind ein indisches u über dem Selbstlaut (udātta, d. i. erhoben), eine horizontale Linie unter demselben (anudātta, d. i. unerhoben) und eine senkrechte über ihm (svarita); bei den Griechen ′ über dem Selbstlaut (Akut), ‵ (Gravis), ^ oder ~ (Circumflex). Von den beiden letzten Zeichen deutet ersteres die Vereinigung der beiden Töne an, letzteres, eine Verschnörkelung davon, war in eben dieser Eigenschaft Ursache des Namens (herumgezogen, gewunden), während der Sanskritname (svarita, d. i. tonreich) von dem Bezeichneten ausgeht. Wie bedeutend der A. einsilbiger Wörter werden mag, zeigt recht das Chinesische. Der ganze Wortvorrath dieser Sprache würde sich (für

das Ohr wenigstens) auf 450 Silben beschränken, wenn nicht durch eine Art gesangähnlicher Betonung, in der man 5 Arten unterscheidet, gesorgt würde, einigermaßen die so vielfach verschiedenen Bedeutungen bemerklich zu machen. Eine ähnliche Anwendung des Accents, jedoch nicht in einsilbigen Wörtern, sehen wir im Englischen, wo besonders Redetheile durch den A. unterschieden werden. Daß dergleichen dem eigentlichen Wesen des Accents fremd, ergibt sich aus Obigem. — Aus der Geschichte des Accents ist zweierlei hervorzuheben. Vergleicht man die alten mit den neuen Sprachen (wie z. B. Sanskrit mit Deutsch), die alterthümlicheren und in Wortschatz, Wortbildung und Beugung noch reicheren Sprachen mit den vorgerückteren und in diesen Beziehungen verarmten (wie z. B. Griechisch mit Latein, und dies wieder mit seinen Töchtern, den roman. Sprachen; das Russische und Litauische mit dem Polnischen und Böhmischen, das Arabische mit dem Hebräischen), so bemerkt man eine im Verlauf der Zeit zunehmende Beschränkung des Accents auf die letzten Silben, ja zum Theil auf die letzte oder vorletzte (beim Böhmischen auf die Anfangssilbe) des Wortes. Das führt zu einer Eintönigkeit, die dem Wesen des Accents zuwiderläuft. Die Sprache unserer westlichen Nachbarn sehen wir einigermaßen dieser Eintönigkeit erliegen, indem der Wortaccent erstirbt und einer Art Satzaccent (der die letzte oder vorletzte Silbe des Satzes trifft, unserem Frageton vergleichbar) weicht; einigermaßen aber kämpft sie gegen diese Eintönigkeit an, indem sie die Nebentöne mehr zur Geltung bringt, ja sie gelegentlich die Haupttöne überwiegen läßt. Solcher Eintönigkeit zu entgehen, hat das Deutsche einen für das »Volk von Denkern« bezeichnenden Weg eingeschlagen: wir betonen die Wurzelsilbe oder -silben eines jeden Wortes. So hat zwar auch bei uns der A. die alte musikal. Freiheit eingebüßt; aber die Gebundenheit, der er hier verfiel, ist nicht eine mechanische, sondern eine logische. Die Mischsprache der Engländer zeigt sich gerade hier als eine im Grunde deutsche, da die reindeutschen Wörter ausnahmsloser als selbst bei uns die Wurzel betonen und auch die nur der Endung nach roman. Wörter diesem deutschen A. treu bleiben. Das andere, wodurch eine Scheidung zwischen Antik und Modern (namentlich Alt- und Mittelhochdeutsch gegen Neuhochdeutsch, Altgriechisch gegen Neugriechisch, Latein gegen Romanisch) bewirkt wird, besteht darin, daß die Selbständigkeit der Quantität oder Zeitdauer der Silben in den neueren Gestalten dieser Sprachen aufhört. Der Hauptton ist jetzt stets von Positionslänge (Schärfung) oder Naturlänge (Dehnung) begleitet: so neuhochd. die Schăm, noch mittelhochd. diu schăm; althochd. tăkā, neuhochd. Tāgĕ. Kein Wunder, wenn nun die alten Accentzeichen, z. B. im Französischen und anderen roman. Sprachen, im Keltischen, Magyarischen, zu reinen Zeichen der Zeitdauer (Positions- und Naturlänge) werden.

Der musikalische A. ist die Betonung, mit welcher sowohl einzelne Töne, als auch besondere Stellen beim Vortrage hervorgehoben werden. Hinsichtlich der äußeren oder inneren Ursachen, auf denen sie beruhen, kann man die musikalischen Accente eintheilen in grammatikale und ästhetische. Der grammatikale A. ruht stets auf jedem ersten Takttheile; doch haben längere Taktarten mehrere minder bedeutende Nebenaccente. Der grammatikale A. darf nie stärker hervortreten, als das Verständnis des musikalischen Gedankens und seines rhythmischen Geschlechts erfordert, worin er sich von dem rhythmischen A. unterscheidet, welcher einzelne Noten stärker und von jener Unterordnung unabhängiger hervorhebt. Der ästhetische A. bezieht sich auf die Hebung und Senkung der Silben und Töne, beschränkt sich nicht auf bestimmte Takttheile und macht beim Vortrag eines Tonstücks den Sinn desselben faßlicher. Außerdem kann man noch einen leidenschaftlichen oder pathetischen A. annehmen, durch welchen das Tonstück weitere genauere Schattirungen empfängt. Die Vokalmusik ist vermöge des untergelegten Wortes am fähigsten, eine richtige Accentuation zur Erscheinung zu bringen. Der oratorische oder deklamatorische A., das Hervorheben eines einzelnen Wortes im Satze oder eines ganzen Satzgliedes aus einer Periode, wird zwar im ganzen stets mit dem grammatischen übereinstimmen, darf aber in einzelnen Fällen diese Gesetze verletzen, wenn das sonst Unbedeutende durch den Gegensatz eine hervorragende Bedeutung erlangt, z. B. er ist nicht erschossen sondern verschossen. Da in den neueren Sprachen auf dem A. allein die rhythmische Bewegung der Rede beruht, so bildet der metrische A. das wesentlichste Element des Versbaues (s. Metrik, vgl. Rhythmus).

Accentor, Vogelgattung, s. Braunelle.

Accentus ecclesiastici (lat.), die Weisen, welche der Prediger bei gesangähnlicher Verlesung der Evangelien- und Epistelabschnitte zu beobachten hat. Der Vortrag derselben geschah im ganzen in einem und demselben Tone; nur am Ende einer Periode erhielt die Weise verschiedene genau bestimmte Biegungen. Dieselben haben sich in der kathol., zum Theil und modificirt auch in der evangel. Kirche in den Antiphonien und Kollekten erhalten.

Accēpi (lat.), »ich habe empfangen«; Accepisse, das »Empfangenhaben«, Empfangschein.

Accept (lat.), die auf einen gezogenen Wechsel (Tratte) gebrachte Erklärung des Bezogenen (Trassaten), daß er den in dem Wechsel enthaltenen Zahlungsauftrag annehme. Derselbe wird dadurch jedem rechtmäßigen Inhaber des Wechsels selbständig und wechselmäßig verpflichtet. Als Form genügt nach der deutschen Wechselordnung die einfache Zeichnung des Namens, resp. der Firma auf der Vorderseite des Wechsels; üblich ist es, das A. quer über den linken Theil desselben (die Anfänge der Zeilen) zu schreiben, oft mit dem Zusatze »angenommen«, auch wohl unter Wiederholung des Fälligkeitstermins und der Summe. Die Wiederholung der Summe in Buchstaben ist in allen Fällen dem Acceptanten zu empfehlen. Beifügung des Datums der Acceptation ist nöthig bei Wechseln, welche eine gewisse Zeit nach Sicht, d. h. von der Vorzeigung (Präsentation) zur Annahme an gerechnet, fällig werden. Wird das A. verweigert oder auf einen Theil der Wechselsumme beschränkt, so kann der Präsentant Protest (s. d.) wegen Mangels vollständiger Annahme erheben lassen. Nach kaufmännischem Sprachgebrauch versteht man unter A. auch den acceptirten Wechsel. Acceptant ist der Bezogene (Trassat) oder auch der Nothadressant eines Wechsels, wenn er die im Wechsel enthaltene Aufforderung zur Zahlung mittels einer auf den Wechsel selbst zu setzenden Erklärung, z. B. »Angenommen für Thaler Fünfhundert. A. Strahl«, annimmt. Der Acceptant ist jedem Wechselinhaber gegenüber zur Zahlung der von ihm

acceptirten Summe wechselmäßig verpflichtet. Ebenso haftet er dem Trassanten gegenüber wechselmäßig. Hat er dem letzteren gegenüber — wie dies bei Bürgschaftswechseln der Fall ist — ohne vorherige Deckung (in blanco) acceptirt, so hat er zwar gegen den Trassanten Anspruch auf Deckung, kann jedoch diesen Anspruch nicht auf dem Wege des Wechselprozesses geltend machen.

Acceptation (lat.), »Annahme«, und zwar sowohl Annahme eines Versprechens, welches in der Regel erst durch dieselbe dem Versprechenden gegenüber klagbar wird, als auch Annahme eines Auftrags, bei welchem ebenfalls erst dadurch der Beauftragte seinerseits zur Ausführung verpflichtet wird, wohin namentlich die Annahme des Auftrags zur Zahlungsleistung, insbesondere beim Wechsel gehört (s. Accept), wo das Wort am häufigsten gebraucht wird. Auch ist A. Annahme einer Erklärung, eines Anerbietens bei zweiseitigen Verträgen als Ausdruck der Willensübereinstimmung, welche das Wesen des Vertrags bildet (s. Kontrakt). A. per onore (ital.), »Ehrenannahme«, die Annahme eines Wechsels (s. Accept), dessen Annahme von dem zunächst Bezogenen verweigert wird, für Rechnung (zu Ehren) eines der Wechselbetheiligten — des Ausstellers oder eines Indossanten —, in der Regel infolge einer auf dem Wechsel ausgedrückten Aufforderung von Seiten desselben, der Nothadresse (s. d.), welche den Inhaber verpflichtet, den Nothadressaten um seine Intervention anzugehen.

Acceptibilität (lat.), Annehmbarkeit.

Acceptilation (lat., Empfangseintragung), die nur im röm. Rechte vorkommende mündliche, in Stipulationsform gekleidete Quittung einer aus Stipulation entstandenen Schuld. Der Schuldner fragte den Gläubiger: acceptumne fers oder habes mihi (»hast du meine Schuld empfangen?«). Antwortete der Gläubiger darauf: acceptum ferro oder habeo (»Ja«), so war die Acceptilatio vollendet und der Schuldner von seiner Schuld liberirt. Jedoch nur bei der Stipulation konnte die Acceptilatio eine Liberatio bewirken, weil im ältern röm. Rechte die Regel galt, daß zur Auflösung einer Obligatio ein ähnliches, nur entgegengesetztes Rechtsgeschäft wie zur Begründung erforderlich sei. Um nun dieses bequeme Liberationsmittel auch bei anderen Obligationen anwenden zu können, erfand der Jurist Aquilius Gallus ein besonderes Quittungsformular (stipulatio Aquiliana), wodurch alle zu quittirenden Forderungen, welche nicht aus einer Stipulation herrührten, mittels feierlicher Worte in eine Stipulatio sich umwandeln ließen, auf welche Weise deren Aufhebung mittels Acceptilatio ermöglicht war. In der Dogmatik ist A. die von Duns Scotus und von den Arminianern vertheidigte Lehre, daß der Glaube an Christus zur Gerechtigkeit werde durch eine gütige Annahme Gottes, und nicht weil Christus eine an sich ausreichende Genugthuung geleistet habe.

Acceptiren (lat.), annehmen, namentlich einen präsentirten Wechsel.

Accepto damno januam claudere, lat. Sprichwort: »Die Thür nach erlittenem Schaden (nämlich durch Diebstahl) schließen«, entsprechend unserem: Wenn die Herren vom Rathhause kommen, sind sie am klügsten; oder: Den Brunnen zudecken, wenn das Kind ertrunken ist.

Acceptprovision, diejenige Vergütung, welche Bankhäuser dafür berechnen, daß sie Tratten, welche Geschäftsfreunde auf Grund bewilligten Kredits gezogen haben, acceptiren. Dieselbe beträgt meistens $^1/_4$ bis $^1/_3$ Proc.

Acceß (lat.), Zutritt, Zugang; Anwartschaft; insbesondere die Zulassung junger Juristen (Accessisten, Auditoren) zur praktischen Uebung bei einem Gerichte oder einem Advokaten; accessibel, zugänglich; Accession, der Hinzu-, Beitritt; Regierungsantritt; Accessist, Anwärter, einer der Anwartschaft auf eine Anstellung hat; accessorisch, hinzutretend, -kommend; beiläufig; Accessorium, Zusatz; Beiwerk.

Accession (Anwuchs oder Zuwachs), im allgemeinen alles, was zu einem Gegenstande als Zuwachs, Erweiterung hinzukommt, sodann, da der Zuwachs einer Sache gewöhnlich in untergeordnetem Verhältnisse zu der Sache steht, zu welcher er hinzukommt, die Nebensache. In dieser Bedeutung wird der Ausdruck nicht bloß von körperlichen Sachen, die einen Nebentheil einer anderen körperlichen Sache bilden, sondern auch von Forderungen, Rechtsverhältnissen, die sich nur in nebensächlicher Beziehung zu einer anderen, der Hauptforderung, denken lassen (als Zinsen, Bürgschaft, Pfandrecht), gebraucht. A. bedeutet aber auch das Hinzukommen, Zuwachsen und ist in dieser Hinsicht juristischer Kunstausdruck für eine besondere Art des Eigenthumserwerbs, welcher darin besteht, daß jemand durch das Hinzukommen einer anderen Sache als Nebensache (sogen. res accessoria) zu seiner Hauptsache (res principalis) das Eigenthum der ersteren erlangt. Dies beruht auf dem Rechtssatze, daß die Nebensache in der Regel das rechtliche Schicksal der Hauptsache theile (accessio cedit principali), tritt aber nicht bei allen Nebensachen ein, sondern, abgesehen von dem Erwerb einer Flußinsel und eines Flußbettes, nur wenn die Nebensache in physische Verbindung mit der Hauptsache gebracht und dadurch ein unselbständiger Theil derselben wird. Besonders wichtig ist dies, wenn mehrere körperliche Sachen vor ihrer Vereinigung verschiedenen Eigenthümern gehörten, in welchem Falle auch auf die Entscheidung, was im einzelnen Falle als Hauptsache und was als A. zu betrachten sei, viel ankommt. Es wird dies in der Regel davon abhängen, ob die eine Sache zu ihrer Existenz das Vorhandensein der anderen, welcher eine selbständige Natur zukommt, voraussetzt oder in der Verbindung mit derselben begrifflich oder nach wirtschaftlichen Anschauungen als untergeordnet erscheint. Es gibt sehr verschiedene Arten der Eigenthumserwerbung durch A. Es gehört dahin zunächst die Erzeugung aus einer Sache, der Fruchterwerb. Das Eigenthum der Erzeugnisse oder Früchte einer Sache fällt der Regel nach von selbst dem Eigenthümer der erzeugenden oder fruchttragenden Sache zu. Dies kann allerdings durch ein besonderes Recht eines anderen auf den Fruchtgenuß ausgeschlossen werden; dann bedarf es aber noch einer besonderen Thatsache, durch welche jener das Eigenthum der Früchte erwirbt, in der Regel der Fruchterhebung. Sodann der von außen kommende Zuwachs, zunächst bei Grundstücken durch Aenderung des Flußbettes. Das Eigenthum der durch einen öffentlichen, nicht im Privateigenthum befindlichen Fluß begrenzten Grundstücke kann eine Erweiterung erhalten dadurch, daß der Fluß sein Bett, welches als natürliche Fortsetzung jener betrachtet wird, die

ihnen nur zur Zeit durch den Fluß entzogen ist, entweder ganz verläßt (verlassenes Flußbett, alveus derelictus), oder daß sich das Bett theilweise über die Wasserfläche erhebt und eine nicht bloß schwimmende Insel bildet. Hier wächst das Eigenthum an dem freigewordenen Flußbett, beziehungsweise der Insel nach gemeinem deutschen Recht und nach den meisten neueren bürgerlichen Gesetzbüchern den Eigenthümern der anliegenden Ufer nach der Länge ihrer Grundstücke dergestalt zu, daß die von den beiderseitigen Ufern aus zu bemessende Mittellinie die Grenze bildet, bis zu welcher das Bett oder die Insel den Eigenthümern des einen und des anderen Ufers zufällt. In Sachsen fielen nach dem früheren, bis zu dem bürgerlichen Gesetzbuche von 1863—65 geltenden Rechte die in öffentlichen Flüssen entstehenden Inseln dem Staatsfiscus zu. Ferner kommt als A. die Alluvion in Betracht, d. i. das allmähliche natürliche Anschwemmen von neuem Lande an ein Grundstück, wobei das angeschwemmte Land dem Eigenthümer dieses Grundstücks zufällt, sowie die Avulsion, d. i. das gewaltsame Losreißen ganzer Stücke Landes durch ein Naturereigniß, namentlich durch die Gewalt des Wassers, und ihr Anlegen an fremdes Land, wobei aber das so angeschwemmte Land dem Eigenthümer des ersteren nur dann zugesprochen wird, wenn es mit dem Ufer verwachsen ist. Einen Entschädigungsanspruch hat in diesen Fällen der frühere Eigenthümer des Angeschwemmten in der Regel nicht. Auch die Erwerber eines verlassenen Flußbettes haben nur nach dem preuß. allgemeinen Landrechte und nach dem Code civil denjenigen, welche durch die Bildung eines neuen Flußbettes verlieren, einen gewissen Ersatz zu leisten. Eigenthümlich ist bei diesen sämmtlichen Arten der A. an Grundstücken, daß das Eigenthum an dem Landzuwachs auch nach den Gesetzgebungen, welche den Erwerb des Eigenthums an Grundstücken der Regel nach an die Voraussetzung der Eintragung in das Grundbuch knüpfen, ohne solche erworben wird. Eine weitere Art des Eigenthumserwerbs durch A. ist die Adjunktion, d. i. die künstliche Verbindung einer Sache mit einer anderen dergestalt, daß eine Trennung entweder gar nicht oder doch nicht ohne Schaden der einen oder anderen möglich ist, wie z. B. das Einweben, Anschweißen, Anlöthen, Einfassen, das Schreiben, Drucken, Malen, Photographiren auf fremdem Material, das Einpflanzen, Einsäen, Aufbauen in oder auf fremdem Boden. Als Hauptsache, deren Eigenthümer die fremde Nebensache (in der Regel ohne Rücksicht darauf, ob er selbst oder der frühere Eigenthümer der letzteren die Verbindung vorgenommen hat) erwirbt, ist bei dem Schreiben, Drucken, Malen ꝛc. die Schrift oder das Bild zu betrachten, außer wenn diese zu dem Material in untergeordnetem Verhältnisse stehen. In allen diesen Fällen hat übrigens der frühere Eigenthümer der Nebensache in der Regel einen Anspruch auf Entschädigung, wenigstens gegen den unberechtigten Urheber der A. oder den durch dieselbe bereicherten Inhaber der Hauptsache.

Den Ausdruck A. gebraucht endlich das gemeine deutsche Recht noch in der Lehre vom Besitz für den Fall, wenn derjenige, welcher eine Sache durch Verjährung (Ersitzung) erwerben will, die Besitzzeit seines Vorgängers im Besitz der Sache zu der seinigen hinzurechnen kann (accessio possessionis).

Accessionsvertrag, völkerrechtlich ein Vertrag, durch welchen eine Macht dem zwischen anderen Mächten abgeschlossenen Vertrag beitritt und somit die Vertragsverpflichtungen und Berechtigungen auch für sich erwirbt. Durch A. traten Würtemberg und Baden dem ohne sie abgeschlossenen deutschen Bundesvertrag bei. Diese Accessionsakte werden bisweilen auch mehr ehrenhalber, d. h. ohne rechtliche Wirkung und wesentlich nur in der Absicht, die zwischen fremden Mächten geschlossenen Verträge zu garantiren, eingegangen. Die Garantiepflicht erlischt durch Aufhebung des Hauptvertrages. A. ist aber auch eine Vereinbarung, durch welche die Regierung oder ein wesentlicher Theil der Regierungsrechte an einen anderen Staat übertragen wird, ohne daß ein völliges Aufgehen oder eine eigentliche Einverleibung, oder eine einfache Personalunion statt hätte. Eine solche Vereinbarung ist der zwischen Preußen und dem Fürstenthum Waldeck am 18. Juli 1867 abgeschlossene und 1. Jan. 1868 in Kraft getretene Vertrag, betreffend die Uebertragung der Verwaltung der Fürstenthümer Waldeck und Pyrmont an Preußen; s. Waldeck.

Accessit (lat., »er ist hinzugekommen«), bei Preisaufgaben zweiter oder Nebenpreis.

Accidens (lat.), eine zufällige, nicht wesentliche Eigenschaft eines Dinges. Das Wort wird in philosoph. Beziehung in doppelter Bedeutung gebraucht. Einmal ist es dem Essentiellen oder Wesentlichen entgegengesetzt u. bezeichnet alle Eigenschaften, welche einem Dinge nicht wesentlich zukommen, d. h. ohne welche das Ding nicht aufhört zu sein, was es ist. So ist beim Körper die Farbe ein A. Dann wird es der Substanz selbst entgegengesetzt, als das, was nicht sie selbst, sondern nur die Art und Weise ihres Seins, also die Quantität, Qualität, Zeit, Lage, Relation, Aktivität, Passivität und andere äußere Verhältnisse bestimmt.

Accidentalien (lat.), Zufälligkeiten, solche Eigenschaften eines Rechtsgeschäfts, welche auf das Wesen und die Gültigkeit des Hauptgeschäfts keinen Einfluß ausüben. Sie entspringen in der Regel aus besondern Verträgen und sind ebenso wohl den Substantialien (substantialia, Wesentlichkeiten), ohne die das Rechtsgeschäft nicht bestehen kann, wie den natürlichen Eigenschaften (naturalia) desselben, welche gewöhnlich vorhanden sind, aber durch Uebereinkunft der Kontrahenten abgeändert werden können, untergeordnet. Accidentiell, zufällig, außerwesentlich, was keiner bestimmten Regel unterworfen ist.

Accidenzdrucker, s. Buchdruckerkunst.

Accidenzien (lat.), s. v. w. Stolgebühren (s. d.). Dann in den Buchdruckereien auch Accidenzarbeiten, d. i. Nebenarbeiten, früher Bezeichnung aller derjenigen Arbeiten, welche gelegentlich außer dem die Hauptbeschäftigung derselben bildenden Druck von Werken (Büchern) etwa bestellt wurden. Sie waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts von sehr untergeordneter Bedeutung, haben aber mit der Entwickelung der Industrie gleichen Schritt gehalten, ja sind ihr sogar in mancher Hinsicht, veranlaßt hierzu durch die Spekulationsunternehmungen der jüngsten Zeit, vorausgeeilt. Infolge dessen bestehen jetzt viele und mitunter recht bedeutende Buchdruckereien, welche das Fach der A. allein pflegen und mit besonderer Rücksicht auf dieselben eingerichtet sind, so daß diese Arbeiten nicht mehr die Neben-, sondern die Hauptbeschäftigung bilden, wenngleich der ursprüngliche Name ver-

blieben ist. Die Art der Accidenzarbeiten ist natürlich eine sehr mannigfache, wie sie eben das vielgestaltige Geschäftsleben verlangt und mit sich bringt; sie umfassen die ganze Skala vom kleinsten einfarbigen Etikett bis zum größten buntstrahlenden Straßenanschlag, vom kürzesten Cirkular bis zum wortreichsten Rechenschaftsbericht moderner Aktiengesellschaften.

Accidenzmaschinen, früher u. zum Theil noch jetzt in Deutschland Bezeichnung einer Art kleinerer Buchdruckschnellpressen, welche durch ihre geringe Größe, leichten Gang und höchstmöglich vervollkommnetes Farbenwerk sich zur raschen, guten und billigen Herstellung von Accidenzarbeiten eignen. Die bedeutende Entwickelung der letzteren in neuerer Zeit hat jedoch zum Bau einer eigenen Gattung Schnellpressen für denselben Zweck Veranlassung gegeben, die, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zuerst geschaffen und in Gebrauch genommen, jetzt immer mehr Verbreitung findet. Diese Maschinen können vermittels eines Trittbrets (daher auch *Tretmaschinen* genannt), durch eine Kurbel mit Schwungrad oder auch durch Dampf in Bewegung gesetzt werden und fordern nur einen Mann oder auch nur einen Knaben zu ihrer Bedienung. S. *Schnellpressen*.

Accidenzpresse, eine Buchdruckerpresse kleinen Formats (s. d.), bestimmt zum Druck der Accidenzien geringeren Umfangs (etwa bis zu 40×60 Centim. Größe des bedruckten Raumes). Gebaut werden solche vorzugsweise in der mechanischen Werkstätte von Fritz Jänecke in Berlin und in der Maschinenfabrik von Albert u. Komp. in Frankenthal (Pfalz).

Accidenzschriften, s. *Schriftarten*.

Accidenzsetzer, s. *Buchdruckerkunst*.

Accipiren (lat.), empfangen.

Accipitrīnae, s. v. w. Falken.

Accise (*Ungeld*, *Impost*, *Licent*), Aufwandsteuer, welche als Aufschlag von im inländ. Verkehr befindlichen Verbrauchsgegenständen in irgend einem Momente der Erzeugung oder beim Verkaufe erhoben wird, und zwar mit dem Anheimgeben, daß sich der Verkäufer, der sie zahlen muß, in dem dem Konsumenten abgeforderten Preise schadlos halte. Den Namen leitet man verschiedenartig ab: von cisa, Einschnitt am Kerbholze, weil die frühesten Abrechnungen und namentlich die Quittungen der Geistlichen an die Bauern durch solche Einschnitte geschehen seien; vom lat. assidēre, auflegen (wovon das mittelalterliche assisia super venalibus); von einem echt deutschen Worte Ziese, Zise, Zeiße, welches s. v. w. Ungeld, d. h. außerordentliche Steuer, bedeutet, wo dann das vorgesetzte ac = ad ausdrücken soll, daß zu der Cisa oder Ziese etwas Neues hinzugekommen ist; vom holländ. Accyns, d. i. Licenz, Erlaubnis (zum Handel), wonach A. die Gebühr für Handelsfreiheit wäre. Der Sache nach ist die A. sehr alt. Schon die Römer erhoben Abgaben von Gegenständen des inländ. Gebrauchs unter dem Namen vectigal. In Spanien ward sie schon 1001 und fast zu derselben Zeit auch in Venedig erhoben, von wo sie in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland Eingang fand. Bei der damals noch sehr mangelhaften Einrichtung des Steuerwesens ward sie bald als ergiebige Geldquelle angesehen und zur Bezahlung der Heere und Beamten benutzt. Die Gegenstände, von welchen sie erhoben wurde, waren verschieden, meist nur diejenigen, welche in die Stadt gebracht und verkauft wurden; außerdem vorzüglich das Bier. Als die Landesherren häufigere Steuerverwilligungen verlangten, wurde ihnen nicht selten von den Städten die Einnahme der A. überlassen, die früher meistens in die Gemeindekasse geflossen war; doch wurden an vielen Orten dergleichen Abgaben auch zum Vortheil der Städte selbst beibehalten. Der besseren Ordnung wegen erhob man die A. bei dem Einbringen an den Thoren (*Thoraccise*). In weiterer Ausdehnung erscheint die A. in Holland gegen Ende des 16. Jahrh., wo sie unter dem Namen Accyns oder Licenz während des Kampfes mit Spanien anfangs als Gebühr für die Erlaubnis, dem Feinde gewisse Waaren zuführen zu dürfen, bald aber ohne Rücksicht darauf, ob die Waaren für Feind oder Freund bestimmt waren, erhoben wurde. Hier und ebenso in England hat die A. nach und nach die ausgedehnteste Anwendung gefunden und ist den Nationen beider Länder zu einer ihrer drückendsten Lasten geworden. Kein Lebensbedürfnis entgeht ihr, vieles ist dort auf allen Stufen der Hervorbringung und Veredelung durch die A. fünf- bis sechsmal besteuert. Seit jener Zeit gab es bald auch in Deutschland sehr ausgebildete Accisesysteme. In einigen Staaten führte man eine *Universalaccise* ein, welche von allen Dingen, die verzehrt werden oder in Verkehr kommen, anderwärts eine *Partikularaccise*, die nur von gewissen Arten von Konsumtion, oder eine *Landaccise*, die von gewissen Artikeln, welche zum Verkaufe kommen, also nicht von solchen, die der Producent selbst verbraucht, erhoben wird. Die neuere Zeit und vernünftigere Begriffe über Staatswirtschaft haben im Accisewesen vieles aufgeräumt und manches abgeschafft, was wenig eintrug, viel kostete und belästigte. In England, wo die A. (1643 während des Langen Parlaments eingeführt) allmählich so anwuchs, daß sie gegen Ende des ersten Drittels unseres Jahrhunderts beinahe die Hälfte des Staatseinkommens betrug (1829: 18,736,000 Pfd. Sterl. oder 220 Mill. Fl.), ist man in den letzten Jahrzehnten mit der Beseitigung dieser Abgabe so energisch vorgegangen, daß heutzutage nur noch 2 Artikel, Bier und Branntwein, damit belastet sind. Das *französische* Accisesystem ist sehr ausgebildet. Seine gänzliche Umgestaltung erhielt es 1804, als alle Contributions indirectes unter dem Namen Droits réunis zusammengeworfen wurden. Die gegenwärtige Einrichtung gründet sich auf das Gesetz vom 28. April 1816 und auf die 1817, 1818 und 1824 daran vorgenommenen Modifikationen. Auch in den verschiedenen Staaten des Deutschen Reiches wird diese Art der Besteuerung noch mit großer Zähigkeit festgehalten. Die verbreitetsten Accisen sind die auf Mehl, Fleisch, Wein, Bier, Branntwein. Aber auch die Rübensteuer, die neuregulirte Salzsteuer, ja vielleicht selbst die in der Form einer vom Tabaksbaulande erhobenen Abgabe auftretende Tabakssteuer mag man als eine A. auffassen, während die noch in vielen Staaten des Reichs bestehende *Liegenschaftsaccise*, d. i. eine bei der Veräußerung von Grundstücken fällige Abgabe, nur dem Namen nach in diese Kategorie von Aufschlägen gehört. Die in preußischen Städten als zugleich Staats- und Kommunalabgabe eingeführte Mahl- und Schlachtsteuer scheint erst jetzt der Opposition, welche seit langen Jahren gegen diese verderbliche Art der Besteuerung erhoben worden ist, erliegen

zu sollen. Einige der im früheren Zollvereins-, jetzt Reichsgebiete, erhobenen Accisen erschienen zugleich als Korrelate der für die nämlichen Artikel erhobenen Grenzzölle. Dies war insbesondere wohl anfänglich die legislativ-politische Tendenz bei Einführung der Zuckerrübensteuer, welche heutzutage freilich, nach beinahe gänzlicher Verdrängung der Einfuhr ausländischen Zuckers, eine selbständige und sehr erhebliche finanzielle Bedeutung gewonnen hat.

Zu Gunsten der A. pflegt man anzuführen, sie bedrücke niemanden, denn wer sie nicht tragen könne, vermöge sich des Verbrauches accisepflichtiger Artikel zu enthalten. Aber nur wenn sie auf Artikel des allgemeinsten Verbrauches, des nothwendigsten Bedarfes gelegt wird, verspricht die A. lohnende Erträge. Man sagt, es sei ein Vortheil der A., daß der, welcher sie zahle, sie im Moment der Zahlung nicht merke. Das ist aber gerade ein Nachtheil dieser Steuerart. Da man sie im Moment der Zahlung nicht merkt, fehlt es in der That auch an jedem Mittel der Kontrolle der eigenen Belastung. Führt man zu Gunsten der A. an, daß sie das einzige Mittel sei, die ärmeren Klassen der Bevölkerung zur Mittragung der Steuerlast heranzuziehen, so wird die Gegenfrage erlaubt sein, warum denn diese ärmeren Klassen, welche die A. doch aus ihrem Einkommen bezahlen müssen, nicht durch die direkte Einkommenbesteuerung zur Mittragung jener Last sollen herbeigezogen werden können, zumal sie dann, um der Staatskasse die gleiche Einnahme zu verschaffen, thatsächlich viel geringer belastet zu werden brauchten. Denn überaus kostspielig im Vergleiche mit den Schatzungen ist die A. auch. Ganz zu geschweigen, daß sie zu vielfachen Hinterziehungen reizt, daß sie einen überaus lästigen und verkehrshemmenden Erhebungs- und Kontrolleapparat erheischt. Ueber die für kommunale Finanzzwecke erhobene A., welche man als »Octroi« zu bezeichnen pflegt, s. diesen Artikel. Uebrigens vgl. v. Malchus, Handbuch der Finanzwissenschaft (Stuttg. 1830); Hoffmann, Die Lehre von den Steuern (Berl. 1840); Rau, Grundzüge der Finanzwissenschaft (6. Aufl., Leipz. 1872); E. Pfeiffer, Die Staatseinnahmen (Stuttg. 1866).

Accolti, Bernardo, ital. Dichter, von seinen Zeitgenossen als l'unico Aretino (d. i. der Einzige von Arezzo) bezeichnet, stammte aus der berühmten toskan.-aretin. Familie der A. und ward als Sohn des Benedetto A., damaligen Kanzlers der Republik Florenz, 1465 geboren. Er erhob sich zwar als Dichter nicht über den Zeitgeschmack, zeichnete sich aber durch eine glänzende Art der Improvisation aus, gewann die Gunst Leo's X. und durch ihn hohe Aemter in Rom. Auch im Drama versuchte er sich. Er starb als apostol. Schreiber 1535. Seine Werke wurden seit der ersten Sammlung (Florenz 1513) bis 1535 mehrfach gedruckt, dann aber mehr als billig vergessen. Das Beste darunter sind seine »Strambotti«, lyrische Epigramme nach Art der griech. und röm., in die Form einer Ottave gefaßt.

Accompagnement (franz., spr. -panj'mang), Begleitung, besonders musikalische.

Accouchement (franz., spr. akusch'mang), s. Geburtshülfe.

Accrescendi jus (lat.), s. Akkrescenzrecht.

Accursius, Franciscus, berühmter ital. Rechtsgelehrter, einer der sogen. Glossatoren, Schüler des Azo, geb. um 1180, lehrte seit 1221 zu Bologna, starb zwischen 1259 und 1263, Autor der sogen. Glossa ordinaria (s. Glosse), welche sich auf die Arbeiten der früheren Glossatoren gründet. Auch seine 3 Söhne waren berühmte Juristen.

Acephăla, s. Mollusken.

Acephalie (Akephalie, v. griech. akephalos, kopflos), richtiger Anencephalie, d. h. Mangel des Gehirns; s. Mißbildungen.

Acer, s. v. w. Ahorn.

Acerbi (spr. atschérbi), Giuseppe, ital. Reisender, geb. 3. Mai 1773 zu Castel Goffredo bei Mantua, war der erste Italiener, der auf einer 1798 unternommenen Reise durch Skandinavien und Lappland bis ans Nordkap vordrang, welche Reise er während eines Aufenthalts in England in engl. Sprache beschrieb (Lond. 1802, 2 Bde.; deutsch von Weiland, Berl. 1803). Zu der von ihm 1816 in Mailand begründeten »Biblioteca italiana« lieferte er nach seiner Ernennung zum österreich. Generalkonsul in Aegypten (1826) werthvolle Beiträge über dieses Land. Er benutzte seinen zehnjährigen Aufenthalt daselbst zu Reisen durch Unter- und Mittelägypten, nach Fayum, dem Rothen Meere und selbst nach Asien, sowie zur Anlegung reicher Naturaliensammlungen, womit er die Museen zu Mailand, Pavia, Padua und Wien bereicherte. Er starb in seinem Geburtsort 29. Aug. 1846.

Acerbiren (lat.), erbittern, entrüsten; Acerbation, Erbitterung, Entrüstung.

Acerīna, Fischgattung, s. Kaulbarsch.

Acerineen (Ahorngewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Aesculinen, baumartige Holzgewächse mit meist wässerigem Milchsafte, gegenständigen, gestielten, meist einfachen, handförmig gelappten und handnervigen Blättern ohne Nebenblätter. Die Blüten stehen in Trauben oder Doldentrauben, sind zwitterig oder durch Fehlschlagen eingeschlechtig und dann oft polygam, regelmäßig. Der Kelch besteht aus 4 oder 5 Blättern; die 4 oder 5 Blumenblätter und die 4—12, meist 8 Staubgefäße sind auf einer stark entwickelten Honig absondernden Scheibe eingefügt, welche den oberständigen Fruchtknoten am Grunde umgibt. Letzterer ist zweifächerig, aus 2 der Blütenare angewachsenen Karpellen gebildet, mit 2 hängenden amphitropen Samenknospen in jedem Fache, und einem in 2 fadenförmige Narben getheilten Griffel. Die Frucht zerfällt, den Fächern des Fruchtknotens entsprechend, in 2 auf dem Rücken geflügelte, meist einsamige Nüßchen, die sich von einer stehenbleibenden Mittelsäule ablösen. Der endospermlose Same enthält einen gekrümmten Keimling mit unregelmäßig zusammengefalteten Samenlappen. Die meisten Arten gehören in die Gattung Acer (Ahorn), und sie sind alle in der nördlichen gemäßigten Zone, in Europa und vorzugsweise in Amerika einheimisch. Sie nützen hauptsächlich durch ihr hartes, weißes Holz; in Amerika gewinnt man aus ihrem reichlichen Frühlingssafte Zucker. Von vorweltlichen A. finden sich in den Tertiärschichten zahlreiche Blätterabdrücke, ferner Holz und die charakteristischen Flügelnüsse, für welche Unger die fossile Gattung Acerinium aufgestellt hat.

Acerōsae, s. v. w. Nadelhölzer.

Acerra (spr. atsch-), Stadt in der unterital. Provinz Terra di Lavoro, an der Eisenbahn von Rom nach Neapel in fruchtbarer Gegend gelegen, Bischofssitz mit 10,971 Einw. Die berühmte alte Kathe-

brale stürzte bei einem Erdbeben 1788 ein und wurde durch eine moderne (erst 1840 beendete) ersetzt. A. erhielt bereits 331 v. Chr. das röm. Bürgerrecht, wurde von Hannibal zerstört, später wieder aufgebaut und war seit Augustus röm. Kolonie.

Acerviren (lat.), häufen, anhäufen; Acervation, Anhäufung.

Acervulus cerebri, Hirnsand, s. Zirbeldrüse.

Acervus (lat.), »Haufen«, in der Logik die sophistische Weise, durch fortgesetztes Fragen nach einem aus gleichen Theilen bestehenden, relativen, nicht in feste Grenzen einzuschließenden Begriff in Verlegenheit zu setzen. Folgendes Beispiel erklärt zugleich den Namen: Man fragt, ob Ein Korn einen Haufen ausmache; Antwort: Nein. Nun fragt man, ob 2 Körner den Haufen bilden, und so fragt man weiter fort, indem man immer nur Ein Korn zusetzt, wobei am Ende herauskommen würde, daß der Unterschied eines einzigen Korns endlich einen Haufen ausmacht. Das Trügerische dieses Sophismas liegt darin, daß Haufen als relativer Begriff erst durch Gegenüberstellung eines anderen Begriffs seine Bedeutung erhält und daher nicht durch eine bestimmte Anzahl Körner bedingt ist. Vgl. Sorites.

Acetāte, essigsaure Salze.

Acetometer (Essigmesser), Apparat zur Prüfung der Stärke des Essigs oder des Essigsäuregehalts desselben, besteht in einer graduirten Glasröhre, worin der mit etwas Lackmustinktur roth gefärbte Essig mit sehr schwacher Aetzammoniakflüssigkeit so lange versetzt wird, bis die rothe Farbe eben in blau übergegangen, der Essig also neutralisirt ist; die Menge des zugesetzten Ammoniaks ergibt den Gehalt an Essigsäure in Procenten.

Acetōn (Essiggeist, Brenzessiggeist, Dimethylkohlenoxyd) C_3H_6O, chemische Verbindung, findet sich im Harn bei Zuckerharnruhr, bildet sich bei der trockenen Destillation essigsaurer Salze oder aus Essigsäuredämpfen bei Rothglut, auch bei der Destillation von Wein- oder Citronensäure, Zucker, Gummi, Stärkemehl mit Kalk. Hieraus erklärt sich sein Auftreten im rohen Holzgeist und im rohen Anilin, wenn dasselbe mittels Essigsäure und Eisen dargestellt und unter Zusatz von Kalk trocken destillirt wurde. Man erhält A. am leichtesten und fast rein durch trockene Destillation von essigsaurem Baryt. Im Destillationsgefäß bleibt kohlensaurer Baryt als Rückstand. A. bildet eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit von starkem, an Essigäther erinnernden Geruch und brennendem Geschmack. Es läßt sich mit Wasser, Alkohol und Aether in allen Verhältnissen mischen, siedet bei 56° C. und läßt sich leicht entzünden. Sein spec. Gew. beträgt 0,814. Es löst Kampher, Fette, Schießbaumwolle und scharf gedarrten Kopal. Ein Theil des letzteren gibt mit 2,8 Th. A. einen sehr schnell trocknenden Firnis, welcher das Harz in dauerhafter glasglänzender Schicht hinterläßt. Chlor erzeugt aus A. zunächst Dichloraceton $C_3H_4Cl_2O$, welches kantharidenartig auf die Haut wirkt. A. wurde als geheimer Weingeist schon von den Adepten medicinisch benutzt und findet auch jetzt noch derartige Verwendung. Vgl. Becker, Das A., der geheime Weingeist der Adepten und seine medicinische Anwendung (Mühlhausen 1867).

Acetōne (Ketone), eine Klasse chem. Verbindungen, als deren Vorbild das Aceton betrachtet werden muß. Sie entstehen bei trockener Destillation der Salze gewisser einbasischer Säuren nach folgendem Schema:

$$\underset{\text{Essigsäure}}{2CH_3.CO.OH} = \underset{\text{Aceton}}{CH_3.CO.CH_3} + \underset{\text{Kohlensäure}}{CO_2} + \underset{\text{Wasser,}}{H_2O}$$

sind meist flüchtige, aromatisch riechende Flüssigkeiten und stehen in vielen Beziehungen den Aldehyden sehr nahe. Wie diese verbinden sie sich mit saurem schwefeligsaurem Natron und liefern bei Behandlung mit Wasserstoff im Entstehungsmoment Alkohole. Aber sie liefern bei der Oxydation nicht diesen Alkoholen entsprechende Säuren, sondern solche von niederem Kohlenstoffgehalt. Ein Aceton, das Methylcaprinol, findet sich im ätherischen Rautenöl.

Acētum (lat.), Essig; A. concentrātum, koncentrirter Essig von 1,038 spec. Gew.; A. destillātum, durch Destillation gereinigter Essig; A. pyrolignōsum, Holzessig; A. Plumbi, plumbīcum s. saturnīnum, Bleiessig; A. vini, Weinessig; s. Essigsäure.

Acetum habet in pectore, lat. Sprichwort: »Er hat Essig in der Brust«, d. h. er hat Witz.

Acetylaldehyd, s. v. w. Aldehyd.

Acetylēn (Aethin, Klumegas), C_2H_2, Kohlenwasserstoff, findet sich im rohen Leuchtgase, entsteht neben anderen Produkten beim Hindurchleiten von ölbildendem Gas oder Aetherdampf durch eine glühende Röhre und direkt aus den Elementen unter dem Einfluß des elektrischen Flammenbogens, den man zwischen Spitzen gereinigter Kohle in reinem Wasserstoffgase hervorbringt. Es ist farblos, von unangenehmem Geruch, spec. Gew. 0,92, ziemlich löslich in Wasser, verbrennt mit leuchtender rußender Flamme, detonirt, mit Chlorgas gemischt, selbst im zerstreuten Licht und unter Abscheidung von Kohle. Beim Erhitzen verbindet es sich leicht mit anderen Kohlenwasserstoffen, z. B. mit Benzol und Naphthalin; mit oxydirenden Körpern gibt es Oxalsäure, Essigsäure, Ameisensäure. In ammoniakalischer Kupferchlorürlösung erzeugt es einen braunen explosiven Niederschlag, und dieselbe Verbindung entsteht auch bei Einwirkung auf metallisches Kupfer, woraus sich die Nothwendigkeit ergibt, kupferne Gasleitungsröhren überall zu vermeiden.

Acetyloxyd, s. v. w. wasserfreie Essigsäure.

Acetyloxydhydrat, s. v. w. Essigsäure.

Acetylsäure, s. v. w. Essigsäure.

Acetylwasserstoff, s. v. w. Aldehyd.

Ach, s. Aa.

A. Ch., Abbreviatur, s. v. w. anno Christi, im Jahre nach Christi Geburt; auch s. v. w. ante Christum, vor Christus.

Achäer, einer der 4 Hauptstämme des hellen. Volks, welcher seinen Ursprung von Achäos, einem Sohne des Xuthos und Enkel des Hellen, ableitete. Die A. hatten ihren ursprünglichen Sitz in der Landschaft Phthiotis in Thessalien, von wo sie sich zuerst in Argolis und sodann über einen großen Theil des Peloponnes ausbreiteten, mit Ausnahme Arkadiens, wo die Pelasger sich behaupteten, und Aegialea's, wo Ionier saßen. Da in der Heroenzeit das achäische Königshaus der Pelopiden in ganz Griechenland von vorwiegendem Einflusse war, so wird bei Homer der Name A., wie der der Argiver und Danaer auch zur Bezeichnung der Griechen insgesammt gebraucht. Zur Zeit der dorischen Wanderung (s. Dorier) mischten sie sich vielfach mit dorischen Einwanderern, die in mehreren ehemals

achäischen Städten und namentlich in Lakonien die Herrschaft erlangten. Ein großer Theil der A. wurde dadurch aus der bisherigen Heimat verdrängt. Sie wandten sich zum Theil nach der nordwestlichen Küste von Kleinasien, zum Theil, unter Führung des Tisamenos, des Sohnes des Orestes, nach dem nördlichen Küstenlande des Peloponnes (Aegialea), wo die Jonier den neuen Ankömmlingen, nach denen seitdem die Landschaft Achaia (s. d.) genannt wurde, Platz machen mußten. Herodot zählt 12 achäische Städte auf, die zusammen einen Staatenbund bildeten und am Heiligthume des Poseidon bei Helike gemeinsame Feste feierten. Sie standen anfangs unter der Herrschaft von Königen, des Tisamenos Nachkommen, deren letzter Ogyges war. Auf das Königthum folgte eine sehr gemäßigte Demokratie. Durch die Abgeschlossenheit ihres Landes begünstigt, blieben die A. bis zum 4. Jahrh. v. Chr. den Verwickelungen des übrigen Griechenland fern und betheiligten sich auch weder am persischen, noch am peloponnesischen Kriege. Im thebanischen Kriege hingegen standen sie zuerst auf Seite der Spartaner, schlossen jedoch dann mit den Thebanern einen Separatfrieden und wurden von den beiden streitenden Parteien nach der Schlacht bei Leuktra zu Schiedsrichtern gewählt. Das Versinken Bura's und Helike's ins Meer durch ein Erdbeben (373 v. Chr.) trug dazu bei, das lockere Bundesverhältnis der A. vollends zu lösen. Unfreiwillige Verbündete Thebens (366), vereinigten sie sich doch bald wieder mit Sparta. Bei Chäronea (338) kämpften auch sie zum letzten Male mit für Griechenlands Freiheit. Die makedonische Herrschaft scheint von dem achäischen Volke, das hinsichtlich seiner geistigen Entwickelung anderen griech. Stämmen nachstand, aber von ursprünglicher und kraftvoller Art war, besonders hart empfunden zu sein. Die A. benutzten deshalb die Thronstreitigkeiten und anderen Verwirrungen in Makedonien zur Vertreibung der Besatzungen und zur Erneuerung des alten achäischen Bundes (280). Größere Bedeutung erhielt dieser Bund aber erst 251, als Aratos, der seine Vaterstadt Sikyon von der Herrschaft des Tyrannen Nikokles befreit und dem Bunde zugeführt hatte, zum Bundesfeldherrn (Strategen) gewählt wurde. Es gelang ihm, den Bund nach außen hin mächtig auszudehnen und ihm zugleich eine vortreffliche Verfassung zu geben. Die bedeutendsten Städte des Peloponnes, wie Korinth, Epidauros, Megalopolis und Argos, auch mehrere Städte des mittleren Griechenland, z. B. Megara und selbst Athen traten dem Bunde bei. Sein Zweck war: möglichste Gleichheit und innere Freiheit der einzelnen Staaten bei starker und fester Vereinigung nach außen. Die Demokratie ward in allen Staaten zum herrschenden Princip erhoben. Jede der verbündeten Republiken war in ihren inneren Verhältnissen ganz selbständig; für gemeinschaftliche Bundeszwecke aber bildeten sie ein festgegliedertes Ganzes, das dem Einzelstaat die Macht entzog, Krieg und Frieden zu schließen und Bündnisse einzugehen. Im Bunde hatten alle Staaten gleiche Rechte. Die exekutive Leitung aller Bundesangelegenheiten lag in den Händen eines permanenten Ausschusses. Alle legislativen Beschlüsse gingen von allgemeinen Bundesversammlungen aus, welche regelmäßig jährlich zweimal, im Frühjahr und Herbst, in einem Haine bei Aegion gehalten wurden. Zutritt zu solchen und das Recht, vorzuschlagen und abzustimmen, hatte jeder über 30 Jahre alte Bürger; die Stimmen wurden nach Staaten, nicht nach Köpfen gezählt. Die Verwaltung war in den Händen der in der Frühjahrsversammlung jährlich gewählten Bundesbeamten. Der Oberfeldherr des Bundes befehligte das Bundesheer und berief die Bundesversammlung, wenn sich die Berathung auf Krieg bezog. Bei Streitigkeiten der Bundesglieder entschied ein gewähltes Austrägalgericht. Der Bund schien Griechenland neu beleben und verjüngen zu können, und es herrschte große Begeisterung für das neue freie Gemeinwesen, die aber nicht lange nachhielt. Den ganzen Peloponnes für den Bund zu gewinnen, scheiterte an Sparta's und Elis' Weigerung, und eifersüchtig betrachteten die Aetolier die Fortschritte der A. Als diese sich mit den Spartanern zu gemeinsamem Kampfe gegen den achäischen Bund erhoben und die A. mehrere Niederlagen erlitten, rief Aratos den makedonischen König Antigonos Doson zu Hülfe und gestattete ihm die Besetzung Korinths, des Schlüssels des Peloponnes. Die Schlacht bei Sellasia (221) entschied zwar für die A., und Sparta sank in Ohnmacht; aber auch der achäische Bund selbst hatte seine nationale Bedeutung verloren. Bereits 219 riefen die A. von neuem die Makedonier gegen die Aetolier zu Hülfe und veranlaßten dadurch den sogen. Bundesgenossenkrieg (219—217). Aratos trat zwar den offen hervortretenden Herrschaftsgelüsten König Philipps V. von Makedonien entgegen, doch gelang es diesem, nach des Aratos Beseitigung sich die Bundesgenossenschaft der A. auch während seines Krieges mit Rom (211—205) zu erhalten. Während des ersten röm.-makedon. Krieges (200—196) standen die A. auf der Seite Roms und erhielten dafür die Erlaubnis, Korinth und die anderen bisher von den Makedoniern besetzten Städte des Peloponnes wieder in ihren Bund aufzunehmen, wodurch derselbe zwar an Ausdehnung, aber nicht an Kraft gewann. Streitigkeiten der Bundesstädte unter einander und der politischen Parteien in den einzelnen Städten und auf den Tagsatzungen, daneben die erbittertsten Kämpfe mit den Aetoliern, sowie mit Nabis und Machanidas, den Tyrannen von Sparta, rieben seine Kräfte auf. Einzelne tüchtige Männer, wie namentlich Philopömen, suchten zwar diesem Verfall zu steuern, doch ohne dauernden Erfolg. Während des zweiten röm.-makedon. Krieges blieben die A. neutral, geriethen aber gerade dadurch in völlige Abhängigkeit von den Siegern. Ueberall in den griech. Städten kam die röm. Partei an das Ruder, wodurch für einige Zeit die Ruhe hergestellt ward. Bald aber trat eine Reaktion gegen die Herrschaft des röm. Interesses ein und diese führte um 150 zu ernsten Verwickelungen mit Rom. Trotz ihrer Schwäche wiesen die A. übermüthig die gemäßigten Forderungen der Römer zurück. Ihre Streitkräfte wurden aber zuerst von Metellus, dann von dessen Nachfolger Mummius mit leichter Mühe auseinandergesprengt. Korinth, in dessen Mauern eine lärmende Tagsatzung die Forderungen der Römer verworfen hatte, wurde zerstört, der achäische Bund aufgelöst und ganz Griechenland unter dem Namen Achaia in eine röm. Provinz verwandelt (146 v. Chr.). Vgl. Gerhard, Ueber den Volksstamm der A. (Berl. 1854).

Achäischer Bund, s. Achäer.

Achämenes, zur Zeit des Mederkönigs Astyages

Unterkönig von Persien, durch des Astyages Tochter Mandane Vater des Cyrus und so Stammvater des pers. Königsgeschlechtes der Achämeniden.

Achäos, s. Achäer.

Achaia (in ältester Zeit Aegialea), kleinste Landschaft des alten Peloponnes, auf der Nordküste gelegen, südlich von Arkadien, südwestlich von Elis begrenzt. Das Ländchen hat nur im W. eine größere Strandebene (das Gebiet der Stadt Dyme, eine Fortsetzung der großen Ebene des nördlichen Elis), im übrigen ist es ganz von Gebirgen erfüllt, und zwar theils von den nördlichen Vorbergen des nordarkadischen Randgebirges und den Ausläufern des Skollisgebirges (gegen Elis), theils vom Panachaikon (jetzt Voidia), das sich etwa in der Mitte des Landes 1927 Meter hoch erhebt und seine Abhänge fächerförmig gegen N. bis ans Meer ausbreitet. Von den Gebirgsabhängen stürzen zahlreiche, aber meist nur zur Regenzeit Wasser führende Bäche herunter, die ihre Geschiebe an den veränderlichen Ufern ablagern und an der Mündung meist kleine Deltas bilden, was der sonst steilen und fast ganz hafenlosen Küste ein eigenthümlich ausgezacktes Ansehen verleiht. Die bedeutendsten dieser Gießbäche sind der Selinus (jetzt Fluß von Vostitsa), Pieros (Kamenitza), Erasinos (Fluß von Kalavryta), Krathis (Akratha) u. a. Die Gebirge waren im Alterthume zum größten Theile mit dichten, jetzt allerdings sehr gelichteten Wäldern versehen und reich an Wild aller Art; die unteren Abhänge und der schmale Küstensaum mit Fruchtfeldern und Weingärten bedeckt, an deren Stelle jetzt längs der Küste meist Korinthenpflanzungen getreten sind. Die ursprüngliche Bevölkerung bestand aus Joniern, die aber später den von O. her eindringenden Achäern weichen mußten, nach denen fortan das Land benannt wurde. Die von den letzteren gegründeten 12 Städte: Aegion (mit einem Heiligthume des Zeus), Pellene, Paträ, Helike (mit einem Heiligthume des Poseidon), Dyme, Aegä, Olenos, Hyperasia, Bura, Rhypes, Pharä und Tritäa, lagen fast alle an der Küste und bildeten eine Eidgenossenschaft kleiner gleich geordneter Gemeinwesen, welche im letzten Jahrhunderte der Geschichte Griechenlands zu großer Bedeutung gelangte (s. Achäer). Zur Zeit der Römer begriff man unter A. im weitern Sinne das ganze Griechenland mit Ausschluß Thessaliens. — Im heutigen Königreiche Griechenland bildet A. mit dem größten Theile der Landschaft Elis eine Nomarchie, welche 89,8 QM. (4942 QKilom.) mit (1870) 149,561 Einw. umfaßt und in 4 Eparchien zerfällt. Hauptstadt derselben ist Patras, wo sich auch der Seehandel koncentrirt; im übrigen enthält A. jetzt nur unbedeutende Orte, wie Vostitsa, Gastuni, Lala, Kalavryta u. a.

Achalm, Berggipfel der Rauhen Alp, ½ Stunde von Reutlingen, erhebt sich isolirt zu einer Höhe von 712 Met. und gewährt auf seinem Gipfel eine reizende Aussicht. Oben liegt die Ruine der einst berühmten gleichnamigen Burg, deren Thurm neuerdings restaurirt worden ist. Eine Grafschaft A. wird schon 603 erwähnt. Am Abhange des Berges befindet sich eine königliche Musterschäferei.

Achalzych (d. i. Neuburg, auch Achaltsiche, Achiska), Distrikt im russ. Transkaukasien, Gouvernement Kutais, im Gebiete des oberen Kur, grenzt im N. an den Distrikt Kutais, im O. an Tiflis, im W. an den Distrikt Osurgheti und im S. an die türk. Bezirke Tschaldir und Kars. Das Becken von A. zeigt in seinen theils gehobenen, theils zerstörten Schichten noch die Wirkung vulkanischer Kräfte; die Bergflächen des Kleinen Kaukasus sind mit Lavaströmen übergossen, die verwitternd ein für üppigen Gras- und Kräuterwuchs ungemein günstiges Erdreich darbieten. Die Thäler des Kur und Poskho enthalten schöne Getreidefelder und Weiden; an den Felsterrassen gedeiht der Weinstock. Im spätern Alterthume (2. Jahrh. n. Chr.) bildete das Gebiet von A. einen Theil des Königreichs Armenien (s. d.); Ende des 14. Jahrh., nach der Theilung Armeniens zwischen der Türkei und Persien, kam es an die Türkei, wählte aber seine eigenen Fürsten. Im Jahre 1580 nahm Manu-Scheher, der Beherrscher von A., den Islam an, nannte sich Atta-Bey und erhielt die Würde eines Pascha's von A., welcher Titel auch seinen Nachfolgern verblieb. Mit dem Erwerbe des ganzen pers. Antheils und eines Theiles des türk. Antheils von Armenien fiel der Bezirk A. 1829 an Rußland.

Die Hauptstadt und Festung A. am Poskho, 1026,5 Met. hoch gelegen, hat etwa 11,000 Einw., mehrere armen. Kirchen, eine Synagoge und unter den meist zertrümmerten Moscheen (einst 28) eine sehr schön erhaltene in der Citadelle, welche in eine russ. Kirche umgewandelt worden ist. Die Stadt ward 27. Aug. 1828 vom Feldmarschall Fürsten Paskewitsch eingenommen und von russ. Truppen besetzt. Umsonst versuchten auf die Kunde von dem Falle Achalzychs die Paschas von Kars u. Erzerum an der Spitze von 18,000 Mann den Platz, welcher den Eingang nach Anatolien von N. her schützt, wieder zu erobern. Die wenig geschützte Lage der fast ganz zerstörten Stadt veranlaßte aber die Gründung einer neuen Stadt am rechten Ufer des Poskho, die von armen. Kolonisten u. Türken bewohnt wird, die, wie die meisten Bewohner Achalzychs, aus den Umgebungen von Kars und Erzerum einwanderten und in kleinen Tröbelbuden dürftigen Handel treiben. Uebrigens hat, seitdem A. nicht mehr der Hauptstapelplatz für den Verkauf georgischer Knaben und Mädchen und der Hauptsammelplatz der Lesghier ist, der Ort seine Bedeutung verloren.

Achard, 1) Franz Karl, Begründer der Rübenzuckerfabrikation, geb. 28. April 1753 in Berlin, widmete sich dem Studium der Physik und Chemie und wurde 1782 Direktor der physikalischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, als Nachfolger Marggrafs, welcher zuerst den Zuckergehalt der Runkelrübe nachgewiesen hatte. A. nahm diese Untersuchungen wieder auf und beschäftigte sich seit 1789 auf seinem Gute Caulsdorff bei Berlin mit dem Anbaue der Runkelrübe und anderer zuckerhaltigen Gewächse. In den Jahren 1799 und 1800 wurden die Resultate seiner Forschungen vom Ministerium bekannt gemacht. Der König, welcher sich für die werdende Industrie lebhaft interessirte, überließ ihm das Gut Kunern (Regierungsbezirk Breslau), damit er daselbst eine Musterfabrik errichte, und bald hatte A. die Abscheidung des Zuckers so weit vervollkommnet, daß sein Verfahren an mehreren Orten Anklang und Nacheiferung fand. Da die Fabrik in Kunern infolge der Kontinentalsperre vorzügliche Geschäfte machte, so wurde dort 1812 auf Befehl des Königs eine Lehranstalt für Rübenzuckerfabrikation errichtet. A. starb zu Kunern 20. April 1821. Außer vielen chem.-physikal. Untersuchungen veröffentlichte er: »Vorlesungen über Experimentalphysik« (1791—92, 4 Bde.) und »Die

europ. Zuckerfabrikation aus Runkelrüben« (Leipz. 1809, 3 Bde.; 2. Aufl. 1812).

2) (spr. -schahr), Louis Amédée Eugène, franz. Schriftsteller, geb. im April 1814 zu Marseille, war anfangs Kaufmann u. ging 1834 als Theilhaber eines landwirtschaftlichen Unternehmens nach Algerien. Nach seiner Rückkehr trat er in Staatsdienste und war eine Zeitlang als Kabinetschef des Präfekten im Departement Hérault thätig, bis ihn seine Neigung zu literarischen Beschäftigungen, die er im »Sémaphore« von Marseille begonnen, 1838 nach Paris führte. Hier machte er sich als Mitarbeiter verschiedener belletrist. Blätter bald einen Namen, so daß man ihm 1845 bei Gründung der »Époque« den »Courrier de Paris« für dieselbe übertrug. Unter dem Namen Grimm veröffentlichte er darin seine witzigen »Lettres parisiennes«, welche Zustände und Vorkommnisse des Pariser Gesellschaftslebens zum Gegenstand haben. Nachdem er im folgenden Jahre den Herzog von Montpensier als officieller Historiograph der Feierlichkeiten bei der Vermählung dieses Prinzen mit der Infantin nach Spanien begleitet hatte, ließ er seinen Roman »Belle Rose« (Par. 1847, 5 Bde.) erscheinen, der mit großem Beifall aufgenommen wurde, wandte sich aber nach der Februarrevolution als reaktionärer Parteischriftsteller mehr der Politik zu und gründete das illustrirte Journal »Pamphlet«. Nachdem dasselbe schon nach dem Juniaufstande wieder eingegangen war, schrieb A. für das royalistische Blatt »L'Assemblée nationale« und veröffentlichte »Nouvelles lettres parisiennes« (unter dem Namen Alceste), sowie einen neuen Roman »La chasse royale« (Par. 1850, 7 Bde.; 1858, 2 Bde.). Infolge eines Duells mit Fiorentino, dem Redakteur des »Corsaire«, worin er eine schwere Wunde empfing, gebrauchte er die Bäder von Aix und fand hier den Stoff für sein Werk »Une saison à Aix-les-Bains« (1850), eine Sammlung von Novellen und anziehenden Reisebildern. Von seinen späteren Werken verdienen Erwähnung die Novellensammlung »Les châteaux en Espagne« (1854) und die Romane »Les petits-fils de Lovelace« (1854, 3 Bde.; 3. Aufl. 1857); »La robe de Nessus« (1854, 3 Bde.); »L'ombre de Ludovic« (1859); »Les misères d'un millionnaire« (1861); »La traite des blondes« (1863); »Le duc de Charlepont« (1864); »Les Fourches Caudines« (1866); »La chasse à l'idéal« (1867); »Marcelle« (1868); »La vie errante« (1868); »Récits d'un Soldat« (Bilder aus der Belagerung von Paris, 1871) ꝛc. Außerdem hat A. mehrere Reisehandbücher der »Bibliothèque des chemins de fer« verfaßt, sowie einige Theaterstücke, die indessen nicht sonderlichen Beifall fanden. A. zeichnet sich als Romanschriftsteller besonders durch gelungene Charakterzeichnungen und durch treffliche Schilderungen von Sitten und Landschaften aus; auch Witz und muntere Laune, sowie Pathos und Gefühl stehen ihm zu Gebote; doch gebührt in künstlerischer Hinsicht den Novellen der Vorzug vor den meist zuerst in Feuilletons erschienenen Romanen

Acharius, Erich, schwed. Botaniker und Arzt, geb. 10. Okt. 1757 in Gefle, studirte seit 1773 zu Upsala unter Linné, begab sich 1778 nach Stockholm, wo er die Zeichnungen naturwissenschaftlicher Gegenstände für die Akademie besorgte, und ward 1789 Provinzialarzt in Wadstena. Im Jahre 1796 zum Mitgliede der Akademie und 1801 zum Professor der Botanik ernannt, starb er 14. Aug. 1819 in Wadstena. A. hat der Systematik der Flechten zuerst Bahn gebrochen in seiner Schrift: »Lichenographiae suecicae prodromus« (Linköping 1798). Vervollständigt und modificirt hat er dieselbe in den Schriften: »Methodus, qua omnes detectos lichenes ad genera redigere tentavit« (Stockh. 1803; Hamb. 1805, 2 Thle.); »Lichenographia universalis« (Gött. 1810); »Synopsis methodica lichenum« (Lund 1814).

Acharnement (franz., spr. -scharn'mäng), Wuth, Erbitterung, Mordgier; acharnirt, erbittert, erpicht.

Achāt (von dem Flusse Achates [Drillo] auf Sicilien herzuleiten), die allgemeine Bezeichnung für gestreifte Kieselablagerungen, deren einzelne Streifen verschiedene Farbe und Dichtigkeit zeigen. Der A. besteht vorzüglich aus verschiedenen Varietäten von Chalcedon, d. i. mikrokrystallinische Kieselsäure, und die einzelnen Lagen zeigen bald gröbere, bald feinere Struktur und sind oft äußerst dünn, so daß ein paar Hundert auf 1 Millimeter kommen. Ganz amorphe (wasserhaltige) Kieselsäure kommt in den Achaten jedenfalls sehr selten vor. Die verschiedene Farbe rührt gewöhnlich von Eisen- und Manganverbindungen her, doch sind die Onyxe (schwarz und weiße Lagen) und Sardonyxe (roth und weiße Lagen) meist künstlich gefärbt. Zwischen und über dem Chalcedon finden sich meist drusige Amethystlagen. Der meiste A. kommt aus sogen. Achatmandeln, die namentlich im Melaphyrgestein gefunden werden. Im eigentlichen Melaphyrmandelstein sind jedoch die Mandelräume keineswegs mit A., sondern wie in anderen Mandelsteinen vorzüglich mit Kalkspat, Grünerde ꝛc. ausgefüllt. Achatmandeln finden sich gewöhnlich nur vereinzelt, und nur an gewissen Punkten ist eine Anhäufung derartiger Gebilde zu beobachten. In größerer Menge finden sich dieselben namentlich im Melaphyr bei Oberstein a. d. Nahe, wo früher der meiste A. gegraben wurde. Seit etwa 50 Jahren verarbeitet man jedoch fast nur sogen. »brasilianische Achate« aus Uruguay. Dort scheint das Vorkommen ein ähnliches zu sein wie an der Nahe; die meisten, oft riesigen Mandeln kommen jedoch von dort als abgeschliffene Geschiebe. Unversehrt entspricht die Form der Achatmandeln meistens durchaus ihrer Bezeichnung; äußerlich sind sie gewöhnlich mit kieseliger Grünerde bekleidet, dann folgen die verschiedenen Chalcedonlagen, und im Innern drusiger Amethyst. Sehr häufig umschließt die Mandel einen hohlen Drusenraum, worin noch Kalkspat, Zeolithe und andere Mineralien zur Abscheidung gekommen sind. Bei Oberstein schmiegen sich alle Chalcedonlagen der äußeren Mandelform an, in den brasilian. Mandeln findet sich im Innern meist eine Schicht planparalleler, horizontaler Lagen. Nicht selten werden beim Durchschleifen die Kanäle bloßgelegt, durch welche die innere Masse, oder vielmehr die Flüssigkeit, welche sie gelöst enthielt, in den Mandelraum eingedrungen ist. Dieser ist also zuerst gebildet, und von außen nach innen fortschreitend sind die einzelnen Lagen aus wässeriger Lösung abgeschieden, wobei das abgeschiedene Mineral nicht selten der nachdringenden Flüssigkeit den Weg verstopfte und also im Innern ein Hohlraum übrig blieb. Vom Monte Tondo bei Vicenza kannte schon Plinius die Chalcedonkugeln, durch deren durchscheinende Wände man im Innern Flüssigkeit wahrnimmt. Als äußere Zuführkanäle muß man feine Gesteinsspalten an-

nehmen, und der scharfe Rand an den Mandeln deutet wohl unzweifelhaft auf solche Wege hin. Die Entstehung der Hohlräume bringt man noch vielfach mit dem Aufsteigen von Gas- und Dampfblasen in zähflüssigen Massen in Verbindung, wie denn die Bildung von derartigen Blasenräumen in eigentlichen Laven eine sehr gewöhnliche Erscheinung ist. So wahrscheinlich es ist, daß die Melaphyre in ihrer ursprünglichen Natur und Bildungsweise den jüngeren Basalten am nächsten stehen, so sicher ist es doch, daß diese Gesteine seit ihrer Ablagerung meist tief eingreifende metamorphosirende Prozesse durchgemacht haben, Zersetzungen, worauf der substantielle Inhalt der Mandelräume am deutlichsten hinweist, und die uns für das specifische Vorkommen und die Verbreitung derselben befriedigendere Aufschlüsse geben als die Theorie der Gasblasen. Die augit- oder olivinartigen krystallinischen Bestandtheile des Gesteins werden zu Talk und Grünerde umgewandelt und diese mechanisch ausgespült; die Umwandlung ergreift auch die Grundmasse des Gesteins, der ursprüngliche Krystallraum wird abgerundet und erweitert, und so die Mandelbildung vorbereitet. Es lassen sich derartige Uebergänge vielfach nachweisen, und man kennt selbst Achatmandeln, welche die Form der früheren Krystalle noch deutlich zum Ausdruck bringen. Zuweilen bildet der A. auch die gangartige Ausfüllung von Spalten im Melaphyr, Porphyr oder anderem Gestein. So findet sich ein vielstreifiger **Bandachat** gangförmig bei Schlottwitz in Sachsen; an einer Stelle ist die ältere Achatmasse dieses Ganges durch Querspaltung zertrümmert und die Bruchstücke sind später durch Amethyst wieder verkittet (**Trümmerachat**). Andere Benennungen, wie Festungsachat, Korallenachat, Wolkenachat 2c., beziehen sich auf den zufälligen Verlauf der Zeichnungen; der **Moosachat** (Mokastein) enthält schwarze Mangandendriten; der Regenbogenachat zeigt als Interferenzwirkung der dünnen Lagen Newton'sche Farbenringe.

Durch Färbung und Zeichnung ausgezeichnete Achate wurden schon von den Alten zu geschnittenen Steinen verwendet. Gegenwärtig werden sie zwar minder geschätzt, doch verarbeitet man sie noch zu sehr verschiedenartigen Gegenständen, zu Reibschalen, Glättsteinen, Kameen, Ringsteinen, Agraffen, Armbändern, Rosenkränzen, Stockknöpfen, Messerstielen, Schussern (Klicker, jährlich zu Oberstein 300,000 Stück) und zu vielen anderen Kleinigkeiten. Zu Idar und Oberstein im Birkenfeld'schen finden sich seit lange die bedeutendsten Achatschleifereien. Dieselben beschäftigen etwa 6000 Personen, und der Werth der jährlich umgesetzten Waaren dürfte 1 Mill. Thaler betragen. Vor allem hat sich die Industrie durch die den Italienern abgelernte Kunst, unscheinbarem A. ein höheres Feuer und selbst andere Farben zu geben, außerordentlich gehoben. Diese Kunst war schon den Alten bekannt, blieb aber bis in dieses Jahrhundert Geheimniß römischer Steinschneider, vielleicht durch Tradition, und wird erst seit etwa 1830 in Oberstein betrieben. Die Möglichkeit, den A. zu färben, beruht auf der verschiedenen Natur seiner Lagen, von denen die einen porös genug sind, um Flüssigkeiten aufzusaugen, die anderen nicht. So werden gegenwärtig die meisten Onyxe künstlich bereitet. Der A. wird in einen Topf mit verdünnter Honig- oder Zuckerlösung gelegt und darin 2—3 Wochen bloß erwärmt, dann aber in koncentrirter Schwefelsäure gekocht. Nachdem er abgetrocknet ist, wird er geschliffen, einen Tag in Oel gelegt und endlich mit Kleie abgewaschen. Die poröse Lage, in welcher der eingedrungene Honig durch die Schwefelsäure zersetzt (verkohlt) worden ist, erscheint danach je nach der Porosität grau, braun oder schwarz, die undurchdringliche weiße, krystallinische Schicht noch heller und glänzender, und sind rothe Streifen vorhanden, so zeigen sich auch diese in ihrer Färbung erhöht. Gelb bringt man durch rohe Salzsäure und darauf folgendes Brennen, weit schöner aber durch doppelt chromsaures Kali hervor, wobei durch verschiedene andere Bäder theils die Farben erhöht und in verschiedenen Schattirungen dargestellt, theils ganz neue Farbennüancen erzeugt werden können. Blaue Farbe gibt man dem A. durch Hervorbringen von Berlinerblau in seinen Poren mittels eines Bades in Eisenchlorid und eines darauf folgenden in gelbem Blutlaugensalz. Auch läßt sich durch ein Bad in Kupfervitriol und dann in Ammoniak ein sehr schönes Blau erzeugen. Blutroth färbt man den A. durch ein Eisenchlorid- und darauf folgendes Schwefelcyankaliumbad, wobei man leicht jede Farbenmodifikation festhalten kann. Nickelsalze mit darauf folgendem Sodabad färben den A. grün. Andere schöne Farben gibt man ihm durch Kobaltsalze; überhaupt läßt sich durch chemische Mittel jede Farbe im A. hervorbringen, sobald er nur Flüssigkeiten aufsaugt. Das Brennen wird meist vor dem Verarbeiten des Steins vorgenommen und dieser darauf noch auf 1—2 Wochen in Schwefel- oder Salpetersäure gelegt. Nach dem Brennen läßt er sich nach jeder Richtung beliebig spalten. Das Färben wird meist erst an den geschliffenen Steinen vorgenommen, obwohl die Farbe tief in die Steinmasse eindringt und auch auf dem Bruch mehr oder weniger deutlich hervortritt. Namentlich werden aber die künstlichen Mokasteine erst nach dem Schleifen dargestellt, indem auf die mit Kochsalzlösung gebeizten Steine die moosartigen Dendritenformen mit salpetersaurem Silber aufgezeichnet werden. Das entstehende Chlorsilber schwärzt sich dann allmählich an dem Licht, wodurch die Zeichnung sichtbar hervortritt. Das Schleifen des Achats geschieht in den sogen. Achatmühlen auf großen Schleifsteinen von Vogesensandstein, welche am äußeren Umfang theils ebene Bahnen, theils Hohl- und Rundkehlen haben, die von den Schleifern geschickt benutzt werden, um den Gegenständen verschiedene Formen zu geben. Da der Arbeiter alle Kraft anwenden muß, um das zu schleifende Achatstück an den Stein anzudrücken, so liegt er mit Brust und Leib auf einem niederen Schemel mit ausgestreckten und an starken Querleisten angestemmten Beinen. Das Vertiefen von Schalen, Mörsern, Tassen 2c. geschieht auf kleinen Steinen von entsprechendem Durchmesser, das Poliren meist auf Walzen von hartem Holze, die mit feinem feuchten Tripel oder Bolus bestrichen werden. Zum Bohren des Achats bedient man sich rasch gedrehter Stahlstifte mit Diamantstaub oder Diamantstückchen.

Achatglas, s. Glas.

Achatschnecke (Achatina *Lam.*), Molluskengattung aus der Familie der Heliciden und der Gruppe der Pulmonaten oder Lungenschnecken, mit am Ende abgestutzter Spindel ohne Wulst und mit spitzem, zusammengedrücktem Fuß. Die **maurische A.** (A. mauritiana, s. Tafel »Schnecken«), die **Rebhuhnschnecke** (A. perdix *Lam.*), 16 Centim. lang und 8 Centim. dick, eiförmig bauchig, kreuzweise gestreift,

mit braunrothen wolligen Längsflammen u. violett purpurner Spindel, in Südafrika, und die Zebraschnecke (A. Zebra *Lam.*), weiß, mit welligen braunen und rothen Linien und Längsstreifen und mit weißer Spindel, auf Madagaskar, sind die größten Landschnecken, welche den Gewächsen großen Schaden zufügen. Bei uns finden sich 3 kleinere Arten, am häufigsten A. lubrica *Brug.*, 5—6 Millim. lang, länglich-oval, hornfarbig durchsichtig, mit röthlichem Mundsaum, in feuchtem Moos, unter Steinen.

Achelōos, bedeutendster Fluß des nördlichen Griechenland, jetzt Aspropotamo (d. i. Weißer Fluß) genannt, entspringt auf dem Pindos (Gebirgsknoten von Métsovon), durchfließt in südlicher Richtung ein langes, enges Thal, zuletzt als Grenzfluß der alten Landschaften Aetolien und Akarnanien, und mündet unfern des Eingangs zum Busen von Patras, der Insel Kephalonia gegenüber, ins Ionische Meer. Seinen Anschwemmungen verdankt die fruchtbare Ebene an seiner Mündung ihre Entstehung In der griech. Mythe ist der Gott dieses Stromes der älteste der 3000 Flußgötter, Sohn des Okeanos und der Thetys. Verliebt in Dejaneira, des Oeneus Tochter, sah er sich durch des Vaters Ausspruch genöthigt, mit seinem Nebenbuhler Herakles zu kämpfen. Er verwandelte sich zuerst in eine Schlange, zuletzt in einen Stier, worauf ihm Herakles eins der Hörner abbrach, welches A. dann gegen das Horn der Amalthea (des Ueberflusses) umtauschte.

Achem, Land und Stadt, s. Atschin.

Achen, Jan van, auch Janachen, Fanachen, Dac, Acken genannt, deutscher Maler, der seinen Namen von der Stadt Aachen, dem Geburtsorte seines Vaters, erhielt, geb. 1552 oder 1556 in Köln, zeigte früh ein bedeutendes Talent und ging in seinem 23. Jahre nach Italien, wo er in Venedig und Rom malte. Nach Deutschland zurückgekehrt, trat er in bayer. Hofdienste und malte zu München und Augsburg (hier für die Fugger) eine Reihe schöner Bilder. Kaiser Rudolf II. zog ihn nach Prag, wo er 1615 starb. A. gehörte der Richtung der deutschen Malerei, welche die durch Dürer, Holbein u. a. angebahnte nationale Art in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. mit der Nachahmung der Italiener, nicht zum Nutzen der Kunst, vertauschte. Das Belvedere besitzt eine Reihe seiner Werke aus der Sammlung Kaiser Rudolfs II.; andere sind in München.

Achenbach, 1) Andreas, ausgezeichneter Landschaftsmaler, Professor an der Akademie zu Düsseldorf, geb. 29. Sept. 1815 in Kassel, war 1827—1835 Schüler dieser Akademie, wo er bei Schirmer und Lessing lernte. Neben dem akademischen Unterrichte bildeten mehrere nordische Reisen seinen Sinn für die Landschaft. In den Jahren 1832 und 1833 lernte er die Natur der Nord- und Ostseeländer kennen. Vom Herbst 1843 bis 1845 weilte er in Italien, nachdem er in den unmittelbar vorausgegangenen Jahren in Tirol, Süddeutschland, Dänemark, Schweden, Norwegen, Holland seine Studien gemacht hatte. Achenbachs Bedeutung beruht in der unendlich wahren, realistischen und doch stimmungsvollen Auffassung der landschaftlichen Bilder. In der Art der Wiedergabe hat er daher, wie zuweilen bemerkt wurde, einige Verwandtschaft mit dem großen Ruysdael. Seestürme, Marinen, düstere Wolkenscenerien sind seine Lieblingsmotive, aber sein eminentes Talent für den Ausdruck der naturwahren Stimmung im Landschaftsbilde ist fast noch geeigneter für die Darstellung jener kleinen lieblichen und anspruchslosen Kompositionen, welche mit der größten Naturwahrheit auch einen Gedanken, der im Landschaftsbilde ahnungsreich zur Erkenntnis gelangen kann, vor die Seele führen. Trotzdem ist es keineswegs die Idealisirung der Natur, was aus seiner Landschaft uns entgegenspricht, sondern eine überaus wahr getroffene Charakteristik, zu der seine allgemeine realistische Anschauung in allen Dingen der Kunst und des Lebens die Basis bildet. Daher stammt auch die gewaltige Kraft der Konception, mit welcher er ganz besonders der Eindrücke einer wildbewegten, stürmischen Natur für seine Kunst sich zu bemächtigen versteht, und der wir jene großartigen Marinen, Seestürme und Strandbilder, wie auch jene ernsten Waldscenen der norweg. Fjordgegenden verdanken, in denen der Meister das Bedeutendste geleistet hat. Sein männlich ernster Sinn hat in der Landschaft des Nordens das naturgemäß ihm zusagende Gebiet für seine Kunst gefunden; weniger glücklich ist er in der Wiedergabe der südlichen Gegenden. Eine Reise nach Sicilien (auf der er Katholik wurde) brachte ihm vielfache Anregungen in dieser Richtung; doch will es scheinen, als stimme die klassische Ruhe, die wundervoll ebenmäßige Linienbildung in der südlichen Landschaft nicht recht zu dem Wesen des Künstlers. Hauptwerke sind: Der Hardangerfjord bei Bergen (von 1843), in der Düsseldorfer Gallerie; Untergang des Dampfbootes »Präsident« (von 1842), in jener zu Karlsruhe; Herbstmorgen in den Pontinischen Sümpfen (von 1846), in der Münchener Pinakothek; Ansicht von Ostende, in der preuß. Nationalgallerie. Der Künstler hat sich mit Glück auch als Radirer und Lithograph versucht.

2) Oswald, Bruder des vorigen, ebenfalls Landschaftsmaler, geb. 2. Febr. 1827 in Düsseldorf, trat 1839 als Schüler in die dortige Akademie ein und gehörte ihr bis 1841 an. Seine Richtung schließt sich der des Bruders an, bei dem er auch als Schüler lernte; doch waltet ein mehr südliches Element in der Wahl seiner Stoffe und in der Auffassung größere Idealistik vor. A. hat frühzeitig auf Reisen in der Schweiz, in Süddeutschland und 1850—51 im südlichen Italien die Natur dieser Länder kennen und jener des Nordens, die seinem Bruder in der Kunst die rechte Sphäre wurde, vorziehen gelernt. Uebrigens hat er nicht hervorragenden Formsinn für die edlen Konturen der ital. Berglandschaft, vielmehr versteht er es durch die Farbe zu wirken und die Lichtspiele in der Luft des Südens überraschend wahr wiederzugeben. Auch durch die immer stark realistisch gehaltene Staffage weiß er seine Bilder zu beleben. Vorzüglich sind seine schlichtgehaltenen Ansichten, oft bei Mondlicht oder im glühenden Ton des Sonnenuntergangs aufgefaßt. So das schöne Parkbild Villa d'Este bei Tivoli, Torre del Greco am Fuß des Vesuvs, Mondnacht am Strande von Neapel (1864). A. wirkte seit 1863 als Professor u. Lehrer der Landschaftsmalerei an der Düsseldorfer Akademie, trat aber 1872 von dieser Stellung zurück. Auch er hat Lithographien geliefert.

3) Heinrich, preuß. Handelsminister, geb. 23. Nov. 1829 zu Saarbrücken als der Sohn eines Bergbeamten, der bald darauf nach Siegen versetzt wurde, besuchte die dortige Realschule, später das Archigymnasium zu Soest und widmete sich dann auf den Universitäten zu Bonn und Berlin

dem Studium der Rechtswissenschaften. Nach Ablegung der juristischen Staatsprüfungen trat er als Auskultator bei dem Siegener Kreisgericht in den Staatsdienst, war später bei den höheren Gerichtsbehörden in Arnsberg thätig, wurde Assessor und Kreisrichter und 1858 als Oberbergrath und Justitiar an das Oberbergamt zu Bonn versetzt. Gleichzeitig habilitirte er sich an der dortigen Universität als Privatdocent für deutsches Recht und erhielt 1860 eine Professur. In diese Zeit fällt ein wesentlicher Theil seiner schriftstellerischen Thätigkeit, wie auch die Begründung einer vortrefflichen »Zeitschrift für Bergrecht«, die bereits ihren 17. Jahrgang erlebt hat und A. bis in die jüngste Zeit zu ihren thätigsten Mitarbeitern zählte. Von Bonn wurde A. 1866 als Geheimer Bergrath und vortragender Rath in das preußische Handelsministerium berufen, dem er angehörte, bis ihn Fürst Bismarck 1870 in das Reichskanzleramt zog. Als dessen Delegirter im Reichstag hatte er namentlich bei den belebtesten Debatten über das Haftpflichtgesetz und später über das Reichsbeamtengesetz sowohl in den Kommissionssitzungen, wie im Hause selbst die Reichsregierung zu vertreten. Nach Ernennung seines Freundes Falk zum Kultusminister (1872) schied A. aus dem Reichskanzleramte aus, um jenem als Unterstaatssekretär bei Lösung der großen Aufgaben, die seiner harrten, thätig zur Seite zu stehen, und wirkte insbesondere wesentlich mit bei der Durchbringung der neuen kirchen-polit. Gesetze, wie bei den Verordnungen für Verbesserung des Volksschulwesens im Laufe des letzten Jahres. Als durch die im Abgeordnetenhause zur Sprache gebrachten Vorgänge die Stellung des bisherigen Handelsministers Grafen Itzenplitz unhaltbar zu werden begann, wurde demselben A. in der neugeschaffenen Stellung eines Unterstaatssekretärs zur Seite gegeben und war auch Mitglied der Kommission, welche jene Vorgänge untersuchen sollte, bis er 13. Mai 1873 selbst zum Staatsminister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten, sowie zum Chef der preußischen Bank ernannt wurde. Dem preußischen Abgeordnetenhaus gehört A. seit 1866 als Vertreter des Wahlkreises Sayn-Wittgenstein an; er ist Mitbegründer der freikonservativen Partei. A., auf staatlichem und parlamentarischem Gebiete gleich bewandert, huldigt vor allem dem Grundsatze, daß den Kräften des Landes eine möglichst freie Entwickelung gegönnt werden müsse; er ist ein Gegner büreaukratischer Beengungen und Beeinflussungen, der jedermann freie Thätigkeit gewähren will, aber zugleich ein unbedingter Vertreter des Gesetzes. Aus seiner literarischen Thätigkeit ist hervorzuheben: »Das franz. Bergrecht und die Fortbildung desselben durch das preuß. allgemeine Berggesetz« (Bonn 1869); »Das gemeine deutsche Bergrecht in Verbindung mit dem preuß. Bergrechte unter Berücksichtigung der Berggesetze Bayerns, Sachsens, Oesterreichs und anderer deutschen Länder dargestellt« (1. Theil, das. 1871), sowie mehrere Schriften betreffend die Lokalgeschichte des Fürstenthums Siegen, für die ihm ein besonderes Interesse eigen ist.

Achēne (lat. achenium), in der Botanik jede Frucht, welche nicht aufspringt und deren Schale trocken ist. Enthielt die Blüte nur Einen Fruchtknoten, so bringt sie auch nur eine A., wie die Eiche, der Buchweizen, der Baldrian, sämmtliche Kompositen (Fig. 1); enthielt sie mehrere Fruchtknoten, so finden sich ebenso viele Achenen beisammen, wie bei den Rosaceen (Fig. 2), den Ranunkulaceen rc. Meistens enthält die A. nur einen Samen, und dieser ist entweder mit der Fruchtschale verwachsen, in welchem Falle man die A. auch Schalfrüchtchen, Karyopse (caryopsis) nennt (z. B. die Körner des Getreides und der Gräser überhaupt); oder der Same liegt frei oder doch leicht lösbar in der Fruchthöhle, für welchen Fall manche



Fig. 1. Achene.

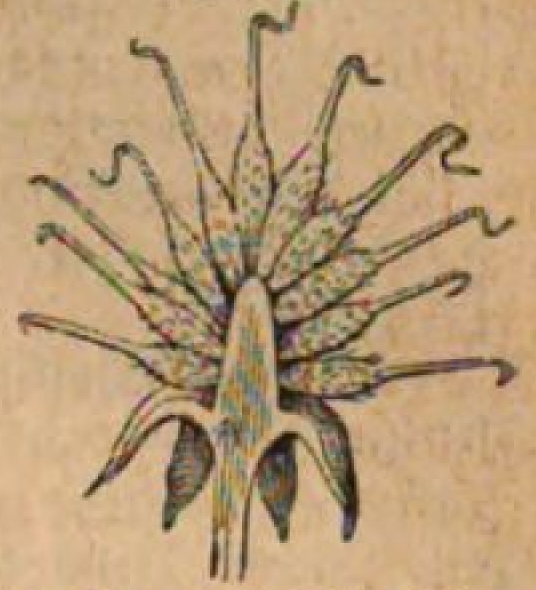


Fig. 2.

Botaniker den Ausdruck A. allein oder auch die Bezeichnung Nüßchen anwenden. Manche Achenen, zumal die der Kompositen, haben am oberen Rande eine Feder- oder Haarkrone (pappus), die als ein von der Frucht eigenthümlich ausgebildeter Kelch zu betrachten ist. Der Pappus dient als Flugapparat zur Verbreitung der Achenen durch den Wind, bisweilen auch als Haftorgan zur Begünstigung der Verschleppung derselben durch Thiere rc. Bei Spaltfrüchten sind häufig die Theilfrüchtchen als Achenen ausgebildet.

Achensee, schmaler, 7,5 Kilom. langer Alpensee in Tirol, nördlich von Schwatz, bis zu 780 Meter tief, von azurblauer Farbe und mit hohen Felsgestaden (bis über 1900 Meter) umgeben, unstreitig der schönste See Tirols. Am Nordende fließt aus dem See die Achen durch das romantische Achenthal zur Isar; darin in malerischer Lage das langgestreckte Dorf Achenkirchen (Achenthal), mit seiner Herberge »Zur Scholastika« eine beliebte Sommerfrische.

Achern, Städtchen im bad. Kreise Baden, am Flüßchen Acher in der alten Landschaft Ortenau gelegen, Bahnstation, mit Stahlwaarenfabrikation und 2857 Einw. In der Nikolaikirche daselbst sind die Eingeweide Turenne's, der bei dem benachbarten Saßlach 1675 getödtet wurde, beigesetzt. Unfern die Landesirrenheilanstalt Illenau.

Achĕron, Fluß in der epirotischen Landschaft Thesprotia, durchströmt erst rauhes Gebirgsland, verliert sich aber bald in einen sumpfähnlichen See (Acherusia palus), der zum Hafen Eläa abfließt. Dann ist A. Name noch anderer Flüsse des Alterthums, die im fernsten W. oder N. der griech. Welt erscheinen und hierdurch, sowie durch besonders dunkles, widriges Wasser, mephitische Ausdünstung und andere Spuren früherer Erdrevolutionen zu einer Rolle in den Sagen von der Nachtseite der Welt, vom dunkeln Jenseits sich empfahlen. So ward A. Fluß der Unterwelt, in welchen der Pyriphlegethon und der Kokytos, der Abfluß des Styx, strömen. Als Personifikation ist A. Sohn des Helios und der Erde (Gäa oder Demeter), versah die den Himmel stürmenden Titanen mit Wasser und wurde deshalb von Zeus in einen schlammichten Fluß verwandelt und in die Unterwelt verwiesen. Vgl. Acherusia.

Achĕrontia, Schmetterlingsgattung, s. Todtenkopf.

Acherūsia, Name mehrerer Seen und Sümpfe, welche, wie Acheron, die Mythe der Alten mit der

Unterwelt in Verbindung brachte: so ein See bei Hermione in Argolis; ein anderer bei Cumä in Kampanien (jetzt Lago di Fusaro); ein See bei Memphis in Aegypten, über welchen die Aegypter die Todten führten, um über sie auf einer Insel das Todtengericht zu halten; besonders aber der $1\frac{1}{2}$ Stunden lange, mephitische Dünste aushauchende Sumpf in Epeiros, in welchem der Acheron (s. d.) mit dem Kokytos sich verlor. Daß in der Nähe jenes Lago di Fusaro die »elysäischen Felder« erscheinen, darf nicht befremden, da wir die furchtbarsten Naturereignisse (Erdbeben, vulkanische Ausbrüche) mit dem üppigsten Reichthum der spendenden Schöpfung so oft an dieselben Stätten geknüpft sehen.

A-cheval-Stellung (spr. a-schwall-), eine Truppenstellung, welche zu beiden Seiten einer Kommunikation, sei dieselbe nun eine Landstraße, Eisenbahn, ein Damm, Fluß oder Kanal 2c., und so genommen wird, daß ihre Front von der Richtung der letzteren nahezu senkrecht geschnitten wird. Eine A. wird in der Regel nothwendig, wenn man die fragliche Kommunikation beherrschen will, sie bietet indeß häufig, namentlich bei einer Wasserkommunikation, den Nachtheil der Trennung der Streitkräfte.

Achiet (spr. aschieh), A. le Grand und A. le Petit, Name zweier Dörfer im franz. Departement Pas-de-Calais, nördlich von Bapaume, bekannt geworden durch die heftigen Kämpfe, welche am 2. Jan. 1871 zwischen der Armee des Generals Faidherbe und der deutschen Brigade Strubberg daselbst stattfanden. Vgl. Bapaume.

Achillēa *L.* (Schafgarbe), Pflanzengattung der Kompositen, nach Achilles genannt, weil auf dessen Rath Patroklos mit der Wurzel der Pflanze den verwundeten Eurypylos verband, perennirende Kräuter mit meist aufsteigendem Stengel, gesägten, fiederspaltigen oder zerschlitzt gefiederten Blättern und Blütenköpfchen in ausgezeichneten Doldentrauben mit vielblumigen Blütenköpfchen. A. atrata *L.* (schwärzliche Schafgarbe), auf den Alpen, 26 Centim. hoch, mit weichhaarigem Stengel, 2,5—5 Centim. langen, kämmig-fiedertheiligen Blättern und Blüten mit weißem Strahl u. gelblichweißer Scheibe, ist von aromatisch-bitterem Geschmacke u. wird neben anderen Arten zu den Genippkräutern gebraucht. A millefolium *L.* (gemeine Schafgarbe), in Europa, Nordasien und Nordamerika auf Triften, Wiesen, Rainen und an Wegen, mit weichhaarigem oder auch fast kahlem Stengel, fast bis zur Mittelrippe doppeltfiederspaltigen, weichhaarigen oder fast kahlen Blättern. Blätter und Blüten, Herba et Flores s. Summitates Millefolii, Schafrippen-, Tausendblatt- oder Rippelkraut, sind officinell. Die gewürzhaft riechenden und aromatisch-bitter schmeckenden Blüten enthalten ein blaues ätherisches Oel; in dem Kraut findet sich Achillein $C_{20}H_{38}N_2O_{15}$, eine braunrothe, amorphe, bitter schmeckende und alkalisch reagirende Substanz, welche durch Säuren in Zucker und Achilletin $C_{11}H_{17}NO_4$ gespalten wird. Der frisch ausgepreßte Saft der Blätter dient häufig bei Frühlingskuren. A. moschata *L.* (Moschusschafgarbe, Iva), auf den Alpen, niedrig, mit kämmig-fiedertheiligen Blättern, weißen, großstrahligen Blüten, riecht stark und angenehm aromatisch, schmeckt brennend gewürzhaft bitter, ist ebenfalls ein Bestandtheil des Schweizerthee's, aber auch sonst bei den Alpenbewohnern als ein kräftig reizendes, tonisches Mittel im Gebrauch. Sie enthält neben Achillein noch Ivaïn, Ivaöl und Moschatin und wird namentlich zur Bereitung des Ivaliförs benutzt. Vgl. J. Affolter, Die Ivapflanze (Chur 1870). Mehrere Arten werden als Gartenpflanzen kultivirt. A. Ptarmica, s. Ptarmica.

Achillein, s. Achillea.

Achilles, s. Achilleus.

Achilles, bekannter Trugschluß des eleatischen Philosophen Zeno oder seines Lehrers Parmenides, welcher beweisen sollte, daß alle Bewegung nur scheinbar sei. Er behauptete nämlich, ein Gegenstand, der sich langsam bewege, z. B. eine Schildkröte, könne von einem sich schneller bewegenden, z. B. Achilleus, nie eingeholt werden, wenn jener auch nur einen kleinen Vorsprung voraus habe; denn der Abstand zwischen beiden müsse in immer kleinere Theile zerlegt werden, könne aber nie ganz verschwinden, und der letztere müsse immer erst dahin kommen, wo der erstere schon gewesen sei. Die Lösung liegt darin, daß, sobald einmal, wie dies bei Achilleus und der Schildkröte geschieht, verschiedene Geschwindigkeiten zugegeben werden, damit auch schon eingeräumt wird, daß dieselben Räume in verschiedener Zeit (von Achilleus z. B. in einer kürzeren als von der Schildkröte) durchgangen werden können.

Achillessehne, das sehnige Ende der Wadenmuskeln, wodurch diese an dem Fersenknochen befestigt sind. Mittels der A., der stärksten Sehne des menschlichen Körpers, deren Dicke der großen Spannung, die sie auszuhalten hat, entspricht, ziehen die an dem Fersenknochen befestigten Wadenmuskeln die Ferse nach oben, während der Fuß sich nach unten streckt, so daß also der Fuß einem zweiarmigen Hebel gleicht, dessen kürzerer Arm der nach hinten liegende Fersenknochen, dessen längerer Arm der nach vorn gehende knöcherne Fuß und dessen Drehpunkt das Gelenk ist. Eine Zerreißung der A. macht begreiflicher Weise das Stehen und Gehen sofort unmöglich, wogegen krankhafte Verkürzung derselben eine dauernde Streckung des Fußes nach unten bewirkt, wobei die Ferse dauernd über dem Boden bleibt und der Kranke also genöthigt ist, nur mit dem vorderen Theile des Fußes aufzutreten oder auf den Zehen zu gehen. Ein solcher Mangel heißt Pferdefuß, der bei zunehmender Verkürzung der A. sich zu einem förmlichen Klumpfuß gestalten kann. Um denselben zu beseitigen, schneidet man die A. einen Zoll hoch über der Ferse, wo sie am schmalsten ist, unter der Haut durch und befestigt den Fuß mittels einer eigenen Maschine in der normalen Stellung, bis sich die beiden getrennten Enden der durchschnittenen Sehne durch neugebildete Sehnensubstanz wieder vereinigt haben.

Achilleus (lat. Achilles), der gefeiertste Held des griech. Heroenthums, Sohn der Nereïde Thetis und des Peleus, des Beherrschers der Myrmidonen in Phthia, Urenkel des Zeus. Nach Homer wurde er von Phönix in der Wohlredenheit und Kriegskunde, von dem Kentauren Cheiron in der Heilkunde unterrichtet. Seine Mutter hatte ihm zweierlei, großen Ruhm bei frühem Tode, oder langes, aber ruhmloses Leben verheißen. Er zog das erstere vor und fand es im Zuge gegen Troja. In 50 Schiffen führte er seine Myrmidonen dahin und zerstörte viele Städte um Troja. Als aber Apollo eine Pest ins griech. Lager sendete, so daß unaufhörlich die Todtenfeuer loderten, und der Seher Kalchas verkündigte, der Raub der Priestertochter Chryseïs

durch Agamemnon sei Ursache des göttlichen Zorns, der nur durch Herausgabe der Entführten versöhnt werden könne: entbrannte Streit zwischen ihm und dem Oberfeldherrn Agamemnon, der zum Ersatz für Chryseïs die von A. erbeutete Briseïs verlangte. A. entsagte zwar, von Athene besänftigt, der Geliebten, aber weinend flehte er am Seegestade die Mutter um Rache an, auf deren Bitte Zeus den Troern Sieg gewährte, bis ihr Sohn Genugthuung fand. A. nahm nun weder am Rath, noch selbst am Kampfe theil, sondern blieb grollend in den Gezelten und sang zur Leier die Thaten der Helden. Die Troer bedrängten die Griechen hart; umsonst suchten diese den Trotzigen zu versöhnen, bis endlich sein Liebling, Patroklos, ihn rührte. Er gestattete dem Freunde, seine Scharen zur Schlacht zu führen, und ordnete sie; er selbst aber blieb zurück. Patroklos rettete die Schiffe, fiel aber von Hektors Hand. Um seine Leiche entbrannte erbitterter Kampf. Vom heftigsten Schmerze erfaßt, eilte A. waffenlos, doch von Athene geschützt, an den Wallgraben und rief so furchtbar drohend hinüber, daß die Troer flohen. Patroklos' Leiche ward heimgebracht und von A. beweint. Am andern Morgen brachte ihm die Mutter neue Waffen von des Hephästos Hand, darunter einen kunstreich geschmiedeten Schild. Da erwachte der Held: er rief die Achäer zusammen, söhnte sich mit den Gegnern aus und, von Athene gestärkt, legte er die Rüstung an, die ihn wie mit Flügeln hob, und ergriff den Speer, den kein anderer zu schwingen vermochte. Er stürmte hinaus und tödtete, wen er erreichte. Die flüchtigen Troer stürzten vor ihm scharenweise in den Xanthos (Skamander), und ihre Leichen dämmten die Wellen. Der ergrimmte Flußgott erhob sich zuletzt selbst gegen den Helden, ward aber von Hephästos auf Geheiß der Here zurückgedrängt. Jetzt traf A. unter Troja's Mauern mit Hektor zusammen. Dreimal jagte, dreimal, als er ihn erlegt hatte, schleifte er ihn um die Stadt; den Leichnam gab er später dem greisen Vater zurück. Nun erst ward Patroklos bestattet. Des A. Ende deutet Homer nur an, »vor dem skäischen Thore«. Seine Gebeine wurden zu denen des Freundes gesellt; darüber stieg ein Grabhügel am Hellespont empor. Um die Waffen des Helden stritten Ajax und Odysseus; letzterer trug sie davon. Dies ist der Homerische A., der Held der Ilias, der schnellfüßige, blondgelockte Peleione, der Schönste und Tapferste der Griechen, Feinden furchtbar, zärtlich gegen Freunde, großmüthig, dem ungerechten Oberherrscher trotzend, den Göttern gehorchend, Gesang und Ruhm liebend, den Tod verachtend, untergehend in voller Jugendherrlichkeit. Spätere erzählen, Thetis habe ihn, um ihn unsterblich zu machen, ins Feuer oder in den Styx getaucht, daher er nur an der Ferse, an der die Mutter ihn hielt, verwundbar gewesen sei. Andere berichten auch, wie er, ohne Muttermilch im Waldgebirge groß genährt, von seiner ängstlichen Mutter unter die Töchter des Lykomedes gesteckt, aber von dem schlauen Odysseus ausgespäht und zugleich mitzuziehen gegen Troja, das ohne A. nicht zu nehmen war, bewogen wurde. Nur von einem Gotte konnte er überwunden werden; Apollo tödtete ihn in der Gestalt des Paris, während A. waffenlos um Priamos' Tochter Polyxena warb, im Tempel zu Thymbra. Darum ward Polyxena dem Helden geopfert. Auf dem Vorgebirge Sigeion wurde er göttlich verehrt, auch zu Sparta und Olympia beklagt. Nach seinem Tode ward er, wie sein Ahn Aeakos u. a., Richter der Schatten, oder wohnte, mit Iphigenia oder Helena vermählt, auf Leuka, dem Eilande der Seligen, an der Mündung des Istros (Donau), den Schiffern freundlich.

Achilleus Tatios, griech. erotischer Romandichter, aus Alexandria, lebte wahrscheinlich in der Mitte des 5. Jahrh. und soll, nach Suidas, im hohen Alter Christ und sogar Bischof geworden sein. Er ist Verfasser eines Romans »De amoribus Clitophontis et Leucippes libr. VIII«, des besten unter den griech. Romanen nach Heliodoros, dessen Nachahmer er ist. Die Form ist zierlich, oft überladen mit Schmuck. Ausgaben des Werkes lieferten Salmasius (Leyd. 1650), Fr. Jacobs (Leipz. 1821, 2 Bde.), Hirschig (»Scriptores erotici«, Par. 1856), Hercher (Leipz. 1859); eine Uebersetzung Ast und Güldenapfel (das. 1802).

Achillini (spr. aki-), bolognes. Dichter- u. Gelehrtenfamilie, aus welcher sich zuerst Alessandro A. als Scholast. Philosoph und Arzt auszeichnet. Geb. 29. Okt. 1463, lehrte er in seiner Vaterstadt, schloß sich in Padua ganz dem Averroismus an, wurde durch den Beinamen des »zweiten Aristoteles« geehrt und erwarb sich in der medicinischen Schule zu Bologna besondere Verdienste durch seine frühzeitigen, damals noch sehr seltenen anatomischen Versuche. Seine einzeln veröffentlichten Schriften über Philosophie und Naturwissenschaften erschienen nach seinem Tode zum Theil gesammelt als Opera omnia (Vened. 1545, wiederholt 1568), darunter die bedeutendste »De intelligentiis« in 5 Büchern. — Sein jüngerer Bruder Giov. Filoteo A., geb. 1466 zu Bologna, folgte ganz dem ästhetischen Universalismus der Renaissance und beschäftigte sich mit Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, Philologie, Poesie und Musik; er starb 1538. Seine beiden Lehrgedichte »Il Viridario« (Bologna 1513), in Oktaven, und »Il Fedele« (das. 1523), in Terzinen, gehören zu den literarischen Seltenheiten. — Größeren Ruf als diese beiden, ihre Geistesrichtungen gleichsam verbindend, erlangte Claudio A., geb. 1574 zu Bologna, wo er neben allgemeinen Wissenschaften und Medicin hauptsächlich die Rechte studirte; er wirkte dann hier wie in Ferrara und Parma als Professor und trat zu Papst Gregor XV., König Ludwig XIII. und Kardinal Richelieu in nähere Beziehung. Er starb 1640 auf seinem Landgute. Als Dichter (»Rime e prose«, Vened. 1673) folgt er der Richtung Marini's und sucht diesen durch Wortspiele, Hyperbeln und Antithesen noch zu überbieten.

Achimĕnes *Brown*, Pflanzengattung aus der Familie der Gesneraceen, Knollengewächse mit saftigem Stengel, gegen- oder quirlständigen schön gefärbten und behaarten Blättern und meist scharlach- oder purpurrother, röhrenförmiger, am Rande fünftheiliger Blumenkrone. Viele Arten aus den feuchtwarmen Wäldern Mexiko's und Centralamerika's werden bei uns in Warmhäusern ähnlich den Glorinien kultivirt.

Achioti, s. v. w. Orlean.

Achlath (Akhlath), uralte Stadt im türk. Armenien, am Wansee, Sitz eines armenischen Bischofs, hieß im Alterthum Chelath und war lange Zeit die berühmte Residenz der armen. Könige, mit mehr als 200,000 Einw. Im Jahre 1226 wurde sie von Dschelaleddin Schah zerstört und 18 Jahre später durch ein Erdbeben gänzlich in Trümmer gelegt.

Auch später wiederholt erobert und verwüstet (namentlich 1400 durch Timur), wurde A. zwar immer wieder aufgebaut und durch Soliman II. sogar zu einer starken Festung umgeschaffen, erreichte jedoch seinen früheren Glanz nicht wieder. Jetzt ist A. ein unbedeutender Ort von etwa 4000 Einw., umgeben von den Ruinen der alten Stadt, die mehrere Stunden im Umfang haben.

Achlya, s. Saprolegnieen.

Achmed, 1) Abul Abbas, Name von sieben Chalifen aus dem Hause der Abbassiden. S. Chalifen.

2) A. I., 14. Sultan der Osmanen, geb. zu Magnesia 1589, Sohn Mohammeds III., bestieg 1603 den Thron, geistig wenig befähigt, schwelgerisch, stolz u. grausam. Er setzte den seit 1593 dauernden Krieg gegen den deutschen Kaiser Rudolf II. fort, anfänglich mit Glück; als er aber von den Persern im Rücken angegriffen ward, diese Eriwan eroberten, Wan belagerten und das türk. Heer mehrmals schlugen, auch die asiat. Provinzen sich erhoben, schloß er mit Oesterreich den mehrmals erneuerten 20jährigen Waffenstillstand von Sitvatorok, durch welchen die Türken mehrere feste Plätze in Ungarn behielten. Hierauf wendete A. seine ganze Macht gegen die Empörer in Asien, welche er vernichtete, vertrieb die Perser aus dem Reiche und schloß mit diesen einen Frieden, welcher den Status quo im Osten wieder herstellte. Seine letzten Lebensjahre verwandte er auf eine festere Gliederung seines Reichs und die Verschönerung seiner Hauptstadt. Die prächtige Moschee seines Namens erbaute er in 7 Jahren mit einem Aufwand von mehreren Millionen. Er starb 22. Nov. 1617.

3) A. II., 22. Sultan der Osmanen, geb. 1642, Sohn Ibrahims, ward nach seines Bruders Soliman II. Tod von den Janitscharen 1691 auf den Thron erhoben. Im Kriege gegen Oesterreich und Venedig erlitt sein Heer unter dem Großwessir Köprili Mustafa 19. Aug. 1691 bei Salankemen eine entscheidende Niederlage, wozu noch zahlreiche innere Empörungen kamen, und ehe A. die Ruhe wieder herstellen konnte, starb er 6. Febr. 1695.

4) A. III., 24. Sultan der Osmanen, geb. 1673, gelangte nach Absetzung seines Bruders Mustafa II. 1703 auf den Thron. Seine Regierung begann mit wohlthätigen Einrichtungen im Innern des Reichs; bald aber brachte der schwed.-russ. Krieg auch die Pforte in schwere Verwickelungen. Karl XII. flüchtete mit den Trümmern seiner bei Pultawa vernichteten Armee auf türk. Boden und trieb die Pforte zum Kriege gegen Rußland. Am Pruth war Peter d. Gr. eingeschlossen; aber die Bestechlichkeit des Großwessirs rettete ihn und bewirkte einen ihm günstigen Frieden. A., schwach und charakterlos, ratificirte nicht nur den Vertrag seines Günstlings, sondern nöthigte auch König Karl XII., sein Land zu verlassen. Dem schwachen Venedig nahm er 1715 Morea; allein Oesterreich, zur Aufrechthaltung des Karlowitzer Friedens verpflichtet, trat für Venedig unter die Waffen; bei Peterwardein (1716) verlor Achmeds Oberfeldherr Kümürdschi gegen Eugen Leben und Schlacht; Temesvár und das Banat wurden darauf von den Oesterreichern genommen, welche Verluste ein Sieg der Flotte über die Venetianer nicht ersetzte. Der neue Großwessir, Arnaud-Chalil, wurde 1717 bei Belgrad gänzlich geschlagen, und diese wichtige Festung fiel. Der Friede zu Passarowitz endigte den Krieg 21. Juli 1718 zum Vortheil für Oesterreich. Eugens Siege hatten den Kriegsruhm der Türken vernichtet. A., in Wollust versunken, überließ fortan die Verwaltung den Wessiren. Trotzdem ward manches verbessert; in das Steuerwesen kam einige Ordnung, Festungen wurden gebaut, die erste türk. Druckerei errichtet. Durch diese und ähnliche Einrichtungen wird Achmeds Regierung als der Anfang der für die türk. Geschichte so wichtigen Epoche der Einführung europäischer Institutionen in das osman. Reich bezeichnet. Noch in seinen letzten Regierungsjahren verwickelte sich A. in einen Krieg mit den Persern; dazu kamen Aufstände und Empörungen im Innern. Den wegen der Neuerungen aufgestandenen Janitscharen opferte A. feig die Köpfe seines Wessirs und der Minister. Selbst zur Abdankung genöthigt (30. Sept. 1730), starb er 1736 im Gefängnis, wahrscheinlich durch Gift.

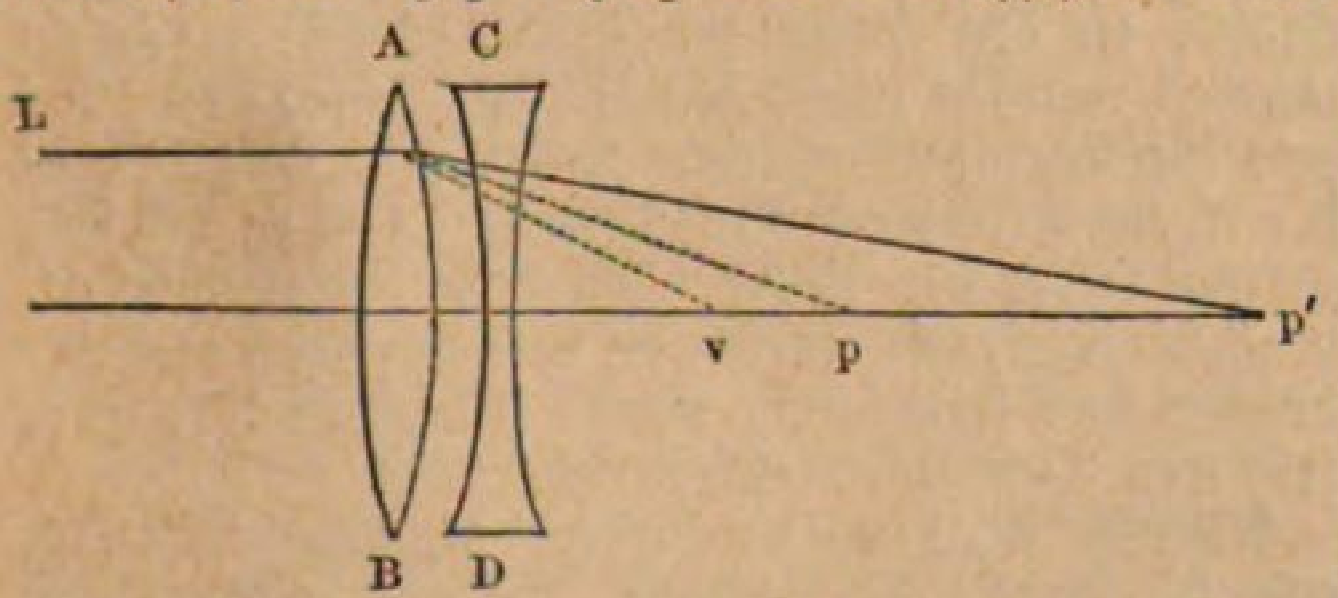
Achmim (Akhmym), Stadt in Oberägypten, am rechten Ufer des Nils, das alte Panopolis, hat über 10,000 Einw. (darunter etwa 1000 Christen), ein koptisches und ein Franciskanerkloster, Baumwollspinnerei und etwas Handel.

Achorion Schoenleini, s. Favus.

A. Chr., Abbreviatur für: ante Christum (lat.), vor Christo, vor Christi Geburt.

Achromatismus (griech., »Farblosigkeit«), eine solche Brechung der Lichtstrahlen, bei welcher diese nicht in Farben zerlegt werden. Ein aus einem Mittel in ein anderes von verschiedener Dichtigkeit übergehender Lichtstrahl wird bekanntlich von seiner Richtung abgelenkt oder gebrochen. Mit dieser Erscheinung der Strahlenbrechung tritt aber zugleich eine andere, die der Farbenzerstreuung oder Dispersion, ein. Läßt man durch eine kleine Oeffnung in der Wand eines finster gemachten Zimmers das Licht der Sonne einfallen und fängt die einfallenden Strahlen mit einem zur Axe des eintretenden Lichtkegels senkrecht gestellten weißen Schirm auf, so entsteht auf diesem ein kreisförmiges Sonnenbild. Läßt man aber die Sonnenstrahlen zuvor durch ein gläsernes Prisma hindurchgehen, so erscheint das Sonnenbild nicht mehr an der früheren Stelle, sondern, wenn der brechende Winkel des Prisma's nach unten gekehrt ist, höher hinauf gerückt, weil das durch das Prisma hindurchgehende Sonnenlicht sowohl bei seinem Eintritt in das Prisma, als auch bei seinem Austritt aufwärts gebrochen wird. Auch ist das Bild (Spektrum) nicht mehr rund, wie vorher, sondern länglich und, da mit der Erscheinung der Strahlenbrechung zugleich eine andere, die der Farbenzerstreuung oder Dispersion, eintritt, gefärbt, so daß man von unten nach oben hauptsächlich folgende, jedoch nicht scharf gegeneinander abgegrenzte, sondern in einander übergehende Farben unterscheidet: roth, orange, gelb, grün, blau, violett. Diese verschiedenfarbigen Strahlen, woraus das weiße Licht zusammengesetzt ist, sind von verschiedener Brechbarkeit; am stärksten brechbar sind die violetten, am schwächsten brechbar die rothen. Man unterscheidet aber bei einer durchsichtigen Substanz das Brechungs- und das Zerstreuungsvermögen. Nach jenem bestimmt sich der Winkel, um welchen das Sonnenbild von seiner früheren Stelle fortgerückt wird, nach diesem dagegen die Ausdehnung, welche es in der Länge erhält. Das Brechungsvermögen wird durch die Brechungsexponenten (s. Licht) der Strahlen von mittlerer Brechbarkeit, das Zerstreuungsvermögen durch den Unterschied zwischen

den Brechungsexponenten der violetten u. der rothen Strahlen bestimmt. Die Möglichkeit des A. beruht nun darauf, daß für verschiedene Substanzen das Brechungs- und Zerstreuungsvermögen nicht in dem gleichen Verhältnisse zu einander stehen. Newton bezweifelte diese Thatsache, aber spätere Versuche haben gezeigt, daß sie dennoch besteht. So ist z. B. die Farbenzerstreuung beim Flintglase größer als beim Crownglase, während die mittleren Brechungsexponenten beider Glasarten nicht in demselben Maße von einander verschieden sind. Wenn man daher eine beiderseits erhaben geschliffene Linse (Sammellinse) von Crownglas mit einer passend gewählten Hohllinse von Flintglas verbindet, so kann man erreichen, daß beide gar keine wahrnehmbare Farbenzerstreuung hervorbringen, indem die Flintglaslinse die Farbenzerstreuung der Crownglaslinse kompensirt. Weil aber das Flintglas stärker farbenzerstreuend wirkt als Crownglas, so wird die Linse nicht auch gleichzeitig die Brechung der Strahlen in der Crownglaslinse kompensiren können. Beide Linsen vereinigt, wirken daher noch immer wie eine Sammellinse, aber ohne Farbenzerstreuung. Die nebenstehende Figur zeigt den Durchschnitt einer



achromatischen Linse. A B ist die Sammellinse aus Crownglas, C D die Zerstreuungs- oder Hohllinse aus Flintglas. Der Strahl L, welcher auf die Crownglaslinse A B trifft, wird von dieser so gebrochen, daß die am stärksten brechbaren, violetten Strahlen sich in v, die am wenigsten brechbaren rothen sich in p vereinigen. Wenn die Strahlen aber nach ihrem Durchgang durch die Linse A B noch die Flintglaslinse C D passiren müssen, so rückt diese den Vereinigungspunkt der Strahlen nach p' hinaus, aber es werden hierbei die stärker brechbaren Strahlen v weiter gegen p' hingerückt als die schwächer brechbaren p. Das Resultat ist, daß sich der Abstand zwischen v und p vermindert, oder mit anderen Worten, daß sich sämmtliche Strahlen wieder nahe in einem Punkte vereinigen und hier weißes Licht geben. Es ist einleuchtend, daß die Krümmungen der beiden Linsen genau berechnet sein müssen, wenn die Vereinigung der einzelnen Strahlen in einem Punkte möglichst scharf sein soll. Die Herstellung einer vollkommen achromatischen Linse ist äußerst schwierig, und dies um so mehr, als mit der Vereinigung der rothen und violetten, d. h. der äußersten Strahlen des Spektrums, nicht gleichzeitig auch die Vereinigung der übrigen, der grünen, gelben und blauen, bewirkt wird. Die besten achromatischen Linsen hat Fraunhofer geliefert, doch bleibt auch bei ihnen am Rande noch etwas Violett übrig, dafür sind aber die leuchtendsten Strahlen des Spektrums umso genauer vereinigt. Gewisse Flüssigkeiten zeigen eine beträchtliche Farbenzerstreuung, deshalb haben Blair und Barlow vorgeschlagen, statt des Flintglases große, hohle, mit Schwefelkohlenstoff gefüllte Linsen anzuwenden. Diese Linsen werden aplanatische genannt und zeigen einen ausgezeichneten A., wobei nur zu bedauern ist, daß Temperaturveränderungen so leicht auf die Flüssigkeit einwirken.

Die ersten achromatischen Linsen lieferte 1758 John Dollond, später hat, wie bemerkt, besonders Fraunhofer sich durch seine achromatischen Gläser ausgezeichnet. Im Jahre 1827 endlich machte Littrow darauf aufmerksam, daß die Flintglaslinse am vortheilhaftesten in einer gewissen Entfernung von der Crownglaslinse placirt werden müsse, wobei jene auch beträchtlich kleiner sein kann. Fernrohre mit solchen Linsen heißen dialytische.

Achromatopsie (griech., »das Ohne-Farben-Sehen«), das Unvermögen, Farben zu unterscheiden; vgl. Farbensinn.

Achse, s. Axe.

Achsel (Achselhöhle, lat. axilla), die Aushöhlung unter der Schulter zwischen dem Arme und der Brust, welche vorn vom großen Brustmuskel, hinten vom breiten Rückenmuskel, oben vom Schultergelenk, nach innen von den oberen Rippen, nach außen vom Oberarmknochen begrenzt wird. Auf ihrer Haut, welche mit sehr stark entwickelten Schweißdrüsen versehen ist, entwickeln sich zur Zeit der Mannbarkeit Haare. Der Schweiß, welcher in der Achselgrube abgesondert wird, hat einen scharfen Geruch, reagirt sauer und wirkt zerstörend auf manche Kleiderstoffe, namentlich auf ihre Farben. Auch ist A. oft s. v. w. Schulter, die höchste und oberste Partie des Arms, die das äußere Ende des Schlüsselbeins und den vorderen Theil des Schulterblatts zur knöchernen Grundlage hat.

Achselknospe, s. Knospe.

Achselmannstein, Badeort, s. Reichenhall.

Achselsproß, s. Zweig.

Acht, in der natürlichen Reihenfolge der Zahlen die erste, welche als dritte Potenz einer unter ihr liegenden, der Zahl 2, auftritt. Eine besondere Eigenthümlichkeit der Zahl 8 ist es, daß die ungeraden Quadratzahlen immer um das Achtfache der Zahlen in ihrer natürlichen Folge steigen, folglich jede ungerade Quadratzahl —1 durch 8 theilbar ist und zum Quotienten eine Trigonalzahl gibt. Dieser und anderer Verhältnisse wegen, deren Entwickelung zum Theil der höheren Mathematik angehört, galt bei den Alten die A. für eine ebenso vollkommene Zahl, als die Drei. Nach der biblischen Erzählung von der Sündflut blieben acht Menschen übrig. Die Griechen bildeten die Hauptwinde auf einem Oktogon ab, und in der chaldäischen Astrologie dienten die acht Oerter des Himmels zur näheren Bestimmung der Weltgegenden. Die alten Gallier schon wählten die achteckige Gestalt zu ihren Tempeln, und im Mittelalter trug man dieselbe als heilige Form auf christliche Kirchen über. Als Ziffer wird 8 auch ausgedrückt durch VIII, η.

Acht (vom altdeutschen Echt, d. i. Bund oder Gesetz), ursprünglich das höchste Gesetz, wie auch das Synonym Bann, eigentlich das Höchste, das Herrschende, die höchste Gewalt und gesetzliche Verpflichtung bedeutete; daher das höchste Gericht und der Bezirk, in welchem die Aussprüche desselben bindend sind, sowie die Strafe oder Buße, durch welche jene Aussprüche verwirklicht werden, oder ihr Bann gelöst wird. Vorzugsweise wurde A. und Bann in der letzteren Bedeutung von der gesetzlichen und gerichtlichen Ausstoßung aus dem bürgerlichen Friedens- und Rechtsvereine, der Gesetz- oder Rechtsloserklärung, gebraucht. Wie nämlich das ursprüngliche Rechtsverhältnis unter deutschen Männern auf

einem gegenseitig anerkannten Friedensvertrag beruhte, so bestand auch die oberste Rechtsgewalt gegen den freien Mann in der Ausschließung aus diesem Friedensvertrage und in solchen Bußen, welche der Verletzer des Friedensstandes zur Entschädigung oder aussöhnenden Genugthuung gegen einzelne Rechtsgenossen oder den ganzen Verein freiwillig auf sich nahm, und das altdeutsche Strafrecht kannte selbst bei den größten Verbrechen, wie Fürstenmord, keine Leibes- und Lebensstrafen, sondern nur die Aufkündigung des Friedensvertrags und jene genugthuenden Vermögensbußen. Diese theils eventuelle und provisorische, theils definitive Friedensaufkündigung bildet das Wesen von Bann und A. und vom Achtsprozeß (processus bannitorius). Sobald nämlich ein Individuum den Friedensstand verletzt hatte, mußten, wenn durch eine Anklage Genugthuung verlangt wurde, die Vorsteher des Staatsvereines und seine Volksgerichte den Angeklagten feierlich auffordern und verpflichten, entweder vor Gericht die Anklage zu widerlegen, oder durch Verzichtleistung auf fernere Störung und durch Leistung der nöthigen Entschädigung oder Buße sich mit dem Ankläger und dem verletzten Vereine wieder auszusöhnen. Das Recht zu solcher feierlichen Aufforderung, wie die Ausübung oder jenes Auffordern und Vorladen selbst hieß Bann im weitesten Sinne und stand, seit Ausbildung der königlichen Macht, den Königen und den von diesen damit bevollmächtigten Gerichten zu. Wenn auf dreimalige, je eine sächsische Frist haltende Vorladung der Angeklagte sich nicht stellte oder die aufgegebene Buße nicht leistete, so traf ihn die Unteracht, d. h. sein Vermögen wurde mit Beschlag belegt und bei Strafe durfte ihn niemand im Bannbezirke aufnehmen und unterstützen, der Ankläger aber durfte ihn ergreifen und vor Gericht stellen. Wenn er nun Jahr und Tag in diesem Banne blieb, ohne die nöthige Buße zu leisten, so wurde vom Könige die Oberacht (Aberacht), der Königsbann, d. i. die völlige Fried- u. Rechtslos- oder Vogelfreierklärung gegen ihn ausgesprochen und dies durch den Achtbrief bekannt gemacht. Erschien der Geächtete oder Verfestete später, wozu er sicheres Geleit auswirken mußte, und bewies seine Unschuld, so wurde er zwar freigesprochen, mußte aber dem Gerichte eine bestimmte Summe (Achtschätzung) zahlen. Reichsacht wurde die A. genannt, welche sich über das ganze Reich, Landacht die, welche sich nur über den Bezirk eines gewissen kaiserlichen oder reichsständischen Landgerichts erstreckte.

Das rechtliche Verfahren, welches den Ausspruch von Bann und A. bedingte, hieß der Achtsprozeß, zu dessen eigenthümlichen Formen es gehörte, daß die A. nur unter freiem Himmel ausgesprochen wurde. Viele andere und wesentlichere Bestimmungen erlitten im Laufe der Zeiten bedeutende Abänderungen. Wenn z. B. die Oberacht ursprünglich nur vom König oder vom Kaiser an der Spitze des Reichstages oder des Gerichts der fürstlichen und gräflichen Standesgenossen (der Reichsfürsten und Reichsgrafen) ausgesprochen werden sollte, so verletzten schon zu allen Zeiten einzelne, wie Karl V. bei der Aechtung des Landgrafen Philipp von Hessen und des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Ferdinand II. dem Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz gegenüber u. andere, die gesetzliche Form und umgingen Reichstag und Fürstengericht. Nach der Einrichtung des Reichskammergerichts sprach dann dieses oftmals die A. aus; seit dem westfäl. Frieden der Kaiser, mit Zuziehung des an die Stelle des Fürstengerichts getretenen Reichshofraths; und endlich bestimmte die ständige Wahlkapitulation von 1711 (Art. 20), daß eine Aechtung gegen Reichsstände von einem der höchsten Reichsgerichte instruirt, sodann von einer besonderen Reichsdeputation begutachtet und durch den Reichstag genehmigt werden müsse. Die letzten Achtserklärungen waren 1706 die gegen den Kurfürsten Maximilian II. Emanuel und dessen Bruder, den Kurfürsten von Köln, welche auch nach dem 1702 an Frankreich erklärten Reichskriege Bundesgenossen dieser Macht blieben. Seitdem ist gegen Reichsfürsten keine A. mehr ausgesprochen worden. Gegen den freien, nicht reichsunmittelbaren Bürger war das Achtverfahren ohnedies außer Anwendung gekommen, seitdem die Idee des freien Friedensvereines deutscher Männer dem Begriffe der Unterthanschaft unter der regierenden Herrschaft Platz gemacht. Der früher gegen flüchtige Schuldner anwendbare Achtsprozeß in Civilsachen und die A. als Ungehorsams- oder Kontumacialstrafe (bannum contumaciae, in welchem, wenn Beklagter den gerichtlichen Auflagen nicht gehorchte, Kläger in den Besitz der Güter desselben gesetzt wurde) wurden durch den Reichsabschied von 1654 und die Wahlkapitulation Karls VI. aufgehoben; die A. im Kriminalprozeß aber ist schon in der Carolina selbst bei Mord nicht mehr vorgeschrieben. Auch die Landacht, welche in Sachsen bei Todesverbrechen noch statt fand, wurde gemildert und ihrer früheren Eigenthümlichkeiten beraubt.

Achterfeldt, Johann Heinrich, kathol. Theolog, geb. 17. Juni 1788 in Wesel, studirte zu Köln und Münster, ward 1818 Professor zu Braunsberg, 1826 zu Bonn, 1844 als Anhänger der vom röm. Stuhle als Irrlehre verworfenen Lehre des Hermes (s. d.), dessen »Christkatholische Dogmatik« er herausgab, vom Erzbischof von Köln suspendirt. Mit seinem Gesinnungsgenossen Braun gab er 1843—1848 die »Zeitschrift für Philosophie und kathol. Theologie« heraus.

Achtermann, Wilhelm, deutscher Bildhauer, geb. 15. Aug. 1799 in einem Dorfe bei Münster, erlernte das Schreinerhandwerk und lieferte Schnitzereien, die wegen ihrer Feinheit und Zierlichkeit bewundert wurden. Schon 32 Jahre alt und ohne alle Vorbildung widmete er sich der Kunst. In Berlin, wohin er sich zu seiner Ausbildung begab, nahm sich besonders Schadow seiner an. Seine exklusiv religiöse Richtung hielt ihn nicht ab, den Unterricht der Berliner naturalistischen Schule mit Eifer zu benutzen. Durch Verkauf kleiner Arbeiten verschaffte er sich endlich die Mittel zu einer Reise nach Italien. In Rom verfertigte er eine Pietà, die sich jetzt in seiner Vaterstadt befindet und in kleineren Abgüssen verbreitet ist. Seine großartigsten Werke sind aber eine Pietà und eine aus fünf überlebensgroßen Figuren bestehende Kreuzabnahme von carrarischem Marmor, die am 19. Okt. 1858 im Dome zu Münster aufgestellt wurden.

Achtermannshöhe, eine der bedeutendsten Erhebungen des Harzes, südlich vom Brocken, bildet einen mit prächtigem Laub- und Nadelholz bewaldeten Granitkegel von 936 Met. Höhe, der eine lohnende Rundschau gewährt.

Achtfüßer, s. Cephalopoden.

Achtyrka, Kreisstadt im kleinruss. Gouvernement Charkow, am gleichnamigen Flusse und an

3 Seen gelegen, mit mehreren Fabriken und 17,411 Einw. In der Gegend werden viele Pflaumen und Kirschen gezogen.

Achtzehner, Bücherformat von 18 Seiten auf dem Bogen, s. Oktodez.

Acidalia, Schmetterlingsgattung, s. Obstspanner.

Acidimetrie, s. Alkalimetrie.

Aciediren (v. lat. acidus, sauer), säuern; Acidation, Säuerung.

Acidum (lat.), s. v. w. Säure; A. aceticum, Essigsäure; A. arsenicicum, Arsensäure; A. arsenicosum, arsenige Säure; A. benzoicum, Benzoësäure; A. boracicum, Borsäure; A. borussicum, Blausäure; A. carbazoticum, Pikrinsäure; A. carbonicum, Kohlensäure; A. chloricum, Chlorsäure; A. citricum, Citronensäure; A. formicarum, formicicum, formicum, Ameisensäure; A. gallicum, Gallussäure; A. gallotannicum, Tannin; A. hydrochloratum, hydrochloricum, Chlorwasserstoffsäure; A. hydrocyanatum, hydrocyanicum, Cyanwasserstoffsäure; A. hydrosulfuratum, hydrothionicum, Schwefelwasserstoff; A. hypochlorosum, unterchlorige Säure; A. lacticum, Milchsäure; A. malicum, Äpfelsäure; A. muriaticum, Chlorwasserstoffsäure; A. muriaticum hyperoxygenatum, Chlorsäure; A. muriaticum oxygenatum, Chlorwasser, wässerige Chlorlösung; A. nitricum, Salpetersäure; A. oxalicum, Kleesäure; A. phosphoricum, Phosphorsäure; A. phosphoricum glaciale, glasartige Metaphosphorsäure; A. picronitricum, Pikrinsäure; A. pyrolignosum, Holzessig; A. scytodepsicum, Tannin; A. silicicum, Kieselsäure; A. sorbicum, Äpfelsäure; A. stibicum, Antimonsäure; A. stibiosum, antimonige Säure; A. subsulfurosum, unterschweflige Säure; A. succinicum, Bernsteinsäure; A. sulfuricum concentratum, engl. Schwefelsäure; A. sulfuricum dilutum, 1 Th. engl. Schwefelsäure und 5 Th. Wasser; A. sulfuricum fumans, rauchende Schwefelsäure, Nordhäuser Vitriolöl; A. sulfurosum, schweflige Säure; A. tannicum, Tannin, Gerbsäure; A. tartaricum, Weinsteinsäure, Weinsäure; A. uricum, Harnsäure; A. uvicum, Traubensäure; A. valerianicum, Baldriansäure.

Acies (lat.), Spitze, Schärfe; Schneide; Schlachtordnung.

Acilius, Schwimmkäfer, s. Wasserkäfer.

Acipenser, Fischgattung, s. Stör.

Aci reale (spr. atschi), Hafenstadt in der sicilian. Provinz Catania, am Fuße des Aetna und an der Meeresküste, auf Lavagrund erbaut und durch 1 Fort vertheidigt, hat 1 altes Schloß, 1 Gymnasium, 1 bischöfliches Seminar, 1 techn. Schule, 2 Akademien der Wissenschaften und Künste, sowie 2 Konservatorien und steht durch Eisenbahn mit Messina u. Catania in Verbindung. Die Einwohner (1870: 35,787) beschäftigen sich hauptsächlich mit Leinwand- und Baumwollweberei und bauen viel Hanf und Flachs. Die Umgegend ist ein reicher Fundort für Geognosten. In der Nähe die Höhle des Polyphem und die Grotte der Galatea, die merkwürdigen 7 Scogli de' Ciclopi (Faraglioni) und die Schwefelwasser von S. Venera.

Acka, ein von dem deutschen Reisenden Schweinfurth in Innerafrika entdecktes zwerghaftes Negervolk, wird von den Niam-Niam Ticki-Ticki genannt. Ihr Gebiet beginnt zwei Tagereisen südlich von Munsa, dem Hauptorte des Monbuttulandes, liegt also ungefähr unter 3° nördl. Br. und 29° östl. L. v. Gr., etwa 148 Kilom. nordwestlich von dem Nilquellsee Mwutan (Albert Nyanza). Die mittlere Höhe der Männer wird auf 1,5 Meter angegeben, doch gibt es zahlreiche, welche diese Höhe nicht erreichen. Die A. üben die Beschneidung aus, welche zur Zeit der Pubertät vorgenommen wird. Vgl. Zwergvölker.

Acker, Feldmaß, im Königreich Sachsen à 300 QRuthen = 55,398 Aren = 2 sächs. Morgen oder Scheffel; in S.-Gotha à 140 QRuthen = 22,70 Aren; in S.-Weimar à 140 QRuthen = 28,497 Aren; in S.-Altenburg à 200 QRuthen = 64,43 Aren; in S.-Meiningen und Koburg à 160 QRuthen = 28,976 Aren; in Hessen-Kassel à 150 QRuthen = 23,865 Aren.

Ackerbau, im engern Sinne die Art und Weise der Bearbeitung des Ackerlandes (s. Bodenbearbeitung), im weitern Sinne derjenige Theil der Landwirtschaft, welcher sich mit der Erzeugung der landwirtschaftlichen Kulturpflanzen beschäftigt. Fälschlich braucht man oft den Ausdruck A. für Landwirtschaft überhaupt; unter dieser ist aber die Verbindung von A. mit Viehzucht, nicht jener allein, zu verstehen.

Ackerbaugeräthe, s. Ackergeräthe.

Ackerbaugesellschaften, s. Landwirtschaftliche Vereine.

Ackerbauschule, s. Landwirtschaftliche Lehranstalten.

Ackerbausystem, s. Betriebssystem.

Ackerbeete, die Abtheilungen des Ackers, welche durch das Pflügen (s. Bodenbearbeitung) gebildet werden.

Ackerbestellung, die letzte Bearbeitung des Ackers für die Aufnahme der Saat; auch begreift man die Einsaat, die Samenunterbringung und die Anlegung von Wasserableitungsrinnen darunter (s. Bodenbearbeitung).

Ackerdistel, s. Cirsium.

Ackerdoppen, s. Knoppern.

Ackererde (Ackerkrume), die oberste Schicht des kultivirten Bodens, oft auch für diesen selbst gebraucht, so weit er landwirtschaftlich benutzt wird; s. Boden.

Ackereule, s. Eulen.

Ackerfontanelle, in die Erde gegrabene Löcher, die man mit kleinen Feldsteinen so anfüllt, daß das Wasser zwischen denselben hindurch in den Untergrund gelangen kann; s. Entwässerung.

Ackergeräthe, die Werkzeuge, welche zur mechan. Bearbeitung des Bodens dienen; s. Pflug, Egge etc. und Landwirtschaftliche Maschinen und Geräthe.

Ackergesetze, s. Agrarische Gesetze.

Ackerkamille, s. Anthemis.

Ackerkrume (Ackererde), s. Boden.

Ackerlolch, s. Lolium.

Ackermann, 1) Konrad Ernst, einer der ersten Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, der als Schöpfer der deutschen Schaubühne angesehen werden kann, war 1710 in Schwerin geboren. Sein besonders in komischen Rollen ausgezeichnetes Talent erregte zuerst in Rußland Bewunderung und vervollkommnete sich unter Direktor Schönemann, unter welchem er neben Konrad Eckhof in Hamburg spielte. Nach einem längern Aufenthalte in Königsberg, wo er 1755 eine Bühne errichtete, und mehrjährigen Kunstreisen durch Polen und Süddeutschland kam er endlich nach Hamburg zurück und übernahm

hier 1767 die Leitung des Theaters, welches unter ihm, besonders unter Lessings Mitwirkung, eine in der Geschichte der dramatischen Kunst epochemachende Bedeutung erlangte. A. starb 13. Nov. 1771 u. hinterließ die Direktion seiner Witwe und seinem Stiefsohne, dem berühmten Schröder. In Moskau hatte A. nämlich 1749 Sophie Charlotte, Witwe des Organisten Schröder zu Berlin und Mutter des genannten Schröder geheirathet. Diese ebenfalls ausgezeichnete Schauspielerin war 1714 geboren und trat zuerst 1740 bei der Schönemann'schen Truppe in Lüneburg auf, wo sich ihr reiches Kunsttalent außerordentlich schnell entwickelte. Nachdem sie sich 1742 von ihrem verschwenderischen Manne getrennt hatte, errichtete sie mit glücklichem Erfolge in Hamburg eine eigene Bühne, gab sie indessen nach einiger Zeit wieder auf, um mit ihrem Manne sich nochmals zu vereinigen. Nach dem Tode des letzteren verheirathete sie sich 1749 zu Moskau mit A., begleitete denselben auf seinen Reisen und blieb bis zu seinem Tode die erste Schauspielerin der Hamburger Bühne. Später trat sie nur höchst selten auf; dagegen widmete sie ihre letzten Lebensjahre der Bildung junger Schauspielerinnen. Sie starb 14. Okt. 1792. Mit einer durch edeln Anstand gehobenen schönen Gestalt verband sie die trefflichste Recitation und die ausdrucksvollste Aktion; namentlich wird der Reiz ihres Händespiels als unnachahmlich geschildert. Ihre höchste Meisterschaft zeigte sie in der Darstellung des Pathetisch-Tragischen und Fein-Komischen. Von ihren beiden Töchtern, Dorothea u. Charlotte, zeichnete sich besonders letztere (geb. 1758) durch Liebenswürdigkeit, hohe geistige Bildung und mimisches Talent aus, starb aber in der Jugendblüte 1775, von ganz Hamburg betrauert. Die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe und ihres Todes hat O. Müller zum Gegenstande eines Romans: »Charlotte A.« (Frankf. 1854) gemacht.

2) Louise Victoire, geb. Choquet, berühmte franz. Sprachgelehrte, auch als Dichterin bekannt, wurde 1813 zu Paris geboren und wollte gänzlich ihrer Neigung zur Poesie leben, als sie, im Alter von kaum 20 Jahren, durch furchtbare Schicksalsschläge sich gezwungen sah, ihre Neigung der Pflicht zu opfern. Sie vertiefte sich mit seltener Energie in das Studium der Sprachen, der alten wie der neuen; nicht bloß mit dem Lateinischen und Griechischen war sie vertraut, auch das Hebräische und das Sanskrit hatte sie sich angeeignet, ja selbst das Chinesische stand ihr nicht fern. In Berlin, wohin sie sich zur Vervollkommnung ihrer Studien gewandt hatte, lernte sie den Lehrer der königl. Neffen, Ackermann, kennen, welcher in höherem Auftrage den französisch-literarischen Theil der Werke Friedrichs II. zur Herausgabe vorbereitete. Die Folge dieser Bekanntschaft war ihre eheliche Verbindung, deren Glück durch gemeinsames Arbeiten erhöht wurde. Aber schon 1846 starb der Gatte, und die Frau zog sich in tiefer Trauer nach Nizza zurück, um hier ihr Leid in Liedern ausklingen zu lassen. Diese Lieder und Erzählungen (»Contes«, hauptsächlich Indien entnommen) sind sämmtlich auf einen elegischen Ton, denjenigen ihrer eigenen Lebenserfahrung, gestimmt; ihre Weise ist einfach herzlich, ohne Floskel und Prätention, sogar ohne jede selbstgefällige Spiegelung ihres reichen Wissens. Ihre gesammelten Gedichte erschienen in Nizza 1861 (in sehr beschränkter, nur für Freunde bestimmter Anzahl von Exemplaren) und Paris 1863.

Ackermennig, s. Agrimonia.

Ackernuß (Erdnuß), s. Lathyrus.

Ackerraine, schmale Rasenstreifen, welche die Grenzen eben liegender Aecker bezeichnen. Sie sollten bloß da geduldet werden, wo die Ländereien in Form von Terrassen aneinander grenzen, denn sie haben nicht nur den Nachtheil, daß viel Land unbenutzt bleibt, sondern geben auch zu Feldbiebstählen Anlaß und sind die Schutzorte für allerhand Ungeziefer. Auch wachsen auf den sich hier findenden Pflanzen mancherlei den Kulturpflanzen nachtheilige Pilze und deren Uebergangsformen. Am zweckmäßigsten werden sie mit Buschwerk bepflanzt, welches nützlichen Vögeln u. anderen Thieren Schutz gewährt, wodurch obige Nachtheile reichlich aufgewogen werden.

Ackerschachtelhalm, s. Equisetum.

Ackerschleife, ein Ackergeräth, welches aus einem viereckigen, mit ziemlich starken, biegsamen Ruthen korbartig durchflochtenen Rahmen von festem Holze besteht und mit zwei Pferden über den Acker gezogen wird, wobei sich der Führer auf den Rahmen stellt. Die Wirkung der A. steht zwischen der der Walze und Egge; sie dient besonders zum Vertheilen von Erde und Kompost oder Mergel und zum oberflächlichen Unterbringen der Saat. Sie war schon im Alterthume bekannt und hat sich jetzt von den Niederlanden nach England und Deutschland verbreitet.

Ackerschnecke (Garten- oder Erdschnecke, Limax agrestis *L.*), Schneckenart aus der zur Familie der Nacktschnecken (Limacea) gehörigen Gattung Egelschnecke (Limax *L.*, s. Tafel »Schnecken«), welche durch das den Rücken vorn deckende Schild u. das hinter der Mitte desselben befindliche Athemloch charakterisirt wird, ist 2,5—4 Centim. lang, auf der Rückenseite grau oder röthlichgrau, auf der Bauchseite weißlich, wechselt aber je nach der Art des Futters ihre Färbung etwas, hat schwärzliche Fühler und auf dem Schilde koncentrische Furchen und ist stets mit einem schleimigen Ueberzuge versehen. Diese Schnecken sind Zwitter und legen im Herbste eine Menge Eier in einzelnen Portionen von 6—30 Stück zwischen feuchtes Moos, in die Erde oder unter faulende Pflanzentheile. Die Eier ertragen mehrere Grade Kälte und können austrocknen, ohne abzusterben. Sie entwickeln sich im Frühjahre, bisweilen auch schon im Herbste, und nach 8 Wochen sind die jungen Schnecken ausgewachsen. Wenige erreichen ein Alter von 2 Jahren; sie erliegen der Kälte und Trockenheit, oder werden von Schweinen, Maulwürfen, Enten, Hühnern, Krähen, Staaren und Kibitzen vertilgt. Die Ackerschnecken sind nächtliche Thiere und werden bei feuchter Witterung den Garten- und Feldgewächsen höchst schädlich. Man fängt sie mit ausgelegten Stücken von Kürbis, süßen Aepfeln, Möhren, Salat- oder Weißkohlblättern, bestreut den Boden mit Gips, Kalk, Asche, Salz, Eisenvitriol, Ruß, Flachsschaben, Gerstenspreu ꝛc. Der Acker ist möglichst rein zu halten, das Saatgut mit Kalkwasser und Salpeter, Kochsalz oder Mistjauche einzubeizen; auch kann man die Ackerschnecken, wo es angeht, durch Schweine oder Enten vertilgen lassen. Die Kellerschnecke (L. maximus, L. cinereus *Müll.*) ist aschgrau, oft schwarz gefleckt oder gestreift, bis 13 Centim. lang, lebt in Wäldern und Kellern und wird wie die A. gefangen. Die Wegeschnecke (L. rufus, s. Tafel »Schnecken«) ist rothbraun und lebt in Wäldern. Vgl. Leuchs, Vollständige Naturgeschichte der A. (Nürnb. 1820).

Ackertrespe, s. Bromus.

Acollas (spr. -la), Emile, franz. Rechtsgelehrter u. Publicist, geb. 25. Juni 1826 in La Châtre, studirte in Paris die Rechte, widmete sich dann dem jurist. Lehrfach und wirkt seit 1850 als Privatrepetitor. Heißblütiger und dem Socialismus zuneigender Politiker, schloß er sich der »Internationale« an und machte seinen Namen zuerst in weiteren Kreisen durch seine hervorragende Theilnahme am Socialistenkongreß zu Genf 1867 bekannt. Wegen dieser Theilnahme bei seiner Rückkehr nach Paris von der kaiserlichen Regierung zur Rechenschaft gezogen, wurde er zu einem Jahre Gefängnis verurtheilt. Während der Herrschaft der Kommune 1871 in Paris verweilte er mit anderen Gleichgesinnten in der Schweiz und richtete, von Bern aus, an den Präfekten des Rhônedepartements, Valentin, einen offenen Brief, in welchem er ihn aufforderte, sich zu Gunsten der socialistischen Gewalthaber in Paris zu erklären und im Süden den Kampf gegen die »Bauernregierung von Versailles« zu beginnen. A. ist Verfasser mehrerer jurist. und polit. Schriften, von welchen »Nécessité de refondre l'ensemble de nos codes, et notamment le code Napoléon, au point de vue de l'idée démocratique« (das. 1866) zu erwähnen ist. Sein Hauptwerk, ein umfassendes Lehrbuch der Rechtswissenschaften, erscheint seit 1869.

Aconcagua, einer der höchsten Berge Amerika's, nach Moussy 6934 Met. (21,393 Fuß) hoch, liegt unter 32⅓° südl. Br. in der Andeskette von Chile, nördlich von Santiago de Chile, und ist 200 Kilom. weit sichtbar. Eine Zeitlang galt er als höchster Berg Amerika's. Er wird gewöhnlich als Vulkan bezeichnet (Cerro del Volcan), zeigt aber keine Spur noch vorhandener Thätigkeit. An ihm führt der etwa 3900 Met. hohe Cumbre- oder Uspallatapaß vorüber nach der argentin. Provinz Mendoza. Nach dem Berge benannt ist die chilen. Provinz A., eine der gebirgigsten des Landes, 252,8 QM. (13,920 QKilom.) groß, mit (1869) 132,348 Einw. Sie ist durch 5 Flüsse der Quere nach in 5 schmale Thäler getheilt und hat ein überwiegend trockenes Klima. Die Berge u. dürren Höhen sind ohne Bäume, nur mit Gruppen starrer baumartiger Fackeldisteln besetzt, die Thäler dagegen zeichnen sich durch herrliche Vegetation aus und ermöglichen einen einträglichen Landbau (Weizen, Gemüse, Luzerne 2c.). Hier gedeihen der Weinstock und die europäischen Fruchtbäume trefflich. Auch an nutzbaren Mineralien ist die Provinz noch ziemlich reich, namentlich an Kupfer. Die bedeutendsten Orte sind San Felipe mit 8000 Einw., der Mittelpunkt eines regen Verkehrs, u. San Rosa de los Andes mit etwa 4000 Einw., am Beginn des Cumbrepasses.

A condition (franz.), auf Bedingung, von Waarensendungen, bei denen es dem Empfänger freigestellt ist, die Waare im Falle des Nichtabsatzes derselben nach bestimmter Zeit zurückzusenden zu dürfen; findet besonders beim Buchhandel (s. d.) statt.

Aconitin, $C_{30}H_{47}NO_7$, Alkaloïd, findet sich in den Wurzelknollen und Blättern verschiedener Aconitumarten, besonders von Aconitum Napellus. Zur Darstellung des A. extrahirt man die Knollen (welche bis 1,25 Proc. A. enthalten) mit angesäuertem Alkohol, filtrirt, verdampft den Auszug, schüttelt den Rückstand mit Aether, löst ihn dann in Wasser und fällt aus der Lösung unreines A. mit Ammoniak. Man löst dasselbe in Aether, verdampft das Filtrat, löst den Rückstand in Alkohol und fällt reines A. mit Wasser. Das A. ist meist amorph, farb- und geruchlos, schmeckt stark bitter und brennend scharf, erweicht in kochendem Wasser, ist in kaltem Wasser kaum, in Alkohol, Aether, Chloroform, Benzin leicht löslich, reagirt alkalisch und gibt schwierig krystallisirende Salze. Diese sind wie das reine A. sehr giftig und werden als Arzneimittel gegen nervöse Schmerzen, bei akutem Gelenkrheumatismus 2c. benutzt. ¹/₅₀ Gran tödtet einen Sperling in wenigen Minuten.

Als englisches A. von Morson (Napellin, Nepalin, Acraconitin, Pseudoaconitin) kommt ein viel heftiger wirkender, brennend scharf, nicht bitter schmeckender, in kochendem Wasser nicht erweichender und in Chloroform und Aether schwer löslicher Stoff im Handel vor, welcher in England ebenfalls als Arzneimittel benutzt wird.

Aconītum *L.* (Eisenhut, Sturmhut, Venuswagen), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, Staudengewächse mit aufrechtem Stengel, abwechselnden, handförmigen Blättern und großen, blauen oder gelben Blüten in gipfelständigen Trauben, mit fünfblätterigem blumenkronenartigen Kelch, dessen oberstes Blatt helmförmig ist, fünf Blumenblättern, wovon die zwei obersten kapuzenförmig, nektarientragend und gespornt, die übrigen sehr klein und verkümmert sind oder auch ganz fehlen. A. Napellus *L.* (A. variabile *Hayne*, s. Tafel »Giftpflanzen«), mannshoch, mit in fiederspaltige Lappen getheilten Blättern, dunkelblauer Blüte und einem in seinen untersten unentwickelten Gliedern rübenförmig verdickten Stengel (daher der Name Napellus, das Rübchen); weit verbreitet, wächst gesellschaftlich in der Bergregion des mittleren Europa und Südsibiriens, besonders an steinigen gedüngten Stellen, sehr häufig in den Alpen, im Jura, auf den deutschen Mittelgebirgen bis Siebenbürgen und wird in Gärten als Zierpflanze kultivirt. Alle Theile der Pflanze sind stark giftig, besonders die Wurzeln, welche scharf rettigartig riechen, schwach süßlich, aber bald äußerst brennend scharf schmecken und wie die Blätter und Samen Aconitin enthalten u. officinell sind. Neben dem Aconitin finden sich darin noch das weit heftiger wirkende Napellin oder Nepalin und das mit dem Narcotin des Opiums identische Aconellin und Aconitsäure. An Nepalin ist besonders A. ferox *Wallich.* (A. virosum *Don.*), aus dem Himalaya, reich, welches als Pfeilgift benutzt wird. A. Störckeanum *Rchbch.*, in den Alpen, hat weit reichlicher entwickelte Knollen; A. variegatum *L.* (A. Cammarum *Jacq.*), ebendaselbst, ähnliche, aber kleinere Knollen; beide Arten blühen blau, aber heller als A. Napellus und variiren oft in Weiß. A. Lycoctŏnum *L.* (Wolfseisenhut, gelber Eisenhut), ist ebenso weit verbreitet wie A. Napellus, blüht aber gelb, hat keine Knollen, sondern ein mehrköpfiges, zerfasertes Rhizom, welches höchst narkotisch, aber nicht scharf wirkt und daher kein Nepalin zu enthalten scheint; das Aconitin soll darin durch Acolyctin und Lycoctonin vertreten sein. Alle kultivirten Arten wirken viel weniger heftig als die wild wachsenden; medicinisch wird besonders das Aconitin benutzt, sonst auch Extrakt und Tinktur aus den Knollen von A. Napellus bereitet. Bei Vergiftungen mit A. sind zunächst Brech- und Abführmittel zu geben.

A conto (ital.), auf Rechnung; auch s. v. w. auf Abschlag.

Acŏrus, s. Kalmus.

Acosta, Gabriel, später **Uriel,** Religionsphilosoph, geb. 1594 in Oporto als Sprößling einer ursprünglich jüdischen, aber zum Christenthum übergegangenen Familie, studirte die Rechte und ward 1619 Schatzmeister in einem kirchlichen Kollegium. In Zweifel an der Göttlichkeit des Christenthums verstrickt und durch Studium des Alten Testaments dem Judenthum gewonnen, floh er aus seinem Vaterlande und trat zu Amsterdam zu jenem über. Da er aber bald inne wurde, wie wenig das Judenthum seiner Zeit mit seinen vom Mosaismus gewonnenen Anschauungen übereinstimmte, suchte er auf eine Reform desselben hinzuwirken, ward aber von der Synagoge exkommunicirt. Er veröffentlichte hierauf zur Vertheidigung seiner Lehrmeinung ein »Examen traditionum pharisaicarum collatarum cum lege scripta contra animae immortalitatem« (Amsterd. 1623), ward aber auf die Klage der jüdischen Aeltesten bei dem Rath der Stadt zu einer Geldstrafe verurtheilt. Nach 15 Jahren bequemte er sich zum Widerruf und ward wieder in die Gemeinde aufgenommen. Auf Grund neuer Beschuldigungen legte ihm der Große Rath eine schimpfliche Buße auf, und als er sich weigerte, sich derselben zu unterwerfen, ward er mit dem Bannfluch belegt. Nach siebenjähriger Verfolgung unterwarf er sich endlich der Buße, machte aber, im Innern zerrüttet, im April 1647 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. Seine Selbstbiographie gab Jellinek (lat. und deutsch Leipz. 1849) heraus. Vgl. Jellinek, Acosta's Leben und Lehre (Zerbst 1847). Zum Helden einer Tragödie machte ihn Gutzkow.

A coup perdu (franz., spr. -ku perdüh), aufs Gerathewohl, auf gut Glück.

Acqui (spr. akkwi, das alte Aquae Statiellae), Stadt in der ital. Provinz Alessandria, an der Bormida, hat ein altes Schloß (jetzt Gefängnis), eine fünfschiffige gothische Kathedrale (im 12. Jahrh. gegründet) und 6824 Einw. Die Stadt ist berühmt durch ihre heißen, schon zu Plinius' Zeiten bekannten Schwefelquellen, die eine Temperatur von 46—75° C. haben und hauptsächlich Schwefelcalcium, Chlornatrium, Chlorcalcium und Kieselerde enthalten. Am meisten wird der aus verwittertem Schieferthon und dem Niederschlag der Mineralquellen bestehende Schlamm zu Bädern gegen chronische Hautausschläge, Lähmungen, Gicht und Rheumatismen benutzt. A. steht mit Alessandria durch Eisenbahn in Verbindung.

Acquiriren (lat.), erwerben; Acquisition, Erwerbung, Erwerbnis.

Acquit (franz., spr. akkih), Quittung, Empfangschein. Mit den Worten pour acquit oder par acquit und der Namensunterschrift des Präsentanten (Inhabers) pflegt man in Frankreich empfangene Wechselbeträge (auf dem Wechsel selbst unter dem letzten Giro) zu bescheinigen.

Acraconitin, s. Aconitin.

Acre (of Land), Feldmaß in England, seinen Kolonien und in Nordamerika, à 4 Roods oder 160 QRoods oder 4840 QYards = 40,467 Aren. 30 Acres = 1 Yard of land oder Hufe; 640 Acres = 1 Mile of land (die gesetzmäßige brit. QMeile).

Acre, Saint-Jean d', s. Akka.

Acridiodea, Insektenfamilie, s. Feldheuschrecke.

Acrocomia *Mart.*, Gattung der Palmen mit dornigem, oft in der Mitte verdicktem Stamm und schönen gefiederten Blättern. A. sclerocarpa *Mart.* (Macawbaum, Macoya, Macahuba), ein 6,2—9,4 Met. hoher Baum auf Jamaica, Trinidad u. in Südamerika bis Rio de Janeiro, trägt Nüsse, welche von den Negern zu Schnitzarbeiten benutzt, namentlich aber gemahlen und auf Oel verarbeitet werden. Letzteres hat Butterkonsistenz, Veilchengeruch, süßlichen Geschmack, ist goldgelb, haltbar, dient zu Seifen und als Medikament, kommt viel nach Europa (Palmöl). Die jungen Blätter werden als Gemüse gegessen. A. lasiospatha *Mart.* (Mucuja), ein 12,5 Met. hoher Baum in Brasilien, hat genießbares Fruchtfleisch. Mehrere Arten werden in Palmenhäusern kultivirt.

Acroleïn (Acrylaldehyd), C_3H_4O, chemische Verbindung, entsteht durch trockene Destillation des Glycerins oder der Fette, für deren Destillationsprodukte der scharfe Dampf des A. charakteristisch ist (man bemerkt ihn beim Ausblasen eines Talglichts, aber nicht beim Ausblasen einer Paraffinkerze). Es ist eine farblose, brennend schmeckende Flüssigkeit, leichter als Wasser, siedet bei 52°, brennt mit leuchtender Flamme, löst sich in 2—3 Th. Wasser und mischt sich mit Alkohol und Aether. Sein Dampf riecht unerträglich stechend und reizt die Augen zu Thränen. Es reducirt salpetersaures Silberoxyd, verharzt durch ätzende Alkalien unter Entwickelung eines Zimmetgeruchs, verbindet sich mit sauren schwefligsauren Alkalien und mit Ammoniak, gibt mit Wasserstoff im Entstehungsmoment Allylalkohol und geht an der Luft durch Sauerstoffabsorption schnell in Acrylsäure, $C_3H_4O_2$, über. Diese bildet eine farblose Flüssigkeit, riecht der Essigsäure ähnlich, mischt sich mit Wasser in jedem Verhältnis und wird durch schmelzendes Kalihydrat in Essigsäure und Ameisensäure zerlegt. Die Salze sind in Wasser leicht löslich (mit Ausnahme des Silbersalzes) und verwandeln sich in diesen Lösungen bald in essigsaure Salze.

Acrostichum *L.* (Zeilfarn), Farnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen mit meist ungetheilten oder handförmig gelappten Wedeln. A. alcicorne *L.*, mit breiten, gegabelten, hirschhornähnlichen Wedeln, die sich aus den niederliegenden, nierenförmigen Vorblättern entwickeln. Lebt in den Tropen schmarotzend auf Bäumen, wird bei uns in Warmhäusern kultivirt.

Acrylaldehyd, s. v. w. Acroleïn.

Acrylsäure, s. Acroleïn.

Acs, Dorf im ungar. Komitat Komorn, südwestlich von Neu-Szöny, mit einem Liechtenstein'schen Schloß, röm. Alterthümern und 3933 Einw.; war 1849 Schauplatz blutiger Gefechte.

Act (engl.), in der engl. und nordamerik. Rechtssprache ein Beschluß, gewöhnlich in dem Ausdrucke Act of parliament oder Act of congress, wo er einen vom Parlament oder Kongreß gefaßten und vom König oder Präsidenten bestätigten Beschluß bedeutet, der Gesetzeskraft hat. Dahin gehört z. B. die berühmte Schifffahrtsakte (navigation act) vom Jahre 1651. Act of settlement heißt die wichtige Parlamentsakte, wodurch die brit. Thronfolgeordnung festgestellt ward, speciell aber die Successionsakte, die Wilhelm III. kurz vor seinem Tode noch sanktionirte und durch welche das Haus Braunschweig-Lüneburg-Hannover auf den brit. Thron berufen wurde. Act of confirmity ist das engl. Staatsgesetz, durch welches alle, die nicht zur bischöflichen Kirche gehören, vom Staatsdienste ausgeschlossen werden.

Acta (lat.), im röm. Rechtswesen 1) geordnete Niederschriften öffentlicher Verhandlungen, insbesondere der von den Magistraten, später den Kaisern, erlassenen Verfügungen (Acta magistratuum, Acta principum). Die Acta magistratuum hatten zunächst nur auf die Amtsdauer der betreffenden Magistratsperson rechtliche Geltung; ihre Fortdauer über diesen Zeitraum hinaus hing von der Genehmigung des Senats ab. Nach dem Untergange der Republik bildete sich der Gebrauch, daß die Behörden, anfangs und vorübergehend auch später durch eines ihrer Mitglieder, später und der Regel nach in corpore, beim Regierungsantritte eines Kaisers die Aufrechthaltung aller von dessen Vorgängern bis auf Julius Cäsar zurück erlassenen Verfügungen beschworen (in acta principum jurare). — 2) Acta diurna (Journale) hießen die Tagebücher über die Verhandlungen des Senats (Acta senatus) und der Komitien (Acta populi). Dieselben wurden von Julius Cäsar in dessen erstem Konsulate (59 v. Chr.) eingeführt, obwohl schon vorher gelegentlich eine ähnliche Einrichtung bestand, und vertraten mit der Zeit mehr und mehr unsere Zeitungen und Anzeigeblätter. Sie enthielten: Vorgänge in der kaiserlichen Familie, als Geburten, Todesfälle, Begräbnißfeierlichkeiten, Reisen, ferner Staatsangelegenheiten, so viel man mitzutheilen für gut fand, namentlich kaiserliche Verordnungen, Senatsverhandlungen und Senatsbeschlüsse, Verfügungen höherer Magistratspersonen, Gerichtsverhandlungen, aber auch Familiennachrichten, Geburts-, Heiraths-, Ehescheidungs- und Todesanzeigen. Ueber die nähere Beschaffenheit dieser A. läßt sich nichts angeben, da kein echtes Fragment auf uns gekommen ist und wir auf die spärlichen Notizen einiger wenigen Schriftsteller, insbesondere des Suetonius und Tacitus, beschränkt sind. Aus dem gleichen Grunde läßt sich auch nichts sicheres darüber sagen, wie lange dieses Institut sich in der geschilderten Form erhalten und ob es namentlich die Verlegung des Kaisersitzes nach Konstantinopel überdauert hat. — 3) A. hießen auch in einem ähnlichen Sinne wie bei uns gewisse Gerichtsakten, jedoch immer unter Festhaltung des ursprünglichen Begriffs, also unter Beschränkung desselben auf protokollarische Aufzeichnungen über mündliche Verhandlungen vor Gericht, im Gegensatze zu den Eingaben der Parteien (libelli) und den Verfügungen der Magistrate, sowie den Urtheilen der Richter, welche ebenfalls zu Protokoll gegeben und aus diesem von dem Ausrufer vorgelesen wurden. Alle diese Protokolle wurden der Reihe nach in das Gerichtsbuch eingetragen und aus diesem einige Tage nach der Verhandlung eine ausführliche Reinschrift gefertigt, von der den Parteien auf Verlangen in der Regel Abschrift mitgetheilt wurde. Neben den Prozeßprotokollen kamen mehr und mehr auch Protokolle über Handlungen nicht streitiger Gerichtsbarkeit auf. Im spätern Rechte wurde die Anfertigung bei vielen derartigen Handlungen, namentlich bei großen Schenkungen, bei Errichtung und Eröffnung von Testamenten, nothwendig und bei anderen wichtigen Handlungen üblich. — Ueber A. im heutigen Sinne s. Akten.

Acta Apostolorum, s. v. w. Apostelgeschichte.

Actaea *L.* (Christophskraut), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, giftige Kräuter mit kleinen weißen Blüten in kurzen Trauben. A spicata *L.* (ährentragendes Christophskraut, Schwarzkraut), mit dreizählig doppelt gefiederten Blättern, eiförmiger Blütentraube und rundlichovalen, erbsengroßen, schwarzen Beeren, wächst häufig in schattigen Wäldern und Hecken in Nordeuropa, Deutschland und der Schweiz, hat narkotisch-giftige Eigenschaften und war als Radix christophorianae s. Aconiti racemosi officinell. A. racemosa *L.* in Nordamerika liefert die officinelle sehr bittere Radix Cimicifugae Serpentariae.

Acta Eruditorum, Name der ersten deutschen gelehrten Zeitschrift, welche vom Professor Otto Mencke nach dem Vorgange des »Journal des Savants« redigirt u. zuerst 1682 herausgegeben wurde. Das Unternehmen, zu dem sich die ersten Gelehrten jener Zeit, wie Carpzov, Leibniz, Seckendorf, Cellarius, Thomasius, Sagittarius, Wagenseil u. a., mit Mencke vereinigt hatten, und dessen Hauptzweck auf die Mittheilung von gedrängten Inhaltsanzeigen und Auszügen aus neuen wichtigen Schriften, außerdem auch von Beurtheilungen und kleinen selbständigen Aufsätzen (auch von Leibniz) gerichtet war, fand die allgemeinste, von Jahr zu Jahr steigende Anerkennung, und das Journal thronte bald als oberster Richter über sämmtlichen Leistungen der deutschen Literatur. Nach O. Mencke's Tode übernahm 1707 sein Sohn, Joh. Burkhard Mencke, und von 1732 an dessen Sohn Friedr. Otto Mencke die Redaktion, welcher letztere eine neue Folge unter dem Titel »Nova Acta Eruditorum« begann. Nach fast 100jähriger Dauer ging, besonders infolge der Unruhen des Siebenjährigen Kriegs, die Zeitschrift 1782 ein, in welchem Jahre der bis dahin verspätete Jahrgang von 1776 erschien. Zu einem vollständigen Exemplare gehören folgende Bände: Acta Eruditorum, 1682—1731, 50 Bde.; Nova acta Erud., 1732—76, 43 Bde.; A. Erud. Supplementa, 1692—1734, 10 Bde.; Ad Nov. act. Erud. Suppl., 1735—1757, 8 Bde.; Indices, 6 Bde.; zusammen 117 Bde.

Acta Pilati, ein apokryph. Evangelium, enthaltend einen Bericht über die Verurtheilung Jesu, den Pilatus nach Rom geschickt haben soll. Näheres in Lipsius, Die Pilatusakten, kritisch untersucht (Kiel 1871).

Acta Sanctorum oder **Martyrum**, im allgemeinen Bezeichnung des Theils der kirchlichen Literatur, welcher mit vorwiegend erbaulicher Tendenz die Berichte über das Leben der Märtyrer und Heiligen umfaßt. Denselben Titel führt das gelehrte, aus der Durchforschung dieser Literatur hervorgegangene Sammelwerk der Bollandisten (s. d.).

Acte (franz., spr. akt), im franz. Rechtswesen Bezeichnung jeder Art von Urkunde, die als Beweismittel für irgend eine Thatsache, namentlich eine Willenserklärung, dienen soll. Man unterscheidet: Actes sous seing privé (Privaturkunden), welche der Anerkennung der Parteien bedürfen, um eine rechtliche Wirkung hervorzubringen; Actes authentiques (öffentlich beglaubigte Urkunden), welche auch ohne Anerkennung Beweiskraft haben, bis sie in gesetzmäßiger Weise für unecht oder verfälscht erklärt werden; Actes exécutoires (vollstreckbare Urkunden), auf welche ohne Anerkennung und Prozeß die Exekution erfolgen kann. Dahin gehören die Notariatsinstrumente und die von franz. Gerichten ausgefertigten Erkenntnisse. A. de foi hieß die öffentliche Strafvollziehung oder Lossprechung des Angeschuldigten bei den Inquisitionsgerichten.

Acti labores jucundi, lat. Sprichwort: »Voll-

endete Arbeiten (sind) angenehm«, unser: Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Actio (lat.), im jurist. Sprachgebrauche gewöhnlich s. v. w. Klage, d. h. ein Rechtsmittel, welches zur gerichtlichen, angriffsweisen Geltendmachung eines rechtlichen Anspruchs gegen einen bestimmten Gegner vom Gesetze gegeben ist, sowie die Ausübung dieses Klagerechts durch gerichtliche Verfolgung. Die Anzahl der Aktionen ist sehr groß, indem fast für jeden rechtlichen Anspruch einer bestimmten Gattung (z. B. für die aus dem Eigenthume, dem Pfandrecht, einem Kauf-, Tausch-, Miet-, Gesellschaftsvertrage ꝛc. hervorgehenden Ansprüche) eine besondere, an bestimmte Voraussetzungen geknüpfte und mit eigenthümlichen Wirkungen versehene A. gegeben ist. Außer dem angegebenen Begriffe kommen dem Worte A. noch sehr viele andere Bedeutungen zu, z. B. die eines Rechtsgeschäfts, dann die des durch ein Rechtsgeschäft begründeten Anspruchs, ferner des Rechts und der Möglichkeit, einen solchen Anspruch geltend, besonders gerichtlich geltend zu machen, auch einer öffentlichen Anklage, endlich die der Befugnis einer obrigkeitlichen Person, bestimmte Rechtsgeschäfte vornehmen zu lassen. Diese Bedeutungen gehören aber größtentheils dem nicht mehr geltenden (vorjustinianeischen) röm. Rechte an.

Actis testantibus (lat.), nach Ausweis, Zeugnis der Akten.

Actium (jetzt Azio), Stadt und Vorgebirge in Akarnanien, am Eingange in den Ambrakischen Busen, jetzt Capo di Figolo. Früher war hier ein angeblich von den Argonauten erbauter Tempel des Apollo. Hier wurde einst das Schicksal Roms und der Welt durch die am 2. Sept. 31 v. Chr., im 723. Jahre der Erbauung Roms, zwischen Antonius und Octavian gelieferte Schlacht entschieden. Die Heere lagerten zu beiden Seiten des Ambrakischen Meerbusens, die Flotten bedeckten das Meer. Octavian hatte 80,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 260 Kriegsschiffe; Antonius 100,000 Mann Fußvolk, 12,000 Reiter und 220 Schiffe. Größer und prachtvoller gerüstet waren die Fahrzeuge des Antonius, kleiner, aber leichter zu führen die des Octavian; jene waren mit Wurfmaschinen versehen und führten Enterhaken mit sich. Dem Antonius folgte Aegyptens Königin Kleopatra mit 60 Schiffen. Auf ihren Rath wählte Antonius den Kampf zur See. Nach zweistündigem unentschiedenen Kampfe nöthigte Agrippa, der Octavians Flotte befehligte, durch eine geschickte Bewegung den Antonius, seine enggeschlossene Schlachtlinie, welche jener vergeblich versucht hatte, zu durchbrechen, auszudehnen. Dies bewog Kleopatra, mit ihren hinter der Schlachtlinie des Antonius liegenden Schiffen die Flucht zu ergreifen, und da Antonius ihr folgte, war der Sieg für Octavian entschieden. Die führerlose Flotte ward nach tapferer Gegenwehr überwunden. Das Landheer wartete 7 Tage vergeblich auf des Feldherrn Rückkehr und ergab sich dann erst dem Sieger. Zum Andenken an seinen Sieg ließ Octavian den Tempel des Apollo erweitern und die erbeuteten Trophäen daselbst aufhängen, auch alle 5 Jahre das Andenken des Sieges durch Spiele feiern. A. gegenüber, wo sein Heer gelagert war, gründete er die Stadt Nikopolis.

Acton (spr. äckt'n), 1) Sir John Francis Edward, Premierminister Ferdinands IV. von Neapel, geb. 1. Okt. 1737 in Besançon, wo sein Vater Arzt war, trat nach vollendeten Studien in franz., dann in toskan. Marinedienst und befehligte 1774 als Fregattenkapitän die von Spanien und Toskana gemeinsam unternommene Expedition gegen die Barbaresken. Darauf in neapolitan. Dienste berufen, gewann er die Gunst der Königin Maria Karolina, wurde Marine-, dann Kriegs-, Finanz- und endlich Premierminister. Um im Sinne der Königin das alte span. System in Neapels Regierung zu beseitigen und österreich. Verwaltungsprincipien zur Geltung zu bringen, nährte er die seit 1785 mit Spanien bestehende Spannung geflissentlich. Nachdem 18. Dec. 1792 der franz. Admiral La Touche durch ein Bombardement Neapels die Anerkennung der Republik und die Neutralität Neapels erzwungen hatte, wandten sich A. und die Königin entschieden England zu und traten in das engste Verhältnis zu dem engl. Gesandten Hamilton und dessen berüchtigter Gattin. Am 12. Juli 1793 kam die Allianz mit England zu Stande, und A. suchte nun die ital. Staaten zu einem Bunde gegen Frankreich zu vereinigen. A. wandte alle Kräfte des Staates auf die Vermehrung der Flotte und die Verstärkung des Landheers, so daß 1798 die neapolitan. Flotte aus 120 Segeln mit 1200 Kanonen bestand u. das Landheer auf 60,000 Mann gebracht ward. Darauf wurde eine sogen. Staatspolizei eingerichtet, die Giunta di stato (1794), die jeden Freisinnigen als des Einverständnisses mit den Franzosen verdächtig verdammte. A. selbst erhielt 1795 die erste Stimme im Staatsrathe und übte diktatorische Gewalt; der geheime Staatsrath bestand nur aus ihm, dem König und der Königin. Durch Bonaparte's Siege schwer bedroht, schloß Neapel durch A. zuerst zu Brescia (5. Juni 1796) einen Waffenstillstand, dem der Friede zu Paris (11. Okt. 1796) mit für Neapel günstigen Bedingungen folgte. A. erhielt die Würde eines Generalissimus zu Meer und zu Land. Inzwischen bearbeiteten franz. Emissäre das Volk und auf der andern Seite rüstete A. insgeheim zu neuem Kriege. Neapel schloß sich dem Bündnis Oesterreichs, Rußlands und Großbritanniens gegen die franz. Republik an, und auf Nelsons Rath griff das neapolitan. Heer das französische an. Nach dem unglücklichen Ausgang des Kriegs bewogen A. und Hamilton den König zur Flucht nach Palermo u. begleiteten ihn dahin (31. Dec. 1798), worauf 25. Jan. 1799 der franz. General Championnet in Neapel einrückte und die parthenopeïsche Republik errichtete, die aber schon nach 5 Monaten durch einen vom Kardinal Ruffo geleiteten Volksaufstand in Kalabrien und Apulien gestürzt wurde. Die ausbedungene Amnestie wurde vom König auf Actons Anrathen verworfen, und in dem nun folgenden Blutbade fielen nicht wenige als Opfer der Privatfeindschaft Actons. Im Januar 1800 kehrte der Hof nach Neapel zurück. Der Friede zu Florenz (28. März 1801) löste Neapels Verbindung mit England und beraubte A. und seine Genossen des offenen Einflusses. 1804 auf Verlangen Frankreichs ganz vom Hofe entfernt, begab sich A. nach Sicilien, intriguirte aber im geheimen fort, und auf seinen Rath verletzte Ferdinand IV. den 21. Sept. 1805 mit Napoleon geschlossenen Neutralitätsvertrag, indem er im November ein Heer von 12,000 Russen und Engländern landen ließ und dem Russen Lacy den Oberbefehl über seine Truppen gab. A. wurde hierauf zurückgerufen und von neuem an die Spitze der Verwaltung gestellt. Durch den Einmarsch der Franzosen im Februar 1806 abermals gestürzt, starb

er allgemein verhaßt 12. Aug. 1811 zu Palermo. Sein ältester Sohn, 2) Sir Ferdinand Richard Edward A., geb. 24. Juli 1801, heirathete 1832 Marie Luise, die Tochter Emmerich Josephs, Herzogs von Dalberg, und nahm diesen Namen an. Er starb 31. Jan. 1837 zu Paris. Dessen einziger Sohn, 3) Sir John Emeric Edward Dalberg-A., 1833 geboren, vertritt seit 1859 Carlow in Irland im Parlament und zählt zu den hervorragenden Mitgliedern der anti-ultramontanen kathol. Partei. In diesem Sinne begründete er 1861 die »Home and Foreign Review«, in der er 1863 mit dem unglücklichen Versuche auftrat, die von ihm wieder an das Licht gezogenen »Matinées royales« als ein Werk Friedrichs II. von Preußen zu erweisen. Während des vatikanischen Koncils hielt sich A. zu Rom auf als sorgfältiger Beobachter seines Verlaufs. Er gilt für den Verfasser der berühmten römischen Koncilbriefe in der »Augsburger Allgemeinen Zeitung« und gab 1870 ein »Sendschreiben an einen deutschen Bischof des vatikanischen Koncils« und »Zur Geschichte des vatikanischen Koncils« (Münch. 1871) heraus.

Actor (lat.), Kläger, d. i. derjenige, der vor Gericht die Anerkennung eines Ausspruchs betreibt; actori incumbit probatio, Rechtsregel: »Dem Kläger liegt der Beweis ob«.

Actuarius (lat.), s. Aktuar.

Actum (lat., verhandelt, geschehen), findet sich häufig am Ende von Urkunden und bezieht sich auf die Zeit und den Ort, wo die Handlung geschehen, nicht auf Zeit und Ort der Ausfertigung. Steht Datum allein, so bezieht sich dies auf Ort und Zeit der Ausfertigung. Die Formel Actum et datum aber bedeutet nicht, wie man nach dem Obigen schließen möchte, daß die Handlung und Ausfertigung an Einem Tage und an Einem Orte geschehen, sondern bezieht sich nur auf die Handlung oder den Beschluß. Actum in senatu oder in concilio bezeichnet s. v. w. im Rathe geschehen, verhandelt, beschlossen; Actum ut supra, geschehen wie oben, d. h. auf die oben erwähnte Weise, oder an dem oben erwähnten Orte und Tage (namentlich bei Protokollen üblich).

Actus (lat.), im röm. Rechte jede gerichtliche Handlung, ja auch eine außergerichtliche Handlung, an welche rechtliche Wirkungen geknüpft sind. Unter diesen A. hebt die jurist. Theorie als eine besondere Gattung die sogen. A. legitimi hervor, zu welchen sie die mancipatio (nach anderer Lesart die emancipatio), acceptilatio, hereditatis aditio, servi optio und datio tutoris, theilweise auch die cognitoris datio und expensi latio rechnet und von denen sie behauptet, daß die Hinzufügung einer Zeitbestimmung oder Bedingung (nach anderen auch ihre Vornahme durch einen Stellvertreter) bei Strafe der Nichtigkeit unzulässig sei. Diese ganze Theorie ist jedoch erkünstelt und beruht auf einem Mißverständnisse. Auch bezeichnet A. die Verwaltung einer Sache oder eines Vermögens; dann eine Prädialservitut, nämlich das dingliche Recht, über das Grundstück eines andern Vieh zu treiben und mit Wagen zu fahren (Triftgerechtigkeit), sowie andrerseits die diesem Rechte entsprechende Verbindlichkeit. Auf Schulen bezeichnet A. eine öffentliche Schulfeierlichkeit, wobei gewöhnlich von Lehrern und Schülern Reden vorgetragen werden.

Acūlĕus (lat.), Stachel.

Acumbre (Azumbre), span. (altkastil.) Weinmaß, à 4 Cuartillos à 4 Copas = 2,0166 Liter; 8 A. = 1 Cántara oder Arroba Wein.

Acuminātus (lat.), zugespitzt, von Blättern.

Acu tetigisti, lat. Sprichwort: »Du hast mit der Nadel berührt«, unser: Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen.

Acūtus (lat., »scharf, spitzig«), s. Accent.

Acyanoblepsie (griech., »das Nichtblausehen«), s. Daltonismus.

Ad (lat.), zu, an, nach.

A d., Abkürzung für a dato, d. h. von diesem Tage, oder ad diem, am Tage, oder ante diem, vor der Zeit.

A. D., Abkürzung für Anno Domini, im Jahre des Herrn (Christi).

Adäquiren (lat.), gleich machen, ebnen; anpassen; Adäquation, Ausgleichung. Adäquät, vollkommen angemessen, übereinstimmend; von einer Vorstellung in Beziehung auf ihren Gegenstand, wenn dessen wesentliche Merkmale in ihr zusammengefaßt sind. Ein Begriff ist a., wenn er das Wesen dessen, was er bezeichnet, vollständig enthält; eine Definition ist a., wenn sie den Begriff nach seinen wesentlichen Merkmalen bestimmt; eine Erkenntnis ist a., wenn sie der Beschaffenheit ihres Gegenstandes genau und vollständig entspricht.

Adäriren (lat.), in Geld (aes) anschlagen; zu Geld machen. Adäration, Anschlag in Geld.

Adagio (ital., spr. adahdscho), langsam, bezeichnet in der Musik eine Bewegung, die langsamer als Andante und weniger langsam als Largo ist. A. di molto, A. assai, A. pesante, sehr langsam, breit. Substantivisch gebraucht bezeichnet A. ein langsames, meist zart gehaltenes, empfindungsvolles Tonstück, wie es in der Regel als 2. oder 3. Satz in Sonaten und Symphonien vorkommt, aber auch als selbständige Tondichtung auftreten kann. Ein solches A. verlangt einen durchaus getragenen und gesangreichen Vortrag, feinste Nüancirung von Stark und Schwach und einen ebenso tiefen wie natürlichen, von aller Künstelei freien Gefühlsausdruck.

Adair (spr. äddehr), Sir Robert, engl. Diplomat, geb. 24. Mai 1763, Verwandter und Parteigenosse von Fox, ward wiederholt mit wichtigen Sendungen betraut, so an Katharina II., als die Eroberung von Otschakow (1789) einen Bruch zwischen England und Rußland herbeizuführen drohte, und 1806 an den Kaiser von Oesterreich, um denselben für einen neuen Kampf gegen Napoleon I. zu gewinnen. Selbst die Tories verschmähten seine guten Dienste nicht: die durch Duckworths Unternehmung nach den Dardanellen getrübten Beziehungen zu der Pforte ordnete er Januar 1809 durch einen Frieden. 1830 als Gesandter nach Brüssel geschickt, wirkte er sehr ersprießlich für das neue Königreich. Ueber seine Thätigkeit hat er theilweise selbst berichtet in »Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806« (Lond. 1844) und »The negotiations as to the Dardanelles 1808—9« (das. 1845, 2 Bde.). Er starb als Mitglied des Geheimen Raths 3. Okt. 1855 zu London.

Adaktion (lat.), Nöthigung, Zwang.

Adāl (Adel), der arab. Name eines Theils der ostafrikan. Küstenlandschaft, von der Bab el Mandeb bis zum Golf von Tadschurra, zu der man im weitern Sinne auch die nördlich am Rothen Meere gelegene Samhara (s. d.) rechnet. Nach W. zu er-

streckt sich A. bis über den Hawasch hinaus, nach S. bis zum Lande der Somâli und Hârâr. Die Küste, in welche der trefflichen Ankergrund bietende Busen von Tadschurra einschneidet, ist sandig und öde. Das Innere zeigt schroffe, zerrissene vulkanische Gebirge und erloschene Vulkane (darunter den 1000 Meter hohen Aiullo), abwechselnd mit wüsten Ebenen und einigen fruchtbaren, grasreichen Längenthälern. Im W. des Landes verläuft der große aus Schoa kommende Hawaschfluß, welcher im salzigen Abhebbadsee endigt. Nahe dem Golf von Tadschurra liegt, 173 Meter unter dem Meeresspiegel, der 15 Kilom. lange Assalsee, aus dem bedeutende Salzmassen für den Handel mit Abessinien gewonnen werden. Die Vegetation ist arm; sehr häufig wächst hier die Myrrhe. Die Fauna ist gleich der abessinischen. Die Bewohner des Landes, die Adâl oder Adaiel, sind ein Stamm der räuberischen, mohammedanischen Danakil, die als nomadisirende Hirten das Land durchstreifen und die Karawanenstraßen nach Schoa unsicher machen. Unter den Ortschaften des Landstrichs, der durchaus keine politische Einheit bildet, da die einzelnen Danakilstämme von einander unabhängig sind, wird Aussa im Innern als Hauptort betrachtet. Der wichtigste Hafenort, Ausgangspunkt der abessinischen Karawanen, ist das 3000 Einw. zählende Tadschurra, welches unter einem unabhängigen Sultan steht. Nördlich davon liegt Obok, ein 1862 von den Franzosen angelegter Hafen, der bestimmt war, das gegenüberliegende engl. Aden und die Bab el Mandeb zu kontrolliren. Indessen ist es hier nur bei der Besitzergreifung geblieben, ohne daß eine Station dort gegründet wurde.

Adalbert, 1) A. von Prag, Apostel der Preußen, 950 zu Prag aus fürstlicher Familie geboren, ward im Moritzkloster zu Magdeburg gebildet und 983 zum Bischof von Prag geweiht. Durch seine Strenge den neubekehrten Böhmen verhaßt geworden, begab er sich 988 in das Kloster Monte Cassino und von da in das des heiligen Alexius zu Rom. 993 in sein Bisthum zurückgerufen, verließ er im Zorn über die heidnische Wildheit der Böhmen seinen Sprengel von neuem und taufte in Gran in Gegenwart Kaiser Otto's III. den Prinzen und nachherigen König Stephan den Heiligen. 996 begab er sich von Rom aus zum Kaiser nach Mainz und von da nach Polen zum Herzog Boleslaw, um den dortigen heidnischen Völkern, namentlich den Preußen, das Christenthum zu verkündigen, hatte aber keinen Erfolg und ward von einem heidnischen Priester beim Dorfe Tenkitten im Samlande (997) erschlagen. Seine Leiche ist im Dome zu Gnesen beigesetzt. Gedächtnistag 1. Juni.

2) Erzbischof von Bremen und Hamburg, aus dem Geschlechte der Grafen von Wettin, ward von Kaiser Heinrich III. 1043 über jenes vereinigte Erzstift gesetzt. Im Jahre 1050 von Papst Leo IX. zum Legaten im Norden ernannt, erhielt er als solcher die geistliche Herrschaft über ganz Skandinavien. Zugleich mit dem Erzbischof Hanno von Köln Vormund des minderjährigen Heinrich IV., wußte er erstern zu verdrängen und den jungen Prinzen zu beherrschen. Obgleich ihn die Reichsfürsten, über seinen Stolz und seine Willkür empört, 1066 vom Hofe Heinrichs zu verbannen und zu Niederlegung der Reichsgeschäfte zu nöthigen wußten, war er doch schon 1069 wieder im vollen Besitze seiner früheren Macht. Er trug sich mit dem Plane, ein nordisches Patriarchat zu gründen, was aber die röm. Kurie zu vereiteln wußte. Er starb, zu früh für seine weit aussehenden Pläne, zu Goslar 16. März 1072. Bei fürstlichen Eigenschaften, bei anerkannter Ueberlegenheit des Geistes und der Charakterstärke fehlten ihm nur weise Mäßigung und Edelmuth. Vgl. Grünhagen, A. v. B. und die Idee eines nordeutschen Patriarchats (Leipz. 1854).

3) Heinrich Wilhelm A., Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Wilhelm, des jüngsten Bruders König Friedrich Wilhelms III. und der Prinzessin Maria Anna von Hessen-Homburg, geb. 29. Okt. 1811 in Berlin, widmete sich in früher Jugend der militärischen Laufbahn, ward 1839 als Oberst mit Führung der Gardeartillerie-Brigade betraut und 1840 Generalmajor. Er besuchte 1826 Holland, 1832 England und Schottland, 1834 Petersburg und Moskau, 1837 das südliche Rußland, die Türkei, Griechenland und die Jonischen Inseln, und 1842 trat er eine größere Reise nach Brasilien an, die er in dem Werke: »Aus meinem Reisetagebuche 1842—43« (als Manuskript gedruckt, Berl. 1847), beschrieb. Im Jahre 1846 zum Generalleutnant befördert, erhielt er 1848 Gelegenheit, seine im Marinewesen gesammelten Erfahrungen durch die »Denkschrift über die Bildung einer deutschen Flotte« (Potsd. 1848) nutzbar zu machen und der damaligen Centralgewalt bei Herstellung einer deutschen Flotte hülfreich an die Hand zu gehen, und ward bei Bildung einer techn. Marinekommission Vorsitzender derselben. Am 30. März 1854 zum Admiral der preuß. Küsten und Oberbefehlshaber der Marine ernannt, erwarb er sich großes Verdienst um Hebung derselben. Im Sommer 1856 unternahm er bei einer Uebungsfahrt im Mittelländ. Meere eine Besichtigung der Küste des Rif, landete, von den Rifpiraten mit Schüssen empfangen, mit 65 Mann, stürmte eine Anhöhe, mußte indeß der Uebermacht weichen und ward am Schenkel verwundet. Während des dänischen Krieges 1864 übernahm er den Befehl über das Ostseegeschwader, ohne Gelegenheit zu Kriegsthaten zu finden. Er starb 6. Juni 1873 in Karlsbad. Aus seiner Ehe mit Therese Elßler (Frau von Barnim) hat er einen Sohn gehabt, den 1841 geborenen Freiherrn Adalbert von Barnim, der 12. Juli 1860 zu Rosêres in Aegypten starb. Die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise veröffentlichte sein Begleiter R. Hartmann in »Reise des Freiherrn A. von Barnim durch Nordostafrika« (Berl. 1863).

Adalia (Satalieh), Stadt auf der Südküste von Kleinasien, am Golf von A., liegt amphitheatralisch an einem Felsenabhang, von einer dreifachen mittelalterlichen Mauer umschlossen und von einer Veste mit Basteien und Thürmen überragt, hat einen guten Hafen, der jetzt regelmäßig von Dampfschiffen besucht wird, ansehnlichen Handel mit Holz und Pferden (nach Aegypten) und 13,000 Einw. (darunter ca. 3000 Griechen). A. hieß im Alterthum Attaleia (weil von König Attalos erbaut) und war seit Kaiser Alexius die Hauptstadt des westlichen Pamphyliens.

Adam (hebr., »der Mensch«), Name des Stammvaters des Menschengeschlechts nach der biblischen Erzählung (1. Mos. 1, 26—30). In der aus einer anderen Quelle geflossenen allegorisch-symbolischen Darstellung (1. Mos. 2. u. 3) von der Erschaffung und dem Falle des ersten Menschen sprechen sich die nothwendigen Voraussetzungen des religiö-

sen und sittlichen Bewußtseins aus von der im Wesen des Menschen begründeten Verschiedenheit von aller andern Kreatur, von der ursprünglichen Bezogenheit desselben auf Gott, von seiner Bestimmung zur Herrschaft über die Welt und die Materie durch den Geist, von seiner Sünde als einem schuldvollen Sichbeherrschenlassen durch die Welt und von der Gottentfremdung, die er als Folge derselben empfindet, sowie auch das Bewußtsein von der wesentlichen Einheit des Menschengeschlechts, von der Einheit der Art, die an den gemeinsamen Ursprung von einem Paare geknüpft zu sein scheint. In geschmackloser Weise ist die einfache biblische Erzählung im Talmud erweitert und mit kosmogonischen und religionsphilosophischen Ideen verknüpft. Aus ähnlichen Traditionen schöpfte der Koran. Mehr oder minder starke Anklänge an die biblische Darstellung finden sich in den Schöpfungsmythen anderer Völker, z. B. der Perser und Griechen. Diese Uebereinstimmung erklärt sich bei der oben ausgesprochenen Auffassung ohne Annahme einer gemeinsamen Quelle. Der charakteristische Unterschied der biblischen Erzählung ist der religiöse Gesichtspunkt, der sie beherrscht. Als Repräsentant der Gattung bezeichnet A. in der biblischen Sprache die gefallene Menschheit in ihrer sündigen Entwickelung, ihm gegenübergestellt wird daher Christus, der Anfänger und Repräsentant der erneuten Menschheit als der »neue Adam«. Nach einer andern Richtung hin aber bezieht unser Sprachgebrauch in abgeleiteten Wörtern A. auf die ursprüngliche sittliche Unschuld der Menschen. In den gnostisch-ebionitischen Systemen ist A. Kadmon der himmlische Mensch, der Urmensch, der reine Ausfluß aus der Gottheit. — Wer, wie ein großer Theil der neueren Naturforscher, die Abstammung der Menschen von Einem Paare bezweifelt, redet von »Koadamiten«, während die neuerdings von Amerikanern wieder aufgenommene Theorie des Isaak de la Peyrère (1655), daß 1. Mos. 1 die Erschaffung der Heiden, 1. Mos. 2 aber die des Stammvaters der Kaukasier berichtet werde, »Präadamiten« annimmt.

Adam, 1) A. von Bremen (Bremensis), wahrscheinlich aus Obersachsen stammend, ward 1068 vom Erzbischof Adalbert zum Domherrn und Schulrektor zu Bremen ernannt und starb das. nach 1076. In seinem gut geschriebenen Werke »Gesta Hammenburgensis ecclesiae pontificum« (auch »Historia ecclesiastica« genannt) gab er nach Urkunden, mündlichen Mittheilungen und älteren Quellen die Geschichte jener Gegenden von 788—1072. Auch über Dänemark, Skandinavien und Rußland enthält das Werk wichtige Nachrichten. Nach einer von Bartholin im Kloster Soröe aufgefundenen Handschrift wurde das Werk zuerst von Andr. Sever. Vellejus (Vedel) herausgegeben (Kopenh. 1579); die beste Ausgabe ist die von Lappenberg in Pertz' »Monumenta« (Bd. 9, 1846; deutsch von Laurent, Berl. 1850). Adams zweites Werk: »De situ Daniae et reliquarum trans Daniam regionum« (Leyd. 1629), ist ebenfalls von Bedeutung. Vgl. Asmussen, De fontibus Adami Bremensis (Kiel 1834).

2) A. de la Hale, franz. Dichter und Komponist, unter dem Beinamen le Bossu d'Arras (der Bucklige von Arras) bekannt, ward um 1240 zu Arras geboren, war anfangs Geistlicher, widmete sich dann der Kunst und begleitete 1282 Robert II., Grafen von Artois, nach Neapel, wo er um 1287 starb. Adams Kompositionen bestehen in einer Anzahl von ihm selbst gedichteter »Gieux« (Jeux, Spiele), d. h. kleiner dialogisirter Stücke mit eingewebten Gesängen (Liederspiele), und 22 dreistimmigen Liedern und Motetten, die, wenn echt, für die Kunstgeschichte in sofern von Wichtigkeit sind, als sie in einer so frühen Kunstperiode bereits Versuche einer freieren mehrstimmigen Schreibweise enthalten. Eins seiner Spiele: »Le jeu de Robin et de Marion«, ward 1822 in Paris veröffentlicht und zeichnet sich zugleich durch eine für seine Zeit überraschende Leichtigkeit im Rhythmisch-Melodischen aus; es ist für 11 handelnde Personen geschrieben u. in Scenen eingetheilt, so daß man die erste komische Oper darin erkennen könnte. Eine Gesammtausgabe seiner Werke wurde erst neuerdings von E. de Coussemaker besorgt (Par. 1872).

3) Louis, franz. Musiker, 3. Dec. 1758 in Mietterskolz im Elsaß geboren, bildete sich meist als Autodidakt zu einem ebenso tüchtigen Klavierspieler wie Virtuosen auf der Harfe aus, ward 1797 Professor am Konservatorium zu Paris und starb daselbst 11. April 1849. A. ist Verfasser der einst weit verbreiteten großen »Méthode de pianoforte du Conservatoire de Paris« (deutsch von Czerny, Wien 1826, 3 Thle.); auch lieferte er mehrere Symphonien, worunter einige die Harfe als Orchesterinstrument behandeln.

4) Charles Adolphe, des vorigen Sohn, franz. Komponist, den 24. Juli 1803 in Paris geboren, war Schüler seines Vaters, Reicha's und für kurze Zeit auch Boieldieu's. Seine Laufbahn als Komponist begann er mit Phantasien und Variationen über Opernmelodien, schrieb dann Arietten für die Vaudevilles kleiner Theater, sowie mehrere Operetten, und trat endlich 1836 mit der Oper »Der Postillon von Longjumeau« hervor, die den allgemeinsten Beifall nicht nur Frankreichs sondern ganz Europa's erntete. Ihr folgte bald eine Reihe ähnlicher Werke im leichten komischen Genre, wie »Der Brauer von Preston«, »Zum treuen Schäfer«, »Die Rose von Péronne«, »Der König von Yvetot« u. a., durch welche sich A. einen ehrenvollen Platz unter den Komponisten der Neuzeit errungen hat, wenn auch ihre Vorzüge mehr in einer großen Frische und Lebendigkeit, als in tiefer Empfindung liegen. Viel Glück machte auch sein Ballet »Giselle«, das treffliche Instrumentaleffekte und reizende Melodien enthält. A. wurde 1844 zum Mitgliede des Instituts ernannt. Im Jahre 1847 gründete er ein drittes lyrisches Theater in Paris, das anfangs fast unerhörte Erfolge erzielte, aber infolge der Februarrevolution zu Grunde ging, wobei A. sein ganzes bedeutendes Vermögen einbüßte. Bald darauf (1849) an Stelle seines Vaters zum Lehrer der Komposition am Konservatorium ernannt, starb er in Paris 3. Mai 1856.

5) Albrecht, einer der besten Schlachtenmaler unserer Zeit, geb. 16. April 1786 in Nördlingen, ging als Konditorgehülfe nach Nürnberg und besuchte hier die Zeichenakademie. Der Schlachtenmaler Joh. L. Rugendas legte in den Knaben den Keim zu seiner späteren Neigung. Seit 1809 finden wir ihn als Zuschauer bei den damaligen gewaltigen Schlachten im Gefolge österreich. und bayer. Heerführer, namentlich des Herzogs von Leuchtenberg, den er 1812 auch nach Rußland begleitete. Von hier im December d. J. unter großen Gefahren nach München zurückgekehrt, begab er sich nach Italien, wo er bis 1815 verweilte, führte dann in

München eine Reihe von Schlachtenbildern aus den damaligen Kriegszügen aus und veröffentlichte ein lithograph. Prachtwerk in 120 Blättern unter dem Titel »Voyage pittoresque militaire«, ebenfalls Schlachtenscenen enthaltend. Später beschäftigte ihn König Ludwig von Bayern; unter anderem malte A. für den Bankettsaal der königl. Residenz in München die Schlacht an der Moskwa. Im Jahre 1848/49 machte er unter Radetzky den Feldzug in Italien mit und bereicherte die Neue Pinakothek mit den Gemälden der Schlachten von Novara und Custozza. Seine letzte Arbeit war die Darstellung der Schlacht bei Zorndorf. Er starb in München 28. Aug. 1862. Seine 4 Söhne, Benno, geb. 15. Juli 1812, Thiermaler; Franz, geb. 1815, Schlachten- und Pferdemaler; Eugen, geb. 1817, Genremaler, und Julius, geb. 1821, Lithograph, lieferten das Prachtwerk: »Erinnerungen an die Feldzüge der österreich. Armee in Italien 1848 und 1849«.

6) Jean Victor, franz. Maler und Lithograph, geb. 28. Jan. 1801 in Paris, lieferte, dem Geschmacke der Restaurationszeit huldigend, Darstellungen aus der älteren franz. Geschichte, aus der Revolutionszeit und den Napoleonischen Feldzügen, von denen die bedeutendsten in der Gallerie zu Versailles sich befinden. Er zeigt in der Komposition Gewandtheit, erreicht aber nicht seine berühmteren Zeitgenossen Charles und Bellangé. Hervorzuheben sind unter seinen Werken die Schlachten von Castiglione, Neuwied und Montebello. Auch im Genrefache leistete er einiges. Später wandte er sich ausschließlich der Lithographie zu. Seine gedruckten Blätter füllen im Kupferstichkabinet der vormals kaiserlichen Bibliothek in Paris 24 Foliobände. Er starb 1. Jan. 1870 in Viroflay bei Versailles.

7) François Etienne, franz. Dichter und Schriftsteller, geb. 1836 zu Combrée (Departement Maine und Loire) als Sohn einfacher Landleute, errang sich mit eigenen Mitteln und aus eigenem Antriebe eine sehr geachtete Stellung als Gelehrter, besonders als Hellenist. Seine Mitarbeiterschaft an dem großen Werke der »Histoire de Paris«, die dem noch jungen Manne angetragen wurde, beweist den Grad der Achtung, die man seinem Talent und seinen Kenntnissen zollte. In seinen poetischen Erzeugnissen, welche demnächst gesammelt erscheinen sollen, zeigt er sich als entschiedener Anhänger der sogen. naturalistischen Richtung, welche alles gelehrte Beiwerk verschmäht und die Natur und das menschliche Gemüth als einzige Quelle der wahren Poesie anerkennt.

Adamante notare, lat. Sprichwort des Claudian: »Mit diamantenem Griffel aufzeichnen«, d. h. zu ewigem Gedächtnis.

Adamáua (ehemals Fumbina), ein Reich im innern Afrika an beiden Seiten des oberen Binue, etwa 2380 QM. (131,050 QKilom.) groß, grenzt gegen N. an das Reich Bornu. Der Boden ist überaus mannigfaltig, im N. und in der Mitte eben, mit einzelnen zum Theil hohen und seltsam gestalteten Bergen, unter denen der Mindif zu 1800 Meter und der Alantika zu 2600 Meter Höhe ansteigen. Im S. breitet sich ein uns fast noch unbekanntes Gebirgsland aus, auf welchem zahlreiche Flüsse entspringen, die das Land bewässern. Das Klima ist feucht, doch nicht ungesund, die Vegetation tropisch. Groß ist namentlich die Menge der Kulturpflanzen, unter denen Bananen, Adansonien, Oelpalmen, Butterbäume, Zuckerrohrarten (Holcus Sorghum), Erdmandeln (Arachis hypogaea) und Baumwolle zu nennen sind. Der Baumwollbau geht durch das ganze Land. Die reichen Produkte Adamaua's würden bedeutenderen Absatz finden, wenn der Binuestrom als Handelsweg eröffnet wäre. Die Bevölkerung besteht aus einer Anzahl heidnischer Negerstämme, unter denen die Batta, Marghi, Fali und Mbum zu nennen sind. Ein Gesammtstaat war nicht vorhanden, bis von NW. her die Fellata eindrangen, sich meist zerstreut im Lande niederließen und allmählich durch ihre überwiegende Körperkraft und Intelligenz, ihre Thätigkeit, ihren Reichthum und durch die Macht des Islam, zu dem sie sich bekennen, die heidnische Bevölkerung unterjochten. So bildet jetzt A. eine Provinz des Fellatareichs Sokoto, wenn auch der in der 12,000 Einw. zählenden Hauptstadt Jola residirende Statthalter eine fast unabhängige Stellung zum Sultan von Sokoto einnimmt. An den südlichen Grenzen findet fast ununterbrochener Kampf gegen die anwohnenden Heidenstämme statt.

Adamello, ein zur Gruppe der Ortleralpen gehöriger Gebirgsstock, liegt südlich vom Ortles im Val Camonica dicht an der Tiroler Grenze, 3562 Meter hoch. Er wird von jenem durch den 1876 Meter hohen Tonalpaß getrennt und hängt mit der begletscherten Presanella (3562 Meter) zusammen. Wie die Ortlergruppe überhaupt, wurde auch der A. neuerdings (seit 1865) vom österreich. Oberleutnant J. Payer zum Terrain gründlichster Erforschung gemacht. Vgl. dessen Monographie (Gotha 1865).

Adamiten, Name der antinomistischen Gnostiker des 2. Jahrh. in Nordafrika, welche die ursprüngliche Unschuld durch völlige Nacktheit wiederherstellen wollten. Gleichen Namen führt eine mit den Picarden in Verbindung stehende Sekte der Taboriten, nach ihrem Gründer, dem Bauern Niklas, auch Nikolaiten genannt. Diese verwarfen das Christenthum und allen äußeren Gottesdienst, steigerten den Kommunismus bis zur Gemeinschaft der Weiber, und viele gingen ganz unbekleidet. Weil sie in zügelloser Schwärmerei durch Raubzüge von einem festen Platze aus die Umgegend verheerten, rottete sie Ziska mit Feuer und Schwert aus. Eine diesen verwandte Sekte ist 1849 im Chrudiner Kreise hervorgetreten. So viel von ihrer Lehre, die streng geheim gehalten wird, bekannt geworden, glauben sie nicht an Gott, sondern nur an eine Macht, die das Weltall geschaffen habe, das nun selbständig bestehe. Sie haben weder Taufe noch Ehe noch christliche Zeichen, leisten auch keinen Eid. Ihre Zusammenkünfte feiern sie in völliger Nacktheit. Im übrigen halten sie unter einander auf bürgerliche Rechtlichkeit. Die Sekte gänzlich zu unterdrücken, ist noch nicht gelungen.

Adams (spr. äddäms), 1) Samuel, geb. 27. Sept. 1722 in Boston, ein hervorragender Mitbegründer der Unabhängigkeit Nordamerika's, saß seit 1765 in der Legislatur von Massachusetts. Als Sprecher bei den Meetings unablässig thätig, die Bewegung in den Kolonien in Gang zu bringen, und als Abgeordneter von Massachusetts in den Kongreß gewählt, drang er hier alsbald auf den Kampf mit England und wirkte zum Zustandekommen der Unabhängigkeitserklärung eifrigst mit. Washingtons Bestrebungen für Erweiterung der Macht des Kongresses abhold, zeigte er sich auch mit John Adams Verwaltung nicht einverstanden. 1789—94 be-

kleidete er den Posten eines Gouverneurs von Massachusetts, trat 1797 vom öffentlichen Schauplatz ab und starb 2. Okt. 1803 zu Boston.

2) Robert, berühmter engl. Baumeister, geb. 1728 in Edinburg, bildete sich auf der dortigen Universität, bereiste seit 1754 Italien und Dalmatien behufs des Studiums alter Baudenkmäler, ward 1762 zum Architekten des Königs ernannt, trat 1768, ins Parlament gewählt, von diesem Amte zurück; starb 1792 in London. Seine bedeutendsten Bauwerke sind: das Register-House in Edinburg, die Reddleston-Hall bei Derby, das Universitätsgebäude und die St. Georgskirche in Edinburg ꝛc. Er schrieb: »The ruins of the palace of emperor Diocletian at Spalatro« (Lond. 1764, mit 71 Kupfern), gab mit seinem Bruder heraus: »The works in architecture« (Lond. 1777—90, 4 Hefte).

3) John, zweiter Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika, geb. 19. Okt. 1735 zu Braintree in Massachusetts, stammte aus einer Puritanerfamilie, die 1640 aus England nach Massachusetts ausgewandert war. Er eröffnete seine politische Laufbahn damit, daß er in mehreren Schriften die Rechte der Kolonien mit Wärme und Sachkenntnis darlegte. Im Jahre 1774 als Vertreter von Massachusetts in den ersten Kongreß von Philadelphia gewählt, war er bei der Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776 wesentlich betheiligt. Im Jahre 1788 ging er als Bevollmächtigter des Kongresses nach Frankreich, um ein Bündnis und einen Handelsvertrag mit diesem Staate zu Stande zu bringen, was aber nicht durch ihn, sondern durch Franklin geschah. Nachdem er die Konstitution von Massachusetts hatte abfassen helfen, kam er Ende 1779 zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen mit England zum zweiten Male nach Paris, wo seine Thätigkeit jedoch nicht den gewünschten Erfolg hatte, und ging dann als Gesandter nach Holland, wo es ihm durch Unterhandlungen und Schriften gelang, Kabinet und Volk für die Sache seines Vaterlandes zu gewinnen. Von da kehrte er 1782 wieder nach Paris zurück und brachte hier, von Franklin, Jefferson, Jay und Laurens unterstützt, den Frieden mit England glücklich zu Stande (3. Sept. 1783). 1785—88 fungirte er als Gesandter in London. Inzwischen waren in der Union zwei einander bekämpfende Parteien hervorgetreten, die der Föderalisten, welche eine starke Bundesgewalt verlangten, und die der Demokraten, welche der Centralgewalt weniger, dagegen den Einzelstaaten mehr Befugnisse und größere Selbständigkeit eingeräumt wissen wollten. A. trat mit Washington auf die Seite der ersteren und wurde unter Washingtons Präsidentschaft dessen Kollege als Vicepräsident, nach dessen Rücktritt trotz der Gegenbestrebungen der Antiföderalisten 1797 zum Präsidenten der Union erwählt. Durch die Maßregeln, die er zur Erhaltung der Neutralität der Republik Frankreich gegenüber ergriff, namentlich durch die von ihm erlassene Fremden- und Aufruhrakte bei der demokrat. Partei mißliebig geworden und um seine Popularität gebracht, wurde er nach Ablauf seiner Zeit (1801) nicht wieder zum Präsidenten erwählt, sondern erhielt seinen Gegner Jefferson, der mit 9 Stimmen siegte, zum Nachfolger. A. trat nun in den Privatstand zurück und starb 4. Juli 1826 auf seinem Landgute Quincy in Massachusetts. Unter seinen Schriften ist besonders die »Defence of the constitution and government of the United States« (1787, 3 Bde.) hervorzuheben. Seine sämmtlichen Werke mit Biographie wurden von seinem Enkel Charles Francis A. (New York und Boston 1851—56, 10 Bde.) herausgegeben.

4) John Quincy, sechster Präsident der Vereinigten Staaten, Sohn des vorigen, geb. 11. Juli 1767 in Braintree, begleitete seinen Vater 1778 nach Frankreich, dann nach Holland und England. Nachdem er 1788 seine Studien im Harvard College beendet hatte, trat er 1791 als Barrister auf, ging 1794 als Gesandter nach dem Haag und 1797 in gleicher Eigenschaft nach Berlin. Unter Jeffersons Präsidentschaft als Anhänger der föderalistischen Grundsätze seines Vaters von Jefferson 1801 zurückgerufen, widmete er sich wieder der Advokatur und wurde 1802 in den Senat von Massachusetts, 1803 in den Senat der Union gewählt. Als Vertheidiger der gegen England erlassenen Embargoakte mit seinen Parteigenossen zerfallen, lebte er aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen, bis er unter Madisons Präsidentschaft 1809 den Gesandtschaftsposten in Petersburg erhielt. Nachdem er 24. Dec. 1814 mit Gallatin und H. Clay den Frieden von Gent abgeschlossen und dann als Gesandter in London fungirt hatte, ward er 1817 vom Präsidenten Monroe zum Staatssekretär des Auswärtigen ernannt, nach Monroe's Rücktritt aber März 1825 nach heftigem Wahlkampf zum Präsidenten der Union erwählt. Schon vorher war er ins Lager der Antiföderalisten übergetreten. Seine Verwaltung war in der äußeren Politik entschieden unglücklich: infolge eines Zwistes mit England hörte der Handel mit Westindien auf, und der Kongreß in Panama, der ein Bündnis zwischen den Republiken von Süd- und Nordamerika zu Stande bringen sollte, ging unverrichteter Sache auseinander. Nachdem er 1828 bei der Präsidentenwahl gegen Jackson unterlegen war, zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück, ward aber 1831 wieder ins Repräsentantenhaus gewählt, wo er eine von den Parteien unabhängige Stellung einnahm. Er starb 23. Febr. 1848 während der Sitzung im Kongreßgebäude infolge eines Schlaganfalls. Vgl. Quincy, Memoir of the life of J. Q. A. (Bost. 1858). Von seinen Schriften sind seine Briefe über Schlesien (zuerst im »Portfolio«, Philad. 1803, abgedruckt), übersetzt von Freise (1805), auch in Deutschland bekannt geworden.

5) Charles Francis, ausgezeichneter amerik. Jurist und Staatsmann, geb. 18. Aug. 1807 in Boston, Sohn des vorigen, studirte auf dem Harvard College, begann 1827 unter Daniel Webster die Rechtspraxis auszuüben und ließ sich 1828 in Boston als Barrister nieder. Nebenbei widmete er sich eifrig literarischen Arbeiten und ward 1831 in die Staatslegislatur gewählt, wo er 5 Jahre lang blieb. Im Jahre 1848 stellte ihn die Freibodenpartei als Kandidaten für die Vicepräsidentschaft auf. Seit 1859 als Vertreter von Massachusetts im Kongreß, ward er 1861 von Lincoln zum Gesandten für London ausersehen, wo er unter sehr schwierigen Verhältnissen viel Takt und Gewandtheit bewiesen und viel dazu beigetragen hat, den während des Bürgerkriegs (1861—65) drohenden Bruch zwischen England und der Union abzuwenden. Im Frühjahre 1868 kehrte A. nach Massachusetts zurück. Seine literarischen Arbeiten hat er zum großen Theil in

der »North American Review« und dem »Christian Examiner« erscheinen lassen. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch Herausgabe der hinterlassenen Papiere seines Großvaters: »John Adams letters addressed to his wife« (Bost. 1841, 2 Bde.) und »Works of John Adams« (das. 1856, 10 Bde.).

6) William, einer der bedeutendsten erbaulichen Schriftsteller Englands in neuester Zeit, 1814 geboren, erhielt seine theologische Bildung in Oxford, wo er Vikar zu St. Peter ward und als solcher 1848 starb. Seinen Ruf gründete er sich durch die »Sacred Allegories«, in welche er nach und nach die kleineren seiner asketischen Schriften aufnahm (oft aufgelegt, zuletzt Lond. 1869). Unter diesen letzteren hat besonderen Beifall gefunden »Shadow of the cross« (Lond. 1842, letzte Auflage 1868); außerdem die »Warnings of the holy week« (6. Aufl., Lond. 1868). Nach seinem Tode erschienen noch die »Cherry-Stones« (11. Aufl. 1865).

7) William (Pseudonym Oliver Optic), nordamerik. Schriftsteller, geb. 30. Juli 1822 in Boston, erhielt seine Bildung auf den Anstalten seiner Vaterstadt und widmete sich dann der Schriftstellerei, insbesondere für die Jugend, mit einem außerordentlichen Erfolge. Seinem ersten Werke: »Hatchie the guardian slave, or the heir of Bellevieu«, das 1850 erschien, folgten in kurzen Zwischenräumen eine Reihe anderer: »In Doors and Out«, »Riverdale Series« (12 Bde., für Kinder von 8 Jahren), »Woodville« (6 Bde.), »Boat-Club« (6 Bde.), »Army and Navy« (6 Bde.), »Young America« (3 Bde.), »Starry Flag Series« (3 Bde.) 2c., die alle in vielen tausend (»Riverdale Series«, »Boat-Club« und »Woodville« in weit über 100,000) Exemplaren abgesetzt wurden. Nicht minder Glück machte »Our Boys and Girls«, ein Magazin für die Jugend, das seit 1867 wöchentlich erscheint. A. schrieb auch eine Biographie des Präsidenten Grant (Bost. 1868).

8) John Couch, engl. Astronom, geb. 5. Juni 1819 zu Laneast bei Launceston in Cornwall, war erst Landwirt, widmete sich dann zu Cambridge dem Studium der Mathematik, begann 1841 seine Untersuchungen in Bezug auf die Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Uranus und gewann die Ueberzeugung von der Existenz eines anderen, von der Sonne noch entfernteren Planeten als Ursache jener Störungen. Ehe er aber seine Entdeckung veröffentlichte, entdeckte Galle in Berlin, der nach Leverriers Anweisung selbständige Berechnungen angestellt hatte, den fraglichen Planeten, dessen Entdeckung später, nach heftigem Streit zwischen den engl. und franz. Astronomen, Leverrier zugeschrieben ward. A. ward 1858 zum Professor der Astronomie an der Universität Cambridge ernannt. Sein Aufsatz über die Störungen des Uranus, 1847 als Manuskript gedruckt, ward später unter dem Titel »The observed irregularities in the motion of Uranus« in dem »Nautical Almanac« für 1851 veröffentlicht.

Adamsapfel, im Volksmund der bei den Männern stärker entwickelte und mehr hervortretende obere Theil des Kehlkopfs, so genannt, weil beim Sündenfall ein Stück des genossenen Apfels dem Adam in der Kehle stecken geblieben sein und sich auf alle seine männlichen Nachkommen vererbt haben soll.

Adamsapfel (Paradiesapfel, Pomum Adami), die Frucht von Citrus Pomum Adami *Risso*, einer Abart von C. Limetta *Risso*, eirund bis birnförmig, mit bißähnlichen Narben und Wulsten in der goldgelben Schale, soll nach dem Glauben der Israeliten dieselbe Frucht sein, von welcher Adam im Paradiese gegen Gottes Gebot kostete, und wird daher beim Laubhüttenfest gebraucht, indem die Hütte entweder damit ausgeschmückt wird, oder beim Mahle ein Bouquet cirkulirt, worin ein A., ein Palmenblatt und eine Weidenruthe die Hauptbestandtheile sind. Man will darin eine Hindeutung auf die alte Heimat, wo die Palmen und Orangen gedeihen, und auf die jetzigen rauheren Wohnsitze finden. Die Heimat dieser Früchte ist Korfu, das südliche Italien und Sicilien, von wo sie in Kisten von 20—25 Stück, mit einem die richtige Art der Einsammlung verbürgenden Certifikat des am Orte der Einsammlung wohnenden Oberrabbiners versehen, zugleich mit jungen Blättern der Dattelpalme in den Handel kommen. Die dicke unreife in Zucker eingemachte Schale des Adamsapfels bildet das Citronat.

Adamsbrücke, Name einer Reihe von Sandbänken, welche von der Insel Ceylon nach der an der indischen Küste gelegenen Insel Ramisseram hinüber führt und den Golf von Manaar im N. sperrt. Der lose Sand ruht hier auf fester Unterlage, wird aber durch die Monsune stets anders geordnet. Drei Hauptkanäle für kleine Boote führen hindurch; in der Mitte ist die Bank meist von Wasser bedeckt, das aber nur an wenigen Stellen einige Fuß Tiefe hat.

Adamspik (Adamsberg von den Europäern und den Arabern, Sripâda, d. i. »Fußstapfe des Glücks«, Sumanakûta, d. i. »Götterberg« von den Buddhisten, oder Subhakûta, d. i. »der Glänzende«, in den heiligen, in Pâli verfaßten Urkunden, Samanella, d. i. »Fels des Berggottes Saman«, von den Einheimischen genannt), erhebt sich 2250 Met. hoch auf der inneren Hochebene (Neura Ellya) der Insel Ceylon unter 6° 51' nördl. Br., 80° 35' östl. L. v. Gr. und gewährt eine erhabene Fernsicht. Im obersten Felsen seines Gipfels befindet sich eine Vertiefung, die, wahrscheinlich infolge der Nachhülfe durch Menschenhand, die Gestalt der Spur eines riesigen Fußes hat, 1,45 Meter lang, 0,5 Meter breit und 0,05 Meter tief. Die Buddhisten sehen darin die Fußmarke des Stifters des Buddhismus, den sie aus dem nördlichen Indien, entgegen den Ergebnissen geschichtlicher Forschung, nach Ceylon gelangen lassen, während seine Lehre erst 300 Jahre später dorthin gebracht wurde. Den Mohammedanern gilt jene Vertiefung als Fußspur Adams, der von hier aus zum letzten Male das Paradies gesehen haben soll. Tausende pilgern jährlich den Berg hinauf, der mit dichten Wäldern bedeckt ist; Tempel sind an mehreren Stellen erbaut, Unterkunftshäuser (Ambelams) für die Gläubigen errichtet. Vgl. H. von Schlagintweit, Reisen in Indien, 1. Bd. (Jena 1869).

Ad amussim (lat.), nach dem Richtscheit, d. i. sehr sorgfältig, pünktlich.

Adâna, türk. Stadt im südöstlichen Kleinasien, am schiffbaren Seichun (Saros) in dem fruchtbaren Theile von Flachkilikien (Cilicia campestris) gelegen, hat durch ihre Lage, namentlich als Schlüssel zu den Pässen über den Taurus, wie schon im Alterthum, so noch jetzt eine hohe strategische Bedeutung und war deshalb noch in neuerer Zeit (1839) lange der Gegenstand des Kampfes zwischen der Türkei und Aegypten. Von kilikischen Seeräubern zur

Zeit des Pompejus bevölkert, trieb A. frühzeitig Handel und wetteiferte mit dem nahen Tarsos an Größe und Macht. In der christlichen Zeit war es ein Bischofssitz. Die jetzige Stadt, Hauptort des gleichnamigen Ejalets, ist gut gebaut, enthält verschiedene merkwürdige Baudenkmale des Alterthums (z. B. die angeblich von Justinian erbaute Brücke über den Seichun) und zählt 40,000 (nach anderen kaum 25,000) Einw., welche Handel mit Wolle, Baumwolle, Getreide, Wein und Obst treiben. Eine kleine Felsenfestung beherrscht die Stadt.

Adanson (spr. -dangßong), Michel, berühmter Botaniker, geb. 7. April 1727 in Aix in der Provence, kam in der frühesten Jugend nach Paris, wo er Réaumurs und B. Jussieu's Schüler ward, stellte schon als Jüngling mehrere Aufsehen erregende, wenn auch nicht ganz haltbare, botan. Systeme auf und unternahm 1748 auf eigene Kosten eine wissenschaftliche Reise nach den Kanaren und in die franz. Kolonien am Senegal, wo er sich bis 1753 der Erforschung der Natur und der Völker Senegambiens mit dem hingebendsten Eifer widmete. Die Frucht seiner Bemühungen war seine klassische »Histoire naturelle du Sénégal« (Par. 1757; deutsch von Martini [Brandenb. 1773] und von Schreber [Leipz. 1773]), worin er zugleich der Welt die erste genauere Beschreibung der Schalthiere vorlegte. Noch wesentlichere Dienste leistete A. den Wissenschaften durch die Herausgabe der »Familles des plantes«, in neuer Bearbeitung unter dem Titel »Méthode nouvelle pour apprendre à connaître les différentes familles des plantes« (Par. 1763, 2 Bde.), eines Werkes, das bei allen Sonderbarkeiten, die es enthält, doch durch einen großen Reichthum neuer Entdeckungen sich auszeichnet. Auch lieferte er treffliche Monographien, namentlich über den Affenbrodbaum, der nach ihm benannt wurde, über die Oscillatorien unter den Konferven und über das arabische Gummi, und machte 1751 den Zitterwels zuerst bekannt, dessen Schläge er schon mit denen der Leydener Flasche verglich. Er starb als Mitglied des Instituts 3. Aug. 1806 in Paris. Vgl. Lejouganb (Par. 1808), Cuvier, Éloge historique (Par. 1819). Von seinen Schriften erschienen noch: »Cours d'histoire naturelle fait en 1772« (herausgeg. von Payer, Par. 1844—45, 2 Bde.), »Histoire de la botanique et plan des familles naturelles des plantes« (herausgeg. von A. Adanson und Payer, 2. Aufl., Par. 1864).

Adansonia *L.*, nach Adanson benannte Pflanzengattung der Malvaceen, Bäume in Afrika und Australien. A. digitata *L.* (Affenbrodbaum, Baobab in Westafrika, Mbuju in Ostafrika, Tabaldie im Sudân), erreicht eine Höhe von 12—22 Met. und einen Umfang von 47 Met. und mehr, bildet einen ungeheuren halbkugeligen, mit seinem unteren Rande den Erdboden berührenden Wipfel von 38—48 Met. Durchmesser, trägt langgestielte, 5—7zählige gefingerte Blätter und an fast meterlangen herabhängenden Blütenstielen große, schöne, weiße Malvenblüten. Den größten Theil des Jahres steht der Baum aber kahl, nur behangen mit den graubraunen, 30 Centim. langen Früchten, welche einer dickbauchigen Gurke gleichen und in einer spröden, festen, mit Filz überzogenen Schale ein weißes, trockenes, leicht zerreibliches Mark und zahlreiche braune, nierenförmige Samen enthalten. Der zuerst durch Aloysius Cadomosto 1454 bekannt gewordene Baum erreicht ein sehr hohes Alter, das sich aber, da die Jahresringe kaum oder nur undeutlich ausgebildet sind, nur aus dem Dickenwachsthum berechnen läßt. Adanson beobachtete an einem Stamme von 9,4 Met. Durchmesser Inschriften aus dem 14. und 15. Jahrh. und schätzt nach der Stärke der Ueberwallungsschicht das Alter dieses Baums auf 5150 Jahre. Der Affenbrodbaum findet sich weit verbreitet in West- und Ostafrika, am Senegal, im Sudân, in Nubien und Abessinien, südlich bis Angola und dem Ngamisee, auch ist er nach Ost- und Westindien verpflanzt worden. Er ist fast überall ein Gegenstand der Verehrung für die Eingeborenen; in Westafrika dient er den Negern zur Wohnung und als Begräbnisplatz für Zauberer, mit deren Gebeinen man die Erde nicht entweihen will; die Leichen trocknen darin aus und werden ohne weitere Zubereitung zu Mumien; in Ostafrika beherbergt er Herden von Kleinvieh in seinem meist hohlen Stamme. Die Blätter werden in Senegambien als wohlschmeckendes und zuträgliches Gemüse gegessen und auch sonst den Speisen beigemischt, weil sie die übermäßige Schweißabsonderung verhindern; das säuerliche Fruchtmark liefert ein kühlendes Getränk und bildet als Heilmittel gegen Fieber einen Handelsartikel. Das Holz ist weich und schwammig, die Rinde ist als fieberwidriges Mittel in Gebrauch; auch liefert sie eine Faser, aus welcher Stricke und Gewebe von sprichwörtlicher Festigkeit gefertigt werden. A. Gregorii *Fr. Muell.* in Nordaustralien, ist dem Affenbrodbaum ähnlich, aber kleiner, und birgt in seinen Früchten gleichfalls ein angenehm säuerliches, zur Bereitung von Getränken brauchbares Mark.

Adaptiren (lat.), anpassen, anbequemen; adaptabel anwendbar, paßlich.

Adarme, früher span., jetzt noch südamerik. Handels-, Gold- und Silbergewicht; 128 Adarmes oder 8 Onzas = 1 span. Marco von 230,0465 Gr., 1 A. also 1,7972 Gr. (in La Plata = 1,7944 Gr.).

Ad bene esse (lat.), »zum Wohlbefinden«, zum behaglichen Leben.

Ad bene placitum (lat.), nach Belieben.

Ad bestias (lat., »zu den Thieren«), im Alterthum die Todesstrafe, bei der der Verurtheilte den wilden Thieren vorgeworfen wurde. Der Ausdruck galt auch von den Gladiatoren, die um Lohn mit wilden Thieren kämpften und daher auch Bestiarii hießen.

Ad calendas graecas, Witzwort des röm. Kaisers Augustus, s. v. w. »auf den Nimmermehrstag«. Die Griechen hatten nämlich keine Calendä (der 1. Tag des Monats); wer also auf griech. Calendä mit Bezahlung vertröstete, wollte niemals bezahlen.

Ad captum vulgi (lat.), nach der Fassungskraft des Volkes.

Adcitation (lat.), diejenige Zwischenhandlung in einem bürgerlichen Rechtsstreite, vermöge welcher der Richter dritte Personen, die an dem Rechtsstreite bisher nicht theilnahmen, aber doch ein hauptsächliches, unmittelbares Interesse daran haben können, zu dem Zwecke beiladet, daß sie dieses ihr Interesse als principaliter mitstreitende Theile zu wahren in den Stand gesetzt werden. Die gemeinrechtliche Praxis verfügt eine solche Beiladung entweder von Amtswegen, oder auf Antrag einer Partei vorzugsweise in folgenden Fällen: wenn bei untheilbaren Rechten von mehreren Mitberechtigten einer die Theilnahme an der Klage verweigert und der Beklagte die Einrede mehrerer Streitgenossen entgegen-

setzt; wenn von mehreren Mitverpflichteten einer auf das Ganze belangt wird, demselben am Ausgange der Sache liegt und er nicht durch die Einrede mehrerer Streitgenossen den Proceß verzögern will; wenn in einem Theilungsprocesse dem Richter aktenmäßig bekannt ist, daß außer den aufgetretenen Parteien noch andere Hauptinteressenten vorhanden sind. Nach gemeinem Rechte läßt sich eine Befugnis des Richters zur A. durchaus nicht erweisen, selbst dann nicht, wenn sie von einem völlig kompetenten Gerichte des Hinzuzuladenden verfügt wird; sie widerspricht offenbar dem Rechte einer freien Rechtsverfolgung und existirt also rechtlich gar nicht. Denn der gemeine deutsche bürgerliche Proceß beruht auf der Verhandlungsmaxime, welche ein richterliches Handeln von Amtswegen in Ansehung von Thatsachen, die von den Parteien nicht vorgebracht werden, nicht gestattet. Die A. aber steht mit dieser Verhandlungsmaxime im direkten Widerspruche, indem der Richter sowohl Thatsachen officiell ergänzt, wie auch positiven Zwang zur Rechtsverfolgung ausübt (nemo invitus agere cogatur). Auch ist die A. durch kein Gesetz unterstützt, und es kann der dritte bei Nichtbefolgung derselben rechtlich keinen Nachtheil erleiden, da das in dem anhängigen Processe ergangene Urtheil für ihn als res inter alios acta nicht nachtheilig werden kann. Von legislativem Gesichtspunkte betrachtet, dürfte die A. höchstens bei den Theilungsprocessen (Grenzregulirung, Theilung einer gemeinschaftlichen Erbschaft oder einzelnen Sache) als zweckmäßig erscheinen. In der Hauptsache ist sie sowohl von der Gesetzgebung wie auch von der Praxis als ein unzulässiges und überflüssiges Institut erkannt, das in den Proceßlehrbüchern noch eine wenig berechtigte Existenz fortfristet. **Adcitiren**, vor Gericht laden.

Add., Abbrev. für addatur (s. d.).

Adda (lat. Addua), Nebenfluß des Po, entspringt in den Alpen am Wormser Joch, stürzt sofort über eine 16 Meter hohe Felswand und dann, verstärkt durch mehrere Alpengewässer, durch die enge Schlucht la Serra in das Veltlinthal, das er an Bormio, Tirano und Sondrio vorbei durchfließt, ergießt sich dann bei Juentes zwischen sumpfigen Ufern in den Comersee, verläßt ihn an seinem Südostende bei Lecco wieder, tritt hier schiffbar und fischreich in die lombard. Ebene und mündet, an Cassano, Lodi und Pizzighettone vorbeieilend, bei Rettino oberhalb Cremona in den Po. Seine Länge beträgt 260 Kilom. An der A. erfochten am 11. Okt. 490 die Ostgothen unter König Theoderich einen Sieg über die Heruler unter Odoaker.

Addātur (lat.), auf Recepten: es werde hinzugefügt; adde, füge hinzu.

Addax, s. Antilope.

Addenda (lat., »Hinzuzufügendes«), Zusätze.

Addiciren (lat.), gerichtlich zusprechen, zuerkennen; Addiktion, gerichtliche Zusprechung.

Addictio in diem (lat.), der bei einem Vertrage zwischen den Kontrahenten abgeschlossene Nebenvertrag, wonach der Vertrag erst dann als gültig oder als fortbestehend angesehen werden soll, wenn sich innerhalb einer bestimmten Zeit kein Kontrahent findet, der das Geschäft unter vortheilhafteren Bedingungen einzugehen bereit ist. Im Zweifel ist die Verabredung als Resolutivbedingung (wonach der jetzt gültige Vertrag dann rückgängig werden soll, wenn sich ein Kontrahent mit vortheilhafteren Bedingungen findet) aufzufassen.

Ad diem dictum (lat.), am bestimmten, anberaumten Tage; ad dies vitae, auf Lebenszeit.

Addington (spr. äddingt'n), Henry, s. Sidmouth.

Addiren (lat., hinzuthun, hinzufügen), s. Addition.

Addison (spr. äddis'n), Joseph, engl. Dichter, Gelehrter und Staatsmann, 1. Mai 1672 zu Milston in Wiltshire geboren, studirte seit 1687 zu Oxford Theologie und zeichnete sich schon hier durch Abfassung latein. Verse aus. Im 22. Jahre versuchte er sich auch in der engl. Poesie, und zwar zuerst mit Uebersetzung eines Theils von Virgils »Georgica«. Durch den Schatzkanzler Montague und den Lord Somers erhielt er zur politischen Ausbildung ein Jahrgehalt von 300 Pfd. Sterl., worauf er Frankreich und Italien bereiste. Ein Ministerwechsel beraubte ihn dieser Unterstützung; jedoch erwarb er sich bedeutenden Ruf durch das 1704 herausgegebene heroische Gedicht »The Campaign« auf die Schlacht von Blenheim oder Höchstädt. Er begleitete 1705 den Lord Halifax nach Hannover, erhielt durch dessen Verwendung den Posten eines Unterstaatssekretärs und ging dann mit dem Vicekönig Warton nach Irland als Sekretär der Regierung. Bedeutenden Antheil nahm er an der von seinem Jugendfreunde R. Steele herausgegebenen Wochenschrift »The Tattler«; noch bedeutenderen an »The Spectator«, den er bald hauptsächlich leitete. Im Jahre 1713 wurde sein Trauerspiel »Cato« aufgeführt. Der Beifall, den es fand, war ein Triumph für die Whigs. In derselben Zeit nahm er an Steele's wesentlich politischer Zeitschrift »The Guardian« theil, sowie an dem »Whig Examiner«, und veröffentlichte einige publicistische Schriften. Im Jahre 1714 begleitete er den Vicekönig, Grafen Sunderland, wieder als Sekretär nach Irland, und 1716 heirathete er die verwittwete Gräfin von Warwick. Dem Posten eines Staatssekretärs, welchen er 1717 erhielt, entsagte er 1718 Krankheit halber, behielt aber eine Pension und widmete sich nun allein gelehrten Arbeiten. Er starb 17. Juni 1719 zu Hollandhouse und ward in der Westminsterabtei beigesetzt. A. zeichnete sich aus durch christlich frommen Sinn; nur trifft ihn bei den Streitigkeiten mit Steele und Pope (über die Uebersetzung Homers) der Vorwurf einiger Eitelkeit. Den meisten Ruf verdankt er seinen in den Wochenschriften gelieferten Aufsätzen, wodurch er auf die moralische Bildung der Engländer einen sehr vortheilhaften Einfluß ausübte. Seine Schriften, darunter die bekannte »Evidence of the christian religion«, kamen seit 1721 in London öfter heraus (besonders schätzenswerth die Birminghamer Ausgabe 1761), zuletzt 1853—55, 6 Bde., u. wurden auch fast sämmtlich ins Deutsche übersetzt; die »Essays« erschienen neuerdings gesammelt Lond. 1863. Eine Uebersetzung seiner Beiträge zum »Tattler« und »Spectator« lieferte Augustin (Berl. 1866). Vgl. Aikin, The life of A. (Lond. 1843, 2 Bde.); Macaulay, Critical and historical essays, Bd. 2.; Maschmeier, Addisons Beiträge zu den moral. Wochenschriften (Berl. 1872).

Addison'sche Krankheit, s. Nebennieren.

Additamént (lat.), Zusatz, Anhang; Zugabe.

Addition (Summation, v. Lat.), eine der vier Species oder Grundoperationen des Rechnens, nämlich diejenige, welche die Vereinigung zweier oder mehrerer gegebenen Zahlen zu einer einzigen,

die aus ebenso vielen Einheiten besteht, als jene zusammen enthalten, zum Zwecke hat. Die zu addirenden Zahlen heißen **Summanden**, und die durch die A. derselben entstehende Zahl wird als **Summe** bezeichnet. Das mathemat. Zeichen für die A. ist + (plus). Ist das System, aus welchem die Zahlen addirt werden sollen, das dekadische, so läßt sich jede Zahl nach Potenzen von Zehn darstellen, z. B. $4587 = 4000 + 500 + 80 + 7 = 4 . 10^3 + 5 . 10^2 + 8 . 10 + 7$. Auf dieser Anordnung beruht die bekannte Regel für die A. dekadischer Zahlen: Man setze die zu addirenden Posten unter einander, und zwar so, daß die Einer unter die Einer, die Zehner unter die Zehner, die Hunderter unter die Hunderter ꝛc. zu stehen kommen, und zähle die in jeder Vertikalreihe unter einander stehenden zusammen. So oftmal nun in einer niederen Reihe 10 Einer ꝛc. enthalten sind, ebenso oftmal addire man zu der nächst höheren Eins. Sind Brüche zu addiren, so ist erst nachzusehen, ob dieselben gleiche Nenner haben oder nicht. Im ersteren Falle braucht man bloß ihre Zähler zusammenzuzählen und, um die Summe in ganzen Zahlen auszudrücken, dieselben durch den Nenner zu dividiren; im letzteren aber muß man die Brüche erst unter einen gemeinschaftlichen Nenner (Generalnenner) bringen und verfährt dann wie vorhin. Zum Behufe der A. benannter Zahlenwerthe mit verschieden benannten Einheiten ist nur nöthig, daß man wisse, wie viel Einer der geringeren Einheit auf einen Einer der höheren gehen, um dann die Reduktion vornehmen zu können. Anders verhält es sich mit der A. in allgemeinen Zeichen für Größen, z. B. in Buchstaben. Da hier weder eine zu Grund gelegte Eins oder Einheit, noch die numerische Verschiedenheit dieser Größen bekannt ist, so ist von einem zusammengezogenen Resultat, wie die Zahlenrechnung es ergibt, ganz abzusehen und es bleibt nichts übrig, als das Zeichen der A. zwischen die zu addirenden Größen zu setzen und, wenn z. B. a und b zu addiren sind, als Summe und letztes Resultat $a + b$ anzusehen. Reduktionen (Abkürzungen) werden nur stattfinden können, wenn gleichartige oder gleiche Größen zu addiren sind, in welchem Falle dann die Koëfficienten an den Buchstaben, deren Zusammenziehung in einem kürzeren Ausdruck möglich ist, ein kürzeres Resultat liefern können. Es gilt hierfür folgende Regel: Man setze die gleichartigen Größen unter einander; haben sie gleiche Vorzeichen, also sämmtlich entweder + oder sämmtlich —, so addire man ihre Koëfficienten; haben sie aber entgegengesetzte Vorzeichen, so hebe man dieselben gegen einander auf und gebe im Resultate den einzelnen Theilen das Zeichen des größeren der zu addirenden Theile. Sind Brüche zu addiren, so müssen sie auch bei Buchstabengrößen gleichnamig gemacht werden, was häufig auf kürzere Resultate führt. Zur Prüfung der Richtigkeit einer A. hat man mehrfache Proben ausfindig gemacht. Sind die zu addirenden Posten unter einander geschrieben, so schneide man die oberste und unterste Zahl in der Reihe ab und ziehe beide zusammen von der zu prüfenden Totalsumme ab, wo dann der Unterschied ebensoviel betragen muß, wie die Summe der in der Reihe noch vorhandenen einzelnen Theile. Eine andere Probe ist die sogen. **Neunerprobe**. Da nämlich jede Zahl, durch 9 dividirt, als Rest dieselbe Zahl gibt, wie ihre Ziffersumme (Quersumme), so ergibt sich die Regel: Man bilde die Quersummen aller zu addirenden Zahlen, dividire jede mit 9, bemerke die Reste, addire diese, dividire in diese Summe mit 9 und dividire endlich auch in die Totalsumme mit 9, so muß sich bei beiden Divisionen, wenn richtig addirt worden ist, derselbe Rest ergeben. Aber diese und andere Proben sind meistens weit umständlicher als ein wiederholtes Durchrechnen. Man gewöhne sich daran, jede größere A. zweimal zu vollführen, wobei man einmal bei der ersten (obersten) Zahl, das andere Mal bei der letzten (untersten) anfängt. Man vermeidet auf diese Weise den sonst bei der A. so gewöhnlichen Fall, den gleichen Fehler zum zweiten Male zu machen.

Additionalakte (franz. Acte additionnel, »Zusatzakte«), das ephemere Gesetz vom 22. April 1815, welches Napoleon I. bei seiner Rückkehr von Elba in Form eines Zusatzes zu den Konstitutionen des Kaiserreichs gab. Dasselbe modificirte die Verfassung des gestürzten Kaiserreichs im Sinne der Charte Ludwigs XVIII., indem es eine erbliche Pairskammer und eine Deputirtenkammer mit fünfjähriger Wahlperiode bewilligte und die gesetzgebende Gewalt zwischen dem Kaiser und beiden Kammern theilte. Die oktroyirte Akte ward nachträglich einer Volksabstimmung unterworfen, bei welcher von 1,304,206 Votanten 1,300,000 mit Ja stimmten. Die feierliche Proklamation derselben erfolgte 1. Juni 1815 auf einem Maifelde in Gegenwart des Kaisers, der 7 Tage darauf zur Armee abreiste. Unter A. versteht man auch überhaupt nachträgliche Bestimmungen zu einem Staatsvertrag. Die **Elb-Additionalakte** von 1842 ist ein Uebereinkommen der Elbuferstaaten über Regulirung des Elbfahrwassers.

Abduciren (lat.), an-, heranziehen; **Abduktion**, Heranziehung; **Abduktoren**, Anziehmuskeln, Muskeln, welche ein Glied des Körpers gegen dessen Mittellinie hinziehen.

Abdulciren (v. lat. dulcis, süß), versüßen.

Ad duplicandum (lat.), »um zu dupliren«, d. h. die Replik des Klägers zu beantworten; s. **Duplik**.

Adel, Landstrich in Ostafrika, s. **Adâl**.

Adel. Die Türkei und Norwegen ausgenommen, findet sich in allen europäischen Monarchien ein vor den übrigen Staatsinsassen ehemals allgemein, jetzt noch hier und da gesetzlich bevorzugter Geburtsstand, ein A. Derselbe ist allmählich entstanden und nicht gleichbedeutend mit dem **natürlichen** A., unter dem man den höheren Rang besonders verdienter Männer verstehen mag. Denn der **Geburtsadel**, den man unter A. zunächst versteht, ist ein Stand, dessen Mitglied man durch die Geburt wird und dessen Vorrechte auf Kinder und Enkel übergehen, ganz abgesehen von deren eigenem Verdienst. Auch ist der A. wohl nicht altgerman. Ursprungs, wie manchmal behauptet wird, denn nirgends finden wir bei den alten Germanen einen Erbadel, wenn auch einzelne Geschlechter als die herrschenden über den anderen Freien stehen, wie die Aethelinge der Sachsen. Die Antrustionen und Leudes (liti) der Franken, die Degene (thaini, thani, thegnas ꝛc.) der Sachsen, die Hirdmänner und Dingmannen der Dänen und Normannen waren nichts als eine Fortsetzung des alten Gefolges, und die Grafen der Franken, die Aldermänner und größeren Thane der Engländer, sowie die Jarls der Dänen für jeden zugängliche Aemter. Auch die Unterscheidung von Freien und Unfreien

begründete bei den Germanen keinen A., so wenig wie die des Grundbesitzers von dem grundbesitzlosen Freien. Erst im Mittelalter entstand der A. aus dem Feudalwesen. Einzelne Freie, und wohl keineswegs die begütertsten und angesehensten, verdingten sich den Königen zu Hof- und Kriegsdienst, ein Verhältnis, welches man im allgemeinen als Ministerialität bezeichnet. Diese **Ministerialen** erhielten für ihre Dienste kleinere und größere Grundstücke zu Lehen, welche Verleihungen anfangs bloß persönlich waren. Starb der Beliehene oder verlor er sein Amt, so fiel das Grundstück an den König zurück. Um solche Herrengeschlechter an ihre Sache zu fesseln, gestanden die Könige, die eines Rückhalts gegen die Fürsten bedurften, namentlich seit Konrad II. (1024—39), thatsächlich Erblichkeit der Lehen zu. Seitdem entwickelte sich, besonders seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., die Erblichkeit auch der größeren Reichslehen, der Herzogthümer, Grafschaften ꝛc. Diese Entwickelung war noch dadurch begünstigt worden, daß auf dem Grundeigenthum die Pflicht zur Heerfolge lastete, und die kleineren freien Grundbesitzer, welche den Kriegsdienst (mit dem Bewaffnung und Unterhaltung auf eigene Kosten verknüpft war) scheuten, ihr Eigenthum den mächtigeren abtraten, um es als Lehen von denselben zurückzuerhalten und so der Pflicht zur Heerfolge ledig zu werden. Damit war nichts Entehrendes verknüpft. Der Stand der ärmeren Freien wurde dadurch nicht unmittelbar verändert; aber da solche Verwandlungen das Grundeigenthum, den Glanz und den Einfluß der Vornehmen erhöhten, leiteten sie eine Ungleichheit ein, die in demselben Verhältnis zunehmen mußte, als jene Güterabtretungen häufiger und zuletzt allgemein wurden. Die ehemals ebenbürtigen und gleichberechtigten Freien standen nun als Befehlende und Gehorchende, als Herren und Diener einander gegenüber. Um ihre Macht zu befestigen, wirkten sich die Gewalthaber von den Königen mannigfache Privilegien aus, welche sie auf ihre Nachkommen vererbten, besonders das des ausschließlichen Rechts zum Reiter- (Ritter-) Dienst im Kriege. Der Besitz dieser Vorrechte mußte das Streben, sich als einen von dem übrigen Volke gesonderten Stand zu betrachten, begünstigen, und aus der naturgemäßen Fortbildung solchen Strebens hat sich in **Deutschland** seit dem 10. Jahrh. der Stand des Erbadels entwickelt. Daß derselbe wesentlich auf den Grundbesitz basirt war, zeigt schon, daß das Wort A. vom alten Worte od, odal, othal, sächsisch edel, d. i. Land, Gut, sich herleitet. Im Deutschen Reiche trat in späteren Jahrhunderten eine eigenthümliche Sonderung des Adels in einen hohen und niederen ein. Dem **hohen** oder **reichsunmittelbaren** A. gehörten diejenigen an, welche Reichsstandschaft, d. h. Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten und niemanden als den Kaiser über sich anerkannten. Die unter einem Landesherrn, also nur mittelbar unter dem Kaiser stehenden Adeligen machten den in 6 Klassen (Titulargrafen, Reichsfreiherren oder Barone, Edle oder Bannerherren, Ritter des heiligen römischen Reichs, Edle von, auf oder zu, und endlich Adelige mit dem Prädikat »von«) zerfallenden **niederen** oder **reichsmittelbaren** A. aus. Daneben kamen noch genossenschaftliche Verbindungen der weniger mächtigen Adeligen in Franken, Schwaben und am Rhein vor, die sich im 14. Jahrh. der Abhängigkeit von dem hohen A. zu entziehen wußten und sich im 16. Jahrh. in 3 Korporationen vereinigten. Sie standen unmittelbar unter dem Kaiser, hatten aber weder Reichsstandschaft, noch so ausgedehnte Rechte über ihre Besitzungen, wie der hohe A., bildeten daher einen zwar reichsunmittelbaren, aber dennoch niederen A. und hießen die **unmittelbare Reichsritterschaft**.

Die staats-, kirchen- u. privatrechtlichen **Privilegien** des Adels zur Zeit des ehemaligen Deutschen Reichs waren von sehr bedeutendem Umfange. Außer der dem hohen A. ausschließlich zukommenden Landeshoheit und Reichsstandschaft standen allen Klassen des Adels besonders folgende Privilegien zu: die Schriftsässigkeit, d. h. das Recht, nicht vor einem Gerichte unterer Instanz, sondern vor einem höheren Gerichte Recht zu nehmen; Steuer-, Zoll- und Militärfreiheit; Vorrecht auf gewisse Aemter, z. B. beim Reichskammergericht; Siegelmäßigkeit, d. h. das Recht und die Gewalt, jeder Urkunde durch Beidrückung seines adeligen Siegels die Wirkung einer öffentlichen Urkunde beizulegen; Kirchenpatronat und Patrimonialgerichtsbarkeit, sofern der Adelige begütert war; Befreiung vom kirchlichen Aufgebot; Autonomie, d. h. das Recht, in gewissem Umfange (z. B. für die Erbfolge, für die Güterverhältnisse unter Ehegatten) nicht nur für die eigenen Nachkommen und Erben, sondern auch für Dritte verbindliche, von den gewöhnlichen Gesetzen abweichende Normen festzustellen; ein ausschließliches Recht auf den Geschlechtsnamen und das Geschlechtswappen; eine vorzüglichere, äußere Ehre vor den Bürgerlichen, verbunden mit den Prädikaten Hochwohlgeboren u. dgl. Bei einigen dieser Rechte (z. B. um in ein Domkapitel, in den deutschen Herren-, den Malteser- oder Johanniterorden aufgenommen werden zu können; um an den Turnieren Antheil zu nehmen ꝛc.) genügte nicht der eigene, persönliche A., sondern es wurde noch gefordert, daß der Adelige eine bestimmte Anzahl von adeligen, und zwar adelig geborenen, nicht erst durch Standeserhöhung geadelten Vorfahren, sogen. **Ahnen** (s. d.), von väterlicher und mütterlicher Seite, aufweisen könne, ohne daß diese Ahnenreihe auch nur durch einen einzigen bürgerlichen Vorfahren unterbrochen sein durfte.

Diese Verhältnisse hörten mit dem Deutschen Reiche zugleich auf, ja die Rheinbundsakte und die Verfassungen der neuentstandenen Staaten verringerten allenthalben die Vorrechte des Adels, oder hoben sie, wie die Konstitution des Königreichs Westfalen, geradezu auf. So kommt es, daß wirkliche politische und civilrechtliche Vorrechte heutzutage nur dem hohen A. zustehen. Die Rechtsverhältnisse der Mitglieder dieses hohen Adels, der sogen. Standesherren, sind in den einzelnen Staatsverfassungen nach Maßgabe des Art. 14 der deutschen Bundesakte vom 8. Juni 1815 normirt. Hier ist nämlich bestimmt, daß die Mediatisirten auch künftig zu dem hohen A. in Deutschland gerechnet werden u. ihnen das Recht der Ebenbürtigkeit bleiben, d. h. daß die zwischen Personen aus einer mediatisirten und souveränen Familie geschlossenen Ehen vollkommen rechtsbeständig und die in denselben erzeugten Kinder thronfolgefähig sein sollen. Ferner sollen die Mediatisirten und ihre Familien die privilegirteste Unterthanenklasse, namentlich in Ansehung der Besteuerung, bilden; es soll ihnen die unbeschränkte Freiheit bleiben, ihren Aufenthalt in jedem zum Bunde

gehörenden oder mit demselben in Frieden lebenden Staate zu nehmen; ihre noch bestehenden Familienverträge sollen aufrecht erhalten werden, und ihnen auch fortan die Befugnis zustehen, über ihre Güter u. Familienverhältnisse autonomische Anordnungen zu treffen, nur sollen diese dem Souverän vorgelegt und bei den höchsten Landesstellen zur allgemeinen Kenntnis und Nachachtung gebracht werden. Endlich soll dem hohen A. ein privilegirter Gerichtsstand, die Befreiung von aller Militärpflichtigkeit, die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerichtsbarkeit in erster und, wo die Besitzungen groß genug sind, in zweiter Instanz, die Forstgerichtsbarkeit, Ortspolizei und Aufsicht in Kirchen- und Schulsachen auch fernerhin zustehen. Allein auch diese Rechte sind in den Einzelverfassungen sehr beschnitten, und nur das Recht der erblichen Mitgliedschaft in der ersten Kammer ist den Mediatisirten in allen Staaten mit Zweikammersystem erhalten worden. Der niedere A. dagegen hat heutzutage keine eigentlichen besonderen Rechte. Man müßte denn den Anspruch auf das Prädikat »von« und »Hochwohlgeboren« und auf Führung des Familienwappens als »Rechte« auffassen. Ebenso wird die Vorschrift, daß nur Adelige gewisse Hofämter bekleiden können, schwerlich als ein wirkliches Recht derselben hingestellt werden können. Nur in Bayern ist dem niederen A. das Recht der Siegelmäßigkeit geblieben, doch ist dasselbe dahin beschränkt worden, daß der A. über solche Rechtsgeschäfte, wozu bei unsiegelmäßigen Personen obrigkeitliche Protokollirung und Beglaubigung nothwendig ist, z. B. über Eheverträge, Vollmachten u. dgl., seine Urkunden selbst und ohne Konkurrenz der Obrigkeit ausfertigen kann.

Wie vormals im Deutschen Reiche gibt es auch jetzt noch verschiedene **Klassen** des niederen Adels, jedoch ohne besondere praktische Bedeutung. In Oesterreich bestehen noch die 6 alten Klassen des Reichs; in Bayern sind dagegen 5 Stufen angenommen: Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritter und gewöhnliche Adelige mit dem Prädikate »von«; in anderen deutschen Staaten häufig 3: Grafen, Freiherren und gewöhnliche Adelige. Das Aufrücken in eine höhere Adelsklasse und der Erwerb des Adels überhaupt von Seiten eines Bürgerlichen erfolgt durch eine sogen. Standeserhöhung, d. h. durch Verleihung des Adels oder einer höheren Klasse desselben von einem Fürsten. Der A., welcher sich auf eine solche Standeserhöhung gründet, heißt **Briefadel**. In Deutschland kommen seit Kaiser Karl IV. Verleihungen des niederen und des hohen Adels vor, und das Recht dazu gehörte vormals zu den Reservatrechten des Kaisers, d. h. zu den Rechten, welche sich der Kaiser in allen deutschen Landen vorbehalten hatte. Doch waren auch der Kurfürst von der Pfalz und die Fürsten von Schwarzburg zur Ertheilung des Adels berechtigt. Der Briefadel sollte dieselben Vorrechte wie der Geburtsadel genießen. Dieser aber erkannte jenen nie recht als seines gleichen an und wußte ihn von der Theilnahme an adeligen Korporationen, z. B. an Domstiftern rc., auszuschließen. Um diese Ausschließung zu bewirken und ihr einen rechtlichen Schein zu geben, erfand man das Erfordernis der Ahnen, und wenn nun auch die Kaiser dagegen bei Standeserhöhungen eine Anzahl Ahnen zugleich mitverliehen, so ließ der A. doch solche mitverliehene Ahnen nie gelten. Gegenwärtig steht das Recht der Standeserhöhung jedem souveränen Fürsten zu; jedoch versteht es sich von selbst, daß ein solcher A. nur im Staatsgebiete des verleihenden Fürsten Gültigkeit haben kann. Hiermit hängt die Vorschrift zusammen, daß der einem Unterthanen von einem ausländischen Fürsten ertheilte A. (**fremder** A. im Gegensatz zum **Landesadel**, d. h. dem von dem eigenen Landesherrn ertheilten) nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Landesherrn geführt werden darf. Der A. wird nun bald als ein auf die ehelichen Nachkommen übergehendes Recht ertheilt, bald nur an die Person des Beliehenen geknüpft (**Personenadel**). An diesen letzten schließt sich dann der **Verdienstadel** an, d. h. ein Personaladel, der von selbst mit einer Würde oder einem Amte verknüpft ist. Zur Zeit des Deutschen Reichs hatten die Bischöfe und Erzbischöfe einen solchen persönlichen, und zwar hohen A., während die Würde eines Doktors der Rechte die meisten Rechte des niederen Adels gab und man die Doktoren der Rechte sogar in Stiftern ohne weiteres zuließ, während man bei anderen Adeligen 16, bisweilen selbst 32 Ahnen forderte. Auch gegenwärtig kommt in Deutschland nach Landesgesetzen ein niederer Verdienstadel vor, so in Bayern, wo derselbe mit dem Civil- und Militärverdienstorden verbunden ist.

Auch bei den außerhalb Deutschlands wohnenden **germanischen**, sowie bei den **slawischen Völkern** findet sich ursprünglich kein Adelsstand, sondern er entsteht auch bei ihnen erst aus den Feudalverhältnissen. Doch hat sich bei keinem dieser Völker der A. so schroff von den übrigen Ständen abgesondert wie in Deutschland. So galt nur hier der Grundsatz, daß das Kind der ärgern Hand folge, d. h. daß, wenn die Eltern verschiedenen Ständen angehörten, die Kinder stets den geringeren Stand erbten, wie man auch nur hier das Erfordernis der Ahnen kannte. Damit hängt zusammen, daß in Deutschland die regierenden Fürstenhäuser nur den Kindern aus ebenbürtigen (standesgleichen) Ehen die Thronfolgefähigkeit zugestanden und noch zugestehen, während im übrigen Europa nicht eben selten die Kinder aus nicht ebenbürtigen Verbindungen zur Regierung gelangten. Nur in Frankreich kommt kein Beispiel der Art vor; aber das Gesetz wäre gleichfalls nicht dagegen gewesen, und Ludwig XIV. hatte in seinem Testamente verordnet, daß, falls sein einziger, ihn überlebender, ebenbürtiger Enkel ohne Nachkommenschaft sterben sollte, seine neben bestehender Ehe mit Mätressen erzeugten Nachkommen zum Throne Frankreichs gelangen sollten.

In **Frankreich** trat der Unterschied zwischen hohem und niederem A. nicht so scharf hervor wie in Deutschland; doch rechnete man die Princes, Ducs, Marquis, auch einige Comtes und Vicomtes zum hohen, die übrigen Edelleute zum niederen A. Der Titel erbte nach dem Tode des Vaters nur auf den ältesten Sohn fort, und der jüngere Sohn des Duc hieß nur Marquis, der des Marquis Comte, der des Comte Vicomte. Auf Erhaltung des reinen Blutes war man in Frankreich weniger erpicht, als in Deutschland, und es dürfte dort wenig adelige Familien geben, welche sich frei von Mißheirathen erhalten haben. Die Revolution hob in der Sitzung vom 4. Aug. 1789 alle Vorrechte des Adels und in der vom 19. Juni 1790 den Erbadel selbst auf. Napoleon I. jedoch kreirte durch Dekrete vom 4. Aug. 1806 und 1. März 1808 einen neuen Erbadel, dotirte denselben reichlich und sicherte seinen Fort-

bestand durch Gewährung von Majoraten, räumte demselben aber sonst keine Vorrechte vor den übrigen Franzosen ein. Erst nach der Restauration durfte der vom Hofe sehr bevorzugte A. es wagen, die alten Vorrechte wieder geltend machen zu wollen; aber die Julirevolution steckte diesen Bestrebungen ein Ziel, und nach der Februarrevolution von 1848 sprach die provisorische Regierung durch Dekret vom 29. Febr. 1848 die Abschaffung aller früheren Adelstitel aus. Seitdem ist der A. nicht förmlich restituirt worden. In Italien bildete sich der A. ähnlich wie in Deutschland aus, doch fand dort das Majoratswesen mehr Eingang. Der A. geht nur auf den ältesten Sohn über, welcher auch das Pairiegut ungetheilt erbt. Es gibt daher dort eine Menge kleiner Parcellen, deren Besitzer gewöhnlich den Titel Conte (Graf) oder Marchese (Marquis) führen. Größere Grundbesitzer sind im Neapolitanischen die Duche und Principi, die aber, wie jene, keine wesentlichen Vorrechte vor dem Volke voraus haben. In Spanien gibt es hohen und niederen A. Jenen bilden die Granden (früher Ricos Combres, d. i. reiche Leute), deren es 3 Klassen gab, jede mit besonderen Prärogativen, die aber unter der Herrschaft des Konstitutionalismus sämmtlich beseitigt worden sind, und die sogen. Titulados (Betitelte), als Duques, Marqueses, Condes, Vicecondes und Barones, die alle mit etwas Grundbesitz ausgestattet sein müssen, welcher Majorat (Mayorazgo) ist. Der niedere A. besteht aus den Hidalgos (eigentlich Higos d'algo, d. i. Söhne von etwas), deren Zahl sehr groß ist, da sich jeder für einen Hidalgo ausgeben darf, welcher kein bürgerliches Gewerbe treibt. Aehnlich sind die Adelsverhältnisse in Portugal, wo die Fidalgos die unterste Adelsklasse bilden.

Ganz eigenthümlich haben sich die Adelsverhältnisse in England gestaltet. Der brit. Majoratsadel ist auch in politischer Hinsicht ein sehr einflußreiches Institut. Die Gesammtheit des brit. hohen Adels, die Peerschaft, wird mit dem Namen Lords oder auch Barone bezeichnet, weil jeder, auch der Herzog, Lord oder Baron ist. Die Rangordnung ist sehr genau bestimmt, obwohl durch die fortgesetzte Mischung jüngerer Kinder des höchsten Adels und seiner Nachkommen mit der Bürgerschaft, sowie durch die Heirathen der Lords selbst die Sonderung der adeligen und bürgerlichen Geschlechter vielfach aufgehoben wird. Der Titel Baron kam mit den Normannen (1066) nach England und bezeichnete einen Kronvasallen, welcher im königlichen Hof- und Gerichtstage für seine Person Sitz und Stimme hatte. Die Baronie ist gegenwärtig an Besitz geknüpft (hiervon gibt es nur noch ein Beispiel: der Besitzer von Arundel-Castle ist schon als solcher Baron und Graf), oder sie wird durch Ladung (by writ) zum Dienste des Königs im Rathe oder im Parlamente ertheilt (dies findet jetzt nur noch bei der Einsetzung der ältesten Söhne der Herzöge, Marquis und Grafen in die Baronien der Väter statt und ist mehr eine Form, als ein wirklicher Akt der Kreirung), oder sie wird endlich durch Urkunden (letters patent) verliehen, wovon das erste Beispiel 1387 unter Richard II. vorkam. Der Titel Viscount (Vice Comes) ist seit Heinrich VI. (1440) als Adelsbezeichnung gebräuchlich. Die Würde wurde in der Regel Baronen als Beförderung ertheilt, dann aber häufig mit der Baronie verliehen. Heutigen Tages geschieht die Verleihung auch ohne Baronie. Die Würde des Grafen (Earl) war ursprünglich an den Besitz eines gewissen Landstrichs geknüpft; aber schon unter König Johann sind die Grafen nichts als die erste Klasse der Barone, ohne Grafenamt, ohne Grafschaft, wenn auch mit großem Grundbesitze. Alles Grundeigenthum mußte die Lehnsherrlichkeit der normänn. Könige anerkennen und war nicht steuerfrei; nur von verschiedenen Gemeindebediensten waren die Lords frei. Seit mehreren Jahrhunderten wurden die Grafen durch Urkunden (letters patent) kreirt, indem die Krone den Titel von einem Landbesitze, Dorfe oder Familiennamen hernahm. Der Name Markgraf (Marquess, Marchio) bezeichnete eigentlich einen Grafen, der an den Grenzen (von Schottland und Wales) befehligte, seit 1386 war er bloßer Ehrentitel. Marquisate wurden durch Urkunden ertheilt. Die herzogliche Würde hat Eduard III. eingeführt, welcher 1337 seinen ältesten Sohn, den Schwarzen Prinzen, zum Duke (Herzog) von Cornwall ernannte. Das zweite Herzogthum übertrug er 1351 Henry Plantagenet, dem Sohne und Erben des Grafen Derby, indem er ihn zum Duke von Lancaster ernannte. Die Rechte dieses brit. hohen Adels bestehen im allgemeinen in folgendem: Die Peers sind vom Arrest wegen Schulden frei und können im Civilproceß nicht für gesetzlos erklärt werden, was in England bei anderen Personen, die z. B. gerichtlichen Vorladungen nicht folgen, geschieht. Weder der Sheriff, noch seine Unterbedienten dürfen das Haus eines Peers ohne königlichen, von 6 Geheimräthen unterzeichneten Befehl durchsuchen, und nur wegen Kapitalvergehen, oder solchen, wobei eine Bürgschaft für ferneres ruhiges Verhalten verlangt wird, oder infolge eines Parlamentsspruchs kann der Peer verhaftet werden. Die Peers werden bei Kriminalvergehen entweder vor das Gericht des Lord-Großhofmeisters (Lord High Steward), oder vor das Oberhaus als Oberparlamentsgericht gezogen und somit nur von Standesgleichen, bei geringeren Vergehen (Schmähungen, Schlägereien u. dgl.) dagegen, wie jeder andere, vom Geschworenengericht abgeurtheilt. Sie brauchen weder adeligen Lehngerichten, noch Sherifftagen beizusitzen, noch auch der bewaffneten Macht im Falle feindlicher Einbrüche oder eines Aufruhrs zu folgen. Sie haben das Vorrecht, in Gerichtshöfen mit bedecktem Haupte zu sitzen. Als Geschworene geben sie ihre Aussprüche (verdict) nicht auf Eid, sondern auf ihr Ehrenwort; als Zeugen aber müssen sie den Eid wie andere ablegen. Nach dem Gesetze unterliegt jeder, der Schmähungen gegen einen Peer ausstreut, besonderen, durch mehrere Parlamentsakte festgesetzten Strafen. Eine Familie unter den Peers, die der Barone von Kingsale, hat ausschließlich das Vorrecht, auch in des Königs Gegenwart das Haupt zu bedecken. Ein Peer, als erblicher Rath des Königs, ist befugt, vom Könige Gehör zu verlangen, um ihm auf ehrfurchtsvolle Weise in Angelegenheiten, die von Wichtigkeit scheinen, Vortrag zu halten. Endlich können Peers ihren A. nur durch Verurtheilung zum bürgerlichen Tode (attainder) oder durch Aussterben verlieren. Das einzige Beispiel vom Gegentheil ist Georg Neville, Duke of Bedford, welchen unter Eduard IV. das Parlament seiner Würde enthob, weil er aus Armut ihr nicht entsprechend leben konnte; aber die Rechtmäßigkeit der Maßregel wird noch bezweifelt. Der Rang der einzelnen Peers derselben Klasse

richtet sich nach dem Alter, wenn nicht amtliche Bestimmungen hinzukommen. Der Erzbischof von Canterbury steht als Lord-Primas von ganz England an der Spitze der Peers. Das wichtigste Privilegium für alle Lords von England ist der erbliche Sitz im Oberhause. Von den schottischen Peers werden 16 auf eine Sitzungszeit des Parlaments, von den irischen 28 auf Lebenszeit gewählt. Die Peeresses, welche im übrigen alle Rechte der Peers haben und die den männlichen entsprechenden weiblichen Titel Baroness, Countess &c., im allgemeinen den Titel Lady führen, sind als Frauen unfähig, im Parlamente zu sitzen. Außer den erblichen Lords gibt es noch Lords durch gewisse Aemter; die Erzbischöfe und Bischöfe sind Lords ihrem geistlichen Amte nach und sitzen im Oberhause. Die Richter am Schatzkammergerichte heißen Barone der Schatzkammer, auch der Lord Mayor von London führt den Lordstitel, aber nur während der Ausübung seines Amtes, und hat ebensowenig wie die zuletzt genannten Barone Sitz im Oberhause. Der Uebergang vom hohen A. zur Bürgerschaft wird durch die Söhne und Töchter der Peers gemacht. Nur der älteste Sohn ist Erbe der Peerie, des Titels und der Standesgüter des Vaters, und zwar geht die Erbfolge in gerader Linie fort. Gesetzt, der Vater zweier Söhne sei Graf, nach seinem Tode werde der ältere Bruder zum Marquis erhoben, er sterbe ohne Erben, dann erbt der jüngere Bruder nicht den Titel Marquis, sondern den Titel des Vaters u. ist also Graf. Bei Lebzeiten eines Peers erhält dessen ältester Sohn den Titel, welchen der Vater als zweiten führt, d. h. der älteste Sohn des Herzogs führt in der Regel, wenn nämlich der Vater nicht eine Rangstufe übersprungen hatte, als er Herzog wurde, den Titel Marquis, der des Marquis den Titel Earl, der des Earl den Titel Viscount oder Baron. Der älteste Sohn eines Viscounts ist nicht Lord, seine älteste Tochter nicht Lady, sondern sie sind jener Gentleman, diese Gentlewoman (Dame) ohne Titel; doch heißt es, der älteste Sohn eines Viscounts werde als Baron geboren. Natürlich ist auch der älteste Sohn eines Barons nicht Lord, denn der Vater hat keinen zweiten, niedrigeren Titel. Die einzige Auszeichnung, welche die Söhne der Viscounts und Barone gesetzmäßig erhalten, ist das Prädikat »honourable« vor ihrem Namen. Stirbt der älteste Sohn bei Lebzeiten seines Vaters mit Hinterlassung eines Sohnes, so geht auf diesen der zweite Titel des Großvaters über. Die jüngeren Söhne eines Herzogs oder Marquis führen den Titel Lord vor ihrem Tauf- und Familiennamen; ihr Titel ist aber nicht erblich, und ihre Söhne haben keinen anderen, als den Titel »Esquire«. Die jüngeren Söhne der Grafen sind nicht Lords, haben aber Baronetsrang. Die Tochter eines Herzogs, Marquis oder Earl führt den Titel Lady vor ihrem Tauf- und Familiennamen. Die Wittwe eines Lords, die selbst adelig ist, behält, wenn sie einen Mann ohne Titel heirathet, das Lady und den Namen ihres ersten Gemahls, während ihr Mann vor seinem Namen nur das allgemeine »Master«, oder was ihm sonst zukommt, führt. Hat sie aber die adelige Würde nur durch ihre erste Heirath erlangt, so folgt sie dem Stande ihres zweiten Mannes. Vermählt sich eine verwittwete Herzogin mit einem Baron, so bleibt sie dennoch Herzogin. Die Frauen der Erzbischöfe und Bischöfe bleiben Mrs. (Mistress), deren Töchter sind Misses. Einen niederen A. in demselben Sinne wie in Deutschland gibt es in England eigentlich nicht, indeß kann man für denselben die Gentry gelten lassen, wenigstens die erste Klasse derselben, die Baronets, deren Standeswürde forterbt, während dieselbe bei allen anderen nur persönlich ist. Die Baronets folgen in der Rangtafel den jüngeren Söhnen der Barone, haben den Vortritt vor allen Rittern, mit Ausnahme derjenigen des Hosenbandes und der zum Geheimenrath Berufenen; sie setzen ihrem Namen das Wort Sir, welches stets nur mit dem Taufnamen verbunden wird, den Namen ihrer Frauen (Madame oder Dame) das Wort Lady vor und führen ein Wappen. Die Würde wurde von Jakob I. in England 1611, in Irland 1619 und in Schottland von Karl I. 1625 eingeführt. Jetzt wird sie auch ausgezeichneten Gelehrten, Militärs &c. verliehen, z. B. 1838, zur Zeit der Krönung, dem Astronomen William Herschel. Uebrigens hängt die Kreirung neuer Baronets ganz von der Krone ab. Ueber den Baronets in der Rangtafel und an der Spitze der Commoners (der Gemeinen, des Unterhauses) steht der Sprecher des Unterhauses. Die zweite Klasse der Gentry bilden die Bannerets, welche im Kriege unter den Bannern ernannt werden. Die sonst von dem Könige selbst im Felde ernannten standen im Range vor den Baronets. Die Würde ist nicht erblich, ebensowenig wie die Würde der Knights oder Ritter, von denen die Ritter des Hosenbandes im Range unmittelbar nach den ältesten Söhnen der Barone, die übrigen aber in verschiedenen Stufen nach den Bannerets folgen. Auch die Knights führen das Wort Sir vor dem Taufnamen. Die nächste Stufe nach ihnen nehmen die Esquires ein, die, ohne Ritter zu sein, das Recht haben, ein adeliges Wappen zu führen. Der Gebrauch dieses Namens wird übrigens Höflichkeits wegen sehr weit ausgedehnt und jeder Gentleman (jeder Gebildete) wird ihn in Aufschriften und Adressen in der Regel erhalten. Er steht dann hinter dem Familiennamen und ohne das Mr. (Mister, Herr) davor.

In den übrigen europäischen Ländern bieten die Adelsverhältnisse nichts Eigenthümliches dar. In den Niederlanden bestanden ehemals die deutschen Adelsinstitute; später erloschen dieselben, der republikanischen Entwickelung des Landes entsprechend, so daß bei der Republikanisirung des Landes 1795 durch die Franzosen nur noch geringe Spuren auszutilgen waren. Als das Königreich der vereinigten Niederlande geschaffen ward, gab es daselbst wohl adelige Familien, doch ohne alle Adelsvorrechte. Gegenwärtig ist in Holland wie in Belgien ein Adelsstand, der sich in Grafen, Barone und Ritter theilt, als solcher anerkannt, aber ohne politische Bedeutung. In der Schweiz, wo zur Zeit der Befreiung von der österreich. Herrschaft ein A. mit Burgen und Grundbesitz ganz in deutscher Weise bestand, gestaltete sich derselbe später in ein Patriciat um, welches, aus reichen Bürgerfamilien sich rekrutirend, in einzelnen Kantonen eine aristokratische Regierungsform begründete, während in anderen die demokratische Verfassung unangetastet blieb. In Dänemark hat der Adel, der aus dem Herzog von Holstein-Glücksburg, einigen Grafen, Baronen und niederen Adeligen besteht, noch einzelne Vorrechte (Jagd-, Patronatsrecht &c.). Weit bedeutender sind aber die Prärogativen des Adels in Schweden, wo derselbe den ersten Stand aus-

macht. Nach Karls XII. Tode riß der A. fast alle königlichen Rechte an sich, bis der König Gustav III. die Macht desselben brach, was er mit dem Leben büßte. Nach der Thronrevolution von 1809 wuchs die Macht des Adels wieder und ward auch in der Neuzeit nicht geschmälert. Jedes adelige Familienhaupt hat nach erreichtem 24. Lebensjahre Zutritt zum Reichstag. Doch ist der schwed. Adel im allgemeinen arm, weil er es verschmäht, sich an kommerciellen und industriellen Unternehmungen zu betheiligen. In **Norwegen** ward der A. durch das Reichsgrundgesetz vom 4. Nov. 1814 ganz abgeschafft und völlige Gleichheit aller Norweger vor dem Gesetz begründet. In **Polen** ist der A. seinem Ursprung nach reiner Kriegsadel. Daher bestand hier früher kein Unterschied zwischen hohem und niederem A. Fürsten- und Grafentitel waren von auswärtigen Dynasten verliehen und begründeten durchaus keine Vorrechte. Die Adeligen hießen **Szlachcicen**, welcher Name gegenwärtig aber mehr auf den unbegüterten A. übergegangen ist. In **Rußland** war der A. ursprünglich an Grundbesitz geknüpft. **Kneesen** und **Bojaren** bildeten den hohen, die übrigen Adeligen den niederen A. Peter d. Gr. beseitigte diesen alten A. durch Einführung von Rangklassen, wodurch alle Standesvorzüge lediglich mit kaiserlichen Dienstverhältnissen verbunden wurden. Die niederen Rangklassen geben nur persönlichen, die höheren erblichen A. Letzterer wird erworben durch Verleihung von Seiten des Kaisers, durch Beförderung zum Officiersrang im Militär- und zur achten Klasse im Civildienst und durch Dekoration mit einem russ. Orden. Persönlichen A. haben sonstige Civilbeamte von Officiersrang (d. h. von der 14.—9. Klasse einschließlich). Wer den erblichen A. hat, ist frei von Körperstrafen und von persönlichen Leistungen und Abgaben, zum Staatsdienst befähigt, genießt die Rechte der Kaufmannschaft, kann Grundbesitz erwerben, wird nur von seines gleichen gerichtet, vererbt seine Standesvorrechte auf Gattin und Kinder und wird derselben nur verlustig durch Begehung von Kriminalverbrechen. Der persönliche A. gibt dieselben Rechte, geht aber nur auf die Gattin, nicht auf die Kinder über, welche daher adeligen Grundbesitz, der ihnen durch Erbschaft ꝛc. zufallen sollte, an andere zur Erwerbung von solchem berechtigte Personen überlassen müssen, auch im Gewerbsbetrieb mehrfach beschränkt sind. In **Ungarn** unterschied man früher zwischen **Magnaten** und gewöhnlichem A. Während jene persönlich auf dem Reichstage erschienen, war dieser durch Abgeordnete vertreten. Auf den Komitatsversammlungen hatte jeder adelige Gutsbesitzer Sitz und Stimme; auch war er frei von Steuern, Zöllen und Einquartierungen und legte sich das, was er leistete, selbst als Subsidie auf. Auch war er vom gewöhnlichen Kriegsdienst befreit und diente nur in der sogen. Insurrektion, wenn zur Vertheidigung des Königs und der Grenzen des Reichs der A. in Masse aufgerufen ward. Er ward endlich nur von seines gleichen gerichtet und stand nur unter der Oberhoheit des Königs. Infolge der Revolution hat sich hierin manches geändert (s. **Ungarn**).

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß der A. ehemals seiner Stellung nach wohl einen höheren Rang als die übrigen Stände hat beanspruchen können, daß dieser Vorzug jedoch durch die steigende Bildung der übrigen Stände, namentlich des Bürgerstandes, den wachsenden Reichthum anderer Klassen, die Veränderung in den Verhältnissen des Grundbesitzes und der Heeresverfassung hinfällig geworden ist. Gleichwohl hat der A. noch heutzutage eine nicht geringe Bedeutung, welche namentlich darauf beruht, daß ihm — in Deutschland freilich nur dem hohen A. — eine bevorzugte Stellung bei der landständischen Volksvertretung eingeräumt ist, daß die höheren Hofchargen eine Prärogative des Adels sind, und daß er, wiewohl nirgends auf Grund eines Gesetzes, durch festes Zusammenwirken seiner Standesgenossen sich fast überall im Besitze der höchsten Staats- und Militärämter zu behaupten gewußt hat. Aber ebenso gewiß ist es, daß eben diese Ausschließung der Bürgerlichen von Hof- und den höchsten Staatsämtern und die mit dem Geiste und der Bildung unserer Zeit nicht vereinbaren adeligen Vorurtheile die Hauptursachen des Widerwillens gegen den A. sind, den man gegenwärtig so häufig bei den übrigen Ständen findet, und der 1848 so scharf hervortrat, daß man fast überall auf eine gänzliche Aufhebung des Adels drang, welche in den sogen. deutschen Grundrechten auch wirklich ausgesprochen wurde. Während die einen den A. als einen nothwendigen Vermittler zwischen Fürst und Volk auch noch unserer Zeit empfehlen und behaupten, daß er wenigstens der Monarchie unentbehrlich sei, sprechen die andern das direkte Gegentheil aus und bezeichnen ihn als »ein keineswegs nothwendiges Uebel« (Schlözer), als »ein Trümmerwerk der Vorzeit« (v. Schliessen), oder als »ein Institut des Mittelalters, das sich selbst überlebt habe« (Klüber). Jener Behauptung nun, daß der A. unentbehrlich sei, widerspricht die Geschichte namentlich der german. und slaw. Völker, die ursprünglich keinen A. gekannt haben, und dann, daß auch in unseren Tagen Norwegen und die Vereinigten Staaten von Nordamerika ohne A. als geordnete Staaten blühen. Damit ist jedoch wohl zu vereinigen ein Fortbestehen des Adels da, wo er geschichtlich geworden ist, ja gerade in neuerer Zeit und namentlich auch in Deutschland hat man das Fortbestehen des Adels als wünschenswerth bezeichnet, weil ein durch Reichthum von der Regierung unabhängiger Stand den politischen Interessen des Volks besonders zu dienen berufen und befähigt sei, was freilich von einem bloßen Hof- und Dienstadel nicht zu erwarten steht. Vgl. v. **Strantz**, Geschichte des deutschen Adels (2. Aufl., Waldenb. 1851, 3 Bde.); v. **Maurer**, Ueber das Wesen des ältesten Adels der deutschen Stämme (Münch. 1846); **Liebe**, Der Grundadel und die neuen Verfassungen (Braunschw. 1844); **Gneist**, Adel und Ritterschaft in England (Berl. 1853); **Eisenhart**, Der Beruf des Adels im Staat (Stuttg. 1852). Vgl. **Aristokratie**.

Adelaide, weiblicher Name; s. **Adelheid 2)**.

Adelaide, Hauptstadt der Kolonie Südaustralien, liegt 9 Kilom. östlich vom Vincentgolf, an dem wasserarmen und im Sommer austrocknenden Flusse Torrens, wurde 28. Dec. 1836 durch Kapitän Hindmarsh mit etwa 200 Ansiedlern begründet und zählte April 1871: 27,208 Einw., unter denen sich auch Deutsche befinden. Die Stadt ist regelmäßig angelegt und sehr gut gebaut; durch einen natürlichen Park ist der nördliche, höher gelegene Theil derselben von dem südlichen, in welchem sich das Geschäftsleben koncentrirt, getrennt. Sie besitzt ansehnliche öffentliche Gebäude, darunter ein großes

Gouvernementshaus und Kirchen aller Konfessionen. Der bedeutende Verkehr wird durch Banken und andere kommercielle Anstalten unterstützt. A. nimmt unter den austral. Städten in Bezug auf Bildung einen bedeutenden Rang ein; es war von Anfang an mit hinreichenden Schulen versehen und besitzt in der Philosophical Society einen wissenschaftlichen Mittelpunkt. A. ist der Sitz des Gouverneurs von Südaustralien und eines episkopalen, wie eines kathol. Bischofs. Als Hafenplatz dient Port Adelaïde, welches durch Eisenbahn und Telegraphen mit A. verbunden ist. Der Ort ist in einer wasserlosen Gegend an der Küste angelegt, daher er sein Trinkwasser durch eine Wasserleitung erhält; er hat Magazine und Kupfergießereien und zählt (1871) 2481 Einw. Der frühere Hafenplatz Glenelg dient jetzt bloß als Seebad.

Adelaïdenland, s. Südpolarländer.

Adelantādo (span.), ein »Avancirter«, Oberst, Statthalter, Ehrentitel.

Adelbert, s. Adalbert.

Adelboden, ein 30 Kilom. langes, vom Engstlenbach durchflossenes und von zahlreichen Häusern und Berghütten belebtes Hirtenthal im schweiz. Kanton Bern, reich an landschaftlichen Schönheiten, aber von Touristen noch wenig beachtet. Hauptort ist Schwand (1300 Meter ü. M.).

Adelheid, 1) Heilige, Tochter König Rudolfs II. von Burgund, geb. 933, war erst mit Lothar, dem Sohne König Hugo's von Italien, der nach dem Sturze seines Vaters durch den Markgrafen Berengar II. (s. d.) von Ivrea 948 die ital. Krone erhielt, vermählt, sollte nach dessen Tode (950) sich mit des Usurpators Sohne Adalbert vermählen, ward, als sie sich dessen weigerte, eingekerkert, floh mit Hülfe ihres Kaplans auf das feste Schloß Canossa und rief den deutschen König Otto I. um Schutz an. Mit diesem vermählt übte sie bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten in Deutschland und Italien aus, auch unter Otto II. und Otto III. In ihren letzten Lebensjahren in Burgund Werken der Frömmigkeit und Barmherzigkeit sich widmend, starb sie 16. Dec. 999.

2) Adelaïde Eugène Louise von Bourbon, Prinzessin von Orléans, Schwester des Königs Ludwig Philipp, geb. 23. Aug. 1777, durch Klarheit des Geistes wie durch seltene Herzensgüte ausgezeichnet. In England weilend, wurde ihr durch das Emigrantengesetz vom 20. Okt. 1792 die Rückkehr nach Frankreich abgeschnitten. Tournay, St. Amand, Bremgarten in der Schweiz, wo sie ein Jahr als Mademoiselle Stuart bei den Klarissinnen verlebte, Freiburg, wo sie zwei Jahre im Schutz eines Klosters zubrachte, später Bayern, Ungarn, Malta u. a. O. boten ihr ein Asyl bis 1814, wo sie mit ihrer Familie nach Frankreich zurückkehrte. Seit der Julirevolution wußte man, daß sie dem König Ludwig Philipp zugleich Freundin und Schwester war und großen Einfluß auf seine Entschlüsse hatte. Sie starb 31. Dec. 1847.

Adelheidsquelle, s. Heilbrunn.

Adelholzen, Wildbad in Oberbayern, südlich von Traunstein, mit drei Quellen (Salpeter-, Schwefel- und Alaunquelle), welche schon seit Jahrhunderten bekannt sind und gegen Gicht, Rheumatismen, Lähmungen, chronische Hautausschläge empfohlen werden.

Adelnau (poln. Odalanow), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Posen, an der Bantsch und einem See gelegen, mit einer schönen neuen kathol. Kirche und (1871) 1975 Einw.

Adelphismus (griech.), Verbrüderung; Adelphie, Verwachsung der Staubfäden.

Adelphos (griech.), Bruder; Adelphoktonie, Geschwistermord.

Adelsberg, Flecken im österreich. Herzogthum Krain, auf dem öden Karst und an der Karstbahn, mit 2300 Einw. Nordwestlich dabei liegt die merkwürdige Adelsberger Höhle, eine der bedeutendsten der ganzen Erde. Sie besteht aus 4 Abtheilungen, nämlich: der Poikhöhle, der vordersten, in welche sich der kleine Fluß Poik (Piuka) stürzt, um nach einer Strecke von 400 Klaftern unterirdisch zu verschwinden; der sogen. alten Grotte, mit der »Neptunsgrotte«, einer ungeheuren Ausweitung von 24 Klaftern Höhe und 16 Klaftern Breite; ferner der Kaiser-Ferdinandsgrotte und der Erzherzog-Johannsgrotte, welche beide erst 1816 entdeckt wurden. Die erstere ist ein zum Theil 10 Meter hoher trockener Gang, der sich mehrfach zu großen Hallen erweitert. Tropfsteine von den kolossalsten Dimensionen und den wunderbarsten Formen haben sich hier an den Wänden gebildet. Unter den Weitungen ist die Halle des Kalvarienbergs, welche 33 Meter Höhe hat und 200—208 Meter im Geviert mißt, die bedeutendste. In ihr befindet sich der 10 Meter hohe Kalvarienberg, der aus Trümmern vieler hundert Säulen von zum Theil riesigem Umfang und von allen Farbenstufen zwischen blendendem Weiß und Rothbraun besteht. Die Erzherzog-Johannsgrotte beginnt 725 Klafter vom Eingang und enthält wieder in der kreisrunden sogen. »goth. Halle« eine der schönsten Partien. Sie endet mit der »rothen Grotte«, welche von den schönen rothen korallenähnlichen Röhren auf weißem Grunde ihren Namen hat. Am Trinitatissonntage findet alljährlich feierlicher Gottesdienst in der Höhle statt. Eine Stunde nördlich von A. liegt die Magdalenengrotte, berühmt vornehmlich als erster Fundort des seltsamen Olm (Proteus anguineus), für dessen einzige Heimat sie geraume Zeit galt. Vgl. Schmidl, Zur Höhlenkunde des Karstes (Wien 1854) u. dessen »Wegweiser« (das. 1858).

Adelsheim, Städtchen im bad. Kreise Mosbach, am Seckach, mit 1520 Einw. und 3 Schlössern (Besitzung des Freiherrn von A.).

Adelstan (Athelstan, Athestan, »der Edelste«), König der Angelsachsen von 925—941, Eduards des Aelteren Sohn erster Ehe, hatte fast 14 Jahre hindurch immer von neuem sich erhebende Feinde, besonders die Dänen, zu bekämpfen. Die Altbriten in Wales unterwarfen sich ihm, während er die in Exeter nöthigte, nach Cornwall auszuwandern und die Flüsse Tamara und Baga als Völkerscheide anzuerkennen. In den folgenden Friedensjahren zeigte er sich als weisen Gesetzgeber und Volksbildner. Seine Gesetze liegen uns in 3 Büchern vor. Auch ließ er die Bibel in die angelsächsische Sprache übersetzen. Die mächtigsten Fürsten des Kontinents suchten Adelstans Freundschaft. König Heinrich I. von Deutschland und Hugo, König der Franken, warben für ihre Söhne um die Hand seiner Schwestern.

Adelung, 1) Johann Christoph, deutscher Sprachforscher, geb. 30. Aug. 1732 zu Spantekow bei Anklam, erhielt seine Schulbildung daselbst und zu Kloster Bergen und studirte dann Theologie zu Halle.

1759 wurde er Professor am evangel. Gymnasium zu Erfurt, gab aber wegen konfessioneller Streitigkeiten 1761 sein Amt auf und widmete sich in Leipzig literarischen Arbeiten. Mit besonderem Fleiße wandte er sich dem Studium der deutschen Sprache zu. In seinem Werk »Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart« (Leipz. 1774—86, 5 Bde.; 2. Aufl., 1793—1802, 4 Bde.) erklärte er die Wörter nach ihrer Etymologie, ihren verschiedenen Bedeutungen und syntaktischen Verbindungen, sowie nach ihrer Aussprache und Schreibung, und belegte das Gesagte mit Beispielen aus guten Schriftstellern. Durch Sammlung und Sichtung des Materials wurde er zu Beobachtungen über die Struktur der Muttersprache geführt, und als Früchte derselben erschienen seine »Deutsche Sprachlehre für Schulen« (Berl. 1781) und sein »Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache« (Leipz. 1782, 2 Bde.), dann seine Schrift »Ueber den deutschen Stil« (Berl. 1785—86, 3 Bde., 4. Aufl., 1800, 2 Bde.), seine »Anweisung zur Orthographie« (Leipz. 1788; 5. Aufl. 1835) und sein »Magazin für die deutsche Sprache« (das. 1782—84, 2 Bde.). 1787 als Hofrath und Oberbibliothekar nach Dresden berufen, starb er daselbst 10. Sept. 1806. Sein letztes Werk war »Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde« (1. Bd., Berl. 1806); fortgesetzt und vollendet ward dasselbe von S. Vater, der mit bedeutenden Sprachkenntnissen, besonders im Semitischen und Slawischen, zum großen Vortheil des Werkes das erfolgreiche Streben verband, die grammatische Physiognomie einer jeden der behandelten Sprachen deutlich hervortreten zu lassen. Adelungs Fleiß verdient um so mehr unsere Anerkennung, als er mit seiner Sprachansicht noch mitten im rationalist. Jahrhundert stand: »Die Sprache ein Werk des Menschen, und zwar des Verstandes; je roher das Volk, desto roher seine Sprache«. Zu einem umfassenden Ueberblick über das in der Welt der Sprachen Vorhandene, zu einer unbefangenen Würdigung der verschiedenen Stufen der Entwickelung zu gelangen, hinderte ihn die damals noch so mangelhafte Sprachkenntnis. Aber obgleich sein Bemühen im ganzen mehr dem Wortschatz einer jeden Sprache als den Gesetzen des grammat. Sprachbaues galt, sind dennoch seine Verdienste und der Fortschritt, den er gegen die Früheren bezeichnet, auf dem engern Gebiete der deutschen Sprache, besonders auf dem der Lehre vom Satz, bedeutend genug. Eine Frucht seiner die sächs. Geschichte betreffenden Studien war das werthvolle »Directorium diplomaticum« (Meißen 1802). Seiner früheren schriftstellerischen Thätigkeit gehört an das »Glossarium manuale ad scriptores mediae et infimae latinitatis« (Halle 1772—84, 6 Bde.), ein Auszug aus Dufresne und Charpentier mit vielen eignen Zusätzen.

2) **Friedrich** von A., Sprach- und Geschichtsforscher, Neffe des vorigen, 25. Febr. 1768 in Stettin geboren, studirte zu Leipzig Jurisprudenz und Philosophie und begleitete dann eine kurländ. Familie auf ihren Reisen durch Mittel- und Südeuropa. Nach seiner Rückkehr 1793 lebte er in Riga, Mitau und Petersburg in verschiedenen Stellungen, ward 1801 Direktor des deutschen Theaters in Petersburg, 1803 Instruktor der Großfürsten Nikolaus und Michael, 1824 Direktor des orientalischen Instituts, 1825 Präsident der Akademie der Wissenschaften. Er starb 30. Jan. 1843. Er schrieb außer Beiträgen zur Kenntnis der älteren deutschen Literatur »Siegmund Freiherr von Herberstein« (Petersb. 1818); »August Freiherr von Meyerberg und seine Reisen in Rußland« (das. 1827) und »Kritisch-literarische Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700« (Petersb. 1846, 2 Bde.). Eine seiner vorzüglichsten archäolog. Schriften ist »Die korsunischen Thüren in der Kathedrale zur heil. Sophie in Nowgorod« (Berl. 1823). Unter seinen linguist. Werken sind hervorzuheben die »Bibliotheca sanscrita« (2. Aufl., Petersb. 1837) und die »Uebersicht aller bekannten Sprachen und ihrer Dialekte« (das. 1820).

Ademonie (griech.), Ueberdruß, Unlust; Niedergeschlagenheit.

Ademtion (lat.), Wegnahme, Entziehung einer Sache; Ademtio civitatis, Ausstoßung aus dem Staatsverbande, bürgerlicher Tod; A. legatorum, Einziehung der Vermächtnisse; A. libertatis, Beraubung der Freiheit.

Aden (griech.), Drüse; Adenalgie, Drüsenschmerz, Drüsengeschwulst.

Aden, eine seit 1839 den Engländern gehörende Halbinsel an dem beinahe südlichsten Punkte der arab. Küste, liegt unter 12° 17′ nördl. Br. und 45° 10′ östl. L. v. Gr., hat an 24,2 Kilom. im Umfang und ist von einer unregelmäßigen ovalen Form. Mit dem Festlande hängt sie durch einen schmalen Streifen Landes von 1233 Meter Breite zusammen, der bei hoher Frühjahrsflut an einer Stelle fast von Wasser bedeckt und alle 3—4 Jahre überflutet wird. Die Halbinsel ist vulkanischen Ursprungs und besteht aus einem großen Krater mit steilen Rändern, deren höchster Punkt Dschebel Schamscham 540,7 (nach anderen 575,8) Meter hoch ist. Im Innern des Kraters liegt, von hohen ganz vegetationslosen Felsmassen umgeben, die Stadt A., 37,3 Meter ü. M., mit einem natürlichen Thor (einem Kratereinschnitt) gegen O., gegenüber der befestigten Insel Sirah. Die Bevölkerung der Halbinsel war 1856: 20,738, hat sich aber seither auf mehr als 25,000 gehoben, insbesondere durch bedeutende Zunahme des fremden Elements; die engl. Ansiedelung zählte 1867: an Militär 780 Mann Europäer, 2100 ind. Truppen und 2193 Civilisten. A. war sowohl zur röm. Kaiserzeit, wie namentlich im Mittelalter ein wichtiger Handelsplatz und muß damals eine sehr große Bevölkerung gehabt haben; noch jetzt stehen die meisten Häuser auf Ruinen. Später kam es sehr herunter, und 1838 war die Einwohnerzahl auf 600 gesunken. Da begann das Wiederaufblühen Adens. Die Engländer, durch Mißhandlung Schiffbrüchiger von Seiten der Küstenbewohner zu kriegerischem Vorgehen veranlaßt, eroberten die Halbinsel 9. Jan. 1839 im Sturm, befestigten sie stark und machten sie zu einem äußerst wichtigen Kohlen- und Waarendepot für die Schiffe, die den Verkehr zwischen Indien und Europa von Bombay aus durch das Rothe Meer bis Suez vermitteln. Im Jahre 1865 liefen in A., das seit 1850 Freihafen ist, 257 Schiffe an, darunter 166 englische, 16 französische, 4 amerikanische, 1 bremisches, der Rest Küstenfahrer; die Einfuhr betrug 5,4, die Ausfuhr 3,5 Mill. Pfd. Sterl. Seitdem der Suezkanal als dauernd benützbar sich erweist und direkte Schiffsabfertigung nach und von Ostasien von Monat zu Monat zunimmt, hat sich die Bedeutung der Stadt, welche den Eingang zum Rothen Meere zwar nicht beherrscht, aber eine höchst wichtige Flottenstation ist,

von der aus der Eingang zu jenem Meere blokirt werden kann, ungemein gehoben. Der vollkommenen Ausnützung der Lage steht zur Zeit nur noch die Schwierigkeit der Süßwasserbeschaffung entgegen. Quellen fehlen gänzlich, das Wasser der Ziehbrunnen steigt in der heißen Jahreszeit nur wenig über das Niveau des Meeres empor, und das Trinkwasser muß theilweise zu Schiff herbeigeschafft werden, da die alte Wasserleitung vom Festlande her (aus Schaik Othman) längst zerstört ist und neu angelegt werden muß. Die Engländer haben die Halbinsel der Präsidentschaft Bombay unterstellt, dem Residenten jedoch seiner isolirten Lage wegen seit 1864 größere Befugnisse eingeräumt. Die Entfernung von Bombay beträgt 1635 Seemeilen, die Reisezeit mit den Dampfern 7 Tage. Mit den kleinen Reichen auf dem gegenüber liegenden Festlande Arabiens wird das beste Einvernehmen gepflogen; der mächtigste dieser Fürsten, der Sultan von Lahedsch, erhält jährlich 1412 Pfd. Sterl. ausbezahlt.

Adenau, Marktflecken und Kreisort im preuß. Regierungsbezirke Koblenz, auf der Hohen Eifel gelegen, mit 1512 Einw. In der Nähe sind Blei- und Eisengruben und die Hohe Acht, der höchste Berg der Eifel, mit prächtigen Basaltsäulen.

Adenochirapsologie (griech.), die Lehre von dem vermeintlichen Vermögen mancher Menschen (wie der Könige von Frankreich, England 2c.), Kröpfe durch Berührung mit der Hand zu heilen.

Adenoïd (Adenōma, griech.), Drüsengeschwulst, eine krankhafte Gewebsneubildung, welche meist in Form einer Geschwulst auftritt und ursprünglich aus übermäßigem Wachsthum von Drüsen hervorgeht. Das A. kommt an den verschiedensten Drüsen des Körpers vor und ist anfänglich stets eine gutartige Geschwulst. Oft behält es diesen Charakter für immer bei, in anderen Fällen aber nimmt es früher oder später einen krebsartigen Verlauf an. (Vgl. Krebs.)

Adenophŏra *Fisch.* (Drüsenträger), Pflanzengattung aus der Familie der Campanulaceen; perennirende Kräuter mit glockenförmigen blauen Blumen, von denen mehrere Arten bei uns als Freilandpflanzen in Gärten kultivirt werden. Die schönsten Arten sind A. coronata *Dec. fil.*, aus Daurien, A. stylosa *Fisch.*, mit sehr langem Griffel, aus Sibirien, und A. verticillata *Fisch.*, aus Sibirien.

Adenostyles, s. Cacalia.

Adephagie (griech.), Freßsucht.

Adeps (lat.), Fett.

Adepten (lat.), bei den Alchemisten die Meister, diejenigen, welche den Stein der Weisen gefunden hatten; die weniger Vorgeschrittenen hießen Alchemisten, die Schüler Philosophen. Adeption, Erlangung, Erwerbung.

Ader, saftführendes Gefäß im Thierkörper. Man unterscheidet Blutadern oder Venen, Pulsadern oder Arterien, Saugadern oder Lymphgefäße (s. d.). Im gemeinen Leben bezeichnet man mit A. gewöhnlich eine Blutader oder Vene. In der Geologie nennt man Adern die laufenden Lagen oder Streifen einer gewissen Stein- oder Erzart. Auch nasse Stellen, die sich in längeren Zügen über die Felder ausdehnen, heißen Adern, Wasseradern.

Aderbeidschan, s. Aserbeidschan.

Aderér (Adrār), Bezirk in der westlichen Sahara, östlich von Arguin, eine von felsigen Plateau's umgebene, etwa 300 Meter ü. M. liegende Ebene, von Sandstein gebildet, mit Sandhügeln und Kieseln bedeckt, doch nicht ohne Wasser und Anbau. Zahlreiche, aus dem Scharfschumgebirge herabkommende Thäler sind mit Bäumen reichlich bewachsen, Dattelpflanzungen und Getreidefelder finden sich hin und wieder. Die Temperatur wechselt zwischen 4 und 35° C.; von Februar bis Mai treten periodische Regengüsse mit Ueberschwemmungen ein. Hauptstadt ist Waban, mit 4000 Einw.; Schingit, Atar sind Mittelpunkte eines lebhaften Handels in den Richtungen nach Nun (Marokko), Tischit und Timbuktu und nach dem Senegal. Berberstämme bilden die Grundbevölkerung von A.; der herrschende Stamm der Udaia rühmt sich arab. Abstammung.

Aderflügler, Insektenordnung, s. Hautflügler.

Adergeflecht, s. Anastomose.

Aderknoten, s. Krampfadern.

Aderlaß (venaesectio, phlebotomia), die kunstgemäße Eröffnung einer Vene oder Blutader, die man macht, um schnell dem Körper eine größere Quantität Blut zu entziehen (vgl. Arteriotomie). Der A. kann zwar an allen Blutadern, welche oberflächlich liegen, gemacht werden; am meisten eignen sich aber dazu die Venen mittleren Kalibers in der Armbeuge (Vena mediana). Geschieht die Eröffnung der Vena mediana mit Vorsicht, so hat man keine Gefahr zu befürchten; bei fetten Personen ist diese Ader die einzige, welche leicht zugänglich ist. Soll jemandem zur Ader gelassen werden, so läßt man ihn sich legen oder setzen, umschlingt den entblößten Oberarm mit einer Binde nahe über dem Ellbogen, um den Rückfluß des Blutes zu hindern und dadurch die Adern anschwellen zu machen, aber ohne zugleich den Blutstrom der Pulsadern zu unterdrücken. Ehe man die Ader eröffnet, überzeugt man sich, ob die unterliegende Arterie normal verläuft. Sobann öffnet man die Ader, indem man sich entweder des sogen. Schneppers (s. d.), oder, wie jetzt meist, der Lanzette (s. d.) bedient. Die Wunde soll am besten schräg gegen den Verlauf der Ader gerichtet sein. Das Blut muß in einem Bogen hervorspringen, wenn Haut und Aderwandung regelrecht so durchschnitten sind, daß die beiden Wunden sich entsprechen; ist die Haut aber verschoben, so tröpfelt das Blut nur ab, oder hört ganz auf zu fließen. Man muß alsdann durch verschiedenartige Bewegungen des Armes, durch Hin- und Herziehen der Haut den Parallelismus der beiden Wunden hervorzurufen suchen. Um das Ausfließen des Blutes zu befördern, läßt man den Kranken einen Stock abwechselnd fest erfassen, drehen, die Finger schließen und öffnen, damit bei der Kompression der tieferen Adern durch die sich zusammenziehenden Muskeln das Blut mehr in die oberflächlichen Hautvenen getrieben werde. Ist eine hinreichende Menge Blut, welches in einem Gefäße aufgefangen wird, abgelassen, so löst man die Binde, wodurch der Blutausfluß sogleich aufhört. Man legt sodann den Daumen auf die Wunde, verschiebt die Haut etwas, reinigt den Arm von dem Blute, legt eine Kompresse auf und befestigt diese mit einigen Bindentouren. Der Arm muß dann etwa 24 Stunden ruhig gehalten werden, und der Verband wird erst nach 3 Tagen entfernt. Trotz aller Geschicklichkeit und Umsicht des Wundarztes können beim A. doch schlimme Zufälle eintreten, z. B. Entzündungen der Venen und Lymphgefäße, heftige Schmerzen infolge der Verletzung eines Nerven.

Zu den übelsten Zufällen aber gehört die Verletzung der Arterie der Armbeuge, wodurch entweder eine tödtliche Blutung, oder eine Blutgeschwulst, ein Aneurysma spurium (s. Aneurysma), entstehen kann. In einzelnen Fällen bleibt, wenn mit der Vene zugleich die darunter gelegene Arterie angeschnitten wurde, eine Oeffnung zwischen Arterie und Vene zurück. Das Blut strömt dann aus der Arterie in die Vene über und dehnt die Venen des Unterarms und der Hand ungeheuer aus (sogen. Varix aneurysmaticus). — Der A. stand schon bei den alten indischen Aerzten in ausgedehntem Gebrauch und der größte griech. Arzt, Hippokrates, hat für denselben als eines seiner wichtigsten Mittel bei akuten Krankheiten junger robuster Individuen sehr genaue Anzeigen festgestellt. Für die Heilung akuter Entzündungen, besonders der Lunge, des Herzens, des Gehirns, blieb der A. auch bis in die neuere Zeit ein sehr beliebtes Mittel, und noch gegenwärtig gibt es eine große Zahl von Aerzten, welche denselben nicht entbehren zu können glauben. Der Gebrauch des Aderlasses ist aber gegen früher ganz enorm eingeschränkt worden. Namentlich in Deutschland haben die Fortschritte der wissenschaftlichen Heilkunde es dahin gebracht, daß der Anzeigen für den A. nur noch sehr wenige geblieben sind, nachdem die Wiener Schule mit Skoda an der Spitze den Beweis geliefert hat, daß die Behandlung der Lungenentzündung ohne A. ebenso günstige, ja vielleicht noch günstigere Resultate ergibt, als mit demselben, und daß die unausbleibliche Schwäche infolge der Blutentleerung eine viel langsamere Genesung veranlaßt. Als Anzeige für den A. gelten hauptsächlich Erstickungszustände infolge von sehr stürmisch auftretender Entzündung der Lunge und des Herzens bei sehr robusten jugendlichen Individuen. Man öffnet außerdem eine Ader bei den durch Schlagflüsse oder andere Ursachen, wie Erhängen &c., scheintodt Gewordenen; so läßt man bei den durch langwierige Geburten scheintodt zur Welt gekommenen Kindern etwas Blut durch die Nabelgefäße ab, wodurch sich dieselben oft rasch erholen und zu Athem kommen. Als allgemein feststehende Regel aber mag dienen, daß ein A. niemals anders, als auf das Gebot eines wissenschaftlichen Arztes gemacht werden soll. Vgl. Bauer, Geschichte der Aderlässe (Preisschrift, Münch. 1871).

A. bei Hausthieren. Bei Pferden, Rindvieh, Schafen und Ziegen wird am besten die Ader am Halse geöffnet. Die Stelle wird zuvor von Haaren möglichst gereinigt und die Ader etwas unterhalb der beabsichtigten Oeffnung unterbunden, indem man um den Hals einen Strick legt, oder wenigstens mit dem Finger andrückt, damit die Ader stärker hervortrete. Bei Schafen läßt man auch, wenn man einen geringeren Abzug an Blut beabsichtigt, an der Stirn, über oder unter dem Auge, am Schwanze, am Fuße und an der Kinnlade zur Ader. Bei Schweinen macht man in das Ohr, da, wo es an den Kopf anstößt, einen Schnitt, so daß eine oder einige der dort sichtbaren Blutadern quer durchschnitten werden, und läßt die Wunde bluten, so lange sie will, oder man macht einen, etwa 2,5 Centim. langen Einschnitt in dem mittleren Theile des einen oder auch beider Ohren von dem unteren (hinteren) Rande an nach der Spitze zu. Auch kann man durch Wegschneidung eines Stückes vom Schwanze Ader lassen, worauf man die Wunde, nachdem sie zu bluten aufgehört hat, mit Fett oder Oel bestreicht. Bei Hunden wird gewöhnlich die Halsader, aber auch die Ader unter der Zunge oder unter dem Schwanze geöffnet, nachdem im ersteren Falle die Haare weggeschnitten und die Ader durch Andrücken &c. zum Anschwellen gebracht ist. Als Werkzeuge beim A. gebraucht man die Fliete, den Schnepper, die Schere, Lanzette &c. Den Pferden läßt man höchstens 3—4, gewöhnlich nur 1,5—2,5 Kilogr. Blut; dem Rindvieh bei einem starken A. 2,5 Kilogr., gewöhnlich nur halb so viel, und wiederholt lieber den A.; den Schafen 70—200 Gr., je nach der Größe und dem Alter; einem kleinen Hunde 70—80 Gr., einem großen 120—250 Gr. Das Aufhören des Blutens wird bewirkt, indem man eine Stecknadel durch beide Wundlippen sticht und einen Faden oder einige Haare aus dem Schwanze des Thieres so um beide vorstehende Enden der Nadel wickelt, daß die Wundlippen zusammengezogen werden, und dann einen Knoten mit einer Schleife knüpft. Nach 1—2 Tagen ist die Wunde zugeheilt und man kann den Faden herausziehen.

A. an Bäumen nennt man das Aufritzen der harten Rinde, um dem durch sie eingeengten Stamme ein gedeihlicheres Wachsthum zu verschaffen. Man wendet es bei Stämmen an, die unverhältnismäßig dünn und spindelig bleiben und am obern Theile eine Menge Holztriebe entwickeln, bisweilen auch bei solchen, die im Verhältnis zu ihrem Alter zu wenig Früchte tragen, indem sie wohl Holztriebe, aber kein Fruchtholz machen. Man ritzt an einem sonnenhellen Tage mit einem feinen Messer die Rinde des Baumes von der Krone bis zur Wurzel an einer, zwei oder drei Stellen, doch so, daß der Schnitt nicht bis aufs Holz, sondern nur bis zur Hälfte der Rinde eindringt. Wollte man tiefer schneiden, so würde nachher zum großen Nachtheile des Baumes die Rinde bis aufs Holz hinein aufklaffen. Ebenso sollen die Schnitte auch nicht auf der Morgen- oder Mittagsseite, sondern auf der Nord- oder Abendseite geschehen. Manche Pomologen halten indeß die ganze Operation für mehr schädlich als nützlich. Auch das Durchkeilen der Herzwurzel wird A. genannt. Man räumt bei unfruchtbaren Obstbäumen die Erde so weit weg, bis man zur Herz- oder Hauptwurzel gelangt, schneidet sie an, schlägt einen Keil von festem Holz in den Spalt, verschmiert die Wunde mit Baumwachs oder Schafmist und bedeckt alles mit guter Erde. Die Operation ist aber so gefährlich, daß sie nur an Bäumen angewendet werden darf, von denen man außerdem gar keinen Gewinn hat; denn die meisten gehen nachher ein, und nur einzelne werden wirklich tragbarer.

Adersbacher Felsenlabyrinth, eine merkwürdige Sandsteinfelsengruppe in Böhmen, nahe der schlesischen Grenze, die sich von dem Dorfe Adersbach im Königgrätzer Kreise in einer Länge von 7,5 Kilom. und einer Breite von 2 Kilom. erstreckt und aus vielen tausenden senkrechter Säulen von jeder Gestalt, Dicke und Größe besteht. Die meisten derselben sind 30, viele an 60 Meter hoch und noch höher. Sie gleichen Pfeilern, Wänden, Thürmen oder sind oben regelmäßig abgerundet, und bilden gleichsam einen Wald von Stämmen und eine Menge Irrgänge, durch welche ohne Führer zu kommen kaum möglich ist. Einzelne besonders auffallend gestaltete Felsen haben eigene Namen, so der betende Mönch, der umgekehrte Zuckerhut, das zahnlose Weib, der Galgen, der Elisabeththurm &c.

Aderschwamm, s. Merulius.

Ad futuram memoriam (lat.), zu künftigem (bleibendem) Andenken.

Adhäriren (lat.), anhangen, -haften (über den juristischen Sinn s. Adhäsion und Adhäsionsproceß); Adhärenz, Anhänglichkeit, Anhang.

Adhäsion (lat.), Flächenanziehung, die Kraft, mit welcher Körper an einander haften, wenn ihre Oberflächen an hinreichend vielen Punkten mit einander in Berührung gebracht werden, im Gegensatz zur Kohäsion oder dem innern Zusammenhange der Körper. Die Adhäsionskraft äußert sich immer bei Berührung von festen Körpern unter einander und mit flüssigen und gasförmigen, sowie auch bei Berührung von Flüssigkeiten mit Gasen; die A. der Gase an festen und flüssigen Körpern wird jedoch gewöhnlich mit Absorption (s. d.) bezeichnet. Gut polirte Glas- oder Marmorplatten, auf einander gelegt, haften infolge der A. zuweilen so fest zusammen, daß sie sich kaum mehr trennen lassen. Das Zinnamalgam hält sich bloß durch A. an den Glasspiegeln. Gold und Silber bleibt auf den galvanisch versilberten und vergoldeten Waaren ebenfalls nur durch A. haften. Die meisten Farbenanstriche, Polituren werden auf ihrer Unterlage, die Druckerschwärze auf dem Papier, die Gerbemittel auf der Haut im Leder durch A. festgehalten. Auch die meisten Bindemittel, wie Leim, Gummi, Stärke ꝛc., wirken vorzugsweise durch Flächenanziehung. Der Staub haftet durch A. an senkrechten Wänden, ebenso bleiben dadurch Regen- und Thautropfen an den Blättern hängen. Bei der A. flüssiger und fester Körper ist im allgemeinen zu beachten, ob eine Benetzung stattfindet. Ist dies der Fall, so ist gewöhnlich die Anziehung zwischen dem festen und flüssigen Körper größer als die Kohäsion der flüssigen Theilchen unter einander; das Umgekehrte tritt ein, wenn keine Benetzung stattfindet. Daraus folgt eine eigenthümliche Erscheinung, welche die Oberfläche der Flüssigkeiten in Gefäßen zu erkennen gibt. Benetzt die Flüssigkeit die Gefäßwandung, also z. B. Wasser eine Glas-, Holz- oder Metallwandung, so steigt sie an derselben in die Höhe und die Oberfläche ist tellerförmig vertieft; findet hingegen keine Benetzung statt, wie z. B. zwischen Quecksilber und Glas, so senkt sich der Spiegel der Flüssigkeit an der Gefäßwandung, und es bildet sich eine erhabene Oberfläche. In einem sehr engen Glasröhrchen (Haar- oder Kapillarröhrchen), das man in Quecksilber taucht, senkt sich dadurch der Spiegel weit unter das Niveau der äußeren Flüssigkeit; umgekehrt erhebt er sich stark darüber, wenn das Röhrchen in Wasser getaucht wird (s. Kapillarität).

In der Pathologie nennt man A. die Verlöthung oder Verwachsung der Weichtheile unter einander durch ein auf dem Wege der Entzündung neugebildetes gefäßhaltiges Bindegewebe.

Im juristischen Sinne ist A. die gerichtliche Erklärung, einer von einem anderen bereits vorgenommenen Proceßhandlung beitreten zu wollen. Als technische Bezeichnung kommt A. in der Lehre von der Gemeinschaft der Rechtsmittel im Civilprocesse vor. Wenn nämlich eine Partei gegen ein Urtheil ein Rechtsmittel einwendet und einführt, so wird das Urtheil auch gegen den anderen nicht rechtskräftig; dieser darf vielmehr auch zu seinem Vortheil Einwendungen dagegen vorbringen, ja der Richter hat ihn dann sogar von Amtswegen zu vertreten und das Urtheil, so weit es für ihn beschwerend, abzuändern. Dadurch ist also das Rechtsmittel gemeinschaftlich geworden und auch eine Abänderung des Urtheils zum Nachtheil der Partei, die das Rechtsmittel eingewendet hat (reformatio in pejus), möglich; die Praxis beschränkt aber diese Gemeinschaft auf die Punkte, gegen welche das Rechtsmittel ergriffen wurde, und auf den Fall, wenn der Appellat ausdrücklich seinen Beitritt zum Rechtsmittel erklärt hat (adhaesio accessoria), es sei denn, daß ihm zur Vorbringung seiner Beschwerden keine Gelegenheit geboten wurde, in welchem Falle ihn der Richter von Amtswegen zu vertreten hat. Der Zeitpunkt, in welchem der Appellat zu adhäriren hat, also das Rechtsmittel gemeinschaftlich zu werden anfängt, ist, wenn derselbe gerichtlich aufgefordert wird, sich auf die appellantische Ausführungsschrift vernehmen zu lassen. Etwas ganz anderes ist der Fall, wenn der eine Theil ein Rechtsmittel eingewendet hat und nun der andere Theil ganz dasselbe Rechtsmittel gleichfalls noch zur rechten Zeit selbständig einwendet; dies ist keine A., sondern eine selbständige Rechtsmitteleinwendung; die Doktrin hat aber diese Proceßhandlung sehr unpassend mit dem Namen der Principaladhäsion versehen, im Gegensatz zu welcher die oben erwähnte eigentliche A. accessorische genannt wird.

Adhäsionsproceß (Anschlußverfahren), diejenige Proceßart, vermittels welcher der durch ein Verbrechen Beschädigte sein Civilinteresse gegen den Verbrecher zugleich mit in dem gegen diesen eingeleiteten Strafprocesse verfolgt. Diese gleichzeitige Verbindung der Verfolgung eines Civilinteresses mit einer strafrechtlichen Untersuchung veranlaßt zwar eine anomale Art des Verfahrens, doch bleiben nach gemeinem Rechte für den A. die hauptsächlichen civilprocessualischen Grundsätze in Geltung. Der Adhärent kann nicht die dem Strafprocesse eigenthümlichen Mittel, die Wahrheit zu erforschen, anwenden, sondern nur die civilprocessualischen Beweismittel benutzen; für den Civilpunkt gilt durchaus die Verhandlungsmaxime; auch stehen dem Adhärenten die gewöhnlichen Rechtsmittel des bürgerlichen Processes frei; ist am Schlusse des heimlichen Verfahrens das Privatinteresse noch illiquid geblieben, so wird es zur abgesonderten Ausführung verwiesen. Die neuere Strafproceßgesetzgebung, sowie das neuere Strafrecht enthalten in mancher Beziehung eine Erweiterung und Vervielfachung des Anschlußverfahrens, schließen auch in gewissen Fällen bei Benutzung desselben die Geltendmachung der betreffenden Ansprüche im Civilprocesse aus. Ueber Adhäsion im Civilprocesse s. Adhäsion.

Ad hastam (lat.), zu öffentlicher Versteigerung, s. Hasta.

Adhémar (spr. ade-), 1) Historiograph des 11. Jahrh., aus Chabannais in Angoulême, im Kloster St. Martial zu Limoges gebildet, später Priester in Angoulême, schrieb eine Geschichte der Franken, welche bis zum Jahre 1028 reicht und am meisten über Aquitanien, aber auch viel über andere Länder enthält. A. starb, wahrscheinlich auf einer Wallfahrt nach dem gelobten Lande, 1029 oder 1030.

2) A., Bischof von Puy (in Südfrankreich), zur Zeit des ersten Kreuzzugs päpstlicher Legat bei dem Heere Gottfrieds von Bouillon. Er starb während der Belagerung Antiochia's 1098.

Adherbal, König von Numidien, Sohn des Micipsa, Enkel des Masinissa, suchte, von seinem

Vetter Jugurtha seines Landes beraubt, vergeblich beim röm. Senat Hülfe und ward endlich nach einem neuen Kriege 112 v. Chr. von Jugurtha (s. d.) in Cirta ermordet.

Adhäritiren (v. lat. heres, Erbe), zum Erben einsetzen; Adhäritanz, Erbeinsetzung.

Adhibiren (lat.), anwenden, gebrauchen; hinzuziehen; Adhibition, Anwendung, Hinzuziehung; Adhibendum, anzuwendendes Mittel.

Ad honorem (lat.), Ehren halber, zu Ehren.

Adhortiren (lat.), ermahnen; Adhortation, Ermahnung; adhortativ, ermahnend; Adhortatorium, Ermahnungsschreiben.

Adhuc (lat.), bis jetzt, noch; a. sub judice lis est, die Streitsache ist noch unentschieden.

Adiantum *L.* (Krullfarn, Haarfarn), Farnkrautgattung aus der Familie der Polypodiaceen, begreift zierliche, meist den Tropenländern angehörige Farnkräuter, worunter besonders hervorzuheben sind: A. Capillus Veneris *L.* (gemeines Frauenhaar), mit aus wagrechtem, kriechendem Wurzelstock bis 0,5 Meter hoch emporwachsendem, doppelt gefiedertem hellgrünen Wedel auf zarten, röthlich schwarzbraunen, glänzenden Stielen, an feuchten Mauern und Felsen in ganz Südeuropa, Asien, Afrika, Amerika, auf den Sandwichinseln ꝛc., war früher als Frauenhaar, Herba capillorum Veneris s. Adianti magni ꝛc., officinell und diente besonders zu Bereitung eines Sirups und in Abkochung bei Brustleiden, wie es auch jetzt noch einen Bestandtheil des Augsburger Brustthees bildet. Es war schon bei griech. und röm. Aerzten in Gebrauch; statt seiner benutzt man jetzt oft das deutlicher aromatische A. pedatum *L.* aus Canada und den nördlichen Unionsstaaten. Viele Arten, unter anderem A. concinnum *W.*, aus Südamerika, A. curvatum *Klf.*, aus Brasilien, A. hispidulum *R. Br.*, aus Neuseeland, A. trapeziforme *L.*, aus Mejiko und Südamerika, werden in Warmhäusern gezogen; A. formosum *R. Br.*, aus Neuseeland, gedeiht auch im Zimmer.

Adiáphŏra (griech.), gleichgültige Dinge, d. h. solche, die weder angenehm noch unangenehm für das Gefühl, weder lobens- noch tadelnswerth für das ästhetische und moralische Urtheil sind. Die Frage nach ihrem Bestehen hat Psychologen und Moralisten lebhaft beschäftigt. Nach der Ansicht der einen, welche, wie z. B. Epikur, vom Gefühle ausgingen, gab es keine A., denn jedes Ding stehe zu diesem in einem bestimmten Verhältnis als lust- oder schmerzerregend. Nach der Ansicht der anderen, welche, wie z. B. die Stoiker, vom moralischen Urtheil ausgingen, waren alle Dinge, welche nicht den sittlichen Werth oder Unwerth (Tugend als das einzige Gut, Laster als das einzige Uebel) betrafen, A. In der That gibt es dergleichen für das (sinnliche) Gefühl nur im krankhaften, sei es auf natürlichem (Stumpfsinn, Blödsinn, Apathie) oder auf künstlichem (Rausch, Narkose, Anästhesie) Wege hervorgebrachten Zustande der Gefühl-(Empfindungs-)losigkeit für Lust und Schmerz. Für das ästhetische Urtheil dagegen, das über Schönheit oder Häßlichkeit eines beliebigen (Natur- oder Kunst-) Objekts, sowie für das moralische, das über Güte oder Schlechtigkeit eines beliebigen Willensakts urtheilt, gibt es im normalen Zustande A. Für ersteres ist der (organische oder unorganische) Stoff, aus dem das Objekt besteht, für letzteres der (innere oder äußere) Gegenstand, auf den das Wollen gerichtet ist, ein Adiaphoron. Dem ästhetischen Werth einer wohlgebildeten Statue wird durch die größere oder geringere Kostbarkeit des Materials (Gold, Elfenbein, Marmor, Thon, Erz, Holz) nichts hinzugefügt; dem moralischen Werth einer wohlwollenden Gesinnung durch die größere oder geringere Würdigkeit der Person, der sie gilt, nichts genommen. Das Gefallen an der ersteren wird ausschließlich durch die harmonische Einstimmung der sichtbaren Theile unter einander, das Gefallen an der letzteren durch den harmonischen Einklang des eigenen Wollens mit dem fremden, in beiden Fällen durch den Anblick einer an sich wohlgefälligen Form (der Harmonie) erzeugt. Die Frage, ob es Objekte und Willensakte gebe, die ungeachtet ihrer Form weder gefallen noch mißfallen, d. h. deren Formen selbst A. seien, muß verneint werden. Es ist wahr, daß einander völlig gleiche (identische) Objekte (z. B. geistlose Kopien, Abklatsche des Originals) weder gefallen noch mißfallen; das Verhältnis (die Form) der Identität aber, das zwischen beiden stattfindet, verdient, streng genommen, den Namen eines Verhältnisses nicht, weil das sich Verhaltende wenigstens in gewissem Grade verschieden sein muß. Ebensowenig verdienen die sogen. erlaubten Handlungen, deren Vornahme oder Unterlassung für den moralischen Werth des Handelnden gleichgültig sein soll, weil bei ihnen von der Gesinnung, mit welcher sie unternommen werden, abgesehen werden kann, den Namen wirklicher Handlungen. Eigentliche A. sind daher im moralischen Sinne nur solche rein mechanische oder im Zustand der (unverschuldeten oder verschuldeten) Bewußt- und Willenlosigkeit ausfließende Lebensäußerungen (Reflexbewegungen der Glieder, unwillkürliches Oeffnen und Schließen des Auges, Regen des Fußes, der Hand, der Stimmwerkzeuge, Muskelbewegungen, Schlagen, Stoßen, Tödten im Rausch, im Delirium), welche, weil sie ohne die Fähigkeit besonnener Ueberlegung im Zustande des Außersich- oder Nochnichtzusichgekommenseins erfolgen, in Wahrheit gar keine Handlungen sind, und, da sie nicht als solche zugerechnet werden können, einer moralischen Beurtheilung überhaupt gar nicht unterliegen. — Der sogen. adiaphoristische Streit entspann sich infolge des Leipziger Interims, in welchem Melanchthon und seine Freunde in die Beibehaltung der bischöflichen Jurisdiktion u. vieler katholischen Kultusgebräuche eingewilligt hatten, worin Flacius und andere eine Verleugnung des evangelischen Glaubens sahen. Der mit Heftigkeit geführte Streit schied zuerst die strengen Lutheraner von den Melanchthonianern und wurde bis zur Feststellung der Konkordienformel fortgesetzt. In einem zweiten adiaphoristischen Streite zwischen den Orthodoxen und den Pietisten aus Speners Schule handelte es sich um die Zulässigkeit von Spiel, Tanz, Theaterbesuch u. dgl., was jene als Mitteldinge vertheidigten, diese aber, indem sie den Begriff A. überhaupt verwarfen, für des Christen unwürdig erklärten.

A die (lat.), von dem Tage an; a d. insinuationis, vom Tage der Einhändigung; a d. recepti, vom Tage des Empfanges an.

Adieu (franz., spr. adjöh), »mit Gott«, Lebewohl, deutsch formirt adē, so jetzt wieder von Dichtern und in der höheren Sprache gebraucht.

Adige (spr. -Idsche), ital. Name der Etsch. Adigetto, ein schiffbarer Kanal in Oberitalien, welcher nahe bei Badia beginnt, die Provinz Rovigo passirt

und mit Hülfe der Kanäle von Scortico und Bianco die Etsch mit dem Po verbindet.

Adighe, einheimischer Name der Tscherkessen (s. d.).

Adih (Adee), Längenmaß in Madras, = 26,58 Centimeter.

Adimiren (lat.), entziehen, wegnehmen.

Ad impossibilia nemo obligatur (lat.), »zu Unmöglichem wird niemand gezwungen«, ist niemand verbunden.

Adipīd (neulat.), Fett; adipidiren, einfetten, schmieren; adipös, fett, fettig.

Adipocire (franz., spr. -ssihr), s. v. w. Fettwachs.

Adipsie (griech.), Durstlosigkeit.

A dirittura (ital.), s. A drittura.

Adirondackgebirge, einer der nördlichsten Ausläufer des Alleghanygebirges in Nordamerika, erhebt sich im Staate New York auf einem über 220 Kilom. breiten und 150 Kilom. langen Hochplateau, dessen Niveau 630 Meter ü. M. liegt, und erreicht im Mount Tahawus oder Mount Marcy eine Höhe von 1735 Meter. Das Gestein ist vorwaltend Granit, welcher schroffe Felsenabhänge und tief eingeschnittene Thäler bildet. Diese sind mit dichtem Waldwuchs bedeckt, in welchem Bären, Luchse, Panther und Elenthiere hausen. Das A. ist reich an Erzen. Am Ufer des Sandford- und Hendersonsees, sowie dem Adirondacfluß (einem Zufluß des Hudson) entlang finden sich in Hornblende und rothem Granit enorme Massen von Magneteisen, welchen an Reichthum nur die Eisenberge von Missouri gleich stehen. Die titanhaltigen Erze boten der Verarbeitung anfangs große Schwierigkeiten dar, doch hat man jetzt gelernt, einen vorzüglichen Stahl daraus zu bereiten.

Aditus (lat.), Zugang, Zutritt.

Adjăcent (lat.), anliegend, angrenzend; Anwohner.

Adjektion (lat.), Uebergebot bei Versteigerungen.

Adjektiv (nomen adjectivum), Eigenschaftswort, Beiwort, zerfällt in mehr als einer Beziehung in zwei Klassen: zunächst in die der Angehörigkeit (z. B. menschlich) und die der Eigenschaft (z. B. geschickt, treu). In jenem Fall zeigt es sich stets vom Hauptwort abgeleitet und steht dem Begriff nach (vielfach auch der Ableitung nach) dem Genitiv am nächsten; in diesem schließt es sich mehr den Participien an. Wir sehen indessen die Adjektiva der ersteren Klasse, mitunter nicht ohne Wandel ihrer Gestalt, in die andere übergehen (z. B. höfisch, hübsch), und so überwiegt bei uns im Bewußtsein die Bedeutung der Eigenschaft; daher der Name »Eigenschaftswort«. Einen solchen Redetheil zu besitzen, ist für eine Sprache ein syntaktischer Reichthum, der vortheilhaft auf Sprache und Geist zurückwirkt. Manche unter den Sprachen, die ihn sich errangen, haben ihn zum Theil wieder eingebüßt. So gab es im Lateinischen Adjektiva zwischen jenen beiden Klassen (wie aureus, hesternus), während man sie im Französischen (Neulatein) umschreibt (d'or, d'hier). Man vergleiche nur unser »golden« in Schillers »Eleusin. Fest« (11., 22., 27. Str.), und man wird sehen, daß sich das lahme d'or gar nicht ohne weiteres überall setzen läßt. Desto lehrreicher ist dieser Nothbehelf, in sofern er beweist, wie nah A. und Genitiv einander stehen. Im Tibetanischen werden beide gleich bezeichnet; ja im Hindustanischen unterscheidet der Genitiv durch seine Endungen das Geschlecht der Hauptwörter, die er näher bestimmt. Bei M. Müllers Nachweis (»Vorlesungen« I), daß sogar im Griechischen noch eine Spur der ihnen gemeinsamen Abstammung vorhanden ist, wird zugleich klar, daß im Indogermanischen die Verbindung des Hauptworts mit dem Eigenschaftswort als eine innigere aufgefaßt worden ist, als die mit dem Genitiv. Eine andere Theilung betrifft den syntaktischen Gebrauch. Dem Namen A. (lat. nomen adjectivum, Uebersetzung des griech. epitheton onŏma) entspricht unser »Beiwort«. Alle drei meinen das A. in jeder Funktion, nicht bloß das attributive (z. B. der junge Wein), sondern auch das prädikative (z. B. der Wein ist jung). Vermuthen aber möchte man nicht nur, daß den Gelehrten jene (die attributive) Anwendung wichtiger schien, sondern auch, daß das Bedürfnis dieser Anwendung in der That den Redetheil erst geschaffen habe. Das, wodurch am A. das dem Hauptwort Hinzugethanwerden oder Dienen bezeichnet wird (ein angehängtes Fürwort, das in Geschlecht, Zahl und Fall dem Hauptwort durch sich eben das A. anbequemt), schwindet in vorgerückten Jahrhunderten der Sprache, wodurch dann A. und Adverb einander vielfach ähnlich werden. Dies beginnt bei uns im Gothischen bereits, natürlich im prädikativen A., und erreicht seine Vollendung im Englischen, das sein A. nur noch steigert, ja auch die Steigerung zum Theil nach roman. Weise umschreibt. Diese Umschreibung (schon griech. măllon; lat. magis; franz. plus; althochd. mēr; engl. more) geschieht durch Akkusative, wie ja auch im Griechischen das A. ganz gewöhnlich diesen Kasus regiert u. so seinen Thätigkeitsbegriff, seine Verwandtschaft mit dem Zeitwort bezeugt. Die Unterscheidung zweier Formen der Adjektiven, einer starken (z. B. guter Wein) und einer schwachen (der gute Wein), hat die germanische mit der slawischen und lettischen Familie gemein. Jene gilt für das Ursprüngliche, was die german. Sprachen mit den anderen desselben Stammes theilen und was anfangs auch dem prädikativen A. zukam; bei den beiden anderen Familien gilt dies von ihrer unverstärkten (indefiniten) Form. Die schwache Flexion kommt bei uns ohne den Artikel nicht mehr vor. Sie ist aber älter als dieser; ja bei den Slawen und Letten ist kein Artikel entwickelt worden. Die Bedeutungen beider (der Artikel: das aus dem Zusammenhang Bekannte, irgendwie schon Dagewesene; das schwache A.: das irgendwie Bestimmte, mehr Konkrete) waren aber so verwandt, daß sie, wenn beide vorhanden, sich wohl zusammenfinden mußten. In jenen Familien wird das, was das »definite« A. bildet, noch deutlich als ein Fürwort gefühlt, da es wirklich noch selbständig als solches im Gebrauch ist; bei uns vermuthet bei der von Grimm sogen. schwachen Flexion, die jener definiten Form ihrer Bedeutung nach entspricht, nur der gelehrte Forscher einen ähnlichen Ursprung. Auch für den Stil sehen wir das (attributive) A. sich zweitheilen. Es gibt da ein Epitheton necessarium, das, »unentbehrlich« für den Verstand, den Gegenstand in eine Unterart einschränkt (z. B. die weiße Rose; das rothe Blut, in naturgeschichtlicher Beziehung), und ein Epitheton otiosum (der weiße Schnee; das rothe Blut, etwa in einem Liede), das, für den Verstand »null«, nur für Gefühl und Phantasie den Gegenstand durch Heraushebung eines Merkmals veranschaulicht. Geschieht dies mit dem Sinn für das Schöne, der das Maß mit einschließt, so verdient es die Bezeichnung Epi-

theton ornans als ein »Schmuck«, in den die höhere Sprache sich selber kleidet (wie z. B. das oben erwähnte Beiwort »golden« bei Schiller).

Adjoint (franz., spr. -schoäng), Amtsgehülfe, namentlich des Maires.

Adjudikation (v. Lat.), richterliche Zuerkennung in einem Theilungsprocesse. Solcher kennt das röm. Recht drei: die Actio communi dividundo, d. i. die Klage auf Aufhebung einer bestehenden Gemeinschaft von Vermögensrechten durch Theilung; die Actio finium regundorum, die Grenzscheidungsklage, d. i. die Klage auf Ermittelung der wahren Grenzen und, wenn solche nicht möglich, auf Theilung des streitigen Stücks; die Actio familiae herciscundae, d. i. die Klage auf Theilung einer gemeinschaftlichen Erbschaft. Bei diesen drei Theilungsklagen wird durch das richterliche Erkenntnis das Eigenthum an dem zugesprochenen Theile ohne einen weiteren Akt erworben, so daß also die A. eine besondere Eigenthumserwerbsart bildet. Eine besondere Bedeutung hat der Ausdruck A. im Subhastationsverfahren. Wenn nämlich der zu Leistung einer Summe Geldes oder anderer fungibeln Sachen verurtheilte Schuldner den Gläubiger nicht befriedigt, so werden, falls hinreichendes Mobiliar nicht vorhanden, die unbeweglichen Güter desselben angegriffen und zum öffentlichen gerichtlichen Verkaufe (Subhastation) gebracht. Der in dem Erstehungstermin Meistbietende erhält diese Immobilien zugeschlagen und, sobald er das Kaufgeld gezahlt hat, auch adjudicirt, wodurch er das Eigenthum daran erlangt. Hierüber erhält er ein besonderes gerichtliches Zeugnis, den Rekognitionsschein oder Adjudikationsbrief, zugefertigt. — Adjudiciren, gerichtlich zuerkennen, zusprechen; adjudikativ, zuerkennend.

Adjument (lat.), Hülfsmitttel.

Adjungiren (lat.), beifügen, besonders Einem jemand als Amtsgehülfen mit der Anwartschaft auf die Stelle beigeben. Adjunkt, der beigesetzte Gehülfe; auf Universitäten ein Beisitzer in der Fakultät, welcher zugleich Anwartschaft auf die nächste erledigte Professur hat; an Schulen, namentlich Gymnasien mit Alumnaten, jetzt selten gewordene Bezeichnung der jüngsten Lehrer; im Kirchendienste der Gehülfe und partielle Stellvertreter eines Superintendenten. Adjunktur, Amt eines Adjunkten.

Adjustiren (v. lat. justus, gerecht, recht), in Richtigkeit bringen, berichtigen (z. B. eine Rechnung); ausgleichen, beilegen (z. B. einen Streit); abgleichen, übereinstimmend machen, eichen; im Münzwesen das Berichtigen des Gewichts der zu prägenden Platten (s. Münzwesen); in der österreich. Armee s. v. w. einkleiden, in die Armee einreihen; ein Werkzeug mittels einer Stellschraube (Adjustirschraube) genau stellen; mit dem gehörigen Anzuge versehen; sich a., sich zurecht machen, ordentlich anziehen. Adjustiramt, Eichamt.

Adjustirschraube, s. Adjustiren.

Adjutant (v. lat. adjuvare, unterstützen, helfen, franz. aide de camp, adjudant), der dem Kommandirenden zur Ausrichtung seiner Befehle beigegebene Officier. Es gibt General- und Flügeladjutanten, dann Adjutanten der Korps-, Divisions- und Brigadekommandeure, Regiments- und Bataillonsadjutanten. Letztere führen die verschiedenen Journale, fertigen die Hauptrapports und Listen, geben die Befehle ihrer Kommandeurs an die Feldwebel aus, theilen die Wachen ab, leiten die Uebungen der Musik und der Tamboure, instruiren die Unterofficiere und dirigiren die Fahnen der Bataillone bei den Exercierübungen. Das Geschäft der ersteren ist: die Befehle des Monarchen oder Oberfeldherrn bekannt zu machen, die Rapportsmeldungen anzunehmen und jenem vorzulegen. Sie arbeiten mit an den Entwürfen bei kriegerischen Unternehmungen, besorgen den Briefwechsel, arbeiten die Berichte über die Kriegsereignisse aus und führen die Tagebücher des Feldzuges. Alle Adjutanten sind Officiere, und zwar ist der Generaladjutant in der Regel General, der Flügeladjutant Stabsofficier, der Korps-, Divisions- und Brigadeadjutant Hauptmann, der Regimentsadjutant Premier- und der Bataillonsadjutant Sekondeleutnant. Adjutantur nennt man das Korps derjenigen Officiere, welche wechselsweise den Chefs als Adjutanten beigeordnet werden und von Zeit zu Zeit ihre Plätze wechseln. Die hier fungirenden Officiere können auch wieder zum unmittelbaren Dienste bei dem Heere zurücktreten. Vgl. Scheel, Der Adjutantendienst (Berl. 1870).

Adjutant, Vogelart, s. v. w. Marabu.

Adjútor (lat.), Aus-, Beihelfer; Adjutorium, Hülfsmittel.

Adjuvánt (lat.), Gehülfe; Adjuvation, Unterstützung. Adjuvantia, Arzneien, die man andern zusetzt, um deren Wirksamkeit zu erhöhen. Adjuviren, unterstützen, helfen.

Ad latus (lat.), d. i. zur Seite, zum Beistande. Generäle a. l. heißen in Oesterreich diejenigen, welche dem Kommandirenden eines Armeekorps oder einer Provinz zur beständigen Beihülfe zugeordnet sind. Auch Gesandte und Legaten erhielten sonst geschickte Diplomaten a. l.

Adler (Aquilinae *Sws.*), Unterfamilie der falkenartigen Raubvögel, große oder sehr große Thiere mit mittelgroßem, durchaus befiedertem Kopf, hohem, am Grunde geradem, gegen die Spitze gekrümmtem Schnabel, welcher statt des seitlichen Zahnes eine Ausbuchtung besitzt, mit fast gerundeten Flügeln, welche bis zur Wurzel oder zum Ende des Schwanzes reichen und an denen die 4. und 5. Schwinge meist am längsten sind, mit großem, langem und breitem Schwanz, mittellangem, kräftigem, nur oben oder völlig befiedertem Lauf, der häufig von dem lockeren Schenkelgefieder (Hosen) bedeckt ist, mit starken, gekrümmten und spitzen Krallen. Die A. sind die stärksten und kühnsten unter den Raubvögeln; ihre Körpergröße schwankt zwischen 46 und 94 Centim. Länge und 1,25—2,5 Meter Flugbreite. Das Weibchen ist stets größer und meist auch schöner als das Männchen. Die ganze Gestalt ist gedrungen, die Brust sehr gewölbt und mit außerordentlich entwickelten Brustmuskeln ausgestattet, die Haut dick und zähe und fest auf den Muskeln aufsitzend. Die dichte Befiederung zeigt meist dunkele, eintönige, nur bei einigen ausländischen Arten lebhaftere Färbung. Von den Sinnen sind Geschmack und Gefühl, wie bei den Vögeln überhaupt, nicht besonders entwickelt, Gesicht und Gehör dagegen von außerordentlicher Schärfe. Der A. kann wochenlang hungern, dann aber auch große Massen von Nahrung auf einmal zu sich nehmen. Er frißt in der Regel nur frischen Raub, den er mit seinen Fängen ergreift und fortträgt, nimmt aber auch gern mit Aas vorlieb. Er ist ungemein kühn, greift die größten Vögel an, hebt selbst den

Fuchs vom Boden empor und fällt unter Umständen auch den Menschen an. Die Adlerarten sind in der neuen und alten Welt vertreten und finden sich am häufigsten in den wärmeren Gegenden und mehr auf dem Festlande, als auf den Inseln. Sie bewohnen waldige Gegenden, zum Theil nur höhere Gebirge, einige leben in der freien Steppe und einzelne sind an das Wasser gebunden. Die größeren Arten sind bei uns Stand- und Strichvögel, die kleineren Arten wandern und erscheinen im Winter in großer Zahl an den Seen Südeuropa's und Nordafrika's. Diese dringen bis in das Innere von Afrika vor, zwar in Gesellschaften, aber paarweise zusammenhaltend. Im April langen sie wieder an ihren Nistungsplätzen an, in deren Nähe sie kein zweites Paar dulden. Sie bauen auf einer hervorspringenden Felsplatte oder in der Krone eines starken Baumes, im Nothfalle auch auf den flachen Boden ihren Horst, der auf langen, oft armstarken Knüppeln ruht, aus dünneren Aesten und Zweigen besteht, mit Pflanzenstengeln, Heidekraut, Wolle und Haaren bedeckt und so fest geschichtet ist, daß er dem stärksten Sturme trotzt. Das Weibchen legt im April oder Anfang Mai 1 oder 2, selten 3 Eier, welche länglichrund, in der Mitte sehr bauchig, unten stark abgerundet und mit rauher, grobkörniger, rein weißer oder graulichweißer, auch grau oder röthlichbraun gesprenkelter Schale versehen sind. Nach 4—5 Wochen kriechen die Jungen aus. Sie sind anfangs mit weißem Flaum bedeckt, bekommen aber schon im Laufe weniger Tage hinlängliches Gefieder, um in dem schutzlosen Neste den Unbilden der Witterung trotzen zu können. Männchen und Weibchen zeigen sich gleich besorgt um die Brut. Die Jungen werden nicht nur im Horste, sondern auch noch einige Zeit nach dem Flüggewerden gefüttert. Anfangs würgen ihnen die Alten halbverdautes Fleisch aus, später aber legen sie ihnen frischen Raub vor. Die selbständig gewordenen Jungen streichen erst mehrere Jahre einzeln herum, ehe sie sich an einem bestimmten Orte ansiedeln. Die Alten aber verlassen ihren Brütort nur zeitweilig und suchen ihn, wenn sie wandern, regelmäßig wieder auf. In der Gefangenschaft werden manche Adlerarten bald zahm und dauern außerordentlich lange darin aus. In Wien soll ein A. 104 Jahre im Käfig gelebt haben, woraus sich auf das hohe Alter, welches diese Thiere in der Freiheit erreichen mögen, schließen läßt. Zur Gattung Aquila *Möhr.*, mit großem, langem Schnabel, dessen Firste schon unter der Wachshaut gebogen ist, bis zum Ende des breiten, mittellangen Schwanzes reichenden Flügeln und mittelhohen, sehr kräftigen Läufen, gehören: der Steinadler (gemeiner Stock-, Berg-, Hosen- oder Rauchfußadler, A. fulva *L.*), bis 0,94 Meter lang und bis 2,2 Meter breit, ist sehr gleichmäßig dunkelbraun gefärbt; nur Kopf und Hinterhals sind rostbraungelb, der Schwanz ist an seiner Wurzelhälfte weiß, dann schwarz gebändert oder gefleckt, an der Endhälfte schwarz; die Unterflügel zeigen einen großen weißen Flecken und nur die mittelsten Schwanzfedern sind gleich lang. Der Goldadler (A. chrysaetos *Bp.*, s. Tafel »Adler«) ist schlanker gebaut und kleinköpfiger, sein Gefieder ist lichter und in der Achselgegend steht ein weißer Fleck, der Schwanz zeigt unregelmäßige, breite, schwarze Querbinden und seine Federn sind bis auf die beiden äußersten gleich lang, der Unterflügel ist stets sehr dunkel. Beide Vögel bewohnen die hohen bewaldeten Gebirge Europa's, den größten Theil Asiens und Nordamerika, horsten im März und sind Strichvögel; sie sind dem kleinen Herdenvieh besonders während der Brutzeit höchst gefährlich und werden deshalb eifrig verfolgt, die Baschkiren richten sie zur Jagd auf Hochwild ab, und den Mongolen dienen Schwung- und Steuerfedern zur Herstellung von Pfeilen und als Opfergaben. Der Königs- oder Kaiseradler (A. imperialis *Bchst.*), 0,86 Meter lang und bis 2 Meter breit, ist gedrungen gebaut, mit langen Flügeln, aber verhältnismäßig kurzem Schwanz, ungleichmäßig tief dunkelbraun, mit einem großen reinweißen Flecken auf den Schultern und aschgrauem schwarz gebändertem Schwanz. Er bewohnt Südosteuropa und findet sich von Ungarn und Galizien an bis zur Mongolei und südlich bis Indien, ist ein Zugvogel, bewohnt die Ebenen und findet sich selbst in baumlosen Steppen; er ist bedeutend schwächer als die beiden ersteren und wird als Baizvogel nur wenig geschätzt. Der gefleckte A. (Schrei-, Rauchfuß-, Schellen-, Gänse-, Enten- oder russische A., A. naevia *Gmel.*) ist 65—70 Centim. lang und 1,7—1,8 Meter breit, gleichmäßig braun, am Hinterkopf lichtfahlroth bis fahlgelb, die mittleren Schwingen und die Schwanzfedern sind gebändert, die oberen und unteren Flügeldeckfedern heller gerandet, die Schwanzdeckfedern braungelb. Er ist sehr häufig in Laubwäldern Nord- und Ostdeutschlands, findet sich von Galizien und Ungarn durch ganz Asien und im Winter in Nordafrika; bei uns verweilt er vom März bis September und Oktober und macht sich als eifriger Mäuse- und Schlangenjäger nützlich. Zu der durch niedere Fußwurzeln charakterisirten Gattung Zwergadler (Hieraëtus *Kp.*) gehört der gestiefelte A. (H. pennatus *Gm.*), mit gelblichweißer Stirn, röthlichbraunem Nacken, schwarzbraunem, hell schattirtem Mantel und Flügeln, weißem Schulterfleck und braunen Schaftflecken auf der hellgelblichen Unterseite. Dieser und der ähnlich gezeichnete Zwergadler (H. minutus *Bp.*) werden 47 Centim. lang u. 1,12 Meter breit, bewohnen Süd- und Südosteuropa, auch einen Theil Asiens und ziehen im Herbst bis an den oberen Nil; sie sind kühne Räuber und horsten in Laubwäldern in der Nähe größerer Flüsse. Der Keilschwanzadler (Uraëtus audax *Kp.*) ist 97 Centim. lang, bis 2,1 Meter breit, in Gestalt und Färbung unseren Edeladlern ähnlich, zeichnet sich aber durch seinen gestreckten kräftigen Schnabel, den langen, stark abgestuften Schwanz und die langen Federn am Hinterhalse aus; er ist in ganz Australien häufig, verfolgt die kleinen Känguru's, die Trappen und Schafe u. ist eine wahre Landplage. Der Habichtsadler (Pseudaëtus Bonellii *Hodgs.*) ist 73 Centim. lang und 1,5 Meter breit, schlank gebaut, mit verhältnismäßig kurzen Flügeln, sehr langem Schwanz, hohen, bis zu den Zehen herab befiederten Füßen und langgestrecktem, starkem Schnabel, bewohnt waldlose Gebirge Südeuropa's, Nordwestafrika's, ganz Indiens und ist in Spanien und Algerien der häufigste A. Er streift oft in Gesellschaft umher und ist durch seinen Muth und seine Wildheit ausgezeichnet. Er bedroht noch den Hasen und ist der gefürchtetste Feind der Hühnerhöfe. Vom Habichtsadler unterscheidet sich der Haubenadler (Spizaëtos *Vieill.*) durch den Schopf am Hinterkopfe. Der Kampfadler (S. bellicosus *Vieill.*), von fast

94 Centim. Länge und sehr einfacher, oben brauner, unten weißer, fast fleckenloser Färbung, bewohnt einen großen Theil Afrika's u. jagt kleine Antilopen und Hasen; der Schopfadler (S. occipitalis, s. Tafel) bewohnt dieselben Gegenden. In Amerika, von Mexiko bis zur Mitte Brasiliens, haust als der gewaltigste A. die Harpyie (Harpyia destructor *L.*, s. Tafel), ein kräftiger, 1 Meter langer Vogel mit großem Kopf, breitem u. langem Schwanz, stumpfen, kurzen Flügeln, ungemein hohem und kräftigem Schnabel u. auffallend starken Füßen u. Fängen; das Gefieder ist vorherrschend grau, an der Brust und den Rumpfseiten schwarz, an der Unterseite weiß, im Nacken zu einer aufrichtbaren Holle verlängert. Die Harpyie wird wegen ihrer Räubereien, sowie wegen ihres als Schmuck hochgeschätzten Gefieders von den Indianern eifrig verfolgt. Die Gattung Seeadler (Haliaëtus *Sav.*) umfaßt große Raubvögel mit sehr hohem, an den Seiten flach abfallendem Schnabel, starken, nur zur Hälfte befiederten Fußwurzeln, großen Fängen, sehr gekrümmten langen Nägeln und großen, das Ende des mittellangen, breiten, mehr oder weniger abgerundeten Schwanzes beinahe erreichenden Flügeln, in denen die dritte Schwungfeder am längsten ist. Der gemeine See- oder Meeradler (Fisch-, Gänseadler, Steingeier, Bein- oder Steinbrecher, H. albicilla *Gray.*), bis 94 Centim. lang u. 2,2—2,5 Meter breit, ist fahlbraun, am Kopf und Hals graubraun, an den Schwingenspitzen schwärzlich und am Schwanze weiß; er bewohnt die Küsten Europa's und des größten Theiles von Asien, kommt auf seinen Streifereien in der Jugend auch ins Innere des Landes und lebt außer der Brutzeit ziemlich gesellig; er ist ein träger, aber sehr kräftiger Räuber; in Afrika ersetzt ihn der prachtvollste Seeadler (H. vocifer, s. Tafel), in Nordamerika der kleinere weißköpfige Seeadler (H. leucocephalus *L.*). Die Gattung Flußadler (Pandion *Sav.*) besitzt einen niedrigen, kurzen, bauchig gewölbten Schnabel mit sehr langer Hakenspitze, lange, spitze, den kurzen Schwanz etwas überragende Flügel, an denen die zweite und dritte Schwinge die übrigen überragen, einen kurzen Lauf und eine Wendezehe. Der Fluß- oder Fischadler (Weißfuß, Weißbauch, Fischaar, P. Haliaëtus *Cuv.*) hat glattes, fettiges Gefieder, ist auf Kopf und Nacken gelblichweiß, schwarzbraun gestreift, sonst braun, am Unterkörper weiß oder gelblichweiß, der Schwanz schwarz und braun gebändert; bewohnt ganz Europa, den größten Theil Asiens, Nord- und Westafrika und Amerika südlich bis Brasilien, lebt ausschließlich von Fischen und wird deshalb eifrig verfolgt, nur in Amerika schützt ihn der Aberglaube.

Die ausgezeichneten Eigenschaften des »Königs der Vögel«, namentlich seinen hohen Flug, sein scharfes, alles erspähendes Auge und seine riesige Kraft haben die dichtende Mythe und die Symbolik vielfach zum Ausdruck ihrer Ideen gebraucht. Bei den Griechen war der A. der stete Begleiter des Zeus, entweder wachsam an dessen Throne sitzend, oder auf dem königlichen Scepter ruhend, oder seine Blitze tragend und seine Befehle überbringend. Auf ähnliche Weise wählten ihn die irdischen Machthaber zu ihrem Embleme. Ptolemäos Soter schon machte ihn zum Symbol des ägypt. Reichs. Nach röm. Sage verkündigte ein A. dem Tarquinius die königliche Herrschaft, und unter den Attributen des Königthums, welche die Etrusker den Römern als Zeichen der Freundschaft schickten, war auch ein Scepter mit einem A. von Elfenbein. Seit dieser Zeit blieb der A. eines der ersten Attribute der Republik, welches auch die Kaiser beibehielten und seit Karl d. Gr. die mittelalterliche Heraldik aufnahm. Die griech. Baukunst bediente sich des Adlers ebenfalls zur Bezeichnung des Göttlichen, namentlich in den Tempelgiebeln, die daher selbst A. genannt werden. Bei der Apotheose der röm. Kaiser versinnlichte ein vom Scheiterhaufen emporsteigender A. die Aufnahme des Abgeschiedenen unter die Götter, ein aus dem Orient stammendes Bild. Für alle Augurien war der A. von günstiger Vorbedeutung. Auch in der skandinav. Mythologie ist der A. des höchsten Gottes Lieblingsvogel. Dem Evangelisten Johannes hat die bildende Kunst den A. als Symbol göttlicher Begeisterung zugetheilt. Als Feldzeichen kommt der A. zuerst bei den Persern vor. Am berühmtesten sind aber die A. der röm. Legionen. Anfangs waren dieselben von Holz, dann von Silber mit goldenem Blitzstrahl, unter Cäsar und den Kaisern ganz von Gold, aber ohne Blitzstrahl, immer aber als siegverheißendes Zeichen mit ausgebreiteten Flügeln. Sie wurden auf langen Lanzen den Legionen vorgetragen und genossen göttlicher Verehrung. Seit 1804 führten Napoleons Heere vergoldete A. mit gehobenen Flügeln, welche die Stelle der Fahnen vertraten. Der A. der neueren Heraldik hat gewöhnlich einen einzigen, zur Rechten gekehrten Kopf, liegt auf dem Rücken mit vorwärts gekehrtem Bauche, ausgebreiteten Flügeln, gespreizten Füßen und Klauen und verziertem Schwanze. Er ist das verbreitetste Wappen, das vom Deutschen Reiche und von der franz. Republik geführt wurde und vom neuen Deutschen Reiche, von Oesterreich, Preußen, Rußland und Spanien, sowie von den Vereinigten Staaten von Nordamerika noch jetzt geführt wird. Der doppelköpfige A. kam zuerst bei den byzantinischen Kaisern in Gebrauch, die damit wahrscheinlich ausdrücken wollten, daß sie sich auch als Kaiser des abendländischen Reiches betrachteten. Wie der Doppeladler in das Wappen des Deutschen Reichs und von da in das österreichische gekommen sei, darüber wurden seit dem Jahre 1848 genauere Untersuchungen angestellt, die zwar die bis dahin gültigen Angaben über Anlaß und Zeit der Verdrängung des einfachen Adlers durch den Doppeladler als ungenau erwiesen, aber noch kein sicheres Resultat ergeben haben. Früher übrigens als auf den Münzen deutscher Kaiser kommt der Doppeladler auf denen der Pfalzgrafen von Sachsen vor. Rußland hat seinen Doppeladler vom griech. Kaiserthume entlehnt. Den einfachen A. führen außer den genannten Mächten auch viele kleinere Fürsten, Grafen und Barone im Wappen, sowie die Führung des Reichsadlers auch manchen Reichsstädten und Adeligen als Ehrenauszeichnung gestattet wurde. Der A. ist auch das Zeichen mehrerer Ritterorden (s. Adlerorden).

Adler, Sternbild am nördlichen Himmel zwischen 281 und 305° der geraden Aufsteigung und zwischen 3 und 8° der nördlichen Abweichung, zeichnet sich durch einen Stern 1. Größe Atair aus, über welchem ein Stern 3. und unter welchem ein Stern 4. Größe steht, die alle drei eine gerade Linie bilden. Am Schwanze stehen noch 2 Sterne 3. Größe, überhaupt aber gehören 23 sichtbare Sterne zum Sternbild des Adlers. Es grenzt an die Sternbilder des Antinous, welcher von dem A. getragen

wird, des Delphins, Fuchses, Poniatowski'schen Stiers und Sobieski'schen Schildes.

Adler (Eagle), nordamerik. Goldmünze von 10 Dollars in verschiedener Ausmünzung. Die von 1792—1834 geprägten A. haben ein gesetzmäßiges Rauhgewicht von 270 Troygrän = 17,4956 Grän, sind 22karatig und enthalten 16,0376 Grän fein Gold; die von 1834—37 geprägten wiegen 258 Troygrän = 16,718 Grän, sind 21karatig, 6 42/43 Grän fein und enthalten 15,0333 Grän fein Gold; die seit 1837 geprägten von demselben Rauhgewicht sind (wie alle seit jener Zeit geprägten nordamerik. Goldmünzen) 9/10 fein; ihr gesetzmäßiger Goldgehalt ist 15,0463 Grän. Außer einfachen Eagles sind auch schon seit 1792 halbe und Viertel-, ferner seit 1849 doppelte und (für Kalifornien) fünffache und neunfache Eagles geprägt, deren Goldgehalt zum einfachen im Verhältnis steht. 1 Kilo fein Gold, dem deutschen Reichsmünzfuße gemäß zu 930 Thlr. oder 2790 Mark angenommen, ergibt als gesetzmäßigen Werth für den neueren A. 13 Thlr. 29,8 Sgr. oder 41,98 Mark.

Adler (Orlica, Erlitz), linker Nebenfluß der Elbe in Böhmen, entsteht in den Glatzer Gebirgen aus Vereinigung der Wilden und der Stillen A., und mündet bei Königgrätz; 82 Kilom. lang.

Adlerberg, Wladimir Feodorowitsch, Graf, russ. General und Minister. Zu Petersburg 1793 geboren, trat er 1811 als Officier in die Armee, machte die Feldzüge 1812—14 mit und ward 1817 Adjutant und Vertrauter des Großfürsten Nikolaus, in dessen Gefolge er 1828 als Generalmajor dem türk. Feldzuge beiwohnte. 1833 ward er Generalleutnant, 1841 Generaldirektor des Postwesens, 1843 General der Infanterie, 1847 in den Grafenstand erhoben, 1852 Minister des kaiserlichen Hauses und Ordenskanzler. Mit den autokratischen Grundsätzen seines Herrn hatte er sich völlig identificirt. Weniger ein Werkzeug seiner politischen Pläne war A. vielmehr ein persönlicher Diener des Kaisers und wurde vorzugsweise in wichtigen Privatangelegenheiten verwendet. In solcher Stellung behielt er auch unter Alexander II. nicht unbedeutenden persönlichen Einfluß, wenngleich er die liberalen Reformen des Kaisers keineswegs beförderte. Er gehört gegenwärtig zu den ältesten Mitgliedern des Reichsrathes. Das Ministerium des kaiserlichen Hauses ist seinem ältesten Sohne, Alexander Graf A., General der Infanterie und Generaladjutant, übertragen. Sein zweiter Sohn, Nikolaus, gleichfalls General der Infanterie und Generaladjutant, ist Generalgouverneur von Finnland.

Adlercreutz, Karl Johann, Graf, schwed. General, geb. 27. April 1757, trat früh in die Armee und war 1788 beim Ausbruch des schwed.-russ. Kriegs Kapitän. Als die Russen im Februar 1808 von neuem in Finnland einbrachen, ward er zum Brigadechef befördert, nahm unter Klingspor theil an den Schlachten bei Sikajocki (18. April) und Sawolar (28. April), leitete den durch die Uebermacht der Russen veranlaßten Rückzug des schwed. Heeres nach Uleå und schlug am 24. Juni den russ. General Jankowitsch bei Ny-Karleby. Nachdem er aber 2. Sept. bei Kuortane und 14. Sept. bei Orawais von den Russen unter Kamenski geschlagen worden, sah er sich zum Rückzug nach Ny-Karleby gezwungen. Mit Klingspor und Silfverstolpe spielte er darauf eine Hauptrolle bei der Thronrevolution von 1809 und ward von dem zum Reichsverweser erhobenen Herzog Karl von Südermanland zum Generalleutnant befördert. Im Jahre 1813 fungirte er bei der Nordarmee unter Feldmarschall Stedingk als Chef des Generalstabs. Nachdem er noch 1814 den kurzen Feldzug nach Norwegen mitgemacht hatte, ward er in den Grafenstand erhoben. Er starb 21. Aug. 1815.

Adlerfarn, s. Pteris.

Adlergebirge, s. Böhmische Kämme.

Adlerholz, s. Aloëholz.

Adlerorden. Der weiße A. in Rußland, ursprünglich ein poln. Orden, hat nur Eine Klasse. Das Ordenszeichen besteht in einem roth emaillirten Kreuze mit Königskrone, goldenen Flammen in den Winkeln und dem weißen Adler im Mittelschilde und der Devise: Pro fide, rege et lege auf der Rückseite. Es wird an einem breiten hellblauen Bande über die rechte Schulter getragen; beigefügt wird ein goldener Stern auf der Brust. Der Orden wurde angeblich 1326 vom König Wladislaus I. gestiftet, 1705 von König August II. erneuert, 1807 vom König von Sachsen als Herzog von Warschau abermals ertheilt, 1815 in der poln. Verfassung vom russ. Kaiser als König von Polen für den ersten des Reichs erklärt, durch das organische Statut vom 26. Febr. 1832 aber in die Reihe der russ. versetzt, wo er nach dem Alexander-Newsky-Orden rangirt. Der schwarze A., 1701 bei der Krönung Friedrichs I. gestiftet, ist der höchste Orden im preuß. Staate. Er besteht aus Einer Klasse und wird nur an die verliehen, welche den rothen A. erster Klasse besitzen. Der König ist Großmeister, seine Söhne sind geborene Ritter. Die Ritter haben Generalleutnantsrang. Die Ordenszeichen sind ein hellblaues Kreuz mit Adlern in den Winkeln und der Namenschiffre F. R. im Mittelschilde, welches an einem orangefarbigen Bande über die linke Schulter getragen wird. Dazu gehört auf der Brust ein achtspitziger silberner Stern mit schwarzem Adler in orangefarbenem Felde u. der Devise: Suum cuique. Als besondere Auszeichnung werden Brillanten hinzugefügt. Der rothe A., unter dem Namen Ordre de la sincérité 1705 vom Erbprinzen Georg Wilhelm von Baireuth gestiftet, 1777 neu konstituirt, ward 1791 zum zweiten preuß. Orden erhoben und umfaßt seit 18. Jan. 1830 vier Klassen. Die Insignien sind ein weiß emaillirtes Kreuz ohne Spitzen, auf dessen weißem Mittelschilde sich vorn der gekrönte rothe Adler, auf der Kehrseite die Chiffre F. W. mit darüber gesetzter Krone befindet, und das von allen Klassen, nur in verschiedener Größe, an einem weißgewässerten Bande mit breiten orangefarbigen Streifen und schmalen weißen Rändern getragen wird. Die Ritter der 1. Klasse und die ältesten Ritter der 2. Klasse tragen außerdem auf der linken Brust einen silbernen achtspitzigen Stern mit dem rothen Adler, auf dessen Brust das hohenzollernsche Wappen mit der Umschrift: Sincere et constanter sich befindet. Als besondere Auszeichnung wird Rittern der 3. Klasse eine am Ringe über dem Kreuz zu tragende Schleife, Rittern der 2. Klasse eine Verzierung von Eichenlaub gegeben. Für im Felde erworbene Verdienste wird der Orden mit Schwertern am Ringe verliehen. Juden können statt des Kreuzes einen demselben ähnlichen Stern erhalten. Die Ritter 1. Klasse tragen das Ordenszeichen an einem breiten Bande um die Schultern, die der 2. Klasse um den Hals, die der 3. und 4. Klasse an schmälerem Bande im Knopfloch. Ein

goldener A. wurde 1806 vom König Friedrich I. von Württemberg gestiftet, 1818 aber mit dem Orden der württemberg. Krone vereinigt. Vgl. L. Schneider, Die preuß. Orden, Ehrenzeichen und Auszeichnungen. Der rothe A. (Berl. 1868); Der schwarze A. (das. 1871). Vgl. Tafel »Orden«.

Adlersparre, Georg, Graf, schwed. General und Staatsmann, 28. März 1760 in der Provinz Jämtland in Schweden geboren, trat 1775 ins Heer. König Gustav III. soll ihn 1791 mit einer geheimen Mission zur Aufregung der Norweger gegen die dän. Regierung beauftragt haben. Nach Gustavs III. Tode nahm er seine Entlassung und lebte von da bis 1808 in tiefster Zurückgezogenheit, anfangs 1797—1800 noch mit der Herausgabe einer Zeitschrift: »Läsning i blandade Amnen«, beschäftigt, worin Gedichte und Aufsätze über Staatswissenschaften und andere Zweige der Literatur Aufnahme fanden. Im Jahre 1808 erhielt er auf Empfehlung des Herzogs von Südermanland das Kommando über einen Theil der Westarmee, führte dasselbe mit Auszeichnung und betheiligte sich dann an den Anschlägen zur Entthronung des Königs, jedoch nur unter der Bedingung, daß kein Blut vergossen, kein Volksaufstand erregt werde und das Heer nichts als die Berufung des Reichsraths verlange. Um die Ausführung des Anschlages zu unterstützen, rückte A. mit seinen Truppen in die Nähe der Hauptstadt und zog 22. April in dieselbe ein. Wenige Tage darauf wurde der Reichstag eröffnet und der Herzog von Südermanland zum König gewählt. Von diesem mit Gunstbezeigungen überhäuft, trat A. in den Staatsrath, wurde in den Freiherrnstand, 1817 in den Grafenstand erhoben und kurz hintereinander zum Obersten und Generaladjutanten des Königs ernannt. Indeß trat er bereits 1810, mit dem Gang der Dinge unzufrieden, aus dem Staatsrath und ging als Landeshauptmann des Skaraborg-Läns in diese entfernte Provinz. Er verwaltete dieselbe in ausgezeichneter Weise und empfing fortdauernd Beweise der königlichen Gunst. Später zog er sich auf ein Landgut zurück und beschäftigte sich fortan mit der Herausgabe von Aktenstücken zur älteren, neueren und neuesten Geschichte Schwedens (Stockh. 1830—33, 9 Bde.), die ihn 1831 in eine Untersuchung wegen Preßvergehen verwickelte und ihm eine Geldstrafe zuzog. Er starb 23. Sept. 1835 zu Gustafsrik in Wermland. Einer seiner Söhne, Karl August, Graf A., geb. 1810, gest. 1862 als Kammerherr, machte sich als Dichter, mehr noch durch die historischen Arbeiten »1809 Ars Revolution« (Stockh. 1849, 2 Bde.), »1809 och 1810, Tidstaflor« (das. 1849, 3 Bde.), »Anteckningar om bortgångne Samtida« (das. 1860—62, 3 Bde.) bekannt.

Adlersteine (Geoden, Aëtiten, Klappersteine), Thoneisensteine von verschiedener, meist sphäroidischer Gestalt und schaliger Struktur mit einem lockeren Kern, welcher sich von den äußeren Schichten abgesondert hat, so daß die Steine klappern. Sie hatten im Alterthum großen Ruf (Plinius); der Volksaberglaube läßt sie in Adlernestern entstehen und schreibt ihnen heilende (ehedem auch magische) Kräfte zu. Sie finden sich in Deutschland (häufig bei Mutzschen in Sachsen, bei Bilin und Teplitz in Böhmen, auch am Harz), in Schweden und Ostindien.

Adlervitriol (gemischter Vitriol), Kupfervitriol, welcher Eisenvitriol enthält.

Ad libitum (lat.), »nach Belieben«, bezeichnet als musik. Vortragsbezeichnung, daß es dem Spieler überlassen bleibt, die bezeichnete Stelle ohne Rücksicht auf den Takt langsamer oder schneller vorzutragen.

Adlie, ältere, noch gangbare türk. Goldmünze; von früherer Prägung à $19\frac{1}{2}$ türk. Piaster, von späterer Prägung à $17\frac{1}{2}$ Piaster à 17,87 Ub.

Ad marginem (lat.), an den Rand (Bemerkung).

Admassiren (neulat.), s. Amassiren.

Ad meliorem fortunam (lat.), »zu besseren Vermögensumständen«, z. B. eine Schuld stunden a. m. f., sie erst dann verlangen, wenn sich die Einkünfte &c. des Schuldners gebessert haben.

Admetos, Sohn des Pheres, Königs von Pherä in Thessalien, Theilnehmer an der kalydonischen Jagd und am Argonautenzuge, eine Zeitlang Dienstherr des Apollon, der die Parzen vermochte, den zu Ende gehenden Lebensfaden seines Freundes zu verlängern, falls einer der Angehörigen desselben freiwillig für ihn stürbe, was seine treue Gattin Alkestis (s. d.) auf sich nahm.

Admination (neulat.), Bedrohung.

Adminiculum (lat.), Hülfsmittel; a. gratiae, Gnadenmittel; a. probationis, Hülfsmittel zur Beweisführung. Adminikulator, in der röm. Kirche der Official, dem die Sorge für Wittwen, Waisen, Pilger &c. obliegt.

Administration (lat.), Verwaltung, insbesondere Staatsverwaltung (s. d.); in der Landwirtschaft die Bewirtschaftung eines Landgutes durch einen beauftragten und besoldeten Beamten, wenn derselbe die Direktion des Ganzen vollkommen selbständig zu leiten hat, aber auch die Bewirtschaftung der Güter auf eigene Rechnung im Gegensatze zur Verpachtung. Im erstern Sinne kann daher auch ein Pachtgut administrirt werden, im letztern die Bewirtschaftung des Gutes durch den Besitzer selbst mit Hülfe von Unterbeamten darunter verstanden werden. Für große Grundbesitzer hat die Frage, ob A., also Selbstbewirtschaftung, oder Verpachtung ein hohes Interesse; sie wird um so schwieriger, je intensiver die Landwirtschaft betrieben wird, d. h je mehr sogen. Betriebskapital: Vieh, Geräthe, Vorräthe, baares Geld &c. erforderlich wird und je höher der Werth des Grundes und Bodens (inkl. Gebäulichkeiten) ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts genügten in Deutschland pro 1 Hektare Areal 40—80 Thlr. Betriebskapital; jetzt bedarf man in den schwungreichsten Gegenden schon bis an 300—400 Thlr., und in England verwenden einzelne schon bis über 600 Thlr. darauf. Die Verpachtung, gewissermaßen als Associationsvertrag zu betrachten, bietet den Vortheil, daß die Pächter mit ihrem Kapital und ihrer Arbeitskraft an der Bewirtschaftung sich mit betheiligen, so daß der Besitzer nur noch den Grund und Boden mit den erforderlichen Baulichkeiten zu stellen hat und seine mobilen Vermögenswerthe disponibel behält. Er muß dann aber auch auf den Unternehmergewinn und den Arbeitsertrag verzichten und kann nur das Entgelt für die überlassenen Werthe für sich beanspruchen. Da, wo ein selbständiger Beamter die Bewirtschaftung auf Kosten und Gefahr des Besitzers zu führen hat, muß dieser jenem den vollen Arbeitsertrag überlassen und wird im eigenen Interesse auch einen Theil des Unternehmergewinns in der Regel in der Form der Tantième, d. h. eines Pro=

centtheils vom Reinertrag, abgeben. Vor allem aber muß der Administrator, in der Regel **Inspektor**, **Wirtschaftsdirektor**, auch schlechtweg **Verwalter** genannt, vollkommen unbeschränkt in der Ausübung seines Amtes sein, wenn er die ganze Verantwortung zu tragen hat. Gegen Betrug und Nachlässigkeit muß bei jeder A. eine sehr exakte Buchführung und die zu stellende Kaution schützen. Zweckmäßig werden besondere Beamte mit Führung der Kasse und der Bücher betraut. Der Verwaltungsorganismus darf jedoch wiederum nicht zu komplicirt sein und namentlich nicht durch eine zu große Zahl von Beamten überflüssigerweise vertheuert werden, und ebensowenig darf es an den zur schwunghaften Unterhaltung des Betriebs nöthigen Mitteln fehlen. Gute Administratoren sind in unseren Tagen nicht mehr Seltenheiten; weit eher fehlt es noch hier und da an der richtigen Einsicht bei den Besitzern selbst. Anleitungen zur A. kann die landwirtschaftliche Literatur noch nicht aufweisen; nützliche Winke finden sich in den Werken über Landgüterverwaltung und in denen über Landwirtschaft überhaupt (vgl. die Art. **Landwirtschaft** und **Pacht**). — Im Kultuswesen ist A. s. v. w. Ausspendung der kirchlichen Gnadenmittel Taufe und Abendmahl.

Administrativjustiz (**Verwaltungsrechtspflege**), diejenige staatliche Einrichtung, vermöge welcher gewisse bei der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten auftauchende Differenzen nicht von den Gerichten, sondern von den Verwaltungsbehörden nach einem Verfahren behandelt und entschieden werden, welches mit dem in der Rechtspflege üblichen Verfahren gewisse Analogien hat. Gegenstand der A. sind diejenigen Streitigkeiten, bei deren Entscheidung es weder auf bloße Rechtsanwendung, wie in der reinen Justiz, noch auf das bloße freie Ermessen aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, wie in der reinen Verwaltung, sondern auf beide zugleich ankommt, in sofern durch die Anordnung und Ausführung von Verwaltungsmaßregeln zugleich die gesetzlichen Rechte der Staatsangehörigen berührt werden. In Betreff der Zulässigkeit und Zweckmäßigkeit einer derartigen besonderen Institution gehen die Ansichten in der Wissenschaft sehr auseinander. Als vorwiegend kann die Meinung gelten, daß sie als ein bloßes Zwitterding zu betrachten sei, dem jede principielle Berechtigung abgehe und dessen Existenz mit dem Anspruche jedes Staatsbürgers darauf, daß unzweifelhafte Rechtsfragen lediglich von unabhängigen und unparteiischen Gerichten, nicht aber von abhängigen und bei der Sache selbst betheiligten Verwaltungsbehörden entschieden werden, in Widerspruch stehe. Von der anderen Seite wird mit weniger Grund behauptet, daß bei vielen Verwaltungssachen eine Trennung der Rechts- von der Zweckmäßigkeitsfrage nicht wohl ausführbar sei, die letztere aber keinesfalls der Kognition der Justizbehörden unterstellt werden könne. Die Institution ist französischen Ursprungs und hat hauptsächlich erst seit der französischen Revolution in Deutschland Eingang gefunden. In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist sie noch heute unbekannt, was wesentlich mit der aus dem Mittelalter überkommenen privatrechtlichen Gestaltung vieler öffentlich rechtlichen Verhältnisse daselbst zusammenhängt. Auch in Deutschland ist sie von jeher mit Mißtrauen angesehen und in einzelnen Staaten wieder beseitigt, ja verfassungsmäßig untersagt worden. Die A. findet auf allen Verwaltungsgebieten Anwendung, besonders häufig bei Streitigkeiten über Erwerbung, Wirkung und Verlust der Gemeinde-, Staats- und Heimatsangehörigkeit, über die Verbindlichkeit zu Staats- und Gemeindeabgaben und anderen öffentlichen Leistungen, über die Rechte und Pflichten von Kirchen- oder Schulgemeinden und deren Angehörigen, über Gewerbebefugnisse, über Beschränkungen der freien Thätigkeit aus polizeilichen Rücksichten u. dgl. m. Die Eigenthümlichkeit des Verfahrens ist die, daß es in kontradiktorischer Form nach Art der summarischen Processe verläuft, wobei sich entweder mehrere Betheiligte mit widerstreitenden Interessen gegenüberstehen, oder die Verwaltungsbehörde selbst als Partei auftritt. Auch der Instanzenzug u. das Rechtsmittelwesen entspricht mehr dem gerichtlichen Proceßverfahren. Endlich ist noch in verschiedenen Staaten zur größeren Sicherstellung der Betheiligten gegen eine willkürliche Entscheidung die Einrichtung getroffen, daß die letztere durchaus kollegialisch zu erfolgen hat, und hier und da wird noch die weitere Vorsichtsmaßregel angewendet, daß die entscheidenden Kollegien zum Theil aus Mitgliedern von Richterkollegien zusammenzusetzen sind.

Administrator (lat.), Verwalter, d. i. ein Bevollmächtigter, welcher fremde Güter im Auftrage des Eigenthümers oder, wie bei außergerichtlichen Vergleichen zur Vermeidung des Konkurses, im Namen der Gläubigerschaft verwaltet (administrator massae, bonorum); im Staatsrecht s. v. w. Regierungsverweser, in Deutschland insbesondere Titel der Verweser von früher katholisch gewesenen Erz- und Hochstiften, von den Kapiteln gewählter (postulirter) protest. Fürsten. **Administriren** (lat. administrare), verwalten; für Rechnung eines andern ein Geschäft leiten; austheilen, spenden (z. B. das Sakrament); **administrativ**, zur Verwaltung gehörig.

Admiral (vom arab. Emir al Omra, d. i. oberster Militärbefehlshaber, korrumpirt), Oberbefehlshaber zur See. In den früheren Zeiten des Mittelalters, wo besonders auf der See nicht völkerrechtlich geordnete, sondern vollkommen faustrechtliche Zustände herrschend waren, unternahm ein einzelnes Handelsschiff nicht leicht eine weitere Fahrt, sondern es pflegten mehrere Schiffer zu einer Gesellschaft zusammenzutreten, deren Kommando und Führung behufs kriegerischer Vertheidigung einem A. anvertraut ward. Dieser Titel wurde durch die Mauren zuerst in Spanien gebräuchlich und verbreitete sich von hier aus zu den übrigen europäischen Völkern. In Sicilien ward er 1142 den Flottenbefehlshabern beigelegt; in England kam er 1216, in Frankreich 1284 in Gebrauch. In den Seestaaten wurden bald auch hohe Staatswürden kreirt und mit diesem Titel ausgestattet, und zwar unterschied man bald zwischen dem **Großadmiral**, als dem eigentlichen höchsten Chef der gesammten Marine, und zwei niederen Klassen von Admiralen, welche als Befehlshaber von Abtheilungen einer Flotte fungirten und auch wohl als **Vice-** oder **Kontreadmirale** von jenem unterschieden wurden. Am ausgebildetsten ist dieses Titelwesen in England. Hier ist die Würde des **Lord High Admiral** eins der neun hohen Kronämter, das aber seit 1708 über 100 Jahre unbesetzt geblieben ist, bis 1827 der damalige Herzog von Clarence auf kurze Zeit damit bekleidet ward, denn nach der Schlacht bei Navarin legte er es

wieder nieder. Außerdem wird in England zwischen Admiralen der rothen, weißen und blauen Flagge als wirklichen Admiralen unterschieden. In der Türkei heißt der Chef der Flotte Kapudan-Pascha. Sonst unterscheidet man in allen civilisirten Seestaaten heutzutage drei Klassen von Admiralen, welche den Klassen der Generäle in den Landarmeen entsprechen: A. (franz. amiral), entsprechend dem General der Kavallerie oder Infanterie; Viceadmiral, entsprechend dem Generalleutnant; Kontreadmiral (engl. rear admiral, eigentlich A. der Nachhut; holländ. Schout by Nacht), entsprechend dem Generalmajor. Dasjenige Schiff eines Geschwaders, auf welchem sich der basselbe kommandirende A. befindet, führt während der Dauer seines Kommandos eine besondere quadratische Flagge (Kommandoflagge) am Top (Spitze) eines der Masten, und zwar am Großmast (dem mittleren), wenn der Kommandirende ein A., am Fockmast (dem vorderen), wenn er ein Viceadmiral ist, und am Kreuzmast (dem hinteren), wenn er ein Kontreadmiral ist, und heißt das Flaggschiff (früher Admiralschiff), wie die Admirale nach diesem ihrem Recht Flaggofficiere heißen. »Ein A. hißt (hießt) seine Flagge« bedeutet, daß er das Kommando übernimmt; »er streicht sie«, heißt, er legt das Kommando nieder. Natürlich bleibt außer der Kommandoflagge stets die Nationalitätsflagge, welche hinten an der Gaffel geführt wird; befehligt ein Kapitän an Bord, so weht am Top des Großmasts der Wimpel (lang und ganz schmal), befehligt ein Kommodore (amerik. Marine), so führt er dort einen Stander (breit und dreieckig).

Admiral (Vanessa Atalanta *L.*), bekannte Schmetterlingsart aus der Familie der echten Tagfalter (Edelfalter), braunschwarz mit Atlasschimmer, am Körper und am Grunde der Flügel auf der obern Seite behaart, mit feuerrothen Querbinden auf den Ober- und einem eben solchen Rande an den Unterflügeln, weißen Flecken auf der Ecke der ersteren und blauer Randlinie, die sich auf den Unterflügeln in blaue Augenflecken auflöst, auf der Unterseite der Flügel mit verschiedenen braun, schwarz, blau und roth marmorirten Zeichnungen, worunter eine der Zahl 98 oder 980 oder 78 ähnelt. Die Raupe, welche sich fast den ganzen Sommer über in den zusammengesponnenen Blättern unserer beiden Nesselarten (Urtica urens und dioica) findet, ist kurz und dick, braunroth oder schwarz und gelbgrün und hat gelbe Dornen und einen gelben Seitenstreifen. Die aschgraue Puppe hat einige Goldflecken und stumpfe Kopfspitzen und hängt an Planken, Zweigen rc. Der Schmetterling kriecht nach 2—3 Wochen aus.

Admiralität, ein aus Admiralen und höheren Seeofficieren zusammengesetztes Kollegium, welches alle das Seewesen betreffenden Angelegenheiten (hinsichtlich der Fahrzeuge, Häfen, Gerichte über das dabei angestellte Personal rc.) zu leiten hat. Die Gerichtsbarkeit ist häufig einer besonderen Abtheilung, dem Admiralitätsgericht, überwiesen. Meist präsidirt der Marineminister. Das älteste Institut dieser Art ist vielleicht das Admiralitätskollegium in den Niederlanden, das 1589 zur Verwaltung aller Seeangelegenheiten errichtet und dem Generaladmiral, Prinzen von Oranien, untergeordnet wurde. In Spanien wurde eine A. 1624 von Philipp III. errichtet, an deren Stelle später der Oberadmiralitätsrath getreten ist. Die franz. Admiralitäten waren eigentliche Admiralitäts-Justizgerichte. In Rußland steht zwar die Marine unter einem eigenen Ministerium, daneben aber existirt ein Admiralitätskollegium für die Verwaltung des Seewesens und ein Admiralitätsdepartement für den wissenschaftlichen Theil der Schiffahrtskunde. In England besorgt das Kollegium der Lords commissioners of the Admiralty (seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts) bloß die Verwaltungsangelegenheiten der Marine; die Justizsachen sind einem besonderen, damit verbundenen Admiralitätsgerichte vorbehalten, dessen Aussprüche (laws of Admiralty) auf die Gestaltung des gesammten Seerechts den wesentlichsten Einfluß ausgeübt haben. Ueberhaupt entscheiden Admiralitätsgerichte eigentlich im Namen der A. über alle Streitigkeiten im Gebiet des Seewesens (Kollisionen von Schiffen rc.). Uebrigens besitzt die A. in England und Rußland eine besondere Flagge (mit Ankern). Im Deutschen Reich hat neuerdings das Marineministerium diesen Namen verloren, führt die Bezeichnung »A.«, und ist ein Departement der Reichsverwaltung geworden, wie es auch als Spitze nicht mehr einen Marineminister hat, sondern einen »Chef der A.«

Admiralitätsinseln, eine von Le Maire und Schouten 1616 entdeckte Inselgruppe, nordöstlich von Neuguinea, zwischen 2 und 4° südl. Br. und 160 und 166° östl. L., zum Archipel Neubritannien gehörig. Es sind außer einer großen, der Großen Admiralitätsinsel, viele kleinere, darunter los Negros, Jesus Maria, La Vendola rc. Die große Insel ist gebirgig und vulkanischen Ursprungs; alle haben eine reiche Vegetation, sind zum Theil auch gut angebaut. Ihre melanesischen Bewohner sind schwarz und haben krauswollige Haare; sie gehen fast nackt, tragen verschiedene Zieraten, haben geräumige Wohnungen und nicht ungeschickt gearbeitete Segelboote.

Admiralschaft, früher ein Verband, in welchen behufs des gegenseitigen Schutzes mehrere eine gemeinschaftliche Reise machende Kauffahrer traten, und dem zufolge während der Reise das Kommando einem der Kapitäne übertragen ward. Der Vertrag darüber hieß die Admiralitätspolice. Ward solchen Kauffahrteischiffen von der Regierung ein Kriegsschiff zur Beschützung mitgegeben, so nannte man dies Convoy, mit Convoy fahren, den Vertrag darüber Zeyn- oder Seynbrief.

Admiriren (lat.), bewundern; Admiration, Bewunderung; admirabel, bewundernswürdig; Admirateur (franz., spr. -öhr), Bewunderer, Anbeter.

Admisciren (lat.), beimischen.

Admissarius (lat.), Zuchthengst, Beschäler.

Admittiren (lat.), zulassen, aufnehmen; Admittätur, »er werde zugelassen«, Zulassungsschein; admittitur, »es wird zugelassen«, die zu etwas ertheilte Erlaubnis, z. B. in Oesterreich sonst die Druck- oder Debiterlaubnis.

Admodiatio (lat.), im allgemeinen Sinne die Verpachtung eines Gutes mit allen dazu gehörigen Gerechtigkeiten; im engern Sinne die vertragsmäßige Vergebung öffentlicher Arbeiten von Seiten der Staatsverwaltung an einen sachverständigen Unternehmer. Da erfahrungsmäßig die Ausführung von öffentlichen gewerblichen Arbeiten unter direkter Leitung von öffentlichen Angestellten nie so billig und gut bewirkt wird, wie durch sachverständige Privatunternehmer, so werden häufig solche Arbeiten, wie namentlich Bau und Unterhaltung

von Brücken, Straßen, Gebäuden 2c., für eine bestimmte Summe an Unternehmer, oft im Wege der Versteigerung um das Wenigstgebot, überlassen. Was der Unternehmer an der bedungenen Summe erspart, ist sein Gewinn.

Admoniren (lat.), warnend erinnern, mahnen, zurechtweisen; Admonition, Ermahnung, Warnung; insbesondere die Erinnerung an unterlassene Pflichten als Disciplinarmaßregel der Vorgesetzten gegen Untergebene; im Kirchenwesen die Bußvermahnung in ihren verschiedenen Graden.

Admont, Marktflecken im Herzogthum Steiermark, an der Enns, Station der Kronprinz-Rudolfbahn, mit etwas Eisenindustrie und 1881 Einw.; merkwürdig durch die alte, vom Erzbischof Gebhard von Salzburg 1074 gestiftete Benediktinerabtei, die 27. April 1865 durch eine Feuerbrunst fast gänzlich zerstört, inzwischen aber in goth. Stile neu aufgebaut wurde. Sie enthält eine ansehnliche Bibliothek (60,000 Bände) nebst Museum, eine treffliche Orgel, eine theolog. Lehranstalt und ein Privatgymnasium. In der Nähe die Schlösser Kaiserau und Röthelstein, und südöstlich von A. das romantische »Gesäuse«, durch welche die Bahn nach Hieflau führt. Vgl. Fuchs, Geschichte des Benediktinerstiftes A. (2. Aufl., Graz 1861).

Admoviren (lat.), hinzufügen, beibringen.

Ad nauseam usque (lat.), bis zum Ekel.

Adnotiren (lat.), aufzeichnen, anmerken. Adnotanda, Anzumerkendes, Bemerkenswerthes; Adnotāta, Angemerktes, Anmerkungen; Adnotation, Anmerkung; Adnotātor, Aufzeichner, Rechnungsführer.

Ado, Heiliger, geb. 799 in der Champagne, ward Benediktinermönch und in der Abtei von Ferrières gebildet, lebte einige Zeit im Kloster zu Prüm, ward 860 Erzbischof von Vienne; starb 16. Dec. 875. Verfasser eines öfter gedruckten »Chronicon de sex aetatibus mundi«, einer Hauptquelle für die Geschichte der fränk. Könige.

Adōa (Adōwa), Stadt im Lande Tigrié in Abessinien, nordöstlich von Gondar, ein Hauptstapelplatz für den Handel zwischen der Küste und dem Innern. Die Einwohnerzahl wurde 1868 von Rohlfs zu 2000, von Grant zu 10,000 angegeben. Nahebei die Galam-Negusgrotten.

Ad ocŭlos (lat.), vor Augen; a. o. demonstriren, etwas so deutlich erklären und darlegen, daß man es gleichsam vor den Augen hat.

Adolf, 1) A. von Nassau, deutscher König, Sohn des Grafen Walram von Nassau, ward nach dem Tode des Kaisers Rudolf von Habsburg (15. Juli 1291) auf Vorschlag seines Vetters, des Erzbischofs Gerhard von Mainz, 1292 zum röm. König gewählt. Ohne eigene Macht konnte A. weder nach innen, noch nach außen etwas ausrichten und sah sich namentlich durch Albrecht von Oesterreich, der selbst auf die Krone gerechnet hatte, bedroht. Gegen bedeutende Summen überließ er (zu Anfang 1294) Matthäus Visconti das Reichsvikariat in den Städten, welche ihn zu ihrem Kapitän erwählt hatten. Gegen Geld (nach einigen 30,000, nach anderen 100,000 Mark Silber) verbündete er sich mit Eduard von England (22. Okt. 1294) gegen Frankreich, that jedoch nichts, als der Papst Bonifacius VIII. einen Stillstand vermittelte (14. Aug. 1295). Um sich eine Hausmacht zu gründen, kaufte er von den lombard. Geldern dem mit seinen Söhnen Friedrich und Diezmann in Hader lebenden Albrecht dem Entarteten von Thüringen um 12,000 Mark Thüringen mit Meißen und der Niederlausitz ab; aber Adel und Städte des Landes unterstützten die tapferen Söhne zur Abwehr des widerrechtlichen Handels. Unter Morden und Sengen drang A. durch Thüringen und das Osterland bis Meißen vor. Dies Verfahren steigerte den ohnehin schon regen Unwillen der Fürsten. Besonders aber zürnte ihm Gerhard, weil A. ihm den versprochenen Rheinzoll zu Boppard vorenthielt und nicht seinem Rathe allein folgte. Erzürnt soll Gerhard ausgerufen haben, er habe noch mehr Könige in der Tasche. Mit mehreren anderen Fürsten rief dieser Albrecht von Oesterreich gegen den König auf. A. rüstete im Elsaß ein Heer und zog Albrecht bis an das Flüßchen Elze entgegen. Nachdem die Heere 14 Tage hier unthätig einander gegenüber gelegen, wandte sich Albrecht nach dem Breisgau, ging über den Rhein und bezog bei Straßburg ein Lager; A. folgte ihm. Unterdeß kamen die drei Kurfürsten von Mainz, Sachsen und Brandenburg zu Mainz zusammen, luden A. vergeblich vor, erklärten ihn auf nichtige, zum Theil erlogene Gründe hin für abgesetzt und wählten den Herzog Albrecht von Oesterreich zum röm. König. Bei Göllheim unweit Worms kam es 2. Juli 1298 zur Schlacht. Albrechts Streiter stießen die Pferde der Gegner nieder und brachten dadurch Verwirrung unter sie. A. focht mit ritterlicher Tapferkeit; durch einen Sturz verletzt und ohne Helm sprengte er von neuem ins Gefecht und soll von Albrecht selbst tödtlich getroffen, vom Grafen von Stolzenberg erschlagen worden sein. A. fiel als Opfer der Verwirrung und Auflösung des Deutschen Reichs. Seine Leiche wurde im Kloster Rosenthal, durch Heinrich VII. in der Kaisergruft zu Speyer beigesetzt. Vgl. Kopp, König A. und seine Zeit (Berl. 1862); L. Schmid, Der Kampf um das Reich zwischen dem röm. König A. und Herzog Albrecht von Oesterreich (Tüb. 1858). Adolfs Wahl zum König wurde der Gegenstand neuer Untersuchungen von Ennen (Köln 1866), Lorenz (Wien 1869) und L. Schmid (Wiesb. 1870).

2) A. Friedrich, König von Schweden, Herzog von Holstein-Gottorp, geb. 14. Mai 1710, Sohn Christian Augusts, Administrators der holstein-gottorpschen Lande und Bischofs von Lübeck, ward 1727 Fürstbischof von Lübeck, 1739 Administrator zu Gottorp. Rußlands Einfluß bewirkte, daß er nach dem Tode der Königin Ulrike Eleonore in Schweden 3. Juli 1743 zum Nachfolger des Königs Friedrich I. gewählt wurde, indem nur unter dieser Bedingung der Friede von Abo gewährt wurde. Am 6. April 1751 bestieg A. den Thron, nachdem er das Reichsgrundgesetz von 1729 beschworen. Er war seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen und mußte sich der Anmaßung der Aristokratie, welche die königliche Gewalt zur Ohnmacht herabdrückte, fügen. Seine Gemahlin war Luise Ulrike, die Schwester Friedrichs II. von Preußen, unter deren Mitwirkung Versuche gemacht wurden, den Uebermuth des Adels zu brechen, deren Theilnehmer aber 1756 auf dem Schafott büßen mußten. Als der Reichsrath selbst die Berufung des Reichstags verweigerte, drohte der König mit Abdankung, worauf die Berufung des Reichstags erfolgte, welcher die seit 1720 eingetretenen Beschränkungen der königlichen Gewalt aufhob. A. starb 12. Febr. 1771 und hatte seinen Sohn Gustav III. zum Nachfolger.

3) A. Frederik, Prinz von England,

Herzog von Cambridge, Sohn Georgs III. von England, geb. 25. Febr. 1774, kommandirte 1793 zwei Kolonnen Hannoveraner im Vortrab der Verbündeten und wurde bei dem Rückzuge nach der Schlacht bei Hondschoote 6. Sept. 1793 nach tapferer Gegenwehr verwundet und gefangen, jedoch vom General Wallmoden im Dorfe Respoede wieder befreit. Im Jahre 1794 majorenn geworden, trat er im Parlament als eifriger Gegner der franz. Revolution und der Rathschläge von Fox auf, in der Hauptsache mit Pitts Grundsätzen einverstanden. Der ihm aufgetragenen Vertheidigung Hannovers 1803 entzog er sich, indem er den Befehl an General Wallmoden abtrat. Am 24. Okt. 1816 ward er zum Generalstatthalter (1831 zum Vicekönig) von Hannover ernannt u. erwarb sich als solcher die Liebe der Bürger, konnte aber die vom engl. Hofe ausgehenden reaktionären Maßregeln nicht hindern. Beim Aufstande von 1831 zeigte er Klugheit und Herzensgüte und war bemüht, gerechten Beschwerden abzuhelfen. Unter seiner Mitwirkung kam das Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 zu Stande, und seine Regierung brachte auch in der Folgezeit dem Lande Segen. Nach dem Tode des Königs Wilhelm verließ er 4. Juli 1837 in der Stille Hannover und kehrte nach England zurück. Den späteren Ereignissen in Hannover blieb er ganz fern. Er starb 8. Juli 1850 in London.

4) **Wilh. Aug. Karl Friedr. A., Herzog von Nassau**, geb. 24. Juli 1817 zu Weilburg, ältester Sohn des Herzogs Wilhelm I. aus dessen erster Ehe mit Luise, der Tochter des Herzogs Friedrich von Sachsen-Hildburghausen, trat in österreich. Militärdienst und machte zu Wien akademische Studien. Er kam 25. Aug. 1839 zur Regierung. Dem Fortschritt im Sinne des Liberalismus wenig geneigt, ließ er sich in seiner politischen Haltung meist durch den Einfluß Oesterreichs bestimmen. Im Januar 1844 vermählte er sich mit Elisabeth, Tochter des russ. Großfürsten Michael, und nachdem diese schon anfangs 1845 gestorben, im April 1851 zum zweiten Male mit Adelheid, einer Tochter des Prinzen Friedrich von Anhalt-Dessau. Im Krieg gegen Dänemark 1849 befehligte er eine Brigade deutscher Truppen. Nach Niedergang der deutschen Bewegung schlug er eine entschieden reaktionäre Politik ein. Nach der Annexion seines Landes durch Preußen 1866 begannen längere Verhandlungen über die nassauischen Domänen, die der Herzog insgesammt als sein Eigenthum beanspruchte, während die preuß. Regierung Bedenken trug, ihm einen größeren Theil derselben zu überlassen, da dann die Gefahr nahe lag, daß er als größter Grundbesitzer des Landes der Umgestaltung der Verwaltung desselben im preuß. Sinne hindernd entgegentreten könne. In dem Vertrage vom 22. Sept. 1867 einigte man sich über eine Abfindungssumme von 8½ Mill. Thlr. Außerdem blieben der Wildpark und einige Lustschlösser Eigenthum des Herzogs, der seitdem im Schlosse Rumpenheim bei Offenbach, zum Theil auch in Frankfurt a. M. residirt. Beim Ausbruch des deutsch-franz. Krieges sollen ihm von franz. Seite Anerbietungen gemacht, von ihm aber entschieden zurückgewiesen worden sein.

Adonai (hebr.), Name für das höchste Wesen, Pluralform von Adon, d. i. Herr. Die Juden sprechen diesen Namen überall aus, wo in der Bibel der heilige, unaussprechliche Name Jehovah steht.

Adōnis, in der griech. Mythe ein Jüngling von sprichwörtlich gewordener Schönheit, Sohn des Kinyras (des Erbauers von Paphos auf dem einst phönik. Cypern, dem Lieblingssitze der Aphrodite) und dessen eigener Tochter Myrrha. Als der Vater die von Aphrodite über ihn verhängte unnatürliche Verbindung mit der Tochter entdeckt hatte und diese mit gezücktem Schwerte verfolgte, wurde sie in einen Myrrhenbaum verwandelt, aus dessen berstender Rinde A. entsprang. Um die Gunst des lieblichen Knaben buhlte Aphrodite. A. liebte die Freuden der Jagd in Wald und Gebirg; umsonst warnte ihn die Göttin. Ein Eber, von Artemis gesendet, verwundete ihn tödtlich. Aphrodite konnte den Geliebten nicht vom Tode erretten, doch erlangte sie von Zeus, daß er jährlich nur 6 Monate im Schattenreiche bei Persephone, die ihn nicht minder liebte, die andere Hälfte des Jahres dagegen bei ihr auf der Oberwelt verweile. Dem A. war ein feierlicher und ceremonienreicher Kultus gewidmet, dessen Ursprung im Orient zu suchen ist, und der wie der Osirisdienst in Aegypten und die Julfeste unseres german. Nordens, den Jubel über die wieder steigende Sonne und wieder erwachende Schöpfung, sowie die Klage über beide, wenn sie gleichsam begraben sind, zum Mittelpunkte hat. Am glänzendsten wurden diese Adonisfeste (Adonien) im Orient zu Byblos und besonders zu Alexandria gefeiert, wo nach einem Freudentag das Bild des Gottes in einem prächtigen Katafalk, begleitet von Weibern mit aufgelösten Haaren und in gürtellosen Gewändern, umhergetragen und unter Klagegesängen (Adonidia) ins Meer versenkt ward. Auch in Griechenland wurde an verschiedenen Orten das Fest begangen, z. B. zu Syrakus, von dessen Feier Theokrit in einer seiner Idyllen ein sehr ansprechendes Gemälde entwirft. Besondere Erwähnung verdienen dabei die Adonisgärten, Gefäße, in welche man vor der Feier Pflanzen säete und durch künstliche Hitze trieb. Das schnelle Wachsen und Verblühen deutete auf den Sinn des Kultus hin; daher im Alterthume der Ausdruck »Gärten des A.« etwas sehr Vergängliches bezeichnen soll. Vgl. Brugsch, Die Adonisklage und das Linoslied (Berl. 1852).

Adōnis *L.* (Adonisröschen), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, Kräuter mit beblättertem Stengel, in linealische Lappen vielfach zertheilten Blättern und gipfelständigen Blüten. A. autumnalis *L.*, mit kahlem, von der halbkugelig zusammenschließenden, blutrothen, am Grunde mit einem schwarzen Fleck gezeichneten Blumenkrone abstehendem Kelch und ungezahnten Früchtchen; A. aestivalis *L.*, mit weniger kahlem, an die abstehenden mennigrothen, an der Basis violett schwärzlich gefleckten oder auch fleckenlosen Blumenblätter angedrücktem Kelche und spitzig gezahnten Früchtchen, und A. vernalis *L.*, mit flaumhaarigem Kelche, citronengelber Blumenkrone und fast kugelig verkehrteiförmigen, flaumhaarigen Früchtchen, finden sich auf Aeckern, besonders auf Kalkboden, werden aber auch als Zierpflanzen und zum Winterflor kultivirt. Kraut und Wurzeln enthalten einen scharfen Stoff, letztere werden manchmal mit den Wurzeln der schwarzen Nieswurz verwechselt. Die Wurzel von A. vernalis dient in Rußland als drastisches Purgirmittel

Adonischer Vers, antike Versart, die aus einem Daktylus und einem Spondeus oder Trochäus besteht (–⏑⏑–⏓, z. B. rosiger Morgen), eignet sich wegen ihres lebhaften Ganges zu munteren und

scherzhaften Liedern, wird aber zumeist als Schluß der sapphischen Strophe gebraucht.

Adoptianismus, die Lehre des Elipandus, Erzbischofs von Toledo, und des Felix, Bischofs von Urgel, wonach Christus zwar seiner göttlichen Natur nach der wirkliche Sohn Gottes, aber seiner menschlichen Natur nach nur als Sohn von Gott angenommen (adoptirt) sein soll. Durch Karl d. Gr. und Alcuin bewogen, widerrief Felix zu Regensburg 792 und zu Aachen 799, nachdem auch eine Synode zu Frankfurt 794 sich gegen ihn erklärt hatte, und der A. gerieth bald in Vergessenheit. Der Urheber dieser Lehre hatte dabei insbesondere den Zweck im Auge, maurischen Einwendungen gegen die Gottheit Christi zu begegnen.

Adoption (lat.), Annahme an Kindes oder Enkels Statt, zerfällt wieder in A. im engern Sinne und in Arrogation. Von ersterer spricht man, wenn eine bereits unter väterlicher Gewalt stehende Person an Kindes Statt angenommen wird, folglich nur ein Uebergehen aus einer väterlichen Gewalt in eine andere stattfindet; von letzterer aber, wenn eine bisher selbständige Person (z. B. ein Kind, dessen leiblicher Vater gestorben ist) adoptirt, folglich eine väterliche Gewalt da, wo seither eine solche gar nicht existirte, neu begründet wird. Die Befugniß, zu adoptiren und zu arrogiren, ist mehrfachen Beschränkungen unterworfen. Wer bereits leibliche Kinder oder doch die Aussicht hat, solche zu erwerben, darf niemanden an Kindes Statt annehmen. Die A. soll eine Nachahmung der Natur sein, weshalb der Adoptirende stets zum wenigsten 18 Jahre älter sein muß, als der Adoptirte. Ein Vormund darf seine Mündel erst dann adoptiren, wenn er Rechnung über die Vormundschaft abgelegt hat und nach dieser Ablegung noch 4 Jahre verflossen sind, indem er innerhalb dieses Zeitraums noch immer, trotz der abgelegten Rechnung, aus seiner Vormundschaft in Anspruch genommen werden könnte. Ein Kastrat kann in keinem Falle adoptiren, und Frauen sind nur in dem einzigen Falle dazu befugt, wenn sie leibliche Kinder gehabt und diese durch den Tod verloren haben. Aber auch hier hat die A. weiter keine Folge, als daß das Adoptivkind seine Adoptivmutter beerbt. Endlich darf ein Armer in der Regel keinen Reichen adoptiren, damit die A. nicht ein Mittel zur Befriedigung schmutzigen Eigennutzes werde und die Lage des Adoptirten verschlechtere statt verbessere. Außerdem ist auch eine bestimmte Form für die A. in den Gesetzen angeordnet worden. Die A. im engeren Sinne kann nämlich nur vor Gericht vorgenommen werden, und zum Rechtsbestande der Arrogation ist ein Reskript des Regenten nothwendig. Außer der Zustimmung des Adoptivvaters und Kindes, die nach der Natur der Sache schon als wesentlich erscheint, wird von den Gesetzen auch noch bei der A. die Einwilligung des leiblichen Vaters, und bei der Arrogation, sofern der Arrogirte noch unter Vormundschaft steht, die des Vormundes und, wenn deren mehrere vorhanden sind, die übereinstimmende Einwilligung sämmtlicher Vormünder erfordert. Endlich hat bei Arrogation eines Unmündigen das betreffende Gericht zuvor sorgfältig zu untersuchen, ob nicht dem Unmündigen hieraus ein Nachtheil entstehen könne. Rücksichtlich der Wirkungen der A. ist folgendes zu unterscheiden: Wenn ein Vater seine leiblichen Kinder oder Enkel (hier vorausgesetzt, daß sie ihn bei seinem Tode beerben würden) einem leiblichen Ascendenten in A. gibt, so liegt ein Fall der vollkommenen A. (adoptio plena) vor. Der Adoptirte tritt hier aus der Familie, wozu er bisher gehörte, heraus und kommt in die Gewalt und in die Familie des Adoptivvaters; er wird Agnat von allen Agnaten des letzteren und hat somit (vermöge der ficta cognatio) gegen dieselben alle Kognatenrechte, d. i. Rechte der natürlichen Blutsverwandtschaft, namentlich Erbrechte. Diese Kognatenrechte aber hören mit dem Agnationsnexus, z. B. durch ausdrückliche Emancipation, Tod des Adoptivvaters &c., auf. Gibt ein Vater seine leiblichen Kinder einem anderen in A., so ist dies unvollkommene A. (adoptio minus plena), bei welcher das Kind in der Gewalt und Familie des leiblichen Vaters bleibt und der Adoptivvater gar keine Rechte über das Kind erlangt, letzteres jedoch gegen ihn für den Fall seines Ablebens während der Dauer der A. ein Intestaterbrecht erwirbt. Die von einer Frauensperson vorgenommene A. begründet nie väterliche Gewalt, sondern hat nur die Wirkung, daß das adoptirte Kind in Beziehung auf Alimentation und Erbrecht als leibliches Kind seiner Adoptivmutter angesehen wird. Das ganze Institut der A. ist erst mit dem röm. Rechte nach Deutschland gekommen. Dem alten deutschen Rechte war sie ganz unbekannt, und daraus erklärt es sich, warum adoptirte Kinder selbst in den Fällen, wo sie doch sonst den leiblichen Kindern rechtlich völlig gleich gestellt sind, weder den Adel ihres Adoptivvaters, noch die Lehen oder Familienfideikommisse desselben erben, indem Adel, Lehen und Familienfideikommisse echt deutsche Institute sind, welche von jedem Einflusse des röm. Rechts frei geblieben sind. In England, wo das röm. Recht sehr wenig Eingang gefunden hat, ist noch heutzutage A. unbekannt, und selbst in Frankreich ist sie erst durch Napoleons I. Code civil eingeführt worden. Ueberhaupt hat das ganze Institut im Verlaufe der rechtsgeschichtlichen Entwickelung immer mehr an Bedeutung verloren. Schon im ältern deutschen Recht hat dasselbe eine weit größere praktische Bedeutung als im spätern, was theils mit religiösen und politischen, theils mit nationalen Ansichten über die Fortdauer der Familie zusammenhing, welche den späteren Generationen immer fremder wurden und allmählich ganz abhanden kamen. Für die Gegenwart erscheint es sehr zweifelhaft, ob dem Institute noch irgend eine principielle Berechtigung zugestanden werden kann, da der Zweck desselben sich auch auf andere Weise, auf dem gewöhnlichen Vertragswege mit den Betheiligten, insbesondere durch Abschluß von Erbverträgen und durch andere letztwillige Verfügungen, bei Unmündigen überdies durch Annahme derselben als Pflegekind, erreichen läßt. Auch wird von der A. heutzutage so außerordentlich selten Gebrauch gemacht, daß es sich fragt, ob die Aufrechterhaltung des Instituts noch geboten erscheint. Die neueren Gesetzgebungen haben die Bestimmungen des gemeinen Rechts in der Hauptsache beibehalten, dieselben aber wesentlich vereinfacht und unseren gegenwärtigen socialen Verhältnissen angepaßt. So bestimmt das preuß. Landrecht, daß durch die A. die rechtlichen Verhältnisse zwischen den Adoptirten und ihrem leiblichen Vater in keiner Weise verändert werden sollen, daß zwar das Adoptivkind gegen den Adoptivvater alle Rechte eines leiblichen Kindes erwerbe, nicht aber auch umgekehrt, indem der Adoptivvater nach diesem Gesetzbuche gar keine Ansprüche auf

das Vermögen des Kindes erhält. Ferner muß in Preußen die Annahme an Kindes Statt stets in einem schriftlichen Vertrage und vor Gericht geschehen, und nur Personen, welche über 50 Jahre alt sind, dürfen adoptiren. Im Code civil ist die A. noch viel mehr beschränkt, indem nach ihm nur Volljährige, und zwar nur dann an Kindes Statt angenommen werden dürfen, wenn sie entweder dem Adoptivvater das Leben gerettet haben, oder von diesem 6 Jahre lang ununterbrochen während ihrer Minderjährigkeit alimentirt worden sind. Das sächsische bürgerliche Gesetzbuch erfordert neben einem gerichtlichen Vertrage Genehmigung des Landesherrn, der jedoch auch von dem Erfordernisse des erfüllten 50. Lebensjahres auf Seite des Annehmenden und der Altersdifferenz von wenigstens 18 Jahren dispensiren kann, beseitigt die Annahme an Enkels Statt und erlaubt dagegen den unehelichen Vätern, ihren unehelichen Kindern nicht bloß auf dem bisher allein zulässigen Wege der Legitimation, sondern auch auf dem der A. zu den Rechten ehelicher Kinder zu verhelfen. Mit adoptirten Kindern dürfen die Pflegekinder nicht verwechselt werden. Die Annahme von solchen ist kein juristischer Akt. Denn während jene stets und bei jeder Art der A. in ein gewisses rechtliches Verhältnis zu dem Adoptivvater treten, welches von diesem nicht willkürlich wieder aufgelöst werden kann, erlangen die Pflegekinder gegen ihren Pflegevater gar keine Rechte, und dieser hat sie nur, so lange es ihm beliebt, bei sich zu behalten und zu ernähren.

Adorf, Stadt im sächs. Regierungsbezirk Zwickau, an der Elster, nahe an der böhmischen Grenze, mit mechanischer Spinnerei, Fabriken für Bijouteriewaaren, Cigarren und Musikinstrumente und (1871) 3132 Einw.

Adoriren (lat.), einen anbeten, verehren, ihm huldigen; Adoration, Anbetung, Verehrung; adorabel, anbetungswürdig.

Adorniren (lat.), schmücken, verzieren; Adornement (franz., spr. -mäng), Verzierung.

Adossiren (franz.), mit dem Rücken anlehnen; abschrägen, abdachen, böschen.

Adouciren (franz., spr. -duß-, »versüßen, besänftigen, mildern«, auch anlassen, tempern), technische Operation, durch welche Eisengußwaaren so weich gemacht werden, daß sie sich mit Meißel und Feile bearbeiten lassen. Man erreicht dies durch Glühen in einer Umhüllung von Lehm, unter trockenem Kies oder in Kohlenstaub. Sollen die Eisenwaaren zugleich die Festigkeit des Stahls oder Stabeisens erhalten, so werden sie anhaltend in einer entkohlenden Mischung (Kohle, Knochenasche, Eisenhammerschlag, rothes Eisenoxyd, Braunstein, Zinkoxyd) geglüht. Geht der entkohlende Proceß gleichmäßig durch das ganze Eisen hindurch, so erhält man das sogen. schmiedbare Gußeisen, welches durch Einsatzhärtung oberflächlich verstählt werden kann. Auf diese Weise dargestellte Scheren, Messer 2c. sind von stählernen oft kaum zu unterscheiden. In der Malerei heißt a. die Farbe vertreiben, verwaschen.

Adour (spr. -duhr, lat. Aturus), Fluß in Südfrankreich, entspringt an Tourmalet im Departement Hochpyrenäen, durchströmt das berühmte Kampanerthal, wendet sich dann in großem Bogen südwestlich und mündet, an Bayonne vorbeifließend, in den Biskayischen Meerbusen. Bei St. Sever wird er schiffbar. Seine Länge beträgt 312 Kilom.; seine Hauptzuflüsse sind der Arros, die Midouze, die Gave de Pau, die Bidouze und die Nive.

Ad patres (lat.), zu den Vätern (gehen), sterben.

Ad perpetuam memoriam (lat.), zu immerwährendem Andenken.

Ad pias causas (lat.), »Zu frommen Zwecken«, namentlich zum Besten der Armen, Kirchen, Schulen 2c., Formel bei Vermächtnissen, wodurch dem hierzu bestimmten Gelde jurist. Persönlichkeit verliehen wird, wozu die Willenserklärung des Testators genügt.

Ad pileum vocare, lat. Sprichwort, »Zum Hut rufen«, d. i. auffordern, sich um den Freiheitshut zu scharen, Aufruhr predigen.

Adquaestus conjugalis (lat.), ehelich Erworbenes, gemeinschaftlicher Gütererwerb beider Ehegatten.

Adramelech (»herrlicher König«), Götze der Assyrer, in Gestalt eines Pferdes oder Maulthiers, der wie Moloch durch Menschenopfer verehrt wurde. A. hieß auch ein Sohn des assyrischen Königs Sanherib, der mit seinem Bruder Sarezer 697 v. Chr. im Tempel des Nibroch seinen Vater ermordete.

Adrastea, die »Unentfliehbare«, Beiname der Nemesis (s. d.).

Adrastos, König von Argos, ward von Amphiaraos vertrieben und floh nach Sikyon zu seinem mütterlichen Großvater, dessen Thron er erbte. Mit Amphiaraos wieder ausgesöhnt, kehrte er nach Argos zurück. Auf Befehl des Orakels, seine Töchter einem Eber und einem Löwen zu vermählen, gab er die Deïpyle dem Tydeus und Aegialeia dem Polyneikes, welche, aus ihren Ländern vertrieben, vor dem Palast des A. zusammengetroffen waren und die Häute jener Thiere auf den Schultern trugen. Um den Polyneikes wieder in sein Reich einzusetzen, veranlaßte A. den Zug der sieben Fürsten gegen Theben; dort kamen sie alle um, bis auf A., den sein göttliches Roß Arion rettete. Zehn Jahre darauf reizte er die Nachkommen der Gebliebenen, die Epigonen, zu einem zweiten Zuge gegen Theben, welches nun erobert und zerstört ward; doch fiel sein Sohn Aegialeus in der Schlacht, und der Vater starb vor Gram darüber in Megara. Hier, in Attika und Sikyon ward er als (agrarischer) Heros verehrt, und die festliche Darstellung seiner Kämpfe und Leiden war einer der Anfänge der griech. Tragödie.

Ad referendum (lat.), in der Rechtssprache: zur Berichterstattung.

Ad rem nihil facit (lat.), es gehört nicht zur Sache.

Adressant (franz.), Briefschreiber; Adressat, Briefempfänger.

Adreßbuch (Adreßkalender), ein Verzeichnis der Bewohner einer Stadt, der Beamten eines Staats oder Landes, oder der Mitglieder gewisser Berufs- und Gesellschaftsklassen, wobei dieselben nach ihren vollständigen Namen, Titeln, Berufszweigen und Wohnungen aufgeführt sind.

Adresse (franz.), im gewöhnlichen Leben die Aufschrift irgend einer Sendung, vornehmlich eines Briefes, bezeichnet die Person dessen, für welchen dieselbe bestimmt ist (Adressat). Im politischen Sinne heißt A. eine Zuschrift an natürliche oder juristische Personen, worin Bitten, Beschwerden, Vorstellungen enthalten sein können, welche vorzugsweise dazu bestimmt sind, gewisse Gesinnungen, Grundsätze und Ansichten in ostensibler Weise auszusprechen. Dem Konstitutionalismus war es vorbehalten,

das Adreßwesen auszubilden, und so hat es denn gegenwärtig in allen Kulturstaaten eine hohe öffentliche Bedeutung erlangt. Hier sind vorzugsweise zwei Arten von Adressen zu nennen: das Vertrauens- und das Mißtrauensvotum, welche zufolge des Grundsatzes, daß Landtagsabgeordnete willkürlich weder durch die Regierung von den Sitzungen des Landtages ausgeschlossen, noch von ihren Wählern zurückgerufen werden können, die Ansicht der letzteren aussprechen, einerseits, daß der Gewählte, wenn auch gegen die herrschende (Regierungs-) Ansicht das Rechte, andrerseits, daß er das Unrechte geredet oder gethan habe. Die A. ist nichts, als ein Ausdruck der Beistimmung, der Billigung oder Mißbilligung, des Dankes und unterscheidet sich dadurch von der Petition, welche direkt etwas fordert. — Die A., durch welche jetzt gewöhnlich alle Kammern die Thronrede des Regenten beantworten, gilt als Probirstein für den Stand der Parteien. Adressiren, an jemand richten, überschreiben, hinweisen, empfehlen.

Adreßkomptoire, in größeren Städten Anstalten, welche über Personen und Verhältnisse betreffende Anfragen, z. B. die Annahme von Dienstboten, Engagements von Hauslehrern, Schauspielern 2c., Nachweisung ertheilen. Die A. sind sehr nützliche Anstalten und können in vieler Hinsicht segenbringend wirken. So namentlich diejenigen, welche über die allgemeinen Verhältnisse der Kaufleute, insbesondere deren Kreditwürdigkeit, Aufschluß geben. Selbstverständlich muß der Leiter eines Komptoirs ein ehrenhafter und diskreter Mann sein. A. der letztgedachten Art sind in der neuesten Zeit in vielen größeren Städten errichtet worden, und zwar als die natürliche Folge des in den Kulturstaaten eingetretenen Ueberganges von der Geldwirtschaft zur Kreditwirtschaft. — Die sogen. Dienst- oder Arbeitsnachweisungsbüreaus haben oft dadurch geschadet, daß sie sich von den Dienstsuchenden der ärmeren Klasse zu hohe Spesen zahlen ließen. Sie sind in größeren Städten für Arbeitgeber wie Arbeitnehmer gleich unentbehrlich.

Ad restim res rediit, lat. Redensart bei Terenz: »Die Sache ist zum Strick zurückgegangen«, d. h. ihm bleibt nur der Strick übrig.

Adrett (v. franz. adroit), geschickt.

Ad rhombum, lat. Redensart: »Nach der Raute«, d. i. geschickt, tauglich.

Adria, Stadt in der ital. Provinz Rovigo (Venetien) im sumpfigen Podelta, am Kanale Bianco, eine der ältesten Städte Europa's. Zur Römerzeit dicht am Meere, das von ihm den Namen haben soll, gelegen, steht sie jetzt infolge von Erhebung der Küste 15 Kilom. davon entfernt. Wahrscheinlich eine Gründung der Etrusker, dann (98. Olymp.) von den Korinthern kolonisirt, ward A. erst von den Galliern, 213 v. Chr. von den Römern erobert, die einen großen Hafen daselbst anlegten. Noch im 12. Jahrh. war es eine blühende Seestadt, kam aber dann durch den Aufschwung Venedigs und die Veränderungen der Küste herab. Jetzt hat die Stadt 12,803 Einw., eine schöne Kathedrale (der Bischof von A. residirt in Rovigo), ein Gymnasium, Steingutfabrikation und nicht unbeträchtlichen Handel mit Korn, Pferden, Vieh und Fischen. Von den antiken Bauten steht nichts mehr, und selbst die Ausgrabungen haben nur spärliches zu Tage gefördert.

Adrian, Name mehrerer Päpste, s. Hadrian.

Adrian (spr. ehdriänn), eine rasch aufblühende Stadt im nordamerik. Staate Michigan, westlich von Monroe, an der Michigan-Südbahn, die sie mit Chicago verbindet, Mittelpunkt des Kornmarktes, mit (1870) 8438 Einw., darunter viele Deutsche.

Adrianopel (türk. Edreneh, Edirné), Hauptstadt der türk. Provinz (Vilajet) gleichen Namens, am rechten Ufer der Maritza, welche hier die Arda und Tundscha aufnimmt, liegt sehr schön in einem anmuthigen fruchtbaren Thale, während ihr Inneres wie alle türk. Städte enge, krumme, schlecht gepflasterte, schmutzige Straßen zeigt. Unter den Gebäuden verdienen mit Auszeichnung genannt zu werden: die prachtvolle Moschee Sultan Selims II., welche die Türken für die schönste Moschee im ganzen Reiche halten, das alte und neue Schloß (Serai), an entgegengesetzten Enden der Stadt gelegen; die von den griech. Kaisern herrührende Michaelisbrücke über die Tundscha. Inmitten der Stadt erheben sich 4 schöne Moscheen mit Minarets und Gallerien und 2 gewölbte Bazars, deren einer an 100 Läden zählt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 90—100,000, worunter etwa 30,000 Griechen unter einem Erzbischof, außerdem viele Armenier, Juden und fränkische Handelsleute. A. ist Centralsitz des thrakischen Handels, mit lebhafter Industrie; mehrere europäische Mächte unterhalten hier Konsuln. Der Handel wird theils zu Lande, theils auf der Maritza betrieben. Seit neuester Zeit steht A. mit Konstantinopel und (seit Januar 1873) auch mit Philippopel durch Eisenbahn in Verbindung. Die bedeutendsten Gewerbe sind Seidenfabriken, Saffiangerbereien; berühmt sind auch Adrianopels Rothgarn, Parfümerien, Rosenwasser und Rosenöl. Quitten und Quittenkonfekte bilden ebenfalls einen bedeutenden Handelsartikel; der in der Nähe gewonnene Wein gilt für den besten in der Türkei. Adrianopels ältester Name ist Uskabama; es war die Hauptstadt der thrakischen Bessier; einige byzantin. Schriftsteller nennen sie auch Orestias. Vom röm. Kaiser Hadrian, welcher sie erweiterte und verschönerte, erhielt sie ihre jetzige Benennung und wurde merkwürdig durch die in ihrer Nähe 8. Aug. 378 dem Kaiser Valens durch die Gothen beigebrachte Niederlage. Im Jahre 1360 durch den osman. Sultan Murad I. erobert, war sie seitdem bis zum Fall Konstantinopels 1453 Residenz der osman. Sultane. Auch jetzt noch heißt sie die zweite Hauptstadt des osman. Reichs, obgleich die Sultane selten dahin kommen. Im russ.-türk. Kriege wurde A. 20. Aug. 1829 durch den Feldmarschall Diebitsch-Sabalkanski erobert, worauf 14. Sept. d. J. der Friede zu A. geschlossen wurde. Dieser fiel für die Pforte bei weitem günstiger aus, als Europa nach den glänzenden Erfolgen der russ. Waffen erwartete. Die Pforte erhielt die Walachei und Moldau, sowie alle von den Russen in Bulgarien und Rumelien gemachten Eroberungen zurück. Der Pruth und von dessen Mündung an das rechte Donauufer wurden als Grenze zwischen Rußland und der Türkei in Europa festgesetzt, wogegen das ganze Küstenland des Schwarzen Meeres von der Mündung des Kuban an bis zum Hafen St. Nikolaus, die kaukas. Länder, sowie der größte Theil des Paschaliks Achalzych, diese Stadt selbst und das Fort Achalkalaki den Russen verbleiben sollten. Auch ward diesen Handelsfreiheit im ganzen türk. Reiche, freie Schiffahrt auf der Donau und auf dem Schwarzen Meere und, wie

auch allen übrigen der Pforte befreundeten Mächten, durch die Dardanellen zugestanden. Die Moldau, Walachei und Serbien blieben unter türk. Hoheit, erhielten aber eine von Rußland garantirte, sie vor türk. Willkür schützende Verfassung. Auch trat die Pforte den von den Großmächten 6. Juli 1827 und 22. März 1829 über Griechenland gefaßten Beschlüssen bei. Für die seit 1806 erlittenen Verluste erhielt Rußland 1,500,000 Dukaten; die 10 Mill. Dukaten Kriegsentschädigungskosten wurden auf 7 Mill. herabgesetzt.

Adrianopelroth, s. v. w. Türkischroth.

Adriatisches Meer, der tief in das Land nordwestlich eindringende Busen des Mittelmeers zwischen der Ostküste Italiens und der Westküste des gegenüberliegenden griech.-türk. Festlandes, ist mit dem Jonischen Meer durch die Meerenge von Otranto verbunden. Die Fläche desselben wird auf etwa 3000 QM., die Länge auf 850—960, die Breite auf 220—260 Kilom., die Küstenlänge auf 1980 Kilom. berechnet. Das nördliche Ende bilden die Golfe von Venedig mit den Lagunen dieser Stadt, und von Triest, welch letzterer durch die Halbinsel Istrien von dem Guarnerogolf oder Meerbusen von Fiume getrennt wird. Die Westseite des Adriat. Meeres ist einförmig u. arm an Buchten; bemerkenswerth unter den letzteren ist nur der Golf von Manfredonia. Die Ostküste dagegen ist zerrissen, felsig, steil und umsäumt mit einer dichten Kette von zahllosen größeren und kleineren, langgestreckten Felseninseln und Riffen. Die bedeutendsten dieser Inseln sind von N. her: Veglia, Cherso, Lussin, Pago, Lunga oder Grossa, Brazza, Lesina, Lissa, Curzola, Lagosta, Meleda. Die bedeutenderen Städte der ital. Küste sind von N. her: Venedig, Chioggia, Rimini, Pesaro, Sinigaglia, Ancona, Manfredonia, Barletta, Trani, Molfetta, Bari, Monopoli, Brindisi und Otranto. Auf der Ostseite, meist auf österreich. Gebiet, liegen die Städte Triest, Pirano, Rovigno, Pola, Fiume, Buccari, Zengg, Zara, Sebenico, Spalato, Ragusa, Cattaro, Durazzo und Valona oder Avlona. Die bedeutendsten Flüsse, die in das Adriat. Meer münden, sind auf der ital. Küste die Etsch und der Po, die fortwährend Land an der Küste ansetzen. Die übrigen aus Italien kommenden Flüsse sind nur Küstenflüsse: so der Ofanto, Cesano, Metauro und Reno; ebenso die wenigen Zuflüsse von dem türk. Gebirgslande: Narenta, Drin und Vojuza. In diesem geringen Zuflusse von Süßwasser liegt vielleicht die Ursache des außerordentlichen Salzgehaltes des Adriatischen Meeres. Der Grund des Meeres ist in der Nähe der Pomündung Schlamm, an der istrischen und dalmatischen Küste Sand, Kalk und Thon, mit zahlreichen Muscheln bedeckt. Ebbe und Flut sind schwach wie im Mittelmeere und haben für den Seefahrer hier keine Bedeutung. Im allgemeinen ist die Ostseite zur Schiffahrt geeigneter als die Westseite, da dort die vielen Einschnitte und Eilande den Schiffen hinlänglich Schutz gewähren und die hohen Dinarischen Alpen die Gefahr bringenden Südoststürme abhalten. Der beträchtlichste See- und Handelsplatz ist jetzt Triest, an welches das sonst so berühmte Venedig seinen Rang hat abtreten müssen, obschon letzteres seit Eröffnung der Brennerbahn sich wieder sehr zu heben beginnt. Ein anderer Verkehrsplatz, der in neuester Zeit als Ausgangspunkt der sogen. Ueberlandrouten eine große und immer steigende Wichtigkeit erlangt hat, ist Brindisi, das alte Brundusium, das schon im Alterthum als Ueberfahrtsort nach Griechenland (Dyrrhachium) der belebteste Ort am Adriat. Meere war. Von Triest aus besteht regelmäßige Dampfschiffahrt nach den Haupthäfen des Adriat. Meeres und der Levante. Die Fischerei ist namentlich auf Thunfische, Sardellen, Makrelen, Brachsen, Meeraale und Schwertfische bedeutend. Berühmt sind die Austern von Venedig; auch Delphine und Seehunde finden sich zuweilen ein, letztere besonders an der Mündung der Narenta.

Adrittura (eigentlich a dirittura, ital., »geradezu, direkt«), im Wechselwesen gebräuchlicher Ausdruck, zeigt an, daß man eine Forderung an einen auswärtigen Schuldner durch direkte Stellung eines Wechsels auf ihn eingezogen habe; im Transportverkehr die direkte unmittelbare Versendung eines Guts von einem Orte nach dem andern, so daß es nicht einem anderen Fuhrmann zur Weiterbeförderung übergeben werden darf, sondern »auf Einer Axe« an den Bestimmungsort gelangen muß.

Adroit (franz., spr. adroa), s. v. w. adrett.

Adschmir (Radschastan), ein Distrikt Mittelindiens zwischen 25° 43′—26° 42′ nördl. Br. und 74° 22′—75° 33′ östl. L. v. Gr., bildet einen Bestandtheil des brit. Gouvernements der Nordwestprovinzen, umfaßt 125,5 QM. (6910 QKilom.) und wird von den Vasallenstaaten Malwar und Marwar (oder Dschodpur) umschlossen. So weit die Einwirkung des Wassers reicht, ist das Land fruchtbar; sonst dehnen sich große weite Sandflächen aus, hier und da mit Sträuchern, Bäumen und vergilbtem Gras besetzt und durch niedrige, wellenförmige Anschwellungen des Bodens unterbrochen. Die Bevölkerung besteht aus Ackerbauern, darunter viele Dschats, kleine unansehnliche Individuen von sehr dunkler Farbe, Nachkommen des Volkes der Yuetschi, die aus China eingewandert sind und im 1. Jahrh. v. Chr. im nordwestlichen Theil Indiens ein mächtiges Reich gegründet hatten. Die höheren Klassen sind Radschputen, ein schlanker Menschenschlag mittlerer Größe, der sich zur Kriegerkaste des indischen Staats rechnet. Der Brahmanenglaube ist der herrschende im Lande. Man zählte 1865 bei 426,268 Einw. 347,742 Hindu gegen 54,058 Mohammedaner. Die Regierungsweise und Verwaltungseinrichtungen gleichen denen in den anderen Marken Hindostans. Die Lehnsaristokratie gehorchte sonst dem Namen nach den Großmoguln von Delhi und kam bei der Auflösung des Mongolenreichs unter die Herrschaft der Mahratten, von welcher sie 1818 durch die Engländer befreit wurde. — Die Stadt A. war ehemals so stark befestigt, daß die Hindu sie für uneinnehmbar hielten, war aber, als die Briten sie 1818 in Besitz nahmen, ein Schutthaufen. Sie hob sich indessen bald wieder und ist jetzt der blühendste Ort der Provinz, mit mehr als 23,000 Einw. In ihrer nächsten Nähe ist eine ergiebige Bleigrube, die für Armeezwecke ausgebeutet wird. 8 Kilom. von A. entfernt ist der berühmte Wallfahrtsort Pokah oder Pokur mit vielen Hindutempeln.

Adschur (Groß- und Klein-A.), zwei Inseln im Südostwinkel des Kaspischen Sees, die größere 64 Meter breit, 1,06 Kilom. lang; die kleinere noch schmäler und doppelt so lang; ihr liegt im N. eine durch einen schwimmenden Leuchtthurm kenntlich gemachte Untiefe vor. Die Inseln bilden die Fortsetzung der Landzunge Potemkin, welche den Meerbusen von Astrabad abschließt; den Inseln

südwestlich gegenüber liegt die Landungsbrücke von Gäs, der Rhede der pers. Stadt Astrabad. Groß-A. (russ. Abschurade) ist seit 1843 Flottenstation der Russen an Stelle der Insel Sfari an der Küste von Lenkoran geworden. Die Uebersiedelung fand statt, um sowohl auf Persien wie auf die noch selbständigen, räuberischen Turkomanen am Ostufer des Meeres den nöthigen Druck ausüben zu können. Um indessen die Eifersucht der Perser nicht zu sehr zu erregen, sind in A. bis jetzt nur wenige Gebäude aufgeführt; 1869 standen nur eine kleine hölzerne Kirche und ein paar Häuser; Offiziere wie Mannschaften sind in erbärmlichen Hütten untergebracht. An Kriegsfahrzeugen sind hier stationirt: 2 Wachtschiffe, 1 Dampfschooner, 2 Segelschooner, mehrere Dampfbarkassen von geringem Tiefgange. Die Russen üben mittels dieser Schiffe strenge Seepolizei; jedes turkoman. Boot ist gehalten, hier einen Paß zu lösen, widrigenfalls die Mannschaft als Seeräuber behandelt wird.

Adskribiren (lat.), zuschreiben, zueignen; Adskription, Zuschreibung; Adscriptus glebae, ein dem Boden Anhaftender, ein Leibeigener.

Adstipuliren (lat.), beistimmen, beipflichten; Adstipulation, Beistimmung.

Adstringiren (lat.), zusammenziehen, stopfen.

Adstringirende Mittel (adstringentia), zusammenziehende Arzneimittel, welche eine Zusammenziehung der Fasern der thierischen Gewebe und dadurch eine Verdichtung der letzteren bewirken, ganz besonders aber die Eigenschaft haben, das Eiweiß aus seinen Lösungen auszuscheiden und zur Gerinnung zu bringen. Aus letzterem Grunde bewirken sie auch eine Gerinnung des Blutes, um so mehr, als sie gleichzeitig die glatten Muskelfasern der Gefäße zur Kontraktion anregen und somit eine Verengerung der Gefäße bewirken. In sofern die adstringirenden Mittel Blutungen zum Stehen bringen, nennt man sie auch Styptica, blutstillende Mittel. Ihre Hauptwirkung ist eine rein örtliche, daher sie zunächst äußerliche Anwendung finden; so in vielen Hautkrankheiten, die in einer abnorm verstärkten Sekretion der ihrer Epidermis beraubten Hautfläche beruhen, z. B. bei Verbrennungen, beim Aufliegen ꝛc. Sie wirken hier heilend, indem sie einestheils das in den Sekreten der wunden Flächen enthaltene Eiweiß zur Gerinnung bringen und somit jenen einen schützenden Ueberzug geben, anderentheils aber die krankhafte Sekretion selbst beschränken. Durch Fernhaltung der reizenden Einwirkung der Luft von den durch Zerstörung der Oberhaut bloßgelegten Hautnerven wirken sie zugleich schmerzstillend. In ähnlicher Weise werden die adstringirenden Mittel bei Blutüberfüllung, Katarrhen, Eiterflüssen und oberflächlichen Geschwüren der Schleimhäute theils äußerlich, theils innerlich mit Nutzen angewendet. Zu stark und zu lange angewandt, reizen sie aber die Schleimhäute und können Entzündung und selbst brandige Zerstörung der betreffenden Gewebe herbeiführen. Die Adstringentien stammen sowohl aus dem Pflanzenreich, wie aus dem Mineralreich. Alle gerbsäurehaltigen Pflanzen und Pflanzentheile wirken adstringirend. Obenan steht demnach als adstringirendes Mittel die reine Gerbsäure oder das Tannin, welche meist aus den Galläpfeln gewonnen wird. Daran schließen sich Abkochungen der Eichen-, Ulmen-, Weiden- und Chinarinde, Campecheholz ꝛc., sodann das Kino, Katechu, die Ratanhawurzel ꝛc. Von den metallischen adstringirenden Mitteln sind die wirksamsten das essigsaure Blei (Bleizucker), das Eisenchlorid, das Kupfer- u. Zinkvitriol, das salpetersaure Silberoxyd (Höllenstein), der Alaun. Als Styptika anwendbar sind vornehmlich die reine Gerbsäure, Abkochungen aus Galläpfeln und Eichenrinde, die Ratanha, die Metallsalze, namentlich das Eisenchlorid. Zur Blutstillung reicht übrigens kaltes Wasser und Eis für gewöhnlich aus.

Ad turpia nemo obligatur, lat. Sprichwort: Zum Schändlichen ist niemand verpflichtet.

A due (ital., spr. dū-e), zu zwei; z. B. a due corde, auf zwei Saiten; a due voci (spr. wohtschi), für zwei Stimmen.

Aduse (arab.), Schellentrommel, Tambourin.

Adüla, eine der mächtigsten Gebirgsgruppen der Graubündener Alpen, bestehend aus einer Centralgruppe und zwei Nebengliedern: dem Camotsch-Scopi und dem Tambohorn, jenes durch den Greinapaß, dieses durch den Bernardinpaß von der Hauptgruppe getrennt. Letztere zeichnet sich weniger durch Gipfelhöhe, als durch großartige Verzweigung aus. Nach N. gehen zwei im Verlauf sich spaltende Hauptzüge, nach S. zwei, das Val Calanca einschließend; vom Tambohorn aus ein dritter, der am Paß von San Jorio den Hochgebirgscharakter verliert. Den Kulminationspunkt des Centralstocks bildet das Rheinwaldhorn (3398 Meter), dessen größter Eisstrom, der Zapportgletscher, sich in das Rheinwaldthal hinabsenkt. Den Reigen der schwierigen Ascensionen eröffnete der Disentiser Pater Plac. à Specha mit Ersteigung des Rheinwaldhorns (1789), das 5. Juli 1859 auch von J. J. Weilenmann bezwungen wurde. Letzterer gelangte in demselben Monat als erster auf das Tambohorn. Das Moschelhorn wurde zuerst vom Engländer Morshead (30. Juni 1864), Piz Medel 16. Aug. 1865 von G. Stuber und beide Gipfel des Piz Cristallina 28. Juli 1866 von C. Hauser erstiegen.

Adülar (edler Feldspat, Girasole), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, die reinste Varietät des Feldspats, ward zuerst vom Pater Pini in Mailand auf der Stella am St. Gotthard, den er fälschlich für den Mons Adula der Alten hielt, aufgefunden und benannt. Er kommt meist in brillanten Zwillings- und Drillingskrystallen in Begleitung von Bergkrystall in Drusenräumen oder auf Kluftflächen der granitischen Gesteine der Alpen (besonders im Zillerthal) vor, außerdem auch im Riesengebirge, in Schottland, Norwegen, Sibirien, auf Ceylon, Grönland ꝛc. Er hat dieselben physikal. und chem. Eigenschaften wie der Feldspat. Seine Farbe ist wasserhell, graulich-, milch- oder grünlichweiß, oft mit eigenthümlichem Perlmutterglanze und bläulichem Lichtscheine versehen, durchsichtig bis durchscheinend, zuweilen irisirend und von doppelter Strahlenbrechung. Der A. ist einer der theuersten Halbedelsteine, er heißt im Handel Mondstein (Fisch- oder Wolfsauge, ceylonscher oder Wasseropal, Pierre de lune, Moonstone), wenn er weißliche, oft bläulich- und grünschattirte Farbe hat; Sonnenstein (Pierre du soleil), wenn er ein gelbliches, ins Rothe fallendes Farbenspiel zeigt. Er wird besonders zu Ring- und Halsnadelsteinen verarbeitet und mit Diamanten eingefaßt. Vgl. Feldspat.

Adulïren (lat.), einem schmeicheln, zu Munde

reden; Adulätor, Adulateur (franz., spr. -töhr), Schmeichler; Adulation, Schmeichelei.

Adūlis (Adule, auch Zula), im Alterthum eine blühende Hafenstadt am jetzigen Annesleygolf (Gubet Kafr) des Rothen Meeres, südlich von Massaua, gegründet von Ptolemäos Euergetes und zur Zeit der Ptolemäer ein berühmtes Handelsemporium. Eine zweite Blütezeit erlebte A. unter den Königen von Axum, für deren Staat es Hafenplatz war. Im 6. Jahrh. fand hier der Indienfahrer Kosmas das für die alte Geographie jener Gegenden wichtige Monumentum Adulitanum. Schutthaufen von Wohnungen, Reste einer zerfallenen Kirche, einige Säulen und Kapitäle, alles plump aus Lava gearbeitet, sind die einzigen Ruinen der einst blühenden Stadt. Im Oktober 1867, als die Engländer den Feldzug gegen Abessinien begannen, wurde A. deren Stützpunkt; es entstand eine kleine provisorische Stadt, die mit der Annesleybai durch eine Eisenbahn verbunden, nach dem Abzug der Engländer aber wieder verlassen wurde.

Adullam, alte kanaanit. Stadt, im Gebiete des Stammes Juda, bekannt durch die zahlreichen Höhlen in ihrer Nähe, in deren einer sich der Sage nach David mit seinem Anhang verbarg, um den Nachstellungen Sauls zu entgehen. Auch in der Geschichte der israelit. Freiheitskämpfe unter Judas Makkabäus wird der Ort mehrfach erwähnt. Adullamiten war in England 1866 während der Debatten über die Reformbill die scherzhafte Bezeichnung einer kleinen Anzahl Mißvergnügter der liberalen Partei (darunter Lord Elcho, Robert Lowe rc.), welche in wesentlichen Punkten der Bill mit den Konservativen stimmten und dadurch den Sturz des Ministeriums Russell-Gladstone herbeiführten.

Adulter (lat.), Ehebrecher; Adultĕra, Ehebrecherin; adulteriren, ehebrechen, verfälschen; Adulteration, Verfälschung; Adulterium, Ehebruch; Adulterinus, im Ehebruch erzeugtes Kind.

Adultus (lat.), erwachsen.

Adumbriren (lat.), skizziren, entwerfen; Adumbration, Skizze, Entwurf.

Ad unum omnes (lat.), alle ohne Ausnahme.

A dur, unter den modernen 12 Durtonarten diejenige, für welche der Ton A als Grundton angenommen ist, die 4. im (von C ausgehenden) Quintenzirkel. Zur Herstellung des richtigen Stufenverhältnisses der diatonischen Durtonart müssen die Töne f, c und g um ½ Ton erhöht werden, daher sie mit 3 Kreuzen vorgezeichnet wird.

Adustion (lat.), das Brennen, Beizen.

Advaita (sanskr.), Nichtdualismus, Monismus, eine philos. Schule Indiens, von Sankarâdschârya gegründet, der um Mitte des 8. Jahrh. n. Chr. in Südindien wirkte und wesentlichen Antheil an der gegenwärtigen Form des Brahmanismus hat. Ihre Hauptlehre ist, daß die menschliche Seele nicht verschieden von Gott, sondern ein Theil von ihm ist. Der Körper ist zeitweise ihr Gefängnis; bei dem Tode kehrt sie zur Gottheit zurück und geht darin auf, wie die in einem Gefäße eingeschlossene Luft in der allgemeinen Atmosphäre, wenn das Gefäß zerbrochen wird. Die Gottheit wird nicht persönlich gedacht, sondern ist der Geist im Universum, die universelle Seele, welche alle Dinge in sich enthält; die drei Hauptgötter des Brahmanismus, Brahma, Vischnu und Siwa, werden als Eins aufgefaßt. Das A. ist eine Fortbildung des Vedantasystems (s. d.) und vielfach erörtert in Werken der 3 südindischen Sprachen: Tamil, Telugu, Kanaresisch.

Ad valorem (lat.), d. i. nach dem Werthe, ein im Zollwesen zur Bezeichnung der vom Werthe und nicht vom Gewichte der Waaren zu berechnenden Zölle. Ad valorem-Zölle sind besonders in Nordamerika und England üblich.

Ad valvas curiae (lat.), an den Rathhausthüren (nämlich anzuschlagende Bekanntmachung).

Advent (lat., »Ankunft«), die Vorbereitungszeit auf die Weihnachtsfeier, ursprünglich, gleich der auf Ostern, eine Fastenzeit; daher noch jetzt das Verbot der Trauungen und lauten Lustbarkeiten und der Gebrauch violetter Paramente in der kathol. Kirche. Die erste Spur der Feier der Adventszeit findet sich im 6. Jahrh. Die griech. Kirche dehnt die Feier auf 40 Tage aus, während die lat. nur 4 Adventsonntage hat, von denen der erste als Anfang des Kirchenjahrs gilt.

Adventivknospen, s. Knospen.

Adventivwurzeln, s. Wurzeln.

Adverbium (lat.), Umstandswort, Bestimmungswort, der Redetheil, welcher die Umstände angibt, unter welchen eine Aussage gilt. Der Name A. (eigentlich »Beifügung zum Zeitworte«) ist wieder ein Beweis, wie nahe das Adjektiv (s. d.) dem Thätigkeitsbegriffe des Zeitwortes steht; denn das A. kann ebensogut zu einem Adjektivum (und einem andern A.), wie zu einem Verbum gesetzt werden. Ihrer Bedeutung nach unterscheidet man Adverbien der Zeit (z. B. dann, gestern), des Ortes (z. B. dort, nirgends) und der Weise. Jene beiden entsprechen dem Casus Locativus (Ortsfall) unserer alterthümlicheren Sprachen, die dritte Klasse dem Instrumentalis, indem sie nämlich: 1) die Aussage selbst bestätigen (bekräftigen) oder aufheben (z. B. mit nichten, ja), oder 2) Gradadverbien (z. B. sehr), oder 3) Adverbien der Art und Weise (z. B. wie, so, göttlich), oder 4) Zahladverbien (z. B. einmal, oft) sind. Da die Adverbialbegriffe fast sämmtlich durch Substantive und Präpositionen oder durch Sätze (Adverbialsätze) umschrieben werden können, so begreift sich leicht, wie manche Sprachen wenig Adverbien haben, z. B. die hebräische; auch, wie manche unserer Bindewörter ihrer Entstehung nach Adverbien sind. Andere Sprachen dagegen, z. B. die lateinische, bilden fast von jedem Adjektivum ein entsprechendes A. und gewinnen dadurch in hohem Grade an Präcision. Daß das A. nicht weiter gebeugt wird, ist nothwendig, da es ja nicht wie das Adjektiv auf einen Gegenstand bezogen wird, der verschiedene Verhältnisse (Fälle, Kasus) eingeht, sondern auf eine Thätigkeit (Zustand, Leiden); diese wird eben nur gesteigert, wie allgemein das Adjektiv (s. d.) und stellenweise das Verbum einer Steigerung fähig ist. Freilich wie Adjektiva (z. B. allmächtig), gibt es auch Adverbien (z. B. einmal), deren Sinn einer Steigerung widerstrebt. Was die Bedeutung der Adverbien für den Stil betrifft, so ist offenbar das Adjektiv für die Anschauung wirksamer, und hier ist es, wo der antike Ausdruck so oft mehr volksthümliche Frische zeigt als der moderne.

Adversa fortuna (lat.), Mißgeschick, Unglück; adversa pars, die Gegenpartei, der Gegner. Adverso flumine, lat. Redensart des Horaz: mit widrigem Winde (segeln), d. i. mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen haben.

Adversárien (lat.), bei den Römern s. v. w. Kladde, Brouillon; auch ein Konceptbuch, insbesondere eine Sammlung von Notizen und Gedanken, welche man zu späterer Benutzung aufzeichnet.

Adversárius (lat.), Gegner, Widersacher; Adversative, Entgegensetzung; Adversität, Widerwärtigkeit, Unfall.

Adversus necessitatem ne Dii quidem resistunt, lat. Redensart: Gegen das Unvermeidliche kämpfen selbst die Götter vergebens.

Advocati ecclesiae (Defensores, Actores ecclesiae, lat.), die Anwälte der Kirchen und geistlichen Stiftungen, welche sich nöthig machten, sobald die Kirchen als Gemeinheiten gesetzliche Anerkennung fanden. Ihnen lag die Vertretung der Gerechtsame der betreffenden Kirche, die Führung ihrer Processe, die Beschützung der zur Kirche gehörigen Armen und Jungfrauen und die Aufsicht über die Güter und Revenüen der Kirche ob. Als später die Kirchen des bewaffneten Schutzes bedurften, gewährten sie auch diesen und wurden also Schirmvögte und Schutzherren derselben; daher sie meist aus benachbarten, angesehenen Rittern genommen wurden. Für ihre Mühewaltung bezogen sie ⅓ der bei den Gerichten eingehenden Strafgelder und Naturalien von den Kirchengütern. Da sie aber später ihren Einfluß auf ungebührliche Art auszudehnen suchten, so beschränkte man ihre Befugnisse erst durch Gesetze und beseitigte sie zuletzt, besonders seit Kaiser Friedrichs II. Zeiten, ganz. Die deutschen Kaiser aber sahen es als hohe Ehre an, oberste Schirmherren der Kirche zu sein, daher unter allen ihren Titeln der des advocatus ecclesiae voranstand.

Advocatus diabŏli (lat.), bei dem Untersuchungsprocesse über den Lebenslauf eines zur Kanonisation vorgeschlagenen Heiligen der zur Bestreitung der Würdigkeit desselben aufgestellte Ankläger, im Gegensatze zu dem Advocatus dei, der die Vertheidigung des zu Kanonisirenden übernimmt.

Advociren (lat., »herbeirufen«), als Rechtsanwalt Processe führen. Advokatūr, Rechtsanwaltschaft; Wirkungskreis eines Rechtsanwalts.

Advokāt (lat.), Rechtsanwalt, Sachwalter, Rechtsbeistand, oder, wie er in einigen schweizer Kantonen heißt, Fürsprech, im allgemeinen die Standesbezeichnung derjenigen Rechtsgelehrten, welche vom Staate die Berechtigung erhalten haben, die Angelegenheiten der Parteien vor Gericht zu führen. In Rom, wo zu den Zeiten der Republik der Advokatenstand in hohem Ansehen stand, hießen die Advokaten Oratores forenses (Gerichtsredner) und erst später Advocati, d. i. Herbeigerufene. Bei den Deutschen kommen sie schon im frühen Mittelalter als Prolocutores, d. i. Fürsprecher, vor, welche von den Parteien meist aus den Gerichtsbeisitzern oder Schöffen erwählt wurden, bis mit der Einführung des schriftlichen Verfahrens die Qualifikation als Rechtsgelehrter zum Eintritt in den Advokatenstand nöthig ward. Meist fungiren, wenigstens in Deutschland, die Advokaten auch als Prokuratoren, die aber nicht nothwendig rechtsverständige Personen zu sein brauchen und wesentlich andere Geschäfte als die Advokaten haben. Der Prokurator handelt anstatt der Partei als Stellvertreter derselben, der A. dagegen neben und mit der Partei als Beistand derselben. Auch muß sich der Prokurator, nicht aber der A. als solcher, zu den von ihm vorgenommenen Handlungen legitimiren, d. h. nachweisen, daß er von der Partei Auftrag zu denselben erhalten habe. Allgemeine, in den Partikulargesetzgebungen näher bestimmte Pflichten des Advokaten in Deutschland sind: daß er keine ungerechte Sache übernehme, daß er sich gehörig instruire, zumal die Beweismittel genau angeben lasse und für deren Herbeischaffung Sorge trage, daß er den Proceß auf das schnellste und sicherste betreibe, überhaupt seinem Klienten Treue bewahre. Macht sich ein A. eines Irrthums in Beziehung auf Thatsachen schuldig, so kann die Partei denselben, wenn der A. ihn in Abwesenheit des Klienten beging, bis zum Eintritt der Rechtskraft des nächsten Urtels, wenn er ihn aber in Gegenwart des Klienten oder in einer von diesem mit unterzeichneten Schrift beging, nur binnen drei Tagen widerrufen. Versäumnisse der Advokaten, z. B. in Beziehung auf Fristen, berechtigen die Parteien nur zur Entschädigungsklage gegen den Advokaten. Uebrigens sind diese Bestimmungen des gemeinen Rechts durch die neuere Partikulargesetzgebung vielfach modificirt; insbesondere gewähren einzelne Partikularrechte bei Versäumnissen der Advokaten entweder unbedingt oder doch bei unschätzbaren Streitgegenständen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Für seine Bemühungen hat der A. einen Anspruch auf Belohnung, die sogen. Deserviten, über deren Betrag in den meisten Ländern besondere Gesetze (Advokatentaxen) vorhanden sind. Auch ist es dem Advokaten im allgemeinen erlaubt, sich vertragsmäßig ein bestimmtes Honorar für seine Arbeiten zu bedingen, aber gesetzlich verboten, sich einen Antheil am Streitobjekte (quota litis) versprechen zu lassen. Sich eine besondere Belohnung (palmarium) für den Fall des Obsiegs versprechen zu lassen, ist dem Advokaten zwar nicht geradezu verboten, doch kann er auf Auszahlung derselben nur dann klagen, wenn sie nach bereits beendigter Sache, also nach eingetretenem Siege versprochen worden ist. Das gemeinrechtliche Verbot, sich den Streitgegenstand abtreten zu lassen, haben neuere Partikulargesetzgebungen aufgehoben. Ist eine Partei in einem Civilprocesse oder ein Angeschuldigter zu arm, um einen Advokaten aus eigenem Vermögen bezahlen zu können, so wird ihm ein Anwalt, welcher ihm unentgeltlich dienen muß, ein sogen. Officialanwalt, vom Gerichte beigegeben, und die Advokaten eines Gerichtsbezirks sind verpflichtet, sich der Reihe nach als Officialanwälte bestellen zu lassen. In Deutschland kann der A. wegen seiner Deserviten Klage erheben u. dieselben nöthigenfalls durch gerichtliche Zwangsmittel beitreiben lassen; einzelne Gesetzgebungen gewähren hierfür sogar eine besonders schnelle Rechtshülfe. In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika steht dagegen dem Advokaten wegen seiner Deserviten kein Klagrecht zu, weil das Gesetz in Uebereinstimmung mit der altröm. Anschauung annimmt, der A. übernehme die Führung eines Rechtsstreits oder die Vertheidigung eines Verbrechers der Ehre halber und nicht des Gewinnes wegen. Dennoch haben in diesen Ländern, wie auch in Frankreich, die Advokaten ein reichliches Einkommen, und ihre Stellung ist daselbst eine sehr glänzende. In England unterscheidet man zwischen Barristers und Attorneys. Die ersteren haben das ausschließliche Recht zum Plaidiren vor Gericht, und aus ihnen werden die höchsten Staatsbeamten, namentlich der Generalfiskal (Attorney general) und der Generalprokurator (Solicitor general), sowie die königlichen Sachwalter

(Sergeants at law) und die Richter gewählt; selbst der Lordkanzler muß Barrister gewesen sein. Der Barrister allein hat das Recht, eine Vorstellung oder ein Gesuch an ein Gericht oder an eine Jury zu richten, wogegen der Attorney mit dem Klienten selbst verhandelt, oder in seinem Beisein denselben mit dem Barrister sprechen läßt. Daher handelt der Barrister fast allein nach der schriftlichen, ihm vom Attorney gegebenen Instruktion, während der Attorney den Vermittler zwischen dem Klienten und dem Barrister abgibt. Eine Art Prüfung der Würdigkeit zur Aufnahme in die Advokatur besteht erst seit 1836. Das Herkommen, daß der Barrister nicht unter einer Guinee als Honorar annehmen darf, hat dazu geführt, daß sich eine besondere Klasse von Advokaten gebildet hat, die den Attorneys in geringeren Fällen an die Hand gehen und dadurch sich für Barristers vorbilden (special pleaders). In **Nordamerika** stehen die Advokaten in noch größerem Ansehen, als in England, obwohl die sie betreffenden Einrichtungen hier noch viel mangelhafter sind, als dort. Bezeichnend ist es, daß fast alle Präsidenten dem Advokatenstande angehört haben, und daß die Söhne der angesehensten und reichsten Familien oft nur der Ehre und des Ansehens halber sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmen. Ein ähnlicher Unterschied wie in England findet in **Frankreich** zwischen Avoués u. Avocats statt, von denen die ersteren mit den processualischen Formen und der Fertigung der Schriften beschäftigt sind, die letzteren die Parteien in den Sitzungen vertreten und plaidiren. Zum Amte eines Avoué gehört ein Alter von 25 Jahren, Rechtsstudium und eine fünfjährige Uebungszeit; wer Avocat werden will, muß Licentiat sein und eine dreijährige Uebungszeit (stage) bestehen, während welcher er die Sitzungen und Konferenzen der Advokaten zu besuchen hat. Dann wird er in die Matrikel (sur le tableau) eingetragen. Alle Stellen der Avoués und auch manche der Avocats sind käuflich. Für jene existirt eine Taxordnung von 1807, welche auch die von dem unterliegenden Theile dem Avocat zu restituirenden Honorare, nicht aber die ihm von seiner Partei zukommenden, die von der Disciplinarkammer festgestellt werden können, bestimmt. Der franz. Einrichtung ist mit wesentlichen Verbesserungen das Advokatengesetz in Genf von 1834 nachgebildet. Doch ist die Trennung zwischen Avoué und Avocat hier aufgehoben und die Aufnahme als Avocat an eine strenge Prüfung geknüpft. Auch in Belgien hat die franz. Einrichtung zum Muster gedient.

Die Ursachen, warum der Advokatenstand in Deutschland im Vergleiche zu dem französischen, englischen und nordamerikanischen in geringem Ansehen steht, liegen auf der Hand. Jene Länder besitzen ein öffentliches mündliches Verfahren in allen rechtlichen Angelegenheiten; die Vorträge des Advokaten werden Gegenstand der allgemeinen Beobachtung und sogar des geistigen Genusses; das Publikum lernt den kenntnisreichen, talentvollen, redlichen, freimüthigen und unerschrockenen Sachwalter so gut wie den ungeschickten und unredlichen kennen und belohnt jeden nach seinem Verdienste. Außerdem ist zu beachten, daß in den genannten Ländern schon seit langer Zeit ein reges parlamentarisches u. überhaupt öffentliches Leben herrscht, zu welchem die begabten Vertreter des Advokatenstandes wegen ihrer Vertrautheit mit den verschiedensten socialen Verhältnissen, wegen ihrer Bekanntschaft mit dem positiven Rechte und der Gesetzgebungstechnik und wegen ihrer Redegewandtheit sich leicht den Zugang bahnen, um von da aus nicht selten in die höchsten Staatsämter einzutreten. In Deutschland dagegen waren fast bis zur neuesten Zeit die Verhältnisse in der einen wie in der andern Beziehung geradezu entgegengesetzt geartet. Erst in den letzten Jahrzehnten sind diese Nachtheile durch den Aufschwung des öffentlichen Lebens im allgemeinen, sowie insbesondere durch die Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Strafsachen zum großen Theile beseitigt worden, und sie werden es völlig werden, wenn auch in Civilrechtsstreitigkeiten das jetzt vielfach angebahnte Princip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zur Geltung und Durchführung gekommen sein wird. So ist jetzt der Advokatenstand in Deutschland nahe daran, bei den Gerichtshöfen u. Staatsbehörden wie im Volke selbst das Ansehen zu gewinnen, welches ihm gebührt und welches dieser Stand in anderen Ländern schon länger genossen hat. Zu verkennen ist freilich nicht, daß auf die Stellung der Advokaten auch deren materielle Lage, die zum großen Theile von dem Stande der Gesetzgebung in den einzelnen Ländern abhing, einen wesentlichen Einfluß ausüben mußte. Es macht in dieser Beziehung einen großen Unterschied, ob erst auf 17,595 Einw., wie in Bayern, oder 13,820 Einw., wie in Preußen, oder schon auf 3039 Einw., wie in Sachsen, oder 1731 Einw., wie in Mecklenburg, ein A. kommt, wie dies im Jahre 1867 der Fall war und inzwischen wenig sich geändert haben wird. Ohne Zweifel wird die bevorstehende Straf- und Civilproceßgesetzgebung des Deutschen Reiches eine Ausgleichung dieser Unterschiede herbeiführen. Daß dieselbe auf dem Principe der **freien Advokatur** beruhen wird, ist mit Sicherheit vorauszusehen; nur pflegt man hierunter nicht eine absolute Freiheit des Gewerbes zu verstehen, sondern die Beibringung eines Befähigungsnachweises ist als selbstverständliche Voraussetzung zu betrachten. Nachdem aber die Reichsgewerbeordnung selbst die Ausübung der Heilkunde ohne Fähigkeitsnachweis gestattet hat, ist nicht abzusehen, weshalb nicht auch die Advokatur völlig frei ausgeübt werden soll, zumal da der eigentliche Advokatenzwang nach den meisten Gesetzgebungen ohnehin nur auf größere Rechtssachen, nach einigen selbst unter Ausschluß aller Handelssachen, beschränkt ist u. später schwerlich ausgedehnt werden wird. Dem einzigen allerdings wohl zu beachtenden Unterschiede, daß der A. nicht bloß mit seinem Auftraggeber, sondern zugleich mit öffentlichen Behörden zu thun hat, dürfte durch eine diesen Behörden zu ertheilende Befugnis zur Zurückweisung aller notorisch zur Vertretung rechtlicher Interessen ungeeigneten Subjekte, vor allem aber durch die Natur der Dinge selbst, welche die Advokatur zu einem selbständigen Berufe macht, ausreichend Rechnung getragen werden.

Advokatenkammern. Eine in der neueren Zeit immer mehr Verbreitung und Anerkennung gewinnende Institution ist die der sogen. **Advokatenvereine** od. **Advokatenkorporationen**, welchen kraft gesetzlicher Vorschrift u. Ermächtigung sämmtliche in einem Lande oder bei größeren Ländern in den einzelnen größeren Justizverwaltungsbezirken wohnhaften Advokaten als Mitglieder angehören und die Vertretung der Interessen des Advokatenstandes in dem weitesten Umfange obliegt. Nach außen, insbesondere den gesetzgebenden Faktoren und Aufsichtsbehörden gegenüber, ist die Thätigkeit

der Advokatenvereine im wesentlichen bloß eine berathende und begutachtende; doch sind sie auch zur Erreichung dieses Zweckes mit dem Rechte ausgestattet, ihre Mitglieder zu besteuern und die Annahme von Aemtern oder die Ausführung von Aufträgen von ihnen zu verlangen. Ihre Hauptfunktion ist indeß die Ausübung der Disciplinaraufsicht über ihre Mitglieder und meist auch über die Advokaturaspiranten, zu welchem Behufe sie mit einer Strafbefugnis ausgestattet sind, welche zum Theil das Recht der Ausstoßung aus dem Advokatenstande umfaßt. Zur Vorbereitung und Ausführung der erforderlichen Maßregeln dienen gewählte Organe unter dem Namen A., denen überdies in der Regel ein nicht unbeträchtlicher Theil der Befugnisse des Vereins zu selbständiger Ausübung übertragen ist, und die über Disciplinarvergehen endgültig oder in erster Instanz zu erkennen und überhaupt den Verein und das Interesse des Standes nach jeder Hinsicht zu vertreten haben. Diese Einrichtung hat sich im ganzen als eine sehr wohlthätige bewährt, wenn auch in einzelnen Ländern über eine laue Betheiligung der Standesgenossen geklagt wird.

Adynamie (Asthenie, griech., »Kraftlosigkeit, Schwäche«), der Zustand der Erschöpfung, wie er infolge heftiger fieberhafter Erkrankungen, namentlich im Verlaufe von Infektionskrankheiten und bei schneller Zersetzung des Blutes durch Aufnahme von Fäulnisstoffen, aber auch nach starken Blutverlusten, Diarrhöen ꝛc. eintritt. Die A. ist charakterisirt durch große Mattigkeit, durch kleinen frequenten Puls und durch Apathie, welche sich bis zur Bewußtlosigkeit steigern kann. Adynamisches Fieber heißt ein solches, welches mit den Erscheinungen der A. einhergeht. Vgl. Fieber.

Adyton (griech.), s. Tempel.

Aeăkos, Sohn des Zeus und der Aegina, einer Tochter des Flußgottes Asopos. Als dieser und gleichzeitig Here die Tochter bedrohten, versetzte sie Zeus auf die Insel Oenone, wo A. geboren wurde; das Eiland hieß seitdem Aegina. Hier herrschte A. über das aus Ameisen entstandene Geschlecht der Myrmidonen weise und gerecht, ein Liebling der Götter, die, wie die Menschen, ihn oft zum Schiedsrichter ernannten. Als Hellas einst von großer Dürre heimgesucht ward, gab das delphische Orakel den Ausspruch, das Elend werde zu Ende sein, wenn A. zu den Göttern bete: und so geschah es. Nach seinem Tode wurde A. mit Minos und Rhadamanthos Richter der Schatten und Thürhüter des Hades, weshalb er mit Schlüssel und Scepter abgebildet wird. Auf Aegina, wo man ihn als Halbgott verehrte, prangte ihm zu Ehren das Aeakeion mit Mauern von weißem Marmor. Als Chirons Eidam hatte A. zwei Söhne, Telamon und Peleus. Ein Theil von Pindars Gesängen, äginetischen Siegern gewidmet, besingt den Ruhm des A. und der Aeakiden, zu denen als des Peleus Sohn auch Achilleus gehört. Vgl. Gruppe, A. (Berl. 1873).

Aechmĕa *Ruiz* et *Pav.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, mit schönen einfachen Blättern und prachtvollen, in einer lockeren Rispe stehenden, korallenartig festen Blüten, wachsen zum Theil epiphytisch auf Bäumen im tropischen Südamerika. A. discolor *Hook.*, mit prachtvollen, scharlachrothen, und A. fulgens *Brong.*, mit scharlachrothen und blauen Blüten, sind empfehlenswerthe Zimmerpflanzen.

Aecĭdium, s. Rostpilze.

Aedicŭla (lat., Verkleinerung von aedes, »Häuschen«), Tempel, Kapelle, Bilderblende.

Aedīlen (lat.), röm. Beamte, die zuerst 493 v. Chr. zugleich mit den Volkstribunen aus der Plebs gewählt und jenen in sofern als Gehülfen beigeordnet wurden, als ihnen mit der Aufsicht über die öffentlichen Spiele und der Verwaltung der Stadtpolizei auch die Sorge für Getreidemagazine und wohlfeile Marktpreise, also die Pflicht oblag, das Volk vor den Bedrückungen der Grundbesitzer zu schützen. Zu diesen plebejischen A. kamen 367 ebensoviele aus den Patriciern gewählte, denen zunächst die Veranstaltung der damals vom Senat angeordneten großen Spiele oblag. Diese hatten die nur den höheren Magistraten zukommende Ehre des kurulischen Stuhls u. hießen daher kurulische A. Sie folgten im Range nach den Prätoren; bald waren auch Plebejer dazu wählbar. Mit der Stadt- und Marktpolizei war die Beaufsichtigung des Gottesdienstes behufs der Fernhaltung ausländischer Religionsgebräuche, der Theater und öffentlichen Spiele, der Bäder, Wirtschaften und öffentlichen Gebäude, namentlich auch die Entscheidung von Kauf- und Baustreitigkeiten verbunden. Bei dem Antritte ihres Amtes pflegten die A. ein Edikt zu erlassen, welches die Grundsätze ihrer Amtsführung, namentlich hinsichtlich der Marktpolizei, enthielt (ädilicisches Edikt). Julius Cäsar fügte zu den 4 alten A. aus den Plebejern noch 2 neue hinzu, die Aediles cereales, für das Getreidewesen und die Verproviantirung der Stadt, die aber unter Augustus durch die Praefectura annonae verdrängt worden zu sein scheinen. Unter den späteren Kaisern wurde der Wirkungskreis der A. immer mehr beschränkt, namentlich durch den Praefectus urbi, bis ihre Würde im 4. Jahrh. ganz aufhörte. In den Städten latinischen Rechts hießen A. die höchsten Magistratspersonen. Vgl. Schubert, De Romanorum aedilibus (Königsb. 1828).

Aëdon, in der griech. Mythe Tochter des Pandareus von Ephesos, Gemahlin des Zethos, Königs von Theben, Mutter des Itylos. Da sie nur diesen einen Sohn hatte, wollte sie aus Neid über das Mutterglück ihrer kinderreichen Schwägerin Niobe (s. d.) den ältesten Sohn derselben tödten, ermordete aber aus Versehen ihren eigenen Sohn Itylos, der mit jenem in Einem Bette schlief. Aus Erbarmen verwandelte Zeus die Verzweifelnde in eine Nachtigall, und als solche beklagte sie ihren Sohn. Andere nennen ihren Gatten Polytechnos. Als beide Gatten ihre Liebe über die des Zeus und der Here stellten, unterlag in einem Kunstwettstreit, den die Götter unter ihnen erregt, Polytechnos und rächte sich durch Schändung der Schwester der A., Chelidonis (d. i. Schwalbe). Auch hier machten die Götter, da Polytechnos seinen eigenen Sohn von seiner Gattin zur Speise vorgesetzt erhielt, den Greueln durch Verwandlung der Betheiligten ein Ende.

Aedŭer, uralte, mächtige Völkerschaft des keltischen Galliens, zwischen den Flüssen Liger (Loire) und Arar (Saone) im jetzigen Lyonnais, Bourgogne und Bourbonnais, die schon vor Cäsars Zeit mit den Römern im Freundschaftsbunde stand. Hauptstadt war Bibracte Julia oder Augustodunum (Autun); andere Orte: Cabillonum (Châlons sur Saône), Nevirnum (Nevers), Decetia (Decise), Alesia (Alise).

Aeētes, s. Argonauten.

Aegadische Inseln (Aegaten), Inselgruppe an

der Westspitze (Capo di Boco) von Sicilien, zusammen 3,3 QM. (180 QKilom.) groß, mit 12,000 Einw. Die größten sind: Levanzo (das alte Phorbantia) im N., Favignana (Aegusa) im S., Maretimo (Hiera) im W. Zwischen diesen und Sicilien liegen die kleinen Klippeninseln le Formiche, die auch zu den Aegadischen Inseln gezählt werden. Maretimo hat ein Kastell, das als Gefängnis für Staatsgefangene dient, und producirt viel Kapern, Thymian und trefflichen Honig. Favignana, die größte der Inseln, mit der Stadt gleichen Namens und 4600 Einw., hat zwei Kastelle u. eine Hafenbucht, ist reich an fetten Weiden und Herden und liefert den ausgezeichneten Boscowein nebst viel Safran. Sie gilt für die Ziegeninsel, auf der Odysseus jagen ging. Bei der erwähnten Bucht dieses Eilandes erfocht Lutatius Catulus 241 v. Chr. den Seesieg, welcher den ersten punischen Krieg beendigte.

Aegäon, Sohn des Uranos und der Gäa, ein Riese mit 50 Köpfen, den nach Homer die Götter Briareus (d. i. den Wuchtigen) nannten. Als einst Here, Poseidon und Athene den Zeus fesseln wollten, rief Thetis den A. zu Hülfe, worauf jene von ihrem Vorhaben abstanden. Nach Hesiod hatte Uranos den A. nebst seinen Brüdern Gyges und Kottos, weil sie von Anfang an feindlich gegen ihn gesinnt waren, gleich nach der Geburt in die Tiefen der Erde verborgen. Als aber die Titanen ihren Kampf gegen Jupiter begannen, rief sie dieser auf Gäa's Rath zu Hülfe. Sie schleuderten immer 300 Felsenstücke zugleich auf die Titanen, die besiegt, in die Tiefen des Tartaros geworfen und daselbst von A. und seinen Brüdern (den »Hundertarmigen«) bewacht wurden.

Aegaten, s. Aegadische Inseln.

Aegeïsches Meer, s. Aegeus u. Archipelagus.

Aegëri, zwei Berggemeinden des schweiz. Kantons Zug: Ober-Aegeri (1925 Einw.) am obern, Unter-Aegeri (2560 Einw.) am untern Ende des Aegerisees. Dieses einsame Gewässer, in ein Hochthal des Voralpenlandes eingebettet, wird noch mit Einbäumen beschifft. Wo sein Abfluß, die Lorze, den See verläßt, d. i. in Unter-Aegeri, wird der kleine Fluß sofort in den Dienst der Industrie genommen. Im Engpaß Morgarten, südöstlich vom See, bestand 15. Nov. 1315 die junge Schweizerfreiheit ihre Feuertaufe.

Aegeus, nach der griech. Mythe ein König von Athen, Sohn des Pandion, Enkel des Kekrops, eroberte nach seines Vaters Tode mit Hülfe seiner Brüder Pallas, Nisos und Lykos das väterliche Reich wieder und erhielt die Oberherrschaft daselbst. Da er seine Kinderlosigkeit dem Zorn der Aphrodite zuschrieb, soll er, um sie zu versöhnen, ihre Verehrung in Athen eingeführt haben. Mit seiner dritten Gattin Aethra, Tochter des Königs Pittheus von Trözene, zeugte er den Theseus, welchen er aber, ohne daß derselbe von seiner Herkunft wußte, bei Pittheus erziehen ließ, um die Söhne seines Bruders Pallas, welche nach der Herrschaft strebten, mit der Hoffnung hinzuhalten, daß ihnen dieselbe durch Erbschaft zufallen werde. Die Pallantiden stürzten den A. jedoch gewaltsam vom Throne und behaupteten denselben, bis Theseus als Rächer seines Vaters auftrat. Hierauf blieb A. im Besitz der Herrschaft von Athen, bis an seinen unglücklichen Tod. Als nämlich Theseus, um Athen von dem schmählichen Tribut zu befreien, den es an Kreta zu zahlen hatte — sieben Jünglinge und ebensoviel Jungfrauen (s. Minotauros) — nach Kreta zog, versprach er seinem Vater, im Fall seiner glücklichen Rückkehr statt des schwarzen Segels, welches das Schiff führte, ein weißes aufzuziehen. Aber als Sieger der Küste von Attika nahend, vergaß er es, und der Vater, in der Meinung, sein Sohn sei umgekommen, stürzte sich beim Anblick des schwarzen Segels ins Meer, das von ihm den Namen des ägeïschen erhielt.

Aeglale, eine der drei Grazien (s. d.).

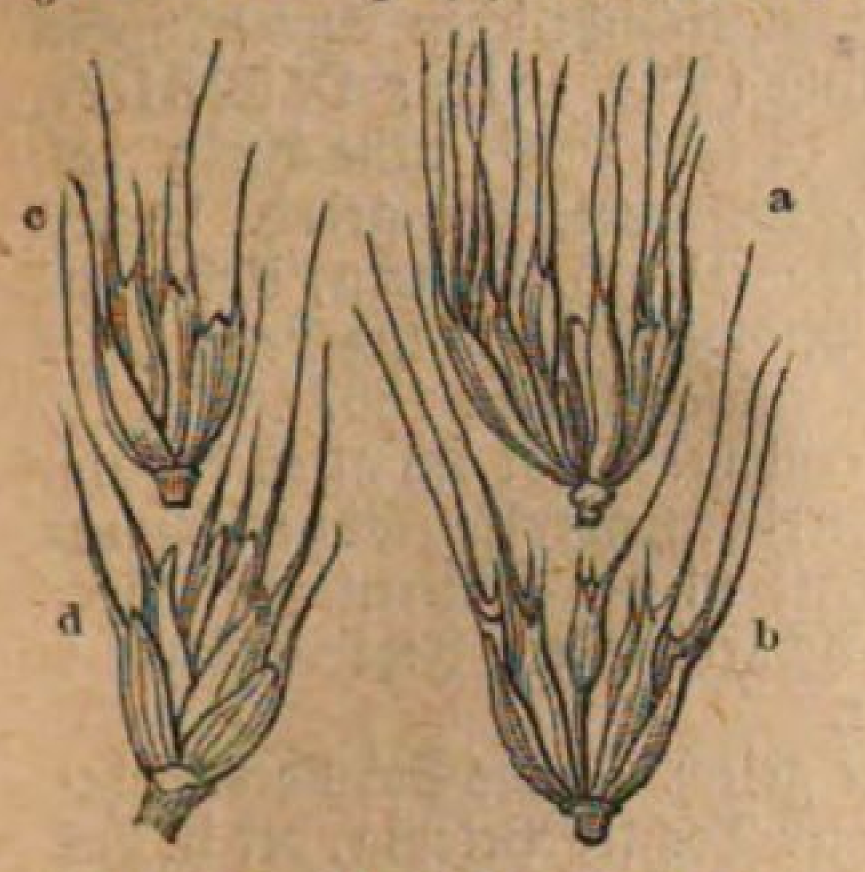
Aegĭde (Aegis), der von Hephästos geschmiedete Schild des Zeus, das Symbol des Schreckens verbreitenden Zornes des Gottes. Der prächtig strahlende Schild, in der Mitte das grauenvolle Gorgonenhaupt, war umkränzt mit dem Entsetzen und der Zwietracht, der Stärke und der wilden Mordlust. Doch gebraucht der Gott die A. auch, um seine Lieblinge zu schützen, und leiht sie zu diesem Zwecke bisweilen anderen Göttern, wie der Athene und dem Apollon; daher noch bei uns der Ausdruck »Unter der A. (s. v. w. unter dem Schutze) jemandes«. Nach jüngerer Mythe war die A. des Zeus, mit welcher er sich im Kampf mit den Titanen deckte, die Haut jener Ziege (griech. aix), welche ihn auf Kreta säugte. Nach anderen war Aegis ein aus der Erde geborenes, Flammen speiendes Ungeheuer, das Asien und Libyen verheerte und zuletzt nach Epiros kam, wo es von Athene erlegt wurde, die nun sein Fell als Brustharnisch trug. Auf den künstlerischen Darstellungen erscheint die A. der Pallas Athene bald als ein übergeworfenes Fell, bald als Panzer mit Drachenschuppen und Schlangengeflecht, das Gorgonenhaupt in der Mitte auf der Brust der Göttin, oder auch als bloßer Harnisch durch das Gorgonenhaupt zusammengehalten. Unverkennbar liegt alle dem die Wetterwolke zu Grunde.

Aegidi, Ludwig Karl, geb. 10. April 1825 in Tilsit, widmete sich dem Studium der Rechte, namentlich der Staatswissenschaft und Geschichte, wurde später Professor am Johanneum zu Hamburg. Außer durch kleinere historische Arbeiten (»Aus dem Jahre 1819«, 1. und 2. Aufl., Hamb. 1861) machte er sich namentlich durch das mit Klauhold gemeinsam herausgegebene »Staatsarchiv«, eine Sammlung wichtiger diplomat. Aktenstücke aus der Geschichte der Gegenwart (Hamb. 1861 ff.), verdient. A. gehörte dem Norddeutschen Reichstage seit 1866 an, wurde 1868 Professor in Bonn und trat im November 1871 als Legationsrath in das deutsche Reichskanzleramt ein, wo er die Leitung des Paßbüreaus führt. Seit 1872 ist er vortragender Rath im auswärtigen Amt.

Aegĭdius a Columnis (eigentlich Egidio de Colonna, nach seinem Geburtsort Rom auch Aegidius Romanus), Scholastiker, wegen seiner tiefen Gelehrsamkeit Doctor fundatissimus genannt, Schüler des Thomas von Aquino, dann Erzieher Philipps des Schönen von Frankreich, ward 1292 General seines Ordens, 1296 Erzbischof von Bourges; starb 22. Sept. 1316. Er war einer der konsequentesten Realisten. Unter seinen zahlreichen Schriften findet sich auch eine Schutzschrift für Bonifacius VIII.

Aegĭlops *L.* (Walch), Pflanzengattung der Gramineen, der Gattung Triticum sehr nahe stehend, aber durch die gleichseitigen, am Rücken abgerundeten, an der Spitze abgestutzten und begrannten Kelchspitzen unterschieden. A. ovata in Südeuropa, verändert sich durch Kultur und geht in A. triticoides über (welche Art manche Botaniker für einen Bastard

von A. ovata [s. Fig.] und Triticum vulgare, dem gemeinen Weizen, halten); fortgesetzte Kultur erzeugt aus A. triticoides das dem Weizen außerordentlich ähnliche A. speltaeformis, welche Pflanze geradezu als eine Triticumart betrachtet wird, so daß also A. ovata die Stammpflanze unseres Weizens sein würde. Fabre in Agde bei Montpellier erhielt nach zwölfjähriger Kultur wohlausgebildete Aehren mit großen mehlreichen Körnern.



a Aegilops ovata; b A. ov. triticoides; c dasselbe nach 4jähriger, d nach 5jähriger Kultur.

Aegīna, zur griech. Nomarchie Attika gehörige Insel, südwestlich von Athen im Golf von A. (dem Saronischen Meerbusen der Alten) gelegen, 1,4 QM. (83 QKilom.) groß mit nur ca. 6000 Einw. u. überhaupt gegenwärtig von keiner Bedeutung, im Alterthum dagegen länger als ein Jahrhundert die erste Seemacht in den hellenischen Gewässern und zugleich durch Kunstthätigkeit und Industrie hervorragend. Die Insel hat eine dreieckige Gestalt, ist gebirgig, jetzt gänzlich ohne Bewaldung und fast ohne fließendes Wasser; sie hat nur an der Westseite einige offene Rheden, im übrigen ist sie von zahlreichen Klippen umgeben und namentlich an der Ostseite fast ganz unzugänglich. Der Boden ist steinig und mager, zumeist aus Kalk bestehend, jedoch keineswegs unfruchtbar, sondern bei sorgsamer Behandlung für den Anbau von Gerste, Wein, Mandeln, Feigen und Oel wohl geeignet; außerdem liefert er vortrefflichen Töpferthon und im N. gute Bausteine.

Die Insel, ursprünglich Oenone genannt, erhielt den Namen A. von der gleichnamigen Tochter des Flußgottes Asopos, welche den Aeakos daselbst gebar. Letzterer herrschte hier über das Geschlecht der Myrmidonen, die älteste Bevölkerung der Insel, welche der Sage nach bereits Schiffe zimmerte und mit Segeln versah. Später wurde A. von Epidauros aus durch Dorer besetzt und kolonisirt, und die junge Kolonie wetteiferte in Schiffahrt und Handel mit der Mutterstadt, bis sie sich um 580 v. Chr. von deren Oberherrschaft befreite. Von nun an hob sich A. immer mächtiger und gelangte an Bevölkerungszahl, Macht und Reichthum zu einer fast beispiellosen Blüte, deren Höhe in die Zeit kurz vor den Perserkriegen fällt. Die Gesammtzahl ihrer damaligen Bevölkerung wird zu ½ Mill. (mit über 400,000 Sklaven) angegeben. Der Handel war ebensowohl Zwischen- und Binnenhandel, besonders nach dem Peloponnes, wie ein großartiger Ein- und Ausfuhrhandel nach den entlegeneren Küsten des Ostens und Westens, namentlich nach Kreta und dem Pontus, von wo A. seinen Getreidebedarf bezog und wo es auch eigene Kolonien angelegt hatte. Als Ausfuhrartikel lieferte die einheimische Industrie besonders Thonwaaren, Salben und allerlei Kurz- und Galanteriewaaren, die weithin in hohem Rufe standen. Der Münzfuß und das Maß- und Gewichtssystem Aegina's galt damals in fast ganz Griechenland, und seine Bewohner waren als schlaue und gewandte, wohl auch betrügerische Handelsleute allgemein bekannt. Indessen thaten sich die Aegineten auch auf anderen Gebieten ruhmvoll hervor: mit den Athenern wetteiferten sie an Tapferkeit in den Schlachten gegen die Perser, in den olympischen Spielen trugen die Söhne edler Geschlechter Aegina's zahlreiche Siege davon, und die bildende Kunst, insbesondere die Erzbildnerei, gedieh auf der Insel zu einer Vollendung, die wir noch jetzt bewundern (s. Aeginetische Kunst). Nach den Perserkriegen sank A. in demselben Verhältnisse, wie Athen stieg. Gegenseitige Eifersucht und Handelsneid weckten und nährten die Feindschaft zwischen beiden Nachbarstaaten, und schon vor dem ersten Perserkriege hatte der Krieg zwischen ihnen begonnen. Bald nach Beseitigung der allgemeinen Gefahr brachen die Zwistigkeiten von neuem aus, und nachdem A. schon 457 den Athenern zinsbar geworden, zwang 28 Jahre später Perikles die Einwohner, ihr Vaterland mit Weib und Kind zu verlassen und attischen Kolonisten Platz zu machen. Lysander führte zwar nach Athens Demüthigung die zerstreuten Ueberreste der vertriebenen Aegineten zurück, aber die Insel erreichte kaum den Schatten ihrer früheren Macht wieder. Später wurde sie abwechselnd eine Beute der Makedonier, der Aetolier, des Attalos, bis sie zuletzt unter römische Herrschaft kam.

Die alte gleichnamige Hauptstadt lag an der Westküste in einer breiten fruchtbaren Ebene ungefähr an der Stelle der heutigen Stadt A. (mit ca. 3000 Einw.), war aber von weit bedeutenderem Umfang als diese. Sie besaß außer einer offenen Rhede 2 große künstliche Häfen, deren Molen noch jetzt wohl erhalten sind, und von denen der südlichere, an welchem Präsident Kapodistrias einen neuen Molo anlegen ließ, noch heute im Gebrauch ist. Sonst zeugen nur wenige Säulenreste, eine Fülle von Scherben alter Thongefäße und zahlreiche in den Felsboden eingesenkte Grabkammern von der alten Stadt. Das bedeutendste Denkmal des alten A. sind die etwa 2 Stunden östlich von der Stadt auf 190 Meter hohem Hügel gelegenen Ruinen des berühmten Athenetempels, der an Größe und Bauart dem Theseustempel in Athen am nächsten kommt und dessen (1811 aufgefundene) Giebelgruppen jetzt den Aeginetensaal der Glyptothek in München zieren. Im südöstlichsten Theil der Insel stand ehemals auf dem 531 Meter hohen Gipfel eines Berges das Heiligthum des Zeus Panhellenios, ein einfacher, von einer halbkreisförmigen Mauer umgebener Altar, an dessen Stelle jetzt eine Kapelle des heiligen Elias getreten ist. Vgl. About, Mémoire sur l'île d'Égine (in »Archives des missions scientifiques, etc.«, 3. Theil).

Aegina, Golf von, Meerbusen zwischen dem griech. Festlande und Morea (Argolis und Attika), im Alterthum Sinus Saronicus genannt. In seinem Umfange liegen mehrere Inseln, worunter Aegina und Salamis (Koluri) die bedeutendsten. Zu beiden Seiten ragen die Vorgebirge Sunion (Kap Kolonnäs) und Skylläon (Kap Skyli) herein.

Aeginetische Kunst. Auf der Insel Aegina (s. d.) feiert die griech. Kunst einen ersten Frühling. Schon in der mythischen Zeit, in den Tagen des Dädalos, erscheint Smilis aus Aegina als Verfertiger mehrerer Holzbilder und als erster Träger der äginet. Kunst. Hier treten uns zuerst Gestalten entgegen, welche, von dem Banne der religiösen Kultdarstellung befreit, freie Menschlichkeit wiederzugeben versuchen. Die Gestalten besitzen alle Merkmale eines auf sorg-

fältigere Naturbeobachtung gerichteten Strebens, was sich selbst in den Uebertreibungen der Anatomie bemerkbar macht. Die ä. K. hat sich besonders an der Darstellung von Kämpferfiguren, die den Siegern in den Kampfspielen zu Ehren aufgestellt wurden, geübt und gibt uns daher heldenmäßige Gestalten, in deren Körpern männliche Kraftfülle mit naturalistischer Schärfe und noch ohne die Weihe idealer Schönheit zum Ausdrucke gelangt. Muskeln, Adern, die Verbindung der Gliedmaßen erscheinen sehr genau wiedergegeben; es sind Athletenfiguren, die hier als Helden vor uns auftreten. Neben diesem Naturalismus überrascht aber die Art, wie das alte stilistische Gesetz der Symmetrie streng beibehalten wurde. Dieselbe Grundidee der Komposition beherrscht z. B. beide um 475 v. Chr. entstandenen Giebelgruppen des Athenetempels in Aegina. Dieses Bauwerk wurde 1811 zuerst untersucht. Die Giebelfiguren wurden damals abgenommen, durch Thorwaldsen restaurirt und für die Münchener Glyptothek erworben. Von den 22 ursprünglich vorhandenen Figuren sind zehn des Westgiebels (s. Tafel II »Bildhauerkunst« Fig. 1) vollständig, die elfte in Fragmenten erhalten; von denen des Ostgiebels sind fünf und viele Trümmer übrig. Beide Gruppen stellen Kämpfe vor Troja vor, in denen Athene die griech. Helden schützt. Sie bildet den Mittelpunkt der Darstellung, beide Male in fast übereinstimmender Erscheinung. Im westlichen Giebel sehen wir den über die Leiche Achills entbrannten Kampf, wobei Odysseus die Trojaner abwehrt; im östlichen Telamon und Herakles den gefallenen Oïkles gegen Laomedon schirmend, also eine Scene aus dem früheren Kampfe zwischen Griechen und Troern. Müssen wir nun in der liebevoll genauen Naturbeobachtung an diesen Marmorbildern einen wesentlichen Fortschritt der griech. Kunst erkennen, so zeigen doch alle übrigen Merkmale noch den alten naiven Stil der vorhergehenden Epoche, in der die hellenische Kunst zuerst den Versuch machte, sich einerseits der Einflüsse von oriental. Völkern her, andrerseits des strengen und unfruchtbar starren Kultstiles zu entledigen. Daher noch jenes charakteristische Lächeln in den emporgezogenen Mundwinkeln, die schiefstehenden glotzenden Augen, der Mangel an Lebendigkeit in der Bewegung der Körper, vor allem jedoch das Fehlen des Ausdruckes der Seelenstimmung im Antlitz. Die Theilnehmer des Kampfes bewahren in ihrem ganzen Wesen eine ruhig milde, freundliche Erscheinung. Nur im Ostgiebel zeigt sich an einem der Gefallenen, welche die Ecken an beiden Giebeln ausfüllen, der Versuch, den Ausdruck der Todesschmerzen in den Zügen wiederzugeben, wie der Ostgiebel überhaupt eine etwas vorgeschrittenere Stufe der Entwickelung zeigt, welche wohl der Vorstellung entsprechen dürfte, die wir uns von dem hervorragendsten Künstler Aegina's, Onatas, zu machen haben. Die Figuren des Aegineten-tempels waren an den Gewandsäumen und anderen Details bemalt; Haare, Waffenstücke rc. aus Metall angesetzt. — Der Erzgießer Onatas fertigte zahlreiche Figurengruppen, heroische Kämpfe darstellend, die als Weihgeschenke aufgestellt wurden. Von ihm hatte man auch Götterbilder (Apollo, Hermes). Die Blüteperiode dieses vielgefeierten Künstlers fällt nach 466. Neben ihm ist namentlich Kallon zu nennen, dessen strengen Stils die alten Schriftsteller gedenken. — Unter den Bauwerken der Insel hat der von C. R. Cockerell beschriebene Tempel des Zeus Panhellenios große Bedeutung. Vgl. Wagner, Bericht über die äginetischen Bildwerke, herausgegeben und mit kunstgeschichtlichen Anmerkungen begleitet von Schelling (Tüb. 1817); O. Müller, De arte Aeginetica (Berl. 1820, neue Ausg. das. 1873); Overbeck, Geschichte der griech. Plastik (2. Aufl., Leipz. 1869—70); H. Brunn, Ueber das Alter der äginet. Bildwerke (Sitzungsbericht der bayer. Akademie der Wissenschaften 1867).

Aegion, einst berühmte Stadt im alten Achaia, am Selinos, mit zahlreichen, aber spurlos verschwundenen Heiligthümern; in der späteren Zeit Versammlungsort des Achäerbundes. Jetzt Vostizza.

Aegir, s. Oegir.

Aegisthos, in der griech. Mythe Sohn des Thyestes und dessen eigener Tochter Pelopia, der in das Fluchgeschick des Tantalidenhauses vielfach verflochten ist. Von Pelopia gleich nach der Geburt ausgesetzt, wurde A. von Hirten aufgefunden und von einer Ziege gesäugt, dann von des Thyestes Bruder Atreus in Mykene als Sohn angenommen und erzogen. Auf Atreus' Befehl sollte er später seinen Erzeuger Thyestes tödten, wandte sich aber gegen den Pflegevater, erschlug ihn und setzte sich mit Thyestes in den Besitz der Herrschaft von Mykene, aus welcher beide von des Atreus Sohn Agamemnon wieder verdrängt wurden. Während König Agamemnon vor Troja kämpfte, verführte A. dessen Weib Klytämnestra zur Untreue, erschlug den König meuchlings nach seiner Rückkehr aus dem Kriege und herrschte an Klytemnästra's Seite 7 Jahre über Mykene, bis endlich Agamemnons Sohn Orestes den Tod des Vaters durch Ermordung des A. rächte. Vgl. Agamemnon und Orestes.

Aegle (griech., »die Glänzende«), in der griech. Mythe die schönste unter den Najaden, mit welcher Helios die Grazien zeugte.

Aeglefīnus, Schellfisch.

Aegopŏdium *L.* (Geißfuß), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der einzigen Art A. Podagraria *L.* (gemeiner Geißfuß, Gänsefestrenzel, Zipperleinkraut), mit kriechender Wurzel, 0,6—1 Meter hohem, ästigem, eckigem und gefurchtem Stengel, 2—3fach gefiederten kahlen, lebhaft grünen Blättern mit eiförmig-länglichen, gesägten Blättchen, zusammengesetzter, vielstrahliger Dolde ohne alle Hüllen und glänzenden, zuletzt schwarzen Früchten, allenthalben als Unkraut in Grasgärten, an Hecken, auf Schutt rc. Das gewürzhaft riechende Kraut war sonst als Wundmittel und gegen Podagra in Gebrauch. Es wird von Ziegen gefressen, u. die jungen Sprossen geben im Frühjahr ein spinatartiges Gemüse.

Aegospotămos (Aegospotamoi, Ziegenfluß), im Alterthum Name eines Flüßchens auf der schmalen Landzunge des thrakischen Chersones, südlich von Kallipolis (Gallipoli), und einer Stadt daselbst, Lampsakos gegenüber. Auf ihrer Rhede fiel im Dec. 405 v. Chr. die denkwürdige Schlacht vor, durch welche die Macht Athens gänzlich gebrochen und dem spartan. Anführer Lysander der Eingang in die Häfen Athens geöffnet wurde.

Aegypten, das Wunderland der alten Welt, ehemals ein großes selbständiges Reich, jetzt ein unter der Hoheit des türkischen Sultans von einem Vicekönig regierter Staat in Nordafrika (s. Karte »Aegypten, Nubien rc.«). Der Name ist griechischen Ursprungs, aber von ungewisser Bedeutung; der einheimische war Kemi oder Keme

(d. i. »schwarzes Land«), nicht von der dunkeln Hautfarbe der Einwohner, denn diese war rothbraun, sondern von der schwarzen Erde, welche, vom Nil angeschwemmt, den fruchtbaren Thalboden von der angrenzenden blendend hellen Wüste auffällig genug unterschied. Bei den Hebräern hieß A. Masar (im Dual Misraïm), in persischen Keilinschriften Mudhraja. Der heutige arabische Name ist Masr, der türkische Gipt (der abgekürzte griechische, daher Gipti die Kopten, die unzweifelhaften Nachkommen der alten Aegypter). A. begreift im engeren Sinne nur das Nilthal von der ersten Katarakte an bis zum Mittelmeere und erstreckt sich von 24° 5' bis 31° 35' nördl. Br. und von 27° 30' bis 30° 41' östl. L. (von Paris). Die nördlichste Spitze des Landes wird durch das Kap Burlos, die südlichste durch die Grenzstadt Assuan, die östlichste durch das Vorgebirge (Ras) Benass, die westlichste durch das Vorgebirge el Melah bezeichnet. So lange der Nil in seiner nördlichen, nur wenig nach W. abweichenden Hauptrichtung ungetheilt bleibt, beträgt die durchschnittliche Thalbreite ungefähr 11 Kilom.; nur hier und da hat sie eine größere Ausdehnung bis zu 30 Kilom. Erst unter 30° nördl. Br. treten die Thalwände nach O. und W. zurück, und der in mehrere Arme getheilte Strom bildet die fruchtbare, sich bis auf die Ausdehnung von 220 Kilom. erweiternde Niederung des Deltas. Nach N. vom Meere, nach allen übrigen Seiten hin von unermeßlichen Wüsten umgeben, gleicht der schmale Streifen bewohnten Landes einer langgestreckten Oase, deren völlig abgeschlossene, schwer zugängliche Lage auf die ganze Entwickelung des ägyptischen Volks und seine Stellung zu den benachbarten Völkern von dem entschiedensten Einfluß gewesen ist. Die beiden hohen Thalwände sind nicht sowohl eigentliche, den Strom begleitende Bergketten, sondern vielmehr nur der Abfall der felsigen Hochebene der Wüste, durch welche der Nil seine tiefe Furche gezogen hat. Die politische Begrenzung des Landes war im Laufe der Zeiten manchen Veränderungen unterworfen. Im W. waren die Grenzen in der Wüste unsicher und rückten öfter über Barka und die Oasen hinaus, im S. schwankten sie zwischen Elephantine und Meroë auf und nieder; im O. schlossen sie zuweilen, wie in der Pharaonenzeit, noch die peträische Halbinsel und einen Theil Syriens, stets aber den breiten, zwischen dem Nil und dem Rothen Meere gelegenen Landstrich mit ein. Im N. bildet das Mittelmeer eine natürliche Grenze. Die erste, zwischen den Inseln Elephantine und Philä gelegene Katarakte, welche durch eine mehrere Stunden breite, von O. nach W. durchsetzende Ader granitischen Gesteins gebildet wird und die Schiffahrt unterbricht, war schon im Alterthum eine Sprach- und Völkergrenze zwischen den Aethiopen und Aegyptern, wie sie es jetzt zwischen den Nubiern und Aegyptern ist. Das eigentliche A. reicht jetzt der Länge nach von Assuan (Syene) bis ans Meer und umfaßt einen Flächenraum von ungefähr 6000 QMeilen (330,400 QKilom.). Das Land im weiteren Sinne umfaßt dagegen etwa 31,000 QMeilen (1,707,000 QKilom.). Es wird dazu gerechnet Nubien mit Taka und den Küstenlandschaften am Rothen Meere bis Massaua, vom Sudân Sennar, Kordofan und Takale. Die Südgrenze der Herrschaft des Vicekönigs liegt am Blauen Nil oberhalb Roseres im Fasogl; am Weißen Nil bei Hellet e Deleb unter 10° nördl. Br. im Lande der Schillukneger.

A. zerfällt seiner Bodenbeschaffenheit nach in zwei Theile, Unter- und Oberägypten. Unterägypten erhebt sich nur wenige Fuß über die Meeresfläche und ist in der That, als großentheils vom Nil selbst gebildet, ein Geschenk des Stroms, wie es schon im Alterthum hieß. Dies gilt namentlich von dem Delta zwischen den beiden Hauptarmen des Nils und den mit diesen in Verbindung stehenden Kanälen, welches, ganz aus angeschwemmtem Flußsande bestehend, eine weite, unabsehbare, wenige Fuß über den Meeresspiegel sich erhebende, steinlose Ebene von 400 QM. (22,000 QKilom.) Flächeninhalt bildet und zu den ergiebigsten Getreideländern der Erde gehört. Da die Ursachen, welche die Entstehung dieses Landes zur Folge hatten, noch immerfort wirksam sind, so ist das Delta in beständigem Wachsthum begriffen, wie man dies an den Nilmündungen deutlich wahrnehmen kann. Im N. hat es eine bogenförmige Begrenzung durch das Mittelmeer von 270 Kilom. Länge. Seine Ausdehnung von N. nach S. zwischen Kap Burlos und Kairo beträgt 171 Kilom. Die Küste des Deltas ist sehr flach und zieht sich meist als Sandbank in das Meer hinein, so daß Schiffe nur an wenigen Stellen landen können. Der westliche, das Delta begrenzende Theil von Unterägypten ist Wüste, der nordöstliche Theil der großen libyschen Wüste. Große, bassinartige Vertiefungen, welche häufig unter dem Niveau des Nils liegen, bilden theils wirkliche Seen, theils kleine Oasen, wie die an den Natronseen. Da aber diese Bassins ihr Wasser größtentheils vom Nil und seinen Kanälen erhalten, so ist ihr Wasserstand von dem des Flusses und dessen Ueberschwemmungen ganz abhängig. Das das Delta im O. begrenzende Land ist gleichfalls Wüste, und zwar der nordwestlichste Theil der Wüste des peträischen Arabiens. Es stellt sich dem Auge als weite, von welligen Hügelreihen durchzogene Sandebene dar und besteht an der Küste, wie das westliche Grenzland, aus den jüngsten Meeresablagerungen. Ganz Unterägypten steigt sanft von N. nach S. an; auf einen Breitengrad kommen kaum mehr als 14 Meter Steigung längs des Stromes. Oberägypten, von 30° bis 24° nördl. Br. sich erstreckend und im N. durch die Stromtheilung, im S. durch die erwähnten Katarakten scharf abgegrenzt, trägt schon mehr den Charakter eines Gebirgslandes an sich. Der höher werdenden Ufer wegen muß man hier den natürlichen Ueberschwemmungen des Nils durch Kanäle zu Hülfe kommen, um die segensreichen Fluten auch den entfernteren Gegenden des Uferlandes zuzuführen, und das Kulturland, die Oasen abgerechnet, beschränkt sich auf einen schmalen Streifen Landes auf beiden Seiten des Flusses, selten über 7 Kilom. breit, aber durch außerordentliche Fruchtbarkeit die geringe Ausdehnung hinsichtlich des Ertrags ersetzend. Dieses Nilthal ist bei weitem der wichtigste Theil Aegyptens und allein Kulturland im wahren Sinne des Worts. Es ist von Assuan an in der geringen Breite von 4000—6000 Meter zuerst gerade nach N. gerichtet, wird aber stellenweise durch hervortretende Felswände sehr eingeengt, so namentlich am Dschebel Selseleh (Kettenberg), wo es nur 1000 Meter Breite hat. Erst bei Theben erweitert sich das Thal zu einer größeren Ebene, wendet sich aber zugleich nach O., bis Farschat sich bogenförmig krümmend. Dann nimmt es nordwestliche Richtung an, behält diese bis Siut bei und wendet sich endlich unterhalb Kairo wieder

etwas nach NO. Von Siut an hat es eine ansehnliche Breite, deren höchstes Maß zwischen Minieh und Bein 15 Kilom. beträgt. Etwa 20 Kilom. unterhalb Kairo, wo sich der Nil in 2 Hauptarme theilt, endet das Flußthal, und es beginnt hier das Delta. Zwei Gebirgsketten, westlich das Libysche, östlich das Arabische Gebirge, begrenzen die Thalebene, öfters an den Strom heran- und wieder in weiten Bögen zurücktretend, jenes mit sanft abgeböschten, dieses mit fast senkrechten Rändern. Die libysche Gebirgskette theilt sich bei Kairo und verliert sich bald ganz in der Ebene; die arabische steigt von den Umgebungen der genannten Stadt, wo der zu ihr gehörige Mokattamberg sich nur 210 Meter über die Meeresfläche erhebt, allmählich gegen S. an und erreicht bei Siut und noch mehr bei Theben ihre größte Höhe (640 Meter), welche sie eine Strecke weit beibehält, bis sie sich gegen die Südgrenze des Landes hin wieder senkt und zuletzt in Hügeln endet. Beide Ketten haben gleiche Höhe und schützen als hohe Dämme das Nilthal vor dem Eindringen des Wüstensandes. Das östliche A. ist größtentheils ein wildes, ödes Gebirgsland voll kahler, felsiger Berge, zwischen denen sich sandige, steile Thäler und Schluchten hinziehen. Nur wo im S. zwischen den aus krystallinischen Gesteinen bestehenden Bergen stellenweise Wasserbecken sich vorfinden, gedeiht eine aus Gebüschen bestehende Vegetation. Da aber nirgends ein Fluß oder See das Land bewässert, so finden sich hier keine eigentlichen Oasen, und nur einige unbedeutende nomadisirende Volksstämme bilden die dünne Bevölkerung dieses Landstrichs. Ausgedehntere Ebenen finden sich nur auf der Landenge von Suez. Die bedeutendsten Bergmassen liegen in einer der Küste des Rothen Meeres meist parallelen Kette unfern des Hafenplatzes Kosseïr, sowie im äußersten SO. unfern der Ruinen der alten Seestadt Berenike, und erheben sich hier bis zu 750 und 1400 Meter. Jene Kette bildet die Wasserscheide zwischen dem Nil und dem Rothen Meere und führt in ihrer Längenausdehnung verschiedene Namen (Dschebel Gharib, Dochan, Munfieh, Sumurrud, Sebara, Sebu, Ergub). Der Dschebel Gharib im N. soll bis zu 2300 Meter ansteigen. Die Küste, welche mit dem Nil fast parallel läuft, ist größtentheils hoch und steil, stellenweise jedoch durch eine stundenbreite, niedrige, aus Korallenfels bestehende Bank mit vorliegenden niedrigen Koralleninseln vom Meere getrennt. Die geringe Tiefe des letzteren und zahlreiche submarine Korallenfelsen machen die Schiffahrt dort sehr gefährlich. Das östliche Gebirgsland wird von mehreren schluchtenartigen Quer- und Längsthälern durchzogen, aber nur durch eines führt eine stark besuchte Karawanenstraße von Kenneh am Nil nach Kosseïr. Das westliche A. bildet zwischen dem Nil und dem langen, von S. nach N. laufenden Oasenzuge ein 3—7 Tagereisen breites, wasser- und vegetationsloses Plateau, welches sich als nördliche Fortsetzung der nubischen Wüste bis zum 30.° nördl. Br. erstreckt und hier, sich plötzlich nach W. wendend, zwischen dem Mittelmeere und einem zweiten, von W. nach O. gerichteten Oasenzuge einen erhabenen Küstenstrich bildet, der allmählich gegen die Gebirge von Tripolis und das Bergland von Barka ansteigt. Gegen O. fällt das Plateau, dessen Rand bei Siut 180 Meter hoch ist, steil ins Nilthal ab, und von gleicher Beschaffenheit ist der westliche Abfall gegen den erstgenannten Oasenzug, der durch seine bedeutende, an einigen Stellen, wie in der Oase Siuah, 50 Meter unter den Meeresspiegel hinabgehende Depression das Plateau scharf von der Libyschen Wüste trennt, wie auch im Plateau selbst das mit dem Nilthale in unmittelbarer Verbindung stehende Becken der Provinz Fajum eine zweite, ebenfalls bis unter den Meeresspiegel reichende Depression bildet, die als schöne äußerst fruchtbare Oase sich repräsentirt und von 150,000 Menschen bewohnt ist. Auch hier finden sich wieder schluchtenartige Querthäler, von denen die südlicheren die am Nil gelegenen Städte Edfu, Esneh, Siut, Mellavi, Benisuef u. a. m. mit den einzelnen Oasen im W. verbinden, die beiden nördlichsten aber, das Bar Belama und das der Natronseen, sich bis in die Nähe des Mittelmeeres hinziehen. Die A. tributären Oasen sind: Siuah oder die Ammonsoase (s. d.); Wah el Bacherieh oder die Kleine Oase, 22—26 Kilom. lang und 11 Kilom. breit, ungemein fruchtbar, aber ungesund, mit dem Hauptort El Kasr; El Haiz, klein, aber quellenreich; Wah el Faráfreh, ein mit üppiger Vegetation bedeckter Fleck im unermeßlichen Sandmeere; Wah el Dakleh oder Wah el Gharbi, die südwestlichste Oase, mit fruchtbarem Boden, vielen warmen Eisen- und Schwefelquellen und über 6000 Einw.; Wah el Chardscheh oder die Große Oase, die südlichste, erstreckt sich von der nubischen Grenze 1½ Breitengrade hindurch nach N. als ein langes, aber nur 15—20 Kilom. breites Thal mit 7000—8000 Einw. Alle diese Oasen sind bassinartige Vertiefungen in der großen Wüstenebene, umgeben von kleinen Bergketten und Hügelzügen. Wasseransammlungen, einerseits durch die Gebirge, welche diese Becken umgeben, andrerseits durch das Eindringen des Grundwassers vom Nil her bedingt, rufen hier, wie überall in warmen Klimaten, eine Vegetation hervor, welche gegen die furchtbare Oede der Wüste prächtig absticht.

Was den geognostischen Charakter des Landes anlangt, so treten im SO. nahe an der Grenze Nubiens, dann im O. in dem höheren Gebirgsrücken krystallinische Gesteine auf, und zwar bestehen dieselben größtentheils aus Granit, wie z. B. bei Assuan, wo die Felswände des Nilthals und die Klippen der Katarakten aus Granit bestehen, dann aus rothem, schönem Porphyr, dunklem basaltähnlichen Dioritporphyr (zwischen Kenneh und Kosseïr), besonders aber aus Glimmerschiefer (im O.), aus Gneis mit Marmoradern in der Nähe des Granits und aus Talkschiefer. Hieran schließen sich Massen von Thonschiefer an, die zwischen Kosseïr und Kenneh von den schon im Alterthum zu Kunstwerken verarbeiteten Trappbreccien bedeckt sind. Im mittleren Theile des Landes tritt dann bis zu dem großen Oasenzuge versteinerungsloser Sandstein auf, welcher auch den Granit von Assuan, sowie die eben erwähnten Trappbreccien bedeckt und stellenweise in Quarz übergeht. Noch weiter ist der marine, nummulitenreiche, harte und dunkelrothe Kalkstein verbreitet, der im Nilthale eine Tagereise südlich von Esneh beginnt und meist horizontal geschichtet erscheint. Er lieferte das Material zu den Pyramiden. Den Kalkstein bedeckt in inselartigen, 60 Meter mächtigen Ablagerungen ein ebenfalls horizontal geschichteter Sandstein. Charakteristisch für die geognostische Beschaffenheit des Landes ist endlich noch der Sand des Wüstenplateaus, sowie der infolge der Nilüberschwemmungen sich absetzende Schlamm, welcher einen großen Theil der

Sohle des Nilthals bedeckt und insbesondere zur Entstehung des Deltas Veranlassung gegeben hat. Derselbe bildet eine feine thonige, etwas kalkhaltige, zur Hälfte ihres Gewichts aus organischen Substanzen bestehende Masse, welche getrocknet fast steinhart wird und von jeher zur Ziegelbereitung benutzt wurde. Im Delta wechseln mit ihr dünnere, aus Sand bestehende Lagen. In den wüsten östlichen Regionen besteht der Sand aus mikroskopisch kleinen Korallenschalen (Bryozoen), worin sich aber auch marine Muscheln vorfinden. Die geologische Thätigkeit dauert gegenwärtig noch in ausgesprochener Weise fort. Das Ufer des Rothen Meeres rückt fortwährend, gleich dem gegenüber liegenden Arabischen empor. Bei Suez jedoch endigt dieses Streben nach aufwärts, denn ein Sinken der Oberfläche wird im Delta des Nils deutlich sichtbar. So sind die Kleopatrabäder bei Alexandria bereits wieder unter Wasser gesetzt; so entstand 1784 die Lagune bei Abukir durch einen Meereseinbruch; so ist endlich der einst dicht bewohnte Boden des Mensalahsees überschwemmt worden, und noch jetzt sieht man dort unter dem Wasser die verschwundenen Ortschaften.

Nimmt man Unterägypten mit dem fruchtbaren Delta aus, so beträgt der kulturfähige Boden an Flächeninhalt kaum mehr als 1/15 des Ganzen, und doch war A. von Alters her eins der gesegnetsten Länder. So viel vermögen die Ueberflutungen des Nils unter dem glühenden Himmel Aegyptens. Jene von den periodischen Regengüssen in den tropischen Hochländern, denen der Fluß entströmt, herrührende Nilanschwellung ist für das regenlose Stromthal Aegyptens der einzige Ersatz des mangelnden atmosphärischen Niederschlags und die Quelle der Fruchtbarkeit. Der **Nil** tritt mit brausenden Stromschnellen ins Land ein, indem er sich zwischen der Insel Elephantine und der Insel Philä über zahllose Klippen zwischen Felswänden dahin stürzt und sich dabei in viele Arme theilt, zwischen denen man bei hohem Wasserstande 20 Inseln zählt. Bei niedrigem Wasserstande hat er auf dieser Strecke eine Breite von 1000—1200 Meter. Weiter nördlich im ruhigen Laufe dahin strömend, verengt er sich wieder, so daß er bei Theben nur eine Breite von 400 Meter hat, die aber bei Siut wieder bis zu 800 Meter wächst. Bei Farschat theilt sich der Strom, indem auf der westlichen Seite der Josephskanal, ein Werk der Kunst, abgeht und in seinem 140 Kilom. langen Laufe dem Fuße der libyschen Bergkette bis in die Nähe von Kairo folgt, wo er sich südlich von Terraneh mit dem Rosettearm vereinigt. Ein Arm dieses Kanals wendet sich durch die Schlucht El Lahun nach der Provinz Fajum, welche durch ihn bewässert wird. 22 Kilom. unterhalb Kairo, wo das Thal sich zur Ebene erweitert, theilt sich der hier 3/4 Stunde breite Nil in mehrere Arme, von denen aber nur noch zwei, ursprünglich von Menschenhänden ausgegraben, die von Rosette und Damiette, von Wichtigkeit sind, indem die übrigen im Laufe der Zeit mehr und mehr versandeten. Das zwischen beiden Armen sich ausbreitende Delta wird von zahllosen Verbindungskanälen der Nilarme quer durchzogen. Von großer Wichtigkeit auch für den gesammten Wohlstand des Landes ist der Mahmudiehkanal bei Alexandria (s. d.). Außerdem wurden in Unterägypten noch zahlreiche andere Kanäle, in Oberägypten aber große Bassins zur Regulirung der Nilüberschwemmungen angelegt und behufs der Schließung und Oeffnung der beiden Hauptarme des Nils an dessen Gabelung große Dammbauten in Angriff genommen. Das Anschwellen des Stroms beginnt bei Assuan gegen Ende Juni, bei Kairo anfangs Juli und erreicht zwischen dem 20. und 30. Sept. den höchsten Stand. Die darauf folgende Abnahme ist so langsam, daß der Fluß erst gegen den 20. Mai des folgenden Jahres seinen niedrigsten Stand erreicht. Von der Höhe der Ueberschwemmungen hängt die allgemeine Wohlfahrt ab. Die beste Ernte bringt ein Wasserstand von 6—8 Meter. Doch ist derselbe nach der verschiedenen Erhebung des Terrains ein verschiedener. Während die Flut bei Assuan bis 11 Meter steigt, erreicht sie bei der Rosettemündung im Mittel nur 1 Meter Höhe. Mit Hülfe von Schöpfrädern und anderen hydraulischen Maschinen bringt man das Nilwasser auch auf höher gelegenes Terrain, wo die Ueberschwemmungen nicht hingelangen, und auf diese Weise wird das kulturfähige Land um ein volles Drittel vermehrt. Nach dem verschiedenen Stande des Nils gewährt das Nilthal einen sehr verschiedenartigen Anblick. Vom März bis Juni sieht man eine dürre staubige Wüste, auf der alle Vegetation erstorben ist; vom Juni bis Oktober gleicht das Flußthal einem großen Süßwassersee, über dessen barkenbelebte Fläche nur die hohen Dämme als Straßen und die ebenfalls hochliegenden Städte und Dörfer als Eilande auftauchen. Ende Oktober erreicht die Ueberflutung ihr Ende, so daß das Land besäet werden kann, und in kurzer Zeit ist es weithin mit grünenden Saaten bedeckt. Diese wachsen bis Ende Februar, worauf anfangs März die Ernte beginnt.

Von anderen fließenden Gewässern ist in A., abgesehen von einigen temporären Regenbächen im oberen Theile des Landes, nicht die Rede. Auch der perennirenden Quellen entbehrt der größte Theil des Landes ganz. Andere Quellen, besonders mineralische, zum Theil lauwarme, finden sich in dem Querthal zwischen Kosseïr und Kenneh und zunächst der Küste des Rothen Meeres, besonders aber im Oasenzuge, dessen Quellen eisen- oder schwefelhaltig und großentheils Thermen sind. **Seen** sind in A. in ziemlich großer Anzahl vorhanden. Im Innern sind die bedeutendsten der salzige Birket el Kerun am Westrande von Fajum, die bitteren Seen auf der Landenge von Suez und die 6 Natronseen südöstlich von Alexandria. Ansehnlicher als diese Binnenseen sind die vom Mittelmeere meist nur durch eine schmale sandige Landzunge getrennten salzigen Lagunenseen, worunter folgende die bedeutendsten sind: der Birket Mariut (der alte Mareotis) bei Alexandria, der sich erst 1801 wieder füllte, als die englisch-türkische Armee bei der Belagerung von Alexandria die Dämme des die Ebene vom See von Abukir trennenden Kanals von Alexandria durchstach; der Maadieh oder Abukirsee, vom vorigen nur durch den Damm des Mahmudiehkanals getrennt, gewöhnlich nur 1 Meter tief; der Edkusee, zwischen dem vorigen und dem Rosettearm, jetzt fast wasserleer; der Burlos, zwischen dem Rosette- und Damiettearm, mit vielen Inseln und fischreich, aber ebenfalls nicht über 1 Meter tief, und der Mensaleh, der größte von allen, östlich vom Damiettearme bis Pelusium sich erstreckend und erst in der neueren Zeit infolge der Vernachlässigung der Dammbauten entstanden, 67 Kilom. lang von W. nach O. und durchschnittlich 33 Kilom. breit von N. nach S., 1—1½ Meter tief, mit vielen Inseln.

fischreich und vom Suezkanal durchschnitten. Merkwürdig sind endlich noch die erst in neuerer Zeit genauer bekannt gewordenen unterirdischen Wasserbecken im westlichen Oasenzuge, welche schon im Alterthum zum Bohren artesischer Brunnen Veranlassung gegeben haben.

Die klimatischen Verhältnisse sind je nach der höheren und tieferen, nördlicheren und südlicheren Lage verschieden. Die höher gelegenen südlichen Gegenden haben als einzige Jahreszeit nur einen trockenen und heißen Sommer und das ganze Jahr über eine ziemlich gleich bleibende mittlere Temperatur, die mittleren und nördlichen dagegen eine kühle und eine heiße Jahreszeit. Jene dauert vom Oktober bis Ende März und gleicht der Herbst- und Frühlingszeit der gemäßigten Länder Europa's; diese umfaßt die übrigen Monate und ist erst trocken, dann feucht. Der mittleren Temperatur nach gehört das südliche A. zu den heißesten Ländern der Erde, die außerhalb der Tropen liegen, während das Delta infolge der kühlenden Einwirkung der Seewinde das südeuropäische Küstenklima theilt. In den wasserlosen südlichen Strichen erreicht die Hitze beim Wehen des Chamsins, eines heißen, aus den Aequatorgegenden kommenden Windes, eine außerordentliche Höhe, zu Theben und Philä von 47—48°, zu Assuan von 60—70°, wobei der Sand so heiß wird, daß man Eier darin hart kochen kann. Um Kairo steigt die Hitze selten über 41°, und im Delta erreicht sie sogar selten 29°. December und Januar sind die kältesten Monate. Das Mittel der niedrigsten Temperatur beträgt im Delta etwas über 11°, wobei aber die Differenz zwischen der Tag- und Nachttemperatur oft zwischen 20 und 30° beträgt. Selbst in Oberägypten sinkt um diese Zeit das Thermometer um 5 Uhr morgens bis auf 5° herab. Ausnahmsweise ist zu Alexandria, Rosette und bis Atfeh 1833 Schnee gefallen, u. zu Anfang des 9. Jahrh. soll selbst der Nil einmal eine Eisdecke getragen haben. Häufiger kommt Eisbildung in den das Delta begrenzenden Wüsten und in der Oase Siwah nach gefallenem Thau und bei starkem Nordwinde vor. Im südlichen A. ist die Atmosphäre außerordentlich trocken, und diese Trockenheit wird durch die um das Frühlingsäquinoktium eintretenden Südostwinde und besonders durch den erwähnten Chamsin bis zu einem unerträglichen Grade gesteigert. Dieser Wind erhebt sich in den Monaten April und Mai, weht aber gewöhnlich nur 3—4, höchstens 7 Tage, und auch an den einzelnen Tagen immer nur wenige Stunden. Die mit diesem Winde auftretenden atmosphärischen Erscheinungen, gelbröthlicher Lichtschein, zuckende Blitze, sind hauptsächlich elektrischer Natur und vertreten die Stelle unserer Gewitter. Ihre Gefährlichkeit für Menschen und Thiere ist sehr übertrieben worden. Derselbe Wind heißt in Arabien und in den südlichen Ländern Asiens Samum. Feuchter wird die Atmosphäre, je mehr man sich dem Mittelmeere nähert. In Unterägypten wehen die mit Wasserdünsten reichlich geschwängerten Nordwinde 9, weiter nach S. wenigstens 6 Monate hindurch und veranlassen besonders während der Ueberschwemmungszeit im August und September des Abends die Bildung von Nebeln. Auch im Winter sind Nebel und reichliche Thaufälle häufig. Im Sommer aber breitet sich ein ganz reiner Himmel über dem Lande aus, und Regenniederschläge sind, besonders in Oberägypten, eine seltene Erscheinung. Ungegründet ist jedoch die Angabe, daß es in Oberägypten nie regne, denn zu Kenneh und Theben und sogar in dem sehr trockenen SO. sind mehr oder weniger heftige Regengüsse beobachtet worden. An der Nordküste regnet es vom Oktober bis März und April häufig, in den übrigen Monaten aber stellenweise gar nicht. Das Klima Aegyptens ist im allgemeinen der Gesundheit weit zuträglicher, als das vieler anderen heißen Länder, mit Ausnahme der niedrigen sumpfigen Striche an der Küste des Rothen Meeres, welche für sehr ungesund gelten. Unter den endemischen Krankheiten war die Pest vorherrschend, die jedoch seit 30 Jahren nicht mehr vorkommt, während die Cholera immer häufiger auftritt. Andere Krankheiten sind Ruhr, Wechselfieber, Aussatz, durch den salzhaltigen Staub hervorgerufene schlimme Augenübel und Sonnenstich. Durch die Einrichtung des Service médical ist den Epidemien viel von ihrer Schrecklichkeit genommen worden. Vgl. Flora, Aerztliche Mittheilungen aus A. (Wien 1869); Derselbe, Beiträge zur Klimatologie von Kairo (Leipz. 1870).

A. ist reich an schätzenswerthen Naturprodukten. Am schwächsten sind darunter die Mineralien vertreten. Doch lieferten seit den ältesten Zeiten die Granite und Syenite ein vortreffliches Material sowohl für Skulpturen als für großartige massive Bauten. Das unterhalb Assuan beginnende Sandsteinterrain bietet die ergiebigsten Brüche eines festen, fein- und gleichkörnigen Sandsteins dar, woraus die meisten der noch erhaltenen Tempel und eine große Anzahl von Statuen und anderen Skulpturen bestehen. Von El Kap an bis an das Meer, also in dem bei weitem größten Theile des Landes bestehen beide Thalwände aus Kalkstein, dessen feine und feste Textur die Reisenden noch jetzt an den Pyramiden und den ausgedehnten Nekropolen von Memphis, wie in den mit den schönsten Skulpturen bedeckten Felsengräbern von Theben bewundern. Von anderen Mineralien wird Kochsalz, Salpeter und Alaun in Menge gewonnen, und an einigen Stellen (z. B. bei Dschebel Zeït am Rothen Meere) treten ergiebige Erdölquellen zu Tage. Im nördlichen A. zeigt sich Natronbildung in weiter Verbreitung. Im Jahre 1850 entdeckte man an der Küste des Rothen Meeres Schwefellager, die aber den großen auf sie gesetzten Erwartungen nicht entsprachen. Die einst von den Alten ausgebeuteten Metall- und Alabasterschätze haben aufgehört ergiebig zu sein, und unbedeutend ist, was man bei Dschebel Ollagi an Gold, beim Dschebel Duchan an Kupfer fand. Die Smaragde in den Zubarabergen bei Kosseïr, gleichfalls schon von den Alten ausgebeutet, sind unrein und lohnen den Abbau nicht.

Die außerordentliche Fruchtbarkeit, wegen deren A. im ganzen Alterthum berühmt war, beruht auf dem fetten Marschboden des Landes, der dem landwirthschaftlichen Betriebe einen fast ans Wunderbare streifenden Ertrag gewährt. Von Cerealien baut man vornehmlich Weizen (mit 25—50fältigem Ertrag) und Gerste, wiewohl auch Roggen und Hafer gut gedeihen. Außerdem wird namentlich in dem sumfigen Delta viel Reis (mit 50—100fältigem Ertrag), in den höher gelegenen und trockeneren Strichen Mais und mehrere Hirsearten (Durra) gebaut. Die Getreideernte fällt, wie bemerkt, zu Anfang März, 4 Monate nach der Aussaat; in manchen, besonders günstig gelegenen Gegenden im S. erzielt man aber durch künstliche Bewässerung eine dreifache Ernte. Auch Zuckerrohrpflanzungen

geben einen guten Ertrag, alle übrigen Produkte überragt aber jetzt die nach A. verpflanzte Baumwollenstaude. Der Baumwollenbau ist durch den Vicekönig dermaßen ausgedehnt worden, daß derselbe in der letzten Zeit jährlich 100 Mill. Kilogr. trug; dafür trat aber in dem Lande des sprichwörtlichen Erntesegens die Getreideproduktion dermaßen zurück, daß A. heute den größeren Theil seines Getreidebedarfs aus dem Auslande beziehen muß. Berühmt sind die Rosen von Fajum, welche zum Behuf der Rosenöl- und Rosenwasserbereitung gezogen werden. Dieselbe Gegend liefert auch vortreffliche Weintrauben, Feigen und Oliven. Ueberhaupt ist A. reich an den trefflichsten Südfrüchten. Unsere Obstbäume gedeihen zwar, tragen aber unschmackhafte Früchte und werden daher nur in geringer Anzahl gezogen. Der bei weitem verbreitetste und nutzbarste Baum des heutigen Aegyptens ist die Dattelpalme (Phoenix dactylifera), welche in vielen Gegenden die Hauptnahrung gewährt und am besten in der Provinz Giseh oberhalb Kairo gedeiht. Zwei andere, im Alterthume berühmte Gewächse Aegyptens, die Lotus- und Papyrusstaude, finden sich nur noch hier und da im Delta. Die wilde Flora Aegyptens unterscheidet sich im ganzen wenig von den Floren der übrigen Küstenländer des Mittelmeeres. Der innerafrikanischen Flora gehören nur die Sykomoren (Acer pseudoplatanus), der Nabk und die Tamarinde (Tamarix orientalis) an. Wälder fehlen dem Lande ganz, daher der Mangel an Bau- und Brennholz. Die Vegetation der Oasen wird hauptsächlich durch die Dattelpalme, Dumpalme (Cucifera thebaica), mehrere Gummi liefernde Akazien und den Mannastrauch (Tamarix gallica mannifera) charakterisirt.

Die Fauna Aegyptens weist zunächst zahlreiche Fisch- und Amphibienarten auf. Der Nil ist sehr reich an Fischen, namentlich Welsen, Karpfenarten, Aalen u. a., welche meist wohlschmeckend sind und den Uferbewohnern einen großen Theil ihres Unterhalts gewähren. Unter den Amphibien ist vor allen das Krokodil zu nennen, das aber jetzt nur noch im südlicheren Theile des Landes vorkommt; außerdem die Wüsten- und Nileidechsen und das Chamäleon. Von Vögeln treffen sich hier die Zugvögel der nord- und mitteleuropäischen Länder und die Vögel der tropischen Zone, namentlich Aasgeier, Wachteln, Wüstenrebhühner und Kraniche. In größter Menge werden noch jetzt, wie im Alterthume, Tauben und Hühner gehegt, die meist durch künstliche Bebrütung gezogen werden. Auffallend ist es, daß der Ibis, der im alten A. so häufig vorkam und als heiliger Vogel verehrt wurde, jetzt äußerst selten geworden ist, indem er sich ebenfalls weiter nach S. zurückgezogen hat. In größerer Anzahl beleben die Nil- und Meeresufer Flamingos, Reiher und Pelekane. Größere reißende Thiere kommen wegen des Mangels an Wäldern in A. nur selten vor; doch scheinen auch sie in alter Zeit in größerer Anzahl und weiter herab am Nil vorgekommen zu sein, als gegenwärtig; wenigstens sind auf den alten Monumenten öfters Jagden, namentlich Löwenjagden, abgebildet. Nur Leoparden, Hyänen, Füchse, Schakale, wilde Schweine, Antilopen und Hasen finden sich jetzt noch häufig vor. Unter den Hausthieren ist das einhöckerige Kamel das wichtigste. Von den alten Aegyptern wurde dasselbe nicht in Herden gehalten, was wir aus dem Umstande schließen, daß es weder in den Hieroglyphen erwähnt wird, noch auch auf Denkmälern abgebildet erscheint. Ganz unbekannt kann es ihnen aber nicht wohl gewesen sein, da es von den benachbarten Völkern, namentlich in Palästina, viel gebraucht wurde, besonders auch zu Handelsreisen nach A., wo König Pharao selbst dem Abraham Kamele schenkte (1. Mos. 12, 16). Nur als Lastthier scheint es wenigstens im Innern des Landes nicht im Gebrauch gewesen zu sein. Das Pferd ist, wie wir aus den alten Urkunden wissen, erst um das Jahr 1800 v. Chr. in A. eingeführt worden, während der Esel bereits ein Jahrtausend früher auf den ältesten Denkmälern vorkommt. Er ist noch jetzt das gewöhnlichste Last- und Reitthier und wird in großer Menge gehalten. Auch der Büffel ist erst in späterer Zeit in A. eingeführt worden; dagegen mögen das Rind, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund und die Katze von Alters her im Lande einheimisch gewesen sein, um so mehr, als sich die meisten dieser Thierarten von denen anderer Länder durch gewisse Eigenthümlichkeiten unterscheiden.

Die Bevölkerung des alten Aegyptens betrug nach priesterlichen Angaben unter den Pharaonen gegen 7 Mill., welche in mehr als 18,000 Städten und größeren Orten wohnten. Herodot gibt zur Zeit der größten Bevölkerung unter Amasis 20,000 Städte an. Nach Diodor wurden unter dem ersten Ptolemäer über 30,000 Orte gezählt, und ebenso viel noch zur Zeit jenes Berichterstatters. Josephus zählt zu Nero's Zeit 7½ Mill. Bewohner, wobei er die Bevölkerung von Alexandria, die zu Diodors Zeit allein 300,000 betrug, nicht mitrechnet. Die Gesammtzahl der Bewohner des heutigen Aegyptens gibt Régny in der nach officiellen Dokumenten bearbeiteten »Statistique de l'Égypte« (1871) auf 5,195,293 an, und zwar nur im eigentlichen A. Den Hauptstamm dieser Bevölkerung machen etwa 3½ Mill. arabischer Fellahs aus, denen sich 300,000 Kopten, 400,000 Beduinen, 60,000 Türken, 88,000 Franken, Zigeuner &c. anschließen. Diese Bevölkerung ist zumal in Unterägypten dicht angesessen, wo auch die großen Städte liegen: Kairo mit 313,383, Alexandria mit 238,888, Damiette mit 60,000, Tanta mit 55,000, Siut mit 30,000, Rosette mit 25,000, Suez mit 15,000, Port Said mit 10,000 Einw. Die Bevölkerung Aegyptens ist demnach ein Gemisch aus verschiedenen Nationen. Die Abkömmlinge der alten Aegypter sind die Kopten (s. d.), welche vornehmlich in Oberägypten verbreitet und, obwohl infolge von Vermischung mit anderen Völkern verändert, doch noch den alten Abbildern ihrer Vorfahren in den Hauptzügen ähnlich sind. Die sogen. koptische Sprache stammt von der altägyptischen, wird aber jetzt nur noch in der Liturgie gebraucht, nur von wenigen verstanden und gar nicht mehr gesprochen. Die Religion der Kopten ist christlicher Monophysitismus. Ihr kirchliches Oberhaupt ist der Patriarch von Alexandria, der aber in Kairo wohnt und dessen Jurisdiktion sich auch über A. hinaus nach Nubien und Abessinien erstreckt. Die übrige christliche Bevölkerung Aegyptens besteht aus Armeniern und orthodoxen Griechen, welche ihre eigenen Kirchen, Klöster und Gottesdienste haben. Verschiedene Missionsgesellschaften, namentlich die amerikanischen Presbyterianer, die Jesuiten und Baseler Krischona-Missionäre wirken für die Ausbreitung des Christenthums. Sie haben am Nil zahlreiche Stationen eingerichtet, von denen

aus sie nach Innerafrika vorzubringen hoffen. Was die mohammedanische Bevölkerung anlangt, so besteht dieselbe dem bei weitem größten Theile nach aus den Fellahs. Dies ist eine arme, verachtete, unter harter Arbeit und Abgaben fast erliegende Menschenklasse, versunken in Schmutz und Stumpfsinn, ohne Grundbesitz und als leibeigen an die Scholle gefesselt. In etwas besserer Lage befinden sich die Fellahs in den Städten, welche Gewerbe und Kleinhandel treiben und öfters zu Wohlhabenheit gelangen. Ein ganz anderes Volk sind die Beduinen (Bedawi), welche sich ihren heimischen Stolz auch auf ägyptischem Boden zu bewahren gewußt haben. In etwa 50 Stämme getheilt, führten sie während der mamlukkischen Herrschaft größtentheils ein unstetes Räuberleben, stehen jetzt aber in friedlichem Verkehr und treiben hauptsächlich Viehhandel. Sie sind voll Muth und Freiheitsstolz, mäßig und von guter Leibeskonstitution. Die Blutrache und Weidestreitigkeiten führen oft zu blutigen Fehden unter ihnen. Sie heirathen nur unter einander und verabscheuen insbesondere die eheliche Verbindung mit Fellahs als eine Schmach. Sie bekennen sich zwar zum Islam, aber ohne dessen Speisegesetze zu beobachten. Manche von ihnen leben vereinzelt in Höhlen und Felsenklüften, oder nomadisirend, die meisten aber sind in Dörfern ansässig in der Nähe des Kulturlandes, oder auf sandigen Strichen innerhalb desselben. Sie theilen sich in große Bünde, an deren Spitze mächtige Scheiks stehen. Um sie minder gefährlich zu machen, weiß sie aber die Regierung in steter Uneinigkeit zu erhalten. Der Osmane ist in A. derselbe wie allenthalben, in stolzem, gravitätischem Genuß der Herrschaft träger Ruhe hingegeben. Die Mamlukken endlich, seit dem 13. Jahrh. in A. eine heimisch, sind ursprünglich als Sklaven von den Kaukasusländern hereingekommen, bildeten dann die Truppenmacht der trägen Osmanen, nahmen aber nach und nach als Beys die Zügel der Herrschaft in die Hand und dominirten den Staat, bis sie von Mehemed Ali gestürzt wurden. Vorherrschend bei der ganzen Bevölkerung ist die arabische Sprache, die selbst bei Hofe die türkische verdrängt hat.

A. ist ein türkischer Vasallenstaat, dessen Verwaltung auf Grund des von England, Rußland, Preußen und Oesterreich am 15. Juli 1840 abgeschlossenen Vertrags und des großherrlichen Hattischerifs vom 13. Febr. 1841 stets einem vom Sultan gewählten Gliede der Familie Mehemed Ali's auf Lebenszeit gegen einen jährlichen Tribut von 1,133,000 spanischen Thalern garantirt ward. Mit A. ist demselben auch die Verwaltung der von Mehemed Ali eroberten Länder Nubien und Kordofan von der Pforte übertragen. Der tributpflichtige Statthalter, welcher seit 1867 officiell den Titel »Hoheit« und »Chedive« (Vicekönig) führt, hat 1866 nach jahrelangen Anstrengungen die direkte Erbfolge nach dem Princip der Erstgeburt und der Linearsuccession endlich zugestanden erhalten. Neuerdings ist das Verhältnis zwischen A. und der Pforte durch den Firman des Großsultans vom 8. Juni 1873 geregelt worden. (Weiteres s. unter Geschichte.) Zur obersten Führung der Geschäfte hatte bereits Mehemed Ali eine Art Ministerium gebildet, welches aus den Vorständen der Verwaltung des Innern und des Aeußern, des Kriegs- und Finanzdepartements, des Handels, des Unterichts, der Vermächtnisse und des Verkehrswesens besteht. Eingetheilt ist A. in drei Theile, an deren Spitze Paschas stehen: Unterägypten oder Bahari, am Nil aufwärts reichend bis oberhalb Atfih; Mittelägypten oder Westani, am Nil bis Dalgeh reichend, und Oberägypten oder Saïd, am Nil bis Assuan reichend. Diese Provinzen sind wieder in 13 Gouvernements oder Mudirlik getheilt mit Gouverneuren (Mudir) an der Spitze, unter denen zahlreiche Distriktsvorsteher (Kaschef) stehen. Die unterste Klasse der Verwaltungsbeamten endlich sind die Ortsvorsteher (Scheik el Beled), welchen die Vertheilung der Agrikulturarbeiten an die Fellahs, die Hebung des Fabrikwesens und die pünktliche Einforderung der Abgaben, sowie die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten der Fellahs unter sich übertragen ist. Der Sitz aller Centralbehörden, sowie die gewöhnliche, nur periodisch mit Alexandria wechselnde Residenz des Chedive ist Kairo. Seit 1866 besitzt A., wiewohl nur nominell, eine Art von Volksvertretung in einer aus 75 Abgeordneten bestehenden Kammer (Madschliß el Nuab), zu welcher die Vertreter in den verschiedenen Distrikten je nach deren Volksdichtigkeit auf 3 Jahre in geheimer Abstimmung gewählt werden. Thatsächlich ist diese Kammer aber nur ein Spielzeug in der Hand der Regierenden. Die Finanzwirtschaft Aegyptens ist eine übelberüchtigte und entzieht sich eigentlich jeder Kontrolle. Nur den unerschöpflichen Reichthümern des Landes ist es zu danken, daß bei der herrschenden Wirtschaft und dem übergroßen Luxus des Chedive die Zustände nicht noch elender sind, als sie erscheinen. Es besteht eine officielle Angabe über die Finanzen, die aber imaginär genannt werden muß. Nach diesem Budget für das koptische Jahr 1588 (vom 11. Sept. 1871 bis 10. Sept. 1872) betrug die Summe der Einnahmen 1,458,729 Beutel (à 500 Piaster), der Ausgaben 1,283,530 Beutel, so daß ein Ueberschuß von 174,900 Beuteln erzielt wurde. Unter den Einnahmen figuriren Zölle 98,422, Eisenbahnen (netto) 112,577, Zinsen der Suezkanalaktien 34,062, Grundsteuer, Personal- und Patentsteuer, Abgaben von der Dattelernte 964,458 Beutel. Unter den Ausgaben: Civilliste 60,000, Krieg 140,000, Finanzen 30,342, Marine 42,000, Unterricht 10,604, Gouverneure 17,045, Pensionen 54,796 (in Wirklichkeit wird kein Beamter besoldet), Wallfahrt nach Mekka 13,354, Kosten der Staatsanleihen mit 483,409 Beutel. Eine genaue Uebersicht der öffentlichen Schuld ist nicht vorhanden. Sie umfaßt die Anleihen und schwebenden Schulden der Regierung und die Privatschulden des Chedive. Die konsolidirte Schuld umfaßt ein ursprüngliches Kapital von 24,235,717 Pfd. Sterl., die schwebende Schuld ist nicht bekannt; unter den Schulden des Chedive sind die 7procentige Privatanleihe von 1866 mit 3,387,300 Pfd. Sterl. und die 9procentige von 1868 mit 2,080,000 Pfd. Sterl. die bedeutendsten. Ein großer Theil dieser Summen wurde für den Suezkanal verwandt. Im ganzen berechnete man die Schulden am 1. Jan. 1872 auf 40,550,000 Pfd. Sterl. Die Einkünfte fließen hauptsächlich aus den Bodenprodukten, welche die zu Tagelöhnern herabgedrückten Fellahs zu erzeugen und in die Regierungsmagazine abzuliefern verpflichtet sind. Dieselben bestehen aus Baumwolle, Indigo, Mohn, Lein und Zuckerrohr, welche Produkte die Regierung mit großem Vortheil an die großen Handelshäuser von Triest, Alexandria und Marseille verkauft. Die Fellahs erhalten eine bestimmte Vergütung für

den Ertrag ihrer Ernte, sowie für die zur Bestellung der Aecker nöthigen Thiere und Werkzeuge. Außerdem zieht die Regierung von den Fellahs eine Grundsteuer (Miry), die auf dem den Fellahs zur Bebauung zugewiesenen, vom Nil überschwemmten Boden ruht. Ferner besteht seit 1822 eine für erwachsene männliche Mohammedaner und Nichtmohammedaner (Rajah) gleich hohe Personalsteuer, endlich eine zum Miry noch hinzukommende sehr drückende Steuer von 5—7 Sgr. für jede von den ca. 5 Millionen Dattelpalmen, die sich im Lande befinden, sowie eine Steuer von 20—25 Thlr. für jedes Rad, welches zum Bewässern der Felder und Dattelpalmenpflanzungen dient. Außer diesen Abgaben fließen der Regierung noch zahlreiche andere Einkünfte zu von der Verpachtung der Fischerei, dem Verkaufe des Schlachtviehes, von den auf dem Nil gehenden Barken, den Zöllen der seewärts eingehenden Waaren. Noch mehr ist der Binnenhandel mit Zöllen belastet, die von den Sudânkarawanen meist zu Siut erhoben werden. Selbst von den Baumwollenstühlen zieht die Regierung Einkünfte. Dieses heillose Finanzsystem stürzte natürlich die Fellahs in das tiefste Elend, während es die Familie des Chedive, die höheren Beamten und bei der Regierung betheiligten europäischen Schwindler reich machte.

Die **Armee**, welche der Chedive nach den Verträgen mit der Türkei halten darf und die durch Konskription ergänzt wird, soll zu Anfang des Jahres 1863 21,000 Mann betragen haben, gegenwärtig aber auf 14,000 Mann vermindert worden sein. Sie besteht aus 8000 Mann Infanterie, 3000 Reitern, Artillerie und Genie, sowie 3000 schwarzen, irregulären Truppen, zu denen sich nach Bedürfnis in den unruhigen Distrikten des Sudân eine zeitweilig zusammengezogene Armee gesellt. Die Zahl der **Kriegsschiffe** war 1870: 3 Jachten von 1900 Pferdekraft, 2 Fregatten (900), 2 Korvetten (600), 4 Schraubenkanonenboote (580), 1 Aviso; zusammen 12 Dampfer; dazu 2 Kanonenschaluppen. Die **Handelsflagge** ist grün mit einem horizontalen gelben Streifen.

Auch in A. gilt der Koran als Rechtskodex für die Mohammedaner. Der Groß-Kadi zu Kairo ist oberster Landesrichter, der in den Provinzen durch Substituten (Naibs) vertreten wird. Die geistige und wissenschaftliche Ausbildung steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe, da es fast ganz an Volksschulen nach europäischem Zuschnitte fehlt. Schon Mehemed Ali machte den Versuch, höhere Lehranstalten zu gründen, und der gegenwärtige Chedive ist ihm, um den Schein der Civilisation zu wahren, gefolgt. Zu Kahr el Ain besteht eine medicinische Akademie, zu Kairo eine Universität, verbunden mit einer Rechtsschule und polytechnischen Anstalt. Zu Bulak wurde ein ägyptisches Museum eingerichtet, verbunden mit einer Schule für Aegyptologen, an deren Spitze der deutsche Gelehrte Brugsch berufen wurde. Doch kränkeln alle diese Anstalten infolge der allgemeinen zerrütteten Verhältnisse Aegyptens. Die einzige und letzte Zufluchtsstätte der altmohammedanischen Kultur sind noch die Moscheen, namentlich die große Moschee El Azhar zu Kairo, die für das Studium der Religion und Gesetzeslehre noch jetzt eine der wichtigsten Hochschulen des Islam ist.

Der **Kunstfleiß** des Landes ist noch nicht weit gediehen. Die besten Handwerker u. Künstler finden sich unter den Kopten, Griechen und Armeniern, welche grobe Leinwand, Segeltuch, baumwollene und seidene Zeuge, feine Matten aus Binsen und namentlich in Oberägypten treffliche Geschirre aus ungebranntem Nilschlamme anfertigen. Feine Juwelierarbeiten werden in Kairo und anderen größeren Städten gefertigt. Im Gefolge europäischer Unternehmer sind in den größeren Städten einige Fabriken, Baumwollspinnereien, Pulverfabriken, Bierbrauereien entstanden, doch können sie bei dem lebhaften Handel und den verbesserten Verkehrsmitteln mit europäischen Erzeugnissen nicht konkurriren. Ansehnlich ist noch die Fabrikation von Natron aus den erwähnten Natronseen, und sehr ausgedehnt endlich die Produktion junger Hühner mittels Brütöfen. Einen bedeutenden Aufschwung hat in neuerer Zeit der **Handel** Aegyptens genommen, seit die Ueberlandroute von Europa nach Indien mit der Eisenbahn und durch den Suezkanal ihren Weg wieder über A. nimmt und dort zahlreiche europäische Handelshäuser, namentlich in Alexandria, sich niedergelassen haben. Die wichtigsten Handelshäfen für den Verkehr mit Europa sind Alexandria und Port Said; für Indien Suez; für den Verkehr mit dem afrikanischen Binnenlande und Arabien Kosseïr, Sauakin und Massaua. Nach den officiellen für die Wiener Weltausstellung 1873 aufgestellten Handelsausweisen betrug 1872 die Ausfuhr 1,330,483,809 Franken gegenüber nur 590,291,489 Franken Einfuhr. Diese kolossale Differenz, nur gemacht um Europa Sand in die Augen zu streuen, findet ihre Erklärung jedoch dadurch, daß in der Rubrik der ägyptischen Ausfuhren auch jene Waaren mit eingerechnet sind, die aus China, Japan, Indien und Arabien kommend nach Europa gehen und A. nur auf der Strecke des Suezkanals oder über Alexandria passiren. Eigentliche Ausfuhrprodukte sind nur Baumwolle, etwas Zucker, Kaffee, Natron und Indigo. Im Innern ist trotz des Verbots der Sklavenhandel noch stark im Schwunge. Hauptplätze für den Karawanenhandel daselbst sind Berber, Kassala, Chartum, Sennar, Obéd. Einfuhrartikel sind allerlei europäische Fabrikate, namentlich baumwollene und wollene Stoffe, Antimon, Spiegel, Papier, Glas, Bernstein, Feuerwaffen, Schwerter, Schießpulver, Steinkohlen, Eisen, englisches Steingut, Wein, Kaffee (aus Jemen), Tabak (aus Syrien), Butter, Wachs, Wolle (von Derne), rothe Kappen (Tarbusch) und viel Getreide. Der überwiegende Theil der Einfuhr findet von England her statt, wohin auch weit über die Hälfte der Ausfuhren geht. In zweiter Linie steht Frankreich, in dritter Oesterreich; dann folgen die Türkei und Italien. Der direkte Verkehr nach Deutschland ist sehr gering. Der **Schiffsverkehr** der wichtigsten Häfen von 1870 erhellt aus der nachstehenden Uebersicht:

Alexandria .	2886	Schiffe mit	1,403,393	Tonnen,
Damiette . .	480	" "	38,955	"
Port Said .	1294	" "	739,249	"
Suez . . .	726	" "	534,537	"

Bei den beiden letzteren Häfen macht sich der Einfluß des Suezkanals bereits geltend, während das früher bedeutende Damiette mehr und mehr zurückkommt. **Landesmünze** ist der Piaster, der jetzt etwa 2 Sgr. gilt (20 Piaster = 1 amerik. Dollar; 97½ P. = 1 Pfd. Sterl., 77³/₂₀ P. = 20 Franken); bei größeren Summen wird nach Beuteln (à 500 Piaster = 30 Thlr.) gerechnet.

Die **Verkehrsmittel** haben sich entschieden ge-

hoben. Voran steht der 1869 dem Verkehr übergebene *Suezkanal* (s. d.), welcher über Sagasig mit dem Nil durch einen nach Suez führenden, schon 1863 vollendeten Süßwasserkanal in Verbindung steht. *Eisenbahnen*, und zwar Staatsbahnen, standen am 1. Jan. 1872: 1047 Kilom. in Betrieb. Von der Hauptbahn Alexandria-Kairo zweigen sich die Bahnen Tanta-Mansura u. Benta-Sagasig ab. Von Sagasig verläuft eine Bahn längs des Suezkanals nach Suez, eine andere kurze Strecke führt von Nafisch (an der Hauptbahn) nach Ismailia am Timsasee. Die Bahn von Kairo nach Suez durch die Wüste ist aufgegeben. In Mittelägypten besteht die von Gizeh nach Siut längs dem Nil verlaufende Bahn. In Privathänden ist nur die 8 Kilom. lange Bahn Alexandria-Ramle. *Staatstelegraphen*-Linien bestanden 1872 in einer Länge von 5394 Kilom. (727 Meilen); der Telegraph ist seit 1869 bis Chartum am Einflusse des Blauen in den Weißen Nil geführt worden. Außerdem bestehen noch 903 Kilom. (122 Meilen) Linien im Privatbesitz. Es besteht neben der italienischen und österreichischen Post, welche den Verkehr mit der Levante und Europa vermitteln, die ägyptische *Staatspost*, die 1871: 1,490,033 Briefe und über 324,800 Zeitungen und Drucksachen im innern, 72,723 Briefe, sowie 5867 Zeitungen und Drucksachen im Verkehr mit dem Auslande beförderte.

Ueberblicken wir nochmals die socialen und wirtschaftlichen Verhältnisse Aegyptens, wie sie sich unter dem Einflusse der Europäer seit einigen Jahrzehnten entwickelt haben, so finden wir äußerlich wohl einen Fortschritt, im ganzen aber mehr Schein als Wesen. Der geistige und moralische Fortschritt ist fast Null. Was Europa nachgeahmt wurde, besteht in Aeußerlichkeiten oder noch Schlimmerem. Europäische Wissenschaft hat nicht eindringen können, wohl aber die europäische Halbwelt, geführt vom Hofe, der die Schattenseiten von Paris an den Nil verpflanzte. In der Religion besteht nach wie vor der finstere Fanatismus; auf die Volksmoral kann das luxuriöse und unsittliche Beispiel des Hofes und der meist aus Schwindelelementen bestehenden ansässigen Europäer nur verderblich wirken. In der Justiz herrscht die alte sprichwörtliche Bestechlichkeit, wonach Kadi und Rechtsverkäufer gleichbedeutend sind. Der Unterricht beschränkt sich im wesentlichen auf die alten Koranschulen; was außerdem geschah, ist Karikatur Europa's. Im Handel und Wandel herrscht die größte Unsicherheit. Was endlich die Staatswirtschaft betrifft, so ist sie eines der größten Räthsel, welches die Nationalökonomie des Orients bietet. Eines der reichsten Länder, in dem sämmtlicher Bodenertrag Staatseinkommen bildet, in dem Beamte wie Militärs fast nie bezahlt werden, ist ungeheuer mit Schulden belastet. Ordnung und Sparsamkeit sind den Finanzen fremd; es herrscht die schändlichste Verschleuderung des öffentlichen Staatseigenthums. »Civilisation und Humanität«, von der Regierung oft gebrauchte Worte, sind leerer Schall geblieben. Die Mißhandlung des Volks, der armen Fellahs, ist eine grauenhafte, und A. wird sich nicht eher heben, bis das Loos dieser armen Menschen erleichtert wird.

Alte Kultur Aegyptens. Die Kultur Aegyptens ist wie die keines Volkes ein Abbild der wunderbaren Eigenart des Landes und seiner Natur. Das ägyptische Volk scheint ein an das Land A. festgebundenes, dessen Nilthalnatur widerspiegelndes Urvolk zu sein. So war es für alle Fremden, namentlich im Alterthume, ein Land der Wunder. Herodot, welcher A. um 450 v. Chr. besuchte, bemerkt, wie dort Himmel und Strom eine ganz abweichende Art und Natur hätten, so unterschieden sich auch die Bewohner in ihren Sitten weit von anderen Völkern, und führt zum Belege Gebräuche, wobei die Geschlechter die Rollen vertauscht zu haben scheinen, sowie eine Reihe anderer Seltsamkeiten auf. Diese fremdartigen Lebensgebräuche, an sich unwesentlich, spiegeln eine innere Besonderheit ab, welche in höheren Beziehungen und Thätigkeiten hervortritt, und es findet sich daher in der ganzen Denk- und Handlungsweise der alten Aegypter vieles nirgends anderswo Vorkommende, sehr Auffallende und Seltsame. Seinen Grund hat das einmal in der Beschaffenheit des Landes u. dann in der Abstammung der alten Aegypter. Diese ist noch sehr dunkel. Ihre Sprache hat sich zwar erhalten in der koptischen; doch verbreitet diese kein Licht über die Abkunft des Volkes, welches sie einst gesprochen, da sie zur indogermanischen Sprachfamilie in keiner, zur semitischen in sehr entfernter, einen Schluß auf gleiche Abstammung nicht begründender Beziehung steht, und so auf keine bestimmte Verwandtschaft mit den Sprachen anderer Kulturvölker der alten Welt führt. Was wir über das Aeußere der alten Bewohner aus Beschreibungen, aus der Betrachtung der Mumien und aus den Abbildungen auf den Monumenten wissen, berechtigt zu der Vermuthung, daß die Aegypter ursprünglich nicht einem und demselben Volksstamme angehört haben. In A. waren, wie in Indien, die höheren Kasten von einem in der Körperbildung edleren und geistig begabteren Stamme kaukasischer Rasse, während die niederen zwischen dieser und der Negerrasse gestanden zu haben scheinen. Sicher war auch hier der weißere Stamm der später eingewanderte. Woher die Einwanderung geschah, darüber fehlt jede Spur, doch deutet schon die kaukasische Rasse darauf, daß die höheren Volksklassen aus Asien eingewandert sein mögen. Auch manches Uebereinstimmende in Einrichtungen, Vorstellungsweisen und Kenntnissen spricht dafür. Insbesondere haben die ägyptische Kasteneintheilung und die Lehre von der Seelenwanderung zu der Vermuthung geführt, daß von Indien aus eine Priestereinwanderung geschehen sei. Geschichtlich erweisbar ist dies natürlich nicht. Schon der Weg, den eine solche Einwanderung genommen haben könnte, bietet große Schwierigkeiten. Daß indische Kolonisten durch Iran ꝛc. zu Lande nach A. gelangt sein sollten, ist kaum denkbar. Man hat daher eine vielleicht durch Arabien vermittelte Verbindung zwischen Indien und Aethiopien und eine Uebersiedelung der Kultur von Aethiopien nach A. angenommen, und in Meroë (s. d.) den Ort erkennen wollen, wohin kaukasische Einwanderer aus Asien zuerst gekommen und von wo sie weiter nach A. gezogen seien. Denn neuere Reisende fanden südlich von A. im Nilthale durch ganz Nubien viele Tempel und andere Denkmale, worin sie die Urform der später in A. selbst ausgebildeten Baukunst zu sehen meinten. Dem widerspricht aber die Angabe Herodots, daß die Aethiopier Sitten und Kultur von zu ihnen entwichenen ägyptischen Kriegern empfangen haben sollen, und die genauere Erforschung der Baudenkmale spricht für die Priorität der ägyptischen, wie auch der ägyptische Stil in den Bauwerken Nubiens sich einfach durch die Annahme erklärt, daß sie dort von ägyptischen Meistern oder von äthiopischen

Schülern derselben aufgeführt worden seien, als Nubien unter der Herrschaft der Pharaonen stand; denn daß diese dort eine Zeitlang geherrscht, ist durch Inschriften zweifellos erwiesen. Daß Oberägypten früher kultivirt gewesen als Mittel- u. Unterägypten, ist dagegen höchst fraglich, und es steht mithin mit der Hypothese von einer Einwanderung der Kultur von Süden her mindestens sehr mißlich, während freilich auch die entgegengesetzte nicht durch geschichtliche Thatsachen erhärtet werden kann. Es steht nur so viel fest, daß der Zusammenhang der Kultur Aegyptens mit der asiatischen in das höchste Alterthum aller Völkerentwickelung zurückreichen muß. Aegyptens Kultur ist so alt als irgend eine, von der wir Kenntnis haben. Kunde davon geben uns aber nur die Nachrichten der Griechen und Hebräer und vor allem jene den Jahrtausenden trotzenden Denkmale der Bau- und Bildnerkunst des alten Volks selbst. Man sah früher die Pyramiden (s. d.) und Obelisken (s. d.) Mittel- und Unterägyptens als die staunenswerthesten Zeugen der alten Kultur Aegyptens an und kannte nicht oder übersah die bei weitem imposanteren Denkmale Oberägyptens. Erst die napoleonische Expedition 1798 hat die Blicke der Alterthumsforscher auf diese Bauwunder gelenkt und in ihnen eine neue, bisher so gut wie unbekannte Welt erschlossen, wodurch die Wissenschaft die wesentlichsten Bereicherungen erhalten hat und noch fortwährend erhält. Unter den Ruinen im oberägyptischen Nilthale sind die merkwürdigsten die von Theben (s. d.), welches in den Zeiten der Machthöhe Aegyptens die Hauptstadt des ganzen Reichs war. Einen überwältigenden Eindruck machen die gewaltigen Trümmermassen der Tempel, Säulengänge, Kolosse rc.; sie geben uns ein Bild von der einstigen Pracht und Herrlichkeit der kolossalen Hauptstadt, anschaulicher und ergreifender, als es die ausführlichsten Berichte der Alten geben könnten. Sie eröffnen uns Blicke in eine uralte hohe Kultur und einen ausgebildeten Kunstsinn, gleich großartig im Entwerfen von Plänen, wie in den zur Ausführung verwandten Mitteln. Nach Entzifferung der Hieroglyphen (s. d.) steht es fest, daß diese Bauten, welche die Blüte der ägyptischen Kunst bezeichnen, lange vor dem Ablaufe des 2. Jahrtausends v. Chr. entstanden sind. Und zwischen dieser hohen Blüte und den ersten rohen Anfängen der Kunst muß eine Reihe von Jahrhunderten allmählichen Wachsthums liegen.

Die **bürgerlichen** Einrichtungen des alten Aegyptens beruhen auf dem Kastenwesen. Die Angaben der griechischen Schriftsteller, unserer einzigen Quelle, weichen zwar von einander ab, stimmen aber darin überein, daß sie die Priester und die Krieger als die ersten und als gesonderte Kasten aufführen; das Abweichende betrifft bloß die unteren Kasten. Während Strabo nämlich diese in Eine Abtheilung bringt, unterscheidet Herodot fünf: Rinderhirten, Schweinehirten, Krämer, Dolmetscher, Schiffer; Diodor drei: Hirten, Ackerbauer und Handwerker. Die höchste und einflußreichste Kaste, die **Priester**, gliederten sich nach dem Range in höhere und niedere, dann nach den Gottheiten, denen sie dienten, und nach den verschiedenen Tempeln, sowie nach sonstigen Geschäften, denn die Priester vertraten die gesammte geistige Seite des Volkslebens, so daß auch Staatsdiener, Richter, Schriftkundige, Aerzte, Baumeister rc. zu ihnen gehörten. Es war ihnen Enthaltsamkeit in Speisen und Getränken auferlegt und die Vielweiberei untersagt. Sie bildeten den Mittelpunkt und die Seele des ganzen Staatslebens; ihr Grundbesitz war steuerfrei und ihren Unterhalt trug der Staat. Die Kaste der **Krieger**, nach Herodot 410,000 Mann, war auf verschiedene Provinzen vertheilt, wo ihre Mitglieder zinsfreie Ländereien besaßen. Da sämmtliche Grundstücke im Besitze des Königs und der beiden obersten Stände waren, so können die **Landbauern** nur Pächter gewesen sein, u. deshalb wohl führt sie Herodot nicht als besondere Kaste auf. Städtische Bürger scheinen jedoch auch innerhalb ihrer Orte Grundbesitz gehabt zu haben. In der Kaste der **Handwerker** waren ohne Zweifel die einzelnen Gewerbe wieder vollständig von einander geschieden und erbten von den Vätern auf die Söhne. An der Spitze des Volks stand der **König**, dessen Würde erblich war. Er gehörte immer der Priesterkaste an. War er auch durch Gesetze und in seinem Leben durch peinliche Ceremonialvorschriften beschränkt, so galt er doch dem Volke gegenüber geradezu als Stellvertreter der Götter: daher der große Einfluß der Priesterschaft, wenn man auch von einer eigentlichen Priesterherrschaft in A. nicht sprechen kann. Ein Gegengewicht dagegen bildete schon die zahlreiche Kriegerkaste, welche auch auf die kriegerische Natur der Aegypter hinweist. Die Kriegskunst war sehr ausgebildet. Außer Bogenschützen, dem Kern der Heere, gab es ein mannigfach ausgerüstetes schweres Fußvolk, welches in der Schlacht zuweilen in gedrängten Massen phalanxartig aufgestellt wurde, ferner Streitwagen, von welchen herab die Vornehmsten kämpften und befehligten, und später auch Reiterei. Bei Belagerung fester Städte wandten die alten Aegypter namentlich Untergrabungen an. Besonders wohlgeordnet war die **Rechtspflege**. Das oberste Gericht bestand aus 30 Mitgliedern, je 10 aus den drei angesehensten Städten des Landes, Theben, Memphis und Heliopolis, und zwar ohne Zweifel aus den dortigen Priesterkollegien. Um jede persönliche Beeinflussung abzuschneiden, wurde alles schriftlich verhandelt. Die Gesetze waren uralt und wurden als von den Göttern gegeben heilig gehalten. Mit dem Tode wurden nicht nur Mörder (auch von Sklaven), sondern auch solche bedroht, welche einen Menschen hatten umbringen oder sonst Gewalt leiden sehen, ohne ihm zu helfen, obschon es in ihrer Gewalt gestanden; ferner Meineidige und einem späteren Gesetze zufolge auch die, welche bei der Obrigkeit trügerische Angaben über die Art ihres Unterhalts machten oder sonst auf unerlaubten Erwerb ausgingen. Feige und Flüchtlinge dagegen traf Ehrverlust, der aber für schärfer galt, als die Todesstrafe. Was Diodor von den ägyptischen Dieben erzählt, daß sie eine Art Zunft gebildet und unter einem Diebsobersten gestanden haben, bei welchem die Bestohlenen das Ihrige gegen Erlegung des vierten Theils vom Werthe zurückerhalten konnten, steht mit alle dem zwar in auffallendem Widerspruche, doch gilt diese seltsame Einrichtung noch in dem heutigen A. In Kairo bilden die Diebe wirklich eine Innung, die ihren eigenen Vorsteher hat, von dem der Bestohlene das Entwendete gegen eine Vergütung zurückerhalten kann.

Der große Reichthum und die hohe Civilisation Aegyptens mußten einen lebhaften **Handel** hervorrufen, der zwar mehr zu Land, als zur See, und mehr von Fremden nach A., als von Aegyptern nach der Fremde getrieben wurde, aber doch die Produkte

weit entlegener Länder nach A. brachte, wie man in thebaischen Gräbern aus dem 2. Jahrtausend v. Chr. Flaschen von chinesischer Fabrikation und mit chinesischer Schrift gefunden hat. **Schiffahrt** fand vornehmlich auf dem Nil und dessen Kanälen statt und war zur Zeit der Ueberschwemmung das einzige Kommunikationsmittel. Eine Seemacht wurde A. erst nach Psammetich; die phönikischen Waldungen lieferten dazu das Schiffsbauholz. Die **Arbeiten und Beschäftigungen**, überhaupt das ganze häusliche Leben der Aegypter tritt uns aufs anschaulichste in den Malereien der Grabkammern und den darin enthaltenen mannigfachen Geräthen entgegen. Außer dem Ackerbau betrieben die Aegypter besonders Garten-, Wein- und Obstkultur, namentlich auch Viehzucht, indem sie Herden großen und kleinen Viehes bis zu den Gänsen herab hielten. Wenn dennoch das Gewerbe des Viehhirten verachtet war, so entsprang dies wohl ihrem Abscheu vor dem Nomadenleben. Lieblingsbeschäftigungen waren Jagd jeder Art mit Bogen und Pfeil, Schlingen und Hunden, sogar mit Löwen, die man zähmte, und Vogel- und Fischfang. Auch die städtischen Gewerbe lernen wir aus jenen Darstellungen kennen: die gröberen und feineren Bearbeitungsarten des Holzes, das Behauen und Fortschaffen der Steine, das Weben der Zeuge, die Arbeiten der Goldschmiede und Juweliere, der Maler, Bildhauer rc. Die Höhe des Kunstfleißes beweisen die aufgefundenen Gegenstände. Die gewebten Zeuge waren von ungemeiner Feinheit. Namentlich machte man auch von der Papyruspflanze ausgedehnten Gebrauch. Die Wurzel benutzte man als Brenn- und Nutzholz, aus der Pflanze selbst verfertigte man Decken, Kleider, Segel, sogar Fahrzeuge, namentlich auch das in Griechenland und Rom bis ins Mittelalter hinein gebräuchlichste Papier. Früh verstand man sich auf Anfertigung des Glases. Gewisse chemische Kenntnisse beweist die Beschaffenheit der Farben an den erhaltenen Gemälden. Man verstand sogar ein weißes gewebtes Zeug chemisch so zu bearbeiten, daß es in Farbe getaucht daraus wie mit den mannigfaltigsten Farben und Figuren bedruckt hervorging. In der Purpurfärberei scheinen selbst die Tyrer von den Aegyptern übertroffen zu sein. Besonders zahlreich und lehrreich sind die das **Hauswesen** und das **gesellige Leben** betreffenden Abbildungen. Sie berichtigen die ehemals herrschende trübe und finstere Vorstellung von dem Leben in A. Sie zeigen die Häuser der Reichen geräumig, bequem und mannigfach geschmückt; es fand sich darin das verschiedenartigste Hausgeräthe, Tische, Sessel, Ruhebetten, Vasen rc., vor, oft von geschmackvoller Form und kostbarem Material. Auch liebte man allerlei Erheiterungen und Ergötzlichkeiten, wie Würfel-, Bret- und Ballspiel, und selbst von Stiergefechten finden sich Andeutungen. Bei Gastmählern und geselligen Zusammenkünften herrschten Luxus und Ueppigkeit; die Gäste wurden von Sklaven gesalbt und bekränzt. Daß die Frauen an solchen Genüssen theilnahmen, beweist, daß das weibliche Geschlecht im alten A. größere Freiheit genoß, als bei den meisten anderen Völkern des Orients und selbst bei den Griechen. Die oft unmäßig genossenen Tafelfreuden erhöhte man durch Musik, Gesang und Tanz. Wenn aber Herodot erzählt, daß dabei ein hölzernes Todtenbild jedem Gaste mit den Worten dargereicht worden sei: »Trinke und sei fröhlich, denn wenn du gestorben bist, wirst du sein wie dieses«, so scheint diese Mahnung an die Vergänglichkeit des irdischen Daseins nur in der Absicht gegeben zu sein, um auf die Nothwendigkeit einer höheren und dauernden Befriedigung hinzuweisen. Denn überall walteten bei den alten Aegyptern religiöse Beziehungen. Sie galten daher den Griechen für ein in heiligen Dingen ausnehmend eingeweihtes und kundiges Volk. Uns scheinen ihre religiösen Vorstellungen durch seltsamen Aberglauben entstellt und abschreckend abenteuerlich, zudem ist die ägyptische Götterlehre für uns wenigstens in ihren Grundlagen mit Dunkel bedeckt; das Volk selbst hat sie nur in Bildern und Zeichen überliefert, und die Angaben der griechischen Schriftsteller sind weder übereinstimmend, noch zuverlässig. Auch mischen sich vielfache Mißverständnisse ein, indem man griech. Mythen und Philosopheme mit ägyptischen vermengte. Ueberdies vermischen sich die Gottheiten vielfach. Daher die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des ägyptischen Göttersystems und die große Differenz der Meinungen darüber. Im allgemeinen war die ägyptische Religion Naturreligion, und zwar Sonnenkultus: die Verehrung der Sonne ist als der früheste Kern u. als das allgemeinste Princip des ägyptischen Götterglaubens erkennbar, war vor allen Lokalkulten vorhanden und bildete in ihnen allen einen wesentlichen Theil, hat auch nie aufgehört die äußerliche Spitze des gesammten Religionssystems zu bilden. Ueber das Einzelne und Besondere bleiben freilich viele Zweifel.

Nach Herodot verehrten die alten Aegypter zwei Götterdynastien, eine ältere, die aus acht, und eine jüngere, die aus zwölf Göttern bestand. Zu jener gehörten: Ammon (Amun), der Gott Thebens; Chemmis (Chem), der Gott von Panopolis; Buto (Mut), Göttin von Buto im Delta, Chems und Ammons Tempelgenossin; Kneph (Num, Chnubis), der widderköpfige Gott der Thebais; Seti (Sati), Knephs Genosse; Phtha, der Gott von Memphis; Neith, die Göttin von Sais, und Ra (Helios), der Gott von Heliopolis. Die jüngere Götterdynastie umfaßt folgende Gottheiten, welche als Kinder der ebengenannten gedacht werden: Chunsu (Chons), der Sohn Ammons, dem griechischen Herakles entsprechend; Thoth (Tet), der Sohn Knephs, der griechische Hermes; Atum (Atmu) und Pacht (Pecht, Bubastis), die griechische Artemis, Kinder des Phtha; Hathor (Athyr), die griechische Aphrodite; Tefun und Ma, Töchter von Ra; Mau; Muntu (Mantulis); Sebak (Sevek); Seb und Nutpe (Netpe), Kronos und Rhea repräsentirend. Der älteste und verbreitetste Kult war der des Sonnengottes Ra Ra oder (mit dem Artikel) **Phra** zeigen die Monumente mit der rothen Sonnenscheibe auf dem Haupte. Seine Farbe ist roth, der Sperber sein Thier, wie der Gott selbst öfter mit dem Sperberkopfe, als mit dem Menschenhaupte, zuweilen auch nur als Sperber mit der Sonnenscheibe über dem Haupte dargestellt ward. Zu ihm, dem Vater der Götter, dem in der Sonnenscheibe thronenden Herrn der beiden Welten, gehen die Seelen der nach ihrem Tode rein befundenen Menschen zu ewigem Leben. Er ist auch das Ur- und Vorbild der Könige Aegyptens, welche ihre Gewalt von ihm ableiten. Ihm war vor allem Heliopolis (bei den Hebräern On) in Unterägypten heilig. Gleiche Verehrung genoß der Gott von Memphis, **Phtha**, welcher als geistige Potenz dem Sonnengotte vorangestellt ward. Als täglich neugeborenes Licht wird er in Gestalt eines nackten Kindes dargestellt, als immer wiederkehren-

des Licht und unwandelbarer Gott, als Mann in mumienhafter Umhüllung mit dem Nilmesser, den Zeichen der Beständigkeit. Mit der Ausschmückung und Erweiterung seines Tempels zu Memphis, den Menes begonnen haben soll, waren fast alle Pharaonen bis zum Sturze des Reiches beschäftigt. Dem Phtha war der Stier Apis heilig, das Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft. Er soll von einer Kuh, die noch nicht geboren hatte und durch einen Sonnenstrahl befruchtet ward, geboren worden sein. Die Priester erkannten ihn an seiner schwarzen Farbe, an einem weißen Fleck auf der Stirn u. einem Gewächs von der Gestalt des heiligen Käfers Skarabäus unter der Zunge. Dieser Stier genoß der höchsten Verehrung vor allen anderen Thieren in Unterägypten, und sein Benehmen gegen die, welche in seinen Hofraum und in sein neben dem Tempel des Phtha liegendes Gemach eintraten, galt als Weißagung. Sein Tod ward tief betrauert. Die zu Saïs verehrte Göttin Neith, welche auf den Monumenten meist mit grünem Gesichte erscheint, mit der rothen niedrigeren Krone von Unterägypten auf dem Haupte, das Blumenscepter in der Hand, auf Inschriften »Göttin Mutter« heißt, galt wahrscheinlich als Personifikation des weiblichen Naturprincips. Zu Bubastis am pelusischen Nilarme ward die Göttin Pacht verehrt, die mit einem Löwen- oder Katzenkopfe, zuweilen mit der Sonnenscheibe auf dem Löwenhaupte und das gehenkelte Kreuz, das Zeichen des Lebens, in der Hand dargestellt wird. Die Katze war ihr heilig, und alle todten Katzen wurden zu Bubastis beigesetzt. Als Göttin der Geburt und des Kindersegens hatte sie einen fröhlichen Dienst. Anderen Gottheiten dienten die Bewohner von Oberägypten. Der Gott von Theben war Ammon, der Verborgene, wahrscheinlich ein Himmelsgott, denn die Inschriften bezeichnen ihn als Herrn des Himmels, wie auch seine Farbe blau ist. Er wird stehend oder auf dem Throne sitzend, zwei hohe aufrechtstehende Federn über dem königlichen Kopfschmuck, die Zeichen der Herrschaft und des Lebens in den Händen tragend, dargestellt. Als Theben Hauptstadt Aegyptens war, verschmolz man den Ammon, um ihn zum höchsten Gott von ganz A. zu machen, mit dem Sonnengotte Ra, wodurch die hohe Bedeutung des letzteren, dessen befruchtende und zeugende Kraft auf ihn übertragen ward. Seitdem erscheint er meist als Ammon-Ra. Neben Ammon verehrte man in Oberägypten vornehmlich den widderköpfigen Kneph, der auf den Monumenten meist grün erscheint und auf Inschriften »Herr der Wasserspenden«, der Ueberschwemmungen, heißt. Auch ihn verband man mit Ammon zu Einer Gestalt, wie der widderköpfige Ammon in der libyschen Oase Siwah ein berühmtes Orakel hatte. Außerdem ward zu Ombus, wenig unterhalb der Fälle von Syene, ein Gott mit dem Krokodilkopfe, Sebak, verehrt, zu Chemmis (Panopolis) und Koptos aber ein phallischer Gott Chem, welchen die späteren Griechen mit ihrem Pan verglichen. Unter den in Oberägypten verehrten weiblichen Gottheiten tritt besonders die Göttin Mut (Mutter) hervor, welche dem Ammon als weibliches, empfangendes Princip zur Seite gestellt ward. Sie findet sich dargestellt mit der hohen Mütze, dem königlichen Kopfschmucke von Oberägypten. Ihr ist der Geier geheiligt, wie sie selbst auch mit dem Geierkopfe oder auch selbst als Geier erscheint. Von den Göttern der zweiten Dynastie genügt es, Chunsu, den Gott des Mondes, und Thoth, den Schreiber des Himmels, hervorzuheben. Letzterer heißt »der Schreiber der Wahrheit«, der »Herr des göttlichen Wortes«, und trägt die Schreibtafel, den Griffel, oder den Palmzweig, auch die Straußenfeder als Sinnbild der Wahrheit in den Händen. Als Gott der Weisheit hat er die heiligen Schriften offenbart und aufgezeichnet und ist daher vorzugsweise der Gott der Priester. Da er die Zeiten aufschreibt und damit regelt, hat er auch eine Beziehung zum Monde und wird gleichbedeutend mit dem Mondgotte. Er nimmt auch an der Prüfung der Verstorbenen in der Unterwelt theil. Ihm war der erste Monat des ägyptischen Jahres heilig. Waren so die religiösen Anschauungen der alten Aegypter von dem Gegensatze zwischen Leben und Tod, zwischen den heilbringenden und verderblichen Kräften der Natur beherrscht, so wurden jene Mächte auch als im Kampfe mit einander befindlich gedacht, wobei die dem Menschen feindlichen zwar auf kurze Zeit obsiegten, schließlich aber doch unterlagen. Seb und Nutpe, der Gott und die Göttin des Himmelsraumes, erzeugen den Osiris und die Isis, sowie den bösen Typhon u. die Nephthys. Osiris vermählt sich mit Isis und waltet segensreich über A., wird aber von seinem Bruder Typhon umgebracht, sein Leichnam in einem Kasten in den Nil geworfen. Traurig schweift Isis umher, den Leichnam des Gatten zu suchen, bis sie ihn bei Byblus findet, wo die Wellen den Kasten ans Land gespült und eine Tamariske darüber emporgewachsen. Isis bringt den Leichnam nach A. zurück und bestattet ihn zu Philä. Horus aber, des Osiris und der Isis Sohn, kämpft, herangewachsen, um seinen Vater zu rächen, mit Typhon und erschlägt ihn. Osiris war aber nicht dem Tode erlegen, sondern in die Unterwelt hinabgestiegen, wo er fortan herrschte. Dieser Mythus soll den durch die Jahreszeiten bedingten Wechsel der Vegetation bedeuten. Nach der fruchtbaren Zeit folgt in A. bis zur Sommersonnenwende und zum Eintritt der Ueberschwemmung eine Periode austrocknender Hitze und Unfruchtbarkeit. In dieser Zeit hat Typhon Osiris besiegt und mit Hülfe seiner 72 Genossen, welche die 72 Tage der größten Hitze bezeichnen sollen, erschlagen. Die Entfernung der Leiche des Osiris bedeutet, die schaffende Naturkraft entweiche aus A., bis Horus den Typhon überwindet, d. h. die Natur sich wieder infolge der Ueberschwemmung belebt. Der Tod des Osiris ist nur ein Scheintod; der Gott lebt, wie auf der Oberwelt in seinem Sohne, so in der Unterwelt selbst fort, um die Seelen der gestorbenen Menschen zu neuem Leben zu erwecken. Der Tod des Menschen wird daher mit dem Ruhen der schaffenden Naturkraft und sein Erwachen zu neuem Leben mit dem wieder beginnenden Wirken jener zusammengestellt. Typhon (Set) ist Personifikation aller schädlichen, dem Menschen feindlichen Naturkräfte, sowohl der Unfruchtbarkeit, als auch der Dunkelheit, der Gott des öden, salzigen Meeres im Gegensatze zu dem befruchtenden Nilwasser. Ihm gehören alle schädlichen Pflanzen und Thiere an, und von ihm rühren alle verderbenbringenden Ereignisse in der Natur her, wie er auch der Urheber des moralisch Bösen, der Vater der Lüge und Verleumdung ist. Seine Farbe war dunkelroth, gleich der brennenden Sonne im Staube der Wüste, daher sollen ihm rothhaarige Menschen geopfert worden sein. Horus (Har), der Rächer seines Vaters Osiris, wird häufig als Kind dargestellt, den Finger im Munde (Harpokrates), aber schon in dieser Ge-

stalt »der große Helfer«, »die Stütze der Welt« genannt, der herangewachsen den Typhon überwindet und die wohlthätigen Strahlen der Sonne sendet. Er erscheint mit dem Sperberkopfe des Ra, mit den Zeichen der Herrschaft und des Lebens. Ihm wird die Göttin Hathor zur Seite gestellt, die Aphrodite der Griechen, in den Inschriften »das Auge der Sonne«, »die Herrin der Scherze und des Tanzes« genannt und mit Stricken und dem Tambourin, den Symbolen der Freude und des fesselnden Liebreizes, dargestellt. Vornehmlich aber personificirt sie die Naturpotenz des Gebärens. Ihr sind die weiblichen Sperber und die Kuh heilig, wie sie auch selbst mit Kuhhörnern und mit der Sonnenscheibe des Ra dazwischen oder mit dem Kuhkopfe abgebildet wird. In Osiris und Horus sind alle wohlthätigen Naturkräfte vereinigt und deren siegreiche, das Böse überwindende Macht personificirt. Osiris ward angerufen als »der König des Lebens«, als »der Herr von unzähligen Tagen«, aber die Herrschaft über A. hat er dem Horus überlassen und waltet selbst in der Unterwelt. Die immergrüne Tamariske ist sein Baum und der Reiher sein Thier. Isis (Hes), »die große Göttin«, »die königliche Gemahlin«, ist die Erde, deren vegetative Kraft alljährlich durch Osiris geweckt und befruchtet wird. Die Göttin Mut, alle Göttinnen der Empfängnis und Geburt, Neith von Sais, Pacht und Hathor gehen in die Isis über, während sie zugleich besondere Gestalten neben ihr bleiben. Die Kuh ist das heilige Thier der Isis, welche selbst mit Rindshörnern, mit einem Kuhkopfe, ja selbst als eine Kuh dargestellt wird. Osiris und Isis wurden in ganz A. verehrt, namentlich aber zu Abydos und This in Oberägypten, und an der Südgrenze, wo das Reich des Typhon begann, auf der Insel Philä im Nil oberhalb Syene. Hier ward das von Tamarisken beschattete Grab des Osiris auf einer kleinen Insel, die nur Priester betreten durften, gezeigt, außerdem aber auch bei anderen Tempeln des Gottes, das echteste in der Stadt Busiris im Delta, wo auch der größte Tempel der Isis stand und beiden Gottheiten große Feste gefeiert zu werden pflegten. An dem Tage, an dem die Sonne durch das Zeichen des Skorpions geht, sollte Typhon den Osiris erschlagen haben, und an demselben Tage, von welchem an der Anfang der größten Hitze gerechnet ward, begann das Fest der Trauer um des Osiris Tod. Diesem Trauerfeste folgte, wenn die ersten neuen Keime nach der Ueberschwemmung sich zeigten, die Feier des zu neuem Leben erwachten Osiris. Die Gestalten des Osiris und der Isis sind allein Gegenstände eines reichen und tiefen Mythus, während die übrigen Götterfiguren bloß Personifikationen von Naturpotenzen sind. Hieraus, sowie aus dem Umstande, daß dem Götterkreise des Osiris, der aus diesem selbst, sowie aus Horus, Typhon, Isis und Nephthys besteht, die fünf Schalttage des ägyptischen Jahres, welches ursprünglich nur 360 Tage zählte, geweiht waren, möchte man auf den späteren Ursprung des Osirisdienstes schließen, wenn nicht der das Jahr zu 365 Tagen bestimmende Kalender schon aus dem Jahre 2788 v. Chr. herrührte und Osiris Lokalgott von This wäre, von wo die Gründung des alten Reiches von Memphis ausgegangen sein soll.

Im höchsten Grade seltsam und ohne gleichen ist aber der ägyptische Thierdienst. Einige Thierarten, Stier, Hund, Katze, Ibis, Storch und einige Fische wurden allgemein, andere, wie Widder, Wolf, Löwe, Spitzmaus, Adler, Krokodil, Ichneumon, nur in einzelnen Bezirken verehrt; ja manche, die hier angebetet wurden, waren dort ein Gegenstand des Abscheus. Wer ein heiliges Thier mit Vorsatz tödtete, war des Todes schuldig; wenn es unvorsätzlich geschah, konnte er sich mit einer Geldstrafe lösen. Wer aber eine Katze oder einen Ibis umbrachte, hatte jedenfalls das Leben verwirkt. Wenn jemand ein heiliges Thier todt erblickte, blieb er in der Ferne stehen, schrie, wehklagte und betheuerte, daß er es todt gefunden habe. Noch Diodor erzählt, daß ein Römer, welcher eine Katze umgebracht hatte, die Todesstrafe erleiden mußte, und zwar zu einer Zeit, da des Landes Schicksal in Roms Händen war. Bei einer Feuersbrunst, erzählt Herodot, trugen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen, als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze sich in die Flammen stürzte, wurde große Wehklage erhoben. Starb in einem Hause eine Katze, so schoren sich alle Bewohner desselben die Augenbrauen ab; starb ein Hund, so schor man sich den ganzen Leib und den Kopf kahl. Man balsamirte die heiligen Thiere ein und setzte sie in eigenen Gräbern bei. Gewisse Thierindividuen hielt man auch in heiligen Höfen, badete, salbte, fütterte und schmückte sie mit großem Aufwande und hielt ihnen besondere Wärter, die in hohen Ehren standen. Aus Dankbarkeit für ihren großen Nutzen für die Menschen, wie Diodor und Plutarch meinen, sind die Thiere sicher nicht angebetet worden, vielmehr erklärt sich die Thiersymbolik sehr einfach daraus, daß den ersten Götterbildern, die schon die Menschengestalt nachahmten, die Priester Inschriften in Hieroglyphen beifügten; da diese meist aus Thiergestalten bestanden, so gewöhnte man sich daran, das Götterbild nur in Verbindung mit diesen Schriftzeichen zu denken, setzte die Gottheit mit dem Thiere in eine innere Verbindung u. übertrug die göttliche Heiligkeit auf das Thier. So ward der Thierkultus um so schärfer ausgeprägt, je mehr in den Händen der Priester die Göttergestalten sich zu leeren Begriffen verflüchtigten. Daß in dem Apis eigentlich Osiris verehrt wurde, sagen die Alten ausdrücklich; die Seele dieses Gottes sollte in dem Stiere wohnen und nach dem Tode desselben in den Nachfolger übergehen. Diese Vorstellung hängt mit dem Glauben an Seelenwanderung zusammen, welcher einen uralten Zusammenhang zwischen Aegyptern und Indern vermuthen läßt. Nach Herodot glaubten die Aegypter, die Seele des Menschen wandere nach dem Tode des Leibes durch alle Thiere des Landes und des Meeres und durch alle Vögel und kehre nach 3000 Jahren in einen Menschenleib zurück. Dabei nahmen sie aber auch noch ein eigenes Todtenreich, Amenthes oder Amenti, an, wo Osiris herrscht und die Todten richtet. Ein solches Gericht findet sich öfters bildlich dargestellt: vor dem auf einem Throne sitzenden Osiris werden von dazu bestellten Göttern die Thaten des Hingeschiedenen förmlich gewogen. Will man den Glauben an Seelenwanderung mit dieser Vorstellung in Uebereinstimmung bringen, so muß man annehmen, die Wanderung sei vom Ausspruche des Osiris abhängig gedacht worden. Nach Diodor fand ein solches Gericht schon auf der Oberwelt statt, welches dem schlechten Wandels schuldig befundenen Verstorbenen eine feierliche Bestattung absprach und selbst über Könige aburtheilte, denen das ein Antrieb zu gerechter Regierung gewesen sein soll. Denn die Versagung feierlicher Bestattung mußte gerade in

A. den größten Eindruck machen. Sorgfältigst balsamirte man die Leichname ein zu Mumien (s. d.), um sie der Verwesung zu entziehen, legte sie dann in Särge von Sykomorenholz und diese zuweilen noch in Granitsarkophage, die mit Skulpturen versehen waren, und stellte sie so in den Grabkammern aufrecht hin. Solche Sorge für die irdischen Reste der Abgeschiedenen weist nicht nur auf sehr rohe, materielle Vorstellungen von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode hin, sondern stimmt auch schlecht mit den Lehren von einer Seelenwanderung und einem Todtenreiche.

Wie hiernach von den religiösen Lehren der Priester vieles dunkel bleibt, so haben wir auch über ihre wissenschaftlichen Kenntnisse bei dem Mangel einer Volksliteratur keine größere Klarheit. Der Gott der geistigen Gaben und Leistungen war Thoth (Taut), der griechische Hermes, der Erfinder der Zahlen, der Rechenkunst, der Meß- und Sternkunde, sowie der Buchstaben. Er soll zuerst Geometrie und Astronomie gelehrt haben, womit sich die ägyptischen Priester, durch die Natur des Landes veranlaßt, emsig beschäftigten, denn die jährlich wiederkehrende Nilanschwellung leitete auf Versuche sowohl in der Feldmeßkunst, um die Grenzmarken der Aecker festzustellen, als im Kalenderwesen, wozu Beobachtung der Gestirne nothwendig ist. Das Jahr der Aegypter bestand aus 12 dreißigtägigen Monaten u. 5 Schalttagen. Es war demnach ein sogen. wanderndes Sonnenjahr, dessen Anfang, weil der fast einen Viertelstag betragende Unterschied zwischen seiner Dauer und der des wirklichen Erdumlaufs um die Sonne dabei übersehen wird, allmählich durch alle Jahreszeiten wandert. Mit dem julianischen Jahre von 365¼ Tagen verglichen, beträgt der Unterschied nach 1460 Jahren ein volles Jahr, so daß der Anfang des ägyptischen Jahres nach diesem Zeitverlaufe mit dem des julianischen wieder zusammenfällt. Bestimmten Zeugnissen der Alten zufolge war den Aegyptern diese große Periode, die Hunds- stern- oder Sothisperiode, bekannt, sie müssen also den Mehrbetrag von einem Viertelstag berechnet und gekannt haben. Aber von einer weiteren Entwickelung dieser seit uralter Zeit vorhandenen astronomischen Kenntnisse und Vorstellungen ist nichts zu finden. Sie blieben auf der einmal erreichten Stufe der Bildung stehen, und ihr gesammtes Wissen und Können beharrte in der festen Form und Regel, die es einmal angenommen hatte.

Wenn sich die Aegypter der Erfindung der Buchstabenschrift rühmten und der Mythus dieselbe dem Gotte Thoth zuschrieb, so dürfen wir ihnen allerdings den Ruhm lassen, daß die ersten Anfänge der Buchstabenschrift von ihnen ausgegangen sind, und zwar nicht nur ihre phonetischen Hieroglyphen (s. d.), sondern auch das vollkommenere System des begrenzten und festen und zum Gebrauche weit geeigneteren semitischen Alphabets. Die Griechen haben ihr Alphabet von den Phönikiern; das ursprüngliche semitische Alphabet aber hatte dasselbe Princip mit dem ägyptischen: es wurde nämlich ein Gegenstand abgebildet, dessen Name mit dem Buchstaben anfing, den man hinsetzen wollte; aus diesen für den Gebrauch abgekürzten Bildern entstanden dann die alphabetischen Lautzeichen. Daß aber diese Lautbezeichnung die Aegypter nicht von den Semiten, sondern diese von jenen annahmen, dafür spricht sowohl die ältere Kultur der Aegypter, als auch der Umstand, daß sie auf der ersten noch unvollkommenen Stufe der alphabetischen Schrift stehen blieben, während die Semiten die Methode weiter ausbildeten. Eben daraus aber erklärt sich die Unvollkommenheit ihrer Literatur, wie sich andrerseits auch wieder ihr Stehenbleiben bei der mangelhaften alphabetischen Schrift aus dem in der gesammten Geistesart des Volkes begründeten geringen Bedürfnis einer ausführlichen, vielgestaltigen Rede erklärt. Wahrscheinlich enthielten die Schriften der Aegypter nichts als eine kurze und trockene Aufzeichnung von Thatsachen und Lehren. Beredsamkeit und Poesie waren ihnen fremd. In der Tonkunst zeigen sie technische Fertigkeit in der großen Mannigfaltigkeit ihrer musikalischen Instrumente, der verschieden gestalteten Harfen, Lauten, Cithern, Flöten, Doppelflöten, Pfeifen, Tambourins, Trommeln 2c., die sich abgebildet finden; doch sind sie wie alle orientalischen Völker über einfache und einförmige Melodien gewiß nicht hinausgekommen. Dagegen leisteten sie Großes in der bildenden Kunst. Namentlich tritt in der ägyptischen Baukunst ein ungemein kräftiger, fester und ernster Charakter hervor, welcher in Verbindung mit kolossaler Größe auf den Beschauer einen überwältigenden Eindruck macht. Der ägyptische Tempel ist nicht ein in sich abgeschlossenes Ganze, sondern besteht aus einzelnen Theilen, welche durch Anbauten willkürlich vermehrt werden konnten. Durch eine Sphinx- oder Widderallee und einige große frei stehende Thore gelangt man zu einem höchst eigenthümlichen Eingangsthore (Pylon genannt), mit welchem das Hauptgebäude beginnt. Dieses Thor besteht aus zwei thurmartigen Gebäuden, in deren Mitte sich eine Thür befindet; davor stehen Obelisken oder Kolosse oder auch beide. Dann folgt ein Vorhof mit Säulenreihen, aus dem man durch einen zweiten Pylon in eine von Mauern umgebene bedeckte Säulenhalle gelangt, die aber auch öfter schon nach dem ersten Pylon folgt und nie fehlt. Zuweilen ist diese Säulenhalle noch durch andere Säle von dem Allerheiligsten getrennt, welches immer eng und dunkel ist. Es war alles darauf berechnet, daß sich der Priester dem Allerheiligsten, das Volk den davor befindlichen heiligen Räumen allmählich fortschreitend nahten, durch die Eindrücke des Erhabenen und Gewaltigen, die sie hier empfingen, auf den Götterdienst, bei welchem die feierliche Procession eine Hauptrolle spielte, genügend vorbereitend. Auffallend aber ist es, daß gegenüber der Mannigfaltigkeit im Innern die äußeren Mauern jeder Gliederung entbehren. Dort allenthalben die verschiedenartigsten Nachahmungen vegetativer Formen, besonders von Nilpflanzen, die sich indeß meist auf zwei Hauptformen, der Frucht oder geschlossenen Blüte und des geöffneten Kelchs, zurückführen lassen; hier die größte Einfachheit der Linien, welche die Einförmigkeit der Landschaft abspiegelt und nur durch Verzierungen mit Bildwerk und einen hellen Farbenanstrich, der sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten hat, gemildert wird. Von ganz anderer Beschaffenheit sind die Pyramiden (s. d.), jene von Bruchsteinen erbauten Massen, die, auf meist quadratischer Basis sich erhebend und im Innern mit nur wenigen engen Gängen, oben in eine Spitze oder kleine Fläche endigen. Sie finden sich bekanntlich nur bei Memphis, wo sie in beträchtlicher Zahl in verschiedenen Gruppen auf Hochebenen der libyschen Bergkette stehen, die höchsten in der Gruppe von Gizeh. Der Anblick der ungeheuren Steinmassen,

welche hier in der Stille der Wüste zu Kirchthurmshöhe aufgethürmt sind, und die Erinnerung an das Volk, welches diese gewaltigen Anstrengungen gemacht hat, um seinen Namen durch Jahrtausende fortleben zu lassen, ergreift den Beschauer mächtig. Was den lange Zeit räthselhaften Zweck dieser Riesenbauten angeht, so neigt man sich fast allgemein der Ansicht zu, daß sie Grabdenkmale der Könige waren, wofür, außer den Ueberlieferungen des Alterthums, ihr Inneres spricht, da in allen, in welche man gedrungen, ein Sarkophag gefunden ist, sowie ihr Standort mitten in der Todtenstadt des alten Memphis unter der Menge anderer Gräber von der verschiedensten Form. (S. Artikel und Tafel III »Baukunst«.)

In inniger Verbindung mit der Baukunst standen Bildhauerei und Malerei bei den Aegyptern, und sie wuchsen sozusagen aus ihr hervor. Bewundernswürdig ist die technische Geschicklichkeit der ägyptischen Bildhauer; aus Granit, Porphyr und anderem Gestein der härtesten Art sind die Statuen mit meisterhafter Präcision gehauen, auf das sauberste ausgearbeitet und geglättet. Sie weisen kräftige, im ganzen naturgemäß gestaltete Körperformen auf, nur die Sehnen und Muskeln der Glieder sind meist weniger richtig angegeben. Die Gesichtsform, welche zwischen der kaukasischen und negerartigen mitten inne steht, ist nicht unedel, der Gesichtsausdruck jedoch starr und meist streng typisch. Die Statuen in sitzender oder schreitender Stellung haben eine sich stets gleich bleibende, steife Haltung; die dem Aegypter eigene ernste, feierliche Ruhe ging, auf die Kunst übertragen, ins Leblose über. Die Reliefarbeiten erscheinen noch mangelhafter, da man nicht verstand, die körperliche Ausdehnung auf der Fläche naturgetreu darzustellen, sowie auch die Gemälde bloße farbige Silhouetten ohne Schatten und Licht sind und an seltsamen Zeichnungsfehlern leiden, die ebenfalls zum stehenden Typus wurden. Das meiste Leben zeigen noch die Darstellungen von Kriegsscenen, wo öfters sehr verwickelte Situationen gut zur Anschauung gebracht und namentlich auch die verschiedenen nationalen Gesichtszüge treu wiedergegeben sind. Auf anderen Darstellungen, welche Scenen aus dem häuslichen und geselligen Leben behandeln, zeigt sich zuweilen ein Hang, durch einzelne spottende, humoristische Züge das Ganze mehr zu beleben. Glücklicher und freier zeigt sich in Statuen und Reliefs die Gestalt der Thiere aufgefaßt und nachgebildet, natürlich, denn typische Einerleiheit herrscht bei den Thieren in Form und Bewegung vor. Die Götter wurden mit Köpfen verschiedener Thiere, des Widders, des Sperbers, des Ibis, der Kuh, im übrigen in Menschengestalt dargestellt; das Thierhaupt sollte symbolisch Charakter und Eigenschaft des Gottes ausdrücken. Aehnlich ist die Sphinx, der Löwenleib mit dem Menschenkopfe, Symbol der verbündeten höchsten leiblichen und höchsten geistigen Kraft. Eine andere Art der Bezeichnung übermenschlicher Kraftfülle ist die kolossale Größe, hinsichtlich deren wir an das Riesenwerk der ägyptischen Skulptur, an die große Sphinx erinnern, welche am Fuße des Pyramidenhügels von Giseh steht, aber jetzt bis zur halben Höhe mit Sand bedeckt ist. Der Kopf, der einen menschlichen mehr als dreißigmal an Größe übertrifft, u. ein Theil des Halses ragen 12,5 Meter hoch aus dem Sande hervor; der Löwenleib ist beinahe 28 Meter lang. Der Charakter der ägyptischen Kunst ist im allgemeinen der monumentale, d. h. ihr Sinn und Zweck geht hauptsächlich dahin, durch anschauliche Darstellung die Erinnerung an Thatsächliches festzuhalten und zu überliefern. Der höhere Zweck der Kunst, die sinnliche Erscheinung durch die schön Darstellung zu erheben und zu veredeln, lag den altägyptischen Küstlern fern. Doch ist schon das künstlerische Geschick, welches sich in den erhaltenen Werken zeigt, als eine sehr bedeutende Vorstufe für eine höhere Entwickelung der Kunst zu betrachten. (S. Artikel u. Tafel I »Bildhauerkunst«.)

Geschichte. Aegyptens Bewohner sind das früheste geschichtliche Volk der Erde. Die Thatsache, daß das altägyptische Reich bereits im 4. Jahrtausend v. Chr. in einer Blüte der Kultur gestanden, die eine lange Zeit der Entwickelung voraussetzt, wovon aber die nordischen Völker so wenig ahnten, daß sie geraume Zeit den Anfang aller Geschichte in eine Zeit setzten, in der jenes Reich sich bereits seinem Ende zuneigte, steht jetzt fest und ist von großer Bedeutung für die gesammte Alterthumswissenschaft. Doch stehen der Erforschung der altägyptischen Geschichte besonders zwei Hindernisse im Wege, einerseits die Spärlichkeit der Nachrichten, andrerseits der zwischen den Berichten verschiedener Schriftsteller herrschende Widerspruch. Was Herodot auf Grund im Lande selbst eingezogener Erkundigungen über frühere Begebenheiten mittheilt und was 4 Jahrhunderte nach ihm Diodor, der mehr aus griechischen, als aus ägyptischen Quellen schöpfte, berichtet, lautet oft so verschieden, daß man kaum die Geschichte eines und desselben Landes zu lesen glaubt. Das Werk, welches der heliopolitanische Oberpriester Manetho (s. d.) auf Befehl des Königs Ptolemäos Philadelphos über die Geschichte seines Volkes in griechischer Sprache abfaßte, aus den alten Annalen und Geschichtsbüchern der Tempelarchive schöpfend, ist leider bis auf wenige Fragmente verloren. Erhalten sind davon bloße Namensverzeichnisse von 31 Königreihen oder Dynastien mit Angabe ihrer Regierungsdauer, und auch diese sind erst von zwei späteren Schriftstellern mit so erheblichen Abweichungen in Namen und Zahlen aufgezeichnet, daß ihr Gebrauch manchem Bedenken unterliegt. Zu diesen Quellen kommt aber noch eine neue, durch die Entzifferung der Hieroglyphen eröffnete. Die Inschriften aller Art enthalten nämlich zahlreiche Namen von Königen mit Beinamen, Titeln, Regierungsjahren und kurzen Familiennachrichten, und in den Ruinen des Palasttempels von Abydos, einst der zweiten Stadt Aegyptens, ist sogar eine hieroglyphische Stammtafel von Königen entdeckt und entziffert worden. Manetho's Dynastien und Königsnamen haben dadurch eine unerwartete Bestätigung gefunden, und es ist festgestellt worden, daß die Monumente ungleich mehr mit ihnen übereinstimmen, als mit den Angaben Herodots und Diodors, die mit der urkundlichen Geschichte wenig oder gar nicht vereinbar sind. Beide geben Sagen; Herodot selbst deutet an, daß die sichere Kenntnis auch für ihn erst mit der Dodekarchie (etwa 700 Jahre v. Chr.) beginne. Ueber den chronologischen Anfangspunkt der ägyptischen Geschichte nach Manetho walten verschiedene Ansichten ob, je nachdem man mit Böckh die von Manetho verzeichneten Dynastien als hintereinander fortlaufende annimmt, oder mit Lepsius sie zum Theil gleichzeitig in getheilten Reichen regieren läßt. In ersterem Falle ergibt sich als erstes Jahr des Menes 5702 v Chr., in letzterem bald 3643, bald

3892 v. Chr. Andere (Duncker) setzen die durch den Namen des Menes bezeichneten Anfänge der ägyptischen Kultur erst in den Beginn des 3. Jahrtausends v. Chr. Dem schließen wir uns im folgenden an. Nach der Meinung der Aegypter ging den menschlichen Dynastien eine Götterregierung in drei Dynastien vorher. Die erste bestand aus ihren 7 obersten Göttern, dem höchsten Nationalgotte, dem Ra oder Sonnengotte, und der Götterfamilie des Osiris, des Lokalgottes ihrer ältesten Königsresidenz This in Oberägypten. Auf diese folgte eine zweite Dynastie von 12 Göttern, an deren Spitze der Mondgott Thoth stand, und endlich eine dritte, aus 30 Halbgöttern. Zwischen dem Ende der Götterherrschaft und ihrem ersten geschichtlichen Könige Menes nahmen die Aegypter noch eine vorhistorische Dynastie sogen. Manes (Nekyes) an, deren Königssitz in This, der Vaterstadt des Menes, war.

Menes ist der erste geschichtliche König. Er stammte aus This und gründete Memphis, nachdem er das Land dazu durch Abdämmung des Nil gegen O. gewonnen hatte. Doch regierte der oberägyptische Königsstamm als Manetho's thinnitische 2. Dynastie bis zu seinem Erlöschen fort, worauf Memphis alleiniger Herrschersitz wurde. Menes' Sohn Athothis gründete die Königsburg von Memphis. An die Dynastie des Menes, welche 252 Jahre regierte, schloß sich die memphitische 3. Dynastie, als deren erster König Necherochis genannt wird. Dieser soll einen Aufstand der Libyer unterdrückt und sein Nachfolger den Bau mit behauenen Steinen eingeführt und für die Vervollkommnung der Hieroglyphenschrift Sorge getragen haben. Gegen das Ende dieser Dynastie hin, welche an 200 Jahre regierte, fällt die Errichtung der ältesten uns erhaltenen Denkmäler ägyptischer Baukunst, nämlich der beiden Pyramiden von Dahschur, südlich von Memphis am Rande der libyschen Wüste. Unter der nun folgenden memphitischen 4. Dynastie gelangte das Reich zu seiner ersten Blüte. Aus dieser Zeit rühren die beiden größten Pyramiden von Cheops und Chephren und die kleinere des Mykerinos her. Vornehmlich öffnen aber die um diese gruppirten, theils aufgebauten, theils in den Fels gehauenen Gräber durch ihre zahlreichen Abbildungen und Inschriften merkwürdige Blicke in die damaligen Lebensverhältnisse der Aegypter, ihre Künste und Handwerke, ihren Götter- und Todtenkult. Diese Denkmäler stammen aus einer Zeit, in welcher die ganze übrige Welt für uns noch völlig im Dunkeln liegt. Die 5. Dynastie schließt sich unmittelbar an die 4. an. Auch sie war eine memphitische, und die Namen ihrer Könige sind in den Gräbern von Memphis verzeichnet. Gleichzeitig mit ihr regierte aber in Oberägypten die 6. manethonische Dynastie, deren Stammsitz die an der äthiopischen Grenze liegende Insel Elephantine war. Auch von dieser Periode geben noch viele, freilich weniger bedeutende Denkmäler in Ober- und Mittelägypten Kunde.

Unter den folgenden Dynastien, welche bis zur 11. unberühmt und ziemlich thatenlos sind und ihren Sitz in Unterägypten hatten, sank A., wie wir aus dem Mangel an Denkmälern aus dieser Zeit schließen dürfen. Mit der 11. Dynastie tritt die erste thebaische auf, und mit dieser, die in Oberägypten zur Unabhängigkeit gelangt, beginnt das Ansehen und der Ruhm der vorher nicht genannten Stadt Theben und ihres Lokalgottes Ammon. Die 12. Dynastie, die zweite thebaische, erhob mit Amenemha I. um 2300 v. Chr. sich zur Reichsdynastie und das Land zu einer abermaligen Blüte, von der uns wieder eine Reihe großartiger Denkmäler, namentlich höchst merkwürdige Felsengräber, wie die von Benihassan mit reichen Wandgemälden, und riesenhafte Unternehmungen für die Wohlfahrt des Landes Zeugnis geben. Dahin gehört der Josephskanal, der aus dem Nil in das Fayoum geleitet wurde und hier in den durch Herrichtung mächtiger Dämme künstlich geschaffenen See Möris (See der Ueberschwemmung) mündete, wodurch sowohl jene bis dahin wüste Provinz zur fruchtbarsten ganz Aegyptens gemacht, als auch der memphitischen Landschaft in der trockenen Jahreszeit eine fortdauernde Bewässerung verschafft wurde. Namentlich war es der sechste König dieser Dynastie, Amenemha III. (um 2200 v. Chr.), bei Manetho Amenemes, welcher das für das Land so wichtige Kanal- und Bewässerungssystem zu jener hohen, noch zu Herodots Zeit gerühmten Ausbildung erhob, indem er an der Südgrenze Aegyptens, welche schon unter seinem Vorgänger über die zweite Katarakte, bis zu dem heutigen Semneh in Aethiopien vorgeschoben war, die höchsten Wasserstände des Nils beobachten und an den Uferfelsen bezeichnen ließ. Er war es auch, der neben jenem See im Fayoum seine Pyramide und daneben den Tempel aufführte, welcher später den Mittelpunkt des berühmten Labyrinths bildete.

Bald nach seinem Tode wurde das Reich seiner Macht plötzlich beraubt. Ein bei Josephus erhaltenes Fragment des Manetho berichtet, daß zur Zeit des ägyptischen Königs Timaos (Timios) um 2100 von O. her ein fremdes Volk in A. eingebrochen sei, das Land ohne Kampf unterworfen, die Einwohner getödtet oder zu Sklaven gemacht, die Städte verbrannt und die Göttertempel zerstört habe. Diese Eroberer führten den Namen Hyksos (nach Manetho Könige-Hirten), und eine Reihe von Herrschern aus ihrer Mitte regierte in zwei Dynastien, der 15. und 16. Manetho's, in A. 511 (430) Jahre. Dann besiegten die Könige der thebaischen Landschaft die Fremden und drängten sie in den festen Ort Abaris. Dort belagert, erhielten die Hyksos freien Abzug, zogen durch die Wüste nach Palästina und gründeten dort Jerusalem. Deshalb sieht Josephus in den Hyksos Israeliten; neuere haben ihm beigepflichtet. Nach genauerer Prüfung aber können die Hyksos nicht mit den Israeliten identisch gewesen sein, wohl aber ein ihnen verwandtes semitisches, kriegerisches Nomadenvolk. Nach Art roher Sieger verübten sie in A. erst gewaltsame Zerstörungen, lebten sich aber später in die Sitten und Gewohnheiten des von ihnen unterjochten gebildeteren Volkes ein. Daß die Erhebung gegen die Hyksos von Theben ausging, zeigt, daß diese nicht über ganz A., sondern nur über den mittleren und unteren Theil herrschten. Wahrscheinlich sind sie von den einheimischen Königen, die sich in Oberägypten und Aethiopien behaupteten, allmählich immer weiter zurückgedrängt worden, und der Kampf mag mit Unterbrechungen Jahrhunderte hindurch gedauert haben.

Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt die glanzvollste Periode des ägyptischen Reiches. Es ist dies die Zeit der 18. und 19. Dynastie Manetho's, deren Pharaonen ihren Herrschersitz Theben mit den bewunderungswürdigsten Denkmälern schmückten und ihre Macht und ihren Ruhm weit über die Grenzen ihres Reiches ausbreiteten. In diese Jahr-

hunderte (vom 17. bis zum 12. v. Chr.) fällt auch die Blütezeit der ägyptischen Kultur. Der vorletzte legitime König der 18. Dynastie, Amenophis III., ist in der klingenden Statue von Theben dargestellt und von den Griechen in späterer Zeit mit Memnon, dem Sohne der Aurora, verglichen worden; daher der Name Memnonssäule. Nach ihm entstanden langwierige Kämpfe zwischen Prätendenten, denen erst Horus, der letzte König dieser Dynastie, ein Ende machte. Die ruhmvollste von allen war die 19. Dynastie. Besonders glänzend waren die Regierungen Sethos' I. und Ramses' II. Ersterer soll in Asien bis nach Assyrien und Medien, letzterer bis nach Persien und Baktrien, auch in Aethiopien und Libyen weiter als irgend ein anderer König vorgedrungen sein. Beide Herrscher führten auch im Innern große Reformen durch. Unter ihnen wurde das Land in Nomen getheilt, das Kriegswesen geordnet, das Kanalsystem vervollständigt und durch Gründung neuer Städte der wachsenden Bevölkerung Unterkunft verschafft. Uebrigens haben schon die Griechen beide Könige unter dem zuerst bei Herodot sich findenden Namen Sesostris als Eine Person zusammengefaßt. Der Name Sesostris scheint eine Verderbnis der richtigen griechischen Form Sethosis (bei Diodor Sesoosis), also vom Vater hergenommen zu sein, während sich der Name Ramses, außer bei Manetho und auf den Monumenten, zuerst bei Tacitus findet. Beide Könige sollen nach Manetho's, durch Inschriften bestätigter Angabe zusammen 117 Jahre regiert haben. Sethos I. ist, wie Lepsius gegen die bisher übliche Ansicht zu beweisen sucht, derjenige Pharao, unter welchem Joseph nach A. kam, Ramses II. derjenige, an dessen Hofe Moses erzogen wurde, und der schwache Sohn des großen Ramses, Menephtes (bei Herodot Pheros) derjenige, unter welchem das Volk Israel auszog. Nach desselben Gelehrten Meinung wurde auch der Kanal, welcher vom östlichen Nilarme nach O. und später bis zum Rothen Meere geführt wurde, unter Ramses II. gegraben und dadurch die Gründung der Städte Pithom und Ramses veranlaßt, wobei die im naheliegenden Lande Gosen ansässigen Israeliten harte Fronarbeiten übernehmen mußten.

Unter den letzten Königen der 19. und unter den folgenden Dynastien schwand die Kraft der Herrscher und der Nation durch Luxus und Ueppigkeit. Nur den ersten König der 20. Dynastie, Ramses III., den reichen Rhampsinit (s. d.) des Herodot, zeichnen die Denkmäler aus, weil er sieggekrönte Kriegszüge nach Asien machte, die Anwohner des Rothen Meeres in Seeschlachten überwand und stattliche Tempel errichtete. Seine Nachfolger kamen ganz in Abhängigkeit von der Priesteraristokratie, welche in der 21. Dynastie aus ihrer Mitte Könige erhoben zu haben scheint. Jetzt erlischt auch Thebens Glanz. Unterägyptische Dynastien aus Tanis, Bubastis und Sais besteigen den Thron, wodurch Memphis wieder zur ersten Residenz des Reiches erhoben wird. Eine zweite bemerkenswerthe Berührung Aegyptens mit den Israeliten geschah unter dem ersten Könige der 22. Dynastie Manetho's. Dieser, auf Denkmälern Scheschen, bei den Griechen Sesonchis, in der Bibel Schischak genannt, zog um 970 v. Chr. gegen Rehabeam, König von Juda, und eroberte Jerusalem, worauf sich eine Darstellung auf der äußeren Südseite des Tempels von Karnak zu beziehen scheint. Er hielt aber den Verfall des Reiches nicht auf; A. wurde mit dem Schlusse der 24. Dynastie (Ende des 8. Jahrh.) die Beute des äthiopischen Eroberers Sabakon oder Sebichos, dem So der Bibel (ägypt. Schebek), welcher mit seinen beiden Nachfolgern die 25. Dynastie ausmacht. Der letzte derselben, Tahraka, der Tirhaka der Bibel, kehrte aus freien Stücken nach Aethiopien zurück und gründete dort am Berge Barkal seine Residenz, das herodotische Meroë. In A. folgte nun nach Herodot eine Zeit innerer Auflösung und Verwirrung, die er mit dem Namen der Dodekarchie belegt, von der aber die von Manetho erhaltenen Listen nichts erwähnen, wahrscheinlich, weil hier nur die legitimen Herrscher ohne Unterbrechung aufgeführt werden. Bald gelangte auch das von den Aethiopiern verdrängte legitime saïtische Königshaus in der Person Psammetichos' I. wieder auf den Thron. Unter ihm und seinen Nachfolgern, der 26. Dynastie Manetho's, blühte das Reich noch einmal auf. Mit Hülfe ionischer und karischer Söldner, den ehernen Seemännern des Orakels, hatte Psammetich den Thron gewonnen. Dafür verlieh er ihnen Ländereien und Vorrechte, weshalb ein großer Theil der Kriegerkaste mißvergnügt nach Aethiopien auswanderte. Bald mehrte sich die griechische Bevölkerung im Lande. König Amasis räumte ihr die Seestadt Naukratis ein, die bald einer der wichtigsten Handelsplätze wurde. Jetzt öffnete sich endlich A. dem Handelsverkehr, und ungeheure Reichthümer strömten dorthin. Niemals war der allgemeine Wohlstand in A. größer und die Bevölkerung zahlreicher, als gegen das Ende dieser Dynastie. Die Zahl der Städte stieg unter Amasis auf 20,000. Auch die Kunst blühte wieder, und manche neue Formen kamen auf, wie auch der Stil in den bildlichen Darstellungen ein anderer wurde und namentlich der festgestellte Kanon der Körperproportionen eine wesentliche Aenderung erlitt. Aber die Wehrkraft des Reichs erstarkte nicht in gleichem Maße; mit dem Ende dieser Dynastie erlag A. der persischen Macht. Im Jahre 525 v. Chr. eroberte Kambyses A., das nun persische Provinz wurde. Des Kambyses Härte und die Anfeindung namentlich ihrer Religion begründete den tödtlichen Haß der Aegypter gegen die Perser, der sich in stets wiederholten Aufständen entlud. Durch einen solchen gewann das Land 405 v. Chr. seine Unabhängigkeit wieder und stand nun nochmals unter einheimischen Dynastien (der 29. und 30. Manetho's), bis es 340 v. Chr. zum zweiten Male von den Persern unter Ochus erobert wurde. Im Jahre 332 vertauschte es die persische Herrschaft mit der Alexanders d. Gr. und blieb bis 305 unter makedonischer Oberhoheit. Damals nahm Ptolemäos, des Lagus Sohn, den Königstitel an, und es begann damit die griechische Herrschaft der Ptolemäer. Das altägyptische Wesen ging seitdem schnell seinem Verfall entgegen. Vieles von seinem Geistesleben nahm der Hellenismus in sich auf. Alexandria wurde der Mittelpunkt griechischer Gelehrsamkeit, aber auch Hauptsitz eines maßlos gesteigerten Luxus. Unter den Künsten blühte besonders die Baukunst fort, und großartige Bauten in Denderah, Theben, Philä &c. zeigen, daß man auch damals noch dem altägyptischen Baustile möglichst treu blieb. Die Sittenlosigkeit der Herrscherfamilie beschleunigte den Verfall des Staates, und durch Kleopatra's Ränke erreichte diese letzte Epoche äußerlicher Unabhängigkeit Aegyptens ihr Ende. Die Schlacht bei Actium (31 v. Chr.) entschied die Einverleibung

Aegyptens in das römische Reich. Augustus behandelte das als »Kornkammer« wichtige Ä. wie eine Domäne und stellte es unter eine besonders sorgfältige Ausnahmeverwaltung. Noch einige Male während der Kaiserzeit versuchten die Aegypter, ihre Unabhängigkeit wieder zu erringen, mußten aber meist hart dafür büßen, besonders als nach Besiegung der Königin Zenobia von Palmyra, die auch Alexandria einige Zeit inne gehabt, ein reicher Kaufmann Firmus sich zum Herrn des Landes gemacht, von Aurelian aber unterworfen worden war, und wieder, als Diocletian nach Unterdrückung des Usurpators Achilles nur durch grausame Maßregeln die Aegypter beugen und einschüchtern zu können glaubte.

Schon im 1. Jahrh. n. Chr. hatte das Christenthum in Ä. Eingang gefunden, angeblich durch den Evangelisten Markus, den Stifter des Bisthums Alexandria; doch wurde der alte Götterkult nicht sofort verdrängt und z. B. der Isiskult in Philä erst um die Mitte des 6. Jahrh. unter Justinian aufgehoben. In Ä. kam unter dem Einflusse der Landesnatur das Einsiedler- und Klosterleben durch Antonius den Heiligen (s. d.) auf. Auch die christlich-theologische Gelehrsamkeit wurde mit Eifer gepflegt, und Alexandria wurde ein Hauptschauplatz der über das Verhältnis der göttlichen und menschlichen Natur in Christo sich entspinnenden dogmatischen Kämpfe. Aber eben in diesen subtilen Streitigkeiten und in der asketischen Uebertreibung rieb sich die Kraft der sich die rechtgläubige nennenden Partei auf, und es wurde die für ketzerisch erklärte Partei der Monophysiten die überwiegende, welche sich einen eigenen Patriarchen wählte, während der vom byzantinischen Hofe ernannte orthodoxe Patriarch seinen Sitz zu Alexandria behielt. Die echt ägyptische (häretische) Kirche nannte sich die koptische (d. i. ägyptische) und verachtete die Orthodoxen als Malchiten oder Kaiserchristen. Durch deren Verfolgungssucht steigerte sich der feindliche Gegensatz zwischen beiden Kirchen so weit, daß die Kopten den Mohammedanern zur Eroberung Aegyptens geradezu Vorschub leisteten.

Seit der Theilung des römischen Reichs 395 n. Chr. eine Provinz Ostroms, theilte Ä. den Verfall dieses Reichs. Raubzügen von Aethiopien und Arabien aus machtlos preis gegeben, wurde es durch die Perser unter dem Sassaniden Chosroes II. bis an die Südgrenze durchzogen (616). Wenige Jahre nach ihrem erkauften Abzuge wurde es (638) von Amru, dem Feldherrn des Chalifen Omar, zu einer Provinz des Reichs der Chalifen gemacht. Mit den Arabern erhielt der Islam bald das Uebergewicht über das Christenthum. Jeder Gewaltthat preis gegeben sank die koptische Bevölkerung in völlige Ohnmacht. Die Statthalter Aegyptens versuchten bald, sich von der Obergewalt der Chalifen zu befreien: so Achmed, mit dem die Dynastie der Tuluniden auf den Thron Aegyptens kam (868). Nachdem 905 der Chalif von Bagdad sich wieder zum Oberherrn des Landes gemacht, stiftete Abubekr Mohammed der Ichschide (935) eine neue Dynastie unabhängiger Herrscher Aegyptens; aber schon 969 eroberte Moez Eddin Allah, der erste fatimidische Chalif, das Land und gründete die Stadt Masr el Kahira (die Siegreiche), das heutige Kairo, das er zur Hauptstadt erhob. Der glanzvollen Herrschaft der Fatimiden in Ä. wurde 1171 durch Saladin ein Ende gemacht, der sich zum Sultan von Ä. und Syrien aufschwang und als solcher eine neue Dynastie, die der Ejubiden, gründete, unter der das Land sich aus seinem tiefen Verfalle etwas hob und namentlich Alexandria eine der blühendsten Städte des Orients wurde, deren Handel sich von Spanien bis Indien erstreckte. Die ersten Chalifen hatten das Land an arabische Pflanzer verpachtet, der Ejubide Nedschem Eddin aber vertheilte es unter seine aus gekauften Sklaven bestehende Leibwache, die Mamlukken (s. d.), als Lehen, und von diesen wurden die Bewohner des flachen Landes völlig zu Leibeigenen herabgedrückt. Aber dieselbe übermüthige Miliz machte auch der Herrschaft der Ejubiden selbst ein Ende; denn als Nedschems Sohn, Moadham, mit dem gefangenen König Ludwig IX. von Frankreich einen Vertrag abschloß, ohne die Mamlukken dabei zu Rathe zu ziehen, ermordeten ihn diese (1250) und erhoben aus ihrer Mitte Moez Ibegh zum Sultan. Mit diesem begann die Herrschaft der mamlukkischen Dynastie oder der Bahariden. Unter ihr versank das Land in den traurigsten Zustand; den ungezügelten Begierden einer wilden Prätorianerschar preis gegeben, wurde es überdies durch die Zwistigkeiten der Mamlukkenemire, von denen die Sultane abhängig waren, zerrissen. Kräftigere Herrscher waren Bibars I. (gest. 1277), welcher der um sich greifenden Anarchie Einhalt that und seine Herrschaft über die südlichen Grenzlande, sowie über Syrien und einen Theil Arabiens ausdehnte, und Mohammed I. (gest. 1341), welcher durch Begünstigung des Ackerbaues, Verminderung der Abgaben und Anlegung von Kanälen sich um das Land große Verdienste erwarb. Der Uebermuth der aus Cirkassiern sich ergänzenden Mamlukken stieg aber immer höher, und 1382 gelang es wieder einem ihrer Obern, Barkok Dhaher, sich zum Sultanat emporzuschwingen. Mit ihm bestieg die zweite mamlukkische Dynastie, die cirkassische oder die der Borbschiten, den Thron. Ihre Geschichte bietet eine ununterbrochene Reihe von Empörungen, Gewaltthaten und Greueln aller Art. Sultan Barsebai eroberte Cypern (1426), infolge dessen die dortigen Könige zu ägyptischen Statthaltern erniedrigt wurden. Aber im Innern wurde die Zerrüttung immer größer; die Mamlukken setzten Sultane ein und ab und übten den furchtbarsten Druck aus, bis endlich der Osmanensultan Selim I. (1518) das Land eroberte und in eine türkische Provinz verwandelte. Als solche wurde es zwar von Paschas regiert, blieb aber doch in einer gewissen Unabhängigkeit. Unter dem Pascha bestanden nämlich 14 Mamlukkenbeys fort, an deren Zustimmung die Paschas hinsichtlich ihrer Maßregeln gebunden waren, daher diese bald zu willenlosen Werkzeugen der tyrannischen Willkür jener herabsanken. Die Mamlukkenbeys befehligten die Miliz, erhoben die reichen Staatseinkünfte und zahlten nur einen Tribut an den Pascha. So stand Ä. statt unter einem unter vielen Tyrannen, die fortwährend einander bekämpften und das Land vollständig ruinirten. Ä. sank zu völliger Bedeutungslosigkeit herab. Im Jahre 1763 machte sich Ali Bey von der Pforte fast ganz unabhängig und unterwarf einen Theil von Arabien und Syrien. Er wurde von seinem Schwiegersohne Mohammed Abudhabab gestürzt, der sich (1773) von der Pforte als Pascha von Ä. bestätigen ließ. Nach ihm theilten die Beys Murad und Ibrahim die Herrschaft unter sich und machten sich von der Pforte fast ganz

unabhängig. Unter ihnen fand die Besetzung des Landes durch die Franzosen (s. Aegyptische Expedition der Franzosen) statt. Bonaparte's Plan, sich Aegyptens, dieses Schlüssels zum Orient, zu bemächtigen, schlug zwar fehl, aber die Augen der europäischen Mächte waren wieder auf A. gelenkt und die Schwäche der Türkei bloßgelegt. Die Mamlukken suchten, von den Briten, die Alexandria bis März 1803 besetzt hielten, unterstützt, ihre alte Macht wieder zu gewinnen. Durch den Abzug der Engländer verloren sie ihre Hauptstütze, boten aber dennoch der Pforte Trotz und ermordeten deren Statthalter Aali Pascha, wurden aber von den Albanesen aus Kairo vertrieben. Ghosrew Pascha, der, als Privatmann zu Alexandria lebend, hierbei sehr thätig gewesen war, erhielt darauf die Statthalterschaft (1804), wurde aber bald durch die Ränke Mehemed Ali's, des Befehlshabers des Albanesenkorps, verdrängt.

Mit der Wirksamkeit Mehemed Ali's (s. d.) als Statthalters (1806) beginnt eine neue Epoche in der Geschichte Aegyptens. Seine erste erfolgreiche That war die Vernichtung der Mamlukken, seine zweite die Organisation eines regelmäßigen Heeres und die Herstellung einer Flotte zur Durchführung seiner ehrgeizigen Pläne. Dem entsprechend verfolgte eigentlich seine ganze Regierung die Eine Tendenz, durch Anwendung europäischer Regierungskünste den Despotismus auf das höchste zu steigern. Nachdem er fast sämmtliche Ländereien des Nilthals in seinen Besitz gebracht hatte, konnte er die Landbauern nach Gutdünken ausbeuten. Gegen die unglücklichen Fellahs brachte er ein geregeltes System der Aussaugung in Anwendung und drückte dadurch diese ganze Klasse der Bevölkerung in die äußerste Noth herab. Unter diesen Bedrückungen war aber die gehässigste die Konskription, welche von den Arnauten des Paschas wie eine Art von feindlichem Ueberfall ausgeführt wurde. Noch größere Grausamkeiten wurden bei den Negerjagden begangen, durch die Mehemed Ali sich die besten seiner Rekruten verschaffte. Maßlos war auch der Steuerdruck. Bis auf den trockenen Kuhmist und das Stroh, das kümmerliche Brennmaterial des Fellah, herab wurde alles besteuert: von jedem Palmbaum mußte eine bestimmte Abgabe entrichtet werden. Besteuert wurden auch alle Fabrikate von den Palmen, die Barken, das Vieh jeder Art. Die Kopfsteuer betrug jährlich 700,000 Beutel, etwa 2¾ Mill. Thlr., und zwar war durch das System der Solidarität der Steuerzahler der Regierung stets der volle Betrag dieser Steuern gesichert. Zu diesem allen kam nun noch das Handels- und Monopolsystem. Dasselbe ging aus der altorientalischen Gewohnheit hervor, die Steuern durch Naturallieferungen zu ersetzen, und wurde bis 1833 in solchem Umfange geübt, daß die Regierung dem Fellah seine ganze Ernte um von ihr selbst festgesetzte Preise abkaufte und ihm dann um höheren Preis so viel wieder verkaufte, als er zum Lebensunterhalte und zur Aussaat brauchte. Seit 1833 nahm die Regierung nur noch so viel, als die Steuern betrugen; doch wurde nun, abgesehen von der noch fortbestehenden Willkür bei Bestimmung des Preises, dem Fellah von der Regierung vorgeschrieben, wie viel Getreide, Baumwolle &c. er bauen sollte. Der größte Theil seiner Felder war für den Indigo- und Baumwollenbau bestimmt, wofür die Regierung sich ein Monopol ausbedungen hatte, und die ganze Ernte mußte eingeliefert werden. Ueberall im Lande wurden Magazine errichtet, an die alle Landesprodukte abgeliefert werden mußten, um dann vom Pascha zu von ihm selbst festgesetzten Preisen verkauft zu werden. Der Handel gerieth ins Stocken, da auswärtige Producenten mit diesem Handelsmanne nichts zu thun haben mochten; z. B. blieb der Mokkakaffee so gänzlich aus, daß die Einfuhr von amerikanischem Produkt gestattet werden mußte. Wirkliche Verdienste aber erwarb sich Mehemed Ali um die Fabrikation von Seide, Baumwolle und Indigo. Die ägyptische Baumwolle, deren Bereitung der Franzose Jumel lehrte, nach dem auch die beste Sorte benannt worden ist, trat in Konkurrenz mit der amerikanischen. Die üblen Folgen des Monopolsystems und der Willkürregierung traten aber bei allen Zweigen der Fabrikation hervor. Es wurden viele Mißgriffe gemacht, schlechte Maschinen gekauft, gute verdorben, die besten Arbeiter verdrängt, der große Haufen derselben ungenügend oder gar nicht bezahlt. Doch fehlte es der Verwaltung Mehemed Ali's auch nicht an einigen Lichtseiten. Ohne Zweifel ein Geschenk von höchstem Werthe sind für A. die umfangreichen Damm- und Kanalbauten Mehemed Ali's. Diese Arbeiten, bei denen manchmal bis zu 80,000 Menschen beschäftigt wurden, erinnern an die großen Werke der Pharaonen. Als Mehemed Ali die Zügel der Regierung ergriff, hatte A. nicht mehr als 2,500,000 Morgen (Feddans) urbares Land, 1840 bereits 6,500,000 Morgen. Gleich groß war die Sorge des Paschas für Ordnung und Sicherheit im Innern. A. ist das einzige Land des Orients, wo der Fremde mit völliger Sicherheit reisen kann. Mehemed Ali setzte sich ferner über die gewohnte Intoleranz hinweg; er berief Christen zu den höchsten Stellen, schickte junge Araber und Türken zur Ausbildung nach Europa und gründete Schulen und Institute aller Art, so zuerst eine Elementarschule in der Nähe von Kairo für 600 Zöglinge (1821); dieser folgte (1825) die Gründung einer Kriegsschule für die wissenschaftliche Ausbildung von Officieren und einer medicinischen Lehranstalt, in der selbst Leichensektionen vorgenommen werden durften. Dem Seewesen förderlich war eine von Franzosen eingerichtete Seeschule, deren Zöglinge unter den Nilschiffern ausgehoben wurden. Die in Bulak bei Kairo angelegte Druckerei, worin Türken, Araber, Italiener und Franzosen als Faktoren arbeiteten, lieferte 1829 die erste in türkischer und arabischer Sprache erscheinende Zeitschrift, »Ereignisse von Kairo« betitelt, welche zweimal wöchentlich erschien und außer politischen Nachrichten aus Europa lokale Anzeigen, Tagesbefehle der Kommandanten der verschiedenen Militärdivisionen und sonstige amtliche Bekanntmachungen enthielt. Hierauf schritt der Pascha zur Reform der öffentlichen Verwaltung. Im Jahre 1829 sah Kairo in seinen Mauern eine Versammlung, welche man nach türkischen Begriffen als eine Volksvertretung auffassen konnte. 200 Mitglieder, die Statthalter der Provinzen, die Bezirkschefs, die Vorsteher der Städte und Dörfer, die angesehensten Lehrer und Vorsteher der mohammedanischen Glaubensparteien traten in Berathung mit der Regierung. Es wurde ihnen alles vorgelegt, was die allgemeinen Verwaltungsangelegenheiten, namentlich Abgaben, Kanalbau, Anlegung von Dämmen, Fabriken &c. betraf, und jeder durfte seine Meinung frei äußern; selbst Privatpersonen durften sich mit Bitten und Beschwerden an die Versammlung wenden. Zu den Maßregeln

des Paschas, die durch diese Versammlung hervorgerufen wurden, gehörte namentlich die Einführung von Verwaltungsräthen in den Provinzen, welche aus öffentlichen Beamten bestanden und über die Angelegenheiten des gemeinen Wohls sich zu berathen hatten. Die Versammlung zu Kairo sollte den Centralpunkt für das ganze Land bilden, und von ihr aus sollten die Provinzialverwaltungsräthe die Gegenstände ihrer Berathungen angewiesen bekommen. Weiter erfolgte in Kairo die Gründung einer praktischen Lehranstalt für Verwaltungsbeamte, worin über Administration, Agrikulturstatistik und praktischen Landbau Vorträge gehalten wurden. Früher schon war Mittel- und Unterägypten zur Erleichterung der Verwaltung in 16 Landschaften getheilt worden nach Aufnahmen und Karten, welche der französische Ingenieur Coste und seine ägyptischen Zöglinge gemacht hatten. Durch die neue Ordnung wurde einiges System in das Verwaltungswesen gebracht.

Auch nach außen wuchs Aegyptens Macht. Durch glückliche Expeditionen seines Adoptivsohnes Ibrahim Pascha machte sich Mehemed Ali seit 1816 einen Theil von Arabien (die Landschaft Hedschas mit den heiligen Städten Mekka und Medina), sowie die Länder am obern Nil (Nubien, Sennar, Kordofan) zinspflichtig. Im Kampfe gegen das aufständische Griechenland wurde die ägyptische Flotte bei Navarin vernichtet. Um eine neue imposante Seemacht herzustellen, mußte das Land seine letzten Kräfte aufbieten. Händel mit dem Pascha von Acre gaben dem Pascha willkommene Veranlassung, mit Heeresmacht in Syrien einzurücken, und im Laufe eines Jahres eroberte Ibrahim Pascha (1831) die ganze Provinz. Durch die Intervention Rußlands zu Gunsten des Sultans mußte aber Mehemed Ali in den Frieden von Kiutahia (4. Mai 1833) willigen, der ihm zwar nicht volle Unabhängigkeit, aber doch den erblichen Besitz Aegyptens und den lebenslänglichen Syriens gab. In einem neuen Kriege (1839) sah sich Mehemed Ali nach dem Siege von Nisib (24. Juni) und dem Uebergange der türkischen Flotte zur ägyptischen am Ziele seiner ehrgeizigen Bestrebungen. Aber Rußland und England brachten die Londoner Quadrupelallianz vom 15. Juli 1840 zu Stande, in der sich die beiden genannten Mächte mit Oesterreich und Preußen zur gemeinschaftlichen Intervention zu Gunsten des Sultans verpflichteten. Frankreich beobachtete eine dem Pascha günstige Politik, welche Absonderung einen europäischen Krieg in Aussicht stellte. Inzwischen erschien ein britisch-österreichisch-türkisches Geschwader an der syrischen Küste und begann die Beschießung der dortigen festen Plätze. Von Frankreich im Stiche gelassen und plötzlich von Kleinmuth befallen, zog Mehemed Ali seine Kriegsmacht, ohne daß ein entscheidender Kampf stattgefunden, aus Syrien zurück und unterwarf sich dem Sultan völlig. Durch einen unter Vermittelung der Großmächte im Februar 1841 zwischen dem Sultan und Mehemed Ali abgeschlossenen Vertrag wurde das Verhältnis Aegyptens zur Pforte neu geregelt. Hiernach sollte den männlichen Descendenten des Paschas nach dem Rechte der Erstgeburt die erbliche Herrschaft über A. mit Einschluß der Erwerbungen am obern Nil verbleiben; doch sollten die Administrativgesetze des Landes mit denen der übrigen Provinzen in Einklang gebracht, die Abgaben im Namen und unter Zustimmung des Sultans erhoben, sämmtliche von der Pforte mit dem Auslande geschlossene Traktate auch für A. gültig sein und der von dem Pascha jährlich zu entrichtende Tribut (vorläufig ein Drittheil der Jahreseinkünfte) pünktlich bezahlt werden. Auch mußte sich der Pascha zu einer Reduktion seines Heeres auf 18,000 Mann verstehen, die Ernennung der höheren Officiere vom Obersten an dem Sultan überlassen und versprechen, zur Vermehrung des Heeres, sowie zum Bau von Kriegsschiffen die Genehmigung des Sultans einzuholen.

Nach dem Unterwerfungsvertrage fiel 1842 endlich das Monopolsystem. Doch war die gewährte Handelsfreiheit insofern illusorisch, als der Pascha durch seinen ausgedehnten Grundbesitz Mittel genug hatte, das Monopolsystem faktisch fortbestehen zu lassen. Nach der syrischen Katastrophe warf er sich mit ganzer Energie auf die Landeskultur. Die furchtbaren Verwüstungen, welche die Rinderpest ein ganzes Jahr lang (1841—42) in A. anrichtete, veranlaßten ihn zur Einberufung des oben erwähnten großen Raths, der die Mittel angeben sollte, wie die Steuern trotz der durch die Seuche angerichteten Zerstörung beigetrieben werden könnten. Der Bericht, den derselbe über die Lage des Landes abstattete, lautete höchst ungünstig: er offenbarte, daß A. in jeder Hinsicht völligem Ruin entgegengehe. Da gerieth der Pascha in Zorn, klagte über Verrath in der eigenen Familie und legte die Regierung nieder. Bald aber (Anfang August 1844) nahm er das Staatsruder wieder in die Hand, und die Wiederkehr seiner Geisteskraft bewies ein riesiges Unternehmen, der Bau eines großen Nildammes, der den Flußlauf korrigirte und dem Ackerbau viele tausend Acker Landes gewann. Seine letzte Thätigkeit bezog sich auf die englische Ueberlandstraße u. die Durchstechung des Isthmus von Suez (s. Suezkanal). Gegen das Ende seines Lebens benahm sich der Rebell von 1832 und 1840 ganz als ergebener Unterthan des Sultans. Aber die Anzeichen von Geisteszerrüttung, die schon früher hervorgetreten, nahmen immer mehr überhand, so daß sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha ihn von allem Verkehr abschloß und mit Genehmigung der Pforte (Juli 1848) die Regierung übernahm. Aber trotz seiner Schwäche überlebte der Vater den Sohn, der am 10. Nov. 1848 der Lungenschwindsucht erlag. Am 2. Aug. 1849 folgte ihm der alte Pascha ins Grab nach, schmerzlich betrauert von den Bewohnern der Hauptstadt und allen, die unter seinem Aussaugungssysteme nicht gelitten oder sich wohl gar bereichert hatten.

Nach der Erbfolgeordnung folgte der älteste männliche Sproß des Hauses, **Abbas Pascha**, Mehemed Ali's Enkel, als Pascha. Er reducirte die Marine auf das gebührende Maß, setzte die unverhältnismäßigen Gehalte der hohen Beamten auf ein Drittheil herab, schaffte das Monopolwesen ab, legte den großen Grundpächtern das Handwerk und befreite dadurch die Masse der Landbebauer von willkürlichen Erpressungen und den Staatsschatz von indirekter Beraubung. Er suchte auf dem Wege friedlichen Verkehrs mit den innerafrikanischen Territorien die materielle und geistige Macht des Landes zu erweitern. Mit der Pforte stand er sehr gut, bis der Handelsminister Artim Bey, der, um der Strafe für Veruntreuung zu entgehen, entflohen war, durch seine Intriguen, in die sich sofort Engländer und Russen einmischten, in Konstantinopel das Gelüste weckte, A. wieder zu einer von der Pforte völlig abhängigen Provinz zu machen, und infolge

davon im Februar 1851 an den Pascha eine Reihe von Forderungen gestellt wurden, welche zum Theil unerfüllbar waren. Er antwortete darauf mit umfassenden Rüstungen. Ohne loszuschlagen, wozu sie zu schwach war, hielt sich die Pforte durch eine neue unerfüllbare Forderung — Rückgabe der von Mehemed Ali eingezogenen Güter an die Moscheen und milden Stiftungen — die Möglichkeit offen, die Verhandlungen so lange fortzuführen, bis etwa ein günstigerer Zeitpunkt zum Handeln eintreten möchte. Abbas Pascha, der mit seiner geringen Militärmacht kaum die unruhigen Provinzen im Zaume halten konnte, neigte zur Nachgiebigkeit. Bei der steigenden Noth der Pforte zu Anfang des Jahres 1853 erhielt er mehrere bisher verweigerte Forderungen bewilligt, wie das Recht über Leben und Tod in seinem Lande auf Lebenszeit und die unbeschränkte Autorität über alle Glieder der Familie Mehemed Ali's. Seitdem erwies er sich der Pforte stets gefällig, wie er namentlich den Sultan in dem bald darauf beginnenden Kriege gegen Rußland mit Truppen, Schiffen und Getreidelieferungen wirksam unterstützte. Als er den 14. Juli 1854 plötzlich starb, folgte ihm nach der Senioratsordnung Said Pascha, der sechste Sohn Mehemed Ali's. Dem ihm voraufgehenden Ruf eines der europäischen Bildung warm zugethanen, wohlwollenden und aufgeklärten Mannes entsprachen Regierungsmaßregeln wie die Freigebung des Baumwollen- und Getreidehandels und das Verbot des Sklavenhandels. Auch er leistete dem Sultan im Kriege gegen Rußland Hülfe. Im März 1857 unternahm er mit 5000 Mann eine Expedition nach Sudân, wo er die Abgaben um die Hälfte herabsetzte und Eigenthum, Freiheit und Leben der Bevölkerung unter seinen Schutz stellte. Auch schaffte er die Sklaverei vollständig ab. Für die Finanzverwaltung führte er eine Kontrolle ein, und seine persönlichen Ausgaben schied er von denen der Staatsverwaltung. Der Herstellung des Suezkanals (s. d.) wandte er trotz den Anstrengungen Englands zur Vereitelung dieses Unternehmens und der Verweigerung der Zustimmung von Seiten der Pforte eifriges Interesse und eine Theilnahme zu, welche seine finanziellen Kräfte überstieg. Dadurch, sowie durch seine Baulust, seine kostspieligen Reisen in die Hauptstädte Europa's und seine maßlose Freigebigkeit belastete er das Land mit drückenden Schulden. Er starb 18. Jan. 1863 und hatte seinen Neffen Ismail Pascha, einen Sohn Ibrahim Pascha's, zum Nachfolger. Im allgemeinen bekannte sich dieser zu den Grundsätzen seines Vorgängers. Die Angelegenheit des Suezkanals bot nicht unerhebliche Schwierigkeiten dar. Unter dem 6. April 1863 richtete die Pforte eine Note an die Kabinete von London u. Paris über die Bedingungen, unter denen allein sie die Fortsetzung des Kanalbaues gestatten könne: sie verlangte Neutralitätsgarantien, Aufhebung der Zwangsarbeit der Bevölkerung bei dem Kanalbau und protestirte gegen die der Suezkompagnie zugesicherte Erwerbung der an den Kanal grenzenden Territorien als einen Eingriff in ihre Rechte und ihren Besitz. Diese Forderungen tasteten Verpflichtungen des Vicekönigs gegen die Gesellschaft an, und man vermuthete nicht ohne Grund englischen Einfluß hinter dem Auftreten des Sultans. Ismail Pascha eröffnete mit der Gesellschaft indirekte Verhandlung, ebenso aber auch mit der türkischen, sowie mit der französischen Regierung, die sein Vertrauter, der gewandte Armenier Nubar Bey, von dem Sultan gerade damals zum Pascha ernannt, führte. Seine der Gesellschaft gemachten Ausgleichsanträge wies diese aber ab, u. der Termin nahte, an dem auf Befehl des Sultans die Arbeiten eingestellt werden sollten. Da ging Ismail Pascha die Vermittelung Napoleons an. Durch eine Kommission unter Thouvenels Vorsitz ließ der Kaiser die Frage bearbeiten und trat sodann im August 1864 mit einer Entscheidung hervor, welche die dringendsten Beschwerden der Pforte abstellte, auch den Forderungen Aegyptens der Gesellschaft gegenüber mehrfach zur Anerkennung verhalf, andrerseits aber den Fortgang des Kanalbaues sicherte, A. freilich mit enormen Geldopfern belastete. Zu deren Aufbringung dachte der Pascha sich eines Scheinkonstitutionalismus zu bedienen. Am 18. Nov. 1866 trat die erste ägyptische Notabelnversammlung, aus 75 Mitgliedern aller Nationen bestehend, zusammen, um über Reform des Gerichtswesens, der Fronen &c. zu berathen, natürlich eine ganz werthlose Form. Mit großen Opfern erlangte Ismail Pascha von der Pforte eine Aenderung der Thronfolgeordnung, wonach die Herrschaft in direkter Linie vererben soll, so daß die Brüder Ismail Pascha's, namentlich der ihm verhaßte Fazyl Pascha, ihres Rechtes beraubt sind und sein Sohn Mehemed Tewfik Pascha präsumtiver Nachfolger ist. Die Bedrängnis der Pforte durch den anfangs glücklichen Aufstand Kandia's 1867 benutzte der Pascha, um derselben neue Zugeständnisse abzunöthigen, namentlich eine Erhöhung seines Ranges, insofern er nicht mehr Wali, d. i. Statthalter, sondern Chedive, d. h. Vicekönig, heißen sollte. Unabhängigkeitspläne waren unverkennbar, das zeigte das Wachsthum der Flotte und die Vermehrung des Heeres. Damit stand auch die Reise Ismail Pascha's nach Europa und sein Besuch an den Höfen von Paris, London, Wien und Brüssel in Zusammenhang, angeblich, um die Fürsten Europa's persönlich zu der bevorstehenden Eröffnung des Suezkanals einzuladen. Gegen dieses selbständige Verfahren, sowie gegen die mit den Großmächten angeknüpften Verhandlungen über Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit und Neutralisirung des Suezkanals, glaubte die Pforte, von Ismails Bruder, dem Prinzen Fazyl, beeinflußt, einschreiten zu müssen. In einer Note vom 3. Aug. wurde der Pascha zur Rechenschaft gezogen, in einer zweiten, vom 31. Aug., als Beweis seiner Treue- und Ehrerbietungsversicherungen Auslieferung der Panzerschiffe und Zündnadelgewehre, sowie Reduktion des Heeres auf 30,000 Mann gefordert. Ferner sollte der Chedive keine neuen Steuern ausschreiben, die Steuern überhaupt nur im Namen des Sultans erheben, ohne dessen Zustimmung keine Anleihen aufnehmen und sich des selbständigen Verkehrs mit den auswärtigen Mächten enthalten; die Antwort des Chedive (7. Nov.) fiel ungenügend aus; aber die gerade stattfindende feierliche Eröffnung des Suezkanals (16.—18. Nov.) und die Anwesenheit vieler fremder Fürstlichkeiten in A. hielt den drohenden Bruch noch etwas hin. Trotz der Vermittelungsversuche Englands und Frankreichs erklärte die Pforte (29. Nov.), daß Ismail Pascha, wenn er nicht gehorche, als abgesetzt anzusehen sei. Zu einem Kriege aber hatte der Chedive um so weniger Lust, als er von keiner Seite, selbst von Frankreich nicht, Hülfe hoffen durfte: so erklärte er denn, daß er fernerhin ohne Erlaubnis der Pforte keine neuen Steuern auflegen, keine Anleihen abschließen, sein Heer nicht über die ver-

tragsmäßig festgesetzte Zahl vermehren und keine selbständige Vertretung im Ausland halten wolle. Am 9. Dec. 1869 wurde der diese Satzungen verkündende großherrliche Firman in Kairo verkündet und damit der drohende Konflikt wieder einmal für einige Zeit beseitigt. Die von der Pforte verlangte Auslieferung der 3 ägyptischen Panzerschiffe erfolgte 7. März 1870. Zugleich begab sich Nubar Pascha nach Konstantinopel, um die Einwilligung der Pforte zu der beabsichtigten Justizreform und zu Unterhandlungen mit den europäischen Regierungen wegen Abschaffung der Konsulargerichtsbarkeit zu erlangen. Die Pforte lehnte das Begehren ab, da sie einer Stärkung der inneren Machtverhältnisse Aegyptens bei den Unabhängigkeitsgelüsten des Chedive nicht wünschte. Sie trat auch dessen Wunsch, eine durch die kostspieligen Suezkanal-Festlichkeiten wohl motivirte neue Anleihe zu machen, die er euphemistisch eine Privatanleihe nannte, insofern entgegen, als sie Mai 1870 in London und Paris öffentlich erklären ließ, daß die beabsichtigte Anleihe auf staatsrechtliche Geltung nicht den geringsten Anspruch habe, und ihm dadurch den Kredit abschnitt. Ismail ging daher, um die Pforte in eine bessere Stimmung zu versetzen, mit seinem Sohne u. Thronfolger, Tewfik Pascha, der eben auf einer Reise in Europa begriffen war und nun rasch zurückgerufen wurde, Juli 1870 selbst nach Konstantinopel, wurde mit großer Auszeichnung empfangen und wiederholte persönlich die Zusicherung, daß er seine Rüstungen vollständig sistiren und seine Armee auf die Stärke von 17,000 Mann beschränken werde. Die gegenseitigen Beziehungen schienen sich wieder friedlich zu gestalten. Ein im November 1870 gegen die Autorität des Sultans ausgebrochener Aufstand in Türkisch-Arabien, für dessen Anstifter man den Chedive hielt, wurde schnell unterdrückt, ohne daß ägyptische Unterstützung zu bemerken gewesen wäre. Das Jahr 1871 ging ohne alle Störung vorüber, verbesserte aber die Stellung des Chedive insofern, als sein entschiedenster Gegner, der Großwessir Aali Pascha, 6. Sept. starb. 25. Juni 1872 traf Ismail, reichlich mit Geld versehen, wieder in Konstantinopel ein, legte dem Sultan den Entwurf einer neuen Gerichtsverfassung vor, wie sie von der 1869 in Kairo tagenden internationalen Kommission vorgeschlagen worden war, und bat um Genehmigung desselben. Der neue Großwessir Mahmud Pascha war bereit, die Pläne Ismails zu begünstigen; doch soll er ein Geschenk von 3 Mill. Thlr. gefordert haben. Der Entwurf erhielt diesmal die Genehmigung der Pforte. Wegen weiterer Zugeständnisse wurde Ismail auf eine spätere Antwort vertröstet. Diese wurde durch einen türkischen Gesandten nach Kairo gebracht, welcher Ismail 30. Sept. einen Firman einhändigte, worin ihm sämmtliche Privilegien des Firman vom 5. Juni 1867, welche 1869 suspendirt worden waren, aufs neue gewährt, die Erlaubnis, ohne vorhergehendes Ansuchen Anleihen machen zu dürfen, ertheilt und noch andere Zugeständnisse gemacht wurden. Es war vorauszusehen, daß dem Sultan, der bei seiner unsinnigen Verschwendung für Geldbeisteuern sehr empfänglich war und gleichfalls mit einer Aenderung der Thronfolgeordnung umging, noch manches Zugeständnis zu entlocken sei, falls Ismail des Sultans Wünsche gehörig berücksichtigte. Daran ließ es jener nicht fehlen. Er schiffte sich 17. Mai 1873 in Alexandria ein und kam nach Konstantinopel. Hier veranstaltete er glänzende Feste, machte den einflußreichsten Personen große Geschenke, dem Sultan ein Geschenk von einer Million Pfund und erhielt infolge dessen im Juli einen Firman zugestellt, welcher alle früheren an günstigen Bestimmungen übertraf. Durch diesen neuen Firman, der alle das Verhältnis zwischen der Pforte und dem Chedive betreffenden Bestimmungen genau zusammenfaßt und bis ins einzelne feststellt, sind die sämmtlichen früheren Firmans aufgehoben. Die direkte Erbfolge nach dem Princip der Erstgeburt und der Linearsuccession wird darin aufrecht erhalten. Ist der Nachfolger des Chedive minderjährig, so kann letzterer testamentarisch einen Vormund bestellen, den die Pforte auf seine einfache Anzeige hin anerkennt. Ist keine testamentarische Vorsorge getroffen, so tritt ein Vormundschaftsrath zusammen, bestehend aus sämmtlichen Ministern und dem Oberbefehlshaber der ägyptischen Armee unter dem Vorsitz des Ministers des Innern. Dieser Vormundschaftsrath wählt einen von der Pforte zu bestätigenden Vormund. Die Großjährigkeit tritt mit dem 18. Lebensjahre ein, und es erfolgt sodann sofort die Ausfertigung des Bestallungsdiploms des neuen Chedive von Seiten der Pforte. Der Chedive erhält durch den Firman folgende Rechte: er ist völlig unabhängig in allen Sachen der Verwaltung und der Justiz; er kann ohne vorgängige Bewilligung der Pforte Verträge mit fremden Staaten abschließen und amtliche Vertreter an den auswärtigen Höfen bestellen; er braucht zum Abschluß von Anleihen nicht die Zustimmung der Pforte einzuholen; er kann Münzen prägen (jedoch mit der Tugra des Sultans); er allein bestimmt die Höhe der ägyptischen Armee, erhöht oder vermindert ihren Stand nach seinem Ermessen (doch führen die ägyptischen Truppen die Fahnen des Sultans); er kann seine Flotte vermehren oder vermindern wie er will und bedarf nur zum Bau oder Ankauf von Panzerschiffen die Erlaubnis des Sultans. Für alle diese Rechte und als Beweis seiner Anerkennung der Oberhoheit des Sultans bezahlt er an letzteren einen jährlichen Tribut von 150,000 Beuteln (1 Mill. Thlr.). Der Betrag dieses Tributs ist indessen sehr gering gegenüber den ungeheuren Summen, welche der Chedive an Geschenken für einzelne Zugeständnisse hatte ausgeben müssen, die nunmehr so ziemlich unnöthig sind. Denn durch diesen Firman ist die fast vollständige Unabhängigkeit des Chedive besiegelt; er ist in inneren Angelegenheiten völlig Souverän und auch in den auswärtigen nahezu. Auch hat ihm der Sultan einen höheren Rang als dem Großwessir zuerkannt, ihn dadurch vor den Rivalitäten desselben geschützt und ihm erlaubt, künftig zum Eintritt in den Palast sich das den Souveränen und den Vertretern der fremden Mächte vorbehaltenen Thores zu bedienen, statt durch die Thüre zu gehen, durch welche die türkischen Minister eintreten. So ist denn dieser Firman von 1873 epochemachend für die Entwickelungsgeschichte Aegyptens. Die im Juli 1872 unternommene Expedition nach Abessinien, an deren Spitze der Schweizer Munzinger, Gouverneur von Massaua, gestellt wurde, hatte die Annexion der nördlichen Theile Abessiniens zur Folge.

Literatur. Unter den Werken über A. ist vor allen die durch die französische Expedition hervorgerufene »Description de l'Egypte« zu nennen, welche (in der 2. Ausg. 1820—30) in 26 Bdn. Text und 12 Bdn. Kupfern das Alterthum, den jetzigen Zustand und die Naturgeschichte des Landes

behandelt. Hieran schließen sich in Bezug auf Alterthumskunde die umfassenden Publikationen der französisch-toskanischen und der preußischen Expedition, sowie die Bilderwerke von Gau, Young, Caillaud, Perring. Außerdem sind zu nennen die Schriften von Perizonius, Zoega, E. Quatremère, Champollion dem Jüngeren, Champollion-Figeac, de Rougé, Letronne, Rosellini, Wilkinson, Prichard, Sharpe, Gliddon, Birch, Ideler, Ritter, Bunsen (»Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte«, Hamb. 1844—57, 5 Bde.), Böckh, Lepsius (»Denkmäler aus Ae. u. Aethiopien« Berl. 1849—59, 90 Lfgn.), Uhlemann, Brugsch (»Geograph. Ansichten altägyptischer Denkmäler«, Leipz. 1857—60, 3 Bde.; »Monuments de l'Égypte«, Berl. 1857, und »Recueil des monuments égyptiennes«, 1862—64, 4 Folgen), die Inschriftenwerke historischer, geographischer und kalendarischer Art von Dümichen (Leipz. 1865—69) und dessen »Resultate der auf Befehl des Königs Wilhelm von Preußen 1868 nach Ae. entsendeten archäologisch-photographischen Expedition« (Leipz. 1869 ff.), Beauregard, Leemanns, Mariette u. a., sowie die Reisewerke von Pococke, Norden, Niebuhr, Denon, Burckhardt, Belzoni, Ehrenberg, Parthey, Prokesch, Rüppell, Brugsch (»Reisebericht aus Ae.«, Leipz. 1855), Lepsius (»Briefe aus Ae.«, Berl. 1852), Caillaud, Minutoli, Russegger, Scherer u. a. Aus der neueren geschichtlichen Literatur sind hervorzuheben: Brugsch, Histoire de l'Égypte, 1. Bd. (Leipz. 1859); Paton, History of Egyptian Revolution from the period of the Mamelukes to the death of Mohammed Ali (2. Aufl., Lond. 1870, 2 Bde.); Cusieri, Storia fidica e politica dell' Egitto dalle prime memorie de suoi abitanti al 1842 (Flor. 1862, 3 Bde.). Die Regierung Mehemed Ali's behandeln speciell Clot-Bey (Mars. 1862), Mengin (Par. 1823, 2 Bde.), Mourier (das. 1855—58, 4 Bde.), die Zustände unter Ismail Pascha beleuchten Sacré und Outrebon (Par. 1865), Bellet (das. 1867), Ronchetti (Mars. 1867), F. de Lesseps, Egypte et Turquie (Par. 1869) und La Politique d'Ismaïl-Pascha et les intérêts de l'Europe dans la question d'Égypte (2. Aufl., das. 1869). Eine officielle Statistik Aegyptens wird von Régny veröffentlicht (Alexandria 1870—71 ff., 2 Jahrg.). v. Kremer gab »Forschungen über Land und Volk während eines zehnjähr. Aufenthalts« (Leipz. 1862, 2 Bde.) heraus. Die besten Karten sind außer dem großen Atlas in der »Description de l'Egypte« von d'Anville, Jomard, Caillaud, Leake, Ritter, Rüppell, Arrowsmith, Russegger und Kiepert. Die Naturgeschichte des Landes ist vornehmlich in den großen Werken von Ehrenberg und Rüppell und in einer kleinen Schrift Pruners (»Aegyptens Naturgeschichte und Anthropologie«, Münch. 1848) und von R. Hartmann (»Naturgeschichtliche Skizze der Nilländer«, Berl. 1866), die geologischen Verhältnisse neuerdings von Fraas (»Aus dem Orient«, Stuttg. 1867) behandelt worden. Ueber die heutigen Bewohner Aegyptens ist besonders das Werk von Lane: Manners and customs of the modern Egyptians (5. Aufl., Lond. 1871, 2 Bde.) zu erwähnen; vgl. auch H. Stephan, Das heutige Ae., ein Abriß seiner physischen, politischen, wirtschaftlichen und Kulturzustände (Leipz. 1872); Lüttke, Aegyptens neue Zeit (das. 1873, 2 Bde.). Eine Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, herausgeg. von Brugsch und Lepsius, erscheint seit 1863. Vgl. Jolowicz, Bibliotheca aegyptiaca, Repertorium über die bis 1857 in Bezug auf Ae. erschienenen Schriften, Abhandlungen etc. (Leipz. 1858, Supplement 1861).

Aegyptische Augenentzündung (ophthalmia militaris contagiosa, granulosa), eine epidem. Augenentzündung, von welcher die franz. Truppen während des ägypt. Feldzuges in den Jahren 1798—1801 in einer furchtbaren Weise ergriffen wurden. Gleich nach der Landung der franz. Armee in Aegypten nämlich breitete sich diese Krankheit unter den Truppen mehr und mehr aus und dauerte während ihres dortigen Aufenthalts bis zum August 1801 ununterbrochen fort. Auch die englischen, 1800 zu Abukir ausgeschifften Truppen wurden von ihr ergriffen, und später pflanzte sich die Krankheit auf alle die Orte über, wohin die Truppen gingen, und brach demzufolge auch auf Malta, in Sicilien, Gibraltar, Portugal und Spanien, sowie in England aus, wo sie heftig wüthete. Bis 1813 suchte sie Italien und seitdem die meisten europäischen Heere heim. Während des Krieges von 1813—15 hatte die preuß. Armee sehr davon zu leiden, während das österreich. Heer länger davon verschont blieb. Noch 1833 und 1834 wüthete die Krankheit arg unter den belg. Truppen, so daß Tausende erblindeten. Die Nachrichten über das örtliche und zeitliche Auftreten von Epidemien der ägypt. Augenentzündung sind zusammengestellt bei Haeser (»Geschichte der epidem. Krankheiten«, 2. Aufl., Jena 1865).—Die ä. A. befällt keineswegs nur Soldaten, sondern tritt gelegentlich auch unter der Civilbevölkerung auf, namentlich in solchen Fällen, wo viele Menschen in engen Räumen zusammen wohnen, wo nicht für die nöthige Reinlichkeit gesorgt wird und die Luft mit schädlichen Ausdünstungen und Miasmen geschwängert ist (z. B. in Kasernen, Zuchthäusern, Schiffen, Waisenhäusern etc.). Obschon gerade in Aegypten unter dem Einflusse der dort herrschenden Miasmen (Nilüberschwemmungen) epidem. Augenentzündungen von Alters her beobachtet wurden und auch noch heute vorkommen, so kann man doch nicht behaupten, daß die ä. A. durch die Franzosen nach Europa importirt worden sei, denn die gleiche Krankheit war schon den alten griech. und arab. Aerzten bekannt, und in verschiedenen Ländern Europa's wurden Epidemien derselben in den letzten Jahrhunderten mehrfach beobachtet. Ueber die Art und Weise, wie die ä. A. entsteht und sich verbreitet, ist viel gestritten worden. Manche nehmen an, daß die Krankheit eine rein kontagiöse sei und daß sie nur diejenigen befalle, welche von einem anderen daran leidenden Menschen damit angesteckt werden. Viel wahrscheinlicher aber ist es, daß die Krankheit unter gewissen äußeren Verhältnissen sich neu erzeugt, nämlich dann, wenn viele Menschen dicht zusammengedrängt in einer mit schädlichen Bodenausdünstungen und thierischen Effluvien verunreinigten Atmosphäre leben und wenn sie gleichzeitig großen körperlichen Anstrengungen und klimatischen Schädlichkeiten aller Art ausgesetzt sind, wie dies besonders bei den Soldaten der Fall ist. Sobald aber die Krankheit sich einmal entwickelt hat, so breitet sie sich auf dem Wege der Ansteckung weiter aus, so daß sie also zu den miasmatisch-kontagiösen Krankheiten zu rechnen ist. Der Träger des Ansteckungsstoffes bei der ägypt. Augenentzündung ist der Eiter, welcher sich auf der Bindehaut der entzündeten Augen erzeugt. Wird dieser Eiter, selbst in mini-

maler Menge, auf ein bis dahin gesundes Auge übertragen, was durch Berührung der Kranken, durch Benutzung ihres Waschgeräthes und auf ähnliche Weise ja so leicht geschehen kann, so erkrankt dieses in der gleichen Weise. Dadurch erklärt sich die epidem. Verbreitung der Krankheit auch auf solche, welche sonst unter günstigen äußeren Verhältnissen leben. Die ä. A. tritt unter drei verschiedenen Formen auf. Die mildeste ist diejenige, welche sich als einfacher Katarrh der Bindehaut des Auges darstellt. Die Bindehaut ist dabei stärker geröthet, das Auge thränt, ist gegen Licht empfindlich, der Kranke leidet brennende oder drückende Schmerzen im Auge. Diese Form geht bei zweckmäßiger Behandlung bald in Genesung über. Häufig aber bildet sie nur den Vorläufer der zweiten, sehr gefürchteten Form. Hier ist die Bindehaut viel stärker geröthet, sehr beträchtlich geschwollen und zu einer aufgelockerten rothsammetnen Fläche umgewandelt, der Schmerz und Druck im Auge ist in hohem Grade lästig, gewöhnlich sind auch heftige Stirnkopfschmerzen und höchste Lichtscheu vorhanden. Die Augenlieder röthen sich auch äußerlich, sind stark angeschwollen und schwer beweglich. Auf der Oberfläche der Bindehaut, namentlich der Augenlieder, findet eine reichliche Eitersekretion statt (Blennorrhöe). Der Eiter fließt entweder nach außen ab, oder sammelt sich, wenn die Augenlieder zufällig verklebt sind, hinter den letzteren an, was mit allen Mitteln verhütet werden muß, weil der Eiter die ohnedies schon getrübte und entzündete Hornhaut des Auges leicht anätzt und zur Verschwärung bringt. Nicht selten wird die Schwellung der Bindehaut so bedeutend, daß diese die Hornhaut ganz überdeckt und als hochrother, weicher dicker Wulst durch die Liedspalte nach außen hervorgedrängt wird. Diese akute Blennorrhöe dauert mehrere Tage lang an, dann geht die Krankheit bei richtiger Behandlung zurück, oder, was gewöhnlicher der Fall ist, sie geht in eine chronische Blennorrhöe über, welche nun in ziemlich gleichem Grade mehrere Wochen, ja selbst Monate lang fortdauert und jeder Behandlung einen sehr hartnäckigen Widerstand entgegensetzt. Die heftigen Entzündungserscheinungen treten jetzt mehr zurück, die Schmerzen im Auge und die Lichtscheu, die Schwellung der Bindehaut und der Augenlieder werden geringer, die Eiterabsonderung ist weniger reichlich, hört aber nicht vollständig auf. Eine dritte Form der ägypt. Augenentzündung ist die sogen. granulöse Augenentzündung oder das Trachom. Sie geht aus der akuten oder chronischen Blennorrhöe hervor und ist dadurch charakterisirt, daß die geröthete und geschwollene Bindehaut des Auges rauh und uneben wird, indem sich kleine röthliche und etwas durchscheinende Körnchen (granula) auf derselben bilden. Die Bindehaut nimmt damit ungefähr das Aussehen einer heilenden, mit Fleischwärzchen überzogenen Wundfläche an, und in der That sind die Rauhigkeiten auch nichts anderes als solche, aus einem gefäß- und zellenreichen, jungen Bindegewebe bestehende Fleischwärzchen, welche auf ihrer Oberfläche fortwährend eine geringe Menge dünnen Eiters absondern. Das Uebel ist außerordentlich hartnäckig, obschon nur mit mäßigen subjektiven Beschwerden verbunden. Sich selbst überlassen führt es leicht den Verlust des Sehvermögens herbei. Die Fleischwärzchen werden nämlich allmählich blasser, flachen sich ab, die Sekretion an ihrer Oberfläche hört auf, aber gleichzeitig tritt eine Schrumpfung der Bindehaut und Verödung des Bindehautsackes ein, womit Einwärtskrümmung der Augenliedknorpel und bleibende Verengerung der Augenliedspalte sich verbinden kann.

Die ä. A. bringt das Leben nur selten in unmittelbare Gefahr, und zwar nur während ihres akuten Stadiums, wenn sich die Entzündung über das ganze Auge verbreitet. Um so häufiger führt sie zum Verluste des einen oder anderen Auges und zur Blindheit, indem entweder eine Verschwärung und narbige Schrumpfung der Hornhaut hinzutritt, so daß kein Licht mehr in das Auge eindringen kann, oder indem die Entzündung den ganzen Augapfel ergreift und zum Schwunde desselben führt, oder endlich, indem der Bindehautsack verödet und die Hornhaut mit einer undurchsichtigen narbenartigen Gewebsmasse überzogen wird. Alle diese Formen der Blindheit sind unheilbar. Der Arzt hat gegenüber der ägypt. Augenentzündung eine doppelte Aufgabe. Zunächst muß er die Verbreitung der Krankheit auf bisher Gesunde durch strenge Absonderung der Kranken von den Gesunden zu verhüten suchen. Letztere müssen die größte Reinlichkeit beobachten u. jede Berührung mit den Kranken vermeiden; die Ursachen, welche die Ausbreitung der Krankheit begünstigen, müssen entfernt werden. Dies geschieht durch fleißiges Lüften der Wohnungen, Genuß einer frischen und gesunden Luft, Vermeidung von Staub und Rauch, von Erkältungen und übermäßigen Anstrengungen und Excessen. Die Behandlung der kranken Augen besteht in fleißigem Auswaschen, Auflegen kalter Umschläge und in örtlichen Blutentziehungen. Innerlich reicht man kühlende, abführende und besänftigende Mittel. Vom größten Nutzen sind die Aetzmittel, namentlich die Anwendung des Höllensteinstiftes und des Kupfervitriols in Substanz oder in Lösung auf die kranke Bindehaut. Die Hauptsache ist, daß alle diese Mittel so früh als möglich angewendet werden.

Aegyptische Expedition der Franzosen. Während gleich nach dem Frieden von Campo Formio (17. Okt. 1797) in allen Häfen Frankreichs angeblich gegen England gerüstet wurde, war das Ziel der von Bonaparte selbst entworfenen Expedition Aegypten; der Zweck derselben war, den Handel Englands im Mittelmeere zu vernichten, Frankreich so für den Verlust seiner Kolonien zu rächen und von Aegypten aus der engl. Macht in Ostindien Schach zu bieten. Nachdem Bonaparte 8. Mai den Oberbefehl zu Toulon übernommen hatte, segelte er 20. Mai, begleitet auch von vielen Gelehrten, mit einer Flotte von 13 Linienschiffen, 8 Fregatten und 300 Transportfahrzeugen ab und erschien 9. Juni mit etwa 40,000 Landungstruppen vor Malta. Die Schwäche des Johanniterordens lieferte die Insel ohne Schwertstreich in die Hände der Franzosen. Am 17. Juni weiter segelnd, erschien die Flotte 1. Juli vor Alexandria, das 2. Juli im Sturm genommen ward. Der Mamluckenbey Murad ward bei Chébréisse 13. Juli geschlagen, sein verschanztes Lager bei den Pyramiden 21. Juli erstürmt, worauf 22. Juli auch Kairo fiel. Unbeirrt durch die Vernichtung seiner Flotte durch Nelson bei Abukir (s. d.) 1. Aug. 1798, schlug Bonaparte einen Aufstand zu Kairo mit blutiger Gewalt nieder (23—25. Sept.) und rückte, nachdem er die Grundzüge für die Verwaltung Aegyptens festgestellt, dem in Syrien sich sammelnden türk.

Entsatzheere entgegen (Februar 1799). Nach dem Fall Jaffa's (6. März 1799) traf er 18. März vor St. Jean d'Acre ein. Die heldenmüthige Vertheidigung desselben durch Sidney Smith, Hunger und der Ausbruch der Pest nöthigten ihn, am 20. Mai die Belagerung aufzugeben und mit seinem von 15,000 auf kaum halb so viel zusammengeschmolzenen Heere den mühsamen Rückzug durch die Wüste anzutreten. Zwischen Alexandria und Abukir schlug er ein türk. Heer (25. Juli) und hatte, so seine Herrschaft aufs neue befestigt, als ihn die bedrohlichen Verhältnisse in Frankreich dorthin zurückzukehren nöthigten. Er übergab bei seiner heimlichen Abreise den Oberbefehl Kleber. Am 20. März 1800 schlug dieser bei Matariah (Heliopolis) den Großwessir und bildete aus Kopten und Griechen neue Regimenter, erhob Steuern, sicherte die Küsten und legte Magazine an, ward aber mitten in dieser Thätigkeit von einem Türken in Kairo ermordet (14. Juni). Der Oberbefehl kam darauf an Menou. Am 1. März 1801 erschien die engl. Flotte vor Alexandria; am 21. erfolgte zwischen Abukir und Alexandria eine Hauptschlacht. Menou ward geschlagen, aber auch der engl. General Abercromby (s. d.) tödtlich verwundet und starb 28. März, worauf Hutchinson an seine Stelle trat. Zu gleicher Zeit landete eine neue türk. Flotte, und der Großwessir bedrohte von Syrien her Kairo. Unkluger Weise theilte Menou sein ohnehin schwaches Heer und konnte nun an keiner Stelle Widerstand leisten. In Kairo mußte Belliard mit 6000 Bewaffneten kapituliren, erhielt freien Abzug mit Waffen und Gepäck und wurde auf Kosten Englands nach Frankreich eingeschifft. Etwa 13,000 Mann, worunter kaum 4000 Bewaffnete, wurden 17. August zu Rosette eingeschifft und kamen im September zu Toulon an. Am 2. Sept. kapitulirte auf gleiche Bedingungen Menou in Alexandria, nachdem der franz. Admiral Gantheaume vergeblich versucht hatte, ihm Hülfe zuzuführen, und bereits das Kastell Marebeau in die Hände der Engländer gefallen war. Mit 8000 Mann Soldaten, 1300 Matrosen und dem größten Theile der wissenschaftlichen Sammlungen kam er im November 1801 in Frankreich an.

Als Eroberungszug und als Versuch, Englands Herrschaft an einer wunden Stelle anzugreifen, war die ägypt. Expedition ein verunglücktes Unternehmen; aber auf dem Gebiete des Wissens sind niemals größere Eroberungen gemacht worden, als mit Hülfe der franz. Bajonnette in Aegypten. Die ägypt. Baukunst ward jetzt erst in ihrer ganzen Größe erkannt, und der Schleier lüftete sich, der bisher über einem großen Theile der Geschichte und Geographie dieses Landes geruht hatte. Die wissenschaftlichen Resultate der Expedition sind niedergelegt in der »Description de l'Égypte, ou recueil des observations et des recherches pendant l'expédition de l'armée française« (25 Bände mit mehr als 900 Kupfern und über 3000 Abbildungen). Napoleon ließ nur wenige Exemplare abziehen; aber 1821 wurde dem Buchhändler Panckoucke in Paris erlaubt, eine neue Auflage zu veranstalten und zu dieser die kostbaren Kupferplatten der ersten Auflage zu benutzen. Vgl. Aber, Histoire de l'expédition d'Égypte et de Syrie (Par. 1826); Schneidawind, Geschichte der Expedition der Franzosen nach Aegypten &c. (Zweibr. 1830, 3 Bde.) und Histoire scientifique et militaire de l'expédition française en Égypte (Thl. 1—12, Par. 1830). An das franz. Hauptwerk schloß sich an: Hamilton, Remarks on several parts of Turkey, Bd. 1: Aegyptiaca (Lond. 1809).

Aegyptischer Kanon, in der bildenden Kunst das bei Darstellung menschlicher Körper zu befolgende Gesetz, nach welchem die Höhe der Figur siebenmal die Länge des Fußes betragen soll.

Aegyptos, nach der griech. Mythe Sohn des Belos und der Aechinoë, Zwillingsbruder des Danaos, Eroberer des Landes der Melampoden, das nach ihm Aegypten genannt wurde. Seine 50 Söhne verheiratheten sich mit den Danaïden wider deren Willen und wurden dafür in der Brautnacht von ihnen getödtet (s. Danaos).

Aehnlichkeit, im allgemeinen die Uebereinstimmung mehrerer Dinge nach mehreren oder den meisten ihrer Merkmale, im Unterschiede von der Gleichheit oder der völligen Uebereinstimmung mehrerer Dinge nach allen ihren Merkmalen. Je weniger wesentlich die übereinstimmenden Merkmale an den Dingen sind, desto zufälliger ist ihre A. Unmittelbar in die Augen fallend ist die A. nur an gleichartigen Dingen, an nicht gleichartigen läßt sie sich nur auf die Weise darlegen, daß man dieselben zu einander in vermittelnde Beziehungen setzt, und es ist insbesondere Sache des Witzes und Scharfsinns, selbst an den heterogensten Gegenständen verborgene Aehnlichkeiten aufzufinden. Der Begriff der A. ist vornehmlich in den Naturwissenschaften und in der Mathematik von Bedeutung. Die Naturbeschreibung geht bekanntlich bei der Klassifikation der in ihren Bereich gehörigen Gegenstände von deren A. oder der im Bau ihrer Organe sich kundgebenden Uebereinstimmung aus; die physiologischen und physikalischen Wissenschaften aber suchen mit Hülfe der zwischen den Aeußerungen der verschiedenen Naturkräfte stattfindenden A. (Analogie) die diese bedingenden allgemeinen Naturgesetze zu erkennen. Die A., welche die Abkömmlinge der Thier- und Pflanzenarten unter einander und mit ihren Erzeugern besitzen, ist bezüglich ihrer Ursachen in der neuesten Zeit vielfach Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. Die Darwin'sche Lehre von der Entstehung und Abänderung der Arten und die genauere Bestimmung der Vererbungsgesetze haben in dieser Beziehung wichtige und unerwartete Resultate geliefert. — In der Mathematik versteht man unter A. die Uebereinstimmung von Figuren und Körpern hinsichtlich ihrer Form und ohne Rücksicht auf ihre Größe. Die Lehre von der A. spielt hier eine ebenso wichtige Rolle, als die von der Gleichheit und die von der Kongruenz, wovon die erstere nur einerlei Größe, die andere aber Uebereinstimmung der Größe und der Form fordert. Das Zeichen der Gleichheit ist $=$, das der A. $\sim$, das der Kongruenz $\cong$ (gleich und ähnlich). In den Begriffen gleich, ähnlich und kongruent liegen alle Urtheile, welche die Geometrie bei Vergleichung von räumlichen Ausdehnungen fällen kann; die Arithmetik dagegen urtheilt nur nach kleiner, gleich und größer, so daß in den Schematen $a=b$, $a>b$ (a größer als b) und $a<b$ (a kleiner als b) alle Urtheilsweisen dieser, in den Schematen $a\sim b$, $a=b$, $a\cong b$ alle Urtheilsweisen jener Lehre liegen. Die Geometrie lehrt, daß ebene Figuren einander ähnlich sind, wenn alle Seiten der einen mit den entsprechenden (ähnlich liegenden) Seiten der an-

deren in Bezug auf ihre Größe in einem und demselben Verhältnisse stehen, so daß, wenn eine Seite der einen Figur 2-, 3-, 4- ꝛc. mal größer ist als die entsprechende der anderen Figur, auch jede der übrigen Seiten in der einen Figur 2-, 3-, 4- ꝛc. mal größer sein muß als die entsprechenden der anderen Figur. Man fängt in der Geometrie mit den Dreiecken als den einfachsten Figuren an und weist nach, daß zwei Dreiecke einander ähnlich sind, wenn 1) alle Winkel gleich sind, 2) ein Winkel in beiden derselbe ist und die diesen Winkel einschließenden Seiten proportionirt sind, d. h. in demselben Größenverhältnis stehen, 3) alle Seiten proportionirt sind, und 4) zwei Seiten proportionirt sind und der der größeren Seite gegenüberliegende Winkel in beiden derselbe ist. Da sich nun jede geradlinige Figur in Dreiecke zerlegen läßt, so ist man im Stande, auch deren A. darzuthun. Man gelangt auf diese Weise leicht zu dem Resultate, daß alle geradlinigen Figuren einander ähnlich sein müssen, wenn die Zahl ihrer Winkel und Seiten dieselbe ist, die entsprechenden Winkel einander gleich und die diese Winkel einschließenden Seiten proportionirt sind. Daher sind alle regelmäßigen Vielecke von gleicher Seitenzahl einander ähnlich. Weiter kann man daraus ableiten, daß auch alle Kreise ähnliche Figuren sein müssen, weil sie als regelmäßige Vielecke von unendlich großer Seitenzahl betrachtet werden können. Gleicherweise sind alle Parabeln (s. d.) einander ähnlich, denn sie werden, wie der Kreis, durch eine einzige gerade Linie, den Parameter (s. d.), bestimmt, wogegen Ellipsen nur dann einander ähnlich sind, wenn die beiden Axen einerlei Verhältnis zu einander haben. Aus der A. können wir auch auf den Inhalt geradliniger Figuren schließen, insofern sich die Flächeninhalte ähnlicher geradliniger Figuren wie die Quadrate ähnlich liegender Seiten verhalten. **Aehnliche Körper** heißen solche, welche von einer gleichen Anzahl der Reihe nach ähnlicher, zu einander gleich geneigter, ebener Figuren in derselben Ordnung begrenzt sind. Aehnliche Cylinder oder Kegel sind solche, deren Axen dieselbe Neigung gegen ihre Grundflächen und einerlei Verhältnis zu den Radien ihrer Grundflächen haben. Aehnliche Prismen und Pyramiden sind solche, deren Grundflächen ähnliche Figuren sind, deren Seitenflächen mit den Grundflächen gleiche Neigungswinkel bilden, und deren Höhen sich wie die ähnlich liegenden Seiten der Grundflächen verhalten. Alle Kugeln sind wie alle Kreise einander ähnlich. Aehnliche Cylinder und Kegel verhalten sich, ihrem Inhalte nach, wie die Würfel der Halb- und Durchmesser ihrer Grundflächen. Aehnliche Prismen und Pyramiden verhalten sich, ihrem Inhalte nach, wie die Würfel ähnlich liegender Seiten.

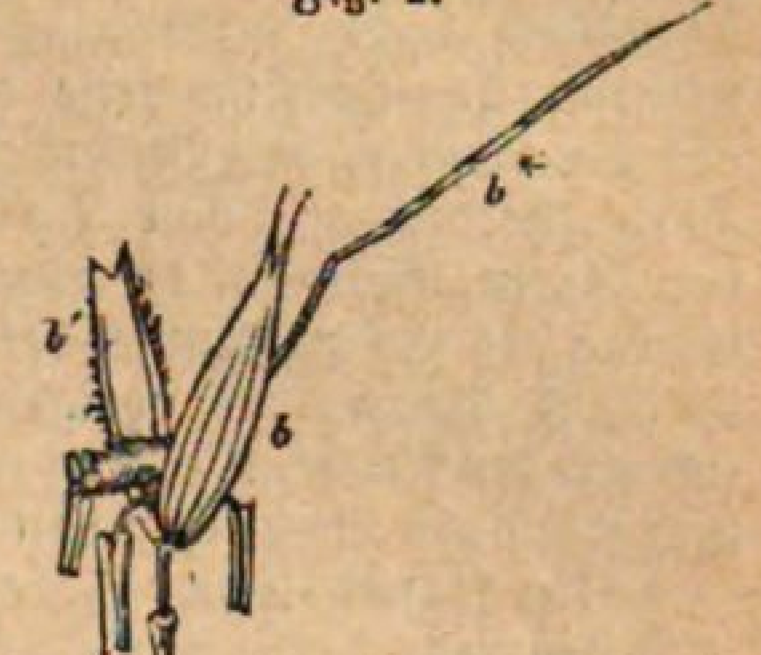
Aehrchen (Grasährchen, lat. spicula), in der Botanik der Blütenstand der Glumaceen (Gräser und Halbgräser), an welchem in ährenartiger Anordnung die Blüten hinter Deckblättern, den sogen. Spelzen, sitzen. Bei den Halbgräsern werden die A. nur von einfachen, meist zahlreichen und dichtstehenden Spelzen gebildet, hinter denen je eine Blüte steht. Die A. der Gräser sind komplicirter gebaut. Man unterscheidet am Grunde derselben zunächst zwei größere gegenüberstehende Spelzen, hinter denen keine Blüten stehen: die Deckspelzen, Kelchspelzen oder Bälge (glumae s. glumae calycinae, Fig. 1, a, a). Auf diese folgen abwechselnd in zweizeiliger Ordnung die Blütenspelzen oder Blumenbälge (paleae s. glumellae, Fig. 1: b, b). Diese bergen hinter sich je ein Blütchen, und zwar ist das letztere in der Regel von zwei Blütenspelzen umgeben, von denen die eine vor (Fig. 2: b), die andere hinter der Blüte (b')

Fig. 1.



Ein 2blütiges Aehrchen des Hafers.

Fig. 2.



Grundriß eines 2blütigen Grasährchens.

steht, und die als äußere oder untere (palea exterior s. inferior) und als innere oder obere (p. interior s. superior) unterschieden werden. Häufig trägt die erstere auf ihrem Rücken eine Granne (arista, Fig. 2: b*). Wenn das A. zwischen seinen Kelchspelzen nur ein einziges Blütchen mit den zugehörigen Blütenspelzen birgt, so hat man ein einblütiges A. (spicula uniflora).

Aehre (Hachel), im allgemeinen die samenhaltige Spitze des Grashalmes, besonders der Getreidearten; in der Botanik eine Form des Blütenstandes (s. d.). Taube Aehren sind solche, die keinen Samen enthalten.

Aehrenlese, das Aufsuchen der bei der Ernte auf dem Felde liegen gebliebenen Aehren, womit arme Leute sich einen kleinen Erwerb zu verschaffen pflegen. Moses empfahl den Kindern Israel, »nicht alles genau aufzulesen« (3. Mos. 23,22). Doch wird die A. als etwas für die Landwirtschaft unbedingt Schädliches mit Recht von den neueren Gesetzgebungen verboten, wenigstens für die Zeit vor völliger Aberntung der Felder. Denn sie begünstigt die Felddiebereien, und die übrigen Vorwürfe, die ihr gemacht werden, daß sie nämlich die liegen gebliebenen Aehren dem Weidevieh wegnehme und viele Hände, die sonst arbeiten würden, der Ernte entziehe, sind nicht ganz unstichhaltig. Indeß würde es unmenschlich sein, wenn der Grundbesitzer auch nach der Ernte noch alte und schwächliche Personen oder Kinder, die, zu anstrengender Arbeit unfähig, durch die A. einen mäßigen Erwerb für ihre Nothdurft suchen, zu Gunsten seines Viehes vom Acker vertreiben wollte. In der Literatur ist A., Spicilegium, eine Sammlung von Gedichten oder Sentenzen (s. v. w. Nachlese).

Aelfric, Name dreier angelsächs. kirchlichen Schriftsteller, deren Persönlichkeiten und Werke häufig verwechselt werden: 1) A. von Malmsbury am Ende des 10. Jahrh., dem ein nicht mehr vorhandenes Werk »De naturis rerum« beigelegt wird. — 2) A. von Canterbury, wegen seiner Gelehrsamkeit durch den Beinamen »Grammaticus« ausgezeichnet, stammte aus einer edlen Familie Kents, ward in Winchester zum Geistlichen gebildet durch den Bischof Ethelwold, gegen 989 nach der Abtei Cerne in Dorsetshire gesandt, um dieselbe zu ordnen, hierauf Bischof in Wilton und 995 Erzbischof von Canterbury, was er bis zu seinem Tode (16. Nov.

1006) blieb. Er suchte durch latein. Werke (z. B. eine Grammatik, ein Glossar des gebräuchlichsten Sprachschatzes, ein Gesprächsbuch mit angelsächs. Interlinearglossen) die Geistlichkeit und durch Werke in der Nationalsprache das Volk zu bilden. Unter diesen letzteren sind die umfassendsten seine Homilien (wovon einige mit anderen Werken bei Thorpe »Analecta Anglo-Saxonica«, Lond. 1834) und seine ursprünglich auszugsweise angelegte Uebersetzung des Pentateuch, des Buches Josua und des Buches Hiob (herausgeg. von Thwaites, Oxford 1698; von Grein, Gött. 1872). Auch wird ihm eine Uebersetzung des Evangeliums des Nikodemus beigelegt. — 3) A. Beta, des vorigen Schüler, beschäftigte sich mit der Neubearbeitung der Werke seines Lehrers und starb als Erzbischof von York 1051.

Aelia Capitolina, s. Jerusalem.

Aeliānus, 1) A., der Taktiker genannt, griech. Schriftsteller, lebte um 98—138 n. Chr. zu Rom und ist Verfasser zweier Schriften: »Ueber die Schlachtordnung der Griechen« und »Ueber die Aufstellung der Seetreffen«, welche für die Kenntnis der griech. Kriegskunst von Wichtigkeit sind. Ausgaben außer den älteren von Robortell (Vened. 1554), Arcerius (1613) lieferten Köchly und Rüstow (Leipz. 1853 u. 1855, 2 Bde., mit Uebersetzung).

2) Claudius, der Sophist, aus Präneste bei Rom, lebte um 180 n. Chr. zu Rom und verfaßte in griech. Sprache zwei auf uns gekommene Schriften: »Vermischte Geschichten« (Variarum historiarum libri XIV), eine planlos gemachte Excerptensammlung, worin Anekdoten, geschichtliche, antiquarische, biographische und andere Notizen aus älteren, meist untergegangenen Schriften zusammengestellt und in wenig korrekter, aber leichter Form vorgetragen sind, und die »Thiergeschichten« (Historiae animalium libri XVII), eine ähnliche Sammlung von Erzählungen aus dem Thierleben, durch welche die Tendenz hindurchgeht, die Macht der Götter in der Thierwelt nachzuweisen und in letzterer selbst dem Menschen ein Muster aufzustellen. Außerdem tragen noch »Zwanzig Briefe über ländliche Gegenstände« A.' Namen, ob mit Recht, ist schwer zu entscheiden. Eine Ausgabe der Var. hist. lieferte in neuerer Zeit Koray (Par. 1805), der Hist. animalium Jacobs (Jena 1832), der gesammten Werke des A. Hercher (Par. 1858 und Leipz. 1864—66, 2 Bde.).

Aelst (spr. ahlst), 1) Evert van, niederländ. Maler, geb. 1602 zu Delft, gest. 1658, ein vorzüglicher Vertreter des Stillleben- und Blumenfaches, dessen Bilder aber selten sind. — 2) Willem van, Neffe und Schüler des vorigen, geb. 1620 zu Delft, lebte mehrere Jahre in Frankreich und Italien, starb 1679 zu Amsterdam. Sein Kolorit ist sehr schön, Früchte, besonders Weintrauben, gelangen ihm vorzüglich. Auch wußte er den Glanz von Gefäßen aus Krystall, Gold und Silber in unübertrefflicher Weise wiederzugeben.

Aemiliānus, 1) Cajus Julius, röm. Kaiser 253 n. Chr., von Geburt ein Mauretanier, ward, im Kriegsdienst in die Höhe gekommen, von den Soldaten zum Kaiser ausgerufen, aber nach 4 Monaten ermordet. Münzen zeigen sein Bildnis mit den Attributen des Herkules und des Mars ultor.

2) Einer der sogen. 30 Tyrannen zur Zeit des Kaisers Gallienus (259—268 n. Chr.), erhob sich in Aegypten, wurde aber auf Gallienus' Befehl im Kerker erdrosselt.

Aemilius Paullus, 1) Lucius, röm. Feldherr, Konsul 219 und 216 v. Chr., triumphirte über die Illyrier, kämpfte dann mit dem Konsul Terentius Varro gegen Hannibal und fiel 216 in der wider seinen Willen begonnenen unglücklichen Schlacht bei Cannä. Sein Sohn — 2) L., mit dem Beinamen Macedonicus, war Konsul 182 und 168 v. Chr., schlug den makedon. König Perseus in der Schlacht bei Pydna (168) und brachte eine so reiche Beute in den Staatsschatz, daß seitdem die regelmäßige Steuer der Bürger aufhörte. Ein Sohn des A. wurde von dem Sohne des Scipio Africanus adoptirt und nachmals als Scipio Africanus der Jüngere berühmt. Vgl. Gerlach, Perseus von Makedonien und L. A. P. (Basel, 1857).

Aemuliren (lat.), wett-, nacheifern; Aemulation, Wett-, Nacheifer.

Aeneas, 1) ein berühmter Troerheld, Anchises' und der Aphrodite Sohn, der seinem Verwandten Priamos seine Dardaner zuführte, ob seiner Frömmigkeit, Weisheit und Tapferkeit hochgeehrt. Gleich einem Löwen umkreist er schützend den gefallenen Pandareus. Der tapfere Idomeneus erbebt vor ihm. Von Diomedes mit schwerem Feldstein an der Hüfte getroffen, sinkt er; vergebens schirmt ihn Aphrodite, auch sie wird verwundet; aber Apollon trägt ihn in seinen Tempel auf Pergamos und pflegt ihn. Dem Kampfe mit Achilleus entreißt ihn Poseidon, denn der fromme Held und sein Geschlecht soll nach dem Untergange des den Göttern verhaßten Priamos und dessen Hauses über Troja herrschen. So weit Homer. Virgil in seinem Nationalepos und andere führen den Mythus weiter aus. Als A. Troja verloren sieht, übergibt er die Hausgötter seinem Vater Anchises und verläßt, diesen auf dem Rücken tragend, sein Söhnlein Askanios führend, die brennende Stadt; sein Weib Kreüsa verliert er. Im Gebirge sammelt er die Flüchtlinge, bemannt mit ihnen 20 Schiffe und segelt von Antandros ab, zuerst nach Thrakien, wo er Aenos und Aenea gründet, dann nach Delos und Kreta. Dort will er sich niederlassen, aber die Pest verjagt ihn. Bei Actium feiert er dem Apollon Spiele, in Epiros begegnet er dem Priamiden Helenos, der ihm seine ferneren Schicksale weißagt. Dessen Warnungen folgend, meidet er glücklich die Skylla und Charybdis und landet in Sicilien am Vorgebirge Drepanum, wo sein Vater stirbt. Von Aeolos auf Befehl der feindlichen Juno durch Sturm nach Karthago verschlagen, wird er von Dido freundlich aufgenommen und gewinnt deren Liebe. Aber Jupiter gebietet ihm, heimlich zu entfliehen: die Getäuschte gibt sich den Tod. A. gelangt darauf nach Sicilien zu Akestes, der gleichfalls aus Troja stammt, und feiert dort den Manen seines Vaters zu Ehren Spiele. Nun läßt A. die Frauen, die schon durch Anzünden der Schiffe ihre Abneigung gegen die Weiterfahrt verrathen, und die Greise in dem von ihm erbauten Akesta zurück und wendet sich nach Italien. Bei Cumä führt ihn die Sibylle in die Unterwelt; bei Cajeta, wo er seine Amme beerdigt, vorbei segelt er in den Tiber ein und landet am östlichen Ufer im Laurentinischen. Der König Latinus bietet ihm seine Tochter Lavinia zur Gemahlin, aber deren Mutter widerstrebt auf Anstiften der Juno und reizt den Turnus, den sie zu ihrem Eidam bestimmt hat, zum Kampfe wider die Fremdlinge. A. findet Zuflucht bei Evander am palatinischen Berge, und ausgerüstet mit herrlichen Waffen, die ihm Vulkan auf Bitten der Venus ge-

schmiedet, erlegt er, unter den Mauern von Lavinium, am Flusse Numicus den Nebenbuhler und den Etrusker Mezentius. Nach Ovid verschwand A. in dieser Schlacht, man wußte nicht wie, und wurde nachher in einem Haine und Tempel an jenem Flusse als Stammgott (Jupiter Indiges) verehrt. Sein Sohn von der Lavinia, A. Sylvius, wurde Stammvater der Könige von Alba longa, und sein älterer Sohn Ascanius der Erbauer von Alba longa. So war A. Sylvius der Ahn des ersten Königs, wie Ascanius der des julischen Geschlechts und dadurch des ersten röm. Kaisers. Historisch ist in dieser Sage nur die Wanderung vertriebener Teukrer nach dem W., nach Sicilien und Italien. Nicht zu übersehen ist zum Verständnis der Sagenbildung, daß A. nebst seiner ganzen Verwandtschaft und Gefolgschaft durch ihre Namen auf Gewässer der asiatischen Heimat hinweisen.

2) A., der Taktiker, wahrscheinlich Eine Person mit A. Stymphalius, dem Feldherrn der Arkadier in der Schlacht bei Mantinea 361 v. Chr., einer der ältesten Kriegsschriftsteller. Von dem vollständigen System der Kriegskunst seiner Zeit, welches er entwarf (betitelt »Hypomnemata«), hat sich, außer wenigen Fragmenten von den andern, nur das eine Buch »Von der Belagerungskunst« erhalten, eine für die Kenntnis der älteren Kriegskunst u. in historischer Hinsicht sehr wichtige Schrift. Ausgaben lieferten Casaubonus und Gronov (mit Polybius) mit dem Kommentar des Casaubonus Orelli (Leipz. 1818); eine kritisch berichtigte mit deutscher Uebersetzung Köchly u. Rüstow in der Sammlung der »Griech. Kriegsschriftsteller«, 1. Bd. (Leipz. 1853).

Aeneasratte (Didelphys dorsigĕra *L.*), Säugethierart aus der Beutelthiergattung Beutelratte, etwas kleiner als unsere Hausratte, welcher sie im übrigen ähnlich ist, mit ziemlich kurzen Beinen, einem den übrigen Zehen entgegengesetzten nagellosen Daumen an den Hinterfüßen, unvollständigem Beutel und langem, nur an der Wurzel behaartem Schwanz, an welchen sich die Jungen klammern, wenn die Mutter sie auf dem Rücken trägt. Von diesem Tragen der Jungen hat das Thier den Namen. Es lebt in Surinam auf Bäumen, sein Fleisch ist genießbar.

Aenĕas Sylvius, 1) Sohn des Aeneas (s. d. 1); 2) A. S. Bartholomäus Piccolomini, Papst, s. Pius.

Aenesidēmos, skept. Philosoph, aus Gnossos auf der Insel Kreta gebürtig, hatte den alexandrin. Skeptiker Herakleides zum Lehrer und lehrte zu Alexandria in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts vor oder um den Anfang des ersten Jahrhunderts n. Chr. Er suchte die absolute, in der Natur der Dinge selbst begründete Unmöglichkeit, etwas mit Sicherheit zu erkennen, darzuthun. Von der ins einzelne gehenden Durchführung seiner Ansichten ist uns indessen nur einiges bekannt, die Darstellung des Ungewissen und des Streites der Empfindungen unter einander, sowie die Zweifel gegen die Erkenntnis von dem ursachlichen Verhältnisse der Dinge. Für den Skepticismus beginnt mit A. eine neue Periode, indem sowohl durch diesen Philosophen selbst, wie auch durch seine zahlreichen Schüler und Nachfolger jene philosophische Denkweise weiter ausgebildet und verbreitet wurde. Des A. Schriften sind sämmtlich verloren gegangen. G. E. Schulze gab unter dem Titel »A.« eine Schrift heraus (Helmst. 1792), worin er Kants Kritik vom Standpunkte des Skepticismus aus bekämpfte.

Aeolier, einer der vier Hauptstämme des griech. Volks, der seinen Ursprung von Aeolos ableitete und ursprünglich wohl im südwestlichen Thessalien (Aeolis) ansässig war, von wo er sich über Mittelgriechenland und einige Theile des Peloponnes verbreitete. Zum äolischen Stamme pflegen die Böotier (?), Aetolier, Akarnanier, Phokier und Lokrer gerechnet zu werden. Stärker als in der Heimat waren die A. auf einigen Inseln des Aegeischen Meeres, namentlich auf Lesbos und an der Küste von Kleinasien vertreten. Hier an dem üppigen Gestade zwischen dem Kaikos und dem Hermos, auf einem Raume von 53 Kilom. Länge und ebensoviel Kilom. Breite, erhoben sich 30 äolische Städte, von denen 11 als die bedeutendsten genannt werden: Kyme (Cumä), Larissa, Neonteichos, Killa, Notion, Aegirussa, Pitane, Aegä, Myrina, Grynia, Temnos. Sie hatten unter einander ein Schutzbündnis geschlossen, zu welchem eine Zeitlang auch das mächtige Smyrna gehörte, welches später dem ionischen Bunde beitrat. Die einzelnen Städte standen anfangs, wie die des Stammlandes, unter Königen, später unter einer republikan. oder vielmehr aristokrat. Verfassung. Bis auf Krösos' Zeit waren die A. frei, unter diesem mußten sie Lydiens, darauf Persiens Oberhoheit anerkennen. Der große Kampf der Hellenen gegen Darius und seine Nachfolger gab ihnen selbständige Existenz zurück, aber der Friede des Antalkidas (387) brachte sie von neuem unter persische Herrschaft. Nach Alexanders d. Gr. Tode kamen sie unter syrische Gewalt. Die Römer gestatteten ihnen nach dem Sturze der syrischen Macht eine scheinbare Unabhängigkeit, bis Sulla Aeolien, weil es mit Mithridates verbündet gewesen, zur röm. Provinz Asien schlug.

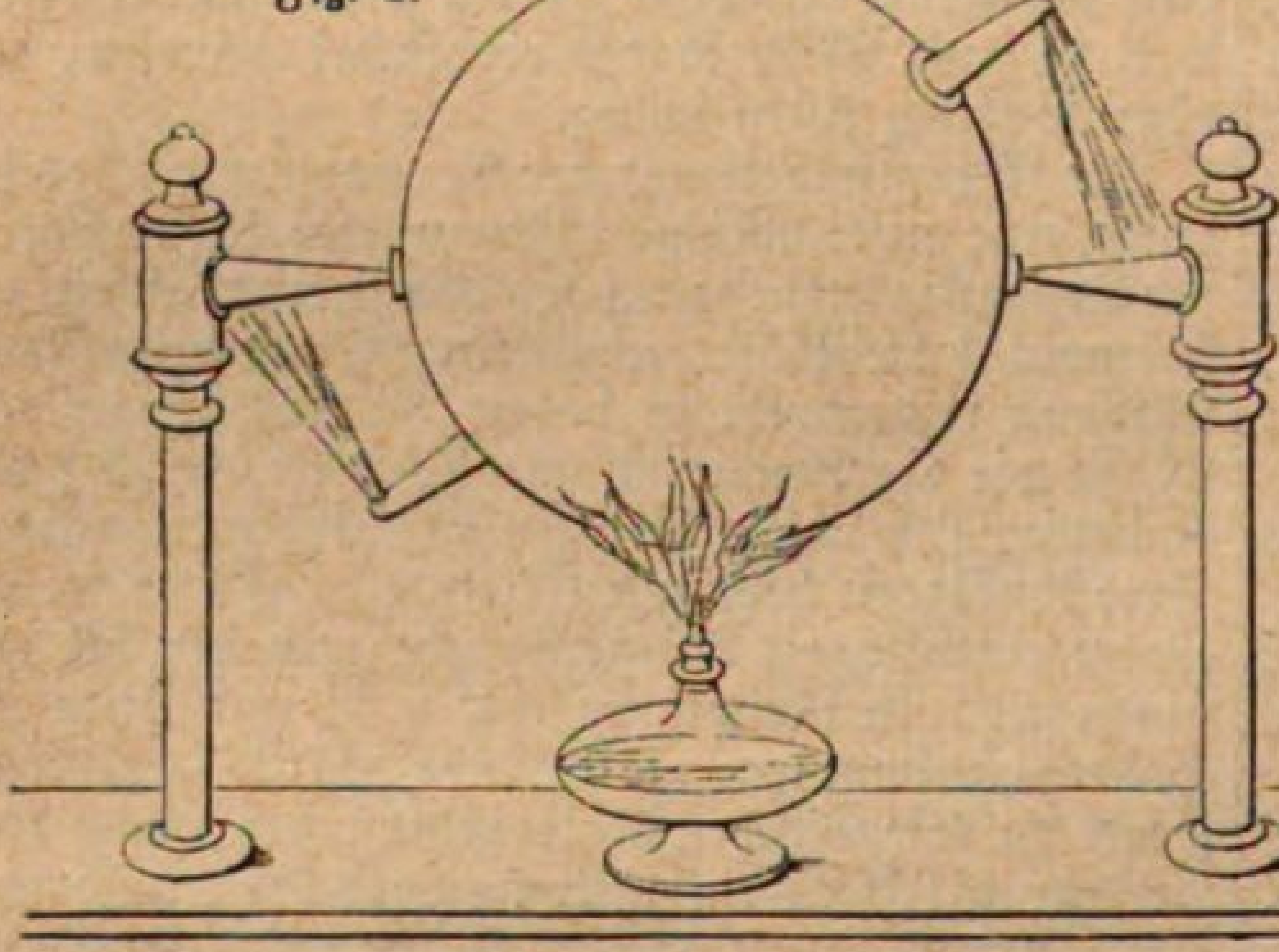
Die Gesammtbildung der A. war, wie alles bezeugt, eine mittelmäßige. Ihr unstetes Wesen scheint der Seßhaftigkeit u. damit der Pflege einer allseitig u. harmonisch die Kräfte entwickelnden, echt hellenischen Bildung widerstrebt zu haben, so daß sie, in dem Maße wie die Bruderstämme sich diese Vorzüge aneigneten, sich neben ihnen nicht mehr in staatlicher Selbständigkeit behaupten konnten. Es fehlte an einem eigentlichen Bürgerstande, und der bei wenigen gehäufte Reichthum traf nicht mit Sinn für Höheres zusammen. Die Nähe des Meeres lockte weder zu kriegerischen Unternehmungen, noch zum Verkehr mit Fremden, u. Kyme ward bei den übrigen Hellenen zum Spott, weil es seinen herrlichen Hafen nicht benutzte; ja um Solons Zeit wurden die meisten äolischen Küstenstädte Kolonien des ionischen Milet. Unerlaubte Männer- und Knabenliebe, buhlerische Ungebundenheit der schönen Frauen (namentlich in Lesbos) schändeten die äolische Geselligkeit. Der äolische Dialekt, ein Zweig des dorischen, blieb bei dem niedrigen Grade der Bildung unter Arkadiern, Eleern und Eretriern arm und mißtönend, während er sich bei den Böotiern als völliger Provinzialismus in ungeschliffenen Klängen und Formationen bei einer mäßigen Wörterzahl breit u. naiv zerdehnte u. auf Lesbos auf einige Zeit sogar zu einer besonderen lyrischen Schriftsprache veredelt wurde, welche jedoch selbst in den dichterischen Trümmern ihren üppigen Ungestüm und ihre Beschränktheit an Begriffen nicht verleugnet. Daß der Lippenhauchlaut (w) bei ihnen mehr erhalten blieb (Digamma aeoli-

cum, vielfach noch in den homerischen Liedern aus dem Rhythmus erschlossen), sowie daß sie, mit Ausnahme der böotischen Mundart, den Dual aufgaben, hat wohl Anlaß gegeben, früherhin, da man das Latein als dem Griechischen entstammt ansah, diese Sprache aus dem Aeolischen abzuleiten. Erklärlich ist nach obigem, daß die äolische **Literatur** keinen Reichthum bietet. Am meisten treten noch die **Lesbier** hervor. Unter ihnen behandelten Sappho, Alkäos und die selten genannte Erinna den mannigfaltigen Ausdruck jener subjektiven melischen Poesie, welche einen Blick in die wechselnden Ereignisse des lesbischen Privatlebens und die Leidenschaftlichkeit der gedrängten Männer- und Frauengruppen gestattet, hingegen an religiösen Glauben und Gemeinwesen nur oberflächlich erinnert. Von ihnen ist der rohe Dialekt der Lesbier zum ersten Male schriftmäßig gestaltet und bereichert worden, ohne daß jedoch die von ihnen bewirkte Sprachbildung trotz der glatten und anmuthigen Aeußerlichkeit Dauer und sonderlichen Einfluß auf die Poesie erlangte. Nur metrisch bezeichnen die A. eine Epoche (vgl. Sapphischer Vers, Alkäischer Vers).

Aeoline, s. v. w. Aeolodion.

Aeolipile (Aeoli pila, Aeolusball). Unter diesem Namen wurde schon von Heron von Alexandria in seiner Schrift »Pneumatica« oder »Spiritualia« um 120 v. Chr. ein Apparat beschrieben, welcher in der Geschichte der Dampfmaschine eine nicht unwichtige Rolle spielt, in sofern er als der älteste Versuch angesehen werden muß, die Kraft des Dampfes zur Erzielung einer kontinuirlichen und noch dazu — was für die Praxis bis heute ein ungelöstes Problem geblieben ist — einer direkt rotirenden Bewegung anzuwenden. Diese A. (Fig. 1) war

Fig. 1.

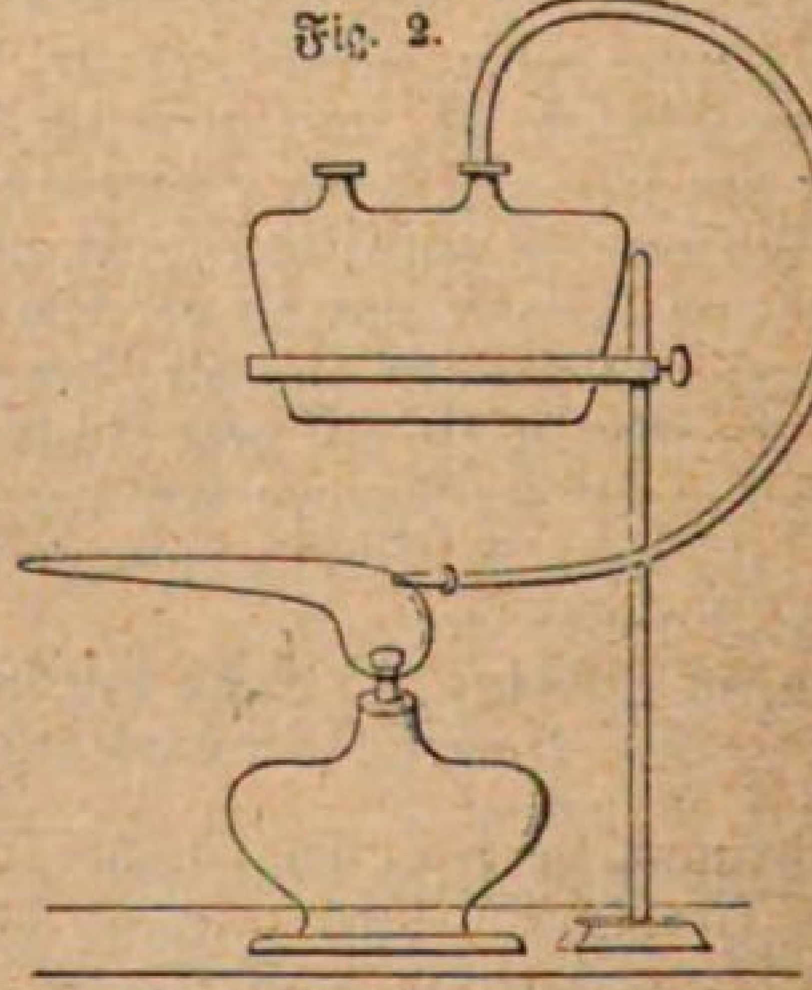


Aeolipile, älterer Apparat.

eine hohle Metallkugel, die sich zwischen zwei Zapfen drehen konnte und eine oder mehrere diametral auslaufende Röhren hatte. Die Röhren waren an ihren Enden verschlossen, aber nahe denselben mit einer Seitenöffnung versehen, deren Axe horizontal gerichtet war und deren Ebene mit der Umdrehungsaxe des Apparats zusammenfiel. Wurde diese Kugel, theilweise mit Wasser gefüllt, über ein Feuer gebracht, so bewirkte die Reaktion des mit Heftigkeit aus den Seitenöffnungen horizontal ausströmenden Dampfes, daß sie mehr oder minder geschwind, je nach der Spannung und Quantität des Dampfes, sich drehte. Die A. befand sich in jedem Kabinet der älteren Physiker und dient noch gegenwärtig als einfachster und unfehlbarer Apparat zur Demonstrirung der durch die Kraft des Dampfes zu erzielenden Bewegung. Die horizontale Drehung kann durch einige Zahnräder sehr leicht in die vertikale umgesetzt und auf ein paar Räder übertragen werden, auf welchen das Gerüste der verschiedenen Theile ruht. Man erhält dadurch eine höchst einfach konstruirte Lokomotive, die sich mit ziemlicher Geschwindigkeit bewegt. Im Princip stimmt die A. mit den Reaktionswasserrädern (s. Turbine) überein, ist jedoch kein für die praktische Anwendung geeigneter Apparat. Da sie nämlich zugleich selbst Dampfkessel ist, so würde sie zu schwerfällig, wenn sie einigermaßen beträchtliche Quantitäten Wasser enthalten sollte, auch wäre das Speisen mit frischem Wasser mühsam. Ganz abgesehen davon, läßt sich die Dampfkraft jedoch nur zum geringsten Theile ausbeuten, wenn sie durch Reaktion wirkt. Ein Körper nimmt die lebendige Kraft einer ausströmenden Flüssigkeit nur dann vollständig durch Reaktion auf, wenn er sich in entgegengesetzter Richtung mit gleicher Geschwindigkeit bewegt, so daß also dadurch die wirkliche Geschwindigkeit der Flüssigkeit gleich Null wird. Nun ist aber die Geschwindigkeit, mit der der Dampf aus einem Kessel in die freie Luft entströmt, eine ganz ausnehmend große, und kein Bewegungsmechanismus würde auch nur annähernd dieselbe erreichen können. Daher kommt es, daß der aus der Reaktionsröhre der A. strömende Dampf noch den größten Theil seiner lebendigen Kraft besitzt; an eine durch Expansionswirkung gewonnene Mehrleistung des Dampfes läßt sich dabei gar nicht denken.

A. heißt auch eine Gebläse- oder Löthrohrlampe, bei welcher ausströmender Spiritusdampf eine lange und heiße Flamme gibt. Dieser Apparat

Fig. 2.



Aeolipile, Löthrohrlampe.

(Fig. 2) besteht aus einer gewöhnlichen Spirituslampe mit massivem Docht, über welcher auf einem einfachen Gestell ein metallenes Gefäß angebracht ist. Ein Metallrohr geht von der oberen Wandung dieses sonst allseitig geschlossenen Gefäßes aus und biegt sich so nach der Flamme hin, daß es dieselbe in horizontaler Richtung trifft. Füllt man nun etwas Spiritus in das Gefäß und zündet die Lampe an, so wird der erzeugte Spiritusdampf alsbald mit großer Heftigkeit ausströmen und einen großen horizontalen Flammenkegel geben, in welchem Glas schnell erweicht und Schmelzungen, Glühungen etc. leicht ausgeführt werden können.

Aeolische Inseln, s. v. w. Liparische Inseln.

Aeolischer Vers, antiker Vers, dessen erste Hälfte

aus einem Jambus (oder Spondäus) und einem Anapäst, die zweite aus denselben Versfüßen, nur in umgekehrter Reihenfolge, d. h. aus einem Daktylus und einem Trochäus (oder Spondäus) besteht: ⏓⏑⏑– | –⏑⏑–⏓ (z. B. Ostelliferi conditor orbis).

Aeolodion (Aeolodikon, griech.), ein dem Klange nach der Orgel ähnliches Tasteninstrument, dessen Töne, statt durch Pfeifen, durch freistehende Metallfedern, welche ein durch die Füße zu bewegender Blasebalg in Schwingungen versetzt, hervorgebracht werden. Es wurde 1800 von dem Thürmer Eschenbach in Hamburg erfunden und erfuhr später von anderen (namentlich durch F. Sturm in Suhl um 1832) wesentliche Verbesserungen. Sturms Instrument hat 6 Oktaven Umfang; Körper und Mechanik sind ganz von Metall. Gegenwärtig ist das A. durch die vervollkommnete Physharmonika ziemlich verdrängt. — Ein dem A. ganz gleiches Instrument ist das Aeolklavier, nur daß bei diesem die Töne durch Stäbchen von Holz hervorgebracht werden.

Aeolos, einer der mythischen Stammväter der Griechen, Sohn des Hellen, Enkel des Deukalion, Bruder des Doros und Xuthos, Gemahl der Enarete, mit der er 7 Söhne, die Gründer äolischer Städte in Thessalien (s. Aeolier), und 5 Töchter zeugte. Der Name des A. selbst ist durch Verwirrung in den Genealogien zu einem ziemlich unbestimmten geworden und vielfach in Mythen verflochten. Nach Diodor sandte A. II., Urenkel von A. I., seine gefallene Tochter nach Metapont; Streit und Todschlag ließen die hier geborenen Zwillinge (»Söhne des Poseidon«) nicht bleiben. A. III. floh nach den Aeolischen Inseln; er war fromm, gerecht und gastfrei, lehrte Segel gebrauchen und Winde aus dem Feuer vorhersagen. Auch bei Homer ist A. Beherrscher der Aeolischen Inseln. Dieser A. ist des Hippotes Sohn, den Göttern befreundet und von Zeus zum Schaffner der Winde bestellt. Freundlich nimmt er Odysseus auf und gibt ihm zur Fahrt günstigen Westwind und einen Zauberschlauch, worin die übrigen Winde verschlossen sind. Da aber des Odysseus Gefährten den Schlauch, worin sie Schätze zu finden hoffen, öffnen, so wird das Schiff von den entfesselten Winden wieder zur Aeolischen Insel zurückgetrieben, von wo A. die mit der Götter Haß Belasteten verjagt. Nach Virgil wohnt A. auf Lipara oder Strongyle als König der Winde, die er in einer Berghöhle verschlossen hält, während er selbst, das Scepter führend, auf hoher Burg thront. Bei späteren Dichtern wurde er mehr und mehr zum Gotte, als solcher auch wohl von den Künstlern dargestellt, wiewohl sich kein Bild von ihm erhalten hat.

Aeolsharfe (Windharfe), ein Saiteninstrument, dessen Saiten nicht durch die Hand eines Künstlers zum Ertönen gebracht werden, sondern von selbst ansprechen, indem dasselbe den Einwirkungen eines natürlichen Luftstroms ausgesetzt wird. Die Konstruktion des Instrumentes ist sehr einfach. Ein viereckiger Kasten von dünnen, trockenen, tannenen Bretern, etwa 1—2 Meter lang, 20—35 Centim. breit und 8—16 Centim. tief, auf der einen Fläche mit einer dünnen Resonanzdecke verschlossen, auf der entgegengesetzten entweder offen oder auch mit einem Boden versehen, dient als Resonanzkörper. Ueber die Resonanzplatte sind auf 2, etwa 1 Centim. hohen, an den schmalen Enden des Körpers einander gegenüberstehenden Stegen 8, 10 oder 12 Darmsaiten gespannt, an dem einen Ende mittels Schlingen an Stifte eingehängt, am andern um Stimmnägel geschlungen. Die Saiten dürfen nicht zu stark angespannt werden und müssen alle im Einklang gestimmt sein. Soll das Instrument erklingen, so stellt man es an einem der Zugluft ausgesetzten Ort, z. B. in einem halb geöffneten Fenster, der Länge nach senkrecht, und zwar in der Weise auf, daß der Luftstrom in schräger Richtung auf den Resonanzboden und die Saiten trifft. Infolge davon fangen die Saiten zuerst im Unisono an zu tönen, mit anwachsender Stärke desselben aber zerlegen sie sich in ihre für sich schwingenden Unterabtheilungen, und im angenehmsten Wechsel entwickeln sich harmonische Zusammenklänge und in der diatonischen Tonleiter auf- und absteigende Tonfolgen, welche der Wirkung nach dem sanften Anschwellen und allmählichen Wiedererlöschen entfernter Chöre gleichen. Der Umfang der sich entwickelnden Tonreihe umfaßt (nach Dalberg) 6 volle Oktaven. Die A., nach ihrer gegenwärtigen Form und Einrichtung, soll vom Jesuitenpater Athan. Kircher (gest. 1680) herrühren, der in seiner »Phonurgia nova« davon handelt. Die Erfindung gerieth aber bald wieder in Vergessenheit und trat erst im 18. Jahrh. durch den brit. Dichter Pope wieder ins Leben.

Aeolusball, s. v. w. Aeolipile.

Aeon, griech. Wort, welches eigentlich Zeitraum, Welt-, Menschenalter, auch wohl Ewigkeit bedeutet, in einem besonderen Sinne aber von den Gnostikern (s. d.) gebraucht wurde. Bei diesen sind die Aeonen göttliche Kräfte, die vor dem Anfang der Zeiten von Gott ausgeströmt (emanirt, s. Emanation) sind und als selbständige Geister Existenz, an dem ewigen Sein Gottes aber Antheil haben und den verschiedenen Weltaltern oder Weltordnungen vorstehen. Daher Aeonenlehre, die gnostische Lehre von der Emanation der Aeonen aus Gott.

Aepfelsäure (Vogelbeersäure), $C_4H_6O_5$, sehr verbreitete Pflanzensäure, findet sich (häufig neben Weinsäure und Citronensäure) in Aepfeln, Vogelbeeren, Kirschen, Pflaumen, Ananas, Erd- und Heidelbeeren, Berberitzen, Tamarinden, im Tabak, Lattich, in den Rhabarberblattstielen ꝛc. Man bereitet die A. aus unreifen Vogelbeeren, indem man deren Saft nicht vollständig mit Kalkmilch neutralisirt, dann kocht, den ausgeschiedenen neutralen äpfelsauren Kalk in heißer verdünnter Salpetersäure löst, den beim Erkalten krystallisirenden sauren apfelsauren Kalk mit Bleizucker und das gebildete apfelsaure Blei mit Schwefelwasserstoff zersetzt. Die vom Schwefelblei abfiltrirte Lösung gibt beim Verdampfen farb- und geruchlose Krystalle, welche stark sauer schmecken, an der Luft zerfließen, in Wasser und Alkohol sich leicht lösen, beim Erhitzen Fumar- und Maleïnsäure ($C_4H_4O_4$), bei Behandlung mit Salpetersäure Oxalsäure und in Berührung mit faulenden Körpern Bernsteinsäure, Essigsäure, Buttersäure und Kohlensäure geben. Die A. zersetzt die kohlensauren Salze und bildet neutrale und saure Salze. Dieselben sind meist in Wasser löslich. Das Eisensalz findet sich im officinellen Extractum ferri pomatum, welches durch Digeriren saurer Aepfel mit Eisendrehspänen bereitet wird.

Aepiornys maximus *Geoffr.*, riesenhafter Vogel Madagaskars (der »Rok« der oriental. Märchen?), welcher nach aufgefundenen Knochen der Geiergat-

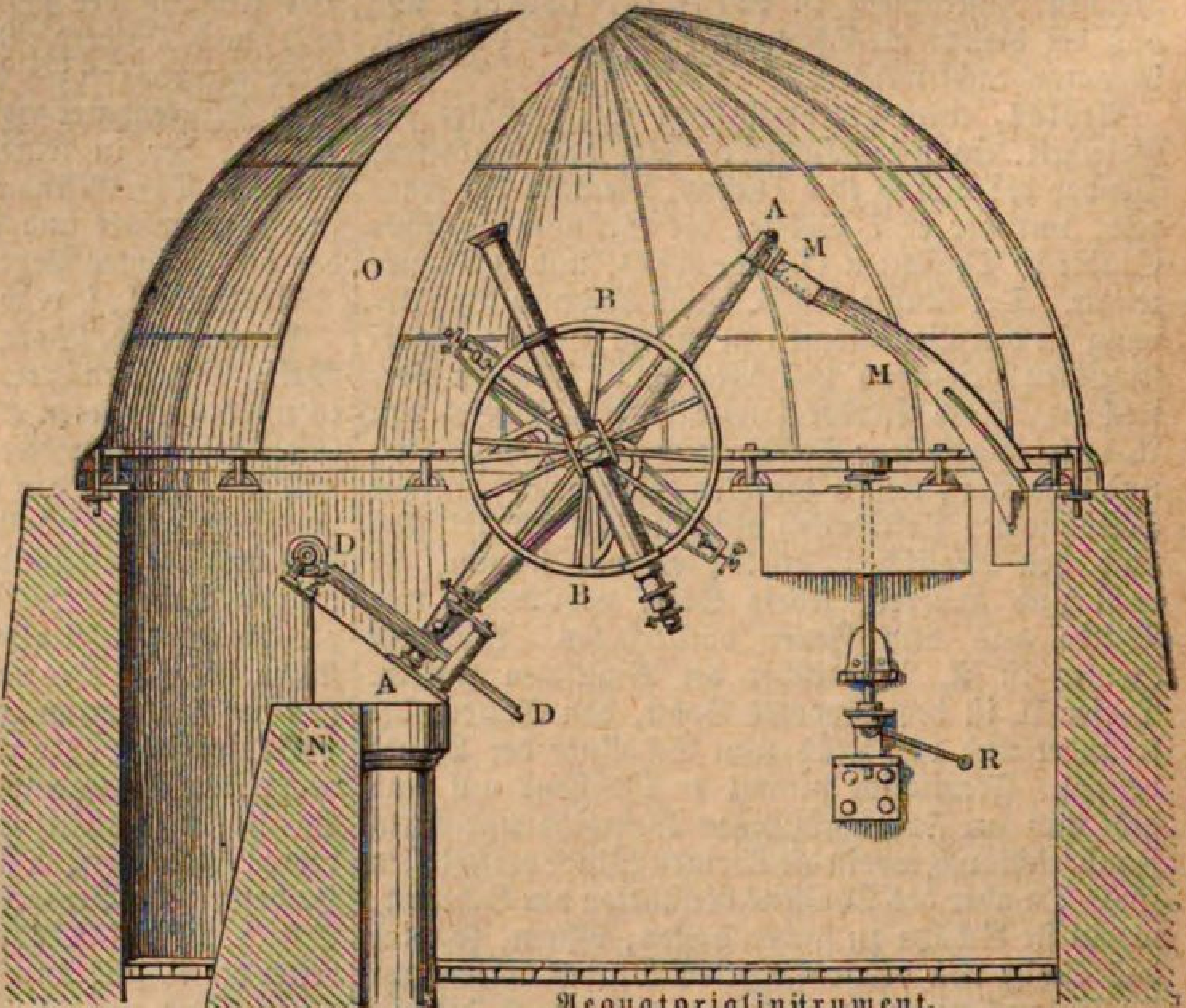
tung Sarcoramphus angehört, viermal so groß als ein Kondor ist und vielleicht im Innern der Insel noch lebend vorkommt. Seine Eier haben 94 Centim. Umfang und fassen 10½ Liter.

Aequa lance (lat.), »mit gleicher Wagschale«, d. i. unparteiisch.

Aequalitas non parit bellum, lat. Sprichwort: »Gleichheit (der Gesinnung) führt nicht zum Kriege«, unser: Gleich bei Gleich macht langen Frieden.

Aequātor (v. lat. aequare, gleichmachen, deutsch Gleicher), diejenige Linie auf der Oberfläche eines Rotationskörpers, welche von den beiden Umdrehungspolen überall gleich weit entfernt ist. Der Erdäquator steht von den beiden Erdpolen um 90° ab und sein Umfang beträgt 5400 geograph. Meilen, der Durchmesser desselben also 1718,87 Meilen. Man theilt den Ae. wie jeden Kreis in 360°, die man von einem beliebigen Anfangspunkte rund herum gegen Osten zählt. Ein Grad des Erdäquators beträgt 15 geograph. Meilen. Senkrecht durchschnitten wird der Erdäquator von den geograph. Längengraden, während mit ihm parallel diejenigen Kreise gezogen werden, welche die geograph. Breite der Orte auf der Erdoberfläche bestimmen. Man beginnt die Zählung der Breitengrade mit dem Ae., so daß dieser also Null Grad Breite hat. Der Ae. theilt die Erdoberfläche in zwei gleiche Hälften oder Hemisphären, die nördliche und die südliche, daher sein Name »Gleicher«, in der Schiffersprache »Linie«. — Der Himmelsäquator steht von den Himmelspolen überall um 90 Grad ab; er schneidet den Horizont im Ost- und Westpunkte. Ein Bewohner des Erdäquators hat den Himmelsäquator durch seinen Scheitel gehend; für einen Bewohner nördlich vom Erdäquator befindet sich der Himmelsäquator um so viele Grade südlich von seinem Scheitelpunkte, als die geograph. Breite seines Wohnortes beträgt. Der Himmelsäquator befindet sich für alle Orte zur Hälfte über und zur Hälfte unter dem Horizonte, so daß also alle Gestirne, welche im Himmelsäquator stehen, 12 Stunden sichtbar und 12 Stunden unsichtbar sind. Wenn die Sonne im Himmelsäquator steht (21. März und 23. Sept.), sind daher Tag und Nacht an Länge gleich. Vgl. Aequinoktium. — Der magnetische Ae. ist diejenige krumme Linie der Erdoberfläche, auf welcher die magnetische Neigungsnadel vollkommen wagrecht steht. Nördlich vom magnet. Ae. ist das Nordende der Neigungsnadel gegen den Boden gerichtet, südlich davon das Südende. Der magnet. Ae. ist kein Kreis, sondern eine krumme Linie, welche den Erdäquator im Meerbusen von Guinea und mitten im Großen Ocean durchschneidet und die Südspitze von Arabien und Indien, sowie die Südgrenze von Brasilien trifft. Während aber der Erdäquator eine feste, unverrückbare Lage besitzt, verändert der magnet. Ae. Gestalt und Lage langsam, ohne daß es jedoch bis jetzt gelungen wäre, die Ursache dieser Veränderungen und die Gesetze, nach denen sie erfolgen, zu erkennen. — Wärmeäquator wird die Linie genannt, welche die Punkte größter mittlerer Wärme auf der Erde mit einander verbindet. Streng genommen existirt kein zusammenhängender Wärmeäquator, sondern nur eine verschieden breite Zone, innerhalb welcher die größten Jahrestemperaturen vorkommen. Diese Zone liegt meist nördlich vom Erdäquator und weist eine Durchschnittswärme von 21—22° R. auf. Der Grund, weshalb der Wärmeäquator kein Kreis, sondern eine unregelmäßig gestaltete Zone ist, muß in der verschiedenen Erhebung und der ungleichen Vertheilung der Festländer und Meere gesucht werden.

Aequatoreal (Aequatorialinstrument), astronom. Instrument zur Bestimmung der geraden



Aequatorialinstrument.

Aufsteigung und der Abweichung der Gestirne. Es besteht aus einem Fernrohr, welches gleichzeitig um eine der Weltaxe parallele und um eine darauf senkrechte Axe drehbar ist. Die Größe der Drehungen wird auf zwei, in Grade, Minuten und Sekunden eingetheilten Kreisen gemessen. Man stellt das Ae. gewöhnlich an einem erhöhten Ort der Sternwarte auf; die Figur zeigt eine Anordnung, bei welcher die der Weltaxe parallele Umdrehungsaxe A A von einem steinernen Pfeiler N und einem eisernen Bügel M getragen wird. DD ist der verkürzt erscheinende Aequatorialkreis, BB der Deklinationskreis. Das halbkugelförmige Dach hat eine durch Klappen verschließbare Oeffnung O und ruht auf Rollen, so daß man es mit Hülfe der Kurbel R beliebig um seine vertikale Axe drehen kann. Die Messungen am Ae. sind bei weitem nicht so genau, wie die im Meridian am Passageinstrument und Meridiankreis gemachten. Meist gebraucht man es zu sogen. Differentialortsbestimmungen am Himmel und stellt zu diesem Zweck das Instrument zuerst scharf auf einen Stern ein, welcher sich in der

Nähe des zu bestimmenden befindet und dessen genauen Ort man bereits kennt, liest in dieser Stellung den Stand der Nonien auf den Kreisen ab, dreht dann das Instrument weiter, bis der zu bestimmende Stern genau eingestellt ist, und liest wieder ab. Aus den Differenzen ergeben sich dann ohne die sonst unvermeidlichen Fehler die gesuchten Daten. Sehr wesentliche Dienste leistet das A., indem es gestattet, einem Stern in seinem Laufe genau zu folgen. Ist der Stern eingestellt und der Deklinationskreis festgestellt, so daß sich die Neigung des Fernrohres gegen die Axe A nicht mehr ändern kann, so genügt eine durch ein Uhrwerk bewirkte Umdrehung um die Axe A, um das Gestirn beständig im Gesichtsfelde zu behalten. Endlich dient das A. zum Aufsuchen von Kometen, Planeten, Doppelsternen, Nebelflecken ꝛc. Die größten Fernrohre (Refraktoren) werden deshalb auch mit Stunden- und Deklinationskreisen versehen und als Aequatoreale aufgestellt (parallaktisch aufgestellte Fernrohre, Fernrohre mit parallaktischem Stativ).

Aequatorhöhe, der Winkel, welchen der Aequator mit dem Horizont bildet und der durch den zwischen dem Aequator und dem Horizont liegenden Bogen des Meridians gemessen wird. Aus der Polhöhe oder geograph. Breite eines Ortes findet man die A., wenn man erstere von 90° abzieht; denn A. und Polhöhe ergänzen sich zu 90°. London hat 51° 31′ geograph. Breite, woraus die A. 90°—51° 31′ = 38° 29′ sich ergibt. Umgekehrt ergibt sich aus der A. durch Subtraktion derselben von 90° die Polhöhe, für London: 90°—38° 29′ = 51° 31′.

Aequatorialzone, s. v. w. Aequinoktialzone.

Aequer (Aequi, Aequicŏlae), altital. Volk im latin. Berglande, den Sabinern stammverwandt, bekämpfte in Verbindung mit den Volskern über ein Jahrhundert die Römer und deren Verbündete, bis es durch Camillus (389 v. Chr.) gedemüthigt und im Samniterkriege (300) völlig unterworfen wurde. Im Gebiete der A. lagen Präneste und Tibur, sowie der Berg Algidus.

Aequilibrismus (v. lat. aequilibrium, Gleichgewicht), diejenige Freiheitstheorie, wonach Freiheit des menschlichen Handelns nur bei völligem Gleichgewicht der Bestimmungsgründe obwalten soll, weil nur, wo dieses stattfinde, die Seele weder auf die eine, noch auf die andere Seite stärker hingezogen werde und also nach völlig freier Wahl handeln könne. Der Determinismus wendete dagegen ein, daß die Seele alsdann zu gar keinem Entschlusse kommen und also auch keine Handlung erfolgen werde. Der A. wird in der bekannten Erzählung von Buridans Esel verspottet, welcher zwischen zwei gleich großen und gleich angenehm duftenden Heubündeln in der Mitte stehend verhungerte, weil kein Bestimmungsgrund die Wahl zwischen beiden entschied.

Aequilibrist (lat.), gymnast. Künstler, welcher bei den gewagtesten Stellungen und Bewegungen seinen Körper im Gleichgewicht zu erhalten versteht. In solchen äquilibristischen Künsten sollen besonders die Indier Unglaubliches leisten.

Aequinoktialkreis (Aequinoktiallinie), s. v. w. Aequator, da auf ihm die Aequinoktialpunkte liegen.

Aequinoktialpunkte, s. Aequinoktium.

Aequinoktialregen (Aequinoktialstürme), die gewaltigen, oft mit Gewittern und Stürmen verbundenen Regengüsse, welche zwischen den Wendekreisen um die Zeit der Frühlings- und Herbstnachtgleiche einzutreten pflegen.

Aequinoktialuhr, s. Sonnenuhr.

Aequinoktialzone (Aequatorialzone), die zwischen den Wendekreisen auf beiden Seiten des Aequators gelegene heiße Zone, wo Tag und Nacht das ganze Jahr hindurch fast gleich lang sind.

Aequinoktium (lat., »Nachtgleiche«), der Zeitpunkt, wo der Mittelpunkt der Sonne beim scheinbaren Umlaufe derselben um die Erde in den Aequator tritt. Da die Sonne nicht ein leuchtender Punkt ist, sondern ein Körper, welcher Ausdehnung hat, und ihre scheinbare Bewegung nicht unendlich schnell vor sich geht: so kann man annehmen, daß die Sonne fast einen ganzen Tag lang gerade über dem Aequator steht, und es läßt sich daher der Aequator selbst für diesen Tag als Tagbogen der Sonne betrachten. Dieser Tagbogen beträgt, wie auch der dazu gehörige Nachtbogen, 180°, es ist daher an jenem Tage die Sonne allenthalben 12 Stunden sichtbar und 12 Stunden unsichtbar, und es sind mithin Tag und Nacht von gleicher Länge. Es gibt aber zwei Aequinoktien, weil der Himmelsäquator von der Ekliptik oder Sonnenbahn im Laufe des Jahres zweimal durchschnitten wird, das erste Mal am 21. März (Frühlingsäquinoktium) und das andere Mal am 23. Sept. (Herbstäquinoktium). Die Punkte des Himmelsäquators, in denen dies geschieht, heißen die Aequinoktialpunkte. Der Punkt des Frühlingsäquinoktiums bildet insofern einen Hauptpunkt für alle astronom. Bestimmungen, als er bei Bestimmung der Lage der Himmelskörper als Anfangspunkt für die Länge und die gerade Aufsteigung dient. Beide Aequinoktialpunkte sind aber einer fortdauernden, wiewohl sehr langsamen Veränderung unterworfen, indem sie von O. nach W. fortrücken.

Aequipollenz (neulat., »Gleichgeltung«), wird in der Logik Sätzen beigelegt, welche einen und denselben Gedanken, nur unter verschiedener Form, ausdrücken. Logisch äquipollente Sätze sind z. B.: »Das Ganze ist größer als der Theil« und »Der Theil ist kleiner als das Ganze«; ferner: »Aristoteles war Alexanders Lehrer« und »Alexander war des Aristoteles Schüler«. Auch die Gleichungen der Mathematik gehören hierher. Aus der A. folgt, daß die Aussage des einen Satzes die Aussage des anderen immer mit einschließt, und daß also von der Wahrheit oder Falschheit des einen auf die Wahrheit oder Falschheit des anderen geschlossen werden kann. Im weitern Sinne werden alle Sätze äquipollent genannt, die gegenseitig aus einander folgen, auch wenn diese gegenseitige Abfolge nicht eine unmittelbare ist, sondern erst durch Zwischensätze dargethan wird. In dieser Bedeutung sind z. B. folgende Sätze äquipollent: »In dem Dreieck A ist das Quadrat einer Seite den Quadraten der beiden anderen Seiten gleich« und »Das Dreieck A ist rechtwinklig«.

Aequivalent (lat., »Wertherſatz«), der Werth oder die Summe, welche als Entschädigung für eine jemandem entzogene oder verschlechterte Sache oder einen aufgegebenen Anspruch bezahlt wird. In der Chemie ist A. Bezeichnung derjenigen Mengen chemisch ähnlicher Substanzen, welche nahezu denselben Effekt ausüben. Bergmann und Kirwan suchten zu Ende des vorigen Jahrhunderts diejenigen Mengen verschiedener Basen zu

ermitteln, welche sich mit einer bestimmten Menge irgend einer Säure verbinden, und umgekehrt bestimmte Bergmann, in welchen relativen Mengen ein Metall ein anderes aus den Lösungen seiner Salze ausfällt. In diesen Arbeiten haben wir die ersten Aequivalentbestimmungen zu erblicken, wenn auch der Name noch nicht genannt wurde. Als Dalton 1804 die atomistische Theorie aufstellte (s. Atom), wurde dieselbe zwar angenommen, aber man hielt die Methoden, nach welchen die Zahl der in einer chemischen Verbindung enthaltenen Atome festgestellt werden sollte, für unzuverlässig u. schenkte deshalb auch den Bestimmungen der relativen Gewichte der einzelnen Atome wenig Vertrauen. Man mochte sich deshalb für chemische Betrachtungen nicht der Atomgewichte bedienen, sondern zog die bisher schon bekannten »Verbindungs- oder Mischungsgewichte« vor, für welche Wollaston 1814 den Namen A. einführte. Nach ihm sind Aequivalente auch diejenigen relativen Mengen verschiedener Stoffe, die sich zu einfachen und bekannten Verbindungen vereinigen. Seitdem hat man alle drei Ausdrücke meist neben einander und für dieselben Begriffe gebraucht, und erst Laurent und Gerhardt lehrten seit 1846 die Begriffe Atom, Molekül und A. scharf von einander zu unterscheiden. Atom ist nach jetziger Anschauung das chemisch kleinste, also chemisch nicht weiter zerlegbare Theilchen von Materie, Molekül die kleinste, der freien Existenz fähige Menge von Substanz, und mit diesen Begriffen hat der Begriff vom A. direkt durchaus nichts gemein. Von Aequivalenz oder Gleichwerthigkeit kann nach der obigen Definition nur bei Körpern die Rede sein, die von irgend einem chemischen Gesichtspunkte aus in Bezug auf Wirkungswerth mit einander verglichen werden können. So sind Chlor, Brom u. Jod einander sehr ähnliche Körper, das Brom kann aber das Jod und das Chlor kann Brom und Jod aus ihren Verbindungen austreiben. Untersucht man die dabei stattfindenden Gewichtsverhältnisse, so zeigt sich, daß 127 Theile Jod ersetzt werden durch 80 Th. Brom oder 35,5 Th. Chlor. Diese Mengen sind einander äquivalent. Dieselben Gewichtsmengen verbinden sich aber auch mit 23 Th. Natrium oder 108 Th. Silber oder mit 1 Th. Wasserstoff und bilden mit letzterem die analogen Wasserstoffsäuren. Nun können in ähnlicher Weise 16 Th. Sauerstoff, 32 Th. Schwefel, 79,4 Th. Selen einander ersetzen, und diese Mengen, welche also einander äquivalent sind, verbinden sich mit 2 Th. Wasserstoff. Daraus ist zu folgern, daß z. B. 16 Th. Sauerstoff äquivalent sind mit $2 \times 35{,}5$ oder 71 Th. Chlor, und in der That treiben 71 Th. Chlor aus Kalk oder ähnlichen Metalloxyden 16 Th. Sauerstoff aus. Bei weiteren Untersuchungen würde man ferner finden, daß 14 Th. Stickstoff oder 31 Th. Phosphor äquivalent sind mit $3 \times 35{,}5$ oder 106,5 Th. Chlor oder 3 Th. Wasserstoff und daß 12 Th. Kohlenstoff äquivalent sind mit $4 \times 35{,}5$ oder 142 Th. Chlor oder mit 4 Th. Wasserstoff. Die genannten Zahlen stimmen nun aber überein mit den Atomgewichten, und es ergibt sich, daß vom Chlor, Brom, Jod, Wasserstoff stets 1 Atom äquivalent ist 1 Atom, ebenso vom Sauerstoff, Schwefel, Selen, Stickstoff und Phosphor ꝛc.; daß aber 1 Atom Sauerstoff, Schwefel oder Selen äquivalent ist 2 Atomen Chlor oder Wasserstoff, 1 Atom Stickstoff äquivalent 3 Atomen Chlor oder Wasserstoff und 1 Atom Kohlenstoff äquivalent 4 Atomen der letzteren. 1 Atom Chlor sättigt vollständig 1 Atom Wasserstoff, 1 Atom Sauerstoff sättigt deren 2, 1 Atom Stickstoff 3 und 1 Atom Kohlenstoff sättigt 4 Atome Wasserstoff, übt also denselben Effekt aus wie 1 Atom Chlor ꝛc.

Wie die Atome kann man auch die Moleküle mit einander hinsichtlich ihrer Aequivalenz vergleichen. Salpetersaures Silber wird durch Chlornatrium zersetzt, es entstehen salpetersaures Natron und Chlorsilber, und die Mengen der einzelnen Körper, welche hierbei zersetzt werden oder entstehen, sind mit einander äquivalent. Aus dem salpetersauren Silber wird eine äquivalente Menge Chlorsilber gefällt ꝛc. Meist spricht man aber in Bezug auf die Moleküle nur von der Aequivalenz der Säuren, Basen und Salze. Diejenigen relativen Mengen der verschiedenen Säuren oder Basen sind äquivalent, welche mit einer und derselben Menge einer bestimmten Base oder Säure bestimmte und vergleichbare Salze erzeugen. Da aus Säuren Salze durch Eintritt von Metall entstehen, so kann man auch diejenigen Mengen verschiedener Säuren für äquivalent ansehen, in welche bei der Bildung vergleichbarer Salze die gleichgroße Menge desselben Metalls eintritt, und dem entsprechend bei Basen diejenigen Mengen, in welchen äquivalente Mengen von Metall enthalten sind. Vergleicht man in solcher Weise die Moleküle hinsichtlich ihrer Aequivalenz, so findet man, daß 1 Mol. Chlorwasserstoffsäure äquivalent ist 1 Mol. Bromwasserstoff oder 1 Mol. Salpetersäure, ebenso 1 Mol. Schwefelsäure äquivalent 1 Mol. Oxalsäure oder Bernsteinsäure, aber 1 Mol. dieser letzteren äquivalent 2 Mol. Chlorwasserstoffsäure oder Salpetersäure. 1 Mol. Phosphorsäure ist äquivalent 3 Mol. Salpetersäure oder Chlorwasserstoffsäure.

Alle Aequivalenzbestimmungen hat man zur größeren Vereinfachung der chemischen Ausdrucksweise auf eine und dieselbe Einheit bezogen, und zwar auf den Wasserstoff. 1 Atom desselben ist die Einheit der Aequivalenz, ist Ein A. Diejenige Menge eines Elements bezeichnet man als 1 A., welche äquivalent ist mit 1 Atom Wasserstoff. 1 Atom Chlor, Brom, Jod repräsentirt also 1, 1 Atom Sauerstoff, Schwefel 2, 1 Atom Stickstoff 3, 1 Atom Kohlenstoff 4 Aequivalente; man nennt die Atome dem entsprechend monovalent, divalent, trivalent oder häufiger ein-, zwei-, drei-, vierwerthig und braucht diese Ausdrücke auch für die Radikale, d. h. für Atomgruppen, welche hinsichtlich ihres chemischen Verhaltens die Rolle von Atomen spielen. In ähnlicher Weise verfährt man nun auch bei den Molekülen, für deren Werthigkeit ebenfalls das Wasserstoffatom als Einheit dient. Säuremoleküle, welche durch Eintritt von nur 1 A. Metall in neutrale Salze verwandelt werden, repräsentiren 1 A., z. B. die Salpetersäure, während 1 Mol. Schwefelsäure 2, und 1 Mol. Phosphorsäure 3 Aequivalente repräsentiren. Dasselbe gilt für die Basen, und als 1 A. eines neutralen Salzes gilt diejenige Menge, welche 1 A. Säure entspricht, die also 1 A. irgend eines Metalls enthält. Wie die Atome nennt man auch die Säuren und Basen ein-, zwei-, dreiwerthig oder braucht häufiger für erstere die Ausdrücke ein-, zwei-, dreibasisch, für letztere ein-, zwei-, dreisäurig. So einfach diese Verhältnisse auch sind, so gibt es doch Fälle, in denen besondere Schwierigkeiten entstehen. 1 Mol. Phosphorsäure treibt aus Chlornatrium 1 Mol. Salzsäure (1 A.) aus, nimmt 1 Atom Natrium (1 A.) auf und bildet ein Salz.

Mithin ist 1 Mol. Phosphorsäure = 1 A. Andrerseits treibt 1 Mol. Phosphorsäure aus essigsaurem Natron 2 Mol. Essigsäure (2 Aequivalente) aus, nimmt 2 Atome Natrium (2 Aequivalente) auf und bildet gleichfalls ein Salz. Danach ist 1 Mol. Phosphorsäure = 2 Aequivalenten. Endlich verbindet sich 1 Mol. Phosphorsäure, wenn es auf Aetznatron wirkt, mit 3 Atomen Natrium (3 Aequivalenten) zu einem Salz, und nach dieser Reaktion ist also 1 Mol. Phosphorsäure = 3 Aequivalenten. Diesen Thatsachen gegenüber hat man den Grundsatz aufgestellt, daß bei Bestimmung der Aequivalenz mehrbasischer Säuren lediglich die normalen Salze zu berücksichtigen sind. Die Phosphorsäure ist danach dreibasisch. Derselbe Grundsatz gilt für die Bestimmung der Aequivalenz mehrsäuriger Basen. Eine andere Schwierigkeit zeigt sich bei manchen Metallen. Quecksilber bildet 2 Verbindungen mit Sauerstoff: Oxydul und Oxyd, und dem entsprechend 2 Reihen Salze. Nun fällen 65,2 Th. Zink aus dem salpetersauren Quecksilberoxyd 200, aus dem salpetersauren Quecksilberoxydul aber 400 Th. Quecksilber. Mit 71 Th. Chlor bilden 200 Th. Quecksilber das Quecksilberchlorid und 400 Th. Quecksilber das Chlorür. In den Verbindungen der Oxydreihe sind 100 Th., in denen der Oxydulreihe 200 Th. äquivalent mit 1 Atom Wasserstoff. Kupfer, Eisen, Zinn und andere Metalle zeigen ähnliche Verhältnisse, woraus sich also die Thatsache ergibt, daß gewisse Elemente in verschiedenen Verbindungen mit verschiedenen Aequivalenten auftreten können.

Aequivōken (v. lat. aequivŏcus, zweideutig), zweideutige, anstößige Redensarten. Im Meistergesang verstand man darunter die Reime gleichlautender oder auch gleichbedeutender Wörter.

Aër (lat. und griech.), Luft. Aëre et rore pastus, lat. Redensart: »Von Luft und Thau genährt«, Bezeichnung von Zärtlingen, welche nichts vertragen können.

Aera (lat., wohl nicht vom goth. jera, Jahr, sondern vom lat. aes, also ursprünglich Pluralform, später aber als Singularform gebraucht in der Bedeutung Grundzahl, Grundeinheit bei Rechnungen und Messungen), eigentlich der durch irgend ein merkwürdiges Ereignis bezeichnete Zeitpunkt, von welchem an man in der Chronologie die Jahre zählt; dann jede Zeitrechnung, bei welcher die Jahre von einem solchen Termine an fortgezählt werden. Man kann drei Arten von Zeitrechnungen unterscheiden, gelehrte, bürgerliche und kirchliche, welche zuweilen bei einem und demselben Volke zugleich in Gebrauche sind. Die ersteren werden ausschließlich von Gelehrten gebraucht und wechseln daher mannigfach, weshalb sie nur nebenbei Berücksichtigung finden können. In der heiligen Schrift finden sich nur vereinzelte Spuren einer eigentlichen A., wie sich die Völker des Alterthums überhaupt einer solchen nicht zu bedienen pflegten und z. B. die Römer, selbst als sie bereits eine feste A. hatten, nicht nach Jahren Roms rechneten, sondern das Jahr mit den Namen der in demselben regierenden Konsuln, später unter Hinzufügung der Regierungsjahre des Kaisers, bezeichneten. In den historischen und prophetischen Büchern des Alten Testaments finden sich erst in den später entstandenen Stücken fortlaufende Jahreszählungen von einem feststehenden Termine an. Im Pentateuch ist bis auf Jakob die Chronologie ganz mit der Genealogie verbunden. Nach Einführung des Königthums rechneten die Israeliten nach den Regierungsjahren der Könige und, nachdem sie unter fremdes Joch gekommen, nach denen der fremden Herrscher, z. B. der babylonischen und der persischen. Auch im Neuen Testamente findet sich an einigen Stellen eine ähnliche Zeitrechnung (Luk. 2, 1; Matth. 2, 1). Selten datirte man nach epochemachenden Nationalbegebenheiten, wie nach dem Auszuge aus Aegypten und nach dem Anfange des babylonischen Exils. Später nahmen die Juden als syrische Unterthanen die A. der Seleukiden an, die mit der Gründung des Seleukidenreichs durch Seleukos Nikator 312 v. Chr., wahrscheinlich mit dem Herbstäquinoktium dieses Jahres, beginnt. Sie erhielt eine weite Verbreitung und blieb bei den Juden, Arabern und Syrern noch lange nach Christi Geburt in Gebrauch. Die Juden, welche sich derselben unter der syrischen Herrschaft bei allen gerichtlichen Handlungen bedienen mußten (daher der Name aera contractuum, A. der Verträge), gewöhnten sich so sehr daran, daß selbst die später eingeführte, mit der Befreiung Jerusalems durch den Makkabäer Simon beginnende A. der Chasmonäer nicht recht in Aufnahme kam. Das erste Jahr Simons wird mit dem Jahre 170 der seleukidischen A. gleichgesetzt und entspräche demnach dem Jahre 143 v. Chr. Die Bücher der Makkabäer nennen die seleukidische A. die der griech. Herrschaft, weil das Reich der Seleukiden als Fortsetzung des griech.-makedon. Reichs Alexanders d. Gr. angesehen wurde, gebrauchen sie aber nicht in übereinstimmender Weise. Von den vorchristlichen Aeren nennen wir noch die philippische, auch die A. Alexanders oder die von Edessa genannt, die mit dem Todesjahre Alexanders d. Gr. oder der Thronbesteigung seines Nachfolgers Philippos Arrhidäos 12. Nov. 323 v. Chr. beginnt und vornehmlich bei den Aegyptern in Gebrauch war; die actische, nach der Schlacht bei Actium genannt, die mit der Eroberung Aegyptens durch Octavian 29. Aug. 30 v. Chr. beginnt, und die schon erwähnte röm. Konsularära, die Angabe der Jahre nach den Namen der beiden jährlich neu gewählten Konsuln, deren Reihenfolge in besonderen Kalendern, den sogen. Fasten, verzeichnet wurde; sie beginnt mit der Vertreibung der Könige und der Einsetzung der Konsuln 509 v. Chr. und blieb als bürgerliche Zeitrechnung bis zur Abschaffung des Konsulats unter dem Kaiser Justinian in Gebrauch.

Mit der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Kirche war nicht zugleich auch eine neue christliche A. gegeben, vielmehr bediente man sich nicht nur im bürgerlichen Verkehr, sondern auch in der Literatur lange der bisher gebräuchlichen Zeitrechnungen. So behielten die Christen des Orients, die seleukidische A. bei, die bei den syrischen Christen noch jetzt neben der gewöhnlichen christlichen im Gebrauch ist; doch lassen die Nestorianer und Jakobiten das Jahr mit dem 1. Okt., die syrischen Katholiken dagegen mit dem 1. Sept. beginnen. In Alexandria kam die diokletianische A. auf, auch die A. der Märtyrer genannt, die mit dem ersten Jahre des Kaisers Diocletianus, unter welchem viele Christen den Märtyrertod erlitten, genauer dem 1. Thoth (29. Aug.) des Jahres 284 n. Chr., beginnt. Diese A. war in Aegypten bis zum Eindringen der Araber üblich, und die christlichen Kopten bedienen sich derselben, sowie der altägyptischen Monate noch jetzt, ebenso die äthiopischen Christen, nur daß diese sie mit dem Jahre 276 n. Chr. anfangen, weil sie die Geburt

Christi 8 Jahre später als Dionysius (s. unten) setzen. Die christlichen Armenier rechnen vom Jahre 551 n. Chr. an, in welchem der Patriarch Moses ihre Festordnung reformirte. Bei den christlichen Völkern Europa's hat die Zeitrechnung nach Jahren Christi fast allgemein Eingang gefunden, so daß diese Zeitrechnung jetzt mit Recht die gemeine christliche A. (aera vulgaris) genannt wird. Im röm. Reiche wurde zwar noch geraume Zeit nach Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion die Rechnung nach den Regierungsjahren der Kaiser und Konsuln fortgeführt, und noch 537 n. Chr. gebot der Kaiser Justinianus, daß in allen Urkunden das Jahr des Kaisers, die Namen der Konsuln, sowie die Indiktion, auch Monat und Tag angegeben werden sollten. Allein abgesehen davon, daß schon 541 der letzte Konsul ernannt wurde, machte sich unter den christlichen Völkern das Bedürfnis einer neuen gemeinsamen A. immer fühlbarer. Um diese Zeit hatte der röm. Abt Dionysius in seiner Ostertafel (525 n. Chr.) statt der bei den Alexandrinern gebräuchlichen diokletianischen A., welche, von einer Christenverfolgung beginnend, nie populär wurde, die Jahre zuerst von der Fleischwerdung des Herrn (ab incarnatione domini) gezählt. Das erste Jahr dieser dionysischen A. läuft vom 1. Jan. bis 31. Dec. 754 nach Gründung Roms nach Varro (4714 der julian. Periode). Die Geburt Jesu setzte Dionysius auf den 25. Dec. dieses Jahres, da er nach dem Sprachgebrauch der Kirchenväter unter der Incarnatio nicht die Geburt (nativitas), sondern die Menschwerdung Christi im Schoß der Maria oder die Verkündigung Mariä verstand. So entstand die gemeine christliche A., die allmählich weitere Verbreitung fand, vornehmlich durch Beda's Einfluß, welcher sie in seiner Ostertafel gebrauchte, und das Ansehen Karls d. Gr., welcher zuerst Urkunden nach ihr datirte. Bei ihrer Anwendung pflegte man mehrere Jahrhunderte lang zu dem Jahre Christi (annus incarnationis, auch a. circumcisionis, mit Bezug auf den Jahresanfang am 1. Jan., wo die Beschneidung Christi gefeiert wurde, sowie a. nativitatis, resurrectionis, gratiae genannt) noch die chronolog. Merkmale des Jahres hinzuzufügen, wie sie die Ostertafeln enthielten. Im 10. Jahrh. war die christliche A. schon ziemlich weit verbreitet. In Spanien aber, wo man eine eigene A. hatte, die sogen. spanische, die von 716 n. Chr. an zählt, nahm man sie erst weit später an. Diese nationale A. kommt in Aragonien vor bis 1350, in Valencia bis 1358, in Kastilien bis 1383 und in Portugal bis 1420. Von den griech. Christen haben die Russen auf Befehl Peters d. Gr. 1700 mit dem Jahresanfang im Januar zwar die gemeine christliche A. angenommen, aber den alten julian. Kalender bekanntlich beibehalten.

Auch nach allgemeiner Annahme dieser A. fehlte noch eine gleichmäßige Zeitrechnung, denn man hatte noch lange Zeit sehr verschiedene Jahresanfänge. Die üblichsten von diesen sind: der 25. Dec. als Tag der Geburt Christi; der 1. Jan. als Tag seiner Beschneidung und röm. Jahresanfang; der 25. März als Tag der Verkündigung Mariä oder der Menschwerdung Christi im Schoße der Maria, und das Osterfest, obwohl dieses wegen seiner wandelbaren Natur der ungeeignetste Anfangspunkt war. Ueberall, wo man das Jahr nicht mit dem 1. Jan. anfing, stimmte dasselbe mit dem des Dionysius und unserem Jahre nur theilweise zusammen. Dem 1. Jan. als Jahresanfang war man besonders wegen seiner heidnischen Geltung abgeneigt, und nur nach und nach fand derselbe Aufnahme, blieb aber dann, auch wegen seines Zusammenhangs mit dem julian. Jahre, das man recipirt hatte, das ganze Mittelalter hindurch in Gebrauch. Erst 1691 setzte Papst Innocenz XII. fest, daß das Jahr mit dem 1. Jan. beginnen sollte; bis dahin hatten die Päpste in ihren Bullen und Breven gewöhnlich den 25. Dec. als Jahresanfang gebraucht. Auch die deutschen Kaiser fingen in ihren Urkunden bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrh. das Jahr mit dem 25. Dec. an. In Frankreich zählte man ebensolange die Tage des Jahres vom Osterfeste an. In Schottland wurde der 1. Jan. 1599, in England aber erst 1752 bei der Einführung des neuen Kalenders zum Jahresanfang erhoben. Bevor diese Rechnung allgemein angenommen war, hatten nicht nur verschiedene Völker, sondern selbst einzelne Regenten und einzelne Städte verschiedene Jahresanfänge, die man kennen muß, um ihre Chronologie zu verstehen. Bei dem hohen Werth einer gemeinsamen festen A. für chronologische Orientirung, und da nach der dionysischen A. sich alle Ereignisse vor und nach der Geburt Christi chronologisch leicht anordnen lassen, so ist es gewiß das Beste, sie beizubehalten, obwohl jetzt feststeht, daß Dionysius die Geburt Jesu um mindestens 4—5 Jahr zu spät angesetzt hat. Denn nach Matth. 2, 1 ff.; 2, 22, vgl. Luk. 1, 5; 26, ist Jesus noch unter der Regierung Herodes d. Gr. geboren, welcher kurz vor dem Passah des Jahres 750 nach Roms Erbauung gestorben ist.

Eine andere A., die nach Jahren der Welt, fand das Christenthum bereits vor. Sie war besonders bei den Juden gebräuchlich (der jüdische Historiker Josephus zählt nach ihr in seiner Archäologie) und den Schriften des Alten Testaments entnommen. Diese Weltära ist aber wenig zweckmäßig, weil sie sehr verschieden konstruirt wird. Man hat mehrere hundert Angaben über den Anfang dieser A., von denen die größte 6984, die kleinste 3483 Jahre von Erschaffung der Welt bis auf Christus zählt, welche Verschiedenheit besonders daher rührt, daß der hebräische u. samaritanische Bibeltext, die Texte der Septuaginta und der Vulgata 1. Mos. 5 und 11 rücksichtlich der Zahlen bis zur Sündflut und von da an bis zum 70. Jahre Tharahs sehr von einander abweichen und auch über die spätere Chronologie des Alten Testaments die Ansichten sehr auseinandergehen. Julius Africanus zählte bis auf Christus 5500, Eusebius, Beda und das röm. Martyrologium 5199 Jahre; nach Scaliger und Calvisius ist das erste Jahr unserer christlichen A. das 3950., nach Kepler und Petavius das 3984., nach Usher das 4004. der Weltära. Daher ist die gemeine christliche A. jeder Weltära weit vorzuziehen. Doch bedienen sich die äthiopischen Christen neben der diokletianischen A. noch der des ägypt. Mönchs und Chronographen Anianus, welche die Inkarnation 8 Jahre später als Dionysius setzt, so daß ihr 5501. Jahr mit dem 9. unserer christlichen A. zusammenfällt. Bei den griech.-kathol. Völkern, mit Ausnahme der Russen, ist die byzantinische oder konstantinopolitanische Weltära noch üblich, deren Jahresanfang der 1. Sept. und deren 5509. Jahr das erste unserer Zeitrechnung ist, aber 4 Monate früher anfängt. Zuerst wird diese A., deren sich die byzantin. Historiker, Kaiser und Patriarchen bedienten, im Chronicon Paschale, einer Schrift des 7. Jahrh., erwähnt.

Neben der üblichen Zeitrechnung finden wir seit der Mitte des 4. Jahrh. n. Chr. nicht selten die **Indiktionen** angegeben. Das aus der damaligen röm. Steuerverfassung entlehnte Wort indictio bedeutet ursprünglich Auflage, Steuersatz, dann auch das bei den Römern vom 1. Sept. bis zum 1. Sept. laufende Steuerjahr. Die Zahl, welche hinzugefügt wird, gibt an, das wievielste Jahr des 15jährigen Steuerkreises gemeint ist. Die Indiktionen sind demnach keine eigentliche A., sondern 15jährige Zeitkreise, welche aber für die genauere Ermittelung der Jahreszahl nicht selten von Bedeutung sind. Da nach kaiserlicher Verordnung diese Indiktionen bei Datirung der Akten des Reichskammergerichts gebraucht werden mußten, so finden wir sie bis zu dessen Aufhebung in den deutschen Kalendern als »Römerzinszahl«. Vgl. Indiktionenzirkel.

Da die Weltären zu allgemeinerem Gebrauch ungeeignet waren, sich aber doch das Bedürfnis einer die ganze uns bekannte Geschichte umfassenden Zeitrechnung fühlbar machte, so bildete **Joseph Scaliger** durch Multiplikation der cyklischen Zahlen 28, 19 u. 15 eine Periode von 7980 Jahren, welche er die **julianische Periode** nannte, weil sie nach julian. Jahren zählt. Das 4714. Jahr dieser Periode entspricht dem ersten unserer christlichen A. oder dem 754. nach Roms Erbauung. Obgleich eine solche universelle Zurückrechnung jetzt nicht mehr so nothwendig ist, als zu den Zeiten Scaligers, da man sich jetzt der festen christlichen A. bedient, so wird die julian. Periode doch auch jetzt noch angewendet, wo es sich um scharfe und genaue Zeitangaben handelt, und sie hat ohne Frage das Verdienst, Licht und Ordnung in die Chronologie gebracht zu haben. Von den neueren Aeren nichtchristlicher Völker ist hier nur die der **Mohammedaner** zu erwähnen, welche mit der **Hegira** (Hedschra) oder der Flucht Mohammeds von Mekka nach Medina, den 16. Juli 622 n. Chr., beginnt und bei den Türken, Arabern und Persern in Gebrauch ist, und zwar so, daß nach Mondjahren, wovon 33 auf 32 Sonnenjahre gehen, gezählt wird. Die neueste aller Aeren ist bekanntlich die der **französischen Revolution**, welche den 6. Okt. 1793 in Frankreich eingeführt wurde und von dem 22. Sept. 1792 anhob, dem Tage, an welchem die Tags vorher beschlossene Einführung der Republik dem franz. Volke verkündigt wurde und zugleich (um 9 Uhr 18 Minuten 30 Sekunden Vormittags) das Herbstäquinoktium einfiel. Das neufränk. Jahr wurde in 12 Monate von je 30 Tagen eingetheilt, wozu 5, in Schaltjahren 6, Ergänzungstage kamen. Jeder Monat zerfiel in 3 Dekaden. Die Namen der Monate waren dem in ihnen vorherrschenden Witterungscharakter entnommen; die Herbstmonate waren: Vendémiaire, Brumaire, Frimaire; die Wintermonate: Nivôse, Pluviôse, Ventôse; die Frühlingsmonate: Germinal, Floréal, Prairial; die Sommermonate: Messidor, Thermidor, Fructidor. Die einzelnen Tage waren in jeder Dekade von verschiedenen, meist landwirtschaftlichen Gegenständen benannt. Diese A. galt bekanntlich nur 12 Jahre und wurde den 9. Sept. 1805 wieder abgeschafft.

Schließlich erwähnen wir noch einige andere Aeren, welche nie praktische Geltung gehabt haben, sondern, wie Scaligers julian. Periode, nur von Gelehrten gebraucht worden sind. Die **Olympiadenära** findet sich vornehmlich bei griech. Schriftstellern und soll zuerst von dem Sicilianer Timäos (um 280 v. Chr.) gebraucht worden sein. Jede Olympiade begreift einen Zeitraum von 4 Jahren, und die erste beginnt den 23. Juli 776 v. Chr. (vgl. Olympiade). Die Jahresrechnung nach **Erbauung der Stadt Rom** (ab urbe condita, abbrev. u. c.) fängt man gewöhnlich mit dem 21. April 754 v. Chr. an. Die A. **Nabonassars**, welche sich bei Ptolemäos, Theon und andern findet und mit dem Regierungsantritt des babylon. Königs Nabonassar 747 v. Chr. beginnt, ist für geschichtliche Zeitbestimmung sehr wichtig, da man mit ihrer Hülfe nach den von Ptolemäos überlieferten Regententafeln und nach den angegebenen Summen der Regierungsjahre die Zeit vieler geschichtlich denkwürdigen Fakta berechnen kann. Die **julianische A.** batirt von der Einführung des julian. Kalenders, 46 v. Chr. Die **antiochenische A.** beginnt mit der Freierklärung der Stadt Antiochia oder mit dem ersten Jahre der Diktatur Julius Cäsars, 49—48 v. Chr., im Herbste, und wird häufig in den Schriften der Kirchenväter gebraucht. Vgl. Chronologie.

Aerār (Aerarium, v. lat. aes, Geld), bei den Römern der Staatsschatz, auch die Schatzkammer. Sie befand sich im Tempel des Saturn, in welchem auch die Gesetze und Senatsbeschlüsse deponirt wurden, und wurde vom Senat verwaltet. Unter Augustus entstand ein neues A., gebildet zuerst durch freiwillige Beiträge, hernach durch Gelder, welche zwei neue Steuern, eine Erbschafts- und eine Konsumtionssteuer, einbrachten. Neben dem A., dessen Verwaltung immer noch dem Senate verblieb, entstand aber um diese Zeit noch eine andere Staatskasse, über die der Fürst disponirte, der Fiskus, welcher bald ebenso an Bedeutung das A. übertraf, wie der Fürst den Senat in Schatten stellte; zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., unter Kaiser Caracalla, ging die Verwaltung sämmtlicher Staatsgelder auf den Fürsten über. Heutzutage bezeichnet A. entweder die Staatskasse im allgemeinen, oder (in Zusammensetzungen, wie Zollärar, Domänenärar) einzelne Einnahmezweige.

Aerger, der in seinem Ausbruche durch das Gefühl von Ohnmacht oder durch äußere Umstände gehemmte und zurückgehaltene Zorn. **Aergerlichkeit**, die Anlage zum A., die für A. empfängliche Gemüthsstimmung. Am meisten findet sie sich bei reizbaren, durch unzeitige Nachgiebigkeit und schlaffe Erziehung verwöhnten Menschen, welche nicht moralische Kraft genug haben, ihre unangenehmen Gefühle zu bemeistern. Es gibt Menschen, die in dieser Beziehung so wenig Herrschaft über sich selbst haben, daß sie, wie man im gemeinen Leben zu sagen pflegt, die Fliege an der Wand ärgert. Oft ist die Aergerlichkeit ein Symptom physischer Krankheit, namentlich aber mit Anlage zur Lungensucht und zu Unterleibsleiden verbunden und verdient dann Berücksichtigung und Nachsicht von Seiten derer, die mit dem Kranken umgehen; allein auch der krankhafte Zustand schließt die an jeden Menschen zu stellende Forderung der Selbstbeherrschung nicht aus. Um der Anlage zum A. entgegenzuwirken, bedarf es vor allem, sich dieses Zustandes bewußt zu werden und mit festem Willen dagegen anzukämpfen.

Aergernis, im jurist. Sprachgebrauche der durch eine unrechte Handlung wegen des bösen Beispiels gestiftete moral. und jurist. Schaden, wurde namentlich früher, so im röm. (quia res mali exempli est), im kanon. Rechte (propter plurium scandalum et

exemplum) und in der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. vom Jahre 1532 bei der Strafzumessung als Straferhöhungsgrund in Rücksicht gezogen, und die Praxis einiger Staaten berücksichtigt dasselbe auch heute noch.

Aërides *Swartz* (Luftblume), Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, mit fleischigen Luftwurzeln an Baumstämmen haftende Bewohner feuchter Urwälder mit seltsam gestalteten, großen, prachtvoll gefärbten Blüten. A. odoratum *Laur.*, mit linienförmigen ausgerandeten Blättern und hängenden 31—45 Centim. langen Trauben, weiß und roth gefleckten, sehr wohlriechenden Blüten, kann im Zimmer kultivirt werden.

Aërius, Presbyter zu Sebaste in Pontus (355), veranlaßte eine Kirchenspaltung, weil er, obwohl selbst Asket, gegen seinen bisherigen Freund, den Bischof Eustathius, das gebotene Fasten, die Ueberschätzung der Ehelosigkeit, die Fürbitte für die Verstorbenen und ähnliches, auch die geistlichen Vorrechte der Bischöfe als Ueberrest des Judenthums und freier christlicher Sittlichkeit widersprechend bekämpfte. Das Koncil zu Gangra (362—70) sprach sich im ganzen für A. aus. Weil die Protestanten dieselben Vorwürfe gegen die kathol. Kirche erhoben, gab man ihnen den Ketzernamen Aërianer.

Aërobät (griech., »Luftwandler«), Seiltänzer; spottweise s. v. w. Ideolog.

Aërodynämik (Pneumatik, v. griech. aër, Luft, und dynămis, Kraft), die Lehre, welche von der Luft im Zustande der Bewegung handelt, beschäftigt sich mit dem Ausfluß der Luft aus Gefäßen und durch Röhren, mit der Ermittelung der Geschwindigkeit, mit welcher sich die Luft fortbewegt, sowie mit Ermittelung der Gesetze, nach welchen der Stoß der Luft auf Flächen wirkt, namentlich dann, wenn dieser Stoß von einem unbegrenzten Luftstrom auf einen Körper ausgeübt wird, was bei Anfertigung von Windrädern von Wichtigkeit ist. Endlich kommen in der A. noch die Gesetze der Bewegung fester Körper in der Luft, wie man sie an geworfenen Körpern, Fallschirmen etc. beobachtet, zur Erörterung.

Aeroe (Arroe), dän. Insel, südlich von Fünen, 1,4 QM. (69 QKilom.) groß mit 11,420 dänisch sprechenden Einw., ein hügeliges, fruchtbares und waldloses Land. Sie gehörte früher zu Schleswig, wurde aber bei der Grenzregulirung im Wiener Frieden 1864 an Dänemark abgetreten. Die Hauptstadt ist Aeroeskjöbing an der Nordküste, mit 1583 Einw., welche Handel und Schifffahrt treiben. An der Ostküste liegt der Flecken Marstal, mit 2755 Einw., Ueberfahrtsort nach Langeland.

Aërographie (griech.), Luftbeschreibung.

Aëroklinoskŏp (griech.), eine an den Küsten von Holland eingerichtete Vorrichtung, um auf größere Entfernungen hin den Schiffern den Zustand der Atmosphäre, besonders mit Rücksicht auf etwa bevorstehende Stürme, anzuzeigen. Die Einrichtung des Aëroklinoskops besteht im allgemeinen darin, daß oben an einem hohen Pfahle ein eiserner Querarm angebracht ist, dessen nach Norden weisende Hälfte roth, die südliche aber weiß angestrichen ist. Man kann diesem Querarme verschiedene Neigungen gegen die Horizontale geben, wobei als Norm gilt, daß kein Sturm zu befürchten ist, wenn der Querarm wagrecht steht, daß aber das Wetter um so schlechter und drohender wird, je höher das südliche (weiße) Ende des Querarms aufgezogen ist. Die Bestimmungen, nach welchen der Querarm gerichtet wird, beruhen auf den täglichen telegraph. Witterungsberichten der meteorolog. Stationen Hollands.

Aërolithe (griech., »Luftsteine«), s. v. w. Meteorsteine.

Aëromechănik (griech.), s. v. w. Aërodynamik.

Aërométer (griech., »Luftmesser«), wie das Barometer, Luftthermometer und namentlich die aërostatische Wage. Aërometrie, die Lehre von der Luftmessung, von der Bestimmung der Luft nach ihrer Dichtigkeit und Expansionskraft, sowie nach ihrer Zusammensetzung.

Aëronautik (griech.), Luftschifffahrtskunde, s. Luftballon.

Aërostāt (griech.), jede Maschine, mittels welcher man sich in die Luft erheben kann, Montgolfière, Charlière, Luftballon (s. d.).

Aërostātik (griech.), die Lehre von den Gesetzen des Gleichgewichts der luftförmigen Körper, zunächst der atmosphär. Luft, ermittelt auch die Gesetze, nach denen sich die Gase zusammendrücken lassen, und das Verhältnis, in welchem die Expansionskraft und die Dichtigkeit oder das Volumen der Gase zu einander stehen. Eine mehr in das praktische Leben eingreifende aërostatische Untersuchung, welche namentlich für Herstellung von Gebläsen von Wichtigkeit wird, ist die Bestimmung der Arbeit, welche aufzuwenden ist, um ein bestimmtes Luftquantum bis zu einem gewissen Grade zu verdichten. Die Ermittelung der verschiedenen Dichtigkeit und Spannung in den senkrecht über einander sich befindenden Luftschichten gibt die Elemente zur barometrischen Höhenmessung.

Aërostatische Presse (Luftpresse), Presse, deren Wirksamkeit auf dem Drucke der Luft beruht und die besonders zum Extrahiren der Farbehölzer angewendet wird. Der zu extrahirende Stoff wird auf eine durchlöcherte Unterlage gebracht, die sich ziemlich in der Mitte des Gefäßes befindet. Ein zweiter durchlöcherter Deckel wird aufgelegt und die Extraktionsflüssigkeit darüber gegossen. Indem nun die Luft aus dem untern Theile des Gefäßes durch Pumpen entfernt wird, übt die Atmosphäre auf die Flüssigkeit einen bedeutenden Druck aus und preßt sie durch den zu extrahirenden Stoff hindurch.

Aërostiers (franz., spr. -stjeh), Luftschiffer, s. Luftballon.

Aerūgo (lat.), Grünspan. A. nobilis, s. v. w. Patina (s. Kupfer); äruginiren, A. ansetzen.

Aes (lat.), Erz; insbesondere antike Bronze, Kupferzinnlegirung mit unwesentlichen Mengen von Silber, Blei, Zink, Eisen. A. Cyprium, s. v. w. Kupfer, welches im Alterthum von der Insel Cypern kam.

Aesche (Thymallus *O.*), Fischgattung der Familie der Salmonidei oder Lachsartigen und der Ordnung der Physostomi, charakterisirt durch die enge Mundspalte, die mit vielen feinen Zähnen besetzten Mundtheile, die weit vor den Bauchflossen beginnende Rückenflosse, die mittelgroßen festsitzenden Schuppen und durch die große Rückenflosse, deren Vorderrand kürzer ist als ihre Basis. Die gemeine A. (Gräsling, Mailing, Sprengling, T. vulgaris *Nils.*) zeichnet sich vor allen Lachsfischen durch die auffallend große, lebhaft purpurrothe Rückenflosse mit schwarzen Fleckenbinden aus, der Rücken ist graugrün, die Seiten und der Bauch sind glänzend silberweiß, vom Kopfe aus ziehen sich Längsstreifen bis zum Schwanze. Die A. wird 0,3—0,47 Meter lang, lebt in klaren schnell fließenden Bächen (besonders der nördlichen Alpenabhänge) und in

Flüssen mit steinigem Grund, ist sehr gefräßig und laicht im März und April, ohne ihren Wohnort zu verlassen. Ihr Fleisch ist schmackhaft und riecht nicht nach Thymian, wie Virgil und Aelian behaupten; ihr Fett wurde früher als Hausmittel benutzt.

Aeschines, 1) A., genannt der Sokratiker, zeichnete sich durch treue Anhänglichkeit und Liebe zu seinem Lehrer Sokrates aus, lebte eine Zeitlang zu Syrakus am Hofe des Dionysios, zog sich nach dessen Sturz wieder nach Athen zurück und erwarb sich hier durch Unterricht und Ausarbeitung von Vertheidigungsreden einen dürftigen Unterhalt. Er war der Verfasser von sieben Gesprächen moralischen Inhalts, wovon aber nur einige unbedeutende Fragmente uns erhalten sind. Ausgaben lieferten Böckh (Heidelb. 1810); eine deutsche Uebersetzung Pfaff (Stuttg. 1827).

2) A., der Redner, geb. 389 v. Chr. zu Athen als Sohn armer Eltern, erlangte während einer bewegten, wechselvollen Jugend theils als Schreiber und volksthümlicher Redner, theils als Schauspieler eine solche Kenntnis der Geschäfte und so große Gewandtheit der Rede, daß er im Alter von 33 Jahren als Redner und Staatsmann öffentlich auftreten konnte. Mit Demosthenes war er bei der Gesandtschaft, welche (347) an den König Philipp von Makedonien abging, um mit ihm über den Frieden zu unterhandeln. Bei dieser Gelegenheit scheint A. von dem schlauen König gewonnen und seinem Interesse dienstbar gemacht worden zu sein. Von da an beginnt auch jene Feindschaft zwischen ihm und Demosthenes, die mit den damaligen politischen Begebenheiten zu Athen eng verknüpft ist. Als A. von einer zweiten Gesandtschaft an Philipp zurückkehrte, wurde er von Demosthenes und Timarchos des Vaterlandsverraths angeklagt, wußte aber der ihm drohenden Gefahr durch eine Gegenklage gegen den letzteren zu entgehen. Bald darauf finden wir ihn als Athens Gesandten (Pylagoren) bei der Amphiktyonenversammlung, welche dem König Philipp so hohe Ehren zuerkannte. Zum offenen Ausbruch kam die Feindschaft zwischen ihm und Demosthenes erst 343, als letzterer ihm von neuem seinen bei der zweiten makedon. Gesandtschaft begangenen Verrath vorwarf, worauf A. in einer eigenen Rechtfertigungsschrift, die wir noch besitzen, antwortete. Das Resultat dieses Streites ist nicht bekannt, so viel ist aber gewiß, daß A. fortan bei jeder Gelegenheit als erbitterter Gegner des Demosthenes und im Interesse Philipps handelnd auftrat und in diesem Sinne als Pylagore zu Delphi (340) wirkend den zweiten heiligen Krieg gegen Lokris und die Uebertragung des Oberbefehls an König Philipp veranlaßte. Nach der Schlacht bei Chäronea suchte A. vergeblich den Volkshaß gegen Demosthenes aufzureizen; vielmehr ward diesem der ehrenvolle Auftrag zu theil, auf die bei Chäronea Gefallenen die Leichenrede zu halten. A. mußte sich damit begnügen, gegen Ktesiphon, welcher den Antrag gestellt hatte, dem Demosthenes zum Lohne für seine dem Vaterlande geleisteten Dienste von Staatswegen eine goldene Krone zuzuerkennen, mit einer Klage aufzutreten (338), die aber erst 8 Jahre später (330), als durch den Tod Philipps und die Siege Alexanders in den politischen Verhältnissen sich manches geändert hatte, zur Verhandlung kam. Die bei dieser Gelegenheit von A. gehaltene Rede, die ihrer ganzen Anlage nach darauf berechnet war, das politische Ansehen des Demosthenes zu vernichten, wurde von Alters her als ein Meisterstück der Beredsamkeit betrachtet; dessen ungeachtet errang Demosthenes mit seiner berühmten Rede »für die Krone« den Sieg über seinen Gegner, der infolge dessen Athen verließ und sich erst nach Kleinasien und von da auf die Nachricht von Alexanders Tod nach Rhodos begab, wo er eine in der Folge berühmt gewordene Rednerschule gründete. Später ging er nach der Insel Samos, wo er 314 starb. Obwohl A. öfter als Redner aufgetreten ist, so hat er doch außer den drei bereits erwähnten Reden (gegen Timarchos, über die Truggesandtschaft und gegen Ktesiphon) keine weitere niedergeschrieben. Außer in den Sammlungen der attischen Redner sind dieselben herausgegeben von Bremi (Zürich 1823, 2 Bde.), Schultz (Leipz. 1865), deutsch von Bremi (Stuttg. 1828, 3 Bde.), Benseler (Leipz. 1855—60, 3 Bde.). Die unter des A. Namen noch vorhandenen 12 Briefe sind ohne Zweifel unecht. Des A. Leben hat Stechow (Berl. 1841) bearbeitet.

Aeschna, Insektengattung, s. Wasserjungfer.

Aeschylos, berühmter griech. Tragödiendichter, Sohn des Euphorion, war 525 v. Chr. zu Eleusis in Attika aus einem Eupatridengeschlechte geboren, nahm gleich seinen Brüdern Amynias und Kynägyros begeisterten Antheil am Befreiungskampfe Griechenlands und focht namentlich bei Marathon, Salamis und Platäa tapfer mit. Als Dichter trat er zuerst 500 v. Chr. mit einem Satyrdrama auf und soll dann 48mal in der Tragödie den Preis davon getragen haben, bis er 468 dem jüngern Sophokles erlag. Aus Mißmuth darüber, wie man vermuthet, wandte er dem Vaterlande den Rücken und begab sich nach Sicilien, wo er am Hofe des kunstsinnigen Königs Hiero von Syrakus ehrenvolle Aufnahme fand. Noch einmal sah er dann Athen wieder, um mit seinem letzten und reifsten Werke, der »Orestie«, noch einen großen Sieg zu erringen; doch kehrte er, von der politischen Wendung der Dinge in Athen nicht befriedigt, wieder nach Sicilien zurück, wo er 456 bei Gela starb. Die Bewohner der Stadt widmeten ihm ein prächtiges Grabmal; die Athener aber ehrten sein Andenken durch Errichtung einer Bildsäule, und so oft fortan eines seiner Dramen aufgeführt wurde, weihten sie ihm wie einem Lebenden den Siegeskranz. Ueber die Bildung des Dichters wissen wir nur, daß er ein Anhänger der Lehre des Pythagoras war. Eingeweiht in die reinere Mysterienlehre, suchte er diese auch in seinen Dichtungen darzulegen, was ihm einst eine Anklage auf Entweihung der Mysterien zuzog, von der ihn der Areopag jedoch freisprach. Nähere Nachrichten über seine Lebensschicksale fehlen uns. A. ist der Begründer der attischen Tragödie, die dann durch Sophokles ihre Vollendung erhielt. Die vor ihm von Thespis und anderen gemachten ersten rohen Versuche scenischer Darstellung bildete er zum Kunstwerk aus, indem er der Handlung die Bedeutung des Haupttheiles des Dramas verschaffte, den Vortrag der Schauspieler mit den Gesängen des Chors in innige Verbindung brachte, einen zweiten Hauptschauspieler einführte und dadurch Schöpfer des dramat. Dialogs wurde, der freilich bei ihm noch im ersten Entwickelungsstadium begriffen erscheint. Andrerseits beschränkte A. den Chor auf eine bestimmte Anzahl von Personen (14 oder 15), stattete ihn aber, um den Glanz seines Auftretens zu erhöhen, mit prachtvoller Kostümirung aus und gab überhaupt der ganzen

Bühne eine würdige äußere Einrichtung. Was das Wesen seiner Stücke selbst betrifft, zu denen ihm vorzugsweise der Sagenkreis des trojan. Krieges mit den sich daranschließenden Schicksalen der Königshäuser des Lajos und der Atriden den Stoff lieferte (er selbst sagt, »er habe sich an der Tafel Homers genährt«), so liegt ihr Hauptcharakter in ihrem Pathos und in ihrer Erhabenheit, die sich nicht selten bis zum Furchtbaren und Schrecklichen steigert. Der Kampf, in welchem der Mensch seine Freiheit gegen die Uebermacht des unerbittlich waltenden Schicksals geltend macht, ist kaum irgendwo so ergreifend und großartig geschildert wie in diesen Dichtungen. Dabei befunden sie alle den kraftvollen Aufschwung des Nationalgefühls, dessen sich die Hellenen in jener ruhmvollsten Periode ihrer Geschichte erfreuten. Der Plan der Stücke ist durchweg äußerst einfach; von einer Schürzung und Lösung des tragischen Knotens ist hier noch keine Rede. Daher tritt öfters ein Stillstand der Handlung ein, welchen die gedehnten Chorgesänge nur noch fühlbarer machen. Die Charaktere sind mit wenigen kühnen und starken Zügen entworfen: lauter riesengroße Gestalten. Und diesem Maße der Handlung und Personen entsprechend, dehnt der Dichter auch die Sprache ins Gigantische aus; sie erscheint groß und streng, voll majestätischen Wortpomps; oft enthält sie schroffe Zusammensetzungen, im Lyrischen seltsame Verschlungenheit der Wortfügungen, wodurch das Verständnis erschwert wird. Seine Bilder sind nicht selten von äußerster Seltsamkeit, ermangeln aber nicht jener »furchtbaren Grazie«, welche die Alten überhaupt an A. rühmten. — Die Zahl der von A. gedichteten Stücke wird bald auf 70, bald auf 90 angegeben; von fast 70 Stücken mögen wohl einzelne, meist unbedeutendere Bruchstücke vorhanden sein. Ganz erhalten sind uns aber nur sieben Stücke, von denen drei: »Agamemnon«, »Die Choëphoren« und »Die Eumeniden«, zusammen eine Trilogie (die sogen. »Orestie«) bilden, die einzige, die aus dem Alterthum auf uns gekommen ist, und sicherlich eine der erhabensten Schöpfungen, wozu sich je die menschliche Phantasie emporgeschwungen hat. Das erste Stück behandelt die Ermordung des von Troja heimkehrenden Agamemnon durch seine Gattin Klytämnestra und ihren Buhlen; das zweite die Rache, welche der Sohn Orestes an der Mutter nimmt, das dritte die Unruhe des Sohnes, der zwar Gerechtigkeit geübt, aber einen Muttermord auf der Seele hat, und die Sühnung desselben. Auch die übrigen Stücke des Dichters scheinen großentheils solche Trilogien gebildet zu haben. So hat »Der gefesselte Prometheus«, ebenfalls eine der tiefsinnigsten und großartigsten Dichtungen des ganzen Alterthums, unstreitig einer Trilogie angehört, zu welcher als erstes Stück der »feuerraubende« und als Schlußstück der »entfesselte Prometheus« gehörte und welche demnach die ganze Prometheussage umfaßte. Von den beiden letztgenannten Stücken sind nur dürftige Fragmente auf uns gekommen. Auch das »Die Schutzflehenden« betitelte Drama scheint Bestandtheil einer solchen Trilogie gewesen zu sein, und ein gleiches gilt von den zwei anderen uns erhaltenen Stücken, »Die Sieben gegen Theben« und »Die Perser«, in denen vornehmlich jener patriotische Geist weht, indem hier der Dichter direkt den Triumph der griech. Freiheit feiert. — Die wichtigeren Ausgaben des A. (der Text befindet sich im allgemeinen noch in arger Korrumpirtheit) sind außer der ersten (Vened. 1518) die von Stanley (Lond. 1663, mit Porsons Verbesserungen, das. 1806), Schütz (neue Ausg., Halle 1808—18, 5 Bde.), Wellauer (Leipz. 1825), W. Dindorf (in »Poetae scenici graeci«, das. 1830; kleinere Ausg., 5. Aufl., das. 1865), Ahrens (Par. 1846), G. Hermann (2. Aufl. das. 1859) u. a. Einzelne Stücke wurden von verschiedenen herausgegeben. Uebersetzungen sämmtlicher Tragödien lieferten die Gebrüder Stolberg (Leipz. 1787), Voß (Heidelb. 1826), Droysen (Berl. 1832, 3. Aufl. 1868), Donner (Stuttg. 1868); einzelne Stücke übersetzten Süvern (»Sieben gegen Theben«, Halle 1797), W. v. Humboldt (»Agamemnon«, 1816, neue Ausg. Leipz. 1857), O. Müller (»Eumeniden«, Gött. 1833), Oldenberg (»Orestie« und »Prometheus«, Hildburgh. 1869). Vgl. Petersen, De Aeschyli vita et fabulis (Kopenh. 1814); Welcker, Die Aeschylische Trilogie (Darmst. 1824; Nachtrag, Frankf. a. M. 1826).

Aesculus, s. Roßkastanie.

Aeskulap, s. Asklepios.

Aeskulapschlange, s. Natter.

Aeskulineen, dikotyledon. Pflanzenordnung im Braun'schen Systeme, charakterisirt durch vier- bis fünfgliederige Blütenkreise, 8 hypogyne Staubgefäße, den zwei- bis fünffächerigen Fruchtknoten mit 1 oder 2 Samen in jedem Fache, ohne Endosperm; begreift die Familien Malpighiaceen, Acerineen, Sapindeen, Hippocastaneen, Tropäoleen und Polygaleen.

Aesöpos, 1) der berühmte Fabeldichter, dem die im ganzen Alterthum beliebte Kunst, praktische Lehren der Lebensweisheit in sinnbildliche Erzählungen (Fabeln, Gleichnisse) einzukleiden, ihre Ausbildung verdankt, wurde um 620 v. Chr geboren und stammte wahrscheinlich aus Phrygien. Von seinen Lebensumständen wissen wir wenig. Gewiß ist, daß er ein Sklave war und mehreren Herren diente. Von dem letzten derselben, einem Samier Namens Jadmon, freigelassen, soll er an den Hof des Königs Krösos gekommen sein und dessen Vertrauen in solchem Maße gewonnen haben, daß ihn derselbe zu mehreren Gesandtschaften benutzte. Auf einer derselben nach Delphi wurde A. von den dortigen Priestern, die sich von ihm beleidigt glaubten, um 560 v. Chr. ermordet. Die Götter aber, heißt es, liebten ihn so, daß sie ihm das Leben wieder schenkten, eine Sage, welche wohl mit dem Umstande in Verbindung steht, daß des Dichters Name in der Folgezeit gleichsam zum Gattungsnamen für die Fabeldichtung ward. Was von seiner Häßlichkeit und Eulenspiegelhaftigkeit gemeldet wird, ist auf Rechnung späterer Erfindungen zu schreiben. A.' Fabeln erhielten sich lange nur durch Tradition im Munde des Volkes. Sie waren in Prosa abgefaßt, und es ist bekannt, daß sich Sokrates im Kerker damit beschäftigte, mehrere derselben, die er im Gedächtnis hatte, in Verse zu bringen, was nach ihm auch andere thaten. Eine Sammlung der äsopischen Fabeln soll dann zuerst von Demetrios Phalereus 300 v. Chr. veranstaltet worden sein. Später, gegen Ende des alexandrin. Zeitalters, lieferte Babrios (s. d.) eine umfassende Bearbeitung derselben in choliambischen Versen (Hinkejamben), und von da ab erfuhren sie zahllose Umarbeitungen in Versen und Prosa, wurden frühzeitig in die Schulen eingeführt und sind ein Gemeingut

aller gebildeten Nationen geworden. Die Sammlung, welche den jetzigen Ausgaben des A. zu Grunde liegt, ist die des byzantin. Mönchs Max. Planudes (14. Jahrh.), die von Bonus Accursius um 1480, vollständiger von Stephanus (Par. 1546) herausgegeben wurde. Dieselbe enthält 140 Fabeln und wurde aus Heidelberger Handschriften durch Nevelet (Frankf. 1610) um 136 neue vermehrt. Auch später erfuhr sie noch Bereicherungen, so besonders durch 2 Handschriften, deren eine (eine Florentiner) von Furia 1809, die andere (zu Augsburg aufgefunden) von J. G. Schneider (Bresl. 1812) herausgegeben wurde. Eine kritische Ausgabe aller bis jetzt bekannten äsopischen Fabeln lieferte Halm (2. Aufl., Leipz. 1860). Unter den Uebersetzern des A. befindet sich auch Luther, der 16 Fabeln ins Deutsche übertrug (besonders herausgegeben 1530). Vgl. Grauert, De Aesopo et fabulis Aesopicis (Bonn 1825).

2) A., von einigen auch Kallisthenes genannt, Verfasser einer mit Märchen überfüllten Geschichte Alexanders d. Gr., aus ungewisser Zeit. Das griech. unedirte Original übersetzte ein gewisser Julius Valerius ins Lateinische. Es war eine Lieblingslektüre des Mittelalters, im 15. Jahrh. erschien es auch deutsch (Straßb. 1486).

Aesthetik (griech.), die philosophische Wissenschaft vom Schönen und als solche ein integrirender Theil der Philosophie, ist die jüngste aller philosophischen Disciplinen und wenig über ein Jahrhundert alt. Vor dieser Zeit und insbesondere im Alterthum wurden zwar ästhetische Begriffe ebenso wie logische, metaphysische und ethische von hervorragenden Denkern gleichfalls untersucht, aber nur gelegentlich und ohne sie zum Gegenstand einer abgesonderten Wissenschaft zu erheben. Platons Schönheitsbegriff zeigt ein Schwanken, indem er das Schöne bald (im Phädros) als das Nachbild der Ideen, in deren Reich die Idee des Guten die Sonne ist, d. i. das allein wahrhaft Seiende, bald (im Philebos) die Freude an demselben als diejenige Lust bestimmt, welche durch die Wahrnehmung eines Verhältniß- und Ebenmäßigen erzeugt wird. Letzteren Gedanken scheint Aristoteles fortgesponnen, den ersten dagegen Plotinos aufgenommen zu haben, wenn jener das Schöne als »das weder zu Große noch zu Kleine«, dieser dagegen es als »die Gegenwart der Idee im Sinnlichen« definirt. Jene ursprüngliche Scheidung zweier Richtungen wirkt noch bis heute fort und ist seit dem Bestehen der A. als selbständiger Wissenschaft als principieller Gegensatz der Form- gegen die Gehaltsästhetik hervorgetreten. Der Begründer jenes Bestehens war der Wolffianer A. G. Baumgarten (»Aesthetica« 1750) und Anlaß zu Aussonderung der A. gab die übersichtliche Systematik der Wolff'schen Philosophie. Als nämlich von dieser das Ganze der Philosophie nach den beiden Hauptvermögen der Seele, dem niederen (Sinn) und höheren Erkenntnißvermögen (Verstand und Vernunft) einer- und dem niederen (Begehren) und höheren (Wollen) Begehrungsvermögen andrerseits in einen theoretischen u. praktischen Theil zerfällt u. die Logik beiden als Propädeutik vorangestellt wurde, zeigte es sich, daß die letztere als Anleitung, das höhere Erkenntnißvermögen zur Vollkommenheit zu bringen, eine Paralleldisciplin für das niedere nicht nur zulasse sondern sogar fordere. Diese nun war die A. Sie und die Logik wichen daher nicht im Gegenstand sondern nur im Werkzeuge des Erkennens von einander ab. Das Wahre und Gute, hier durch Verstand und Vernunft, dort durch die Sinnlichkeit aufgefaßt, war ihr gemeinschaftliches Objekt. Konsequenterweise lehrten daher die Aesthetiker der Wolff'schen Schule (Eschenburg, Eberhardt, Sulzer, Mendelssohn), daß die ästhetische nur eine Vorstufe der intellektuellen Erkenntniß und bestimmt sei, von der letzteren verdrängt zu werden. Noch Schiller hat dieser Ansicht in seinen »Künstlern« Worte geliehen, wenn er den Menschen sein »Wissen mit vorgezogenen Geistern theilen«, die Kunst, d. h. wie er gleichzeitig an Körner schreibt, die »Verhüllung der Wahrheit und Sittlichkeit in die Schönheit«, aber »allein« besitzen läßt. Später hat er selbst, nachdem er die Griechen u. Goethe kennen gelernt, gegen diese »Allegorie« mit dem bekannten Epigramm:

Auch aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken;
Bei dem Schönen allein macht das Gefäß den Gehalt

energische Einsprache eingelegt. Daß der Gehalt das Gefäß nicht schön mache und der süße Kern ebensogut in einer reizend wie in einer geschmacklos geformten Schale enthalten sein könne, war hier sinnreich angedeutet; desto mehr kam es jetzt darauf an, wissenschaftlich jene Formen festzustellen, welche dem schönen vor dem häßlichen Gehäuse den Vorzug geben. Von dieser ihrer wahren Aufgabe ward die A. durch Kant abgelenkt, welcher dem kritisch auf das Subjekt gewandten Charakter seiner Philosophie gemäß den Grund des Wohlgefallens am Schönen statt in den Formen, im Ursprung desselben aus dem harmonischen Zusammenwirken aller Seelenvermögen suchte und das Schöne als Ausstrahlung des ganzen Menschen ansah. Schiller als Denker und W. v. Humboldt folgten ihm auf dieser Bahn, welche weit mehr geeignet war, das Werden des Schönen als dessen Wesen zu erläutern, und bezeichneten das Gleichgewicht der sinnlichen und der Vernunftthätigkeit als die Normalstimmung des Künstlers und die Geburtsstätte der Schönheit. Während sie aber vorsichtig genug waren, dessen Realisirung für einen bloßen »Imperativ«, seine Realität für ein Ideal zu erklären, das höchstens in der »naiven« Kunst der Griechen und Goethe's erreicht worden sei, glaubte Fichte, was die schöne Kunst thue, nicht besser ausdrücken zu können, als wenn man sage, sie mache den »transcendentalen Gesichtspunkt zum gemeinen«, d. h. den der »allgemeinen substantiell gedachten Vernunft« zum »unmittelbaren«. Daß er damit auf die alten, von Schiller und Goethe zum Heil der Kunst in ihren Schöpfungen längst verlassenen Grenzen zurückstrebte, innerhalb deren das Schöne nicht, wie Lessing wollte, als Selbstzweck, sondern nur als Versinnlichungsmittel des Wahren und Sittlichen gelten sollte, rechtfertigt das Urtheil Schillers, der Fichte bekanntlich »unästhetisch« fand. Seine Nachfolger Schelling und Hegel fielen, der Begeisterung des ersteren für Goethe und Winckelmann ungeachtet, sogar auf den Wolff'schen Standpunkt zurück, das Schöne, sei es »als sinnliche Erscheinung des Absoluten«, wie der erstere, sei es »als Gegenwart der Idee in begrenzter Erscheinung«, wie der letztere, seiner Selbständigkeit entrückt, zum bloßen Symbol des Göttlichen als »Absolutes« oder »Idee« herabzusetzen. Zwei zugleich geist- und kunsterfahrungsreiche Schüler des letztgenannten, Vischer und Carriere, haben zwar die von der Philosophie der Kunst zur Unzeit verlassenen Pfade,

welche die größten Dichter der Nation um die Denker unbekümmert zu ihrem Frommen eingehalten, wieder zu gewinnen und wenigstens neben der Ideen- d. i. Gehalts-, die Erscheinungs- d. i. Formseite des Schönen zu betonen versucht. Daß dabei jener das Erscheinende pantheistisch als Idee, dieser dasselbe theistisch als persönliche Gottheit auffaßte, kommt, so bedeutend der Unterschied für die Metaphysik und spekulative Theologie als Lehre von Gott und dem Seienden ausfällt, für die Ä., welcher das Wie, nicht das Was der schönen Erscheinung die Hauptsache ist, erst in zweiter Reihe in Betracht. Daß in jenem, d. h. in den Formen der Erscheinung der Schwerpunkt des Schönen liege, sprach unter den Nachfolgern Kants zuerst Herbart aus, nachdem es Schiller Jahre zuvor in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts (22. Brief) und an Körner (III, 116) mit der klassischen Sentenz fixirt hatte: »Die Vertilgung des Stoffs durch die Form ist das wahre Kunstgeheimnis des Meisters«. *Herbart* dehnte den Satz auf alles Gefallende und Mißfallende überhaupt, also auch auf das Löbliche und Tadelnswerthe am menschlichen Wollen aus und bearbeitete unter dieser Voraussetzung die praktische Philosophie als Ä. des Willens und Theil der allgemeinen Ä. überhaupt, deren Bearbeitung als Formwissenschaft er seiner Schule hinterließ. Ihre Durchführung ist nach den unzureichenden Ansätzen von Griepenkerl und Bobrik erst in jüngster Zeit (von Rob. Zimmermann) vollständig unternommen worden. Ä. ist nach dieser Auffassung derjenige Zweig der Philosophie, der im Unterschied von der Metaphysik, die es mit dem Wirklichen, und von der Logik, die es mit jenen Formen zu thun hat, durch welche unser Denken Anspruch auf Richtigkeit und Gültigkeit erwirbt, von den Formen handelt, durch welche ein beliebiger Vorstellungsinhalt, sei er nun das Abbild einer Wirklichkeit oder lediglich Erfindung, Anspruch auf Gefallen oder Mißfallen erlangt. Während es sich nämlich beim Wahren vor allem um die Sache handelt, mit welcher das Bild im Gedanken entweder wirklich stimmt oder doch stimmen kann oder muß, handelt es sich beim Schönen, wie das Beispiel der Dichtung und des Märchens lehrt, zunächst um ein bloßes Bild, welches durch Realität zwar an Wahrheit, nicht aber an Schönheit gewinnen kann. Daher ist die Ä. weder mit der Kunstgeschichte Eins, welche als rein historische Wissenschaft das von Menschenhand hervorgebrachte wirkliche Schöne in seiner Zeitfolge darstellt, noch mit pantheistischer oder theistischer Metaphysik zu verwechseln, welche statt der wesentlichen Formen der Schönheit deren Werden ins Auge faßt. Da sich nun an jedem Bilde Form und Stoff unterscheiden und jene abgesondert von diesem sich betrachten, wenngleich nicht thatsächlich von demselben trennen läßt, so kann der Grund des Gefallens oder Mißfallens des Bildes bald in dessen Form (formale), bald in dessen Materie (materiale Ä.) für sich gesucht werden. Geläufige Erfahrungen, wie die, daß dieselben Tonempfindungen in gewisser Aufeinanderfolge ein melodisches, in einer anderen ein häßliches Tonbild ergeben, entscheiden für das erstere. Der Grund des ästhetischen Gefallens oder Mißfallens eines Vorstellungsbildes darf nicht in dessen unverbundenen Theilen (der Materie), sondern muß in deren Verbindung zu einem Ganzen (in der Form) gesucht werden. Daraus folgt von selbst, daß bei einem einfachen Vorstellungsbilde, wie z. B. bei dem des mathematischen Punkts im Raume, bei einfachen Gesichts- und Gehörsempfindungen, von Gefallen oder Mißfallen nicht die Rede sein kann. In der That hat das Vorbild exakter Ä., die musikalische Harmonielehre, nicht sowohl die einzelnen Töne, als vielmehr ihre Verbindung zu wohlgefälligen oder mißfälligen Tonganzen niederer und höherer Ordnung, harmonische und disharmonische Tonverhältnisse (Akkorde etc.) zum Gegenstand. Aufgabe ist nun, von dem Fundamentalsatz ausgehend, daß alles, was überhaupt gefällt oder mißfällt, nur durch seine Form gefällt oder mißfällt, diejenigen Formen, welche, für sich unbedingt bei- oder mißfällig, jedem wie immer beschaffenen Stoff, an dem sie sich finden, die gleiche Eigenschaft mittheilen, in erschöpfender Vollständigkeit aufzuzählen. Ihr Gelingen hängt davon ab, ob diese Formen, welche zugleich jeder auf Realisirung des unbedingt Beifälligen gerichteten (Kunst-)Thätigkeit als Normen dienen, empirisch inducirt werden müssen, oder aprioriſch deducirt werden können. Ersteres würde niemals, letzteres muß zu einer geschlossenen Reihe führen. Schlägt man letzteren Weg ein, so zeigt sich, daß die Theile des Vorstellungsbildes, da sie als solche selbst wieder Vorstellungen sind, nur entweder ihrer Stärke (Quantität) oder ihrem Inhalt (Qualität) nach ein Verhältnis zu einander haben, daß sie nur durch einander meßbar oder mit einander vergleichbar sein können. Verfolgt man jenen Gesichtspunkt, so ergibt sich die ästhetische *Quantitätsform*; verfolgt man diesen, so entspringen die ästhetischen *Qualitätsformen*. Vermöge der ersteren gefällt das Starke (Große) neben dem Schwachen (Kleinen) und mißfällt dieses neben jenem; vermöge der letzteren gefällt das dem Inhalt nach überwiegend Identische (Harmonische), mißfällt das dem Inhalt nach überwiegend Entgegengesetzte (Disharmonische). Ersteres Ueberwiegen kann so weit gehen, daß es nicht weiter gehen darf, ohne zur völligen Einerleiheit des Harmonirenden zu werden, womit die Harmonie aufhören würde. Dieses Maximum der Identität tritt bei dem Verhältnis zwischen dem sonst wie immer beschaffenen Vor- und seinem getreuen Nachbilde ein; die harmonische Qualitätsform geht für diesen Fall in die wohlgefällige *Form des Charakteristischen* über. Bleibt die Uebereinstimmung hinter dem Maximum zurück, so daß wohl alle Theile des Bildes unter einander nahe verwandt sind, aber jeder jedem in gewissen Rücksichten entgegengesetzt ist, so führt die harmonische wohlgefällige Qualitätsform den Namen des *Einklangs*. Die disharmonische Qualitätsform ist als solche mißfällig und weist, wo sie sich einstellt, auf eine nothwendige *Lösung* hin. Erfolgt diese durch künstliche Unterschiebung eines anderen an den Platz des mißfälligen Bildes, so ist zwar der Grund des Mißfallens beseitigt, die Eintracht (nicht Einklang!) hergestellt, das so verbesserte oder gänzlich erneuerte Bild korrekt; aber zugleich hat auch ein erkünsteltes Bild den Ort des wahren, Schein die Stelle des Seins eingenommen und ein neu entstandenes Mißfallen, das an die Geltung des Scheins sich heftet, verschwindet nicht eher, als bis das wahre Bild restituirt, die Störung durch das ein- und untergeschobene ausgeglichen ist. Im ersten Fall geht die disharmonische Qualitätsform in die *Form der Korrektheit*, im zweiten in jene der *Ausgleichung* über, welche zugleich die der Bewegung und (wenigstens

scheinbaren) verständigen Beseelung ist. Letztere wird für den Fall, daß das wiederhergestellte Bild selbst ein an sich wohlgefälliges sei, und daher nach zu Ende gebrachtem Ausgleichungsprocesse kein neues Mißfallen sich einstelle, zur Form des *abschließenden Ausgleichs*, womit die Reihe der (möglichen) ästhetischen Grundformen endgültig erschöpft ist. Die Zusammenfassung derselben in ein der Form des Charakteristischen entsprechendes Nachbild eines die Formen der Vollkommenheit (Größe, Fülle, Ordnung), des Einklangs, der Korrektheit und des abschließenden Ausgleichs an sich tragenden Vorbildes erzeugt das *Schöne*. Die Durchführung jeder einzelnen obiger Elementarformen innerhalb eines Gesammt- oder Totalbildes führt zu den abgeleiteten Formen des ästhetischen *Reinheits-*, *Freiheits-*, *Einheits-*, *Wahrheits-* und *Vollkommenheitssystems*, welche zusammengenommen ihrem gemeinsamen Träger den Stempel des *Klassischen* aufprägen. Jenem steht das mannigfaltige *Häßliche*, die Gegentheile der ästhetischen Grundformen, diesem das *Romantische* gegenüber, welches aus unvollendetem Vorstellen entspringt. Die Aufgabe der allgemeinen A. als »Morphologie des Schönen« erreicht mit dieser Aufzählung der Formen, an deren Vorhandensein an was immer für einen Stoff Gefallen und Mißfallen sich knüpft, ihr Ende; die Form des *Erhabenen*, bei welchem das Vorstellen, der Unermeßlichkeit des Vorzustellenden wegen, sich in ein bloßes Streben vorzustellen verwandelt, greift schon über die Grenzen des rein Aesthetischen hinaus, innerhalb deren nur Meß- und Vergleichbares zu dulden ist; die Formen der *Ironie*, des *Komischen*, des *Tragischen* und des *Humors* finden erst bei der Erscheinung des Geistes für andere, die ersten beiden innerhalb des geselligen Vorstellens, letztere zwei innerhalb des geselligen Fühlens ihre richtige Stelle. Zweck der sich an die allgemeine ästhetische Formenlehre anreihenden besonderen ist es nun, durch Anwendung der allgemeinen Formen auf begrenzte Stoffgebiete (Natur, Geist, Vorstellen, Fühlen, Wollen) Bilder einer schönen Natur (Kosmos), eines schönen Geistes zu entwerfen, welche einer auf Verwirklichung des absolut Wohlgefälligen gerichteten Thätigkeit (der wirklichen Natur, dem wirklichen Geist) als Muster dienen können. Der Geist wird dabei zuerst als vereinzelter, nur sich selbst, hierauf als geselliger, auch anderen erscheinender und zu dem letzteren Zweck der realen Sinnenwelt als Verkörperungsmittel (Sprache) sich bedienender, in beiden Hinsichten als vorstellender, fühlender und wollender ins Auge gefaßt. Als ästhetisches Vorstellen ist er *Phantasie* (Schöngeist); als ebensolches Fühlen *Geschmack* (schöne Seele); als gleiches Wollen *Charakter* (Tugend); die erste führt, wenn sie mit anderen und für andere vorstellt, zur *realen Kunst* (Sprache in Bild, Ton und Wort); der zweite, indem er *mit anderen und für andere* fühlt, zur *Humanität* (Mitgefühl in Sitte und Anstand); der dritte, indem er *mit anderen und für andere* will, zur *Sittlichkeit* (Wohlwollen, Recht und Vergeltung). Die A. begreift daher die Ethik (persönliche und gesellige Tugend, Charakter, Sittlichkeit) unter sich; die allgemeinen ästhetischen Formen finden sich in den praktischen Ideen Herbarts, der *Vollkommenheit*, der *inneren Freiheit*, des *Wohlwollens*, des *Rechts*, der *Billigkeit*, des *Rechts-*, *Lohn-*, *Verwaltungs-*, *Kultursystems* und der *beseelten Gesellschaft* angewandt auf den Willen wieder. Die weitere Gliederung der Phantasie nach den drei Hauptklassen des entweder bloß räumlich und zeitlich zusammenfassenden oder sinnlich empfindenden oder Gedanken bildenden Vorstellens führt zu der Dreitheilung der bildnerischen, musikalischen und poetischen Phantasie und gibt zu ebensovielen abgesonderten Lehren vom *Bildnerisch-*, *Musikalisch-* und *Poetisch-Schönen* Anlaß, welche durchaus mit einander nicht vermengt werden sollten. Mit ihrer Aufstellung schließt die theoretische Wissenschaft vom Schönen; die *praktische* A. (*Semper*), welche zur Realisirung wohlgefälliger Formen in beliebigem sinnlichen Stoff (Stein, Thon, Holz, Bein und Metall; Licht und Farbe; Luft, Ton und Wort) Anleitung gibt, bleibt ebenso wie die praktische Ethik (angewandte Tugendlehre, Pädagogik und Politik) besonderen an die bezüglichen Theile der theoretischen A. sich anschließenden Kunstlehren vorbehalten.

Literatur der A. Außer den bahnbrechenden Werken von *Kant* (»Kritik der Urtheilskraft«, Berl. 1790; neue Ausg. das. 1869), *Schelling* (»Ueber das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur«, Berl. 1807, neue Ausg. 1843), *Solger* (»Erwin: Vier Gespräche über das Schöne und die Kunst«, Berl. 1815) und *Hegel* (»Vorlesungen über die A.«, herausgeg. von Hotho, Berl. 1835—38, 3 Bde.; in den Sämmtl. Werken, das., X. Abth., 1—3) haben fast alle namhaften deutschen Denker auch theils Vorlesungen über A. gehalten, theils Andeutungen über dieselbe gegeben. So *Herbart* (in der »Allgem. praktischen Philosophie«, Gött. 1808, Sämmtl. Werke VIII, 1; »Lehrb. zur Einleitung in die Philosophie«, 4. Aufl., Königsb. 1837, Sämmtl. Werke I), *Schopenhauer* (»Die Welt als Wille und Vorstellung«, 3. Buch, 3. Aufl., Leipz. 1859), *Fries* (»Handbuch der A.«, Heidelb. 1832), *Krause* (»Abriß der A.«, herausgeg. von Leutbecher, Gött. 1837), *Schleiermacher* (»Vorlesungen über A.«, herausgeg. von Lommatzsch, Berl. 1842). Treffende Winke, insbesondere über das Komische und die Theorie des Humors, enthält *Jean Pauls* »Vorschule der A.« (1804). Systematische Darstellungen der gesammten A., von den nun veralteten Lehrbüchern Bouterweks, Wendts, Webers, Thiersch' u. a. abgesehen, haben geliefert der Hegelianer F. Th. *Vischer* (»A.«, Reutl. 1846—57, 3 Abth., in schwerfälligen Paragraphen und geistreichen Anmerkungen) im pantheistischen, die Halbhegelianer C. H. *Weiße* (»System der A.«, Leipz. 1830, 2 Bde.; dasselbe aus dem Kollegienheft letzter Hand, herausgeg. von R. Seydel, das. 1872), M. *Carriere* (»A.«, 2. Aufl., Leipz. 1873, 2 Bde.) im theistischen Sinne, alle drei vom Standpunkte der Gehaltsästhetik; ferner der Herbartianer R. *Zimmermann* (»Allgem. A. als Formwissenschaft«, Wien 1865) und die Nichtherbartianer C. *Köstlin* (»A.«, Tüb. 1863—69) und C. *Lemcke* (»Populäre A.«, 4. Aufl., Leipz. 1873) vom Standpunkte der Formästhetik. Eine zwischen beiden schwankende Stellung nimmt J. H. v. *Kirchmanns* »A. auf realistischer Grundlage« (Berl. 1868, 2 Bde.) ein. Die erste vollständige Geschichte der A. hat R. *Zimmermann* (Wien 1858) vom Herbart'schen, eine zweite, sich »kritisch« nennende, M. *Schasler* (Berl. 1872 f) vom Hegel'schen

Standpunkte aus geschrieben; H. Lotze's fein und geistreich, aber subjektiv gehaltene »Geschichte der A. in Deutschland« (Münch. 1868) lehnt sich an Weiße an. Ueber die »Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten« hat Ed. Müller ein treffliches Werk (Berl. 1834—37, 2 Bde.) verfaßt. Originelle Andeutungen eines Versuchs, die Methode der exakten Wissenschaften auf die A. anzuwenden, enthält Fechners Beitrag zur »Experimentellen A.« (in den Denkschr. der königl. sächs. Gesch. der Wissensch., IX, 6, Leipz. 1871).

Aestim (lat.), Achtung; ästimäbel, schätzbar; Aestimation, Abschätzung, Werthachtung; Aestimator, Abschätzer; ästimiren, schätzen, beachten.

Aestimatio capitis (lat., »Schätzung des Hauptes«), in den alten engl. Gesetzbüchern eine Geldstrafe, die nach Verhältnis der Würde desjenigen bestimmt wurde, gegen dessen Person ein Verbrechen verübt worden war. König Athelstan z. B. bestimmte in einer großen zu Exeter gehaltenen Versammlung pro aestimatione capitis, daß das Haupt des Königs 30,000, das eines Erzbischofs oder Prinzen 15,000, das eines Bischofs oder Senators 8000, das eines Geistlichen oder Edlen 2000 Thrymsä gelten sollte. Auch im altdeutschen Recht kommt etwas ähnliches vor im Institute der Wehr- oder Sühnegelder, welche der Verbrecher an den Verletzten oder dessen Familie zahlen mußte, um die Fehde und Selbstrache abzukaufen, und wobei jede einzelne Verletzung oder Verstümmelung ihre bestimmte Bußgeldtaxe hatte.

Aestivation (lat.), Knospenzeit, Lage der Blumenblätter in der Knospe.

Aestuārien (lat.), Flutmündungen, offene, hohle, negative Deltas, die Mündungen großer Ströme, sofern sie nicht durch Alluvialmassen (Deltabildungen, s. Alluvium) versperrt sind, sondern sich als offene Weitungen darstellen. A. sind seltener als geschlossene Deltamündungen; die Mündungen der Elbe und der Themse sind die nächstliegenden Beispiele, der Obi und Jenissei ergießen sich mit A. ins Eismeer; am großartigsten aber sind die 20 Meilen breiten Mündungen des Amazonas, vor denen zwar die Insel Marajo und viele kleinere Inseln liegen, die aber nicht aus Alluvionen des Stromes gebildet, sondern durch Einbrüche des Meeres vom Lande getrennt sind. Ob ein Strom seine Mündungen durch Alluvionen versperrt oder nicht, dafür sind verschiedene Umstände maßgebend. Gewöhnlich nimmt man an, daß starke Ebbe und Flut die Mündungen der A. bildenden Ströme reinige, und in der That finden wir an den Mündungen aller Ströme, welche sich ins Mittelmeer ergießen, wo die Flutbewegung eine nur geringe ist, sehr ausgedehnte Deltabildungen. Am Amazonas andrerseits ist die Flutbewegung eine so starke, daß sie noch über 500 engl. Meilen von der Mündung entfernt in Seitenströmen wahrgenommen werden kann. Daß aber diese Meeresbewegung die Erscheinung nicht allgemein ausreichend erklärt, beweisen die Flußmündungen an der Nordsee, wo ebenfalls keine starke Flutbewegung herrscht, und der Rhein mit großartigen Deltabildungen, die Elbe und die Themse aber mit A. münden. Es ist nicht einfach die An- oder Abwesenheit von Ebbe und Flut, welche über die Natur der Mündung entscheidet, sondern es kommen dabei in Betracht die Menge und die Art des Erosionsmaterials, welches die Ströme mitbringen, das Verhältnis der Stromkraft des Stromes zu der Flutbewegung des Meeres, die An- oder Abwesenheit von Küstenströmungen in der Gegend der Mündung und die herrschenden Windrichtungen. Wo das Meer durch Wasser- und Windströmung ohnehin Alluvionen aufhäuft, als Watten, Dünen 2c., da wird auch naturgemäß das Erosionsmaterial der Ströme zurückgedrängt und als feste Deltabildungen in den Mündungen abgelagert.

Aestuation (lat.), Wallung (des Wassers, des Bluts, Gemüths 2c.); ästuiren, wallen, brausen, leidenschaftlich erregt sein; Aestus, das Wallen, Hitze; Ebbe und Flut.

Aeternität (lat.), Ewigkeit.

Aethalium septicum, Lohblüte, s. Myromyceten.

Aether, eine in der altgriech. Mythologie personificirte kosmologische Idee, nach Hesiod Sohn des Erebos und der Nacht (Nyx), der Kinder des Chaos; nach Hygin nebst der Nacht, dem Tage und dem Erebos von dem Chaos und der Caligo (Dunkelheit) erzeugt, wie aus der Verbindung des Aethers mit der Erde die personificirten Laster, die Giganten und die Titanen, hervorgehen. Nach beiden erscheint der A. als eine der Grundsubstanzen, aus denen sich das Weltall gebildet hat, in den orphischen Hymnen aber als die Weltseele, von der alles Leben Anfang und Gedeihen empfängt. Später wurde der A. als der Himmelsraum, als Wohnung der Götter gedacht, und als Herr desselben erscheint Zeus, der sogar mit ihm identificirt wird. — In der altgriech. Philosophie ist A. das belebende Wärmeprincip, ein fünftes Element oder das substantielle Wesen Gottes selbst, welches gedacht wird als ätherisches, künstlerisches Feuer, von dem alles Sein, Leben und Denken stammt. In der indischen Saakhya bildet er das 20. der 25 Principien der Dinge und mit Feuer, Luft, Wasser und Erde die fünf groben Elemente, welche den fünf feinen des Schalls, der Farbe, des Geschmacks, des Geruchs und der Tastbarkeit, den sogen. Taumatra, entsprechen.

Aether, eine Klasse chemischer Verbindungen, welche aus Alkoholen oder aus Alkoholen u. Säuren unter Austritt von Wasser entstehen. Das Vorbild dieser Körper ist der Aethyläther, dessen Bildung die Chemiker lange beschäftigt und zu vielen Theorien Veranlassung gegeben hat. Jetzt weiß man, daß 1 Molekül A. aus 2 Molekülen Alkohol entsteht. Dies zeigt deutlich folgende Reaktion:

$$C_2H_5J + C_2H_5ONa = C_2H_5.O.C_2H_5 + NaJ$$

Jodäthyl Natriumäthylat Aethyläther Jodnatrium.

Der Aethyläther ist ein einfacher A., weil er zwei Aethylgruppen (C_2H_5) enthält; läßt man aber ein Alkoholjodür auf die Natriumverbindung eines anderen Alkohols einwirken, so entsteht ein gemischter A. Aus Jodäthyl und Natriumamylat z. B. der Amyläthyläther. Diese nur aus Alkoholen entstehenden A. werden durch Kalilauge nicht angegriffen. Aus Alkoholen und Säuren entstehen zusammengesetzte A., z. B. wenn man Alkohol mit dem Salz der betreffenden Säure und einer Mineralsäure destillirt. So bildet sich Essigäther nach folgendem Schema:

$$2C_2H_3KO_2 + 2C_2H_6O + SO_4H_2$$

essigsaures Kali Alkohol Schwefelsäure

$$= 2C_2H_3OOCH_5 + K_2SO_4 + 2H_2O$$

Essigsäureäthyläther schwefels. Kali Wasser.

Diese A. werden durch Kalilauge zersetzt, indem sich Alkohol und das Kalisalz der betreffenden Säure bildet.

$$C_2H_3OOC_2H_5 + KHO = C_2H_6O + C_2H_3KO_2$$

Essigsäureäthyläther Kalihydrat Alkohol essigsaures Kali.

Die zusammengesetzten A. finden, wie der Aethyläther, vielfache Verwendung, manche besitzen einen sehr angenehmen Geruch und bedingen das Aroma z. B. des Weins und wahrscheinlich auch vieler Früchte (s. Fruchtäther). Auch die Fette und Glykoside sind zusammengesetzte A.

In der Physik bezeichnet A. das Medium, welches sowohl das Licht, wie die strahlende Wärme fortpflanzt. In der Astronomie wird A. dasjenige Fluidum genannt, welches das Licht der Sterne schwächt und die Bahn z. B. des Encke'schen Kometen verengt. Nach den neuesten Ansichten ist der A. des Astronomen mit demjenigen des Physikers identisch u. ein über alle Vorstellung feines Medium. Doch liegt kein Grund vor, dasselbe zu den sogen. Imponderabilien zu zählen, sondern der A. ist vielmehr ein körperlicher Stoff, der in der Nachbarschaft der Himmelskörper an Dichte zunimmt und vielleicht sogar einen Bestandtheil ihrer Atmosphären bildet. Durch den Widerstand, welchen er der Bewegung der Himmelskörper entgegensetzt, verengt er deren Bahnen und muß dadurch im Laufe sehr langer Zeiträume den Zusammensturz des Planetensystems und endlich sogar auch des Sternenhimmels zur Folge haben. (S. Weltsystem.)

Aether aceticus Essigäther; A. anaestheticus, Aran'scher Aether; A. nitrosus, Salpetrigsäureäthyläther; A. phosphoratus, eine Lösung von Phosphor in Aether, welche sich in heißem Wasser entzündet und als Arzneimittel dient; A. pyrolignicus, unreiner Holzgeist; A. sulfuricus, der gewöhnliche oder Aethyläther (s. d.).

Aethērische Oele, flüchtige Oele, s. Oele, ätherische.

Aethērische Wässer (abgezogene oder aromatische Wässer), destillirte mit ätherischem Oel geschwängerte Wässer, werden bei der Darstellung der ätherischen Oele (durch Destillation von Vegetabilien mit Wasser) als Nebenprodukt gewonnen. Zuweilen bereitet man sie aber auch als Hauptprodukt, indem man von derselben Quantität Pflanzenstoffe mehr Destillat abzieht. Sind die Pflanzenstoffe arm an ätherischem Oel, so muß man das einmal destillirte Wasser wiederholt über mehrere Portionen derselben abziehen u. unterscheidet dann im Handel z. B. Aqua naphae simplex, duplex u. triplex. Je reicher solche Wässer an ätherischem Oel sind, um so besser halten sie sich, und man bereitet z. B. aus Himbeerpreßlingen vortheilhaft ein Destillat, welches 16mal so stark ist, als es für die Benutzung erforderlich ist. Man muß die ätherischen Wässer in gut verschlossenen Gefäßen an einem sehr kühlen Ort aufbewahren; wenn es erlaubt ist, vermischt man sie vortheilhaft mit etwas Alkohol. Sie finden in der Medicin, Parfümerie und Likörfabrikation ausgedehnte Anwendung. Die Darstellung von Orangeblüten-, Rosen-, Bittermandel- und Kirschlorbeerwasser bildet im südlichen Frankreich und einem Theil Sardiniens einen wichtigen Industriezweig.

Aetherschwefelsäure, s. v. w. Aethylschwefelsäure.

Aetherweingeist, Mischung von Aether mit Alkohol, s. Aethyläther.

Aethīn, s. v. w. Acetylen.

Aethiŏpem lavare oder **dealbare**, lat. Redensart: »Einen Mohren weiß waschen«, d. i. einen vergeblichen Versuch machen.

Aethiōpien (hebr. Kusch), alter geograph. Name, der im weitern Sinne s. v. w. Südland bedeutete, wohin man die Aethiopier (d. i. die von der Sonne schwarz gebrannten Völker) versetzte, im engern das südlich von Aegypten am Nilstrom aufwärts gelegene Land zwischen Libyen und dem arab. Meerbusen, also das heutige Nubien und Abessinien nebst Kordofan und Dar Fur, bezeichnete. Bei Homer erscheinen die Aethiopier als »die fernsten der Männer, getheilt wohnend, die einen gegen Untergang, die andern gegen Aufgang der Sonne«. Auch Herodot theilt sie in östliche, schlichthaarige, und westliche, wollhaarige (Neger). Während die letzteren, die Negeräthiopier, nach ihm die tiefste Stufe menschlicher Kultur einnehmen, gelten ihm die von den östlichen Aethiopiern bewohnten Länder am obern Nil als Sitze uralter Civilisation. Als zu den östlichen Aethiopiern gehörige Völkerschaften nennt derselbe Schriftsteller die Makrobier (Langlebenden), die Ichthyophagen (Fischesser) und die Troglodyten (Höhlenbewohner) und als Hauptstadt Aethiopiens Meroë. Genauere Nachrichten geben spätere Schriftsteller, namentlich Ptolemäos, welcher zuerst den Nigerfluß und eine große Anzahl sonst unbekannter äthiop. Völker anführt, aber als Hauptstadt Aurume (Arum) bezeichnet. Nach Plinius machte der Nilstrom die Grenze zwischen dem östlichen und westlichen A. Jenes, welches vorzugsweise A. hieß, begriff namentlich den alten Kulturstaat Meroë, dessen Mittelpunkt im heutigen Nubien zu suchen ist. Von daher stammte die 25. Dynastie des altägyptischen Reichs, welche von dem von S. her einbrechenden Eroberer Sabakon gegründet und deshalb die äthiopische genannt wurde. Späterhin übertrug man den Namen A. auf die christlichen Reiche in Abessinien; daher versteht man unter den äthiop. Christen die heutigen christlichen Abessinier, deren alte Schriftsprache, das Geez, man die äthiopische zu nennen pflegt, während der Name A. als geograph. Bezeichnung jetzt kaum mehr in Gebrauch ist. Vgl. Abessinien.

Die vorhandenen äthiopischen Alterthümer am mittlern Nil geben Zeugnis von der uralten und hohen Kultur jener Völker. Auf dem rechten Ufer des Stroms, oberhalb der Einmündung des Atbara, dort, wohin man das alte Meroë verlegt, liegen die Trümmer einer Todtenstadt, über welche sich einige 80 Pyramiden in drei Gruppen majestätisch erheben. Viele dieser Pyramiden sind zusammengestürzt und bilden unförmliche Steinhaufen; die besser erhaltenen aber bergen Kammern mit Wandzeichnungen, Hieroglyphen und Königsnamen, welche keinen Zweifel übrig lassen, daß sie die Grabdenkmäler äthiop. Könige sind. Sie haben eine Höhe von 16—22 Meter. Die Façaden der Eingänge sind schön verziert und weisen den Ursprung der ägypt. Tempelpropyläen nach. An einem Portikus ist die Decke gewölbt, weshalb man die Erfindung der Bogengewölbe den Aethiopiern zuschreibt. Weiter im Innern des Landes sind die Trümmer eines ungeheuern Gebäudes, das 4 Fronten hat, jede von 215—260 Meter. Skulpturen und Architektur weisen auf eine königliche Residenz für die Ueberschwemmungszeit hin, zugleich aber auf spätere ptolemäische Zeit und völligen Verfall der äthiop. Kunst. Einen ganz anderen, entschieden priesterlichen Charakter tragen die Ruinen von Dschebel Barkal, die 4 Kilom. vom Flecken Merawah auf einer inselartigen Erhebung in weiter Landschaft liegen. Zwei Gruppen von Pyramiden umgeben im Halbkreise die Trümmer von 8 Tem-

peln. Einfachheit charakterisirt diese Gebäude; Lotosblumen und der Kopf der Isis bilden den einzigen Schmuck der Säulen. In einer Grabkammer sieht man ein Opfer des äthiop. Königs Tirhaka in Stein abgebildet. Der Stil dieser Skulpturen gleicht sehr dem ägyptischen. Entfernt von den übrigen steht ein sehr großer Tempel von fast 160 Meter Länge, den zahllose Säulen, sowie Skulpturen und Bilder zieren. Wie mannigfach ägypt. und äthiop. Macht in diesem Landstriche wechselten, zeigen die Ruinen von Solib (wahrscheinlich das alte Phthuris) und Amarah (das alte Berethis). Jene sind durchaus im ägypt. Stil gehalten, der Tempel von Amarah im rein äthiopischen. Dagegen sind die Tempel zu Semnah wieder ägyptisch; nur auf einem derselben haben neuere Skulpturen aus röm.-ägypt. Zeit die alten verdrängt. Diese Denkmäler gehören ihrer Entstehung nach einem Zeitraum von vielleicht mehreren Jahrtausenden an, was sich aus der Art und Ausführung der Skulpturen ergibt. Unter ihnen scheinen die Pyramiden der Gegend um Meroë in eine über alle Geschichte und Sage hinaus liegende Zeit zurückzureichen. Der Einfluß des ägypt. Stils beginnt erst um 2000 v. Chr.; im 15. und 16. Jahrh. v. Chr. scheint die gegenseitige Berührung beider Länder und ihrer Kultur am lebhaftesten gewesen zu sein. Wenn wir die Pyramiden von Meroë als die ältesten Denkmäler der äthiop. Kunst zu betrachten haben, so bezeichnet der Tempel Tirhaka's (aus dem 8. Jahrh. v. Chr.) augenscheinlich die Grenze, über welche hinaus sie unkenntlich wird und mit der ägyptischen zusammenschmilzt. Die langen Kriege mit Aegypten haben rohe Sitten und ein verwilderteres Geschlecht erzeugt, und das System der alten Priesterherrschaft beginnt zu wanken. Vier Jahrhunderte später, unter dem griechisch gebildeten König Erkamon, der die Priester niedermetzelte und die alte Reichsordnung vernichtete, stürzte Ä. völlig zusammen, und mit dieser Zeit hört auch jede Spur nationaler äthiop. Kunst auf. Alle späteren Bauüberreste in Ä. zeigen den griech.-ägypt. Bastardstil, dem sich noch später der römische aufpfropfte.

Aethiopische Rasse, s. Mensch.

Aethiopische Sprache und Literatur. Die äthiop. Sprache, seit dem 14. Jahrh. nur noch Schriftsprache, ist ein semitischer, im Bau zunächst dem Arabischen verwandter Dialekt. Bei dem Volke selbst führte sie den Namen lesāna Geez, Geezsprache, auch nach ihrem Aussterben lesāna mazcháf, Büchersprache (Mazhafena). Ueber ihre früheren Schicksale fehlen Denkmäler. So lange die äthiop. Könige in Arum ihren Sitz hatten, erhielt sich dieselbe, wurde aber im 14. Jahrh. durch die amhárische Sprache nach und nach verdrängt. Die letztere wurde durch Ikon Amlak eingeführt und zur Hofsprache erhoben; die Geezsprache verschwand. Sie wird heutzutage nur von den Gebildeten verstanden, selten gesprochen, aber häufig geschrieben, während die amhárische nicht geschrieben wird. Das natürlich semitische Alphabet hat 26 Buchstaben. Die Ordnung, abweichend von der des Altsemitischen, geht von der Aehnlichkeit der Figuren aus: die Vokale stets angedeutet durch Häkchen an den Konsonanten; die Schrift (von links nach rechts) eine wahre Silbenschrift. Die äthiop. Sprache ist minder reich und ausgebildet als das Arabische, hat aber manches Eigenthümliche. Ein Drittel der Sprachwurzeln trifft mit arabischen zusammen, andere mit aramäischen und hebräischen. Auch griech. Namen, wie die Bezeichnung der Monate, sind aufgenommen. Dialekte gibt es im heutigen Abessinien ziemlich viele.

Was die äthiop. Literatur anlangt, so sind aus der vorchristlichen Zeit nur Fragmente alter Inschriften vorhanden; die zahlreichen Werke, meist kirchlichen und historischen Inhalts, stammen aus der christlichen Zeit her. Schon im 4. Jahrh. wurde die ganze Bibel, das Alte Testament nach der Septuaginta, von verschiedenen (und nicht von dem Einen Abba Salama) ins Aethiopische übersetzt. Vom Alten Testament gibt es vollständige Handschriften; gedruckt sind besonders die Psalmen (äthiopisch und lateinisch von Ludolf, Frankf. 1701; äthiopisch, Lond. 1855); eine Gesammtausgabe des Alten Testaments hat Dillmann (Leipz. 1855 ff.) begonnen. Das Neue Testament ist bereits vollständig im Druck erschienen (Rom 1548, 2 Bde.; auch in der Londoner Polyglotte). Reich ist besonders seit dem 5. Jahrh. die äthiop. Literatur an Uebersetzungen apokryphischer Schriften, von denen die griech. Originale nicht mehr vorhanden sind. Darunter sind das »Buch Henoch« (engl. von Lawrence, 2. Aufl., Lond. 1833; deutsch von Hoffmann, Jena 1838; im Originaltext, Lond. 1840, und besonders von Dillmann, Leipz. 1851; deutsch von demselben 1853), die Apokalypse des Esra (äthiopisch von Lawrence, Orf. 1820), die »Ascensio Isaiae vatis« (äthiopisch u. lateinisch von Lawrence, Orf. 1819; deutsch von Jolowicz, Leipz. 1854), das »christliche Adambuch des Morgenlandes« (deutsch von Dillmann, Gött. 1853) u. der »Hirt des Hermas« (äthiopisch u. lateinisch von d'Abbadie, Leipz. 1860) von Wichtigkeit. Außerdem sind noch zu erwähnen ein symbolisch-dogmatisches Werk (»The Didascalia, or apostolical constitution of the Abyssinian church«, englisch und äthiopisch von Platt, Lond. 1834), die Schrift »Synaxar« (Sammlung), welche das Leben der abessin. Heiligen, sowie die Martyrologien u. Hymnen der abessin. Kirche in roher, unausgebildeter Form enthält, u. das »Buch der Jubiläen« (äthiopisch von Dillmann, Kiel und Lond. 1859). Unter den historischen Schriften, von denen noch nichts vollständig im Druck erschienen ist, erwähnen wir als die namhafteste das »Keber za Negeste«, eine traditionelle, mit vielen Legenden und Sagen vermischte Geschichte des einst mächtigen Reichs Arum, und das »Tarek Negushti«, die Chronik der Könige, sowie andere Chroniken aus verschiedenen Zeiten, welche die Geschichte des Landes bis auf die gegenwärtige Zeit fortführen. Ein Dynastienwechsel um 1300 brachte die amhárische Sprache zur Geltung; das Eindringen der Mohammedaner und der Gallavölker im 16. und 17. Jahrh. verkümmerte dann alle Reste des Literaturlebens; es wurden jetzt im wesentlichen nur noch Uebersetzungen aus dem Arabischen gemacht und christliche Werke im Interesse der Mission verfaßt.

Die erste Kenntnis der äthiopischen Sprache verbreitete in Europa seit 1513 Potken, Propst zu Köln, der in Rom mit geborenen Aethiopiern umgegangen war. Jakob Wemmers, Karmeliter aus Antwerpen, gab 1638 eine Grammatik und ein Wörterbuch der äthiop. Sprache heraus. Die meisten Verdienste um dieselbe erwarb sich aber Hiob Ludolf aus Gotha, der durch philolog. Talent und durch die Bekanntschaft mit Aba Gregorius, einem Abessinier in Rom, es zu einer wahren Meisterschaft in diesem Fache der Sprach- und Geschichtsforschung brachte, wovon seine Werke, ein äthiop. Lexikon (Frankf. 1661 und 1699), eine äthiop.

Grammatik (das. 1702) u. Geschichte (1681) Zeugnis geben. Unter den neueren Kennern der äthiop. Sprache sind zu nennen Platt, Lawrence, Hoffmann, Rödiger, Ewald und die Missionäre Isenberg, d'Abbadie, Krapf u. a.; vor allen aber Dillmann (Grammatik der äthiop. Sprache, Leipz. 1857; Wörterbuch 1862—63, 2 Bde.; Chrestomathie 1866). Die meisten äthiop. Handschriften befinden sich zu Paris, Oxford, Petersburg, Rom, Frankfurt a. M. (durch Rüppell) und Tübingen (durch Krapf).

Aethiops (Mohr, Metallmohr), Bezeichnung mehrerer pharmaceutischer Präparate von schwarzer Farbe, welche meist Metall enthalten, z. B. A. antimonialis (Hydrargyrum stibiato-sulfuratum), eine Mischung von Schwefelantimon mit Schwefel und Quecksilber. A. martialis Lemery, im wesentlichen Eisenoxyduloxydhydrat, durch Rosten von Eisen unter Wasser erhalten.

Aethra, in der griech. Mythe eine Enkelin des Pelops, als Gemahlin des Aegeus (nach anderen durch Poseidon) Mutter des Theseus. Dieser hatte mit Hülfe des Pirithoos die Helena entführt und sie dann seiner Mutter zur Hut übergeben. Da aber die Dioskuren, der Helena Zwillingsbrüder, zur Befreiung der Schwester auszogen, ward A. von jenen gefangen und begleitete als Sklavin die Helena nach Troja. Bei der Belagerung der Stadt begab sie sich in das griech. Lager und ward von ihren Enkeln, den Söhnen des Theseus, erkannt. Demophon verlangte sie von Agamemnon, und dieser sandte einen Herold an die Helena, sie von ihr zu erbitten. So ward sie frei. Aus Gram über den Tod ihrer Söhne entleibte sie sich selbst. Ihre Geschichte ward von den griech. Tragikern mehrfach bearbeitet.

Aethrioskop (griech.), Art Aktinometer; s. d. und vgl. Thau.

Aethūsa *L.* (Gleiße), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Die einzige Art ist A. cynapium *L.* (gemeine Gleiße, Gartenschierling, Hundspetersilie, s. Tafel »Giftpflanzen«), mit spindelförmiger, faseriger, ästiger, weißer Wurzel, aufrechtem, rundem, gestreiftem, nach unten röthlichem, graugrünem, wie mit Reif überzogenem Stengel mit gabeligen, abwechselnden Aesten, zwei- bis dreifach-gefiederten Blättern mit eingeschnittenen, an den Blattstielchen herablaufenden, glänzend dunkelgrünen Blättchen, dreiblätterigen, aus lineal-lanzettförmigen, weit abstehenden Blättchen bestehenden Hüllen und dunkelgrünen Früchten, hinsichtlich der Größe sehr wechselnd, indem eine Form mit dickem, 1—1,5 Meter hohem Stengel und zwei- bis dreifach-gefiederten Blättern auf buschigen Hügeln, in Weinbergen, Hecken, eine andere mittelgroße mit 0,3—0,6 Meter hohem Stengel und fast doppeltgefiederten Blättern vornehmlich in Gärten und auf Gemüseland, eine dritte, nur 8—16 Centim. hohe, oft von Grund auf ästige, mit minder zusammengesetzten Blättern auf Aeckern, besonders auf Kalkboden, vorkommt. Die Gleiße ist eine einjährige Giftpflanze, welche auf bebautem und unbebautem Lande durch ganz Europa vorkommt, viele Aehnlichkeit mit der Petersilie hat und daher leicht mit derselben verwechselt werden kann, zumal da sie sich häufig als Unkraut unter derselben findet. Sie unterscheidet sich aber von der Petersilie durch den unangenehmen, widerlichen, knoblauchartigen Geruch der geriebenen Blätter, durch die dunkleren und glänzenderen Blätter, durch die abwärts geneigten Hüllen, durch die kleineren verästelten Wurzeln und durch die ganz weißen Blüten. Die Gleiße wirkt nicht minder heftig wie gefleckter Schierling.

Aethyl (Diäthyl, Butan, normaler Butylwasserstoff), C_4H_{10}, sehr flüchtiger Körper, welcher sich im amerik. Erdöl und im Theer der Cannel- und Bogheadkohle findet, ist bei niederer Temperatur eine farblose, sehr bewegliche Flüssigkeit, bei mittlerer aber ein farb- und geruchloses, brennbares Gas vom spec. Gew. 2,01. Man erhält A. künstlich durch Zersetzung von Jodäthyl (C_2H_5J) mit Zink. Es findet als Bestandtheil des flüchtigsten Destillationsproduktes des Erdöls mannigfache Verwendung. Das Radikal A. (C_2H_5), welches sich in allen Aethylverbindungen findet, kann nicht isolirt dargestellt werden.

Aethyläther (Aether, Schwefeläther, Aether sulfuricus, Aethyloxyd, Naphtha, Schwefelnaphtha), $C_4H_{10}O$, chemische Verbindung, welche man durch Einwirkung von Schwefelsäure auf Alkohol erhält. Man erhitzt eine Mischung von 15 Kilogr. Schwefelsäure von 66° B. mit 10 Kilogr. Alkohol von 85 Volumproc. in einem Destillationsgefäß a (s. Fig. S. 192) auf 130° u. läßt dann, unter sorgfältiger Einhaltung derselben Temperatur, Alkohol von 92 Volumproc. aus einem Gefäß b in einem ununterbrochenen Strom nachfließen. Der Kühlapparat c sorgt für gute Kühlung, es destillirt dann in gleichem Maße der A., und man kann auf diese Weise das vierfache Gewicht der Schwefelsäure an Alkohol in A. verwandeln. Bei der Darstellung im großen wird das Destillat direkt durch zweckmäßige Kühlvorrichtungen von Alkohol und Wasser, durch Waschen mit Kalkmilch auch von schwefliger Säure befreit und dann rektificirt. Der bei dieser Operation verlaufende chemische Proceß ist lange Zeit Gegenstand des Streites gewesen. Es entsteht bei der Einwirkung von Schwefelsäure auf Alkohol zuerst Aethylschwefelsäure, und diese setzt sich mit einem anderen Theil Alkohol in Aether und Schwefelsäure um. So entsteht auch hier aus 2 Molekülen Alkohol 1 Molekül A. (vgl. Aether).

$$\underset{\text{Alkohol}}{C_2H_5OH} + \underset{\text{Schwefelsäure}}{SO_4H_2} = \underset{\text{Aethylschwefelsäure}}{C_2H_5SO_4H} + \underset{\text{Wasser}}{H_2O}$$

$$\underset{\text{Alkohol}}{C_2H_5OH} + \underset{\text{Aethylschwefelsäure}}{C_2H_5SO_4H} = \underset{\text{Aether}}{C_2H_5OC_2H_5} + \underset{\text{Schwefelsäure.}}{SO_4H_2}$$

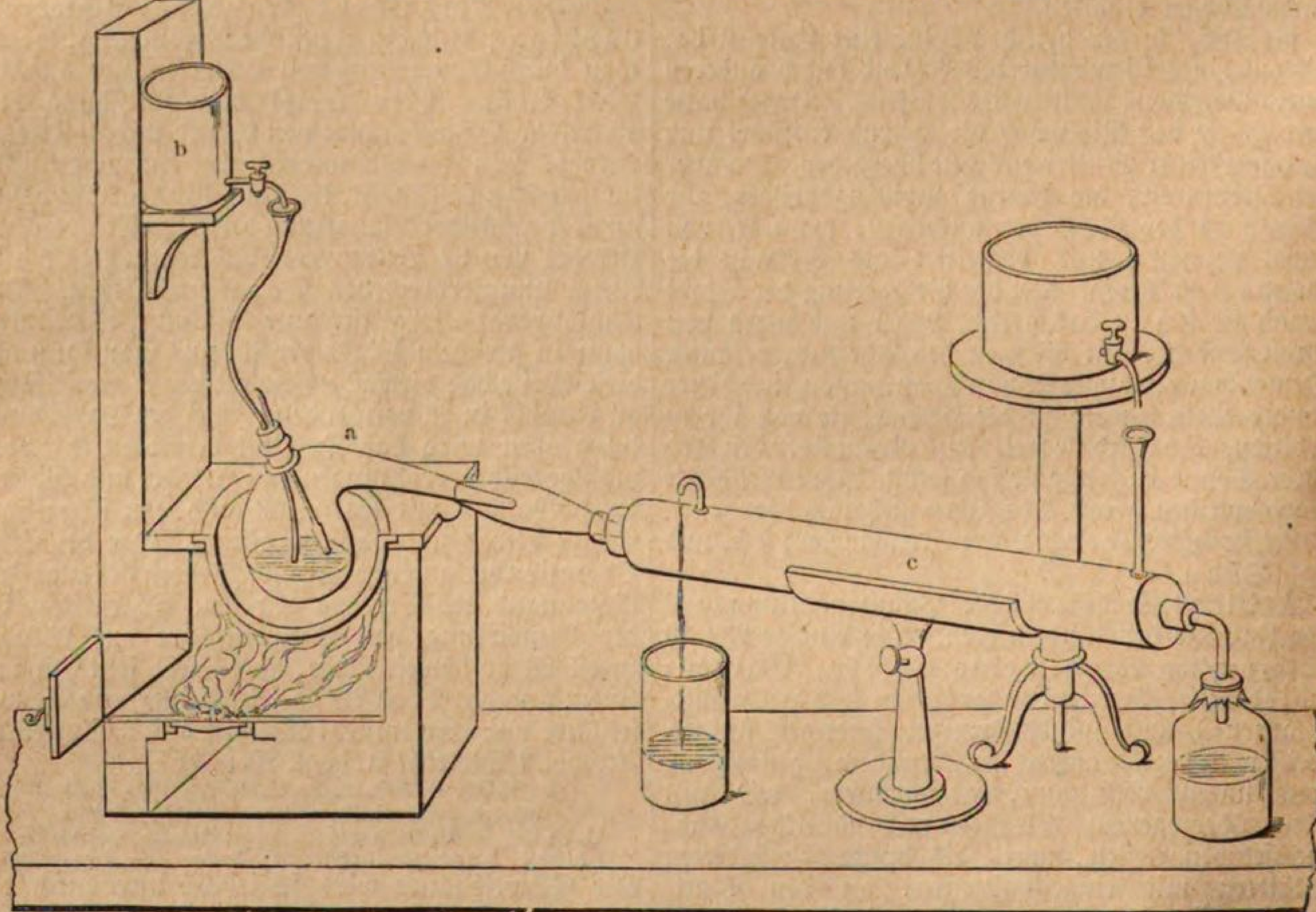
Die Schwefelsäure wird schließlich nur durch die eintretende Verdünnung mit Wasser (s. die erste Gleichung) unwirksam. Auch Phosphorsäure, Arsensäure, Eisenchlorid, Chlorzink erzeugen aus Alkohol A., die wichtigste Reaktion aber ist die von Jodäthyl auf Natriumäthylat (s. Aether).

A. ist eine farblose, leicht bewegliche Flüssigkeit von angenehmem, erfrischendem Geruch und brennendem Geschmack, ungemein flüchtig und unter großer Temperaturerniedrigung verdunstend. Der A. siedet schon bei 35° C. und soll bei —30° krystallinisch erstarren. Er ist ungemein entzündlich, brennt mit leuchtender Flamme und sein Dampf explodirt, mit Luft gemengt, sehr heftig. Die Behandlung des Aethyläthers bei Licht erfordert daher die größte Vorsicht, auch muß er stets an kühlen Orten aufbewahrt werden. Spec. Gew. bei 7° 0,729, bei 25° 0,712. A. ist mit Alkohol, Chloroform mischbar, er löst sich in 14 Th. Wasser und löst selbst $^1/_{36}$ seines Gewichts an Wasser, auch löst er Harze, Fette, ätherische Oele, Alkaloide, Brom, Jod, Schwefel, Phosphor, viele Chloride, Chromsäure. Frisch bereiteter A. reagirt nicht auf Lackmuspapier, aber in nicht ganz gefüllten Gefäßen wird er mit

der Zeit sauer, indem sich Essigsäure bildet. Bei unvollständiger Verbrennung oder wenn man den Aetherdampf durch ein glühendes Rohr leitet, bildet sich viel Acetylen. Beim Erhitzen mit Wasser verbindet sich der A. mit diesem und bildet Alkohol. Chlor wirkt sehr heftig auf A. ein, es kann sogar Entzündung eintreten, und es bilden sich neben Chlorwasserstoff, Chloral, Aldehyd und Chloräthyl eine Reihe von Substitutionsprodukten, deren letztes Glied, der Perchloräther, $C_4Cl_{10}O_2$, in farblosen Krystallen auftritt und erst bei 69° schmilzt. Brom wirkt schwächer und Jod nur sehr wenig auf A. ein. Der A. findet vielfache Verwendung, hauptsächlich dient er, mit Alkohol gemischt, als Lösungsmittel der Schießbaumwolle, zur Bereitung von Kollodium, ferner zum Extrahiren von Fetten und in gleicher Weise zur Entfernung von Fettflecken; Oleum vitrioli dulce bezeichnet. Später erhielt er den Namen Schwefeläther, aber V. Rose wies 1800 nach, daß er keinen Schwefel enthält.

Aethylalkohol, s. v. w. Alkohol.

Aethylbromür (Bromäthyl), C_2H_5Br, chemische Verbindung, entsteht direkt aus Aethylen, C_2H_4, und Bromwasserstoff, BrH, wird dargestellt durch Uebergießen von Phosphor mit 40 Th. Alkohol und Zutröpfeln von 7—8 Th. Brom, worauf man destillirt, das A. aus dem Destillat mit Wasser fällt, trocknet und rektificirt. A. ist eine farblose, ätherartig riechende Flüssigkeit vom spec. Gew. 1,42, siedet bei 38,7°, ist wenig löslich in Wasser, mischbar mit Alkohol und Aether, gibt mit Alkohol oder Kali Aether und mit wässerigem Ammoniak bromwasserstoffsaures Aethylamin. Man benutzt es zur Darstellung von Anilinfarben.



Darstellung des Aethyläthers.

mit 2—3 Th. Alkohol gemischt ist er als Spiritus sulfurico-aethereus, Liquor anodynus mineralis Hoffmanni, Hoffmannstropfen, officinell. Er wurde als erstes Anästhetikum benutzt, da sein Dampf beim Einathmen zuerst berauscht, dann Gefühls- und Bewußtlosigkeit erzeugt. Schüttelt man 4 Volumtheile A. mit 1—2 Volumtheilen Eiweiß in einer Flasche, so erhält man eine Gallerte, welche, auf die Haut gebracht und mit einer Leinwandbinde bedeckt, schnell Röthung und lokale Empfindungslosigkeit hervorbringt. Auch zur Bereitung chemischer Präparate, z. B. der Alkaloïde, wird A. benutzt. Enthält A. viel Alkohol, so vermindert sich sein Volumen beim Schütteln mit Wasser bedeutend; enthält er ½ Proc. Wasser, so ballt sich Tannin in demselben zusammen, bei Gegenwart von 1 Proc. Wasser zerfließt es, während es beim Schütteln in wasserfreiem A. locker bleibt. Wasserhaltigen A. entwässert man durch Rektifikation über Chlorcalcium. Der A. wurde zuerst 1540 von Valerius Cordus aus Alkohol und Schwefelsäure dargestellt und als

Aethylchlorür (Chloräthyl), C_2H_5Cl, chemische Verbindung, entsteht bei Einwirkung von Salzsäure oder Chlor auf Alkohol, wird dargestellt durch Einleiten von Chlorwasserstoff in Alkohol und Destillation. Die Dämpfe werden mit warmem Wasser gewaschen, dann mit Chlorcalcium getrocknet und mittels einer Kältemischung verdichtet. Man erhält A. als Nebenprodukt bei der Chloralbereitung. Es ist eine farblose, ätherartig riechende, süßlich gewürzhaft schmeckende Flüssigkeit vom spec. Gew. 0,87, siedet bei 12,5°, ist wenig löslich in Wasser, mischbar mit Alkohol und Aether, leicht entzündlich, gibt mit alkoholischem Ammoniak erhitzt Aethylamine und mit Chlor Substitutionsprodukte, deren letztes Glied Anderthalbchlorkohlenstoff, C_2Cl_6, ist. Eine zwischen 110° und 130° siedende Mischung dieser Substitutionsprodukte ist der Aran'sche Aether, Aether anaestheticus.

Aethyljodür (Jodäthyl), C_2H_5J, chemische Verbindung, entsteht direkt aus Aethylen, C_2H_4, u. Jodwasserstoff, JH, auch bei Einwirkung von Jodwasserstoff

auf Alkohol. Zur Darstellung von A. löst man 100 Th. Jod in 80—90 Th. absoluten Alkohol, trägt vorsichtig 10 Th. Phosphor in kleinen Portionen ein, erwärmt und destillirt. Das Destillat färbt man mit Jod, versetzt es mit Wasser bis zur Ausscheidung des A., schüttelt letzteres mit Kalilösung, wäscht und trocknet es. A. ist eine farblose, ätherisch riechende Flüssigkeit vom spec. Gew. 1,93, siedet bei 71°, ist in Wasser kaum löslich, mischbar mit Alkohol und Aether, zersetzt sich an der Luft, besonders schnell am Licht, liefert beim Erhitzen mit Wasser Aether, mit Amylalkohol Aethylamyläther; dient zur Darstellung vieler chemischen Präparate, in der Technik zur Darstellung von Anilinviolett.

Aethyloxyd, s. v. w. Aethyläther.

Aethyloxydhydrat, s. v. w. Alkohol.

Aethylschwefelsäure (Aetherschwefelsäure, Schwefelweinsäure), $C_2H_6SO_4$, chemische Verbindung, entsteht beim Vermischen gleicher Theile von Schwefelsäure und Alkohol von 85 Proc. Man sättigt die Mischung mit kohlensaurem Baryt, filtrirt vom ausgeschiedenen schwefelsauren Baryt und verdampft die Lösung des äthylschwefelsauren Baryts zur Krystallisation. Durch Zersetzung des Salzes mit Schwefelsäure erhält man freie A. Sie bildet eine sirupdicke Flüssigkeit vom spec. Gew. 1,315, ist löslich in Wasser und Alkohol, zersetzt sich beim Erhitzen mit Alkohol in Aether und Schwefelsäure, mit Wasser in Alkohol und Schwefelsäure, bildet in Wasser leicht lösliche gut krystallisirende Salze, von denen das Natronsalz als abführendes Mittel benutzt wird. Erhitzt man A. mit dem Salze einer anderen Säure, so erhält man den zusammengesetzten Aethyläther der letzteren und schwefelsaures Salz. Deshalb dient die A. in der Technik zur Darstellung von Aethern.

Aetiologie (griech.), die »Lehre von den Ursachen« der Krankheit; s. Krankheit.

Aëtiten, s. v. w. Adlersteine.

Aëtius, 1) A. der Atheist, mit seinem Freund und Schüler Eunomius das Haupt der strengen Arianer (Anomöer, Aëtianer, Eunomianer), welche eine absolute Unähnlichkeit zwischen Gott und Christus lehrten, stammte aus Syrien und war der Sohn eines Kesselflickers. Nach einem wechselvollen Leben als Bauer, Kesselflicker, Arzt, Goldschmied und Schulmeister wandte er sich dem Studium der Schrift und der arianischen Lehrmeinung zu. Wegen seiner überlegenen Disputirkunst bei durchdringendem Verstande und der Schroffheit seiner Behauptungen vielfach gehaßt und vertrieben, ward er 349 Diakon zu Antiochia, 356 zu Alexandria. Von Constantius nach Pepuza verbannt, ward er vom Kaiser Julian, dessen Freundschaft er früher erworben hatte, zurückgerufen. Er starb unter Valens zu Konstantinopel.

2) A., Feldherr und röm. Patricier unter Honorius und Valentinian III., der letzte Held des abendländischen Reichs, geb. 395 oder 396 zu Dorosturum (jetzt Silistria) in Niedermösien, Sohn des Reiteranführers Gaudentius, trat früh in die kaiserliche Garde, brachte aber seit 409 einige Jahre beim Westgothenkönig Alarich, dann bei den Hunnen als Geisel zu. Nach seiner Rückkehr stieg er rasch von Stufe zu Stufe. Als nach Honorius' Tode dessen Geheimschreiber Johannes die Herrschaft usurpirte, schloß A. sich demselben an und führte ihm ein hunnisches Hülfsheer zu, ging aber später zu Valentinian III. über, der unter Vormundschaft seiner Mutter Placidia durch den oström. Kaiser Theodosius II. im Westen als Kaiser eingesetzt wurde. Fortan an Placidia's Hofe der mächtigste Mann, beredete er Placidia, Bonifacius, den verdienten Statthalter von Afrika, seinen Rivalen, abzuberufen, rieth aber diesem insgeheim, nicht zu gehorchen, indem er ihm seine Abberufung als ein Todesurtheil vorstellte, und schilderte jener des Bonifacius Weigerung als Empörung. So wurde Bonifacius endlich dahin getrieben, die Vandalen aus Spanien zu Hülfe zu rufen. Seinen Irrthum erkennend, kämpfte Bonifacius tapfer, aber unglücklich gegen dieselben. Nach Italien zurückgekehrt, wurde er zum Range eines Patriciers und zum Oberbefehlshaber der Armee erhoben. Dadurch erbittert, brach A. aus Gallien, wo er damals stand, mit einem Barbarenhaufen schleunigst nach Italien auf und es kam zwischen beiden zum Kampfe: Bonifacius siegte, fiel aber durch des A. Hand (432). Als Rebell verfolgt, floh A. zu den Hunnen, kehrte aber (433) mit Heeresmacht zurück und erzwang (434) seine Ernennung zum Patricier, Konsul und Oberfeldherrn. Seitdem lag 20 Jahre lang das Schicksal des Reichs in A.' Hand, und er war es, der den Zusammensturz desselben aufzuhalten wußte. Gleich tüchtig als Diplomat wie als Feldherr, wußte er die barbarischen Völker nicht nur im Zaum zu halten, sondern auch den Interessen Roms dienstbar zu machen. Er schlug die Burgunder in zwei Feldzügen (435 und 436), unterdrückte (435—437) den immer von neuem ausbrechenden Bagaudenaufstand in Gallien und stellte hier das Ansehen des Reichs her, wehrte mit Erfolg den Einfällen der Westgothen und schlug (445) den Frankenkönig Clodio an der Somme. Die glorreichste That des A. war aber der Sieg auf den Catalaunischen Feldern über Attila, den Hunnenkönig (451), der zwar mehr durch die barbarischen Hülfsvölker, zumal die Westgothen, erfochten wurde, aber doch nur durch A. ermöglicht ward, insofern dieser die Barbaren unter seine Fahne gesammelt und als einsichtsvoller Feldherr geführt hatte. Als Attila (453) in Italien einbrach und Oberitalien verheerte, behauptete A. mit wenigen kaiserlichen Haustruppen zwar mühsam, aber mit nicht geringerem Ruhme als auf den Catalaunischen Feldern, die Halbinsel gegen die Uebermacht der Hunnen. Allein dies erkannte ein undankbarer Hof nicht an. Der Eunuch Heraclius und Petronius Maximus nährten insgeheim in der Seele des schwachen Valentinian Argwohn gegen den Mann, vor welchem derselbe lange gezittert hatte. Dem Sohne des A. war die Hand der Kaiserstochter versprochen worden; als sie ihm jetzt verweigert ward, drang A. trotzig auf Erfüllung des ihm gemachten Versprechens. Da zog der Kaiser sein Schwert und stieß es dem Helden in die Brust (454). Die Höflinge vollendeten den Mord; die vornehmsten von A.' Freunden hatten ein gleiches Schicksal.

Aetna (ital. Monte Gibello), der altberühmte Vulkan der Insel Sicilien, der höchste Europa's, nach dem alten Mythus die Bergmasse, welche Zeus auf die Giganten Typhon und Enkelados thürmte, oder die feuerspeiende Esse der Werkstätte des Hephästos und seiner Kyklopen. Schon den Alten erschien dieser gewaltige, unmittelbar vom Gestade aus frei emporsteigende Bergkegel als ein in seiner Art einziges Weltwunder, das sie öfters zum Ge-

genstande genauerer Untersuchung machten, wie denn schon der Philosoph Empedokles bei einer solchen das Opfer seiner Wißbegierde geworden sein soll. In der That hat dieser Bergkoloß in Europa wenigstens seines Gleichen nicht, insofern er nämlich aus einem einzigen ungeheuren, aber flachen Kegel besteht, dessen Umfang an der Basis 150 Kilom. und dessen Flächeninhalt 1266 QKilom. (23 QM.) beträgt. Seine Basis ist fast kreisförmig, wenig elliptisch. Seine höchste Höhe beträgt nach Hoffmann 3320 Meter (nach Palmi 4050 Meter). Der Berg erhebt sich ganz isolirt; er hängt mit den sicil. Bergketten gar nicht zusammen und bildet eine schwachgewölbte Fläche von etwa 37 Kilom. Durchmesser, auf welche ein Buckel aufgesetzt ist. Eine Schlucht, worin westlich und südlich der Simeto, nördlich der Onobola fließt, grenzt dieselbe gegen die Umgebung scharf ab. Der aufgesetzte Buckel hat Abhänge von 25—35° Neigung und gleicht einem Kegel, der auf der einen Seite zusammengestürzt ist. Hier öffnet sich eine Art Amphitheater, das sogen. Val del bove, in einer Höhe von 1250—1500 Meter. Nach oben endigt der Buckel mit einem ziemlich ebenen Absatze, dem Piano del lago, auf welchem der sogen. Philosophenthurm (torre del filosofo) und das Engl. Haus (casa inglese) stehen. Auf den bis hierher (bis 2930 Meter Höhe) reichenden Erhebungskegel ist der 380 Meter hohe Aschenkegel mit einer Böschung von 10 Meter aufgesetzt, dessen Krater von etwa 100 Meter hohen Wänden umgeben ist. Die gewölbte Basis aber ist durch weite, meist strahlenartig von dem in der Mitte stehenden Aschenkegel auslaufende, sich nach außen allmählich erweiternde Spalten zerrissen. Außerdem ist sie mit zahlreichen kleineren Eruptionskegeln besetzt, aus denen häufige Lavaströme geflossen sind, und die nur im Val del bove fehlen. Tritt nämlich die Zeit eines neuen Ausbruchs ein, so macht sich dies am Hauptkrater oft nur durch vermehrten Rauch und reichlicheren Aschenregen bemerklich; aber am Bauche des Berges, höher oder tiefer, entsteht gleich einem Geschwür an einem kranken Körper ein Berg, klein im Vergleich zum A. selbst, aber an und für sich imposant genug; derselbe öffnet sich und bildet einen Krater, aus dem sich die Ströme glühender Lava auf die Oberfläche ergießen. Man zählt neben 600—700 kleineren etwa 50 größere Eruptionskegel, unter denen sich die beiden Monti rossi, die durch eine tiefe, vom Gipfel herlaufende Spalte von einander getrennt sind, bis zu 225 Meter erheben. Im Val del bove ist die Struktur des Berges zum Theil zu erkennen; mehrere hundert regelmäßige Schichten von dunkler Lava wechseln mit Lagern von Tuff und Konglomerat, die eine mittlere Mächtigkeit von 2 Meter haben, sich gleichmäßig nach der Mitte des Berges hin erheben und von unzähligen Gängen und Adern von Lava durchsetzt sind, welche, wo das sie vormals bedeckende und umgebende Gestein zersetzt und weggewaschen ist, wie Mauern hervorragen. Nur ganz unten am Berge treten einige spärlich fließende Quellen hervor; auch befinden sich hier einige kleine Teiche. Dieser Mangel an Quellen erklärt sich daraus, daß das Regen- und Schneewasser an den schrägen, von härterem Gestein gebildeten Seiten herabrinnt, ohne von weicherem Boden aufgesogen und angesammelt zu werden.

Seine isolirte Lage und regelmäßige konische Gestalt machen den A. vorzüglich geeignet, den bedeutenden Einfluß erkennen zu lassen, welchen der Höhenunterschied auf das Klima und infolge davon auf die Vegetation äußert. Nirgends vielleicht in Europa sind die Vegetationsgürtel so scharf gegen einander abgegrenzt, als am A. Auf den ersten Blick lassen sich 3 Regionen unterscheiden: die Feld-, Wald- und Schneeregion. Die **Feldregion** reicht bis zur Höhe von 1070 Meter; hier bieten sich ausgedehnte Weizen- und Gerstenfelder, sowie üppiger Weinbau, zu welchem sich der Lavaboden vorzüglich eignet, dem Blicke dar. Auch der Oel-, Mandel- und Feigenbaum gedeihen hier ausnehmend, die Orange aber nur an Stellen, welche hinreichend bewässert sind. Stellenweise wird auch Safran und Baumwolle gebaut. Durch die emsige Kultur des ergiebigen Bodens und die dichte Bevölkerung ist die wilde Vegetation fast nur auf die Lavaströme beschränkt, welche noch zu wenig verwittert sind, um dem Anbau die erforderliche Schicht Dammerde darzubieten. Hier wuchert in strotzender Fülle die sogen. indian. Feige (Cactus Opuntia). Der **Waldgürtel** reicht von 1070 bis 2012 Meter Meereshöhe. Hier ist der Orangen- und Oelbaum, sowie die Baumwollenstaude verschwunden, und schon werden auch der Mandel- und Feigenbaum, sowie die Weinrebe seltener, während die Cerealien weiter hinauf noch gedeihen, namentlich der Roggen, der allmählich an die Stelle des Weizens tritt. Den größten Raum dieses Gürtels nimmt jedoch Waldung ein, weiter unten meist aus Eichen mit abfallendem Laube und Kastanien, weiter oben aus Buchen, Nadelhölzern und Birken bestehend. Merkwürdig ist besonders der den ganzen Berg wie ein Gürtel umgebende Kastanienwald. Auf dem Boden, den er bedeckt, erblickt man auch nicht eine Spur von Erde, aus der nur ein Grashälmchen, geschweige denn ein Wald so mächtiger Bäume, hätte hervorwachsen können, sondern nur nacktes, kahles Gestein. Die Ursache dieser Sterilität mag vielleicht die sein, daß der Atmosphäre in dieser Höhe schon die Kraft mangelt, die Lava zu zersetzen, vielleicht auch, daß der Feuerstrom, der hier Halt machte, aus Theilen bestand, welche jeder atmosphärischen Einwirkung trotzen. In solchem Boden wurzelt dieser Wald, dem man es auf den ersten Blick ansieht, daß er ein uralter sein müsse. Er scheint sich nicht zu erneuern, denn man sieht nirgends jungen Nachwuchs. Jeder Stamm ist ein Riese, von unten bis oben mit Moos und weißlichbraunem Schwamm überzogen und von der abenteuerlichsten, phantastischsten Gestalt, die von dem schweren Kampfe zeugt, mit welchem die Natur hier geschaffen haben muß. Die Wurzeln der Bäume liegen meist auf der Erde und haben sich mit der Zeit zu einem unzertrennlichen Netze in einander verschlungen. Einem solchen Walde geht begreiflicher Weise die bunte Alpenflora ganz ab, die man überhaupt am A. vergebens sucht, wiewohl das Klima einer solchen zusagen würde. Oberhalb der Waldgrenze ist von Vegetation wenig mehr zu sehen; nur Wachholder- und Tragantsträucher bringen noch einiges Leben in die beginnende kahle Oede, die von 2350 Meter Höhe an nur noch einige wenige (etwa zehn) krautartige Pflanzenarten nährt, bis auch diese verschwinden und ewiger Schnee und Eis allem Pflanzenwuchse eine Grenze setzt.

Gewöhnlich besteigt man den A. von Catania aus. Die Besteigung ist unendlich schwieriger als die des dreimal niedrigeren Vesuv. Man rastet

des Nachts in dem sogen. Engl. Hause, einem von Engländern errichteten Gebäude, etwa noch 580 Meter unter dem Krater und in der Nähe des oben erwähnten Philosophenthurms, in welchem die Sage den Empedokles gewohnt haben läßt. Hier beginnt der Aschenkegel, der von Eis und Schnee vollkommen frei ist, — eine Wirkung der heißen vulkanischen Dünste, welche aus allen seinen Poren dringen. Von dem obersten, wenige Schritte breiten Rand des Kraters erblickt man tief unten den eigentlichen Schlund. Der Krater verengt sich trichterförmig und ist mit Schwefel wie überzogen. Die Aussicht vom Gipfel des A. ist unvergleichlich. In einer einzigen, ununterbrochenen Ebene liegt Land und Meer vor den Blicken da, das man beides wie aus der Vogelperspektive überschaut. Drei Viertheile Siciliens überblickt das Auge; nur der westlichste Theil der Insel entzieht sich dem Blicke. Ueber der nördlichen Küste heben sich die Liparischen Inseln, unter ihnen das ewig brennende Stromboli, klar aus der blauen Flut hervor. Gegen NO. windet sich die Meerenge von Messina gleich einem Silberfaden hin, und jenseits derselben breitet sich Kalabrien mit seinen an 2000 Meter hohen Bergen aus. Ringsum drei Meere, das tyrrhenische, ionische und das mittelländische, im fernen Süden Malta als kleiner schwarzer Punkt. In unermeßlicher Ausdehnung schreitet des Morgens und des Abends der ungeheure Schlagschatten um den Berg, der ihn wirft, u. während die eine Seite desselben schon im Sonnenlichte glänzt, ruht die andere noch im tiefen Dunkel.

Der Riesenberg selbst verändert im Laufe des Jahres einige Male sein Kleid. Im März trägt er noch das Wintergewand, während um ihn herum alle Ebenen und Hügel im schönsten Frühlingsschmucke prangen. Der Schneekegel — drei Viertheile des Berges, der nackte Theil und der ganze Waldgürtel liegen unter einem zusammenhängenden Schneeteppich — erscheint umgeben von einem riesenhaften Blumenkranz, gewoben aus blühenden Bäumen, Sträuchern und Kräutern. Erst im Juli und August erscheint der Berg mit seiner Sommertracht angethan. Der Wald prangt in frischem Grün, aber der Blumengürtel um den Fuß des Riesen ist verdorrt unter den sengenden Strahlen der Sonne, denen nur die immergrünen Bäume und Sträucher mit ihren harten, glänzenden Blättern, sowie die saftreichen Kakteen und Agaven Trotz bieten. Der Schnee bedeckt nur noch die zunächst unter dem Aschenkegel liegende kahle Region, aber das, was von weitem wie Schnee aussieht, ist hartes Eis, das hier vielleicht schon seit Jahrtausenden liegt und weder schmilzt, noch sich sonstwie vermindert. Die während des Winters herangewehte obere Lage Schnee unterliegt zwar dem Einflusse der heißen Sonnenstrahlen; doch kaum ist dies vorüber, so verwandelt sich der aufgethaute Schnee sofort wieder in eine spiegelglatte Eisrinde. Das Aetnaeis, durch außerordentliche Dauerhaftigkeit ausgezeichnet, bildet einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach Italien, Griechenland, der Türkei und Afrika; es wird vom Bischof von Catania für eine namhafte Summe (meist an Marseiller Kaufleute) verpachtet. Die Lavaströme des A. verhalten sich hinsichtlich ihrer Mächtigkeit zu denen des Vesuv wie gewaltige Ströme zu unbedeutenden Flüssen. Schon aus weiter Ferne erkennt man die jüngeren, und bei Catania, namentlich längs dem Gestade, gleichen sie einem unabsehbaren Meere mit erstarrten Wellen.

Die Kunde von **Aetnaeruptionen** reicht bis in die ältesten Zeiten zurück. Diodor von Sicilien gedenkt einer solchen, die 500 Jahre vor dem trojan. Krieg stattgefunden haben soll. Geschichtlich beglaubigter sind die von Thukydides erwähnten Ausbrüche, von denen der von 479 v. Chr. der bedeutendste war und der andere von 425 v. Chr. einen Theil des Gebiets von Catania verwüstete. Weitere Eruptionen fanden um 133 und 125 v. Chr. statt; bei der letzteren spie der Berg einen solchen Feuerstrom aus, daß die nahe See davon kochend wurde und eine große Menge Fische umkamen. Vier Jahre später wurde die Stadt Catania durch einen nicht weniger furchtbaren Ausbruch zerstört. Die glühende Asche fiel damals in solcher Masse, daß sie die Dächer der Häuser eindrückte und eine solche Verheerung anrichtete, daß die Römer den Einwohnern auf 10 Jahre die Steuern erließen. Livius gedenkt eines Aetnaausbruchs, der sich kurz vor dem Tode Cäsars, 43 v. Chr., ereignete. Er war an sich nicht besonders stark, gewann aber dadurch Bedeutung, daß man ihn nachher als ein Vorzeichen von Cäsars Tod betrachtete. Weitere Ausbrüche fanden 40 n. Chr., dann 258, 420 und 812 statt. Einer der furchtbarsten früheren war der von 1169. Am 4. Febr. bei Tagesanbruch ward Sicilien von einem Erdbeben erschüttert, welches sich bis nach Kalabrien hin erstreckte; Catania wurde dadurch in Trümmer gelegt, und 15,000 Einw. sollen dabei ihr Leben verloren haben. Neue Flüsse brachen aus der Erde hervor und alte verschwanden. Die berühmte Quelle der Arethusa wurde trüb und schwärzlich; ein kleiner Fluß blieb 2 Stunden lang ganz aus, floß dann reichlicher als zuvor, aber mit geröthetem Wasser. In Messina wich das Meer vom Gestade zurück, wälzte sich dann wieder heran, riß die Mauern der Stadt nieder, überströmte die Straßen und schwemmte alles, Häuser und was Leben hatte, mit fort. Bäume und Saaten verbrannten von der heißen Asche und den glühenden Steinen, die massenweise herabfielen. Ein nicht minder schrecklicher Ausbruch erfolgte 1329 unter denselben Erscheinungen und legte Catania zum Theil nochmals in Trümmer. Im Jahre 1537 borst der Berg an mehreren Stellen, die Lava ergoß sich mit solcher Gewalt, daß mehrere Ortschaften nebst Gärten und Weinbergen und vielen Bewohnern durch sie zu Grunde gingen, und die Spitze des Aschenkegels stürzte mit furchtbarem Krachen in sich zusammen. Die schrecklichste Eruption aber war die von 1669. Achtzehn Tage vor dem Beginn derselben war der Himmel schwarz, mit Wolken umzogen, und es donnerte und blitzte häufig. Auf der Insel Stromboli waren zwei Vulkane gleichzeitig in ungewöhnlicher Thätigkeit. In der Umgegend des Berges ließen sich bedeutende Erderschütterungen verspüren, und am Krater gaben sich Zeichen großer Bewegung kund. Am 11. März öffnete sich plötzlich einige Miglien vom Krater gegen Catania hin ein weiter Schlund und in der folgenden Nacht noch mehrere andere an verschiedenen Stellen des Berges und stießen gewaltige Rauchsäulen aus. Am 23. erschloß sich ein neuer Schlund und bildete zwei neue Krater, die oben genannten Monti rossi, deren Aschenauswurf das umliegende Land 15 Miglien im Umkreis bedeckte. Am 25. März morgens wurde der ganze Berg durch ein Erdbeben erschüttert, und der Aschenkegel stürzte abermals mit furchtbarem Krachen in sich selbst zusammen. An der Stelle, wo er gestanden, öffnete sich ein weiter

13*

Schlund und spie große Massen von Asche und Steinen, unter anderen auch den berühmten Lavablock aus, welcher jetzt noch auf dem Berge Frumento liegt. Die Lava, die sich aus dem Haupt- und Nebenkrater ergoß, nahm ihren Lauf unter fortwährenden Erderschütterungen wieder gegen Catania, überflutete die Mauern, zerstörte die Stadt zum großen Theil und ergoß sich von da ins Meer. Binnen 40 Tagen hatte der Lavastrom die Wohnungen von 27,000 Menschen in Asche gelegt, und von den 20,000 Einw. Catania's sollen nur 3000 am Leben geblieben sein. Auf der Lava schwammen rothglühende Steine von gewaltiger Größe und bedeckten weithin das Land, das wie ein Schmelzofen dampfte. Felsmassen trennten sich vom Ufer und fielen unter schrecklichem Krachen ins Meer; als sich aber der Lavastrom selbst in das Meer ergoß, übertönte das Prasseln den stärksten Donner, und man vernahm es auf weite Entfernungen hin. Das Wasser zog sich anfangs vor dem feindlichen Element zurück, die Farbe desselben veränderte sich, und die Fische starben. Die Sonne verfinsterte sich und ward Wochen lang nicht gesehen, und Monate vergingen, ehe die Bläue des Himmels zurückkehrte. Mit dieser schrecklichen Eruption von 1669 ist keine der späteren zu vergleichen. Bei der von 1766 sprudelte die Lava wie eine Fontäne zu einer bedeutenden Höhe über den Gipfel empor, doch bildete sie einen weit kleineren Strom als bei jener. Großartiger war der Ausbruch von 1787, bei welchem die gewaltigsten Feuermassen aus dem Krater emporstiegen. Der ganze A. war während dessen in dicken Rauch eingehüllt, aus dem Blitze hervorzuckten, eine Erscheinung, welche man früherhin nicht beobachtet hatte. Die glühenden vulkanischen Massen wurden 6—7 Miglien weit fortgeschleudert, u. zahlreiche Lavaströme ergossen sich an den Seiten des Bergs herab, deren größter sich bis gegen Bronte und die Ebene von Lago erstreckte. Nach der Eruption fand man den ganzen Berg an der Westseite mit hart gewordener Lava und Schlacken bedeckt. Bei der Eruption vom März 1809 bildete sich eine Reihe neuer Krater, von denen zwei ohne Aufhören, die übrigen in Intervallen mit furchtbarem Getöse Flammen und glühende Felsstücke ausspien. Einige der letzteren hatten mehrere Ellen im Durchmesser, während andere nicht größer als Bachkiesel waren und an 500 Meter hoch in die Luft flogen. Während dieser Auswürfe sah man die glühende Lava langsam die Seiten dieser schwarzen Aschenhügel bis an ihren Fuß hinabwogen. Unterhalb der Krater flossen diese Lavaströme zusammen u. bildeten nun einen großen Strom, dessen Breite von 20—190 Meter wechselte. Neuere bemerkenswerthe Eruptionen sind die von 1811, 1819, 1832, welche letztere die Gegend von Bronte verheerte; die bedeutendste ist die von 1852. Diese begann am 27. Aug. und dauerte bis Februar 1853. Es öffneten sich zwei neue Krater, welche zuerst Massen von kleinen Steinen und Asche, dann Lavaströme ausspien, während der Hauptkrater keine Eruption zeigte, sondern nur gewaltige Rauchmassen emporsteigen ließ. So weit das Auge reichte, sah man bald nichts als vielfach getheilte Feuerströme, hier durch den alten Lavagrund sich hinschlängelnd, dort prasselnd herabstürzend, um sich den Ausweg in die Tiefe zu bahnen. Hier riß sich ein mächtiges Lavastück los und ließ einen höllischen Glutofen hinter sich, der aber sogleich, von Asche überzogen, in dunkles Schwarz zurücksank; dort eilten riesige Feuerwogen sich hebend und senkend bergab, begleitet von dem Zischen und Brodeln der Glutmassen. Prasselnd fielen die glühenden Lavablöcke, einer den anderen überstürzend, nieder und knickten die herrlichsten Bäume. In kurzer Zeit hatte der Lavastrom einen Weg von 16 Miglien zurückgelegt, angebaute Fluren auf weite Strecken hin verwüstet, aber zum Glück noch keine Ortschaft berührt. Die Großartigkeit dieses Ausbruchs mag man sich vergegenwärtigen, wenn man hört, daß der Lavastrom ein sehr breites und tiefes Thal auszufüllen und doch schon in 9 Tagen 16—18 Miglien zurückgelegt hatte. In den ersten 6 Tagen rückte er am schnellsten vorwärts, von da an langsamer, weil die Lava immer höher über ihre erhärtenden Schichten zu steigen hatte. Einige Wochen dauerten diese Lavaausbrüche fort und setzten die in der Richtung des Stroms liegenden Ortschaften in Schrecken und Angst, bis endlich die Wuth des entfesselten Elements nachließ, ohne größeres Unglück angerichtet zu haben. Weniger bedeutend waren die Ausbrüche vom Mai und Juli 1863 und Januar 1865, die an den Seiten des Bergs stattfanden. Die Topographie und Naturgeschichte des A. behandeln Ferrara, »Descrizione del Etna« (Palermo 1818), Smith, »Descriptive memoir of the resources, inhabitants and hydrography of Sicily« (Lond. 1824) und namentlich W. Sartorius von Waltershausen »Atlas des A.« (Gött. 1848).

Aetolien, griech. Landschaft im westl. Theile des alten Hellas, zwischen Akarnanien, Epiros, Thessalien, dem ozolischen Lokris und dem Meere gelegen, an der Küste und im SW. meist eben und fruchtbar, im Innern ein wildes, waldbedecktes Gebirgsland (Tymphrestos, jetzt Veluchi, 2370 Met. hoch, im N.; Korax, jetzt Vardusia, 2210 Met. hoch, in der Mitte; an der lokrischen Grenze Abzweigungen des Oeta). Als Hauptflüsse sind der Acheloos (Aspropotamo) auf der Westgrenze und der Euenos (Phidari), unter den Seen der von Lysimachia und der Trichonis (See von Vrachori) zu nennen. Die Bergwälder nährten allerlei Wild, die ausgedehnten Weiden an der Küste treffliche Pferde. Der Name A. stammt von Aetolos, dem Sohne Endymions her, welcher, aus Elis flüchtig, mit einer Schar Epeer in der südlichen Gegend der Landschaft sich niederließ und die eingeborenen Leleger, Kureten und Hyanten verdrängte oder seiner Herrschaft unterwarf. Durch feindselige Haltung den Nachbarn gegenüber, sowie durch Verschmelzung mit nichtgriech. Gebirgsvölkern entfremdeten sich in der Folge die Aetolier dem übrigen Hellenenthum mehr und mehr, so daß sie in der Blütezeit griech. Kultur als wilde, nur zu Raubzügen geneigte, von den übrigen Hellenen gemiedene Barbaren erscheinen. Erst in der makedonisch-röm. Periode greifen sie in die Geschichte Griechenlands thätig mit ein, und gegen das Ende ihrer politischen Selbständigkeit hin bestanden sie einen rühmlichen, wenn auch erfolglosen Kampf gegen Roms Uebermacht (s. unten). Städte gab es wenige; die wichtigsten waren Thermon, Kalydon, Pleuron, Makynia, Naupaktos und Chalkis. Im heutigen Königreich Griechenland bildet A. mit dem westl. angrenzenden Akarnanien eine Nomarchie, welche 5634 QKilom. (142,3 QM.) mit (1870) 121,693 Einw. umfaßt und Missolunghi zur Hauptstadt hat. Vgl. Akarnanien.

Die Aetolier zerfielen von Alters her in einzelne kleine Gemeinwesen, die nicht durch einen fort-

dauernden Bund zusammengehalten wurden. Die zerstreuten Dorfgemeinden Aetoliens einigten sich erst zur Zeit des lamischen Kriegs (323) zu dem ätolischen Bunde, dessen Mitglieder sich zu Anfang des Herbstes zu Thermon zum Panätolium versammelten. Mit den Achäern stritt der Bund fast ununterbrochen und benutzte dies im Bunde mit Sparta zu Raubzügen in den Peloponnes. Philipp von Makedonien stiftete endlich ein Bündnis gegen die Aetolier und zwang sie 217 v. Chr. zum Frieden von Naupaktos. Doch gingen sie schon 211 einen Bund mit den Römern gegen Philipp ein. Aber von den Römern im Stich gelassen, mußten sie (205) Frieden schließen. Nur zögernd schlossen sie sich den Römern an (199), als diese wieder Krieg gegen Philipp begonnen hatten. Als aber der röm. Feldherr J. Quinctius Flamininus (197) dem makedon. König eigenmächtig einen Waffenstillstand bewilligte, beschuldigten sie denselben, er habe sich von Philipp bestechen lassen, und machten ihn sich so zum Feinde. Kaum waren die Römer (194) aus Griechenland abgezogen, so gewannen die Aetolier außer Phokis und Lokris auch Ambrakia in Epiros, und mit Lamia den Eingang in Thessalien. Zugleich reizten sie Philipp von Makedonien, Antiochos von Syrien und den Tyrannen Nabis von Sparta gegen die Römer auf. Sie wählten Antiochos von Syrien zu ihrem Feldherrn. Während dieser aber zu Chalkis auf Euböa schwelgte, trat der makedon. König auf die Seite der Römer, diese bemächtigten sich Thessaliens und schlugen Antiochos bei den Thermopylen (191). Entmuthigt suchten die Aetolier um Frieden nach, da aber die Römer unbedingte Unterwerfung verlangten, setzten sie den Kampf fort. Der Prokonsul Acilius Glabrio griff sie in ihrem eigenen Lande an und belagerte Naupaktos. Mit der höchsten Anstrengung vertheidigten die Aetolier zwei Monate lang die Stadt. Die Römer stellten für einen kurzen Waffenstillstand die Forderung, daß sie sich entweder ihnen zu freier Verfügung überlassen, oder 1000 Talente zahlen und einerlei Freund und Feind mit den Römern haben sollten. Da rafften die Aetolier noch einmal alle ihre Kräfte zusammen und bereiteten sich zum Widerstand (190). Der röm. Feldherr Cornelius Scipio, durch Antiochos beschäftigt, bewilligte einen sechsmonatlichen Waffenstillstand; diesen brachen die Aetolier auf das Gerücht hin, das röm. Heer sei in Asien vernichtet worden. Als aber die Nachricht von der Niederlage des Antiochos eintraf, u. der röm. Konsul M. Fulvius Nobilior anrückte und Ambrakia belagerte, ergaben sich die Aetolier. Die Sieger versprachen Schonung, wenn Ambrakia sich ergebe, die Aetolier 500 Talente zahlten und auf alle ihnen von den Römern entrissenen Bundesstädte Verzicht leisteten. Der röm. Senat aber fügte noch einige Bedingungen hinzu, welche der Selbständigkeit Aetoliens ein Ende machten. Der ätolische Bund war vernichtet (189). Elend herrschte fortan im Lande gesteigert durch innere Unruhen, die von den erkauften Agenten Roms veranlaßt waren. Zuletzt sicherten sich die Römerfreunde durch einen schändlichen Gewaltstreich die Herrschaft. Nach Besiegung des Perseus, den die Aetolier nicht unterstützt hatten, ließen nämlich die Römerfreunde Lykiskos und Tisippos eine Versammlung patriotisch gesinnter Aetolier von röm. Soldaten umringen, worauf 550 der Angesehensten getödtet, andere aus dem Lande vertrieben und ihrer Güter beraubt wurden (167). A. theilte fortan Griechenlands Geschicke und bildete einen Theil der Provinz Achaia. Späterhin wurde mit Aetoliern die von Augustus auf dem Vorgebirge Actium gegründete Stadt Nikopolis bevölkert, während ein anderer bedeutender Theil nach Amphissa übersiedelte. Das entvölkerte Land lag verödet bis zu Konstantins Zeit, der es zur Provinz Neu-Epiros schlug und unter die Verwaltung des Präfekten von Illyricum stellte.

Aetzammoniak, s. v. w. Ammoniak.

Aetzbaryt, s. v. w. Baryumoxydhydrat.

Aetzen, die Operation, bei der man eine glatte Fläche mit einem harzigen Firnis (Aetzgrund) überzieht, in diesen mittels geeigneter Nadeln u. Griffel eine Zeichnung eingräbt, die zu ätzende Fläche mit einem erhabenen, den Aetzmitteln widerstehenden Rande (in der Regel aus Wachs) einfaßt und dann eine Flüssigkeit (Aetzwasser), gewöhnlich von saurer Beschaffenheit, darauf gießt oder streicht, welche auf die durch Nadel und Griffel bloßgelegte Substanz der Oberfläche auflösend einwirkt, wodurch die Zeichnung vertieft dargestellt wird. Dies ist das Tiefätzen. Ein guter Aetzgrund wird nach Karmarsch hergestellt aus 2 Th. Mastix und 1 Th. Asphalt, oder 3 Th. Wachs, 2 Th. Kolophonium u. 4 Th. Asphalt, oder 4 Th. Wachs, 4 Th. Asphalt, 1 Th. schwarzem Pech und 1 Th. burgundischem Pech. Diese Ingredienzien werden, mit Ausnahme des Asphalts, zusammengeschmolzen, dieser aber zuletzt fein gepulvert hinzugefügt. Deleschamps empfiehlt 2 Unzen pulverisirtes burgundisches Pech, 4 Quentchen pulverisirten Mastix und 4 Unzen weißes reines Wachs in kleinen Stücken, welches alles zusammen bei mäßiger Hitze unter tüchtigem Umrühren mit einem eisernen Spatel geschmolzen wird. 4 Unzen schwarzer Asphalt bester Sorte werden indessen in einem anderen Gefäße geschmolzen und diesem dann erstere Mischung portionsweise zugesetzt und sorgfältigst eingerührt. Ist dies geschehen, so wird noch 1 Quentchen koncentrirte Kautschukauflösung in Kautschukessenz nachgegossen und das Ganze noch einige Zeit kochen gelassen, worauf man den so erhaltenen Firnis durch dichte Leinwand seiht, ihn in lauwarmes Wasser gießt und Kugeln von $1\frac{1}{2}$—2 Unzen Gewicht daraus bildet. Beim Auftragen des Aetzgrundes von Karmarsch verfährt man so, daß man denselben in feine Leinwand und dann noch in lockern Taffet einschlägt u. mit gelindem Druck auf der erwärmten Fläche herumführt. Auch kann man eine dicke Lösung des Aetzgrundes mit Kamphin bereiten und diese mit einem Pinsel aufstreichen. Der Deleschamps'sche Aetzgrund wird über einem Kohlenbecken möglichst gleichmäßig erhitzt, in ein Stück ziemlich dichten Taffet eingeschlagen, dann auf die erhitzte Platte durch Hin- und Herreiben gebracht und schließlich mit Hülfe eines Tupfballens von in feines Ziegenleder eingeschlagener gekrempelter Baumwolle vollkommen egalisirt. Als Aetzwasser benutzte man auf Kupfer früher meist verdünnte Salpetersäure (3 Th. Salpetersäure von 32° Baumé mit 1 Th. destillirten Wassers), welche man 1 Centim. hoch aufgoß. Karmarsch empfiehlt als zweckmäßiger eine Mischung von 3 Raumtheilen einer gesättigten Lösung von Kupfer in Salpetersäure mit 1 Raumtheil einer ebenfalls gesättigten Lösung von Salmiak in Essig, welche man nach dem Aufgießen durch vorsichtiges Eintröpfeln von Salpetersäure zu der gewünschten Stärke bringt. Noch besser soll eine Mischung des Dr. R. Böttcher in Frankfurt a. M.

von 10 Gewichtstheilen Salzsäure von 1,19 spec. Gew. mit 70 Th. Wasser und einer siedend heißen Lösung von 2 Th. chlorsauren Kali's in 20 Th. Wasser sein, die man dann nach Belieben mit 100—200 Th. Wasser verdünnt. Nach beendigter Einwirkung spült man die Platte wiederholt mit reinem Wasser ab, trocknet sie mit einem leinenen Tuche und entfernt den Aetzgrund durch Terpentinöl. Zum A. in Stahl (Siderographie) werden verschiedene Aetzflüssigkeiten empfohlen. Die von Turrel besteht aus 4 Raumtheilen starkem Holzessig, 1 Raumtheil starkem Weingeist und 1 Raumtheil Salpetersäure von 32° Baumé. Karmarsch' Aetzwasser besteht aus einer Lösung von fein geriebenem Aetzsublimat (Quecksilberchlorid) in 28 Loth Wasser, der 16 Gran Weinsteinsäure und 16—20 Tropfen Salpetersäure zugesetzt werden. Elsner u. Schauer empfehlen als praktisch erprobt: als Vorätzwasser eine Mischung aus destillirtem Wasser mit 4 Proc. chemisch reiner Salpetersäure von 1,22 spec. Gew.; dann als Aetzwasser eine Mischung aus einem Loth salpetersaurem Silberoxyd, 8 Loth Salpetersäure, 48 Loth Alkohol und 72 Loth Wasser, und zum Abspülen Wasser mit 6 Proc. Alkohol in Wasser. Eine zwar sicher wirkende, aber kostspielige Beize ist eine Lösung von 2 Th. Jod und 5 Th. Jodkalium in 40 Th. Wasser. Die abgespülte und abgetrocknete Platte wird durch einen Kautschukfirnis oder durch Bereiben mit frischem Hammeltalg vor dem Rosten bewahrt. Das Hochätzen unterscheidet sich von dem Tiefätzen nur in der Art der Ausführung, die eine Umkehr des eben erörterten Verfahrens ist, insofern man, anstatt die dunkeln Stellen einzuätzen und dann mit Schwärze zu füllen, die Lichter hinwegätzt und die stehen bleibenden Erhabenheiten mit Schwärze überzieht. Die so geätzten Platten können dann gleich Holzschnitten in den Typensatz eingesetzt und zugleich mit diesem abgedruckt werden. Erfinder dieses Verfahrens ist Dembour in Metz. Man trägt dabei auf eine sorgfältig gereinigte, mittels geschlämmten Bimssteins oder Salpetersäure feinkörnig gemachte Kupferplatte die Zeichnung mittels eines Pinsels und flüssigen Aetzgrundes, der aus den gewöhnlichen Ingredienzien mit Terpentinöl besteht, auf und ätzt nach dem Trocknen mit Salpetersäure oder einem sonstigen Aetzmittel, wodurch die blank gebliebenen Stellen der Kupferplatte angegriffen werden. Um Messer- und Säbelklingen, sowie allerlei Galanteriewaaren mit glänzenden Figuren auf mattem Grunde zu verzieren (damasciren), überzieht man die Stellen, welche ihre Politur behalten sollen, mit einem flüssigen Aetzgrunde und setzt das Ganze Dämpfen von Salzsäure aus, welche aus Kochsalz und Schwefelsäure entwickelt werden. Als Aetzmittel auf Glas dient Flußsäure (Fluorwasserstoffsäure), welche man durch Erwärmen von gepulvertem Flußspat mit verdünnter Schwefelsäure gewinnt u. entweder in Dampfform, oder in wässeriger Lösung mit dem Glase in Berührung bringt. Je nach den verschiedenen Effekten, welche man durch A. des Glases erzielen will, treten in diesem Verfahren mancherlei Modifikationen ein. So deckt man, um auf einer mattgeätzten Fläche glänzende Züge hervorzubringen, die Zeichnung mit Bernsteinfirnis oder einer Lösung von Asphalt in Terpentinöl, rührt dann Flußspatpulver mit verdünnter Schwefelsäure (1 Th. Säure und 4 Th. Wasser) zu einem dünnen Brei und läßt denselben bei 30—40° R. auf der Glastafel eintrocknen, wodurch die nicht durch Aetzgrund geschützten Partien matt erscheinen. Verzierungen mit Blumen, Blättern ꝛc. erzeugt man am leichtesten auf die Weise, daß man dieselben mit Gummi auf das Glas klebt, dann die ganze Fläche mit einer geschmolzenen Mischung aus Wachs, Talg und Oel überzieht, nach Erstarrung derselben die Pflanzentheile beseitigt und die entblößten Stellen ätzt. Bei allen Arbeiten mit Flußsäure muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen, da die sich daraus entwickelnden Dämpfe die Respirationsorgane sehr angreifen und an den Händen schwerheilende Geschwüre erzeugen, weshalb man sich der Handschuhe bedienen muß. Tessié du Mothey und Maréchal in Metz haben ein Aetzmittel veröffentlicht, das namentlich in den Glashütten von Baccarat, St. Louis und Fort zu Metz zum Mattätzen von Glas verwandt wird. Dasselbe ist zusammengesetzt aus 1000 Gr. Wasser, 250 Gr. krystallisirtem Fluorwasserstoff-Fluorkalium (saurem fluorsauren Kali), 250 Gr. Salzsäure und 140 Gr. schwefelsaurem Kali. Die Aetzwirkung dieses Mittels ist eine sehr gleichmäßige. Die von den Professoren Dr. Böttcher und Brauneis erfundene Hyalographie liefert geätzte Glasplatten zum Druck; die Zeichnung wird hierbei in einen Asphaltgrund radirt, mit wässeriger Fluorwasserstoffsäure geätzt und nach Entfernung des Asphalts gleich einem Kupferstich eingeschwärzt. Zum Druck dient eine Art Kupferdruckpresse mit zwei aufs genaueste geschliffenen Marmorwalzen. Das gefährliche Aetzverfahren hat die Hyalographie aber niemals zu allgemeiner Ausbreitung gelangen lassen. Zum A. auf Zink (s. Zinkätzung) wird Holzessig, Salpetersäure, rauchende Salpetersäure und Schwefelsäure, sämmtlich sehr verdünnt, angewandt. Bergkrystall, Amethyst, Achat und andere kieselsäurereiche Steine ätzt man mit Flußsäure; Marmor mit verdünnter Salpetersäure, ebenso die großentheils aus kohlensaurem Kalk bestehende Perlmutter; Bernstein und Elfenbein am besten mit koncentrirter Schwefelsäure. Das photographische A. beruht darauf, daß die von einem Gegenstande zurückgeworfenen, mittels einer Sammellinse koncentrirten Lichtstrahlen auf eine Fläche geleitet werden, welche mit einer durch Einwirkung des Lichts veränderlichen Schicht überzogen ist. Indem nun einzelne Stellen auf die Weise verwandelt werden, daß sie der Wirkung eines Lösungsmittels widerstehen, während andere Stellen sich auflösen, erzeugt man ein Reliefbild des Gegenstandes, welches sich durch den Druck vervielfältigen läßt. So kann man Daguerreotypplatten chemisch oder galvanisch ätzen. Hierher gehört auch der photographische Stahlstich (Helioplastik), dessen Erfindung und Vervollkommnung man den beiden Nièpce verdankt, sowie die Photolithographie, und ähnliche Verfahren.

Aetzgrund, s. Aetzen.

Aetzkali, s. v. w. Kaliumoxydhydrat.

Aetzlauge, Lösung von Kalium- oder Natriumoxydhydrat.

Aetzmittel (Caustica), in der Medicin solche Stoffe, welche vermöge ihrer eigenthümlichen chemischen Beschaffenheit zerstörend auf die Gewebe des thierischen Körpers wirken, mit denen sie in Berührung gebracht werden. Die A. wirken theils dadurch zerstörend, daß sie den Geweben das Wasser entziehen, theils dadurch, daß sie mit den Eiweißstoffen der Gewebe eine chemische Verbindung eingehen. Die zerstörte Gewebepartie stellt sich zunächst als Aetzschorf dar u. wird nach einiger Zeit ganz losgestoßen. Als

A. werden benutzt: koncentrirte Schwefelsäure, Salpetersäure, Salz- und Essigsäure, Aetzkali, Aetznatron, Aetzkalk, Chlorzink, Chlorbrom (Hauptbestandtheil des Landolfi'schen Aetzmittels), Kupfervitriol, Höllenstein 2c. Man wendet die A. entweder in Substanz oder in Lösung, in Salben- oder in Pulverform an, und zwar sowohl auf der Haut, wie auf Schleimhäuten, theils um sogen. Afterbildungen, wie Warzen, Polypen 2c., zu zerstören, theils um Abscesse zu öffnen, Fontanelle zu bilden, vergiftete Wunden unschädlich zu machen, auch um Fisteln und alte Geschwüre zur Vernarbung und Hautkrankheiten durch Eiterung zur Heilung zu bringen.

Aetznatron, s. v. w. Natriumoxydhydrat.

Aetzstein, s. v. w. Aetzkali.

Aetzsublimat, s. v. w. Quecksilberchlorid.

Aetzwasser, s. Aetzen.

Aevum (lat.), Lebens-, Zeitalter, Alter; medium a., das Mittelalter.

Aezani, altgriech. Stadt in Phrygien (Kleinasien), am Rhyndakos, südwestlich von Kotyäon (dem heutigen Kiutahia). Ihre Ruinen, in einer baumlosen Ebene gelegen, gehören in vielen ihrer einzelnen Theile zu den vollkommensten in Kleinasien. Besonders hervorzuheben ist ein Tempel im ionischen Stile und ein Theater, das in der Cavea und dem Proscenium ein ziemlich vollständiges Bild eines altgriech. Theaters gewährt.

Affabel (lat.), gesprächig, umgänglich.

Affaibliren (franz., spr. -fäb-), schwächen, entkräften; Affaiblissement (spr. -mäng), Schwächung, Entkräftung.

Affaire (franz., spr. -fähr), Angelegenheit, Vorfall; Geschäft; Gefecht; a. d'amour, Liebeshandel; a. de coeur, Herzensangelegenheit; a. d'honneur, Ehrensache, Zweikampf.

Affektation (lat.), angenommenes, erkünsteltes Wesen, Ziererei, im Gegensatz zu edler Natürlichkeit u. Einfalt des Betragens und Benehmens. Der Affektirende sucht den Schein um sich zu verbreiten, als sei ihm etwas eigenthümlich, was ihm ursprünglich fremd ist, oder wovon er gar das Gegentheil besitzt, und ahmt daher in der Regel ein seiner Natur fernliegendes oder ihr selbst widerstreitendes Muster nach. Daher das Gezwungene, was mit affektirtem Wesen stets verbunden zu sein pflegt. Affektiren, den Schein von etwas zur Schau tragen; sich zieren.

Affekte (lat.), plötzlich, entstehende und ebenso rasch vorübergehende Abweichungen vom natürlichen Gleichgewicht des Seelenlebens, die mit gewissen theils allgemeinen, theils specifischen Erscheinungen am leiblichen Organismus verbunden sind. Durch ersteren Umstand sind dieselben von bloßen Gefühlen, die »oft sehr stark, dauerhaft und in die Grundlage eines menschlichen Charakters tief verwachsen sein können« (Herbart), z. B. Familienliebe, Ehrgefühl, von den sogen. Leidenschaften aber dadurch unterschieden, daß letztere tiefeingewurzelte Begierden sind. Je nachdem die Abweichung dadurch hervorgebracht wird, daß zu viel, oder dadurch, daß zu wenig Vorstellungen zugleich im Bewußtsein vorhanden sind, theilt man (nach Kant) die A. in rüstige (sthenische) und schmelzende (asthenische) ein. Die sonst beliebte Eintheilung in handelnde und leidende ist deshalb unpassend, weil im Grunde alle A. als Afficirt-(Ergriffen-)sein des Gemüths ein Leiden (gleichsam eine vorübergehende Gemüthskrankheit) darstellen, und dadurch auch die Zurechnungsfähigkeit des im Affekt Befindlichen für die Dauer desselben aufheben. Die Wirkung des Affekts ist in beiden Fällen die nämliche: die Fähigkeit zur besonnenen Ueberlegung wird sowohl durch das Uebermaß der auf einmal auftauchenden, sich unter einander gegenseitig verdunkelnden Vorstellungen, wie durch die Abwesenheit solcher erschwert, ja vernichtet, die, wenn sie vorhanden wären, den Gegenstand des Affekts in einem anderen Lichte erscheinen lassen würden (Flut u. Ebbe des Vorstellens). Der sthenische Affekt (z. B. Zorn, Freude) ist daher ganz, der asthenische (z. B. Furcht, Traurigkeit, Schrecken) wenigstens theilweise »mit Blindheit geschlagen«. Jener ist dem Rausch, dieser der Ohnmacht verwandt. Jener führt, da die psychischen Vorgänge jedesmal von entsprechenden physischen begleitet, durch solche verursacht oder Ursachen von solchen sind, durch das Zuviel im seelischen auch ein Zuviel im leiblichen, dieser aus gleichem Grunde ein Zuwenig desselben (Hypertrophie, Atrophie des Lebensprozesses) herbei, wobei die Wirkung, ganze oder theilweise Stockung desselben, die nämliche ist. Sind die dem Affekt zu Grunde liegenden Vorstellungen der Art, daß sie jede für sich eine Bewegung erzeugen würden, so bringen die von allen Seiten zugleich und nach allen Richtungen hin ausgehenden Bewegungsimpulse dieselbe Wirkung hervor, wie wenn überhaupt gar keine solchen vorhanden wären, sie heben sich unter einander auf. Der Affekt ist ebensowohl ein psychologischer wie ein physiologischer Gegenstand. In ersterer Hinsicht macht er durch das Zuviel oder Zuwenig der Vorstellungen blind, in letzterer durch das Zuviel oder Zuwenig der Muskelbewegungsanreize starr. Der höchste Grad des Affekts ist mit Sprach- u. Bewegungslosigkeit verknüpft. Der Zorn, die Freude lähmen alle, Furcht und Schrecken diejenigen Glieder, mit welchen der Furchtsame sich vertheidigen, der Erschreckte entfliehen könnte. Zorn und Schrecken, aber auch plötzliche Freude können den Tod oder doch bleibende Lähmung (durch Schlagfluß) herbeiführen. Der Affekt gleicht einem Windstoß, der das Meer aufwühlt; die Wellenbewegung währt fort, nachdem er vorübergebraust ist. Schwindet die organische Lähmung früher als der Affekt und pflanzt sich der Aufruhr im Gemüth widerstandslos auf die Glieder des Leibes fort, so erfolgen Handlungen, die Thaten des im Affekt Befindlichen zu sein scheinen, aber im strengen Sinne des Wortes nicht sind, da sie ohne Ueberlegungs- und folglich ohne Zurechnungsfähigkeit vollbracht werden. Der Zorn wird Tobsucht, die Freude Ausgelassenheit, der Feige greift zur Nothwehr und schreit um Hülfe, der Erschrockene läuft davon. Schwindet dagegen, wie meistens, der Affekt früher als die durch denselben verursachte Aufregung im Körper (Wallung des Blutes, Zittern der Glieder), so wirkt diese umgekehrt nun auf die Seele zurück und unterhält den Affekt, der, sich selbst überlassen, vorübergehen würde. Diese mit dem Affekt verbundenen leiblichen Zustände, die theils allen Affekten oder doch mehreren gemein, theils einzelnen derselben eigen sind (Erröthen bei der Scham, Erbleichen bei der Furcht, Lachen bei der Freude, Weinen bei der Trauer, aber auch umgekehrt), können daher sowohl als Zeichen zur Darstellung, wie als Mittel zur künstlichen Erregung der A. verwandt werden; der Redner, der Schauspieler stellen nicht nur A. dar, sondern sie reden und agiren sich selbst in den Affekt hinein, indem sie Ton, Stellung, Geberde des in demselben Befindlichen nachahmen. A. als krankhafte Gemüthszustände sind keiner direkten, sondern

nur einer indirekten Behandlung zugänglich; da sie vernünftige Ueberlegung unmöglich machen, so richten Gründe (z. B. Trostgründe bei Traurigen) gegen dieselben nichts aus. (»Den Traurigen gib Wein!«) Alles, was sich thun läßt, ist, daß man die (äußeren und inneren) Anlässe zu denselben so gut als möglich fern hält, durch Koncentrirung des Vorstellungskreises einer zusammenhangslosen Mannigfaltigkeit, durch Erweiterung desselben einer kurzsichtigen Einseitigkeit desselben entgegenarbeitet. Dabei werden bleibende, in Geschlecht, Alter, Temperament und individuellem Naturell begründete organische Dispositionen für oder gegen A. (im allgemeinen oder besonderer Art; Frauen und Kinder affektvoller als Männer und Erwachsene; Choleriker mehr zu sthenischen, Melancholiker zu asthenischen Affekten geneigt; Phlegmatiker von Natur affektlos; Sanguiniker mehr gefühl- als affektvoll) sich niemals gänzlich beseitigen lassen.

Affektion (lat.), eigentlich das passive Verhalten einer Sache oder Person von außen kommender Einwirkung gegenüber, besonders von Gemüthsbewegungen gebräuchlich; dann Zuneigung, Gunst, insofern diese ein von dem geliebten Gegenstand abhängiger Gemüthszustand ist. Daher die Ausdrücke: in A. nehmen, s. v. w. lieb gewinnen; affektionirt, s. v. w. gewogen, geneigt. In der Medicin gebraucht man das Wort A. als gleichbedeutend mit Krankheit, besonders wendet man es aber für solche krankhafte Zustände eines Organs oder des Gesammtorganismus an, welchen man eine bestimmtere Bezeichnung nicht beilegen kann oder will, z. B. Magenaffektion, eine im übrigen unbestimmt gelassene krankhafte Veränderung des Magens.

Affektionswerth (Gefühlswerth, pretium affectionis), in der Rechtswissenschaft der besondere Werth, welcher einer Sache oder einer Leistung von Seiten einer bestimmten Person vermöge individueller Gefühle und Neigungen der letzteren beigelegt wird. Den Gegensatz dazu bildet der wirkliche gemeine Werth, der Marktwerth der betreffenden Sache, die sogen. vera rei aestimatio. So wird z. B. der Trauring eines Ehegatten für diesen regelmäßig einen besondern Gefühlswerth haben, welcher von dem Einkaufspreise des Ringes, von dem gemeinen Werthe, den derselbe für dritte Personen hat, völlig unabhängig ist. Es ist dies ein Unterschied, welcher namentlich für die Lehre vom Schadenersatze von Wichtigkeit ist. Wurde nämlich jemandem durch die rechtswidrige Handlungsweise eines Anderen, z. B. durch die vorsätzliche oder fahrlässige Beschädigung einer Sache, ein Schaden zugefügt, und wird nun deshalb Ersatz gefordert, so kommt es darauf an, die Höhe des Schadenersatzbetrages nach dem Werthe des geschädigten Objekts festzustellen, und zwar nach dem allgemeinen Werthmesser, d. h. in Geld zu veranschlagen. Dies ist jedoch nur in Ansehung des objektiv erkennbaren, ökonomischen Werthes der in Frage stehenden Sache möglich, während das Affektionsinteresse, die subjektive Werthschätzung, welche der Geschädigte aus besonderer Vorliebe für jene Sache hegte, sich nicht in Geld anschlagen läßt. Aus diesem Grunde wird nach gemeinem Rechte und nach der herrschenden Ansicht der A. bei der Feststellung der Schadenersatzsumme nicht berücksichtigt, während das preußische Landrecht weniger konsequent »eine Vergütung des Werths der besonderen Vorliebe« beim Dolus des Verletzenden und beim Schätzungseid (juramentum in litem) zuläßt. Vgl. Vangerow, Pandekten III, § 571, Anmerkung 3 (7. Aufl., Marb. 1868); Mommsen, Zur Lehre von dem Interesse (Braunschw. 1855).

Affektiren, s. Affektation.

Affen (Simiae), häufig auch Vierhänder, Quadrumana, genannt, bilden mit dem Menschen die erste Ordnung der Säugethiere, die Primaten, unter welchem Namen bereits Linné die Ordnung aufgestellt hatte. Sie stellen die durch die Verhältnisse des Körpers, die Form des Kopfes und der Extremitäten menschenähnlichsten Thiere dar. Bei den meisten A. ist der Schädel rundlich, und zwar überwiegt der Hirntheil den Kiefertheil um so mehr und ist daher seine Form um so menschenähnlicher, je jünger das Thier ist; die Kiefer sind meist hoch, kurz und kräftig, entwickeln sich aber mit zunehmendem Alter in der Weise, daß der Gesichtswinkel um so spitzer wird, je mehr das Thier altert. Bei manchen Affenarten (Pithecus, Hylobates, Cercopithecus) beträgt der Gesichtswinkel 60°, bei anderen (Inuus) nur 45°, bei noch anderen (Cynocephalus) verkleinert er sich auf 30°. Die Nase geht ohne Absatz in die Lippe über und tritt nur bei Einer Affenart (Semnopithecus nasica) wirklich und beträchtlich aus dem Gesichte hervor. Die Zähne nähern sich in ihrer Form denen des Menschen, doch findet sich bei den A. niemals eine vollständig geschlossene Zahnreihe, sondern es stehen die Eckzähne auch bei den menschenähnlichsten stärker hervor, und es ist zwischen ihnen einerseits und den Schneide- oder Backenzähnen andrerseits eine mehr oder minder beträchtliche Lücke (diastema), in welche der gegenüberstehende Eckzahn eingreift. Die Schneidezähne sind in der Regel meißelförmig, die Eckzähne stumpf konisch, die Backenzähne stumpfhöckerig und einfach mit Schmelz überzogen. Die Zahl der letzteren ist in den einzelnen Familien verschieden. Die Augenhöhlen sind bei den A. stets geschlossen, die mittelgroßen oder auch kleinen Augen vorwärts gerichtet und stehen weit enger an einander, als beim Menschen. Das äußere Ohr ist meist nur von mäßiger Größe, bald der Form des menschlichen Ohres sich nähernd, bald mehr zugespitzt, aber stets ohne Ohrläppchen. Der Hals ist kurz, dünn und rund; der Rumpf ist gestreckt und wie der des Menschen von oben nach unten zusammengedrückt, auch an der Brust mit zwei Zitzen versehen, aber in der Gegend der Weichen stark eingeschnürt. Das charakteristischste Merkmal der ganzen Ordnung liegt in der Bildung der Hände und Füße. Bei allen A. ohne Ausnahme finden sich nämlich an den Hinterfüßen 5 Zehen, von welchen 4 in gleicher Linie stehen, während die innerste einen den übrigen Zehen entgegensetzbaren Daumen bildet, welcher stets mit plattem Kuppennagel versehen ist, wogegen die anderen Zehen zuweilen Krallen tragen. Auch die Vorderfüße enden meist in eine ebenso gebildete Hand, an welcher der Daumen und die übrigen Finger Kuppennägel tragen, doch fehlt der erstere manchmal oder ist nur als Stummel vorhanden, oder alle fünf Finger sind gleichgerichtet, mit Krallen versehen, der Daumen nicht gegenüberstellbar. Die vorderen Extremitäten sind oft länger, als die hinteren, welche ebenso wie das Becken und die Wirbelsäule bei keinem A. in der Weise, wie beim Menschen, zum aufrechten Gange eingerichtet sind. Die Schenkel sind zu dünn und ihre Muskulatur ist zu schwach, als daß sie für sich allein und auf die Dauer den Körper zu tragen vermöchten, wie dies zum aufrechten Gange erforderlich

ist. Daher nimmt der Affe nur, wenn er dazu gezwungen wird, eine aufrechte Stellung an und vermag sich nur mit Hülfe eines Stockes darin zu erhalten. Der Gang der höheren A. auf dem Boden ist ein unbehülflicher, weil sie mehr mit dem Außenrande der Füße auftreten. Die den A. natürlichste Ortsbewegung ist das Klettern, worin sie kaum von einem anderen Thiere übertroffen werden dürften. Diese Geschicklichkeit beruht auf der eben beschriebenen Einrichtung ihrer vorderen, zuweilen als einfache Haken wirkenden, und ihrer hinteren Extremitäten, außer denen manchen Arten noch ein Wickel- oder Greifschwanz zu Gebote steht. Mittels des Wickelschwanzes hängt sich der Affe an einem Baumaste auf und bringt sich durch Schaukeln in einen Schwung, der groß genug ist, um ihn, nachdem er sich losgelassen, über einen ziemlich großen Zwischenraum hinweg auf einen anderen Baum gelangen zu lassen. Gestaltet sich aber dieser Wickelschwanz zum Greifschwanze, so ist der Affe mit dessen Hülfe im Stande, selbst sehr kleine Gegenstände zu ergreifen und zu sich heranzuziehen. Das Haarkleid der A. bedeckt den ganzen Körper, mit Ausnahme einzelner Stellen des Gesichts, der inneren Handfläche und häufig des Gesäßes, und neigt sich oft zu Farbennüancen, welche bei Säugethieren seltener vorkommen, wie denn namentlich die graue und braune Hautfarbe meist ins Bläuliche und Grünliche hinüberspielt. Der innere Bau der A. zeigt keine besonderen Eigenthümlichkeiten. Der Schädel gleicht in mancher Hinsicht dem Menschenschädel, ist aber bei den Erwachsenen meist durch das Vorkommen starker Muskelleisten und das Vorspringen des Kiefertheils thierischer. Das Gehirn steht dem des Menschen an Masse relativ nach und hat auch im allgemeinen einfachere Windungen. Die Wirbelsäule besteht aus 7 Hals-, 12—14 Rippen-, 3—7 Lenden-, 2—5 Kreuzbein- und 3—33 Schwanzwirbeln. Das Schulterblatt ist breit, das Schlüsselbein sehr stark, das Becken aber schwach. Die Muskulatur ist bei vielen Arten eine äußerst kräftige. Unter den Sinnen der A. scheint der hervorragendste der Tastsinn zu sein, insofern sie in den Fingerspitzen ein nicht weniger feines Gefühl besitzen, als der Mensch. Auch die Spitze der Greifschwänze ist mit sehr feinem Gefühl begabt. Nächstdem ist der Geruchsinn bedeutend entwickelt. Die seelischen Thätigkeiten der A. wurden von jeher als die der meisten anderen Säugethiere übertreffend anerkannt. Ganze Völker der niedersten Kulturstufen haben, durch den menschenähnlichen Körperbau der A. verleitet, in diesen Waldmenschen gesehen, welche nur aus Scheu vor der Arbeit die Sprachfähigkeit verleugneten. Ihre Nahrung besteht vorzugsweise aus Früchten. Daneben verschmähen jedoch die meisten auch Insekten nicht und gewöhnen sich in der Gefangenschaft leicht an die künstlich zubereiteten Speisen des Menschen. Sie bringen die Nahrung mit den Händen oder auch mit dem Greifschwanze zum Munde. Ihre Fortpflanzung ist insofern eine beschränkte, als das Weibchen in der Regel nur Ein Junges wirft, sehr selten zwei. Rücksichtlich des geschlechtlichen Zusammenlebens finden sich unter den A. Monogamisten und Polygamisten; jene leben vereinzelt, diese bilden aus Familien bestehende kleinere oder größere Scharen, welche das älteste Männchen anführt. Der Aufenthalt der A. ist auf beiden Hemisphären auf die heiße Zone beschränkt und überschreitet nirgends den Verbreitungskreis der Palmen. Die Magots von Nordafrika und Gibraltar sind die äußersten Grenzposten, welche die Ordnung der A. vom Aequator aus vorgeschoben hat. Ihr vornehmster Aufenthaltsort sind die Bäume, und vorzugsweise sind es die feuchten Niederungen der Tropenländer, in deren strotzender Vegetation die A. ihre Wohnung suchen. Viele von ihnen berühren den Boden nur im Tode. Die Stimme ist nur bei einigen kleineren Arten sanft, bei der Mehrzahl ein abscheuliches Geplärr, das bei den viehischen Pavianen in Grunzen übergeht. Die A. zerfallen in drei Familien: A. der Alten Welt, A. der Neuen Welt und Krallenaffen. Die früher hierher gerechneten Halbaffen (s. d.) bilden eine selbständige Säugethierordnung.

Die A. der Alten Welt werden nach der Schmalheit ihrer Nasenscheidewand, wodurch die Nasenlöcher nach vorn gerichtet werden, Katarrhinen genannt. Sie nähern sich hinsichtlich der Schädelform, des Gebisses und der Ausbildung der Hände mehr dem Menschen, wiewohl sie sich von diesem immer noch beträchtlich unterscheiden. Alle altweltlichen A. haben, wie der Mensch, oben und unten 4 Schneidezähne, die aber nicht senkrecht, sondern schief nach vorn geneigt stehen, so daß sie beim Schließen des Mundes eine vorspringende Ecke bilden, Eckzähne, welche, wie oben bemerkt, mehr oder weniger über die anderen hervorstehen, und 5 Backenzähne jederseits oben und unten, von denen die beiden vorderen sogen. falsche, d. h. zweimal sich bildende und daher wechselnde, die drei hinteren echte, nur einmal entwickelte sind. Das Gesicht ist meist dünner und kürzer behaart als der übrige Körper, so daß sich häufig Schnurr-, Kinn- und Backenbärte in ähnlicher Weise wie beim Menschen unterscheiden lassen. Die Extremitäten sind lang und schmächtig und im Vergleich mit denjenigen des Menschen die vorderen weit länger und die Hinterschenkel schmächtiger; auch ist der Oberschenkel nicht cylindrisch oder kegelförmig, sondern von der Seite her abgeplattet. An den Hinterfüßen sind die Hände meist weit vollständiger entwickelt als an den Vorderfüßen, wo der Daumen zuweilen nur als kleiner Stummel vorhanden ist. Der Schwanz ist niemals stark entwickelt, nie ein Greif- oder Wickelschwanz, häufig kurz oder fehlt ganz. Oft sind Gesäßschwielen vorhanden, nackte, schwielige Stellen an den Hinterbacken, welche bei der mangelnden Muskelbekleidung der Sitzknorren das Hocken auf dem Hinteren erleichtern. Die A. der Alten Welt sind, wie die meisten übrigen, in der Jugend weit gelehriger und sanfter als im Alter, wo die Kinnladen allmählich mehr hervortreten, die Eckzähne vorspringen und mit dieser rückschreitenden Umbildung des Schädels auch die Erziehbarkeit bedeutend zurücktritt, so daß der Affe immer dümmer und stupider, zugleich aber auch boshafter wird. Die dabei auftretende Veränderung des Schädelbaues ist namentlich bei dem Orang so auffallend, daß man die alten Individuen geraume Zeit für eine besondere Art hielt und als solche Poncho nannte. Alle hierher gehörigen A. klettern sehr gut, und den Orang sieht man häufig mit Hülfe eines Stockes aufrecht gehen. Die älteren Individuen haben eine erstaunliche Muskelkraft und vertheidigen sich, angegriffen, kühn mit Stöcken und Steinen. Die A. der Alten Welt bilden zwei Unterfamilien. Zu der ersten, den Anthropomorphen, d. h. nach der Form des Menschen Gebildeten, gehören die Gat-

tungen Schimpanse (Simia), Gorilla (Gorilla), Orang (Pithecus) und Gibbon (Hylobates). Ihnen fehlen sowohl Schwanz als Backentaschen, auch besitzt nur die letzte Gattung Gesäßschwielen. Die zweite Unterfamilie bilden die Cynopitheken, welche durch das stärkere Vorspringen der Schnauze, das häufige Vorkommen von Schwanz und Backentaschen und das konstante Vorhandensein von Gesäßschwielen von den A. der ersten Unterfamilie abweichen. Hierher gehören die Gattungen Schlankaffe (Semnopithecus *F. C.*), Stummelaffe (Colobus *Ill.*), Meerkatze (Cercopithecus *Erxl.*), Makake (Inuus *C.*) und Pavian (Cynocephalus *Briss.*). (S. Tafel I »Affen«.)

Die A. der Neuen Welt unterscheiden sich von den Katarrhinen auf den ersten Blick durch die Bildung der Nasenscheidewand, welche nach vorn breit ist, so daß die Nasenlöcher seitlich aus einander gerückt sind und sich seitwärts öffnen. Hiernach heißen sie Platyrrhinen, welcher Ausdruck vorzuziehen ist, da nicht alle in Amerika lebenden A. hierher gehören. Die Eckzähne sind gewöhnlich klein, die Backenzähne aber oben wie unten in der Sechszahl vorhanden, indem diese A. einen falschen Backenzahn mehr als die Katarrhinen haben; der Schwanz ist meist von bedeutender Länge, oft auf seiner Unterfläche nackt und schwielig, also ein förmlicher Greifschwanz, zuweilen durchaus behaart und dann entweder zum Umwickeln geeignet, oder auch ganz schlaff. Allen Platyrrhinen fehlen sowohl die Backentaschen, als die Gesäßschwielen, dagegen haben sie sämmtlich Kuppennägel an allen Fingern; der Daumen fehlt einer Gattung gänzlich oder ist nur als ein Stummel vorhanden. Bei mehreren Arten befindet sich an dem Zungenbeine eine weite Knochenblase, die von dem sehr hohen Unterkiefer beschützt wird, mit dem Kehlkopfe in Verbindung steht und die Stimme ungemein verstärkt. Diese Bildung des Kehlkopfes findet sich namentlich bei den gesellig lebenden Brüllaffen (Mycetes), deren unerträgliches Geheul die Reisenden als eine wahrhafte Plage schildern. Die mit einem Wickelschwanze versehenen Arten schwingen sich mittels desselben nicht nur von Ast zu Ast, sondern hängen sich auch aneinander, lange Ketten bildend. Sie sind meist kleiner als die A. der Alten Welt, weniger wild und lebhaft und daher leichter zu zähmen; ihr Schädel ist dem des Menschen im erwachsenen Zustande ähnlicher. Mit einem unter der Spitze nackten Schwanz (Greifschwanz) versehen sind die Gattungen Heul- oder Brüllaffe (Mycetes *Ill.*, Stentor *Geoffr.*), Wollaffe (Lagothrix *Geoffr.*) u. Klammeraffe (Ateles *Geoffr.*). Einen überall behaarten, an der Spitze eingerollten, zum Festhalten dienenden Roll- oder Wickelschwanz zeigt die Gattung Rollschwanzaffe (Cebus *Erxl.*). Ein überall buschig behaarter, aber nicht einrollbarer Schwanz findet sich bei den Gattungen Schweifaffe (Pithecia *Desm.*), Winsel- oder Springaffe (Sapajou, Callithrix *Erxl.*) u. Nachtaffe (Nyctipithecus *Spix*). (S. Taf. II »Affen«.)

Die Krallenaffen (Uistiti, Arctopitheci) bilden die dritte wenig zahlreiche, auf Südamerika beschränkte Familie niedlicher Aeffchen mit meist dichtem Wollpelze, langem gebuschten Schwanze und einem rundlichen Kopfe, woran die platte Nase mit seitlichen Nasenlöchern und die vorstehenden, oft mit Haarpinseln geschmückten Ohren besonders auffallend sind. Alle Finger, mit Ausnahme des Daumens der Hinterhand, welcher einen Plattnagel trägt, sind mit spitzen Krallennägeln ausgerüstet, die ganz denen der Eichhörnchen gleichen; auch ist der Daumen der vorderen Hand den anderen Fingern sehr wenig oder gar nicht entgegensetzbar. Der lange Schwanz ist nicht zum Wickeln oder Greifen geeignet und schlaff. Das Gebiß hat oben wie unten jederseits 5 Backenzähne mit spitzigen, denen der Insektenfresser ähnlichen Höckern. Von diesen sind aber (umgekehrt wie bei den altweltlichen A.) die drei vorderen falsche, die zwei hinteren echte Backenzähne. Es gehören hierher sehr lebhafte, aber furchtsame Thiere, die sich an Größe meist wenig über das Eichhörnchen erheben, gesellig auf Bäumen von Früchten und Insekten leben, geschickt von Ast zu Ast springen, eßbares Fleisch haben und sich leicht zähmen lassen. Sie bilden eine einzige Gattung, Sahui oder Uistiti (Hapale *Ill.*), welche in zwei Untergattungen getrennt wird, Pinsel- oder Seidenaffe (Hapale *Ill.*) und Glatt- oder Löwenäffchen (Midas *Geoffr.*). (S. Tafel II »Affen«.)

Was die fossilen Affenreste anlangt, so zweifelte man lange an deren Vorhandensein und war geneigt, anzunehmen, daß vor dem Menschen auch keine A. auf der Erde gewesen seien. Später aber hat man dergleichen Reste, freilich sparsam, in den Tertiärgebirgen Europa's, Asiens und Amerika's aufgefunden. Nur Neuholland entbehrt derselben, wie der lebenden A. Ihre Formen schließen sich an die der Jetztzeit an; die Alte Welt beherbergte nur Schmalnasen, die Neue nur Breitnasen. In der ältesten Tertiärzeit bewohnte ein Makak das südöstliche England (Suffolk), doch scheint derselbe seinen indischen Gattungsgenossen näher gestanden zu haben, als den jetzt auf dem Felsen von Gibraltar hausenden. In der mittleren Tertiärzeit fanden sich orangartige A. am nördlichen Fuße der Pyrenäen, sowie am Pentelikon in Griechenland.

Affenbrodbaum, s. Adansonia.

Affenfelle, schwarze, lang-, dünn- und glatthaarige Felle aus Westafrika (Scheitelaffen) und perlgraue von ebendaher (Perlaffen), dienen zu Muffen und Decken. Pelzreiche, feinhaarige, schwarze A. aus Mejiko sind sehr selten. Häufig gehen als A. die Koipu- oder Nutriafelle.

Affenliebe, übertriebene Mutterliebe, blinde Zärtlichkeit der Eltern gegen ihre Kinder, von den Affenmüttern, die ihre Kinder aus allzu großer Zärtlichkeit durch Umarmung bisweilen erdrücken sollen, hergenommene Bezeichnung.

Affenthal, Dorf im bad. Kreise Baden, mit 327 Einw. In der Umgegend wächst ein leichter, wegen seiner Milde geschätzter Rothwein (Affenthaler), eine der besten Sorten der Markgräflerweine.

Affiche (franz., spr. -ihsch), eine öffentlich, möglichst sichtbar angeklebte Kundmachung, ein Anschlagzettel (s. Anschlag). Affichiren, einen Zettel anschlagen, etwas wie ein Schild aushängen, zur Schau tragen.

Afficiren (lat.), Eindruck machen auf etwas, ergreifen, rühren.

Affidat (mittellat.), Lehnsmann; Affidation, gegenseitige Verpflichtung; Vertrag.

Affidavit (vom lat. affido, in der mittelalterlichen Rechtssprache: ich beschwöre), im engl. Recht ein Schein, dessen Inhalt gerichtlich beschworen ist; dann insbesondere die gerichtlich abgegebene und eidlich bekräftigte Erklärung eines Schiffsführers, daß er außer den in den Schiffspapieren verzeichneten Gegenständen keine Fracht an Bord habe. Eine

solche Erklärung muß, wenn während der Fahrt Aus- und Einladungen stattfinden, erneuert werden.

Affigiren (lat.), anheften, anschlagen.

Affiliation (lat., »Annahme an Sohnes oder Kindes Statt«), s. v. w. Adoption; in der Freimaurerei Aufnahme einer bereits konstituirten Loge, sowie eines einzelnen Maurers in eine andere Loge; bei religiösen Orden Aufnahme von Laien, die sich dabei nicht auf die Ordensregel, sondern nur zur Führung eines frommen Lebens oder auch zur Beförderung der Ordensinteressen in ihren Kreisen verpflichten. Affiliirte Gesellschaften sind Vereine mit einheitlicher Tendenz, welche, eng verbunden und von einem Centralpunkte aus geleitet, sich netzartig über ein Land ausbreiten, was bei politischen Bewegungen ein nachdrucksvolles Handeln möglich macht und z. B. dem Jakobinerklub zu Paris die Herrschaft über Frankreich verschaffte.

Affinirung (Affinage), s. Gold und Silber.

Affinität (lat.), Verwandtschaft durch Heirath, Schwägerschaft; A. im chemischen Sinne s. Chemische Verwandtschaft.

Affirmiren (lat.), bejahen, bestätigen; Affirmation, Bejahung, Bestätigung; affirmativ, bejahend.

Affligiren (lat.), niederschlagen, betrüben; Affliktion, Niedergeschlagenheit, Betrübnis, Kummer.

Afflitto, Rodolfo, Marchese d'A., Herzog von Castropignano, ital. Staatsmann, geb. 1819 zu Ariano als Sprößling einer edlen neapolitan. Familie, trat früh in den Staatsrath ein und ging später als Präfekt nach Cefalu in Sicilien. Im Jahre 1848 in Neapel anwesend, verweigerte er die Unterschrift der von der Regierung in Umlauf gesetzten Petition, worin die Aufhebung der Verfassung gut geheißen ward, verlor deshalb sein Amt und ward in Foggia internirt. Nach einigen Jahren nach Neapel zurückgekehrt, ward er der Mittelpunkt der liberalen Partei unter der Aristokratie und trat 1857 in das sogen. Komité des »Ordine«, welches in den südlichen Provinzen die Revolution vorbereiten sollte. Er unterhielt heimliche Beziehungen zu Cavour und La Farina, ward wegen Betheiligung an einer öffentlichen Demonstration nach der Schlacht bei Magenta verhaftet, aber auf Verwenden des engl. Gesandten wieder freigegeben. Nachdem Franz II. die Konstitution von 1848 hergestellt hatte, wirkte A. offen für die Einheit Italiens, beförderte bei Garibaldi's Annäherung den Aufstand in den Provinzen Basilicata, Benevent und Ariano und suchte dann, im Widerspruch mit Garibaldi und den Radikalen und Republikanern, durch rasches Plebiscit den sofortigen Anschluß Neapels an Norditalien durchzusetzen. Ein ihm angetragenes Portefeuille schlug er aus. Zum Gouverneur von Neapel ernannt, gerieth er in Konflikt mit Cialdini, als es sich um Unterdrückung des Brigantenunwesens handelte. Im Jahre 1862 zum Präfekten in Genua ernannt, kehrte er 1863 in gleicher Eigenschaft nach Neapel zurück und machte sich hier sehr verdient um Herstellung gesetzlicher Autorität. Als Rattazzi ans Ruder kam, trat er von seinem Posten zurück, ging 1866 als Kommissär nach Treviso, ward 1868 Provinzial- und Kommunalrath, 1869 wieder Präfekt von Neapel. Er starb 26. Juli 1872.

Affluiren (lat.), hinzufließen, strömen; Affluenz, Zufluß, Ueberfluß.

Affodill, Pflanzengattung, s. Asphodelus.

Affre (spr. afr), Denis Auguste, Erzbischof von Paris, geb. 27. Sept. 1793 zu St. Rome de Tarn im Departement Aveyron, trat in den geistlichen Stand und zeichnete sich frühzeitig durch Eifer u. Fähigkeiten aus. Im Jahre 1818 ward er Professor der Theologie am Seminar von St. Sulpice, 1821 Generalvikar zu Luçon, 1823 zu Amiens. In diesen Stellungen erwarb er sich große Verdienste um Einrichtung und Hebung von Volksschulen, Bildung der Geistlichen und um die finanzielle Verwaltung der Diöcese. Seit 1834 als Domherr und Titularvikar in Paris lebend, ward er 1840 Erzbischof daselbst ehe er noch einer Ernennung zum Koadjutor von Straßburg 1839 hatte folgen können. In der Frage der Unterrichtsfreiheit zerfiel A. mit dem Könige, und 1848 erkannte er die Februarregierung an. Er fand seinen Tod 27. Juni 1848, als er im Juniaufstand, um Frieden zu stiften, die Barrikaden bestiegen hatte. A. war Verfasser mehrerer theolog. Schriften, auch eines Katechismus und eines Werkes über die ägypt. Hieroglyphen.

Affrös (franz.), abscheulich, scheußlich.

Affront (franz., spr. -fröng), Schimpf, Schande, Beleidigung.

Affut (franz., spr. -füh), Laffette; affutiren, ein Geschützrohr auf die Laffette legen; es zum Schusse richten.

Afghanistan (»Land der Afghanen«, das Drangiana und Ariana der Alten), der über 1,046,200 QKilom. (19,000 QM.) große und von ungefähr 4—5 Mill. Menschen bewohnte nordöstliche Theil des vorderasiat. Plateaus von Iran, über dessen Naturgrenzen A. jedoch hinsichtlich seiner politischen Grenzen hinausgreift (s. Karte »Persien«). Es liegt mit Einschluß der 1872/73 ihm zugewiesenen Länder südlich des Orus zwischen 29° — 38° nördl. Br. und 61°—74° östl. L. v. Gr. und wird im N. von den jenseits des Flusses liegenden Chanaten Bochara, Hissar, Kolab, im O. von dem indobritischen Reiche, im S. von Beludschistan, im W. von Persien begrenzt. A. ist ein nach W. zu sich abdachendes Hochland, im N. von dem Hindukuh umschlossen, der im Kohibaba über 4900 Meter sich erhebt; im W. lagert die persische Wüste diesem Gebirgslande vor; gegen Indien reichen der Suleiman Koh und das Chondgebirge bis zu 3500 Meter. Im Hindukuh setzt sich westlich der Himalaya, der riesige Grenzwall Indiens im N., fort, und an diesen schließen sich, in derselben Richtung streichende, die unter dem Namen Paropamisus begriffenen Höhenzüge, zwar niedrig, aber voll Schluchten und so unwegsam, daß die Karawanen von Herat es vorziehen, die Vorsprünge dieses Höhenlandes zu umgehen, um nach Kandahar zu gelangen. Vom Hindukuh zweigt sich beinahe unter rechtem Winkel ein südlich streichender Gebirgszug ab und reicht in mehreren Ketten, von denen die nördlicheren die Solimangebirge, die südlicheren das Brahuigebirge sind, bis an die Gestade des arabischen Meeres hinab. Ungeachtet der Schwierigkeiten, welche diese nur von wenigen Pässen durchschnittenen Gebirge dem Vordringen bereiten, bot A. doch bis zur Entdeckung des Seeweges den einzigen Weg nach Indien; Heere wandernder Völker zogen durch A. nach Indien, Missionen heraus, Karawanen hin und her. Die Hauptpässe sind gegen N.: der Chawak, 328 v. Chr. von Alexander d. Gr., im 14. Jahrh. von Timur durchzogen, Bamian, durch welchen Dschingischan 1219, Nadir Schah 1731, Leutnant Sturt

1840 zur Probe mit Artillerie zog, und der Kuschan (Ghurband), über den Alexander d. Gr. 327 v. Chr. seinen Weg von Baktrien zurücknahm. Gegen O. gewähren der Kabul, Kurum und Gomalstrom allein einen Ausweg nach Indien; der Chaiberpaß (984,8 Meter hoch) längs des Kabul ist der kürzeste und am meisten benutzte. Die vier Hauptstädte des Landes, Kabul, Ghasna, Kandahar und Herat, verdanken ihre Größe, einstigen Glanz und gegenwärtige Bedeutung den von Indien nach Persien und Turan führenden großen Handelsstraßen.

An Gewässern fehlt es A. nicht; dem Handel gewähren sie aber keine Erleichterung. Nur der in den Indus sich ergießende Kabulstrom ist in seinem unteren Laufe nach dem Austritt aus dem Gebirge schiffbar. Der Hilmend, ein bedeutender Fluß von fast 1200 Kilom. Länge, dann der Farrah und Heri Rud sind für die Bewässerung des Landes sehr wichtig, fließen aber in den immer seichter werdenden Binnensee Hamun (d. i. flacher Boden, auch Zareh genannt), unweit der persisch-afghanischen Grenze in der Niederung der Wüste von Seistan.

Die Ausdehnung des Landes von S. nach N., sowie die wechselnde Bodenbeschaffenheit bedingen eine große Verschiedenheit des Klima's. Die Witterung ist vorherrschend trocken mit wenig Regen; die durchschnittliche Wärme ist im Gebirge wegen der höheren Lage niedriger als im benachbarten Indien; strenger Winter mit Schneestürmen herrscht in den nördlichen Gebirgen, die Tiefländer zeigen dagegen wieder Extreme der Hitze. Die Bodenschätze sind noch nicht ausgebeutet. In der Pflanzenwelt sind die verschiedensten Gewächse vertreten. A. eigen und dem Nachbarlande Indien fremd sind Trauben, Aprikosen, Aepfel, Birnen, Wallnüsse. In der Thierwelt begegnet man Tigern, Wölfen, Hyänen, Schakalen; im südlichen A. dem Kulang (Equus Onager), einer besonderen Art wilder Esel, im NO. Affen; unter den Hausthieren sind berühmt die Pferde, das fettschwänzige Schaf und Windhunde.

Reichlich zwei Drittheile der Bevölkerung sind Afghanen (von der Sanskritwurzel han, »schlagen«), auch Patan genannt. Ihre Sprache ist das Puschtu, ein arisch-iranischer Sprachzweig, der durch den Verkehr mit Persien und Indien persische und neuere indische Wörter, durch die Religion auch arabische Ausdrücke aufgenommen hat (s. unten); zum Schreiben bedient man sich der persischen Zeichen. Die Afghanen sind in ihre jetzigen Wohnsitze erst im 8. und 9. Jahrh. von SW. nach N. vorgedrungen und haben die früheren Bewohner, Arier vom indischen Stamme, in die nördlichen Gebirge zurückgeworfen. Ihre Religion ist der sunnitische Islam. Sie sind von stattlichem Körperbau, Männer wie Frauen, und schlankem Wuchse; das Auge ist voll Leben, das schwarze starke Haar hängt in Locken an der Seite herunter; ein dunkler Vollbart rahmt das Gesicht ein. Ihr Aussehen hat aber doch meist etwas Abstoßendes, der Hals ist nicht lang und sitzt tief in den Schultern; die Haut hat einen matten Glanz und ein schwärzliches Ansehen. Der Afghane ist ausdauernd und unerschrocken, im Kampfe physisch ein würdiger Gegner der Europäer; kriegerische Beschäftigung gilt ihm als das höchste. Die Kleidung ist nur darin von der indischen verschieden, daß die Männer weite Hosen tragen; den Oberkörper deckt ein langer Ueberwurf, der bis an das Knie reicht; die Füße stecken in Schuhen oder Halbstiefeln, den Kopf schirmt ein Turban oder eine Mütze. Die Stoffe sind nach dem Vermögen der Besitzer geschmückt und von Tuch oder Seide; kostbarer Schmuck oder auch nur Tand ist sehr gesucht. Die Wohnungen der Afghanen sind theils Häuser, meist aus Backstein und einstöckig mit plattem Dach und im Innern ohne Tische und Stühle, theils Zelte, deren Boden mit dickem Filz oder wollenen Decken belegt ist. Die Speisen sind nicht mehr vorwiegend vegetabilisch wie in Indien; Schaffleisch in verschiedener Form gilt als Bedürfnis, Obst als angenehmer Nachtisch. Seinem Charakter nach ist der Afghane leicht erregt und heftig; seine Unbarmherzigkeit wie Streitsucht sind Folge hiervon. Die Vielweiberei ist durch den Koran sanktionirt; die Frau ist aber hier wie in Indien als Lebensgefährtin und Erwerberin in der Hauswirtschaft mehr geachtet als in den westlichen Gegenden mohammedanischen Glaubens. Die Afghanen theilen sich in viele Hauptstämme (s. unten). Jeder Stamm ist in Unterabtheilungen gespalten, deren jede unter ihren Aeltesten ihre Angelegenheiten selbst ordnet und nur im Heerbanne wie in Abgabezahlung einem gemeinsamen Oberhaupte Folge leistet; der Verband war aber zeitweise sehr locker und ist auch zur Zeit noch nicht befestigt (s. unten, Geschichte). Tadschik (»Kronenträger«, so genannt von der Kopfbedeckung der Parsen, dann überhaupt Persischredende) finden sich hauptsächlich im W. Afghanistans. Sie sind gewöhnlich groß, haben schwarze Augen und Haare, einen länglichen Kopf; der Knochenbau ist stärker als bei den westlichen Persern. Durch die Jahrhunderte lange Bedrückung haben sie viele schlechte Eigenschaften angenommen, und in ihrer gegenwärtigen Vermischung sind sie wohl zum verworfensten Volke der indogermanischen Sprachengruppe herabgesunken. Ihr niedriger Sinn äußert sich hauptsächlich in Treubruch, in Betrügereien und Diebstählen. In Sachen der Religion affektiren sie die größte Verehrung vor den Geboten des Koran, doch nur so lange sie sich in Gegenwart Strenggläubiger befinden und sie davon überhaupt einen Vortheil erwarten. Kriechend im Umgange, vergessen sie doch nie für sich zu sorgen. Sie leben hauptsächlich in den Städten oder in ihrer Nähe und sind gewandte Kaufleute mit Verbindungen bis weit nach Innerasien hinein. Ihre Zahl beträgt etwa 1/10 der Gesammtbevölkerung; mit den Afghanen, die ihnen früher den tödtlichsten Haß entgegentrugen, haben später viele Wechselheirathen stattgefunden. Die Hindki sind Hindu (vielleicht noch Reste der ursprünglichen Bevölkerung), wohnen in Ostafghanistan, meist in den Städten als Handelsleute und Handwerker, und werden ihrer wenig kriegerischen Gesinnung wegen mit geringer Rücksicht behandelt. Kurden und Armenier (vom iranischen Stamme) sitzen im W.; die Aimak und Hazareh (Mongolen) und Kisil-Baschi (Turk) im NO., besonders in Herat und Farrah.

Sitz der Reichsregierung, des Emir (aus Amir verderbt), ist Kabul, im NO. des Landes. Zum Zweck der Steuererhebung ist das Reich in Kreise abgetheilt, denen als Steuerbeamter ein Hakim vorsteht, während der Sirdar als Befehlshaber des Heeres zugleich für öffentliche Ruhe u. Ausführung der Befehle des Hakim wie der richterlichen Urtheile zu sorgen hat; oft sind beide Aemter vereinigt. Neben dem allgemeinen mohammedanischen Gesetze des Koran gilt ein altes rohes Gewohnheitsrecht (Puschtunwalle); Selbsthülfe ist zwar verboten, aber der Hang hierzu noch nicht ausgerottet. Die Strafrechtspflege

ist willkürlich wie in allen mohammedanischen Staaten, doch ist unter den Afghanenstämmen das althergebrachte Recht auf Mitwirkung des Volks in der Rechtsprechung noch nicht erloschen, sondern wird bis zur Stunde geübt. Das Heer besteht schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts aus einem besoldeten Stamme als Kern, an den sich im Kriege das Aufgebot der waffenfähigen Mannschaft anschließt. Nach russischen Nachrichten waren 1872 48 Regimenter nach europäischer Art gekleidet und bewaffnet, 20 neue in Errichtung begriffen; Stärke und taktische Eintheilung dieses Heeres ist noch unbekannt. Bei dem vorwiegend kriegerischen Sinne der Afghanen leisten sie dem Heeresaufgebot nur zu bereitwillig Folge, selbst wenn sie von Kronprätendenten zum Bruderkriege aufgerufen werden. Dost Mohammed führte an 50,000 Mann Infanterie und 12—13,000 Pferde ins Feld.

Die Bewohner Afghanistans führen entweder ein nomadisches Hirtenleben (vorzüglich in den westlichen Gegenden, wo die Stämme der Durani in den Gebirgen zwischen Herat und Seistan ihre Herden weiden), oder sie haben feste Wohnsitze und treiben Feldbau. Nur wenige treiben Gewerbe. Der Handel in den Städten ist fast ganz in den Händen der Fremden, der Hindu, Tadschik und Armenier. Die Ackerbauer stehen in verschiedenem Verhältnisse zu dem von ihnen bebauten Boden. Manche sind Grundeigenthümer; vielfach ist das Besitzthum klein, da nach mohammedanischem Gesetze beim Absterben des Vaters das Grundvermögen unter alle Söhne getheilt wird. Das erbliche Recht am Boden hat seinen Grund theils in der ursprünglichen Vertheilung innerhalb der Familienverbände bei der Besitzergreifung, theils in Urbarmachung, theils in Ankauf oder in Schenkungen von Seiten der Fürsten. Bei größerem Grundbesitze geschieht das Austhun entweder gegen Geld oder gegen einen Theil des Ertrages; auch kommt ein Meierverhältnis vor, wobei der Eigenthümer Saatkorn, Vieh und Ackergeräthe gegen einen ausbedungenen Theil des Ertrages stellt. Die Hauptabgabe an den Emir ist eine Grundsteuer, meist vom Hakim gepachtet; dazu kommen Stadt- und andere Zölle, besonders Durchgangszölle, Ertrag der Krongüter, Ueberschuß der Münze, Geldstrafen, die Aversionalzahlungen einzelner Stämme für Truppenstellung 2c.

Die **afghanische Sprache**, welche sich selbst als Paschtu oder Puschtu bezeichnet, ist nach Trumpp, dem Spiegel (»Eranische Alterthumskunde«, Bd. 1) beitritt, eine **selbständige Sprache**, welche jedoch an den Flexionsgesetzen und dem Wortschatze der indischen wie iranischen Sprachengruppe theilnimmt, u. zwar vorwiegend **indisches** Gepräge zeigt und an die neuindischen Sprachen am nächsten angeschlossen wird. Es war falsch, daß man sie früher zu den semitischen Sprachen rechnete. Ihr wahrer Charakter ist durch die Untersuchungen von Dorn (in den Mémoires de l'Acad. de St.-Pétersbourg 1850) und durch die umfassenderen grammatischen wie lexikalischen Arbeiten Raverty's (»Grammar of the Pushto«, 3. Aufl., Lond. 1867; »Dictionary«, 2. Aufl., das. 1867), Bellew's (Gramm. u. Lexikon, beides Lond. 1867) und vor allem des Deutschen Trumpp (»Grammar of the Pashtu or language of the Afghans«, Lond. 1873) zum Theil gegen die Ansichten dieser Engländer festgestellt. Die Sprache zerfällt in verschiedene, in manchen lautlichen Dingen sehr abweichende Dialekte, welche sich im wesentlichen je nach ihrer mehr oder weniger unmittelbaren Berührung mit dem Indischen oder Persischen unterscheiden. Die **Literatur** ist weder sehr umfangreich noch selbständig, sondern in ihrem Geiste durch den Islam, in ihren Formen durchweg durch persische Vorbilder bestimmt. Ein Bild derselben geben die Sammelwerke von Dorn (»Chrestomathy of the Pushtu«, Petersb. 1847) und besonders von Raverty (»The Gulshan-i-Roh, being selections prose and poetical«, 2. Aufl., Lond. 1867, theilweise ins Englische übersetzt; »Selections«, das. 1867), auch Trumpp in der »Zeitschrift der Deutschen Morgenl. Gesellsch.« (Bd. 21 und 23).

Das ganze Land A. zerfällt in eine Anzahl meist durch natürliche Grenzen bestimmter Landschaften, andrerseits in die von den verschiedenen Stämmen der Afghanen bewohnten **Gebiete**. Die letztere volksthümliche und auf der alten Stammverfassung beruhende Eintheilung ist für die staatlichen Verhältnisse maßgebend. Diese Gebiete sind: a) das der **Berdurani** oder **Kabulistan** im NO., das den südlichen Abfall des Hindukuh umfaßt. In den nördlichen Hochgebirgsthälern wohnen Kafirs (d. i. Ungläubige), Reste der vorafghanischen arischen Bevölkerung des Landes, die auf einer sehr niedrigen Stufe der religiös-sittlichen und staatlichen Entwickelung stehen geblieben sind (s. **Kafiristan**). Südlich und westlich von ihnen gegen den Indus haben sich räuberische afghanische Stämme angesiedelt, die zwischen 1860 und 1870 die Engländer zu 23 Kampagnen in das »Swatgebirge und Derajat« nöthigten und noch immer nicht gebändigt sind. Diese Züge erforderten anfangs an 2000, 1868 in dem Ambela-Feldzug schon 10,000 Mann, und so gering ist die Autorität des Emir, daß er sich 1869 bei seinem Staatsbesuche des englischen Vicegouverneurs zu Amballa das Durchzugsrecht durch den Chaiberpaß erhandeln mußte. Mohammedanischer Fanatismus zeichnet diese Stämme aus; der Wahabismus hat sie ebenso heftig ergriffen als seiner Zeit der Muridismus die Völker des Kaukasus; ihr Haß gegen Andersgläubige kennt keine Grenzen. b) Das Gebiet der **Kaker** im SO. gegen Beludschistan. c) Das Gebiet der **Ghilzai** (Ghildschi) westlich von dem der Berdurani oder Kabulistan, das bis unter Ghasna reichende Hauptland. d) Das Gebiet der **Durani**, das sich westlich an die Wüste anlehnt.—In **Kabulistan** liegt Kabul, die Hauptstadt des ganzen Afghanenreichs, die Residenz des Emir, 1950 Meter hoch, von 60,000 Menschen bewohnt. Die Provinz **Laghman** begreift das Stufenland von den Flußthälern des Kabul und Indus bis in die Schneeketten; die Seitenthäler stehen aber alle unter eigenen Fürsten, eine geordnete Regierung trifft man nirgends. Alexander d. Gr. nahm seinen Zug durch das Swatthal nach Indien. In der Provinz **Dschellalabad** liegt am Kabulflusse die gleichnamige Handelsstadt. Ghasna, die alte Kapitale des Ghasnawidenreichs, von Bergen umgeben, erinnert jetzt nur noch durch Trümmer und einige Denkmäler an den ehemaligen Glanz. Das südliche Plateau enthält die Provinzen **Siwi**, **Kandahar** und **Farrah**. Die Hauptstadt Siwi liegt in der Hochebene zwischen A. und Beludschistan und ist ziemlich unbekannt. Zu dieser Provinz gehören noch die Gebiete der Kaker und der Hirtenstämme des östlichen Gebirgssaumes. Die Provinz Kandahar umfaßt das wüste Plateau der Mitte und ist meist von duranischen Stämmen und Tadschik bewohnt. In einer von den Kanälen des Argand-Ab durchschnittenen

Ebene liegt die Hauptstadt Kandahar; sie hatte früher eine bedeutende Bevölkerung, hat aber in den Wirren der letzten 20 Jahre so sehr gelitten, daß sie nicht mehr 30,000 Einw. zählt. Im W. liegt die Provinz Farrah, nördlich von Chorassan, südlich von Seistan begrenzt, mit der großen gleichnamigen Hauptstadt. Das südwestliche Tiefland begreift die Provinz Seistan in sich, von welcher Persien 1867 im Verfolg der seit 1853 erneuerten Ansprüche darauf Theile annektirt hat. Dieselbe ist von allen Seiten von einer heißen Sandwüste umgeben, die ehemals fruchtbares Land gewesen sein soll, jetzt aber infolge des Sinkens des Hilmend ihr Terrain immer mehr erweitert. Die Provinz besteht fast nur noch aus einer Oase am Flusse und am Hamunsee und ist von Tadschik und Beludschen bewohnt, die unter einem eigenen, an Kabul tributären Chan stehen. Der einstige Hauptort Dschellalabad, südlich vom See, ist von ausgedehnten Trümmern umgeben. Nördlich davon liegt die Provinz Herat, das Aria der Alten, ein steter Zankapfel zwischen Persien und A. Die Stadt Herat wurde in den Kriegen zwischen beiden Ländern wiederholt belagert, eingenommen und verwüstet; ihre letzte Belagerung und Einnahme fand statt 8. Mai 1871 durch die 6000 Mann starke Armee des Emir von Kabul, der gegen seinen eigenen Sohn zu Feld ziehen mußte und sich Herats bemächtigte, sich aber neuerdings (1872) mit seinem Sohne wieder ausgesöhnt haben soll. Die Stadt hat eine berühmte Veste und müßte bei geordneten Verhältnissen ein bedeutender Handelsplatz werden, während sie jetzt, nach Vambéry, stetig zurückgeht und kaum noch 45,000 Einw. zählt. Die Landschaften jenseits des Hindukuh, Balch, Kunduz und Kulm (Chullum), Badachschan u. Wachan, werden wohl von den Emirs von A. als ihnen untergeordnete Provinzen genannt, die ersteren drei haben auch gerade in der neueren Zeit sich zu A. gehalten; aber an eine dauernde vollständige Unterordnung ist nicht zu denken. Wie alles Land jenseits des Hindukuh, so können auch diese Gebirgsthäler dem Einflusse und der Macht der Russen, die den Amu Darya schon weit hinab reicht und das noch unabhängige Bochara sich dienstbar gemacht hat, sich nicht entziehen. An Indien und die Engländer verloren die Afghanen seit 1829 die westlichen Provinzen Peschauer und Schikarpur; vom Indus wurde A. zurückgedrängt. Auf den Markt zu Amritsar (im britischen Pendschab) wurden 1862 aus A. Waaren gebracht im Werthe von 150,000 Pfd. Sterl. und gingen solche nach A. im Werthe von 84,500 Pfd. Sterl. Mit welchen Summen A. an dem Handel auf den russischen Märkten Centralasiens betheiligt sei, ist noch nicht zu ersehen; aber jedenfalls wird Herat künftig einen Theil seines Bedarfs von Taschkend und Samarkand billiger beziehen als von Indien.

Geschichte. Im Alterthum tritt A. nur hervor als Durchzugsland der verschiedensten Völker auf ihren Wanderungen und Kriegsunternehmungen gegen Indien; erst seit um 1000 n. Chr. finden wir mächtige afghanische Fürsten erobernd nach außen eingreifen in die Geschichte Indiens. Um etwa 2000 v. Chr. ist der arisch-iranische Stamm des indogermanischen Volkes hier eingewandert, die Arier zogen weiter nach Indien. Ein Jahrtausend lang drang Stamm auf Stamm, Volk auf Volk nach Indien vor; das Land konnte nicht zur Ruhe kommen, Staatenbildung war unmöglich. In der Zeit des Emporkommens und der Blüte der altpersischen Religion, des Ormuzd-Glaubens Zoroasters (Zarathustra's), waren der W. und im N. das heutige Balch Hauptsitze dieser Religion. Die Assyrier drangen angeblich unter Semiramis, richtiger unter König Salmanassar (695—667 v. Chr.) bis an den Indus erobernd vor und gründeten die Stadt Kophene, d. i. Kabul; ihnen, dann den Medern und seit Cyrus' Vordringen gegen O. (548 v. Chr.) diesem, leistete Kabulistan oder Nordafghanistan Tribut. Im 4. Jahrh. v. Chr. finden wir die Länder östlich von Kandahar (etwa östlich des 63.° östl. L. v. Paris) von Ariern (Indern) bewohnt und in 10 Staaten gespalten; die griech.-ind. Könige (in Kabul um 140 v. Chr. Regenten) wie die Indoskythen hatten hier im 1. Jahrh. vor bis 100 n. Chr. ein gefürchtetes Reich gebildet; in Kandahar waren Parther, d. i. Völker vom iranischen Stamme. In dieser Zeit war die Religion dieses östlichen A. der Buddhismus, der erst durch die Mohammedaner ausgerottet wurde. Im 8. und 9. Jahrh. drang das jetzt herrschende Volk der Afghanen vom iranischen Stamme von SW. nach N. vor; die früheren Bewohner, Arier vom Hindustamme, wurden in die nördlichen Gebirgsthäler geworfen und sind noch heute ein stets raublustiges, jeder Kultur in der Ebene gefährliches Element. Mit den Afghanen kam die Stammesverfassung ins Land, die noch jetzt A. auszeichnet. Das Volk theilt sich in Stämme, diese in Geschlechter und diese wieder in Unterabtheilungen. Der Stamm wie die einzelnen Abtheilungen heißen Uluß; das Oberhaupt jedes Stammes führt den Titel Chan, die übrigen Vorsteher heißen Malik, Muschir und für die kleinsten Abtheilungen Spinzeyrah oder Weißbart. In allen wichtigeren Angelegenheiten ist der Vorsteher an die Zustimmung der Dirgha gebunden, der Gesammtheit der Familienhäupter, die auch das höchste Gericht bildet. Dieses ist die regelmäßige, auf alter Satzung beruhende Organisation; doch bietet die neuere Geschichte zahlreiche Beispiele, daß eine Unterabtheilung sich vom Stamme lostrennt oder der Chan die Zustimmung der Dirgha unterläßt und sich zum obersten Herrscher auf ganz despotischer Grundlage aufwirft. — Die Araber eroberten 664 Beludschistan und das südliche A.; 683 wurde ihnen Kabul in Nordostafghanistan tributpflichtig. 812 erfolgte die erste Auflehnung der arab.-ind. Statthalter gegen die Chalifen; in den Erbfolgestreitigkeiten, in die das Haus der Abbassiden verwickelt wurde, machten sich die Statthalter längs des Indus unabhängig, und es bildeten sich selbständige Reiche, deren Selbständigkeit aber nicht lange dauerte. Mahmud, aus der 961 zu Ghazni gegründeten Dynastie, hatte 1001 ganz A. unter seine Botmäßigkeit gebracht und verbreitete an der Spitze eines zahlreichen beutegierigen Heeres bis an den Ganges Schrecken. 1140 zerfiel das Reich der Ghasnawiden. Noch einmal nahmen afghan. Reiterschaaren, die aus den bergigen Gegenden im SO. von Herat aufbrachen, Besitz vom Throne zu Delhi und die Patan-, Afghan- oder Ghori-Sultane herrschten dort von 1193—1531; die Schlacht von Panipat (1525) entriß ihnen aber für immer die Herrschaft über Hindostan. Auf ihr eigentliches Land A. zurückgeworfen, erwehrten sie sich mit Erfolg sowohl der pers. Uebermacht, als jener des Großmoguls zu Delhi; 1722 behauptete sogar eine Afghanendynastie während weniger Jahre die Herr-

schaft über Persien. Nadir Schah aus Chorassan besiegte sie 1731. Nach seiner Ermordung 1747 gründete **Achmed Schah Abdalli**, aus dem Stamme der Durani, ein mächtiges Afghanenreich; er herrschte von Chorassan im W. bis Serhind (östlich von Pendschab) und vom Oxus im N. bis zum Meere im S. Unter seinem Nachfolger Timur Schah wurde schon der N. an Bochara verloren, und Thronstreitigkeiten, Ehrgeiz und Habsucht der Statthalter führten unter späteren Herrschern die verschiedenen Stämme der Afghanen, die zu Einer Nation nicht hatten verschmolzen werden können und sich nur unter Führer ordneten, die ihnen in Beutekriegen mit dem Auslande Beschäftigung gaben, gegen einander; vieljährige innere Kämpfe zerrütteten den Wohlstand und führten zu Theilungen, wie zu Einmischungen der umgebenden pers. und ind. Reiche. 1823 setzten sich die Söhne des Ministers Fateh Chan an Stelle der Nachkommen Achmed Schahs auf den Thron und gründeten in Kabul und Kandahar Reiche; **Schah Sudscha**, der legitime Thronerbe, konnte sich nur in Herat, der Nordwestprovinz, behaupten, und erbat von hier aus die Hülfe der Engländer gegen die Usurpatoren. Nur zu bereitwillig ergriffen diese die dargebotene Gelegenheit zur Einmischung; es war bekannt geworden, daß die Gebieter im südlichen A. einen Vertrag mit Persien abgeschlossen hatten, und die Engländer hielten ihn gegen sich gerichtet u. glaubten russ. Einfluß vermuthen zu müssen. Am 1. Okt. 1838 erließ die ind. Regierung ein Manifest gegen **Dost Mohammed**, Fateh Chans Sohn, worin den Afghanen Treubruch gegen den ind. Verbündeten Randschit Singh sowie Hinneigung zur pers., der engl. feindseligen Politik vorgeworfen wurde. 9000 Mann engl. Truppen mit bedeutender Reserve überschritten den Indus; 21. April 1839 wurde Kandahar besetzt, Ghasna 23. Juli eingenommen und Sudscha 7. Aug. in seine Rechte eingesetzt. Ein Jahr später (5. Nov. 1840) ergab sich Dost Mohammed nach einer neuen Niederlage den Engländern. Schah Sudscha verstand es jedoch nicht, seine Unterthanen zufrieden zu stellen; die Engländer erbitterten diese durch übermüthige Behandlung, und 2. Nov. 1841 äußerte sich der Haß zuerst in Ermordung einiger hervorragender Engländer, dann folgte in Kabul ein schreckliches Blutbad aller Europäer, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, nur 6000 Mann mit zahlreichem Gefolge behaupteten sich im Besitze eines befestigten Lagers und einer nahen mit Proviant und Munition reichlich versehenen Burg. Der kommandirende General war aber ein alter kränklicher Mann, der Resident, gutmüthig und leichtgläubig, ließ sich von Akbar, einem Sohne Dost Mohammeds, der die Seele des Aufstandes war, bethören, den Rückzug zu befürworten. Zuversichtlich gab der Resident sich Akbar hin, und wurde grausam ermordet. Es bietet wenig Interesse, den traurigen Rückzug der Engländer im einzelnen zu erzählen; es genüge zu erwähnen, daß am 13. Juli 270 Soldaten und an 2000 Mann Lagergefolge die einzigen Ueberbleibsel des englischen Heeres waren! Im Jahre 1842 wurde zwar die soldatische Ehre der Briten wiederhergestellt, Kabul 16. Sept. wieder besetzt; aber die Expedition diente nur der Rache, und nach vierwöchentlichem Aufenthalte kehrten die Engländer wieder nach Indien zurück. — Dost Mohammed, der Haft entlassen, nahm den durch seinen Sohn für ihn bereiteten Thron in Kabul wieder ein, und verstand es, sich vor allem wieder in Balch, der Provinz jenseits des Hindukuh, die Thore nach Bochara in sich schließend, Ansehen zu verschaffen. Im Kampfe zwischen den Sikh und Engländern hielt er sich anfangs neutral, dann nahm er zwar Partei gegen die Engländer und debouchirte mit seiner Armee aus den Pässen hinter dem Indus in die Pendschabebene, kehrte aber nach den entscheidenden Siegen der Engländer wieder um. Neben Dost Mohammed war **Kohandil Chan** zu Kandahar der mächtigste Fürst in A.; er hatte die Südprovinz Ferrah von Herat, das sich 1823 unabhängig gemacht hatte, an sich gerissen, unterlag jedoch im Kampfe mit Dost Mohammed. Dieser, nunmehr auch Herr von Kandahar, hatte zunächst die Ansprüche Herats auf Ferrah, die dieses unklug geltend machte, zurückzuweisen, 1862 folgte dann sein glorreicher Zug gegen Herat selbst; unaufhaltsam drang er gegen die Hauptstadt Herat vor, nahm sie ein und gab sie der Plünderung preis. Hier ereilte ihn aber der Tod; er starb 9. Juni 1863 auf dem Gipfel seiner Macht und im Bewußtsein, alle Theile Afghanistans auf dem rechten Indusufer wieder unter seine Botmäßigkeit gebracht zu haben. Er hatte noch seine Nachfolge geordnet und seinen Sohn **Scher Ali Chan** zum Thronerben ernannt. Die anderen Söhne huldigten Scher Ali, doch hielten sie ihm nicht die Treue, wozu England selbst viel beitrug. Im Jahre 1855 war ein Vertrag »zu ewigem Frieden und Freundschaft mit Dost Mohammed und seinen Erben« abgeschlossen worden, der 1857 erneuert wurde und jedenfalls dazu beitrug, den Afghanenherrscher zur Zeit des Aufstandes in Indien neutral zu halten. Da Dost Mohammed das Recht hatte, seinen Erben selbst zu bestimmen, so war England vertragsmäßig zur Anerkennung desselben verpflichtet; man zögerte aber damit 6 Monate lang, irregeleitet über die Person seines Bruders Azim Chan, Gouverneurs der Nordwestprovinzen, der sich als ein den Europäern sehr ergebener Mann darzustellen wußte. Diese Zögerung in der Anerkennung nährte den selbstsüchtigen Sinn der Gegner. Zuerst lehnte sich (Winter 1864) Afzul Chan, ein anderer Bruder von Scher Ali, auf; wurde geschlagen und gefangen genommen. Im April 1864 rebellirte Azim Chan, flüchtete aber 16. April 1864 von seinen Truppen verlassen, nach Indien und wurde in Raulpindi internirt. Eine neue Schlacht zwischen Afzul und Scher Ali im Juni 1865 vor Kandahar war Afzul nicht ungünstig, sein Einfluß nahm unter den Großen zu; Azim entwischte aus Raulpindi und schloß sich Afzul an. Februar 1866 nahmen beide Kabul ohne Mühe ein, und 10. Mai 1866 erlitt Scher Ali eine entscheidende Niederlage. Darauf ließ sich 21. Mai Afzul als Emir von A. ausrufen, erhielt »als faktischer Sirdar von Kabul« die engl. Anerkennung schon nach 6 Wochen und wurde sogar Februar 1867 mit dem legitimen Herrschertitel Emir begrüßt. Nach seinem Tode (Oktober 1867) folgte ihm Azim in der Regierung von Kabul. Scher Ali, der den ganzen S. und W. von A. noch inne hatte, zog ein neues Heer zusammen, wurde aber bei Kelat 17. Jan. 1867 total geschlagen, verlor infolge davon den S. seines Reiches und floh nach Herat. Mit Hülfe der treuen Großen von Balch sammelte er noch einmal ein Heer und brach damit im März 1868 auf; im September setzte er sich in den Besitz von Kabul, und im December erfocht er einen großen

Sieg über Azim bei Ghasna. Hiermit endete der große Bürgerkrieg, der 4½ Jahre lang gedauert hatte und durch eine energische Unterstützung des rechtmäßigen Nachfolgers Scher Ali durch die Engländer hätte vermieden werden können; nicht Truppen oder Geld wäre hierzu nöthig gewesen, der Wille Englands, 1863 in sofortiger ehrenvoller Begrüßung Scher Ali's als des neuen Emirs deutlich zu erkennen gegeben, hätte seine Regierung gesichert. Jetzt zahlt England an Scher Ali Subsidien »auf die Dauer guten Verhaltens«; im Sommer 1869 begab sich der Emir nach Amballa (im Pendschab) zur Begrüßung des Vicekönigs, Lord Mayo, und ist eifrig bemüht, die Wunden des langen Krieges zu heilen. Ob es ihm gelingt, in A. endlich ein mächtiges und friedliches Regiment einzuführen, unter Fernehaltung der früheren Mißbräuche der Verwaltung, muß die Zukunft zeigen; er hat sich nicht als Feldherr bewiesen, zeigt aber als Herrscher Tugenden, die bei mohammedan. Fürsten sich selten finden. Die Engländer sehen ein, daß weder die Annexion, die besonders 1838 und 1842 betont worden war, noch die Theilung Afghanistans, die noch 1863 gerne gesehen worden wäre, ihren Interessen dient, sondern daß nur ein mächtiges einheitliches Reich in A., von engl. Einfluß getragen und gestützt, ihre Westgrenze schützt und Hinneigung zu Rußland ferne hält. Der russisch-englische Depeschenwechsel vom 17. Okt. 1872 bis 31. Jan. 1873 hat alle Länder südlich des Oxus bis Chodscha Sala, dann die Städte westlich zwischen Balch und Herat, südlich der Turkmanenwüste, A. zugetheilt, und definitive Grenzregulirung durch eine russisch-englische Kommission vorbehalten. Dieser Länderzuwachs stärkt weder A., noch macht er den gefürchteten russisch-englischen Konflikt unmöglich; er wurde russischerseits bewilligt, weil sich der Emir den englisch-indischen Behörden gegenüber lenksam gezeigt hat; wird er später weniger gefügig, so kann diese neue Grenzanerkennung ein Grund werden zum Einschreiten der Engländer in A. Anlehnung Afghanistans an Rußland ist dann schon aus Furcht vor Verlust der Selbständigkeit so wenig zu fürchten, als Hinneigung zu Persien.

Vgl. Ferrier, Voyages en Perse, dans l'Afghanistan, le Béloutchistan et le Turkestan (Par. 1860, 2 Bde.); Bellew, Journal of a political mission to Afghanistan in 1857 (Lond. 1862); Kaye, History of the war in Afghanistan (2. Aufl., das. 1858, 3 Bde.); Brauer, Asien (in Steins Handbuch der Geographie und Statistik, II. Bd. 6; Leipz. 1862); Davies, Report on the trade of Central Asia (Lond. 1864); Burnes, Cabool (Lond. 1843, deutsch von Oelckers, Leipz. 1843); Langlois, Hérat, Dost Mohammed et les influences politiques de la Russie et de l'Angleterre dans l'Asie centrale (Par. 1864); Mohan Lál, The life of Dost Mohammed-Khan (Lond. 1846, 2 Bde.); E. Bell, The Oxus and the Indus (Lond. 1869); Spiegel, Eran, das Land zwischen dem Indus und Tigris (Berl. 1863); Derselbe, Eranische Alterthumskunde (Leipz. 1871 ff.); Central Asia (2. Th., Kalkutta 1871).

Afinger, Bernhard, deutscher Bildhauer, geb. 6. Mai 1813 zu Nürnberg als Sohn eines Webers, erlernte das Handwerk eines Blechschlägers. Dann begab er sich auf die Wanderschaft. Nach Nürnberg zurückgekehrt, blieb der spätere Künstler noch lange dem Handwerk getreu, bis die Anschauung der Meisterwerke der bildenden Kunst in seiner Vaterstadt in ihm den Künstlergeist allmählich weckte. Seine Entwickelung ist daher fast die eines Autobidakten, aber gerade die unmittelbare, ungetrübte Einwirkung jener Hauptleistungen altdeutscher Bildnerei zeitigte in ihm die vorhandenen Anlagen in der frischesten und gesundesten Weise. A. ist zuerst ein treuer Nachfolger der alten Nürnberger Schule, dann lernte er zu Beginn der vierziger Jahre bei Rauch in Berlin die Antike kennen, wodurch sein vollständig entwickelter Stil sich als glückliche Vermittelung deutscher Innerlichkeit mit klassischer Schönheit der Form herausgestaltete. Hervorragend ist A. in Werken religiösen Inhalts, von denen sich vorzügliche in Morin in der Neumark und in Neiße befinden, ferner in Porträtbüsten. In neuester Zeit erregten sein Arndt-Denkmal in Bonn und seine edel antik gehaltene Penelope Aufsehen.

Afium-Karahissar, türk. Stadt im Innern von Kleinasien, Vilajet Chodawendikjar, südöstlich von Kiutahia, mit 20,000 Einw., ist Hauptplatz für den Handel mit Opium (»Afium«), das in der Umgegend in großer Menge gewonnen wird.

Afra, Heilige, erlitt den Märtyrertod in der diocletian. Verfolgung zu Augsburg, und wurde dort schon vor dem 6. Jahrh. verehrt. Die Angabe der Legende, daß sie vor ihrer Bekehrung eine Dienerin der Aphrodite gewesen, erwies Rettberg (»Kirchengeschichte von Deutschland«, Bd. 1, Gött. 1846) als unrichtig.

Afragola, volkreicher Ort in der ital. Provinz Neapel, nordöstlich von Casoria, mit bedeutendem Weinbau und 16,500 Einw.

Afrancesados (span.), in Spanien Bezeichnung aller derjenigen, welche die von Joseph Bonaparte 1808 proklamirte Verfassung beschworen, daher auch Josefinos genannt; dann überhaupt alle, welche während der Invasion der Franzosen diesen anhingen. Von allen Parteien verfolgt, wanderten sie nach dem Sturze der Fremdherrschaft großentheils, etwa 10,000 Köpfe stark, nach Frankreich aus. Von Ferdinand VII. durch Verordnung vom 30. Mai 1814 ihrer Würden, Aemter und Güter verlustig erklärt, erhielten sie erst nach Herstellung der Cortesverfassung durch Dekret vom 8. März 1820 die Erlaubnis zur Rückkehr und erhielten durch Beschluß der Cortes vom 21. Sept. auch ihre Güter zurück.

Afranius, Lucius, röm. Komödiendichter, der um 95 v. Chr. blühte und für den eigentlichen Schöpfer des röm. Nationallustspiels (der Fabula togata, im Gegensatze zur Fabula palliata, der griech.-röm. Komödie) gilt. Den Stoff entlehnte A. zwar auch von den Griechen, namentlich von Menander, paßte ihn aber dem röm. Volksleben an, in dessen niederste Sphären er gern hinabgriff. Daher fehlte es bei ihm an Derbheit und Ausgelassenheit nicht; im übrigen zeichnet er sich durch treffenden Witz, Lebendigkeit und reine Sprache aus. Von seinen 40 Stücken sind nur geringe Bruchstücke übrig (gesammelt in Ribbecks »Comicorum Latinorum reliquiae«, Leipz. 1855).

Africanus, Sextus Julius, röm. Geschichtschreiber, aus Emmaus in Palästina, nach anderen aus Libyen stammend, lebte als Christ in der ersten Hälfte des 3. Jahrh. unter den Kaisern Heliogabalus und Alexander Severus, Verfasser eines chronolog. wichtigen »Pentabiblion chronologicum«,

welches von Erschaffung der Welt bis 221 n. Chr. reichte. Fragmente davon, z. B. ein Verzeichnis der olymp. Sieger (herausgegeben von Rutgers, Leyden 1862), haben sich erhalten.

Afrika (bei den Alten Libyen und Aethiopien), der fast insulare südwestliche Theil der alten Welt, der lange dem Europäer verschlossen gewesen, indem sich Natur und Mensch vereinigten, ihm den Eingang in das Innere, seit den Zeiten des Alterthums ein Land der Räthsel und Wunder, zu verwehren. Hafenarmut, verderbliches Klima an den Küsten, eine in Sprache und Sitten fremde Bevölkerung, im S. verwildert durch Jahrhunderte alten Sklavenhandel, im N. fanatisirt durch einen noch älteren Glaubenskrieg gegen die christliche Welt des südwestlichen Europa, waren Hindernisse, welche nur durch das Zusammenwirken dreier der kräftigsten Hebel, welche menschliche Thatkraft zu verstärken im Stande sind: des kaufmännischen Egoismus, des wissenschaftlichen Ehrgeizes und der religiösen Hingebung, zuletzt überwunden werden konnten, und ihnen verdanken wir unsere, immerhin noch unvollkommene, gegenwärtige Kenntnis Afrika's.

Entdeckungsgeschichte (s. Kartenskizze zu derselben). Die erste Expedition nach A., von der wir Kunde haben, führten Phönikier aus, welche auf Befehl des ägyptischen Pharao Necho um 600 v. Chr. vom Rothen Meere aus ganz A. umschifften und nach dreijähriger Fahrt durch die Säulen des Herkules (Straße von Gibraltar) nach Aegypten zurückkehrten. Eine spätere ist die des älteren Hanno, der um 470 v. Chr. von Karthago ausgesendet ward, um neue Kolonien anzulegen, und südwärts an der Westküste Afrika's bis Sierra Leone gelangte, wo er einen Schimpanse erbeutete, den er Gorilla nennt (wodurch das Mißverständnis entstand, er sei bis in die Heimat der heute Gorilla genannten Affenart gelangt). Indessen der größte Theil des auf diesen und anderen Fahrten erworbenen Wissens ist für die übrige Welt unfruchtbar geblieben. Vom Innern des geheimnisvollen Festlandes kannten die Alten kaum mehr als den fruchtbaren Rand nördlich der Sahara und dann besonders das nordöstliche A., das Gebiet des Nil, ja sie hatten von letzterem eingehendere Kunde, als wir selbst bis zum Jahre 1863 besaßen. Schon Eratosthenes beschreibt uns vortrefflich den ägyptischen Strom mit seinen Krümmungen von Meroë; von seinen Nebenflüssen war der Astaboras (der heutige Atbara) genau bekannt, man wußte, daß der Blaue Nil aus einem Alpensee (dem Tanasee Abessiniens) entstamme. Dem Aequator näher rückten die Kenntnisse der Alten durch die Nilexpedition, welche Kaiser Nero ausrüstete und die auf dem Weißen Nil bis zu den Schilfsümpfen gelangte, die an der Vereinigung des Gazellenstroms und Weißen Nils unabsehbar sich ausdehnen. Ptolemäos wußte aber noch weiter, daß der Weiße Nil auf der südlichen Erdhälfte aus Seen entspringe, eine Angabe, welche durch die neuesten Entdeckungen glänzend bestätigt wurde. Dorthin verlegte man auch die fabelhaften Mondberge mit schneebedeckten Gipfeln. Freilich, mit dem Wahren vermischte sich viel Falsches, und wie heute noch die Elfenbeinjäger im Nilgebiete Konkurrenten durch Fabelgeschichten abzuschrecken suchen, so hatte auch das Alterthum seine afrikanischen Wunderwesen: wunderliche und mißgestaltete Thiere und Menschen, Drachen u. Basilisken, Sphinxe, Phönixe etc. Die Römer drangen nur so weit vor, als ihre Waffen reichten. Polybios zog auf Scipio Aemilianus' Befehl über den hohen Atlas durch ein Land mit schwarzem Sandstein bis zu Flüssen, welche von Nilpferden bewohnt wurden. Suetonius Paulinus erreichte die Nordgrenze der Elefanten im Lande der Schwarzen. Von Tripolis aus drang Cornelius Balbus aus Gades tief in die Sahara ein und feierte, der erste Ausländer, 19 v. Chr. durch einen Triumphzug zu Rom die Eroberung der Hauptstädte der Garamanten, Cidanus und Garama (der heutigen Städte Ghadames und Djerma). An der Nordgrenze von Fesan im Wadi Gherbi entdeckte Oudney ein römisches, von Barth wieder aufgefundenes Grabmal, das südlichste Denkmal römischer Weltherrschaft. Nordafrikanischen Kaufleuten verdankten die Römer wohl ihre, freilich spärliche Kunde von den Ländern südlich bis zum Niger. Die von ihnen behauptete Uebereinstimmung der Thier- und Pflanzenwelt am Niger und Nil, Häuser aus Salzsteinen, die in Felsen gegrabenen Wohnungen der Troglodyten hat die Neuzeit bestätigt; ebenso haben die alten Sagen von den Pygmäen in den von Schweinfurth und Du Chaillu entdeckten Zwergvölkern ihre Bestätigung gefunden. Wie wenig übrigens die Römer eine Ahnung von der wahren Gestalt Afrika's hatten, eines Namens, den sie officiell nur für die Provinz, worin Karthago lag (Africa propria), brauchten, geht daraus hervor, daß sie Aegypten zu Asien rechneten. (Ueber die älteste Geographie Afrika's vgl. Roscher, Ptolemäus und die Handelsstraßen in Centralafrika, Gotha 1857; Vivien de St. Martin, Le Nord d'Afrique dans l'antiquité, Par. 1863; Knötel, Der Niger der Alten, Glog. 1866.) Erst den Arabern, dem Kulturvolke des Mittelalters, verdanken wir wesentliche Erweiterungen der geographischen Kenntnis Afrika's. Wie noch heutzutage haben sie weite Handelszüge durch A. unternommen, sich an der Ostküste angesiedelt und von da Sklavenhandel nach Arabien und Persien getrieben. Madagaskar taucht bei ihnen als Mondinsel auf; die Negerreiche, vor allem Melli am Niger, werden genau geschildert. Ihre Karten (z. B. die des Edrisi von 1154) orientirten damals vortrefflich, und Ibn Batuta's von Tanger (Abdullah Mohammed, 1324—84) Reiserouten und des Leo Africanus (Ibn Mohammed el Wassâß) in Uebersetzung zu Rom erschienenes Werk sind gegenwärtig noch wichtige Quellenschriften für Nordafrika, die Sahara und Sudân. Die größte Erweiterung verdankt aber die Geographie Afrika's der verbesserten Schifffahrt. Bereits im 14. Jahrh. hatten die Genuesen Madeira und die den Alten schon bekannten kanarischen Inseln wieder aufgefunden; im 15. traten die Portugiesen ihre große Entdeckerlaufbahn an, angeregt von ihrem Infanten Heinrich dem Seefahrer (1416—60), der rastlos bemüht war, die Schifffahrt seines Landes zu heben, und dadurch der Schöpfer von Portugals Größe wurde. Ihre Expeditionen schritten zuerst schüchtern, dann immer beherzter am Westrande Afrika's nach S. vor. Im Jahre 1434 wurde Kap Bojador von ihnen glücklich umsegelt; 1442 sah Lissabon die ersten Neger aus dem goldreichen Guinea; 1446 umfuhr Ludwig Cadamosto das Kap Verde und gelangte bis zum Gambia. Arguin wurde der erste feste Punkt, den die Portugiesen an den dortigen Küsten anlegten, und von dem aus sie in den nächsten Zeiten tief in die Sahara eindrangen. War das Verlangen nach den kostbaren Produkten Afrika's schon Triebfeder

genug, um zu immer neuen Entdeckungen anzuregen, so gesellte sich dazu noch ein edlerer Beweggrund. Die mittelalterliche Sage von einem fernen christlichen, von Heiden bedrängten Reiche des Priesterkönigs Johannes, die schon Jahrhunderte zuvor kühne Männer ins Innere Asiens gelockt hatte, erhielt durch Berichte über einen christlichen Kaiser in Abessinien neues Leben und fachte neuen Eifer an, das geheimnisvolle Reich aufzusuchen. Der Infant Heinrich erlebte noch die Umschiffung des Kaps Monserrado; als er 1460 starb, waren an 4000 Kilom. Küstenlänge, die früher nie einen Europäer gesehen hatten, von Portugiesen befahren worden. Im Jahre 1472 wurden die Inseln im Guineabusen, St. Thomas, Annobon und die Prinzeninsel, erreicht. In einem 1479 mit Spanien abgeschlossenen Vertrage behielt sich Portugal den Handel mit Guinea und der afrikanischen Westküste vor und überließ den Spaniern den Besitz der kanarischen Inseln. Im Jahre 1484 erreichten die Portugiesen (in des deutschen Ritters Behaim Begleitung) den Congo und drangen über 2000 Kilom. jenseits des Aequators vor. Diese Reisen widerlegten das Vorurtheil, daß A. gegen S. immer breiter werde, wie man auf das Ansehen des alten Ptolemäos hin geglaubt hatte, und die Hoffnung, einen Seeweg nach Indien zu finden, gewann neue Nahrung. Barthol. Diaz entdeckte 1486 glücklich die afrikanische Südspitze und nannte sie das »stürmische Vorgebirge«, eine Bezeichnung, die König Johann II. in hoffnungsvoller Voraussicht in »Kap der guten Hoffnung« umwandelte. Schon 1498 wurde dasselbe von Vasco da Gama umschifft, die Ostküste Afrika's befahren und von Melinda aus mit Hülfe der regelmäßigen Winde das ersehnte Ziel, Indien, erreicht. So verdankt die Welt der Kühnheit portugiesischer Seefahrer nach fast 21 Jahrh. die erste Umschiffung Afrika's. Auch weit ins Innere hinein erstreckten sich die Entdeckungen der Portugiesen. Im O. wurde Abessinien und mit ihm das gesuchte christliche Reich durch Pedro Covilham und Affonso de Paiva 1487 erreicht. Im S. drangen sie vom Congo aus und am Sambesi tief in das Innere. Engländer, vor allem aber Holländer, später auch Dänen folgten den Portugiesen an den Küsten Oberguinea's, gründeten Handelsplätze und rissen den Handel vollständig an sich. Im Jahre 1683 legte sogar Brandenburg mehrere Faktoreien an der Goldküste an, die indessen bald wieder aufgegeben wurden. Im Jahre 1697 ließen sich endlich auch die Franzosen unter Ambrosius Brun am Senegal nieder und gründeten die Kolonien, welche noch gegenwärtig in ihrem Besitze sind.

Nach dem Ende der Religionskriege, welche ganz Europa erschüttert hatten, treten neue Interessen in den Kreis der Triebfedern, welche zu weiteren Entdeckungen führten; diese waren: das von Holland aus angeregte wissenschaftliche Interesse an der Naturgeschichte der Tropenwelt, sowie an der neuaufgelebten Alterthumswissenschaft, sodann das rein geographische und endlich das humane Interesse an den besonders durch den Negerhandel verkommenen Negervölkern. Unter den Naturforschern, welchen wir die ersten genaueren Nachrichten über die Naturerzeugnisse Afrika's verdanken, sind zunächst Shaw (Marokko), dann Peter Kolbe, der das Kap, und vor allen der Franzose Adanson, der von 1749—53 Senegambien untersuchte, Linné's Schüler Forskål (Aegypten), Sparrmann und Thunberg (Kap) zu nennen. Unserem Jahrhundert gehören die Reisenden Brocchi, Hemprich und Ehrenberg (Aegypten), Rüppell (Aegypten, Nubien und Abessinien), Roth (Schoa), Russegger (Aegypten, Nubien, Nubaländer und Kordofan), Smith (Congo), Levaillant, Lichtenstein (Kapland) und andere nicht minder verdiente an. Mit Pococke's Reise nach Aegypten beginnt die Untersuchung der Alterthümer in den alten Kulturländern am Nil, die bis auf unsere Zeit fortgesetzt worden ist, zuletzt in großartigem Maßstabe von Lepsius (1843—46). Von Europa aus leichter erreichbar als irgend ein anderer Theil, wurde Aegypten bald das bestgekannte Land des Erdtheils. Die größten Verdienste erwarb sich in dieser Beziehung unstreitig die wissenschaftliche Kommission ausgezeichneter Gelehrter, welche Napoleon I. auf seinem Zuge nach Aegypten 1799 begleitete (Denon, Delisle, Geoffroy St. Hilaire u. a.). Außerdem sind zu nennen Norden, Sonnini, Belzoni, Champollion, Caillaud, Minutoli u. a. — Vom rein geographischen Interesse getrieben trat 1788 die Afrikanische Gesellschaft zu London zusammen, deren einziger Zweck die Erforschung des Innern Afrika's war; durch sie unterstützt hat eine Reihe kühner Männer, Engländer und Deutsche, den Kampf mit den Mühseligkeiten und Gefahren afrikanischer Entdeckungsreisen aufgenommen; viele von ihnen sind auf diesem Felde der Ehren geblieben, wenige glücklich heimgekehrt. Den Bemühungen der Sendlinge jener Gesellschaft verdankt die Geographie die größten Erweiterungen. — Die Thätigkeit evangelischer Missionäre beginnt in Oberguinea, breitet sich später über das Kapland aus, richtet sich dann, wenngleich erfolglos, nach Abessinien, endlich nach der Sansibarküste. Von des Dänen Isert Aufenthalt an der Guineaküste an bis auf die letzte Zeit verdanken wir ihr vielfache Aufschlüsse. Die Missionäre wurden die Pioniere für ihnen folgende wissenschaftliche Entdecker; den Höhepunkt ihrer entdeckenden Thätigkeit erreichten sie in Livingstone (s. unten). Auch den Gesandtschaften, meist von England ausgehend, verdanken wir die Kenntnis schwer zugänglicher Länder, des Landes der Aschantis (Bowdich 1809, Hutchinson), von Dahome (Forbes), von Schoa (Harris 1841). Endlich bilden die Küstenaufnahmen durch englische Marineofficiere, die in Kartenwerken niedergelegt wurden, eine wesentliche Erweiterung der Geographie Afrika's.

Zwei Ziele waren es, welche die neueren Entdeckungsreisenden zu erreichen strebten: die Quellen des Nils und der Niger, von dem Quelle wie Mündung gleich unbekannt waren; erst später suchte man von S. her einen Zugang ins Innere. Der Schotte James Bruce bereiste von 1768—73 die Länder am Nil und erreichte von Massaua am Rothen Meere aus, seit lange der erste Europäer wieder, glücklich das Hochland Abessiniens. Seine Mittheilungen fanden in der Heimat freilich wenig Glauben, ja man zweifelte fast daran, daß er überhaupt in Abessinien gewesen sei. Indessen haben Salt, der 1804 und 1805, dann 1809 Nordabessinien bereiste, und spätere Entdecker Bruce's Zuverlässigkeit in Betreff seiner Beobachtungen vollkommen bestätigt, wenn auch die kartographische Darstellung seiner Entdeckungen als mangelhaft sich erwies. Viele folgten; im Norden: Gobat, Rüppell (1832—37), Schimper, der sich dort als Statthalter Ubie's niederließ; im Süden: Beke (1840),

die englische Gesandtschaft unter Harris in Begleitung der Deutschen Johannes Roth und des Malers Bernatz, die Missionäre Isenberg und Krapf, Sapeto und Rochet von Héricourt. Neuere Erforscher Abessiniens sind die Gebrüder d'Abbadie, Werner Munzinger, Theodor von Heuglin. Das Land wurde durch zahlreiche Abenteurer u. Missionäre allmählich so aufgeschlossen, daß der Herzog Ernst von Koburg-Gotha einen Jagdzug dorthin unternehmen konnte. Durch den Krieg der Engländer gegen den König Theodor II. ist es endlich so genau bekannt geworden, wie kaum ein zweites unabhängiges Land Afrika's. — Die Wüsten am mittleren Nil bereiste der von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandte, ebenso kühne wie zähe Deutsche Burckhardt (1816). Erst seitdem sich Mehemed Ali's Herrschaft auch nach S. ausbreitete, waren Reisen an dem westlichen Quellfluß des Nils, am Bahr el Abiad hinauf, ermöglicht. Einzelne Forscher wie ganze von Mehemed Ali ausgerüstete Expeditionen gingen von Aegypten aus: Linant, der Entdecker des Weißen Nils (1827), die Expeditionen Russeggers (1836—38) nach Fasogl, den Ländern der Nubaneger und Korbofan, 1838 unter Mehemed Ali's eigener Leitung, 1839—41 unter Soliman Kaschef, in dessen Begleitung der Preuße Werne bis zum Lande der Bari vordrang. Von den großen Seen in Innerafrika, aus welchen der Weiße Nil abströmen sollte, hatte man seit den Zeiten des Ptolemäos keine sichere Kunde. Da verlautete im Beginne der fünfziger Jahre durch die in Mombas an der Ostküste angesessenen deutschen Missionäre Krapf, Erhardt und Rebmann, daß weiter im Innern, unter dem Aequator, hohe Schneeberge und noch weiter westlich große Seen lägen. Diese anfangs angezweifelten, später aber glänzend bestätigten Angaben wurden der Ausgangspunkt eines neuen Abschnitts afrikanischer Entdeckungsreisen. Burton und Speke brachen 1857 von Sansibar nach dem Innern auf und fanden die beiden großen Seen Tanganjika und Ukerewe. Auf einer zweiten Reise gelang es Speke, in Gemeinschaft mit Kapitän Grant, von Oktober 1860 an, die Länder am Ukerewe zu bereisen und von da nordwärts, der Richtung des Nil folgend, 30. März 1863 Chartum zu erreichen. Das große Problem war theilweise gelöst, der Ukerewe (»Victoria Nyanza«) als ein großer Quellsee des Nil nachgewiesen. Samuel W. Baker, von der Geographischen Gesellschaft in London mit der Unterstützung der beiden vorigen beauftragt, verfolgte Speke's Entdeckungen weiter und gelangte, 13. April 1863 von Gondokoro aufbrechend, durch das Königreich Unyoro an den Luta Nzigé (»Albert Nyanza«), das zweite große Sammelbassin der Nilgewässer, dessen nordöstliche Seite er befuhr; er kehrte 5. Mai 1865 glücklich nach Chartum zurück. — Das Terrain am Weißen Flusse, vom See No aufwärts bis über Gondokoro und westlich von dieser Linie, von der Meschra el Rek aus, war schon vorher von einer Reihe Reisender und Kaufleute, namentlich Sklavenjägern und Elfenbeinhändlern, in vielen Richtungen durchstreift worden. Bemerkenswerthe Reisen unternahmen hier Ignaz Knoblecher (gest. 1858) seit 1849 und F. Morlang seit 1859, welche als Missionäre am Weißen Fluß arbeiteten; ferner Brun Rollet 1848—1851, J. Petherick 1858 ff., Jules Poncet 1860 ff., Giovanni Miani aus Venedig 1860, Andrea de Bono 1861, der Marquis Antinori (Ornitholog) 1860—1861, Alfred Peney 1860—61, Guillaume Lejean seit 1861, Frau Tinné mit ihrer Tochter 1862—63, van Pruyssenaer aus Brügge 1863. Petherick, früher britischer Konsul in Chartum, ging im Auftrage der Geographischen Gesellschaft von London 1862 westlich vom Weißen Fluß aufwärts Speke und Grant entgegen, kam aber erst 5 Tage nach diesen in Gondokoro an; die von ihm entworfene Karte und sein angebliches Vordringen bis zum 4.° nördl. Br. haben sich jedoch als höchst problematisch herausgestellt. Die mit bedeutenden Mitteln ausgerüstete Expedition Theodor von Heuglins, an welcher auch Steudner aus Schlesien, Theodor Kinzelbach aus Stuttgart, Ludwig Hansal aus Mähren und der Gärtner Hermann Schubert aus Sachsen theil nahmen, und welcher sich in Keren Werner Munzinger anschloß, ging 1861 über Alexandria und Massaua bis an die Nordgrenze Abessiniens, wo sie sich trennte; Heuglin durchreiste mit Steudner und Schubert Abessinien und kam erst im Juli 1862 nach Chartum, von wo die auf geradem Wege vorausgegangenen Munzinger und Kinzelbach bereits vergebliche Versuche gemacht hatten, gegen Wadai vorzudringen. Da ein direktes Vordringen nach diesem Lande unmöglich war, wendeten sich die erstgenannten zugleich mit der Tinné'schen Expedition nilaufwärts über die Station am Rek gegen W. hinaus. Nachdem das mörderische Klima hier Steudner, Schubert, Frau Tinné und mehrere ihre Begleiterinnen hinweggerafft, kehrten die übrigen Ende 1863 nach Europa zurück. War der eigentliche Zweck der Expedition unerreicht geblieben, so haben doch die zu dieser Expedition vereinigten Kräfte eine so reiche Ausbeute an wissenschaftlichem Material über die durchforschten Länder vom Rothen Meer bis zum Dschur und Kosanga geliefert, daß eine sichere Basis für die Geographie des mittleren Nilgebiets gewonnen ist. Adalbert von Barnim (Sohn des Prinzen Adalbert von Preußen) reiste von 1859 an in Nordostafrika und starb 12. Juli 1860 zu Roséres am Bahr el Azrek; die Früchte dieser Reise sind in mehreren trefflichen Werken seines Begleiters Robert Hartmann erschienen. Am Blauen Nil weit aufwärts drang 1869 und 1870 der Wiener Ernst Marno vor. Von Fasogl aus wandte er sich auf vor ihm von keinem Weißen betretenen Pfaden nach Süden, durchzog zuerst das Dar Bertat u. kam bis Fadasi (9° nördl. Br.). Später erforschte er den Bahr el Zeraf, einen der Nebenarme des Weißen Nil. Wilhelm v. Harnier aus Eckezell in Hessen drang bis Gondokoro vor und kam 23. Nov. 1861 auf der Büffeljagd ums Leben. Seine »Reise am obern Nil« (Darmst. 1866), nach den hinterlassenen Tagebüchern, ist in Bezug auf Illustrationen das werthvollste Werk über die mittleren Nilländer. Trotz aller dieser Forschungen blieb noch vieles in der Hydrographie des Nils unklar, namentlich waren die Zuflüsse der Seen, also die Urquellen des Nils, noch nicht erforscht. Diese Probleme zu lösen und zugleich dem abscheulichen Sklavenhandel am Weißen Nil ein Ende zu bereiten, brach 1869 Samuel White Baker, der zum Pascha ernannt worden war, mit einem ägyptischen Truppenkorps und begleitet von Ingenieuren nach dem Luta Nzigé auf. Er gelangte unter heftigen Kämpfen bis in die 1863 von ihm besuchten Gegenden, die er für Aegypten eroberte, und brachte 1873 die überraschende, jedoch nur auf Aussagen der Eingeborenen beruhende und zweifelhafte Kunde mit, daß

der Luta Nzigé und der Tanganjikasee zusammen ein einziges ungeheueres Wasserbecken bildeten. Von großen Hoffnungen geleitet, brach 1866 der Bretone Le Saint nach den Nilseen auf, erlag aber schon 27. Jan. 1867 zu Abukuka am Weißen Nil dem Fieber. Ein italienischer Handwerker Carlo Piaggia war im SW. des Weißen Nils weiter als jeder andere Europäer abenteuernd vorgedrungen. Er brachte 1868 die Nachricht zurück, daß westlich von Bakers Luta-Nzigé noch ein dritter großer Nilsee liegen solle, eine Nachricht, die jedoch bald durch die epochemachende Reise des Deutschen Georg Schweinfurth in das Reich der Fabeln gewiesen werden sollte. Dieser kühne und unternehmende, wissenschaftlich hoch gebildete Botaniker hatte, in Kotschy's Fußstapfen tretend, die Erforschung der Nilflora sich zur Lebensaufgabe gestellt. Bereits 1864 hatte er die Landschaften am Rothen Meere besucht; dann brach er 1868 zum zweitenmal nach A. auf, schloß sich Elfenbeinhändlern an und erforschte, wie vor ihm kein anderer, die Landschaften der Djur, Dor und menschenfressenden Niam-Niam. Er drang bis 3° 35′ nördl. Br. vor und fand im Uelle den oberen Lauf des nach W. dem Tsadsee zuströmenden Schari. Auch in ethnographischer wie zoologischer Beziehung war seine Reise epochemachend; er entdeckte das Zwergvolk der Acka, sowie einen neuen anthropoiden Affen und kehrte unter großen Gefahren 1871 durch das vor ihm von keinem Europäer betretene Dar Fertit zurück. So bedeutendes durch alle diese Reisenden auch geleistet war, so hatten sie doch die Frage nach den Zuflüssen des Luta Nzigé noch immer nicht vollständig gelöst. (S. Karte »Innerafrika«.)

Die Bestrebungen verschiedener Kirchen, durch Missionen im Nilgebiete zu wirken, haben zu wesentlichen Erfolgen auf dem Gebiete der Kirche nicht geführt, so förderlich sie auch der geographischen Wissenschaft geworden sind. Im Jahre 1846 beschloß Papst Gregor XVI. eine Mission am oberen Nil zur Bekehrung der Neger, zur Verhinderung des Sklavenhandels und zur Seelsorge für die dort zerstreut wohnenden Katholiken. Die Hauptstationen Chartum (1848), Heiligenkreuz (1855), Gondokoro (1851) wurden errichtet; aber Hungersnoth im Barilande und Sterblichkeit zwangen zur Verlegung der Mission nach Schellal in Oberägypten. Pater Morlang in Heiligenkreuz hielt indessen wacker aus, bis 1861 die Dominikaner die Mission übernahmen. Aber als von den 30 in Hellet Kaka stationirten Leuten in kurzer Zeit 14 starben, flüchteten die übrigen aus dieser und anderen Stationen nach Chartum; 1862 waren in Gondokoro noch 3 oder 4 Geistliche, 1863 wurde Heiligenkreuz, bald auch Gondokoro aufgegeben. Namentlich waren es die Sklavenhändler, welche in jeder möglichen Weise den Bestrebungen der Missionäre Hindernisse in den Weg legten. Seitdem haben evangelische Missionsgesellschaften von England und Schweden aus Stationen in Alexandria, Kairo, Chartum, Matammah eingerichtet. Auch in den nördlichen Grenzländern Abessiniens, bei den Barea und Kunama, haben im Frühjahre 1867 schwedische Missionäre sich niedergelassen. Indessen erscheint das ganze christliche Missionswerk in den Nillandschaften als ein höchst prekäres, während der Mohammedanismus reißend unter den heidnischen Völkerschaften zunimmt. Auch gefährdeten die politischen Intriguen, in welche die Glaubensboten sich häufig einließen, das Werk der Verbreitung des Christenthums. Die beste Uebersicht der zahlreichen Missionen in A. findet sich in Grundemanns »Missionsatlas«, 1. Abth. (Gotha 1867).

Unstreitig die meisten Opfer hat die Erforschung des Nigerlandes, überhaupt des innern Sudâns, gekostet; sie wurde von allen Richtungen her in Angriff genommen. Die ersten Reisenden, welche die afrikanische Gesellschaft aussandte, um von Tripolis (Lucas), Nubien (Ledyard) und vom Gambia aus (Houghton) ins Innere einzubringen, waren unglücklich, die beiden letzten kamen dabei um. Der Schotte Mungo Park war glücklicher; wenn auch unter namenlosen Beschwerden und Gefahren und geplündert, erreichte er vom Gambia aus 1795 den Niger in Bambarra und rettete sich, wenn auch krank und ein Bettler, zu den Mandingo zurück, von wo ihn ein Sklavenhändler 1797 zum Gambia geleitete. Noch einmal drang er von da, aufs reichlichste ausgerüstet, durch unwegsames Gebirgsland zum Niger vor, aber von 43 Begleitern brachte er nur 8 krank und entkräftet an den Strom. Auf einem Boote, welches sie selbst gebaut, trat er die verhängnisvolle Stromfahrt am 19. Aug. 1805 an. Nach vergeblichen Versuchen, sich mit den Anwohnern friedlich zu verständigen, begannen die Angriffe der Tuarek von Kabara unterhalb Timbuktu. Zuletzt allein im heldenmüthigen Widerstande, fuhr Mungo Park den Strom hinab, um nahe am Ziele bei Bussa ein ruhmvolles, doch nutzloses Ende zu finden. Die Deutschen Hornemann, Seezen, Röntgen waren die nächsten Opfer. Auch von Kapitän Tuckey's Expedition nach Congo (1816) kehrten wenige heim. Kapitän Lyons drang von Tripolis aus nach Fesan vor und erreichte Tegerri, kehrte aber nach seines Begleiters Ritchie Tode (1819) zurück. Vor ihm schon hatte der Franzose Mollien 1818 von Senegambien aus den Versuch gemacht, ins Innere einzudringen; mußte er auch von Timbo aus wieder zurückkehren, so verdankt man ihm doch die Kenntnis der Quellen des Senegal, Gambia und Rio grande. Dem Wege Lyons' folgten 1820 Oudney, Clapperton und Denham und wurden die Entdecker des Tsadsees und Kanos; die beiden letzteren gelangten bis Sakkatu, Oudney starb im Innern. Denham erlag später als Gouverneur von Sierra Leone dem Klimafieber, während Clapperton noch einmal 1826 von S. her von Benin bis Sakkatu vordrang, wo er 1827 starb; nur sein treuer Diener Richard Lander kehrte mit Clappertons Tagebüchern glücklich nach England zurück. Major Laing (1824—26) erreichte zwar Timbuktu, aber zur Flucht nach N. genöthigt, erlag er in der Wüste, wie später Davidson. Was keinem von diesen Männern gelungen war, Kunde von Timbuktu, dem letzten Ziele aller dieser Reisen, zurückzubringen, das sollte einem Franzosen, René Caillié, gelingen, der als ein schutzloser Abenteurer im Bettlergewande 1824—28 ganz Nordwestafrika durchzog, unbemerkt in seiner Verhüllung Timbuktu besuchte und glücklich über Marokko heimkehrte. Auch er wurde von den Engländern als Aufschneider und Lügner verschrien, bis die Folgezeit seine Glaubwürdigkeit unwidersprechlich erwies. Das von Mungo Park vergeblich erstrebte Ziel erreichte Clappertons Diener, der genannte Richard Lander. In Begleitung seines Bruders John drang derselbe von Badagry an der Sklavenküste aus zum Niger nach Bussa vor und verfolgte glücklich den Strom bis zu seiner Mün-

bung; 1832 fuhr er zum zweitenmal im Dampfboote unter Laird den Niger stromaufwärts. Unter Oldfield wurden bis 1834 diese Fahrten zur Erforschung des unteren Nigers fortgesetzt. In den Jahren 1841—42 wurde eine neue Expedition unter Kapitän Allens Führung ausgesendet; sie sollte am unteren Niger eine Ansiedelung freier Neger gründen, aber Sumpffieber, denen Weiße wie Neger erlagen, wurden Ursache, daß das menschenfreundliche Unternehmen mißlang. Unter den Opfern dieser Expedition war R. Lander, und neben ihm ruht Vogel aus Berlin, der als Naturforscher dieselbe begleitete, auf Fernando Po. Durch die Ergebnisse der Barth'schen Reise angeregt, erfolgte später (1854) noch eine englische Expedition unter Baikie nach dem sogen. Tschadda (Binue), auf welcher nahezu Jola, der südliche Endpunkt der Barth'schen Reise in Adamaua, erreicht wurde. Von ihren Besitzungen am Senegal aus versuchten die Franzosen dann wiederholt noch zu den durch Rassenkriege zerrütteten Landschaften am oberen Niger vorzudringen. Seit René Caillié haben nur Leopold Panet (1852 von Saint Louis über Aberér nach Mogador) und Sibu Moghaab (1861 auf demselben Wege) die westliche Sahara durchschritten. Von Senegambien aus, wo die Franzosen von Jahr zu Jahr ihr Gebiet, ihre Handelsverbindungen und die Landeskultur erweitern, haben, unterstützt durch die Bemühungen des französischen Gouverneurs Faidherbe, der Marineleutnant A. Lambert 1860 das Land Futa Dschallon, Schiffsleutnant Mage und Marinearzt Quintin, trotz des zwischen Ahmedu von Bambarra und dem Reiche Massina wüthenden Krieges, 1863—66 das Nigergebiet von Sansanding bis Segu erforscht, ohne indessen Timbuktu, wie sie wünschten, erreichen zu können. Noch immer ist somit die eigentliche Quelle des Niger nicht entdeckt; am nahesten kam ihr 1869 Winwood Reade, der bis Farabana vordrang. Dieser Fluß jedoch, in dessen Delta französische Officiere, wie Kapitän Brognard de Corbigny seit Ende 1862, Charles Girard 1866 und 1867 u. a., mit kartographischen Aufnahmen beschäftigt waren, und dessen Lauf landeinwärts durch den britischen Leutnant Glover aufgenommen wurde, erschließt sich dem Handel mehr und mehr, wogegen, schon der klimatischen Verhältnisse wegen, an eine Festsetzung der europäischen Kultur in diesen Gegenden vorderhand nicht zu denken ist. Der durch Erforschung des Tanganjika bekannte Kapitän Burton und der Botaniker Gustav Mann haben 1859—62 den mächtigen Gebirgsstock des Camerun im O. des Nigerdeltas uns kennen gelehrt, der letztgenannte hat die Flora der Küsten und Küstengebirge wie der Insel Fernando Po studirt u. ist glücklich in die Heimat zurückgekehrt. Weitere Forschungen im Camerungebiete stellten 1872—73 die deutschen Naturforscher Reichenow, Buchholz und Lühder an, von welchen der letztere dem Klima erlag. Westlich von der Nigermündung haben die Missionäre das Gebiet am Volta in Angriff genommen und seit 1853 Stationen gegründet, durch welche die Kenntnis des Ewegebiets an der Sklavenküste gefördert worden ist. Weiter südwärts hat Pierre Belloni du Chaillu seit 1856 die Mündung des Gabun und südlich von derselben die Mündungen des Ogowai (richtiger Ogoué), eines gewaltigen Stroms, der mit Wasserfällen vom Hochlande herabkommt und an der Westküste unter dem Aequator mündet, erforscht und uns die ersten näheren Berichte über den Gorilla mitgetheilt, die, sowie seine geographischen Entdeckungen, mit Unrecht angezweifelt wurden. Auf einer zweiten Reise drang er 1864 bis in das Land Aschango vor, wo er in den Obongo ein merkwürdiges Zwergvolk fand. Weitere Forschungsreisen im Gebiete des Ogowai unternahmen 1867 die Franzosen Aymes und Barbedor; um die Küstenaufnahmen machte sich dort de Langle verdient. Weiter südlich in Congo war der unglücklichen Expedition Tuckey's 1816 Robertson gefolgt, 1828—30 der Franzose Douville, darauf Commodore Owen. Joaq. Rodr. Graça's Reise durch das Gebiet des Coanzo tief in das obere Gebiet der Zuflüsse des Congo kam erst später zur Kenntnisnahme Europa's. San Salvador, die verschollene, einst mächtige Hauptstadt Congo's, wurde 1857 von Adolf Bastian besucht. Ladislaus Magyar, ein Ungar, der 1847 nach Congo kam, setzte sich durch die Heirath mit der Tochter eines Negerhäuptlings in Bihe in den Stand, begleitet von den bewaffneten Sklaven seiner Frau tief in das Innere einzudringen und in den Jahren 1850—51 und 1852 das weite Gebiet des Coanzo, des Kasabi und oberen Sambesi zu durchforschen und dadurch Livingstone's Forschungen wesentlich zu erweitern. Von der ganzen Küste Südwestafrika's von 5° nördl. bis 5° südl. Br. ist nur der Saum von durchschnittlich 75 Kilom. Breite bekannt; alles Land, welches hinter den Küstengebirgen liegt, ist terra incognita. Hier bietet sich den Forschern ein besonders günstiges Feld, und es auszubeuten sind gegenwärtig zwei Nationen bestrebt, die deutsche und die englische. Die 1873 in Berlin gegründete Deutsch-afrikanische Gesellschaft hat unter Dr. Güßfeld eine Expedition ausgerüstet, welche von Kabinda an der Loangoküste in das Innere vordringt und sich auf permanente Stationen an der Küste stützt. Etwas weiter südlich haben in demselben Jahre die Engländer unter Leutnant Grandy dieses Gebiet in Angriff genommen, um längs dem Congo, von dem nur der untere Lauf bekannt ist, nach dem unbekannten Kerne des äquatorialen A. zu gelangen.

Der Norden Afrika's war, obgleich von fanatischen christenfeindlichen Mohammedanern bewohnt, doch von Zeit zu Zeit von Europäern durchzogen worden, und wir erhielten von Marokko wie Algerien, Tunis und Tripolis ein ziemlich getreues Bild, das nur in Einzelheiten zu berichtigen war. Von den Atlasländern ist Marokko vornehmlich von Engländern bereist worden, die der Verproviantirung Gibraltars wegen gute Freundschaft mit jenem Lande zu halten suchen (Shaw, Jackson, Hobgson, Washington rc.), doch auch von Dänen (Höst, Gräberg de Hemsö); Algerien von Engländern (Shaw, Grenville, Kennedy), vor allem aber von Franzosen (Peyssonnet, Desfontaines, Renou, Duveyrier) und einigen Deutschen (M. Wagner, Zill). Von größter Wichtigkeit für das gesammte Atlasland war aber die »Exploration scientifique de l'Algérie«, die Bory de St. Vincent 1840—44 leitete. Unter den Deutschen hat seit 1860 namentlich Freiherr von Maltzan die Landschaften vom Atlantischen Ocean bis nach Tripolis durchzogen. Von Norden her nahmen außerdem ihren Weg der (später in der Wüste erschlagene) Davidson, Bradshaw (1845—47), der bis Bilma gelangte, und Heinrich Barth,

der 1845—47 von Tunis bis ins Nilthal wanderte, überall den Alterthümern der einst blühenden Kulturlandschaften nachspürend, wobei er zwar von Räubern ausgeplündert und schwer verwundet wurde, aber auch den Plan zu seiner zweiten, größeren Reise faßte, welche einen beträchtlichen Theil Innerafrika's entschleiern sollte. Die große und fruchtbare Epoche der Reisen nach dem Sudân, den Landschaften am Niger, Binue und Tsad brach an, und vorzugsweise waren es hier Deutsche, welche die Palme der Wissenschaft oder den Kranz des Märtyrers erlangten. Von England und Preußen ausgerüstet, traten Barth und Overweg unter Richardsons Leitung 1849 ihre berühmte Reise an und erreichten über Fesan, Rhat und das bis dahin unbekannte Gebirgsland Asben glücklich den Sudân. Richardson, dann Overweg (1853) starben in der Nähe von Kuka, nur Barth kehrte nach 5½ Jahren glücklich nach Tripolis und von da in die Heimat zurück. Barths Reisen haben weite Länderstrecken, neue Reiche und Völker der Welt erschlossen, und sein Reisewerk (Gotha 1856—58) ist unstreitig eine der größten Erweiterungen, welche die Geographie Afrika's durch einen einzelnen Forscher erhalten hat. Weniger glücklich sollte Vogel aus Leipzig sein, der 1853 als Naturforscher nachgesendet wurde und nach Barths Heimreise seine Forschungen weiter fortsetzte. Er fiel zu Wara in Wadai am 8. Febr. 1856, ein Opfer des Fanatismus. Die Aufgabe, seinen lange bezweifelten Tod festzustellen, veranlaßte außer der Heuglin'schen Expedition auch die Unternehmungen von Beurmanns und Gerhard Rohlfs'. Moritz von Beurmann aus Oppin bei Halle, schon früher durch Reisen in Aegypten, Nubien und im nördlichen Abessinien (1860—61) bekannt, entschloß sich freiwillig zur Reise nach Wadai. Er landete in Bengasi (1862); aber weder von Audschila noch von Mursuk und Wan aus gelang es ihm, die direkte Route nach Wadai sich zu öffnen. Er ging demnach über Bilma nach Kuka, besuchte Jakoba und wurde bei seinem Eintritt in das Reich Wadai, in Mao nordöstlich vom Tsadsee, im Februar 1863 ermordet. An Kühnheit und Ausdauer ihm gleich, hat Gerhard Rohlfs aus Vegesack, früher Mediciner, dann in französischen Kriegsdiensten und in Algerien mit arabischer Sprache und den Sitten des Islam bekannt geworden, 1861 zuerst von Tanger aus das westliche Marokko und die südlichsten Theile dieses Reichs (Wady Draa, Oase Tafilet) besucht. Ein Versuch, von Algerien nach Timbuktu vorzudringen, scheiterte (1863); dagegen drang er 1864 vom nördlichen Marokko aus, der erste Europäer, obwohl in arabischer Verkleidung, über die Schneegebirge des Hohen Atlas vor bis nach Tafilet und Tuat. Da ihm hier ein im Nigergebiete ausgebrochener Krieg die Weiterreise nach Timbuktu unmöglich machte, wendete er sich über Ghadames nach Tripolis (29. Dec. 1864), ging von hier auf kurze Zeit nach Deutschland zurück, war aber bereits im Mai 1865 wieder in Ghadames und ging von da über Mursuk auf Wadai zu. Allein auch ihm wurde der Weg in dieses Land nicht gestattet, er wendete sich nach Kuka und ging von da südwestlich über den Niger nach Lagos an die Küste; im Juli 1867 kehrte er nach Europa zurück. Rohlfs hatte somit den Kontinent seiner Breite nach durchmessen, was außer ihm, in anderen Regionen Afrika's, unter den Neueren nur noch Livingstone und Speke gelungen ist. Im Jahre 1873 endlich betraute ihn der Chedive von Aegypten mit einer Erforschung der noch gänzlich unbekannten Libyschen Wüste. Der Franzose Henri Duveyrier hat seit 1859 die algerische Sahara nach allen Richtungen durchstreift, Ghadames, Ghat und das Gebirgsland der Ahaggar in den Kreis seiner Untersuchungen gezogen, viele Positionen bestimmt und treffliche Detailkarten entworfen. — Um den Sultan Omar von Bornu, der die deutschen Reisenden, welche in Kuka weilten, stets freundlich aufgenommen hatte, zu belohnen, beschloß der König von Preußen eine Gesandtschaft mit Geschenken an ihn abzusenden. Betraut mit dieser Mission wurde 1869 Rohlfs, der indessen die Geschenke in Tripolis an Nachtigal übergab, während er selbst eine Reise durch die Kyrenaika und Jupiter-Ammonsoase antrat. Zugleich mit Nachtigal brach Fräulein Alexine Tinné, die schon erwähnte muthige Reisende, nach Süden auf. Allein sie, die als eine feenhafte Erscheinung und wegen ihres Reichthums durch ganz Nordafrika bekannt war, wurde unfern Mursuk von räuberischen Tuarek ermordet (Juni 1869). Nachtigal aber unternahm unter großen Gefahren eine Reise zu dem Reschadestamme der Tibbu, deren Land (Tu oder Tibesti) er als der erste Europäer erforschte. Halbverschmachtet, seiner Habe beraubt, entkam er noch glücklich dem räuberischen Gesindel und langte im Januar 1871 in Kuka an, wo er seine Geschenke dem Sultan übergab. Ein würdiger Nachfolger Barths verwandte er die beiden folgenden Jahre zur Erforschung der nordöstlich vom Tsadsee gelegenen Landschaften Borku und Bodele und wies nach, daß der Bahr el Ghazal ein temporärer nordöstlicher Abfluß des Tsad sei; auch hellte er die Geographie Bagirmi's auf und lieferte wichtige Beiträge zur Geschichte Innerafrika's.

Wenden wir uns nun dem Süden Afrika's zu, wo in der neueren Zeit kaum minder wichtige Entdeckungsreisen als im NW. und in den Nilländern stattfanden. Die Kolonialpolitik Hollands macht es erklärlich, warum vom Kapland aus, welches bereits 1652 von den Holländern in dauernden Besitz genommen worden war, lange Zeit so wenig für die Entdeckung des Innern geschehen ist. Erst 1777 wurde durch Gordon der Oranjefluß entdeckt, 1778 durch Patterson dessen unterer Lauf. Mit der Besitznahme des Kaplands durch die Engländer beginnt die Zeit der Entdeckungen auch für diesen Theil Afrika's. John Barrow und Lichtenstein drangen, jener zu den Kaffern, dieser zu den Betschuanen, ins Innere vor. Evangelische Missionäre waren schon 1737 von Herrnhut nach Guinea und zum Kap ausgesendet worden. Mit denen der Mährischen Brüder verbanden sich jetzt die Bemühungen der Wesleyaner, das Christenthum unter der einheimischen Bevölkerung zu verbreiten; aber erst von 1807 an drangen sie tief ins Innere ein und ließen sich unter den freien Völkern nieder. Campell durchzog das Oranjeflußgebiet und gründete Missionen unter den Betschuanen. Zu den englischen (Campell, Moffat, Philipp, Hamilton, Kay) gesellten sich später französische und deutsche Missionäre (Haug, Hahn, Rath), so daß nach und nach der Schleier, der bis dahin Südafrika bedeckt hatte, gelüftet wurde. Burchell, Thompson, Andr. Smith, Steedmann, Kapitän Alexander (Entdecker des Damaralandes), später Andersson schlossen sich als Entdecker an. Mit der Zeit der Auswanderung der unzufriedenen holländischen Ansiedler (Boers), vom Jahre 1835 an, beginnt auch für die bis dahin

schwer zugänglichen Länder des SO. die Zeit der Entdeckungen. Große Nimrode, wie Cumming und der unter den Fußtritten eines verwundeten Elefanten gebliebene Schwede Wahlberg, drangen tief ein, keiner aber so weit als der Missionär Livingstone, der Schwiegersohn Moffats. Eine Aera neuer Entdeckungen begann, als Livingstone, der sich seit 1841 in Südafrika niedergelassen, 1845 den Ngamisee, den ersten der großen Süßwasserseen, die seitdem im Innern Südafrika's aufgefunden wurden, erreichte. Er war der erste Nichtportugiese, der nach mehrfachen verunglückten Versuchen endlich die ganze Breite des Kontinents von Loanda an der Westküste bis nach Kilimane an der Mündung des Sambesi, das er 20. Mai 1856 erreichte, bereiste und dann nach 16jährigen Reisen, in steter Begleitung von Eingeborenen, nach England so gesund und frisch heimkehrte, daß er bald zu neuen Entdeckungen wieder aufbrechen konnte. Ihm verdankt man vor allem die Kenntnis des großen Stromsystems des Sambesi bis zu den Quellflüssen hinauf. Im Jahre 1858 begann er einen dritten Cyklus von Reisen für die Erforschung des Landes, für Anknüpfung von Verbindungen mit den Eingeborenen und für die Zwecke der Mission. Er fuhr den unteren Sambesi hinauf und schlug, von der britischen Regierung mit konsularischen Vollmachten versehen, seinen Sitz zunächst in Tete auf. Von da fuhr er den unterhalb Senna von N. her in den Sambesi strömenden Schire hinauf, bis Wasserfälle die Fahrt hinderten, und entdeckte, zu Fuß vordringend, den 650 Meter hoch gelegenen See Schirwa. In demselben Jahre bereiste er nochmals den Schire bis zu seinem Ausflusse aus dem weit nach N. reichenden, wohl über 15,000 QKilom. großen Nyassa. Im Jahre 1860 fuhr er mit seinem Bruder und Kirk von Tete aus den Sambesi aufwärts bis ins Land der Makololo. Im folgenden Jahre versuchte Livingstone sein Glück von einer anderen Seite; er fuhr den Rufuma (Lufuma) hinauf, um von O. her dem Nyassa sich zu nähern. Die Erfolge waren gering und Livingstone mußte nach Tete zurückkehren. Er besuchte noch einmal den Nyassa und die Länder westlich von demselben und kehrte auf kurze Zeit 1864 nach Europa zurück. Ueber Ostindien fuhr er dann abermals an die Mündung des Rufuma und diesen Fluß hinauf (1866), setzte, von einem freundschaftlich gesinnten Häuptling unterstützt, seinen Weg zu Lande fort, erreichte im August den Nyassa, setzte auf dessen westliches Ufer über, wo er treulos von seinen Begleitern verlassen wurde, die nach ihrer Rückkehr das allgemein geglaubte Gerücht von Livingstone's Ermordung durch die räuberischen Masitu verbreiteten. Indessen ward von Seiten Englands unter Youngs Leitung 1868 eine Expedition nach dem Nyassasee gesandt, welche an Ort und Stelle die Unwahrheit jener Aussage darthat. Livingstone war unterdessen weiter nach NW. gewandert. Der Reisende befand sich nun auf völlig jungfräulichem Boden, der vor ihm noch von keinem Weißen betreten worden war und gelangte schließlich nach der Stadt Lunda, wo der Muata Cazembe thront, den 1798 zuerst der Portugiese Lacerda besucht hatte. Bei ihm fand Livingstone gastfreundliche Aufnahme und einen Stützpunkt für seine ferneren, die Jahre 1867—71 ausfüllenden Reisen, auf denen er zwischen 2° und 12° südl. Br. ein zusammenhängendes System von Seen und Flüssen entdeckte, welche mit dem Tanganjika in keinem Zusammenhange stehen und von ihm, wohl fälschlich, für den oberen Lauf des Nil angesehen werden. Diese Seen sind der Bangweolo, Moero, Kamalondo und ein noch unbenannter See; verbunden werden sie durch den Lualaba oder Luapula, den man für den bisher unbekannten oberen Lauf des Congo ansieht. Das ganze, von Livingstone neu entdeckte Gebiet zeigt in Bezug auf Fauna und Flora entschieden westafrikanischen Charakter, und die zuerst von ihm dort besuchten Völker sind großentheils Menschenfresser der ärgsten Art, namentlich die Manjuema. Da von Livingstone lange Zeit alle Nachrichten ausgeblieben waren, so wurde man um sein Wohlergehen besorgt und rüstete in England eine Expedition aus, um ihn aufzusuchen. Ehe aber noch diese afrikanischen Boden betrat, hatte ein unternehmender Amerikaner, Henry Stanley, im Auftrage des »New-York-Herald« bereits das große Werk vollbracht. Reich mit Mitteln ausgestattet, brach er 21. März 1871 von Sansibar nach dem Innern auf und traf dort 10. Nov. in Udschidschi auf den gerade aus dem Manjuemalande zurückgekehrten Livingstone. Gemeinschaftlich mit diesem erforschte er das bis dahin unbekannte Nordende des Tanganjikasees und fand, daß der Rusisifluß in dasselbe einmünde, der Tanganjika also mit dem Luta Nzigé, wie man wohl vermuthete, nicht in Verbindung stehen kann. Während Livingstone alsdann, mit neuen Mitteln versehen, sein Werk fortsetzte, erreichte Stanley 6. Mai 1872 die Küste wieder. Seine Angaben, anfangs bezweifelt, fanden nachträglich volle Bestätigung. In Livingstone's Fußstapfen tretend, haben zahlreiche Forscher unsere Kenntnis Südafrika's weiter ausgebaut. Baines u. Chapman durchzogen von der Walfischbai das Land bis an den Sambesi; der deutsche Zoolog Fritsch durchwanderte den Oranjefreistaat und das Betschuanenland 3 Jahre lang (1864—66); der Würtemberger Karl Mauch hat vom Potschefstrom aus auf wiederholten Reisen das Reich Mosilekatse's erforscht und dabei Goldfelder am Tati entdeckt, die eine Zeitlang sanguinische, nicht bewährte Hoffnungen erregten. 1872 durchzog er ganz Südostafrika bis an den Sambesi, ganz allein und nur dürftig ausgerüstet, wobei er unter 20° südl. Br. die merkwürdige Ruinenstätte Zimbabje entdeckte, welche man mit dem Salomonischen Ophir in Verbindung zu setzen versuchte. In demselben Gebiete forschten 1869 Eduard Mohr und A. Hübner, während Vincent Erskine den unteren Lauf des Limpopo, namentlich dessen Mündung, auffand.

Im äquatorialen Osten, wo deutsche Missionäre durch die Entdeckung der Schneeberge vorgearbeitet hatten, wurde durch deutsche Forscher ein weites neues Gebiet der Wissenschaft erschlossen. Dort hat der unermüdliche Baron Karl von der Decken seinen Eifer mit dem Leben bezahlt. Schon seine erste Expedition wurde auf unerwünschte Weise gehindert, indem er mit dem Plane, sich mit dem Reisenden Albrecht Roscher aus Hamburg in Verbindung zu setzen, nach A. gegangen war und in Sansibar erfahren mußte, daß Roscher 19. März 1860 in Hisonguny, unweit des Nyassa, dem Pfeil eines gemeinen Mörders erlegen sei. Erfolgreicher war eine zweite Expedition 1861 und 1862, bei welcher von der Decken nebst dem englischen Geologen Thornton bis an den Kilimandscharo vordrang. Auf einer dritten Reise nach diesem Schneeberge gelang es dem Baron, begleitet von O. Kersten aus Altenburg, bis zur Höhe von

4300 Meter anzusteigen, nicht aber, das Land der feindseligen Massai zu durchreisen. Eine neue Expedition mit zwei eigens in Europa erbauten flachgehenden kleinen Dampfern im Juli 1865 führte den Baron auf dem Dschuba stromaufwärts bis über Barbera; aber das Schiff scheiterte 26. Sept., Baron von der Decken wurde nebst Link ermordet, die übrigen entkamen nur theilweise unter Brenners Leitung. Letzterer ward von der Familie beauftragt, Nachforschungen nach dem Schicksale der Ermordeten anzustellen; er konstatirte deren trauriges Ende und machte gleichzeitig höchst interessante Reisen im Lande der südlichen Galla, während der mit gleichem Auftrage ausgesandte Würtemberger Theodor Kinzelbach zu Makdischu im Somâlilande 1868 dem klimatischen Fieber erlag. Was das in vieler Beziehung noch wenig bekannte Somâliland betrifft, so hatte 1854 schon Burton dorthin eine Expedition geleitet und dabei den merkwürdigen Staat Härrär besucht. Nach ihm erforschte Heuglin die Küste, sah sich aber zur Umkehr genöthigt. — Von den Inseln Afrika's sind vor allem die westlichen viel und genau untersucht worden. Bory de St. Vincent, Dupetit-Thouars, Leopold von Buch, Barker, Webb u. Berthelot, welche A. v. Humboldt folgten, verdanken wir eine Reihe namhafter Werke über die kanarischen Inseln. Madeira's mildes Klima hat eine Reihe von Monographien englischer Aerzte, die ihre Kranken dahin senden, veranlaßt; dem deutschen Botaniker Schacht verdankt man eine Skizze der dortigen Naturverhältnisse. Auch Madagaskar, das lange sich europäischem Einflusse zu entziehen wußte, ist uns, namentlich seit bei dem herrschenden Volke der Howas das Christenthum zur Geltung gelangte, neuerdings mehr und mehr bekannt geworden. Legével de Lacombe, Charnay, Barbié du Bocage, unsere Landsmännin Ida Pfeiffer und vor allen der englische Missionär W. Ellis, neuerdings Alfred Grandidier, haben viel für die Erforschung dieser »Perle des Indischen Oceans« gethan. — Trotz aller dieser 1000jährigen Anstrengungen ist aber immer noch ein Gebiet von fast 4 Mill. QKilom. in A. zu beiden Seiten des Aequators unbekannt. Im N. sind Dar Fur und Adamaua die letzten bereisten Länder; im O. begrenzen der Tanganjikasee und die Niam-Niamländer unsere Kenntnis; im S. sind es die durch Livingstone und die Portugiesen durchzogenen Landschaften Moluwa und das Reich des Cazembe, welche die Marken bilden, während im äquatorialen Westafrika die Europäer noch kaum 230 Kilom. tief ins Innere vorgedrungen sind. Es liegt also noch ein großes Forschungsgebiet offen, und das alte Wort »etwas Neues aus A.« wird noch lange seine Geltung behalten.

Lage und Grenzen (s. Karte »Afrika«). Von dem im N. liegenden Europa durch ein Binnenmeer, das Mittelländische, und die an ihrer schmalsten Stelle noch nicht 15 Kilom. breite Straße von Gibraltar, im W. vom Kap Spartel bis zum Kap der guten Hoffnung von Amerika durch den inselarmen breiten Atlantischen Ocean, im O. von Asien durch den Indischen Ocean und seine Fortsetzungen, den Busen von Aden, das Rothe Meer und den Meerbusen von Suez getrennt, hängt A. nur mit dem Festlande von Asien durch die 126 Kilom. breite, jetzt vom Kanale durchschnittene Landenge von Suez zusammen. So wird A. fast zur vollständigen Insel. Vom Kap Blanco (37° 21' nördl. Br.) im N. bis zum Nadelkap (34° 49' südl. Br.) im S. besitzt es eine Länge von 8015 Kilom. (1080 Meilen), vom Kap Verde (0° 7' östl. L.) im W. bis zum Kap Gardafui (68° 54' östl. L.) eine Breite von 7790 Kilom. (1050 Meilen). Seine Größe beträgt 29,930,600 QKilom. (543,570 QM.), wovon gegen ⅔ auf der nördlichen, ⅓ auf der südlichen Halbkugel liegen; auf die Inseln entfallen 623,400 QKilom. (11,320 QM.).

Was die horizontale Gliederung Afrika's betrifft, so hat es unter allen Erdtheilen den einfachsten Umriß. Das Somâliland, welches westlich in Kap Gardafui endet, ist seine einzige Halbinsel; die beiden Syrten (Meerbusen von Sydra und Kabes) im N., der Meerbusen von Guinea mit den Baien von Benin und Biafra im W. sind seine einzigen größeren Golfe, zu denen nur um die Nordwestund um die Südküste herum eine Reihe kleiner Baien (Walfisch-, Tafel-, Falsche-, Delagoabai u. a. m.) hinzukommt. So ist Afrika's Gestalt ungemein einfach, der eines Herzens gleich, und es kommen auf den großen Kontinent nur 3500 Meilen Küstenlänge, also 1 Meile derselben auf je 127 QM., während in Europa 1 Meile Küstenlänge 37 QM. entspricht. Jene tiefen Golfe sind dabei hafenarm und ungesund, nur in den westlichen münden schiffbare Ströme; daher hat diese ganze Küstengestaltung wesentlichen Antheil an der Verschlossenheit des Innern. Auch die Inseln sind für den Kontinent keine Bereicherung, sie liegen, mit Ausnahme der einer wüsten Küste gegenüber liegenden Kanarischen Inseln und der Inseln in der Guineabai, zu weit von den Küsten entfernt, und die größte unter ihnen, das durch die Straße von Mosambik davon getrennte, 600,200 QKilom. (10,900 QM.) große Madagaskar, wird in Wahrheit durch die Strömungen jener Straße noch weiter davon entfernt, als die Breite derselben (an 300 Kilom.) beträgt. Der Aequatorialstrom des Indischen Oceans drängt sich durch jene Straße nach S. zu; am Kap zurückgeworfen durch die Südpolarströmungen, theilt er sich in den nach O. zurücklaufenden Strom, die Straße der Schiffe nach Indien und Australien, und in den südlichen Atlantischen Strom, der, längs der Küste verlaufend, im Guineabusen mit dem Aequatorialstrome zusammenfließt. Die nordatlantische rücklaufende Strömung wird durch die kanarischen Inseln getheilt, ein Theil bringt durch die Straße von Gibraltar und verfolgt die Küste des Mittelmeeres, der andere bespült vom Kap Bojador aus die Westküsten Afrika's bis in den innersten Busen von Guinea. Im Indischen Ocean nördlich vom Kanal von Mosambik und seinen nördlichen Ausläufern bedingt die Richtung der Winde die der Strömungen.

Oberflächengestaltung. Ritters Eintheilung Afrika's in ein südliches Hochland, in ein nördliches Tiefland und in die Plateaulandschaften am Mittelmeere hat ihre Geltung behalten, nur die Grenzen dieser großen Naturabtheilungen wurden durch die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte wesentlich verrückt. Das südliche Hochland (Hochafrika), in vielen Theilen noch von keines Europäers Fuß betreten, erscheint im S. des Aequators als ein geschlossenes Ganze, in dessen Inneres man nur nach Uebersteigung einer sehr verschieden hohen und verschiedengestaltigen Umwallung eindringen kann. Innerhalb dieser Randgebirge dehnen sich weite Hochebenen mittlerer Erhebung aus, die, wo sie wasserreich, ebenso wie die Küstenniederungen der

Sitz für den Weißen gefährlicher Fieber sind. Der in S. und SO. steil abbrechende Rand gegen das Innere geneigter Tafellandschaften, auf anderen Strecken wirkliches Berg- und Gebirgsland, reicht an einzelnen Stellen, wie in Benguela und am Kap, bis an die Küste und macht die Gestade gebirgig und felsig; meist jedoch trennt ein breiterer oder schmälerer ebener oder hügeliger Küstenstreifen (im SW. bis gegen Benguela eine völlige Sandwüste) Hochland und Meer von einander. Der N. des Hochlandes gehört zu den unbekanntesten Theilen Afrika's; doch wissen wir, daß dort das Tiefland Afrika's mit ausgedehnten Niederungen nach S. eingreift; so am Weißen Nil bei Gondokoro (630 Meter ü. M.) bis zum 5.° nördl. Br., am Schary (fast 300 Meter Meereshöhe) bis zum 8.° nördl. Br.; dazu kommen die Thaleinschnitte des Binue und Niger und trennen mit jenen Niederungen Gebirgs- und Bergländer vom Körper des südlichen Hochafrika's. Abessinien und der O. Nubiens und Aegyptens bilden so eine bis Suez längs des Rothen Meeres sich erstreckende langgedehnte gebirgige Halbinsel. In ähnlicher Weise steht das Gebirgsland von Adamaua in Verbindung mit dem S., nur unvollkommen abgetrennt durch das breite Thal des Binue, wie Oberguinea durch das untere Nigerthal; Kordofan und Dar Fur, Fertit, Wadai und die Berglandschaften von Innersudân dagegen erscheinen als völlig isolirte Gebirgsinseln und Gruppen Hochafrika vorliegender, getrennter Berghöhen. Nördlich vom Aequator besitzt der ganze Kontinent Afrika's seine höchsten Plateaus und Gipfelhöhen. Der terrassenförmige Abfall des Hochlandes gegen die Küste, wie er so ausgezeichnet am Kap und in Natal auftritt, ist durch den geognostischen Bau des Landes bedingt und findet sich nur noch, wenngleich minder ausgezeichnet, in Angola, nicht um ganz Südafrika, wie man früher glaubte. Dort im S. und SO. lassen sich drei Hauptterrassen unterscheiden; so am Kap: Küstenland, Karru-Ebene (über 1000 Meter) und die Hochebenen am Oranjefluß (1600 Meter), wozu noch als eine vierte die vom Meere bedeckte Nadelbank gerechnet werden könnte. Die Abfälle aller dieser Terrassen, selbst der untermeerischen, gegen außen sind sehr steil. Aus dem flachen Küstenlande erheben sich einzelne Berge und Berggruppen, darunter der 1052 Meter hohe Tafelberg als Außenposten des dahinter ansteigenden Hochlandes. Die Form des Tafelbergs ist die allgemeine Bergform, die von der Küste bis ins Innere überall wiederkehrt. Den Abfall der zweiten Terrasse bilden die, durch der Küste parallele Längenthäler zertheilten Ceder- und Roggeveldberge, erstere eine Gipfelhöhe von 1931 Meter erreichend, und die Zwartenberge, deren steilwandige felsige Abstürze durch schwergangbare, erst in neuerer Zeit durch Kunststraßen theilweise aufgeschlossene, felsige Thalengen (sogen. Kloofs) durchschnitten werden, aus welchen die Bäche in die Ebene herausbrechen. Die Karru-Ebene, überragt von einzelnen Tafelbergen, wird gegen innen durch die Steilwände der höchsten Terrasse, durch die Roggeveld-, Nieuweveld- und Schneeberge von der inneren Terrasse getrennt. Dicht neben dem 2682 Meter ansteigenden Spitzkop oder Kompaßberg, dem höchsten der Kapkolonie, führt ein leicht gangbarer Paß zwischen tafelförmig abgeschnittenen Bergen hindurch ins Oranjegebiet, aus dessen Hochebenen selbst Tafelberge aufsteigen. Derselbe Terrassenbau reicht durch Kaffraria und Natal gegen die Delagoabai. Jenseits des hügeligen Küstenstriches kommt der untere Bergrand, durchschnitten von tiefen Thalschluchten, deren felsige Wände eine Höhe von 150 bis 600 Meter haben. Darüber folgt dann ein hochgelegenes Tafelland, mit niederen Tafelbergen und Bergrücken besetzt, nach W. ansteigend und endlich überragt von dem schroffen, im Winter schneebedeckten, unersteiglichen Felsrande des im Cathkin Peak (3058 Meter) gipfelnden Kahlambagebirgs oder der Drakenberge, über die von Natal aus nur zwei gangbare Pässe hinein zu dem weidereichen Lande der Boersrepubliken führen. Die innere Hochfläche ist dort keine Ebene, sondern wie mächtige Wellen schwillt das Land zu breiten Bergrücken zwischen den Längenthälern an, die dem Rande parallel ziehen, bis auch sie in die Ebenen des Oranjeflusses und Betschuanenlandes sich ausgleichen. Ganz verschieden ist der breite Rand, der die inneren Ebenen von der flachen Küste trennt, im Gebiete des Sambesi. Unmittelbar aus den Niederungen erheben sich dort, westlich der Sambesimündung, die Morumballaberge zu Gipfelhöhen von 1200 Meter und steigen nach N. um den Schirwasee (600 Meter) zu einem Gebirgslande empor, dessen höchster Gipfel der Milandsche (ca. 2400 Meter) ist. Am mittleren Laufe des Sambesi dehnen sich breite Bergländer aus, deren Anschwellung im W. liegt, wo im Batokalande der Maundo noch eine Höhe von 1500 Meter erreicht. Südlich und nördlich der Gebirgslande der Batoka erheben sich isolirte Gebirgs- und Bergländer, im S. das 2200 Meter hohe Matoppogebirge in Mosilekatse's Reich, welches weit nach S. in die Ebene vorspringt. An der Suaheliküste, Sansibar gegenüber, wird der Küstenrand wieder schmal. Eine Reihe an Höhe zunehmender Parallelketten erstreckt sich hier, südnördliche Richtung einhaltend, von N. nach S. Die Rufuta- und die Rubehokette, von verschiedenen Pässen durchschnitten, werden noch durch die westlicher gelegene Usagarakette überragt. Denn während die ersteren eine durchschnittliche Erhebung von 1100 Meter zeigen, liegt der höchste von Burton gemessene Gipfel der Usagarakette 1370 Meter ü. M.; doch will er auch Spitzen bis zu mehr als 2000 Meter gesehen haben. Noch weiter westlich erstreckt sich die Tafelebene von Ugogo, mit stellenweise wüsten Gegenden, wenig Wasser und dürftiger Vegetation. Ganz im Gegensatze hierzu ist das noch weiter westlich liegende Unianuesi mit einer Erhebung von 860—1200 Meter der Garten Afrika's; es wird begrenzt durch das langgestreckte Becken des Tanganjikasee's, der noch 900 Meter ü. M. liegt. Zwischen dem 5.° südl. Br. und dem Aequator erstreckt sich bis 40 Meilen von der Küste einwärts die Region der Schneeberge, zugleich die höchste Erhebung Afrika's überhaupt. Verschiedene, mit einander durch Hochebenen verbundene Berggruppen umgeben die mit ewigem Schnee bedeckten Bergriesen, deren Erforschung Baron v. d. Decken zu verdanken ist. Zunächst, im S. vom Panganiflusse begrenzt, das Bergland Usambara, mit steilen, schroffen Bergen und fruchtbaren Thälern; nördlich davon das Land Dschagga, aus dem sich, als einer breiten Grundlage, der zweigipfelige, mit prachtvoller, blendendweißer Schneekuppe gekrönte Kilima Ndscharo, wohl ein erloschener Vulkan, 6004 Meter erhebt. Er ist der Vorposten einer Anzahl ähnlicher, vielleicht noch höherer Schneeberge, welche sich bis zum Aequator hinziehen. Den etwa 6095 Meter

hohen Kenia hat Krapf gesehen, doch lagen noch Berichte von anderen Schneebergen vor. Diese Berge bilden die Wasserscheide, östlich strömen die Wasser zum Indischen Ocean, westlich zu dem Ukerewe genannten Quellsee (oder Seen?) des Nil, der etwa 1300 Meter ü. M. liegt. Ueber das Land zwischen den Schneebergen und den Nilseen hat der Missionär Wakefield Erkundigungen eingezogen; danach besteht es aus einer 1200 Meter ü. M. liegenden Ebene, aus welcher zahlreiche Vulkankegel hervorragen und die ohne größere Flüsse ist.

Die große afrikanische Wasserscheide, die wir erst durch die allerneuesten Forschungen kennen gelernt haben, erstreckt sich westlich u. südlich vom Tanganjikasee. Sie wird gebildet durch einen von N. nach S. verlaufenden, durch 10 Breitengrade gehenden Gebirgszug, der, bisher nur in einzelnen Punkten gesehen, die wichtigste Rolle in der Orographie des tropischen A. spielt. Dieses Gebirge beginnt mit den Blauen Bergen (3300 Meter), die Baker westlich vom Luta Nzigé fand, geht nach S. durch Malegga, wo es in dem 3300 Meter hohen Mfumbiro gipfelt, und verläuft als durchschnittlich 2000 Meter hohes Ubembe- oder Kabogogebirge westlich vom Tanganjikasee, um im 2200 Meter hohen Plateau von Lobisa, zwischen dem Tanganjika- und Nyassasee, zu endigen. Von diesem Centralgebirge verlaufen die Gewässer nach vier hydrographischen Gebieten: zum Nil, Uelle-Schari, Congo und Tanganjikasee. In diesem Gebirge liegt also die Wasserscheide zwischen dem Mittelländischen und Atlantischen Meere, sowie zwischen den isolirten Binnenbecken des Tanganjika- und Tsadsees.

Kehren wir zum Kaplande zurück. Dort bilden die im Welcomeberg bis 1563 Meter ansteigenden Kamiesberge in Kleinnamaqua den südwestlichen Rand Hochafrika's. Nördlich vom Oranjeflusse steigt gleichmäßig, aber rasch das Land bis 1200 Meter, während die Plateauhöhe von Owaherrero oder dem Damaralande 1800 Meter erreicht, mit Gipfelhöhen bis über 2600 Meter (Omatuku 2682 Meter). Bis hierher ist nirgends terrassenförmiges Ansteigen, wirkliche Berge oder Gebirgsländer bilden den Rand, und selbst in Benguela oder Angola ist es nicht so regelmäßig entwickelt wie am Kap. Das Hochland von Bihe erreicht 1200 Meter, ebenso die Gipfel von Pungo Andongo; südlich von Bihe liegt die Serra Fria. Die höchste Höhe liegt aber tiefer im Innern in dem von düsteren Wäldern und Sümpfen bedeckten, fast unbewohnten Wasserscheiderücken, der die zahlreichen Gewässer des atlantischen und indischen Oceans trennt; übrigens erreicht auch er am Sumpfe von Dilolo nur 1300 Meter Höhe. Daß auch nördlich im Gebiete des Gabonflusses ein hohes felsen- und kataraktenreiches Randgebirge erstiegen werden muß, ehe man die ebenen Savannen der Aschiraneger erreicht, wissen wir durch Du Chaillu. Wie im O. so sind auch im W. an der Biafrabai im Lande der Cameruns dem Hochlande gigantische Piks aufgesetzt, deren höchster 3283 Meter erreicht, während der Pik der gegenüberliegenden Prinzeninsel noch zu 2900 Meter gemessen wurde. Im O. dieser zusammenhängenden Umwallung breiten sich die Ebenen Innerafrika's aus; die wüsten Hochebenen des Oranjeflusses, die Kalahariwüste, die zur Regenzeit versumpften Ebenen des mittleren und oberen Sambesigebiets reihen sich ohne irgend eine Andeutung einer Wasserscheide aneinander und sind im N. von solcher Gleichförmigkeit, daß ein Hügel von 100 Meter relativer Höhe, wie der Ngwa, zu den Seltenheiten gehört, ja auf weite Strecken die höchste Bodenerhebung nicht die der hohen Termitenhügel übersteigt, immerhin aber wichtig genug, um zur Regenzeit als Zufluchtsorte für die bedrängten Thiere zu dienen. In der Mitte dieser Ebenen liegen der Ngamisee 893 Meter, Linyanti am Tschobe 843 Meter hoch, die Victoriafälle des Sambesi 450 Meter, während Kolobeng am Ostrande 1370 Meter hoch liegt. Des Matoppogebirges, der Bakaahügel, die parallel dem Rande von SW. nach NO. verlaufen, wurde früher schon als durch Ebenen isolirt gedacht. Weiter nördlich scheinen solche über die Ebenen sich erhebenden Gebirgs- und Bergländer häufiger zu werden, und die 2100 Meter hohen Monakabzeberge, welche das oberste Libathal begleiten, erheben sich selbst höher als der benachbarte westliche Rand Hochafrika's; desgleichen erreicht die Hochebene von Lobisa in Cazembe über 2000 Meter.

Unter den halbinselartig vorspringenden Gliedern Hochafrika's ist das inselförmig sich hoch erhebende Abessinien am besten bekannt, das durch das nur an seinen Rändern von Europäern untersuchte Somâliland mit Hochafrika zusammenhängt. Die ungastliche Somâliküste ist steil (Kap Gardafui 280 Meter hoch), und hinter ihr zeigen sich Plateaulandschaften, die, bis 1000 Meter hoch, ähnlich wie in Abessinien von Bergzügen und tafelförmigen Bergmassen überragt werden (Al und Serat etwa 2000 Meter). In Abessinien ist das terrassenförmige Ansteigen des Hochlandes im großartigen Maßstabe ausgebildet. Südabessinien erhebt sich, nur durch eine sehr schmale Ebene von der Küste getrennt, rasch zu einer Terrasse von 450 Meter Höhe; Gehänge und Terrasse sind mit zahlreichen kleinen und größeren Kegelbergen besetzt, eine trostlose wüste Einöde. Jäh steigt dann das Land zur zweiten wellenförmigen Hochterrasse an, über welche sich als dritte Terrasse die mauerartig steilen Hochgebirge erheben, von tafelförmiger Bildung, 2700 Meter hoch, noch überragt von hohen einzelnen Piks, die im Kologebirge bis zu 4500 Meter ansteigen. Tiefe Thäler theilen das Hochgebirge in mehrere von S. nach N. verlaufende Züge. Die Tiefe der zum Theil sehr engen Schluchten, welche das Wasser aus diesem Hochlande herausführen, hat kaum ihres gleichen auf der Erde; so ist die Tschatschaschlucht, bei einer Breite von ein paar hundert Fuß, an einigen Stellen 1200 Meter tief eingegraben. Aehnlichen Terrassenbau besitzt das nördliche Abessinien; nachdem man den 2400 Meter hohen Tarantapaß erreicht hat, breiten sich auch hier weite Plateaulandschaften aus, der zweiten Hochterrasse Schoa's entsprechend, 2000 Meter durchschnittlich; darüber die Hochplateaus der Gebirge von Semién 3250 Meter und die Gipfel derselben bis 4550 Meter hoch. Nach NW. und W. fällt das Hochland steil in die großen Ebenen ab. Von ähnlichem Charakter scheinen die im S. und N. sich anschließenden Länder (Narea im S., Habab im N.), während der Charakter des arabischen Bergzugs, der längs des Rothen Meeres nach Ostnubien und Oberägypten zieht, ganz verschiedenartig ist. Seine höchsten Höhen liegen gegen die Küsten hin und wechseln zwischen 1300 und 2200 Meter. Der jähe Attaka bildet über Suez das Nordende des verschmälerten Gebirges.

Durch das 220 Meter hohe Binuethal zertheilt, erstreckt sich im W. ein ähnliches halbinselartiges Hochland von dem Gebirgslande der Cameruns bis

gegen den Tsadsee im N. Südlich vom Binue erhebt sich daraus der 3000 Meter hohe Atlantika; im N. das Gebirgsland von Wandara, dessen südlichster Hochgipfel die kühne Felsspitze des Mendif (2000 Meter) ist. Das Hochland Oberguinea's, von Hochafrika durch den Niger getrennt, reicht nur auf kurze Strecken an die See, wie an der Sierra Leone, wo die Brandung an seinen Felsen sich bricht; meist liegt ein ebener Küstenstrich zwischen dem Meere und dem gebirgigen Innern. Im W. steigt das Land aus den Ebenen Senegambiens äußerst steil auf, so daß die Flüsse, die strahlig vom Hochlande nach außen verlaufen, reich an Katarakten sind; hoch über dem allgemeinen Niveau des Berglandes erhebt sich noch das wilde felsige Gebirge von Dschialonkadu. Im O. ist dagegen das Ansteigen terrassenförmig gegen das Konggebirge, gegen den Niger zu ein steilwandiges, in Tafelberge zerrissenes Sandsteingebirge. Im Innern von der Goldküste muß das Land bedeutende Höhen erreichen, da die Eingeborenen den Schnee kennen und die Gipfel jährlich mit Schnee bedeckt werden sollen.

Zwischen Hochafrika im S. und den Atlasländern und dem Mittelmeere im N. herrscht ebenes Land von den Gestaden des Atlantischen Oceans bis zu den Gebirgen Nubiens und Aegyptens; aber es ist weder eine so einförmige Ebene, wie man früher meinte — zahlreiche, oft freilich weit auseinander liegende Berge, selbst Gebirgslandschaften, bringen Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse hervor —, noch ist es durchgängig Tiefland, vielmehr besteht es zum großen Theile aus Plateaulandschaften, die sich besonders im N. ausbreiten, wo ihr nach N. abfallender, von Tripolis aus gesehen gebirgartig erscheinender Rand (Ghurian) 668 Meter, das Plateau von Mursuk nahezu 450 Meter, das Land Tu oder Tibesti im Tussidè 2600 Meter Höhe erreicht. Die ausgedehnteste Einsenkung hat dieser Theil Afrika's im südlichen Innern, wo der Spiegel des Tsadsees nur 260 Meter hoch und sein Zufluß von S., der Schary, noch unter 8° nördl. Br. nicht höher als 290 Meter liegt, während in dessen Quellgebiet im O. das Niam-Niamland eine durchschnittliche Höhe von 2500 Meter zeigt. Nördlich hiervon, im Gebiete des Weißen Nils, liegen Kordofan 580 und Chartum 550 Meter ü. M. Eine noch tiefere Einsenkung besitzt Nordafrika an der Südgrenze Algeriens, wo die Niederung des Wad Righ mit der Oase von Tuggurt tief unter dem Spiegel des Mittelmeeres liegt. Von den früher erwähnten, im N. vorliegenden, insularen Bergmassen und Gruppen erheben sich die Berge von Kordofan bis 870 Meter, südlich davon die des Nubalandes bis 1000 Meter. Bedeutende Höhen finden wir in manchen der Gebirgslandschaften der Sahara, so im W. in Aderer und Waran, in der Mitte der Sahara in den pittoresken Gebirgen der Asgar (1300 Meter), von Anahef (1600 Meter) und Air oder Asben (1450 Meter). Die Trennung dieser nördlichen Ebenen mit zerstreuten Gebirgen und Berglandschaften in die Sahara und in das fruchtbare Sudân hat ihren alleinigen Grund in den klimatischen Verhältnissen; wo die tropischen Regen beginnen, da weicht die Wüste der Steppe und fruchtbaren Landschaft; aber auch die Wüste ist nicht das trostlose sandige und steinige Tiefland, wie man früher glaubte, sondern ihre Plateaus sind voll Einsenkungen, die selbst feste Ansiedelung des Menschen gestatten und den Wanderstämmen Weidegrund bieten. Zumal ist dies in der libyschen Wüste der Fall, wo die Depression südlich von Kyrenaika sich über 10 Breitengrade erstreckt und bei Bir Ressam 104 Meter unter der Meeresoberfläche erreicht. Das Hochland von Barka (480 Meter) ist, wie die vermeintlichen Gebirge von Tripolis, nur der steile Nordrand dieser Wüstenregion, die, nur durch das Nilthal unterbrochen, sich bis zur Landenge von Suez fortsetzt; dagegen bildet den Nordwesten Afrika's wirkliches Gebirge. Der **Atlas** ist ein wahres Kettengebirge, dessen parallele Bergzüge aus SSW. nach NNO. ziehen; nur im NW. durch Küstenebenen vom Atlantischen Ocean getrennt, reicht es von Agadir im W. bis Tunis im O., wo es steil abbricht. Seine höchste Höhe erreicht er in Marokko im Miltsin mit einer Gipfelhöhe von 3475 Meter, aber noch in Algerien steigt er in der Dschurdschura bis zu 2284 Meter an.

Gewässer. Die klimatischen Verschiedenheiten in Verbindung mit dem Bau des Bodens bedingen in A. große Gegensätze in den hydrographischen Verhältnissen. Das **Atlassystem** gestattet nur die Bildung kleiner Küstenflüsse, wie Schelif, Tafna, Isly u. a., und zahlreicher Binnenflüsse, welche theils in den geschlossenen Längenthälern des mittleren Algeriens von Salzseen (sogen. **Sebchas** oder **Schotts**) aufgenommen werden, theils nach S. in die Niederung des Wadi Righ heraustreten und in den dortigen Salzseen und Sümpfen sich verlieren. Der an den Schweizer Jura erinnernde Gebirgsbau des östlichen Atlas bringt auch einen ähnlichen Lauf der Flüsse, insbesondere der algerischen, hervor; durch enge Spaltenthäler (Thore, Bibân) treten sie oft von einem Längenthale in das andere oder aus dem Gebirge heraus. Die Regenarmut des **Wüstengürtels** ist Ursache, daß fließende Gewässer hier zu den Seltenheiten gehören; der bei Nun in den Atlantischen Ocean mündende Wadi Draa mit dem Sakiet ist der einzige bekannte Fluß dieser Zone; dagegen ist hier das Gebiet der Regenbäche (Wadi, im O. Chor genannt), die bei einem Gewitterregen plötzlich zu verheerender Größe anschwellen, um ebenso rasch wieder zu versiegen. Ganz anders, wo der tropische Regen mit seiner Wasserfülle regelmäßig eintritt; in diesem breiten Tropengürtel besitzt A. eine große Zahl mächtiger Ströme und ausgedehnter Binnenseen und steht an Wasserreichthum keinem andern Erdtheil nach. Alle schwellen zu gewissen Zeiten infolge dieser regelmäßigen Regen an. Nach dem Mittelmeere führt aus dieser Zone nur der Nil hinaus, während zahlreiche Flüsse in den Atlantischen und Indischen Ocean münden. Der **Nil** hat unter den Flüssen Afrika's den längsten Lauf. Im Lande der Bari unter 5° nördl. Br. tritt er aus dem Gebirgsland hervor und durchfließt dann weite Ebenen, bis er unter Chartum in die Gebirge der nubischen Wüste eintritt, um sie in mächtigen Windungen zu durchlaufen und bei Assuan nach Aegypten einzutreten; unterhalb Kairo theilt er sich in die zwei, das Nildelta umfassenden Arme von Rosette und Damiette. Der Name Nil ist erst bei Chartum gebräuchlich, wo er sich aus den beiden großen Quellflüssen Bahr el Abiad und Bahr el Azrek (dem Weißen und Blauen Nil) sammelt. Unterhalb der Vereinigung nimmt er nur noch einen großen Zufluß, den Atbara (Takazzé), aus Abessinien auf. Atbara und Bahr el Azrek (in Abessinien Abaï genannt) führen die Gewässer der Nord- und Ostabdachung des letztgenannten Landes dem Nile zu. Größer ist das Gebiet des Weißen Flusses, der als

Tubori bei Gondokoro aus dem Lande der Bari heraustritt. Langsam schleichend, zahlreiche große und kleine Strominseln einschließend, fließt er nach N., nur hier und da von höheren Ufern begrenzt, zur Regenzeit weit und breit die Niederungen überschwemmend. Nur unter diesen Verhältnissen ist es möglich, daß der Giraffenfluß, unter 5° nördl. Br. sich abzweigend, 4 Breitengrade neben ihm hinlaufen kann, ehe er sich im See No wieder mit ihm verbindet. Hier, wo seine anfangs nordwestliche Richtung in eine östliche übergeht, breitet er sich zu dem See No aus u. empfängt den weit aus dem westlichen Innern kommenden, durch zahlreiche große Zuflüsse gespeisten Gazellenfluß (Bahr el Ghazal, Keilat, Misselad), kurz danach, wo er sich wieder nördlich wendet, aus Abessinien und den Gallaländern den Sobat (Bahr el Makada). Südlich vom 5. Breitengrade durchzieht der Nil, zahlreiche, der Schifffahrt hinderliche Katarakten bildend, eine gebirgige Landschaft. Unter 3° nördl. Br. etwa tritt er aus dem nördlichen Ende des Luta Nzigé hervor, des großen 1864 von Baker entdeckten Sees. Doch ist dies keineswegs der Quellsee. Er empfängt vielmehr im Somerset den Abfluß eines zweiten, südöstlich gelegenen Sees, des 1858 von Speke entdeckten Ukerewe, und es handelt sich nun noch darum, die Zuflüsse beider Seen kennen zu lernen, von denen der längste und bedeutendste dann als eigentlicher Quellstrom anzusehen wäre. Das Gefälle des riesigen Stroms ist im ganzen sehr gering, aber ungleich; von Chartum bis Wadi Halfa beträgt es 320 Meter, von da bis Assuan 37 Meter und von da bis Kairo 103 Meter und von Kairo zum Meere endlich im Durchschnitt 9 Meter. Sein im Alterthum schon bewundertes Anschwellen tritt in Assuan Ende Juni, in Kairo Anfang Juli ein und ist eine Folge des Anschwellens der abessinischen Ströme, zumal des Blauen Nil und des Atbara sammt Zuflüssen (Setit, Salam, Angrab, Rahad, Dinder). Der plötzliche Wassersturz dieser durch dreimonatliches Regnen angeschwollenen Ströme, die eine ungeheure Menge fruchtbaren Schlammes aus den Hochlanden mit sich führen, veranlaßt die jährliche Ueberschwemmung Unterägyptens und das Absetzen des fruchtbaren Nilschlamms, der ein »Geschenk Abessiniens« ist. Andere abessinische Flüsse sind ohne Ausfluß, verlaufen sich in Seen oder Sümpfe; so der größte Fluß Schoa's, der Hawasch. Größere und kleinere wenig bekannte Flüsse finden sich an der Somâli- und Suahelikküste. Die Ströme der Ostküste kommen zum Theil tief aus dem Innern, zeichnen sich durch gefährliche Barren vor der Mündung aus und besitzen fast alle Stromschnellen und Katarakten, welche eine ergiebige Entwickelung der Schifffahrt verhindern. Die wichtigsten derselben (von N. nach S.) sind: der Dschuba, Pangani, Lufidschi, Rufuma. Ihre Quellen sind noch nicht erforscht. Denselben Charakter zeigt der größte unter 18° südl. Br. durch ein Delta in den Indischen Ocean mündende südafrikanische Fluß, der Sambesi (im Oberlaufe Seschefe und Liambey genannt), dessen Quellgebiet bis zum Westrande Hochafrika's, wo der Liba aus dem Dilolosumpfe abfließt, und bis zum N. des Innern reicht, wo der Liambey (Kobompo) im Lande der Balonda entspringt; von der waldreichen Wasserscheide Benguela's kommt der Tschobe. Unterhalb der Mündung des letzteren tritt der Strom aus den Ebenen herein in das Bergland der Batoka, wo er einen der großartigsten Wasserfälle der Erde, den Victoriafall (Mosiwatunja), bildet. Unter den Zuflüssen innerhalb des Berglandes verdient der von N. kommende Schire, der Ausfluß des Nyassasees, Erwähnung. Aus der Felsspalte des Lupatagebirges tritt der Sambesi in ein weites Thal, um endlich, in viele Arme getheilt, das Meer zu erreichen. Wie der Nil schwellen auch der Liambey und seine Nebenflüsse durch die tropischen Regen an und überschwemmen weithin das Land, während in der Thalenge unterhalb des Barotselandes der Spiegel des Flusses 18 Meter über den gewöhnlichen steigt. Südlich vom Sambesi führt der Limpompo die Gewässer aus Transvalia und vom Ostgehänge des Matoppogebirgs zur Sofalaküste hinaus. Geringer ist der Wasserreichthum südlich vom Wendekreise, doch kommen zahlreiche Küstenflüsse von dem Kranz des kapischen Hochlandes zur Küste, worunter der Tugela in Natal, der große Fischfluß im Kapland, während sich die auf dem inneren Gehänge der Umwallung entspringenden Flüsse zum Oranjefluß (Garip) sammeln. Nördlich vom Wendekreise wächst auch auf der atlantischen Seite die Zahl der Flüsse. Der Garip oder Oranjefluß reicht mit seinen Quell- und Zuflüssen bis zum inneren Hochrande Südafrika's. Der Nu Garip sammelt sich aus zwei Flüssen, die in südöstlicher Richtung die Oranjerepublik durchströmen, während der Hai Garip oder Val, nördlicher an den Drakenbergen entspringend, die beiden Republiken trennt. Von S. und N. treten noch Flüsse hinzu, aber im tiefen felsigen Thale das Plateau Innerafrika's durchziehend, strömt er durch Wüsten, ohne dem Lande die Segnungen eines großen Stromes zu bringen. Das Hochland der Damara schickt seine Gewässer theils zum Oranjefluß, theils nach kurzem Laufe ins Meer (Swakop), andere versiegen in den Steppen des Innern (Omuramba, Omatuko). Vom 18.° südl. Br. bis zum Senegal ist die Zahl der Ströme groß; der noch wenig gekannte Kunene in Benguela, der Coanza in Angola entspringen aus dem sumpfigen Wasserscheiderücken und durchziehen dann weite wellenförmige Hochebenen, ehe sie die tieferen Stufen durchbrechen; ihre untere Strecke ist felsig und voller Katarakten und verwehrt die Schifffahrt ins Innere. Unter 6° südl. Br. mündet in den Atlantischen Ocean der Congo, der bedeutendste Fluß Südafrika's und einer der Riesenströme der Erde. Er bringt eine ungeheure Wassermasse mit und zeigt an manchen Stellen der Mündung 400 Meter Tiefe, und noch 40 Seemeilen außerhalb der Mündung haben sich seine Gewässer nicht mit dem Meere vermischt. Noch 100 Kilom. oberhalb der Mündung hat er eine Breite von 3000 Meter, eine Tiefe von 20 Meter. Er übertrifft sogar den Mississippi an Größe und kann seine Quellen nur in dem großen 1870 von Livingstone entdeckten Lualaba im äquatorialen Innerafrika haben, worauf auch die gleichzeitige Schwellung des Congo u. Lualaba hinweisen. Seine bisher bekannten, doch nur im obern Laufe erforschten Nebenflüsse von S. her sind der Quango und Kasabi (Loeke). Der Ogowai, im untern Laufe in viele Arme sich theilend u. ein wahres Labyrinth von Inseln bildend, u. der Gabon (eigentlich ein Aestuarium) sind uns erst neuerdings durch Du Chaillu bekannter geworden; es wiederholen sich bei ihnen die Verhältnisse der südlichen Flüsse. Kürzer ist der Lauf des Calabarstroms, der in die Biafrabai mündet. Aus dem Hochlande von Oberguinea stammen vier größere Ströme und zahlreiche kleinere Küstenflüsse;

unter allen bleibt aber der Niger der größte, wichtigste und berühmteste. Die politische Zerstückelung des Landes erklärt uns die verschiedenen Namen, die er auf seinen verschiedenen Strecken führt, den Mangel jedes einheimischen volksthümlichen Gesammtnamens. Eine seiner Quellen nimmt man unter 11° nördl. Br. unter den Kurankobergen an, doch ist sein ganzer oberer Lauf im N. des Konggebirges, wo er Ahmar heißt, keineswegs erforscht; als Dscholiba tritt er aus dem Gebirge in das Bergland und endlich in die Ebene, in der er sich ganz wie der Weiße Nil in seinem oberen Laufe oftmals theilt, um sich, oft erst nach sehr langem Laufe, wieder zu verbinden; endlich löst er sich in ein wunderliches Netz von Armen und Aesten auf, die, besonders zur Regenzeit weit ins Land reichend (so bis Bambarra), sein Wasser weithin vertheilen. Bis Timbuktu, wo er sich ostwärts wendet und an der Grenze der Wüste hinläuft, reicht diese Bildung. Schon oberhalb Timbuktu ändert er den Namen, Mayo balleo, Eghireu, Issa sind seine neuen Namen. Wo er sich von W. nach S. wendet und Say genannt wird, da beginnen die zahlreichen Stromschnellen, die von Bussa aufwärts die Bergfahrt selbst in Barken bis jetzt unmöglich machten; bis Rabba (11° nördl. Br.) wurde er mit Dampfern befahren. Aus der malerischen Thalenge von Egga tritt er, nun Kowara genannt, heraus in die Küstenniederungen, zuletzt sich in zahlreiche Arme zertheilend, von denen der Nun der wichtigste ist. Sein waldbedecktes Deltaland und sein unterer Lauf gehören zu den ungesundesten Küstenländern der Erde. Zuflüsse erhält er nur in seinem oberen und unteren Laufe; hier gibt es Zuflüsse aus W. und aus O., von Sokoto und Adamaua; der wichtigste der Zuflüsse ist der Binue (Tschadda), der bis zu den Grenzen Adamaua's hinauf von Engländern befahren wurde. — Zu den zahlreichen Küstenflüssen der Guineaküste gehört der Volta. Der Rio grande, Gambia und Senegal haben ihre Quellen in geringer Entfernung von einander, auch von ihnen besitzen die beiden letzteren bedeutende Katarakte, wo sie aus dem Gebirge heraustreten; dagegen ist ihr unterer Lauf schleichend, und nur in den Regenmonaten sind sie bis zum Fuße der Gebirge schiffbar.

Zu diesen Meeresgebieten kommen ausgedehnte Binnengebiete hinzu. Im nördlichen Tieflande ist das Gebiet des Tsadsees in Sudân, der von W. den Komabagua, von S. her den Schary empfängt, einen der längsten Ströme Binnenafrika's, dessen Quellfluß, der Uelle, unfern vom Luta Nzigé entspringt. Oestlich vom Tsad liegt der Fittrisee mit dem Ba=tha als Zufluß aus Wadai. Ausgedehnter noch sind diese Binnengebiete im Innern Hochafrika's, wo uns die Neuzeit eine Reihe interessanter großer Seen kennen gelehrt hat, denen an Bedeutung nur noch das System der canadischen Seen in Nordamerika gleichkommt. Diese ostafrikanischen Seen erstrecken sich von 3° nördl. Br. bis 15° südl. Br., mithin über 18 Breitengrade, in einer durchschnittlichen Entfernung von 890 Kilom. westlich von der Küste des Indischen Oceans. Sie beginnen im S. mit dem Schirwa- oder Tamanduasee (598 Meter ü. M.), der ohne bekannten Ausfluß ist. Nördlich von ihm dehnt sich, von Bergen und Hochlanden umsäumt, der 370 Kilom. lange Nyassa (463 Meter ü. M.) aus; sein Abfluß nach S. ist der katarakteureiche Schire, ein Nebenfluß des Sambesi. Nordwestlich, 450 Kilom. vom Nyassa, treffen wir auf den 1867 von Livingstone erforschten Liembasee, der indessen nur ein Anhängsel des folgenden ist, des großen 1858 von Speke und Burton entdeckten Tanganjika. Auch er ist von Hochlanden umgeben, etwa 705 Kilom. lang, durchschnittlich 74 Kilom. breit und 900 Meter ü. M. gelegen. Ueber eine Verbindung desselben mit anderen Seen, größeren Zu- und Abflüssen ist nichts bekannt. Westlich und südlich von ihm dehnen sich, durch Flüsse (Luapala, Lualaba) verknüpft, drei 1868 von Livingstone aufgefundene, bisher nur flüchtig bekannt gewordene Seen, der Bangweolo, Moero und Kamalondo aus. Ihr Entdecker bringt sie mit den großen Nilseen in Verbindung, doch müssen sie als die Quellseen des Congo angesehen werden. Die eigentlichen großen Nilseen sind der Ukerewe (1310 Meter ü. M.), 1858 von Speke entdeckt, dem man eine Breite und Länge von je 370 Kilom. gibt, von dem es aber ungewiß, ob er nicht in verschiedene kleinere Seen zerfällt, und der durch den Somerset mit ihm verbundene, westlich gelegene, 1864 von Baker entdeckte Luta Nzigé (829 Meter ü. M.), der eine Längenausdehnung von etwa 740 Kilom. haben soll, bei durchschnittlicher Breite von 150 Kilom. Im W. begrenzen ihn die 3000 Meter hohen Blauen Berge. Alle diese Seen, zu denen noch eine Reihe problematischer in demselben Gebiete kommt, sind noch keineswegs genügend bekannt und auf ihren Zusammenhang erforscht. — Von künstlichen Wasserwegen besitzt A. nur einen, aber den bedeutendsten seiner Art: den Suezkanal (s. d.).

Geognostischer Charakter. Der geognostisch bekannte Theil Afrika's fällt so ziemlich mit unserer geographischen Kenntnis des Erdtheils zusammen. Bayle und Ville, Coquand und Renou, Barth, Overweg und Vogel, Burckhardt, Ehrenberg, Caillaud, Fresnel, Rüppell, Russegger, Roth, Livingstone, Kraus, Bell, Baines, Sabebeck, Hübner, Mauch u. a. verdanken wir unsere speciellere Kenntnis. Aus ihren Beobachtungen ergibt sich, daß A. freilich im Innern weit gegliederter ist, als man es seinem einfachen Küstenumriß nach erwarten sollte, daß aber dennoch sein geognostischer Bau nach den großen Linien eines einfachen Plans angelegt ist. Der ganze S. erscheint danach, wie wir bereits sahen, als ein mächtiges Hochland, dessen höchste Höhen dem Strande nahe liegen, und von dessen Rändern das Land sich gegen das Innere einsenkt zu einer unermeßlichen, aber nur durchschnittlich 1000 Meter hohen, wenig unterbrochenen Ebene, mit vorherrschend nordnordöstlicher Richtung. Den N. durchzieht eine zweite, noch tiefere Depression in der Richtung von W. nach O., dicht am Fuße der Hochgebirge, mit denen Südafrika nach N. vorspringt, gelegen und gegen diesen Fuß hin überfäet mit kleineren und größeren granitischen Inseln. Getrennt durch das nach N. weit vorspringende Arabische Gebirge vom Rothen Meere, gehören Südnubien (Sennar), Kordofan, Dar Fur und das fruchtbare Tieffudân zu dieser Zone. Die Hochgebirge im S. derselben sind theilweise durch die basaltische und trachytische Natur ihrer Gipfel oder der oberen Etage des ganzen Hochlandes ausgezeichnet. Hier finden sich Afrika's höchste bekannte Gipfel. Im N. dagegen begrenzt die Wüste mit ihren Plateaulandschaften und vereinzelten granitischen Erhebungen vom Fuße des arabischen Gebirges bis zur Westküste die fruchtbarere Depression, im mittleren Nigergebiete weit nach S. vorspringend und die letztere verengend. Endlich

als letzte natürliche Abtheilung erscheint das nordwestliche Küstengebirge, der Atlas, der einzige Theil Afrika's, in dem wir die Aufrichtung und Zusammenfaltung der Gebirgsschichten nach einer vorherrschenden Richtung finden, wie in vielen der europäischen Gebirge und Berglandschaften.

In Südafrika treten Granit und krystallinisches Schiefergebirge zusammenhängend im O. und W., vereinzelt an der Südküste als Unterlage einer mächtigen Schichtenfolge Versteinerungen führender Sedimentbildungen auf, deren der Küste paralleler koncentrischer Verlauf das merkwürdig regelmäßige terrassenförmige Ansteigen des Kaplandes bewirkt. Ihr oberstes Glied, eine mächtige Sandsteinbildung mit senkrechter Zerklüftung, ertheilt vor allem dem Absturze des Hochlandes gegen außen seinen wilden Charakter, seine schwierige Gangbarkeit. Die fast horizontale, nur wenig gegen das Innere des Landes geneigte Lage der Schichten, die Mauer- und Tafelform der Berge, die Muldenform der Depression des Innern, beides, Lagerung und Gesteinsnatur, ist Ursache der Wasserarmut, und alles dies wiederholt sich auf den tieferen Niveaus, da auch hier die fast horizontal gelagerten Sandsteine vorherrschen. Nur die tieferen Schichten gehören marinen Bildungen der Uebergangsperiode an, darüber folgt das Steinkohlengebirge und jener seinem Alter nach noch nicht bestimmte Sandstein; in der buschigen Kalaharywüste und in den mit ihr zusammenfließenden Ebenen am mittleren Sambesi finden sich als jüngste Bildungen Süßwasserkalke. Schon nach der Zeit des devonischen Uebergangsgebirges wurde Südafrika, so weit wir es kennen, Festland, so daß alle späteren Meeresbildungen nur an der Außenseite dieses alten Kontinents lagern. Während an der Südküste der Granit nur vereinzelt auftritt und mit gangförmigen Ausläufern in den Gneis, Glimmerschiefer und Thonschiefer, die steil aufgerichtet sind, eindringt, von dem Sandsteine des devonischen Uebergangsgebirgs horizontal überlagert, sind Granit und krystallinisches Schiefergebirge dagegen auf jeder Route von der Westküste ins Innere durchschnitten worden, und kennt man ihr Vorkommen bis zu den Inseln des Guineabusens. An nutzbaren Mineralien ist das Hochland Südafrika's sehr reich befunden worden. Namaqualand ist wegen seiner Kupfererze, die zur Ausfuhr gelangen, berühmt; auch bei den Ovampo gewinnt man Kupfer. Dazu kommen dort Eisenglanz- und Magneteisensteingänge. Eine bedeutende heimische Eisenindustrie hat sich bei den Batoka am Sambesi, rings um die großen Quellseen des Nils und in Usanga an der Ostküste entwickelt. Sind auch Steinkohlen aufgefunden worden, so beutet man sie doch nirgends in größerem Maßstabe aus. Das Kapland hat sowohl die jüngere Kohle mit Lepidodendron, Kalamites 2c., als die ältere anthracitische; man hat Kohlenflötze bei Pieter-Maritzburg in Natal und bei Tete am Sambesi aufgeschlossen. Salz ist weit verbreitet, am Sambesi, in den Salzpfannen der Transvaalrepublik und Kalahariwüste, in Angola. Gold, schon früher von den Portugiesen südlich vom Sambesi und in Sofala ausgebeutet, wohin man das Land Ophir der Bibel verlegen wollte, ist neuerdings sowohl in Natal, als in der Transvaalrepublik und im Lande Mosilekatse's, zumal am Tati, durch den Deutschen Mauch in größerer Menge nachgewiesen worden. Doch fand es sich nur in Quarzgängen und lohnte bisher die Ausbeutungsversuche nicht. Endlich gesellte sich seit 1869 zu den bisherigen Mineralschätzen Afrika's in ungeahnter Menge der Diamant am Vaalflusse, und zwar im Sande und Geschiebe des Flußlaufs. Als eruptive Gesteine treten dort Quarzporphyr und Grünstein auf, marine Kalksteine flankiren die Diamantfelder; doch ist das Muttergestein derselben bis jetzt noch nicht entdeckt worden. — So reich Südafrika auch an Spuren älterer vulkanischen Thätigkeit ist, so gering sind vulkanische Aeußerungen der Gegenwart. Heiße Quellen, besonders Schwefelquellen, im Damaralande, Natal, Transvaalia und bei Tete sind die einzigen Aeußerungen von heutiger vulkanischer Thätigkeit Südafrika's. Von den großen äquatorialen Schneebergen, dem Kilima Ndscharo und Kenia, nimmt man an, daß sie erst vor nicht langer Zeit erloschene Vulkane seien.

Unter den Hochländern, welche sich im NW. Südafrika's, in unbekannter Verbindung damit oder gänzlich getrennt davon, erheben, ist uns das abessinische Hochland in geologischer Beziehung durch Blanford, Sadebeck u. a. vortrefflich bekannt geworden. Die Grundlage des Gebiets bildet der Granit, der von krystallinischen Schiefern überlagert wird, die in mannigfacher Aufeinanderfolge sich zeigen. Es sind Gneis, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer, Talk- und Thonschiefer. Eruptive Gesteine, Granit, Porphyr, Melaphyr, Basalt haben an manchen Stellen diese Schiefer durchbrochen und bilden die höchsten Spitzen. Thon- und Sandsteine bedecken die Schiefer und bilden die Thoneisensteinplateaus. Diese Decken fallen in den Thaleinschnitten oft bis zu 1000 Meter mit senkrechten, jähen Wänden ab, was jedenfalls damit zusammenhängt, daß sie der zerstörenden Einwirkung des Wassers weniger Widerstand entgegensetzten als die krystallinischen Gesteine. Steudner hält sie für vulkanischen Ursprungs, Sadebeck bringt sie in Zusammenhang mit dem Ausbruch der Eruptivgesteine, namentlich des Porphyrs. Nirgends ist ein echter Krater, nirgends sind, wenn auch glasige Schlacken nicht fehlen, Lavaströme im Hochgebirge zu beobachten. Von vulkanischen Ausbrüchen ist nichts geschichtlich bekannt, außer einem einzigen Aschenfalle, den die Chroniken erwähnen; dagegen gibt es sehr kohlensäurereiche Mineralquellen und Erdbeben als die letzten Ausläufer vulkanischer Thätigkeit im Innern Abessiniens. Anders in den weiten Umgebungen des Hochplateaus, zumal im posttertiären Gebiete, den Aden Series Blanfords. Zahlreich ist die Zahl der Lavaströme, doleritischer und trachytischer, in Begleitung von Obsidian und Bimsstein, im Küstenlande, auf dem unteren Gehänge des östlichen Randgebirges. Manche Lavaströme lassen sich bis zu den Spalten verfolgen, denen sie entströmt sind. Vulkankegel sind längs der ganzen dortigen Küste häufig; einer derselben, der Vulkan von Ed an der Danakilküste, hatte sogar im Mai und September 1861 Ausbrüche. Es fiel Asche, Lapilli und große Lavaströme ergossen sich bis ans Meer. Auch auf den kleinen dort der Küste vorgelagerten Inseln finden sich Eruptionskegel mit tiefen Kratern. — Der weite Vorsprung Afrika's gegen O., das Land der Somâli, ist im Innern noch wenig bekannt, doch treten auch hier, den Geschieben nach, Gneis, Glimmerschiefer, Hornblendegestein 2c. in weiter Verbreitung auf. Das der Ostecke vorliegende Sokotora ist eine granitische Insel. Wie das Hochland bis Gardafui nach O. fortsetzt, so nordwärts von Abessinien bis zum Ende des

Meerbusens von Suez. Der arabische Gebirgszug, der längs der ganzen Küste des Rothen Meeres verläuft, besteht bis zum Wadi Araba seiner größten Ausdehnung nach aus krystallinischen Gesteinen. Nördlich davon besteht das Gebirge vorherrschend aus granitischen Bergen. Mächtige Züge von rothen quarzfreien u. quarzhaltigen Porphyren, von Syenit und Diorit, treten im Granit auf, und Züge von Gneis, Glimmerschiefer, chloritischen Schiefern (am Dschebel Sobara die einst berühmte Lagerstätte von Smaragden) gliedern das granitische Gebirge weiter ab. Gänge junger Granite und Grünsteingänge sind häufig. Die Hauptrichtung jener eben angegebenen Gesteinszüge geht von NO. nach SW., nach welcher Richtung auch Ausläufer des Gebirges nach SW. herein in die Sandsteinwüste Nubiens und nördlich davon bis an die Katarakten von Assuan (Syene) ziehen. In Nubien hat das Gebirge die größte Breite, von da verschmälert es sich allmählich, zu beiden Seiten eingefaßt von den Sandsteinen oder Kalksteinen Aegyptens, überall auf die krystallinische Unterlage horizontal aufgelagert und so beweisend, daß lange vor ihrer Bildung schon das Gebirgsland die gegenwärtigen Umrisse besaß.

Als ein ebenfalls krystallinisches Gebirge erscheint das Gebirgsland von Oberguinea, in welchem die Granitzüge in den malerischen Formen hervortreten, die auch sonst den Granit charakterisiren. Mächtige Grünsteingänge, Hypersthenfels, Diorit, Porphyr sind im Gebiete der Granite und krystallinischen Schiefer bekannt; von Metallen findet sich Eisen und Gold, letzteres an der Goldküste, vor allem aber in Bambuk, dessen Goldwäschen weithin berühmt sind. Basaltische Felsmassen kennt man an den westlichen Küsten in weiter Ausdehnung, doch sind die angeblichen vulkanischen Krater im Innern Senegambiens zweifelhaft. Von versteinerungsführenden Bildungen hat man jurassische am Außenrande von Senegambien angetroffen. Sandsteine, dem bunten ähnlich, aber von unbekanntem Alter, findet man im Innern und an der Küste; sie bilden, in malerische, wilde Tafelberge zerschnitten, den Ausläufer gegen den Niger. Zerschnitten durch den untern Niger, scheinen sie sich zwischen den Urgebirgsmassen des inneren Guinea's und Adamaua's auszubreiten. Auf die bis jetzt unbekannte Zusammensetzung der Hochgipfel, die sich vom Lande der Kameruns in nordnordöstlicher Richtung bis südlich vom Tsadsee fortziehen, wirft die aus den Schlacken und den Aschen wirklicher Vulkane bestehende Zusammensetzung der unteren Gehänge der Camerunpiks und die Vergleichung mit den vulkanischen Inseln des Guineabusens (Fernando Po, St. Thomas) einiges Licht. Auch hier erheben sich über einer granitischen Basis basaltische und trachytische Piks, zum Theil noch mit fortdauernder vulkanischer Thätigkeit. In ähnlicher Richtung streichen, durch die Niederung am Binue von Adamaua getrennt, die Gipfelreihen, die über die Bergzüge im granitischen Terrain von Mandara südlich vom Tsadsee sich erheben. Form, Farbe, Höhe läßt auch in ihnen, unter denen der Mendif, wenn auch nicht der höchste, doch der berühmteste ist, Basalt vermuthen. Bei Jola am Binue anstehender Thonschiefer spricht dafür, daß nicht allein topisch, sondern auch geognostisch dies granitische Gebirgsland von Mandara vom südlichen Hochlande getrennt ist und sich einer Insel gleich in die nördliche Depression vorschiebt.

Diese nördliche Depression kennen wir nur im O. und in der Mitte genauer; dort breitet sie sich, östlich vom arabischen Gebirgszuge begrenzt, im N. des Nordabfalls Abessiniens, im S. der Sandstein- und Granitwüsten Nubiens aus, westwärts ohne Unterbrechung durch Kordofan nach Dar Fur und im S. längs des Weißen Nils weit in das Herz Afrika's ziehend. Erst unter 4° nördl. Br. erreichte man auf der Fahrt nilaufwärts das krystallinische Schiefergebirge mit Magneteisensteinlagern im Berglande der Bari. Gegen den südlichen Gebirgsfuß hebt sich das Land in schwachen Hügelwellen an, nach N. dagegen breitet es sich zu endlosen Alluvionsebenen aus. Für Nordkordofan ist eisenschüssiger Sand und Thon voll Raseneisenstein von großer Wichtigkeit, indem die dortigen Eingeborenen ihr Eisen daraus gewinnen. Aus diesen weiten Ebenen taucht das krystallinische Grundgebirge in vielen Inseln von den verschiedensten Dimensionen und Höhen hervor, von den kleinsten Felsbuckeln bis zu schroffen Bergen und Gebirgszügen, oft von höchst pittoresken Formen, an den Gehängen und am Fuße mit Blöcken überstreut. In Sennar sind diese Granitinseln ungemein zahlreich, aber klein und unbedeutend, höchstens 250 Meter hoch über die Ebenen sich erhebend. Als größere Berginseln von kleineren umgeben erheben sich die Berge Kordofans und das Teggelegebirge, an dessen Südgehängen sich die goldführenden Alluvionen finden, wie im gegenüberliegenden Fasogl, und wo von den Nubanegern auch schon lange Gold gewaschen worden ist. In der nordöstlichen Richtung des Teggele liegen die Granitbänke, über welche der Nil noch eine Stromschnelle bildet. Dar Fur und Wadai, wie das Bergland von Bagirmi und das kupferreiche Dar Fertit sind wahrscheinlich ähnliche Gebirgsinseln wie Kordofan, liefern Eisen und Kupfer, letzteres vor allem zu el Hofra südlich von Dar Fur. Vom Niam-Niamlande wissen wir, daß es der Anfang einer Sandsteinplatte von etwa 800 Meter durchschnittlicher Höhe ist, die sich bis zum unteren Niger zu erstrecken scheint. Aus ihr treten inselartig vereinzelte Granithügel von 300 Meter relativer Höhe hervor. Im W. betreten wir mit Bagirmi wieder das Gebiet positiver Thatsachen. Das Land um den Tsadsee ist hiernach der tiefste Theil der nördlichen Depression; nur 276 Meter ü. M. gelegen, ist er von weiten Niederungen umgeben, die tief nach S. ins Gebiet des Schary eindringen. Westwärts steigt dagegen das Land etwas wellenförmig bis zu 380—480 Meter Meereshöhe an, um sich als weites Plateau zum Niger fortzusetzen. In den Niederungen herrscht vielfach, wie am Weißen Nil, der dunkelschwarze Moorboden (Ferki) als jüngste fortgehende Bildung; am Tsad und auf den in ihm liegenden Inseln hat man Kalksteine verschiedenen Alters beobachtet. Westlich vom See verdecken Sand und Thon zum großen Theil die Unterlage, bis von Sokoto an der Sandstein der Wüste das niedrige Plateau bis zum Niger bildet, dessen Uferwände bei Ssai Kalk- und Sandstein bilden. Zahlreiche Trockenthäler durchziehen die niedere Sandsteinkette, und in einem derselben, dem Foghathale, gibt der salzreiche Thon der Thaltiefe Anlaß zur Salzbereitung. Aus diesem weiten Gebiete sedimentärer Bildungen erhebt sich auch hier wie im O. der Granit in niederen Felskämmen und kleinen Hügeln zu Berggruppen (Natronseen südöstlich von Sinder) und kleineren Gebirgen, ja südlich vom Tsadsee zu dem weit nach N.

vorspringenden, von einer granitischen Basis sich erhebenden Gebirgslande von Wandara (Mandara). Auch ist letzteres von vereinzelt sich erhebenden Granitinseln umgeben, wie auch die horizontalen Auflagerungen von rothem Sandsteine wie im S. dem granitischen Terrain nicht fehlen. Barths Nigerfahrt, wie sein Weg von Ssai über die tafelförmig gestalteten Homboriberge nach Timbuktu, zeigt uns überall den gleichen Bau. Im N. des Niger und auf seinem südlichen Laufe tritt wiederholt das Plateau des schwarzen Sandsteins und damit verbundener Kalke auf, zum Theil auf granitischer Unterlage, aber auch bis in den Fluß herabgehend. Zwischen diesen Sandsteinzonen tritt trennend der Granit, an einigen Stellen von Gneis und Glimmerschiefer begleitet, auf und ist es vorzugsweise, welcher das Flußbett durch seine Felsen verengt und die Stromschnellen bildet.

Nördlich von dieser Zone zerstreuter Granitinseln oder großer granitischer Terrains folgen die ausgedehnten wüsten Hochebenen, in deren Mitte mehrere höhere Gebirgsbezirke mit anbaufähigen Gegenden sich erheben mögen, ähnlich dem Hochgebirge von Asben (Air). Nahezu horizontale Lagerung der Schichten- und Gesteinsnatur (Sandsteine herrschen durch den ganzen Süden, an dem Nordrande Kalksteine) erzeugt bei der Regenarmut dieser Zone jene furchtbar dürren, glühenden Hochebenen, die Hammadas genannt werden. Alle Höhen sind Wüste, und auch die weiten Niederungen zwischen den Hammadas bieten glühendheiße Ebenen dar. Nur wo in den Thälern und Thalkesseln die Unterlagen, auf welchen sich das Wasser sammelt, zu Tage oder der Oberfläche näher treten, gibt es natürliche Quellen, meist aber gegrabene, oft sehr tiefe Brunnen, und durch sie verbreitet sich Fruchtbarkeit über die Wüste. Beginnen wir bei Betrachtung der geognostischen Konstruktion der nördlichen Zone mit dem bekannteren O., mit Aegypten. Der nubische Sandstein lagert horizontal auf dem krystallinischen Gebirge und umgibt, ebenso gelagert, die Ausläufer des arabischen Bergzugs nach W. Merkwürdig sind in ihm die kugeligen Eisensandsteinkonkretionen, die, im Innern oft hohl wie Bomben, besonders bei Korosko, die Ebene bedecken. Ueber diesem Sandsteine lagert ein ähnlicher, aber grobkörniger, oft sehr eisenreicher, jüngerer Sandstein. Der untere Sandstein reicht von der Bahiudawüste bis über Assuan, wo die schönen rothen Granite aus ihm hervortreten, nach Aegypten hinein und lieferte in der Thalenge von Edfu abwärts das schöne feinkörnige Material für die zahlreichen Bauten Oberägyptens. Von dort bis Theben senkt er sich allmählich, und der ihn überragende Kalkstein reicht endlich bis in die Tiefe des Thals. Im S. und N. bildet der Sandstein geschlossene Plateaus mit brunnenreichen Wadis, nach W. und S. mit weit zerstreuten Vorposten. Zwischen Wadi Halfa aber und Korosko ist das ganze Plateau in zahllose Tafelberge, in abgestutzte und spitze Kegel zerstückelt. Von Theben abwärts bestehen die Thalränder aus Kalksteinen, bis gegen Siut aus älterer Kreide, von da bis zum Mokkatam aus Nummulitenkalksteinen. Letztere gehören zu jenem merkwürdigen Zug versteinerungsreicher Kalk- und Sandsteine, die vom Meerbusen von Biscaya bis zum Fuße des Himalaya sich verfolgen lassen, überall gleichen Typus der Versteinerungen zeigend. Sie sind das Baumaterial der Pyramiden von Giseh, und der Volksglaube bringt ihre Nummuliten in Verbindung mit den Linsen, von denen die Kinder Israels in der Zeit ihrer Knechtschaft gelebt haben sollen. Aus ihrer Zerstörung stammen vorzugsweise die schönen Wüstenkiesel Aegyptens. Außer Bausteinen hat das Nummulitengebirge auch ausgezeichneten Alabaster in den Brüchen von Minieh geliefert. Die niederen Plateaus der Landenge von Suez bildet dann ein junger tertiärer, versteinerungsarmer Sandstein, und die Küste als jüngstes marines Gestein der Meereskalkstein, dessen Bildung noch fortgeht. Im Nilthale sind vor allem die Ablagerungen des Nilschlamms von Interesse, welche die Thalsohle des Nils und die weite Ebene Unterägyptens bildeten und noch fortdauernd erhöhen; er ist ein dunkelaschgrauer Lehm, reich an organischen Stoffen und unorganischen Salzen. Mit Ausnahme der Nilalluvionen lassen sich die genannten Bildungen auch nach O. und W. bis in die Wüste verfolgen. Nur der Nummulitenkalk fehlt an der Seite des Rothen Meeres gänzlich, und jüngeres Tertiärgebirge mit Schwefelablagerungen und der Korallenkalk der Küste folgen dort unmittelbar auf die Kreide. In der libyschen Wüste reicht die Nordgrenze des Sandsteins bis zur Oase von Dachel, östlich von Theben; nördlich davon der Kreidekalkstein bis zur kleinen Oase; dann folgt, wie im Nilthale, der Nummulitenkalk, und diesem (in der Oase Siwah) Thon, welcher Gips und Steinsalz führt, und ein jüngerer versteinerungsreicher Tertiärkalk. Ueber ein etwa 100 Meter hohes Plateau desselben gelangt man an der Küste zum jüngsten Meeressandstein. Die Natronseen der Makariuswüste gehören der Zone dieses Tertiärgebirgs über dem Nummulitenkalke an. Von diesen Formationen Aegyptens reicht das Nummulitengebirge noch nach Barka hinüber und dann folgt es erst in Algerien wieder; aus dem Innern Afrika's ist noch kein nummulitisches Gestein bekannt. Die weite übrige libysche Wüste ist den Geognosten völlig unbekanntes Land; dafür kennen wir aber von Tripolis bis zum Tsadsee den geognostischen Bau der Sahara nach ihrer ganzen Breite. Verfolgen wir zunächst Vogels Route in umgekehrter Richtung von S. nach N. Von den Ufern des Tsadsees über die Kalksteinplatte von Kanem gelangt man allmählich sanft ansteigend zur dürren Tintummawüste und erreicht mit ihr schwarzen Sandstein, der fast bis nach Mursuk das herrschende Gestein bleibt. Darauf folgt das Kalksteinplateau von Mursuk, theilweise vergraben unter Flugsand, mit salzigem Boden, und bei Mofen mit mächtiger Salzablagerung im thonigen Gebirge, und weiter nördlich bis zum Wadi el Schati eine zum Theil steinige, von weißem Flugsande bedeckte Wüste, überall mit Salzinkrustationen auf dem Boden der Wadis. Ueber felsigen Boden führt der Weg weiter bis zu seiner tiefsten Einsenkung, dem Wadi Häran. Hier fand Barth Granitklippen, während südlich und nördlich der schwarze Sandstein der Wüste sich ausbreitete, in welchem Overweg die Versteinerungen des devonischen Uebergangsgebirgs entdeckte; Unterlage des Ganzen soll nach Barth Thon mit Gips sein. Ueber diese Schichtenfolge geht der Weg steil aufwärts zum breiten, steinigen, wasserlosen Wüstenplateau der Hammada, das auf eine weite Strecke von schwarzem Sandstein gebildet wird, worauf eine Zone folgt, wo gelber Feuerstein und rother Kalkstein den Boden bedeckt, bis endlich das Gebiet der sicher bestimmten Kreide mit zahlreichen tiefen, von SW. nach NO. ziehenden Wadis beginnt u. man schließlich

an den fruchtbaren, mit schwarzer Erde bedeckten Rand des Wüstenplateaus, zu den Ghurianbergen über Tripolis gelangt, welche ganz und gar der Kreideformation angehören. Hoch über dem Plateaurande erhebt sich der Phonolithkegel des Takul. Sehr verschieden vom Wege über Bilma ist der Weg von Mursuk über el Rhat. Hier erhebt sich über den schwarzen Sandstein ein weites, von tiefen felsigen Wadi's und Thalkesseln durchzogenes Kalksteinplateau mit den Versteinerungen des Kohlengebirges oder jüngeren Uebergangsgebirges, ein Land ganz von dem Charakter des Karsts, welches sich endlich zu zwei wilden felsigen Gebirgszügen erhebt, die das von S. nach N. ziehende, tief eingesenkte Thal von Ghat (Rhat) einschließen. Im ganzen Gebiete ist die Lagerung horizontal. Vergleichen wir diese Lagerfolge mit den früher zusammengestellten Thatsachen, wie wir über den schwarzen Sandstein Kalkstein und darüber bunten Gips und Salz führende Thone und endlich den weißen Flugsand liefernden Sandstein finden, so sollte man fast zu dem Schlusse kommen, daß hier im Innern des nördlichen A. ebenso wie im S. eine der Lagerstätten des Steinsalzes das obere paläozoische Gebirge sei.

Das granitische Hochland erhebt sich offenbar wie eine große Insel aus dem Wüstenocean, umgeben von paläozoischen Gesteinen, seit diese über den Spiegel des Meeres sich erhoben, niemals wieder vom Meere bedeckt. Gewiß steht das granitische Air nicht einzig in seiner Art da. Wadjana im O. wurde Barth als ein gleichgeartetes Land geschildert (während Tibesti ein durchaus dolomitisches Land ist). Auch der W. der Sahara zeigt ähnliche Verhältnisse, wenn auch in kleinerem Maßstabe. Panet fand in Aderer unter dem horizontalgeschichteten Sandstein Granit und dunkle quarzige Schiefer hervortretend, überragt von Basaltkuppen. In Schingit tritt ein zweiter Granitzug unter dem salzführenden Sandsteingebirge hervor, und umherliegende Trachytbruchstücke machen es wahrscheinlich, daß der hoch über das Land sich erhebende Iridji ein Trachytdom ist. Das östlich davon sich mauerförmig erhebende Hochland Wadan mit seinem Wasserreichthum und seiner Industrie läßt ebenfalls auf eine ähnliche Erhebung schließen. Unter den übrigen Unterbrechungen des an vielen Orten durch großartige Felsbildung ausgezeichneten Sandsteinplateaus ist noch Guenater zu merken. Auch an den Seiten dieser Route finden sich wichtige Steinsalzablagerungen, so besonders in der großen Einsenkung El Djuff (Bauch der Wüste) die wichtigste aller dieser Ablagerungen, die das reine, wenn auch schwarzgefärbte, Krystallsalz von Taödeni liefert. — Ueberblicken wir noch einmal das ganze Wüstengebiet, so erscheint uns freilich die Wüste nicht mehr als der einförmige Sandocean, für den man sie früher angesehen, sondern weit gegliederter, gebildet aus ausgedehnten Plateaus von meist mäßiger Höhe, die im N. vorherrschend aus Kalkstein, im S. aus Sandsteinen gebildet sind, und über die sich ungeahnte, granitische Gebirge erheben, durchbrochen und überragt zum Theil von basaltischen und trachytischen Gesteinen, welch letztere selbst am nubischen Gebirge nicht fehlen. Aber die stetig fortgehende Verwitterung der Sandsteine liefert losen Sand, den die Winde in die Niederungen zusammentreiben und so im Laufe der Zeit zu Dünenreihen, ja zu wahren Bergen beweglichen Flugsandes aufgehäuft haben. Das sind die Flugsandwüsten (Igidis), von denen man früher glaubte, daß sie die ganze westliche Sahara zusammensetzten, während sie in Wirklichkeit nur strichweise die Stein- und Felswüsten, allerdings oft in weiter Ausdehnung, unterbrechen.

Das Küstenland von Tanger bis Tunis besitzt einen dem übrigen A. sehr fremdartigen Charakter und vermittelt durch seinen geologischen Bau ebenso sehr wie durch seine Lage den Uebergang zu Europa. Aber je weiter man sich von der Küste nach S. entfernt, um so mehr verliert das Land diesen Charakter und geht vollständig in den der Wüste über. Die krystallinischen Schiefergebirge, aus Gneis, granatführendem Glimmer- und Chloritschiefer, körnigem Marmor (auf der Grenze gegen den Chloritschiefer häufig mit Magneteisensteinlagern) bestehend, treten wie die sie begleitenden Granite und Diorite zwar nicht als selbständige Gebirgszüge auf, aber vereinzelt an vielen Stellen der Küste zwischen Tanger und Bona, und wie an der Küste, so auch im Innern als schmale Streifen und Ellipsen von neptunischen Bildungen umringt. In Begleitung dieses Schiefergebirgs sehen wir im Rif in Oran, im Kleinen Atlas und bei Konstantine steil aufgerichtetes Uebergangsgebirge aus Thon- und Kalkthonschiefer, Grauwacke und Quarzit, und aus Kalksteinen zusammengesetzt. Die orthoceratitenführenden Kalksteine des Rifs werden als älteres, silurisches, die rothen Sandsteine daselbst als devonisches oder jüngeres Uebergangsgebirge angesprochen. Porphyre und Erzgänge treten in beiden auf, vorzüglich im Uebergangsgebirge, wie die fahlerzführenden Kupfergänge bei Muzaia, aber auch Blei und Antimon. Aus den Quarzgängen dieser Bildungen darf man das Gold ableiten, welches bei Sus am Westende des Hohen Atlas gewonnen wird, wo in noch unbekannter Lagerungsweise ebenfalls das krystallinische Gebirge auftritt. Ungleichförmig über diese ältesten Gebirge gelagert folgen die Sekundärbildungen. Die Trias, die im süd- und mitteleuropäischen Gebirgssysteme eine so große Rolle spielt, ist in A. noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden; doch dürften ihr vielleicht dem Alter nach noch nicht bestimmte, mächtige Dolomite zugehören, die von Algier bis Tunis verbreitet sind. Dagegen finden wir Lias und Jura ähnlich entwickelt, wie in den Alpen, und die Kreideformation in ihrer ganzen reichen Entwickelung, vor allem auch mit dem Hippuritenkalke; ferner Nummulitengebirge und von ihm an aufwärts die ganze Reihe des jüngeren Tertiärgebirges, selbst mit Braunkohlenflötzen und bei Oran mit berühmten fischreichen Infusorienmergeln, bis hinauf zum jüngsten Meereskalkstein der Küste und zu den Diluvialablagerungen der Ebenen des Binnenlandes mit urweltlichen Büffeln und zu den Alluvionen der Neuzeit. Und nicht bloß an der Küste, sondern auch im Innern haben sich marine Bildungen aus sehr junger Zeit gefunden. Durch Südalgerien reicht weit ins Innere hinein eine Einsenkung, in deren Tiefe Salzsümpfe und an deren Rändern die Schalen gegenwärtig noch im Mittelmeere lebender Konchylien häufig lagern, demnach offenbar noch in sehr später Zeit ein in das Innere des Landes eingreifender Meerbusen. Und wie sich das Küstengebirge durch seine Juraschichten, seine unteren Kreide- und Hippuritenkalke, durch sein Nummulitengebirge an Europa anschließt, so auch in der Plastik des Bodens. An der Küste herrscht durch die Aufrichtung und Zusammenfaltung der Schichten der Charakter eines

vielgegliederten Gebirgslandes voll enger Spaltenthäler und zahlreicher Mulden, in denen die jungen Bildungen lagern; aber die Wellen des mächtig emporgehobenen Terrains verflachen sich gegen das Innere, der Charakter der Plateaulandschaften wird zum vorherrschenden, und die Wüsten beginnen mit unwirtlichen Höhen und auf die Thaltiefen beschränktem Anbau. Doch durch das ganze Land herrscht wie an der Küste in den Ketten des Atlas die Richtung der Hauptalpen, von ONO. nach WSW., so in der Richtung der tiefen Längenthäler der »Schotts« mit ihren Salzseen, sowie in der tiefen Einsenkung des Südens, ja sie herrscht noch tief in die Sahara hinein, sie ist nach Vincent die Richtung der Bergzüge nördlich vom Senegal, und so auch ostwärts die Richtung aller Wadi's südlich von Tripolis. Das Nordwestgebiet Afrika's hat mannigfache Erzlagerstätten, liefert schönen Marmor und besitzt Reichthum an Steinsalz; mächtige Steinsalzstöcke treten so umgeben von den Kreidekalken auf, daß man sogar von Steinsalzeruptionen geträumt hat. Uebrigens hat in der mitteltertiären Zeit auch hier wirklich vulkanische Thätigkeit stattgefunden, wie das Auftreten von Basalten beweist. Reiche Schwefelablagerungen sind wohl durch schwefelwasserstoffreiche Quellen erzeugt worden, und noch gegenwärtig besitzt Algerien in den Hammam Meskutim Thermen (95° C.), die zu den heißesten der Erde gehören.

Werfen wir nach den gegebenen Thatsachen einen Rückblick auf die **geologische Entwickelungsgeschichte Afrika's**, so finden wir eine auffallend große Verbreitung des sogen. Urgebirgs, der krystallinischen Schiefer und des Granits, und wir dürfen wohl annehmen, daß zur Zeit der Bildung des Uebergangsgebirges große Theile Afrika's als Urgebirgsinseln über dem Meere hervorragten, in deren Umkreis sich die paläozoischen Gesteine ablagerten. Aber schon mit dem Ende der jüngeren (sogen. devonischen) Uebergangszeit bildete sich ein großes zusammenhängendes Festland durch Massenerhebung, welches zum großen Theil niemals wieder vom Meere bedeckt wurde; vom Kaplande sowohl wie von Asben und den Hogargebirgen und einem Theile von Mursuk dürfen wir dies mit Sicherheit aussagen. In Südafrika ging eine der großartigsten Porphyreruptionen Hand in Hand mit dieser Hebung. Die Flora des Steinkohlengebirges siedelte sich auf dem neuen Festlande an, und in einer späteren Zeit folgte eine Fauna zum Theil kolossaler Reptilien im S., ebenso isolirt von der Reptilienwelt Europa's, wie es damals der afrikanische Kontinent war. Eine lange Zeit der Ruhe scheint gefolgt zu sein; keine Versteinerung der Formationen des Muschelkalks, des marinen Keupers wurde bis jetzt in A. gefunden, die uns die Meeresbedeckung irgend eines Theils des Kontinents in jenen langen Bildungszeiten der Erde bezeugen könnte. Erst mit Lias und Jura beginnt eine Zeit der Senkung; sie betraf anfänglich nur den äußersten gegenwärtigen Küstensaum im NW.; vom Ende der jurassischen Zeit an finden wir aber den ganzen N. in Senkung begriffen, so daß die jüngeren Glieder der Kreide weit tiefer nach S. reichen als die älteren. In dieser Periode sehen wir den ganzen N. Afrika's, einige schmale Inselchen aus Ur- und Uebergangsgebirge im N. wohl ausgenommen, bis tief in die Sahara, Barka, Aegypten und Nubien vom Meere bedeckt. Im O. erhob sich damals das Arabische Gebirge als weit nach N. vorspringende Halbinsel mit zahlreichen tiefen Fjorden, in welche das Kreidemeer eindrang. Daß auch der S. und O. Afrika's in dieser Zeit eine Senkung erfahren, beweist die Umsäumung der Küste durch einen schmalen, wenn auch stellenweise unterbrochenen Streifen von Kreidegebilden. Die Beschränkung des Nummulitengebirges auf das Küstenland des Atlas, auf Barka und das nördliche Aegypten beweist uns eine der Senkung folgende neue, entgegengesetzte Bewegung des Bodens. Die darauf folgende Zeit der trachytischen und basaltischen Eruptionen war für A. eine Zeit großartiger, aber partieller Hebungen und Senkungen, in deren Folge das Meer wieder in vielen Buchten von N. her eindrang, so in Algerien. Gewiß nicht ohne innern Zusammenhang sehen wir die Hochlande Afrika's, in welchen die Trachyte und Basalte die erhabensten Gipfelhöhen des Erdtheils bilden, in den Umgebungen seiner größten Depression. In dieser Zeit sehen wir zugleich die Süßwasserseen im Innern des Südens wie des Nordens in ihrem größten Umfange und die Süßwasserkalke bildend, in deren Mitte wir gegenwärtig die Seen finden; denn die Hebung des einen Theils war mit Senkung benachbarter verbunden. Endlich folgte am Ende der Tertiärzeit der gewaltsame Abschluß der lange zuvor begonnenen Hebung des Atlassystems gleichzeitig mit der Bildung der Alpen, und Afrika's Gestalt in ihrem gegenwärtigen Umriß war vollendet, wenn auch im N. und O. das langsame Ansteigen des Kontinents noch fortdauerte, das endlich den Wad Righ vom Meere abschloß und A. in Landverbindung mit Asien brachte. Und noch bis auf diese Tage finden wir Ostafrika's Küste in dieser langsamen Hebung begriffen, wie uns die mit Korallenkalk umsäumten Ostküsten des Kontinents und der meisten seiner im O. vorliegenden Inseln von Sokotora bis nach Madagaskar beweisen. Der vulkanischen Thätigkeit, die in der Tertiärzeit ihren Anfang nahm und ihre höchste Energie besaß, verdankt A. seine höchsten Höhen im O. wie im W. und die meisten seiner Inseln; nur die Inseln im O. (mit Ausnahme der Maskarenen) bestehen vorherrschend aus krystallinischen Gesteinen mit untergeordneten altvulkanischen Erhebungen. Die Maskarenen und die Inseln des Atlantischen Oceans dagegen verdanken (mit Ausnahme weniger in der Guineabai) sämmtlich ihr Dasein vulkanischer Thätigkeit; es sind basaltische Inseln, viele mit Trachyterhebungen, und auf diese allein finden wir noch, abgesehen von dem ostafrikanischen Vulkan Ed, die gegenwärtige vulkanische Thätigkeit des Erdtheils beschränkt (Azoren, Kanarien, Kapverdische Inseln, Isle de Bourbon).

Klima. Afrika's geographische Lage und Gestaltung machen es zum verhältnismäßig wärmsten Theil der Erde; nur $^1/_5$ des Erdtheils gehört der wärmeren gemäßigten Zone, $^4/_5$ der heißen an, und von 900 Meilen Länge, auf welche der Aequator das Festland durchschneidet, kommen 500 Meilen auf A. Die Nordküste Afrika's durchschneidet die Isotherme von 12° R. mittlerer Jahrestemperatur, die Südküste die Isotherme von 16° R. Die Ausbreitung des Kontinents nördlich vom Aequator, die verhältnismäßig geringe Höhe über dem Meere im N. bringen es mit sich, daß die Linie der höchsten Lufttemperatur auf der Erde, der Wärmeäquator mit 22° R. mittlerer Jahrestemperatur, einige Grade nördlich vom Erdäquator hinläuft; sie schneidet die Ostküste Afrika's unter dem 10.°, steigt im Innern

bis 15° und sinkt an der Ostküste wieder bis 6° nördl. Br. Zu den heißesten Gegenden gehören Nubien und die Küstenländer von Abessinien, wo Harris am tiefgelegenen Salzsee von Tadschurra im Schatten seines Zeltes eine Lufttemperatur von 42° R. beobachtete. Nur wenige Punkte des südöstlichen Asiens erreichen eine gleiche Wärme. Auf den weiten pflanzenleeren Flächen steigert sich durch Insolation die Wärme bis über 40° R. und der Sand des Bodens erreicht einen solchen Grad von Hitze, daß man darin Eier hart gesotten haben soll. Wie sich aber am Tage die Wärme steigert, so sinkt sie umgekehrt des Nachts durch die Ausstrahlung gegen den klaren Himmel, so daß oft einem unerträglich heißen Tage eine kühle, ja kalte Nacht folgt. Vogel traf in der Niederung von Bilma einen Unterschied von 36° R. zwischen Morgen und Nachmittag (8° R. und 44°); Temperaturdifferenzen von 12° sind nicht selten, und so kommt es, daß selbst in dieser Zone oftmals im Winter des Nachts eine dünne Eisdecke das Wasser bedeckt. An den Küsten wirkt der Wechsel von Land- und Seewind erfrischend, und es erheben sich viele Gegenden in kühlere Luftschichten, vor allem der Rand des weiten großen Hochlandes von Südafrika, wodurch die der geographischen Lage entsprechende Wärme gemildert wird. Manche von den Gebirgsländern erheben sich so hoch, daß, obgleich ganz A. der Regenzone angehört, doch in jedem Winter die Höhen mit Schnee bedeckt sind. Selbst noch in der nördlichen Sahara kommt Schnee vorübergehend, selbst bei mäßiger Erhebung vor, und im Wad Mzab an der Nordgrenze der Sahara, bei 580 Meter Höhe und einer mittleren Temperatur von nahezu 17° R., fiel im Winter von 1857—58 in einer Nacht so viel Schnee, daß die ganze Gegend in einen weißen Schneemantel gehüllt war.

Die Vertheilung des Regens, ein für die Entwickelung des pflanzlichen und des davon abhängigen thierischen Lebens und damit auch für den Haushalt der Menschen so wichtiges Moment, hängt auf das innigste mit der Richtung der Winde zusammen. Nach den Windrichtungen zerfällt A. in fünf große Gürtel: in den der Kalmen oder Windstillen, in die beiden ihn im N. und S. begrenzenden Gürtel, in denen der Wind regelmäßig gegen die Aequatorialgegenden weht, in die des Nordost- und Südostpassats, welche zusammen die sogen. Tropenzone vom 30.° nördl. bis 30.° südl. Br. umfassen, und in die beiden außertropischen Gebiete der Länder am Mittelmeere und des Kaplandes. Im tropischen Gebiete folgt der Regen der Sonne, d. h. die Regenzeit tritt ein, wenn die Sonne ihren höchsten Stand erreicht hat, während in dem außertropischen Gebiete Afrika's beim niedrigsten Stande der Sonne Winterregen eintritt. Nur im Kalmengürtel hat A. in allen Monaten des Jahres Regen, in allen übrigen Gegenden wechselt trockene Zeit mit Regenzeit ab. Wo dieser Wechsel scharf hervortritt, da finden sich die Wüsten und Steppen, in denen während der trockenen Jahreszeit die Quellen versiegen, die ganze Pflanzenwelt abstirbt und nur an den Flußufern ein grüner Baum- und Kräuterstreifen bleibt. Nur durch künstliche Bewässerung wird hier das fruchtbarste Land anbaufähig; aber durch den Regen werden auch alle im Boden schlummernden Keime wieder zu neuem Leben geweckt, und alles bedeckt sich schnell mit frischem Grün. Im N. und S. ist diese Zeit des befruchtenden Regens der Winter, im tropischen A. der Sommer. Der Gang der Sonne bringt es mit sich, daß die Gegenden in der Nähe der Wendekreise eine Regen- und eine trockene Zeit, die dem Aequator näher gelegenen aber einen zweifachen Wechsel, zwei Regenzeiten haben, während im Kalmengürtel der Aequatorialgegend Regen in allen Monaten des Jahres fällt. Der Gürtel der Windstillen in der Aequatorialgegend ist den Seefahrern längst bekannt, seit Dampierre nennt man das Meer im O. von Oberguinea von den dort täglich vorkommenden Gewittern die Donnersee. Auf dem Festlande gehören hierher die Küsten von der Biafrabai bis zum Gabon im W. und die des Somâlilandes im O. Zu Gondokoro am Weißen Nil treten schon zwei regenreichere Zeiten hervor, wenn auch in jedem Monat des Jahres Regen fällt. Von größerer Ausdehnung sind die beiden Gürtel des Nordost- und Südostpassats, in denen regelmäßig die Luft nach den Gegenden hinweht, wo die durch die senkrechten Sonnenstrahlen erwärmte Luft aufsteigt, um als SW. im N., als NW. im S. abzufließen. Die Grenzen dieses Gürtels wechseln mit dem Stande der Sonne, so daß der Nordostpassat im Sommer weiter gegen die Pole reicht als im Winter. Die Wüste Ostafrika's und seine Inseln nehmen theil an den regelmäßigen Winden des Indischen Oceans, an den sogen. Monsunen; sie reichen bis Mosambik; der Gunst der von Oktober bis März aus SW. nach NO. wehenden Winde verdankte Vasco da Gama seine leichte Fahrt von Melinde hinüber zur Küste von Malabar. Auch an der Westküste, und zwar von der Nigermündung bis Senegambien, weht ein solcher Südwestmonsun vom Meere her von Ende Mai bis September und bringt dem Lande Regen. In dieser Zone fällt, wo nicht an höheren Gebirgen die Feuchtigkeit sich niederschlägt, wie im südlichen A., und dadurch Regenarmut im Innern veranlaßt wird, zur Zeit, wenn die Sonne am höchsten steht, meist täglich der Regen in ungeheuren Güssen, oft begleitet von elektrischen Entladungen, nieder. Barth berichtet, daß zu Kuka mitten im Binnenlande 12 Regengüsse während des Monats August mehr als 30 Zoll Regen lieferten, eine Regenmenge so groß, wie sie während des ganzen Jahres auf dem Kap fällt. Im S. des Aequators scheidet sich der Passatgürtel deutlich in einen nördlichen Gürtel mit zwei Regenzeiten und einen südlichen mit einer einzigen. An der Sansibarküste regnet es vom März bis Mai und vom Oktober bis December; am Liambey im Innern vom Oktober bis November und wiederum im Februar und März; ebenso zu Loanda. Hier reicht diese Zone zweifachen Sommerregens vom 5.—15.° südl. Br. Im Damaralande, in der Kalaharywüste und von Sofala bis zur Delagoabai, und auf den Inseln von 15—20° nördl. Br. ist die Regenzeit einfach. Vom Liambay bis zum innern Rande des südlichen Randgebirges empfängt aber nur der Außenrand regelmäßigen Regen, während der mittlere Theil an großer Dürre leidet, ähnlich der Sahara, und nur seiner geognostischen Struktur, seiner Beckennatur größeren Vegetationsreichthum verdankt. Im N. kennt man bis jetzt nur die einfache Zeit des Sommerregens in Guinea von der Biafrabai bis nach Senegambien; dort führt der Südwestwind den Sommerregen bis zu den Kapverdischen Inseln. Im Innern gehören Sudân, Adamaua, Wadai, Dar Fur, Kordofan, Südnubien in diese Zone; ja an der Küste des Rothen Meeres reicht der Sommerregen bis Sauakin, während

nördlich davon das ganze Jahr hindurch Nordwind herrscht. Das hochgelegene Abessinien hat allerdings eine doppelte Regenzeit, eine Zeit langdauernden Sommerregens vom Juli bis September und eine kurze Frühlingsregenperiode im Februar und März. Alle Ströme, welche in dem Gebiete tropischer Regen entspringen, zeigen ein periodisches Steigen und Fallen, viele von ihnen bestehen in der trockenen Zeit wie die Flüsse Australiens nur in einer Reihe von Lachen, infolge der mächtigen Verdunstung. Nördlich von dieser Zone des Sommerregens wird A. seiner ganzen Breite nach von einem Wüstengürtel durchzogen, der sich hinüber nach Asien fortsetzt. Der lange trockene Kontinentalwind, als welcher der Nordostpassat weit über Asien herein nach A. zieht, zuletzt in einen reinen Ostwind übergehend, ist Ursache der Regenarmut und der daraus folgenden Verödung dieses Theils der Erde. Im Winter wehen diese trockenen Wüstenwinde bis Senegambien, dort bekannt als Harmattan. Wenn es auch in manchen Strichen zuweilen ein ganzes Jahr lang gar nicht regnet, so gibt es doch meist vereinzelte Gewitter, oft mit den heftigsten Regengüssen, und es sammeln sich daher selbst in dieser Zone Wasser in der Tiefe, ja in langen Zwischenräumen füllen sich selbst vorübergehend die Betten von Regenbächen (Wadi's), um aber bald wieder zu versiegen. Die Mittelmeerländer, einschließlich Unterägypten, gehören dem Gürtel des Winterregens an. Hier gibt es zwei Jahreszeiten, einen trockenen regenfreien Sommer u. einen gewitterreichen Regenwinter. Wie dieser Wechsel zusammenhängt mit der Windesrichtung, zeigt uns Teneriffa. Vom Mai bis Oktober bringen die hier wie in allen Mittelmeerländern von Marokko bis Suez herrschenden trockenen Nordost- und Nordwinde (die Etesiae der Alten) Trockenheit; aber sowie die Sonne niedersinkt, sinkt auch der auf der Höhe des Piks fortdauernd wehende, aus der Aequatorialgegend kommende Südwestwind nieder und bringt vom November bis März Regen. Ganz so verhält es sich vom Kap bis Großnamaqualand und Natal im S.; hier bringt der Nordwestwind vom April bis November Nebel und Regen, auf den Höhen Schnee, während in der übrigen Zeit Südwestwind Trockenheit und nur vereinzelten Regen herbeiführt; von 23 Zoll Regenfall kommen in der Kapstadt nur 2 Zoll auf die dortigen Sommermonate vom December bis März. Größer ist der Regenfall in d'Urban in Natal, 116 Zoll, zumeist in den Monaten März bis Oktober. Die Trockenheit des Innern hat schon ihre Erklärung gefunden. Die Erhebung des Landes bringt es mit sich, daß zeitweise Frost, selbst Regen eintritt, hier wie in der Tropenzone. Von den verderblichen kalten Schneestürmen im Atlaslande erzählen die Winterfeldzüge der Franzosen in Algerien. Auf den Hochgebirgen Abessiniens fällt bis 2900 Meter Höhe nur Regen, von da bis 4200 Meter Regen und Hagel und erst darüber Schnee, der nur in Vertiefungen einige Tage liegen bleibt, während der Pik von Teneriffa über 3200 Meter drei volle Monate in Schnee eingehüllt ist und dort noch bis unter 300 Meter zuweilen Schnee fällt. In der Tropenzeit kommt Frost nicht zusammen mit Regen vor, der Frost trifft in die trockene Zeit; aber im Großnamaqualande ist zolldickes Eis auf dem Wasser vom Mai bis Juli etwas Gewöhnliches, ebenso kommt auf dem Plateau des Damaralandes bis zum Tschobe, selbst auf der Ebene noch Frost vor, und auf der Höhe von Kabango gibt nicht selten ein trockener Nordwind der Vegetation ein winterliches Ansehen. Im Innern des Kaplandes tritt ebenfalls oft heftiger Frost und Schnee ein, aber nur auf den Hochgipfeln im W. von Sansibar (Kilima Ndscharo, Kenia) kennt man innerhalb des afrikanischen Kontinents ewigen Schnee.

Pflanzenwelt. Die Flora Afrika's läßt sich in mindestens fünf Reiche eintheilen. Der N., die Atlasländer, Barka und Unterägypten gehören noch ganz der Flora der Mittelmeerländer an; südlich folgt die Flora der Wüste; ein breiter Gürtel tropischer Flora durchzieht den Erdtheil seiner ganzen Breite nach, im NO. an der Küste des Indischen Oceans einen schmalen Küstenstrich ausscheidend, der mit der oceanischen Flora vieles Verwandte hat; den äußersten S. endlich nimmt die eigenthümliche Kapflora ein. Der **Mittelmeerflora** gehören die gesammten Länder am Mittelmeere an, selbst Unterägypten, aus welch letzterem freilich durch Anbau fast die ganze einheimische Flora verdrängt ist. So weit der Winterregen, der mit trockenem Sommer wechselt, herrscht, finden wir diese Flora mit ihren duftenden Lippengewächsen (Lavendel, Majoran, Rosmarin 2c.), ihren Nelken, boretschartigen Pflanzen, den schönblühenden Cistrosen 2c. Zahlreiche Zwiebelgewächse, vor allem aber der alle Brachäcker überwuchernde und auch über den nördlichen Theil der tropischen Zone weit verbreitete Affodill charakterisiren vorzüglich diese Flora. Von Palmen überwuchert die Zwergpalme als lästiges Unkraut das Land, während die Dattelpalme an der Küste wie in den tieferen Thälern des Innern als Fruchtbaum gepflanzt wird. Immergrüne Holzgewächse bilden vorherrschend Wald und Busch; die mit Blattfall im Winter treten zurück. Der Lorbeer, die Myrte, der Buchsbaum, der Erdbeerbaum, die Terebinthe, worunter die treffliches Holz liefernde Pistacia atlantica, der Kreuzdorn (Rhamneen), hohe Heiden- und Ginsterarten, schönblühende Cistrosen, Sumach, im feuchten Sande Tamarisken bilden mit den vorherrschenden strauch- u. baumartigen immergrünen Eichen (Kermes-, Stein-, Korkeichen) den Strauch- und selbst den Hochwald (Korkeiche), der freilich, durch Waldbrand vielfach verwüstet, in großen Landstrichen vernichtet ist. Von Nadelhölzern tritt die Aleppofichte, die Pinie, auf den höheren Lagen des Atlas selbst die Weißtanne und in ganzen Waldungen die edle Ceder auf. Weit verbreitet sind der Wachholderstrauch und der Weihrauchbaum, der im hohen Atlas ganze Bestände bildet. Eine Europa ganz fremde Erscheinung ist aber der vielverbreitete Sanderachstrauch. An den Bächen blüht der Oleander. Dazu gesellen sich Bäume unserer gemäßigten Zone, die Wallnuß, die Esche, der Weißdorn, auf den höchsten Gipfeln echte Alpenpflanzen. Barka, Westtunis, das gebirgige Algerien, der Rif, der Hohe Atlas besitzen noch Wälder. Im südlichsten Atlas führt der ölreiche Arganbaum (Elaeodendron Argan) zu den Formen der Tropenzone über. Dazu gesellen sich zahlreiche angepflanzte Bäume, insbesondere Fruchtbäume: die Platane, der Oelbaum, der Mandel-, der Feigen- und der Pfirsichbaum, in Aegypten die große schattige Sykomore, verschiedene Südfrüchte, selbst unser Kernobst und vor allem auch der Weinstock; in Aegypten noch tropische Fruchtbäume. A. war die Getreidekammer Roms; Weizen und Gerste sind auch gegenwärtig die wichtigsten Getreidearten, die fast ohne Pflege gedeihen. Mais und Durra werden

als Sommergetreide gebaut, seltener Reis. Von großer Ausdehnung ist der Bau der Hülsenfrüchte (Linsen, Bohnen, Erbsen) und der Zwiebeln. Baumwolle liefert Aegypten zur Ausfuhr. Unter den Farbepflanzen benutzt der Eingeborene die Hennah (Lawsonia inermis), werden Saflor, Krapp und Safran (Tripolis) ausgeführt, der Indigo nur an der Südgrenze der Sahara und in Aegypten gezogen, ebenda von Oelpflanzen der Sesam und um des Opiums willen der Mohn. All dieser Anbau beschränkt sich aber bei der Trockenheit der Sommer des Westens auf die bewässerten oder vom Winterregen überschwemmten Stellen. Am Strande und auf Salzboden im Innern herrschen zahlreiche Sodapflanzen. Die Wüstenflora ist der Mittelmeerflora gegenüber ärmlich und bietet vornehmlich Pflanzen mit starker Behaarung (Dornsträucher). Auf den öden Hammaden (Hochebenen) kann man oft mehrere Tagereisen machen, ohne einen Baum, ja zur Sommerszeit ohne überhaupt eine frische Pflanze zu finden, außer der spärlichen Vegetation, die sich in den Einsenkungen erhält und dem genügsamen Kamel ein dürftiges Futter liefert; nur in den Wadi's wird die Vegetation reicher. Die Halfa (Stipa tenacissima), der Kameldorn oder Mannaklee sind die Hauptfutterpflanzen; außerdem Ginster, Astragaleen, Kreuzdorn, Kapernsträucher, Rautengewächse. In der südlichen Sahara sind ganze Striche von dem ebenso lästigen als nützlichen Klettengras (Pennisētum distĭchum) bedeckt, welches auch in den Steppen der nächsten Zone verbreitet ist. Außerdem charakterisiren die Sennapflanzen im S., durch das ganze Gebiet aber stachelige gummitragende Mimosen die Wüstenflora. Wo der Boden salzig ist, gibt es Salzpflanzen. Jedenfalls liefert der Herdenreichthum mancher Striche den Beweis, daß die Wüste nicht in dem Maße aller Vegetation entbehrt, wie man früher glaubte; ja, wo Bewässerung möglich ist, in den Oasen, da lohnt der Boden reichlich den Fleiß des Menschen. Diese Oasen sind die eigentliche Heimat der fruchtreichen Dattelpalme. Diese in den Oasen, die Gummiakazien in den öden Wadi's charakterisiren vor allem diese Wüstenzone, in welche sich von S. herein auch baumartige Euphorbien und die riesige, über 6 Meter hohe Aschur (Asclepias gigantea), letztere bis Mursuk und Nubien verbreiten. Ebenso ist die Dumpalme ein Eindringling aus dem S., der bis in die Thebais hinaufreicht. Ueberraschend ist es, wenn mitten zwischen diesen Fremdlingen der europäische Forscher im W. die blaue Kornblume und das Gänseblümchen und in der Mitte des Tibbulandes das blaue Gauchheil (Anagallis) neben den Gummimimosen findet. — Sehr verschieden gestaltet sich die Vegetation auf den mit der nördlichen Sahara unter gleicher geographischen Breite liegenden Kanarischen Inseln; sie haben für den Botaniker ein hohes Interesse, vor allem durch die bedeutende Erhebung über dem Meere und die deutliche Abmarkung verschiedener übereinander liegenden Pflanzengürtel (sogen. Regionen), die uns aus einem subtropischen Klima bis hinauf zur Grenze des ewigen Schnees führen. Die Klippen am Meere liefern hier wie im übrigen nördlichen A. die Orseilleflechte zur Ausfuhr. Für den Pflanzengeographen ist die Insel Teneriffa eine der interessantesten Erdstellen, indem sie ihn lehrt, wie auf einer einzelnen Insel mit der größeren Einförmigkeit der äußeren Lebensbedingungen auch der Grund der Vermannigfaltigung der Arten eines Geschlechts abnimmt, umgekehrt aber durch die Isolirung die Ursache zu eigenthümlicher Entwickelung gegeben ist. Die 377 einheimischen Pflanzen, die L. v. Buch und Smith sammelten (nicht weniger als 158 sind sicher importirt), vertheilen sich auf 259 Geschlechter, während die 1416 Arten, welche Desfontaines in Algerien sammelte, 336 Geschlechtern angehörten. Madeira zeigt eine ähnliche Erscheinung in Bezug auf die Menge eingeführter Pflanzen, auf die Eigenthümlichkeit aber geringere Anzahl der Arten und auf die Vertheilung der Pflanzen.

Der Gürtel tropischer Vegetation reicht so weit wie der regelmäßige Sommerregen; am Nil beginnt derselbe mit den letzten Nilkatarakten oberhalb Schendy, im Innern mit den Bergen von Kordofan und Anahef, im W. mit der Grenze Senegambiens. Auch im S. ist die Grenze gegen die Kapflora keine gerade Linie; vom Kap Negro reicht sie im Innern bis zum Ngamisee, am weitesten nach S. aber an der Ostküste, wo ganz Natal noch tropische Vegetation besitzt. Dichter Waldwuchs, Reichthum an Schlingpflanzen, namentlich Winden, unechte Schmarotzergewächse auf den Bäumen, neue, zum Theil schönblühende Formen von Laubbäumen, neue Palmen und andere Fruchtbäume und Kulturgewächse bezeichnen sie. Unter den Bäumen treten die echten und unechten schmetterlingsblütigen Gewächse (Cassia, Bauhinia, Tamarindus, Acacia, Mimosa, Dalbergia ꝛc.) in auffallendem Artenreichthum auf (in Congo fast 17 Proc. der ganzen Flora). Charakteristisch für A. ist die große Zahl der Rubiaceen (an der äquatorialen Westküste 10 Proc.), zu denen auch der von Südabessinien über einen großen Theil des tropischen A. verbreitete, auf der unteren Stufe der Berge Angola's zum Waldbaume gewordene Kaffeebaum gehört. Aehnlich sind Orangen und Citronen verwildert. Außerdem sind vor allem Gräser (8 Proc.), worunter die baumartigen Bambusrohre, und Cypergräser (4 Proc.), worunter die Papyruspflanze, Euphorbien mit den merkwürdigen baumartigen Formen (3,8 Proc.) und acanthusartige Pflanzen reich vertreten; die kätzchentragenden Bäume fehlen dagegen bis auf die Weide gänzlich, und auch die zapfentragenden treten auf den Gebirgen im S. in neuen, dem N. fremden Formen (Podocarpus), nur in Abessinien mit Wachholdern auf. Zwiebelgewächse und Palmen finden sich in schönen Formen, aber im Verhältnis zur Gesammtzahl der Arten treten sie zurück. Viele der tropischen Pflanzen haben eine weite Verbreitung, reichen von der Ost- bis zur Westküste, andere von der Nord- bis zur Südgrenze, eine Folge des Mangels trennender hoher Meridiangebirge. Zu den Charakterpflanzen Afrika's gehört vor allem der dickstämmige gigantische, in der trockenen Jahreszeit kahle Baobab oder Affenbrodbaum, der von den Ufern der beiden Nile südlich von Chartum und von Kordofan im O. bis Senegambien im W. und zum Ngamisee im S. reicht und nur in den heißen äquatorialen Küstenniederungen fehlt. Ebenso A. eigenthümlich ist die Form der schon erwähnten gabelästigen Dumpalmen. Zu den auch in der übrigen Tropenzone auftretenden Formen gehört die nützliche und schöne Delebpalme (Palmyrapalme), sowie eine eigenthümliche Art Dattelpalme, denn die echte Dattelpalme gedeiht hier nur kümmerlich; die Oelpalme scheint der Westküste ebenso eigen, wie die Kokospalme der östlichen; dort kommen in Menge auch Weinpalmen, sowie Bananen wild und angepflanzt vor. Breitblätterige

Feigen, darunter Bananen (in den Dörfern von Congo wie bei uns die Dorflinden angepflanzt), und Kautschukbäume, der mächtige Seidenbaumwollenbaum (Eriodendron guianense), der Butterbaum (Bassia Parkii), der die Schibutter liefert, die Sterculia acuminata, von Oberguinea bis Angola ein Waldbaum, von dem die für die Eingeborenen unentbehrliche Gurunuß stammt, die schattige Tamarinde, Kassien, Mimosen, Dalbergien sind einige der wichtigsten Waldbäume Afrika's, durch weite Verbreitung, meist auch durch Größe und Nutzen für den Menschen ausgezeichnet. Zahlreiche eigenthümliche Fruchtbäume, wie Anonen, kommen noch dazu, auch ist die Zahl der Nutzhölzer, trefflicher Zimmer-, Schreiner- und Farbehölzer sehr bedeutend. Unter den Sträuchern findet sich die Baumwollenstaude in einem großen Theile Afrika's. Yamswurzel (Dioscorea), Maniok, Bataten, Reis, Mais, Durra (Sorghum) und Pennisetum typhoidëum, Hülsenfrüchte, Erdnüsse (Arachis hypogaea), Ananas, Kürbisse, Gurken und Melonen, im N. besonders Zwiebeln nebst anderen Gemüsen, sind die angebauten, meist einheimischen Nahrungspflanzen; als Oelpflanzen dienen Erdnuß, Sesam, Ricinus. Bananen und Palmen sind unter den Fruchtbäumen in vielen Gegenden die wichtigsten. Zu den einheimischen sind übrigens viele Arten aus Amerika und Indien hierzu eingeführt, wie der jetzt weit verbreitete Melonenbaum (Carica Papaya), die Anacardien (Elefantenlausbaum), die Pompelmus und in höheren Lagen die Orangen der nördlicheren Zone. Die eigenthümliche Flora Madagaskars, wie die der Ostküste des Festlandes, nähert sich der indischen und australischen. Die Seychellen sind die Heimat der Salomonsnüsse von der großfrüchtigsten Palme, der Laodicea Sechellarum.

Aber der Reichthum der tropischen Flora ist nicht gleich vertheilt; es finden sich alle Zwischenformen zwischen dem feuchten dichten Urwalde, in den kein Sonnenstrahl eindringt, wie er den Wasserscheidenrücken des Westrands Hochafrika's bedeckt, und den Savannen, in denen das hohe Gras über den Reiter hinausreicht, und der vollständig sterilen Salzwüste, wo die Vegetation auf wenige kümmerliche Salzpflanzen beschränkt ist; von dem üppigsten Kulturboden, wo der Mensch mit den einfachsten Werkzeugen den Erdboden aufreißt, um ihm die Saat einzustreuen, bis zu dem sterilsten Boden, wo der Mensch nur von Wurzeln, Zwiebeln, die er dem unfruchtbaren Grunde ausgräbt, und vom unsichern Ertrage der Jagd lebt. Die ganze Küste und die Strommündungen, so weit Süß- und Salzwasser sich mischen, vom Senegal bis Benguela, von der Delagoabai bis um das Kap Gardafui herum, finden sich von den wunderlichen, aus Rhizophoren und Avicennia gebildeten Mangrovewäldern umsäumt, und dies ist der Sitz jener selbst für den Afrikaner verderblichen Fieber. Wo die Ströme langsamen Lauf haben, prangen die schönsten Seerosen (Nymphaea Lotus, coerulea) und andere schönblühende Wasserpflanzen. Die Ufer bedecken Dickichte von Papyrusstauden, Rohr und Bambus, umschlungen von Winden; die Ueberschwemmungsgebiete üppige Grasfluren oder Urwald. Dann kommen die parkähnlichen Gegenden, wo über die grasige Fläche einzelne Bäume und Baumgruppen von Abansonien (Congo) oder Mimosen (Natal, Randabdachung Oberguinea's, Striche von Damergu ꝛc.) zerstreut sind. Der Wald ist an trockenen Stellen niedriger Mimosenwald, der bis zum Dorngestrüppe herabsinkt, während, wo sich Feuchtigkeit und Wärme zusammenfinden, die tropische Natur in ihrem ganzen Reichthum und ihrer vollen Schönheit auftritt, mit dem saftig grünen großblätterigen Laub der Feigen, der baumartigen Malven, dem fein gefiederten der schmetterlingsblütigen Bäume, überragt von den schlanken Palmen und von Schlingpflanzen, Lianen, zu undurchdringlichem Dickicht verbunden, oft unterbrochen von Lichtungen mit Gras und mit Bambusdschungeln. In den höheren Regionen tritt endlich ein düsterer einförmiger Urwald auf. Von den Wüsten sind die sandigen durch Saftpflanzen (Aloë, Mesembryanthemum ꝛc.), einzelne Dornsträucher und baumartige Euphorbien belebt, während die Salzwüsten wahre Wüsten sind. Von N. und S. bringt übrigens die Wüste tief ins tropische Gebiet ein, dort beginnt erst etwas nördlich vom 15.° nördl. Br. der dichte Abansonienwald am Niger und mit ihm die Bildung von seitlichen Zuflüssen; im S. reicht die sogen. Kalaharywüste bis zum Ngamisee. — Was die kapische Flora anlangt, so besitzt dieselbe, obwohl sie, den klimatischen Verhältnissen nach der Mittelflora entsprechend, subtropisch ist, doch einen wesentlich eigenthümlichen Charakter. An Artenreichthum steht sie einzig da (man schätzt die Zahl der bis jetzt von da in die europäischen Herbarien eingeführten Arten auf 12,000), nicht weniger auch an Individualisirung. Jede Schlucht birgt fast ihre eigenthümlichen Formen, deren Verbreitungsbezirk oft so beschränkt ist, daß von manchen Heiden und Pelargonien in den Gewächshäusern Europa's mehr Individuen vorhanden sind, als in ihrer Heimat. So erklärt es sich, wie hier über 500 Arten von Heiden (Erica), über 400 von Pelargonium, über 350 von Mesembryanthemum vorkommen können. Charakteristisch vor allem ist der Reichthum an Saftpflanzen, an Aloëarten, an Crassulaceen, Aaspflanzen (Stapelia), wozu auch einige baumförmige Euphorbien kommen; ihr Hauptstandort sind die sandigen, felsigen Küsten, sie fehlen aber auch den höheren Lagen nicht. Auf den trockenen Hochebenen herrschen Heiden, Schwertlilien und Zwiebelgewächse, darunter Amaryllis toxicaria (womit die Buschmänner die Tränkplätze des Wildes zu vergiften pflegen), im O. Strelitzien vor. Gräser bedecken die Höhen, die zur trockenen Zeit einem reifen Roggenfelde gleichen (Roggeveld). An die Lage des Landes innerhalb der gemäßigten Zone erinnert vornehmlich der Reichthum an solchen Pflanzengattungen und Arten, welche der Familie der Kompositen angehören. Busch-, sehr selten Hochwald findet sich auch in den Schluchten und an den Flußufern. Als einzige Palme kommt am Kap die zierliche Phoenix reclinata vor. Stachelige Mimosen (Acacia detinens), Eisenholz (Bauhinia), australische Proteaceen, worunter der Silberbaum (Leucadendron), und von Nadelhölzern Podocarpus, mit Heiden, Diosmeen, dem kapischen Oelbaume, einer immergrünen Eiche (außer der Weide dem einzigen kätzchentragenden Baume der eigentlich afrikanischen Flora) bilden vorzüglich jene ungangbaren Gehölze, denen alle Baumparasiten und fast alle Schlingpflanzen fehlen. Dieselbe Baum- und Strauchvegetation, dieselben Schwertlilien und Zwiebelgewächse finden sich auch in den begünstigten Stellen des Innern, wo infolge der hohen Gebirgsumwallung Regenarmut eintritt. Im W. ist es eine öde Wüste, im O. Weideland, und nur längs der

Flüsse und in den Schluchten findet sich südlich vom Oranjeflusse Holzvegetation; nördlich dagegen bedeckt sich von den Bakaahügeln an auch das Berggehänge mit Wald, und selbst die ebene Kalaharywüste ist mehr eine Baum- und Strauchwildnis, als eine eigentliche Wüste. Von Kulturgewächsen vereinigt das Kapland die Erzeugnisse fast aller Zonen, die nordischen und rein äquinoktialen ausgenommen.

Daß in dem tropischen und subtropischen A. die Pflanzenwelt auch nach der Höhe in verschiedene Regionen sich vertheilt, ist selbstverständlich, und so erklärt es sich wohl, daß die Chrysobalanen der Küste Congo's in der Tiefe bleiben, während weder Kaffee, noch Baobab zur Küste niedersteigen, daß die kapische Flora in das Bergland am Sambesi vordringt; doch sind die Untersuchungen über diese Vertheilung theils noch lückenhaft, theils fehlen sie noch gänzlich; nur von Abessinien besitzen wir sichere Nachricht. Abessinien reicht aus der tropischen Region der fieberschwangeren, waldreichen, unbewohnten Kola und den tiefen Stromthälern hinauf bis in die alpine Region seiner Hochgipfel. Bis 1600 Meter reicht ein Gürtel tropischer Vegetation, von da bis 2600 Meter der subtropische; von da bis 3300 Meter der gemäßigte, von da bis 4500 Meter der subalpine und alpine. Bis 1600 Meter ist das Gebiet der Leguminosen, das Thalgehänge des Tacazzié mit einem Walde von Mimosen, Tamarinden, Ebenholz, Adansonien, Feigen, Balsambäumen (Amyris papyrifĕra), im südwestlichen Abessinien vom Kaffeebaume bedeckt, die Flußufer sind mit Bambusrohr und Tamarisken eingefaßt. Hier wächst Indigo wild, gedeiht das Zuckerrohr, wird die Dagussa (Eleusīne Dagussa), eine eigenthümliche Oelpflanze, der Nuhk (Guizotia oleifĕra) gezogen; den Rand der tiefen Thäler bedecken Dorngebüsche von Mimosen und Kreuzdorn und der Kolkwal, die dem Säulencactus ähnliche abessinische Wolfsmilch. Nadelholzähnliche tropische Pflanzen (Conocephălus), die Koniferenformen des Mittelmeers (eigenthümliche Wachholder) verbinden sich in dieser Region mit den kapischen Podocarpen. Auf den Plateaus und höher ist aller Wald vernichtet, theils durch die wilde Art der Kriegführung, theils durch das Abbrennen der Felder; dagegen wird ein ausgedehnter Getreidebau getrieben von Tef (Poa abyssinica), höher von Weizen und Gerste. Im Hochlande von Semién reicht von 2600—3300 Meter die Region der baumartigen Heiden (Erica acrophylla) und blüten-, insbesondere kleereicher Wiesen; vereinzelt in den Wiesen steht der heilkräftige Kossobaum (Brayēra anthelminthica), in dem die Natur dem Abessinier das beste Heilmittel gegen den hier allgemein verbreiteten Bandwurm gegeben hat. Bis an die obere Grenze reicht der Anbau des Weizens. Auf 2900 Meter Höhe liegen die Orte Semiéns, ja hier und da reichen Wohnungen und Gerstenfelder noch bis 3500 Meter. Von 3200 Meter an wird aber die Gegend öde, kahl, völlig holzlos und ist, wo nicht nackter Fels, mit Gräsern und Seggen bedeckt, zwischen denen die merkwürdige palmenähnliche hohe Gibara (Rhynchopetălum montanum), eine Lobeliacee, sich erhebt. Von da bis 4500 Meter liegen alle Höhen in einem ewigen Nebel, der nur im December und Januar sich lichtet, u. hier beginnen die europäischen Formen. Von 3900 Meter an fällt Schnee, und wo dieser in Vertiefungen einige Tage liegen bleibt, da blühen nur wenige, aber interessante Alpenpflanzen. Noch höher hinauf, bis 4500 Meter (also Montblanc-Höhe), ist die Flora des fast unter dem Aequator gelegenen Schneeberges Kilima Ndscharo erforscht worden. Baron v. d. Decken fand dort noch ein Wäldchen mit buschartigen Farnen und immergrünen, ellenlangen Bartflechten, Hochwiesen mit Glockenblumen und papyrusähnlichen Rietgräsern, sowie eigenthümlichen, krautartigen, mannshohen Stauden, die durch ihre Gruppirung und Gestalt die Vorstellung tanzender Kobolde erzeugten. Die höchste Region hat wenig A. Eigenthümliches geboten; dagegen zeigen alle übrigen Regionen und alle Zonen südlich von der Sahara Eigenthümlichkeiten, wodurch sich die specifisch afrikanische Flora von denen anderer Erdtheile unterscheidet, eine Individualisirung der afrikanischen Flora, welche im Kaplande ihre höchste Steigerung findet.

Thierwelt. Bei der Abhängigkeit des thierischen Lebens von der Pflanzenwelt finden wir in den wesentlichen Zügen Uebereinstimmung in ihrer Vertheilung. Der Norden, in dessen S. die Sahara für die Mehrzahl der Thiere ihrer Verbreitung eine unüberwindliche Schranke entgegensetzt, hat größere Uebereinstimmung mit dem südeuropäischen Typus, als mit dem echt afrikanischen; auch die Fauna Madagaskars und seiner Nachbarinseln ist eigenthümlich entwickelt und trägt vielfach indische Züge; dagegen gibt es kein kapisches Reich der Thiere, vielmehr verbreiten sich die meisten A. eigenthümlichen Thiergeschlechter von der Nordgrenze des tropischen Regens, von Senegambien im W. bis Kordofan und Sennar im O., südlich bis zum Kap. Mehrere afrikanische Thiere übertreffen die verwandten Arten anderer Kontinente meist an Wildheit und Kraft: der afrikanische Elefant ist nicht gezähmt, der afrikanische Löwe, der afrikanische Strauß, das afrikanische Krokodil sind muthiger, stärker und größer als der amerikanische Jaguar, der neuholländische Kasuar und der Kaiman Südamerika's. Die eigentlich afrikanische Fauna charakterisiren vornehmlich folgende Thiere, von denen viele Geschlechter ganz oder bis auf wenige Arten auf A. beschränkt sind: der afrikanische Elefant, das Rhinoceros, von dem außer dem zweihörnigen in neuerer Zeit in Abessinien und im Innern zwei Arten von beschränkterer Verbreitung aufgefunden wurden, der Hippopotamus, das Warzenschwein (Phacochoerus), von Antilopen der Kudu und der Klippspringer, der kafferische Büffel, die Giraffe, das Erdschwein, Stachelmäuse, Paviane, Springmäuse, Meerkatzen, von den anthropoiden Affen der Gorilla, Schimpanse und Nanja, so weit die Palmen reichen früchtefressende Vampyre und viele kleinere Thiere, begleitet von zahlreichen großen und kleinen Raubthieren: Löwen, Leoparden, in A. Tiger genannt, von Rudeln der reißenden Hyänenhunde, von Schakalen, dem afrikanischen Luchs oder Caracal, Zibeth- und Genettkatzen; von den äußerst zahlreich in den Nilländern, am Senegal und Kap auftretenden Vögeln: der Strauß, der langhalsige Anhinga (Plotus), der wunderliche Scherenschnabel (Rhynchops), Flamingo's, der Läufer (Cursor), die schwarze Gans (Anser melănogaster), der den Krokodilen befreundete Regenpfeifer, der Ibis, zahlreiche Störche und Reiher, Pelekane, Perlhühner, Frankolinhühner, Turtel- und kapische Tauben, der prachtvolle Helmkukuk oder Turako (Corythaix), der Honigkukuk (Indicator), Spechte, Bienenfresser und Nageschnäbel (Trogon), Papageien, Nashornvögel und Madenhacker (Buphăga), glänzende kolibriähnliche Singvögel

(Nectarinia), künstliche Nester bauende Sänger (Sylvia) und Webervögel (Ploceus), der Vibuahänfling, schöne Fliegenschnäpper und Würger, der Sekretär (Gypogeranus), zugleich mit verschiedenen Adler-, Falken- und Geierarten. Von den Amphibien reicht das Krokodil südwärts bis zum Kunene, Liambey, dem Fluß von Kolobeng und Natal. Warneidechsen (Varanus), Chamäleone, gehörnte (Cerastes) und Brillenschlangen (Naja haje); von Fischen eigenthümliche Welse und der Mugil; ferner Taranteln und Skorpione von bedeutender Größe, mächtige Zecken, große Schaben, Wanderheuschrecken, Moskito's, die giftige, dem Vieh verderbliche Tsetsefliege in den sumpfigen Flußthälern vom Liambey bis zum Nordfuße Abessiniens, Honigbienen, auch große Ameisen, Mutillen und Termiten, deren bis 6 Meter hohe Haufen vom Damaralande bis Nubien reichen, aber weder am Kap, noch auf den Hochgebirgen Abessiniens vorkommen, endlich der gefährliche Guineawurm (Filaria medinensis) sind fast durch das ganze Gebiet verbreitet. Fehlt unter den zahlreichen gefährlichen oder für den Menschen lästigen Thieren in dieser Zone auch der gewöhnliche Floh, der im Wüstengürtel nicht vorkommt, nicht gänzlich, so ist seine Verbreitung doch keine allgemeine. Von den angegebenen für A. südlich von der Wüste charakteristischen Thieren erreichen einige wenige das Kap nicht, eine größere Zahl fehlt in Senegambien: das Nashorn, die Giraffe, der Honigdachs &c.; andere Geschlechter finden im S. und N. verschiedene Vertreter, wie das Warzenschwein, der Honigdachs, die Affen, der Flamingo, der Nashornvogel, die Papageien, das Perlhuhn u. a. Greifen auch einzelne Gattungen und Arten, wie der Rohrrüßler (Macroscelides), der Löwe und der Leopard, die gefleckte Hyäne, die Genettkatze, die Geier und Adler, der Flamingo, Pelekan, Ibis und manche andere Vögel, das Chamäleon, die gehörnte Schlange, längs des Nils das Krokodil und in früheren Zeiten das Nilpferd und, so weit die Wüste reicht, der Strauß weit nach N. vor, manche, wie Genettkatze und Chamäleon, bis ins südliche Europa, andere nach Arabien hinüber: so bildet doch A. ein sehr abgeschlossenes Reich der Thiere. Die sehr große Uebereinstimmung zwischen den Faunen der Ost- und Westküsten des Erdtheils, die sich auch in den Insekten ausspricht, erklärt sich hier aus derselben Ursache, wie bei den Pflanzen, aus dem Mangel von S. nach N. fortlaufender Hochgebirge. Daß auch kein von O. nach W. fortlaufendes Hochgebirge den Rand Hochafrika's im N. bilden könne, wird uns dadurch bewiesen, daß das obere Nilgebiet eine noch größere Uebereinstimmung mit dem Kaplande besitzt, als das durch Wüsten und Gebirge von letzterem mehr abgeschiedene Senegambien.

Charakteristisch für die rein afrikanische Fauna ist vor allem die in Bezug auf Arten- und Individuenreichthum wie auf Größe außerordentliche Entwickelung der pflanzenfressenden Thiere, worin A. alle anderen Theile der Erde, selbst Indien, übertrifft. A. ist das reichste Jagdrevier, dessen Gebiet aber durch die Kultur immer mehr eingeschränkt wird; Elefant, Nilpferd, die großen Antilopen sind von der Südküste schon fast gänzlich verdrängt. Vor allem zeichnen sich hierin die mit Gebüsch bedeckten Steppen der Kalaharywüste im S., die Landschaft Damergu, südlich von Asben, und Kordofan und Sennar im N. aus: die Heimat der Giraffe und zahlreicher Antilopen von der ½ Meter hohen Zwergantilope bis zum Kudu von der Größe einer Kuh, die theils paarweise, theils in kleinen Rudeln, ja in Herden zu tausenden zusammenleben; die reinen Grassavannen wetteifern mit ihnen. Wo man das Feuergewehr nicht kennt, sind diese Thiere so wenig scheu, daß Livingstone in den Savannen des Barotselandes sich mittels Schreiens und Stoßens seinen Weg bahnen mußte durch die unzählbaren Herden, welche im wahren Sinne des Wortes das Land bedeckten. Aehnlichen Reichthum zeigen die Sumpfgegenden und Tränkplätze; hier finden sich die Herden der Elefanten, der Büffel, die vereinzelten Rhinocerosse, hierher kommt auch der Löwe. In welcher Menge hier die Thiere auftreten zeigt uns die Jagdbeute Cummings, Wahlbergs und anderer Jäger. Zwei Engländer schossen in einer Jagdsaison 70 Stück Rhinocerosse; Oswell schoß innerhalb eines Tages 4 alte Elefantenmännchen. Die Ströme und Seen sind belebt von Flußpferden und Krokodilen und mannigfachen Schwimmvögeln, und wo die Flüsse zeitweise versiegen, sind die stehenbleibenden Lachen im wahren Sinne des Wortes von ihnen bedeckt. Die Wälder bewohnen Herden von Affen, der Vögel nicht zu gedenken; die Felsen große Paviane, der Klippdachs (Hyrax), gemsenähnliche Antilopen. Und so reich die Oberfläche des Landes, so reich ist A. auch an in Höhlen lebenden Thieren: Erdwühler (Orycteropus), Nager, Hyänenhund &c., die insbesondere den Boden der Ebenen völlig unterminiren. Wie schon bemerkt, zerfällt dieses Gebiet in mehrere Provinzen. Eine solche ist das südliche A., die Heimat bunter Esel, des Zebra (Equus Zebra), welches sich bis nördlich von Mosambik und bis Benguela erstreckt, und statt dessen im nordwestlichen Theil der wilde Esel (Asinus onager) auftritt; des Quagga und Onagga (Equus Burchelii) am Kap. Hier gibt es noch eine Reihe eigenthümlicher Thiere, Nager: Springhase, Sandgräber und Bläßmoll (Pedetes, Bathyergus und Georychus), der Erdwolf (Proteles), eigenthümliche Vögel, worunter der Pinguin (Aptenodytes demersa) auf den Klippen der Südküste, Fische &c., so daß auch in der Thierwelt das Kapland seine Eigenthümlichkeit bewahrt. Das äquatoriale A. ist die Heimat des Schuppenthiers (Manis Temminckii) und vieler Affen, worunter die kleinsten und größten, die gespenstigen Galagomaki's (Galago), von denen der Zwergmaki (Microcebus marinus), nicht größer als eine Maus, sich am Gabon mit dem größten der menschenähnlichen Affen, dem Gorilla (Simia Gorilla), zusammenfindet; auch der Schimpanse ist wie der Gorilla auf die Westküste beschränkt. Die Wüsten und Steppen des Oranjegebiets und die Kalaharywüste besitzen viele eigenthümliche Antilopen, die Elenantilope (Antilope oreas), das Hartebeest (A. caama), das Gnu, den Springbock (A. euchore), der oft in zahllosen Herden (zu 40,000 Stück und mehr) die Wüste verläßt und zum Schrecken der Ansiedler in die Kolonien einbricht. Einige Striche des Oranjegebiets sind voll von giftigen Schlangen. In Senegambien, Sudan und den Ländern des Nils wohnen in den Bergwaldungen Zwergpapageien, der Guerezaaffe (Colobus Guereza), der Galago (Galago senegalensis), in den Steppen die Wüstenhühner (Pterocles), schöne Trappen (Otis nuba, hubara), Springmäuse (Dipus), auf den felsigen Gebirgen der Muflon (Ovis tragelaphus), der Bartgeier (Gypaëtus meridionalis), in den Stromniederungen der Marabustorch, zu dem

am Weißen Nil sich eine Reihe merkwürdiger verwandter Stelzfüßler (Balaenĭceps), der prachtvoll verzierte Königsvogel (Grus pavonīna) und die numidische Jungfrau (Grus virgo) in großen Scharen gesellen. Bis ins Nilgebiet und Senegambien geht der Zug unserer Wandervögel im Herbst, so daß zur trockenen Winterszeit dort Ufer und Sandbänke von Scharen von Sumpf- und Wasservögeln, Büsche und Bäume von den kleinen Sängern und Kletterern und von Raubvögeln, einheimischen wie fremden aller Zonen, im wahren Sinne des Wortes bedeckt sind. Diese Mannigfaltigkeit ist um so größer, als auch die der Regenzeit ausweichenden Vögel des tropischen A. selbst wandern. Madagaskar ist die Heimat von Halbaffen (Lemur), vom Tanrek oder Borstenigel (Centētes), vom langfingerigen Aye-Aye (Chirŏmys), von Zwerggalagos, echt indischen Vampyren (Pterŏpus), vielen Vögeln und prächtigen Insekten. Die Maskarenen beherbergen meist große plumpe, gegenwärtig ganz oder beinahe ausgerottete Vögel, wie den Dronte, den Aphanapteryx. Uebrigens hat auf die Fauna auch die Erhebung über den Meeresspiegel wesentlichen Einfluß. Im Alpenlande von Abessinien steigen die tropischen Formen hoch hinauf, und auch hier die Raubthiere am höchsten, die gefleckte Hyäne bis 3200 Meter; wie aber auf den höchsten Höhen Alpenflora eintritt, so auch Alpenthierwelt. Hier wohnen die Steindohle der Alpen, der Bartgeier, eigenthümliche Antilopen, und über 3300 Meter der abessinische Steinbock (Ibex Walia), während der sinaitische Steinbock (Ibex Beden) nur bis etwa 1600 Meter reicht. Die Fauna der Wüste ist ärmlich wie ihre Flora. Nager (Mäuse, Springmäuse, Stachelschweine), Antilopen, worunter auch die Büffelantilope (Antilope bubălis) und die Gazelle, auf den Gebirgen der Muflon (Ovis tragelăphus) und Raubthiere: Schakale, wilde Katzen, Hyänen, wo Wasser ist, auch der Löwe und Leopard, wie in Asben; von Vögeln der Strauß, Wüstenhühner (Pterŏcles), Turteltauben, Lerchen und Sperlinge in den Oasen; von Reptilien der Skink, Erdagamen (Stellio), die Sandeidechse (Psammosaurus); von Insekten düstergefärbte Pimelien, Schattenkäfer und Mistkäfer (Ateuchus sacer), bunte Raubkäfer, Skorpione, lästige Kamelläuse und Ameisen, in den Salzseen von Fesan der Fesanwurm (Branchĭpus Oudneyi) sind Thiere dieser Fauna. In Aegypten gesellen sich dazu die zahlreichen eigenthümlichen Fische des Nils: Welse (darunter der Zitterwels), der interessante eckschuppige Bichir (Polyptĕrus Bichir), der wunderliche Mormyrus, eigenthümliche Lachse, Flußstachelbäuche (Tetrŏdon), Aale, Barben; dazu die häutige Lippenschildkröte (Triŏnyx aegyptiăcus), in Oberägypten noch das Krokodil und in früheren Zeiten das Nilpferd; von Konchylien die austerähnlichen Aetherien, überall auch im obern Nil. Im übrigen hat Unter- und Mittelägypten ganz den Charakter der Mittelmeerländer Afrika's, der in seinen Säugethieren vorherrschend afrikanisch ist, obgleich einzelne derselben auch nach Südeuropa herüberreichen, wie der einzige nordafrikanische Affe, der türkische Affe (Inuus sylvanus), die Genettkatze, das gewöhnliche Stachelschwein. Löwen und Leoparden sind in Aegypten nicht selten, ebenso kleine wilde Katzen, der Caracalluchs, der Fuchs und Schakal, die gefleckte Hyäne, das Frettchen, der Ichneumon; von Spitzmäusen der tropische Rohrrüßler (Macroscelĭdes Rozetii), bis jetzt nur bei Oran gefunden; zahlreich sind die Nager: Stachelschweine, Springmäuse, Hasen, die von Herodot schon erwähnten Stachelmäuse in Aegypten (Acomys cahirīnus), die ägyptische Dachratte (Mus tectōrum), bis ins algerische Küstenland reichend; wilde Schweine, in den Wäldern des W. der Damhirsch, in waldlosen Ebenen Rudel von Gazellen und von der großen, tief durch die Wüste nach S. verbreiteten Büffelantilope (Antilope bubălis); von Fledermäusen die tropische Form der Vampyre (Pterŏpus) bis in das in seinen Ruinen besonders fledermausreiche Aegypten. Reich ist Nordafrika an Vögeln der verschiedensten Art. Auf den Felsen seiner Berggegenden horsten alle größeren südeuropäischen Raubvögel in großer Zahl, so namentlich See- und Fischadler, Lämmergeier, der graue, weißköpfige, kolbische Geier und der ägyptische Aasgeier. Im Gebüsch singen die Nachtigall und der Pirol, krächzt der Häher; wo Feld in der Nähe, versammeln sich Ammern; an den Berghängen streicht der Bienenfresser (Merops); Wiedehopfe und Scharen vom einfarbigen Staar durchstreifen die Weiden, wo der aus dem S. mit den Nomadenherden wandernde afrikanische Rallenreiher den Rindern folgt. In den trockneren Ebenen finden sich Trappen, Wachteln, Feldhühner und zahlreiche Lerchen; an den Grenzen der Wüste der lachende Steinschmätzer (Saxicŏla cachĭnans). Die felsigen Gegenden durchstreifen Flüge von Felstauben (Columba livia) und Steindohlen (Pyrrhocŏrax gracŭlus); im Rohr klettern Rohrsänger und Hühner, darunter das prachtvolle Sultanshuhn (Porphyrĭo hyacinthĭnus); die Ufer und Sümpfe bewohnen Strandläufer, Regenpfeifer, Strandreiter, Brachvögel, Schnepfen, Sichler (Tantălus), in Aegypten der Ibis, Reiher, die numidische Jungfrau und Störche mit dem im S. nistenden Flamingo Kormorane und Pelekane fischen in den Seen und Flüssen, die dazu von zahlreichen Enten und Gänsen (Anser aegyptiăcus) bewohnt werden. Allein der einheimische Reichthum verschwindet fast gegen die Scharen von Wandervögeln, insektenfressenden kleinen Raubvögeln, Wachteln, besonders aber Unmassen von Wasservögeln, nordischen Kranichen, Enten, Gänsen und Schwänen, welche jeder Winter in alle Länder diesseits der Wüste von Senegambien bis Aegypten führt. Einen Papagei besitzt Nordafrika nicht. Außerdem finden sich hier Süßwasser- und Landschildkröten, nicht so groß wie die des tropischen A., die schon erwähnten Eidechsen der Wüste, das über ganz A. verbreitete Geschlecht der Chamäleone, wenige, aber zahlreich auftretende Arten von Schlangen, worunter die giftige afrikanische Brillenschlange (Naja haje), bekannt durch die Gaukeleien der sogen. ägyptischen Zauberer. Die Fischgattungen sind die europäischen, doch die Arten verschieden. Unter den zahlreichen Kerbthieren sind selbst die Skorpione, freilich Zwerge gegen die des tropischen A., an beiden Gestadeländern des Mittellandes dieselben. — So groß die Uebereinstimmung der Fauna Afrika's ist, aus der viele Thiere (Wanderheuschrecken, Raubthiere, Vögel) sogar vom Kap bis zu der Nordküste sich erstrecken, so verschiedenartig ist die Fauna der Meere. Die fast ausgerotteten Walfische, die großen Haie, die eigenthümlichen oceanischen Vögel, wie der Tropikvogel, der bis ins Rothe Meer reicht, im S. der Albatros, kommen zu beiden Seiten des Kontinents vor; dagegen der Manati nur an der West-, der Dugong nur an der Ostküste. Fische und Konchylien, beide zahlreich,

die ersteren Gegenstand des Fanges für viele Küsten- und Inselvölker (Kanarier), vertheilen sich in die mittelmeerische, westafrikanische, südafrikanische, indisch-pacifische Provinz (letztere mit den Kauri's, Cypraea monēta) und in die sehr eigenthümliche des Rothen Meeres; in diesem erreichen die Korallenbänke, welche der Westküste fehlen, ihre weiteste Verbreitung nach N. Am Mittelmeere ist die rothe Edelkoralle (Corallium rubrum) ein wichtiger Gegenstand des Handels.

Von **Hausthieren** steht das Rind an Wichtigkeit für A. obenan. Rinderherden bilden überall, wo nicht örtliche Verhältnisse die Zucht verhindern, den Hauptreichthum ganzer Völker (der Boers am Kap, der Hottentotten, Kaffern, Schua, Fellata, Abessinier); für den S. sind sie zugleich die Haupt zug-, für Sudân Lastthiere. Unter den mannigfachen Rassen Afrika's wird auch der indische Zebu gehalten. Keine oder wenig Rinder finden sich in den heißen tropischen Küstenländern im O. und W., in den sumpfigen Niederungen großer Ströme und im Innern und O., überhaupt so weit die berüchtigte Tsetsefliege herrscht. Noch allgemeiner verbreitet, auch durch Wüsten und Steppen, sind Ziegen und vor allem Schafe, deren Wolle vom Kaplande der deutschen auf englischem Markte gefährliche Konkurrenz macht; unter den Rassen ist die fettschwänzige weit verbreitet. Wo nicht der Mohammedanismus herrscht, gibt es fast überall Schweine und Hunde, für viele Neger eine Delikatesse. Von beschränkterer Verbreitung sind Dromedar und Pferd; ersteres, das höckerige Kamel, ist erst von den Ptolemäern nach A. eingeführt worden, bildet aber gegenwärtig einen Haupttheil der Herden der Wüstenbewohner. Das Lastthier der Wüste findet seine Grenze in den sumpfigen Niederungen und den waldigen Gebirgsländern, im weichen Boden und im Stich der Tsetsefliege Sennars; schon im Innern Sudâns ist es seltener. Das Pferd reicht dagegen bis auf die Gebirgsländer des Nordrandes von Hochafrika in verschiedenen Rassen, von der edlen Berberrasse Marokko's und Tuats bis zu den kleinen unansehnlichen Kleppern der Sonrhai am Niger und der Abessinier und Galla im O. Esel und Maulthier haben dieselbe Verbreitung, nur wird das Maulthier, für die Atlasländer und das Innere Abessiniens ein wichtiges Lastthier, in vielen Gegenden nicht gezüchtet. In den Landschaften des S. sind Pferde und Esel nur im Besitze der weißen Ansiedler; im übrigen A. fehlen sie. Auch das Pferd unterliegt den Stichen der Tsetsefliege. Das Zibeththier wird hier und da gehalten. Von Geflügel gibt es durch ganz A. Haushühner von sehr verschiedenen Rassen; Strauße hier und da am Kap und im Sudân auf den Hühnerhöfen. Die Bienenzucht wird selbst von Negern in Stöcken aus Baumrinde oder ausgehöhlten Baumstämmen getrieben (Londa, Marghi). Europa verdankt A. von Hausthieren wahrscheinlich die Katze, für deren Stammmutter die Felis maniculata Nubiens angesprochen wird, und das Perl- oder Guineahuhn. Ausfuhrartikel des Thierreichs sind Elfenbein, Rhinoceroshorn, Häute, Pelzwerk, Wachs, Zibeth, Straußen- und Marabutfedern, vor allem Wolle.

Bevölkerung. A. hat von jeher für den Ethnographen eine besondere Anziehungskraft gehabt, zumal seine plumpe, ungegliederte Gestaltung dazu einlud, deren Einfluß auf die Bewohner zu erörtern. Schon Karl Ritter, der den Einfluß der Ländergestalt auf den Entwickelungsgang der menschlichen Gesittung zu ergründen suchte, wies darauf hin, daß die niedrige geistige Stufe des Negers durch die niedrige Stufe der Gliederung Afrika's gerechtfertigt werde, ein Weg, auf dem ihm dann namentlich Peschel gefolgt ist. Unwegsamkeit ist ein Grundzug des afrikanischen Welttheils. Wie seine oceanischen Umrisse schon ungünstig sind, so fehlt es ihm auch an aufschließenden Strömen. Der Nil hat als Verkehrsmittel einen niedrigen Rang; der Niger durchströmt wohlbevölkerte Gebiete, und dennoch belebt ihn keine redenswerthe Schifffahrt. In Bezug auf nautische Leistungen stehen die Bewohner keines Erdtheils so niedrig wie jene Afrika's. Nur der Kru-Neger von der Guineaküste verdingt sich als Matrose; der hochkultivirte alte Aegypter schwang sich kaum über die Gondelschifffahrt empor. Die Flüsse waren dem Afrikaner fast mehr Hindernisse als Bindungsmittel, und auffallend ist die geringe Zahl afrikanischer Stämme, die sich von Fischfang nähren. Zu der nautischen Verschlossenheit gesellt sich noch als Verschärfung die Unwegsamkeit großer Binnenräume. Der Wüstengürtel, der sich quer durch den Welttheil verbreitet, scheidet den Kontinent für die Gesittungsgeschichte in zwei streng gesonderte Hälften; denn während der nördliche Saum für alle Segnungen des mediterranischen Bildungsganges empfänglich war, blieb die südliche Hälfte mehr auf sich angewiesen. Die Schwierigkeiten der Ueberschreitung der Sahara, ehemals fast unüberwindlich, wurden erst verringert seit die Ptolemäer das Kamel als Lastthier in A. einführten, — eine denkwürdige Neuerung und für das große Festland so folgenschwer, wie für uns der Beginn des Eisenbahnbaus. Fühlbar wird die Gewalt der Wüste namentlich in der Ausbreitung der Menschenrassen, denn, geringe Ausnahmen wie die Tibbu abgerechnet, beginnt erst jenseits der Wüste das Land der Schwarzen, der Sudân. Dieser Schwierigkeit und diesen Schranken begegnete auch die Gesittung. Aber der Nord- und Nordostrand standen durch die Annäherung an Asien und Europa der günstigen Einwirkung fremder Civilisation offen, und als eine Einwirkung dieser vortheilhaften Lage darf z. B. die Kenntnis des Ausschmelzens des Eisens durch ganz A., bis zum S. hinab, bezeichnet werden, eine Kenntnis, die den Amerikanern vor Ankunft der Europäer fremd war. Abgesehen von einer der ältesten Kulturstätten, der ägyptischen, im fruchtbaren Thale des Nil, verdunkeln sich die Gesittungszustände Afrika's je weiter wir uns von dieser entfernen, bis wir an der Südspitze in den Buschmännern ein Volk auf der niedrigsten Stufe des menschlichen Geschlechts finden. Ueberhaupt gilt in A. im allgemeinen, wenn auch nicht streng, als Regel, daß die Gesittung abnimmt in der Richtung von N. nach S., von O. nach W. Der Nord- und Ostrand empfingen die meisten fremden Einflüsse, ja fremde Völker, wie denn selbst Malayen auf Madagaskar sich niederließen. Die Bewegung von O. nach W. hat aber schon vor der Ausbreitung nachweisbar asiatischer Einwanderer geherrscht. Neuere Ergebnisse der Völkerkunde haben erkennen lassen, daß die Kafir- oder Bunbavölker sich nach W. und S. verbreiteten, Neger und Hottentotten verdrängend. Die Afrikaner der Küste, namentlich am Westrande, saßen ohne den vermittelnden Segen der Schifffahrt am Ende der Welt und standen auf niedrigerer Stufe als die Bewohner vieler Gegenden des Innern, bei denen bessere Zustände gediehen

und Anfänge von Staatenbildungen vorhanden waren.

Eine Betrachtung der anthropologischen Karte Afrika's befriedigt uns aufs höchste durch die sichtliche Ordnung bei Vertheilung der Rassen. Kein Welttheil gewährt uns eine so regelrechte Schichtung der Arten oder Spielarten unseres Geschlechts nach Erdgürteln, und es ist daher verzeihlich, wenn alte Geographen auf den Fehler verfielen, daß sie, mit dem Vorrücken nach S. hin, auf den Einfluß der Sonne auf die dunklere Färbung der Haut schlossen. Der N. Afrika's bis zum Südrande der Wüste gehört Völkern von hellerer Haut und edleren, kaukasischen Gesichtszügen. Alle ihre Sprachen, vom Nil bis zu den Kanarien, deuten auf gemeinsame Abkunft, es sind die libyschen Berbern oder, mit biblischem Ausdrucke, die Hamiten. Jenseits der Wüste, vom Atlantischen Meere bis zum Nil und südlich bis zum Aequator, finden wir die echten Neger; auf sie folgen, weiter südlich, in Südafrika vom Indischen bis zum Atlantischen Ocean die Kafir- oder Bunda-völker, den Negern verwandt; der äußerste SW. endlich beherbergt die dahinschwindenden, auf der Skale der afrikanischen Völker am tiefsten stehenden Hottentotten und Buschmänner. Letztere drei großen Völkerfamilien hat man auch unter dem weitschweifigen Namen Aethiopier zusammengefaßt. Zu diesen großen einheimischen Gruppen haben sich dann spätere Einwanderer gesellt, die örtlich dem ethnographischen Charakter des Welttheils ein anderes Gepräge zu geben beginnen.

Den sichersten Weg zur Klassificirung der Völker Afrika's bietet uns immer noch die Sprache, wonach sich folgende ethnographische Abtheilungen ergeben: 1) Kaukasier, theils mit hamitischer, theils mit semitischer Sprache; 2) Mittelafrikaner, sonst meist zu den Negern gerechnet, doch wohl von diesen zu scheiden; 3) echte Neger; 4) Kaffern oder Bantuvölker, mit einer östlichen, einer mittleren und einer westlichen Gruppe; 5) Hottentotten und 6) Malayen. Von der ersten Abtheilung, den Kaukasiern, sind die Aegypter unter der einströmenden Flut semitischer Völker bis auf den geringen Rest der Kopten fast ganz verschwunden. Zäher hat sich unter den eingeborenen Völkerschaften der Stamm der Libyer, welche wir jetzt als Berbern bezeichnen, erhalten. Schon Herodot schied sie scharf von den Aethiopiern, den Negern. Bei ihnen hat der Stamm immer eine höhere Bedeutung gehabt als das Volk; deshalb haben sie auch keine eigentlichen Staaten gebildet, obwohl sie ephemere Königreiche und hervorragende Herrscher, wie Jugurtha, besaßen. Schon Herodot schied sie ganz richtig in die ansässigen und nomadisirenden, eine Theilung, die sich aus der Bodenbeschaffenheit erklärt; im W. finden wir sie vorwaltend im Gebirgslande, im O. in den Ebenen. Bevor Fremde in die nordafrikanischen Regionen einbrachen, hatten die libyschen Völker das weite Gebiet zwischen dem Mittelmeere, Aegypten, der Sahara und dem Atlantischen Ocean inne. In den Oasen der Wüste aber wohnte eine schwarze Bevölkerung, die von den Berbern verdrängt wurde. Zu den Berbern gehören die Kabylen, die Mosabiten (Beni-Msab) in Südalgerien, die Sauans in Tunesien, die Abemsier in Tripolitanien, die Tuarek in der Sahara, die Amazirghen und Schellöchen in Marokko. Der bedeutendste und ausgebreitetste berberische Stamm mit einer eigenen Schriftsprache, dem Tamaschek, sind die Tuarek oder, wie sie sich selbst nennen, Imoscharh der Sahara. Sie sind die räuberischen Beherrscher der Wüste, in der sie den Karawanenhandel vermitteln, und zerfallen in die Hogar, Asger, Kelowi und Auelimmeniden, die südlichsten Tuarek, die bis Timbuktu vordrangen. Ueber diese Berbern hin hat sich erobernd durch ganz Nordafrika, diesem sein Gepräge u. seine Sprache aufdrückend, der semitische Stamm der Araber ergossen. In den Regionen zwischen Atlas und Mittelmeer, wo einst der christliche Glaube so fest bewurzelt schien, ist er von dem arabischen Wirbelsturme gleichsam weggefegt worden, und die Moschee trat an die Stelle der Kirche, bis in der neuesten Zeit ein anderer Eroberer, der Franzose, dem Christenthum wieder Geltung verschaffte. Zwischen den Arabern sitzen am ganzen Nordrande die gleichfalls semitischen Juden, die, sich im Blute rein erhaltend, von den Bewegungen der verschiedenen Völker unberührt blieben, von jedem der nacheinander herrschenden Völker aber geknechtet wurden. Das dritte semitische Volk Afrika's endlich, räumlich von den eben genannten getrennt, sind die Abessinier, die von Arabien her in das Hochland einwanderten, dort ein merkwürdiges Reich schufen, in dem seit dem 5. Jahrh. das Christenthum, freilich in seiner verwahrlostesten Gestalt herrscht. Die Europäer, vom Nordrande Afrika's, wo einst schon die germanischen Vandalen ihr Reich gegründet, Jahrhunderte lang durch die Araber und Türken fern gehalten, faßten dort erst seit der französischen Eroberung Algeriens festen Boden. Doch ist ihre Zahl dort verhältnismäßig gering, ebenso wie in den portugiesischen Niederlassungen die Zahl der Weißen kaum nennenswerth ist. In kleineren Kolonien und vereinzelt sitzen die Indogermanen übrigens in allen bedeutenderen Küstenpunkten; aber das mörderische Klima der tropischen Theile Afrika's, die Feindseligkeit der Eingeborenen hat sie gerade von diesem Kontinente am meisten fern gehalten. Nur an der in der gemäßigten Zone gelegenen Südspitze sind die Indogermanen zu einer gedeihlichen Entfaltung gelangt; im Kaplande durch die Engländer, in den beiden Bauernrepubliken durch die Niederländer sind die einzigen wirklichen Kolonien Afrika's gegründet worden. Auf Grund der entfernten Sprachverwandtschaft rechnet man endlich noch die merkwürdigen Völker im äußersten O. zu den Kaukasiern, wenngleich deren Stellung im ethnologischen Systeme noch keineswegs sicher ist. Die Galla, ein wohlbefähigtes, nomadisches Volk, von dunkler Hautfarbe, nehmen das Gebiet zwischen dem Dschubaflusse und 35.° östl. L. v. Gr., von den Abhängen des abessinischen Hochlandes und von Herrär bis herab nach Malindi ein. Man unterscheidet nördliche und südliche Galla; erstere zu Abessinien in Beziehungen stehend, haben an einigen Stellen Christenthum oder Islam angenommen; sonst haben die Galla ihre eigene Religion ohne Götzenbilder. Sie kennen ein höchstes Wesen. Ihre Nachbarn sind die Somâli, ein theilweise mit arabischem Blute vermischtes, meist sehr dunkles Volk, das theilweise in Städten ansässig und ackerbauend, theilweise nach Beduinenart umherschweift und wegen seiner Mordlust und Raubgier übel berüchtigt erscheint. Sie haben das östliche Horn Afrika's inne und gehen in die Danakil über, die östlich von Abessinien bis ans Rothe Meer und den Busen von Aden hausen. — Von diesen kaukasischen Völkern wenden wir uns zu den Mittelafrikanern, die neuerdings von den echten Negern

aus sprachlichen Gründen geschieden wurden. Sie stehen weit über diesen und spielen im Sudân eine bedeutende Rolle. Es sind Menschen von röthlichbrauner Hautfarbe, von großer Aktivität, die den Islam quer durch ganz Innerafrika verbreitet haben. Das wichtigste mittelafrikanische Volk sind die Fulbe (Singular: Pul) oder Fellata, die heute von Adamaua im O. bis Bambara im W. reichen. Die Geschichte dieser Fulbe ist noch nicht völlig aufgeklärt; man nimmt an, sie seien durch die Berbern, als diese vor den Arabern zurückwichen, nach SW. gedrängt worden. Gewiß ist, daß sie sich im senegambischen Futa niederließen und daß von diesem Kernpunkte ihre späteren Wanderungen ausgingen. So sind sie im Sudân als Fremdlinge zu betrachten, aber das Land und das Leben der heidnischen Schwarzen hat durch sie weit und breit eine völlige Umgestaltung erfahren. Sie haben in demselben drei große Reiche gestiftet: Massina, Gando und Sokoto. — Ungemein zahlreich sind die Stämme und Familien der *echten Neger*. Erst neuerdings ist es mit Sicherheit festgestellt, daß die Tibbu oder Teda ihnen zuzurechnen sind. Diese bewohnen, an die Tuarek östlich angrenzend, die Sahara und sind ein wildes, räuberisches Volk, welches die Nordgrenze der Neger bezeichnet. Die echten Neger, deren Verbreitungsbezirk mehr und mehr zusammenschrumpfte, je größer unsere Kenntnis der innerafrikanischen Verhältnisse wurde, dehnen sich heute, atomistisch zersplittert, in einem Gürtel aus, der den Erdtheil quer durchsetzt. Er beginnt am Atlantischen Ocean, südlich von der Senegalmündung, reicht an der Guineaküste entlang bis zur Biafrabai und geht in ziemlich gleicher Breite bis zum Abfall der abessinischen Gebirge. Ihre Abgrenzung gegen die negerähnlichen Völker ist immer schwierig und der sicherste Leitfaden, die Sprache, gibt uns die oben schon mitgetheilte Klassificirung. Ein stark eirunder, dolichocephaler Schädel, eine flache Stirn, vortretende Kiefern (Prognathismus), schiefe Stellung der Zähne, wulstige Lippen, eine breitgequetschte Nase, kurze gekräuselte Wolle an der Stelle der Haare, schwärzliche oder schwarze Hautfarbe, lange Arme, wadenlose Unterschenkel, nach rückwärts stark verlängerte Fersenbeine setzen das physische Bild des echten Negers zusammen. So niedrig aber der größere Theil der Neger, namentlich an der Guineaküste, auf der Stufenleiter des Menschengeschlechts auch steht, so hat doch der Islam befruchtend, namentlich im nördlichen Theile, auf sie gewirkt, und wir finden dort entwickelte Negerstaaten wie Bornu und Hausa. Das rein heidnische Negerland aber ist fern von solcher Staatenbildung; es kennt im allgemeinen nicht einmal die Familie, diese Grund- und Vorbedingung der Civilisation. Gesetze und bürgerliche Einrichtungen sind vielen Stämmen ganz fremd, die als Fischer, Jäger, Räuber und Fetischdiener nackt in den Wäldern oder am Gestade leben. — Auf die echten Neger folgen nach S. hin die *Kaffern- oder Bantu- (auch Bunda-) Stämme*. Ihre Nordgrenze wird durch eine Linie bezeichnet, die an der Biafrabai beginnt, gerade nach O. verläuft, die Nilseen im S. läßt und etwa unter dem Aequator am Indischen Ocean endigt. Alle zu dieser großen Abtheilung der Afrikaner gehörigen einzelnen Stämme zeigen die Merkmale der Negerrasse, doch abgeschwächt, so daß kein Glied dieser Völkerfamilie so niedrig steht, wie die echten Neger. Ihre Hautfarbe ist merklich heller, doch dunkelt sie in der gleichen geographischen Breite in der Richtung von O. nach W. Während auf die eigentlichen Neger mehr und mehr der Islam zu wirken beginnt, stehen die Kaffern ganz im Heidenthum, ausgenommen die südöstlichen Zweige, unter denen das Christenthum Boden zu fassen beginnt. Unter diesen Völkern finden fortwährend große Wanderungen und Verschiebungen statt, welche den einmal bestehenden Reichen Auflösung und Verfall bringen. Aber auf Kulturelemente treffen wir auch hier nicht, und eine arge Barbarei herrscht über dem ganzen Gebiete, das außerdem die großen Städtebildungen, welche viele Negerreiche charakterisiren, nicht kennt. Diese schwarzen oder bräunlichschwarzen Bantuvölker sind im südöstlichen Theile durchsetzt von der letzten großen kontinentalen afrikanischen Rasse, den *Hottentotten*, einer Rassenruine. Sie zerfallen in die bis zum Nomadenstandpunkte vorgerückten Namaqua und Korana und die auf der niedrigen Stufe der Jägervölker stehen gebliebenen San oder Buschmänner. Diese hottentottischen Völker sind wesentlich gelb gefärbt und unterliegen den feindlichen Angriffen der Bantuvölker. — Die *malayische Rasse* endlich wird durch das herrschende Volk auf der Insel Madagaskar, die civilisirten *Howa*, vertreten. Sie bilden den westlichsten Ausläufer dieser großen Rasse und sind über das Meer in vorhistorischer Zeit eingewandert. Nur die Sprache ist es, welche uns, so fern von der eigentlichen Verbreitungssphäre der Malayen, kund thut, daß hier ein Stamm dieses Volkes angesessen ist.

Die *Zahl* sämmtlicher Bewohner Afrika's läßt sich natürlich nur annähernd bestimmen. Für einzelne Gegenden, wo Europäer herrschen oder europäischer Einfluß sich geltend macht, besitzen wir genaue Aufnahmen; für den bei weitem größten Theil des Erdtheils sind wir aber auf Schätzungen, oft nur auf Muthmaßungen angewiesen. Auch ist die Vertheilung der Bevölkerung eine ungemein verschiedene. Um den Busen von Guinea, vom Senegal bis zum Kunene, zieht sich ein sehr dicht bewohnter Gürtel hin. Dieser Gürtel nimmt in seinem nordwestlichen Theile den Raum zwischen der Sahara und der Küste von Oberguinea ein, schwillt dann in der Mitte bedeutend an, indem er sich fast über die ganze Breite des Kontinents bis nach dem ägyptischen Sudân und den Gallaländern erstreckt, wird gegen S. wieder bedeutend schmäler und endet mit Benguela am Kunene. Fast alles Land außerhalb dieses Gürtels ist schwach bevölkert. Im N. dehnt sich durch fast die ganze Breite des Kontinents die Sahara aus mit ungeheuren, völlig menschenleeren Räumen; nur die Oasen und der Rand zeigen dort Bevölkerung. Der Nordrand, längs der Mittelmeerküste, ist dann wieder dichter bewohnt. Auch Nubien, Kordofan, Taka und Abessinien sind spärlich bevölkert, erst die Gallaländer und die Negerländer am Weißen Nil zeigen dichtere Menschengürtel. Sehr spärlich ist die ganze Südspitze vom 10.° südl. Br. an bevölkert, so daß z. B. im Namaqualande auf die □Meile nur 8 Menschen kommen. Die Gesammtbevölkerung wird jetzt auf 192½ Millionen angenommen.

So verschieden die Völker Afrika's auch sind, gewisse gemeinsame Grundzüge lassen sich bei den meisten erkennen, wenn auch diese vielfach variirt sind. Das tritt in Sitten und Gebräuchen wiederholt hervor. Dahin gehört manches, was auf das Aeußere der Menschen Bezug hat. Verunstaltungen, oder dem Geschmack dieser Völker nach Verzierungen

des Körpers, insbesondere des Gesichts, sind bei Negern wie Kaffern häufig. Große Einschnitte des Gesichts, Tätowirung des Körpers lassen Stämme, ja Familien von einander unterscheiden. Weit verbreitet ist das Ausbrechen und Spitzfeilen von gewissen Zähnen. Die Beschneidung findet sich bei Kaffern und vielen Negervölkern. Die Lippen verzieren vor allem die Frauen, bei den Marghi durch ein Metallplättchen, bei den Musgu durch einen Knochen, bei anderen durch Holzstückchen. Ueberhaupt hat der Schwarze kindische Freude am Putz durch Schnüre von Glas- und Eisenperlen, durch Bein-, Arm- und Halsringe von Kupfer, Stahl, Elfenbein, selbst Gold. Auch auf den Putz der Haare verwenden die Frauen mancher Völker viele Mühe; der Kaffer dagegen schert das Haupthaar ab bis auf einen Haarbüschel. So vielfach der Schmuck des Körpers, so groß ist die Anspruchslosigkeit der Schwarzen in Betreff der **Kleidung**. Nur das kältere Gebirgsklima nöthigt dem Hottentotten und Kaffern Mäntel aus den Fellen wilder Thiere und Schafpelz auf; oft fehlt im tropischen A. alle Bekleidung, selbst beim weiblichen Geschlecht. Dagegen wird bei allen Haar und Körper eingefettet, selbst in Abessinien triefen beide von Butter. Im civilisirten Sudân wird die Bekleidung mannigfacher, ja es entfaltet sich bei den Reichen hier schon der ganze orientalische Kleiderluxus. Hier ist auch der **Waffenluxus** zu Hause, und bei den Reitern Bornu's wie Dar Furs und den Galla finden sich selbst Drahtpanzerhemden, ja kupferne Helme. Das Feuergewehr hat, durch die Europäer eingeführt, schon weite Verbreitung unter den Kaffern, den Negern von Congo, an der Goldküste 2c. gefunden, aber überall finden wir daneben noch die ursprünglichen afrikanischen Waffen, für das vom Verkehr abgeschnittene Innere überall noch die einzigen, Lanzen, insbesondere Wurflanzen; daneben sind Bogen und Pfeil mit eisernen Spitzen, die meist mit Euphorbiensaft vergiftet sind, über ganz A. verbreitet. Weniger verbreitet ist das Schwert und der Dolch; den Schilluk eigen die Keule, den Musgu das scharfe Handeisen. Zum Schutze dienen Schilde aus Büffel- und Antilopenhaut. Auch der **Hausbau** ist nur in Sudân höher entwickelt, dort finden wir Häuser von Pisé neben den Hütten; meist sind die Wohnungen aber Hütten von kreisförmigem Umriß, so die strohbedeckten Tokuls am obern Nil, wie die Lehmhütten der Kraale Südafrika's, bald einfach kegelförmig, bald mit kegelförmigem Binsen- oder Strohdach, bald bienenkorbähnlich. Das Material ist bald Lehm, bald Binsen oder Stroh, oft künstlich geflochten, selbst Baumzweige. Wie der deutsche Dorfbewohner, so pflanzt oft der Neger inmitten seiner Orte große Bäume, in Congo die Banianenfeige. Nicht selten sind auch ummauerte größere Städte. Als grausiger Schmuck von Dörfern und Städten dienen bei den Batoka am Sambesi, in Dahomé, beim Muata Cazembe 2c. die gebleichten Schädel erschlagener Feinde.

Wo der **Charakter** der Neger in seiner Ursprünglichkeit sich erhalten findet, da ist er schnell leidenschaftlich zu erregen, aber ebenso rasch wieder zu besänftigen, kindlich, ja kindisch, ausgelassen fröhlich, bei großer Bedürfnislosigkeit meist träge, wenigstens nirgends den Werth der Zeit kennend. Ein anderer wird er durch die Noth und den Druck, vor allem aber ist er durch den Sklavenhandel verderbt: dieser macht ihn nicht nur habsüchtig (der Vater verkauft wohl Mutter und Kind, um ein buntes Lendentuch oder eine Schnur Perlen einzutauschen), sondern auch grausam und tückisch. Ueberall bleibt ihm aber, die gedrücktesten Stämme vielleicht ausgenommen, seine ausgelassene Fröhlichkeit; mit Tanz, Gesang und Musik verbringt der Neger die Nächte, unbesorgt um den andern Tag, an dem er sich mit stumpfsinniger Gleichgültigkeit hinschlachten oder in die Sklaverei führen läßt. Was die **Familienverhältnisse** anlangt, so herrscht fast durch ganz A. Polygamie; meist zeugt die Zahl der Frauen für den Reichthum des Mannes, denn die Frau wird gekauft und ist meist Sklavin und Lastthier des Mannes, wenn es auch bei einigen Bantuvölkern Ausnahmen gibt, wo die Frauen eine bevorzugte Stellung einnehmen, oder, wie in San Salvador, selbst die Herrschaft ausüben. Für die **Lockerheit der Sitten** spricht das unter vielen Negervölkern verbreitete Erbfolgegesetz, daß nämlich nach dem Tode eines Häuptlings nicht sein Sohn nachfolgt, sondern der Bruder oder der Schwestersohn des Verstorbenen. Haussklaverei ist unter den Negern so alt, als man weiß, und in Nothjahren der Verkauf der eigenen Kinder nichts seltenes; die meisten Sklaven sind aber Kriegsgefangene, oder sie sind gestohlen, selten wegen Verbrechen verkauft. Diese große Unsicherheit der Existenz hat unter den Negern zur Blutbrüderschaft geführt, welche fast noch engere Bande zieht, als die Familie. — Die **Regierung** zeigt alle Mittelstufen, von der unbotmäßigen Gleichheit aller, wie bei den Buschmännern des S. und den Wanyanika im N., bis zur vollendetsten Despotie, in welcher der König Herr über Leben und Freiheit aller seiner Unterthanen ist, die sich als seine Sklaven anerkennen. Ueberall scheint übrigens das patriarchalische Regiment erblicher Stammeshäuptlinge (sogen. Könige), selbst mit erblichen Dorfhäuptlingen, das ursprüngliche zu sein; wir finden es noch weit verbreitet ohne größeren staatlichen Verband, so bei den Nuba- und Schillukneger am Nil, bei den Marghi 2c. Auch bei den Hottentotten fand man meist Clanverfassung mit Gerichtsversammlungen der Freien. Durch Noth gedrängt, sehen wir verwandte Stämme zu größeren Bundesgenossenschaften zusammentreten (Hottentotten, Londavölker). Die größeren Negerreiche sind durch Eroberung entstanden; überall hat sich infolge des Gegensatzes der Eroberer zu den Unterdrückten ein Adel und mit ihm das Feudalsystem ausgebildet. Sklaven sind Hauptbestandtheil des Tributs; doch ist das Verhältnis der einzelnen Theile des Staats sehr verschieden, manche haben sich freiwillig oder durch Vertrag dem Mächtigsten angeschlossen und unterworfen, sind dann in ihren Rechten geblieben und oft nur zur Heerfolge verpflichtet; diese liegt aber allen Freien des Staates ob. Uebrigens ist auch in den despotischsten der Staaten der König durch gewisse Gewohnheitsrechte gebunden.

Religion. Den wesentlichen Antheil an der blutgierigen Grausamkeit vieler Negervölker haben ihre religiösen, mit dem wunderlichsten Aberglauben vermischten Vorstellungen. Wo nicht der Islam und an einigen Punkten das Christenthum Eingang gefunden hat, herrscht fast überall roher Fetischdienst mit Glauben an Zauberkünste und Hexerei. Einigen Völkern scheint jede religiöse Vorstellung, jede Ahnung von einer Fortdauer des Daseins zu fehlen, so den Buschmännern; dagegen schlachten die Kaffern den Geistern ihrer Vorfahren (Amahlozi), die sie unter

der Gestalt unschuldiger Hausschlangen zu sehen glauben, Opfer. Diese Verehrung Verstorbener finden wir als einen hervorragenden gemeinsamen Zug des religiösen Lebens durch alle entwickelten Negervölker durchgehen, er spricht sich in der allgemein verbreiteten Sorge um die Leichname der Verstorbenen und deren Gräber aus. Die Könige des Moluwareichs (Matiamvo) besitzen ein Mausoleum, in dem der Leichnam über der Erde aufbewahrt wird. Verbunden mit dem Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode, finden wir darin eine Erklärung vieler Züge der Grausamkeit, des Hinschlachtens von Sklaven, selbst der Frauen, des Mitgebens von Speise und Trank ꝛc., damit der Gestorbene gleich nach dem Tode wieder königlich bedient werde. Tausende folgen so freiwillig und unfreiwillig dem gestorbenen König von Abomê in den Tod. Zum Glauben an einen Gott hat sich kein Negervolk aus sich erhoben, wohl aber die Galla; wo religiöser Glaube herrscht, da sind dessen Gegenstände gute und böse Geister, die unter der Gestalt von Thieren und Götzenbildern aller Art verehrt werden. Der Balonda verehrt die Kuh; der Fetisch in Wydah ist die giftige Abgottsschlange (Vipĕra Idōlum), in Abomê der Tiger (Leopard), bei den Aschanti das Krokodil. Im Moluwareich erfährt der König göttliche Verehrung. Man bringt mannigfache Opfer, selbst Menschenopfer. Die Verehrung geschieht bei den Marghi in heiligen Hainen, bei den Congonegern unter großen Bäumen, an der Sklavenküste selbst in Tempeln. Religiöse Feste werden bei vielen zur Zeit des Neumonds veranstaltet und mit Tanz und Musik begangen. Bei dem Schlangentempel von Wydah gibt es Priester und Priesterinnen zum Dienste des Fetisch. Auch bei den Marghi und in Ober- und Niederguinea finden wir Priester, und dort noch religiöse Geheimbünde. Die Priester sind zugleich Aerzte, Wahrsager und Zauberer, wenigstens Regenmacher. Kaffern und Hottentotten haben zwar keine eigentlichen Priester, aber sogen. Regenmacher, zu denen sie ihre Zuflucht nehmen, wenn die grollenden Gewitter über die trockenen Hochebenen ziehen und keinen Regen bringen. Unsäglich ist das Elend, das der Glaube an Hexerei unter den Negern, vor allem in Congo und am Gabon verbreitet; jede Krankheit, jeder Todesfall wird der Hexerei übelwollender Feinde zugeschrieben und der Priester zu Rathe gezogen, um den Zauber zu lösen oder den Thäter zu entdecken. Der Angeklagte muß sich dem Gottesurtheil unterwerfen, indem er einen Gifttrank genießt; ist er reich, so reicht ihm der bestochene Priester einen unschädlichen, ist er arm, so ist er meist dem Tode verfallen. Diesem wilden grausamen Heidenthum gegenüber bewirkt der Islam, wie er besonders durch Mandingo- oder Fulbemissionäre verbreitet wird, einen mächtigen Fortschritt in der Gesittung und Bildung der Neger. Er mildert die Sitten u. bringt mannigfache Elemente einer höheren Kultur unter die Schwarzen; von Tag zu Tag wächst sein Einfluß, nimmt die Zahl seiner Verehrer zu. Doch hat sich mitten im Sudân, wo schon lange der Mohammedanismus herrschend ist, noch mannigfacher Aberglaube erhalten; der Glaube an Talismane, an Erflehen von Regen sind allgemein verbreitet.

Was die Verbreitung der verschiedenen Religionen in A. betrifft, so ist die ganze Nordhälfte, vom Gambia an, quer durch das Innere über Adamaua und Kordofan bis zum Weißen Nil und von hier im W. Abessiniens hinziehend an der ganzen Ostküste bis Sansibar mohammedanisch. Das südlich davon gelegene, die andere Hälfte Afrika's einnehmende Gebiet ist heidnisch. Die Juden wohnen nur dichter am Nordrande. Das Christenthum ist einheimisch bei den Kopten Aegyptens und bei den Abessiniern, durch Missionäre eingeführt an verschiedenen Punkten der Küste, namentlich der Guineaküste, dann bei den Kaffern und Hottentotten im SO., wo die Missionäre eine bedeutende Macht erlangt haben. Bei den Urafrikanern ist es jedoch bisher fast nur äußerlich geblieben. Tiefer eingedrungen ist es bei den malayischen Howa auf Madagaskar.

Gewerbe und Handel. Alle Arten der Lebensweise von der des Jagdvolks aufwärts sind in A. vertreten. Die Jagdvölker stehen am tiefsten, haben die ärmste Sprache, und nur im Fang der Thiere, im Auffinden eßbarer Wurzeln eine der thierischen gleiche Scharfsichtigkeit, keinen staatlichen Verband. Hierher gehören die Buschmänner und die friedlichen Mukankele in den Urwaldungen des innern Congo. Die nomadischen Hirtenvölker leben von Viehzucht, Jagd und theilweise auch von Krieg und Raub, zu ihnen gehören die räuberischen Kaffern, Masai, Somâli, Galla, der Schrecken ihrer Nachbarn, die Tuarek der Wüste; aber auch die Hottentotten und ein großer Theil der Fulbe. Ihr Hauptreichthum sind Rinderherden und Herden von Kleinvieh, im N. Kamele und Pferde. Die Halbnomaden, wie die Schua (Araber) im Sudân, ziehen in der trockenen Zeit mit ihren Herden umher und bebauen zur Regenzeit das Feld, wenigstens durch Weiber und Kinder. Dies sind die Bewohner der Wüsten und Steppen. Ein großer Theil der Bevölkerung lebt aber von Ackerbau, der oft mit Viehzucht verbunden wird. Es sind meist friedfertige Völker, die mit den Nachbarn im Frieden, aber freilich unter sich oft im Streit über Mein und Dein leben. Wo Ruhe und passende Weide, finden wir auch hier das Rind, immer aber Kleinvieh, darunter Schweine und Geflügel. Die verschiedenen Hirsearten, Mais und Maniok, sind mit der Erdnuß die wichtigsten und verbreitetsten Pflanzen des tropischen A. Nur im S. und N. findet auch Anbau des europäischen Getreides statt. Von Industriezweigen finden wir allgemein verbreitet die Töpferei; ebenso allgemein verbreitet ist die Kunst, Häute zu gerben und zu verarbeiten, Matten zu flechten; auf einzelne Völker ist die Verarbeitung der Metalle beschränkt; aber der Kordofaner wie der Hottentotte, der Batoka wie der Ovampo und der Bewohner des Sudân (Wandara ꝛc.) wissen aus Erzen auf die einfachste Weise treffliches Eisen und Stahl zu gewinnen und zu verarbeiten; ebenso der Ovampo u. a. das Kupfer, der Bewohner der Goldküste das Gold. Der kunstreiche Schmied steht überall in hoher Achtung. Dagegen ist die Weberei und Färberei nur auf einzelne Gegenden beschränkt, berühmt ist Kano in Sudân durch Weberei, Färberei, feine Lederwaaren, geschätzt die Goldschmiedearbeit der Aschanti, und vielfach wird die einheimische Baumwolle verarbeitet. Der Handel folgt im Innern bestimmten Wegen und wird durch Karawanen betrieben; so fördert der Tibbu, der Kelowi, der Kaufmann von Ghadames, der Mosabite die Waaren Europa's ins Innere von Sudân und die Erzeugnisse des Sudân nach N. In Oberguinea vermittelt der Mandingo den Ver-

kehr mit dem Innern. Von Congo aus gehen die Karawanen der einheimischen Pombeiro ins Innere, von Sansibar aus die der Araber und der einheimischen Wanjamuesi. An den Küsten finden wir Kaufleute aller europäischen Nationen zerstreut, an der Ostküste selbst indische Banianen. Für den Binnenhandel ist Salz der wichtigste Gegenstand, nach ihm für einen großen Theil die Gurunüsse, Timbuktu ein Hauptstapelplatz für beide, für die Ausfuhr aus N. Gummi und Soda, von den Küsten Farbe- und Tischlerhölzer und Palmöl, aus dem Innern Elfenbein und Wachs, der Straußenfedern und Diamanten nicht zu gedenken. Das Kapland, Aegypten und Algerien, wo der Europäer herrschend geworden, führen die verschiedensten Kolonialprodukte aus, vor allem Baumwolle, Wolle, Getreide. Am umfangreichsten wird aber der **Sklavenhandel** durch ganz A. getrieben. Manche der heidnischen Negerfürsten verkaufen Unterthanen, oder machen jährlich ihre Sklavenjagden in die Nachbargegenden, und das thun selbst die mohammedanischen Bewohner des Sudân, wie die von Bornu, für welche Sklavenfang der Hauptnerwerb ist, und die Aegypter in den oberen Nilländern; sie tragen Raub und Mord in die Länder ihrer heidnischen Nachbarn, die Männer oft aufs grausamste hinschlachtend oder verstümmelnd, ihnen ein Bein abhauend, damit sie sich verbluten, Weiber und Kinder und Vieh fortführend. Reich angebaute und bevölkerte Gegenden veröden durch diese Razzias, u. es wird dadurch der Sklavenhandel zu einem Haupthinderniß einer fortschreitenden Entwickelung der Neger. Außer den Kriegsgefangenen werden aber auch viele gestohlen, ältere Leute wie Kinder; manche von den Angehörigen verkauft. Der Kleinhandel findet sich überall entwickelt, bei jedem Negerdorfe gibt es einen Markt, auf dem die Bedürfnisse des Lebens verkauft werden. Mannigfach sind die Münzen des Landes, in vielen Gegenden Salztafeln (Südsudân, Abessinien), Muscheln oder Kauri's (Cypraea monēta), Baumwollenzeugstreifen, Glasperlen, selbst Goldstaub an der Goldküste; Geld in den Mittelmeerländern, den Kolonien und Abessinien, wo die Maria-Theresienthaler gelten. Der Handel bildet die Hauptquelle der Einnahme der Häuptlinge, überall wird Zoll erhoben, sei es in Waaren oder in Sklaven, und an den östlichen Küsten auch in Geld; ja selbst Brückenzoll mußte Livingstone tief im Innern Congo's entrichten.

Die **Wege der Karawanen**, die unter dem Schutze, oft unter dem Geleite der Fürsten gehen, sind durch Wasser- und Weidevorkommen von der Natur vorgezeichnet. Von Aegypten, Tripolis, Südalgerien, Marokko gehen sie nach S., wo Kano und Timbuktu Hauptemporien des Handels sind, nach denen auch von der Küste Oberguinea's Straßenzüge gehen; ihnen folgt der Handel und den nach Aegypten führenden der islamitische Pilger. Die östliche Straße ins Innere geht von Aegypten durch die westlichen Oasen nach Dar Fur und von da ostwärts über Wadai nach Bornu. Eine zweite Straße führt aus Aegypten über Borgu nach Wadai. Am wichtigsten sind gegenwärtig die Straßenzüge, die von Tripolis ausgehen, südwärts die zwei Straßen nach Mursuk, südwestlich nach Ghadames. In Südalgerien gehen die Routen von Tuggurt und Gharbina im Lande der Beni Mzab (Mosabiten) über Tuat nach Timbuktu; ebendahin führen die Straßen von Tafilelt in Südmarokko und die von Agadir über Waran. Andere Straßen führen von W. nach O., auf denen die Pilger nach Mekka ziehen, so von Senegambien über Timbuktu, durch die Wüste, Bornu, Wadai, Dar Fur nach Sauakin. Die Moslem des N. ziehen über Siwah nach Suez.

Staatliche Eintheilung. Der N. Afrika's gehört mit Ausnahme des von den Franzosen in Besitz genommenen Algerien mohammedanischen Staaten an. Aegypten mit Nubien, Sennar, Kordofan ist ein türkischer Vasallenstaat; Tripolis und Tunis stehen unter türkischer Oberhoheit; Marokko ist ein unabhängiges Sultanat. Auch in Sudân finden wir eine Reihe mohammedanischer Despotien, theils von Berbern oder von einheimischen Negern gestiftet, wie Bornu, Bagirmi, Wadai, Dar Fur, theils Staaten der Fulbe, Sokoto, Gando in Haussa und Masina, und nur ein großer heidnischer Staat hat seine Unabhängigkeit bewahrt (Mossi); im tropischen Hochafrika, außer den durch heidnische Völker getrennten christlichen Staaten von Schoa im S. und Amhára und Tigrié im N., nur heidnische Negerstaaten: die Reiche der Aschanti und Dahomé in Oberguinea, die Moluwa- oder Balondareiche der Matiamvo und Cazembe im Innern, das Reich der Matebele. In diesem Theile Afrika's haben wohl die Franzosen in Senegambien, die Portugiesen in Congo, Angola und Benguela an der Westseite, in Sofala und Mosambik an der Ostseite wichtige größere Besitzungen, Engländer auf den Küsten von Senegambien und Oberguinea des Handels wegen Niederlassungen; nirgends jedoch gestattet das mörderische Klima dem Europäer dauernde Niederlassung. Dagegen sind von den Engländern in Sierra Leone, von den Amerikanern in Liberia Niederlassungen freier Neger gegründet worden. An der Ostküste und den davor gelegenen Inseln haben die arabischen Imame von Maskat das unabhängige Reich Sansibar gestiftet. Nur in dem S. des Kontinents haben sich Europäer als Kolonisten niedergelassen, zuerst Holländer, und seit Besitznahme des Kaplands durch die Engländer auch die letzteren. Im englischen Besitze finden sich gegenwärtig noch die Kolonien des Kaplands und Natals; von den ausgewanderten holländischen Kolonisten (Boers) gegründet, bilden dagegen die Oranje- und Transvaal'sche Republik selbständige Staaten. Alles übrige Land, und es ist dies der größte Theil, befindet sich in dem Besitze kleiner Häuptlinge. Von den afrikanischen Inseln sind nur die im Indischen Ocean theilweise von einheimischer Bevölkerung bewohnt, aber nur das von der Natur reich ausgestattete Madagaskar ist unabhängig. Alle übrigen besitzenswerthen großen Inseln sind europäische Kolonien der Portugiesen (Azoren, Madeira, Kapverdische Inseln), der Spanier (Kanarische Inseln, Fernando Po), der Engländer (St. Helena, Ascension, Seychellen, Mauritius) und der Franzosen (Réunion). Es läßt sich nicht voraussagen, wie weit sich von S. u. N. aus europäische Bevölkerung, wenigstens europäischer Einfluß im Laufe der Zeit über A. ausdehnen wird, denn alle die randlichen Hochländer haben ein Klima, worin der Europäer gedeiht; das läßt sich aber immerhin mit Sicherheit voraussehen: die afrikanischen Völker werden nicht alle dem Schicksal der Indianer Nordamerika's anheimfallen, ein großer Theil des Kontinents wird ihnen als von der Natur angewiesene unbestrittene Heimat bleiben, von der das Klima den Europäer für immer verbannt.

Literatur. Ritter, Erdkunde, Thl. 1: A.

(3. Aufl., Berl. 1834); Gumprecht, Handbuch der Geographie und Statistik von A. (2. von Delitsch ergänzte Ausg., Leipz. 1866); Petermann und Hassenstein, Innerafrika nach dem Stande der geographischen Kenntnis in den Jahren 1861—63 (Gotha 1864).

Afrikanische Sprachen. Die afrikan. Sprachen bieten theils infolge der ursprünglichen ethnographischen Gliederung des Erdtheils, theils infolge bestimmter geschichtlicher Einwirkungen, insonderheit von Asien her, ein ebenso reiches als eigenthümliches Bild, so daß durch die bedeutendsten Arbeiten der Missionäre (wie Kölle, Krapf, Isenberg, Moffat u. a.) und der eigentlichen Gelehrten (Barth, Bleek, Lepsius, Fr. Müller 2c.) die konstituirenden Grundzüge immer noch nicht endgültig haben festgestellt werden können. Bis jetzt können drei Gruppen unterschieden werden: 1) eine früh angesiedelte hamitische, und 2) eine später eingedrungene, sich mannigfach mit der ersteren berührende semitische; beide stellen sich, abgesehen von allen andern formellen und lexikalischen Unterschieden, principiell durch die Bezeichnung des grammatischen Geschlechts, geschichtlich durch die Entwickelung von Schriftsystemen, in einen scharfen Gegensatz zu 3) der ausgebreiteten autochthonen Gruppe der Negersprachen, welche den grammatischen Geschlechtsunterschied gar nicht und den Schriftgebrauch erst spät und zudem nur ganz vereinzelt kennen. Die hamitische Gruppe hat ihren ältesten und bedeutendsten Vertreter im NO. des Erdtheils in der altägyptischen Sprache der hieroglyphischen Denkmäler (s. Hieroglyphen), aus welchen sich im natürlichen Verlaufe zunächst das Demotische und endlich durch Hinzutritt des Griechischen und des Christenthums das Koptische (s. d.) entwickelt hat. Zu dieser engeren Sprachenreihe stehen dann in einem weiteren Zusammenhange das Bischari (die Sprache der Bedscha), Dankali (Wörterbuch von Isenberg, Lond. 1842), Saho, Somâli (Sprache von Harar), Galla (Grammatik von Krapf, Lond. 1840; Wörterbuch von Tutschek, Münch. 1844—45, 3 Thle.), Tamaschek (Grammatik von Hanoteau, Par. 1860), im engern Sinne das Berberische (Grammatik und Wörterbuch von Venture de Paradis, Par. 1844), eine weitverbreitete Abzweigung des Altlibyschen, und sehr wahrscheinlich wegen seiner merkwürdigen lexikalischen Verwandtschaft das Haussa (Grammatik von Schön, Lond. 1862; desgl. Wörterbuch 1843). Die zweite Gruppe ist ein asiatischer Eindringling zunächst im O. Afrika's und besteht durchaus aus südsemitischen Sprachen: dem Aethiopischen (s. Aethiopische Sprache, eigentlich Geez), dem Tigre u. dem Amhárischen; seit dem Auftreten des Islam u. im Geleit desselben hat sich dann auch das Arabische weit verbreitet, das in Aegypten, Wadai und Nordafrika bis nach Marokko geredet wird. Die dritte große Gruppe der Negersprachen läßt sich in eine nur geographisch bestimmbare, in sich aber noch nicht sicher zu gliedernde centralafrikanische u. in eine durch ein gemeinsames Princip zusammengehaltene südafrikanische Masse scheiden. Die centralafrikanischen Sprachen, welche, abgesehen von zahlreichen Specialwerken, zusammenfassend besonders von Kölle (»Polyglotta Africana«, Lond. 1854 f.) und Barth (sowohl in seiner »Reise«, als auch in seiner »Collection of vocabularies«, Gotha 1862—66, 3 Thle.) untersucht worden sind, lassen sich wieder gliedern in die eigentlichen centralafrikanischen, besonders mit dem Bagirmi, Bari (Grammatik und Wörterbuch von Mitterrutzner, Brixen 1867), Bornu oder Kanuri (Grammatik von Kölle, Lond. 1854), Dinka (Grammatik u. Wörterbuch von Mitterrutzner, Brixen 1866), Fulah (Grammatik von Macbrair, Lond. 1854); die Niger-Dschadda-Sprachen mit dem Ewe (Grammatik u. Wörterbuch von Schlegel, Stuttg. 1857), Nupe u. a.; die Sprachen des Nigerdelta's, darunter das Bonny'sche und das Ibo (Grammatik von Schön, Lond. 1861); die Sprachen Oberguinea's, besonders mit dem Akra oder Ga (Grammatik von Zimmermann, Stuttg. 1858), Akwapim (Grammatik u. Wörterbuch von Riis, Basel 1853), Aschanti, Bunda (Grammatik von Cannecattim, Lissab. 1804), Dahomé und Kru; die Küstensprachen Senegambiens (welche in manchen Formenprincipien an das Südafrikanische erinnern), unter ihnen besonders das Bulom (Grammatik von Nyländer, Lond. 1814) und das Wolof (Grammatik von Dard, Par. 1826, und Boilat, das. 1858; Wörterbuch von Dard, das. 1825, und Dakar 1855); die Sprachen des nordwestlichen Hochsudân oder die Mandegruppe (im Zusammenhange behandelt von Steinthal, Berl. 1867) mit dem Bambara, dem eigentlichen Mandingo, dem Soso (Grammatik von Brunton, Edinb. 1802), Wei (Grammatik von Kölle, Lond. 1853) und andern formell nahe stehenden Dialekten; die Sprachen des nordöstlichen Hochsudân, unter denen sich das Phula (Lehrbuch von Reichardt, Berl. 1859) und das Congara (die Sprache von Dar Fur) abheben. Verschiedene dieser nordöstlichen bis an die Meeresküste gesprochenen Sprachen lassen sich zu einer geschlossenen Familie, den Bantusprachen, vereinigen, welche bis zu den Hottentotten hinunterreicht; darunter besonders das Suaheli (Grammatik von Krapf, Tüb. 1850, und besonders Steere, Lond. 1870). Einen Kreis für sich bilden die Sprachen des auch vom Malayischen berührten Mosambik (vgl. Bleek, »Vocabularies«, Lond. 1856). Durch ein gemeinsames Bildungsprincip endlich werden die meisten südafrikanischen Sprachen zusammengehalten, welche daher Bleek (»Comparative grammar of south african languages«, 1.—2. Thl., Lond. 1862—69) einer einheitlichen Betrachtung unterwerfen konnte. Sie zerfallen in drei Gruppen, das Buschmannische, das Hottentottische und das Südbantu. Das erstgenannte ist noch nicht genau durchforscht; das zweite tritt am charakteristischsten im Namaqua auf (Grammatik von Wallmann, Berl. 1857, besser von Tindall, Kapstadt 1857, Skizze von Hahn, Leipz. 1870). Von den anderen hottentottischen Dialekten ist das Kora dem Erlöschen nahe, der Dialekt des Kap und der östlichen Distrikte bereits ganz verschwunden. Reicher entwickelt und zäher erscheint die Bantugruppe des Südafrikanischen; aus ihr treten bedeutsam hervor das Kafferische mit dem Hauptdialekte der Zulu (Grammatik von Appleyard, Lond. 1850; Boyce, das. 1844, und Grout, Natal 1869; Wörterbuch von Dohne, Kapstadt 1857; Colenso, Pietermaritzburg 1861); daneben das Setschuana und im W. das Herero (Grammatik von Hahn, Berl. 1857). Außerdem gibt es noch eine große Zahl von Sprachen und Dialekten, welche noch nicht untersucht und klassificirt sind, durch ihre große Zahl aber beweisen, wie wenig centralisirende Kulturmomente in Afrika gewaltet

haben. Größere Aussicht als das mühselig verbreitete Christenthum hat der still und fest sich einbürgernde Islam. — Von **Literatur** kann bei dem Mangel der Schrift unter den meisten dieser Völker, mit Ausnahme Aegyptens, Abessiniens und Nordafrika's, keine Rede sein; indeß haben die christlichen Missionäre neben ihren biblischen Uebersetzungsversuchen u. verwandter Schriftstellerei in neuerer Zeit auch begonnen, einheimische Sprüche, Lieder, Märchen und Sagen zu sammeln. Unter diesen Werken nehmen einen hohen Rang ein die Sammlungen von **Kölle** aus der Ueberlieferung der Bornu (»African native literature«, Lond. 1854), **Bleek** (»Reynard the fox in South-Africa or Hottentot fables and tales«, Lond. 1864, deutsch Weimar 1870) und **Calloway** (»The religious system of the Amazulu«, Natal 1868 f., 2 Thle.).

After (anus), die Ausmündung des Darmkanals, eine runde, von zahlreichen strahligen Schleimhautfalten umgebene Oeffnung, welche von besonderen, der Willkür unterworfenen Muskeln, dem äußern und innern Schließmuskel, ringförmig umgeben und durch diese verschlossen wird. Sind diese Muskeln gelähmt, so steht der A. offen, wie bei Leichnamen. Durch den A. werden die Darmexkremente (der Koth) entleert. Haben sich diese in dem untern Ende des Mastdarms angesammelt, so entsteht durch Ausdehnung desselben und durch den Druck auf die Schließmuskeln der Drang nach Ausleerung, welche geschieht, indem der Inhalt gegen die Schließmuskeln angepreßt und der Widerstand derselben überwunden wird. Hierbei helfen mit die Aufheber des Afters (musculi levatores ani), die Muskelhaut des Mastdarms und die Bauchpresse. Krankheiten des Afters kommen häufig vor. Eine derselben ist angeboren, nämlich der Mangel oder die Verschließung des Afters (atresia ani), wobei der Mastdarm blindsackartig endigt und die äußere Haut an Stelle des Afters keine Oeffnung besitzt, also auch keine Darmentleerung eintreten kann. Unter den erworbenen Krankheiten des Afters sind die sogen. Hämorrhoidalknoten die gewöhnlichsten. Sie beruhen auf Erweiterung der Mastdarmvenen infolge von Blutstockung im Unterleibe; die Ausdehnung dieser Venen wird oft so beträchtlich, daß ihre Wände zerreißen und Blutungen eintreten (s. **Hämorrhoiden**). **Entzündungen** des Afters und des Mastdarms kommen in allen Formen vor und entstehen durch die verschiedensten Ursachen: durch den mechanischen Reiz, welchen harte Kothmassen auf das Darmende ausüben; durch fremde Körper, welche mit den Fäkalmassen durchtreten sollten, z. B. verschluckte Fischgräten, Stecknadeln, Obstkerne, Knochenstückchen u. dgl., welche aber in der Nähe des Afters sich einbohren oder die Schleimhaut daselbst verletzen; ferner durch die Anwesenheit von Eingeweidewürmern, namentlich Madenwürmern bei Kindern; durch den übermäßigen Gebrauch scharfer Abführmittel; endlich durch Blutstockungen in den Mastdarmvenen. Diese Entzündungen sind mit brennenden und drückenden Schmerzen im A. und mit unaufhörlichem Stuhldrang verbunden, welcher aber nach etwa stattgefundener Entleerung nicht wesentlich erleichtert wird. Auf der gerötheten Schleimhaut findet dabei eine reichliche schleimige oder eiterige Sekretion statt, das Sekret fließt unwillkürlich und unaufhörlich durch den A. ab. Infolge davon bilden sich leicht **Geschwüre** auf der Mastdarmschleimhaut und die Haut um den A. entzündet sich ebenfalls und wird wund. Die wirksamsten Mittel hiergegen sind, abgesehen von der Entfernung der Ursachen, kühle oder laue Sitzbäder, milde Klystiere, reizlose Abführmittel und vorzüglich strenge Diät. In schwereren Fällen ist es zweckmäßig, einige Blutegel an den A. zu setzen. Die Verletzungen des A. und Mastdarms durch Stoß oder Fall auf eckige und spitze Körper rufen natürlich allemal eine Entzündung in größerer Ausdehnung hervor und sind bei einigermaßen tiefem Eindringen des verletzenden Gegenstandes sehr gefährlich, weil die durch sie hervorgerufene Entzündung leicht auf die Nachbarorgane, die Geschlechts- und Harnwerkzeuge, das Bauchfell rc. übergehen und dadurch tödtlich werden kann. Uebrigens wird die Heilung solcher Verletzungen wegen der steten Verunreinigungen und Zerrung durch die abgehenden Exkremente sehr erschwert und verzögert. Ein sehr schmerzhaftes und lästiges Uebel sind die **Fissuren** oder **Schrunden** am A., oberflächliche Einrisse oder längliche Geschwüre zwischen den Falten der Schleimhaut des Afters, welche beim Durchtritt harter Kothmassen, sowie bei Mastdarmkatarrh und Hämorrhoiden entstehen. Sie verursachen namentlich beim Stuhlgang die brennendsten Schmerzen und rufen manchmal eine krampfhafte, sehr schmerzhafte Zusammenschnürung des Afterschließmuskels hervor (sogen. **Aftersperre**). Hiergegen sind milde Abführmittel, laue Klystiere, das Touchiren der kranken Stellen mit dem Höllensteinstift die besten Heilmittel. Schwere mit Aftersperre einhergehende Fälle erheischen manchmal sogar die Anwendung des Glüheisens, welches schnelle Heilung bringt. Als **widernatürlichen A.** (anus praeternaturalis) bezeichnet man jede abnorme, an irgend einer Stelle der Bauchwand befindliche und mit dem Darmkanale in unmittelbarer Verbindung stehende Oeffnung, durch welche sich der Darminhalt ganz oder nur zum Theil nach außen entleert. Im letztern Falle gebraucht man dafür auch den Namen **Kothfistel** (fistula stercorea). Ein solches Uebel entsteht meist infolge eines eingeklemmten, brandig werdenden Bruchs, oder auch infolge von Verwundung des Unterleibs bis in den Darm hinein. Befindet sich eine solche abnorme Oeffnung weit oben im Darmkanale, so treten die eingenommenen Nahrungsmittel eher aus, als sie dem Zwecke der Ernährung gedient haben, und die hierdurch veranlaßte mangelhafte Ernährung kann zum Tode führen. Diese Gefahr mindert sich zwar, wenn sich der widernatürliche A. weiter nach unten zu gebildet hat, doch kann auch dies an sich schon sehr lästige und unangenehme Uebel dadurch gefährlich werden, daß ein Theil des Darms sich herausstülpt oder in die Oeffnung eingeklemmt wird. Die radikale Heilung des widernatürlichen Afters versuchte erst Dupuytren mit einigem Erfolg, und zwar auf die Weise, daß er an den Rändern der Darmöffnung Entzündung und infolge davon Vereinigung der ersteren und Verschließung der letzteren bewerkstelligte. Dieffenbach wandte zu demselben Zwecke Kauterisation, die Schnürnaht und Verpflanzung eines Hautlappens an. Vom widernatürlichen A. unterscheidet sich der **künstliche A.** (anus artificialis) insofern, als dieser eines Heilzwecks wegen auf künstliche Weise durch Operation gebildet wird, nämlich in dem Falle, wo die Entleerung des Darminhalts

auf natürlichem Wege, infolge von krankhafter Verengerung oder Verschließung des untern Darmrohres, verhindert ist und die Zurückhaltung der Fäkalmassen im Körper das Leben bedroht.

After, altdeutsches Verhältniswort (niederländ. achter), s. v. w. nach, hinter, seit dem 15. und 16. Jahrh. nur noch in Zusammensetzungen mit Hauptwörtern, seltener mit Zeitwörtern (z. B. afterreden) vorkommend, meist mit dem Nebenbegriff des Falschen, Schlechten, Unechten, z. B. Afterkind s. v. w. uneheliches Kind; Aftermehl, das nach der Beutelung des feineren übrig bleibende Mehl; Afterbier, Nach- oder Halbbier, Kovent; Afterkorn (s. d.), Afterkrystalle (s. d.) ꝛc.

Afterbildung (Pseudoplasma, Fremdbildung), in der Medicin jede organische Anbildung, die ein quantitativ anomales Produkt setzt, welches einen integrirenden Bestandtheil des lebenden Organismus bildet, von den lebenden Elementartheilen desselben ausgeht und mit demselben in lebendiger organischer Verbindung steht, also im wesentlichen s. v. w. krankhafte Geschwulst. Eine scharfe Abgrenzung der A. von den auf übermäßiger Ernährung beruhenden Hypertrophien ist nicht durchführbar. Die Afterbildungen gehören zu den häufigsten Krankheiten. Sie bieten die unendlichste Mannigfaltigkeit dar, sowohl in ihrer Größe, Form, Konsistenz, Farbe ꝛc., als auch bezüglich ihres feineren Baues, ihrer Ursachen, ihrer Entstehung und ihres Wachsthums, ihrer Folgen für den Körper ꝛc. Das Weitere hierüber siehe unter Geschwulst.

Afterkratt (Wundsein, Frattsein, Wolf, excoriatio), eine oberflächliche Hautentzündung am After, wobei die Haut in größerer oder geringerer Ausdehnung geröthet ist und eine feuchte, etwas rauhe Oberfläche darbietet; letztere verursacht beim Gehen und überhaupt bei jeglicher Reibung einen brennenden Schmerz. Das Uebel beruht auf der Entfernung der schützenden Horndecke der Haut und entsteht gern bei fetten Personen, welche leicht schwitzen, bei anhaltender Reibung der Theile, wie beim Reiten, namentlich aber bei kleinen Kindern infolge von Verunreinigung mit Harn und Koth. Das beste Mittel, den A. zu verhüten oder zu beseitigen, besteht in wiederholten Waschungen mit kühlem Wasser oder mit Bleiwasser. Weniger zu empfehlen ist die Anwendung der als Volksmittel sehr gebräuchlichen Streupulver, z. B. des Bärlappsamens.

Afterjucken (prurigo podicis), ein zuweilen mit Bildung von Knötchen in der Umgebung des Afters verbundenes, höchst lästiges Uebel, welches von verschiedenen Ursachen herrühren kann und meist von längerer Dauer zu sein pflegt. Mastdarmwürmer sind besonders bei Kindern die Ursache des Juckens, katarrhalisch entzündliche Zustände, sogen. Hämorrhoiden und dadurch bedingte Ausflüsse bei Erwachsenen. Das Jucken ruft einen unwiderstehlichen Drang zum Kratzen hervor, wodurch die Theile wund und schmerzhaft werden und die Ausschwitzung einer serösen Feuchtigkeit erfolgt. Wo das Jucken Folge jener knötchenartigen Hautkrankheit ist, die sich oft auf die Haut der Geschlechtswerkzeuge verbreitet, ist es in der Regel sehr hartnäckiger Natur und nur schwer zu heilen. Fleißige kalte Waschungen, Anwendung von Kleienwasser, von Lösungen von Zinkvitriol und Bleizucker sind die wirksamsten Mittel dagegen. Neuerdings hat man den innerlichen Gebrauch von Karbolsäure gegen das A. empfohlen.

Afterklauen (Aberklauen, Gräfler), die beiden hornigen Auswüchse, die sich beim Rind- und Schweinevieh, sowie beim Wild hinten an jedem Fuße über dem Ballen befinden.

Afterkorn (Hinterfrucht, Aftergetreide, Hintergetreide), die geringwerthigere Sorte von Getreide, welche beim Dreschen und Reinigen der Frucht von der eigentlichen Marktwaare und Brodfrucht ausgeschieden wird. Man verwendet sie in der Regel als Viehfutter.

Afterkrystalle (Pseudomorphosen), alle natürlichen oder künstlichen Mineralgebilde, deren äußere Form mit der inwendigen Molekularstruktur oder überhaupt mit der chemischen Zusammensetzung im Widerspruche steht. Im weitern Sinne kann man zwar noch andere Gebilde, namentlich die meisten Petrefakten, zu den Pseudomorphosen rechnen, doch wird die letztere Bezeichnung gewöhnlich nur auf die polyedrischen Mineralkörper bezogen, sofern ihre Form nicht ihre eigenthümliche, sondern eine fremde, von anderen Individuen erborgte, ist. Der Gegensatz zu den echten Krystallen und die Erkennung der A. ist also im wesentlichen dadurch gegeben, daß der innere Aggregatzustand, die Spaltbarkeit, die optischen u. sonstigen physikalischen Verhältnisse zu der äußeren Form nicht in einheitlicher, regelmäßiger Beziehung stehen. In seltenen Fällen zeigt der nachbildende Körper auch noch die Spaltbarkeit des nachgebildeten, aber diese Uebereinstimmung ist doch nur eine begrenzte oder scheinbare. Kohlensaurer Kalk (Kalkspat, Schaumkalk) erscheint häufig in der Form des Gipses, und zuweilen ist die Hauptspaltung des letzteren Minerals auch in der Pseudomorphose bewahrt geblieben. Die optische Untersuchung belehrt uns aber sogleich, daß die Spaltungsblättchen keine einheitliche Molekularstruktur besitzen, sondern daß sie aus einem Aggregate kleiner Kalkspatkörnchen bestehen, die aus einer Lösung, welche den Spaltungsrichtungen des Gipses folgte, allmählich abgelagert wurden. Das Aggregat zeigt daher nur eine der Spaltbarkeit des Gipses entsprechende Absonderung, nicht eine eigentlich krystallinische Spaltbarkeit. Bekannt ist der sogen. krystallisirte Sandstein, wie er sich bei Fontainebleau, bei Brilon in Westfalen und an anderen Orten findet. Es sind Kalkspatformen, und es ist auch krystallisirter Kalkspat das Bindemittel des Sandes, den jener mechanisch in sich eingeschlossen und in seine Form gezwungen hat. Nur mit Rücksicht auf den Sand sind also diese Gebilde A. zu nennen, und wenn ein rhomboëdrischer Bruch an ihnen hervortritt, so ist dies die echt krystallinische Spaltbarkeit des verbindenden Kalkspates. Ganz analog sind die sandhaltigen Gipskrystalle aus der Sahara gebildet. Wird der Gips oder Kalkspat durch Wasser ausgelaugt, dabei aber die Form nicht zerstört, so bleiben echte A. zurück, die aber hauptsächlich durch mechanische, nicht durch chemische Thätigkeit entstanden sind. In dieser Weise sind auch wahrscheinlich die A. von Thon u. Mergel nach Steinsalz zu erklären, welche sich namentlich häufig bei Kommern in der Eifel finden. — Der Gegensatz zwischen innerer Molekularstruktur und äußerer Form ist aber auch für die Charakteristik der A. genügend; eine chemische Veränderung ist zwar in der Regel damit verbunden, aber nicht geradezu nothwendig. Andrerseits braucht auch die Eigenform

des jetzigen Minerals von derjenigen des früheren nicht nothwendig verschieden zu sein. A., welche allein auf einer formellen Aenderung der Molekularstruktur beruhen, sind nur bei Körpern möglich, welche in mehreren Formen krystallisirt auftreten können. So findet man zuweilen A. von Kalkspat nach Aragonit; beide Mineralien sind kohlensaurer Kalk, eine substantielle Aenderung war also mit der innern Umformung nicht verbunden. Man hat solche rein formelle Umwandlungen als sogen. Paramorphosen von den übrigen Afterkrystallen abgegrenzt. Ein interessantes Beispiel solcher A., bei denen dem jetzigen Mineral dieselbe Krystallform zukommt wie dem früheren, bilden die Leucite aus dem Leucitophyr von Rothweil am Kaiserstuhle, welche in Analcimsubstanz verwandelt sind. Für beide Mineralien ist das reguläre Leucitoëder charakteristisch. — Man pflegt die A. einzutheilen in Umhüllungs-, Umwandlungs- und Verdrängungspseudomorphosen. Die Bestimmung bleibt jedoch in manchen Fällen zweifelhaft, und viele A. fordern einen kombinirten Vorgang zu ihrer Erklärung. Im allgemeinen gilt dabei das Gesetz, daß der jüngere, jetzt vorhandene Körper in wässerigen Flüssigkeiten schwerer löslich ist als der ältere, früher vorhandene. Umhüllungspseudomorphosen entstehen dadurch, daß ein Mineral sich krustenartig auf älteren Krystallen absetzt. Je dünner und gleichmäßiger der Ueberzug, desto besser prägt sich auch nach außen in der Kruste die fremde Krystallform aus. So überrindet namentlich die Kieselsäure als Chalcedon und Quarz gern die verschiedensten Krystalle, Kalkspat, Flußspat, Schwerspat &c. Wurde der innere Krystall später durch Auflösung entfernt, so entstanden Krystallabdrücke oder hohle Pseudomorphosen, welche dann wiederum Raum boten für jüngere Mineralbildungen. So findet man Chalcedonhüllen nach Kalkspat im Innern mit Amethyst bekleidet, Quarzhüllen nach Flußspat mit Blende erfüllt, &c. Solche Ausfüllungspseudomorphosen sind von Verdrängungspseudomorphosen oft schwer zu unterscheiden, und doch ist die Bildungsweise beider eine sehr verschiedene. Bei den Umwandlungs- und Verdrängungspseudomorphosen geht die Aenderung der Substanz direkt an und in dem ältern Krystalle vor sich, gewöhnlich von außen nach innen fortschreitend. Bei den ersteren wird die frühere Substanz mehr oder weniger zu der Neubildung verwendet, aber chemisch verändert, umgewandelt, bei den Verdrängungspseudomorphosen dagegen bleibt von der früheren Substanz nichts mehr zurück, sondern sie wird vollständig verdrängt. Wenn die frühere und die jetzige Substanz ganz heterogene Körper sind, so hat natürlich eine Verdrängung stattgefunden, aber in vielen Fällen ist die erwähnte Abgrenzung praktisch sehr schwierig durchzuführen, oder verleitet zu voreiligen Ansichten. Zu den entschiedenen Verdrängungspseudomorphosen gehören z. B. die A. von Hornstein nach Kalkspat, Zinnstein nach Orthoklas, Hämatit oder Pyrolusit nach Kalkspat &c. Auch die bekannten A. von Göpfersgrün im Fichtelgebirge, wo eine ganze Gesteinsmasse in Speckstein umgewandelt ist, und die Quarzformen besonders deutlich zu erkennen sind, müssen zu den Verdrängungspseudomorphosen gerechnet werden. Zweifelhaft in ihrer Stellung sind z. B. die A. von Kalkspat nach Gips. Wirkt eine Lösung von kohlensaurem Natron auf schwefelsauren Kalk, so geht schwefelsaures Natron in Lösung und kohlensaurer Kalk bleibt zurück; kommt aber eine Lösung von Kalkbikarbonat mit dem Gips in Berührung, so geht dieser als solcher in Lösung und Kalkspat tritt an seine Stelle. Der erstere Vorgang bedingt eine Umwandlungs-, der letztere eine Verdrängungspseudomorphose. Umwandlungspseudomorphosen kommen am häufigsten vor, und streng genommen kann man die meisten Krystalle, so weit sie nicht ganz frisch und unversehrt sind, in diese Abtheilung bringen. Die Umwandlung beruht entweder auf einem Verlust, oder auf einer Aufnahme, oder auf einem Austausch von Bestandtheilen. Zu den Afterkrystallen ersterer Art kann man die wasserhaltigen Krystalle rechnen, wenn sie durch Liegen an der Luft mehr oder weniger Wasser eingebüßt haben (Bleichung und Zerfallen der Zeolithe, Laumontit); seltener besteht die Umwandlung in einer Reduktion, also in einem Verlust an Sauerstoff (gediegen Kupfer nach Rothkupfererz). Zu den Afterkrystallen, welche durch Aufnahme, ohne gleichzeitigen Verlust von Bestandtheilen, gebildet sind, gehören z. B. die einfachen Oxydationsgebilde: Rothkupfererz nach gediegen Kupfer, Martit nach Magneteisen; in anderen Fällen tritt eine Säure zur vorhandenen Basis (Malachit nach Rothkupfererz), oder es erfolgt die Aufnahme von Wasser (Brauneisenstein nach Hämatit, Gips nach Anhydrit). Weil aber mit dem einfachen Verlust von Bestandtheilen nothwendig eine Volumverminderung, mit der Aufnahme von neuen Stoffen eine Volumvermehrung verbunden ist, so sind beiderlei Vorgänge, so ausgedehnt auch ihre Wirkungen für die Umwandlungsprocesse im allgemeinen sind, doch für die Bildung und Erhaltung deutlicher A. viel weniger günstig als diejenigen chemischen Veränderungen, welche wir als einen Austausch von Bestandtheilen bezeichnen können. Bei weitem die meisten A. sind denn auch in diese Abtheilung zu rechnen. Eine wichtige Gruppe derselben kann man als sogen. Zersetzungspseudomorphosen abscheiden, deren Substanz im wesentlichen ein erdiger, oder unvollkommen krystallinischer, mehr oder weniger veränderter Rückstand der vormaligen Krystalle ist. Hierher gehören z. B. die wichtigen Pseudomorphosen von Kaolin nach Feldspat, welche dadurch entstanden sind, daß die Alkalien und ein Theil der Kieselsäure ausgeschieden und dagegen Wasser aufgenommen wurde. Wie Kaolin, so ist auch Serpentin immer ein Umwandlungsprodukt anderer Silikate. Zu vielen Diskussionen haben die sogen. Serpentinkrystalle von Snarum in Norwegen Veranlassung gegeben; es sind Pseudomorphosen nach riesigen Olivinkrystallen, und ihre Bildung beruht im wesentlichen auf einem Austausch von Magnesia gegen Wasser. Zuweilen steckt noch unzersetzter Olivin darin. Aehnliche Umwandlungen haben sehr häufig die Olivinkrystalle in Basalten &c. betroffen. Die schwerlösliche kieselsaure Magnesia erscheint ferner als Speckstein in den Formen sehr vieler Silikate, doch ist der Umwandlungsproceß meist weniger leicht zu deuten. Die augitartigen Mineralien sind häufig in Grünerde umgewandelt, und solche A. sind um so schwieriger genau zu erklären, da weder das frühere noch das jetzige Mineral von konstanter Zusammensetzung ist; die sogen. Grünerde ist sogar meistens ein Gemenge. Jedenfalls sind viele A. nicht durch eine einfache Umsetzung entstanden, sondern ein Proceß hat erst den anderen vermittelt. Schwefeleisen wird an der

Luft vielfach zu Eisenvitriol orydirt; andrerseits ist die Umwandlung von Eisenvitriol zu Eisenoxydhydrat eine gewöhnliche Erscheinung. Beide Vorgänge gemeinsam geben uns die Erklärung der häufigen A. von Brauneisenstein nach Schwefelkies. In anderen Fällen erscheint das jetzige Mineral gegenüber dem frühern selbständiger, wenn auch der eine oder andere Bestandtheil beiden gemeinsam ist, wie oben bereits für die A. von Kalkspat nach Gips anschaulich gemacht wurde. Diese Selbständigkeit spricht sich schon dadurch aus, daß das neue Mineral wiederum ein echt krystallinisches Aggregat ist. Je mehr Bestandtheile gegen andere ausgetauscht sind, desto mehr nähern sich die Umwandlungs- den Verdrängungspseudomorphosen, und die Grenze zwischen beiden ist, wie erwähnt, nicht festzustellen. Vgl. Blum, Pseudomorphosen des Mineralreichs (Stuttg. 1843, Nachträge 1847, 1852, 1863).

Afterlehen (subfeudum), ein Lehen, welches Gegenstand eines neuen Lehens geworden ist, indem der Vasall sein Nutzungseigenthum (dominium utile) einem andern ins Lehen reicht (subinfeudatio). Dies bedarf der Einwilligung des Herrn zur Gültigkeit dann nicht, wenn der Vasall das Lehen nicht unter vortheilhafteren Bedingungen verleiht, als er es selbst erhielt; die Agnaten aber werden dadurch nicht gebunden. Bei der Subinfeudatio kommen drei Lehnspersonen über einander zu stehen: der Oberlehnsherr (dominus), der Unterlehnsherr (vasallus primus) und der Aftervasall (vasallus secundus). Der Aftervasall ist zwar zunächst nur Mann des ersten Vasallen, aber doch schon jetzt zur Lehnstreue gegen den obern Lehnsherrn verbunden, welcher ihn beim Erlöschen des Rechts des ersten Vasallen als unmittelbaren Lehnsmann anzuerkennen hat.

Aftermiete (Untermiete), dasjenige Rechtsverhältnis, welches entsteht, wenn der Mieter den ermieteten Gegenstand weiter vermietet, wozu er nach gemeinem Recht berechtigt ist. Nach preuß. Recht hat der Mieter nicht schon an sich die Befugnis der Weitervermietung, sondern nur, wenn sie ihm vom Vermieter ausdrücklich eingeräumt ist. Zwischen dem ursprünglichen Vermieter und dem Aftermieter besteht kein Rechtsverhältnis. Jener hält sich in allen Stücken an seinen Mieter, dieser (der Aftermieter) an seinen Vermieter.

Aftermoose, s. Lebermoose.

Afterpacht (Unterpacht), genau dasselbe Rechtsverhältnis beim Pacht, wie die Aftermiete (s. d.) bei der Miete. Wenn der Eigenthümer eines Landgutes seinem Pächter auch die Weiterverpachtung gestatten mag, hat er doch das lebhafteste Interesse daran, sich seine Genehmigung in Betreff der Bedingungen und in Betreff der Person des Afterpächters vorzubehalten.

Afterraupen, die Larven der Blattwespen, welche wegen ihres hornigen Kopfs, ihrer hornigen Brust- und falschen Bauchfüße den eigentlichen Raupen, aus denen die Schmetterlinge entstehen, sehr ähnlich sind und daher oft für Schmetterlingsraupen angesehen werden. Man kann sie indeß leicht von diesen unterscheiden, indem die A. wenigstens sechs, gewöhnlich aber acht Paar, die Schmetterlingsraupen dagegen höchstens fünf, ja gewöhnlich nur vier Paar Bauchfüße mit einem Ringe horniger Borsten oder Zähne haben, welcher den Bauchfüßen der A. fehlt. Auch sind die A. mit zwei einfachen Augen auf der Stirn und zwei sehr kleinen kegelförmigen Fühlern, die den eigentlichen Raupen abgehen, versehen, wie auch ihre Kiefer dicker und stark gezähnt sind. In der Ruhe rollen sie sich meist spiralförmig auf und spritzen, wenn man sie berührt, einen unangenehm riechenden Saft aus feinen, an der Seite unter den Luftlöchern befindlichen Oeffnungen. Alle diese Larven sind sehr gefräßig, und manche richten an Gewächsen, namentlich Rosen, Kirschen, Weiden, Pappeln, Stachel- und Johannisbeeren, auch Rüben bedeutenden Schaden an. Sie spinnen sich an den Blättern oder in der Erde oder unter abgefallenen Blättern ein.

Afterskorpione, s. Gliederspinnen.

Afterspinnen, s. Gliederspinnen.

Aftwa-Saxa, Berg im russ.-finn. Westerbotten, am Torneåfluß, oberhalb der Stadt Torneå, um die Zeit des längsten Tags viel besucht (namentlich von Engländern), weil dann von seinem Gipfel aus die Mitternachtssonne zu sehen ist. Auch die Bewohner der Umgegend pflegen sich am Abend des Johannistages zu Spiel und Tanz daselbst zu versammeln. Auf dem A. wurden 1736—37 von Anders Celsius und franz. Gelehrten, 1801—3 von den Schweden Swanberg und Oefverbom Gradmessungen ausgeführt.

Afzelius, 1) Adam, geb. 8. Okt. 1750 zu Larf in Westgothland, ward als Linné's letzter Schüler 1777 Docent der oriental. Literatur, 1785 Demonstrator der Botanik an der Universität Upsala, begab sich 1792 nach der englisch-afrikan. Kolonie Sierra Leone, verlor aber hier bei der Ausplünderung der Kolonie durch die Franzosen alle seine werthvollen Sammlungen. Im Jahre 1796 als Sekretär bei der schwed. Gesandtschaft in London angestellt, kehrte er 1799 auf seinen Lehrstuhl in Upsala zurück, errichtete hier 1802 das Institutum Linnaeanum und erhielt 1812 die Professur der Materia medica. Er starb 20. Jan. 1837 in Upsala. Als Schriftsteller machte er sich durch mehrere naturgeschichtl. Werke (»Genera plantarum guineensium«, Upsala 1804; »Stirpium in Guinea medicinalium species novae«, das. 1818; »Stirpium in Guinea medicinalium species cognitae«, das. 1825, ꝛc.), sowie durch Herausgabe der Selbstbiographie Linné's (deutsch, Berl. 1826) bekannt. Seine reichhaltige Pflanzensammlung hat die Universität Upsala angekauft.

2) Arvid August, schwed. Dichter und Schriftsteller, geb. 6. Mai 1785, war seit 1821 Pfarrer zu Enköping, wo er hochbetagt 25. Sept. 1871 starb. A. machte sich besonders durch seine Forschungen im Gebiete altnordischer Geschichte und Literatur bekannt. Er übersetzte mit dem Dänen Rask die alten Edden, gab mit Geijer die »Svenska Folkvisor«, eine Sammlung altschwedischer Volkslieder mit den alten Melodien (Stockh. 1814—15, 3 Bde.; deutsch in Auswahl von Warrens, Leipz. 1857) heraus und lieferte eine interessante, aus Volksliedern, der Chronik und alten Volkstraditionen geschöpfte Geschichte Schwedens (»Svenska folkets sagohäfder«, Stockh. 1839—59, 4 Hefte; deutsch, Leipz. 1842). Als Dichter gehörte A. zur sogen. gothischen (d. i. national-romantischen) Schule. Besonders gelangen ihm Romanzen (z. B. »Der Recke«) und Volkslieder im alten Nationalton. Seine Poesie kann als die äußerste Konsequenz des ernsten, urnordischen Charakters angesehen werden, der die Wirksamkeit der gothischen Schule bestimmte. Als Dramatiker ist A. ohne Bedeutung.

Aga (Agha, Aghassi, türk., »mein Herr«), Titel der türk. höheren Militärbefehlshaber und

Hofwürdenträger. Von ersteren sind nach Auflösung der Janitscharen, welche der Jenitscheri Agassi befehligte, die vornehmsten: die Silihdar Agassi, die Generäle der Infanterie und Kavallerie, und der Topdschilar Agassi, General der Artillerie; von letzteren der Kapu Agassi, das Haupt der weißen Verschnittenen; der Kyslar Agassi, das Haupt der schwarzen Verschnittenen; der Aga Babi saadet (d. i. »der Herr des Thores der Glückseligkeit«), der Oberaufseher der Odalisken; der Chasinedar Baschi, der Oberschatzmeister; der Kilardschi Baschi, der Oberkellermeister, und der Serai Agassi, der Oberaufseher des Serails.

Agăbos, der einzige christliche Prophet, der im Neuen Testament genannt wird (Apostelgesch. 11, 28; 21, 10). Die von ihm geweißagte Hungersnoth trat ein 44 n. Chr. Er soll zu Antiochia den Märtyrertod erlitten haben. Sein Gedächtnistag ist der 8. Febr.

Agaciren (franz., spr. -gaſſ-), auf pikante Weise anregen und herausfordern.

Agădes, Hauptstadt von Air (s. d.).

Agadir (St. Cruz der Europäer), Küstenstadt in der marokkan. Provinz Sus, an der Mündung des Sus, mit jetzt nur 1500 Einw., hatte früher lebhaften Handelsverkehr mit Europa, ist aber durch die Erbauung Mogadors sehr herabgekommen. Die Rhede von A. gilt für die beste der ganzen Küste, ist aber dem fremden Handel nicht geöffnet.

Agallochcholz (spr. -losch-), s. Aloëholz.

Agalma (griech.), Bild, Natur.

Agalmatolith (griech., »Schmuckstein«; Bildstein, chinesischer Speckstein, Lardit, Pagodit), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Geolithe, besteht aus kieselsaurem Kali, kieselsaurer Thonerde und Wasser ($1K_2O$, $3Al_2O_3$, $9SiO_2$, $3H_2O$), ist derb, splitterig, gelblich- oder grünlichgrau, auch fleischroth oder ölgrün, bisweilen fleckig, matt oder schimmernd, kantendurchscheinend, fühlt sich wenig seifenartig an, spec. Gew. 2,75—2,9, Härte 2,5—3, findet sich in China und bei Nagyag in Siebenbürgen und wird in China zu allerlei Kunstsachen, Götzenbildern ꝛc. verarbeitet.

Agama (Agamen), Gruppe von Eidechsen aus der Gruppe der Dickzüngler: Baumagamen, s. v. w. Leguane; Erdagamen, s. v. w. Dorneidechsen.

Agamé, eine zum Reiche Tigrié gehörige Landschaft im nordöstlichen Abessinien. Daselbst liegt auf einem 2285 Meter hohen Berge das nur auf Leitern zu ersteigende Kloster Debre Damo; an der Ostgrenze, neben dem 3410 Meter hohen Lavaberge Alekwa, in 2530 Meter Höhe Addi Graht. Das Land erzeugt Getreide und Wolle in Fülle.

Agamēdes, Sohn des Königs Erginos von Orchomenos, aus dem Geschlechte der Minyer, Bruder des Trophonios und wie dieser als Baumeister berühmt. Beide bauten dem König Hyrieus eine Schatzkammer, an der sie einen Stein so einfügten, daß sie ihn leicht herausnehmen und so die Schatzkammer, ohne deren Thür zu öffnen, bestehlen konnten. Hyrieus legte aber, um den Dieben auf die Spur zu kommen, Schlingen, worin sich A. fing. Um nicht durch die Entdeckung des Bruders als Mitschuldiger erkannt zu werden, schnitt Trophonios jenem das Haupt ab und ward darauf von der Erde verschlungen. Eine ähnliche ägypt. Sage, den Schatz des Rhampsinit betreffend, erzählt Herodot (vgl. O. Müller, Geschichte hellenischer Stämme, Bd. 1). Nach anderer Sage bauten die Brüder einen Tempel des Apollo zu Delphi. Für diesen Bau hatte ihnen Apollo eine Belohnung zugesagt, welche sie sieben Tage nach der Vollendung erhalten sollten; an diesem Tage starben sie.

Agamemnon, berühmter Heros des griech. Alterthums, Sohn des Atreus, Königs von Mykene, Enkel des Pelops und Urenkel des Tantalos. Mit seinem Bruder Menelaos mußte er auf Befehl des Vaters (s. Atreus) den Thyestes aufsuchen, der aber, nachdem Aegisthos den Atreus getödtet, sich mit diesem in Besitz des Reichs von Mykene setzte. Später wurde jedoch A. Herr des väterlichen Reichs und durch Eroberung Sikyons einer der mächtigsten griech. Fürsten. Seine Gemahlin war Klytämnestra, Tochter des Königs Tyndareus von Lakedämon, seine Kinder Iphigenia, Elektra, Chrysothemis und Orestes. Als seines Bruders Menelaos Gemahlin von Paris entführt worden war, zog er mit jenem in Griechenland umher, um die Fürsten des Landes zum Rachekrieg gegen Troja anzureizen. Er selbst wurde zu Argos zum Oberbefehlshaber der verbündeten Griechen erwählt. Im Hafen von Aulis sammelte sich die Flotte, 1200 Segel stark, wurde aber durch eine Windstille zurückgehalten, bis die auf A. erzürnte Göttin durch das Opfer der Iphigenia versöhnt war. Während der Belagerung von Troja erscheint A., wiewohl er dem Achilles an Tapferkeit nachsteht, immer in der Würde und Hoheit des Oberfeldherrn: er beruft die Fürsten zur Versammlung und führt das Heer in die Schlacht. Troja wird endlich erobert, und A. erhält die Königstochter Kassandra zur Beute. Nach gefahrvollen Irrfahrten zu Hause angelangt, wird er von Aegisthos, seinem Verwandten, der inzwischen die Klytämnestra verführt hatte, beim Mahle überfallen und erschlagen, oder, nach den Tragikern, von der auf Kassandra eifersüchtigen, auch über Iphigenia's Opferung erzürnten Gattin, die ihm beim Bade ein Netz oder ein Gewand ohne Aermelöffnungen überwarf, mit Kassandra zugleich getödtet. Sein und seiner Nachkommen Schicksal gab den griechischen Dichtern Stoff zu den herrlichsten Tragödien. A. wurde als Heros verehrt und sein Grabmal, ein altes Heiligthum, zu Mykene gezeigt.

Agamie (griech.), Ehelosigkeit; agamisch, ehelos.

Agaña (spr. -anja), Hauptstadt der Marianeninsel Guajan, Sitz des span. Gouverneurs der Marianen, liegt an einer ganz hafenlosen Stelle der Westküste, mit über 3000 Einw.

Aganippe, in der griech. Mythologie die Tochter des Flußgottes Termessos, war die Nymphe der Quelle A. auf dem Berge Helikon. Letztere, der Sage nach durch den Hufschlag des Götterrosses Pegasus entstanden, war den Musen heilig, die nach ihr Aganippiden hießen; der Genuß ihres Wassers erregte dichterische Begeisterung.

Agapanthus *Herit.* (Schmucklilie, Liebesblume), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, mit knolligem Wurzelstocke, zahlreichen langen linealen Blättern, nacktem Schaft, vielblumiger Dolde, regelmäßig trichterförmiger, sechstheiliger blauer oder weißer Blumenkrone, dreieckiger, dreifächeriger Kapsel und flachen, häutiggeflügelten Samen, ausdauernde Zierpflanzen, worunter A. praecox *W.*, A. umbellatus *Herit.* und A. multiflorus *W.*, am Kap einheimisch, hervorzuheben sind.

Agăpen (v. griech. agăpe, »Liebe«, Liebes-

mahle), die gemeinsamen Mahlzeiten der ersten Christen, welche als Kultusakt zur Darstellung und Bethätigung der die Gemeinde verbindenden Liebe an den Abenden der Sabbathe und Sonntage gehalten wurden. Ihren Schluß bildete die Feier des Abendmahls, dessen Einsetzung die Veranlassung zu der Sitte gegeben zu haben scheint. Als abendliche und geschlossene Versammlungen erregten sie den Argwohn der Römer und wurden verboten. Trotz Unordnungen, die bei ihnen stattfanden (vgl. 1. Kor. 11, 20 ff.), erhielten sie sich doch bis ins 7. Jahrh. Seit dem 2. Jahrh. löste sich auf eine in den verschiedenen Gegenden nicht gleichförmige Weise das Abendmahl von ihnen ab und wurde mit dem Morgengottesdienst verbunden. Dadurch verloren die A. an Weihe und Ansehen; auch erschwerte das Wachsthum der Gemeinden deren würdige Feier. Durch Synodalbeschlüsse nach und nach aus den Kirchen verwiesen, wurden sie endlich durch das Concilium Quinisextum 692 gänzlich verboten. In der neueren Zeit haben die Herrnhuter die Liebesmahle wieder erneuert; sie halten dieselben besonders an den hohen Festtagen und genießen dabei unter Gebet und Gesang Thee und Backwerk.

Agapétus, Name zweier Päpste: 1) A. I., geborner Römer, wurde 535 Papst und suchte 536 in Konstantinopel zwischen dem Ostgothenkönig Theodat und Kaiser Justinian vergeblich Frieden zu stiften. Auch veranlaßte er dort die Absetzung des der eutychianischen Ketzerei verdächtigen Patriarchen Anthimos. Er starb 22. April 536 nach 11monatlicher Regierung.

2) A. II., ebenfalls geborner Römer, war von 946—955 Papst und rief gegen Berengar II., der sich zum König von Italien aufgeworfen hatte, den deutschen König Otto I. zu Hülfe. Er machte sich um Verbreitung des Christenthums im Norden verdient.

Agar-Agar (Ceylonmoos, Jaffnamoos), einheimischer Name mehrerer längs der Küsten des ostindischen Archipels im Meere wachsenden Algen- oder Tangarten von eigenthümlich gallertartiger Beschaffenheit, besonders von Euchema spinosum *Ag.*, welche in getrocknetem Zustande in Form zusammengerollter, knorpeliger, gelber Fäden dort in den Handel kommt, da sie in Wasser gekocht eine wohlschmeckende Gallerte gibt, die auf Ceylon, den Molukken-, Sunda-Inseln ꝛc. als beliebtes Nahrungsmittel, außerdem in China auch zum Appretiren der Seidenzeuge und zum Leimen des Papiers benutzt wird. Für diese letzteren Zwecke dürfte A. auch in Europa wachsende Bedeutung gewinnen. Die Salanganschwalbe soll ihre als Delikatesse geschätzten Nester (die sogen. indianischen Vogelnester) zum Theil aus A. bauen.

Agardh, 1) Karl Adolf, ausgezeichneter Forscher im Gebiete der Algenkunde, geb. 13. Jan. 1785 zu Bastad in Schonen, wo sein Vater Kaufmann war, studirte in Lund und hielt seit 1807 an der Universität daselbst Vorlesungen über Mathematik. Später wandte er sich der Botanik zu und wurde 1812 Professor der Botanik und Oekonomie. Im Jahre 1816 ließ er sich die geistlichen Weihen geben und ward Pfarrer zu St.-Peters-Kloster in Lund, ohne seine Professur aufzugeben. Aber 1834 zum Bischof zu Karlstadt ernannt, verließ er Lund, um in seinem Sprengel zu wohnen. Er starb 28. Jan. 1859 in Karlstadt. In seiner »Synopsis Algarum Scandinaviae« (Lund 1817), dann in den »Species Algarum rite cognitae etc.« (Lund und Greifsw., 1823—28, 3 Bde.), welchen die »Icones Algarum Europaearum« (Leipz. 1828—1835) sich anschlossen, hat A. dem Systeme der Algen eine neue Gestalt gegeben, welche er in seinem »Systema Algarum« (Lund 1824) vollständig ausgeführt darstellte. Außerdem schrieb er: »Essai de réduire la physiologie végétale à des principes fondamentaux« (Lund 1828), »Essai sur le développement intérieur des plantes« (das. 1829) und das »Lärobok i Botanik« (Malmö 1830—32, 2 Bde.; deutsch, 1. Theil: »Organographie der Pflanzen« von L. v. Meyer, Kopenh. 1831; 2. Theil: »Allgemeine Biologie der Pflanzen« von Creplin, Greifsw. 1832). Agardhs Verdienste um die Systematik der Algen sind allgemein anerkannt, und viele gelehrte Gesellschaften zählten ihn unter ihre Mitglieder. Er schrieb auch Abhandlungen über verschiedene staatsökonomische Fragen, war Gründer der Hypothekenbank und Feuerversicherungsanstalt zu Schonen, sowie Stifter der Sparkasse in Lund und Mitglied des 1827 und 1828 berufenen Erziehungskomité's. Seine »Gesammelten Schriften religiösen und theologischen Inhalts« behaupten auf diesem Felde einen hervorragenden Rang. Von seinen späteren Schriften ist die »Försök till en statsökonomisk Statistik öfver Sverige« (Stockh. 1852—59, 3 Bde.) die bemerkenswertheste.

2) Jakob Georg, namhafter Botaniker, Sohn des vorigen, geb. zu Lund 1813, seit 1854 Professor der Botanik daselbst, verfaßte verschiedene Schriften über allgemeine und systematische Botanik; sein wissenschaftlicher Ruf gründet sich aber vornehmlich auf sein Werk über die Algen: »Species, genera et ordines Algarum« (Lund 1848—63, 4 Bde.). Außerdem erschienen: »Synopsis generis Lupini« (Lund 1835), »Recensio generis Pteridis« (das. 1839), »Algae maris mediterranei et Adriatici« (Par. 1842), »In systemata Algarum hodierna adversaria« (Lund 1844), »Theoria systematis plantarum« (das. 1858).

Agarener, arab. Volksstamm, anfangs christlich, ging aber 650 zum Islam über. Die A. betrachteten sich anfangs als Abkömmlinge der Agar (Hagar), der Magd Abrahams (daher ihr Name), später als Söhne der Sarah, der Gattin Abrahams. So wird der Name Saracenen erklärt, der indeß auch andere Deutungen zuläßt. S. Saracenen.

Agaricus *Fr.* (Blätterschwamm), Pilzgattung aus der Ordnung der Hymenomyceten, und zwar aus der Reihe der Hutpilze, deren Fruchtträger die Gestalt eines Schirms hat. Der stielartige Theil heißt Strunk (stipes), der schirmförmige Hut (pileus). Ein charakteristisches Merkmal der Gattung A. ist, daß das die untere Seite des Hutes einnehmende Sporenlager die Form von Plättchen (Lamellen) hat, welche vom Rande des Hutes nach dem Strunke zu laufen. Bei manchen Arten ist der ganze Fruchtträger in der Jugend von einer Haut, Hülle (volva) genannt, umhüllt, welche später zerreißt. Auch zieht sich bei manchen Arten vom Rande des Hutes nach dem oberen Theile des Strunkes eine Haut, Schleier (velum) genannt, welche die Plättchen verdeckt. Löst sich dieser längs des Hutrandes los, so bleibt er am Strunke als ein häutiger Ring (annulus) sichtbar. Die sehr zahlreichen Arten dieser Gattung sind über die ganze Erde verbreitet, und eine große Zahl derselben ist in Europa einheimisch. Die meisten wachsen auf Waldboden, einige auf Wiesen und in Gärten. Das

Mycelium dieser Pilze ist im Boden ausgebreitet, und von ihm aus wachsen die Fruchtträger hervor, meist im Frühjahre und Herbste; insbesondere ist bei warmem Regen ihre Entwickelung oft eine äußerst rasche. Viele Agaricusarten sind eßbar und wegen ihres großen Gehaltes an eiweißartigen Stoffen eine sehr nahrhafte Speise; nicht wenige sind aber auch mehr oder minder, zum Theil sehr giftig. Es gibt kein allgemeines Merkmal, um die giftigen von den eßbaren Arten zu unterscheiden; auch das Merkmal, daß mit Giftschwämmen gekochte Zwiebeln oder silberne Löffel schwarz werden, ist nicht stichhaltig. Die Erfahrung muß für jede Art entscheiden. Von den deutschen Agaricusarten sind vorzugsweise folgende eßbar: 1) Der Kaiserling (A. caesareus *Scop.*), mit blaßgelbem Strunke, Ring, pomeranzen- oder dunkelgoldgelbem, am Rande gefurchtem, anfangs mit weißer Hülle umgebenem Hute, blaßgelben Plättchen und bei der Reife weißem Sporenpulver des Hutes; sehr wohlschmeckend; mehr im Süden einheimisch. 2) Der Parasolschwamm (A. procerus *Scop.*), mit 31 Centim. und darüber hohem, unten knolligem Strunke, weißlichem, mit braunen Schuppen und beweglichem Ringe versehenem, erst glockenförmigem, später flachem, in der Mitte erhöhtem Hute, weißen, später bräunlichen Plättchen, weißen Sporen, ohne Hülle; im Sommer und Herbst in und an Wäldern; nur der Hut ist eßbar. 3) Der Hallimasch (A. melleus *Fr.*), meist haufenweise wachsend, mit bräunlichgelbem Strunke mit Ring, hellbraungelbem, mit schwarzen Haarflocken versehenem, anfangs gewölbtem, später flachem Hute mit erhöhter Mitte, blaßgelblichweißen Plättchen und weißen Sporen, ohne Hülle; im Sommer und Herbst an faulen Baumstämmen und Wurzeln. 4) Der Elfenbeinschwamm (A. eburneus *Bull.*), ganz weiß und schleimig, mit 3—5 Centim. hohem Strunke ohne Ring, schwach gewölbtem, 1,3—5 Centim. breitem Hute ohne Hülle, weißen, am Strunke herablaufenden Plättchen und weißen Sporen; im Sommer und Herbst in Wäldern wachsend. 5) Der Reizker (A. deliciosus *L.*), ganz rothgelb, mit ebenso gefärbtem Milchsafte, dickem, 1,3—5 Centim. hohem Strunke, abgerundetem, mit eingerolltem Rande versehenem, 1,3—10 Centim. breitem Hute, ohne Ring und Hülle, mit weißen Sporen; im Sommer und Herbst häufig in Nadelwäldern. 6) Der Brätling (A. volemus *Fr.*), mit hellbraungelbem Strunke, großem, dickem, braungelbem, anfangs nach unten gebogenem, später ausgebreitetem oder aufwärts trichterförmigem Hute, weißlichen Plättchen, weißen Sporen und weißer Milch, ohne Ring und Hülle; im Sommer und Herbst in Wäldern. 7) Der Pomonaschwamm (A. Pomonae *Lenz*), mit dickem, weißem Strunke, stark gewölbtem, anfangs halbkugelförmigem, blaßgelbem, fettigem Hute, sehr zarten, weißlichen Plättchen, weißen Sporen, ohne Ring, Hülle und Milchsaft; im Frühling auf grasigen Plätzen. 8) Der Wiesenschwamm (A. pratensis *Pers.*), mit 1,7—4 Centim. langem, oben dickem, weißgelbem Strunke, flachgewölbtem, braungelbem, fettigem Hute, weißgelben Plättchen, ohne Ring, Hülle u. Milchsaft; im Sommer u. Herbst auf Wiesen. 9) Der Oreadenschwamm (Herbstmusseron, A. oreades *Bolt.*), mit dünnem, 5—8 Centim. langem, filzigem Strunke, in der Mitte gewölbtem, am Rande dünnem, wie der Strunk blaß gelblichrothem Hute, blasseren Plättchen und weißen Sporen, ohne Ring, Hülle u. Milchsaft; im Sommer und Herbst auf Wiesen. 10) Der Jungfernschwamm (A. virgineus *Jacq.*), ganz weiß, mit anfangs gewölbtem, dann flachem, endlich in der Mitte vertieftem, fettigem Hute, entfernt stehenden, am Strunke herablaufenden Plättchen und weißen Sporen, ohne Ring und Hülle; im Herbst auf Wiesen. 11) Der Lauchschwamm (A. scorodonius *Fr.*), mit 0,7—1,3 Centim. hohem, dickem, schwarzbraunem Strunke, 0,7—1,3 Centim. breitem, gewölbtem oder flachem, runzeligem, weißlichem oder bräunlichem Hute, weißlichen Plättchen, ohne Ring, Hülle und Milchsaft, nach Knoblauch riechend; im Sommer und Herbst in Wäldern. 12) Der Nagelschwamm (A. esculentus *Wulf.*), dem vorigen ähnlich, aber blaßgelbbräunlich und geruchlos; im Frühjahr in Wäldern. 13) Der Drehling (A. ostreatus *Jacq.*), mit massenweise übereinander liegenden, an der Seite angewachsenen, braunen Hüten mit weißen Plättchen, ohne Strunk; im Herbst an Laubbäumen. 14) Der Stockschwamm (A. mutabilis *Schaeff.*), mit meist gekrümmtem, braunem Strunk mit Ring, gewölbtem oder unregelmäßig gebogenem, dünnem, braunem Hute mit gelblichen Plättchen und dunkelbraunen Sporen; gesellig an modernden Holzstämmen. 15) Der Champignon (A. campestris *L.*), mit dickem, weißem Strunke mit Ring, gewölbtem, weißem, hellgrüngelblich oder blaßbräunlichem Hute, blaßrosenrothen, später rothbraunen Plättchen und purpurbraunen Sporen, ohne Hülle; im Sommer und Herbst auf Wiesen und Waldrändern, in ganz Europa, Asien, Nordafrika und Nordamerika; eine allgemein beliebte Speise, wird frisch und eingemacht gegessen und in Kellern und Gewächshäusern kultivirt (s. Champignon). 16) Der Musseron (A. Prunulus *Scop.*), ganz weiß, mit herablaufenden, später durch die blaßrosenrothen Sporen gefärbten Plättchen, meist nicht genau in der Mitte aufsitzendem, gewölbtem oder flachem, am Rande umgebogenem Hute, ohne Ring und Hülle; im Sommer und Herbst in Nadelwäldern.

Giftige Arten sind unter den einheimischen folgende: 1) Der Frühlingsblätterschwamm (A. vernus *Fr.*), reinweiß, mit bis 15,7 Centim. langem, dünnem Strunke, gewölbtem, später flachem, etwas schuppigem Hute, mit Ring und Hülle; im Frühjahr und Sommer in Wäldern. 2) Der Knollenblätterschwamm (A. phalloides *Fr.*), mit dickem, unten knolligem, weißem oder gelbgrünlichem Strunke, gleichgefärbtem, meist schuppigem, regelmäßig abgerundetem, später flachem Hute, weißen Plättchen, mit Ring und Hülle und weißen Sporen; im Sommer und Herbst in Wäldern. 3) Der Fliegenschwamm (A. muscarius *L.*), mit unten knolligem, weißem, mit ebensolchem Ringe versehenem Strunke, erst kugelförmigem und weißem, dann gewölbtem bis flachem, dunkel- oder hellgelbrothem mit weißen Flecken, den Resten der Hülle, versehenem Hute und weißen Plättchen und Sporen; im Sommer und Herbst in Wäldern. Man vertreibt mit einem Auszuge des Pilzes Fliegen und Wanzen und hat ihn auch medicinisch zu verwerthen gesucht. Mehrere nord- und ostasiatische Völker benutzen ihn zur Bereitung eines berauschenden Getränkes, welches angenehme Vorstellungen, aber auch die heftigsten Delirien u. starke Entwickelung der Muskelthätigkeit hervorbringt. Selbst der Urin der Berauschten wirkt wieder berauschend und wird getrunken. 4) Der

Pantherschwamm (A. pantherinus *Dc.*), mit weißem Strunke, bräunlichem, ins Grünliche oder Bläuliche ziehendem, mit kleinen weißen Warzen besetztem Hute und weißen Plättchen und Sporen, mit Ring und Hülle; im Sommer und Herbst in Gebirgswäldern. 5) Der Giftreizker (Birkenreizker, A. torminosus *Schaeff.*), mit weißlichem Strunke, blaßgelbröthlichem, mit dunkleren Ringen versehenem, am Rande zottigem Hute, blässeren Plättchen und weißen Sporen, mit Ring und Hülle und weißem Milchsafte; im Sommer und Herbst auf Grasplätzen und in Wäldern. 6) Der Speiteufel (A. emeticus *Schaeff.*), mit weißem oder roth angeflogenem Strunke, anfangs gewölbtem, dann flachem, rothem, bläulichem, bräunlichem, grünlichem, gelblichem oder weißem Hute, reinweißen Plättchen, ohne Ring, Hülle und Milchsaft; im Sommer und Herbst in Wäldern. 7) Der Schwefelkopf (A. fascicularis *Huds.*), mit schwefelgelbem, bräunlich anlaufendem Strunke, gewölbtem, schwefelgelbem, in der Mitte braunem, anfangs mit Hülle versehenem Hute, ohne Ring, mit hellgrünen Plättchen und purpurbraunen Sporen; büschelweise an morschem Holze wachsend. 8) Der rissige Blätterschwamm (A. rimosus *Bull.*), mit schmächtigem, blaßgelbem Strunke, glockenförmigem, rissigem, braungelbem Hute, braunen Plättchen, ohne Ring und Hülle; im Sommer und Herbst in Wäldern. Ueber die chemische Zusammensetzung und den Nahrungswerth der Blätterschwämme s. Pilze.

Agaricus albus, Boletus Laricis, s. v. w. Lärchenschwamm.

Agasias, Sohn des Dositheos, Bildhauer aus Ephesos, aus dessen Werkstatt der berühmte Borghesische Fechter (s. d.) hervorgegangen ist.

Agassiz, Ludwig Johann Rudolf, berühmter Naturforscher, geb. 28. Mai 1807 zu Mottier im Kanton Freiburg, wo sein Vater Prediger war, besuchte seit 1818 das Gymnasium zu Biel im Kanton Bern, darauf die Akademie zu Lausanne und studirte in Zürich, Heidelberg und München Medicin. Schon früh hatte er sich mit Vorliebe dem Studium der Natur gewidmet, zu Zürich fand er in Schinz u. später zu Heidelberg in Tiedemann tüchtige Lehrer, welche ihn in das Gebiet der Zoologie und Anatomie tiefer einweihten. In München hörte er die Vorlesungen von Oken, Martius, Schelling, Döllinger u. a. und wurde namentlich durch Schimper angezogen. Als Spix, der Reisebegleiter von Martius, 1826 starb, wurde A. von letzterem mit der Bearbeitung der Abtheilung der Fische für sein großes Reisewerk beauftragt. A. entwickelte in dieser Arbeit, welche unter dem Titel »Pisces etc., quos collegit et pingendos curavit Spix, descripsit A.« (Münch. 1829—31, mit 91 lithograph. Tafeln) erschien, seine Ansichten über die Klassifikation der Fische, welchen er auch später treu geblieben ist. Er unternahm nun zu ichthyologischem Zwecke mehrere Reisen in Europa und gab als Resultat derselben heraus die »Histoire naturelle des poissons d'eau douce de l'Europe centrale« (Heft 1, Forellen, mit 27 Tafeln, Neufch. 1839; Heft 2, von K. Vogt bearbeitet: Embryologie der Forellen, mit 14 Taf., 1842; Heft 3, von K. Vogt u. a. bearbeitet: Anatomie der Forellen, mit 14 Taf., 1845). In Paris mit Cuvier bekannt geworden, erhielt er von diesem sein Material über die fossilen Fische und bearbeitete dasselbe, nachdem er 1832 als Professor der Naturgeschichte nach Neufchâtel berufen worden war. Unter Mitwirkung von Vogt und Desor erschienen die »Recherches sur les poissons fossiles« (Neufch. 1833—42, 14 Lfgn., mit 311 Tafeln). Als Frucht seiner Reisen nach England erschien dann die »Monographie des poissons fossiles du vieux grès rouge, ou système Dévonien des îles Britanniques« (Soloth. 1844—45, mit 41 Tafeln). Von den fossilen Fischen ging A. zu anderen urweltlichen Thierresten über, zuerst auf die Echinodermen in der »Description des échinodermes fossiles de la Suisse« (3 Lfgn., Neufch. 1839—42, mit 35 lithograph. Tafeln), deren Untersuchung ihn wiederum in Gemeinschaft mit Valentin und Desor zur Ausarbeitung eines allgemeineren, auch die lebenden Echinodermen umfassenden, aber noch unvollendeten Werks, »Monographie d'échinodermes vivants et fossiles« (4 Lfgn., Neufch. 1838—42, mit 62 Tafeln), veranlaßte. Dann folgten »Études critiques sur les mollusques fossiles« (Lfg. 1—4., Neufch. 1840—45, mit 115 Tafeln); »Iconographie des coquilles tertiaires« (Neufch. 1845, mit 15 Tafeln); »Mémoire sur les moules des mollusques vivants et fossiles« (Neufch. 1840, mit 12 Tafeln). War A. durch das Studium der fossilen Thiere ohnehin schon auf geologische Fragen einzugehen veranlaßt worden, so regten ihn die im Jura so häufigen erratischen Blöcke ganz besonders zu weiteren Untersuchungen an. Charpentier, welcher bereits das Vorkommen dieser Blöcke aus einer früheren weiteren Verbreitung der Gletscher erklärt hatte, wußte A. von der Richtigkeit seiner Anschauung zu überzeugen, und nun formulirte dieser 1837 seine Gletschertheorie, welche allmählich zu der bekannten Annahme einer Eiszeit führte und für Geologie, Pflanzen- und Thiergeographie von größter Bedeutung geworden ist. Es folgten in Gemeinschaft mit Desor und anderen Forschern jene umfassenden Beobachtungen und Untersuchungen auf dem Aargletscher, welche die kleine Hütte auf dem Gletscher, das »Hôtel des Neufchâtelois«, zu einer europäischen Berühmtheit gemacht haben. Die Resultate dieser Arbeiten brachten die »Études sur les glaciers« (Neufch. 1840, mit 36 Tafeln; deutsch, das. 1841) und das »Système glaciaire« (mit Guyot und Desor, Par. 1847, mit Atlas). Als Ergänzung erschien »A.' und seiner Freunde geologische Alpenreisen«, herausgegeben von Vogt (Frankf. a. M., 2. Aufl. 1847). Im Herbst 1846 ging A., zunächst infolge eines wissenschaftlichen Auftrags des Königs von Preußen, nach Amerika und erhielt dort alsbald eine Professur der Zoologie und Geologie an der Lawrence Scientific School in New Cambridge bei Boston, die er heute (1873) noch bekleidet. Seine Anregung hat das Studium der Naturwissenschaften in Amerika mächtig gefördert, der Staat kam seinen Bemühungen bereitwillig entgegen und bewilligte die Mittel zur Gründung des großartigen Museum of comparative zoology, welches bald zu seltener Blüte gelangte. Nach vielen kleineren Reisen in Nordamerika unternahm A. 1865 auf Kosten des Bostoner Kaufmanns Nathanael Thayer eine großartige Expedition nach Südamerika, besonders nach Brasilien und dem Amazonenstrom. Dieselbe fand allseitige Förderung, und nach ihrer Vollendung hielt A. über die gewonnenen Resultate eine Reihe von Vorlesungen in Rio de Janeiro. Sein Reisebericht »A Journey in Brazil« (Bost. 1866) erlebte in 2 Jahren 6 Auflagen. Im December 1871 unternahm er, begleitet von mehreren

Gelehrten, eine Reise nach dem südatlantischen und Stillen Ocean, um Tiefseeforschungen ꝛc. anzustellen. A.' große Popularität beruht vor allem auf der Eigenthümlichkeit seiner Darstellungsweise; er ordnete seine Einzelbeobachtungen alsbald in hypothetisch abgeschlossene Weltanschauungen, so daß der Laie sich sofort befriedigt fühlen konnte. Dem entsprechend gestaltete sich seine Theorie der Schöpfung organischer Wesen, nach welcher jede Art an dem Orte ihres Vorkommens erschaffen sein soll. Die Nothwendigkeit, für ein und dieselbe Art bisweilen mehrere Schöpfungscentra annehmen zu müssen, mochte theologisirenden Gemüthern zusagen, aber die Wissenschaft sah sich dadurch nicht gefördert. Auch A.' an geistreichen Aperçus reiche Klassifikation des Thierreichs ist von geringem wissenschaftlichen Werth, während seine Arbeiten über die Fische und Echinodermen entschieden fördernd gewirkt haben. In seinen Arbeiten über die Menschenrassen erklärt er sich für deren Abstammung von mehreren Paaren und auf Grund der Inferiorität der schwarzen Rasse für die Sklaverei. Von seinen Schriften sind noch zu nennen »Lake Superior« (Bost. 1850), »Introduction to the study of natural history« (New York 1847), »Lectures on comparative embryology« (Bost. 1849) und »Principles of zoology« (mit Gould, das. 1846; in deutscher Bearbeitung, Stuttg. 1850). Die »Contributions to the natural history of North-America« (Bd. 1. u. 2., Bost. 1857) sind bei den Schildkröten u. Quallen stehen geblieben. Ferner erschienen »Methods of study in natural history« (Bost. 1863), »The structure of animal life« (New York 1866), »Geological sketches« (Lond. 1866), »Glacial phenomena in Maine« (Bost. 1870), »Scientific results of a journey in Brazil« (Bost. 1870). Unter seiner Redaktion erschienen seit 1863 das »Bulletin« und der »Illustrated Catalogue of the Museum of comparative zoology«. A. starb 15. Dec. 1873 in Cambridge bei Boston. — Sein Sohn Alexander A. widmete sich ebenfalls der Zoologie und veröffentlichte »The embryology of the star fish« (Bost. 1865), »North-American Acalephae« (Cambr. 1865) und mit seiner Mutter Elisabeth C. A. »Seaside studies in natural history« (Bost. 1865).

Agat, s. v. w. Achat.

Agătha, Heilige, nach der Legende die Tochter vornehmer Eltern zu Catania oder Palermo, bekannte sich frühzeitig zum Christenthum, ward, weil sie die Bewerbungen des Statthalters Quintianus zurückwies, in ein Freudenhaus gebracht, wo aber alle Künste der Verführung nichts über sie vermochten, und starb nach grausamer Marter 5. Febr. 251 im Kerker. Ihr Gedächtnistag ist ihr Todestag. Die Legende ward im Mittelalter mehrfach dichterisch behandelt.

Agathĭas, mit dem Beinamen Scholastikos, griech. Dichter und Geschichtschreiber, um 536 zu Myrina in Aetolien geboren, in Alexandria gebildet, kam um 554 n. Chr. nach Konstantinopel, wo er sich dem Studium des Rechts widmete und dann als Advokat thätig war. Er starb um 582. Von seinen meist erotischen Gedichten besitzen wir nur die Vorrede und 101 Epigramme in der griech. Anthologie. Vollständig erhalten ist sein Geschichtswerk in 5 Büchern, welches die Jahre 553—558 aus Justinians Regierung umfaßt und sich an das Werk des Procopius anschließt und trotz seiner schwülstigen Darstellungsweise und seines inkorrekten Stils dem Verfasser einen ehrenvollen Platz unter den byzantinischen Geschichtschreibern anweist. Es ward herausgegeben zuerst von Vulcanius (Leyd. 1594), dann von Niebuhr (Bonn 1828). Beiden Ausgaben sind auch die obenerwähnten Epigramme beigefügt.

Agătho, Heiliger, Papst von 678—682, hielt 680 eine Kirchenversammlung zu Rom, wo die abendländ. Bischöfe die monotheletische Lehre verdammten, welchem Beschluß auf Agatho's Veranlassung das 680 zu Konstantinopel gehaltene 6. allgemeine (das sogen. trullanische) Koncil beitrat. Da so die Lehre der röm. Kirche zum allgemeinen Glaubensgesetze erhoben war, behauptete A., daß nur zu Rom der wahre Glaube zu finden wäre. Sein Gedächtnistag ist 10. Jan.

Agathobiōtik (v. griech. agathos, gut, und bios, Leben), die Kunst, das Leben wohl zu führen.

Agathodämon (griech., der »gute Geist«), der befruchtende Naturgeist ländlichen Segens, dem man am Schlusse des Mahles einen Becher ungemischten Weines weihte; auch die ägypt. Heilschlange, das Symbol wohlthätig wirkender Naturkraft.

Agathŏkles, Tyrann von Syrakus, wurde 361 v. Chr. zu Thermä in Sicilien geboren, soll in seiner Jugend, wie sein Vater, das Töpferhandwerk betrieben haben, nahm dann aber Kriegsdienste und erwarb sich die Gunst des Damas, eines vornehmen Syrakusaners, der ihn während eines Kriegs mit Agrigent zum Obersten über 1000 Mann beförderte. Nach dem Tode des Damas heirathete er dessen Wittwe und wurde dadurch Herr eines großen Vermögens, das ihm bei Verfolgung seiner ehrgeizigen Pläne sehr förderlich war. Mehrfache Versuche, die Herrschaft der oligarchischen Partei zu stürzen, mißlangen ihm, er wurde zweimal aus Syrakus verbannt, erzwang sich aber die Erlaubnis zur Rückkehr u. wurde 317 durch die Bemühungen der Volkspartei, welche in ihm einen tüchtigen Führer und Beschützer gegen die oligarchischen Gelüste der Vornehmen erblickte, zum Feldherrn gewählt. Diese Stellung setzte ihn in den Stand, beträchtliche Scharen verwegener Menschen, vornehmlich Heimatlose und Abenteurer, anzuwerben und sich damit ein ihm blindlings ergebenes Heer zu schaffen. Nachdem er alle Vorbereitungen zu einem Staatsstreiche getroffen, ließ er die reicheren und angeseheneren Bürger zu einer Versammlung berufen und von seinen Banden niedermetzeln. Zwei Tage und Nächte war Syrakus der Schauplatz der blutigsten Greuel. An 4000 Menschen sollen der Wuth der Soldaten zum Opfer gefallen sein, eine noch größere Zahl wurde verbannt, die Güter der Getödteten wie der Geächteten wurden vertheilt. Nach diesen Blutscenen wurde A. zum unumschränkten Feldherrn ausgerufen. In dieser Stellung gab A. gute Gesetze, ordnete das Finanzwesen und schuf ein zahlreiches, wohlgeübtes Heer und eine starke Flotte. Die Eroberung fast ganz Siciliens durch A. veranlaßte endlich die Karthager, eine Flotte und ein Heer dahin zu schicken. Die unterjochten Städte verbanden sich mit dem karthag. Feldherrn Hamilkar, und A. wurde 311 am Himerafluß geschlagen und dann in Syrakus hart belagert. Um sich aus dieser Bedrängnis zu befreien, durchbrach A. mit 60 Schiffen die den Hafen blokirende Seemacht der Karthager und segelte nach Afrika (310). Dort schlug er die überraschten Karthager wiederholt, eroberte die meisten ihrer Städte, gewann das Heer des treulos ermordeten Ophellas von Kyrene, der sich ihm angeschlossen hatte, und dachte schon daran, den Königstitel von Afrika an-

zunehmen, als die Ereignisse in Sicilien seine schleunige Rückkehr nach Syrakus nöthig machten. Er übergab daher den Oberbefehl in Afrika seinem Sohne Archagathos und eilte (307) mit 2000 Mann nach Sicilien. Hier kämpfte er mit Glück gegen die Karthager und ihre sicilischen Bundesgenossen und suchte auch die Ruhe in der Stadt durch Ermordung und Einkerkerung seiner Gegner wieder herzustellen. Dann kehrte er nach Afrika zurück, wo er die Seinen in verzweifelter Lage fand. Das Wagnis einer Schlacht schien ihm das einzige Rettungsmittel. Er erlitt aber eine vollständige Niederlage, und seine Sache in Afrika mit Heer und Söhnen feigherzig preis gebend, beschloß er, heimlich nach Sicilien zu entfliehen (306). Seine Söhne büßten den Verrath mit dem Leben, das Heer ergab sich an die Karthager. In Sicilien griff A. Segesta an, erpreßte große Summen und vernichtete die Bewohner, die Mauern und den Namen der Stadt. Auf die Nachricht von der Ermordung seiner Söhne wüthete er gegen alle Verwandte derer, die beim afrikan. Heer gestanden. Solche Greuel und die Kunde von seiner gesunkenen Macht verschafften seinen sicilischen Gegnern, an deren Spitze Deinokrates stand, ansehnlichen Zuwachs. Unter diesen Umständen schloß A. Frieden mit den Karthagern, wodurch er sich Geld und Lebensmittel für seine Truppen verschaffte. Dann wandte er sich gegen Deinokrates und besiegte ihn um so leichter, als ein großer Theil der Soldaten desselben zu A. überging. Deinokrates selbst schloß mit A. einen Vertrag und wurde aus einem Gegner ein Gehülfe des Tyrannen, der durch seine energischen — freilich oft auch überaus grausamen — Maßnahmen die Herrschaft über Syrakus und die anderen griech. Städte auf Sicilien bald fester in der Hand hatte, als zuvor, so daß er seit dieser Zeit milder auftreten und — wie Polybios berichtet — sich als ein wohlwollender Herrscher zeigen konnte. Seiner eigenen Natur aber fehlte die Ruhe; das Abenteurerleben, das er von Jugend an geführt, gab er auch im Alter nicht auf. Er unternahm Streifzüge und Raubfahrten zu Lande und zur See, brandschatzte die Liparischen Inseln (303), verbrannte zwei Jahre später die Flotte des makedon. Königs Kassander, welche die Insel Kerkyra blokirte, und gab diese Insel als Mitgift seiner mit dem König Pyrrhos von Epiros verlobten Tochter Lanassa. Nicht lange nachher eroberte er Kroton (295) und durchzog plündernd das Land der Bruttier. Dann beschäftigte er sich mit großen Vorbereitungen zu einem neuen Zuge gegen Karthago, an dessen Ausführung er aber durch den Tod gehindert wurde. Sein Enkel Archagathos, ein Sohn jenes Archagathos, den A. in Afrika geopfert hatte, neidisch, daß A. seinen Sohn gleichen Namens bevorzuge, tödtete diesen Oheim und bewog dann einen Lieblingssklaven des Großvaters, Mänon, diesem Gift beizubringen. Mänon, ein geborener Segestaner, wählte ein langsam tödtendes Gift und bestrich damit den Federkiel, womit sich der Tyrann nach der Mahlzeit die Zähne zu reinigen pflegte. Unheilbare Fäulnis ergriff das Zahnfleisch des A., und die Schmerzen steigerten sich zu einem so entsetzlichen Grade, daß er sich noch halb lebendig auf einen Scheiterhaufen bringen und verbrennen ließ (289 v. Chr.), nachdem er ein Alter von 72 Jahren erreicht und 28 Jahre regiert hatte. Sein Tod befreite Syrakus und die griech. Städte Siciliens von einer blutigen Zwingherrschaft. Die Zustände, die nun über die Insel hereinbrachen, erschienen aber bald so unheilvoll, daß die Mehrzahl der Bewohner den Mann zurückwünschte, der mit starker Hand der Unordnung gewehrt und die losen Elemente zu einem nationalen Staate vereinigt hatte. A. besaß alle Eigenschaften eines großen Feldherrn, aber entstellt durch despotische Härte und Grausamkeit. Außer seinem Bruder Antander schrieben auch seine Zeitgenossen Timäos und Kallias des A. Biographie, jener mit Haß, dieser mit Schmeichelei. Außerdem gibt seine Geschichte Diodor von Sicilien.

Agathologie (griech.), die »Lehre vom Guten«, in der Ethik derjenige Theil der Moral, welcher von dem höchsten Gut handelt.

Agáthon, griech. Tragiker aus Athen, geb. um 446 v. Chr., Freund des Platon und Euripides, Schüler des Prodikos und Sokrates, ausgezeichnet durch Schönheit, Reichthum u. seine Bildung, ward als Dichter bei den olymp. Spielen gekrönt. Von der Feier des Festes, welches A. bei dieser Gelegenheit gab, nahm Platon die Einkleidung zu seinem »Symposion«. Im übrigen ist von seinen Tragödien nichts auf uns gekommen. Er starb 401. Wieland hat ihn zum Helden eines philosoph. Romans gemacht.

Agathophyllum *Commers.*, Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen. A. aromaticum *Willd.*, ein Baum auf Madagaskar, hat lederartige, immergrüne, als Gewürz benutzte Blätter, in Büscheln stehende aromatische Blüten und birnförmige holzige, gewürzhafte Früchte, welche als Nelkennuß auch nach Europa gekommen sind.

Agathosma *Willd.* (Wohlgeruch), Pflanzengattung aus der Familie der Diosmeen, immergrüne 0,6—1,6 Meter hohe Sträucher vom Kap, mit nadel- oder schuppenförmigen Blättern und zierlichen, weißen oder röthlichen Blüten im Frühjahre, von denen mehrere Arten als Zierpflanzen kultivirt werden.

Agatsch (Farsang, Parasange), türk. Meile, à 3 Berri = 5001 Meter, 22,222 A. = 1 Aequatorgrad; von den türk. Seemeilen sind angeblich 84⅔, von den armen. Farsang 25 = 1 Grad des Aequators.

Agave *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Agaveen und der Ordnung der Ensatae; stammlose Gewächse mit großen, fleischigen, rosettenförmig gestellten, am Rande dornigen Blättern, treiben einen bis 12,5 Meter hohen Blütenschaft, welcher aus der Mitte der Rosette sehr schnell emporschießt und eine Blütenrispe mit oft an 4000 glockenförmigen, honigreichen und schön duftenden Blüten trägt. A. americana *L.* (Maguey), aus Mejiko, kam aus Südamerika 1561 nach Europa, ist über ganz Südeuropa (nördlich bis Bozen) verbreitet, zum Theil verwildert, findet sich auch in Nordafrika, in Madras, Mysore ꝛc. Die Pflanze hat 1—2 Meter lange Blätter, erreicht unter günstigen Verhältnissen in 6—10 Jahren ihre volle Entwickelung, blüht dann u. stirbt nach dem Reifen ihrer dattelartigen Früchte ab, während zahlreiche Wurzelschößlinge hervortreiben. Bei uns in Gewächshäusern gelangt die A. oft erst nach sehr langer Zeit zur Blüte und wird deshalb häufig hundertjährige Aloë genannt. Die Pflanze besitzt einen sehr hohen Kulturwerth und wurde schon von den alten Mejikanern angebaut. Sobald sie sich anschickt, ihren Blütenschaft zu treiben, schneidet man die Gipfelknospe heraus, so daß ein Kessel von 0,5 Meter Durchmesser entsteht. Dieser füllt sich 1—6 Monate lang, täglich

2—9mal mit einem zuckerreichen Saft (8,8 Proc. Zucker, 0,3 Proc. Apfelsäure, 0,5 Proc. Gummi, 1 Proc. Eiweiß), welcher nach der Gährung in ledernen Säcken den **Pulque**, das Nationalgetränk der Mexikaner, darstellt. Eine Pflanze liefert bis 2000 Kilogr. Saft. Die Blätter der Maguey enthalten eine sehr feste Faser, welche auf einfache Weise gewonnen und als **Aloëhanf** (Pita) in den Handel gebracht wird (s. Tafel »Gespinstpflanzen«). A. mexicana wird in derselben Weise verwerthet, A. Sisilana in Yucatan liefert den **Sisalhanf** oder **Henequin**, **Grashanf**. Der Saft der Agavenblätter wird eingedampft und als Seife benutzt, die ganzen Blätter dienen zum Decken der Dächer und die Blatthaut zur Bereitung von Papier. Von einigen Arten wird der Saft, nachdem er vergohren ist, zur Gewinnung von Branntwein destillirt. Bei uns werden zahlreiche Arten und Varietäten als Zierpflanzen gezogen.

Agde (spr. agd), Hafenstadt im franz. Departement Hérault, am Flusse Hérault, 3 Kilom. von seiner Mündung ins Mittelmeer, hat eine alte merkwürdige Kathedrale, eine hydrographische Schule, lebhaften Küstenhandel, Schiffsbau und (1866) 9586 Einw. A. ist das alte Agatha Narbonnensis, das ursprünglich eine griech. Kolonie gewesen sein soll und später Bischofssitz war.

Agdistis, nach phrygischer Sage ein Zwitterwesen, vom Zeus unwillkürlich im Schlummer mit Kybele erzeugt und als Mannweib geboren. Die Götter beraubten das Monstrum der Mannheit, und aus dem genommenen Samen entsproß ein Mandelbaum, von dessen Früchten die Tochter des Flußgottes Sangarios schwanger ward und einen Knaben, **Attes** oder **Atys** gebar, den sie aussetzte, ein Bock aber ernährte. Der Knabe wuchs zum schönen Jüngling heran, und A. selbst verliebte sich in ihn. Als daher Attes sich mit der Tochter des Königs von Pessinus vermählen wollte, erschien, als schon der Hymenäus angestimmt wurde, A., worauf Attes, in Wahnsinn verfallend, sich selbst entmannte. Reuevoll erflehete jetzt A. von Zeus, daß der Körper des Attes weder verwese, noch schwinde. So Pausanias. Nach anderer Sage entmannte Kybele den Attes. Nach Strabo war A. ein Name der Göttermutter Kybele.

Age (Axin), dunkelgelbe, butterähnliche Fettsubstanz, welche von mexikan. Indianern aus einer eigenthümlichen Blattlaus, Coccus axin *La Slave*, bereitet wird. Sie ziehen das Thier in Plantagen auf Bäumen, kochen es in Wasser aus und schöpfen das Fett ab. Aus diesem formen sie kleine Stückchen, welche sich beim Liegen an der Luft mit einer orangerothen harten Kruste bedecken, die das Fett vor weiterer Einwirkung der Luft schützt. Es riecht angenehm, arnicaähnlich und bildet, auf die Haut gestrichen, nach Art des Kollodiums eine Membran. Man benutzt es daher in Mexiko vielfach in der Medicin und hat es in neuerer Zeit zu gleichem Zwecke auch nach Deutschland gebracht.

Ageladas, griech. Bildhauer, Haupt der peloponnesischen Schule, deren Kunstcharakter gesunde Kraft und Vorliebe für die Darstellung des Männlichen gewesen zu sein scheint, lebte wahrscheinlich seit 515 v. Chr. in Argos, arbeitete ausschließlich in Erz, schuf Bilder des Zeus und des Herakles, mit Vorliebe aber Ehrenstatuen für die Sieger in den Kampfspielen, sowie Gruppen von Reitern, Viergespannen &c. Seine Schüler waren Polyklet, Phidias und Myron.

Agen (spr. aschäng), Hauptstadt des franz. Departements Lot und Garonne, rechts an der Garonne, in fruchtbarer und reizender Umgebung, Sitz eines Gerichtshofs und eines Bischofs, hat (1866) 18,222 Einw. und ist eine der ältesten Städte Frankreichs. Unter den Bauwerken sind die Kathedrale, die schöne Hängebrücke mit einer Tragspannung von 170 Meter und die Kanalbrücke von 23 Bögen bemerkenswerth. Die Stadt hat Industrie in Wolle und Leinenzeugen, Buntpapier, Farben &c. und steht in blühendem Handelsverkehr mit Toulouse und Bordeaux. Sie ist Geburtsort der Gelehrten Joseph Scaliger, Lacépède und Bory de St. Vincent. Im Alterthum war A. (Aginum, Agennum) Hauptstadt der Nitiobriger, später der Landschaft **Agenois** in der alten Provinz Guienne.

Agende (**Kirchenagende**, v. lat. agenda, »was gethan werden soll«, nämlich beim Gottesdienst), im Mittelalter das, was jetzt Rituale genannt wird, nämlich die Anweisung zu den kirchlichen Amtshandlungen der Geistlichen; im Sprachgebrauch der evangel. Kirche aber das Buch, welches die Vorschriften über Form und Ordnung des Gottesdienstes und der Nebenfeiern, sowie die Formulare der dabei vorkommenden Ansprachen, Segnungen, Gebete u. dgl. enthält. Da die evangel. Kirche auf die Form der kirchlichen Gebräuche nur um der guten Ordnung willen Werth legt, so ist die A. meist mit der Kirchenordnung verbunden. Unter den Agenden der luther. Kirche lassen sich drei Gruppen unterscheiden. Die norddeutsch-lutherischen (Landesordnung des Herzogthums Preußen von 1525; die Kirchenordnung für Braunsberg von Bugenhagen von 1526) folgen dem Formale missae Luthers von 1524, der sich darin an die alte Ordo missae mit Auslassung des Kanon angeschlossen hatte. Weiter auf diesem Wege ging die schwed. A. von 1572 und 1687, während die süddeutschen, der kleinen Würtemberger Kirchenordnung 1536 folgend, die Grundlage der Ordo missalis gänzlich verlassen und sich dadurch den Reformirten nähern. Hier unterscheidet sich der Zwingli'sche Typus (Ordnung der christlichen Kirche zu Zürich; Form der Taufe, Form des Nachtmahls, von 1525) von dem Calvin'schen (formes des prières publiques von 1541) durch den liturg. Charakter der Sakramentsfeier. Die deutsch-reformirten Kirchen unterliegen theils dem Einfluß des Lutherthums, theils gehen sie in der Vermischung des Liturgischen mit dem Homiletischen noch weiter als Calvin. Auf der äußersten Grenze stehen die anglikan. Kirche mit den ins einzelne ausgebildeten und an die altkirchlichen Gebräuche sich anschließenden agendarischen Vorschriften des »Common prayer book« u. die schott. Kirche, deren »Directory for the public worship of God« keine Formulare, sondern nur Winke und Gedanken für das Gebet gibt. Aus der Vereinzelung der deutschen Kirchen und der unbedingten Gewalt des Kirchenregiments gingen im 18. und 19. Jahrh. eine große Anzahl Agenden hervor, in welchen durch Abschaffung und Neubildung den jedesmaligen Zeitrichtungen vollkommener Ausdruck gegeben wurde. Unter den Agenden der neueren Zeit zeichnet sich die würtembergische aus. Am einflußreichsten ist aber die preußische geworden, die zuerst 1816 als Liturgie für die Hof- und Garnisongemeinde zu Potsdam erschien. Sie war unter reger Betheiligung des Königs Friedrich Wilhelm III. selbst verfaßt und beruht auf der brandenburgischen

A. Joachims II. von 1540, der am meisten katholisirenden. Nach manchen Ueberarbeitungen ist sie mit provinziellen Zugaben und Modifikationen 1829 eingeführt worden. Ihren beabsichtigten Zweck, eine Unionsagende zu sein, hat sie aber nur sehr unvollkommen erreicht, und die Parallelformulare, welche dem Konfessionalismus zugestanden wurden, haben sie noch weiter davon fern gehalten.

Agendenstreit, Streit, der sich an die Einführung der preuß. Agende (s. d.) knüpfte. Es betheiligten sich an demselben nicht bloß die bedeutendsten Theologen, Schleiermacher, Nitzsch, Marheineke, Augusti, sondern auch der König Friedrich Wilhelm III. selbst. Es wurde in demselben über die liturg. Grundsätze und Forderungen der evangel. Kirche verhandelt, namentlich aber das episkopale Recht des Königs, liturg. Anordnungen zu treffen, von der einen Seite ebenso lebhaft angegriffen wie von der anderen vertheidigt. Der A. gab den nächsten Anlaß zur Bildung der altluther. Kirche, als man durch Militärgewalt widerstrebende schlesische Gemeinden und deren Pfarrer zur Annahme der Agende zwingen wollte. Vgl. Union.

Agenesie (griech.), weibliche Unfruchtbarkeit.

Agēnor, 1) Sohn des Poseidon und der Libya, König von Phönikien, Vater des Kadmos, der Europa u. a., sandte nach Entführung der letzteren durch Jupiter seine Söhne zu deren Aufsuchung aus, von denen aber keiner zurückkehrte, indem sie sich an verschiedenen Orten niederließen.

2) Sohn des Phegeus, Königs von Psophis in Arkadien, Bruder des Pronoos und der Arsinoë, welche mit Alkmäon vermählt war, aber von diesem verlassen wurde. Als Alkmäon das berühmte Halsband der Harmonia (s. d.) seiner zweiten Gemahlin Kallirrhoe bringen wollte, wurde er auf des Phegeus Anstiften von A. und seinem Bruder, diese selbst aber wieder von den mit Kallirrhoe erzeugten Söhnen des Alkmäon zu Delphi, wo sie das Halsband weihen wollten, getödtet.

3) Einer der tapfersten Helden der Trojaner, erscheint als Anführer beim Sturme auf die griech. Verschanzungen, eilte mit andern Trojanern dem von Ajax niedergeworfenen Hektor zu Hülfe, ließ sich selbst mit Achilles in Kampf ein und ward nachmals von des Achilles Sohne Neoptolemos getödtet.

Agens (lat., »wirkend«), im allgemeinen s. v. w. wirkende Ursache oder Kraft. In der Chemie und Physik versteht man darunter eine in der Körperwelt wirksame, aber unserer näheren Erkenntnis sich entziehende Kraft, z. B. die chemische Verwandtschaft, infolge deren verschiedenartige Stoffe Verbindungen mit einander eingehen, oder die Kohäsion, welche die Theile eines und desselben Körpers zusammenhält und dessen Festigkeit bedingt, oder die Wärme, welche Ausdehnung, Schmelzung und Verflüchtigung gewisser Substanzen bewirkt.

Agent (lat., ein »Handelnder«), im allgemeinen jeder, welcher im Auftrag und Namen anderer gewerbsmäßig gewisse Geschäfte besorgt, besonders aber ein solcher Geschäftsvermittler, welcher an einem anderen Orte ansässige Auftraggeber vertritt und in deren Interesse andauernd thätig ist. Es gibt Handelsagenten, Agenten der Assekuranzanstalten, der Rheder und der Schifffahrtsgesellschaften, Hofagenten, Polizeiagenten; ferner Agenten, welche Arbeitgebern Arbeiter und Dienstsuchenden Anstellungen nachweisen, Agenten für den Ankauf und Verkauf von Grundstücken, Häusern, Erfindungspatenten, für die Verpachtung und Vermietung von Grundeigenthum und Gebäuden, für Beschaffung von Darlehnen, für Vermittelung von Cessionen und Verbürgungen, für Beförderung von Auswanderern ꝛc.; für diese letzteren Kategorien wird jedoch richtiger die Bezeichnung Mäkler (s. d.) gebraucht. Der gesammte Geschäftskomplex eines Agenten heißt Agentur (in Oesterreich auch Agentie). Oft erstreckt sich die Thätigkeit einer Agentur über einen weiteren Bereich, und es macht sich dann für die einzelnen Bezirke oder Orte eine besondere Vertretung durch Unteragenten nöthig, die unter einem mit dem ursprünglichen Auftraggeber kommunicirenden Hauptagenten stehen. Namentlich pflegen Versicherungsanstalten und Banken solche Hauptagenturen zu unterhalten, von denen dann eine Mehrzahl von Unteragenturen ressortirt.

Handelsagenten sind Mittelspersonen, welche für Rechnung auswärtiger Häuser Verkäufe von deren Artikeln gegen eine nach dem Geldbetrag der von ihnen vermittelten Geschäfte sich richtende Vergütung (Provision) auf längere Dauer übernehmen. Ihre Thätigkeit unterscheidet sich von der der Handelsmäkler besonders dadurch, daß sie nicht, wie diese, das Interesse beider Kontrahenten, zwischen denen sie vermitteln, wahrzunehmen haben, sondern ausschließlich im Interesse ihres Auftraggebers handeln, infolge dessen auch nicht den gesetzlichen Beschränkungen unterliegen, welchen die Handelsmäkler ihrer öffentlichen Stellung wegen unterworfen zu sein pflegen. Vom Kommissionär unterscheidet sich der A. dadurch, daß er nicht nur für Rechnung, sondern auch im Namen seines Auftraggebers handelt, während jener dies zwar für Rechnung des Kommittenten, aber im eigenen Namen thut. Die Agenten vertreten übrigens oft mehrere Häuser gleichzeitig. Da sie nicht auf Einen Ort beschränkt sind, pflegen sie durch Geschäftsreisen den Absatz in einem größeren Gebiete persönlich zu vermitteln. Doch unterscheiden sie sich von den gewöhnlichen Handelsreisenden durch ihre selbständigere Stellung, sowie namentlich dadurch, daß sie keinen festen Gehalt, sondern nur die erwähnte, von der Höhe des durch ihre Thätigkeit bewirkten Absatzes abhängige Provision beziehen. Zuweilen hält der A. auch ein Lager von den Artikeln seines Auftraggebers, um der Nachfrage durch sofortige Lieferung entgegenkommen zu können. An großen Plätzen lassen Häuser oft auch ihren Absatz am eigenen Domicil von einem oder mehreren Agenten (Platzagenten oder Stadtreisenden) besorgen, die dann auch zugleich wieder auswärtigen Häusern dienen können. Das Institut der Handelsagenten hat in den letzten Jahrzehnten immer größere Bedeutung erlangt und bildet jetzt ein wichtiges Glied in der Kette der Organe, welche der Arbeitstheilung zwischen Handel und Industrie dienen. Rechtlich ist indeß ihre Stellung noch nicht scharf begrenzt. Das deutsche Handelsrecht gibt keine speciellen Bestimmungen über die Agenten, und erst bei der zweiten Lesung des neuen allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs ward man darüber einig, daß »selbständige Handelsagenten in den geeigneten Fällen nach Handelsrecht beurtheilt werden« sollen, so daß demnach die die »Handelsbevollmächtigten« betreffenden Vorschriften, so weit dieselben auf ihr Verhältnis anwendbar sind, und im übrigen die allgemeinen bürgerlichen Gesetze maßgebend sind. Zu

den kaufmännischen Agenten gehören übrigens auch die an größeren Handels- u. Fabrikplätzen ansässigen Vermittler, welche es zu ihrer Aufgabe machen, für überseeische Häuser Konsignationen zu erlangen.

In Frankreich versteht man unter **Wechselagenten** (Agents de change) Wechsel-, Geld- und Fondsmäkler, die an den Börsenplätzen unter obrigkeitlicher Autorität bestellt sind und allein das Recht haben, die zu ihrem Geschäftskreis gehörigen Negociationen in Wechseln, Staatspapieren, Aktien ꝛc. zu vermitteln, sowie den Kurs dieser Effekten zu konstatiren. Ihre Zahl richtet sich nach der Wichtigkeit der Städte, wo sie angestellt sind. Sie müssen je nach dem Umfang ihrer Geschäfte eine mehr oder weniger beträchtliche Kaution stellen und stehen unter der Aufsicht eines gewählten Syndikats, welches die Einzelnen suspendiren und deren Absetzung beim Ministerium der Finanzen beantragen kann. Zur Uebernahme des Amts eines solchen Wechselagenten gehört Besitz des franz. Bürgerrechts, sowie der Nachweis, daß man das Geschäft eines Mäklers betrieben oder in einem Bankier- oder Handelshause oder auch bei einem Notar und zwar zu Paris 4 Jahre gearbeitet habe. Agenten in dem oben angegebenen weiteren Sinne heißen in Frankreich Agents d'affaires (Geschäftsagenten). In England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden als Handelsagenten (Commercial agents) auch diejenigen Personen bezeichnet, welche streitige Rechnungsangelegenheiten, sowie Nachlaß- und Fallimentssachen reguliren. Unter dem Namen mercantile agencies aber bestehen in England und Nordamerika eine Art von kaufmännischen Intelligenzbüreaus, welche mit Hülfe von Korrespondenten und Unteragenten in Städten und Dörfern über den Kredit eines jeden Handeltreibenden im Staate Auskunft ertheilen.

In der **Diplomatie** versteht man unter Agenten solche Personen, welche, ohne eine eigentliche diplomatische, amtliche Stellung zu haben, im Auftrag einer Regierung oder eines Hofs gewisse Geschäfte, oft unter dem Siegel des Geheimnisses (**geheime Agenten**), besorgen.

Agents provocateurs (franz., spr. aschäng -tőhr), Name von Gehülfen der geheimen Polizei, welche politisch verdächtige Personen, sich in deren Vertrauen einschleichend, zur Offenbarung ihrer Gesinnung, auch wohl zu Begehung strafbarer Handlungen veranlassen, nachher aber ins Dunkel zurücktreten und der strafrechtlichen Verfolgung mit Hülfe ihrer einflußreichen Auftraggeber entgehen. Die Verwendung von A. p. ist im Interesse der öffentlichen Moral unbedingt zu verwerfen, und nur Parteiregierungen werden sich im Gefühl ihrer Schwäche solcher zweideutigen Gehülfen zu ihrer Erhaltung bedienen.

Ager, linker Nebenfluß der Traun in Oberösterreich, der bei Laubach mündet; war 1810—16 Grenzfluß zwischen Oesterreich und Bayern. Das zwischen A. und Traun gelegene Land heißt **Agerspitz**.

Agerātum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. A. conyzoides *L.*, aus Mejiko, einjährige Pflanze mit blauen Blüten im Hochsommer, wird in mehreren Abarten in Gärten kultivirt.

Agesander, griech. Bildhauer, mit Athenodoros und Polydoros der Schöpfer der berühmten Gruppe des Laokoon (s. d.), gehört mit seinen Genossen der Schule von Rhodos an.

Agesilāos, Name zweier spartan. Könige: 1) A. I., aus der Familie der Eurysthenïden, Sohn des Doryssos, König von Sparta gegen 900 v. Chr.

2) A. II., aus der Familie der Prokliden, Sohn des Archidamos, geb. 444 v. Chr., einer der größten Feldherren des Alterthums, war König in Sparta zu der Zeit, wo diese Stadt auf der Höhe ihrer Macht und an der Spitze von ganz Griechenland stand. Er folgte in der Regierung seinem Bruder Agis (397 v. Chr.), nachdem er dessen Sohn, Leotychides, mit Hülfe des damals mächtigen Lysander verdrängt hatte. In dem Kriege Sparta's mit Persien (396) setzte A. mit 8000 Mann nach Kleinasien über, zog die Truppen der dortigen griech. Städte an sich heran und eroberte einen Theil des Landes, bevor noch die pers. Satrapen Zeit gehabt hatten, ein Heer zu sammeln. Dann besetzte er Phrygien und Lydien und schickte sich eben an, in das Herz der pers. Monarchie einzudringen, als er von dem Senat zu Sparta zurückberufen wurde, weil die Athenienser, Argiver, Korinther und Thebaner, durch pers. Geld aufgemuntert, die Spartaner angegriffen und bei Haliartus bereits gesiegt hatten. Dem Rufe des Vaterlandes folgend, eilte A. mit großer Selbstüberwindung von der Laufbahn seiner Siege hinweg, traf in Böotien mit dem feindlichen Heere zusammen und schlug dasselbe in der Schlacht bei Koronea (394) gänzlich, führte dann sein siegreiches Heer über Delphi nach der Heimat und zeichnete sich auch in den weiteren Kämpfen des sogen. Korinthischen Krieges (s. d.) mehrfach aus. Nach der Schlacht bei Leuktra (371) rettete er durch Besonnenheit, Muth und kluge Maßregeln das Vaterland und verhinderte zweimal, daß die Thebaner unter Epaminondas das von ihnen schon bedrohte Sparta eroberten. Nach der Schlacht bei Mantinea (362), die er gegen Epaminondas verlor, hielt er die Spartaner ab, dem allgemeinen Frieden beizutreten, und schloß bloß einen Waffenstillstand. Während desselben zog er, um den erschöpften Finanzen Sparta's aufzuhelfen, an der Spitze eines geworbenen Heeres nach Aegypten und war hier zuerst für Tachos, der sich gegen Persien erhoben, dann für Nectanabis II. mit Erfolg thätig. Auf der Rückkehr erkrankte und starb er in einem Alter von 84 Jahren. Die Gefährten brachten seinen Leichnam nach Sparta, damit er in der Vaterstadt beigesetzt werde, deren höchste Macht und tiefsten Fall er gesehen hatte. Obgleich von Statur klein und unansehnlich, an einem Fuße selbst lahm, wurde A. doch wegen seiner geistigen Vorzüge allgemein geachtet und bewundert. Geistesgegenwart, Beharrlichkeit, Kühnheit, Schnelligkeit, Verschlagenheit und Ueberblick zeichneten ihn als Feldherrn aus. Im Umgange mit andern war er freundlich, gegen seine Kinder ein zärtlicher Vater und im höchsten Grade uneigennützig. Das Leben des A. ist von seinem Freunde **Xenophon**, von Plutarch, Corn. Nepos und Diodor von Sicilien und unter den neueren Geschichtsforschern von Hertzberg (Halle 1856) und A. Buttmann (das. 1872) beschrieben worden.

Aggershuus, norweg. Stift, s. **Christiania**.

Agglomeriren (lat.), zusammenballen, anhäufen; **Agglomerät**, Zusammengeballtes, äußerlich an einander Gehäuftes; **Agglomeration**, Zusammenballung, -häufung.

Agglutination (lat., »Verklebung«), in der Medicin die Vereinigung geschnittener Wunden durch eine Schicht von gerinnender Flüssigkeit (sogen.

plastische Lymphe). Die Vereinigung von Wundflächen wird unter anderem auch durch Klebemittel (agglutinantia), z. B. durch Heftpflaster, Kollodium etc. unterstützt, indem Luft und Schmutz von den Wunden abgehalten wird.

Agglutinirende Sprachen, s. Sprache und Sprachwissenschaft.

Aggratiiren (mittellat.), begnadigen; Aggratiation, Begnadigung.

Aggraviren (lat.), erschweren, sträflicher machen; Aggravation, Erschwerung, z. B. der Schuld, Strafe.

Aggrediren (lat.), angreifen, anfallen; Aggression, Angriff; aggressiv, angriffsweise.

Aggregat (lat., »angereiht, beigesellt«), eine Vereinigung von gleichartigen oder ungleichartigen Theilen zu einem äußerlich wahrnehmbaren Ganzen. Granit ist z. B. ein A. von Quarz, Glimmer und Feldspat. Aggregatform, Aggregatzustand, ist die Art, in welcher die für die Wahrnehmung gleichartigen Theilchen eines Körpers mit einander verbunden sind. Man unterscheidet die starre oder feste, die tropfbar flüssige und die elastisch flüssige oder gasartige Aggregatform. Starre Körper sind in Form und Volumen von äußeren Verhältnissen wenig abhängig, ihre Theilchen gestatten nur geringe Abänderungen in der gegenseitigen Lage und Entfernung und kehren in die ursprüngliche Lage wieder zurück, wenn die äußeren Einwirkungen gewisse Grenzen (Grenze der vollkommenen Elasticität) nicht überschritten hatten. Andernfalls tritt ein neuer Gleichgewichtszustand (dauernde Verlängerung nach Zug etc.) ein, oder es erfolgt der Bruch. Die Molekularkräfte wirken in starren Körpern nach verschiedenen Richtungen hin ungleich stark (ungleiche Spaltbarkeit, ungleiche Leitung des Lichts, der Elektricität, des Schalls bei Krystallen und organisirten Körpern), und die sogen. amorphen Körper, bei denen man derartige Unterschiede nicht bemerkt, sind vielleicht nur wirre Haufwerke ganz bestimmt gestalteter Theilchen. Die tropfbar flüssigen Körper sind ebenfalls zusammendrückbar, ihre Theilchen verschieben sich ungemein leicht gegeneinander und die Molekularkräfte wirken in ihnen nach allen Seiten hin gleich stark. Nur an der Oberfläche der Flüssigkeiten wirken sie normal einwärts stärker als in tangentialer Richtung, und daher entsteht die Erscheinung des sogen. elastischen Flüssigkeitshäutchens. Das Volumen der Flüssigkeiten ist auch nur in engen Grenzen veränderlich, aber ihre Gestalt wird wesentlich von äußeren Verhältnissen bedingt (Tropfen, Gestalt der Gefäße). Elastisch flüssige Körper, Gase erfüllen jeden ihnen dargebotenen Raum vollständig, ihre Moleküle stoßen sich gegenseitig ab und entfernen sich so weit von einander als äußere Verhältnisse es nur irgend gestatten. Viele Körper sind in allen drei Aggregatformen bekannt (Wasser), bei zahlreichen andern bewirken die zur Veränderung des Aggregatzustandes angewandten Mittel chemische Zersetzung, aber auch die chemisch einfachen Körper kennt man nicht in allen drei Aggregatformen. Manche Gase, z. B. Sauerstoff, sind noch nicht verflüssigt, manche starre Körper noch nicht in den Gaszustand übergeführt worden. Zwischen der elastisch flüssigen und der tropfbar flüssigen Aggregatform kennt man keine Uebergangsstufe, einige starre Körper aber können erweichen, teigartig, zähflüssig, endlich leichtflüssig werden. Die Ueberführung eines Körpers aus der einen Aggregatform in die andere kann nur mit Hülfe der Wärme geschehen. Die Temperatur aber ist dabei keineswegs allein entscheidend. Man kennt Wasser von 0° und Eis von 0°, ja das Wasser kann weit unter dem Gefrierpunkt (Ueberkältung) und weit über dem Siedepunkt ohne zu sieden (Ueberhitzung) flüssig bleiben. Auch verdampfen manche feste Körper bei jeder Temperatur (Kampher), und die meisten flüssigen Körper erzeugen stets eine Dampfatmosphäre über sich. Erhitzt man einen starren Körper zum Schmelzen, so verschluckt er eine große Menge Wärme beim Uebergang in den flüssigen Zustand. Diese Wärme verschwindet für die Wahrnehmung, sie wird »latent«. Dasselbe tritt ein beim Uebergang in den gasförmigen Zustand, und umgekehrt kommt Wärme zum Vorschein, wenn Gase flüssig und Flüssigkeiten fest werden. Der Wärmeinhalt eines Körpers ist je nach seinem Aggregatzustand verschieden. Der Druck ist auf die Aenderung des Aggregatzustandes von großem Einfluß. Starre Körper schmelzen unter hohem Druck schwerer, Flüssigkeiten verdunsten am schnellsten im luftleeren Raum, und Gase können allein durch Druck zu Flüssigkeiten verdichtet werden. Aber auch bei diesen Vorgängen finden in Bezug auf Absorption und Entwickelung von Wärme dieselben Verhältnisse statt.

Aggregaten, dikotyledon. Pflanzenordnung aus der Abtheilung der Monopetalen im Endlicher'schen, sowie im Braun'schen Systeme; im letzteren charakterisirt durch gegenständige Blätter, vier- bis fünfgliederige Blütenkreise, freie, meist der Blumenröhre eingefügte Staubgefäße, unterständigen, ein-, zwei- oder mehrfächerigen Fruchtknoten mit meist einsamigen Fächern, und endospermhaltige oder -lose Samen; begreift die Familien Rubiaceen, Caprifoliaceen, Valerianeen und Dipsaceen.

Aggregiren (lat.), einer Gesammtheit zugesellen; zu einem Ganzen vereinigen. Aggregation (lat.), Anhäufung, Haufwerk.

Aggression (lat.), s. Aggrediren.

Aghrim (Aughrim), Dorf in der irländ. Grafschaft Galway, südöstlich von Galway, berühmt durch die Schlacht 13. Juli 1691, in welcher Wilhelm III. über die Truppen Jakobs II. siegte, so daß die Irländer genöthigt wurden, den ihnen verhaßten Oranier als Nachfolger Jakobs anzuerkennen.

Agil (lat.), flink, gewandt; Agilität, Flinkheit, Gewandtheit.

Agilolfinger, ältestes bayer. Herzogsgeschlecht, als dessen Stammvater Agilolf, Heerführer und Verwandter des Frankenkönigs Chlodwig, genannt wird, und das in Bayern seit dem Verfall des Ostgothenreichs bis zur Einverleibung des Landes in das Frankenreich unter Thassilo II. (788) selbständig herrschte. S. Bayern, Geschichte.

Agincourt (spr. -schängkuhr), Jean Baptiste Louis George Serour d', Kunsthistoriker, geb. 5. April 1730 zu Beauvais, war erst Kavallerieofficier, widmete sich dann als Generalpächter vorzugsweise den Kunststudien, bereiste seit 1777 England, die Niederlande und Deutschland und hielt sich seit 1778 meist in Italien auf. Er ist Herausgeber eines kunstgeschichtlichen Werkes, in welchem er, angeregt durch Winckelmanns Vorgang, die Kunstwerke, besonders die des Mittelalters bis zur Höhezeit der Renaissance, der bisherigen rein archäologischen Behandlungsweise des Gegenstandes entzog und selbständig als Momente von Bedeutung für das

Studium der Aesthetik, sowie der Kulturgeschichte betrachtete. Das Werk ist betitelt »Histoire de l'art par les monuments depuis sa décadence au 4me siècle jusqu'à son renouvellement au 16me«, erschien aber, da die Revolution des Verfassers Vermögen verschlungen hatte, erst nach seinem Tode, der 24. Sept. 1814 zu Rom erfolgte (Par. 1812—23, 6 Bde., mit 325 Kupfern in Fol., deutsch von Quast unter dem Titel: »Sammlung der vorzüglichsten Denkmäler der Malerei, vorzugsweise vom 4. bis zum 16. Jahrh.«, Berl. 1840, 2. Bde. Taf. in 4° und ein Quartband Text). Außerdem ist noch Agincourts »Recueil de fragments de sculpture antique en terre cuite« (Par. 1811) hervorzuheben.

Agio (spr. -schio; vom ital. aggio), Aufgeld, d. h. der Betrag um welchen der Preis einer Münze oder eines Werthpapiers den Nennwerth, d. h. den darauf genannten Werthbetrag übersteigt. Den Betrag, um welchen dieser Preis hinter dem Nennwerth zurückbleibt, nennt man Disagio. Wenn Preis und Nennwerth sich decken, so steht die Münze oder das Werthpapier, von welchem die Rede ist, pari. Die Höhe des A. oder des Disagio pflegt in Procenten ausgedrückt zu werden. Gegenwärtig hat in fünf von den sieben Hauptstaaten der Welt das Metallgeld ein Disagio: in Oesterreich, Rußland, Italien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, und neuestens auch in Frankreich. Man spricht jedoch gewöhnlich nicht von dem Disagio des gemünzten Goldes oder Silbers, sondern von dem A. des umlaufenden Papiergeldes, eben weil dieses die Masse der umlaufenden Tauschmittel ausmacht und, indem es das Edelmetallgeld verdrängte, den Preisunterschied erzeugt hat. Konsequenterweise sollte dann freilich auch nicht von einem entwertheten Papiergeld, sondern von hinaufgeschraubtem Münzpreise gesprochen werden. Thatsächlich wird indessen doch ganz richtig bei der Gesammterscheinung der Metallwerth als fix angenommen und bei der Angabe des jeweiligen augenblicklichen Unterschieds umgekehrt der Werth des umlaufenden Papiergeldes. Man notirt daher in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Frankreich und Italien, wo Goldwährung gilt, von Tag zu Tag den Stand des Goldagios, d. h. des Aufgeldes, welches man beim Ankauf von Gold auf den nominell gleichen Papiergeldbetrag hinzulegen muß. In Oesterreich und Rußland ist von den genannten Staaten das Münzagio, dort Silberagio, am ältesten; Italien verdankt es den finanziellen Ueberanstrengungen zur Gründung seiner politischen Nationaleinheit, die nordamerik. Union dem Bürgerkriege von 1861—65, Frankreich endlich dem Kriege mit Deutschland 1870—71, gegen dessen Ausgang hin infolge der gleich im Beginn ausgesprochenen Zwangsgeltung der Banknoten ein allmählich sich steigerndes Goldagio hervortrat, das unter den gegenwärtig herrschenden politisch-finanziellen Tendenzen und volkswirtschaftlichen Ideen auch schwerlich so bald wieder verschwinden wird. Nur in England und Deutschland behaupten die verschiedenen Sorten der Tauschmittel, papierene wie metallene, für gewöhnlich fest ihren Nennwerth. Eine Ausnahme machte bis vor kurzem einerseits die Hamburger Mark Banco, ungefähr ½ Thaler gleich, eine Rechnungsmünze ohne wirkliche Stücke, welche auf hinterlegten Silberbarren beruhte und folglich mit dem Preise des Silbers auf dem Weltmarkt im allgemeinen oder unter Umständen auch einmal speciell in Deutschland stand und fiel, — andrerseits die Bremer Goldwährung, welche in ihrer Isolirung unter den deutschen Silberwährungssystemen ein schwankendes Preisverhältnis zu diesen, insbesondere zu dem preußisch-norddeutschen Thalerfuße bedingte. Man rechnete in Bremen nach bloß gerechneten, nicht geprägten Thalern Gold, deren fünf auf die alte Pistole oder den Louisd'or gingen; als die Pistolen ausstarben, wurden zur Aushülfe erst die deutschen Kronen, dann die gangbarsten auswärtigen Goldmünzen fest tarifirt und zu gesetzlichen Zahlmitteln erklärt, während der sogen. Thaler Gold oder Louisd'orthaler Rechnungsmünze blieb und hundert solche Thaler die Basis abgaben für den jeweilig entsprechenden Werth in preuß. Kurant oder Papiergeld, also für das Goldagio. Neben diesen beiden jetzt in der Münzeinheit des Reichs aufgegangenen separaten Rechnungssystemen pflegte bisher Münzagio in Deutschland zu entstehen, sobald eine stärkere politische oder kommercielle Krisis (wie 1857, 1866, 1870) das öffentliche Vertrauen vorübergehend erschütterte, und zwar gegen die Masse des kleinstaatlichen Papiergeldes und der Noten der kleineren und obskureren Banken. Auch diese Quelle von A. wird jedoch die Reichsgesetzgebung voraussichtlich bald verstopfen. Die breiteste Rolle spielt das A. heutzutage bei den Börseneffekten. Die gut rentirenden Kapitalanlagen verschaffen den die Betheiligung an ihnen repräsentirenden Urkunden, Aktien genannt, und den auf sie ausgestellten Schuldverschreibungen ein der Höhe der Dividende oder des Zinsfußes und dem Grade der Sicherheit entsprechendes A., die schlecht rentirenden ebenso ein Disagio. Aber nicht bloß im Laufe der Geschäftsführung erst kann sich ein A. entwickeln, d. h. ein täglich gewährter oder geforderter Preis über den Nennwerth des Papiers hinaus, sondern schon bei der Gründung geschäftlicher Unternehmungen. Dieses eigenthümliche A. figurirt in der Regel nur in solchen Epochen, wo ein gesteigertes öffentliches Vertrauen die Leute mit ihren Ersparnissen zur Börse treibt und sich ungestüm auf jede neue nur halbwegs verlockend ausgemalte Kapitalanlage stürzen läßt. Ihr Heißhunger, den die berufsmäßige Spekulation durch ihre ihn vorwegnehmende und übertreibende Phantasie in seiner Wirkung auf die Konsumtion verfügbarer Werthpapiere noch erhöht, wird dann von gewerbsmäßigen »Gründern« dadurch ausgebeutet, daß die Aktien oder sonstigen Antheilsurkunden von vornherein nur mit mehreren Procenten A. ausgegeben werden. Doch hat diese Form der Ausbeutung des großen kapitalanlegenden Publikums durch die Routiniers der Börse 1871/72 nicht mehr die skandalösen Dimensionen angenommen wie 1856/57.

Agiotage (franz., spr. aschiotahsch), im allgemeinen das Benutzen der Schwankungen im Geld- und Papierkurs, meist mit dem Nebenbegriff der Anwendung künstlicher, zuweilen selbst unredlicher Mittel (z. B. Verbreitung falscher Gerüchte), um jene Schwankungen zu veranlassen. Im Waaren- wie im Staatspapier- und Aktienhandel bezeichnet man damit besonders das Betreiben der sogen. Differenzgeschäfte, wobei es sich der Form nach um einen Kauf, in der Wirklichkeit aber nur um eine Art Wette handelt. Es ist nämlich dabei dem Käufer einer erst eine gewisse Zeit nach dem Abschlusse des Kaufs zu beziehenden Waare gar nicht um deren

wirkliche Erwerbung, auch dem Verkäufer nicht um deren Unterbringung zu thun, sondern beide kontrahiren vielmehr unter der ausgesprochenen oder stillschweigenden Bedingung, einander nur die bis zu einem bestimmten Termine eintretende Differenz zu vergüten, um welche der Werth der betreffenden Waare nach dem Marktpreise (Börsenpreise) des Ablieferungstages (Stichtages) von dem aus dem Kaufpreise sich ergebenden Werthe derselben verschieden ist. Ist der Preis der Waare bis zu dem festgesetzten Termin gestiegen, so stellt sich die Differenz zu Gunsten des Käufers, der nun mit einem ebensolchen Gewinn verkaufen kann wie diese Differenz beträgt; ist dagegen der Preis der Waare gesunken, so fällt die Differenz zu Gunsten des Verkäufers aus, der nun die Waare am Lieferungstage zu einem niedrigeren Preise, als der war, um welchen er sie verkauft hatte, wieder zurückkauft. Es ist mithin ein solches Differenzgeschäft in der That nichts weiter als eine Art Wette, und wie bei dieser ist der daraus entspringende Gewinn gesetzlich nicht klagbar; vielmehr sind dergleichen Geschäfte in manchen Staaten wie das Hazardspiel verboten, obwohl sie ebenso wie letzteres, nur noch viel offener, namentlich an den großen Börsen in Uebung sind. Da diese Scheinkäufe meist über sehr beträchtliche Waarenmengen verabredet werden, so pflegen die Differenzzahlungen bei einigermaßen bedeutendem Preisunterschiede sehr ansehnlich auszufallen. Die positive Gesetzgebung sucht in dem Umstande, daß der Verkäufer der sogen. Lieferungswaare den Gegenstand des Verkaufs zur Zeit des Abschlusses des Vertrags noch gar nicht besitze, ihn sich auch nicht durch anderweiten Lieferungskauf bereits gesichert habe und also über das verkaufte Waarenquantum noch gar nicht verfügen könne, das Kriterium des Differenzgeschäfts, was aber insofern nicht gerechtfertigt erscheint, als die wirkliche Ablieferung der Waare sehr wohl beabsichtigt sein kann, wenn auch der Verkäufer noch nicht den Besitz derselben nachzuweisen im Stande ist, insofern nämlich deren käufliche Erwerbung noch Projekt ist, was wohl eine gewagte, aber keineswegs eine unter allen Umständen verwerfliche Spekulation ist. Oder die positive Gesetzgebung sucht das charakteristische Merkmal des Differenzgeschäfts in dem Mißverhältnis, in welchem die dabei in Frage kommende Summe zu den pekuniären Mitteln der Kontrahenten steht, und will daher dergleichen Lieferungsgeschäfte nur in soweit gestattet wissen, als die Kaufsumme die Mittel der dabei Betheiligten nicht überschreitet. Aber auch solche Beschränkungen erscheinen unbillig und überdies unzureichend, insofern sie eine sehr willkürliche Auslegung des Gesetzes und eine drückende und daher gehässige, gleichwohl aber wirkungslose Kontrolle veranlassen müssen. Wenn hiernach das Eingreifen der Gesetzgebung in diese Art von Geschäften als solchen verwerflich erscheint, so läßt die A. sich auch nicht schlechthin moralisch verurtheilen, da sie innerhalb gewisser Grenzen vielmehr zu den ebenso unsträflichen wie praktisch nützlichen Beförderungen des wirtschaftlichen Umsatzes gehört und die rechten Grenzen in der Regel nur dann namhaft überschreitet, wenn das gesammte näher oder ferner mit der Börse verwachsene Publikum von einem Schwindel befallen ist, sei es des jähen Schreckens, sei es eines blinden Vertrauens. Den auf Steigen des Agio spekulirenden Börsenkräften stehen die anderen gegenüber, welche auf Fallen des Agio spekuliren: beide halten sich und damit die Meinung der Börse über die Entwickelung des Geschäfts im allgemeinen wie in den einzelnen speciellen Fällen in einem wohlthätigen Gleichgewicht. Von den Mitteln, welche sie zur Sicherung ihrer Operationen aufbieten, muß das Urtheil über diese abhängen. Bedienen sie sich der Aussprengung erfundener, entweder beunruhigender oder umgekehrt einen Hoffnungstaumel nach sich ziehender Gerüchte, so handeln sie in der Börsensphäre gerade so verwerflich wie andere Betrüger, denen der Staatsanwalt zu Leibe geht, und werden früher oder später wohl ebenfalls diesem zu korrigirender Behandlung überwiesen werden. Studiren sie aber bloß alle Umstände und Verhältnisse, welche Einfluß auf den Preis der fraglichen Sache haben können, sei es vermittels der allgemeinen Stimmung der Börse oder der Schätzung des besonderen Werthgegenstandes, so erweitern sie den den Menschen vergönnten Blick in die Zukunft auf eine thatsächlich ersprießliche Weise und sind ihres Lohnes werth. Daß dabei der Haussier nur gewinnen könne, was der Baissier verliere, und umgekehrt, ist nur im einzelnen Falle mehr oder weniger richtig; im Durchschnitt wird eine gesunde, d. h. auf Arbeit, Denkkraft und entsprechendes Kapital fußende Spekulation sich durch einen Antheil an den Früchten der schaffenden Wirtschaftsthätigkeit selbst bezahlt machen. Ueber die sogen. Gründungsagiotage als ein einzelnes Symptom wirtschaftlicher Ausnahms- und Krankheitszustände s. Agio.

Agiren (lat.), wirken, handeln; als Schauspieler auftreten.

Agis, Name mehrerer Könige von Sparta: 1) A. I., der sagenhafte Stammvater des Königshauses der Agiden oder Eurysthêniden, angeblich ein Sohn des Eurysthenes. Auf ihn führt die Tradition die Unterdrückung der Periöken und Heloten zurück.

2) A. II., Proklide, Sohn des Archidamos, Bruder des Agesilaos II., regierte 426—397 v. Chr., also größtentheils während des peloponnes. Kriegs. Nachdem er im Anfang seiner Regierung in Argos sehr unglücklich gekämpft hatte, stellte er durch mehrere glänzende Siege über die Argiver und deren Verbündete den alten Ruhm des spartan. Heeres wieder her. Besonders wichtig war die durch ihn 413 ausgeführte Einnahme und Befestigung des attischen Fleckens Dekelea, indem hierdurch die spätere Eroberung von Athen sehr erleichtert wurde.

3) A. III., Sohn des Prokliden Archidamos III., wurde 338 König, versuchte, während Alexander d. Gr. in Asien vordrang, Griechenland von der makedon. Herrschaft zu befreien, unterlag aber und fiel 330 im Kampfe gegen Antipater.

4) A. IV., folgte 244 seinem Vater Eudamidas II. Bei seinem Regierungsantritt war die alte Verfassung Sparta's ihrer völligen Auflösung nahe und der kräftige Geist des Volks geschwunden. Das alte Grundgesetz des Staats, die Gleichheit aller Bürger, war außer Geltung gesetzt, denn die ursprüngliche Zahl von 7000 Spartiaten war auf 700 zusammengeschmolzen, von denen höchstens 100 Grund und Boden besaßen und in Prunk und Schwelgerei lebten, während die übrigen, durch Armut und Schulden niedergedrückt, in träger Ruhe von der Zukunft Verbesserung ihrer Zustände hofften. Das Heer bestand aus Periöken und Heloten, und es

war völliges Aufhören der Bürgerschaft zu befürchten. Unter solchen traurigen Umständen faßte A., obwohl erst 20 Jahre zählend, den Plan einer durchgreifenden Staatsreform und Herstellung der altspartan. Sitte. Mit gutem Beispiel vorangehend, entsagte er gleich nach seiner Thronbesteigung allem üppigen Wesen, aß und badete nach altlakonischer Weise und wußte in der Jugend gleiche Gesinnungen anzuregen. Von einigen angesehenen Männern, seinem mütterlichen Oheim Agesilaos und von Lysander unterstützt, hatte er dagegen an seinem Mitkönig, dem Eurypstheniden Leonidas II., einem durch langen Aufenthalt im Orient der heimischen Sitte ganz entfremdeten Manne, einen heftigen Gegner, der aus Furcht vor dem Volke, welches vertrauensvoll auf den jungen König blickte, zwar nicht offen gegen A. aufzutreten wagte, aber die patriotischen Absichten desselben insgeheim zu verdächtigen suchte. Doch vermochte derselbe nicht zu hindern, daß A. seinem Freunde Lysander das Ephorat verschaffte und durch diesen einen Gesetzentwurf in den Rath brachte, wonach alle Schuldforderungen annullirt und die Spartiaten durch Aufnahme der tüchtigsten Periöken und Fremden auf die Zahl von 4500 gebracht und unter diese alle Ländereien Lakoniens zu gleichen Theilen durch das Loos vertheilt werden sollten. Er selbst erklärte sich bereit, alle seine liegenden Güter und 600 Talente baares Vermögen an die Theilungsmasse abzugeben. Da die neuen Ephoren der Gegenpartei angehörten, so wurden sie von den Anhängern des A. durch einen Gewaltstreich verjagt und neue, unter ihnen Agesilaos, eingesetzt. Dieser besaß bei vielen Schulden beträchtliche Güter und wünschte von jenen frei zu werden, ohne diese hergeben zu müssen. Er stellte daher dem Neffen vor, es sei sicherer, statt das Reformwerk mit einem Schlage durchzuführen, zuerst die Schulden aufzuheben. Da auch Lysander und dessen Anhänger dieser Meinung beitraten, so ließ sich A. bereden, zunächst nur die Schuldscheine zu vernichten. Als aber die andere wichtigere Maßregel verwirklicht werden sollte, wußte Agesilaos die Sache zu verzögern, bis A. Sparta verlassen mußte, um die spartan. Hülfsvölker dem achäischen Bunde zuzuführen. Als er, ohne eine nennenswerthe That verrichtet zu haben, in die Heimat zurückkehrte, hatten sich in der Zwischenzeit die Verhältnisse für ihn sehr ungünstig gestaltet, denn während seiner Abwesenheit hatte Agesilaos seine Absicht, die Güterverthеilung zu hintertreiben, sowie andere herrschsüchtige Pläne offener kund gegeben, sich auch zu seiner Sicherheit mit einer Söldnerschar umgeben und den anwesenden König Kleombrotos mit völliger Verachtung behandelt, wodurch die Partei des Leonidas bei der Unzufriedenheit des in seinen Hoffnungen getäuschten Volks wieder das Uebergewicht erhielt. Leonidas wurde aus der Verbannung zurückgerufen. Agesilaos entkam durch die Flucht, A. und Kleombrotos suchten in einem Tempel Schutz; während diesen die Bitten seiner Gattin, des Leonidas Tochter, retteten, lockten A. treulose Freunde aus seinem Asyl und überlieferten ihn dem Gerichte. Von den Ephoren zur Rechenschaft über seine Handlungen aufgefordert, vertheidigte er sich mit Stolz und Freimuth; dennoch wurde er zum Tode verurtheilt und eilig erdrosselt (240 v. Chr.), weil das Volk sich seines Freundes annehmen zu wollen schien. Dasselbe Schicksal wurde auch der Großmutter und Mutter des A. bereitet. Die tragische Geschichte des A. ist von dramatischen Dichtern öfters bearbeitet worden, am ausgezeichnetsten von Alfieri.

Agitātor (lat.), jemand, der mit Eifer u. Energie auf irgend einem Gebiete geistiger Thätigkeit, namentlich in der Politik, eine Bewegung ins Leben ruft oder eine bereits vorhandene Bewegung zu erhalten und zu fördern bemüht ist. Jede Agitation, möge sie staatliche, kirchliche, sociale oder sonstige Zwecke verfolgen, ist erlaubt, so lange sie eine innere Berechtigung hat, d. h. natur- und vernunftgemäße Ziele anstrebt und ohne unsittliche und gesetzwidrige Mittel die bestehende Ordnung der Dinge in Schule, Kirche und Staat in fortschrittlichem Sinne zu ändern sucht. Eine berechtigte, auf den wahren Fortschritt eines Volkes in politischer, religiöser oder socialer Beziehung gerichtete Agitation (Propaganda) wird demnach unter der Voraussetzung des richtigen Staatszweckes nur darin erkannt werden können, daß durch sie die organische Staatsidee im staatlichen Leben immer größere Anwendung, in den Staatsangehörigen immer größere Bethätigung und in den Regierungsformen einen immer mehr entsprechenden Ausdruck findet. Jede das Gemeinwohl gefährdende, fanatische Agitation ist zu verdammen. Wenn eine Zeit häufig und massenweise Agitatoren hervorbringt, so ist es ein Zeichen, daß der Weltgeist alte Formen abstreifen und neue annehmen will. Zu den bedeutendsten Agitatoren der Neuzeit zählten die Abolitionisten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika; die Agitation von Männern wie Mazzini, Lassalle u. a. war revolutionärer Natur. Zu Cromwells Zeiten trugen gewisse Armeebeamte den Namen »Agitators«. — Agitiren, für etwas thätig sein, die Menge dafür zu gewinnen suchen; aufwiegeln, wühlen; Agitation, Aufwiegelung, Aufregung.

Aglaia, eine der Grazien (s. d.), des Zeus und der Eurynome Tochter.

Aglei (Akelei), Pflanzengattung, s. Aquilegia.

Aglibōlos (griech.), Strahlensender, bei den Palmyranern Beiname des Sonnengottes, welcher als Jüngling mit aufgeschürztem Gewande, einen Stab in der Hand, dargestellt wurde.

Aglossie (griech., »Zungenlosigkeit«), Sprachlosigkeit.

Agnadello (spr. anja-), Ort in der ital. Provinz Cremona, mit 1320 Einw., bekannt durch den Sieg Ludwigs XII. von Frankreich über die Venetianer (14. Mai 1509), welcher zum Andenken daran die Kirche San Maria della Vittoria bauen ließ. Auch erlitt hier Prinz Eugen im span. Erbfolgekriege eine Niederlage durch den Herzog von Vendôme (16. Aug. 1705).

Agnāno (spr. anjāno), merkwürdiger See, westlich bei Neapel, ist von hohen Lavaufern eingeschlossen und hat eine kreisförmige Gestalt von ca. 6 Kilom. im Umfang, eine Tiefe von ca. 20 Meter und kaltes Wasser ohne sichtbaren Zu- oder Abfluß, das jedoch von Zeit zu Zeit kochend emporsprudelt. Am Ostufer des Sees, der jedenfalls durch den eingesunkenen Krater eines Vulkans entstanden ist, befinden sich die Schwefeldunstbäder von San Germano und die bekannte Hundsgrotte (Grotta del cane), 3 Meter lang, fast ebenso breit und 1,25 Meter hoch, aus deren Boden kohlensaures Gas bis zur Höhe von 25 Centim. ausströmt. Nördlich und höher liegt ein anderer kleiner Kratersee Astroni in prächtiger Waldumgebung, der auf den tiefer liegenden A. eine herrliche Aussicht gewährt.

Agnāten (lat., »Hinzu-, Nachgeborene«), Blutsverwandte, die in männlicher Linie von dem gemeinsamen Stammvater herstammen. Das röm. Recht unterscheidet nämlich in der Verwandtschaft die Cognatio, die natürliche Blutsverwandtschaft, das auf der Zeugung und der dadurch entstandenen Gemeinschaft des Bluts beruhende Verhältnis, u. die Agnatio (cognatio civilis), die Verwandtschaft, welche durch lauter Mannspersonen und durch lauter eheliche Zeugungen begründet ist. Der Grund der Agnation ist die väterliche Gewalt, und da solche nur Mannspersonen haben können, so kann also auch nur eine Verwandtschaft durch Mannspersonen Agnation sein, und A. sind daher alle diejenigen Personen, welche in derselben väterlichen Gewalt stehen oder doch stehen würden, wenn das sie verbindende Haupt noch lebte. Hiernach können auch Frauenspersonen als Endglieder des agnatischen Stammbaumes zu denselben gezählt werden, man nennt sie dann *Agnatinnen*; aber sie können durch Nachkommenschaft die Agnation nicht fortsetzen, weil die Linie der Abstammung von lauter Männern durch ein weibliches Zwischenglied gestört wird. Die Agnation endigt mit jeder capitis deminutio, namentlich mit der Emancipation, doch nicht durch die durchschnittliche Emancipation (emancipatio germanica, saxonica, s. *Emancipation*). Uebrigens kann eine Agnation auch unter Personen, die nicht natürlich mit einander verwandt sind, auf künstliche Weise begründet werden, nämlich durch die Adoption, und es ist im neuern röm. Rechte die Agnation gerade nur noch für diesen Fall der Adoptivverwandtschaft von Bedeutung (s. *Adoption*). — Die prakt. Wichtigkeit des Agnationsverhältnisses gipfelt schon im ältern röm. Rechte in dem davon abhängigen Intestaterbrechte der A. als solcher. Allein bereits Justinian hob in der berühmten Novelle 118, auf welcher das Intestaterbrecht des gemeinen Rechts beruht, grundsätzlich den Unterschied zwischen A. und Kognaten beinahe vollständig auf, indem er das Intestaterbrecht der Verwandten ausschließlich an das Verhältnis der Blutsverwandtschaft knüpfte. In den modernen Rechtssystemen hat das Agnationsverhältnis vollends jede Bedeutung verloren. Eine besondere Bedeutung hat dagegen der Ausdruck A. im deutschen Rechte in der Lehre von der Succession in Lehen und Familienfideikommisse des Adels. Lehensagnaten, d. i. durch Succession ins Lehen Berechtigte, sind nämlich nach longobardischem oder gemeinem Lehenrechte nur die Descendenten des zuerst Investirten, also nur diejenigen, für welche das Lehen ein Feudum paternum ist, nach deutschem Rechte dagegen nur die Söhne des letzten Vasallen. Ueber die Rechte und Pflichten dieser Lehensagnaten noch bei Lebzeiten des dermalen nutzenden Vasallen, sowie beim Tode desselben s. *Lehen*. Ueber die Rechte der A. an den Familienfideikommissen s. *Fideikommiß*. Dieser deutsch- und lehenrechtliche Begriff des Agnationsverhältnisses findet gegenwärtig seine Hauptanwendung im deutschen Staatsrechte. Das letztere hält nämlich durchgehends den Grundsatz fest, daß die Rechte des Staatsoberhauptes zunächst lediglich nach der agnatischen Linearfolge vererbt werden können, dergestalt, daß, so lange noch ein Agnat, sei es auch aus einer noch so entfernten Seitenlinie, vorhanden ist, die Successionsfähigkeit irgend einer weiblichen Linie, sowie die einer Agnatin im Sinne des röm. Rechts unbedingt ausgeschlossen bleibt und auch dann, wenn dieselbe in Ermangelung eines durch Agnation oder Erbverbrüderung zur Nachfolge berechtigten Prinzen eintritt, von da an ohne weiteres wieder der Grundsatz der Vererbung der Kronrechte nach der agnatisch linearen Erbfolge Platz greift.

Agnes, 1) Heilige, nach der Legende eine schöne röm. Christin zur Zeit Diokletians, wurde, weil sie die Ehe mit dem Sohne des röm. Stadtpräfekten ausschlug und standhaft in ihrem Glauben blieb, in ein öffentliches Haus gebracht, blieb aber auch da, mit einem Heiligenschein umgeben, unversehrt. Als endlich Symphonius, der Sohn des Stadtpräfekten, ihr Gewalt anthun wollte, erblindete er, wurde aber auf ihre Fürbitte wieder sehend. Dennoch wurde A. als Zauberin zum Feuertode verurtheilt, da aber die Flammen sie nicht verletzten, enthauptet (303). Später wurde sie kanonisirt. Ihr Sinnbild ist ein Lamm. Die Agneskirche auf der Piazza Navona zu Rom enthält ein berühmtes Basrelief von Algardi, welches die Geschichte der Heiligen darstellt. In einer andern, vor der Porta Pia gelegenen Agneskirche werden 21. Jan., dem Gedächtnistage der Heiligen, die Lämmer geweiht, aus deren Wolle die Pallien zur Investitur neuer Bischöfe verfertigt werden.

2) A. *von Poitou*, Tochter Wilhelms V., Herzogs von Guienne, seit 1043 Gemahlin des deutschen Kaisers Heinrich III., nach dessen Tode Vormünderin ihres Sohnes, des fünfjährigen Königs Heinrich IV., sowie Regentin des Reichs, hatte als solche anfangs den Papst Victor II., dann den Bischof Heinrich von Augsburg zum Rathgeber, ward von herrschsüchtigen Großen verdächtigt und verleumdet, zog sich, nachdem ihr im Frühjahre 1062 der zwölfjährige König von dem Erzbischof Hanno von Köln entführt worden, von den Geschäften zurück, nahm in Rom den Schleier und starb daselbst um 1077.

3) A. *von Oesterreich*, Tochter Kaiser Albrechts I., geb. 1281, vermählt mit König Andreas III. von Ungarn, grausame Rächerin des an ihrem Vater begangenen Mordes (s. *Albrecht I.*), ließ, da die Mörder entflohen waren, die Angehörigen, Freunde und Vasallen derselben, im ganzen an 1000 unschuldige Menschen, zum Tode verurtheilen und hinrichten und aus den Gütern derselben an der Stätte des Mordes das Nonnenkloster Königsfelden erbauen, wo sie 13. Mai 1364 starb.

4) A. *Sorel* oder *Soreau*, die schöne Tochter eines Herrn von St. Gerand, geb. 1409 im Dorfe Fromenteau (daher »Demoiselle Fromenteau«), Geliebte König Karls VII. von Frankreich, auf den sie den wohlthätigsten Einfluß ausübte; sie starb 9. Febr. 1450. Ihre drei Töchter wurden von Karl VII. wie von seinem Nachfolger Ludwig XI. anerkannt und erhielten den Titel »Töchter von Frankreich«.

5) A., *Herzogin von Meran*, Gemahlin des Grafen Otto von Orlamünde. Seit 1293 Wittwe, lebte sie auf der Plassenburg bei Kulmbach angeblich in einem Liebesverhältnis mit Burggraf Albrecht dem Schönen von Nürnberg. Dessen Aeußerung, nur vier Augen (nämlich die vier Augen seiner Eltern, welche in die Ehe nicht willigten) hinderten ihre eheliche Verbindung, mißverstehend, soll sie ihre zwei Kinder erster Ehe ermordet haben, ward aber nun von Albrecht verlassen u. starb zu Hof im Gefängnis. Ihre Geschichte ist sagenhaft. Die Gemahlin des Grafen Otto von Orlamünde gehörte zwar dem Geschlechte der Grafen von Meran an, hieß aber Beatrix und konnte schon darum nicht die Geliebte Albrechts des Schönen sein,

weil sie seine Großtante, nämlich die Schwester seiner Großmutter war. A. soll das Kloster zu Himmelskron gestiftet haben und mit ihren Kindern dort begraben worden sein. Der Volkssage nach erscheint sie auf der Plassenburg als »Weiße Frau«, wichtige Ereignisse im preußischen Königshause im voraus anzeigend. Vgl. Kraußold, Die Weiße Frau und der Orlamünder Kindermord (Erlangen 1869).

Agnesenrollen, in der Schauspielkunst Bezeichnung für naive Mädchenrollen, nach der Rolle der Agnes, in Molière's »Schule der Frauen«. In Deutschland braucht man dafür auch den Namen Gurlirollen, nach der Gurli in Kotzebue's »Indianer in England«.

Agnesi (spr. anjê-), Maria Gaëtana, gelehrte Italienerin, geb. 1718 zu Mailand, war die Tochter eines Professors der Mathematik zu Bologna, studirte unter ihres Vaters Leitung Mathematik, klassische und oriental. Sprachen und erhielt 1750 eine Professur an der Universität Bologna, die sie jedoch schon nach 2 Jahren niederlegte, um sich im Hospiz der Blauen Nonnen der Armen- u. Krankenpflege zu widmen. Sie starb 1799. Ihre Schwester, Maria Theresia A., gest. 1780, hat sich als Tonkünstlerin und Komponistin einen Namen erworben. Ihr Hauptwerk war die Oper »Sofonisbe«.

Agni, Personifikation des Feuers, eine der ältesten und am meisten angerufenen Gottheiten der Indogermanen (s. d.), jetzt der Hindu in Ostindien. A. ist der Wisser um alles Thun der Menschen, der Vermittler ihrer Wünsche; viele Lieder des Veda (s. d.) preisen seine Macht. In der ältesten Zeit wird er als Gebieter und Schützer des Opfers gepriesen der Wohlthaten wegen, die der Mensch dem Feuer verdankt, und beim Gottesurtheile des Feuerdurchschreitens angerufen; dann wird er in menschlicher Weise als der Urgrund aller Götter, die nur seine Modifikationen sind, wie des Lebens, das die ganze Welt durchdringt, betrachtet. Er wird zur kosmischen Macht, erscheint an der Spitze der Götter, wohnt in allen Wesen und ist Zeuge ihrer Handlungen. Das irdische Feuer wird als aus dem himmlischen entstanden gedacht; seine Erzeugung geschah bei den Indogermanen durch Reibung zweier Holzstücke. Vgl. E. Schlaginweit, Die Gottesurtheile der Indier (Münch. 1866); Kneisel, Der Kulturzustand der indogerm. Völker (Naumb. 1867).

Agnition (lat., »Anerkennung«), im röm. Erbrechte als Agnitio bonorum possessionis die ausdrückliche Erklärung des Erben, daß er die ihm nach prätorischem Rechte angefallene Erbschaft annehmen wolle; es ist also die A. das im prätorischen Erbrechte, was die Aditio hereditatis im civilrechtlichen Erbrechte ist. Unter A. eines Vermächtnisses versteht man die Erklärung des Honorirten, daß er das Vermächtnis annehmen wolle; ihre Wirkung besteht, da ein Vermächtnis von selbst, auch ohne Erklärung (ipso jure) erworben wird, nur darin, daß eine Repudiation nunmehr ausgeschlossen ist.

Agnoëten (griech., »Nichtwissende«), eine Partei der Monophysiten, welche behauptete, daß Christus auch einiges nicht gewußt habe. Ihr Stifter war Themistios, Diakon zu Alexandria. Eine Widerlegung ihrer Lehre schrieb der Patriarch Eulogios von Alexandria. Dieselbe Ansicht findet sich auch außerhalb der Partei, die bis ins 8. Jahrh. sich erhielt.

Agnōmen (lat.), Bei-, Zuname.

Agnomination (lat.), s. v. w. Annomination.

Agnone (spr. anjône; Angiona), Stadt in der unterital. Provinz Molise mit 9355 Einw. Die hier verfertigten Kupfergeräthe und Stahlwaaren gelten für die besten Fabrikate dieser Art im Königreich.

Agnosciren (lat.), anerkennen (als richtig).

Agnus Dei (lat., »Lamm Gottes«), Benennung Jesu Christi nach Joh. 1, 29; in der kathol. Liturgie ein Gebet, welches nach Gregors d. Gr. Anordnung (Ende des 6. Jahrh.) vom Priester während der Messe kurz vor der Kommunion gesprochen wird, besteht in dreimaliger Wiederholung der Worte: »A. D., qui tollis peccata mundi, miserēre nobis« (»O Lamm Gottes, welches du die Sünden der Welt hinwegnimmst, erbarme dich unser!«), das letztemal mit den Schlußworten: »da nobis pacem« (»gib uns Frieden«). Es bildet in der musikal. Messe den letzten (6.) Satz, daher dieser selbst als besonderes Tonstück so genannt wird. A. D. heißen auch aus den Ueberbleibseln der Osterkerzen in Rom verfertigte Lammbilder, welche der Papst im 1. und 7. Jahre seiner Regierung um Ostern weiht und vertheilt. Ueberhaupt ist A. D. das als Symbol Christi gewöhnlich mit der Siegesfahne versehene Bild des Lammes auf Fahnen, Medaillen ꝛc., und von diesem Bilde heißt in der griech. Kirche A. D. das Tuch (auch Potiriokalymma »Kelchdecke« genannt), womit beim Abendmahl der Kelch bedeckt wird.

Agōn (griech.), Kampf, Wettkampf. Agones hießen vornehmlich die Wettkämpfe der Griechen, die nicht bloß gymnastische, sondern auch musikalische waren und wobei durch besondere Kampfrichter (Agonotheten) den Siegern Preise zugetheilt wurden. Die berühmtesten waren die olympischen, pythischen, nemeischen und isthmischen. Vgl. Olympische Spiele ꝛc.

Agonīe (griech., »Kampf, Anstrengung, Angst«), in der ärztlichen Sprache der Todeskampf, die Reihe von Erscheinungen, welche, das allmähliche Erlöschen der Nerventhätigkeit anzeigend, dem Akt des Todes unmittelbar vorhergehen, als: Unruhe, Beklemmung, Krämpfe, Irrereden, Flockenlesen, sodann schnarchender oder röchelnder Athem, Aufhören des Pulsschlags, Erkalten des Körpers ꝛc. Die Erscheinungen der A. gestalten sich verschieden nach den verschiedenen Todesarten und dauern bald längere, bald kürzere Zeit, bis das Leben erlischt. Vgl. Tod.

Agonist (griech.), Wettkämpfer.

Agonistiker, s. Donatisten.

Agonothēt (griech.), Kampfrichter bei den Wettkämpfen (vgl. Agon).

Agŏra (griech.), in den altgriech. Städten der Markt, das Forum; Agoranŏm, Marktaufseher, Marktmeister.

Agordo, Marktflecken in der ital. Provinz Belluno, im Thale des Cordevole (Valle imperine) in den Cadorischen Alpen, mit 2773 Einw. und einem wichtigen Kupferbergwerk, das seither jährlich an 3500 Ctr. Kupfer lieferte.

Agosta (Augusta), Stadt in der sicilian. Provinz Siracusa, auf einer Insel, durch eine Brücke mit dem Festlande verbunden, hat einen befestigten Seehafen und 9223 Einw., welche Handel mit Wein, Baumöl, Sardellen und Seesalz treiben. Die Stadt, 1693 durch ein Erdbeben größtentheils zerstört, ist durch mehrere Seeschlachten denkwürdig, welche in ihrer Nähe geschlagen wurden, namentlich durch die vom 22. April 1676, in welcher Admiral Ruyter blieb, und die vom 2. Juli desselben Jahres, in welcher die Franzosen über die spanisch-holländische Flotte siegten.

Agoult (spr. -guh), Marie Catherine Sophie de Flavigny, Gräfin d', franz., unter dem Pseudonym Daniel Stern bekannte Schriftstellerin, zu Frankfurt a. M. 1805 geboren, war die Tochter des Vicomte de Flavigny, eines Officiers in der Armee der franz. Prinzen, der während der Emigration Marie Bethmann, aus dem bekannten Frankfurter Bankierhause, geheirathet hatte. Sie erhielt ihre Erziehung zu Paris im Kloster »des Heiligen Herzens«, vermählte sich 1827 mit dem Grafen d'A. und lebte später längere Zeit auf Reisen in der Schweiz, in Deutschland und Italien. Ihre ersten schriftstellerischen Produktionen waren eine Reihe anmuthiger Novellen: »Hervé«, »Julien«, »Valentia«, »Nélida«, die 1841—45 im Feuilleton der »Presse« erschienen und großen Beifall fanden. Dann veröffentlichte sie ihre Beobachtungen über Deutschland in verschiedenen Aufsätzen in der »Revue des deux mondes« und der »Revue indépendante« (1847) u. trat nach der Februarrevolution als politische Schriftstellerin auf. Die hierher gehörigen Werke sind besonders die »Lettres républicaines« (1848), in denen sie die Zustände unter der Regierung Ludwig Philipps einer herben Kritik unterzieht, und die »Histoire de la révolution de 1848« (Par. 1851—53, 3 Bde., 3. Aufl. 1869), welche dagegen die Menschen und die Ereignisse der betreffenden Zeit in das günstigste Licht rückt. Noch vor der letztern Schrift erschienen ihre mit vielem Beifall aufgenommenen »Esquisses morales et politiques« (Par. 1849, 3. Aufl. 1859; deutsch Berl. 1862), eine Art ethisches Hülfs- und Handbuch, in Form von Maximen und Aphorismen nach Art der »Maximes« von Larochefoucauld, das über die verschiedenen Lagen des Lebens, über die Konflikte der Moral mit den Leidenschaften, über die Tendenzen der Zeit besonnen und bündig Rath ertheilt und jedenfalls als ihr bestes Werk zu bezeichnen ist. Ferner veröffentlichte sie: »Trois journées de la vie de Marie Stuart« (Par. 1856); »Florence et Turin« (Kunst- u. politische Studien, das. 1862); »Dante et Goethe« (Dialoge, 1866). Während des deutsch-französischen Krieges machte sie sich durch einen an Karl Vogt in Genf gerichteten Brief bemerkbar, worin sie denselben aufforderte, seine Stimme für Frankreich zu erheben und seine Landsleute zu ermahnen, von einer ferneren Niederwerfung der franz. Heere abzustehen, einen Brief, den Vogt in einer etwas derb burschikosen Weise abschläglich beantwortete. Ihre Biographie schrieb Pommier (Par. 1868).

Agra, bis 1861 Hauptstadt des brit. Gouvernements der Nordwestprovinzen in Ostindien, eine der berühmtesten Städte Indiens, liegt 204 Meter ü. M., 1170 Kilom. nordwestlich von Kalkutta entfernt, am rechten Ufer des Flusses Dschamna, welchen die Eisenbahn auf einer großartigen Brücke überschreitet. Aus der Ferne ist der Anblick der Stadt, die zur Zeit der mohammedan. Herrschaft einen viel größeren Umfang als jetzt hatte, wie die Reste der alten Stadtmauern zeigen, in der heißen Jahreszeit (April und Mai) ähnlich dem einer Wüste mit einer Ruinenstätte, über welche noch die glänzenden Dome des Tadsch, einige Minarets und Theile des Forts emporragen. Nirgends in der Umgegend Spuren von Kultur; der Boden, der vorzüglich aus röthlicher thoniger Erde besteht, erhält an seiner Oberfläche infolge lange andauernder Hitze eine Schicht feinen Staubes, die fast während des ganzen Tages die Durchsichtigkeit der Luft trübt. In der kühlen Jahreszeit (December bis Februar) hat die Landschaft ihren Charakter ganz verändert, das zarte Grün der Frühlingssaat bedeckt dann überall den Boden. Das Innere der Stadt macht, auch abgesehen von den monumentalen Prachtbauten, einen angenehmen Eindruck; viele Häuser sind luftig, 3—4 Stockwerke hoch und ungewöhnlich solid gebaut; das Baumaterial, rother Sandstein aus Fathipur, hat nur den einen Nachtheil, sehr rasch zu verwittern, daher die großen Schutthaufen, die im Laufe der Zeit um die ganze Stadt angehäuft wurden und bei der alles rasch überwuchernden und durch Wurzeln bindenden Vegetation nur durch Pulversprengungen behufs Straßenbauten entfernt werden konnten. Die Einwohnerzahl betrug 1865: 142,667, vorwiegend Hindu. Der Verkehr in den Straßen ist äußerst lebhaft; der Handel sehr bedeutend und durch die Agra-Bank gefördert. A. entwickelte sich zur Blüte unter den Mogul-Kaisern. Unter Sikander Lodi (1488—1517), dem Afghan-Sultan, wurde es Residenz; 1526 wurde es von Baber eingenommen, der es jedoch den kriegslustigen Afghanen gegenüber nicht behaupten konnte; erst Akbar (1559) setzte sich dauernd in seinen Besitz. Seine Nachfolger, die hier bis 1658, dann seit Auringzeb in Delhi residirten, versahen es mit seinen berühmten Prachtbauten, die sämmtlich im reinsten maurischen Stil ausgeführt sind. Die wichtigsten dieser Prachtbauten sind: der Palast Schah Dschehangirs (1605—28), nebst der Moti-Moschee im Fort, klein, aber meisterhaft in der Ausführung aller einzelnen Theile, mit besonders gut erhaltener Eingangshalle; die Moti Mosdschid (»Perlenmoschee«), außen von rothem Sandsteine, im Innern aus blendend weißem Marmor, reich an Blumenornamenten und Koransprüchen in bunten Farben, oft mit kostbaren Halbedelsteinen eingelegt; die Dschama Mosdschid, die Hauptmoschee, im NW. der Stadt, sehr groß; Rambagh, am linken Flußufer, ein Mausoleum, jetzt im Zustande des Verfalls, mit eigenthümlichen Gartenanlagen; der Tadsch, das Kleinod von A., am rechten Ufer, 1,5 Kilom. östlich vom Fort, das Mausoleum von Schah Dschahan (1628—58) und seiner Gattin, woran 20,000 Arbeiter 22 Jahre lang gearbeitet haben sollen. Eine große Mauer aus rothem Sandstein umschließt einen rechtwinkligen Raum von 298 Meter Länge und 99 Meter Breite; die eine Längsseite liegt dicht an der Dschamna. Das Hauptgebäude, von 2 moscheeähnlichen Gebäuden umgeben, erhebt sich in strahlendem Glanze weißen polirten Marmors auf einer Plattform, zu der eine große Freitreppe von 18 Meter emporführt; es bildet ein rechtwinkliges gleichseitiges Viereck mit abgestumpften Ecken, das den großen, weithin sichtbaren Dom trägt, der an seiner weitesten Stelle 18,8 Meter im Durchmesser hat und 78 Meter über die Fläche der Terrasse emporragt; die Kuppel endet in 2 vergoldeten Kugeln mit Halbmond. Im Innern, umschlossen von einem sehr zart in Marmor ausgeführten Gitterwerke in durchbrochener Arbeit, stehen 2 Kenotaphe, beide wie die Wände auf das reichste mit Koransprüchen und buntfarbigen Ornamenten geschmückt. Das Licht fällt direkt nur durch die Thür ein, und die unbestimmte Beleuchtung läßt die enorme Höhe der Wölbung noch höher erscheinen. Bei großen religiösen Festen wird das Innere reich beleuchtet und Feuerwerk abgebrannt. Umgeben ist das Gebäude von einem großen Garten, in welchem

sich ein langes geradliniges Wasserbassin mit zahlreichen Springbrunnen befindet. Die neueren Regierungsgebäude bieten nichts besonders bemerkenswerthes; 2 christliche Kirchen genügen dem Bedürfnisse. A. kam an die ostind. Kompagnie 1803 im Kriege mit Scindia; 164 Geschütze und ein Schatz von 264,000 Pfd. Sterl. fielen den Siegern zur Beute. Das Klima wirkt bei einer mittleren Temperatur von 25,5° C., die nur um 2—3° C. niedriger als im südlichen Indien ist, sehr abspannend, ist aber der Gesundheit nicht so schädlich, wie man erwarten sollte. Wer kann, bringt den Sommer in den nahen Gesundheitsstationen des Himalaya zu. — Etwa 4 Kilom. von A. entfernt ist das große Secundra-Waisenhaus, das 1833 zur Zeit der Hungersnoth gegründet, 1857 von den Rebellen zerstört, 1860 aber zur Aufnahme der vielen durch abermalige Hungersnoth elternlos gewordenen Kinder neu aufgebaut wurde. Da alle Zöglinge Christen werden müssen, so ist diese Anstalt, in der sich 1869 400 Kinder beiderlei Geschlechts befanden, von nicht zu unterschätzendem Einflusse auf die Verbreitung christlicher Ideen. Vgl. H. v. Schlagintweit, Reisen in Indien, Bd. 1. (Jena 1869); A. Cunningham, Ancient geography of India, Bd. 1. (Lond. 1870).

Agraffe (franz. agrafe), eine hakenartige Vorrichtung zum Festhalten von Gewändern, Gardinen u. dgl.; auch chirurgisches, zangenförmiges Instrument von Stahl, zum Zusammenhalten der Wundränder nach der Operation der Hasenscharte.

Agram (kroat. Zagor, ungar. Zagrab), das südwestlichste und größte der 5 Komitate Kroatiens, 4582 □Kilom. (83,2 □M.), mit (1869) 245,937 meist kathol. Einw. Im N. von Verzweigungen der krainer und illyrischen Gebirge (Warasdiner Kette) durchzogen, ist der größte Theil des Landes hügelig, während in der Mitte sich das Thal der Save zu einer großen Ebene erweitert. Das Klima ist durchgängig mild; der Winter dauert selten länger als 2½ Monate. Hauptflüsse sind die Save und die gleichfalls schiffbare Kulpa, welche die Grenze gegen das kroat. Littorale macht. Der Boden ist in den Thälern ergiebig, sonst nur von mittlerer Güte. Getreide, Holz und Tabak sind die Hauptprodukte und zugleich die Hauptgegenstände des Aktivhandels, der durch die um 1726 gebaute Karolinenstraße über Karlstadt zuerst einen Weg nach dem Meere gefunden und in neuerer Zeit namentlich durch die Eisenbahn sich bedeutend gehoben hat. Der Gewerbfleiß steht hier, wie in ganz Kroatien außerhalb der Hauptstadt, noch auf einer sehr tiefen Stufe.

Die Stadt A., Hauptstadt des Komitats, sowie des Königreichs Kroatien, Sitz eines kathol. Erzbischofs, liegt unweit der Save in wiesenreicher Ebene, die nördlich und westlich von Bergen begrenzt ist, und zerfällt in die amphitheatralisch gebaute Freistadt oder obere Stadt, den schönsten Stadttheil, mit der Residenz des Banus von Kroatien, mehreren Regierungsgebäuden, der königlichen Akademie und einem deutschen Theater, in die tiefer gelegene Kapital- oder untere Stadt, mit dem sogen. Dreißigstamte, einem großen Gebäude, welches zur Abhaltung der Jahrmärkte dient, und einer griech.-kathol. Kirche, und in die bischöfliche Stadt (Opatowina), in welcher sich der alterthümliche Palast des Erzbischofs sammt der uralten goth. Domkirche, das Konsistorialgebäude, das adlige Konvikt und ein Franciskanerkloster befinden. Die Gesammtstadt zählt (1869) 20,637 Einw., wovon 90 Proc. Kroaten, die übrigen Israeliten, Serben und Deutsche sind. Dieselben treiben bedeutenden Handel mit Wein und Getreide und eine lebhafte Spedition, während ihre Fabrikindustrie nur in Tabak, Leder und Leinenzeugen von einiger Wichtigkeit ist. Von höheren wissenschaftlichen Anstalten sind ein geistliches Seminar, ein Obergymnasium und eine Oberrealschule, sowie ein Nationalmuseum vorhanden. Im November 1865 wurde hier auch eine evangel. Kirche eingeweiht (die erste und einzige in Kroatien) und im Juli 1867 eine südslaw. Akademie der Wissenschaften eröffnet, welche Förderung der Brüderlichkeit unter den Südslawen und Pflege der Wissenschaften und Künste bezwecken soll. Vgl. S. Brunner, A. (Wien 1871).

Agrandiren (franz., spr. -grangd-), vergrößern; bereichern. Agrandissement (spr. -angdiß'mäng), Vergrößerung.

Agrarische Gesetze (Ackergesetze, leges agrariae), bei den Römern Gesetze, welche eine gleichmäßigere Vertheilung der zum Uebergang in das Eigenthum oder Nutzungsrecht der Bürger bestimmten Staatsländereien bezweckten. Diese Gesetze spielen in der Geschichte Roms eine große Rolle, und ihre Kenntnis ist zum Verstehen der röm. Zustände und vieler geschichtlichen Ereignisse unerläßlich. Bei dem Entstehen des röm. Staats wurde nicht alles Land unter die Bürger vertheilt, sondern ein Drittheil dem Staate als Gemeintrift vorbehalten, für deren Nutzung eine Abgabe gezahlt wurde. Dies Land hieß Ager publicus und vermehrte sich in der Folgezeit bedeutend. Wenn eine Stadt mit dem Schwerte erobert worden war oder sich unbedingt unterworfen hatte, so ward ihr sämmtliches Land Ager publicus; andere Städte erkauften den Frieden durch die Abtretung eines Drittheils ihres Landes, und auch dieses wurde sodann zum Ager publicus geschlagen. Dieses Land nun wurde den Staatsbürgern gegen einen an den Staat zu entrichtenden Pachtzins zur Nutzung überlassen. Als die Plebejer Staatsbürgerrecht erlangt hatten und in den Heeren dienten, gebührte ihnen natürlich ein Antheil an den eroberten Ländereien. Allein nach der Vertreibung der Könige und der festen Begründung der Aristokratie schlossen die Patricier die Plebejer nicht nur von aller Nutzung des in Rede stehenden Grundes und Bodens aus, sondern sie entzogen sich auch der Entrichtung des Zehnten oder Zinses davon. Der erste, welcher diesen Anmaßungen entgegentrat, war Spurius Cassius Viscellinus, zum fünften Male Konsul 486 v. Chr. Von ihm wurde das erste Ackergesetz gegeben, dessen Inhalt wir nicht näher kennen. Wiewohl dasselbe an dem Widerstande der Patricier scheiterte, so blieb es doch bei dem Volke in getreuem Andenken und wurde in der Hand der Tribunen häufig das Mittel, den Staat und die Anmaßung seiner Herrscher zu erschüttern. Schon 477 v. Chr. verweigerte der Tribun Sp. Licinius die Aushebung der Legionen, wenn nicht das Ackergesetz ausgeführt würde, wurde jedoch durch seine von den Patriciern gewonnenen Kollegen überstimmt. Im Jahre 473 trat der Tribun Cn. Genucius von neuem mit dieser Forderung hervor und belangte die abgetretenen Konsuln L. Furius und C. Manlius wegen Verweigerung derselben vor den Tribus; allein heimlicher Meuchelmord räumte ihn aus dem Wege. Das Volk wagte nichts mehr zu thun, und das alte Unwesen bestand fort, bis end-

lich C. Licinius Stolo und L. Sextius Lateranus die gründliche Reform des röm. Staates mit Erfolg in Angriff nahmen. Das von ihnen in Vorschlag gebrachte licinische Gesetz bestimmte, niemand solle vom Gemeindelande an Bau- und Baumland mehr als 500 Jugera (à 17 Ar) besitzen und auf der Gemeinweide mehr als 100 Stück großes und 500 Stück kleines Vieh grasen lassen. Zugleich wurde die Nutzung desselben allen Bürgern freigegeben und eine Abgabe dafür festgesetzt. Dies Gesetz, durch die Standhaftigkeit der beiden genannten Männer in Ausführung gebracht, hatte über ein Jahrhundert lang die wohlthätigsten Folgen. Ein freier Landbauernstand bildete sich, und diesem vornehmlich verdankte Rom sein Erstarken im Innern. Allein bald trat die Nobilität mit noch schlimmeren Anmaßungen auf, als vorher die Patricier geübt hatten. Ihre Glieder besaßen weite Landesstrecken (latifundia), welche sie durch ihre Sklaven bebauen ließen; die armen Besitzer wurden aus ihren väterlichen Erbstücken verdrängt, und infolge davon darbte eine große Volksmenge in Rom. Obwohl nun kurz vor dem zweiten punischen Kriege der Tribun C. Flaminius gegen den Willen des Senats ein Gesetz durchbrachte, wonach das öffentliche Land der Gallier und Picenter an Plebejer vertheilt werden sollte, so versank doch das arme Volk in immer tieferes Elend, und immer weiter dehnten die Nobiles ihre Anmaßungen, ihren widerrechtlichen Besitz aus. Daher erneuerte Tiberius Sempronius Gracchus als Volkstribun (133 v. Chr.) das in Vergessenheit gerathene licinische Gesetz und trug darauf an, daß alles Land, welches sich als Staatsgut ermitteln ließe, durch vom Volke zu wählende Triumvirn vermessen und das jenes Maß von 500 Jugera überschreitende gegen einen Ersatz aus der Staatskasse unter die ärmeren Bürger vertheilt werden sollte. Hartnäckig sträubten sich die Nobiles, ihren widerrechtlichen Besitz fahren zu lassen, und suchten, als die Tribus das Gesetz genehmigt hatten, wenigstens dessen Ausführung zu verzögern, was bei der Schwierigkeit der Ermittelung dessen, was Gemeinland sei, sehr leicht war. Inzwischen wurde bei der neuen Tribunenwahl Tiberius Gracchus in einem von der Senatspartei veranlaßten Tumult erschlagen. Zwar erneuerte 10 Jahre später sein Bruder Cajus Gracchus dasselbe Gesetz; allein auch sein Beginnen scheiterte an dem Widerstande der Optimaten und an der Indolenz des gemeinen Volks. Auch Cajus Gracchus büßte seine eifrige Bemühung für das Wohl des Volks mit dem Tode. Die Nobiles fuhren fort, ihre Besitzungen durch Kauf oder Okkupation zu vermehren, und ein Gesetz von 108 machte den abgabenfreien Besitz aller Ländereien in Italien rechtsgültig und sollte für immer der Erneuerung des licinischen Ackergesetzes vorbeugen. Unter dem Konsulat des Cicero erneuerte der Tribun P. Servilius Rullus das Ackergesetz; allein Cicero selbst hielt drei Reden dagegen und vereitelte den Versuch. So kam diese Reform während des Bestehens der Republik nicht zur Ausführung, und nach dem Untergang derselben war nicht mehr die Rede davon.

Gegenwärtig versteht man unter agrarischen Gesetzen alle sowohl auf Besitz, Eigenthum u. Vertheilung von Grund u. Boden, wie auf dessen Anbau, Benutzung oder Benutzungsbeschränkung, auf Grundrechte und Dienstbarkeiten und auf die gesammte Ackerpolizei sich beziehenden, vom Staate ausgehenden Gesetze und Verordnungen. In diesem Sinne gehört auch die Ablösungsgesetzgebung (s. Ablösung), und diese zwar ganz vorzugsweise, zu der agrarischen Gesetzgebung. Die Principien für die unter dem Namen der Agrargesetzgebung zusammenzufassenden gesetzlichen Bestimmungen ergeben sich in erster Linie aus der allgemeinen Wirtschaftslehre (Nationalökonomie) und dann aus der Politik und beziehungsweise Polizeiwissenschaft. Den modernen Anschauungen widerspricht entschieden ein weitgehendes Eingreifen der Staatsgewalt wie in alle Thätigkeiten der Privatwirtschaft so auch in die landwirtschaftlichen. Ihnen zufolge sind auf direkte Förderung der gewerblichen Interessen des Landbaus gerichtete Maßregeln der Regierung mit ebenso großer Vorsicht anzuwenden, wie Beschränkungen der freien Bewegung nur durch das konstatirte Interesse der Gesammtheit sich rechtfertigen lassen. Ihnen zufolge erscheint die eigentliche Rechtsgesetzgebung, also z. B. das Erbrecht, das Servitutrecht 2c., nicht die Polizei, als das Gebiet, auf welchem dem Landbaugewerbe nahezu alles, was es zu seinem Gedeihen von der Staatsgewalt zu fordern berechtigt ist, gewährt werden kann. Daß aber Beschränkungen der Willkür des Einzelnen, freilich nur solche, die auf Gesetzen beruhen, bisweilen im Interesse dieser Einzelnen, bisweilen im Interesse der Gesammtheit, welches letztere hierbei in erster Linie maßgebend ist, geradezu geboten erscheinen, zeigt der wohlthätige Zwang der Minderheit durch die Mehrheit bei Grundstückszusammenlegungen, großen Meliorationsanlagen, Gewässerregulirungen 2c., zeigt ferner der wohlthätige Einfluß, welchen die Beschränkungen in der Verfügbarkeit über Waldeigenthum in manchen Fällen äußern.

Etwas ähnliches wie eine Agrargesetzgebung im alten Sinne des Worts hat das Bedürfnis der Vereinigten Staaten von Nordamerika, weite Strecken fruchtbarer Staatsländereien der Kultur zugängig zu machen, hervorgerufen. Nur daß diese Vertheilung von Staatsländereien, wie sie das nach dem großen Bürgerkriege erlassene Heimstättegesetz beabsichtigt, nicht den Gegenstand des Kampfes zwischen einer herrschenden und einer unterdrückten Partei bildet, sondern als eine staatswirtschaftliche Unternehmung sich darstellt. Das Land wird eben, unter sehr billigen Bedingungen, für Rechnung des Staatsfiskus veräußert.

Agraulos (Aglauros), in der griech. Mythe Tochter des Königs Kekrops von Athen, weihte sich zur Errettung des Vaterlandes aus langwieriger Kriegsnoth freiwillig dem Tode, und erhielt dafür auf der Akropolis zu Athen ein Heiligthum (Agraulion), in welchem fortan die jungen Männer bei ihrer Mündigkeitserklärung und Wehrhaftmachung den Fahneneid leisten mußten; auch wurde ihr zu Ehren das Fest der Agraulien gefeiert. Nach anderer Sage soll sich A. sammt ihren Schwestern Herse und Pandrosos wegen Beleidigung der Minerva (sie hatten ein von dieser ihnen anvertrautes Käsichen, worin der junge Erichthonios, ein Wunderkind des Hephästos, lag, gegen der Göttin Willen geöffnet) in Raserei ins Meer gestürzt haben. Ovid endlich läßt sie in einen schwarzen Stein verwandelt werden.

Agraviādos (span., »politisch Mißvergnügte«), Parteiname spanischer Unzufriedenen mit absolutistischen Tendenzen, die seit November 1826, zunächst aus Anlaß der portugiesischen Wirren auftraten

und von der apostolischen (päpstlichen) Partei insgeheim unterstützt wurden. Im August 1827 erhoben sie sich zu offenem Aufstande. Sie forderten Herstellung des äußersten Absolutismus in Kirche und Staat, selbst die Inquisition. König Ferdinand VII. schritt energisch gegen sie ein; sie wurden in mehreren Gefechten versprengt und die Gefangenen theils zum Tode, theils zur Deportation verurtheilt. Einzelne Banden derselben beunruhigten das Land noch später.

Algreiren (franz.), genehmigen, als gut, richtig anerkennen.

Agrest, aus unreifen Weintrauben gewonnener Saft, dient zum Küchengebrauch und in der Wachsbleicherei.

Agricŏla, 1) Cnejus Julius, röm. Staatsmann und Feldherr, des Tacitus Schwiegervater, geb. 40 n. Chr. zu Forum Julium (Frejus) im narbonens. Gallien, that zuerst Kriegsdienste in Britannien, war dann Quästor in Asien und Volkstribun und Prätor in Rom. Unter Kaiser Vespasian befehligte er mit Auszeichnung die 20. Legion in Britannien, wurde daher in den Patricierstand und zum Statthalter von Aquitanien erhoben. Nach 3 Jahren wurde er Konsul und darauf Statthalter in Britannien. Dort leistete er großes; er stellte die vielfach gestörte Ruhe her, beseitigte mit Gerechtigkeit und Klugheit die Ursachen der Unzufriedenheit, gewann die Briten nach und nach für röm. Sitten. In glücklichen Kämpfen eroberte A. das Land bis an die schottischen Gebirge, wurde aber von dem mißtrauischen und neidischen Kaiser Domitian abberufen und starb 93 n. Chr. Sein Schwiegersohn hat ihm in der berühmten Biographie (deutsch von Bacmeister, Stuttg. 1871) ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

2) Rudolf, eigentlich Rolef Huysmann, ausgezeichneter Humanist und Beförderer des Studiums der Klassiker in Deutschland, geb. im August 1443 zu Baflo in Westfriesland (daher Frisius genannt), studirte zu Zwoll und dann zu Löwen Scholastik und Dialektik, wandte sich aber bald den alten Klassikern zu und begab sich deshalb nach Paris. Von hier zog ihn das Verlangen, seine Kenntnisse, vorzüglich im Griechischen, zu erweitern, nach Italien, dessen Akademien in diesem Zweige neben der Pariser den ersten Rang hatten. Nach mehrjährigem, durch allgemeine Anerkennung seiner vielseitigen Bildung für ihn angenehmem Aufenthalt finden wir ihn in Angelegenheiten der Stadt Gröningen als deren Syndikus am Hofe Maximilians I. und bald darauf als Begleiter Johann v. Dalbergs, des kurpfälzischen Kanzlers und Bischofs zu Worms. Mit diesem lebte er seit 1482 theils zu Worms, theils zu Heidelberg, hielt an beiden Orten Vorlesungen und wirkte durch Beispiel, Einfluß und Rath für eine freiere Behandlung der Wissenschaften. Auf seinen Betrieb gründete der Kanzler Dalberg in Ladenburg eine Bibliothek, die später der Heidelberger einverleibt wurde. Von einer zweiten Reise nach Italien, die er mit Dalberg 1484 unternahm, zurückgekehrt, starb er 28. Okt. 1485. A. zeichnete sich als Gelehrter vorzüglich durch Sprachkenntnisse und durch eine geschmackvolle Darstellung aus, mit welcher er besonders philosophische Gegenstände behandelte. Auch in der Theologie, sowie in der Musik und Malerei war er erfahren. Die Wissenschaften über alles liebend schlug er mehrfache Anträge zu einem öffentlichen Amte aus. Seine Hauptschrift ist »De inventione dialectica«, welche der Logik angehört und auf die Alten zurückgeht. Außerdem verfaßte A. lat. Uebersetzungen griech. Werke (z. B. des Axiochos von Platon), Kommentare zu lat. Schriftstellern (z. B. zu Boëthius' »De consolatione philosophiae«) und viele Reden, Briefe und Gedichte. Nach seinem Tode erschienen »R. Agricolae lucubrationes aliquot nusquam prius editae«, gesammelt von Alardus von Amsterdam (Köln 1539, 2 Thle.). Vgl. Tresling, Vita et merita R. Agricolae (Grön. 1830).

3) Martin, namhafter Gelehrter, insbesondere in der Musik einer der ersten Meister seiner Zeit, wurde um 1486 zu Sorau geboren, bekleidete in Magdeburg das Amt eines Kantors und Musikdirektors, starb 10. Juni 1556. Von seinen zahlreichen Werken in vielen Theilen des Wissens sind vorzüglich die musikalischen, z. B. »Eine kurz deutsche Musica« (Wittenb. 1528), die »Musica instrumentalis« (deutsch das. 1529, 2. Bearb. 1545), zu erwähnen, besonders auch deshalb, weil darin statt der bisher fast allgemein gebrauchten Tabulatur die jetzt gewöhnliche Notenschrift eingeführt ist. A. gehörte zu der »großen Kantorei« Luthers, wie dieser seine musikalischen Freunde in der Ferne, den Kapellmeister Walther in Dresden an der Spitze, bezeichnete und sie von der »kleinen Kantorei«, den Sängern und Spielern, die sich in seinem Hause zu versammeln pflegten, unterschied. Keiner hatte zu jener Zeit mehr Schüler als A.

4) Georg, eigentlich Bauer, der berühmte Begründer der neueren Mineralogie und Metallurgie, geb. 24. März 1494 zu Glauchau, studirte, nachdem er schon 1518—22 Rektor in Zwickau gewesen, in Leipzig Medicin, ging dann nach Italien und wurde nach seiner Rückkehr 1527 praktischer Arzt zu Joachimsthal. Aus Liebe zur Bergwerkskunde durchwanderte er in allen Richtungen das sächsische Erzgebirge und legte der sächs. Regierung verschiedene Projekte zur Verbesserung des Bergbaus vor; seit 1531 aber nahm er, vom Kurfürsten Moritz mit einer Pension beschenkt, seinen Wohnsitz zu Chemnitz, wo er nachher auch Stadtphysikus und Bürgermeister wurde und 21. Nov. 1555 starb. A. hat als Mineralog den Weg zu einer auf äußere Merkmale gegründeten Unterscheidung der Mineralien gebahnt. Er theilte die letzteren in zusammengesetzte und einfache, die einfachen in Erden, Konkretionen, Steine u. Metalle. Ueber seine chemischen Untersuchungen der Erdarten kam man bis in die Mitte des 18. Jahrh. nicht hinaus. Ebenso ist A. der Schöpfer des rationellen deutschen Bergbaus und der erste, welcher nicht von der Praxis zur Theorie, sondern von der Theorie zur Praxis mit Glück überging. Gleichwohl konnte sich dieser helldenkende Mann nicht über manche abergläubische Vorurtheile erheben, wie er z. B. vollkommen überzeugt blieb vom Dasein der Berggnomen, deren Tücke er die Entzündung der bösen Wetter u. dgl. m. zuschrieb. Seine mineralogischen Schriften erschienen gesammelt unter dem Titel: »De natura fossilium« (Basel 1657; deutsch von Lehmann, Freiberg 1806—13, 4 Bde.). Vgl. Laube, Georgius A. (in »Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen«, Bd. 9., Leipz. 1872).

5) Johann, eigentlich Schnitter oder Schneider, auch nach seinem Geburtsort der Magister von Eisleben (Magister Islebius) genannt,

berühmter Theolog und Mitarbeiter am Reformationswerke, geb. 10. April 1492, studirte und lehrte zu Wittenberg, wo er sich eng an Luther anschloß, den er 1519 nach Leipzig begleitete. 1525 richtete er die Kirche zu Frankfurt a. M. ein, und 1526—36 war er Prediger und Lehrer zu Eisleben. Er begleitete den Grafen von Mansfeld auf die Reichstage von Speyer und Augsburg, nahm aber 1536 seine Entlassung infolge eines Streites mit seinem Kollegen G. Wicelius und kehrte nach Wittenberg zurück. Von hier berief ihn 1538 Kurfürst Joachim II. als Hofprediger und Generalsuperintendent der Mark nach Berlin, wo er nach einer langen ausgebreiteten Wirksamkeit 22. Sept. 1566 starb. In einen heftigen Streit mit Luther und Melanchthon, denen er früher so nahe gestanden hatte, verwickelte ihn seine Behauptung, daß im neuen Bunde das Gesetz nicht mehr gepredigt werden dürfe, weil die rechte Buße aus dem Glauben kommen müsse. Er hatte dieselbe schon 1527 gegen Melanchthons Visitationsartikel ausgesprochen, aber auf Luthers Zureden zu Torgau fallen lassen, erneuerte sie aber 1536. A. wurde zum Widerruf genöthigt. Ein persönlicher Ausfall gegen Luther zog ihm sogar einen Proceß zu, dem ihn nur seine Berufung nach Berlin entzog. Noch größeren Anstoß gab er durch das Augsburger Interim, welches von ihm und dem kathol. Bischof v. Pflug und M. Malding verfaßt wurde und in welchem er die wesentlichsten Grundsätze des Protestantismus verleugnete. Bei manchen Schwächen des Charakters ist A. von seinen Gegnern und manchen Geschichtschreibern viel zu ungünstig beurtheilt worden. Er war ein ausgezeichneter Prediger, trefflicher Liederdichter, tüchtiger akadem. Lehrer und fleißiger Schriftsteller. Seine Sammlung von deutschen Sprichwörtern mit Erklärung (zuerst niederdeutsch, Magdeb. 1528, hochdeutsch: »Dreyhundert Gemeyner Sprichwörter«, Nürnb. 1529 u. öfter, später als »Siebenhundert und Fünfftzig deutscher Sprichwörter« [Hagenau 1534, Wittenb. 1582 u. öfter], zu der später noch eine zweite Sammlung kam: »Fünfhundert Gemainer Newer Teütscher Sprüchwörter« [o.O. 1548], die jedoch größtentheils aus dem »Renner« entnommen sind) sichert ihm auch in der deutschen Literaturgeschichte einen Platz. Vgl. Latendorf, Agricola's Sprichwörter (Schwer. 1862). A. verfaßte außerdem eine »Tragedia Johannes Huß« (Wittenb. 1538) und übersetzte die »Andria« des Terenz (Berl. 1543 u. öfter). Ein vollständiges Verzeichnis seiner Schriften gibt Kordes (Altona 1817).

6) Johann Friedrich, Musiker und Musikschriftsteller, geb. 4. Jan. 1720 zu Dobitschen bei Altenburg, studirte in Leipzig anfangs die Rechte, machte dann 1738—41 unter Seb. Bach gründliche musikal. Studien, die er in Berlin bei Quantz fortsetzte, wurde 1750 infolge des von ihm komponirten Intermezzo »Il filosofo convinto« zum Hofkomponisten am Potsdamer Theater, 1759 nach Grauns Tode zum Direktor der Kapelle Friedrichs II. ernannt und starb 12. Nov. 1774. Weniger bedeutend als Komponist, hat sich A. namentlich als tüchtiger Orgelspieler und besonders als Musiktheoretiker einen Namen gemacht. Sein Hauptwerk auf diesem Gebiete ist seine Bearbeitung von Tosi's »Anleitung zur Singkunst« (Berl. 1757), die er mit werthvollen Anmerkungen versah. Seine Gattin, Emilia, geb. Molteni (geboren in Modena 1722, gest. in Berlin 1780), war eine der berühmtesten Sängerinnen an der damals vortrefflichen ital. Oper zu Berlin.

Agri decumates, s. Decumates agri.

Agrigentum (griech. Akragas), eine der größten und herrlichsten Städte des Alterthums, lag auf der Südküste Siciliens. Durch eine dorische Kolonie von Gela aus 582 v. Chr. gegründet, später durch ionische und sikulische Ansiedler zahlreich bevölkert, bedeckte A. die ganze Terrasse zwischen den Flüssen Hypsas (jetzt Fiume Drago) und Akragas (Fiume di San Biago) und einen beträchtlichen Theil der Flußthäler selbst. Die Erzählungen der Alten von dem Reichthum, dem Luxus und der Größe Agrigents würden unglaublich erscheinen, wenn nicht die wenigen Ueberreste die Aussagen der Historiker verbürgten. Zur glänzendsten Zeit, am Ende des 5. Jahrh. v. Chr., hatte A. über 20,000 stimmfähige Bürger, an 200,000 fremde Schutzverwandte, im ganzen aber (Sklaven, Weiber, Kinder mit eingerechnet) 800,000 Einw. Die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Bürger entfernten sich früh von der dorischen Sitteneinfalt; Prachtliebe und Ueppigkeit, aber auch Kunstsinn und Gastfreundschaft waren Hauptzüge der Agrigentiner. Die Verfassung war vorherrschend demokratisch, mit Beibehaltung altdorischer Form. Unter mehreren, die sich von Zeit zu Zeit zu Königen (Tyrannen) aufwarfen, nennt die Geschichte mit Abscheu den Phalaris (566—534), rühmend aber den Theron (488—472), dessen Grab man als Heiligthum verehrte. Mehrmals unterlag A. in bürgerlichen Unruhen und äußeren Kämpfen dem härtesten Schicksal; aber immer erhob es sich wieder zu neuem und höherem Glanze. Die Epoche seines Verfalls datirt von der gräßlichen Zerstörung durch die Karthager 405 v. Chr. Sie verwüstete Agrigents Hülfsquellen so sehr, daß es die vorige Blüte nie wieder erreichte und bald Eigenthum des jeweiligen Siegers auf Sicilien ward. Zu Anfang der punischen Kriege war in A. die Niederlage der karthag. Kriegsvorräthe. Im Jahre 262 v. Chr. wurde es von den Römern unter dem Konsul Lavinus, aber bald von den Karthagern wieder erobert; im zweiten punischen Kriege (210) kam es in die Gewalt der Römer zurück. A. wurde nun wieder eine wichtige Stadt und blieb es bis zum Untergange des weström. Reichs, nach welchem es das allgemeine Schicksal der Verwüstung durch die Barbaren, die nach einander die röm. Provinzen durchstürmten, theilte. Auf den Trümmern der alten Stadt erhob sich später unter dem Namen Girgenti das neue A., das von 825—1086 im Besitz der Saracenen war. Es liegt auf der Stelle der alten Akropolis, ist Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche auf 3861 QKilom. (70 QM.) 289,018 Einw. (1867) zählt, hat aber von der Herrlichkeit des alten A. keinen Schatten mehr. Auf dem Gipfel des Berges steht die große, durch ihr Alter merkwürdige, aber durch geschmacklose Restauration entstellte Kathedrale, in welcher ein antiker Sarkophag mit Reliefs aus der Geschichte der Phädra und des Hippolytos als Taufbecken dient. Girgenti ist Sitz eines Bischofs, hat zahlreiche andere Kirchen und ein geistliches Seminar, ein Lyceum, eine Bibliothek von 100,000 Bdn., ungeheure, in Fels gehauene Getreidemagazine (die größten der Insel) und (1872) 20,646 Einw. Wein, Oel, Getreide, Mandeln und besonders Schwefel, das Produkt der benachbarten Minen, machen die Hauptgegenstände seines ansehnlichen Handels aus.

Der Hafen (in dreiviertelstündiger Entfernung) ist durch einen Molo geschützt und mit einem Leuchtthurm versehen. Südlich von Girgenti bis zum Meere liegen im Umfange der alten Großstadt die herrlichen Tempelruinen von A., die meist dem 4. Jahrh. v. Chr. angehören und ein vollständiges Bild antiker Tempeleinrichtung gewähren. Am besten erhalten sind der sogen. Tempel der Concordia, im vollendeten dorischen Stil, der vollständigste und herrlichste Tempel Siciliens, 40 Met. lang, 17,5 Met. breit, mit 13 und 6 Säulen, und der etwas kleinere Tempel der Juno Lacina, in welchem sich ehedem das berühmte Gemälde der Juno von Zeuxis befand. Vom Tempel des Jupiter Olympius, dem größten, aber nie vollendeten Tempel Siciliens (112 Meter lang, 54 Met. breit und 37,3 Met. hoch), stehen noch 14 und 7 halbeingemauerte Säulen von 3,5 Met. Durchmesser und 17 Met. Länge und darüber eine Reihe riesiger Karyatiden. Auch vom Tempel des Aeskulap, des Vulkan, vom sogen. Grabmale des Theron und anderen Bauwerken sind noch Reste vorhanden. 11 Kilom. nördl. der Stadt erhebt sich der Schlammvulkan Macaluba. Vgl. Siefert, Akragas und sein Gebiet (Hamb. 1845); Hittorf, Notice sur les ruines d'Agrigente (Par. 1859).

Agrikol (lat.), der Agrikultur gewidmet, darauf bezüglich.

Agrikultur (lat.), s. v. w. Ackerbau.

Agrikulturchemie (Ackerbauchemie), die Lehre von den Naturgesetzen des Feldbaus oder in weiterem und gebräuchlicherem Sinn die Lehre von den physischen Erscheinungen, welche für das Gedeihen der landwirtschaftlich wichtigen Organismen in Betracht kommen. Der Name der Wissenschaft stammt aus einer Zeit, wo man alles Heil für die Landwirtschaft von der Chemie erwartete; man hat aber bald eingesehen, daß die Chemie zur Lösung der Aufgabe allein nicht ausreicht, und die im Interesse der Landwirtschaft unternommenen naturwissenschaftlichen Arbeiten erstrecken sich jetzt gleichmäßig auch auf Physik, Mineralogie, Pflanzen- und Thierphysiologie. So ist die A., ähnlich der Medicin, eine ungezwungene Verbindung naturwissenschaftlicher Disciplinen im Interesse der Landwirtschaft. Die A. zerfällt in einen rein theoretischen Theil: die Ernährungslehre der von dem Landwirt gezogenen und kultivirten Organismen, und in einen mehr praktischen Theil: die Lehre von den realen Bedingungen, unter welchen in der landwirtschaftlichen Technik die zweckentsprechende Entwickelung der Organismen erreicht wird.

Die Geschichte der A. fällt in ihren Anfängen mit der Geschichte der genannten Wissenschaften zusammen, und die großen pflanzenphysiologischen Arbeiten von Hales (1727), Sennebier (1783), Ingenhouß (1784) und besonders von Saussure (1804) bilden die Basis der A., welche durch Humphry Davy (»Elements of agricultural chemistry«, Lond. 1813, deutsch 1814) zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben wurde. Gazzeri untersuchte die chem. und physikal. Verhältnisse des Düngers und gab eine »Neue Theorie des Düngers« (deutsch 1823), dann folgten die Arbeiten von Hermbstädt, welcher ebenso wie die rationellen Landwirte Thaer, Schwarz, Burger, Schönleitner, Fellenberg u. a. auf dem Boden der Humustheorie stand. Sie nahmen an, daß die Pflanze ihre Nährstoffe jener braunen Masse entnehme, welche sich beim Verwesen vegetabilischer Substanz bildet und allgemein als Humus bezeichnet wird. Sprengel lieferte zwar 1828 wichtige Untersuchungen über den Humus und wies nach, daß derselbe nur eine Vermittlerrolle spiele und gleichsam das Reservoir für den Ammoniakgehalt des Bodens bilde; auch Schübler lieferte 1820—30 bedeutende Arbeiten über die physikal. Verhältnisse des Bodens; aber ein Umschwung vollzog sich erst 1840, als Wigmann und Polstorf endgültig feststellten, daß alle im Pflanzenkörper vorhandenen Elemente auf natürlichem Wege von außen aufgenommen werden müssen. Gleichzeitig erschien Liebigs »Organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie«, und von diesem Werk datirt die neue Epoche der A. und der Landwirtschaft. Liebig betonte vor allem die Bedeutung der für die Ernährung der Pflanzen wichtigen Mineralstoffe, welche im Boden nur in beschränkter Menge vorhanden sind und offenbar endlich erschöpft werden müssen, wenn nicht vollständiger Ersatz für die in den geernteten Früchten dem Boden entzogenen Stoffe stattfindet. Er warnte vor solchem »Raubbau« und verwies auf die rationelle Bodenkultur der Japanesen. Liebig fand mit seiner neuen Theorie sehr viele Gegner, und namentlich wollte eine Reihe von Chemikern dem Stickstoff, als wesentlicher Pflanzennahrung, höheren Werth beilegen als den Mineralstoffen. Die Versuche von Lawes und Gilbert zu Rothamstead in England schienen für die Stickstofftheorie zu sprechen; allein Liebig zeigte, daß dieselben nur zur Bestätigung seiner Lehren dienten. Die ganze Zeit des Kampfes hat eine große Fülle der werthvollsten Arbeiten geliefert, und namentlich hat Boussingault, welcher eine Musterwirtschaft in Bechelbronn im Elsaß leitete, sehr viel zum Ausbau der A. gethan. So erreichte die Wissenschaft in kurzer Zeit eine hohe Vollendung; durch Liebigs glänzende Beleuchtung der naturwissenschaftlichen Forschungsmethode wurden aber zugleich die Landwirte für die A. gewonnen, welche dadurch erst ihre jetzige eminente Bedeutung erhielt. Der Streit zwischen Mineralstofflern und Stickstofflern fand seine Ausgleichung in der Erkenntnis, daß alle Nährstoffe für die Pflanzen von gleicher Bedeutung sind und daß ein genügender Ersatz des Kalis und der Phosphorsäure vor allem noth thut. Auf Liebigs Anregung wurde auch die Thierchemie in Angriff genommen und durch Haubner, Henneberg und Stohmann, Grouven, Kühn, Bischoff, Voit und Pettenkofer mächtig gefördert. Der von letzterem konstruirte große Respirationsapparat ermöglichte eine genaue Verfolgung der chemischen Vorgänge im thierischen Körper, und so ist man in der Fütterungslehre zu mancher wichtigen Erkenntnis gelangt. Die praktische Landwirtschaft, welche sich zuerst ablehnend gegen die A. verhielt, hat deren Werth mehr und mehr erkannt, und die landwirtschaftlichen Lehranstalten, besonders auch die Versuchsstationen, haben glücklich zwischen Wissenschaft und Praxis vermittelt. Die letztere hat durch ihre Erfolge die Richtigkeit der Theorie dargethan, und überall ist man gegenwärtig bemüht, das Lehrgebäude weiter auszubauen. Vgl. Liebig, Die Chemie in ihrer Anwendung auf Agrikultur und Physiologie (8. Aufl.; Theil 1: Der chemische Proceß der Ernährung der Vegetabilien; Theil 2: Die Naturgesetze des Feldbaus; Braunschw. 1865); »Thierchemie« (3. Aufl., das. 1847) und mehrere andere hierher gehörige Schriften

desselben Verfassers (s. Liebig); Stöckhardt, Chemische Feldpredigten (Bd. 1, 3. Aufl., Leipz. 1854; Bd. 2, 2. Aufl. 1855); Boussingault, Die Landwirtschaft in ihrer Beziehung zu Chemie, Physik und Meteorologie, aus dem Franz. von Gräger (2. Aufl., Halle 1851, 2 Bde. Suppl. 1854 und 1856); Wolff, Die naturgesetzlichen Grundlagen des Ackerbaus (3. Aufl., Leipz. 1856, 2 Bde.); Derselbe, Landwirtschaftliche Fütterungslehre (Stuttg. 1861); Fraas, Die Natur der Landwirtschaft (Münch. 1857, 2 Bde.); Mulder, Chemie der Ackerkrume, aus dem Holländ. von Grimm (Leipz. 1862, 2 Bde.); Hoffmann, Theoretisch-praktische Ackerbauchemie (2. Aufl., Prag 1869); F. Schulze, Lehrbuch der Chemie für Landwirte (Leipz 1866); Knop, Der Kreislauf des Stoffs (das. 1869); Mayer, Lehrbuch der A. (Heidelb. 1871); Grouven, Vorträge über A. (3. Aufl., Köln 1872); Bischoff und Voit, Die Gesetze der Ernährung der Fleischfresser (Leipz. 1860); Henneberg und Stohmann, Beiträge zur Begründung einer rationellen Fütterung der Wiederkäuer (Braunschweig 1860—64, 2 Bde.; Neue Beiträge, das. 1870—1872); Kühn, Die zweckmäßigste Ernährung des Rindviehs (6. Aufl., Dresd. 1873); Jahresbericht über die Fortschritte der A. (Berl. 1858 ff.); Die landwirtschaftlichen Versuchsstationen, Organ für wissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete der Landwirtschaft (Dresd. 1859—63, Amab. 1864 ff.).

Agrikulturstaat, ein Staat, dessen Volks- und Nationalreichthum vorzüglich und wesentlich auf dem Ackerbau beruht, im Gegensatz zu Handels- und Manufakturstaaten. Früher ist viel darüber gestritten worden, ob der eine Staat nicht am besten lediglich Ackerbau, der andere lediglich Industrie treiben solle, wobei man oft einem Volke die Fähigkeit für industrielles Schaffen absprach, ohne sich klar gemacht zu haben, daß es überhaupt keine Nation gibt, die ganz ohne industriellen Sinn, ohne industrielle Fähigkeiten wäre. Heute ist man mehr und mehr zu der Ansicht gekommen, daß die Unterthanen eines Staates, namentlich eines größeren, am besten gestellt sind, wenn Ackerbau und Industrie in dem betreffenden Lande gleichmäßig gepflegt werden. In der Wirklichkeit kommt es freilich selten (und bei kleineren Staaten wohl nie) vor, daß beide Zweige zu dem Nationalvermögen gleichmäßig beisteuern. So prävalirt z. B. im Königreich Sachsen Handel und Industrie, in Mecklenburg der Ackerbau.

Agrikultursystem, dasjenige staatswirtschaftliche System, welches im Grund und Boden und in dessen Ausbeutung die Hauptquelle des Nationalwohlstandes findet. Die Beobachtung, daß der Ackerbau die wesentlichsten Bedürfnisse des Lebens, Nahrung und Kleidung, im vorzüglichen Maße gewährt, und daß durch die Bewirtschaftung des Bodens, wenn Viehzucht, Holz- und Mineraliengewinnung und die Bewirtschaftung des Meeres dazu gerechnet werden, die Rohstoffe für alle möglichen Zweige der Gütererzeugung gewonnen werden, brachte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dieses staatswirtschaftliche System hervor, welches bald A., bald physiokratisches System genannt worden ist. Dasselbe ruht auf folgenden Grundsätzen: 1) Die Erde ist einzige Quelle alles Nationalreichthums und Wohlstands; nur die Arbeit derer, welche die im Mineral-, Pflanzen- und Thierreiche schöpferisch wirkenden Naturkräfte benutzen und verstärken, wie Landwirte, Fischer, Hirten, Bergleute &c., bringt wahre Güter hervor. Alle übrigen Arbeiter, als Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker &c., bringen nichts hervor, was den Reichthum vermehren könnte. Jene sind also produktive Stände, insofern sie nicht bloß das aus dem Boden gewinnen, was sie selbst konsumiren, sondern auch noch einen Ueberschuß darüber liefern; diese unproduktive, weil sie sämmtlich mit Erzeugnissen der Erde ernährt werden müssen, ohne bei deren Hervorbringung unmittelbar mitgewirkt zu haben. 2) Es darf, weil aller Reichthum aus dem Boden hervorgeht, auch nur der Boden besteuert sein, oder es muß vielmehr diese einzig rechtmäßige und natürliche Abgabe auf den Reinertrag des Grundeigenthums gelegt werden. 3) Um den produktiven Ständen den Absatz ihrer überflüssigen Güter, den unproduktiven aber den Ankauf ihrer nöthigen Lebensbedürfnisse möglich zu machen, muß unbedingte Freiheit des Handels, der Ein- und Ausfuhr und aller Gewerbe bestehen. Schon bei Locke finden sich ähnliche Ansichten ausgesprochen; der erste indeß, welcher jene Grundsätze als eigentlichen Gegenstand der Staatswirtschaft vortrug und gewöhnlich als der Begründer des physiokratischen Systems angesehen wird, war Franz Quesnay, Leibarzt Ludwigs XV., in seinem »Tableau économique« (Par. 1758). Die Idee fand ungemessenen Beifall; die scharfsinnigsten Schriftsteller, Dupont, Baudeau, Letrosne, de la Rivière und der ältere Mirabeau, verwandten ihre ganze Dialektik auf Ausführung und Begründung der physiokratischen Grundsätze, und diese Richtung ward so überwiegend, daß man bald eine eigene Schule staatswirtschaftlicher Philosophen unter dem Namen der Physiokraten oder Oekonomisten unterschied. Auch in Deutschland traten zahlreiche Jünger derselben auf: Iselin, Schlettwein, Springer, Mauvillon, Schmalz, Krug u. a. Praktische Bedeutung gewann das System unter Ludwig XVI., als einer der begeistertsten Physiokraten, Turgot, in das Staatsministerium trat; die Schwierigkeit oder vielmehr die Unmöglichkeit seiner konsequenten Anwendung brachte es indeß später um sein Ansehen, und erst die für Ideen neu begeisterte Nationalversammlung interessirte sich wiederum lebhaft und lange auch für dieses Princip. In Deutschland versuchte zuerst der Großherzog von Baden, Karl Ludwig Friedrich, der auch einige Schriften über diesen Gegenstand verfaßt hat, das A. in einem beschränkten Bezirke seines Landes durchzuführen; auch der Kaiser Joseph II. und sein Bruder Leopold, Großherzog von Toscana, waren dem System insoweit ergeben, als es sich ohne allgemeine Handelsfreiheit denken und durchführen ließ. Die neueren Regierungen haben es als unpraktisch verworfen, die meisten Lehrer der Nationalökonomie aber selbst die Richtigkeit der zu Grunde liegenden Principien bestritten und den obigen Grundsätzen folgende entgegengesetzt: 1) Die Ansicht: der Bodenertrag, Fischerei, Jagd &c. eingerechnet, sei die einzige Quelle des Nationalreichthums, ist ebenso falsch wie jene, daß nur die Landarbeit, sonst keine andere, reinen Ertrag gewähre. Der Werth der rohen Erzeugnisse allein macht nicht den Nationalreichthum aus; er erhält einen bedeutenden Zuwachs durch die Veredelung der rohen Stoffe. Wenige Erzeugnisse des Bodens lassen sich ohne weitere Zubereitung gebrauchen, und jede Arbeit, welche, auf die Veredelung solcher Erzeugnisse verwendet, deren Brauchbarkeit vermehrt,

ist auf dieselbe Weise produktiv wie die Arbeit, welche auf den Boden selbst verwendet wird. Auch ist diese Arbeit, an sich betrachtet, ebensogut eine rohe Naturgabe, wie die rohen Produkte selbst. Das Wasser, welches die Mühlen treibt, der Wind, das Licht, ebenso das Talent des Handarbeiters, das Genie des Künstlers sind Naturgaben, die ebensogut ihren Werth haben, als das Getreide oder das Erz, welches der Schoß der Erde birgt. So wie der Landbauer seinen Boden benutzt für die Erzeugung der Produkte, ebenso benutzt der Müller, der Fabrikherr den Strom oder den Wind, der Färber das Sonnenlicht etc., und ebensogut, als der Grundherr von seinem Acker, zieht er aus jenen Gewinn. Daher ist der obige Unterschied zwischen produktiven und unproduktiven Ständen ganz unhaltbar; schon der geringste Fabrikarbeiter, welcher mehr erwerben hilft, als er für seine Person zum Lebensunterhalt braucht, producirt; die Produktion einer schwunghaften Fabrik aber übersteigt oft jene des größten Landgutes. 2) Hieraus erhellt nun auch, daß die alleinige, alle sonstigen Abgaben ausschließende Grundsteuer ganz einseitig ist und nothwendig den Ruin der ackerbauenden Klasse herbeiführen muß, wenn nicht durch künstliche Preiserhöhung der rohen Erzeugnisse auch der übrige Theil der Nation einen Beitrag dazu entrichtet. Eine solche Preiserhöhung ist aber bei voller Handels- und Verkehrsfreiheit ganz undenkbar; sie fordert Monopole, Einfuhrzölle etc., weil sonst die übrigen Volksklassen ihren Bedarf an rohen Naturerzeugnissen des hohen Preises wegen nicht im Inlande kaufen, sondern lieber vom Auslande beziehen werden, hebt also einen Hauptgrundsatz des Agrikultursystems auf. Nicht mit Unrecht nannte daher der jüngere Mirabeau das physiokratische System einen prächtigen Palast ohne Treppe, der weder gebraucht, noch bewohnt werden könne. Das Unhaltbare und von Grund aus Falsche des Agrikultursystems ist hinlänglich nachgewiesen, und es hat, wie die anderen staatswirtschaftlichen Systeme, welche ebenfalls mit großen Ansprüchen auftraten, seine Zeit längst überlebt. Dennoch ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Erörterung des Agrikultursystems auf die Entwickelung der Wirtschaftslehre wie der praktischen Politik wohlthätig eingewirkt hat. Besonders diente sie dazu, die Fehler des Merkantilsystems aufzudecken und die Freiheit der Gewerbe in ihrer Bedeutung für den Nationalreichthum hervorzuheben u. zur Geltung zu bringen. A. im landwirtschaftl. Sinne, s. Betriebssystem.

Agriménsor (lat., »Feldmesser«). Die röm. Feld- oder Ackervermesser bildeten gegen den Ausgang der Republik hin eine eigene Korporation und waren in der Kaiserzeit festangestellte und gutbesoldete Regierungsbeamte. Sie besorgten die Vermessung und Katastrirung, die Setzung der Grenzsteine, die Anfertigung von Grundrissen und Flurregistern. Ihre Disciplin war ein Gemisch geometrischer, juristischer und religiöser Sätze aus der Augurallehre und wurde in der Kaiserzeit in besonderen Schulen gelehrt. Von der hierher gehörigen Literatur, die im 1. Jahrh. n. Chr. anhebt und bis ins 6. Jahrh. reicht, ist wenig und dies wenige verstümmelt auf uns gekommen. Außer Sextus Julius Frontinus (s. d.) sind von Schriftstellern, von deren Werken sich Reste erhalten haben, Balbus, der ältere und jüngere Hyginus, Siculus Flaccus, Marcus Junius Nipsus, Innocentius und Agennius Urbicus zu nennen. Die besten Ausgaben der »Scriptores gromatici« haben Blume, Lachmann und Rudorff (Berl. 1848—1852, 2 Bde.) geliefert.

Agrimonia *L.* (Odermennig), Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen und der Unterfamilie der Sanguisorbeen, ausdauernde Kräuter mit unterbrochen fiederschnittigen Blättern, großen, den Blattabschnitten ähnlichen Nebenblättern und ährig-traubigem Blütenstande. A. Eupatoria *L.*, A. officinalis *Lam.* (gemeiner Oder- oder Ackermennig, Leberklette, Steinwurz), mit bei der Fruchtreife ruthenförmig verlängerter, unterbrochener Aehre, 16—48 Centim. hoch, aufrecht, wächst auf trockenen Grasplätzen, Rainen, Hügeln, in lichten Wäldern, an Hecken etc., durch ganz Europa. Das Kraut, Herba Agrimoniae s. Lappulae hepaticae, riecht angenehm, aber schwach, schmeckt gelind zusammenziehend bitterlich, etwas gewürzhaft und ward sonst gegen Atonie der Unterleibsorgane, Harnbeschwerden und Schwindsucht, auch als Wundmittel angewandt, ist aber jetzt ziemlich obsolet. A. odorata *Mill.* (wohlriechender Odermennig), in Südeuropa, ist größer als die vorige Art und wirkt kräftiger.

Agrion, Insektengattung, s. Wasserjungfern.

Agriōnia (griech.), nächtliches Fest des Dionysos Agrionios, namentlich in Orchomenos, welches von Frauen gefeiert wurde. Lange suchte man den, wie man annahm, zu den Musen entflohenen Gott vergeblich auf, dann folgte ein Mahl, das durch Räthsel gewürzt war; daher Agrionien auch Sammlungen von Räthseln, Charaden, Logogriphen bezeichnet. Ein eigenthümlicher Gebrauch fand dabei mit Jungfrauen aus dem Minyergeschlechte statt. Die bei dem Dionysostempel versammelten Jungfrauen flohen, der Priester verfolgte sie mit einem Schwerte und durfte diejenigen, welche er erreichte, tödten. Die Sage knüpft diesen Gebrauch an die drei Töchter des Minyas (Leukippe, Arsinoe und Alkathoe), welche, von bacchischer Begeisterung fortgerissen, das Loos über ihre eigenen Kinder warfen und den vom Loos getroffenen Hippasos, den Sohn der Leukippe, schlachteten und verzehrten. In Argos war das Fest der A. mit Sühnungen und Todtendienst verbunden.

Agriōtes, Käfergattung, s. Schnellkäfer.

Agrippa, röm. Zuname. Berühmt sind: 1) Menenius Lanatus, röm. Patricier, war 503 v. Chr. mit P. Posthumius Konsul, besiegte die Sabiner und hielt deshalb zu Rom einen Triumph. Als 494 die Plebejer, um sich den Bedrückungen der Patricier zu entziehen, auf den heiligen Berg auswanderten, soll sie A. durch die Parabel von den wider den Magen sich empörenden Gliedern zur Rückkehr bewogen haben. Er starb so arm, daß er auf Staatskosten begraben werden mußte.

2) Marcus Vipsanius, Freund, Feldherr und Schwiegersohn des Kaisers Augustus, war 63 v. Chr. geboren und stand, obwohl nicht von vornehmer Abkunft, mit dem jungen Octavian auf sehr vertrautem Fuße. Er war dem Erben Cäsars im Streben nach der Oberherrschaft mit Rath und That förderlich. Im Jahre 38 beruhigte er Gallien, besiegte 37 den Sextus Pompejus zur See bei Naulochos in Sicilien, eroberte 32 die Stadt Methona in Afrika und führte bei Actium (31) die Flotte Octavians zum Siege. Augustus übertrug ihm die höchsten Ehrenstellen und vermählte ihm nach des Marcellus Tod seine Tochter Julia. Mit Augustus war A. zweimal Konsul und that viel für die Verschönerung der Hauptstadt; Bäder, Wasser-

leitungen und Wege trugen seinen Namen. Später stellte er in den empörten Provinzen, in Gallien, Spanien und Pannonien die Ruhe wieder her und verpflanzte die Ubier auf das linke Rheinufer. Er starb 12 v. Chr. mit dem Ruhme eines uneigennützigen und rechtschaffenen Mannes und eines eifrigen Freundes der Künste. Agrippa's Tochter aus seiner ersten Ehe, Vipsania, wurde später Gemahlin des Tiberius; mit der Julia zeugte er 2 Töchter, Agrippina Vipsania, später Gemahlin des Germanicus, und Julia Agrippina. Seine Biographie schrieb Frandsen (Altona 1836).

Agrippa von Nettesheim, Heinrich Cornelius, Schriftsteller, Arzt, Philosoph und berühmter Schwarzkünstler des 16. Jahrh., geb. 14. Sept. 1486 zu Köln. Sein Leben ist eine ununterbrochene Reihe von Fährlichkeiten, in welche ihn heterodoxe und allerlei abenteuerliche Bestrebungen verwickelten. Nach mancherlei Irrfahrten erhielt er 1509 zu Dôle in Burgund eine Lehrstelle der Theologie, las hier mit großem Beifall über das zum Lobe der Kabbala geschriebene Buch Reuchlins »De verbo mirifico«, reizte aber zugleich durch derbe Satire den Haß der Mönche so sehr, daß er, der Ketzerei beschuldigt, Dôle zu verlassen und von London aus gegen seinen Hauptgegner Catilinet eine Apologie zu schreiben sich genöthigt sah. Später ging er nach Italien, ward im Heere Maximilians Hauptmann und Ritter und begab sich als solcher nach Pavia, wo er Doktor der Rechte und Medicin ward und Vorlesungen über Magie rc. hielt. Aber auch hier, wie später in Metz, wo ihm hohe Gönnerschaft die Stelle eines Syndikus verschafft hatte, mußte er den Verfolgungen der Mönche weichen. Er fand darauf einige Zeit Ruhe als praktischer Arzt in Lyon, ward später Leibarzt der Mutter des Königs Franz I., aber nach kurzer Zeit infolge seiner Weigerung, den Ausgang des von Franz unternommenen ital. Feldzugs aus den Sternen zu prophezeien, auch dieser Stelle wieder enthoben. A. ging nun nach den Niederlanden. Hier schrieb er sein berühmtestes Werk, »De vanitate scientiarum« (Köln 1527), eine beißende Satire auf den damaligen Stand der Wissenschaften, mußte deshalb nochmals fliehen und nahm darauf Luthers Partei gegen die Mönche. Er wandte sich schließlich nach Lyon, wo er neue Anfechtungen zu bestehen hatte, und starb 18. Febr. 1535 zu Grenoble. Seine Schriften, unter denen noch das vorzugsweise gegen den Hexenglauben gerichtete Buch »De occulta philosophia« (Köln 1533) zu nennen ist, erschienen zu Lyon 1550, 2 Bde. (deutsch Stuttg. 1856, 5 Bde.). Seine Biographie schrieb Morley (Lond. 1856, 2 Bde.).

Agrippīna, 1) A., die ältere, Tochter des M. Vipsanius Agrippa und der Julia, Enkelin des Augustus, Gemahlin des Germanicus, ausgezeichnet durch edlen und fast männlichen Charakter. Muthvoll begleitete sie ihren Gemahl auf seinen Feldzügen. Als im Orient Gift seinen frühen Tod herbeiführte, kehrte sie mit der Asche des Gemordeten nach Italien zurück. Der Livia und dem Tiberius verdächtig und wegen ihrer Freimüthigkeit lästig, wurde sie auf die Insel Pandataria verbannt. Sie starb 33 n. Chr. Hungers, nach einigen freiwillig, nach anderen auf Tiberius' Befehl. Ihr Sohn war der Kaiser Caligula. Vier treffliche Porträtstatuen von ihr befinden sich im Dresdener Antikenkabinet; die im Museum des Kapitols zu Rom befindliche sitzende Statue der A. (s. Tafel »Bildhauerkunst«, Fig. 12) gehört zu den Meisterwerken der röm. Plastik. Vgl. Burkhard, A. (Augsb. 1846).

2) A., die jüngere, Tochter des Germanicus und der vorigen, eine der verworfensten Frauen Roms. Schon zweimal, an Cn. Domitius Ahenobarbus und Crispus Passienus, verheirathet, wußte sie es durch die niedrigsten Künste dahin zu bringen, daß Kaiser Claudius, ihr Oheim, sie zur Gemahlin nahm, und bot nun alles auf, um ihren Sohn erster Ehe, den nachmaligen Kaiser Nero, auf den Thron zu erheben. Vor keinem Verbrechen, vor keiner Schamlosigkeit schreckte sie zurück. Claudius wurde von ihr vergiftet, als er seinen Sohn Britannicus dem Nero vorzuziehen schien. Auch mit Nero zerfiel sie bald; dieser, entschlossen, sich der ihn bedrohenden Mutter um jeden Preis zu entledigen, versuchte es zuerst, sie mittels eines dazu eingerichteten Schiffes zu ertränken; als dies aber mißlang, ließ er sie gleich darauf (59 n. Chr.) in ihrem Landhause ermorden. Ihr Geburtsort, Colonia Ubiorum, wurde von A. erweitert und mit dem Namen Colonia Agrippina (das heutige Köln) beehrt. Vgl. Stahr, Bilder aus dem Alterthume, Bd. 4 (Berl. 1867).

Agronōm (griech.), ein »Ackerbaukundiger«. Agronomie, die Lehre von der Beschaffenheit des Ackerbodens, seinen Bestandtheilen und seinem Verhältnis zur Pflanzenkultur.

Agropȳrum *Gärtn.* (Quecke), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, mit 3—15blütigen Aehrchen, welche mit ihrer breiten Seite der Spindel zugekehrt liegen (Unterschied von Lolium). A. repens *Beauv.*, Triticum repens *L.* (s. Tafel I »Gräser«), 0,3—1 Meter hoch, mit aufrecht stehender Aehre, fünf- bis achtblütigen Aehrchen und kriechender Wurzel, ist ein auf leichtem, mürbem Ackerland und in Hecken in ganz Europa, Nordasien, Nordamerika u. Patagonien gemeines Unkraut, dessen schwach süßlich schmeckende, oft mannithaltige Wurzelstöcke als Radix graminis officinell sind. Ihr Zuckergehalt steigt bis 22 Proc. Die Quecke ist in allen Theilen sehr nahrhaft und kann als Viehfutter verwerthet werden. In Südeuropa dienen auch die Wurzelstöcke von A. acūtum *R.* et *S.*, pungens *R.* et *S.* und juncĕum *Beauv.* als Queckenwurzel.

Agrostemma *L.* (Ackerkrone), Pflanzengattung der Sileneen, einjährige Kräuter mit ungetheilten Blumenblättern und einfacher Kapsel (Unterschied von Lychnis). A. Githago *L.* (Kornrabe, Rade), wächst unter dem Getreide, hat große purpurrothe Blüten und schwärzliche Samen, die giftiges Githagin (auch Agrostemmin) enthalten und das Mehl ungesund machen sollen. A. coronāria *L.* (Vexirnelke), aus Südeuropa, in Gärten als Zierpflanze kultivirt, sticht, wenn man an den Blumen riechen will, mit steifen Anhängseln der Blumenblätter.

Agróstis *L.* (Windhalm, Straußgras, s. Tafel I »Gräser«), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen mit vielfach verästelter Rispe und einblütigen Grasährchen mit spitzen Kelchspelzen (Unterschied von Aira). A. vulgaris *L.* (gemeines Straußgras, kleine Medbel), 0,3—0,6 Meter hoch, mit kurzen, abgestutzten Blatthäutchen u. unbegrannten Aehrchen, findet sich auf dem dürrsten Lande und ist für solches ein gutes Triftgras. A. alba *Schrad.* (A. stolonifĕra *L.*, Fioringras, kleine Quecke), 0,3—0,6 Meter hoch, mit langen spitzen Blatthäutchen und unbegrannten Aehrchen, wächst auf feuchten Wiesen, an zeitweise überschwemmten

Stellen und bildet auf leichtem Boden einen zarten dichten Rasen, der treffliches Rindviehfutter bietet. Es ist besonders in England sehr beliebt. A. spica venti *L.* (Thaugras, große Meddel), 0,6—1,6 Meter hoch, mit langer Granne an der unteren Kronenspelze, ist ein lästiges Unkraut des Sandbodens. A. canina *L.* (Hundsstraußgras), 0,3—0,45 Meter hoch, mit borstenförmigen Wurzelblättern, langen hervorstehenden Blatthäutchen und verwachsenen begrannten Kronenspelzen, auf moorigem Boden, ist ein Futtergras zweiter Klasse.

Agrötis, s. v. w. Noctua; s. Eulen.

Agrümen (Agrümi), die aus Italien kommenden Citronen, Orangen ꝛc.

Agrypnie (griech.), Schlaflosigkeit (s. d.).

Agtelek, Dorf im ungar. Komitat Gömör, unweit Kaschau, mit 600 Einw., berühmt durch die daselbst befindliche Tropfsteinhöhle Baradlo (»dampfender Ort«). Dieselbe liegt in dem triasischen Kalkgebirge, welches von Essztreny und Gömör ostwärts sich durch das ganze Komitat Torna erstreckt und dem Karstgebirge gleicht. Der Eingang befindet sich an einer kahlen, 45 Meter hohen Felswand und besteht in einer 1 Meter hohen und 1,5 Meter breiten Oeffnung. Man unterscheidet die alte Höhle, die den Umwohnern schon seit Jahrhunderten als Zufluchtsort diente, und die an diese sich anschließende neue Höhle, welche in weiterer Ausdehnung erst 1856 durch den Naturforscher Adolf Schmidt entdeckt worden ist. Beide Höhlen zusammen haben eine Länge von 5,8 Kilom.; die Länge der untersuchten Seitengänge beträgt 2,1 Kilom. Die Luft ist in dem ganzen weiten Raume so rein, daß man nach dem Aussteigen die freie Luft schwer und drückend findet. Einheimische Thiere, außer Fledermäusen, Fröschen und Kröten, kommen in der Höhle lebend nicht vor. Dagegen werden viele Thierknochen, am häufigsten die von urweltlichen Höhlenbären, gefunden. Auch Menschenknochen kommen an einigen Orten aufgehäuft vor.

Agtstein, s. v. w. Bernstein.

Agua (Volcano de A., »Wasserspeier«), ein Vulkan im centralamerikan. Staate Guatemala, südwestl. von der Stadt Guatemala, bei Escuintla, ein von Obsidianmassen eingeschlossener Trachytkegel von 4416 Meter Höhe. Seinen Namen hat er von einer 1541 ausgeworfenen ungeheuren Wassermasse erhalten, welche die alte Stadt Guatemala (jetzt Vinja Guatemala) zerstörte. Nordwestlich davon, etwa 100 Meter niedriger, der fortwährend thätige Volcano de Fuego (Feuerspeier).

Aguädo, Alexandre Marie, Marquis de la Marismas del Guadalquivir, einer der reichsten Bankiers in Paris, geb. 29. Juni 1784 in Sevilla als Sprößling einer angesehenen Judenfamilie. Zur Zeit der franz. Invasion in Spanien gehörte er zur Partei der Afrancesados, zeichnete sich in mehreren Gefechten aus und stieg zum Oberst und Adjutanten Soults. Nach dem Sturz des Kaiserreichs nahm er seinen Abschied, warf sich in Paris mit Eifer in die Geschäftskarrière und erwarb sich im Kommissionshandel mit franz. Produkten schnell ein Vermögen, so daß er ein Bankgeschäft begründen konnte. Mit seltenem Kombinationsvermögen begabt, spekulirte er sehr glücklich und schwang sich bald zu einem der ersten Pariser Bankiers empor. Er negociirte mehrere span. Anleihen, auch die griechische von 1834. Er starb 14. April 1842 mit Hinterlassung eines Vermögens von 160 Mill. Franken und einer ausgezeichneten Gemäldegallerie, von der Gavard (Par. 1839—47, 4 Bde.) eine Beschreibung gegeben hat.

Aguas Calientes, ein Binnenstaat der Republik Mejiko, erst 1853 aus Theilen des Staats Zacatecas gebildet, grenzt im N. an Zacatecas und San Luis Potosi, im W. und S. an Jalisko, im O. an Guanajuato und Zacatecas und umfaßt 5741 QKilom. (104,3 QM.) mit (1868) 140,630 Einw. Die Oberfläche ist theils eben, ein Plateau von 1600 Meter mittlerer Höhe bildend, theils gebirgig, insbesondere im nordöstlichen Theile, der von Zweigen der Sierra Madre durchzogen wird. Der Boden ist fast allenthalben sehr ergiebig und liefert Getreide und Hülsenfrüchte von vorzüglicher Qualität. Im westlichen Theile des Staats, welcher ein heißeres Klima hat, reifen einzelne tropische Früchte. Unbedeutend sind dagegen die mineralischen Produkte. — Die gleichnamige Hauptstadt, in 1950 Meter Meereshöhe, ist regelmäßig gebaut, hat 11 öffentliche Plätze, 13 Kirchen und Kapellen und 22,534 Einw., welche etwas Wollweberei treiben. Von der ehemaligen Blüte der Stadt unter der span. Herrschaft zeugen noch einzelne Gebäude von hoher architektonischer Schönheit, so das Municipalgebäude, das Gefängnis, die Markthallen ꝛc. Die Stadt, an der Kreuzung zweier frequenten Straßen gelegen, ist Hauptstapelplatz für den Handel im Innern Mejiko's und hält zu Weihnachten eine große Messe. Den Namen führt A. von den zahlreichen warmen Quellen in der Umgegend, die bis 50° C. Wärme haben.

Aguesseau (spr. aggéßo), Henri François d', Kanzler von Frankreich, geb. 27. Nov. 1668 zu Limoges, wurde, früh als Advokat und Redner sich auszeichnend, 1700 Generalprokurator des Parlaments zu Paris. Seine ausgezeichneten Verdienste, namentlich um Wahrung der Freiheiten der gallikanischen Kirche der päpstlichen Bulle Unigenitus gegenüber, wurden durch seine Erhebung zum Kanzler von Frankreich belohnt. Sein Widerstand gegen die Law'sche Finanzspekulation hatte seine Entlassung 1718 zur Folge. Aber schon 1720 wurde er restituirt. Unter Dubois' Ministerium (1722) nochmals verwiesen, erlangte er 1727 durch den Kardinal Fleury seine Aemter und 1737 auch das große Siegel wieder. Wegen Altersschwäche trat er 1750 als Kanzler zurück und starb 9. Febr. 1751. A. war einer der gelehrtesten Staatsmänner Frankreichs, nicht nur ausgezeichneter Rechtsgelehrter, sondern besaß auch eine tiefe und umfassende ästhetische und humanistische Bildung. Er erstrebte eine Reform der Gesetze, ohne ihre Basis zu erschüttern. Die Lehren von den Schenkungen, Testamenten, Substitutionen, Evokationen ꝛc. sind durch ihn wesentlich verbessert worden. Seine gesammelten Schriften (Par. 1759—89, 13 Bde.; neue Ausgabe von Falconnet, Par. 1865, 2 Bde.; Auswahl von Thomas, das. 1850) erschienen deutsch von Weber (Leipz. 1767, 8 Bde.). Aguesseau's Biographie gab Boullée (Par. 1835, neue Ausg. 1849). Vgl. Monnier, Le Chancelier d'A. (2. Aufl., das. 1864).

Aguilar (spr. agilahr), Stadt in der span. Provinz Cordova, an einem Zuflusse des Jenil in weiter, weinreicher Ebene, hat ein Kastell aus der maurischen Zeit und 10,575 Einw. Die Klosterkirche Sta. Clara enthält Gemälde berühmter span. Maler.

Aguilar, Grace, engl. Schriftstellerin, aus jüdischer, von Spanien nach England geflohener

Familie, geb. 2. Juni 1816 zu Hackney bei London, war von Jugend auf von sehr schwächlicher Gesundheit, die durch trübe Erfahrungen noch mehr erschüttert wurde, und starb, auf einer Reise nach Bad Schwalbach begriffen, 16. Sept. 1847 zu Frankfurt a. M. Ihre schriftstellerischen Leistungen, mit denen sie schon im 16. Jahre auftrat, behandeln vorzugsweise häusliche Erziehung und mütterliche Liebe, so namentlich die beiden zusammenhängenden Erzählungen »Home influence« (24. Aufl., Lond. 1869; deutsch Leipz. 1858) und »Mother's recompense« (21. Aufl. 1869, deutsch, Leipz. 1859), die sowohl in Unterrichtsanstalten, wie auch in die vornehmsten Familienkreise Eingang fanden. Weitere Schriften sind: »Women of Israel« (Lond. 1845, 2 Bde., 6. Aufl. 1870); »The Jewish faith« (das. 1847); »Woman's friendship« (11. Aufl., das. 1870; deutsch, Leipz. 1857), die Novelle »The vale of cedars, or the Martyr« (11. Aufl., Lond. 1869, deutsch, Oldenb. 1857) u. a., welche alle ein zartes poetisches Gefühl und eine warme Begeisterung für den Glauben ihrer Väter bekunden, dabei aber echt christliche Moral predigen. Ihre Werke erschienen gesammelt in 8 Bänden (Lond. 1861); ihre Hauptwerke auch in der Tauchnitz'schen »Collection of British classical authors«.

Aguilas (spr. -gilas; San Juan de las A.), Hafenstadt der span. Provinz Murcia, mit 5500 Einw., ist wichtig wegen seiner Hüttenindustrie. Man verschmilzt hier die silberhaltigen Bleierze der benachbarten Sierra Almagrera und anderer Gruben. A. ist auch einer der Hauptausfuhrpunkte des Bleis, des Esparto und der Soda von Murcia.

Agulhas, Kap (spr. -úljas, Nadelkap), Vorgebirge an der Küste des Kaplandes, 152 Meter ü. M., seit 1849 mit einem Leuchtthurm, bildet die eigentliche Südspitze von Afrika (34° 49¾' südl. Br., 20° 0¾' östl. L. v. Gr.). Unmittelbar vor demselben liegt die Bank A. (Nadelbank).

Aguti (Steißthier, *Dasyprocta Ill.*), Säugethiergattung aus der Familie der Dasybroctina und der Unterordnung der stachelschweinartigen Nager, Hystrichida, charakterisirt durch den länglichen eiförmigen Kopf, den schlanken Hals und die schlanken Beine, die fünfzehigen Vorder- und die bedeutend längeren dreizehigen Hinterfüße, die borstigen, am Steiße sehr langen Haare und den ganz kurzen Schwanz; schöne schnelle, in den Waldungen des tropischen Südamerika meist einzeln lebende Thiere, welche sich des Tags über verborgen halten und weil sie auf Feldern, namentlich Zuckerplantagen, oft Schaden anrichten, verfolgt werden. Ihr Fleisch ist wenig wohlschmeckend. Auf mehreren Inseln, z. B. auf den Bahamainseln, sind sie gegenwärtig ausgerottet, während sie zur Zeit der Entdeckung Amerika's dort noch sehr häufig waren. Das gemeine oder echte A. (Goldhase, *D. aguti L.*) ist gelblichbraun und schwarz gesprenkelt, unten weißlich, in der Gegend des Kreuzes, wo die Haare einen im Zorn sich sträubenden Kamm bilden, orangefarben und hat safrangelbe Vorderzähne. Es wird 47 Centim. lang und etwa 16—23 Centim. hoch. Sein Vaterland ist Guayana, Surinam, Nordbrasilien und Nordperu, wo es sich, obwohl ihm sehr nachgestellt wird, noch häufig genug findet. Es läßt sich leicht zähmen, und wird daher häufig als Hausthier gehalten.

Agynie (griech.), Unbeweibtheit.

Ahab, König von Israel 918—897 v. Chr., Sohn des Omri, hob durch Beförderung eines friedlichen Verkehrs mit den Nachbarvölkern den Wohlstand des Landes, rief aber durch Einführung des phönikischen Baalsdienstes die Opposition der Propheten und ihres Führers Elias, und damit einen inneren Kampf hervor, der wohl einen Aufschwung und eine Läuterung des religiösen Geistes, aber auch die Schwächung und Auflösung des Staats und zunächst die Empörung des Jehu (883) und den Untergang des Hauses Ahabs zur Folge hatte. Ahabs harte und ungerechte Maßregeln sind wohl dem Einfluß seiner Gemahlin, der tyrischen Priestertochter Isabel, zuzuschreiben. Er führte gegen den König Benhabad von Syrien drei Kriege mit wechselndem Glück und fiel im Kampfe.

Ahas, König von Juda 741—725 v. Chr., rief, bedrängt von Israel, Syrien, Edomitern und Philistern, den assyrischen König Tiglat Pilesar zu Hülfe, der Damaskus und Samaria eroberte und einen großen Theil der Einwohner gefangen wegführte. Ihm zu gefallen, nahm A. assyrischen Götzendienst an und schaffte den Jehovahdienst ab.

Ahasiten (Antiochianer), Bezeichnung der Verfechter des Jus territoriale circa sacra, d. i. der unumschränkten Gewalt des Landesfürsten in kirchlichen Dingen, von welcher einst die Könige Ahas und Antiochus abschreckende Beispiele gaben. Vorzüglich wurden Hobbes, der in dem Buche »De cive« solche Macht in die Hand der Fürsten legt, und seine Anhänger A. genannt.

Ahasverus (eigentlich Achaschwerosch), 1) die hebr. Form des pers. Königsnamens Xerxes (altpers. Khschhersche oder Khschwersche), der im Alten Testament verschiedenen medisch-pers. Königen beigelegt wird und wahrscheinlich als Titel auch von mehreren geführt wurde. Nach Dan. 9, 1 heißt A. der Vater des Meders Darius, d. i. Cyaxares II., und kann also kein anderer als Astyages, König der Meder, sein. Esra 4, 6 ist dagegen als Nachfolger des Kores (Cyrus) Kambyses darunter zu verstehen. Welcher König endlich der A. des Buches Esther sei, ist zweifelhaft; doch scheint, wenn überhaupt eine historische Person zu Grunde liegt, Xerxes gemeint zu sein. — 2) A., s. Ewiger Jude.

Ahaus (Aahus), Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, an der Aa, mit einem ehemals bischöflich Münster'schen, später fürstlich Salm'schen Residenzschloß, einer renommirten Tabaksfabrik und (1871) 1690 Einw. (überwiegend Katholiken). Die Stadt ist Hauptort der Grafschaft A.-Bocholt des Fürsten von Salm-Salm zu Anholt, welche 1803 aus den gleichnamigen Aemtern des Bisthums Münster gebildet wurde und zu dem auch der Flecken Ottenstein gehört. Sie enthält bedeutende Lager von Raseneisenstein.

Ahausen (Auhausen), Dorf im bayer. Regierungsbezirk Schwaben und Neuburg, nördlich bei Oettingen, an der Südnordbahn, mit 432 Einw. In der ehemaligen (958 gestifteten) Benediktinerabtei daselbst wurde 4. Mai 1608 die Protestantische Union geschlossen, an deren Spitze Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz stand.

Ahitophel, geheimer Rath Davids, ergriff, wahrscheinlich von David beleidigt, aus Rachsucht die Partei des aufrührerischen Absalom und rieth diesem zur schnellen, ungesäumten Verfolgung des flüchtigen Königs, floh, als Absalom diesen Rath nicht befolgte, den unglücklichen Ausgang der Empörung ahnend, in seine Vaterstadt Gilo und erhenkte sich.

Ahlbeere, s. Ribes.

Ahlden, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Lüneburg, Kreis Fallingbostel, südöstlich von Verden, mit 870 Einw. Das dortige Schloß bewohnte 1694—1726 König Georgs I. von England geschiedene Gemahlin, Sophie Dorothea (daher »Prinzessin von A.« genannt), als Gefangene.

Ahlefeld, Charlotte Sophie Luise Wilhelmine von, geborne von Seebach, deutsche Schriftstellerin (meist unter dem Namen Elisa Selbiz), geb. 6. Dec. 1781 zu Stedten bei Weimar, trat, kaum 16 Jahre alt, anonym mit ihrem Erstlingsroman »Liebe und Trennung« (Weißenf. 1797) auf, verheirathete sich 1798 mit dem schleswig-holsteinischen Gutsbesitzer Rudolf v. A. und ließ 1799 ihren zweiten Roman »Maria Müller« folgen, der lange Zeit das Lieblingswerk der leselustigen Damenwelt war. Nachdem sie sich 1807 von ihrem Gatten getrennt, ließ sie sich in Schleswig nieder, wo sie bis 1821 lebte und eine rege schriftstellerische Thätigkeit entwickelte. Im letztgenannten Jahre nahm sie wieder in Stedten ihren Aufenthalt, der fortan nur durch einige Reisen in die Schweiz und in die böhmischen Bäder unterbrochen wurde. Sie starb 27. Juli 1849 zu Teplitz. Ihre schriftstellerische Laufbahn hatte sie bereits 1832 mit dem Roman »Der Stab der Pflicht« taktvoll geschlossen. Unter ihren Romanen, die sich besonders durch feine Beobachtung und umfassende Kenntnis der verschiedenen Lebensverhältnisse, sowie durch geschmackvolle und leichte Darstellung auszeichnen, verdienen noch der Erwähnung: »Liebe und Entsagung« (1804); »Die Stiefsöhne» (1805); »Klosterberuf« (1812); »Franciska u. Aenneli« (1813); »Myrte u. Schwert« (1819); »Erne« (1819); »Felicitas« (1825); »Das Römhildstift« (1828); »Gesammelte Erzählungen« (Schlesw. 1822, 2 Bde.) ꝛc.

Ahlefeldt, Gräfin Elisa Davidia Margaretha, seit 1810 Gemahlin des Freikorpsführers v. Lützow, geb. 17. Nov. 1790 auf Langeland, begleitete ihren Gemahl zu Bildung des Freikorps nach Breslau und dann auch in das Feld, wo sie die Verwundeten aufopfernd pflegte. Im Frieden aber gingen die Neigungen des soldatischen Mannes und der schöngeistigen Frau auseinander; infolge des Verhältnisses der letzteren zu Immermann trennte man sich auf Lützows Vorschlag. Mit Immermann lebte die Gräfin in einem Landhaus zu Derendorf bei Düsseldorf, lehnte aber die Vermählung mit ihm entschieden ab. Bei Immermanns anderweitiger Verlobung trennte sie sich von ihm und lebte bis an ihr Ende (20. März 1855) zu Berlin im Verkehr mit Männern der Kunst und Wissenschaft. Vgl. Ludmilla Assing, Gräfin Elisa von A. (Berl. 1857).

Ahlen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Münster, Kreis Beckum, an der Werse, mit 3 Kirchen und (1871) 3534 vorherrschend kathol. Einw., welche Plüschweberei und Frucht-, Oel-, Leinen- und Viehhandel treiben.

Ahlfeld, Stadt, s. Alfeld.

Ahlfeld, Joh. Friedr., namhafter deutscher Kanzelredner der streng lutherischen Richtung, geb. 1. Nov. 1810 zu Mehringen im Anhaltischen, ward 1834 Gymnasiallehrer in Zerbst, 1837 Rektor in Wörlitz, 1838 Pastor in Alt-Alsleben, 1847 zu Halle, 1851 an der Nikolaikirche zu Leipzig; gab heraus »Predigten über die evangel. Perikopen« (1848—49, 9. Aufl. 1873), denen sich die »Predigten über die epistol. Perikopen« (2. Aufl., das. 1869) anschlossen; »Zeugnisse aus dem innern Leben« (2. Aufl., Leipz. 1864) und andere Predigtsammlungen, auch »Erzählungen für das Volk« (Halle 1859, 4. Aufl. 1872).

Ahlkirsche, s. Lonicera und Prunus.

Ahlquist, August Engelbert, finn. Sprachforscher und Dichter, geb. 7. Aug. 1826 in Kuopio in der Landschaft Savolax, studirte in Helsingfors Philosophie und Philologie, widmete sich dann namentlich der Erforschung der finn. Sprachfamilie und gründete 1847 zu dem Zwecke, das Finnische zur Schrift- und Landessprache zu erheben und eine finn. Nationalliteratur zu ermöglichen, die Zeitschrift »Suometar«, für die er (unter dem Pseudonym Oksaner) werthvolle Beiträge lieferte. Er beschäftigte sich dann vorzugsweise mit der Sprache der Woten (einer tschudischen Völkerschaft im Gouvernement St. Petersburg), deren Grammatik er schrieb (»Wotisk Grammatik jemte sprakprof och ordfoertecking«, Helsingf. 1855) und bereiste 1853—58 Nordrußland und Sibirien zu sprachwissenschaftlichen Forschungen, deren Ergebnis er in dem »Versuch einer mokscha-mordwinischen Grammatik« (Petersb. 1862) und in den »Forschungen auf dem Gebiete der ural-altaischen Sprachen« (das. 1861—71, 2 Bde.) niederlegte; die Beschreibung der Reise selbst erschien in finn. Sprache: »Muistelmia matkoilta Wenäjällä ruosina« (Helsingf. 1860). Außer diesen Werken schrieb A., der inzwischen zum Professor der finn. Sprache und Literatur an der Universität zu Helsingfors ernannt worden, auch finn. Gedichte unter dem Titel »Säkeniä« (»Funken«) und übertrug mehrere deutsche Dichtungen ins Finnische, darunter Schillers »Glocke«, »Kabale und Liebe« u. a.

Ahlwardt, Theodor Wilhelm, Orientalist, geb. 4. Juli 1828 zu Greifswald, Sohn des Philologen Christian Wilh. A. (geb. 1760, gest. als Professor der alten Literatur zu Greifswald 1830), widmete sich zu Greifswald und Göttingen dem Studium der oriental. Sprachen, 1854—56 dem der arab. Handschriften auf der Bibliothek zu Paris, ward 1861 Professor der oriental. Sprachen zu Greifswald. Gründlicher Kenner der altarab. Poesie, schrieb er »Ueber Poesie und Poetik der Araber« (Gotha 1857), »Bemerkungen über die Echtheit der altarab. Gedichte« (Greifsw. 1873), gab heraus die »Kasside Chalef elahmar's« (Greifsw. 1859), »Elfachri. Geschichte der islamit. Reiche vom Anfang bis zum Ende des Chalifats« (Gotha 1860), den »Diwan« Abu Nowas (Bd. 1, Greifsw. 1861) und »The divans of the six ancient Arabic poets« (Lond. 1870). Auch lieferte er ein Verzeichnis arab. Handschriften der königl. Bibliothek zu Berlin (Greifsw. 1871).

Ahm (Am), Flüssigkeitsmaß a) in Dänemark, gesetzlich à 4 Anker oder 155 Pott = 149,749 Liter; im Großhandel = 20 Viertel oder 160 Pott = 154,579 L.; 3 A. = 1 Pipe; b) in Schweden = 6 schwed. Kubikfuß = 60 Kannen = 157,0313 L.; A. ist auch s. v. w. Ahming (s. d.).

Ahmedabad, Bezirk der indobrit. Präsidentschaft Bombay, im Lande Gudscherat, breitet sich am Golf von Cambay und im N. desselben zu beiden Seiten des Flusses Sabarnati aus und zählt auf 11,398 QKilom. (207 QM.) 654,000 Einw. Das fruchtbare Land ist einer der frühesten Sitze der sich nach S. verbreitenden arischen Kultur gewesen, hat

aber seit 1000 n. Chr. vielfache Verwüstungen erdulden müssen. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt am linken Ufer des Sabarnati, ist von einer hohen, 11 Kilom. langen Mauer umgeben und zählt 130,000 Einw. Sie ist regelmäßig gebaut und hat viele Wasserleitungen, Brunnen und Fremdenhäuser; Volksschulen sind hier schon seit 1846 eingerichtet unter reger Theilnahme der Bevölkerung. Eine Eisenbahn führt über Surat nach Bombay. A. wurde 1426 vom Sultan Ahmed Schah von Gudscherat gegründet, an welchen noch jetzt die großartige und prächtige Dschamma Madschid (große Moschee) erinnert, die von Grabgebäuden seiner Familie umgeben ist. Auch andere Bauten, wie die Moschee des Sudschaat Chan, die Elfenbeinmoschee und die Umgebungen des Teiches Kokarija, deuten auf früheren Glanz. A. war einst die Hauptstadt von ganz Gudscherat und in der Mitte des 17. Jahrh. die schönste und reichste Stadt Hindostans, berühmt durch ihren Handel, wie durch ihre Fabriken in Gold- und Silberstoffen, feinen Seiden- und Baumwollgeweben, Papier, Malereien ꝛc. Seit der Herrschaft der Maharatten im 18. Jahrh. begann ihr Verfall; 1817 wurde sie von den Briten dem Guicowar abgenommen. Die architektonischen Alterthümer von A. sind eingehend besprochen und in älteren illustrirten Werken wiederholt abgebildet worden.

Ahmednagar, Stadt in der indobrit. Präsidentschaft Bombay, ist auf den Trümmern eines älteren Ortes, der einst glänzenden und umfangreichen Hauptstadt eines gleichnamigen Staats, erbaut, hat einen schönen Bazar und über 30,000 Einw., welche ausgezeichnete Weber- und Goldschmiedearbeiten liefern. Die sehr feste Citadelle, einer der stärksten Waffenplätze Indiens, wurde 1803 vom General Wellesley (Herzog von Wellington) erobert. Zwei andere Städte dieses Namens, in Gudscherat und Hindostan, sind unansehnlich und ohne geschichtliche Bedeutung.

Ahmed Schah, Begründer des Reichs der Afghanen oder Durani, geb. um 1724, Sohn des Seman Chan aus dem Stamme der Abdali, ward von Nadir Schah in seine Leibgarde aufgenommen und begleitete denselben als Stabträger (Asaberdar) auf seinen Feldzügen. Nach Nadir Schahs Ermordung (1747) kehrte er nach Afghanistan zurück und ward auf einer Versammlung der Häuptlinge zum Herrscher dieses Landes erhoben. Er nahm als solcher den Ehrennamen Dor Doran (»Perle der Zeit«) an, nach welchem sein ganzer Stamm, sowie die Afghanen überhaupt Durani genannt wurden. Er unterwarf 1748 die Gildschi, eroberte Ghasna, Kabul, Dschelalabad, besetzte Lahore und Multan und zwang den Statthalter des Pendschab zur Tributzahlung. Dann nach Westen sich wendend, nahm er 1749—50 Herat und Nischapur und unterwarf Chorassan und Sebschestan seiner Herrschaft. Nachdem er sich durch Vertrag mit dem Kaiser Ahmed von Delhi in den Besitz des Pendschab nebst den östlich angrenzenden Provinzen bis Sirhind gesetzt, verleibte er 1752 auch Kaschmir seinem Reiche ein. 1756 und wieder 1760 plünderte er Delhi, und 6. Jan. 1761 schlug er ein Heer der Maharatten bei Paniput bis zur Vernichtung. Zur Behauptung Chorassans unternahm er dann noch einen glücklichen Feldzug gegen Persien und widmete sich dann der innern Verwaltung seines Reichs und der Befestigung seiner Herrschaft. Er starb 1773 und hinterließ seinem Sohne Timur Schah ein Reich, welches sich von den westlichen Grenzen Chorassans bis nach Sirhind und vom Oxus bis zum Persischen und Indischen Meer erstreckte.

Ahming (Ahm), Maß, welches angibt, wie tief ein Schiff im Wasser geht. Es ist am Vorder- und Hintersteven angebracht und besteht aus einer in Fuße oder Meter eingetheilten senkrechten Skale.

Ahn, Johann Franz, namhafter Schulmann, geb. 15. Dec. 1796 zu Aachen, besuchte das dortige Gymnasium und widmete sich auf den Wunsch seiner Eltern dem Kaufmannsstande. Allein schon nach wenigen Jahren gab er diese Laufbahn auf, um sich dem Studium der Mathematik und der neueren Sprachen zuzuwenden. Den letzteren lag er endlich ausschließlich ob, als er eine inzwischen erhaltene Anstellung als Katastergeometer 1822 wieder aufgeben mußte, da sein Körper den Anstrengungen dieses Amts nicht gewachsen war. Auch der ihm 1824 übertragenen Stelle als Lehrer der neueren Sprachen am Gymnasium zu Aachen entsagte er nach 2 Jahren und gründete nun eine den späteren Realschulen entsprechende Privatanstalt, welche zur Ausbildung junger Leute für das praktische Geschäftsleben bestimmt war. Allein nach zwölfjährigem Bestande war er auch diese Anstalt aufzulösen genöthigt, und so nahm er 1843 eine Lehrerstelle an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule in Neuß an, an welcher er bis 1863 wirkte. Er starb 21. Aug. 1866. Seinen ausgebreiteten Ruf verdankte A. seiner literarischen Thätigkeit und ganz besonders seinem »Praktischen Lehrgang zur schnellen und leichten Erlernung der franz. Sprache« (1. Kursus, Köln 1834, 179. Aufl. 1871; 2. Kursus, das. 1840, 42. Aufl. 1870). Die von A. befolgte und nach ihm benannte Methode gehört nicht ihm ursprünglich an, vielmehr ist sie eine Weiterbildung der von dem Rektor Seidenstücker (gest. 1817 zu Soest) in seinen Elementarbüchern zur Erlernung der franz., latein. und griech. Sprache angewendeten Methode, nach welcher das bisher übliche synthetische Verfahren in geschickter Weise dem analytischen untergeordnet wird. Man hat dieser Methode den Vorwurf gemacht, daß sie ein bloß empirisches, mechanisches Anlernen befördere; aber insoweit dieser Vorwurf etwas Zutreffendes hat, trifft er mehr den Lehrer als die Methode; auch darf man nicht übersehen, daß die letztere vorzüglich dem früheren Jugendalter angepaßt ist u. auch den minder Befähigten zu statten kommen soll. Daß sie — wenn auch manche Einwendungen wohlbegründet sein mögen — insbesondere für praktische Zwecke ihre Vorzüge hat, beweisen zahlreiche Nachahmungen, die freilich, wie die vielgebrauchten von Ollendorf und seinen Nachfolgern, weit über A. hinausgehen, während andere wie C. Plötz und E. Otto, die A.-Seidenstücker'sche Methode nach der andern Richtung des bildenden Unterrichts weiter entwickelt haben. Von Ahns zahlreichen Schriften sind außer den beiden schon erwähnten Hauptwerken noch anzuführen: Praktische Lehrgänge zur schnellen und leichten Erlernung der engl. und der ital. Sprache; Schulgrammatiken der franz., engl., holländ. Sprache; Handbücher der Umgangssprache und der Handelskorrespondenz; englisch-deutsche, französisch-deutsche, italienisch-deutsche Gesprächbücher. Viele dieser Bücher sind in zahlreichen Auflagen erschienen und werden noch heute gern gebraucht.

Ahnen, adlige Vorfahren, sowohl von mütterlicher, wie väterlicher Seite, und zwar nicht durch

Standeserhöhung, sondern durch Geburt adlige. Sind beide Eltern einer Person von adliger Geburt, so hat diese zwei A.; gehörten außer den Eltern auch schon die Großeltern derselben durch die Geburt dem Adelsstand an, so hat sie vier A.; war dies nicht nur bei Eltern und Großeltern, sondern auch schon bei den Urgroßeltern der Fall, so zählt sie acht A., 2c. Hat aber auch nur Eine in einem Vorfahrengliede, z. B. in dem Gliede der Urgroßeltern, stehende Person nicht den erforderlichen Geburtsadel gehabt, so hört alles Fortzählen der A. auf, und nur das um einen Grad näher stehende Glied, z. B. das Glied der Großeltern, hat noch Adelsrang. In früheren Zeiten waren mit dem Adel verschiedene Vorrechte verbunden, z. B. Aufnahme in adlige Stifter, Ritterorden, Domkapitel, Ganerbschaften und sonstige adlige Gesellschaften, von denen alle Nichtadligen ausgeschlossen waren. Um nun an einem solchen Vorrechte theilzunehmen, mußte man sich der sogen. Ahnenprobe unterziehen, d. h. den Nachweis liefern, daß man eine gewisse Anzahl adliger A. habe. Man bediente sich hierbei der sogen. Ahnentafel, eines Stammbaumes, welcher sämmtliche A. in aufsteigender Linie mit ihren Tauf- und Geschlechtsnamen enthielt. Es mußte jedoch bei der Ahnenprobe zweierlei nachgewiesen werden: einmal, daß alle in der Ahnentafel als Ehegatten aufgezeichneten Personen in kirchlich und bürgerlich gültiger Ehe gelebt und die als Kinder solcher Ehen aufgeführten Individuen wirklich in solchen erzeugt worden seien (Filiationsprobe), und dann, daß die oberste Ahnenreihe ritterbürtig, d. i. adligen Standes, gewesen sei, wobei adlige Geburt derselben nicht nachgewiesen zu werden brauchte, da man sonst noch eine Reihe mehr gebraucht hätte. Als Beweismittel dienten besonders Urkunden, Wappen, Denksteine, sowie das eidliche Zeugnis von zwei Edelleuten für die Richtigkeit der Ahnentafel. Bei Nobilitirungen wurden zuweilen auch die schon verstorbenen Vorfahren geadelt, also A. geschenkt. Gegenwärtig dürfte eine strenge Ahnenprobe nur noch in einigen Kapiteln und bei dem preuß. Johanniterorden vorkommen.

Ahnung, im weitern Sinne jede Erwartung zukünftiger Ereignisse, die sich auf (sei es objektive, sei es subjektive) unbewußt bleibende Gründe stützt. Liegt dabei der Grund der Erwartung in der Beschaffenheit des Erwarteten, z. B. in dessen Aehnlichkeit mit an uns oder an andern gemachten Erfahrungen und in der wohlbegründeten Voraussetzung, daß sich unter ähnlichen Umständen Aehnliches wieder ereignen werde, so ist die vermeintliche A. nichts weiter als ein Schluß, und zwar nach der Analogie (s. d.). Derselbe unterscheidet sich von der gewöhnlich mit obigem Namen bezeichneten Verstandesoperation lediglich durch den Umstand, daß er sich ohne unser Wissen um ihn (unwillkürlich) vollzieht, besitzt daher auch, wie jene, nicht mehr und nicht weniger Anspruch auf Verlässigkeit, als die Natur der Vordersätze, aus welchen er gezogen wird, erlaubt; Ahnungen dieser Art, die objektive heißen mögen, können zwar für ein Vorherwissen, d. h. (unbewußtes) Erschließen des Zukünftigen aus dem Vergangenen gelten, haben als solches aber durchaus nichts Wunderbares. Liegt dagegen der Grund der Erwartung in der Beschaffenheit des Erwartenden, z. B. in dessen bleibender oder augenblicklicher (heiterer oder trüber) Gemüthsstimmung, so ist die vermeintliche A. nichts weiter, als eine durch diese letztere hervorgerufene und derselben entsprechende Einbildung eines (frohen oder traurigen) Ereignisses als künftig bevorstehend. Dieselbe unterscheidet sich von einem willkürlichen Einfall nur dadurch, daß sie, was dem vermeintlich Ahnenden eben nicht zum Bewußtsein kommt, lediglich Ausfluß seiner eigenen Gemüthslage, nicht der Dinge selbst, und daher zwar jener, nicht aber diesen gemäß ist. Von Natur heitere Gemüther haben daher meist frohe, Aengstliche dagegen meist traurige Ahnungen. Aus derartigen Ahnungen, die subjektive oder Ahnungen im engern Sinne heißen mögen, läßt sich wohl auf die bleibende oder eben vorhandene Gemüthsstimmung des Ahnenden, nicht aber auf das Eintreten oder Nichteintreten des angeblich Geahnten ein Schluß machen. Dieselben sind, wie Kant scharf aber treffend sagt, in letzterer Beziehung ausschließlich als »Hirngespenst« anzusehen. Da nun in beiden angeführten Fällen die Gründe »unbewußt« bleiben, der Ahnende weder wissen kann, ob seine Erwartung auf objektiven oder nur subjektiven, noch, daß sie überhaupt auf Gründen ruht: so ist es nicht nur erklärlich, daß die A. »grundlos«, und wenn das Erwartete (zufälliger- oder nothwendigerweise) wirklich eintritt, dieses Zusammentreffen »wunderbar« scheint, sondern auch, daß, weil die objektive A. (als berechtigter Analogieschluß) sich in der That bewähren kann und nicht selten bewährt, daraus eine Zuversicht entsteht, die auf die A. überhaupt (objektive wie subjektive) übertragen wird. Der Glaube an Ahnungen findet sich daher fast bei allen Völkern und zu allen Zeiten, hauptsächlich in Verbindung mit solchen (zum Theil bestrittenen, zum Theil räthselhaften) Erscheinungen und Zuständen, in welchen (wie im Schlafwachen, Traumwandeln, magnetischen Schlaf 2c.) sonst nur bei wachem Bewußtsein vorkommende Vorgänge ohne dasselbe vollzogen werden. Wiederholtes Eintreffen des Geahnten gibt und gab dann Veranlassung, ein besonderes Ahnungs- oder Vorhersehungsvermögen (Hellsehen; das zweite Gesicht bei den Bergschotten; Instinkt bei Menschen und Thieren) anzunehmen. Daß ein solches »Vermögen«, wenn es ein Vorhersehen nach Erfahrungsgesetzen (objektive A.) ist, einfach natürlich, wenn es denselben entgegen erfolgt (subjektive A.), widernatürlich, wenn es Eingebung einer von der Natur unterschiedenen Ursache ist oder dafür gehalten wird (Divination, Inspiration), übernatürlich, also unerweislich sei, hat Kant gleichfalls scharfsinnig hervorgehoben.

Ahorn (*Acer L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Acerineen, Bäume oder Sträucher mit einfachen, gelappten oder gefiederten Blättern, unscheinbaren Blüten und doppelt geflügelten Früchten. I. Die Trauben oder Rispen bildenden Blüten erscheinen nach Entfaltung der einfachen Blätter: Der Tatarische A. (*A. tataricum L.*), im europ. Rußland, im Kaukasus, in der europ. Türkei, in Oesterreich jenseits der Leitha, Steiermark, ist ein Strauch oder kleiner Baum mit weißen Blüten und rothen Früchten, Zierpflanze. Der gemeine Bergahorn (weißer, stumpfblätteriger A., Sykomore, *A. pseudoplatanus L.*, s. Tafel »Ahorn«), in Mittel- und Südeuropa, im Kaukasus, von 35—60° nördl. Br., mehr im Gebirge als in der Ebene, hat große, meist drei-, aber auch fünftheilige Blätter, deren Abschnitte grob gesägt, auch etwas eingeschnitten sind, und eine überhängende Trauben bildende

Blüte. Einer unserer schönsten Bäume mit 6—9 Meter hohem Stamme und weit ausgebreiteter Krone, vollendet er seinen Höhenwachsthum mit 80—100, erreicht aber ein Alter von 500 Jahren; er tritt in der Schweiz Bestand bildend, bei uns nur eingesprengt in Nadel- und Laubwald auf und verdient mehr forstliche Beachtung, als ihm gewöhnlich zu theil wird. Er leidet wenig an Krankheiten und vom Klima und besitzt ein feines, glänzendes, hellgelbliches oder röthlichweißes Holz mit zahlreichen, ziemlich feinen, kurzen Markstrahlen, welches im Trocknen sehr dauerhaft ist, zu allerlei feineren Holzarbeiten benutzt wird und sehr gut, lebhaft und still brennt (vgl. Holz). II. Die doldentraubigen Blüten erscheinen mit oder kurz nach den einfachen Blättern: Der Spitzahorn (A. Platanoïdes *L.*), in ganz Europa, aber mehr in der Ebene, hat fünf- und siebentheilige Blätter, deren Abschnitte wieder gelappt, und deren Lappen in eine Spitze ausgezogen sind, erreicht kein hohes Alter und nicht sehr bedeutende Stärke, ist daher von geringerer forstlicher Bedeutung als der vorige; auch ist das Holz gröber, mit längeren Markstrahlen. Er enthält einen etwas milchigen, ziemlich zuckerreichen Saft und wird in mehreren Abarten als Zierpflanze kultivirt. Aus den Masern schneidet man die Ulmer Pfeifenköpfe. Der Zuckerahorn (A. saccharinum *Wangenh.*, A. nigrum *Mchx.*, s. Tafel »Industriepflanzen«), Waldbaum in Nordamerika, ein schöner schlanker Baum, hinsichtlich der Blätter unserem Spitzahorn sehr ähnlich, liefert gutes Nutz- und Brennholz und einen zuckerreichen Saft, welcher im Frühjahr durch Anbohren des Stammes gewonnen u. auf Zucker verarbeitet wird (s. Zucker). Der Feldahorn (nordischer Maßholder, Maßeller, A. campestre *L.*), in ganz Europa und im nördlichen Orient, baum- und strauchartig, oft mit starker Korkbildung, hat drei- und fünftheilige, eingeschnitten gezähnte Blätter und hartes, zähes, oft schön gemasertes Holz, welches zu musikalischen Instrumenten, Drechslerarbeiten, Pfeifenköpfen, Peitschenstielen, Pulverkohle rc. verarbeitet wird. Der französische A. (A. Monspessulanum *L.*), aus Südeuropa und dem Orient, mit breittheiligen Blättern, deren Abschnitte meist ganzrandig und stumpf sind, ist ein beliebter Zierstrauch. III. Die Blüten erscheinen lange vor den einfachen, unten hellblaugrünen Blättern. Der weiße A. (A. dasycarpum *Ehrh.*, A. saccharinum *L.*), in Nordamerika, mit fünftheiligen, am mittelsten Abschnitte gelappten Blättern mit in die Länge gezogenen Lappen, ist ein schöner, rasch wachsender Baum, vorzüglich für Alleen geeignet. Der rothe A. (A. rubrum *L.*), in Nordamerika, mit dreilappigen Blättern, die außerdem ungleich gesägt, bisweilen selbst eingeschnitten sind, und rothen Blüten, bleibt meist strauchartig, einer der schönsten Ziersträucher. IV. Blüten diöcisch, Blumenblätter fehlen, gefiederte Blätter: Der eschenblätterige A. (A. negundo *L.*), in den westlichen und mittleren Staaten Nordamerika's, ist ein trefflicher, schnell wachsender Alleebaum, der auch bei uns 12—15 Meter hoch wird. Seinen Saft verarbeitet man am Red River auf Zucker.

Ahorngewächse, s. Acerineen.

Ahovaibaum, s. Cerbera.

Ahr, Nebenfluß des Rheins in Rheinpreußen, entspringt auf der Eifel oberhalb der Stadt Blankenheim, läuft mit vielen Windungen von SW. nach NO. über Altenahr und Ahrweiler und ergießt sich unterhalb Sinzig, dem Städtchen Linz gegenüber, in den Rhein. Sie ist 89 Kilom. lang, schwillt im Winter und Frühling bedeutend an und erreicht an mehreren Stellen eine Breite von 16 Metern. In dem meist engen, tiefen und romantischen Thale der A. (Ahrgau) wachsen die bekannten Ahrweine (s. d.).

Ahrens, 1) Heinrich, Hauptvertreter einer rechtsphilosophischen Richtung, die ihm ihre Gründung oder doch ihre Entwickelung verdankt, geb. 14. Juli 1808 zu Kniestedt bei Salzgitter im Hannöverschen, erhielt seine wissenschaftliche Bildung zu Wolfenbüttel und Göttingen und habilitirte sich 1830 in Göttingen. Seine Habilitationsschrift »De confoederatione germanica«, worin er die Bildung eines aus Abgeordneten der Stände bestehenden Parlaments beim Bundestage empfahl, machte ihn mißliebig, und die dadurch veranlaßte Zurücksetzung drängte ihn in die Reihen der Opposition, die sich im Januar 1831 in der bekannten Emeute zu Göttingen versuchte. Infolge dessen floh er mit seinem Genossen Rauschenplatt nach Belgien, von wo er sich zunächst nach Paris wendete. Hier widmete er sich dem Studium der franz. Sprache und Literatur und begann 1833 Vorlesungen über die deutsche Philosophie seit Kant. 1834 folgte er dem Rufe als Professor der Philosophie an der Universität zu Brüssel. Von seinem Geburtsorte in das Frankfurter Parlament gewählt, schloß er sich der großdeutschen Partei an, trat aber 1849 aus. Im Jahre 1850 ward er als Professor der philosophischen Rechts- und Staatswissenschaft nach Graz, 1859 als Professor der praktischen Philosophie und Politik an die Universität zu Leipzig berufen. Auf dem Landtage 1863/64 vertrat er die Universität in der ersten sächs. Kammer. Sein Hauptwerk ist die »Organische Staatslehre auf philosophisch-anthropologischer Grundlage« (Bd. 1, Wien 1850); sein »Cours de droit naturel« (zuerst Par. 1838) erschien in 6. Aufl. (Leipz. 1868, 2 Bde., in deutscher Uebersetzung unter dem Titel »Naturrecht«, 6. Aufl., Wien 1870—71, 2 Bde.). Seine »Juristische Encyklopädie« (Wien 1855—57), eine organische Darstellung der Rechts- und Staatswissenschaft, ist ins Italienische, Russische und Polnische übersetzt worden.

2) Franz Ludolf Heinrich, Philolog, geb. 6. Juni 1809 zu Helmstedt, besuchte 1817—26 das dortige Gymnasium, studirte dann in Göttingen als Schüler K. O. Müllers und Dissens und gewann mit der Schrift »De Athenarum statu politico ac literario inde ab Achaici foederis interitu usque ad Antoninorum tempora« (Gött. 1829) den akadem. Preis. In demselben Jahre promovirt und habilitirt, ward er Kollaborator am Göttinger Gymnasium, vertauschte aber diese Stellung 1831 mit einer ähnlichen am Pädagogium zu Ilfeld, ward 1845 Gymnasialdirektor zu Bingen, und wirkt seit 1849 in der gleichen Stellung zu Hannover. Auch war er als Deputirter der höheren Schulen 1849 Mitglied der ersten hannöv. Kammer. Seine Hauptschriften sind: »Griech. Elementarbuch aus Homer« (Gött. 1830, 2. Aufl. 1870); »De graecae linguae dialectis« (Gött. 1839—43); »Bucolici graeci« (Leipz. 1850, 2. Aufl. 1856); »Homerische u. attische Formenlehre« (Gött. 1852, 2. Aufl. 1869); »Bucolicorum graecorum reliquiae« (Leipz. 1855—59, 2 Bde.); »Das Amt der Schlüssel« (Hannov. 1864). Außerdem veröffentlichte er in Programmen zahlreiche gediegene Abhandlungen; ferner »Geschichte des Lyceums zu

Hannover von 1267—1533« (Hannov. 1870); »Tigislege, Grenzpunkt Engerns und Ostfalens in der Stadt Hannover« (Hildesh. 1871); »Ueber Namen und Zeit des Campus Martius der alten Franken« (das. 1872).

Ahriman, in der Religionslehre Zoroasters der Urheber oder die Personifikation des Bösen. Er ist zwar geschaffen von dem ewigen Urwesen (Zervane Akerene), aber endlos. Zum Kampfe gegen Ormuzd, die gute Gottheit, schuf er die Dews und Darudjs, die bösen Geister, versank aber, erschreckt durch das Urwort Honover, in die Tiefe. Aus dieser erhob er sich nach 3000 Jahren, um die inzwischen von Ormuzd geschaffene Welt zu veruneinigen und zu verderben. Wieder nach 3000 Jahren erschien Zoroaster, und mit ihm begann der letzte Zeitraum, indem Ahrimans Herrschaft gebrochen und die Schöpfung von allem Bösen und Unreinen geläutert werden wird.

Ahrweiler, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Ahr, mit (1871) 3895 kathol. Einw., deren Hauptgewerbe Weinbau ist. Die Stadt hat 2 Kirchen, eine höhere Knabenschule und eine sehr besuchte, von Ursulinernonnen geleitete Erziehungsanstalt für junge Mädchen. Der Thurm von A. war früher eine gräfliche Burg der Herzöge von Aremberg. Unfern liegen Walporzheim (mit dem besten Ahrwein) und der frequente Badeort Neuenahr.

Ahrweine, im Ahrthale im preuß. Regierungsbezirk Koblenz (s. Ahr) gebaute Weinsorten, werden bis Ahrweiler auf sanften Hügeln, von dort an auf sehr steilen Schieferbergen mit Aufwand von viel Fleiß und Kunst gebaut. Der Weinbau keiner Gegend Deutschlands kann in Bezug auf Anlage mit demjenigen an der Ahr verglichen werden. Der Rebsatz besteht größtentheils aus spätem Burgunder; in den geringeren Lagen des Unterahrthales wird auch der Frühburgunder mit Vortheil angebaut. Das Areal des Ahrweinbaues umfaßt 920 Hektaren mit ca. 11 Mill. Rebstöcken. Man baut fast ausschließlich Rothweine, welche unter dem Kollektivnamen Ahrbleicharte oder Ahrbleicher in den Handel kommen. Sie besitzen eine ganz eigenthümliche dunkelblaurothe Farbe, Süßigkeit und Blume, bisweilen einen etwas erdigen Geschmack, viel Körper und eine dem Burgunder ähnliche, sehr angenehme Milde, sind aber nicht sehr haltbar und daher zu weiter Versendung wenig geeignet. Ausgezeichnet durch Feuer und Blume ist der Wallporzheimer (Domley, Gärkammer), die Krone der A. Nächst dem werden besonders die Sorten von Bodendorf, Heimersheimerberg, Wadenheim, Ahrweiler, Laach, Altenahr am meisten geschätzt; Weine zweiter Klasse sind die von Coisdorf, Westum, Ehlingen, Rach, Dernau, Marienthal. Ein guter weißer Wein wird bei Rach gezogen. Der Name Ahrbleicher rührt von der früher üblich gewesenen Methode her, wonach man den Wein vor der Verbindung des Farbstoffs der Hülsen mit dem Safte zu keltern pflegte, wodurch eine hellröthliche bleiche Farbe entstand. Seit einer Reihe von Jahren befolgt man aber das franz. Verfahren, den Farbstoff vor dem Keltern auszuziehen, und erzielt dadurch eine prächtige dunkelrothe Farbe. Man benutzt die Ahrtrauben auch vielfach zur Bereitung von Champagner und Claret, und diese Weine können in ihrer Blume und Feinheit mit den besten in der Champagne bereiteten rivalisiren. Sie gehen meist nach England.

Ahumāda, Don Pedro Giron, Marques de las Amarillas, Herzog von, span. General und Staatsmann, geb. 1788 zu San Sebastian, ward 1806 Officier in der königlichen Garde. Im Unabhängigkeitskampfe leistete er als Chef des Generalstabes des span. Heeres wichtige Dienste, obgleich sein Stolz sich ungern unter den Oberbefehl Wellingtons beugte. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. zog er sich, wegen seiner Hinneigung zu gemäßigtem Konstitutionalismus verdächtig, auf seine Güter zurück. Nach dem Ausbruch der Revolution von 1820 wurde er Kriegsminister, trat jedoch, von den Liberalen angefeindet, bald wieder zurück. Ferdinand VII. ernannte ihn in seinem Testament zum Mitglied des für die Zeit der Minderjährigkeit seiner Tochter ernannten Regentschaftsraths. In diesem bekämpfte er die vom Ministerium Martinez de la Rosa wider die insurgirten Provinzen ergriffenen Maßregeln. Nachdem er sich anfangs der Zulassung der Granden in die Kammer der Proceres widersetzt hatte, wurde er später ein eifriger Vertheidiger einer ersten Kammer mit erblichen Mitgliedern und verlor dadurch seine Popularität. Doch that er sich in der Procereskammer, deren Präsident er geworden, als Redner hervor und wurde von der Königin-Regentin zum Herzog von A. erhoben. Als Toreno 1835 an die Spitze der Verwaltung kam, übernahm A. das Portefeuille des Kriegs. Aber seine Entwürfe scheiterten an der finanziellen Bedrängnis und an der Unfähigkeit seiner Subalternen. Als A. seinen kriegsunerfahrnen Sohn zum Generalkapitän von Andalusien und Militärgouverneur von Cadiz ernannt hatte, griff ihn die Presse wegen Nepotismus so heftig an, daß er resignirte. Wieder in die Grandenkammer eingetreten, bekämpfte er mit Isturiz und Galiano die Projekte Mendizabals. Ermüdet und vom Volkshaß verfolgt, zog er sich endlich von den öffentlichen Geschäften zurück und verließ nach Wiederaufrichtung der Konstitution von 1812 sein Vaterland. Er ließ sich in Bordeaux nieder, kehrte aber später nach Cadiz, dann nach Madrid zurück, wo er 17. Mai 1842 starb.

Ahurei (Aurai), Hafenort auf der Südseeinsel Oparo (Rapa), unter 27° 38′ südl. Br. und 50° 12′ westl. L. v. Gr., welcher als Kohlenstation der 1866—1868 zwischen Panama und Australien fahrenden Dampfer zu Bedeutung gelangte. Der Hafen, gegen die See durch Korallenriffe geschützt, wurde 1867 vom Häuptling der Insel gegen eine Gallone Rum an den Kapitän einer franz. Fregatte abgetreten und steht seitdem sammt der Insel unter franz. Schutz.

Ahus (spr. ohus), Flecken im südlichen Schweden, Län Christiansstad, nahe der Mündung der Helge, bildet den Hafen der Stadt Christianstad. Hier 1027 Schlacht zwischen Kanut d. Gr. und Olaf Haraldson.

Ahwās, ehedem eine bedeutende Stadt in der pers. Provinz Chusistan, am Kuren, südlich von Schuschter, war die glänzende Residenz des letzten Partherkönigs Artaban IV. (bis 226 n. Chr.) und auch später noch, unter den Arabern, durch ihren Handel blühend, gerieth aber, nachdem sie durch Rebellion die Gunst der Chalifen verloren, seit dem 10. Jahrh. in Verfall. Jetzt ein ärmlicher Ort mit 1600 Einw. Die Trümmer der alten Stadt bilden eine 15—18 Kilom. lange Reihe von Schutthügeln, die mit behauenen Quadern, Backsteinen und Scherben von Terracotta bedeckt sind.

Ai (Ay, spr. a-i), altes Städtchen im franz. Depar-

tement Marne, in der Champagne, unweit Epernay an der Ostbahn, mit vorzüglichem Weinbau, berühmter Champagnerfabrikation und 3573 Einw.

Aï, Thier, s. Faulthiere.

Aias (lat. Aiax), Name zweier Helden im trojanischen Kriege: 1) A. der Kleinere, Sohn des Oïleus, Königs der Lokrer. Nach Homer kämpft er, klein von Gestalt und leicht gerüstet, aber kühn, ein schneller Läufer und geübter Speerschleuderer, neben dem telamonischen A. in den Vorderreihen. Auf dem Heimwege ließ ihn die erzürnte Pallas an den Klippen Euböa's scheitern. Spätere leiten den Zorn der Göttin davon her, daß er nach der Erstürmung Troja's die Seherin Kassandra vom Altar der Athene, den sie schutzflehend umfaßt hielt, hinweggerissen und mißhandelt habe. Noch in späteren Zeiten mußten die Lokrer zur Sühne des Frevels jährlich Jungfrauen zum Tempeldienste der Athene nach Neuilion schicken. Die opuntischen Lokrer verehrten den A. als Stammheros und ließen in ihrer Schlachtordnung stets eine Stelle für seinen Schatten offen.

2) A. der Große, Sohn des Telamon, Königs von Salamis, nach Achill der tapferste im griech. Heere, mit Haupt und Schultern alle überragend. Er besteht mit Hektor den Zweikampf; als aber die Waffen des gefallenen Achill nicht ihm, sondern dem Odysseus zugesprochen werden, gibt er sich den Tod. Nach Pindar wurde er über die erlittene Schmach rasend und wüthete mordend unter den Herden des Heeres, die er für seine Gegner hielt; zur Besinnung gekommen, stürzte er sich in das Schwert, das ihm Hektor geschenkt hatte. Aus seinem Blute entsproß, wie aus dem des Hyakinthos, eine purpurne Blume, auf den Blättern mit dem Klagerufe »Ai Ai« bezeichnet. Dieses Ende des Helden ist der Gegenstand der noch vorhandenen Sophokleischen Tragödie »Der rasende A.« Seinem Stamm (»Aeantis«, zu Athen) entsprossen Männer wie Miltiades, Kimon, Alkibiades. Zu Athen feierte man ihm zu Ehren das Fest der Aiantien, an welchem eine Bahre mit völliger Kriegsrüstung aufgestellt wurde, ein Trauerfest in der heißen Jahreszeit, wo mit den Quellen und Flüssen der Saft und das Leben der Natur versiegt. Darum war auch das Bild des Heros in seinem Tempel zu Salamis schwarz, von Ebenholz.

Aichach, alte Stadt im bayer. Regierungsbezirk Oberbayern, an der Paar, nordöstlich von Augsburg, in fruchtbarer Gegend gelegen, Sitz eines Landgerichts, mit 2550 Einw., welche bedeutende Rothgerberei treiben. A. war schon unter Karl d. Gr. (800) ein namhafter Ort und im 13. Jahrh. (bis 1301) Sitz einer Deutschordens-Kommende. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die blühende Stadt von den Schweden (1634), im Spanischen Erbfolgekrieg von den Oesterreichern (1704) zerstört. Unfern stand ehedem Burg Wittelsbach, die Herzog Ludwig I. von Bayern zerstörte; ihre Stelle bezeichnet jetzt ein Denkmal.

Aichen, s. Eichen.

Aichmetall, Legirung aus 60 Th. Kupfer, 38,2 Th. Zink und 1,8 Th. Eisen, ist in der Farbe dem Messing, auf dem Bruch dem Stahl ähnlich, vom spec. Gew. 8,37—8,4, läßt sich kalt und heiß bearbeiten, ist sehr hart und widerstandsfähiger als Eisen; dient besonders zu Zapfenlagern.

Aide (franz., spr. ähd), Gehülfe, beim Kartenspiel Partner; A. de camp (spr. -läng), Adjutant.

Aïdé, Hamilton, engl. Dichter und Romanschriftsteller der neuesten Zeit, ward 1830 in Paris kurz vor dem Ausbruch der Revolution geboren. Sein Vater war ein Armenier, seine Mutter die Tochter des berühmten Admirals Sir George Collier. Er erhielt seinen Unterricht in englischen Privatschulen und hatte noch jung das Unglück, seinen Vater, dessen einziges Kind er war, in einem Duell fern von der Heimat zu verlieren. Mit 16 Jahren trat A. in die englische Armee, verließ dieselbe aber schon nach siebenjährigem Dienst, um sich fortan ganz der literarischen Thätigkeit zu widmen. Die erste Frucht derselben war ein kleines Bändchen Gedichte: »Eleonore, and other poems« (1856) und ein Roman: »Rita«, den er 1859 veröffentlichte. An diese Arbeiten schloß sich in rascher Folge eine Reihe von »Novels« an, die durch ihre gefällige Manier, ihre effektvollen, oft dramatisch zugespitzten Scenen und ihre geschickte Charakterzeichnung sich den besseren und gehaltvolleren Erzeugnissen der modernen Belletristik Englands anreihen: »Confidences« (1859), »Carr of Carrlyon« (1862, 3 Thle., neue Ausg. 1870), »Mr. and Mrs. Faulconbridge« (1864, 2 Thle.), »The Marstons« (1868, 3 Thle.), »In that state of life« (1871, 2. Aufl. 1872), »Morals and mysteries« (1872), »Penruddocke« (1873). Sie sind alle im höchsten Sinne des Worts »gentlemanlike« geschrieben und bekunden des Verfassers Vertrautheit mit dem ganzen Ton und den Umgangsformen der vornehmen Gesellschaft. Besonders macht sich dieselbe geltend in »Mr. and Mrs. Faulconbridge«, während treffliche Skizzen italienischen Lebens und Charakters seinen Roman »Carr of Carrlyon« auszeichnen. Ein gewisser chevaleresker Zug geht auch durch die zweite Sammlung seiner rein poetischen Erzeugnisse: »The romance of the scarlet leaf and other poems, with adaptations from the Provençal Troubadours«, die 1865 erschien. Der Charakter des Mittelalters ist vorzüglich getroffen in diesen bald hellen, bald düsteren Bildern, in denen sich Anmuth und Wohlklang der Sprache mit einer wohlthuenden Empfindung und einer reichen, aber durch und durch keuschen Phantasie vereinen. Noch existirt von A. eine einaktige Operette: »Widows bewitched«, die von Virginia Gabriel komponirt ist. Der geistvolle Schriftsteller besitzt ein kleines Haus im sogen. New Forest bei Southampton, wo er ein den Musen geweihtes Stillleben führt, das nur hin und wieder durch Reisen ins Ausland eine Unterbrechung erfährt. Seine Hauptwerke finden sich in Tauchnitz' »Collection of British classical authors«.

Aide-toi et le ciel t'aidera (franz., »Hilf dir selbst, so hilft dir Gott«), Wahlspruch der Gesellschaft des gesetzlichen Widerstandes, die 1824 zu Paris nach Versammlung der ultraroyalistischen Kammer, die ihre siebenjährige Dauer und überdies ihre Integralerneuerung beschloß, von einigen Doktrinärs, meist Redakteuren des »Globe«, gegründet wurde. Obwohl viele Mitglieder der geheimen politischen Vereine sich ihr anschlossen, so hielt sie sich doch stets in den Schranken der Mäßigung. Große Thätigkeit zeigte sie in den letzten Jahren der Restauration unter Guizot als Präsidenten. Damals gehörten ihrem Centralkomité die unter dem Julikönigthum in alle Zweige der Verwaltung berufenen Mitarbeiter des »Globe«: Rémusat, Duchâtel, Duvergier de Hauranne, Dejean, Dubois, Montalivet u. a. an, neben Thiers, Mignet und den Republikanern Carrel,

Cavaignac, Bastide, Thomas, Marchais &c. Nach Eingehen des »Globe« wurde der »National« ihr Organ. Ihr Werk war die für die Bourbons so verhängnisvolle Opposition der 221 Deputirten, sowie sie auch auf die Wahlen in der Hauptstadt den bedeutendsten Einfluß ausübte. Als sich die Gesellschaft nach dem Austritt ihrer hervorragendsten Theilnehmer von der Regierung bald verlassen sah, nahm sie einen mehr demokratischen Charakter an und machte Opposition gegen das Gouvernement, löste sich aber schon 1832 freiwillig auf.

Aïdin (A. Güzelhissar), Stadt im gleichnamigen türk. Vilajet, im westl. Kleinasien, liegt in der Thalebene des Mäander, unweit der Ruinenstätte des alten Tralles, und hat 15,000 meist mohammedan. Einw. Sie steht seit 1866 durch eine 135 Kilom. lange Eisenbahn mit Smyrna in Verbindung und hat schöne Moscheen, mehrere christliche Kirchen, ansehnliche Maroquinfabrikation und Baumwollenkultur. Die Ausfuhr von Baumwolle betrug bereits 1863 über 125,000 Ctr. Die Umgegend ist reich an Feigen, Oliven und Trauben.

Aigen (Aichen, Aign), Lustschloß des Fürsten Schwarzenberg, bei Salzburg, am Fuße des Geisbergs, mit berühmten Parkanlagen, welche eine reizende Aussicht auf den Watzmann und Untersberg gewähren.

Aigle (l'Aigle, spr. lähgl), alte gewerbreiche Stadt im franz. Departement Orne, an der Rille, mit (1866) 5811 Einw., ist besonders berühmt durch seine Näh- und Stecknadelfabriken, deren eine einzige täglich 200,000 Stück Nadeln liefert.

Aigner, Jos. Matthäus, Porträtmaler, geb. 1818 in Wien, lernte als Goldschmied, widmete sich seit 1838 der Porträtmalerei, lieferte die Bildnisse vieler hervorragenden Persönlichkeiten, des Kaisers und der Kaiserin von Oesterreich, Lenau's, Halms, Grillparzers &c. Während der Revolution im Jahre 1848 zum Tode verurtheilt, entkam er mit Noth. Kaiser Max von Mejiko beauftragte ihn mit der Kopirung der Meisterwerke des Belvedere für sein neues Vaterland, welche Arbeiten jedoch mit dem Tode des Kaisers ein Ende fanden. Das Beste an seiner Malweise ist das kräftige Kolorit.

Aigrette (franz., spr. ägrett), der federige, an der Spitze der Samenkörner mancher Gewächse befindliche Büschel, sowie der Federbusch, welchen manche Vögel, z. B. die Reiher, auf dem Kopfe tragen; dann die langen, aufrecht stehenden, zarten weißen Federn, welche die Damen als Kopfputz zu tragen pflegten, sowie jeder ähnliche Kopfputz, namentlich auch ein bouquetartig gefaßter Kopfschmuck von Edelsteinen.

Aigriren (franz., spr. äg-), erbittern.

Aigueperse (spr. ähg'pers; lat. Aqua sparsa), Stadt im franz. Departement Puy de Dôme, am Luzan, mit (1866) 2700 Einw.; Geburtsort Jacques Delille's. In der Nähe die Ruinen des Schlosses Montpensier und bedeutende Exhalationen von Kohlensäure.

Aigues-Mortes (spr. ähg-mort; lat. Aquae mortuae), Stadt im franz. Departement Gard, südwestlich von Nimes, liegt, von Salzsümpfen umgeben, an 4 Kanälen (von denen der Kanal von Beaucaire, der hier mündet, der bedeutendste ist), 6 Kilom. vom Mittelländischen Meere und hat 3932 Einw. Die Stadt war bis zum 16. Jahrh. einer der bedeutendsten Punkte der franz. Mittelmeerküste und zieht jetzt noch besonders durch ihre wohlerhaltenen mittelalterlichen Befestigungen, mit theils runden, theils viereckigen Thürmen und dem »Château« in der Mitte, das Interesse auf sich. Von hier schiffte Ludwig der Heilige 25. Aug. 1248 mit 800 Galeren und 40,000 Kreuzfahrern zum 7. Kreuzzuge aus; auch hatten Karl V. und Franz I. 1538 eine Unterredung daselbst, welche den Grund zur Versöhnung beider legte. Auf dem Hauptplatze steht eine Statue Ludwigs des Heiligen (von Pradier). In der Umgegend, namentlich in dem Landstrich Peccais, findet wichtige Seesalzgewinnung statt.

Aiguille (franz., spr. ägüihj), Nadel, in Frankreich und der Schweiz (besonders im Wallis) Bezeichnung zahlreicher Alpenspitzen.

Aiguillon (spr. ägüijong; lat. Acitio), alte Stadt im franz. Departement Lot und Garonne, am Zusammenfluß des Lot mit der Garonne, mit einem neuen, im ital. Stile erbauten Schlosse der Herzöge von A., Hanf-, Getreide- und besonders Weinhandel und 3876 Einw. Das alte feste Schloß, wovon noch Reste übrig, wurde 1345—46 von Johann dem Guten, dem Sohne König Philipps VI., 14 Monate lang belagert und von den Engländern vertheidigt.

Aiguillon (spr. ägüijong), Armand Vignerod Duplessis Richelieu, Herzog von, franz. Minister, geb. 1720, ward als Gouverneur der Bretagne vor dem dortigen Parlament wegen Veruntreuung öffentlicher Gelder angeklagt, löste, um einer eingehenden Untersuchung vorzubeugen, das Parlament auf und suchte durch umfassende militärische Maßregeln, sowie durch sehr zahlreiche willkürliche Verhaftungen jeden Widerstand niederzuschlagen. Im Jahre 1768 auf Choiseuls Veranlassung abgerufen, erwarb er sich rasch die Gunst der Dubarry, wurde zum Kommandanten der Chevaulegers ernannt und nahm in der wüsten Gesellschaft des Königs eine der ersten Stellen ein. Da er im Verein mit der Dubarry den Minister Choiseul zu stürzen suchte, so veranlaßten seine Gegner eine Erneuerung des alten Processes, mit dem neue Anklagen wegen Giftmischerei und Aufstellung falscher Zeugen verbunden wurden. Der König wies diesen Proceß vor das Pariser Parlament als den Pairshof und präsidirte anfänglich den Sitzungen desselben. Als die Untersuchung aber eine für den Hof sehr unbequeme Ausdehnung annahm, befahl er den Proceß niederzuschlagen. Das Parlament fügte sich nicht und verurtheilte den Herzog, und die Parlamente der Provinzen schlossen sich diesem Urtheilsspruche an. Der Streit wurde so heftig, daß der Kanzler Maupeou 1771 die Parlamente gewaltsam auflöste und eine neue Gerichtsorganisation einführte. Während dieses Streites war Choiseul entlassen und A. zum ersten Minister ernannt worden. Im Einverständnis mit der Dubarry, mit Maupeou und du Terray leitete er nun die Angelegenheiten Frankreichs bis zum Tode des Königs (1774). Aiguillons Ministerium bezeichnet die äußerste Entartung des alten Regime. A. starb 1782, nachdem er 1774 entlassen und ein Jahr darauf vom Hofe verbannt worden war. Sein Sohn Armand, Herzog von A., geb. um 1750, war 1789 Mitglied der Nationalversammlung und gehörte zu den ersten, die sich mit dem dritten Stande vereinigten und auf ihre Privilegien verzichteten. Während der Schreckenszeit mußte er indessen fliehen und starb 4. Mai 1800 in Hamburg.

Aigun (Sachalin Ula), chinesische Stadt am Amur, in fruchtbarer Thalebene zwischen Getreidefeldern und Obstgärten 30 Kilom. unterhalb der Hauptstadt des russ. Amurgebiets, Blagoweschtschensk, gelegen. Die Stadt hat 15,000 Einw., ist wie alle chinesischen Städte unregelmäßig gebaut, die Häuser aus Ziegeln und Lehm, einstöckig, und mit Stroh gedeckt. Der Handel Aiguns (namentlich mit Cerealien, Ziegelthee, Oel, Senf, Knoblauch, Tabak) nimmt mit jedem Jahre zu. Ihrer Hauptentwickelung aber harrt die Stadt noch; sie wird erfolgen, sobald endlich der noch chinesische dicht bevölkerte Rest der Mandschurei dem russ. Handel zugänglich geworden ist.

Aijukal, einer der 4 obersten Götzen der Mongolei, dargestellt als eine Gestalt mit 3 Köpfen und 10 Händen, von denen die vorderste rechte an das Herz gelegt ist, mit untergeschlagenen Beinen auf einem Throne sitzend. Man glaubt in ihm Aehnlichkeit mit dem indischen Wischnu zu finden.

Aikin (spr. ehk'n), Lucy, engl. Dichterin und Schriftstellerin, geb. 6. Nov. 1781 in Warrington, Tochter des Schriftstellers John A., erhielt durch diesen eine gediegene klassische Bildung und widmete sich in der Folge besonders dem Studium der engl. Geschichte und Literatur. Ihr erstes Werk waren die poetischen »Epistles on Women« (1810), die vielen Beifall fanden und denen sie später eine Reihe anderer, meist histor. Werke folgen ließ. Die bedeutenderen darunter sind: »Lorimer« (eine Erzählung, 1814); »Memoirs of the court of Queen Elizabeth« (1818, neuester Abdruck 1872); »Memoirs of the court of James I.« (1822); »Memoirs of the court and reign of Charles I.« (1843); »Memoirs of Addison« (1843). A. starb 29. Jan. 1864 zu Hamstead bei London. Nach ihrem Tode erschienen »Memoirs, miscellanies and letters« (1864).

Ailanthus *Desf.*, Pflanzengattung aus der Familie der Simarubeen, süd- und ostasiat. Bäume mit großen, gegenständigen, unpaarig gefiederten Blättern. A. glandulosa *Desf.* (Götterbaum), aus Ostindien, China, Japan, wächst ungemein schnell, wird bei uns 9—12 Meter hoch, erfriert aber in der Jugend leicht. Er hat weiße, in großen Rispen stehende Blüten und einsamige Flügelfrüchte. Die Blätter sind das Futter der Seidenraupe Bombyx Cynthia; das Holz wird zu Wagnerarbeiten empfohlen; der harzige Saft aus der Rinde bildet das Hauptmaterial zu den japan. Firnissen.

Ailanthusspinner, s. Seidenspinner.

Ailly (spr. äji), Peter von (Petrus de Alliaco), Kardinal, geb. 1350 zu Compiègne, studirte zu Paris und lehrte dann an der Universität daselbst. Er ward 1380 Doktor an der Sorbonne, 1389 Kanzler der Universität, 1395 Bischof von Puy, 1398 von Cambray, 1411 Kardinal. An der Spitze der kirchlichen Reformpartei auf den Koncilien zu Pisa 1409 und Kostnitz 1414 führte er den Satz durch, daß Koncilien — von denen er zugestand, daß sie irren könnten — über dem Papste ständen, beförderte aber die Verurtheilung des Huß, zum Theil als Nominalist durch den Haß gegen den Realismus verblendet. Unzufrieden mit dem Mißerfolg des Koncils, verließ er Kostnitz und starb auf einer Reise als Legat des Papstes zu Avignon 1419. A. verband mit Scharfsinn und Beredsamkeit ungewöhnliche Kenntnisse. Unter seinen zahlreichen Schriften, von denen die wichtigsten sich auf die kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit beziehen, befinden sich auch mathematische und astronomische.

Aimable (franz., spr. ämabl), liebenswürdig.

Aimak, bei den Kalmücken eine aus 150—300 Familien bestehende Stammabtheilung.

Aimant (franz., spr. ämang), Magnet.

Aimard (spr. ämahr), Gustave, namhafter franz. Romanschriftsteller, geb. 1818 in Paris, kam im Knabenalter als Schiffsjunge nach Amerika, wo er beinahe 10 Jahre unter den wilden Völkerschaften des Westens zubrachte. Später durchwanderte er Spanien, die Türkei und den Kaukasus, sich vielfach an den Kriegen und Verschwörungen, die in diesen Ländern statt hatten, betheiligend. 1848 kehrte er nach Paris zurück u. ward daselbst Officier in der Mobilgarde. Nach neuen Reisen begann er, seine Abenteuer und seine während seines Umherschweifens gesammelten Erfahrungen und Eindrücke in Romanform zu veröffentlichen, und errang sich durch seine leichte, gewandte und anziehende Erzählungsweise bald einen Ruf unter den Romanschriftstellern Frankreichs. Unter seinen zahlreichen, zum größten Theil auch ins Deutsche übersetzten Romanen verdienen besondere Erwähnung: »Les trappeurs de l'Arkansas« (Par. 1858), unstreitig eine der volksthümlichsten Schriften dieser Gattung; »Le Grand chef des Aucas« (das. 1858, 2 Bde.); »Le Chercheur de pistes« (das. 1858); »Les Francs-Tireurs« (das. 1861); »Les Rôdeurs de frontières« (das. 1861); »Le Coeur loyal« (das. 1862); »La Main-Ferme« (das. 1862); »Valentin Guillois« (das. 1862); »Les Aventuriers« (das. 1863); »L'Araucan« (das. 1864); »Les Chasseurs d'abeilles« (das. 1864); »Les Fils de la Tortue« (das. 1864); »Le Lion du désert, scènes de la vie indienne dans les prairies« (das. 1864); »Les nuits mexicaines« (das. 1864); »Les Bohêmes de la mer« (das. 1865); »La Castille d'or« (das. 1865); »Zeno Cabral« (das. 1865); »Le forêt vierge« (1870—72) 2c. A. hat außerdem pseudonym ein Werk unter dem Titel »Un coin de rideau« (1847) und mit Rolland ein Drama: »Les flibustiers de la Sonora« (1864) veröffentlicht.

Aimoin (Haimo, lat. Aimoinus), seit 970 Mönch zu Fleury, schrieb 1005 zwei Bücher, Fortsetzung zu einem älteren Werke über die Wunder des heil. Benedikt, in denen auch gelegentliche Nachrichten über die Könige von Frankreich (daher der Titel »De gestis Francorum«) vorkommen. Das unkritische, doch aus Mangel an anderen Quellen später viel benutzte Werk wurde nachher bis 1165 fortgesetzt. Die beste Ausgabe lieferte Bouquet in: »Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores«, Bd. 3 (Par. 1783).

Ain (spr. äng), Fluß im östlichen Frankreich, entspringt im Jura südwestlich von Pontarlier, fließt zwischen meist steilen Ufern und mit starkem Gefälle durch die Departements Jura und Ain und mündet bei Antron oberhalb Lyon in den Rhône. Seine Länge beträgt 160 Kilom. Das danach benannte franz. Departement ist ein Theil des alten Herzogthums Burgund, wird im O. durch den Rhône von der Schweiz geschieden, und zählt (1872) auf 5797 QKilom. (105,32 QM.) 363,290 Einw. Der Ainfluß theilt dasselbe in zwei ziemlich gleich große Theile. Der westliche, zwischen den Flüssen A. und Saône gelegene (die alten Landschaften Bresse und Dombes), bildet ein welliges Plateau von thonigkiesiger, zum Theil auch sumpfiger Beschaffenheit, und ist namentlich im Pays des Dombes ein kleines Finnland, d. h. eine Seen- und Teichregion, wie es keine zweite in Frankreich gibt. Der östliche Theil, zwischen A. und Rhône, hat ein ungleich besseres

Terrain, bestehend aus fruchtbaren Ebenen und Thälern und zum Theil angebauten oder bewaldeten, zum Theil auch nackten und sterilen Bergen von 1500—2000 Meter Höhe, der südlichen Fortsetzung des Jura. Die Flüsse, meist reißend und in tiefen Thälern strömend, gehen fast alle von N. nach S. und sind reich an Fischen. Kanäle fehlen noch. Das Klima ist im allgemeinen kälter, als man es dem Breitengrade nach erwarten sollte, namentlich sehr naß. Der Ackerbau, der Hauptnahrungszweig der Einwohner, gewinnt reichliche Ernten, auch die Viehzucht wird sorgfältig betrieben. Außerdem liefert das Departement Torf, etwas Steinkohle, Eisen, ausgezeichnete Baumaterialien, Asphalt und namentlich die besten lithographischen Steine Frankreichs (am berühmtesten sind die Steinbrüche von Villebois). In gewerblicher Beziehung hat in neuester Zeit besonders die Seidenindustrie große Fortschritte gemacht. Das Departement wird von verschiedenen Eisenbahnen durchschnitten, die in Bourg und Ambérieur ihren Knotenpunkt haben, und zerfällt in 5 Arrondissements: Bourg, Belley, Gex, Nantua und Trévour. Hauptstadt ist Bourg.

Ain Mâdi, Oase in Algerien, Provinz Algier, am Fuße des Dschebel Amur, ein ansehnliches Handelsemporium, mit der stark ummauerten Stadt gleichen Namens (Sitz eines Marabut, mit 2000 Einw.).

Ainmüller, Max Emanuel, der Wiederhersteller der Glasmalerei, geb. 14. Febr. 1807 zu München, widmete sich unter Fr. v. Gärtners Leitung dem Studium der Architektur und Ornamentik, welches er aber aufgab, als er durch seinen Lehrer, der die Umgestaltung der königlichen Porzellanmanufaktur übernommen hatte, veranlaßt wurde, der Anstalt als Dekorateur beizutreten. Seine Neigung trieb ihn zur Beschäftigung mit der eben wieder aus der Vergessenheit hervorgezogenen Glasmalerei, und er war es, der diese Kunst, welche unter Siegmund Frank noch mit großen technischen Hindernissen zu kämpfen hatte, zu der jetzigen hohen Stufe ihrer Ausbildung erhob. Als für die Glasmalerei unter Heß' Vorstande ein eigenes Institut gegründet wurde, erhielt A. die Inspektion über dasselbe. Er kam auf den glücklichen Gedanken, farbiges Glas mit farbigem, statt, wie früher geschah, weißes Glas mit farbigem zu überfangen, und konnte infolge dieser Erfindung über eine Auswahl von 100—120 verschieden gefärbten Glastafeln von allen Nüancen verfügen. Auch war er der erste, welcher im Verein mit Wehrstorfer Glasbilder auf einer Tafel ausführte und damit die Kabinetglasmalerei wieder aus der Vergessenheit hervorrief. Durch seine treffliche künstlerische Ausbildung war er zugleich befähigt, die neuentdeckte Kunst nicht nur in technischer, sondern auch in ästhetischer Beziehung zu fördern. Seine vorzüglichsten Arbeiten sind die Fenster des Doms in Regensburg, der Aukirche in München und mehrere für den Kölner Dom. So sehr auch A. die alte Technik studirt hat, so weicht er doch in den eigenen Kompositionen vom Stile des Mittelalters ab und steht auf dem Standpunkte der modernen Schule deutscher Kirchenmalerei. A. hat auch als Architekturmaler Anerkennenswerthes geleistet. Er starb 8. Dec. 1870 in München.

Aino, Name des Volks, das jetzt in der Zahl von 10—12,000 Seelen (andere schätzen sie zu 60,000) noch die Inseln Jesso und Sachalin im Japanesischen Meere, sowie einen Theil der Kurilen bewohnt, einst aber die Bevölkerung von ganz Japan und einem Theil der chinesischen Küste bildete. Zweifelhaft ist noch ihr Ursprung und ihre ethnographische Stellung. Einige nehmen ihre Einwanderung aus dem S. Asiens an, andere ihre Herkunft aus der Mongolei. Während sie früher allgemein der turanischen Völkerfamilie zugewiesen wurden, wollen einzelne Forscher sie jetzt (kaum mit Recht) der arischen Familie zuzählen. Fest steht bis jetzt nur, daß sie früher zu den Chinesen in lebhaften Beziehungen standen, daß sie im Aussterben begriffen sind, und daß sie sich durch starken Haarwuchs am ganzen Körper auszeichnen. Besondere Bildungsfähigkeit, die man ihnen anfänglich beilegte, besitzen sie nicht. Sie sind von mittlerem Wuchs, dunkelbrauner Gesichtsfarbe, mit struppigem schwarzen Haupthaar und starkem buschigen Barte. Ihre Augen sollen nach der Beobachtung amerik. Missionäre nicht schief stehen und sich weit öffnen, der Backenknochen auch nicht vorstehen, während frühere Berichte das Gegentheil melden. Im Gesichtsausdrucke, wie im Benehmen sind sie gutmüthig und nachgiebig. Ihre Kleidung fertigten sie aus Fellen oder Geweben aus Baumrinde, bis sie die Japanesen und Russen mit besseren Stoffen versahen. Ihre Beschäftigungen sind die von Völkern im Urzustande, ihre Wohnungen und Geräthe höchst einfach. Bekehrungsversuche begannen sofort nach der Besitznahme des Amurgebiets durch die Russen. Auf der südl. Hälfte Sachalins (die Nordhälfte ist nur noch von Giljäken bewohnt) zählte man 1868: 95 Dörfer, 340 Jurten und 2479 Personen der Aino (vgl. Sachalin). Ihre Sprache behandelte Pfizmaier (»Abhandlungen über die Ainosprache«, Wien 1852), der auch ein Vokabularium derselben (das. 1854) lieferte. Vgl. Bickmore, The Ainos or Hairy Men (Lond. 1868).

Ainsworth (spr. ehnsuörth), 1) James William Harrison, ausgezeichneter engl. Romandichter, wurde 4. Febr. 1805 zu Manchester, wo sein Vater als vielbeschäftigter Sachwalter thätig war, geboren und wuchs in der romantischen Einsamkeit des Landsitzes Beech Hill bei Manchester, welchen die Eltern bald nach seiner Geburt bezogen, auf. Seine dichterischen Talente regten sich frühzeitig. Der Knabe schrieb Theaterstückchen für eine von ihm selbst errichtete kleine Bühne und versuchte sich auch in Balladen und Romanzen, welche in Lokalblättern, zum Theil auch in einer von ihm selbst begonnenen Zeitschrift veröffentlicht wurden und ihm in der Heimat Ruf verschafften. Vom Vater zum Nachfolger im Advokaturgeschäft bestimmt, wurde A. nach engl. Sitte zu einem angesehenen Sachwalter in die Lehre gethan und begab sich später zu seiner weiteren juristischen Ausbildung nach London. Aber hier wie früher war ihm der Theaterbesuch und die Beschäftigung mit schöner Literatur die Hauptsache, und die Berufsstudien wurden vernachlässigt. In diese Periode gehört seine Novelle »Sir John Chiverton« (Lond. 1825), die jetzt ziemlich verschollen ist, damals aber Walter Scotts Beifall hatte. Auf den Vorschlag eines Freundes, des Verwalters des königl. Opernhauses, mit dessen Tochter Fanny sich A. 1826 vermählte, eröffnete dieser ein eigenes Verlagsgeschäft, in der Hoffnung, dadurch die Belletristik auf einen wahrhaft künstlerischen Standpunkt heben und die Fabrikwaare der »fashionablen Novellen« vom Markte verdrängen zu können. Allein der Erfolg entsprach seinen Erwartungen nicht. Schon nach anderthalb Jahren

gab A. das Geschäft wieder auf und begab sich nun auf Reisen in die Schweiz und nach Italien. Nach seiner Rückkehr regte in ihm ein Besuch im romantischen Chesterfield den Gedanken zur Abfassung seines Romans »Rookwood« (Lond. 1834) an, worin er die Manier der Mrs. Radcliffe wieder zu beleben versuchte. Dieses Werk, ein Gemisch von schaurigen Scenen, blutigen Familienmysterien und geheimnisvollen Zusammenhängen mit einem reichen Wechsel anziehender Genrebilder aus dem Alltagsleben, fand beim Publikum großen Beifall, und die kunstvolle Anlage und Kraft der Schilderung mußte auch höhere Forderungen befriedigen. Jetzt war Ainsworths Ruf als Romanschriftsteller gegründet. Mit »Crichton« (Lond. 1837) beginnt die Reihe derjenigen seiner Romane, in denen er einen außerordentlichen Reichthum antiquarischer Studien über engl. Denkmäler und Sitten der Vorzeit verarbeitet hat. Der »Jack Sheppard« (Lond. 1839, 3 Bde.), eine Art Vorläufer der »Mystères de Paris«, welcher zuerst in »Bentley's Miscellany« erschien, wurde mit einem wahren Beifallssturm aufgenommen, in viele Sprachen übersetzt und für drei Londoner Theater dramatisirt, trotz der heftigen Opposition der Puritaner und Moralisten. Inzwischen hatte A. die Redaktion von »Bentley's Miscellany« selbst übernommen und führte dieselbe bis 1842, wo er das »Ainsworth's Magazine« gründete. Im Jahre 1845 erwarb er noch das »New monthly Magazine« von Colburn als Eigenthum. In der ersten dieser Zeitschriften erschien 1840 sein »Guy Fawkes« (Lond., 3 Bde.), welcher dem Verfasser über 1500 Pfd. Sterl. eintrug; noch in demselben Jahre folgte der »Tower«. Im Feuilleton der »Sunday Times« erschien 1841 »Old Saint-Paul's« (Lond., 3 Bde.), dem sich die 1842 zuerst im »Ainsworth's Magazine« veröffentlichten Romane »The miser's daughter« (das. 1843, 3 Bde.) und »Windsor Castle« (das. 1843, 3 Bde.) anschlossen. Dieselbe Monatsschrift brachte 1844 auch »Saint-James or court of Queen Anne« (3 Bde.). In der »Sunday Times« erschienen sodann 1848 »The Lancashire witches« (3 Bde.). Von seinen späteren Romanen sind noch anzuführen: »Auriol or the Elixir of life« (Lond. 1850), »The custom of Dunmow« (das. 1854, 3 Bde.), »The constable of the Tower« (das. 1861, 2 Bde.), »Cardinal Pole or the days of Philip and Mary« (das. 1863, 3 Bde.), »John Law« (das. 1864, 3 Bde.), »Spanish match« (das. 1865, 3 Bde.), »Old Court« (das. 1867, 3 Bde.), »Myddleton Pomfret« (das. 1868, 3 Bde.), »Boscobel, a tale of 1651« (1872, 3 Bde.) u. a. Die meisten seiner oft aufgelegten Romane sind mit Zeichnungen von Cruikshank u. a. geschmückt. Eine Auswahl seiner Werke erschien zuletzt 1868, 8 Bde.; die Hauptwerke finden sich in der Tauchnitz'schen »Collection of British classical authors« und wurden mehrfach ins Deutsche übersetzt (Stuttg. 1844—48, 20 Bde.; Leipz. 1837 ff.). Ainsworths Leistungen sind nicht frei von Effekthascherei, seine Komposition ist auf Kontraste und starke Erschütterungen der Phantasie berechnet; dabei ist seine Sprache aber schwungvoll und reich und insbesondere seine Kunst im Schildern von Lokalitäten, Personen und Situationen bedeutend, was um so wunderbarer erscheint, wenn man berücksichtigt, daß er überaus rasch und bisweilen an mehreren Romanen zugleich arbeitete. Von der Schuld, daß er die Nerven des Lesepublikums überreizt und abgespannt hat, ist er nicht frei zu sprechen.

2) William Francis, engl. Arzt, Geolog und Reisender, des vorigen Vetter, geb. 9. Nov. 1807 zu Exeter, kam als Jüngling zu einem Edinburger Arzt in die Lehre, ging 1827, nachdem er sich ein ärztliches Diplom erworben, nach Paris und durchforschte dann die Auvergne und die Pyrenäen in geologischer Beziehung. Nach seiner Rückkehr nach Edinburg leitete er die Herausgabe des »Journal of natural and geographical science« und hielt Vorlesungen über Geologie. Als 1832 und 1833 in England und Irland die Cholera wüthete, widmete er sich als Hospitalarzt zu London und dann in Irland mit Eifer dem Studium dieser Krankheit, über welche er auch eine viel besprochene Schrift veröffentlichte (»On pestilential cholera«). Daneben hielt er zu Dublin und Limerick geologische Vorlesungen, welche großen Beifall fanden. Im Jahre 1835 wurde er der Euphratexpedition unter Oberst Chesney als Arzt und Geolog beigegeben und bereiste bei der Rückkehr Kurdistan, den Taurus und Kleinasien. Im Jahre 1838 wurde er von der Geographischen Gesellschaft und der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntnis mit Rassam und Th. Russell abermals nach Kleinasien gesendet, besonders um den Lauf des Halys zu erforschen und den Wesley'schen Christen in Kurdistan einen Besuch abzustatten. Nach mannigfachen Hindernissen drangen die Reisenden von Mosul aus im Frühjahre 1840 nach dem Lande der Nestorianer vor. In die Heimat zurückgekehrt, ließ sich A. in der Nähe von London nieder. Die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen legte er in zwei Werken nieder: »Researches in Babylonia, Assyria etc.« (Lond. 1838) und »Travels in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldaea and Armenia« (das. 1842, 2 Bde.). Außer vielen in Zeitschriften zerstreuten Abhandlungen schrieb er auch: »The claims of the christian aborigines in the East« und »Travels in the track of the 10,000 Greeks« (Lond. 1844, 2 Bde.). Von späteren Arbeiten sind noch zu nennen: »Claims of the Oriental christians«, »Lares and Penates or Cilicia and its governors«, »The Euphrate's valley route to India«, »On an Indo-European Telegraph by the valley of the Tigris« (seitdem von der türk. Regierung ausgeführt), »All round the world«, »The illustrated universal Gazetteer« (Lond. 1863, neue Aufl. 1869), »Travels of Rabbi Petachia of Ratisbon« (Anmerkungen zu der von Benisch herausgegebenen Reise des Regensburger Juden Petachia, Lond. 1857, 2. Aufl. 1861) u. a.

Aintab (Antab), Stadt im nördl. Syrien, 104 Kilom. nördl. von Aleppo, am Flusse Sabschur, mit Baumwoll-, Seide- und Lederindustrie, reichem Obstbau und etwa 20,000 Einw. (über 1/4 Armenier), darunter eine armenisch-evangelische Gemeinde von 1200 Seelen. A. ist Hauptstation der nordamerikan.-evangelischen Mission. In der Umgegend finden sich zahlreiche wild zerspaltene Kreidefelsen voller Höhlen.

Air (franz., spr. ähr), Miene, Haltung, Anstand; vornehmes Ansehen; Arie; Luft.

Aïr (Ahir, Asben), Gebirgsland im südlichen Theil der Sahara, dessen zahlreiche Gebirgsstöcke sich in seltsamen Gruppen und Einzelformen über das weite, durchschnittlich 650 Meter hohe Plateauland der Wüste erheben. Die Berge von Timge (bis 2000 Meter ü. M.), die Gebirge Eghellâl (1600 Meter) und Baghsén (1600 Meter), der Dogem (1600 Meter), der mauerähnliche Kamm des Mari, der Tscherefa mit merkwürdigem Doppel-

horn sind einzelne Glieder der großen, von N. nach S. 245 Kilom. langen Gebirgsgruppe, deren Thäler zum Theil mit dichten Mimosenwäldern und anderer Vegetation bedeckt sind, und die im September und Oktober von ungeheuren Regengüssen heimgesucht wird und daher Raum und Nahrung für eine zahlreiche Bevölkerung bietet. Strauße, Gazellen, Löwen sind nicht selten. Die Bewohner sind Tuarek vom Stamm der Kelowi; ihre bedeutendsten Städte sind Tintellust, Tafilet und die bereits 1460 gegründete Hauptstadt Agädes, ehemals blühend mit 50,000, jetzt verödet mit nur 7000 Einw., die Residenz des Kelowi-Sultans. Die Einwohner, ein Gemisch von Berbern und Negern, verfertigen zierliche Lederwaaren und treiben Handel mit Salz (nach Bilma).

Aira *L.* (Schmiele, s. Tafel I »Gräser«), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, mit zwei- bis dreiblütigen Aehrchen u. feiner, am Grunde der äußeren Kronenspelze angesetzter Granne. A. caespitosa *L.* (gemeine oder Rasenschmiele), 0,6—1,6 Meter hoch, mit flachen, rauhen Blättern und rauhen Rispenzweigen, findet sich überall auf leichtem feuchten Boden, bildet dichten Rasen, ist aber trotz des ansehnlichen Ertrages, den sie bringt, nur ein Futtergras dritter Klasse. A. canescens *L.* (duftige Schmiele), 0,15—0,3 Meter hoch, mit schmalen, fast hechtblauen Blättern, wächst auf dürrem Sandboden und liefert gutes Schaffutter.

Aird (spr. ehrd), Thomas, schott. Dichter und Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1802 zu Bowden in Roxburgshire, studirte zu Edinburg, wurde dann Herausgeber des dortigen »Weekly Journal« und übernahm 1835 die Redaktion des »Dumfries Herald«. Als Schriftsteller trat er zuerst mit »Religious characteristics« (Edinb. 1827) auf, denen er später »The old bachelor in the old Scottish village« (das. 1845, neue Ausg. 1857), eine sehr beifällig aufgenommene Sammlung von Erzählungen und Skizzen aus dem schott. Volksleben, folgen ließ. Seine »Poetical Works«, darunter das populär gewordene »The devils dream« erschienen zu Edinburg 1848 (neueste Ausg. 1870).

Airdrie (spr. ehrdrih), Fabrikstadt in der schott. Grafschaft Lanark, östlich von Glasgow, mit 12,922 Einw., liegt mitten im schott. Steinkohlendistrikt und bildet das Centrum einer großartigen Eisen- und Baumwolleninbustrie. In der Nähe das Bad Monkland Well.

Aire (spr. ähr), 1) Stadt im franz. Departement Landes, am Adour, südwestl. von St. Sever, Bischofssitz, mit 5244 Einw.; war ehedem bedeutender und Residenz des Gothenkönigs Alarich II., das alte Atures oder Vicus Julii. Hier fand 2. März 1814 ein Gefecht zwischen den Engländern und Franzosen statt. — 2) A. (sur la Lys, spr. lihß), befestigte Stadt im franz. Departement Pas de Calais, an der Lys, südöstl. von St. Omer, hübsch gebaut, hat 8803 Einw., eine Citabelle, 8 Kirchen, große Kasernen, Fabriken für wollene und baumwollene Zeuge und Handel mit Getreide und Branntwein; Geburtsort Malebranche's. A., im 9. Jahrh. gegründet, gehörte zu Flandern und wurde nach manchen Belagerungen und Eroberungen 1713 an Frankreich abgetreten.

Airolo (deutsch Eriels), Ort im schweiz. Kanton Tessin, mit 1760 Einw., am Fuß des St. Gotthardpasses und am südlichen Eingang des 14,8 Kilom. langen Tunnels (1179 Meter ü. M.), da gelegen, wo die beiden Arme des Tessin sich vereinen. Bei der Felsschlucht Stalvedra ist ein alter, vom Longobardenkönig Desiderius erbauter Thurm. Hier Treffen zwischen den siegenden Russen unter Suworow und den Franzosen, 13. Sept. 1799.

Airy (spr. ähri), George Biddell, ausgezeichneter Astronom, geb. 27. Juli 1801 zu Alnwick in Northumberland, widmete sich mathematischen und physikalischen Studien, wurde 1828 Professor und Direktor der Sternwarte zu Cambridge und 1836 als Royal Astronomer Ponds Nachfolger in Greenwich. Er ließ die seit 1750 angehäuften und noch unverarbeiteten Beobachtungen berechnen und gab sie unter dem Titel »Reductions of observations of the moon« (Lond. 1848, 2 Bde.) heraus. Zugleich stellte er meteorologische und magnetische Beobachtungen an, vermehrte die Zahl der Instrumente durch Erfindung und Konstruktion neuer und rief die neue umfassende engl. Gradmessung ins Leben. Zur Beobachtung totaler Sonnenfinsternisse ging er 1842 nach Turin, 1851 nach Gothenburg und 1861 nach Pobes in Spanien. Gemäß der Fundationsakte Karls II. beschäftigte sich A. zunächst mit den Mond- und Fixsternörtern, doch machte er auch die Durchmesser und Oberflächen der Planeten, die Bahnen dieser und ihrer Trabanten, Sonne, Mond und Kometen zum Gegenstand seiner Forschungen, sowie er sich auch in zahlreichen theoretischen Untersuchungen als scharfsinnigen Analytiker bekundet und sich durch zahlreiche Untersuchungen und Entdeckungen um Physik und Optik hervorragende Verdienste erworben hat. Er ist seit 1871 Direktor der Royal Society zu London. Er schrieb: »Astronomical observations made on the Royal observatory at Greenwich« (Lond. 1845—57, 11 Bde.); »Catalogue of 2156 stars« (das. 1849); »Six lectures on astronomy, delivered at Ipswich Museum« (das. 1851, 4. Aufl. 1858; deutsch von Sebald, Berl. 1852); »Tracts on physical astronomy« (4. Aufl. 1858); »Algebraical and numerical theory of errors of observations« (Lond. 1861); »On the undulatory theory of optics« (das. 1866); »Sound and atmospheric vibrations« (das. 1868, 2. Aufl. 1871); »Treatise on magnetism« (das. 1871).

Aisance (franz., spr. äsängs), Leichtigkeit, Ungezwungenheit; Behaglichkeit; Zustand des Wohlbehagens; Wohlstand.

Aisch, Nebenfluß der Regnitz in Franken, entspringt unweit Windsheim auf dem fränk. Landrücken, durchfließt einen fruchtbaren Grund an Windsheim, Neustadt und Höchstadt vorbei und mündet bei Brandenloh nördlich von Forchheim.

Aische (Ajescha), jüngere, besonders geliebte und einflußreiche Gemahlin des Propheten Mohammed, eine Tochter Abu Bekrs, war die erste Jungfrau, die der Prophet sich zur Gattin erkor, und die einzige seiner Frauen, die ihn auf seinen Feldzügen begleitete. Durch ihre genaue Bekanntschaft mit den nicht öffentlich vorgetragenen Lehren und dem häuslichen Leben Mohammeds behauptete sie nach dessen Tode den wichtigsten Einfluß und den Titel »Prophetin«. Sie setzte es durch, daß Mohammeds Schwiegersohn, Ali, den sie haßte, weil er einst — wie es scheint, nicht mit Unrecht — ihre eheliche Treue verdächtigt hatte, vom Chalifat ausgeschlossen und ihr Vater Abu Bekr als des Propheten Nachfolger anerkannt wurde. Als sie sich nach Osmans Tode der endlich erfolgten Erhebung Ali's zum Chalifen von neuem und hart-

näckig widersetzte, wurde sie gefangen genommen und nach Medina geführt. Auch in der Gefangenschaft noch hochgeehrt, starb sie im Jahr 58 der Hedschra und erhielt das Ehrengrab unmittelbar neben dem Propheten. Vgl. Hammer, Gemäldesaal großer moslem. Herrscher, Bd. 1 (Darmst. 1837).

Aisne (spr. ähn), Fluß im nördlichen Frankreich, die alte Axona, entspringt im Argonnenwald bei Baudecourt, strömt erst nordwestlich durch die Departements Marne und Ardennen, dann westlich durch das gleichnamige Departement und einen Theil des Departements Oise und mündet oberhalb Compiègne in die Oise. Die Länge beträgt 267 Kilom., wovon fast 125 schiffbar sind. — Das danach benannte Departement umfaßt einen Theil der Picardie, der Isle de France und Brie, wird, außer vom Fluß A., im N. von der Oise mit der Serre, im S. von der Marne durchströmt und enthält 7353 QKilom. (134 QM.) mit (1872) 552,439 Einw. Außer einigen Hügelreihen im S. bietet der Boden keine bemerkenswerthen Unebenheiten dar und ist namentlich in den Thälern durch Ergiebigkeit ausgezeichnet. Unter den Kanälen ist der von St. Quentin, welcher die Somme mit der Schelde verbindet, als der wichtigste zu nennen. Das Klima ist im allgemeinen etwas kalt und feucht; namentlich sind Frühlingsfröste häufig, die die Ernten oft sehr beeinträchtigen. Die ausgedehnten Waldungen, welche vornehmlich von Roth- und Weißbuchen, Eichen, Eschen und Birken gebildet werden, bergen viel Roth- und anderes Wild. Der Boden, meist aus Kalk und Kreide bestehend, bietet keine die Ausbeute lohnenden Metalle dar, wohl aber treffliche Bausteine, Marmor, Thon zu Schmelztiegeln, Gips, Torf 2c. Der Ackerbau ist sehr vorgeschritten und erzielt so reichen Ertrag, daß ein Drittel der Getreideernte ausgeführt werden kann. Außer Getreide werden besonders Oelgewächse und Hopfen kultivirt. Die Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht ist ansehnlich, und die Hühnerzucht bildet einen Gegenstand gewinnbringender Spekulation. Was die industrielle Thätigkeit anlangt, so steht die Fabrikation von Baumwollengeweben, Batist, Leinwand 2c. (meist in St. Quentin) obenan. Hervorzuheben sind außerdem die Fabrikation von Glas (besonders auch Spiegelglas), chemischen Produkten, Oel und Zucker, Eisen und Eisenwaaren 2c. Als Gegenstände des Handels sind Getreide, Wolle und Leinwand zu nennen. Das Departement wird von der franz. Nordbahn durchschnitten, die sich in Laon mit der Ostbahn kreuzt, und zerfällt in 5 Arrondissements: St. Quentin, Vervins, Laon, Soissons und Château Thierry. Hauptstadt ist Laon. Andere nennenswerthe Orte sind die Festung La Fère u. Crépy.

Aistulf (Astolf), kriegerischer König der Longobarden von 749—756, eroberte das zum griech. Kaiserthume gehörige Exarchat mit der Stadt Ravenna und bedrohte Rom. Da erschien auf den Hülferuf des Papstes Stephan II. der Frankenkönig Pipin 754 mit einem Heere, belagerte A. in Pavia und zwang ihn, der röm. Kirche Genugthuung zu leisten. Als A. dennoch Rom belagerte, wurde es 755 nochmals von Pipin bekriegt und genöthigt, alle seine Eroberungen herauszugeben. Der Papst erhielt die den Longobarden abgenommenen und früher von dem griech. Exarchen verwalteten Gebiete, mußte aber die fränkische Oberherrlichkeit anerkennen. Sich zu einem neuen Kriege rüstend, starb A. 756.

Aiton (spr. eht'n), Wilhelm, Botaniker, Vorsteher des königlichen botanischen Gartens zu Kew bei London, 1731 bei Hamilton in Schottland geboren, wurde von Philipp Miller, dem Inspektor des Chelseagartens, gebildet und starb 1793 in Kew. Aitons rastloser Eifer, von königlicher Freigebigkeit unterstützt, erhob während seines dreißigjährigen Inspektorats den Garten zu Kew zu dem reichsten in der Welt. Das von ihm mit Hülfe einiger Mitarbeiter herausgegebene Werk »Hortus Kewensis« (Bd. 1—3, mit Abbildungen, Lond. 1789) ist für die Botanik von großer Wichtigkeit und enthält die Beschreibung von 6000 Pflanzen, worunter 14 neue Gattungen und fast 500 neue Arten sich befinden. Kürze, Genauigkeit und Sicherheit der Charakteristik machen dieses Werk zum Muster. Der Sohn und Nachfolger Aitons, William Townsend A. (geb. 2. Febr. 1766 in Kew, gest. das. 9. Okt. 1849), lieferte 1810—13 eine neue Ausgabe des »Hortus« in 5 Bdn.

Aitzema, Lieuwe (Leo) van, niederländischer Geschichtsforscher, geb. 19. Nov. 1600 in Dokkum in Friesland, widmete sich dem Studium der Politik und Staatswissenschaften, bekleidete 40 Jahre lang die Stelle eines Agenten der hanseatischen Städte im Haag; starb das. 23. Febr. 1669. Mit Fleiß und Umsicht sammelte er alle wichtigen, die Geschichte seiner Zeit betreffenden Urkunden und Aktenstücke, reihete dieselben im Original und in holländischer Uebersetzung an einander und lieferte so, erzählend und jene Aktenstücke erläuternd, ein ebenso interessantes als wichtiges Quellenwerk, welches die glänzendste Periode der niederländischen Geschichte von 1621—68 behandelt. Es ist betitelt »Saken van staat en oorlogh, in ende omtrent de vereenigde Nederlanden« (Haag 1657—71, 14 Bde.; das. 1669—72, 7 Bde.).

Aiwaly (das Kydoniä der Alten), Hafenstadt im kleinasiat. Ejalet Chodawendikiar, am Busen von Edremid, der Insel Lesbos gegenüber, bis 1821 eine rein griech. Stadt von 35,000 Einw., wurde im genannten Jahre von den Türken wegen Theilnahme der Einwohner am Befreiungskampfe mit Feuer und Schwert verwüstet, später aber wieder aufgebaut und zählt jetzt etwa 22,000 Einw. (meist Griechen). Die Stadt hat ein Gymnasium und andere Unterrichtsanstalten und treibt bedeutende Olivenzucht und Oelhandel, auch Schiffsbau.

Aix (spr. ähks oder ähs), 1) (A. en Provence), Stadt im franz. Departement Rhônemündungen, liegt nördlich von Marseille in einer schönen fruchtbaren Ebene und zerfällt in einen alten und einen neueren Stadttheil, beide durch den Cours, einen schönen Boulevard mit den bedeutendsten Hotels und Kaufläden, getrennt. Schöne Springbrunnen (darunter die Fontaine de la Rotonde und ein anderer mit der Statue König René's von David) zieren die Straßen. Unter den Gebäuden sind die alte Kathedrale St. Sauveur mit einem von 8 antiken Säulen getragenen Baptisterium (1858 restaurirt) und merkwürdigen Gemälden, die gothische Kirche St. Jean de Malte (aus dem 13. Jahrh.) und die alte Burg der provençalischen Grafen die interessantesten. A. ist Sitz eines Erzbischofs, hat eine Universität mit 3 Fakultäten, eine Bibliothek von 100,000 Bänden und 1200 Manuskripten, ein Museum von Antiken und (1866) 28,152 Einw., die sich vornehmlich mit Baumwollgarnspinnerei, Seidenzucht und der Kultur des Oelbaums beschäf-

tigen. Das Olivenöl von A. genießt eines ausgezeichneten Rufes, wie überhaupt die Stadt für Olivenöl einer der ersten Handelsplätze im S. Frankreichs ist. Die Thermalquellen von A. standen im Alterthum in hohem Ruf. Das jetzige Badeetablissement, mit einer reichen Quelle von 35° Wärme, soll an der Stelle der alten römischen Bäder stehen, ist aber sehr wenig besucht. A., das alte Aquae Sextiae, ward 123 v. Chr. von dem Prokonsul Cn. Sextius Calvinus wegen der dort entdeckten warmen Quellen gegründet und nach ihm benannt. Im Mittelalter war A. die Hauptstadt der Provence, und mit seiner Hauptheiligen Maria Magdalena, die ihre späteren Tage hier verlebt haben soll, ein Mittelpunkt kirchlichen Legendenreichthums. Auf der Ebene zwischen A. und Arles breitet sich das Schlachtfeld aus, wo Marius 102 v. Chr. die Teutonen schlug.

2) A. (Aix les Bains), Stadt im franz. Departement Savoyen, unweit des Sees Bourget, 11 Kilom. nördlich von Chambéry, wo die Eisenbahnen nach Lyon und Annecy sich theilen, mit (1866) 4430 Einw. Der Ort ist berühmt durch seine warmen Schwefelquellen, welche unter dem Namen Aquae Gratianae oder Domitianae schon zur Zeit der Römer bekannt waren. Ihr Wasser ist vollkommen klar, hat merklichen Schwefelwasserstoffgeruch und eine Temperatur von 45 und 46° C., und wird, theils als Getränk, theils in Douchenform, vorzugsweise bei veralteten Rheumatismen und rheumatischen Lähmungen, bei Hautkrankheiten und Leiden des Uterus gebraucht. Die Zahl der Gäste beträgt jährlich etwa 5000. Die Umgebung von A. hat viele interessante Punkte aufzuweisen. Unter den zahlreichen römischen Alterthümern, welche sich hier finden, sind der sogen. Bogen des Campanus (aus dem 3. oder 4. Jahrh.), die Ruinen eines Dianatempels und eines altröm. Dampfbades mit ca. 400 viereckigen Pfeilern am besten erhalten. Am westl. Ufer des Sees liegt das Kloster Haute-Combe mit dem Erbbegräbnis der Fürsten von Savoyen.

Aix la Chapelle (spr. ähks oder ähs la schapäll), franz. Name von Aachen.

Aja (ital.), s. Ajo.

Ajaccio (spr. ajátscho), Hauptstadt der Insel Corsica, auf der Westküste derselben, am nördlichen Ende des herrlichen Golfs von A. gelegen, ist seit dem 6. Jahrh. Sitz eines Bischofs, hat gerade, breite Straßen, einen weiten und bequemen, durch eine Citadelle vertheidigten Hafen, einen botanischen Garten, eine Akademie, eine Navigationsschule und zählt (1866) 14,558 Einw., welche vorzugsweise Korallen- und Sardellenfischerei und Handel mit Wein und Oel treiben. Unter den Gebäuden verdienen die Kathedrale mit den Särgen der Madame Lätitia und des Kardinals Fesch und das alte Jesuitenkloster Erwähnung. Auf dem Marktplatze steht auf hohem Piedestal von Granit die marmorne Statue Napoleons I., ein Werk von Laboureur, den Kaiser als Ersten Konsul im altrömischen Kostüme darstellend, mit der ital. Inschrift: »Dem Kaiser Napoleon seine Vaterstadt am 5. Mai 1850, im zweiten Jahre der Präsidentschaft Louis Napoleons«. Andere Reminiscenzen an Napoleon sind die Grabkapelle der Bonaparte und besonders das 1865 eingeweihte Monument der Familie Bonaparte, welches den Kaiser zu Pferde darstellt, umgeben von seinen 4 Brüdern (auf dem Diamantenplatze). Das Haus der Familie Bonaparte (Casa Bonaparte), die Geburtsstätte Napoleons I., ist jetzt Nationaleigenthum. A. ward 1435 eine Viertelmeile südlich von dem alten Adjacium erbaut. Neuerdings ist es als klimatischer Kurort, namentlich als Winteraufenthalt für Brustleidende empfohlen worden, wozu es sich durch seine gegen die Winde geschützte Lage, seine stets reine, staubfreie und gleichmäßig warme Luft und seine landschaftlichen Reize vorzüglich eignet. Vgl. Biermann, Die Insel Corsica, mit besonderer Berücksichtigung von A. als klimat. Kurort (Hamb. 1868).

Ajälon, im Alterthum eine zum Stamm Dan gehörige Levitenstadt in Palästina. In dem nahegelegenen Thal fand die Schlacht Josua's gegen 5 kanaanitische Könige statt (Jos. 10, 12), wobei Josua der Sonne still zu stehen gebot. Jetzt der Ort Dschalo.

Ajan (Ajansk), russ. Hafenort im Küstengebiet von Ostsibirien, 300 Kilom. südlich von Ochotsk, erst 1845 angelegt, hat etwa 400 Einw. und war bisher als Station der russisch-amerikan. Pelzkompagnie wichtig. Die Stadt hat mildere Winter als Kamtschatka und steht mit Jakutsk in Postverbindung.

Ajân (Adschan), früherer Name der Ostküste von Afrika vom Kap Guardafui an bis zum Aequator hin, ein Theil des Landes der Somâli (s. d.).

Ajax, s. Aias.

Ajo (ital., span. Ayo), Hofmeister, Erzieher; in der weiblichen Form Aja (span. Aya), Kinderfrau, Kinderwärterin.

A jour (franz., spr. -schuhr), s. v. w. zu Tage, durchsichtig, von Rechnungsbüchern ꝛc., die bis auf den laufenden Tag in Ordnung sind, überhaupt von jeder Sache, welche klar und hell vor Augen liegt. A j. gefaßte Edelsteine sind solche, bei denen die Fassung den Stein nur an den Kanten festhält, seine Rückseite frei und unbedeckt, ihn also durchsichtig läßt. Da bei dieser Fassung die Mängel und Defekte der Steine leicht zu erkennen sind, so werden in der Regel nur die reineren, besseren und kostbareren dazu verwendet.

Ajourniren (franz., spr. -schur-), vertagen, aufschieben; Ajournement (spr. -schurnmäng), Vertagung, Aufschub.

A jove principium (lat., »der Anfang von Jupiter«), Einleitungsformel der Verhandlungen des Alterthums, unser: Der Anfang mit Gott! nach dem Sprachgebrauch auch s. v. w. die Geistlichkeit hat den Vortritt.

Akâbah (Akabet el Masrieh), türk. Hafenort mit Kastell an der äußersten Spitze des Bahr el A. oder Meerbusens von A., des nordöstlichen Arms des Rothen Meeres, und am Südende des Wadi el Arabah, welches nördlich zum Todten Meere führt, hat als Vereinigungspunkt der aus Aegypten und Syrien kommenden Pilger und Karawanen einigen Handel, wiewohl der Eingang zum Hafen schwierig ist. An der Küste des Meerbusens von A. bezeichnen Schutthügel die Stelle der alten Hafenstadt der Edomiter im peträischen Arabien, Aila (Aelana, Ailath), nach welcher der Meeresarm auch der Aelanitische Meerbusen hieß. Weiter nach W. lag der Hafenort Ezeongebr. Unter der röm. Herrschaft war Aila Standort einer Legion, später Bischofssitz. Im Jahre 630 unterwarf sich der dortige byzantin. Statthalter der Herrschaft Mohammeds. Im ersten Kreuzzuge ward A. von den Christen erobert, ihnen aber 1170 von Sultan Saladin wieder entrissen.

Akademie (academia), im allgemeinen ein Institut, welches sich die Beförderung wissenschaftlicher

oder künstlerischer Studien und damit die weitere Ausbildung der Wissenschaft oder Kunst zum Zwecke setzt. Ursprünglich führte den Namen A. ein durch Kulte geheiligter Platz des alten Athens, welcher an der nördlichen Seite der Stadt an der Straße nach Theia gelegen war und als öffentlicher Spaziergang diente. Diesen Namen führte der Platz von einem alten Heros Akadēmos, nach der Sage einem Zeitgenossen der Helena. Gründer desselben waren des Pisistratos Sohn Hipparchos und Kimon, von denen der erstere den Platz durch eine Mauer einhegte, der andere den sumpfigen und ungesunden Ort durch Wasserleitungen austrocknete und durch Schattengänge von Platanen und andere Anlagen verschönerte. Hier war es, wo sich Platon, der in der Nähe ein Landhaus besaß, mit seinen Schülern einfand und seine Philosopheme vortrug, daher Platons Schule auch die akademische heißt. Indeß bezeichnet diese Benennung nicht immer dieselbe philosophische Richtung. Cicero, dem viele folgen, unterscheidet zwei Akademien, eine alte und eine neue; jene war eine dogmatische, von Platon selbst gestiftete, zu welcher Speusippos, Xenokrates, Polemon, Krates, Krantor u. a. gehörten, diese eine skeptische, die von Arkesilaos gegründet und von Lakydes, Euander, Karneades u. a. fortgesetzt wurde. Da aber durch Karneades der Skepticismus zum Theil wieder verdrängt und der Probabilismus an seine Stelle gesetzt wurde, so wird dieser Philosoph sehr häufig als der Stifter einer dritten akademischen Schule betrachtet und sonach eine neue, mittlere und alte A. unterschieden. Manche zählen sogar fünf Akademien, indem sie nach Karneades noch eine vierte A. durch Philon von Larissa, der wieder entschieden dogmatisch zu philosophiren anfing, um die alte dadurch herzustellen, und eine fünfte durch Antiochos von Askalon, der die akademische Schule mit der stoischen vereinigen wollte, begründet werden lassen. Am richtigsten nimmt man wohl drei Akademien an und als ihre Stifter Platon (ursprünglicher Dogmatismus), Arkesilaos (Hinneigung zum Skepticismus) und Philon (erneuerter Dogmatismus). Bei den Römern erhielt das Wort A., indem Cicero zwei den Studien gewidmete Landsitze mit diesem Namen belegte, bereits den später in dem zu den Wissenschaften wieder erwachten Italien mehr ausgeprägten Sinn.

Im neueren Sprachgebrauche des Worts ist eine doppelte Bedeutung zu unterscheiden. A. ist entweder eine höhere Unterrichtsanstalt, oder, und zwar noch häufiger, eine Gelehrtengesellschaft. In der ersten Bedeutung ist A. ebensoviel wie Universität. Daher bezeichnet man mit dem Worte akademisch vornehmlich alles das, was sich auf das Universitätswesen bezieht oder zu einer Universität gehört. Akademische Bürger heißen demnach alle unter der namentlich den deutschen Universitäten zustehenden eigenen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit stehenden Individuen, deren Kreis sich jetzt ziemlich auf die eigentlichen Studirenden beschränkt, während früher auch solche, die ihre Universitätsstudien absolvirt hatten, so lange dazu gerechnet wurden, als sie sich in einem Universitätsorte aufhielten. Die sogen. akademische Freiheit besteht wesentlich in der Lehr- und Lernfreiheit, sowie in der eigenthümlichen Stellung, welche die studirenden Jünglinge deshalb einnehmen, weil sie einestheils zwar den die freie Bewegung beschränkenden Erziehungsmitteln der Schule entwachsen, anderntheils aber doch noch nicht in das bürgerliche Berufsleben eingetreten und also noch keine eigentlichen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft sind. Eben diese eigenthümliche Stellung der Studirenden, die noch dazu von den verschiedensten Ländern und Gegenden her in einer Universitätsstadt zusammenzuströmen pflegen, hat die besondere akademische Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit hervorgerufen, Institutionen, gegen welche in neuester Zeit mancherlei und nicht überall unberechtigte Einwendungen gemacht worden sind, so daß sie — namentlich der exemte Gerichtsstand der Studirenden — hier und da (z. B. in Heidelberg) Abänderung erlitten haben (s. Universitäten). Im Gegensatz zur Universität versteht man unter A. öfters auch eine Anstalt, welche zum Vortrag nicht aller Wissenschaften, sondern nur einer einzelnen oder mehrerer bestimmt oder auch künstlerischen Studien gewidmet ist. Dergleichen Lehranstalten sind die katholisch-theologische A. zu Münster in Westfalen (mit 2 Fakultäten und den Rechten einer Universität), das Lyceum Hosianum in Braunsberg u. a. dgl. Anstalten zu Lyon, Dijon, Grenoble, Aix, Montpellier, Toulouse, Poitiers, Rennes, Caen, Nancy, Bordeaux ꝛc. in Frankreich; Preßburg, Lemberg, Agram, Raab im österreich. Staate; Lausanne, sonst auch Bern und Zürich, die jetzt Universitäten haben, in der Schweiz, und viele andere in England, Italien, Spanien und Portugal, wo theils Theologie und Philosophie, theils Medicin und Chirurgie, theils Rechtswissenschaft vorgetragen wird; die Militärakademien zu Wien, Berlin, Dresden, Warschau, Stockholm, Mailand ꝛc.; die Bergakademien zu Freiberg, Klausthal, Leoben, Przibram (Böhmen), Schemnitz (Ungarn) ꝛc.; die Forstakademien zu Freiburg, Tharandt, Aschaffenburg, Hohenheim, Neustadt-Eberswalde, Mariabrunn (Niederösterreich) ꝛc.; die Akademien für Landwirtschaft zu Mögelin, Eldena, Jena, Hohenheim, Poppelsdorf, Proskau und das mit der Universität enger verknüpfte landwirtschaftl. Institut in Halle a. d. S.; die Handelsakademien zu Wien, Graz, Triest ꝛc. Hierher gehören ferner die Akademien der bildenden Künste, als deren Urheber die Caracci aus Bologna anzusehen sind, welche im 16. Jahrh. eine Schule gründeten, die in eklektischem Geist durch Studium der Hauptrichtungen vorausgegangener Kunstepochen eine neue Tendenz und Stilweise einzuleiten suchten. Seitdem bestehen fast in allen Ländern Europa's von den Staatsregierungen errichtete Kunstakademien, welche, von bewährten Künstlern und Gelehrten geleitet, die Aufgabe haben, Künstler heranzuerziehen, so namentlich in Rom, Paris (s. unten), Nürnberg (die älteste in Deutschland, 1632 gegründet), Berlin, Wien, München, Düsseldorf, Königsberg, Dresden, Weimar, Karlsruhe, Kassel, Madrid, London, Edinburg, Stockholm, Kopenhagen, St. Petersburg ꝛc. Akademien insbesondere für Baukunst finden sich in Berlin, Dresden, St. Petersburg ꝛc. (S. Kunstakademien.) Endlich ist noch der Musikakademien zu gedenken, worunter man einestheils wirkliche höhere Lehranstalten für Musik (Konservatorien) versteht, worin junge Leute in der theoret. und prakt. Tonkunst unterrichtet und zu Künstlern vorgebildet werden, anderntheils aber und vorzugsweise Gesellschaften von Tonkünstlern und Dilettanten, die auf eigene oder fremde Veranlassung und Unterstützung sich zur Förderung der Musik nach ihrer

theoret. und prakt. Seite hin verbinden und zu diesem Zwecke besonders auch die Aufführung bedeutender Werke der Tonkunst vermitteln. Hierher gehört u. a. die Académie royale de musique in Paris, die A. für ital. Opernmusik und die Academy of ancient music in London, die Accademia filarmonica in Bologna und in Verona, die Singakademie in Berlin, das Gewandhaus in Leipzig, die Musikakademien in Brüssel, in Stockholm ꝛc. — Einen Uebergang von den Gymnasien und Lyceen zu den Akademien bildeten sonst die sogen. akademischen Gymnasien oder Lyceen, welche, über die Ziele des eigentlichen Gymnasiums hinausgehend, einen philosophisch-philologischen Vorkursus für die universitätlichen Fachstudien in sich aufnahmen. Dieselben sind bis auf das »akademische Gymnasium« in Hamburg, welches wenigstens den Namen bewahrt hat, einfache Gymnasien geworden. Auch die Ritterakademien zu Bedburg, Brandenburg, Liegnitz sind im wesentlichen nur Gymnasien mit Alumnaten, wogegen die frühere Kriegsschule (jetzt Kriegsakademie) in Berlin mehr den Charakter einer Universität für schon praktisch vorgebildete Officiere aller Waffengattungen hat.

Das Vaterland der Akademien im Sinne von Gelehrtenvereinen ist der Sache nach das gräcisirte Aegypten mit Alexandria (wo das »Museum« thatsächlich eine A. von hoher Bedeutung war), dem Namen und der ganzen Einrichtung nach Italien. Die drei ältesten Akademien bildeten sich daselbst zu Florenz, Neapel und Rom. Als bei dem Wiederaufblühen der Wissenschaften im Abendlande nach der Einnahme Konstantinopels durch die Türken ein näheres Anschließen der Gelehrten an einander stattfand, und vorzüglich an dem Hofe Cosimo's von Medici zu Florenz ein Kreis geistvoller Verehrer des Platon sich versammelte, entstand hier um 1470 eine platonische A. An der Spitze dieses Vereins glänzte nächst dem Cosimo der hochverdiente Wiederhersteller platonischer Denkart, Mars. Ficini; neben und nach ihm Leo Battista Alberti, Giov. Cavalcanti, Angelo Poliziano, Giov. Pico de Mirandola. Das Institut dauerte nach Cosimo's Tode unter dem prachtliebenden Lorenzo von Medici fort, löste sich aber nach Ficini's Tode um 1521 auf (vgl. Sieveking, Geschichte der A. zu Florenz, Göttingen 1812). Zu gleicher Zeit, vielleicht einige Jahre früher, hatte sich an dem Hofe Alfons' V. zu Neapel ein zahlreicher Kreis der vorzüglichsten Gelehrten und trefflichsten Köpfe Italiens versammelt, die Antonio Beccabelli Panormita in einer A. vereinigte. Auch hier traten berühmte Namen hervor: ein Laur. Valla, Bartol. Fazio, Giov. Pontano. Diese A., nach letzterem auch Accademia Pontaniana genannt, wählte schon auswärtige Mitglieder und Ehrenmitglieder. Ihr nächster Zweck war freiere literarische Unterhaltung und Anregung; ihr anerkanntes Verdienst aber ist die Verbreitung eines guten klassischen Geschmacks. Der A. von Neapel folgte gegen 1498 die zu Rom als Accademia antiquaria. Ihr Gründer war Jul. Pomponius Lätus, der Astrolog, ihr Hauptzweck Erforschung der ital. Alterthümer. Auch sie knüpfte auswärtige Verbindungen an, mußte sich aber, weil einzelne Mitglieder vom Papste Paul II. wegen angeblicher Ketzereien verfolgt wurden, in die Verborgenheit zurückziehen und dauerte als geheime Gesellschaft nur bis 1550. Erst unter Benedikt XIV. lebte sie 1742 wieder auf. Von größter Bedeutung für die Entwickelung der italienischen Sprache und Literatur ward die Accademia della Crusca (eigentlich »Kleien-A.«, weil sie die Sprache reinigen wollte, wie das Mehl von der Kleie), welche der sonderbare Dichter Grazzini in hohem Alter im Okt. 1582 zu Florenz gründete und aus welcher das zuerst Venedig 1612 gedruckte sehr einflußreiche »Vocabolaria della Crusca« hervorging. Sie wurde Vorbild für die deutschen Sprachgesellschaften. Nach dem Vorgange dieser A. haben sich in den letzten beiden Jahrhunderten fast in allen civilisirten Staaten Gesellschaften gebildet, die bald (namentlich wenn sie vom Staate anerkannt sind und ihre Mitglieder Besoldung erhalten) Akademien heißen, bald andere Namen führen, alle aber als gemeinschaftlichen Zweck die höhere Ausbildung der Wissenschaft verfolgen. In den Konstitutionen der meisten Akademien erscheinen folgende allgemeine Regeln: Jedes Mitglied wird für ein bestimmtes Fach erwählt, das von ihm vorzugsweise oder ausschließlich angebaut werden soll. Die Mitglieder vereinigen sich zu festgesetzten Zeiten in Sitzungen, in welchen die einzelnen die gefundenen Resultate ihrer Forschungen vortragen. Sie werden besprochen und nach Befinden in den Akten der Gesellschaft veröffentlicht. Außerdem gehört es zur Wirksamkeit der Akademien im allgemeinen, Preisaufgaben bekannt zu machen, Mitglieder oder talentvolle junge Männer auf wissenschaftliche und Kunstreisen auszuschicken, auswärtige korrespondirende oder auch in geringerer Zahl Ehrenmitglieder zu wählen und den gelehrten Verkehr mit dem Auslande zu unterhalten. Bei nachstehender Aufzählung der wichtigsten Akademien folgen wir der Eintheilung in allgemeine, d. h. solche, deren Arbeiten sich auf mehrere Hauptfächer erstrecken, und in besondere, nämlich solche, die einen einzelnen Zweig der Wissenschaft auszubilden sich zur Aufgabe stellen.

Nach den italienischen Akademien nimmt in ihrer Einwirkung auf die nationale Kulturentwickelung und auf die Gründung ähnlicher Institute in anderen Ländern die große A. in Paris die erste Stelle ein, welche sich nach und nach zu dem umfassenden Institut de France entwickelt hat. Die Anfänge waren unbedeutend und privater Natur; sie bestanden in den kritisch-literarischen Zusammenkünften, welche seit 1625 bei Valentin Conrart stattfanden, um für die französische Sprache und Literatur Einheit und Festigkeit zu erstreben. Kardinal Richelieu fand hierin ein willkommenes Mittel zur Centralisation des französischen Sprach- und Literaturwesens. Er erweiterte daher (25. Jan. 1635) diesen Verein zur Académie française, welche 10. Juli 1637 ihre Sitzungen begann und von Anfang an, wie heute noch, 40 Mitglieder zählte. Vier von ihnen erhielten nachher den besonderen Auftrag, die Abfassung und Redaktion der Inschriften auf den öffentlichen Denkmälern zu leiten; aus dieser Kommission entstand im Zusammenhang mit der ereignisreichen französischen Geschichte 1663 die Académie des inscriptions, welche seit 1701 als A. des inscriptions et belles-lettres die Zahl ihrer Mitglieder vermehrte und ihre wissenschaftlichen Aufgaben auf alles Geschichtliche, Archäologische und Sprachliche ausdehnte. Die A. des sciences wurde 1666 durch Colbert den beiden bisherigen Akademien hinzugefügt, 1699 neu gegliedert und 1785 erweitert. Wieder privaten Ursprung hatte die spätere A. des beaux-arts, welche aus der 1648 von Lebrun ge-

stifteten Malerakademie hervorging; mit ihr vereinigten sich nach und nach die A. de musique und zuletzt die 1671 von Colbert begründete A. d'architecture. Als königliche Einrichtungen wurden diese Akademien durch das Dekret des Konvents vom 8. Aug. 1793 aufgehoben, aber bereits 25. Okt. 1795 durch das Direktorium als Institut national wiederhergestellt, mit einer Gliederung in drei Klassen, welche Napoleon I. 1803 zu vier Klassen erweiterte; erst seit 1811 erhielt dies Institut statt national den Beinamen impérial. Obgleich die Verfassungsformen eng waren, wirkten doch die revolutionären Ideen befruchtend fort, so daß die Bourbonische Restauration daran dachte, das ganze Institut aufzuheben. Man begnügte sich aber mit der strengen Ordonnanz vom 21. März 1816 und mit der Purifikation der Akademien von mißliebigen Mitgliedern. Die Julirevolution besserte die Lage, zumal 1832 Guizot Veranlassung ward, dem Institut die seit 1803 verschwundenen moralisch-politischen Wissenschaften zurückzugeben. Die neue Revolution von 1848 rüttelte nicht an der wiedererstandenen Größe; das leise ändernde kaiserliche Dekret vom 15. April 1855 und das mehr autokratische vom 9. Mai 1866 vermochte durch die ungesetzliche Ernennung von 10 neuen Mitgliedern nichts umzugestalten. Auch die Republik von 1871 hat diese wissenschaftliche Einrichtung respektirt. Gegenwärtig besteht sie aus 5 Hauptsektionen, welche man gewissermaßen als ebensoviel abgesonderte Vereine betrachten kann. Die Vakanzen in jeder Klasse besetzt die freie Wahl der übrigen Glieder derselben mit landesherrlicher Bestätigung. Jedes ordentliche Mitglied der A. genießt ein Jahrgehalt von 1500, der Sekretär jeder Klasse von 6000 Franken. Jede Klasse versammelt sich getrennt von den übrigen; nur einmal im Jahre (bisher am 14. Aug.) kommen in feierlicher Generalversammlung alle Glieder des Instituts zusammen, welche dann in ihrem Akademiekostüme (schwarz mit grün und Gold) erscheinen müssen. Die Sitzungen der A. werden in ihrem eigenen Palaste (Palais des beaux arts) in Paris gehalten, in welchem die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Instituts, Bibliothek ꝛc. aufgestellt sind. Die erste Klasse, die französische A. (A. française), mit ihren ziemlich treu bewahrten ursprünglichen Statuten und 40 Mitgliedern (les Quarante), bebaut als ihr ausschließliches Feld franz. Sprache und Literatur; ihr Hauptwerk ist das große »Dictionnaire de l'Académie« (letzte Aufl. Par. 1835), von welchem eine neue Ausgabe vorbereitet wird. Der gewöhnliche Jahrespreis ist 1500 Fr; daneben hat sie noch die großen de Monthyon'schen und Gobert'schen Preise (ca. 10,000 Fr.) zu vergeben. Vgl. Tastet, Histoire des quarante fauteuils de l'Académie française (Par. 1844, 4 Bde.). Die zweite Klasse, die A. der Inschriften und schönen Wissenschaften (A. des inscriptions et belles-lettres), beschäftigt sich mit der Geschichte, Archäologie und klassischen Literatur. Sie hat 40 ordentliche, 10 freie, 8 außerordentliche, 60 korrespondirende Mitglieder und verfügt über einen Jahrespreis von 1500 Fr., aber u. a. auch für das beste Werk über französische Geschichte über einen Gobert'schen Preis (ca. 10,000 Fr). Unter ihren Arbeiten steht die von den Benediktinern überkommene »Histoire littéraire de la France« oben an. Der dritten Klasse, der A. der Wissenschaften (A. des sciences), sind Naturgeschichte, Physik, Chemie und Mathematik zugewiesen. Sie besteht aus 65 ordentlichen, 10 freien, 8 auswärtigen und 92 korrespondirenden Mitgliedern und zerfällt in 11 Sektionen. Als Jahrespreis sind 3000 Fr. für die nützlichste Entdeckung und zahlreiche andere ausgesetzt. Die vierte Klasse ist die A. der schönen Künste (A. des beaux arts). Sie besteht aus 40 ordentlichen, 10 freien, 10 fremden und 40 korrespondirenden Mitgliedern, welche sich in 5 Sektionen gliedern. Sie beschäftigt sich besonders mit einem »Dictionnaire des beaux arts«, mit Gutachten und zahlreichen Preisvertheilungen, welche bisweilen (wie z. B. bei Félicien David) die Höhe von 20,000 Fr. erreichen. Die 1832 dem Institut wiedergegebene fünfte Klasse, die Académie des sciences morales et politiques, zählt 40 ordentliche, 6 freie, 6 fremde und 30—40 korrespondirende Mitglieder. Ihr fällt die Pflege der philosoph., histor.-polit. und juridisch-nationalökonom. Wissenschaften zu. Sie hat verschiedene Preise von 1500 Fr., außerdem den Beaujour'schen von 5000, den Morogues'schen von 4000 Fr. zu vertheilen. Die Ehre, Mitglied der Pariser A. zu sein, wird in der gelehrten Welt äußerst hoch geachtet, denn sie hat mit eifersüchtigem Fernhalten des mittelmäßigen oder zweideutigen Rufs nicht bloß die ersten Köpfe der Nation, sondern auch die des Auslands, wobei Deutschland immer das größte Kontingent stellte, die meisten Koryphäen der Wissenschaft und Kunst stets in sich zu vereinigen gewußt. Die Memoiren der Pariser A. von 1669—1793 bilden 139 Bände, seitdem haben sie sich noch bedeutend gemehrt. Großes hat besonders die erste Klasse dieser A. für Konsolidirung der Nationalliteratur, die zweite für Archäologie und orientalische Sprachen, vor allen die dritte für mathematische Geographie und Astronomie, insbesondere für Gradmessung geleistet. Außer der großen A. von Paris bestehen oder bestanden in Frankreich Akademien mit mehr oder minder bedeutender Wirksamkeit zu Abbeville, Agen, Aix, Amiens, Angers, Arles, Arras, Bayeux, Besançon, Béziers, Blois, Bordeaux, Brest, Caen, Clermont, Dijon, Douai, Dunkerque, Langres, La Rochelle, Lille, Lyon, Marseille, Metz, Montauban, Montpellier, Nancy, Nimes, Orléans, Reims, Rouen, Toulouse, Valenciennes. (Vgl. »Bulletin des sociétés savantes«, später »Revue des sociétés savantes«, Par. 1854 ff.)

Die nächste bedeutende allgemeine A., welche hauptsächlich in Nachahmung der Pariser entstand, ist die von Berlin (vgl. Bartholmeß, Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, Par. 1851, 2 Bde.). Sie wurde 1700 von Friedrich I. nach Leibniz' großartigem Plane gestiftet, aber erst 1711 eröffnet. Leibniz war ihr erster Präsident. Sie mußte sich lange mit dem Namen »Société des sciences« begnügen, während die einige Jahre früher gestiftete A. der Künste den Namen A. eifersüchtig festhielt. Unter Friedrich d. Gr., während Maupertuis' Präsidium, gelangte sie regenerirt zu größerer Bedeutung. Mehrmals erneuert, erhielt sie ihre gegenwärtig geltende letzte Konstitution 24. Jan. 1812. Durch dieselbe zerfällt sie in 4 Sektionen, die physikalische, mathematische, philosophische und historische, welche sich zu zwei Klassen, zu einer mathematisch-physikalischen u. einer philosophisch-historischen, zusammenordnen. Jede dieser

Klassen hat zwei auf Lebenszeit gewählte Sekretäre, welche in den Sitzungen abwechselnd je ein Vierteljahr lang den Vorsitz führen; ihre Besoldung beträgt 400 Thlr. Die Mitglieder sind theils ordentliche (ca. 50, mit je 200 Thlr. besoldet), die jeden Donnerstag Gesammtsitzung und jeden Montag, klassenweise abwechselnd, Klassensitzungen halten, theils auswärtige, Ehrenmitglieder u. Korrespondenten. Jährlich (seit 1811 in ununterbrochener Reihe) veröffentlicht die A. eine Auswahl ihrer Abhandlungen anfangs unter dem Titel »Mémoires de l'Académie royale des sciences et belles-lettres à Berlin«, dann als »Abhandlungen«, während die »Monatsberichte« rascher von dem Inhalt der gelesenen Abhandlungen Notiz, kleinere Vorträge und Mittheilungen in der Regel ganz geben. Daneben hat sie noch die großen Sammlungen griechischer und lateinischer Inschriften unternommen und zahlreiche wissenschaftliche Werke unterstützt; ebenso befördert sie die von ihr gekrönten Preisschriften zum Druck. Die Vertheilung der Jahrespreise geschieht am Geburtstage ihres Gründers Leibniz. Zweimal des Jahres, am jedesmaligen Geburtstage des regierenden Königs und am 24. Jan., dem Stiftungstage der A., sind öffentliche Sitzungen, zu denen jeder Gebildete Zutritt hat. Für die wissenschaftliche Bedeutung der Berliner A. in der Gegenwart und nächsten Vergangenheit bürgen Namen wie Schleiermacher, Wilhelm und Alexander v. Humboldt, Eytelwein, Link, Mitscherlich, Ehrenberg, Hirt, Ideler, Savigny, Böckh, Wilken, Ritter, Bopp, v. Raumer, Lachmann, Ranke, J. Grimm, Pertz, Zeller, Mommsen, Haupt, Dove, Helmholtz, Lepsius, Kiepert u. a. — Nächst der Berliner A. verdient unter den deutschen die 1759 gestiftete A. der Wissenschaften zu München eine ehrende Erwähnung. Sie erhielt, nachdem sie anfangs meist auf vaterländische Geschichte beschränkt gewesen, aus welcher Epoche die werthvollen »Monumenta Boica« stammen, 1809 einen allgemeineren wissenschaftlichen Wirkungskreis und wurde 1829 in 3 Klassen gegliedert: eine philosophisch-philologische, historische und mathematisch-physikalische, welche letztere durch ganz besonders reiche Sammlungen gefördert wird. Seit Gründung einer mit ihr eng verbundenen historischen Kommission durch Maximilian II. ist die ursprüngliche Richtung auf Geschichte wieder besonders belebt worden. Ihre Abhandlungen erscheinen unter dem Titel »Abhandlungen der Bayrischen A.«, denen früher sich sehr glücklich »Gelehrte Anzeigen« zur Seite stellten; seit deren Eingehen bringen »Sitzungsberichte« Notizen und auch Abhandlungen (vgl. Westenrieder, Geschichte der Bayr. A., Münch. 1804—7, 2 Bde.). — Die »Königliche Societät«, nachher »Gesellschaft«, eigentlich aber A. der Wissenschaften in Göttingen, wurde 1752 auf Albrecht v. Hallers Betrieb gegründet und 1770 zweckmäßiger konstituirt. Sie besteht aus 3 Klassen, einer mathematischen, physikalischen und historischen, und hält monatlich eine Sitzung. Sie unterhält ordentliche, korrespondirende und Ehrenmitglieder und setzt Jahrespreise von 50 Dukaten auf die beste Beantwortung einer vorgelegten Frage aus. Seit 1752 gab sie heraus »Commentarii Societatis«, seit 1772 »Nova Comment. Soc.«, dann »Abhandlungen«. Sie hat in den physikalischen und Naturwissenschaften sehr bedeutendes geleistet. Außerdem hat sie sich verdient gemacht durch Gründung und Erhaltung der noch bestehenden ältesten literarisch-kritischen Zeitschrift in Deutschland, der »Göttinger gelehrten Anzeigen«. — Der Zeit nach folgt die ebenfalls als A. zu betrachtende böhmische Gesellschaft der Wissenschaften, welche als eine »Privatgesellschaft zur Aufnahme der Mathematik, der vaterländischen Geschichte und der Naturgeschichte« seit 1775 Abhandlungen herausgibt« und seit 1785 als staatlich anerkannte Korporation erscheint. — Die »Kaiserliche A. der Wissenschaften« zu Wien, schon von Leibniz in Anregung gebracht, wurde 30. Mai 1846 gestiftet. Sie zerfällt in 2 Klassen, eine historisch-philologische und eine mathematisch-naturwissenschaftliche, und besteht aus 60 ordentlichen Mitgliedern, 24 Ehrenmitgliedern und 120 Korrespondenten. Zur Bestreitung ihrer Ausgaben erhält sie eine jährliche Dotation von 40,000 Fl. Konv.-M. Ihr Vorstand wird gebildet durch einen Präsidenten (deren erster v. Hammer-Purgstall war), welcher alle 3 Jahre neu gewählt wird, einen Vicepräsidenten und 2 Sekretäre. Sie veröffentlicht seit 1850 Denkschriften und schön ausgestattete Sitzungsberichte und hat das Verdienst, die Herausgabe bedeutender gelehrter Arbeiten bewerkstelligt zu haben. Auch ist aus der A. die Kommission zur Herausgabe der »Fontes rerum Austriacarum« und der »Monumenta Habsburgica« hervorgegangen. Die Publikationen der Wiener A. finden durch die vollendete Technik der Staatsdruckerei unvergleichliche Förderung. — Die »Königlich sächsische Gesellschaft der Wissenschaften« zu Leipzig, 1. Juli 1846 eröffnet, hat sich vornehmlich philologische, historische, mathematische und philosophische Untersuchungen zur Aufgabe gestellt. Die Mitglieder sind theils ordentliche (aus den sächsisch-thüringischen Staaten gewählt), deren Zahl nicht über 70 steigen soll, theils Ehrenmitglieder, und zerfallen in 2 Klassen, eine philologisch-historische und eine mathematisch-physikalische. Sie hält jährlich zwei öffentliche Sitzungen und stellt Preisaufgaben. Ihre Verhandlungen (eigentliche Abhandlungen, wie »Berichte« über die Sitzungen) erscheinen im Druck, und zwar seit 1849 die beider Klassen gesondert. — Die »Kaiserliche A. der Wissenschaften« zu St. Petersburg, zu der unter Wolfs und Leibniz' Beirath schon Peter d. Gr. den Plan entworfen hatte, wurde 1725 von der Kaiserin Katharina I. gegründet. Zur Erhaltung der Anstalt wurden 30,000 Rubel bewilligt, außerdem Besoldungen für alle wirklichen Mitglieder (15) ausgesetzt, zu denen u. a. Nicolle, Bernoulli, die beiden Delisle, Bulfinger und Wolf gehörten. Unter Peter II. gerieth die A. in Verfall, hob sich unter der Kaiserin Anna, sank dann wieder, bis sie durch Elisabeth von neuem gehoben wurde. Diese Fürstin vermehrte die Dotation der A. auf jährliche 60,000 Rubel, änderte im einzelnen ihre Verfassung und fügte eine neue Klasse für die schönen Künste hinzu, die jedoch schon 1764 wieder abgetrennt wurde. Erforschung der asiat. Sprachen und gründliche Kenntnis des Ostens ist das Hauptverdienst der Petersburger A. In ihrem Auftrage unternahmen Pallas, Gmelin, Stolberg, Güldenstädt und Klaproth ihre denkwürdigen Reisen. Sie besitzt eine zahlreiche Sammlung von Manuskripten, eine große Bibliothek, ein Münz- und Naturalienkabinet. Von ihren veröffentlichten Verhandlungen führen die von 1726—1746 herausgegebenen den Titel »Commentarii academiae scientiarum imperialis petropolitanae«, 14 Bde., die von 1747—75 »Novi commentarii«, 20 Bde. Eine dritte Serie bilden die »Acta« 1777—

1782; eine vierte die »Nova Acta« 1783—1802; seit 1803 erscheinen die »Mémoires«, 1836—42 erschien das »Bulletin scientifique«; die Fortsetzung des letztern trennte die naturwissenschaftliche Klasse von der philologisch-historischen, bis sie 1860 wieder vereinigt wurden. Die Commentarii sind lateinisch, die Acta theils lateinisch, theils französisch geschrieben. Während früher fast ausschließlich Ausländer Mitglieder dieser A. waren, ist durch die Verbindung der 1783 gegründeten A. für russ. Sprache mit der großen A. 1841 auch dem specifisch Russischen ein breiterer Weg geöffnet worden. Auch zu Warschau besteht eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, gegründet 1824. Besondere Verdienste um Sprachwissenschaft erwirbt sich in dem finnischen Helsingfors die Societas scientiarum Fennica, deren »Acta« seit 1842 erscheinen. — Die »Königliche A. der Wissenschaften« in Stockholm war anfangs ein Privatverein von 6 Gelehrten, zu denen auch Linné gehörte. Im Jahre 1741 erhielt sie königliche Bestätigung. Ihre jährlich erschienenen Abhandlungen bilden von 1739, wo die erste Sitzung stattfand, bis 1779 die alte, von da an die neue Folge. Außerdem gibt die A. »Acta oeconomica« heraus. Sie ist seit 1799 in 7 Klassen getheilt und zählt 90 Mitglieder. Ihre Einkünfte werden aus Staatsbeiträgen, Vermächtnissen, Schenkungen und dem Kalendermonopol bezogen; sie vertheilt jährliche Preise und besoldet einen Professor der Experimentalphysik und 2 Sekretäre. Die »Königliche A. der schönen Wissenschaften und des Alterthums«, ebenfalls in Stockholm, gestiftet 1753, reformirt 1786, liefert seit 1755 ihre »Memoiren«, seit 1800 in neuer Folge. Die »Königliche A.« zu Upsala wurde 1740 gegründet und gibt seit 1740 »Acta«, seit 1773 »Nova Acta« heraus. In Schweden hat noch Gothenburg eine akademisch konstituirte Gesellschaft der Wissenschaften und Künste seit 1773, in Norwegen Drontheim die »Königlich norweg. Gesellschaft (A.) der Wissenschaften u. Künste«, gestiftet 1760 vom Bischof Gunnerus, 1767 zu einem königlichen Institut erhoben. — Die A. der Wissenschaften in Kopenhagen verdankt ihre Entstehung ebenfalls 6 Gelehrten, denen Christian VI. 1742 die Anordnung seines Münzkabinets übertrug. Auf Antrieb des Grafen von Holstein, eines jener 6 Mitglieder, erhob der König 1743 den Verein zur »Königlichen A.« und wies dieser ein bestimmtes Einkommen an. Ihre Arbeiten erstreckten sich vorzüglich auf Mathematik, Physik und Naturgeschichte; sie erscheinen seit 1742 in dänischer Sprache. — Großbritannien u. Irland haben weniger akademisch konstituirte Gesellschaften für die Beförderung allgemeiner Wissenschaft, desto mehr Vereine (Societies), welche besondere Zweige des menschlichen Wissens pflegen. Selbst die 3 großen und berühmten Institute, die Royal Societies in London, Edinburg und Dublin, machen die mathematischen und Naturwissenschaften fast ausschließlich zum Zweck ihrer Arbeiten und gehören eigentlich nicht hierher. Am meisten huldigt noch die Dubliner Society einer allgemeinen Richtung. Sie wurde 1782 gegründet, vereinigt in sich die bedeutendsten Professoren der Universität und die berühmten Gelehrten Irlands, hält wöchentliche Sitzungen und gibt seit 1788 regelmäßig ihre »Transactions« heraus. — Spanien hat Akademien der Wissenschaften zu Madrid und in einigen Provinzialstädten. Die Gründung der Real Academia española durch Philipp V. 1713 wollte ein Pendant zur Académie française sein; ihr folgte, etwas bedeutender und thätiger, die Real Academia de historia 1738, endlich 1847 die Real A. de ciencias (mit drei naturwissenschaftlichen Klassen), welche nachher eine Ergänzung durch die Real A. de ciencias morales y politicas erhielt. »Memorias« erscheinen seit 1793; die wichtigeren sind die der A. de historia. Unter den Provinzialakademien sind hervorzuheben die von San Fernando, mit Abhandlungen seit 1752, und die von Sevilla, welche Schriften seit 1780 druckt. — Portugal hat in Lissabon eine 1779 gegründete und 1851 neu gegliederte »Königliche A. der Wissenschaften« mit 3 Klassen (Naturwissenschaften, Mathematik, Nationalliteratur), 24 ordentlichen und 36 außerordentlichen Mitgliedern. Seit 1797 erscheinen ihre zahlreichen Abhandlungen nebst den »Memorias de letteratura portugueza«, den »Memorias economicas« und der »Colleçao de livros ineditos de historia portugueza«. — Die Akademien in den Niederlanden sind: die »Holländische Gesellschaft der Wissenschaften« in Haarlem, mit akademischer Verfassung 1752 errichtet, gibt ihre Arbeiten unter dem Titel »Verhandelingen, uitgeg. door de Holl. Maatschappy der Weetenschappen te Haarlem«; die »Königliche A. der Wissenschaften« zu Leyden, die älteste Hollands, gibt ihre Arbeiten unter dem Titel »Annales« heraus. Noch sind zu nennen die »Königliche A. der Wissenschaften« in Amsterdam, welche »Verhandelingen« veröffentlicht, und die unter akademischen Formen wirkenden Gesellschaften für Künste und Wissenschaften in Mastricht, Utrecht und Vliessingen. — Die »Königliche A. der Wissenschaften« zu Brüssel, 1773 gegründet, mit 3 Abtheilungen: für Wissenschaft, Literatur und Kunst, veröffentlichte mehrere Bände »Abhandlungen«. In der Revolution aufgehoben, wurde sie von Napoleon I. 1808 wiederhergestellt. — Das Vaterland der neueren Akademien, Italien, erhielt bald nach der Entstehung der oben erwähnten eine große Anzahl von Akademien. Sie legten sich einen meist Eifer und Begeisterung bezeichnenden Namen bei, z. B. Accesi, Sitienti, Ardenti, Infiammati, Gelati 2c., beschäftigten sich aber der Mehrzahl nach nur mit der Bearbeitung der Muttersprache und mit Dichterübung und gehören unter die Rubrik der besonderen Akademien. Eine allgemeinere Richtung hatte die noch jetzt in Ansehen stehende A. zu Florenz, in welcher 1783 mehrere Florentiner Akademien (die Accademia del Cimento, A. di Botanica u. a.) verschmolzen wurden, und unter deren Mitgliedern die ersten Gelehrten Italiens, Namen wie Paolo di Buono, Borelli, Vivanti, Redi, Magalotti 2c., sind; ebenso die A. zu Mailand, 1820 von Bologna, wo sie seit 1731 »Commentarii« herausgab, dahin verlegt, jetzt königl. Institut, von welchem (seit 1820) »Memorie« erscheinen. Auch die Accademia delle Scienze zu Genua veröffentlicht »Memorie«. Die A. der Wissenschaften zu Turin, 1757 als Privatverein gegründet, 1783 zur »Königlichen A.« erhoben, im vorigen Jahrh. sehr thätig, besonders für die mathemat. und physikal. Wissenschaften, gab heraus: »Miscellanea« 1758—60 und »Mélanges de philosophie« von 1760, seit 1803 »Mémoires« und seit 1820 »Memorie« in italienischer Sprache. Endlich sind noch zu nennen: die A. der Wissenschaften in Rom; die »Königliche A. der Wissenschaften« in Neapel, gegründet 1780, seit 1788

Memoiren herausgebend; die »Königliche A. der Wissenschaften« in Palermo, seit 1750 thätig; die Akademien zu Catanea, Pistoja, Siena, meist nur für Archäologie, Philosophie und Naturwissenschaft wirkend. — Sehr reich sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika an ähnlichen Anstalten; noch in jedem Jahre werden in jenem Lande voll jugendlicher Kräfte neue gegründet und freigebig dotirt. Die älteste und berühmteste amerikan. A. ist die der Künste und Wissenschaften (Academy of arts and sciences) zu Boston, gestiftet 1780. Sie hat den Zweck, jede Kunst und Wissenschaft zu fördern, welche den Nutzen, die Ehre, Würde und Wohlfahrt eines freien, unabhängigen Volkes vermehren kann, und gibt ihre Verhandlungen regelmäßig heraus. Ihr zunächst stehen die A. der Künste und Wissenschaften zu Newhaven in Connecticut (1799), die A. der Wissenschaften zu Philadelphia (1818) und die Society of Arts in Albany, welche »Transactions« herausgibt, die für die Geologie Nordamerika's sehr wichtig sind. Die Literary Society zu New York, gestiftet 1815, gibt alle zwei Jahre einen Band »Transactions« heraus und hält monatliche Sitzungen. Das Columbian Institute in Washington, unter Vorsitz des Präsidenten der Vereinigten Staaten mit monatl. Versammlungen, gibt ebenfalls seine Arbeiten heraus. Dasselbe gilt von der »Smithsonian Institution« in Washington (seit 1848) und »National Academy of sciences«, die 1863 als Nationalinstitut gegründet ward. Gegenwärtig haben fast alle größeren Städte der Vereinigten Staaten ihre Akademien und Societäten für allgemeine Wissenschaften. Im übrigen Amerika sind zu erwähnen: die »Akademische Gesellschaft der Künste und Wissenschaften« zu Mejiko (gestiftet 1824) mit »Memorias«; die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Lima und die Gesellschaft der Wissenschaften zu Rio de Janeiro. — Asien hat akademisch konstituirte Gesellschaften für allgemeine Wissenschaften in Kalkutta; die Asiatic Society, gestiftet 1784, gibt die wichtigen »Asiatic researches« heraus; in Batavia die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste, errichtet 1778, veröffentlicht seit 1779 ihre Verhandlungen; in Smyrna die A. der Wissenschaften und Künste, gegründet 1826; in Bombay und einige andere. Als eigentliche Akademien können im Orient jedoch nur die innerhalb des türk. Reichs versuchten beiden Institute, die kaiserliche Endschümeni danisch in Konstantinopel (seit 1851) und das Institut Égyptien Saïd Pascha's in Alexandria (seit 1859) gelten.

Unter den Akademien für besondere Wissenschaften stehen die für Sprachforschung voran. Die älteste A. dieser Art, der Sprachkritik gewidmet, ist die von Aldus Pius Manuzzi zu Venedig eröffnete, welche über abzudruckende Klassiker und Verbesserung des Textes ihrer Werke berathschlagte. Eine ähnliche Absicht hatten die Accademia Veneta, gestiftet 1593, und die von Geron. Albrizzi in Venedig 1696 gestiftete Gesellschaft zur Beförderung des Druckes guter Bücher. Die wichtigste aber für italienische Sprache und Sprachforschung ist die bereits erwähnte Accademia della Crusca oder Academia furfuratorum zu Florenz (s. oben) u. auf franz. Boden die ebenfalls als Theil der Pariser Gesammtakademie besprochene. Zu Madrid stiftete der Herzog von Escalona 1714 eine A. für spanische Sprache, die 1713 mit mehreren Privilegien zu einer königlichen Anstalt erhoben wurde (s. oben). Alle Arbeiten dieser Sektion der königlichen A., namentlich ihr Hauptwerk, das große spanische Wörterbuch, stehen in verdientem Ansehen. Petersburg erhielt 1783 ebenfalls eine A. für russische und asiatische Sprachen, welche jetzt mit der A. der Wissenschaften verbunden ist. Aehnliche Institute bestehen unter dem Namen von Akademien in Stockholm seit 1789 für die schwedische Sprache, in Pest seit 1830 für die ungarische. Für Alterthumskunde sind mehrere Akademien thätig. Für die Erforschung der etrurischen Alterthümer wurde zu Cortona in Italien die Accademia etrusca 1727 und für die nordischen Antiquitäten eine andere zu Upsala in Schweden 1710 errichtet; beide haben sehr schätzbare Arbeiten geliefert. Die A., welche für die römische Sprache Paul II. in Rom gründete, ging bald ein, und ein ähnliches Schicksal hatte nach kurzer Blüte die von Leo X. gestiftete. Andere minder wichtige entstanden aus ihrer Asche. Alle ähnlichen Anstalten aber übertraf die bereits erwähnte Académie des inscriptions. Reichlicheres antiquarisches Material stand den italienischen gelehrten Vereinen zur Verfügung. So stiftete für die in Herculaneum und Pompeji aufgefundenen Denkmäler zu Neapel der Minister Tanacci 1755 die herkulaneische A. Ihre Abhandlungen, die seit 1775 erscheinen, führen den Titel »Antichità di Ercolano«. Die neapolitanische A. für Geschichte und Antiquitäten, welche 1807 Joseph Bonaparte errichtete, ist später wieder eingegangen. In demselben Jahre entstand zu Florenz eine A. für die Erklärung toskanischer Alterthümer und 2 Jahre früher (1805) die keltische A., die sich zum Hauptzweck die Aufklärung der Geschichte, Sitten, Denkmäler der Kelten, vornehmlich in Frankreich setzte und 1814 den Namen »Société des antiquaires de France« annahm. Auch der Geschichte und Geographie widmen sich mehrere Akademien. Zur Erforschung der kirchlichen und politischen Geschichte Portugals stiftete König Johann V. 1720 zu Lissabon eine A. mit 56 Mitgliedern, und seit 1799 besteht daselbst eine andere Gesellschaft für die Geographie Portugals. In Madrid erhob Philipp V. 1738 einen Verein zur A., der sich zur Aufsuchung und Erklärung histor. Denkmäler bereits gebildet hatte. Die »A. der schwäbischen Geschichte« zu Tübingen wurde zu dem Zwecke errichtet, die besten histor. Schriften und die Lebensgeschichte der vornehmsten Historiker herauszugeben, wie auch neue Denkwürdigkeiten zusammenzutragen. Zu Anfange des 18. Jahrh. stiftete Vinc. Coronelli zu Venedig die »A. der Argonauten«, deren Zweck die Verbreitung guter Landkarten und Länderbeschreibungen war. Das Gebiet der Naturwissenschaften bearbeiten mit Erfolg mehrere Akademien. Die Royal Society in London, anfänglich ein Privatverein weniger Naturforscher, wurde von Karl II. 1663 als »königliche privilegirte Gesellschaft« inkorporirt. Weltberühmtheit erlangte sie zuerst unter dem Vorsitze Newtons (1703). Die Gesellschaft, welche alle bedeutenden Gelehrten des britischen Weltreichs in sich vereinigt, wird von einem Präsidenten geleitet, welchem ein Rath von 21 Mitgliedern beigegeben ist. Zwei ständige Sekretäre und eine Anzahl Clerks besorgen die Korrespondenzen und andern laufenden Geschäfte. Niemand kann aufgenommen werden, der nicht wenigstens durch 3 Mitglieder in Vorschlag gebracht ist, welche die wissenschaftlichen Verdienste ihres Kandidaten öffent-

lich zur Prüfung mittheilen müssen. Ballotage und eine Stimmenmehrheit von zwei Dritteln entscheidet die Aufnahme. Die regelmäßigen Sitzungen werden im Winterhalbjahre jeden Donnerstag im Somersetpalaste zu London gehalten. Die Gesellschaft gibt die ebenso bekannten als wichtigen »Philosophical Transactions« heraus. Die Royal Society in Edinburg und die Royal Society in Dublin, beide sich hauptsächlich der Kultur der Naturwissenschaften widmend, sind schon erwähnt. Außerdem beschäftigen sich im Auslande mit den mathematischen und Naturwissenschaften folgende akademisch konstituirte Gesellschaften: die Société de physique et d'histoire naturelle zu Genf; die Academia operosorum zu Laibach (gegründet 1693, restaurirt 1781); die Academia Romano-Sociaca in Triest (gestiftet 1803); die Accademia delle Science in Padua (gestiftet 1520, erneuert 1770); die Accademia botanica in Cortona; die »Kaiserliche Gesellschaft für Mineralogie« in Petersburg; die akadem. Gesellschaft naturhistorischer Freunde in Moskau, welche seit 1806 »Mémoires« u. seit 1837 »Bulletins« herausgibt; die Accademia dei Lincei zu Rom (um 1590 gestiftet), deren Mitglied Galilei war; die Societas columbaria zu Florenz (1737); das Institutum scientiarum et artium zu Bologna (1737) u. a. Für Medicin endlich wurde die Leopoldinische A. der Naturforscher 1652 von J. L. Banschius zu Wien unter dem Namen Academia naturae curiosorum gestiftet, welche später zu Ehren Kaiser Leopolds I. den Namen Caesareo-Leopoldina naturae curiosorum &c. annahm und seit 1808 ihren Mittelpunkt in Bonn hatte, dann in Jena und Dresden, worüber noch Streitigkeiten schweben. Ihre werthvollen Schriften erschienen unter mehreren Titeln im Druck: »Miscellanea curiosorum« (1705, 32 Bde.); »Ephemerides« (1722, 10 Theile); »Acta« und »Nova Acta« (seit 1757); daneben »Leopoldina« (seit 1859). Noch befinden sich medicinische Akademien zu Palermo (1645), Venedig (1701), Genf (1715), Paris (1820), wo schon 1731 auch eine A. für Chirurgie errichtet worden war, die aber 1820 mit der medicinischen vereinigt wurde.

Viele andere Gelehrte Gesellschaften (s. d.) sind von den Akademien wenig mehr zu unterscheiden. Ueber die älteren Akademien vgl. Reuß, Allgemeines Repertorium über Abhandlungen &c. der europäischen Akademien und gelehrten Gesellschaften (Gött. 1802 ff.); für die histor.-geograph. Wissenschaften Koner, Repertorium über die 1800—1850 in akadem. Abhandlungen &c. erschienenen Aufsätze (Berl. 1852—56, 2 Bde.).

Akademiestücke (auch Akademien), die Zeichnungen der die Kunstschulen besuchenden Schüler, meist Darstellungen von Köpfen, Füßen, Händen und anderen Körpertheilen, sowie des ganzen menschlichen Körpers in verschiedenen Stellungen, sowohl nach lebenden (Akten) als nach in Gips geformten Vorbildern und Vorlegeblättern ausgeführt.

Akademiker (griech.), Mitglied einer Akademie; akademisch, auf eine Akademie oder Universität bezüglich, dazu gehörig. Akademische Bürger, akademische Freiheit, s. Akademie. Akademische Legion, ein aus Studirenden und sonstigen Angehörigen der Universität gebildetes bewaffnetes Korps, wie deren in den Bewegungen des Jahres 1848 zur Unterstützung der Bürgerwehren in mehreren deutschen Universitätsstädten, namentlich im März 1848 zu Wien sich bildeten.

Akadien (Acadia), älterer Name der britisch-nordamerik. Landschaft Neuschottland, die bis 1713 die franz. Provinz A. bildete.

Akalephen, s. Medusen.

Akali (ind., »die Unsterblichen«), eine Klasse kriegerischer Geistlicher bei den Sikh, Hauptleiter aller Angelegenheiten.

Akanthos, im Alterthum Stadt auf dem schmalsten Theile der Landzunge Akte auf Chalkidike, zwischen dem Strymonischen und Singitischen Meerbusen, erlangte Berühmtheit durch Xerxes, der hier einen Kanal graben ließ, damit seine Flotten nicht genöthigt seien, den Berg Athos zu umschiffen. Der grüne, stellenweise mit Schilf bewachsene Streif heißt bei den Umwohnern noch jetzt Problaka (slaw., »Durchstich«).

Akanthusgewächse, s. v. w. Acanthaceen.

Akardie (griech.), »Unbeherztheit«, Feigheit.

Akarnanien, die westlichste Landschaft des alten Hellas, ein rauhes, wald- und weidereiches Bergland, im O. durch den Acheloos von Aetolien, im N. durch den Ambrakischen Golf von Epiros geschieden und im W. und S. vom Jonischen Meere bespült. Hauptstädte waren Stratos, Alyzia, Anaktorion &c. Auf der Nordwestspitze am genannten Golf lag Aktion (Actium) mit berühmtem Apollotempel. Die alten Akarnanier, benannt nach Akarnan, einem Sohne des Alkmäon aus Argos, der zur Zeit des Trojan. Kriegs die Landschaft kolonisirt haben soll, trieben meist Viehzucht, führten ein Nomadenleben und glichen in Charakter und Sitten überhaupt mehr ihren barbarischen Nachbarn in Epiros, als den Griechen, denen sie erst seit dem Peloponnes. Kriege sich enger anschlossen. Im übrigen zeichneten sie sich durch große Treue und Energie aus und hielten in Kriegszeiten fest zusammen, wie sie auch einen gemeinsamen Gerichtshof zu Olpä hatten. Als alte Feinde der Aetolier kämpften sie später für Philipp III. von Makedonien gegen Rom, unterlagen aber mit bei Kynoskephalä 197 v. Chr. und theilten nach der Eroberung Korinths das allgemeine Schicksal Griechenlands. Das fast verödete Land wurde damals zu Epiros geschlagen. Im Mittelalter bemächtigten sich die Normannen von Italien aus des Landes, und Roger, König von Sicilien, nannte sich »Fürst von A. und Aetolien«. Kaiser Andronikos vereinigte es wieder mit dem byzantin. Reiche, mit dem es unter die Herrschaft der Osmanen kam.

Gegenwärtig bildet A. mit Aetolien (s. d.) vereinigt die nordwestlichste Nomarchie des Königreichs Griechenland, die nördlich an Türkisch-Albanien, westl. und südl. an das Meer, östl. an die Nomarchie Phthiotis und Phokis grenzt und ein Areal von 7833 □Kilom. (142,3 □M.) mit (1870) 121,693 Einw. hat. Diese Doppellandschaft umfaßt die Gebiete des unteren Aspropotamo (Acheloos) und des Phidhari (Euenos) und bildet im N. ein wüstes, von Berghaufen erfülltes, oft schwer zugängliches Hochland, das zu allen Zeiten ein Wohnsitz räuberischer Stämme war. Der Küstensaum, an dem Bergflüsse ihren Schlamm ablagern, ist ein hafenloses ungesundes Vorland. In der Mitte des Landes an den genannten Flüssen und nach dem Golf von Arta hin erstrecken sich fruchtbare, mit Seen besetzte und angebaute Ebenen. Die Bewohner, namentlich der Gebirgsgegenden, sind ein naturwüchsiges Volk von wilden Sitten. Unter ihnen befinden sich auch die räuberischen und gefürchteten Kara-

guni, nomadisirende Kutzo-Walachen, die im Winter aus den nördlicher gelegenen Gebirgsgegenden in Haufen von 50—100 Familien herabkommen und mit ihren Herden am Saume der Wälder lagern. Die Nomarchie zerfällt in 5 Eparchien und hat Missolunghi zur Hauptstadt. Von sonstigen Städten sind Epaktos (Lepanto), Brachori und Vonitza zu nennen.

Akaroïdharz (Botanybaiharz, Nuttharz, Grass-tree-gum), Harze mehrerer Arten der Pflanzengattung Xantorrhoea. Rothes Xantorrhoeaharz, stammt von X. australis *R. Br.*, bildet flache, 2—4 Centim. dicke Stücke, bisweilen von Handgröße, gleicht in Farbe, Strich und Bruchform dem Glaskopf (Rotheisenstein), nur daß es dunkler ist und einen helleren Strich gibt, riecht schwach benzoëartig, schmeckt zimmetähnlich mit einem unangenehmen Beigeschmack und enthält noch zahlreiche organisirte Beimengungen. Das gelbe Harz von X. hastilis *Sm.* bildet rundliche oder längliche, etwa nußgroße Stücke, ist auf frischer Bruchfläche dem Gummigutti ähnlich, überzieht sich an der Luft mit einer matten, tief rothbraunen Schicht, zeigt gleichsam im verkleinerten Maßstabe die Struktur der Mandelbenzoë, riecht ziemlich intensiv benzoëartig, schmeckt aromatisch, schwach kühlend, etwas süßlich und enthält ebenfalls organisirte Beimengungen. Beide Harze lösen sich in Alkohol und Aether; sie enthalten Zimmetsäure, wenig Benzoësäure und ätherisches Oel; das gelbe Harz gibt mit schmelzendem Kali Paraoxybenzoësäure, Protocatechusäure, Brenzkatechin und etwas Resorcin. Beide Harze dienen zum Färben von Firnissen, ihre Harzseifen zur Leimung feinerer Papiere, das gelbe wird namentlich auf Pikrinsäure (durch Kochen mit Salpetersäure) verarbeitet.

Akarpie (griech.), Unfruchtbarkeit.

Akatalektisch (griech., »nicht aufhörend«), vollkommen, vollzählig. Akatalektische Verse (versus acatalecti) sind solche, in denen die Füße oder die Metra, aus welchen sie zusammengesetzt, vollständig enthalten sind; fehlt eine Silbe oder ein Fuß am Ende, so entsteht der katalektische Vers.

Akatharsie (griech.), »Unreinigkeit«, namentlich im Blut.

Akathistos (griech., »nicht im Sitzen«), in der griech. Liturgie eine Hymne auf die Jungfrau Maria, welche am Sonnabend vor dem Sonntag Judica die Nacht hindurch stehend gesungen wird. Man legt derselben eine Wunder wirkende Kraft bei, da im 7. Jahrh. Konstantinopel bei einer Belagerung infolge einer mit dem Bilde der Maria unter Absingung dieses Hymnus abgehaltenen Procession zweimal gerettet worden sein soll.

Akatholiken (griech., »Nichtkatholiken«), die besonders in Oesterreich früher übliche Bezeichnung der nicht katholischen Christen, namentlich der Protestanten, seit der von Kaiser Franz Joseph verkündigten Gleichberechtigung aller Konfessionen officiell nicht mehr gebräuchlich.

Akazie, s. Acacia.

Akbar (»der sehr Große«), eigentlich Dschelal Eddin Mohammed, mongolischer Kaiser in Hindostan von 1556—1605, unter den Herrschern der Großmoguldynastie der größte und berühmteste. Geboren 14. Okt. 1542 zu Amerkot, folgte er seinem Vater Humayun, dem Gründer des Reiches der Mongolen in Hindostan, in einem Alter von 13 Jahren und stand zuerst 3 Jahre lang unter der Vormundschaft seines Wessirs Beiram. In glücklichen Kriegen erwarb er dem Mongolenreiche im O. Bengalen und Behar, im S. Malva und Theile des Dekhan bis an die Godaveri, westlich Guzerat und Sind, im N. Kaschmir. Nach Besiegung aller Feinde und Niederwerfung der zahlreichen inneren Empörungen widmete er der Organisation seines unermeßlichen Reichs die eifrigste Sorge. Seinen Beamten war er ein Schrecken, wie er es früher dem Feinde war, aber dem Volke ein Abgott. Unter seiner langen Regierung gedieh sein Reich zu einem Wohlstande, den es weder vorher gekannt hatte, noch nachher wieder erlangte. Er unterhielt ein stets schlagfertiges Heer von angeblich 600,000 Mann und hatte jährlich über 200 Mill. Thlr. Einkünfte. Agra erhob er zur Residenzstadt. Hier starb er 1605. Ohne Zweifel war er der tüchtigste und staatsklugste Monarch des mongolisch-indischen Kaiserreichs, der mehr seiner Politik als dem Koran folgte. Im Frieden nicht weniger groß, als im Kriege furchtbar, hatte er, gegen die Sitte orientalischer Despoten, das Wohl seiner Unterthanen im Auge, bewies sich als Freund der Wissenschaften und Künste, als Beförderer des Ackerbaues und Handels und übte auch gegen die Bekenner anderer Religionen Duldung. Sein trefflicher Wessir Abul Fazl, 1602 meuchlings ermordet, schrieb eine Geschichte Akbars und eine gründliche und genaue Statistik seines Reichs, eine der wichtigsten Quellen zur innern Kenntnis des Mogulreichs. Beim Dorfe Sikandra, in der Nähe von Agra, ward ihm ein prächtiges Denkmal errichtet.

Akelei (Aglei), Pflanzengattung, s. Aquilegia.

Aken, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Kalbe, an der Elbe, mit (1871) 5556 Einw., welche Fabrikation von Zucker, ätherischen Oelen u. Essenzen (darunter das bekannte »Romershausen'sche Augenwasser«) sowie lebhafte Schiffahrt treiben. Die Stadt ist sehr alt und wurde bereits 450 von den Hunnen verwüstet.

Akenside (spr. ehkenßeid), Mark, engl. Dichter u. Arzt, geb. 9. Nov. 1721 zu Newcastle upon Tyne, studirte, von seinem Vater, einem Fleischer, zum Geistlichen bei den Dissenters bestimmt, 3 Jahre Theologie in Edinburg, dann in Leyden Medicin. Damals veröffentlichte er sein Lehrgedicht »The pleasures of imagination«, welches durch die Pracht der Sprache und die Zartheit der Empfindungen außerordentlichen Beifall fand. Seine erste Odensammlung (1745) stand nicht auf gleicher Höhe. Im Jahre 1751 wurde er Mitglied des königl. Kollegiums der Aerzte zu London, 1759 Arzt am St. Thomashospital, kurz darauf Leibarzt der Königin. Er starb 23. Juni 1770. A. ist auch Verfasser mehrerer medicin. Schriften, unter denen eine lateinische über die Dysenterie (Lond. 1764) besonders gerühmt wird. Die vollständigste Ausgabe seiner poet. Werke erschien Lond. 1804 (letzte Aufl. 1870). A. war eine seltsame Mischung von Pedanterie und Leidenschaftlichkeit, Zartheit und Stolz. Vgl. Bucke, Life, writings and genius of A. (Lond. 1832).

Akephalen (griech.), »kopflose« Mißgeburten. Akephalische Bücher, anfangslose, d. i. solche Bücher, deren Anfang nicht mehr vorhanden ist.

Akephăli (griech., »Hauptlose«), Sekte der Monophysiten, welche sich von ihrem Patriarchen Petrus Mongus lossagte, weil dieser 482 das Henotikon (Vereinigungsedikt) des oström. Kaisers Zeno angenommen hatte; s. Monophysiten.

Akhissar, 1) (auch Kroja), Stadt im türk.

Ejalet Rumili, südlich von Skutari, auf einem Hügel gelegen, hat 3000 türk. Einw., ein festes mittelalterliches Schloß und ist als die ehemalige Residenz Skanderbegs denkwürdig. — 2) Stadt im türk. Vilajet Aïdin in Natolien (Kleinasien), im ehemaligen Lydien, nordöstl. von Smyrna, mit 12,000 Einw., ist das alte Thyatira, wo eine der sieben in der Offenbarung Johannis genannten christl. Kirchen sich befand, und noch jetzt reich an Resten der alten prächtigen Stadt. Hier schlug der röm. Kaiser Valens 366 den Usurpator Procopius, Sultan Murad 1425 den Fürsten von Aïdin.

Akhlath, s. Achlath.

Akhmîm (Akhmym), s. Achmim.

Akiba, Ben Joseph, gelehrter jüdischer Rabbi, Schüler des Rabbi Gamaliel II., Vorsteher der jüdischen Akademie zu Jabne, gehört zu den im Talmud citirten Autoritäten für die traditionellen Zusätze zum Gesetze. Besonders widmete er sich dem Studium der Geheimlehre und gilt als Verfasser des berühmten kabbalistischen Buches Jezirah. Er schloß sich dem Aufstande des Bar Cochba an, wurde von den Römern gefangen und, 120 Jahre alt, auf qualvolle Weise getödtet, indem ihm mit eisernen Hecheln die Haut abgezogen wurde. Sein Grabmal bei Tiberias wurde jüd. Wallfahrtsort.

Akis, Sohn des Faunus und der Nymphe Symäthis, liebte die Galatea und fand Gegenliebe; aber der Kyklop Polyphem überraschte beide, und erzürnt, sich von Galatea verschmäht zu sehen, warf er ein Felsstück auf sie, welches den A. zerschmetterte. Galatea, glücklich entronnen, verwandelte das unter dem Fels hervorfließende Blut in den Fluß A., unter dem wahrscheinlich der heutige Fiume Freddo (d. i. kalter Fluß) zwischen Taormina und Catania auf Sicilien zu verstehen ist, denn schon die Alten heben das kalte Wasser des A. hervor.

Akiurgie (griech., »Arbeit mit spitzem Werkzeug«), derjenige Theil der Chirurgie, der sich mit den sogen. blutigen chirurgischen Operationen beschäftigt, also s. v. w. operative Chirurgie (s. Chirurgie).

Akjerman (Akkerman, slaw. Bjelgorod, »Weißenburg«), Stadt in der südruss. Provinz Bessarabien, am Liman des Dnjestr, hat ein altes Genueser Fort, um das sich die krummen Straßen mit ihren Lehm- u. Schilfhütten ziehen, eine Kaserne und ein Gefängnis mit Säulenhallen, einen Hafen und (1867) 29,609 Einw. (zur Hälfte Europäer), die Weinbau und aus den benachbarten Strandseen bedeutende Salzproduktion treiben. Hier stand einst die miles. Kolonie Tyras, welche den Achilleus als Lokalheros verehrte und später vom Kaiser Severus, wie eine aufgefundene Inschrift besagt, zum Freihafen erklärt ward. Während der Völkerwanderung zerstört, ward die Stadt später von den Genuesen unter dem Namen Mauro Castro wieder aufgebaut und gegen die Angriffe der Türken behauptet, bis 1484 Sultan Bajesid den Platz eroberte. Die Russen nahmen A. zu wiederholten Malen, zuletzt 1806. Politische Berühmtheit erhielt A. durch den zwischen Rußland und der Pforte 6. Okt. 1826 abgeschlossenen Vertrag von A., durch welchen Rußland auf diplomatischem Wege wichtige Zugeständnisse gemacht wurden und dessen Nichterfüllung seitens der Pforte den russisch-türkischen Krieg von 1828 zur Folge hatte.

Akka (in der Bibel Accho, im Mittelalter St. Jean d'Acre), uralte Hafenstadt in Syrien, an einer weiten Bucht des Mittelmeeres, dem Karmelvorgebirge gegenüber, ist Sitz eines griechischen Erzbischofs, hat starke Befestigungen, 6 Moscheen (darunter die schöne Djezzarmoschee), mehrere alte christliche Kirchen, einen wohlversehenen Bazar und etwa 8000 Einw., unter denen sich über 2000 Christen befinden. A. ist ursprünglich eine Niederlassung der Phönikier und blühte schon als bedeutende Handelsstadt zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Hebräer, die sie zum Stammgebiete Ascher schlugen. Unter der Herrschaft der Ptolemäer erhielt die Stadt den Namen Ptolemaïs, kommt bereits im 2. Jahrh. n. Chr. als Bischofssitz vor und erhielt vom Kaiser Claudius das römische Bürgerrecht (Colonia Ptolemaïs). Beim Verfall des römischen Ostreichs theilte A. dessen Schicksale; zur Zeit der Kreuzzüge erhob es sich aber von neuem zu Glanz u. Reichthum und wurde, 1104 von den Kreuzfahrern erobert, der gewöhnliche Sammelplatz der fränkischen Flotten. Es erhielt damals den Namen St. Jean d'Acre von einer jetzt verfallenen Hauptkirche des heil. Johannes. Nachdem A. 83 Jahre unter der Herrschaft des christlichen Abendlandes gestanden, ward es 1187 von Saladin wieder genommen, 1191 von den Deutschen und Engländern abermals erstürmt, wobei sich der bekannte Streit zwischen Richard Löwenherz von England und Herzog Leopold von Oesterreich entspann, der ersteren auf der Rückkehr durch Deutschland in die Gefangenschaft führte. Seit jener Zeit war A. Hauptsitz und letzter Halt der Johanniter, bis 1291 der ägyptische Sultan Alaschraf die Stadt eroberte und verwüstete. Mit ihrem Falle und dem Tode ihrer 60,000 christlichen Bewohner hatte die Frankenmacht in Palästina ein Ende. 1517 fiel A. in die Hände der Türken. Vor Akka's Mauern (1799) erbleichte zum ersten Male Bonaparte's Glücksstern. Vergeblich erschöpfte er alle Mittel der Belagerungskunst; an dem Widerstande, welchen Djezzar Pascha mit Hülfe der Engländer unter Sidney Smith 61 Tage lang leistete, scheiterte sein Plan der Eroberung Syriens. Glücklicher als Bonaparte war 33 Jahre später Ibrahim Pascha, der Sohn des Vicekönigs von Aegypten; er eroberte A. 27. Mai 1832 mit Sturm, und durch den Frieden von Kiutahia (14. Mai 1833) blieb die Stadt in den Händen des Vicekönigs. Infolge des Julivertrags von 1840 aber ward sie von der vereinigten englisch-österreichisch-türkischen Flotte 2 Tage lang bombardirt und 4. Nov. zur Uebergabe gezwungen, wobei der größte Theil der Häuser in Trümmer geschossen wurde. Durch den Neubau wurde A. eine der regelmäßigsten Städte des Orients, blieb aber seitdem nur als Festung wichtig. Der Hafen ist zum Theil versandet, und von seiner frühern Handelsgröße hat A. nichts als einen geringen Verkehr in Baumwolle und Getreide gerettet. Nahe bei A. mündet der Belus, dessen Sand die Phönikier zur Glasverfertigung benutzten.

Akklamation (lat.), »Zuruf«, besonders der des Beifalls, der Freude. Bei den Römern gab es stehende Formeln des Zurufs bei Triumphen, Vermählungen 2c. Auch den Rednern wurde akklamirt. Unter den Kaisern wurden lange, gesangartig vorgetragene Akklamationen voll der niedrigsten Schmeicheleien üblich. Wir kennen Akklamationen des Beifalls und des Tadels; so das französische Vive! und A bas! das englische Hurrah! und For shame! das bei den Deutschen gebräuchliche Vivat! und Pereat! 2c. In der älteren christlichen Kirche wurde nach einer aus dem Heidenthum herübergenommenen Sitte auch während der Predigt

akklamirt, worauf die Reden des Chrysostomos oft hindeuten. Aehnliches geschah noch im Mittelalter. Auch Beschlüsse und Wahlen geschehen »durch A.« (franz. par acclamation, engl. by acclamation), indem man bei der Einmüthigkeit einer berathenden Versammlung die Entscheidung durch gleichzeitigen Zuruf erfolgen läßt, so daß, wenn kein Widerspruch laut wird, der Vorschlag angenommen ist.

Akklimatisation, die Gewöhnung lebender Wesen an die klimatischen Einflüsse eines andern Landes als ihres Geburts- oder Heimatslandes. Die natürliche räumliche Verbreitung der Organismen ist eine sehr ungleiche; während manche auf ein sehr enges Gebiet beschränkt sind und nur in diesem die Bedingungen ihrer Existenz zu finden scheinen (z. B. die Theestaude im äußersten Ostasien), sind andere über weite Strecken verbreitet und gedeihen unter sehr verschiedenen Verhältnissen. Wir wissen nicht, welche Eigenthümlichkeiten der Organisation diese Wesen zu weiter Verbreitung befähigt, jene an bestimmte Lokalitäten fesselt; in vielen Fällen aber handelt es sich nur um die Gelegenheit zur Verbreitung, und die thatsächlichen Grenzen des Vorkommens fallen keineswegs mit den Grenzen der Möglichkeit der Existenz zusammen. Pflanzen mit leichtem Samen, der vom Winde fortgetragen wird, gelangen leichter überall dorthin, wo sie günstige Verhältnisse antreffen, als solche Pflanzen, deren Vermehrung sich schwieriger vollzieht, und wenn nun der Mensch eingreift, so kann er lediglich durch Schaffung von Transportgelegenheit zur weiteren Verbreitung gewisser Organismen — oft sehr gegen seinen Willen — beitragen. So sind nordamerikanische Pflanzen zu uns und europäische nach Neuseeland gekommen und haben sich so energisch verbreitet, daß stellenweise selbst die heimische Flora vor den Fremdlingen zurückweichen mußte. Andere Pflanzen mit sehr ähnlichen natürlichen Verbreitungsverhältnissen zeigen durchaus nicht eine gleiche Verbreitungsfähigkeit, welche ja so oft bei Thieren von der gleichzeitigen Existenz passender Futterpflanzen, bei Pflanzen von dem Vorhandensein die Befruchtung vermittelnder Insekten abhängig ist. Im allgemeinen ist jedem lebenden Wesen ein bestimmtes Gebiet zugewiesen, und nicht selten sehen wir es im Mittelpunkte desselben am vollkommensten und schönsten entwickelt, an den Grenzen des Gebiets dagegen mehr und mehr verkümmern. Die Thätigkeit des Menschen vermag nun in diese Verhältnisse sehr erfolgreich einzugreifen und Pflanzen und Thiere selbst da noch zur Entwickelung zu bringen, wo sie ohne sein Zuthun nimmermehr gedeihen würden. Auch für sich selbst hat der Mensch die Grenzen der Verbreitung weit hinausgeschoben, und zwar so weit, daß man ihm lange Zeit hindurch unter allen Wesen das größte Akklimatisationsvermögen zuschrieb. Man muß aber im Auge behalten, wie weit die Existenz eines lebenden Wesens an einem fremden Orte eine erkünstelte ist. Fast alle unsere Kulturpflanzen würden, sich selbst überlassen, in unseren Wintern zu Grunde gehen; sie sind also keineswegs so vollständig akklimatisirt wie manche Zierpflanzen oder bei uns verwilderte Fremdlinge, und wenn Europäer in den Tropen leben, so geschieht es meist unter sehr gekünstelten Verhältnissen. Es ist Thatsache, daß der Europäer selbst in Nordafrika nicht auszuhalten vermag, wenn er ganz und gar auf sich selbst angewiesen ist; er gedeiht, indem er die eingeborene Bevölkerung für sich arbeiten läßt, und er ist also keineswegs vollständig akklimatisirt. Menschen leben zwar unter allen klimatischen Verhältnissen, aber die Verbreitungsfähigkeit der Rassen ist eine viel beschränktere. Im allgemeinen gewöhnt sich der Mensch leichter an ein kälteres, als an ein heißeres Klima, doch üben auch Rassencharakter, Geschlecht, Alter, Konstitution einen bedeutenden Einfluß aus. Neger akklimatisiren sich leichter als Malayen, Mongolen leichter als Neger, ein geringes Akklimatisationsvermögen besitzt die amerikanische Rasse, das größte die europäische. Allmählicher Uebergang von einem Klima ins andere wird leichter ertragen, als schroffer Wechsel, und die Engländer haben daher ihre für Ostindien bestimmten Truppen zuerst auf den Stationen im Mittelmeere und auf Isle de France an das wärmere Klima zu gewöhnen gesucht. Sehr häufig erzeugt der Wechsel der Klimate eine Reihe mehr oder minder lästiger und gefährlicher Akklimatisationskrankheiten, welche gewöhnlich den Charakter der klimatischen Krankheiten an sich tragen. Bewohner nördlicher Zonen bekommen in den Tropen gelbes Fieber, Leberentzündungen, Gallenruhren rc. Südländer dagegen in nördlichen Gegenden Skropheln, Lungensucht rc. Bei herrschenden Seuchen werden die Einwanderer gewöhnlich am ersten befallen; aber das einmalige Ueberstehen einer solchen Seuche pflegt Schutz gegen eine neue Erkrankung derselben Art zu gewähren. Entsprechend der leichteren Erkrankungsfähigkeit besteht bei den in ein fremdes Klima versetzten Menschen auch eine größere Sterblichkeit. In Batavia stirbt 1 Europäer von 11, 1 Chinese von 29, 1 Japanese von 40, in Guadeloupe und Martinique 1 Weißer von 23—24, 1 Freier von 35. Besondere Regeln, den nachtheiligen Einwirkungen, welche der Wechsel des Klimas hervorbringt, vorzubeugen, lassen sich nicht wohl geben. Im allgemeinen aber thut der neue Ankömmling am besten, sich allmählich diejenige Lebensweise zu eigen zu machen, die in dem Lande herkömmlich ist, welches man bezieht, da sie sich in der Regel durch langjährige Erfahrung bewährt hat. Der Uebergang von der früheren Lebensweise zu der neu anzunehmenden darf jedoch nie zu schnell geschehen, er muß vielmehr gleichen Schritt mit der A. überhaupt halten. Außerdem gilt Mäßigkeit in allen sinnlichen Genüssen für das beste Sicherungsmittel gegen die Nachtheile jeder Ortsvertauschung. Es gibt übrigens gewisse Gegenden, wo eine A. kaum möglich ist: dies sind die sumpfigen Küstenländer, wo schwere Wechselfieber endemisch herrschen. In solchen Gegenden werden fast alle Einwanderer nach kürzerem oder längerem Aufenthalte von dem tödtlichen Klima hinweggerafft. Widersteht aber der Einwanderer auch den Akklimatisationskrankheiten, so macht sich doch häufig genug der Einfluß des fremden Klimas unangenehm geltend. Der Europäer wird in den Tropen blaß, seine Züge bekommen ein gewisses krankhaftes Gepräge, alle Heiterkeit und Frische entweicht, die Bewegungen werden langsam, und die ganze Gestalt nimmt den Charakter träger Ruhe und Indolenz an. Von den Eingewanderten sterben mehr als geboren werden, und nach wenigen Generationen ist der ganze Stamm vernichtet. Eine vollständige A. mit unverminderter Fruchtbarkeit scheint für die Europäer in Australien möglich zu sein. Die höchste Befähigung in allen Klimaten zu leben, zeigen die Juden. Interessant sind die Veränderungen, welche unter dem Einflusse des fremden

Klimas an den Eingewanderten hervortreten. Der Europäer wird in Nordamerika mager, sein Hals wird lang und dünn, und die Haare werden straff, nach einigen Generationen ist der Typus des Yankee vollständig ausgebildet. Ganz ähnliches zeigt sich auch bei den Thieren und Pflanzen, welche sich möglichst den neuen Verhältnissen anzubequemen suchen; Vögel verlegen ihre Brutzeit, die Farbe und das Haarkleid der Säugethiere ändern sich oft sehr bedeutend, und der ganze Charakter des Thieres wird ein anderer. Im allgemeinen darf man die Akklimatisationserfolge, welche bei den Thieren erzielt worden sind, nicht überschätzen, denn von der großen Zahl der Arten hat der Mensch nur sehr wenige als Hausthiere an sich gefesselt, und bei diesen überwiegen die Züchtungsresultate bei weitem. Es ist keineswegs ausgemacht, daß unsere Hausthiere aus sehr viel wärmeren Gegenden stammen; Hund, Schwein und Rind sind aus einheimischen Arten durch Züchtung hervorgegangen, und die übrigen gehörten gleichfalls nicht sehr abweichenden Klimaten an; sie existiren überdies bei uns nur unter dem Schutze des Menschen, während Rind und Pferd in den Pampas vollständig akklimatisirt sind. Auch in Australien sind mehrere europäische Thiere vollständig eingewöhnt und zum Theil verwildert, so besonders mehrere Hirscharten, der Hase, der Pfau, die kalifornische Wachtel, die Lerche, die Drossel, der Buchfink, der Sperling, die Biene u. a.

Viel bedeutender erscheinen die Akklimatisationserfolge bei den Pflanzen; doch darf man nicht übersehen, daß unsere Nutzpflanzen zum bei weitem größten Theil solche sind, welche im Winter als Samen oder Knollen ruhen, und zwar gleichfalls unter künstlichen Verhältnissen. Die Zahl der vollständig akklimatisirten Pflanzen ist nicht sehr groß; zu ihnen gehören mehrere Obstbäume, viele Holzgewächse, in den Mittelmeerländern die Agave ꝛc. Für die landwirtschaftliche Praxis kommt indeß diese vollständige A. wenig in Betracht, ihr genügt es, fremde Thiere und Pflanzen so zu züchten, daß daraus erhebliche Vortheile für den Menschen entstehen. Dies Bestreben, neue Produkte in die Kultur ihrer Länder einzuführen, zeigt sich schon bei den Griechen, mehr noch bei den Römern, und seit der Auffindung des Seewegs nach Ostindien und der Entdeckung Amerika's sind zahlreiche neue Erwerbungen nach Europa gelangt: Reis, Zuckerrohr, Roßkastanie, Baumwolle, Kartoffel, Mais, Tabak, Topinambour, Batate, Agave, Opuntie, Truthahn, Bisamente, Meerschweinchen, Kochenille, Kanarienvogel, Lachtaube, Seidenhase, Goldfisch ꝛc. Die neueren Bestrebungen beginnen mit dem Auftreten der Kartoffelkrankheit, doch ist über Erfolge, wenigstens für unsere Breiten, fast nichts zu berichten. Das einzige wichtige Akklimatisationsresultat der neuesten Zeit ist die Einführung der Baumwolle in Aegypten, Sicilien, Italien, Spanien, Südfrankreich, Dalmatien und Ungarn. Viel glücklicher ist man in Australien gewesen, wo eine große Reihe europäischer Kulturpflanzen mit Erfolg angebaut worden sind und wo mehrere Unkräuter, welche zufällig mit jenen eingeführt wurden, die einheimischen Pflanzen immer mehr zurückdrängen. Die Akklimatisationsvereine, welche es sich zur Aufgabe gemacht haben, neue Pflanzen und Thiere einzuführen, lieferten bis jetzt meist nur interessante naturwissenschaftliche Ergebnisse. Es sind große Hoffnungen geweckt und mit vielem Eifer ist an zahlreichen Orten gearbeitet worden, aber die praktischen Resultate sind sehr gering. Am aussichtsvollsten waren die Züchtungsversuche mit dem Dauw, Renthier, Zebu, Alpaca, der Kaschmirziege, der Trappe und dem Fausthuhn; wirklich werthvoll war die Einführung der italienischen und ägyptischen Biene, während die Versuche mit den neuen Seidenspinnern noch immer zweifelhaft blieben. Auch die Einführung ausländischer Stubenvögel ist erwähnenswerth, weil dieselbe zur Schonung der heimischen Sänger sehr erheblich beiträgt. Von allen Akklimatisationsvereinen ist die Société d'acclimatation in Paris mit ihren Filialen in Algerien, Nancy, Grenoble, unterstützt durch die Marine und die Kolonien und begünstigt durch das schöne Klima Frankreichs, die am besten situirte; die Engländer widmen ihrem Akklimatisationsvereine wenig Beachtung, und dem rührigen Berliner Verein fehlen die Mittel. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Vereine überwiegend negative Resultate haben müssen, aber auch diese sind für die Wissenschaft werthvoll, insofern sie zur Kenntnis der Pflanzen und Thiere beitragen, und nach längerem Wirken dürften die Vereine wohl auch manche werthvolle Bereicherung unserer Landwirtschaft herbeiführen.

Affliniren (lat.), anlehnen, hinneigen.

Affludiren (neulat.), anschließen (einem Schreiben). Afflüsum, Anschluß, Beilage.

Akkolade (franz., »Umarmung«), die Ceremonie bei Aufnahme der Ritter in einen Orden, wobei der Großmeister den Aufzunehmenden umarmte. In der Buchdruckerei heißen Akkoladen die theils aus einem, theils aus mehreren für Verlängerung eingerichteten Stücken bestehenden Klammern (—), welche namentlich beim Satze von Tabellen, Stammbäumen ꝛc. und bei dem von Musiknoten zur Verwendung kommen.

Akkommodation (lat., »Anbequemung«), im allgemeinen das Bestreben, sein eigenes Verhalten den Meinungen, Wünschen, Gewohnheiten und Schwachheiten anderer gemäß einzurichten; insbesondere in der Didaktik die Herablassung des Lehrers zu dem Standpunkte des Schülers. Die Annahme einer A. hat man in älterer und neuerer Zeit bei der Auslegung der Bibel zu Hülfe genommen, um anstößige Stellen derselben zu vertheidigen oder ihren Widerspruch gegen die eigenen Meinungen exegetisch überwinden zu können. Von diesem Auskunftsmittel machten namentlich die Alexandriner und die Rationalisten Gebrauch, und beide hatten sich gegen die Angriffe ihrer Gegner zu vertheidigen, die ihnen vorhielten, daß auf diese Weise nicht nur der objektive Lehrgehalt der Bibel völlig unsicher, sondern auch gegen Jesus und die Apostel der Vorwurf erhoben würde, auf sittlich unzulässige Weise den Irrthum bestätigt zu haben. Für die neuere Theologie ist durch eine objektive geschichtliche Betrachtung der Streit über die Zulässigkeit der Akkommodationstheorie unerheblich geworden.

Akkommodationsvermögen, die Fähigkeit des Auges, mit seinen lichtbrechenden Medien eine solche Veränderung vorzunehmen, daß das Bild von Gegenständen in verschiedener Entfernung immer gleich scharf auf der Nervenhaut des Auges zu Stande kommt. Das Auge vermag sich also der Entfernung der Sehobjekte anzupassen, wie aus folgendem Versuche hervorgeht. Wenn man auf eine Glastafel einen schwarzen Fleck macht und diese Tafel in einer Entfernung von 20—30 Centim. vor die Augen hält,

so vermag man willkürlich den Fleck sowohl, wie die hinter der Glastafel befindlichen Gegenstände zu sehen. Sieht man die Gegenstände hinter der Glastafel deutlich, so verschwimmt der schwarze Fleck und wird undeutlich; umgekehrt erscheinen die Gegenstände hinter der Glastafel verschwommen und undeutlich, sobald wir den schwarzen Fleck betrachten. Das A. hat freilich seine Grenzen, indem es unmöglich ist, scharfe Bilder von solchen Gegenständen zu erlangen, welche einen sehr geringen Abstand vom Auge haben. Seit den Untersuchungen von Cramer und Helmholtz steht es fest, daß die Akkommodation ausschließlich durch Formveränderungen der Krystalllinse erfolgt. Diese werden herbeigeführt durch die Anspannung einer Muskellage im Innern des Auges (Musculus ciliaris oder Tensor chorioideae genannt), welche unabhängig von unserem Willen vor sich geht. Darüber, wie der Ciliarmuskel die Formveränderung der Linse zu Stande bringt, also über den eigentlichen Mechanismus der Akkommodation, wissen wir noch nichts Sicheres. Im Zustande der Ruhe, der Erschlaffung des Akkommodationsmuskels ist das Auge für die Ferne akkommodirt. Durch Anspannung des Ciliarmuskels wird die Krystalllinse mehr gewölbt, namentlich an ihrer vorderen Fläche, ihre Dicke nimmt zu, dadurch wird die Brechkraft des Auges vermehrt, und das Auge ist somit für geringere Distancen des Sehobjekts akkommodirt. Mit der stärksten Wölbung der Linse ist die Grenze der Akkommodation für die Nähe erreicht. Das A. kann auf zweierlei Weise eine krankhafte Veränderung erfahren, nämlich durch Abnormitäten der Krystalllinse und durch Störungen in der Kontraktion des Ciliarmuskels (durch Entzündung, Lähmung, Krampf desselben). Das A. nimmt von der frühen Jugend bis ins Alter fortwährend ab, und zwar in der Weise, daß man die Gegenstände immer mehr vom Auge entfernen muß, wenn man sie deutlich sehen will. Der Grund für diese Erscheinung liegt in einer von Jugend auf graduell fortschreitenden Verminderung der Elasticität der Krystalllinse, wodurch die Fähigkeit derselben, ihre Form zu ändern, abnimmt. Vgl. Nagel, Refraktions- und Akkommodationsanomalien (Tübing. 1866).

Akkommodiren (lat.), anbequemen, anpassen; zurichten, zubereiten; sich anbequemen, sich fügen; sich mit einem über etwas gütlich vergleichen. Akkommodement (franz., spr. -mäng), Ausgleichung von Differenzen; gütlicher Vergleich, z. B. eines insolventen Schuldners mit den Gläubigern.

Akkord (franz., »Zusammenklang«), in der Musik ursprünglich die terzenweise Verbindung von 3, 4, 5 Tönen zu gleichzeitiger Wirkung. Der Ton, auf welchem ein A. errichtet wird, ist der Grundton desselben; über ihm folgt die Terz, dann die Quinte, die Septime, die None. Dieser terzenweise Aufbau ist nicht willkürliche Annahme, sondern beruht auf der Natur, die in den sogen. Aliquottönen (s. d.) jene Tonfolge selbst angibt. Ein A. von 3 Tönen, d. h. eine Verbindung von 2 Terzen, heißt Dreiklang, c e g; ein A. von 4 Tönen (3 Terzen) Septimenakkord, c e g b, nach dem 4. Tone, welcher die Septime des Grundtons ist und durch den er sich vom Dreiklang unterscheidet; endlich ein A. von 5 Tönen (4 Terzen), nach dem hinzutretenden 5. Tone, der None des Grundtons, Nonenakkord, c e g b d. Da nun aber die in Verbindung tretenden Intervalle selbst von verschiedener Größe sein können, so zerfällt jeder der genannten Akkorde wieder in verschiedene Untergattungen. Setzt man auf eine große Terz eine kleine, so entsteht der große oder Durdreiklang, c e g, bestehend aus großer Terz und großer Quinte; setzt man umgekehrt auf eine kleine Terz eine große, so entsteht der kleine oder Molldreiklang, c es g, bestehend aus kleiner Terz und großer Quinte. Verbindet man ferner 2 große Terzen, so erhält man den übermäßigen Dreiklang, c e gis, bestehend aus großer Terz und übermäßiger Quinte, und endlich gibt die Verbindung zweier kleinen Terzen den verminderten Dreiklang, c es ges, bestehend aus kleiner Terz und kleiner Quinte. Die Natur des letzteren ist übrigens zweifelhaft, da er auch ebenso gut oder besser als Septimenakkord mit ausgelassenem Grundton betrachtet werden kann. Er sowohl wie der übermäßige Dreiklang kann nicht selbständig für sich bestehen, sondern erfordert einen nachfolgenden A., eine Auflösung. Der Septimenakkord ist ebenfalls mehrerlei Art. Der wichtigste ist der durch die Naturharmonie selbst gegebene Dominantseptimenakkord, oder schlechthin Dominantakkord, bestehend aus einer großen und 2 kleinen Terzen, oder, vom Grundton aus gezählt, aus großer Terz, großer Quinte und kleiner Septime, c e g b. Seinen Namen führt er davon, daß er stets auf der Oberdominante (d. h. dem 5. Tone) jeder Tonleiter zu finden ist, und zwar in Dur und Moll gleichmäßig (z. B. in C dur u. moll gleichmäßig: g h d f). Er hat das Eigenthümliche, daß er nur in seiner Tonart möglich, d. h. nur aus den Tönen seiner Tonart zu bilden ist, der Dominantakkord von C dur oder moll z. B. nur in C dur oder C moll, in keiner anderen Dur- oder Molltonart. Keineswegs ist dies aber bei anderen Akkorden der Fall, wie z. B. der Dreiklang c e g nicht nur C dur, sondern auch F dur und F moll, G dur und E moll angehören kann; daher denn der Dominantakkord immer das sicherste Kennzeichen der Tonart abgibt. Im Unterschied zum großen und kleinen Dreiklang verlangt der Dominantakkord unbedingt eine Auflösung, d. h. eine Fortschreitung in einen Dreiklang, am naturgemäßesten in den der Tonika, d. h. des Grundtons der Tonleiter, bei g h d f also nach c e g. Erhöht man die kleine Septime des Dominantakkords in die große, so entsteht der große Septimenakkord, g h d fis; und, wenn man statt der großen Terz dieses Akkords die kleine nimmt, der weiche oder Mollseptimenakkord, g b d fis. Von noch zwei andern fälschlich so genannten Septimenakkorden wird weiter unten die Rede sein. Fügt man dem Dominantseptimenakkord noch eine Terz hinzu, so entsteht der Nonenakkord, der, je nachdem die hinzugekommene Terz die große oder die kleine ist, großer (g h d f a) oder kleiner Nonenakkord (g h d f as) genannt wird. Jedes Intervall eines Akkords kann doppelt u. mehrmals genommen werden, ohne daß der A. dadurch sich ändert, also statt c e g: c e g c oder c e g c e g 2c. Auch Auslassungen eines oder einiger Intervalle eines Akkords kommen vor, nur dürfen sie nicht solche Intervalle treffen, die zu den Hauptkennzeichen des Akkords gehören, weil dadurch die Natur desselben zweifelhaft oder verändert würde, wie z. B. die Terz im Dreiklang, die Septime im Septimenakkord 2c. Von besonderer Wirkung ist die Weglassung des Grundtons bei dem Dominantakkord und den Nonenakkorden. Bei jenem entsteht dadurch der sogen. verminderte Dreiklang, aus g h d f: h d f; bei den letzteren wird aus dem großen Nonenakkord ein neuer sogen. Septimen-

akkord ohne besonderen Namen, mit kleiner Terz, Quinte und Septime, aus g h d f a: h d f a, und aus dem kleinen Nonenakkord der sogen. verminderte Septimenakkord, mit kleiner Terz und Quinte und verminderter Septime, aus g h d f as: h d f as, die beide eben nichts sind, als Nonenakkorde ohne Grundton. Wenn die Töne eines Akkords, mit Ausnahme des Grundtons, aus der ursprünglichen terzenweisen Folge heraus in höhere Oktaven verlegt werden, z. B. statt c e g: c g und das höherliegende e, so heißt der A. versetzt, eine Veränderung, die am Wesen desselben nichts ändert. Man unterscheidet dabei gewisse Lagen. Liegt in einem Dreiklang die Verdoppelung des Grundtons (die Oktave desselben) oben, c e g c, so nennt man die Tonstellung erste Lage (Oktavlage) des Akkords; liegt die Terz obenauf, c g e, so heißt dies die zweite Lage (Terzlage); liegt die Quinte obenauf, c e g oder c e c g, dritte Lage (Quintlage). Auffallender wird die Umgestaltung eines Akkords, wenn der Grundton selbst seine Stelle verläßt und aufhört, tiefster Ton des Akkords zu sein. Eine solche Versetzung heißt Umkehrung des Akkords und gibt demselben neue Namen. Wird in einem Dreiklang der Grundton in eine höhere Oktave verlegt, so tritt an seine Stelle als tiefster Ton oder Baß des Akkords entweder die Terz, oder, wird auch diese versetzt, die Quinte. Im ersten Falle entsteht als die erste Umkehrung eines Dreiklangs der Sextakkord, aus c e g: e g c, genannt nach der Sexte e—c; im zweiten Falle, als die zweite Umkehrung, der Quartsextenakkord, g c e, genannt nach der Quarte g—c und der Sexte g—e. Ein Septimenakkord hat außer dem Grundton drei Töne, deren jeder tiefster Ton werden kann, daher drei Umkehrungen. Wird die Terz des ursprünglichen Akkords in den Baß verlegt, so entsteht der Quintsextenakkord, aus g h d f: h d f g, genannt nach der Quinte h—f und der Sexte h—g; liegt die Quinte im Baß, der Terzquartakkord, d f g h, wegen der Terz d—f und der Quarte d—g; wird die Septime tiefster Ton, der Sekundakkord, f g h d, genannt nach der Sekunde f—g. Auf ähnliche Weise können auch Nonenakkorde umgekehrt werden, aber nicht gut ohne Versetzung der Töne, weil diese sonst verwirrend durch einander gerathen. Zu bemerken ist wiederholt, daß nur der Baß oder tiefste Ton des Akkords die Umkehrung entscheidet, die Stellung der übrigen Töne aber gleichgültig ist. Der Dreiklang c e g z. B. wird zum Sextakkord, sobald seine Terz e tiefster Ton des Akkords wird, gleichviel, ob die übrigen Töne in der Reihenfolge g c oder c g folgen. Die Umkehrungsakkorde bezeichnet man doppelt, sowohl nach dem tiefsten Tone, wie nach der Abstammung, so daß z. B. der A. e g c Sextakkord auf e und der Sextakkord des Dreiklangs auf c genannt wird. Die letztere Bezeichnung ist umständlicher, aber lehrreicher; denn sie zeigt, daß die Umkehrung allerdings eine erhebliche und auffallende Erscheinung am A., aber keineswegs eine Veränderung des Akkords ist. Der A. g h d f bleibt Dominantakkord, g sein Grundton, f seine Septime, und alles, was von ihm gesagt wurde, bleibt wahr, es mag nun g oder h oder d oder f tiefster Ton geworden sein. Um durch alle Versetzungen und Umkehrungen hindurch den ursprünglichen A. zu erkennen, legt man die Töne so lange in höhere und tiefere Oktaven, bis sie terzenweise zu stehen kommen und also die ursprüngliche terzenweise Lage des Akkords vor Augen tritt. Mag man nun aber Akkorde unverkehrt (als Grundakkorde), oder umgekehrt (als abgeleitete Akkorde) brauchen, so können sie in enger und weiter Lage, als enge oder weite (zerstreute) Harmonie gesetzt werden. Eng heißt die Harmonie, wenn alle oder doch die meisten Intervalle der Akkorde so nahe wie möglich bei einander stehen, weit, wenn sie mehr auseinander gerückt sind. Der wichtigste Gebrauch der Akkorde besteht aber natürlich in der Verbindung derselben, oder vielmehr in der Bewegung der im A. zusammentretenden Stimmen durch diese Akkorde hindurch. Die wichtigsten Lehren hierüber sind folgende: die Akkorde sollen in der Regel Zusammenhang haben, dieser aber beruht zunächst darauf, daß von einem A. zum andern gemeinschaftliche Töne Verbindung knüpfen. Eine andere Art des Zusammenhangs findet zwischen Akkorden statt, die als tonische Akkorde (d. h. Akkorde auf der Tonika oder dem Grundton) nahverwandter Tonarten angesehen werden können. Ferner sollen gewisse Fortschreitungen in der Regel als falsch vermieden werden, namentlich wenn zwei Stimmen mit einander in Oktaven oder Quinten fortschreiten, wohin jedoch nicht Oktaven zu rechnen sind, die, ohne Zwischentöne, bloß als Verstärkung einer Stimme auftreten, oder Verdoppelung zweier und dreier Stimmen in höheren Oktaven, die sich sogleich als bloß verstärkende Verdoppelung kundgeben. Endlich verlangen in der Regel gewisse Akkorde bestimmte Auflösungen, d. h. Bewegungen einiger oder aller Töne in bestimmte Töne eines andern bestimmten Akkords. Vom Dominantakkord geht in der Regel der Grundton nach der Tonika, die Terz eine Stufe hinauf, die Septime eine Stufe hinab. Septime und Terz behalten auch in den Umkehrungen, sowie im abgeleiteten verminderten Dreiklang und seinen Umkehrungen diese Neigung. Ebenso behalten alle unmittelbar vom Dominantakkord hergeleiteten Septimenakkorde, sowie auch die Nonenakkorde das für jenen bestehende Gesetz; die in letzteren zur Septime hinzukommende None geht mit der Septime einen Schritt abwärts. Der Franzose Rameau hat in seinem »Traité de l'harmonie« (Par. 1722) das erste einigermaßen geordnete Akkordsystem aufgestellt; ihm schloß sich später d'Alembert an. Höheres leisteten die Deutschen Marpurg, Kirnberger und Albrechtsberger. Die wahre Lehre von den Akkorden wurde aber erst in neuerer und neuester Zeit von G. Weber, André und besonders von A. B. Marx begründet.

Akkord (franz.), im allgemeinen s. v. w. Vertrag, Vergleich, Vereinbarung; beim Konkursverfahren s. v. w. Nachlaßvertrag oder theilweiser Erlaß einer Schuld. Wenn nämlich jemand eine verschuldete Erbschaft angetreten hat, oder wenn ein Schuldner ohne eigene Schuld, wie namentlich durch Unglücksfälle, insolvent geworden ist, so kann er die gerichtliche Vorladung aller Gläubiger beantragen, um sich mit denselben wegen ihrer Forderungen im Wege der Güte durch theilweisen Erlaß abzufinden und so dem Konkurs vorzubeugen. Findet die Mehrzahl der Gläubiger (wobei sich jedoch die Majorität nicht nach der Kopfzahl, sondern nach der Größe der Forderungen bestimmt) eine solche Erledigung in ihrem Interesse, wie namentlich dann, wenn voraussichtlich das Konkursverfahren einen großen Theil der vorhandenen Aktivmasse verzehren würde, so ist die Minorität der Gläubiger durch den Majoritätsbeschluß gebunden und werden sämmtliche Forde-

rungen verhältnismäßig gekürzt oder auf einen bestimmten Procentsatz herabgesetzt. Gleichheit der Stimmen entscheidet für das Mildere, also für den Nachlaß. Diese Grundsätze des röm. Rechts sind in Deutschland, obwohl dieselben eigentlich nur für den Fall des Todes des Schuldners gelten, zur gemeinrechtlichen Anwendung gekommen, und zwar in folgender Weise. Der Schuldner hat seine Zahlungsunfähigkeit durch Darlegung des Standes seiner Vermögensverhältnisse darzuthun, die Ursachen des seinerseits unverschuldeten Verfalls derselben nachzuweisen und in einem Nachlaßgesuche Vorschläge zur Befriedigung der Gläubiger zu machen. Erachtet das Gericht diese Vorschläge für zulässig, so werden die Gläubiger peremtorisch und unter der Verwarnung vorgeladen, daß sie im Fall ihres Nichterscheinens für beistimmend angesehen werden sollen. Beim Termine selbst werden nun die einzelnen Gläubiger vernommen, und die Majorität in dem oben angegebenen Sinne entscheidet, ob die Vorschläge des Schuldners angenommen oder verworfen werden sollen. Hierüber wird ein richterliches Dekret erlassen, gegen welches jedoch die gewöhnlichen Rechtsmittel zulässig sind. Nach der preußischen Konkursordnung entscheidet die Mehrheit der Gläubiger über das Zustandekommen des Vergleichs, wobei aber die Gesammtsumme der Forderungen der für den Vergleich stimmenden Gläubiger mindestens drei Viertheile aller zum Mitstimmen berechtigenden Forderungen betragen muß. Der A. gilt dann für alle Forderungen, die davon berührt werden, gleichmäßig; eine ungleiche Bestimmung der Rechte kann nicht ohne Zustimmung der benachtheiligten Gläubiger erfolgen. Ein außergewöhnlicher A. bedarf zur rechtlichen Wirkung der gerichtlichen Bestätigung, welche bei Nichterfüllung der gesetzlichen Vorschriften, oder bei heimlicher Begünstigung eines Gläubigers durch den Gemeinschuldner, oder wenn sonst ein Betrug oder eine Benachtheiligung der Interessen der Gläubiger vorliegen sollte, nicht erfolgt. Bei jedem Vergleiche ist der Gemeinschuldner rechtlich verpflichtet, seinen Gläubigern, sobald seine Vermögensumstände sich wieder genügend gehoben haben, voll nachzuzahlen, wenn diese hierauf nicht ausdrücklich verzichtet haben. In den Ländern des französischen Rechtes ist das Akkordverfahren (concordat) durch Art. 504—526 des Code de commerce, für Frankreich überdies durch Gesetz vom 23. Juli 1856 in Einzelnheiten etwas anders geregelt, wenn auch die leitenden Ideen hier die nämlichen sind wie bei dem gemeinrechtlichen Verfahren. — Bei Vergebung von Arbeiten versteht man unter A. den Vertrag, welcher im voraus die Leistungen und die Gegenleistung für jede Leistungseinheit feststellt. So »verakkordirt« man den Bau von Häusern, die Besorgung von Erdarbeiten, die Herstellung von Meliorationsarbeiten an Unternehmer, welche diese Arbeiten auf ihr Risiko bestellungsgemäß auszuführen oder ausführen zu lassen haben und gewinnen, was sie die Arbeiten weniger, verlieren, was sie dieselben mehr kostet, als die Akkordsumme. Die Vorzüge dieser Vergebungsart im Vergleich mit derjenigen, bei welcher eine vorherige Einigung nicht stattfindet, sind namentlich bei Arbeiten, deren Qualität sich leicht kontrolliren läßt und wenn die Akkorde mit Sachkunde abgefaßt sind, einleuchtend. — In Anwendung auf die Arbeitsmiete heißt A. (auch »Verdung«) die vertragsmäßige Feststellung des Preises für die Leistungseinheit. Man spricht so von Akkordlohn oder Stücklohn, Akkord- oder Stückarbeit, beim Bergbau »Gedingarbeit« genannt, im Gegensatz zum Zeitlohn, zur Zeitlohnarbeit. Anwendbar ist die Akkordlöhnung überall da, wo bestimmte, deutlich unterscheidbare, möglichst gleichartige Leistungseinheiten, deren Vollendung nicht allzu lange Zeit beansprucht, in Frage kommen. Da wo sie möglich ist, führt die Akkordlöhnung zu fleißigerer Arbeit, größerem Verdienst auf Seiten des Arbeiters, verhältnismäßig geringerer Lohnausgabe und Ersparung an Aufsichtskosten auf Seiten des Arbeitgebers. Auch hat die Akkordlöhnung ein viel größeres Berechtigungsgebiet, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Eine unter Umständen sehr zweckmäßige Form des Akkords in diesem Sinne ist der sogen. Gruppenakkord, anwendbar da, wo mehrere oder viele Arbeiter an Einer selbständigen, deutlich unterscheidbaren Leistungseinheit beschäftigt sind und sich gegenseitig in die Hände arbeiten. Man gibt dann der Gruppe die Arbeit in Stücklohn und überläßt ihr die Vertheilung der Summe, welche jedoch nach einem im voraus festgestellten Maßstabe geschehen kann. — Akkordiren, zusammenklingen; übereinstimmen; sich vergleichen, einig werden, ein Abkommen treffen, namentlich im Fall der Zahlungsunfähigkeit mit den Gläubigern. Akkordánt, jemand, der etwas in Akkord übernimmt.

Akkordion (griech.), die allbekannte Hand- oder Ziehharmonika, von Damian in Wien 1829 erfunden.

Akkreditiren (franz.), jemanden bei einem andern beglaubigen oder durch ein Vollmachtschreiben die Gewährleistung für die von einer bestimmten Person innerhalb der Grenzen ihrer Sendung oder ihres Auftrags zu vollziehenden Handlungen übernehmen. So akkreditirt der Regent oder die sonstige Staatsgewalt diplomatische Personen zum Behuf der Ausrichtung allgemein diplomatischer Funktionen oder bestimmter Aufträge an auswärtigen Höfen und Regierungen. Die damit Betrauten, Botschafter, Geschäftsträger, Gesandte, bevollmächtigte Minister ꝛc., pflegen ihre Akkreditive dem auswärtigen Staatsoberhaupt in der ersten feierlichen Audienz (Antrittsaudienz) persönlich zu überreichen.

Akkreditiv (Beglaubigungsschreiben, Kreditbrief), im Handelsverkehr üblich, um dem darin benannten Ueberbringer bei einem auswärtigen Geschäftsfreunde des Ausstellers einen Kredit bis zu einem gewissen Betrage zu eröffnen, für welchen dieser als Hauptschuldner oder doch als Bürge haftet, ihm auch wohl sonst noch Unterstützung mit Rath und That auszuwirken. Akkreditive werden auch die Urkunden genannt, mittels deren ein Gesandter sich an dem Hofe, an welchem er seine Regierung antreten soll, als solcher legitimirt (vgl. Akkreditiren).

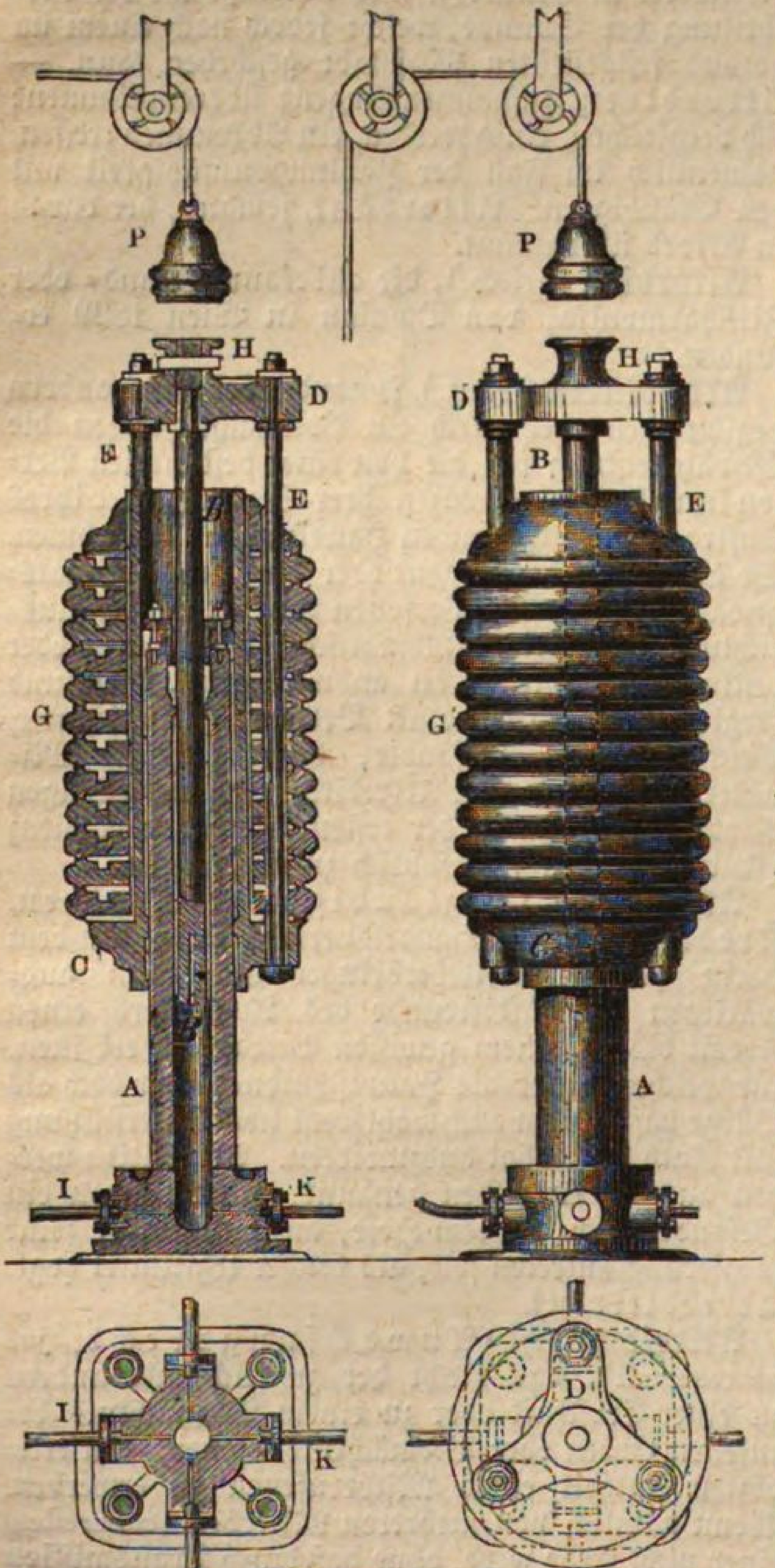
Akkrescenzrecht (Anwachsungsrecht, jus accrescendi), das Recht der zugleich mit andern zu einer Erbschaft oder zu einem Vermächtnis berufenen Erben oder Vermächtnisnehmer, den erledigten Antheil eines Mitberufenen zu erwerben. Wenn nämlich von mehreren Miterben (coheredes) einer nicht Erbe wird, ohne daß durch Transmission der Delation oder durch Substitution ein anderer an seine Stelle tritt, so wächst die so vakant werdende Portion den übrigen Miterben nach Verhältnis ihrer Antheile zu. Diese Akkrescenz findet sowohl bei Intestaterben wie bei Testamentserben

statt und tritt von Rechtswegen (ipso jure), selbst ohne Wissen und wider den Willen der übrigen Erben ein. Die vakante Erbportion akkrescirt so, daß der Erbe, dem sie zufällt, alle darauf haftenden Lasten tragen muß. Andere Voraussetzungen hat das A. bei Vermächtnissen. Wenn nämlich ein Vermächtnisnehmer sein Vermächtnis nicht erwirbt, so bleibt dasselbe in der Regel bei dem Erben, der es auszuzahlen hat, dem Onerirten. Wenn aber mehreren eine und dieselbe Sache vermacht ist (z. B. A und B sollen das Haus aus der Erbschaft als Legat erhalten): collegatarii, so daß sich dieselben in das Legat zu theilen haben, und nun ein Theilhaber wegfällt, so wächst sein Antheil den übrigen Kollegatarien zu, bleibt also nicht bei dem Onerirten.

Akkrimination (lat.), Anschuldigung, Anklage.

Akkubation (Akkubition, lat.), das Sitzen in halb liegender Stellung, namentlich der Alten bei Tisch.

Akkumulatoren, von Armstrong erfundene Apparate, welche zunächst bestimmt waren, das für



Akkumulatoren.

seine Wassersäulenmaschinen erforderliche Wasser unter einem starken Druck zu sammeln und gleichsam für besondere (unterbrochene) Arbeiten vorräthig zu halten. Gewöhnlich besteht ein solcher Akkumulator aus einem senkrecht stehenden Cylinder, in welchen ein mit mächtigen Gewichten belasteter Kolben (dicht wie bei einer Pumpe) taucht, und zwar ist das auf den Kolben wirkende Gewicht in der Regel so groß, daß der auf das Wasser ausgeübte Druck etwa 44 Kilogr. pro □Centim. beträgt. Zum Füllen dieses Kraftmagazins benutzt man Dampfmaschinen, welche Druckwasser in den Cylinder des Akkumulators pumpen und dessen Kolben nebst den Gewichten in die Höhe treiben. Einen sehr kompendiösen und doch wirksamen Akkumulator von Lecointe zeigt unsere Abbildung. A ist der Preßcylinder und B der Kolben; ersterer ist auch außerhalb abgedreht, um der Röhre C als Führung zu dienen, auf deren unteren Ring eine Anzahl Belastungsscheiben G gelegt werden kann. C ist mit B durch 3 Stangen E und den Kreuzkopf D verbunden. Dieser Akkumulator ist für hydraulische Oelpressen bestimmt, er steht zwischen diesen und der Injektionspumpe, und das von letzterer kommende Wasser wird durch das Rohr K eingeführt und ebenso durch die Röhren I I I in die Cylinder der betreffenden Arbeitspresse geleitet. Hat der Kolben B seinen höchsten Hub erreicht, ohne daß die Arbeitspressen ein entsprechendes Wasserquantum verbrauchen, so tritt das Injektionswasser durch eine am untern Ende dieses Kolbens angebrachte Bohrung B′ seitwärts ins Freie, ohne schädlich zu wirken. Beim Aufwärtsgehen des Kolbens stößt die auf dem Kreuzkopf D vorhandene Scheibe H nach entsprechender Zeit an das Gewicht P, wodurch die Auslösung des Saugventils der betreffenden Injektionspumpen bewirkt wird. Der konstant erhaltene Druck bei diesem Akkumulator beträgt 100 Kilogr. pro □Centim. oder fast 100 Atmosphären. Auch bei Hebewerken sind diese A. mit Vortheil angewandt worden. Vgl. Rühlmann, Allgemeine Maschinenlehre, Bd. 1 und 2 (Braunschweig 1862 und 1865); Tellkampf, Hydraulische Hebevorrichtungen in England, in der »Zeitschrift des Architekten- und Ingenieurvereins für Hannover« (1857).

Akkumuliren (lat.), an-, aufhäufen; Akkumulation, An-, Aufhäufung.

Akkurāt (lat.), genau, sorgfältig, pünktlich; Akkuratesse (franz.), Genauigkeit, Sorgfalt, Pünktlichkeit.

Akkusiren (lat.), anklagen, beschuldigen; Akkusāt, der Angeklagte; Akkusation, Anklage; Akkusator, Ankläger.

Akmollinsk, die nordöstlichste und größte Provinz der russ. Kirgisensteppe in Asien, erstreckt sich vom Ulu-Tau und Ischim bis in die Nähe des Irtysch und umfaßt 632,660 □Kilom. (11,490 □M.) mit 226,800 Einw. Der nördliche und südliche Theil enthält Steppen und Wüsten, die Mitte ist Gebirgsland. Hauptflüsse sind der Ischim im N. und der Sary-Su im S., die beide ihr Quellgebiet im O. haben. Auch der größte Theil des Balkhaschsees gehört zu der Provinz. — Der Hauptort A., erst 1862 zur Stadt erhoben, mit (1867) 3130 Einw., hat neuerdings als Sammelplatz der Karawanen aus Taschkend und Bochara für den Handel Bedeutung erlangt. Im Jahre 1866 kamen allein im September über 1500 meist mit Baumwolle beladene Kamele dort an; noch ansehnlicher ist die Zufuhr von Pferden, Rindvieh, Schafen, Schaffellen 2c. Andere wichtige Orte sind Omsk u. Petropawlowsk.

Akne (griech., »Finne«), Hautkrankheit, die durch

Zurückhaltung des Hautschmeers in den Talgdrüsen und Entzündung des Drüsenbalgs, sowie der angrenzenden Lederhaut veranlaßt wird, daher gewöhnlich als Sekretionsanomalie in den Talgdrüsen beginnt und dann in Eiterung und Pustelbildung übergeht. So pflegen die sogen. Komedonen oder Mitesser, durch Retention des verdickten Drüsensekrets entstanden, häufig zu Aknepusteln sich weiter zu bilden und gleichzeitig neben letzteren zu erscheinen (punktirte A.). Die Aknepusteln sind meist isolirt stehende, rothe, fleischige, konische Anschwellungen der Haut, auf deren Spitze sich kleine mit Eiter gefüllte Pusteln erheben. Dieselben kommen vornehmlich an den Stellen, welche reich an Talgdrüsen sind, vor: im Gesicht, auf der Stirn und an den Nasenflügeln, in der Jochbeingegend, auf dem Rücken und der Brust. Die Aknepustel braucht 4—8 Tage zu ihrer Ausbildung; berstet sie und ergießt sie ihren Inhalt, so vertrocknet dieser zu einer dünnen bräunlichen Schuppe, nach deren Abfallen die violettroth gefärbte knotige Erhabenheit der Haut noch eine Zeitlang zurückbleibt und nur sehr langsam verschwindet. Eine schlimmere Abart ist die rosenartige A. (acne rosacea, gutta rosacea), bekannter unter dem Namen Kupferausschlag (s. d.). Die A. kommt bei beiden Geschlechtern vor, am häufigsten in der Blüte und Mitte des Lebens vom 15.—40. Jahre. Blonde Subjekte mit zarter Haut sind dazu am meisten prädisponirt. Bei manchen Individuen kommen im Frühjahre oft die Aknepusteln wie die Sommersprossen zum Vorschein. Verdauungsstörungen und Tafelexcesse begünstigen ihre Entstehung. Die A. spottet oft aller Heilungsversuche. Vor allen Dingen müssen die festen Pfröpfe aus den Talgdrüsen vorsichtig ausgedrückt werden, was etwa durch einen senkrecht auf die Haut aufgesetzten Uhrschlüssel geschehen kann. Dann wendet man kühle Waschungen, namentlich auch Flußbäder, an. Auch Waschungen mit aromatischen und spirituösen Mitteln, Kölnischem Wasser u. dgl., wobei man die Haut des Abends kräftig mit einem etwas rauhen Tuche reibt, sowie aromatische, Schwefel-, Jod- und Dampfdouchen leisten gute Dienste.

Akó, ungar. Weineimer; im Oedenburger Bezirk = 84 Preßburger Halbe = 71,0754 Liter.

Akoimeten (griech., »Schlaflose«), eine Kongregation von Mönchen, die, in einander abwechselnde Chöre getheilt, Tag und Nacht ununterbrochenen Gottesdienst hielten. Ihr Stifter war ein gewisser Alexander im 5. Jahrh.; ihr berühmtestes Kloster Studion bei Konstantinopel. Infolge ihrer Einmischung in die monophysitischen Streitigkeiten gingen die A. als Kongregation schon im 6. Jahrh. ein, aber ihre Einrichtung des Gottesdienstes (assiduus chorus) fand auch anderwärts Nachahmung.

Akolhuer, nordamerikan. Volk vom Stamme der Nahuatlaken, welches um 1150 in Anahuac einwanderte, hier gut aufgenommen ward und mit den einheimischen Chichimeken vollständig verschmolz. Sie begründeten einen blühenden Staat mit der Hauptstadt Tetzcuco, der später in Mejiko aufging; ihr berühmtester König war Netzahualpilli (gest. 1470). Vgl. Mejiko.

Akoluthen (griech., »Begleiter«), in der alten Kirche jüngere Kleriker, welche den Bischof begleiteten und die Geschäfte der heutigen Kirchendiener und Chorknaben zu versehen hatten. Das Amt besteht nur noch nominell in der Stufenleiter der Weihen als Durchgangspunkt zum Priester und bezeichnet die höchste der vier niederen Weihen. Die Symbole der Akoluthenweihe, Leuchter und Weinkännchen, deuten auf die alte Bestimmung hin.

Akomie (griech., »Haarlosigkeit«), Kahlköpfigkeit.

Akotyledonen (griech., »Samenlappenlose«), im Jussieu'schen Pflanzensystem die erste Hauptabtheilung, welche alle diejenigen Pflanzen begreift, die keine Samenlappen (Kotyledonen) haben und von Linné in der 24. Klasse seines Systems als Kryptogamen zusammengefaßt werden, nämlich die Pilze, Algen, Flechten, Laubmoose, Lebermoose und Farnkräuter.

Akribie (griech.), Genauigkeit, Sorgfalt.

Akrisie (griech.), Mangel an Urtheil, Unentschiedenheit; Unbestimmtheit des Krankheitszustandes; akritisch, urtheilslos, unentschieden.

Akrisios, in der griech. Mythe ein König in Argos, der seinen Zwillingsbruder Prötos aus dem Reiche vertrieb, nachmals aber, da sich Amphianax in Lykien des Vertriebenen annahm, die Herrschaft mit ihm theilen mußte. A. ist besonders bekannt durch seine Tochter Danaë, deren Sohn, wie ein Orakel weißagte, ihm einst das Leben rauben werde. Vergeblich war es, daß A. sie unterirdisch in einem ehernen Thurme einschließen und vor allem Umgang mit Männern bewachen ließ; denn Zeus fiel als goldener Regen in der Danaë Schoß, und sie gebar den Perseus. Als A. dies vernahm, ließ er Mutter und Kind in einem hölzernen Kasten dem Meere preis geben; aber der Nachen, statt unterzugehen, landete glücklich auf der Insel Seriphos, wo Danaë mit dem Perseus freundliche Aufnahme fand und letzterer zu einem Helden heranwuchs. Der Orakelspruch ging später dennoch in Erfüllung, indem Perseus den A. beim Spiele mit der Wurfscheibe aus Versehen traf und tödtlich verwundete (s. Perseus).

Akroämatisch (griech., »was zu hören ist«), im allgemeinen Sinne alles, was durch Hören vernommen wird. Die Bedeutung des Worts hat aber im Laufe der Zeit mehrfache Modifikationen erfahren. Die alten Philosophen seit Aristoteles machten häufig einen Unterschied zwischen Lehren, die bloß innerhalb der Schule mündlich fortgepflanzt, nicht durch Schriften zum Gemeingut gemacht werden sollten, und solchen, die für das Publikum bestimmt waren. Die ersteren hießen esoterische, oder, weil sie bloß mündlich mitgetheilt und gehört wurden, akroamatische Lehren. Nur für Eingeweihte bestimmt, waren sie in streng wissenschaftlicher Form abgefaßt, und daher hieß ein akroamatischer Vortrag ein wissenschaftlicher, im Gegensatz zum populären, gemeinfaßlichen. Jetzt versteht man unter akroamatischer Lehrform gewöhnlich die Art des Unterrichts, bei welcher die Schüler nur zuhören, wie bei akadem. Vorlesungen, im Gegensatz zu der erotematischen, sowie der sokratischen und katechetischen Methode der eigentlichen Schulen, wo die Schüler gefragt werden. Im allgemeinen findet die akroamatische Lehrform da ihre Stelle, wo es mehr auf Mittheilung von Kenntnissen, als auf Bildung und Uebung der geistigen Kräfte ankommt; je weniger entwickelt also das Fassungsvermögen der Schüler ist, desto weniger Gebrauch läßt sich von der akroamatischen Lehrart machen. Nur für Universitäten und solche höhere Fachschulen (polytechnische Schulen rc.), welche es mit völlig erwachsenen, durch den Besuch von Gymnasien, Realschulen rc. hinreichend vorgebildeten

Schülern zu thun haben, hat die akroamatische, vortragende Lehrform ihre Berechtigung.

Akrobáten (griech., »Hochgänger«), Luftsteiger, sogen. Künstler, welche auf gespanntem Seile in beträchtlicher Höhe emporsteigen und dabei äquilibristische Künste zeigen, also Seiltänzer.

Akroblasten (griech.), Spitzkeimer, s. Monokotyledonen.

Akrobystía (griech.), Vorhaut.

Akrocholie (griech.), Jähzorn.

Akrographie (griech., die »Hochschreibekunst«), das Hochätzverfahren, s. Hochätzung.

Akrokeraunisches Vorgebirge, die nordwestlichste Spitze der altgriech. Landschaft Epiros, mit welcher das keraunische Gebirge (jetzt Chimära) am Adriatischen Meere endigte. Jetzt Kap Linguetta.

Akrokorinth, die Burg des alten Korinth (s. d.).

Akroleïn, s. Acroleïn.

Akrolithen (griech., »an der Spitze von Stein«), die ältesten Werke der griech. Plastik, Holzpuppen, die theils mit Metallblechen überzogen, theils aus Holz und Stein zusammengesetzt sind und den Uebergang von der Holzschnitzerei zur Marmorbildnerei repräsentiren.

Akromonogramm (griech.), Gedicht, worin jeder Vers mit den Endbuchstaben des vorhergehenden beginnt.

Akromonosyllabíkon (griech.), Gedicht, worin jeder Vers mit der Endsilbe des vorhergehenden beginnt.

Akromphálon (griech.), Nabelbruch.

Akron (spr. ehkr'n), eine 1825 gegründete, aufblühende Stadt im nordamerikan. Staate Ohio, am Vereinigungspunkte des Ohio-Eriekanals mit dem Pennsylvania- und Ohiokanal, mit (1870) 10,006 Einw. In der Nähe finden sich große Mengen von Mineralfarben.

Akronyktisch (akronychisch, griech.), in den Beginn der Nacht fallend (vom Auf- und Untergang der Gestirne).

Akropólis (Akropŏle, griech., »Oberstadt«), Burg, Veste. Durch solche Akropolen, hochgelegene, durch Natur und Kunst befestigte und die Stadt und Umgegend beherrschende Burgen, welche gewöhnlich auch noch andere wichtigere Gebäude, namentlich Tempel, in sich schlossen und bei feindlichen Angriffen als letzte Zufluchtsorte dienten, waren in der Regel die ansehnlicheren griech. Städte geschützt. Am berühmtesten sind die Akropolen von Athen (vorzugsweise A. genannt), Theben (Kadmea), Korinth (Akrokorinth), Messene (Ithome) u. Argos (Larissa).

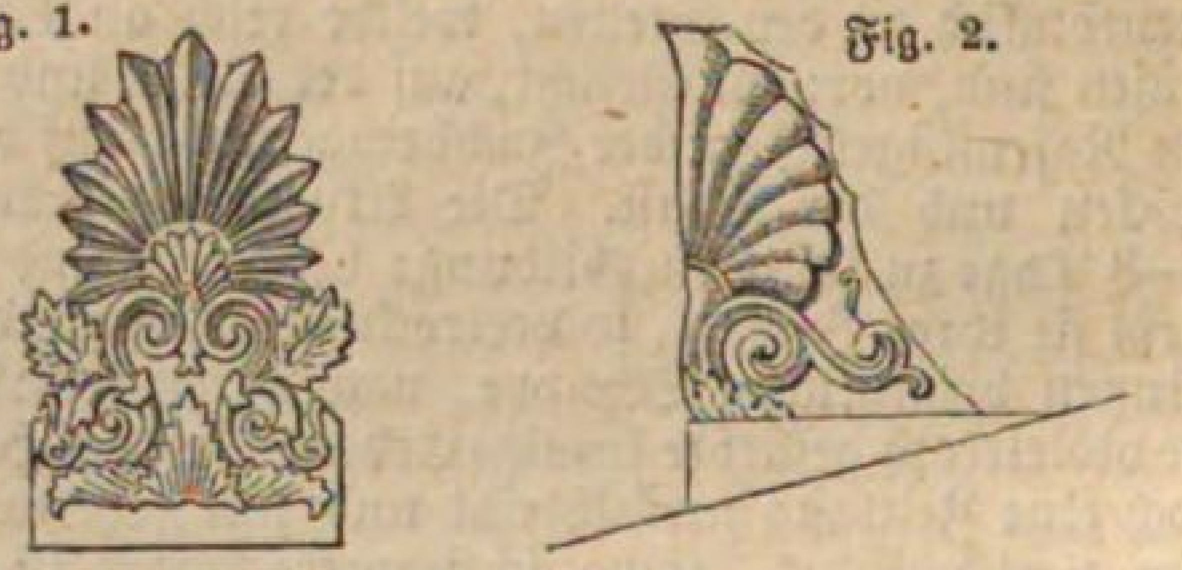
Akrosporen, s. Sporen.

Akrostichon (griech., »Versanfang«), ein Gedicht, bei welchem die Anfangsbuchstaben (seltener die Endbuchstaben) eines jeden Verses zusammengereiht ein Wort oder einen Satz bilden, eine poetische Spielerei, die häufig bei Gelegenheitsgedichten in Anwendung kommt.

Akrostolíon (griech.), der mit Bildwerken verzierte massive Knauf am Vordertheile der Schiffe der Alten.

Akroteríen (griech.), im weitern Sinne bei den Alten die äußersten Theile eines Gegenstandes, z. B. die Schnäbel der Schiffe, die Flügelenden der Nike; im engern Sinne die an den höchsten und tiefsten Punkten der Giebel angebrachten, zur Verdeckung der Firstziegel und Dachrinnen dienenden, unten nach der Neigung des Daches abgeschrägten, oben horizontalen Platten, welche theils unverziert blieben, theils als Unterlagen symbolischer Aufsätze, wie Leiern bei einem Tempel des Apollo und Greifen bei einem Tempel der Minerva dienten, an deren Stelle aber in der spätern Zeit vegetabilische, besonders dem Blatt der Fächerpalme nachgebildete Ornamente (Palmetten), traten, welche als Auflösungen der Ecken des Giebeldreiecks dienten und an den Traufen ein halbes, an den Firsten ein ganzes Blatt enthielten. Dies, sowie auf welche Weise diese Palmetten wieder durch kleinere, elastisch gebogene Blätter und spiralförmig gewundene Ranken mit den A. vermittelt wurden, zeigt der in Fig. 1 dargestellte Traufziegel vom Tempel des Theseus zu Athen und der in Fig. 2 dargestellte Stirnziegel vom

Fig. 1. Fig. 2.



Akroterien.

Tempel der Diana zu Eleusis. Auch in dem aus der griech. Kunst abgeleiteten römischen und Renaissancestile hat man die A. als Bekränzer von Gebäudegiebeln beibehalten und versteht darunter gewöhnlich die ganzen, aus Sockel und Palmette bestehenden Aufsätze. Die in die Kunstindustrie (z. B. auf architektonisch gehaltene Möbel) übertragenen A. dienen gleichfalls zur Charakteristik von Endungen und werden aus animalischen oder vegetabilischen Elementen mehr oder minder stilgemäß zusammengesetzt.

Akrotismus (griech.), das »Streben nach dem Höchsten«; Erforschung der letzten Gründe der Dinge.

Aksákow, 1) Sergéi Timoféjewitsch, russ. Schriftsteller, geb. zu Ufa 1. Okt. 1791, besuchte die Universität zu Kasan, ging 1807 nach Petersburg, wo er mehrere Jahre bei der Gesetzgebungskommission diente, verwaltete seit 1812 eine Zeitlang seine Güter im Gouvernement Orenburg und ließ sich 1826 in Moskau nieder. Von Jugend auf der Literatur zugethan, übersetzte er Molière's »Geizigen«, »Die Männerschule« u. a. ins Russische und schrieb kritische Artikel für verschiedene Zeitschriften, z. B. »Moskowsky Wjestnik«, worin er 1846 auch ein Bruchstück seiner »Familienchronik« veröffentlichte, das zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn zog. Noch mehr geschah dies durch das Werk »Bemerkungen über den Fischfang« (Moskau 1847), das sich durch liebenswürdigen Humor und lebendige Naturschilderung auszeichnet und mehrere Auflagen erlebte. Darauf erschienen die »Memoiren eines Jägers im Gouvernement Orenburg« (Mosk. 1852), worin A. gelungene Schilderungen seiner heimatlichen Steppen und Wälder gibt, und als Fortsetzung derselben die »Erzählungen und Erinnerungen eines Jägers« (das. 1855), sowie »Familienchronik« (das. 1856; deutsch von Raczynski, Leipz. 1858), Aksakows Hauptwerk, das die wirkliche, aber künstlerisch verarbeitete Familiengeschichte dreier Generationen enthält und in anmuthiger Form interessante Aufschlüsse über die Entwickelung der russ. Gesellschaft im Verlauf des letzten Jahrhunderts gibt. Die Fortsetzung des Werkes bilden die »Kinderjahre Bagrows« (Mosk. 1858). A. starb 12. Mai 1859. Eine Auswahl von Aksakows kleineren Schriften erschien Moskau 1858.

2) Konstantin, Sohn des vorigen, ebenfalls als Dichter und Schriftsteller ausgezeichnet, geb. 10. April 1817, besuchte die Universität zu Moskau, schrieb das Lustspiel »Knjas Lupowizkij« (3. Aufl., Leipz. 1861), worin der gesunde Naturalismus des russischen Volks im Gegensatz zu der verkehrten Bildung der höheren Stände dargestellt ist, sowie die dramatische Parodie »Oleg vor Konstantinopel« (Petersb. 1858) und übersetzte verschiedenes von Goethe und Schiller. Die Aufhebung der Leibeigenschaft veranlaßte ihn zu der Schrift »Samjetschania na ustroistwo krestjan« (»Ueber die Bauernemancipation«, Leipz. 1861), die ihn als entschiedenen Anhänger des altslawischen Gemeindesystems erkennen ließ, aber unvollendet blieb. A. starb im Dec. 1860 auf der Insel Zante. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Moskau (1861 2 Bde.). — Sein Bruder Iwan A., seit 1861 Herausgeber des Moskauer Journals »Der Tag« (Denj) mit panslawistischer Tendenz, hat eine anziehende Beschreibung der Jahrmärkte und Messen in der Ukraine (Petersb. 1858) geliefert. Vgl. Bodenstedt, Russische Fragmente (Leipz. 1862, 2 Bde.).

Akschehr (»weiße Stadt«), türk. Stadt in Kleinasien, Vilajet Karaman (Konia), am Nordfuße des Sultan Dagh, ist merkwürdig als das alte Philomelion und als der Ort, wo der gefangene Sultan Bajesid starb (1403). Nördlich der Stadt liegt der See von A. (A.-Göll), je nach der Jahreszeit von sehr wechselnder Größe.

Aksu (»Weißwasser«), Name einer Stadt und eines früher selbständigen Chanats in Ostturkestan, seit 1864 wiederholt Schauplatz der Kämpfe der Mohammedaner und Tunganen gegen die chinesische Oberherrschaft, und 1867 zum Reiche »Ostturkestan« des Mohammed Jakub geschlagen, der in Kaschgar residirt. Hier wird viel Kupfer gewonnen, aber nicht zur Ausfuhr zugelassen, da Turkestan an Geschirren aus diesem Metall arm ist.

Akt (lat.), im allgemeinen s. v. w. Handlung, Verrichtung, z. B. feierlicher A., A. der Gerechtigkeit; insbesondere im Drama ein Hauptabschnitt der Handlung, dessen Schluß durch das Fallen des Vorhangs bezeichnet wird. Insofern jede dramatische Handlung in drei Unterabtheilungen: Auseinandersetzung oder Exposition, die Spitze oder die Höhe der Verwickelung und die Lösung oder Katastrophe, zerfällt, so wäre die Eintheilung in drei Akte die naturgemäßeste. Da indeß die Entwickelung im Verhältnis zur Exposition und Katastrophe bei weitem der reichhaltigere Theil ist und sich meist nicht in Einen A. zusammendrängen läßt, so zerfällt dieselbe in den größeren Stücken in der Regel wieder in drei Theile, so daß das Ganze aus 5 Akten besteht. Schon die Komödien der römischen Dichter Plautus und Terenz haben alle 5 Akte. Einfache, wenig verwickelte Handlungen lassen sich begreiflicherweise auch in 1 oder 2 Akten bequem durchführen, und der Dichter soll sich wohl hüten, mehr Akte zu machen, als die Handlung erfordert oder verträgt. Am Schlusse eines Akts tritt ein Stillstand ein, Zwischenakt genannt, der dem Zuschauer Zeit gönnen soll, des empfangenen Eindrucks sich recht bewußt zu werden und sich auf das folgende in die rechte Stimmung zu versetzen. Abgesehen hiervon machen in größeren Dramen auch äußere Umstände, wie neue Scenirung, Umkleidung der Schauspieler u. dgl., das Eintreten solcher Ruhepunkte nöthig. Der ganz unpassende Name Zwischenakt rührt wahrscheinlich davon her, daß früher, namentlich in den englischen Volkstheatern, in den Pausen von anderen Schauspielern kleine Zwischenstücke oder Tänze aufgeführt wurden, an deren Stelle im heutigen Theater musikalische Produktionen getreten sind. Uebrigens ist es eine Hauptforderung der Dramatik, daß die Akte nicht nach Willkür oder lediglich in Berücksichtigung jener Aeußerlichkeiten gemacht, sondern durch innere Nothwendigkeit geboten seien. Jeder einzelne A. soll für sich eine Art Ganzes bilden, zugleich aber auch wieder ein Glied, das erst in Verbindung mit anderen Gliedern, d. i. mit den übrigen Akten, einen lebendigen Organismus ausmacht. Wiewohl also jeder A. schon an und für sich dem Zuschauer eine gewisse Befriedigung gewähren soll, so darf er doch die Spannung desselben auf die weitere Entwickelung nicht schwächen, sondern soll sie vielmehr noch steigern. Mehr als 5 Akte kommen selten vor und lassen sich, als mit der dramatischen Einheit unvereinbar, schwerlich auf Grund innerer und organischer Verhältnisse rechtfertigen. Wenn der Stoff von solchem Umfang ist, daß ihn der Dichter in 5 Akten nicht unterbringen zu können meint, so hängt er ein Vor- oder Nachspiel an. In 4 Akte läßt sich ein dramatischer Stoff naturgemäß u. mit innerer Nothwendigkeit nicht wohl zerlegen, wiewohl es öfters geschieht; dagegen ist das einaktige Lustspiel eine Gattung des Dramas, welche sich für beschränktere Stoffe trefflich eignet. In älteren deutschen Stücken ist der Ausdruck A. wörtlich durch Handlung wiedergegeben; in anderen findet man Aufzug, vom Aufziehen des Vorhangs beim Beginn jedes Akts hergenommen. — In der bildenden Kunst versteht man unter A. sowohl die Stellung, in welche man ein lebendes Modell bringt, um Studien danach zu machen, wie auch die nach demselben gefertigte Zeichnung.

Aktäon, Sohn des Aristäos und einer Tochter des Kadmos, von Theben, Zögling des Kentauren Chiron, der ihn besonders in der Kunst zu jagen unterrichtete, welcher A. mit großem Eifer oblag. Als er einst beim Jagen in einem Thale bei Platää die Göttin Artemis traf, die eben mit ihren Nymphen im parthenischen Quell badete, und von ihrem Anblick gefesselt sie belauschte, bespritzte ihn die Göttin mit dem Wasser der Quelle, worauf A. in einen Hirsch verwandelt, von seinen eigenen Hunden gejagt und auf dem Kithäron zerrissen wurde. Heulend suchten die Hunde dann ihren Herrn im ganzen Lande und wurden erst in Chirons Höhle, wo sie sein Bild sahen, beschwichtigt. Die Mythe läßt das Herbe im Charakter der Artemis, das W. v. Humboldt in seinem Aufsatz »Die männliche und die weibliche Form« hervorhebt, sehr stark hervortreten; von der alten und neuen Malerei und Plastik wurde der Gegenstand sehr häufig behandelt.

Akte (lat.), Beschluß, namentlich die Urkunde eines solchen, besonders in der englischen (s. Act) und in der französischen (s. Acte) Rechtssprache gebräuchlich. Im Deutschen wird das Wort A. seltener, und zwar nur als Bezeichnung derjenigen Urkunden gebraucht, in welchen die staatsrechtlichen Resultate diplomatischer Konferenzen niedergelegt werden, z. B. die deutsche Bundesakte, die Wiener Schlußakte. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter A. ein, sei es von öffentlichen Behörden, sei es von Privaten aufgenommenes Schriftstück, wohl auch ein Konvolut mehrerer solcher Schriftstücke.

Akten (lat.), im allgemeinen alle Sammlungen von Schriften, welche auf einen Gegenstand

des Staats- oder Privatlebens sich beziehen; insbesondere die gesammelten Schriften von Verhandlungen, welche vor Behörden in der Verwaltung oder Rechtspflege stattgefunden haben. Die einzelnen Gattungen der A. werden namentlich nach der Behörde, von welcher sie ergehen (z. B. Rathsakten, Gerichtsakten, welche letzteren man übrigens auch im engern Sinne als A. schlechtweg zu bezeichnen pflegt), vorzugsweise aber nach ihrem Gegenstande (z. B. Proceßakten, Civilproceßakten, A. der freiwilligen Gerichtsbarkeit, Grundakten, Hypothekenakten, Nachlaßakten) benannt. Den von Staatsbehörden angelegten (*öffentlichen*) A. setzt man die *Manual-* oder *Privatakten* der Parteien und Sachwalter entgegen. Der Anwalt einer Partei ist berechtigt, diese Manualakten so lange zurückzubehalten, bis er von derselben wegen seiner Deserviten und Auslagen befriedigt worden ist (*Aktenretention*). Heutzutage pflegt man die A. zweckmäßig in der Weise einzurichten, daß die zu einem Aktenbande (Aktenfascikel) gehörigen Stücke in Folio in chronologischer Ordnung zusammengeheftet und die Blätter, seltener die Seiten, mit fortlaufenden Zahlen versehen (foliirt, paginirt) werden. In einzelnen Ländern, z. B. in Oesterreich, sind auch noch vielfach die ungehefteten oder sogen. Zettelakten gebräuchlich, welche in den Umschlag oder bei größerem Umfange in einen Karton lose eingelegt werden. Das erste Aktenblatt enthält häufig ein Inhaltsverzeichnis (Aktendesignation), und jeder Fascikel ist mit einem Umschlag (Tektur) versehen, worauf das Rubrum, d. i. der Name des Gerichts, resp. des sonstigen Akteninhabers, der Parteien oder (bei Kriminalakten) des Angeschuldigten und der Betreff der Sache, angegeben wird. Diejenigen Schriften, welche von dem Akteninhaber ausgehen, bleiben im Koncept bei der Aktensammlung, diejenigen Stücke aber, welche von anderen Personen oder Behörden ausgehen, werden im Original dazu gebracht. Werden ausnahmsweise (wie in der Regel bei Urkunden) die Originale zurückgegeben, so sind beglaubigte Abschriften bei den Akten zurückzubehalten. Auf den einzelnen Aktenstücken, welche von dem Inhaber ausgehen, muß die Zeit des Abgangs und bei andern die Zeit des Eingangs genau zu den A. bemerkt werden. Bei Angelegenheiten, die voraussichtlich einen größeren Umfang erreichen, insbesondere bei Konkursprocessen, macht sich in der Regel die gleichzeitige Anlegung mehrerer Aktenfascikel nothwendig, die man als *Generalakten* und *Specialakten* und letztere wiederum nach den verschiedenen Gegenständen oder Personen zu unterscheiden pflegt. Zuweilen stellt sich erst später heraus, daß die Anlegung besonderer Aktenstücke zweckmäßig oder nothwendig wird; in diesem Falle hebt man entweder die auf den betreffenden Gegenstand bezüglichen einzelnen Aktenblätter aus den allgemeinen A. wieder aus und bringt sie so im Originale zu dem besonders anzulegenden Aktenbande, oder man nimmt, falls jenes nicht mehr thunlich ist, zu dem besonderen Aktenstücke eine beglaubigte Abschrift von den zu den allgemeinen A. gebrachten Sachen. Erklärt der Richter, daß alles zu den A. gebracht sei, was für den dermaligen Proceßabschnitt, z. B. für das erste Verfahren, das Beweisverfahren, erfordert werde, so heißt diese Erklärung *Aktenschluß*. Die Parteien und sonst bei einem bürgerlichen Rechtsstreit Interessirten sind berechtigt, im Gerichtslokal und im Beisein einer verpflichteten Person die Gerichtsakten zu lesen (*Akteneinsicht*), erhalten dieselben wohl auch, wenn kein besonderes Bedenken obwaltet, in ihre Wohnung mitgetheilt (*Aktenkommunikation*), ja die Parteien werden sogar, wenn die A. zur Urtheilsfällung versendet werden (s. *Aktenversendung*), vor Gericht geladen, um sich durch Akteneinsicht von der Vollständigkeit und Ordnung derselben zu überzeugen, worauf die A. in ihrer Gegenwart eingepackt und versiegelt werden (*Akteninrotulation*). Ebenso geschieht die Entsiegelung der von dem Spruchkollegium zurückgesendeten A. (*Aktenerrotulation*). Händigt eine Partei ihre Manualakten an die Gegenpartei oder, z. B. behufs der Wiederherstellung verlorener oder beschädigter öffentlicher A. (*Aktenredintegration*), an das Gericht aus, so nennt man dies *Aktenedition*, und überschickt ein Untergericht seine A. an das ihm vorgesetzte Obergericht, so heißt dies *Akteneinsendung*, die auf Befehl des letzteren geschehen kann (*Aktenavokation*). Werden den eine Sache betreffenden A. andere mit derselben in irgend einer Verbindung stehende A., z. B. des bessern Verständnisses halber, beigelegt, so findet *Aktenadjunktion* statt. Das Princip der *Aktenmäßigkeit*, wonach auch alle mündlichen Verhandlungen in protokollarischer Form in die A. aufzunehmen waren und welchem die Reichskammergerichtsordnung von 1555 für Deutschland allgemeine gesetzliche Gültigkeit verlieh, hat in der neuesten Zeit durch Einführung der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege bedeutende Beschränkung erfahren.

Aktenversendung, die Verschickung der in einem Civil- oder Kriminalproceß geführten Akten behufs der Erkenntnisfällung an einen Schöffenstuhl oder an eine Juristenfakultät. In den früheren Zeiten des deutschen Rechtslebens, wo Unwissenheit und Uebereilung rechtsunkundiger Richter nicht selten zu den gröbsten Verstößen gegen Recht und Gerechtigkeit führten und namentlich die Strafrechtspflege wahrhaft schrecklich verwaltet wurde, fand man einen Ausweg zur Herbeiführung besserer Urtheilsfällung darin, daß man die Akten der Gerichte in bürgerlichen Rechtssachen sowohl, wie in Strafrechtsfällen behufs der Abfassung von Erkenntnissen an auswärtige Juristenfakultäten und Schöffenstühle sandte. Diese Art des Rechtsprechens, welche außerhalb Deutschlands ganz unbekannt ist, kam vornehmlich in der Zeit, in welcher das römische Recht in Deutschland an Ansehen mehr und mehr gewann und die Processe verwickelter wurden, zur Anwendung, und die Kriminalgerichtsordnung Kaiser Karls V., die sogen. Carolina von 1532, hat die A. in Kriminalsachen für alle zweifelhaften Fälle ausdrücklich vorgeschrieben. In Civilsachen kam aber die A. namentlich dadurch immer mehr in Aufnahme, daß die einzelnen deutschen Staaten sich von der Kompetenz der obersten Reichsgerichte unabhängiger zu machen strebten, ohne daß sie, besonders die kleineren, den nöthigen Instanzenzug durch eigene Gerichte hätten herstellen können. Der Reichsdeputationsabschied von 1600 gestattete die Revision und Versendung der Akten an eine auswärtige Juristenfakultät oder an einen auswärtigen Schöffenstuhl in allen Fällen, in welchen keine Berufung an die Reichsgerichte stattfand. Jede Partei ist nach gemeinem Rechte befugt, A. auf ihre Kosten zu begehren; der Richter kann sie aber auch

von Amtswegen und dann auf aller streitenden Theile Kosten verfügen, ohne daß es einer von diesen sich verbitten kann. Die Wahl des Schöffenstuhls oder der Juristenfakultät steht in beiden Fällen nur dem Richter zu; die Parteien haben nur das Recht, einige solcher Spruchstellen auszuschließen (jus eximendi), und erst bei der Urtheilseröffnung sollen sie erfahren, welches Spruchkollegium erkannt hat. Noch in neuerer Zeit hat man die Versendung der Akten an auswärtige Juristenfakultäten sowohl wegen der dadurch der Rechtspflege gesicherten Unabhängigkeit, wie zwischen Theorie und Praxis vermittelten Wechselwirkung sehr das Wort geredet. Doch ist nicht in Abrede zu stellen, daß, wie einestheils das Institut bei der zweckmäßigeren Besetzung der Gerichte entbehrlich geworden ist, es anderntheils auch manches Bedenkliche hat, da es der Bequemlichkeit der Unterrichter Vorschub leistet und die organische Herausbildung einer gerichtlichen Praxis, welche eine sorgfältige Erkenntnisfällung seitens der gewöhnlichen kompetenten Gerichte zur Voraussetzung hat, hindert. In Preußen, Bayern und Oesterreich wurde die A. schon gegen das Ende des 18. Jahrh. beseitigt und später in den meisten deutschen Staaten theils ganz abgeschafft, theils sehr beschränkt. Im Jahre 1835 untersagte ein Bundesbeschluß die A. an auswärtige Spruchkollegien in Kriminal- und Polizeisachen.

Aktie und Aktiengesellschaft. Unter den Erwerbsgesellschaftsformen, welche das Bedürfnis der Bewältigung großer wirtschaftlicher Unternehmungen, für die es einzelnen an den genügenden Mitteln fehlt, oder in denen einzelnen, besonders kapitalmächtigen, Unternehmern Konkurrenz gemacht werden soll, im Laufe der Jahrhunderte ins Leben gerufen hat, spielen die Aktiengesellschaften ebensowohl hinsichtlich ihrer Verbreitung, wie hinsichtlich der Mannigfaltigkeit ihrer Anwendung und der Großartigkeit ihrer Leistungen eine hervorragende Rolle. Diese Formen unterscheiden sich ebensowohl in ihrer wirtschaftlichen Natur wie in ihrer rechtlichen Ausbildung in dreierlei Richtung von einander. Die einen haben ein gesondertes, selbständiges, für sich bestehendes Gesellschaftsvermögen, die anderen nicht. Bei den einen ist die Art wie und die Grenze, bis zu welcher die Genossen der Gesellschaft für die Verbindlichkeiten der letzteren haften, gänzlich anders geregelt, als bei den anderen. Endlich ist bei den einen die Verfassung sehr einfach, bei den anderen komplicirt und schwerfällig. Die Kombination dieser drei Punkte kann eine sehr verschiedenartige sein. Zu den bis jetzt ausgebildeten etwa später hinzutretende angeblich neue Erwerbsgesellschaftsformen werden eben nicht wesentlich neu sein, wenn sie sich nicht in einer der angedeuteten Richtungen oder in allen wesentlich von den bestehenden unterscheiden. Die Aktiengesellschaft hat ein gesondertes, selbständiges Gesellschaftsvermögen. Dasselbe entsteht zunächst aus den Beiträgen der Gesellschafter (Aktionäre). Diese Beiträge sind gleiche, aliquote Theile des Gesellschafts-(Aktien-)Kapitals. Sie repräsentiren in einem gegebenen Moment entweder alles, was der einzelne vertragsmäßig an die Gesellschaft zu leisten hat — dies ist der Fall der Volleinzahlung —, oder nur einen Theil der Schuldigkeit des einzelnen — dies ist der Fall der Theilzahlung. Ueber die geleisteten Zahlungen der Gesellschafter werden Dokumente ausgegeben, welche Aktien (franz. action, engl. share) heißen, wenn die Antheile der einzelnen Gesellschafter voll eingezahlt sind, und Interimsaktien, wenn nur eine Quote der vertragsmäßig normirten Antheile eingezahlt ist. Die Aktien können auf den Namen oder auf den Inhaber lauten. In beiden Fällen pflegt der Inhaber ungehindert zu sein in der Veräußerung, wenn im ersteren Falle dieses Recht auch an die Genehmigung der Verwaltungsorgane der Gesellschaft gebunden zu sein pflegt und mit der Uebertragung auch eine Ueberschreibung auf den Namen des Erwerbers (in den Aktienlisten und auf den Dokumenten selbst, wo diese Ueberschreibung gewöhnlich durch Indossement geschieht) erfolgen muß. Das durch die Beiträge der Aktionäre gebildete Gesellschaftsvermögen kann nun selbstverständlich in einem gegebenen Momente in ganz anderen Objekten, als in Geldsummen, es kann in Grundstücken, Häusern, Maschinen, Rohstoffen, Hülfsstoffen 2c. bestehen; es kann durch die Geschäfte der Gesellschaft wachsen und sich vermindern; immer ist der einzelne Gesellschafter daran betheiligt pro rata seiner Aktie oder seiner mehreren Aktien. Wer 5 Aktien, je über 1000 lautend, besitzt, ausgegeben von einer Aktiengesellschaft, welche deren 3000, je über 1000 lautend, emittirte, ist an dem heute zu 6 Mill. veranschlagten Vermögen der Aktiengesellschaft mit $^1/_{600}$ oder mit 10,000 betheiligt. Sobald das Vermögen auf $1^1/_2$ Mill. sänke, wäre seine Betheiligung ebenfalls $^1/_{600}$ oder = 2500. Es haftet bei der Aktiengesellschaft für die Gesellschaftsverbindlichkeiten lediglich das selbständige, aus der Bilanz der Gesellschaftsbuchführung ersichtliche Gesellschaftsvermögen. Der einzelne Aktionär haftet mit seinem Vermögen nicht, insoweit er es nicht für die Zwecke der Gesellschaft beigesteuert, »drangewagt« hat. Aber andrerseits hat er auch keinerlei Ansprüche an das Gesellschaftsvermögen. Wenn das letztere gänzlich verschuldet wäre und es zur Liquidation käme, so müßte er ruhig zusehen, daß die Gläubiger, wenn möglich bis auf Heller und Pfennig, befriedigt werden, während er leer ausginge. Die formelle, verfassungsmäßige Beschränkung der Geschäftsführung wächst bei den verschiedenen Erwerbsgesellschaften in dem Maße, als die rechtliche Natur der Gesellschaft das eigentlich ausführende Organ von der materiellen Verantwortung entlastet. Bei der Aktiengesellschaft, bei welcher kein Gesellschafter unbeschränkt, mit seiner ganzen vermögensrechtlichen Persönlichkeit, für die Gesammtverbindlichkeiten einzutreten hat, und die verwaltenden wie die nichtverwaltenden Mitglieder nie mehr, als einen einmal »darangewagten« Theil ihres Vermögens verlieren können, liegt die Versuchung zu einer kühnen, wagenden, selbst leichtfertigen Geschäftsführung an sich um so näher, je leichter sich günstige Resultate solcher Geschäftsbehandlung dem Gedächtnisse einprägen und je leichter ungünstige Ergebnisse eines solchen Verfahrens vergessen werden. Hier, wo das vermögensrechtliche Band zwischen dem einzelnen Betheiligten und dem Unternehmen, an dem er sich betheiligte, in der Regel ein sehr lockeres ist, um so lockerer, da ja jeder Aktionär durch Veräußerung seiner Aktie jeder Zeit sich gänzlich von der Gesellschaft lösen kann, müssen wenigstens durch die Verfassung einige Garantien gegen die Gefahren der Verwirtschaftung des Gesellschaftsvermögens gegeben werden. Daher ist denn auch die Verfassung der Aktiengesellschaft komplicirter, als die jeder anderen Erwerbsgesellschaft, vielleicht mit einziger

Ausnahme der Kommandit-Aktiengesellschaft (s. d.). Der Generalversammlung der Aktionäre pflegt nach dem Gesellschaftsvertrage außer den in Frage kommenden Abänderungen des letzteren die Entscheidung über alle wichtigeren, tiefer einschneidenden Grundsätze der Geschäftsbehandlung, ferner die Wahl der Aufsichtsbehörde, die Prüfung des gesammten Betriebes, die Abhör der Rechnungen, die Verfügung über den Reingewinn, die Beschlußfassung über die Deckung von Verlusten ꝛc. obzuliegen. Der Aufsichts- oder Verwaltungsrath (s. d.) hat die Beschlüsse der Generalversammlung auszuführen, und ihm steht die Oberleitung der Geschäfte zu; seine Aufgabe ist es in der Regel, die eigentlich geschäftsbesorgenden Beamten anzustellen und zu überwachen. Diese (Direktion, Direktoren) pflegen in allen wichtigeren Entscheidungen an die Genehmigung des Aufsichtsrathes gebunden zu sein. Trotz solcher Komplikation der Verfassung, die augenfällig wird, wenn man die Aktiengesellschaft z. B. mit der offenen oder der Kommandit- oder der stillen Gesellschaft vergleicht, kann bei der Aktiengesellschaft selbst, wenn alle Gesellschaftsorgane formell ihre Schuldigkeit ganz gewissenhaft thun, leichter, als bei anderen Formen mit den Interessen der Gesammtheit ein gefährliches Spiel getrieben werden. Und andrerseits läßt die unerläßliche formelle, verfassungsmäßige Beschränkung der Exekutive die Aktiengesellschaft als ungeeignet für alle diejenigen Unternehmungen erscheinen, welche nur bei großer Beweglichkeit und Unabhängigkeit des leitenden Organs, bei der Möglichkeit rascher Entschließung und energischen Eingreifens des Leiters gedeihen. Nur gar zu oft hat man durch die vergleichsweise Leichtigkeit des Zustandebringens einer Aktiengesellschaft — gerade der Umstand, daß die Aktionäre nur einen Theil ihres Vermögens daranzuwagen brauchen, erklärt diese Leichtigkeit zur Genüge — sich verführen lassen, diese Form für Unternehmungen zu wählen, für welche sie ihrer inneren Natur nach durchaus nicht paßt. Gesetzliche Beschränkungen ihrer Anwendbarkeit waren, wo sie vorkamen, keineswegs aus Erwägungen dieser Art hervorgegangen. Wenn z. B. das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch Aktien- ebenso wie anderen Handelsgesellschaften die Rechtsfähigkeit bisher nur dann zusprach, wenn sie sich mit Handelsgeschäften im Sinne der Art. 271 und 272 befaßten, wenn es den Betrieb gewisser Gewerbe, wie z. B. der Land- und Forstwirtschaft, durch eine Aktiengesellschaft thatsächlich unmöglich machte: so lag das leitende Motiv dieser Beschränkung keineswegs in der Erwägung, daß solche Gewerbe für den Betrieb durch eine Aktiengesellschaft nicht geeignet seien, sondern in der engherzigen Definition des Begriffes der Handelsgeschäfte und in der Beschränkung des Kompetenzkreises des Gesetzes auf den so willkürlich eingeengten Kreis, oder, wenn man noch weiter gehen will, in der unhaltbaren, nur historisch verständlichen Gegenüberstellung von bürgerlichem und Handelsrecht. Jene Beschränkung ist — beiläufig bemerkt — erst durch das Norddeutsche Bundes- (jetzt Reichs-)Gesetz vom 11. Juni 1870, betreffend die Kommanditgesellschaften auf Aktien und die Aktiengesellschaften, wenigstens in Betreff dieser beiden Erwerbsgesellschaftsformen beseitigt worden. Im § 1 dieses Gesetzes heißt es zu Art. 208 des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuchs: »Eine Aktiengesellschaft gilt als Handelsgesellschaft«, d. h. ist rechtsfähig, wird in das Handelsregister aufgenommen, »auch wenn der Gegenstand des Unternehmens nicht in Handelsgeschäften (nämlich im Sinne der Art. 271, 272 des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches) besteht«. Wenn ferner bisher verschiedentlich in Deutschland der Staatsregierung die Genehmigung zur Errichtung von Aktiengesellschaften landesgesetzlich vorbehalten war — eine Beschränkung, die ebenfalls durch das erwähnte Reichsgesetz (§ 2) aufgehoben ist —, so lag auch der legislativ-politische Grund dieser Bestimmung nicht in der Besorgnis, daß die Aktiengesellschaft auf Geschäfte angewendet werden könne, die dieser Form innerlich widerstreben, sondern in einer freilich ungegründeten Besorgnis vor einer durch die Aktiengesellschaften ermöglichten übermäßigen Koncentrirung großer Kapitalien in einzelnen Unternehmungen. Diese Genehmigung ist versagt worden, wo es sich um Unternehmungen handelte, welche ihrer inneren Natur nach für die Aktiengesellschaft vollkommen geeignet waren, und sie ist ertheilt worden zur Errichtung von Aktiengesellschaften für dieser Form innerlich durchaus widerstrebende Unternehmungen. — Der Geschäftskreis der Aktiengesellschaft ist ein viel engerer, als man in der Regel anzunehmen gemeint ist. Unzählige Geschäfte werden durch Aktiengesellschaften betrieben, für welche eine andere Gesellschaftsform viel geeigneter wäre. Man erwählte diese Form bald ohne jede Ueberlegung, bald lediglich wegen der verhältnismäßigen Leichtigkeit des Zustandebringens, bald, weil es nicht möglich war, für das fragliche Unternehmen, welches nun einmal gesellschaftlich betrieben werden sollte, die dafür passende Erwerbsgesellschaft überhaupt oder in genügendem Umfange zu Stande zu bringen; oft wählte man sie aber leider auch, weil man als Gründer durch Wiederverkauf der künstlich im Kurse gesteigerten Aktien alsbald nach der Gründung am meisten zu verdienen hoffte. Bei keiner anderen Form, selbst die Kommanditgesellschaft auf Aktien nicht ausgenommen, bieten sich den Gründern Gewinnchancen dieser Art dar. Sie alle werfen nicht leicht einem Theilnehmer Gewinn ab, noch ehe sie recht ins Leben getreten sind, oder ohne daß der Geschäftsbetrieb selbst ein gewinnbringender war. Ihrer inneren Natur nach paßt z. B. die Aktiengesellschaft nicht für die sogen. okkupatorischen Gewerbe, wie Jagd, Fischerei, Bergbau. Der Gesellschaftsbetrieb dieser Gewerbe erheischt nicht nothwendig das Vorhandensein eines eigenen, gesonderten Gesellschaftsvermögens; er erträgt zwar, weil hier meist nicht schnell wechselnde Konjunkturen zu benutzen, nicht weitaussehende Spekulationen plötzlich in Angriff zu nehmen, nicht principielle Entschließungen rasch zu fassen sind, einige Komplikation der Gesellschaftsverfassung; aber er gedeiht am besten, wenn diese Verfassung den sämmtlichen Gesellschaftern doch Gelegenheit gibt, sich der Interessen des Geschäfts immer aufs wärmste anzunehmen; er fördert, wenn nicht gerade sammtverbindliche, so doch eine weitgreifende Haftpflicht der Gesellschafter. Die Natur der okkupatorischen Gewerbe weist für den Fall, daß sie durch Erwerbsgesellschaften betrieben werden sollen, auf die Wahl einer Gesellschaftsform hin, welche nicht mit der Errichtung eines Gesellschaftsvermögens beginnt, da dieses doch nicht regelmäßig verzinst werden könnte, auch seine erforderliche Größe nicht zu bestimmen wäre. Wäre es groß bemessen, so würden große Theile davon oft gänzlich brach

liegen, wenn klein, so würde sich vielleicht eine fortwährende Vergrößerung nöthig machen. Jene Natur weist ferner auf die Wahl einer Gesellschaftsform hin, welche zwar den einzelnen Gesellschafter mit seiner ganzen wirtschaftlichen Persönlichkeit bindet, aber ihn, bei der Seltenheit des Kreditbedarfes, nicht unbedingt solidarisch zu verhaften braucht; auf eine Gesellschaftsform endlich, welche den Gesellschafter formell stark verantwortlich macht und die Gesellschafter vor der hier besonders leicht möglichen und hier immer besonders gefährlichen Mißwirtschaft der Exekutive thunlichst sichert, welche den einzelnen Gesellschafter stark an den Arbeiten der Betriebsdisposition und an der Kontrolle der Betriebsführung betheiligt. In allen diesen Punkten entspricht die Aktiengesellschaft nicht den Bedürfnissen. Wo man sie wählte, wählte man sie aus Unkenntnis, oder aus nebensächlichen Gründen, oder weil die geeignete Form nicht in der gehörigen gesetzlichen Durchbildung zur Verfügung stand. Eher schon mag die Aktiengesellschaft für den Betrieb der Landbaugewerbe, welcher, wenn er in den Händen einer Erwerbsgesellschaft ruhen soll, jedenfalls des Vorhandenseins eines eigenen selbständigen Gesellschaftsvermögens bedarf, welcher eine große Komplikation der Verfassung allenfalls verträgt, da die Betriebspläne meist auf längere Zeit festgestellt werden können, welcher eine weitgehende Haftpflicht der Gesellschafter nicht erfordert, geeignet sein. Die Nichtanwendung der Aktiengesellschaft auf diese Gewerbe war bisher wohl aus der oben erörterten gesetzlichen Beschränkung zu erklären. Viel zu häufig und viel zu leichtsinnig wird die Aktiengesellschaft zu Zwecken des Gewerksbetriebs angewendet. Die Versuchung, mit einmal »darangewagten« Vermögenstheilen leichtfertig umzuspringen, ist so groß, es fehlt bei der Aktiengesellschaft in der Regel so sehr an Persönlichkeiten, welche mit ihrer ganzen wirtschaftlichen Existenz an dem Gedeihen der Unternehmung betheiligt sind, und es ist eine solche starke und innige Betheiligung namentlich der eigentlichen Leiter so sehr Vorbedingung guten Gedeihens im Gewerksbetriebe, daß man sich über die jederzeit zahlreichen Beispiele von falliten oder in Liquidation begriffenen oder schlecht rentirenden Aktienspinnereien, -Webereien, -Gießereien, -Hüttenwerken rc. nicht wundern darf. Aber für gewisse gewerkliche Unternehmungen, z. B. für Bauunternehmungen im weitesten Sinne des Worts, und zwar ebensowohl für den gewerklichen, wie für den merkantilen Theil solcher Unternehmungen, ist die Aktiengesellschaft jedenfalls sehr wohl geeignet. Es handelt sich hier, wenn man von dem gewöhnlichen Häuserbaugeschäft absieht, meist um Unternehmungen von so großem Umfange, daß sich persönlich haftende Gesellschafter dafür in der Regel so wenig finden würden wie Gesellschafter, welche sich jedes Einflusses auf die Verwaltung begeben mögen; um Unternehmungen, deren Rentabilität zu beurtheilen nicht nur besonders Eingeweihten möglich ist; um Unternehmungen, welche die Komplikation der Verfassung einer Aktiengesellschaft ebensogut vertragen, wie sie dieselbe vortheilhaft erscheinen lassen; um Unternehmungen endlich, bei denen einer leichtsinnigen Vergeudung »einmal riskirter Vermögenstheile« durch eine vernünftige und sachverständige Kontrolle um so leichter vorgebeugt werden kann, da die Geschäfte meist weitaussehend sind, schnell wechselnde Konjunkturen kaum in Frage kommen, die Ausdehnung des Betriebs nur allmählich und bereits konstatirten Bedürfnissen entsprechend erfolgen kann. Der Aktiengesellschaft verdanken wir es zum guten Theile, daß der Erdball jetzt mit ca. 180,000 Kilom. Eisenbahngeleisen bedeckt ist, welche ca. 47,000 Mill. Fr. gekostet haben; daß daneben mächtige künstliche Binnenwasserstraßen in vielen Theilen der alten und neuen Welt die geographischen Entfernungen ökonomisch abkürzen; daß der transatlantische Verkehr zwischen den Haupthandelsplätzen der Kulturwelt seine Dienste uns täglich und mit der Zuverlässigkeit eines Uhrwerkes zu Gebote stellt; daß ein immer mehr sich verdichtendes Netz von Telegraphenlinien die Kulturländer der Erde überspannt und seine Fäden auch durch das Weltmeer zieht; daß wie auf einen Zauberschlag in Jahresfrist neue Städte und Stadttheile aus dem Boden steigen. — Daß für die persönlichen Dienstgewerbe, deren gesellschaftsweiser Betrieb sorgsam gepflegt zu werden verdient, die Aktiengesellschaft schon wegen der vergleichsweise untergeordneten Rolle, welche das Kapital bei diesen Gewerben spielt, ungeeignet ist, leuchtet ohne weiteres ein. Unter den Handelsgewerben taugt das Waarenhandelsgeschäft, wie tausendfältige Erfahrung zeigt, nicht für den Betrieb durch eine Aktiengesellschaft. Für das große Speditionsgeschäft dagegen ist diese Form in hohem Grade geeignet. Zweifelhaft ist die Zweckmäßigkeit der Anwendung der Aktiengesellschaft für Bank- und Versicherungsgeschäfte. Aber hier freilich hat diese Form ganz besonders breiten Boden gewonnen. Unter den kontinentalen Gesellschaftsbanken gibt es nur wenige, welche nicht durch Aktiengesellschaften ins Leben gerufen wären und geleitet würden. Und ebenso verhält es sich überall mit den Versicherungsgesellschaften. Ueber die rechtliche Natur und die wirtschaftliche Bedeutung, sowie die praktische Anwendbarkeit der Aktiengesellschaft vgl. Emminghaus, Zur Lehre von den Erwerbsgesellschaften, (Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft und Kulturgeschichte, 1868, Bd. 1). Die deutschen handelsrechtlichen Bestimmungen über die Aktiengesellschaft sind enthalten in Bd. II, Theil 3 des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuches und dem oben erwähnten Norddeutschen Bundesgesetz vom 11. Juni 1870. Ueber das englische Aktiengesellschaftsrecht vgl. Schwebemeyer, Das Aktiengesellschafts-, Bank- und Versicherungswesen in England (Berl. 1858). Endlich in Betreff der ganzen Materie: Schäffle, Das heutige Aktienwesen im Zusammenhange mit der neueren Entwickelung der Volkswirtschaft (Deutsche Vierteljahrsschrift, Jahrgang 1856); Endemann, Das Recht der Aktiengesellschaften (Heidelb. 1873); W. Auerbach, Das Aktienwesen (Frankf. 1873); Keyßner, Die Aktiengesellschaften rc. unter dem Reichsgesetz vom 11. Juni 1870 (Berl. 1873). Ueber Kommanditaktien vgl. den Art. Kommanditaktiengesellschaft; über Aktienhandel und Aktienschwindel s. Börsenschwindel.

Aktinien, (Seeanemonen), von Aristoteles zu seinen Meernesseln als festsitzende Formen gerechnet (daher der frühere französische Name orties de mer fixes), Unterordnung der Polypenordnung Zoantharia (s. Polypen). Da die meisten A. in nur geringen Tiefen des Meeres, selbst zwischen den Flutgrenzen leben, keine Kolonien bilden, sondern einzeln leben, auch kein Kalkskelett besitzen, so sind sie in

neuerer Zeit häufig in Seewasseraquarien gesetzt worden. Diese haben dann die Bekanntschaft des großen Publikums wie mit vielen Seethieren so auch mit den A. vermittelt. (S. Tafel »Seeanemonen«.) In neuester Zeit sind A. auch künstlich aus Glas nachgebildet worden, um die zierlichen, auf keine Konservationsweise zu erhaltenden Formen und Farben bleibend darzustellen. Preisverzeichnisse solcher wurden von verschiedenen Naturalienhandlungen ausgegeben.

Aktinograph (griech., »Strahlschreiber«), von Pouillet erfundenes einfaches Instrument zur Bestimmung der Dauer des Sonnenscheins oder der Zeitpunkte des Erscheinens und Verschwindens der Sonne, besteht aus einem flachen, quadratischen, inwendig schwarz angestrichenen Kasten, dessen innere Wände mit photographischem Papier bekleidet sind. Bei zweckentsprechender Aufstellung des Kastens fallen durch Oeffnungen, welche in den drei nach O., S. und W. gerichteten Seitenflächen des Kastens angebracht sind, Lichtstrahlen in denselben und hinterlassen auf dem photographischen Papiere die Bezeichnung des von ihnen zurückgelegten Weges.

Aktinometer (griech., »Strahlmesser«), von Pouillet konstruirter Apparat zur Ermittelung der Gesetze der nächtlichen Wärmestrahlung, besteht aus einem Thermometer, welches in einem Metallcylinder in horizontaler Lage auf die Weise angebracht ist, daß mittels Schwanenfedern jede Wärmezuleitung von unten und von der Seite her gehindert wird. Wird der Apparat in einer heitern Nacht im Freien aufgestellt, so muß das Thermometer, weil es durch Ausstrahlung fortwährend Wärme verliert, ohne Ersatz dafür zu erhalten, bedeutend unter den Temperaturgrad der umgebenden Luft sinken, und aus den damit angestellten Versuchen ergibt sich, daß die Temperatur des Aktinometers fast in derselben Weise abnimmt wie die Temperatur der Luft, daß also bei niedriger Lufttemperatur eine nicht weniger starke Strahlung gegen den Himmelsraum stattfindet, als bei hoher. Die Beobachtungen mittels des Aktinometers beweisen, daß die Temperatur des Himmelsraums eine äußerst niedrige sein muß.

Aktion, griech. Name von Actium (s. d.).

Aktion (lat.), Handlung, Thätigkeit; Wirkung; Gefecht, Treffen; Geberdenspiel; früher allgemeine Benennung von Theaterstücken, insbesondere große Haupt- und Staatsaktionen, d. i. Stücke historischen Inhalts.

Aktionär (franz. actionnaire), Aktienbesitzer; auf Aktien beruhend, gegründet.

Aktionator (neulat.), Kläger; Mäkler; aktioniren, gerichtlich belangen.

Aktiv (lat.), thätig, wirksam; in Thätigkeit, im Dienste stehend; aktives Zeitwort, s. v. w. Transitivum; Aktivum, die thätige Form des Zeitworts im Gegensatz zum Passivum. Aktivstand, der wirkliche Bestand, z. B. eines Vermögens, Heers ꝛc. Aktivität, Thätigkeit, Wirksamkeit.

Aktiva (lat.), die positiven Bestandtheile eines Vermögens im Gegensatz zu Passiva, den Schulden, durch deren Abzug sich die Bilanz, der wirkliche Vermögensbestand, ergibt; also Grundstücke, Mobilien, Waaren, baares Geld, außenstehende Forderungen, welche letzteren vorzugsweise mit gemeint sind, wenn jemand ein Geschäft »mit allen Aktiven« übernimmt. Das Verzeichnis der A. und Passiva, welches nach dem deutschen Handelsgesetzbuche jeder Kaufmann alljährlich aufzustellen verpflichtet ist, heißt Inventar. Werden in einer Vermögensmasse die A. von den Passiven überwogen, so befindet sich dieselbe im Zustande der Insolvenz; das zum Zweck der Einleitung des Konkurses (s. d.) solchenfalls aufzunehmende Verzeichnis wird Status genannt.

Aktivgeschäfte, im kaufmännischen Verkehr, insbesondere im Bankverkehr, diejenigen Geschäfte, mittels deren der Kaufmann, die Bank, Kapital hingibt, damit es werbe, im Gegensatz zu den Passivgeschäften, d. h. den Krediten, welche er (sie) aufnimmt. Insbesondere gehören hierher bei den Banken der Ankauf, die Diskontirung von Wechseln; der Lombardverkehr, d. h. das Ausleihen von Geldern gegen Faustpfand; der Kontokorrentverkehr, insofern er mit Kreditgebung verbunden ist; ferner die Geschäfte der Hypothekenbanken, welche gegen Verpfändung von Grundstücken ausleihen, und der Rentenbanken (s. d.).

Aktivum, s. Verbum.

Aktor (lat.), Kläger; Aktorium, Anwaltsvollmacht.

Aktsche, s. v. w. Parà, türk. Münze.

Aktualität (neulat.), Wirklichkeit, gegenwärtige Wirksamkeit; aktuell, wirklich; gegenwärtig; wirksam.

Aktuar (Gerichtsschreiber, oder mit speciellerer Bezeichnung, je nach dem Namen des Gerichts, Stadt-, Land- oder Amtsschreiber, bei einigen höchsten Gerichten Protonotar, auch Sekretär, in Frankreich Greffier, in England Clerk), ein öffentlich angestellter Gerichtsbeamter, dessen Funktionen heutzutage in den einzelnen Ländern sehr verschiedenartig sind. Nach den Vorschriften sowohl des römischen wie des kanonischen und des deutschen Reichsrechts durfte der Richter seine eigenen Handlungen nicht selbst beglaubigen, und war also hierzu eine besonders verpflichtete Person erforderlich. Die wesentlichste Funktion derselben war daher die protokollarische Niederschrift der gerichtlichen Verhandlungen, sowie die Beglaubigung von Abschriften. Mit der Zeit kamen einzelne Gesetzgebungen von der Strenge obigen Grundsatzes immer mehr zurück. Theils wurde aus praktischen Rücksichten, wie namentlich bei den Patrimonialgerichten, von jenem Erfordernisse abgesehen, theils drängte das, namentlich im Strafverfahren, mehr und mehr zur Geltung kommende Princip der Unmittelbarkeit dasselbe in den Hintergrund. Auch gestattete man einfach, daß die mit dem Richteramte belegte Person je nach Bedarf das Amt des Aktuars und umgekehrt versehen durfte. Gegenwärtig versteht man unter A. in den meisten Ländern einen nicht juristisch gebildeten höheren Subalterngerichtsbeamten, der unter Leitung oder auf Anordnung des Richters Protokolle aufnimmt, Anzeigen oder sonstige Anbringen niederschreibt, gerichtliche Verfügungen nach der ihm ertheilten Anweisung entwirft, Abschriften vergleicht, Reinschriften durchgeht, die Akten sammelt, ordnet und aufbewahrt und das Schreiberwesen beaufsichtigt, auch da, wo nicht eigene Sporteleinnehmer angestellt sind, die Gerichtsgebühren einnimmt und bald mehr, bald weniger von diesen Funktionen in sich vereinigt.

Akuiren (lat.), schärfen; scharf betonen; Akuität, Schärfe, namentlich des Tons.

Akupunktur (lat., »Nadelstich«), chirurgische Operation, besteht in dem kunstgerechten Einstechen metallener Nadeln in kranke Körpertheile, theils

um zu untersuchen, ob und wie tief unter einer Geschwulst oder unter einem Geschwüre der Knochen zerstört ist, theils um aus einer Körperhöhle krankhaft angesammelte Flüssigkeiten und aus dem ausgedehnten Darme die Luft austreten zu lassen, theils um durch die eingesteckten Nadeln einen starken Reiz auf tiefer gelegene Theile auszuüben. In der letzteren Absicht wendet man die A. nur noch bei Knochenbrüchen an, um die weichen Gewebsmassen, welche sich zwischen den Knochenbruchenden gebildet haben, zur Verknöcherung anzuregen. Früher wurde die A. auch gegen neuralgische und rheumatische Zustände angewendet. Die A. wird zur Elektropunktur, wenn man durch zwei in den Körper eingesteckte Nadeln einen elektrischen Strom hindurchgehen läßt, wodurch die Reizung der Theile noch erhöht wird. Die Elektropunktur des Herzens ist neuerdings als sicherstes Mittel zur Abhaltung des Todes bei Chloroformvergiftungen empfohlen worden. Als Baunscheidtismus war die A. vor einiger Zeit wieder in Mode gekommen. Mittels eines Instruments wurden Nadeln in die Haut gestoßen und die Stichwunde dann mit einem reizenden Oel eingerieben, welches eine mehr oder minder heftige Hautentzündung hervorrief.

Akureyri (dän. Oefjord), Stadt auf Island, am Eyjafjord an der Nordküste, neben Reykiavik der bedeutendste Handelsplatz der Insel, mit 800 Einw.

Akustik (griech.), die Lehre vom Schall (s. d.), ein Theil der Physik, welcher zu der Lehre von der Bewegung gehört. Hauptgegenstände der A. sind: die Gesetze der Schallwellen (Oscillations- und Vibrationsbewegungen der einzelnen Theilchen eines tönenden Körpers, Klangfiguren, Knotenlinien, Fortpflanzung der Schallwellen durch die Luft, Geschwindigkeit des Schalls, Reflexion desselben, Echo); die Gesetze der Vibrationen musikalischer Töne (Töne gespannter Saiten, Longitudinalschwingungen der Saiten und Stäbe, Zungenpfeifen, Interferenz der Schallwellen, Stöße und Kombinationstöne); die Erzeugung und Verbreitung des Schalls in verschiedenen Mitteln (Geschwindigkeit des Schalls in flüssigen und in festen Körpern, Mittheilung der Schallschwingungen zwischen festen, flüssigen und luftförmigen Körpern); die Stimme und das Gehör. Die akustische Theorie war den Alten nicht unbekannt; Pythagoras und Aristoteles hatten schon richtige Vorstellungen von der Art und Weise der Fortpflanzung des Schalls durch die Luft; aber wissenschaftlich und insbesondere mathematisch sichere Resultate wurden erst in der neueren Zeit gewonnen, nachdem von Bacon und Galilei die Bahn gebrochen und namentlich von Newton durch Rechnung nachgewiesen worden war, auf welche Weise die Fortpflanzung des Schalls von der Elasticität der Luft und sonstiger leitender Körper abhängig ist. Ueber die Geschwindigkeit des Schalls, hinsichtlich deren Newton, Lagrange und Euler unrichtige Resultate gefunden hatten, gab Laplace sichere Aufschlüsse. Zu einer selbständigen Wissenschaft ward aber die A. erst durch Chladni erhoben. In neuerer und neuester Zeit sind wenig Resultate gefunden worden. Savart bestimmte die Anzahl der Schwingungen, welche zur Erzeugung eines noch hörbaren Tones nothwendig sind, näher und stellte auch über die Schwingungen ausgespannter Häute interessante Versuche an. Cagniard de Latour erörterte manche Bedingungen näher, unter denen flüssige und feste Körper tönen, und Trevelyan, Leslie und Faraday gaben Aufschluß über das Tönen erhitzter Metalle, wenn sie auf kalte Metallunterlagen gebracht werden. Die Lehre von den Klangfiguren ward namentlich von Faraday und Marr weiter geführt. Ueber das Mittönen der Körper stellte Wheatstone, über die Bildung der Vokallaute der menschlichen Stimme Willis Versuche an. Die eigentliche Theorie vom Schall ward durch Weber, Pellison, Ampère und Strehlke vervollkommnet. Das wichtigste neuere Werk, welches die A. wissenschaftlich behandelt, ist Helmholtz' »Lehre von den Tonempfindungen« (3. Ausg., Braunschw. 1870). Akustikon, Hörrohr. Akustisch, Bezeichnung von Gebäuden oder Lokalen, welche für musikalische oder rednerische Vorträge bestimmt und so eingerichtet sind, daß man in ihnen allenthalben den Vortrag deutlich vernehmen kann. Um dies zu erreichen darf man dem Raume keine zu glatten Wände geben, da von solchen die Schallwellen immer nur nach gewissen Punkten hin zurückgeworfen und nicht genug zerstreut werden. Um den Wänden eine unebene Fläche zu geben, stattet man sie mit Säulenstellungen, Nischen, Skulpturen, Reliefs, Draperien &c. aus. Insbesondere bezeichnet man solche Räumlichkeiten als »akustisch gebaut«, in denen ein an einer bestimmten Stelle leise gesprochenes Wort an einer andern Stelle deutlich, im ganzen übrigen Raume aber gar nicht gehört wird. Dies ist z. B. in ellipsoïdisch gebauten Räumen der Fall, wo die beiden Brennpunkte des Ellipsoïds, die in der Gegend der beiden bedeutendsten Krümmungen des Gewölbes liegen, zwei solche akustisch korrespondirende Punkte sind, wie in der Flüstergallerie der St. Paulskirche zu London.

Akūt (lat., »scharf, spitzig«). Akute Krankheiten, solche, welche einen kurzen, etwa 2—4 Wochen dauernden Verlauf haben, im Gegensatz zu den chronischen, langwierigen Krankheiten, welche mehrere Monate oder jahrelang dauern. Die akuten Krankheiten sind meistens, aber nicht nothwendig, fieberhafte Krankheiten, während die chronischen meistens, aber ebenfalls nicht nothwendig, fieberlose sind. Uebrigens gibt es sehr viele Krankheiten, welche bald einen akuten, bald einen chronischen Verlauf haben, so daß man die Dauer nicht als Eintheilungsprincip für die Krankheiten gebrauchen kann.

Akyab, Hauptstadt und Haupthafen der Provinz Arakan in Britisch-Birma in Hinterindien, an der Ostseite der Insel A. und an der Mündung des Kolabaing gesund und für die Schifffahrt günstig gelegen, hat einen geräumigen und sichern Hafen und zählt jetzt (1871) 15,281 Einw., während die Ansiedelung vor der Okkupation der Engländer (1825) nur aus wenigen armseligen Hütten bestand. A. ist die Militärstation der Provinz und ein so bedeutender Handelsplatz, daß 1871: 256 Schiffe ein- und 262 ausliefen; die Ausfuhr (Hauptartikel Reis) hatte 1871 einen Werth von 5—6 Mill., die Einfuhr von 7,6 Mill. Pfd. Sterl. A. ist auch Sitz eines deutschen Konsuls.

Akyanoblepsie (griech., das »Nichtblausehen«), Abnormität des Sehens, wobei das Blau und die daraus entstehenden Farben nicht gesehen werden.

Ala (lat.), Flügel, auch von Gebäuden, Heeren.

A la baisse (spr. -bäß), s. Baisse.

Alabama (spr. äläbähme), 1) Fluß im gleichnamigen nordamerikan. Staat, wird durch Vereinigung der in Georgien entspringenden Flüsse Coosa und Tallapoosa gebildet, fließt nach SSW.,

nimmt von W. her den Cahawba auf und vereinigt sich mit dem Tombigbee, worauf er sich unter dem Namen Mobile in zwei großen Armen, von denen der östliche, der tiefste und breiteste, Tensaw heißt, in die Mobilebai des mexikan. Golfs ergießt. Der A. ist wegen seines sehr veränderlichen Wasserstandes nur für kleinere Schiffe fahrbar, aber fischreich, und seine Ufer sind als Fundort vieler antediluvianischer Thierskelette berühmt, unter denen namentlich der von Koch, dem Entdecker des Missourithieres, aufgefundene Hydrarchus zu nennen ist.

2) Einer der südlichen Staaten der Union, wird im N. vom Staat Tennessee, im O. von Georgien und Florida, im S. von Florida und dem Golf von Mexiko und im W. von dem Staat Mississippi begrenzt und liegt zwischen 30° 10′ und 35° nördl Br. und zwischen 85° 10′ und 88° 31′ westl. L. v. Gr. (s. Karte II, III »Vereinigte Staaten«). Der Flächeninhalt beträgt 131,365 QKilom. (2386 QM.). Den nördl. Theil von A. durchzieht ein Zweig des Alleghanygebirges, welcher in einzelnen Höhen bis 445 Meter ansteigt und namentlich im NO. zahlreiche pittoreske und großartige Scenerien enthält. Hier ist der Bau von Cerealien vorherrschend, wie überhaupt die Boden- und Kulturverhältnisse hier mehr die der nördlichen Staaten der Union sind. Der wellige, etwa 100 Meter hohe mittlere Theil des Staats hat den fruchtbarsten Boden und großen Reichthum an Produkten. Die Waldungen bestehen hier wie im N. aus Eichen, rothen Cedern, Tannen, Pappeln, Ulmen, langnadeligen Fichten (Pinus australis), Cypressen, Kastanien-, Maulbeer- und Wallnußbäumen, Magnolien ꝛc. u. liefern treffliches Schiffsbauholz. Der südliche Theil bildet eine Ebene, welche sich wenig über das Niveau des Meeres erhebt und theils sandig, theils sumpfig und mit Rohrdickicht bedeckt, längs der Flüsse aber sehr fruchtbar ist. Im allgemeinen dacht sich das Land gegen den Golf von Mexiko hin ab, und dieser Neigung entspricht der Lauf der Flüsse, welche, mit Ausnahme des Tennessee, dem genannten Golf zufließen. Die bedeutendsten derselben sind der A., welcher dem Staate den Namen gegeben hat und sich mit dem westlich strömenden Tombigbee vereinigt; östlich davon der Escambia und Choctawhatchee, der Chattahoochee (auf der Grenze gegen Georgia) und der genannte Tennessee, welcher den Norden des Staats von W. gegen O. durchströmt. Der Tombigbee ist für Dampfboote 480 Kilom. (bis Columbus, sein Nebenfluß, der Blackwarrior, bis Tuscaloosa), der A. 440 Kilom. (bis Montgomery), der Chattahoochee ebensoweit schiffbar. Die Küstenlänge des Staats beträgt nur 97 Kilom. Die Bai von Mobile, 45 Kilom. lang und 6—30 Kilom. breit, würde den Haupthafen am Golf von Mexiko abgeben, wenn sie mehr Tiefe hätte. Das Klima ist im nördlichen und mittleren Theile des Staats gemäßigt und gesund, im südlichen Theil und in den Flußniederungen kommen leicht Fieber vor, die besonders dem Europäer gefährlich werden. Die Temperatur schwankt zwischen +32 und —6° R., die mittlere Jahrestemperatur beträgt 13,8° R. Die Hauptprodukte des Landes sind die des Plantagenbaues, namentlich Baumwolle, neuerlich im S. auch Zucker und Reis, im N. etwas Tabak. Von Cerealien wird vorzugsweise Mais (besonders an den Flußniederungen) gebaut. Der reichste und produktivste Theil des Landes ist die Region der Baumwolle, die sich in der Mitte desselben etwa 116 Kilom. breit von der östlichen bis zur westlichen Grenze erstreckt, und, von Flüssen und Eisenbahnen durchkreuzt, das Eldorado der Farmer und Pflanzer bildet. Der Ertrag an Baumwolle betrug hier 1860 (unmittelbar vor dem Kriege) 997,978 Ballen (d. i. ⅛ der Gesammtproduktion der Vereinigten Staaten), 1866 (nach dem Kriege) allerdings nur 429,102 Ballen, aber zu mehr als dem doppelten Preis. Im Jahre 1870 ergab die Ernte: 16,977,948 Bushel Mais, 1,055,068 Bushel Weizen, 222,945 Pfd. Reis, 152,742 Pfd. Tabak, 429,482 Ballen Baumwolle, 1,871,360 Bushel süße Kartoffeln, 5156 Gallonen Wein ꝛc. Es waren 5,062,204 Acres Land bestellt und der Werth sämmtlicher Farmprodukte belief sich auf 67,522,335 Doll. Die im nordöstl. Theile des Staats befindlichen ausgedehnten Lager von Eisen- und Bleierzen, Mangan, Ocker, schönem Marmor, Granit und Steinkohlen sind noch lange nicht gehörig ausgenutzt. Von den Kohlenfeldern wurden neuerdings drei der wichtigsten in Angriff genommen: das am Blackwarrior mit 0,3—1,25 Meter dicken, das am Cahawbafeld mit 0,3—2,5 Meter dicken Flötzen und das Tennessee-Kohlenfeld, die zusammen ein Areal von mehr als 10,360 QKilom. bedecken. Auch Gold und Kupfer findet sich vor, doch nicht in bauwürdiger Menge. Die Eisenwerke des Staats sind dem Reichthum an Eisen, Kohlen und Wasserkraft gegenüber noch unbedeutend, wie überhaupt die ganze Industrie Alabama's, als eines Ackerbau treibenden Landes, von keinem Belang ist. Handel und Schifffahrt sind nicht unbeträchtlich, und namentlich seit 1870 in Aufschwung begriffen. Der auswärtige Handel ist in Mobile koncentrirt, wo Baumwolle der Hauptexportartikel ist, aber auch viel Holz nach Cuba und Cederschwellen nach N. gehen. Die Bevölkerung des Staats betrug 1860: 964,201, (davon 435,080 Sklaven), 1870: 996,988 Seelen (und zwar 521,384 Weiße, 475,510 Farbige und 98 Chinesen), so daß sich ein Zuwachs von 3,40 Proc. ergibt. Dem Religionsbekenntnisse nach besteht die Mehrzahl der Einwohner aus Baptisten und Methodisten, von denen die ersteren hauptsächlich auf dem Lande zerstreut sind, die letzteren mehr in den Städten wohnen. Juden zählt man etwa 5500, Katholiken ungefähr 12,000. A. gehört zur Erzdiöcese New Orleans, die in Mobile ihren Bischofssitz hat. An höheren Unterrichtsanstalten besitzt der Staat: die Universität von A. zu Tuscaloosa (1831 gegründet); ein College der Methodisten zu La Grange; das Jesuitenkollegium von St. Joseph zu Spring Hill bei Mobile, mit dem auch ein theologisches Seminar verbunden ist, und das Howard-College der Baptisten zu Marion, mit welchem ebenfalls ein theologisches Seminar verbunden ist. Seit Aufhebung der Negersklaverei wird auch mit Eifer für das Volksschulwesen gesorgt. Vor dem Secessionskriege kam auf 15 freie Weiße 1 Erwachsener, der nicht lesen und schreiben konnte. Von Wohlthätigkeitsanstalten besitzt der Staat ein Irrenhaus (in Tuscaloosa) und eine Blinden- und Taubstummenanstalt (in Talladega). Ein Staatsgefängnis befindet sich zu Wetumpka. Der Gouverneur des Staats wird auf 2 Jahre gewählt, muß 30 Jahre alt und geborener Bürger der Vereinigten Staaten sein. Er hat ein Veto, welches jedoch schon durch einfache Majorität der erwählten Mitglieder beider Häuser annullirt wird. Ihm zur Seite stehen ein Schatzmeister und ein Staatskontrolleur, welche jährlich gewählt werden, und ein auf 4 Jahre von der Ge-

neralassembly gewählter Staatsanwalt. Die gesetzgebende Gewalt ist in den Händen der aus einem Senate und einem Haus der Repräsentanten bestehenden Generalassembly, welche alle 2 Jahre zusammentritt. Die richterliche Gewalt ist einem Obergerichte, einem Kanzleigerichte, Bezirks- und Untergerichten übertragen. Die Finanzen des Staats waren vor dem Bürgerkrieg in gutem Zustande und sind auch bereits jetzt wieder, namentlich seit 1870, im Aufschwung begriffen. Die Schulden betrugen Okt. 1870: 5,382,800 Dollars. Die bedeutendsten Eisenbahnen, deren Gesammtlänge im Sept. 1870 über 2080 Kilom. betrug, sind die Bahn von Mobile nach dem Ohio, die Tuscumbia- u. Decaturbahn, die Alabama- und Tennessee-Riverbahn von Selma nach Guntersville, die Montgomery- und Westpointbahn 2c. Kanäle sind der Muscle Shoalskanal am Nordufer des Tennessee, oberhalb Florence, und der Huntsvillekanal von Triana am Tennessee nach Huntsville. Der Staat zerfällt in 65 Counties. Die politische Hauptstadt desselben ist Montgomery. Er beschickt den Kongreß mit 2 Senatoren und 7 Repräsentanten.

Geschichtliches. Bereits 1540 kam der Spanier Fernando de Santo nach A., verließ es jedoch schon nach wenigen Monaten wieder, da er sich in seiner Erwartung, Schätze Goldes zu finden, getäuscht sah. Das schöne und fruchtbare Land blieb sich nun geraume Zeit selbst überlassen, von Indianerstämmen bewohnt, bis der Franzose d'Iberville, in der Absicht, zwischen Frankreich und dem Mississippilande eine nähere Verbindung herzustellen, 1698 nicht weit von der Stelle landete, wo jetzt Mobile liegt, was 1702 die Errichtung eines Forts daselbst im Namen des Königs von Frankreich zur Folge hatte. Bis 1800 geschah jedoch wenig zur Kolonisirung des Landes. Früher gehörte der größte Theil von A. zu Georgia. Dies überließ aber 1802 alles Land westlich vom Chatahoochee der Union, welche daraus und aus dem zwischen dem Perdido und Mississippi gelegenen Theil von Westflorida ein Gebiet bildete. Hieraus wurden 1817 zwei besondere Territorien geschieden, wovon das östliche nach seinem Hauptfluß Alabamaterritorium genannt, das westliche zum Staat Mississippi geschlagen wurde. Zwei Jahre später nahm ersteres eine Konstitution an und trat 1820 mit hinreichender Einwohnerzahl als selbständiger Staat in die Union ein. Im Jahre 1861 sagte sich A. von der Union los und half die südliche Konföderation bilden, deren Centralgewalt anfangs in Montgomery, später zu Richmond in Virginien residirte. Seit dem Jahre 1868 ist A. wieder als vollberechtigter Staat in die Union aufgenommen worden. Ein Theil von Florida, westlich vom Chatahoochee und Appalachicola, wird wohl in nächster Zeit mit A. vereinigt werden.

Alabamafrage, Streitfrage zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und England, veranlaßt durch den Schaden, welchen verschiedene Kaperschiffe der südlichen Konföderation während des Secessionskrieges dem Handel und der Schifffahrt der nordamerikanischen Union zugefügt hatten. Diese Kaperschiffe waren nämlich theils in engl. Häfen gebaut worden, theils hatten sie unter engl. Flagge der amerikan. Handelsmarine an den verschiedensten Orten und in der verschiedensten Weise beträchtlichen Nachtheil bereitet. Die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika erblickte hierin einen Neutralitätsbruch von Seiten Englands, da letzteres nichts gethan hatte, um das Auslaufen der südlichen Piratenschiffe aus engl. Häfen zu verhüten. Nach Beendigung des Secessionskrieges begannen die Verhandlungen über diese Frage, die nicht selten eine so ernste Form annahmen, daß ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und England auszubrechen drohte. Eins der bezeichneten Kaperschiffe, die »Alabama«, hatte vornehmlich den Handel der Union gestört, und daher bezeichnete man kurzweg die ganze Streitangelegenheit als »A.« Nach langen und glücklichen Kreuzfahrten im Atlantischen Meere und im Indischen Ocean kam die »Alabama«, kommandirt vom Kapitän Semmes, nach dem Hafen von Cherbourg; ein Kriegsschiff der Vereinigten Staaten, der »Kearsarge«, ward davon benachrichtigt, und im Juni des Jahres 1864 fand zwischen beiden Schiffen ein interessantes Schlachtduell statt, in welchem Kapitän Winslow, der Befehlshaber des Kearsarge, seinen Gegner, den Kapitän Semmes, nach tapferer Gegenwehr besiegte. Allein hiermit war die Sache noch nicht abgethan; denn nach Niederwerfung der südlichen Rebellion verlangten, wie gesagt, die Vereinigten Staaten von England Ersatz für allen durch die Alabama u. ähnliche Schiffe angerichteten Schaden. Beide Mächte setzten endlich eine gemeinsame Kommission im Februar 1871 nieder, um die gefährliche Streitfrage zur Erledigung zu bringen. Das Resultat der Arbeiten dieser Kommission war der Vertrag zu Washington, der im Mai des genannten Jahres zu Stande kam u. demgemäß u. a. ein internationales Schiedsgericht die Alabamaforderungen Nordamerika's gegen England entscheiden sollte. Dies Schiedsgericht tagte seit Januar 1872 in Genf u. bestand aus 5 Personen, die von den Vereinigten Staaten (Ch. F. Adams), England (Sir A. Cockburn), Italien (Graf Sclopis, Präsident), der Schweiz (Stämpfli) und Brasilien (Baron Itajuba) ernannt worden waren. England erkannte den Grundsatz an, daß eine neutrale Macht für den Schaden verantwortlich sei, welchen ein in ihren Häfen ausgerüstetes und bemanntes Schiff einer befreundeten Macht zufügt. Die Vertreter der Vereinigten Staaten, Bancroft Davis und Caleb Cushing, legten in einem 480 Druckseiten umfassenden Buche (»The Case of the United States«) dem Genfer Schiedsgerichte die Ansprüche der Union vor. Die direkten Schadenersatzforderungen allein waren auf mehr als 19 Mill. Dollars berechnet, während sich die indirekten noch weit höher bezifferten. Die Verhandlungen zwischen England und der Union dauerten fort, bis endlich im Sept. 1872 das Schiedsgericht zu Genf den Vereinigten Staaten seitens Englands eine Entschädigungssumme von etwa 3 Mill. Pfd. Sterl. zusprach. Die englische wie die amerikanische Regierung beruhigten sich bei diesem Schiedsurtheile. So erfreulich nun auch ein internationaler Areopag, wie das Genfer Schiedsgericht es war, in mancher Hinsicht sein mag, so wenig darf man doch wohl annehmen, daß derselbe schon jetzt für schwere internationale Konflikte politischer Natur von großer praktischer Bedeutung sein und gegebenen Falls bald Nachahmung finden wird. Vgl. »Official correspondence on the claims in respect to the Alabama« (Lond. 1867); »American opinions on Alabama« (New York 1870); Bluntschli, Opinion impartiale sur la question de la »Alabama« (Berl. 1870); Geffcken, Die A. (Stuttg. 1872).

Alabaster, Name zweier Mineralien (benannt

nach der Stadt Alabastron in Oberägypten, in deren Nähe das Mineral häufig vorkam), nämlich des stark durchscheinenden blätterigen Kalksinters und des höchst feinkörnigen schneeweißen dichten Gipses. Jener, der Kalkalabaster, ist ein sehr neues, noch täglich entstehendes Gebilde der Höhlen in Kalkgebirgen und stellt ein milch-gelblichweißes, auch wein- und honiggelbes, zuweilen durch hellere und dunklere Farbenzonen gestreiftes, stark durchscheinendes, grobkörnig-blätteriges Gestein dar, welches alle wesentlichen Eigenschaften des Kalks besitzt und theils in Stalaktiten, theils in Stalagmiten vorkommt (z. B. in der Höhle auf Antiparos, bei Castleton, in der Baumannshöhle). Man unterscheidet einfarbigen, gefleckten und gestreiften Kalkalabaster und schätzt ihn zumal wegen der eigenthümlichen Durchscheinenheit und Farbe. Am schönsten erzeugt sich diese Alabasterart als Sinter in den Bädern von San Filippo in Toscana, wo man das fast siedendheiße Quellwasser über die Hohlabgüsse von Bildwerken laufen läßt, welche sich in Zeit von 1—4 Monaten mit schneeweißem A. ausfüllen, der dann, abgehoben, das Bild als genaues Relief darstellt und die herrlichste Politur annimmt. Auf diese einfache Weise werden jährlich eine große Menge der schönsten antiken Reliefs vervielfältigt. Der andere, der Gipsalabaster, ist ein marmorähnlicher, mehr oder weniger hell durchscheinender Gips. Er ist schneeweiß, häufig graulich, gelblich, röthlichweiß, bläulichgrau, zuweilen gelb, oft gefleckt, geadert, gewölkt, gestreift, im Bruch splitterig und unterscheidet sich von allen übrigen Gipsarten durch Glanz, Bruch und Schwere. Die Farben sind nicht mannigfaltig und selten aus dem Grauen und Weißen herausragend. Vermöge seiner großen Dichtigkeit nimmt er eine vortreffliche Politur an, und diese Eigenschaft macht ihn für die Kunst schätzenswerth. Beide A. lassen sich durch ihre Härte unterscheiden, indem sich der Gipsalabaster mit dem Finger ritzen läßt, der Kalkalabaster nicht. Der A. kommt fast stets im Gemenge mit dem körnigen und blätterigen Gips, in ganzen Lagern und Flötzen, in beträchtlicher Verbreitung vor und gehört theils der älteren, theils der jüngeren Gipsformation an. In jener begleiten ihn Steinsalz und spätiger, in dieser gemeiniglich faseriger Gips. In Deutschland findet er sich um Abtenau bei Salzburg, um Hallein, um Bergen und Hohenschwangau in Bayern, um Königsee im Rudolstädtischen, bei Richelsdorf in Hessen und an vielen andern Orten; ferner in den Karpathen, in Derbyshire in England, in Baden und bei Sitters in der Schweiz, von vortrefflicher Qualität in Oberitalien, besonders in Toscana, im Ural ꝛc. Im Alterthum bezog man den A. besonders aus Aegypten. Gemeiniglich macht er die untersten Lagen der Gipsbrüche aus. Indessen ist er selten so hart und schön, daß er zu edleren Bildhauerarbeiten benutzt werden könnte; aus den weicheren Sorten macht man allerlei Waaren, Dosen, Leuchter, Vasen, Säulen, Gehäuse von Standuhren u. dgl. Zur Verarbeitung sind die gewöhnlichen Drechslerwerkzeuge geeignet; oft wird sie fabrikmäßig betrieben, namentlich zu Florenz, Volterra, Livorno, Mailand, Paris und in England. Am liebsten wählt man dazu den ganz weißen, halbdurchsichtigen, welcher keine Flecken und Streifen hat, wie den florentinischen. Das Schleifen der Alabasterwaaren geschieht am besten mit Schachtelhalm und Wasser, das Feinschleifen mit Kalkwasser. Die Politur und einen schönen atlasartigen Glanz gibt man ihnen durch Seifenwasser und Kalk, zuletzt mit einem Zusatze von gepulvertem und geschlämmtem Federweiß oder Talk. Gebrannt dient der A. den Italienern zu den feinsten Stukkaturarbeiten. Reinigen kann man Alabasterwaare mit Kalk oder Terpentinöl; den vorigen Glanz aber bekommt sie nur dann wieder, wenn man sie von neuem schleift und polirt. Ein guter Kitt zum Zusammenfügen getrennter Alabasterstücke ist Alabasterpulver, mit einer Gummiauflösung zu dünnem Brei angerührt. Auch ein Kitt aus gelöschtem Kalk und Eiweiß wird empfohlen. Als künstlichen A. in sehr uneigentlichem Sinne hat man verschiedene schmelzbare Salze, z. B. Alaun mit Gipszusatz oder Salpeter, zur Darstellung gegossener Gegenstände angewendet.

Alabasterglas (Opalglas, Reis- oder Reissteinglas), trübes, nicht durchsichtiges Glas, welches zu Luxusgegenständen verarbeitet wird. Glassatz und Art des Einschmelzens ist wie beim Krystallglase. Die geschmolzene Masse wird ausgeschöpft und durch Uebergießen mit kaltem Wasser plötzlich abgekühlt (abgeschreckt), dann wird eine neue Quantität eingeschmolzen, das kalte abgeschreckte Glas daraufgegeben, dadurch das Ganze abgekühlt und die von neuem geschmolzene, aber noch mit mikroskopisch kleinen ungeschmolzenen Theilchen durchsetzte Masse bei möglichst geringer Hitze verarbeitet. Man gewinnt so eine trübe, weiße, dem entglasten Glase (Réaumur'schem Porzellan) ähnliche Masse.

Alabastrum, s. Knospe.

Ala Dagh (türk., »schöner Berg«), Gebirgszug in Türkisch-Armenien, der sich im N. des Wansees erstreckt und über 3300 Meter Höhe erreicht. An seinem nördlichen Abhang entspringt der östliche Euphrat (Mürad). A. wird von den Türken auch oft als allgemeine Bezeichnung für das Taurusgebirge gebraucht, insbesondere des Theils nördlich von Adana.

Alagôas, Provinz im östlichen Brasilien, am Atlantischen Ocean, wird im N. und W. von der Provinz Pernambuco, von der A. früher einen Theil bildete, im S., wo der San Francisco die Grenze macht, von Sergipe del Rey begrenzt und hat etwa 40,000 QKilom. (die Angaben schwanken übrigens bedeutend) mit ca. 300,000 Einw. Das Land ist im W. bergig, sehr bewaldet und trocken; im O. liegt ein 75 Kilom. breiter, vielfach sumpfiger Küstenstrich. Produkte sind Tabak, Baumwolle, Zucker, Reis, Kokosnüsse ꝛc.; die Wälder liefern treffliche Bau- und Farbehölzer und viel Ipecacuanha. Industrie ist nicht vorhanden. — Die Stadt A., ein alter Ort unfern vom Meere am südöstlichen Ende der Lagune Manguaba gelegen, war bis 1839 Hauptstadt der Provinz, die nach ihr den Namen führt, ist aber jetzt ganz verfallen. Jetzige Hauptstadt ist der Hafenort Maceió.

Alagon, rechter Nebenfluß des Tajo in der span. Provinz Estremadura, mündet in denselben 4 Kilom. nordöstlich von Alcantara und ist etwa 126 Kilom. lang.

A la hausse, s. Hausse.

Alais (spr. aläh), Stadt im franz. Departement Gard, Hauptort eines Arrondissements, am Gardon, nördlich von Nîmes, wohin eine Eisenbahn führt, ein wichtiger Fabrikort auf einem ergiebigen Kohlenfelde, ist von Eisenhämmern, Glashütten, Mühlen ꝛc. umgeben, hat auch bedeutende

Seidenindustrie, Gerbereien und Färbereien und (1866) 19,964 Einw. In A., einem sehr alten Orte (Alesium?), ward 27. Juni 1629 ein Friedensvertrag zwischen den Hugenotten und Ludwig XIII. abgeschlossen, wodurch jenen das Edikt von Nantes bestätigt wurde. Als aber nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes A. protestantisch blieb, errichtete Ludwig XIV. hier mit einem Bischofsstuhle zugleich eine Citadelle, deren Geschütze die Bekehrungspredigten um so eindringlicher machen sollten. Tausende wurden Opfer ihrer Ueberzeugungstreue. Noch jetzt finden sich in und um A. viele Protestanten.

Alajuela (spr. -chuéla), Stadt im centralamerikan. Staate Costarica, mit (1865) 10,000 Einw., ist mit dem bequemen Hafen von Puntas Arenas durch eine gute Straße verbunden.

Alakananda, einer der beiden Quellflüsse des Ganges (s. d.).

Alakrität (lat.), Munterkeit

Alalie (griech., »Sprachlosigkeit«), s. Stummheit.

Alaman, Lukas, mejikan. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. um 1775 in Mejiko, vertrat die Kolonien in den span. Cortes, kehrte aber 1823 nach Iturbide's Sturz heim. Er war wiederholt Minister des Auswärtigen und des Innern, so während Guadelupe Victoria's und Bustamente's Präsidentschaft, und beförderte die Industrie, den Ackerbau und das Volksschulwesen. Ueberzeugt von der Nothwendigkeit einer starken Regierung für Mejiko, unterstützte er Santa Anna's diktatorische Neigungen und Bestrebungen. Er starb 2. Juni 1855, mit Hinterlassung bedeutender geschichtlicher Arbeiten über Mejiko, der »Disertaciones sobre la historia mejicana« (Mejiko 1844—49, 3 Bde.) und einer »Historia de Mejico« (das. 1849—52, 5 Bde.); Nachträge und Berichtigungen zu letzterer lieferte J. M. de Liceaga (Guanajuato 1868).

Alamâni, Fluß, s. Hellada.

Alamanni, Luigi, ital. Dichter, geb. zu Florenz 28. Okt. 1495, Sprößling einer angesehenen Familie, trat, von Freiheitsliebe fortgerissen, einer Verschwörung gegen den Statthalter des Papstes Leo X., den Kardinal Giuliano, bei und mußte nach der Entdeckung derselben nach Venedig und von hier nach Frankreich flüchten (1521). Als Florenz 1527 zur Erringung seiner Freiheit sich erhob, eilte er dahin, suchte aber vergeblich Genossen für seine alten Pläne. Vor den Nachstellungen seiner Feinde zog er sich zuerst nach Genua zurück und ging dann nach der Provence, wo er in die Dienste Franz' I. von Frankreich trat (1530). Hier schrieb er, ungestört von politischen Störungen, die meisten seiner Werke, und seine allseitige Bildung und Gewandtheit erwarben ihm das Vertrauen des Königs, der ihn 1544 als Gesandten an Karl V. schickte. Auch Heinrich II. verwandte ihn öfters als Geschäftsträger. A. folgte dem Hofe nach Amboise, wo er 18. April 1556 starb. Seine poetischen Werke zeichnen sich durch Reinheit des Stils und Leichtigkeit der Versifikation aus; höherer dichterischer Schwung und originale Bedeutung geht ihnen ab. Besondere Hervorhebung verdienen das Lehrgedicht »La coltivazione« (Paris 1546), welches den Landbau nach der Weise der Georgica Virgils in elfsilbigen reimlosen Versen (versi sciolti) besingt; das Epos »Girone il cortese«, nach einem altfranz. Romane in ital. Verse übersetzt, und »L'Avarchide«, ein anderes Epos, welches die Belagerung der Stadt Bourges (Avaricum) erzählt und die Ilias nicht ohne Geschick nachahmt. Alamanni's kleinere Gedichte erschienen als »Opere toscane« (Lyon 1532, 2 Bde.). Er verfaßte auch ein Schauspiel »Flora« und übersetzte des Sophokles »Antigone«. Aufsehen erregten seine »Epigrammi toscani« (Mondovi 1570). Eine Ausgabe seiner Werke besorgte Raffaelli (Florenz 1859, 2 Bde.).

A la mode (franz.), nach der Mode.

Alâmos (Real de los A.), wohlhabender Hauptort eines Bergwerksdistrikts im mejikan. Staate Sonora, südlich vom Flusse Mayo in unfruchtbarer Gegend gelegen, mit reichen Gold- und Silberminen und 6000 Einw. In der Nähe sind die Trümmer einer umfangreichen Stadt der Azteken, in deren Mitte sich ein großes dreistöckiges, von Lehm erbautes Kastell (Casa grande) mit 5 Meter dicken Mauern erhebt. In A. fand 1865 ein heftiger Straßenkampf zwischen Mejikanern und Franzosen statt.

Aland, linker Nebenfluß der Elbe in der preuß. Provinz Sachsen, entspringt unfern Werben an der Elbe, vereinigt sich vor Seehausen mit der stärkeren Biese und mündet 15 Meter breit bei Schnakenburg im Hannöverschen.

Aland (Nerfling, Idus *Heck.*), Fischgattung aus der Familie der Cyprinoidei oder karpfenartigen und der Ordnung der Physostomen mit der einzigen Art: I. melanotus *Heck.* Dies ist ein 30—40 Centim. langer Fisch mit mäßig gestrecktem, wenig zusammengedrücktem Leib, kleinen Augen und Schuppen und 9—10 weichen, getheilten Strahlen in der Afterflosse; er kommt in 2 Varietäten vor, als Schwarznerfling mit schwarzblau schimmerndem Oberrücken und weißlichem Bauch, und als Goldnerfling, Goldorfe, mit schön orangegelbem Glanz. Die erste Varietät (Göse, Gesenitz, Hartkopf, Rohrkarpfen) ist in allen größeren Flüssen und Seen Mitteleuropa's gemein, der Goldnerfling ist in den Teichen von Dinkelsbühl zu Hause, findet sich hier und da auch in Süddeutschland und kommt als unechter Goldfisch für Springbrunnenbassins, Aquarien ꝛc. in den Handel. Der A. laicht im April, das Fleisch ist gelblich und von geringem Werth.

Alandsinseln (spr. olands-), zu Finnland gehörige Inselgruppe im Bottnischen Meerbusen, besteht aus einer großen Insel, dem sogen. Festland Aland, und etwa 80 Inselchen, Klippen und Skären, die zusammen 1211 QKilom. (22 QM.) mit 16,000 Einw. umfassen und 1809 von Schweden an Rußland abgetreten wurden. Diese Inseln schließen zum Theil den Bottnischen Meerbusen u. haben mehrere sehr gute Häfen, welche der russischen Skärenflotte zur Hauptstation dienen. Die Einwohner, nach Abstammung und Sprache Schweden, nähren sich von Ackerbau, Viehzucht, Fischerei (Strömlinge, Clupea Harengus minor, werden jährlich gegen 6000 Tonnen verschickt) und Jagd auf Seevögel und Seehunde. Das Getreide reicht für den Bedarf nicht hin. Der Wiesenboden ist fett und in Ost-Aland (Föglö-Kirchspiel) sogar berühmt. Als Waldbäume kommen Tannen, Fichten, Birken, Haselbüsche und Erlen vor; die Flora bietet an 680 Arten, die Fauna zählt mehr als 100 Arten Vögel auf, worunter gegen 40 Arten Seevögel. Wölfe, Füchse und Luchse waren früher nicht selten, jetzt sind sie fast ausgerottet. Die Hauptinsel, Aland, hat 74 Kilom. Umfang und gegen 9000 Einw. Auf ihr erheben sich einige

hundert Fuß hoch der Ordallsklint, der Getaberg und der Asgärdaberg, rothe Granitmassen. Der Ostheil der Insel hat Lehmboden, sonst ist lockerer Heidesand allgemein. Ahnenhügel (Heidengräber) finden sich an mehreren Stellen, die größten bei Gobby. Die gleichnamige **Hauptstadt** der Insel ist erst von den Russen angelegt und hat 3000 Einw. Auf ihr liegen auch **Kastelholm**, mit der Ruine eines ehemals befestigten Schlosses, und **Skarsgans**, ein 1854 zerstörtes Festungswerk am Bomarsund. In dem genannten Jahre griffen die vereinigten Engländer und Franzosen unter Napier zu Wasser und unter Baraguay d'Hilliers auch zu Lande die Befestigungswerke an und zwangen den General Bodisco 16. Aug. zur Uebergabe, worauf die Werke am Bomarsund geschleift wurden.

Alānen (Alani, Alauni oder Albani), ein Reitervolk, aus Sarmaten und Germanen gemischt, schön gestaltet und bildungsfähig, saß zuerst am Kaukasus, wo es 65 v. Chr. von Pompejus bekämpft wurde und wo Reste von ihnen noch heute leben, breitete sich später in kriegerischen Wanderungen namentlich zwischen Don und Wolga aus, streifte aber auch bis in das nördliche Rußland, nach Sibirien und nach Indien. Das Volk führte auf seinen Zügen Habe und Familie auf leichten Karren mit sich. Es verehrte den Kriegsgott im Bilde eines bloßen Schwerts und trug die Skalpe der Feinde als Trophäen. Zur Zeit Kaiser Hadrians wurden sie durch dessen Feldherrn Arrian mit Erfolg bekämpft; Mark Aurel hielt sie mühsam in ihren Grenzen; Tacitus (275 n. Chr.) schloß mit ihnen Verträge. 375 n. Chr. wurden sie von den Hunnen unterworfen; ein Theil floh in den Kaukasus, ein anderer zog nach der Ostsee und verschmolz später mit den Germanen; ein dritter vereinigte sich mit den Westgothen und focht mit ihnen bei Adrianopel 378 gegen Kaiser Valens; der größte Theil des Volks schloß sich dem Zuge der Hunnen an. A. nahmen 405 an Radegais' Einfall in Italien theil, gingen nach dessen Scheitern an den Rhein und gründeten später (411) in dem heutigen Portugal ein Reich. Dort von dem Westgothen Wallia völlig besiegt, stellten sie sich unter den Schutz der Vandalen, mit denen sie bald ganz verschmolzen und 429 nach Afrika übersetzten. Ein Theil der A. war durch Aëtius bei Valence am Rhône angesiedelt worden und focht 451 bei Châlons mit gegen die Hunnen. Ein nach Italien vordringender Haufe A. wurde 466 bei Bergamo von Ricimer geschlagen. Reste der A. haben sich noch lange in Frankreich erhalten, später aber ist von dem Volk nirgends mehr die Rede.

Alānt, Pflanzengattung, s. Inula.

Alānus ab Insŭlis (eigentlich Alain), gelehrter Geistlicher, geb. um 1114 wahrscheinlich zu Lille, trat in den Cistercienserorden, ward 1151 Bischof von Auxerre, zog sich 1167 in das Kloster Clairvaux zurück, wo er 1202 oder 1203 starb. Er war zugleich Theolog, Philosoph, Physiker, Geschichtschreiber und Dichter, daher Doctor universalis genannt. Unter seinen theologisch-philosoph. Schriften sind die »Regulae de sacra theologia« und die dem Papst Clemens III. gewidmete »Ars catholicae fidei«; unter seinen poetischen Werken besonders der »Anticlaudianus« (Vened. 1582, Antwerp. 1611 u. öfter), eines der berühmtesten Gedichte des Mittelalters, und das »Doctrinale altum s. liber parabolorum« hervorzuheben. Seine Schriften sind zum Theil gesammelt von de Visch (Antwerp. 1650).

Alarcon, Don Juan Ruiz de A. y Mendoza, span. Dramatiker, gegen Ende des 16. Jahrh. zu Tasco in Mejiko aus vornehmer Familie geboren, siedelte um 1622 nach Madrid über, wo er eine Anstellung bei der Oberverwaltungsbehörde der westindischen Besitzungen erhielt, starb aber schon 1639. A. ist der letzte große Dramatiker der altspanischen Nationalbühne und bekundet seine Hauptstärke im Charakterdrama (comedia de costumbres). Seine bedeutendsten Leistungen auf diesem Felde sind: »La verdad sospechosa« (deutsch in Rapps »Spanischem Theater«, Bd. 7, Hildburgh. 1869, das Original von Corneille's »Menteur«), »Las paredes oyen«, »Examen de maridos«, »Todo es ventura«. Fast ebenso werden indessen einige seiner Stücke aus der heroischen Gattung gerühmt, namentlich »El tejedor de Segovia« (deutsch von Schack in »Span. Theater«, Frankf. 1845) und »Ganar amigos«, sowie die Zauberkomödie »La prueba de las promesas«. Eine Anzahl seiner Stücke (20) erschien gesammelt als »Comedias« (Thl. 1, Madr. 1628; Thl. 2, Barcelona 1635); eine neue Ausgabe seiner Werke lieferte Hartzenbusch (Madr. 1848), eine Auswahl in 3 Bdn. die Königl. Akademie (Madr. 1867). A. bildet gewissermaßen den Uebergang von Lope de Vega zu Calderon. Erfindungsreich und gewandt in der Struktur der Fabel wie jener, ragt er in der Ausführung des Details, sowie in der Durchführung der Handlung zu einem bewußt konkreten Ziele schon sehr an Calderon heran. Auch ist an ihm die bewußte und kräftige Verfolgung einer ethischen Tendenz und die vorzügliche Reinheit der Sprache zu rühmen. Vgl. über ihn die von der Königlichen Akademie gekrönte Preisschrift von Guerra y Orbe (Madr. 1872).

Alard (spr. -lahr), 1) **Delphin Jean**, franz. Violinvirtuos, geb. 8. März 1815 in Bayonne, Zögling des Pariser Konservatoriums, wurde nach Baillots Tode Professor an demselben und 1858 erster Soloviolinist der kaiserlichen Kapelle. Er schrieb auch werthvolle Kompositionen für sein Instrument: Koncerte, eine Violinschule, Etüden ꝛc.

2) **César**, ausgezeichneter Violoncellospieler, geb. 4. Mai 1837 zu Gosselins in Belgien, widmete sich als neunjähriger Knabe auf dem Brüsseler Konservatorium zuerst der Violine, ging aber dann zum Violoncello über und gewann bereits nach zweijährigem Studium unter Servais mit seinem Spiele mehrere Preise. Er begab sich darauf nach England, reiste mit dem Jullien'schen Orchester als Solist, koncertirte in Paris unter Pas de Loup, ging 1866 als Solocellist nach Havaña, 1868 nach New York und kehrte 1870 nach Paris zurück. A. spielt mit besonderer Vorliebe deutsche Kompositionen (Romberg, Schuberth ꝛc.).

Alărich, 1) A. I., König der Westgothen aus dem Geschlechte der Balthen, geb. um 376 n. Chr., führte die Westgothen, 20jährig zu deren König erhoben, gleich nach des Kaisers Theodosius Tod (395) unter dem Vorwande, daß der oström. Hof die geschlossenen Verträge nicht erfüllt habe, durch Thrakien gegen Konstantinopel, dann dieses schonend durch den Engpaß von Thermopylä nach Griechenland, das er plündernd durchzog. Athen erkaufte Schonung durch hohes Lösegeld; Korinth, Argos und Sparta sanken in Trümmer. Der Oberfeldherr des weströmischen Reichs, Stilicho, nöthigte ihn endlich, in Arkadien landend, zum Rückzug. Durch diese Einmischung gekränkt, ernannte der oströmische

Kaiser Arkadius den A. zum Statthalter von Ostillyrien und zum Reichsfeldherrn, um ihn gegen Stilicho zu gebrauchen. Bereits 400 fiel A. durch Pannonien in Oberitalien ein, mußte dort jedoch umkehren. 403 erneute er seinen Einfall, wurde aber von Stilicho bei Pollentia (29. März) und nach einem Streifzug nach Etrurien bei Verona geschlagen, worauf er sich nach Illyrien zurückziehen mußte. Zur Ausführung seiner Pläne gegen das oströmische Reich zog Stilicho später den A. durch ein Jahrgehalt und Ueberlassung von ganz Illyrien auf seine Seite; als der Hof zu Ravenna jedoch nach Stilicho's Ermordung 408 diesen Vertrag nicht erfüllte, brach A. von neuem in Italien ein und zog im Winter 408 vor Rom. Durch ungeheure Kontributionen (5000 Pfd. Gold und 30,000 Pfd. Silber) erkaufte die Stadt nach längerer Belagerung Schonung. Als sich aber die mit Kaiser Honorius angeknüpften Unterhandlungen zerschlugen, erschien A. 409 wieder vor Rom, dem er durch Einnahme Ostias die Zufuhr abschnitt und das sich ihm daher willig fügte. Er setzte den Stadtpräfekten Attalus als Gegenkaiser ein. Als er aber mit diesem bald zerfiel, entsetzte er ihn und erschien 410 zum dritten Male vor Rom; die Thore der zum Widerstand entschlossenen Stadt wurden dem A. in der Nacht durch Sklaven geöffnet, 24. Aug. 410 drangen die Gothen ein, und es erfolgte nun eine sechstägige furchtbare Plünderung. A. zog dann nach Kampanien, von wo aus er Sicilien und Afrika erobern wollte; unter Vorbereitungen zu diesem Zuge starb er 410, erst 34jährig, zu Cosenza. Der Sage nach bestatteten ihn die Gothen im Bette des Flusses Busento. Sein Nachfolger als König der Westgothen war sein Schwager Athaulf. Vgl. Simonis, Versuch einer Geschichte des A. (Gött. 1858); Rosenstein in den »Forschungen zur deutschen Geschichte«, Bd. 3 (das. 1863).

2) A. II., Sohn Eurichs, 484—507 König des westgothischen Reichs in Spanien und Südfrankreich. Obgleich er den zu ihm geflüchteten römischen Statthalter Syagrius dem Frankenkönig Chlodwig auslieferte, wurde er später doch von diesem angegriffen u. bei Vouglé bei Poitiers besiegt u. getödtet. A. ließ einen Auszug aus dem Codex Theodosianus anfertigen, das Breviarium Alaricianum, welches noch lange in Südfrankreich in Gebrauch blieb.

Alárm (franz.), der plötzliche außergewöhnliche Ruf unter die Waffen, um Truppen im Frieden an schleunige ordnungsmäßige Gefechtsbereitschaft zu gewöhnen und im Kriege bei feindlichem unerwartetem Angriff oder zu plötzlich befohlenem Abmarsch zu versammeln. Das Signal zu dieser Sammlung wird durch das Horn, die Trompete, oder die Trommel, oder durch Abfeuerung eines Geschützes gegeben, worauf sich die Truppen mit allen ihren Waffen und ihrem Gepäck aufs schleunigste auf den dazu beim Appell bestimmten Alarmplätzen einfinden müssen. Alarmirung heißt der plötzliche Angriff auf eine feindliche Vorpostenlinie, welcher entweder die Ermüdung des Feindes, die Erforschung seiner Stärke, die Verbergung der eigenen Schwäche, oder die Ablenkung des Feindes vom wahren Punkte des Angriffs bezweckt. Demgemäß kann die Alarmirung eine Demonstration oder eine Rekognoscirung werden.

Alasáni (der alte Alazanios), linker Nebenfluß des Kur in Kaukasien, entspringt auf der Hochkette des Kaukasus und mündet unter 40° 51′ nördl. Br., kurz zuvor durch den Juri noch bedeutend verstärkt.

Alaschehr (»bunte Stadt«), Stadt im westlichen Kleinasien, Vilajet Aïdin, 118 Kilom. östlich von Smyrna, am nördlichen Fuße des Tmolus und am Kusu Tschai, einem Zuflusse des Mäander, das alte Philadelphia, ist noch von der alten, starken, in einzelnen Theilen durch Erdbeben zerstörten Mauer umschlossen, im übrigen aber ein schmutziger und ärmlich aussehender Ort von etwa 15,000 Einw. (darunter 3000 Griechen), welche starken Getreide-, Tabak- und Baumwollenbau betreiben. Die Stadt fiel erst 1390, also zuletzt unter den Städten Kleinasiens, in die Gewalt der Türken, nachdem sie 8 Jahre gegen deren Uebermacht gekämpft und über 20 Belagerungen ausgehalten hatte.

Alaska (Alaschka, Aljaschka), ursprünglich Name einer schmalen, an 600 Kilom. langen Halbinsel im nordwestlichsten Theile Amerika's, die sich in westsüdwestlicher Richtung bis in die Nähe der Aleutischen Inseln erstreckt und einen Theil von Russisch-Amerika bildete. Nach dem Vertrage zwischen den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Rußland, der 30. März 1867 zu Washington abgeschlossen und dessen Ratifikationen 20. Juni d. J. ausgewechselt wurden, zahlte die Union 7,200,000 Doll. in Gold an Rußland u. erhielt dafür das ganze frühere Russisch-Amerika. Dieser Länderkomplex, der sich von 54° 40′ nördl. Br. nördlich bis zum Eismeer erstreckt, sammt den dazu gehörigen Inseln (Aleuten, Lorenzinsel, Thlinkithenarchipel &c.), trägt jetzt den Namen Territorium A. (auch Walrussia) und umfaßt nach den neuesten Berechnungen 1,495,380 QKilom. (27,158 QM.). Die Bevölkerung von A. wird zu 75,000 (nach andern nur zu 62,000) Seelen angegeben und besteht aus Eskimo (in den nördl. und westl. Küstengebieten), Aleuten (auf den Aleutischen Inseln) und Indianern verschiedener Stämme (Koluschen, Tschugaschen &c.), welche das Binnenland bewohnen und der amerikan. Rasse angehören. Weiße (Russen und Amerikaner) und sogen. Kreolen, d. h. Abkömmlinge von Russen und amerikan. Weibern, zählte man etwa 2000. Das Land, im ganzen noch wenig bekannt, wird von ansehnlichen (häufig vulkanischen) Gebirgen, Ausläufern der nordamerikan. Felsengebirge, bis in die Halbinsel A. hinein durchzogen, und einzelne Gipfel, wie der an der Küste aufsteigende Eliasberg (4875 Meter) und der Vulkan Illimän (3800 Meter), gehören zu den höchsten Erhebungen Nordamerika's. Die Küstenentwickelung ist äußerst günstig und der Zugang zum Innern durch schiffbare Flüsse erleichtert, unter denen der Stikinefluß im S., der Atna oder Kupferfluß, der Kuskokwin und der Kwichpak oder Jukon im NW., sämmtlich in den Stillen Ocean mündend, die bemerkenswerthesten sind. Das Klima ist im ganzen milder als auf der gegenüberliegenden asiatischen und auf der ostamerikanischen Küste. Die mittlere Jahrestemperatur auf Sitka ist +7° R. (die zu Nain auf Labrador —3°). Dennoch will der Getreidebau nicht recht gelingen, und das Land ist auf Verproviantirung von Kamtschatka, neuerdings besonders vom Amurlande her angewiesen. An Mineralien hat man bis jetzt Steinkohlen, Kupfer und Eisen, doch nicht in genügender Menge, entdeckt. Dagegen ist die Holznutzung der Wälder (Fichten, Tannen, Cedern) bedeutend, und die Fischerei an der Küste wie in den fischreichen Flüssen, die Jagd auf die überaus häufigen Thranthiere, ebenso der Handel mit Pelzthieren (See-

und Fischottern, Füchsen, Bibern etc.) wie auch der Eishandel blühen und bringen ansehnlichen Gewinn. Die Amerikaner beginnen in dem neu erworbenen Gebiet sich häuslich niederzulassen, und trügen nicht alle Anzeichen, so werden sie aus dem vielfach verschrienen Lande, wenn auch nicht eine Goldgrube, so doch immerhin ein für den Handel mächtiges Gebiet machen. Durch Kongreßakte vom 27. Juli 1868 wurden die Gesetze der Vereinigten Staaten, welche Zölle, Handel und Schiffahrt betreffen, auch auf A. ausgedehnt; die Regierungsbehörden (seit 1869 eingesetzt) befinden sich in Neuarchangel auf der Insel Sitka, einem aufblühenden und befestigten Hafenplatz mit 500 Einw. A. ist übrigens noch nicht vollständig als ein Territorium organisirt, sondern gehört zur Zeit noch zu dem Militärdepartement des Stillen Oceans, dessen Hauptquartier in San Francisco ist. Die Verhältnisse des Landes behandelt der »Alaska Herald«, der seit 1869 zu San Francisco erscheint. Vgl. Whymper, Travel and adventure in the Territory of Alaska (Lond. 1868; deutsch von Steger, Braunschw. 1869); Dall, A. and its resources (Boston 1870).

Alástor (griech.), Rachedämon; Plagegeist.

Alatau, Gebirge, s. Altai und Kirgisensteppe.

Alátri, Stadt in der ital. Provinz Rom, im Hernikergebirge unweit Frosinone, mit großartigen kyklopischen Mauern und 12,852 Einw. In der Nähe das Karthäuserkloster Trisulti und eine große Stalaktitenhöhle.

Alátyr, Kreisstadt im ostruss. Gouvernement Simbirsk, an der Sura, die hier den fast 300 Kilom. langen, für die Flößerei von Bauholz wichtigen Fluß A. aufnimmt, mit (1867) 8085 Einw.

Alauda, Vogelgattung, s. Lerche.

Alaun (lat. alumen, Kalialaun), $Al_2 3SO_4, K_2SO_4 + 24H_2O$, Doppelsalz von schwefelsaurem Kali und schwefelsaurer Thonerde, findet sich selten in der Natur, meist als Efflorescenz in vulkanischen Gegenden auf Kalium und Aluminium haltenden Gesteinen, welche dem Einfluß von schwefliger Säure ausgesetzt waren, als Verwitterungsprodukt von Alaunschiefer etc. Die Materialien zur Gewinnung des A. enthalten zum Theil alle zur Alaunbildung erforderlichen Stoffe; manche verwitterte Lava braucht nur ausgelaugt zu werden und liefert sofort eine Alaunlösung (Neapel). Der Alunit enthält ebenfalls A., aber in Verbindung mit Thonerdehydrat: $Al_2 3SO_4, K_2SO_4 + 2Al_2O_6H_6$; erhitzt man ihn, so wird diese Verbindung zerstört, und man kann dann den A. mit Wasser ausziehen (römischer A.). Aus Pfeifenthon, Porzellanerde, die im wesentlichen aus kieselsaurer Thonerde bestehen, erhält man durch Brennen, Behandlung mit koncentrirter Schwefelsäure und Auslaugen eine Lösung von schwefelsaurer Thonerde. Setzt man zu dieser schwefelsaures Kali, so bildet sich A., welcher sich als Krystallmehl ausscheidet und nur noch durch Krystallisation gereinigt zu werden braucht. Den meisten A. erhält man aus Alaunschiefer und Alaunerde. Diese Mineralien bestehen aus kieselsaurer Thonerde mit Schwefelkies und Bitumen. Unterwirft man sie einem Röstungs- oder Verwitterungsproceß, so zersetzt sich der Schwefelkies (Eisenbisulfuret), und es entsteht schwefelsaures Eisenoxydul (Eisenvitriol) und freie Schwefelsäure, welche auf die kieselsaure Thonerde wirkt und schwefelsaure Thonerde erzeugt. Der Eisenvitriol zersetzt sich weiter und bildet basisch schwefelsaures Eisenoxyd, wobei abermals Schwefelsäure frei und von neuem schwefelsaure Thonerde gebildet wird. Die genügend gerösteten oder verwitterten Erze werden ausgelaugt, die Lösung wird verdampft und liefert häufig bedeutende Mengen von Eisenvitriol. Viele Alaunwerke sind daher zugleich Vitriolwerke. Man erhält schließlich eine koncentrirte Lösung von schwefelsaurer Thonerde, aus welcher durch Kalisalze A. gefällt wird. Man benutzt jetzt meist Staßfurter Kalisalze. Der Magnesiumgehalt derselben ist unschädlich, weil der A. durch Krystallisation sehr leicht gereinigt werden kann. Man kann auch statt des schwefelsauren Kalis Chlorkalium verwenden und erhält dann in der Mutterlauge Eisenchlorid und Chloraluminium. Wenn man Thonerde, Schiefer etc. mit Salzsäure behandelt, so entsteht eine Lösung von Chloraluminium. Setzt man zu dieser die Staßfurter Mineralien Schönit (schwefelsaures Kali und schwefelsaure Magnesia) und Kieserit (schwefelsaure Magnesia), so erhält man gleichfalls A. nach folgender Gleichung

$$\underset{\text{Chloraluminium}}{Al_2Cl_6} + \underset{\text{Schönit u. Kieserit}}{SO_4K_2 + 3SO_4Mg} = \underset{\text{Alaun}}{Al_2 3SO_4, K_2SO_4} + \underset{\text{Chlormagnesium.}}{MgCl_2}$$

Endlich stellt man auch aus Kryolit (Fluoraluminium + Fluornatrium), aus Baurit (eisenoxydhaltiges Thonerdehydrat) und aus Feldspat (kieselsaure Thonerde und kieselsaures Kali) A. dar. Der Kalialaun enthält 9,95 Proc. Kali, 10,83 Proc. Thonerde, 33,71 Proc. Schwefelsäure und 45,51 Proc. Wasser, krystallisirt in farblosen Oktaëdern, schmeckt süßlich zusammenziehend, spec. Gew. 1,724, reagirt sauer, wird an der Luft trübe durch Aufnahme von Ammoniak (nicht durch Wasserverlust), ist unlöslich in Alkohol, während 100 Theile Wasser lösen

bei 0°	3,9	Th.	bei 40°	30,9	Th.	bei 80°	134,5	Th.
10°	9,5	"	50°	44,1	"	90°	209,3	"
20°	15,1	"	60°	66,6	"	100°	357,5	"
30°	22,0	"	70°	90,7	"			

A. schmilzt bei 92° in seinem Krystallwasser und verliert dasselbe bei 100° unter starker Aufblähung vollständig. Der poröse Rückstand, gebrannter A., löst sich sehr langsam in Wasser. Erhitzt man ihn stärker, so entweichen schweflige Säure und Sauerstoff und es hinterbleibt Thonerde und schwefelsaures Kali. Versetzt man Alaunlösung mit Kalilauge, bis Thonerde sich dauernd ausscheidet, so entsteht neutraler A.: $K_2SO_4, Al_2 3SO_4, Al_2O_6H_6$. Aus der Lösung dieses Salzes, welches richtiger basischer A. genannt wird, fällt bei 40° eine noch basischere Verbindung, der sogen. unlösliche A.: $K_2SO_4, Al_2 3SO_4, 2Al_2O_6H_6$, welcher also einen künstlichen Alunit darstellt. Aus einer Alaunlösung, welche wenig »neutralen A.« enthält, krystallisirt bei gewöhnlicher Temperatur A. von normaler Zusammensetzung in Würfeln (kubischer A.), bei höherer Temperatur aber der gewöhnliche oktaëdrische A.: der aus Alunit gewonnene römische A., welcher bei Gegenwart von Thonerde in Lösung geht (s. oben), krystallisirt in der Regel in Würfeln.

Ammoniakalaun, $Al_2 3SO_4, (NH_4)_2SO_4 + 24H_2O$, findet sich selten in der Natur; man bereitet ihn wie Kalialaun, fällt aber die Lösung der schwefelsauren Thonerde mit schwefelsaurem Ammoniak. Er enthält 3,89 Proc. Ammoniak, 11,9 Proc. Thonerde, 36,1 Proc. Schwefelsäure, 48,11 Proc. Wasser, verhält sich wie Kalialaun, hinter-

läßt beim Glühen aber reine Thonerde. Sein spec. Gew. ist 1,626. 100 Th. Wasser lösen

bei 0°	5,2	Th.	bei 40°	27,3	Th.	bei 80°	103	Th.
10°	9,1	"	50°	36,5	"	90°	187,3	"
20°	13,6	"	60°	51,5	"	100°	422	"
30°	19,3	"	70°	72	"			

Der Natronalaun ist wegen seiner großen Löslichkeit (bei 13° in 2,14, bei 100° in 1 Th. Wasser) schwieriger darzustellen, die Lösung verliert auch beim Kochen die Fähigkeit zu krystallisiren; er verwittert an trockener Luft.

A. dient besonders zur Bereitung von Farben und Farblacken und in der Färberei als Beize. Wenn man nämlich neutralen A. oder Alaunlösung mit Bleizucker und etwas Soda mischt, so entsteht schwefelsaures Blei und eine Lösung von essigsaurer Thonerde; erwärmt man diese mit Gespinstfasern, so schlägt sich auf denselben basisches Salz nieder, welches eine große Neigung besitzt, sich mit Farbstoffen zu verbinden. Die mit A. gebeizten Gewebe nehmen daher Farbstoffe aus deren Lösungen begierig auf, welche ohne die Beize gar nicht oder mangelhaft auf der Faser haften würden. A. dient ferner mit Kochsalz gemischt zum Weißgerben, in der Papierfabrikation zur Erzeugung harzsaurer Thonerde, mit welcher das Papier geleimt wird. Goldarbeiter kochen Goldwaaren mit A., Kochsalz und Salpeter, wobei Kupfer und Silber gelöst werden und die Oberfläche der Waaren goldreicher wird; Holz wird durch Anstrich mit A., Leim und Essig schwer verbrennlich gemacht; gebrannter Gips, mit Alaunlösung angemacht, erhärtet marmorartig; trübes Wasser wird durch A. geklärt, indem besonders nach Zusatz von etwas Soda ein Niederschlag entsteht, welcher alle trübenden Theilchen an sich reißt; auch Talg wird beim Ausschmelzen mit A. geklärt. In der Medicin dient A. als abstringirendes Mittel; gebrannter A. dient zum Beizen; mit Alaunkrystallen füllt man die Doppelwände feuerfester Geldschränke, weil der Reichthum des Alauns an Krystallwasser das Eindringen der Hitze sehr aufhält. Da schlechtes Mehl auf Zusatz von wenig A. ein weißeres lockeres Brod gibt, so ist der A. auch vielfach von Bäckern angewandt worden.

Bei den meisten Verwendungen des Alauns kommt lediglich sein Thonerdegehalt in Betracht, und man hat daher den koncentrirten A. (s. d.) dargestellt, welcher reicher an Thonerde ist. Die schwefelsaure Thonerde kann sehr billig aus den Alaunerzen erzeugt werden, ist aber wegen ihrer Leichtlöslichkeit schwer zu reinigen, während der A. schwer löslich ist, gut krystallisirt und daher namentlich auch leicht frei von Eisen erhalten werden kann. Um nun das theure Kali zu sparen, hatte man Ammoniakalaun dargestellt, da man das Ammoniaksalz billig aus Gasfabriken beziehen konnte. Die Staßfurter Salze haben aber den Ammoniakalaun wieder mehr zurückgedrängt, und die billig herzustellende Schwefelsäure gestattet mehr und mehr die Bereitung von schwefelsaurer Thonerde aus eisenfreien Materialien.

A. war den Alten nicht bekannt, das Alumen des Plinius war Eisenvitriol und enthielt höchstens schwefelsaure Thonerde. Geber aber kannte unsern A., und im 13. Jahrh. bestand bei Smyrna und im Neapolitanischen eine Alaunsiederei. In der ersten Hälfte des 16. Jahrh. wurde bei Schwemsal A. fabricirt, und zu Anfang dieses Jahrhunderts beherrschte der sehr reine Lütticher oder Lücker A. den Markt.

Alaune, Doppelsalze, welche analog dem gewöhnlichen Alaun zusammengesetzt sind und dieselbe Krystallform haben. Der gewöhnliche Alaun ist ein Doppelsalz von schwefelsaurer Thonerde und schwefelsaurem Kali, $Al_2 3SO_4, K_2SO_4 + 24H_2O$, und es kann in demselben das Kalium durch Natrium, Lithium, Cäsium, Rubidium oder Ammonium ersetzt werden. So entstehen Natronalaun, Ammoniakalaun etc. An Stelle des Thonerdemetalls kann aber auch Eisen, Mangan oder Chrom treten, wodurch Eisenalaun, Chromalaun, Manganalaun gebildet werden. Im gewöhnlichen Leben versteht man unter Kali- oder Ammoniakalaun stets das thonerdehaltige, unter Eisen- oder Chromalaun das kali- oder ammoniakhaltige Doppelsalz.

Alaunerde, erdige braune Masse, welche aus Thon, Schwefelkies und freiem Schwefel besteht; findet sich weit verbreitet in der norddeutschen Ebene als Glied der Tertiärformation, besonders in der Nähe von Braunkohlen, bei Freienwalde, Muskau, Schwemsal, Bornstädt etc., und dient zur Bereitung von Alaun. A. ist auch s. v. w. Thonerde, Aluminiumoxyd.

Alaunerze, s. Alaunschiefer und Alaunerde.

Alaun, koncentrirter (kalifreier Alaun, löslicher Alaun, Aluminat), schwefelsaure Thonerde in mehr oder weniger reinem Zustande. Alumcake (Alaunkuchen), ist das Produkt der Einwirkung von Schwefelsäure auf reinen Thon (kieselsaure Thonerde) u. enthält demnach schwefelsaure Thonerde und Kieselsäure. Alumina-alum, Thonerdealaun, ist eine Mischung von Alaun mit schwefelsaurer Thonerde, wie sie bei der Behandlung von Alunit mit Schwefelsäure erhalten wird. Alle diese Präparate werden wie Alaun benutzt.

Alaunschiefer, kohlen- und bitumenreicher Thonschiefer, von Schwefelkies durchdrungen, bisweilen feldspathaltig und infolge theilweiser Verwitterung Alaun und Eisenvitriol enthaltend, findet sich besonders im Silur und Devon und bildet Lager von beträchtlichem Umfange in Skandinavien, bei Lautenthal am Harz, bei Saalfeld, Gräfenthal, Sonneberg, Reichenbach im Voigtlande, in Schlesien, im Fichtelgebirge, am Niederrhein, in England etc., wird auf Alaun verarbeitet. Sehr bitumenreicher A. ist brennbar (Brandschiefer).

Alaunspat (Alaunstein), s. v. w. Alunit.

Alaux (spr. -loh), Jules Emile, franz. Gelehrter und Dichter, geb. 1828 zu Lavaur (Departement Tarn), widmete sich dem Studium der schönen Wissenschaften und der Philosophie und wirkte als Lehrer an verschiedenen Provinzialcolléges, dann in der Anstalt von St. Barbe zu Paris. Als Schriftsteller trat er zuerst mit einem »Essai sur l'art dramatique« (Toulouse 1855) und dem Werke »La Religion au 19. siècle« (1857) auf, welchem die Gedichtsammlungen »Visions d'amour« (1858) und später »Tendresses humaines« (1867) folgten, in denen ein träumerisch sinnendes Gefühl sich in wohllautenden Weisen ausspricht. Als philosophischen Denker zeigt er sich besonders in den Schriften »Philosophie de Monsieur Cousin« (1864) und »La Raison« (1860), worin er die Ansicht vertheidigt, daß die wirkliche Philosophie noch zu entstehen habe und in der vollständigen Vermischung der Religion mit der Metaphysik bestehen müsse. Außerdem schrieb er: »Laure«, eine Studie (1861), »Pape et Roi« (1861), »L'Analyse métaphysique« (Neuchâtel 1872) und zahlreiche gehaltvolle Artikel philosophisch- und kritisch-religiösen Inhalts in verschiedenen Revüen.

Aláva (Vittoria), span. Provinz, die südlichste

und größte, aber am wenigsten bevölkerte der drei baskischen Provinzen, enthält 3122 QKilom. (56,7 QM.) mit (1870) 103,320 Einw. Das Land bildet eine bis zum obern Lauf des Ebro abfallende südliche Terrasse des kantabrischen Küstengebirgs, wird auf der Südgrenze vom Ebro berührt und bildet, an der Eisenbahn von Madrid nach Paris gelegen, ein wichtiges Durchgangsland zwischen Kastilien und Frankreich. Wegen des durchschnittenen Terrains hat das Land auch strategische Bedeutung. Das Klima ist mild und gesund. Ueppige Eichenwaldungen bekleiden die Abhänge der Berge, und die Thäler und Ebenen erzeugen großen Ueberfluß an Getreide, Hanf und Gartenfrüchten; namentlich wird in der Rioja alavese (längs des Ebro) viel Obst und Wein gebaut. Das Thierreich liefert besonders Hornvieh, Schafe und Ziegen. Die industrielle Thätigkeit ist hier geringer als im übrigen Baskenlande, doch sind Eisen- und Kupferminen in Betrieb, und unerschöpfliche Salzquellen gewähren neben den schon genannten Rohprodukten einen bedeutenden Ausfuhrartikel. Hauptstadt ist Vittoria. Vgl. Basken.

Aläva, Michael Richard d', span. General und Diplomat, 1771 zu Vittoria geboren, diente anfangs auf der Flotte, dann im Heer, schloß sich 1808 den Franzosen an, verließ aber nach der Schlacht von Albuera 1811 die Sache Joseph Napoleons, trat auf die Seite der Independenten und ward Wellingtons Adjutant. An den Kämpfen der Engländer gegen die Franzosen nahm er mit Auszeichnung theil und rettete bei dem Sturme auf seine Vaterstadt diese vor dem Untergang. Wellington erhob ihn auf dem Schlachtfelde zum General. 1814 wohnte A. der Schlacht bei Toulouse bei. 1815 kehrte er in sein Vaterland zurück. Vom Hofe gehaßt, wurde er eingekerkert und nur durch Wellington befreit. Auf Wunsch des Prinzen von Oranien wurde er dann spanischer Gesandter im Haag, aber 1819 als verdächtig abberufen. 1820 schloß er sich der Revolution an und wirkte für Wiederaufrichtung der Konstitution von 1812, focht 1822 gegen die königlichen Garden und stimmte zu Sevilla für augenblickliche einstweilige Absetzung Ferdinands. Nach dem Sturze der Konstitutionellen unterhandelte er im Namen der Cortes mit Frankreich zu Cadiz. Als später gegen das eidliche Versprechen des Königs die Revolutionäre blutig verfolgt wurden, entfloh A. über Gibraltar nach England. Dort und in den Niederlanden lebte er mit Unterstützung seiner Freunde, bis er von der Königin Christine zurückgerufen und 1834 zum Pair des Reichs erhoben wurde. Unter dem Ministerium Martinez de la Rosa wurde er Gesandter in London. Das ihm von Mendizabal, den er durch englischen Einfluß emporgehoben, 1835 angebotene Portefeuille des Auswärtigen lehnte er ab, verließ aber London und widmete sich der parlamentarischen Thätigkeit. Frankreich zur Intervention in Spanien zu bewegen, gelang ihm nicht. Nachdem eine neue Revolution der spanischen Regierung die Konstitution von 1812 aufgedrungen, verweigerte A., im Widerspruch mit seiner Vergangenheit, deren Annahme, verließ den Staatsdienst und starb 1843 in den Bädern von Barèges.

Alayrac (spr. aläräck), Nicolas d', franz. Opernkomponist, geb. 13. April 1753 zu Mouret bei Toulouse, lebte seit 1774 in Paris, wo ihn seine Kompositionen bald zum Liebling der Nation machten. Er starb das. 27. Nov. 1809. Viele seiner Operetten, z. B. »Die beiden Savoyarden«, »Dichter und Musiker«, »Raoul von Crequi«, sind auch in Deutschland bekannt und beliebt geworden.

Alb, zwei Nebenflüsse des Rheins im Großherzogthum Baden: die Obere A., welche im Schwarzwald nahe dem Feldsee entspringt und bei Albbruck mündet, und die Untere A., welche aus dem Würtembergischen kommt und bei Knielingen den Rhein erreicht.

Alba (lat.), das Chorhemd von weißer Leinwand, welches als Amtskleid der Geistlichen nach dem Vorbild der jüdischen Priester und als Symbol der Reinheit in der lateinischen Kirche seit dem 4. Jahrh. in Gebrauch ist. In der griechischen Kirche wird es durch das seidene, meist farbige Sticharion vertreten. Die anglikanische Kirche hat die A. beibehalten, die lutherische hier und da beim Abendmahle. Weil die Täuflinge in der alten Kirche ebenfalls ein weißes Gewand trugen, heißt der alte Taufsonntag (Sonntag nach Ostern) Dominica in albis. Auch zum Krönungsgewand der deutschen Kaiser gehörte eine seidene A.

Alba, 1) Stadt in der oberital. Provinz Cuneo (Coni), rechts am Tanaro, Sitz eines Erzbischofs, mit Kathedrale (ein Werk Bramante's) und 6370 Einw., welche Handel mit Wein, Käse, Vieh und Trüffeln treiben. A. ist das alte Alba Pompeja und hat viele Alterthümer aufzuweisen. — 2) Uralter Ort in der ital. Provinz Abruzzo ulteriore II, am Fuße des Velino, in der Nähe des ehemaligen Fucinersees, mit kaum 200 Einw., das Alba Fucentia der Römer, das als Aufenthaltsort vornehmer Gefangener (z. B. des Perseus von Makedonien und des Syphar) geschichtlich bekannt ist. Noch jetzt sieht man in ausgezeichneter Erhaltung die kyklopischen Mauern der alten Stadt, die in mehreren Reihen übereinander sich um den Berg ziehen; in der sehr alten Basilica San Pietro Reste eines alten Tempels, antike korinth. Säulen, ein Ambo von trefflicher musivischer Arbeit 2c. Vgl. Promis, Le antichità di Alba Fucense (Rom 1836). — 3) Stadt, s. v. w. Alva de Tormes.

Alba, Ferdinand Alvarez von Toledo, Herzog von, span. Feldherr und Staatsmann unter Kaiser Karl V. und König Philipp II. von Spanien, ward 1508 geboren und stammte aus einem der vornehmsten Häuser Spaniens. Schon im 16. Jahre trat er ins Heer. In der Schlacht bei Pavia (1525), in Ungarn, in den Kämpfen wider die Türken, auf Karls V. Zügen gegen Tunis und Algier und in der Provence vor Marseille gab er Proben seiner Tapferkeit wie seiner großen Anlagen zum Feldherrn, stieg von Grad zu Grad, ward, kaum 26 Jahre alt, General und mit dem 30. Jahre Oberfeldherr der kaiserlichen Heere. Er erwarb sich bald das unbeschränkte Vertrauen Karls V. In dessen zweitem Kriege gegen Frankreich gewann er neue Lorbeern; berühmt ist namentlich seine Vertheidigung Perpignans 1542. Im Jahr 1546 folgte er dem Kaiser zur Unterdrückung des schmalkaldischen Bundes. Als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Heere unterwarf er die protestant. Städte Süddeutschlands, züchtigte den Herzog Ulrich von Würtemberg und trug zu Karls Sieg bei Mühlberg (1547) das meiste bei. Dem Kriegsgerichte, welches den in der Schlacht gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zum Tode verurtheilte, präsidirte A. und rieth dem Kaiser, das Urtheil stracks vollziehen zu lassen, sowie er auf der andern Seite die Verleihung des Kurfürstenthums

an Moritz von Sachsen widerrieth. Er machte den Vorschlag, den Leichnam Luthers in der Schloßkirche zu Wittenberg auszugraben, um ihn zu verbrennen. Unter dem Kaiser nahm er dann theil an dem erfolglosen Zuge gegen Heinrich II. zur Wiedereroberung von Metz, Toul und Verdun. Glücklicher focht er als Oberbefehlshaber und Vicekönig in Italien gegen die vereinigte päpstliche und französische Armee, die er 1555 wiederholt schlug. Nach Karls V. Abdankung (1556) besetzte er den Kirchenstaat, mußte jedoch auf Befehl Philipps II. von Spanien mit Papst Paul IV. Frieden schließen und ihm alles Eroberte zurückgeben. Nachdem 1559 der Friede von Château Cambresis zwischen Frankreich und Spanien zu Stande gekommen war, begab sich A. nach Paris, um sich die Tochter Heinrichs II. für seinen Monarchen antrauen zu lassen. Nach dem Ausbruch des Aufstandes in den Niederlanden ward er 1567 mit 20,000 Mann und einem Schwarm fanatischer Mönche dahin gesandt, um die Ketzerei zu vertilgen. Nach Margaretha's von Parma Abdankung unumschränkter Gebieter über Leben und Tod, entwickelte der Herzog die ganze Furchtbarkeit seines Charakters. Zur Bestrafung der Theilnehmer an den Unruhen setzte er einen sogen. Revolutionsrath ein, welcher über allen Gerichten und Gesetzen stand. A. führte anfangs selbst darin den Vorsitz; später that dies in seinem Namen der Spanier Juan de Vargas. Tausende wurden durch jenes Gericht, von dessen Urtheil keine Appellation galt, zum Tode verurtheilt. A. selbst rühmte sich, 18,000 Menschen in den Niederlanden dem Henker überliefert zu haben. Die Befreiungsversuche der Emigranten hatten anfangs keinen Erfolg. A. schlug das Heer Ludwigs von Oranien bei Jemmingen in Friesland und zwang auch den mit einem anderen Heerhaufen in Brabant eingedrungenen Wilhelm von Oranien ohne Schlacht zum Rückzuge. Er mißbrauchte aber seinen Triumph durch Fortsetzung der Verfolgungen und vornehmlich durch das Uebermaß der Abgaben, die er den Besiegten auferlegte. Als die härteste derselben wurde der zehnte Pfennig betrachtet, d. h. die Forderung, daß der zehnte Theil von dem Kaufpreise aller beweglichen Güter an den Staat bezahlt werden sollte. Die Strenge, mit der die Durchführung dieser Maßregel versucht wurde, bewog selbst die katholischen Bewohner der südlichen Niederlande, sich dem aufs neue in Empörung begriffenen Norden anzuschließen. Die Spanier mußten sich in die festen Plätze zurückziehen, und bald waren mit Hülfe der Prinzen von Oranien ganz Seeland und Holland bis auf die Städte Middelburg und Amsterdam von den Spaniern befreit. Wilhelm von Oranien drang mit 20,000 Mann durch Geldern bis nach Löwen in Brabant vor und eroberte die Städte Mecheln, Dendermonde, Oudenarde, mußte sich aber vor Mons zurückziehen, worauf ganz Brabant wieder in Alba's und die Städte Zütphen, Naarden und Haarlem in die Hände von Alba's Sohn, Friedrich von Toledo, fielen. Indessen wurden die weiteren Unternehmungen Alba's durch den Geldmangel der spanischen Regierung sehr erschwert; auch schmolz Alba's Heer auf dem sumpfigen Boden Hollands durch tägliche kleine Verluste, sowie durch Hunger, Kälte und Krankheit immer mehr zusammen; schon fingen die Soldaten an zu murren und den Gehorsam zu verweigern. A. forderte deshalb von Philipp Verstärkungen. Dieser aber rief ihn zurück (1573) und ersetzte ihn durch den milderen Don Luis de Requesens. A. wurde vom Könige sehr kalt empfangen und mußte längere Zeit den Hof meiden. 1580 wurde er aber beauftragt, Portugal, auf welches Land Philipp II. Erbansprüche erhob, zu erobern. Auch diesen Auftrag führte er in rascher und glänzender Weise aus, machte sich aber auch hier durch seine Gewaltthätigkeiten so verhaßt, daß Philipp sich bald veranlaßt sah, ihn abzuberufen. Kurz darauf starb A. 12. Jan. 1582 zu Thomar. Noch im Alter von 74 Jahren besaß er die Rüstigkeit eines jungen Mannes. Sein Wuchs war groß, seine Haltung stolz, selbst dem König gegenüber, der Ausdruck des Gesichts finster und zurückstoßend, der Ton der Stimme hart; schon sein Aeußeres verkündete den Fanatiker. Vgl. Motley, The rise of the Dutch republic (neue Ausg. Lond. 1869, 3 Bde.; deutsch Dresd. 1857—60, 3 Bde.).

Albacēte, span. Provinz, bildet die innere nordwestl. Hälfte des ehemaligen Königreichs Murcia, ist mit Ausnahme des gebirgen Theils im SW., wo sich die Sierra de Alcaraz und die Ausläufer der Sagra Sierra erheben, größtentheils flach, ein Theil der Mancha, und gehört somit zur neukastilischen Hochebene. Das Areal beträgt 15,466 Q.-Kilom. (281 QM.) mit (1870) 220,973 Einw. Das Land ist leidlich angebaut, fast ganz baumlos und daher sehr einförmig und trist. Die Eisenbahn von Madrid nach Murcia durchschneidet das Gebiet, in welchem außer der gleichnamigen Hauptstadt kein nennenswerther Ort liegt. Die Stadt A., in weiter Getreideebene an der Eisenbahn und der alten valencianischen Heerstraße gelegen, ist gut gebaut, hat mehrere Kirchen und Spitäler, eine Normalschule, einen Cirkus für Stiergefechte, zahlreiche Messerschmieden, eine ansehnliche Messe (im Sept.), bedeutenden Getreide- und Viehhandel und 17,088 Einw.

Albalonga, die Mutterstadt Roms, die erste Gründung der Latiner von Lavinium, lag auf einer Bergfläche am Abhange des heutigen Monte Cavo und über dem Albanersee und war nur durch zwei schmale, leicht zu vertheidigende Zugänge im O. und W. zugänglich. Noch ist die Stelle deutlich erkennbar, wo die Stadt in einer langen Straße zwischen Berg und See sich hin erstreckte. Das Namensverzeichnis der 14 Könige von A., die alle den Beinamen Sylvius führen, ist ebenso mythisch wie die Sage von Romulus und Remus, den angeblichen Erbauern Roms. Nach den Königen herrschten hier 100 Jahre hindurch Diktatoren. Die Gründung der Stadt wird 300 Jahre vor Roms Erbauung, ihre Zerstörung ans Ende des 1. Jahrh. der römischen Königsherrschaft gesetzt. Anfangs stand A. in enger Verbindung mit der Tochterstadt, bis der Verrath des Diktators Mettus Fuffetius die Römer zur Rache aufrief. Die Stadt sank in Trümmer, die Einwohner wurden nach Rom versetzt, wo sie sich auf dem Cölischen Hügel anbauten. Die ganze schöne Umgebung war später mit Villen bedeckt, woraus nach und nach das Municipium Albanum, das heutige Albano (s. d.), entstand.

Albana, Stadt, s. Albania.

Albanagium (Albinagium, mittellat.), das frühere landesherrliche Recht auf die Hinterlassenschaft nicht naturalisirter Fremder.

Albanenser (von Albanien), die Partei der Katharer, welche, im Gegensatz zu den Concorezensern (von Coriza in Dalmatien), einen absoluten Dualismus lehrten. Nach ihnen ist auch das böse Princip ewig, seine Schöpfung ist die Welt, seine Offen=

barung das Gesetz, nicht die Propheten. Es hat die Seelen im Himmel verführt und auf die Erde gebracht; ihnen zeigte Jesus den Weg zur Rückkehr durch die katharische Kirche. Die A. glaubten an Seelenwanderung. Nach der Lehre der Concorezenser ist der böse Gott, der Gott des ganzen Alten Testaments, ein gefallener Geist, und nur Ordner, nicht Schöpfer der Materie. Die Seelen der Menschen stammen vom guten Gott, der böse hat sie verführt, Jesus zeigt ihnen die Bedingung des Heils. Vgl. Katharer.

Albanergebirge (lat. Albani montes, ital. Monti Laziali), vulkanische Gebirgsgruppe, 22 Kilom. südöstlich von Rom, bildet ein rings aufsteigendes Rundgebirge, von dem sich die Gewässer nach N., W. und S. ergießen. Im mittleren Krater (»Hannibals Lager« genannt) liegt der Monte del Vescovo, und auf dem ihn umgebenden Rande, der 390—780 Meter Höhe hat, erhebt sich im O. der Monte Pila, im W. der 955 Meter hohe Monte Cavo mit einem Kloster (der alte Mons Latialis, der heilige Berg der Latiner, wo die Bundesfeste gehalten wurden). Diesen inneren Krater umgibt ein größerer und älterer, aus Peperin gebildet, an dessen Rande die Städte Albano, Castel Gandolfo, Frascati, das alte Tusculum u. a., sowie die kleinen Trichterseen von Albano und Nemi liegen. Das A., zum größten Theil mit der herrlichsten Vegetation und den schattigsten Wäldern bedeckt, bildet eine beliebte Sommerfrische der Römer und in Rom weilenden Fremden und ist wegen seiner landschaftlich reizenden Partien das Entzücken der Maler. Südlich davon erhebt sich, durch eine Senke abgeschieden, das Volskergebirge.

Albanersee, s. Albano.

Albanerstein, s. Albano.

Albanesen, s. Albanien.

Albāni, Francesco, Maler der bolognesischen Schule, Zeitgenosse der Caracci, geb. zu Bologna 1578, hatte zu Lehrmeistern den Niederländer Calvaert, dann die Caracci und zum Jugendfreund und Mitschüler Guido Reni, der ihm aber dann als Rivale entgegentrat. Er starb 1660 zu Bologna. A. lieferte über 50 Altarbilder, die zwar im Geiste der Schule der Caracci gehalten, aber von trefflicher Ausführung sind. Am liebsten aber malte er idyllische Gegenstände der antiken Mythe, oder Darstellungen, wie sie ihm die gleichzeitige Schäferpoesie, namentlich Tasso's und Guarini's, an die Hand gab. Er soll von seiner zweiten, sehr schönen Gattin 12 Kinder von solcher Schönheit gehabt haben, daß ihm dieselben als die geeignetsten Modelle für seine Venus-, Galathea-, Amorinen- und Engelsgestalten dienen konnten. Voll sonniger Heiterkeit und Anmuth sind auch die Landschaften, die oft einen wesentlichen Theil seiner Bilder ausmachen. Allzu häufige Anwendung dieser wenigen und leichten Motive bewirkte indeß, daß selbst die Zeitgenossen dieses Einerlei gegen Ende seines Lebens nicht mehr so sehr schätzten wie früher.

Albania, im Alterthum Name einer Küstenlandschaft in Kaukasien, die sich zwischen dem Kaspischen Meer und Iberien südwärts bis zum Cyrus (Kur) erstreckte und von den Albani bewohnt wurde. Hauptstädte waren Albana, in der Nähe der Küste, und Cabalaca, im Innern des Landes, in der Nähe der Albanischen Engpässe (Pylae Albanicae). Die Römer lernten das Land zuerst in dem pontischen Kriege kennen, wo die Albanier gegen Pompejus eine große Macht ins Feld stellten. Unter den römischen Kaisern wurde es von Statthaltern verwaltet. Jetzt bildet es den Distrikt Djewat des russischen Gouvernements Baku.

Albanien (alban. Skiperi, türk. Arnaut), ein 450 Kilom. langes und 90—135 Kilom. breites Küstenland am Adriatischen und Jonischen Meere, hat einen Flächenraum von etwa 91,400 QKilom. (1660 QM.) und ungefähr 2,350,000 Einw. Seine Grenzen, die wenig übereinstimmend angegeben werden, sind nördl. Montenegro u. Bosnien, östl. Hochbulgarien, Makedonien, Thessalien, südl. Griechenland u. der Busen von Arta, westl. das Jonische und Adriatische Meer (s. Karte »Türkei«). A. ist ein Land voller Berge und Felsen, daher der Name Skiperi, »Land der Felsen«. Alle Gebirge sind wild, steil, voll Schluchten und tiefer Gründe. Im N. erhebt sich an der Grenze von Montenegro der Kom, in NO. der Schar Dagh; südwestl. vom See von Ochrida streicht das Tomorgebirge, weiter südöstl. das Grammosgebirge, der Gebirgsknoten von Metzovo (Zygos), und von hier, das obere Aspropotamothal umfassend, nach S. die östl. Kette, der Pindos, und die westl. Kette, das Tzumerkagebirge, welches gegen den Golf von Arta hin verläuft. Viele der Ketten endigen gegen das Meer hin in steile Kaps, z. B. Linguetta, Laghi, Pali, Rodoni. A. ist reichlich bewässert. Aber nur wenige Flüsse haben einen über 150 Kilom. langen Lauf, und mit alleiniger Ausnahme des den Ochridasee durchströmenden Drin sind alle Küstenflüsse. Kahnbar sind nur der Drin, die Vojutza, der Schkumbi, die Bojana, und auch diese nur auf wenige Meilen. Von den Seen sind zu nennen der See von Skutari (Skadar) im NW., der 550 QKilom. große Ochrida in der Mitte und der See von Janina. Die tief eingefurchte Küste bildet viele Häfen und einige größere Busen (z. B: die von Arta, Avlona, Durazzo und den des Drin) und ist südlich vom Kap Linguetta steil, nördlich bis zur Mündung des Drin flach. Das Klima ist sehr verschieden, rauh auf den Höhen, in den Thälern aber schön und mild, oft heiß bis zu afrikan. Glut. Daher herrscht auch in den Bodenerzeugnissen die größte Mannigfaltigkeit. Während auf dem Rücken der Gebirge das Getreide kümmerlich reift, spenden die Thäler die saftigsten Früchte des Südens, und selbst die tropische Palme kommt an geschützten, sonnigen Stellen im Freien fort. Die Bevölkerung ist über Höhen und Thäler vertheilt. Viele der Städte und unzähligen Kastelle liegen auf den Gipfeln der Berge, und in letztern haust noch zuweilen der Klephtenhauptmann mit derselben Ungebundenheit, wie einst der deutsche Raubritter. Die Einwohner gehören größtentheils (etwa 1,500,000) zu dem Stammvolke der Albanesen (türk. Arnauten) oder Skipetaren (Bergbewohner), wie sie sich selbst nennen. Es ist dies ein Urvolk, welches sich unter den Stürmen und Wirren zweier Jahrtausende in seinen Wohnsitzen behauptet hat und zu der großen Völkerfamilie zählt, die man seit Alexander d. Gr. mit dem unbestimmten Namen Illyrier, früher aber mit dem ebenso unsicheren der Thraker bezeichnet hat. In der nördl. Hälfte des Landes findet sich die albanesische Bevölkerung fast ohne Vermengung, von den umwohnenden slaw. Nationen, den Bosniaken und den Montenegrinern, sich scharf abtrennend. Im S. dagegen sind Albanesen und Griechen häufig vermengt, und auch die Sprachen beider Völker hört man abwechselnd. Am Seegestade hin sprechen die Männer alle Griechisch neben

ihrer Muttersprache; nur im Hause, in den Familien ist die alte Sprache der Skipetaren noch im Gebrauch. Letztere gilt für einen Rest der alten illyrisch-thrakischen Sprache und bildet, nach Bopp, einen selbständigen Zweig des indogermanischen Sprachstammes, ist aber mit griechischen, römischen, deutschen, slawischen und türkischen Worten stark vermischt. Grammatiken des Albanesischen, zu dessen Aufzeichnung man sich griech. Buchstaben bedient, lieferten Lecce (Rom 1716), Vater in den »Vergleichungstafeln« (Halle 1822), Xylander (Frankf. 1835), Rossi (Rom 1866), ein Wörterbuch Blanchi (das. 1635). Vgl. außerdem Bopp, Ueber das Albanesische (Berl. 1855). Hinsichtlich der Religion theilen sich, seitdem Aali Pascha das System religiöser Duldung einführte, der Islam und die katholische Kirche in die Bevölkerung, und zwar bekennt sich das nördliche A. meist zur griechisch-katholischen, das mittlere zur römisch-katholischen Religion, während der Süden vorwiegend von Mohammedanern bewohnt wird. Der Albanese ist von mittlerer Statur, hat ein ovales Gesicht mit hervorstehenden Kinnbacken, einen langen Hals, eine breite Brust und einen stolz aufgerichteten Gang. Eine seiner vorzüglichsten Tugenden ist die Gastfreundschaft; auch wegen seiner Tapferkeit und Ausdauer ist das Volk seit alten Zeiten berühmt. Ihre Waffen sind zwei Pistolen im Gürtel, ein Atagar oder kurzer Säbel, der nach vorn leicht gekrümmt ist, ein zweiter größerer, krummer Säbel und eine lange Flinte. Rauh und stolz in ihrem Wesen, zeigen sie einen bedeutenden Grad von Verachtung gegen die Frauen, die sie buchstäblich als eine niedrigere Klasse von Geschöpfen betrachten und behandeln. Die Tracht der Frauen ist ärmlich und besteht gewöhnlich aus grobem Baumwollenzeug; wohlhabendere tragen ein sehr weites wollenes Kleid; die jungen Mädchen häufig Blechmützen und kleine Geldstücke in den geflochtenen Haaren. Der gewöhnliche Anzug des Mannes besteht aus einem Hemd von Baumwolle, Beinkleidern von demselben Stoffe, einem weißen wollenen Mantel und einem weiten Rock oder Kapot mit weiten offenen Aermeln und einer weißen wollenen Binde, welche öfters hinten in einem schmalen Stück herabhängt. Den Kopf bedeckt ein Turban von baumwollenem Zeug, nicht selten mit einer silbernen Nadel zusammengehalten. Der Gürtel, oft mit Silber reich und kunstvoll verziert, ist knapp, mit dem Degengehäng verbunden; in ihm stecken zwei Pistolen. Im Sommer ersetzt man Kapot und Mantel durch ein leichtes Koller. Der Anzug der Capitani ist von Sammet, mit Gold und Silber gestickt. Die Wohnungen der Albanesen bestehen meist aus einem Parterre mit zwei Stuben, außer einem Raume, wo sie den Mais mit den Stengeln oder ihre Trauben bewahren, die sie mit Salz besprengen, damit sie sich besser halten. Jedes Haus hat einen kleinen Garten und jedes Dorf einen Rasenplatz für Sonntagsspiele und einen dazu gehörigen runden, gepflasterten Platz, auf welchem man zur Erntezeit das Korn durch Pferde austreten läßt. Die Nahrung der Albanesen besteht meist aus Vegetabilien. Das Getränk ist Wein und eine Art Branntwein, Rackih genannt, der aus Weinbeeren, Mais oder Gerste bereitet wird. Die Albanesen sind meist mäßig und sparsam, aber sehr träge und unwissend, halten es für keine Schande, öffentlich zu rauben, aber für schimpflich, heimlich zu stehlen. Sie lieben Musik und Tanz leidenschaftlich. Ihre Instrumente sind die Flöte, das Tambourin, die dreisaitige Guitarre mit langem Hals und kleinem runden Bauche, die mit einem Plektrum, einem halbzolllangen Rohre, gespielt wird. Ihrer Beschäftigung nach sind sie entweder Hirten oder Ackerbauer. Die Bodenkultur beschränkt sich bei der nicht zahlreichen Bevölkerung und der Natur des Landes auf die üppig fruchtbaren Thäler; Mais, Weizen, Korinthen, der Weinstock, der Oelbaum und Tabak sind die Hauptgegenstände des Ackerbaues. Man führt Getreide, Bauholz, Oel, Tabak, Baumwolle, Wolle 2c. aus; etwa 50 Schiffsladungen Getreide werden jährlich nach den Jonischen Inseln, Italien und Malta ausgeführt. Vortreffliches Bauholz wächst an der Küste; Tabak baut man besonders in Oberalbanien; Baumwolle beziehen die Albanesen von Thessalien und bringen sie nach den deutschen und italienischen Häfen des Adriatischen Meeres. Der einzige Manufakturartikel, der ausgeführt wird, ist grobes Wollenzeug. Eingeführt werden dagegen Zucker, Kaffee, Leinwand, Tuch, Feuergewehre, Eisenwaaren, Schießpulver 2c. Albanesische Kaufleute stehen mit griechischen Häusern zu Triest und mit Malteserhäusern in Verbindung, von denen sie englische Waaren erhalten. Der politischen Eintheilung nach gehört das Land gegenwärtig zu den beiden Vilajets Uschkodra (Nordalbanien) und Jánina (Südalbanien). Die bedeutendsten Städte sind die Hafenorte Durazzo, Avlona und Preveza; entfernter von der Küste liegen Skutari (Uschkodra), Akhissar (Kruja), Elbassan, Berat, Argyro Kastro und Arta, in den östlichen Gebirgsgegenden Prizrendi, Ochrida und Jánina.

Der Name Albanier und ihre Hauptstadt Albanopolis wird zuerst bei Ptolemäos erwähnt. Sie treten später (im 12. Jahrh.) als Albanonen (Elbener) auf, als der kriegerischste, tapferste Stamm der Illyrier, häufig gegen die Griechen des Ostreichs im Kampfe zur Behauptung ihrer Freiheit und später ihrer Unabhängigkeit. Die Türken korrumpirten den Namen in Arnauten. Die Albanesen zerfallen in zwei Hauptstämme, den toskischen in Südalbanien und den gegischen in Mittel- und Nordalbanien. Sie sind indessen in ihren Wohnsitzen weder auf A. beschränkt, noch erfüllen sie dieses Land ganz. So bewohnen sie den W. von Türkisch-Serbien nebst Theilen von Bulgarien; sogar in Oesterreich (an der Sau, in Zara und bei Pola) und Süditalien (Apulien, Kalabrien, Sicilien) gibt es alban. Kolonien. Vor allen aber ist Griechenland von ihnen überschwemmt; sie bilden die überwiegende Bevölkerung in Böotien, Attika, Megara und Argolis. Die Inseln Hydra, Spezza und Salamis sind ausschließlich albanesisch, desgleichen das südliche Euböa und das nördliche Andros.

Im Alterthum bildete A. einen Theil von Epiros, und seine Bewohner waren als wild und kriegerisch gefürchtet. Von der Küste her drang griech. Kultur ein, wie noch zahlreiche Trümmer bezeugen. Unter König Pyrrhos spielte das Land kurze Zeit in der Geschichte eine Rolle, dann ward es, in viele kleinere Gemeinwesen zersplittert, von Makedonien abhängig. Um 200 v. Chr. beginnt die Unterwerfung des Landes durch die Römer. Zahlreiche Pflanzstädte erhoben sich an den Küsten; Apollonia (jetzt Polina) ward der Sitz der Wissenschaften, Dyrrhachium durch Handel groß und reich. In den Gebirgen aber erhielt sich die alte Sprache und das alte Volk. In der Völkerwanderung verschwand auch in A. die römische Herrschaft. Völlige Barbarei führten die im 7., 8.

und 9. Jahrh. eindringenden slawischen Völkerscharen zurück. Um 870 wird Ochrida (das alte Lychnidos) die Residenz eines Bulgarenfürsten. Erst nach dem Sturze der Slawenherrschaft (1018) nahmen die Reste der alten Bevölkerung wieder Besitz vom Lande. Mit dem byzantinischen Reich lag das unruhige und räuberische Volk fast fortwährend in Krieg. Dann folgten langwierige Kämpfe mit den Türken. Schon um 1380 stritten die Albanesen mit den Slawen und Ungarn vereinigt für das Evangelium gegen den Islam; in der furchtbaren Schlacht bei Kossova (1389) verblutete der Kern des albanesischen Heeres. Viele albanesische Stämme wanderten in die verheerten menschenleeren Gegenden Attika's, Thessaliens und Morea's aus und gründeten zahlreiche albanesische Pflanzstädte, die später den Türken unter Bajesid und Murad tapfern Widerstand leisteten. Allmählich erfüllten Albanesen mit ihren Zelten, Herden und Hütten alle Gebirge Morea's. Die Glanzzeit der albanesischen Geschichte damaliger Zeiten knüpft sich an den Namen **Skanderbegs**, welcher kühne Fürst 25 Jahre lang (von 1443—67) mit ebensoviel Heldenmuth wie Glück gegen die ganze Macht der Türken kämpfte, während sein Schwiegervater, Acatina Topia, den Süden Albaniens schirmte. Selbst nach Skanderbegs Tode wehrten sich die Albanesen noch geraume Zeit gegen die Ottomanen; ihre Vertheidigung von Skutari ist berühmt und ihre letzte, größte Waffenthat jener Periode. Durch den 1478 zwischen den Türken und Venetianern geschlossenen Frieden ward A. türkische Provinz; doch konnte das Land nie völlig beruhigt werden. Seit der Mitte des 17. Jahrh. griff der Islam in dem bisher christlichen A. mehr und mehr um sich. Auch drängten sich die Albanesen bald zum türkischen Kriegsdienst und bildeten, zumal nachdem die Janitscharen zu Haustruppen herabgesunken waren, den Kern der türkischen Armee. Die tapfersten türkischen Heerführer waren meist Albanesen. Auch zu den höheren Civilstellen des Reichs gelangten Albanesen immer häufiger. Als 1770 die Russen den Aufstand der Griechen gegen die Türken anfachten, sandten die letzteren gegen das unglückliche Nachbarvolk die Albanesen, welche ihrem uralten Hasse gegen die Griechen und ihrer Mordlust vollen Lauf ließen. Ali, der Fürst von Tepelen, begann um diese Zeit seine merkwürdige Laufbahn. Nach und nach brachte er ganz A. unter seine Herrschaft. Als er sich aber, um als vollkommener Despot herrschen zu können, durch Mord und Verrath seiner albanesischen Freunde zu entledigen trachtete, traten diese auf die Seite der Türken, und so ward seine Macht (1820) schnell wieder gebrochen. Ali's 40jähriger, fast ununterbrochener Kampf zur Befestigung seiner Herrschaft hatte das ohnehin so kriegerische Volk indeß so sehr an das wilde Kriegsleben gewöhnt, daß, als nach des Despoten Sturz die griechische Revolution ausbrach, sie die neue Gelegenheit zu Raub und Plünderung mit Eifer ergriffen. Die mohammedanischen Albanesen traten auf die Seite der Türken, die christlichen, besonders die in den südlichen Gebirgen wohnenden Armatolen und Klephten (namentlich die Sulioten), auf die der Griechen. In diesem langen Kampfe mit ihren mohammedanischen Brüdern gingen die christlichen Albanesen größtentheils zu Grunde. Nach der Schlacht bei Navarino und der Anerkennung der griechischen Unabhängigkeit wendete sich die wilde Thatenlust der Albanesen gegen die Türken. Unter Arslan Bey und Mustapha, Pascha von Skutari, erhoben sie die Fahne des Aufstandes. Der Pascha von Bagdad, Daud, ward mit in den Bund gezogen, und Mehemed Ali schürte von Kairo aus das Feuer mit Gold. Das Reich sollte von allen Seiten angegriffen werden. Da erschien Reschid Pascha, nachdem er in Adrianopel mit Rußland Frieden geschlossen, mit dem ganzen türkischen Heere. Verrath bahnte ihm den Weg zum Ziele; er lud die Häuptlinge der Albanesen nach Monastir zu gütlicher Ausgleichung der Streitpunkte, indem er für sicheres Geleit sein Ehrenwort verpfändet hatte, und die Arglosen gingen in die Falle. 400 Häuptlinge kamen mit starkem Gefolge, wurden aber bei den ihnen zu Ehren veranstalteten Festen niedergemacht, worauf rasch und leicht die Unterwerfung des Landes folgte. Ein abermaliger Aufstand der mohammedanischen Bevölkerung wüthete seit 1843 in A., infolge der angeordneten Truppenaushebung. Derselbe breitete sich rasch über die Gebirgsgegenden von Rumelien bis nach der Bulgarei aus. Omer Pascha aber schlug die Albanesen zunächst bei Kaplanly und unterwarf durch das Treffen von Kalkandelen und die Eroberung von Prischtina die ganze Provinz. Ein neuer Aufstand im Sommer 1847 wurde bald unterdrückt. Während des Griechenaufstandes von 1854 durchzuckten auch A. fieberische Bewegungen, die aber nicht zum Ausbruch kamen. Vgl. **Cyprien-Robert**, Les Slaves de la Turquie (Par. 1844; neue bis 1851 fortgeführte Ausgabe 1852, 2 Bde.; deutsch von Fedorowitsch, Dresd. 1844, 2 Bde.); **Jos. Müller**, A. und Rumelien, statistisch-topogr. Darstellung (Prag 1844); **Hahn**, Albanesische Studien (Jena 1854) und Griechische u. albanesische Märchen (Leipz. 1864, 2 Bde.); **Derselbe**, Reise durch das Gebiet des Drin und Wardar im Jahre 1863 (Wien 1870).

Albāno, Stadt in der ital. Provinz Latium, südöstlich von Rom, in herrlicher Gegend am Albanersee, Sitz eines Erzbischofs, ist zwar ein verarmter Ort mit nur 5200 Einw., die sich vorzugsweise vom Weinbau nähren, aber umgeben von einem Kranze prächtiger römischer Villen und Parkanlagen, unter denen besonders die Villen der Barberini und Corsini wegen der Kunstschätze, die sie enthalten, berühmt sind. A. selbst, im 15. Jahrh. gegründet, ist gut gebaut und hat eine prächtige Kathedrale; die Frauen von A. stehen im Rufe großer Schönheit. Unter den unzähligen Bautrümmern des klassischen Alterthums, welche das Städtchen umgeben, sind die Ueberreste der Villen des Pompejus und Domitian, eines Amphitheaters (Rotonda) und des sogen. Grabmals der Horatier (im etruskischen Stil, s. Tafel V »Baukunst«, Fig. 9) am bemerkenswerthesten. Unfern im N. auf einer Höhe prangt Castel Gandolfo, die Sommerresidenz des Papstes, und 5 Kilom. von A. stand im frühen Alterthum **Alba longa**, die Mutterstadt Roms. — Der **Albanersee** (Albanus lacus, **Lago di Albano** oder **di Castello**), südwestlich am Fuße des Albanergebirges höchst malerisch gelegen, bildet ein elliptisches Becken (2¼ Migl. lang, 1¼ Migl. breit) voll krystallhellen Wassers und ist der schönste aller vulkan. Seen Italiens. Er liegt 270 Meter ü. M., hat eine Tiefe bis 170 Meter und ist sehr fischreich. Herrlicher Kastanienwald und Weinpflanzungen bedecken seine hohen und schroffen Ufer; die ganze Umgebung verleiht ihm den Charakter ernster Stille und räthselvollen Geheimnisses. Der Spiegel des Sees wird regulirt durch einen uralten, jenseits des Berges sich entlastenden Abzugskanal

oder Emissar, den einst der röm. Feldherr Camillus während der Belagerung von Veji 395 v. Chr. durch den Felsen hauen ließ und der noch heute, wohlerhalten, seinen Zweck erfüllt. Derselbe ist über 1 Meter breit, 2—3 Meter hoch und hat eine Länge von 1200 Meter. Bei A. bricht der berühmte **Albanerstein (Peperin)**, eine Art vulkanischen Tuffs von grünlich grauer Farbe, der in den älteren Zeiten Roms vielfach zum Bauen verwendet wurde.

Albany (spr. ahl-), 1) Fluß in Britisch-Nordamerika, entspringt nördlich vom Obernsee, verfolgt eine nordöstliche, dann östliche Richtung und mündet bei Albanyfort in den Jamesgolf der Hudsonsbai. Er durchfließt den St. Josephssee und steht von hier aus mittels des Katzensees mit dem Severnfluß in Verbindung.

2) Officielle Hauptstadt des nordamerikan. Staats New York, rechts am Hudson auf einer sanft ansteigenden Ebene gelegen, eine der blühendsten Städte der Union, Sitz der gesetzgebenden Versammlung und des Gouverneurs, zählte 1790 etwa 3500, 1860: 62,367, 1870: 69,422 Einw., darunter gegen 15,000 deutschredende, aus allen Gauen Deutschlands, namentlich Süddeutschland, stammend. Die älteren Theile der Stadt sind nicht regelmäßig gebaut und mehrere Straßen sehr eng; dagegen sind die neueren um so schöner, breiter und geräumiger. Hauptstraße der Stadt ist die State-Street, welche vom Hudson bis zum Kapitol führt, Hauptgeschäftsstraße der dem Fluß parallel laufende Broadway. Unter den vielen öffentlichen Plätzen befindet sich der bedeutendste am Fuße der State Street. Unter den öffentlichen Gebäuden verdienen hervorgehoben zu werden: das Kapitol oder State House, ein eleganter Bau aus weißem Marmor, mit den Büreaus der verschiedenen Regierungsbeamten des Staats, die City Hall, ebenfalls ein prachtvolles Marmorgebäude mit vergoldeter Kuppel, die Börse, ein großes Granitgebäude, das Staatsarsenal 2c. Das neue Kapitol, dessen Bau 1868 begonnen wurde, wird mit einem Kostenaufwande von ca. 10 Mill. Dollars in 5—6 Jahren vollendet sein. Endlich ist noch der »Central Rail-Road Grain-Elevator« bemerkenswerth, welcher das Getreide zur Weiterbeförderung aus Eisenbahnwägen in Schiffe hebt, wiegt und reinigt, wohl die größte Maschine dieser Art in den Vereinigten Staaten. Von wissenschaftlichen Instituten befinden sich in A. die Albany-Universität (1852 inkorporirt), welche außer für Rechtswissenschaft und Medicin (Albany Medical College) auch Lehrstühle für Chemie, Mathematik, alle Zweige der Landwirtschaft und für Astronomie hat, und mit der auch eine Sternwarte verbunden ist; ferner eine State Normal School (seit 1844), ein Lehrerseminar, eine werthvolle Mineraliensammlung und eine Staatsbibliothek von 75,000 Bdn. Außerdem besitzt die »Young men's association«, welche an 2000 Mitglieder zählt, eine Bibliothek von 10—11,000 Bdn. und eine Lesehalle, welche 3000 Personen faßt. Das grafschaftliche Strafhaus (1845 gebaut) gilt allgemein als eine Musteranstalt. A. ist Sitz eines römisch-kathol. Bischofs, der zur Kirchenprovinz New York gehört, sowie (seit 1868) eines Bischofs der Episkopalkirche, und hat im ganzen 57 Kirchen, darunter eine kathol. Kathedrale, eine der größten und schönsten der Union. Der Handel Albany's ist bedeutend, ein natürliches Ergebnis seiner überaus günstigen Lage, indem es durch den Hudson, den Erie- und Champlainkanal, die Eisenbahn nach Boston, die Mohawk- und Hudson-Eisenbahn, die hier beginnt, sowohl mit dem Ocean, wie mit den innern und westlichen Staaten der Union eine leichte und rasche Verbindung unterhalten kann. Einer der Haupthandelsartikel ist Bauholz; auch als Kornmarkt ist A. bedeutend. Neben dem Handel betreibt A. eine schwungvolle Fabrikation besonders in Eisen und berühmte Bierbrauereien. A. ist ursprünglich eine Ansiedelung der Holländer, welche 1614 in der Nähe der gegenwärtigen Stadt eine Faktorei für den Pelzhandel mit den Indianern anlegten und diese durch ein Fort schützten. Im Jahre 1644 kam dieser Ort, der anfangs Beaver-Wyk, später Williamsstadt, auch Fort Orange genannt wurde, mit New York (damals Neuamsterdam) an England und erhielt seinen jetzigen Namen zu Ehren des Herzogs von York und A., nachherigen Königs Jakob II. Seit 1797 ist A. Hauptstadt des Staats New York; ihre heutige Bedeutung aber datirt namentlich von der Einführung der Dampfbootfahrt auf dem Hudson und der Eröffnung des Eriekanals.

3) Küstendistrikt im östlichen Theile der Kapkolonie, östlich bis an den Großen Fischfluß reichend, umfaßt 4680 QKilom. (85 QM.) mit 16,000 Einw. (meist eingewanderten Engländern, außerdem Hottentotten und Kaffern), ist aber einer der wichtigsten Bezirke des Kaplands durch seine aufblühende Bodenkultur, die hier in mehr europäischer Weise betrieben wird, und seine ausgezeichnete Schafzucht, welch letztere auf den kalkigen grasreichen Hügelketten am Meeresstrande vorzüglich gedeiht und A. zum besten Schaflande der Kolonie macht. Mit dem Kaffernlande und dem nördlichen Innern Afrika's herrscht lebhafter Handelsverkehr. Hauptort ist Grahamstown, im Mittelpunkt des Distrikts, mit dem Hafenplatz Port Francis, an der Mündung des Kowieflusses.

Albany, Luise Marie Karoline oder Aloysia, Gräfin von, Tochter des Prinzen Gustav Adolf von Stolberg-Gedern, 1753 geboren, seit 1772 mit dem englischen Kronprätendenten Karl Eduard Stuart kinderlos und unglücklich vermählt. Vor der Roheit ihres Gemahls suchte sie 1780 Zuflucht im Kloster. Nach dem Tode des Prätendenten (1788) lebte sie in Florenz in vertrautem Umgang mit dem Dichter Alfieri, der in seinen Werken, besonders aber in seiner Selbstbiographie, ihren Namen und ihr tragisches Schicksal verherrlicht hat. Sie starb zu Florenz 29. Jan. 1824 und wurde neben Alfieri in der Kirche Santa Croce daselbst zwischen Macchiavelli und Michelangelo beigesetzt. Ihre Biographie schrieb Reumont (Berl. 1860, 2 Bde).

Albasin, ehemalige russ. Niederlassung (Stadt und Festung) am linken Ufer des Amur in Ostasien, im 17. Jahrh. Mittelpunkt der russ. Macht im Amurlande, 1685 von einer bedeutenden chines. Streitmacht zerstört. Im August 1689 durch den Friedensvertrag von Nertschinsk mit dem Amurlande an die Chinesen abgetreten, kam A. 1858 durch den Frieden von Aigun wieder in den Besitz der Russen, doch sind von der alten Stadt nur noch wenige Reste vorhanden.

Albatani (Albategnius), Mohammed Ben Geber, der größte Astronom der Araber, den Lalande unter die 20 Sterne erster Größe am astronomischen Gelehrtenhimmel setzt, um 850 zu Batani in Mesopotamien geboren, war Statthalter der Chalifen in Syrien und starb 929. Seine astronomischen Beobachtungen hat er theils zu Antiochia,

theils zu Aracta in Mesopotamien angestellt, weshalb er auch Mohammedes Aractensis heißt. Er berechnete die Länge des Sonnenjahres auf 365 Tage 5 Stunden 46 Minuten 24 Sekunden (nur wenige Minuten zu kurz), unterwarf die Excentricität der Sonnenbahn einer neuen genauen Untersuchung, bemerkte dabei zuerst die Bewegung des Apogäums, und obgleich er über das ptolemäische System sich nicht erheben konnte, berechnete er doch die Bewegung der Planeten aufs schärfste und führte neue Tafeln und viele Modifikationen der herkömmlichen Theorie ein. Größer aber als alles ist Albatani's Verdienst um die Trigonometrie; denn A. ist der erste, welcher statt der Sehnen den Sinus gebrauchte und dieses wichtige Maß zuerst anwendete.

Albati (lat., »weißgekleidete«, von Alba), in der alten Kirche von der Kleidung hergenommene Bezeichnung sowohl der Geistlichen wie der Neugetauften. Aus gleichem Grunde heißen auch die Bußbrüderschaften des 14. Jahrh. in Italien, Frankreich und Spanien A., ital. Bianchi.

Albătros (Diomedēa *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Schwimmvögel und der Familie der Sturmvögel (Procellaridae), große, kräftige Vögel mit kurzem Hals, großem Kopf, starkem, scharfschneidigem, vorn gekrümmtem Schnabel mit seitlich an der Wurzel desselben in einer Furche befindlichen Nasenlöchern, außerordentlich langen, aber schmalen Flügeln, dreizehigen Schwimmfüßen ohne Hinterzehe und ungemein dichtem Gefieder von eintöniger Färbung. Die größte und bekannteste Art, D. exulans *L.* (Meerschaf, Kap'scher Hammel, Kapschaf, s. Tafel »Seeflieger«), ist 1,1—1,25 Meter lang und 3,14 Meter breit; dabei sind aber die Schwingen kaum 16 Centim. breit. Im Alter ist der Vogel, mit Ausnahme der schwarzen Schwingen, ganz weiß, in der Jugend dunkelbraun gesprenkelt und bogig gebändert. Er bewohnt die Weltmeere der südlichen Halbkugel, am häufigsten ist er zwischen dem 30. und 40.° südl. Br., streift aber von dort bis zum Beringsmeer. Er wird an Ausdauer im Flug von keinem Vogel übertroffen, umkreist mit kaum bemerkbarem Flügelschlage, aber in reißender Schnelligkeit die Schiffe und folgt ihnen Hunderte von Meilen weit. Unfähig, lebende Fische zu fangen, frißt er alles, was auf den Wellen ruhig dahintreibt, Kopffüßler und Weichthiere und namentlich auch Aas. Bis jetzt bekannte Brüteplätze des A. sind die einsamsten Inseln des Großen und Atlantischen Oceans, Tristan d'Acunha, Auckland, Campbell u. a. m. Das Nest hat unten 1,9, oben 0,6 Meter Durchmesser und enthält gewöhnlich nur ein einziges, weißes Ei. Das Fleisch des A. ist ungenießbar.

Albe, Priestergewand, s. v. w. Alba (s. d.).

Albemarle (spr. älbimarl), englischer Grafentitel, zuerst verliehen von Wilhelm III. an Arnold Joost van Keppel aus Geldern. Dieser trat später in holländ. Dienste, führte das niederländische Heer im Span. Erbfolgekrieg und starb 1718. Sein Sohn William Anne Keppel, zweiter Graf von A., geb. 5. Juni 1702, diente England als General und Diplomat und starb 22. Dec. 1754. Der sechste Graf von A., George Thomas Keppel, geb. 13. Juni 1799, unternahm, zum Theil im Interesse der Regierung, größere Reisen, die er in »A journey across the Balcan« (Lond. 1830) und »Narrative of a journey from India to England« (das. 1834, 2 Bde.) beschrieb. Auch gab er die für die engl. Geschichte des 18. Jahrh. wichtigen »Memoirs of the marquis of Rockingham and his contemporaries« (Lond. 1852, 2 Bde.) heraus. Er erhielt 1854 den Charakter eines Obersten, 1858 den eines Generalmajors.

Albemarle, Herzog von, s. Monk.

Albemarlesund, ein 9—22 Kilom. breiter, 90 Kilom. langer Meerbusen an der Küste des nordamerikan. Staats Nordcarolina, in welchen die Flüsse Roanoke und Chowan münden. Er wird an der Nordseite durch eine schmale, sandige Erdzunge vom Ocean getrennt und steht mit diesem nur durch den Pamlicosund in Verbindung.

Albendorf, berühmter Wallfahrtsort im preuß. Regierungsbezirk Breslau, bei Wünschelburg, mit 1400 Einw., hat eine schöne Kirche (1730 erbaut) mit einem »wunderthätigen« Marienbilde und einen Kalvarienberg mit 58 Kapellen, welche bunte Holzfiguren enthalten. Die Zahl der jährlichen Wallfahrer beträgt 80—100,000. Dem Gründer der Anlagen (O. v. Osterberg) wurde 1867 eine Statue daselbst errichtet.

Albenga, Städtchen in der ital. Provinz Genua, am Ausgang eins reichbebauten, von der Centa durchflossenen Thales und an der Eisenbahn von Genua nach Nizza, mit 4200 Einw., ist das antike Albium Ingaunum, Geburtsort des Kaisers Proculus. Der düstere Ort ist mit mittelalterlichen Mauern und Thürmen umgeben, hat ein Gymnasium, ein bischöfliches Seminar und 10 Kirchen, darunter eine Kathedrale aus dem 13. Jahrh. mit hübscher Backsteinfaçade, aber modernisirtem Innern. An das Alterthum erinnern der »Ponte Lungo«, eine röm. Brücke mit 10 Bögen, und ein in das Baptisterium umgewandelter Tempel.

Albergati Capacelli (spr. -tschelli), Francesco, ital. Lustspieldichter, 29. April 1728 zu Bologna aus einer alten Patricierfamilie geboren, lebte bis 1766 auf seinem Landsitz Zola den Musen, sah sich aber durch Unannehmlichkeiten in seinem Vaterlande bewogen, nach Verona zu ziehen, hielt sich dann eine Zeitlang in Venedig auf und kehrte endlich nach Zola zurück, wo er 16. März 1804 starb. Er hatte sich auf seinem Landsitze ein Privattheater einrichten lassen, für welches er eine Anzahl Lustspiele verfaßte, die bald allgemein beliebt wurden und in 12 Bdn. gesammelt erschienen. Unter ihnen gehören »Il saggio amico« und »Il ciarlatore maldicente« noch immer zu den Lieblingsstücken der italienischen Bühne.

Albĕri, Eugenio, ital. Geschichtschreiber, geb. 1. Okt. 1817 zu Padua als der Sohn eines Professors der Malerei, der wenige Jahre darauf an die Akademie zu Bologna berufen ward, studirte hier und in Padua und trat, kaum 23 Jahre alt, mit dem Werke »Guerre d'Italia del Principe Eugenio di Savoia« (Florenz 1839, 2. Ausg. Turin 1840) hervor, das großes Aufsehen erregte und seine umfassenden militärischen Kenntnisse wie seine historische Bildung bewundern ließ. Außerdem veröffentlichte er »Vita di Caterina de' Medici« (1838), »Relazioni degli ambasciatori Veneti al Senato« (1839) und eine italienische, mit Noten versehene Bearbeitung von H. Leo's »Geschichte der italien. Staaten«; ferner gab er Galilei's Werke mit Kommentar (1843) heraus und lieferte zahlreiche Artikel in das »Archivio storico italiano« von Florenz, wohin er 1836 von Bologna übergesiedelt war. Im Jahre 1843 begründete er das »Annuario storico universale« und nahm das Jahr darauf theil am

Gelehrtenkongreß zu Mailand, wo man ihn sehr auszeichnete. A. spielte früher die Rolle eines liberalen Schriftstellers und hoffte 1859 auf eine Professur an der Universität zu Florenz. Als er diese nicht erhielt, trat er auf die Seite der Opposition gegen die Regierung, und so lebt er gegenwärtig zu Florenz infolge seiner reaktionären Ansichten ziemlich isolirt und vernachlässigt.

Alberich, 1) A. I., ein lombardischer Abenteurer des 10. Jahrh., schwang sich zum Markgrafen von Camerino auf, ward durch die berüchtigte Gewalthaberin Theodora (s. d.) nach Rom gezogen und mit deren Tochter Marozia vermählt, gewann 14. Juni 916 über die Mohammedaner am Garigliano einen glänzenden Sieg, ward 925 ermordet.

2) A. II., Sohn des vorigen und der Marozia, tödtete seinen Stiefvater, König Hugo von Italien, ließ seine Mutter einkerkern (932) und bemächtigte sich mit Hülfe des Volks als »Fürst und Senator aller Römer« der Herrschaft über Rom, die er nach Art der altgriechischen Tyrannen führte; energisch, jung, kräftig, furchtbar gegen seine Feinde, fesselte er alles an sich. In dieser Stellung behauptete sich A. 20 Jahre, während deren über Rom die ärgste Sittenverderbnis hereinbrach und A. über das Papstthum wie über ein von ihm allein abhängiges Amt verfügte. Später leistete er, um gegen Berengar von Ivrea gesichert zu sein, dem Kaiser Otto I. von Deutschland in seinem Bemühen, Oberitalien zu gewinnen, Vorschub, starb aber 954, nachdem er die Römer hatte schwören lassen, seinen Sohn Octavianus (als Papst Johann XII.) zum Papst zu wählen, um so die päpstliche und weltliche Herrschaft in einer Hand zu vereinigen.

Albernbaum, s. Pappel.

Albernheit, im gewöhnlichen Leben ein hoher Grad von Einfalt oder Dummheit als beharrliche Eigenschaft einer Person, oder eine einzelne Aeußerung oder Handlung, an welcher das Merkmal des Unverstands auffallend hervortritt. A. (fatuitas) nennt man auch diejenige Form des Blödsinns, wo nicht alle geistigen Thätigkeiten gleichmäßig fehlen und die Geistesstörung sich besonders als Zusammenhanglosigkeit im Thun und Treiben des Kranken äußert.

Alberōni, Giulio, Kardinal und span. Staatsminister unter Philipp V. von Spanien, geb. 31. Mai 1664 zu Fiorenzuola unweit Piacenza als Sohn eines armen Weingärtners, ward in einer Klosterschule zu Piacenza unterrichtet, erhielt später die Stelle eines Kirchendieners an der Domkirche daselbst und dann die Priesterweihe. Der Bischof von Piacenza schenkte ihm seine Gunst, ertheilte ihm eine Pfründe und übertrug ihm die Erziehung seines Neffen. Er begleitete später einen italien. Bischof, dann den Oberbefehlshaber des franz. Heeres in Italien, Herzog von Vendôme, auf mehreren diplomatischen Missionen, unter andern auch (1711) an den spanischen Hof, an dem A. durch seine Kenntnisse und seine Gewandtheit schon damals bedeutenden Einfluß erlangte. Darauf trat er in den Dienst seines Landesherrn, des Herzogs von Parma, und wurde von demselben als Gesandter nach Madrid geschickt. Hier gelang es ihm, die Vermählung Philipps V. mit Elisabeth Farnese (s. d.), der Nichte des Herzogs von Parma, zu Stande zu bringen. Die Folge dieser Heirath war der Sturz der bisher am span. Hofe allmächtigen Prinzessin Orsini und Alberoni's Erhebung zum Rathgeber der Königin und des Ministers del Giudice, an dessen Stelle er 1717 trat, nachdem er vom Papst zum Kardinal ernannt worden war. Von jetzt an regierte A. im Einverständnis mit der Königin unumschränkt. Er hatte bei seiner Verwaltung hauptsächlich die innere Hebung und Kräftigung der Nation im Auge. Er stellte die eingerissene Unordnung im Finanzwesen ab, brachte Einheit und Kraft in die Regierung, belebte die Industrie durch Ansiedelung niederländischer Arbeiter und hob den Handel; er verbesserte das Kriegswesen, schuf eine neue Flotte, legte Gewehrfabriken an, setzte die Festungen in guten Stand und führte Zucht und Ordnung ins Heer zurück. Die Mittel hierzu schuf er sich durch kluge Ersparnisse, nicht durch neue Steuern. Weniger glücklich war er in den auswärtigen Angelegenheiten. Von den Wünschen der Königin, welche ihren von der span. Thronfolge ausgeschlossenen Kindern auswärtige Throne verschaffen wollte, sowie von eigenem Ehrgeiz verleitet, faßte er den Plan, Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien für Spanien zu erobern. Er rüstete eine mächtige Flotte und ein starkes Heer und ließ plötzlich (1717) Sardinien besetzen. Gegen diese Uebergriffe Spaniens wurde aber die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Oesterreich und Holland geschlossen. Spaniens Seemacht wurde hierauf (10. Aug. 1718) beim Kap Passaro von der engl. Flotte unter Byng fast gänzlich vernichtet. Auch Frankreich, wo Alberoni's kühner Plan, nach Gefangennahme des Regenten, des Herzogs von Orléans, den König Philipp V. zum Vormund des jungen Ludwig XV. proklamiren zu lassen, mißlang, erklärte bald darauf (1719) den Krieg und sandte ein Heer über die Pyrenäen, während die Oesterreicher in Sicilien Fortschritte machten und die Engländer in Galicien landeten, um den zu Gunsten des Hauses Stuart von Philipp V. 1718 unter dem Herzog von Ormond versuchten Einfall in Schottland zu rächen. A. verlor zwar den Muth nicht, wurde indeß auf Andringen der Verbündeten, die bloß unter dieser Bedingung Frieden schließen wollten, durch eine königl. Ordonnanz vom 5. Dec. 1719 aller Aemter entlassen und ihm befohlen, binnen 8 Tagen Madrid, binnen 3 Wochen Spanien zu verlassen. Er begab sich nach Italien, wurde aber vom Papst Clemens XI. mit einem Proceß bedroht und hielt sich deshalb vom März 1720 bis April 1721 in einem Kloster bei Bologna verborgen. Nach dem Tode Clemens' XI. (1721) aber nahm er seinen Sitz im Konklave ein und betheiligte sich an der Wahl des neuen Papstes Innocenz XIII., der ihm seine Gunst zuwendete. Clemens XII. ernannte ihn 1734 zum Legaten von Ravenna und Benedikt XIV. zum Legaten von Bologna. Nach dreijähriger Verwaltung dieser Provinz zog sich A. nach Piacenza zurück und widmete dem von ihm schon früher gestifteten Seminarium zur Ausbildung junger Parmesaner seine letzte Thätigkeit. Er starb 16. Juni 1752, mit Hinterlassung eines kolossalen Vermögens, das größtentheils an Philipp V. von Spanien fiel. Vgl. Bersani, Storia del Cardinale Giulio A. (Piacenza 1862).

Albers, Johann Friedrich Hermann, namhafter Mediciner, geb. 14. Nov. 1805 zu Dorsten bei Wesel, besuchte bis 1823 das bortige Gymnasium, bezog dann die Universität Bonn und wirkte mehrere Jahre als Hülfsarzt in der medicin. Klinik Nasse's. Von Berlin, wo er das Jahr 1828 unter Studien zubrachte, kehrte er nach Bonn zurück,

habilitirte sich als Docent und ward 1831 Professor, als welcher er über Pathologie, Arzneimittellehre, pathologische Anatomie und propädeutische Klinik las. Er wurde von Nasse und Jacobi schon sehr früh auf das Gebiet der Seelenheilkunde hingeführt, auf welchem er, mit Nasse vereint, bis zu dessen Tode auch praktisch thätig war. In der Folge begründete er zu Bonn eine eigene Heilanstalt für Gemüths- und Nervenkranke. Im Jahre 1856 wurde er Direktor des pharmakologischen Kabinets der Universität in Bonn. Er starb das. 11. Mai 1867. A. hat eine beträchtliche Anzahl von Schriften über die verschiedensten Zweige der medicin. Wissenschaft veröffentlicht, besonders auf dem Gebiete der Pathologie, der Seelenheilkunde und der pathologischen Anatomie. Sein »Atlas der pathologischen Anatomie« (Bonn 1832—62, 45 Lief.) ist auch heute noch geschätzt.

Albert, 1) **König von Sachsen**, Sohn des Königs Johann, geb. 23. April 1828, ward unter der speciellen Leitung des Geheimraths von Langenn erzogen und studirte seit 1845 zu Bonn Rechts- und Staatswissenschaften. In die Heimat zurückgekehrt, betrat der Prinz die militärische Laufbahn, nahm 1849 als Major an dem Feldzug in Schleswig theil, erhielt 1851 als Oberst und bald als Generalmajor die Führung einer Infanteriebrigade, einige Jahre später die einer Division und wurde dann Kommandeur der gesammten Infanterie. Im Feldzuge von 1866 befehligte er die ganze sächsische Armee, die anfangs dem 1. österreichischen Armeekorps (Clam-Gallas) zugetheilt war. Mit diesem zusammen kämpfte er bei Münchengrätz und Gitschin. In der Schlacht bei Königgrätz stand er auf dem linken Flügel der österreichischen Aufstellung und vertheidigte Problus in sehr energischer Weise gegen die Angriffe der Elbarmee. Bei der Gründung des Norddeutschen Bundes trat er als kommandirender General des 12. (sächsischen) Armeekorps in das Bundesheer ein. Unter seiner Führung nahm dasselbe im Krieg gegen Frankreich 1870 zuerst entscheidenden Antheil an der Schlacht bei Gravelotte (18. Aug.), indem es auf dem äußersten linken Flügel der deutschen Armee energisch mit eingriff und die starke Position der Franzosen in St. Privat und Marie aux Chênes im Verein mit der preußischen Garde im Sturm nahm. Hierauf wurde ihm der Oberbefehl über die aus dem Gardekorps, dem sächsischen und 4. Armeekorps gebildete 4. Armee übertragen, welche, auf dem Marsch von Metz nach Châlons begriffen, im Verein mit der 3. Armee den berühmten Flankenmarsch nach Sedan ausführte und hier den großen Sieg erfocht. Schließlich betheiligte sich der Kronprinz mit seiner Armee an der Cernirung von Paris und nahm durch energisch ausgeführten Artillerieangriff den Mont Avron. Nach Beendigung des Kriegs wurde er zum Generalfeldmarschall und zum Generalinspekteur der 1. Armeeinspektion ernannt. Er folgte 29. Okt. 1873 seinem Vater auf dem Thron. Seit 1853 ist er mit Prinzessin Carola (geb. 1833), Tochter des Prinzen Gustav von Wasa und der Prinzessin Luise von Baden, vermählt. Die Ehe ist bis jetzt kinderlos.

2) **A. der Große** (Albertus Magnus), **Graf von Bollstädt**, geb. zu Lauingen in Schwaben 1205 oder 1193, studirte zu Padua, trat dann in den Dominikanerorden und lehrte in verschiedenen Klöstern in Köln, Hildesheim, Freiburg, Regensburg und Straßburg, seit 1230 in Paris, ward 1254 Provinzial seines Ordens in Deutschland, 1260 Bischof zu Regensburg, legte 1262 diese Würde nieder und widmete sich in Köln ausschließlich den Wissenschaften. Er starb 15. Nov. 1280. Wegen seiner umfassenden Gelehrsamkeit ward er Doctor universalis genannt. Das Staunen seiner Zeitgenossen über den Umfang seines Wissens, namentlich auch in der Chemie, Physik und Mechanik, spricht sich in den wunderbarsten Sagen aus, die A. zum Zauberer und Vertreter der Magie machen. Wie er in seinen naturwissenschaftlichen Werken meist nur die in den Schriften des Aristoteles und in den arabischen Kommentaren darüber niedergelegten Forschungen sammelte und zusammenstellte, so zeigen auch seine philosophisch-theologischen Werke ihn völlig von Aristoteles beherrscht. Seine Schriften wurden herausgegeben von Jammy (Lyon 1651, 21 Bde.). Sein »Compendium theologicae veritatis« (zuerst Nürnb. 1473) war im 15. und 16. Jahrh. in zahllosen Drucken verbreitet, ebenso seine apokryphe Schrift »De secretis mulierum et virorum«; eine kritische Ausgabe des 18. Kapitels der »Historia naturalis« besorgten neuerdings E. Meyer und Jessen (»De vegetabilibus libri VII«, Berl. 1867). Vgl. Sieghart, Albertus Magnus (Regensb. 1857); Joel, Verhältnis Alberts d. Gr. zu Maimonides (Bresl. 1863).

3) **A. Kasimir**, gewöhnlich **Herzog von Sachsen-Teschen**, Sohn des Königs August III. von Polen, war 11. Juli 1738 zu Moritzburg bei Dresden geboren. Durch seine 1766 erfolgte Vermählung mit der Erzherzogin Christine, der Tochter Kaiser Franz I., Oberstatthalterin der österreichischen Niederlande, erhielt er das Fürstenthum Teschen in Oesterreichisch-Schlesien, lebte aber gewöhnlich in Brüssel. Im Kriege mit Frankreich kommandirte er 1792 das Belagerungsheer vor Lille, mußte jedoch die Belagerung aufheben und, bei Jemappes geschlagen, Belgien räumen. Im folgenden Feldzuge verließ er die Armee und lebte seitdem am Wiener Hof, wo er 11. Febr. 1822 starb. Seiner Gemahlin, die ihm schon 1798 im Tode voranging, verdankt die Wiener Vorstadt Mariahilf eine prächtige Wasserleitung, zu deren Vollendung ihn ihr Testament verpflichtete. Er selbst verwendete große Summen auf seine reiche Kunstsammlung, in deren Besitz der Erzherzog Karl gelangte. Seine Sammlung von Originalzeichnungen gab Förster heraus unter dem Titel »Lithographische Kopien von Originalhandzeichnungen berühmter alter Meister aus der Sammlung des Erzherzogs Karl« (Wien 1830—42, 38 Hefte zu 4 Blatt).

4) **A. Franz August Karl Emanuel, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha**, Gemahl der Königin Victoria von Großbritannien, zweiter Sohn des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha und dessen erster Gemahlin Dorothea Luise von Sachsen-Gotha, 26. Aug. 1819 im Schlosse Rosenau bei Koburg geboren, widmete sich, sorgfältig vorbereitet, seit 1837 zu Bonn mit Vorliebe staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Studien. Im Juni 1838 wohnte er mit seinem Vater und seinem Bruder in London der Krönung der damals 18jährigen Königin Victoria bei, welchen Besuch er im Herbst 1839 wiederholte. Am 23. November d. J. erklärte die Königin ihrem geheimen Rath ihren Entschluß, dem Prinzen ihre Hand zu reichen, und 10. Febr. 1840 ward die Vermählung in London gefeiert. Der Prinz ward naturalisirt und erhielt durch Parlamentsbeschluß ein Jahreseinkommen von 30,000

Pfd. Sterl., wurde Ritter des Hosenbandordens, Großmeister des Bathordens, Feldmarschall, Oberhofmeister des Herzogthums Cornwallis, Lord-Aufseher der Zinngruben, Großforstmeister der Parke St. James, Hyde und Windsor ꝛc. und erhielt 1842 den Titel »Consort of her most gracious Majesty«. Er trat in den Geheimen Rath ein und wohnte den Audienzen bei, welche die Königin den Ministern gab. Er nahm von allen vertraulichen Staatsschriften Kenntnis und wurde geradezu als Eine Person mit der Königin betrachtet. Nach dem Tode Wellingtons, der ihn den militär. Angelegenheiten ganz fern hielt, wirkte er bei den bringenden Reformen im Militärwesen mit, lehnte jedoch den ihm angebotenen Oberbefehl über das Heer ab. Vorübergehend wurde wohl seine Einmischung heftig angegriffen, namentlich 1854, wo man ihn russischer Sympathien beschuldigte — ganz mit Unrecht, wie sich bald zeigte. Ueberhaupt vermied es A., öffentlich und direkt seinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte geltend zu machen, wiewohl er, seiner Stellung und seinen hohen geistigen und moralischen Gaben entsprechend, in der Stille als der vertrauteste Rath der Königin einen höchst bedeutenden und segensreichen Einfluß geübt hat. Allgemein anerkannt wurde seine Thätigkeit auf dem von ihm besonders gepflegten Gebiet der Wissenschaften und Künste. Seit 1847 Kanzler der Universität Cambridge, hob er dieselbe sehr und ließ namentlich der Geschichte, den neueren Sprachen und den schönen Künsten größere Berücksichtigung zu theil werden. Von ihm rührte der Plan zu einer Weltindustrieausstellung in London her. Jedes gemeinnützige Unternehmen fand bei ihm eifrige Förderung, und er war als Protektor aller nur möglichen Anstalten der Wohlthätigkeit und Humanität unermüdlich thätig: so nahm er besonders die Lumpenschulen (ragged schools) und Besserungsanstalten für jugendliche Verbrecher unter seinen Schutz, sorgte für die Wohnungen der ärmeren Klassen, gab der industriellen Entwickelung eine mächtige Anregung, trug viel zur Hebung des Ackerbaus und der Viehzucht bei, indem er durch seine Musterfarm im Windsor-Park zeigte, zu wie hohen Ergebnissen auch hier eine rationelle Behandlung zu führen vermöge. So gelang es ihm mit der Zeit, alle gegen ihn als Ausländer anfänglich gehegten Vorurtheile zum Schweigen zu bringen und große Popularität zu erlangen. Sein 14. Dec. 1861 infolge eines typhösen Fiebers erfolgter plötzlicher Tod erregte daher die allgemeinste und tiefste Trauer. Namentlich war die königliche Wittwe untröstlich: nur wo unabweisbare Regentenpflichten es erheischten, ist die Königin seitdem in die Oeffentlichkeit getreten. Zahlreiche Monumente, seinem Andenken geweihte Institute ꝛc. bringen seinen Namen auf die Nachwelt. Sein Leben beschrieben Walford (Lond. 1861); Wilson (das. 1862); Johnson (das. 1863); Pauli (»Preußische Jahrbücher«, 11. Bd., 1863). Seine Reden erschienen in »Adresses delivered on different public occasions by H. R. H. Prince Albert« (Lond. 1857) und »The principal speeches and adresses of H. R. H. the Prince Consort« (auf Befehl der Königin und mit Notizen von ihr selbst, das. 1862, in autorisirter deutscher Uebersetzung von J. Frese, Bremen 1863); vgl. auch Gen. Grey, The early years of Prince Consort (auf Veranlassung und unter Obhut der Königin, 4. Aufl. 1869; deutsch von Frese: »Die Jugendjahre des Prinzen A.«, Gotha 1868).

Albert, 1) (Alberti), Heinrich, Liederdichter und Komponist, geb. 28. Juni 1604 zu Lobenstein im Voigtlande, studirte in Leipzig die Rechte, lebte dann in Dresden und seit 1626 in Königsberg in Preußen ganz der Musik. Seit 1631 Organist an der Domkirche letzterer Stadt, starb er 6. Okt. 1651 (nicht 1668). Seine Gedichte, die er alle selbst in Musik gesetzt hat, sind zum größten Theil Kirchenlieder, von denen manche (wie das Morgenlied »Gott des Himmels und der Erden«, die Sterbelieder »Zum Sterben ich bereitet bin«, »Einen guten Kampf hab' ich«) noch jetzt im Gebrauch sind; seine wenig zahlreichen weltlichen Lieder zeichnen sich durch gefällige, öfter auch volksthümliche Darstellung aus. Sie erschienen gesammelt mit denen seiner Freunde Dach und Roberthin in »Arien zum Singen und Spielen« (Königsb. 1638—50, 8 Thle.).

2) Alexandre Martin, franz. Socialist, geb. 27. April 1815 zu Bury im Departement Oise, war Mechaniker und arbeitete als solcher in Paris und Lyon. In den Aprilproceß 1839 verwickelt, hatte er längere Gefängnisstrafe zu verbüßen. Nach der Februarrevolution 1848 ward er einer der vier Sekretäre bei der provisorischen Regierung, am 4. März mit L. Blanc Präsident der Kommission für Errichtung von Nationalwerkstätten und im April in die Nationalversammlung gewählt. Wegen seiner Theilnahme am Attentat vom 15. Mai an demselben Tage mit Barbès auf dem Stadthause verhaftet, wurde er zu längerer Haft verurtheilt und gerieth in Vergessenheit. 1871 war er bei dem Aufstande der Pariser Kommune betheiligt, ohne aber eine irgendwie hervorragende Rolle zu spielen.

3) Joseph, Photograph, geb. 5. März 1825 zu München, besuchte die polytechnische Schule, dann die Akademie daselbst, gründete 1850 ein photographisches Atelier in Augsburg, aus welchem treffliche Arbeiten besonders im Porträtfache hervorgingen, und siedelte 1858 nach München über. Er wandte die Photographie zuerst zu Vervielfältigung von Handzeichnungen und Kupferstichen an. Seine Hauptwerke sind die Goethe'schen Frauengestalten nach Zeichnungen von Kaulbach, die Reformatoren und die Zerstörung Jerusalems nach demselben, Schwinds Märchen von den sieben Raben, Rethels Hannibalzug u. a. Auch lieferte er photographische Nachbildungen von Werken der Münchener Pinakothek. Ueber die nach ihm benannte »Albertotypie« vgl. Photographie.

Alberti, Leo Battista, hervorragender ital. Künstler, geb. 1404 zu Venedig (nach andern 1398 oder 1400 in Florenz), ausgezeichnet als Architekt, Maler, Kunstschriftsteller, zugleich aber auch Dichter in der lateinischen und Vulgärsprache, gründlicher Kenner der Alten, Philosoph, Mechaniker und Musiker. Seine lateinische Komödie »Philodoxus« galt anfangs für ein antikes Werk. In der Malerei sind seine Versuche einer wissenschaftlich durchgeführten Perspektive bedeutend; als Architekt ragt er durch Verständnis des damals erst wieder geschätzten Vitruv hervor und unterscheidet sich von den Zeitgenossen durch ein strengeres Festhalten an den Gesetzen des röm. Stils, als die mehr phantastisch die Antike behandelnden Künstler der Frührenaissance liebten. A. starb im April 1472 zu Rom. Hauptwerke sind die Kapelle Ruccellai in Florenz und San Francesco in Rimini. Er ist der bedeutendste Humanist unter den Künstlern. Seine Schrift »De pictura« (zuerst Basel 1540) ist öfter

gedruckt worden. Die Theorie der Baukunst behandelt sein verdienstvolles Werk »De re aedificatoria« (Florenz 1485). Seine »Opere volgari« gab Bonucci (Florenz 1844—46, 5 Bde.) heraus. Vgl. Luynes, Gli Alberti di Firenze (Flor. 1870, 2 Bde.).

Albertinelli, Mariotto, namhafter ital. Maler, geb. um 1475 zu Florenz, Freund, Mitschüler und Nachahmer Fra Bartolommeo's, gest. um 1520 zu Florenz. Ein ausgezeichnetes Bild von ihm, die Heimsuchung der Maria und Elisabeth, befindet sich in der Gallerie der Uffizien zu Florenz; andere, zum Theil sehr anmuthige Bilder besitzt die Akademie daselbst. Im Berliner Museum ist eine Himmelfahrt der Maria, deren obere Hälfte von Fra Bartolommeo, die untere von A. gemalt ist. Die Münchener Pinakothek hat von ihm ein kleines Gemälde auf Holz, die Beschneidung im Tempel; der Monte Cavallo in Rom eine Mutter Gottes mit dem heil. Domenico, St. Sylvester daselbst eine heil Katharina, der Louvre zu Paris eine Maria mit dem Kinde auf einem Postament stehend. Neuerdings wurde ihm eine schöne Konversation weiblicher Heiligen vor Maria, im Belvedere zu Wien, zugeschrieben.

Albertinische Linie, s. Sachsen.

Albert Nyanza, See, s. Nil und Nilseen.

Albertotypie, s. Photographie.

Albertus Magnus, s. Albert 1).

Albertusthaler (Albertiner, Albertsthaler, Kreuzthaler, Burgunderthaler), Silbermünze, welche seit 1598 in Burgund und den Niederlanden für den deutschen Handel nach dem Reichsfuße von 1559 geprägt ward, und zwar zum Gehalt von 13 Loth 8 Grän, so daß $8^2/_3$ Stück auf die rauhe, $9^3/_4$ auf die feine Mark gingen. Diese burgundischen A. verschafften sich allmählich allgemeine Geltung, besonders in den Ländern des Orients und in Rußland. Man prägte sie daher nach demselben Fuße auch in Braunschweig 1747, in Ungarn 1752, in Holland 1753, in Preußen 1767 und 1797, in Kurland und Livland von 1752—80. Zuletzt wurde noch in Kurland und Livland nach Albertusthalern gerechnet; man zählte dort auch nach Albertusgroschen, von denen 90 einen A., 30 einen Albertusgulden ausmachten. $9^3/_5$ dieser A. wurden 1 königl. Mark feines Silber = 14 Thlr. preuß. gleich gerechnet; 1 A. also = $43^3/_4$ Sgr. oder 4,375 Reichsmark.

Albertverein (Internationaler Frauenverein des Königreichs Sachsen), wurde 14. Sept. 1867 von der Kronprinzessin Carola von Sachsen ins Leben gerufen, um zunächst die sächsischen Verwundeten aus dem Kriegsjahre 1866 zu pflegen, die Invaliden zu unterstützen und zu versorgen, überhaupt das Elend, das nach einem unglücklich geführten Kriege nach Jahresfrist noch bemerkbar war, zu mildern. Seinen Namen verdankt der A. dem sächs. Kronprinzen Albert, dem trotz des von Sachsen unglücklich geführten Krieges gefeierten und wackern Führer der sächsischen Armee. Die Idee, welche den A. ins Leben rief, fand großen Anklang, u. binnen Jahresfrist zählte derselbe bereits 20 über das ganze Land vertheilte Zweigvereine mit zusammen 1243 Mitgliedern mit 7499 Thlr. Jahreseinnahme. Fand sich nun auch sofort für die engeren Zwecke des Albertvereins ein reiches Feld der Thätigkeit vor, so stellte sich derselbe doch, wie schon von vornherein beabsichtigt war, sehr bald das weitere lobenswerthe Ziel, bei etwa wieder ausbrechenden Kriegen die Militärverwaltung in der Pflege verwundeter und kranker Soldaten durch eine geordnete Privathülfe zu unterstützen, im Einvernehmen mit dem Armeekommando auf eigene Kosten Räumlichkeiten zur Pflege der Verwundeten einzurichten und mit dem nöthigen Pflegerpersonal zu versehen, die Vorräthe der Lazarethe an Verbandsmaterial, Wäsche, Nahrungs- und Stärkungsmitteln im Stande zu erhalten und sonst alles zu thun, was diesen Zwecken entspricht. Um aber für den Kriegsfall gerüstet zu sein, sorgte der Verein schon von 1868 an für die Ausbildung geschulter (theils freiwilliger, theils gegen Gehalt angestellter) Krankenpflegerinnen, sammelte die dazu erforderlichen Mittel, errichtete als Uebungsstationen Kliniken für die Krankenpflege der ärmeren Klassen und stellte seine Thätigkeit bei der Linderung außerordentlicher Nothstände, mochten solche durch ansteckende Krankheiten, Theuerung, Ueberschwemmung, Feuersbrunst oder auf andere Art eintreten, auch für Friedenszeiten zur Verfügung. Der A. besteht aus wirklichen, aus bloß zahlenden und aus Ehrenmitgliedern, er wendet sich aber vorzugsweise an die Frauen und Jungfrauen des Landes und nimmt männliche Hülfe nur für die ärztl. Hülfeleistung, für die Seelsorge, für das Kassenwesen und für die Korrespondenz, außerdem für untergeordnete Dienstleistungen, die der männlichen Arbeitskraft vorzubehalten sind, in Anspruch. Präsidentin des Vereins ist die Kronprinzessin Carola geblieben; unter ihr steht und besorgt die Obliegenheiten des Albertvereins ein von den Mitgliedern gewähltes Direktorium, das bis auf die medicinischen Beiräthe, den Kassirer und Schriftführer nur aus Damen besteht. Ende 1869 zählte der A. bereits 26 Zweigvereine mit überhaupt 2140 Mitgliedern. Die Gesammteinnahme belief sich auf 12,322 Thlr., und es war mit diesen Mitteln zunächst in Dresden eine Klinik ins Leben gerufen worden, in der Krankenpflegerinnen vorgebildet wurden. Eine weitere Pflegerinnenschule entstand in Leipzig in dem Jakobshospitale der Universität. Angebahnt wurde schon damals auf Grund der Genfer Konvention von 1864 eine Verbindung mit der internationalen Konferenz für die Pflege Verwundeter, die 1869 in Berlin tagte. Im deutsch-franz. Kriege von 1870/71 eröffnete sich das reichste Feld nutzbringender und höchst segensreicher Thätigkeit für den A. Nicht hoch genug kann dem A. angerechnet werden, daß für diesen Deutschland sonst ganz unvorbereitet treffenden Krieg Einrichtungen vorhanden waren, welche unter tüchtiger Leitung ganz Vorzügliches sowohl im Felde, d. h. auf den Schlachtfeldern und in den Feldhospitälern, als auch in der Heimat geleistet haben. Sofort bei Beginn des Krieges konnte der A. den ausrückenden Kriegern geschulte Krankenpflegerinnen nachsenden, Lazarethe wurden errichtet, für Wäsche, Medikamente, Nahrungs- und Kräftigungsmittel gesorgt, und dadurch, daß schnell Hülfe bei der Hand war, ist unsäglichem Elend durch die lobenswerthe Organisation des Vereins vorgebeugt worden. Was von einzelnen der Mitglieder, vor allen Dingen von Frau Marie Simon (s. d.), geleistet worden ist, bleibt geradezu bewundernswerth. Die Geldmittel flossen zu dieser Zeit auch reichlicher, und wenn die Höhe der im Kriege 1870/71 für die freiwillige Krankenpflege aufgebrachten und verwendeten Summen in ganz Deutschland auf mehr als 12 Mill. Thlr. berechnet worden ist, so entfällt davon ein sehr erheblicher Theil allein auf die vom A. direkt aufgebrachten u. indirekt vermittelten Summen.

In dieser Zeit stieg auch die Mitgliederzahl des Albertvereins auf 4885 in 31 Zweigvereinen. Nach dem Friedensschluß hat der A. eine Hauptaufgabe darin gefunden, den noch nicht geheilten Verwundeten und Invaliden eine möglichst sorgsame Pflege angedeihen zu lassen, die bemerkbar gewordenen Lücken in der Krankenpflege sofort zu ergänzen und vorzugsweise für einen ausreichenden Bestand geschulter Pflegerinnen Sorge zu tragen.

Albērus, Erasmus, Dichter und Gelehrter des Reformationszeitalters, wurde um 1500 zu Sprendlingen in der Wetterau geboren und in Staden erzogen, studirte um 1520 zu Wittenberg, wo er Luthers besondere Zuneigung genoß, war dann an vielen Orten (in Ursel, Sprendlingen, Berlin, Neubrandenburg, Staden, Rotenburg an der Tauber, Babenhausen, Magdeburg) Lehrer und Prediger und starb als Generalsuperintendent zu Neubrandenburg 5. Mai 1553. A. gehört zu den rüstigsten Streitern für die Reformation, deren Sache er in zahlreichen Schriften in Versen und Prosa vertrat. Seine poetischen Werke sind »Das Buch von der Tugend und Weisheit« (Frankf. 1550 u. öfter), das 49 (theils andern nachgebildete, theils auch selbsterfundene) Fabeln enthält, die er zur Darstellung seiner Ansichten über Kirche und Staat benutzt, und »Geistliche Lieder« in volksthümlichem Tone, von denen noch jetzt viele in Gesangbüchern zu finden sind (neue Ausgabe derselben von Stromberger, Halle 1857). Unter seinen Prosaschriften ist am bedeutendsten »Der Barfüßer Mönche Eulenspiegel und Alcoran«, mit einer Vorrede Luthers (Wittenb. 1542), ein satirischer Auszug des berüchtigten Buches »Liber conformitatum«, worin die Aehnlichkeit des heil. Franciscus mit Christus durch die abenteuerlichsten Wunder dargethan wird.

Albi, Hauptstadt des franz. Departements Tarn, auf einer Anhöhe am Tarn gelegen, hat enge, holperige Straßen und düstere Häuser, aber eine berühmte gothische Kathedrale (1282—1512 erbaut), die für ein Meisterwerk an Kühnheit gilt, einen alten festungsähnlichen Palast (jetzt Präfektur), ein Theater, ein Museum und (1866) 16,596 Einw., welche Fabriken für Leinen- und Baumwollenzeuge, Leder, Anisessenz 2c. unterhalten. 1843 ward dem hier gebornen berühmten Seefahrer Lapeyrouse ein Denkmal gesetzt. A., das alte Albiga, war im Mittelalter Hauptstadt der Grafschaft Albigeois und ein Hauptsitz der Albigenser, die von ihr den Namen führten, daher sie in den Verfolgungskriegen gegen dieselben sehr litt.

Albigénser, ursprünglich die Einwohner der Stadt Albi und ihres Gebiets Albigeois, wo sich schon gegen Ende des 12. Jahrh. die Lehren der unter dem Namen der Katharer, Patarener oder Publikaner bekannten Häretiker verbreiteten, dann Gesammtname der südfranz. häretischen Gemeinden, auch der Waldenser. Zuerst 1181 wurde gegen sie auf Antrieb des Papstes ein Kreuzzug in das Land ihres Beschützers, des Grafen Roger II. von Béziers, unternommen. 1209 gab die Ermordung des päpstlichen Legaten Peter von Castelnau Anlaß zu den von Papst Innocenz III. betriebenen, von Simon von Montfort geleiteten entsetzlichen Albigenserkriegen, in denen Südfrankreich grauenhaft verwüstet wurde; namentlich hatten die den Waldensern geneigten Grafen Raymund VI. von Toulouse und Roger von Béziers schwer zu leiden. Béziers wurde erstürmt und die gegen 20,000 Seelen starke Bevölkerung mit fanatischer Grausamkeit ermordet. »Schlagt sie alle todt, der Herr erkennt die Seinen!« so rief der Cistercienserabt Arnold und rühmte sich nachher, er sei der Bote der göttlichen Rache und die Greuelthat dem Himmel ein Bedürfnis gewesen. Graf Raymund unterwarf sich, Roger wurde verrätherisch gefangen und starb wahrscheinlich an Gift im Kerker. Doch hörte der Krieg damit noch nicht auf. Graf Raymund ward seines Landes für verlustig erklärt und das Kreuzheer mit Vollziehung des Urtheils (1211) beauftragt. Nach Besiegung Raymunds und seines Vetters Peter von Aragonien gerieth das schrecklich verheerte Land fast ganz in die Gewalt der Katholischen. Montfort ward zur Belohnung für die der Kirche geleisteten Dienste 1215 mit Languedoc belehnt. Doch gelangte er Raymund und der Bevölkerung gegenüber nie zum ruhigen Besitze seiner Herrschaft. Er fiel 1218 vor Toulouse. Nach dem Tode des Grafen Raymund VI. (1222) setzte dessen Sohn, Raymund VII., den vom Vater ererbten Todeskampf mehrere Jahre fort. Endlich, als auch der König von Frankreich des Papstes Partei ergriff, schloß er Frieden (1229). Er verlor zwei Drittheile seines Gebietes an Frankreich, gelobte dem Papste in allen Stücken zu gehorchen und mußte für seine Lossprechung vom Kirchenbanne eine ungeheure Summe bezahlen. Seine Bundesgenossen folgten diesem Beispiel. Die A., jetzt von ihren Beschützern verlassen, ja verfolgt, mußten ihrem Glauben entsagen oder fliehen. Die 1229 zu Toulouse errichtete Inquisition vollendete die gewaltsame Bekehrung des Landes. Der Sektengeist aber wucherte insgeheim fort, und obwohl der Name der A. seit der Mitte des 13. Jahrh. verschwindet, bestand ihre Lehre doch unter anderem Namen fort, so in Piemont, wohin viele A. aus der Provence geflohen, die als Waldenser im 13. und 14. Jahrh. unmittelbare Vorläufer des Protestantismus wurden. Vgl. Simonde di Sismondi, Die Kreuzzüge gegen die A., aus dem Franz., mit Einleitung (Leipz. 1829); Fauriel, Croisade contre les Albigeois (Par. 1838); Hahn, Geschichte der Ketzer im Mittelalter (Stuttg. 1845—47, 2 Bde.); Peyrat, Histoire des Albigeois (Bd. 1—3, Par. 1870—72). Der Verzweiflungskampf der A. ist der Gegenstand des epischen Gedichts »Die A.« von Nik. Lenau.

Albignac (spr. -binjack), Philippe François Maurice, Graf von, franz. General, geb. 7. Juli 1775 zu Milhaud, emigrirte 1792 und diente erst unter Condé, dann bei den Oesterreichern. Unter dem Konsulat nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er 1808 Flügeladjutant des Königs Hieronymus von Westfalen, dann Brigadegeneral und Kriegsminister. Er leitete 1809 die Verfolgung des Schill'schen Freikorps. Obschon von Hieronymus geehrt und 1810 zum Grafen von Ried ernannt, kehrte er doch nach Frankreich zurück, machte unter St. Cyr den russischen Feldzug mit, schloß sich dann den Bourbonen an und folgte Ludwig XVIII. 1815 nach Gent. 1815 ward er Generalsekretär im Kriegsministerium, dann Gouverneur der Militärschule zu St. Cyr, 1821 Generalleutnant. Er starb 31. Jan. 1824.

Albināgii jus (lat., Albinagium, franz. Droit d'aubaine), s. v. w. Heimfallsrecht; s. Fremdenrecht.

Albīni, Franz Joseph Freiherr von, verdienter Staatsmann, geb. zu St. Goar 14. Mai 1748, trat 1774 in kurmainzische Dienste, ward Hofkanzler und Minister, wohnte 1797 dem Kongreß

zu Rastadt bei, stellte sich 1799 an die Spitze des Mainzer Landsturms, ward von Dalberg, nachdem dieser Großherzog von Frankfurt geworden war, zum Ministerpräsidenten ernannt. Als die Verbündeten das Gebiet eingenommen hatten, übertrugen sie ihm die Verwaltung; später trat A. in österreich. Dienste und war zum Bundestagsgesandten ausersehen, als er 8. Jan. 1816 zu Dieburg starb.

Albinismus, Zustand der Albinos (s. d.).

Albīnos (v. portug. albino, weiß; Kakerlaken, weiße Neger, Dondos, Weißsüchtige, lat. leucaethiopes), besondere Varietät des Menschen, welche sich durch eine milchweiße Haut, seidenartige, weiße Kopf-, Bart- und Schamhaare, eine blaß rosenrothe Iris und tief rothe Pupille charakterisirt. Der Augapfel dieser A. ist in steter zitternder Bewegung, und alle sind kurzsichtig. Sie sehen am besten in der Dämmerung und besser bei Mondlicht, als bei dem sie zu stark blendenden Sonnenlichte. Im allgemeinen von mittlerer Größe, sind sie von schwächlicher Konstitution. Man findet sie in allen Klimaten und unter allen Menschenrassen, am häufigsten aber unter den Negern, weit seltener unter den Nationen von weißer Hautfarbe. In einigen Gegenden sind sie ein Gegenstand des Abscheus, weshalb sie sich in unbewohnte Gegenden zurückziehen und dort beisammen leben, was wahrscheinlich Veranlassung zu der Annahme gegeben hat, daß sie eine besondere Nation oder Rasse seien. Der Albinismus oder die Leukäthiopie (Leukopathie) beruht auf einem mehr oder minder vollständigen Mangel des Pigments in den tieferen Zellenschichten der Oberhaut (der sogen. Malpighi'schen Schleimschicht), sowie auf Pigmentmangel in der Regenbogen- und Gefäßhaut des Auges. Die Gründe dieses Mangels kennen wir nicht. Der eigentliche Albinismus ist stets angeboren, kommt theils sporadisch, theils erblich vor und ist unheilbar. Er findet sich auch bei den Thieren häufig. Die weißen Kaninchen, die weißen Mäuse, die weißen Raben, weißen Tauben ꝛc. sind A. Die weißen Elefanten, welche in einigen Gegenden Asiens so hoher Verehrung genießen, sind wenigstens eine an Albinismus angrenzende Varietät. Dasselbe gilt von den isabellfarbigen Pferden. Geoffroy Saint Hilaire unterscheidet vollkommenen, partiellen und unvollkommenen Albinismus. Der vollkommene charakterisirt sich durch völlige und allgemeine Entfärbung der Haut; bei dem partiellen beschränkt sich die Entfärbung auf einzelne Stellen der Haut, und beim unvollkommenen findet nur eine mehr oder weniger ins Auge fallende Verminderung der färbenden Materie statt. Vgl. Mansfeld, Ueber das Wesen der Leukopathie oder des Albinoismus (Braunschw. 1822).

Albinovānus, C. Pedo, röm. Dichter, Freund des Ovid, der auch einen Brief aus dem Pontus an ihn richtete, feierte die Thaten des Germanicus in einem heroischen Gedichte, von dem jedoch nur unbedeutende Bruchstücke (in Wernsdorfs »Poetae latini minores«, Bd. 4) auf uns gekommen sind. Außerdem wird ihm, obwohl ohne überzeugende Gründe, eine Elegie »Consolatio ad Liviam Augustam de morte Drusi« (herausgeg. von Meinecke, Quedlinb. 1819) beigelegt, die nicht ohne dichterischen Werth ist.

Albīnus, Decimus Clodius, aus einem edlen aber verarmten Geschlecht, dem Mark Aurel befreundet, voll vaterländischer Gesinnung, wurde von Commodus zum Statthalter Britanniens ernannt, dort 193 von den Legionen gegen Didius Julianus zum Kaiser ausgerufen, aber 197 von Septimius Severus bei Trévoux in der Nähe von Lyon besiegt und getödtet.

Albīon, alter, jetzt nur noch poetisch gebrauchter Name der großbritann. Insel (England und Schottland), wird am wahrscheinlichsten vom gälischen alb (Höhe) und inn, innis (Land, Insel) abgeleitet, also s. v. w. Hochlandsinsel.

Albion, Heerführer der Sachsen in den Kriegen mit Karl d. Gr., Freund Wittekinds, ließ sich nach seiner Unterwerfung 785 zu Attigny in Frankreich taufen.

Albionpresse, eine in England zuerst von R. W. Cope erbaute und noch heute beliebte u. im Gebrauch befindliche Handpresse für Buchdrucker (s. Buchdruckerkunst).

Albis, röm. Name der Elbe (s. d.).

Albis, Bergkette im schweiz. Kanton Zürich, bildet einen aus den Schwyzer Voralpen in die Hochebene vortretenden Ausläufer, der im Bürglenstütz eine Höhe von 918 Meter erreicht, im Uetliberge (Uto) einen 873 Meter hohen Schlußpfeiler bildet und von hier zu einem bloßen Hügelzuge sich verflacht. Auf die Höhe des Uetliberges, die vom nahen Zürich aus viel besucht wird, führt jetzt eine Eisenbahn mit 5 Proc. Steigung. Ueber die beträchtliche Einsenkung der Kette, den Albispaß (793 Meter), bewegte sich früher der ganze Verkehr von Zürich nach Zug und dem Vierwaldstättersee; seit Erbauung der Zürich-Luzerner Eisenbahn hat er nur noch lokale Bedeutung. Am Westfuße des A., bei Hausen, liegt die Kaltwasserheilanstalt Albisbrunn, 1839 nach dem Muster der Gräfenberger angelegt.

Albit (wegen seiner weißen Farbe so genannt, auch Tetartin, Periklin, Hyposklerit), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, krystallisirt in triklinischen Gestalten, welche große Aehnlichkeit mit denen des Orthoklases haben, worunter sehr häufig Zwillingsbildungen mit den charakteristischen Streifungen vorkommen. Der A. ist ein Natronfeldspat, entsprechend der Formel $Na_2Al_2Si_6O_{16}$; er ist farblos, gewöhnlich weiß mit einem Stich ins Grünliche oder Gelbliche, bisweilen grün oder braun, glasglänzend, durchsichtig bis kantendurchscheinend, Härte 6—6,5; vor dem Löthrohr verhält er sich wie Orthoklas, färbt aber die Flamme deutlich gelb; von Säuren wird er kaum oder gar nicht angegriffen. Er findet sich am meisten auf Gängen, Klüften und Drusenräumen von Granit, Gneis, Thonschiefer und Diorit, bildet aber auch häufig einen Bestandtheil dieser Felsarten, und viele Diorite sind Gemenge von A. und Hornblende. Durch Verwitterung liefert der A. Kaolin. Fundorte: Penig, Siebenlehn in Sachsen, St. Gotthard, Tirol, Arendal, auf Elba ꝛc.

Alboïn, König der Longobarden und Stifter des longobardischen Reichs in Italien, folgte 561 seinem Vater Auboin auf dem Throne, schlug 567 an der Spitze der Longobarden, die damals in römischem Solde an Drau und Donau saßen, die Gepiden, deren Land die Avaren besetzten. Angeblich von Narses, dem griechischen Statthalter Italiens, aus Feindschaft gegen Kaiser Justinian herbeigerufen, drang A. 568 in Italien ein, eroberte nach dreijähriger Belagerung Pavia und dann in 7 Jahren die Polande, das Land westlich vom Apennin bis in die Nähe Roms; auch in Friaul, Spoleto und Benevent entstanden lombardische Herzogthümer. A. wurde 573 von Rosamunde, der von ihm zur Ehe mit ihm

gezwungenen Tochter des von ihm getödteten Gepidenkönigs Kunimund, die angeblich beim Gelage aus ihres Vaters Schädel hatte trinken müssen, ermordet.

Alboni, Mariette, ausgezeichnete Altsängerin, zu Cesena in der Romagna 1823 geboren, erhielt ihre musikalische Ausbildung durch die damals berühmte Gesanglehrerin Frau Bertolotti zu Bologna, wo auch Rossini sich für sie interessirte und ihr mehrere Partien aus seinen Opern einstudirte. Mit 16 Jahren betrat sie zu Bologna die Bühne, sang dann 1843 mit großem Erfolg auf dem Theater della Scala in Mailand, sowie in andern Hauptstädten Italiens und begab sich endlich mit dem Impresario Morelli nach Wien, von wo sie sich kurze Zeit später nach St. Petersburg wandte. Im Jahre 1844 sang sie in Hamburg, Dresden und andern Städten Deutschlands, bereiste dann Ungarn und Böhmen und war zum Karneval 1847 in Rom. Im Frühling d. J. trat sie im Coventgardentheater zu London auf, nicht ohne Glück wetteifernd mit Jenny Lind, welche gleichzeitig im Queenstheater sang, und begab sich im Oktober nach Paris, wo sie nach mehreren Koncerten ein Engagement an der ital. Oper annahm und die großartigsten Triumphe feierte. Ihre Kunstreisen führten sie weiter nach Madrid, wiederholt nach London, sowie endlich nach Nord- und Südamerika, wo sie überall dieselben Erfolge hatte. Im Jahre 1854 verheirathete sie sich mit dem Grafen Pepoli; seit dem Tode desselben (1866) lebt sie von der Bühne zurückgezogen. Ihre Stimme ist ein Mezzosopran voller Weichheit und von außerordentlichem Wohlklang in den tiefen Tönen; ihre Virtuosität mehr Natur als Studium, aber fehlerlos. Als Schauspielerin leistet sie namentlich in Spielopern, wo sich ihr Gesang und ihr Spiel bis zur Vollkommenheit abrunden, Ausgezeichnetes.

Alborak (arab.), nach mohammedan. Sage das gedankenschnelle Silberpferd des Erzengels Gabriel, auf welchem Mohammed eine Reise von Mekka über Jerusalem durch alle sieben Himmel machte. Der Name A. erinnert an das punische Barkas, »Blitz«.

Albraune, s. v. w. Alraune, s. Mandragora.

Albrecht, 1) deutsche Kaiser: a) A. I., Herzog von Oesterreich, Rudolfs von Habsburg ältester Sohn, geb. 1248, ein Fürst voll Thatkraft, aber herrisch und ländergierig. Nach dem Tode des Vaters, der ihm vergeblich die Nachfolge zu sichern gesucht hatte, bemächtigte sich A. der Reichsinsignien. Dennoch wurde Adolf von Nassau zum Kaiser gewählt. A. mußte, durch Unruhen in der Schweiz und eine Krankheit, welche ihn eines Auges beraubte, genöthigt, die Reichsinsignien ausliefern und dem neuen König den Lehnseid leisten. Neue innere Zerwürfnisse in Oesterreich und Steiermark und besonders der Einfall des Erzbischofs von Salzburg in die Erbstaaten verhinderten ihn auch in den nächsten 6 Jahren, die alten Ansprüche auf die Kaiserkrone geltend zu machen. Unterdessen hatte Adolf von Nassau allgemeine Unzufriedenheit erregt; die Mehrzahl der Kurfürsten setzte ihn daher ab und wählte A. zum röm. König (1298). Bei Göllheim, zwischen Worms und Speyer, fiel Adolf im Kampfe durch Albrechts eigene Hand. Nach dem Siege spielte A. den Uneigennützigen und Großmüthigen, indem er freiwillig der Krone entsagte. Erst als eine neue Wahl ihm dieselbe zum zweitenmal anbot, nahm er sie an und ward Aug. 1298 zu Aachen gekrönt. Allein Papst Bonifacius VIII. sprach den Kurfürsten das Recht ab, die Kaiserwürde zu vergeben, lud A. vor sich und verbot den deutschen Fürsten, A. anzuerkennen, den Völkern ihm zu gehorchen. Die drei rheinischen geistlichen Kurfürsten, darunter selbst Albrechts bisheriger Freund, der Erzbischof Gerhard von Mainz, die er durch die Forderung der Aufhebung der Rheinzölle gereizt, traten auf die Seite des Papstes. Der Kurfürst von Mainz verabredete mit jenen von Trier und Köln, auch mit dem Pfalzgrafen am Rhein und dem Böhmenkönig die Entthronung Albrechts, während dieser sich mit des Papstes größtem Feinde und gefährlichstem Gegner, Philipp dem Schönen von Frankreich, verbündete, die Neutralität Sachsens und Brandenburgs auswirkte, mit Hülfe seiner Getreuen, worunter die Städte sich auszeichneten, die Unzufriedenen zu Paaren trieb u. die Freiheit des Rheins erzwang. Als aber der Papst Unterhandlungen mit A. anknüpfte, löste dieser sein Bündnis mit Philipp, gestand zu, daß das abendländische Kaiserthum den Kaisern von dem Papst verliehen sei, daß das Wahlrecht der Kurfürsten sich von dem heiligen Stuhle herschreibe, und verhieß die Rechte des römischen Hofs gegen jedermann mit den Waffen in der Hand zu schützen. Gesichert im Besitze des Reichs, strebte A. vor allem nach Erweiterung seiner Hausbesitzungen. Kriege gegen Holland und Friesland, gegen Ungarn, Böhmen und Thüringen füllten die letzten Jahre seiner Regierung, ohne jedoch zu dem zu führen, was seine Herrschsucht wünschte. Im Begriffe, die bei Lucka, unweit Altenburg, 1307 erlittene Niederlage zu rächen, bekam A. die Kunde von dem Aufstande der Schweizer. Er befahl, den Waldstätten allen Handel und Wandel zu sperren, und drohte, sie mit Heeresmacht zu bekriegen, als sein Schicksal ihn ereilte. Albrechts Neffe, Johann (Parricida), verlangte von ihm die Auslieferung der ihm von seinem Vater Rudolf, Albrechts Bruder, zugefallenen schwäbischen Hausbesitzungen. A. verweigerte dieselbe und stellte ihm das erst noch zu erobernde Meißen in Aussicht. Als Johann nun volljährig geworden war, bestand er mit Ernst auf Herausgabe des väterlichen Erbes. Er fand Theilnahme bei den über Albrechts Ländergier aufgebrachten Fürsten, und Unzufriedene von gleichem Alter sammelten sich um ihn. Walther von Eschenbach, Johanns Lehrer und Führer, Rudolf von Palm, Rudolf von Wart, Konrad von Tegernfeld und Walther von Kastelen verschworen sich mit Johann gegen den König. Zu Brugk im Aargau, wo der König eben verweilte, wiederholte Johann seine Forderung, und der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Konstanz legten sich zu seinen Gunsten ins Mittel. A. versprach später alles zu ordnen, fügte aber Spott zum Unrecht, indem er dem Neffen einen Maienkranz reichte mit den Worten, dies gebühre seinem Alter, die Regierung solle er ihm überlassen. Als der König nach Rheinfelden reiten wollte, wußten die Verschworenen es einzurichten, daß sie mit dem König allein über den Fluß Reuß vorauskamen. Hier plötzlich von ihnen angegriffen, rief der König: »Vetter, zu Hülfe!« »Da ist die Hülfe!« schrie Herzog Johann und rannte ihm das Schwert in den Nacken. Die übrigen vollendeten den Mord (1. Mai 1308) und entflohen. A. verschied in den Armen einer am Wege sitzenden Bettlerin. Aus seiner Ehe mit Elisabeth, Tochter des Grafen Meinhard von Tirol, hinterließ A. 5 Söhne und ebensoviele Töchter. Vgl. Mücke, A. I.

(Gotha 1866); Preger, A. von Oesterreich und Adolf von Nassau (2. Aufl., Leipz. 1869).

b) A. II., als Herzog von Oesterreich A. V., König von Ungarn, geb. 1397, war noch Kind, als sein Vater, Albrecht IV., starb und ihm Oesterreich als Erbe zufiel. Während seiner Minderjährigkeit verwalteten seine drei Oheime, zuerst Wilhelm der Artige (bis 1405), dann Herzog Leopold der Dicke und zuletzt Ernst der Eiserne von Steiermark, seine Erblande. 23 Jahre alt, durch Andreas Plank, späteren Bischof von Freising, und den biedernRemprecht von Waldsee trefflich erzogen, vermählte er sich (1422) auf Betreiben Waldsee's und des Kanzlers Kaspar Schlick mit Elisabeth, der Erbtochter des Kaisers Sigismund, wodurch er Mähren und das Successionsrecht in Ungarn und Böhmen erwarb. Im April 1438 zu Frankfurt einmüthig zum deutschen Kaiser gewählt, nahm er zögernd die Krone an, die, mit einer kurzen Unterbrechung, 363 Jahre lang, bis zum Ende des Reichs, beim Hause Oesterreich blieb. A. rechtfertigte als Kaiser die von ihm gehegte Hoffnung. Wißbegierig und fest in seinen Entschlüssen, überlegt u. schnell in deren Ausführung, zuverlässig und wohlwollend, war er geboren zum Herrscher. Nur die aus Glaubenseifer entsprungenen Grausamkeiten gegen Ketzer und Juden entstellen sein schönes Bild. Doch theilte er Sigismunds blinde Ergebenheit gegen den päpstlichen Stuhl nicht und trat der Neutralitätserklärung der Kurfürsten im Streite zwischen Papst und Koncil bei. Nach Annahme der Wahl (18. März 1438) war er noch in seinen Erbstaaten beschäftigt. In Böhmen, das die Utraquisten beunruhigten, erhob Albrechts Schwiegermutter, Barbara, für ihren zweiten Gemahl, Herzog Kasimir von Polen, auf die Krone Ansprüche. Von Albrecht Achilles von Brandenburg unterstützt, schloß A. die Polen und Utraquisten in Tabor ein, bis sie, durch Hunger genöthigt, die Waffen niederlegten. Dann focht er gegen die Türken in Ungarn. Die in Mainz begonnenen Verhandlungen über den Land- und Kirchenfrieden durchkreuzte Albrechts plötzlicher Tod. Während des Türkenkrieges in Ungarn wurde er von der im Heere herrschenden Pest ergriffen und starb auf dem Wege nach Wien zu Langendorf 27. Okt. 1439. Die Erblande sollten erst erwarten, ob Albrechts schwangere Gemahlin einen Sohn gebären würde, und geriethen darüber in eine mißliche Lage.

2) Erzherzöge und Herzöge von Oesterreich: a) A. II., der Weise oder Lahme, Sohn des deutschen Kaisers Albrecht I., geb. 1298, gelangte gemeinschaftlich mit seinem jüngsten Bruder Otto 1330 zur Regierung aller habsburgisch-österreichischen Länder, die er durch das Erbgut seiner Gemahlin Johanna, die Grafschaft Pfirt und einige Städte, vermehrte. Sein unglücklicher Versuch, die Freiheit der Schweiz zu unterdrücken, schwächte die Kräfte seiner Länder, und der günstige Erfolg des sogen. Kärnthenschen Erbfolgekriegs gab keinen Ersatz. In letzterem setzte A. seine gerechten Ansprüche auf Kärnthen gegen den König Johann von Böhmen durch. Albrechts hohes Ansehen beweist der Umstand, daß nicht bloß Papst Benedikt XII. ihn 1335 zur Vermittelung der Aussöhnung Kaiser Ludwigs mit der Kirche aufforderte, sondern auch König Philipp VI. von Frankreich 1337 seine Hülfe gegen den Kaiser Ludwig u. den König Eduard von England nachsuchte. Dessen ungeachtet blieb der Erzherzog dem Kaiser bis zum Tode desselben unverbrüchlich treu. Ueber die Erbfolge in den österreich. Staaten gab er noch jetzt gültige Gesetze, die zwar nach seinem Tode unbeachtet blieben, aber vom Kaiser Maximilian wieder erneuert und seitdem aufrecht erhalten worden sind. Steiermark verdankt ihm seine Verfassung, das sogen. Bergbüchel; ebenso Kärnthen. Als A. 16. Aug. 1358 starb, trauerte sein Land, und in der Regentenreihe des österreichischen Hauses nimmt er als ein duldsamer, milder und großmüthiger Fürst einen Ehrenplatz ein.

b) A. III., »mit dem Zopfe«, Sohn des vorigen, geb. 1348, theilte nach dem Tode des Vaters, obschon dieser dem Aeltesten die Nachfolge allein zugesichert hatte, 1358 mit seinen drei Brüdern Rudolf IV., Friedrich III. und Leopold III. Oesterreichs Regierung. Die beiden ersten starben 1365 und 1362 ohne leibliche Erben. Mit Leopold III. aber schloß A. 1379 einen Theilungsvertrag und erhielt für sich das eigentliche Oesterreich, während Leopold Steiermark, Kärnthen, Tirol und die schwäbischen Besitzungen bekam. Seine Regierung war wohlthätig für das Land; Künste und Wissenschaften blühten auf. A. selbst war ein Gelehrter, insbesondere ein tüchtiger Mathematiker. Für Wiens Verschönerung, für die Erweiterung und Erhaltung der 1365 gegründeten Universität daselbst that er sehr viel. Er starb 29. Aug. 1395 auf seinem Schlosse Laxenburg.

c) A. (Albert) VII., Erzherzog von Oesterreich, dritter Sohn des Kaisers Maximilian II., geb. 1559, ward am Hofe Philipps II. von Spanien erzogen und widmete sich dem geistlichen Stande. Er wurde 1577 Kardinal, 1584 Erzbischof von Toledo, war 1594—96 Vicekönig von Portugal und ging darauf als Statthalter in die spanischen Niederlande, wo sein maßvolles, von Verfolgungssucht freies Wesen viel zur Wiederbefestigung der spanischen Herrschaft beitrug. Nachdem A. den geistlichen Stand verlassen, erhielt er die Hand der Infantin Isabella, der 32jährigen Tochter Philipps, die ihm die Niederlande als Brautschatz zubrachte, mit der Bestimmung, daß dieselben an Spanien zurückfallen sollten, wenn die Ehe kinderlos bliebe. Die Hoffnung, daß auch die abgefallenen niederländischen Provinzen sich so gewinnen lassen würden, schlug jedoch fehl. Am 2. Juli 1599 von Moritz von Nassau bei Nieuwpoort geschlagen, schloß A. 1609 den 12jährigen Waffenstillstand und starb zu Brüssel 1621, kurz vor dem Wiederbeginn des Kriegs.

d) A. Friedrich Rudolf, erstgeborner Sohn des Erzherzogs Karl, geb. 3. Aug. 1817, durchlief frühzeitig die militärische Stufenleiter, ward 1830 zum Oberst und Regimentsinhaber ernannt, trat aber erst 1837 als zweiter Oberst bei dem Infanterieregiment Wimpffen in den praktischen Militärdienst ein. Im Jahre 1839 in der gleichen Eigenschaft zu dem Kürassierregiment Mengen versetzt, rückte er 1840 zum Generalmajor, 1843 zum Feldmarschallleutnant und 1845 zum kommandirenden General in Oesterreich ob und unter der Ens, wie auch in Salzburg auf. Infolge der Bewegung vom 13. März 1848, wo er beschuldigt wurde, den Befehl zum Gebrauch der Feuerwaffe gegen das Volk gegeben zu haben, legte er seine Stelle nieder und begab sich dann als Freiwilliger zur Armee Radetzky's nach Italien, wo er sich namentlich in der Schlacht bei S. Lucia auszeichnete. Im Jahre 1849 erhielt er ein Kommando bei dem Korps des Feldzeugmeisters d'Aspre und focht mit Auszeichnung bei Gravellona, Mortara und besonders bei Novara, wo

seine Division den übermächtigen Feind so lange aufhielt, daß die übrigen österreichischen Streitkräfte heranrücken konnten. Nach Beendigung des Feldzugs ward er zum Oberbefehlshaber des 3. Armeekorps in Böhmen und zum Gouverneur der Bundesfestung Mainz ernannt, und 1851 erhielt er den wichtigen Posten eines Generalgouverneurs und kommandirenden Generals in Ungarn. Gleichzeitig führte er als wirklicher General der Kavallerie das Kommando der 3. Armee mit dem Hauptquartier Ofen-Pest. Seine Stellung in Ungarn war sehr schwierig: den gesteigerten nationalen Hoffnungen der Magyaren that er nicht genug, nach der Meinung des Hofes aber gab er ihnen schon zu viel nach, und so verdarb er es mit beiden und schied 1860 aus dieser Stellung. Eine vertrauliche Mission an den Berliner Hof im Frühjahr 1859, um für den bevorstehenden ital. Krieg Preußens Unterstützung oder doch bestimmte Zusagen auszuwirken, hatte keinen Erfolg, und eine ähnliche Mission im Frühjahre 1864 fiel nicht besser aus. 1860—61 war A. Kommandant des 8. Armeekorps in Vicenza, wurde dann Feldzeugmeister und 1863 Feldmarschall. Im Kriege von 1866 befehligte er, freilich dem Oberfeldherrn Benedek untergeordnet, die Armee in Italien und bewährte sich hier durch den Sieg bei Custozza als bedeutenden Feldherrn. Doch vermochten diese Erfolge die Verluste der Nordarmee nicht mehr gut zu machen. An die Spitze der nach dem Kriege eingesetzten Reorganisationskommission gestellt und zum Oberstkommandirenden der Armee ernannt, hat A. sich um die Neubildung des österreichischen Heeres ein großes Verdienst erworben. A. nimmt außerdem auf volkswirtschaftlichem Gebiete eine hervorragende Stellung ein: er ist einer der ersten Großgrundbesitzer und Großindustriellen der österreich. Monarchie. Seine Besitzungen, durch Mannigfaltigkeit ihrer Natur und ihrer Produkte ausgezeichnet, umfassen die Kammer Teschen und die Herrschaft Saybusch, in den Kleinen Karpathen und Beskiden im Teschener Kreise von Oesterreichisch-Schlesien und dem angrenzenden Westgalizien gelegen, die Herrschaft Ungarisch-Altenburg, zwischen dem Neusiedlersee und der Kleinen Schütt, die Herrschaft Bellye, in dem Winkel zwischen Donau und Drau, endlich die kleinere (jetzt verpachtete) Herrschaft Seelowitz in Mähren, zusammen mit einem Areal von ca. 2070 QKilom. (36 QM.). Auf den beiden erstgenannten Besitzungen im bevölkerten waldigen Gebirgsland herrscht die Industrie, besonders die Montan- und Eisenindustrie vor, die im großartigsten Maße und in der mannigfachsten Weise betrieben wird. Die Produktion der 6 Hohöfen, des Gießereibetriebs, der Hammer-, Puddlings- und Walzwerke, der Emailhütte, der Blechverzinnerei, der Feilenfabrik und der Koaksöfen betrug 1872: Roheisen 90,000, Gußwaaren 150,000, Schmiedeeisen 35,000, Walzeisen 120,000, Bahnschienen 110,000, Kommerzstahl 6200, Walzstahl 3700, Eisenbahnnägel 3800, Grobblech 17,700, Nagelblech 21,000, verzinnte Bleche 1470, Aren 8000, emaillirte Poteriewaaren 15,600, Feilen 1500, komplete Maschinen und Maschinenbestandtheile 43,400, Brückenkonstruktionen 48,000 (die neue Donaubrücke der Nordbahn bei Wien ist u. a. aus den Teschener Werken hervorgegangen), Zeugwaaren 13,000 Ctr. Nicht minder blüht die Holzindustrie, welche auf 3 großen Dampf- und vielen Wassersägemühlen eine bunte Menge verschiedener Holzschnittwaaren liefert, darunter z. B. die weitbekannten Möbel aus gebogenem Holze. Noch befinden sich daselbst mehrere Bierbrauereien, Rosoglio- und Likörfabriken, eine Flachsspinn- und Webefabrik, Mahlmühlen, eine Spiritusraffinerie, Fabriken für Leim, Oel und Dünger rc. Auf den in den ungar. Ebenen gelegenen Besitzungen tritt die Landwirtschaft in den Vordergrund. Namentlich ist Altenburg infolge seiner geringen Entfernung von Wien (80 Kilom.) eine Hauptmilchquelle für die Residenz, die jährlich über 1½ Mill. Maß frische Milch von dort bezieht. Das Vieh ist größtentheils Algäuer Rasse, die hier aber mit glücklichem Erfolg mit Shorthornthieren gekreuzt wird, wofür der Erzherzog auf der Wiener Weltausstellung (1873), wo seine Produkte in einem besondern Pavillon vorgeführt waren, die Fortschrittsmedaille erhielt. Auch mancherlei Industrien, als eine Maschinenwerkstätte, Bierbrauerei, Torfstecherei rc., besitzt Altenburg. Die Herrschaft Bellye producirt den bekannten Villanyer Rothwein, sodann Hopfen, Hanf, Mais, Mastvieh, Milch und Käse, auch Schnittmaterial aus Eichenholz. Den Aufschwung, welchen die erzherzogl. Güter im letzten Jahrzehnt (1861—1871) genommen, bezeugt die Summe der entrichteten Steuern, die sich 1861 auf 315,787, 1871 dagegen auf 629,114 Fl. beliefen. — A. war vermählt (seit 1844) mit Hildegard, einer Schwester König Maximilians II. von Bayern, die 2. April 1864 starb. Seine ältere Tochter Maria Theresia ist seit Januar 1865 mit Herzog Philipp vom Würtemberg verheirathet; die jüngere, Mathilde, angeblich einst zur Gemahlin des italienischen Kronprinzen Humbert bestimmt, erlag 1867 den durch ihr Feuer fangendes Kleid erlittenen Brandwunden.

3) A. IV., der Weise, Herzog von Bayern, Sohn Albrechts III., des Frommen, aus der Linie München-Straubing, geb. 15. Dec. 1447. Anfangs unter der Vormundschaft seiner beiden älteren Brüder, Johann III. und Sigmund, dann nach des ersteren Tode 1463 und Sigmunds Abdankung 1465 selbständig, war er einer der kräftigsten und umsichtigsten Fürsten Bayerns, ein Freund der Künste und Wissenschaften. Er löste die an Regensburg verpfändete Stadt am Hof ein, kaufte die Reichsherrschaft Abensberg, eroberte Landshut mit Burghausen und gewann aus der Erbschaft seines Vetters, Herzogs Georg des Reichen von Bayern-Landshut, andere 14 Städte und 33 Marktflecken. Nach Sigmunds Tode (1501) sah A. sich genöthigt, seinen jüngeren Bruder als Mitregenten anzunehmen. Ueberzeugt von den Nachtheilen einer gemeinschaftlichen Regierung, errichtete er darauf 1506 das bayerische Hausgrundgesetz (pragmatische Sanktion), nach welchem in Bayern für ewige Zeiten der älteste Prinz alleiniger Erbe des Thrones sein sollte und die Succession überhaupt nach dem Rechte der Erstgeburt bestimmt ward. A. starb 1508. Er hinterließ 3 Söhne und 3 Töchter von seiner Gemahlin Kunigunde, Tochter Kaiser Friedrichs III.

4) Markgrafen von Brandenburg: a) A. I. (Adelbert), der Bär oder der Schöne, Begründer des Hauses Askanien oder Anhalt, Sohn Otto's des Reichen u. Eilika's, der Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, war 1106 zu Ballenstädt geboren, folgte schon 1123, kaum 17 Jahre alt, seinem Vater und ward im folgenden Jahre von einem Verwandten, Herzog Lothar von Sachsen, zum Markgrafen der Lausitz erhoben. Die kaiserliche Bestätigung dieser Belehnung ward erst erlangt, als

Lothar selbst den kaiserlichen Thron bestieg. Auf dem Reichstage zu Lüttich (1131) aber wurde die Lausitz dem Grafen Heinrich von Groitzsch zuerkannt. Dennoch blieb A. dem Kaiser treu, begleitete ihn 1132 nach Italien und machte sich um ihn durch große Dienstleistungen verdient. Dafür erhielt er 1134 die erledigte Mark Nordsachsen (Salzwedel), welche das den slawischen Völkerschaften nach und nach entrissene Gebiet am linken Elbufer umfaßte, und wo A. von seiner Mutter Eilika her schon Güter besaß. In glücklichem Krieg (1136) mit dem wendischen König Prebislav erweiterte er die Nordmark durch ansehnliche Eroberungen jenseits der Elbe, im Havellande, in der Priegnitz und Mittelmark fast um das Doppelte. Nach dem Tode Lothars (1138) betrieb A. die Wahl Konrads von Hohenstaufen, der ihm dann nach der Aechtung des vergeblich nach der Krone strebenden Heinrichs des Stolzen das Herzogthum Sachsen verlieh. A. konnte Sachsen indessen nicht behaupten; als er seine Ansprüche nach dem Tode seines Gegners wider dessen Sohn, Heinrich den Löwen, geltend machen wollte, focht er gegen die vereinten sächsischen Stände so unglücklich, daß er seine Erblande verlassen und zu dem König Konrad fliehen mußte. Dieser vermittelte 1142 den Frieden, in dem A. das Herzogthum Sachsen aufgab. In glücklichem Kampfe gegen die Wenden eroberte A. darauf die ganze Mittelmark und einen Theil der Neumark und ließ sich damit vom Kaiser erblich belehnen. Durch einen Erbvertrag mit dem Wendenfürsten Prebislav erwarb er Brandenburg und führte seit 1144 den Titel eines Markgrafen von Brandenburg. Im Jahre 1147 nahm er an einem erfolglosen Kreuzzuge gegen die slawischen Pommern theil und gerieth 1150 über Erbansprüche in einen neuen Krieg mit Heinrich dem Löwen, der durch Kaiser Friedrichs I. Vermittelung 1152 beendigt ward. Ein neuer Krieg mit den Wenden brach 1155 aus. Jazko oder Jasso, ein Neffe des verstorbenen Prebislav, bewirkte eine allgemeine Volkserhebung und eroberte mit Hülfe der pommerschen Herzöge fast alle früher verlornen Länder und selbst die Hauptstadt Brandenburg wieder. Nach hartem Kampfe unterwarf A. das Land von neuem. In die durch Vernichtung der Wenden menschenleeren Gegenden zog er nieder- und rheinländische Kolonisten, welche sich unter großen Begünstigungen in Menge an der Elbe, Havel und Spree niederließen und viele Städte (Aken, Berlin, Köln an der Spree ꝛc.) erbauten. Auch den Johanniterrittern und Tempelherren schenkte A. große Besitzungen und bewog viele ihrer angesehensten Mitglieder, sich in der Markgrafschaft Brandenburg anzusiedeln; die Johanniter bauten Werben, die Templer Templin. Auf der andern Seite germanisirte er die noch übrigen Wenden durch Einführung des Christenthums, deutscher Sprache und deutscher Gesetze. So machte er die wendische Mark zu einem deutschen Lande. Nachdem er 1164 mit Heinrich dem Löwen noch gegen die Obotriten gekämpft und 1166—68 dem großen Fürstenbunde gegen Heinrich angehört hatte, übergab er die Regierung lebenssatt seinem ältesten Sohne Otto und starb 18. Nov. 1170 zu Ballenstädt. Er hinterließ 2 Töchter und 7 Söhne, von welchen Otto ihm in der Mark Brandenburg folgte, Bernhard Anhalt, Dietrich die Güter seiner Großmutter Eilika und Hermann die ererbten orlamündischen Güter erhielt. Vgl. v. Heinemann, A. der Bär (Darmst. 1864).

b) A. III. von Hohenzollern, wegen seiner ritterlichen Thaten Achilles, wegen seiner Klugheit auch Ulysses oder »Deutschlands Fuchs« genannt, der dritte Sohn des Kurfürsten Friedrich I. von Brandenburg, geb. zu Tangermünde 24. Nov. 1414, verlebte einige Jahre seiner Jugend an dem Hofe des Kaisers Sigismund und erhielt nach des Vaters Tode 1440 das Fürstenthum Ansbach. Mit dem damals mächtigen Nürnberg wegen gewisser ihm streitig gemachten burggräflichen Rechte in langwierigen Krieg verwickelt, erlangte er 1450 einen vortheilhaften Frieden. Durch den Tod seines ältesten Bruders Johann fiel ihm 1464 auch das Fürstenthum Baireuth und 1470 durch Abtretung von Seiten seines Bruders Friedrichs II. das Kurfürstenthum Brandenburg zu, so daß dieses und die fränkischen Besitzungen des Hauses Hohenzollern durch ihn wieder unter Einem Herrscher vereinigt waren. Den unter Friedrich II. schon angefangenen Kampf mit Pommern beendigte A. 1472 durch einen Vergleich zu Prenzlau, worin er auf seine Ansprüche auf Stettin verzichtete und nur das bereits eroberte Gebiet und Anerkennung seiner Lehnshoheit und Anwartschaft auf Pommern erhielt. Im Jahre 1473 erließ er das »Achilleische Hausgesetz«, wonach die Marken niemals, die fränkischen Länder aber nur in zwei Theile getheilt werden sollten. Bald darauf verließ A. seine Staaten, durch Reichsangelegenheiten beschäftigt. Die Statthalterschaft der Mark übertrug er seinem ältesten Sohne Johann. Ein neuer Krieg mit Pommern, wo Herzog Bogislav X. den Lehnseid verweigerte, nöthigte ihn zur Rückkehr. Erst 1476, nach einer abermaligen Abwesenheit Albrechts, wurde dieser Streit durch einen Vergleich beigelegt. Bald darauf brach der sogen. krossensche Erbfolgekrieg aus, eine lange und blutige Fehde mit Herzog Johann II. von Sagan, welchem der Vergleich zu Kamenz erst 1482 ein Ende machte, wodurch der Herzog Johann das Herzogthum Glogau erhielt, unter der Bedingung, daß dasselbe nach seinem Tode an Johann Corvin, den Sohn des Königs Matthias, fallen sollte. A. bekam das Fürstenthum Krossen mit Züllichau, Sommerfeld und Bobersberg. Im Jahre 1486 folgte A. dem Kaiser Friedrich III. wegen der Wahl Maximilians zum römischen König nach Frankfurt a. M.; hier überraschte ihn der Tod 11. März desselben Jahres. A. war einer der schönsten Männer seiner Zeit, in allen ritterlichen Uebungen Meister und von einer solchen Stärke und Gewandtheit, daß er in Turnieren nie einen Sieger gefunden. Für die Mark Brandenburg war seine Regierung wohlthätig durch die rücksichtslose Strenge, womit er und sein ältester Sohn Johann die Räubereien des Adels zu unterdrücken und die öffentliche Sicherheit zu begründen suchten. Auch der Hierarchie gegenüber zeigte er sich als ein aufgeklärter Fürst und wußte mit Festigkeit sowohl dem Bischof von Bamberg, trotz des päpstlichen Bannes, wie auch dem Domkapitel in Brandenburg gegenüber seine Regentenrechte in Geltung zu bringen. Das »Kaiserliche Buch« des Markgrafen A. Achilles, eine Sammlung der diplomatischen Korrespondenzen des einflußreichen Fürsten, ist eine Hauptquelle der Reichsgeschichte unter Kaiser Friedrich III. und wurde herausgegeben von Höfler (vorkurfürstliche Periode 1440—70, Baireuth 1850) und von v. Minutoli (kurfürstliche Periode 1470—86, Berl. 1850). Vgl. »Quellensammlung zur Geschichte des Hauses Hohenzollern«, herausgeg. von Burckhardt, Bd. 1

(Jena 1857); Franklin, A. Achilles und die Nürnberger (Berl. 1866).

c) A., letzter Hochmeister des deutschen Ritterordens und erster Herzog von Preußen, geb. 17. Mai 1490, widmete sich als jüngerer Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach dem geistlichen Stande. Im Jahre 1511 wählte ihn der deutsche Orden zum Hochmeister, in der Hoffnung, durch ihn aus der drückenden Lage befreit zu werden, in die er, seit 1466 auf Ostpreußen beschränkt und lehnsabhängig von Polen, gerathen war. Auf Brandenburgs Hülfe rechnend, verweigerte A. Polen den Lehnseid und ließ sich, nachdem er sich durch Verkauf der im 15. Jahrh. bereits an Brandenburg versetzten Neumark Geld verschafft hatte, 1518 in einen Krieg mit Polen ein, der aber unglücklich für ihn auslief. 1521 während eines Waffenstillstandes auf dem Reichstag zu Nürnberg anwesend, hörte er den lutherischen Prediger Osiander. Dadurch zu einem Besuche bei Luther angeregt, beschloß er auf dessen Rath, den Ordensstaat Preußen in ein weltliches Herzogthum zu verwandeln und die Reformation einzuführen. So geschah es: mit Polen wurde 1525 zu Krakau ein Friede geschlossen, in welchem A. Preußen als ein in gerader, männlicher Linie forterbendes Herzogthum zu Lehen nahm, und auf dem Landtage, der noch in diesem Jahre gehalten wurde, erklärten sich alle Stände, den mächtigen und aufgeklärten Bischof von Samland, Georg von Polenz, an der Spitze, für die Anerkennung des neuen Herzogs und für die Annahme der Reformation. A. setzte an die Durchführung seines Werkes alle Kraft. Noch in demselben Jahre erschien eine neue Kirchenordnung, und die Versuche des deutschen Ordens, A. wieder zu verdrängen, sowie die beim Kammergerichte in Deutschland 1531 gegen den Herzog ausgewirkte Reichsacht hatten keine andere Wirkung, als daß dieser, seit 1527 mit Dorothea, Tochter des Königs Friedrich I. von Dänemark, vermählt, die Einführung der evangelischen Lehre und die Befestigung seiner Herrschaft um so eifriger betrieb. Namentlich förderte er das Schulwesen. In allen Städten legte er latein. Schulen an, gründete 1540 das Gymnasium zu Königsberg und 1544 die Universität (»Albertina«) daselbst. Deutsche Schulbücher (Katechismen 2c.) ließ er auf eigene Kosten drucken, und den Leibeigenen, welche sich dem Lehrgeschäfte widmen würden, gab er die Freiheit. Seine letzten Regierungsjahre wurden ihm durch kirchliche und politische Zerwürfnisse vielfach verbittert. Der Streit des Melanchthon heftig anfeindenden Königsberger Professors Osiander mit seinen Kollegen, namentlich Joachim Mörlin, gab Anlaß zu ernsten Verwickelungen, kirchlichen wie politischen. Der größte Theil der Geistlichkeit, auf das Volk gestützt, hielt es mit dem des Landes verwiesenen Mörlin, und ebenso die Stände sowie der Adel, weil jene so die Anerkennung ihrer ehemaligen Vorrechte, dieser dagegen die Beschränkung der herzoglichen Gewalt auf das Verhältnis des ehemaligen Hochmeisters zu seinem Orden zu erreichen hofften. Fast das ganze Land stand dem Fürsten feindselig gegenüber. Die Stände suchten Hülfe in Polen. Dieses, der Gelegenheit zur Einmischung froh, sandte 1566 eine Kommission nach Königsberg, die gegen den Herzog entschied. Drei herzogliche Räthe, Schnell, Horst und Funk, der Schwiegersohn Osianders, wurden als Hochverräther und Volksverführer zum Tode verurtheilt, Steinbach, ein vierter Rath, aus dem Lande gewiesen, Mörlin zurückgerufen und zum Bischof von Samland ernannt. Als solcher schrieb er zur Verdammung der Osiander'schen Lehren das symbolische Buch Preußens »Repetitio corporis doctrinae Prutenicae«. Neue Räthe wurden dem Herzog von der polnischen Kommission und den Ständen aufgenöthigt. Von ihnen abhängig, verlebte A. seine letzten Tage in tiefem Kummer. Er starb 20. März 1568 zu Tapiau an der Pest, 16 Stunden nach seinem Tode auch seine zweite Gemahlin Anna Maria, aus dem Hause Braunschweig.

d) A., genannt Alcibiades, Markgraf von Brandenburg-Baireuth, Sohn des Markgrafen Kasimir von Brandenburg, geb. 28. März 1522 zu Ansbach, war seit 1541 Fürst von Baireuth. Charakterlos, ohne Bildung, vertraut mit allen in jenen rohen Zeiten gewöhnlichen Ausschweifungen, galt es ihm gleich, auf welchem Wege er sich die Mittel zur Befriedigung seiner Leidenschaften verschaffte. Zuerst lieh er seine Waffen den Feinden der Protestanten und gerieth im März 1547 bei Rochlitz in die Gefangenschaft des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, aus der ihn aber schon im nächsten Monat die Schlacht bei Mühlberg befreite. Jetzt half er den besiegten Feinden, sowie seinen eigenen Landen das Interim aufdringen, belagerte unter dem neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen die Stadt Magdeburg und schloß sich im Jahre darauf (1552) dem Bunde des letzteren mit Frankreich zum Schutze der Protestanten und zur Befreiung der vom Kaiser gefangen gehaltenen Fürsten an. Brandschatzend durchzog er die Main- und Rheingegenden und erklärte, der Passauer Vertrag sei für ihn nicht verbindlich. Unterhandlungen mit Frankreich zerschlugen sich, und nun suchte er sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Er trat sodann wieder in des Kaisers Dienst, schlug 4. Nov. 1552 den Herzog von Aumale bei St. Nicolas und nahm ihn gefangen, belagerte Metz mit und deckte dann den Abzug des kaiserlichen Heeres. Im Jahre 1553 erneute A. seine Raubzüge in Franken. Da verbanden sich auf Bitte der Bischöfe von Bamberg und Würzburg mehrere Fürsten mit Kurfürst Moritz von Sachsen gegen ihn. Von ihrem Heere wurde A. bei Sievershausen (9. Juli 1553) und bald darauf bei Braunschweig geschlagen. Seine Besitzungen wurden erobert, die Veste Plassenburg (22. Juni 1554) genommen und geschleift, und A. geächtet. Nachdem er an den Höfen seiner Verwandten einige Zeit umhergeirrt war und vergeblich Beistand an Geld und Leuten gesucht hatte, floh er nach Frankreich, von wo er zwar auf erhaltenes sicheres Geleit wieder zurückkehrte, aber ohne in seine Länder wieder eingesetzt zu werden. Er starb 8. Jan. 1555 in Pforzheim bei seinem Schwager, dem Markgrafen von Baden, ohne männliche Erben. Er war auch in die Unternehmungen Grumbachs verwickelt. Der Beiname Alcibiades, welchen ihm spätere Geschichtschreiber gaben, deutet auf seine Wankelmüthigkeit und sein abenteuerliches, in der Verbannung endendes Leben. Vgl. Voigt, Markgraf A. Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach (Berl. 1852, 2 Bde.).

5) A. der Große, auch der Löwe, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, geb. 1236, Sohn Herzog Otto's des Kindes, übernahm als 16jähriger Jüngling für sich und als Vormund seiner Brüder die Regierung (1252). In dem Kriege Ottokars von Böhmen gegen Bela von Ungarn zum Ritter geschlagen, bekriegte er Wolfenbüttel und die Bischöfe von Hildesheim, verheerte

das Eichsfeld, nahm den Erzbischof Gerhard von Mainz gefangen, unterstützte den Landgrafen Heinrich von Hessen im Thüringischen Erbfolgekrieg gegen den Landgrafen von Meißen, erzwang die Freilassung der Königin Margarethe von Dänemark und ward Vormund der Kinder König Christophs von Dänemark. Am 28. Okt. 1263 bei Wettin von den Söhnen des Markgrafen Heinrich von Meißen gefangen, kaufte er sich erst nach 1½ Jahren los, 1265 machte er eine Heerfahrt gegen die heidnischen Preußen. Nachdem er sich 1267 mit seinem Bruder Johann über die Theilung der braunschweigischen Erblande so vereinbart hatte, daß er Braunschweig-Wolfenbüttel, Johann aber Lüneburg und Hannover erhielt, suchte er sein Besitzthum durch Kauf und Fehden fortwährend zu erweitern. Er starb 1269.

6) Herzöge von Mecklenburg: a) A. I. (II), Sohn des Fürsten Heinrich III. von Mecklenburg, der Ahnherr des gegenwärtig regierenden mecklenburgischen Hauses, regierte 1329—79, ward von Kaiser Karl IV. für die in dem Krieg gegen den sogen. falschen Waldemar geleisteten Dienste zum Herzog erhoben (8. Juli 1348); heißt deswegen erster Herzog von Mecklenburg, während er als Fürst der zweite seines Namens war. Er starb 19. Febr. 1379.

b) A. II. (III.), Prinz von Mecklenburg, des vorigen Sohn, ward 30. Nov. 1363 zum König von Schweden gewählt, konnte sich aber gegen König Magnus II. Erikson und dessen Sohn Hakon auf die Dauer nicht behaupten und mußte 1371 auf die Regierung verzichten. Später suchte er seine frühere Machtvollkommenheit wieder zu gewinnen, war aber beim Reichsrath und bei seinen Unterthanen so verhaßt, daß diese im Krieg gegen Margarethe von Dänemark zum Theil in den Reihen der Feinde fochten. In der Schlacht bei Falköping (30. Sept. 1388) geschlagen und gefangen, erhielt er seine Freiheit erst nach förmlicher Verzichtleistung auf den Thron (1405) wieder. Er starb 1416 im Kloster Dobberan im Mecklenburgischen. Vgl. Lisch, A. II., Herzog von Mecklenburg (Schwerin 1835).

7) Markgrafen von Meißen: a) A. I., der Stolze, aus dem Hause Wettin, Markgraf von Meißen 1190—95, Sohn und Nachfolger Otto's des Reichen. Da sein Vater seinen jüngern Sohn Dietrich als Erben des Landes einzusetzen gedachte, ergriff A. die Waffen und nahm 1188 den Vater gefangen, mußte ihn jedoch auf Befehl Kaiser Friedrichs I. wieder freigeben. Nach seines Vaters Tode (1190) im Besitz von Meißen, bedrückte er seinen Bruder Dietrich, den »Bedrängten«, dem Weißenfels zugefallen war, so daß dieser den Landgrafen Hermann I. von Thüringen, mit dessen Tochter Jutta er sich vermählte, gegen ihn zu Hülfe rief. Von den Verbündeten bei Reveningen unweit Allstädt geschlagen, entkam A. kaum nach Erfurt und von da als Mönch verkleidet nach Leipzig. Ein neuer Feind erstand ihm in dem nach den reichen Silberadern Meißens lüsternen Kaiser Heinrich VI. Um sich mit diesem zu verständigen, ging A. nach Italien, fand aber hier seine persönliche Sicherheit gefährdet und kehrte eiligst in sein Land zurück, das Heinrich VI. darauf mit einem Einfall bedrohte. Gegen ihn befestigte A. Meißen und Leipzig. Noch vor dem Einrücken der kaiserlichen Truppen starb A., 25. Juni 1195, auf dem Wege von Freiberg nach Meißen zu Heinrichsdorf an Gift, das ihm auf Anstiften der von ihm beraubten Mönche zu Altenzelle, nach andern des Kaisers selbst beigebracht worden sein soll.

b) A. II., der Unartige (Entartete, Degener), aus dem Hause Wettin, ältester Sohn Heinrichs des Erlauchten, war seit 1262 Landgraf in Thüringen, von 1288—93 Markgraf von Meißen. A. hatte durch die von seinem Vater 1265 vollzogene Ländertheilung Thüringen und die sächsische Pfalz, sein Bruder Dietrich die Mark Landsberg und das Osterland erhalten, während der Vater selbst im Besitz der Mark Meißen und der Niederlausitz geblieben war. A. war seit 1254 vermählt mit Margarethe, der Tochter Kaiser Friedrichs II., und für die Mitgift ward dem Hause Wettin das Pleißnerland verpfändet. Albrechts Regierung war anfangs löblich und gesegnet, bis ihn die Leidenschaft für Kunigunde von Eisenberg so verblendete, daß er auf Anstiften der Buhlerin seine edle Gemahlin mit ihren Kindern Heinrich, Friedrich (mit der gebissenen Wange), Dietrich (dem Jüngeren, Diezmann) und Agnes auf der Wartburg ermorden lassen wollte. Gewarnt, entfloh die Fürstin (24. Juni 1270) nach Frankfurt und starb dort bald nachher (8. Aug. 1270) im Kloster. Die jüngeren Söhne, Friedrich und Diezmann, nahm Markgraf Dietrich von Meißen, der Oheim, den ältesten, Heinrich, der Großvater zu sich. A. vermählte sich 1274 mit Kunigunde und ließ den mit ihr erzeugten Sohn Apitz durch den Kaiser legitimiren. Er gedachte ihm Thüringen zuzuwenden, seine in rechtmäßiger Ehe gebornen Söhne dagegen mit dem Pleißnerlande (dem Erbtheil ihrer Mutter) und der Pfalz Sachsen abzufinden. Ein Krieg der Söhne gegen den Vater war die Folge dieser Ungerechtigkeit. Anfangs war A. glücklich: Heinrich verlor sein Pleißnerland (daher Heinrich ohne Land geheißen) und starb bald nachher; Friedrich wurde in harter Gefangenschaft auf der Wartburg gehalten. Nach jähriger Haft dem Gefängnis entronnen, setzte Friedrich mit Diezmann, der nach Heinrichs Fall das Pleißnerland erhalten, den Krieg gegen den Vater fort. Um diese Zeit starb ihr Oheim Dietrich (1284) mit Hinterlassung eines Sohnes, Friedrich Tutta (Stammler); 4 Jahre später auch Heinrich der Erlauchte, Albrechts Vater. Beides mehrte den Stoff des Zwistes. Diezmann entriß seinem Vetter, Friedrich dem Stammler, aus dem großväterlichen Nachlasse die Niederlausitz, und Friedrich der Gebissene nahm seinen Vater A. in offener Schlacht gefangen (1288). Durch den Vertrag zu Rochlitz (1. Jan. 1289) gegen Abtretung großer Landestheile wieder in Freiheit gesetzt, verkaufte A. aus Erbitterung, was ihm von Meißen noch geblieben war, an seinen Neffen Friedrich den Stammler und, als nach dessen Tode 1291 Friedrich und Diezmann eigenmächtig seine Länder in Besitz nahmen, 1293 Thüringen und seine Ansprüche auf Meißen an den römischen König Adolf von Nassau, der aber ebensowenig wie sein Nachfolger A. I. von Habsburg den Besitz des erkauften Landes zu erzwingen vermochte. Vielmehr behauptete sich Friedrich der Gebissene nach Diezmanns Tode (1307) als Herr aller angefochtenen Länder. Auch Apitz war 1300 gestorben. A. hatte sich nach Kunigundens Tode (1290) zum drittenmale mit Elisabeth von Arnshaugk verheirathet; diese wurde 1299 die Schwiegermutter ihres Stiefsohnes Friedrich des Gebissenen u. bewirkte eine Art Aussöhnung zwischen Vater und Sohn. Zuletzt trat A. gegen ein Jahr-

gelb auch Thüringen an Friedrich ab und starb 1314 zu Erfurt.

8) A. III., der Beherzte (Animosus), Herzog von Sachsen, Stifter der albertinischen, jetzt königlich sächsischen Linie, geb. 17. Juli 1443, jüngerer Sohn des Kurfürsten Friedrich des Sanftmüthigen von Sachsen. 12 Jahre alt mit seinem älteren Bruder Ernst durch Kunz von Kaufungen aus Altenburg entführt (1455), gab er schon damals Proben jener Geistesgegenwart, die ihm später den ehrenden Beinamen des Beherzten erwarb. Einen Theil seiner Jugend verlebte A. am Hofe Kaiser Friedrichs III. zu Wien. Nach des Vaters Tode (1464) traten die beiden Brüder, Ernst und A., gemeinschaftlich die Regierung an. Der Anfall Thüringens an Meißen (1483) gab Anlaß zu dem Leipziger Theilungsvertrage (26. Aug. 1485). Der Aeltere theilte, der Jüngere wählte; so wollte es das sächsische Recht. Die beiden Hauptloose waren Meißen u. Thüringen; doch sollte, wer ersteres erhielt, weil es schönere Städte und reichere Vasallen hatte, dem andern 100,000 Gulden baar bezahlen. A. wählte Meißen, die 100,000 Gulden trug er zur Hälfte baar, zur Hälfte durch Abtretung des Amtes Jena ab. Von diesem Augenblick an trat zwischen beiden Linien eine Spannung ein, die 60 Jahre später unter Albrechts Enkel Moritz zum Bruch führte. 1464 hatte sich A. mit Zedena (Sidonie), des Böhmenkönigs Podiebrad Tochter (starb 1510 zu Tharandt), vermählt. Die ihm nach des Schwiegervaters Tode von einer Partei angebotene böhm. Krone lehnte er ab, als die Mehrheit den polnischen Prinzen Wladislaus wählte. Den Habsburgern treu ergeben, wurde er von Kaiser Friedrich III. zum »gewaltigen Marschall und Bannerträger« ernannt, focht 1475 gegen Karl den Kühnen von Burgund und 1480 und 1487 gegen König Matthias von Ungarn, der sich Wiens bemächtigt hatte. Doch war er im Kampfe gegen letztern nicht glücklich. Im Jahre 1488 zog er zur Befreiung des von den Bürgern zu Brügge gefangenen Maximilian I. gegen das rebellische Flandern. Zum Lohne ward ihm die Statthalterschaft der Niederlande (1488) und die Erbstatthalterschaft von Friesland (1498). Während er eines Landtags wegen nach Leipzig geeilt war, belagerten die empörten Friesen seinen zurückgelassenen zweiten Sohn Heinrich in Franecker und drohten, denselben zu erhängen, wenn er in ihre Hände fiele. A. eilte an der Spitze eines Heeres herbei, siegte in drei Schlachten, befreite Heinrich, starb aber 12. Sept. 1500 zu Emden, theils an den Folgen empfangener Wunden, theils aus Kummer, weil ihn die unabgelohnten Söldner mit Auslieferung an die Rebellen bedrohten. A. führte den Beinamen des sächsischen Roland. In Sachsen verbesserte er Justiz und Polizei. Dresden, das seit der Theilung Albrechts Residenz war (vorher hielt er sich meist in Tharandt auf), verdankt ihm seine Größe. Albrechts öftere Abwesenheit aber und die Verschleuderung ungeheurer Summen im Dienste des Kaisers wurden von den Ständen gemißbilligt. Daher übertrug A. 1488 die Regierung seinem ältesten Sohne Georg. Sein Testament (eigentlich ein mit Zustimmung seiner Söhne Georg des Bärtigen u. Heinrich des Frommen, und mit Zuziehung eines landständischen Ausschusses zu Mastricht gemachter und 12. Dec. 1500 vom Kaiser bestätigter Erbvertrag vom 18. Febr. 1499) ist der erste Versuch, die Primogeniturerbfolge in Sachsen einzuführen. Es wurde darin unter anderem bestimmt, daß Georg in den meißnisch-thüringischen Erblanden, Heinrich in Friesland des Vaters Nachfolger sein sollte. Auf den Fall, daß einer sein Land verlöre, sollte der andere ihm ein Stück von dem seinigen einräumen; wenn aber die Länder des einen Bruders an den andern kämen, sollte der älteste Sohn allein succediren und dieser seine Brüder bloß mit einem Theile der Landeseinkünfte abfinden. Vgl. Langenn, Herzog A. der Beherzte (Leipz. 1838).

9) A. II., 18. Erzbischof von Magdeburg, aus dem thüringischen Grafengeschlechte Kevernburg um 1170 geboren. In Paris und Bologna gebildet, ward er Propst zu Mainz u. 1205 durch Innocenz III. Erzbischof von Magdeburg und Kardinal. Der Neubau des durch Feuer zerstörten Doms ist sein Hauptwerk. Nach Philipps von Schwaben Ermordung half A. Otto IV. zur Anerkennung in ganz Deutschland und begleitete denselben 1209 nach Italien. Als aber 1210 Otto der Bann traf, mußte ihn A. in Deutschland verkündigen. Deshalb traf A. die Acht und sein Gebiet jahrelange Verwüstung. Nach wiederhergestellter Ruhe nahm A. die durch den Krieg heimatlos gewordenen Einwohner in die feste Neustadt und mit dieser in den Stadtverband auf. 1212 wirkte er für die Wahl Friedrichs II. zum Kaiser. Eine Fehde mit den Markgrafen von Brandenburg, Johann und Otto, focht er tapfer durch. Er starb 15. Okt. 1233.

10) A. V., Erzbischof von Magdeburg und Kurfürst von Mainz, gewöhnlich A. von Brandenburg genannt, jüngster Sohn des Kurfürsten Johann Cicero von Brandenburg, geb. 1489, wurde schon 1513 Erzbischof von Magdeburg und Administrator des Bisthums Halberstadt und 1514 Erzbischof und Kurfürst zu Mainz. A. übernahm gegen Ueberlassung der Hälfte des Ertrags als Generalpächter für Deutschland den Vertrieb des von Leo X. verfündeten neuen Ablasses, wobei sein Agent, der Dominikaner Tetzel, Luther den Anlaß zu den 95 Thesen gab. Doch trat er zu Augsburg als Friedensvermittler auf und bewirkte 1532 zu Nürnberg den ersten Religionsfrieden. 1534 vermittelte er mit Herzog Georg von Sachsen zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und dem römischen König Ferdinand den Vergleich von Kaban oder Kaden in Böhmen. 1538 aber trat er dem sogen. heiligen Bunde gegen den schmalkaldischen bei. Dieser Schritt und die rechtswidrige Hinrichtung seines Günstlings, Hans von Schönitz, veranlaßten Luther zur Herausgabe einer sehr heftigen Schmähschrift gegen A. Gegen Uebernahme seiner Schulden im Betrage von 500,000 Gulden bewilligte A. seinen protestantischen Unterthanen freie Religionsübung; später rieth er dem Kaiser zu Gewalt gegen die Protestanten, nahm den 1540 gestifteten Jesuitenorden unter allen Fürsten Deutschlands zuerst in Mainz auf, veranlaßte auf dem Reichstage zu Speyer 1544 den hinsichtlich der evangelischen Stände so zweideutigen Reichsabschied und traf mit den katholischen Fürsten zu dem bald nachher ausbrechenden Kriege vorläufige Verabredung. Er starb 1545 zu Aschaffenburg. A. war ein Freund der Wissenschaften und Gönner der Humanisten, wie er auch Ulrich von Hutten eine Zeitlang als Rath an seinem Hofe hatte.

11) Prinzen von Preußen: a) A. Friedrich Heinrich, geb. 4. Okt. 1809, dritter Sohn des Königs Friedrich Wilhelm III., trat 1819 als Sekondeleutnant in die preuß. Armee, ward 1828 Major im 1. Garderegiment zu Fuß, 1831

Oberst und Chef des 1. Dragonerregiments, 1833 Generalmajor und Kommandant der 6. Kavalleriebrigade, 1842 Generalleutnant, 1852 General der Kavallerie, 1865 Inspekteur der 3. Armeeabtheilung. Im Kriege 1866 gegen Oesterreich befehligte er das Kavalleriekorps der 1. Armee und wohnte den Schlachten bei Münchengrätz, Gitschin und Königgrätz bei. Bei Beginn des Kriegs gegen Frankreich 1870 erhielt er das Kommando der der 3. Armee zugetheilten 4. Kavalleriedivision, nahm an der Spitze derselben thätigen Antheil an dem Zuge der 3. Armee von Weißenburg über Wörth und Sedan nach Paris, und ward dann beauftragt, zur Beobachtung der französischen Loirearmee in der Richtung auf Orléans vorzugehen, worauf die Division sich an den Operationen des Generals von der Tann, des Großherzogs von Mecklenburg und des Prinzen Friedrich Karl bis zu Beendigung des Loirefeldzugs rühmlichst betheiligte. Nach Beendigung des Kriegs ward Prinz A. zum Generaloberst ernannt. Er starb 14. Okt. 1872. Seit September 1830 mit der Prinzessin Marianne, Tochter des Königs Wilhelm I. von den Niederlanden vermählt, ward er März 1849 von derselben geschieden und ging Juni 1853 eine morganatische Ehe ein mit der Gräfin Rosalie von Hohenau.

b) Friedrich Wilhelm Nikolaus, geb. 8. Mai 1837, Sohn des vorigen, trat 1847 als Sekondeleutnant in die preuß. Armee, ward 1860 Major, 1861 Oberst, machte den Feldzug in Schleswig 1864 im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl mit, avancirte 1865 zum Generalmajor. 1866 zum Kommandeur der 1. schweren Kavalleriebrigade im Kavalleriekorps der 1. Armee ernannt, wohnte er, zur 2. Armee abkommandirt, den Schlachten bei Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz bei. Im Kriege gegen Frankreich 1870 befehligte er die 2. Gardekavalleriebrigade und machte in dieser Stellung die Schlachten bei Gravelotte und Sedan mit. Nachdem er 24. Dec. 1870 mit seiner Brigade zur Armee des Generals v. Manteuffel gestoßen, folgte er mit dem 8. Armeekorps und der 3. Kavalleriedivision dem General Faidherbe bis Bapaume, Achiet und Bucquoi, nahm dann mit seiner durch 3 Bataillone und 3 Batterien verstärkten Brigade Antheil an den Operationen um Bapaume und erhielt, nachdem General v. Kummer das Kommando der 15. Division übernommen, das der von diesem bis dahin befehligten 3. Reservedivision. Zu den Operationen an der Somme Januar 1871 mit dem Oberbefehl über ein aus 2 Infanterie- und 2 Kavallerieregimentern bestehendes Detachement betraut, nahm er Antheil an der Schlacht bei St. Quentin (19. Jan.). Nach dem Friedensschluß ward er zum Generalleutnant und Kommandeur der 20. Division (Hannover) befördert. Er vermählte sich April 1873 mit der Prinzessin Marie, Tochter des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg.

Albrecht, 1) Wilhelm Eduard, ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 4. März 1800 zu Elbing, studirte zu Königsberg, Berlin und Göttingen, ward 1827 Professor zu Königsberg, wo er über deutsches Staatsrecht, Handelsrecht, deutsches Privatrecht und deutsche Rechtsgeschichte las. In diese Zeit fällt die Entstehung der Schrift: »Die Gewere, als Grundlage des älteren deutschen Sachenrechts« (Königsb. 1828), welche, wenn auch ihre Endresultate bleibende Geltung nicht gewonnen haben, auf die Entwickelung der deutschen Rechtswissenschaft einen hervorragenden Einfluß geübt hat und allgemein als ein Muster wissenschaftlicher Darstellung anerkannt ist. Im Jahre 1830 folgte A. dem Rufe, die durch Eichhorns Abgang nach Berlin erledigte Professur und einen Sitz im Spruchkollegium zu Göttingen einzunehmen. Hier lehrte er mit großem Beifall, fern von jeder Theilnahme an den Ereignissen, welche der hannoverschen Staatsverfassung seit 1830 eine andere Gestalt gaben. Als aber der König Ernst August durch Patent vom 1. Nov. 1837 die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes aussprach, erklärte A. sich offen gegen die Kompetenz solcher einseitigen Aufhebung und trat der bekannten Protestation bei. Gleich den übrigen sechs Professoren der Universität, welche dieselbe unterzeichnet, wurde A. hierauf durch Kabinetsordre vom 14. Dec. 1837 seiner Stelle entbunden und genöthigt, Göttingen zu verlassen. Später fand er in Leipzig eine Freistätte, wo er 1840 zum ordentlichen Professor mit dem Titel eines Hofraths, 1863 zum Geheimen Hofrath ernannt, als einer der genialsten und anregendsten Rechtslehrer bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1869 wirkte. Er war unter den Vertrauensmännern, die der Bundestag 1848 mit der Abfassung eines Verfassungsentwurfs für Deutschland beauftragte, und wurde später von einem hannoverschen Wahlbezirk in die Nationalversammlung gewählt, aus der er jedoch schon im August 1848 wieder austrat. Kurz nach seiner Pensionirung wurde er vom Könige von Sachsen zum Mitglied der ersten Kammer ernannt. Nach seines Kollegen v. Gerber Ernennung zum sächs. Kultusminister im Herbste 1871 entschloß er sich auf dessen Bitte interimistisch noch einmal das Katheder zu betreten.

2) Siegfried Wilhelm, geb. 1826 in Hildesheim, studirte in Göttingen und Berlin, wurde 1852 Advokat und 1865 Stadtsyndikus in Hannover, nahm seit 1854 in der zweiten hannoverschen Kammer und in der Gemeindevertretung von Hannover eine angesehene Stellung ein als einer der Führer der Partei, welche für verfassungsmäßige Freiheit und für die nationale Idee eintraten. Seit 1867 ist er Mitglied des Norddeutschen, jetzt Deutschen Reichstages.

Albrechtsberger, Johann Georg, Musiktheoretiker und gelehrter Kontrapunktist, geb. 3. Febr. 1736 zu Klosterneuburg bei Wien, bekleidete längere Zeit die Organistenstelle in der Abtei Mölk, wo sein treffliches Orgelspiel einst Kaiser Josephs Aufmerksamkeit erregte. A. wurde 1772 Hoforganist in Wien, 1792 Kapellmeister in St. Stephan und starb daselbst 7. März 1809. Wichtiger als durch seine zahlreichen, heute fast vergessenen Kirchenkompositionen, Fugen, Quartette &c. ist uns A. als Lehrer vieler nachmals berühmter Musiker, z. B. eines Hummel, Eibler, Seyfried, Moscheles, Ries und vor allen Beethoven. Unter seinen theoretischen Werken (herausgeg. von Seyfried, Wien 1826, 3 Bde.) waren besonders die »Anweisung zur Komposition« (Leipz. 1790, 3. Aufl. 1825) und die Generalbaßschule, ein außerordentlich gründliches Werk in 3 Theilen, einst weit verbreitet.

Albrechtsburg, s. Meißen.

Albrechtsorden, zum Andenken an Herzog Albrecht den Beherzten, den Stammvater der albertin. Linie (s. Albrecht 8), 31. Dec. 1850 gestifteter königl. sächs. Orden, besteht aus Großkreuzen, Komturen 1. und 2. Klasse, Rittern und Ehrenkreuzen.

Das Zeichen für die 4 ersten Klassen besteht in einem goldenen, weiß emaillirten Kreuz mit emaillirtem Mittelschild, auf der Vorderseite desselben das erhabene Bild des Herzogs Albrecht, von Gold, um dasselbe ein blau emaillirter Rand, darin die Worte: Albertus Animosus; auf der Kehrseite das sächsische Wappen und im blauen Rande die Jahreszahl 1850. Dem Kreuze ist ein freistehender grün emaillirter Eichenkranz beigefügt. Das Ehrenkreuz ist einfacher und in Silber; das Ordensband dunkelgrün mit weißen Randstreifen. Im Herzogthum Anhalt besteht ein Hausorden Albrechts des Bären (s. Tafel »Orden«), gestiftet 18. Nov. 1836 von den damaligen drei regierenden Herzögen und in 3 Klassen: Großkreuze, Komture 1. und 2. Klasse und Ritter 1. und 2. Klasse zerfallend.

Albrecht von Halberstadt, mittelhochdeutscher Dichter, war um 1210 Scholastikus an der Propstei Jechaburg bei Sondershausen und Verfasser einer deutschen Nachdichtung von Ovids Metamorphosen, die er auf Antrieb des Landgrafen Hermann von Thüringen unternahm; doch ist dieselbe nur in einer spätern Umarbeitung von G. Wickram (zuerst Mainz 1551) vorhanden. Vgl. Bartsch, A. v. H. und Ovid im Mittelalter (Quedlinb. 1861).

Albrecht von Scharfenberg, mittelhochdeutscher Dichter, um 1270, ist Verfasser des sogen. »Jüngern Titurel«, einer Fortsetzung der Titurel-Fragmente Wolframs von Eschenbach. Das Gedicht enthält 6207 siebenzeilige Strophen und ist, mit Ausnahme einiger Stellen, ebenso langweilig wie lang ausgesponnen und mit dunkler Mystik und abstruser Gelehrsamkeit angefüllt, gelangte aber gerade dadurch bei den Zeitgenossen und noch mehr bei den nachfolgenden Generationen zu großem Ansehen. Der erste Druck (in Folio) ist von 1477; neu herausgegeben wurde es von Hahn (Quedlinb. 1842).

Albrēda, Hafen und Handelsplatz im Mandingoreiche Barra, am Gambia in Westafrika, mit 7000 Einw. Die dortige franz. Faktorei ward durch Vertrag vom 7. März 1857 an die Engländer abgetreten.

Albret, Jeanne d', einzige Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra und Margaretha's von Valois, Schwester Franz' I., geb. 7. Jan. 1528, wurde durch Spanien ihres Erbrechts auf das Fürstenthum Béarn beraubt. Trefflich erzogen, zeigte sie in den schwierigsten Lagen männlichen und kühnen Sinn, regierte segensreich und trat eifrig für ihren reformirten Glauben ein. Im Jahre 1548 vermählte sie sich mit Anton von Bourbon, Herzog von Vendôme, der ihr sehr unähnlich war. Ihr Sohn war Heinrich IV.; bang ahnte sie die Schrecken der Bluthochzeit, starb aber noch vorher, wahrscheinlich durch Gift, 9. Juni 1572 zu Paris. Vgl. Mad. Vauvilliers, Geschichte der Johanna d'A. (Par. 1822); Pressel, Johanna von A. (Berl. 1868).

Albrizzi, Teotochi Isabella, Gräfin, geb. 1763 zu Korfu aus einer griech. Familie, war zu Venedig in erster Ehe mit dem Patricier Antonio Marin vermählt und heirathete nach dessen baldigem Tode den Staatsinquisitor Giuseppe A. Beschützerin und Freundin von Ugo Foscolo, war sie durch ihr Talent, ihren Geist und ihre Schönheit eine allgemein gekannte und bewunderte Persönlichkeit. Die Dichter Alfieri und H. Pindemonte, der Bildhauer Canova, wie Lord Byron huldigten der ausgezeichneten Frau, und ihr literarischer Zirkel ward von allen berühmten Gelehrten und Künstlern Italiens wie des Auslandes, die nach Venedig kamen, besucht. Sie starb daselbst 1836. L. Carrer schrieb ihre Lobrede. Sie selbst hat eine »Vita di Vittoria Colonna« und einen Band anziehender »Ritratti« (Schilderungen etc.) veröffentlicht.

Albuēra, Dorf in der span. Landschaft Estremadura bei Badajoz, bekannt durch die Schlacht vom 16. Mai 1811 zwischen Beresford und Marschall Soult. Letzterer mußte sich mit einem Verlust von 9000 Mann auf Sevilla zurückziehen und seine Absicht, Badajoz zu entsetzen, aufgeben.

Albufeda, s. Abulfeda.

Albufēra, Strandsee in der span. Provinz Valencia, 22 Kilom. lang und 7 Kilom. breit, durch eine schmale, mit Seekiefern bedeckte Landzunge vom Meere getrennt, sehr reich an Wasservögeln und Fischen, deren Fang eine nicht unbedeutende Einnahme gewährt. Marschall Suchet, der hier 9. Jan. 1812 den englischen General Blake gefangen nahm, erhielt von Napoleon I. dafür den Titel eines »Herzogs von A.«

Albūla, Paß und Fluß im schweiz. Kanton Graubünden. Der Paß (2313 Meter), zwischen den Hochgebirgsgruppen des Piz Kesch und des Piz d'Err eingesenkt, verbindet Ponte im Oberengadin mit Bergün im Albulathal, das zum Rheingebiet gehört, hat aber wie der Fluelapaß, obgleich schon früher einigermaßen fahrbar, erst im vorigen Jahrzehnt eine ordentliche Fahrstraße erhalten. Bei dem Bergwirtshaus Weißenstein beginnt der Fluß A., dessen oberste Thalstufe (s. Bergün) von der folgenden durch eine kühne Schlucht getrennt ist. Nach Aufnahme zweier großen Alpenflüsse, des Davos und Oberhalbsteiner Rhein, zwängt sich derselbe durch eine zweite wilde Schlucht (s. Schyn) und mündet bald darauf oberhalb Thusis in den Hinterrhein. Seine Länge beträgt 31,6 Kilom.

Album (lat., das »Weiße«), im allgemeinen jede weiße Fläche oder Tafel mit dem besondern Zweck, Bemerkungen, Bekanntmachungen, Verzeichnisse, Sentenzen etc. aufzunehmen. Bei den Römern findet man ein A. des Pontifex, worauf die Annales maximi verzeichnet wurden, ein A. der Prätoren für öffentliche Edikte, ein A. für die Namenlisten der Senatoren, der Richter, geistlichen Kollegien und die Dienstlisten der Heere. Später, im Mittelalter und in der Neuzeit, umfaßt der Begriff A. zahlreiche Gattungen geschriebener oder gedruckter Bücher, häufig mit gezeichnetem, gemaltem oder auch in Holzschnitt, Kupferstich etc. ausgeführtem Schmuck, zu dem allgemeinen Zwecke, Einzeichnungen verschiedener Personen, auch wohl Gnomen, Sprüche und Sentenzen derselben aufzunehmen. Die Albums dienen in dieser Verwendung hauptsächlich der Geselligkeit im Leben als Denkmäler der Freundschaft. Hierher gehören die Gedenkbücher, wie sie schon in mittelalterlichen Klöstern zur Einzeichnung der Gäste auflagen, die Wappen- und Emblemen- oder Devisensammlungen der Renaissance, die Stamm- oder Gesellenbücher, wie sie im Zeitalter des Humanismus Studenten, Gelehrte und Künstler anlegten. Der Buchhandel bereitete seit jener Periode derartige Bücher vor, man stattete sie mit Bildwerken allgemein menschlichen Inhalts aus, welche zahlreiche Bezüge auf die Einzelnen zuließen, und gab den bedruckten Blättern leere, weiße zum Beschreiben bei. In Deutschland stattete namentlich Jost Amman (s. d.) solche Stammbücher mit schönen und sinnigen Holzschnitten aus. Ein in Wien lebender Augs-

burger Formschneider David de Negcker gab 1579 ein besonders interessantes Gesellenbüchlein dieser Gattung heraus. Vorzüglich sind die Stiche Theodors de Bry, welche zu ähnlichen Zwecken herauskamen. Die Stammbücher sind vom historischen Standpunkte aus merkwürdig als Sammlungen von Autographen berühmter Personen; vom künstlerischen Standpunkte betrachtet enthalten sie meist Dilettantenarbeit. In neuerer Zeit artete das Stammbuchwesen in Spielerei aus, verlor seine ernste und poetische Seite und wurde gänzlich Modesache in der Welt der Mädchen und Frauen. Namentlich zu Beginn unseres Jahrhunderts machte sich die unausstehlichste Sentimentalität, die »thränentropfende Trauerweidenmelancholie« auf diesem Gebiete breit. Gegenwärtig ist es fast gänzlich verlassen; an die Stelle der Stammbücher und älteren, geschriebenen Albums sind die Photographienalbums getreten. Neuerlich ist das Wort A. als Titel für eine besondere Gattung literarisch-artistischer Produkte in Gebrauch gekommen, und es erscheint für solche Werke, welche aus zusammengestellten Beiträgen mehrerer Dichter, Künstler und Gelehrten bestehen, ganz passend. Wegen des vielen Unbedeutenden und Werthlosen, was diese Albumliteratur, die häufig irgend welchen wohlthätigen Zwecken dienstbar gemacht ward, zu Tage förderte, kam sie bald in Mißkredit. In der That behaupten nur einzelne hierher gehörige Erscheinungen, welche freiwilliger Vereinigung tüchtiger Mitarbeiter ihr Dasein verdanken, oder vom Verleger mehr aus Interesse für Literatur und Kunst, als des Geldgewinns halber unternommen wurden, einen ehrenvollen Platz in der neuesten Literatur. Von höherer Bedeutung sind dagegen Publikationen wie das Weimaralbum von Diezmann, sowie überhaupt Zusammenstellungen von Hauptwerken bekannter Meister in photographischer Vervielfältigung, in Stahlstich oder Holzschnitt, meist mit kunsthistorischen Texten versehen, wie solche von deutschen und anderen Kunstanstalten jährlich veröffentlicht werden; z. B. das Kaulbach-, Krelings-, Düreralbum, die Albums aus den Werken von Lionardo da Vinci, Raffael, Correggio, Tizian, Veronese, Murillo, Rembrandt, Eyck, Delaroche, Scheffer, Kaulbach, Richter, Schinkel, Meyerheim, Mintrop u. a.

Albūmen, s. Same.

Albumīn, s. v. w. Eiweiß.

Albumināte, s. v. w. Eiweißkörper.

Albuminurīe (Eiweißharnen), Abgang von Eiweiß mit dem Harn. Man unterscheidet eine wahre und falsche A. Bei der ersteren tritt das Eiweiß in gelöster Form aus den Blutgefäßen der Nieren in den Harn über, der Harn wird also bereits eiweißhaltig gebildet. Die falsche A. dagegen beruht darauf, daß dem Harn, welcher in den Nieren normal gebildet wurde, auf seinem Wege durch das Nierenbecken, die Harnleiter, Blase und Harnröhre eiweißhaltige Bestandtheile in Form von Blut, Eiter, Schleim ꝛc. beigemischt werden, worüber die mikroskopische Untersuchung des Harns die nöthige Aufklärung gibt. Wenn man von A. schlechthin spricht, so hat man nur die wahre A. im Auge. Diese ist immer nur ein Symptom, nie die Krankheit selbst. A. tritt nämlich in allen denjenigen Fällen ein, wo aus irgend einem Grunde der Blutdruck in den venösen Gefäßen der Niere gesteigert ist (z. B. bei Klappenfehlern des Herzens, Lungenemphysem, Druck des schwangern Uterus auf die untere Hohlader ꝛc.), oder wo die Harnkanälchen der Niere infolge der verschiedensten Nierenkrankheiten so verändert sind, daß sie eben das Eiweiß aus dem Blute in den Harn übertreten lassen, was sie im gesunden Zustande verhindern. Am konstantesten geschieht dies bei diffusen Entzündungsprocessen der Nieren, namentlich der Bright'schen Nierenkrankheit (auch bei unvorsichtigem Gebrauch der Kanthariden). Man erkennt die A. daran, daß beim Kochen des Harns, welcher sauer reagiren muß, ein flockiger Niederschlag von geronnenem Eiweiß sich bildet, der durch Zusatz einiger Tropfen von Salpetersäure sich nicht wieder löst. Das Eiweiß im Harn erscheint bald nur in geringer Menge und vorübergehend, bald ist es dauernd und in größerer Menge vorhanden. In letzterem Falle führt die A. über kurz oder lang zur Verwässerung des Blutes und zur allgemeinen Wassersucht. Wenn der durch den Harn bewirkte Eiweißverlust ersetzt wird durch reichliche Nahrungsaufnahme, so kann A. lange Zeit hindurch bei ungetrübtem Wohlbefinden bestehen. Die Behandlung muß sich auf Beseitigung der Ursachen erstrecken, welche aber in vielen Fällen von der Art sind, daß sie eben nicht beseitigt werden können. Vgl. übrigens hierüber Bright'sche Nierenkrankheit. Merkwürdig ist es, daß viele Menschen nach dem Genuß von Hühnereiweiß in allen möglichen Formen eine schwache, schnell vorübergehende A. zeigen. Es scheint dies zu beweisen, daß gewisse Eiweißsorten leichter aus dem Blute in den Harn übergehen, als das Bluteiweiß.

Albuquerque (spr. -kérke), feste Stadt in der span. Provinz Badajoz in Estremadura, unweit der portug. Grenze, mit dem Stammschlosse der berühmten Herzogsfamilie gleichen Namens und 7500 Einw.

Albuquerque (spr. -kérke), Alfonso d', der Große genannt, berühmter portugiesischer Kriegsheld, 1452 zu Alhanda in Estremadura geboren, trat sehr früh in den Seedienst Portugals und zeichnete sich in den Kämpfen der Portugiesen zur Ausbreitung ihrer Herrschaft in Nordafrika mehrfach aus. Als die seit Auffindung des Seewegs nach Ostindien dort gegründeten portug. Kolonien durch die vereinigten Araber und Malabaren bedroht wurden, sandte König Emanuel d. Gr. zu ihrer Vertheidigung A. als Kontreadmiral 1505 mit einer Flotte nach Indien. A. schlug die malabarischen Fürsten und erzwang einen für Portugal vortheilhaften Frieden. Mit Ruhm und Schätzen beladen kehrte A., der Vertraute und Liebling des Königs, nach Portugal zurück. 1507 rief ihn ein neuer Krieg abermals nach Ostindien. Die von Venedig aufgehetzten Saracenen in ihrem eigenen Lande angreifend, eroberte A. die Insel Sokotora am Eingange des Arabischen Meerbusens und sperrte dadurch die alte Handelsstraße der Venetianer und Genuesen nach Indien. Die gleichfalls eroberte wichtige Insel Ormus konnte er nicht behaupten. Ein Aufstand der Einwohner und eine Meuterei auf einigen Schiffen zwangen A. 1508 zur Rückkehr nach Kananur, der damaligen Hauptniederlassung Portugals. Dort übergab der alte Almeida sein Amt als Vicekönig von Indien an A. So mit der höchsten Macht begleitet, eroberte dieser, nach einer mißlungenen Unternehmung gegen Kalikut, 1510 Goa, 1511 Malakka, unterwarf Ceylon, machte einen Zug gegen Arabien, bombardirte Aden und bemächtigte sich 1514 von neuem der Insel Ormus, die, mit starken Festungswerken versehen, eine Hauptstütze der portugiesischen Macht in Asien wurde.

Diese glänzenden Erfolge wirkten weithin: die Könige von Pegu und Siam und der Schah von Persien suchten die Freundschaft Albuquerque's; in Kalikut durfte eine befestigte Faktorei angelegt werden. Durch seine Milde und Schonung der Unterworfenen machte sich A. allgemein beliebt und versöhnte die Besiegten mit ihrem Schicksal. Aber auch A. erfuhr den Undank der Könige. Während er noch auf Ormus für Portugal Siege erfocht, wurde er abgesetzt und ein neuer Vicekönig in Goa installirt. Diese Kränkung brachte A. den Tod. Ehe er sich nach Portugal einschiffen konnte, starb er 16. Sept. 1515 in Goa. Sein natürlicher Sohn, Blas d'A., ist Verfasser der »Commentarios de grande Affonso d'A.«

Alburnum, s. v. w. Splint.

Alburnus, Fischgattung, s. Weißfisch.

Albus (Weißpfennig), eine ältere silberne, unter Kaiser Karl IV. 1360 üblich gewordene Scheidemünze des westlichen Deutschlands, in Köln, Trier, Mainz. Man fing damals an, die Pfennige zu viel geringerem Silbergehalt auszuprägen. Nur die rheinischen Münzstätten prägten bessere, weshalb man die ihrigen, zum Unterschiede von den schlechten (schwarzen), Wittpfennige (denarios albos) nannte. Der einfache A. war anfangs = ½ Batzen = 6½ Pf. Konv.-M. = 8 Pf. preuß.; 10 = 1 Kopfstück, 80 = 1 Speciesthaler, 1½ = 1 Fettmännchen. Der Räderalbus (davon benannt, weil der Revers ein Kreuz, mit einem Ringe umgeben, also eine Art Rad, zeigte) in Mainz war = 4 Fettmännchen oder 32 Heller. Der kölnische oder trier'sche A. sank später unter den Werth eines Kreuzers. In der Pfalz, in Mainz, Frankfurt und Hanau hatte man ihn dem Reichsgeld angepaßt und Reichsalbus genannt; er galt 1761 2 Kreuzer. Die bis 1841 kursirenden hess. A. (Hessenalbus), bis 1833 geprägt, galten 9 Pf. Konv.-M. und wurden in 12 Heller getheilt. 32 hessische A. sollten gesetzmäßig 1 Reichsthaler des Konventions- (13⅓ Thlr.) Fußes sein, waren aber seit 1814 im 14⅔-Thalerfuße geprägt; 1 A. also 10,74 Pf. preuß.

Albus an ater sit, nescio, lat. Sprichwort: »Ich weiß nicht, ob er weiß oder schwarz ist«, deutet an, daß man über die Gesinnung jemandes nicht im Klaren sei.

Alcalá, Name mehrerer span. Städte. Bemerkenswerth sind: A. de Guadaira, in der Provinz Sevilla, mit einem festen Schlosse und 7300 Einw.; A. la Real, in der Provinz Jaen, am Jenil malerisch gelegen, mit kühnen Thürmen, vorzüglichem Wein und 6700 Einw.; A. de Henares (lat. Complutum), in der Provinz Madrid, am Henares und an der Eisenbahn von Madrid nach Saragossa, einst ein bedeutender Ort mit 60,000 Einw., jetzt ganz im Verfall, hat starke Mauern, einen Palast des Erzbischofs von Toledo, ein großes Colegio, mehrere Nonnenklöster und zählt gegenwärtig 8700 Einw. Die Stadt ist Geburtsort des Cervantes und war früher Sitz einer berühmten Universität, die 1489 vom Kardinal Jimenes (der hier begraben liegt) gestiftet, 1836 aber nach Madrid verlegt ward. Die Bibliothek derselben enthält das Original der hier gedruckten »Complutensischen Bibel«.

Alcalde (span., v. arab. alqadi, »Richter«), in Spanien Titel des Vorstandes einer politischen Gemeinde, des Vorsitzenden des Ayuntamiento (Gemeinderaths), der von der Gemeinde aus den Mitgliedern des letzteren auf ein Jahr gewählt und von der Regierung bestätigt wird, zugleich Friedensrichter ist, in Bagatellsachen endgültig entscheidet und in Kriminalfällen die Voruntersuchung leitet.

Alcămo, Stadt in der sicilian. Provinz Trapani, mit (1872) 20,819 Einw., in der Nähe der Ruinen des alten Segesta, mit herrlicher Aussicht auf das Meer.

Alcañiz (spr. -kanjitz), Stadt in der span. Provinz Zaragoza, am Guadalope, in einer höchst fruchtbaren, mit Oel- und Maulbeerbäumen bedeckten Ebene, mit 6000 Einw., Sitz der Großkomturei des Ritterordens von Calatrava.

Alcanna *Tausch*, Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen, kleine Staudengewächse mit holzigem, rothem, stark beschupptem Wurzelstock, rosettenartig um einen oder mehrere niederliegende, schlaffe Stengel stehenden zungenförmigen rauhen Blättern, oben in gegabelten Winkeln zweiseitig stehenden Trichterblüten und sehr ölreichen Samen. A. tinctoria *Tausch*, mit schwarzvioletten Blumen, findet sich auf sandigem und thonigem Boden in Südeuropa, in Ungarn, Griechenland, auch in Kleinasien. Die Wurzel kommt als Radix Alcannae oder Alcannae spuriae in walzigen, federkiel- bis baumenstarken, meist gekrümmten Stücken mit weißlichem innern Kern und dunkelrother, runzeliger, locker aufsitzender Rinde in den Handel; sie enthält einen Farbestoff, das Alcannaroth, und wird in der Färberei und zur Bereitung von Schminken benutzt.

Alcantăra (arab., »Brücke«), Stadt in der span. Provinz Caceres in Estremadura, am Tajo, mit 4300 Einw., Sitz eines alten Ritterordens und Waffenplatz. Eine schöne altrömische Brücke von 6 Bögen (185 Meter lang, 55 Meter hoch), mit einem Triumphbogen Trajans darauf, führt über den Fluß; sie sollte neuerdings abgetragen werden.

Alcantăra, Orden von, einer der drei alten span. geistlichen Ritterorden, ward als Waffenbrüderschaft 1156 von den Brüdern Don Suero und Don Gomez Fernando Barrientos, welche von der kastilischen Grenzveste S. Julian bei Pereiro aus tapfer gegen die Mauren kämpften, gestiftet und vom Papst Alexander III. 29. Dec. 1177 zu einem geistlichen Ritterorden mit der gemäßigten Regel Benedikts erhoben. Von König Ferdinand II. von Kastilien und von Papst Lucius III. 1183 mit Freiheiten und Privilegien ausgestattet, ward er unmittelbar der Aufsicht des päpstlichen Stuhles unterstellt und zur Vertheidigung des christlichen Glaubens und zum ewigen Kriege gegen die Mauren verpflichtet. Im Kampf gegen diese erwarb sich der Orden Kriegsruhm und große Reichthümer. Seit 1213 hatte er seinen Sitz in Alcantara und nannte sich nach diesem ihm von König Alfons IX. von Kastilien geschenkten Orte. Später infolge innerer Zerwürfnisse in Verfall gerathen, wurde er erst durch den Großmeister Don Juan von Zuniga (1479) wieder gehoben. Ferdinand V. vereinigte 1494 die Großmeisterwürde mit der Krone Spaniens. Die Verschmelzung des Ordens mit dem von Calatrava wurde mehrmals vergeblich versucht. Bis zur franz. Okkupation 1808 besaß der Orden 37 Komtureien mit 53 Städten und Dörfern. Nach der Restauration erhielt er die Güter nur zum kleinsten Theile zurück. Zuletzt war er ausschließlich militärischer Verdienstorden. Das Zeichen desselben ist ein goldenes, grünes Lilienkreuz, an grünem Bande um den Hals, in Seide gestickt auf dem Rocke und dem weißen Mantel getragen. Die Ritter hatten ihre adlige Abkunft durch vier Generationen nachzuweisen, ebenso daß in ihrer Familie

weder Juden noch Mauren waren. Die Republik hat 1873 den Orden aufgehoben.

Alcarāz, Stadt in der span. Provinz Albacete, im ehemaligen Königreich Murcia, am Guadarmeno, einem Quellstrom des Guadalquivir, und am Fuße der *Sierra de A.*, einem schroffen Kalkgebirge von 1460—1625 Meter Höhe, hat ein Kastell auf hohem Berge, eine große, antike Wasserleitung, bedeutende Blech- und Messingfabrikation und 3000 Einw. In der Nähe Zinkbergwerke und Schmelzhütten.

Alcarāzas (span.), irdene Gefäße von Krug- oder Flaschenform, in welchen sich Wasser und andere Getränke frisch erhalten. Die A. werden aus einem porösen Thon gebrannt und nicht glasirt; daher durchtränkt die in dem Gefäß enthaltene Flüssigkeit dessen Wandungen, und es findet besonders im Luftzug eine lebhafte Verdunstung an der äußern Seite des Gefäßes statt. Da nun bei jeder Verdunstung Wärme gebunden wird, so entsteht eine bedeutende Abkühlung (5—10°) des Gefäßes und seines Inhaltes. Die A. sind in allen heißen Ländern gebräuchlich und finden sich bereits auf altägyptischen Monumenten abgebildet.

Alcaudete (spr. -ka-udehte), Stadt in der span. Provinz Jaen in Andalusien, mit einem alten Kastell und 5800 Einw.; die Häuser sind meist aus schwarzem Marmor erbaut.

Alcazar, s. *Alkazar*.

Alcēdo, s. *Eisvogel*.

Alces, s. *Elen*.

Alchemie (*Alchymie*), ein aus dem arab. Artikel al und dem Worte Chemie (Scheidekunst) zusammengesetztes Wort, heißt eigentlich weiter nichts als »die Chemie«; man hat sich aber daran gewöhnt, mit diesem Worte nur die chemischen Bestrebungen aus der früheren Zeit, und zwar vorzugsweise die auf die Verwandlung der Metalle, auf das Goldmachen, gerichteten Arbeiten zu bezeichnen. Um dieses Streben nach der Veredelung der Metalle, nach der künstlichen Erzeugung des Goldes, drehten sich mehrere Jahrhunderte hindurch die Forschungen der Chemiker (Alchemisten) fast ausschließlich, und eine Geschichte der Chemie vergangener Jahrhunderte ist so ziemlich identisch mit der Geschichte der A. Wenn wir trotzdem hier die A. gesondert behandeln, so geschieht dies, um nicht bei dem Kapitel »Chemie« die Schilderung der Fortschritte der Wissenschaft durch die Vorführung der Bestrebungen der Goldmacher unterbrechen zu müssen.

Ueber die Entstehung und das Alter der A. existiren eine große Menge von Sagen, welche die ersten Anfänge dieser Kunst in die ältesten Zeiten unserer Geschichte zurückversetzen: Moses, seine Schwester Mirjam (genannt Maria Prophetissa), Hiob und aus späterer Zeit auch Kleopatra und Johannes der Täufer werden von den Alchemisten ihrer Zunft, den Adepten (s. d.), zugezählt, und die Entstehung des ältesten schriftlichen Zeugnisses der Goldmacherkunst, der »Tabula smaragdina«, wird von den Alchemisten in das 3. Jahrtausend vor Christi Geburt zurückdatirt. Dies ist nun allerdings eine Freiheit, welche keine Berechtigung hat, denn der Verfasser dieses genauen Receptes zum Goldmachen, welches freilich absolut unverständlich ist, Hermes Trismegistos (der dreimalgrößte), ist höchst wahrscheinlich der Priester Hermon, welcher 100 n. Chr. in Aegypten lebte; gleichwohl ist die Entstehung der A. wohl noch weiter zurückzudatiren, nämlich in die Zeit, als bei den Phönikiern die Metallbearbeitung in Blüte stand. Damals, als aus den erzhaltigen Mineralien die Metalle zuerst in reinem Zustande abgeschieden wurden, lag, als man einmal die allgemeine Aehnlichkeit unter den Metallen erkannt hatte, und, dem damaligen Stande der naturwissenschaftlichen Kenntnisse gemäß, nicht von einer Abscheidung der Metalle, sondern von einer Umwandlung der Mineralien in Metalle gesprochen wurde, der Gedanke nahe, den Versuch zu machen, ob sich nicht auch das edelste und kostbarste der Metalle, das Gold, durch Umwandlung irgend eines Körpers erzeugen lassen werde. So erklärt sich die Entstehung des Strebens nach Erforschung des Geheimnisses, Gold zu machen, ganz einfach, und dasselbe hatte in jenen ersten Anfängen durchaus nichts Unwissenschaftliches oder gar Betrügerisches; denn so gut man ein erdartig aussehendes Mineral durch die richtige Behandlung in glänzendes Eisen, Kupfer od. dgl. verwandeln konnte, so gut mußte es, nach damaliger Anschauung, auch möglich sein, irgend ein Mineral durch passende Behandlung in Gold zu verwandeln. Versuche, dies zu bewerkstelligen, mögen anfangs nur vereinzelt angestellt worden sein, nach und nach mehrte sich aber die Zahl derjenigen, welche diesem Ziele nachstrebten, und kaum 100 Jahre nach dem ersten Versuch mag sich eine große Anzahl von Personen, welche nach den Begriffen der damaligen Zeit den Gelehrten zugezählt wurden, ausschließlich mit solchen Versuchen, Gold zu machen, beschäftigt haben. Zufällige Beobachtungen, welche ja bei so zahlreichen Versuchen nicht ausbleiben können, haben dann wahrscheinlich bald die Darstellung des Goldes als möglich erscheinen lassen, ja vielleicht glaubten einige Forscher, wenn sie ein hellgelbes, goldähnliches Produkt erhielten, das gesuchte Geheimnis gefunden zu haben, und das Gerücht eines einzigen gelungenen Versuches mußte dann stets die Zahl derer, welche sich mit der Sache beschäftigten, erheblich vermehren. Diese Periode der A., über welche wir nur sagenhafte Nachrichten haben, mag wohl so manche wichtige Entdeckung auf chemischem Gebiete einschließen, was aber von Erfolgen bei den Versuchen Gold zu machen, die damals erzielt worden sein sollen, in späteren Zeiten erzählt worden ist, muß man in das Gebiet der Fabel verweisen, und wir brauchen gar nicht anzunehmen, daß diese Nachrichten geradezu in der Absicht zu fälschen erfunden worden seien, sondern ihre Entstehung erklärt sich sehr einfach dadurch, daß fast alle schriftlichen Nachrichten aus jener Zeit über wissenschaftliche Arbeiten bei der Vernichtung der alexandrinischen Bibliothek verloren gegangen sind, so daß, als man 100 Jahre nach jenem Werk des rohesten Zerstörungstriebs wieder zu den chemischen Arbeiten zurückkehrte, nur noch durch mündliche Ueberlieferungen Einzelheiten über die Arbeiten jener vorarabischen Zeit bekannt waren, welche, phantastisch ausgeschmückt, Wünsche als Thatsachen hinstellten, und so die Versuche, dasselbe Ziel zu erreichen, gerechtfertigt erscheinen ließen. Hierin haben wir den einfachen Schlüssel zu der auffallenden Thatsache, daß sich mehrere Jahrhunderte hindurch die erleuchtetsten Geister sämmtlicher Nationen mit der Aufgabe, Gold zu machen, beschäftigten, und aus dieser unvollkommenen und ungenauen Kenntnis dessen, was in früheren Zeiten geleistet worden ist, erklärt sich auch so manche Unwissenschaftlichkeit, mit welcher spätere Alchemisten den Schein der absichtlichen Betrügerei auf dieses ganze Gebiet geladen haben.

Einzelne Versuche auf alchemistischem Gebiete mögen wohl auch in jener Zwischenzeit, welche zwischen der Blüte der alexandrinischen Universität und der Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Studien durch die Araber liegt, gemacht worden sein, von dem fortlaufenden Studium der A. kann man aber erst seit der Zeit, wo unter der Herrschaft der Araber in Spanien die Wissenschaft sich zur schönsten Blüte entfaltete, sprechen. Aus jener Zeit stammt auch die erste authentische Nachricht über die Goldmacherkunst, und zwar aus den Schriften Gebers (Abu Musa Dschafar al Sofi), der zu Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrh. zu Sevilla lebte und einen großen Kreis von Schülern aus den verschiedensten Ländern um sich versammelte. Geber war ein wirklicher Gelehrter von umfassendem Wissen, und seine Theorie des Goldmachens ist an und für sich eine streng wissenschaftliche, denn er nimmt an, daß sämmtliche Metalle zusammengesetzte Körper seien, und daß es, um Gold zu machen, nur darauf ankomme, einem Metalle den überflüssigen Stoff zu entziehen oder den fehlenden zuzusetzen. Aber trotz dieser, an sich ganz wissenschaftlichen Anschauung hat Geber doch in die A. ein neues Element hineingebracht, welches dieselbe auf unwissenschaftliche Bahnen lenkte. Damals glaubten nämlich die Alchemisten, es gäbe einen Stoff, welcher alle Körper in Gold verwandle — eine Anschauung, welche Geber nicht theilte —, und diesen Stoff nannten sie Magisterium, während Geber einen Stoff, der alle Krankheiten heilen sollte, Magisterium nannte, und diese Uebereinstimmung des Namens führte zu der Annahme, daß ein Stoff beide Eigenschaften vereinige, daß er alle Körper in Gold verwandle und daß er alle Krankheiten heile. Außerdem aber hat auch die bilderreiche Sprache, deren sich Geber wie alle Alchemisten bedienten, Anlaß zu dem gleichen Irrthum gegeben. Er will an einer Stelle sagen: »Gebt mir die sechs unvollkommenen Metalle (Silber, Quecksilber, Blei, Kupfer, Eisen und Zinn), damit ich sie in das vollkommene Metall (Gold) verwandle«, und drückt dies aus: »Bringt mir die sechs Aussätzigen, daß ich sie heile«. Diese Worte konnten leicht mißverstanden werden, ebenso wie die oft vorkommende Bestimmung späterer Alchemisten, daß man ein, zwei, sechs oder mehr Vaterunser beten solle, den Wahn hervorrief, daß die Anrufung Gottes bei diesen Arbeiten nothwendig sei, während doch in Wahrheit jene Bestimmung nur die Zeitdauer der Operation angeben sollte. Wie der Stoff, den jene Alchemisten suchten, beschaffen sei, darüber waren die Meinungen sehr getheilt; der eine sagt, er sei ein rothes, der andere, er sei ein safrangelbes Pulver, der dritte bezeichnet ihn als eine biegsame, der vierte als eine spröde Substanz ꝛc.; darin aber stimmen nach Geber alle Alchemisten überein, daß diese Substanz, wenn man sie auf schmelzendes Metall werfe, dasselbe in Gold verwandle. In der quantitativen Wirkung gehen aber wieder die Meinungen auseinander; der eine meint, man könne das zehn- bis hundertfache Gewicht der Substanz in Gold verwandeln, ein zweiter das tausendfache ꝛc., ja Raimundus Lullus (gest. 1315) geht so weit, daß er sagt, wenn das Meer von Quecksilber wäre, so wolle er es in Gold verwandeln. Geber war der Repräsentant der A., wie sie sich unter den Arabern bis zum 9. Jahrh. ausgebildet hatte; von jener Zeit an verbreitete sich das Studium der A. über alle diejenigen Länder, in denen man sich überhaupt mit wissenschaftlichen Bestrebungen beschäftigte, und tausende von Forschern arbeiteten in ihren Laboratorien, um das Geheimnis zu finden. Wir können hier nicht alle, von denen Mittheilungen auf die Nachwelt gekommen sind, erwähnen; nur einzelnen, deren Name auch sonst einen guten Klang in der Wissenschaft hat, können wir ein Plätzchen gönnen. Zu diesen gehörte der erwähnte Raimundus Lullus, welcher die wunderbarsten Resultate erhalten haben will, was nicht in Erstaunen setzen kann, wenn man bedenkt, daß er ein Fanatiker im höchsten Sinne des Wortes war, der nur deshalb Gold machen wollte, um es zu einem Kreuzzug gegen die Ungläubigen zu verwenden; dann der berühmte deutsche Bischof Albert von Bollstädt, genannt Albertus Magnus, welcher in seinem Werke über A. deutlich sagt, er habe gefunden, daß die Verwandlung in Gold und Silber möglich sei, und gleichzeitig mit ihm Arnold Bachuone, genannt Arnoldus Villanovus, und Roger Baco. Villanovus unterscheidet übrigens ausdrücklich das philosophische Gold von dem natürlichen, denn er sagt: »Wenn auch die Alchemisten die Substanz und die Farbe nachmachen können, so geben sie demselben doch nicht die früher aufgezählten guten Eigenschaften desselben«. Aus späterer Zeit sind bemerkenswerth Nikolaus Flamel, von welchem eine angeblich genaue Beschreibung seiner Arbeiten existirt, die aber in so bilderreicher Sprache geschrieben ist, daß auch die erfahrensten Deuter der alchemistischen Schriften niemals eine Spur zum Entziffern gefunden haben, und die beiden holländischen Aerzte Isaak und Johann Hollandus. Diese beiden sind besonders bemerkenswerth, weil sie die Ursache sind, daß man dem Stein der Weisen, dies war schon damals die allgemeine Bezeichnung für das Goldpulver, die Kraft zuschrieb, das ewige Leben zu geben. Sie selbst haben nicht an solche Wirkung gedacht, im Gegentheil, die betreffende Stelle in der Schrift des Isaak Hollandus sagt ausdrücklich, man werde gesund bleiben bis zu der Stunde, welche Gott gesetzt hat; aber man hat den Schlußsatz unbeachtet gelassen, und so das Unwissenschaftliche des alchemistischen Strebens gesteigert. An die genannten reiht sich im 15. Jahrh. Basilius Valentinus, welcher behauptete, der Stein der Weisen könne 10—30 Theile unedlen Metalles in Gold verwandeln, und, um diesen ersten wissentlichen Fälscher unter den Alchemisten nicht zu vergessen, der Franzose Le Cor, welcher, als Goldmacher vom Könige von Frankreich zum Finanzminister und Münzmeister erwählt, ganz einfach seine Goldmacherei in der Weise betrieb, daß er mit dem Stempel des Königs falsche Münzen schlug und in Umlauf setzte. Im 15. Jahrh. stehen wir eigentlich an der Grenze, wo die Betrügerei anfängt, in der A. eine hervorragende Rolle zu spielen, und es folgen jetzt eine Reihe von Alchemisten, welche man nicht mehr zu den Männern der Wissenschaft zählen kann. Den Reigen eröffnet der genannte Le Cor; dann kommt ein Weib, die Kaiserin Barbara, Wittwe des Kaisers Sigismund, welche Kupfer und Arsenik zusammenschmolz, und die erhaltene weiße Legirung als Silber verkaufte; später in England eine Reihe von Personen, welche sich auf den Wunsch des Königs Heinrich VI. mit der A. beschäftigten; dann in Deutschland Sebald Schwarzer, welcher schließlich aber die A. aufgab und als Berghauptmann in Joachimsthal starb; ferner ein Schotte Kelley, welcher in Prag im Gefängnis starb, und viele andere. Zu erwähnen sind noch der Pole Sendivogus, der Schotte Alexander

Setonius, der Grieche Laskaris, der Hamburger Brandt, welcher bei seinen Arbeiten die Darstellung des Phosphors entdeckte, Böttcher, welcher als Gefangener in Sachsen die Darstellung des Porzellans fand, und Philaletha, welcher dem bekannten holländischen Arzte Helvetius ein Stück von der goldmachenden Substanz gab, mit welcher dieser, der bis dahin ein heftiger Gegner der A. war, eine Projektion ausführte, welche angeblich gelang. Im 17. Jahrh. nahm jedoch das Treiben der Alchemisten allmählich ab; Spuren finden sich noch vereinzelt, so im Anfang des 18. Jahrh. die Gesellschaft der Buccinatoren, die ihren Centralpunkt in Nürnberg hatte, und am Ende desselben Jahrhunderts die Hermetische Gesellschaft, an deren Spitze Dr. Kortüm in Bochum, der Verfasser der »Jobsiade«, stand. In der neuesten Zeit tauchen nur noch sporadisch Alchemisten auf, z. B. der Franzose Javary, dessen sogar Baudrimont in seinem Handwörterbuch der Chemie mit der Bemerkung erwähnt, er habe Hoffnung, derselbe werde das große Werk vollbringen, und außerdem sollen in Thüringen Leute leben, welche an der Erzeugung des Steins der Weisen arbeiten. Werden solche Bestrebungen Erfolg haben? Wie erwähnt, hat die Idee, Gold zu machen, nichts Unwissenschaftliches, so lange nicht positiv nachgewiesen ist, daß Gold ein einfacher Körper ist, und daß es sich nicht in häufig vorkommenden Stoffen findet, woraus es durch eine uns noch unbekannte chemische Procedur abzuscheiden wäre. Beide Beweise sind noch nicht geliefert, und deshalb darf man das Goldmachen noch nicht für absolut unmöglich halten; aber dieses Problem wird, wenn es gelöst werden kann, nicht durch vereinzelte Versuche gelöst werden, sondern es wird die Lösung nur gefunden werden auf dem Wege regelmäßiger wissenschaftlicher Forschung, welche, fortschreitend von Experiment zu Experiment, und zu jedem neuen Versuch die gesammelten Erfahrungen vorangegangener Zeiten benutzend, mit sicherer Hand einen Schleier nach dem andern von den Geheimnissen der Natur fortzieht. Was aber die weitere Frage anlangt, ob schon jemals Gold gemacht worden ist, so müssen wir sie, trotz aller beglaubigten Zeugnisse, welche darüber existiren, entschieden verneinen; wir können in vielen Fällen die Täuschung, welche vorgenommen wurde, genau konstatiren, in anderen Fällen läßt sie sich mit ziemlicher Gewißheit nachweisen, und in den wenigen Fällen, wo uns jede Erklärung fehlt, müssen wir annehmen, daß die Vorbereitungen so geschickt getroffen waren, daß sich heute nicht mehr der Weg bestimmen läßt, auf welchem das Gold in den Schmelztiegel gekommen ist. Vgl. Kopp, Die Entwickelung der Chemie, Bd. 1 (Münch. 1871); Lewinstein, Die A. und die Alchemisten (Berl. 1870); Schmieder, Geschichte der A. (Halle 1832).

Alciātus (Alciati), Andreas, ital. Rechtsgelehrter, Stifter der sogen. eleganten Rechtsschule, geb. 8. Mai 1492 im Flecken Alzate bei Mailand, lehrte an den Universitäten zu Avignon, Bourges, Ferrara, Pavia u. namentlich auch in Bologna; starb 12. Jan. 1550 zu Pavia. Unter seinen Schriften sind die wichtigsten die »Annotationes in tres libros Codicis« (Bologna 1513) und das »Emblematum libellus« (Mail. 1522), Epigramme zu Symbolen der Tugenden und Laster enthaltend, mit zahlreichen Holzschnitten illustrirt. A. schrieb auch antiquarische Abhandlungen. Seine »Opera omnia« erschienen in Basel 1546—49, 6 Bde., u. öfter.

Alcīra, uralte feste Stadt in der span. Provinz Valencia, auf einer Insel im Jucar, südlich von Valencia, an der Eisenbahn, mit schönen Brücken (zum Theil aus der Römerzeit), Landbau (Reis und Südfrüchte), starker Seidenzucht und 13,300 Einw. Die Stadt war im Alterthum eine Kolonie der Karthager und unter der römischen Herrschaft wie zur Maurenzeit sehr blühend.

Alcobāça (spr. -baßa), Städtchen in der portug. Provinz Estremadura, unfern Leiria, mit 1400 Einw., berühmt durch seine prachtvolle Cistercienserabtei, die 1147 von König Alfons I. gestiftet, 1811 von den Franzosen in Brand gesteckt und geplündert wurde, wobei auch die kostbare Bibliothek zu Grunde ging. Das Kloster war das reichste in ganz Portugal mit 260,000 Gulden Einkünften; die Mönche mußten geborne Edelleute sein. In der Kirche sind die Gräber der Könige Alfons I. u. II., Sancho I., Pedro II. und seiner Geliebten Iñez de Castro.

Alcoléa, kleiner Ort in der span. Provinz Jaen (Andalusien), am Guadalquivir, über den eine schöne Brücke führt; hier besiegte 2. Sept. 1868 das Insurgentenheer unter Marschall Serrano die Truppen der Königin unter General Pavia, was den Sturz der Bourbonen in Spanien zur Folge hatte.

Al corso (ital.), zum laufenden Kurs, zum Tagespreis. Einen Wechsel a. c. kaufen heißt: ihn zu dem Preise bezahlen, der am Tage des Kaufs auf dem gedruckten Börsenzettel angegeben ist.

Alcoy, Stadt in der span. Provinz Alicante des ehemaligen Königreichs Valencia, am Fuß der Sierra Mariola in einer üppigen Huerta gelegen, hat 25,200 Einw. und ist ein Industriemittelpunkt des Landes, mit bedeutender Papierfabrikation (insbesondere wird hier das echte Cigarrettenpapier verfertigt), zahlreichen Walken, Tuch-, Wollen- und Leinwandwebereien, Baumwollspinnereien und Färbereien. Hier 9. und 10. Juli 1873 blutiger Aufstand der span. Internationale, deren Ausschuß hier seinen Sitz genommen. Die Verweigerung der geforderten Lohnerhöhung gab die Veranlassung zum Ausbruch der Katastrophe. Zwei Bürgermeister, der Steuereinnehmer und 25 andere Personen wurden grausam ermordet, das Rathhaus, mehrere andere öffentliche Gebäude und gegen 12 Fabriken niedergebrannt, ein Wohlfahrtsausschuß eingesetzt und gebrandschatzt, bis General Velarde 13. Juli mit Regierungstruppen einrückte und die Ruhe wieder herstellte.

Alcudĭa, starkbefestigte Stadt und Hafenort auf der span. Insel Mallorca, in sumpfiger Gegend, mit 1570 Einw. Ihr Gebiet erzeugt die beste Schafwolle der Insel; der Hafen ist schlecht.

Alcudĭa, Manuel de Godoy, Herzog von, s. Godoy.

Alcuīnus (Alkuin), vertrauter Rathgeber Karls d. Gr., einer der gelehrtesten Männer seines Zeitalters, ward aus angelsächsischem Geschlechte um 735 in York geboren und erhielt in der dortigen Klosterschule eine ausgezeichnete Erziehung. Er wurde 758 vom Bischof von York zum Vorsteher derselben ernannt und nach dem Tode des Bischofs 781 vom Kapitel in geistlichen Angelegenheiten nach Rom geschickt, auf welcher Reise er in Parma mit Karl d. Gr. zusammentraf. Dieser erkannte sehr bald in ihm den geistreichen und gelehrten Mann und zog ihn in seine Nähe. Unter A.' Einfluß verwandelte sich der Hof Karls in eine Gelehrtenschule, die der Ausgangspunkt der Bildung

für das bisher barbarische fränkische Reich und die Pflanzschule für ähnliche Anstalten in allen größeren Städten des Landes wurde. Nachdem A. seit 790 wieder mehrere Jahre im Kloster zu York zugebracht, folgte er von neuem dem Rufe Karls, der seiner zur Schlichtung der adoptianischen Streitigkeiten, welche die fränkische Kirche spalteten, und zur Fortsetzung des begonnenen großen Werks der Volkserziehung dringend bedurfte. A. bekämpfte den Urheber jenes Dogmenstreits, den Bischof Felix von Urgel, so erfolgreich, daß dieser 799 zu Aachen seine Lehre widerrief, beseitigte die Unordnungen, welche während seiner Abwesenheit im fränkischen Schulwesen eingerissen waren, und zog sich dann in die Stille des Klosters Tours zurück, wo er als Abt eine Gelehrtenschule gründete und leitete, die, von Karl glänzend ausgestattet, sich bald zu einem Hauptsitze der Wissenschaft erhob und dem Abendlande jahrhundertelang viele seiner angesehensten Lehrer gab. A. starb 19. Mai 804. In der Geschichte nimmt er durch die großen Verdienste, die er sich um die Begründung und Verbreitung der Kultur und wissenschaftlichen Bildung im Reiche Karls d. Gr. erworben hat, einen ehrenvollen Platz ein. Er gründete nicht bloß eine große Anzahl neuer Bildungsanstalten, sondern veranlaßte auch die Ordensgeistlichkeit zu fleißigen Studien. Von seinem Charakter zeugt die Thatsache, daß er mit kühner Offenheit Karl den Gr. auf sein gewaltsames, unchristliches Verfahren bei der Bekehrung der Sachsen aufmerksam machte und auf Abstellung desselben drang. A.' Schriften, welche den streng sittlichen und gelehrten, aber gegen außerkirchliche Literatur mißtrauischen Verfasser verrathen, bestehen in biblischen Kommentaren, Homilien, Schriften für den Unterricht in den Anfangsgründen der Philosophie, Mathematik, Rhetorik und Grammatik, Lebensbeschreibungen der Heiligen, Gedichten und zahlreichen Briefen. Eine vollständige Ausgabe lieferte Frobenius (Regensb. 1776, 2 Bde.) und neuerdings Jaffé (»Bibliotheca rerum germanicarum«, Bd. 6: Monumenta Alcuiniana«, herausgeg. von Wattenbach und Dümmler, Berl. 1873). Vgl. Lorentz, A.' Leben (Halle 1829), u. Monnier, Alcuin et Charlemagne (mit Fragmenten von neu aufgefundenen Werken A.'; 2. Aufl., Par. 1864).

Aldan, Strom im östlichen Sibirien, entspringt auf dem Jablonoigebirge, verfolgt erst nordöstliche, dann nördliche Richtung und wendet sich schließlich nach W., um unterhalb Jakutsk in die Lena zu münden. Er ist über 2200 Kilom. lang und durchströmt eine nur spärlich bewohnte Wüste. Seine Tiefe ist selten unter 4,5 Meter und steigt im Frühling noch um 6—7 Meter, so daß er die ganze Ebene überschwemmt. Auf der linken Seite des Stroms zieht sich in nordöstlicher Richtung die etwa 670 Kilom. lange Kette des Aldanischen Gebirges hin, dessen Spitzen sich bis 1360 Meter erheben, aber im Sommer schneefrei sind, und an denen sich der Lärchenbaum bis zur Höhe von 1150 Meter findet.

Aldēa Gallēga, Stadt in der portug. Provinz Estremadura, auf einer Anhöhe Lissabon gegenüber, mit 2800 Einw., ist berühmt durch die prachtvolle Aussicht, die man von dort auf die Hauptstadt mit ihren Umgebungen genießt.

Aldebaran, Stern 1. Größe im Auge des Stiers, mit mattem röthlichen Licht, gehört scheinbar (für unsern Standpunkt) zur Gruppe der Hyaden, weicht aber in seinen Bewegungserscheinungen von den übrigen Sternen dieser Gruppe ab. An ihm, dem Arcturus und Sirius entdeckte Halley die Eigenbewegung der Fixsterne, indem er neuere Beobachtungen mit den Angaben des Ptolemäos verglich.

Aldegonde, Philipp von Marnix, Herr von Mont Ste. A.; s. Marnix.

Aldegrever (Aldegraf), Heinrich, auch Albert von Westfalen genannt, Maler und Kupferstecher der deutschen Schule, geb. 1502 zu Paderborn, gest. in Soest um 1562. Seine Malereien zeichnen sich durch Zartheit der Ausführung und vortreffliches Kolorit aus. Als Kupferstecher ist er unter den sogen. Kleinmeistern einer der besten. Seine Blätter, ca. 350, meist von kleinem Format, sind theils historische Kompositionen, theils Ornamente. Ob A. wirklich Dürers Schüler war, ist nicht so sicher, als bisher angenommen wurde.

Aldehyd (Acetylaldehyd, Acetylwasserstoff C_2H_4O), findet sich im Vorlauf von der Spiritusrektifikation, in den Destillationsprodukten der Runkelrübenmelasse, im Wein und Obstwein, entsteht aus Alkohol durch Oxydation mit Braunstein oder chromsaurem Kali und Schwefelsäure und wird dargestellt, indem man 3 Th. saures chromsaures Kali in Stücken mit einer kalten Mischung von 2 Th. Weingeist, 4 Th. Schwefelsäure und 12 Th. Wasser in einer gut gekühlten Retorte übergießt, dann die Kältemischung entfernt, die sich entwickelnden Dämpfe durch einen aufwärts gerichteten Kühlapparat in wasserfreien Aether leitet, diesen mit Ammoniak sättigt und die ausgeschiedenen Krystalle mit verdünnter Schwefelsäure destillirt. A. ist eine farblose Flüssigkeit, siedet bei 21°, riecht erstickend, ist leicht löslich in Wasser, gibt mit Ammoniak eine krystallisirende Verbindung (Aldehydammoniak), ebenso mit saurem schwefligsauren Natron, und kann aus beiden durch Destillation mit Säuren wieder abgeschieden werden (Reinigung des Aldehyds). Setzt man zu A. etwas Ammoniak und dann salpetersaures Silber, so bedeckt sich das Gefäß mit einem schönen Silberspiegel. A. ist Alkohol C_2H_6O minus Wasserstoff, daher der Name: Al(cohol) dehyd(rogenatum), u. durch Wasserstoff im Entstehungsmoment geht er wieder in Alkohol über. Er verbindet sich aber auch sehr leicht mit Sauerstoff und bildet Essigsäure $C_2H_4O_2$. — Man benutzt A. zur Darstellung von Theerfarben und Silberspiegeln und als Zusatz zu Fruchtäthern. Auch ist er zur Konservirung der Nahrungsmittel tauglich, weil er energisch Sauerstoff absorbirt und dabei in ebenfalls konservirende Essigsäure übergeht. Chlor bildet mit A. Crotonchloral $C_4H_5Cl_3O$, welches als anästhetisches Mittel empfohlen wird.

Aldehyde, chemische Verbindungen, welche aus Alkoholen durch Austritt von Wasserstoff entstehen und durch Aufnahme von Sauerstoff in die zu dem Alkohol gehörige Säure übergehen. Einige A. kommen in der Natur vor, z. B. Cuminaldehyd im Römischkümmelöl, Cinnamylaldehyd im Zimmetöl; Eiweißkörper und Gelatine liefern A. durch Oxydation, am häufigsten aber werden A. durch Oxydation der Alkohole gebildet. Es sind meist flüchtige, leicht oxydirbare Körper, welche mit sauren schwefligsauren Alkalien krystallinische Verbindungen bilden, aus denen durch Destillation mit Säuren oder Alkalien der Aldehyd rein gewonnen werden kann. Auch mit Ammoniak verbinden sich die A. und bilden verschiedenartige Körper.

Aldehydgrün, s. Anilinfarben.

Aldenhoven, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Aachen, Kreis Jülich, mit 2898 Einw. Am 1. März 1793 schlugen hier die Oesterreicher unter dem Prinzen Josias von Koburg die Franzosen unter Dumouriez, wodurch der von den letzteren beabsichtigte Einfall in Holland vereitelt wurde. Am 2. Okt. 1794 fand eine zweite Schlacht statt, in welcher die Franzosen unter Jourdan über die Oesterreicher siegten.

Alderman (spr. ahldrmänn; angelsächsisch Aldorman, »Aeltester«), im Angelsächsischen Vorsteher einer Genossenschaft, besonders aber Titel der Oberbeamten der Kreise oder Grafschaften (shires) und der Aeltesten (senatores) des Reichs, die, anfangs von den Königen ernannt, dann von den Freigutsbesitzern erwählt, in den Volksversammlungen (Witena-gemot) stimmten und in Kriegszeiten die Miliz ihrer Grafschaften zu führen pflegten. Nach der dänischen Eroberung wurde der Name durch den der dänischen Jrals (Earls) verdrängt. Jetzt bilden in Großbritannien und zum Theil auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Aldermen den Stadtrath, an dessen Spitze der Mayor (in London Lordmayor) steht, der aus den Aldermen auf ein Jahr gewählt wird, während diese selbst von den Wahlberechtigten eines jeden Stadtviertels (ward) gewählt werden. Ihre Funktionen bestehen vornehmlich in der polizeilichen Oberaufsicht über den Distrikt, den sie repräsentiren. Die drei ältesten unter ihnen, sowie die, welche bereits die Würde des Mayors bekleidet haben, fungiren zugleich als Friedensrichter.

Alderney (spr. ahld'rni; franz. Aurigny, das alte Arica oder Ribuna), engl. Felseninsel im Kanal, an der franz. Küste westlich vom Kap la Hogue, die nördlichste der Normannischen Inseln, 16 QKilom. groß, mit ca. 5000 Einw., die einen aus dem Englischen und Französischen gemischten Dialekt sprechen, steht unter dem Gouverneur von Guernsey und erzeugt vortreffliche Milch und Butter, das Produkt einer besonderen, nur hier einheimischen Art kleiner Kühe. In der Nähe sind gefährliche Klippen, the Caskets genannt, mit 3 Leuchtthürmen. Der Kanal zwischen A. und dem Kap la Hogue, Race von A. genannt, ist wegen der Stärke und Schnelligkeit seiner Flut schwierig zu befahren.

Aldershott (spr. ahld'rschott), ein in neuerer Zeit oft erwähnter Ort in der engl. Grafschaft Hants, wo sich seit dem Krimkriege ein stehendes Lager befindet, welches gewöhnlich 4—5000, in den Zeiten der großen Revüen aber auch 15—18,000 Mann enthält. In der Nähe hat sich, unweit von Basingstoke, einer wichtigen Eisenbahnstation, die neue Stadt A. gebildet, welche 1871 bereits zu einer Bevölkerung von 21,682 Seelen herangewachsen war.

Aldier (Albioner, auch Fiscalini, Lidi oder Liti), im Mittelalter eine Mittelklasse zwischen Freigelassenen und Leibeigenen, die nur einer beschränkten Freiheit sich erfreuten und dem Herrn gewisse Abgaben und Dienste zu leisten hatten. Vgl. Leibeigenschaft.

Aldinen, 1) Druckwerke aus der Officin der Buchdruckerfamilie Manutius zu Venedig (15. und 16. Jahrh.). — 2) Ein Sortiment lateinischer, sich durch gefällige und elegante Form auszeichnender Schrift, nach demselben Buchdrucker, dem Erfinder der latein. Schriftart oder Antiqua (s. d.) genannt. S. Manutius.

Aldini, Antonio, ital. Minister zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft, geb. 1756 zu Bologna, war daselbst Advokat und Professor der Rechte, nach Gründung der Cisalpinischen Republik Präsident im Rathe der Alten, dann Mitglied der Regierungskommission. 1801 von Bonaparte zum Präsidenten des Staatsraths der Republik Italien ernannt, trat er, mit Melzi uneinig, zurück, ward aber nach Errichtung des Königreichs zum Minister befördert und von Napoleon mit Ehren überhäuft. Nach Napoleons I. Sturz lebte er in Mailand, geachtet und im Vertrauen der österreich. Regierung. Er starb zu Pavia 5. Okt. 1826. Vgl. Zanolini, Antonio A. e i suoi tempi (Flor. 1865—67, 2 Bde.).

Aldobrandini, eine berühmte florentin. Familie, von Papst Clemens VIII. zur Fürstenwürde erhoben. Salvestro A., berühmter Rechtsgelehrter, geb. 24. Nov. 1499 in Florenz, entging als Gegner der Medici kaum der Todesstrafe, ward verbannt, 1537 Richter, Vicelegat und Viceregent zu Bologna, später Advokat des Fiskus und der apostolischen Kammer zu Rom; starb das. 6. Juni 1558. Von seinen 5 Söhnen nahm der jüngste, Ippolito A., als Clemens VIII. (1592—1604) den päpstlichen Stuhl ein, andere, wie Giovanni und Pietro, zeichneten sich als juristische Schriftsteller aus. Des letzteren Sohn Pietro (geb. zu Rom 1571) war bereits mit 22 Jahren Kardinal und leitete während der Regierung seines Oheims Clemens VIII. die politischen Angelegenheiten des Kirchenstaates. Noch mehrere A. wurden Kardinäle oder sonstige Würdenträger; das Geschlecht erlosch 1681 mit Ottavia, Tochter des Giovanni Georgio A., Fürsten von Rossano. Die Güter des Hauses fielen an die Borghese und Pamfili.

Aldobrandini'sche Hochzeit, antikes Freskogemälde (nach einem ausgezeichneten griech. Vorbilde), welches, in der Nähe der Kirche Santa Maria Maggiore zu Rom in den ehemaligen Gärten des Mäcenas 1606 aufgefunden, erst im Besitze des Fürsten Aldobrandini war und sich seit 1818 im Vatikan befindet. Es stellt in plastischem Reliefstile die Vorbereitung zu einer Hochzeit dar. In der Mitte sieht man die Brautkammer, die Braut entschleiert und halb entkleidet auf dem Brautlager sitzend, neben ihr eine liebevoll zuredende mütterliche Freundin und die Brautjungfrau, die sich bereitet, die Neuvermählte mit geweihtem Oele zu salben. In einem hintern Gemache befinden sich Frauen, das übliche Fußbad rüstend; rechts, dicht vor dem Brautgemache, auf einer Estrade der harrende Bräutigam. Winckelmann sieht darin eine Darstellung der Hochzeit von Peleus und Thetis; Böttiger mißt dem Gemälde eine allegorisch-mythische Bedeutung bei; wahrscheinlich ist es aber nichts weiter als ein Genrebild ohne mythische Unterlage. Eine gelungene Nachahmung findet sich im Museum zu Berlin. Vgl. Böttiger, Die A. H. (Dresd. 1810).

Aldrich, Thomas Bailey, nordamerikan. Dichter der Gegenwart, geb. 11. Nov. 1835 zu Portsmouth in New Hampshire, verbrachte seine früheste Jugend in Louisiana und wurde im 10. Jahre zu seiner Erziehung nach Neuengland geschickt. Nach dem Tode des Vaters kam er in das Bankgeschäft seines Onkels zu New York, gab aber nach 3 Jahren, seinen literarischen Neigungen zu Liebe, die kaufmännische Karrière auf und trat 1856 in die Redaktion des von dem Dichter N. P. Willis geleiteten »Home Journal« ein, in welcher Stellung er 4 Jahre lang verblieb. Später wurde er Mitredakteur des »Atlantic Monthley« in Boston. Seine Dichtungen

zeichnen sich durch eine glückliche Nachahmung des volksliedmäßigen Balladentones aus und sind ungewöhnlich warm und melodisch, meist schwermüthig, nicht selten aber auch heiter scherzend. Eine vollständige Ausgabe derselben erschien zu Boston 1865.

Aldridge, Ira (spr. eirä ahldridsch), Neger, der sich als Schauspieler einen Namen gemacht hat, geb. um 1810 in Bellair unweit Baltimore, wuchs ohne geregelten Schulunterricht auf und kam frühzeitig zu einem Schiffszimmermann in die Lehre. Als 1826 der Schauspieler Edmund Kean in Amerika spielte, trat A. in dessen Dienst und begleitete ihn auch auf dessen Rückreise nach England. Das Beispiel seines Herrn veranlaßte ihn zu dramatischen Studien, und nach seiner Rückkehr nach Amerika trat er in Baltimore auf, ohne jedoch Beifall zu finden. Er begab sich darauf wieder nach England und debutirte in einem der kleineren Theater Londons, sowie in Provinzialstädten nicht ganz ohne Erfolg. In Belfast trat er neben Kean, der den Jago gab, als Othello auf, und mit dieser Rolle begründete er seinen Ruf. Andere Hauptrollen, mit denen er später besonderes Glück machte, waren Macbeth, Richard III., Shylock u. a. Im Jahre 1852 unternahm er mit einer von ihm geleiteten Schauspielergesellschaft eine Reise nach dem Festlande, besuchte Amsterdam, Brüssel, Hamburg, Berlin, Wien, Pest, Königsberg &c. und fand überall großen Beifall. In London ward er 1857 beim Coventgardentheater angestellt, konnte sich aber nicht auf die Dauer in der Gunst des Publikums erhalten und begab sich daher wieder auf den Kontinent. Er besuchte Petersburg und Moskau, dann Polen und Ungarn und wiederholt Deutschland, trat 1866 auch in Frankreich auf und wandte sich dann wieder nach Rußland, starb aber unterwegs zu Lodz in Polen 7. Aug. 1867. Aldridge's Spiel erinnerte in der Darstellung leidenschaftlicher Erregtheit an die oft übertriebene Manier der englischen Schauspieler, doch wußte er auch die weicheren Seelenstimmungen trefflich zum Ausdruck zu bringen. Jedenfalls besaß er eine bedeutende Begabung. Er trug weniger den eigentlichen Negertypus, als den der Aethiopier; sein Körperbau war kräftig, die Brust breit, das Haupt stolz auf den gewaltigen Schultern ruhend. In Anerkennung seiner Verdienste wurden ihm mannigfache Auszeichnungen, auch von Seiten europäischer Fürsten zu theil.

Aldringer (Altringer, auch Aldringen), Johann, Graf, kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, um 1590 zu Diedenhofen geboren, soll erst Lakai in Paris, später Sekretär des Bischofs von Trient gewesen sein, schwang sich dann im kaiserlichen Militärdienst durch Tapferkeit und Umsicht schnell empor. Seit 1622 Oberst, vertheidigte er mit einigen Regimentern vom 1.—24. April 1626 den Brückenkopf bei Dessau gegen den Grafen Ernst von Mansfeld und ward dafür von Kaiser Ferdinand II. 1627 mit der Reichsfreiherrnwürde belohnt. Nachdem er 1628 Mecklenburg für Wallenstein in Besitz genommen, ward er vom Kaiser mit einigen Regimentern nach der Lombardei gesandt, wo er an der Eroberung von Mantua (18. Juli 1630) theilnahm und sich des Herzogs von Mantua Schätze und schöne Bibliothek zueignete, die er später seinem Bruder, dem Bischof von Seck, vermachte. Im Jahre 1631 nach Deutschland zurückgekehrt und zum Feldzeugmeister und Grafen befördert, zwang er den Herzog von Würtemberg, sich dem Kaiser zu unterwerfen und vereinigte sich nach der Schlacht bei Breitenfeld in Hessen mit Tilly. Nach Tilly's Tod mit dem Oberbefehl über das liguistische Heer betraut, schloß er mit Wallenstein Nürnberg ein und half 22. Aug. 1632 Gustav Adolfs Sturm auf das Lager der Kaiserlichen abschlagen. Im Jahre 1633 operirte er im Verein mit den Spaniern unter dem Herzog von Feria in Bayern und Schwaben gegen Horn und den Herzog Bernhard von Weimar. Wallensteins Mahnungen, zu ihm zu stoßen, folgte er nicht, vertrieb aber 1634 die Schweden von der Mitteldonau und aus der Oberpfalz. Bei der Vertheidigung des Ueberganges über die Isar bei Landshut (12. Juli 1634) ward er geschlagen und erschossen. Seine Schwester und Erbin vermählte sich mit dem Grafen Clary; ihre Nachkommen führen den Namen Clary-A.

Aldus Manutius, s. Manutius.

Ale (engl., spr. ehl), s. Bier.

Alea, im Alterthum Stadt in Arkadien, mit einem berühmten Tempel der Athene A. und einem des Dionysos, dem alljährlich ein Fest mit Kultbräuchen, welche an alte Menschenopfer erinnerten, gefeiert wurde. Reste der alterthümlichen Befestigungsmauern sind noch vorhanden.

Alĕa (lat.), Würfel, Würfelspiel. Alea jacta est, »der Würfel ist geworfen«, Ausruf Cäsars, als er, den Rubicon überschreitend, den Bürgerkrieg begann; dann überhaupt sprichwörtlich gebraucht in dem Sinne, die Entscheidung ist gefallen; deutsch entspricht am genauesten Ulrich von Huttens Wahlspruch: »Ich hab's gewagt!«

Aleander, Hieronymus, Gelehrter und Kardinal, geb. 1480, studirte anfangs Medicin, dann in Padua Theologie und alte Sprachen. Papst Alexander VI. berief ihn 1501 nach Rom, machte ihn zum Sekretär seines Sohnes Cäsar Borgia und gebrauchte ihn auch zu diplomatischen Sendungen. Auf seinen Reisen wurde A. auch mit Erasmus bekannt und gewann an demselben einen vertrauten Freund. Seit 1508 las A. an der Universität zu Paris über griech. Sprache und Literatur und wurde Rektor der Universität. Vom Fürstbischof von Lüttich zum Kanzler berufen, zeichnete er sich in der Verwaltung aus, wurde 1516 mit Papst Leo X. bekannt, dessen Bibliothekar und lebte fortan seinen Studien. Bei Luthers Auftreten erklärte sich A. gegen diesen und wurde 1519 als päpstlicher Nuntius nach Deutschland geschickt, wo er jedoch mit seiner leidenschaftlichen Heftigkeit und Unduldsamkeit nichts ausrichtete. Auf dem Reichstage zu Worms (1521) setzte A. die Achtserklärung gegen Luther durch. 1525 befand er sich als päpstlicher Legat beim König Franz I. und wurde mit diesem in der Schlacht bei Pavia gefangen. 1524 zum Erzbischof von Brindisi ernannt, erschien er 1531 abermals in Deutschland als Nuntius des Papstes mit dem Auftrage, eine friedliche Auseinandersetzung der Katholiken und Protestanten zu verhindern. Doch vereitelte der Religionsfriede zu Nürnberg den Hauptzweck seiner Mission. Auch eine dritte Sendung 1538 hatte wenig Erfolg. 1537 zum Kardinal erhoben, starb A. 1542. Sein »Lexicon graeco-latinum« (Par. 1512), das beste seiner Zeit, ist jetzt eine bibliographische Seltenheit. Außerdem edirte A. mehrere griech. Autoren und lieferte eine griech. Grammatik. Auch als Dichter erlangte A. Ruf. Für die Reformationsgeschichte geben seine nur zum Theil gedruckten zahlreichen Briefe wichtige und interessante Aufschlüsse.

Aleardi, Aleardo, bedeutender ital. Dichter, 1814 zu Verona geboren, wurde im Haß gegen die Napoleonische Herrschaft erzogen, bildete sich unter dem Druck der österreichischen heran, studirte anfänglich Philosophie und Naturwissenschaften, dann in Padua Rechtswissenschaft, in welcher er die nöthigen Prüfungen bestand, ohne jedoch, bereits der österreich. Polizei verdächtig, eine Anstellung erhalten zu können. Er begann jetzt mit der Veröffentlichung dichterischer Arbeiten, zunächst der »Arnalda« (Mail. 1842), in welcher er jedoch alle zeitgeschichtlichen Anspielungen vermied. Diese finden sich reichlich, sogar mit einem prophetischen Blick auf die künftige Größe des einheitlichen Italiens, in den 1845 geschriebenen, aber erst später gedruckten »Prime storie« (Verona 1857). Es folgten 1846 weitere politische Poesien, von denen sich nur »Il Monte Circello« (Verona 1858) erhalten hat, während die übrigen von der Polizei vernichtet worden sind. Die innigen »Lettere a Maria« (das. 1848) machten ihn zum Lieblingsdichter der Frauen, seine Theilnahme an der Revolution von 1848 (wo er in Venedig als Beamter fungirte) und die österreich. Gefangenschaft, welche er in Mantua erlitt und zur Erlernung der deutschen Sprache benutzte, zum Liebling der Männer. Sein scheinbar objektiv gelehrtes Werk »Le città italiane marinare« (Verona 1856) diente ebenfalls nationalen Interessen. Nach einigen Dichtungen veröffentlichte er kurz vor Ausbruch des Krieges mit Oesterreich das ergreifende »Triste dramma« (das. 1859), tief poetische Erinnerungen an den traurigen Mantuaner Proceß, über deren Grundstimmung der Verlauf des Krieges ihn erhob. Nach einer vollkommen ungerechten abermaligen Gefangenschaft kehrte er in das verjüngte Vaterland zurück, nahm theil am Parlament, lehnte aber eine Professur in Mailand ab, bezeugte Garibaldi seine Anhänglichkeit durch die Widmung des Gedichtes »I sette soldati« (Flor. 1861) und griff in seinem »Canto politico« (Verona 1862) besonders Pius IX. als einen »unglückseligen Greis« an, »der tiefes Erbarmen erwecke«. A. lebt gegenwärtig zurückgezogen in Verona. Seine Dichtungen zeigen ein mehr lyrisch beschreibendes als plastisches Talent und einen maßvoll schönen Stil bei idealem Schwung der Gedanken. Dem »Jungen Italien« und seinen Ideen angehörend, machte er sie zu Organen der Propaganda für die staatliche, sociale und religiöse Freiheit seines Vaterlandes, und die nationale Wiedergeburt desselben ist theilweise auch sein Werk. Eine Sammlung seiner »Canti« erschien Florenz 1867; eine Auswahl derselben in deutscher Uebersetzung (anonym) Basel 1872.

Aleatico, toskan. dunkler Rothwein von süßem und aromatischem Geschmack, der besonders bei Florenz und auf Elba aus Muskatellertrauben gewonnen wird. Auch Lucca, der Kirchenstaat und Elba erzeugen A., aber der toskanische ist der echte.

Alectoridae, Hühnerstelzen, Familie der Watvögel.

Aleïma (griech.), Salbe.

Aleipten (Alipten, griech., »Einsalber«), diejenigen, welche in den altgriech. Gymnasien die Athleten salbten, um das Ausbrechen des Schweißes während der Uebung und die dadurch entstehende Mattigkeit zu verhüten. Eine zweite Einreibung nach dem Kampfe sollte die angestrengten Glieder erquicken und beruhigen. Dann badete sich der Athlet und wurde mit einer Bürste oder einem Striegel gereinigt. Die A. schulten auch wohl den Athleten förmlich zum Kampf. Bei den Römern waren Aliptae Sklaven, welche den Herrn im Bade frottirten und salbten und bei den Leibesübungen bedienten. Die Abtheilung, wo man gesalbt wurde, hieß in der Paläſtra und im Bade Alipterion.

Alékto (griech., »die nimmer Rastende«), eine der Erinnyen (s. d.).

Alektryomachie (griech.), Hahnenkampf.

Alektryomantie (griech., »Hahnwahrsagung«), alte Art des Wahrsagens durch Hähne. Man zog einen Kreis, schrieb die Buchstaben des Alphabets in denselben, legte auf jeden ein Korn und ließ den hineingesetzten Hahn fressen. Die Buchstaben, von denen das Korn weggefressen wurde, stellte man zu einem Worte zusammen. Um mehrere Wörter zu erhalten, belegte man die Buchstaben von neuem mit Körnern.

Aleman, Mateo, berühmter span. Romanschriftsteller, geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Sevilla, war um 1568 Finanzbeamter und wurde wegen einer Defraudationsanklage in einen Proceß verwickelt, der ihm längere Gefangenschaft brachte, infolge deren er den Staatsdienst verließ und nach Mexiko auswanderte. Er starb daselbst um 1610. Außer einer poet. Lebensbeschreibung des heil. Antonius von Padua (Sevilla 1604) und einer »Ortografia Castellana« (Mexiko 1608) verfaßte er den durch treffliche Sittenschilderung und vorzügliche Darstellung ausgezeichneten Schelmenroman »Guzman de Alfarache«, wovon der 1. Theil sogleich (1599) drei Auflagen erlebte. Der günstige Erfolg veranlaßte einen literarischen Freibeuter zur Herausgabe eines unechten 2. Theils, der zuerst 1603 zu Barcelona erschien, während der echte 2. Theil von A. selbst zu Valencia 1605 veröffentlicht wurde; ein versprochener 3. Theil ist nie erschienen. Der Roman wurde in fast alle Sprachen übersetzt, von Kaspar Ens 1623 selbst ins Lateinische. Die älteste deutsche Uebersetzung lieferte Aegidius Albertinus: »Der Landstörzer Gusman von Alfarache« (Münch. 1615, 2 Thle.), wozu von Freudenholb ein 3. Theil veröffentlicht wurde (das. 1632); eine neuere besorgte Gleich (Magdeb. 1828, 4 Bde.). Die beste Ausgabe des Originals findet sich im 3. Bande von Aribau's »Biblioteca de autores españoles« (Madr. 1846).

Alemannen, ein deutscher Völkerverein, entstand aus verschiedenen germanischen, besonders suevischen Völkerschaften. Die Grundlage dieser Völkervereinigung mögen zuerst die Tenkterer und Usipeter gebildet haben. Ursprünglich saßen die A. am Neckar und zwischen Main und Donau, von wo sie durch die Burgunder verdrängt wurden. 211 erfocht Kaiser Caracalla über sie am Oberrhein einen Sieg, ohne sie unterjochen zu können. 234, unter dem Kaiser Alexander Severus, fielen sie in das sogen. Zehntland ein und wurden erst 237 von Mariminus mit der größten Anstrengung über die Grenze zurückgetrieben. Aber bald nach dem Tode dieses Kaisers erneuerten sich ihre Einfälle, gegen die der tüchtige römische Feldherr Postumius die Reichsgrenzen durch Verschanzungen schützen ließ, welche von Pforing an der Donau bis zum Main reichten und deren Trümmer als Teufelsmauer (s. d.) noch jetzt vorhanden sind. Die A. wandten sich nun nach W., gingen über den Rhein, zogen plündernd durch Gallien und über die Alpen und drangen bei der nach Valerians I. Tode entstandenen Reichsverwirrung sogar durch Oberitalien bis in die Nähe

von Rom vor. Kaiser Gallienus trieb sie zurück, konnte aber die Ansiedelung alemannischer Scharen auf der rechten und linken Seite des Oberrheins nicht hindern. 270 brachen sie, mit den Markomannen vereint, abermals in Italien ein, schlugen den Kaiser Aurelian bei Mailand und Piacenza und setzten das ganze röm. Reich in Schrecken. Doch wurden sie schließlich zurückgeworfen und hielten bis zum Tode Aurelians Ruhe. Gleich danach aber durchbrachen sie die Grenzlinien, zerstörten die Städte des Zehntlandes und überschwemmten Gallien. Noch einmal jagte sie Probus über die Alp und den Neckar zurück und suchte die Grenze durch Lager und feste Werke (276) zu sichern; aber gleich nach seinem Tode (282) fiel das ganze Land diesseits des Rheins und westl. von der Iller wieder in die Hände der A. Selbst des Julianus großer Sieg bei Hausbergen in der Nähe von Straßburg (357) hatte keine bleibenden Folgen, so wenig wie die Züge der Kaiser Valentinian (368) und Gratian. Die A. gewannen Wohnsitze südl. und westl. vom Rhein, und nach der Mitte des 5. Jahrh. waren sie bereits im Besitze des heutigen Schwabens, der Schweiz und des Elsaß. Wir finden sie später im Bunde mit Aëtius, aber auch im Heere Attila's. Als sie aber in Belgien eindringen wollten, besiegte sie der Frankenkönig Chlodwig in der Schlacht bei Zülpich 496 und unterwarf die alemannischen Gaue am Rhein aufwärts. Ein Theil der A. floh und erhielt von dem Ostgothenkönig Theoderich Wohnsitze in Rhätien, von wo aus dieselben 553 einen verheerenden Einfall in Italien machten. Bei dem Verfall des Merowingerreichs suchten die A. die Herrschaft der Franken abzuschütteln, wurden jedoch namentlich von Pipin von Heristal niedergehalten. Beim Verfall der Dynastie der Karolinger entstand ein Herzogthum **Alemannien**, das, von Burkhard gestiftet, im 10. und 11. Jahrh. bedeutend war, dann aber, nach heftigen inneren Kriegen (1096) unter die Häuser Staufen und Zähringen getheilt, als ein Ganzes nicht mehr vorkommt. Die Grenzen waren im S. die Alpen, im W. der Jura und die Vogesen, im N. die Flüsse Kinzig, Enz, Murr und Wernitz, im O. der Lech. Davon erhielten die Zähringer Thurgau, Zürichgau, Aargau mit Burgund, die Staufen das eigentliche Schwabenland oder den ostrheinischen Theil Alemanniens. Letzteres hieß seitdem allein Alemannien, später Schwaben. Vgl. Stälin, Würtembergische Geschichte, Bd. 1 (Stuttg. 1841); Bacmeister, Alemannische Wanderungen (das. 1867 ff.); Haas, Urzustände Alemanniens (Erlang. 1866).

Alemannische Gesetze, die Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten der alten Alemannen, deren Sammlung bereits im 5. Jahrh. n. Chr. begonnen, aber erst unter dem austrasischen König Dagobert vollendet wurde. Sie sind lateinisch abgefaßt, gleichwohl aber für die Kenntnis der Sprache wie der Geschichte jenes germanischen Völkerbundes von großer Wichtigkeit. Leider fehlt bis jetzt noch eine genauere Untersuchung derselben. Sie zeichnen sich durch Humanität der Grundsätze und Milde der Strafen vor andern altdeutschen Gesetzen aus.

Alemannischer Dialekt, eine Mundart im äußersten SW. Deutschlands, welche Hebel (s. d.) von neuem zu deutscher Schriftsprache erhob. Die frühesten Spuren von ihr finden sich in den alemannischen Gesetzen. Im 16. Jahrh. ward sie zur oberdeutschen Bibelübersetzung benutzt, später aber von Luthers Bibelsprache verdrängt. Eine wissenschaftliche Behandlung hat das Alemannische durch Birlinger (»Die alemannische Sprache rechts des Rheins seit dem 13. Jahrhundert«, Bd. 1, Berl. 1868) und Weinhold (»Alemannische Grammatik«, das. 1863) gefunden, durch diesen für den gegenwärtigen Sprachbestand, durch jenen auch für Geschichte des Dialekts.

Alembert (spr. -langbähr), Jean Lerond d', einer der hervorragendsten Philosophen und Mathematiker des 18. Jahrh., geb. zu Paris 16. Nov. 1717, ward von seinen Eltern, der Frau von Tencin und dem Dichter Destouches, ausgesetzt, von der Frau eines armen Glasers aufgenommen und erzogen, bis seinem unnatürlichen Vater das Gewissen erwachte und er für seine Erziehung eine Jahresrente von 1200 Livres bewilligte. 12 Jahre alt, trat A. in die Pensionsanstalt des Collége Mazarin, wo er die raschesten Fortschritte in den Wissenschaften machte. Noch Knabe, machte er seine Lehrer erstaunen über die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens. Anfänglich fesselte ihn das Studium der Theologie am meisten; später studirte er eifrig die Rechte, wurde sogar Advokat, wendete sich aber bald von der Praxis ab und mit Feuer den philosophischen, besonders den mathematischen und physikalischen Studien zu. Diesen und der Geltendmachung und Verbreitung seiner Forschungen und gewonnenen Ansichten gehörte fortan sein ganzes Leben. Im Jahre 1741 als Mitglied in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen, schrieb er den »Traité de dynamique« (Par. 1743; beste Ausg., das. 1759) und den »Traité de l'équilibre et du mouvement des fluides« (das. 1744). Seine »Réflexions sur la cause générale des vents« (Par. 1747) trugen ihm nicht nur den von der Berliner Akademie ausgesetzten Preis, sondern auch die Mitgliedschaft derselben ein. Unter den übrigen Denkschriften, welche er der Berliner Akademie widmete, sind die über die reine Analysis (1746 und 1749) und die über die Schwingungen tönender Saiten (1748) hervorzuheben. An den Untersuchungen, welche Newtons Entdeckungen über die Bewegungen der Himmelskörper ergänzten, nahm er sehr fördernden Antheil. Insbesondere waren es die von der gegenseitigen Anziehung der Planeten bei ihrer elliptischen Bewegung um die Sonne verursachten Störungen, welche ihn mehrere Jahre lang beschäftigten, nachdem er schon 1747 der Berliner Akademie eine darauf bezügliche Denkschrift übergeben hatte. Andere seiner zahlreichen Abhandlungen betreffen das Vorrücken der Nachtgleichen und andere wichtige Punkte des Sonnensystems, den Widerstand flüssiger Körper &c. und finden sich in den »Opuscules mathématiques« (Par. 1761—80, 2 Bde.) gesammelt. Von den sogen. exakten Wissenschaften wandte sich A. auch zu andern Wissenskreisen. So gab er »Mélanges de littérature, d'histoire et de philosophie« (Par. 1752, 5 Bde., und 1770, 5 Bde.) heraus, wovon die Memoiren der Königin Christine von Schweden, sowie Uebersetzungen einzelner Stücke aus Tacitus am bekanntesten geworden sind. Ausgezeichnet durch Scharfsinn und Klarheit sind seine »Elements de philosophie« (Par. 1759), und großes Aufsehen erregte seine Abhandlung über die Verderblichkeit der jesuitischen Lehren, die ihm einen Schwarm wüthender Gegner erwarb. Mit Diderot unternahm er die Herausgabe des großen »Dictionnaire encyclopédique« (Par. 1751—72, 28 Bde.), zu welchem Werke er die mathemat. Artikel und die Einleitung, ein unvergängliches

Muster wissenschaftlicher Darstellung, lieferte. Dasselbe übte eine unberechenbare Wirkung aus, verwickelte ihn aber in vielfache Streitigkeiten, die ihn veranlaßten, sich von den mathematischen und physikalischen Forschungen mehr und mehr abzuwenden und vorzugsweise mit rein literarischen Fragen zu befassen. Hierher gehören die »Essais sur les gens de lettre«, »L'art de traduire«, die »Réflexions sur le style« u. a., lauter tief eingehende höchst geistreiche Schriften, welchen er vorzüglich seinen weit verbreiteten literarischen Ruf, sowie seine Aufnahme in die Académie française, deren Sekretär er 1772 ward, verdankt. Obwohl ein Mann von biederem, bescheidenem, uneigennützigem und wohlthätigem Sinne, hatte er doch viele Feinde, die er sich besonders durch seine Schriften theologischen Inhalts zuzog. Hinsichtlich seiner religiösen Ansichten war er zu sehr Philosoph, als daß er sich hätte einer theologischen Partei mit Eifer anschließen können. Man betrachtete ihn von dieser Seite als einen sogen. Esprit fort und verfolgte ihn. Frankreich erkannte den Werth des großen Geistes erst spät. Die Akademie entzog ihm selbst sein Gehalt. Dennoch folgte er weder dem Rufe Friedrichs II., noch dem der Kaiserin Katharina II. von Rußland, die ihm durch ein Handschreiben die Erziehung ihres Sohnes Paul antrug. Von dem ersteren erhielt er ein Jahresgehalt. Er starb 29. Okt. 1783 am Stein, dessen Operation er sich nicht unterwerfen wollte. Condorcet setzte ihm in seinem »Eloge« ein schönes Denkmal. Gesammelt sind seine vermischten Schriften erschienen als »Oeuvres philosophiques, historiques et littéraires«, herausgeg. von Bastien, Par. 1805, 18 Bde.; dann von Didot, das. 1821, 16 Thle. in 5 Bdn.; von Condorcet (»Oeuvres. Sa vie, ses oeuvres, sa philosophie«, neue Ausg., Par. 1852). Eine vollständige Sammlung seiner mathemat. Schriften ist nicht erschienen.

Alembrothsalz (Sal sapientiae), Doppelsalz von Quecksilberchlorid und Chlorammonium, leicht löslich in Wasser, dient zum Vergolden.

Alemdar (Alemdar), ein Officier am türk. Hofe, der dem Sultan bei feierlichen Aufzügen die grüne Fahne des Propheten voranträgt.

Alemtejo (Alentejo, spr. alengtêhscho, d. h. jenseits des Tejo), die größte, aber am spärlichsten bevölkerte Provinz Portugals, zwischen Beira und Estremadura im N. und Algarbien im S., 24,387 QKilom. (443 QM.) groß mit (1871) 331,341 Einw. An den Ostgrenzen des Landes erheben sich gruppenweise die Serras de Manade und Portalegre, de Ossa, de Evora u. a. m., nach O. meist in schroffen Felswänden abfallend, nach W. in weite Ebenen übergehend, welche vor ihrer Verflachung zur sandigen Küste durch isolirte Felskämme unterbrochen werden. Die südl. Grenze bildet das bis gegen 1300 Meter ansteigende Gebirge von Algarbien (Serra de Monchique). Im O. wird die Provinz durch die Guadiana, im N. durch den Tejo und im SW. durch den Saao bewässert. Im S. und W. ist das Klima heiß und trocken. Hier breiten sich weite baumlose, von Sumpfstrecken unterbrochene und spärlich angebaute Heideebenen aus, während im O. die Thäler äußerst fruchtbar und die Berge schön bewaldet sind. Außer Weizen und Gerste baut man Reis und Mais. Wein und Obst gedeihen fast überall; in den wärmern Gegenden auch Oliven und Orangen, Feigen, Mandeln und andere Südfrüchte. Die Wälder bestehen vorzugsweise aus Kork- und andern Eichen und aus Kastanien; die Ebenen sind mit Wachholder, Myrten und kurzem, zur Schaffütterung geeignetem Gras bewachsen. Die Viehzucht ist ansehnlich, namentlich liefert A. die besten Schweine, nächstdem besonders Schafe und Ziegen. Bei der geringen Bevölkerung bleibt noch Getreide zur Ausfuhr übrig. Die Industrie liegt noch darnieder; auch der Bergbau wird, ungeachtet der Anzeichen eines nicht unbedeutenden Erzreichthums, vernachlässigt. Zwei Eisenbahnen durchschneiden das Land: von Abrantes nach Badajoz (Route von Lissabon nach Madrid) und von Lissabon über Evora nach Beja. Die wichtigsten Orte der Provinz, welche 4 Städte und 107 Flecken (Villas) umfaßt, sind außer der Hauptstadt Portalegre die Grenzfestung Elvas, ferner Evora, Beja und das befestigte Mertola am Guadiana.

Alençon (spr. -langßöng), Hauptstadt des franz. Departements Orne, an der Sarthe, die unfern entspringt, schön gelegen und gut gebaut, aber düstern Aussehens, hat 5 Vorstädte, eine schöne Kathedrale, eine große Getreidehalle, ein Gefängnis mit 2 Thürmen vom alten Schloß der Herzöge von A. (s. unten), eine Normalschule, eine Bibliothek von 14,000 Bänden und (1866) 16,115 Einw. Die Fabrikation der ehemals so berühmten Spitzen von A. (points d'A.), welche in Stadt und Gegend über 20,000 Hände beschäftigte, hat jetzt fast ganz aufgehört. Im übrigen herrscht viel industrielle Thätigkeit, namentlich Piqué- und Barchentweberei, Baumwollspinnerei, Fabrikation von Wollenzeugen, Stickereien, feinen Strohhüten, Handschuhen, chemischen Produkten, künstlichen Blumen ꝛc. Die Umgegend liefert Eisen, Zinnober und schöne Quarzkrystalle, die zum Schmuck verarbeitet werden (Diamanten von A.). — Die alten Herzöge von A. waren ein Zweig des königlichen Hauses Valois und stammten von Karl II. von Valois, der 1322 von seinem Vater mit der Grafschaft A. belehnt wurde und 1346 in der Schlacht bei Crécy fiel. Das Pairieherzogthum ward jedoch erst 1410 für des Stammvaters Enkel Johann III. errichtet, welcher 1415 in der Schlacht bei Azincourt fiel. Als mit Karl IV. 1525 das Haus A. erlosch, gab König Karl IX. das Herzogthum seinem jüngern Bruder, dem Herzog Franz von Anjou, nach dessen Tode 1584 es wieder an die Krone zurückfiel. Heinrich IV. überließ es pfandweise dem Herzog von Würtemberg, der es 1608 auf seinen Sohn vererbte, von dem es Maria von Medici 1612 für die Krone zurückkaufte. Ludwig XIV. verlieh den Titel davon 1710 seinem Enkel, dem Herzog von Berri, und Ludwig XVI. 1774 seinem ältesten Bruder, dem Grafen von Provence. Gegenwärtig führt der zweite Sohn des Herzogs von Nemours, Prinz Ferdinand Philipp (geb. 1844), den herzogl. Titel von A.

Alentejo, s. Alemtejo.

Alentours (franz., spr. alangtuhr), Umgebung (von Gegenden und Personen).

Aleph, Anfangsbuchstabe des hebr. Alphabets, gelinder Kehlhauch; Zahlzeichen für 1.

Alepine, geköpertes Gewebe mit Kette aus weicher Seide und Einschlag aus weichem feinen Kammgarn, wird im Stücke gefärbt und besonders in Amiens, Paris, Gera, Rochlitz ꝛc. fabricirt.

Aleppo, asiatisch-türk. Vilajet, umfaßt den nördl. Theil von Syrien und (nach der neuesten Verwaltungsorganisation) das Ejalet Rakka jenseits des Euphrat bis zum Chabras, d. h. den nordwestl. Theil Mesopotamiens, während es am Meer seine Südgrenze im Ras el Fassori hat. Der Boden ist im

O. und SO. Steppe, im W. (am Meere) und im N. Gebirgsland, das, reich bewässert und gut bewaldet, zahlreiche Herden zahmer und wilder Thiere nährt und in seinen Thälern und Ebenen als Acker- und Obstland reichen Ertrag gibt. — Die **Hauptstadt** A. (**Haleb**) liegt 220 Kilom. nordöstl. von Damaskus, in einer schönen und überaus fruchtbaren, vom Steppenflusse Koïk (Kuwek) bewässerten Thalebene, die sich gegen S. und O. in die Wüste verliert, und war vor dem Erdbeben von 1822, das zwei Drittel der Stadt zerstörte, der Größe nach die dritte Stadt des türk. Reichs. Sie hat einen Umfang von etwa 12 Kilom. und besteht aus der Alt- oder eigentlichen Stadt (Medineh) und 13 Vorstädten, die einen größern Raum einnehmen als jene. Die Straßen tragen das morgenländische Gepräge, sind jedoch gepflastert, und die Häuser, stufenförmig an Hügelabhängen stehend und aus Quadern fest erbaut, haben zum großen Theil ein sehr stattliches Aussehen. Auch von den alten Palästen steht noch mancher, theils im venetian., theils im arab. Baustil. Unter den Moscheen (vor dem Erdbeben zählte A. deren 100, wovon die meisten in Schutthaufen verwandelt wurden) zeichnet sich die Dschami el Adelijeh durch ihre Schönheit aus. Ziemlich in der Mitte der Stadt erhebt sich auf einem etwa 65 Meter hohen Hügel, die Stadt beherrschend, eine alte Veste mit 20 Meter hohem Thurme; am Fuße des Hügels steht die Wohnung des Gouverneurs. Die Zahl der Bewohner, unter denen durchaus ein weit freierer und fröhlicherer Sinn herrscht als in den meisten übrigen mohammedan. Städten, wird auf 90—100,000 angegeben, wovon etwa 25,000 Christen (meist unirte Griechen, die einen Metropoliten hier haben) und 5500 Juden sind. Die jüdische Gemeinde von A., unter der sich zahlreiche Wechsler, Bankiers und Konsuln europäischer Staaten befinden, ist nächst der von Damaskus die bedeutendste in Syrien u. bewohnt ein eigenes Stadtviertel (Bahsita), wie die eingeborenen Christen die Vorstadt Dschebaide und die Europäer die Vorstadt Kitab. Das Klima von A. ist im allgemeinen gesund und schön, und die Stadt im ganzen Orient berühmt wegen ihrer Umgebung von lieblichen Gärten, Obsthainen und Spaziergängen, die sich im Thale des Kuwek zwischen malerischen Felsenwänden stundenweit auf- und abwärts ziehen; jenseits des Thales dehnt sich dann zu beiden Seiten die öde Ebene aus. Eine antike, von großen Quadern errichtete Wasserleitung führt der Stadt aus einer Entfernung von 11 Kilom. Trinkwasser herbei. Seine Lage machte A. von jeher zu einem Haupthandelsplatz des Orients. Durch Karawanen und zur See (über den Hafen Alexandrette) steht es mit Bassora, Damaskus, Bagdad, Smyrna und Konstantinopel in Verbindung und bildete schon vor Jahrhunderten den Stapelplatz für europäische, levantische, indische und persische Waaren. Am schwunghaftesten war der Handel Aleppo's vor der Auffindung des Seewegs nach Indien, während und nach der Zeit der Kreuzzüge, wo die Genuesen und Venetianer ihre Hauptniederlagen hier hatten. In unserer Zeit ist er infolge des genannten Erdbebens und der bald darauf wüthenden Pest, sowie durch die Unruhen im Lande und Bedrückungen aller Art bedeutend zurückgegangen und befindet sich jetzt ausschließlich in den Händen der Griechen, Armenier und Juden, während die früher hier zahlreich vertretenen europäischen Handelshäuser fast ganz den Platz geräumt haben. Der Hauptverkehr besteht in der Einfuhr von brit. Zeugen und Manufakturen, Kolonialwaaren und franz. leichten Tuchen. Zur Ausfuhr kommen Galläpfel, Farbestoffe und Droguen (nach England), gelbe Baumwolle und schmutzige, aber gute Wolle (nach Frankreich und Italien), ferner Tabak, Weizen, Pistazien, Sesam, Oel rc. Erzeugnisse des Gewerbfleißes sind besonders Seife, sehr kostbare Brokat- und Seidenstoffe, worin A. unter den konkurrirenden türk. Städten den ersten Rang behauptet, Gold- und Silberwaaren, Silberarbeiten, Färbereiartikel rc. Etwa 22 Kilom. südl. von A. sind die Ruinen des im 6. Jahrh. erbauten, berühmten Klosters des heil. Simeon, des bekannten Säulenheiligen. — Aleppo's Gründung reicht in die Zeiten der Phönikier hinauf. Der älteste Name der Stadt war **Chaleb**, dann **Chalybon**; in der Bibel (Ezechiel 27, 18) kommt sie unter dem Namen **Helbon** vor. Sie war die Hauptstadt der Landschaft Chalybonitis, welche der Chalos (Koïk) durchfloß, u. nach Palmyra's Sturz bekam sie als Handelsplatz große Bedeutung. Seleukos Nikator verschönerte A. und nannte es **Beröa**, welcher Name bis zur Eroberung der Araber 636 blieb, dann aber dem alten Chaleb oder Haleb wieder weichen mußte. Während der Kreuzzüge gründeten die Seldschukken in A. ein Sultanat, das zwar schon 1117 wieder unterging, aber den Grund zu der spätern Größe der Stadt legte. Im Jahre 1260 wurde letztere, damals noch herrlich und groß, eine Beute der Mongolen und 1401 der Horden Timurs. In der Folge kam sie unter die Herrschaft der mamlukkischen Sultane von Aegypten und 1517 durch Sultan Selim I. in die Gewalt der Türken, welche sie zur Hauptstadt eines Paschaliks machten.

Aler, **Paul**, Jesuit und Professor der Theologie, geb. 9. Nov. 1656 zu St. Veit im Luxemburgischen, lehrte erst in Köln, dann zu Trier und starb zu Düren 2. Mai 1727. A. hat sich besonderes durch sein prosodisches Werk »Gradus ad Parnassum« (1702) ausgezeichnet, das unzähligemal aufgelegt wurde und noch jetzt im Gebrauch ist. Neue Bearbeitungen desselben erschienen von Friedemann (4. Aufl., Leipz. 1842, 2 Bde.) u. von Koch (6. Aufl., das. 1867, 2 Bde.).

Alért (franz., v. ital. all' erta, »auf dem Posten«), aufgeweckt, munter.

Aleschki (früher **Dnjeprowsk**), Kreisstadt im südruss. Gouvernement Taurien, mit (1867) 8464 Einw. Westlich davon liegt die kleine Festung **Kinburn**, mit 3 Forts, die 14. Okt. 1855 von den Alliirten bombardirt wurde und infolge dessen kapitulirte.

Alĕsia, die alte Hauptstadt der Mandubier in Gallia Lugdunensis, hatte eine sehr feste Lage auf einem Berge und war eine der ältesten Städte Galliens. Sie wurde von Cäsar nach hartnäckiger Vertheidigung erobert und zerstört, wobei 60,000 Römer gegen 330,000 Gallier unter Vercingetorix siegreich fochten. Nach dieser glänzenden Waffenthat Cäsars blühte A. zwar wieder auf, ward aber 864 von den Normannen abermals zerstört. Spuren davon finden sich noch bei dem franz. Dorfe **Alise**, am Fuße des Berges Aurois, unweit Semur im Departement Côte d'Or. Auf der Spitze des genannten Berges ließ Napoleon III. 1865 eine Kolossalstatue des Vercingetorix errichten mit der aus den Kommentaren Cäsars entlehnten Inschrift: »La Gaule unie, formant une seule nation, animée d'un même esprit, peut défier l'univers«. Auf der andern Seite: »Napoléon III, empereur des Français, à la mémoire de Vercingétorix«.

Alessandrescu, Gregor, rumän. Dichter, geb. 1812 zu Tirgovişti in der Walachei, studirte am Kollegium St. Sava in Bukarest, nahm dann Militärdienste, schied aber 1834 beim Regierungsantritt des Hospodaren Alexander Ghika aus der Armee wieder aus, um als Schriftsteller und Politiker für die Oppositionspartei zu wirken, und trat bald darauf an die Spitze der neu gegründeten Philharmonischen Gesellschaft. Seine Satiren und politischen Fabeln machten ihn schnell populär, erregten aber auch das Mißfallen der damaligen Machthaber. A. ward deshalb in ein Kloster verwiesen, in welchem er bis zur Thronentsetzung Ghika's verblieb. Während der Muße seiner Gefangenschaft verfaßte er sein Aufsehen machendes Buch »Jahr 1840«, worin er die Wünsche seiner Partei in beredter Sprache verkündete. A. lebte seitdem, mit einer kurzen Unterbrechung im Jahre 1859, wo er einige Monate lang im Ministerium Crezzulescu das Portefeuille der Finanzen führte, als Privatmann und treuer Anhänger der liberalen Oppositionspartei, von Zeit zu Zeit in Journalen politische Fabeln veröffentlichend. Seine Werke erschienen als »Erinnerungen und Eindrücke, Briefe und Fabeln« zu Bukarest 1847 (2. vermehrte Aufl., das. 1863).

Alessandri, 1) Alessandro, berühmter ital. Archäolog, geb. um 1461, lebte als Advokat in Neapel, später als Alterthumsforscher in Rom und starb das. 2. Okt. 1523. Sein Hauptwerk ist die Schrift »Dies geniales« (Rom 1522, mit Kommentaren Leyden 1676, 2 Bde.), eine Nachbildung der »Noctes Atticae« des Aulus Gellius, worin er Gegenstände aus dem Leben der Alten in Form von Unterhaltungen mit gelehrten Freunden behandelt.

2) Basil, rumän. Dichter und Staatsmann, geb. 1821 in der Moldau, war ein eifriger Vertreter des »Jungen Rumäniens«, ward 1857 Mitglied des Divans für die Verfassungsangelegenheiten, dann nach vollzogener Union der Fürstenthümer Minister des Auswärtigen im moldauischen Ministerium Ghika. Im Mai 1860 zurückgetreten, lebte er seitdem abwechselnd in Jassy und Paris. Als Dichter machte er sich bekannt durch »Balladen« (1852—53, 2 Bde.), »Doïnas« (1853), »Doine si lacrimioare« (1863) u. a.; auch schrieb er ein treffliches Werk über »Rumänische Volkspoesie« (deutsch von W. v. Kotzebue, Berl. 1857).

Alessandria, oberital. Provinz, umfaßt den östl. Theil des Fürstenthums Piemont und zählt (1871) auf 5055 QKilom. (91,8 QM.) 683,361 Einw. Das Ländchen wird vom Tanaro, der Bormida und der Scrivia bewässert, von O. nach W., sowie von N. nach S. von Eisenbahnen durchzogen und ist im O. weite fruchtbare Ebene, während der mittlere und westliche Theil aus meist herrlichem, theilweise mit Wald bedecktem Hügellande besteht. Die gleichnamige Hauptstadt, mit dem Beinamen della Paglia (d. i. von Stroh, wahrscheinlich weil die ersten Häuser in der Eile mit Stroh gedeckt wurden), liegt 74 Kilom. südöstlich von Turin in sumpfiger Gegend am Tanaro und an der Bormida, ist prächtig gebaut und stark befestigt und zählt (1871) 57,080 Einw. Unter den 7 Hauptplätzen ist der schöne längs des Carlo-Alberto-Kanals, unter den Palästen der königliche und der der Ghilini, unter den 19 Kirchen besonders die neue Kathedrale (1823 erbaut) bemerkenswerth. Links vom Tanaro liegt die Citadelle (1728 erbaut), zu welcher eine schöne gedeckte Brücke führt. A. ist Sitz eines Bischofs, hat eine Akademie der Wissenschaften und Künste (»dei Immobili« genannt, 1562 gestiftet), ein Gymnasium u. andere höhere Lehranstalten, einen großen Campo santo, ansehnliche Wohlthätigkeitsanstalten und bedeutende Manufakturen in leinenen, wollenen und seidenen Zeugen, Strümpfen und Hüten. Zugleich ist die Stadt Knotenpunkt von 5 Eisenbahnen, unterhält 2 altberühmte, noch jetzt sehr besuchte Messen und bildet den Mittelpunkt des Handels und Verkehrs zwischen Genua, Mailand und Turin. A. wurde 1168 von den gegen Friedrich Barbarossa verbündeten lombardischen Städten als eine Vormauer gegen seine Macht angelegt und ihm zum Hohne nach seinem Gegner, dem Papste Alexander III., benannt. Durch seine Lage von großer strategischer Wichtigkeit, war es häufigen Belagerungen ausgesetzt. Im Jahre 1707 wurde es vom Prinzen Eugen erobert, darauf vom Kaiser Joseph I. erblich an Savoyen überlassen. In A. schloß Bonaparte nach der Schlacht bei Marengo mit dem österreich. General Melas (16. Juni 1800) einen Vertrag ab, nach welchem jener Oberitalien bis an den Mincio und 12 Festungen eingeräumt erhielt. Während des Kriegs von 1848 und 1849 bildete A. den Hauptwaffenplatz der Piemontesen, mußte aber nach der Schlacht von Novara (23. März 1849) auf die Dauer des abgeschlossenen Waffenstillstandes den Oesterreichern zur Garantie des Friedens eingeräumt werden.

Alessi, Galeazzo, berühmter ital. Architekt, 1500 in Perugia geboren und darum auch Perugino genannt, bildete sich unter Vitti Caporali und Michelangelo. Er gehört der Periode höchster Entfaltung der Renaissance an und baute Villen und Paläste in Genua, Assisi und Mailand. Er starb 31. Dec. 1572 zu Perugia.

Alessio (Ljesch), Hafenstadt im türk. Ejalet Rumili, an der Mündung des Drin, Sitz eines kathol. Bischofs, mit lebhaftem Handelsverkehr und über 3000 Einw.; Begräbnisort des Georg Kastriota, genannt Skanderbeg (gest. 1467).

A l'estompe (franz., spr. -stongp'), mit dem Wischer gezeichnet.

A l'étendard (franz., spr. -tangdahr), das durch die Trompete gegebene Kavalleriefeldzeichen, sich nach geschehenem Angriffe oder einem andern kriegerischen Manöver wieder bei der an einem bestimmten Orte aufgestellten Standarte oder Fahne zu sammeln und sich in Reihe und Glied zu stellen. Das Signal besteht aus 3 sogen. Rufen und 3 hohen und tiefen Posten.

Aletheia (griech.), Wahrheit; auch Personifikation derselben. Alethophil, Wahrheitsfreund.

Aletschgletscher, ein im schweiz. Kanton Wallis auf der Südseite der Jungfrau in das Rhônethal herabsteigender Gletscher, der größte Europa's (fast 20 Kilom. lang). Ueber seinen Rücken geht der Weg zur Jungfrau, die von hier aus als unbedeutende Schneekuppe erscheint. Durch drei kolossale Firnmulden (Großer Aletschfirn, Jungfraufirn, Ewigschneefirn) genährt, steigt der Eisstrom in majestätischem Bogen thalab und heißt, im Gegensatz zum Mittlern und Obern A., die von der rechten Seite in ihn einmünden, der Große A. Auf dem Ostrande des Gletschers liegt in 2350 Meter Höhe der Merjelensee, der durch einen Kanal nach dem Vieschergletscher abfließt, während die Wasser des Aletschgletschers durch die reißende Massa dem Rhône zugeführt werden (oberhalb Naters). Das nordwestlich liegende Aletschhorn

(4198 Meter), eine prächtige und großartige Schneepyramide, ist der zweithöchste Gipfel der Berner Alpen und wurde Juni 1859 von dem Engländer F. F. Tuckett, vom Aeggischhorn aus, zum erstenmal erstiegen.

Aleurométer (griech.), Mehlmesser.

Aleuron (*Klebermehl*), körnige Ablagerungen, welche innerhalb gewisser Pflanzenzellen vorkommen und häufig Form und Struktur in derselben Mannigfaltigkeit zeigen wie die Stärkekörner, sich von diesen aber durch ihren Stickstoffgehalt unterscheiden. Größere (oft sehr zusammengesetzte) Körner kommen fast nur in den Samen und am häufigsten bei den ölhaltigen Dikotyledonen (Leinsamen, Mandeln, Kakao), im Eiweißkörper, oder, wo dieser fehlt, im Embryo vor, während feinkörniges A. ungemein verbreitet ist. Das A. bildet vielleicht in ähnlicher Weise einen in Zeiten des Ueberflusses niedergelegten Nahrungsvorrath (für Zeiten starken Verbrauchs an stickstoffhaltiger Substanz aufgespeichert), wie das Stärkmehl einen solchen für den Verbrauch von stickstofffreiem Material.

Aléuten (*Katharinenarchipel*), eine Inselkette, die sich in einem Bogen, dessen Sehne 1140 Kilom. lang ist, vom Vorgebirge Alaska in Nordamerika bis nach Kamtschatka im asiat. Rußland (von 165—195° östl. L. v. Gr.) erstreckt und im N. vom 50° nördl. Br. das Beringsmeer vom Stillen Ocean scheidet, den Kontinent Nordamerika's aber mit Asien brückenartig verbindet. Es sind, die kleinen klippenartigen ungerechnet, 140—150 Inseln, deren Flächeninhalt auf 26,430 QKilom. (480 QM.) berechnet worden ist; zu ihnen zählen auch die selten besuchten *Andreanow-* oder *Neghoinseln*. Die bevölkertsten und wichtigsten der A. sind die sogen. *Fuchs-* oder *Kavalanginseln* mit Unimack, Unalaschka, Umnak, Atka, Amchitka, Attou ꝛc. Von denselben ist *Unimack* die größte der ganzen Inselkette und nur durch eine schmale Meerenge von der Halbinsel Alaska getrennt. Alle Inseln sind vulkanischen Ursprungs und haben schroffe und schwer zugängliche Küsten; viele sind infolge von Erdbeben ganz zerrissen, und das Meer bricht sich an ihren zackigen Felsenufern in entsetzlicher Brandung, oft Strudel bildend, welche ihre Umschiffung sehr gefährlich machen. Das Land steigt vom Meer aus zu kahlen, schwarzen, steilen Gebirgen empor, die sich immer höher aufeinander thürmen und das Ansehen einer längs jeder Insel hinziehenden Gebirgskette annehmen. Auf diesem Gebirge entspringen zahlreiche, zum Theil heiße Quellen, die sich als reißende Bergbäche in das Meer ergießen, oder in den felsigen Thälern, zuweilen wohl auch in ehemaligen Kratern zu tiefen Seen sammeln. Das Klima der A. ist rauh und wechselnd, die Vegetation dürftig; kein Baum gedeiht, nur auf einigen Inseln gelingt Kartoffelbau. Aber was der Boden nicht gewährt, liefert in desto reicherm Maße das Meer. Dasselbe enthält hier viele Phokenarten, Seehunde, Seekälber, Seelöwen; der Walfisch ist selten geworden; Lachse aber werden in großer Menge und in vielen Arten und Schellfische oft von ungeheurer Größe gefangen. Die *Ureinwohner*, die zum Theil zum Christenthum bekehrt wurden, sind eine Mischlingsrasse von tatarischer u. nordamerikanisch-indianischer Abstammung, klein, doch fleischig und wohlgestaltet, mit kurzen Hälsen, dunkelbraunen vollen Gesichtern, schwarzen Augen, schmalen Bärten, langem, schlichtem, schwarzem Haupthaar. Ihr Gesichtsausdruck ist gutmüthig und intelligent. Kapitän Cook schildert sie als das harmloseste Volk auf Erden, doch haben neuere Reisende beobachtet, daß sie zwar treuherzig und friedliebend, aber reizbar und höchst rachsüchtig sind. Polygamie ist bei ihnen die Regel. Die Hauptnahrung der Insulaner besteht in Fischen, Seethieren, Vögeln, Wurzeln und Beeren. Von den Russen entlehnten sie die künstlichere Bereitung der Speisen. Anpflanzungen von Kartoffeln liefern ihnen, wo sie fortkommen, ihr liebstes Gericht. Die Wohnungen sind meist noch Erdhöhlen mit hölzernen Dächern, welche man mit Gras und Erde bedeckt, und zu denen der Eingang auf dem Dache ist. Auch das Licht fällt von oben durch die Thüre, oder durch ein Loch herein, das mit getrockneten Fischhäuten bedeckt ist. Das Hausgeräthe ist mannigfaltig und zierlich gefertigt. Die Frauen verfertigen Kleidung, Schuhe und selbst Boote. Außerdem werden Matten, kleine Körbe und Etui's von Stroh verfertigt, die zuweilen nach Europa zum Verkaufe kommen. Die Hauptbeschäftigungen der Insulaner sind Fischfang und Jagd. Ihre Boote (Baidars, Baidarka's) bestehen aus einem Skelett von Holz, über welches eine lederne Decke von Seehundsfell gespannt ist, und durchschneiden vermöge ihrer Leichtigkeit die Wellen mit Blitzesschnelligkeit. Die Urbevölkerung der A. war sonst wohl über 100,000 Seelen stark, jetzt beträgt sie nicht den 10. Theil mehr. Diese rasche Entvölkerung schreibt man wohl mit Recht den Blattern, der veränderten Lebensweise und vornehmlich dem zu starken Genusse des Branntweins zu. Im Sommer 1872 fand der Reisende W. H. Hall auf Unalaschka Spuren menschlicher Wohnsitze aus uralter Zeit, besonders Instrumente aus Bims- und Sandstein, Knochen, wie sie die Botokuden zwischen den Lippen tragen, steinerne Messer, Knochenlöffel, Pfeilspitzen ꝛc. — Die A. wurden 1728 von Kapitän Bering entdeckt und waren bis 1867 Eigenthum der russisch-amerikan. Pelzkompagnie. Im letztgenannten Jahre gingen sie mit dem übrigen russ. Amerika durch Kauf in den Besitz der Vereinigten Staaten über und gehören seitdem zum Territorium Alaska.

Alexander, griech. Männername, s. v. w. der »Männerbeschützende«): 1) *A. der Große, König von Makedonien*, der größte Eroberer aller Zeiten, Sohn des Königs Philipp und der Olympias, einer Tochter des Arsakiden Neoptolemos von Epiros, war um die Zeit der Herbstnachtgleiche 356 v. Chr. geboren. Sein erster Erzieher war Leonidas, ein Verwandter der Königin und ein Mann von strengen Sitten, dann 8 Jahre lang der berühmte Philosoph Aristoteles. Diesem gebührt der Ruhm, in dem leidenschaftlichen Knaben jene Hoheit und Strenge des Denkens geweckt zu haben, die seine Leidenschaften adelte und seiner Kraft Maß und Bewußtsein gab. A. bewies seinem Lehrer stets die innigste Verehrung; er sagte oft, seinem Vater danke er nur sein Leben, seinem Lehrer, daß er würdig lebe. Der Geist des Mannes offenbarte sich schon in dem Knaben und Jüngling: sein Vorbild war Achilles. Jeder sinnlichen Ausschweifung feind, brannte A. nur vor Begierde nach Ruhm; voll Thatendurst klagte er bei den Siegen seines Vaters, daß diese ihm nichts zu thun übrig lassen würden. Wie Achilles seinen Patroklos, so liebte er seinen Jugendfreund Hephästion. Alexanders Aeußeres, der heftige Gang, der funkelnde Blick, das zurückfliegende Haar, die Gewalt der Stimme, war das eines Helden. In ritterlichen Uebungen übertraf er alle; schon als

Knabe bändigte er das wilde Roß Bukephalos, das ihm später als Schlachtroß diente. Damals schon rief der erfreute Vater: »Sohn, Makedonien ist für dich zu klein!« Die erste Waffenprobe legte A. ab, als er, während Philipp Byzanz belagerte, die Meder bezwang; in der Schlacht bei Chäronea (338) wandte er den Sieg den makedonischen Waffen zu. Philipp war stolz auf seinen Sohn und erkannte in ihm den Vollender seiner kühnsten Pläne und stolzesten Hoffnungen. Später jedoch störten die Verstoßung von Alexanders Mutter Olympias, die Erhebung einer zweiten Gemahlin, Kleopatra, durch Philipp und die Zurücksetzungen und Kränkungen, die A. selbst erfuhr, das gute Einvernehmen zwischen Vater und Sohn. Das Gerücht schrieb dem letztern sogar einen Antheil an Philipps Ermordung zu.

A. bestieg 336 den Thron von Makedonien unter den ungünstigsten Verhältnissen. Hellas, alle neu-bezwungenen barbarischen Völker hofften das makedonische Joch abschütteln zu können; Attalos, der Oheim der Königin Kleopatra, von Philipp mit einem Heere nach Asien gegen Persien geschickt, wollte die Krone dem neugeborenen Sohn der Kleopatra übertragen und selbst für denselben herrschen. Mit Umsicht und Energie wurde A. aller Gefahren Herr. Attalos, Kleopatra und ihr Kind wurden getödtet. A. selbst eilte nach Thessalien, passirte die Thermopylen und zog in Theben ein. Die Athener schickten Gesandte entgegen. A. verzieh ihnen und allen Hellenen; doch mußten sie Gesandte nach Korinth schicken, wo in einer allgemeinen Versammlung der Krieg gegen Persien beschlossen und A. als Oberbefehlshaber der Hellenen anerkannt wurde. Nur die Spartaner verweigerten den Beitritt. A. eilte nach Delphi, um das Orakel zu befragen; die Pythia wollte aber, weil es ein unglücklicher Tag sei, den Dreifuß nicht besteigen. Da führte sie der König mit Gewalt zum Tempelsitz, so daß sie ausrief: »Mein Sohn, du bist unwiderstehlich!« »Mir genügt das Orakel«, erwiderte A. Darauf wandte sich A. gegen die barbarischen Nachbarn. Im Frühling 335 zog er von Amphipolis aus gegen den Hämos (Balkan), überstieg das Gebirge, drang in das Land der Triballer bis an die Donau, ging angesichts der Feinde über diese auf das nördliche, von den Geten besetzte Ufer und kehrte mit vieler Beute in sein Lager zurück, worauf Gesandte der Barbarenfürsten Frieden und Freundschaft erbaten. A. eilte nun nach SW. gegen die Päonier, Illyrier und Taulantiner u. zwang auch diese zum Frieden. Das Gerücht, A. sei im Kampfe gegen die Illyrier gefallen, veranlaßte einen neuen Aufstand in Griechenland, namentlich in Theben und Athen. Aber plötzlich stand A. mit 20,000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern vor Theben, sein schnelles Erscheinen hielt die arkadischen Hülfsvölker am Isthmus zurück, die Athener blieben aus, und die Feinde der Thebaner (Orchomenier, Platäer, Thespier, Phokier &c.) schlossen sich dem Könige sogleich an. Dennoch wiesen die Thebaner Alexanders friedliches Anerbieten zurück; Theben wurde daher im Sturm erobert, wobei 6000 Thebaner und 500 Makedonier umgekommen sein sollen. Eine vom König berufene Versammlung der Bundesgenossen, welche an dem Kampfe theilgenommen, beschloß, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, das Land, mit Ausnahme des Tempellandes, unter die Nachbarn zu vertheilen, alle Thebaner in die Sklaverei zu verkaufen und nur den Priestern und Priesterinnen, den Gastfreunden Philipps, Alexanders und der Makedonier, die Freiheit zu schenken. Auch Pindars Haus und Nachkommen wurden von A. verschont, 30,000 Thebaner jeden Alters aber verkauft, die Mauern der Stadt niedergerissen, die Häuser ausgeräumt und zerstört. Den übrigen griech. Staaten ward Amnestie zu theil, den Athenern wurde die Bestrafung der Schuldigen überlassen. A. kehrte im Herbste nach Makedonien zurück und benutzte den Winter zu Rüstungen zum Kriege gegen Persien. Antipater wurde mit einem Heere von 12,000 Mann zum Reichsverweser in Makedonien bestellt; die Fürsten der verbündeten Barbarenstämme aber ließ A. zur persönlichen Theilnahme am Kampfe auffordern.

Mit dem Beginn des Frühlings 334 brach A. auf; 30,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiter setzte die 160 Dreiruderer starke makedon. Flotte bei Sestos nach Asien über, während A. selbst mit seinem Gefolge bei Eläos überfuhr, die Stätte von Troja besuchte und dort opferte. Dann zog er aus der Ebene von Arisbe nördlich. Lampsakos und Priapos ergaben sich; am jenseitigen Ufer des Granikos aber erwartete den König ein persischer Heerhaufen von 20,000 Reitern und ebensoviel Fußvolk, meist griech. Söldnern. Im Monat Thargelion (Mitte Mai bis Mitte Juni) 334 v. Chr. kam es unweit Priapos (jetzt Karaboa) zur Schlacht. Noch im Flusse selbst begann das mörderische Reitergefecht, worin A., im dichtesten Gewühle kämpfend, nur durch seinen Freund Klitos gerettet wurde. Trotz tapfern Widerstandes wurden die Perser geschlagen, dann die griech. Söldner niedergehauen bis auf 2000, die in Fesseln zu öffentlicher Strafarbeit nach Makedonien abgeführt wurden, weil sie, dem korinth. Vertrag zuwider, gegen die Makedonier gedient hatten; nur die Thebaner darunter ließ der selbst im Zorn menschlich fühlende Sieger frei, weil ihr Haß ein gerechter sei. Um die im Aegäischen Meere kreuzende Perserflotte unschädlich zu machen, wollte sich A. zuvörderst der von stammverwandten Griechen bevölkerten Vor- und Küstenländer bemächtigen. Die meisten Städte unterwarfen sich freiwillig: selbst Sardes, die Hauptstadt Lydiens, ergab sich mit großen Schätzen und wurde ein Hauptwaffenplatz der Makedonier. Auch Ephesos fiel in Alexanders Hände. In fast allen diesen Städten stellte man die Volksherrschaft her. Milet wurde erstürmt und die 400 Schiffe starke persische Flotte durch Verschließung aller asiat. Landungsplätze genöthigt, sich nach Samos zurückzuziehen; seine eigene Flotte löste der König auf und behielt nur 20 athenische Schiffe zugleich als Pfand für der Athener Treue. Karien überlieferte ihm die Fürstin Ada; nur Halikarnaß widerstand, bis Memnon, der persische Befehlshaber, selbst die Stadt anzündete und mit der persischen Flotte nach den griech. Inseln ging; seinen Plan, von da aus eine Diversion nach Makedonien zu machen, verhinderte sein Tod. Ada erhielt Karien als Königreich, die gräcisirten Städte bekamen demokratische Verfassungen. A. drang darauf bis Sida, an der Südküste Kleinasiens, vor, ging dann landeinwärts nach Phrygien und dessen Hauptstadt Gordium. Hier hielt er Winterrast. Gegen Pharnabazos, Memnons Nachfolger, welcher Mitylene eroberte und Griechenland bedrohte, wurde eine neue Flotte geschaffen. Im Frühjahre 333 vereinigten sich alle Truppenabtheilungen Alexanders, darunter 4000 Neugeworbene, in Gordion. Hier war es auch, wo A. auf des

Königs Midas alter Burg an dessen Wagen den gordischen Schicksalsknoten mit dem Schwert zerhieb. Dann unterwarf er Paphlagonien und rückte über den Halys nach Kappadokien gegen die kilikischen Thore vor. Das hier aufgestellte persische Korps zog ab, und A. erreichte Tarsos, wo er infolge eines kalten Bades im Kydnos erkrankte, jedoch durch seinen Arzt Philippos gerettet wurde. Inzwischen hatte der Perserkönig 5—600,000, darunter 100,000 wohlbewaffnete asiat. und 50,000 griech. Söldner aufgeboten. A. zog über Mallos und Issos nach der Stadt Myriandros; Darius aber, statt A. in der weiten, der Reiterei günstigen Ebene von Sochi zu erwarten, suchte ihn zu umgehen und im Rücken anzugreifen. Sofort kehrte A. um und traf einige Meilen südöstlich von Issos, in dem engen, unebenen Thale des Flusses Pinaros, die halbe Million Asiaten in einen kleinen Raum zusammengepreßt. Den Vortheil des Augenblicks erkennend, griff A. an, das gewaltige Perserheer wurde geschlagen, Darius selbst verlor auf der Flucht Wagen, Schild und Bogen. Das ganze persische Lager mit ungeheuren Schätzen ward Alexanders Beute; selbst Darius' Mutter, Sisygambis, seine Gemahlin Statira und Kinder wurden gefangen. Die persischen Kriegskassen nahm Parmenion bald nachher in Damaskus. Darius floh hinter den Euphrat; unbekümmert um ihn besetzte A. den Süden und drang in Phönikien ein, wo die Inselstadt Tyrus erst nach siebenmonatlicher Belagerung in einem allgemeinen Sturme (20. Aug. 332) fiel. Die Stadt wurde mit Phönikiern und Kypriern neu bevölkert und zu einem Waffenplatz eingerichtet. Die Friedensvorschläge des Darius wies A. zurück: er nannte sich schon König Asiens. Anfang September zog er von Tyrus durch Palästina, wo Akkon (Acre) fiel und A. zu Jerusalem im Tempel geopfert haben soll, gegen die ägypt. Grenzfestung Gaza, welche der Eunuch Betis (Babemeses) 2 Monate tapfer vertheidigte. Als A. nach siebentägigem Wüstenmarsch bei Pelusium anlangte, übergab der Satrap Mazakos das Land ohne Schwertstreich. In Memphis opferte A., auch hier dem heimischen Kultus huldigend, dem Apis, während in den Vorhöfen der Tempel griech. Wettkämpfe und Musenspiele stattfanden. Von Memphis fuhr er den Nil hinab und legte in der Nähe des westlichsten Nilarms bei der Insel Pharos den Grundstein zu seinem größten und dauerndsten Monumente, zu der Stadt Alexandria.

Inzwischen entbot Darius die Streitkräfte seines Reichs im Frühjahre 331 v. Chr. in die Ebene von Babylon, wo sich ein Heer von 200,000 Mann Fußvolk, 40,000 Reitern, 200 Sichelwagen und 15 Elefanten sammelte, mit dem Darius den Tigris nach Arbela hinauf marschirte. Nach einem Zuge zur Oase des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste, wo er den Gott über seine Zukunft befragte, trat A. von Memphis aus den Zug in das Innere Asiens an, zunächst nach Tyrus, dann mit 40,000 Mann und 7000 Pferden nach dem Euphrat, den er bei Thapsakos, und nach dem Tigris, den er ohne bedeutenden Widerstand bei Bedzabde überschritt. Erst bei Gaugamela, unweit des alten Ninive (Mosul) und Arbela, traf er im Herbste 331 auf den Feind. Dort kam es 2. Okt. 331 zur Entscheidungsschlacht. Schon war Parmenions Flügel durchbrochen, die Perser standen im makedon. Lager; da errang A., mit der Phalanx das feindliche Centrum durchbrechend, den Sieg. In Arbela, bis wohin A. mit der Reiterei den Feind rastlos verfolgte, fielen den Siegern der königl. Schatz, alles Feldgeräth und zum zweitenmal des Königs Waffen in die Hände. Darius selbst entkam mit 8000 Mann nach Ekbatana, während Ariobarzanes mit 25,000 sich nach Persis warf; die übrigen Satrapen zerstreuten sich oder gingen zu A. über. Dem Perserreich war der Todesstoß gegeben. Babylon ergab sich, Susa wurde mit leichter Mühe genommen. Mitte December 331 v. Chr. zog A. von Susa, nach blutigen Kämpfen an dem persischen Engpasse und, da dieser uneinnehmbar war, auf mühseligen Umwegen, nach Persepolis und Pasargadä, den alten Stammsitzen des persischen Königsgeschlechts. Unermeßliche Beute fiel dem siegreichen Heere zu. Um durch ein großartiges Opfer der Perser Schuld gegen Griechenland zu sühnen, schleuderte A. die Brandfackel in die alte Königsburg. Ende April 330 brach er nach Medien auf. Dort hatte Darius die Trümmer seines Heeres noch einmal gesammelt, wurde aber von den zu energischem Widerstande entschlossenen Großen gefangen und bei Alexanders Annäherung auf der Flucht nicht fern von den kaspischen Thoren getödtet (Juli 330). A. ließ ihn in Persepolis feierlich bestatten. Nach dem Tode des Darius sahen die Völker Persiens in A. ihren legitimen Herrn und die meisten persischen Großen schlossen sich ihm an. Inzwischen erhoben sich daheim die Spartaner unter Agis VI. gegen die makedon. Uebermacht (330), wurden aber von Antipater bei Megalopolis besiegt und dann gegen 150 Talente begnadigt. In Asien kämpfte noch Bessus, einer der Mörder des Darius, als König Artaxerxes fort. Gegen ihn zog A. über den Paropamisos (Hindukuh) nach Baktra. Im Frühjahre 329 ging er über den Oxos nach Sogdiana, wohin Bessus geflüchtet war. Verschworene lieferten letzteren an A. aus, der ihn dem Bruder des ermordeten Königs, Oxathres, übergeben und in Ketten nach Baktra abführen ließ. A. erreichte die äußerste Stadt des Perserreichs, Kyropolis am Jaxartes (Sir Darja). Indessen begann Unzufriedenheit in Alexanders Heere sich zu regen. Denn um die Verschmelzung des Orients und Occidents anzubahnen, hob A. jeden Vorrang der Makedonier vor den Asiaten auf. Dies, sowie der asiatische Prunk, mit dem der König sich umgab, verdroß die alten Krieger. Parmenion rieth von den Neuerungen ab, sein Sohn Philotas tadelte sie offen, selbst der treue Klitos wurde finster, und Krateros zog sich immer mehr zurück. Eine Verschwörung ward entdeckt und Philotas als angeblicher Mitwisser hingerichtet, Parmenion aber in Ekbatana durch Meuchelmord beseitigt. Da erhob sich in Alexanders Rücken Sogdiana unter Spitamenes, und mehrere Provinzen folgten; für A. stand alles auf dem Spiele. Doch wurde das verlorene Kyropolis wieder genommen, nach Skythien ein schreckender Zug gemacht, am nördlichsten Punkte der Heerfahrt ein neues Alexandria (Eschata) angelegt, Sogdiana fast ganz verwüstet und entvölkert. Den Winter 329—328 brachte A. in Zariaspe unweit Baktra zu, wo Bessus verurtheilt und danach verstümmelt und hingerichtet wurde. Im Frühjahre 328 erstürmte A. die für uneinnehmbar gehaltene Felsenveste des Ariomazes. Mit ihr gewann A. die schöne Roxane, des Baktrers Oxyartes Tochter, die er zu seiner Gemahlin erhob. Dann hielt er längere Zeit in Maracanda glänzend Hof. Dort tödtete er, vom Weine erhitzt, in einem Streite

beim Gelage seinen Lebensretter Klitos. Im Jahre 327 wurde Parätakene unterworfen, dann in Baktra die Hochzeit mit Roxane, und in ihr eigentlich die Verschmelzung Asiens und Europa's, aufs prächtigste gefeiert. Stärker als früher traten jetzt in A. Züge von orientalischem Despotismus hervor; auch von den Makedoniern wurde das Niederwerfen vor dem König gefordert. Kallisthenes, ein Verwandter des Aristoteles, der sich dem widersetzte, wurde nebst zwei Edelknaben, denen man eine Verschwörung gegen das Leben des Königs schuld gegeben, zum Tode verurtheilt (327).

Der Wunsch, das mit den Neuerungen unzufriedene Heer durch neue Erfolge an sich zu fesseln, trieb A. zu der Unterwerfung Indiens fort. Gegen Ende 327 brach er mit 120,000 Mann von Baktrien über Alexandria am Paropamisos nach dem nordwestl. Indien (Pendschab) auf. Ein Theil des Heeres, unter Hephästion und Perdikkas, sollte den Uebergang über den Indus vorbereiten; A. selbst wollte nordöstlich gegen die Aspasier, Guräer und Assacener vordringen und erreichte nach vielen heftigen Kämpfen den Indus im Frühjahre 326. Er wollte den Strom zu Schiff hinabfahren, um sich bei Taxila mit dem andern Theile des Heeres zu vereinigen, fand aber eine Brücke bereits fertig und empfing eine Gesandtschaft von Taxilas, dem König von Taxila, der ihm die Schlüssel seiner Hauptstadt nebst reichen Geschenken schickte. Porus, der Beherrscher des Gebiets vom Hydaspes bis zum Akesines, hatte sich mit einem großen Heere am jenseitigen Ufer des Hydaspes gelagert, ward aber nach hartem Kampfe trotz seiner Kriegselefanten besiegt und von Alexanders Reitern auf der Flucht eingeholt. Voll Bewunderung für den tapfern greisen Gegner bestätigte der Sieger ihn nicht nur in seiner Herrschaft, sondern erweiterte sogar sein Gebiet und gewann dadurch einen zweiten treuen Bundesgenossen. Dreißig Tage verweilte A. noch am Hydaspes unter Opfern und Spielen, gründete auch zwei Städte, Bukephala am westlichen Ufer und Nikäa auf dem östlichen, und rückte dann nach N. in die bevölkerte Gegend der Glausen, über den Akesines nach dem Hydraotes. Der freie indische Stamm der Katäer wurde unterworfen und sein Land unter die benachbarten Stämme vertheilt. Unaufgehalten erreichte das Heer die Ufer des Hyphasis. Dort aber weigerten sich die erschöpften Truppen weiter zu folgen. Alle Bemühungen Alexanders blieben erfolglos; als auch Opferzeichen ungünstig ausfielen, kehrte er nach Errichtung von 12 hohen thurmähnlichen Altären als Denkmälern und Dankzeichen und nach der Feier großer Kampfspiele um, nachdem er das Land zwischen dem Hydaspes und Hyphasis dem Porus verliehen. Um das ganze Indusgebiet zu erforschen und zu gewinnen, ließ er 2000 Fahrzeuge aller Größen bauen. Mitte Nov. 326 brach er auf. A. selbst schiffte sich mit 8000 Mann Kerntruppen ein; Oberbefehlshaber der Flotte war Nearchos. Einen andern Theil des Heeres führte Krateros am rechten, einen dritten Hephästion am linken Ufer des Hydaspes hinab. Fast alle Völker ergaben sich freiwillig. Nur die Mallier versuchten Widerstand; bei Erstürmung ihrer befestigten Hauptstadt wurde A. schwer verwundet. Nach mannigfachen Kämpfen und nach Unterwerfung des Fürsten von Pattala (dem Indusdelta) wies A., der selbst bis zum Indischen Ocean hinabgesegelt war, Nearchos an, mit der Flotte längs der Küste hin zu segeln; er selbst zog mit dem Hauptheere (325) durch das Gebiet der Arabiten in das der Oriten, befestigte Rambakia und brach gegen Gedrosien auf, dessen Hauptstadt Pura er nach einem mühseligen Marsche von 60 Tagen erreichte. Nach gehaltener Rast brach er nach Karamanien auf, wo Krateros sich mit ihm vereinigte und Mitte December Nearchos glücklich an der Küste landete. Dieser setzte die Fahrt längs der Küste des Persischen Meerbusens zu der Euphrat- und Tigrismündung fort, während Hephästion mit einem großen Theile des Heeres die Straße nach Persis an der Küste hin einschlug, A. aber mit den berittenen Edelscharen und dem leichten Fußvolk durch das Gebirge über Pasargadä und Persepolis nach Susa durchdrang, wo die Ausschreitungen seiner Statthalter strenge Abhülfe erheischten und auch ein strenges Gericht über sie erging. Nun galt es, die Verschmelzung des Abend- und Morgenlandes zu vollziehen, und um sie zu fördern, vermählte sich A. selbst neben Roxane noch mit des Darius ältester Tochter Statira; gegen 80 seiner Großen und über 1000 andere Makedonier vermählte er mit Perserinnen. Indem er mit 20,000 Talenten die Schulden der Soldaten bezahlte, hoffte er sie für sein Vorhaben zu gewinnen. Als aber 30,000 Barbaren auf makedon. Weise bewaffnet und eingeübt und in gleichen Rang mit den Makedoniern gestellt wurden, erregte das den bittersten Groll der Makedonier, der 324 während einer Heerschau bei der Stadt Opis am Tigris zum Ausbruche kam. Als A. die Veteranen und Gebrechlichen in die Heimat zu entlassen befahl, riefen die Makedonier ihm zu, er möge fortan mit seinen jungen Barbaren und dem Vater Ammon in den Krieg ziehen. Da trat A. im heftigsten Zorne in die Mitte der tobenden Aufrührer und ließ 13 ergreifen und zum Tode führen. Er selbst zog sich in die Königsburg zu Opis zurück und behandelte die barbarischen Truppen ganz so wie bisher die makedonischen. Dadurch betroffen, baten die Makedonier bald reuig um Verzeihung und erhielten sie. Ein großes Versöhnungsfest wurde gefeiert, der Platz zunächst dem König den Makedoniern eingeräumt, die Opfer von griech. und pers. Priestern gemeinschaftlich dargebracht. Dann wurden 10,000 Veteranen ehrenvoll entlassen. Krateros führte sie zurück, um Antipaters Stelle einzunehmen und letzteren mit neuer Mannschaft nach Asien zu entbieten. Nachdem A. seinen verstorbenen Freund Hephästion durch glänzende Kampfspiele geehrt, vernichtete er das wilde Gebirgsvolk der Kossäer, sorgte mit Eifer für Hebung des Handels u. Verkehrs durch Straßen, Entdeckungsreisen, Hafenbauten und Städtegründungen. Insbesondere trug er sich mit dem Plane einer großartigen Kolonisation an der Ostküste des Persischen Golfs und einer Umschiffung Arabiens, um Aegypten zur See mit dem Euphratlande zu verbinden. Schon war der Tag der Abreise der Flotte unter Nearchos bestimmt, als der König nach einem dem Nearchos gegebenen Abschiedsmahle an einem Fieber erkrankte (31. Mai 323), dessen Stärke von Tag zu Tag zunahm. Bis zum 7. Tage konnte er baden, bis zum 10. opfern, und auf den 11. hatte er noch eine Versammlung der Feldherren angesetzt. An demselben Tage gegen Abend ereilte ihn aber der Tod, im 32. Jahre seines Lebens, nachdem er 12 Jahre 8 Monate das Diadem getragen. Seine einbalsamirte Leiche wurde erst nach zwei Jahren mit unermeßlicher Pracht zu Ptolemäos nach Aegypten gebracht und in Memphis bestattet, später aber nach

Alexandria geführt und in einem ihm eigens erbauten Tempel beigesetzt.

Alexanders Leben und Thaten sind von mehreren seiner Begleiter beschrieben worden. Aus solchen, wohl nicht immer zuverlässigen Geschichtswerken haben Diodor, Curtius, Trogus Pompejus (im Auszuge bei Justin) und nicht selten auch Plutarch geschöpft. Arrian dagegen folgte den von ihm allein für glaubwürdig erklärten Erzählungen des Lagiden Ptolemäos und des Aristobulos aus Kassandria und ist dadurch Hauptquelle für Alexanders Geschichte. Die Fragmente seiner gleichzeitigen Biographen sammelte Geier (»Alexandri M. historiarum scriptores aetate suppares«, Leipz. 1844). Unter den neuern vgl. Droysen, Geschichte Alexanders d. Gr. (Berl. 1837); Hertzberg, Die asiat. Feldzüge Alexanders d. Gr. (Halle 1864).

Das wunderbare Element in den Kriegszügen Alexanders, seine Berührungen mit neuerschlossenen Nationalitäten und der tragische Reiz seines achilleisch dahin schwindenden Heldenlebens haben frühzeitig die Bildung einer reichen Alexandersage veranlaßt. Die älteste literarische Fixirung derselben, welche wir kennen, ist die griechische unter dem angenommenen Autornamen des Kallisthenes (herausgeg. von Müller, Par. 1846, und von Meusel, Leipz. 1871), unter dem Einfluß der lebendigen Volkssage in Aegypten etwa um 200 n. Chr. entstanden (vgl. Zacher, Pseudokallisthenes, Halle 1867) und durch lat. Uebersetzungen im Abendlande, durch armenische, syrische ꝛc. im Morgenlande verbreitet. Da diese Sage wegen ihres gelehrten Charakters der Bildung der dichtenden Geistlichkeit, durch ihren heroischen Anflug dem weltlichen Ritterthume zusagte, so wurde sie mit besonderer Vorliebe im Mittelalter dichterisch behandelt. Unter den europäischen Dichtern verfaßte zuerst Alberich von Besançon (im Mittelhochdeutschen Alberich oder Albrecht von Bisenzun oder Bisenze) in der ersten Hälfte des 12. Jahrh. ein episches Gedicht über A., von welchem Paul Heyse (»Romanische Inedita«, Berl. 1856) ein Fragment entdeckt hat. Auf dieser Grundlage dichtete dann der deutsche Pfaffe Lamprecht noch im 12. Jahrh. sein »Alexanderbuch« (in einer älteren und jüngeren Recension erhalten, beide herausgeg. von Weismann, Frankf. a. M. 1850). Aus dieser Bearbeitung geht hervor, daß der franz. Dichter neben dem überlieferten Pseudokallisthenes noch andere gelehrte und volksthümliche Elemente benutzt haben muß. Dasselbe ist der Fall bei den franz. Dichtern Lambert li Court und Alexandre de Bernay, welche zwischen 1180—1190 einen Alexanderroman (herausgeg. von Michelant, Stuttg. 1846) dichteten, von dessen zwölfsilbigen Versen der Alexandriner (s. d.) seinen Namen hat. In Deutschland suchte Rudolf von Ems (1240—50) in seinem Alexandergedicht mit dem des Pfaffen Lamprecht die Darstellung des Curtius zu verbinden; dieser letztere wird die Hauptquelle für das lat. Epos des Walther von Chatillon (Gualtherus de Castellione) um 1200, welches das spätere Mittelalter beherrschte (weit verbreitet in Drucken und Handschriften, zuletzt herausgeg. von Müldener, Leipz. 1863). Dagegen beruht das dem 13. Jahrh. angehörende altengl. Epos von A. (in H. Webers »Metrical Romances«, Bd. 1, Edinb. 1810) auf der Kallisthenes-Ueberlieferung (s. o.). Diese hat auch in der entschiedensten Weise auf den Orient gewirkt, ist jedoch hier ohne Zweifel mit besonderen nationalen (gewiß persischen und jüdischen) Sagen und freien Erfindungen durchsetzt worden. Die Perser nehmen hier die erste Stelle ein. Schon Firdusi hat die Sage in sehr bestimmter Gestalt; unter den spätern Bearbeitern ragt besonders Nizami hervor (vgl. Bacher, Nizami und das Nizamische Alexanderbuch, Gött. 1871). Von den Persern gelangte Stoff und Gestaltung der Sage zu andern Mohammedanern, welche A. unter dem Dsulkarnein, d. i. dem »Zweigehörnten« des Korans, verstehen, besonders zu Türken und Hindu, welche letzteren in älterer Zeit merkwürdigerweise keine Erinnerung an A. bewahrt haben (vgl. Spiegel, Die Alexandersage bei den Orientalen, Leipz. 1851). Die erste kritische Gesammtausgabe der auf die Alexandersage bezüglichen Texte besorgte W. Förster (»Alexander Magnus. Collectio scriptorum ad fabulosam ejusdem historiam pertinentium«, Leipz. 1874).

2) A. Sevērus, der Strenge, römischer Kaiser von 222—235 n. Chr., vollständig Marcus Aurelius A. Severus, vor seiner Thronbesteigung Alexianus, 208 n. Chr. zu Akko in Syrien geboren, von seiner christenfreundlichen Mutter Julia Mammäa sorgfältig erzogen, wurde von seinem Verwandten, Kaiser Heliogabalus, auf Verlangen des Volkes 220 adoptirt und 222 zum Kaiser ausgerufen. Voll der besten Absichten, hatte A. doch nicht die Kraft, dieselben durchzuführen. Die Rechtsgelehrten Paulus und Ulpianus verbesserten unter ihm die Gesetze. In religiöser Hinsicht huldigte er mit seiner Mutter einem vernünftigen Synkretismus und ehrte auch die Lehren des Christenthums. Der grenzenlosen Unsittlichkeit suchte er kräftig zu steuern. 14 Konsularen mußten als Curatores urbis (Stadtaufseher) für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Anständigkeit sorgen. Von ihm wurden auch neben den Neronianischen neue Bäder (Thermae Alexandrinae) erbaut. A. fiel als ein Opfer der zügellosen röm. Soldateska, als er nach einem glücklichen Feldzuge gegen Persien zur Bezwingung der Deutschen nach Gallien geeilt war. In dem Dorfe Sicila (Siklingen bei Mainz) hauchte er, nach einer Regierung von 13 Jahren und 9 Tagen, seine edle Seele aus (235). Der Senat dekretirte seinem Andenken göttliche Verehrung.

3) A. Jaroslawitsch Newskoi, Großfürst von Rußland, der Heros Rußlands, ward zu Wladimir 1219 geboren. Sein Vater, Großfürst Jaroslaw II. von Nowgorod, ließ ihn sorgfältig erziehen. Nach des Vaters Tode (1247) Fürst von Nowgorod, ward er nach seines Bruders Andreas Tod (1252) Großfürst von Wladimir. Schon 1240 hatte er an der Newa (daher sein Beiname Newskoi) über die Schweden gesiegt und dann glücklich gegen die Ritter des Schwertordens gekämpft, welche auf Betrieb des Papstes Gregor IX. in Rußland eingefallen waren. Roms Plan, die Russen in den Schoß der kathol. Kirche überzuführen, mißglückte, da A. standhaft dagegen blieb. A. starb 14. Nov. 1263 auf der Rückreise von dem Hofe des großen Chans der Tataren, der damals Rußland als Lehen betrachtete und von seinen Fürsten Huldigung forderte. Sein Leichnam wurde in Wladimir beigesetzt. Man zählt A. unter die größten Heiligen der russ. Kirche; Peter d. Gr. erbaute ihm 1712 das A.-Newsky-Kloster (s. d.) und stiftete den nach ihm genannten Orden (s. Alexander-Newsky-Orden).

4) Kaiser von Rußland: a) A. I. Paulo-

witsch, ältester Sohn Kaiser Pauls I., von 1801—1825 Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen, ward 23. Dec. 1777 zu Petersburg geboren und unter der Leitung des freisinnigen Schweizers Laharpe erzogen. Schon frühzeitig entwickelte sich in ihm eine etwas mystische Frömmigkeit und ein Hang zur Melancholie, der durch die blutigen Scenen, von denen seine Thronbesteigung begleitet war, und durch die Rücksicht, welche er auf die Mörder seines Vaters und ihre Partei nehmen mußte, nicht wenig gefördert wurde. Seiner Persönlichkeit entsprechend, war sein Bemühen vornehmlich auf die innere Entwickelung Rußlands gerichtet. In der ersten Hälfte seiner Regierung, namentlich während der ersten Jahre, war er eifrig bestrebt, das Finanzwesen seines Reiches zu ordnen, die geistige Bildung zu fördern (58 Priesterseminare, über 100 Gymnasien, mehr als 2000 Elementarschulen sollen durch ihn neu eingerichtet worden sein) und das harte Loos der Leibeigenen zu mildern. Esthland, Livland und Kurland verdanken ihm die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einführung einer mit dem Institut der Gemeindegerichte verbundenen Bauernordnung. Leibeigene zum Verkaufe auszustellen oder in den Zeilungen auszubieten, wurde verboten, die Freilassung derselben und ihre Ansiedelung in den Städten erleichtert. Um diesen und anderen Reformen seine Sorgfalt zuwenden zu können, war A. anfangs bemüht, kriegerische Einmischung in die europäischen Angelegenheiten zu vermeiden. Bereits 1802 schloß er mit dem jungen Könige von Preußen einen herzlichen Freundschaftsbund (Zusammenkunft in Memel, Juni 1802), dem beide bis an ihr Lebensende treu geblieben sind. Gleichzeitig trat A. mit Bonaparte, damaligem ersten Konsul der franz. Republik, in enge politische Beziehungen, um die Angelegenheiten Europa's nach gemeinsamem Einverständnis friedlich zu leiten. A. mußte sich aber bald überzeugen, daß diese Bundesgenossenschaft nur dazu diente, die Machtstellung Frankreichs zu erhöhen. Es kam deshalb bereits 1804 zum vollständigen Bruche. A. unterstützte 1805 Oesterreich, trat aber nach der Schlacht bei Austerlitz vom Bunde gegen Napoleon zurück, um den Kampf 1807 zu Gunsten Preußens zu erneuern, freilich erst als sein Verbündeter den größten Theil seiner Monarchie bereits verloren hatte. Als die preußischen und russischen Truppen bis über die Memel zurückgedrängt waren, vermittelte A. den Frieden von Tilsit. Dem Abschluß desselben ging die berühmte Zusammenkunft des russischen und des französischen Kaisers 25. Juni (in einem auf zwei Flößen in der Mitte des Niemen erbauten Pavillon) voraus, und A., der für Napoleons glänzende persönliche Eigenschaften die größte Bewunderung hegte, ließ sich von demselben zum zweitenmal für den Gedanken einer gemeinsamen Leitung der europäischen Angelegenheiten gewinnen. Bei der Zusammenkunft in Erfurt (Oktober 1808) sollte dieser Gedanke weiter ausgebildet werden. Bei den weit auseinandergehenden Interessen der beiden Staaten dauerte indeß diese Eintracht nicht lange, und 1812 kam es von neuem zum Bruche. Anfangs schien auch Rußland dem gewaltigen Imperator unterliegen zu müssen, und nach der Einnahme von Moskau verzweifelte A. fast an der Fortführung des Krieges. Indessen gelang es dem ungebrochenen Muthe des Freiherrn vom Stein, ihn umzustimmen und seine Begeisterung anzufachen. Er erklärte, die Waffen nicht niederlegen zu wollen, ehe Napoleon gestürzt sei. Die Friedensanerbietungen desselben wurden zurückgewiesen, der religiöse und nationale Fanatismus der Russen wachgerufen und das mehr dem Hunger und der Kälte als den Waffen weichende franz. Heer auf seinem Rückzuge hart bedrängt und fast vernichtet. Alexanders Entschluß für die Fortführung des Krieges beförderte die Erhebung Deutschlands, die ohne seine Unterstützung kaum möglich gewesen wäre. In den Befreiungskriegen übte A. als der mächtigste unter den verbündeten Herrschern einen sehr großen Einfluß aus, sowohl auf die militärischen Operationen wie auf die schonende Behandlung Frankreichs und auf die Rückführung der Bourbonen. Beim Wiener Kongreß war er für die Eintracht unter den Fürsten und für die Herstellung einer festen Ordnung unermüdlich thätig. Damals hatten die liberalen Ansichten Einfluß auf ihn, und im Sinne derselben suchte er persönlich und durch den Freiherrn vom Stein auf die Regelung der deutschen Verhältnisse durch die Wiener Schlußakte zu wirken. Auch setzte er durch, daß die Neutralität der Schweiz anerkannt wurde, und verschaffte den Jonischen Inseln republikan. Selbständigkeit. In gleichem Sinne gab er Polen, das ihm durch die Entscheidung des Wiener Kongresses zugefallen war, eine Verfassung, die, wäre sie aufrichtig und treu vollzogen worden, der Welt vielleicht das Schauspiel des blutigen Aufstandes und der nachherigen Unterdrückung des polnischen Volkes erspart haben würde. Unter dem Einflusse der großen Begebenheiten dieser Zeit und auf Anregung der ihn damals in ihre Mystik ziehenden Julie v. Krüdener (s. d.) entstand bei dem christlich frommen Kaiser zuerst die Idee der **Heiligen Alliance** (s. d.), durch deren Verwirklichung er den Frieden der Welt auf einer von den zeitherigen politischen Bündnissen weit abweichenden Grundlage festzustellen trachtete, die aber nur die Handhabe für die politische Reaktion wurde und, statt die Gemüther zu beruhigen, die Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung nur noch steigerte. A., dadurch erschreckt und, wie es scheint, durch böswillige Einflüsterungen gegen die Völker mit Mißtrauen erfüllt, versuchte mit anderen Fürsten gewaltsame Gegenmittel. Man berieth und beschloß in diesem Sinne auf den Kongressen zu Troppau, Laibach und Verona, und A. bot willig die Hand, mit den Aufständen auch den politischen Fortschritt der Völker zu unterdrücken. In Rußland wurden die Censur und strengste Ueberwachung der Büchereinfuhr wieder eingeführt, die Wissenschaft, die Literatur und der Unterricht gefesselt, Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe eingeleitet, die Freimaurerlogen und Missionsgesellschaften unterdrückt und allmählich alle Pläne für Reform und Fortbildung aufgegeben. Ueber das ganze Reich breitete sich das Netz einer offenen und geheimen Polizei, die allen Verkehr hemmte. Die Erfahrung, daß durch alle diese Maßregeln der Geist des Widerstands sich nicht bannen ließ, verbitterte das krankhaft erregte Gemüth des Kaisers, der theils in den Zerstreuungen eines glänzenden, üppig-frömmelnden Hofes, theils in religiöser Mystik Zerstreuung und Befriedigung suchte. Die Entwickelung des griech. Aufstandes brachte zugleich die Politik des Kaisers in schreienden Widerspruch mit der öffentlichen Meinung. Sein Volk war den Glaubensverwandten zugethan; A. aber mißbilligte den Aufstand der Hellenen, weil er darin nur eine Auflehnung gegen ihren recht=

mäßigen Oberherrn erblickte. Der Tod seiner einzigen, heißgeliebten natürlichen Tochter, die furchtbare Ueberschwemmung, die 1824 Petersburg heimsuchte, endlich die Furcht vor einer russisch-polnischen Verschwörung gegen das Haus Romanow trugen nicht wenig dazu bei, das Herz des Kaisers zu brechen. Körperlich leidend, verdüsterten Gemüthes und voll Todesgedanken trat er Mitte September 1825 mit seiner kranken Gemahlin eine Reise in die Krim an, wo er von einem der Halbinsel eigenthümlichen Fieber ergriffen wurde. Ueber seinen Zustand besorgt, ließ er sich nach Taganrog bringen und starb hier 1. Dec. 1825 in einem fernen Winkel des Reiches, 500 Stunden von seiner Hauptstadt. Das unverbürgte Gerücht von einer stattgefundenen Vergiftung fand an vielen Orten um so eher Glauben, als bald darauf eine in den letzten Regierungsjahren Alexanders aus Furcht vor den beabsichtigten Reformen entstandene und weit verbreitete Verschwörung ausbrach und nur durch die Kraft und den persönlichen Muth des Kaisers Nikolaus unterdrückt werden konnte. A. war seit 1793 vermählt mit Elisabeth, der dritten Tochter Karl Ludwigs, Erbprinzen von Baden. Die Macht Rußlands stieg unter A. zu einer Höhe, die Peter d. Gr. nur ahnen konnte. Der Wiener Friede und sehr glücklich geführte Kriege gegen Schweden, Persien und die Türkei führten zur Erwerbung des Königreichs Polen, Bialystocks, Finnlands, Grusiens, Schirwans und Bessarabiens mit zusammen etwa 10 Mill. Einw. Fast wichtiger noch war die innere Erstarkung Rußlands und der Einfluß, den es auf die Angelegenheiten Europa's gewann. Unter den vielen Denkmälern, die Alexanders Andenken in Rußland verewigen, ist besonders der großartige Obelisk auf dem Isaaksplatze zu Petersburg zu erwähnen. Vgl. Comtesse Choiseul-Gouffier, Mémoires historiques sur l'empereur Alexandre et la cour de Russie (Par. 1829); Dieselbe, Réminiscences sur l'empereur Alexandre I (Besançon 1862); Bogdanowitsch, Geschichte der Regierung des Kaisers A. (Petersb. 1869, 4 Bde., in russ. Sprache); Golowin, Histoire d'Alexandre I (Leipz. 1859); Schnitzler, Histoire intime de la Russie (Par. 1847, 2 Bde.); v. Bernhardi, Geschichte Rußlands 1814—31 (Bd. 1, Leipz. 1863).

b) **A. II. Nikolajewitsch**, Sohn des Kaisers Nikolaus I. und der Kaiserin Alexandra, geb. 29. (17.) April 1818, genoß unter der Leitung des Dichters Schukowski eine treffliche Erziehung, trat aber in den öffentlichen Angelegenheiten, abgesehen von der hergebrachten Betheiligung russischer Großfürsten an militärischen Ehrenämtern und dem Patronat einzelner Anstalten (er war Kanzler der Universität Helsingfors, Groß-Ataman sämmtlicher Kosakenheere und Kommandeur des Grenadierkorps, seit 1849 Leiter des gesammten Militärbildungswesens), in keiner Weise eingreifend hervor. Das Gerücht schrieb ihm eine friedliche, weise, wohlwollende Richtung, nicht aber eben Thatkraft und Festigkeit zu. Indessen ward, nachdem A. nach dem Tode seines Vaters 2. März (18. Febr.) 1855 den Zarenthron bestiegen, der Krieg gegen die Pforte zunächst mit unermüdeter Energie fortgesetzt, und der Kaiser besuchte im Nov. selbst Odessa und die Krim. Der Pariser Friede (1856) schwächte dann zwar Rußlands Machtstellung im Orient sehr, doch erholte es sich von dieser Niederlage durch die nach außen wie im Innern vorsichtige, aber energische Politik des Kaisers bald völlig. Auch nach diesem Frieden ward die Unterwerfung der kaukasischen Bergvölker fortgesetzt und vollendet, während zugleich die weiten Gebiete zwischen dem Kaspischen Meere und dem Aralsee unter russischen Einfluß gebracht und zum Theil völlig okkupirt wurden. Noch wichtiger als diese Erwerbungen ist die von A. in Angriff genommene innere Reform, als deren wesentlichste Bestandtheile die seit 1862 durchgeführte Aufhebung der Leibeigenschaft und die gegenwärtig in der Durchführung begriffene neue Militärorganisation zu bezeichnen sind. Wer die großen Schwierigkeiten bedenkt, die diesen Reformen entgegenstanden, und die ruhige, vorsichtige Festigkeit betrachtet, mit welcher A. alle Hindernisse überwand, erkennt, wie falsch die Ansicht war, welche man im Anfang seiner Regierung allgemein von ihm gehegt hatte. Wenn seine Persönlichkeit auch nicht so imponirend ist, wie die seines Vaters, so sind seine Erfolge doch bei weitem größer. Einen dunklen Punkt aber in seiner bisherigen Regierung bildet die Härte, mit welcher der polnische Aufstand (1863) niedergeworfen wurde. Die große Bedeutung der Reformen und die völlige Umgestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse, welche durch dieselben herbeigeführt wurde, konnten nicht verfehlen, in vielen davon betroffenen Kreisen tiefgehende Mißstimmung hervorzurufen und in der großentheils ungebildeten Bevölkerung die Verbreitung socialistischer und kommunistischer Ideen zu begünstigen (s. Nihilismus). Zugleich war die von Nikolaus begonnene Russificirung der fremden Nationalitäten des Reichs wieder aufgenommen worden, am rücksichtslosesten in den westruss. (vormals poln.) Gouvernements und in Polen, später mit mehr Schonung in den Ostseeprovinzen, die A. ausdrücklich als einen »untrennbaren Theil Rußlands« betrachtet wissen wollte. Ein im April 1866 von dem Edelmann Karakasow versuchtes Attentat auf den Kaiser, das durch den Bauer Kommissarew verhindert wurde, veranlaßte eingehende Untersuchungen, welche die Existenz zahlreicher politischen Geheimbünde aufdeckten. Dies und ein zweites Attentat, welches während der Pariser Ausstellung (1867) von einem wahnsinnigen Polen, Berezewsky, versucht wurde, machten auf den Kaiser tiefen Eindruck und verminderten seine Neigung zu reformatorischem Vorgehen. Für einige Zeit kamen die Freunde des Alten bei ihm zu Ansehen. Die Censur wurde in alter Strenge wiederhergestellt und ein umfassendes polizeiliches Ueberwachungssystem eingerichtet. Diese Maßregeln sind zwar seitdem einigermaßen gemildert worden, bestehen zum Theil aber noch jetzt fort. Das Verfahren gegen die kathol. Kirche in Polen führte zu Differenzen mit dem päpstlichen Stuhl, zum Abbruch der diplomat. Beziehungen zu demselben und (4. Dec. 1866) zur Aufhebung des Konkordats von 1847. Während des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen 1866 bewahrte A. eine neutrale, aber preußenfreundliche Haltung. Auch während des Kriegs zwischen Frankreich und Deutschland 1870 gab A. seine Sympathien durch Ordensverleihungen an die deutschen Heerführer und durch Ernennung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl zu russ. Generalfeldmarschällen kund. Weiteres s. Russisches Reich, Geschichte. A. ist seit 1841 vermählt mit Maria (geb. 8. Aug. [27. Juli] 1824), Tochter des Großherzogs Ludwig II. von Hessen. Sein ältester Sohn Nikolaus (geb. 1843) ist 1865 gestorben. Sein zweiter Sohn, der gegenwärtige Großfürst-

Thronfolger (Cäsarewitsch), Alexander Alexandrowitsch, ist 10. März (26. Febr.) 1845 geboren und seit dem 9. Nov. (28. Okt.) 1866 vermählt mit der Großfürstin Maria Feodorowna (vorher Dagmar), geb. 26. (14.) Nov. 1847, Tochter König Christians IX. von Dänemark. Aus dieser Ehe stammen bis jetzt zwei Söhne: Nikolaus, geb. 18. (6.) Mai 1868, und Georg, geb. 9. Mai (27. April) 1869. Außer dem Cäsarewitsch hat A. noch vier Söhne: Wladimir, geb. 1847; Alexis, geb. 1850; Sergius, geb. 1857, und Paul, geb. 1860, sowie eine Tochter Maria, geb. 1853. Vgl. »Rußland unter A. II. Nikolajewitsch« (Leipz. 1860); Golowin, Rußland unter A. II. (das. 1870).

5) A. Karl, Herzog von Anhalt-Bernburg, Sohn des Herzogs Alexius Friedrich Christian aus dessen Ehe mit Friederike von Hessen-Kassel, geb. 2. März 1805, gest. 19. Aug. 1863, offenbarte frühzeitig sowohl körperliche wie namentlich geistige Schwäche, welche allmählich zunahm, so daß sein Vater die künftigen Regierungshandlungen des Sohnes an die Mitwirkung eines geheimen Konferenzrathes zu binden sich veranlaßt fand. Seit 1834 Nachfolger seines Vaters, vermählte sich A. 30. Okt. 1834 mit der Prinzessin Friederike von Holstein-Glücksburg, der er 1855 unter dem Titel einer Mitregentin die Regierung des Landes übertrug. (Vgl. Anhalt-Bernburg.)

6) A. Ludwig Georg Friedrich Emil Philipp Gustav Ferdinand, Prinz von Hessen und bei Rhein, österreichischer General der Kavallerie, zweiter Bruder des jetzt regierenden Großherzogs Ludwig III. von Hessen-Darmstadt, geb. 15. Juli 1823 zu Darmstadt, stand von 1840—51 in russischen Diensten und zeichnete sich in den kaukasischen Kämpfen aus, zuletzt als Generalmajor und Kommandeur der gesammten Artillerie. Im Jahre 1852 trat er als Brigadier in die österreichische Armee. Im Feldzuge von 1859 erwarb er sich große Anerkennung durch die Tapferkeit und Ausdauer, mit der er nach den Schlachten bei Montebello und Solferino den Rückzug der geschlagenen Armee deckte. Seit 1863 lebte Prinz A. meist in Darmstadt oder Heiligenberg, seiner Besitzung im Odenwalde, wo er sich vornehmlich mit der Ordnung seines großen Münzkabinets beschäftigte. (Vgl. »Das Heiligenberger Münzkabinet«, Darmst. 1856.) Im Jahre 1866 übernahm er den Oberbefehl über das aus den würtembergischen, bayrischen, hessen-darmstädtischen und nassauischen Truppen und aus 12,000 Oesterreichern zusammengesetzte 8. Bundesarmeekorps, welches mit den Bayern gemeinsam operiren sollte. Die Vereinigung wurde indeß durch General Vogel v. Falckensteins rasches Vorgehen verhindert, und Prinz A. zog sich deshalb nach Frankfurt zurück. Auch diese Stadt räumte er, als ein Theil seines Heeres bei Aschaffenburg geschlagen worden war. Südlich des Mains hätte er sich nun wohl mit den Bayern vereinigen können. Die beiden Heere nahmen auch sehr nahe gelegene Stellungen ein, unterstützten einander aber so wenig, daß Prinz A. 23. Juli an der Tauber, das bayrische Heer 25. bei Würzburg geschlagen wurde. In diesem Feldzuge hat Prinz A. eine wenig beneidenswerthe Rolle gespielt, doch muß man berücksichtigen, daß seine Thätigkeit durch mancherlei Einflüsse gehemmt war. Vgl. »Feldzugsjournal des Oberbefehlshabers des 8. deutschen Bundesarmeekorps« (2. Aufl., Darmst. 1867).

7) A. Karageorgewitsch, Fürst von Serbien, Sohn Czerny Georgs (Karageorgs), des Befreiers von Serbien, geb. 29. Sept. (11. Okt.) 1806 zu Topola in Serbien, folgte seinem Vater 1813 nach Oesterreich, dann nach Chotim in Bessarabien und trat nach Ermordung seines Vaters (1817) in die russ. Armee, wo er bis zum Stabskapitän avancirte. Michael Obrenowitsch rief ihn nach Serbien zurück und machte ihn zu seinem Adjutanten. Nach Michaels Sturz 1842 zum Fürsten gewählt, aber von Rußland abgelehnt, ward er nochmals 27. März 1843 zur Brechung des russischen Einflusses von den Serben einmüthig zum Fürsten gewählt und als solcher anerkannt. Seine erfolgreiche Reformthätigkeit wurde aber schon durch die Ereignisse von 1848 unterbrochen. Seine Hinneigung zu Rußland während des oriental. Krieges veranlaßte eine neue Opposition gegen ihn, deren Hauptsitz der Senat war. Eine Verschwörung 1857 wurde jedoch vereitelt. A. hielt sich nun zu der sogen. Nationalpartei, einer Koalition russischer und demokrat. Elemente, und beantragte 5. Sept. 1858 im Senat die Berufung einer Nationalversammlung (Skuptschina), was einstimmig angenommen wurde. Als die 16. Dec. eröffnete Versammlung 22. Dec. von A. die Thronentsagung forderte, floh er nach Belgrad zu den Türken, worauf man ihn absetzte und den alten Milosch zum Fürsten wählte. A. lebte seitdem abwechselnd in Pest und auf seinen Gütern in der Walachei. Der Miturheberschaft bei der Ermordung Michael Obrenowitsch' angeklagt, ward er von den serbischen Gerichten in contumaciam zu 20jähriger Gefängnisstrafe verurtheilt, von dem Stadtgericht zu Pest 1870 wegen mangelnder Beweise frei gesprochen, in zweiter Instanz Januar 1871 aber zu 8 Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

8) A. Johann I., Fürst von Rumänien, geb. 20. März 1820 in Galacz aus der Bojarenfamilie Kuza, wurde in Bukarest, dann eine Zeitlang im Kadettenhause in Potsdam erzogen, machte in München juristische Studien und besuchte auch Paris. Im heimischen Staatsdienst stieg er zum Statthalter von Galacz und Direktor einer Abtheilung im Ministerium des Innern empor, während er sich durch die Ehe mit einer Tochter des Bojaren Rosetti mit den Sturdzas und dadurch mit dem ganzen höheren Adel des Landes verschwägerte. Im Jahre 1848 schloß er sich der patriotischen Partei an, ward deshalb nach dem Einmarsch der Russen verhaftet, entkam aber und rettete sich auf einem österreichischen Dampfer nach Wien. Nach dem Abmarsche der Russen kehrte er zurück und nahm im Heer Dienste. Anfangs Adjutant des Fürsten Vogorides, stieg er später zum Obersten auf. Bei den Verfassungskämpfen war er Wortführer der Unionspartei. 1857 Mitglied des Divans ad hoc, wurde er im Oktober 1858 dem General Georg Ghika als zweiter Hetman beigegeben und versah nach Vogorides' Abgang die Stelle eines Kriegsministers. Im Februar 1859 wurde er in Jassy und Bukarest zum Hospodar gewählt und als A. Johann I. zum regierenden Fürsten der beiden vereinigten Fürstenthümer proklamirt, aber erst Ende 1861 von der Pforte anerkannt. Die Einheit zu begründen, berief er im Januar 1862 beide Kammern nach Bukarest und setzte ein gemeinschaftliches Ministerium ein. Vielfache Mißgriffe und Alexanders Streben nach absolutistischer Centralisation machten aber die ganze Union bald unpopulär. Auch widersprach ihr die

von der Pariser Konferenz entworfene Verfassung. In 7 Jahren hat A. sein Ministerium zwanzigmal gewechselt, meist huldigte es reaktionären Tendenzen. Es fehlte an den ersten unerläßlichsten Grundlagen konstitutionellen Lebens. Dazu kam drückende finanzielle Noth, die durch des Fürsten persönliche Verschwendung noch gesteigert wurde. Die Einziehung der Klostergüter gegen eine Entschädigung der griech. Mönche half nur auf kurze Zeit; das Mißvergnügen im Lande wuchs, und auch Kammerauflösungen wirkten nichts. Da vollzog A. 14. Mai 1864 einen Staatsstreich, welcher, ganz nach dem Muster des Napoleonischen allgemeinen Stimmrechts, einen Senat und Staatsrath ins Leben rief und die Sanktionirung des Werks in der Anwendung des suffrage universel suchte; der Absolutismus war vollendet, erwies sich indeß trotz aller Reformpläne unfähig, die materielle Noth zu lindern. Alle Parteien waren einig darin, daß nur durch den Sturz Alexanders dem Lande zu helfen sei. Im Februar 1866 vollzog sich eine unblutige Revolution, welche Fürst A. seiner Macht beraubte. Seitdem lebte A. meist in Wien und in Wiesbaden und starb 15. Mai 1873 in Heidelberg.

9) Name von 8 **Päpsten:** a) A. I., römischer Bischof 109—119, starb als Märtyrer, soll den Gebrauch des Weihwassers eingeführt haben. — b) A. II., Papst von 1061—73, vorher Anselm, Bischof von Lucca, der erste allein von den Kardinälen, ohne Zuziehung der weltlichen Macht, gewählte Papst. Deshalb stellte die kaiserliche Partei den Bischof Cadalous von Parma, als Honorius II., zum Gegenpapst auf. Von diesem mit kaiserlicher Hülfe verjagt, wurde A. durch Markgraf Gottfried von Toscana restaurirt. Alexanders Streben war, durch gänzliche Befreiung der Kirche von der weltlichen Herrschaft die päpstliche Suprematie zu vollenden. Heinrichs IV. Verlangen nach Scheidung von seiner Gemahlin Bertha bot dazu Gelegenheit: der Kardinal Damiani nöthigte Heinrich 1069 zur Rücknahme seines Gesuchs. Als bald darauf Sachsen und Thüringer in Rom gegen Heinrich IV. wegen Tyrannei und Verkaufs der Aemter Klage erhoben, lud A. den Kaiser zur Verantwortung nach Rom, starb aber gleich danach (1073). Die Steigerung der Papstmacht unter ihm war mehr das Verdienst seines Kanzlers Hildebrand. A. selbst verdient den Ruhm eines gelehrten und streng sittlichen Kirchenfürsten. — c) A. III., Papst von 1159—1181, vorher als Kardinal Roland Kanzler Hadrians IV., ein eifriger Vertreter der Hierarchie. Er sprach 1159 gegen Kaiser Friedrich I., der Victor III. als Gegenpapst aufgestellt und A. zu Pavia abgesetzt hatte, den Kirchenbann aus, verband sich mit den aufrührerischen Lombarden, mußte aber nach deren Niederlage 1161 nach Frankreich flüchten. Von Frankreich, Sicilien, England u. Spanien anerkannt, hielt er 1163 eine Synode zu Tours, kehrte aber, da nach Aufstellung eines neuen kaiserlichen Gegenpapstes, Paschalis III., sein Anhang wuchs, 1165 nach Rom zurück. Infolge seiner Verbindung mit dem großen lombardischen Städtebunde wurde er 1167 in Rom selbst durch den Kaiser angegriffen und mußte nach dem Falle der Leostadt fliehen. Doch rettete ihn die das kaiserliche Heer decimirende Pest. 1170 und 1175 angeknüpfte Friedensunterhandlungen hatten keinen Erfolg. Erst nach der für den Kaiser unglücklichen Schlacht bei Legnano kam, nach Vorverhandlungen zu Anagni, in Venedig 1177 der Friede mit A. und ein Waffenstillstand mit den Lombarden zu Stande. Friedrich erkannte, den dritten Gegenpapst Calixtus III. opfernd, den Papst A. an und wurde vom Kirchenbann befreit. 1179 hielt A. im Lateran ein Koncil zur Neuordnung der durch das Schisma zerrütteten Kirche, wo auch zuerst gegen die Waldenser Maßregeln ergriffen wurden. Er starb 1181. A. gehört zu den hervorragendsten Päpsten und hat die Idee der Oberherrlichkeit des Papstthums über jede weltliche Macht ihrer Verwirklichung bedeutend näher geführt. Vgl. Reuter, Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit (Leipz. 1860—1864, 3 Bde.); M. Meyer, Die Wahl Alexanders III. (Gött. 1872). — d) A. IV., Papst von 1254—61, vorher Bischof von Ostia, voll hierarchischer Anmaßung, aber seiner Stellung nicht gewachsen. Im Streit mit Manfred von Sicilien erfuhr er arge Demüthigungen, mußte, selbst von den Bischöfen verlassen, aus Rom fliehen und starb 1261 zu Viterbo. — e) A. V., Papst von 1409—10, vorher Kardinal Philargi, ein Grieche von Geburt, vollzog, obwohl vom Koncil zu Pisa gewählt, die versprochene Reformation der Kirche nicht. Zwei Gegenpäpste, Benedikt XIII., in Spanien und Schottland, und Gregor XII., in Deutschland und Neapel anerkannt, verschlimmerten den Zustand der Kirche. Gegen den Beschützer Gregors, den König von Neapel, mußte A. sich selbst mit den Waffen vertheidigen. Von Bologna aus, wo A. lebte, verbot er die Lehren Wiclefs in Böhmen und forderte Huß vergebens vor seinen Richterstuhl. A. starb in hohem Alter, wahrscheinlich von Cossa, seinem Kanzler, nachmaligem Papst Johann XXIII., vergiftet. — f) A. VI., Papst von 1492—1503, vorher Kardinal Roderigo Borgia, zu Valencia geboren, hieß eigentlich Lenzuoli, nahm aber den berühmten Familiennamen seiner Mutter Borgia an. Er ist der übelberüchtigtste und lasterhafteste aller Päpste. A. studirte anfänglich die Rechte, wurde dann durch seinen Oheim, Papst Calixtus III., vom Studenten zum Erzbischof von Valencia, und, noch nicht 25 Jahre alt, zum Kardinal erhoben. Er führte ein wüstes Leben. Die schöne Rosa Vanozza war seine anerkannte Konkubine und gebar ihm vier Söhne und eine Tochter. Dennoch spielte er, wo es galt, den Frommen und wußte sich durch Freigebigkeit beim Volke beliebt zu machen. Nach Innocenz' VIII. Tode erkaufte er die Tiara, und seitdem zeigte er seinen wahren Charakter ohne Scheu. Sein Ziel war die Erhebung seines Hauses zu einer mächtigen Dynastie; daher war er tief verflochten in die verwickelten politischen Kämpfe, deren Schauplatz damals Italien war und in denen er, entschiedener Feind der Franzosen, mitwirkte. Seinem ältesten Sohne Johann, Herzog von Kandia, verlieh er das Herzogthum Benevento, welches mit Beistimmung der erkauften Kardinäle vom Kirchenstaate getrennt wurde; seine Tochter Lucretia wurde an den mächtigen Sforza, Herrn von Pesaro, vermählt, und sein Liebling, Cäsar Borgia, der bereits zum Kardinal erhoben war, sollte die Tochter des Königs Friedrich von Neapel heirathen. Als A. dabei auf Widerstand stieß, verband er sich mit Ludwig XII. von Frankreich zur Theilung Italiens. Die Franzosen eroberten Mailand. Cäsar Borgia wurde zum Herzog vom Veltlin, nach Eroberung Imola's und Forli's aber zum Herzog der Romagna ernannt. Die Häupter des nun gegen ihn geschlossenen Bundes sollte Meuchelmord aus dem Wege schaffen. Bei

einem Versuche dieser Art kam aber A. 1503 selbst durch das Gift um, das sein Sohn für einen Kardinal, der bei ihm zu Gaste war, bereitet hatte, und damit scheiterten alle Pläne seines Hauses. Trotz Alexanders bodenloser Sittenlosigkeit und Entartung (beschuldigte man ihn doch der Blutschande mit seiner Tochter Lucretia) dauerte der politische Einfluß der Kirche unter ihm fort, wie A. denn zwischen Spanien und Portugal über die Theilung der neuen Welt entschied. Unter seiner Regierung wurde die Büchercensur eingeführt und Savonarola 1498 als Ketzer verbrannt. — g) A. VII., Papst von 1655—67, vorher Kardinal Ghigi und während der Friedensunterhandlungen zu Münster u. Osnabrück Nuntius in Deutschland, wurde durch Frankreichs Einfluß gewählt. Als Papst zeigte er ungezügelte Prachtliebe, Eitelkeit und Falschheit. Die Händel mit Frankreich wegen der Jansenisten füllen seine Regierung aus. Er verdammte die schon von Innocenz X. verworfenen 5 Sätze Jansens von neuem, mit dem Zusatze, daß sie nicht in einem falschen, sondern in dem von Jansen wirklich beabsichtigten Sinne verdammt worden wären. Dadurch stellte er die Unfehlbarkeit des Papstes bloß, welche die Jesuiten mit Eifer vertheidigten. Ein von den Jansenisten versuchter Vergleich scheiterte. Darauf gerieth A. auch mit Ludwig XIV. in Streit: weil A. sich weigerte, für eine durch seine Leibwache dem franz. Gesandten in Rom zugefügte Beleidigung Genugthuung zu geben, besetzte Ludwig Avignon und Venaissin und drohte in Italien selbst einzufallen. A. schloß hierauf den schimpflichen Vertrag zu Pisa (1663). Er starb 1667. Während seiner Regierung wurde Rom vielfach verschönert; A. war selbst Dichter und Freund der Künste und Wissenschaften. — h) A. VIII., Papst von 1689—91, vorher Bischof von Torcelli und Brescia, aus dem venetian. Geschlechte Ottoboni, stand völlig unter franz. Einfluß. Aus Erkenntlichkeit dafür gab Ludwig XIV. Avignon an Rom zurück. Die von seinem Vorgänger Innocenz X. bekämpften vier Propositionen der gallikanischen Kirche verdammte auch A. Durch Ankauf der Bibliothek der Königin Christine von Schweden bereicherte er die Bibliothek des Vatikans mit vielen kostbaren Handschriften. Nepotismus und Simonie erreichten unter seiner Regierung den höchsten Gipfel.

10) A. von Aphrodisias in Karien (daher Aphrodisiensis), der Exeget genannt, peripatetischer Philosoph, lehrte unter Septimius Severus und Caracalla (zwischen 198 und 211 n. Chr.) zu Athen Philosophie, suchte mit glücklichem Erfolge die durch manche Zusätze entstellte Lehre des Aristoteles in ihrer Reinheit wiederherzustellen, hatte zahlreiche Schüler und wurde der Meister einer neuen exegetischen Schule, der sogen. Alexandristen. Unter seinen Kommentaren zu den Werken des Aristoteles ist der bekannteste der zur »Metaphysik« (herausgeg. von Bonitz, Berl 1847). Außerdem besitzen wir von ihm eine Schrift »Ueber Schicksal und Selbstbestimmung« (herausgeg. von Orelli, Zür. 1824), »Quaestiones naturales« (herausgeg. von Spengel, Münch. 1842) und »De anima« (Vened. 1836).

11) A. von Hales, namhafter Scholastiker des 13. Jahrh., lehrte, im Kloster Hales bei Glocester gebildet, zu Paris seit 1222, trat später in den Franciskanerorden, starb 27. Aug. 1245. In seinem Hauptwerke »Summa universae theologiae« (beste Ausg., Vened. 1576, 4 Bde.) wurden mit dialektischem Scharfsinn und unter Anwendung aristotelischer Formen alle Dogmen genau erörtert und die spitzfindigsten Fragen entwickelt. A. stellte auch zuerst die Theorie vom Gnadenschatz der Kirche auf. Wegen seines Scharfsinns wurde er von seinen Zeitgenossen und Schülern Doctor irrefragabilis, »der Unwiderlegbare«, genannt.

Alexander, Sir James Edward A. of Westerton, engl. Officier und Reiseschriftsteller, geb. 1803 in Schottland, erhielt seine Bildung auf den Colleges zu Edinburg, Glasgow und Sandhurst, diente dann bei der engl. Kavallerie in Indien, wo er 1825 den Krieg in Birma mitmachte, betheiligte sich 1829 im Hauptquartier des russ. Generals Diebitsch am Feldzuge gegen die Türken und focht 1834 in Portugal für Dom Pedro. Später in der Kapstadt als Adjutant des brit. Gouverneurs d'Urban stationirt, unternahm er von hier aus eine Reise in die Länder nördlich vom Oranjefluß und drang bis ins Land der Damara vor. Nach seiner Rückkunft wurde er von der Regierung zum Ritter geschlagen und bald darauf mit einer neuen Entdeckungsreise in den Wäldern von Britisch-Nordamerika beauftragt. Im Jahre 1854 nahm er als Kommandeur des 14. Infanterieregiments am Krimkriege theil, avancirte 1858 zum Oberst und betheiligte sich schließlich am Kriege gegen die Maori auf Neuseeland. Jetzt ist er Generalmajor, nebenbei Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften. Von seinen Schriften, die sich weniger durch tiefern wissenschaftlichen Gehalt, als durch gefällige Schreibweise, unversieglichen Humor und zahlreiche charakteristische Züge auszeichnen, sind hervorzuheben: »Travels from India to England« (Lond. 1827); »Transatlantic sketches« (das. 1833); »Expedition of discovery into the interior Africa« (das. 1838, 2 Bde.); »L'Acadie, or seven years' explorations in British-America« (das. 1849, 2 Bde.); »Passages in the life of a soldier« (das. 1857, 2 Bde.); »Incidents of the last Maori-War« (das. 1863); »Bush-Fighting« (das. 1873, auf den Krieg in Neuseeland bezüglich). Außer anderen hat A. auch noch ein »Life of the Duke of Wellington« (Lond. 1840, 2 Bde.) geschrieben.

Alexander-Newsky-Kloster, ein berühmtes Kloster zu St. Petersburg, von Peter I. 1712 dem russ. Nationalhelden (s. Alexander 3) zu Ehren gegründet, ursprünglich 5 Kilom. von der Festung St. Petersburg entfernt, jetzt aber am Ostende der Stadt und der Newskyperspektive an der Newa gelegen, mit seinen Mauern, Thürmen und großen Gebäuden einer besondern Stadt gleichend. Es enthält außer dem eigentlichen Kloster 8 Kirchen, die Wohnung des Metropoliten von St. Petersburg, ein Seminar für 1000 Geistliche der griech. Kirche (die sogen. »Geistliche Akademie«) und nimmt unter den Klöstern Rußlands den 3. Rang ein. Hauptkirchen sind die erst 1791 vollendete Dreifaltigkeitskirche (mit großartiger Kuppel) und die große Alexanderkirche (im reinsten griech. Stil erbaut), welche in einem silbernen Sarkophage die Ueberreste des Helden und Heiligen, eine Bibliothek mit werthvollen Manuskripten und zahlreiche Grabmonumente enthält. Nach dem Kloster findet alljährlich (30. Aug. a. St.) eine große Wallfahrt statt.

Alexander-Newsky-Orden, russ. Orden, ward 1722 von Peter d. Gr. gestiftet und 1725 von Katharina I. zuerst verliehen. Er hat nur eine Klasse und wird nur an Personen mit Generalmajorsrang verliehen. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, roth

emaillirtes achtspitziges Kreuz, in der Mitte mit dem Bilde des heil. Alexander Newsky im goldnen Harnisch zu Pferde. Auf den 4 ausgehenden Enden des Kreuzes steht die Ordensdevise: »Für Arbeit und Vaterland« in russischer Sprache; in den 4 Winkeln sind 4 goldene zweiköpfige Adler. Getragen wird der Orden an einem ponceaurothen, breiten, über der linken Schulter nach der rechten Hüfte zu hängenden Band, nebst einem achtspitzigen, silbernen Ordensstern mit der gekrönten Chiffre des heil. Alexander: S. A., umgeben von der Ordensdevise in goldenen Buchstaben auf rothem Streifen. Das Ordensfest ist am 30. Aug. (10. Sept.).

Alexandersage, s. Alexander 1).

Alexandersbad, kleiner Badeort bei Wunsiedel im bayer. Regierungsbezirk Oberfranken, mitten im Fichtelgebirge, 570 Meter ü. M. gelegen. Die Heilquelle, 1734 entdeckt, gehört zu den erdig-salinischen Eisenwassern, hat eine Temperatur von 7½° R. und wird zu Bädern sowie als Getränk benutzt. Aeußerlich wirkt das Wasser reizend, zusammenziehend, stärkend; innerlich gebraucht erregt es leicht das Blutgefäßsystem. Es wird besonders empfohlen gegen passive Schleim- und Blutflüsse, chronische Nervenkrankheiten, Unregelmäßigkeit der Menstruation, veraltete Rheumatismen, atonische Gicht ꝛc. Die Wirkung des Bades wird durch die erfrischende Wald- und Gebirgsluft wesentlich unterstützt. Die Fassung der Quelle, das Brunnengebäude und die verschiedenen Anlagen rühren vom Markgrafen Alexander (1782) her. In neuerer Zeit ward auch eine Kaltwasserheilanstalt eingerichtet. Unfern erhebt sich das Granitlabyrinth der Luisenburg. Vgl. Fritze, Das A. (Berl. 1857).

Alexanderschlacht, s. Mosaik.

Alexanderzug, s. Thorwaldsen.

Alexandraland, seit 1865 officieller Name für das Territorium, welches den Centralkern des austral. Festlandes umfaßt und nur mit seiner nordöstl. Ecke an das Meer (Golf von Carpentaria) stößt. Es gehörte früher zu dem unter der Kolonialregierung von Südaustralien stehenden Nordterritorium, dessen größere Hälfte es bildete, und hat ein Areal von 1,032,870 QKilom. (18,758 QM.). Die bisherige Bevölkerung bestand aus geringen Horden Eingeborener.

Alexandre, Rabbi Aaron, berühmter Schachspieler, geb. um 1766 zu Hohenfeld am Main in Bayern aus einer Rabbinerfamilie, ward 1793 Lehrer der deutschen Sprache in Straßburg, dann in Paris, gründete hier unter dem Namen Hôtel de l'Échiquier eine Erziehungsanstalt, die sich aber nicht lange hielt, schrieb dann »Encyclopédie des échecs« (Par. 1837); »Collection des plus beaux problèmes d'échecs« (das. 1846; deutsch Leipz. 1846) u. a., machte zu Verbreitung dieser Werke größere Reisen, in den Schachkreisen als »Vater A.« bewillkommnet. Er starb 16. Nov. 1850 zu London.

Alexandrette (Iskanderûn, Skanderun), türk. Seehafen an der Küste Syriens, südlich am Golf von A., der nordöstlichsten Bucht des Mittelmeers, in niedriger sumpfiger Ebene gelegen, ehemals große und reiche Handelsstadt mit 60,000 Einw.; jetzt ein unbedeutender Ort mit kaum 800 Einw., aber noch wichtig, weil er den Seehandel von Aleppo und Diarbekr vermittelt. Der Hafen ist groß, aber in vernachlässigtem Zustande. Die Europäer wohnen in dem nahegelegenen reizenden Dorfe Bailan. A. ward von Alexander d. Gr. zum Andenken an seinen Sieg bei Issos (333) gegründet, daher Alexandria ad Issum genannt. Hier 13. April 1832 Sieg der ägypt. Truppen Mehemed Ali's über die Türken.

Alexandria, eine von Alexander d. Gr. 332 v. Chr. gegründete und nach ihm benannte Stadt an der Küste von Unterägypten, jahrhundertelang eine der glänzendsten Großstädte des Alterthums und als Pflegerin der Wissenschaften berühmt. Der Sage nach hatte dem Eroberer im Traum ein Greis die Verse Homers recitirt:

»Eine der Inseln liegt an der weit aufwogenden Meerflut
Vor des Aegyptus Strom, und Pharos wird sie genennet« —

und so die Lage der zu erbauenden Stadt bestimmt. Sie nahm den sandigen Streifen zwischen dem Meere und dem Strandsee Mareotis ein und war von den Baumeistern Dinochares und Kleomenes »in der Form eines ausgebreiteten makedon. Reitermantels« angelegt. Ihr Umfang betrug an 19 Kilom. Die vorliegende Insel Pharos war mit dem Festlande durch einen mächtigen, 7 Stadien (1290 Meter) langen Damm (Heptastadium) verbunden, welcher den Hafen in eine westl. (Eunostos) und eine östl. Hälfte (den sogen. Neuen Hafen) theilte und durch zwei offen gelassene, hoch überbrückte Kanäle durchbrochen war, welche die Kommunikation beider Häfen herstellten. Diese Häfen sind noch die der jetzigen Stadt A.; das tief und fest begründete Heptastadium ist durch die vom Meere angeschwemmten Gerölle und Schuttmassen zu einer (zum Theil nur 160—190 Meter breiten) Landzunge geworden, die Oeffnungen aber, welche die Häfen ehedem verbanden, sind längst verstopft und angefüllt. Auf der Ostspitze der Insel Pharos erhob sich, von Sostratos unter Ptolemäos I. im 3. Jahrh. v. Chr. erbaut, der berühmte, 130 Meter hohe, aus 8 Stockwerken bestehende Leuchtthurm, dessen prachtvolle Gallerien von Marmorsäulen getragen wurden und dessen Leuchte auf 300 Stadien (50—60 Kilom. weit) den Schiffen sichtbar war. Das prächtigste Quartier der Stadt war das sogen. Bruchium, das sich im NO. bis zum Hafen ausdehnte und alle zur königl. Residenz gehörigen Bauwerke umfaßte. Inmitten der zahlreichen Paläste stand hier das weltberühmte Museum, der Fokus des geistigen Lebens für mehrere Jahrhunderte, mit der großen, angeblich 700,000 Rollen starken Bibliothek; ferner das Mausoleum, das von Ptolemäos I. erbaute Erbbegräbnis der Könige, wohin auch Alexanders d. Gr. Ueberreste gebracht wurden; weiter nach der Küste hin der Tempel des Poseidon und das Theater. Am östlichen Ende des Bruchium ragten die sogen. Nadeln der Kleopatra empor, zwei schlanke Obelisken aus dem 16. Jahrh. v. Chr. (Monolithe aus ägypt. Granit), welche nebst der Säule des Pompejus und der Nekropolis die bedeutendsten noch erhaltenen Denkmäler des alten A. sind. Nur noch einer der Obelisken steht aufrecht, der andere liegt umgestürzt am Boden, ist aber wenigstens so weit vom Sand und Schutt, der ihn bedeckt, befreit worden, daß man seine Hieroglyphenschrift lesen kann. Die Höhe der Säulen beträgt mit dem Piedestal und dem Dreieck des Gipfels 23, der Durchmesser der Basis fast 2 Meter. Im S. von den Nadeln der Kleopatra stand das prunkvolle Gymnasium mit 200 Meter langen Säulenhallen, von denen noch wenige Fragmente übrig geblieben sind, und ostwärts davon, vor dem Kanopusthore, der große Hippodrom (die Rennbahn). Westwärts aber vom Heptastadium, mehr dem alten Hafen zu, lag

das Serapeum, nächst dem Kapitol in Rom das prachtvollste Gebäude seiner Art in der damals bekannten Welt (mit einer zweiten werthvollen Bibliothek von 200,000 Rollen), jetzt tief unter Sand und Schutt vergraben. Den Mittelpunkt der gesammten Stadt bildete der ungeheure Platz, auf dem sich die beiden über 30 Meter breiten Hauptstraßen Alexandria's rechtwinklig schnitten, und der einen Ausblick durch die Thore nach dem Hafen und den dort liegenden Schiffen gewährte; Reihen großer Schutthaufen, einzelne Säulen und zahlreiche Cisternen deuten noch jetzt den Lauf dieser Hauptstraßen an. Im SW. lag die große (unterirdische) Gräberstadt (Nekropolis), bis zu dem sogen. Bade der Kleopatra sich erstreckend, und zum Theil aus domartigen, in den Felsen ausgehauenen, von Säulen getragenen Wölbungen bestehend. Die südl. Umgrenzung Alexandria's endlich bezeichnet die imposante sogen. Pompejussäule, die noch heute inmitten unter Schutthügeln und Fellahhütten aufrecht steht, ein riesenhafter Monolith aus rothem Granit von 22 Meter Höhe und 2½ Meter Durchmesser. Diese Säule gehört zur korinth. Ordnung und erreicht mit Fußgestell und Knauf eine Gesammthöhe von fast 32 Meter. Auf ihr wurden nach Napoleons I. Befehl die Namen der beim Sturm auf die Stadt 2. Juli 1798 gebliebenen franz. Soldaten eingezeichnet, die an ihrem Fuße beerdigt liegen. Ueber die ursprüngliche Bestimmung der Säule war man lange verschiedener Ansicht; nach neuerer Forschung wurde sie vom röm. Prätor Publius dem Kaiser Diokletian zu Ehren gesetzt. Außer den genannten wenigen Ueberbleibseln zeugen auch die hunderte der noch immer vorhandenen Cisternen von der Größe der ehemaligen Stadt. Unter den aufgethürmten Schuttmassen mögen noch ansehnliche Reste der großen Vorzeit verborgen liegen; mit vielen der alten Marmor- und Granitwerke hat Rom sich ausgestattet und nachmals Byzanz, über andere flutet das Meer. Bei der Besitznahme der Römer zählte A. nahezu eine Million Einwohner (denn Diodorus Siculus berichtet, daß in der Stadt allein 300,000 freie Bürger wohnten); und ein seltsames Gemisch von Völkern war hier zusammengedrängt: Griechen (die Mehrzahl), Aegypter und zahlreiche Juden; daneben Leute aus allen Gegenden der Erde, Schwarze und Weiße, die der Handel oder die Sklaverei hierher führte, endlich als Befehlende Römer.

Was der große Makedonier mit der Gründung Alexandria's gewollt, führten die ihm nachfolgenden Beherrscher Aegyptens theilweise aus. Vom Erbe des Weltreichs fiel dem Ptolemäos Lagi Aegypten zu, und seine Dynastie gab dem Thron bis zur Zeit, wo das Land röm. Provinz wurde (30 v. Chr.), eine Reihe den Wissenschaften und Künsten des Friedens geneigter Regenten. Diese Fürsten wählten A. zur Hauptstadt ihres neuen Reichs, und unter ihrer Regierung hob es sich zu einer der blühendsten Städte des Alterthums empor, groß durch Handel wie keine, als Sitz der Wissenschaften berühmter als alle (s. Alexandrinische Schule), aber auch als Sitz einer durch überschwänglichen Reichthum genährten, grenzenlosen Sittenlosigkeit und Ueppigkeit berüchtigt. Mit Kleopatra endigte die Reihe der Ptolemäer, aber die Blüte Alexandria's verlor beim Wechsel der Herrschaft nicht. Es war für das Römerreich das Emporium, wo sich der gesammte Welthandel koncentrirte, der große Markt, wo die Produkte Arabiens, Indiens, Afrika's und Aegyptens Korn für das Gold und Silber und die Erze der Westwelt vertauscht wurden. Bei der Theilung des Römerreichs (395 n. Chr.) wurde A., zur größern Hälfte schon zum Christenthum bekehrt, mit Aegypten zum oriental. Reich geschlagen, und der Glanz nahm ab, als die Barbaren Neu-Roms Herrschaft schmälerten und das Reich verfiel. Zur Katastrophe aber führte erst der Einfall der Araber. Im 7. Jahrh. belagerte Amru, der Feldherr des Chalifen Omar, 4 Monate lang die christliche Stadt, die zwei Stürme heldenmüthig zurückschlug, bei einem dritten Angriffe aber sich ergeben mußte (22. Dec. 640). Die Festungswerke wurden geschleift, und die meisten Einwohner fanden den Tod; auch ging damals der letzte Rest der berühmten »Alexandrinischen Bibliothek« (s. Alexandrinische Schule) zu Grunde. Unter den Chalifen erhob sich A. zwar wieder, doch nicht zu der früheren Größe. Als das Chalifat selbst in Verfall gerieth, erklärte sich der Statthalter Achmed 868 für unabhängig und gründete die Dynastie der Tuluniden, welche aber nach kurzer Dauer (908) Mahadi dem Fatimiden Platz machen mußte. Beide Dynastien machten Kairo zur Residenz, und infolge davon kam A. mehr und mehr herab. Im Jahre 1171 wurde die fatimidische Herrschaft von Saladin, dem Fürsten der Seldschukken, gestürzt, dessen Nachfolger ihrerseits 1250 durch die Mamlukken verdrängt wurden. Unter solchem Herrenwechsel kam A. durch Belagerung und Plünderung wiederholt in große Bedrängnis. Genuesen und Venetianer, die es zum Hauptstapelplatz des indischen Handels auserkoren, schützten es allein noch vor größerm Verfall, der aber unvermeidlich eintreten mußte, als 1497 der neue europäisch-indische Handelsweg um Afrika entdeckt wurde. Im Jahre 1517 trat die Despotie der Türken an die Stelle der Mamlukken. Vom alten A. hatte sich bis zu Edrisi's Zeit (12. Jahrh.) immer noch ein großer Theil der alten Monumente erhalten; ein Schatten von ehedem, war die Stadt gleichwohl noch groß und herrlich. Erst Selim und seine Türken gaben ihr den letzten Todesstoß. Was noch stand, wurde geschleift, durch Feuer und Schwert vernichtet und unter Schutt begraben; sogar die unter den Tuluniden entstandene Stadt der Araber, welche durch ihre sich rechtwinklig durchschneidenden Gassen einem Schachbret glich und zahlreiche Prachtgebäude einschloß, wurde der Erde gleich gemacht. Seitdem war A. nicht viel mehr als ein Haufen Trümmer, den niedrige arabische Hütten, dann und wann das zierliche Haus eines Franken oder die ummauerte Wohnung eines Türken, geräumige Gärten oder Anpflanzungen hoher Palmen umgaben. In solchem Zustande befand sich A., als Bonaparte mit seiner Expedition in der Nacht vom 1. zum 2. Juli 1798 vor A. erschien. Er landete 6 Kilom. westlich von der Stadt mit 5000 Mann, die sogleich vorrückten und, von den schlecht armirten Wällen durch den Donner des englisch-türk. Geschützes begrüßt, ohne das feindliche Feuer erwidern zu können, mit kaltem Muthe A. erstürmten. Drei Jahre fast blieb es in den Händen der Franzosen, und unter seinen Mauern schlugen die neuen Herren mehrere Schlachten gegen Briten und Türken, bis sie, vom Mutterlande abgeschnitten und verlassen, in A., wo sie eingeschlossen waren, im Oktober 1801 kapitulirten. Als die Franzosen abzogen, hatte A. kaum noch 7000 Einw., die in elenden Lehmhütten

wohnten. So fand es Mehemed Ali bei seinem Regierungsantritt, der die rühmlichsten Anstrengungen machte, die Stadt wieder emporzubringen, und so im wesentlichen der Schöpfer des neuen A. ward. Vgl. Kiepert, Topographie des alten A. (Berl. 1872).

Das jetzige A. (arab. Iskanderieh), Hauptshafen und erste Handelsstadt Aegyptens, ist nächst Kairo die größte und blühendste Stadt des Landes, nimmt aber nur etwa ein Drittel von dem Raume des alten A. ein, nämlich die frühere Insel Pharos und die sie mit dem Festlande verbindende Landzunge (das alte Heptastadium). Zu beiden Seiten der letzteren, am Fuße der gewaltigen Mauern, liegen die beiden Häfen: westlich der Alte oder afrikanische, östlich der Neue oder asiatische Hafen, beide jetzt allen Nationen offen stehend, während bis Anfang dieses Jahrhunderts die fremden christlichen Schiffe nur in dem nicht hinlänglich sicheren Neuen Hafen einlaufen durften. A. ist keine eigentlich oriental. Stadt, sie bildet ein Gemisch von Orient und Occident, wobei jedoch der europäische Charakter mehr und mehr zur Geltung gelangt. Die Straßen des älteren (türkischen) Stadttheils sind ungepflastert, im Winter daher äußerst schmutzig, fast ungangbar; die Häuser entweder aus Backsteinen und rothem Lehm, oder aus weißem Sandstein mit Mörtel gebaut, zwei, höchstens drei Stockwerk hoch, mit flachen Dächern, die Thüren nach der Straße zu verschlossen, die Fenster vergittert. Die mehr in die Augen fallenden Gebäude, wie der neue Palast des Pascha's, das Zollhaus, das Marinearsenal u. a., sind sämmtlich Werke Mehemed Ali's. Das auffälligste Gebäude ist das auf der ehemaligen Pharosinsel (wahrscheinlich an der Stelle des alten Leuchtthurms) stehende Kastell, wo sich auch seit 1842 der neue 55 Meter hohe Leuchtthurm erhebt, der auf 30 Kilom. sichtbar ist. Die Stadt ist nach der See- und Landseite hin durch starke Befestigungen vertheidigt. Die Mauer, welche sie umschließt und durch etwa 100 Thürme und Bastionen flankirt wird, ist die nämliche, welche die Araber nach der Zerstörung des alten A. errichteten. Das immer mehr wachsende und sich ausdehnende Quartier der Franken, in dem alljährlich palastartige Neubauten entstehen, zumal um den Konsulatsplatz herum, drängt die Stadt der Einheimischen immer mehr in den Schatten. Hier hat sich ein völlig europäisches Leben entwickelt mit Gasbeleuchtung, glänzenden Läden, Kaffeehäusern, Theatern, Hotels; hier haben die Klubs und Vereine (Verein »Schiller«, »Deutscher Verein«) ihren Sitz, hier liegen die europäischen Spitäler. Jeder europäische Handelsstaat hat in A. eine kleine Kolonie unter einem Konsul; alle Religionen genießen Schutz und Freiheit, und alle christlichen Hauptsekten besitzen hier Kirchen. Die Juden haben mehrere Synagogen und die Mohammedaner über 30 Moscheen. Einige reiche europäische Kaufleute haben sich in der Nähe von A. prächtige Landhäuser gebaut und Parks angelegt, und die Oberbeamten des Pascha's fangen an, diesem Beispiele zu folgen. Der fremden Bevölkerung steht eine mindestens dreimal so starke einheimische, zumeist aus türk. und arab. Elementen gemischte, gegenüber, die in armseligen, aus Lehm zusammengekneteten Hütten wohnt, und zu der sich noch Vertreter der verschiedensten afrikan. Völkerschaften gesellen. Die Gesammtzahl der Einwohner wird sehr verschieden angegeben. Die Zählung von 1862 ergab 164,400; 1867 wurden im officiellen Bericht für die Pariser Ausstellung 250,000 angegeben, doch dürfte 200,000 der Wahrheit am nächsten kommen, wenn auch die Schätzung für 1871: 219,602 ergeben hat. Davon kommen auf die europäische Bevölkerung, welche, Handelsgewinn suchend, sich in A. niedergelassen hat, nahezu 54,000, vorherrschend Italiener, Griechen und Franzosen (nur etwa 1000 Deutsche). Der Flor der neuen Stadt gründet sich hauptsächlich auf den überseeischen Export- und Importhandel, welcher hier für ganz Aegypten seinen Sitz hat. Die Hauptgegenstände des Exporthandels sind gegenwärtig Baumwolle und Baumwollsamen, Hülsenfrüchte, Oelsamen, Flachs, Hanf, Indigo, Zucker, Gummi, Opium, Wolle, verschiedene Droguen rc.; Hauptgegenstände des Importhandels europäische Seidenwaaren, wollene und baumwollene Stoffe, Leder- und allerlei kurze Waaren und Luxusgegenstände rc. Der Totalwerth der Einfuhren betrug 1870: 485 Mill. ägypt. Piaster, jener der Ausfuhren 742 Mill. Piaster, was beides gegen frühere Jahre eine Abnahme zeigt. Die Verkehrsmittel Alexandria's sind so entwickelt, wie nur die irgend eines andern Hafens am Mittelmeere; Dampferlinien führen nach Marseille, Genua, Brindisi, Triest und Konstantinopel. Im Jahre 1870 liefen 2886 Schiffe (darunter etwa 1100 Dampfer) mit 1,403,393 Tonnen Gehalt ein. Eine Eisenbahn führt in östlicher Richtung nach der nahen Sommerfrische Ramle, eine zweite nach Kairo und Suez. Das außerordentlich schnelle Emporkommen Alexandria's unter der jetzigen Regierung ist übrigens großentheils auf Kosten anderer Plätze bewerkstelligt worden, besonders Rosette's, das in gleichem Verhältnis sank und verarmte. Der Lebensnerv des heutigen A. ist der Mahmudiehkanal, welcher die Verbindung mit dem Innern unterhält und zugleich den Zweck hat, die Stadt mit Trinkwasser zu versorgen. Dieses großartige Werk despotischen Willenskraft, 1819 von Mehemed Ali angelegt und zu Ehren des Sultans Mahmud benannt, läuft von der Pompejussäule bis unter die Stadt Saoné, in einer Länge von beinahe 82 Kilom., 29 Meter breit und fast 4 Meter tief, und verbindet den Nil mit dem Hafen von A. Mit diesem Kanal, an dem anfangs 100,000, später sogar 310,000 Menschen arbeiteten, die zu tausenden von Seuchen und Elend hingerafft wurden, steht ein kleinerer von etwa 2728 Meter Länge, 20 Meter Breite und 6 Meter Tiefe in Verbindung, um beim Anschwellen des Nils das eintretende, überflüssige Wasser abzuführen. In der trockenen Jahreszeit, wenn das Kanalwasser stinkend ist, müssen sich die Einwohner mit schlechtem Cisternenwasser behelfen. Das Klima Alexandria's ist im ganzen gesund, und selbst im Sommer ist die Hitze, durch den Seewind gekühlt, nicht drückend; selten steigt das Thermometer auf 26° C. Der vorherrschende Wind ist der Nordwind; im Winter regnet es fast täglich. A. ist der Sitz eines Gouverneurs, eines koptischen Patriarchen, der Marine- und Handelsanstalten, sowie der Marine- und Militärschulen. An der Spitze der Polizei steht der Poschaga. In jedem Quartier ist ein Wachthaus mit einem Detachement Soldaten und zahlreichen Polizeiknechten, die jeden Ruhestörer verhaften; ist derselbe ein Franke, so muß er sofort an den betreffenden Konsul zur Bestrafung abgeliefert werden. Kriminal- und Klagsachen

kommen vor den Me-kehmah (den Gerichtshof), Handelssachen aber vor ein Handelsgericht, dessen Vorsteher ein Franke ist. Alle Franken genießen vollkommene Gewerbe- und Steuerfreiheit und den kräftigsten Schutz von den ägypt. Behörden. Die Garnison besteht aus 2—3000 Mann Kerntruppen. Die Eröffnung des Suezkanals und damit des Konkurrenzhafens Port Said hat keineswegs, wie man befürchtete, nachtheilig auf die Blüte der Stadt gewirkt, die im Gegentheil seitdem sich noch mehr gehoben hat und den seit dem amerikan. Bürgerkrieg so bedeutend gewordenen ägypt. Baumwollhandel monopolisirt.

Alexandria, andere Städte dieses Namens: 1) s. Alessandria. — 2) Stadt im nordamerikan. Staate Virginien, am rechten Ufer des Potomac, der hier einen bequemen Hafen bildet, südlich von Washington, in schöner gesunder Lage, mit weiten, regelmäßigen Straßen, einer Akademie und (1870) 13,570 Einw., welche Handel mit Getreide, Mehl und Tabak treiben. Im letzten Kriege mit England litt A. sehr durch die kühne Expedition der Engländer, die Washington nahmen und verheerten.

Alexandrija, Kreisstadt im russ. Gouvernement Cherson, am Ingulez, mit starkem Maisbau in der Umgegend, und (1867) 10,434 Einw.

Alexandriner, Versart, welche aus sechs jambischen Füßen besteht, gewöhnlich gereimt ist und als charakteristisches Kennzeichen nach dem dritten Jambus einen Einschnitt oder Ruhepunkt (Cäsur) hat, wodurch jeder A. in 2 gleichmäßige Stücke zerfällt und seinen bekannten monotonen Charakter erhält. Der Ausgang des Alexandriners kann sowohl männlich wie weiblich sein; gern wird mit beiden abgewechselt. Den ersten Gebrauch dieser Versart findet man bei den Franzosen, welche in derselben im 13. Jahrh. die Thaten Alexanders d. Gr. und Karls d. Gr. zu besingen anfingen. Sie soll zuerst von Alexander von Bernay angewendet worden sein und von ihm ihren Namen erhalten haben. In der sogen. klassischen Literaturperiode der Franzosen wurde dann der A. der herrschende und allein gültige Vers sowohl für die Tragödie und das Lustspiel wie für das Epos und die didaktische, ja zum Theil auch für die lyrische Poesie, und er ist es im allgemeinen bis heute geblieben. Der A. sagt allerdings ihrer unrhythmischen Sprache besser zu als der Hexameter und bietet dem Schauspieldichter durch die Cäsur und den Reim Gelegenheit zu den zahlreichen Pointen und Schlagwörtern, Repliken und Antithesen, auf denen zu nicht geringem Theil die Wirkung der franz. Dramen, besonders des klassischen Lustspiels, beruht. Gegen den Gebrauch, der als Regel galt, daß mit jedem Verse auch eine Sinnpause eintrete, begannen erst in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts franz. Dichter sich aufzulehnen, indem sie sich des Enjambements bedienten, d. h. einen Vers öfters in den folgenden übergreifen ließen, so daß der Schluß des ersten dem Sinne nach keinen Ruhepunkt bildete. Von Frankreich aus verbreitete sich der A. über Holland, Deutschland und England. Im Deutschen, wo derselbe bei der rhythmischen Bestimmtheit der Sprache um vieles steifer erscheint, erhielt er namentlich durch Opitz eine fast uneingeschränkte, über alle Dichtungsgattungen sich erstreckende Herrschaft und behauptete dieselbe das 17. und 18. Jahrh. hindurch, bis Klopstock durch Einführung der antiken Metra und Lessing durch den fünffüßigen Jambus sein Reich stürzten. Seitdem ist der A. als eine Reminiscenz des Zopfstils mißachtet gewesen und kam nur ausnahmsweise (z. B. nicht ohne Wirkung in kleinen Lustspielen bei Müllner und Immermann) in Anwendung. Erst in neuerer Zeit wurde er uns durch Rückert (in seinem »Lehrgedicht«, in »Rostem und Suhrab« 2c.), später durch Freiligrath, Geibel u. a. wieder zugeführt, und letztern gelang es dadurch, daß sie neben der Hauptcäsur noch andere ebenso scharfe Verseinschnitte anbrachten und Anapästen und Spondäen wechselvoll einstreuten, theils auch, indem sie (nach dem Vorgang französischer Dichter) Strophen bildeten, in welchen der A. mit dem vierfüßigen Jambus wechselt, dem einförmigen Metrum größere Mannigfaltigkeit und einen beweglichern Charakter zu verleihen. Freiligrath selbst schildert den A. in dem bekannten Gedicht »Der A.«, das mit der Strophe beginnt:

> Spring' an, mein Wüstenroß aus Alexandria!
> Mein Wildling! — solch ein Thier bewältiget kein Schah,
> Kein Emir und was sonst in jenen
> Oestlichen Ländern sich in Fürstensätteln wiegt;
> Wo donnert durch den Sand ein solcher Huf? wo fliegt
> Ein solcher Schweif? wo solche Mähnen?

Alexandrinische Philosophie, die unter den Ptolemäern in Alexandria hervortretende philosoph. Richtung, welche, von einer Verschmelzung (Synkretismus) platonischer und orientalischer Ideen ausgehend, endlich zu dem Neuplatonismus (s. d.) führte. Vgl. Alexandrinische Schule.

Alexandrinischer Dialekt, der Dialekt der altgriech. Sprache, welcher zu Alexandria, also seit 323 v. Chr., bei Verbreitung griechischer Kultur als Schriftsprache sich ausbildete und sich von dem attischen Dialekt (Atticismus) besonders durch Einmischung makedonisch-dorischer Formen und Ausdrücke unterschied. Er ist besonders wichtig, weil das Hellenistische des Neuen Testaments von ihm seinen Ausgang nahm.

Alexandrinischer Kodex (Codex Alexandrinus), eine Handschrift der Bibel im Britischen Museum zu London, welche aus dem 5. oder 6. Jahrh. stammt und das Alte Testament nach der Uebersetzung der Septuaginta und außer dem Neuen Testamente die Briefe des Clemens Romanus enthält. Der Patriarch Cyrillus Lukaris von Konstantinopel schenkte sie 1628 Karl I. von England. Sie ist in Aegypten geschrieben, und zwar auf Pergament mit schöner viereckiger Uncialschrift, ohne Spiritus, Accente und Wortabtheilung. Abdrücke des Neuen Testaments lieferten Woide (Lond. 1786) und Cowper (das. 1860); eine Handausgabe des Alten Testaments Baber (das. 1816—27, 5 Bde.).

Alexandrinischer Krieg, s. Cäsar.

Alexandrinische Schule, gangbare Bezeichnung einer fortlaufenden Reihe von wissenschaftlichen Bestrebungen, welche, durch die Freigebigkeit der Ptolemäer begründet und gefördert, in Alexandria ihren Sitz hatten und eine über 700jährige Geschichte durchliefen (etwa von 300 v. Chr. bis 500 n. Chr.). Die Basis derselben war das Museum, eine mit dem königl. Palast verbundene großartige Anstalt, worin die Gelehrten als Pensionäre auf öffentliche Kosten den Studien lebten und lehrten; auch noch in der Römerzeit wurden demselben neue Stiftungen zugewiesen. Zu ihrem gemeinschaftlichen Gebrauche dienten besonders zwei Bibliotheken, die, ebenfalls von den Ptolemäern angelegt, in eigenen Palästen, in der Vorstadt Bruchium am Hafen und

in dem Tempel des Serapis aufgestellt waren und vermöge des Eifers, womit man für ihre Vermehrung sorgte, bald alle damals bekannten Büchersammlungen durch ihre Reichhaltigkeit übertrafen. Indessen sind die Angaben über die Zahl der Bücher und Rollen, welche zwischen 54,800 und 700,000 schwanken, unter sich nicht sicher zu vereinigen. Als die fünf ersten Bibliothekare glänzen ebensoviele Heroen der Wissenschaft ihrer Zeit: Zenodotos, Kallimachos, Eratosthenes, Apollonios und Aristophanes von Byzanz. Durch diese und andere günstige Verhältnisse wurde Alexandria schon unter den ersten Ptolemäern der Sammelplatz und Bildungsort der berühmtesten Gelehrten damaliger Zeit und blieb mehrere Jahrhunderte hindurch, trotz mancher Störungen, der Hauptsitz aller wissenschaftlichen Thätigkeit. Die erste bedeutendere Beeinträchtigung erlitt dieselbe hier durch eine Fehde, welche zwischen den beiden Brüdern Ptolemäos VI. und VII. kurze Zeit vorher, ehe die Römer Aegypten theilten, ausbrach und zur Folge hatte, daß der siegreiche Ptolemäos VII. viele der alexandrin. Gelehrten, die mit seinem Bruder erzogen und Freunde desselben waren, theils vertrieb, theils hinrichten ließ. Viel verderblicher aber wirkte die Belagerung Alexandria's durch Julius Cäsar, bei welcher das Bruchium mit seiner Bibliothek durch Brand zerstört wurde. Doch war die größere Serapeumsbibliothek noch vorhanden; auch erlangte Alexandria nach einiger Zeit seine wissenschaftliche Bedeutung wieder, namentlich durch Cäsar und Octavianus, vorzüglich aber durch Antonius. Der letztere schenkte der Kleopatra die große Bibliothek, welche die Könige von Pergamos im Laufe der Zeit gesammelt hatten und die in der Gelehrtenwelt als Nebenbuhlerin der alexandrinischen gegolten. Bis zu Ende des 2. Jahrh. n. Chr. war daher die A. S. die erste der Welt, und die berühmtesten Aerzte, Philosophen, Astronomen, Philologen und Theologen jener Zeit erhielten dort ihre Bildung. Durch den Eintritt des Christenthums, das sich zwar hier an die Methode der Alexandrinischen Schule anschloß und in Clemens und Origenes Hauptrepräsentanten seiner Katechetenschule besaß, kam eine Störung in die heidnisch-griechische Ueberlieferung; aber der eigentliche Verfall beginnt erst mit dem 3. Jahrh. Da wüstete Caracalla in Alexandria, hob das reich fundirte Institut des Museums auf und zog die Pensionen der Gelehrten ein. Verderblicher noch für die altklassische Gelehrsamkeit war die Unduldsamkeit der christlichen Patriarchen, welche in den unsterblichen Werken der Alten nur mythologische Greuel fanden. Der Patriarch Georg von Kappadokien vertrieb die bisher noch geduldeten heidnischen Philosophen geradezu, und kehrten sie auch unter dem Kaiser Julian wieder zurück, so mußten sie bald darauf unter dem überchristlichen Kaiser Theodosius von neuem flüchten. Der Patriarch Theophilus erwirkte von Theodosius einen Befehl zur Zerstörung des Serapistempels, des letzten Halts der griech. Gelehrsamkeit. Kühn vertheidigten die Gelehrten an der Spitze des heidnischen Pöbels ihr Heiligthum gegen die röm. Soldaten; dabei aber ging der Tempel in Flammen auf. Aus dem Schutte wurde noch mancher Schatz hervorgezogen und eine neue Bibliothek gegründet; auch sammelten sich nach und nach in Alexandria wieder gelehrte Männer, besonders Rechtslehrer und Aerzte, und während die röm. Welt in Europa den Barbaren erlag, glimmte hier das Feuer der Wissenschaft noch fort. Justinian schloß zwar die heidnischen Philosophenschulen, aber Aristoteles und Platon herrschten fort in den christlichen Schulen. An Erweiterung oder auch nur sorgliche Erhaltung der wissenschaftlichen Sammlungen war freilich unter solchen Umständen kaum zu denken; schwerlich hat daher Amru, als er an der Spitze fanatischer Mohammedaner 642 Alexandria eroberte, noch etwas Bedeutendes zu zerstören gefunden, und er wird auch nur erst bei spätern Schriftstellern der Bücherverbrennung beschuldigt. Als der Kriegslärm ausgetobt und die Araber in Aegypten sich heimisch eingerichtet hatten, trat an die Stelle der hellen. die arab. Wissenschaft: der Chalif Motawakkil rief um die Mitte des 9. Jahrh. in Alexandria eine Akademie ins Leben. Mit dem Sturze der arab. Herrschaft in Aegypten verlosch auch diese Flamme wieder. Dies die äußeren Verhältnisse und Schicksale der Alexandrinischen Schule. In ihr wurden die Wissenschaften weniger durch das Genie und freies, selbständiges Forschen, also durch Hervorbringung origineller Geisteswerke, als vielmehr durch fleißige Bearbeitung, Sichtung, Zusammenstellung, Erläuterung und Anordnung des Gegebenen gefördert. (Vgl. *Parthey*, Das Alexandrin. Museum, Berl. 1838.)

Voran in der Reihe der alexandrin. Gelehrten stehen jene berühmten Forscher der älteren griech. Literatur und Sprache, die *Kritiker* und *Grammatiker*, welche ihren Fleiß vorzüglich der Grammatik der griech. Sprache, der Berichtigung des Textes der älteren griechischen Werke, der Scheidung des Echten vom Unechten, der grammatischen, historischen und ästhetischen Auslegung, sowie der Bearbeitung der ältesten griechischen Mythe zuwendeten. So wurde durch sie die Philologie als Wissenschaft mit allen Nebenzweigen gegründet; auch versuchten sie, Ordnung und Zusammenhang in das Chaos der Mythen und Sagen der Vorzeit zu bringen. Die bedeutendsten dieser Gelehrten waren: Zenodotos aus Ephesos, Eratosthenes von Kyrene, Aristophanes von Byzanz, Dionysios von Thrakien, Aristarchos von Samothrake, Didymos der Aeltere, Apollonios Dyskolos, Hephästion, Julius Pollux u. a. Die eigenen Leistungen der Alexandriner auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Poesie tragen sämmtlich mehr oder minder den Charakter gelehrter Thätigkeit, der, verbunden mit kunstvoller, bisweilen künstlicher Form und sorgfältiger Beobachtung der Sprachgesetze, das ersetzen sollte, was jenen Werken an Lebensfrische und an origineller Produktion, also an innerer Kraft abging. Vor allem gilt dies von den *Dichtern* dieser Schule. Meist gelehrte und durch feine ästhetische Bildung ausgezeichnete Männer, wählten sie gewöhnlich zur poetischen Darstellung Stoffe, welche Gelegenheit geben konnten, ausgebreitete Kenntnisse an den Tag zu legen. Die Auffassungs- und Darstellungsweise, obwohl durch Reinheit der Diktion, einen höchst geregelten Versbau und äußerste Glätte und Feinheit ausgezeichnet, entbehrt doch meist der Einfachheit und Natürlichkeit und artet nicht selten in Künstelei und geschraubtes Wesen aus. Die namhaftesten Dichter der Alexandrinischen Schule sind: Apollonios von Rhodos, Lykophron, Aratos, Nikander, Kallimachos, Theokritos (diese beiden letzteren die bedeutenderen) und das sogen. Alexandrinische Siebengestirn der Tragiker, von denen nur Lykophron erhalten ist. Was die Alexandriner für die

Geschichte leisteten, können wir nicht genau beurtheilen, da ihre historischen Werke sämmtlich verloren gegangen sind. Als gute Geschichtschreiber nennt man unter andern zwei Ptolemäer, Lagi und Physkon; bedeutend und werthvoll sind die Fragmente des Aegypters Manetho. Am selbständigsten erscheint unter den alexandrinischen Wissenschaften die Mathematik, welche hier zuerst ausgebildet, in systematischen Zusammenhang gebracht und nach der noch jetzt gebräuchlichen Methode vorgetragen wurde. Vor allen verdient hier Erwähnung Euklides, welcher der Schöpfer der wissenschaftlichen Geometrie wurde, an Hypsikles einen Fortsetzer, an Theon und seiner Tochter Hypatia Ergänzer der fehlenden Beweise und an Proklos einen Kommentator erhielt. Außerdem zeichneten sich Apollonios aus Perga, Pappos und Eutokios in der Geometrie aus. Die Arithmetik erhielt zuerst durch Nikomachos aus Gerasa eine wissenschaftliche Gestalt und wurde von Diophantos in einer noch jetzt hervorragenden Weise ausgebildet. Auch die angewandte Mathematik fand ihre Bearbeiter an Ktesibios, Heron, Biton, Philon von Byzanz u. a. In der Astronomie begründeten die Alexandriner, durch die Vorarbeiten der ägyptischen Priester unterstützt, ebenfalls das erste wissenschaftliche System. Von ihnen rührt auch die noch jetzt gebräuchliche Benennung und Eintheilung der Firsterne nach Sternbildern her, sowie zur Zeit Julius Cäsars die verbesserte Theorie des Kalenders von Alexandria aus nach Rom kam. Berühmt wurden in dieser Beziehung: Eratosthenes, Timochares von Alexandria, Eudoros von Knidos, Hipparchos von Nikäa, Theon und vorzüglich Claudius Ptolemäus um die Mitte des 2. Jahrhunderts. Poetisch hat besonders Aratos von Soli die Astronomie behandelt. Viel hat der Alexandrinischen Schule die Geographie zu danken. Der Welthandel und die geographische Weltstellung Alexandria's förderte die Kenntnis von Land und Meer und führte den gelehrten Forschungen immer neuen Stoff zu. Obenan steht unter den alten Geographen Ptolemäos, der mit Hülfe seiner gesammelten astronomischen und historischen Kenntnisse und nach eingezogenen Erkundigungen das beste und vollständigste System der Geographie, welches wir aus dem Alterthum besitzen, aufstellte. Auch Medicin und Naturwissenschaften genossen in Alexandria sorgfältige Kultur. Für das Studium der Naturgeschichte war im Museum eine zoologische Sammlung aufgestellt, und Ptolemäos Euergetes II. trat selbst als naturgeschichtlicher Schriftsteller auf. Den Anatomen ertheilten die Ptolemäer im Anschluß an die ägyptische Sitte des Einbalsamirens die Erlaubnis, menschliche Leichname zu zergliedern, wodurch die Heilkunde bedeutend gefördert wurde. Die Philosophie war stets ein Hauptgegenstand der Studien der Alexandriner und bildete sich dort bald eigenthümlich aus. Der allgemeinen Richtung folgend, bearbeitete man anfangs theils nur die allgemeinen philosophischen Lehren, theils strebte man danach, die des Platon, Aristoteles, Pythagoras und anderer griechischen Philosophen mit einander auszugleichen und zu einem Ganzen zu verbinden. Bald ging man jedoch weiter, und es wurde von nun an die Aufgabe des philosophischen Strebens, eine Vereinigung des morgenländischen Geistes mit dem abendländischen zu Stande zu bringen und eine Lehre zu begründen, die, Griechen, Aegypter, Juden und Perser berücksichtigend, von der Weisheit dieser verschiedenen Völker das Wesentliche in sich aufnähme. Die Vollendung dieser Richtung zeigt sich in der sogen. neuplatonischen Philosophie, welche, gegen Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. durch Ammonios Sakkas begründet, in den »Enneaden« Plotins ihr bedeutendstes Denkmal hat, durch Jamblichos im 4. und durch Proklos im 5. Jahrh. vertreten wurde. Sehr wichtig und bedeutend war der Einfluß der alexandrinischen Philosopie auf die Religionen, deren Systeme eine mehr wissenschaftliche Begründung und vielfache Modifikationen erfuhren. Die Götter des Heidenthums wurden angesehen als die persönlichen Kräfte des göttlichen Weltlebens, theils als überweltliche, theils als der Welt als Herrscher vorgesetzte oder als Diener verbundene. Die Mythen mußten sich zu diesem Behufe eine allegorische Auslegung gefallen lassen.

Auch die Juden, deren sich unter dem römischen Kaiser Augustus gegen eine Million in Aegypten befanden, hatten sich in Alexandria schon frühzeitig mit griechischer Sitte, Sprache und Gelehrsamkeit befreundet. Es entstand hier die bekannte griech. Uebersetzung des Alten Testaments durch die 70 Dolmetscher (s. Septuaginta). Zugleich bildete sich hier aber auch eine jüdische Theologie, welche die Weisheit des übrigen Morgenlandes und die platonische Philosophie mit den heiligen Büchern des Judenthums durch allegorische Auslegung in Uebereinstimmung zu bringen suchte. An der Spitze dieser Richtung steht Philon, Zeitgenosse von Christus, und eine mystische Ausartung derselben sind die Therapeuten (vgl. Dähne, Darstellung der jüdisch-alexandrin. Religionsphilosophie, Halle 1834—35, 2 Bde.). Auf ähnliche Weise entwickelte sich das Christenthum in Alexandria. Es ward um so leichter, es mit der dortigen Philosophie in Verbindung zu bringen, als viele Lehrsätze der Christen mit den Meinungen der jüdischen und morgenländischen Schulen scheinbar übereinstimmten, und eine wissenschaftliche Auffassung und Begründung bei der herrschenden Bildung der christlichen Religion zu ihrer Empfehlung nothwendig war. Auf diese Weise entstand hier zuerst durch philosophische Entwickelung der in den historischen Grundlagen des Christenthums liegenden Ideen eine christliche Wissenschaft, welche den bedeutendsten Einfluß auf die Kirche ausgeübt hat und unter dem Namen der Alexandrinischen Theologie bekannt ist (vgl. Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie, Par. 1820, 2. Aufl., 1840—44, 3 Bde.). Ihren Mittelpunkt bildete die Katechetenschule in Alexandria, deren Blüte in das 3. Jahrh. fällt, und in welcher nicht bloß Elementarunterricht für die Neubekehrten ertheilt wurde, sondern auch zu Lehrern der Kirche bestimmte Christen ihre Bildung erhielten. Unter den Vorstehern dieser Schule sind Pantänos als der erste uns bekannte, Titus Flavius Clemens und Origenes als die größten und einflußreichsten zu nennen. Grundelemente ihrer Theologie sind folgende Lehrsätze: »Gott hat sich allen Völkern nach ihrer Weise durch den Logos oder die göttliche Weisheit offenbart; seine höchste Offenbarung ist das Christenthum. Die heilige Schrift ist von Gott eingegeben; aber auch andere Schriften, wie die platonischen, haben theil an jener Offenbarung«. Die Vorstellung vom Christenthum als etwas bloß Geschichtlichem auf äußere Autorität hin ist der Standpunkt des Volksglaubens, der in den vollkommenen

Christen zur freien Einsicht und Uebereinstimmung, zu einer auf inneren Gründen beruhenden, selbständigen Ueberzeugung werden soll. Diese höhere Einsicht in das Wesen des Christenthums und in die Uebereinstimmung desselben mit der Philosophie und den Forderungen der Vernunft hieß bei den Alexandrinern Gnosis und wird als eine von Christus ausgehende, geheime Tradition dargestellt: Bei der Gottheit, als dem vollkommensten und allein unkörperlichen Wesen, darf nichts Sinnliches und Menschliches, keine Beschränkung durch Raum und Zeit gedacht werden. Ein solches Wesen kann auch nicht müßig und ohne Beziehung zur Schöpfung sein. Daher hat es vor dieser Welt schon andere Welten gegeben, und nach ihrem Untergange werden wieder neue entstehen. Von Ewigkeit her hat Gott den Logos gezeugt als seinen Erstgebornen. Diese Zeugung ist aber nicht sinnlich zu denken, sie ist auch kein Ausfließen, sondern ähnlich der Erzeugung des Glanzes durch das Licht. Sie ist außer aller Zeit und dauert auch jetzt noch immer fort. Ausgehend von diesem Sohne Gottes denke man sich den heiligen Geist. Jene Welten waren von Ewigkeit her bevölkert mit vernünftigen und freigeschaffenen Geschöpfen, welche ursprünglich alle gut waren, aber vermöge ihrer Freiheit in verschiedenen Graden sündigten. Zur Strafe dafür sind die Menschenseelen aus ihrem ätherischen Körper in den gröberen, menschlichen Leib verbannt worden, und Glück und Unglück auf dieser Erde ist die Folge ihrer früheren, größeren oder geringeren Schuld. Zur Erlösung der Menschen kam der Logos in die Welt und vereinigte sich mit einer menschlichen Seele. Der Körper Jesu war aber nicht ein grob materieller, sondern aus ätherischem Stoff gebildet. Wenn diese Welt ihren Zweck erreicht haben wird, so fällt sie, wie die früher dagewesene, der Zerstörung durch Feuer anheim; dieses Feuer wird zugleich die Menschenseelen von den Flecken reinigen, die ihnen von dem materiellen Körper her anhaften. Dann kehren die Seelen in den frühern Zustand zurück; sie erhalten wieder ihre ätherische Hülle. Gleiches erlangen selbst die Dämonen, denn Gott straft nicht ewig. Weil aber die gebesserten Wesen vollkommen frei sind und abermals sündigen können, so wird dann Gott neue Welten schaffen, und so ein ewiger Kreislauf entstehen, der sich bald als Fort-, bald als Rückschreiten zeigt. Auf diese allerdings großartige Weise die Verhältnisse des Universums begreiflich zu machen und das Räthsel der Welt zu lösen trachtend, verwarfen die alexandrinischen Theologen alle sinnlichen Begriffe des Christenthums, namentlich den Chiliasmus oder die Lehre von dem irdischen, tausendjährigen Reiche Christi, die Auferstehung des Fleisches und die Ewigkeit der Höllenstrafen. Um aber alles in der heiligen Schrift und in derselben zugleich überall einen Gottes würdigen Sinn zu finden, bedienten sie sich der allegorischen Erklärung, welche Origenes zuerst mit der buchstäblichen verband und auf bestimmte Grundsätze zurückführte. Außer den schon genannten Männern gehören zu dieser Alexandrinischen Schule noch folgende berühmte Theologen: Dionysios von Alexandria, Gregorios von Neucäsarea (»der Wunderthäter« genannt) und Pamphilos von Cäsarea. Wenn diese Klasse von Theologen, trotz ihrer Anwendung der griech. Philosophie aufs Christenthum, doch den christlichen Standpunkt festhielt und das histor. Gegebene und Ueberlieferte nicht willkürlich zu entstellen wagte, so war dies nicht der Fall bei den sogen. Gnostikern, unter deren ersten Meistern Basilides um 125 n. Chr. ebenfalls zuerst in Alexandria auftrat, und welche platonische Philosophie, orientalische Theosophie und persischen Dualismus dergestalt mit der christlichen Religion vermengten, daß in ihren Lehren der eigenthümliche Geist der letzteren gänzlich verloren ging (s. Gnosis).

Alexandrinisches Zeitalter, s. v. w. Alexandrinische Schule (s. d.).

Alexandropol (früher Gumri), Stadt im russ. Gouvernement Eriwan (Transkaukasien), am Arpatschai und der Straße von Eriwan nach Kars auf einer baumlosen Hochebene gelegen, ist als Festung und geräumiger Waffenplatz, der 60,000 Mann aufnehmen kann, wichtig. Die Stadt hat 5 Kirchen, 6 Karawanserais, bedeutende Seidenindustrie und (1867) 17,272 Einw.

Alexandrow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Wladimir, auf einer Insel im Pleskowsee, mit (1867) 5810 Einw., welche jährlich mehr als 200,000 Pud Stinte ausführen.

Alexandrowka, Ort, s. Melitopol.

Alexandrowsk, 1) Kreisstadt und kleine Festung im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw, am Dnjepr, unterhalb seiner Fälle, Stapelplatz für den Waarenumsatz nach dem Süden, da hier die zu Lande angelangten Waaren eingeschifft werden, mit (1867) 4601 Einw. Hier beginnt die aus A. und 6 andern Festungen bestehende, mit Petrowsk am Asowischen Meer endende sogen. Dnjepr'sche Linie, welche 1770 gegen die damals noch ununterworfenen Krim'schen Tataren errichtet wurde, jetzt freilich zerfallen ist. — 2) (Alexandrowski Post), eine erst seit 1855 bestehende russ. Ansiedelung im ostsibir. Küstengebiet, an der Kastriesbai, der Insel Sachalin gegenüber, hat einen guten Hafen, Magazine, ein Hospital u. treibt lebhaften Handel mit Nordamerika, besonders mit Kalifornien. In der Nähe landeinwärts liegt die Militärstation Kastries.

Alexei, 1) A. Michailowitsch, zweiter Zar von Rußland aus dem Hause Romanow, Sohn und Nachfolger von Michael Feodorowitsch, Vater Peters d. Gr., geb. 10. März 1629, kam schon 1645 zur Regierung, stand aber unter der Leitung seines Erziehers Morosow. Durch Errichtung eines tüchtigen Heers schuf er sich eine nach außen Ehrfurcht gebietende, im Innern des Reichs Gehorsam erzwingende Macht, daher das Auftreten zweier Prätendenten, des dritten falschen Demetrius und des sich für einen Sohn des Zaren Wasilij Schuiskoi ausgebenden Ankudinow, von keinem Erfolg begleitet war. Nachdem A. in 8 Friedensjahren für Ordnung und Ruhe, Gewerbfleiß und Handel wirksam gearbeitet, Fabriken errichtet, den Schiffsbau verbessert, Gesetzgebung und Reichsverwaltung vervollkommnet hatte, wandte er sich (1654) gegen Polen, zunächst als Beschützer der Kosaken, die, von dem polnischen König Kasimir angegriffen, sich unter Rußlands Oberhoheit begeben hatten, und erzwang den Frieden zu Niemez (1656), worin alles, was Polen in den frühern Friedensschlüssen gewonnen hatte, Kiew, Smolensk, Tschernigow und anderes, an Rußland wieder zurückfiel. Ein späterer Krieg, der durch den Frieden von Andrussow (1667) beendigt wurde, brachte noch weiteren Gewinn in der Ukraine, so daß der Dnjepr die Grenze gegen Polen wurde. Im Kriege mit Schweden (1655—58) eroberte er zwar einen großen Theil

Livlands und Ingermanlands, mußte ihn aber im Frieden von Kardis (21. Juni 1661) zurückgeben. Dafür unterwarf er Sibirien bis zum äußersten O., sowie Daurien und das Amurland seinem Scepter und unterdrückte den Aufstand der donischen Kosaken (1672). Während des letzten Jahrzehnts seiner Regierung konnte A. sich ganz der Sorge für die innere Organisation seines Reichs hingeben. Zugleich war er bemüht, politische und merkantile Verbindungen mit China, Persien und mit den europäischen Staaten, namentlich mit Holland, anzuknüpfen. Durch seine Bemühung kam auch das russ. Gesetzbuch »Uloshenie« zu Stande. A. starb 29. Jan. 1676. Sein unmittelbarer Nachfolger war sein Sohn Feodor; diesem folgte sein Stiefbruder Peter d. Gr.

2) A. Petrówitsch, der älteste Sohn Peters d. Gr. und der Eudoxia Lapuchin, geb. 18. Febr. 1690, gerieth frühzeitig unter den Einfluß der altrussischen Partei, die den Reformen des Zaren widerstrebte. Die zweite Gemahlin des Zaren, Katharina, trug nicht wenig dazu bei, den Sohn dem Vater vollends zu entfremden und ihn in den Gegnern desselben seiner und seiner Mutter Freunde erblicken zu lassen. Dazu verfiel A. in Ausschweifungen, die auf seinen Geist und seinen Körper den nachtheiligsten Einfluß übten. Wiederholt und mit steigender Strenge forderte Peter ihn auf, entweder den Sinn zu ändern, oder der Thronfolge zu entsagen und ins Kloster zu gehen. A. erklärte sich zu letzterm bereit. Als aber Peter seine zweite Reise ins nördl. Europa angetreten hatte, entfloh A. 1717 unter dem Vorwande, seinem Vater nachreisen zu wollen, nach Wien und von da nach Neapel. Auf Peters Geheiß und überredet durch den Gardehauptmann Rumjanzow und den Geheimrath Tolstoi kehrte A. zwar zurück, fand aber, statt freundlichen Empfangs, Gefängnis und strenges Gericht. Der Ukas vom 2. Febr. 1718 sprach Alexei's Ausschließung vom Throne für alle Zeiten aus, und da bei näherer Untersuchung Alexei's geheimer Plan, dennoch die Thronfolge zu erlangen, entdeckt wurde, so ließ der Zar nicht bloß die Theilnehmer desselben hinrichten oder exiliren, sondern auch seinen eigenen Sohn auf Hochverrath anklagen und ihm das von 144 Richtern einstimmig gesprochene Todesurtheil vorlesen. Der ganzen Untersuchung ward aktenmäßige Publicität gegeben, um jeden Schein der Ungerechtigkeit zu vermeiden. Bald darauf starb A. 7. Juli (26. Juni) 1718, wahrscheinlich infolge einer durch die Aufregungen und die Leiden des Gefängnisses gesteigerten Krankheit. Nach andern soll er im Gefängnis enthauptet oder vergiftet worden sein. Immermann hat die Geschichte Alexei's in der groß angelegten Trilogie »Alexis« dramatisch behandelt. A. hinterließ von seiner Gemahlin, Charlotte Christine Sophie, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die von ihm viel zu erdulden hatte und schon 1715 starb, eine Tochter (gest. 1728) und einen Sohn, den nachmaligen Kaiser Peter II. Vgl. Pogodin, Untersuchung über den Proceß des Zarewitsch A. (Petersb. 1860). Auf A. bezügliche Urkunden veröffentlichte die Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer (Mosk. 1861).

Alexios, Name mehrerer byzantin. Kaiser: 1) A. I., Komnenos, Kaiser von 1081—1118, geb. 1048, diente als Feldherr unter den Kaisern Michael Dukas und Nikephoros Botoniates. Letzterem verdächtig und aus Konstantinopel verbannt, ward A. vom Heer zum Kaiser ausgerufen, eroberte die Hauptstadt und entthronte den Nikephoros (1081). Mit den Türken schloß A. Frieden, um sich gegen die Normannen unter Robert Guiscard zu wenden. Von diesem dreimal geschlagen, verband er sich mit Venedig und dem deutschen Kaiser Heinrich IV., worauf das normannische Heer zum Schutz des Papstes Gregor VII. abzog. Doch schon 1084 erneuerte Guiscard den Angriff, schlug die vereinigte venetianisch-byzantin. Flotte in zwei Treffen und erfocht noch zu Land einen glänzenden Sieg; erst sein Tod (1085) befreite A. von diesem gefährlichen Gegner. A. dehnte die Grenzen des griechischen Reichs in Kleinasien bis Nikomedia aus. Eine Gesandtschaft, welche er, um Hülfe gegen die Türken zu erbitten, zum Koncil in Piacenza 1095 schickte, brachte dort den Entschluß zu einem allgemeinen Kreuzzuge zur Reife. Doch fanden die Kreuzfahrer im griech. Reiche nicht die gehoffte Aufnahme. A., durch die große Menge der Kreuzfahrer besorgt gemacht, forderte, daß ihm die Führer des Kreuzheeres Vasallentreue und die Einräumung aller zu erobernden Städte angelobten, wogegen er Lieferung alles Kriegsbedarfs zusicherte. Aus diesem Verhältnis entsprangen eine Menge Zwistigkeiten, Verlegenheiten und Gefahren für Byzanz, die nicht beigelegt waren, als A. 15. Aug. 1118 starb. Sein Leben hat seine Tochter Anna Komnena (s. Anna 2) in der »Alexias« beschrieben.

2) A. III., Angelos, unter den byzantinischen Herrschern einer der schlimmsten, entthronte und blendete seinen Bruder Isaak Angelos und verübte Laster und Unthaten aller Art. Durch des entthronten Isaak Sohn Alexios wurde er 1203 gestürzt. Er floh und suchte ohne Erfolg Hülfe bei den Türken; starb zu Nikäa im Kloster.

3) A. IV., Kaiser von 1203—4, Sohn des Isaak Angelos, flüchtete nach dessen Entthronung durch A. III. über Sicilien nach Rom zu Innocenz III. Dieser und der deutsche König Philipp von Schwaben, der eine Schwester des A. zur Gemahlin hatte, empfahlen ihn den in Venedig versammelten Kreuzfahrern, u. A. bewog diese durch große Versprechungen, zur Befreiung seines gefangenen Vaters behülflich zu sein. Es gelang, und A. wurde 1203 gekrönt. Er theilte die Regierung mit seinem befreiten Vater Isaak; das Kreuzheer blieb aber zur Sicherung des Throns und bis zu der Erfüllung seiner Versprechungen noch ein Jahr in Konstantinopel. Dies und namentlich der beabsichtigte Anschluß an die römische Kirche veranlaßte einen Aufruhr, in welchem A. gefangen und erdrosselt wurde.

4) A. Komnenos, Enkel des Kaisers Andronikos Komnenos, behauptete sich nach der Einnahme von Konstantinopel durch die Franken 1204 als Herzog in Pontus von Sinope bis an den Phasis. Sein Enkel (Urenkel), Johannes Komnenos, nahm den kaiserl. Titel an, und seine Nachkommen haben als Kaiser von Trapezunt (Trebisond) regiert, bis Mohammed II. das ganze griech. Reich vernichtete.

Alexipharmăka (griech., »Schutzheilmittel«), bei den alten griech. Aerzten innere Mittel, welche ein in den Körper übergegangenes Gift unschädlich machen und austreiben sollten. Sie enthielten meist Kampher und ätherische Oele, Opium, Moschus, Ammonium, oder gehörten zu der Klasse der bittern und aromat. Mittel. Ihre angeblich giftwidrige Eigenschaft wird durch nichts bewiesen. Widersinnigerweise wurden sie auch bei hitzigen Fiebern, zur Vertilgung des Kontagiums und zur Erregung übermäßiger Schweiße gebraucht. Jetzt werden sie nur noch bei adynamischen Zuständen und gegen den Collapsus angewendet.

Alexis, Wilibald, Pseudonym des Romandichters Wilh. Häring (s. d.).

Alexisbad, Badeort im anhalt. Theile des Harzes, im romantischen Selkethal 300 Meter ü. M. gelegen. Das Wasser wurde bereits 1760 chemisch untersucht, aber das Bad erst 1810 vom Herzog Alexis von Anhalt eingerichtet und mit Anlagen umgeben; jetzt ist dasselbe Staatseigenthum. Es verdankt seine Hauptwirkung der bedeutenden Menge an hydrochlorsaurem Eisen, schwefelsaurem Eisen- und Manganoxydul, sowie der starken Beimischung von Kieselerde und ist ein reines Stahlwasser, dessen tonisirende Kraft nicht durch auflösende Salze, von denen es nur geringe Mengen enthält, geschwächt wird. Im Gebrauch sind zwei Quellen: der Selkebrunnen oder die Badequelle, mit einer Temperatur von 6½° R., die nur zu Bädern benutzt wird, und der Alexisbrunnen oder die Trinkquelle, ein erdig-salin. Säuerling von 7° R., ähnlich den Quellen von Schwalbach und Spa, von denen er sich aber durch den geringen Gehalt an Kohlensäure unterscheidet. Innerlich gebraucht wirkt das Wasser kräftig tonisirend und die Blutmischung verbessernd und wird daher mit gutem Erfolge besonders bei weißem Fluß, Mutterblutflüssen, alten Fußgeschwüren, Bleichsucht, Blutarmut rc. angewendet. Neuerlich sind auch Einrichtungen zu Fichtennadelbädern getroffen worden. Die reizende Gegend bietet die interessantesten Spaziergänge; doch hat der Besuch in den letzten Jahren abgenommen (jährlich etwa 300 Personen). Vgl. Schauer, Blutarmut und Bleichsucht als Heilobjekt für Stahlquellen, mit besonderer Rücksicht auf die Kur in A. (Dessau 1869).

Alfadur (Alfadir, nord., »Allvater«), s. Odin.

Alfanz (ital.), Gaukler; Hans Narr; Betrug, Uebervortheilung; Alfanzerei, Gaukelei, Narretheï.

Alfeld (Ahlfeld), Stadt im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Marienburg, an der Leine, Station der hannöverschen Südbahn, hat ein Schullehrerseminar und 2815 Einw., welche Fabrikation von Papier, landwirtschaftlichen Maschinen, Eisengießerei und Leinenhandel treiben.

Alfenid (franz. Alfénide, nach dem Erfinder Alphen), Legirungen aus Kupfer, Zink und Nickel, also im wesentlichen Neusilber (s. d.); im Berliner Handel speciell ist A. galvanisch versilbertes Neusilber.

Alfieri, Vittorio, Graf, berühmter ital. Dichter, war geboren 17. Jan. 1749 in Asti. Die Selbstbiographie des sonderlingartigen und leidenschaftlichen, aber bedeutenden Menschen entwirft ein ausführliches und treues Bild seines frühern Lebens, allerdings mit etwas sehr düstern Farben. Er nennt sich selbst einen Müßiggänger, Wüstling und Ignoranten. In dem Hause reicher und vornehmer Eltern genoß er eine Erziehung, wie sie damals unter den höhern Ständen gewöhnlich war, d. h. die weder den Geist aufklärte, noch das Herz veredelte. Die Turiner Akademie, wohin ihn 1758 sein Oheim schickte, verließ er ebenso ungebildet, wie er sie bezogen hatte, um in ein Provinzialregiment zu treten. Nachdem er darauf ohne großen Nutzen von zwei Reisen durch Italien, Frankreich, England und Holland zurückgekehrt war und aus Haß gegen jeden Zwang auch die militärische Laufbahn verlassen hatte, lebte er eine Zeitlang in gänzlicher Unthätigkeit, bis er 1776 mit seinem ersten dramatischen Versuche, der »Cleopatra«, ans Licht trat. Der Beifall, den das Werk fand, bewirkte, daß er sich fortan mit dem größten Eifer der dramatischen Dichtung widmete. Um nachzuholen, was ihm an wissenschaftlicher Bildung gebrach, erlernte er noch im reifen Alter die lateinische Sprache und begab sich, um des reinen toskanischen Dialekts mächtig zu werden, nach Florenz. Hier lernte er die Gräfin Albany (Luise von Stolberg), die Gemahlin des englischen Prätendenten, kennen, an die ihn fortan die edelste Liebe kettete. Von nun an rang A. mit allen Kräften nach dem dichterischen Lorbeer, um der Frau würdig zu sein, deren Achtung und Liebe allein Werth für ihn hatte. Um völlig frei und unabhängig auf der betretenen Bahn fortschreiten zu können, überließ er sein ganzes Vermögen gegen eine mäßige Rente seiner Schwester. Er lebte abwechselnd in Florenz und in Rom und vollendete 14 Tragödien, zu denen später noch einige hinzukamen. Der Tod des Prätendenten räumte endlich das letzte Hindernis, welches in das Verhältnis Alfieri's zur Gräfin Albany störend eingriff, hinweg, und beide lebten von nun an in der innigsten Verbindung, abwechselnd im Elsaß und in Paris. Von antiken Freiheitsgedanken und Tyrannenhaß erfüllt, begrüßte A. freudig den Ausbruch der franz. Revolution und feierte namentlich die Erstürmung der Bastille, wandte aber angesichts der beginnenden Greuel Frankreich alsbald den Rücken und begab sich nach England. Geldverlegenheit, durch das Fallen der Assignaten veranlaßt, nöthigte ihn, noch einmal nach Paris zurückzukehren, doch schon im August 1792 entfloh er, nicht ohne Gefahr, wieder aus Frankreich. Seitdem lebte er, vom leidenschaftlichsten Haß gegen das königsmörderische Land erfüllt, mit seiner Freundin in Florenz, schrieb noch manches und studirte eifrig die griechischen Dichter, deren Sprache er noch im späten Alter erlernte. Er starb 8. Okt. 1803. Seine Asche ruht in der Kirche Santa Croce in Florenz, zwischen der Macchiavelli's und Michelangelo's, unter einem prächtigen Denkmale von Canova's Hand. Er schrieb 21 Tragödien, 6 Komödien und eine Tramelogödie (d. i. Melotragödie) »Abel«; außerdem ein episches Gedicht in 4 Gesängen, mehrere lyrische Gedichte und 16 Satiren. Nach seinem Tode ward die Sonettensammlung »Misogallo« veröffentlicht, ein Denkmal seines Franzosenhasses. A. ist der Reformator der tragischen Bühne Italiens und steht, trotz aller Mängel seiner Stücke, noch als ihr erster Meister da. Seine Tragödien sind strenge und hochsinnige Dichtungen, durchaus Originale, treue Abdrücke seiner geistigen Eigenthümlichkeit. Entrüstet über die Erschlaffung seiner Zeit, suchte er in ihnen starke und männliche Gefühle, namentlich die begeisterte Empfindung der Freiheitsliebe auszudrücken und stellte den reb- und thränenseligen Helden der herrschenden Bühne Personen von römischer Herbigkeit und lakonischem Stoicismus entgegen. Die Handlung ist immer echt bramatisch, die Zeichnung der Charaktere fest, bisweilen etwas ungelenk und des individuellen Lebens entbehrend, die Diktion zwar starr und unmusikalisch, aber durchaus edel und würdig, durch Ernst und Angemessenheit ausgezeichnet. Als Mängel erscheinen die meist übergroße Einfachheit seiner nach antik französischem Muster zugeschnittenen Pläne, das oft gesuchte Verzichten auf dichterischen Schmuck und eine gewisse Monotonie, wie sie bei der Ausschließung des lyrischen Elements und der zu knappen Beschränkung auf das zur dramatischen Entwickelung unumgänglich Nöthige unvermeidlich

erscheint. Hervorragend an Bedeutung unter den Tragödien sind »Filippo«, »Antigone«, »Virginia«, »Agamemnone«, »Oreste«, »Saul«, »Mirrha«, »Merope«. Alfieri's Komödien stehen an poetischem Werth weit unter den Trauerspielen; sie haben eine ernste, meist politische Richtung, die Erfindung ist aber leer, die Handlung nicht selten ohne alles Interesse. Eine vollständige Ausgabe der »Opere« Alfieri's erschien zu Pisa (1805—15) in 22 Bdn.; seine (bis auf die letzten 5 Monate vor seinem Tode fortgeführte) Selbstbiographie zuerst in den »Opere posthume« (1804, deutsch von Hain, Leipz. 1812); seine »Tragedie« in neuer Ausgabe, nach den Originalhandschriften revidirt von Milanesi, Flor. 1855, 2 Bde. Vgl. Centofanti, Sulla vita e sulle opere di A. (Florenz 1842); Teza, Vita, giornali, lettere di A. (das. 1861); Reumont, Die Gräfin von Albany (Berl. 1860).

Alfinger, Ambrosius, aus Ulm, Geschäftsagent resp. Faktor der weltberühmten Firma »Welser« zu Augsburg, bekannt durch zwei in den Jahren 1528 und 1530 unternommene Entdeckungsreisen nach Centralamerika. Ihm gebührt der Ruhm, Neugranada entdeckt, Venezuela und Maracaibo gegründet zu haben. Leider ist sein in der Geschichte der Entdeckungen hervorragender Name durch unersättliche Habgier und brutale Grausamkeiten befleckt.

Alföld, die große niederungarische Tiefebene, s. Ungarn.

Alfons (Alonso, Alphonsus), Name mehrerer Könige von Aragonien, Asturien, Kastilien, Neapel und Portugal: 1) Könige von Aragonien und Navarra: a) A. I., 1104—34, der Schlachtengewinner (el Batallador), weil er in 29 Schlachten gesiegt, Sancho's V. Sohn, folgte seinem Bruder Peter I. Sein Versuch, als Gemahl Urraca's, der Tochter Alfons' VI. von Kastilien, nach desselben Tode das Reich an sich zu bringen, mißlang (1114); die Ehe wurde getrennt. Glücklicher war er den Mauren gegenüber. Er eroberte 1118 Saragossa und machte es zu seiner Residenz, nahm Tarracona und Calatayud mit Sturm u. drang durch Valencia und Murcia bis Granada vor; 40,000 Christenfamilien, die in den Gebirgen der Alpujarras 3 Jahrhunderte lang sich behauptet hatten, schlossen sich ihm an. In den Gebirgen von Valencia errang er einen entscheidenden Sieg über die Mauren (1126). Aber während der Belagerung der Grenzveste Fraga vom maurischen Statthalter in Valencia überfallen (1134), entkam er verwundet nur mit Mühe in das Kloster San Juan de la Pegna und starb hier 8 Tage danach kinderlos. Ein bleibendes Verdienst erwarb er sich durch Begünstigung des dritten Standes.

b) A. II., des vorigen Enkel, 1162—96, war beliebt als Schützer der ständischen Freiheiten und Gönner der Troubadours; eroberte von Navarra die Grafschaft Roussillon, erwarb auch einen Theil der Provence durch Erbrecht; starb 26. April 1196. A. dichtete selbst; in einer Kanzone feiert er das Glück der Liebe.

c) A. III., der Prächtige, Sohn Peters III., 1285—91, bewilligte den Ständen auf dem Reichstage zu Saragossa 1287 die sogen. Unionsprivilegien, wonach die Stände, falls der König ohne richterlichen Spruch der Reichsversammlung gegen ein Ständemitglied Strafen verhängte, einen andern Herrn wählen durften. Um die Ruhe nach außen herzustellen, schloß er 1291 zu Brignoles mit Frankreich Frieden; starb bald darauf kinderlos und hinterließ seinem Bruder Jakob II. den Thron.

d) A. IV., der Gütige, 1327—36, Sohn und Nachfolger Jakobs II., gerieth wegen einiger seiner zweiten Gemahlin, der Tochter Ferdinands IV. von Kastilien, gemachten Schenkungen mit den Ständen in Streit, in dem er unterlag; starb 1336.

e) A. V., der Großmüthige (als König von Neapel und Sicilien A. I.), Sohn und Nachfolger Ferdinands des Gerechten, 1416 — 58, bestieg 15 Jahre alt den Thron. Von Johanna II. von Neapel zu Hülfe gerufen, besiegte er deren Feinde Sforza und Ludwig von Anjou und bemächtigte sich Caraccioli's, des ihm feindlichen Lieblings der Königin. Diese erklärte nun A. seiner Ansprüche auf Neapel für verlustig und adoptirte Ludwig von Anjou. Sforza zwang A., die Belagerung Capua's, wohin die Königin geflohen, aufzuheben. Nach dem Tode der Königin (1435) und der Einsetzung des Herzogs Renatus I. von Lothringen zum Erben begann A. die Belagerung Neapels. Bei der Belagerung Gaëta's aber wurde er von der genuesischen Flotte geschlagen, mit seinem Bruder gefangen und dem Herzog Philipp Maria von Mailand ausgeliefert (1435). Doch gelang es A. seine Freilassung zu bewirken und sich sogar Mailands Hülfe zu verschaffen. Nach fünfjährigem Kampfe errang er vom Papste die Belehnung mit Neapel (1442). Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte er nicht, sondern suchte das Gleichgewicht daselbst aufrecht zu erhalten. Er starb 27. Jan. 1458. In seinen Erbstaaten folgte ihm sein Bruder Johann II., König von Navarra, in Neapel sein vom Papste legitimirter Sohn Ferdinand. Als Freund der Wissenschaften nahm A. die aus Konstantinopel flüchtenden Gelehrten auf.

2) Könige von Asturien: a) A. II., der Keusche (el Casto), 792—842, Enkel Alfons' I., eines Sprößlings Rekkareds, der sich in den kantabrischen Gebirgen gegen die Mauren behauptet hatte. Im Kampfe gegen die letzteren siegte A. glänzend bei Lutos, drang bis zum Tajo vor und eroberte Lissabon, wurde aber durch eine Verschwörung entthront und in einem Kloster eingeschlossen. Bald befreit und wieder König, kämpfte er auch ferner glücklich gegen die Mauren und suchte den Staat zu befestigen durch Herstellung der alten westgothischen Verfassung. Die Stadt Oviedo erhob er zu einem würdigen Königssitz und gründete den Wallfahrtsort San Jago di Compostella. Er starb 842.

b) A. III., der Große, 866—910, beherrschte auch Leon und Galicien, unterwarf das unter Sancho, dem Grafen von Bigorre (873) und dessen Sohn Garcia (885) abgefallene Navarra, schlug die Mauren, besetzte Coimbra und drang bis nach Portugal und Altkastilien vor. Der durch diese Kriege veranlaßte Abgabendruck hatte 888 eine Empörung zur Folge, an deren Spitze A.' eigener Sohn Garcia stand. Als dieselbe unterdrückt und Garcia eingekerkert war, reizte dessen Mutter die Brüder zu neuem Aufstande, in welchem A. unterlag, worauf er seinem rebellischen Sohne selbst die Krone aufsetzen und Theile des Reichs an dessen Verbündete verleihen mußte. Später rettete A. durch einen Sieg noch einmal das Reich gegen die einfallenden Mauren. Er starb zu Zamora 910.

c) A. VII., Ramo, 1122—57, als König von Kastilien A. II., als König von Aragonien auch als A. VIII. bezeichnet, war der Sohn der Urraca, der Gemahlin Alfons' I. von Aragonien. Dieser sollte er

in Leon und Kastilien als König folgen. Aber bei der allgemeinen Unzufriedenheit mit seiner Mutter erhoben ihn die Stände schon 1122 zum König. Ein glücklicher Krieg gegen Urraca (gest. 1126), darauf ein schwererer gegen seinen Stiefvater Alfons I. von Aragonien waren die Folgen seiner Erhebung. 1124 erkannte letzterer seinen Stiefsohn als König von Kastilien an, wogegen dieser Rioja und Biscaya zurückgab. Danach ordnete A. den Staat und kämpfte glücklich gegen die Mauren, so namentlich 1134 im Bunde mit Aragonien und Navarra, wofür er Saragossa und die Huldigung des Königs von Navarra erhielt. So Oberherr des ganzen christlichen Spaniens, ließ er sich 1135 als Kaiser von Spanien krönen. Als sich deshalb die Könige von Aragonien und Navarra gegen ihn erhoben, während er gerade mit den Mauren im Kampf begriffen war, gab er ersterem Saragossa wieder und söhnte sich mit letzterem aus. Nun wurden die Mauren zurückgedrängt, Calatrava, Almeria fielen, und von den übrigen christlichen Fürsten unterstützt, erfocht A. bei Jaen einen neuen glänzenden Sieg über die Mauren. Unter Entwürfen zur gänzlichen Zerstörung des Maurenreichs in Spanien starb er 1157.

3) Könige von Kastilien: a) A. VIII. (IX.), Sohn Sancho's III., 1170—1214, Schwiegersohn Heinrichs II. von England, verband sich nach Beilegung der Fehden mit Aragonien und Navarra 1193 mit den Königen von Leon und Navarra gegen die Mauren, erlitt jedoch bei Alorcos (1195) eine große Niederlage. Nachdem er den König von Navarra, der inzwischen in Kastilien eingefallen war, zurückgetrieben hatte, überschritt er wieder die Sierra Morena und schlug die Mauren 1212 bei Tolosa. Unter großen Rüstungen starb er 1214.

b) A. X., der Astronom, der Weise (el Sabio) oder Philosoph genannt, Sohn Ferdinands III. des Heiligen, geb. 1226, regierte 1252—82 über Kastilien und Leon, erlangte 1257 die deutsche Kaiserkrone und suchte auch Erbansprüche auf Schwaben, von seiner Mutter Beatrix, Philipps von Schwaben Tochter, her, geltend zu machen. Unterstützt von Aragonien, Katalonien und Valencia, schlug er die Mauren, eroberte Xeres, Medina Sidonia, San Lucar, Cadiz, einen Theil von Algarbien und vereinigte Murcia mit Kastilien. Da empörten sich die Großen des Reichs unter A.' Sohn, Philipp, und so kam es 1271 zu einem dreijährigen Bürgerkriege. Eine neue Empörung brach 1277 auf Anstiften von A.' Gemahlin Jolantha aus, mit der er sich über die Thronfolge entzweit hatte. A. war siegreich, mußte aber seinen eigenen Bruder, Don Fadrigue, und dessen Genossen hinrichten lassen. Wegen dieser inneren Wirren erkaufte A. durch Abtretungen an die maurischen Fürsten den Frieden von außen. Darüber unzufrieden, empörte sich sein Sohn Sancho, und, 1282 entthront, starb A. nach mehreren vergeblichen Versuchen zur Wiedererlangung des Throns als Flüchtling 4. April 1284 zu Sevilla. A. ist der Begründer der kastilianischen Nationalliteratur. Er beendigte die von Ferdinand III. begonnene Gesetzsammlung, »Leyes de las partidas«, welche 1501 allgemeines Landrecht wurde. Um die Sternkunde machte er sich hochverdient durch Verbesserung der Ptolemäischen Planetentafeln, welche nach ihm die Alfonsinischen (s. Alfonsinische Tafeln) genannt wurden (1252); er verwandte darauf 40,000 Dukaten. Ferner gab er die erste allgemeine Geschichte von Spanien in kastilianischer Sprache heraus, ließ das Alte Testament von Juden in Toledo ins Spanische übersetzen und die öffentlichen Urkunden in der Landessprache abfassen. Auch ließ er klassische Werke über Astronomie, Mathematik und Philosophie ins Kastilianische übersetzen. A. war selbst Dichter und Schriftsteller, mehrere größere Gedichte, auch ein chemisches und ein philosophisches Werk sind von ihm vorhanden. Die königliche Akademie veranstaltete eine Ausgabe seiner »Opusculos legales« (Madr. 1836). Vgl. Busson, Das röm. Königthum A.' X. von Kastilien (Münster 1866).

c) A. XI., 1319—50, König von Kastilien und Leon, war beim Tode seines Vaters, Ferdinands IV., dreijährig. Während Peter, der Oheim, und Johann, der Großoheim A.', um die Vormundschaft stritten, fielen die Mauren ins Reich ein. Als beide Vormünder in der Schlacht bei Tiscar 1319 gefallen waren, ergriff A., kaum 15jährig, die Regierung mit starker Hand, stellte durch blutige Strenge (daher Rächer genannt) das königliche Ansehen und die Ruhe im Lande her, schützte die Grenzen und machte den mächtigen Mohammed V. von Granada tributär. Diesem kam aus Afrika Abul Hassan mit einem gewaltigen Heer und einer großen Flotte zu Hülfe, und die Mauren Spaniens strömten ihm in Scharen zu. Um das bedrängte wichtige Tarifa zu retten, brach A. mit 18,000 Reitern und 40,000 Mann Fußvolk, zum Theil verbündeten Portugiesen, aus Sevilla auf und schlug die ihm entgegenziehenden Mauren am Flüßchen Salado 30. Okt. 1340 aufs Haupt. Nach zwei Siegen der kastilischen Flotte an der afrikanischen Küste fiel eine Menge fester Plätze Granada's, darunter Algeziras, seitdem der Hauptstützpunkt der Unternehmungen der Christen gegen Afrika. Mitten in seinen Rüstungen zur völligen Vertreibung der Mauren aus Spanien starb A. bei der Belagerung von Gibraltar an der Pest, 1350.

4) A. II., König von Neapel und Sicilien, 1494—95, Sohn und Nachfolger Ferdinands I., kämpfte im Bunde mit dem Papste und Venedig gegen den Fürsten von Rimini, Robert Malatesta, und eroberte 1480 das von den Türken genommene Otranto wieder. Nach einem im Bunde mit Sforza Moro gegen Venedig unternommenen Kriege wurde er vom König Karl VIII. von Frankreich, den der ihm jetzt feindliche Moro herbeigerufen, der Herrschaft beraubt und starb 19. Nov. 1495 als Flüchtling im Kloster Mazara in Sicilien.

5) Könige von Portugal: a) A. I., der Eroberer, erster König von Portugal, 1139—85, geb. 1110, Sohn des Grafen Heinrich von Burgund, des Eroberers und ersten Grafen von Portugal, entriß seiner Mutter Theresia von Kastilien die Regentschaft, schlug die Mauren bei Ourique 25. Juli 1139 und ließ sich auf dem Schlachtfelde zum König von Portugal ausrufen. Als solcher vom Papst 1142 gegen einen Zins anerkannt, proklamirte er Portugals Unabhängigkeit von Leon und Kastilien. Nachdem er durch die Cortes zu Lamego 1143 die Thronfolgeordnung hatte festsetzen lassen, eroberte er mit Hülfe zufällig gelandeter englischer u. deutscher Kreuzfahrer 25. Okt. 1147 das von den Mauren besetzte Lissabon, später ganz Galicien, Estremadura und Elvas und belagerte Badajoz. Sein Schwiegersohn, König Ferdinand von Leon, eifersüchtig auf Portugals Macht, bekriegte ihn; A. gerieth dabei in Gefangenschaft und erhielt erst nach Zurückgabe der eroberten Grenzgebiete seine Freiheit wieder.

Er starb 6. Dec. 1185 zu Coimbra. Ihm folgte sein Sohn Sancho I.

b) A. II., der Dicke (el Gordo), 1211—23, Enkel des vorigen, vertheidigte, freilich nicht ohne Verlust an Land, Portugals Selbständigkeit gegen Leon, und kämpfte glücklich gegen die Mauren, gerieth mit der Geistlichkeit wegen deren Besteuerung in Streit. Er starb 1223.

c) A. III., der Wiederhersteller (el Restaurador), 1248—79, verdrängte mit Hülfe des unzufriedenen Adels 1248 seinen Bruder Sancho II. von der Herrschaft und gewann durch strenge Gesetzlichkeit die Liebe seines Volkes. Den Mauren entriß er 1251 Algarbien und legte sich den Titel eines Königs dieses Landes bei. Die Macht der Ritterorden suchte er zu beschränken, ebenso die der Geistlichkeit, weshalb ihn Papst Gregor X. bannte. Er starb 1279.

d) A. IV., der Kühne (el Osado), 1325—57. Unter seiner Regierung suchte eine Pest und ein Erdbeben (1344) Portugal schwer heim. Ueber seinem Familienleben waltete ein tragisches Geschick. Peter, sein Sohn und Nachfolger, war verheirathet mit Constanza, der Tochter des kastilischen Granden Juan Manuel, faßte aber zu dem schönen Hoffräulein derselben, Iñez de la Castro, eine Leidenschaft, der er sich nach dem Tode seiner Gemahlin völlig überließ. Als infolge einer Hofintrigue Iñez ermordet worden, verschwor sich der Infant mit den Brüdern der ermordeten Geliebten und andern Großen gegen seinen Vater und hielt nach dessen Tod ein furchtbares Strafgericht über dessen Rathgeber. A. starb 1357.

e) A. V., der Afrikaner, Sohn Eduards I., geb. 1432, regierte von 1438—81, anfangs unter Vormundschaft seiner Mutter Eleonore von Aragonien, später seines Oheims Dom Pedro, seit 1448 selbständig. Unter A.' Regierung tritt das bisher unbedeutende Portugal in den Vordergrund der Weltbegebenheiten, denn unter ihm begannen die großen portug. Entdeckungen. A. landete 1458 vor Ceuta und nahm das feste Alcazar, 1471 Arzilla und das starke Tanger. Diese Plätze bildeten fortan für Portugal und den ganzen Süden der Pyrenäischen Halbinsel ein Bollwerk gegen die maurische Macht. Mit Johanna, der angeblichen Tochter Heinrichs IV. von Kastilien, verlobt, suchte er gegen deren an Ferdinand den Katholischen von Aragonien vermählte Schwester Isabella, die früher seine Hand zurückgewiesen hatte, Erbansprüche auf Kastilien und Leon geltend zu machen, wurde aber in der Schlacht bei Toro (1. März 1476) geschlagen. Als er vergeblich versucht hatte, persönlich in Frankreich die Hülfe Ludwigs XI. zu gewinnen, beschloß er, der Welt zu entsagen und von Frankreich aus als Pilger nach Jerusalem zu wandern. In der Herberge eines kleinen Dorfs entdeckt, ließ er sich durch die Vorstellungen seiner Getreuen zur Rückkehr bewegen. Im Frieden zu Alcacevas (1479) entsagte er allen seinen Ansprüchen auf Kastilien und Leon, sowie der Verbindung mit Johanna. Seit dieser Zeit lagerte tiefe Schwermuth auf A.' Seele; müde der Regierung und der Welt, beschloß er ins Kloster zu gehen; auf dem Wege dahin starb er 1481 in Cintra. A. war mehr Ritter als Feldherr und König, aber von reinen Sitten und Freund der Wissenschaften. Unter ihm wurde durch Umschiffung des Kaps Bojador der erste folgenreiche Schritt auf der Bahn der Entdeckungen gethan (1433). Auch erschien unter ihm 1446 die für Portugal hochwichtige Alfonsinische Gesetzsammlung (Ordenaçoens de Rey Affonso V), die in 5 Büchern die von den Königen A. II. bis auf A. V. erlassenen, sowie die in den Cortes gegebenen Gesetze, einiges aus den Foraes (Gemeinderechten) und vieles aus dem Gewohnheitsrecht enthält. Subsidiarische Anwendung haben darin das justinianeische und das kanon. Recht gefunden. Vgl. Schäfer, Geschichte von Portugal, Bd. 2., S. 441 ff. (Hamb. 1839).

f) A. VI., folgte seinem Vater Johann IV. 1656 unter Vormundschaft seiner Mutter Luise de Guzman, die mit Hülfe der Jesuiten auch nach seiner Volljährigkeit die Regentschaft zu behaupten suchte. A. erklärte sich, 1662 19 Jahre alt, für selbständig und entfernte die Mutter vom Hofe, überließ aber die Herrschaft fast ganz dem umsichtigen Grafen Castelho Melhor, unter dessen Verwaltung das portugiesische Heer, vorzüglich durch den Anführer der englischen und französischen Hülfsvölker, Friedrich von Schomberg (1663 und 1665), glücklich gegen Spanien focht. Im Jahre 1666 vermählte sich A. mit Maria Franciska Elisabeth von Savoyen. Bald von A. geschieden, setzte es diese mit Hülfe der Jesuiten durch, daß A. die Regierung seinem Bruder Pedro, ihrem Buhlen, übergab, mit dem sie sich darauf 1668 vermählte. A. wurde 1669 auf die Insel Terceira verbannt, nach 8 Jahren aber in das Schloß zu Cintra als Staatsgefangener abgeführt, wo er 12. Sept. 1683 starb.

Alfonsinische Tafeln (Tabulae Alphonsinae), astronom. Tafeln, welche auf Alfons' X. von Kastilien Kosten durch einen gelehrten Juden, den Rabbiner Isaak Aben Said, in Verbindung mit mehreren andern Astronomen bearbeitet worden sind. Die Epoche der Tafeln setzte der König auf den 30. Mai 1252 fest, als den Tag seiner Thronbesteigung. Gedruckt wurden sie zuerst 1483 durch Radtolt in Venedig, später mehrmals (1493, 1521, 1545) wegen der Genauigkeit und Vollständigkeit ihrer astronomischen Bestimmungen aufgelegt. Die erste Ausgabe ist äußerst selten.

Alfort (spr. -för), Dorf und Schloß im franz. Departement Seine, südöstlich bei Paris, an der Marne, Charenton gegenüber, mit 3842 Einw. und einer berühmten 1766 durch den Minister Bertin gegründeten Lehranstalt für Thierarzneikunde.

Alfred (Aelfred), der Große, König von England, jüngster Sohn des Königs Ethelwulf und Enkel Egberts, der die 7 kleinen angelsächsischen Königreiche vereinigt hatte, geb. 849 zu Wantage in Berkshire, ward als fünfjähriger Knabe vom Papst Leo IV. in Rom zum König gesalbt. Zwei Jahre später besuchte er mit seinem Vater Rom zum zweitenmal. Die Kirche erhielt reiche Geschenke; die von König Ina gegründete, aber abgebrannte Sachsenschule wurde erneut und eine jährliche Abgabe von 300 Mark Silber (=10 Mark Gold) wurde der Anfang des spätern Römerschosses oder Peterspfennigs. Auf der Rückreise hielt sich A. an Karls des Kahlen Hofe längere Zeit auf und sah hier zuerst größere Kultur als in England. Nach des Vaters Tode zeichnete er sich unter der Herrschaft seiner Brüder in den Kämpfen gegen die mächtig andringenden Normannen aus. Nach dem Tode des letzten der älteren Brüder, Ethelred (871), wurde A. zum Könige von Wessex gewählt. Er empfing das Land im allertraurigsten Zustande: die Normannen

drangen von Northumberland aus bis in das Herz von Wessex vor; der Ackerbau lag darnieder, die Hälfte der Dörfer und Städte, der Kirchen und Klöster in Asche. A. brachte einen Vertrag mit den Normannen zu Stande Bald aber erneuerten diese ihre Einfälle; Mercia, Deira, Bernicia, Ostangeln und Essex gingen an sie verloren, und immer neue Scharen jener Seeräuber strömten herbei. Die Eingebornen flohen zu tausenden in die Gebirge oder über das Meer. A. selbst verbarg sich in Wildnissen und Sümpfen, so daß man ihn verloren glaubte. Sich für einen verirrten Diener des Königs ausgebend, betrat A. die Hütte eines Hirten. Arm und unbekannt machte er sich hier Arme und Unbekannte zu Freunden und bereitete von diesem Versteck aus die Vertreibung der Normannen vor. In dem schwer zugänglichen Waldgebiet am Zusammenflusse des Perrot und der Thone zog A. immer mehr Gefährten an sich, selbst Weib und Kind und Mutter, und begann von hier aus den kleinen Krieg, der offener wurde, seitdem der tapfere Graf von Devonshire über die Feinde bedeutende Vortheile errungen. Um deren Stärke auszukundschaften, schlich sich A., als Harfner verkleidet, selbst in das feindliche Hauptlager in Wiltshire. Jetzt erst hieß er alle rüsten und sich am östlichen Selwood (einem 15 Meilen langen Weidenforste) bei St. Egbertsstein sammeln. Bald brach ein begeistertes, gewaltiges Heer gegen Ethandun (Heddington) auf, schlug den Feind und zwang die Veste nach 14tägiger Belagerung durch Hunger zur Uebergabe. A. ließ den Dänen Ostangeln als Lehen von Wessex und bewilligte ihnen gleiche Rechte mit den Sachsen. Es begann jetzt für England eine Zeit des Friedens. Aber A. rüstete zugleich zur Abwehr etwaiger neuer Angriffe. So fand ihn schon die nächste große Flotte der Normannen unter Hastings zum Empfang bereit und kehrte um. Einen neuen Einfall der Normannen schlugen A. und sein tapferer Sohn Eduard bei Farnham in Surrey zurück. Seit dieser Zeit tönte der Norden und Westen Europa's wieder von Alfreds Ruhm; in England aber, das von den Normannen nun nicht mehr heimgesucht ward, unterwarf sich alles seinem Scepter. Des Königs erste Sorge war, die Wunden zu heilen, welche die lange Kriegsnoth dem Wohlstande des Volkes und dessen bürgerlicher Ordnung geschlagen. Dabei erst zeigte sich Alfreds ganze Größe. Zur Herstellung besserer Verwaltung und Polizei wurden die Provinzen in Shires oder kleinere Distrikte (Komitate) unter Grafen (Thans, Earls) und diese in Hundreden und Tythings oder Zehnten getheilt. Diese Eintheilung diente zugleich der Ordnung des Gerichtswesens, indem die Versammlungen der Freisassen jeder Tything, Hundrede und Shire zugleich die Gerichte, je nach der Wichtigkeit der Sachen oder dem Zug der Appellation, bildeten und diejenige Einrichtung erhielten, welche die Grundlage der nachherigen Geschwornengerichte wurde. Aus der Rechtspflege wurde durch Verantwortlichmachung der Richter die Parteilichkeit verbannt. Fast jede Appellation gelangte an den König selbst; 44 Richter wurden mit dem Tode bestraft, den sie ungerecht verhängt hatten. A. sammelte die Gesetze von Kent, Mercia und Wessex, fügte neue hinzu und schuf so ein Gesetzbuch, das zwar verloren, aber wahrscheinlich die Grundlage des common law wurde. Er trennte das richterliche Amt von dem Heerbefehl, weil dem Krieger leicht die Gewalt für Recht gelte. Dänen und Angelsachsen bekamen das gleiche Gesetz. Mit gleichem Eifer sorgte A. für Hebung des Nationalreichthums. Der Ackerbau wurde begünstigt, fremde Ansiedler wurden herbeigezogen, Dörfer neu gegründet, Flecken wuchsen zu Städten heran. London wurde zur Hauptstadt des Reichs und zum Sitz der jährlich zweimal abzuhaltenden Ständeversammlung erhoben. Für damalige Zeit großartig sorgte A. für Schiffahrt und Handel; aus dem Mittelmeer und durch Zwischenhändler aus Indien holten die Engländer werthvolle Waaren, ja A. faßte schon den kühnen Gedanken, eine nordöstliche Wasserstraße nach Ostindien zu suchen. Die vaterländische Dichtkunst und die Wissenschaften begünstigte A. in jeder Weise. Noch als König übersetzte er Orosius' Historien, Beda's Kirchengeschichte, Boëthius' Schrift vom Troste der Philosophie, Gregors Pastoralregeln u. a. Auch eine Psalmenübersetzung wurde begonnen. Daneben war A. in der Bau- und Schiffsbaukunst, in Gold- und Silberarbeit wohl erfahren und schrieb als Jäger über Falkenzucht. Eifrig sorgte er für die Erziehung seiner Kinder; dem Thronfolger Eduard gab er selbst die treffliche Anweisung, nicht bloß König, sondern auch Vater der Waisen und Freund der Wittwen zu sein, am Gesetz zu halten und sich in allen Dingen an Gott zu wenden. Im Geiste seiner Zeit verwendete er einen großen Theil des Tages auf fromme Uebungen. Er rief aus andern Ländern Gelehrte herbei, unter diesen Asser und Johannes Scotus. Zweckmäßig eingerichtete Schulen entstanden in Menge. Die Oxforder erhielt die Grundlage ihrer künftigen Berühmtheit als Universität. A. starb 28. Okt. 901 an einem unheilbaren Uebel, an welchem er seit dem 20. Jahre gelitten. Was den Menschen ehrt und den Fürsten auszeichnet, vereinigte A. in sich; als Dichter und Gelehrter, als Krieger, als Staatsmann, als Gesetzgeber und als König, als Christ und Mensch, als Sohn und Bruder, als Gatte und Vater ist A. gleich groß. Von ihm rührt auch das Losungswort der ganzen Nation her: »Die Engländer sollen so frei werden, wie ihre Gedanken!« Hauptquelle für Alfreds Geschichte ist seines Freundes Asser, Bischofs von Sherburne, »Vita Alfredi«, am besten herausgegeben von Wise (Oxford 1722). Seine Werke wurden gesammelt herausgegeben von Bosworth (Lond. 1858, 2 Bde.). Vgl. **Pauli**, König A. und seine Stelle in der Geschichte Englands (Berl. 1851); **Weiß**, Geschichte Alfreds d. Gr. (Schaffh. 1852).

Al fresco, s. Freskomalerei.

Alfuren, bei den Holländern Name der Bewohner des Innern des östl. Celebes und der Molukken; doch bezeichnet das Wort nicht ein Volk im ethnologischen Sinn, vielmehr nur eine besondere Kulturstufe. Die Küstenbevölkerung in den Molukken ist nämlich durch den lebhaften Verkehr schon seit Jahrhunderten in die engste Verbindung mit andern Völkern (Malayen, Javanern, Arabern, Chinesen, Europäern) getreten und hat dadurch eine höhere Gesittung, abweichende Lebensart und Gebräuche, besondere politische Institutionen, selbst fremde Religionen (den Islam und das Christenthum) angenommen; hiermit hat sich ein Gegensatz zwischen ihnen und den in alten unveränderten Verhältnissen, größerer Roheit und im Heidenthum zurückgebliebenen Bewohnern des Innern gebildet, weshalb man die letzteren mit dem Namen der A. (auch Harafora) belegt.

Algäu (Algau), der südwestlichste, von der

obern Iller durchflossene Theil des bayrischen Regierungsbezirks Schwaben mit den angrenzenden Landstrichen Würtembergs und Tirols bis herab nach Kempten und Memmingen, also etwa der alte Albigau, woraus der jetzige Name entstanden ist. Die Mitte des Ländchens nehmen die bayrischen Landgerichte Sonthofen und Immenstadt ein. Der A. ist von den Algäuer Alpen, einer nördlich zwischen Rhein und Lech gelagerten Vorgruppe der Tiroler Centralalpen, erfüllt, die in zwei Armen von S. nach N. ziehen, der westliche mit dem Rindalphorn (1952 Meter), der östliche mit der Mädeler Gabel (2632 Meter) u. dem Hochvogel (2857 Meter), während allenthalben vom Hauptstamme Ausläufer abzweigen: nach N. die Gruppe des eisenreichen Grünten (1732 Meter), nach SW. das Bregenzer Waldgebirge (2393 Meter), nach O. das Ampergebirge (mit Säuling, 2013 Meter) u. das Gebirge von Werdenfels (mit dem Krottenkopfe, 2078 Meter) 2c. Der Arlberg (1928 Meter) bildet die Verbindung dieser Nordalpen mit der Centralkette. Außer der Iller haben hier noch die Flüsse Ill, Bregenzerach, Iller, Argen, Wertach und Lech ihre Entstehung. Die Wasserscheide zwischen Ill und Inn wird im 1695 Meter hohen Arlberger Paß von der von Feldkirch nach Landeck führenden Kunststraße durchschnitten. Die Verbindung zwischen den Thälern des Lech und des Inn vermittelt die Lechstraße, welche von Füßen aus die Alpen in den verschanzten Felsendurchgängen des Kniebis und der Ehrenberger Klause durchschneidet, sich bei Nassereit theilt und so in zwei Verzweigungen ins Innthal mündet, auf der einen Seite über Imst hinauf nach Landeck, auf der andern über Telfs und Zirl hinab nach Innsbruck führend. Die **Bewohner** des Algäu's sind ein starker, rüstiger und wohlgebauter Menschenschlag, einfach in Lebensweise und Denkart, aber von aufgewecktem Geiste und gastfreundlich. Es herrscht unter ihnen ziemlich allgemein Wohlstand, der sich auch äußerlich in der Volkstracht, besonders der Frauen, kundgibt, und dessen Quellen in der schwunghaft betriebenen Wald- und Feldwirtschaft liegen, wie sich denn namentlich das Land durch eine vorzügliche Rindviehrasse auszeichnet. Die 1852 eröffnete Eisenbahn von Kaufbeuern nach Kempten, der Hauptstadt des Algäu's, hat den Reiselustigen diesen Landstrich aufgeschlossen, der, besonders in seinem gebirgigen Theile, zu den schönsten Gegenden Deutschlands gehört. Vgl. Waltenberger, Orographie der Algäuer Alpen (Augsb. 1872); Ders., Führer durch A. (das. 1872).

Algarbien (Algarve), die südlichste und kleinste Provinz von Portugal mit dem Titel eines Königreichs, 4846 QKilom. (88 QM.) groß mit (1871) 188,422 Einw., besteht aus dem meist flachen Küstenstrich (Beiramar), dem Hügellande (Barrocal) und dem Gebirgslande der Serra. Diese zieht sich auf der nördl. Grenze unter dem Namen der Serra von Malhao, Mesquita, Monchique und Figueira hin, welche letztere mit dem Kap St. Vincent, dem südwestlichsten Punkte Europa's, in das Meer ragt, und erreicht in ihrem höchsten Gipfel (la Foia) 903 Meter. Nach S. fällt der kahle und vegetationslose Hauptkamm des Gebirges in vielfach zerrissenen Terrassen zu der wenige Meilen breiten Küstenebene ab. Der sehr sandige Boden der letztern ist von den fleißigen Bewohnern durch sorgfältige Düngung und künstliche Bewässerung zu ergiebigen Ernten gezwungen und erzeugt im W. große Massen von Weizen und andern Cerealien, im O. einen Ueberfluß von Johannisbrod, Feigen und Mandeln, ferner Orangen, Oliven, Wein (namentlich um Lagos), Gemüse, Hülsen- und Gartenfrüchte aller Art. Im Barrocal sind vorzüglich die Thäler angebaut, die Bergkuppen und steilen Berge mit Gebüsch und immergrünen Eichen, im O. mit verwilderten Oel- und Johannisbrodbäumen bedeckt. Dieses reizende, höchst malerische, reich bewässerte Hügelland, eine der schönsten Gegenden Portugals, liefert dieselben Früchte wie das Beiramar, namentlich aber Orangen und Oliven. In der Serra selbst wird nur Getreide gebaut; die Serra Monchique ist mit herrlichen Kastanienwäldern bedeckt, die übrigen Serren mehr mit Cistusheiden und Weideland für die großen Schweineherden. Das Klima ist angenehm, denn die afrikanische Hitze wird durch die frischen Seewinde gemäßigt. Der einzige Fluß von Bedeutung ist die Guadiana, welche die Grenze gegen Spanien bildet. Die Bewohner gewinnen ihren Unterhalt durch Kultur von Südfrüchten, Fischerei (namentlich auf Thunfische und Sardellen) und Seesalzbereitung. Sie stehen in ganz Portugal als gute Seeleute und Männer von Wort in gutem Rufe und sind ein robuster und schöner Menschenschlag mit trefflichen geistigen und körperlichen Anlagen. Die Hauptstadt ist Faro, Handels- und Hafenplätze sind Lagos, Albufeira und Tavira. A. hatte früher eine größere Ausdehnung; es reichte an der spanischen Küste bis Almeria und begriff selbst einen Theil der gegenüberliegenden afrikanischen Küste in sich. In A. faßten die Araber zuerst festen Fuß, wie auch der Name (El Gharb) arabischen Ursprungs ist und ein gegen Abend gelegenes Land bedeutet. Um 1212 eroberte Sancho I. einen Theil des damals noch unter maurischer Herrschaft stehenden Landes mit der festen Stadt Silves; die Eroberung Algarbiens vollendete aber erst Alfons III. 1254. Anfangs beanspruchte Spanien eine Art von Oberhoheit über das Land, und erst um 1253 ward letzteres als besonderes Königreich mit Portugal vereinigt.

Algardi, Alessandro, neben Lorenzo Bernini der berühmteste ital. Bildhauer des 17. Jahrh., geb. 1602 zu Bologna, widmete sich anfangs unter Caracci und Domenichino der Malerei, wandte sich später aber ausschließlich der Plastik zu. Er zeigt als Bildhauer zwar außerordentliche Gewandtheit in der Technik und Erfindung, ist jedoch von den Fehlern der damaligen Stilverwirrung in der Plastik und Malerei keineswegs frei; alles ist bei ihm malerisch aufgefaßt, den Gesetzen der Plastik widersprechend, und hohles Pathos und heftige Affekte kennzeichnen seine Werke. Die besten Arbeiten von ihm hat Rom, dann Mantua und Venedig. Als sein bedeutendstes Werk gilt das kolossale Relief: Leo, den Attila von seinem Zuge gegen Rom zurückhaltend, in der Peterskirche zu Rom. A. starb 1654.

Algarothpulver, s. Antimonchloride.

Algarotti, Francesco, Graf, ausgezeichneter italienischer Schriftsteller und vielseitiger Gelehrter, ward als Sohn eines Kaufmanns zu Venedig 11. Dec. 1712 geboren und in seiner Vaterstadt, dann in Rom und Bologna gebildet und konnte schon in einem Alter von 20 Jahren als ein Kenner der schönen Wissenschaften wie der Anatomie und Physik in Paris auftreten. Hier vollendete und veröffentlichte er seinen »Neutonianismo per le donne« (Par. 1733), welcher bereits sein ganzes Geschick für edle und elegante Popularisirung schwieriger wissenschaftlicher Fragen zeigte. Der bis 1739 wäh-

rende Aufenthalt in Paris, der Verkehr mit Voltaire, der Marquise du Châtelet und andern hervorragenden Franzosen gab seiner Bildung und seinen Arbeiten einen durchaus französischen Charakter; so ist der »Congresso di Citera« (Neapel 1745) Montesquieu's »Temple de Gnide« nachgeahmt. Im Jahre 1739 machte A. mit Lord Baltimore eine Reise nach St. Petersburg und lernte auf dem Rückwege Friedrich II. in Rheinsberg kennen, der ihn nach seiner Thronbesteigung an seinen Hof einlud und später zum Grafen und Kammerherrn machte. Auch zu August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, stand A. in näherer Beziehung; er besorgte Ankäufe für dessen Gemäldegallerie, so besonders den der berühmten Holbein'schen Madonna 1743 in Venedig. Nachdem er abwechselnd in Berlin und Dresden gelebt, kehrte er 1754 nach Venedig zurück, das er später mit Bologna und Pisa vertauschte. In letzterer Stadt, wo er 3. März 1764 starb, wurde ihm von Friedrich d. Gr. ein Grabdenkmal gesetzt. Am bedeutendsten ist A. in seinen Briefen, nicht sowohl in den Reisebriefen (»Viaggi di Russia«) als vielmehr in seinen poetischen Episteln (zuerst 1759) und den eleganten Gelegenheitsbriefen. In den zahlreichen Abhandlungen beschäftigt er sich in feinsinniger Weise mit naturwissenschaftlichen und künstlerischen Gegenständen. Seine »Saggi sopre le belle arti« (deutsch von Raspe, 1769) sind durch die lebendige Kunsterfahrung geradezu bedeutend; seine Gedichte sind anmuthig; alles aber, was er geschrieben, von vielseitigem Interesse, klarem Scharfsinn und, wo es angeht, von feinem Witz. Die beste Ausgabe seiner Werke erschien Venedig 1791—1794 in 17 Bdn. Vgl. Micheleſſi, Memorie (Venedig 1770).

Algebra, ein Theil der reinen Mathematik, nämlich die Lehre von den Gleichungen. Das Wort stammt aus der arab. Sprache, in welcher der vollständige Ausdruck Al gebr wal mokâbala s. v. w. Ergänzung und Vergleichung bedeutet, was sich auf Transposition und Reduktion der positiven und negativen Größen in Gleichungen bezieht. Bei den Italienern hieß die A. früher Arte maggiore, weil sie es mit höheren Rechnungen zu thun hat, und noch häufiger Regola de la cosa, indem man die unbekannte Größe Cosa, d. i. Ding, nannte, was zu der bei den älteren deutschen Algebraisten üblichen Benennung »Regel Coß« oder »die Coß« Veranlassung gegeben hat. Im gemeinen Leben pflegt man unter A. die Buchstabenrechnung (s. d.) zu verstehen, insofern diese die Anwendung der arithmetischen Operationen auf allgemeine, durch Buchstaben ausgedrückte Größen lehrt; doch ist dieselbe eigentlich nur die Vorbereitung auf die A., wie diese auf die Analysis (s. d.). Zuweilen nimmt man auch A. für gleichbedeutend mit Analysis; als Lehre von den Gleichungen (s. d.) ist jene aber nur der erste Theil der Analysis, dies Wort im weitesten Sinne genommen. Schon die alten Griechen beschäftigten sich mit der Lösung algebraischer Probleme, und der Alexandriner Diophantus schrieb ein besonderes Werk darüber; aber das Abendland lernte diese Wissenschaft erst durch die Araber kennen, namentlich durch das Werk von Mohammed ben Musa, welches neuerlich von Rosen ins Englische (»The Algebra«, Lond. 1831) übersetzt worden ist. Großes Verdienst um Verbreitung algebraischer Studien erwarb sich der ital. Kaufmann Leonardo Bonaccio aus Pisa, der um 1200 den Orient bereiste und sich dort Kenntnisse in der A. erwarb. Das erste algebraische Werk, welches im Abendlande im Druck erschien, hat den Minoritenmönch Lukas Paccioius oder Luca Borgo zum Verfasser (Vened. 1494) und gibt die Lösung von vier verschiedenen Grundgleichungen in lat. Versen. Scipio Ferreo aus Bologna fand zuerst um 1505 die Auflösung eines Falles der kubischen Gleichungen, welche Tartaglia aus Brescia (gest. 1557) weiter ausbildete. Er theilte die Lösung solcher Probleme dem Hieronymus Cardanus aus Mailand mit, und dieser trat damit 1545 zuerst an die Oeffentlichkeit, indem er noch einige Entdeckungen hinzufügte. In Deutschland kam das Studium der A. zu Anfang des 16. Jahrh. in Aufnahme. Einer ihrer ersten Bearbeiter war Christian Rudolf aus Jauer, dessen Werk, das erste algebraische, welches in Deutschland gedruckt wurde, 1524 erschienen, 1571 von Stifel von neuem herausgegeben wurde. Der letztgenannte, einer der eifrigsten Beförderer der in Rede stehenden Disciplin, verfaßte auch ein eigenes Werk: »Arithmetica integra« (Nürnb. 1544). Im reiht sich Scheybl, Professor in Tübingen, an, dessen Werk über A. 1552 zu Paris erschien. Um diese Zeit waren Recorde in England und Peletarius in Frankreich für Vervollkommnung dieser Wissenschaft thätig. Die namhaftesten Verdienste aber erwarb sich in dieser Beziehung der Franzose Vieta (gest. 1603), dessen Werke von Schooten zu Leyden 1656 herausgegeben wurden. Dieser führte die Rechnungsart mit allgemeinen Zeichen in die A. ein und bediente sich zur Bezeichnung bekannter Größen der Konsonanten, zur Bezeichnung unbekannter der Vokale des großen lat. Alphabets. Auf ausgezeichnete Weise bearbeiteten auch der Engländer Harriot in seiner »Artis analyticae praxis« (Lond. 1631) und der nicht genug gewürdigte Niederländer Girard (gest. um 1633) in seiner »Invention nouvelle en algèbre« (Amsterd. 1629) die A. Descartes erwarb sich dadurch großes Verdienst um Förderung dieser Wissenschaft, daß er sie zuerst auf die Geometrie anwendete, indem er die Natur krummer Linien durch Gleichungen darstellte und dadurch den Anstoß zur Anwendung der Analysis auf die Geometrie gab. Auch Fermat (gest. 1663) bereicherte die A. durch verdienstliche Entdeckungen. Vor allen aber ist Newton zu nennen, der geniale Schöpfer ganz neuer Theile der Mathematik, der in seiner »Arithmetica universalis« auch die A. durch die tiefsten Forschungen direkt und indirekt förderte. Noch sind in dieser Beziehung lobend zu nennen: Maclaurin, Campbell, de Gua, Tschirnhaußen, Moivre, de Lagny, Taylor und Fontaine, unter den neueren aber besonders Euler, Lampert, Lagrange, Gauß, Abel, Cauchy, Fourier u. a.

Algen (Algae), Pflanzenklasse aus der Abtheilung der thallusbildenden Kryptogamen (Thallophyten), ein- oder vielzellige, stets Chlorophyll enthaltende, meist im Wasser lebende Gewächse, deren Körper keine Unterscheidung von Stengel, Wurzeln und Blättern erlaubt (daher Thallus genannt), aber dennoch in Form, Größe und Entwickelung die größten Verschiedenheiten zeigt. Bei zahlreichen Arten ist jedes Individuum eine einzige Zelle und dann meist mikroskopisch klein. Solche einzellige A. stellen in unzähligen Individuen z. B. die grünen Ueberzüge dar, welche an feuchten Mauern, Baumstämmen u. dgl. sich finden, oder leben auch einzeln im Wasser. Bei andern besteht jedes Individuum aus einer Mehrzahl von Zellen, die oft reihenförmig zu

Zellenfäden vereinigt sind. Solche sogen. *Fadenalgen* bilden vorzugsweise die grünen fädigen oder flockigen Massen in unsern süßen Gewässern. Wieder bei andern sind zahlreiche Zellen flächen- oder körperförmig vereinigt, und der Thallus nimmt dann oft bei ansehnlicher Größe eine strauch- oder blattartige Gestalt an, die Organe der höheren Pflanzen in der Form nachahmend: so zumal bei den Tangen, von denen viele Arten in riesenhaften Individuen die Meere bewohnen, ungeheure Wälder im Ocean bildend. — Der Körper der A. besteht, auch in seinen vollkommensten Formen, aus lauter einander ziemlich gleichen, runden oder cylindrischen, bei den Tangen oft parenchymatisch vereinigten Zellen, in deren Inhalte der Hauptbestandtheil ein Farbestoff ist, durch welchen die Alge ihre eigenthümliche Farbe erhält. Dieser ist in allen Fällen das auch sonst im Pflanzenreiche allgemein verbreitete Chlorophyll, welches bald formlos, bald in Körnern oder in Bändern auftritt. Wo dasselbe allein sich findet, hat auch die Alge die den höheren Pflanzen eigene rein grüne Färbung. Bei vielen sind aber dem Chlorophyll noch andere Farbestoffe beigemengt, und zwar nach den Ergebnissen der neueren Forschungen entweder nur ein einziger, der für sich goldgelb ist und *Phycoxanthin* genannt wird, wie bei den Diatomeen, die daher braune oder olivengrüne Färbung haben; oder es ist außer Chlorophyll und Phycoxanthin noch ein drittes Pigment, welches im Wasser löslich ist, vorhanden. Bei allen spangrün gefärbten A., die von manchen Botanikern wegen dieser Färbung eine besondere Ordnung, die der Phycochromaceen, bilden, ist dieses dritte Pigment blaugrün und heißt *Phycocyan*. Bei den Lebertangen, welche meist olivenbraun gefärbt sind, ist es intensiv braunroth und heißt *Phycophäin*. Bei den lebhaft rothen Florideen endlich ist dieses dritte Pigment, das *Phycoerythrin*, von rother Farbe. Außer diesen Farbestoffen, die immer an das Protoplasma gebunden sind, finden sich in den Zellen der A. häufig Stärkekörner.

Wegen der großen Verschiedenheiten können die A. nur nach den einzelnen Familien beschrieben werden, in welche das Algensystem zerfällt. Nach den gegenwärtigen Kenntnissen lassen sich folgende wohlcharakterisirte Familien aufstellen, die in erster Linie auf die vegetative Entwickelung und weiterhin auf die Fortpflanzungsarten, in deren Erforschung die Botanik in der neuern Zeit große Erfolge (Thuret, Pringsheim u. a.) errungen hat, begründet sind:

1) Die Chroococcaceen sind einzellige, mikroskopisch kleine A., deren runde Zellen Phycocyan enthalten und deren Zellmembranen zu einer bisweilen geschichteten Gallerte aufquellen, in welcher die einzelligen Individuen eingebettet sind und darum meist kolonienweise auf ihrer Unterlage festsitzen. Ein Unterschied von vegetativen und Fortpflanzungszellen existirt noch nicht; alle Zellen sind einander gleich, und die vegetative Zellbildung vermittelt zugleich die Fortpflanzung. Die runden Zellen theilen sich nämlich durch Einschnürung in zwei Hälften, welche sich dann sogleich trennen und zwei neue Individuen darstellen, die nun denselben Proceß wiederholen. (Vgl. Tafel »Algen« Fig. 1, wo in A bis E verschiedene Stadien der Theilungen einer Gloeocapsa dargestellt sind.) Die Theilung erfolgt bald immer in der gleichen Richtung, bald in zwei Richtungen der ebenen Fläche, bald auch abwechselnd in den drei Richtungen des Raums. Sie leben auf feuchter Erde, Steinen oder im Wasser.

2) Die *Palmelleen* sind den vorigen im wesentlichen gleich, aber durch reines Chlorophyll grün gefärbt und leben an ähnlichen Orten, oft große grüne Ueberzüge bildend. Von manchen Arten dieser und der vorigen Familie ist es ungewiß, ob sie selbständige Organismen oder nur Entwickelungsstufen höherer A. sind.

3) Die *Diatomeen*, von Ehrenberg u. a. noch zu den Infusionsthieren unter dem Namen *Stabthierchen (Bacillarien)* gerechnet, sind einzellige, mikroskopische A., deren Zellmembranen reich mit Kieselerde inkrustirt sind, so daß dieselben nach dem Tode und der Auflösung der organischen Substanz als sogen. *Kieselschalen* oder *Kieselpanzer* mit allen Eigenthümlichkeiten der Gestalt und Struktur zurückbleiben. Ueber die feinere Struktur der Diatomeenschalen vgl. den Abschnitt »Zellhaut« im Artikel Zelle. Der Zellinhalt hat eine braune oder goldgelbe Farbe wegen des Gehalts an Phycoxanthin. Die Zellen haben verschiedene, oft längliche, stab- oder schiffchenförmige Gestalt, so zwar, daß sie aus zwei in der Mitte verbundenen symmetrischen Hälften gebildet sind (Fig. 2). Die Vermehrung geschieht durch Theilung an der Verbindungsstelle der Hälften, und es ist dabei für alle Diatomeen charakteristisch, daß an den beiden neugebildeten Individuen die Ergänzung der anderen Hälfte durch Zuwachs an den getheilten Zellen erfolgt (vgl. unten die *Desmidiaceen*). Außerdem tritt hier zuerst ein besonderer, der Fortpflanzung allein dienender Vorgang ein, die *Kopulation* (vgl. unten die *Konjugaten*). Bei vielen Diatomeen isoliren sich die Zellen sofort nach der Theilung; diese leben frei im Wasser und zeigen eine vor- und rückwärts gleitende Ortsbewegung, deren Ursache unbekannt ist. Andere bleiben in langen, zerbrechlichen Bändern aneinander hängen, und wieder andere sitzen einzeln mit einem stielartigen Fuße auf Gegenständen im Wasser fest. Die Diatomeen leben in unseren und lebten in den vorweltlichen stehenden Gewässern massenhaft. Der Niederschlag ihrer Kieselschalen auf dem Boden des Wassers hat zur Bildung ganzer Erdschichten, so z. B. des Polierschiefers von Bilin in Böhmen, der aus denselben besteht, Veranlassung gegeben, obgleich die Individuen so klein sind, daß nach Ehrenberg von den kleinen Arten 50 Millionen auf den Raum eines Kubikmillimeters gehen.

4) Die *Konjugaten* sind einzellige, mikroskopische A., welche, wie die Diatomeen durch Zweitheilung sich vermehren, wobei an jeder Theilzelle die verloren gegangene Hälfte durch Zuwachs wieder ersetzt wird, welche sich aber von jenen durch reines Chlorophyll u. durch nicht verkieselte Zellmembranen unterscheiden. Die erste Abtheilung dieser Familie, die *Desmidiaceen*, sind freilebende Zellen und den Diatomeen am nächsten verwandt. Ihre symmetrischen Hälften sind durch einen tiefen Einschnitt von einander geschieden (Fig. 3, Euastrum crux melitensis), und deshalb läßt sich an ihnen die eigenthümliche Zelltheilung am leichtesten beobachten (Fig. 4 A zeigt ein vollständiges, zweihälftiges Individuum, B ein solches in der Theilung begriffen, wo der zuwachsende Ersatz der Hälften an jeder Zelle erst halb vollendet ist). In der zweiten Abtheilung, den *Zygnemeen*, bleiben die Zellen reihenförmig im Verbande, lange gleichmäßige Fäden bildend, in denen aber jedes Glied in der charakteristischen

Weise theilungsfähig ist. Die Konjugaten zeigen sehr allgemein einen besonderen, bereits an geschlechtliche Vorgänge erinnernden Zeugungsproceß, die Kopulation. Je zwei ursprünglich getrennte Zellen verbinden sich durch einen von ihrer Haut gebildeten Querschlauch. Durch diesen strömt der Protoplasmainhalt der einen Zelle zu demjenigen der anderen hinüber, beide paaren sich zu einem einzigen Körper, der sich abrundet, eine Zellhaut ausscheidet, und damit zu einer fertigen Spore wird, die man in diesem Falle Zygospore nennt. Beim Absterben und Auflösen der Pflanze bleibt jene erhalten und keimt später zu einem neuen Individuum. Bei den Zygnemeen kopuliren die gegenüberliegenden Zellen je zweier bei einander liegender Fäden (Fig. 5 zeigt Stücke solcher Fäden von Spirogyra mit einigen Zellen, deren Inhalt kopulirt hat unter Entleerung der ihnen gegenüberstehenden Zellen). Die Konjugaten leben vorzugsweise im süßen Wasser.

5) Die Nostochaceen (Schleimalgen) sind Zellenfäden, deren sämmtliche Zellen durch Theilung in einer Richtung sich vermehren und einen homogenen blaugrünen Inhalt haben. Kopulation findet nicht statt, und es existirt überhaupt kein Unterschied von vegetativen und Fortpflanzungszellen. Die Vermehrung geschieht nur durch Zerfallen der Fäden in die einzelnen Zellen, die dann durch Theilung zu neuen Fäden heranwachsen. Manche, wie Oscillaria, leben frei im Wasser und zeigen eine schleichende und hin- und herschwingende Bewegung. Bei anderen, wie z. B. bei Nostoc, quellen die Zellhäute gallertig auf, und es sind zahlreiche Individuen in Gallertmassen eingebettet, welche im Wasser oder auf feuchter Erde leben.

6) Die Protococcaceen sind einzellige, mikroskopische A. von verschiedener Gestalt, mit reinem Chlorophyll. Die Fortpflanzung geschieht nicht durch Zelltheilung, sondern durch freie Zellbildung, indem der Inhalt der Zelle sich in mehrere oder viele Portionen sondert, welche durch Aufreißen der Zellhaut geboren werden und darauf als sogen. Schwärmsporen, Zoosporen, durch zwei an ihnen sitzende, lebhaft schwingende Wimpern bewegt, sich im Wasser umhertummeln. Nach einiger Zeit kommen sie zur Ruhe, runden sich ab, bekommen eine Zellhaut und werden so zu neuen Individuen. Bei manchen Arten vereinigen sich dieselben entweder nach ihrer Geburt oder schon innerhalb der Mutterzelle zu Kolonien, die eine tafelförmige Schicht, wie bei Pediastrum (Fig. 6), oder, wie bei dem merkwürdigen Wassernetz (Hydrodictyon), ein weitmaschiges, sackartiges Netz von mehreren Zoll Länge darstellen. Sie leben meist im süßen Wasser; eine Art, der Protococcus nivalis *Ag.*, überzieht Schneeflächen in den Polarländern und den höheren Alpenregionen und gibt zur Erscheinung des rothen Schnees Veranlassung.

7) Die Volvocineen sind einzellige, grüne A., welche in meist kugelförmigen Kolonien beisammen leben. Letztere sind in kreisender und fortschreitender Bewegung, indem die Zellen schwingende Wimpern haben, die aus der Gallerthülle hervorragen (Fig. 7, A). Jede Zelle bildet sich um zu mehreren, ebenfalls von einer gemeinschaftlichen Hülle umgebenen Tochterzellen, die ihre Wimpern entwickeln, so daß die neuen Tochterkolonien innerhalb der mütterlichen kreisend sich bewegen, um später durch Zerreißung dieser frei zu werden. Dies wiederholt sich mehrere Generationen hindurch; zuletzt verlieren die Zellen ihre Wimpern, umgeben sich unter Vergrößerung mit einer derben Zellhaut und werden so zu Dauerzellen (Fig. 7, B). Nach längerer Ruhe gebären diese, indem sie sich auflösen, mehrere Schwärmsporen (Fig. 7, C). Jede der letzteren bildet wieder um sich eine Zellhaut (Fig. 7, D), innerhalb welcher sie in eine Anzahl von Portionen sich sondert, deren jede zu einer neuen mit Wimpern sich ausstattenden Zelle wird (Fig. 7, E), womit der Anfangszustand wieder erreicht ist.

8) Die Siphoneen (Schlauchalgen) sind einzellige chlorophyllhaltige A., bei denen der Vegetationsproceß bereits eine höhere Form insofern annimmt, als die Zelle mit einem unteren, oft wurzelartige Auswüchse treibenden Ende festsitzt und nur an ihrer Spitze und an den Spitzen ihrer Aeste durch Zuwachs sich verlängert (Spitzenwachsthum). Dadurch nimmt die einzige Zelle eine sehr ansehnliche Größe an; sie bildet bald mehrere Centim. lange verzweigte Schläuche, bald keulenförmige Blasen, bald ahmt sie, wie Caulerpa, Stengel- und Blattform nach. Die Fortpflanzung ist von dem vegetativen Processe scharf geschieden. Vaucheria, die in dieser Hinsicht am genausten bekannt ist, pflanzt sich theils durch Schwärmsporen, theils durch geschlechtlich erzeugte Sporen fort. Die ersteren bilden sich, indem das Ende der Aeste (Fig. 8, a) anschwillt und durch eine Querwand zu einer besonderen Zelle (Zoosporangium) wird (Fig. 8, b), deren Inhalt aus der aufreißenden Spitze als einzige große Schwärmspore geboren wird (Fig. 8, c und d). Diese kommt später zur Ruhe, umhüllt sich mit einer Membran und keimt dann zu einem neuen Schlauche aus. Die geschlechtliche Zeugung besteht darin, daß an der Seite der Schläuche paarige Auswüchse entstehen, deren einer eiförmig anschwillt und am Grunde eine Scheidewand bekommt (Fig. 9, a), während der andere ein gekrümmtes Hörnchen ist, dessen Endtheil ebenfalls durch eine Querwand sich abgrenzt (Fig. 9, b). Ersteres ist das weibliche Organ, Oogonium, letzteres das männliche, Antheridium. Dieses bildet aus seinem Inhalte zahlreiche bewegliche Spermatozoïden, platzt auf und entleert diese. Jenes öffnet sich an seiner Spitze, um Spermatozoïden eindringen zu lassen, welche sich mit dem weiblichen Inhalte, Befruchtungskugel (Eizelle) genannt, vermischen. Dadurch ist diese befruchtet, sie bildet sich unter Annahme einer dicken Zellhaut zu einer Spore, Oospore, aus, die später keimfähig ist. Die Siphoneen leben auf feuchtem Boden oder im Wasser, manche im Meere.

9) Die Konfervaceen sind mehrzellige chlorophyllhaltige A., die an der Basis festsitzen und meist durch Spitzenwachsthum sich vergrößern, einfache oder verästelte Zellreihen, in wenigen Fällen auch hautförmige Zellflächen bildend. Die Fortpflanzung geschieht sehr allgemein durch Schwärmsporen, die aus den vegetativen Zellen entleert werden. Außerdem bilden sich vielfach auch ruhende Sporen, und von diesen ist in einigen Fällen bereits ermittelt, daß sie abermals Produkte geschlechtlicher Zeugung sind. Häufig erscheinen hier, so bei Oedogonium, beiderlei Geschlechtsorgane auf besondere Individuen vertheilt (diöcisch). An den männlichen bilden sich in einzelnen Zellen des Fadens die Spermatozoïden, welche beweglich entlassen werden (Fig. 10, zz). An den weiblichen dagegen schwellen einzelne Gliederzellen zu den Oogonien an (Fig. 11, og), welche

sich aufklappen, um in ihre Befruchtungskugel Spermatozoïden aufzunehmen. Bei manchen Arten kommt noch die Eigenthümlichkeit hinzu, daß die weibliche Pflanze besondere Schwärmsporen, die sogen. Androsporen, erzeugt, welche, zur Ruhe kommend, neben den Oogonien sich festsetzen und hier zu kleinen wenigzelligen Individuen sich entwickeln, welche sogleich Spermatozoïden bilden und daher Zwergmännchen genannt werden (Fig. 11, m). Nach der Befruchtung wird die Befruchtungskugel zur Oospore, die dann entweder direkt zu einem neuen Zellenfaden auswächst, oder zunächst sogleich vier Schwärmsporen gebiert, aus denen erst die neuen Individuen werden. Die Konfervaceen leben vorzugsweise in stehenden und fließenden Gewässern des Binnenlandes.

10) Die Fucaceen (Lebertange) sind große, ausschließlich den Meeren angehörige A., deren olivenbrauner, knorpelig lederartiger Thallus aus gewebeartig verbundenen zahlreichen Zellen besteht, an seiner Basis mit einer Haftscheibe an Steinen festsitzt und meist stengel- oder blattartige Formen annimmt, die nicht selten im Innern blasenartige Hohlräume bilden, welche oft äußerlich mehr oder weniger hervortreten, wie z. B. bei Sargassum natans (Fig. 12), und wegen ihres Luftgehalts zum Schwimmen dienen. Die Fruktifikationsorgane stehen an den Enden der Aeste vereinigt (Fig. 13); es sind gedrängt bei einander sitzende, mit einer Mündung versehene Höhlungen (Conceptacula), die auf ihrer Innenwand zwischen zahlreichen Haaren die Geschlechtsorgane tragen. Die Antheridien sitzen hier an verzweigten Haaren als ovale Zellen (Fig. 14), die Oogonien sind gestielte kugelige Zellen (Fig. 15), deren Inhalt zu einer oder mehreren Befruchtungskugeln wird. Behufs der Begattung, die außerhalb des Konceptaculums stattfindet, werden die jungfräulichen Befruchtungskugeln entleert und sammeln sich zugleich mit den ebenfalls sich loslösenden Antheridien vor der Mündung des Konceptaculums, wo die austretenden Spermatozoïden jene umwimmeln, sich an ihnen festsetzen und wahrscheinlich zum Theil mit ihnen vermischen (Fig. 16). Die Befruchtungskugel wird darauf zur Oospore, die nun keimfähig ist.

11) Die Florideen (Blütentange) sind ansehnliche, durch rothe Färbung ausgezeichnete, vielzellige A., die sich durch Spitzenwachsthum vergrößern und verzweigte Zellreihen oder flächenförmige Körper von mannigfaltig blattartiger Gestalt darstellen. Sie besitzen wiederum ein ungeschlechtliches Fortpflanzungsorgan und einen Sexualapparat. Das erstere wird gebildet von den Vierlingsfrüchten (Tetrachocarpia), das sind Zellen, die auf den Enden kurzer Zweige oder auch im Thallus eingesenkt sitzen und durch Theilung meist 4 karminrothe Sporen, Tetrasporen genannt, erzeugen, welche sich trennen, jedoch nicht schwärmen. Die männlichen Organe sind wieder Antheridienzellen, welche in verschiedener Anordnung auf den Zweigen (Fig. 17, an) oder auch in Höhlungen des Thallus erzeugt werden und Spermatozoïden entleeren. Dagegen ist das weibliche Organ hier von höchst eigenthümlicher Bildung. Dasselbe ist anfangs ein kurzer Zellenast (Fig. 17 bei b), welcher mit einer einfachen Zelle (i) endigt. Die unter der letztern stehende (bei g) theilt sich in vier nebeneinander liegende Zellen, von denen die eine seitliche (bei f) zu einer kurzen aufwärts gehenden Zellreihe wird. Letztere, der sogen. Trichophor, endigt mit einer langen, haarförmig dünnen Zelle (t). Diese wird die Trichogyne genannt und ist der die Befruchtung zunächst empfangende Theil, indem die Spermatozoïden in den Inhalt dieser Zelle eindringen. Die befruchtende Wirkung wird aber hier erst durch die Zellen des Trichophors auf die bei g liegenden Zellen des Zweiges übertragen, welche infolge hiervon zahlreiche Auswüchse erzeugen, die zu den Sporen werden (Fig. 18). Ebenfalls eine Folge der Befruchtung ist es, daß dieser ganze sporenerzeugende Apparat von einer Hülle umwachsen wird, die aus Zellenästchen entsteht, welche unterhalb desselben hervorsprossen. Der ganze oben offene Behälter bildet nun gewissermaßen die Frucht und heißt Blasenfrucht (Cystocarp).

Die Fucaceen und Florideen stellen die hauptsächliche Vegetation der Meere dar, indem sie theils schwimmend auf hoher See, theils an den Felsen der Küste festgewachsen leben, wo sie vielen Seethieren zur Nahrung und zum Aufenthalte dienen. Auch in den vorweltlichen Perioden waren die Meere reich an solchen Gewächsen, nach deren fossilen Ueberresten man die Gattungen Chondrites *Sternb.*, Sphaerococcites *Sternb.*, Cystoseirites *Sternb.*, Halyserites *Sternb.*, Fucoides *Hart.*, die in zahlreichen Arten vom Uebergangsgebirge bis in die Tertiärformationen vorkommen, Sargassites *Sternb.*, der in der Kreide und im Lias sich findet, aufgestellt hat.

Zu den allgemeinen Lebensbedingungen der A. gehört zunächst das Wasser; die meisten sind geradezu ausgesprochene Wasserpflanzen, u. diejenigen, welche an der Luft leben, halten sich nur an feuchten Orten auf und erfordern sogar für gewisse Lebensprocesse, wie für die Bildung von Schwärmsporen, periodische Anwesenheit tropfbarflüssigen Wassers. Eine zweite Lebensbedingung der A. ist das Licht. Dieses bedürfen sie wie alle mit Chlorophyll ausgestatteten Gewächse zur Unterhaltung des Assimilationsprocesses. Vermöge ihres Chlorophyllgehaltes sind sie nämlich einer Ernährung aus unorganischen Substanzen, aus Kohlensäure und Wasser fähig, deren Umwandlung in organische Pflanzenstoffe das Chlorophyll unter dem Einflusse des Lichtes besorgt. In dieser Beziehung sind sie sehr bestimmt unterschieden von den Pilzen, welche des Chlorophylls entbehren, sich daher von vorgebildeter organischer Materie ernähren müssen und darum auch des Lichtes nicht bedürfen. Die A. sind daher auch nicht wie die Pilze auf ein Substrat angewiesen, welches organische Verbindungen darbietet, daher auch keine wahren Schmarotzer, und wenn manche auf anderen Wasserpflanzen festsitzen, so ist dies nur eine mechanische Befestigung, wobei die Pflanze auch von leblosen Gegenständen ersetzt sein kann.

Einen Nutzen gewähren nur die Tange, von denen bei den Küstenbewohnern manche jung als beliebte Speise, andere als Futter für Hausthiere Verwendung finden. Einige liefern technische und arzneiliche Handelsartikel. Die an den Küsten ausgeworfenen Tangmassen sind ein vorzügliches Düngemittel. Einen Hauptnutzen endlich gewähren die Tange insofern, als an den englischen und französischen Küsten des Oceans aus der Asche derselben (Kelp, Varek) Jod gewonnen wird, welches in denselben relativ viel reichlicher als im Meerwasser enthalten ist.

Allgemeine Werke über die Naturgeschichte der A. sind: J. G. Agardh, Species, genera et ordines

Algarum (Lund 1848—63, 4 Bde.); **Kützing**, Phycologia generalis (Leipz. 1843); **Derselbe**, Species Algarum (das. 1849); **Nägeli**, Die neueren Algensysteme (Zürich 1847); **Derselbe**, Gattungen einzelliger A. (das. 1849); **Rabenhorst**, Flora europaea Algarum (Leipz. 1865—68).

Algenpilze, s. **Phycomyceten**.

Algerien, vormals Barbaresken= und als solcher türk. Vasallenstaat, seit 1830 franz. Kolonie an der Nordküste von Afrika zwischen Marokko und Tunis, dem Mittelmeere und der Sahara (s. Karte »Algerien 2c.«). Während die östl. und westl. Grenze gegen Tunis und Marokko festgelegt sind, erscheint die südliche sehr dehnbar und wird von den Franzosen je nach Bedürfnis weiter in die Sahara vorgeschoben oder auf die Oase Warghla, ihren südlichsten Stützpunkt, zurückverlegt. Im allgemeinen kann der 30. Breitengrad als Südgrenze bezeichnet werden, von Ghadames an der Grenze Tripolitaniens bis nördlich von Guara, einer Oase Tuats. Innerhalb dieser äußersten Ausdehnung hat A. 669,000 □Kilom. (12,150 □M.) Flächeninhalt, wovon 106,800 auf das Tell, 152,500 auf die Steppen des Hochlandes und 409,700 auf die Sahara kommen. Das Gebiet zerfällt in 3 Provinzen: Algier, Oran und Konstantine. Die Provinz Algier nimmt den mittleren Theil ein, reicht im S. aber nur bis nach der Oase Warghla, während Oran im W., Konstantine im O. sich bis zur Südgrenze der Kolonie ausdehnen. Die etwa 1000 Kilom. lange Küste zeigt eine wenig gebrochene, aber steile und felsige Linie mit einzelnen Kaps und verhältnismäßig wenig guten Häfen. Meist gebirgig, doch auch von einzelnen Ebenen durchbrochen, erhebt sich hinter ihr das Land, dessen Bodengestaltung durch zahlreiche Höhenmessungen und Nivellements sehr genau bestimmt wurde und das in drei gut von einander gesonderte Theile zerfällt: im N. das **Tell**, das gebirgige mit fruchtbaren Thälern durchzogene Kulturland; in der Mitte die **Steppenregion** mit den Salzsümpfen (Schotts) und dem Salzboden (Sebcha); im S. endlich die **Sahara** mit ihren Oasen. Von der Küste nach S. vordringend, begegnet uns zuerst der Kleine Atlas. Derselbe ist nicht ein einzelnes Gebirge, sondern durch das ganze Land zieht sich, parallel mit der Küste und von dieser 75—110 Kilom. entfernt, ein 150—220 Kilom. breites, 800 bis gegen 1300 Meter hohes, in der Mitte muldenförmig eingesenktes und mit einem Zug von Steppenseen erfülltes **Plateauland**, dessen Nord= und Südränder hin und wieder von Randgebirgen gekrönt werden. Unter letzteren ist der Dschebel Aurês mit Höhen von 2320 (Dschebel Scheliha) und 2316 Meter (Dschebel Mhammel) der bedeutendste. Zwischen dem durch sein Hochlandsklima von dem übrigen Lande wesentlich verschiedenen Plateau und der Küste strecken sich zahlreiche Gebirgszüge und Gebirgsstöcke von W. nach O.; unter ihnen sind der Dschebel Dscherdschera (2317 Meter) und der große Babor (2022 Meter), beide zwischen Algier und Konstantine, die ansehnlichsten. Zwischen die einzelnen Gebirgszüge drängen sich meist kultivirte, fruchtbare Ebenen, wie jene am Schelif im W., die von Eghris bei Maskara, von Sirat, von Tlelad und namentlich die bekannte Metidschah bei der Stadt Algier. Die **Metidschah** ist eine 80—90 Kilom. lange und 15—19 Kilom. breite, wenig wellenförmige Ebene, an deren Südseite der Kleine Atlas steil emporsteigt, während an der Nordseite das Massif sanft und nur an einzelnen Stellen etwas schroffer sich erhebt. Der Boden ist mit fetter, fruchtbarer Dammerde bedeckt, der nördliche Rand der Ebene aber infolge ihres sanften Abfalls von S. nach N. und starker Regengüsse, welche zur Winterszeit einzutreten pflegen, sehr sumpfig; der südliche dagegen bietet üppigen Graswuchs, ergiebige Aecker und schönen Baumwuchs dar. Im W. wird die Metidschah durch die Hügel des Sahel begrenzt, und nordöstlich bilden die Sanddünen an den Mündungen der Flüsse Arrasch und Hamisch, die sogen. Collines du Sahel, die Grenze. Nach innen schließt sich an das Plateauland zwischen dem 17. und 23. Meridian eine **Vorterrasse**, welche bei Bresina 833 Meter, bei El Aghuat 780 Meter hoch ist und nach S. und O. sich allmählich abdacht. Doch liegt El Golea noch immer 402 Meter, Gharbaja 530 Meter über dem Meeresspiegel. Von dieser Vorterrasse im W. und von dem hohen Aurês im N. begrenzt, dehnt sich bis in das tunesische und tripolitanische Gebiet eine weite, heiße Tiefebene, an der Südgrenze 162 Meter, bei El Wad 135 Meter, bei Tuggurt 50 Meter, bei Biskra 125 Meter über dem Meeresspiegel, im Schott Melgigh (Melrirh) 21 Meter unter den Meeresspiegel hinabreichend. Diese Depression ist höchst wahrscheinlich früher durch einen größeren See, den palus Tritonis, ausgefüllt gewesen, der seinen Ausfluß bei Gabes ins Mittelmeer nahm; die tertiären Schichten des Beckens sind in der Tiefe von Wasser durchdrungen, welches, durch artesische Bohrlöcher nach oben geleitet, zahlreiche, fruchtbare Oasen ins Leben gerufen hat. Ueber die Hälfte der ganzen Kolonie, den ganzen S. zwischen dem 30. und 34. Breitengrade, nimmt endlich die Algerische Sahara (auch Angab genannt) ein, in welcher nur einzelne Oasen den Anbau des Bodens gestatten. Die bedeutendsten dieser Oasen sind: das Belad el Dscherid oder Dattelland, El Wad, Tuggurt, Warghla und die Oase Ksur.

Die meisten **Flüsse** Algeriens entspringen im Atlasgebirge, nur sehr wenige in den Küstenbergen. Fast alle Flüsse, welche vom Atlas kommen und das Land durchströmen, um sich in das Mittelmeer zu ergießen, machen bedeutende Krümmungen, haben einen trägen Lauf, sumpfige Ufer und enge, öfters durch Sandbänke verstopfte Mündungen. Kein einziger derselben ist schiffbar. Die meisten nehmen ihren Lauf von S. nach N., wovon nur der Schelif eine bemerkenswerthe Ausnahme macht. Zwischen den Grenzen von Tunis und Marokko münden nicht weniger als 25 größere und kleinere Flüsse in das Mittelmeer, von denen die bedeutenderen folgende sind: die Seybouse (Rubricatus), die Budschima und der Mafrag, welche in den Golf von Bona münden, der Wad el Kebir (Rummel), der wiederholt unter Felsen verschwindet, und der Summam (Sauah), der einen der bedeutendsten Querrücken des Atlas durchbricht und nach 208 Kilom. langem Lauf in die Bucht von Bougie mündet; endlich der Buberak (Nissah), auf der Grenze der Provinzen Konstantine und Algier; ferner der Isser, Harrach und Mazafran, welche auf dem Kleinen Atlas entspringen; der Schelif, der als Sebaun Aïun am Fuße des Berges Wenseris entspringt, von da unter dem Namen Na'har Wassel erst nach O., dann nach N. und W. und 178 Kilom. weit der Küste parallel fließt und nach 445 Kilom. langem Lauf zwischen dem Kap Ivi und Mostaganem in das Meer mündet; die Makta und endlich die Tafna, der westlichste

Fluß Algeriens. Die vom südlichen Abhange des Atlas abfließenden Gewässer münden in Salzsümpfe, (Schotts), oder versiegen im Sande. Die bemerkenswerthesten dieser oft umfangreichen Salzsümpfe sind: Sebcha Melgigh, der Schott es Saïda, der Schott el Schergi und Schott el Gharbi. Moräste finden sich namentlich bei Bona, um Oran, in der Ebene Tlelat und im S. von La Calle.

Da A. ziemlich auf der Grenzscheide zwischen den heißen und gemäßigten Breitengraden liegt, so vereinigt das dortige **Klima** die Eigenschaften dieser beiden Zonen und nähert sich dem Italiens, Spaniens und des südlichen Frankreichs. Indessen unterscheidet man eigentlich nur drei Jahreszeiten: den Winter in den Monaten November bis Februar, den Frühling vom März bis Juni und den Sommer vom Juli bis Oktober. Der Winter ist durch Regen bezeichnet, welche ungeheure Wassermassen herabbefördern. Regelmäßige Temperaturbeobachtungen liegen nur für den Küstenstrich, namentlich die Stadt Algier, vor. Im Winter schwankt die Wärme zwischen + 8 und 21°, im Sommer zwischen + 15 und 30° C., während sie weiter einwärts im Sahelplateau Schwankungen von 0 bis 45° C. zeigt. Nach einem 23jährigen, von Marit mitgetheilten Durchschnitt ist an der Küste das Minimum der Temperatur + 2° C., der Durchschnitt + 19° C., das Maximum + 40° C. Schneefall ist selten und meist sehr unbedeutend, ebenso trifft man nur ausnahmsweise auf Eis. Sogleich nach der Regenzeit beginnt der Frühling, während dessen der Himmel im prächtigsten Blau strahlt und die Vegetation sich in ihrer ganzen Ueppigkeit entfaltet. In dieser Jahreszeit ist der Gesundheitszustand der europäischen Bevölkerung am befriedigendsten, weshalb dieselbe dann auch dem Feldbau emsig obliegt. Im Juli beginnt die große Hitze und mit ihr eine Trockenheit, gegen welche selbst der überaus reichlich fallende Nachtthau nichts vermag. Nur an der Küste kühlt die Meeresbrise die Atmosphäre auf Augenblicke ab. Was den Sommer in A. aber besonders lästig macht, ist nicht sowohl die Hitze, welche der in tropischen Gegenden bei weitem nicht gleich kommt, als vielmehr seine lange Dauer und die Dürre, die er mit sich führt. Während der vier Sommermonate fällt selten Regen. Alle Gewächse, die nicht künstlich bewässert werden können, verdorren und sterben ab; nur solche Bäume kommen fort, deren Wurzeln tief genug im Erdboden stehen, um von dorther befeuchtet zu werden. Das Arbeiten auf freiem Felde ist um diese Zeit gefährlich für den Europäer. Gallenfieber, Diarrhöe, Dysenterie und Gehirnaffektionen sind herrschende Krankheiten. Im September und Oktober färbt sich der Horizont oft zeitweilig mit einem röthlichen Dunst, der durch die Sandtheilchen entsteht, welche durch den Scirocco von S. herangeweht werden und sich in der Luft ansammeln. Der Scirocco weht am häufigsten im September, kräuselt die Blätter der Bäume, macht Holzwerk und Tapeten bersten, trocknet die Haut aus, prickelt in den Augen und erzeugt den brennendsten Durst. Er dauert in der Regel 2—3 Tage und endigt gewöhnlich mit einem Gewitterregen. Ende Oktober bei Beginn des Winters sind die Tage abwechselnd trocken und feucht, ohne daß die Hitze aufhört. Nach heißen Tagen folgen oft sehr kühle Nächte. Kurze Zeit nach der französischen Okkupation galt das Klima des Landes noch für ein mörderisches, da demselben eine große Zahl Soldaten und Kolonisten erlagen, die in geradezu ungesunden Gegenden stationirt waren, wo schädliche Miasmen herrschten. Die Arbeiten aber, welche seitdem zum Aufschlusse, zur Bewaldung, Ent- und Bewässerung des Landes in Angriff genommen wurden, haben schon viel zur Besserung des Klima's beigetragen. Die wüsten Ebenen im S. haben das Wüstenklima, das dem Europäer geradezu tödtlich wird.

Die **Gesammtbevölkerung** des Landes, ohne die Armee, betrug 1866: 2,921,246, 1872: 2,414,218 Köpfe. Man unterscheidet die seßhafte und die nomadisirende Bevölkerung. Die erstere belief sich im letztgenannten Jahre auf 486,272, die letztere auf 2,434,974 Seelen. Hierzu kamen noch 67,774 Mann Militär, das nach Bedürfnis, wenn die Eingebornen rebellisch werden, vermehrt wird. Unter der seßhaften Bevölkerung waren nicht ganz die Hälfte Europäer, nämlich 217,990. Diese äußerst geringe Anzahl hat sich im Verlauf von 40 Jahren, seit A. französisch ist, dort niedergelassen, ein schlimmes Zeichen für die Kolonisationsfähigkeit der Franzosen. Und unter diesen Europäern entfällt wenig über die Hälfte (122,119 oder 56 Proc.) auf die Franzosen, worunter die sehr zahlreichen Elsäßer mitgerechnet sind. Spanier zählte man 58,510 (26 Proc.), Italiener 16,665 (7 Proc.). Der Rest vertheilt sich auf Malteser, Deutsche, Schweizer &c. Die Zunahme der Europäer wie der Eingebornen ist eine äußerst geringe, namentlich infolge der ewig unsicheren Zustände der Kolonie, der häufigen Seuchen, sowie der wiederholten Hungersnöthe, die unter den Eingebornen zahlreiche Opfer forderten. Dem Religionsbekenntnisse nach unterscheidet man etwa 200,000 Katholiken, 12,000 Protestanten und 33,120 Juden. Der überwiegende Rest besteht aus Mohammedanern. — Zwischen den Fremden und den Eingebornen besteht eine tiefe Kluft: Sitten, Sprache, Religion, Geschichte, Traditionen, alles trennt den Muselman von dem verhaßten Rumih (Christen). »Man schütte«, so sagt ein arabischer Heiliger, »in ein und dasselbe Gefäß das Blut eines Rumih und eines Muselmanen, und sie werden sich nie vermischen.« Abgesehen von kleineren Stämmen und Rassen gehören die **Eingebornen** zwei verschiedenen Völkern an: den **Arabern** und **Berbern**. Zu den erstern rechnet man die **Beduinen**, die Zeltbewohner des freien Landes. Sie selbst nennen sich Araber und sind echte Nomaden, meist Nachkömmlinge der dritten arabischen Invasion im 11. Jahrh., die ihre Namen und Stammbäume unverfälscht erhalten haben. Ein Theil von ihnen hat sich aber schon mit den autochthonen berberischen Stämmen vermischt, eine Vermischung, die auch jetzt durch Aufschlürfung kabylischer Stämme noch vor sich geht. Die Beduinen bewohnen zum großen Theil das Tell, aber auch in der Sahara sind sie zahlreich vertreten. Im Tell treiben sie Ackerbau und Viehzucht, in der Sahara ausschließlich die letztere. Sie leben in Zelten oder Reiserhütten (Gurbis). Der seßhafte Eingeborne in den Städten ist der **Maure**. Er verdankt seinen Ursprung zwei Hauptelementen. Ein Theil ist echt arabischer Herkunft, der andere stammt von den alten Mauretaniern, ist also berberischer Rasse, aber schon längst arabisirt. Die Mauren sind ein verarmtes, in der Abnahme begriffenes Volk, wozu die häufigen Heirathen unter Verwandten viel beitragen. Ihren Lebensunterhalt suchen sie im Kleinhandel, vorzüglich aber als Handwerker. Die **Kabylen** sind die echten unstreitigen

Nachkommen der alten Berbern, zählen etwa noch 700,000 Köpfe und bewohnen größtentheils die Provinz Konstantine, jenes alte Numidien, in welchem ihre Vorfahren so viel Zähigkeit im Kampfe mit Römern und Karthagern entwickelten. Sie haben die alte berberische oder libysche Sprache bewahrt, welche sie mit arabischen Schriftzeichen schreiben, seit sie Muselmanen geworden sind. Der Kabyle wohnt in Dörfern, er treibt Ackerbau und ein wenig Industrie, ist arbeitsam, sehr mäßig, abergläubisch, fanatisch und barbarisch, dabei schmutzig, zerlumpt und geizig. Bei alledem ist er mehr geneigt, französische Einrichtungen anzunehmen als der Araber; aber der Islam bildet gegen die Europäisirung dieser Stämme eine unübersteigbare Scheidewand. Kleinere Stämme in A. sind: die **Biskrih**, Araber aus der Oase Biskarah, ein thätiges Völkchen, das die Packträger und Hausknechte des Landes liefert; die **Mzabiten**, Leute vom Stamme der Beni Mzab, aus den Oasen an den Grenzen der Sahara. Sie sind gleich den Kabylen berberischen Ursprungs und treiben Handel mit Datteln, dem Hauptprodukte ihres Landes. Sie gehören keiner der vier sunnitischen Sekten des Islam an, sondern verwerfen gleich den Wahâbiten Arabiens die Sunna (Tradition) und mißbilligen die Heiligen- (Marabut-) Verehrung; sie sind also die Protestanten des Islam. Ihre Religion nennt man Chamsiah (d. h. die fünfte). Endlich sind noch die **Türken** zu erwähnen, die einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung bilden und meist Abkömmlinge der Janitscharen sind, welche sich mit den Töchtern der arabischen Stämme verheirathet haben. Die wenigen **Neger**, welche sich in A. befinden, stammen aus dem Innern von Afrika und leben meist als Taglöhner und Dienstboten in den Städten. Seit 1848 hat die Sklaverei aufgehört, und alle unfreien Neger sind seitdem freie Leute. Ein Vermittelungsglied zwischen der eingebornen und europäischen Bevölkerung bilden die **Juden**, die aber jetzt mehr und mehr französisches Wesen annehmen, auch sich nicht mehr auf den Handel beschränken, sondern als Schreiber und Beamte, sowie auch als Handwerker thätig sind. Unter den Deys lebten sie unterdrückt und mißhandelt; Frankreich brachte ihnen die Emancipation. Seitdem sind sie reiche Leute geworden und vermehren sich stark.

An der Spitze der **Kolonialregierung** steht ein Generalgouverneur, der, zu Algier residirend, Civil- und Militärgewalt in seiner Person vereinigt und unter dem franz. Kriegsministerium steht. Der 1858 für A. kreirte oberste Verwaltungsrath (conseil supérieur) ward 1860 wieder aufgehoben. Die drei Provinzen oder Departements (Chalifate) zerfallen in Arrondissements (Aghaliks), diese in Kreise oder Kantone (Kaïdats), deren es 25 sind, diese wieder in Kommunen (Scheichats). Das unterste Glied dieser Organisation ist der Duar, ein Agglomerat von kreisförmig aufgerichteten Zelten, gewissermaßen unserer Dorfgemeinde entsprechend. Mehrere solcher Duera's bilden eine Ferka (Kanton), an deren Spitze ein Scheich steht. Die verschiedenen Ferka's vereinigt repräsentiren den Stamm, welcher unter Leitung des Kaïd steht. Mehrere Stämme zusammen bilden ein Kaïdat oder Aghalik mit einem Kaïd el Kiad oder einem Agha an der Spitze. Das Mittelglied zwischen den Häuptlingen der Eingebornen und der Oberbehörde bilden die sogen. Bureaux arabes, deren Aufgabe es ist, einerseits die religiösen und bürgerlichen Interessen der Araber, anderseits die der Kolonisten in ihren Beziehungen zu den Eingebornen wahrzunehmen. Die Kolonie kostet noch gegenwärtig dem Mutterlande bei weitem mehr, als sie einbringt. Betrachtet man freilich die officiellen Aufstellungen der franz. Regierung, so scheint es, als ob noch ein Plus vorhanden sei, aber dies ist eitel Täuschung. So weist das Budget für 1866 an Einnahmen 27,235,037 Fr., an Ausgaben 26,101,261 Fr. auf. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die sehr bedeutenden Kosten für die zahlreiche Armee, sowie für die Justiz, die Finanz- und Kultusverwaltung auf das allgemeine Budget entfallen. Je nachdem eine größere oder geringere Truppenzahl in A. gebraucht wird, beträgt der Frankreich durch diese Kolonie auferlegte Lastposten 40—60 Mill. Fr. Die **Streitkräfte**, welche die französische Regierung in der Kolonie unterhält, bestehen theils aus franz. Mannschaften, theils aus fremden Volontärs, theils aus eingebornen Truppen. Der Census von 1866 wies 67,774 Mann Militär auf, darunter 9000 Mann Eingeborne (Turko und Spahi). Außerdem ist in der Kolonie eine Miliz errichtet worden, die in Friedenszeiten zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung in den Städten dient. Die **Justizverwaltung** Algeriens zerfällt zuvörderst, jedoch nur für einzelne Fälle, in zwei Abtheilungen, deren eine alle die Europäer betreffenden Angelegenheiten, die andere die unter den Eingebornen vorkommenden Rechtshändel entscheidet. Im allgemeinen aber sind alle Bewohner der Kolonien, ohne Unterschied der Nationalität und des Glaubens, den franz. Gerichten unterstellt. Nur gewisse, nach dem Koran straffällige Vergehen, welche in dem franz. Gesetzbuche nicht vorgesehen sind, kommen vor die Kadi's, sowie einzelne den Civilstand der Juden betreffende Angelegenheiten der Entscheidung der Rabbinergerichte anheimfallen. Die für die europäische Bevölkerung bestehenden Gerichte sind ganz auf ähnliche Weise wie im Mutterlande zusammengesetzt. Handelsgerichte bestehen in Algier und Oran. Da der mohammedanische **Kultus** aufs engste mit dem bürgerlichen Leben verflochten ist, so fand sich die franz. Regierung veranlaßt, die religiösen Institutionen dieses Kultus nicht nur zu respektiren, sondern auch als Regierungsmittel zu benutzen. Eine der ersten Maßregeln der franz. Regierung war darum die, daß sie sämmtliche Moscheengüter der eroberten Territorien für Staatsgut erklärte, dagegen die Verpflichtung übernahm, alle Kosten des Kultus zu bestreiten. Dieses System ist bis jetzt beibehalten worden Die überwiegende Mehrzahl der europäischen Bevölkerung gehört der katholischen Kirche an. An der Spitze derselben steht der Erzbischof von Algier, welchem vier Generalvikare beigegeben sind. In Algier besteht ein großes und ein kleines Priesterseminar. Die protestantische Kirche zählt im ganzen etwa 12,000 Bekenner ihrer verschiedenen Konfessionen; an ihrer Spitze steht das Konsistorium in Algier. Der Unterricht ist schlecht bestellt; einige Mittelschulen und Collèges in den größeren Städten sorgen für die Europäer. Bei den Eingebornen bestehen die alten mit den Moscheen verbundenen Koranschulen fort.

Was die **Bodenkultur** betrifft, so hat der Landbau nach europäischen Principien in A. noch mit den Hindernissen zu kämpfen, denen er stets in Ländern begegnet, wo sich noch alles ziemlich im

Naturzustande befindet und die Bewässerung viele Schwierigkeiten verursacht. In der Sahara hat man durch die Anlage artesischer Brunnen vielfach günstige Resultate erzielt und wüste Strecken in Kulturland verwandelt; aber ein richtiger Schwung wird sich im Ackerbau wohl schwerlich bemerkbar machen, so lange das ganze Kolonisationssystem Frankreichs ein verfehltes ist und die franz. Kolonisten auf Kosten der anderen Nationalitäten stark bevorzugt werden. Etwa 2½ Mill. Hektaren sind jetzt kultivirt und liefern guten Weizen, Hafer und Hülsenfrüchte. Nächst den Getreidearten, von welchen gegen 12 Mill. Hekt. gewonnen werden, sind es die Olivenpflanzungen, welche die bedeutendste Stelle in der Landeskultur einnehmen und ein Produkt liefern, das mit dem Provenceröl konkurrirt. Einen außerordentlichen Aufschwung hat der Bau seiner Gemüse in der Umgebung der Stadt Algier genommen, und ein sehr bedeutender Export von Frühgemüse, besonders Frühkartoffeln, jungen Erbsen rc. versorgt den Pariser und Londoner Markt. Baumwolle wurde eine Zeitlang während des amerikan. Bürgerkrieges stark gebaut und nach Frankreich exportirt; der Tabaksbau liefert eine feine Sorte, leidet aber unter dem franz. Monopolsystem; Wein wird, von mittlerer Güte, gegen 100,000 Hektol. jährlich gewonnen. Die Seidenzucht hebt sich und liefert jährlich etwa 15,000 Kilogr. Kokons. Durch die künstliche Bewässerung hebt sich der Anbau der Dattelpalme ungemein. Abgesehen von den falschen Maßregeln der Regierung leidet der Ackerbau sehr unter den Verwüstungen der Heuschrecken, die z. B. 1866 über die Hälfte der Ernte zerstörten. Die Waldkultur Algeriens befindet sich bei weitem nicht in dem Zustande, welchen die treffliche Naturbeschaffenheit des Waldbodens erwarten ließe. Es sind hieran vornehmlich die Verwüstungen schuld, welche die Araber dadurch in den Wäldern anrichten, daß sie, um ihrem Vieh ein wenig Weide zu verschaffen, vor der Regenzeit ungeheure Strecken Mittelwald in Brand stecken, damit das Gras dichter und leichter zugänglich werde. Die Waldvegetation ist von Natur außerordentlich reich. Allenthalben finden sich Pinusarten, Eichen, Hainbuchen, Eschen, Cedern, Pistacien-, Mastix-, Johannisbrod-, wilde Olivenbäume, Myrten rc., und eine intelligente Kultur würde daraus die üppigsten Waldbestände erzielen können. Außer den Brenn- und Zimmerhölzern besitzt A. besonders zwei in Europa äußerst seltene Bäume, nämlich den süßen Eichelbaum und die Korkeiche. Neuerlich hat die Regierung der Waldkultur große Sorgfalt gewidmet, besonders um durch die Entwickelung der Waldvegetation das Klima des Landes zu verbessern und durch Vermehrung der feuchten Niederschläge den Ebenen die alte Fruchtbarkeit wiederzugeben. Von fremden eingeführten Bäumen haben sich der riesige austral. Gumbaum (Eucalyptus globulus) und der Talgbaum (Stillingia sebifera) besonders bewährt. Was die Viehzucht anlangt, so steht das Pferd obenan. Das algerische Pferd ist schlank, leicht und nervig, daher hauptsächlich als Renner und zu militärischen Zwecken brauchbar. Bei den Arabern im allgemeinen finden sich nur minder edle Rassen von Pferden; aber seit 1852 hat man angefangen, die arab. Stämme zur Vermehrung der Pferdezucht zu veranlassen. Zum Transport dient in A. vornehmlich der Maulesel, dem das trockene und heiße Klima gut bekommt. Ueberaus zahlreich sind die Hornviehherden, welche allenthalben in A. gezogen werden, aber wegen des Mangels an fettem Wieswachs und Wintervorräthen wenig Fleisch und fast gar keine Milch liefern. Sehr bedeutend ist aber die Schafzucht. Schafherden machen den einzigen Reichthum der südlichen, den äußersten Saum der Wüste bewohnenden Stämme aus. Der Hauptmarkt für die Wolle jener Küstenstämme ist Konstantine. Schweine wurden erst seit der franz. Eroberung nach A. verpflanzt. In den Sümpfen der Provinz Oran werden viel Blutegel gezüchtet. Die Fischerei der edlen rothen Koralle an der Küste ist von Bedeutung. Der Fischfang an der Küste wird meist von Italienern betrieben. Der mineralische Reichthum Algeriens hat sich durch wissenschaftliche Untersuchungen als sehr bedeutend herausgestellt, obwohl die wirkliche Ausbeute noch bei weitem nicht diesem Reichthume entspricht. Mit Ausnahme von Gold finden sich im Schoße der algerischen Gebirge alle Arten von Metallen, namentlich aber sind Eisen und Kupfer in großer Menge vorhanden. In der Provinz Algier sind die bedeutendsten Eisen- und Kupferminen die von Muzaia bei Medeah, von Ued Allelah bei Tenes, von Ued Taffiles und vom Kap Tenes. Noch reicher sind die Provinzen Oran und Konstantine, namentlich auch an Blei und Schwefel, Zink und Antimon, die neuerdings, ebenso wie der Marmor von Tolfila, ausgebeutet werden. Mangel an tüchtigen Arbeitern und Verkehrsstraßen verhindern aber einen ergiebigen Abbau. An Ziegelerde, Bausteinen, Gips rc. ist Ueberfluß vorhanden. Auch an Mineralquellen fehlt es nicht, und die Ruinen von Badebassins und Tempeln, welche man in der Nähe dieser Quellen häufig antrifft, deuten darauf hin, daß schon die Römer die Wirksamkeit derselben gekannt und sie benutzt haben. Die berühmtesten Quellen sind in der Provinz Algier die heißen Quellen von Hammam Meluan und Hammam Righa, in der Provinz Oran die heiße Quelle von Bains la Reine, in der Provinz Konstantine die heiße Quelle von Hammam Meskhutine, deren Hauptstrubel 95° C. hat.

Die Grundlage des algerischen Handels besteht in dem Austausche der einheimischen Rohprodukte gegen die Industrieerzeugnisse Frankreichs und der anderen europäischen Staaten. Erst durch das Gesetz vom 11. Jan. 1851 wurden aber Algeriens Naturerzeugnisse vom Eingangszolle in Frankreich befreit. Alle Waaren, die aus Frankreich nach A. oder umgekehrt ausgeführt werden, sind vom Ausgangszolle frei, und die fremden Erzeugnisse zahlen in A. dieselben Eingangsgebühren wie in den franz. Häfen am Mittelmeere. Am meisten sind Frankreich, Spanien und England bei der Ein- und Ausfuhr betheiligt. Frankreich führt in A. vornehmlich gewebte Stoffe aller Art, Wein, Branntwein, Zucker und Modeartikel, von seinen übrigen Kolonien Cerealien und Kaffee ein. Es bezieht dagegen von A. Olivenöl, Rohleder, Holz, Wolle und Tabak. Spanien liefert Früchte und Oele und bezieht gewebte Stoffe; England liefert Steinkohlen, Eisen und Metallwaaren und bezieht Cerealien, Schlachtvieh und neuerlich viel Espartogras (zur Papierfabrikation, 1870 für 215,385 Pfd. Sterl.). Schweden liefert Bauholz, ebenso Oesterreich; Toscana Cerealien und gesalzenes Fleisch. Ausfuhr wie Einfuhr haben sich stetig gehoben. Der wirkliche Werth der gesammten Einfuhr betrug 1869: 118,9 Mill. Fr., der der Ausfuhr 254,9 Mill. Fr., wovon

auf den Verkehr mit dem Mutterlande 64,8 Mill. an Einfuhr und 129,5 Mill. Fr. an Ausfuhr entfielen. Von diesem wirklichen Werthe muß der »officielle«, nach einem Tarif berechnete, wohl unterschieden werden; nach letzterem sind alle Zahlen bedeutend kleiner. Die Handelsflotte Algeriens, die sich meist mit Küstenschiffahrt beschäftigt, bestand zu Ende 1869 aus 152 Segelschiffen von 4609 Tonnen. Der Schiffsverkehr von 1869 weist (Eingang und Ausgang zusammen gerechnet) 6232 Schiffe mit 1,125,343 Tonnen auf, davon 2099 Schiffe mit 722,985 Tonnen im Verkehr mit Frankreich. Außer Algier sind die besuchtesten Häfen Bona, Philippeville, Bougie, Scherschel, Tenes, Mostaganem, Oran und Nemours. Der Verkehr der Küstenstädte nach dem Innern ist durch den Mangel schiffbarer Flüsse und guter Landstraßen sehr erschwert. Von den franz. Häfen sind es vornehmlich Marseille, Cette und Toulon, welche am meisten den Seeverkehr mit Frankreich vermitteln. Seit 1851 besteht in Algier die Banque de l'Algérie (nach dem Gesetze vom 4. Aug. 1851 vorläufig auf 20 Jahre errichtet), seit 1852 auch eine Handelsbörse, deren Zweck lediglich der ist, die wirklichen Kurse der am Platze verkauften Waaren in officieller und authentischer Weise festzustellen. Die Industrie Algeriens befindet sich natürlich der europäischen gegenüber in einem Zustande der Unterordnung, und noch geraume Zeit wird die Gewinnung und Verarbeitung des Metalls der einzige Industriezweig Algeriens bleiben, wie es auch im Interesse des Landes nur zu wünschen ist, daß die Bewohner sich vorläufig auf die Ausbeutung des Bodens beschränken und ihre Kräfte nicht in weniger naturwüchsigen Industriezweigen vergeuden. Die industrielle Thätigkeit, welche im Mittelalter bedeutender war, beschränkt sich jetzt in den Ortschaften des Tell und in den Küstenstädten fast ausschließlich auf Bereitung von Maroquin, Teppich-, Musselin- und Seidenweberei. Für die Bewohner der Sahara war von Alters her das Weben wollener Gewänder, die Kultur des Dattelbaums und der Vertrieb dieser Erzeugnisse die Hauptquelle des Erwerbs. Die Kabylen der Gebirge treiben Ackerbau und Viehzucht, daneben Wollweberei, Holzschnitzerei, Mattenflechten ꝛc., auch etwas Bergbau, namentlich auf Eisen, welches sie theils zu Ackergeräthschaften, theils zu Waffen verarbeiten. Fast bei allen diesen Stämmen finden sich Mühlen und Oelpressen. Bei der europäischen Bevölkerung hat sich eine wirkliche Industrie inmitten der unsicheren und kriegerischen Zustände noch nicht entwickeln können. Für den inneren Verkehr hat die Regierung durch Herrichtung von Straßen manches gethan, namentlich in der Nähe der Küste, deren Gebiet schon geraume Zeit von feindlichen Stämmen gesäubert ist. Im Innern ist in dieser Beziehung aber noch viel zu thun; hier sind außer Terrainschwierigkeiten klimatische Hindernisse und theilweise auch die Abneigung der Eingebornen zu überwinden. Die wichtigste Chaussee in der Provinz Algier ist die von Algier nach Medeah, welche die Städte Medeah, Blidah, Bufarik und Duera mit Algier verbindet. Der Bau einer Eisenbahn von Algier nach dem Innern begann 1861, und am 15. Aug. 1862 wurde die Strecke bis Blidah eröffnet; diese ist auch bisher die einzige Bahn überhaupt geblieben. Alle Hauptorte der Unterdivisionen sind mit der Divisionshauptstadt und diese Hauptstädte wieder mit Algier durch Telegraphen verbunden. Außerdem besteht eine unterseeische Telegraphenlinie, welche von Genua über die Inseln Sardinien und Corsica nach Malta und der afrikan. Küste geführt ist. Gegenwärtig bestehen Dampfschiffverbindungen zwischen Marseille und Oran, Marseille und Algier, Marseille und Stora und Toulon und Algier. Außerdem versehen Dampfschiffe den Küstendienst von Tanger in Marokko bis Tunis, Tripolis und Alexandria.

Nach nunmehr 40jährigen Kolonisationsbestrebungen ist die allgemeine Lage Algeriens eine keineswegs günstige. Alle Civilisationsversuche gegenüber den auf ihre intolerante Religion gestützten Eingebornen waren vergeblich. Jene in den Städten haben die schlechten Sitten der Franzosen angenommen, ohne sich im geringsten christlichen Grundsätzen zugänglich zu zeigen. Auf das Land ist die Civilisation noch gar nicht vorgedrungen; dort lebt der Araber wie früher in seinem Zelte und haßt den Christen. Seit unde̊nklichen Zeiten hat das Arabervolk sich abgesondert erhalten, weil es von seiner eigenen Vortrefflichkeit überzeugt ist; es weiß, daß es den französischen Bajonnetten nicht widerstehen kann, erhebt sich aber doch bei jeder Gelegenheit wider Gesetz und Ordnung. Die phantastischen Ideen Napoleons III., aus A. ein arabisches Königreich zu bilden, wie er gelegentlich seines Besuchs in der Kolonie 1863 hervorhob, haben keine Aussicht auf Erfüllung. Nur wenn die Araber in die Wüste zurückgedrängt werden könnten, wäre an ein Erblühen des Landes zu denken. Aber es fehlt in Frankreich an auswandernden Menschen, welche die Lücken füllen könnten; denn im Verlaufe von 40 Jahren haben sich erst ca. 120,000 Franzosen in A. niedergelassen, und für fremde Kolonisten haben die Zustände daselbst nichts Anlockendes. Im Jahre 1871 versuchte die franz. Regierung Elsässer und Lothringer aus den wieder mit Deutschland vereinigten Provinzen als Kolonisten nach A. zu ziehen, indem sie diesen Ländereien abtrat; allein das Experiment gelang nicht in dem erhofften großartigen Maßstabe.

Geschichte. Im Alterthum war der östliche Theil des heutigen Algeriens von Numidiern, der westliche von Mauren bewohnt. Nach der Eroberung durch die Römer gehörte jener zur Provinz Afrika und bildete seit Konstantin d. G. die Provinz Numidien, dieser die Provinz Mauretania Cäsariensis, von der noch später die Provinz Mauretania Sitifensis abgetrennt wurde. Die Provinz befand sich unter den röm. Kaisern im blühendsten Zustande und hatte 33 volkreiche Städte. Aber durch die verwüstenden Einfälle erst der Vandalen, dann der Araber sank das nördliche Afrika in die alte Barbarei zurück, und unter den Arabern erhob sich A. nicht wieder zu der früheren Blüte. Um 935 gründete der arabische Fürst Zeiri auf der Stelle der römischen Veteranenkolonie Icosium (nach andern des römischen Municipiums Jomnium) die Stadt Al Dschesair, d. i. Siegreiche, das jetzige Algier. Seine Nachkommen herrschten im Lande bis 1148, nach ihnen bis 1269 die Almohaden von Marokko. Dann zerfiel das Land in mehrere kleinere Gebiete. Zu dem bedeutendsten, dem Königreiche Tlemsen, unter den Zizaniden, gehörte Algier. Die Vertreibung der Mauren und Juden aus Spanien (1492) führte Nordafrika eine Menge neuer Ansiedler zu; diese aber waren Erbfeinde der Christen, und Seeräuberei wurde ihr Hauptgewerbe. Schon Ferdinand der Katholische zog gegen sie, nahm 1506 Oran und

Bugia und 1509 die Stadt Algier selbst, wo er vor dem Hafen ein Kastell errichtete, um das Raubnest zu überwachen. Gegen die Spanier rief der Emir der Metidschah, Selim Eutemi, den Piratenhäuptling **Horuk Barbarossa** zu Hülfe, der 1516 in A. landete und sich nach Ermordung Selim Eutemi's zum Herrscher von A. machte, dann auch die Sultane von Tenes und Tlemsen ihrer Gebiete beraubte, aber von einem span. Heer (1517) geschlagen, wurde er in Tlemsen eingeschlossen und bei einem Fluchtversuche von den Spaniern gefangen und enthauptet (1518). Der von den algerischen Korsaren hierauf zum Sultan ausgerufene Bruder Horuks, **Dschereddin (Hayreddin) Barbarossa**, stellte 1520 sein Reich unter die Lehnshoheit der Pforte, wurde Pascha und erhielt türkische Hülfstruppen, mit denen er die Spanier aus ihrem Inselfort vertrieb; er verband dieses durch einen Damm mit Algier, dessen Hafen dadurch sehr verbessert wurde. Dschereddin ist auch der Begründer jenes Systems der Militärdespotie und Seeräuberei, welches bis 1830 seinen Mittelpunkt in A. hatte. Kaiser Karl V. unternahm eine große Expedition gegen A. und landete 20. Okt. 1541 mit einer Flotte von 370 Segeln und 30,000 Mann, mußte aber, nachdem furchtbares Unwetter sein Lager und viele Schiffe zerstört hatte, nach schweren Verlusten abziehen. So dauerten die Raubzüge der algerischen Korsaren im Mittelmeere fort. Dieselben erweiterten ihre Macht auch im Innern und eroberten noch vor dem Ende des 16. Jahrh. alles westlich gelegene Land bis zur Grenze von Marokko, außer dem spanischen Oran. Damals hatten die algerischen Korsaren oft über 200 Schiffe in See, und ihre Raubzüge erstreckten sich in den Atlantischen Ocean hinaus. Im Jahre 1600 erlangten die Janitscharen das Recht, einen **Dey** aus ihrer Mitte zu wählen, der neben dem Pascha stehen und ihr Befehlshaber sein sollte. Seitdem kam es oft zu inneren Kämpfen. Mehrere Angriffe, welche die Engländer 1655 und mit den Holländern 1669 und 1670 auf A. machten, blieben ohne Resultat. Erst Ludwig XIV. von Frankreich trat mit mehr Erfolg gegen die Piraten auf. Am 25. Juli 1682 beschoß Admiral Duquesne Algier ziemlich erfolglos. Ein zweites Bombardement (28. Juni 1683) richtete zwar in der Stadt Schaden an, hatte aber sonst auch keine Wirkung. Aber 1687 wurde Algier unter Marschall d'Estrées bombardirt und größtentheils in Asche gelegt. Gleichwohl erlangte Frankreich nur einen zweifelhaften Frieden. Im Jahre 1708 ging Oran, die letzte Besitzung der Spanier an der Küste Algeriens, an den Dey Ibrahim verloren. Dessen Nachfolger **Baba Ali** machte sich von der Pforte thatsächlich unabhängig und entrichtete keinen Tribut mehr nach Konstantinopel. A. bildete seitdem eine Soldatenrepublik unter dem von den Janitscharen gewählten Dey, diesem zur Seite stand ein Divan oder Staatsrath aus 60 der vornehmsten Beamten. Die innere Geschichte des Raubstaats unter den Dey's weist weiter nichts als eine zuchtlose Janitscharenwirtschaft und fortwährende blutige Serailrevolutionen auf. 1732 eroberten die Spanier Oran und Mers el Kebir wieder und behielten diese Plätze bis 1791. Ihre letzte große Expedition gegen A. (1775) scheiterte völlig. So trotzte das Raubnest den christlichen Mächten nach wie vor und machte sich die schwächern tributär. Nur während der Kriege zwischen Frankreich und England zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts hielt die Anwesenheit großer Kriegsflotten im Mittelmeere die Korsaren im Zaume. Dann begann das alte Unwesen wieder, bis die Vereinigten Staaten von Nordamerika den europäischen Mächten zeigten, wie man seine Nationalehre und seinen Handel gegen die Barbareskenstaaten schütze. Der amerikanische Kommodore Decatur schlug bei Cartagena 20. Juni 1815 die algerische Flotte und erzwang die Unverletzlichkeit der Unionsflagge. Um dieselbe Zeit nöthigte der englische Admiral Lord Exmouth die anderen Barbareskenstaaten zur Anerkennung des europäischen Völkerrechts in Betreff der Behandlung der Kriegsgefangenen. Nur der Dey von A. verweigerte die Anerkennung, Regierungs- und Religionsgrundsätze vorschützend. Während der ihm zugestandenen sechswöchentlichen Frist ließ der Dey (23. Mai) die Mannschaft von 359 italienischen Schiffen, welche die Erlaubnis zum Korallenfischen gelöst hatten und unter britischer Flagge in Bona lagen, überfallen und niedermetzeln. Deshalb erschien wieder unter Lord Exmouth (27. Aug. 1816) eine englische Flotte von 22 Kriegsschiffen, denen sich 6 niederländische Fregatten unter Admiral van der Capellen anschlossen, vor Algier. Als die Aufforderung, alle Christensklaven unverzüglich freizulassen, die für italienische Gefangene bereits entrichteten Lösegelder zurückzuerstatten und zu versprechen, künftig alle Kriegsgefangenen nach europäischem Völkerrecht zu behandeln, ohne Antwort blieb und wiederholte Aufforderungen sogar mit Kanonenschüssen erwidert wurden, begann das Bombardement, dessen verderbliche Wirkung 28. Aug. die Annahme der gestellten Bedingungen erzwang; 1211 Christensklaven wurden befreit, die verlangten Summen gezahlt und gelobt, von der Seeräuberei abzulassen. Aber schon 1817 wagten sich algerische Seeräuber wieder bis in die Nordsee und nahmen Schiffe der Mächte weg, welche ihnen nicht Tribut und Geschenke bewilligt hatten. So zahlte noch 1829 das Königreich Sicilien jährlich 24,000 Piaster Tribut, und zu ähnlichem hatten sich Portugal, Toscana, Sardinien, Schweden und Dänemark verstehen müssen, und selbst England bequemte sich, bei jedem Konsulwechsel ein Geschenk von 600 Pfd. Sterl. zu machen. Oesterreich war durch Vermittelung der Pforte von Tribut und Konsulargeschenken frei. Hannover und Bremen zahlten ansehnliche Gratifikationen, und die Schiffe der übrigen Staaten waren den algerischen Korsaren preis gegeben. Die Gefangenen verfielen nach wie vor der Sklaverei, und alle Vorstellungen der christlichen Mächte blieben unbeachtet.

Um sich von den Janitscharen, die 1817 den Dey Omar ermordet hatten, zu befreien, verlegte dessen Nachfolger **Ali** seine Residenz in die Citadelle Kasbah, bemächtigte sich daselbst des heiligen Schatzes, gewann damit die Mauren und Neger, mit deren Hülfe er die Janitscharen im Zaume hielt. Ihm folgte im Februar 1818 **Hussein**, unter welchem das moslemische Regiment in A. infolge eines Konflikts mit Frankreich sein Ende erreichte. Wiederholte Verletzungen der französischen Flagge und 1823 eine solche der Wohnung des französischen Konsularagenten hatten schon eine feindliche Spannung erzeugt, als noch ein Streitpunkt hinzukam. Für Getreidelieferungen während der ägyptischen Expedition hatten zwei algerische Juden, Bacri und Busnach, an Frankreich noch eine 1819 auf 7 Mill. Fr. festgesetzte Forderung. Davon waren ihnen 4½ Mill. sogleich zugeschrieben, der Rest aber, als Betrag freilich

zweifelhafter Gegenforderungen französischer Gläubiger, bis zu richterlichem Erkenntnis zurückbehalten worden. Noch im Oktober 1827 dauerte dieser 1824 begonnene Handel fort. Der Dey, der als Hauptgläubiger des Hauses Bacri sich an der französischen Schuld schadlos halten wollte, schrieb an den König von Frankreich selbst und behauptete, die französischen Gläubiger hätten ihre Ansprüche vor ihm selbst geltend zu machen. Dieser Brief blieb ohne Antwort. Als nun am Beiramsfeste der Dey die Konsuln empfing, fragte er den französischen Konsul Deval über die Ursache dieses Stillschweigens. Dieser antwortete beleidigend, der König von Frankreich werde sich nicht herablassen, mit einem Dey von A. zu korrespondiren. Hierüber wüthend, schlug der Dey den Konsul mit einem Fliegenwedel ins Gesicht und erging sich gegen den König von Frankreich in Schmähungen. Nun erschien ein französisches Geschwader vor Algier, nahm den Konsul auf und begann, da der Dey die Annahme des französischen Ultimatums verweigerte, die Blokade (12. Juni 1827). Der Dey ließ die zur Korallenfischerei bei Bona gegründeten französischen Niederlassungen (18. Juni 1827) zerstören. Mit der Blokade wurde aber wenig ausgerichtet, und so beschloß die franz. Regierung einen Hauptschlag. Mehemed Ali von Aegypten, der bei dieser Gelegenheit seine eigene Macht erweitern wollte, machte Frankreich den Vorschlag, allen Barbaresken ein Ende zu machen und dafür der Pforte einen verhältnismäßigen Tribut zu zahlen. Frankreich solle ihm nur die Zustimmung des Großsultans erwirken. Das Ministerium Karls X. nahm 16. Nov. 1829 diesen Vorschlag an und trug seinem Botschafter in Konstantinopel auf, auch den Divan dafür zu gewinnen. Auch war der Sultan im Begriff die Vollmacht zu ertheilen, als England, eifersüchtig auf jede Erweiterung des französischen Einflusses, ihm vorstellte, die Eroberung Algeriens durch ägyptische Waffen werde nur die Unabhängigkeit des Pascha's zur Folge haben. Darauf verweigerte der Großherr die Vollmacht. In den Verhandlungen über die Mittel zur gemeinschaftlichen Expedition scheiterte bald auch die Allianz Frankreichs und Aegyptens. Frankreich mußte nun die Expedition allein auf sich nehmen. Am 20. April 1830 erschien das französische Kriegsmanifest. Am 25. Mai 1830 gingen von Toulon 11 Linienschiffe, 24 Fregatten, 7 Korvetten, 26 Brigs, 7 Dampfschiffe und mehrere kleinere Kriegsfahrzeuge, begleitet von 400 Transportschiffen, unter Segel, insgesammt mit 64,000 Mann an Bord, dann ein Landheer von 37,500 Mann. Kommandeur der Flotte war der Viceadmiral Duperré, Oberbefehlshaber des Heeres Generalleutnant Graf von Bourmont. Am 13. Juni ankerte die Flotte in der Bucht von Sidi el Ferruch, 5 Stunden westlich von Algier. Am 15. landete das Heer ungehindert und rückte unter leichten Gefechten gegen Algier vor. Die in der Ebene sich um die türk. Miliz des Dey's sammelnden Beduinenmassen, gegen 40,000 Mann, griffen am 19. das französische Lager vergeblich an, wogegen die Division Berthezène das Lager des Dey's mit großer Beute erstürmte. Nach Ankunft des schweren Geschützes wurde am 29. das Algiers Südseite vertheidigende Kaiserfort, wohin sich die Türken zurückgezogen hatten, eingeschlossen. Am 4. Juli früh begann das Feuer, und schon um 10 Uhr flog das Fort in die Luft. Algier wurde enger eingeschlossen und mit Breschbatterien umgeben. Schon schickten sich die Franzosen an, die Kasbah zu erstürmen, als der Dey Kapitulationsanträge machte. Uebergabe und Abtretung der Stadt mit Forts und Hafen und des ganzen Landes an die Franzosen war das Resultat der Unterhandlung, und 5. Juli besetzten die Sieger die Thore und Festungswerke. Dem Dey nebst seiner Familie ward persönliche Freiheit, der Besitz seines Privatvermögens und die freie Wahl eines Wohnorts außerhalb Algeriens bewilligt. Allen Soldaten der türkischen Miliz wurde französischer Schutz zugesichert, den Einwohnern Achtung der Religion und des Eigenthums, Freiheit des Handels und der Gewerbe und strenge Mannszucht. Alle Türken wurden nach Asien (Smyrna) transportirt, die Sklaverei der Christen, alle Tribute der europäischen Staaten und alle Monopole zugleich durch Verträge mit Tunis und Tripolis für immer abgeschafft, und auch der Bey von Tittery unterwarf sich den Siegern. Dem Dey ließ man von den aufgesammelten Schätzen nur seine Juwelen &c.; derselbe schiffte sich 11. Juli über Mahon und Livorno nach Nizza ein und starb 1834 zu Alexandria.

Mit der Einnahme Algiers war der Krieg noch nicht beendet. Der Bey von Tittery veranlaßte 23. Juli, als der Oberbefehlshaber das 8 Stunden von Algier entfernte Blidah besetzte, einen allgemeinen Angriff der Araber auf die Franzosen, wodurch diese zum Rückzuge genöthigt wurden. Schon war Oran durch einen Vertrag gewonnen und das wichtige Bona besetzt, als ein plötzlicher Umschlag die Anstrengungen von 6 Wochen vereitelte. Auf die Nachricht nämlich vom Sturze der älteren Bourbonen hatte Bourmont zuerst sein Heer in die Vendée oder Normandie führen wollen. Dann koncentrirte er es, da die Bevölkerung zur Erhebung Miene machte, in den Mauern von Algier. Indeß hatte die im Heer überwiegende politische Stimmung und Duperré's Festigkeit Bourmont gegenüber die Aufpflanzung der dreifarbigen Fahne zur Folge. Bourmont entfernte sich 2. Sept. 1830. Während Karl X. daran gedacht hatte, A. gegen Einräumung einiger festen Plätze und eine Geldentschädigung, sowie Sicherung seiner Handelsinteressen an die Pforte abzutreten, erklärte sich die neue Dynastie für Beibehaltung der Eroberung und sandte im September den Marschall Clauzel als Gouverneur nach A., um das Land als französische Provinz zu organisiren. Vergebens protestirte das englische Kabinet dagegen.

Clauzel (September 1830 bis 20. Febr. 1831) fand die Autorität der französischen Waffen auf die Stadt und ihre nächste Umgebung beschränkt, in der Verwaltung absolute Verwirrung. Er sorgte daher zunächst für Organisation der Verwaltung. Diese übernahm 16. Okt. ein Regierungsausschuß in drei Sektionen. Die Justizsektion, die für die Mohammedaner die maurischen Kadi's beibehielt, für die Juden ein aus Rabbinern gebildetes jüdisches Gericht bestellte, brachte einige Ordnung in das Chaos der Rechtspflege. Die Sektion für das Innere beschränkte sich vorderhand auf Municipalangelegenheiten, Polizei und Verproviantirung der Stadt. Die Erweiterung der französischen Herrschaft gelang Clauzel nicht, da Frankreich in Aussicht auf einen europäischen Krieg alle Streitkräfte an sich zog. Die Errichtung eines Truppenkorps aus Einheimischen, der Zuaven, meist Kabylen und zu Fuß dienend, und der Spahi, eines einheimischen Kavalleriekorps, konnte nur theilweisen Ersatz gewähren. Die Ueber-

einkunft, welche Clauzel wegen Oran und Konstantine mit dem Dey von Tunis geschlossen, wurde nicht genehmigt und Clauzel wegen eigenmächtigen Handelns abberufen. Sein Nachfolger, Berthezène (20. Febr. bis 25. Dec. 1831), faßte vor allem die Administration ins Auge, richtete in derselben jedoch durch übereilte Neuerungen nur noch größere Verwirrung an. Die Konfiskationen und Sequestrationen dauerten fort. Zu hunderten eilten Glücksritter aus Europa nach A., um an der allgemeinen Beute theilzunehmen. So mißlang die französische Kolonisation in A. von vornherein, und trotz einiger guten Einrichtungen kam die Kolonie um keinen Schritt vorwärts. Ein Zug zur Unterstützung des französischen Bey's in Medeah endete mit einem schimpflichen Rückzuge 2. Juli 1831. Oran blieb sich selbst überlassen. Die Besatzung von Bona war in der schwierigsten Lage. Unter solchen Umständen war die Abberufung Berthezène's (25. Dec. 1831) eine von der Nothwendigkeit gebotene Maßregel.

Der dritte Gouverneur, General Savary, Herzog von Rovigo (bis März 1833), ein Krieger aus Napoleons Schule, erhielt nun die oberste Militärgewalt. Für die Civilverwaltung ernannte man einen selbständigen, nur dem Ministerium zu Paris verantwortlichen Intendanten in der Person des Barons Pichon. Dieser wirkte anfangs erfolgreich und legte den Grund zu europäischer Kultur in A. und zur Aussöhnung der Muselmanen mit den Christen. Durch allerlei Intriguen bewirkte aber Savary die Wiedervereinigung der Administrativgewalten (12. Mai 1832). Seine Thätigkeit war aber in allen wesentlichen Punkten verfehlt, und auch an dem günstigen Erfolge der franz. Waffen um Bona hatte er keinen Theil. Der Citadelle von Bona, wo der ehemalige Bey von Konstantine, Ibrahim, von Ben Aissa, einem Aga Achmets, dem jener hatte weichen müssen, belagert und hart bedrängt war, bemächtigte sich der franz. Kapitän Armand mit 30 Matrosen durch kühnen Ueberfall und behauptete sie, bis Unterstützung kam. In Oran erhob sich der Emir von Maskara, Abd el Kader (s. d.), und der Kaiser von Marokko leistete demselben Vorschub, so daß in Oran die franz. Herrschaft nicht weiter reichte als die Kanonen von Oran, Mostaganem und Arzew. In der Provinz Algier selbst brachten Savary's Gewaltstreiche alles zum Aufstande. Savary errichtete auch das Korps der Freiwilligen und die Fremdenlegion, ein Abzugskanal für alle unruhigen Köpfe, welche infolge der Julirevolution in Paris zusammengeströmt waren. Die Disciplin derselben war bald derart, daß man sie nur noch im freien Felde lagern ließ. Die wiederholten gerechten Klagen vermochten das Ministerium endlich, den Herzog zurückzurufen (März 1833) und zur Verantwortung zu ziehen, aber er starb schon 2. Juni d. J. Auch unter seinem Nachfolger Voirol (April 1833 bis September 1834) war der Stand der afrikanischen Kolonie so traurig, daß auf Antrag der Kammer eine Kommission ernannt wurde, um den Zustand derselben zu prüfen. Das Ergebnis war eine Sammlung wichtiger Dokumente, die einem besonderen Ausschusse unter dem Vorsitze des Herzogs Decazes überwiesen wurde. Infolge dieser Untersuchung entschied man sich für die fernere Behauptung Algeriens: eine Ordonnanz vom 22. Juli 1834 verordnete, das eroberte Gebiet solle fortan »französische Besitzungen im Norden Afrika's« heißen. Ein Generalgouverneur sollte mit dem Generalkommando zugleich die Administration führen und unter dem Kriegsministerium stehen, die Regierung aber mittels Ordonnanzen geschehen, welche von dem Gouverneur entworfen und von dem Kriegsminister bestätigt werden sollten. Für die Justiz wurden Tribunale erster Instanz zu Algier, Bona, Oran, ein Obertribunal und ein Handelstribunal zu Algier eingesetzt und ein Generalprokurator ernannt, welcher das einheimische Recht prüfen und mit der neuen Justizverfassung in Uebereinstimmung bringen sollte.

Während nun geordnetere Zustände eintraten, ruhten in entfernteren Theilen der Provinz die Waffen nicht, besonders in Konstantine und Oran. Daß England für die Beleidigung eines engl. Schiffes in Bugia sich selbst Genugthuung zu schaffen drohte, veranlaßte die Entsendung des Generals Trézel, der nach blutigem Kampfe Bugia anfangs Oktober 1833 eroberte. In Oran focht Abd el Kader, Priester und Heerführer zugleich, mit ungebeugtem Muthe und mit immer steigender Macht. Mit ihm kam endlich (26. Febr. 1834) ein erster Friede zu Stande, in welchem der Emir den König der Franzosen als Lehnsherrn anerkannte und Freundschaft und Einigkeit zwischen beiden Nationen auf jede Weise zu befördern versprach. Bald aber drohte durch abweichende Auslegung des Vertrags von beiden Seiten der Kampf neu zu entbrennen. Der neue Gouverneur, General Drouet d'Erlon (September 1834 bis August 1835), war einzig darauf bedacht, Frieden und Ordnung zu schaffen. Aber in den Augen der Araber erschien die Einstellung des Zwangssystems als Schwäche. Um Bugia tummelten sich die Kabylen, Tittery und Algier litten unter den Einfällen der Hadschuten; die Hauptgefahr aber drohte von Seiten des Emirs von Maskara, der die ganze Provinz Oran als sein Eigenthum ansprach. Trézel, der jetzt dort befehligte, verlor gegen Abd el Kader die Schlacht an der Makta (26. und 27. Juli 1835). Dazu kam die Cholera und die Furcht vor der nahenden Pest. Die Zukunft Algeriens schien selbst der Deputirtenkammer in Paris sehr zweifelhaft. Guizot gab jedoch die feste Erklärung ab, daß Frankreich A. zwar behalten werde, aber die Verwaltung der Kolonie sich auf sichere und ruhige Behauptung der Küste und derjenigen Gebietstheile beschränken müsse, deren Besitz zur Sicherung der ersteren erforderlich sei. Drouet d'Erlon ward durch den Marschall Clauzel (August 1835 bis Februar 1837) ersetzt, der der Bevölkerung den Zustand vollkommenster Sicherheit und süßestens Friedens als nahe bevorstehend ankündigte. Und doch sah es nie kriegerischer in A. aus, als eben damals. Mauren und Hadschuten, Kabylen und Araber fielen über die Grenzbezirke her. Clauzel erfocht Siege auf Siege, ein Erfolg aber blieb aus. Der Zug Clauzels gegen Maskara endigte mit der Einäscherung Maskara's (5. und 6. Dec. 1835), aber der Rückzug glich einer Flucht. Abd el Kader wurde einigemal geschlagen, behauptete sich aber in der Provinz Oran. Besonders traurig lief Clauzels Zug gegen Konstantine ab. Von den 8000 Mann, mit denen Clauzel November 1836 von Bona ausgezogen, kehrten nur 2800 zurück: der Rest war durch Hunger, Kälte, Krankheit und die Scharen Achmet Bey's aufgerieben worden. Clauzel kehrte Febr. 1837 nach Frankreich zurück und vertheidigte sein System theils mündlich vor der Kammer, theils in einer Flugschrift: »Explication du maréchal Clauzel«, ver-

mochte aber durch diese Vertheidigung weder die öffentliche Meinung, noch die Regierung zu befriedigen.

Clauzels Nachfolger, General Damrémont (Februar bis 12. Okt. 1837), betrieb eine neue Expedition gegen Konstantine, während General Bugeaud Abd el Kader zum Frieden zu zwingen suchte. Wirklich wurde 30. Mai 1837 unweit der Tafna der zweite Friede unterzeichnet und 15. Juni zu Paris ratificirt, durch den Frankreich in den Besitz eines beträchtlichen Theils von Oran und des größten der Provinz Algier diesseits des Atlas kam. Unterdeß zog Damrémont mit 15,000 Mann gegen Konstantine; 10. Okt. begann das Feuer der Belagerer, am 12. fiel Damrémont von einer Kanonenkugel getroffen. Der Befehlshaber der Artillerie, Generalleutnant Graf Valée, übernahm das Kommando und stürmte 13. Okt. die alte Felsenveste. Achmet flüchtete in die große Wüste. General Valée wurde 1. Dec. 1837 zum Generalgouverneur von A. ernannt. Seit der Einnahme von Konstantine wurde das System planloser Kriegsführung verlassen und das allmählicher Ausbreitung der franz. Herrschaft nach bestimmtem Plane und auf möglichst friedlichem Wege angenommen, welches gleich an Valée einen entschiedenen Vertheidiger fand und die Sicherung der Provinz Konstantine, die fast blutlose Einnahme von Stora, Milah und La Calle (1838 und 1839), sowie die Vernichtung der Macht Achmet Bey's zur Folge hatte.

Inzwischen erneute Abd el Kader, den Frieden von Tafna brechend, die Feindseligkeiten mit neuem Nachdruck. Wiederholte Verhandlungen und neue Vereinbarungen blieben resultatlos. Um dieselbe Zeit, wo A. durch den Besuch des Herzogs von Orléans festlich bewegt war (September und Oktober 1839), predigte Abd el Kader den Söhnen der Wüste überall den »heiligen Krieg« zur Vernichtung der Franzosen. Im November fielen die Araber über die Niederlassungen der Europäer her, und bis zum 24. Nov. waren die Franzosen und ihre Herrschaft vom platten Lande verschwunden und auf die Festungen und festen Lager beschränkt. Erst im folgenden Frühjahr nach Eintreffen der nöthigen Verstärkungen konnte Valée den Rachekrieg eröffnen. Trotz einzelner Erfolge aber richteten die Franzosen auch im Laufe des Jahres 1840 nichts aus; zu den großen Opfern, die der Kampf namentlich gegen den vielgewandten Abd el Kader kostete, stand es in keinem Verhältnis, daß schließlich ein paar unbedeutende Positionen im S. und W. neu gewonnen waren. Valée erhielt deshalb den Generalleutnant Bugeaud zum Nachfolger (22. Febr. 1841). Das von diesem angenommene System, einestheils den Feind durch ununterbrochene Razzia's zu ermüden und daneben die Künste der Bestechung spielen zu lassen, anderntheils in größeren Expeditionen die Macht des Emirs aufzureiben und durch Besetzung und Zerstörung seiner festen Stützpunkte im Innern sein Ansehen zu untergraben und seine Hülfsquellen zu verstopfen, bewirkte glänzende Erfolge. Im Feldzug von 1841 wurde Maskara besetzt (30 Mai), dann Abd el Kaders letztes Bollwerk, Saida, zerstört (Oktober), und nachdem 1842 (30. Jan.) Tlemsen und (9. Febr.) das feste Tafrua gefallen waren, sah sich der Emir gezwungen, auf marokkan. Gebiete Zuflucht zu suchen, worauf sich die meisten der ihm bisher anhängenden Stämme ergaben oder sich wenigstens ruhig verhielten. Schon wähnte man, nachdem ein Einfall Abd el Kaders abgeschlagen worden, die Pacifikation beendigt, als plötzlich im Sommer 1842 der Emir von neuem auf dem Kampfplatz erschien, viele Stämme ihm wieder zufielen und bald alles eben Gewonnene wieder in Frage gestellt war. Unter mühsamen und gefahrvollen Wüstenkämpfen gelang es Bugeaud, bis zu Ende des Jahres 1842 den vorigen Besitzstand wiederherzustellen.

Auch in den folgenden Feldzügen, an denen des Königs vierter Sohn, der Herzog von Aumale, theilnahm (welcher 1843 Abd el Kaders Smalah, d. i. sein bewegliches Lager, durch Ueberfall nahm), wurde den Franzosen kein entscheidender Erfolg zu theil, da der Emir in Marokko jederzeit nicht bloß eine Zuflucht, sondern auch Unterstützung zu neuen Einfällen in A. fand. Daß die hierfür geforderte Genugthuung verweigert und bei den angeknüpften Verhandlungen Verrath versucht wurde, machte für Frankreich zur Sicherung Algeriens den Krieg gegen Marokko nothwendig. Nach mehrfachen Plänkeleien, in denen Abd el Kader mit seinen Reitern die Vorhut der Marokkaner bildete, griff Bugeaud 14. Aug. das weit ausgedehnte marokkanische Lager an. An den Furten des Flusses Isly begann der Kampf, der trotz des tapfern Widerstands und der überlegenen Reiterei der Marokkaner bereits mittags mit einem entscheidenden Sieg der Franzosen endete. Da gleichzeitig ein franz. Geschwader unter dem Prinzen von Joinville an der marokkanischen Küste erschienen war, Tanger (6. Aug.) und Mogador (10. Aug.) bombardirt und die vor letzterem Hafen liegende Insel (16. Aug.) erobert hatte, so kam unter Vermittelung Englands der Friede zwischen Frankreich und Marokko zu Stande, wonach sich der Kaiser von Marokko verpflichtete, Abd el Kader keine Art von Vorschub zu leisten. Aber schon im Frühjahr 1845 stand der unermüdliche Abd el Kader wieder auf algerischem Gebiete. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit steigender Grausamkeit geführt. Oberst Pélissier (später Herzog von Malakow) hatte den Kabylenstamm der Wad-Ria sehr ins Gedränge gebracht, als sie plötzlich in den Höhlen von Dahra, einer Art unterirdischer Stadt, verschwanden. Drei Tage lang wartete der Oberst, als aber auch jetzt noch seine Aufforderung zur Ergebung zurückgewiesen wurde, ließ er vor den Höhlen Feuer anzünden und die Unglücklichen ersticken. So fanden 400 Menschen ihren Tod, darunter viele Greise, Weiber und Kinder. Im weitern Verlaufe des gefährlichen Kampfes zeichnete sich damals namentlich General Cavaignac aus, der von dem von ihm gegründeten Orléansville aus 1845—47 die Westgrenze sicherte. Bugeaud seinerseits arbeitete unermüdet an der Verbesserung der algerischen Zustände; er gründete nicht nur militärisch eingerichtete Kolonien, sondern rief 1. Sept. 1845 auch die Civilorganisation ins Leben. Im Mai 1847 kehrte er nach Frankreich zurück, worauf General Bedeau provisorisch als Generalgouverneur folgte. Abd el Kader gewann mehrere marokkanische Stämme, kämpfte 1847 glücklich gegen die Marokkaner, bedrohte Fes und schien nach der Herrschaft über Marokko zu streben, als er vom Sultan Abd ur Rahmân (11. Dec.) geschlagen und zum Uebertritt auf franz. Gebiet genöthigt wurde (21. Dec.). Als er sich aber nach der Wüste zurückziehen wollte, verlegten ihm die Franzosen den Weg, worauf er sich an sie ergab. General Lamoricière führte ihn

24. Dec. zu dem im September zum Generalgouverneur ernannten Herzog von Aumale, der ihm die schon von Lamoricière zugestandene Ueberschiffung nach Aegypten oder Syrien ebenfalls zusagte. Diese Zusage wurde jedoch von der franz. Regierung nicht anerkannt, sondern der Gefangene nach Frankreich geführt und in Amboise in strenger Haft gehalten. Durch die 1. Sept. 1847 eingeführte neue Verwaltungsordnung trat für jede der drei Provinzen Algier, Oran und Konstantine neben dem Militärgouvernement eine Direktion der Civilverwaltung mit je einem Konseil unter dem Vorsitze des Direktors in Wirksamkeit.

Die Pariser Februarrevolution aber störte die eben beginnende Entwickelung. An Stelle des Herzogs von Aumale ernannte die provisorische Regierung (28. Febr.) den General Cavaignac zum Generalgouverneur, welcher eine mildere und liberalere Praxis einführte. Als Cavaignac (Mai 1848) als Deputirter für das Departement Lot in die Nationalversammlung trat, wurde Changarnier Generalgouverneur in A. Unter Cavaignacs Einfluß beschloß die Nationalversammlung, daß A. französisches Gebiet bleiben und 4 Deputirte der Kolonie an den Berathungen über algerische Angelegenheiten theilnehmen sollten. Der Krieg gegen die Stämme dauerte inzwischen fort, und wiederholte Aufstände hielten die franz. Armee unausgesetzt in Athem. Im September wurde General Charron Generalgouverneur. Um die Bevölkerung in A. zu vermehren, wurden seit September 1848 einige Kolonien von Arbeitern aus Paris dahin abgeführt, welche aber nicht gedeihen wollten. Die schon früher beschlossene Deportation Verurtheilter nach A. kam seit dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zur Ausführung, indem Lambessa neben Cayenne zur Deportationskolonie bestimmt wurde. In den folgenden Jahren machte namentlich Kabylien die Aufbietung bedeutenderer Streitkräfte nöthig. Im Jahre 1851 erhoben sich fast alle Gebirgsstämme zwischen Dschidschelly, Philippeville und Milah. Auf einer der kühnsten und gefahrvollsten Expeditionen besiegte General St. Arnaud innerhalb 80 Tagen sämmtliche empörte Stämme in nicht weniger als 20 Treffen und 6 geordneten Schlachten. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 ernannte Ludwig Napoleon (11. Dec. 1851) den General Randon zum Generalgouverneur, der diesen Posten bis Ende August 1858 inne hatte und sich um Befestigung und Ausdehnung der franz. Herrschaft sehr verdient machte. Im Dec. 1852 wurde die Oase Laghuat im S. Algeriens in Besitz genommen, und um dieselbe Zeit stellte sich der mächtige Stamm der Beni Mzab unter französischen Schutz. 1853 und 1854 wurden wieder erfolgreiche Expeditionen gegen die Kabylen unternommen und die Oasenlandschaften von Tuggurt und Wadi Suf besetzt, in den folgenden Jahren aber auch die Uled Sidi Scheich und die Oase Warghla der franz. Herrschaft unterworfen. Die Feldzüge von 1856 und 1857 vollendeten die Bezwingung der Kabylen, so daß seitdem die Grenze des franz. Gebiets bis an den Rand der Sahara vorgeschoben war. Durch die Dekrete vom 24. Juni und 31. Aug. 1858 wurde die Kolonie unter ein Ministerium für A. und die Kolonien gestellt, dessen Chef der Prinz Napoleon, dann 24. März 1859 der Graf von Chasseloup-Laubat wurde, das aber schon durch Dekret vom 11. Dec. 1860 wieder aufgehoben und durch ein absolut gebietendes Gouvernement ersetzt wurde. Dieses erhielt Marschall Pélissier, dem ein Vicegouverneur, ein Generaldirektor für Civilgeschäfte, sowie ein Ministerium für Justiz-, Schul- und Kirchenwesen, sowie ein Koncil von 30 Mitgliedern zur Berathung des Budgets an die Seite gestellt wurde. Anfangs 1863 verkündigte der Kaiser, daß er der Kolonie eine neue Konstitution mit einer Repräsentantenkammer für Provinzialangelegenheiten gewähren wolle. Nach dem Tode Pélissiers (Mai 1864) trat der Marschall Mac Mahon (Sept.) an dessen Stelle. Die Schwierigkeiten waren gerade damals wieder besonders groß; allgemeine Gährung, offene, nur zum Theil niedergeworfene Aufstände ließen eine Krisis fürchten. Der Grund lag in dem Druck der materiellen und socialen Lage der unter franz. Herrschaft stehenden Stämme. Ende April 1865 entschloß sich daher der Kaiser, die dortigen Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Durch freundlichen Verkehr mit den Arabern und durch eine vielverheißende Proklamation suchte er der Unzufriedenheit zu begegnen. Seine Gedanken über A. brachte der Kaiser durch einen Brief an Mac Mahon Oktober 1865 vor die Oeffentlichkeit. Für Frankreich sollten die Lasten dieser Kolonie verringert, der europ. Ansiedelung dort ersprießlichere Bahnen angewiesen, Hemmnisse des Verkehrslebens beseitigt, minder lästige und weniger büreaukratische Verwaltungsformen eingeführt werden. Das letztere entsprach der kaiserl. Proklamation, welche den Arabern in A. in erhöhtem Maße Theilnahme an der Verwaltung zugesichert hatte. Aber auch jetzt kam man über Experimente und Anläufe nicht hinaus; die Unruhen und Aufstände dauerten fort, bis gegen Ende 1867 eine allgemeine Hungersnoth den aufrührerischen Stämmen weitere kriegerische Unternehmungen verleidete. Trotz der seitdem eingetretenen Ruhe war die algerische Frage für Frankreich noch ungelöst, als die Ereignisse des Jahres 1870 hereinbrachen. An die Stelle Mac Mahons trat als interimistischer Generalgouverneur der General Durieu. Die franz. Regierung sah sich genöthigt, einen großen Theil der afrikan. Truppen seit Mitte Juli im Krieg gegen Deutschland zu verwenden. Schon dies rief Bewegungen unter den Stämmen des Südens hervor. Der Sturz Napoleons und die Einsetzung einer republikan. Regierung aber mußte auch die polit. Verhältnisse der Kolonie erschüttern. Das Verlangen der europ. Bewohner nach bürgerlichen Freiheiten und Abschaffung der Militärregierung fand bei dem republikan. Regiment geneigtes Gehör. Es erfolgte die Einsetzung eines Civilgouverneurs mit 3 Präfekten für die Provinzen und die Kreirung eines jährlich im Oktober zu berufenden Komité's zur Berathung des Budgets. Durieu wurde abberufen, ein gewisser Henri Didier zum Civilgouverneur ernannt und der Brigadegeneral Lallemand an die Spitze der Truppen gestellt. Dessenungeachtet dauerte die Gährung fort. Eine offene Empörung des Stammes der Uled Sidi Scheich im S. der Provinz Oran machte dem General v. Wimpffen viel zu schaffen und wurde trotz aller officiellen Siegesnachrichten nicht völlig unterdrückt. Infolge des Eindrucks, den die Nachrichten von den Niederlagen der Franzosen in dem Kriege mit Deutschland machten, nahm der Aufstand im ganzen S. von A. (April 1871) immer größere Dimensionen an; die europäischen Ansiedler flohen massenweise von dem flachen Lande in die Städte: der Scheich El Haddad

suchte ganz Mittelkabylien zum Aufstande zu bringen, und seine Emissäre schweiften bis an die Grenze von Tunis. Die Präfekten waren nicht im Stande, die Ruhe aufrecht zu erhalten, wozu es seit Jahren einer schlagfertigen Armee bedurft hatte, und es schien der Verlust Algeriens im Frühjahr 1871 unabwendbar. Doch behauptete der neueingesetzte Generalgouverneur, Admiral de Gueydon, die Herrschaft Frankreichs unter schweren Kämpfen, sah sich aber für die von ihm ergriffenen strengen Maßregeln hart angegriffen und schwer beschuldigt.

Vgl. zur Landeskunde: Mac Carthy, Géographie physique, économique et politique de l'Algérie (Algier und Par. 1858); »Exploration de l'Algérie pendant les années 1840—42« (Par. 1844, 31 Bde., officielles Werk); Bérard, Indicateur général de l'Algérie (3. Aufl., das. 1867); Berteuil, L'Algérie française. Histoire, moeurs, coutumes, industrie, agriculture (das. 1856, 2 Bde.); Hirsch, Skizze der volkswirtschaftlichen Zustände von A., mit Rücksicht auf die deutsche Auswanderung (Gött. 1857); Derselbe, Reisen in das Innere von A. (Berl. 1862); »Tableau de la situation des établissements français dans l'Algérie« (erscheint seit 1838 jährlich in Paris); Cosentino, L'Algérie en 1865 (Par. 1865); Aucapitaine, Les Kabyles et la colonisation de l'Algérie (Algier 1864); Derselbe, Les Beni Mezab, in den »Annales des Voyages«, 1867; Blakesley, Four months in Algeria (Cambr. 1859); Maltzan, Drei Jahre im Nordwesten von Afrika (2. Aufl., Leipz. 1868, 4 Bde.); Derselbe, Sittenbilder aus Tunis und A. (das. 1869); Locher, Nach den Oasen von Laghuat (Bern 1864); Delaroche, Carte générale de l'Algérie 1856, 1:800,000; Carte générale de l'Algérie, dressée au dépôt de la guerre 1856, 1:1,600,000. Zur Geschichte: Ault-Dumesnil, Relation de l'expédition d'Afrique en 1830 et de la conquête d'Alger (2. Aufl., das. 1869); Devoulx, Les archives du consulat général de France à Alger (Par. 1865); Fillias, Histoire de la conquête et de la colonisation de l'Algérie, 1830—60 (das. 1860); Nettement, Histoire de la conquête d'Alger écrite sur des documents inédits et authentiques (2. Aufl., das. 1871); P. Blanc, L'insurrection en Algérie 1864 (das. 1864); Teissier, Napoléon III en Algérie (Toulon 1865); Warnier, L'Algérie devant l'empereur (Par. 1865).

Algesheim (auch Gau-Algesheim), Stadt in Rheinhessen, Kreis Bingen, Station der Hess. Ludwigsbahn, mit einem Schloß, einer sehenswürdigen alten Kirche, starkem Weinbau und 2122 Einw.

Algeziras (spr. alche-), freundliche und gut gebaute Stadt in der span. Provinz Cadiz, am Golf von Gibraltar, hat einen durch Forts vertheidigten Hafen, eine schöne Wasserleitung und 14,230 Einw., welche lebhaften Küstenhandel treiben. In A. residiren der General- und der Marinekommandant des »Campo de S. Roque« (d. i. des Grenzbezirks gegen Gibraltar). Hier faßten die Mauren bei ihrem Einfall in Spanien 711 zuerst festen Fuß. Auch blieb die Stadt in ihrem Besitze bis 1344, wo sie Alfons IX. von Kastilien nach langer Belagerung eroberte. In der neueren Geschichte ist A. denkwürdig durch zwei Seeschlachten, die auf seiner Rhede geliefert wurden, beide zwischen den Engländern und Franzosen. In der ersten (6. Juli 1801) siegten die letzteren unter dem Kontreadmiral Linnois; in der zweiten (12. Juli d. J.) ward die vereinigte französisch-span. Flotte unter Linnois und Moreno von der englischen geschlagen.

Alghëro, feste Hafenstadt auf der Westküste der Insel Sardinien, Provinz Sassari, in romantischer und sehr fruchtbarer Gegend, ist Bischofssitz und zählt 8092 Einw., welche Weinbau und Korallenfischerei treiben.

Algīe (griech.), »Schmerz« im allgemeinen; bei einigen medicinischen Schriftstellern nur von solchen Schmerzen gebraucht, für welche man im Leben eine plausible Ursache nicht aufzufinden vermag. S. Neuralgie.

Algier (franz. Alger, span. Argel, arab. El Dschesaïr, d. h. die Inseln, das alte Icosium), die ehemalige Residenz des mächtigsten der Barbareskenfürsten und als solche lange Zeit der Schrecken aller Seefahrer im Mittelmeere, jetzt Hauptstadt der franz. Kolonie Algerien, liegt an der Westseite der gleichnamigen Bucht hart am Meere und am Abhange des nur durch ein schmales flaches Gestade vom Meere getrennten Hügellandes Massif und bildet ein ziemlich gleichseitiges Dreieck, dessen Grundlinie in der Richtung von N. nach S. die einzige größere Straße der Stadt abgibt, welche die beiden Thore Bab el Uëd und Bab Asun mit einander verbindet und zwischen beiden 1100 Schritte lang ist. Der kleinere Stadttheil östlich von der Hauptstraße bildet ebenfalls ein ziemlich gleichseitiges Dreieck, dessen Spitze in dem Marinethor liegt. Die erwähnte Hauptstraße liegt noch in der Ebene, etwa 26 Meter ü. M.; von da ab steigt die Häusermasse ziemlich steil aufwärts bis zur Kasbah empor, welche den höchsten Punkt der Stadt bildet (124 Meter ü. M.). Außer der genannten Hauptstraße und der Marinestraße, welche vom Marinethor nach dem Gouvernementsplatz führt, hat A. nur enge, winklige Gassen, welche sich unter einander kreuzen, höchstens 2—2,5 Meter Breite haben, terrassenförmig ansteigen und ziemlich dunkel sind; ferner 5 Thore und ein Wasserthor, sowie mehrere Vorstädte, besonders Bab Asun und St. Eugène. Die Einwohnerzahl belief sich 1838 auf 30,395, 1846 auf 70,582, 1851 auf 50,111, 1866 auf 52,614, 1872 auf 48,908 Seelen, worunter etwa 30,000 Europäer. Die Oberstadt bewohnen fast ausschließlich die Eingebornen, die Unterstadt die Juden, und deren Hauptstraßen Franzosen und andere Europäer. Der Hafendamm, an 660 Meter lang, ist mit großen gewölbten Magazinen besetzt und führt nach dem Vertheidigungsdamm, einer mit Batterien versehenen Halbinsel, auf der auch der ebenfalls zur Vertheidigung eingerichtete Leuchtthurm steht. An seiner westlichen Ecke steht der Marinepalast. Der Generalgouverneur bewohnt den alten Winterpalast des Dey's. Vor demselben befindet sich der Gouvernementsplatz, der einzige ansehnlichere, den die Stadt besitzt. Die erwähnte Kasbah, die auf dem höchsten Punkte der Stadt liegt, ist die ehemalige Citadelle von A. und nur durch eine Zinnenmauer von der Stadt geschieden. Das Ganze bildet ein ziemlich umfangreiches festes Kastell, welches ganz von Stein erbaut, aber sehr winklig ist, weshalb es sich nicht wohl gegen eine geregelte Belagerung halten läßt. Jetzt ist die Kasbah zu Kasernen eingerichtet. Andere Kasernen und Hospitäler erheben sich an der Westseite der Stadt. Diese ist auf der Landseite mit einer 10 Meter hohen und durchschnittlich 3 Meter dicken Mauer umgeben, die hier und da mit vorspringenden viereckigen Thürmen versehen ist, welche Geschütz

aufnehmen können. Am Fuße der Mauer läuft ein breiter und tiefer, aber trockener und mit Gestrüpp angefüllter Graben hin. Neuerlich hat man eine bastionirte Enceinte vor der Stadt angelegt. Außerhalb der Stadt liegen: im SW. das auf einem ziemlich steilen Hügel des Massif 204 Meter ü. M. gelegene Kaiserfort; im N. das Fort des vingt-quatre heures; im S. das Fort Bab Asun, vor dem Thor gleichen Namens hart an der Küste; das neue Fort, vor dem Thor Bab el Uëd; endlich das Fort der Engländer. Außer diesen Forts ist die ganze Bucht von A. bis zum Kap Matifu in einer Ausdehnung von beinahe 22 Kilom. mit einzelnen kleineren Befestigungen versehen. Der Hafen (der erste Gründer desselben war Dschereddin Barbarossa, der 1525 vier an der Küste liegende Inselchen durch einen Damm mit dem Festlande verbinden ließ, daher der arab. Name »El Dschesaïr«) und seine Befestigungswerke sind in den letzten Jahren von den Franzosen beträchtlich erweitert, und es ist dabei auf die Vertheidigung der Stadt von der Seeseite her besondere Rücksicht genommen worden. Linienschiffe und Fregatten kann derselbe auch jetzt noch nicht aufnehmen, und alle größern Fahrzeuge ziehen es vor, vor dem Hafen zur ankern. Es läuft hier über die Hälfte sämmtlicher nach Algerien (s. d.) bestimmten Schiffe ein, wie denn die Stadt wesentlich den auswärtigen Handel der Kolonie beherrscht.

Als Hauptstadt der ganzen Kolonie ist A. Sitz der obersten Militär- und Civilbehörden, sowie der Behörden für die Provinz und das Arrondissement A. Ferner residiren hier der kathol. Erzbischof, sowie die höheren Geistlichen der Moslem und Juden. Es gibt verschiedene katholische Kirchen, darunter die Kathedrale, und eine protestantisch-engl. Kapelle. Unter den Moscheen sind die Dschama el Kebir und Dschama Dschebid ausgezeichnet. Außer einem nach franz. Muster eingerichteten Collége befinden sich in der Stadt eine große Anzahl arabischer Elementarschulen, mehrere auch von Eingebornen besuchte Schulen und Pensionate für höheren Unterricht, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum, ein Theater, mehrere Buchdruckereien u. Buchhandlungen, Lesekabinette, eine landwirtschaftl. Gesellschaft, einige philanthropische Vereine, Hospitäler ꝛc. Auch erscheinen mehrere Zeitungen hier. Hauptquelle des Erwerbs ist der Handel, indem A. der wichtigste Handelsplatz der Küste ist, in welchem alle Straßen des Binnenlandes zusammenlaufen. Das Leben in der Hauptstadt geht begreiflicherweise unter der franz. Herrschaft von Jahr zu Jahr mehr einer völligen Umwandlung entgegen, und diese wird in eben dem Maße beschleunigt, in welchem die Elemente der Bevölkerung sich verändern: an die Stelle der auswandernden Türken und Mauren treten europäische Ansiedler, Spekulanten, Glücksritter, wenn es auch noch lange dauern wird, bis das maurische Element aus der obern Stadt verdrängt sein wird. Neuerdings ist A. als klimatischer Kurort sehr in Aufnahme gekommen, der im Winter zahlreiche brustleidende Europäer anlockt (vgl. Schneider, Der klimatische Kurort A., Dresd. 1869; Ergänzungsbd. 1872). Die näheren und ferneren Umgebungen von A. sind reizend, und der Anblick der Stadt vom Meere her ist höchst imposant. Die weißen Häusermassen mit ihren platten Dächern, welche enggedrängt die steile Anhöhe bedecken, so daß man die ganze Masse mit einem Blick überschaut, von den furchtbaren Batterien an, die das Mittelmeer bespült, bis hinauf an die Spitze des amphitheatralischen Dreiecks; die felsige Küste der halbzirkelförmigen Rhede mit dem Park von Feuerschlünden, die vom Vorgebirge Pescaba bis zum Kap Matifu auf einer ununterbrochenen Reihe von Batterien, Thürmen und Forts aufgepflanzt sind; hinter ihnen die blühenden Höhen mit unzähligen maurischen Kapellen und Grabmälern, reizenden Gärten und Weinbergen, in denen die üppigsten Reben sich von Baum zu Baum schlingen und so den Mandelbaum mit der Cypresse, die Olive mit der Granate, die Palme mit der Ceder verbinden, endlich dieser ganze Landgürtel von der fernen blauen Kette des Atlas umschlossen: dies alles bildet einen der schönsten Punkte, den die Gestade des Mittelmeers aufweisen. Vgl. Algerien.

Algier'scher Paß (Seepaß, Türkenpaß, Mittelländischer Paß, franz. marque), der Paß, welchen die Schiffe derjenigen Staaten lösen und an Bord mit sich führen mußten, die mit den Barbareskenstaaten Verträge abgeschlossen hatten. Es war eine Charta partita. Der Talon des Dokuments war das Bild eines Schiffes, welches mitten durchschnitten wurde. Die eine Hälfte des Talons wurde im Archive des betreffenden Barbareskenstaats bewahrt, um sie der andern, welche das Schiff bei sich führte, anzupassen, wenn letzteres angehalten oder aufgebracht wurde. Erst seit 1830, mit der Eroberung Algiers durch die Franzosen, hörte die Seeräuberei der Barbaresken im Mittelmeere auf und damit auch die Nothwendigkeit eines Türkenpasses, während früher kein Kauffahrteischiff ohne ein solches Schutzmittel es wagen durfte, das Kap Finisterre zu passiren.

Algier'sches Metall (métal d'Alger), Legirung aus 94,5 Theilen Zinn, 5 Th. Kupfer, 0,5 Th. Antimon, wird in Frankreich besonders zu weißen Tischplatten verarbeitet. Vgl. Britanniametall.

Algöabai, eine 45 Kilom. breite Meeresbucht an der Südostküste des Kaplandes, etwa 740 Kilom. vom Kap der guten Hoffnung entfernt. Daran liegt der aufblühende Handelshafen Port Elizabeth mit 15,000 Einw.

Algodonbai, Meeresbucht an der Küste von Bolivia in Südamerika, neuerdings vom Naturforscher E. v. Bibra untersucht. Das Uferland der Bai ist der Anfang der Steinwüste von Atacama und trägt schon vollständig den Charakter einer Wüste. Wo die schroffen Felsenwände etwas zurücktreten, ist das Land mit Sand, Muscheln und mächtigen Lagern von Seesäugethierknochen bedeckt, welche für die Industrie wichtig sind. Seit Menschengedenken hat es an der Bai nicht geregnet, und Bibra will geognostisch nachweisen, daß dies seit wenigstens 2000 Jahren nicht der Fall war. Es gibt dort keine Quelle und keine Spur von Vegetation. Die gegenwärtige Bevölkerung der A. ist durch die Kupferminen dahin gezogen. Nachgrabungen haben aber gelehrt, daß vor Jahrtausenden Menschen der Titicacarasse (Flachschädel) dort gewohnt haben. Unter den fast überall verbreiteten Kupfererzen fand Bibra auch den sonst so seltenen Atacamit, welcher hier, gemengt mit wenig Rothkupfererz, einen Gang von 2 Meter Mächtigkeit bildet.

Algodonit, s. Arsenkupfer.

Algonkin (Algonkin-Lenape), eine weit verbreitete Familie von Indianerstämmen in Nordamerika, welche, die verwandten Irokesenstämme fast von allen Seiten umschließend, zu der Zeit, als die

Europäer in jenen Gegenden sich anzusiedeln begannen, von den Grenzen der Athabasca im N. bis zu einer vom Kap Hatteras ungefähr zur Einmündung des Ohio in den Mississippi gezogenen Linie im S. und vom Atlantischen Ocean im O. bis zum Mississippi im W. sich erstreckten. Gallatin ordnet in seinen klassischen Arbeiten über die Indianer Nordamerika's diese Stämme nach ihren Wohnsitzen und ihrer Verwandtschaft auf folgende Weise. Zu den nordöstlichen A. gehören die Sheshatapoosh und Scoffies, nördlich am Golf von St. Lorenz; die Mikmak, an den westlichen Gestaden des Golfs von St. Lorenz und Neuschottlands; die Etchemin, am St. Johnfluß; die Abenaki, am Kennebec. Die östlichen oder atlantischen A. begreifen die Massachusetts, Narragansets und Mohegan, vom Sacoflusse bis zum Hudson; die Montauk in Long Island; die Minsi und Delawares, zwischen dem Hudson und Susquehannah; die Nanticokes, am östlichen Ufer der Chesapeakebai; die Susquehannok am Susquehannah, jetzt ausgerottet, die Pawhattan in Virginien und die Pampticoes in Nordcarolina bis zum Kap Hatteras. Zu den nördlichen A. zählen die Knistino (Crees), im S. des Athabascasees bis zu den Quellen des Mississippi; die Montagnards, im südl. Labrador, am Algonkingebirge und am St. Lorenz; die Ottawa, früher an dem ebengenannten Fluß, später in Michigan; die Chippeways (der Hauptstamm) vom östl. Ende des Obernsees bis zum Red River des Winipegsees; die Potewatamies, am Michigansee, und die Missinsig, am nordöstl. Ende des Ontariosees. Die westlichen A. umfassen die Menomonies, am Obernsee und an der Greenbai; die Miami, Piankeshaw und Illinois, am Ohio, Illinois, Wabash und Miami, mit fast gleichen Sprachen; die Saukies, Foxes und Kickapoos, am Mississippi, mit gleicher Sprache; die Blackfeet, weit gegen W. gedrängt, am Saskatchewan; die Shyennes (Cheyennes), am Platte- und Shyennefluß, zwei Nebenflüssen des Missouri. Ueber die wichtigeren der hier genannten Indianerstämme s. die betreffenden Einzelartikel. Viele derselben existiren, wie sie Gallatin aufführte, entweder gar nicht mehr, oder doch nur in sehr schwachen Ueberresten. Vgl. F. Müller, Ueber den Bau der Algonkin-Sprachen (Wien 1867).

Algorithmus (Algarithmus, griech.-arab.), Rechnung nach dem dekadischen Zahlensystem; auch Inbegriff der vier Rechnungsarten; arithmetisches Lehrbuch; Rechenbuch.

Alguacil (spr. -ßil; arab. Wasil, »die durch die Gnade des Herrschers verliehene Macht«), im Spanischen Titel des mit der Ausübung der Justiz Betrauten. Es gibt Alguaciles mayores, welche die Justiz in einer Stadt als erbliches Lehen ausüben, oder von der Municipalität dazu berufen worden sind, und Alguaciles menores oder ordinarios, die untern Diener der Justiz und Polizei. Diese erscheinen bei gewissen Feierlichkeiten in altspan. Tracht und beritten. Früher hießen auch die Vollstrecker der Urtheile oder Befehle der Tribunale, wie der Inquisition, der Cruzada, der Ritterorden &c. Alguaciles.

Alhama (spr. alāma), Stadt in der span. Provinz Granada, südwestl. von Granada, wildromantisch zwischen hohen kahlen Felsenbergen gelegen, mit berühmten Schwefelquellen (36° R.) und 7391 Einw.; war zur Maurenzeit eine wichtige Festung und Schatzkammer der Könige von Granada.

Alhambra (»der rothe«, nämlich Thurm), einst maurische Königsburg, jetzt span. Festung bei Granada, das herrlichste Denkmal arabischer Baukunst in Europa, liegt in einer paradiesischen Gegend auf der Zinne eines bewaldeten, felsigen Berges, 2 Kilom. von Granada, von dieser Stadt durch ein üppiges, vom Darro durchströmtes Thal geschieden, ist mit röthlichen Wallmauern umgeben und bedeckt mit ihren 30 Thürmen, ihren Moscheen, Kirchen, Palästen, Wohnungen und Höfen einen Raum, welcher kaum in ¾ Stunden umgangen werden kann. Der Bau der A. begann 1213 unter Mohammed Abu Abdallah und wurde unter dem König Pharagi 1338 vollendet. Sechzehn Jahre nachher fiel die Burg mit der Hauptstadt in die Hände der Christen, und diese fügten in spätern Zeiten neue Festungswerke hinzu, die, schlecht erhalten und jetzt großentheils verfallen, sich unregelmäßig um den ganzen Rand des Berges ziehen, der die Stadt überragt. Zu den Zeiten der Mauren konnte die A. nicht nur das ganze Personal des glänzendsten Hofs der damaligen Welt aufnehmen, sondern auch noch eine Leibwache von 10,000 Mann, und im Todeskampfe des Reichs mit den Christen wurde sie von 40,000 Moslem vertheidigt. Nach der Eroberung blieb sie eine Zeitlang der Wohnsitz kastilischer Monarchen, und Kaiser Karl V. begann den Bau eines prachtvollen Palastes mit der Absicht, ihn zu seiner bleibenden Residenz zu machen, wurde aber durch Erdbeben an der vollständigen Ausführung gehindert. Die letzten königl. Bewohner der A. waren Philipp V. und seine Gemahlin zu Anfang des 18. Jahrh. Nach der Entfernung des Hofs gerieth die A. allmählich in Verfall, viele der herrlichen Hallen und Gebäude wurden unbewohnbar und sanken in Trümmer, die Feengärten verwilderten, die Wasserkünste hörten auf zu springen. Die großen Freiheiten, welche der innerhalb des Burgbezirks Wohnende von alter Zeit her genoß, lockte nach und nach eine verworfene Bevölkerung in die weiten Räume: Contrebandiers, Landstreicher, Bettler und schlechtes Gesindel jeder Art, die dort ein Asyl fanden, von wo aus sie die umliegende Gegend brandschatzen konnten. Kurz vor der franz. Invasion wurde das Uebel so arg, daß die Regierung mit starkem Arme eingreifen mußte. Das Gesindel wurde ausgestoßen, und die baufälligsten Gebäude trug man ab. Die Franzosen besserten nach der Eroberung 1808 die Werke aus und machten die A. zu einem Stützpunkte ihrer Macht. Bei ihrem Abzuge sprengten sie jedoch mehrere Thürme und Außenwerke in die Luft, und die Festung blieb seitdem in einem unhaltbaren Zustande. Ein Theil der alten Thürme und Gebäude diente als Zuchthaus und Staatsgefängnis. Durch königl. Dekret vom 15. Okt. 1862 ist zwar die völlige Wiederherstellung der A. angeordnet worden, doch waren die dazu bewilligten Mittel zu gering, als daß bis jetzt etwas Bedeutendes hätte geleistet werden können.

Der Weg zur A. führt vom Fluß Jenil aufwärts zunächst an das äußere Thor der weitläufigen Burg, das einen köstlichen Park erschließt, durch welchen 3 breite Alleenwege (der mittlere von schlanken Ulmen beschattet) hinaufsteigen. Bald werden links und rechts Thürme sichtbar, darunter auf hohen Felsen die sogen. Karmoisinthürme (Torres vermejos, von der rothen Farbe der Ziegeln, aus denen sie erbaut sind, vielleicht Denkmale der phönikischen Zeit), und am Ende des steilen Pfades steht man vor einem gewaltigen maurischen Thurm, durch welchen ein

gewölbter Thorweg in das Innere führt. Es ist das Thor der Gerechtigkeit. Eine über dem Eingang ausgehauene Hand und ein ungeheurer Schlüssel (nach andern ein Dolch) sind unentzifferte arabische Symbole. Durch dieses Thor gelangt man in den Hof der Cisternen, auf dem sich unzählige, aus dem Fels gehauene Wasserbehälter befinden, darunter jener viel bewunderte Brunnen, welcher durch die Mitte des Berges bis zur Thalsohle hinabreicht und aus dem man das Quellwasser für die königliche Tafel schöpfte. An der rechten Seite des Platzes steht der Palast Karls V., ein viereckiges, von Quadern errichtetes Gebäude mit 4 großen Thüren von Jaspismarmor, das einen runden, von zahlreichen Marmorsäulen umgebenen Hof umschließt. Auch dieser nicht vollendete Bau, der seither als Artilleriemagazin diente, fällt bereits in Trümmer, ebenso die auf der andern Seite des Hofes liegende maurische Burg mit dem Torre de la Vela. Eine unbedeutende, dem genannten Thore gegenüber befindliche Thür führt plötzlich in das Innere der A. ein, dessen heitere und leichte Architektur sofort wunderbar überrascht. Zuerst betritt man den Hof der Bäder, in dessen Mitte ein großes mit Blumen umpflanztes Bassin angebracht ist, in welchem sich die den Hof umgebenden, von schlanken Säulen getragenen Bogenhallen spiegeln. An diesen Hof schließen sich mehrere Gemächer an, die aber ihre ursprüngliche Bestimmung nicht alle mehr erkennen lassen; unter ihnen ist der sogen. Audienzsaal das hervorragendste. Aus dem Hofe der Bäder gelangt man in den berühmten Löwenhof, in dessen Mitte der in Lied und Sage gefeierte Springbrunnen steht. Der Hof ist 32 Meter lang, 20 Meter breit und auf allen Seiten von leichten arabischen Arkaden mit feindurchbrochenem Gitterwerk, das durch schmächtige Pfeiler von dem schönsten weißen Marmor getragen wird, umgeben. Die feinen Säulen erinnern an Zeltstangen, und der ganze Bau hat durch seine Leichtigkeit den Charakter der Wohnungen von Nomaden. Der Löwenbrunnen besteht aus 2 über einander sich erhebenden Schalen von schwarzem Marmor, die von 12 Löwen getragen werden. Wie die andern Wasserkünste läßt auch dieser Brunnen nur am 2. Jan., dem Tage der Uebergabe Granada's an die Christen, seine Wasser fließen. Ein reichgeschmücktes Portal führt aus dem Löwenhof in eine hohe, mit weißem und gelbem Marmor mosaikartig ausgelegte Halle, den Saal der zwei Schwestern. Dieser erhält sein Dämmerlicht durch eine Kuppel von oben; die untern Wände sind mit Porzellanplatten getäfelt, in welchen die Wappen der maurischen Herrscher kunstvoll mit Schmelzfarben eingebrannt sind. Auf den obern Wänden und der Decke aber schlingen sich wunderlich geformte Arabesken aus Damascenerstukkatur hin: phantastische Gruppen mit Sprüchen aus dem Koran und poetischen Inschriften vermengt. Schrift und viele Figuren sind mit Gold, die Zwischenräume mit Lapislazuli ausgelegt. Dieser Saal, einer der schönsten des ganzen Palastes, steht unmittelbar mit den ehemaligen Frauengemächern in Verbindung. Ein Portal auf der andern Seite des Löwenhofs führt in die Halle der Abencerragen (s. d. und Tafel VIII »Baukunst«, Fig. 6—12), wo dieses edle Rittergeschlecht grausam ermordet ward. Wie dieser und die genannten Räume zeigen alle andern Zimmer und selbst die Höfe einen wunderbaren Reichthum an herrlichen Verzierungen, in Schnitzwerk, Stukkatur, Malerei oder Mosaik ausgeführt. Eine Nachahmung der charakteristischen Theile der A. enthält der A.-Court des Glaspalastes zu Sydenham bei London. Vgl. W. Irving, Erzählungen von der A.; Murphy, The Arabian antiquities in Spain (Lond. 1816, neue Ausg. 1856); Girault de Prangey, Monuments arabes et moresques d'Espagne (Par. 1839) und »Essai sur l'architecture des Arabes en Espagne« (das. 1846); Owen Jones, Plans, elevations, sections and details of the A. (Lond. 1848, 2 Bde.); Gosche, Die A. (Berl. 1854).

Alhidāde (arab., »Zähler«), Theil an Meßinstrumenten, z. B. am Theodoliten, besteht in einem wagrecht stehenden Kreise (Alhidadenkreis), der um eine senkrecht stehende Axe drehbar ist und auf einer anderen festliegenden Kreisfläche von etwas größerem Durchmesser, dem Horizontalkreise, aufliegt. Der vorstehende Ring des letzteren (Limbus) ist meist versilbert und mit einer sehr feinen Kreiseintheilung versehen. Auch der äußere, den Limbus berührende Rand des Alhidadenkreises ist an 2—4 Stellen (Nonien) mit einer Kreiseintheilung versehen. Indem beide Kreiseintheilungen einander scharf berühren, läßt sich aus der Verschiebung beider Theilungen der Winkel ablesen, um den sich der Alhidadenkreis, an dessen Axe ein Fernrohr angebracht ist, bei der Beobachtung verschiedener Gegenstände auf dem Limbus gedreht hat.

Ali, 1) A. Ben Abu Taleb, »erster Moslem«, vierter Chalif, der treuste und tapferste Gefährte des Propheten, dessen Neffe und durch seine Gattin Fatimeh dessen Eidam, geb. 602 n. Chr. zu Mekka, ward nach Othmans Ermordung 655 zum Chalifen erhoben, hatte aber verschiedene Rebellen zu bekämpfen. Aische (s. d.), die intriguante und rachsüchtige Wittwe Mohammeds, konnte es nicht verschmerzen, daß A. einst ihre eheliche Treue verdächtigt hatte, und erhob sich, mit mehreren Großen im Bunde, angeblich um Othmans Tod zu rächen, gegen A., ward aber von diesem (37 der Hedschra, 658 n. Chr.) geschlagen, jedoch mit Schonung behandelt. Bald entstand neue Fehde. Moawi, von Othman zum Statthalter von Syrien erhoben, verweigerte A. den Gehorsam. Es entbrannte ein erbitterter, blutiger Krieg, der das Land verwüstete. Da verschworen sich 3 Koreischiten, die Urheber dieses Krieges aus dem Wege zu schaffen: A. und Moawi sollten fallen an Einem Tage (23 Jan. 661). Moawi wurde nur verwundet; A. jedoch fiel, als er zum Gebet in die Moschee gehen wollte, unter dem Mordstahl. So lange seine Gegner herrschten, war sein Andenken verflucht; aber geehrt ward es wieder, als die Abbassiden das Chalifat erhielten. Noch werden Wallfahrten zu seinem Grabe bei Kufa gemacht, und Todte werden in der Nähe desselben begraben, damit sie selig neben dem Gefeierten ruhen. Die religiösen Anhänger Ali's, die Schiiten, haben sich besonders in Persien und der Tatarei ausgebreitet. Die dem A. zugeschriebenen Sprüche sind am besten von Fleischer (»Ali's hundert Sprüche, arabisch und persisch«, Leipz. 1837) herausgegeben und der »Divan« oder die vollständige Sammlung seiner lyrischen Gedichte, größtentheils religiösen Inhalts, 1840 zu Bulak bei Kairo im Druck erschienen.

2) Pascha von Janina, 1741 zu Tepeleni in Türkisch-Albanien geboren, aus dem Herrschergeschlecht des mohammedan. Stammes der Tocziden, Sohn eines Pascha's von zwei Roßschweifen, der zu Tepeleni eine beschränkte Gerichtsbarkeit ausübte, schwang

sich durch Talent und List bis zum Gipfel despotischer Macht empor. Nach dem Tode des Vaters gewann er in abenteuerlichen und wechselvollen Kämpfen die diesem entrissenen Besitzungen wieder und zog, nachdem er mehrmals gefangen und bestraft worden, schließlich an der Spitze einer geworbenen Klephtenschar in Tepeleni ein. Er ermordete seinen leiblichen Bruder, beschuldigte die Mutter, denselben vergiftet zu haben, und sperrte sie ein. Durch Besiegung des Pascha's von Skutari gewann er sich den Dank der Pforte, die ihn nach Besiegung und Tödtung des Pascha's Selim von Delvino mit dessen Paschalik belehnte. Mittels Bestechung des Divans ward er Derwendschi Pascha, Aufseher der Landstraßen. Als solcher verkaufte er den reichsten Räuberhauptleuten großherrliche Firmane zur Ausübung ihres Handwerks. Wegen der gegen Rußland und Oesterreich geleisteten Dienste ward er 1787 auch noch zum Pascha von Tricala in Thessalien ernannt. Bald darauf setzte er sich in Besitz der Stadt Janina, indem er einen untergeschobenen Firman vorzeigte und die Einwohner dann zwang, vom Sultan ihn sich als Statthalter zu erbitten. Den mit Bonaparte geschlossenen Bund löste er schnell nach dem Scheitern der ägypt. Expedition. Mit unerhörten Greueln erzwang er 1803 die Unterwerfung der Sulioten und ließ sich von der Pforte zum Oberstatthalter von Romanien erheben. Seit 1807 war A. faktisch unabhängig von der Pforte, obwohl er jährlich einen bestimmten Tribut nach Konstantinopel schickte. Der Divan stand in seinem Solde, und in Albanien war die Laune des Tyrannen alleiniges Gesetz. England, Frankreich und Rußland hatten ihre Generalkonsuln an seinem Hofe. Sein Heer schätzte man in der Blüte seiner Macht (1815—20) auf 100,000 Mann; disponibel hatte er indeß selten 15,000, da er auf unzähligen Kastellen immer starke Besatzungen unterhalten mußte, und 5000 Mann Kerntruppen in und bei seiner Hauptstadt garnisonirten. Seine Residenz war ein befestigter Palast bei Janina, dessen äußere Höfe immer mit Soldaten angefüllt waren. A. besaß ausgezeichnete Gaben des Geistes, Umsicht, Entschlossenheit und Thatkraft in seltenem Maße. Auch war er freier von nationalen und religiösen Vorurtheilen, als irgend ein türkischer Regent. Er führte mit Eifer Verbesserungen und Erfindungen civilisirter Nationen in seinem Lande ein, vernichtete die zahlreichen Räuberbanden, die er früher selbst begünstigt hatte, später gänzlich, ließ Straßen anlegen, Brücken bauen und suchte den Ackerbau zu heben. Die Pforte aber suchte sich des gefährlichen Emporkömmlings zu entledigen. Sultan Mahmud ächtete ihn als Rebellen (1820) und schickte Ismail Pascha mit 5000 Mann auserlesener türk. Truppen gegen ihn. A. wurde in Janina eingeschlossen, vertheidigte sich aber auf der Burg wie ein Löwe. Der Aufstand der Griechen, durch Ali's Gold unterstützt, kam ihm zu gute. Churschid Pascha, Ismail Pascha's Nachfolger, stürmte Janina vergeblich, mußte im August 1821 die Belagerung aufheben und nach Makedonien zurückweichen. A. schien am Ziele seiner Pläne; als er aber den Albanesen die in der Noth gemachten Versprechungen nicht erfüllte, verließen sie ihn. Churschid Pascha belagerte Janina von neuem. Endlich übergab A. gegen feierliche Zusicherung von Leben und Vermögen seine Burg und bezog seinen Sommerpalast im See von Janina. Hier überbrachte ihm 5. Febr. 1822 Churschids Leutnant das vom Großherrn ausgesprochene Todesurtheil, dessen Vollstreckung auf dem Fuße folgte. A. wurde zusammengehauen. Ein Tatar brachte seinen Kopf nach Konstantinopel, wo er lange auf der Zinne des Serails ausgestellt war. Man fand in Ali's Palast etwa 10 Mill. Fl. baar, eine Summe, groß genug, um damit seine Feinde zu erkaufen, hätte das Gold nicht über ihn so große Herrschaft geübt. Seine Söhne, Veli und Muchtar Pascha, wurden erst nach Kleinasien ins Exil geschickt, 1821 hingerichtet. Vgl. P. Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands, Bd. 1 (Leipz. 1870).

Alibaud (spr. -boh), Louis, bekannt durch sein Attentat auf König Ludwig Philipp, geb. zu Nimes 2. Mai 1810, erhielt hier und zu Narbonne einige Schulbildung, trat 18 Jahre alt als Freiwilliger in ein Linienregiment und ward Korporal. In den Julitagen trat er zum Volke über, kämpfte auf den Barrikaden, wurde schwer verwundet, trat dann wieder in das Militär ein, wurde aber einer Rauferei wegen degradirt und nahm den Abschied. Als politischer Fanatiker kam er nach einem Aufenthalt in Perpignan und Barcelona zum Königsmord entschlossen nach Paris zurück. Am 25. Juni 1836 vollführte er, als der König, aus den Tuilerien fahrend, die unter das Gewehr tretende Wache von Nationalgardisten dankend grüßte, das lange geplante Attentat: die aus einer Stockflinte abgefeuerte Kugel flog dicht am Haupte des Königs vorbei. Sogleich verhaftet, beklagte er nur das Mißlingen seines Unternehmens. Von dem Pairshofe zum Tode verurtheilt, ward er 11. Juli guillotinirt.

Alibert (spr. -bähr), Jean Louis, Baron, franz. Arzt, geb. 12. Mai 1775 zu Villefranche im Departement Aveyron, machte seine Studien in Paris, erhielt einen Lehrstuhl an der Pariser Universität, ward später Oberarzt im Hospital St. Louis und 1818 Leibarzt Ludwigs XVIII. Er starb 6. Febr. 1837. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Description des maladies de la peau« (Par. 1806—1827; deutsch von Müller, Tüb. 1806); »Monographie des dermatoses« (Par. 1835; deutsch Leipz. 1837—38, 2 Bde.); »Nosologie naturelle« (das. 1817—25, 2 Bde.); »Physiologie des passions« (das. 1825, neue Ausg. 1861, 4 Bde.; deutsch von Scheidler, Weimar 1826).

Ali Bey, Mamlukkenfürst und Sultan von Aegypten, geb. um 1728 in Abchasien, wurde als Knabe von Sklavenhändlern an den ägyptischen Janitscharenhäuptling Ibrahim Kiaya verkauft, schwang sich aber, von diesem 1748 freigelassen, durch Gewandtheit und Tapferkeit nach und nach zum Mamlukkenbey auf und wurde nach Ibrahims Tode (1757) dessen Nachfolger in der Herrschaft über Aegypten. Verdrängt, errang er 1766 die Herrschaft wieder und machte sich als Sultan von Aegypten von der Pforte unabhängig. Sein Ziel war die Wiederherstellung des alten mächtigen Sultanats von Aegypten. Er eroberte Mekka und im Verein mit dem ebenfalls gegen die Pforte rebellirenden Scheik Daher 1771 fast ganz Syrien und knüpfte mit Rußland Unterhandlungen an, um von dieser Seite her in seinen Plänen gefördert zu werden. Schon war er Herr von Damaskus, als ihn sein Adoptivsohn und Feldherr Mohammed Bey verrieth. Von der Pforte bestochen, ging dieser mit seinem Heere nach Aegypten zurück und nöthigte A. zur Flucht nach Syrien. Aber von seinem früheren Verbündeten, dem Scheik Daher, unterstützt, nahm A. hier seine alten Eroberungspläne wieder auf, gewann 1772

einen glänzenden Sieg über die Türken, nahm Tripolis, Antiochia, Jerusalem und Jaffa und rückte 1773 an der Spitze eines 30,000 Mann starken Heeres gegen Aegypten vor. Schon war er bis in die Gegend von Kairo gekommen, als er in der Schlacht bei Salahie von dem damaligen Machthaber Aegyptens, seinem eigenen Schwiegersohne Abu Dahab, aufs Haupt geschlagen und gefangen wurde. Er starb einige Tage darauf an seinen Wunden oder an Gift, und noch an seinem Leichnam wurde die Hinrichtung vollzogen.

Alibi (lat., »anderswo, an einem andern Orte«). Wenn bei Kriminaluntersuchungen der Beklagte sein A. beweisen, d. i. darthun kann, daß er sich zu der Zeit, als das Verbrechen, dessen er beschuldigt ist, begangen ward, an einem andern Orte befunden habe, als an dem, wo das Verbrechen verübt wurde, so wird er wenigstens als physischer Urheber, wenn auch nicht als intellektueller Urheber (Verleiter), ungleicher Theilnehmer oder Gehülfe freigesprochen. Das bewiesene A. konstatirt die Unmöglichkeit, daß der Angeschuldigte die ihm zur Last gelegte Handlung vollführt haben könne, und mithin seine Unschuld.

Alicante, span. Provinz, der südlichste Theil des ehemaligen Königreichs Valencia, 5426 QKilom. (98,6 QM.) groß mit (1870) 440,470 Einw., bildet ein buntes Durcheinander unwirtlicher, sonnverbrannter Einöden und von üppigster Fruchtbarkeit strotzender, oasenähnlicher Landstriche, die Südfrüchte, Wein, Oel, Mais, Weizen, Seide, Hanf, Palmenzweige, Esparto ꝛc. in Menge erzeugen. Erze und Mineralquellen sind wenig vorhanden, dagegen Salinen und Salzseen zahlreich. — Die gleichnamige Hauptstadt liegt äußerst malerisch theils am Abhange eines 280 Meter hohen Felsbergs, theils in der Küstensteppe am Meere, ist von starken Festungswerken umgeben und wird außerdem durch das den Hafen beherrschende Kastell nebst mehreren Forts vertheidigt, hat eine treffliche, von 2 Vorgebirgen eingefaßte Rhede und 16,687 Einw. Industrie und Handel haben sich in neuerer Zeit, besonders seit Eröffnung der Eisenbahn, sehr gehoben, und A. gehört zu den rasch aufblühenden Handelsstädten Spaniens. Außer einer Cigarrenfabrik, welche über 3000 Weiber beschäftigt, hat die Stadt auch beträchtliche Baumwollfabriken und Leinwebereien. Vorzüglichster Ausfuhrartikel ist der zum Theil in der Umgegend (namentlich am erwähnten Felsberge) wachsende Alicantewein, ein schwerer, süßer, wegen seiner dunkeln Farbe Vino tinto genannter Wein, der aber selten echt, sondern mit Rothweinen verschnitten zu uns gelangt. Der Weinbau von A. datirt aus den Zeiten Karls V., der Reben vom Rhein hierher bringen ließ. A. ist eine Stadt römischen Ursprungs (Alona), wurde 718 von den Mauren erobert, durch Ferdinand III. diesen wieder entrissen und 1304 an die Krone von Aragonien abgetreten. In den neueren Kriegen hatte sie mehrfache Belagerungen und Beschießungen zu bestehen, so namentlich 1709 durch die Franzosen unter Asfeld und wieder 1812. Auch in der Revolution von 1873 sah sich A. einem Bombardement ausgesetzt. Es hatte sich anfangs dem Beispiel des aufrührerischen Cartagena folgend, für unabhängig von der Madrider Regierung erklärt, war aber wieder zum Gehorsam zurückgekehrt. Darauf wurden von Cartagena zwei Kriegsschiffe vor A. geschickt, um die Stadt zur Anerkennung des Kantons Cartagena zu zwingen und Geld und Lebensmittel zu holen. Die Stadt weigerte sich, darauf einzugehen, und nun wurde, da die Befehlshaber der fremden Kriegsschiffe sich für Nichteinmischung entschieden hatten, 27. Sept. von den beiden aufständischen Schiffen ein mehrstündiges Bombardement eröffnet, gegen 700 Geschosse, darunter Petroleumbomben, in die Stadt geworfen und viele Gebäude in Trümmer geschossen. Aber die Vertheidiger, Truppen und Freiwillige, widerstanden mit großer Energie, erwiderten das Feuer aufs lebhafteste, und es gelang ihnen, das eine der Schiffe sehr erheblich zu beschädigen. Darauf kehrten dieselben wieder nach Cartagena zurück.

Alicāta (Licata), wichtige Handelsstadt an der Südküste von Sicilien, Provinz Girgenti, an der Mündung des Salso (des Himera der Alten), mit 14,338 Einw. und bedeutendem Export von Getreide und namentlich Schwefel. Die Umgebung ist äußerst fruchtbar, aber schlecht bebaut.

Alien-Bill, s. Fremdenbill.

Aliēni juris homo (lat.), Mensch fremden Rechts, Bezeichnung rechtlicher Unselbständigkeit und Abhängigkeit von einem andern, im Gegensatz zu homo sui juris, einem Menschen von rechtlicher Selbständigkeit.

Alieniren (lat.), entfremden; veräußern; entwenden; abwendig machen. Alienation, Entfremdung; Entwendung; Veräußerung. Alienatio mentis, Geisteszerrüttung. Alienābel, veräußerlich, verkaufbar. Alienist, Taschenspieler.

Alighieri, s. Dante Alighieri.

Alignement (franz., spr. »linj'mang), eigentlich die Abmessung nach der Schnur; in der militärischen Sprache die im voraus durch Punkte bezeichnete Frontlinie, in welche die Truppen behufs ihrer Aufstellung einrücken oder in welcher sie sich bewegen; in der Meßkunst eine Linie, welche durch zwei Punkte, deren Lage auf dem Felde und auf dem Meßtische genau bestimmt ist, läuft und zur Orientirung, d. h. zur richtigen Aufstellung des Meßtisches dient.

Aligny (spr. alinji), Claude Felix Théodore Carmelle d', franz. Maler, geb. 1798 zu Chaumes Nièvre, gest. im März 1872 in Lyon als Direktor der dasigen Akademie, war einer der ältesten Vertreter des klassischen Stils in der franz. Landschaftsmalerei. Seine historischen Landschaften, groß, fest und streng in der Komposition, leiden durch ein zu grelles Kolorit; ihre Staffage ist meist mythologischer Art (der gefesselte Prometheus, der barmherzige Samariter, Heuernte in der Campagna).

Alii sementem faciunt, alii metent, lat. Sprichwort: »Die einen säen, andere ernten«, von solchen gebräuchlich, welche die Arbeit anderer zu ihrem Nutzen auszubeuten wissen.

Aliis ne fecĕris, quod tibi fiĕri non vis, lat. Sprichwort, unser: Was du nicht willst, das man dir thu', das füg' auch keinem andern zu.

Alimentation (lat.), Ernährung, Verpflegung, Unterhalt; s. Alimente.

Alimente (lat., »Verpflegungsgelder«), Beiträge zur Lebenserhaltung, welche gewisse Personen andern unter Umständen zu gewähren verpflichtet sind. Je nach den Verhältnissen, unter welchen A. zu verabreichen sind, ist der Umfang derselben ein weiterer oder engerer; so unterscheidet man alimenta naturalia, nothdürftige, welche zur Befriedigung der zur Leibesnahrung und Nothdurft gehörigen Bedürfnisse (Essen und Trinken, Kleidung und Obdach) ausreichen, und alimenta civilia, standes-

mäßigen Unterhalt, wozu alle Mittel gehören, welche dem Alimentationsberechtigten eine seinen bürgerlichen Verhältnissen angemessene, anständige Lebensweise sichern; hierzu werden auch die Kosten des höhern Unterrichts und geistiger Ausbildung, sowie gerechter Processe gerechnet. Der Begriff der alimenta civilia ist ein deutschrechtlicher. Das Quantum der Alimentationsleistungen wird im Zweifel vom Richter nach den Bedürfnissen des Berechtigten und dem Vermögen des Verpflichteten bestimmt. Aus dem Zwecke der Alimentationsverabreichung folgt, daß die Leistungen stets zu pränumeriren sind, sowie, daß sie mit dem Tode des Berechtigten aufhören. Die Alimentationsverbindlichkeit hat ihren Grund entweder in einem Vertrage oder einseitigen Versprechen, oder in einer letztwilligen Disposition, oder in einem Delikte, oder im ehelichen Verhältnisse, oder in der Verwandtschaft. Die aus den beiden erstgenannten Ursachen entspringende Alimentationsverbindlichkeit ist im allgemeinen nach den Regeln über Verträge, einseitige Versprechen, Testamente und Vermächtnisse zu beurtheilen. Zu bemerken ist, daß, wenn jemandem A. bis zur Pubertät hinterlassen werden, der Mündigkeitstermin nicht wie sonst mit dem 14. (für Knaben) resp. 12. (für Mädchen) Lebensjahre, sondern erst nach zurückgelegtem 18. resp. 14. Jahre (plena pubertas) eintritt. Wer einen andern durch eine unerlaubte Handlung, sei es rechtswidriger Vorsatz oder Fahrlässigkeit, arbeits- oder erwerbsunfähig macht, hat demselben die zu seinem und der Seinigen Unterhalt erforderlichen Mittel zu gewähren. Der Ehemann hat seiner Frau, und zwar macht es hierbei keinen Unterschied, ob sie ihm Heirathsgut zugebracht hat oder nicht, standesmäßigen Unterhalt zu gewähren, es sei denn, daß er selbst arm, die Ehefrau dagegen vermögend ist, in welchem Falle er sogar seinen Unterhalt aus dem eheweiblichen Vermögen fordern kann. Im Falle der gänzlichen oder temporären Trennung der Ehe hört diese Alimentationsverbindlichkeit des Ehemanns auf, wenn nicht die Trennung durch seine Schuld veranlaßt worden ist. Die Alimentationsverbindlichkeit wegen Verwandtschaft, welche immer eine Alimentationsbedürftigkeit, d. h. die Entbehrung eigener Hülfe entweder wegen jugendlichen Alters oder Mangels an Vermögen und Arbeitsfähigkeit, voraussetzt, liegt zunächst ob dem Descendenten gegenüber dem Ascendenten. Die ehelichen Eltern sind als solche verpflichtet, die Kinder zu erhalten und zu ernähren, und zwar ohne Rücksicht auf die väterliche Gewalt und die Nähe des Grades. Die nächste Verpflichtung zur Ernährung des Kindes liegt dem Vater ob. Sie beginnt mit der Geburt des Kindes und endigt erst mit dem Eintritt der Möglichkeit für dieses, seinen eigenen Unterhalt zu verdienen, mit deren gänzlichem oder theilweise stattfindendem und vorübergehendem Wegfall sie immer wieder von neuem eintritt, ohne daß der Austritt aus der väterlichen Gewalt oder die Verheirathung der Kinder daran eine Aenderung nach sich zieht; vielmehr ist dann der Vater bei gleichen Voraussetzungen auch die Schwiegertochter und die Enkel zu ernähren verpflichtet. Auch wenn ein Kind bereits im Stande ist, sich selbst zu erhalten, so wird dennoch, sobald der Vater dasselbe noch fortwährend ernährt, dadurch eine Rückforderung wie im Betreff eines gemachten Vorschusses begründet, sobald er nicht dabei die Absicht zu erkennen gegeben hat, daß er dem Kinde nur einen Vorschuß dadurch mache, nicht ein Geschenk. Ist der Vater todt oder unvermögend, die Kinder zu ernähren oder zu erziehen, so geht die Pflicht dazu unter den nämlichen Voraussetzungen und in dem nämlichen Umfange zunächst auf den väterlichen Großvater oder den höheren väterlichen Ascendenten über, wenn sich die Kinder in dessen Gewalt befinden. Entgegengesetztenfalls aber trifft die Pflicht zunächst die Mutter, und ist diese außer Stande sie zu erfüllen, die Großeltern und höheren Ascendenten nach der Nähe des Grades, aber ohne Unterschied zwischen denen von väterlicher und mütterlicher Seite. Uneheliche Kinder stehen der Mutter und den mütterlichen Ascendenten gegenüber in Ansehung der Forderung von Alimenten den ehelichen ganz gleich. Aber auch der Mann, welcher für den Vater eines unehelichen Kindes zu erachten ist, ist nach gemeinem deutschen Civilrecht, und zwar von den genannten Personen an erster Stelle zur Ernährung und Erhaltung, einschließlich der Erziehung des Kindes, in einer gewissen Beschränkung verpflichtet. Nach franz. Recht ist der Vater zur Alimentation seiner außerehelichen Kinder nicht verpflichtet. Aus legislativ-politischen Gründen dürfte der deutschrechtliche Grundsatz sich mehr empfehlen. Die Steigerung der Zahl der außerehelichen Geburten in Frankreich seit der Einführung des Code Napoléon hängt unzweifelhaft mit jener Bestimmung zusammen. Für die Verpflichtung der Kinder, die Eltern und höhere Ascendenten zu ernähren, findet gemeinrechtlich kein Unterschied weiter statt, als daß dieselbe den dem Grade nach näheren Descendenten vor den entfernteren obliegt. Sind mehrere Personen gleichen Grades vorhanden, so findet sowohl eine Vertheilung der Verpflichtung unter ihnen statt, als auch jeder von mehreren Berechtigten deren Erfüllung verlangen kann. Auch diese Verpflichtung ist bloß eine subsidiäre; sie ist unabhängig von der väterlichen Gewalt; sie besteht für eheliche Kinder gegen beide Eltern, für uneheliche gegen die Mutter und deren Eltern. Strittig ist, ob auch andere als die erwähnten Verwandtschaftsgrade die Alimentationspflicht begründen. Die Klage, welche der Anspruch auf A. veranlaßt, heißt Alimentenklage.

Alimentiren (lat.), einen verköstigen, für seinen Unterhalt sorgen.

A linea (lat.), in Druck und Schrift ein neuer Absatz, eine neue Zeile, von vorn. Auch ein einzelner Satz in Gesetzparagraphen oder in einer Reihenfolge von Sätzen.

Aliquanter Theil, s. Aliquoter Theil.

Aliquoter Theil, in der Arithmetik ein Theil des Ganzen, der sich zu diesem verhält, wie die Einheit zu einer ganzen Zahl, von welchem sich also angeben läßt, wievielmal er in dem Ganzen enthalten sei, ohne daß ein Rest bleibt. Ein solcher Theil eines Ganzen dagegen, der sich zu diesem nicht verhält, wie die Einheit zu einer ganzen Zahl, durch den also letztere sich nicht ohne Rest dividiren läßt, heißt ein aliquanter Theil. So sind 3, 5, 7, 9 aliquante Theile von 16, 2 und 5 aber aliquote Theile von 10, 20, 30 ꝛc., 2, 3, 4, 6 von 12 ꝛc.

Aliquottöne. Es steht akustisch und erfahrungsgemäß fest, daß eine gehörig gespannte Saite von gegebener Länge außer ihrem eigenthümlichen Tone, dem Grundtone, noch eine Reihe anderer Töne, deren Entfernungen sich mehr und mehr verringern, mit erklingen läßt. Diese Töne nennt man A. oder Nebentöne, auch Beitöne und akustische

Töne. Der Sitz derselben sind die Schwingungsknoten, d. h. regelmäßig vertheilte Stellen und Punkte der Saite, wo eine neue schnellere Schwingung irgend einer Abtheilung derselben, neben der langsamen Schwingung der ganzen Saite, die Luft zugleich in andere und zwar geschwindere Schwingungen versetzt und dadurch die A. hervorruft, so genannt, weil sie eben durch einen aliquoten Theil der Saite (oder der Luftsäule bei Blasinstrumenten) gebildet werden. Anfangs lassen sich dieselben in größeren Bruchtheilen darstellen, später aber gehen sie in die kleinsten Bruchtheile über und werden für unser Ohr vollkommen unvernehmbar. Spannt man also eine Saite von gehöriger Länge so, daß sie das tiefe C angibt, so läßt sie folgende A. mitklingen: erst die Oktave des Grundtons c, dann die darüber liegende Quinte g, abermals die höhere Oktave c̄, die darauffolgende Terz ē, die Oktave der vorigen Quinte g, das nächste b (die kleine Septime von c̄) und dann in ununterbrochener Folge die Töne c̿ d̿ e̿ f̿ g̿ a̿ b̿ h̿ c⃛, welche letzteren jedoch nur bei besonders günstigen akustischen Bedingungen und sehr feinem Gehör wahrnehmbar sind. Wichtig sind die A. deshalb, weil die Natur durch sie auf den Terzenbau der Akkorde hinweist und die beiden Hauptakkorde, aus denen und nach denen alle übrigen Akkorde gebildet werden, den großen Dreiklang c e g und den Dominantakkord c e g b, selbst angibt.

Alisma *L.* (Froschlöffel), Pflanzengattung aus der Familie der Alismaceen. A. Plantago *L.* (Wasserwegerich), eine in Gräben und Teichen Europa's wachsende Pflanze mit langgestielten, eiförmigen, aus dem Wasser hervorragenden Blättern, einem unbeblätterten Blütenstengel und einer reichblütigen Rispe mit röthlichen Blüten. Wurzel und Kraut enthalten einen scharfen, selbst blasenziehenden Saft und waren früher officinell gegen Skorbut, Hautwassersucht ꝛc. in Gebrauch; durch Trocknen verliert die Wurzel ihre Schärfe und wird, da sie reich an Stärkmehl ist, von den Kalmücken gegessen.

Alismaceen (Wasserliesche, Froschlöffelpflanzen), monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Helobien, krautartige Wasser- und Sumpfpflanzen, welche Milchsaft enthalten, mit grundständigen, ganzrandigen, bogennervigen, gestielten Blättern mit am Grunde scheidigen Blattstielen. Die Blüten stehen am Gipfel eines Schaftes in quirligen Trauben oder Rispen, zuweilen auch in einfachen Dolden, von häutigen Deckblättern gestützt, selten einzeln. Sie sind zwitterig oder einhäusig, regelmäßig; das Perigon bildet 3 äußere grüne kelchartige und 3 mit jenen abwechselnde, zarte, hinfällige, blumenartig gefärbte innere Blättchen, auf welche 6 oder zahlreiche Staubgefäße folgen. Das Gynäceum besteht aus mehreren quirl- oder kopfförmig gestellten Fruchtknoten mit einer oder zwei übereinanderstehenden kampylotropen Samenknospen und kurzem Griffel mit einfacher Narbe. Aus jedem Fruchtknoten wird ein einsamiges Achenium, und diese trennen sich von einander. Die Samen haben einen gekrümmten Embryo und kein Endosperm. Man zählt 50—60 Arten in 3 Gattungen, welche über die heiße und nördliche gemäßigte Zone der alten und neuen Welt vertheilt sind. Sie haben in ihrem Wurzelstocke, zum Theil auch in ihren Blättern eine flüchtige Schärfe, die sich aber durch Kochen im Wasser, oder auch schon durch Trocknen entfernen läßt, so daß die mehlreichen Wurzelstöcke mehrerer Arten eßbar sind und wirklich in andern Welttheilen auch als Nahrungsmittel dienen.

Aliso, römisches, von Drusus 11 v. Chr. angelegtes Kastell in Westfalen, an der Mündung des Flusses A. (Alme) in die Lupia (Lippe), unstreitig derselbe Ort, welcher nach des Varus Niederlage von den Deutschen erobert und 15 n. Chr. von den Römern wieder hergestellt wurde. So lange die Römer im Innern Germaniens kriegten, war ihnen A. stets wichtig, denn es sicherte die Heerstraße auf dem rechten Ufer der Lippe, und ein System von Dämmen und Verschanzungen zog sich von da bis an den Rhein. Einige vermuthen den alten Ort im heutigen Dorf Elsen bei Paderborn.

Alison (spr. ällis'n), Archibald, engl. Geschichtschreiber, geb. 29. Dec. 1792 zu Kenley, studirte die Rechtswissenschaft und wurde 1814 Advokat, 1828 Mitglied des königl. Raths und 1834 Sheriff von Lanarkshire, welches Amt für die höchste richterliche Stellung in Schottland gilt. Nachdem er sich durch seine beiden juristischen Werke: »The principles of the criminal law of Scotland« (Edinb. 1832) und »Practice of the criminal law« (das. 1833) in seinem Vaterlande einen ehrenvollen Namen erworben, wurde er durch seine »History of Europe from the commencement of the French revolution to the restoration of the Bourbons« (Edinb. 1833—42, 14 Bde.), von welcher seitdem mehr als 10 Auflagen erschienen, auch im Auslande berühmt. Das Werk wurde nicht nur ins Französische und Deutsche (Leipz. 1852—53, 8 Bde.), sondern selbst in das Arabische (Malta 1845) und Hindostani übersetzt. Es ist vom streng-konservativen Standpunkt aus geschrieben und betrachtet die Geschichte als eine Kette von Wirkungen, worin sich das Walten der Vorsehung offenbart. Von demselben Standpunkt aus besprach A. lange Jahre in »Blackwood's Magazine« alle hervorragenden Erscheinungen der Tagesgeschichte. Eine Auswahl dieser Aufsätze erschien 1850 unter dem Titel »Essays« (Lond. 1850, 3 Bde.). Außerdem schrieb A. noch »Principles of population« (1840), worin er die Malthus'sche Theorie bekämpft, »England in 1815 and 1845, or a sufficient and contracted currency« (1847); »The life of the Duke of Marlborough« (1847; deutsch von Bülau, Leipz. 1851); »History of Europe from the fall of Napoleon to the accession of Louis Napoleon« (2. Aufl., Edinb. 1865, 8 Bde.) und »Lives of Lord Castlereagh and Sir Charles Stewart« (1861, 3 Bde.). Unter dem Ministerium Derby wurde A. 1852 zum Baronet und 1853 von Oxford zum Ehrendoktor der Rechte ernannt. Seit 1851 Rektor von Glasgow, starb er das. 23. Mai 1867. — Sein jüngerer Bruder, William Pulteney, Arzt und Professor der praktischen Medicin in Edinburg, schrieb »Outlines of Physiology« (3. Aufl., Edinb. 1839) und »Outlines of Pathology and practice of medicine« (das. 1844), beschäftigte sich aber auch mit nationalökonomischen Fragen, wie er z. B. mit seinem Bruder das bestehende Geldsystem, die Gesetzgebung über das Armenwesen bekämpfte und in der »Dissertation on the reclamation of waste lands and their cultivation by croft-husbandry« (Edinb. 1850) die Bewirtschaftung kleiner Güter, die Spatenkultur und die Kolonisation wüster Strecken durch Arme, Sträflinge ꝛc. anempfahl. 1855 legte er wegen Krankheit sein Amt nieder und starb im September 1859.

Alitur (lat., »Ernährung«), die Umwandlung der Nahrungsstoffe in Nahrungssaft

Aliud sceptrum, aliud plectrum, lat. Sprichwort: »Es ist etwas anderes um das Scepter, etwas anderes um die Laute«, nämlich hinsichtlich ihrer Handhabung.

Alizarin (von Alizari, einer Sorte Färberroth, Lizarinsäure, Krapproth) $C_{14}H_8O_4$, Farbestoff, findet sich in frischer Krappwurzel als Ruberythrinsäure, welche durch Fermente oder Säuren in A. und Zucker gespalten wird. In alter Krappwurzel ist diese Zersetzung großentheils schon erfolgt. Zur Darstellung von A. extrahirt man Krapp mit schwefelige Säure enthaltendem Wasser, fällt aus dem Auszug mit Schwefelsäure bei 30—40° das Purpurin und dann beim Kochen unreines (grünes) A., welches durch Waschen mit salzsäurehaltigem Wasser und durch Lösen in Schieferölen gereinigt wird. Künstlich kann man A. aus Anthracen $C_{14}H_{10}$, einem Kohlenwasserstoff des Steinkohlentheers, darstellen. Diese 1868 von Gräbe und Liebermann entdeckte Thatsache ist für die Industrie und für die Landwirtschaft mancher Länder sehr bedeutungsvoll geworden. Seit 1870 ist die Industrie des künstlichen Alizarins von den meisten Anilinfabriken Deutschlands aufgenommen und in stetem Wachsthum begriffen. Deutschland zählt gegenwärtig 10—12 meist sehr bedeutende Alizarinfabriken, England und Frankreich der schützenden Patente wegen nur je eine. Für 1873 beläuft sich die Gesammtproduktion schon auf 22,000 Ctr. 10procent. Alizarinpaste im Werth von 4 Mill. Thlr., wovon ca. 15,000 Ctr. auf Deutschland und 6000 auf England kommen. Zur Darstellung des künstlichen Alizarins oxydirt man das Anthracen zunächst zu Anthrachinon, verwandelt dies durch Einwirkung von koncentrirter Schwefelsäure in Anthrachinonbisulfosäure, erwärmt das Natronsalz des letzteren mit dem zwei- bis dreifachen Gewicht von Aetzkali oder Aetznatron auf ungefähr 200°, bis die zuerst entstehende schön blaue Färbung in eine dunkelviolette sich verwandelt hat, versetzt dann die ganze Masse mit Säure und wäscht das ausgeschiedene gelbe oder braungelbe A. gut aus. Es kommt wie das aus Krapp gewonnene als Pasta oder Pulver in den Handel. Reines A. bildet manganrothe Krystalle, ist kaum in kaltem, leichter in heißem Wasser, in Alkohol, Aether, Benzin löslich, sublimirbar, gibt bei Oxydation mit Salpetersäure Phthalsäure, bei Reduktion Anthracen. Gegen Basen verhält sich A. wie eine schwache Säure, die Alkalisalze geben schön violette Lösungen, Thonerdesalze sind rosa oder roth, Eisenoxydsalze violett oder schwarz. Man erzeugt sie in der Kattundruckerei auf dem mit Thonerde oder Eisenoxyd gebeizten Gewebe. Das künstliche A. ersetzt sämmtliche Krapppräparate, und bereits ist bemerkbar, daß der Krappbau nachläßt und Krappproducenten zu Fabrikanten des künstlichen Alizarins werden. Sinkt der Preis des letzteren noch weiter, so wird auch der Import von Farbehölzern aus dem Orient bedeutend nachlassen. Deutschland bezog bisher die feinern Sorten der Krapppräparate aus Frankreich, aber in kurzer Zeit wird es der Lieferant der ganzen Welt an A. sein.

Alk, Vögelgattung, s. Alken.

Alkäischer Vers, ein antikes, von dem griech. Lyriker Alkäos herrührendes, elfsilbiges Metrum, bestehend aus 2 Jamben mit einer Nachschlagsilbe und 2 Daktylen, von denen der 2. sich gewöhnlich in einen Kretikus (– ⏑ –) verwandelt:

⏓ –́ ⏑ – ⏓ | – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏓
Dort lebt er glanzvoll | göttlich im Götterreich

Dieser Vers zweimal gesetzt bildet die beiden ersten Zeilen der alkäischen Strophe, während die zwei letzten Zeilen zusammengenommen gleichsam eine weitere Ausführung der beiden Vershälften der ersten Zeile sind: die dritte ein vierfüßiger Jambus mit Nachschlagsilbe, die vierte aus 2 Daktylen und einer trochäischen Dipodie bestehend. Schema:

⏓ – ⏑ – ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓
⏓ –́ ⏑ – ⏓ | –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏓
⏓ –́ ⏑ – ⏑ – ⏑ – ⏓
–́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ ⏑ –́ ⏑ – ⏓

Die alkäische Strophe, in welcher (wie im sapphischen Versmaß) die äolisch-melische Poesie der Griechen ihre schönsten Blüten trieb, eignet sich besonders für schwungvolle Gedankendichtung, z. B. zur Hymne und politischen Ode, wozu sie schon ihre Erfinder, in neuerer Zeit unter andern Klopstock und Platen benutzten, zum Vortrag ernster Lebensweisheit (wie bei Horaz) u. dgl.

Alkäos (Alkaios), griech. Lyriker, aus Mitylene auf Lesbos gebürtig, blühte um 600 v. Chr., Zeitgenosse und Verehrer der Sappho, einer der 9 lyrischen Dichter, welche die alexandrin. Gelehrten als die »großen« bezeichneten. Sein Leben war vielfach in die politischen Streitigkeiten seiner Vaterstadt verflochten, deren Tyrannen (Melanchros, Myrsilos) er mit Wort und That bekämpfte. Um dem Hasse seiner Feinde zu entgehen, war er gezwungen, die Heimat zu verlassen, und lebte flüchtig in der Fremde, bis Pittakos, nachdem er zum Herrscher von Mitylene gewählt war, ihm die Rückkehr gestattete. A. ist uns eigentlich nur durch die Urtheile der Alten als Dichter von hoher Schönheit und hinreißender Kühnheit bekannt, denn von seinen Werken sind nur geringe Bruchstücke auf uns gekommen. Sie waren in äolischer Mundart abgefaßt und bestanden in Hymnen auf die Götter, in Kriegsliedern und Oden politischen Inhalts, welche die feurigste Liebe zur Freiheit und glühenden Tyrannenhaß athmeten. Andere seiner Gedichte waren erotischer Art und durch Anmuth und Lieblichkeit der Sprache ausgezeichnet. Auch auf die äußere Form und den Strophenbau verwandte A. große Sorgfalt; das kunstvolle nach ihm benannte Versmaß ist von ihm, wenn auch nicht erfunden, doch zur Vollkommenheit ausgebildet worden. Unter den Alten war der Römer Horaz sein glücklichster Nachahmer. Die Fragmente des A. sind zusammengestellt in Matthiä's »Alcaei fragmenta« (Leipz. 1827) und in Bergks »Poetae lyrici graeci« (Bd. 3, Leipz. 1867).

Alkalien, die Oxyde und Oxydhydrate der Alkalimetalle. Die Araber nannten Alkali zuerst den löslichen Bestandtheil der Asche von Strandpflanzen, im wesentlichen also kohlensaures Natron. Später lernte man das kohlensaure Kali kennen, aber ohne es vom Natronsalz zu unterscheiden. Als dies endlich gelang, wurde das Kali als Pflanzenalkali vom Natron als Mineralalkali getrennt, doch entdeckte man bald auch im Mineralreich Kaliverbindungen, so daß jene Bezeichnung wieder aufgegeben werden mußte. Kohlensaures Ammoniak wurde als flüchtiges Alkali bezeichnet, während die nicht flüchtigen Kali- und Natronverbindungen fixe A. hießen. Als die Natur der kohlensauren Salze erkannt war, nannte man die mit Säuren brausenden A. milde (Potasche, Soda), die kohlensäurefreien ätzende oder kaustische A. — Die A. zeigen folgende Eigenschaften: die Oxydhydrate sind in Wasser leicht löslich; Pflanzen- und Thierstoffe werden durch ihre Lösung zerstört (geätzt);

sie schmecken kaustisch, bläuen rothes Lackmus, bräunen Curcuma und färben Veilchensaft grün; sie fällen die schweren Metalle aus ihren Lösungen als Oxyde oder Hydrate; die kohlensauren Salze zeigen die Eigenschaften der Oxydhydrate in geringerem Grade. Sie sind, wie auch die schwefelsauren, phosphorsauren und borsauren Salze, in Wasser löslich. Von den A. werden die Oxyde und Oxydhydrate des Baryum, Strontium, Calcium und Magnesium als Erdalkalien oder alkalische Erden unterschieden. Organische A. heißen die Alkaloïde (s. d.).

Alkalimetalle, die aus den Alkalien dargestellten Metalle: Kalium, Natrium, Rubidium, Cäsium, Lithium; sie besitzen vollkommenen Metallglanz, sind bei mittlerer Temperatur sehr weich, bis auf Rubidium leichter als Wasser, oxydiren sich an der Luft sehr schnell und zersetzen Wasser schon bei gewöhnlicher Temperatur unter Entwickelung von Wasserstoff. Bei solchen Eigenschaften können sie in der Natur nicht gediegen vorkommen.

Alkalimetrie und Acidimetrie. Die Potasche des Handels besteht ebensowenig aus reinem kohlensauren Kali, wie die Soda aus reinem kohlensauren Natron besteht. Beide Fabrikate enthalten, abgesehen von Verfälschungen, noch andere Salze, welche ihren Werth in den meisten Fällen sehr beeinträchtigen. Die Alkalimetrie gibt nun einfache Methoden an, welche mit einer für die Praxis hinreichenden Genauigkeit den Werth von Soda, Potasche, Aetznatron, Aetzkali leicht und schnell zu ermitteln gestatten. Ebenso lehrt die Acidimetrie den Gehalt einer käuflichen Säure an reiner Säure zu erforschen.

Man verfährt meist maßanalytisch, d. h. man arbeitet bei der Alkalimetrie mit einer Säure, bei der Acidimetrie mit einer Lösung von Aetznatron, deren Gehalt (titre) man genau kennt, und man prüft dann, wie viel von diesen Flüssigkeiten nöthig ist, um eine abgewogene Menge der zu untersuchenden Substanz zu neutralisiren. Man wägt also z. B. von dem käuflichen Aetznatron eine Probe ab (bestimmt durch Austrocknen den Wassergehalt), löst sie in Wasser, färbt sie mit Lackmus blau und läßt nun von der Probesäure aus einer Bürette langsam zufließen, bis die blaue Farbe plötzlich in Roth übergeht. Durch den Tropfen Säure, welcher diese Farbenwandlung hervorgebracht hat, ist die Flüssigkeit vollständig neutralisirt. Man liest nun an der Skala der Bürette die verbrauchte Menge Säure ab, und da man ihren Gehalt, wie gesagt, ganz genau kennt, so ergibt eine einfache Berechnung, wie viel Aetznatron durch sie neutralisirt worden ist. Bei der Acidimetrie verfährt man ebenso; man färbt die abgewogene Säuremenge mit Lackmus roth und läßt Probenatronlösung zufließen, bis die Flüssigkeit blau wird. Enthält das Aetznatron kohlensaures Natron oder soll Potasche oder Soda geprüft werden, so wird bei der allmählichen Neutralisation Kohlensäure frei, welche das Lackmus violett färbt. Hierdurch verliert die Methode an Schärfe, und man ist zu einem Kunstgriff gezwungen. Man läßt nämlich zu der alkalischen Lösung so lange Probesäure fließen, bis von dieser ein Ueberschuß vorhanden ist. Dann erhitzt man die Flüssigkeit, bis alle Kohlensäure verjagt ist, und läßt nun Probenatronlösung vorsichtig zufließen, bis das Roth sich plötzlich in Blau verwandelt. Von der verbrauchten Probesäure muß man dann so viel abziehen, wie der zuletzt verbrauchten Probenatronlösung entspricht, der Rest der Probesäure zeigt die neutralisirte Menge Potasche oder Soda an. Enthält eine Probe Aetznatron neben kohlensaurem Natron, so verfährt man, wie angegeben, muß aber eine zweite Untersuchung anstellen und bei dieser die in einem Fläschchen ausgetriebene Kohlensäure durch ein Chlorcalciumrohr leiten, um sie zu trocknen, und dann durch ein mit Natronkalk gefülltes Rohr, in welchem sie absorbirt wird. Die Gewichtszunahme des Rohrs ergibt den Kohlensäuregehalt der Probe.

Nach der Methode von Fresenius und Will bringt man eine abgewogene Menge Potasche oder Soda mit Wasser in das Kölbchen A (Fig. 1) und füllt das Kölbchen B zu 2/3 mit koncentrirter Schwefelsäure. Man verstopft dann das Rohr b mit einer Kautschukkappe und saugt stark an dem Rohr d. Dabei wird Luft aus A durch c nach B übertreten, und wenn man nun mit Saugen aufhört, so wird der Luftdruck etwas Schwefelsäure aus B nach A hinübertreiben. Diese Säure zersetzt die Potasche oder Säure und treibt deren Kohlensäure aus, welche in kleinen Blasen durch die koncentrirte Schwefelsäure in B strömt, dort vollständig getrocknet wird und dann den Apparat verläßt. Läßt man nach der Zersetzung eine beträchtliche Quantität Säure nach A übertreten, so erwärmt sich die Flüssigkeit stark, es wird alle Kohlensäure ausgetrieben, und nach Oeffnung von b saugt man durch d den letzten Rest derselben fort. Der Gewichtsverlust, welchen der Apparat erlitten hat, ergibt die in der Potasche oder Soda enthaltene Kohlensäure. Enthielt die Potasche oder Soda kohlensauren Kalk, so muß sie gelöst und filtrirt werden; bei Gegenwart von doppeltkohlensaurem Salz muß man die Probe glühen, bei Gegenwart von Aetznatron oder Aetzkali befeuchtet man sie mit kohlensaurem Ammoniak, trocknet und glüht.

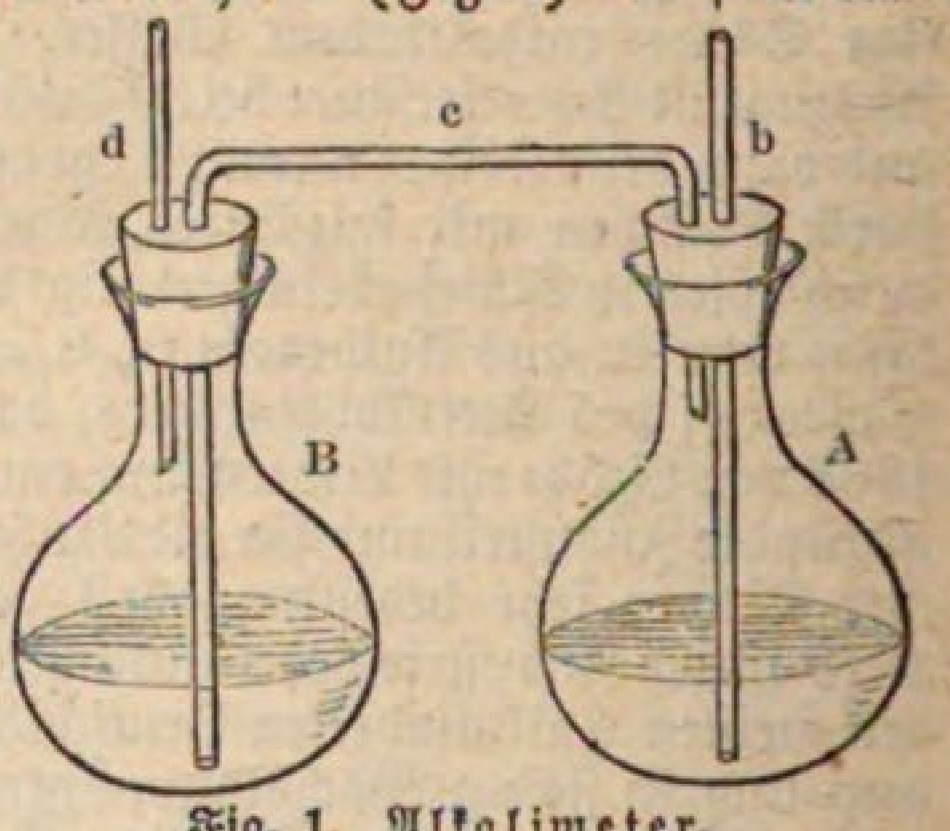


Fig. 1. Alkalimeter.

Ist aber Schwefelkalium oder Schwefelnatrium, schwefligsaures oder unterschwefligsaures Salz zugegen, so muß man eine Messerspitze voll gelbes chromsaures Kali zusetzen. Jedenfalls muß auch der Wassergehalt der Probe bestimmt werden. — Dieselbe Methode kann in der Acidimetrie benutzt werden. Man bringt in das Kölbchen A (Fig. 2) die abgewogene Probe mit etwas Wasser, hängt an einem Faden ein mit reinem doppeltkohlensauren Natron gefülltes Becherchen in den Hohlraum des Gefäßes, verschließt das Rohr b, wägt den Apparat, läßt das Becherchen in die Flüssigkeit fallen und erwärmt nach der Zersetzung einige Zeit auf 50°. Die bei der Zersetzung entwickelte Kohlensäure entweicht vollständig getrocknet durch das mit Chlorcalcium gefüllte Rohr B. Man saugt schließlich an d die Kohlen-

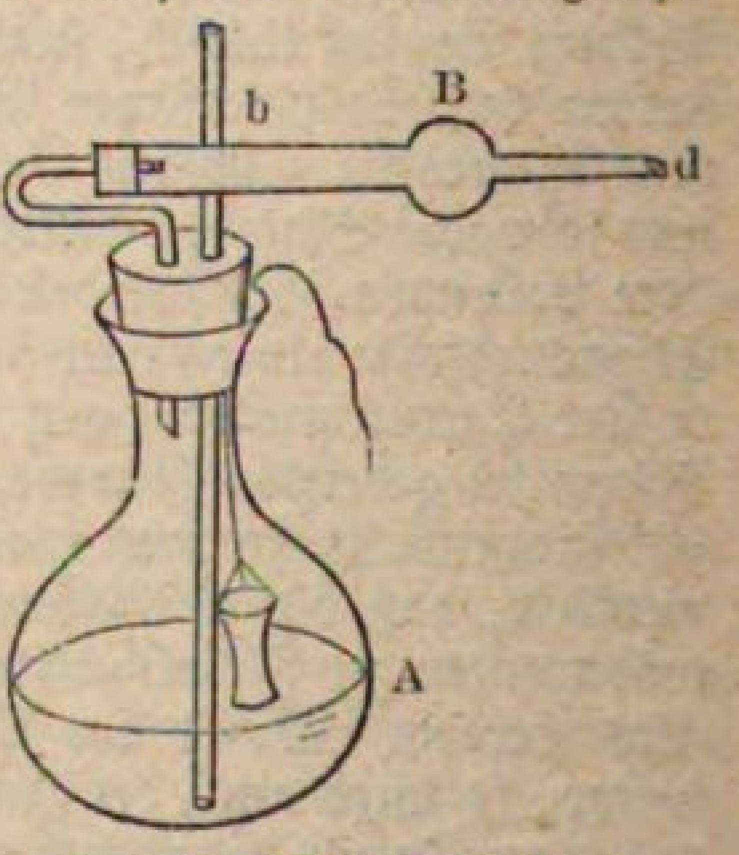


Fig. 2. Acidimeter.

säure aus dem Apparat und bestimmt den Gewichtsverlust, also die Quantität des zersetzten kohlensauren Natrons, aus welcher sich die Säure berechnen läßt. Alle diese Methoden unterscheiden nicht zwischen Kali und Natron, welche doch für die Praxis sehr ungleichen Werth haben. Man kann mit ihnen nicht den Gehalt einer Potasche an Soda bestimmen. Um dies zu thun, neutralisirt man, wie oben angegeben, eine Probe mit Probesäure und berechnet den Alkaligehalt als kohlensaures Kali. Das Chlor, welches in der Potasche enthalten ist, wird als Chlorsilber und die Schwefelsäure als schwefelsaures Blei gefällt und gewogen. Das vorhandene Kali wird in Weinstein verwandelt, der sich abscheidet und ebenfalls gewogen wird. So erfährt man den Gehalt der Potasche an Kali, das gefundene Chlor berechnet man als Chlorkalium, die Schwefelsäure als schwefelsaures Kali. Der an Schwefelsäure und Chlor nicht gebunde Rest des Kali's war als kohlensaures Kali vorhanden und wird als solches berechnet. Zieht man dies dann von dem zuerst berechneten kohlensauren Kali ab, so ergibt der verbleibende Rest, im Verhältnis von 69,1 auf 53,0 kalkulirt, den Gehalt der Potasche an Soda.

Alkaloïde (Pflanzenbasen); eigenthümliche, häufig durch hervorragende physiolog. Wirkungen ausgezeichnete Pflanzenstoffe, welche in ihrem chemischen Verhalten mehr oder weniger dem Ammoniak gleichen. Sie sind weit verbreitet im Pflanzenreich und am häufigsten und reichlichsten in Früchten, Samen und Rinden. Ihr Vorkommen steht in merkwürdigem Zusammenhang mit dem Familiencharakter, also der besondern Organisation der Pflanzen. So besitzt jede Gattung bei den Solaneen und Papaveraceen ein oder selbst mehrere besondere A.; in andern Familien, z. B. bei den Strychnaceen, führen alle oder doch viele Genera ein und dasselbe Alkaloïd, und nur wenige A. sind, wie das Berberin und Kaffeïn, über mehrere Familien verbreitet. Die größere Zahl der Pflanzenfamilien, und darunter die artenreichen der Kompositen und Labiaten, führen keine A.; von den Monokotyledonen sind A. nur aus der Familie der Colchicaceen, und aus dem Reich der Kryptogamen ist allein das Muscarin bekannt. Die Zahl der gegenwärtig bekannten A. mag über 100 betragen. Alle A. enthalten Kohlenstoff, Wasserstoff und Stickstoff, die meisten auch Sauerstoff. Sie gleichen in ihrem Verhalten vielfach dem Ammoniak, und man betrachtet die sauerstofffreien als Nitrilbasen; von den sauerstoffhaltigen mögen viele Ammoniumbasen sein. Wenige A. sind flüchtige, wasserhelle, intensiv riechende, in Weingeist, Aether und Chloroform, meist auch in Wasser lösliche Flüssigkeiten; die meisten sind fest, farb- und geruchlos, schmecken bitter, sind nicht oder nur in sehr kleinen Mengen unzersetzt sublimirbar, krystallisiren, sind in Wasser schwer oder gar nicht, in Weingeist, Benzin, Amylalkohol, Chloroform leicht löslich, drehen die Ebene des polarisirten Lichts nach links, reagiren stark alkalisch, geben mit Säuren feste, geruchlose, in Alkohol leichter als in Wasser und Aether lösliche Salze. Die Alkaloïdsalze der Gerbsäure, Phosphormolybdänsäure, Pikrin- und Metawolframsäure und die Doppelsalze mit Platin- und Goldchlorid sind sehr schwer löslich. Alkalien, alkalische Erden und Ammoniak fällen die A. aus ihren Salzen; koncentrirte Säuren färben manche eigenthümlich und oft sehr schön. — Zur Darstellung der flüchtigen A. destillirt man die Vegetabilien mit Wasser und Kalk- oder Natronhydrat, neutralisirt das Destillat mit Schwefelsäure und extrahirt aus dem Verdampfungsrückstand desselben das Alkaloïdsalz mit Aetherweingeist. Die nicht flüchtigen werden mit angesäuertem Alkohol den Pflanzen entzogen, mit Alkali aus dem filtrirten Auszug gefällt und dann gereinigt. Die in Wasser löslichen fällt man mit Phosphormolybdänsäure, trennt sie dann wieder von dieser mittels kohlensauren Kalks, löst sie in Alkohol und verdampft diesen. Die meisten A. bilden den eigentlich wirksamen Bestandtheil von Arzneimitteln (Chinin in der Chinarinde, Atropin in der Belladonna 2c.), finden sich darin aber in sehr geringen und oft schwankenden Mengen, so daß die Wirkung des Vegetabils selbst eine viel weniger sichere ist, als die des reinen Alkaloïds. Manche Pflanzen enthalten auch Substanzen, welche störende Nebenwirkungen hervorbringen, und deshalb ist die Benutzung der A. als Arzneimittel sehr allgemein. Sie wirken schon in sehr geringen Mengen bedeutend auf den Organismus. Man gibt sie oder noch häufiger ihre Salze in fester und flüssiger Form, applicirt sie direkt auf Schleimhäute oder spritzt ihre Lösungen unter die Haut (subkutane Injektion). Die Wirkung macht sich theilweise schon im Blut geltend, ist jedoch hauptsächlich auf das Nervensystem gerichtet. Auffallend ist der Gegensatz in der Wirkung mancher A. (Antagonismus). So hebt Atropin die giftigen Wirkungen des Morphins auf und umgekehrt, aber das Atropin hindert nicht die schmerzstillende Wirkung des Morphins, und man kann daher in dieser Beziehung mit letzterem viel größere Resultate erzielen, wenn man gleichzeitig Atropin darreicht. Von manchen Alkaloïden vernichten schon sehr geringe Mengen das Leben und Vergiftungen sind häufig vorgekommen. Dieselben erfordern schleunigste ärztliche Hülfe, welche sich zunächst auf Ueberführung des Giftes in unlösliche Form mittels Tannin und Entfernung desselben aus dem Körper richtet. Die Nachweisung der A. bei Giftmorden ist eine schwierige Aufgabe, gelingt jetzt aber in den meisten Fällen. Im allgemeinen verfährt man dabei auf folgende Weise. Man extrahirt den Mageninhalt 2c. mit angesäuertem Alkohol und erhält so eine Lösung des Alkaloïds als Salz, welche man durch Verdampfen von Alkohol befreit, mit Aether (in welchem das Alkaloïdsalz nicht oder nur wenig löslich ist) schüttelt, um Fette 2c. zu entfernen, dann mit Alkali übersättigt, worauf man das nun freigewordene Alkaloïd (welches in Wasser schwer löslich ist) durch Schütteln mit Aether, Amylalkohol, Chloroform oder Benzin (in denen es sich leicht löst) in diese Flüssigkeiten überführt. Es kann dann leicht weiter gereinigt und an seinen Reaktionen und physiologischen Wirkungen auf Thiere erkannt werden. Vgl. A. und Th. Husemann, Die Pflanzenstoffe (Berl. 1871).

Alkalurētika (griech.), Heilmittel, welche Absonderung eines alkalireichen Urins bewirken. Solche sind außer den Alkalien Speisen und Getränke, welche viel alkalische Salze enthalten, z. B. manche Obstarten, gewisse Mineralwässer 2c. Die Heilkunde wendet solche Mittel an, um die Bildung harnsaurer Steine im Nierenbecken und in der Harnblase zu verhüten.

Alkamĕnes, griech. Bildhauer, einer der bedeutendsten Schüler des Phidias, fertigte am Tempel des Zeus in Olympia die westliche Giebelgruppe, Kämpfe der Kentauren und Lapithen darstellend, schuf wie Phidias auch neue Göttertypen, so die des Asklepios und Dionysos, desgleichen eine Bildsäule

des letztern in Gold und Elfenbein (Chryselephantin). Sein berühmtestes Werk war das 10 Ellen hohe Marmorbild der Nemesis für Rhamnos. Er wirkte bis um 402 v. Chr.

Alkannaroth (Alkannin, Anchusin, Anchusasäure) $C_{35}H_{40}O_8$, Farbestoff in der Wurzel von Alcanna tinctoria, wird durch Extraktion derselben mit Schwefelkohlenstoff oder Petroleumäther gewonnen, ist amorph, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol, Aether, Schwefelkohlenstoff, Petroleumäther, flüchtigen und fetten Oelen, bildet mit Alkalien und Erdalkalien blaue, in Wasser lösliche, mit Metallsalzen unlösliche Verbindungen. Das A. dient in der Kattun- und Seidenzeugdruckerei zu Violett und Grau (mit Eisenbeize), gibt aber wenig echte Farben; häufiger benutzt man es zum Färben von Haarölen, Firnis, Zahntinkturen &c. Es ist ein außerordentlich empfindliches Reagens auf Alkalien und Ammoniak, indem es von geringen Spuren derselben blau gefärbt und die blaue Verbindung umgekehrt von sehr geringer Menge Säure geröthet wird.

Alkannawurzel, s. Alcanna und Lawsonia.

Alkarsin, s. Kakodyl.

Alkatifa (arab.-span.), Prachtteppich mit Gold- und Silberstickerei.

Alkäzar (arab.-span.), Schloß, Palast.

Alkazar Quivir (Alkassar, arab. Kasr el Kebir, »das große Schloß«), Stadt im nördlichen Marokko mit (1864) 20—25,000 Einw., einst viel bedeutender, ist bekannt durch die Schlacht vom 4. Aug. 1578, in welcher König Dom Sebastian von Portugal von den Mauren geschlagen wurde und das Leben verlor.

Alken (Alcidae), Familie der Tauchervögel (Urinatores), welche durch kurze, zuweilen kaum zum Fliegen taugliche Flügel, durch die kurze oder rudimentäre oder fehlende Hinterzehe, vollkommene Schwimmfüße und einen meist seitlich zusammengedrückten, zuweilen auf den Seiten mit Furchen versehenen, sonst verschieden gebildeten Schnabel charakterisirt wird. Die hierher gehörigen Vögel sind echte Meeresbewohner und zum beständigen Aufenthalt auf dem Wasser ganz eigentlich geschaffen. Denn während sie sich auf dem Lande nur schwerfällig fortbewegen, indem sie auf der ganzen Sohle der Füße dahin rutschen, schießen sie im Wasser pfeilschnell dahin und wissen, auf bedeutende Tiefen hinabtauchend, Fische und andere Seethiere mit ausgezeichneter Gewandtheit zu haschen. Eigenthümlich ist die wegen der relativen Kürze der Beine mehr oder weniger aufrechte Stellung des Körpers in der Ruhe. Die Familie ist auf die arktische Zone beschränkt, hier aber durch mehrere Gattungen und Arten repräsentirt und in so großer Individuenzahl vorhanden, daß die Bewohner mancher Vogelberge, d. h. der Felsen und Klippen, auf denen die Vögel brüten, nach hunderttausenden gezählt werden müssen. Erschreckt, stürzen die Scharen ins Meer, um sich durch Untertauchen vor drohender Gefahr zu retten. Dies benutzt man zur Jagd der Thiere, indem man Netze ausbreitet und dann die Vögel durch Schüsse aufstört. Werthvoll und für den Handel von hoher Wichtigkeit sind die Eier, die Federn und die noch nicht flüggen, von Fett strotzenden Jungen, welche eingesalzen werden; das Fleisch der alten Vögel ist thranig und zähe. Die Gattung Alk (Alca *L.*, vgl. Abbildung) ist durch den dicken, gegen die Spitze hin gewölbten, seitlich stark zusammengedrückten Schnabel mit scharfem Rücken und seitlichen Querfurchen, den kurzen zwölffederigen Schwanz, die schlanken, langspitzigen und etwas säbelförmigen Flügel, das dichte pelzartige Gefieder und ansehnliche Größe ausgezeichnet. Hierher gehören der Tordalk (Klub-, Eis- oder Elsteralk, A. torda *L.*), mit bis zum Schwanze reichenden Flügeln, am Kopf, Hals und an der Oberseite schwarzbraun, an der Unterseite weiß, 42—44 Centim. lang, 70 Centim. breit, in zahlreichen Scharen an den nördlichen Küsten, namentlich an den Lofoten lebend, im Winter ziemlich regelmäßig an den deutschen und franz. Küsten



Alk.

erscheinend, u. der große oder Brillenalk (Geyrfugl der Isländer, A. impennis *L.*, s. Abbildung) mit sehr kurzen, verkümmerten, zum Fliegen untauglichen Flügeln und äußerst schmalem, von der Wurzel bis zur Spitze sanft gekrümmtem Schnabel, 78 Centim. lang, auf der Oberseite glänzend schwarz, an der Kehle schwarzbraun, an der Unterseite weiß. Er war einst auf den Skären und kleinen Felseninseln bei Island und auf Neufundland sehr häufig, ist aber durch Nachstellungen ausgerottet und seit 1844 nicht wieder gesehen worden. Zur Familie der A. gehören noch die Gattungen Mormon *Ill.* (Larventaucher); Phaleris *Tem.* (Schmucktaucher); Uria *Möhr.* (Lumme), und Mergulus *Ray.* (Krabbentaucher).

Alkermes, s. Kermes.

Alkestis (lat. Alceste), in der griech. Mythe Tochter des Königs Pelias von Jolkos, besonders durch ihre aufopfernde Gattenliebe berühmt. Der Vater verhieß sie nur demjenigen zum Weibe zu geben, der in einem mit Löwen und Ebern bespannten Wagen kommen werde. Dies vollbrachte Admetos, König von Pherä in Thessalien, mit Hülfe Apollons, der eben, wegen Blutschuld (s. Apollon) aus dem Olymp verbannt, bei ihm die Rosse weidete. Da aber Admetos bei der Hochzeit versäumte, der Artemis zu opfern, fand er das Brautgemach mit

Schlangenknäueln erfüllt. Apollon besänftigte den Zorn der Göttin und erlangte außerdem von den Parzen das Versprechen, Admetos solle, wenn sein Todestag komme und sich jemand freiwillig für ihn zu sterben entschließe, vom Tode befreit werden. Als ihn darauf eine tödliche Krankheit befiel, weihte sich die treue A. für den Gatten dem Tode. Dieser genas sofort, aber Verzweiflung erfaßte ihn über den Verlust der Gattin. So traf ihn sein Gastfreund Herakles, dem er sein Leid klagte, worauf dieser in die Unterwelt hinabstieg, die A. dem Hades entriß und sie in die Arme Admets zurückführte. Die ganze Persönlichkeit der A. (»Abwehrerin«) ist Geschöpf der Göttersage, aus dem Dienste der Mond- und Unterweltsgöttin, Artemis von Pherä, entsprungen. Ihre Geschichte wurde von Euripides in der schönen Tragödie »A.« behandelt.

Alkibiades, einer der berühmtesten Männer Griechenlands, der Repräsentant seines Zeitalters und der Spiegel des bewegten, von Parteiungen und inneren Kämpfen zerrissenen Staatskörpers Athen, war um 450 v. Chr. zu Athen geboren, aus dem vornehmen Stamme der Alkmäoniden, Neffe des Perikles. Nachdem er seinen Vater Klinias sehr früh in der Schlacht bei Chäronea (447 v. Chr.) gegen die Böotier verloren, erhielt er unter dem Einfluß seines Oheims eine vortreffliche Erziehung. Die Natur hatte ihn mit körperlichen wie geistigen Vorzügen fast verschwenderisch ausgestattet. Huldigungen aber, die schon früh seiner Schönheit, seinem Reichthum, seiner geistigen Ueberlegenheit dargebracht wurden, waren seiner Charakterbildung nicht förderlich; A. war schon als Jüngling voll Anmaßung, und indem er sich in den Strudel des Vergnügens und Ausschweifungen stürzte, war das Streben seines Lehrers Sokrates, ihn zu höherer Tugend und Sittlichkeit zu bilden, erfolglos. Es gelang dem weisesten aller Griechen wohl, des Jünglings Geist auszubilden; allein seine Leidenschaften konnte er nicht zügeln. Die erste Waffenprobe legte A. in dem Kriege gegen Potidäa ab; Sokrates focht ihm hier zur Seite und rettete ihm das Leben, welchen Dienst ihm A. bei Delion auf gleiche Weise vergalt. Als Preis seiner Tapferkeit gab ihm der reiche Hipponichos seine Tochter zur Gemahlin, um welche A. früher vergeblich geworben. Nach Ruhm und Herrschaft durstig, war A. ein entschiedener Gegner der Partei, die unter des Nikias Führung 421 Frieden mit Sparta schloß. Es gelang ihm, die Argiver, Mantineer und Eleer zu einem peloponnesischen Gegenbunde zu vereinigen, der indeß den Spartanern in der Schlacht bei Mantinea (418) unterlag. Ein größeres Ziel bot sich seinem Ehrgeize, als die von Syrakus und Selinus hart bedrängte Stadt Egesta auf Sicilien die Hülfe der Athener erbat. Schon früher hatte die Kriegspartei in Athen Gelegenheit zur Einmischung in die sicilianischen Händel gewünscht und daran die weitaussehendsten Hoffnungen geknüpft. Mit Eifer ergriff sie daher die Gelegenheit, und es gelang A., ungeachtet der Abmahnung des staatsklugen Nikias, die kriegerische, leicht entzündbare Jugend für den abenteuerlichen Zug zu entflammen und die Wahl eines Oberfeldherrn auf sich zu lenken. Die Gegenpartei wußte es durchzusetzen, daß Nikias zum Mitfeldherrn ernannt wurde, und beiden gesellte ein Volksbeschluß noch den Lamachos zu. Die Flotte, wie der Piräeus niemals eine größere gesehen, lag schon zur Abfahrt bereit, als in der Nacht (vom 10. auf den 11. Mai 415) die meisten Hermesbilder sowohl vor Privatwohnungen wie Tempeln verstümmelt wurden. Dies Ereignis und Mysterienverletzungen, von denen gleichzeitig gesprochen wurde, erregten um so größeres Aufsehen, als A. der Theilnahme daran beschuldigt wurde. Entgegen seinem Verlangen wurde die Untersuchung gegen ihn vertagt, nach Abfahrt der Flotte aber dennoch vorgenommen und A. zurückberufen. Er entfloh zuerst nach Elis, dann nach Sparta. Abwesend verurtheilt, beschloß er, sich an den Athenern zu rächen. Auf seinen Antrieb unterstützten die Spartaner Syrakus, besetzten Dekelea im attischen Gebiet und begannen mit persischer Hülfe den Seekrieg an der asiatischen Küste. Bald aber machten die Eifersucht der spartan. Heerführer und die gerechte Rache des Königs Agis, dessen Gemahlin A. verführt hatte, sowie der Verdacht, als treibe er zweideutiges Spiel, seine Stellung unhaltbar, und er floh (412) zu dem persischen Statthalter Tissaphernes. An dem Hofe desselben warf er die in Sparta angenommene Maske lakonischen Ernstes wieder ab, ward Asiate, anscheinend nichts suchend als den ewigen Wechsel raffinirter Sinnenlust. Tissaphernes ward erst sein Freund, dann sein Werkzeug. A. lockerte die Verbindung mit Sparta und machte ihm begreiflich, persisches Interesse erfordere es, beide, Athener wie Spartaner, zur gegenseitigen Aufreibung an einander zu hetzen, um daraus Nutzen zu ziehen. Als persischer Bevollmächtigter knüpfte er mit der athenischen, vor Samos liegenden Flotte Unterhandlungen an und öffnete so seinen Intriguen unter den Parteien in Athen selbst ein weites Feld. Inzwischen gelang es der oligarchischen Partei in Athen, sich durch einen Staatsstreich in den Besitz der Gewalt zu setzen und die bestehende demokratische Verfassung zu beseitigen. Die neue Regierung begann ihre Thätigkeit mit Verhaftung und Hinrichtung zahlreicher Gegner, mit dem Beschluß, den verbannten A. nicht zurückzurufen und mit der Anknüpfung von Friedensunterhandlungen. Sie versuchte auch, die Flotte vor Samos für sich zu gewinnen. Hier aber behielt die demokratische Partei die Oberhand. Die in Athen Herrschenden wurden von ihr für Vaterlandsfeinde erklärt, und man wandte sich an A., der sich noch immer bei Tissaphernes aufhielt. Thrasibulos und Thrasyllos, die Führer der Flotte, holten ihn 411 feierlich nach Samos ab. Eine begeisternde Rede an die Athenienser erwarb ihm neues Vertrauen, und es gelang ihm, den Beschluß durchzusetzen, daß man sich zunächst nicht gegen die Vaterstadt, sondern gegen Sparta und dessen Bundesgenossen wenden wolle. Damals urtheilte man mit Recht von A., daß er dem Staate zum erstenmal mehr als irgend jemand genützt habe. Zunächst suchte er noch einmal das Bündnis mit Persien und dem zögernden Tissaphernes zu Stande zu bringen. Als dies mißlang, eilte er ohne Aufenthalt die spartan. Flotte aufzusuchen, schlug und vernichtete dieselbe in den Schlachten bei Abydos (411) und bei Kyzikos (410), eroberte dann die wichtigsten Plätze am Hellespont, Chalkedon, Selymbria und Byzanz, sicherte die athenischen Besitzungen am Schwarzen Meere und die daher fließenden Einkünfte, und nun erst, mit Ruhm und unermeßlicher Beute beladen, beschloß er die Rückkehr in die lang entbehrte Heimat, in der das oligarchische Regiment dem Unwillen der Bürgerschaft und der Freude über die Siege der Flotte bereits wieder hatte weichen müssen. Thrasyllos wurde

vorausgesendet, des A. Ankunft vorzubereiten, und Athen wählte diesen förmlich zum Oberfeldherrn. Am 6. Juni 407 v. Chr. lief A. in den Piräeus ein. Das Volk führte ihn im Triumph nach Athen. Vor der sogleich berufenen Volksversammlung sprach A. von seinen Leiden und dem ihm angethanen Unrecht, begeisterte aber zugleich das Volk in der Weise, daß es, unter feierlicher Zurücknahme des früher gegen ihn ausgesprochenen Fluchs und Urtheils, ihn zum Feldherrn zu Wasser und zu Land ausrief. Auch sein Vermögen gab es ihm zurück. Nun führte A. eine Expedition gegen das abtrünnige Andros. Aber die Stadt vertheidigte sich mit Erfolg, und Unterhandlungen endigten den Streit. Dann ging er nach Samos, denn Lysander, der spartan. Flottenführer, hatte mit Cyrus von Persien, Darius' II. jüngerem Sohn, Unterhandlungen angeknüpft, auch schon Unterstützung und Zusicherung weiterer Hülfe von ihm erhalten. Lysanders Flotte lag vor Ephesos. Er gab seinen Seeleuten einen weit höhern Sold, als die Athener genossen, und verlockte dadurch viele der Griechen, welche auf A.' Flotte dienten, den Dienst zu wechseln. Gleichwohl wagte er es nicht, mit seinen 90 Schiffen, einer überlegenen Macht, den Kampf gegen A. zu beginnen. Dieser war nach Phokäa zu einer Unterredung mit Thrasybulos gegangen, um zur Bezahlung des Soldes Geld in Karien zu erpressen, und hatte auf die Zeit seiner Abwesenheit dem Unterfeldherrn Antiochos den Befehl über die Flotte übergeben. Gegen des A. ausdrückliches Verbot ließ sich dieser in eine Schlacht ein und ward geschlagen. Auf die Kunde hiervon eilte A. schleunigst herbei und führte die geschlagene Flotte von neuem dem Lysander entgegen, welcher jedoch der angebotenen Schlacht auswich. Die Nachricht von dem unglücklichen Treffen des Antiochos hatte auf das Volk zu Athen den schlimmsten Eindruck gemacht. Je tiefer man sich vor A. gebeugt, desto größer war der Unwille gegen ihn, dem man alle Schuld beimaß. Allen Anklagen gegen ihn schenkte man jetzt Gehör: Sorglosigkeit, Bedrückung der Bundesgenossen, Mißbrauch der Gewalt, Einverständnis mit den Feinden, Streben nach Alleinherrschaft waren die Anklagepunkte, welche seine Absetzung herbeiführten. Tief gekränkt begab sich A. freiwillig in die Verbannung auf eine Veste in Thrakien bei Bisanthe. Von hier aus befehdete er mit Söldnern thrakische Völkerschaften, bereicherte sich und verschaffte den umwohnenden Griechen Ruhe. Vor der entscheidenden Schlacht bei Aegospotamoi machte er die athenischen Flottenführer auf ihre nachtheilige Stellung aufmerksam. Sein Rath blieb aber unbefolgt. Nach dem Falle Athens flüchtete er vor dem Hasse der Spartaner aus Thrakien nach Bithynien und von da zu Pharnabazus, um durch diesen zu König Artaxerxes zu gelangen, um mit persischer Hülfe Athen von der spartan. Herrschaft zu befreien. Die Bedrücker Athens suchten ihn deshalb aus dem Wege zu räumen. Auf Pharnabazus' Aufforderung umstellten dessen Bruder Magäos und Oheim Susamithres des A. Landhaus und warfen Feuer in dasselbe. A. raffte sich auf, drang bewaffnet durch die weichende Mörderschar, fiel aber, aus der Ferne von deren Pfeilen durchbohrt, 404 v. Chr., kaum 46 Jahre alt, vor kurzem der Abgott des Volks, jetzt von Freund und Feind gleich gehaßt und verrathen, als heimatloser Flüchtling. Ein Mädchen, Timandra, nahm sich des Todten an, hüllte ihn in ihr Gewand und bestattete ihn. Seine ersten Biographen sind Plutarch und Cornelius Nepos. Vgl. Hertzberg, A. der Staatsmann und Feldherr (Halle 1853).

Alkidāmas, griech. Rhetor und Sophist, aus Elea in Kleinasien, lebte um 420 v. Chr. zu Athen als ein Zeitgenosse des Isokrates. Von seinen Reden sind nur 2 (»Odysseus« und »De sophistis«) auf uns gekommen, die in Bekkers Sammlung griechischer Redner abgedruckt sind; doch wird auch deren Echtheit angezweifelt.

Alkinōos, der weise König des mythischen Schiffervolks der Phäaken, der Göttergünstlinge, Vater der Nausikaa. Homer, der seinen Wohnsitz auf dem Eiland Scheria (von den Gelehrten auf Kerkyra, das jetzige Korfu, gedeutet) märchenhaft ausschmückt, läßt ihn den strandenden Odysseus höchst gastlich aufnehmen und heimgeleiten; ebenso die späteren Dichter. Auch die Argonauten, besonders Medea, fanden bei A. freundlichste Aufnahme.

Alkiphron, vorzüglicher griech. Rhetor und Romanschriftsteller, lebte wahrscheinlich im 3. Jahrh. n. Chr., und hat eine Sammlung von 118 fingirten Briefen hinterlassen, in welchen Fischer, Landleute, Parasiten und Hetären sich unterhalten, und die als Beiträge zur Kenntnis der Denk- und Lebensweise jener Zeit höchst schätzbar sind. Der Schauplatz der Briefe ist in und um Athen; die Zeit ist selten angedeutet, das Geschichtliche weist in die makedon. Zeit nach Alexander. Hauptverdienst ist die Form und die Reinheit der Sprache, welche A. als einen der besten Atticisten verräth. Zuerst erschienen diese Briefe in der Sammlung der Epistolographen von Aldus (Vened. 1499); neuere Ausgaben besorgten Seiler (2. Aufl., Leipz. 1856) und Meineke (das. 1853). Ins Deutsche übersetzt wurden sie von Hevel (Altenb. 1767).

Alkmäon, 1) griech. Heros, Sohn des Amphiaraos und der Eriphyle, zu Argos. Seine Mutter hatte, von Polynikes, dem thebanischen Prätendenten, durch das Halsband der Harmonia bestochen, ihren Gatten verrathen, der, um nicht am Feldzuge gegen Theben theilzunehmen, sich versteckt hatte, weil er vermöge seiner Divinationsgabe wußte, daß er dabei seinen Tod finden werde. Sterbend hatte er dem Sohne aufgetragen, ihn an der Mutter zu rächen. Als darauf die Söhne der vor Theben gefallenen Helden eine zweite Heerfahrt gegen die Stadt (den Epigonenzug) rüsteten, ließ sich Eriphyle durch das kostbare Gewand (Peplos) der Harmonia von neuem bestechen und veranlaßte ihre beiden Söhne zur Theilnahme an dem Zuge. A., zum Oberhaupt der Epigonen gewählt, tödtete den Laodamas im Zweikampf und eroberte und zerstörte Theben. Nach dem Feldzuge erfüllte er den Auftrag des Vaters, indem er seine Mutter ermordete, wurde aber dafür von den Erinnyen verfolgt, bis er zu Psophis in Arkadien von Phegeus entsündigt wurde, der ihm seine Tochter Arsinoe zum Weibe gab, welche nun die verhängnisvollen Kleinode erhielt. Allein das Land wurde von Unfruchtbarkeit heimgesucht, und Apollon verkündete, A. werde nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis er in ein Land komme, welches bei der Ermordung seiner Mutter noch nicht von der Sonne beschienen worden sei; an des Acheloos Mündung werde er es finden. A. machte sich dorthin auf und fand neu angeschwemmtes Land. Er baute sich hier an, heirathete die Tochter des Flußgottes, Kallirrhoe, und kehrte dann, um dieser das Halsband und den Peplos zu verschaffen, nach

Psophis zurück. Unter dem Vorgeben, er wolle die Kleinode, um geheilt zu werden, dem Gotte zu Delphi darbringen, erhielt er sie beide, wurde aber, als ein Diener den wahren Hergang verrieth, von den Söhnen des Phegeus für seine Untreue an Arsinoe ermordet. Zu Psophis stand, im Schatten heiliger Cypressen, sein Grabmal. Auch zu Theben genoß er als Weißager Heroenverehrung, wie sein Vater zu Oropos. Von den Tragikern wurde Alkmäons Geschichte vielfach benutzt.

2) Urenkel des Nestor, der bei der Einwanderung der Dorier in den Peloponnes von Pylos nach Athen kam, der Stammvater des berühmten Geschlechts der Alkmäoniden (s. d.), aus denen die einflußreichsten Männer Athens hervorgingen.

Alkmäoniden, aristokrat. Geschlecht in Athen, das dem Königshause der Kodriden verwandt war und seinen Stammbaum auf Alkmäon (s. d. 2) zurückführte. Nach dem Sturze des Königthums waren die A. lange Zeit Führer des Adels und galten für die schroffsten Vertreter der Standesvorrechte. Dem Versuche Kylons', eine Tyrannenherrschaft in Athen einzurichten, widersetzten sie sich auf das entschiedenste, und der Alkmäonide Megakles ließ die Anhänger des entflohenen Tyrannen niedermetzeln, selbst die, welche sich an die Altäre der Götter geflüchtet hatten (612). Für diesen Frevel wurde das ganze Geschlecht der A. verflucht und aus Athen verbannt. Zwar wurde ihnen durch Solon die Rückkehr gestattet, doch jene Blutschuld noch mehrfach von den Gegnern der A. benutzt, um das Ansehen einzelner A. zu untergraben, oder um ihre nochmalige Vertreibung aus der Stadt zu fordern. Jenes Megakles gleichnamiger Enkel, dem es gelang, die Hand der vielumworbenen Agariste, des Tyrannen Klisthenes von Sikyon Tochter, und die reichen Schätze ihres Vaters zu erhalten, wich von der Politik seiner Familie ab und trat an die Spitze der gemäßigten Partei der Paraler. Er stand anfangs mit Pisistratos in Verbindung, suchte aber dann ihn zu stürzen. Nach des Pisistratos Sieg bei Pallene (538) mußten die A. Athen verlassen. Ihr Reichthum erleichterte ihnen das Loos der Verbannung und machte es ihnen möglich, auch während derselben ihr Ansehen zu mehren, vornehmlich dadurch, daß sie den Neubau des durch eine Feuersbrunst zerstörten Apollontempels in Delphi übernahmen und in glänzender, kunstvoller Weise ausführten. Allmählich sammelten sich die Unzufriedenen aus Attika um die A., deren Führer Klisthenes (s. d.), des Megakles Sohn, 510 die Herrschaft der Pisistratiden stürzte und der Begründer der Demokratie in Athen wurde. Nicht lange nachher scheint das Geschlecht der A. im Mannsstamme erloschen zu sein. Perikles war durch seine Mutter Agariste, eine Nichte des Klisthenes, mit demselben verwandt. Auch des Alkibiades Mutter war aus dem Geschlechte der A.

Alkman, griech. Lyriker, aus Sardes in Lydien gebürtig und Sohn einer lydischen Sklavin, später in Sparta eingebürgert, blühte um 612 v. Chr. A. ist das Haupt der dorischen Dichterschule; er gab zuerst dem Chorgesange die kunstvolle strophische Form und gilt daher mit Recht als der Vater der griech. Lyrik. Er dichtete vorzüglich Parthenien (Lieder für Chöre spartanischer Jungfrauen) und Hymenäen (für die Jünglinge), pries die spartan. Eunomie als Bedingung aller Glückseligkeit, besang die Dioskuren und den Karneischen Apoll, die Grazien 2c.; auch der berühmte Kriegsgesang der Lakedämonier (das Embaterion) wird ihm zugeschrieben. Den rauhen dorischen Dialekt milderte und veredelte er durch Aufnahme epischer und äolischer Formen. Die geringen Fragmente Alkmans, zu denen noch 1860 ein neues, aus einem in Paris befindlichen Papyrus entnommenes Stück gekommen ist, sind gesammelt von Welcker (Gießen 1815), Schneidewin im »Delectus poetarum elegiacorum graecorum« (Gött. 1838) und Bergk in »Poetae lyrici graeci«, Bd. 2 (Leipz. 1866). Von A. führt eine daktylische Versart den Namen.

Alkmar (Alkmaar), Stadt in der niederländ. Provinz Nordholland, am Nordkanal und an der Eisenbahn, 37 Kilom. nördlich von Amsterdam, liegt zwischen trocken gelegten Morästen und bietet ein Musterbild holländischer Sauberkeit und Ordnung. Sehenswerthe Gebäude sind die Laurentiuskirche, sowie das Rath- und Zeughaus. Von öffentlichen Anstalten hat die Stadt ein Gymnasium, eine ansehnliche Bibliothek und ein Theater. Die Einwohner, 11,609 an der Zahl, treiben bedeutenden Handel mit vortrefflichem Käse, der hier aus allen Orten Nordhollands zum Verkauf gebracht wird, desgleichen mit Vieh und Getreide. Auch bedeutende Salzsiedereien besitzt A. Im Jahre 1573 wurde die Stadt von den Spaniern hart belagert, und die ruhmvolle Vertheidigung derselben durch die protest. Einwohner ist eine der schönsten Episoden in dem Befreiungskampf der Niederlande. Am 18. Okt. 1799 wurde hier zwischen dem franz. General Brune und dem Herzog von York die Konvention abgeschlossen, nach welcher die Russen und Engländer Holland räumten. 4 Kilom. westlich lag das von den Spaniern zerstörte Stammschloß der Grafen Egmont.

Alkmene, die schöne Tochter des mykenischen Königs Elektryon und Gemahlin des Amphitryon, ward von diesem Mutter des Iphikles, von Zeus aber, der sich ihr in der Gestalt des Amphitryon genaht hatte, Mutter des Herakles. Beide waren Zwillingsbrüder, aber unter sich ungleich. Die Niederkunft selbst erschwerte die rachsüchtige Here, welche die Untreue ihres Gemahls entdeckt hatte, auf ungewöhnliche Weise, indem sie 7 Tage lang der Gebärenden die Hülfe der Geburtsgöttin (Ilithyia) zu entziehen wußte. Als Herakles herangewachsen war, verlor sie ihren Gatten Amphitryon auf dem Schlachtfelde, wohin er jenen begleitet hatte. Sie vermählte sich darauf mit Rhadamanthys, einem Sohne des Zeus, und wurde nach ihrem Tode durch Hermes nach der Insel der Seligen gebracht. Als Stammmutter der Herakliden wurde A. von den Dichtern verherrlicht und in einem Tempel bei Theben göttlich verehrt; auch zu Athen hatte sie im Tempel des Herakles einen Altar.

Alkohol (arab., ursprünglich: »das feinste, reinste Wesen einer Sache«, Aethylalkohol, Aethyloxydhydrat, Weingeist) C_2H_6O, findet sich in den gegohrnen Getränken, welchen er ihre berauschende Kraft verleiht, und entsteht meist aus Traubenzucker, welcher unter dem Einfluß von Hefe in A. und Kohlensäure zerfällt:

$$\underset{\text{Traubenzucker}}{C_6H_{12}O_6} = \underset{\text{Alkohol}}{2\,C_2H_6O} + \underset{\text{Kohlensäure.}}{2\,CO_2}$$

Aus seinen Elementen kann man den A. mit Hülfe des Aethylens C_2H_4 zusammensetzen. Dieses bildet sich, wenn man Schwefelkohlenstoff und Schwefelwasserstoff gemischt über glühendes Eisen leitet, der Schwefel geht ans Eisen, und Kohlenstoff und Wasser-

stoff vereinigen sich im Moment des Freiwerdens. Das Aethylen wird nun von koncentrirter Schwefelsäure gelöst, und es bildet sich Aethylschwefelsäure, welche durch Wasser in A. und Schwefelsäure zerlegt wird:

$$\underset{\text{Aethylen}}{C_2H_4} + \underset{\text{Schwefelsäure}}{H_2SO_4} = \underset{\text{Aethylschwefelsäure}}{C_2H_5SO_4H} + \underset{\text{Wasser}}{H_2O} =$$
$$\underset{\text{Alkohol}}{C_2H_6O} + \underset{\text{Schwefelsäure.}}{H_2SO_4}$$

Da nun Aethylen im Leuchtgas enthalten ist, so hat man versucht, A. aus Steinkohlen darzustellen. Gegenwärtig ist aber allein die Bereitung des Alkohols durch Gährung von praktischer Bedeutung (s. Spiritusfabrikation). Spiritus ist mit Wasser verdünnter A., die Technik gewinnt aber durch sinnreiche Rektifikationsapparate sehr hochgradigen Spiritus, und aus diesem erhält man durch Destillation über gebranntem Kalk und zuletzt über Aetzbaryt wasserfreien A. (Alcohol absolutus). — Der A. ist eine farblose, leicht bewegliche, angenehm riechende und brennend schmeckende Flüssigkeit, vom spec. Gew. 0,7937 (bei 15°); er gefriert nicht bei —100°, siedet bei 78°, brennt mit blauer, wenig leuchtender Flamme, zieht begierig Wasserdampf an, mischt sich mit Wasser unter Wärmeentwickelung und Volumverminderung (54 Vol. A. und 49,72 Vol. Wasser geben 100 Vol. Mischung), entzieht feuchten Stoffen und manchen Salzen das Wasser, löst Brom, Jod, Alkalien, Schwefelalkalien, Fette, Harze, ätherische Oele, Seifen, Alkaloïde, Ammoniak, Chlorwasserstoff 2c. In der Hitze zerfällt sein Dampf in Wasserstoff, Kohlenoxyd und Kohlenwasserstoffe. Lufthaltiger Alkoholdampf wird durch Platin bei gewöhnlicher Temperatur zu Aldehyd, Essigsäure, Acetat, Ameisensäure oxydirt. Verdünnter A. bildet an der Luft unter Einwirkung eines Ferments Essigsäure $C_2H_4O_2$. Es entsteht zunächst Aldehyd C_2H_4O, welches begierig Sauerstoff aufnimmt. Chlor wirkt energisch auf A. ein, bildet eine große Reihe von Produkten und als Endglied derselben Chloralhydrat $C_2Cl_3HO.H_2O$. Chlorwasserstoff bildet mit A. Aethylchlorür, rothe rauchende Salpetersäure gibt bei Gegenwart von Quecksilber oder Silber knallsaures Salz. Saures chromsaures Kali oder Braunstein und Schwefelsäure oxydiren den A. zu Aldehyd. Mischt man A. mit koncentrirter Schwefelsäure, so entsteht Aethylschwefelsäure, und bei der Destillation geht Aether über. Wenn man aber Alkoholdampf durch siedende Schwefelsäure (165°) leitet, so zerfällt er in Aethylen und Wasser. Organische Säure bilden mit A. namentlich bei Gegenwart von Salzsäure zusammengesetzte Aether, Chlorkalk liefert bei Destillation mit A. Chloroform.

Diese Reaktionen lassen die ungemein vielseitige Verwendbarkeit des Alkohols erkennen. Er dient als Lösungsmittel (Tinkturen, Firnisse, Parfüms, in der Färberei, zur Bereitung von Extrakten), zur Bereitung von Essig, Aldehyd, Aether, zusammengesetzten Aethern, Chloroform, knallsauren Salzen und vielen andern Präparaten, dann zum Füllen von Thermometern, zur Konservirung fäulnisfähiger Substanzen, als Brennspiritus und in den gegohrnen Getränken und den daraus bereiteten Destillaten als Nahrungs- oder Genußmittel. Beim Genuß von mäßig koncentrirtem A. entsteht bekanntlich ein Gefühl von Wärme im Munde, welches sich bis in den Magen hinab fortpflanzt und von dort über den ganzen Körper verbreitet. Sorgfältige Beobachtungen haben aber ergeben, daß der A. die Körpertemperatur herabsetzt. Die Pulsfrequenz wird durch ihn vermehrt, es wächst die Zahl der Respirationen, sowie die Muskelkraft, und die geistigen Funktionen werden angeregt. Ein etwa vorhandenes Hungergefühl wird unterdrückt und eine leichtere physische und psychische Abspannung überwunden. Dabei sinkt der Gehalt des Harns an festen Stoffen, und auch die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure wird geringer. Größere Quantitäten A. erzeugen den Rausch und endlich jenen als »Besoffenheit« bezeichneten Zustand, in welchem der Patient bewußtlos daliegt und bisweilen an Asphyxie oder Apoplexie stirbt. Absoluter A. wirkt schon in kleinen Dosen ätzend. Bei anhaltendem übermäßigen Genuß von A. entsteht der als Alcoholismus chronicus bezeichnete Zustand, bei welchem zunächst der Verdauungsapparat leidet und auffallenderweise trotz geringer Nahrungszufuhr eine bedeutende Fettansammlung stattfindet. In welcher Weise der A. diese Wirkungen hervorbringt, ist noch keineswegs festgestellt; im Magen erzeugt er zunächst eine gesteigerte Absonderung des Magensaftes, auch soll er die Bewegung des Magens anregen, und so erklärt sich wohl der günstige Einfluß, welchen eine geringe Menge A., nach dem Essen genommen, auf die Verdauung ausübt. Manche der angeführten Thatsachen sprechen für eine Verlangsamung des Stoffwechsels, doch ist näheres darüber nicht bekannt. Faßt man alle Erfahrungen zusammen, so ist zuzugeben, daß ein mäßiger Genuß des Alkohols mancherlei Vortheile bietet. Ein kleiner Schnaps, besonders mit einem aromatisch bittern Zusatz, hat sich nach dem Genuß fetter Speisen wohl bewährt; ein geringer Zusatz von Branntwein zum Trinkwasser ist bei anstrengender Arbeit, auf Märschen 2c. empfehlenswerth. Dem Armen ersetzt der Branntwein das Gewürz, und bei naßkaltem Wetter schafft der A. dem durch bedeutende körperliche Anstrengung abgespannten und ermüdeten Arbeiter eine gewisse geistige Erregung und erhöhte Leistungsfähigkeit. Diesen Vortheilen gegenüber steht die Gefahr des Mißbrauchs, welche bekanntlich gerade in diesem Falle eine sehr große ist. Als Arzneimittel wird A. meist nur in der Gestalt von Wein benutzt; äußerlich dient er zu Waschungen bei profuser Schweißsekretion (Hand- und Fußschweiße) und als Volksmittel bei entzündlichen Zuständen tiefer gelegener Gebilde.

Alkohole, eine Gruppe von Körpern, welche sich dem gewöhnlichen Aethylalkohol (Weingeist) vielfach ähnlich verhalten. Man betrachtet sie als Oxydhydrate von Kohlenwasserstoffen, z. B. den gewöhnlichen Alkohol C_2H_6O als Oxydhydrat C_2H_5OH des Aethyls C_2H_5, oder als Kohlenwasserstoff, in welchen ein oder mehrere Wasserstoffatome durch Hydroxylgruppen OH vertreten sind. Einatomige A. enthalten nur eine Hydroxylgruppe, wie der Aethylalkohol, die zweiatomigen A. oder Glykole enthalten zwei (Aethylenalkohol $C_2H_4(OH)_2$), die dreiatomigen drei (Glycerin, s. d.). Als fünf- und sechsatomige A. betrachtet man die Kohlenhydrate. Das Hydroxyl kann in dem Alkohol verschiedene Stellungen einnehmen, und danach unterscheidet man primäre, sekundäre und tertiäre A. Die am häufigsten in Betracht kommenden A. sind primäre einatomige. Sie verlieren bei der Oxydation zunächst 2 Atom Wasserstoff und verwandeln sich in einen Aldehyd

$$\underset{\text{Alkohol}}{C_2H_6O} - 2H = \underset{\text{Aldehyd.}}{C_2H_4O}$$

Dieser nimmt sehr leicht Sauerstoff auf und bildet eine einatomige, einbasische Säure

$$C_2H_4O + O = C_2H_4O_2$$
Aldehyd Essigsäure.

Man erhält diese A. aus Kohlenwasserstoffen, welche H_2O weniger enthalten, indem man dieselben mit Schwefelsäure verbindet und die entstandene Aetherschwefelsäure durch Wasser zersetzt. So gibt

$$C_2H_4 + H_2SO_4 = C_2H_5SO_4H$$
Aethylen Schwefelsäure Aetherschwefelsäure

$$C_2H_5SO_4H + H_2O = C_2H_6O + H_2SO_4$$
Aetherschwefelsäure Wasser Alkohol Schwefelsäure.

Die A. der Fettsäurereihe, welche die größte praktische Wichtigkeit besitzen, finden sich zum Theil an Säure gebunden in natürlichen Fetten; die meisten entstehen bei der Gährung des Zuckers. Ueber die Bildung von Aethern aus Alkoholen s. Aether.

Alkoholismus (Alkoholvergiftung), s. Säuferkrankheit.

Alkoholometrie, die Lehre von der Bestimmung des Alkoholgehalts in Flüssigkeiten. Das sicherste Mittel, den Alkoholgehalt einer Flüssigkeit zu ermitteln, ist das specifische Gewicht, denn es ist bis jetzt nicht gelungen, den Alkohol aus Mischungen mit quantitativer Genauigkeit abzuscheiden. Das specifische Gewicht einer Flüssigkeit kann aber nur dann zur Beurtheilung ihres Alkoholgehalts benutzt werden, wenn dieselbe eine reine Mischung von Alkohol und Wasser ist. Flüssigkeiten wie Wein und Bier kann man also nicht mittels des Aräometers (s. d.) prüfen. Ist man auf die Benutzung des letztern angewiesen, so konstruirt man einen kleinen Destillationsapparat mit guter Kühlvorrichtung, destillirt den Alkohol der zu untersuchenden Flüssigkeit ab, bringt das Destillat auf ein bestimmtes Volumen und bestimmt dann das specifische Gewicht.

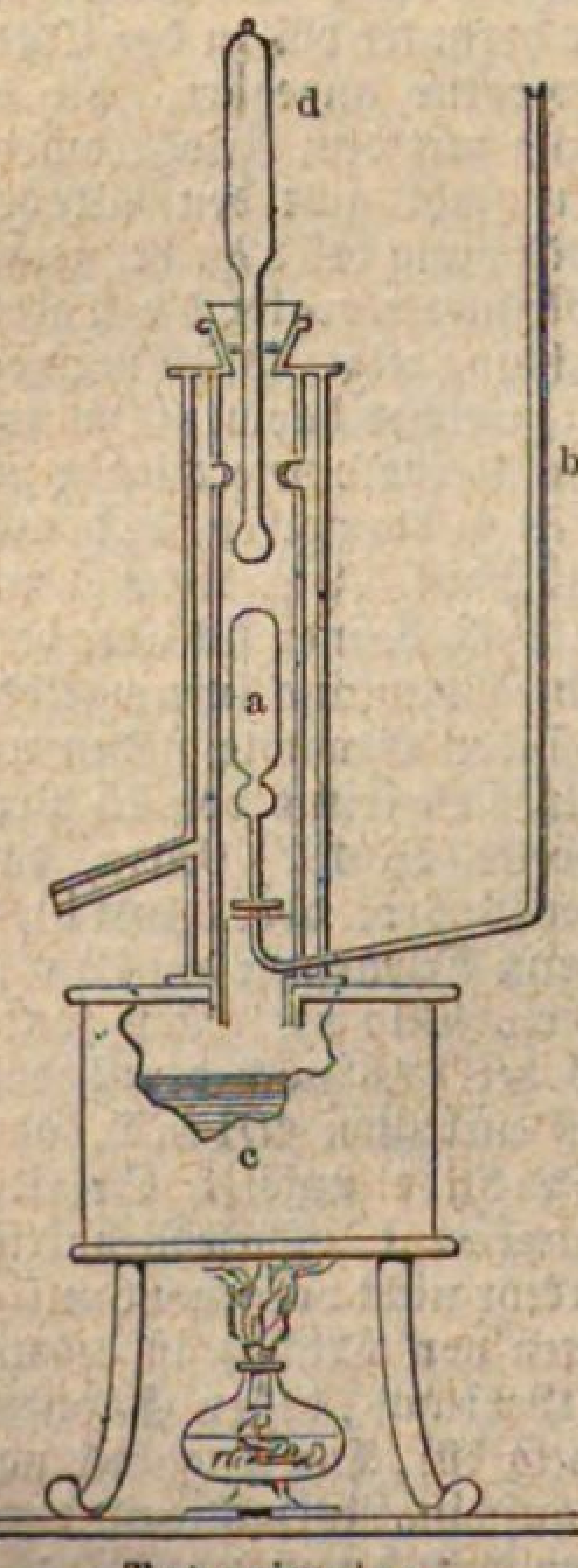
Alkohol mischt sich mit Wasser unter Verdichtung, 54 Liter Alkohol und 49,72 L. Wasser geben beim Vermischen nur 100 L. Anderseits vergrößert sich das Volumen, wenn man sehr verdünnten Alkohol mit Wasser mischt. Das Gesetz, nach welchem diese Volumveränderungen erfolgen, ist aber nicht bekannt; man kann daher auch das specifische Gewicht von Mischungen nicht berechnen, sondern ist auf empirische Bestimmungen angewiesen. Auf solchen von Gilpin ausgeführten und von Tralles vervollständigten und umgerechneten Versuchen beruht die A. in Deutschland, England, Rußland ꝛc.; die der franz. A. zu Grunde liegenden Ermittelungen von Gay-Lussac stimmen mit den Gilpin'schen überein. Die Angaben über den Alkoholgehalt einer Flüssigkeit erfolgen in Gewichts- oder in Volumprocenten. Mischt man 100 Liter Alkohol mit 100 L. Wasser, so erhält man 192,75 L. Gemisch. Da nun in diesen 192,75 L. Gemisch enthalten sind 100 L. Alkohol, so enthalten 100 L. Gemisch 51,8 L. Alkohol, d. h. so beträgt der Alkoholgehalt des Gemisches 51,8 Volumprocent. Die 100 L. Wasser wiegen 100 Kilogr., die 100 L. Alkohol aber nur 79,45 Kilogr., das Gewicht des Gemisches ist also 179,45 Kilogr., und der Alkoholgehalt desselben berechnet sich zu 44,2 Gewichtsprocent. Diese letztere Angabe ist stets ganz unzweideutig; da sich aber das Volumen der Flüssigkeiten mit der Temperatur ändert, so muß bei Angaben in Volumprocenten stets auch die Temperatur angegeben werden. Die Normaltemperatur, auf welche sich in Deutschland alle Angaben beziehen, ist 60° F. oder 12,5 R., und die obige Angabe (51,8 Volumprocent) bedeutet also, daß aus einer Menge dieses Gemisches, welche bei 12,5 R. 100 L. füllt, 51,8 L. Alkohol von 12,5 R. gewonnen werden können. Man darf aber nicht folgern, daß nun ein gleiches Gemisch aus 51,8 L. Wasser und 48,2 L. Wasser hergestellt werden könne. Wie es sich damit verhält, zeigen die obigen Zahlen. Dagegen ist die Angabe in Gewichtsprocenten auch zur Herstellung von Gemischen in gewünschter Stärke direkt verwendbar. Hat man daher die Aufgabe, nach Angabe in Volumprocenten eine Mischung anzufertigen, so verwandelt man die Volumprocente in Gewichtsprocente. Dies geschieht durch Multiplikation derselben mit dem specifischen Gewicht des Alkohols (0,7946) und Division des Produkts durch das specifische Gewicht der verlangten Mischung. Die Tabelle, welche wir S. 406 mittheilen, macht alle Berechnung unnöthig.

Die Ermittelung des specifischen Gewichts einer Alkoholmischung hat an sich für die Praxis keinen Werth, sie dient eben nur als Basis zur Berechnung des Alkoholgehalts. Man hat deshalb auf der Skala der Aräometer statt der specifischen Gewichte sogleich die denselben entsprechenden Alkoholgehalte notirt, u. nennt solche Aräometer Alkoholometer. Das bei uns gebräuchlichste Instrument ist das Volumprocent-Alkoholometer von Tralles, dessen Angaben für die Temperatur von 12,5 R. gelten. Benutzt man es bei einer andern Temperatur, so erhält man ganz falsche Zahlen, weil das specifische Gewicht aller Flüssigkeiten mit der Temperatur wechselt. Da es nun sehr umständlich sein würde, die Probe jedesmal auf die Temperatur von 12,5° R. zu bringen, so hat man die Abweichungen für die einzelnen Temperaturgrade ermittelt und Tabellen entworfen, welche die Verwandlung des scheinbaren Alkoholgehalts in den wahren ohne Rechnung gestatten. Die Benutzung der folgenden Tabelle (S. 406) von Brix ist sehr einfach: Man sucht den Alkoholgehalt, den das Alkoholometer zeigte, in der obern Querspalte auf und geht von dieser herunter bis zu der Querspalte, welche der Temperatur angehört, die der Spiritus bei der Prüfung mit dem Alkoholometer besaß. Die aufgefundene Zahl gibt den Alkoholgehalt an, welchen die Mischung bei 12,5 R. zeigen würde. Ganz genaue Resultate ergibt die Tabelle nicht, wie folgende Betrachtung zeigt. Prüft man den Spiritus aus einem Faß, welches davon 100 L. enthält, bei 2° R., so ist die Alkoholometerangabe von 75 nach der Tabelle auf 79 zu korrigiren, d. h. man findet, daß 100 L. bei 12,5° R. 79 L. Alkohol enthalten. Die 100 L. von 2° R. dehnen sich aber beim Erwärmen aus, und da die Volumina im umgekehrten Verhältnis des specifischen Gewichts stehen und das specifische Gewicht eines Spiritus von 75 Proc. nach unserer zweiten Tabelle (S. 407) 0,8773, dasjenige eines Spiritus von 79 Proc. aber 0,8665 ist, so werden aus den 100 L. beim Erwärmen auf 12,5° R. 101,25 L. (8665 : 8773 = 100 : x). Nun sollten 100 L. unseres Spiritus bei 12,5 nach der Tabelle 79 L. enthalten, folglich enthalten 101,25 L. 80 L. Der wahre Alkoholgehalt unseres Spiritus beträgt mithin 80 Volumprocent. Diese Reduktion wird aber im Handelsverkehr nicht vorgenommen. — Neben dem Alkoholometer von Tralles ist bei uns noch das Richter'sche in Gebrauch, dessen Gewichtsprocentskala aber unrichtig ist. Die Angaben nach Gay-Lussac, welche sich auf eine Normaltemperatur von 12° beziehen, können mit denen nach Tralles als gleichbedeutend genommen werden. Auch die Aräometer von Baumé, Beck und Cartier sind noch vielfach in Gebrauch, und die folgende Tabelle

I. Tabelle, welche die Stärke von Branntwein und Spiritus für die Normaltemperatur zeigt, nach den Angaben des Alkoholometers bei andern Temperaturen.

	−10°	−8°	−6°	−4°	−2°	0°	2°	4°	6°	8°	10°	12°	14°	16°	18°	20°	22°	24°	26°	28°
21				27,7	26,8	26,1	25,2	24,3	23,5	22,8	21,9	21,2	20,4	19,6	18,8	18,1	17,3	16,5	15,7	14,9
23				30,5	29,6	28,8	27,7	26,7	25,8	25,0	24,0	23,2	22,4	21,6	20,7	19,8	19,0	18,2	17,4	16,5
25				33,0	32,0	31,2	30,1	29,0	28,1	27,1	26,1	25,2	24,4	23,5	22,5	21,6	20,8	19,9	19,1	18,2
27				35,4	34,3	33,4	32,3	31,2	30,3	29,3	28,2	27,2	26,3	25,4	24,4	23,5	22,6	21,7	20,8	19,8
29				37,5	36,5	35,5	34,4	33,3	32,3	31,3	30,3	29,2	28,2	27,3	26,3	25,3	24,3	23,5	22,5	21,6
31	42,8	41,8	40,8	39,7	38,6	37,5	36,4	35,4	34,2	33,2	32,3	31,2	30,2	29,3	28,3	27,2	26,2	25,3	24,3	23,4
33	44,6	43,6	42,6	41,6	40,6	39,5	38,4	37,4	36,3	35,3	34,3	33,2	32,2	31,2	30,2	29,2	28,2	27,2	26,1	25,2
35	46,3	45,4	44,4	43,4	42,5	41,4	40,4	39,3	38,2	37,3	36,3	35,2	34,2	33,2	32,2	31,2	30,1	29,1	28,1	27,2
37	48,1	47,2	46,2	45,3	44,3	43,3	42,3	41,3	40,2	39,2	38,2	37,2	36,2	35,1	34,2	33,2	32,2	31,1	30,1	29,1
39	49,9	49,0	48,1	47,1	46,2	45,1	44,1	43,2	42,1	41,2	40,1	39,2	38,2	37,2	36,2	35,2	34,2	33,1	32,1	31,1
41	51,7	50,8	49,9	49,0	48,1	47,0	46,0	45,1	44,1	43,1	42,2	41,2	40,2	39,2	38,2	37,2	36,2	35,2	34,2	33,2
43	53,5	52,6	51,7	50,8	49,9	48,9	48,0	47,0	46,1	45,1	44,2	43,2	42,2	41,3	40,3	39,3	38,3	37,3	36,2	35,3
45	55,2	54,4	53,5	52,7	51,8	50,8	50,0	49,0	48,0	47,1	46,2	45,2	44,2	43,2	42,3	41,3	40,4	39,3	38,3	37,3
47	57,0	56,2	55,4	54,5	53,7	52,7	51,9	50,9	50,0	49,1	48,2	47,2	46,2	45,3	44,3	43,4	42,4	41,4	40,4	39,4
49	58,8	58,0	57,2	56,4	55,5	54,6	53,8	52,9	52,0	51,1	50,1	49,2	48,3	47,3	46,4	45,4	44,5	43,5	42,5	41,5
51	60,6	59,8	59,0	58,2	57,4	56,5	55,7	54,8	53,9	53,0	52,1	51,2	50,3	49,4	48,5	47,5	46,5	45,5	44,6	43,6
53	62,5	61,7	60,9	60,1	59,3	58,5	57,6	56,7	55,9	55,0	54,1	53,2	52,3	51,4	50,5	49,6	48,6	47,6	46,7	45,7
55	64,3	63,6	62,8	62,0	61,2	60,4	59,5	58,7	57,8	57,0	56,1	55,2	54,4	53,5	52,6	51,6	50,7	49,7	48,8	47,8
57	66,2	65,4	64,7	63,9	63,1	62,3	61,5	60,6	59,8	58,9	58,1	57,2	56,4	55,5	54,6	53,7	52,7	51,8	50,8	49,9
59	68,1	67,3	66,5	65,8	65,0	64,3	63,5	62,6	61,8	60,9	60,1	59,2	58,4	57,5	56,6	55,7	54,8	53,8	52,9	52,0
61	69,9	69,2	68,4	67,7	66,9	66,2	65,4	64,6	63,7	62,9	62,1	61,2	60,4	59,5	58,6	57,7	56,8	55,9	54,9	54,0
63	71,8	71,1	70,3	69,6	68,9	68,1	67,3	66,5	65,7	64,9	64,1	63,2	62,4	61,5	60,6	59,7	58,9	57,9	57,0	56,1
65	73,7	73,0	72,2	71,5	70,8	70,0	69,3	68,5	67,7	66,9	66,1	65,2	64,4	63,5	62,7	61,8	60,9	59,9	59,1	58,2
67	75,5	74,8	74,1	73,4	72,7	72,0	71,2	70,4	69,6	68,8	68,0	67,2	66,4	65,6	64,7	63,9	63,0	62,0	61,1	60,3
69	77,4	76,7	76,0	75,3	74,6	73,9	73,1	72,4	71,6	70,8	70,0	69,2	68,4	67,6	66,8	66,0	65,1	64,1	63,3	62,4
71	79,3	78,6	77,9	77,2	76,5	75,8	75,1	74,3	73,5	72,7	72,0	71,2	70,4	69,7	68,8	68,0	67,1	66,2	65,4	64,5
73	81,1	80,5	79,8	79,1	78,4	77,8	77,0	76,3	75,5	74,7	73,9	73,2	72,4	71,7	70,8	70,0	69,2	68,3	67,4	66,6
75	82,9	82,3	81,6	81,0	80,3	79,7	79,0	78,3	77,5	76,7	75,9	75,2	74,4	73,7	72,8	72,1	71,2	70,3	69,5	68,7
77	84,8	84,1	83,5	82,9	82,2	81,6	80,9	80,2	79,4	78,6	77,9	77,2	76,4	75,7	74,8	74,1	73,3	72,4	71,6	70,4
79	86,6	86,0	85,4	84,7	84,1	83,5	82,8	82,1	81,4	80,6	79,9	79,2	78,4	77,7	76,9	76,1	75,3	74,5	73,7	72,9
81	88,4	87,8	87,2	86,6	85,9	85,4	84,7	84,1	83,3	82,5	81,8	81,2	80,4	79,7	78,9	78,2	77,4	76,6	75,8	75,0
83	90,2	89,6	89,1	88,5	87,8	87,2	86,6	86,0	85,3	84,5	83,8	83,1	82,5	81,7	81,0	80,3	79,5	78,7	77,9	77,1
85	91,8	91,3	90,8	90,3	89,7	89,1	88,5	87,9	87,2	86,5	85,8	85,1	84,5	83,8	83,0	82,3	81,6	80,8	80,0	79,2
87	93,5	93,0	92,5	92,1	91,5	91,0	90,4	89,9	89,1	88,4	87,8	87,1	86,5	85,8	85,1	84,4	83,7	82,9	82,2	81,4
89	95,2	94,7	94,2	93,8	93,3	92,8	92,2	91,6	91,0	90,4	89,8	89,1	88,5	87,9	87,2	86,5	85,8	85,0	84,3	83,6
91	96,8	96,4	95,9	95,5	95,1	94,6	94,1	93,5	92,9	92,3	91,7	91,1	90,5	89,9	89,3	88,6	88,0	87,2	86,5	85,8
93	98,5	98,0	97,6	97,2	96,8	96,4	95,9	95,4	94,8	94,3	93,7	93,1	92,5	91,9	91,3	90,7	90,1	89,3	88,7	88,0
95		99,7	99,3	98,9	98,5	98,1	97,6	97,2	96,7	96,2	95,7	95,1	94,5	93,9	93,4	92,8	92,2	91,5	90,9	90,3
97						99,8	92,4	99,0	98,5	98,1	97,6	97,1	96,6	96,0	95,4	94,9	94,4	93,8	93,2	92,6
99										99,9	99,5	99,1	98,7	98,2	97,7	97,2	96,7	96,1	95,6	94,9
100													99,7	99,3	98,8	98,3	97,8	97,3	96,8	96,0

(S. 407) gibt deshalb eine Vergleichung aller dieser Angaben. — In England vergleicht man allen Spiritus mit einem proof spirit (von 57,09 Proc. Tralles), dessen Stärke mit 0 bezeichnet wird. 20° underproof heißt, es können 100 Gallonen von solchem Spiritus mit 80 Gallonen proof spirit und dem nöthigen Wasser hergestellt werden; 20° overproof bedeutet dagegen, daß zu 100 Gallonen von solchem Spiritus noch 20 Gallonen Wasser hinzugesetzt werden können, um ihn auf die Stärke von proof spirit zu bringen.



Vaporimeter.

Zur Prüfung von Wein, Bier rc. auf ihren Alkoholgehalt destillirt man, wie oben erwähnt, den Alkohol ab und prüft das Destillat. Man kann auch das specifische Gewicht der Flüssigkeit nehmen, dieselbe bis zur Vertreibung des Alkohols im offenen Gefäß kochen, dann mit destillirtem Wasser wieder auf das ursprüngliche Volumen bringen und abermals das specifische Gewicht nehmen. Dies wird jetzt höher ausfallen als vorher, und aus der Differenz läßt sich ein Schluß auf den Alkoholgehalt ziehen. Zwei Instrumente gestatten endlich die direkte Bestimmung des Alkoholgehalts gemischter Flüssigkeit. Geißlers **Vaporimeter** (vgl. Abbildung) gründet sich darauf, daß beim Erhitzen einer weingeistigen Flüssigkeit die Spannkraft der Dämpfe bei einer bestimmten Temperatur um so größer ist, je mehr Alkohol sie enthält. Das Instrument besteht aus einem Fläschchen a zur Aufnahme der Probe, welches in Wasserdampf, der sich aus dem Gefäß c entwickelt, erhitzt wird. Die Dämpfe der alkoholischen Flüssigkeit drücken auf das Quecksilber in einem mit dem Fläschchen verbundenen Barometerrohr b und treiben es um so höher, je größer ihre Spannkraft ist. Die Skala des Barometers zeigt gleich den Alkoholgehalt an. d ist ein Thermometer. Das Instrument ist für jede Flüssigkeit anwendbar; enthält dieselbe aber Kohlensäure, so muß man zunächst etwas gebrannten Kalk zusetzen und filtriren. Silbermanns **Dilatometer** gründet sich darauf, daß sich 1 Volumen Alkohol beim Erwärmen vom Nullpunkt bis zum Siedepunkt etwa 3½mal so stark ausdehnt, als Wasser. Der Apparat ist ein Thermometerrohr, in welches man die Probe füllt, und mit einer einfachen Vorrichtung zur Entfernung der Gase aus der Flüssigkeit versehen. Man erwärmt die Probe von 25 auf 50° und beobachtet, wie stark sie sich dabei ausdehnt. Die Skala des Rohrs gibt

II. Tabelle zur Vergleichung der specifischen Gewichte, Gewichtsprocente, Volumprocente und der Angaben verschiedener Aräometer.

Volumprocente nach Tralles	Gewichtsprocente	Sogen. Gewichtsprocente nach Richter	Aräometer von Beck Grade	Aräometer von Baumé Grade	Aräometer von Cartier Grade	Spec. Gewicht nach Brix	Spec. Gewicht nach Gay-Lussac
0	0	0	0,0	10	11	1,0000	1,0000
1	0,80	—	—	—	—	0,9985	—
2	1,60	—	—	—	—	0,9970	—
3	2,40	—	—	—	—	0,9956	—
4	3,20	—	1,0	—	—	0,9942	—
5	4,00	4,00	1,2	11	12	0,9928	—
6	4,81	—	1,4	—	—	0,9915	—
7	5,62	—	1,6	—	—	0,9902	—
8	6,43	—	1,9	—	—	0,9890	—
9	7,24	—	2,1	—	—	0,9878	—
10	8,05	7,50	2,3	12	—	0,9866	—
11	8,87	—	2,5	—	—	0,9854	—
12	9,69	—	2,7	—	13	0,9844	—
13	10,51	—	2,9	—	—	0,9832	—
14	11,33	—	3,1	—	—	0,9821	—
15	12,15	10,58	3,3	—	—	0,9811	—
16	12,98	—	3,5	13	—	0,9800	—
17	13,80	—	3,6	—	—	0,9790	—
18	14,63	—	3,8	—	—	0,9780	—
19	15,46	—	4,0	—	14	0,9770	—
20	16,28	13,55	4,2	—	—	0,9760	—
21	17,11	—	4,4	—	—	0,9750	—
22	17,95	—	4,6	—	—	0,9740	—
23	18,78	—	4,8	14	—	0,9729	—
24	19,62	—	4,9	—	—	0,9719	—
25	20,46	16,60	5,1	—	—	0,9709	—
26	21,30	—	5,3	—	15	0,9698	—
27	22,14	—	5,5	—	—	0,9688	—
28	22,99	—	5,7	—	—	0,9677	—
29	23,84	—	5,9	15	—	0,9666	—
30	24,69	19,78	6,1	—	—	0,9655	0,9656
31	25,55	—	6,4	—	—	0,9643	—
32	26,41	—	6,6	—	—	0,9631	—
33	27,27	—	6,8	—	16	0,9618	—
34	28,13	—	7,0	16	—	0,9605	—
35	28,99	23,50	7,2	—	—	0,9592	0,9595
36	29,86	—	7,5	—	—	0,9579	—
37	30,74	—	7,7	—	—	0,9566	—
38	31,62	—	8,0	—	17	0,9550	—
39	32,50	—	8,3	17	—	0,9535	—
40	33,39	27,95	8,6	—	—	0,9519	0,9523
41	34,28	—	8,0	—	—	0,9503	—
42	35,18	—	9,2	—	18	0,9487	—
43	36,08	—	9,5	18	—	0,9470	—
44	36,99	—	9,8	—	—	0,9452	—
45	37,90	28,20	10,2	—	—	0,9435	0,9440
46	38,82	—	10,5	19	19	0,9417	—
47	39,74	—	10,9	—	—	0,9399	—
48	40,66	—	11,2	—	—	0,9381	—
49	41,59	—	11,6	—	—	0,9362	—
50	42,52	36,46	11,9	20	20	0,9343	0,9348
51	43,47	36,46	12,3	20	20	0,9323	0,9348
52	44,42	—	12,7	—	—	0,9303	—
53	45,36	—	13,1	21	—	0,9283	—
54	46,32	—	13,5	—	21	0,9262	—
55	47,29	41,00	13,9	—	—	0,9242	0,9249
56	48,26	—	14,3	22	—	0,9221	—
57	49,23	—	14,8	—	22	0,9200	—
58	50,21	—	15,2	23	—	0,9178	—
59	51,20	—	15,6	—	—	0,9156	—
60	52,20	45,95	16,1	—	23	0,9134	0,9141
61	53,20	—	16,5	24	—	0,9112	—
62	54,21	—	17,0	—	—	0,9090	—
63	55,21	—	17,5	25	24	0,9067	—
64	56,22	—	18,0	—	—	0,9044	—
65	57,24	51,40	18,4	—	25	0,9021	0,9027
66	59,27	—	18,9	26	—	0,8997	—
67	59,32	—	19,4	—	—	0,8973	—
68	60,38	—	20,0	27	26	0,8949	—
69	61,42	—	20,5	—	—	0,8925	—
70	62,50	57,12	21,0	28	27	0,8900	0,8907
71	63,58	—	21,5	—	—	0,8875	—
72	64,66	—	22,1	—	—	0,8850	—
73	65,74	—	22,6	29	28	0,8824	—
74	66,83	—	23,2	—	—	0,8799	—
75	67,93	62,97	23,8	30	29	0,8773	0,8799
76	69,05	—	24,4	—	—	0,8747	—
77	70,18	—	25,0	31	30	0,8720	—
78	71,31	—	25,6	—	—	0,8693	—
79	72,45	—	26,2	32	—	0,8664	—
80	73,59	69,20	26,8	32	31	0,8639	0,8645
81	74,74	—	27,4	33	—	0,8611	—
82	75,91	—	28,0	34	32	0,8583	—
83	77,09	—	28,7	—	—	0,8555	—
84	78,29	—	29,4	35	33	0,8526	—
85	79,50	75,35	30,1	—	—	0,8496	0,8502
86	80,71	—	30,8	36	34	0,8466	—
87	81,94	—	31,5	37	35	0,8436	—
88	83,19	—	32,2	—	—	0,8405	—
89	84,46	—	33,0	38	36	0,8373	—
90	85,75	81,86	33,8	—	—	0,8340	0,8346
91	87,09	—	34,7	39	37	0,8306	—
92	88,37	—	35,5	40	38	0,8272	—
93	89,71	—	36,4	41	—	0,8237	—
94	91,07	—	37,3	—	39	0,8201	—
95	92,46	89,34	38,2	42	40	0,8164	0,8168
96	93,89	—	39,2	43	—	0,8125	—
97	95,34	—	40,3	44	41	0,8084	—
98	96,84	—	41,5	45	42	0,8041	—
99	98,39	—	42,7	46	43	0,7995	—
100	100,00	100,00	43,9	47	—	0,7946	0,7947

sofort die Alkoholprocente an. Vgl. Kupffer, Handbuch der A. (Berl. 1865); Brix, Der Alkoholometer und dessen Anwendung (3. Aufl., das. 1864, vom preuß. Handelsministerium mit amtlichem Charakter versehen); Fischern, Praktische A. (2. Aufl. der 1859 vom königl. sächs. Ministerium herausgegebenen Tafeln; Dresd. 1872).

Alkorán, s. v. w. Koran. In der arab. und pers. Baukunst bezeichnet das Wort das nämliche, was Minaret bei den Türken ist, einen Thurm, zuweilen Glockenthurm der Moscheen; dergleichen Thürme sind hoch und schmal, außen mit 2—3 Gallerien umgeben, eine über der andern. Moraviten (Priester) rufen von diesen Gallerien täglich dreimal mit lauter Stimme ihr Gebet aus dem Koran herab.

Alkoven (v. arab. al Kubbe), ein von der Stube abgesonderter Raum ohne Fenster, daher gewöhnlich mit Glasthüren versehen, um von der Stube aus einiges Licht zu erhalten. Dergleichen Gemächer werden meist als Garderoben, Kabinette, auch wohl als Schlafkammer benutzt; doch sind sie zu letzterem Zwecke weniger zu empfehlen, da es ihnen meist an Zufluß frischer Luft fehlt. Die Dekorationskunst der Barockzeit verstand es, diese Räume mit Draperien prächtig auszuschmücken.

All (griech. pān), s. v. w. Schöpfung, Welt, Universum; insofern dasselbe als Eins betrachtet wird, auch das All-Eine genannt. Daher Pantheismus (s. d.).

Alla breve (ital., »nach kurzer Art«), in der Musik Bezeichnung einer zweitheiligen Taktart, die gleich dem Zweivierteltakt aus einer Thesis und einer Arsis besteht und nur durch die Größe der Noten sich von jenem unterscheidet. Die beiden Taktglieder des A. b. werden nämlich nicht durch Viertel- sondern durch halbe Noten dargestellt, die aber ebenso schnell vorgetragen werden, als ob sie Viertelnoten wären. Das Taktzeichen dafür ist ein senkrecht durchstrichenes C.

Allah, Name des Einen Gottes, zu dessen Verehrung Mohammed die Gläubigen verpflichtete, zusammengezogen aus dem arab. Al und ilâh, »der Hohe, Verehrungswürdige«, verwandt mit dem hebr. Eloah. Dieser Name ist in alle Sprachen

übergegangen, soweit der Islam reicht. Die verschiedenen Eigenschaften Gottes, in 99 Namen desselben vertheilt, bilden, in einer bestimmten Reihenfolge zu einer Litanei verbunden, den Rosenkranz der Mohammedaner, der mit dem Namen A., als dem hundertsten, welcher alle frühern Prädikate einschließt, endigt. Mohammeds A., der Ewige, sich selbst Genügende, das Universum Füllende, der absolute Herr aller Körper und Geister, der Offenbare und doch Verborgene, ist wesentlich verschieden von dem A. Taali der Araber vor Mohammed, der zwar mächtiger, als alle andern Götter, aber nicht der einzige, nicht einmal Herrscher über jene ist.

Allahabâd, Hauptstadt des brit. Gouvernements der Nordwestprovinzen in Ostindien, liegt 61,5 Meter ü. M., an der südöstlichen Spitze des Duab auf einer durch das Einmünden der Dschamna in den Ganges gebildeten Landzunge, und heißt ursprünglich als Sitz der sagenhaften Könige aus dem Geschlechte des Mondes Pratischthâna; um 250 v. Chr. kommt sie unter dem Namen Prayâga (»Opferstätte«) vor, woraus das moderne Preág entstanden ist. Jahrhunderte später (636 n. Chr.) stand daselbst ein verehrter brahmanischer Tempel; die Stadt verödete aber in der Folge, bis Akbar 1572 an derselben Stelle sein Fort Ilâhabâs baute, welches Schah Dschahan (1628—58) sodann A. (»Stadt Gottes«) nannte. Die von Akbar erbaute Citadelle hat 2250 Meter im Umfang, gewährt noch jetzt, obwohl die alten Thürme dem modernen Befestigungssystem haben weichen müssen, einen imposanten Anblick und gilt für sehr fest. Das darin befindliche Arsenal enthält Waffen für 30,000 Mann und viel Geschütz. Die Stadt ist eng und unschön gebaut. Merkwürdige Gebäude sind das sogen. Serail des Chosru, eines Sohnes Dschahangirs, (ein von einem Mauerwall umgebenes viereckiges, zur unentgeltlichen Aufnahme von Reisenden bestimmtes Gebäude) und eine große Moschee am Ufer der Dschamna. Unter der Citadelle befindet sich ein unterirdischer Hindutempel, ein dumpfer Platz voll roh ausgeführter Bilder aus der Hindumythologie. Am Zusammenfluß von Dschamna und Ganges versammeln sich fortwährend zahlreiche Pilger beiderlei Geschlechts, um sich in den Fluten der heiligen Ströme von ihren Sünden zu reinigen; im Jahre 1867 ergab die Zählung über 7000 Besucher. Früher kamen hier auch häufig Selbstaufopferungen vor, unter der brit. Herrschaft wurden sie verboten. A. hatte nach dem Census von 1865 105,926 Einw. Da die große Heerstraße von Kalkutta nach dem NW. durch A. führt, von der sich die schon Jahrhunderte v. Chr. viel besuchte Handelsstraße nach dem Dekhan hier abzweigt, eine Eisenbahn bei der Stadt die Dschamna überschreitet und auch die Dampfschiffahrt auf dem obern Ganges hier ihren Anfang nimmt: so muß sich die Bedeutung der Stadt für die Zukunft noch steigern. Ihr Aufblühen wird begünstigt durch den 500 Kilom. langen Gangeskanal, der die Dschamna und den Ganges verbindet und zu dem Zwecke angelegt ist, dem Landbau das unentbehrliche Wasser zur Bewässerung zu liefern. Das Hauptwerk des Kanals, der großartige Solaniviadukt, wurde 8. April 1854 eingeweiht. Der Kanal kostete 3 Mill. Thlr. und bewässert ca. 18,000 QKilom., worauf für 640,000 Menschen Nahrung gezogen werden kann, die früher, besonders 1837—1838, der Hungersnoth preis gegeben waren. Bis 1753 gehörte A. zum Reiche des Großmoguls. Damals ward es vom Safter Jang, dem Wessir von Audh, erobert. Aber schon 1765 kam es unter britische Gewalt und ward dem Schah Alum zur Residenz angewiesen. Nachdem dieser 1771 A. verlassen, geboten wieder die Engländer daselbst, überließen es aber durch Vertrag 1773 dem Nawab von Audh. Letzterer trat es endlich an die ostindische Kompagnie ab, welche seitdem ununterbrochen im Besitz der Stadt geblieben ist. Der Aufstand des Jahres 1857 wurde durch das entschlossene Verfahren des Oberst Nerill, der mit 150 Mann europäischer Soldaten von Benares herbeieilte, im Entstehen unterdrückt.

Allalingletscher, s. Monte Rosa u. Bispbach.

Allantois (griech., Harnhaut), die physiol. wichtigste der Hüllen, welche den Embryo der höheren Wirbelthiere umgeben. Sie bildet sich an der vordern Wand des Endabschnitts des Darms (im spätern Becken) als eine sich rasch vergrößernde gestielte Blase, welche, aus der Bauchhöhle des Embryo heraustretend, Aeste der Hinterbaucharterien mit sich nimmt und, indem sie allmählich die ganze Blase des Amnion (s. d.) umwächst, diese Blutgefäße an die Oberfläche des Eis bringt, um die Athmung des Embryo zu ermöglichen. Der nach dem Schluß der Bauchhöhle in dieser bleibende Theil der A. wird zur Harnblase; der von dem vordern oder obern Ende der letztern bis zum Nabel reichende, später verschwindende Theil wird zum sogen. Harnstrang (Urachus), während der außerhalb der Bauchhöhle liegende Theil des Allantoisstiels zum wesentlichsten Theile des Nabelstrangs wird. Bei den eierlegenden Reptilien und Vögeln umgibt die A. das ganze Ei, welches demzufolge an seiner ganzen Oberfläche athmet. Bei Säugethieren entwickeln sich die Gefäße der A. nur in dem Theile der Eihäute zu einem weichen Netze, welcher die Placenta (s. d.) oder den Fruchtkuchen bildet. Dabei erleidet die A. wesentliche Modifikationen, welche zum Theil die Meinungsverschiedenheiten über ihre Existenz hervorgerufen haben. Während nämlich bei manchen Säugethieren, z. B. den Wiederkäuern, die A. beständig einen Hohlraum behält, welcher gegen Ende der Trächtigkeitsdauer eine ziemliche Menge einer alkalisch reagirenden, trüben wässerigen Flüssigkeit enthält, schließt sich bei andern, z. B. dem Menschen, die Allantoishöhle sehr bald, so daß nur Harnblase und Urachus als zweifellose Reste derselben nachgewiesen werden können, während der außerhalb der Bauchhöhle liegende Theil derselben nur als Umhüllung der Nabelgefäße erscheint und in der Substanz der Placenta ganz verloren gegangen ist. — Die in der Harnhaut eingeschlossene Flüssigkeit enthält das Allantoin, $C_4H_6N_4O_3$, welches sich auch bei der Oxydation der Harnsäure mit Bleisuperoxyd, Braunstein oder Ozon bildet, in farb- und geschmacklosen Säulen krystallisirt, neutral reagirt und in Wasser und Alkohol löslich ist.

Allard (spr. -lahr), Jean François, Generalissimus der Armee Randschit Singhs in Lahore, geb 1785 zu St. Tropez im Departement Var, diente in der franz. Armee und war bei Napoleons I. Sturz Adjutant des Marschalls Brune. Er wandte sich 1815 nach Aegypten, von da nach Persien, wo ihm Abbas Mirza den Rang eines Obersten verlieh, dann nach Afghanistan und endlich 1820 nach Lahore, wo er sich das Vertrauen Randschit Singhs, des Maharadscha der Sikh, zu erwerben wußte. Er organisirte dessen Heer in europäischer Weise und wurde zum Obergeneral ernannt. Bei einem

Besuch in Frankreich 1835 ward er von der dortigen Regierung mit Auszeichnung aufgenommen und zum franz. Chargé d'affaires in Lahore ernannt. Er kehrte 1836 nach Lahore zurück, und zeichnete sich in den folgenden Jahren als Chef der Streitkräfte Randschit Singhs in dessen Kämpfen mit den Afghanen wiederholt aus. Er starb 23. Jan. 1839 zu Peschawer.

Allāta (lat., das »Hinzugebrachte«), s. Illata.

Alla zoppa (ital., »auf hinkende oder stolpernde Art«), bedeutet in der Musik ein Verrücken des Rhythmus, besonders das Verlegen des Werthes einer Taktnote auf den schlechtern Takttheil, wird am häufigsten in komischen Partien angewendet.

Alle, der bedeutendste Nebenfluß des Pregels in Ostpreußen, entspringt nördl. von Neidenburg, fließt durch den Lansker See, wird bei Schippenbeil durch die hinzukommende Guber schiffbar, empfängt bei Allenburg noch die Ilme, und mündet bei Wehlau nach 220 Kilom. langem Lauf in den Pregel.

Allegāt, **Allegation**, s. Allegiren.

Alleghany (spr. älligehni), Fluß im nordamerikan. Staat Pennsylvanien, entspringt im N. desselben, vereinigt sich bei Pittsburg mit dem Monongahela zum Ohio und ist bis etwa 320 Kilom. oberhalb Pittsburg für Dampfboote fahrbar.

Alleghany-City (spr. älligehni-ssitti), Fabrikstadt im nordamerikan. Staate Pennsylvanien, am Alleghany, der Stadt Pittsburg gegenüber, mit der sie durch 5 Brücken (darunter eine berühmte Drahthängebrücke) verbunden ist, und am westl. Ende der Western-Pennsylvania-Bahn, hat ein theolog. Seminar der Presbyterianer, eine Sternwarte, ein großes Staatsgefängnis und (1870) 53,181 Einw. (1860: 28,702). In kommercieller und industrieller Hinsicht steht A. in engster Verbindung mit Pittsburg (s. d.).

Alleghanygebirge (Alleghanies, Appalachian-System), Gebirge in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, das sich vom nordöstl. Theile Alabama's aus in nordöstl. Richtung über 2200 Kilom. weit durch die mittlern atlantischen Staaten und Massachusetts bis jenseits des Hudson in die Neuenglandstaaten hinein erstreckt, anfangs im S. in bedeutender Entfernung von der Ostküste Nordamerika's sich erhebend, dann sich derselben allmählich nähernd und am nördl. Ende oberhalb New York an der Hudsonmündung nahe an dieselbe herantretend (s. Karte I, II »Vereinigte Staaten ꝛc.«). Es besteht aus langen, parallelen, durch flache Längsthäler getrennten Ketten, deren Zahl an einigen Stellen bis auf 12 steigt und die so schmal sind, daß sie von der ganzen, 200—300 Kilom. betragenden Breite des Gebirges nur etwa ein Drittheil einnehmen. Die mittlere Kammhöhe des Gebirges, das von zahlreichen Querthälern durchsetzt wird und die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Ocean und den großen Seen nebst dem Mississippi bildet, ist 900 Meter, und seine höchsten Gipfel steigen nicht viel über 2000 Meter empor. Dessen ungeachtet machen die Alleghanyketten, wenigstens auf der Ostseite, wo sie im allgemeinen ihren steileren Abfall haben, einen imposanten Eindruck. Als einzelne Theile des Gebirges sind hervorzuheben: die Blauen Berge (Blue Mountains), die östlichste der Parallelketten; die Cumberlandberge in Kentucky und Tennessee; die Laurel- oder Chesnutberge an den Quellen des Ohio; die Alleghany-Mountains im engern Sinne, die sich als der nordwestl. Theil des Gebirges in einer Länge von etwa 450 Kilom. vom südwestlichen Virginien bis zum Susquehannah in Pennsylvanien erstrecken; das Appalachische Tafelland, das zwischen den Blauen und den Alleghanybergen 300—650 Meter hoch ansteigende Gebirgsland, das, von zahlreichen Bergreihen gebildet und also kein eigentliches Tafelland, sich durch Pennsylvanien und Virginien nach Alabama hineinzieht und in den Tennessee von Nordcarolina abgrenzenden Iron-, Smoky- und Unaka-Mountains endigt; die malerischen Catskill-Mountains, welche, von dem Appalachischen Tafelland aufsteigend, sich bis zum Hudsonflusse hinziehen und eine Höhe von 1120 Meter erreichen; die Adirondac-, westlich vom See Champlain, und die Acadia-Mountains, im O. des Hudson mit zahlreichen Seen; die Grünen Berge in Vermont und die Weißen Berge, mit dem 1912 Meter hohen Mount Washington, in New Hampshire. Die höchste Spitze des ganzen Gebirgssystems ist der 2044 Meter hohe Mount Mitchell (früher Black Dome genannt) in den sogen. Schwarzen Bergen, einer Querkette im westl. Nordcarolina. In geologischer Hinsicht sind es besonders zwei Gebirgsformationen (urälteste Sedimentärgesteine), welche an der Zusammensetzung der Alleghanies theilnehmen: die laurentischen Gneise und die huronischen krystallinischen Schiefer. Erstere, durchsetzt von eruptiven Graniten u. Syeniten oder übergehend in Glimmer- und Hornblendeschiefer, umschließen mehr oder weniger mächtige Zwischenlager von Serpentin, krystallinischem Kalkstein und Eisenerzen. Eng mit ihnen verknüpft sind die Vertreter des huronischen Systems: normale Schichtenreihen von Glimmer-, Talk-, Thon- und Chloritschiefern, sowie von Quarzit, Itakolumit, Kalkstein und Konglomeraten, welche meist ungleichförmig auf den Rändern der laurentischen Gneiszonen auflagern und zwischen den einzelnen Gneiszügen schmale Mulden oder steil einfallende Schichtensysteme bilden. Von jüngeren Gebirgsformationen treten auf: das untere und das obere Silur, sowie devonische Schichten, sodann die subkarbonische u. die produktive Kohlenformation, denen sich der obertriassische Rothsandstein, endlich die Kreide- und die Tertiärformation anschließen. Das A. besitzt einen erstaunlichen Reichthum an werthvollen Mineralien; insbesondere zeichnet sich die laurentische Gneisformation durch außerordentliche Mengen von Eisenerzen, namentlich Magneteisen aus, das theils als zonenweise Imprägnation der gneisigen, besonders der syenitischen Gesteine, theils und hauptsächlich in diesen in nesterförmigen oder ausgedehnten flötzähnlichen Lagerstätten auftritt, welche gleichförmig den Gneisen zwischengelagert sind. Objekt eines ausgedehnten Bergbaus ist dasselbe besonders in drei Bezirken: im Adirondacgebirge und den Bergen von New York und von New Jersey. Dem Magneteisenstein analog kommen auch Schwefelkies, Magnetkies und Kupferkies als unregelmäßige Einlagerungen in den laurentischen Syeniten (am großartigsten bei Peekshill unweit New York) vor; ferner Chromeisenstein, in Nestern und unregelmäßigen Lagern in den Serpentinzonen (besonders im südlichen Pennsylvanien und in Maryland); Rothzinkerz in New Jersei, wo jährlich 560,000 Ctr. Erz zu 160,000 Ctr. Zinkweiß und 12,000 Ctr. Zink verhüttet werden; Graphit

(in Massachusetts, New Jersey, Nordcarolina ꝛc.). Noch reicher aber sind die huronischen Schiefer an Erzlagerstätten; namentlich ist in ihnen Gold verbreitet, das frei für sich allein, oder an Schwefelkies gebunden in Schüppchen und Körnchen als Imprägnation der Schieferzonen, oder endlich in einer Matrix von glasigem oder körnigem Quarz vorkommt. Die Hauptgolddistrikte sind Neuschottland und die südlichen atlant. Staaten, welche letztere bereits über 40 Mill. Dollars Gold geliefert haben. Außerdem besitzen diese einen großen Reichthum an Kupfererzen (besonders Virginien, Georgia u. Tennessee, wo ausgedehnte, über 480 Meter lange und bis 130 Meter mächtige Imprägnationen mit fast massiven Erzkernen vorkommen). Daneben finden sich Zink- und Bleierze, Schwefelkies, Galmei ꝛc. Von der größten Wichtigkeit ferner ist das massenhafte Vorkommen von Petroleum (in Pennsylvanien und Westvirginien), dessen Produktion 1866 (es wurde erst 1859 entdeckt) sich bereits auf 2¼ Mill. Barren im Werthe von 17 Mill. Dollars belief, und noch mehr der Reichthum an Steinkohlen. Von den 315,300 QKilom., welche die gesammten Kohlenfelder Nordamerika's einnehmen, kommen auf das A. allein über 176,000, die sich auf drei große Becken: das Appalachische (das größte, mit 123,200 QKilom.), das Neuenglische und das Akadische Becken, vertheilen, und 1866 eine Ausbeute von 400 Mill. Ctr. lieferten. Endlich sind noch der wichtige Sphärosiderit, der meist in Flötzen bis zu 2 Meter Mächtigkeit vorkommt und einen bedeutenden Theil des Rohmaterials für die amerikan. Eisenindustrie liefert, sowie die Glaukonitmergel zu erwähnen, welche in der Tertiärformation in New Jersey auftreten und wegen ihres ungemein großen Kali- und Phosphorsäuregehalts als Düngmittel einen wichtigen Handelsartikel bilden.

Das Aeußere des Gebirges trägt einen reichen Schmuck der nützlichsten Baumarten, unter denen weiße Fichten, Zucker- und andere Ahorne, Weißbirken, Eschen und Buchen, Hemlockstannen, Cedern, Kiefern und andere Nadelhölzer, im S. der große Kirschbaum (in Virginien ausgedehnte Waldungen bildend), verschiedene Eichenarten und Kastanien, Weißpappeln ꝛc. die Hauptrolle spielen, während unter den Sträuchern besonders die Kalmien und Rhododendronarten, die fast in allen Flußthälern in üppiger Fülle prangen, sowie der Lorbeer charakteristisch hervortreten. Vgl. Credner, Die Geognosie und der Mineralreichthum des Alleghanysystems (in Petermanns »Mittheilungen« 1871).

Allegiance (engl., spr. älliđdsch'ns), Gehorsam, Unterthanentreue, daher Oath of A., der Unterthaneneid, den die Engländer dem Könige als weltlichem Oberhaupte leisten müssen, im Gegensatze zum Oath of supremacy, der dem König als Oberhaupt der anglikan. Kirche geleistet wird.

Allegiren (lat.), eine Schriftstelle anführen, sich darauf berufen, beziehen; Allegāt, das Angeführte, Nachweis; Allegation, Anführung einer Schriftstelle.

Allegorie (griech.), Darstellung eines Gegenstandes vermittels eines andern ihm ähnlichen. Das Merkmal der Aehnlichkeit des Dargestellten und des damit Gemeinten unterscheidet die A. von der Ironie, in welcher durch das Positive an das entgegengesetzte Negative erinnert wird. Ebenso gehört zum Wesen der A., daß in ihr eine Doppelheit der Bedeutung klar hervortrete, d. h. daß das Bild den darzustellenden Gegenstand deutlich durchblicken lasse, dieser aber auch umgekehrt das Bild nicht ganz absorbire, sondern dasselbe in seiner eigenthümlichen Geltung lasse. Daher ist die A. nur der Dichtkunst und Beredsamkeit und unter den bildenden Künsten der Malerei, Plastik und Mimik erreichbar, nicht aber der Musik und Baukunst; denn nur die zuerst genannten sind durch ihre Darstellungsmittel befähigt, jene Doppelheit des Sinnes auszudrücken und neben der zunächst liegenden Auffassung eine tiefere zu veranlassen, Musik und Baukunst aber sind in ihrem Eindrucke ganz unmittelbar und einheitlich. In den redenden Künsten tritt die A. zuvörderst auf als fortgesetzte, ausgemalte Metapher. Die Metapher an und für sich ist noch keine A., sie vertauscht nur verwandte Begriffe, deren einer den andern repräsentiren soll, und setzt an die Stelle der eigentlichen Bezeichnung die uneigentliche, nicht um den Sinn beider zu erhalten, sondern um den einen recht lebendig hervorzuheben. Ihr fehlt also die Doppelheit der Beziehung. Wird die Metapher zur dichterischen versinnlichenden Erzählung ausgemalt, so entsteht die Parabel, die Fabel und die speciell A. genannte poetische Erzählung, die als zweite Form der rhetorischen A. betrachtet werden können. So das biblische Gleichnis vom Säemann, die Fabel des Menenius Agrippa vom Magen und den Gliedern des Körpers, Schillers »Mädchen aus der Fremde«. Endlich kann auch ein größeres poetisches Werk allegorisch gehalten werden, wie denn in der deutschen Literatur seit dem 14. Jahrh. zahlreiche (meist freilich sehr frostige) epische Allegorien auftreten, welche Stoffe der höfischen Kunst, namentlich die Minne behandeln und die erst im 16. Jahrh. durch den berühmten »Teuerdank« Kaiser Maximilians ihren Abschluß erhielten. Auch das Thierepos, das in »Reineke Fuchs« sein klassisches Muster hat, ist im wesentlichen allegorisch, während aus neuester Zeit unter andern Immermanns »Epigonen« und »Münchhausen« hierher gezählt werden können, obwohl hier die A. nicht rein gehalten erscheint, namentlich mit Ironie stark versetzt ist. Es ergibt sich schon aus den angeführten Beispielen, daß die Art der allegorischen Uebertragung selbst eine dreifache ist. Es werden entweder ähnliche Gegenstände von gleicher Sphäre verbunden (metaphorische A.), oder das Geistige wird verkörpert (anthropomorphische A.), oder das Körperliche belebt (personificirende A.), und hieraus ergeben sich auch die Hauptgrundsätze für den Gebrauch der A. als Trope in Rede und Gedicht. Auf die Form der Rede kommt dabei nichts an, ob sie lyrisch, episch oder dramatisch ist. Aber es ist wohl darauf zu achten, daß der darzustellende Gegenstand unter der Hülle des ausgemalten Bildes leicht und deutlich und doch nicht zu stark hervorschimmere, daß die A. nicht eine überwiegend didaktische Richtung annehme und dadurch zur Prosa herabsinke.

In den bildenden Künsten entsprechen der metaphorischen, anthropomorphischen und personificirenden A. die symbolische, hieroglyphische und plastische. Das Symbol ist ein Zeichen, welches einen allgemeinen Begriff mehr andeutet als ausführt und sich von jeder besondern Beziehung fern hält. So ist der Schmetterling das Symbol der Unsterblichkeit der Seele, die in sich zurückkehrende Schlange das der Ewigkeit, der Oelzweig das des Friedens. Wird ein solches Symbol mit andern Figuren zum beziehungsvollen Ganzen verbunden,

so entsteht die symbolische A., z. B. der Oelzweig in der Hand zurückkehrender Krieger, das Lamm neben dem Märtyrer, dem Heiligen. Wenn mehrere verschiedene Symbole mit einander verbunden sind, deren Zusammenstellung eine Reihe von Gedanken darstellt, so haben wir eine Hieroglyphe vor uns. Die plastische A. hat es vornehmlich mit allegorischen Personen zu thun, d. h. mit der Darstellung von abstrakten Begriffen, z. B. Liebe, Tugend, Zorn ꝛc., unter dem Bilde menschlicher Erscheinungen oder gewisser Zustände oder Handlungen, die also von der bloßen Personifikation, durch welche auch konkrete Begriffe, die Elemente, Jahreszeiten ꝛc., versinnbildlicht werden können, zu unterscheiden ist. Wie weit der Künstler in der Anwendung allegorischer Bezeichnungen gehen darf, ist schwer zu entscheiden. Immer aber muß derselbe sich von dem Bestreben leiten lassen, bei dem Gebrauche der A. allen Menschen verständlich zu bleiben, die zu dem Genuß eines Kunstwerkes berechtigt sind. Die besten Symbole in Bezug auf Deutlichkeit sind aber diejenigen, welche die Natur der Attribute haben, und unter diesen sind wieder diejenigen die besten, welche die unsinnliche Kraft, die zu bezeichnen ist, als Werkzeug anwendet, z. B. das Buch des Gelehrten, der Pinsel des Malers, die Keule des Starken; sodann solche, welche in der künstlerischen Darstellung des Objekts gemeiniglich mit ihm verbunden angetroffen werden, z. B. die Eule als Symbol der Weisheit, der Spiegel als das der Klugheit; endlich diejenigen, welche sich durch eine Eigenschaft auszeichnen, welche derjenigen, die der Künstler bezeichnen will, völlig ähnlich ist, z. B. das Lamm als Bild der Sanftmuth und Geduld, der Adler als Bild des Scharfsinns, der Löwe als Bild der Stärke, der Gewalt. Zu weit ging man, als man, durch die Beobachtung, daß hervorstechende Eigenschaften der Seele auf die Formen des Körpers einen dauernden Eindruck machen, verleitet, in allen Fällen, wo man solche Formen antraf, auch auf das Vorhandensein der nämlichen Hauptcharakterzüge schließen wollte und so die Möglichkeit der allegorischen Darstellung aller Tugenden, Laster und Eigenschaften ohne weitere Symbole behauptete, wiewohl sehr viele Beschaffenheiten der Seele der bloßen Form nach nicht oder doch so wenig von einander zu unterscheiden sind, daß ihre Deutung ungewiß und unverständlich wird. Eine schöne Art natürlicher Hieroglyphen ist die Blumensprache (s. d.). — Allegorisiren, etwas sinnbildlich darstellen.

Allegorische Auslegung, diejenige Auslegungsmethode, welche einen geheimen, von dem Wortverstande unabhängigen Sinn einer Schrift zu ermitteln sucht, im Grunde nichts weiter als ein geistreiches, willkürliches Spielen mit Worten und Begriffen. Die a. A. ist am meisten zur Erklärung der heiligen Schrift angewandt worden, und zwar zuerst und in weitgehendem Maße von der Schule der Alexandriner u. den Rabbinen, in maßvollerer Weise auch von den Aposteln. In der christlichen Theologie ist sie durch Origenes herrschend geworden, so daß sie selbst heutigen Tages noch nicht völlig überwunden ist, obgleich schon die Reformatoren grundsätzlich nur die grammatisch-historische Auslegung für zulässig erklärten. Der Grund der allegorischen Auslegung ist zu suchen in der Ehrerbietung vor dem inspirirten Gottesworte, welche fordert, daß jede Bibelstelle sich unmittelbar auf die Seligkeit des Menschen und die Offenbarung himmlischer Geheimnisse beziehe und nichts Geringes, Alltägliches, Unangemessenes enthalte; dann aber in dem (unbewußten) Verlangen, die eigenen Gedanken im göttlichen Worte wiederzufinden. Die antiochenische Schule setzte an die Stelle der allegorischen Auslegung die sogen. Theorie, d. i. die Anwendung des grammat. Schriftsinns für erbauliche Betrachtung.

Allegretto (ital.), gemäßigt lebhaft, die Ueberschrift von Tonstücken, welche langsamer und weniger feurig als das Allegro vorgetragen werden und eine heitere Stimmung der Seele ausdrücken sollen. Der Vortrag solcher Tonstücke muß daher mehr anmuthig unterhaltend als leidenschaftlich markirt sein.

Allegri, 1) Antonio, s. Correggio. — 2) Gregorio, berühmter ital. Kirchenkomponist der Palestrina'schen Schule, geb. zu Rom 1590, war Schüler Nanini's und seit 1628 Sänger in der päpstlichen Kapelle; er starb zu Rom 1652. Sein berühmtestes Werk ist das herrliche »Miserere«, welches noch jetzt alljährlich in der Karwoche in der Sixtinischen Kapelle zu Rom aufgeführt wird. Es behandelt den 57. Psalm und ist für zwei Chöre (einen fünf- und einen vierstimmigen) gesetzt. Es ist dies jenes vor jeder Veröffentlichung und Vervielfältigung streng bewahrte Werk, welches der 14jährige Mozart 1770 in Rom nach zweimaligem Hören aus dem Gedächtnis niederschrieb und 1771 in London durch den Druck veröffentlichte. Infolge dessen machte Papst Clemens XIII. 1773 dem König von England eine Abschrift des Originals zum Geschenk. Eine neue korrekte Ausgabe desselben erschien zu Leipzig (bei Peters).

Allegro (ital., abgekürzt All°), munter, hurtig, geschwind, Ueberschrift von Tonstücken, die bald mehr, bald weniger geschwind vorgetragen werden sollen. Die Nüancen dieser Schnelligkeit werden durch Beiworte, wie A. assai oder A. di molto, sehr munter und hurtig, A. maestoso, geschwind und mit Würde, A. moderato, commodo, giusto, mäßig geschwind, A. con brio, con fuoco, sehr geschwind, mit Feuer, angezeigt. Den höchsten Grad des A. bildet der Superlativ Allegrissimo, das die hurtigste und feurigste Bewegung bezeichnet. Das A. erfordert im allgemeinen einen nachdrücklicheren Vortrag als das flüchtige Presto und das minder nachdrucksvolle Allegretto, und ist zum Ausdruck der Freude, der Heiterkeit, aber auch der heftigsten Leidenschaften, die den Menschen bewegen, geeignet.

Alleinberechtigung, die einer Person verliehene Befugnis, in irgend einer Rechtssphäre ausschließlich etwas zu thun oder zu lassen. Es fallen demnach unter diesen Begriff die verschiedensten Rechtsinstitute, im allgemeinen z. B. die sogen. jura singularia (Rechtswohlthaten) und im besondern die Privilegien, Monopole ꝛc., ja, es kann fast ein jedes einzelne Recht seiner Ausübung nach Gegenstand der A. sein. Dieselbe kann erworben werden durch jedes erlaubte Rechtsgeschäft und bedarf an sich keiner besondern staatlichen Bestätigung, von welcher allerdings die Existenz mehrerer der genannten Unterarten (Privilegien ꝛc.) abhängig ist.

Alleinhandel, s. Monopol.

Alleinherrschaft, s. Monarchie.

Alleinseligmachende Kirche, Name, welchen sich die römisch-katholische Kirche seit dem Ende des 2. Jahrh. beilegt, indem sie erklärt, daß außerhalb ihres Verbandes niemand selig werden könne. Zu der in diesem Namen ausgesprochenen Behauptung mußte die Kirche kommen, sobald sie als einziges

Mittel der göttlichen Gnade das Sakrament hinstellte, dessen Wirksamkeit durch die rechte Vollmacht des Priesters und apostolische Succession bedingt ist. Der röm. Bischof Callistus (um 200) und Tertullian (gest. 220) verglichen die Kirche mit der allein rettenden Arche Noahs, und Origenes (gest. 254) und Cyprian (gest. 256) sprachen den Satz aus: »Außerhalb der (katholischen) Kirche wird niemand selig«, welcher dann, nachdem das hierarchische Moment Eingang gefunden hatte und im Gegensatz gegen die Irrlehren der Heterodoxie, durch Augustin (gest. 430), Leo d. Gr. (gest. 461) und Gregor d. Gr. (gest. 604) auf den äußerlichen, organisirten Verband der kathol. Kirche und die Unterwerfung unter den röm. Bischof als legitimen Oberhirten der Kirche bezogen ward und noch jetzt als Dogma festgehalten wird, so daß alle Nichtkatholiken nach kathol. Dogma verdammt sind, und Milderungen dieser Lehre, wie sie neuerlich selbst von Katholiken aufgestellt wurden, der orthodoxen Lehre der römisch-kathol. Kirche widerstreiten. Auch das protest. Bekenntnis schreibt der Kirche alleinseligmachende Bedeutung zu, doch hat es dabei nicht die sichtbare, sondern die unsichtbare Kirche im Auge, so daß die Zugehörigkeit zu einer bestimmten äußern Kirchengemeinschaft nicht als zur Seligkeit nothwendig erklärt wird. Erst der orthodox-lutherische Lehrbegriff nahm auch für seine Kirche alleinseligmachende Kraft in Anspruch, wiewohl man sich scheute, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Die neuere Theologie stellte nur den persönlichen Heilsglauben auf Grund der histor. Thatsache der Erlösung als zur Seligkeit nothwendig auf.

Allelodidaktisch (griech., »einander lehrend«), auf den gegenseitigen Unterricht gegründet, ihn anwendend.

Allemand (spr. allmäng), Fritz l', ausgezeichneter Schlachten- und Genremaler, geb. 1812 in Hanau, trat, in Wien gebildet, 1835 zuerst als Künstler öffentlich auf. Er wählte zum Gegenstand seiner Darstellungen meist Scenen aus Oesterreichs Kämpfen seit 1848 und verstand es, bei aller Naturtreue den Stoff künstlerisch aufzufassen und geschickt zu gestalten. Seine Schlachtenbilder fanden an dem Kaiser einen besonderen Gönner. A. starb als akademischer Rath 1866 zu Wien. — Sein Sohn Sigismund l'A. hat dieselbe Kunstrichtung eingeschlagen; unter den Bildern desselben ist besonders die Schlacht bei Kollin und die Erstürmung des Königsbergs hervorzuheben.

Allemande (spr. allmängd), bekannter deutscher Nationaltanz im Zweivierteltakt mit dem Ausdruck ruhiger Fröhlichkeit (Dreher). Auch heißt A. in Schwaben und der Vorderschweiz ein bei den Landleuten noch jetzt beliebter Tanz im Trippeltakt, der mehr gegangen als getanzt wird, aber zu seiner Ausführung eine besondere Grazie erfordert. Die Tanzmanier wie die Musik dazu soll ursprünglich aus dem Elsaß stammen und war unter Ludwig XIV., wie später unter Napoleon I. auf der Pariser Bühne als Ballettproduktion sehr in Mode. Endlich bezeichnet A. ein nicht zum Tanzen bestimmtes Tonstück im Viervierteltakt von ernsterem Charakter und gemessener Bewegung, das einen Theil (meist den Anfang) der im vorigen Jahrhundert beliebten sogen. Suiten (s. d.) bildete und von den deutschen Komponisten, namentlich von Händel, Seb. und Phil. Eman. Bach, mit großer Vorliebe gepflegt wurde.

Allen, See, s. Shannon.

Allen, 1) Ethan, nordamerikan. Freiheitskämpfer, zu Litchfield in Connecticut 1742 geboren, von wo seine Eltern bald nach seiner Geburt nach Cornwall in Vermont auswanderten, wurde beim Ausbruch der Revolution Oberst einer Abtheilung Vermonter und führte als seine erste Waffenthat die Einnahme von Ticonderoga aus (10. Mai 1775). Darauf der Armee des Generals Schuyler sich anschließend, leistete er bei Montgomery's Expedition nach Canada treffliche Dienste, gerieth aber bei einem verunglückten Handstreich auf Montreal in die Hände der Briten, die ihn als Gefangenen nach England schickten und erst 1778 gegen Kolonel Campbell auswechselten. Als in Vermont die alten Kolonialunruhen wieder ausbrachen, wurde A. zum General der Staatsmiliz und später zum Abgesandten an den Kongreß ernannt, in welcher letztern Eigenschaft er es durchsetzte, daß Vermont als ein besonderer Staat angesehen wurde. Er war dann längere Zeit Mitglied der Legislatur dieses Staates und starb als Generalmajor 13. Febr. 1789. A. hat verschiedene Werke politischen Charakters und auch eine heftige Schrift gegen die geoffenbarte Religion (»Reason, the only oracle of man«, neue Ausg. Boston 1854) verfaßt.

2) William, amerikan. Schriftsteller, geb. 2. Jan. 1784 zu Pittsfield in Massachusetts, folgte 1805 William Ellery Channing in dem Rektorate des berühmten Harvard-Kollegiums. Sein »American biographical dictionary«, welches biographische Skizzen von mehr als hundert bedeutenden Amerikanern enthält, erlebte verschiedene Auflagen. A. war ein Gegner der Negersklaverei und vertrat die amerikan. Friedensgesellschaft auf dem internationalen Friedenskongreß zu Paris 1849. In seiner Schrift »Junius unmasked« suchte er den Beweis zu liefern, daß Lord Sackville der Verfasser der bekannten »Junius' Briefe« sei. Er hat eine große Anzahl prosaischer und poetischer Werke hinterlassen. A. starb 16. Juli 1868 zu Northampton in Massachusetts.

3) Charles, bedeutender amerikan. Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. zu Worcester im Staate Massachusetts 9. Aug. 1797, begann seine politische Laufbahn 1829 als Mitglied der Legislatur seines Geburtsstaates, nahm 1848 in hervorragender Weise an der Freiboden-Bewegung (Free-Soil movement) theil, wurde wiederholt in den Kongreß gewählt und bekämpfte die Politik der südlichen Sklavenhalter. Beim Ausbruch des Secessionskrieges war er ein Mitglied des Friedenskongresses (1861). Er starb 6. Aug. 1869 zu Worcester.

4) David Oliver, geb. im Jahre 1800 zu Barre in Massachusetts, zeichnete sich durch seine wirksame Missionsthätigkeit in Ostindien aus. Sein Werk »History of India, ancient and modern« (Boston 1856) hat bleibenden Werth. A. starb zu Lowell in Massachusetts 17. Juli 1863.

Allenburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Wehlau, an der Alle, mit (1871) 2420 Einw.

Allendorf, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Witzenhausen, an der Werra, mit einer bedeutenden Faß- und einer Dütenfabrik, welche über 200 Arbeiter beschäftigt, einer Holzschleiferei, einer chemischen Fabrik und (1871) 2908 Einw. Gegenüber liegt die sehr alte Saline Soden, Eigenthum der Pfännerschaft, welche das Werk bereits seit 1540 an die Fürsten von Hessen, jetzt an Preußen auf ewige Zeiten verpachtet hat. A. ist Geburtsort des Fabeldichters Burkard Waldis (um 1500).

Eine Geschichte der Stadt schrieb G. Wagner (Marburg 1865).

Allenstein, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Königsberg, an der Alle, Station der Thorn-Insterburger Bahn, Sitz des Landrathsamts und Kreisgerichts, hat ein Schloß (mit Erinnerungen an Kopernikus), eine alte sehenswerthe kathol. Kirche (1865—71 restaurirt) nebst zwei Kapellen, eine evangel. Kapelle, eine Synagoge, ein großes Kranken- und Waisenhaus der Barmherzigen Schwestern (St. Marienhospital), ein evangel. Hospital u. (1871) 5514 Einw., welche sich von Leinen-, Getreide- und Holzhandel, Eisengießerei, Mühlen- und Ziegeleibetrieb nähren. In der Nähe die Glashütte Gelguhnen.

Allentown (spr. äll'ntaun), Hauptstadt der Grafschaft Lehigh in Pennsylvanien, am Lehigh, nordwestlich von Philadelphia, in fruchtbarer und wohlkultivirter, besonders aber mineralreicher Gegend, hat großartige Eisenindustrie, indem in der unmittelbaren Nähe der Stadt etwa ein Fünftel des gesammten in den Vereinigten Staaten gebrauchten Roheisens producirt wird, und (1870) 13,884 Einw., darunter sehr viele Deutsche. A. wurde 1762 gegründet und war noch zu Anfang des Jahrhunderts ein ganz unbedeutender Ort.

Aller, schiffbarer Nebenfluß der Weser, entspringt bei Seehausen im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, 155 Meter ü. M., fließt in fast nördlicher Richtung zwischen niedrigen, oft sumpfigen Ufern, eine kurze Strecke die Grenze zwischen Braunschweig und Preußen bildend, tritt dann, sich nordwestlich wendend, ins Braunschweigische und von da in die Provinz Hannover, wird bei Celle schiffbar und mündet unterhalb Verden. Ihre Länge beträgt 155 Kilom. Ihre bedeutendsten Zuflüsse sind die Oerze und Böhme (von der Lüneburger Heide), die Ocker mit der Ilse (vom Oberharz), die Leine mit der Innerste (vom Eichsfeld und dem Sollinger Wald).

Allerchristlichste Majestät (lat. Rex christianissimus, franz. Sa Majesté très-chrétienne), Titel der Könige von Frankreich, den Ludwig XI. 1469 vom Papst Paul II. für sich und seine Nachkommen erhielt. Während der Kaiserzeit kam er außer Gebrauch, doch nahmen ihn Ludwig XVIII. und Karl X. wieder an. Der »Bürgerkönig« Ludwig Philipp führte ihn nicht.

Allergetreuester Sohn der Kirche (Allergetreueste Majestät, lat. Rex fidelissimus, franz. Sa Majesté très-fidèle), Titel der Könige von Portugal, den Johann V. 1748 von Papst Benedikt XIV. erhielt, zugleich mit dem Rechte der Besetzung aller Bisthümer und Abteien Portugals.

Allerheiligen, Ruine eines 1196 gestifteten, 1802 aufgehobenen und bald darauf durch den Blitz zerstörten Prämonstratenserklosters im Thale des Lierbachs (eines Nebenflüßchens der Rench) in Baden. Die malerischen, in einsamer, düsterer Wildnis gelegenen Trümmer und der in 7 Fällen abstürzende Bach ziehen zahlreiche Touristen herbei. Architektonisch wurde das Kloster beschrieben von Fecht (Karlsr. 1872).

Allerheiligen, Fest der kathol. Kirche, Gedächtnisfest aller Heiligen und Märtyrer, wird in der griech. Kirche seit dem 4. Jahrh. am Sonntag nach Pfingsten gefeiert, ward in Rom von Bonifacius IV. um 610 eingeführt, nachdem er das Pantheon als Panagion allen Märtyrern geweiht hatte. Durch Gregor IV. (835) wurde das Fest ein allgemein katholisches und auf den 1. Nov. verlegt.

Allerheiligenbai, s. Bahia.

Allerheiligeninseln (franz. les Saintes), kleine franz. Inselgruppe in Westindien, südlich von Guadeloupe, von dem sie eine Dependenz bilden, 46 QKilom. (0,9 QM.) groß mit 1256 Einw. Sie sind gebirgig, sehr gesund, aber unfruchtbar, und besitzen eine der sichersten und größten Rheden der Antillen.

Allerheiligstes, die geheimste innere Abtheilung der Tempel bei den alten Völkern, wohin den Profanen der Zutritt versagt war; bei den Juden insbesondere die hinterste Abtheilung der Stiftshütte, später des Tempels, wo bis zum Exil die Bundeslade aufgestellt war. Nur der Hohepriester betrat am großen Versöhnungstage das Allerheiligste. In der kathol. Kirche versteht man darunter die geweihte, in einem Gefäß (Monstranz) zur Verehrung ausgestellte Hostie; auch das Gefäß, welches jene bewahrt.

Allermannsharnisch, s. Lauch.

Allerseelen, Fest der kathol. Kirche zum Gedächtnis der Gestorbenen, für die an diesem Tage ein feierliches Todtenamt gehalten wird, ward zuerst 993 im Kloster Clugny durch Abt Odilo eingeführt, durch Papst Sylvester II. 998 allgemein empfohlen. Es wird gefeiert am Tage nach Allerheiligen (2. Nov.), an vielen Orten durch eine Wallfahrt zum Gottesacker, wo die mit Blumen und Lampen geschmückten Gräber mit geweihtem Wasser besprengt werden.

Allersheim, bayr. Dorf, am Ries, zwischen Donauwörth und Oettingen, historisch merkwürdig durch die Schlacht vom 3. Aug. 1645 zwischen den Franzosen unter Enghien und den Kaiserlichen unter Mercy, welcher hier seinen Tod fand.

Allevard (spr. allwahr), Stadt im franz. Departement Isère, unfern Grenoble, mit (1866) 3180 Einw., hat in der Umgegend ein bedeutendes Eisenbergwerk, Eisenhütten und Hohöfen, sowie Schwefelthermen mit einer Badeanstalt.

Allgemeines Stimmrecht, die Befugnis, zum Zweck der Mitwirkung bei der Gesetzgebung und bei der Staatsverwaltung mitstimmen zu dürfen, insofern diese Befugnis einem jeden Staatsbürger als solchem eingeräumt ist. Dabei liegt es aber in der Natur der Sache, daß eine direkte Mitwirkung der Gesammtheit der Staatsbürger bei der Gesetzgebung und eine unmittelbare Theilnahme derselben an der Verwaltung des Staats nur bei einem ganz kleinen Staatskörper, wie z. B. in einzelnen Schweizerkantonen, möglich ist. Für Staatswesen von größerem Umfang dagegen, deren republikanische oder konstitutionell-monarchische Verfassung der Gesammtheit des Volkes ein derartiges Mitwirkungsrecht einräumt, ist dies unausführbar, und das Volk kann hier jenes Recht nur mittelbar, d. h. durch Abordnung von Vertretern ausüben, welche die Interessen ihrer Wähler in dieser Beziehung wahrzunehmen haben. Das allgemeine Stimmrecht reducirt sich also hier auf die einem jeden Staatsbürger gleichmäßig eingeräumte Befugnis, an der Wahl der Volksvertreter theilnehmen zu dürfen, und so wird denn in der That der Ausdruck a. S. gewöhnlich als gleichbedeutend mit der Bezeichnung »allgemeines Wahlrecht« oder genauer »allgemeines gleiches aktives Wahlrecht« gebraucht. Dies allgemeine Stimmrecht ist jedoch keineswegs in allen oder auch nur in der Mehrzahl der neueren Verfassungsurkunden zur Geltung gelangt, wenn auch das Verlangen danach in der Gegenwart immer entschiedener hervortritt, und

dasselbe namentlich auch in das Programm der liberalen Parteien in den einzelnen Staaten mit aufgenommen zu werden pflegt. Es haben vielmehr die auf vorwiegend konservativen Grundlagen beruhenden Verfassungen unserer modernen konstitutionellen Monarchien fast durchgehends den Grundsatz sanktionirt, daß nur derjenige die politischen Wahlrechte des Staatsbürgers ausüben könne, welcher auch zu den Lasten des Staats einen verhältnismäßigen Beitrag liefere. Hiernach wird in den meisten Verfassungsurkunden die Ausübung des aktiven Wahlrechts außer von dem Vollgenuß des Staatsbürgerrechtes, wobei männliches Geschlecht der Wähler vorausgesetzt ist, von der Selbständigkeit der betreffenden Person und besonders davon abhängig gemacht, daß dieselbe irgend einen, wenn auch den niedrigsten, Steuersatz bezahle; so z. B. in der preuß. Verfassungsurkunde vom 31. Jan. 1850, § 70. Selbst die aus der ersten Revolution hervorgegangene franz. Verfassungsurkunde vom 3. Sept. 1791 hatte die aktive Wahlfähigkeit nur demjenigen zugestanden, welcher zum mindesten eine dem Werth dreitägiger Arbeit entsprechende direkte Kontribution entrichte. Erst infolge der Revolution von 1848 wurde das allgemeine Stimmrecht (le suffrage universel) in Frankreich eingeführt. Noch während des Bestandes der Republik aber, und zwar gerade deshalb, weil man den Umsturz derselben durch das allgemeine Stimmrecht befürchtete, wurde es wiederum abgeschafft, bis Louis Napoleon dasselbe durch Plebiscit vom 2. Dec. 1852 wieder herstellen ließ, um dann, gestützt auf das suffrage universel, die Republik selbst zu stürzen. Nach dem Vorgange Frankreichs nun hatte auch die Frankfurter konstituirende Nationalversammlung durch Gesetz vom 12. April 1849, betreffend die Wahlen der Abgeordneten zum Volkshause, das allgemeine Stimmrecht einzuführen gesucht, indem sie bestimmte, daß an diesen Wahlen jeder unbescholtene Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt, theilzunehmen befugt sein sollte. Freilich war diesem Gesetze die praktische Verwirklichung nicht beschieden; es blieb jedoch das immer entschiedener auftretende Verlangen nach Einberufung einer deutschen Gesammtvolksvertretung auf der Basis des allgemeinen und direkten Wahlrechts, und als nach den Erfolgen des Jahres 1866 der Norddeutsche Bund errichtet ward, ist dem Liberalismus von Seiten der Bundesregierungen die Koncession der Aufnahme des allgemeinen Stimmrechts in die Norddeutsche Bundesverfassung vom 1. Juli 1867 gemacht worden. Auch die neue deutsche Reichsverfassung vom 16. April 1871 (Art. 20) erklärt, daß der Reichstag aus allgemeinen und direkten Wahlen hervorzugehen habe; und das nunmehr auch auf die süddeutsche Staatengruppe ausgedehnte und zum Reichsgesetz erhobene Norddeutsche Wahlgesetz vom 31. Mai 1869 enthält § 1 die dem Frankfurter Wahlgesetz analoge Bestimmung, daß jeder (Nord-) Deutsche, welcher das 25. Lebensjahr zurückgelegt, in dem Bundesstaat, in welchem er seinen Wohnsitz habe, Wähler für den Reichstag sei. Eine Ausnahme (Wahlgesetz § 3) findet nur statt für diejenigen, über deren Vermögen Konkurs- oder Fallitzustand erklärt worden ist, für die unter Vormundschaft oder Kuratel stehenden Personen, für solche, die eine Armenunterstützung beziehen oder im letzten der Wahl vorhergegangenen Jahre bezogen haben, und endlich auch für diejenigen, welchen infolge rechtskräftigen Erkenntnisses der Vollgenuß der staatsbürgerlichen Rechte entzogen ist. Es sind dies sämmtlich Ausnahmen, welche auch bereits in dem oben angezogenen Gesetz der Frankfurter Nationalversammlung aufgestellt worden waren. Dagegen ist eine Abweichung von dem letzteren insofern bemerkenswerth, als nach dem gegenwärtigen Wahlgesetz (§ 2) für Personen des Soldatenstandes, des Heeres und der Marine die aktive Wahlberechtigung so lange ruht, als dieselben sich bei den Fahnen befinden, eine Beschränkung, welche das Frankfurter Wahlgesetz nicht enthielt, indem es vielmehr (§ 11) die Wahl von Soldaten und Militärpersonen ausdrücklich statuirte. Endlich ist auch noch darauf hinzuweisen, daß bekanntlich als Gegengewicht für das allgemeine Stimmrecht die Diätenlosigkeit der Reichstagsabgeordneten von Seiten der Bundesregierungen festgehalten wird.

Was nun den innern Werth des Systems des allgemeinen Stimmrechts anlangt, so pflegt darüber unter den Politikern und Publicisten nicht wenig gestritten zu werden. Während z. B. Lamartine das allgemeine Stimmrecht als einen Adelsbrief bezeichnete, welchen die franz. Nation im Jahre 1848 unter den Trümmern des Throns gefunden, sprechen sich andere, selbst freisinnige Männer, ganz entschieden gegen das allgemeine Stimmrecht aus. Bluntschli (»Allgemeines Staatsrecht«, I, S. 484 f.) verdammt es namentlich deshalb, weil es der rohen und unerfahrnen, aber zahlreichern Menge die Macht über die höhern Klassen der Gesellschaft verleihe, die Interessen jeder Bildung, Kultur und des Vermögens bedrohe, und durch die Quantität der bessern Qualität der Wähler Eintrag thue. Die Erfahrung hat jedoch diese Befürchtungen vor dem Schreckgespenst des allgemeinen Stimmrechts nicht bestätigt. Es ist Thatsache, daß die Masse sich dem Einflusse der Intelligenz in der Presse wie in der Wahlversammlung nicht entziehen kann, und man wird mit gutem Gewissen behaupten können, daß es bereits tief in das Rechtsbewußtsein des Volkes eingedrungen ist, daß einem jeden Staatsbürger als solchem das Recht zustehen müsse, zur Mitwirkung bei der Gesetzgebung und bei der Verwaltung des Staats seine Stimme mit abzugeben, daß nur so dieses Mitwirkungsrecht zur Wahrheit werden und zur vollwirksamen Geltung gelangen könne.

Allia (jetzt Aja), Flüßchen im alten Latium, das 6 Miglien oberhalb Roms dem Tiber zufloß, denkwürdig durch die Niederlage, welche hier die Römer 387 (nach andern 391) v. Chr. von den Galliern unter Brennus erlitten.

Alliance (franz., spr. -angß, Allianz), Bündnis, ein bestimmt ausgeprägter internationaler Vertrag, wodurch ein Theil der Kontrahenten oder jeder dem andern eine gewisse Gemeinschaft des Handelns und Verhaltens in Bezug auf einen mehr oder weniger bestimmten politischen Zweck verspricht, also ein Gesellschaftsvertrag. Der Standpunkt des Rechts fordert aber dabei vor allem eine Berücksichtigung des Rechts desjenigen, gegen welchen die A. geschlossen wird, und es ergibt sich hier die allgemeine Regel, daß die Schließung jedes Hülfsvertrags mit einem kriegführenden Theile gegen den andern rechtlich nicht erlaubt ist, sobald dieser letztere sich nicht in offenbarem oder erwiesenem Unrecht befindet. Denn im entgegengesetzten Falle ist eine A. entweder ein Beistand zu gewaltsamer Rechtsverletzung, oder eine ungebührliche Anmaßung richterlicher Gewalt, die zwischen unab-

hängigen Mächten nicht stattfindet. Nach den verschiedenen Gesichtspunkten, von welchen aus man die A. betrachten kann, lassen sich mehrere Arten derselben unterscheiden. Die *allgemeinen* Alliancen sind für jeden eintretenden Fall des Bedürfnisses geschlossen; die *besonderen* dagegen verbinden nur für einen bestimmten Fall, oder für eine bestimmte Zeit, oder für einen bestimmten Feind zur Hülfe. Die erstern, obwohl häufig vorkommend, können nur dann für erlaubt und rechtlich begründet gelten, wenn der Alliirte sich vorbehält, daß er zur Hülfeleistung keine Verpflichtung habe, sobald der Krieg ein erkennbar ungerechter ist. Wo solcher Vorbehalt nicht gemacht oder vorausgesetzt wird, demnach der einseitige Kriegsbeschluß des einen Verbündeten sofort dem andern die Schuldigkeit des Beistandes auferlegen soll, da sprechen entweder die Kontrahenten eine Nichtachtung oder Verachtung des Rechts dadurch aus, oder es ist unter dem Namen der A. im Grunde ein Dienstbarkeits-, gewissermaßen ein Unterwerfungsvertrag geschlossen worden, wonach das Urtheil oder der Wille des einen Theils das Gesetz sein soll für den andern. Die Allianzverträge der franz. Nation zur Zeit der Republik und unter Napoleon I. mit den Vasallenstaaten geben hiervon den eindringlichsten Beweis. Allgemeine Alliancen in dem Sinne, daß dadurch ein *bleibender* politischer Verein geschaffen werde, sind *Bünde* (s. *Bund*, *Staatenbund*). Die *Offensiv-* und *Defensivalliancen* (Schutz- und Trutzbündnisse) werden zum Angriff eines gemeinschaftlichen Feindes und zur Vertheidigung gegen die Angriffe eines solchen geschlossen. Bei einer Offensivalliance erscheint der Verbündete immer als ein Feind desjenigen, gegen welchen er vertragsmäßig Hülfe zu leisten hat, und wird deshalb auch jedesmal feindlich behandelt. Bei einer Defensivalliance findet dies nur dann statt, wenn dieselbe erst während des Krieges, oder als der Ausbruch desselben schon gewiß war, geschlossen wurde, da hier die feindselige Absicht des Alliirten keinem Zweifel unterworfen sein kann. Bestand dagegen der Vertrag zur Abwehr eines gemeinsamen Feindes schon vor dem Kriege, oder vor dem wahrscheinlichen Ausbruche desselben, und überschreitet die gewährte Hülfe nicht das Traktatmäßige, so pflegt der Alliirte von dem Gegner, wider welchen er für eine andere Macht kämpft, nicht als direkter Feind angesehen und behandelt zu werden. Seine Handlungsweise gilt nämlich dann mehr für eine pflichtgemäße, als für eine feindliche, und nur das Hülfskorps erfährt daher eine feindliche Behandlung. Genau genommen ist jedoch selbst in diesem Falle ein feindseliges Verfahren gegen den Alliirten des Gegners erlaubt, weil seine Theilnahme, auch im bloßen Defensivkriege und kraft früherer Traktate, ihn gleichwohl als einen der Rechtsforderung des Angreifers sich thätig Widersetzenden darstellt, ihn folglich mit dem Hauptgegner wie zu Einer Person macht. Noch gibt es *einfache* Alliancen und sogen. Kriegsgemeinschaften. Bei den *einfachen* Alliancen erscheint nur einer der verbündeten Staaten als kriegführende Hauptmacht, der andere aber bloß als hülfeleistende Nebenmacht, woraus folgt, daß dieser letztere weder den Kriegsplan, noch die Abschließung des Friedens und die Bedingungen desselben zu bestimmen das Recht hat. Auch von den etwa gemachten Eroberungen kommt ihm nichts zu, und er kann für sich nur den jedem Hülfskorps zustehenden Antheil an der Beute rechtlich beanspruchen. Uebrigens werden in einem solchen Vertrage die gegenseitigen Pflichten u. Rechte gewöhnlich näher auseinandergesetzt und nach den bereits bestehenden Verhältnissen oder nach gewissen Voraussetzungen bestimmt. Die *Kriegsgemeinschaften* (sociétés de guerre, alliances, pour faire la guerre en commun, *Koalitionen*) unterscheiden sich von den einfachen Alliancen dadurch, daß in ihnen der Krieg, welcher geführt wird, allen Verbündeten in gleichem Maße gemeinsam ist, und daher jede der alliirten Mächte für hauptkriegführende gilt. Das Wesen einer solchen Verbindung ist die Gemeinschaftlichkeit in Bezug auf die Führung und die Folgen des Krieges. Die Beiträge der Alliirten an Soldaten und anderen Kriegsmitteln werden nach den Kräften der einzelnen bestimmt, und es geht die eventuelle Verpflichtung für den Fall der Noth auf das Aufbieten der gesammten Kraft. Die Eroberungen, wenn auch nur von Einem Verbündeten gemacht, werden als Gemeingut betrachtet und ebenso die Länderverluste des einen als Gesammtverlust. Daher soll im Frieden eine Ausgleichung stattfinden. Die von dem einen eroberten Provinzen dienen als Kompensationsgegenstand für die von dem andern verlornen. Keiner der Verbündeten darf Frieden schließen ohne den andern; die Verbindung dauert nach Begriff und Zweck fort bis zum Ende des Krieges. Das ungestörte, friedliche Bestehen einer solchen Gemeinschaft gehört übrigens zu den geschichtlichen Seltenheiten. Einfache Alliancen und Kriegsgemeinschaften erlauben ein einseitiges Aufgeben des bestehenden Bundes vor dem Ende des Krieges nur dann, wenn durch das Bündniß die Existenz eines Verbündeten sichtbar gefährdet wird und der andere nicht hilft, oder wenn die den Abschluß der A. bedingenden Umstände sich wesentlich ändern, oder endlich, wenn der eine Theil seine Verpflichtungen nicht erfüllt, wozu auch eine muthwillige Kriegsverlängerung, oder eine Ablehnung billiger Friedensbedingungen von Seiten eines Verbündeten gerechnet werden kann. Als eine besondere Klasse der Alliancen kann man noch die *Subsidientraktate* ansehen. Diese bestehen darin, daß eine Macht einer andern zu einem Kriege eine Anzahl Truppen gegen eine dafür bedungene Geldvergütung überläßt, ohne selbst irgend einen direkten Antheil an dem Kriege, zu welchem diese Truppen verwendet werden, zu nehmen. Verträge dieser Art, nur uneigentlich zu den Alliancen gerechnet, laufen ebenso sehr der Ehre als dem Rechte zuwider und berechtigen den kriegführenden Theil, gegen welchen die im Vertrage stipulirten Truppen verwendet werden, zu feindseliger Behandlung der Regierung, von welcher die Truppenbewilligung ausging. Ehrenvoller und rechtmäßiger sind die Subsidientraktate, welche zwischen bereits Verbündeten zur Durchführung der ihnen gemeinschaftlichen Sache geschlossen werden und bei gleichem Zwecke sich nur durch die Verschiedenheit der zur Kriegführung von den Theilnehmenden zu verwendenden Mittel (Geld, Waffen, Soldaten) von den eigentlichen Alliancen unterscheiden. Man benennt auch wohl die aus mehr als zwei Bündnern bestehenden Alliancen nach der Anzahl der Verbündeten; so heißt z. B. die 15. Juli 1840 zwischen England, Rußland, Oesterreich und Preußen zur Pacifikation des Orients geschlossene A. *Quadrupelalliance*. Die bekannteste

Tripelalliance ist die zwischen England, Schweden und Holland 23. Jan. 1668 durch William Temple, Witt und den Grafen Dohna zur Hintertreibung der Eroberungspläne Ludwigs XIV. von Frankreich abgeschlossene. Bei Fürstlichkeiten wird A. auch bisweilen von ehelichen Verbindungen gebraucht.

Alliance, Heilige (Heiliger Bund). Man findet in der Geschichte mehrere Bündnisse, welche sich »heilig« nannten, weil sie entweder von Päpsten gestiftet, oder mit Zustimmung derselben von weltlichen Fürsten zur Erhaltung der kathol. Kirche und Unterdrückung der Ketzerei abgeschlossen wurden. Dergleichen sind: der Bund, welchen Papst Julius II. mit Venedig, Spanien, England und den Eidgenossen gegen Ludwig XII. von Frankreich schloß, und in dessen Folge das franz. Heer 1512 aus der fast eroberten Lombardei über die Alpen zurückgeworfen wurde; das Bündnis, welches Papst Clemens VII. 1526 bald nach dem Frieden von Madrid mit Franz I. von Frankreich, Venedig, Mailand und England wider die Uebermacht Karls V. einging; die Ligue, welche von den Guisen in Frankreich gegen König Heinrich III. und zur Ausrottung der Hugenotten 1576 gestiftet wurde und erst nach vielfach angerichtetem Unheil mit der Ermordung ihrer Häupter, dem gewaltsamen Tode des Königs und der Thronbesteigung Heinrichs IV. sich auflöste; der Bund, welcher gegenüber dem schmalkaldischen Bündnisse der Protestanten von den Erzbischöfen von Mainz und Salzburg, den Herzögen von Bayern, Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig 1538 geschlossen wurde und später (1608) in der Liga der Herzöge von Bayern eine Fortsetzung erhielt. Ganz anderer Natur und nach Zweck, Macht und Wirkung weit über die erwähnten nur dem Namen nach heiligen Verbindungen sich erhebend ist die vorzugsweise so genannte H. A., welche nach der zweiten Besiegung Frankreichs vor der Unterzeichnung des zweiten Pariser Friedens von den drei Monarchen Rußlands, Oesterreichs und Preußens bei ihrer Anwesenheit in Paris 26. Sept. 1815 ohne amtliche Vermittelung ihrer Minister geschlossen wurde. Man ging dabei von der Idee eines großen Fürstenbundes aus, in welchem, abgesehen vom Zwiespalte der Kirchen, das Gesetz des Christenthums als das höchste Gesetz des Völkerlebens gelten sollte. In der darüber abgefaßten (zuerst von Rußland, dann von Oesterreich und Preußen 1816 veröffentlichten) Urkunde wird ausdrücklich erklärt, daß die erschütternden Begebenheiten der drei letzten Jahre die Ueberzeugung geschaffen hätten, es könne das Heil der Zukunft nur auf die erhabenen Wahrheiten der Religion Jesu gegründet werden, und es dürften daher in der Verwaltung der Staaten, sowie in den wechselseitigen politischen Verhältnissen derselben nur die Grundsätze der christlichen Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit herrschen. Daher wollten die drei Stifter des Bundes, nach der Forderung der heiligen Schrift, durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderschaft vereinigt bleiben, sich als Landsleute betrachten und in jedem Falle einander Hülfe und Beistand leisten; auch wollten sie, gleichsam als Familienväter, ihre Unterthanen und Heere in demselben brüderlichen Geiste leiten. Sie sahen sich nur als »Bevollmächtigte des Himmels« an, um über drei Zweige einer und derselben Familie zu herrschen, und lebten in der Ueberzeugung, daß die christliche Erde in der That keinen andern Herrn habe, als denjenigen, dem allein die Macht gebührt, nämlich Gott und den Erlöser. Von bestimmten Leistungen der Bündner war nirgends die Rede, weshalb der Heiligen Alliance auch der Charakter eines echten Staatsvertrags gemeiniglich abgesprochen wird und die Verbindlichkeit der beigetretenen Souveräne immer nur als eine persönliche gilt. Am Schlusse der Urkunde wird noch der Wunsch ausgesprochen, daß alle christlichen Souveräne Europa's der Alliance beitreten und die Grundsätze derselben zu den ihrigen machen möchten. Unbezweifelte Thatsache ist es, daß die Idee dieser auf so erhabener Basis geschlossenen Verbrüderung der mächtigsten christlichen Fürsten zuerst in dem frommen, nach einem besseren Zustande der Dinge sehnlichst verlangenden Gemüthe Alexanders I. entstand und von diesem dem österreich. Kaiser Franz I. und Preußens Könige, Friedrich Wilhelm III., mitgetheilt wurde. Auf die Einladung der drei Monarchen an die übrigen christlichen Fürsten zum Anschluß (1816) erfolgte bald darauf der Beitritt des Königs der Niederlande, der Könige von Dänemark, Schweden, Bayern, Sardinien, Sicilien, Würtemberg, Sachsen und anderer Fürsten; selbst einzelne Kantone der Schweiz wurden in die H. A. aufgenommen. Der König von England und Ludwig XVIII. von Frankreich unterzeichneten die Akte nicht als Souveräne; ebenso der Prinz-Regent von England, der ausdrücklich bemerkte, daß er für seine Person zwar mit den Grundsätzen der Heiligen Alliance ganz übereinstimme, als Regent aber darum die Akte nicht unterzeichnen dürfe, weil dazu die Beistimmung der verantwortlichen Minister und Kammern seiner Reiche deren Verfassung gemäß absolut erforderlich sei, der Bund jedoch nur die selbsteigene Unterschrift des Staatsoberhaupts bezwecke und zulasse. Gerade dieser Umstand weckte frühzeitig den Argwohn der Völker und machte die Besorgnis rege, durch den Bund Europa der Diktatur weniger Familien anheimfallen zu sehen. Der unreservirte Beitritt mancher konstitutionellen Fürsten ward als konstitutionswidrig getadelt und heftig angefochten. Der Papst ist merkwürdigerweise zum Beitritt gar nicht aufgefordert worden; die nicht christlichen Monarchen waren schon durch ihre Religion ausgeschlossen.

Betrachtet man die H. A. bloß von der religiösen und moralischen Seite, wie sie nach der Stifter Absicht die Völker auch auffassen sollten, so erscheint sie als ein Gelübde der Fürsten vor aller Welt, fortan nur nach den Principien des Christenthums zu regieren, als eine Verpflichtung zu gemeinsamer Unterdrückung alles Unchristlichen im Staate, als eine vom Vereine der höchsten Gewalthaber gegebene Garantie wider tyrannischen Uebermuth und schnöde Rechtsverletzung, als ein Versuch zur Aufrichtung einer großen geistigen Gemeinschaft, deren Mitglieder bei aller äußerlichen Verschiedenheit doch innerlich durch die Bande der Tugend, des Rechtes, der Gottesfurcht und der Liebe vereinigt sein sollten. Vom staatsrechtlichen Gesichtspunkt aus wird man der Heiligen Alliance kaum die Geltung eines politischen Staatsvertrags beilegen können, schon darum nicht, weil die Akte nicht einmal von den Ministern der theilnehmenden Monarchen kontrasignirt ist und in derselben keine Leistung der Parteien sich mit Bestimmtheit ausgesprochen findet. Abgesehen hiervon haben die Glieder des Bundes in der That geraume Zeit

keine Kriege mit einander geführt, wobei aber noch andere Motive und Verhältnisse mitgewirkt haben. Die unmittelbare Wirksamkeit des Bundes auf das äußere und innere Staatsleben während der sogen. Restaurationsepoche bestand aber vornehmlich darin, daß durch eine gemeinsame Kongreß- und Interventionspolitik nicht nur die Revolution, sondern auch die Ausbildung freiheitlicher Institutionen verhindert wurde. Diese Unterdrückungspolitik ging übrigens weniger von Rußland als von dem österreich. Minister Metternich aus. Am kräftigsten trat der engl. Minister Canning der Heiligen Allianz entgegen (1822—27). Die nachfolgenden Ereignisse haben dann bald den Bund der Souveräne vollkommen gelockert.

Alliciren (lat.), anlocken.

Allier (spr. alljē, der alte Elaver), Fluß im mittlern Frankreich, entspringt auf dem Lozèregebirge im Departement Lozère, durchfließt in nördlicher Richtung die Departements Ober-Loire, Puy de Dôme und Allier und mündet nach einem Laufe von 422 Kilom. unterhalb Nevers in die Loire. Der Fluß ist über zwei Drittel seiner Länge, von Fontanes an, schiffbar und berührt die Städte Brioude, Issoire, Vichy und Moulins.

Das nach ihm benannte Departement umfaßt einen Theil der ehemaligen Landschaft Bourbonnais und hat 7208 QKilom. (131,4 QM.) mit (1872) 390,812 Einw. Die drei Hauptflüsse des Departements sind die Loire (im W.), der A., welcher dasselbe fast in der Mitte theilt, und der Cher, alle drei schiffbar. Auch zahlreiche Seen und Teiche sind vorhanden. Die Gebirge bestehen aus Granit; die Ebenen und Thäler aus fettem Alluvialboden. Die Temperatur ist schroffen Wechseln unterworfen, und die Winter sind oft sehr streng, während sich die Sommer durch ebenso große Hitze auszeichnen. Das Land hat mehrere berühmte Mineralquellen (darunter Vichy), Steinkohlen- und Eisenbergwerke, züchtet ausgezeichnetes Schlachtvieh und starke Pferde und versieht Paris aus seinen Flüssen und Teichen mit trefflichen Fischen. Die Landwirtschaft, lange Zeit stationär geblieben, wird jetzt rationell und mit vieler Sorgfalt betrieben und erzeugt Getreide und Wein über Bedürfnis. Von Wichtigkeit verspricht für die Zukunft die neuerlich wieder aufgenommene Seidenzucht zu werden. Die industrielle Thätigkeit ist bedeutend; namentlich ist der Betrieb der ca. 120 Eisenhämmer und Hohöfen hervorzuheben, sowie die Fabrikation von Messer- und Schmiedewaaren, von Papier, Glas und Spiegeln, Seilerwaaren, Mühlsteinen, bedeutende Lohgerbereien 2c. Das Departement zerfällt in die Arrondissements Montluçon, Moulins, Gannat und La Palisse. Hauptstadt ist Moulins.

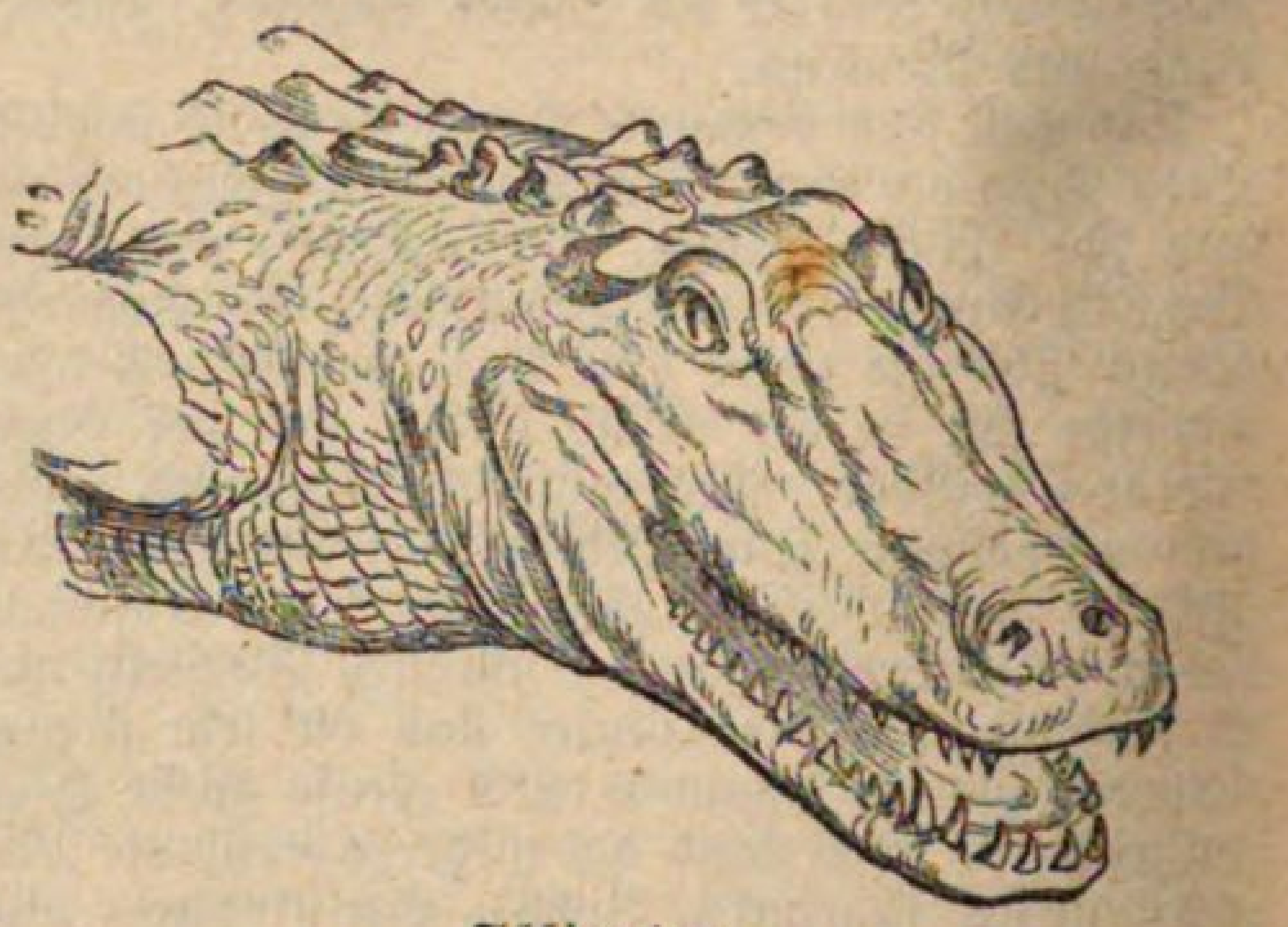
Alligationsrechnung (lat., »Mischungsrechnung«), Rechnungsart, um Quantität und Qualität von Mischungen verschiedener Substanzen zu bestimmen. Hat man z. B. zwei Sorten einer Waare, eine sehr gute und eine geringe, und wünscht durch Vermischung derselben eine mittelgute Sorte herzustellen, welche einen bestimmten mittlern Preis besitzt, so gibt die A. die Vorschriften zur Lösung dieser Aufgabe an. Beispiel: 50 Pfd. Kaffee à 20 Sgr. sollen mit einer andern Sorte Kaffee à 12 Sgr. so vermischt werden, daß das Pfund der Mischung 18 Sgr. kostet. Wie viel Kaffee der geringern Sorte hat man zu nehmen? Die Lösung dieser und aller ähnlichen Aufgaben erfolgt am einfachsten nach folgender praktischen Regel: Man zieht den mittlern Preis (18) von dem Preise der theuersten Sorte (20) ab; hierauf zieht man den Preis der billigen Sorte von dem der mittlern ab (18 — 12 = 6) und dividirt die erste Differenz (2) durch die zweite (6). Der herauskommende Quotient (1/3) mit der Zahl (50), welche die Menge der theuerern Sorte angibt, multiplicirt, liefert die zu nehmende Quantität (50 × 1/3 = 16 2/3 Pfd.) der geringern Sorte. Ist die Quantität der billigsten Sorte bekannt und sucht man diejenige der theuersten, so hat man umgekehrt die obige zweite Differenz durch die erste zu dividiren. Beispiel: 25 Liter Rum à 12 Sgr. sollen mit einer gewissen Quantität Rum à 20 Sgr. vermischt werden, um Rum à Liter 15 Sgr. zu geben. Wie viel von der bessern Sorte Rum hat man zu nehmen? Die Lösung ist nach unserer Regel sehr einfach:

20 — 15 = 5 (erste Differenz),
15 — 12 = 3 (zweite Differenz).
25 × 3/5 = 15. Also 15 Liter.

Handelt es sich um mehr als zwei Bestandtheile einer Mischung, so lassen sich dergleichen Aufgaben am einfachsten auf die Weise lösen, daß man sie auf Aufgaben der angeführten Art zurückführt, indem man zunächst den Werth der Mischung von zweien der gegebenen Substanzen berechnet, die gefundene Mischung dann als einfachen Bestandtheil in die Aufgabe aufnimmt, sie mit einem dritten Bestandtheile vereinigt und so fortfährt, bis nur noch zwei Bestandtheile in der Aufgabe vorhanden sind. Unbestimmte Alligationsaufgaben sind solche, welche verschiedene Lösungen zulassen. Eine solche Aufgabe ist folgende: Aus 3 Sorten Mehl à Metze 6, 10 und 12 Sgr. soll eine Sorte à Metze 9 Sgr. gemengt werden; in welchem Verhältnis sind die Sorten zu mischen? Hier ist zunächst zu untersuchen, wie sich die Aufgabe stellt, wenn von jeder Sorte eine Metze genommen wird. Eine Metze von der ersten Sorte ist 3 Sgr. billiger, eine Metze der zweiten Sorte 1 Sgr. theurer und eine Metze der dritten Sorte 3 Sgr. theurer, als das Gemenge. Es ergeben sich demnach 3 Sgr. Mangel und 4 Sgr. Ueberschuß. Setzt man nun den Mangel viermal, den Ueberschuß dreimal, so gleicht sich beides aus, und es ist daher viermal 1 Metze der ersten, dreimal 1 Metze von der zweiten und ebensoviel von der dritten Sorte zu nehmen. Es gibt dies 10 Metzen Gemenge (nämlich 4 Metzen à 6 Sgr. = 24 Sgr., 3 Metzen à 10 Sgr. = 30 Sgr. und 3 Metzen à 12 Sgr. = 36 Sgr.), welche zusammen 90 Sgr. kosten, so daß auf 1 Metze also, wie angegeben 9 Sgr. kommen. Man kann aber auch von andern Voraussetzungen ausgehen. Man nehme z. B. ganz willkürlich zunächst von der ersten Sorte 3 Metzen, von der zweiten 1 Metze und von der dritten 8 Metzen. Hier ergeben sich bei der ersten Sorte 3 × 3 = 9 Sgr. Mangel, bei der zweiten 1 × 1 = 1 Sgr. Ueberschuß und bei der dritten 8 × 3 = 24 Sgr. Ueberschuß, also zusammen 25 Sgr. Ueberschuß gegen 9 Sgr. Mangel. Man muß also die den Ueberschuß bewirkende Sorte neunmal und die den Mangel bewirkende 25mal nehmen. So ergibt sich 9 × 1 der zweiten, 9 × 8 der dritten und 25 × 3 der ersten Sorte, was gekürzt 25 Metzen à 6 Sgr., 3 Metzen à 10 Sgr. und 24 Metzen à 12 Sgr., also 6 × 25 + 3 × 10 + 12 × 24 = 468 Sgr. für 52 Metzen Gemenge, also à Metze 9 Sgr. ergibt. Hieraus ergibt sich, daß man 3 und mehr Sorten auf sehr verschiedene Weise mengen oder mischen kann, um eine vierte herzustellen, wenn nicht

andere, die Aufgabe beschränkende Bedingungen gestellt sind. Wichtig ist die A. insbesondere hinsichtlich der Metalllegirungen. Vor der Einführung des Zollgewichts 1857 hieß das feine Gold, d. i. das Gold ohne anderen Metallzusatz, 24karatig, das feine Silber aber 16löthig. Je nach der in 24 Karat einer Legirung enthaltenen Anzahl von Karaten feinen Goldes hieß dann die Legirung 8-, 14- ꝛc. karatiges Gold, während man das Silber nach der in 16 Loth einer Legirung enthaltenen Anzahl von Lothen feinen Silbers unterschied. Achtkaratiges Gold besteht demnach aus $^{8}/_{24}$ feinem Golde und $^{16}/_{24}$ Kupfer; 14löthiges Silber aus $^{14}/_{16}$ feinem Silber und $^{2}/_{16}$ Kupfer. Seit Einführung des Zollgewichts wird der Feingehalt der Legirungen durch die Anzahl der in 1000 Theilen der Legirung enthaltenen Theile feinen Metalles ausgedrückt. 12karatiges Gold wird daher jetzt als Gold von 500 Feingehalt, 12löthiges Silber als Silber von 750 Feingehalt bezeichnet. Um die frühere Benennung in die jetzt gebräuchliche zu verwandeln, multiplicire man beim Gold und Silber die Anzahl der Karate und Lothe mit 1000 und theile das Produkt bei jenem durch 24, bei diesem durch 16. Da das in der Legirung enthaltene Kupfer als werthloser Bestandtheil angesehen wird, so drückt eben der Feingehalt den Werth oder Preis der Legirung aus. Im übrigen werden die Mischungsverhältnisse in den Legirungen ganz nach Maßgabe der oben angeführten Beispiele berechnet. Fragt man nach dem Feingehalt einer Legirung von 8 Loth feinen Metalls mit 2 Loth Kupfer, so ergibt sich nach dem ersten der oben angeführten Beispiele $\frac{8 \times 1000}{10} = 800$ als Ausdruck des Feingehalts. Sollen 30 Loth feinen Metalls mit 5 Loth einer Legirung zu einer Legirung von 600 Gehalt gemischt werden, so fragt es sich, von welchem Feingehalte die beizugebenden 5 Loth sein müssen. Hier ergibt sich nach dem dritten der obigen Beispiele $8 \times (1000 - 600 =) \frac{400}{5} = \frac{3200}{5} = 640$ als Feingehalt der zu wählenden Legirung. Sollen ferner 8 Loth vom Feingehalt 900 mit einer Legirung vom Feingehalt 500 so gemischt werden, daß der Feingehalt der Mischung 700 beträgt, so fragt es sich, wie viel Loth von der zweiten Legirung dazu gegeben werden müssen. Hier ergibt sich nach dem zweiten der oben angeführten Beispiele $\frac{(900 - 700) \times 8}{700 - 500} = \frac{1600}{200} = 8$ Loth. Sollen endlich 4 Loth Legirung vom Feingehalt 900 mit 5 Loth Kupfer gemischt werden, und handelt es sich um den Feingehalt der Mischung, so ergibt sich nach dem ersten der oben angeführten Beispiele $\frac{4 \times 900}{4 + 5} = \frac{3600}{9} = 400$ als Ausdruck der letzteren. Komplicirter ist die Berechnung des Zinngehalts in den Legirungen von Zinn und Blei. Hier werden die Legirungen nach der Anzahl der Pfunde Legirung benannt, welche 1 Pfd. Blei enthalten, so daß z. B. sechspfündiges Zinn solches ist, welches in 6 Pfd. 1 Pfd. Blei enthält, dessen Gehalt an reinem Zinn also $^{5}/_{6}$ der ganzen Quantität ausmacht. Werden nun z. B. 3 Pfd. sechspfündigen Zinns mit 4 Pfd. achtpfündigen Zinns gemischt, so beträgt der Gehalt des sechspfündigen Zinns $^{5}/_{6}$ und der des achtpfündigen $^{7}/_{8}$ der ganzen Masse, und es berechnet sich der Gehalt der Mischung nach dem ersten der oben angeführten Beispiele auf $^{6}/_{7}$, so daß also die Mischung siebenpfündiges Zinn ist. Auch hier gilt das Blei als werthloser Bestandtheil.

Alligātor (v. portug. lagarto, Eidechse), Reptilienfamilie aus der Ordnung der Crocodilina, von der Familie der Krokodiliden durch den Zahnbau, die höchstens bis zum 5. Zahn reichende Unterkiefersymphyse und die meist vorhandenen Bauchschilde unterschieden. Die Gattung Alligator *Cuv.* (Champsa *Wagl.*, vgl. Abbildung) ist durch die breite, platte, abgerundete Schnauze, die nicht mit einander artikulirenden Rückenschilde und durch die Zähne: $^{20}/_{20}$ jederseits, charakterisirt. Der Kaiman oder das Krokodil mit der Hechtschnauze, A. (A. mississipiensis *Gray*, Crocodilus lucius *Cuv.*) wird 4,4 Meter lang, ist auf der Oberseite schmutzig ölgrün, hier und da dunkel gefleckt, auf der Unterseite hellgelb, und durch 2 Paar im Viereck stehende Hals- und Nackenschilde gekennzeichnet. Der Kaiman bewohnt alle Gewässer des südöstl. Nordamerika, scheint aber das Meer zu meiden. Seine Hauptnahrung bilden Fische, doch bemächtigt er sich auch schwimmender Hunde und Pferde, weicht aber dem Menschen aus, besonders wenn ihm dieser entgegentritt. Nur in der Paarungs-



Alligator.

zeit ist er zu fürchten; das Weibchen legt bisweilen über 100 kleine Eier in selbsterbaute Nester unfern vom Wasser, bewacht sie und führt die Jungen ins Wasser. Man fängt den A. meist mit Netzen oder Schlingen und erschlägt ihn mit der Axt. Die Haut wird zu Schuhen und Sätteln benutzt, das Fett dient als Maschinenschmiere, die stark nach Moschus duftenden Drüsen finden keine Verwendung, das Fleisch ist kaum genießbar. Zu der Gattung Jacare *Gray*, welche mit einander artikulirende Rückenschilde und oben wie unten 18—20 Zähne besitzt, gehört der Brillenkaiman oder Jakaré (J. sclerops *Gray*). Dieser wird 2,8—3 Meter lang, hat vor den Augenhöhlen eine vorspringende Querleiste der Haut, ist auf der Oberseite dunkelolivengrau mit schwärzlichen Querbinden und auf der Unterseite grüngelblich, unter dem Kopf und an den Seiten grau marmorirt, lebt in Flüssen und Seen Südamerika's bis 31° südl. Br., ist dem Menschen nicht gefährlich und wird mehrfach wegen seines weißen fischartigen Fleisches gejagt. In der Paarungszeit entwickelt er einen unangenehmen starken Moschusgeruch. Der größte A. ist der sehr dunkelgefärbte Mohrenkaiman (J. nigra *Gray*), welcher 6 Meter lang wird und gleichfalls Südamerika bewohnt. Alligatorreste finden sich schon im Eocän.

Alligātorbirne, s. Persea.

Alligātorfluß, ein sumpfiger, früher stark von Alligatoren besuchter Fluß im Tyrrel County des

nordamerikan. Staates Nordcarolina, südlich vom Albemarlesund.

Alligiren (lat.), vermischen, versetzen.

Alliiren (franz.), verbünden.

Allingham (spr. -hemm), **William**, ein bedeutender, bis jetzt noch nicht nach Verdienst geschätzter anglo-irischer Dichter, geb. 1828 zu Ballyshannon in Irland, wo sein Vater Direktor der Provinzialbank war, empfing seine erste Ausbildung in irischen Schulen und widmete sich schon früh der literarischen Thätigkeit, indem er für verschiedene periodische Zeitschriften Beiträge lieferte. Im Jahre 1850 veröffentlichte er seine erste, Leigh Hunt gewidmete Sammlung von »Poems«, die mannigfache Anklänge an Tennyson enthalten, von dem er stets ein großer Bewunderer gewesen ist. Selbständiger entwickelte sich sein Talent schon in den beiden 1854 erschienenen Werken: »Peace and War« (Ode) und »Day and Night Songs«, welche letztern schon im nächsten Jahre eine bedeutend vermehrte, mit Illustrationen von Millais und andern Künstlern ausgestattete zweite Auflage erlebten. Eine andere Sammlung »Poems«, welche 1860 erschien, zeigt uns den Dichter besonders in seinen Balladen, von denen einige (z. B. »Mary Donnelli«) geradezu unübertroffen dastehen, auf dem Höhepunkt seines poetischen Schaffens. Diese nicht gerade besonders kraftvollen, aber durchaus natürlichen und echt nationalen irischen Lieder haben, wie eine engl. Kritik mit Recht betont, »den Pulsschlag des irischen Herzens, das Idiom seiner Sprache und die Farbe des Landes«. Ebenso national in Tonfarbe und Charakteristik, ausgestattet mit einer Fülle gut getroffener Typen aus dem irischen Landleben und reizender Kulturschilderungen ist »Lawrence Blomfield in Ireland or the new Landlord«, ein 1864 (zunächst in Frasers »Magazine«) erschienenes, in seinem Witz vielfach an Pope, in seiner Einfachheit an Goldsmith erinnerndes modernes Gedicht in 12 Gesängen (2. Ausg. 1869), das ungemein günstig aufgenommen wurde und in dessen symbol. Schluß der Dichter eine Brücke der Versöhnung zwischen England und Irland zu schlagen versucht. Nächstdem erschienen »The Ballad-Book, a selection of the choicest British Ballads« (1864) und »Fifty modern poems« (1865). A. bekleidet eine Stelle im engl. Steuerfach und erhielt 1864 eine Schriftstellerpension. Sein letztes dichterisches Lebenszeichen ist ein begleitendes Poem zu Rich. Doyle's »In Fairyland, a series of pictures from the Elfworld« (1870).

Alliöli, Joseph Franz, namhafter kathol. Theolog, geb. in Sulzbach 10. Aug. 1796, studirte zu München Theologie und Philologie, wurde 1816 Priester und ging 1818 mit einem königl. Stipendium nach Wien, Bonn und Paris, um seine oriental. Sprachstudien zu vervollständigen. Seit 1823 Professor des Bibelstudiums zu Landshut, folgte er 1826 einem Ruf nach München, gab 1835 seine Professur auf, ward Domkapitular zu Regensburg, 1838 Dompropst zu Augsburg und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München. Er starb 22. Mai 1873 zu Augsburg. Er war Herausgeber der einzigen vom Papste gebilligten deutschen Bibelübersetzung mit Anmerkungen (Nürnb. 1830—34, 6 Bde.; 4. Aufl., Regensb. 1871, 3 Bde.). Dieselbe basirt auf den Uebersetzungen der Vulgata von Braun (1788) und Feder (1808).

Alliteration (lat., Stabreim), die älteste Reimform der german. Volksstämme, beruht auf der Wiederholung gleichklingender Konsonanten am Anfange der einzelnen Wörter oder Silben und stellt sich in der einfachsten Form in volksthümlichen Redefiguren dar, wie: Mann und Maus, Land und Leute, Haus und Hof. Künstlerischen Gebrauch hat von der A. die altdeutsche und die nordische Dichtkunst gemacht. Als Gesetz für die strengere A. gilt hier, daß jede epische Langzeile 3 Worte mit gleichen Anfangsbuchstaben enthält, von denen 2 in den ersten, das 3. in den zweiten Abschnitt des Verses fallen. Die Silben werden nicht genau gezählt, und nur die Hebungen des Verses alliteriren. Der Dichter hat daher größere Freiheit als bei unsern Reimversmaßen und den Vortheil, daß er besondern Nachdruck auf gewisse Wörter legen kann, wodurch nicht selten ein überraschender Effekt hervorgebracht wird. Soll der Stabreim gut sein, so dürfen in den Versen keine andern alliterirenden Wörter vorkommen; auch vier Reimbuchstaben in einer und derselben Langzeile gelten nach der alten Regel für fehlerhaft. Noch jetzt dichten die Isländer in dieser Weise, bei den Deutschen hat sie seit Otfried (Evangelienharmonie) aufgehört. Bruchstücke der deutschen alliterirenden Dichtung haben wir noch im »Wessobrunner Gebet«, in dem Fragment »Muspilli« und im »Heliand«. Neuere Dichter, wie namentlich Bürger und Goethe, haben die A. in einzelnen Fällen als Tonmalerei mit Glück angewendet; einen umfassendern Gebrauch von ihr machten Fouqué (in dem Heldenspiele »Sigurd«) und in neuester Zeit mit besonderm Erfolge W. Jordan (in seinen »Nibelungen«), der als begeisterter Anwalt des Stabreims auftritt. Beispiele:

Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher Sinn. (Bürger.)
Wie am Felsen gebrochen das Brausen der Brandung. — Enthülle der Herzen holdes Geheimnis. (Jordan.)

Allium, s. Lauch.

Allix, Jacques Alexandre François, franz. Artilleriegeneral, geb. zu Percy in der Normandie 21. Sept. 1776, diente zuerst in der Artillerie der Nordarmee, machte die Feldzüge in Italien und auf San Domingo mit, trat, nach dem Staatsstreich vom 18. Brumaire, bei dem er theilnahmlos geblieben, nicht mehr befördert, 1808 als Brigadegeneral in die Dienste des Königs Hieronymus von Westfalen, den er 1813 auf kurze Zeit nach Kassel zurückführte. 1814 wegen tapferer Vertheidigung des Waldes von Fontainebleau von Napoleon zum Divisionsgeneral ernannt, übernahm er 1815 ein Kommando im Departement Yonne und befand sich zur Zeit der Schlacht bei Waterloo als Präsident einer Militärkommission zu Lille. Nach der zweiten Restauration siedelte er nach Deutschland über. 1819 kehrte A. nach Frankreich zurück. Er erregte 1826 Aufmerksamkeit durch eine an die Kammern gerichtete Denkschrift gegen das Ministerium Villèle und die Jesuiten. Die Julirevolution endlich sah ihn in den Reihen der Volkskämpfer. A. starb 26. Jan. 1836. Er schrieb außer der gegen Newtons Gravitationsgesetz gerichteten, aber ohne Beachtung gebliebenen »Théorie de l'univers« (Frankf. a. M. 1817) ein »Système de l'artillerie de campagne« (Par. 1827, 2. Aufl. 1841).

Allmande (Allmende, Allmendgut, wohl auch Gemeingut, Gemeinheit genannt), der Theil des Gemeindevermögens, der nicht unmittelbar im Interesse der ganzen Gemeinde zur Bestreitung der Ausgaben derselben verwandt wird, sondern den einzelnen Gemeindemitgliedern zur ausschließlichen

Benutzung zugewiesen ist. Die A. besteht meist in unbeweglichem Gute, Wald und Wiese, und wird entweder von allen Gemeindegliedern, oder nur von einzelnen bestimmten Berechtigten (der sogen. Realgemeinde) benutzt. Im erstern Falle benutzt sie entweder die ganze Gemeinde ungetheilt, oder sie wird alljährlich nach Loosen verliehen, oder auch alljährlich unter öffentlicher Auktorität verwaltet und nur der Ertrag vertheilt. Im letzteren Falle bleibt die A. immerhin Eigenthum der Korporation, jedoch mit der Besonderheit, daß ihre Benutzung nicht allen Gemeindegliedern, sondern nur einer bestimmten Anzahl, meist den Besitzern bestimmter Güter (Bauernhöfe, Hofgüter, im Gegensatz zu den bloßen Kathen), zusteht. Diese Nutzungsrechte an den Allmanden hängen mit den Verhältnissen der alten Markgenossenschaften zusammen, welche an Wald und Wiese noch nicht ein Alleineigenthum, sondern nur ein durch Hofbesitz bedingtes Miteigenthum zu ideellen Theilen kannten. In neuerer Zeit hat das Interesse für Hebung des Landbaus vielfach eine Theilung der Allmanden angebahnt, welche juristisch nichts anderes ist, als völlige Veräußerung des Eigenthums der Korporation an die Gemeindeglieder. In Bezug auf den Theil der A., woran keine dinglichen Nutzungsrechte einzelner Gemeindeglieder bestehen, kann diese Theilung einfach durch einen Gemeindebeschluß, wie er zu Veräußerungen des Gemeindeguts erfordert wird, erfolgen; in Bezug auf den Theil der A. aber, woran solche Nutzungsrechte bestehen, ist zuvor ein Verzicht der Berechtigten erforderlich. Neuere Gesetzgebungen enthalten jedoch in dieser Beziehung vielfache, die Theilung erleichternde Bestimmungen (s. Verkoppelung). Man ging dabei von dem Grundsatze aus, daß die Gemeinden, besonders was die Düngung betrifft, Meliorationsmittel nicht in der Weise anzuwenden im Stande seien, wie die Privaten, was aber von vielen nicht ohne Grund bestritten wird.

Allmannsgebirge, Berggruppe in den schweiz. Kantonen Zürich und St. Gallen, welche sich vom Zürichersee zwischen der Glatt und Töß von SO. nach NW. bis zum Rhein hinzieht. Die höchsten Spitzen auf der rechten Seite der Töß sind: der Tößstock, der Hülfsteg, das Schnebelhorn, 1298 Meter hoch; auf der linken: der Bachtel, der Allmannberg, der Stoffel, der Kyburgerberg. Die starke Bevölkerung der bis zum Gipfel mit Wald bewachsenen Berge nährt sich von Alpenwirtschaft, Kohlenbrennerei, Fabrikation hölzerner Geräthschaften, Baumwollspinnerei rc. Seit dem 13. Jahrh. ist diese Gegend der Sitz von Separatisten.

Allmende, Allmendgut, s. Allmande.

Allmers, Hermann, Dichter und Schriftsteller der Gegenwart, ist zu Rechtenfleth in der Osterstader Marsch an der untern Weser (Provinz Hannover) 11. Febr. 1821 als der Sprößling eines alten Stedingschen Häuptlingsgeschlechts geboren. Das einzige Kind seiner Eltern, wurde er zur Uebernahme des väterlichen Hofes, einer uralten Familienbesitzung, bestimmt und erzogen, fühlte sich aber schon frühzeitig von einer entschiedenen Neigung zur Kunst und Poesie hingetrieben, die er in Rücksicht auf seine Eltern nur mit Mühe unterdrückte. Nach dem Tode der letztern unternahm er seine erste größere Reise durch Deutschland, die Schweiz und Italien, überall anregende Bekanntschaften mit Künstlern und Schriftstellern anknüpfend, und kehrte dann auf seine Besitzung zurück, wo er längere Zeit hindurch auch als Vorsteher seiner heimatlichen Gemeinde fungirte. Als Schriftsteller machte sich A. in weitern Kreisen zuerst durch sein treffliches »Marschenbuch« (Gotha 1858, 2. Ausg., Bremen 1861) bekannt, das eine geist- und liebevolle Charakteristik der Natur und der Bewohner der Marschen an der Weser und Elbe enthält und vielen eine bisher unbekannte Welt eröffnete. Dann folgten »Dichtungen« (Bremen 1860), die er »lieben Menschen in Liebe reichte«, und später als Frucht eines Winteraufenthalts in Rom das Werkchen »Römische Schlendertage« (Oldenb. 1869, 3. Aufl. 1872), welches die Resultate seines Denkens und Forschens in Italien mittheilt und zahlreiche Gedichte enthält, die sich ebenso durch echte Poesie und Gemüthstiefe, wie durch vollendete Formschönheit auszeichnen. Seine jüngste poetische Produktion ist das Drama »Elektra« (Oldenb. 1872), worin nach einer Idee Goethe's die Fortsetzung und der Abschluß der Iphigeniensage mit Glück versucht ist und das auf der Oldenburger Hofbühne (mit einleitender Musik und Chorkompositionen von A. Dietrich) bereits wiederholt und unter großem Beifall aufgeführt wurde. A. ist eine ernste und sinnige Natur. Außer der Bewirtschaftung seines väterlichen Hofes und einer großen Ziegelbrennerei ist vorzugsweise das Studium der Kunst- und Kulturgeschichte seine Hauptbeschäftigung, wovon er in verschiedenen Aufsätzen und Broschüren Zeugnis abgelegt hat.

Alloa (Alloway, spr. ălloŭeh), Stadt in der schott. Grafschaft Clackmannan, am Frith of Forth, ein sehr gewerbfleißiger Ort mit trefflichem Hafen, einer eigenen Rhederei, Glashütten und Maschinenfabriken, bedeutendem Ausfuhrhandel u. 6425 Einw.

Allobröger, keltisches Volk im narbonnensischen Gallien, zwischen der Isara (Isère), dem Genfersee, dem Rhodanus (Rhône) und den Grajischen Alpen, in der jetzigen Dauphiné und Savoyen. Sie wurden von Q. Fabius Maximus, der davon den Beinamen Allobrogicus erhielt, 121 v. Chr. der röm. Herrschaft unterworfen und standen fortan unter dem Statthalter des narbonnensischen Galliens. Das vorher kriegerische Volk wurde allmählich zum ackerbauenden. Ihre Hauptstadt war Vienna (Vienne), ihre Grenzstadt gegen die Helvetier Geneva (Genf).

Allochroit, s. Granat.

Allōd, s. Allodium. Allodialität, die Eigenschaft eines Allods; das Freisein von Lehnspflichten; Allodiat, Besitzer eines Allods; allodificiren, zum Allod machen.

Allodifikation, der Fall der sogen. Lehnsappropriation (Uebergang der Rechte des Lehnsherrn auf den Vasallen), bei welchem der Lehnsherr dem Vasallen das Lehnsgut zum vollen Eigenthum überträgt. Durch die A. können die Rechte der Agnaten nicht verletzt werden, vielmehr erneuern sie sich dabei zu der Form fideikommissarischer Successionsrechte. Bei den übrigen Arten der Appropriation (Ersitzung, Felonie des Herrn) ist dies nicht der Fall.

Allodium (Alodium, Allod, von dem altdeutschen Od, »Gut«, und All, »alles«), ursprünglich ein Gemeingut oder Volksgut, d. h. ein Gut, welches von der gesammten Volksgemeinschaft dem einzelnen Bürger übergeben worden ist und von diesem nach dem Volksgesetze mit bestimmten Rechten und Pflichten besessen wird. Auf diese Erklärung führen auch die andern Ableitungen (von »an« und »Lot« oder Loos, Anloos rc.), sowie der Name Volksloos, unter welchem das A. häufig erwähnt wird. Die germanischen Völker nämlich vertheilten oder ver=

loosten Grund und Boden der von ihnen eroberten und in Besitz genommenen Länder unter ihre freien Männer. Die Anführer oder Könige bekamen größere, die übrigen Freien kleinere Antheile, welche ursprünglich gleich groß waren, **Huben**, gewöhnlich **Mansus** (Mannsgut, Mannsloos) hießen und mit den Besitzungen der Großen die materielle Grundlage des Staats und Volksvereins bildeten. Hieraus ergibt sich von selbst der wesentliche Charakter des Allodialeigenthums. Dasselbe ist ein durch den Willen des gesammten Volkes oder durch das Volksgesetz zugetheiltes und verbürgtes freies Eigenthum, und der Besitzer als solcher ist unmittelbarer Staats- und Reichsbürger; er ist frei von aller Privatabhängigkeit u. Beschränkung seiner Eigenthumsrechte und hat theil an allen gemeinschaftlichen, öffentlichen Pflichten und Rechten. Zu jenen gehörten insbesondere die Vertheidigung des Vaterlandes oder die Landwehr, die Beisteuer zu gemeinsamen Staatsausgaben und die Verbindlichkeit, nicht bloß für die selbstverschuldeten Bußen, sondern auch für das Lösegeld der Verwandten subsidiär zu haften. Auch konnte der Besitzer eines Allodiums nicht nach Willkür darüber testiren, und die Familienerben hatten von selbst dingliches Recht auf ein solches Gut, welches, von dieser Seite betrachtet, als ein gemeinschaftliches Familiengut erscheint. Der Eigenthümer durfte es daher auch nicht ohne Zustimmung der Familienerben veräußern, sowie auch die Volksgemeinde, wenigstens in Beziehung auf die Zulassung des neuen Eigenthümers konsentiren mußte. Wegen der auf einem A. haftenden Pflicht der Landwehr wurde dasselbe auch, so lange männliche Erben da waren, nie auf Frauen vererbt. Die Rechte des Allodialgrundeigenthümers bestanden zuerst in der Befreiung von allen Privatdiensten, Lasten und Beschränkungen, wie sie bei Lehnsgütern stattfanden. Namentlich hatte er auch auf seinem A. freie Jagd und Fischerei. Hiermit verband sich das öffentliche Stimm- und Bewilligungsrecht, sowie das Immunitätsrecht (s. d.) gegen obrigkeitliche Einmischungen in die Verwaltung und Benutzung des ihm gehörigen Guts. Sehr wichtig war aber das Recht, unter den oben angegebenen Beschränkungen frei über das A. verfügen und dasselbe vererben zu können. Alles dieses zusammen bildete die **Allodialfreiheit**. Diese Freiheit erhielt sich am vollkommensten bei den adligen Allodialgütern, weil der Adel die altdeutsche Freiheit am längsten bewahrte. Nach ihr heißt das A. auch **Freigut**. Diejenigen, welche dergleichen noch besaßen, nannten sich später häufig **Freiherren**. Bei diesen Freigütern ist wieder zu unterscheiden zwischen den **Eigengütern** oder **Errungenschaftsgütern** (bona adquisita), welche ganz selbständig, ohne alle Rücksicht auf Familienverbindung erworben und veräußert werden, u. zwischen **Erbgütern**, **Stammgütern** oder **Familienfideikommissen** (bona aviatica), welche zwar nicht im Lehnsverbande begriffen sind, doch aber im beschränkten Eigenthum sich befinden, indem sie zu Erhaltung des Glanzes und Ansehens der Familie unveräußerlich sind und in der Regel nur im Mannsstamme vererben. Zu bemerken ist, daß mit der Ausbreitung des Feudalsystems die meisten Allodialrechte erloschen und fast nur in Beziehung auf die Verfügung und Vererbung der alte Unterschied zwischen A. und Lehnsgut noch beobachtet wurde. So kann auch jetzt noch der wirkliche Besitzer eines Allodiums in Ansehung desselben frei handeln und darüber innerhalb der allgemeinen gesetzlichen Schranken nach Gutdünken verfügen. Ebenso fällt nach seinem Tode in der Regel das Allodialeigenthum auf seine Erben, sie mögen sein wer sie wollen. Besitzt daher jemand zugleich Lehen und Allodien, so müssen diese bei seinem Tode von dem Feudalgute abgesondert werden: die Lehen kommen an diejenigen, welche nach den besonderen Grundsätzen des Lehnsrechtes auf dieselben ein vorzügliches und ausschließendes Recht haben, wogegen das A. an die nach allgemein gültigem Recht gerufenen Erben oder Gläubiger des Verstorbenen fällt. Diese Sonderung des Lehens vom Erbe ist besonders dann nothwendig, wenn das Lehen im Eröffnungsfalle an den Lehnsherrn zurückfällt, wenn verschiedene Personen das Lehen und A. erhalten, sowie bei etwaigem Konkurs über das Allodialvermögen des Lehnsträgers. Wenn sich hinsichtlich der Allodialeigenschaft des Vermögens Zweifel erheben, so muß für die Lehnseigenschaft immer Beweis geführt werden. Später, als neben dem Grundeigenthume sich immer mehr anderes Vermögen ausbildete, wurde der Name A. in einem weiteren Sinne auch auf das nach dem Volksgesetze zu vererbende, also auf alles nicht feudale Vermögen und auf die Erbmasse desselben übertragen. In diesem Sinne bezeichnet Allod oder »freies Eigen« jedes dem Lehnsverbande oder gutsherrlichen und ähnlichen Lasten entzogene Grundstück.

Das altdeutsche Allodialsystem wurde im Mittelalter allmählich durch das Feudalsystem besiegt und fast gänzlich verdrängt. Die stets wachsende Vermehrung der sogen. Komitate oder der ritterlichen Freischaren freier kampflustiger Jünglinge, sowie die sich mehr oder minder mit ihnen vermischenden, um Lehnsgut dienenden, größtentheils aus Unfreien und Leibeigenen gebildeten sogen. Ministerialen der Mächtigern trugen dazu das meiste bei, doch gaben selbst altfreie Grundeigenthümer bisweilen ihren freien Grundbesitz an mächtige Adlige und ließen sich ihn als Lehen zurückgeben, nur, um eines größeren Schutzes theilhaftig zu werden. Als jedoch das Feudalsystem sich überlebt hatte, und seine verderblichen Wirkungen immer mehr hervortraten, als die Idee eines wahren Staates wieder auflebte und die Grundsätze natürlicher, staatsbürgerlicher Freiheit immer allgemeiner wurden, machte auch das fast vergessene Allodialsystem seine alten Rechte wieder geltend und brach sich mit unwiderstehlicher Gewalt durch alle Hindernisse Bahn. In Deutschland wurden nicht nur durch die Auflösung des Reichs die Regierungsrechte der souveränen Staaten **allodial**, sondern auch innerhalb dieser letztern machte die **Allodifikation** (s. d.) fast überall die erfreulichsten Fortschritte. Was in dieser Beziehung vorzüglich hinsichtlich der adligen Lehnsgüter und der Bauerngüter noch nicht ins Leben getreten ist, wird durch die Gewalt der natürlichen Konsequenz in dem einmal zur Herrschaft gekommenen neuen Systeme früher oder später bewirkt werden. Die Allodifikation kann übrigens, rechtlich betrachtet, nur dann eintreten, wenn außer dem Vasallen Mangel an berechtigten Personen oder wenn deren Einwilligung erfolgt ist. Sie pflegt gegen Entrichtung eines Abfindungsquantums oder eines jährlich zu zahlenden Kanon, der sich nach der Anschlagssumme des Guts richtet, zu geschehen.

Allokation (neulat., »Hinzustellung«), Genehmigung eines nachträglich in eine Rechnung eingeschalteten Postens.

Allokution (lat., »Anrede«), im römischen Kurialstil der Vortrag des Papstes im Kardinalkollegium über irgend eine wichtige kirchliche oder politische Angelegenheit. Stets in lat. Sprache geschehend, hat sie weniger einen bestimmten praktischen Zweck, sondern soll in der Regel ein Princip oder ein Recht wahren, zu dessen Geltendmachung die materiellen Mittel fehlen. Die Allokutionen werden durch Anschlag an die Pforten der Peterskirche veröffentlicht. Aufmerksamkeit erregten in der neueren und neuesten Zeit besonders die Allokutionen Gregors XVI. in der Kölner Streitsache und die Pius' IX., der besonders der »subalpinischen Regierung« gegenüber häufig davon Gebrauch machte.

Allonge (spr. -lóngsch'), s. Alonge.

Allons! (franz., spr. -lóng), laßt uns gehen! vorwärts! auf! wohlan!

Allopathie (Allöopathie, griech., das »Leiden eines Theils für einen andern«), die Uebertragung einer Krankheit von einem Theile auf einen andern. Gewöhnlich wird aber der Ausdruck A. auf die Wirkung der Heilmittel angewendet, und A. bedeutet dann die Heilung durch ein dem Krankheitsproceß entgegengesetztes Mittel und bildet den Gegensatz zur Homöopathie (s. d.). Letztere geht bekanntlich von dem Grundsatze aus, daß Krankheitssymptome durch solche Mittel beseitigt werden, welche, in den gesunden Organismus eingeführt, eben jene Symptome hervorrufen (Gleiches mit Gleichem, similia similibus). Unpassend gebrauchen einige das Wort, um die gewöhnliche Heilkunst im Gegensatze zur Homöopathie zu bezeichnen, da sich erstere keineswegs bloß auf entgegengesetzt wirkende Mittel beschränkt, sondern überhaupt alle Mittel anwendet, von welchen man sich einen Erfolg versprechen kann, gleichgültig, auf welchem Wege dieser Erfolg eintritt.

Allöri, 1) Alessandro, Maler der florentin. Schule, genannt Bronzino nach seinem Oheim Angelo Bronzino, dessen Schüler er war, geb. 1535 zu Florenz, war eifriger Nachahmer Michelangelo's und ausgezeichnet in der anatomischen Zeichnung. Von ihm besitzt das Belvedere in Wien eine herrliche Judith mit dem Holofernеshaupte, letzteres angeblich ein Porträt des Malers. A. starb 1607.

2) Christoforo, geb. zu Florenz 1577, Sohn des vorigen und dessen Schüler, bis er zur Schule Pagani's überging, zeichnet sich durch edle Originalität, lebens- und gefühlvolle Darstellung und weichen Schmelz des Kolorits aus. Er starb 1621.

Allotmentsystem (engl., spr. ällött-). Unter den Vorschlägen, welche besonders in England gemacht worden sind, die Lage der sogen. arbeitenden Klassen zu verbessern, spielte in den dreißiger Jahren derjenige eine bedeutende Rolle, welcher darauf hinausging, den Angehörigen dieser Klassen, sofern sie nicht bereits Landbesitzer waren, Antheil am Lande zu verschaffen und sie so unabhängiger von den Schwankungen des Arbeitslohns zu stellen, ihnen bei niedrigem Lohne wenigstens die Möglichkeit zu gewähren, sich die wichtigsten Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse selbst zu erzeugen, sie dagegen bei gesteigerten Löhnen an solcher Steigerung in ihrer Privatwirtschaft auch noch besonders participiren zu lassen. Da man sich die Einrichtung so dachte, daß in jedem Kirchspiele gewisse Ländereien gesetzlich zur Vermietung an sogen. Arbeiter bestimmt und parcellenweise verlooßt werden sollten, nannte man dieselbe A. Robert v. Mohl schlägt in seinem Werke: »Staatsrecht, Völkerrecht und Politik« (Tüb. 1869, 2. Theil, S. 590 ff.) ähnliches insbesondere für die ländlichen Arbeiter vor. Ob auf diesem Wege Hülfe möglich, ist mehr als zweifelhaft. Die Maßregel wäre eine Benachtheiligung für diejenigen Arbeiter, welche schon Land besitzen. Was soll geschehen, wenn das in einem Kirchspiele vorhandene Land nicht ausreicht? Was bei augenscheinlicher Vernachlässigung des Landes seitens des Mieters? J. Stuart Mill (»Grundsätze der politischen Oekonomie«, deutsch von Soetbeer, Hamb. 1864, S. 253 ff.) prüft das System nur auf seinen Einfluß auf den Arbeitslohn, ohne sich um die Einzelheiten der Ausführung oder um die praktische Durchführbarkeit zu kümmern.

Allotrĭa (griech., »Fremdartiges«), fremdartige Dinge, welche zu einer Hauptsache, die eben verhandelt wird, nicht gehören. Daher Allotriologie, die Einmischung solcher Gegenstände und Gedanken in einen Vortrag, die dem Zwecke desselben fern liegen. In der Dialektik galt es früher als erlaubter Kunstgriff, den wenig vorsichtigen und wachsamen Gegner durch solche Allotriologie vom Hauptgedanken abzuführen.

Allotriophagie (griech., das »Essen von Fremdartigem«), krankhafte Begierde, ungewöhnliche und ungenießbare Dinge zu essen, häufig bei Verrückten, Vielfressern u. dgl. Nicht A. ist es, wenn die Otomakenindianer in Amerika in Ermangelung nahrhafter Speisen einen fetten Thon essen. Auch wenn Menschen aus Instinkt etwas sonst Ungenießbares genießen, z. B. Kalk bei Sodbrennen, so gehört dies nicht in die A., denn hier dient die unnatürliche Speise als Heilmittel.

Allotropie, s. Isomerie.

All' ottāva (ital.), »in der Oktave«, abgekürzt 8^{va}, wird zur Erleichterung des Notenschreibens oder der leichteren Uebersichtlichkeit halber gesetzt und bedeutet in Partituren, daß eine Stimme mit einer andern in der Oktave fortschreiten, bei Solosachen, daß eine Stelle in der Oktave gespielt werden soll, und zwar eine Oktave höher, wenn die Bezeichnung A. o. über den Noten, eine Oktave tiefer, wenn sie unter den Noten steht.

Alloxān, s. Harnsäure.

Allspice (engl., spr. ahlspeiß), s. v. w. Piment, Nelkenpfeffer.

Allstedt (Altstedt), sachsen-weimar. Enklave im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, 121 QKilom. (2⅕ QM.) groß. Hauptort ist die Stadt A., am Flüßchen Rhöne, das der Helme zufließt, mit einem alten Schlosse (einst Pfalz der sächsischen Könige von Deutschland, namentlich von Otto II. öfters bewohnt, der auch mehrere Reichstage hier hielt), einer bedeutenden Zuckerfabrik und (1871) 3214 fast nur protestantischen Einwohnern.

Allston (spr. ahlst'n), Washington, ausgezeichneter Maler und Dichter Nordamerika's, wurde 5. Nov. 1779 auf dem Landsitze seines Vaters bei Waccamaw in Südcarolina geboren, kam als Knabe nach Newport in Rhode Island, wo er eine gute Erziehung genoß und der Umgang mit dem Maler Malbone auch in ihm die Liebe zur Malerei erweckte, und vollendete dann auf dem Harvard-College in Cambridge seine Studien. Nach Südcarolina zurückgekehrt, traf er sofort Anstalten zu einer Reise nach Europa und kam 1801 mit seinem

Freund Malbone in London an, woselbst er unter Wests Leitung die königl. Kunstakademie besuchte und sein Talent in der glücklichsten Weise entwickelte. Nach dreijährigem Aufenthalt begab er sich 1804 über Paris nach Italien, studirte hier die großen Meister (vornehmlich in Rom und Venedig) und kehrte, nachdem er die Freundschaft Thorwaldsens und des Dichters Coleridge gewonnen, 1809 nach Amerika zurück. Da sich indessen seine Gemälde hier keiner sehr ermunternden Aufnahme zu erfreuen hatten, siedelte er bereits 1811 wieder nach England über, gewann hier mit seinem Bilde »Elias erweckt einen Todten« den großen Preis der British institution und wurde 1818 zum Mitglied der engl. Akademie ernannt. Im folgenden Jahre abermals in die Heimat zurückgekehrt, ließ er sich zu Cambridge bei Boston nieder, wo er in stiller Zurückgezogenheit der Kunst (besonders der Porträtmalerei) und den Musen lebte und 8. Juli 1843, als Künstler und als Mensch hochgeachtet, starb. Allstons historische Gemälde, meist nur wenige Figuren enthaltend und biblische Stoffe behandelnd, zeichnen sich durch liebevolle Ausführung und besonders durch die Größe der Intention aus; auch ist das Studium klassischer Vorbilder nicht zu verkennen, wie ihn denn seine Landsleute mit Vorliebe den »Amerikanischen Tizian« nennen. Indessen schlagen seine Bestrebungen nicht selten ins Theatralische und Manierirte um, und in vielen seiner Gemälde, wie in der »Hexe von Endor«, im »Fest des Belsazar«, »Spalatro's Vision der blutigen Hand« ꝛc., zeigt sich eine eigenthümliche Hinneigung zum Mysteriösen und Furchtbaren. Zu seinen besten Gemälden gehören: »Jakobs Traum«, »Elias in der Wüste«, »Die Befreiung des Petrus aus dem Gefängnis«. Nicht minder großen Beifall wie als Maler fand A. als Dichter. Am bekanntesten sind seine »Sonette«, in denen sich seine aufrichtige Verehrung alles Schönen und Edeln und seine warme Menschenliebe wohlthuend ausspricht, und das größere Gedicht »The sylphs of the season« (1813), ein phantastisches Gedankenbild, das eine außerordentliche Herrschaft über die Sprache bekundet. Andere Dichtungen sind die Erzählung »Monaldi« (Boston 1842, deutsch Leipz. 1843), »Iñez, the spanish Maid« u. a. Eine Ausgabe seiner Schriften besorgte Dana (New York 1850, 2 Bde.).

Alludiren (lat.), auf etwas anspielen; Allusiōn, Anspielung, Andeutung.

All' unisōno (ital., »im Einklang«), musikal. Bezeichnung in Partituren, wenn verschiedene Stimmen vollkommen gleichtönend mit einander fortschreiten sollen.

Allure (franz., spr. -lühr), Gang, Gangart, Fußgestell, namentlich von Pferden; Fährte; Art des Benehmens.

Alluvialländer (lat., »angespülte, angeschwemmte Länder«), die aus den Alluvionen der Flüsse und des Meeres gebildeten Länder des Festlands, an deren Vergrößerung die Hebung der ganzen Kontinente wie einzelner Theile derselben wesentlichen Antheil hat. Sie haben eine weite Verbreitung, bilden den Thalboden sämmtlicher Thäler und vieler Küstenlandschaften; so die Marschen der Niederlande und Norddeutschlands, die weite Niederung längs des Polarmeeres (besonders einen großen Theil Nordsibiriens), die fruchtbaren Niederungen China's. Tief erstrecken sie sich längs der hinterindischen Ströme ins Land, in Indien reichen sie von der Ganges- bis zur Indusmündung (die des Innern freilich zum Theil ältern Datums) und als schmaler Saum an der Ostküste bis Komorin; sie bilden Mesopotamien, die Küstensäume Afrika's von Sansibar südwärts bis Natal und vom Kap Negro in Benguela an wenig unterbrochen die der Westküste; die Deltalande endlich des Niger, Senegal und Gambia und im N. des Nils sind die größten A. Afrika's. In ungeheurer Ausdehnung breiten sich diese Alluviallandschaften aber über Südamerika aus, doch gehört der größere Theil älteren tertiären Alluvionen an und nur dem kleinsten Theile nach der Neuzeit; dieser nur die ungeheuern Alluvialniederungen längs des Amazonenflusses und seiner Hauptzuflüsse, des Rio Negro und Rio Madera, wogegen die ganze Küstenniederung von Ceara in Brasilien bis Trinidad hinauf jüngstes Alluvialgebilde ist. Centralamerika hat an der Moskitoküste und in Yucatan schmale Säume dieser Art. In Nordamerika beginnt ein schmaler Alluvialsaum an der Nordgrenze Mexiko's, bildet die Küste von Texas und Louisiana und bringt am Mississippi und seinen Nebenflüssen, dem Red River und Arkansas, tief ins Land ein; auch ganz Florida besteht aus neuen Alluvionen. Die Ostküste dagegen ist mit Ausnahme der Deltabildungen ihrer Flüsse bis Martha's Vineyard meist aus Alluvionen der spätern Tertiärzeit gebildet. Die fruchtbarsten Länder der Erde sind Alluvialboden, und die Alluvien des Festlands, wie namentlich die Magdeburger Börde, der schwarze Boden in Rußland, die Alluviallandschaften des Nils, Indus und Ganges, soweit die Bewässerung reicht, wetteifern darin mit den Marschländern der Küste. Vgl. Alluvium.

Alluviōn (lat.), Anspülung, Anschwemmung; Alluvionsrecht, das Recht des Eigenthümers eines Grundstücks, das daran allmählich angespülte Land (alluvio) zu erwerben. Dasselbe gehört zu dem Eigenthumserwerbe durch Accession (s. d.), beruht also auf dem rechtlichen Grundsatze, daß der Eigenthümer einer Sache auch das Eigenthum an alle demjenigen erwirbt, was von außen her, ohne sein Zuthun, so zuwächst, daß es ein Theil jenes wird. Wenn also von einem fremden Grundstücke durch fließendes Wasser allmählich und unvermerkt Land abgespült, an ein anderes Grundstück angeschwemmt (incrementum latens) und mit diesem auf diese Weise in feste Verbindung gebracht wird, so erwirbt diesen Zuwachs der Eigenthümer des letztern Grundstücks, ohne daß von einer Ersatzpflicht für das Erworbene die Rede ist. Viele Rechtslehrer beschränken das A. auf Grundstücke, die an einem öffentlichen Gewässer liegen, allein mit Unrecht, da bei diesem Eigenthumserwerbe die Oeffentlichkeit des Wassers kein Entscheidungsmoment abgeben kann.

Alluvium (lat., »angeschwemmtes Land«, Alluvionen, Alluvialbildungen, recente Bildungen), Name der jüngsten, gegenwärtig noch in der Bildung begriffenen Ablagerungen an der Erdoberfläche. Dem Wortlaute nach kann man nur die im und am Wasser besunkenen oder neu entstandenen Massen dahin rechnen, und so wird das Wort A. auch gewöhnlich gebraucht; doch werden im weitern Sinne auch alle anderen recenten Ablagerungen, Gletscher, Eruptionsmassen der Vulkane ꝛc. in jenen Bezeichnungen mit einbegriffen. Das A. reiht sich demnach als selbständige, noch in der Fortbildung begriffene Formation den älteren abgeschlossenen Formationen an; man kann dasselbe

auch mit dem Diluvium zusammenfassen, und beide als posttertiäre oder recente Formation der Tertiärformation anschließen. — Die hohe Bedeutung des Alluviums wie überhaupt der fortlaufenden geologischen Processe ist erst durch die Preisarbeit von Hoffs (»Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche«) und später vor allem durch Lyells und Darwins ausgezeichnete Arbeiten in helles Licht getreten. Während man sich seither die einzelnen Formationen als scharf abgegrenzte, durch gewaltsame Epochen getrennte Schöpfungsperioden vorstellte, hat uns gerade das Studium der jüngsten Ablagerungen über das Irrthümliche dieser Auffassung belehrt, und so wichtig jene Abgrenzungen bleiben, so hat sich doch mehr und mehr herausgestellt, daß sie nur in den lokalen Vorkommnissen den Charakter von scharf markirten Strichen beanspruchen können. So ist also auch die Abgrenzung des Alluviums gegen das Diluvium schon bei den einzelnen Vorkommnissen meistens unsicher und hat nicht die Bedeutung eines allgemeinen, für alle Länder gleich weit zurückliegenden Zeitabschnitts. Früher pflegte man den Anfang des Alluviums mit dem Auftreten des Menschen oder dem Vorkommen menschlicher Ueberreste in Verbindung zu bringen, deren Spuren jedoch nun schon fast über das Diluvium hinaus verfolgt werden. Für die neptunischen Gebilde läßt sich jene Abgrenzung am einfachsten dahin aussprechen, daß diejenigen Massen dem A. zuzurechnen sind, welche ihrer Natur und Lagerung nach auf die heutigen Gewässer in ihrer gegenwärtigen Ausdehnung, aber in ihrer unbeschränkten natürlichen Thätigkeit zurückgeführt werden können. Auf die einschränkende Wirkung der menschlichen Kultur, welche der natürlichen Thätigkeit der Gewässer vielfach entgegentritt, ist also gebührende Rücksicht zu nehmen. Der Detritus in unseren Stromebenen gehört dem A. an, sofern derselbe durch Ueberschwemmungen, wie sie unter den gegenwärtigen Verhältnissen denkbar sind, angespült wurde; die alten Uferterrassen aber und die Einschwemmungen in den Höhlen am oberen Gehänge der Thäler sind durch solche Ueberschwemmungen nicht zu erklären und müssen dem Diluvium zufallen. Die Dünen am heutigen Meeresstrande sind in fortwährender Neu- und Umbildung begriffen und dem A. zuzurechnen; wenn aber solche Dünenhügel meilenweit landeinwärts liegen, und wenn sich dazwischen ganze Berge von skandinavischem Sand und Gerölle an den deutschen und holländischen Küsten finden, so können solche Bildungen nicht durch die gegenwärtige Thätigkeit der Ost- und Nordsee erklärt werden. Das wichtigste Hülfsmittel für diese wie für jede andere Abgrenzung von Formationsgliedern bieten uns aber die organischen Reste, welche wir darin begraben finden. Es ist klar, daß wir im A. nur solche Thier- und Pflanzenreste erwarten dürfen, welche der heutigen Zeit angehören, und in der Regel auch in der betreffenden Gegend jetzt noch ansässig sind. Die Fauna und Flora des Diluviums zeigt zwar noch eine sehr große Uebereinstimmung mit der jetzigen, doch finden sich auch schon belangreiche Verschiedenheiten, und namentlich war die Verbreitung u. Vergesellschaftung der Thiere eine ganz andere als heutzutage (s. Diluvium). So ergibt sich meistentheils eine natürliche Abgrenzung zwischen A. und Diluvium, wenngleich in vielen Fällen die Bestimmung zweifelhaft bleiben muß, um so mehr, als ja die älteren Diluvialmassen auch wiederum von den heutigen Gewässern erobirt und dem A. zugeführt werden.

Nach der Natur der Gewässer in oder an denen das A. gebildet wird, kann man dasselbe eintheilen in Quellenbildungen, Sumpf- und Seebildungen, Fluß- und Stromalluvionen, Deltabildungen, Strandalluvionen und Tiefseebildungen. Zu den Quellenbildungen gehören der Kalk- und Kieselsinter, der Gips, Schwefel, Brauneisenstein u. andere mineralische Abscheidungen, welche an vielen, namentlich an warmen Quellen durch die Verminderung des Lösungsvermögens oder durch Verdunstung des Wassers abgeschieden werden. Zu den Sumpfbildungen gehören namentlich der Torf (s. d.) und der Raseneisenstein (s. d.). In Binnenseen wird alles Erosionsmaterial der Zuflüsse zusammengetragen und damit das Seebecken allmählich ausgefüllt. Am weitesten und eigentlich über die ganze feste Erdoberfläche verbreitet sind die Fluß- und Stromalluvionen. Ueberall ist das Gestein an der Oberfläche einer langsamen, mechanischen und chemischen Zerstörung durch die Atmosphärilien ausgesetzt, und überall werden zeitweilig die Zerstörungsprodukte durch Regengüsse abgespült und als Schlamm, Sand oder Kies den Bächen und Flüssen zugeführt; die löslicheren Verbindungen, insbesondere die Kalktheilchen, werden allmählich im Wasser aufgelöst, die unlöslichen bleiben schwebend, und wenn sie nicht von einem Binnensee, welchen der Fluß durchströmt, zurückgehalten werden, so gelangen sie endlich zur Mündung. Dabei findet eine fortwährende Zerkleinerung und Abrundung der Stücke statt, so daß in den unteren Lauf der bedeutenderen Ströme verhältnismäßig wenig größere und nur sehr harte (Kiesel-) Gerölle gelangen. Um so bedeutender ist aber die Masse des feinen Erosionsmateriales, des Sandes und Schlammes, welche durch die Ströme transportirt wird. Sie ist natürlich für verschiedene Ströme und je nach den Jahreszeiten und Witterungsverhältnissen sehr wechselnd; nur genaue, jahrelang gleichmäßig fortgesetzte Untersuchungen können uns ein bestimmtes Urtheil darüber verschaffen, und alle bisherigen derartigen Bestimmungen sind eigentlich sehr unvollständig. Wir wollen aber einzelne specielle Untersuchungen nach G. Bischof mittheilen. In 100,000 Gewichtstheilen enthielt

	schwebende Theilchen	aufgelöste Theilchen	Summa
der Rhein bei Bonn 24. März 1851	20,50	11,23	31,73
= = = = 27. = 1852	1,73	17,08	18,81
die Elbe bei Hamburg 1. Juni 1852	0,89	12,69	13,58
= Donau bei Wien 5. Aug. 1852	9,24	14,14	23,38
= Weichsel bei Kulm März 1853	5,82	20,05	25,87
= = = = April 1853	2,53	13,52	16,05
der Ganges (nach Everest) 15. März bis 15. Juni 1831			21,71
= = (= =) 15. Juni bis 15. Okt. 1831			194,30
= = (= =) 15. Okt. bis 15. März 1832			44,57
der Mississippi (nach Riddel) durchschnittlich			80,32
= = nach anderen Untersuchungen durchschnittlich			58,92

Man sieht, wie ungleich die Verhältnisse sind. Wenn man aber die ungeheuren Wassermassen dieser und anderer großen Ströme erwägt, so wird man aus den obigen Zahlen die Ueberzeugung gewinnen, daß die Gesammtmasse der festen Stoffe, welche das fließende Wasser dem Festlande entnimmt und dem Meere zuführt, sehr bedeutend ist. Nach den Berechnungen von Everest würden die Alluvionen des Ganges in einem Jahre ein Lager von 25,046 Meter Länge und Breite u. 31,3 Centim. Dicke ergeben. Und

diese Ab- u. Zufuhr dauert schon ungemessene Zeiten lang. Ueberschätzungen haben freilich vielfach stattgefunden, und zur richtigen Beurtheilung sind, wie erwähnt, die Untersuchungen nicht ausreichend. — Die meisten großen Ströme bringen die mechanisch suspendirten Theilchen nicht bis ins offene Meer hinaus, und wenn in den Niederungen das Wasser über weite Flächen sich verbreitet und verdunstet, so gelangen selbst die chemisch gelösten Körper theilweise zum Niederschlage. Verschiedene, in der Stromes- und Meeresthätigkeit gelegene Verhältnisse können darauf hinwirken, daß die Stromesalluvionen bereits in und vor den Mündungen zum Niederschlage kommen. Sie stauen sich auf und breiten sich zu flachen Inseln und Niederungen aus, zwischen denen das Wasser mühsam und träge seinen Weg zum Meere sucht. Dies sind die Deltabildungen, welche im Verein mit Strandalluvionen die Mündungsgebiete vieler großen Ströme zu einem Aggregat von Inseln gestalten, von Wasserwegen labyrinthisch durchzogen und in den Formen vielfach wechselnd, sofern nicht die menschliche Kultur regelnd in die Naturthätigkeit eingreift. Das Küstengebiet an den Mündungen der deltabildenden Ströme wird also fort und fort vergrößert, das Meer zurückgedrängt, die Mündung selbst der Stromesrichtung entsprechend hinausgeschoben. In Centraleuropa sind alle größeren Ströme, mit Ausnahme der Elbe, Deltabildner, und ihre Delta's haben im Laufe der Zeiten eine weite Ausdehnung und die Alluvialmassen eine sehr bedeutende Mächtigkeit erlangt. Vom Königreich Holland sind mehr als 99,9 Proc. der Oberfläche recente, posttertiäre Ablagerungen, und hiervon gehören über 59 Proc. dem A. an. Ueber 18 Proc. sind Torfgrund, etwa 5 Proc. Dünensand und der Rest, etwa 35 Proc., ist ein fruchtbarer Lehm und Thon (Kleiboden), der durch Rhein und Maas angeschwemmt und größtentheils durch Kunstbauten dem Meere wieder abgerungen wurde. Die petrographische Beschaffenheit der Ablagerungen ist neben- und übereinander eine vielfach wechselnde. Unter Amsterdam ist das A. 50—60 Meter mächtig, während die diluviale Sandmasse darunter mit 500 Meter nicht durchsunken ist. Bekannt sind die Deltabildungen an den Mündungen der Ströme, welche sich ins Mittelmeer ergießen. Das Podelta ist nachweisbar von 1200—1600 jährlich 23,54 Meter, in den letzten 200 Jahren aber je 62,8 Meter gewachsen. Ravenna, zu Alarichs Zeit eine Hafenstadt, liegt jetzt eine deutsche Meile vom Meere entfernt. Aegypten pflegt man seit alter Zeit schon ein Geschenk des Nils zu nennen, und in der That besteht ganz Unterägypten bis Kairo aus den Alluvionen dieses Stromes, die er jährlich vergrößert, erhöht und aufs neue befruchtet. Die Mündung bringt verhältnismäßig rasch ins Meer hinaus, die alten Leuchtthürme versagen bald den Dienst, sie können alle 100 Jahre über 300 Meter weit voraus geschoben werden. Und doch wird ein großer Theil der Alluvionen durch die seit Jahrtausenden geregelten Ueberschwemmungen auf den älteren Ablagerungen zurückgehalten und zu der Erhöhung des Bodens verwendet. Ausgedehnter noch als das Nildelta sind die Deltabildungen an den asiatischen Strömen, namentlich die sogen. Sunderbunds, welche durch die vereinte Thätigkeit des Ganges und des Brahmaputra gebildet wurden. Auch das vielverzweigte Mündungsgebiet des Mississippi besteht aus Alluvialbildungen dieses Stroms, die bei New Orleans mit Bohrlöchern von 200 Meter Tiefe nicht durchsunken sind. Es ist jedoch bereits hervorgehoben worden, daß nicht alle Ströme geschlossene Deltamündungen besitzen. Viele Ströme verbreitern sich an der Mündung zu mächtigen offenen, meerbusenähnlichen Weitungen, den sogen. Aestuarien (s. d.). Den Deltabildungen schließen sich die Strandalluvionen an, die aber auch außer dem Bereich der Mündungen, der Meeresküste entlang auftreten. Vor den Delta's häuft das Meer aus Stromschlamm und Sand zuweilen lange schmale Dämme auf, die sogen. Nehrungen, und hinter diesen bilden sich dann flache, ruhige Gewässer, mit Brak- oder Salzwasser erfüllt (Haffe, Lagunen), die aber allmählich wieder ausgefüllt und dann zu Sand- und Schlammwatten oder auch zu fruchtbaren Marschen werden. Die Verhältnisse an den flachen Küsten, zumal an der Nord- und Ostsee, sind übrigens ziemlich komplicirter Natur; außer den säkularen Hebungen und Senkungen und den älteren erratischen Diluvialmassen sind es namentlich die Dünenbildungen, welche hier vielfach modificirend eingreifen. Die Dünen sind Hügelreihen, aus losem Sande vom Meere aus aufgeweht, in ihrer Längenausdehnung senkrecht gegen die herrschende Windesrichtung. Die Profile sind verschieden; gewöhnlich ist der Abfall nach der Landseite viel steiler als nach der Seeseite. Auch die Höhen sind sehr ungleich; sie bleiben in der Regel unter 30 Meter; doch gibt es sowohl an der Ostsee, auf der Kurischen Nehrung, wie auch an der holländ. Küste bei Haarlem einzelne Dünenberge von mehr als 60 Meter Höhe. Oft kann man viele solcher Hügelreihen, ältere und jüngere, unterscheiden, mit Längs- und Querthälern, und vielfach wechselnden Konturen. Wie die Delta's durch die Wasserströmung immer weiter ins Meer hinaus wachsen, so werden die Dünen durch die Windströmung immer mehr landeinwärts getrieben; sie wachsen und wandern, alles unter sich begrabend, bis eine natürliche oder künstliche Vegetation ihnen eine Humusdecke und damit festeren Halt gewährt. Schon manches Dorf ist unter den wandernden Dünen begraben. Die Dünenkette auf der Kurischen Nehrung wandert unaufhaltsam rückwärts, den Dörfern am Haffe Verderben bringend und mit ihrer Sandmasse das Haff allmählich ausfüllend. Nach Berendts Berechnungen kann es vielleicht wenig mehr als 200, höchstens aber 500 Jahre dauern, bis das Haff ausgefüllt und mit der Nehrung und dem Memeldelta nivellirt ist. Auch an der franz. Küste, im Departement der Landes, richten die Dünen große Verheerungen an, und bei ungestörtem Vordringen würden sie etwa in 2000 Jahren die Stadt Bordeaux erreichen. — Während wir von der Natur und Bildung der Strandalluvionen genaue Kenntnis haben, entziehen sich die Tiefseebildungen naturgemäß unseren Beobachtungen. Meeresströmungen können die Strom- und Meeressedimente zuweilen weit durch den Ocean verbreiten, und bei konvergirenden Strömungen werden sie auch wohl zu untermeerischen Bergen oder Inseln aufgehäuft. Im allgemeinen aber gelangt von den schwebenden Theilchen der Ströme nichts ins weite Meer hinaus; sie breiten sich in der Nähe der Küsten aus, und die Kontinente werden dadurch von einem breiten Saum eines flachen, untiefen Meeresgrundes umgeben, der erst in größerer Entfernung zum tiefern Meeresboden abfällt. Auch der letztere bildet eine flache Ebene,

die durch chemische Niederschläge und namentlich durch die mineralischen Reste der Meeresthiere fort und fort langsam erhöht wird. Eine besondere Erscheinung sind die Korallenbauten (s. Korallen), die ebenfalls zu den Meeresalluvionen zu rechnen sind; überhaupt aber liefern die thierischen Reste sowohl in der tiefen See wie bei den Strand- und Deltabildungen einen sehr belangreichen Beitrag für die Vergrößerung der Massen. An den Küsten wird durch Quellenbildungen oder auch durch Kalkabscheidung aus dem Seewasser zuweilen eine Cämentirung des Sandes mit den Muscheln oder Korallenresten bewirkt, so daß feste Gesteine entstehen, jüngste Korallenkalke, Meeressandsteine 2c., die von älteren Gesteinen petrographisch oft nicht wesentlich verschieden sind. Ueberhaupt sind ja alle heutigen Alluvialbildungen nur Wiederholungen derjenigen Vorgänge, durch welche alle älteren Sedimentärgebirge zur Ablagerung gelangten, und gerade deshalb ist das Studium derselben für die Geologie von der höchsten Bedeutung.

Allyl C_3H_5, das Radikal der Allylverbindungen, kann nicht isolirt dargestellt werden, und wenn man Allyljodür mit Natrium zersetzt, so erhält man den Kohlenwasserstoff C_6H_{10}, also Diallyl. Derselbe bildet eine flüchtige, nach Aether und Meerrettig riechende, mit leuchtender Flamme brennende und bei 59° siedende Flüssigkeit. Der Allylalkohol $C_3H_5.OH$ destillirt beim Erhitzen von Oxalsäure mit Glycerin zwischen 195 und 260°. Er ist brennbar, riecht scharf, siedet zwischen 90 und 100° und mischt sich mit Wasser, Alkohol und Aether. Die wichtigsten Verbindungen des Allyls sind die natürlich vorkommenden schwefelhaltigen ätherischen Oele, welchen man bei den Alliaceen und Kruciferen ganz allgemein begegnet und die durch ihren scharfen, zu Thränen reizenden Geruch, ihren scharfen Geschmack und ihre flüchtige reizende Wirkung auf die Haut ausgezeichnet sind. Man kann davon zwei Gruppen unterscheiden: a) Allylsulfuret (Schwefelallyl) $(C_3H_5)_2S$ findet sich im Oel des Knoblauchs und der Zwiebel, im Oel von Thlaspi arvense, Erysimum alliaria, Raphanus sativus, Brassica napus, in Lepidiumarten, Tropaeolum majus; es ist eine farblose, penetrant riechende, in Wasser schwer, in Alkohol und Aether leicht lösliche, bei 140° siedende Flüssigkeit. b) Allylsulfocyanür (Schwefelcyanallyl) C_3H_5CSN, ist im ätherischen Senföl, im Oel von Cochlearia armoracia, Alliaria officinalis, Raphanus raphanistrum, Capsella bursa pastoris 2c. enthalten. Es findet sich aber nicht fertig gebildet im Samen dieser Pflanzen, welcher vielmehr ganz geruchlos ist; erst wenn derselbe gestoßen und mit Wasser angerührt wird, zersetzt sich unter der Einwirkung eines fermentartigen Stoffes, des Myrosin, ein anderer Bestandtheil des Senfsamens, das myronsaure Kali, und neben Zucker und saurem schwefelsauren Kali entsteht das Schwefelcyanallyl. Dies ist ein farbloses Oel von scharfem, zu Thränen reizendem Geruch, zieht auf der Haut Blasen, ist in Wasser wenig, in Alkohol und Aether leicht löslich, siedet bei 148°, gibt mit Ammoniak das krystallisirende, geruchlose, bittere, neutrale Thiosinamin. Ueber seine Anwendung s. Senföl, ätherisches.

Alm, oberdeutscher Name für Alpe, Bergtrift, Bergweide.

Alma, Flüßchen auf der Westseite der Halbinsel Krim, zwischen den Städten Eupatoria und Inkerman, neuerlich berühmt geworden durch die blutige Schlacht vom 20. und 21. Sept. 1854, in welcher die verbündeten Engländer und Franzosen unter Lord Raglan und St. Arnaud über die Russen unter Menschikow siegten.

Alma, s. Almud 2).

Almāda, feste, von engl. Rittern gegründete Stadt in der portug. Provinz Estremadura, am Eingang des Tejo, Lissabon gegenüber an einem mit einem Kastell gekrönten Felsen malerisch gelegen, hat 4580 Einw., welche ansehnlichen Weinhandel treiben.

Almadén (A. de Azogue, »vom Quecksilber«), Bergstadt in der span. Provinz Ciudad Real in Neukastilien, Hauptort der Hohen Mancha, liegt anmuthig auf einer Anhöhe in der Sierra Morena u. ist ein gut gebauter, reinlicher und wohlhabender Ort mit 7420 Einw., meist Bergleuten und Officianten des dasigen Oberbergamts. Seine Wohlhabenheit verdankt A. den weltberühmten Zinnober- und Quecksilberbergwerken, die sich in seiner unmittelbaren Nähe befinden. Die gegenwärtigen Minen datiren aus dem 17. Jahrh., bilden 5 Stockwerke, deren unterstes eine Tiefe von 357 Meter erreicht, und bauen auf einen fast senkrechten, nach unten zu immer breiter werdenden Zinnobergang, welcher zahlreiche Nester gediegenen Quecksilbers umschließt. Der reine Zinnober wird aus den Erzen ausgeschieden und als Farbestoff verwendet; die unreinen Erze aber, aus welchen die größere Menge besteht, werden zu Quecksilber verarbeitet, das durch Destillation in der Glühhitze in verschlossenen Gefäßen (hier in sogen. Batterieöfen) dargestellt wird. Der Centner Erz enthält 6,64—7,21 Proc. Quecksilber. Almadens Gruben, welche seit Jahrhunderten eine der Haupteinnahmequellen des Staats bilden, waren schon in den ältesten Zeiten bekannt; Rom erhielt zu Plinius' Zeit allein jährlich an 700,000 Pfd. Seit dieser Zeit sind sie, mit einzelnen Unterbrechungen, stets im Betrieb gewesen. Sie sind Eigenthum der Krone, waren aber zu verschiedenen Zeiten verpachtet, so 1525—1645 an die Augsburger Fugger, die Harzer und Freiberger Bergleute hinschickten, und 1836—63 an die Rothschild; jetzt werden sie wieder vom Staate selbst betrieben. Sie beschäftigen durchschnittlich 3—4000 Bergleute und gewährten lange Zeit hindurch eine jährliche Ausbeute von durchschnittlich 20,000 Ctr. Quecksilber im Werth von 20 Mill. Realen. In den letzten Jahrzehnten ist dieselbe auf etwa 14,000 Ctr. herabgesunken, wovon die Ursache einzig und allein in der Konkurrenz zu suchen ist, welche die in Kalifornien entdeckten Quecksilberbergwerke von Neualmaden den europäischen Quecksilbergruben machen.

Almagést, der von den Arabern verstümmelte Titel von des Ptolemäos »Lehrgebäude der Astronomie«, welches Al Fergani im Auszuge, Ischar ben Honain und Tabeth ben Korrah vollständig ins Arabische übersetzt haben. Aus Arabien kam es nach Europa und wurde im 13. und 14. Jahrh. ins Lateinische übersetzt (1515 zuerst in Venedig gedruckt). Erst im 15. Jahrh. wurde das griech. Original in Europa bekannt und 1538 in Basel gedruckt. Der A., bis ins 16. Jahrh. das einzige Lehrbuch der Sternkunde, enthält alle von Ptolemäos selbst und von Hipparch gemachten Beobachtungen und Entdeckungen.

Almāgro, alte Stadt in der span. Provinz Ciudad Real, in oliven- und rebenreichem Hügelgelände, östlich von Ciudad Real an der Eisenbahn, mit 6000 Einw., ist Sitz der Großmeisterin der Damen des Ritterordens von Calatrava und hat eine große

Spinnfabrik und sehr besuchte Esel- und Maulthiermärkte.

Almagro, Diego d', span. Konquistador, erhielt, als Findling in der Nähe von Almagro 1475 aufgehoben, von dieser Stadt den Namen. Das Kriegslager war seine erste Schule. Die Entdeckung der goldreichen Länder Amerika's erregte auch in A. einen unbesiegbaren Drang nach Abenteuern in der neuen Welt. In Gemeinschaft mit Francisco Pizarro und Fernando de Luque verfolgte er den Plan, von Panama aus in den Westen Südamerika's vorzubringen, von dessen Goldreichthum der Entdecker des großen Südmeers, Nuñez de Balboa, die erste dunkle Nachricht gebracht hatte. Die kleine Expedition drang tief in Peru vor und kundschaftete das Land aus. Von der span. Regierung mit Vollmachten und einer kleinen Kriegsmacht unterstützt, unternahmen die Verwegenen um 1532 des Landes Eroberung und führten sie glücklich durch. Neben Pizarro, der seine Siege durch Grausamkeit schändete, erschien A. trotz seiner Härte noch mild. Nach dem Tode des unglücklichen Inka Atahualpa wurde das ganze Reich unterworfen und Pizarro zum Vicekönig eingesetzt; A. aber erhielt 1534 vom Könige von Spanien die Statthalterschaft über ein Gebiet von 200 Seemeilen Länge jenseits der südlichen Grenze des dem Pizarro unterworfenen Landes. Vergeblich suchte Pizarro's Neid A. beim Hofe anzuschwärzen und zu verdrängen. A., von den Intriguen Pizarro's unterrichtet, begegnete denselben auf eine für diesen beleidigende Weise, und so kam es denn zwischen beiden zu offener Fehde, die jedoch durch einen Vergleich beigelegt wurde, nach welchem A. sein Gebiet durch die Eroberung von Chile auszudehnen suchen sollte. A. drang siegreich in Chile vor, doch rief ihn bald ein in Peru ausgebrochener Volksaufstand dorthin zurück. Nach harten Kämpfen mit den Peruanern und den Brüdern Pizarro's setzte er sich in den Besitz von Cuzco, gerieth aber nach kurzer Zeit von neuem in Streit mit Pizarro selbst, und wurde von dessen Brüdern, nachdem er Pizarro's Unterfeldherrn Alonso de Alvorado 12. Juli 1537 geschlagen hatte, 6. April 1538 bei Salinos in der Nähe von Cuzco besiegt und gefangen nach Lima geschleppt. A. wurde schließlich als 75jähriger Greis hier 26. April 1538 im Gefängnis erdrosselt und dann öffentlich enthauptet. Sein Sohn Diego d'A. sammelte einen Haufen der Anhänger seines Vaters, erstürmte Pizarro's Palast, rächte seinen Vater durch Ermordung Pizarro's (1541) und ließ sich zum Generalkapitän von Peru ausrufen. Bald aber scharten sich Pizarro's Anhänger zusammen, und beide Parteien lagen in blutiger Fehde, bis endlich der Oberrichter Vaca de Castro mit der Vollmacht zur Unterdrückung der Parteizwiste und Herstellung der gesetzlichen Ordnung aus Spanien anlangte. Diego wurde zur Unterwerfung aufgefordert und, da er sie verweigerte, von de Castro's Truppen in einer blutigen Schlacht bei Chupas 16. Sept. 1542 besiegt und gefangen. Er und 40 seiner Genossen mußten das Blutgerüst besteigen.

Almaly, Stadt in Kleinasien, Vilajet Siwas, auf dem lykischen Tafellande, 1300 Meter ü. M., reinlich und gut gebaut, mit einer schönen Hauptmoschee und 25,000 Einw., welche besonders Gerberei und Fabrikation feinen rothen Maroquins, auch lebhaften Handel treiben. Der Großhandel Lykiens hat in A. seinen Mittelpunkt.

Alma mater (lat., »hehre Mutter«, Mutter der Weisheit), ein Name, welcher in England den Universitäten Oxford und Cambridge beigelegt wird, und den in Deutschland dankbare Pietät hier und da von denjenigen Bildungsanstalten gebraucht, welche seit Jahrhunderten bestehen und aus denen viele tüchtige und selbst berühmte Männer hervorgegangen sind, wie von den Universitäten und den Fürstenschulen Pforta, Meißen, Grimma. Die röm. Dichter bezeichnen mit diesem Namen die Göttermutter Kybele (s. d.).

Almanach (arab.), ursprünglich Bezeichnung astronom. Ephemeriden oder kalenderartiger Tafeln mit beigefügten astrologischen und sonstigen Notizen. Der Name kam vom Orient aus gegen das Ende des Mittelalters auch im Abendlande in Gebrauch. Der erste gedruckte A. war der »Pro annis pluribus« betitelte von Georg v. Peurbach, der um 1460 in Wien lebte. Dann berechnete Johann Regiomontanus im Auftrag des Königs Matthias Corvinus 1474 einen A., der in deutscher und lat. Sprache im Druck erschien. Seit 1491 gab der Buchdrucker Engel zu Wien regelmäßig Almanache heraus, dann seit 1554 Stöfler in Tübingen. Exemplare von diesen Almanachen finden sich jetzt äußerst selten. Jährlich erscheinende Almanache scheinen erst im Laufe des 16. Jahrh. aufgekommen zu sein. Im 17. Jahrh. fing man an, den gewöhnlichen Kalendernotizen, astrologischen Beigaben und Prophezeiungen auch anderweitige Nachrichten hinzuzufügen. So gab der Almanach royal, der von 1679 an zu Paris erschien, Notizen über den Postenlauf, die Hoffeste, die Messen und Märkte, Münzplätze &c., denen seit 1699 noch die Genealogie des königl. Hauses, ein Verzeichnis der höheren Geistlichkeit u. dgl. hinzugefügt wurden. In Deutschland fand dies bald Nachahmung. Daneben traten aber auch Almanache auf, welche mehr für das Volk berechnet waren und anstatt jener officiellen Mittheilungen kleine Erzählungen, Anekdoten, Gedichte &c. den eigentlichen kalendarischen Nachrichten beigaben. Bald wurden die letzteren überhaupt Nebensache, da man sie in die eigentlichen Kalender verwies, und die Almanache wurden infolge davon periodisch erscheinende Bücher, deren Inhalt lediglich der Unterhaltung und Belehrung in allerlei Künsten, Fachwissenschaften &c. dienen sollte. Nach der Verschiedenheit derselben erscheinen nun genealogische, historische, diplomatische, nautische, landwirtschaftliche &c. und rein literarische (Musen-, Damen-) Almanache, ein Zweig der Literatur, welcher besonders in den Jahren 1815—30 üppig wucherte.

Almandin, s. v. w. edler Granat.

Almansa, Stadt in der span. Provinz Albacete des Königreichs Murcia, an einem mit Burgtrümmern geschmückten Hügel in weiter Getreideebene gelegen, mit 7734 Einw., ist Knotenpunkt der Bahnen von Valencia und Alicante und geht dadurch einer großen Zukunft entgegen. Historisch merkwürdig ist A. durch die Schlacht vom 25. April 1707, durch welche der Spanische Erbfolgekrieg zu Gunsten der Bourbonen entschieden wurde.

Almansor, zweiter Chalif aus dem Hause der Abbassiden; s. Chalifen.

Almanzāra, kleiner Fluß in der span. Landschaft Estremadura, denkwürdig durch den Sieg der Franzosen unter Sebastiani über die Spanier unter Blake, 4. Nov. 1810.

Al marco, nach der Mark, d. h. nach dem Gewicht, im Gegensatz zu al numero oder al pezzo, d. h. »nach der Zahl« oder »nach dem Stück«, im deutschen

Gold- und Silberhandel Bezeichnung für die Kölnische Mark fein, also für 24 Karat fein Gold und 16 Altloth fein Silber=233,855 Gramm. Ist das Gold oder das Silber nicht fein, also legirt und weniger haltig, so wird das Minus des Gehalts dem Gewicht abgerechnet, so daß der Preis auch bei dem schlechtesten Gold und Silber sich doch immer für die Mark fein versteht. Auch abgegriffene, aus dem Umlaufe zum vollen Nominalwerth verwiesene, verrufene Geldsorten oder solche fremde Silber- und Goldmünzen, welche im gewöhnlichen Verkehr keinen Kurs haben, werden a. m. berechnet. So haben z. B. Dukaten neben dem Kurse der vollwichtigen Stücke auch noch einen Preis a. m., welcher vorzüglich für die zu leichten, beschnittenen gilt, von denen der Orient, besonders durch die Leipziger Messe und die italienischen Plätze jährlich große, in die Millionen gehende Massen nach Deutschland bringt. Die rauhe Mark Gold, à 23⅔ Karat fein, ist gesetzlich zu 67 Dukaten ausgeprägt. Da nun durch Abnutzung und Beschneiden viele Dukaten so leicht werden können, daß 68 auf die Mark gehen, so werden die einzelnen Dukaten nicht nach ihrem gesetzmäßigen Werth angenommen (67 auf die Kölnische Mark), sondern 68 nur für den Werth von 67 Dukaten. Kleine Silbermünzen werden stets a. m. ausgeprägt, indem man aus der Mark so viele schlägt, als dieselbe im ganzen halten soll, ohne daß es gerade möglich wäre, den einzelnen Stücken genau denselben Gehalt und dasselbe Gewicht zu geben. Bei Fertigung von Geldpaketen, Geldrollen, Beuteln und Säcken wird der ungezählten Summe gemeiniglich das Mark-, jetzt Pfundgewicht hinzugeschrieben, um, ohne zeitraubendes Nachzählen, auf die Richtigkeit des Inhalts schließen zu können. Jeder Empfänger hat die Pflicht, das Gewicht zu prüfen; unterläßt er dies, so kann er keinen Ersatz für Manko erhalten

Almas (spr. -masch), Name zahlreicher Ortschaften in Ungarn und Siebenbürgen. Am bedeutendsten: 1) (Duna-A.), Dorf im Komitat Komorn, an der Donau, mit ausgezeichneten (rothweißen) Marmorbrüchen, reichen Schwefelquellen und röm. Alterthümern. — 2) Marktflecken im Komitat Bacs-Bodrog, mit vorzüglichem Getreidebau und (1869) 8193 Einw. — 3) (Homorod-A.), Dorf in Siebenbürgen, im Lande der Szekler, südöstl. von Udvarhely, mit einer Salzquelle, einer großen Tropfsteinhöhle und 1731 Einw. — 4) (Nagy-A.), Dorf in Siebenbürgen, nordwestl. von Klausenburg, mit den Ruinen des Schlosses Desävar (im 16. Jahrh. vom Wojwoden Emerich Balassa bewohnt), einer sagenberühmten Höhle und 1673 Einw.

Almaty, Stadt, s. Wjernoje.

Almazarron (Mazarron), schlechtgebauter, aber sehr industriöser Ort in der span. Provinz Murcia, am Mittelmeer, in einem rings von dürren Felsenbergen umgebenen Kessel gelegen, mit Ocker- und Alaungruben, einer großen Alaunfabrik und 6200 Einw. In der Sierra de A. findet sich auch Silbererz und die rothe Erde Almagra, mit welcher der Schnupftabak von Sevilla gemischt wird.

Alme, Nebenflüßchen der Lippe in Westfalen, von einigen für den Aliso der Römer gehalten, entspringt im Berglande von Brilon bei dem Dorfe Oberalme, nimmt bei Büren den Afterbach, weiterhin (bei Nordborchen) die Altenau auf und mündet bei Neuhaus.

Almeh (Alma, arab.), Name der umherziehenden und ihre Künste zur Unterhaltung producirenden Tänzerinnen und Sängerinnen in Aegypten und Indien. Sie bilden eine eigene Zunft, werden häufig bei Festlichkeiten zur Unterhaltung der Gäste gemietet und haben auch in den Harems Zutritt.

Almeida, Stadt in der portug. Provinz Beira, wichtige Grenzfestung gegen Spanien, östlich von der Coa, mit 4500 Einw. Die Festung wurde 1762 von den Spaniern erobert, aber den Portugiesen wieder zurückgegeben. Als die Franzosen unter Ney 24. Juli 1810 über die Coa in Portugal einbringen wollten, vertheidigte sich der engl. General Coco in A. tapfer wider den Marschall Masséna und bequemte sich erst, als durch eine Bombe eins der bedeutendsten Pulvermagazine in die Luft flog, zur Kapitulation. Bei dem Rückzug der Franzosen aus Portugal sprengte nach dem mörderischen Kampfe Masséna's mit Wellington 3. und 4. Mai 1811 der franz Befehlshaber von A., General Brenier, den größten Theil der Festungswerke in die Luft, doch wurden dieselben von den Engländern wieder hergestellt. Im Februar 1844 fiel die Stadt in die Hände der Insurgenten, wurde anfangs April von den königl. Truppen beschossen und kapitulirte 29. April.

Almeida, 1) Don Francesco d', tapferer portug. Heerführer aus dem Geschlechte der Grafen von Abrantes. Nachdem er sich schon in den Kämpfen gegen die Mauren und bei der Eroberung von Granada durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet, wurde er unter König Emanuel I. als erster portug. Vicekönig in Ostindien (1505—10) Begründer der portug. Macht daselbst. Die Staaten Quiloa, Momboza, Kananor, Cochin, Kalikut, Malakka rc wurden von ihm theils erobert, theils durch Anlegung von Festungen und Faktoreien gesichert. Er schloß die Aegyptier und dann auch die Venetianer von den besuchtesten Marktplätzen aus und sperrte den Arabischen und Persischen Meerbusen. In dem deshalb entbrennenden Kriege wurde Almeida's tapferer Sohn Lorenzo, der 1506 Ceylon besuchte und die Malediven und Madagaskar entdeckt hatte, von den Aegyptiern bei Tschoul in Kalikut angegriffen, mit seinem Schiffe abgeschnitten und getödtet. A. wollte eben einen Rachekrieg antreten, als Alfonso d'Albuquerque erschien, von dem gegen A. mißtrauischen Hofe gesandt, um den Oberbefehl zu übernehmen. A. weigerte sich, das Kommando an Albuquerque abzutreten, und hielt diesen mehrere Monate in Cochin gefangen. Darauf begann er den Krieg, legte 13. Dec. 1508 Goa in Asche und schlug bei Diu die ägypt. Flotte. Erst jetzt trat er das Kommando ab und verließ Cochin 13. Nov. 1508. Er erreichte jedoch sein Vaterland nicht, sondern wurde zu Saldanha am Vorgebirge der Guten Hoffnung 1. März 1510 in einem Gefecht mit den Eingebornen durch einen Lanzenstich getödtet.

2) Emanuel, portug. Jesuit, geb. zu Vizeu 1580, gest. zu Goa 1646, lebte von 1622—34 am Hofe des Sultans von Abessinien, über welches Land er in seiner »Geschichte Aethiopiens« (Coimbra 1650) und in den »Historischen Briefen« (Rom 1629) für die damalige Zeit verdienstliche Nachrichten veröffentlichte.

3) Nicolao Tolentino d'A., portug. Dichter und Satiriker, geb. zu Lissabon 1745, studirte zu Coimbra und gründete seinen Ruf durch ein satirisches Gedicht auf den Exminister Pombal, das ihm die Stelle eines Sekretärs im Departement des Innern erwarb. Aeußeren Sorgen enthoben, lebte er nun bloß seiner Neigung zur Dichtkunst und starb

zu Lissabon 1811. Seine späteren Satiren sind gegen Laster und Verkehrtheiten der Zeit gerichtet, ohne persönlich zu werden, und durch Naivetät wie Eleganz des Stils ausgezeichnet. Seine »Obras poeticas« erschienen zu Lissabon 1802 in 2 Bdn. (neue Aufl. 1828).

Almeida-Garrett, João Baptista de, ausgezeichneter portug. Dichter, geb. 4. Febr. 1799 zu Oporto, studirte seit 1816 die Rechtswissenschaft zu Coimbra, wo er mit drei antik gehaltenen Tragödien »Xerxes«, »Lucrecia« und »Merope« hervortrat, schloß sich dann 1820 der demokrat. Erhebung an und ward, kaum 21 Jahre alt, im Ministerium des Innern mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts betraut. Damals schrieb er eine Tragödie »Catão«, die zu den besten Produkten der portugies. Literatur gehört. Infolge der Restauration von 1823 verbannt, wendete er sich zuerst nach England, wo er eine romantisch-chevalereske Dichtung »Magriço« und dann den »Tratado de Educaçao« (Bd. 1, Lond. 1829) veröffentlichte, nahm dann in Havre eine Stelle in den Kontors des Hauses Laffitte an und verfaßte daselbst seinen »Camões« (Par. 1825), ein Gedicht in 10 Gesängen, worin er mit hoher patriotischer Begeisterung Leben und Tod des berühmten Dichters seiner Nation besungen hat, sowie die »Dona Branca, ou a Conquista do Algarve« (das. 1826), ein episch-lyrisches Gedicht von satirischer Tendenz in Wielands Manier, das vorzugsweise das Mönchswesen persiflirt. Nach dem Tode Johanns VI. (1826) ins Vaterland zurückgekehrt, war er als Publicist besonders für die liberalen Blätter »Portuguez« und »Chronista« thätig, bis er 1828 unter Dom Miguels despotischem Regiment eingekerkert und dann zur Flucht genöthigt ward. Er begab sich abermals nach England, wo er sein berühmtes romantisches Gedicht »Adozinda« und kurz darauf die »Lirica de João Minimo« (Lond. 1829) erscheinen ließ, machte dann 1832 die Expedition Dom Pedro's als Gemeiner in einem Jägerbataillon mit und ward zu Oporto mit der Organisation des Ministeriums des Innern betraut. Nach Herstellung der Ordnung unter der Königin Maria da Gloria fungirte er 1834—36 als Geschäftsträger in Brüssel und ward nach der Septemberrevolution von 1836 in die konstituirenden Cortes von 1837 gewählt, wo er sich als tüchtigen Redner bewies. Seine literarische Thätigkeit war seitdem auf Herstellung eines nationalen Theaters gerichtet. Sein »Anton de Gil Vincente« (1838) ward von den Kunstkritikern für das erste rein portugiesische Drama erklärt. Weitere dramatische Arbeiten von ihm sind »D. Filippa do Vilhena« (1840), »Alfagente de Santarem« (1841), »Frei Luiz de Sousa« (Lissab. 1844) und »Sobrinha do Marquez«. Im Romanfache versuchte er sich nur einmal im »O Arco de Sant' Anna« (Lissab. 1846). Unter seinen prosaischen Schriften werden die »Viagens na minha terra« (Lissab. 1837) in stilistischer Beziehung am meisten geschätzt. Eine Auswahl seiner lyrischen Dichtungen, die voll Anmuth und eigenthümlichen Reizes sind, enthalten die »Folhas cahidas« (Lissab. 1852). Sehr verdienstvoll ist sein »Romanceiro« (Lissab. 1851—53, 3 Bde.), eine Sammlung portugiesischer Volksromanzen, woraus Wolf in »Proben portugies. und katalonischer Volksromanzen« (Wien 1856) einiges mitgetheilt hat. A. starb im Januar 1854 zu Lissabon. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 21 Bdn. (Lissab. 1854—67).

Almēdan (arab.), Marktplatz.

Almelo, Stadt in der niederländ. Provinz Overyssel, an der Vechte, mit einem Schloß, bedeutender Leinwandweberei (jährlich werden ca. 14,000 Stück Leinwand ausgeführt) und (1867) 4101 Einw.

Almendingen, Ludwig Harscher von, deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1766 zu Paris, erhielt, nachdem er in Göttingen Rechtswissenschaft studirt, 1794 ein Lehramt an der Akademie zu Herborn, 1803 die Stelle eines Rathes bei dem Appellationsgerichte zu Hadamar u. wurde 1811 zum Vicedirektor des Hofgerichts in Wiesbaden ernannt. In der Folgezeit machte er sich durch schriftstellerische Arbeiten bekannt, so namentlich durch seine Schrift: »Die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Deutschlands, betrachtet aus dem politischen Gesichtspunkte« (Wiesb. 1814), eine Schrift, die ihrem freimüthigen Verfasser viele Angriffe zuzog. Am meisten aber ist sein Name genannt worden, als er zur Zeit der Karlsbader Beschlüsse die Führung des verwickelten Rechtsstreites zwischen der ältern und jüngern Linie des Hauses Anhalt-Bernburg übernahm. Gelegentlich dieses Processes, unterwarf A. die preuß. Gesetzgebung einer bittern Kritik — der fragliche Proceß wurde vor dem Obertribunal in Berlin verhandelt — und wurde deshalb von dem Kammergericht in Berlin zu einer einjährigen Festungsstrafe verurtheilt. Das Hofgericht in Dillenburg verweigerte zwar das Exequatur, und A. trat die Strafe nicht an, wurde aber pensionirt und zog sich verbittert 1822 in das Privatleben zurück. Er starb 16. Jan. 1827 in Dillenburg. Kein Buchhändler hatte es gewagt, seine Vertheidigungsschrift zu veröffentlichen. Von seinen »Juridischen Schriften« (Gießen 1803—19, 10 Bde.) haben mehrere, namentlich die »Metaphysik des Civilprocesses«, noch jetzt wissenschaftliche Bedeutung.

Almeras, Louis d', franz. General, geb. zu Vienne 15. März 1768, trat 1791 als Gemeiner in das Freiwilligenbataillon des Isèredepartements und schwang sich rasch zum Kapitän empor. 1793 war er Adjutant Carteaux' bei der Belagerung von Toulon. Als Generaladjutant nahm er unter Bonaparte ehrenvoll theil an den Feldzügen in Italien 1796 und 1797 und ging mit nach Aegypten, wo er sich namentlich in der Schlacht bei Heliopolis auszeichnete. Doch hielt ihn Bonaparte nachher fern von dem Schauplatze der Ereignisse und machte ihn zum Kommandanten von Elba. Erst 1809 erhielt A. bei der italienischen Armee unter Eugen eine Brigade, die er bald darauf zu der großen Armee an die Donau führte. Bei Wagram verwundet, focht er seitdem stets unter den Augen Napoleons, der ihm sein volles Vertrauen schenkte. In der Schlacht an der Moskwa wurde er Generalleutnant. Auf dem Rückzuge gefangen, kam A. in ein fernes Depot an den Grenzen der Krim und erst nach Napoleons Fall nach Frankreich zurück. Die Restauration gab ihm nichts, als den Ludwigsorden. A. zog sich darauf in seine Vaterstadt zurück. Erst 1823 ernannte man ihm zum Kommandanten von Bordeaux. Er starb 7. Jan. 1828.

Almeria, span. Provinz, umfaßt die am Mittelmeer gelegene östliche Ecke des Königreichs Andalusien und enthält 8535 QKilom. (155,2 QM.) mit (1870) 361,553 Einw. Das Land ist reich an Erzgängen und Mineralquellen, leidet dagegen Mangel an Wasser und Waldung. Die Haupterwerbszweige der Bevölkerung, die zum Theil in sehr zerstreuten Weilern, Caserio's und Gehöften wohnt,

sind außer Ackerbau der Betrieb der Bergwerke und Schmelzhütten, Fischerei, Schiffahrt und Espartoflechterei. — Die befestigte Hauptstadt A. liegt dicht an der Küste, im Hintergrunde der gleichnamigen Bai und am Fuße eines felsigen, mit indischen Feigen bedeckten und von einem maurischen Kastell gekrönten Bergrückens und hat ein fast ganz afrikanisches Aussehen, d. h. flache, häufig von Palmen überragte Dächer und durchweg ungepflasterte Straßen. Zur Maurenzeit war A. nach Granada die erste Stadt des Reichs mit 150,000 Einw., blühend und reich durch Handel, Gewerbe und Künste. Mit der Vertreibung der Araber verlor es fünf Sechstel seiner Bewohner; doch hat es deren jetzt wieder 29,426 und ist ein aufblühender Handelsplatz, welcher besonders die Bergwerksprodukte der Blei- und Galmeigruben der Sierra de Gâdor, getrocknete Weinbeeren (1867: 135,000 Arroben) und das für Papierfabrikation geschätzte Espartogras (1867: 100,000 Tons) zur Ausfuhr bringt. Dazu liefen in genanntem Jahre 1535 beladene Dampf- und Segelschiffe mit 105,392 Tonnen Ladung ein. Die früher unsichere Rhede ist durch neue Dammwerke zu einem vorzüglichen Hafen umgeschaffen. A. ist auch berühmt durch die Schönheit seiner Frauen. Es hat Mineralquellen von 42° R., die zu einer Badeanstalt benutzt werden. Im Alterthum hieß die Stadt Portus Magnus, stand dann 400 Jahre unter maurischer Herrschaft und wurde 1147 von Alfons VI. von Aragonien erobert.

Almerode, s. Großalmerode.

Almissa (Omis), Hafenstadt im dalmat. Kreis Spalato, an der Mündung der Cetina, mit 800 Einw., welche Weinbau (Moscato di Rosa, ein berühmter Dessertwein) und Salzhandel treiben. Dabei liegt 300 Meter ü. M. das alte verfallene Kastell Mirabella. Von 1437—1797 war A. venetianisch.

Almodóvar, Don Ildefonso Diaz de Ribera, Graf von, span. Minister, geb. 1777 zu Granada, wurde zu Segovia gebildet, trat beim Ausbruche des Unabhängigkeitskrieges als Artillerieleutnant in die Armee ein und zeichnete sich vorzüglich bei der Vertheidigung von Olivenza aus. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. der Freimaurerei verdächtig und zu Valencia eingekerkert, wurde er bei der Revolution von 1820 vom Volke befreit und zum Gouverneur erhoben. Nach Beseitigung der Konstitution floh A. nach Frankreich und kehrte erst nach Ferdinands VII. Tod zurück. Er wurde in die Cortes gewählt und durch diese zum Präsidenten in der Kammer der Prokuratoren erhoben, welcher Stellung er nicht ganz gewachsen schien. Unter dem Ministerium Toreno wurde er Generalkapitän von Valencia. Als die allgemeine Unzufriedenheit auch in Valencia zur Bildung einer Junta führte, erklärte sich A. für diese, ward ihr Präsident, entließ alle dem Aufstande abgeneigten Beamten und ordnete die Bewaffnung der städtischen Miliz an. Zur Deckung der Kosten ließ er die Meubles und Effekten der Klöster und Ordenshäuser verkaufen und legte den der Bewegung widerstrebenden eine Steuer auf. Dennoch beschuldigten ihn die Demagogen aristokratischer Gesinnungen und verdächtigten ihn so sehr, daß er endlich auf ein englisches Schiff flüchten mußte. Bald von dem enttäuschten Volke zurückgerufen, verfuhr er, um dem Demagogenunwesen ein Ende zu machen, als Präsident der Junta äußerst gewaltsam, namentlich gegen die Karlistenbanden. Dadurch empfahl er sich der damaligen Regierung. Unter dem Ministerium Mendizabal wurde er 1834 Kriegsminister, trat aber wegen Kränklichkeit bald zurück. Im August 1836 wurde er in die konstituirenden Cortes gewählt, unter Calatrava nochmals Kriegsminister und für kurze Zeit interimistischer Konseilpräsident. Nachdem er wegen Kränklichkeit seine Entlassung genommen, trat er wieder in die Cortes. Von der Regentin wurde er zum Senator, unter Espartero gegen Ende 1841 abermals zum Präsidenten der Cortes und im Juni 1842 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Bei Espartero's Sturz 1845 trat auch er zurück und bekleidete seitdem kein öffentliches Amt mehr. Er starb 26. Jan. 1846 zu Valencia.

Almohaden, s. Almorawiden rc.

Almonacid, Flecken in der span. Provinz Toledo, rechts am Tajo, merkwürdig durch den Sieg der Franzosen unter König Joseph über die Spanier 11. Aug. 1809.

Almondbury (spr. ahmöndbörri), Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, südöstlich von Huddersfield, mit (1871) 11,669 Einw., ist das alte Campodunum der Römer, und war später Hauptstadt eines angelsächsischen Königreichs.

Almonde (Allemonda), Philipp van, holländ. Viceadmiral, geb. zu Briel 1646, lernte den Seedienst unter seinem Oheim, dem Fregattenkapitän Kleidyk. Als Kommandeur des Linienschiffs »Dortrecht« zeichnete er sich aus in der Seeschlacht vom 11.—14. Juni 1666, wo Ruyter zwei britische Flotten unter Albemarle und dem Prinzen Rupert aufs Haupt schlug. 1672 befreite er den vom Feinde eingeschlossenen Admiral Ruyter, befehligte im folgenden Jahre als Kontreadmiral die Flotte vor Goeree, stieß zu dem Geschwader Ruyters im Mittelländischen Meere und führte nach dessen Tode die Flotte nach Holland zurück. Den größten Ruhm aber erwarb er sich als Führer eines Geschwaders in der Schlacht bei la Hogue (31. Mai 1692), wo er Russells Sieg über die Franzosen unter Tourville eigentlich entschied. Auf Almonde's Rath griff Admiral Rook trotz der vorgerückten Jahreszeit die reichen span. Gallionen, die aus Westindien kamen und von franz. Linienschiffen gedeckt waren, an und zerstörte die feindliche Flotte im Hafen von Vigo (11. Okt. 1702); von den Engländern wurden 4 Linienschiffe und 6 Gallionen, von den Niederländern 6 Kriegsschiffe und 5 reichbeladene Gallionen genommen. Später zog sich A. auf sein Landgut Haaswyk bei Leyden zurück, wo er 6. Jan. 1711 starb. Sein Denkmal steht in der Katharinenkirche zu Briel.

Almonte, Don Juan Nepomuceno, mexikan. General und Staatsmann, geb. 1804 zu Valladolid in Mexiko, angeblich als Sohn des Priesters Morelos, der im Unabhängigkeitskriege eine bedeutende Rolle spielte, nahm als Knabe an jenem Kampfe Antheil. Nachdem er in Washington einige Zeit Handelsgeschäfte getrieben, ging er 1824 als Attaché der mexikan. Gesandtschaft nach London, ward nach seiner Rückkehr Mitglied des Kongresses, 1832 Geschäftsträger in London, dann in Peru. Später wieder in die Armee eingetreten, ward er Adjutant des Präsidenten Santa Anna und gerieth mit demselben 1836 in der Schlacht von San Jacinto in Gefangenschaft, aus der er indeß bald wieder entlassen wurde. Nachdem er unter Bustamente als Kriegsminister fungirt hatte, ward er von Santa Anna Sept. 1841 als Gesandter nach Washington

geschickt. Im Jahre 1845 unterlag er als Kandidat für die Präsidentschaft gegen den General Herrera und befand sich dann als Herausgeber des Journals »El Amigo de Puebla« in der Opposition. Als Paredes Ende 1845 an die Spitze Mejiko's trat, ward A. wieder Kriegsminister und war im Begriff, als Gesandter nach Paris zu gehen, als Santa Anna aufs neue in den Besitz der Gewalt gelangte und A. mit einem Kommando im Krieg gegen die Nordamerikaner betraute. Wieder ward Santa Anna gestürzt, kehrte indeß noch einmal zurück, und A. ging abermals als Gesandter nach Washington und Ende 1857 nach Paris. Dort wirkte er nach dem Sturze des damaligen Präsidenten Comonfort für den klerikalen Prätendenten Miramon, trat also in Opposition zu Juarez. Nachdem der letztere zur Macht gelangt war, trat A., von Parteihaß und Ehrgeiz getrieben, ganz auf die Seite der franz. Politik. Mit den franz. Okkupationstruppen traf er Anfang 1862 in Veracruz ein. Da aber die Mejikaner in ihm nur das Werkzeug der franz. Pläne sahen, so schlugen die von den franz. Bajonnetten unterstützten Versuche, ihn zum Diktator zu erheben, fehl, und Forey selbst desavouirte sie im Herbst 1862 geradezu. Als aber A. 10. Juni 1863 mit den Franzosen in die Hauptstadt Mejiko gekommen war, stellte man ihn an die Spitze der von den Siegern eingesetzten »Regentschaft des mejikan. Kaiserreichs«. Das Kaiserthum Maximilians brachte sodann A. den Rang eines Feldmarschalls. Nach Maximilians Tode floh A. nach Europa und starb hier im Exil zu Paris 22. März 1869.

Almorawiden und Almohaden, Name zweier maurisch-spanischen Dynastien. Morawiden (arab. al murabathin, »dem Dienst Gottes sich weihende Männer«) nannten sich eigentlich die Anhänger des um die Mitte des 11. Jahrh. in Nordwestafrika den Islam ausbreitenden Arabers Abdallah ben Yasin. Ihr erster, von Abdallah eingesetzter Herrscher, Abu Bekr, gründete 1070 Marokko. Sein Nachfolger Jussuf ben Tasfin erweiterte die Macht der Almorawiden, schlug, von dem arab. König von Sevilla zu Hülfe gerufen, die Christen 1086 bei Zalacca und unterwarf sich dann das ganze arab. Spanien. Bald aber wurde die Macht der Almorawiden wieder gestürzt von einer neuen fanatischen Sekte, den Muahedin oder Almohaden, welche 1146 unter Abd ul Mumens Anführung Marokko eroberten und ihre Macht dann auch über Spanien ausbreiteten. Unter Jakub Almansor gewannen sie 1195 bei Alarcos über die Kastilier einen entscheidenden Sieg. 1210 kam Jakubs Nachfolger, Mohammed, mit einem gewaltigen Heer nach Spanien, wurde aber von den verbündeten Königen von Kastilien, Aragonien und Navarra auf der Ebene von Tolosa jenseits der Sierra Morena 1212 aufs Haupt geschlagen. 200,000 Mauren sollen auf dem Schlachtfelde geblieben und nur wenige nach Afrika zurückgekommen sein. Von dieser Niederlage beginnt der Verfall der maurischen Macht in Spanien; ihre nächste Folge war die Vernichtung der Herrschaft der Almohaden auf der Pyrenäischen Halbinsel. Zwar kam ein späterer Almohadenfürst, Abu Jussuf, von dem Könige von Granada zu Hülfe gerufen, noch einmal mit Heeresmacht nach Spanien, mußte es jedoch trotz zweier Siege über die Christen bald wieder räumen und wurde von Sancho, Alfons' X. von Kastilien zweitem Sohne, in seinem eigenen Lande angegriffen. Mit der Eroberung Marokko's durch die Kastilier 1273 erreichte die Herrschaft der Almohaden ihr Ende. Vgl. Aschbach, Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almorawiden u. Almohaden (Frankf. a. M. 1833—1837, 2 Bde.); Dozy, History of the Almohades (Leyd. 1848).

Almosen (v. griech. eleēmosyne, »Mitleiden«), eine aus Mitleiden dargereichte Gabe. Da nach richtigem Begriffe nicht der einzelne, sondern die Gemeinde den Dürftigen versorgte, so gab man schon in den ersten Zeiten der christlichen Kirche solche Gaben der Gemeinde. Daher sind A. die Gaben an die Kirche, die theils zum Unterhalt der Geistlichen, theils zur Armenpflege verwendet wurden. Unter den guten Werken, denen, abgesehen von der Gesinnung, an sich ein hoher Werth beigelegt wird, stehen bei Katholiken und Juden die A. oben an. Großen Werth auf A. legen auch die Mohammedaner.

Almosenier (franz. aumônier, engl. almoner), der Ordensgeistliche, welcher die zu Almosen bestimmten Fonds zu verwalten hat. Meist sind die Beichtväter katholischer Fürsten zugleich deren Almoseniers. Der Großalmosenier (Grand-aumônier) von Frankreich war seit Franz I. einer der ersten Beamten des Reichs und Hofs, gewöhnlich Kardinal, von Rechtswegen Kommandeur des Ordens vom Heiligen Geiste, Obervorsteher des großen Hospitals der Blinden (der Quinze-Vingts); er schwor dem König in Person Treue, saß beim Gottesdienst zu seiner Rechten und betete an der königl. Tafel. Die Revolution hob diese Würde auf, Napoleon I. stellte sie wieder her und verlieh sie seinem Oheim, dem Kardinal Fesch. Unter Ludwig Philipp ging sie wieder ein; im Hofstaate Napoleons III. nahm sie wieder die erste Stelle ein. Auch die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen hatten ihre Almoseniers. In England hat gewöhnlich ein Bischof als Lord High Almoner die Aufsicht über den aus Straf- und Bußgeldern gebildeten Almosenfonds.

Almquist, Karl Jonas Ludwig, schwed. Schriftsteller, geb. 28. Nov. 1793 zu Stockholm, studirte Theologie, zog sich aber 1823 in die Wälder Wermlands zurück, um nach Art der alten freien Bauern zu leben. Dieses Lebens endlich müde, wurde er 1829 Rektor einer Bürgerschule zu Stockholm, kam aber infolge seiner freisinnigen Ansichten mit der Schulbehörde in Konflikte, die ihn 1840 bewogen, seine Stelle niederzulegen. Er bereiste nun Frankreich und wurde nach seiner Rückkehr erst Mitarbeiter, dann Redakteur der Zeitschrift »Aftonblad«. Im Jahre 1851 in den Verdacht eines Vergiftungsversuches gegen einen Wucherer gerathen, entzog er sich der Untersuchung durch die Flucht nach Nordamerika, wo er bis Ende 1865 verweilte. Dann nach Europa zurückgekehrt, lebte er unter dem angenommenen Namen Professor C. Westermann zu Bremen, wo er Nov. 1866 starb. Seine literarische Thätigkeit war außerordentlich groß, seine Begabung unleugbar eine geniale. Er verfaßte mathematische und arithmetische Lehrbücher, histor. und geograph. Handbücher, Grammatiken u. Lexiken; dazu unzählige Abhandlungen religiösen, philosophischen, ja selbst national-ökonomischen Inhalts, u. a. In Deutschland wurde er indeß nur durch seine belletristischen Werke bekannt, die nicht minder vielseitig sind und von einer ungemein reichen, oft überwuchernden Phantasie zeugen. Das bedeutendste darunter führt den Titel »Dornrosensbuch« (Törn-

rosons Bock) und ist eine Sammlung romantischer Dichtungen der verschiedensten Art. Von seinen Romanen und Novellen sind bemerkenswerth: »Die Mühle Skällnora«, »Gabrielle Mimanso«, »Columbine«, »Tintanara«, »Amarintha May«, »Die Kapelle«; von seinen dramatischen Arbeiten: »Die Schwanengrotte auf Ipsara« und die palästinischen Dramen »Marjam« und »Isidorus von Tadmor«; von seinen epischen Dichtungen: »Schems el Nihar«, ein nubisches Märchen von höchst pikantem Kolorit, und »Arthurs Jagd«, eine hochschottische Ballade. Als humoristischer Schriftsteller that er sich hervor in »Ormus und Ahriman« und in seinen Betrachtungen über die Hausthiere in der geistvollen Abhandlung »Die Bedeutung der Armut Schwedens« (Svenska fattigdomens betydelse).

Almud, 1) Feldmaß in Mejiko und Centralamerika (auch Estajo genannt), à 50 □Vara =0,3502 Ar; in Spanien und den südamerikan. Republiken = 1/2 Fanegada, also dort = 32,1978, hier = 33,027 Ar. 2) A. Alma (Meter), türk. Flüssigkeitsmaß für Oel, = 5,205 Liter.

Almüda, Getreidemaß in Mejiko (auch Almuera, Almuerza, span. Celemin), = 1/12 Fanega = 4,625 Liter; in Marokko (Muhd) = 1/4 Sahha = 14,387 Liter.

Almude (Amalde), portug. und brasilian. Flüssigkeitsmaß, à 2 Potes à 6 Canadas à 2 Meias (halbe) Canadas à 2 Quartilhos à 2 Meios Quartilhos, in Lissabon für Wein und Branntwein = 16,741 Liter, für Oel à 34 Arrateis (Pfund) = 15,606 Kilogr. 30 Almudes = 1 lissab. Pipa; 100 lissab. Almudes = 66 Almudes von Oporto (à 25,365 L.), deren 21 eine Oel- oder Weinpipe von Oporto ausmachen. 1 A. auf Madeira = 17,718 L., nach andern = 18,708 L.; 23 1/2 Almudes = 1 Pipa; 1 A. in Rio de Janeiro = 16,740 L.

Almukantharat (Höhenkreis), arab. Name jedes dem Horizont parallelen Kreises der Himmelskugel, dessen Pole also Zenith und Nadir sind. Sterne, die auf demselben A. stehen, haben gleiche Höhe.

Alnus, s. Erle.

Alnwyk (spr. ahnnick), früherer Hauptort der engl. Grafschaft Northumberland, an der Alne, nordwärts von London, mit (1871) 7046 Einw. Vor dem alten berühmten Schlosse Alnwyk Castle wurde der schott. König Malkolm III. bei der Belagerung getödtet (1093) und Wilhelm II. geschlagen und gefangen (1174). Das Schloß ist neuerdings prachtvoll restaurirt worden und gilt, als Stammsitz der Herzöge von Northumberland, für eins der herrlichsten Denkmäler feudaler Größe.

Aloë *L.* (s. Tafel I »Arzneipflanzen«), Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, theils stammlose, kleine, theils palmenähnliche Gewächse mit einem verholzten stammartigen Stock von 9 Meter Höhe und zweireihig oder spiralig gestellten langen dicken und fleischigen, oft am Rande mit Stacheln oder Warzen besetzten und verschieden gezeichneten Blättern; sie treiben einen blattlosen Blütenstengel und entwickeln eine dichte Traube schön gefärbter, röhrenförmiger, oben regelmäßig sechstheiliger, am Grunde Zuckersaft aussondernder Blüten. Die Kapsel ist häutig dreifächerig mit eckigen oder gedrückten Samen. Die zahlreichen Arten finden sich am reichlichsten vertreten in Südafrika, sind aber auch in Ost- und Westindien verbreitet, und einige, wie A. vulgaris *Dec.* und arborescens *Haw.*, sind in Südeuropa verwildert. Man kultivirt viele Arten als Zierpflanzen. A. vulgaris, aus Nordafrika und Ostindien, ist bei uns namentlich auf dem Lande beliebt, wo ihre hellgrünen Blätter bei Verwundungen und Entzündung als Umschläge benutzt werden. Das Markgewebe der Blätter enthält reinen farb- und geruchlosen, eiweißhaltigen Schleim, die Gefäßbündel sind aber von besonderen Zellen begleitet, und in diesen findet sich der eigenthümliche gelbe bittere Aloësaft, welcher getrocknet die Aloë des Handels liefert. Diese wird besonders in der Kapkolonie durch Abschälen und Auspressen der Blattrinde gewonnen; an andern Orten läßt man die abgeschnittenen Blätter nur aussickern oder preßt sie mit dem Mark. Die A. stammt von mehreren Arten, welche, hauptsächlich im Gebiet des Rothen Meeres und längs der Ost- und Südküste Afrika's einheimisch, durch Kultur aber auch nach Barbadoës, Curaçao, Jamaica verpflanzt sind. Flückiger nennt A. socotrina *Lam.* von der Insel Socotora, dem benachbarten Arabien und dem Kap, A. vulgaris *Lam.*, A. purpurascens *Haw.*, A. spicata *Thunb.*, A. mitraeformis *Lam.*, A. africana *Haw.*, A. ferox *Mill.*, A. Lingua *Mill.* und, als am Kap vorherrschend, A. perfoliata *Thunb.* Die verschiedenen Handelssorten lassen sich auf 2 Sorten zurückführen: dunklere, undurchsichtige, bräunliche oder leberähnliche A. hepatica und hellere, röthlichgelbe, in Splittern durchsichtige A. lucida. Erstere wird besonders aus A. vulgaris auf Barbadoës und in Arabien, letztere aus A. spicata, africana, ferox und Lingua auf dem Kap bereitet und geht häufig unter dem Namen socotrina, obwohl die Insel Socotora keine oder nur noch wenig A. liefert. Auch aus Sansibar, Melinda und Curaçao kommt A. in den Handel. Alle Sorten schmecken widerlich bitter und besitzen einen eigenthümlichen, oft nicht unangenehmen, an Myrrhe und Safran erinnernden Geruch; sie erweichen in der Wärme und brennen mit leuchtender Flamme. Alkohol löst A. vollständig oder fast vollständig, und diese Lösung (1 Theil A. und 6 Theile Alkohol) ist als Tinctura Aloës officinell. Mit wenig warmem Wasser gibt A. eine klare Lösung, auf Zusatz von mehr Wasser scheidet sich Aloëharz aus. Die durch starke Verdünnung von letzterem befreite und dann verdampfte Lösung bildet das officinelle Extractum Aloës. Das reine Aloëharz schmeckt nicht bitter und ist in Alkohol, Aether und Alkalien löslich. Alle Aloësorten enthalten einen krystallisirbaren Bitterstoff, das Aloïn $C_{17}H_{18}O_7$, welcher sich in kleinen Krystallen in der Leberaloë findet, in der A. lucida dagegen amorph oder verändert vorzukommen scheint. Er ist strohgelb, leicht löslich in heißem Wasser, in Alkohol, Aether und Alkalien, schmeckt intensiv bitter, reagirt neutral, verändert sich in wässeriger Lösung sehr leicht, spaltet sich bei Behandlung mit Säuren in Rottlerin und Zucker und gibt mit Salpetersäure Chrysaminsäure; durch Aufnahme von Sauerstoff und Wasser sollen aus dem Aloïn die beiden Hauptbestandtheile der A., der in Wasser lösliche und der unlösliche, hervorgehen. A. löst sich in Salpetersäure, wird heftig angegriffen und liefert die sogen. Aloësäure (künstliches Aloëbitter), welche aus Aloëresinsäure, Aloëtinsäure und Chrysaminsäure besteht; auch entstehen Oxalsäure und Pikrinsäure. Der wässerige gelbbraune Auszug der A. färbt gelb oder braun, aber weder schön noch dauerhaft; der Auszug der Socotrinaloë wird durch Oxydation purpurfarben und ertheilt dann der Seide eine schöne

Avanturinfarbe. Der Aloëpurpur, mit Salpetersäure bereitet, unreine Aloëtinsäure, gibt auf Seide, Wolle oder Baumwolle je nach der Beize rothe, violette, braune, schwarze, grüne oder graue, meist echte Farben. Am meisten wird A. in der Medicin benutzt; sie wirkt sehr langsam abführend, stört nicht die Verdauung, soll dieselbe sogar, in kleinen Dosen genommen, anregen und kann lange genommen werden, ohne daß eine Steigerung der Dosis nöthig wird. Dabei soll sie, wo Neigung zu Blutungen vorhanden ist (Hämorrhoidal- und Uterusblutungen), diese steigern. Die A. war schon den Alten bekannt, Alexander d. Gr. soll sich um die Hebung der Aloëproduktion bemüht haben, Dioskorides und Plinius kennen bereits mehrere Sorten und Verfälschungen, und auch im Mittelalter war sie geschätzt. Sie bildet einen wesentlichen Bestandtheil alter Präparate, wie des Elixir ad longam vitam, Elixir proprietatis Paracelsi. Die sogen. 100jährige A. ist Agave americana; über die A. der Bibel s. Aloëholz. Die Aloëblätter enthalten zwar Gespinstfasern, welche an der Westküste Afrika's zu Stricken und Netzen, auf Jamaica zu Webereien benutzt werden, der Aloëhanf (s. d.) des Handels stammt aber nicht von Aloëarten ab.

Aloëhanf (Pita, Domingo-, Campeche-, Sisalhanf, Henequen, Irtle), aus den Blättern mehrerer Agavearten in Amerika, Ostindien und Algerien gewonnene Gespinstfaser, ist gelblichweiß, glänzend, sehr fest und dauerhaft, widersteht der Nässe und erlangt unter Wasser sogar eine gesteigerte absolute Festigkeit. Er dient besonders zur Herstellung von Tauen, welche viel stärker und elastischer als hänfene sind und nicht getheert zu werden brauchen. Sie sind in der nordamerikan. Marine und auch in der belgischen in Anwendung. In Belgien dargestellte Breitseile haben sich in Bergwerken gut bewährt. Man fertigt aus A. auch Packtücher, Kaffeesäcke, Teppiche, Papier.

Aloëholz (Adlerholz, Agallochehol͡z, Calambac, Paradiesholz), Name sehr verschiedenartiger wohlriechender Hölzer, welche häufig mit einander verwechselt und kaum scharf von einander unterschieden werden können. Das Holz von Aloëxylon Agallochum *Lour.* in Cochinchina ist ungemein harzreich und liefert das am meisten geschätzte Parfüm der Orientalen, welches den Werth des Goldes hat und bisweilen zur Fassung der kostbarsten Edelsteine benutzt wird. Man hält es für die Aloë des Psalms; andere erblicken darin das Holz von Aquilaria Agallocha *Roxb.* in Hinterindien, welches namentlich auch in China in den Tempeln verbrannt wird; Napoleon I. benutzte es als Parfüm in seinen Palästen, auch ist es medicinisch verwendet worden. Aquilaria malaccensis *Lam.*, A. ovata *Cuv.* auf Malakka liefert ebenfalls Adlerholz (Rhodiser Dornholz, Aspalathholz), welches zu feinen Tischlerarbeiten benutzt wird. Auch von Excoecaria Agallocha *Lam.* sollte Aloëholz abstammen, doch gilt diese Annahme jetzt für irrthümlich.

Alōger (griech., »Vernunftlose«), bei Epiphanios Name einer christlichen Partei Kleinasiens im 2. Jahrh., welche die Logoslehre des Evangeliums Johannis und deshalb dieses selbst, aber auch den Chiliasmus, die Offenbarung und die Fortdauer der Prophetie verwarfen. Ueber der Sekte schwebt noch ein unaufgehelltes Dunkel, so daß man nicht weiß, welche theologische Anschauung von der Person Christi sie jener Logoslehre entgegenstellten. Nach der Gewohnheit des theologischen Streites im Reformationszeitalter, abweichenden Richtungen einen alten Ketzernamen beizulegen, hießen die Socinianer, weil sie die Gottheit Christi leugneten, A.

Alogīe (griech.), Unvernunft.

Aloi (franz., spr. -lŏa), der gesetzmäßige Gehalt, Schrot und Korn einer Münze.

Aloiden (Aloaden), in der griech. Mythe zwei Brüder, Otos und Ephialtes, Söhne des Poseidon und der Iphimedea (d. i. der fruchtbare, kraftverleihende Ackerboden), der Gemahlin des Aloeus (d. i. der Pflanzer), eines Heerführers der Thrakier. Auch ihre eigenen Namen lassen sich auf ländliche Beschäftigungen, Dreschen und Keltern, zurückführen. Anfangs klein, wuchsen sie bald so schnell und mächtig in die Höhe, daß sie in kurzer Zeit zu Riesen wurden und die schönsten Menschen, die man je gesehen. Sie überwältigten im Alter von 9 Jahren nicht nur den Mars und hielten ihn 13 Monate lang in einem ehernen Fasse gefangen, sondern unternahmen es im wachsenden Uebermuth auch, den Ossa auf den Olymp und den Pelion auf den Ossa zu thürmen, um den Himmel zu ersteigen und die Götter zu entthronen. Doch Apollon erlegte mit seinen Pfeilen die Frevler, ehe ihnen der Bart keimte. Die Dichter nach Homer lassen sie in der Unterwelt büßen wie Tityos. War doch nach andern auch ihr Vergehen ein ähnliches, da sie der Here und Artemis nachstellten; auch hier ist rascher Tod die unmittelbare Strafe. Die ganze Sage (auch in den Namen) scheint den natürlichen Uebermuth einer auf Ackerbau und Wohlstand gegründeten Kultur auszudrücken und verräth den Sinn: wessen sich der Mensch vermesse, wenn er »toll und voll«. Der Ackerbau segnet mit Wohlstand, der aber wird zum Fluch, wo »der rechte Sinn fehlt« (Theognis). Auf der fruchtbaren Insel Naxos wurden die A. als Heroen verehrt.

Alomprādos, Name einer mystischen Sekte, die seit 1575 mehrmals, z. B. noch 1623, in Spanien sich zeigte und, von der Inquisition hart verfolgt, später theilweise auswanderte, in Frankreich jedoch um 1635 ausgerottet wurde. Sie erkannten in dem innerlichen Gebete das Mittel der vollkommenen Vereinigung mit Gott, wozu der Fromme weder der guten Werke, noch der Sakramente bedürfe.

Alonge (Allonge, franz., spr. -longsch), Verlängerungsstück, Anhängsel, Blatt Papier, welches einem Wechsel oder einer Anweisung angehängt wird, wenn es für weitere Indossamente (Giri) an Raum fehlt. Ein Wechselindossament muß bekanntlich auf dem Wechsel selbst oder auf einer Vervielfältigung (Duplikat) oder Kopie desselben ausgedrückt werden. Da aber ein Wechsel so oft girirt werden kann, als man will, so ist es gestattet, wenn der dazu bestimmte Raum desselben (die Rückseite) bereits ausgefüllt ist, den Wechsel durch Ankleben eines Papiers, welches ohne sichtbare Verletzung desselben nicht wieder von dem Wechsel getrennt werden kann, zu verlängern und auf solche Verlängerung die ferneren Indossamente zu schreiben. Nach kaufmännischem Gebrauch beobachtet man dabei die Vorsicht, das Giro so zu schreiben, daß ein Theil desselben noch auf dem Wechsel selbst steht, um die Identität desselben um so leichter konstatiren zu können. Eine Verpflichtung dazu aber existirt nicht, folglich führt auch das Unterlassen kein Präjudiz nach sich. — Alongeperücke, Staatsperücke, Zottelhaarhaube (s. Perücke).

Alopäus, s. Alopeus.

Alopecīe (griech., »Fuchsbau, Fuchskrankheit«,

Haarlosigkeit, Haarschwund), das Ausfallen der Haare, betrifft am häufigsten das Haupthaar (Kahlköpfigkeit, Glatze), seltener das Barthaar und die Augenbrauen. Die A. ist in seltenen Fällen angeboren, die Haare kommen erst im 3. oder 4. Lebensjahre zum Vorschein oder sie sprossen an manchen sonst behaarten Körperstellen gar nicht oder nur in ganz rudimentärer Weise hervor, z. B. in der Augenbrauengegend. Häufiger ist die A. eine erworbene Krankheit, entsteht durch Ausfallen der Haare und ist eine Folge der Erschöpfung des Haarbodens, so im Greisenalter, aber auch bei jüngeren Leuten, theils nach geschlechtlichen Ausschweifungen, deprimirenden Affekten, übermäßigen geistigen Anstrengungen, theils aus unbekannten Gründen. Diese Art der A. ist nicht heilbar. Ferner entsteht A. nach gewissen Krankheiten, z. B. nach Rothlauf der behaarten Kopfhaut, schweren fieberhaften Krankheiten (besonders nach Typhus und Pocken), nach dem Wochenbett, bei konstitutioneller Syphilis ꝛc. Einige Zeit nach Beseitigung der zu Grunde liegenden Krankheit und mit erfolgter Kräftigung des Körpers pflegt die Haarlosigkeit wieder zu verschwinden, es entwickelt sich ein mehr oder minder kräftiger Haarwuchs, welchen man noch durch sorgfältige Pflege des Haares, laue Waschungen und Douchen, Frottiren der Kopfhaut mit weichen Flanellstücken, Anwendung schwach reizender Pomaden (welche ätherische Oele, Chinaextrakt ꝛc. enthalten) befördern kann. Mehrere eigenthümliche Formen der A. werden durch einen pflanzlichen Parasiten, den Haarpilz (Trichophyton tonsurans), hervorgerufen. Dieser Pilz dringt mit seinen Fäden entweder in den Haarbalg ein, zerstört diesen und bewirkt ein Ausfallen der Haare, so daß eine vollkommen glatte und haarlose, scharf umschriebene, 6—25 QCentim. große Stelle in einer sonst stark behaarten Gegend auftritt. Diese Krankheit bezeichnet man als Area Celsi oder als Porrigo decalvans. Oder der Pilz dringt in den Haarschaft ein und bewirkt, daß dieser 2—4 Millim. über der Haut abbricht. Die kranke, mehr oder weniger ausgedehnte Stelle der behaarten Kopfhaut sieht dann aus, als ob sie soeben kurz abgeschoren worden wäre. Dies ist der sogen. Herpes tondens. Beide Zustände sind sehr schwer zu bekämpfen und erfordern zu ihrer Heilung vor allen Dingen die Vertilgung des Schmarotzerpilzes. Vgl. J. Neumann, Lehrbuch der Hautkrankheiten (3. Aufl., Wien 1873).

Alopecūrus *L.* (Fuchsschwanz), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen mit ährenförmig zusammengezogener Rispe und am Grunde verwachsenen Kelch- u. Blütenspelzen. A. pratensis *L.* (Wiesenfuchsschwanzgras, s. Tafel I »Gräser«), 0,6—1,6 Meter hoch, mit walzenförmiger, 5,8 Centim. langer Rispenähre, steht truppweise auf frischen, etwas feuchten Wiesen mit tiefgrundigem Boden und bildet hier ein Futtergras erster Klasse. A. agrestis *L.* (Ackerfuchsschwanz), mit nach der Spitze verdünnter Rispenähre, ist ein Ackerunkraut, und A. geniculatus *L.* (geknieter Fuchsschwanz), mit am Boden liegenden Halmen und kurzen Aehren, in stehenden Gewässern und auf Wiesen, ein geringes Futtergras.

Alopeus, 1) Maximilian, Baron von, russ. Staatsmann, geb. 21. Jan. 1748 zu Wiborg in Finnland, studirte zu Abo, dann zu Göttingen. Durch den Grafen Panin, russischen Gesandten in Stockholm, der diplomatischen Laufbahn zugeführt, erhielt er durch dessen Einfluß später das Direktorium der Reichskanzlei in Petersburg. Seit 1790 bevollmächtigter Minister am Berliner Hofe, erlangte er sehr bedeutenden Einfluß auf den König Friedrich Wilhelm II. und begleitete diesen in die Champagne. Als Preußen sich durch den Separatvertrag von Basel 1795 von der Koalition getrennt hatte, forderte A. seine Pässe und reiste ab. Zum Staatsrath ernannt, bekleidete er darauf den Posten eines russischen Gesandten beim Reichstage zu Regensburg, bis er 1802 als Botschafter nach Berlin zurückkehrte. 1807 mit einer außerordentlichen Mission in London betraut, unterhandelte er vergeblich mit dem engl. Ministerium welches die Vermittelung Rußlands nicht annehmen wollte, wenn man ihm nicht die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens mittheile. Nach den Freiheitskriegen war A. russischer Resident in Berlin, trat aber 1820 in den Privatstand zurück. Er starb zu Frankfurt a. M. 16. Mai 1822.

2) Daniel, Graf von A., Bruder des vorigen, geb. zu Wiborg 1769, betrat, in der Militärschule zu Stuttgart erzogen, unter der Leitung seines Bruders ebenfalls die diplomatische Laufbahn. Im Jahre 1809 kam er als russischer Gesandter an den schwedischen Hof, wo er den jungen König Gustav Adolf IV. zur Verzichtleistung auf Finnland zu Gunsten Rußlands bewegen sollte. Als aber die russischen Truppen in Finnland einrückten, ließ der Schwedenkönig den Gesandten selbst festnehmen und seine Papiere unter Beschlag legen, wobei allerhand Bestechungsversuche, die man russischerseits mit dem schwedischen Heere gemacht hatte, zu Tage kamen. Nach der Eroberung Finnlands ward A. zum Mitglied des Geheimen Raths ernannt, dann in den Grafenstand erhoben A. schloß mit dem Reichskanzler Rumjanzow 1809 den Frieden mit Schweden, ging 1811 als Gesandter an den würtemb. Hof und 1813 als Generalkommissär zum verbündeten Heere. Nach dem Frieden vertrat er als bevollmächtigter Minister Rußland am Berliner Hofe und starb zu Berlin 13. Juli 1831.

Alōra, Stadt in der span. Provinz Malaga, mit malerischer maurischer Burg und 8370 Einw. Dabei kalte Mineralquellen.

Aloÿsia *Orteg.*, Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen; A. citriodora *Orteg.* (Punschpflanze), peruan. Halbstrauch mit rauhen, citronenartig duftenden Blättern und lilafarbigen Blüten, wird als Kalthauspflanze kultivirt und bisweilen zum Parfümiren des Thees benutzt; in Südspanien ist sie als Gartenpflanze sehr verbreitet.

Alp (Schwäbische oder Rauhe A., s. Karte »Würtemberg«), das vorherrschend in nordöstlicher Richtung zwischen Neckar und Donau sich hinziehende Scheidegebirge, in geologischer Beziehung ein Theil des Jurakalkgebirges, welches, an den Grenzen Savoyens beginnend, sich längs der westl. Grenze der Schweiz, dann, vom Rhein durchbrochen, als schmaler Gebirgsrücken dicht am Schwarzwalde hinzieht, auf dem linken Ufer der Donau diesen verläßt und unter dem Namen der A. als bedeutenderes Gebirge auftritt. Als solches zieht es mit ansehnlicher Höhe und Breite von Tuttlingen über Münsingen, Heidenheim, Bopfingen gegen NO. bis Nördlingen, wo es an dem Durchbruch der Wörnitz endet und in dem fränkischen Landrücken mit unveränderter Richtung seine Fortsetzung findet. Der am meisten in die Augen fallende Abschnitt dieses Gebirgszuges, die Rauhe A., zieht sich zwischen der Donau und

dem Neckar hin von Sulz, wo ihn nur das schmale Neckarthal vom Schwarzwalde trennt, bis in die Gegend von Geislingen. Einzelne Theile führen hier wieder verschiedene Namen; so wird die Gegend westlich von der Lauchart der Heuberg und die Hardt, die östlich von der Lauchart bis Geislingen und Ulm die Rauhe A. im engern Sinne, und die zwischen Blaubeuren, Ulm und Ehingen das Hochsträß (von einer alten Römerstraße) genannt; der Theil östlich davon bis zum Thale der Kocher und Brenz heißt der Aalbuch, der zwischen der Kocher und Nördlingen das Härtfeld. In diesem Sinne bildet die A. einen Gebirgswall, dessen Länge etwa 155, dessen Breite durchschnittlich 30—37 Kilom. beträgt. Dieser Gebirgswall ist jedoch wesentlich eine ausgedehnte Hochfläche mit zwei sehr abweichend gebildeten Abfällen gegen N. zum Neckar und zur Vils, gegen S. zur Donau. An Höhe steht er den benachbarten Gebirgszügen nach; der Oberhohenberg, der höchste Punkt des würtemb. Heubergs, im SW. der A., erhebt sich nur 1030 Meter, der Schafberg 1018 Meter und der Dreifaltigkeitsberg 983 Meter ü. M. Die durchschnittliche Höhe nimmt überhaupt von SW. gegen NO. allmählich ab; während sie im Heuberge und der Hardt noch 850—910 Meter beträgt, ist sie östlicher in der eigentlichen Rauhen A. nur 650—750 Meter, im Aalbuch 650, im Härtfeld nur 585 Meter. Am linken Donauufer erhebt sich die A. mit gerundeten, sanft sich senkenden Kuppen nur zu der unbedeutenden relativen Höhe von 65 bis höchstens 130 Meter (der Michelsberg bei Ulm 584 Meter, der Kuhberg 593 Meter haben nur 113 und 122 Meter Höhe über der Donau); sie macht daher hier nur den Eindruck einer niedrigen Hügelkette, über die sich nur bei Riedlingen der seiner prachtvollen Aussicht auf die Alpen halber berühmte Bussen (758 Meter) erhebt. Von der Donau ziehen sich mehrere Thäler in die A. hinein, welche steil, eng und tief eingeschnitten, aber besonders gegen die Mündung hin bis zu einer beträchtlichen Höhe wieder mit Dammerde ꝛc. ausgefüllt sind. Sie gewähren einen sehr malerischen Anblick, da sich senkrecht aufsteigende, hellgraue Felsen, häufig mit Laubwaldungen bewachsen und mit Ruinen von Ritterburgen gekrönt, unmittelbar über einen vollkommen ebenen, üppig grünenden Wiesengrund erheben, auf welchem die Häuser der zahlreichen Ortschaften in langen Reihen, von Gärten umgeben, zerstreut liegen. Die Flüßchen dieser Thäler entspringen mit bedeutender Wassermenge am Fuße des Gebirges aus weiten, zum Theil zugänglichen Höhlen und machen mit der Fülle ihrer Gewässer und ihrem sanften, stillen Lauf einen Hauptcharakterzug der südlichen Alpthäler aus. Zu diesen gehören die der Flüsse Lauchart, Schmiechen, Aach, Blau, Lontel und Brenz. Die Hochfläche der A. bildet mit diesen romantischen Thälern einen sehr grellen Gegensatz; es ist eine öde und traurige Gebirgsfläche mit regelmäßigen Erhebungen und flachen Vertiefungen, selten von tieferen Thälern, nur hier und da von kleinen Waldstrecken unterbrochen. Die höchsten Punkte liegen dicht am nordwestlichen Absturz des Gebirges. An vielen Stellen finden sich trichterförmige, zuweilen über 10 Meter tiefe und breite Vertiefungen, Erdfälle, in welchen alles Regenwasser sehr schnell zusammenläuft und zwischen Steintrümmern verschwindet, um an den Abhängen des Gebirges in Quellen wieder hervorzuströmen. Hieraus erklärt sich die Wasserarmut der A., auf der doch hinreichend Regen fällt, und eine ihr ganz eigenthümliche Erscheinung, die oft meilenlangen Thalrinnen oder Mulden, in denen kein Wasser fließt, wie das Thal bei Haiingen, viele Thäler in der Umgegend von Münsingen, das den Botanikern bekannte Tiefenthal bei Blaubeuren, das Stubenthal bei Heidenheim u. a. m. Die kalte Luft, die heftigen Winde, der anhaltende Winter, die schnellen Witterungswechsel, der lange liegende Schnee, der Mangel an fließendem Wasser, die vielen unbebauten Heiden und der steinige, karge Boden deuten überall auf ein rauhes Land hin, das weder Reize noch reichen Ertrag bieten kann. In den meist kleinen, durch Weideplätze unterbrochenen Wäldern sind die Buchen bei weitem vorherrschend und, als Unterholz, Haselnußsträucher; Eichen, Birken und Espen kommen nur sparsam vor, Erlen und Weiden fehlen beinahe ganz. Fast alle Bäume haben einen gedrängten, oft krüppeligen Wuchs. In neueren Zeiten hat man mehrere öde Strecken mit Tannen u. Fichten bepflanzt, um dem drückenden Mangel an Bauholz abzuhelfen, obschon der Boden dem Laubholz günstiger ist. An den Straßen und in der Nähe der Orte werden häufig Eschen gezogen, deren Blätter man wie in Tirol als Viehfutter benutzt. Nur zwischen dem Gehölze zeigt sich an ausgehauenen Stellen eine etwas reichere Vegetation. Die Alpweiden (Mähder), welche nur einmal gemäht und dann als Trift benutzt werden, haben gleichfalls ein ziemlich ärmliches Ansehen; doch sind sie der gewürzhaften Kräuter halber geschätzt. Künstliche Wiesen gab es früher fast bloß in den Thälern der A., jetzt vermehren sie sich auch auf der Höhe. Ein Drittel des Bodens ist unangebaut, darunter viel kulturfähiges Land. Die Aecker sind mit zahllosen, blendend weißen Kalktrümmern bedeckt, die den Vortheil gewähren, daß sie das Fortwehen der Dammerde bei heftigen Stürmen hindern und die Feuchtigkeit erhalten; die besten Aecker liegen in den flachen Vertiefungen (Teichen), wo die Saat tieferen Boden, mehr Feuchtigkeit und Schutz vor den Winden hat. Man baut von Getreide Dinkel, Gerste, Roggen und Hafer; Obst und edlere Gartengewächse gedeihen nur hier und da. Einen reichen Ertrag geben aber die Kartoffeln, auch geräth in manchen Gegenden der Flachs vortrefflich. Vorherrschend ist eine Art Koppelwirtschaft; ganze Strecken urbaren Landes bleiben jahrelang brach liegen und werden nur als Weide benutzt. Die Stelle des Stalldüngers muß häufig der Mergel vertreten. Das Rindvieh ist klein und unansehnlich, die Schafzucht ganz unbedeutend, trotz der Trefflichkeit der Weiden. Die Dörfer bestehen meist aus kleinen einstöckigen Hütten, indem das Errichten größerer Gebäude besonders durch den Mangel an Bauholz und selbst an Bausteinen erschwert wird, denn der Jurakalk eignet sich sehr schlecht zum Bauen, und der größte Theil des Bauholzes muß in Ulm, wohin es auf Flößen gelangt, gekauft werden. Die Bewohner der A. sind jedoch ein kräftiger Schlag Menschen, von alter einfacher Sitte, an sparsame Kost gewöhnt und voll Liebe zu ihrer Heimat. Ihre Mundart hat Aehnlichkeit mit der schweizerischen.

Wie die Donau den südöstlichen, so begleitet der Neckar den nordwestlichen Abhang der A. von Sulz bis Plochingen, wo er sich nach N. wendet; östlicher ist ähnlich das Vilsthal dem Gebirgsabhange vorgelagert. Während aber die Donau immer nahe an dem Fuße der A. hinfließt, bleibt der Neckar in

seinem zugleich weit tiefer liegenden Bette 3—5 Stunden davon entfernt; den Zwischenraum füllt ein ziemlich flaches Hügelland aus mit ausgedehnten Kornfeldern und kleinen Waldungen. Der nordwestliche Abhang der A. ist bei weitem der interessanteste und sehenswertheste Theil derselben. Die ausgedehnte Gebirgsmasse hat hier ihre größte Mächtigkeit und Höhe erreicht und bricht nun plötzlich senkrecht ab. Der Absturz beträgt im Gegensatz zu dem hoch aufgeschwemmten Donauthal bis zu dem Spiegel des Neckars im Durchschnitt über 490 und selbst über dem unmittelbaren Gebirgsfuße 260—330 Meter. Die senkrechten Felsen erheben sich ganz frei über ihre zu Tage liegende Unterlage, nur von dem eigenen, seit Jahrtausenden herabgestürzten Schutt bis zu drei Viertel ihrer Höhe umlagert. Dieser steile, dachartig angelehnte, aus eckigen Kalktrümmern bestehende Schutt ist unten mit Kornfeldern bedeckt, nach der Höhe zu meist mit dichten Laubwaldungen bewachsen, über welche die hellgrauen Felsen ihre Häupter erheben, zuweilen aber auch mit nackten Schafweiden bekleidet und dann sehr kahl und öde. Er zieht sich an allen Bergen und Felsen ohne Ausnahme hin, wird die Heide genannt und bestimmt ihre Formen. Vor ihm liegen häufig regelmäßige Kegelberge, theils ganz frei, theils durch schmale Rücken mit dem Bergabhange verbunden, meist mit den Trümmern alter Burgen geziert (wie der Plettenberg 1010 Meter, der Hohenzollern 880 Meter, der Hohenneuffen 747 Meter, der Teck 778 Meter, der Hohenstauffen 695 Meter, der Rechberg 706 Meter); sie gehören zu den malerischsten Punkten des ganzen Gebirgslandes. Die Thaleinschnitte dieses Randes sind Querthäler, in denen die Flüsse gewöhnlich in engen, wilden Schluchten die Berge durchbrechen; sie sind ihrer Schönheiten wegen berühmt, reichen aber lange nicht so weit in das Innere hinein, wie die Thäler der entgegengesetzten Seite, und hören immer auf einmal mit einer Felsenwand auf, ehe sie noch die Mittellinie des Gebirges erreicht haben. Obschon die nordwestliche Richtung dieser Thäler nicht so günstig ist, wie die südöstliche der Donauthäler, so haben sie doch wegen ihrer bedeutend geringeren Meereshöhe ein milderes Klima, und man sieht in ihnen neben den üppigsten, künstlich bewässerten Wiesen die ausgedehntesten Obstpflanzungen Würtembergs. In einigen Thälern, z. B. dem Lenninger und dem Uracher Thal (den Thälern der Erms und der Lauter), scheint ein großer Obstwald den ganzen Thalgrund zu bedecken. Vorzüglich häufig baut man Kirschen, aus denen, wie auch aus Zwetschen, Branntwein gewonnen wird; Aepfel und Birnen werden theils gedörrt, theils zu Cider (hier Most genannt) gekeltert. An den Mündungen der Thäler beginnt auch, schon dicht am Fuße der A., der Weinbau; hier sind zahlreiche Ortschaften, darunter mehrere Städte, Geislingen, Wiesensteig, Owen und Urach, viel größer als die Orte auf der Hochfläche, die Häuser ansehnlicher und häufig zweistöckig.

Die Schwäbische A. ist klassischer Boden für den Geognosten und den Paläontologen. Seit Jahrhunderten sind ihre schönen Versteinerungen in die Kabinette gewandert, aber erst seit L. v. Buch ist auch ihr Bau bekannter geworden, und insbesondere durch Quenstedt und Oppel kennen wir die ganze Folge ihrer Gebirgsschichten vom Fuße bis zur Höhe und die Vertheilung der Versteinerungen in ihnen, wie bei keinem andern Gebirge der Erde. Ueber dem wellenförmigen Hügellande des Keupers, am Südufer des Neckars, erheben sich die Glieder des Jura- oder Oolithgebirges. Die ältesten Schichten der A. gehören dem sogen. braunen Jura an, in welchem die mehr sandigen Gesteine zum Theil überaus schöne Versteinerungen enthalten. Zu ihm gehört der in technischer Hinsicht so wichtige Eisenrogenstein, eine kalkige, gewöhnlich rothe Masse mit vielen fischrogenähnlichen Körnern und mit reichen Lagern linsenförmigen Thoneisensteins, welche das Erz für die berühmten Eisenwerke von Wasseralfingen und Aalen liefern, aber auch in der Bayrischen Oberpfalz schon lange benutzt werden. Dem braunen folgt der weiße Jura mit vorherrschenden Kalksteinen, deren geschichtete und massige Gebilde sich steil über die sanften Gehänge der vorigen Bildungen zum Theil in Felswänden erheben und dem Nordrande der A. seine malerischen Formen, der Hochfläche ihre Wasserarmut, den tiefen Thälern ihren Reichthum an wasserreichen Quellen geben. Die unteren mehr mergeligen Kalksteine sind ärmer an Versteinerungen, um so reicher daran aber die höheren reinen Kalkbänke von gelblich- oder graulichweißer Farbe, und selbst der massige, höhlenreiche, durch seine grotesken Felsen ausgezeichnete Dolomit entbehrt ihrer nicht; in ihm liegen das Sibyllenloch bei Teck, die Grabenstätter Höhle mit goldglänzendem Sande, das Erdloch bei Sontheim, das Falkensteiner Loch, die Tropfsteinhöhle des Nebellochs bei Pfullingen, die Friedrichshöhle, die Quelle der Zwiefalter Aach u. a. Im Grunde der Thäler, oft auch auf den Höhen, findet sich der an Versteinerungen reiche Süßwasserkalk und der weiche und zerreibliche Kalktuff (Tauchstein der Eingebornen), der, an der Luft erhärtet, einen trefflichen Baustein gibt. Auch die vulkanische Thätigkeit fehlt nicht ganz; am Nordrande und auf der Höhe des Kalksteinplateau's tritt (im Ermsthal und am nordöstlichen Ende des Härtfeldes) Basalt mit seinen Tuffen in geringer Ausdehnung auf; dagegen erheben sich am Südrande im äußersten W. mitten aus dem Tertiärlande die malerischen phonolithischen und basaltischen Kegelberge des Höhgaues (Hohentwiel 694 Meter, Hohenkrähen, Hohenstoffeln). In der fruchtbaren Bucht des Rieses bei Nördlingen und unter dem Kalkstein des südlichen Randes tritt selbst granitisches Gestein hervor.

Die Pässe über die A. sind nicht von Bedeutung, weder in militärischer, noch in merkantilischer Beziehung. Eine Hauptstraße ist die von Stuttgart nach dem Bodensee über Münsingen; außerdem dienen die Pässe von Urach, Aalen, Hechingen u. a. zur Verbindung des Donau- und Neckarthales. Der Paß bei Arnstädt, zwischen Urach und Grafeneck, der höchste, liegt 857 Meter hoch. Eine Schöpfung der neuesten Zeit sind die Eisenbahnen: die von Stuttgart nach Friedrichshafen am Bodensee, welche von Göppingen aus nach Geislingen auf die Höhe der A. hinauf und von da nach Ulm hinab führt, und die Remsthalbahn, welche, längs des Nordfußes des Gebirges hinziehend und die Verbindung zwischen Stuttgart und Nördlingen vermittelnd, die A. nur an ihren nordöstlichen Ausläufern berührt. Vgl. Frölich, Die Schwäbische A. (Stuttg. 1871).

Alp (Alm), Bergweide, s. Alpenwirtschaft.

Alp (Alpdrücken, Drula, Mahr, incŭbus), ein eigenthümlicher beängstigender Traumzustand, der manche Menschen beim Einschlafen oder vor dem Erwachen zu befallen pflegt. Der Träumende hat die Empfindung, als ob eine Last, ein Thier, ein Gespenst ꝛc. auf ihm läge, er empfindet dabei die entsetzlichste Angst, er versucht sich zu bewegen oder zu schreien, aber er kann nicht. Gelingt es ihm, sich zu ermuntern, so ist der A. verschwunden und der Anfall vorüber; aber beim Erwachen fühlt man sich meist sehr matt, hat heftiges Herzklopfen, ist in Schweiß gebadet und kann sich nur allmählich beruhigen. Das Alpdrücken ist ein Zustand, welcher durch die unklare Empfindung einer während des Schlafens eintretenden Athmungsbehinderung hervorgerufen wird und seinen Grund stets in abnormen körperlichen Verhältnissen hat. Alles, was zu Träumen überhaupt disponirt, kann auch den A. veranlassen, namentlich starke Mahlzeiten vor dem Einschlafen, Ausdehnung der Gedärme mit Luft, wodurch das Zwerchfell nach oben gepreßt wird, enge Kleidungsstücke, Stockung des Bluts in dem Herzen und den Lungengefäßen. Am häufigsten kommt der A. bei Jünglingen vor, besonders bei reizbaren und nervenschwachen; außerdem sind ihm fette und wohlgenährte Personen am häufigsten unterworfen. Bald kommt der Anfall in jeder Nacht, bald wiederholt er sich nur in größeren Zwischenräumen. Da der A. keine Krankheit, sondern nur ein Krankheitssymptom, ein durch Störungen in der Brust oder dem Unterleibe veranlaßter Traumzustand ist, so kann auch von einer eigentlichen Kur desselben nicht die Rede sein. Wohl aber kann seine Entstehung verhütet werden, und namentlich ist denen, die solchen Zufällen öfters unterworfen sind, anzurathen, beim Einschlafen die Rückenlage zu vermeiden, vor dem Schlafengehen den Magen nicht anzufüllen und, wenn ein krankhafter Zustand in den Organen der Brust oder des Unterleibs die bedingende Ursache ist, sich ärztlichen Raths zu bedienen. Der A. war im Mittelalter und ist bei vielen noch jetzt Anlaß und Gegenstand mannigfachen Aberglaubens. Im Mittelalter wurde er unter die schwarzen Berggeister, Zwerge, Nachtelfen gezählt. Man identificirte ihn später auch mit dem Teufel; »der Teufel hat dich geritten« ist s. v. w. »dich hat der Mahr geritten«. Wie Frau Holle Gespinst oder Haare verwirrt, selbst verworrene Haare trägt, ein struppiges Haar Hollenzopf heißt, so wickelt der Nachtalp das Haar der Menschen, Mähne und Schweif der Pferde in Knoten, daher: Alpzopf, Drulenzopf, Wichtelzopf (von Wicht, d. i. Zwerg oder A.) und Weichselzopf. In Frankreich bildete sich im 13. und 14. Jahrh. der Glaube an den A. als bösen Geist fast systematisch aus. Man wußte von einem männlichen A., un incube, und einem weiblichen, une succube, welche auf Verführung der Menschen, besonders der Jünglinge und Jungfrauen, ausgingen, welchen Wahn sogar die Sorbonne (1318) bestätigte.

Alpakametall, s. v. w. versilbertes Neusilber.

Alpāko (Alpaka, Pako, Auchenia Pacos *Tschudi*), Säugethierart aus der Gattung Lama, gleicht im Körperbau dem Schaf, hat aber einen längeren Hals und zierlicheren Kopf; es ist schwarz oder weiß, seltener buntscheckig, sein reiches Haar erreicht an den Seiten eine Länge von 10—13 Centim. Es bewohnt die Kordilleren von Peru und Chile und wird in Höhen über 2500 Meter in großen Herden gehalten, welche man nur zur Schur eintreibt. Als Lastthier ist es seiner unbesiegbaren Störrigkeit halber nicht zu gebrauchen, dagegen hat seine Wolle einen großen Werth, und man hat sich daher sehr bemüht, das Thier bei uns zu akklimatisiren. In England und im Haag sind Züchtungsversuche nicht ohne Erfolg geblieben, auch in Australien hat man die Einführung des A. versucht. Das Vlies wiegt 3—4 Kilogr., ist sehr ungleichmäßig und erfordert sorgfältige Sortirung. Das Haar zeichnet sich durch Nerv und seidenartigen Glanz aus, ist ziemlich schlicht und liefert treffliches Kammgarn. Alle Wolle geht nach England; von dort exportirtes Garn wird auch in Deutschland verarbeitet. Gewöhnlich verspinnt man die ungefärbte Alpakowolle mit andern Stoffen (Mohair, Baumwolle, Seide, Kammgarn), gibt dem Garn wohl auch durch Zwirnung höheren Seidenglanz und verarbeitet es zu sehr zahlreichen gemischten Geweben, namentlich auch zu Shawls und zu den Fransen und Besätzen für dieselben. Schon die alten Inka's wußten die Wolle zu benutzen, die Weberei und Färberei derselben stand damals auf hoher Stufe. Jetzt ist diese Industrie verfallen und die Indianer fertigen nur noch Decken und Mäntel aus Alpakowolle. Als wilde Stammform des A. betrachtet man die Vicuña (A. vicunna *Desm.*), ein zierliches, an Größe zwischen Lama und A. stehendes Thier mit viel kürzerer, gekräuselter, äußerst feiner, röthlichgelber Wolle. Es ist an der untern Seite des Halses und der innern der Gliedmaßen hellockerfarben, an der Brust und am Unterleib, wo die Haare zum Theil 13 Centim. lang werden, weiß. Es lebt truppweise ausschließlich auf grasigen Plätzen der Kämme der Kordilleren und steigt nur in der heißen Jahreszeit, wenn dort das spärliche Futter verdorrt, in die Thäler hinab. Die Vicuña ist äußerst furchtsam und wird leicht mit Bola's gefangen; man genießt das Fleisch und fertigt aus der Wolle feine Gewebe und Filze; bei uns dient die Vicognewolle zu feinen Modeartikeln, Handschuhen ꝛc., doch immer nur in Untermischung und namentlich zur Verfeinerung der Oberfläche von Filzhüten. Die Waare wird immer theurer und seltener, weil der Wildbestand bei der ungeregelten Jagd sich stark lichtet. Eine Eingewöhnung des störrigen Thieres oder gar die Akklimatisation in andern Ländern ist noch nicht gelungen. Das sogen. Vicognegarn besteht lediglich aus feiner Schafwolle mit $^1/_3$ Baumwolle. S. Tafel »Alpako«.

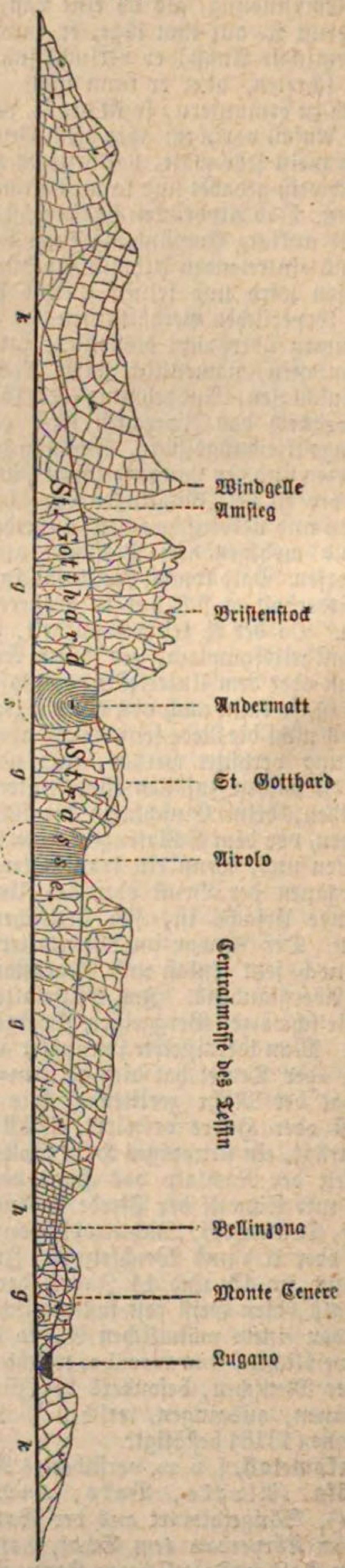
Al pari, s. Pari.

Alpen, orographische Bezeichnung solcher Hochgebirge, welche, unähnlich gewöhnlichen Gebirgsketten, aus einzelnen Gebirgsstöcken (Gruppen) zusammengesetzt sind und nach ihrer Länge wie nach ihrer Breite großen Raum einnehmen. Die einzelnen Berge sind durch sattelförmige Erhebungen (Cols) und schmale Rippen (Joche), oft auf langen Distanzen, zusammengeknüpft. Von bedeutender absoluter Höhe, steigen sie öfters über die Schneelinie empor und haben gemeiniglich eine breite Basis. Ihre Gehänge sind tief gefurcht, zerrissen, gezackt, mit schroffen, oft lothrecht abstürzenden, häufig sehr tiefen Schluchten, die ursprünglich nichts gewesen sind, als Spalten, entstanden beim Zusammenziehen der erkaltenden Urgesteine (Granit und Porphyr), aus welchen ihr Gerüste besteht. A. bestehen daher nicht, wie die gewöhnlichen Gebirgszüge, aus Reihen oder langen Rücken, aus denen Kuppen emporragen, sondern aus einer Menge

kleinerer Gebirge, von denen jedes wieder aus einer unbestimmten Anzahl einzelner Berge zusammengesetzt ist. Sie werden gewöhnlich nach dem Lande benannt, in welchem sie liegen, z. B. die Schweizer A. (Berner, Graubündner, Walliser A.), die Savoyischen, Piemonteser A., die Tiroler, Salzburger, Kärnthner und Steirischen A., die Siebenbürgischen, die Skandinavischen A. in Europa, die Abessinischen A. in Afrika, die Nordamerikanischen Seealpen &c.

Alpen, das mächtige Hochgebirge im mittlern Europa, das höchste dieses Erdtheils und zugleich das vollkommenste und am besten entwickelte aller Hochgebirge der Erde, das sich vom untern Rhônethal gegen O. bis an die Ebenen Oberungarns ausdehnt und, von N. wie von S. gesehen, schon aus der Ferne wie eine durch Höhe und Reichthum der Formen überwältigende Gebirgsmauer erscheint, auf dem größten Theil seiner Länge von Hochgipfeln überragt, die mit ewigem Schnee bedeckt sind. An allen Seiten erheben sich die Berge schroff und von den darangrenzenden Landschaften scharf geschieden; den schroffsten Abhang wenden sie jedoch der Südseite zu, wo auch die relative Höhe die bedeutendste ist. Ringsum sind die A. von Ebenen umgeben, und nur an zwei Punkten stehen sie mit andern Gebirgen in direktem Zusammenhang, am Südweststund am Südostende. Im SW. reichen sie, wenngleich die geologische Bildung sich noch östlicher bis zum Paß der Bocchetta verbreitet, mit ihrer charakteristischen Natur nur wenig über den Col di Tenda gegen O., wo sie mit den Anfängen der ital. Gebirge in unmittelbarer Verbindung stehen, und sind hier bis zur Mündung des Rhône durch das Küstenland des Mittelmeers begrenzt; die Westgrenze bildet das Rhônethal bis zum Genfersee, die Nordgrenze bilden die großen Ebenen des Aargebiets in der Schweiz und des Donaugebiets in Deutschland bis nach Wien, die Ostgrenze die Ebene von Oberungarn. Im S. des Thales der Drau stehen dagegen die letzten Ausläufer der A. in den sogen. Julischen A. mit den Bergzügen Kroatiens und dem istrisch-dalmatischen Hochlande in unmittelbarer Verbindung; an der Südseite bildet bis zum Col di Tenda die lombardische Tiefebene die Grenze des Hochgebirges, das sich hiernach über 12 Längengrade (22—34° östl. L.) von dem untern Rhône- bis zum Donauthal bei Wien 1036 Kilom. weit ausdehnt, während die Breite im W. kaum 75, im O. dagegen durch das strahlenförmige Auslaufen der Ketten bis über 300 Kilom. beträgt. Die Ebenen und Thäler, welche die A. umgeben, haben sehr verschiedene Meereshöhe. Im W. liegt Valence 128, Lyon 163 Meter; im S. Turin 279, Mailand 120, Brescia 152, Bassano 149, Udine 120 Meter; im O. Agram 160, Graz 348, Wiener-Neustadt 270 Meter; im N. Wien 152, Passau 279, München 510, Konstanz 396, Zürich 409, Bern 503 Meter hoch; die Ebenen am Nordabhange haben also eine bedeutend höhere Erhebung als die an den übrigen Seiten. Bei der bedeutenden Höhe der A. ist es natürlich, daß ihre Abhänge einen sehr verschiedenen Charakter haben; danach unterscheidet man 3 Zonen: die Schneeregion, welche alle über der Schneegrenze liegenden Theile des Hochgebirges umfaßt, die Alpenregion, die von der Schneegrenze bis an die obere Grenze des Waldwuchses reicht, und die tiefste, die Waldregion. Im allgemeinen schließt die erste alles, was über 2600 Meter hoch liegt, die zweite die Theile von 2600—1600 Meter Höhe ein. Die Schneeregion wird außer von Reisenden nur höchstens von Jägern besucht; die Alpenregion ist der Sitz des Hirtenlebens, das in den A. eine so

Fig. 1.



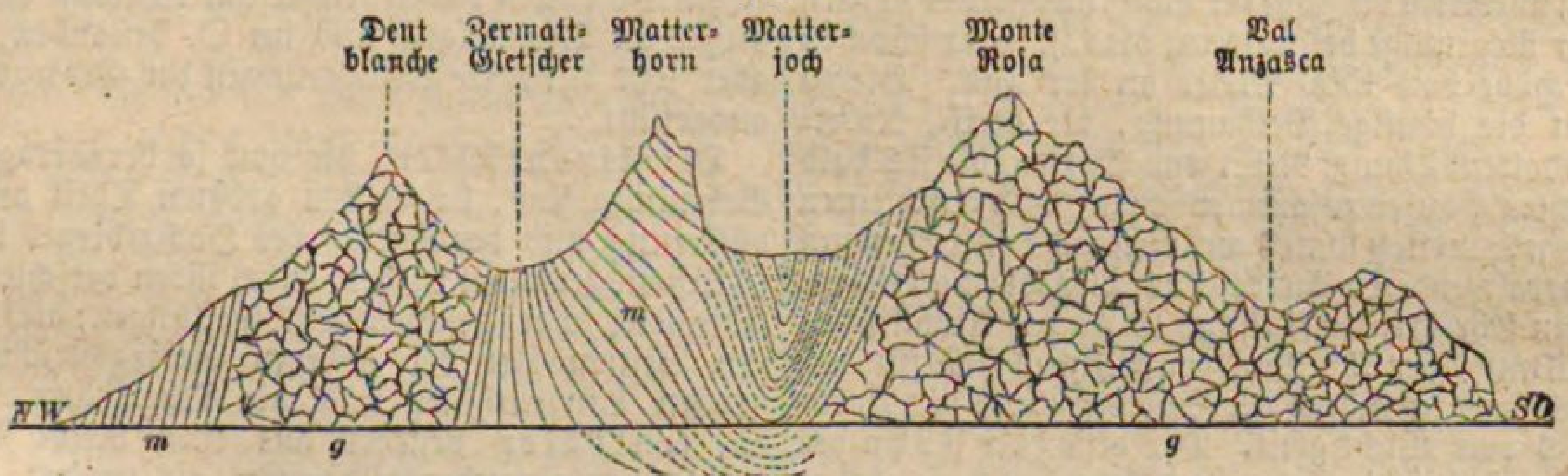
k Kalk, g Gneis und Granit, s Schiefer (metamorphischer), h Hornblendeschiefer.

Geologisches Profil des St. Gotthard.

bedeutende Rolle spielt, allein nur in seltenen Fällen fester Wohnsitz der Menschen; in der Waldregion treibt man Ackerbau, hier allein finden sich Dörfer und Städte.

Der geologische Bau der A. (s. Tafel »Gebirgsformation«) ist in hohem Maße verwickelt, und wenn auch die gelehrtesten Geognosten sich schon lange Zeit damit abgemüht haben, ihn zu erforschen, so sind doch bei weitem noch nicht alle Räthsel gelöst, die sich in der geologischen Entwickelung dieses Gebirges darbieten. Im allgemeinen kann man 3 Zonen unterscheiden: die Centralzone, in der die krystallinischen Schiefer vorherrschen, und zu ihren Seiten die beiden Nebenzonen, welche überwiegend sedimentäre Bildungen enthalten, die nördlichen und die südlichen Kalkalpen. Die *Centralzone* besteht aus einer Reihe von mehr oder minder in die Länge gezogenen Centralmassen, die überwiegend aus Gneisgranit von verschiedenen Formen, seltener aus echtem Granit zusammengesetzt sind; sie werden von weiten, mantelartig sie umgebenden Lagen von Schiefer (Gneis, Hornblendegesteine, Glimmerschiefer, namentlich den sogen. grünen und grauen Schiefern) umschlossen, von denen Versteinerungen ergeben haben, daß sie in den östlichen A. zum Theil wenigstens der silurischen und devonischen, sogar (wie auch im Westtheil des Hochgebirges) der Kohlenformation angehören. Auch sind in den Westalpen bedeutende Höhen der Centralzone von jurassischen und Kreidegesteinen, ja selbst von Gliedern der eocänen Formation gebildet, wie denn auch manche der die Centralmassen umgebenden Schiefer metamorphische Bildungen sein mögen. Diese Schiefer sind übrigens durch die sie durchdringenden krystallinischen Massen nicht selten auf höchst merkwürdige Weise zusammengedrängt und umgebogen, wie es die beigegebenen Durchschnitte der St. Gotthard- (Fig. 1) und der Monte Rosa-Masse (Fig. 2) zeigen. Die Centralzone ist es auch, welche ganz besonders den großen Reichthum an seltenen und geschätzten Mineralien, auch an Erzen enthält, obgleich der Bergbau nur in einigen Theilen derselben Bedeutung erlangt hat; ihr gehören die in dem ganzen Gebirge verbreiteten Goldablagerungen, wie die Gänge an, welche Kupfer, Blei, Nickel, Kobalt, vor allem Eisenerze liefern, welche besonders in Steiermark die Veranlassung zu einem wichtigen Bergwerksbetriebe gegeben haben. Die Nebenzonen, die *nördlichen und die südlichen Kalkalpen*, bestehen dagegen aus vorherrschend kalkigen Bildungen der sekundären und tertiären Formationen, in denen krystallinische Gesteine nur isolirt hervortreten. In den östlichen A. namentlich ist die Triasformation ausgedehnt verbreitet, während sich davon in den westlichen nicht viel mehr findet als einige Quarzite (der sogen. Verrucano); sie erhält eine erhöhte Wichtigkeit durch die Einlagerung von Erzen (besonders Blei), namentlich aber durch die großen Steinsalzlager, von denen die berühmten Salzwerke von Berchtesgaden, Hallein und des Salzkammerguts abhängen. In den östlichen A. tritt die Juraformation dagegen zurück, welche in den westlichen in ausgezeichneter Weise entwickelt ist und hier (im Liaskalk) den Grund zu den Salzwerken von Bex geliefert hat; auch die einzelnen Glieder der Kreideformation sind in den westlichen A. viel ausgedehnter verbreitet als in den östlichen. Nicht geringe Bedeutung besitzen endlich die Gesteine der Eocänformation (des Nummulitenmergels und Sandsteins und des fucoidenreichen Mergels oder des sogen. Flysch der Schweizer), die besonders längs des ganzen Nordrandes des Gebirges eine so hervorragende Stellung einnehmen, aber auch im Innern der Thäler sich finden und namentlich das Hochland zwischen dem Adriatischen Meere und der Save zusammensetzen; auch die jüngeren Tertiärbildungen finden sich am Rande der A. wie in ihren Thälern, und besonders tritt darin die Molasse hervor mit der Nagelfluebildung, die in der Schweiz und im Algäu ihre höchste Erhebung besitzt. Diluvialbildungen finden sich besonders in den Thälern und den Ebenen am Fuße des Gebirges; ihnen schließen sich die großen Massen der erratischen Blöcke an, die ohne Zweifel das Resultat einer ausgedehnten Vergletscherung der Ebenen am nördlichen Rande der A. und von den Gletschern aus der Centralzone hierher geführt sind, wie noch jetzt fortwährend durch das eindringende und beim Gefrieren sich ausdehnende Wasser selbst bis zu den höchsten Kämmen und Gipfeln hinauf eine zerstörende Thätigkeit ausgeübt wird, von der die großen Schutthalden in den Thalsohlen und den Mündungen der Bäche, die Lawinen und Bergstürze Zeugnis ablegen. In der südlichen Nebenzone erscheinen noch zwischen den sedimentären Gesteinen zerstreut einzelne ältere, wie Granit, krystallinische Schiefer, vor allem die berühmten Feldspat- und Augitporphyre, und mit ihnen verbunden die Dolomite am Luganersee und in Südtirol. Die *äußeren Formen* der einzelnen Theile der A. sind nach der Gesteinsbeschaffenheit und Art der Lagerung verschieden. In der Centralzone bedingen Steilheit der Schichten, Unverwitterbarkeit, besonders Quarzreichthum des Gesteins, die scharfgezeichneten, nadelförmigen und pyramidalen Felskämme und Gipfel, die namentlich die Westalpen charakterisiren, während dagegen die aus leichter verwitterndem Schiefer bestehenden Berge sanftere und gerundete Formen zeigen. In den Kalkalpen herrscht bei

Fig. 2.



g Gneis, m metamorphischer Schiefer.

Geologisches Profil der Monte Rosa-Masse.

allen Veränderungen, welche die Schichtenstellung durch Störungen erfahren hat, immer noch die Neigung zur Hochflächenbildung vor (die an manchen Punkten so charakteristischen sogen. **Karrenfelder** mit ihren tiefen Furchen und trichterartigen Löchern und den scharfen Gebirgsrippen scheinen diese Form durch Erosion erhalten zu haben); aber durch die ausgedehnte Zerstörung mächtiger Felsmassen sind oft die pittoreskesten Felsbildungen, Thürmen und Ruinen ähnelnd, entstanden, die zu den interessantesten Bergformen des Hochgebirges gehören.

In **klimatischer** Beziehung sind die westlichen Theile der A. wärmer als die östlichen, die südlichen wärmer als die nördlichen. Mit der Höhe nimmt die Temperatur ab, so daß im Durchschnitt die Erhebung von 176 Meter einer Verminderung der Mitteltemperatur um 1° C. entspricht; doch ist dies nach den verschiedenen Jahreszeiten verschieden; im Sommer fällt die Temperatur mit der Höhe viel schneller als im Winter. Die atmosphärischen Niederschläge sind in den A. bedeutend; die Menge des jährlich fallenden Schnees und Regens beträgt im allgemeinen gewiß 1 Meter, vor allem ist das Thal des oberen Tagliamento durch erstaunlich starken Regenfall ausgezeichnet, der im Durchschnitt wohl bis zu 2,4—2,8 Meter steigt. Nicht bloß in der Schneeregion übertrifft die Zahl der Tage, an denen es schneit, die der Regentage bei weitem; dies ist sogar schon in einer Höhe von 1500 Meter an der Fall. Hierzu kommt die häufige Bethauung, die Reif-, Nebel- und Wolkenbildung; Nebel und Wolken, die sich bald zu dichten Haufen zusammenballen, bald durch einen warmen Windstoß schnell auflösen und dann einen um so überraschenderen Ausblick auf die Höhen erlauben, sind ein sehr charakteristisches Glied der klimatischen Verhältnisse der A. Von den Winden sind für das Hochgebirge besonders der Südwest- und der Nordostwind von Wichtigkeit. Der erste (der **Föhn** der Schweizer), den die Schweizer Naturforscher aus den heißen Ebenen der Sahara herleiten, während er wahrscheinlich nichts als der Südwestpassat in den höheren Luftschichten des Atlantischen Oceans ist, dem Europa wesentlich sein mildes Klima verdankt, ist warm, stürmisch und heftig und wirkt erschlaffend, aber er ist für das Hochgebirge von der größten Bedeutung, da er durch seine Wärme im Frühjahr das schnelle Schmelzen des Schnees bewirkt und dadurch den Anbau des Bodens in den höheren Theilen der Gebirgsthäler erleichtert; der Nordostwind (in der Schweiz **Bise** genannt) bringt dagegen helles, klares Wetter mit Trockenheit der Luft und Verminderung der Temperatur.

Eine Folge der starken Niederschläge ist der **Wasserreichthum** der A. Die ausgedehnten Felder des ewigen Schnees (Firn) in den Mulden der Schneeregion und die von ihnen weit sich herabziehenden Gletscher speisen mehr als die sehr zahlreichen Quellen die Bäche und Flüsse; hieraus erklärt es sich, weshalb die aus Gletschern abfließenden Alpenströme gerade im Sommer bei der größten Hitze am wasserreichsten sind, im Gegensatz zu den bloß von Quellen ernährten Flüssen. In den Kalkalpen sind dagegen die Höhen nicht selten an Wasser arm, weil es durch Spalten und Risse in höhlenartige Räume im Innern der Berge eindringt, um später in starken Quellen am Fuß der Höhen wieder hervorzubrechen. Aus den Bächen in den hochgelegenen Thälern entstehen tiefer unten Flüsse, welche das Wasser in die Ebenen hinausführen. Während sie in den oberen Theilen gewöhnlich starken Fall haben und Erde, Kies und Steine mit sich fortreißen, schleichen sie in den Thalweitungen oft langsam dahin und bilden große Sümpfe. Der von den kleineren Flüssen fortgeführte Kies und Schutt wird beim Eintreten in größere Thäler oder in die umliegenden Ebenen in nicht selten bedeutenden Schutthalden abgesetzt, die namentlich in den stark versumpften Thälern oft sehr vortheilhaft für die Kultur sind, da sie die Anlage von Dörfern möglich machen und den Feld-, Wein- und Obstbau begünstigen. Von Seen befinden sich im Innern des Hochgebirges nur kleine und im ganzen nicht bedeutende; von desto größerer Wichtigkeit sind die am südlichen Abhange wie am nördlichen in der Schweiz an den Ausgängen der großen Thäler liegenden, sehr tiefen Seebecken (Lago Maggiore, Comer- und Gardasee, Genfer-, Züricher- und Bodensee, Chiem-, Traun-, Attersee 2c.), welche den sie durchfließenden Gebirgsströmen als Läuterungsbecken dienen, in denen diese allen Schutt absetzen, während sie im oberen Theile von hohen Bergwänden umschlossen sind, sich unten in die Ebene öffnen und, die Schönheiten und Vorzüge der Natur des Gebirges und der Ebene vereinigend, mit Recht zu den berühmtesten und besuchtesten Theilen der ganzen A. gehören. Aehnliche Becken haben früher am Abhange des Gebirges in Deutschland und im O. bestanden, sind aber jetzt durch die Ablagerungen der Gebirgsflüsse ausgefüllt.

Die **Alpenthäler**, die von so hervorragender Bedeutung sind, da sie den größten Theil der Bevölkerung und der Kultur des Hochgebirges in sich schließen, zerfallen in drei durch ihren verschiedenen Charakter scharf geschiedene Abtheilungen: die kleineren Seitenthäler der höheren Gebirgsstriche, die großen Längenthäler und die Querthäler. Die **Seitenthäler** bestehen aus einer Reihe stufenartig über einander gelagerter, oft runder, meist aber länglicher Weitungen, die in früheren Zeiten, wie auch die hier und da noch in ihnen enthaltenen kleinen Seen bezeugen, Seebecken gewesen sind, die sich erst mit der Zeit entleert haben; der Bach, der sie durchströmt, fließt anfangs zwischen flachen Ufern mäßig schnell, gräbt sich aber später, an Heftigkeit zunehmend, immer tiefer in den Boden ein und tritt endlich in einer durch das Herantreten der begrenzenden Bergwände gebildeten Schlucht, in der er nicht selten schöne Katarakte bildet, in das tiefer liegende Becken ein. In diesen Weitungen liegen Dörfer, deren Bewohner Landbau meist nur in beschränktem Maße, dagegen überwiegend Viehzucht treiben. In den **Längenthälern** zeigen sich die großen Vorzüge, welche den Bau der A. vor dem aller anderen Hochgebirge des Erdbodens auszeichnen, ganz vorzüglich; sie sind so zahlreich und ausgedehnt, wie im Verhältnis zur Höhe und Ausdehnung in keinem anderen Hochgebirge, ja so ausgedehnt, daß sich in einzelnen sogar eigene Staaten haben entwickeln können. Wenn es gleich auch bei ihnen nicht an Andeutungen fehlt (namentlich in den Verengungen durch Gebirgsvorsprünge), daß sie in einzelnen Fällen ebenfalls ursprünglich eine Reihe von Seebecken gebildet haben, so ist im ganzen ihre Bildung doch viel einförmiger und nicht so pittoresk wie die der übrigen Thäler; es sind gewöhnlich tiefe, in gerader Linie sich hinziehende, breite und von hohen Bergwänden eingeschlossene Furchen, welche häufig durch die oft in überraschender Gleich-

förmigkeit längs der Wände sich hinziehenden, verhältnismäßig ebenen Stufen verschönert werden. Ist der Thalboden, was nicht selten der Fall ist, versumpft, so liegen die Dorfschaften mit ihren Feldern und Gärten auf diesen höheren Stufen oder auf den Schutthalden an den Mündungen der in das Hauptthal einfließenden Bäche. Die großartigsten und malerischsten Thäler sind die Querthäler, in denen die Bäche und Flüsse die einzelnen Ketten des Gebirges durchbrechen; es sind tiefe, enge Spalten, von steilen und hohen Felswänden eingeschlossen, zwischen denen die Flüsse über Felsen und lose Steine brausend dahinstürmen, Oertlichkeiten, die zu den anziehendsten und am liebsten besuchten Theilen der Alpenwelt gehören. In den Pässen, welche die Anfänge der an entgegengesetzten Theilen einer Kette entstehenden Thäler verbinden, zeigen sich die Vorzüge des Baus der A. ganz besonders. Bei keinem anderen Hochgebirge ist das Verhältnis zwischen der Durchschnittshöhe der Kämme und der Gipfel so bedeutend wie bei ihnen; die Folge davon ist die möglichst geringe Schwierigkeit, die über die Höhen führenden Straßen zu passiren. Wenn daher alle Hochgebirge auf die sie umgebenden Landestheile trennend und den Verkehr hemmend wirken, so ist das bei den A. im geringsten Grade der Fall und die Verbindung zwischen Deutschland und Italien dadurch möglichst erleichtert, ein Verhältnis, das für die ganze Kulturentwickelung Europa's von dem außerordentlichsten Einfluß gewesen ist. Schon die alten Römer haben die Gebirgsstraßen so gangbar gemacht, als es ihre Verhältnisse forderten; im Mittelalter und in der neueren Zeit waren sie alle Saumwege, erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts hat man viele derselben fahrbar gemacht und Kunststraßen, in neuester Zeit sogar Eisenbahnen über sie gebaut, die theils über den Kamm fortführen, theils die höchsten Theile desselben in Tunnels durchbrechen (s. Alpenstraßen und Alpenbahnen).

Die Vegetation der A. hat viel Eigenthümliches. Am Südrande herrscht die italienische Flora, die selbst bis tief in die Thäler hinaufreicht; am nördlichen Abhange die Flora Mitteleuropa's und seiner Berglandschaften; hier folgt auf den Weinbau (in der Schweiz) die Zone des Wallnußbaums und der echten Kastanie, höher Buchen, endlich Koniferen. Ueber 2000 Meter beginnt die Alpenregion, anfangs noch mit strauchartigen Gewächsen (in den deutschen Kalkalpen besonders das Knieholz), bis höher der Boden mit Gräsern und den durch ihre schönen Blumen ausgezeichneten sogen. Alpenpflanzen (Rhododendron, Saxifragen, Primeln, Gentianen &c.) bedeckt ist. Einzelne derselben reichen noch bis in die Schneeregion, und selbst auf den höchsten Punkten finden sich hier und da noch verkümmerte Flechten. Ebensoviel Eigenthümliches enthält die Thierwelt der A. Sie ist in den unteren Theilen überwiegend die mitteleuropäische (nur in den nach S. sich öffnenden Thälern finden sich einzelne specifisch italienische Thiere); in den höheren Theilen aber über der Waldgrenze findet sich eine ganz verschiedene alpine Fauna, charakterisirt durch schöne Schmetterlinge, eigenthümliche Käfer und Landschnecken, Vögel (wie der Lämmergeier, die Schnee- und Alpendohle, die Flüelerche, das Schnee- und Steinhuhn &c.) und Mammalien (wie die Gemse, der fast ausgerottete Steinbock, der Wolf und Bär an einigen Stellen, das Murmelthier, der weiße Alpenhase &c.). Von Hausthieren ist für einen großen Theil der A. das Rind in vielen edlen Rassen von großer Wichtigkeit und seine Zucht die Haupterwerbsquelle der Alpenbewohner; überall verbreitet ist die Ziege; auf trockenen oder hohen, vom Rind nicht erreichbaren Gebirgsweiden herrscht das Schaf. Auch das Pferd wird gezüchtet, aber Esel und Maulesel nur im S.

Was die Bevölkerung der A. betrifft, so finden wir in historischen Zeiten Völker keltischer Abkunft in ihnen verbreitet, die, durch die Römer unterworfen und romanisirt, später eine Beute der Deutschen geworden und von ihnen großentheils verdrängt sind, so daß der größte Theil der Gebirgsthäler ganz von Deutschen in Besitz genommen ist; wahrscheinlich sind die in einigen Theilen (in Graubünden und einigen Thälern von Osttirol) sich findenden sogen. Romanen (Ladiner &c.) Ueberreste dieser ursprünglichen Bevölkerung. Jetzt sind die Bewohner der südlichen Thäler zum großen Theil Italiener, zwischen denen sich hier und da inselartig Gruppen von Deutschen erhalten haben; die westlichen A. werden von Franzosen, die übrigen Theile von Deutschen bewohnt, nur in den östlichen Theilen (in Kärnthen, Krain) haben sich slawische Stämme niedergelassen. Man schätzt die Zahl der Germanen oder Deutschen in den A. auf $3^1/_2$ Mill., die der Romanen ebenfalls auf $3^1/_2$ Mill., die der Slawen auf 1 Million. Politisch gehören die Deutschen A. fast ganz dem österreich. Staate an; längs des ganzen Südabhangs sind einzelne Thäler Theile des Königreichs Italien, im W. herrscht Frankreich bis an den Genfersee, und der mittlere Theil der A. bildet Kantone des Schweizer Staatenbundes. Die Haupterwerbsquellen der Alpenbewohner sind, wie oben erwähnt, Viehzucht (Alpenwirtschaft) und, in den tiefen Gegenden, Ackerbau. Nur in einigen Schweizerkantonen (namentlich in Genf, Zürich, Glarus, Appenzell und im Vorarlbergischen) hat sich ein reger Gewerbfleiß entwickelt, wird gesponnen, gewebt, gestickt. Bergbau und bedeutende Eisenindustrie findet sich im äußersten O., besonders in Kärnthen und Steiermark; mehrere Theile Tirols (Ammergau, Gröden), Berchtesgaden und das Berner Oberland sind Sitze kunstreicher Bildschnitzerei. In vielen Gegenden nöthigt der karge Boden die Bewohner, Unterhalt und Glück in der Fremde zu suchen; aber alle, selbst reich gewordene Handelsherren, kehren zur Heimat zurück, um wenigstens den Abend ihres Lebens dort zu verbringen. Die höchsten stets bewohnten Orte in den A. sind: die Stadt und Festung Briançon in der Dauphiné (1323 Meter) und südöstlich davon das Dorf St. Verau (2035 Meter); das Hospiz des Großen St. Bernhard (2472 Meter), das Maut- und Zufluchtshaus St. Maria (2538 Meter) an der Stilfser Straße. Das Averserthal im Gebiet des Hinterrheins ist das höchste bewohnte Thal Europa's, darin das Dorf Cresta in 1950 Meter, und der höchste Häuserkomplex in 2135 Meter Höhe; im Engadin ist das höchste Dorf der Badeort St. Moritz (1855 Meter). Höher, aber nur im Sommer bewohnt, liegen einige Wirtshäuser, z. B. das Gasthaus auf dem Faulhorn (2684 Meter) und das Sommerhäuschen auf dem Theodulspaß am Matterhorn (3328 Meter).

Man hat schon früh das Bedürfnis gefühlt, die A. in verschiedene Theile zu theilen, und die alte Trennung derselben in die westlichen (französischen), mittleren (Schweizer) und östlichen (Deutschen) A. empfiehlt sich, obschon sie nur auf die

politischen Verhältnisse begründet ist, dennoch, da auch in der Bildung dieser Abtheilungen bestimmte Verschiedenheiten hervortreten. Die westlichen A. unterscheiden sich von den übrigen durch ihre Richtung gegen N., die östlichen von den mittleren durch ihre größere Breite und dadurch, daß in ihnen, und zwar je weiter gegen O., desto mehr, die Hochflächenbildung hervortritt. Jede derselben zerfällt dann wieder in kleinere Abtheilungen.

In den *westlichen* A. unterscheidet man vier kleinere Abtheilungen, deren Namen großentheils schon aus dem Alterthum stammen. Den Südosttheil derselben bilden die *Seealpen* (s. Karte »Frankreich«), zwischen der lombardischen Ebene und dem Thal des Verdon, zu denen vor allem die hohe, steil zur Ebene abfallende und bis zur Quelle der Stura gegen NW. ziehende Gebirgskette gehört, deren höchster Gipfel die Cima dei Gelas (3180 Meter) ist, und welche der fahrbare, Nizza mit Turin verbindende Paß des Col di Tenda (1877 Meter) durchschneidet, über den die ital. Regierung eine Eisenbahn zu legen beabsichtigt. Im SW. dieser Kette breitet sich um das Thal des Var ein weniger hohes Gebirge aus, das westlicher mit den durch das Längenthal des Argens getrennten Ketten der Monts d'Esterel und Monts des Maures zusammenhängt. Nördlich vom Thale des Verdon beginnen die *Kottischen* A. (oder die A. der *Dauphiné*, s. Karte II »Italien«), ein Land voller Berge und Bergzüge ohne bestimmte Richtung, welche die Thäler der Durance und des Drac umschließen, und über deren steil gegen O. sich herabsenkenden und von den Quellthälern des Pogebiets durchschnittenen Abhang der fahrbare, Briançon mit Susa verbindende Paß des Col de Genèvre (1865 Meter) führt, während sich südlicher isolirt der Monte Viso (3836 Meter) erhebt; die westlichen Abhänge dieses Gebirgslandes zum Rhônethal sind weniger steil als die östlichen. Die bedeutendste Höhe erreicht in den Kottischen A. die Berggruppe des Pelvour im S. des fahrbaren, von Grenoble nach Briançon führenden Col de Lautaret (2070 Meter), deren höchster Gipfel der Ecrins oder Pic des Arsines (4103 Meter) ist.

Die *Grajischen* A. beginnen mit einer hohen nach ONO. ziehenden Gebirgskette zwischen den Thälern des Arc und der Dora Ripera; in ihrem Westtheil liegt der Pic Trois Ellions (3882 Meter); östlicher führt über sie der berühmte, Grenoble und Turin verbindende Paß des Mont Cenis (2069 Meter), den jetzt eine Eisenbahn durchschneidet. Nördlich von dieser Kette liegt das Thal des Arc (die Landschaft Maurienne), und nördl. von diesem erhebt sich eine andere jener Kette parallel ziehende (mit dem Grand Paradis von 4054 Meter und der Becca di Nona 3598 Meter), die im N. von den Thälern der Isère (der Landschaft Tarantaise) und der Dora Baltea begrenzt wird; beide Flüsse sind an ihren Quellen durch eine hohe, gegen NW. ziehende Bergkette geschieden, über die der fahrbare Paß des *Kleinen St. Bernhard* (2206 Meter) von Grenoble nach Aosta führt. In den darauf folgenden *Savoyer* A. erhebt sich zuerst die kolossale Gebirgsmasse des Montblanc, die höchste der ganzen A. und zugleich diejenige, mit welcher die wissenschaftliche Erforschung derselben begonnen hat, ein gegen NO. sich erstreckender Gebirgszug, dessen mit großen Gletschern bedeckter Kamm nirgends unter 3000 Meter herabsinkt, und in der sich der höchste Berg Europa's, der Montblanc (4812 Meter), und die durch ihre zackigen, pyramidalen Gipfel ausgezeichneten Aiguilles (Aiguille Verte 4113 Meter, Aiguille de Dru 3812 Meter ꝛc.) erheben. Diese Bergmasse wird im S. von den Quellthälern der Dora Baltea (der nach den vielen Gletschern benannten Allée Blanche), im N. von dem Quellthal der Arve, dem weltberühmten Thale Chamounix, begrenzt; von dem letzteren endlich senkt sich das Hochgebirge (in der Landschaft Chablais) allmählich zum Genfersee herab, durch das Thal von Sixt in zwei Theile getrennt, in deren südlichem sich der Buet (3108 Meter) und der Dent du Midi (3285 Meter) erheben; noch allmählicher ist die Senkung nach W. über die untere Arve gegen das Rhônethal hin.

Die *mittleren* oder *Schweizer* A. (s. Karte »Schweiz«) zerfallen zunächst in zwei Theile, den südlichen, welcher die höchsten Ketten des Gebirges umschließt, und den nördlichen oder die Schweizer Voralpen. Die ersteren lassen sich wieder in vier Abtheilungen theilen. Die nördlichste bilden die *Berner* A., eine gegen ONO. ziehende Gebirgsmasse, die am Westende nur durch den engen Paß von St Maurice, durch den der Rhône zum Genfersee hindurchbricht, von dem Dent du Midi getrennt ist und im O. an der Quelle des Rhône mit der Masse des St. Gotthard unmittelbar zusammenhängt. Nur Saumpfade (der Paß der Gemmi 2302 Meter, der der Grimsel 2183 Meter) führen über den Kamm des Gebirgszugs, dessen großartigster Theil der östliche, mit großen Gletschern bedeckte ist, über den sich die höchsten Spitzen (das Finsteraarhorn 4275 Meter, die Jungfrau 4167 Meter) erheben. Die Südseite senkt sich steil und schnell zu dem Längenthal des oberen Rhône, der Landschaft Wallis, herab, an dessen Südseite sich die noch kolossalere Gebirgsmasse der *Penninischen* A. erhebt, die, im W. mit der Masse des Montblanc zusammenhängend, nach O. bis zur Quelle der Anza zieht und nur einen einzigen gangbaren Paß, den Saumpfad des *Großen St. Bernhard* (2472 Meter), im Westtheil enthält, während weiter im O. der Kamm von den gewaltigsten Gletschern überlagert ist. Ueber diese erheben sich die höchsten Gipfel am Ostende des Gebirgszuges (das Matterhorn 4482 Meter, der Monte Rosa 4638 Meter). Nach S. sinken diese Berge steil und schroff zum Thale der Dora herab, nach N. zum Rhône allmählicher und mit längeren Armen, die große und schöne Thäler (das Bagne-, Eringer- und Visptthal) umschließen. Ganz im O. erstreckt sich zwischen den beiden Armen des letzten Thals vom Monte Rosa aus die hohe Kette der Mischabelhörner (mit dem Domhorn 4554 Meter) nach N., und ihr parallel zieht eine ähnliche Kette (mit dem Fletschhorn 4061 Meter) an der Ostseite des Saasthals nach N. bis zum Rhône.

Oestlich davon beginnen mit dem fahrbaren Passe des Simplon (2010 Meter) die *Lepontinischen* A., die sich von den vorigen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß ihre höchste Kette ganz im N. liegt, die Verzweigungen, von den großen Thälern der Toccia, Maggia und des Ticino durchschnitten, sich gegen S. bis zum Lago Maggiore ausbreiten; ihr höchster Gipfel ist der Monte Leone (3565 Meter) im Westtheil. Nach N. sinken sie schnell herab in die Thäler des obern Laufs des Rhône und des Ticino, und nördlich von dem letzteren (Val Bedretto) liegt die centrale Masse des *St. Gotthard*, mit dem berühmten Passe gleichen Namens (2114 Meter), über

den jetzt eine Eisenbahn gebaut wird; sie wird im N. von dem Thale der oberen Reuß (dem Urserenthal) begrenzt, das durch zwei fahrbare Pässe, den Furkapaß (2436 Meter) mit dem Thale des Rhône und den Oberalppaß (2052 Meter) mit dem des Vorderrheins verbunden ist. Im O. schließen sich an die Lepontinischen die Rhätischen A. (Graubünden) an, die wieder in vier größere, durch Längenthäler von einander getrennte Massen zerfallen. Die nördlichste ist eine vom St. Gotthard gegen ONO. bis zum Durchbruch des Rheins ziehende Gebirgskette, deren höchster Gipfel der Tödi (3623 Meter) ist, und die nur von wenigen sehr beschwerlichen Pässen durchsetzt wird. Nach S. fällt sie steil in das Längenthal des Oberrheins ab, an dessen Südseite die zweite viel ausgedehntere Bergmasse sich ausbreitet, die ihre höchste Erhebung in einer am südlichen Rande sich hinziehenden Kette (das Rheinwaldhorn 3398 Meter, der Piz d'Err 3395 Meter, der Piz Linard 3416 Meter) hat; von ihren Pässen sind nicht weniger als fünf fahrbar: im W. der Bernhardin (2063 Meter) und der Splügen (2117 Meter), von denen der erste zum Lago Maggiore, der zweite zum Comersee führt, und östlicher der Julier (2287 Meter), der Albula (2313 Meter) und der Flüela (2405 Meter), welche die Verbindung mit dem Engadin unterhalten. Nach N. senken sich die Berge zum Rheinthal herab, von großen Thälern (Lugnetz, Savien, Domleschg oder das Hinterrheinthal mit dem berühmten Durchbruch der Via mala, Oberhalbstein, Davos und ganz im O. Prättigau oder das Landquartthal) durchschnitten; nach S. fällt jene Kette steil und schroff zum Längenthal des Inns, dem Ober- und Unterengadin, ab, das an seinem westlichen Anfang durch den fahrbaren Malojapaß (1811 Meter) mit dem Thal der Maira verbunden ist. Südlich davon zieht die dritte Bergkette vom Thal der unteren Maira nach NO. bis zum Reschenscheideck; sie ist besonders ausgezeichnet durch die von großen Gletschern umgebene Gebirgsmasse des Bernina (der Rosso di Scerscen 4052 Meter), an deren Ostseite der gleichnamige fahrbare Paß (2338 Meter) nach dem Veltlin, dem an der Südseite dieser Kette gegen SW. und W. bis zum Comersee sich erstreckenden Längenthal der Adda, führt, an dessen Südseite sich die vierte Bergmasse der Rhätischen A., die Bergamasker A., erhebt, deren höchste Kette (Monte Legnone 2612 Meter) sich der Adda nahe gegen O. ausdehnt, während ihre südlichen Verzweigungen sich zur lombardischen Ebene hinabsenken und im O. durch das Ogliothal (Val Camonica) von den Bergen Westtirols getrennt werden.

Die Schweizer Voralpen breiten sich vor den Abhängen der Berner und nördlichen Rhätischen A. aus und reichen im N. bis an die Schweizer Ebene und den Bodensee. Den Hochgebirgscharakter zeigen sie nur hier und da und mehr isolirt; sie werden von einer Reihe schöner Thäler, die abwechselnd Quer- und Längenthäler (die letzten mit großen Seebecken) bilden, vielfach durchschnitten und erhalten dadurch die Mannigfaltigkeit und Abwechselung, die ihnen so großen Ruhm verschafft hat. Die Hauptthäler sind die der Aar, Reuß, Linth mit dem Züricher- und Wallensee und des mittlern Rheins; durch diese zerfallen sie in 7 Abtheilungen.

Die westlichste zwischen der Ebene und den Thälern der Simme und Aar, die Freiburger A. (mit dem Moleson 2005 Meter, dem Stockhorn 2193 Meter), die in der Mitte vom Thale der Saane durchschnitten werden, zeigt nirgends die Natur des Hochgebirges. Im SO. davon liegen die Berner Voralpen, die längs der Abhänge der Berner A. von dem unteren Rhône nach NO. bis zum Thale der oberen Aar (Hasli) und den schönen, von der Aar im Mittellaufe durchflossenen Brienzer- und Thunersee (560 Meter), einer Gegend, die einen Hauptanziehungspunkt für die Gebildeten der ganzen Welt ausmacht, sich ausbreiten. Am anziehendsten und besuchtesten ist der östlichste Theil dieser Voralpen, das Berner Oberland im engern Sinne, zwischen den Thälern der Kander und Aar, namentlich die weltberühmten Thäler von Grindelwald und Lauterbrunnen. Im O. folgen darauf die Urner A., die von der Aar bis zur Reuß und im N. bis zum Vierwaldstättersee reichen, in der Mitte von einer Kette mit sehr hohen Gipfeln (dem Galenstock 3598 Meter, dem Titlis 3239 Meter) durchzogen, die von der Rhônequelle sich gegen N. ausdehnt. Westlich von ihnen und im N. der Berner Voralpen liegen die Emmenthaler A. (das Brienzer Rothhorn 2351 Meter, der Pilatus 2133 Meter), über die der fahrbare Paß des Brünig (1035 Meter) zum Brienzersee führt; sie werden von den Thälern der beiden Emme, der zur Reuß und der zur Aar fließenden, durchschnitten und senken sich gegen NW. zur Ebene herab.

Im O. der Urner A. breiten sich am Abhange der rhätischen Ketten die Glarner A. aus, die bis zum Linththal und den Ufern des Wallensees reichen; sie haben noch an mehreren Punkten die Hochgebirgsnatur (das Scheerhorn 3296 Meter, der Piz Sol 2847 Meter) und werden von den Thälern der Sernf und einigen Zuflüssen des Rheins durchschnitten. Nordwestlich davon liegen im W. des Thales der Linth und zwischen dem Vierwaldstätter- und Zürichersee die Schwyzer A., in denen die Bildung des Hochgebirges nur noch im Osttheil hervortritt (der Glärnisch 2906 Meter); zu ihnen gehört im Südwesttheil die durch das Thal des Lowerzersees ganz von den übrigen Bergen geschiebene Gebirgsmasse des Rigi (1800 Meter), der als Aussichtspunkt so hoch berühmt ist. Nördlich von dem durch Thäler mit dem Zürichersee wie mit dem Rheinthale verbundenen Wallensee erhebt sich, dadurch ganz von den südlicheren Bergen geschieden, das Gebirgsland der Appenzeller A. (der Säntis 2504 Meter), im N. und W. von den allmählich zur Ebene sich senkenden Höhen umgeben, welche die Thäler der Thur und Töß einschließen.

Die Deutschen A. (s. Karte »Tirol und Salzburg«), von den westlicheren durch die Hinneigung zur Hochflächenbildung und die größere Breite unterschieden, haben zugleich einen einfacheren Bau; sie zerfallen in drei große, durch breite Längenthäler von einander geschiedene Gebirgsmassen. Die nördliche Gebirgsmasse beginnt im W. mit den Vorarlberger und Algäuer A., die im S. bis zum Innthal, im O. bis an das des Lechs reichen. Ein höherer Gebirgszug, der vom östlichen Ende der zweiten rhätischen Bergkette nach NO. zieht, durchschneidet sie in der Mitte (der Kaltenbergferner 2896 Meter, die Mädelegabel 2634 Meter, der Hochvogel 2591 Meter); der fahrbare Arlpaß (1798 Meter), der diese Kette übersetzt, verbindet den Bodensee mit dem Innthal. An ihrer Westseite liegt das Thal Montafun, das durch den gegen NW. ziehenden Gebirgszug des Rhätikon (mit der Scesaplana 2963 Meter) vom Prättigau getrennt wird,

das der Bregenzer Ache und der oberen Iller (der Algau), an der Ostseite das Längenthal des obern Lech, der in dem Engpaß von Füßen in die Ebene hinaustritt. Oestlicher bilden die Fortsetzung der Vorarlberger A. die Berggruppen der Nordtiroler A., deren nördlicher Abhang das Bayrische Oberland genannt wird, und in denen sich über dem auf weitere Strecken die Hochflächenform annehmenden Boden mehrere Bergketten und mehrere isolirte Berge erheben (das Wettersteingebirge mit der Zugspitze 2962 Meter, das Karwendelgebirge, der Solstein 2637 Meter). Drei fahrbare Straßen durchschneiden diese A., der Fernpaß im W. (1211 Meter), der Paß von Scharnitz in der Mitte (1217 Meter), welche das Innthal mit dem Lech und dem Isarthal verbinden, und der Paß längs des romantischen Achensees (931 Meter) im O. Im S. werden die Nordtiroler A. von dem schönen Längenthal des Inns begrenzt, das im W. mit den Engpässen von Finstermünz (996 Meter) und Landeck (793 Meter) beginnt und im O. mit dem Passe von Kufstein (478 Meter) endet, durch den der Fluß die Ebene erreicht. An seinem Ostufer beginnt die Gebirgsmasse der Kitzbühler A., die sich im O. bis zum Thale der Saale, im S. bis an den Pinzgau ausdehnen; ihre höchsten Erhebungen besitzen sie an der Süd- und besonders an der Ostseite (das Birnhorn 2632 Meter), aber der interessanteste Punkt ist das Kaisergebirge (2330 Meter) nahe am Inn zwischen seinem und dem das ganze Gebirgsland durchschneidenden Achenthale.

An der Ostseite der Saale erheben sich die Salzburger A., welche durch das Thal der Saale, das im S. mit dem der Salzach am Zellersee unmittelbar in Verbindung steht, und durch das des letztern Flusses rings umschlossen und von den umliegenden Bergen ganz getrennt sind. In der Mitte liegen ihre höchsten Erhebungen (der Watzmann 2740 Meter, der Hochkönig 2940 Meter), an deren Nordseite sich das romantische Thalland von Berchtesgaden, wohl der schönste Alpendistrikt Deutschlands, ausbreitet, aus welchem eine fahrbare Straße über den Hirschbühl (1188 Meter) in das Saalethal führt. Oestlich von der Salzach folgen dann die A. des Salzkammerguts, deren höchste Theile an der Südseite längs des Thales der Ens sich hinziehen. Den Mittelpunkt derselben bildet die Gebirgsgruppe des Dachsteins (3001 Meter) und Thorsteins, an deren Ostseite eine fahrbare Straße über Aussee in das Ensthal führt, und an deren Nordseite sich das liebliche Traunthal, das Salzkammergut im engern Sinne, mit seinen schönen Alpenseen hinzieht (der seiner Aussicht halber berühmte Schafberg 1780 Meter). Westlich von dieser höchsten Gruppe läuft gegen die Salzach hin das Tännengebirge (der Raucheck 2423 Meter), östlich die Gebirgsmasse des Priel (der Hochpriel 2512 Meter). Im S. und O. werden diese Berge von dem Ensthal eingeschlossen, und ihre Fortsetzungen verbinden sich östlich von der Ens mit dem Ende der mittlern Gebirgsmasse der Deutschen A.; gegen N. erstrecken sich ihre niedrigen Vorberge bis gegen das Donauthal.

Im S. begrenzt die nördlichen Deutschen A. ein System von Längenthälern, im W. das des Inns von dem Passe von Landeck bis zu dem von Kufstein, in der Mitte das der Salzach (das Pinzgau) am südlichen Abhange der Kitzbühler und der Salzburger A., an deren Ostseite die Salzach in dem Engpaß des Lueg in die Ebene hinaustritt, östlicher das mit dem Salzachthale unmittelbar verbundene Thal der Ens, welcher Fluß an der Ostseite des Prielgebirges durch den Engpaß des Gesäuses in das Donauthal gelangt.

Die mittlere Gebirgsmasse der Deutschen A. beginnt im W. mit den Oetzthaler A., die von der dritten rhätischen Bergkette durch den Paß des Reschenscheideck (1526 Meter) zwischen dem Innthal und der Quelle der Etsch, einen der bequemsten Alpenpässe, getrennt werden. Ihre höchsten, von ausgedehnten Gletschern umlagerten Erhebungen liegen im Südtheil an den Quellen der Oetz (die Weißkugel oder das Schweinerjoch 3743 Meter, die Wildspitze 3777 Meter, die Similaunnspitze 3601 Meter); auch der Ostheil, der den Namen Stubayer A. führt, enthält noch bedeutende Berge (der Zuckerhut 3513 Meter). Die bedeutendsten Thäler dieser, von keinem Passe durchbrochenen Gebirgsmasse, das Kaunz-, Piz-, Oetz- und Stubaythal, ziehen sich nach N. herab zum Innthal; gegen S. sind die zum Vintschgau abfallenden Verzweigungen kürzer, außer im östlichen Theile am Sarnthale. Im O. werden die Oetzthaler A. durch den jetzt von einer Eisenbahn übersetzten Brennerpaß (1369 Meter), der Innsbruck mit Bozen verbindet, von den Zillerthaler A. geschieden, deren höchster Theil eine nach NO. sich erstreckende Gebirgskette (der Schwarzenstein und die Löffelspitze, beide 3368 Meter, die Hochpfeilerspitze 3516 Meter) an der Nordseite des obern Ahrenthals (Pettau) bildet. An ihrer Nordseite breitet sich das Zillerthal mit seinen vielen Armen aus, von deren östlichstem der Gerlospaß (1438 Meter) zu dem Anfang des Pinzgau's führt; gegen S. reichen die Verzweigungen am Ahrenthal hinab bis zum Pusterthal.

Der Paß der Krimler Tauern (2742 Meter) trennt die Zillerthaler A. von ihrer Fortsetzung, den Hohen Tauern, einer der gewaltigsten Gebirgsmassen der Deutschen A., deren höchster Theil eine zusammenhängende, gegen O. bis an den Lungau ziehende Gebirgskette mit hohen, von ausgedehnten Gletschern umgebenen Gipfeln (der Großvenediger 3674 Meter, der Großglockner 3974 Meter, das Wiesbachhorn 3578 Meter, der Hochalpenspitz 3347 Meter) ausmacht, die nur von wenigen beschwerlichen Saumpfaden überschritten wird. Sie senkt sich gegen N. schneller und steiler zum Pinzgau herab; den Abhang durchschneiden zahlreiche, durch ihre Naturschönheiten hochberühmte, besonders durch ihre prächtigen Katarakte ausgezeichnete Querthäler, das Kriml-, Stubach-, Fusch-, Gastein-, Arlthal. Im S. ziehen sich vor dem Abhang zwei größere Längenthäler hin, im W. das Thal Teffereggen, im O. das der Möll, welche wieder durch hohe Gebirgszüge, das erste durch die Antholzer A. (das Ruthnerhorn 3391 Meter, der Gelenksteinferner 3380 Meter) und die A. von Teffereggen (der Panargenspitz 3170 Meter), das zweite durch die Gebirgsgruppe des Kreuzeck (der Polinik 2781 Meter) vom Drauthale getrennt werden. Am östlichen Ende theilen sich die Hohen Tauern in zwei durch das Quellthal der Mur (den Lungau) getrennte Arme, über welche hier der erste fahrbare Paß im O. des Brenner, der Radstädter Tauern- (1739 Meter) und der Katschbergpaß (1590 Meter), von Salzburg nach Klagenfurt führen.

Der nördliche dieser beiden Arme, der zuerst den Namen der Steirischen A. führt, erstreckt sich zwischen den parallelen Längenthälern der Ens und

Mur gegen O. Den höchsten Theil derselben bildet eine in der Mitte zwischen jenen Thälern hinziehende Gebirgskette (der Hochgolling 2859 Meter), deren östlicher Theil die Seckauer A. heißt; an der Westseite der letzteren führt der fahrbare Paß des Rottenmanner Tauern (1787 Meter) über das Gebirge vom Ensthal nach Judenburg. Im O. werden diese A. von den gegen SO. sich hinziehenden Thälern der Palte und Liesing begrenzt, deren Quellen der fahrbare Paß des Schobersattels verbindet, einer der bequemsten Alpenpässe, auf dessen Kammhöhe (846 Meter) sich Kornfelder ausbreiten; von da an dehnt sich die Fortsetzung des Gebirges unter dem Namen der Steirisch-Oesterreichischen A. in viel größerer Breite zwischen den Thälern der Donau und Mur aus, bis es im O. von Wiener-Neustadt an der ungarischen Ebene endet. Es besteht hier aus einer Reihe von Gebirgsgruppen von pittoresken Formen, die aber nicht mehr die Hochgebirgsnatur haben und durch tiefere Einsenkungen getrennt sind. Zwei parallele Längenthäler durchschneiden es gegen SW., das der Salza und das der Mürz; im nördlichen Theile an der Salza liegen der Dürrenstein (1924 Meter) und der Oetscher (1939 Meter), zwischen den beiden Längenthälern der Reichenstein (2159 Meter), der Hochschwab (2268 Meter), die Veitschalp (1975 Meter), der Wiener Schneeberg (2133 Meter), im S. der Mürz der Wechsel (1786 Meter), und zwischen den beiden letzteren Bergen führt der von einer Eisenbahn überschrittene Paß des Semmering (1015 Meter) von Wien nach Graz. Gegen N. senken sich diese Berge in das Donauthal, im S. an der Südseite der Mürz in die hügelige Ebene Oberungarns herab. — Viel kürzer ist der zweite Arm der Gebirgskette, der sich unter dem Namen der östlichen Kärnthner A. vom Katschbergpasse an nach O. ausdehnt, und seine höchste Erhebung in einem nahe am Murthale hinziehenden Gebirgszuge hat (mit dem Eisenhut 2441 Meter, der Kuhalp 1778 Meter und dem Grösfing 2226 Meter), von dem er sich in weiten Verzweigungen, die von den Thälern der Gurk und Lavant durchschnitten werden, nach S. zum Drauthal hinabsenkt. An der Ostseite der letztern bildet die Kette der Stainzer A. (mit der Saualp 2073 Meter) die Grenze gegen das Murthal und das Hügelland von Untersteiermark.

An der Südseite der mittleren Deutschen A. erstreckt sich ein ununterbrochenes System von Längenthälern von W. nach O. Es beginnt im W. mit dem Längenthale der obern Etsch (dem Vintschgau), das durch den Engpaß von Klausen an der Eisack mit dem Thale der Rienz (dem Pusterthal) in Verbindung steht; aus diesem führt der Paß des Toblacher Feldes (1204 Meter) in das Thal der Drau, welches bis zu seinem Eintritt in die Ebenen von Ungarn die mittleren von den südlichen Deutschen A. trennt. Diese werden im W. durch das Thal des Oglio von den Bergamasker A. geschieden. Ihren Anfang haben sie in der Gebirgsgruppe des Ortles, zwischen dem Veltlin, dem Vintschgau und dem Thale des Nos, die einen der großartigsten Gebirgsdistrikte der ganzen Deutschen A. bildet. Die höchsten Berge enthält sie im Nordwesttheil (der Ortles 3905 Meter, der Zebru [Königsspitze] 3735 Meter, der Monte Tresero 3618 Meter); östlicher sind auch noch um die beiden parallel nach NO. ziehenden Thäler Martell und Ulten bedeutende Höhen. Ueber diese A. führt nahe am nördlichen Fuße des Ortles die berühmte fahrbare Straße des Stilfser Jochs, die höchste aller Alpenkunststraßen (2783 Meter), vom Etsch- zum Addathal. Den Raum südlich von diesen Bergen zwischen dem Oglio und der Etsch nehmen die westlichen Trientiner A. ein, deren höchste Spitzen im nördlichen Theile liegen (der Adamello 3557 Meter, der Presanella 3563 Meter, die Cima di Brenta 3268 Meter). An der Nordseite dieser Berge zieht sich das große Thal des Nos (Sulzberg und Nonsberg) nach O. hin, an dessen Quelle der fahrbare Paß des Tonale (1876 Meter) nach Camonica führt; die südlichen Verzweigungen zur lombardischen Ebene umschließen das Thal der Sarca (Judikarien), welcher Fluß in den Gardasee mündet, dessen Ostufer der Monte Baldo (2077 Meter) vom Etschthale trennt. Im O. dieser Berge zieht sich das Thal der mittlern Etsch von Bozen gegen S., bis der Fluß in dem Engpaß von Ala in die lombardische Ebene eintritt. An seiner Ostseite erheben sich zunächst an der Südseite des Thals der Brenta (Val Sugana), das im W. durch den Paß von Pergine mit dem Etschthal verbunden ist, die östlichen Trientiner A., deren höchste Spitzen im nördlichen Theile liegen (Cima Covel Alto 2233 Meter, Cima Duodici 2333 Meter). Nördlich vom Val Sugana beginnen die Südtiroler Dolomitalpen zwischen der Etsch und der Piave, die durch die pittoresken Formen ihrer Berge ausgezeichnet sind. Sie zerfallen in drei Abtheilungen, von denen die südliche zwischen Val Sugana und dem großen Thale des Avisio (Fassa im oberen, Fleims im untern Theile) liegt und von zwei größeren nach S. gehenden Thälern, dem des Cismone (Primiero) und dem des Cordevole, durchschnitten wird; sie enthält die bedeutendsten Höhen (Cima de Lagorei 2614 Meter, Cima d'Asta 2845 Meter, Marmolata di Penia 3495 Meter, Monte Pelmo 3163 Meter). Die nordwestliche im W. des Thals der Gader (Enneberg) ist vorzugsweise wegen der großartigen Bildung ihrer Gipfel (der Schlern 2562 Meter, der Langkofel 3168 Meter, die Geislerspitz 2982 Meter) berühmt; die nordöstliche (mit der Croda Rosa 3135 Meter, der Hohen Schusterspitz 3160 Meter) wird im östlichen Theil von der fahrbaren Ampezzanerstraße, die das Piavethal mit dem Pusterthal verbindet, durchschnitten.

Zwischen den Thälern des Piave und des Tagliamento liegen zunächst an der Südseite des Drauthals die Karnischen A. Ihr nördlicher Theil zwischen dem Drau- und Gailthal zerfällt durch den Paß von Mauten in zwei Theile (im westlichen der Hochleiten 3047 Meter, im östlichen die Villacher Alp 2380 Meter). Südlich davon begleitet das Längenthal der Gail, das im W. durch das Karnitscher Joch (1634 Meter) mit dem Drauthal in Verbindung steht, die Kette der eigentlichen Karnischen A., deren höchste Gipfel im westlichen Theil liegen (Croda Malcora 3284 Meter, Monte Cristallo 3245 Meter, Monte Cogliano 2809 Meter, an dem alten Römerwege des Plakenjochs oder Monte Croce). Die südlichen Verzweigungen dieser Kette bilden die bis zum lombard. Tieflande sich herabsenkenden Friauler A. (Monte Cribola 2583 Meter), die von den öden und mit Steinen bedeckten Thälern der Arme des Tagliamento durchzogen werden. Die Karnischen A. werden von dem nur 784 Meter hohen Passe von Pontafel (Ponteba) durchschnitten, der Klagenfurt mit der Lombardei verbindet und einer der bequemsten der ganzen A. ist. Oestlicher theilt

sich das letzte Glied der Deutschen A. in zwei Abtheilungen, zwischen denen sich das breite Thal der Save nach SO. hinzieht. Die nördliche heißt anfangs die Karawanken und besteht aus einer nach beiden Seiten steil abfallenden Kette (mit dem Petzen 2111 Meter und dem Grinthouz 2356 Meter), über deren Westtheil die fahrbare Straße des Loiblpasses (1360 Meter) von Klagenfurt nach Laibach führt. Im SO. bildet sie in den Steiner oder Sulzbacher A. (mit der Oistritza 2348 Meter und Raducha 2052 Meter) das Cillier Oberland, einen der anmuthigsten Gebirgsdistrikte der Deutschen A., im Thale der oberen Sann, und senkt sich dann in dem Cillier Berglande an der Sann und im Bachergebirge an der Drau zur Ebene Ungarns hinab. Die südliche Abtheilung hat nur noch in ihrem ersten Theile, den sogen. Julischen A. zwischen den Thälern des Tagliamento u. Isonzo, die Natur des Hochgebirges und bedeutendere Gipfel (der Terglou 2857 Meter); dann sinkt sie im SO. schnell zu dem viel niedrigeren Berglande von Idria herab, auf welches östlicher die Hochebene des Karst folgt, in der alle Alpennatur verschwunden ist, während das Land vielmehr bereits die Bildung des istrisch-dalmat. Hochlandes angenommen hat.

Vgl. Saussure, Reise durch die A. (a. d. Franz., Leipz. 1781, 4 Bde.); Schaubach, Die Deutschen A. (Jena 1845—47, 5 Bde.; 2. Aufl., das. 1865—71); B. Cotta, Die A. (2. Ausg., Leipz. 1851); Studer, Geologie der Schweiz (Bern 1851—53, 2 Bde.); Derselbe, Geschichte der physischen Geographie der Schweiz (Zürich 1863); H. und A. Schlagintweit, Untersuchungen über die physikal. Geographie und Geologie der A. (Leipz. 1850); Neue Untersuchungen 2c. (das. 1854); A. Schlagintweit, Ueber den geologischen Bau der A. (Berl. 1852); Desor, Gebirgsbau der A. (Wiesb. 1865); die von der 1859 begründeten geolog. Kommission der Schweiz herausgegebenen Arbeiten: Heer, Die Urwelt der Schweiz (Zürich 1865); Studer und Linth, Carte géologique de la Suisse (2. Aufl., Winterth. 1867); v. Hauer, Geologische Uebersichtskarte der österreich. Monarchie (Lief. 1—6, Wien 1867—72); Mühry, Das Klima der Alpenwelt unterhalb der Schneegrenze (Gött. 1865); Mayr, Atlas der Alpenländer (11 Blatt, Gotha 1865); Berlepsch, Die A. in Natur- und Lebensbildern (4. Aufl., Jena 1870); v. Tschudi, Das Thierleben der Alpenwelt (9. Aufl., Leipz. 1872). Nach dem Vorbild des Alpine Club in England haben sich auch in der Schweiz, in Oesterreich, Deutschland und Italien Vereine zur Erforschung der Alpenwelt gebildet, welche alljährlich Jahrbücher und Karten veröffentlichen (s. Alpenvereine).

Alpen (Alpes), Name dreier französischen Departements: Niederalpen, Oberalpen und Seealpen (s. d.).

Alpenflüevogel, s. Braunelle.

Alpenglöckchen, s. Soldanella.

Alpenglühen, optische Erscheinung an den Gipfeln und Schneeflächen der Alpen bei und nach Sonnenuntergang, entsteht auf dieselbe Weise wie die gewöhnliche Abendröthe (s. d.) und verläuft in mehreren Phasen. Zur Zeit, wo sich das Abendroth am westlichen Himmel bildet, beginnen die schneebedeckten Gipfel der Alpen, sowie alle erleuchteten Schneeflächen in brillantestem Roth zu glänzen. Diese erste Färbung ist bei heiterem Wetter am intensivsten und übertrifft dann das gleichzeitig vorhandene Abendroth. An Tagen aber, wo letzteres sehr stark und dann in der Regel etwas lichtarm auftritt, ist das eigentliche A. minder schön. Während nun die Sonne sinkt, erbleichen die Gipfel, und wenn sie von den Sonnenstrahlen nicht mehr getroffen werden, heben sie sich einige Minuten lang dunkel vom Abendhimmel ab. Aber gleich darauf beginnt die zweite Färbung, bei welcher die sehr gleichmäßig, wenn auch matt erleuchteten Schneeflächen und die Gipfel aus hellem Gestein mit röthlichgrauem Glanz einen prachtvollen Kontrast zu dem tief violetten Himmel bilden. Erst wenn die Sonne 5—6° tief unter den Horizont gesunken ist, endet die Erscheinung und die Berge verschwimmen in der allgemeinen Dämmerung. Bisweilen beobachtet man die Phasen des abendlichen Alpenglühens bei Sonnenaufgang in umgekehrter Folge, da aber der Kontrast der Helligkeit am Morgen viel schwächer ist, so ist die Erscheinung nie so glänzend. Unabhängig vom A. ist das besonders nach sonnigen Tagen wahrzunehmende schwache Leuchten der Schneeflächen, welches oft einen großen Theil der Nacht hindurch anhält. Dies Leuchten beruht auf Phosphorescenz, welche man am Eise ebenso wie an vielen andern Körpern direkt nachgewiesen hat.

Alpenhase, s. Hase.

Alpenjäger (ital. Cacciatori delle Alpi), Name der von Garibaldi im ital. Krieg von 1859 organisirten Freischaren, mit welchen er, während die Oesterreicher von den Pimontesen an der Sesia beschäftigt wurden, gegen Ende Mai in die Lombardei einbrach. Sie bildeten 1860 bei Garibaldi's Expedition nach Sicilien, 1000 Mann stark und in 7 Kompagnien getheilt, den Kern seiner Truppen und wuchsen durch weiteren Zuzug allmählich zu einem Heere, der sogen. Südarmee, an. Sie bildeten auch bei Garibaldi's zweiter Expedition, die bei Aspromonte endigte, den Haupttheil seiner Truppen. Ihre Uniform war die rothe Bluse.

Alpenkalk, früher gebräuchliche Bezeichnung für die Kalksteine der Alpen, wobei man von der Anschauung ausging, daß dieselben alle ein und derselben Formation angehörten. Als Aequivalent derselben wurden die Zechsteinkalke angesehen und daher auch wohl an andern Orten mit dem Ausdruck A. bezeichnet. Seitdem man das sehr ungleiche Alter der verschiedenen Kalkablagerungen in den Alpen erkannt und dieselben verschiedensten Formationsgliedern von der Steinkohlenformation bis zum Tertiär zugewiesen hat, ist der Ausdruck A. sowohl für die Kalksteine der Alpen wie auch für andere Ablagerungen außer Gebrauch gekommen.

Alpenklubs, s. Alpenvereine.

Alpenkrähe, s. Rabe.

Alpenpflanzen, eigenthümliche, die alpine und nivale Region der Alpen, also Höhen von mehr als 1726 Meter, bewohnende Pflanzen, welche den Wiesen und Weiden durch ihre verhältnismäßig großen und tiefgefärbten Blüten bei meist dichtem, polsterförmigem Rasenwuchse mit kurzen, holzigen, im Boden ruhenden Stämmchen nicht nur einen herrlichen Anblick, sondern auch durch ihren ungewöhnlichen Reichthum an nährenden und aromatischen Bestandtheilen einen unersetzbaren Werth für die Herden der Alpenbewohner verleihen. Diese Flora besteht namentlich aus zahlreichen Arten der Gattungen Steinbrech (Saxifraga), Enzian (Gentiana), Primel (Primula), Miere (Alsine), Glockenblume (Campanula), Leimkraut (Silene), vielen Kreuzblütlern (Cruciferae), Rietgräsern

(Carex sp.) und vielen anderen, denen sich gewisse wenige Centim. hohe Weiden (Salix herbacea, reticulata, retusa) und die Alpenrosen (Rhododendron) anschließen. Manche dieser Phanerogamen gehen, wenn auch in krüppelhaftem Wuchse, noch über die Schneegrenze hinauf; so haben sich z. B. Silene acaulis und Ranunculus glacialis noch über 3140 Meter gefunden. Darüber hinaus bilden ebenso wie gegen die Pole hin nur gewisse Kryptogamen, nämlich einige Moose und steinbewohnende Flechten, sowie mikroskopische Algen, unter den letzteren besonders der die Schneefelder und Gletscher überziehende rothe Protococcus nivalis *Ag.*, die letzten Spuren organischen Lebens. Und diese Pflänzchen gehen hier noch ziemlich weit, zum Theil bis auf die höchsten Gipfel der Alpen hinauf; so hat man auf der Spitze der Jungfrau und selbst auf derjenigen des Montblanc bei 4520 Meter noch steinbewohnende Flechten (z. B. Lecidea confluens *Schär.*) angetroffen.

Wenn auch zwischen den Floren der Alpenregionen und der klimatisch entsprechenden nördlich von den Alpen gelegenen geographischen Zonen (Lappland, Spitzbergen, Grönland &c.) ein Parallelismus nicht zu verkennen ist, so ist derselbe doch keineswegs ein vollständiger. Die Alpen haben 693 den alpinen Regionen angehörige Arten, die arktische Flora hat deren 762. Von den 693 A. kommen 270 auch in der Polarzone vor; es bleiben also 423 rein alpine Arten, die indessen ihrer naturgeschichtlichen Verwandtschaft nach zum großen Theil den zugleich arktischen und alpinen Arten nahestehen. Die Thatsache, daß 270 Arten zugleich auf den Alpen und im Norden vorkommen, in den zwischenliegenden Ländern aber fehlen, oder doch nur zum kleinern Theile auf den Gipfeln der höheren Gebirge dieser Länder sich finden, läßt die Frage, in welcher Beziehung weit getrennte gleiche Vegetationsgebiete zu einander stehen, gerade in diesem Falle von besonderem Interesse erscheinen. Nach der gegenwärtig von Hooker und Decandolle vertretenen Ansicht sind die Niederungen des Festlands früher vom Meere überzogen, und nur die höheren Gebirge inselartiges Festland gewesen. Durch die Meeresströmungen sind die Samen der auf jenen Orten wachsenden Pflanzen von dem einen zum andern geführt worden und haben so zur Ansiedelung Veranlassung gegeben. Nach Christ hat nun das nördliche gemäßigte Asien eine noch größere Zahl von Pflanzenarten mit der arktischen Zone gemein als die Alpen, nämlich 658; nach ihm ist daher dieses als die Heimat der arktischen alpinen Gewächse anzusehen, von wo aus sowohl die arktische Zone, wie die Alpen kolonisirt worden seien. Nach derjenigen Schule aber, welche die einheitlichen Schöpfungscentren überhaupt verwirft und die lebendigen Wesen als in mehreren Individuen und an verschiedenen Orten zugleich erschaffen betrachtet, sind die A. ebenso auf den Alpen autochthon wie die arktischen in der Polarzone, und die vielfache Uebereinstimmung der Arten ist nur die Folge der großen Gleichheit der äußeren Verhältnisse, unter denen sie geschaffen wurden.

Man hat gegenwärtig mit Erfolg versucht, auch A. in der Ebene zu kultiviren. Hierbei müssen ihnen möglichst dieselben Verhältnisse dargeboten werden, denen sie an ihrem natürlichen Standorte ausgesetzt sind; es ist nöthig, ihnen die lichtesten Orte zu geben, für eine ununterbrochene Feuchthaltung zu sorgen und namentlich die Vegetation im Frühjahr zu verzögern, was dadurch geschieht, daß man während des Winters größere Schneemassen aufbringt, festtritt und öfters begießt, und im Frühjahr durch eine Wand Schutz vor der Bestrahlung gibt. Auch auf die Zubereitung des Bodens ist dabei ein Hauptgewicht zu legen. Vgl. Kerner, Die Kultur der A. (Innsbr. 1864); Weber, Die A. Deutschlands und der Schweiz (2. Aufl., Münch. 1867—68, 4 Bde.).

Alpenrose, Pflanzengattung, s. Rhododendron.

Alpenstich, in den Hochgebirgen der Schweiz endemische und in den meisten Frühjahren auftretende, leicht typhös und tödtlich werdende Brustfellentzündung, welche sich 1771 und 1832—33 selbst über einige Theile des nördlichen Deutschlands ausdehnte. Man hält sie für eine Folge des südlichen Alpenwindes (Föhns). Bisweilen erscheinen nach den Anfällen blaue Flecken auf der Haut.

Alpenstraßen und Alpenbahnen. Verbindungswege zwischen den nördlich und südlich von den Alpen gelegenen Ländern waren bereits im Alterthum bekannt, doch galt der Uebergang immer für ein herkulisches und überaus gefahrvolles Werk. Daher soll der Mythe nach Herkules selbst das Gebirge zuerst überschritten und eine Straße über das Joch der Grajischen Alpen angelegt haben. Gallische Völker drangen frühzeitig nach Norditalien, und zwischen ihnen und ihren Stammverwandten jenseits des Gebirges scheint immer Verkehr stattgefunden zu haben; davon zeugt wenigstens die Sage von einer »heiligen Straße«, welche von den anwohnenden Völkerschaften unterhalten und geschützt wurde. Im 3. Jahrh. v. Chr. führte Hannibal seinen berühmten Uebergang über die Alpen aus, und das kühne Unternehmen ward mit Recht wie ein Wunder angestaunt. Später hatten die Römer verschiedene Straßen über das Gebirge sowohl nach Gallien wie nach Deutschland. Unter den ersteren wurde die über Ocelium (Oulx) und den Matronenberg (Mont Genèvre) als die kürzeste am meisten benutzt; andere führten über die Penninischen, Grajischen und die Seealpen. Unter denen nach Germanien waren die nördlich vom Lacus Larius (Comosee) über den Splügen und die von Tergeste (Triest) über die Karnischen Alpen die bedeutendsten. Nach dem Verfall der alten Römerstraßen bestanden die Alpenwege bis ins 17. Jahrh. fast ohne Ausnahme aus Saumpfaden, die oft für Menschen und Thier gefahrbringend waren und erst seit dem vorigen Jahrhundert allmählich in Fahrstraßen umgewandelt wurden. Noch Albrecht v. Haller konnte ausrufen: »Ueber die Alpen geht kein Rad!« Vor Napoleon I. gab es nur zwei zur Noth fahrbare Wege über die Hochalpen, welche die Handelsverbindung der rheinischen und schwäbischen Städte und des südöstlichen Frankreichs mit der Lombardei herstellten. Der eine führte über den Brenner im O., der andere über den Col di Tenda im W. des Hochgebirges; die ganze Centralkette auf 480 Kilom. Länge aber war noch ohne Fahrweg; die Wägen mußten auseinander genommen und so über das Gebirge geschafft werden. Napoleon baute und erweiterte 7 Heer- u. Fahrstraßen über die Alpen nach Italien: die Straße von Lyon nach Turin über den Mont Cenis, die frequenteste Straße aus Frankreich nach Italien (1803—10 erbaut, 6 Meter breit, Paßhöhe 2069 Meter); die Straße von Genf nach Mailand über den Simplon (1800—1806 erbaut, 8,3 Meter breit, Paßhöhe 2010 Meter); die Straße von Grenoble nach Aosta über den Kleinen St. Bernhard (2206 Meter, nur für

kleinere Wägen fahrbar); die Straße von Briançon nach Susa über den Mont Genèvre, einer der niedrigsten großen Alpenübergänge, seit den Römerzeiten auch von Heeresmassen oft überschritten (1802 erbaut, Paßhöhe 1865 Meter); die Straße von Mont Dauphin nach Saluzzo über den Col de Traversette; die Straße von Gap nach Coni über den Col de l'Argentière (Paßhöhe 2020 Meter); die Straße von Nizza nach Turin über den Col di Tenda (ursprünglich von Victor Amadeus III. 1779—82 angelegt, von Napoleon fast gänzlich umgewandelt, Paßhöhe 1845 Meter). Nach dem Sturze des ersten franz. Kaiserreichs riefen die politischen und kommerciellen Umwälzungen eine außerordentliche Thätigkeit für die Herstellung von Verbindungswegen über die Central- und Ostpartien der Alpen hervor, in welcher die Schweiz und Oesterreich mit einander wetteiferten. Die neueren Alpenstraßen kann man in folgende 3 Gruppen zusammenfassen: 1) Zur Verbindung Frankreichs mit Italien dienen die obengenannten, von Napoleon I. angelegten und seitdem wesentlich verbesserten Straßen. 2) Zur Verbindung der Schweiz mit Italien dient die obengenannte, von Napoleon angelegte Straße über den Mont Cenis, in welche bei Chambéry die Straße von Genf einmündet, ebenso die über den Simplon; ferner: die Straße über den Großen St. Bernhard von Martigny nach Aosta, eine seit den ältesten Zeiten bekannte Alpenstraße mit dem berühmten Hospiz (Paßhöhe 2472 Meter; Fahrweg nur bis zur Cautine de Proz, in 1853 Meter Höhe); die Straße vom Vierwaldstättersee über den St. Gotthard nach Bellinzona am Lago Maggiore und nach Mailand (Paßhöhe 2114 Meter); die Kunststraße aus dem Hinterrheinthal über den Splügen nach dem Comersee und Mailand (1818—22 erbaut, 5,5 Meter breit, Hochpunkt 2117 Meter); die Straße über den Bernhardin, aus dem Hinterrheinthal nach Bellinzona (1818—23 erbaut, Paßhöhe 2063 Meter); die Straße über die Maloggia, aus dem Oberengadin durch das Bergell nach dem Comersee (Paßhöhe 1859 Meter); die uralten Uebergänge über den Julier (2287 Meter hoch) und den Septimer (Paßhöhe 2240 Meter), die neueren über den Albula- (2313 Meter) und Flüelapaß (2405 Meter) von Chur ins Engadin; endlich die 1865 vollendete Straße über den Bernina (2338 Meter) aus dem Oberengadin ins Veltlin u. nach dem Iseosee. Von den Straßen innerhalb der Schweiz wollen wir die neue für den Verkehr wie militärisch sehr wichtige Kunststraße von Brieg im Wallis über die Furka nach dem Urserenthal u. von da über den Oberalppaß nach Chur hervorheben. Unter den Saumpfaden der Schweiz ist der über das Matterjoch (Passage St. Theodule) der höchste gangbare Gebirgspaß in ganz Europa (3328 Meter). 3) Zur Verbindung der österreichischen Staaten mit Italien dienen: die Kunststraße über das Stilfserjoch, aus Tirol durch das Veltlin zum Comersee führend (1820—34 erbaut, Paßhöhe 2783 Meter); die Straße über den Brenner, aus Tirol nach der Lombardei (Paßhöhe 1369 Meter); die Straße von Brixen das Rienzthal aufwärts über Toblach und den Paß von Ampezzo nach Venedig (1830 erbaut, Hochpunkt 1623 Meter); die Straße von Salzburg durch den Paß Lueg über die Radstädter Tauern (Paßhöhe 1739 Meter), dann durch das Drauthal (bis Villach) und über Travis und den Paß von Pontafel nach Friaul, von der bei Travis eine Straße abzweigt, die über den Sattel des Predielpasses (1165 Meter hoch) nach Triest führt; die Straße von Steier an den Rottenmanner Tauern vorbei nach Judenburg (1787 Meter); endlich im äußersten O. des Gebirges die alte Straße über den Semmering nach Triest (1015 Meter). Unter den Saumpfaden, welche über die Tiroler und Kärnthner Alpen führen, ist nur ein einziger, aus Tirol nach dem Iseosee, theilweise fahrbar.

Die neueste Zeit hat sich mit diesen Alpenstraßen nicht begnügt. Sie hat den kühnen Gedanken einer Ueberschienung des Gebirges mit Geschick und Glück ausgeführt, und die Eisenbahnen, welche über einige der wichtigsten Uebergänge geführt worden sind, haben für Verkehr und Handel bereits große Bedeutung erlangt. Der Ruhm des Vorgangs gebührt hierin Oesterreich, das 1850—54 die Semmeringbahn (von Gloggnitz bis Mürzzuschlag) erbauen ließ, eins der kühnsten und großartigsten Bauwerke der Welt. Sie stellt die Verbindung zwischen Wien und Triest her, hat bei einer Länge von 41 Kilom. 13 Viadukte und 15 Tunnel, und überschreitet in in dem 1385 Meter langen Haupttunnel ihren Hochpunkt (881 Meter). An bautechnischem Geschick stellt sich ihr ebenbürtig die 1867 vollendete Brennerbahn zur Seite, die, von Innsbruck nach Bozen führend, bei einer Länge von 122,5 Kilom. 27 Tunnel zählt (der längste: 895 Meter), aber Viadukte vermeidet, und die ihren Hochpunkt (1367 Meter) unter freiem Himmel erreicht. Gleichzeitig wurde im W. des Gebirges die Mont-Cenisbahn gebaut, die von Chambéry aus den Berg bis zu 1287 Meter Höhe erklimmt, dann in einem 12,85 Kilom. langen, 1871 vollendeten Tunnel den Col de Fréjus durchbohrt und jenseits bis Susa führt. Diese Bahn ververmittelt die direkteste Verbindung zwischen Frankreich und Italien und bildet ein Glied der sogen. Ueberlandroute, welche von London über Paris nach Brindisi zum Anschluß an die orientalischen und indischen Dampferlinien führt. Eine vierte großartige Alpenbahn, die über den St. Gotthard, ist, nachdem man andere Projekte (z. B. über den Lukmanier, den Splügen) aufgegeben, seit 1872 in Angriff genommen. Sie wird die Gebirgsgruppe in einer Höhe von 1179 Meter mittels eines Tunnels von 14,8 Kilom. Länge durchbrechen. Endlich ist noch ein Schienenweg zu erwähnen, der allerdings die Alpen mehr umgeht als überschreitet: die erst in jüngster Zeit ausgeführte sogen. Cornichebahn, die von Nizza am Meeresufer entlang durch eine Reihe von Tunnels nach Genua führt.

Alpenveilchen, Pflanzenart, s. Cyclamen.

Alpenvereine (Alpenklubs), in neuester Zeit entstandene Vereine, welche sich die genauere Erforschung der Alpen in topographischer wie physisch-geographischer Hinsicht zur Aufgabe gesetzt haben und die Resultate ihrer Forschungen in besondern Zeitschriften veröffentlichen. Der älteste derselben ist der engl. »Alpine Club« (in London), der seit 1858 besteht und eine Anzahl der schwierigsten und kühnsten Bergersteigungen ausgeführt hat. Zu seinen Publikationen gehören das Prachtwerk »Peaks, passes and glaciers« (Lond. 1860—62, 3 Bde.), der ausgezeichnete »Alpine Guide« (das. 1863 ff.) von J. Ball, und das »Alpine Journal« (seit März 1863). Nächstdem trat im März 1862 der Oesterreichische Alpenverein (in Wien) zusammen, der seine Thätigkeit vorzugsweise den österreich. Alpen zuwendet, namentlich auch die Erleichterung der Bereisung

derselben anstrebt und in den »Mittheilungen« (Wien 1863—64, 2 Bde.) und dem »Jahrbuch des Oesterreichischen Alpenvereins« (seit 1865) über seine sehr beachtenswerthen Arbeiten berichtet hat. Das bedeutendste in wissenschaftlicher Hinsicht leistete bisher der Schweizer Alpenklub, der sich im April 1863 konstituirte. Derselbe gliedert sich in Sektionen (bis jetzt 14), aus deren einer in dreijährigem Turnus der Centralausschuß gebildet wird; er hat sich die Aufgabe gestellt, »zu Dufours topographischem Atlas der Schweiz einen lebendigen Kommentar zu liefern«, wonach die Forschungen unter einem dreifachen Gesichtspunkte, einem topographisch-beschreibenden, einem naturwissenschaftlichen und einem artistischen, ausgeführt werden. Sein Organ ist das mit trefflichen Karten ausgestattete »Jahrbuch des Schweizer Alpenklub« (seit 1864). Außer den genannten besteht seit 1863 ein Italienischer Alpenverein (in Turin), der die naturwissenschaftliche Erforschung der Alpen wie auch des Apennin verfolgt und darüber im »Giornale delle Alpi, degli Apennini e dei Volcani« (seit 1864) Bericht erstattet, und seit 1869 auch ein Deutscher Alpenverein. Letzterer, der stärkste unter diesen Vereinen, besteht gleichfalls aus verschiedenen über das Deutsche Reich und Deutsch-Oesterreich verbreiteten Sektionen (bis jetzt 35, mit zusammen über 2300 Mitgliedern) mit wechselndem Vorort und veröffentlicht die Ergebnisse seiner Bemühungen, welche der Durchforschung der gesammten deutschen Alpen, der Organisation des Führerwesens, der Wegbauten &c. gewidmet sind, in der »Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins« (Münch. 1869 ff.), welche ihr Hauptaugenmerk auf Herstellung guter Karten gerichtet hat. Anfang 1874 wurde der Deutsche A. mit dem Oesterreichischen A. vereinigt und die Hauptleitung nach Frankfurt a. M. übertragen.

Alpenwirtschaft, Bezeichnung der Viehwirtschaft, wie sie auf den Alpen getrieben wird, d. h. auf den Weideplätzen der Hochgebirge, welche im Sommer das trefflichste Futter für zahlreiche Rinderherden liefern. Das Leben auf den Alpen, die Benutzung und Bereitung der Milch von den Alpenherden zu Butter, Käse und Zieger macht den eigentlichen Begriff der A. aus. Die A. ist in den Schweizeralpen, in ganz Savoyen, einem Theil von Piemont, Venedig und Mailand, in ganz Tirol, im Algau und in den vorarlbergischen Herrschaften, im südlichen Theile von Bayern und dem südöstlichsten von Schwaben, in Obersteiermark und in einem Theile von Illyrien, im Salzburgischen und Berchtesgaden eingeführt. Ebenso findet man sie in vielen Theilen des Juragebirges und vorzüglich in der Franche Comté. Auch die Berge der Auvergne, die von Salers, Mont d'Or und Cantal haben A. — Die Größe und Güte der Alpen wird nach dem Sommerweiderecht für mehr oder weniger Kühe berechnet und ist in den meisten Kantonen obrigkeitlich bestimmt. In den Kantonen Glarus, Graubünden, St. Gallen &c. heißt die Weide für eine Kuh ein Stoß; daher die Ausdrücke: »eine Alpe hat 50 Stöße«, d. i. kann 50 Kühe ernähren, oder »man will die Alp bestoßen«, d. i. die Alpenweide mit der bestimmten Anzahl Kühe besetzen. Im Glarner Lande haben einzelne Alpen 5—700 Stöße, und die Alpen dieses Ländchens, welches 11 Stunden lang und 9 Stunden breit ist, ernähren im Sommer 11,000 Kühe und mehr als 5000 Schafe, während zur Sömmerung einer Kuh auf den Voralpen und niedern Bergen ca. 0,75 Hektar, auf den Hochalpen aber, wo die Vegetation geringer ist, 2—3,5 Hektar nöthig sind. In Rücksicht auf frühere oder spätere Benutzung sind die Alpen in Stäfel oder Stafel eingetheilt. Gewöhnlich hat man deren 2 oder 3, den untersten, den mittlern und den obersten Stafel (im Kanton Bern Läger; Stafel heißt hier die Hütte). Zuerst treibt man das Vieh in den untersten Stafel; dies heißt »auf Alp fahren« (Alpauffahrt) und geschieht Ende Mai oder Anfang Juni. Zu Ende des letztern Monats benutzt man den mittlern Stafel, und erst zu Ende Juli kann man den obersten besetzen. Die Dauer des Aufenthalts hängt ganz von der Witterung ab. Ist diese günstig, so bleibt der Hirt auf dem obersten Stafel bis Mitte August und zieht nun allmählich in die unteren Regionen zurück, bis die Vorboten des Winters zur Heimkehr zwingen. Die Heimkehr wird das »Abfahren« (Alpabfahrt) genannt. Die untersten Stäfel haben noch die längsten und breitblätterigen Futterkräuter, die höhern die kleinern, aber gedrängtern und kräftigern. Die geschätztesten Arten sind der Alpenklee (Trifolium alpinum), der Alpenwegerich oder das falsche Adelgras (Leontodon aureum), der Tragant (Astragalus cicer und aristatus), der Bergschwingel (Festuca montana), der Thaumantel (Alchemilla vulgaris), die Schafgarbe (Achillea millefolium), das Habichtskraut (Hieracium pilosella), der Wolfs- oder Hopfenklee (Medicago lupulina), der Schneckenklee (Medicago minima), außerdem Ruchgras (Anthoxanthum odoratum), Zittergras (Briza media), Alpenliesch (Phleum alpinum), Seslergras (Sesleria coerulea), Bartgras (Andropogon Ischaemum), Pfriemengras (Stipa pennata und capillata). Das von den Sennen am höchsten gehaltene Kraut ist aber die Muttern oder Alpenbärwurz (Meum mutellina). Das in der Ebene wenig geschätzte Borstgras (Nardus stricta) gilt ebenfalls als ein gutes, die Milch fett machendes Futter, macht die Hauptnahrung der Bergamasker Herden aus und wird besonders auch von den Schafen gern gefressen. Heu wird für den Winterbedarf im allgemeinen nur wenig gewonnen, Reviere, die vom Vieh nicht erreicht werden können, liefern das aromatische Wildheu.

Hinsichtlich des Besitztitels werden die Alpen eingetheilt in Gemeindealpen (Allmenden), Staatsalpen oder Domänen, wie in Bayern und Tirol, welche an Gemeinden oder Einzelne verpachtet werden, und Privat- oder Herrenalpen. Erstere bilden in der westlichen, letztere in der östlichen Schweiz, ebenso in Tirol, Salzburg und Steiermark die überwiegende Mehrzahl. Auf den Gemeindealpen ist jeder Gemeindebürger zur Auftrift einer bestimmten Menge von Rind- oder Kleinvieh berechtigt. Die Privatalpen (meist Eigenthum von Spitälern, Klöstern, reichen Privatpersonen &c.) werden an Sennen, die nur Vieh, aber keinen Alpengrund besitzen, gegen einen Zins (Alpenzins, Alpengeld) zur Benutzung überlassen. Große Alpen von mehreren hundert Stößen werden meist nicht von Einem Senn, sondern von mehreren in Pacht genommen. Ganze Gemeinden nehmen einen gemeinschaftlichen Senn an, der jedem einzelnen Eigenthümer der gemeinschaftlichen Herde den ihm gehörigen Antheil von Butter und Käse &c. zur gehörigen Zeit überliefert. Dies Verhältnis bestimmen die Sennen auf eine ziemlich richtige Weise. Wenn im

Berner Oberlande die Kühe 6—10 Tage auf der Alp gewesen sind, so wird das Messen der Milch vorgenommen. Jeder Eigenthümer, der Kühe auf der Alp hat, verfügt sich alsdann dorthin und melkt an einem Abend und an dem darauffolgenden Morgen seine Kühe; diese Milch wird alsdann gemessen oder gewogen, und nach dem Verhältnis dieser Maße oder Pfunde wird jedem sein Antheil von der ganzen Summe des Käses, der Butter ꝛc., die auf der Alp gemacht worden sind, zugetheilt. Auf ähnliche Weise wird es in andern Kantonen gehalten. In den tiroler und bayrischen Alpen wird die Wartung der Herde, sowie die Gewinnung und Verarbeitung ihrer Produkte meist von einer Magd, der Sennerin oder Sentrin (Schwagrin), besorgt. Aber für die Besorgung der Käserei durch einen Senn spricht der Umstand, daß, wo Sennerinnen wirtschaften, die Güte der Käse weit geringer ist als da, wo jenes Geschäft in den Händen von Männern ist, weil diese in der Regel dabei mit größerer Sorgfalt, Ausdauer und Reinlichkeit zu Werke gehen. Treibt eine ganze Gemeinde ihr Vieh auf die Alp, so ist, wo dasselbe zahlreich ist, ein Käsemeister mit der Aufsicht über mehrere Sennen betraut. Nicht selten aber verpachtet auch die ganze Gemeinde ihre Kühe an einen Unternehmer, der dafür ein Bestimmtes an Geld und Naturalien für jedes Stück Vieh bezahlt, oder die Gemeinde verpachtet ihre Alp an einen Senn, welcher dann eine Herde zur Sömmerung aus verschiedenen Ställen kleiner Bauern zusammenbringt und mit deren Produkten auf Antheil wirtschaftet, oder es übernimmt der Senn auch bloß die Wartung der Herde und die Käsefabrikation gegen Antheil, seltener gegen baaren Lohn. Diesen erhalten in der Regel nur die Senner auf den nicht verpachteten Herrenalpen.

Die Alpauffahrt und die Heimkehr von der Alp sind in den Schweizerdörfern Volksfeste. Wenn im Frühling der Senn mit den zur Weide bestimmten Kühen seine Alpfahrt hält und das Dorf verläßt, bekommt jede derselben eine Schelle an den Hals (Thrikle). Die größte erhält die Heerkuh oder Ringerin. Mit Blumen und Bändern geschmückt eröffnet der Senn den Zug, das Alpenhorn führend; ihm folgt die geputzte Heerkuh, dann die übrige Herde, in der Mitte oder am Ende mit dem Heerstier, zwischen dessen Hörnern der einfüßige Melkstuhl, mit Blumen umwunden, befestigt ist. Der Zusenn oder Meisterknecht und der Kuhbub, die Melkeimer auf dem Rücken, schließen sich an. Das wenige Geräthe, der Käsekessel und die hölzernen Milchnäpfe werden auf einem Saumrosse auf die Alp nachgeführt. Hier steht die aus übereinandergelegten Stämmen gebaute, mit Schindeln gedeckte und mit der nöthigen Einrichtung zur Käsebereitung versehene **Sennhütte**, daneben der ähnlich gebaute Käsespeicher mit dem Milchkeller und den Ställen. Die Kühe weiden frei. Am Morgen tritt der Senn aus seiner Hütte, bläst in sein langes, weitschallendes Alpenhorn von Birkenrinde, oder jodelt den Kuhreihen, der in jedem Kanton verschieden ist. Auf diesen Ruf erscheinen die Kühe morgens und abends auf dem Melkplatze. Der Senn hat für jede Viehart einen besondern Ruf, und jede folgt den bekannten Locktönen; nie werden z. B. Kühe dem Ziegenruf folgen und umgekehrt. Die Nahrung der Sennen ist sehr einfach; Milch, Molken und Zieger sind ihre vorzüglichsten Lebensmittel. In manchen Kantonen bezieht der Senn mit Weib und Kind die Alp, in der Regel wird aber die A. nur von Männern betrieben. Während die Hirten auf den Alpen leben, werden in verschiedenen Gegenden der Schweiz Alpenfeste gefeiert. Rüstige, lebensfrohe Männer erscheinen zum Schwingkampfe, zum Reiflaufen und Eierlesen. Die Berge ertönen vom Wiederhall der Kuhreihen, dem Gejodel der Hirten, und alles jubelt in Freude. Bricht der Spätherbst herein, so wird die Alpabfahrt ähnlich wie die Auffahrt festlich begangen.

Das Hauptprodukt der A. in den meisten Kantonen ist der Käse, und zwar der fette, von ungerahmter Milch gefertigte. Wo man halbfette und magere Käse macht, wird auch Butter gewonnen. Ein eigenthümliches Produkt der A. ist der Zieger, welcher zum Theil aus den Molken durch eine zweite Scheidung bereitet wird. Die Molken werden vielfach als Kurmittel verwerthet oder auf Milchzucker verkocht. Die schroffsten Alpen werden nur von Schafen und Ziegen beweidet.

In Appenzell-Innerroden hält man im Sommer 1500—2000 Ziegen auf den Alpen, aus deren Milch man Geißkäse von 5—10 Pfd. macht. Die besten und größten, 20 Pfd. schweren, kommen aus dem Berner Saanenlande vom Dungelberg im Lauinenthal. Ueberhaupt ist im Berner Oberlande die Ziegenzucht am meisten in Betrieb. Die Gemeinde Brienz hält in 300 Haushaltungen an 3000 Ziegen, die Gemeinde Imboden in Oberhasli in 20 Haushaltungen 500 Ziegen. In den italienischen Alpen melkt man auch die großen bergamaskischen und cremonesischen Schafe, welche die Alpenbesitzer im Frühjahr in Italien kaufen und im Sommer auf den Alpen mästen, um sie im Herbst nach Mailand und der Schweiz als Mastvieh zu verkaufen. Aus der Milch der Mutterschafe wird Schafkäse bereitet.

Der **Ertrag** der Schweizerkühe auf den Alpen ist gleichwohl nicht höher, als bei einer immerwährenden gut bestellten Stallfütterung. Die besten Schweizerkühe, z. B. im Saanenlande, geben zur Zeit, wo sie am milchreichsten sind, täglich 7—8 Maß Milch oder etwa 18—20 Kilogr. Allein das dauert nur eine Zeitlang, und im allgemeinen kann man nur 5—6 Maß Milch des Tages in den 16—18 Wochen der Alpfahrt rechnen. Nach dieser Annahme schätzt Bonstetten die Einträglichkeit einer Kuh mit Einschluß der Zeit, wo sie trocken steht, auf das Jahr nicht höher als 60 Fl. Nicht selten werden auf den Alpenwirtschaften neben den Milchkühen und Milchziegen auch viele Arten Geltvieh und Mastochsen, Pferde und Schafe gehalten, und man hat eigene sogen. Mastalpen für Mastvieh, Stieralpen oder Gustiberge für junges Hornvieh oder Pferde, und Schafalpen, welche letztere die steilsten sind. Außerdem zieht man wohl in jeder Alp noch mehrere Schweine auf, deren Unterhalt fast nichts kostet, da sie sich von den Abfällen der Käsefabrikation ernähren. Da die Erträgnisse mancher Alpen neuerdings zurückgegangen sind, so hat man **alpenwirtschaftliche Versuchsstationen** errichtet, zu dem Zwecke, eine rationelle Pflege derselben — Bearbeitung, Düngung — bessern Betrieb, geregelteres Beweiden u. dgl. m. einzuführen. Die **genossenschaftliche Bewirtschaftung** sowohl wie die Fabrikation der Milchprodukte auf gemeinsame Rechnung verbreiten sich mehr und mehr, und anderseits sucht man auch da, wo geboten, den Waldbau und die Wiederbewaldung genossenschaftlich zu regeln.

Die Schweiz besitzt in 691 Gemeinden zusammen 4559 Alpen (über ca. 50 Gemeinden fehlen Angaben 1873). Als Einheit des Flächenmaßes der Alpen gilt ein Stück Weide von solcher Ausdehnung, daß eine Kuh darauf gesommert werden kann (Kuhrecht). Dasselbe schwankt von 2 Jucherten oder Morgen (39,4 Ar) bis zu über 10, je nach der Höhe der Lage, und beträgt im Durchschnitt 1,3 Hektar. Das Korrelat des Kuhrechts ist der Stoß, d. h. die Viehzahl, welche auf ein Kuhrecht geweidet werden kann. Es kommt nämlich auf 1 Stoß 1 Kuh, auf 1 Pferd von 1, 2 oder 3 Jahren kommen 1, 2 oder 3 Stöße, auf 3 Rinder 2 Stöße, auf 1 Kalb 1/4, auf 1 Schwein 1/4, auf 1 Ziege oder 1 Schaf 1/5 Stoß. Die 4559 Alpen, von welchen 1525 oder 33,5 Proc. den Gemeinden, 80=1,8 Proc. Gemeinden und Privaten zusammen, 453=9 Proc. Korporationen, 2488=54,6 Proc. Privaten und 11=0,2 Proc. dem Staate gehören und die in Höhen von 630—2820 Meter ü. M. liegen, waren 1864 mit 270,389 Stößen Vieh besetzt. Die Gesammtzahl der Weidetage betrug 25,074,238. Der Kapitalwerth der Alpen wird sehr niedrig, zu 77,186,103 Fr. angegeben. Der Bergzins (Pachtzins) betrug 3,362,642 Fr. Ziemlich genau ist der Ertrag ermittelt. Im Jahre 1864 weideten 153,320 Kühe auf den Alpen der Schweiz, welche einen Ertrag von 8,182,788 Fr. ergaben, sowie 115,941 Stück Geltvieh, d. h. nicht milchgebendes Rindvieh, und übrige Viehgattungen, die durch Zuwachs 2,703,463 Fr. abwarfen. Der Gesammtbetrag ist demnach 10,893,874 Fr. oder 14,11 Proc. des geschätzten Kapitalwerths oder nach Abzug der Zinsen und Amortisation des Betriebskapitals (Vieh ꝛc.) 9,545,00 Fr. oder 12,4 Proc. Zu 5 Proc. gerechnet betrüge der Werth der Alpen 190,900,120 Fr., und mit den nicht in Rechnung gezogenen Alpen wenigstens 200 Mill. Fr. Der Werth des gesammten schweiz. Viehstandes wird auf 260 Mill. Fr. geschätzt.

Vgl. Steinmüller, Beschreibung der schweiz. Alpen- und Landwirtschaft (Winterth. 1802, 2 Bde.); Emminghaus, Die schweiz. Volkswirtschaft (Leipz. 1860—61, 2 Bde.); Schatzmann, Schweizerische A. (Aarau 1862—66, 7 Hefte); Derselbe, Anleitung zum Betrieb der Sennerei (Aarau 1872); Kerner, A. in Tirol, ihre Entwickelung, ihr gegenwärtiger Betrieb und ihre Zukunft, Separatabdruck aus der »Oesterreich. Revue« 1866; »Die A. der Schweiz«, Statistik, herausgeg. vom statistischen Büreau des eidgenössischen Departements des Innern (Bern 1868); Wilhelm, Hebung der A. (Wien 1868); Gusset, A. in ihrem ganzen Umfange (Bd. 1, Bern 1870).

Al peso (ital.), nach dem Gewicht.

Al pezzo (ital.), nach dem Stück (vgl. Al marco).

Alpha, *Α*, *α*, der erste Buchstabe im griech. Alphabet; als Zahlzeichen α' = 1, aber ͵α = 1000. A. privativum (lat., »beraubendes A.«) bezeichnet in griech. Wörtern eine Verneinung, gleich der deutschen Vorsatzsilbe »un«.

Alphabēt (von Alpha und Beta, den zwei ersten griechischen Buchstaben), Bezeichnung der Gesammtheit der Buchstaben einer Sprache, d. h. sowohl der Laute, wie der Zeichen, nach ihrer herkömmlichen Reihenfolge, zu deutsch: ABC. Die Anordnung der Buchstaben zeigt ein durchgreifendes Gesetz in den europäischen Alphabeten nicht, wogegen das Sanskrit-Alphabet die Zeichen der unter einander verwandten Laute zusammenstellt. Eins der vollständigsten neueren Alphabete ist das russische, welches Kyrillos mit Hinzufügung von 12 Zeichen aus dem Griechischen schuf, und das seines Reichthums wegen (35, früher 42 Zeichen) schon als Grundlage einer Pasigraphie oder eines Universalalphabets in Vorschlag kam. Die bekanntesten unter den mehr als 400 Alphabeten sind folgende. Das jetzige deutsche A. hat Buchstaben (die sogen. »Frakturschrift«), die ursprünglich die altgothischen sind. Ihr Prototyp ist die eckige Mönchsschrift, welche von den ersten Schriftschneidern treu nachgeahmt wurde. Moderne Formen deuten sich schon zu Ende des 15. Jahrh. an, bis Dürer (geb. 1471) seine Werke in einer der heutigen Fraktur schon sehr nahe kommenden Schrift drucken ließ, deren Schnitt er ohne Zweifel selbst angab und leitete. Des deutschen Alphabets bedient sich auch meist der skandinavische Norden. Das griechische A. (17 Konsonanten, 7 Vokale) soll Kadmos gebracht haben. Folge, Namen und Formen verrathen semitischen Ursprung; auch nennen die Griechen ihre Schrift phönikisch. Die höhere Wichtigkeit der Selbst-, die geringere Zahl der Zisch- und Kehllaute machte Veränderungen auch im A. nöthig; zuletzt fügte Simonides (500 v. Chr.) *Ξ* und *Ψ* bei, ferner *Ω* und gab dem *H* die Bedeutung eines ē. Dies so erweiterte A., ionisches genannt, weil bei den Joniern zuerst üblich, wurde in Athen unter dem Archonten Euklides (403 v. Chr.) in Staatsschriften eingeführt. Man unterscheidet verschiedene griechische Charaktere, z. B. den nemeischen (vor 431), den delischen, den athenischen, den tegeischen u. a.; ferner das A. Konstantins 306, Justinians 527 ꝛc. Eigenthümlichkeiten hat auch das A. des alexandrinischen Codex des Neuen Testaments. Das Griechische ward, wie das Semitische und das Etruskische, anfänglich von der Rechten zur Linken geschrieben. Das gemischte System der meisten älteren mehrzeiligen Inschriften (Bustrophedon) hatten auch noch Solons Gesetze. Die neuere Schreibweise von der Linken zur Rechten soll Pronapides aufgebracht haben; sie findet sich bereits auf Inschriften aus dem 6. Jahrh. v. Chr. Das hebräische A. besteht aus 22 Konsonanten und aus 14 Vokalen, die, spätern Ursprungs, oft weggelassen werden. Es hat neben dem phönikischen und samaritanischen die ursprünglichen Figuren am treusten beibehalten. Unverändert blieben die Namen. Man unterscheidet jedoch 2 Arten hebräischer Schrift: die alte, vor dem Exil gebräuchliche, Ketab Ibri (d. i. Hebräerschrift) genannt, ähnlich der samaritanischen und phönikischen, von der sich noch nach dem Exil (143 v. Chr.) Spuren finden, und die jetzt gewöhnliche Schrift, welche mit unwesentlichen Veränderungen schon zu Hieronymus' Zeit (331—420) dieselbe war. Sie heißt Ketab Aschuri (d. i. Assyrerschrift), weil sie aus dem assyrischen Exil unter Esra mitgebracht worden sein soll, oder Quadratschrift (scriptura quadrata), weil die Buchstaben gegen die frühern mehr Gleichförmigkeit haben. Die Kritik hat indeß gezeigt, daß die alte Schrift noch 143 v. Chr. gewöhnlich war und die Einführung der neuen wenigstens 300 Jahre nach Esra fällt, sowie daß das neue (assyrische und chaldäische) A. erst mit dem Ueberhandnehmen der chaldäischen Sprache und Literatur üblicher und etwa um Christi Zeit allgemeiner ward. Aber während so die Juden die neue Schrift annahmen, behielten die Phönikier und Samaritaner, vom babylonischen Einflusse frei, ihre alte Schrift bei. Das rabbinische Hebräisch ist die jetzige jüdische Handschrift. Das illyrische

A. ist in zwei Formen vorhanden. Die eine, dem russischen A. ähnlich, soll von dem heil. Kyrillos, die andere, dem dalmatischen A. näher stehend, von dem heil. Hieronymus, oder nach Aventinus von Methodius, Bischof von Illyrien, erfunden worden sein, der es bei der Uebersetzung der heiligen Schriften benutzte. Das **lateinische** A. stammt von den Griechen. Der härtere Charakter der lat. Sprache veranlaßte die Beibehaltung der Spiranten *F* und *H*, des *I* und *V* mit Geltung als Konsonanten (neben der als Vokale), sowie des *Q*, die Verwandlung des *Γ* in den Laut des *K*, welches dadurch entbehrlich ward, endlich die Verdrängung der zarteren griechischen Laute, z. B. des Z, durch ein neues *G* (um 240) und des *Θ*. Frühstens um 444, doch nicht viel später, entlehnte man (für *CS* und *GS*) *X*, welches, weil Z und *Θ* damals wahrscheinlich noch nicht verdrängt waren, am Ende angereiht wurde. Gegen das Ende der Republik wurde aus dem griechischen A. *Y* (das *V* hatte sich durch seinen Laut von *Y* geschieden) und, zum zweitenmal, *Z* entlehnt. Doch zeichnet die röm. Schrift durch alle Zeitalter vor der griechischen die Tendenz zur Uncialschrift aus, daher die abgerundeten Formen des *C* (= *Γ*), *D*, *P* und *S*. Alle romanischen Völker drucken mit römischer Schrift. Man theilt sie in **Antiqua** und **Kursiv** ein; jene mit senkrecht stehenden Grundstrichen, mehr rund (vorzugsweise »römische Type« genannt), diese mit geneigten Grundstrichen, mehr der Schreibschrift ähnlich. Die Kursivschrift ward von Aldus Manutius (1501) erfunden. Auch die griechischen, hebräischen und arabischen Typen kamen zuerst in Italien auf. Vgl. **Ballhorn**, Alphabete orientalischer und occidentalischer Sprachen (10. Aufl., Leipz. 1870); **Wuttke**, Geschichte der Schrift (das. 1872 ff.).

Verzierte Alphabete kamen infolge der Vervielfältigung der Bücher durch das Abschreiben in Gebrauch. Die Abschreiber mußten zugleich Schönschreiber sein, und zu ihnen gesellten sich Maler und Illuminatoren. Anfänglich begnügte man sich, das Titelblatt mit einer Zierleiste oder einer Arabeske zu bemalen. Später gab man dem Texte erläuternde Malereien hinzu, noch später schmückte man endlich jeden Anfangsbuchstaben eines Abschnitts oder Kapitels mit Miniaturmalereien aus, und keine Seite Schrift blieb ohne solchen Kunstschmuck. Die neue Buchdruckerkunst mußte sich natürlich dem herrschenden Geschmack anbequemen. Die Bücher des ersten halben Jahrhunderts haben größtentheils noch eingemalte Initialen, die prächtigen Pergamentdrucke zuweilen gemalte Randleisten. Als der Bücher mehr und sie immer wohlfeiler wurden, fand man es zu kostspielig, Illuminatoren anzuwenden: man fing an, die Anfangsbuchstaben in Holz zu schneiden, und druckte sie von den Holzstöcken oder von Bleiabgüssen (Klatschen) ab. Schon Gutenberg und Peter Schöffer (gest. 1502), dem die Erfindung dieser Holzinitialen zugeschrieben wird, hatten in ihrem herrlichen Psalterium von 1457 und 1459 ein Beispiel aufgestellt, wie Vortreffliches auf diesem Wege zu leisten sei. Bald beschäftigten sich namhafte Künstler mit dem Zeichnen und dem Schnitt solcher Zierbuchstaben und publicirten ganze Garnituren von verzierten Alphabeten. Selbst Holbein, Dürer und in Italien Lionardo da Vinci, Mantegna, Baldini und andere berühmte Künstler fanden es nicht unter ihrer Würde, dergleichen Alphabete zu zeichnen und wohl selbst zu schneiden. Dieser Geschmack, der vielen der schönsten Werke der Typographie des 15. und 16. Jahrh. zu gute kam, artete, wie die Kunst überhaupt, aus, und am Ende blieb nur fratzenhaftes Schnörkelwesen zurück. Alle Verzierung der Buchstaben blieb dann lange aus der Typographie verbannt, u. erst in neuester Zeit hat man unter dem Schirm eines bessern Geschmacks wieder angefangen, Prachtwerke mit verzierten Initialen zu drucken. — Das **Runenalphabet** besteht nur aus 16 Buchstaben. Es ist das älteste im Norden Europa's, und die Zeit seiner Erfindung rückt weit über die christliche Zeitrechnung hinaus. Runensteine, jene ältesten skandinavisch-germanischen Schriftdenkmäler, trifft man am häufigsten in Skandinavien an (in Upland allein 700); doch sind sie über den ganzen Norden verbreitet, auch in der Bretagne und Normandie, selbst im nördl. Spanien. Vgl. **Buchstabe**, **Schriftarten**, **Sprache**.

Das **musikalische** A. ist die Reihenfolge der zur Bezeichnung der 7 Haupttöne gebräuchlichen Buchstaben und Silben, in Deutschland und Nordeuropa: c, d, e, f, g, a, h; in Frankreich, Italien und den südlichen Ländern Europa's: ut (do), re, mi, fa, sol, la, si. — **Naturhistorische**, **technische** 2c. Alphabete sind Zusammensetzungen von naturhistorischen oder technischen Figuren zu Buchstaben; ein Lernspiel für Kinder. Man verkauft sie als Bilderbogen, aufgezogen, oder auch, auf Bretchen geklebt, in Schachteln.

Alphabetrechnung, in den Buchdruckereien diejenige Berechnung des Schriftsatzes, welcher die Buchstaben des kleinen Alphabets zu Grunde gelegt sind. Ihre Einführung in Deutschland ist allerneuesten Datums; Berlin und Wien waren die Städte, in denen sie zuerst (1871/72) von den Schriftsetzern verlangt, resp. erzwungen wurde. Die A. ist französischen Ursprungs; sie ist zuerst in Paris an Stelle der Buchstabenrechnung (s. d.) getreten.

Alpha et Omĕga, Anfang und Ende, in der Offenbarung Johannis der Anfänger und Vollender, der Ewige; s. »A«.

Alphäus, Vater des jüngern Jakobus und des Joses, wahrscheinlich identisch mit Kleophas (Joh. 19, 25), und Gemahl der Maria (Mark. 15, 40), die aber nicht die Schwester der Mutter Jesu war.

Alpharts Tod, altdeutsches Heldengedicht aus dem Kreise der Dietrichsage, welches sich auf den Streit Dietrichs mit seinem Oheim, dem Kaiser Ermenrich, bezieht. Das Gedicht erzählt den Tod des jungen Helden Alphart durch die treulosen Helden Heime und Wittich und gehört zu den schönsten und ergreifendsten des genannten Sagenkreises. Es stammt aus dem 13. Jahrh. und wurde zuerst von Hagen (1811), dann von Martin (Berl. 1866), sowie in neuhochdeutscher Uebersetzung von Simrock (2. Aufl., Stuttg. 1857) herausgegeben.

Alphēios, Hauptfluß des Peloponnes, jetzt **Alfēo**, auch **Ruphia** genannt, entspringt, wie die Untersuchungen von Roß und Curtius in Uebereinstimmung mit Pausanias ergeben, bei Phylake auf dem Parnongebirge (jetzt Malevo), südlich von Tegea, und fließt in zahlreichen Krümmungen (die ihm den modernen Namen **Sarantapotămo** eingetragen haben) in die Ebene von Tegea hinab, in welcher er sich jetzt nordöstlich wendet und am Südfuße des Parthenion in einer Katabothre verschwindet, während er früher (wahrscheinlich noch im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrh.) eine nordwestliche Richtung nahm und am östlichen Fuß des Boreiongebirges unter der Erde verschwand Am südlichen Rande der Ebene von Asea, an einer »die Quellen« (Pegae) genannten Stelle, bricht das Wasser wiederum in reicher Fülle

aus dem Boden hervor und bildet von hier ab einen nicht mehr unterbrochenen Strom, der sich zuerst südwestwärts in die Ebene von Megalopolis wendet, diese in nordwestlicher Richtung durchfließt und bei Heräa einen westlichen Lauf annimmt, um sich unterhalb Olympia in das Jonische Meer zu ergießen. Unter seinen Nebenflüssen sind zu bemerken, links: Karnion, Acheloos, Diagon; rechts: Helisson, Ladon (der bedeutendste, der heutige Ruphia, nach dem jetzt auch der ganze Fluß, oder doch dessen Unterlauf genannt wird), Erymanthos und Kladnos (bei Olympia). Das geheimnisvolle öftere Verschwinden des Stroms veranlaßte mehrfache Sagen, besonders die von der Liebe des Flußgottes A. zur Nymphe Arethusa. Sie floh vor ihm, der als Jäger sie verfolgte, bis zur Insel Ortygia bei Syrakus, wo sie zur Quelle ward; die mitleidigen Götter verwandelten A. in einen Fluß, der nun, unter dem Meer hindurchfließend, seine Wellen mit dem Quell Arethusa mischte.

Alphen, Hieronymus van, holländ. Dichter, geb. 8. Aug. 1746 zu Gouda, widmete sich mit großem Eifer wissenschaftlichen Studien u. zeichnete sich durch eine vielseitige und gründliche Bildung aus. Er war zugleich Theolog, Jurist und Historiker, besonders aber Aesthetiker und Dichter, wenn schon als letzterer ohne Originalität und höheren Schwung. Am bekanntesten machten ihn die Kantate »De Starrenhemel« (Der Sternenhimmel) und seine »Gedigten voor Kinderen« (1781, deutsch von Abel, Berl. 1856), die zum Theil kleine Meisterstücke kindlich naiver Darstellung sind. A. war kurze Zeit Professor der Rechte in Leyden, wurde dann Generalprokurator beim Utrechter Gerichtshofe und war zuletzt Großschatzmeister der niederländ. Union. Nach der franz. Invasion 1795 seines Amtes entsetzt, lebte er als Privatmann im Haag, wo er 2. April 1803 starb. Eine Gesammtausgabe seiner »Dichtwerken« mit Biographie veranstaltete Neveu (Utrecht 1838—1839, 3 Bde., neue Ausg. in 1 Bd. 1871). Vgl. Koenen, Hieronymus van A. (Amsterd. 1844).

Al piacere (ital., spr. -tschēre), nach Belieben.

Alpīn, zu den Alpen gehörig, alpenhaft.

Alpinia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Scitamineen, nach dem ital. Botaniker Prosper Alpino benannt, große Stauden mit knolligem Wurzelstock, schönen ganzrandigen Blättern, ähren- oder traubenständigen Blüten und häutiger, dreiklappiger, vielsamiger Kapsel. A. chinensis *Rosc.*, in China, liefert die Galgantwurzel, während von A. Galanga *Swartz*, in Java, die früher im Handel vorkommende Rad. Galangae majoris abstammt. Erstere Pflanze soll gegenwärtig an der südlichsten Westküste Vorderindiens (Travancore), sowie bei Tschittagong östlich von den Gangesmündungen gebaut werden, und mehrere hundert Centner ihrer Wurzel sollen jährlich nach England gebracht werden. A. officinalis *Hance*, auf der chinesischen Insel Hainan angebaut und verwildert, liefert die kleine Galangawurzel. A. nutans *Rosc.*, Costus Zerumbet *Pers.*, Zerumbet speciosum *Wendl.*, Globba nutans *Wendl.*, Renealmia nutans *Andr.*, aus Ostindien, 2½—3 Meter hoch, mit schönen gelblichen, purpur und braun gezeichneten Blüten in fußlanger hängender Traube, wird als Warmhauspflanze bei uns kultivirt.

Alpīno, Prosper, namhafter Botaniker, geb. 23. Nov. 1553 zu Marostica in der Nähe Venedigs, studirte zu Padua die Heilkunde und ging 1580 mit dem venetian. Konsul nach Kairo, wo seine außerordentliche Beobachtungsgabe reichen Stoff zur Untersuchung fand. Nach seiner Rückkehr wurde er 1584 Marinearzt auf der Flotte des Andreas Doria, später Professor der Botanik an der Universität zu Padua. Er starb das. 5. Febr. 1617. In seinem berühmten Werke »De plantis Aegypti« (Pad. 1592, 2. Aufl. 1640, mit Holzschnitten) werden über 50 damals unbekannte Pflanzen, unter ihnen der Kaffeebaum (die ersten genaueren Nachrichten über diesen), die Papyrusstaude, die Balsamstaude, sowie die Benutzung der Früchte und anderer Bestandtheile genauer beschrieben. Außerdem schrieb er: »De plantis exoticis« (herausgeg. von seinem Sohn, Vened. 1627); »Historia naturalis Aegypti« (Leyd. 1735, 2 Bde.) und einige medicinische Schriften: »De medicina Aegyptiorum« (2 Aufl., Par. 1645); »De praesagienda vita et morte aegrotantium« (Pad. 1601, herausgegeben von Boerhaave, Leyd. 1710); »De medicina methodica« (Pad. 1611). »Opera posthuma« erschienen in 2 Bdn. (Leyd. 1735).

Alpirsbach, früher Marktflecken, seit 1869 Stadt im würtemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Oberndorf, an der obern Kinzig reizend gelegen, hat eine altehrwürdige Kirche im roman. Stil (1095 gegründet, zum ehemaligen Benediktinerkloster gehörig), eine Realschule, eine mechan. Wollspinnerei, bedeutende Bierbrauerei und etwa 1800 Einw. Der ehemalige Bergbau ist eingegangen. Eine Viertelstunde entfernt liegt das Krähenbad.

Alpnach, Ort im schweiz. Kanton Unterwalden, mit 1630 Einw., liegt in der Nähe der Alpnacher Bucht, einem Seitengolfe des Vierwaldstättersees. In dem nahen Stad landen die Dampfschiffe, welche dem großen Touristenzuge zwischen Luzern und dem Berner Oberland dienen (s. Brünig). Wo die Dampfer in den verborgenen Seearm eintreten, bei Stansstad, passiren sie unter einer Zugbrücke, die dort das schmale Gewässer überspannt.

Alpujarras (spr. -chārras), Name nicht eines Gebirges, sondern aller der Thäler, welche sich auf der Südseite der Hauptkette der Sierra Nevada in Südspanien befinden. Man unterscheidet dabei die westlichen oder hohen A., zwischen dem Hauptgebirge und den beiden längsten Sekundärketten, und die östlichen A., welche den Südabhang der östlichen Gebirgshälfte durchfurchen und sich in die weiten Bassins von Ujijar und Canjayar öffnen. Diese Thäler zeichnen sich dadurch aus, daß sie in ihrem obersten Theile am weitesten sind und, je weiter sie sich von der Hauptkette entfernen, desto enger und unzugänglicher werden. Die Ursache liegt darin, daß die Thalwände nicht gleichmäßig geneigt, sondern gewölbt sind, also nach unten immer steiler werden. Alle endigen nach oben zu mit theils flachen, theils von Felsenmauern umgürteten Alpenmulden mit zahllosen Quellen. Solche Weiden und Matten heißen Borreguiles (d. h. Weideplätze für Lämmer). Hoch oben befinden sich, namentlich an den südlichen Gehängen, tiefe, klare Alpenseen in einer Höhe von 3000—3300 Meter. Die Vegetation der A. steigt von hier aus den alpinen Formen durch alle Stufen und Klimate bis zum tropischen Gestade, wo in einem wahrhaft afrikan. Klima alle Früchte des Südens, selbst Dattelpalmen und Zuckerrohr gedeihen. Unter den Bewohnern der A., welche sich mit Schafzucht, Wein- und Fruchtbau, sowie in der Sierra de Gador mit etwas Bergbau auf Blei, Antimon und Silber beschäftigen, finden sich noch Nachkommen von Mauren. Auch der Name A. (al Buscherat, »Grasplatz«) stammt aus der maurischen Zeit.

Alqueire, Hohlmaß für Getreide, Salz, Kalk, Kohlen und andere trockene Dinge, in Portugal und Brasilien = ¼ Fanega = $^1/_{60}$ Mojo; in Lissabon = 13,841 Liter. 100 Alqueire's von Lissabon = 79¼ von Oporto. 1 A. von Oporto = 17,465 L., auf Madeira = 14,095 L., auf den Azoren = 11,98 L., in Rio de Janeiro = 40 L., in Bahia = 31,142 L.; 30 portug. Alqueire's = 1 Mojo roher, 50 Alqueire's = 1 Mojo gelöschter Kalk; 48 Alqueire's, gehäuft, = 1 Pipe Steinkohlen; 1 A. Krachmandeln = 14 portug. Pfd. = 6,426 Kilogr.

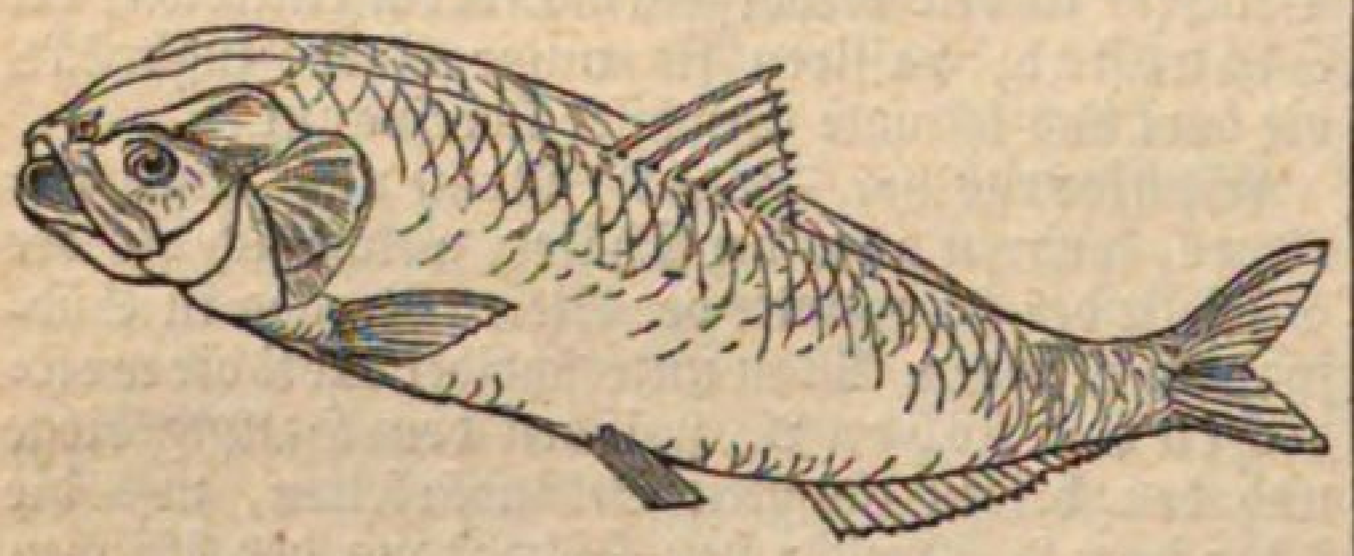
Alquifoux (franz., spr. -kifuh; arab. Alquifuz, Töpfer-, Glasurerz), gepulverter Bleiglanz, welcher bei uns zur Glasur geringer Töpferwaaren, im Orient den Frauen zum Schwärzen der Augenbrauen und Wimpern dient.

Alraune, Pflanzengattung, s. Mandragora.

Alrune (von Runa, Geheimniß), bei den alten Germanen und Skandinaviern Name wahrsagender Frauen, die auf die öffentlichen Angelegenheiten großen Einfluß ausübten und namentlich aus dem Blute getödteter Kriegsgefangenen die Zukunft vorhersagten.

Alsatia, lat. Name des Elsaß.

Alse (Alose, Alosa *Cuv.*), Fischgattung aus der Familie der Clupeidei oder Häringsartigen und der Ordnung der Physostomen, ist charakterisirt durch den die Zwischenkiefer in der Mittellinie trennenden tiefen Ausschnitt, die sehr feinen, spitzen und leicht abfallenden Zähne am Zwischen- und Oberkiefer und den seitlich zusammengedrückten Leib mit schneidender und sägeförmig gezähnelter Bauchkante. Der Mutterhäring (Maifisch, Gure, A. vulgaris *Cuv.*, s. Abbildung) ist auf dem Rücken metallisch glänzend



Alse.

olivengrün, an den Kiemendeckeln und Körperseiten schön goldglänzend, die Flossen sind schwärzlich, im Alter ist er zahnlos; er wird 63 Centim. lang und bis 2½ Kilogr. schwer, lebt in allen europäischen Meeren, wandert regelmäßig im Mai in die Flüsse, um zu laichen, kehrt aber bald zurück. Sein Fleisch ist vortrefflich; er wird eingesalzen namentlich nach Spanien, Portugal und Italien gebracht und kommt auch geräuchert im Handel vor. Die Feite (A. Finta *Cuv.*) ist nur 42 Centim. lang, an der Seite gefleckt und besonders durch die weniger zahlreichen und dicken Fortsätze der Kiemenbögen vom vorigen unterschieden. Sie steigt erst im Juni in die Flüsse; ihr Fleisch soll übelriechend, nicht wohlschmeckend sein.

Al segno (ital., spr. -ssénjo), musikalische Bezeichnung, bedeutet »beim Zeichen« (gewöhnlich §) wieder anfangen. In Verbindung mit dal segno bedeutet der Ausdruck »vom Zeichen bis ans Zeichen«, d. h., daß die Wiederholung vom Zeichen beginnt und bis zu einem gleichen fortdauert.

Alsen (dän. Als), Insel an der Ostküste Schleswigs, vom Festland (Halbinsel Sundewitt) durch den Alsensund getrennt, der 19 Kilom. lang, im nördlichen Theile bis fast 4 Kilom. breit, im südlichen dagegen sehr schmal ist, eine Tiefe von 4—11 Faden hat und an den schmalsten Stellen (etwa 260 Meter) bei Sonderburg von einer Schiffbrücke überschritten wird. Die Insel gehört zum Kreise Sonderburg des preuß. Regierungsbezirks Schleswig und zählt auf 312 QKilom. (5,7 QM.) etwa 23,500 Einw., welche mit Ausnahme eines Theils der Städtebewohner dänisch sprechen. Sie gewährt einen malerischen Anblick, ist sehr fruchtbar, reich an schönen Holzungen (besonders Buchen) mit vielem Wild, ebenso an fischreichen Landseen, und wird trefflich bewirtschaftet. Die Mitte des Landes zeigt eine Reihe von Hügeln mit flacher Abdachung nach den Küsten zu; der höchste Punkt, der Hügelberg, erreicht 83 Meter Höhe. Den südwestlichen Theil der Insel bildet die Halbinsel Kekenis, die auf der südlichen Spitze einen Leuchtthurm trägt. Die drei Hauptorte der Insel sind: im N. Norburg (nördliche Burg), im S. Sonderburg (südliche Burg) mit neuen, sehr starken Schanzen versehen, und in der Mitte Augustenburg. Im letzten deutsch-dänischen Kriege gelangte A. zu kriegerischer Bedeutung durch den kühnen und glücklich ausgeführten Uebergang der Preußen nach der von 9000 Dänen besetzten Insel (29. Juni 1864), die auf die Halbinsel Kekenis zurückgedrängt wurden und von hier aus unter bedeutenden Verlusten nach Fünen übersetzten. Mit der Besetzung der Insel war die Eroberung der Herzogthümer vollendet. Seit 1870 ist A. mit neuerrichteten Vertheidigungswerken versehen. S. Karte »Schleswig-Holstein«.

Alser, kleiner Fluß in Niederösterreich, bei Wien, von dem eine Vorstadt der Residenz den Namen Alservorstadt und ein daselbst liegendes Mineralbad den Namen Alserbad führt.

Alsfeld, Kreisstadt in der hess. Provinz Oberhessen, an der Schwalm und der Oberhessischen Eisenbahn, mit altem Schloß, einer Realschule und (1871) 3750 Einw., welche Leinen- und Halbleinen-, Tuch- und Tabakfabrikation betreiben.

Alsineen, Unterfamilie der Caryophylleen (s. d.).

Alsleben, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Seekreis Mansfeld, an der Saale, mit einer großen Zuckerfabrik u. (1871) 3029 Einw. Dicht dabei das Dorf Altalsleben mit ca. 2400 Einw. Die auf der Höhe gelegene, in Kreuzesform erbaute Domkirche zu St. Johannes dem Täufer wurde 979 sammt einem Jungfrauenstifte gegründet. A. war in früheren Zeiten eine Grafschaft, welche nach mannigfachem Herrenwechsel 1138 an das Hochstift Magdeburg fiel.

Alster, rechter Nebenfluß der Elbe, entspringt unweit Süllfeld in Holstein, läuft in fast südlicher Richtung auf Harvstehude zu und bildet von da an einen kleinen See, die sogen. Große oder Außenalster, welche, von Wiesen, Gärten und Villen umgeben, bis Hamburg reicht. In die Stadt eingetreten, erweitert sie sich nochmals zu einem schönen viereckigen Bassin, der Binnenalster, und ergießt sich dann, in mehrere Kanäle oder Fleete vertheilt, in die Elbe. Die A. ist fischreich und für Hamburgs Handel höchst förderlich. Ihr Lauf beträgt 37 Kilom.

Alston (spr. ahlst'n), Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, am South-Tyne in kahler Gegend gelegen, mit Wollfabrikation, Schrotthürmen und (1871) 5680 Einw. In der Nähe reiche Bleibergwerke, welche jährlich ca. 10,000 Tonnen Blei liefern; auch Kupfer- und Silbergruben.

Alstroemeria *L.*, nach dem schwed. Botaniker Alströmer (gest. 1794) benannte Pflanzengattung, aus der Familie der Amaryllideen, perennirende Gewächse mit fleischiger Wurzel, beblättertem, oft schlingendem Stengel, gedrehten Blättern und schön gezeichneten Blüten in langen Trauben. Viele Arten aus Chile, Mejiko, Peru werden bei uns als Garten- und Zimmerpflanzen kultivirt, besonders A. peregrina *Pers.*, A. Pelegrina *Jacq.*, aus Peru, mit schief linien-lanzettförmigen Blättern und zu 2—3 zusammenstehenden, von der Mitte bis zur Basis gelblichen, schwarzroth gefleckten, oben blaß-purpurrothen oder weißröthlichen Blüten, auch mit weißen variirend. Aus den Wurzelknollen dieser Art und einiger andern Arten bereitet man in der Heimat ein feines Mehl.

Alt (ital. Alto, Contr'alto, franz. Haute-contre), die zweite der vier Hauptstimmarten, tiefe Knaben- oder Frauenstimme, im Umfang vom kleinen f bis etwa zum zweigestrichenen e, so daß sie im wesentlichen mit dem Mezzosopran zusammenfällt. Sie vereinigt Tonfülle und Stärke in den mittlern und untern Tönen mit eigenthümlich weicher Klangschönheit und eignet sich vorzugsweise für den Ausdruck des Ernsten und Erhabenen. In der Tonsatzlehre, besonders im vierstimmigen Satze, nennt man die zweite Oberstimme A.

Alt, Rudolf, Landschafts- und Architekturmaler, meist als Aquarellist thätig, geb. 28. Aug. 1812 in Wien als Sohn des in demselben Fach sowie als Lithograph rühmlich bekannten Jakob A. (geb. 27. Sept. 1789 in Frankfurt a. M., gest. 20. Sept. 1872 in Wien), besuchte die Akademie der bildenden Künste in Wien. Fußwanderungen durch die Gebiete der österreich. Alpenwelt und Norditaliens weckten in ihm die Liebe zum landschaftlichen Fache, und die Eindrücke seiner Pilgerfahrten gab sein Pinsel in zahlreichen Aquarellen auf die treueste und glücklichste Weise wieder. Seit 1833 lieferte er, angeregt durch den Besuch Venedigs und der benachbarten Städte, auch Architekturen. A. zeigt hohe Begabung für die charakteristische Auffassung der landschaftlichen Eigenthümlichkeiten, die ihm nach der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Luftfärbung, Vegetation etc. getreu wiederzugeben gelingt. Meisterhaft ist auch seine Perspektive in den Architekturen, geistvoll die Wahl ihrer volksthümlichen Staffage. Aufnahmen von Interieurs, wodurch der Künstler sich in Wien zuerst einen Namen machte, sind eine weitere Hauptseite seiner Kunstfertigkeit. Er verweilte in Rom und Neapel; dann besuchte er die Seen der Lombardei, Galizien, Böhmen, Dalmatien, Bayern und wieder mehreremale Italien, 1863 die Krim, um dort Ansichten von einem Gute der Kaiserin aufzunehmen. In der Oelmalerei, die er seltener übte, leistete er weniger ausgezeichnetes. Auf demselben Felde ist auch sein jüngerer Bruder Franz A., geb. in Wien 1821, thätig.

Altai (»Goldgebirge«, chines. Kin-schan), das kürzeste und nördlichste der vier Gebirgssysteme Hochasiens, erstreckt sich vom Schlangenberge bis südlich vom Baikalsee, d. i. von 50—52½° nördl. Br. und von 84—104° südl. L. v. Gr.; seine Längenausdehnung von W. nach O. beträgt 1447 Kilom., sein Gebiet umfaßt 429,200 QKilom. Man unterscheidet den Altai Bielki mit der Sajanischen Kette, südlich davon die auf chinesischem Gebiete liegende Tangnukette und noch südlicher die Ulangum-Oolakette. Was man früher als Altai Kolywan bezeichnete, ist nichts als eine Art von großem Vorgebirge am westlichen Ende des Altaisystems, das, von W. nach O. streichend, zwischen dem Ob und Irtysch in die sibirische Ebene hineintritt und, von der Barabinskischen Steppe im N., von der der mittleren Kirgisenhorde im S. und SW. begrenzt ist. Die Sajanische Kette, ein schmalrückiges Kammgebirge mit wenigen bequemen Pässen, wird vom Jenissei durchbrochen und heißt südwestlich von demselben Schabina Oola. In seinem östlichen Theile erreicht es im Munku Sardik die Höhe von 3473 Meter. Südlich vom A. streichen die Parallelketten des Tangnu und Ulangum oder Malakha, in deren westlichen Theilen die Wohnsitze unabhängiger Nomadenvölker gelegen sind, während in den östlichen die Darchaten, Dschoten und Urjanchen hausen und bei eigener Verwaltung doch der chinesischen Regierung zinspflichtig sind. Diese beiden Gebirge und die zwischen ihnen eingeschlossenen Hochländer blieben den Europäern bis jetzt schwer zugänglich; der Kossogolsee im O. von ihnen liegt 1701 Meter hoch. Endlich zweigt sich vom A., da, wo die Meridianerstreckung desselben vorherrschend zu werden anfängt, etwa unter 52½° nördl. Br., die bis Tomsk reichende Kette von Kusnetsk und Salairsk ab, deren Länge etwa jener der Pyrenäen gleichkommt. Sie führt auch den Namen Alatau- oder Abakanskkette und erhebt sich im Taskül 1539 Meter ü. M. Der A., in seinen Kämmen von einer durchschnittlichen mittleren Höhe von 2600—2900 Meter, ist das Randgebirge des südwestlichen Sibiriens; an seinem Südabhange stoßen, zumal in seinem centralen Theile, durchweg Hochländer an, die in ihren tieferen Thalsohlen eine Höhe von mindestens 1450—1750 Meter erreichen und westwärts mit den Thälern des Irtysch und Ili sich verflachen, während sie ostwärts im stufenartig sich neigenden Amurthale nach und nach den Spiegel des Oceans erreichen. Eine Menge Flüsse und Bäche entströmen dem A., ergießen sich aber alle in das unwirtliche Eismeer und konnten dem Handel auch durch Dampfschiffe nicht dienstbar gemacht werden.

Die geognostische Beschaffenheit des Gebirges ist außer von Tschichatcheff (1842) vornehmlich durch Deutsche (Humboldt, Rose, Cotta) festgestellt worden. Thonschiefer bildet die größte Masse des A., die Durchbruchfelsen (Diorite, Granite und Porphyre) spielen nur eine untergeordnete Rolle. Im Hochgebirge kommt Granit in großer Ausdehnung vor. Seine größte Wichtigkeit verleiht dem Gebirge sein Reichthum an Erzlagerstätten und an solchen Gesteinen, die man zu Kunstgegenständen verarbeitet. Kohlenlager sind anzunehmen, aber in bauwürdigen Lagern noch nicht aufgefunden worden. Das Waschgold spielt im A. nur eine untergeordnete Rolle. Die Zahl der silber- und kupferhaltigen Erzlagerstätten ist besonders im westlichen A. überaus groß. Sie liegen alle im Gebiete der sedimentären und krystallinischen Schiefer oder im Porphyr, keine im Granit; sie füllen unregelmäßige, stellenweise sehr mächtige Zerspaltungen oder Räume aus; der bergmännische Ausdruck »stockförmige Massen« entspricht am besten ihrer Form. Bereits an mehr als 1000 solcher Erzlagerstätten wurden gefunden; gegenwärtig beschränkt sich der Abbau derselben jedoch wesentlich auf die Umgebung der Orte Smeïnogorsk (Schlangenberg), Riddersk, Syranowsk, Belousowsk und Nikolajewsk; denn der große Bergort Salair mit seinen

silberhaltigen Schwerspatlagerstätten im Talkschiefer liegt weit nördlich vom eigentlichen A., jenseits der breiten Niederung des Obithals. Die Erzgruben wurden die Hauptveranlassung der Besiedelung des A., die sich aber, wie der Bergbau, nur auf den westlichen Gebirgstheil ausgedehnt hat. Schon das mysteriöse Volk der Tschuden hat hier mit steinernen Geräthen Bergbau getrieben; dann scheint dieser jahrhundertelang geruht zu haben, wenigstens datiren die ältesten sicheren Nachrichten über den Bergbau im A. nicht weiter zurück als in den Anfang des 18. Jahrh. Im Jahre 1726 ließ sich Staatsrath Demidoff die Freiheit der Bergwerke im A. verleihen und legte 1728 die erste Schmelzhütte an. Als 1736 in der Schlangenberger Grube reiche Gold- und Silbererze gefunden wurden, trat Demidoff 1746 alle seine altaischen Gruben und Hüttenwerke an das kaiserl. Haus ab, dem das gesammte Gebiet des A. noch jetzt als Privatbesitz gehört. Man ließ nun Bergleute und Bergbauverständige aus dem Sächsischen Erzgebirge kommen, deren Nachkommen zum Theil noch vorhanden sind, aber sich weder durch ihre Namen, noch durch ihre Sprache von den eingewanderten Russen unterscheiden; nur deutsche bergmännische Ausdrücke, wie Schacht, Stollen, Ueberſichbrechen rc., haben sich unter ihnen erhalten. Dem Bergbaubetrieb, der bedeutende Summen in den kaiserl. Schatz liefert u. durchschnittlich 1000 Pud (à 16,6 Kilogr.) Silber, mit einem Reinertrag von 1 Mill. Silberrubel, und 30 Pud Gold jährlich erträgt, droht aber eine sehr störende Unterbrechung. Man hat sich nämlich bis jetzt darauf beschränkt, die oberen zersetzten Regionen, den sogen. eisernen Hut, abzubauen, wodurch die Lager allmählich erschöpft sind; um aber neue reiche Lager zu finden, müssen tiefe Stollen und kräftige Wasserhebungsmaschinen angelegt werden, Arbeiten, die nicht bloß zeitraubend, sondern auch kostspielig und gewagt sind. Man fürchtete schon ein Zuarmwerden der tieferen Erze und infolge dessen nicht bloß den Verlust der Rente für das kaiserl. Haus, sondern ein Eingehen des Bergbaus überhaupt, weil nur Gold und Silber werthvoll genug sind, um den Transport bis Petersburg zu lohnen, während man Blei, Zink, Eisen (im ganzen werden 64 Arten von Mineralien gewonnen) auf solche Entfernung schon nicht mehr verwerthen kann und eine einheimische bodenständige Industrie bei den ungünstigen klimatischen Verhältnissen und dem Mangel wohlfeilen Transports nach W. sich nicht wohl hervorrufen läßt. Die eingehende Untersuchung v. Cotta's, der im Auftrage des Kaisers 1868 den A. durchforschte, ergab als Resultat, daß die Rente wohl eine Unterbrechung erleiden werde, aber sich wieder steigern müsse, da die Lager unmöglich erschöpft sein können. Nothwendig zur Fortführung und Hebung des Bergbaus ist jedoch, daß Kohlen im A. aufgefunden oder daß die nördlich vom Obi bekannten und dort sehr ausgedehnten Kohlenlager durch eine Eisenbahn mit dem Gebirge verbunden werden; denn die früher ausgedehnten Waldstrecken sind durch Abtrieb ohne Sorge für Wiederbewaldung, sowie durch häufige Waldbrände schon so gelichtet, daß sämmtliche Hüttenwerke, außer Schlangenberg, weit ab von den Gruben angelegt werden mußten und daß das ebengenannte durch Holzmangel bereits in Frage gestellt ist. Die Waldbrände werden theils absichtlich veranstaltet zur Rodung, theils entstehen sie durch Unvorsichtigkeit der Waldarbeiter, am häufigsten aber durch schlecht überwachte Steppenbrände. Diese Waldbrände erreichen noch jetzt solche Ausdehnung, daß v. Cotta dadurch 14 Tage lang in Rauch und Nebel eingehüllt war. Die Entwaldung wird auch auf das Klima einen schädlichen Einfluß äußern und muß allmählich die traurigsten Folgen für die Bevölkerung haben. — Neben dem Bergbau hat sich eine lebhafte Steinindustrie entwickelt; Säulen, Kamine, Vasen, Etagèren u. dgl. Gegenstände werden aus Porphyr, Grünstein, sogen. Jaspis, Marmor und Granit gefertigt; eine Zeichenschule sorgt für Entwickelung des Geschmacks. — Der Sommer ist in dieser kontinentalen Region der Erdoberfläche sehr warm, der Winter aber auch sehr kalt; kein Jahr vergeht, ohne daß das Quecksilber einigemale erstarrt, und obwohl Zucker- und Wassermelonen vortrefflich im Freien gedeihen, so gelingt es doch nicht, irgend einen Obstbaum unbeschützt am Leben zu erhalten. Der A. war einst stark bewaldet, aber das Klima begünstigt den noch vorhandenen aus Fichten, Kiefern, Zirbelkiefern, Lärchen, Birken und Aspen bestehenden Baumwuchs nicht; die trockenen Südwestwinde wirken zum Ueberhandnehmen der Steppe und Verschwinden des Waldes mit, und die 6 Forstbeamten, 20 Gehülfen und 120 Aufseher sind nicht im Stande, dem Unwesen der Waldbrände Einhalt zu thun und die durch früheren Raubbau entwaldeten Flächen wieder zu bestocken. Die starke Verwitterung bildet überall einen äußerst fruchtbaren Boden. Die Steppenflora reicht bis zu 300 Meter; die Waldflora nimmt den Raum ein zwischen 300 und 1200 Meter, und die Alpenflora oberhalb des Waldes erreicht ihr Ende am Nordabhange bei 1950 Meter, am Südabhange bei 2250 Meter. Die Fauna ist hier und da noch reich an Wild (Edelhirsche, Elenthiere, sibirische Rehe), aber auch an Wölfen, Füchsen, und auf den Höhen findet sich mit dem Marder zugleich der Zobel; häufig ist auch der Bär. An Vögeln ist kein großer Reichthum, aber zu den Waldhühnern gesellt sich in der Alpenregion auch das Schneehuhn. Forellen und Aschen bevölkern die Bergflüsse.

Die einheimische **Bevölkerung** des A. bilden Kalmücken und sporadisch Kirgisen. Nur im westlichen A. sind eingewanderte Russen angesiedelt. In den Tangnu- und Ulangumketten sitzen verschiedene spärliche Ueberreste jagdtreibender Völker, deren Ursprung schwer zu deuten ist. An diese Bergvölker grenzen im NW. die Bergkalmücken, Mongolenstämme, welche, durch die Schwierigkeiten der hier noch stark bewaldeten Berge in der Viehzucht beengt, sich bald der Jagd, bald auch, durch die europäisch-sibir. Bevölkerung angeregt, der Agrikultur zugewendet haben und in Lebensweise wie Beschäftigung sich mit den Sibiriaken vereinigen. Nichts erinnert mehr an die mongolische Herkunft, als die Physiognomie. Die Kirgisen (dem türk. Stamme angehörend) breiten sich vor der Hauptmasse des A. längs seiner Nordseite aus; die Sibiriaken haben sich hauptsächlich der Thalsohlen und Grubendistrikte bemächtigt. Die gesammte Bevölkerung übersteigt nicht 190,000 Köpfe, was etwa 25 Einw. auf 1 QM. ergibt. Vgl. B. v. **Cotta**, Der A., sein geolog. Bau und seine Erzlagerstätten (Leipz. 1871).

Altaische Sprachen und Völker, nach Castréns und W. Schotts Vorgang Bezeichnung derjenigen Völker und Sprachen, welche den N. Asiens und das westliche Centralasien einnehmen und durch

das Gebirgssystem des Altai im weitern Sinne von der chinesischen Kulturwelt getrennt werden; in Frankreich brauchte man in Anschluß an Rémusat dafür den Namen Tatarisch, und in neuerer Zeit schlug Max Müller dafür die zu enge Bezeichnung Turanisch (nur Gegensatz zu Iran) vor. Im Laufe der Geschichte ist die altaische Sprachen- und Völkergruppe nicht auf die angegebenen Grenzen beschränkt geblieben, sondern hat sich im N. nach Skandinavien in der besondern Nationalität der Finnen, im S. nach Vorderasien und Südosteuropa in der der Türken und Magyaren oder Ungarn verbreitet. In vielen Punkten deckt sich das Altaische mit dem Skythischen der Alten. Gegenwärtig zerfällt es in folgende 5 Gruppen: 1) das Tungusische mit dem Mandschu; 2) das Mongolische mit der westlichen Abzweigung des Kalmückischen und dem Burjätischen; 3) das außerordentlich weit verbreitete Türkische, in einen östlichen (gern speciell Tatarisch oder Dschagataisch genannten) und in einen westlichen Zweig (Türkisch im engern Sinne, Osmanli) sich gliedernd, mit den zahlreichen Nebenzweigen der Jakuten (deren Sprache außerordentlich wichtig), Kirgisen, Usbeken, Tschuwaschen, Uiguren &c.; 4) das Samojedische; 5) das Finnische (auch Uralische oder Tschudische) mit den geographisch weit auseinander liegenden Abzweigungen des Lappländischen, des eigentlich Finnischen, des Esthnischen, des Permischen, Tscheremissischen, Mordwinischen, Wotjakischen, Ostjakischen und Ungarischen. Als Nationalitäten zeichnen sich die altaischen Völker durch Mangel an Sinn für Seßhaftigkeit und durch kriegslustige Unruhe aus. Alle ihre Sprachen durchdringt das Princip der Agglutination (der ganz äußerlichen Anreihung der Flexionssilben) und ein fast überall fein ausgebildetes Gefühl für Lautharmonie; durch diese letztere wird bis zu einem gewissen Grade eine Art von organischer Einheit der Wort- und Flexionsbildungen hergestellt. Die Literatur ist bei den Mandschu, Mongolen, Finnen und besonders bei den Türken und Ungarn reich entwickelt, bei den übrigen auf die gewöhnlichen volksthümlichen Formen beschränkt geblieben, welche indeß von den Esthen, Kirgisen und minussinschen Tataren zur Darstellung einer interessanten Heldensage angewendet worden sind. Vgl. Castrén, Ethnolog. Vorlesungen über die altaischen Völker (Petersb. 1857); Rémusat, Recherches sur les langues tartares (Par. 1820); Schott, Versuch über die tatar. Sprachen (Berl. 1836); Derselbe, Ueber das altaische Sprachengeschlecht (das. 1849); Derselbe, Altaische Studien (Berl. 1860—72, 5 Hefte); Max Müller, Letter on the classification of the Turanian languages (in Bunsens »Christianity and Mankind«, Lond. 1854; auch besonders abgedruckt).

Altamūra, Binnenstadt in der ital. Provinz Terra di Bari, in gesegneter Weingegend, hat ein Lyceum, ein Gymnasium und andere Unterrichtsanstalten und (1862) 17,198 zum Theil albanesische Einw. Hier soll das um 1200 v. Chr. von Aeneas' Begleitern gegründete Lupatia gestanden haben.

Altān (Balkon), an- oder herausgebauter, mehr oder weniger offener Theil eines Gebäudes, welcher aus den oberen Stockwerken einen unmittelbaren Austritt ins Freie gestattet. Solche Altane werden entweder seitlich, besonders an abgestumpften oder abgerundeten Ecken, oder an der Haupt- und Nebenfaçade herausgebaut, und zwar entweder auf den Mauern eines unter ihnen hervorspringenden Theils des Gebäudes (Flügels, Salons, Erkers &c.), oder mittels besonderer Säulen oder Pfeiler (auch Karyabiten, Atlanten oder Hermen) gestützt. Letztere Ausbauten pflegt man vorzugsweise als A. zu bezeichnen, wogegen der Name Balkon besonders für ganz frei auf Konsolen ruhende Ausbauten, sowie auch für die auf dem Dache angebrachten sogen. Plattformen gebraucht wird. Gewöhnlich fehlt diesen Ausbauten eine Bedachung, oder es wird dieselbe durch einen Baldachin als selbständige Bedeckung oder auch durch eine nach Belieben wieder zu entfernende Marquise ersetzt.

Altar (v. lat. alta ara), jede künstliche Erhöhung zur Darbringung von Opfern, im Alterthum ursprünglich aus Rasen, Erde und Steinen roh aufgebaut; zuweilen aus Holz, das dann mit der Opfergabe zugleich vom Feuer verzehrt wurde. Griechen und Römer machten die Altäre sodann zu Werken der Kunst, die sie aus Stein meißelten, und brachten an den Ecken Widderköpfe (Hörner) an, ursprünglich wirkliche Schädel der geschlachteten Thiere, später mittels Skulptur hergestellte. Auch schmückte man den A. zum Opferdienst mit Kränzen und Binden. Die Altäre der obersten Götter standen thronartig auf Stufen erhöht. Man errichtete einzelnen Göttern und auch mehreren zusammen Altäre, in Rom auch den Kaisern, wie überhaupt auch Heroen dieser Ehre theilhaftig wurden. Bei Griechen und Römern standen die Altäre außer in Tempeln an den Straßen und Plätzen, in Hainen und bei Quellen, überhaupt an allen für die Menschen bedeutsamen Orten. So pflegten auch Eroberer die Grenze ihres Vordringens durch die Errichtung eines Altars zu bezeichnen. Obleich das mosaische Gesetz nur den Tempel als Opferstätte gestattete, so erhielt sich dennoch auch bei den Juden die altnationale Sitte, auf den Höhen Altäre zu errichten, bis zum Exil. In der Stiftshütte, nachher im Tempel, stand der Brandopferaltar im Vorhof unter freiem Himmel; in der Stiftshütte bestand er aus mit Kupfer überzogenem Holze, im ersten Tempel aus Erzplatten, im zweiten aus unbehauenen Steinen. An den vier Ecken befanden sich Hörner, die mit dem Opferblut bestrichen wurden. Der Rauchaltar im Heiligthum war ein mit Gold überzogener Tisch, auf dem nur Räucherwerk verbrannt wurde. Die kathol. Kirche hat nach ihrer Opfertheorie den Abendmahlstisch wieder in einen Altar umgewandelt. Weil diese auf den Gräbern der Märtyrer errichtet wurden, so ist es kirchliche Sitte geworden, in die Altäre Reliquien einzuschließen. In den christlichen Kirchen stand der A. in der ältesten Zeit frei vor der Apsis (s. d.), später in der Chornische. Die Vorschrift, ihn stets gegen Morgen zu stellen, soll von Papst Sixtus II. (257—258) herrühren. Schon im 5. Jahrh. unterscheidet man den Hochaltar und die Seitenaltäre, welche zuerst für Privatmessen benutzt wurden. Die romanische Kunstperiode behielt die seit dem 6. Jahrh. gebräuchliche Tischform mit steinerner Deckplatte für den A. bei, überwölbte denselben aber häufig mit einem Bogen oder Baldachin (Ciborium) und schmückte ihn reich mit Bildwerk und Aufsetztafeln aus Gold, Email und Elfenbein. Das Antependium, die Verkleidung des Vordertheils, war früher eine mit Email reich geschmückte Metalltafel, später ein Teppich mit eingestickten oder eingewebten bildlichen Darstellungen. Die Gothik wählte zuerst das schlichte Material des Holzes zu ihren Altären, schmückte sie aber mit Schnitzerei, Malerei oder Vergoldung reich

aus. Die charakteristische Gestalt ist die des sogen. Flügel- oder Klappenaltars, der in der Regel innen mit plastischem, außen mit gemaltem Schmuck versehen ist. Renaissance und Gothik haben dann den Altären willkürlich gewählte Architekturformen der Antike verliehen, ihnen aber damit ihren ernsten, würdevollen Charakter genommen. Das Altarbild im eigentlichen Sinne, als großes Gemälde, welches den Hauptbestandtheil des Altarschmucks ausmacht, datirt aus dieser Periode. Auf dem A. stehen Kruzifix, Blumen und Lichter (s. Altarkerzen). Gleichfalls zum Schmuck dient die Altarbekleidung, deren Farbe nach den verschiedenen kirchlichen Zeiten und Feiern wechselt. Ueber den A. gebreitet wird das Altartuch (palla, mappa) von feiner Leinwand. Vor dem Gebrauch muß jeder A. vom Bischof geweiht werden. Zur Feier der Messe außerhalb des Kirchengebäudes, auf Reisen, im Felde ist ein Tragaltar in Gebrauch, gewöhnlich ein mäßiger Steinwürfel, in den Reliquien eingeschlossen sind und der beim Gebrauch auf einen Tisch oder ein angemessenes Gestell gesetzt wird. In der luther. Kirche hat auch der A. nach Form und Ausschmückung vieles von der kathol. Kirche beibehalten, während die reformirte zum einfachen Abendmahlstisch zurückgekehrt ist. Die griech. Kirche bedient sich eines tischartigen Altars von Stein oder Holz und hat in der Regel in jeder Kirche nur Einen A.

Altar de los Collanes (Capac-Urcu), Vulkan in der Ostkette der Kordilleren von Ecuador, 22 Kilom. südöstlich von Riobamba, merkwürdig durch seine unregelmäßige Gestalt. Er erscheint wie ein Halbkreis von Spitzen, in dessen Mitte sich eine Ebene ausbreitet. Nach alten Inka-Traditionen hatte dieser Berg früher eine Kegelgestalt und war höher als der Chimborasso; sein jetziger höchster Gipfel erreicht 5257 Meter Höhe.

Altarkerzen (Altarlichter), die auf dem Altar brennenden Kerzen, welche während der Messe oder des Abendmahls an die Nachtzeit bei der Einsetzung des Abendmahls erinnern sollen oder auch als Symbole des von Christus ausgehenden Lichtes gedeutet werden. In kathol. Kirchen ist ihre Zahl oft sehr groß, in lutherischen finden sich deren nur zwei, die reformirte gebraucht gar keine. Die A. sollen aus reinem Wachse angefertigt sein.

Altaroche (spr. -rósch), Durand Marie Michel, franz. Schriftsteller, Journalist und Politiker, geb. 18. April 1811 zu Issoire im Departement Puy de Dôme, studirte in Paris Rechtswissenschaft, bis er sich bei Ausbruch der Julirevolution zum Journalismus hingetrieben fühlte. Er schrieb für eine Reihe republikanischer Zeitungen, z. B. »La Révolution de 1830«, »Le Diable boiteux«, »La Tribune«, »Le Populaire«, »La Caricature«, sowie für das Feuilleton des »Courrier Français« und des »Siècle«. Zu gleicher Zeit veröffentlichte er »La Chambre et les Écoles« (1831), eine Satire in Versen, und verschiedene Broschüren, die auf Kosten der »Société des Droits de l'homme« gedruckt wurden. Der 2. Band des 1834 erschienenen Werkes »Paris révolutionnaire« enthält eine sehr gediegene histor. Studie von ihm über die Regierung Franz' I. In demselben Jahre wurde A. Mitarbeiter am »Charivari«, zu dessen Gründern er gehörte, und folgte bald darauf Louis Desnoyer in der Leitung dieses Witzblattes, welche Stellung er bis zum 24. Febr. 1848 ausfüllte. Aus dieser Epoche stammen mehrere politische Werke: »Chansons« (1835—36, 2 Bde., u. öfter); »Contes démocratiques« (1837; Abdruck aus verschiedenen Journalen, für welche A. geschrieben); »La Réforme et la Révolution« (1841, deutsch von Weller, Bresl. 1846); »Études sur Alexandre VI et Louis XV«; »Aventures de Victor Augerol« (1838, 2 Bde.), eine Nachahmung der Abenteuer des »Faublas«. A. war ferner Mitarbeiter am »Dictionnaire politique« und am »Almanach populaire«, für den er seit seiner Gründung (1836) alljährlich einen Beitrag geliefert hat. Unter der Mitwirkung von Laurencin schrieb er (1836) unter dem Pseudonym Dupuy: »Lestocq, ou le retour de Sibérie, comédie-vaudeville anecdotique«, in 1 Akt; mit Moléri: »Le Corrégidor de Pampelune« (1843) und die Operette »La coiffure de Cassandre«. 1848 von der provisorischen Regierung als Regierungskommissär nach seinem Heimatsdepartement gesandt, gewann er sich dort durch sein schonendes Benehmen eine große Menge Freunde, was zur Folge hatte, daß er bei den Wahlen vom 28. April, als der erste auf der Wahlliste, fast einstimmig zum Abgeordneten in die konstituirende Versammlung gewählt wurde, wo er sich bei den meisten Principienfragen der gemäßigten Linken anschloß. In den Gesetzgebenden Körper von 1849 wurde er nicht gewählt. Seit dieser Zeit aus dem politischen Leben geschieden, übernahm A. die Direktion eines Theaters und entfaltete von 1850—52 eine große Thätigkeit in der Verwaltung des Odeumtheaters. Später verband er sich mit Louis Huart zur Gründung einer neuen Bühne gleichen Genre's, den Folies-Nouvelles, und trat dann an die Spitze des gleichfalls von ihm gegründeten großen Vergnügungslokals Cabourg-Dives.

Altbayern, eigentlich das alte Bojaria, Wohnsitz der aus Böhmen von den Markomannen vertriebenen Bojaren, von dem Lech bis zur Ens, von den Alpen bis über die Donau sich erstreckend; jetzt vorzugsweise Benennung der beiden bayr. Regierungsbezirke Ober- und Niederbayern; s. Bayern.

Altdeutsch, Bezeichnung für alles, was im Entwickelungsgange der deutschen Kultur der Zeit vor der Reformation angehört, namentlich in Bezug auf Sitte, Sprache, Kunst, Literatur und Kleidertracht. Die altdeutsche Geschichte reicht indeß nur bis zur Entstehung des Reichs der Karolinger.

Altdorf (Altorf), 1) alte Stadt im bayr. Regierungsbezirk Mittelfranken, an der Schwarzbach, Sitz eines Landgerichts, mit Lehrerseminar, Fabrikation hölzerner Spielwaaren, deren Produkte über Nürnberg in alle Welt gehen, ansehnlichem Hopfenbau und 3160 Einw. (darunter ca. 120 Katholiken). A., bereits seit dem 13. Jahrh. in Urkunden erwähnt, kam 1503 an das reichsfreie Nürnberg und erhielt 1575 ein Gymnasium, das 1623 zur Hochschule erhoben ward. Letztere, die namentlich zu Anfang des 17. Jahrh. in der wissenschaftlichen Welt eine geräuschvolle Rolle spielte, wurde 1809, nachdem Nürnberg selbst an Bayern gefallen war, aufgehoben und die Fonds, sowie die Gebäude der Anstalt zum größten Theil dem neugegründeten Lehrerseminar zugewiesen. — 2) Stadt in Würtemberg, s. Weingarten. — 3) S. Altorf.

Altdorfer, Albrecht, deutscher Maler, Kupferstecher und Formschneider, Zeitgenosse Dürers und nach früherer Annahme dessen Schüler, geb. zu Altdorf in Bayern 1488, gest. 1538 als Stadtbaumeister in Regensburg. Seine Holzschnitte und Kupferstiche, zu den Blättern der sogen. Kleinmeister gehörig, sind alle von kleinem Format und

betreffen biblische und profane Geschichte, Goldschmiedverzierungen ꝛc. In der Zeichnung ist er so korrekt wie Dürer, und in der Komposition steht er ihm wenig nach. Seine Holzschnitte sind von einer kaum durch Holbein erreichten Zartheit. An seinen sehr seltenen Gemälden, welche miniaturmäßige Feinheit, aber auch manche Härten besitzen, will man zwei Stile, einen älteren an Dürer erinnernden, und einen späteren freieren erkennen.

Alteklare (roman.), im Rolandslied Name des Schlachtschwerts Oliviers.

Alte Land, das, fruchtbarer Landstrich (Marschdistrikt) in der preuß. Provinz Hannover, an der untern Elbe zwischen Este und Schwinge, 25 Kilom. lang und 4—7 Kilom. breit, hat blühenden Ackerbau, treffliche Viehzucht, Schiffahrt und Handel und bringt Obst, Hanf und Flachs, Getreide, Vieh ꝛc. in großer Menge zur Ausfuhr, besonders nach Hamburg. Die Bewohner selbst bilden ein kleines Volk für sich, das sich in Sitte und Art aufs schärfste von seinen unmittelbaren Nachbarn, den Kehdingern, unterscheidet; sie sind ausgezeichnete Seeleute.

Altels, s. Finsteraarhorn.

Alten, Karl August, Graf von, hannöverscher General, geb. 20. Okt. 1764 in Burgwedel, Sprößling eines altadligen Geschlechts, trat 1781 in den hannöv. Militärdienst, machte die Feldzüge von 1793 und 1794 mit und ging 1803 nach England, wo er als Oberstleutnant in die Reihen der deutschen Legion trat, mit welcher er den Expeditionen nach Norddeutschland, Rügen, Seeland, Kopenhagen und 1808 unter Moore als Kommandeur der leichten Brigade nach Portugal beiwohnte. Im Jahr 1809 kämpfte er auf Walcheren und vor Vlissingen und kommandirte darauf, nach England zurückbeordert, das in Sussex organisirte Truppenkorps. Im Jahre 1811 abermals nach Portugal gesandt, nahm er unter Beresford an der Belagerung von Badajoz und der Schlacht von Albuera theil. Wellington ernannte ihn zum Chef seiner leichten Division, und als solcher focht A. in allen Schlachten in Portugal und Spanien, bei Salamanca, Vittoria, an den Pyrenäen, bei Nivelle, Nive, Orthez und Toulouse und befehligte vom August bis Oktober 1812 ein britisch-span. Korps von 30,000 Mann in der Nähe von Madrid. Im Jahre 1814 kommandirte er als Generalleutnant die Hannoveraner in den Niederlanden, focht ruhmvoll bei Quatrebras und stand bei Waterloo im Centrum der engl. Armee als Befehlshaber der dritten engl. und ersten und zweiten belg. Division, dicht am Weiler Mont St. Jean, wo der Kampf am blutigsten war und wo er schwer verwundet wurde. Zum General der Infanterie ernannt und in den Grafenstand erhoben, stand er als Kommandeur der Hannoveraner in Frankreich bis zu deren Abzug 1818. Seitdem lebte er in seiner Heimat in ländlicher Stille, bis das bewegte Jahr 1831 den Greis wieder auf die Bühne des öffentlichen Lebens rief, indem er nach dem Austritte des Grafen Münster-Meinhövel aus dem Ministerium mit dem Portefeuille des Kriegs und anfangs 1832, nach Abgang des Grafen Bremer, auch mit dem des Auswärtigen betraut ward. Nach der Thronbesteigung Ernst Augusts blieb A. im Amte, doch behielt er, auf seinen Wunsch des Portefeuille's des Aeußeren enthoben, nur das Kriegsministerium bei. Er starb 20. April 1840 auf einer Reise zu Bozen in Tirol.

Altena, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Arnsberg, an der Lenne, Station der Bergisch-Märkischen Eisenbahn, liegt in einer der schönsten Gegenden der Grafschaft Mark in einem engen Thale, hat 3 Kirchen und (1871) 7122 Einw. Das Schloß auf hoher Klippe ist das Stammhaus der alten Grafen von A. oder spätern Grafen von der Mark; jetzt gehört es dem Johanniterorden. Die bedeutende Fabrikthätigkeit in der Stadt und Umgegend beschäftigt 14 Drahtziehereien (der Kreis A. producirte 1871: 260,000 Ctr. zu 2,1 Mill. Thlr.), 7 Drahtstift- und 5 Kettenfabriken, mehrere große Eisen- und Stahlwalzwerke; ferner 11 Fabriken für Eisen- und Stahlkurzwaaren (Ahlen, Nieten, Klavierstifte, Schnallen ꝛc.), 7 für Messingwaaren (Fingerhüte ꝛc.), 5 für Nadeln (auch Haarnadeln und Angeln), sowie Knopf-, Lampen-, Bronze- und Neusilberwaarenfabriken.

Altenahr, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Ahrweiler, links an der Ahr in einem Felsenkessel reizend gelegen, mit 460 Einw. Dabei auf dem aussichtreichen Burgberge die vielbesuchte Ruine der Burg A., die, im 12. Jahrh. erbaut, nach wechselnden Schicksalen 1689 den Franzosen in die Hände fiel, 1690 aber von deutschen Reichstruppen genommen und gesprengt wurde. Vgl. Mönch, A. und seine Umgebung (Linz 1867).

Altenau, eine der 7 Bergstädte in der preuß. Landdrostei Hildesheim, Kreis Zellerfeld, östlich von Klausthal, hat (1871) 2175 Einw., welche sich fast ausschließlich vom Bergbau nähren. Die Altenauer Hütten bringen jährlich 14—15,000 Mark Silber, 40,000 Ctr. Blei, 8000 Ctr. Kupfer und 8—10,000 Ctr. Vitriol aus. Der Betrieb der Eisenhütte wurde neuerdings eingestellt.

Altenberg, 1) ehemalige Cistercienserabtei im preuß. Regierungsbezirk Düsseldorf, auf steiler Höhe über dem Dhünthale, südlich von Burscheid, 1133 vom Grafen Eberhard von Berg gestiftet. Die herrliche Kirche, 1255 gegründet, wurde, nachdem sie seit der Aufhebung durch Brand und Verwüstung sehr gelitten, 1847 durch König Friedrich Wilhelm IV. in alter Würde restaurirt und dient wieder gottesdienstlichen Zwecken. Sie ist nächst dem Kölner Dom das großartigste Denkmal gothischer Baukunst am Rheinstrom. Vgl. Montanus, Das Kloster A. im Dhünthal (Elberf. 1851). — 2) A., Bergstadt im königl. sächs. Regierungsbezirk Dresden, im Erzgebirge, 750 Meter ü. M., ist Sitz eines Bergamts und einer Bergschule und hat 2352 Einw., deren Hauptnahrungszweige, außer dem Bergbau, Strohflechterei, Cigarren- und Holzwaarenfabrikation sind. Die dortigen, seit länger als 4 Jahrhunderten gangbaren Zinngruben sind die reichsten Deutschlands. Das sehr arme, im Durchschnitt nur ½ Proc. metallisches Zinn gebende Erz (Zwitter genannt) ist mit häufigen Beimischungen von Wolfram, Wasserblei, Eisenglanz, Wismut, schieferartigem Beryll, rothem Jaspis ꝛc. durch ganze Lagermassen (Quarz, Granit, Glimmer) als schmale Schnürchen oder eingesprengt vertheilt. Nachdem es mürbe gebrannt und durch Pochen und Waschen (auf Stoßherden, Durchlassen und Kehrherden) aufbereitet worden ist, wird es geröstet, wobei sich Arsenik absetzt, und nach Ausscheidung des Wismuts (jährlich 6—8 Ctr.) durch Salzsäure geschmolzen. Die jährliche Ausbeute beträgt 2300—2500 Ctr. Zinn, das an Güte dem englischen fast gleichsteht. Besitzer des Zinnbergbaus sind eine Anzahl Gewerke. Auch Arsen, arsenige Säure und Realgar werden dargestellt.

Altenberga, Dorf in Sachsen-Gotha, bei Reinhardsbrunn, mit 260 Einw. Dabei auf einer Höhe ein 9,5 Meter hoher *Kandelaber* von Sandstein, 1811 an der Stelle errichtet, wo ehemals die St. Johanniskirche stand, die als die älteste Kirche Thüringens bezeichnet wird und 724 von Bonifacius auf der Stelle eines Götzenaltars erbaut worden sein soll. Vgl. *Polack*, Der thüring. Kandelaber (Gotha 1855).

Altenburg, Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Altenburg, unweit der Pleiße, liegt 37 Kilom. südlich von Leipzig, in sehr fruchtbarer Gegend, aber auf unebenem und hügeligem Boden, so daß manche Straßen abschüssig laufen. Mehrere Hauptverkehrswege, welche hier aus Sachsen, Preußen, den sächsischen Herzogthümern und dem Voigtlande zusammenlaufen, besonders aber die Sächsisch-Bayrische und die Altenburg-Zeitzer Eisenbahn, geben der Stadt Handelswichtigkeit und befördern Verkehr und Gewerbe daselbst. Sie zählt (1871) 19,966 Einw. Auf einem mächtigen, senkrecht abstürzenden Porphyrfelsen liegt malerisch das weithin sichtbare herzogliche Schloß, in seinen Grundmauern wohl noch ein Baudenkmal des 10. und 13. Jahrh., aber im 18. Jahrh. durch beträchtlichen Anbau vergrößert. Der eine Flügel desselben, in welchem sich der Königssaal befindet, wurde 24. Aug. 1865 ein Raub der Flammen; ein zweiter großer Brand legte 30. Sept. 1868 einen Theil des Schlosses in Asche. Geschichtlich merkwürdig ist dasselbe durch die Entführung der Prinzen Ernst und Albert 1455 (s. *Sächsischer Prinzenraub*). Die Schloßkirche war vor Alters ein Stift regulirter Chorherren. Unter den übrigen Baulichkeiten der Stadt verdienen Erwähnung die St. Bartholomäi- (1089 gegründet) und die Brüderkirche, ferner die sogen. Rothen Spitzen (zwei verbundene Thürme, die als Aufbewahrungsort des Staatsarchivs dienen, ein Rest der im 17. Jahrh. verfallenen Kirche des alten, von Kaiser Friedrich I. gegründeten Augustinerklosters), das Hospital, der Bahnhof, die 1840 im gothischen Stile erbaute Fürstengruft u. a. Von Bildungsanstalten hat die Stadt ein Gymnasium, ein schon 1787 gegründetes, mit einer Taubstummenschule verbundenes Lehrerseminar, eine höhere Töchterschule (Karolinenstift), eine Kunstschule (nach ihrem Stifter v. Lindenau benannt) und ein Hebammeninstitut; von Wohlthätigkeitsanstalten das freiadlige Magdalenenstift (eine 1705 von Herzog Friedrich II. gegründete Erziehungsanstalt für lutherische Fräulein), ein Krankenhaus, ein Hospital für arme Bürger. Auch mehrere wissenschaftliche Vereine sind in A. thätig, so eine naturforschende und eine geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes ꝛc. Einen besondern Schmuck der Stadt bildet Lindenau's Museum (im sogen. Pohlhof), eine Sammlung von Gemälden italienischer Meister, Gipsabgüssen und Vasen, welche der 1853 verstorbene Minister v. Lindenau seiner Vaterstadt vermacht hat. Ein weiter und dichter Kranz von Gärten mit geschmackvollen Villen und schöne Promenaden im Schloßgarten und auf dem Damm des großen Teiches verschönern die Umgebung der Stadt. Obschon Residenz und Sitz der obersten Landesbehörden, hat dieselbe doch weniger von der Physiognomie eines Hofs angenommen als andere kleine Residenzstädte Deutschlands; Handel und Industrie sind vielmehr noch überwiegende Elemente. Altenburgs lebhafter Handel gründet sich auf den Ueberschuß der Landesprodukte und auf die für den Zwischenhandel so vortheilhafte geographische Lage des Orts. Das wichtigste Geschäft ist der Handel mit wollnen Garnen, der hauptsächlich nach England und den Niederlanden betrieben wird; nächstdem der mit Kolonialwaaren und Landesprodukten (besonders Getreide) nach den benachbarten sächsischen und reußischen Ländern; auch die Speditionsgeschäfte sind nicht unbedeutend. Die Industrie besteht vornehmlich in Fabrikation von Cigarren, Rauch- und Schnupftabak, Wollgarn, Handschuhen, Hüten, mathematischen und physikalischen Instrumenten, Glas, Maschinen, Bürsten und in Bierbrauerei. Die sonst so ansehnliche Tuchfabrikation ist seit einer Reihe von Jahren gesunken, auch die früher bedeutende Fabrikation von sogen. Müllerdosen kaum noch nennenswerth. Der Buchhandel war lange Zeit besonders belebt durch das Pierer'sche Verlagsgeschäft mit großer Druckerei, welche 1872 an ein Konsortium Leipziger Buchhandlungen übergegangen ist.

Der Sage nach soll König Heinrich I. Erbauer von A. sein; aber erst seit dem 11. Jahrh. bezeugen Urkunden die Existenz der Stadt. Im Jahre 1134 wurde dieselbe durch Kaiser Lothar Reichsburg. Später, um die Mitte des 12. Jahrh., machte man das Schloß zum Sitz der Burggrafen von A., welche das ganze Pleißnerland zu verwalten hatten. Im Kriege des Landgrafen Friedrich des Gebissenen mit dem deutschen König Albrecht eignete sich ersterer 1308 Stadt und Schloß nebst dem ganzen Pleißnerlande als Kriegsentschädigung zu, und nach dem Aussterben der Burggrafen von A. erhielt demnach Landgraf Friedrich II. 1329 vom Kaiser die Lehen. Mehrere hohenstaufensche Kaiser hielten von Zeit zu Zeit in A. Hoflager; ebenso später mehrere Meißner Markgrafen. Durch die Hussiten wurde A. 1430 eingenommen und niedergebrannt. Im Jahre 1445 kam es durch Erbtheilung an die Kurfürsten von Sachsen, die eine Zeitlang hier Hof hielten. Die Reformation ward ohne Schwierigkeiten in A. eingeführt, besonders seit Spalatins Anstellung als Pfarrer und Superintendent. Vom 20. Okt. 1568 bis 9. März 1569 war hier das berühmte Kolloquium zwischen den sächsischen Theologen wegen Beilegung der majoristischen, synergistischen und adiaphoristischen Streitigkeiten. Von 1603—72 war A. Residenz der sogen. Altenburger Linie des Ernestinischen Hauses; dann 154 Jahre ohne Hof, ward es wieder Residenz 1826 durch den Umzug des Herzogs Friedrich von Hildburghausen. Vgl. *Huth*, Geschichte der Stadt A. zur Zeit ihrer Reichsunmittelbarkeit (Altenb. 1829); *Löbe*, Beschreibung von A. (2. Aufl., das. 1848); *Braun*, Die Stadt A. in den Jahren 1350—1525 (das. 1872).

Altenburg, Stadt, s. *Abrudbanya* und *Ungarisch-Altenburg*.

Altenesch, oldenburg. Dorf im Stedingerlande, 13 Kilom. von Bremen, historisch merkwürdig durch die Niederlage der Stedinger durch die Kreuzheere 4. Juni 1234.

Alt-England (Old-England), bei den Engländern Bezeichnung ihres Vaterlandes (des eigentlichen Englands mit Ausschluß von Wales), als des Landes der alten Sitte und des alten Ruhms.

Altenkirchen, 1) Kreisort im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, an der Wied, mit 1700 Einw., ist der ehemalige Hauptort der *Grafschaft A.*, die (633 QKilom.) erst im Besitz der Grafen von Sayn, seit 1802 des Hauses Nassau-Usingen war und 1815

an Preußen fiel, und historisch denkwürdig durch die Schlacht 4. Juni 1795 zwischen den Oesterreichern und den Franzosen unter General Kleber, welche letztern ermöglichte, den Schauplatz des Krieges auf das rechte Rheinufer zu verlegen. — 2) Dorf auf der Insel Rügen, mit 776 Einw., Hauptort der Halbinsel Wittow, wo der Dichter L. G. Kosegarten 1792—1808 Pfarrer war.

Altensteig, Stadt im württemb. Schwarzwaldkreis, Oberamt Nagold, mit einem Präceptorat, einer gewerblichen Fortbildungsschule, Wollspinnerei, bedeutendem Holzhandel und 2400 meist evangel. Einw.

Altenstein, Lustschloß des Herzogs von Sachsen-Meiningen, mit großem Park, liegt auf dem südwestlichen Abhange des Thüringer Waldes, in der Nähe des Bades Liebenstein, 19 Kilom. südöstlich von Eisenach, und ist eine der anziehendsten Wald- und Felspartien des Thüringer Waldes. Das Schloß, ein anspruchloses Gebäude in ländlichem Stile, auf einem nach zwei Seiten hin fast senkrecht abstürzenden Felsen stehend, wurde im vorigen Jahrhundert neu gebaut; aber die Unterbaue sind uralt, und noch sieht man Ueberreste des »Markgrafensteins«, einer Ritterburg, deren Frühgeschichte in das Dunkel der Sage sich verliert. Sie stand bis 1733, wo sie in Feuer aufging. Die berühmte Altensteiner oder Glücksbrunner Höhle macht den Schluß der Anlagen, welche das Schloß weithin umgeben. Dieselbe wurde 1799 beim Bau einer Chaussee durch die Kalkfelsen entdeckt und macht durch die weiten hohen Gewölbe, die hervortretenden Felsenmassen und besonders den sie durchrauschenden Bach, der einen kleinen Weiher bildet, bei reicher Lampenbeleuchtung einen überraschenden Eindruck. Die Länge des aufgeräumten und zugänglich gemachten Theils beträgt gegen 200 Meter. Etwa 3/4 Stunden von A. ist die Stelle, wo Luther, von Worms zurückkehrend, 4. Mai 1521 ergriffen und auf die Wartburg gebracht wurde. Hier stand früher eine alte Buche, unter der Luther ausgeruht und sich durch einen Trunk aus der nahen Quelle (»Lutherbrunnen«) gestärkt haben soll. Diese sogen. Lutherbuche ward jedoch 18. Juni 1841 vom Sturmwind gebrochen und ist jetzt nur noch als Strunk vorhanden. Später (26. Juli 1857) ward der Platz mit einem Denkmal geziert.

Altenstein, Karl, Freiherr von Stein zum A., preuß. Kultusminister, ward 7. Okt. 1770 zu Ansbach geboren und stammte aus einer alten, bereits im 9. Jahrh. urkundlich erwähnten Dynastenfamilie Frankens. Er studirte zu Erlangen und Göttingen, trat dann als Referendar bei der preuß. Kriegs- und Domänenkammer zu Ansbach ein, ward schnell zum Kriegs- und Domänenrath befördert und 1799 von Hardenberg in das Ministerium nach Berlin berufen, wo er vortragender Ministerialrath und einige Jahre darauf Geheimer Oberfinanzrath im Generaldirektorium ward. Nach der Katastrophe von 1806 folgte er dem König nach Königsberg und Tilsit und trat 1808 nach Steins Abdankung als Finanzminister an die Spitze der Verwaltung. A. war aber nicht im Stande, die so kräftig begonnene Reorganisation des Staates in demselben Sinn weiter zu führen; er gerieth vielmehr unter den Einfluß der Partei, welcher die Stein'schen Reformen schon viel zu weit gingen. Die Neuordnung der Verwaltung, der Finanzen, selbst des Heerwesens gerieth ins Stocken, und da A. die von Frankreich geforderte Kriegskontribution nicht aufbringen konnte, schlug er dem Könige vor, dem franz. Kaiser statt derselben die Abtretung Schlesiens anzubieten. Infolge dessen wurde er 1810 entlassen und durch Hardenberg ersetzt. Darauf lebte A. zurückgezogen in Schlesien, zu dessen Civilgouverneur er 1813 ernannt wurde. 1815 war er mit Wilhelm v. Humboldt bei Reklamation der von den Franzosen aus Preußen entführten Kunstschätze in Paris thätig. 1817 trat er wieder in das Staatsministerium ein, und zwar als Chef des als selbständiges Ministerium neu eingerichteten Departements für den Unterricht und die geistlichen Angelegenheiten. Diese wichtige Stellung hat A. 20 Jahre lang innegehabt und sich in derselben unstreitig bedeutende Verdienste erworben. Zunächst wurde die Verwaltung der kirchlichen und der Unterrichtsangelegenheiten bei der damals durchgeführten neuen Organisation der gesammten Staatsverwaltung (vgl. Preußen, Geschichte) organisch in dieselbe eingefügt. Die Verwaltung des Elementarschulwesens und der Angelegenheiten der evangelischen Kirche wurde den kollegialisch eingerichteten Kirchen- und Schulabtheilungen der Regierungen, die Aufsicht darüber und über die Angelegenheiten der andern Religionsgenossenschaften, sowie die Verwaltung der höheren Schulen aber den Konsistorien der Provinzen übertragen, deren Schulabtheilungen später als Provinzial-Schulkollegien selbständige Behörden wurden. Die Oberaufsicht stand in letzter Instanz dem Ministerium zu. Wichtiger noch als diese wohlgegliederte Organisation der Verwaltung war die dem Unterrichtswesen selbst gegebene feste Gliederung und Ordnung. In erster Linie ist hier das Unterrichtsgesetz von 1819 zu nennen, die Grundlage des so viel gerühmten preußischen Unterrichtswesens. Dies Gesetz, zu welchem durch A. selbst, namentlich 1831 und 1837, sowie durch seine Nachfolger im Ministerium mancherlei nähere Bestimmungen und Abänderungen hinzugekommen sind, umfaßte den gesammten Elementarunterricht auf dem Lande und in den ein- und mehrklassigen Stadtschulen, sowie den sogen. höheren Unterricht der Gymnasien, der Realschulen und der Seminarien zur Ausbildung der Elementarlehrer. Für alle diese Schulen wurde ihr Verhältnis zum Staate und zu den Gemeinden geordnet, die Besoldungen wurden geregelt, und A. setzte den ganzen Einfluß des Staates dafür ein, die Gemeinden zur Erhöhung derselben, sowie zur Gründung von Pensions-, Wittwen- und Unterstützungskassen zu bewegen. Besondere Sorgfalt verwendete A. auch auf die Bildung der Lehrer. Er bemühte sich, tüchtige Männer für die Lehrstühle der Universitäten zu gewinnen, wobei er jedoch, entsprechend der damals herrschenden Bevorzugung der Hegel'schen Philosophie, deren Anhänger mannigfach begünstigte, und suchte die philologischen und pädagogischen Seminarien derselben zu reformiren. Die Universität Bonn verdankt ihm ihre Gründung. Trotz seiner Bemühungen blieben aber die Universitäten hinter dem Aufschwunge der Gymnasien und Elementarschulen zurück. Sie litten unter dem Druck der Demagogenverfolgungen, gegen die ein energischerer Chef sie kräftiger hätte schützen können. Als Minister der geistlichen Angelegenheiten führte A. auch die obere Leitung der Staatskirchenhoheit über alle Religionsparteien, unstreitig die schwierigste Partie seines weit ausgedehnten Wirkungskreises, in welcher er aber seine bestberechneten Maßregeln noch kurz vor seinem Tode gänzlich fehlschlagen sah. Leicht wurden die Unionsstreitigkeiten beigelegt;

heftiger und für die Regierung nachtheiliger war der Agendenstreit, in welchem die Sprecher der Kirche den Staat geradezu der Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit anklagten. Aus ihm entspann sich der Krieg gegen die Altlutheraner, wo es sogar zu Dragonaden und Absetzungen kam. Dann folgte die pietistische Sektirerei gegen den sogen. Rationalismus. Den Ausgang des Zwiespalts mit der römischen Kirche, der in der offenbaren Auflehnung der Erzbischöfe Droste zu Vischering von Köln und Dunin von Posen gegen die kirchenhoheitlichen Rechte des Landesherrn seinen Gipfelpunkt erreichte, erlebte A. nicht; schon an den letzten Verhandlungen mit den Erzbischöfen konnte er wegen Krankheit und Altersschwäche nicht mehr theilnehmen, und der König überhob im December 1838 den treuen Diener der Fortwirkung in einer Angelegenheit, die ihn aufzureiben drohte. A. starb 14. Mai 1840.

Altentheil (*Alimentationsrecht*, *Altvaterrecht*, *Ausgedinge*, *Auszug*, *Leibzucht*), eine lebenslängliche Versorgung, welche von dem Uebergeber eines Gutes für sich und resp. für seine Ehefrau vorbehalten wird. Das deutschrechtliche Institut der Gutsabtretung mit Vorbehalt des Altentheils kommt vorzugsweise bei den Bauerngütern zur Anwendung, indem hier gewöhnlich das Alter oder die Gebrechlichkeit des bisherigen Besitzers und das dadurch verursachte Unvermögen, das Gut fernerhin selbst zu bewirtschaften, die Veranlassung zum Abschluß solcher Verträge geben. Der Abtretungs- und Alimentationsvertrag muß aber nach den meisten Landesgesetzen gerichtlich konfirmirt werden; auch ist bei Bauerngütern, die nicht im vollen Eigenthum des Besitzers stehen, die Genehmigung der Gutsherrschaft erforderlich. Der A. selbst besteht regelmäßig in dem Recht auf lebenslänglichen Wohnsitz auf dem abgetretenen Gut und in gewissen Naturalbezügen, welche in dem Gutsübergabs- und Alimentationsvertrage näher bestimmt werden. Das hierdurch für den Leibzüchter begründete Recht hat in Ansehung des Wohnsitzrechts den Charakter einer Personalservitut, während die Naturalprästationen unter den Begriff der Reallasten fallen, so daß diese Berechtigungen also durch einen etwaigen Verkauf des Guts von Seiten des Anerben nicht alterirt werden; wie das Sprichwort sagt: »Die Alten werden mit dem Gut verkauft«. Dagegen erlischt der A. mit dem Tode des Leibzüchters. War derselbe beim Abschluß des Vertrags verheirathet, so behält seine überlebende Ehefrau die vorbehaltene Wohnung ganz, während sie in Ansehung der Naturalleistungen nur die Hälfte derselben beanspruchen kann. Vgl. *Runde*, Von der Leibzucht oder dem A. auf deutschen Bauerngütern (Oldenb. 1805); *Puchta*, Ueber die rechtliche Natur der bäuerlichen Gutsabtretung (Gießen 1837).

Altenzelle (*Altcelle*), ehemaliges Cistercienserkloster bei Nossen in Sachsen, 1162 vom Markgrafen Otto dem Reichen gestiftet, zeichnete sich im 14. Jahrh. durch eine blühende Klosterschule (die erste Bildungsanstalt dieser Art in Sachsen) aus und ward 1544 säkularisirt. Die Begräbniskapelle, welche Markgraf Friedrich der Ernste 1347 erbaute und in der alle meißnischen Fürsten von Otto dem Reichen bis auf Friedrich den Strengen ruhen, wurde 1599 vom Blitz zerstört, jedoch 1787 durch einen Neubau ersetzt. Jetzt ist A. ein Kammergut mit schönen Gartenanlagen. Vgl. *Beyer*, Alt-Celle (Dresd. 1855).

Alter, in der *Physiologie* nicht nur die Zahl der verlebten Jahre, sondern auch der dieser Zahl entsprechende Entwickelungszustand des Körpers und Geistes. Pythagoras nahm vier solcher Entwickelungsstufen (*Lebensalter*) an, jede zu 20 Jahren. Solon und Macrobius dachten sich das Leben in 10 Lebensalter getheilt, jedes zu 7 Jahren, eine Eintheilung, die sich auf die alte Lehre von den Stufenjahren (anni cyclici oder climacterici) gründet, von denen jedes einen Zeitraum von 7 Jahren oder einen siebenjährigen Cyklus umfassen soll. Gegen das 7. Jahr tritt der Zahnwechsel ein, im 14. die Pubertät und Menstruation, im 21. ist das Wachsthum im wesentlichen beendet, im 28. hat das Leben seinen Kulminationspunkt, die höchste Ausbildung aller Systeme und Organe, erreicht. Von jetzt bis gegen das 50. Jahr tritt ein drei Cyklen dauernder Stillstand ein. In den 7. Cyklus fällt bei dem weiblichen Geschlecht das Aufhören der Menstruation und der Zeugungsfähigkeit; hierauf beginnt mit dem 8. und 9. Cyklus der Zeitpunkt der Abnahme und mit dem 10. und 11. Cyklus das Greisenalter. Nach Burdach zerfällt das menschliche Leben nur in zwei Abtheilungen, in das unreife und reife. Jenes zeichnet sich durch fortschreitendes Wachsthum und überwiegende Stoffaufnahme aus und schließt die Kindheit und Jugend in sich, erstreckt sich daher bis gegen das 21. Jahr; dieses dagegen zerfällt in das Mittelalter bis gegen das 50. Jahr und in das Großalter, wo die Kräfte abnehmen und der Mensch in seinen Enkeln die zweite Generation sich entwickeln sieht. Gewöhnlich aber wird das Leben in 4 A. getheilt, nämlich in das Kindesalter (infantia), die Jugend (adolescentia), das Mannesalter (virilitas) und das Greisenalter (senectus). Jedes dieser A. zerfällt wieder in verschiedene Abschnitte; das Kindesalter nämlich in das Fötusleben, die frühere Kindheit und das Knabenalter; die Jugend erstreckt sich bis zur Beendigung des Wachsthums; das Mannesalter begreift in sich das junge, reife und abnehmende, das Greisenalter aber das beginnende (senectus prima) und das hohe A. (aetas decrepita). Das *Fötalleben* legt der Mensch im Mutterleibe zurück, es besteht nur in und mit dem Leben der Mutter und ist vorzugsweise ein vegetatives Leben. Seine Dauer beträgt bei dem Menschen in der Regel 40 Wochen oder 280—281 Tage. Die erste merkliche Bewegung des Fötus fällt gerade in die Hälfte der Schwangerschaft, also in die 20. Woche (s. Fötus). Die eigentliche *Kindheit*, welche mit der Geburt beginnt, zerfällt in das Säuglingsalter und in das A. der Entwöhnung oder das der Milchzähne. In den ersten 6—9 Tagen, bis zum Abfallen der Nabelschnur, heißt das Kind ein neugebornes. Mit dem Tage der Geburt hat es bei normaler Dauer der Schwangerschaft diejenige Reife erlangt, um außerhalb des mütterlichen Organismus selbständig fortzuleben, Nahrungsmittel in sich aufzunehmen und zu assimiliren, sowie zu athmen. Die erste selbständige Verrichtung des Neugebornen ist die Athmung. Die hierzu erforderlichen Bewegungen werden durch den Reiz, welchen die äußere Luft auf die Hautnerven ausübt, auf reflektorischem Wege hervorgerufen (s. *Reflexbewegungen*). Mit der Ablösung des Neugebornen von dem mütterlichen Organismus und mit dem Eintritt der Athmung erleidet der bis zur Geburt dauernde Fötalkreislauf (s. d.) des Bluts wesentliche Veränderungen und wird fast plötzlich in diejenigen Bahnen hinübergelenkt, auf welchen das

Blut während des ganzen Extra-Uterinlebens den Körper durchkreist. Mit den ersten Athemzügen kündigt das Kind sein selbständiges Leben durch Schreien an, dabei entleert es gewöhnlich auch schon bald den Urin und einen Theil des Darminhalts (Mekonium oder Kindspech). Das Bedürfnis nach Nahrung veranlaßt das Kind zu saugenden Bewegungen, von denen ungewiß ist, ob man sie als instinktive oder als Reflexbewegungen zu betrachten hat. Durch die Aufnahme von Nahrungsstoffen kommen nach und nach die übrigen Verrichtungen der Organe in Gang, die Gallenbereitung, die Funktion des Magens und Darmkanals, der Nieren &c. reguliren sich. Die Körperlänge des Neugebornen beträgt annähernd 50 Centim., das Gewicht des Körpers 3—4 Kilogr., der Kopf ist verhältnismäßig sehr groß. Das Schädelgewölbe ist an mehreren Stellen noch nicht durch knöcherne Masse, sondern nur durch eine feste Haut geschlossen. Diese Stellen heißen Fontanelle. Die große vordere Fontanelle ist viereckig und liegt vor dem Scheitel, da, wo die vorderen Ecken der Scheitelbeine auf dem hinteren Rand des Stirnbeins in der Mittellinie des Kopfes zusammenstoßen. Zwischen den Scheitelbeinen und der Spitze der Hinterhauptsschuppe liegt die hintere kleine dreieckige Fontanelle. Erstere ist bis in das 2. Jahr, letztere bis zum 5. Monate offen, d. h. noch nicht verknöchert. Zwei andere an den Seiten liegende Fontanellen verschwinden bereits im 2., die hintere im 3. Monat. Die Haut des Neugebornen ist roth, selbst bei dem Neger, und nimmt erst später die jedem Menschenstamm eigenthümliche Farbe an. Die Haare sind dunkel, sparsam, nehmen später eine lichtere und erst im 3. Jahre ihre eigenthümliche Farbe an. Die Regenbogenhaut oder Iris, welche dem Auge die Farbe gibt, ist meist dunkelblau gefärbt, nur zuweilen braun, und verblaßt entweder, oder nimmt mehr Farbestoff in ihre Gewebe auf und färbt sich dadurch dunkler. Die erste Zeit nach der Geburt bringt das Kind größtentheils im Schlafe zu. Sein Leben beschränkt sich wesentlich auf den Fortgang der vegetativen Verrichtungen: Nahrungsaufnahme, Verdauung &c. Allmählich zeigen sich auch Spuren der Sinnesthätigkeit, nur kommen ihm die sinnlichen Eindrücke noch lange nicht vollständig zum Bewußtsein. Die willkürlichen Bewegungen sind schwach und unzweckmäßig, nur ganz allmählich lernt das Kind seine Muskeln kräftiger und in zweckmäßiger Weise gebrauchen. Auch die intellektuellen Funktionen des Gehirns schlummern noch. Der Blutumlauf ist beschleunigt, das Herz macht 140 Schläge in der Minute. Mit dem Durchbruch der ersten Zähne wird das Säuglingsalter abgeschlossen, zum Kauen aber wird das Kind erst geschickt mit dem Eintritt der Backenzähne; dann erst vermehrt sich auch die Speichelabsonderung, der Geschmacksinn wird mehr und mehr rege, und es erwacht das Bedürfnis, andere Nahrung zu sich zu nehmen, als die Muttermilch. Mit dem Hervorbrechen der sogen. Milchzähne beginnt auch die regere Entwickelung des ganzen Knochensystems. Die Gesichtsknochen, besonders die Kiefer, sind anfangs sehr klein, daher tritt die Stirn zurück, und der Gesichtswinkel ist bedeutend größer als später. Die Entwickelung der Muskeln hält mit der der Knochen gleichen Schritt, das Kind lernt seinen Kopf aufrecht halten und kann mit 5—6 Monaten aufrecht sitzen, bald versucht es auch zu kriechen, aber erst im 10. oder 11. Monat lernt es stehen und nach Verlauf des 1. Jahres gehen. In der Zeit nach dem Durchbruch der ersten Zähne schreitet das Wachsthum des Körpers, damit die Entwickelung des Skeletts und der Muskeln immer noch schnell vorwärts, doch nicht ganz so schnell wie im Säuglingsalter. Die Verdauungsorgane werden kräftiger, das Kind verträgt und verdaut bald jede Art von Nahrung. Die sinnlichen Wahrnehmungen werden schärfer und bestimmter, es zeigen sich die ersten intellektuellen Regungen, namentlich aber lernt das Kind, sobald es etwa 1½ Jahr zurückgelegt hat, allmählich auch seine Sprachwerkzeuge gebrauchen. Die Grenze des früheren Kindes- und Knabenalters wird bezeichnet durch den Ausfall der Milchzähne und den beginnenden Durchbruch der bleibenden Zähne, der in das 7. Lebensjahr zu fallen pflegt. Im Knabenalter, welches bis zum Eintritt der Mannbarkeit dauert, tritt die runde Form des Körpers mehr zurück und wird schlanker; mit größerer Ausbildung der Knochen nimmt auch die Kraft und Gewandtheit der Bewegungsorgane zu; die Sprache bildet sich mehr und mehr aus, und der Gesang fängt an, sich zu entwickeln; die Geistesthätigkeit gewinnt eine bestimmtere Richtung; das unbewußte Auffassen der äußeren Eindrücke verwandelt sich in ein beabsichtigtes Lernen; der Geist richtet sich mit Selbstbestimmung auf die Objekte und sucht sie sich anzueignen, unterstützt durch Neugierde und Wißbegierde, durch den Trieb, sich zu beschäftigen und es den Erwachsenen nachzuthun, wozu sich dann später auch die Freude am Wissen gesellt; der Verstand fängt an zu sondern, zu vergleichen, den Grund der Dinge zu erforschen; die Einbildungskraft schafft sich Ideale von Größe und Tapferkeit; das Ehrgefühl steigert sich; das Gedächtnis erreicht nach und nach einen immer höheren Grad, es erfaßt leicht und behält das Erfaßte für das ganze Leben, so daß in diesem A. die Grundlage für alles künftige Wissen gelegt wird. Infolge des schnellern Wachsthums des Körpers steigert sich auch das Bedürfnis der Nahrungsaufnahme. Der Puls nimmt an Schnelligkeit ab und hat nur 80—90 Schläge in der Minute. Das Jünglingsalter reicht von der beginnenden Entwickelung der Zeugungskraft (Pubertät) bis zur Beendigung des Wachsthums, also beim männlichen Geschlechte vom 17. bis zum 23., beim weiblichen vom 14. bis zum 20. Jahre. In ihm wird das Zeugungsvermögen nur vorbereitet, um im folgenden Zeitraume erst eigentlich hervorzutreten, und daher beginnt auch die wirkliche Reife erst am Ende desselben. Das Wachsthum geht im Anfang dieses Lebensalters meist schnell vorwärts und macht, besonders wenn es zuvor nicht bedeutend vorgerückt war, einen neuen Schuß, bisweilen 10—16 Centim. in einem Jahre. Das Aufhören des Wachsthums tritt im 18., 20., selten im 23. Jahre ein. Die mittlere Größe beim männlichen Geschlechte beträgt dann 1,57—1,73 Meter, beim weiblichen 1,46—1,62 Meter; die mittlere Schwere aber 65 Kilogr. Es nimmt also in diesem Lebensalter die Größe des Körpers ungefähr um 26—31 Centim., das Gewicht aber ungefähr um 30 Kilogr. zu. Kopf, Bauch und Extremitäten treten mehr zurück bei stärkerer Entwickelung der Brust, des Kehlkopfes und, namentlich beim weiblichen Geschlechte, des Beckens. Die Stimme erleidet eine Veränderung und wird beim männlichen Geschlechte rauher und tiefer; die Zeugungsorgane werden verhältnismäßig größer und erregbarer. Bei dem weiblichen Geschlechte werden Gebärmutter und Eierstock

umfänglicher, blut- und saftreicher, der Schamberg wölbt sich und bekommt krause Haare, die Schamlippen werden röther und voller, die Brüste wölben sich, der Hof derselben wird blaßroth und die Warze tritt etwas hervor; die Menstruation stellt sich anfangs unregelmäßig, meist nach 6—8 Wochen, allmählich aber regelmäßig alle 4 Wochen ein. Beim männlichen Geschlechte dagegen werden die Hoden größer, fester und sondern Samen ab, der Hodensack wird wärmer, bräuner; am Kinn, am Schamberg und unter den Achseln wachsen Haare, es entstehen besonders in der Bettwärme Erektionen, und endlich erfolgen auch nächtliche Samenergießungen. Mit diesen körperlichen Veränderungen gehen auch solche der psychischen Thätigkeiten einher. Gedächtnis, Verstand und Urtheilskraft reifen mehr heran, besonders aber erlangt die produktive Einbildungskraft ein hohes Uebergewicht. Das Mannesalter zerfällt in das junge, reife und höhere. Das erstere beginnt mit beendigtem Wachsthume, gegen das 24. Jahr. Das männliche A. überhaupt dauert volle 4 Cyklen und zeichnet sich im allgemeinen durch eine gewisse Stetigkeit aus. Alle körperlichen Systeme stehen zu einander in einem vollkommenen Verhältnisse, Aufnahme der Stoffe der Außenwelt und Abgabe an dieselbe treten mehr ins Gleichgewicht; das Wachsthum in die Länge hat sein Ziel erreicht, dagegen nimmt der Körper mehr an Breite und Dicke zu. Das Zeugungsvermögen ist in diesem Zeitalter zur vollen Entfaltung gekommen. Mit dem 28.—36. Jahre tritt die eigentliche Höhe des Lebens ein, und mit ihr das reife Mannesalter. Alle physischen und psychischen Verrichtungen gehen in dieser Periode mit voller Kraft vor sich. Im spätern Mannesalter treten dann Zeichen der Abnahme des Körpers ein, das Gedächtnis und das Vermögen der Reception wird schwächer, es stellt sich ein gewisses Bedürfnis nach Bequemlichkeit ein, die Bewegungen geschehen nicht mehr mit der Leichtigkeit wie früher, es besteht Neigung zur Fettleibigkeit. Bei Frauen erlischt in der Mitte der vierziger Jahre die Menstruation und damit das Zeugungsvermögen; beim Manne bleibt letzteres bis in die fünfziger Jahre erhalten. Ungefähr mit dem 9. Lebenscyklus endlich beginnt das Greisenalter, welches man wieder in das beginnende und höhere unterscheidet. Beide sind jedoch nicht durch scharfe Grenzen getrennt. In diesem Lebensabschnitte wird die thierische Faser immer starrer, die Arterien verknöchern, die Nähte zwischen den Knochen verschwinden. Die Zahnhöhlen werden eingezogen und daher die Zähne selbst lockerer; sie nutzen sich ab, fallen aus, wodurch die Höhe des mittleren Theils des Unterkiefers abnimmt und, wenn alle Zähne ausgefallen sind, nur ein knöcherner Bogen übrig bleibt. Die Zeugungsorgane schrumpfen ein; die Blutbildung ist sparsamer; die Absonderung der Drüsen geht weniger kräftig vor sich; die Sinnesorgane verlieren ihre frühere Schärfe; es schwindet die Kraft der willkürlichen Bewegungen; der Puls sinkt bis auf 60 Schläge in der Minute; die Ernährung wird schwächer; Knochenbrüche heilen nicht mehr so schnell und es entsteht leicht Brand; auch die inneren Sinne werden stumpfer, das Gedächtnis nimmt immer mehr ab, hält am wenigsten die Ereignisse der Gegenwart und nur noch die aus der Vergangenheit fest; die geistige Thätigkeit und Geschäftigkeit nehmen ab; Gleichgültigkeit und Affektlosigkeit treten an die Stelle früherer Neigungen und Begierden; die Neigung zum Schlafe nimmt zu, der Schlaf selbst aber ist weniger ruhig und kürzer. Nur wenige Menschen erreichen das eigentliche Ziel des Lebens und durchlaufen alle Cyklen von der Kindheit bis ins hohe A.; die meisten werden früher infolge von Krankheiten eine Beute des Todes.

Der Mensch hat sich im Verhältnis zu seiner Größe eines hohen Alters zu erfreuen. Jedoch ist die Dauer seines Lebens je nach den Umständen sehr verschieden. Vor allem sind zur Erreichung eines hohen Alters eine gute, nicht durch angeerbte Fehler und Krankheitskeime getrübte Konstitution und eine der Gesundheit angemessene Lebensweise erforderlich. Aber auch Klima und Wohnort sind darauf nicht ohne Einfluß. In Deutschland erreichen die Menschen, des öfteren Wechsels von Wärme und Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit wegen, nur selten das höchste Ziel des menschlichen Alters, während in hochliegenden, mäßig kalten und trockenen Gegenden, z. B. in Schottland, Dänemark, Schweden, Ungarn und im südlichen Rußland, verhältnismäßig mehr alte Leute vorkommen. Die kaukasische Rasse scheint eine größere Lebensdauer zu haben, als die mongolische und malayische. Hinsichtlich der beiden Geschlechter werden in der Mehrzahl die Weiber älter als die Männer. Unter den über 90 Jahre alt gewordenen Personen zählte man: in Schweden binnen 9 Jahren 2036 Männer und 3540 Frauen; in Paris während 30 Jahren in einem Kirchspiele 47 Männer und 126 Frauen. Im allgemeinen kann man annehmen, daß im Durchschnitt 178 Frauen auf 100 Männer über 90 Jahre und 155 Frauen auf 100 Männer über 100 Jahre alt werden. Jedoch sind in der neueren Geschichte 58 Beispiele von Männern, nur 17 von Frauen bekannt, die ein A. von 110 Jahren und darüber erreichten. Von sehr hohem A. bei unverheiratheten Menschen ist kein Beispiel vorhanden, und die, welche ein ungewöhnlich hohes A. erreichten, zeichneten sich meist auch durch eine ungewöhnlich lange Dauer der Zeugungskraft aus. Man kennt keinen Kastraten, der 70 Jahre erreicht hätte. Selbst kastrirte Thiere leben nicht so lange als unverschnittene, während doch viele Thiere ein höheres Lebensziel erreichen, wenn sie die Zeugungsfunktion nicht ausüben. Nach Bacons Beobachtungen erreichen Söhne von alten Vätern und jungen Müttern ein hohes A., und Söhne, welche der Mutter ähnlich sehen, durchschnittlich ein höheres A., als solche, die mehr dem Vater gleichen. Rush kannte keinen 80jährigen Greis, in dessen Familie nicht Beispiele von hohem A. häufig gewesen wären, aber freilich auch keinen einzigen, der nicht Brüder oder Schwestern in früheren Lebensjahren verloren hätte. Allgemein bekannt ist es, daß in vielen Familien die Fähigkeit, ein hohes A. zu erreichen, jahrhundertelang forterbt. Das höchste A., welches nach unserer Zeitrechnung (die in der Bibel angeführten Beispiele bleiben hier ausgeschlossen) bis jetzt Menschen erreicht haben, beträgt 185 Jahre. Sehr bezeichnend ist, daß die höhern und höchsten Stände fast kein einziges Beispiel eines Alters von 100 Jahren und darüber aufzählen können, obschon die Durchschnittsdauer bei ihnen gerade am größten ist. Fast alle Beispiele von A. über 110 Jahren gehören niedrigen und dürftigen Lebensverhältnissen an. Unter den gekrönten Häuptern erreichte der einzige Papst Gregor IX. ein A. von beinahe 100 Jahren; unter den Gelehrten erreichten Fontenelle und Groſman ein gleiches A.; Hippokrates lebte 104 Jahre,

obschon Aerzte in Bezug auf Lebensdauer zu den am wenigsten begünstigten Ständen gehören. Ja, nach Caspers neueren Untersuchungen sterben sie unter allen denen, die sich dem gelehrten Stande widmen, am frühesten. Doch erreichte Fr. Hoffmann 80, Heim 85, Schulzenheim, Archiater in Schweden, der eine treffliche Abhandlung über die Erreichung eines hohen Alters schrieb, 92 Jahre. Auffallend viele Beispiele eines hohen Alters bietet die Künstlerwelt dar. Michelangelo z. B. wurde 90, Tizian fast 100 Jahre alt. Vgl. Sterblichkeit.

Das A. hat einen natürlichen Einfluß auf die geistigen und körperlichen Fähigkeiten, welcher auch im **Rechte** anerkannt wird. Die Altersstufen, von welchen dieser Einfluß abhängt, sind zum Theil bestimmt festgesetzt, zum Theil hat das richterliche Ermessen die nähere Bestimmung für den individuellen Fall zu treffen, so namentlich, wo das hohe A. schlechtweg (senectus) mit Rücksicht auf die damit verbundenen Schwächen hervorgehoben wird, ferner wo die Nähe an einem schon überschrittenen oder an einem noch nicht erreichten A. theilweise dieselben Wirkungen wie dieses A. selbst haben soll, so bei den der Kindheit oder der Mündigkeit Nahestehenden (infantiae, pubertati proximi). Nach dem römischen Recht, mit welchem in dieser Beziehung alle neueren Gesetzgebungen in der Hauptsache übereinstimmen, haben folgende Altersperioden eine besondere rechtliche Bedeutung: Von dem **Kindesalter** (infantia) oder dem A. unter 7 Jahren nimmt man an, daß in demselben stehende Personen keine Willensfähigkeit, also auch keine Handlungsfähigkeit haben, weshalb sie auch keine Rechtsgeschäfte eingehen, insbesondere aber keine Verbindlichkeit übernehmen können. Eine von ihnen begangene Rechtsverletzung kann ihnen nicht zur Schuld angerechnet werden; mit einem Worte, alle ihre Handlungen sind ohne rechtliche Bedeutung. Die **Unmündigkeit** (impubertas), das A. unter 14 Jahren bei Mannspersonen, unter 12 Jahren bei Frauenspersonen, liegt zwischen dem Kindesalter und der Mündigkeit (pubertas). Der Unmündige kann alle diejenigen Handlungen vornehmen, wodurch er lediglich Rechte erwirbt; er kann insbesondere Besitz und Eigenthum erwerben, aber nicht aufgeben, und kann aus einseitigen Verträgen nur Gläubiger, aber nicht Schuldner werden, und bei zweiseitigen Verträgen seinerseits auf Erfüllung klagen, während der andere Kontrahent im Falle der Nichterfüllung lediglich die Gegenleistung, soweit der Unmündige bereichert ist, zurückfordern kann. Aus unerlaubten Handlungen haftet er ebenfalls nur insoweit, als er bereichert ist, es müßte ihm denn im einzelnen Falle der dolus, d. h. das Bewußtsein der begangenen Rechtswidrigkeit nachgewiesen werden können. Ebensowenig kann der Unmündige die zum Erwerbe einer Erbschaft erforderliche Erklärung abgeben oder einen Proceß führen. Wenn die Theorie bei dieser Altersstufe noch weitere Unterschiede statuirt, insbesondere den infantiae proximi auf der einen und den pubertati proximi auf der andern Seite eine bestimmte rechtliche Stellung zuweist, so steht sie damit auf ziemlich schwachen Füßen; unter allen Umständen aber sind diese Unterscheidungen gegenwärtig ohne alle praktische Bedeutung und können daher hier übergangen werden. Von den Mündigen (puberes) nimmt man an, daß sie die körperliche Reife erlangt haben. Die Wirkungen der Pubertät zeigen sich namentlich in der Befugnis, eine Ehe einzugehen und ein Testament zu errichten, sowie in der Befreiung von der Pupillartutel und in der Vernichtung aller Wirkungen der Pupillarsubstitution. Einen besonderen Abschnitt bildet bezüglich besonderer Rechtsverhältnisse die sogen. **volle Mündigkeit** (plena pubertas), d. i. das A. von 18 Jahren. Dahin gehört, daß zur Ausübung des Richteramtes ein A. von mindestens 18 Jahren erfordert wird, und daß, wenn jemandem der Lebensunterhalt bis zur Pubertät letztwillig hinterlassen ist, dieser Mündigkeitstermin auf das vollendete 18. Lebensjahr (bei Frauen das 14.) ausgedehnt wird. Die wichtigsten Altersstufen, welche das römische Recht kennt, sind die **Majorennität** und **Minorennität**. Jene fängt mit der Vollendung des 25. Lebensjahres an, diese bezeichnet das A. unter 25 Jahren. Personen jenes Alters nennt man Volljährige (majores viginti quinque annis), Personen dieses Alters Minderjährige (minores viginti quinque annis). Die Volljährigkeit heißt auch schlechthin Aetas legitima; Minderjährige genießen mannigfacher Vorrechte, und zwar aus dem Grunde, weil der Wille Minderjähriger noch wenig fest zu sein pflegt, dieselben daher der Beeinträchtigung von Seiten anderer zu sehr ausgesetzt sind; insbesondere berechtigt die Minderjährigkeit zur Wiedereinsetzung in den vorigen Stand. Auf der andern Seite sind sie aber auch, namentlich bezüglich ihrer Fähigkeit, Rechtsgeschäfte, besonders verpflichtende Rechtsgeschäfte einzugehen, vielfach beschränkt. In diesem Punkte weicht das praktische gemeine von dem älteren römischen Recht wesentlich ab. Nach letzterem endete mit der pubertas die Tutel und begann die vollständige Handlungsfähigkeit und die freie Verfügung über das Vermögen. Die Veränderung, welche die Lehre von der Bevormundung durch die deutsche Praxis und die Notariatsordnung von 1577 erfahren hat und wonach der Unterschied zwischen Tutel und Kuratel in Bezug auf Minderjährige wegfällt und die Vormundschaft als eine und dieselbe bis zur Volljährigkeit fortwährt, hat den Gegensatz dieser zur Mündigkeit (pubertas), also namentlich die Handlungsfähigkeit der minderjährigen Mündigen (puberes minores) verschwinden lassen. Auch diese sind nur insoweit handlungsfähig, als dies zu ihrem Nutzen gereicht. Für Minderjährige, welche nicht unter elterlicher Gewalt stehen, muß unter öffentlicher Autorität ein Altersvormund bestellt werden, welcher für deren körperliche, geistige und sittliche Ausbildung Sorge zu tragen hat. Der Großjährige dagegen ist befugt, alle Rechtshandlungen des bürgerlichen Lebens vorzunehmen, soweit nicht das Gesetz eine besondere Ausnahme macht, wie z. B. auch bei ihm zur Eingehung einer Ehe die elterliche Einwilligung ein gesetzliches Erforderniß ist. Die Rechte der Großjährigen können auch einem Jüngern durch landesherrliches Reskript (Jahrgebung, venia aetatis) verliehen werden, was indessen ein A. von wenigstens 20 Jahren bei männlichen, von 18 Jahren bei weiblichen Personen und die Nachweisung eines verständigen und sittlichen Lebenswandels voraussetzt. Der Unterschied aber zwischen einem solchen Volljährigen durch Koncession und einem natürlichen Volljährigen besteht darin, daß jener zur Veräußerung von Immobilien noch immer eines zustimmenden Dekrets der Obrigkeit bedarf, wie dies bei einem Minderjährigen nothwendig ist; auch hat diese Großjährigkeitserklärung keinen Einfluß auf testamentarische und andere Privatdispositionen,

worin etwas von der Volljährigkeit abhängig gemacht ist; diese wird stets als die natürliche verstanden, wenn nicht eine andere Absicht des Disponenten nachgewiesen werden kann. In der Majorennität unterscheidet das römische Recht keine Altersstufen außer dem Greisenalter (senectus), was bezüglich der Befreiung von öffentlichen Aemtern, vom Kriegsdienste, der Zulässigkeit des Beweises zum ewigen Gedächtnisse u. dgl. von einiger Bedeutung ist. In der Regel wird die Senectus nur unbestimmt, ohne Rücksicht auf ein festgesetztes Jahr, im Gegensatze zum jüngern A. bezeichnet; in manchen Beziehungen aber kommt auch ein bestimmter Alterstermin für dieselbe vor, wie z. B. das 60. oder 70. Lebensjahr von der Uebernahme von Vormundschaften, Aemtern u. dgl. befreit. So oft im Rechte ein gewisses Jahr des Lebensalters erfordert wird, ist immer im Zweifel das vollendete zurückgelegte gemeint, und nur bei der Fähigkeit zu öffentlichen Aemtern ist dies Erforderniß auf das angefangene Jahr zu beziehen.

Das deutsche Recht befolgt im wesentlichen die Grundsätze des römischen Rechts, nur bezüglich der einzelnen Zeitabschnitte herrscht nicht völlige Uebereinstimmung, was sich wohl zum Theil daraus erklären läßt, daß man jene Perioden ursprünglich nicht nach Jahren, sondern nach gewissen Kennzeichen körperlicher oder geistiger Reife bestimmte. Nach älterem sächsischen Recht trat die Mündigkeit, das »zu seinen Jahren kommen«, mit dem vollendeten 12. Jahr, die Großjährigkeit oder das »zu seinen Tagen kommen« aber mit dem 21. Jahr ein. Heutzutage gelten über A. und Altersstufen gemeinrechtlich zwar noch immer die Grundsätze des römischen Rechts; doch haben sich in einzelnen Staaten, z. B. in Sachsen, die alten einheimischen Bestimmungen erhalten, oder es haben neuere Gesetze, um den Großjährigkeitstermin auf eine unsern Verhältnissen entsprechende Weise festzusetzen, einen frühern Lebensabschnitt als den des römischen Rechts angenommen, so in Bayern, Baden, Hessen, Belgien und Frankreich, seit kurzem auch in Preußen das 21., in Hamburg für das männliche Geschlecht das 22., in Oesterreich, Oldenburg und Bern das 24. Lebensjahr. Bei Fürsten und dem hohen Adel ist meist das 20. oder 18. Jahr hausgesetzlich als Volljährigkeitstermin bestimmt, wenigstens soweit der Regierungsantritt dadurch bedingt ist. In den meisten Ländern wird für gewisse Rechtsverhältnisse und Befugnisse, wie die Fähigkeit, eine Ehe einzugehen, im Lehnsnexus zu stehen, einen Eid zu leisten &c., ein früherer Zeitpunkt als der der allgemeinen Volljährigkeit festgesetzt, während anderseits wieder zur Ausübung gewisser, besonders politischer Rechte, wie z. B. zur Fähigkeit zur Erlangung des Staatsbürgerrechts, der aktiven und passiven Wahlfähigkeit zu Landtagen, zum Amt eines Geschwornen &c., ein höheres A. als das der landesgesetzlichen Volljährigkeit erfordert zu werden pflegt. Neuerdings ist in Deutschlands das aktive Wahlrecht meist an ein Alter von 25, das passive an ein Alter von 25 oder 30 Jahren geknüpft.

Im Strafrecht gilt die Jugend als Strafmilderungsgrund. Gegen Kinder, welche das 12. Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, kann wegen einer durch das Strafgesetz bedrohten Handlung nach den meisten Gesetzgebungen gar keine Kriminalstrafe erkannt werden. Dieselben sind vielmehr ihren Eltern oder Erziehern zur Ergreifung geeigneter, die Besserung und Beaufsichtigung bezweckender Maßregeln zu überlassen oder auch nach Umständen in einer Erziehungs- und Besserungsanstalt unterzubringen. Auch wird gegen jugendliche Verbrecher bis zu einem bestimmten A. (nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuche bis zum vollendeten 18. Lebensjahre) nie auf Todesstrafe oder Zuchthausstrafe und überhaupt stets auf eine geringere Strafart und Strafdauer erkannt; ebensowenig darf nach deutschem Strafrecht das Erkenntnis auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte oder Stellung unter Polizeiaufsicht lauten.

Alter, -a, -um (lat.), der, die, das andere (von zweien); altera pars, der andere Theil, die Gegenpartei. Altera pars Petri, der 2. Theil von Petrus Ramus' Lehrbuch der Logik, welcher vom Scharfsinn handelt, daher man von einem Menschen mit wenig Urtheilskraft sagt, es fehle ihm altera pars Petri.

Alteration, s. Alteriren.

Alter ego (lat.), »das andere Ich«, der Stellvertreter, eine im Kanzleistil einiger romanischen Staaten (Spanien, Portugal &c.), namentlich des früheren Königreichs beider Sicilien, vorkommende staatsrechtliche Klausel, durch welche der König einem von ihm gewählten Generalvikar des Reichs die volle Ausübung aller Rechte der königl. Gewalt überträgt, so daß derselbe gleichsam das zweite Ich des Königs ist. Eine berüchtigte Anwendung des A. e. geschah 1820, als der König von Neapel den Kronprinzen zur Ertheilung einer Konstitution ermächtigte, die der König, als er seine Person im Auslande in Sicherheit sah, wieder annullirte.

Alter im Feld, nach bergrechtlichem Sprachgebrauch der Vorzug der Priorität, welchen man durch Schürfen nach Mineralien in Ansehung der dadurch aufgefundenen Fossilien erwirbt; vorausgesetzt, daß man dabei mit einem gehörigen Schürfzettel versehen war. Zum Suchen oder Schürfen nach bergmäßig zu bebauendem Mineral auch auf fremdem Grund und Boden ist nämlich bei frei erklärtem Bergbau ein jeder berechtigt. Doch muß zuvor die Erlaubnis der zuständigen Bergbehörde eingeholt werden, welche aber regelmäßig gegen eine kleine Abgabe durch Ausstellung eines sogen. Schürfscheins oder Schürfzettels ertheilt zu werden pflegt. Der Schürfer nun, welcher sich mit einem solchen Schein versehen und eine bauwürdige Lagerstätte gefunden, hat das »Alter im Feld«, d. h. er geht allen anderen, welche nach ihm das betreffende Mineral entdeckten, vor, und kann vor ihnen die Beleihung mit dem Grubenfelde beanspruchen. Das Nachsuchen um diese Beleihung, das sogen. Muthen, aber muß regelmäßig binnen einer nach den meisten Bergordnungen sehr kurz gestellten Frist geschehen, wofern man nicht seiner Rechte aus dem A. verlustig gehen will.

Alteriren (lat.), verändern; aufbringen, erregen, ärgern; Alteration, Aenderung (zum Schlimmern); Gemüthsaufregung.

Alterkation (lat.), Wortwechsel, Streit, Zank.

Alterniren (lat.), das wechselseitige Ablösen von zweien oder mehreren in irgend einem Geschäft. Alternät (neulat.), diplomatischer Gebrauch, wonach im Rang gleichstehende Mächte in Verträgen &c. in abwechselnder Reihenfolge aufgeführt werden. Alternation, Abwechselung. Alternative, die entscheidende Wahl zwischen zwei Dingen, wo es heißt: entweder — oder.

Alternirende Fürstenhäuser, in der frühern

deutschen Reichsverfassung in Bezug auf das Directorium des Reichsfürstenraths Oesterreich und Salzburg, in Bezug auf den Abstimmungsturnus in demselben die sechs Fürstenthümer Pommern, Mecklenburg, Würtemberg, Hessen, Baden u. Holstein.

Alter rother Sandstein, s. Devonisches Gebirge.

Altersring (Greisenring der Hornhaut, arcus senilis, gerontoxon), die im Alter eintretende sichelförmige Trübung des obern und untern Hornhautrandes. Nicht selten fließen die Hörner der beiden Sicheln zu einem Kreise zusammen. Die Trübung läßt immer zwischen sich und der Sclerotica (s. Auge) einen etwa 1 Millim. breiten Zwischenraum, der durchsichtig bleibt, wie auch die Mitte der Hornhaut an dem Processe keinen Antheil nimmt. Das Sehen an und für sich wird daher durch diese Veränderung nicht beeinträchtigt. Der A. beruht auf einer fettigen Entartung der Hornhautzellen und ist nicht heilbar. Er ist stets mit Weitsichtigkeit gepaart.

Altersschwäche, s. Marasmus.

Alter Stil, s. Kalender. Im Wechselverkehr hat derselbe eine Bedeutung, wenn z. B. ein in Rußland oder Griechenland ausgestellter, in Deutschland zahlbarer Datowechsel nicht zugleich die Bemerkung enthält, daß er nach dem neuen Stil datirt sei, oder wenn er nach beiden Stilen datirt ist. In diesem Falle wird (nach § 34 der Allgemeinen Wechselordnung) der Verfalltag von demjenigen Kalendertage neuen Stils ab berechnet, welcher dem nach altem Stil sich ergebenden Tage der Ausstellung entspricht. So ist für einen im gewöhnlichen Jahre am 18. Febr. pr. »drei Monate dato« ausgestellter Wechsel der Verfalltag nicht so zu berechnen, daß man erst vom 18. 3 Monate weiter bis zum 18. Mai rechnet und dann durch Zuzählung der 12 Differenztage den 30. Mai als Verfalltag erhielte, sondern so, daß man zum 18. Febr. zuerst die 12 Differenztage hinzurechnet und den 2. März neuen Stils als Ausstellungstag erhält, nach welchem dann, 3 Monate weiter gerechnet, der 2. Juni als richtiger Verfalltag sich ergibt.

Alterthum, im allgemeinen die Periode der Geschichte, die, ihrem Anfange nach unbestimmbar, mit dem Untergange des weströmischen Reichs 476 endet, im engern Sinne die Urgeschichte jedes einzelnen Volks, unter dessen Alterthümern oder Antiquitäten man nicht bloß die aus dieser ältesten Zeit übrig gebliebenen Bau- und Kunstwerke versteht, sondern auch die Kunde von den ältesten Sitten, Einrichtungen und Denkmälern; so spricht man von orientalischen, christlichen, deutschen, französischen, skandinavischen Alterthümern oder Antiquitäten ebenso wie von griechischen und römischen. Dieselben zerfallen in Staats- und Privatalterthümer. Jene behandeln Verfassung, Rechtspflege, Polizei-, Finanz- und Kriegswesen, Kultur und Handel, diese die physischen und geselligen Verhältnisse, wie Familien, Sklaven, häusliche Einrichtung, Lebensweise &c. Ueber die Alterthümer der einzelnen Kulturvölker s. die betreffenden Artikel.

Alterthumsforschende Vereine, Vereine, die sich die Erforschung des Alterthums eines Landes oder eines Landestheils zur Aufgabe gestellt haben. Ihr gemeinsames Ziel ist ein dreifaches: Förderung allgemeiner und specieller Geschichtsstudien; Erhaltung und Sammlung der Denkmäler und Alterthümer, an denen sich die Anschauungsweise, die Empfindung und Geschmacksrichtung der früheren Zeiten ausspricht; endlich Niederlegung des Erforschten in besonderen, meist periodisch erscheinenden Schriften. Die meisten dieser Vereine sind Privatgesellschaften, oft unter Protektion einer fürstlichen Person, zum Theil auch vom Staate durch Geldbeiträge unterstützt; ihre Mitglieder zerfallen in ordentliche, Ehren- und korrespondirende Mitglieder. Die ältesten alterthumsforschenden Vereine finden wir in England und Italien. Die Londoner »Society of Antiquaries« wurde bereits 1572 von Parker gestiftet, ging dann 1604 ein, wurde jedoch 1717 neu organisirt und 1751 von Georg II. als öffentliche Gesellschaft anerkannt. Sie hat in einer langen Reihe dicker Quartbände eine Ueberfülle antiquarischen Reichthums zu Tage gefördert und namentlich über die Periode der Angelsachsen die seltensten und interessantesten Aufschlüsse ertheilt; treffliche Kupferstiche bringen das Wichtigste zur unmittelbaren Anschauung. Gegenwärtig finden sich dergleichen Vereine in allen größeren Städten Englands, ebenso Frankreichs. Bedeutendes leisteten hier besonders die Pariser »Société des Antiquaires de France«, die sich 1814 aus der 1805 gegründeten »Académie celtique« bildete, die »Société de l'histoire de France« und die »Commission des monuments historiques«. Eine wirksame Förderung erhält die Alterthumsforschung in Frankreich durch die Theilnahme der großen wissenschaftlichen Staatsinstitute (namentlich der Pariser Akademie der Wissenschaften, Künste und Inschriften), welche bezügliche Preisaufgaben stellen und die Herausgabe antiquarischer Prachtwerke übernehmen. Von andern Ländern finden sich Vereine in Lissabon, Madrid, Brüssel, Lüttich, Leyden, Kopenhagen, Stockholm, Upsala, Philadelphia, Worcester (in Massachusetts) &c. In Deutschland gab den größten Impuls zur Gründung von Vereinen für Alterthumsforschung der Freiherr vom Stein durch Gründung der »Gesellschaft für Deutschlands ältere Geschichtskunde« zu Frankfurt a. M. (1819), die sich bedeutender Unterstützung erfreute und tüchtige Unternehmungen, wie das »Archiv« der Gesellschaft, die wichtigen Regesten und hauptsächlich die »Monumenta Germaniae historica« zu Tage förderte. Der lebhaft erwachte Sinn für deutsche Geschichtsforschung zündete überall. Fast gleichzeitig mit der Frankfurter Gesellschaft gründete Büsching in Breslau den »Verein zur Herausgabe altschlesischer Denkmale und Kunst«, ein Jahr später P. Wigand zu Münster die »Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens«. Zu Minden entstand die »Westfälische Gesellschaft für vaterländische Kultur«, welche »Westfälische Provinzialblätter« herausgibt, zu Naumburg (1820) der »Thüringisch-Sächsische Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums« (begründet von Ilgen, Neander, Lepsius u. a.), der die »Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen« herausgab und 1823 nach Halle verlegt wurde. In Wiesbaden konstituirte sich 1821 der (bereits seit 1811 bestehende) »Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung« neu; zu Leipzig trat der »Sächsische Verein zur Erforschung und Bewahrung vaterländischer Alterthümer« zusammen, der sich 1827 mit der alten »Deutschen Gesellschaft« zur »Deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer« vereinigte und »Beiträge zur vaterländischen Alterthumskunde« herausgibt. Zu Stettin entstand 1824 die »Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde«, welche, nebst Schwestergesellschaften gleichen Namens in Stralsund und

Greifswald, in »Jahresberichten«, den »Neuen Pommerischen Provinzialblättern« und den »Baltischen Studien« Bericht erstattet. Zu Hohenleuben besteht seit 1825 der »Voigtländische alterthumsforschende Verein«, in Dresden seit 1824 der »Königlich sächsische Verein für Erforschung und Erhaltung der vaterländischen Alterthümer«. Zu Ansbach gründete Ritter v. Lang 1827 den »Verein für die baireuthische Geschichte und Alterthumskunde«, nach dessen Vorgang für alle Kreise Bayerns ähnliche Vereine entstanden, die sich der Unterstützung von Seiten des Königs, der Betheiligung der Akademie der Wissenschaften, der Eröffnung des Reichsarchivs und der Provinzialarchive zu erfreuen haben; ihre Sitze sind Bamberg, Würzburg, Baireuth, Landshut, Regensburg, Augsburg, Neuburg, Speyer, München. In Baden konstituirten sich die »Gesellschaft zur Beförderung der Geschichts- und Alterthumskunde« zu Freiburg (seit 1828) und die »Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Denkmale« zu Sinsheim, mit vorwaltender Tendenz auf Nachgrabungen. Besonders regsam in Gründung neuer Vereine zeigte sich das Jahr 1832. Es entstand zu Rottweil in Würtemberg ein »Verein zur Auffindung von Alterthümern«; zu Nürnberg, angeregt durch Freiherrn v. Aufseß, eine »Gesellschaft für Erhaltung der Denkmäler älterer deutscher Geschichte, Literatur und Kunst«, deren Organ der »Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters« wurde; zu Darmstadt der »Historische Verein für das Großherzogthum Hessen«, zu Meiningen der »Hennebergische alterthumsforschende Verein«. Ihnen folgten 1833 der »Verein für hessische Geschichts- und Landeskunde« in Kassel (mit Zweigvereinen in Marburg, Rinteln, Schmalkalden und Fulda); 1834 die »Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft für Sammlung und Erhaltung vaterländischer Alterthümer« in Kiel und der »Wetzlarische Verein für Geschichte u. Rechtsaltertümer«; 1835 der »Historische Verein für Niedersachsen« in Hannover (Organ: »Vaterländisches Archiv«) und der »Verein für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde« in Schwerin (»Jahrbücher«); 1836 der »Altmärkische Verein für vaterländische Geschichte und Industrie« zu Salzwedel; der »Verein für Erforschung und Sammlung von Alterthümern« zu Ottweiler und die »Geschichts- und alterthumsforschende Gesellschaft des Osterlandes« zu Altenburg. An diese Vereine reihen sich noch zahlreiche neuere gleicher und verwandter Richtung, namentlich in Universitätsstädten, wie Berlin (mit 8 Vereinen), Königsberg (2 Vereine), Leipzig (3 Vereine), Bonn (2 Vereine), Breslau (3 Vereine), Kiel (2 Vereine), München (3 Vereine), Göttingen; ferner zu Thorn, Frauenburg, Frankfurt a. O., Neuruppin, Anklam, Posen, Neisse, Görlitz, Magdeburg, Lübeck (2 Vereine), Hamburg, Bremen, Dresden (3 Vereine), Freiberg, Quedlinburg, Wernigerode, Erfurt, Stade, Lüneburg, Emden, Osnabrück, Jena, Kahla, Sondershausen, Blankenburg, Wolfenbüttel, Arnsberg, Paderborn, Dortmund, Hörter, Frankfurt a. M. (2 Vereine), Hanau, Köln, Elberfeld, Kreuznach, Saarbrücken, Trier, Korbach, Sigmaringen, Mainz, Darmstadt (3 Vereine), Worms, Karlsruhe, Baden-Baden, Freiburg i. B. (2 Vereine), Mannheim, Donaueschingen, Stuttgart, Mergentheim, Ulm, Friedrichshafen, Rottweil, Riedlingen, Zabern rc.; dazu die zahlreichen vaterländischen Vereinsmuseen in Oesterreich, namentlich der Alterthumsverein in Wien, das Johanneum zu Graz (gestiftet 1810), das Vaterländische Museum zu Prag (1816), das Ferdinandeum zu Innsbruck (1823), das Franciscеum zu Brünn, sowie die Vereine der Schweiz in Bern und Zürich. Von ganz hervorragender Bedeutung wurde das »Germanische Museum« (s. d.) in Nürnberg, das 1853 begründet wurde und einen Mittelpunkt für die gesammte deutsche Alterthumsforschung bildet, sowie in Oesterreich die k. k. »Centralkommission zur Erhaltung und Erforschung der Baudenkmale in der österreichischen Monarchie« zu Wien, deren zahlreiche Publikationen ein unschätzbares Material zu einer Kunstgeschichte Oesterreichs bilden, und deren Wirkungskreis in neuester Zeit auf die »Kunstdenkmale« überhaupt ausgedehnt worden ist.

Alterthumskunde und Alterthumswissenschaft. Erstere ist nur Inbegriff aller das Alterthum betreffenden Kenntnisse, die letztere ist dasselbe in wissenschaftlicher Form. Zwei Gesichtspunkte erheben Kunde zur Wissenschaft: der vergleichende (gliedernde) und der geschichtliche (entwickelnde). Es fehlt nicht an Völkern, deren Geschichte nach Jahrtausenden zählt und deren Denkmäler erforscht sein wollen; doch pflegt man, wenn man schlechthin von Alterthumskunde oder -Wissenschaft spricht, die Alterthümer der Inder, der Aegypter, der Juden, der Deutschen nicht mitzumeinen, sondern nur die der Griechen und Römer, und zwar mit Recht; denn in dem andern Falle würde diese Wissenschaft einen ganz unverhältnismäßigen Umfang haben und vom Geiste Eines Menschen nicht umfaßt werden können. Wenn nun Griechen und Römer vor den andern Völkern den Vorrang haben, so liegt das darin, daß unsere moderne Bildung nächst dem Christenthum auf den Alten beruht, da jenes selbst erst seit Wiedererstehen der Wissenschaften, d. h. seit man sich eingehender und allgemeiner mit Griechen und Römern beschäftigte, sein mittelalterlich unfreies Wesen abgelegt hat. Ja, wenn von der einen Seite die Alterthumswissenschaft einen Theil zur Sprachwissenschaft, zur Geschichte, zur Kunstwissenschaft beisteuert, so wird durch den herkömmlichen Ausdruck »Wiedergeburt der Wissenschaften« die Thatsache angedeutet, daß alle Wissenschaften der Neuzeit auf diesem Boden erblüht sind, theils ganz greifbar sich anlehnend an die A., wie Kunst- und Sprachwissenschaft, theils wenigstens durch die im Studium der Alten gestählte Geisteskraft. Sehen wir uns die beiden Völker selbst an, so wird wiederum ein Vorrang sich ergeben. Sie sind unvergleichlich, die Römer als Civilisatoren, die Griechen als Kultivatoren; doch verdienen diese als Lehrer auch der Römer noch besonders hervorgehoben zu werden: sie sind das Volk der geistigen Freiheit, der selbstlosen Hingabe an geistiges Werden und Schaffen. Von den zwei oben angeführten Gesichtspunkten gilt der geschichtliche um so durchgreifender. Die Alterthumswissenschaft ließe sich wohl fassen als Geschichte der Griechen und Römer, nur in einem mehr allseitigen Sinn, als das Wort Geschichte sonst gewöhnlich genommen wird; nämlich so, daß sogar die Alterthümer aller andern vorchristlichen Völker insofern mit darin enthalten seien, als wir sie durch das Medium der griechischen und der römischen Ueberlieferung sehen und also in dieser Beleuchtung als wesentliches Moment des antiken (griechisch-römischen) Bildungsstandes, der antiken Weltanschauung schätzen müssen. Die Alterthumswissenschaft als ein System von Kenntnissen verlangt von ihrem Pfleger, daß, welchen Theil er auch zum besondern Gegenstande

seiner Thätigkeit wähle, er mit allen hinreichend vertraut sei, um bei jedem fruchtbaren Anlaß den andern Theil jenem dienstbar zu machen. — Seit dem 14. Jahrh. haben vornehmlich Italiener, Franzosen, Engländer, Niederländer und Deutsche das klassische Studium gefördert. **Petrarca** sammelte zuerst die vergessenen lateinischen Autoren und empfahl das Studium der griechischen Sprache, deren Anfangsgründe nur er vom Mönch Barlaam empfing; den griechischen Homer sah er mit Freudenthränen, lesen und verstehen konnte ihn erst Boccaccio. Großartige Fortschritte wurden gemacht, als seit dem Ende des Jahrhunderts griechische Gelehrte (M. Chrysoloras u. a.) immer zahlreicher Italien zum Wohnsitz nahmen und seit dem Fall von Konstantinopel unter dem Schirm der Mediceer als ihre Heimat ansehen durften. Nicht übertroffen ward die Virtuosität der Italiener in Reproduktion der antiken Poesie wie Prosa; übrigens war das Studium überwiegend dem Formalen zugewandt und noch ohne historischen Blick. Hervorzuheben sind dabei für das Griechische die Officin des Aldus Manutius zu Venedig, für das Latein die Juntina zu Florenz. Diese Regsamkeit schloß glänzend ab mit Victorius (gest. 1585, wie Muret das Muster lateinischen Stils) und Sigonius (gest. 1584), jener als Kritiker für beide Literaturen, dieser für römische Rechtsgeschichte bedeutend. Lange beschränkte sich dann die Thätigkeit auf Uebersetzen und blieb auch im 18. Jahrh. auf einzelnes eingeschränkt, wie Numismatik, ausgenommen den Lexikographen Forcellini und den feinen Kritiker Garatoni. In neuester Zeit endlich hat sich A. Majo als Entdecker wichtiger Palimpseste verdient gemacht. Ueberall aber standen während der letzten Jahrhunderte die Griechen zurück. Nicht bloß in Italien natürlich wirkte mächtig die Erfindung der Buchdruckerkunst. Frankreich, die Niederlande und England wurden zunächst die Hauptsitze des Alterthumsstudiums. **Frankreich** hatte das Besondere, daß die humanistischen Studien von vornherein in innigem Verbande mit dem praktischen Leben auftraten, ihr Erblühen daher mit dem der Nationalliteratur in Wechselwirkung stand, und wenn auch einmal jemand (wie der geistreiche und besonnene Kritiker Lambin) sie zum ausschließlichen Beruf machte, doch sehr rasch für Rechtswissenschaft, Medicin 2c. Verwerthung fand. Daß jene gegenseitige Durchdringung der antiken Studien mit der heimischen Literatur hier nicht tiefer und nachhaltiger zu Stande kam, daran war zunächst der Kampf schuld, den jene Hand in Hand mit dem Protestantismus zu bestehen hatten — mußte doch schon der durch die Werke seines eisernen Fleißes, vor allem durch seinen »Thesaurus linguae graecae« noch jetzt fortlebende Buchdrucker R. Stephanus nach Genf flüchten. Eine weitere Ursache lag in dem eigenthümlich reizbaren Nationalgefühl, das sich mächtig regte, als gleichzeitig mit dem völligen Unterliegen des Protestantismus (1685) eine Nationalliteratur erstand und das Zeitalter Ludwigs XIV. überhaupt Frankreich zum geistigen Beherrscher Europa's machte. Der Umstand endlich, daß im 18. Jahrh. mathematisch-physikal. Forschungen mit allen ihren Anwendungen in den Vordergrund traten, konnte nur die Wirkung jener Faktoren noch nachhaltiger machen. So sind es nur drei Männer: J. J. Scaliger (Chronolog), Salmasius (Kritiker) und Casaubonus (Literarhistoriker und Kommentator), die als ersten Ranges, jene beiden auch wegen ihres Wirkens auf die Studien der Niederländer (als Protestanten zogen sie vor, unter diesen zu leben), hervorgehoben werden müssen. Hier beschränkte man sich zunächst darauf, die römischen Dichter behufs der Reproduktion zu durchforschen; dann gab es gelehrte Arbeiten, mehr mannigfach als ineinandergreifend. Mehr und mehr erstarrte der ganze Betrieb in ein nur empirisches, dem modernen wie sogar dem antiken Leben fremdes Wesen, bis der schon genannte J. J. Scaliger scharfes Urtheil und großen Blick u. a. in Anbahnung von Sammlungen beurkundete, G. J. Vossius zuerst ein philologisches Wissen über Sprache, Literatur und Theologie aufwies. Nun ward N. Heinsius (für römische Dichter nachhaltig wirkend), noch mehr Gronovius (fruchtbarer thätig für Prosaiker) Begründer der **holländischen Latinistenschule**; nun sah man in Hugo Grotius (gest. 1645) das erste Beispiel universellen Wissens und wirklicher Durchbildung; neben ihn treten dann nicht unwürdig, für histor. Philologie bedeutend, Perizonius (gest. 1715) und Wesseling. Endlich erwuchs auf diesem Boden die **holländische Hellenistenschule**, von Hemsterhuis (gest. 1766) bis Wyttenbach (gest. 1820), die ihrerseits den deutschen Forschern später einen Anhalt gaben, aus Archiven, wie Fabricius' Sammelfleiß sie bot, allmählich den Aufbau einer Literaturgeschichte zu begründen. Da in **England** der Protestantismus nicht, wie in Frankreich, unterlag, so war die propädeutische Bedeutung, welche hier die humanistischen Studien gewannen, nach ganz anderem Maßstab. Welche Fakultät man auch wählte, man begann mit der der »Künste«. Zwar ward das Wirken des vielleicht überhaupt größten Kritikers, R. Bentley (gest. 1742), von seinen Landsleuten minder anerkannt und fruchtbar gemacht als von Hollands Latinisten und Hellenisten; aber die sonst etwas einseitige Richtung auf Kritik ward bei den Engländern ausgeglichen, da die großartigen Mittel des Privatmanns und die herrschende Weltstellung der Nation von Anfang bis heute ihnen ermöglichte, voran zu sein unter denen, welche die Wohnstätten der antiken Völker selbst besuchten, Kunstwerke sammelten und ihre Reisen der Geographie und Archäologie zu gute kommen ließen (in neuester Zeit Dodwell, Clarke, Leake, Layard). Wir heben noch zwei Männer hervor: Porson (gest. 1808), der als rationeller Kritiker, obwohl in kleinerem Maßstab, im Geist Bentley's weiter wirkte und eine Schule von Forschern zog, und Ruddiman (gest. 1751), dessen lateinische Grammatik noch jetzt als Fundgrube geschätzt wird. **Deutschland** empfing früh aus Italien die alten Sprachen und Autoren; doch wirkte hier die Reformation nicht unbedingt günstig. Sie bürgerte zwar dies Studium auf Universitäten und Schulen ein wie sonst nirgends (Reuchlin, Sturm, vor allen aber Melanchthon), und in dieser eigenthümlich deutschen Ausbreitung lag allerdings eine Gewähr, daß für Jahrhunderte bei uns mit steigendem Erfolge die Wissenschaft gedeihen werde; denn die hervorragenden Geister fanden stets einen Boden vor, auf dem sie sich rasch das Errungene aneigneten, und der sich ihnen dann hinwiederum empfänglich erwies. Eben die lutherischen Theologen aber waren es auch, die alle Beschäftigung mit dem Alterthum der Theologie unterordneten. Wesentlich verloren diese Studien an Würde und Umfang. Seit dem Beginn des 18. Jahrh. erst hörte die Philologie auf, Magd zu sein. Um 1750 aber erst ward sie Grundlage der gesammten höhern Bildung, und nun erst trat auch die »griechische Litera-

tur« in den Kreis der philologischen Studien ein. Winckelmann erschloß das Reich der Kunst, Lessing lehrte unbefangenes Urtheil und strenge Methode auf die Werke antiker Schrift und Kunst anwenden, ebenso, wenngleich mehr mittelbar, Kant (wie in unsern Tagen Hegel). So sehen wir, was in Frankreich geschehen, in ganz anderem Gehalt und Maßstab bei uns sich wiederholen: das Aufblühen unserer klassischen Nationalliteratur Hand in Hand mit dem wachsenden Verständnis des Alterthums. Die Leistungen des sinnigen Vorläufers der Romantik, des für alles Kindheitliche der Menschheit wundersam begabten Herder, des mit dem attischen Geist überraschend vertraulichen Wieland, des unbefangenen Rationalisten und gewaltigen Uebersetzers J. H. Voß überboten bereits Klopstock, der das deutsche Vaterland mit seiner Seele im Tacitus suchte, wurden aber ihrerseits erst auf den Gipfel erhoben durch Schöpfungen wie Goethe's »Iphigenia«, »Hermann und Dorothea«, »Römische Elegien«, in denen sich der deutsche Geist dem antiken wirklich kongenial zeigte, wie durch die heroische That des den genannten ebenbürtigen Philologen F. A. Wolf, der über die homerischen Lieder, diese Quelle alles antiken Singens, Sagens und Sinnens, ein neues Licht aufgehen ließ und eben dadurch die Macht und Herrlichkeit des Geistes als aller gelehrten Ueberlieferung überlegen darthat. Uebergangen sollen hier indeß nicht ganz werden die treuen Schul- und Universitätslehrer J. M. Gesner (gest. 1761), J. A. Ernesti (gest. 1781), Chr. G. Heyne (gest. 1812), die auch ihrerseits in ihrem segensreich ausgebreiteten Wirken die Saaten zu solchen Erfolgen streuen halfen, der letztgenannte besonders in seiner vorwiegenden Richtung auf das Ganze des Werks, mit speciellem Interesse für das Kulturgeschichtliche und Aesthetische.

Bei solchen Leistungen war es denn kein Wunder, wenn bei uns zuerst das Bedürfnis, über die Einheit aller Alterthumswissenschaft zum Bewußtsein zu kommen, Befriedigung suchte und fand. Heyne versuchte, Wolf vollendete ein System. 24 Disciplinen in 4 größeren Gruppen: 1) grammatische Studien (philosophische, griechische, lateinische Grammatik); 2) kritische Rhetorik (Hermeneutik, Kritik, prosaische und metrische Komposition); 3) Geschichte der Griechen und Römer mit ihren Hülfswissenschaften: Geographie und Uranographie; alte Universalgeschichte, Chronologie und historische Kritik; griechische und römische Alterthümer, häusliche und öffentliche; Mythologie beider Völker; griechische und römische Literaturgeschichte; Geschichte der redenden Künste und Wissenschaften bei den Griechen und Römern; mimetische Künste, d. h. Musik, Deklamation (Rhapsodik), Orchestik, Schauspielkunst, hohe Tanzkunst; 4) eigentliche Archäologie oder das Studium der Antike (Notiz von den noch übrigen Denkmälern und Kunstwerken der Alten, archäologische Kunstlehre; Geschichte der zeichnenden und bildenden Künste; Geschichte der Architektur; Numismatik; Epigraphik). Mit dem tiefern Erforschen des Alterthums hat natürlich die Theilung der Arbeit zugenommen, und einen so universellen Humanisten wie F. A. Wolf oder formalen Kritiker wie G. Hermann hat es nicht wieder gegeben; aber die Tiefe des Forschens selbst wie die Thatsache, daß ein Deutscher jenes System aufgestellt, bürgen dafür, daß das Bewußtsein der Einheit aller Alterthumswissenschaft nicht verloren gehe, und so sind die Entdeckungen unseres Jahrhunderts, wie die Benutzung der Dampfkraft, Telegraphie und Photographie, Sprachvergleichung und Einigung aller Deutschen zu einem endlich aller Welt Achtung gebietenden Reiche auch der Alterthumswissenschaft wesentlich zu gute gekommen. Winckelmanns und der Engländer Beispiel bleibt nicht unbefolgt: wir nennen nur O. Müller (gest. 1840) nebst seinem Schüler E. Curtius; Becker Vater und Sohn, Freund, Panofka, Gerhard und H. Brunn. Zwar erfuhren schon Grammatiken wie die von Buttmann und Matthiä Uebersetzung ins Englische, Französische und sogar Griechische, und gewiß dürfen sich Lexika wie die von Schneider (Passow), Pape, Jakobitz und Seiler, Schenkl, Scheller, Georges, Klotz ungescheut mit denen des Auslandes messen, aber doch werden durch Leistungen wie die von G. Curtius und W. Corssen die antiken Sprachen in ein ganz anderes Licht gestellt, unzähliger anderer, wie Kuhn und Aufrecht, Kirchhoff, Delbrück und Windisch zu geschweigen. So ist es auch gewiß kein Zufall, daß gerade unsern Tagen es vorbehalten war, die Staatswirtschaft der Alten aufzuklären, wie durch Böckh (der am vielseitigsten Wolfs Ansicht beherzigte, daß die Realien, sorgsamst erforscht, die beste Grundlage für den formalen Theil der Alterthumswissenschaft liefern), Schömann, Mommsen u. a. geschehen. So mußte denn die tiefere Erfassung des antiken Lebens in Kunst, Sprache und Staat ebenso wie die Herstellung reiner Texte in größerem Umfang (wie durch J. Bekker, Madvig, Ritschl u. a.) und das Eindringen in die Gesetze der Metrik (Ritschl, Westphal, J. H. Heinrich Schmidt) uns eine Vertrautheit auch mit den Interioribus der antiken Welt ermöglichen, wie sie in J. H. Voß', Creuzers und Lobecks Kultusforschungen angebahnt worden, wie sie (im diametralen Gegensatz gegen jene anfängliche Vertraulichkeit der Italiener) in Sittenschilderungen und Lebensbildern, wie in denen von W. A. Becker, W. Böttiger, Jacobs (dem Herausgeber der »Anthologie«), in denen der Homerkritiker Lehrs und Friedländer, endlich in literaturgeschichtlichen Werken, wie in denen von Welcker und Bernhardy, vorliegt.

Alter vom Berge (arab. Scheich ul Dschebal), Titel, den sich Hassan ben Sabbah, der Gründer der mohammedan. Sekte der Assassinen (s. d.), beilegte und den die Häupter derselben seitdem führten.

Alterweibersommer (aestas volitans, auch fliegender Sommer, Flugsommer, Sommerflug, Graswebe ꝛc.), das feine weiße Gewebe einer kleinen Feldspinne, welches bisweilen im Frühjahr, öfter im Spätherbst Felder und Wiesen überzieht, vom Winde von den Halmen losgerissen in der Luft umherfliegt und fadenförmig an erhabenen Gegenständen sich anhängt. Der Volksglaube früherer Jahrhunderte brachte den fliegenden Sommer in Verbindung mit den Göttern. Nach Einführung des Christenthums bezog man ihn auf Gott und Maria, weshalb er in Frankreich fils de la Vierge, im südlichen Deutschland Mariengarn, Marienfaden oder Frauensommer, in England Gossamer (Gottes Schleppe) genannt wird. Die umständlichsten Beobachtungen hat neuerlich A. Menge darüber veröffentlicht, nach welchem die fliegenden Fäden keineswegs von kleinen, noch nicht genug Spinnstoff besitzenden Spinnen allein, wie man früher glaubte, sondern von jungen und alten Spinnen gesponnen werden, und zwar vornehmlich von In-

dividuen der Gattungen Luchsspinne (Lycosa), Kreuzspinne (Epeira), Krabbenspinne (Thomisus) und Weberspinne (Theridium). Diese Spinnen werden oft auch selbst mit ihrem Gespinste vom Winde aufgehoben und in die Luft fortgeführt, wie manche auch aus ihren Spinnweben lange Fäden in die Luft zu senden und mit denselben in der Luft umherzuschiffen pflegen, durch Zusammenwickeln der Fäden mit den Beinen sich jedoch auch wieder zur Erde herablassen können.

Altesse (franz., spr. -täß), Hoheit, Durchlaucht.

Altes Testament, s. Bibel.

Altes Weib, s. Hornfische.

Alte Welt, die östliche Halbkugel der Erde mit den Erdtheilen Europa, Asien und Afrika, im Gegensatz zu dem neuentdeckten Amerika, der Neuen Welt. Australien bleibt bei der Bezeichnung Alte und Neue Welt ganz aus dem Spiel. In Beziehung auf Zeit versteht man unter den Völkern der Alten Welt diejenigen Nationen, die in Asien, Afrika und Europa vor dem Erscheinen des Christenthums auftraten; auch begreift man unter dem Ausdrucke A. W. zuweilen das gesammte Kulturleben jener Völker.

Altfränkisch, alles, was aus der Mode ist, besonders in Bezug auf Sitten, Trachten und Formen, aber auch auf Charakter und Denkungsweise.

Altfürstliche Häuser, zur Zeit des Deutschen Reichs diejenigen Fürstenhäuser, welche auf dem deutschen Reichstage von 1582 schon Sitz und Virilstimme hatten. Dies Recht, eine Virilstimme zu führen, war bis dahin von den Grafen schon dadurch erlangt worden, daß sie vom Kaiser den Fürstentitel sich auswirkten. Seit 1582 aber setzten die alten fürstlichen Häuser durch, daß, wenn auch der Kaiser das Recht der Standeserhöhung behielt, doch die bloße Ertheilung der fürstlichen Würde noch nicht das Recht zur Führung einer Virilstimme gab, vielmehr dies Recht von der Genehmigung der dabei interessirten Stände abhängig wurde. So ist der Unterschied zwischen alten und neuen Fürsten entstanden; zu ersteren gehörten die Erzherzöge von Oesterreich, die Pfalzgrafen bei Rhein, die Herzöge von Sachsen, die Markgrafen von Brandenburg (nicht aber die Fürsten von Hohenzollern), die Herzöge von Braunschweig und von Würtemberg, die Landgrafen von Hessen, die Markgrafen von Baden, die Herzöge von Mecklenburg und von Holstein, die Fürsten von Anhalt; auch die Fürsten von Ligne wurden dazu gerechnet, obwohl sie erst 1592 gefürstet wurden. Auf der Grenze zwischen alten und neuen Fürsten stehen die Herzöge von Aremberg, welche zwar die herzogliche Würde erst nach 1582, die fürstliche aber schon 1576 erhalten haben. Indessen wollen doch manche dies Haus nicht den altfürstlichen beizählen, da dasselbe auf den Konventen der altfürstlichen Häuser nie mit zugezogen worden ist. Unter den neufürstlichen Häusern unterschied man wieder zwischen solchen, die Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatten, wie Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Nassau, Auersperg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn und Taxis und Schwarzburg, und solchen, die nicht im Fürstenkollegium saßen, wie Waldeck und Reuß.

Altgradisca, s. Gradisca.

Althaea *L.* (Althee, Eibisch), Pflanzengattung aus der Familie der Malvaceen, Kräuter mit aufsteigendem oder aufrechtem Stengel, gelappten Blättern, blattwinkelständigen, eine Aehre bildenden Blüten mit doppeltem Kelch, einem äußeren sechs- bis neun- und einem inneren fünfspaltigen. *A. officinalis L.* (gemeiner Eibisch, weiße Pappel, s. Tafel I »Arzneipflanzen«), eine perennirende krautartige Pflanze, mit gezähnten weichfilzigen Blättern und großen fleischfarbigen Blüten, wächst auf feuchtem, am liebsten salzigem Boden in Süd-, auch in Mitteleuropa bis zur Ostsee, in England, im Orient, in Persien, Südsibirien, in Nordamerika und Australien, wird besonders bei Nürnberg und Schweinfurt (Produktion 4—5000 Ctr.), auch bei Jena, in Frankreich und Belgien wegen der als Radix Althaeae officinellen Wurzel kultivirt. Diese wird im Herbst gesammelt und frisch geschält, ist weißgelblich, etwas biegsam, mit ebenem, nicht faserigem Bruch, riecht eigenthümlich süßlich, schmeckt fade schleimig und enthält viel Asparagin, Schleim, Stärke, etwas fettes Oel, Pektin, Zucker, Salze rc. Sie dient als Zusatz zu Brustthee, zur Bereitung von Altheesirup (ein wässeriger Auszug mit Zucker zur Sirupskonsistenz gekocht), Lederzucker (Pasta gummosa), bei der Appretur rc. Auch die Blätter, welche außer Schleim etwas Gerbstoff enthalten, werden medicinisch benutzt. *A. rosea Cav.* (Alcea rosea *L.*, Stock-, Pappelrose, Rosenmalve), eine zweijährige, auch perennirende Pflanze, aus dem Orient stammend, mit 2—3 Meter hohem, aufrechtem, vielblumigem Stengel, herzförmigen, runzeligen, fünf- bis siebeneckigen Blättern, großen, oft gefüllten, weißen, hell- oder dunkelrothen, auch gelben und braunen Blüten, wird als Zierpflanze, in der schwarzrothen Varietät aber auch auf Feldern in Franken, Würtemberg rc. kultivirt und zum Färben der Weine, Liköre und des Essigs, auch in der Färberei zur Erzeugung violetter und anderer Nüancen, sowie als schleimiges, etwas zusammenziehendes Arzneimittel benutzt.

Althaldensleben, Dorf in der Nähe von Magdeburg, an der Ohre, mit einer evangel. und einer kathol. Kirche und 2316 Einw., ist bekannt geworden durch die Thätigkeit des Industriellen G. Nathusius (s. d.), der 1807 das von der westfälischen Regierung aufgehobene Cistercienserkloster daselbst ankaufte und zur Gründung großer industrieller Anstalten einrichtete. Jetzt sind viele seiner Fabrikanlagen wieder eingegangen.

Althochdeutsch, s. Deutsche Sprache.

Althorp, Viscount, s. Spencer.

Altichieri da Zevio (spr. -kjehri, Aldighiero), Meister einer alten, ursprünglich lokalen Malerschule Verona's im 14. Jahrh., die sich durch ihn jedoch von Elementen der Richtung Giotto's beeinflußt zeigt, einer der größten Maler jener Zeit nach dem genannten Altmeister und dessen talentvollsten Nachfolgern, wie Orcagna, Taddeo Gaddi rc. Seine vorzüglichsten Schöpfungen befinden sich in seiner Geburtsstadt Verona und in Padua, wo er zum Theil mit seinem ebenbürtigen Zeitgenossen Avanzo (s. d.) im Auftrage der edlen Häuser der Scaliger und Lupi arbeitete. In Padua ließ Bonifazio Lupi die von ihm 1372 gegründete Jakobs-, später Felixkapelle von A. mit Fresken zieren. Nebst einem großen Fresko der Kreuzigung und andern Darstellungen sieht man hier Scenen aus der Legende des heil. Jakobus in sechs Lünetten entworfen. Den Hauptantheil an der Vollendung dieser leider übermalten Wandbilder hat A., doch halfen ihm auch Avanzo und Genossen. Besonders in der Kreuzigung dürfen wir die Hand des Meisters vermuthen; der Stil des Bildes ist ein großartiger, ernster, der vielfach an

Giotto's Weise in Hinsicht des Ausdruckes, der Bewegung und Gruppenbildung, sowie des dramatischen Elements erinnert. Das Streben nach Natürlichkeit gibt den Kompositionen eine erfreuliche Frische, ein gesund realistischer Zug zeigt sich überall in der im ganzen idealen Auffassung der Stoffe, der es jedoch sowohl an Kraft, wie an Ausdruck zarter Stimmungen keineswegs gebricht. Die Zeichnung ist einfach, groß und bestimmt, das Kolorit bereits vielfacher Modellirung und Plasticität fähig. Noch bedeutender treten diese Eigenschaften des Künstlers in seinen Gemälden in der 1377 erbauten Georgskapelle in Padua an den Tag, wo außer Scenen aus der Passionsgeschichte die Hauptmomente der St. Georgslegende dargestellt sind. Ueber seinen Antheil an diesen Werken ist bis auf die neueste Zeit lebhaft verhandelt worden.

Altiloquénz (lat.), Großsprecherei.

Altimēter (lat.-griech.), Werkzeug zur Höhenmessung; Altimetrie, Höhenmessung.

Altin (Altyn), russ. Kupfermünze, = 3 Kopeken = 11⅗ Pf. preuß. Unter Peter I. (1700—25) wurden auch silberne Altine im Werthe von 14½ Pf. preuß. oder 12,08 Neupfennigen geprägt.

Altiōra (lat.), das Höhere, z. B. A. betreiben, sich den höheren Studien widmen.

Alti Schahar (Alti Schehr, »Sechs-Städte-Gebiet«), türkisch-tatarische Bezeichnung der früheren chines. Provinz Thianschan-Nanlu (in Europa gewöhnlich Ostturkestan genannt), welche seit 1865 ein selbständiges Reich unter der Herrschaft Jakub Begs bildet und von ihm den Namen Dschiti Schahar (s. d.) erhielt.

Altĭus tollĕndi jus (lat.), das Recht, in Bezug auf des Nachbars Haus höher bauen zu dürfen.

Altkatholicismus. Diese noch in ihren Anfängen stehende Bewegung ist der zugleich von der nationalen Idee getragene Widerstand der Gewissenhaftigkeit und der Wissenschaftlichkeit im deutschen Katholicismus gegen die im Unfehlbarkeitsdogma vollendete ultramontane Entwickelung der römischen Kirche. Bisher war es, nicht ohne Unterstützung durch die Politik deutscher Regierungen, der Kurie gelungen, den Widerspruch der deutschen Wissenschaft (Hermes, Günther, Frohschammer u. a.) zu unterdrücken, Männer, die sich röm. Zumuthungen unfügsam zeigten, von den Bischofsstühlen zu entfernen oder zurückzuhalten (Sedlnitzky, Schmidt) und in Klerus und Gemeinde den Ultramontanismus zur Herrschaft zu bringen. Als aber trotz der Einsprache der deutschen Theologie, trotz des Protestes einer starken Minorität auf dem vatikanischen Koncil 18. Juli 1870 das Dogma von der Unfehlbarkeit zu Stande gekommen war; als dieselben deutschen Bischöfe, die sich vorher so entschieden dagegen ausgesprochen hatten, dasselbe dennoch (in Bayern mit Umgehung des Placet) verkündigten und gegen die opponirenden Fakultäten von München, Bonn und Breslau, sowie gegen einzelne Geistliche und Religionslehrer mit kirchlichen Censuren einschritten, und als zugleich in dem Verhalten des Klerus und der katholischen Partei des Reichstags es sich unverhohlen zeigte, daß das Streben dahin gehe, den päpstlichen Willen auch zum obersten Gesetz der Staaten zu machen: da wurde es vielen der besten zur Gewissenspflicht, sich der Einführung eines Dogma's zu widersetzen, welches für den Papst eine schrankenlose Gewalt über jeden einzelnen wie über Kirche und Staat in Anspruch nehme, und mit dem kein Recht, keine Freiheit, keine Gewissenhaftigkeit bestehen könne. Ein Brief des Stiftspropsts Döllinger zu München an den Erzbischof, in dem er in schneidiger Sprache (März 1871) begründete, daß er als Christ, als Theolog, als Geschichtskundiger, als Bürger das Dogma nicht annehmen könne, und den der Erzbischof mit der Exkommunikation beantwortete, gab der in weiteren Kreisen verbreiteten Stimmung Ausdruck und Anlaß zu einer weitergehenden Bewegung, die von einem Aktionskomité in München geleitet wurde. Die anfängliche Hoffnung, die Annahme des Dogma's in der deutschen Kirche noch rückgängig machen zu können, schwand durch die in einem gemeinsamen Hirtenbrief des deutschen Episkopats ausgesprochene Unterwerfung desselben. Ihr stellte der Kongreß der Altkatholiken zu München (September 1871) die Behauptung entgegen, die Infallibilisten seien, durch den Jesuitismus verführt, vom Glauben der alten Kirche abgefallen, und diese bestehe rechtmäßig nur in ihnen fort. Damit war das Schisma ausgesprochen; unter dem Schutz und der Begünstigung des Staats bildeten sich eine Anzahl altkatholische Gemeinden, deren kirchlichem Bedürfnis der Erzbischof von Utrecht entgegen kam, indem er sich zu einer Firmungsreise durch dieselben entschloß. In einer Reihe wissenschaftlicher und populärer Schriften entwickelten inzwischen die Führer der Bewegung, Schulte, Friedrichs, Reinkens, Michelis u. a., aus Kirchenrecht und Kirchengeschichte die Ungültigkeit und Unstatthaftigkeit des Dogma's, seinen Widerspruch mit Religiosität und Sittlichkeit. Der zweite Kongreß in Köln, September 1872, hielt zwar in seinen Anträgen an den Staat den bisherigen Anspruch, die rechte kathol. Kirche zu sein, fest und beauftragte ein Komité, die Einleitung zu einer Rekonstituirung der Kirche durch eine Bischofswahl zu treffen. Indessen wurde auch mit voller Entschiedenheit ausgesprochen, daß das Dogma nicht als ein zufälliges, nur durch Parteiintriguen ermöglichtes Ergebnis angesehen werden dürfe, sondern als die nothwendige Konsequenz der gesammten bisherigen geschichtlichen Entwickelung der Kirche, so daß man nicht, wie anfänglich beabsichtigt gewesen, nur auf den Zustand des 7. Jahrh., vor der Trennung von der griech. Kirche, zurückgreifen könne, sondern daß eine Revision der Entwickelung in Lehre, Verfassung und Kultus nothwendig sei.

Betritt der A. diese Bahn, so muß er freilich den in seinem Namen ausgesprochenen Anspruch aufgeben, die echte Fortsetzung der kathol. Kirche zu sein, von der die Infallibilisten abgefallen, und auch für sein Verhältnis zum Staat nach einer neuen Grundlage suchen. Anderseits ist aber auch nur dann von der ganzen Bewegung ein mehr als vorübergehender Erfolg zu erwarten, wenn es ihr gelingt, durch ein Vertiefen in den objektiven religiösen Gehalt des Katholicismus ein neues religiöses Princip zu finden, auf dem eine kirchliche Gemeinschaft sich aufbauen könnte, ohne in den Romanismus zurückzufallen oder zum Protestantismus getrieben zu werden. Gelänge es freilich, als Ausweg aus den Gewissensnöthen, in welche das neue Dogma den aufrichtigen und denkenden Katholiken versetzen muß, ein solches neues Princip zu finden, so könnte die Hoffnung der Altkatholiken sich erfüllen, daß aus ihm die nationale deutsche Kirche hervorginge, in der die bisherige kirchliche Zerrissenheit ihr langersehntes Ende fände. Infolge der Kölner Beschlüsse wurde dann einer neuen Delegirtenversammlung 4. Juni 1873 zu

Köln ein von Dr. J. F. von Schulte entworfenes Organisationsstatut vorgelegt und von ihr angenommen. Nach demselben beruht die Leitung der Kirche bei dem Bischofe, dem ein Specialausschuß von 9 Personen, theils Geistlichen, theils Laien, zur Seite steht, den die Synode der Kirche erwählt, welche jährlich in der Pfingstwoche zusammentritt, und zu der sämmtliche Geistliche und für jede Gemeinde, beziehungsweise für je 200 selbständige Männer, ein Laiendeputirter berufen werden. Bei der gleich darauf vollzogenen Bischofswahl, an der 20 Geistliche theilnahmen, vereinigten sich die Stimmen auf den bisherigen Professor zu Breslau, Dr. Joseph Hubert Reinkens (geb. 1. März 1821 in Burtscheid bei Aachen, seit 1848 Priester), welcher 7. Okt. 1873 durch den preuß. Kultusminister in Berlin als Bischof der altkathol. Gemeinden Preußens vereidigt wurde. Die neue Organisation hält fest an dem auch vom preuß. Obertribunal anerkannten und aufgestellten Grundsatze, daß die Altkatholiken keineswegs aus der kathol. Kirche ausgeschieden seien, sondern daß sie nur durch Umstände außer ihrer Macht an der Theilnahme der vollen Gemeinschaft gehindert würden. Die Konflikte, in welche die römisch-kathol. Geistlichkeit sich in Deutschland und der Schweiz mit der Staatsgewalt begeben hat, haben dem Wachsthum der Bewegung nur förderlich sein können, die aber immer noch auf die Kreise der Gebildeten beschränkt bleibt und weder das eigentliche Volk, noch die Geistlichen ergriffen hat. Vgl. Nippold, Ursprung, Umfang, Hemmnisse und Aussichten der altkathol. Bewegung (Berl. 1873); Derselbe, Die altkathol. Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkathol. Gemeindebildung in Deutschland (Heidelb. 1872).

Altlandsberg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Niederbarnim, an der Stirnitz, norböstlich von Berlin, mit einer Stiftung für Predigerwittwen und (1871) 2175 Einw.

Altlutheraner, s. Lutherische Kirche.

Altmark, das Stammland der Mark Brandenburg, Theil der Kurmark, 4515 QKilom. (82 QM.) groß, mit ca. 193,000 Einw., wird durch die Elbe von der Priegnitz und Mittelmark geschieden und gehört seit 1815 zum größten Theil zum Regierungsbezirk Magdeburg, von dem sie die Kreise Stendal, Gardelegen, Salzwedel und Osterburg umfaßt. Die A. hatte Stendal zur Hauptstadt und bildete unter dem Namen »Departement der Elbe« in den Jahren 1807—13 einen Theil des Königreichs Westfalen. Weiteres über die Geschichte derselben s. Brandenburg.

Altmaß, das für den geklärten, ausgegohrnen Wein hier und da in Süddeutschland gebräuchliche besondere Maß, im Gegensatz zu dem Jungmaß für den trüben jungen Wein und den Most. Jenes heißt anderwärts auch Helleichmaß, dieses Trübeichmaß. In Frankfurt a. M. hat ein A. 1,7926 Liter; 8 A. genau 9 Jung- oder Zapfmaß.

Altmühl, linker Nebenfluß der Donau in Bayern, entspringt auf dem südl. Abhang des fränk. Landrückens, nordöstl. von Rotenburg, hat südöstl. Hauptrichtung und einen sehr gekrümmten langsamen Lauf. Im mittlern und untern Theil desselben durchbricht sie in einem nach N. gekehrten Bogen den Jura, fließt meist in einem schmalen, steilhängigen Thale dahin und mündet unterhalb Kelheim. Ihre Länge beträgt ca. 164 Kilom. Nur durch Kunst ist sie 37 Kilom. aufwärts, bis Beilngries, schiffbar gemacht. Von da beginnt der Ludwigskanal (s. d.). Einen »Führer durch das Altmühlthal« schrieb Weininger (Regensb. 1867).

Altnordische Sprache, s. Skandinavische Sprache.

Altobasso (ital.), ein veraltetes venetian. Instrument, das aus einem viereckigen, ungefähr 30 Centim. hohen, mit Darmsaiten bezogenen Kasten bestand, die mit hölzernen Hämmern zum Erklingen gebracht wurden.

Altodouro, Landstrich in der portug. Provinz Tras os Montes, am Douro, mit etwa 45,000 Einw., ein reizendes Hügelgelände, die Heimat der Portweine.

Altötting, Marktflecken in Oberbayern, nordöstlich von München, in fruchtbarer Ebene, unweit des Inns, Sitz eines Bezirksamts und eines Landgerichts, hat 7 Kirchen und Kapellen, ein Redemptoristen-Kongregationshaus, Kapuzinerkloster und englisches Fräuleinstift, Messing- und Eisengießerei und 2500 Einw. Besonders bekannt ist A. als Wallfahrtsort (»das deutsche Loretto«), der mit seinem schwarzen, aus dem 6.—8. Jahrh. stammenden Marienbilde in einer uralten Kapelle von weit her Wallfahrer anzieht. Außer einem reichen Schatz von Kleinodien bewahrt dieselbe auch die Herzen vieler bayrischen Fürsten in silbernen Kapseln. In der Peter- und Paulskapelle ist Tilly's Grab. A. war ursprünglich eine Villa regia, wo Karlmann, der Sohn Ludwigs des Deutschen, längere Zeit sich aufhielt und 876 ein Benediktinerkloster stiftete; 907 ward der Ort von den Ungarn zerstört. Nahebei das Bad St. Georgen, mit alkalisch-erdiger Mineralquelle, und 2 Kilom. nordöstlich die Stadt Neuötting.

Altomonte, 1) (eigentl. Hohenberg) Martin, namhafter Maler, geb. 8. Mai 1657 in Neapel, stammte von deutschen Eltern ab, war Schüler Giovanni Battista Gaulli's, genannt Baciccio, ward in Rom vom Polenkönig Johann Sobieski III. zum Hofmaler ernannt, in dessen Auftrag er meist historische Bilder lieferte, von denen mehrere ihren Stoff aus der Geschichte der Türkeneinfälle und der Belagerung Wiens (1683) durch die Türken entlehnten. Nach Sobieski's Tode (1703) wandte sich A. nach Wien und leitete hier im Verein mit dem Direktor Freiherrn v. Strudel die kaiserl. Akademie der Malerei und Bildhauerei. Seit 1720 in Linz lebend, starb er das. 14. Sept. 1745. Zahlreiche Stifter, Klöster und öffentliche Gebäude in Oesterreich sind mit meist umfangreichen Deckengemälden von seiner Hand geschmückt, auch Altar- und Tafelbilder von ihm finden sich an vielen Orten, z. B. zu Raygern in Mähren, Kremsmünster, im Stephansdom zu Wien, zu Wilhering, Rohrbuch, Heiligenkreuz, Salzburg, Admont, Oedenburg.

2) Bartholomäus, des vorigen Sohn, geb. 24. Febr. 1702 in Warschau, gest. 12. Sept. 1779 in Linz, bildete sich in Italien vorzugsweise bei Franceschini in Bologna, dann in Rom unter Lutti und endlich in Neapel bei Solimena, schmückte in Oesterreich Klöster, Adelshäuser und andere Prachtbauten, wie in St. Florian, Engelhartszell, Wien, Bruck a. d. L., Admont, Herzogenburg ꝛc., mit Freskren und Leinwandbildern.

Altomünster, Marktflecken in Oberbayern, bei Aichach, mit 920 Einw. und einem vom schott. Apostel St. Alto (gest. 770) gegründeten, einst sehr reichen Benediktinerkloster, das mit seinen Reliquien noch jetzt ein sehr besuchter Wallfahrtsort ist.

Alton (spr. ahlt'n), Stadt im nordamerikan. Staate Illinois, am Mississippi, unfern der Mündung des Missouri, hat eine römisch-kathol. Kathedrale, das Staatszuchthaus, einen guten Landungsplatz und (1870) 8665 Einw. A. ist der Stapelplatz vieler Produkte eines weiten Prairiebezirks und hat neuerdings auch als Fabrikort (Eisengießerei) Bedeutung erlangt.

Alton, 1) Joseph Wilhelm Eduard d', namhafter Anatom, Archäolog, Kunstkenner und Kupferstecher, geb. 1772 in Aquileja, ward als Sohn eines Stabsofficiers zum Militär bestimmt und erhielt zu Wien seine Ausbildung. Er war auf zwei weit auseinanderliegenden Gebieten thätig, nämlich als Kunsthistoriker und als Kupferstecher für naturwissenschaftliche Zwecke. Namentlich ist es das Gebiet der Osteologie, welches er durch eine Reihe vorzüglicher Illustrationswerke förderte, wie die »Naturgeschichte des Pferdes« (Bonn 1810—17, 2 Bde.) und die Tafeln zu Panders »Beiträgen zur Entwickelungsgeschichte des Hühnchens« (Würzb. 1817). Nachdem A. in Italien, dann in Deutschland bei dem Großherzog von Weimar und in Würzburg gearbeitet hatte, machte er Reisen in Spanien, Portugal, England und Schottland. Nach seiner Rückkehr begann er die Herausgabe seiner »Vergleichenden Osteologie«, von welcher die 1. Abtheilung (12 Lief., Bonn 1821—28) vollständig erschienen ist. An der neubegründeten Universität Bonn seit 1818 als außerordentlicher, seit 1826 als ordentlicher Professor der Kunstgeschichte und Archäologie thätig, starb er das. 11. Mai 1840. A. führte auch die ersten Kreidezeichnungen auf Stein aus, die 1802 in André's Officin zu Offenbach gedruckt wurden.

2) Johann Samuel Eduard d', Anatom, Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1803 in St. Goar, studirte in Bonn Medicin, lebte längere Zeit in Leyden, dann in Berlin und ging 1827 nach Paris, wo er mit Cuvier in nahen Verkehr trat. Nach seiner Rückkehr ward er Professor und Lehrer der Anatomie an der königlichen Akademie der Künste. Seine im Verein mit Schlemm ausgeführte Arbeit über das Nervensystem der Fische ward von der französischen Akademie mit dem Preis gekrönt. Im Jahre 1833 wurde er zum außerordentlichen Professor an der Universität zu Berlin, 1834 zum ordentlichen Professor der Anatomie in Halle ernannt. Er schrieb: »Handbuch der vergleichenden Anatomie des Menschen« (Bd. 1, Leipz. 1850) und mit Burmeister »Der fossile Gavial von Boll in Würtemberg« (Halle 1854). A. starb 25. Juli 1854 zu Halle.

Altŏna, bedeutendste Handelsstadt der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, liegt anmuthig am rechten hochaufsteigenden Ufer der Elbe, umgeben von Gärten und Landhäusern, mit der Ostseite unmittelbar an die Hamburger Vorstadt St. Pauli stoßend, und bildet mit den angrenzenden Ortschaften Ottensen und Neumühlen einen besondern Kreis. Die Stadt hat infolge des Brandes von 1713 ein neues und ziemlich regelmäßiges Aussehen; die ganze Bauart erinnert an holländisch-niederdeutsche Manier. Unter den meist breiten Straßen gehört die mit 4 Lindenalleen besetzte Palmaille (nach Ottensen zu), mit dem ehernen Standbild Konrads v. Blücher (gest. 1845), des langjährigen Gouverneurs von A., das 1852 errichtet ward, zu den schönsten Deutschlands. A. hat 4 lutherische Kirchen, unter denen die 1742—43 neuerbaute Haupt- oder Dreifaltigkeitskirche die größte und schönste ist (eine zweite Hauptkirche für den nördlichen Stadttheil ist im Bau begriffen); außerdem bestehen eine katholische, eine reformirte, eine mennonitische Kirche und 2 Synagogen (der deutschen und der portugiesischen Gemeinde). Andere nennenswerthe Gebäude sind das Rathhaus, das städtische Krankenhaus, das gräflich Reventlow'sche Armenstift, die durch ihre vortreffliche Akustik berühmte Tonhalle, die ehemalige Münze (jetzt Kaserne) ꝛc. Die Zahl der Einwohner, welche 1835 nur 26,393 betrug, belief sich 1871 mit Inbegriff des Militärs (1. Thüringisches Infanterieregiment Nr. 31) auf 74,005, darunter etwa 1700 Katholiken und 2200 Juden. A. ist Sitz des Generalkommando's des 9. Armeekorps und der Provinzial-Militärintendantur für dasselbe, ferner der Provinzial-Steuerdirektion, die seit 1. Jan. 1872 hierher verlegt ist, eines königlichen Kommerzkollegiums, der Kreis- und zahlreicher anderen Behörden. An Unterrichtsanstalten sind vorhanden: ein Gymnasium (Christianeum), eine städtische Realschule (seit 1870), verschiedene Frei-, Mittel-, Bürger- und Stadtschulen, eine Sonntagsschule (technische Fortbildungsanstalt), eine königliche Navigationsschule (seit 1870) und eine Hufbeschlagschule (1869 gegründet). Außerdem besitzt A. ein königliches Museum, eine Sternwarte (1823 unter Schumacher gegründet und berühmt geworden), ein Rettungshaus (1870 gegründet), eine Diakonissen- und eine Gebäranstalt, ein allgemeines Krankenhaus, 2 Kinderhospitäler, verschiedene andere Versorgungsanstalten, eine Spar- und Kreditbank (seit 1870) ꝛc. Das Theater ist 1869 eingegangen. Die Nähe Hamburgs läßt A. an dessen Handelsthätigkeit und Schiffahrt unmittelbar theilnehmen; die Altonaer Kaufleute benutzen zu ihren Großgeschäften die Hamburger Börse, so daß beide Städte in kommercieller Hinsicht nur Einen Platz bilden. A. ist Freihafen gleich Hamburg und war auch wie dieses bisher ganz außerhalb der deutschen Zollvereinsgrenze belassen; indessen ist seit 1. Jan. 1872 ein Theil des Stadtgebiets in den Zollverein eingetreten, was einen neuen Aufschwung des Handels und der Industrie erwarten läßt. Die eigene Rhederei der Stadt ist verhältnismäßig gering; 1873 besaß dieselbe außer kleinen Flußfahrzeugen 43 Seeschiffe zu 7800 Lasten. Dem Schiffsbau dienen 2 Schiffswerften nebst einem 1869 errichteten Schwimmdock. In den Hafen Altona's liefen 1871: 1038 Seeschiffe ein. Haupteinfuhrartikel sind Baumwolle, Kaffee, Kakao, Farbehölzer, Tabak, Zucker, Petroleum, Reis, Matten, Palmkerne, Salpeter, Sesamsamen ꝛc. Der überseeische Export geht vorzugsweise nach Amerika, während der Verkehr mit Asien und Australien nur sehr geringe Bedeutung hat. Die Industrie Altona's ist von Belang und arbeitet zum Theil für das Ausland (besonders Nordamerika). Es sind namentlich 2 große Baumwoll- und Wollmanufakturen, 4 große Dampfmühlen, außerdem die Zucker-, Tabaks- und Seifenfabrikation hervorzuheben. Regelmäßige Dampfschiffsverbindungen bestehen nur mit Hamburg-Harburg und verschiedenen Orten an der Elbe (namentlich Blankenese, Burtehude, Stade und Brunsbüttel); Seedampfschiffsverbindungen bisher nicht, da die Quai's zum Anlegen fehlen, doch ist der Bau von solchen nebst großen Waarenspeichern bereits projektirt. A. ist der Ausgangspunkt der A.-Kieler Bahn (mit Abzweigung nach Rendsburg), der Elmshorn-Glückstadt-Itzehoer Bahn, der A.-Hamburger Verbindungsbahn mit Anschluß an die in Hamburg mündenden Bahnen und der A.-Blankeneser Bahn. Letztere

7,5 Kilom. lange Strecke bildet einen großartigen, mit zahllosen Landhäusern besäten und von blühenden Ortschaften unterbrochenen Park, der zu den schönsten Landschaftsbildern Deutschlands gehört.

A. war im 16. Jahrh. noch ein in die Kirche von Ottensen (das jetzt gleichsam die westliche Vorstadt Altona's bildet) eingepfarrtes Fischerdorf, dessen Einwohnerzahl infolge der Unduldsamkeit Hamburgs gegen Katholiken, Mennoniten, Juden ꝛc. rasch zunahm. Bereits 1604 wurde es zum Flecken erhoben. Seit 1640 unter dänischer Botmäßigkeit, erhielt es 1664 Stadtgerechtsame nebst vielen Freiheiten. Im Januar 1713 ward A. von dem schwedischen General Steenbock aus Rache für das von den Dänen eingeäscherte Stade in Brand gesteckt, wobei außer 3 Kirchen nur 30 Häuser verschont blieben. Aber das Unglück gereichte zum Segen; die Privilegien und Freiheiten der Stadt wurden nur noch vermehrt, und namentlich im nordamerikan. und franz. Revolutionskriege blühte A. unter dem Schutze der dän. Neutralität mächtig empor. Im Jahre 1869 fand vom 27. Aug. bis 15. Okt. eine internationale Industrieausstellung in A. statt, an der sich namentlich die franz. Industrie lebhaft betheiligte. Vgl. Wichmann, Geschichte Altona's (Altona 1865).

Altoona (spr. -tuh-), Stadt im nordamerikan. Staate Pennsylvanien, an der Centralbahn, 390 Kilom. westl. von Philadelphia, liegt am Ostfuße des Alleghanygebirges und hat 11 Kirchen, eine Hochschule, mehrere Banken und ausgedehnte Werkstätten für den Bau von Lokomotiven und Bahnwägen. Der Ort wurde erst 1849 angelegt und hatte 1860: 3591, 1870 dagegen bereits 10,610 Einw., darunter ca. 700 Deutsche.

Altorf, 1) (Altdorf), Hauptort des schweiz. Kantons Uri, mit 2724 Einw., liegt in schönem, breitem Thal, das der Reußkanal zum nahen Vierwaldstättersee durchzieht, am Fuße des steilen Bannbergs, dessen Tannenwald den Flecken vor Lawinen schützt. Die im Bau begriffene Gotthardbahn wird die Bedeutung des Orts, dessen einst beträchtliche Spedition darniederliegt, wieder steigern. Ein bemalter Thurm und ein Brunnen erinnern an den Apfelschuß Tells, dessen Standbild (von Siegfried in Zürich) den Ort schmückt, das Zeughaus außerhalb des Fleckens an manche rühmliche Kriegsthaten. Ob dem Flecken liegt das Kapuzinerkloster und in der Nähe, am Eingang ins Schächenthal, das Dorf Bürglen, der Geburtsort Tells und zu dessen Andenken durch eine bemalte Kapelle geschmückt. — 2) S. Altdorf.

Altpreußen, zunächst die eigentlichen Preußen in Ost- und Westpreußen, welche mit den heutigen Litauern und Letten nahe verwandt waren; dann diejenigen Theile von Preußen, welche schon vor 1815, auch wohl schon vor 1806 unter preußischem Scepter standen, im Gegensatz zu Neupreußen, den erst später hinzugekommenen Landestheilen.

Altranstädt, Dorf mit Rittergut in der preuß. Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, bei Lützen, mit 500 Einw., bekannt durch den Frieden, welchen Karl XII. von Schweden im dortigen Schlosse mit August II., König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, abschloß. Obwohl mehrmals geschlagen und auf dem Reichstage zu Warschau selbst abgesetzt, wollte August II., vom Zar Peter unterstützt, den Krieg gegen die Schweden in Polen fortführen. Karl XII. aber drang durch Schlesien in Sachsen ein, besetzte einen großen Theil desselben und nahm sein Hauptquartier 20. Sept. zu A. Vier Tage darauf unterzeichneten Augusts Bevollmächtigte, Imhof und Pfingsten, die harten Friedensbedingungen. August II. mußte auf den Besitz Polens und Litauens Verzicht leisten, vom Bunde wider Schweden, insbesondere von dem mit dem Zar zurücktreten, den Livländer Patkul ausliefern, den Schweden Winterquartiere in Sachsen einräumen und sich verpflichten, im Kirchenwesen seines Landes nichts zum Nachtheil der evangelischen Kirche abzuändern. August II. war nicht Willens gewesen, diese Bedingungen anzunehmen, und hatte nur in der Hoffnung, daß dieselben gemildert werden würden, seinen Bevollmächtigten ein Blankett gegeben. Da aber Karl XII. auf jenen Bedingungen bestand, so schrieben dieselben die Ratifikation der Friedensurkunde auf jenes Blankett. Der Friedensabschluß ward erst 26. Nov. publicirt, weil August II. in Polen noch von den Russen sich abhängig fühlte und sogar nach bereits abgeschlossenem Frieden einen Angriff der Russen auf den schwedischen General Mardefeld bei Kalisch 29. Okt. 1706 unterstützen mußte. Karl XII. behandelte Sachsen sehr hart und verließ das Land erst im September 1707, nachdem er 16. Aug. 1707 mit Preußen ein Bündnis und mit dem Kaiser Joseph I. 22. Aug. und 1. Sept. d. J. eine Konvention abgeschlossen hatte, wodurch er den Protestanten in Schlesien freie Religionsübung sicherte und die Zurückgabe von 118 eingezogenen Kirchen und Schulen an sie bewirkte. Nach Karls XII. Niederlage bei Poltawa erklärte August II. 8. Aug. 1709 den Frieden von A. für ungültig, unter dem Vorgeben, daß Imhof und Pfingsten das Blankett gemißbraucht und ihre Vollmacht überschritten hätten. Wirklich ward jener zu lebenslänglicher Haft, dieser zum Tode verurtheilt, jedoch begnadigt und gleich Imhof auf den Königstein gefangen gesetzt.

Altringer, s. Aldringer.

Altsachsen, im Gegensatz zu den Angelsachsen die im nördlichen Deutschland wohnenden niederdeutschen Stämme, wie die Engern, Ost- und Westfalen. Die Sprache derselben ist das Altniederdeutsche oder Altsächsische, in dem der Hêliand abgefaßt ist.

Altschadenwasser (Aqua phagedaenica), ein altes Heilmittel für alte Wunden, Geschwüre ꝛc., wird nach der Pharmacopoea germanica aus 1 Theil Quecksilberchlorid und 300 Th. Kalkwasser bereitet, enthält also im wesentlichen Quecksilberoxyd, welches als gelbrothes Pulver aus der Flüssigkeit sich ablagert und vor dem Gebrauch aufgeschüttelt werden muß. Das Schwarze Wasser (A. phagedaenica nigra) wird aus 1 Th. Quecksilberchlorür und 60 Th. Kalkwasser bereitet und enthält also Quecksilberoxydul. Das farblose A. (A. phagedaenica decolor) ist nach der Pharm. austriaca eine Lösung von 4 Th. Quecksilberchlorid und 15 Th. Chlorammonium in 5760 Th. Wasser. Alle diese Präparate sind höchst giftig.

Altshausen (Altshausen), Marktflecken im würtemberg. Donaukreis, südwestlich von Biberach, mit einem Schloß und 2306 Einw., war ehedem freies Reichsdorf und Sitz des Landkomturs der Deutschordens-Ballei Elsaß und Burgund, der zu den Reichsprälaten gehörte. Die Komturei A. kam 1806 an Würtemberg.

Altschlüssel (Altzeichen), das den Kompositionen für die Viola vorgesetzte Zeichen, der C-Schlüssel auf der dritten Linie, welche dadurch der Sitz des eingestrichenen c wird. In älteren Kirchensachen findet sich der A. auch für die Altstimme, der man jetzt in der Regel den Violinschlüssel vorsetzt.

Altsohl (ungar. O' Zólyom), königl. Freistadt im ungar. Komitate Sohl, an der Gran und Slatina, mit (1869) 2047 meist kathol. und slaw. Einwohnern. Dabei sind 12 Mineralquellen (kohlensaures Natron und Magnesia enthaltend) und ein Schloß aus der Zeit Stephans des Heiligen, einst Lieblingssitz des Königs Matthias Corvinus. 3 Kilom. nördlich beim Dorfe Ribár liegt das berühmte Szliacser Bad mit kohlensäurehaltigen Eisenthermen.

Altstätten, Landstädtchen im schweiz. Kanton St. Gallen, mit 7575 Einw., Bahnstation im Rheinthal und Ausgangspunkt der beiden Poststraßen, welche über den Stoß und den Ruppen in das Appenzeller Land hinaufführen. Der Ort ist namhafter Marktplatz und besitzt einige Industrie.

Altvater, höchste Spitze des schlesisch.-mähr. Gebirges (Sudeten im engern Sinne), 1487 Meter hoch. Die baum- und strauchlose, flach gewölbte Kuppe gewährt Aussicht auf die Karpathen, den Zobten, den Glatzer Schneeberg und in das enge Thal der Biela. Am Fuße des Berges im Oppathal liegt der vielbesuchte Badeort Karlsbrunn; südlich vom A. der Peterstein oder Kleine A., 1335 Meter hoch.

Altviole (Altgeige), s. Viola.

Altwasser, Industriedorf u. Badeort bei Waldenburg in Schlesien, in einem freundlichen, von waldigen Bergen umgebenen Thale, 408 Meter ü. M., hat ein neu erbautes schönes Schloß, Steinkohlengruben, Porzellanfabriken (darunter die von Tielsch, mit 25 großen Brennöfen und 5 Dampfmaschinen, welche 1500 Arbeiter beschäftigt und jährlich für 750,000 Thlr. Waare producirt), Garnspinnerei, eine große Spiegelfabrik und 6100 Einw. In der Nähe liegt die Karlshütte (Eisengießerei und Maschinenbauanstalt). Die Mineralquellen von A. (7 an der Zahl, wovon der Luisenbrunnen erst 1857 erbohrt wurde) gehören zur Klasse der erdig-alkalischen Eisenwässer, die hier der Steinkohlenformation entspringen und sich in ihren Wirkungen mehr dauernd tonisirend als flüchtig erregend zeigen; ihre Temperatur beträgt +7° R. Sie erweisen sich besonders wirksam bei katarrhalischen Affektionen der Luftwege und des Magens, bei Blutarmut, weißem Fluß u. Leberhyperämie; ihre Benutzung ist kaum 100 Jahre alt. Getrunken wird nur der Georgsbrunnen, der die meiste freie Kohlensäure besitzt; alle übrigen dienen zu Bädern in den 4 Badehäusern, in denen auch Moorbäder (wenig Eisen, mehr Manganoxyduloxyd, Ammoniak und etwas Ameisensäure enthaltend) verabreicht werden. Vgl. Wendt, Die eisenhaltigen Quellen zu A. in Schlesien (Bresl. 1841); Deutsch, Schlesiens Heilquellen und Kurorte (das. 1873).

Alum-cake (engl., spr. ehlöm-kehk), s. Alaun, koncentrirter.

Alūmen (lat.), Alaun. A. ustum, gebrannter Alaun; A. plumōsum, Federalaun.

Alumīna (lat.), Thonerde.

Alumina-alum, s. Alaun, koncentrirter.

Aluminate, s. Aluminiumoxydhydrat.

Aluminit (Websterit, Hallische Erde), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Haloïde, erscheint in weißen, abfärbenden Knollen mit nierenförmiger Oberfläche, faßt sich mager an, ist in Wasser unlöslich, in Salzsäure leicht löslich, besteht aus wasserhaltiger schwefelsaurer Thonerde; findet sich im Mergel und Letten der Braunkohlenformation bei Halle, in eisenhaltigem Thon in Sussex, in Frankreich und Würtemberg.

Aluminium (v. alūmen, Alaun), das Metall der Thonerde, findet sich nicht gediegen, aber als Bestandtheil zahlreicher wichtigen Mineralien (Feldspat, Glimmer, Thon) ist es eins der verbreitetsten Elemente und wäre vielleicht das wichtigste aller Metalle, wenn die fabrikmäßige direkte Darstellung aus jenen Mineralien gelänge; bis jetzt aber sind die Chlor- und Fluorverbindungen des Metalls die einzigen Quellen für die Gewinnung größerer Quantitäten desselben. Man erhitzt Baurit, ein Mineral, welches aus Thonerde, Eisenoxyd, wenig Kieselsäure und Wasser besteht, mit kalcinirter Soda, laugt die Masse mit Wasser aus und fällt aus der so erhaltenen Lösung von Thonerdenatron die Thonerde mittels Kohlensäure. Der getrocknete Niederschlag wird mit Steinkohlentheer und Kochsalz (Chlornatrium) gemischt, geglüht u. in der Hitze mit Chlorgas behandelt. Es verflüchtigt sich dann eine Verbindung von Chloraluminium mit Chlornatrium, welche durch Abkühlung verdichtet und dann in einem Flammofen mit Natrium erhitzt wird. Hierbei tritt nun das Chlor vom A. an das Natrium, und so erhält man metallisches A. Außer dem Baurit ist noch der Kryolith für die Aluminiumindustrie von Belang. Er besteht aus Fluoraluminium und Fluornatrium und liefert bei der Behandlung mit Natrium ebenfalls A.

Das A. ist weiß mit einem Stich ins Bläuliche, es ist etwa so hart wie Silber, läßt sich zu Draht, Blech und dünnster Folie verarbeiten, nähert sich in seiner absoluten Festigkeit dem Zink, läßt sich gut poliren und besitzt einen schönen Klang. Das specifische Gewicht des gegossenen Aluminiums ist 2,56, nach dem Hämmern 2,67 (es ist etwa so schwer wie ordinäres Glas). Reines A. ist geschmack- und geruchlos, aber ein Gehalt von Silicium, wie ihn das käufliche A. gewöhnlich besitzt, gibt ihm den Geruch des Gußeisens. An der Luft verändert sich reines A. nicht, es schmilzt sehr langsam bei 700° (schwerer als Zink, leichter als Messing), ohne sich stark zu oxydiren, und selbst in der Weißglut verbrennt es nur oberflächlich. Dagegen verbrennt Blattaluminium schon in der Spiritusflamme. Es ist nicht flüchtig, zersetzt das Wasser nur als Blattaluminium. Es löst sich leicht in Salzsäure, warmer verdünnter Schwefelsäure und Alkalilauge. Organische Säuren lösen es besonders bei Gegenwart von Kochsalz, weshalb es sich nicht zu Kochgeschirren eignet. Von Salpetersäure und schmelzendem Alkalihydrat wird es nicht angegriffen, Salpeter oxydirt es erst in der Weißglut, Schwefelwasserstoff und Schwefelalkalimetalle sind ganz ohne Wirkung darauf. Mit Schwefel verbindet sich A. erst in sehr hoher Temperatur; es entzieht in der Hitze vielen Metalloxyden Sauerstoff und zersetzt dann auch die schwefelsauren, kohlensauren, borsauren und kieselsauren Alkalien. Aus den Lösungen vieler Metalle scheidet es diese regulinisch ab. Mit amalgamirtem Zink gibt es in verdünnter Schwefelsäure ein galvanisches Element, dessen Strom an Intensität wenigstens dem eines Platinzinkpaares gleich kommt.

Man benutzt das A. zu Schmuckwaaren (besonders schön ist mattes A., welches man durch schwaches Aetzen mit verdünnter Natronlauge und Waschen mit Salpetersäure erhält), zu allerlei Instrumenten, bei denen seine Leichtigkeit von Nutzen ist (Operngläser, Fernrohre, Indikatoren, Anemometer), zu Gebissen, Tischgeräthen (es läuft nicht an wie Silber und ist ganz unschädlich), Denkmünzen, Bechern, Glocken 2c. Blattaluminium fertigt man als Sur-

rogat des Blattsilbers. Ein wesentliches Hinderniß der Verarbeitung war lange Zeit die Unmöglichkeit, das A. zu löthen. Jetzt bedient man sich dazu mehrerer Legirungen aus Zink, Kupfer u. a., eines Löthkolbens aus reinem A. und als Flußmittels einer Mischung aus Kopaivabalsam und eventuell Terpentin. Der Grabstichel gleitet auf reinem A. wie auf Glas ab, dringt aber wie auf Kupfer ein, wenn man einen Firniß aus 4 Theilen Terpentinöl und 1 Th. Stearinsäure zu Hülfe nimmt. Zum Poliren des Aluminiums dient Polirstein, der in eine innige Mischung von Baumöl und Rum getaucht wird; zum Putzen und Entfetten ist Benzin am geeignetsten. Kupfer läßt sich leicht mit A. plattiren und eignet sich dann zu Reflektoren für Gasflammen, welche, wenn sie versilbert sind, leicht anlaufen. Um Kupfer galvanisch mit A. zu überziehen, taucht man es in wasserfreies Chloraluminium-Chlornatrium, welches bei 180° schmilzt; als positive Elektrode zu dem Kupfer dient A. oder ein Cylinder, der aus Kohle und wasserfreier Thonerde geformt ist. Erhitzt man das mit A. überzogene Kupfer, so verwandelt es sich an der Oberfläche in Aluminiumbronze. Zum Vergolden des Aluminiums verwendet man eine Lösung von unterschwefligsaurem Goldoxydnatron. Durch topische Vergoldung und Versilberung lassen sich höchst überraschende Effekte erzielen. Eine vollständige Versilberung ist nicht rationell, weil damit jeder Grund (etwa die Leichtigkeit ausgenommen) wegfällt, das A. dem wohlfeileren Neusilber oder Britanniametall vorzuziehen. Man kennt vom A. nur ein Oxyd: **Aluminiumoxyd** oder **Thonerde** Al_2O_3, und diesem entspricht das Aluminiumchlorid Al_2Cl_6. In allen Aluminiumverbindungen enthält 1 Molekül 2 Atome A., und dieser Atomkomplex ist sechswerthig.

A. wurde 1827 von Wöhler entdeckt und beschrieben, er gab bereits die Methode an, es mit Hülfe von Alkalimetall aus Chloraluminium abzuscheiden; 1854 gelang Bunsen die elektrolytische Darstellung aus Chloraluminium-Chlornatrium. Um dieselbe Zeit beschäftigte sich Deville mit dem A., und da die weite Verbreitung der Thonerde und die eigenthümlichen Eigenschaften des neuen Metalls für dasselbe eine große Zukunft ahnen ließen, so erhielt Deville vom Kaiser Napoleon die Mittel zu großartigen Versuchen. In Javelle bei Paris wurde 1855 die fabrikmäßige Darstellung des Aluminiums unternommen, und noch in demselben Jahre erschienen die ersten Barren auf der Pariser Ausstellung. Frankreich besitzt gegenwärtig zwei Aluminiumfabriken, England seit 1860 eine. Die großen Erwartungen, welche man von dem neuen Metall hegte, haben sich indeß nicht erfüllt. Dasselbe ist zwar im Preise ungemein gesunken, aber für eine allgemeine Verwendung doch immer noch viel zu theuer. Nur einzelne Aluminiumlegirungen (s. d.) besitzen höheren Werth für die Technik. Es sind einige Methoden in Vorschlag gebracht worden, das Natrium bei der Fabrikation zu umgehen, und namentlich verdient das Verfahren von Basset, das Chloraluminium-Chlornatrium mit Zink zu zersetzen, Berücksichtigung, aber an eine wirklich hüttenmännische Gewinnung von A. ist vorderhand noch nicht zu denken. Die Aluminiumindustrie hat jedoch in anderer Weise einen bedeutenden Einfluß ausgeübt. Sie bedurfte reiner Thonerde, und das Streben, ihr diese zu liefern, schuf die Bauxit- u. Kryolithindustrie. Im Interesse der Aluminiumfabrikation wurde ferner die Darstellung des Natriums in solcher Weise gefördert, daß der Preis desselben in 10 Jahren von 2000 auf 15 Franken pr. Kilogr. sank. Dadurch wurde es möglich reines Aetznatron aus Natrium darzustellen, und namentlich gewann die wissenschaftliche Chemie ungemein durch die erleichterte Benutzbarkeit eines so wichtigen Körpers.

Aluminiumbronze, s. **Aluminiumlegirungen**.

Aluminiumchlorid (**Chloraluminium**) Al_2Cl_6, chemische Verbindung, welche entsteht, wenn man fein vertheiltes Aluminium in Chlor erhitzt oder über ein erhitztes Gemisch von Aluminiumoxyd und Kohle einen Chlorstrom leitet. Das A. verflüchtigt sich und bildet nach der Verdichtung eine weiße krystallinische Masse, welche an der Luft stark raucht, begierig Feuchtigkeit anzieht und sich in Wasser, Alkohol und Aether löst. Die Lösung von Aluminiumoxyd gibt beim Verdampfen zerfließliche Krystalle von A. mit $12H_2O$, welche beim Erhitzen erst Wasser, dann Salzsäure verlieren und Aluminiumoxyd hinterlassen. Das **Chloraluminium-Chlornatrium** $Al_2Cl_6+2NaCl$ wird erhalten, wenn man über eine erhitzte Mischung von Aluminiumoxyd, Kohle und Chlornatrium Chlor leitet. Es gleicht dem A., ist aber weniger hygroskopisch und bildet jetzt den Ausgangspunkt zur Aluminiumfabrikation. Eine unreine (blei- und arsenhaltige) Lösung von A. kommt als **Chloralum** in den Handel. Sie wird zur Desinfektion empfohlen, steht aber in ihrer desinficirenden und klärenden Kraft dem Alaun und Eisenvitriol nach.

Aluminiumlegirungen. Das Aluminium legirt sich mit den meisten Metallen. Eiserne Rührstäbe werden von dem geschmolzenen Metall mit einem glänzenden Ueberzug bedeckt. Ein geringer Eisengehalt macht das Aluminium hart, spröde, schwer schmelzbar; man entfernt ihn durch Schmelzen mit Salpeter. Umgekehrt soll geringer Aluminiumgehalt dem Stahl die vorzüglichen Eigenschaften des Woots mittheilen. Am wichtigsten sind die Kupferlegirungen. Wenig Kupfer macht Aluminium hart und spröde. Legirungen mit 6—10 Proc. Aluminiumgehalt (**Aluminiumbronzen**) sind strengflüssiger als Kupfer, fester als Zinnbronze, lassen sich kalt und warm leicht bearbeiten, nehmen gute Politur an und bleiben an feuchter Luft, in Wasser und Salzlösung unverändert. Die Legirungen mit weniger als 5 Proc. Aluminium sind weicher, höchst politurfähig, von schöner Goldfarbe. Die am häufigsten benutzte Aluminiumbronze enthält 90 Proc. Kupfer und 10 Proc. Aluminium, ist fester als Stahl, gibt scharfen Guß, läßt sich gut graviren und dient zu Schmuckwaaren, Haus- und Tischgeräth, Instrumenten, Axenlagern, Gewehrläufen &c. Messing und Zinnbronze werden durch Zusatz von wenig Aluminium wesentlich verbessert. Auch die Silberlegirungen haben hohen Werth, eine solche aus 95 Proc. Aluminium und 5 Proc. Silber ist weiß, elastisch, hart und dient zu Klingen für Dessert- und Obstmesser. Zinn wird durch wenig Aluminium härter, elastischer und sehr geschmeidig. Als **Aluminiumsilber** (**Drittelsilber**, tiers-argent) ist eine Legirung von ⅓ Silber und ⅔ Aluminium im Handel, sie ist härter als Silber, leichter zu graviren, dient zu Löffeln, Gabeln, Theeplatten.

Aluminiumoxyd (**Alaunerde**, **Thonerde**), Al_2O_3, die einzige bekannte Oxydationsstufe des Aluminiums, findet sich in der Natur als Korund, Rubin, Sapphir, oriental. Topas, oriental. Amethyst und, mit Eisenoxyd und Kieselsäure ver-

unreinigt, als Smirgel. Man erhält amorphes A. durch Glühen von Aluminiumoxydhydrat oder Ammoniakalaun. Schmilzt man dieses vor dem Knallgasgebläse oder erhitzt man es anhaltend mit Borax auf Weißglut, so wird es krystallinisch und gleicht dann völlig dem Korund. Durch Zusatz von wenig Chromoxyd erhält man echte Rubine. Die krystallisirte Thonerde ist nächst Diamant und Bor der härteste Körper und kann nur durch Schmelzen mit ätzenden oder sauren schwefelsauren Alkalien und durch Erhitzen mit Schwefelsäure im zugeschmolzenen Rohr in Lösung gebracht werden. Amorphes A. erwärmt sich mit Wasser unter Bildung von Hydrat, ist unlöslich in Wasser, löst sich, wenn nicht zu stark geglüht, in verdünnten Säuren und ätzenden Alkalien, leichter in den koncentrirten Flüssigkeiten, und gibt mit Kohle gemischt und im Chlorstrom erhitzt Aluminiumchlorid. Das A. dient zur Darstellung von Aluminium.

Aluminiumoxydhydrat (Thonerdehydrat), findet sich in der Natur als Diaspor $Al_2O_3.H_2O$, als Bauxit $Al_2O_3.2H_2O$ und als Gibbsit $Al_2O_3.3H_2O$. Man erhält es als gelatinösen Niederschlag, der zu einer gummiartigen Masse austrocknet, wenn man Chloraluminium mit Ammoniak fällt. Fabrikmäßig stellt man es aus Kryolith oder Bauxit dar, indem man ersteren mit Kalk, letzteren mit Soda erhitzt und dann die Masse mit Wasser auslaugt. Es entsteht eine Lösung von Thonerdenatron, aus welcher Kohlensäure A. fällt. Es ist in Wasser nicht, in Säuren und ätzenden Alkalien leicht löslich und besitzt in hohem Grade die Eigenschaft, organische Stoffe aus ihren Lösungen niederzureißen. Man benutzt es daher zur Reinigung von Trinkwasser und namentlich zur Darstellung von Farblacken, indem man es in Lösungen von organischen Farbestoffen fällt. Beim Glühen verliert das A. Wasser und hinterläßt Aluminiumoxyd. Die Lösungen des Aluminiumoxydhydrats in Säuren enthalten Aluminiumsalze, das A. kann aber auch die Rolle einer Säure spielen, und so entstehen die Aluminate. Das Natriumaluminat oder Thonerdenatron $Al_2O_6Na_6$ wurde oben schon erwähnt, es wird fabrikmäßig dargestellt, kann aber nicht krystallisirt erhalten werden. Es dient als Beize in der Färberei, zur Darstellung von Farblacken, A., Milchglas (Halbporzellan), schweren Seifen, zum Leimen des Papiers 2c. Das Calciumaluminat spielt beim Erhärten des Cäments eine Rolle, Magnesiumaluminat kommt als Spinell, Berylliumaluminat als Chrysoberyll, Zinkaluminat als Gahnit in der Natur vor. Diese Edelsteine kann man durch Erhitzen des Aluminiumoxydhydrats und der entsprechenden Oxyde mit Borsäure (als Lösungsmittel) bei Weißglut künstlich darstellen.

Aluminiumsalze (Thonerdesalze), entstehen meist durch Auflösen von Aluminiumoxydhydrat in Säuren, einige (Sulfate und Phosphate) finden sich in der Natur. Von den neutralen Aluminiumsalzen sind nur wenige in Wasser löslich; diese Lösungen schmecken süßlich zusammenziehend, reagiren sauer und wirken auf Eisen und Zink fast wie verdünnte Säure; aus sehr verdünnten Lösungen wird beim Erhitzen oder durch Flächenwirkung, z. B. der Gespinstfasern, basisches Salz gefällt. Hierauf beruht die Anwendung der A. als Beize in der Färberei. Die basischen Salze sind fast alle in Wasser unlöslich. Sehr zahlreich sind die Doppelsalze (Alaune, Silikate). Aus den Lösungen der A. fällen Alkalihydrate, Ammoniak, Schwefelammonium und kohlensaure Alkalien Aluminiumoxydhydrat. Der Niederschlag ist im Ueberschuß der ätzenden Alkalien löslich und wird aus dieser Lösung durch Kohlensäure, Salmiak und durch vorsichtiges Neutralisiren gefällt.

Alumnus (lat.), Kostschüler, der Genosse einer geschlossenen höhern Schulanstalt (Alumnät, Alumneum), in welcher er Wohnung, Kost und Unterricht frei erhält, besonders auf den Fürstenschulen (s. d.), im Gegensatz zu den Stadtschülern oder Extraneern, welche nicht in der Anstalt selbst, sondern bei ihren Eltern und Verwandten oder als Pensionäre bei Privatpersonen wohnen, jedoch am Unterricht Antheil nehmen. Juristisch bezeichnet Alumnät das rein faktische Verhältnis der Annahme eines Pflegekindes von Seiten des Pflegevaters.

Alunit (Alaunstein, Alaunspat), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Haloïde, ist farblos, röthlich oder grau, findet sich meist derb in kleinkörnigen oder erdigen Aggregaten, bildet Gänge im Trachyt und ist gewöhnlich mit Quarz, Hornstein oder Felsit gemengt und innig durchwachsen. Der A. besteht aus Alaun und Thonerdehydrat, $Al_2 3SO_4$, $K_2SO_4 + 2Al_2O_6H_6$, und ist das Produkt der Einwirkung von schwefliger Säure oder von Schwefelwasserstoff und Wasser auf Trachyt. Er findet sich bei Edessa, Tolfa im Kirchenstaat, in der Auvergne, in Ungarn 2c. Man verarbeitet ihn auf Alaun.

Alunno, der auf falscher Lesung einer Inschrift beruhende Beiname des Malers Niccolo di Liberatore von Foligno. Er gehört der umbrischen Schule an, deren charakteristische Eigenthümlichkeiten, stiller Ernst der Komposition, verbunden mit innigster Lieblichkeit, namentlich in den Madonnen, sein Pinsel zuerst mit voller Kraft zur Geltung brachte. Er arbeitete für eine Reihe von Kirchen in der Umgebung seiner Vaterstadt, seit 1458; das letzte bekannte Werk datirt von 1499.

Aluta (Alt), wilder, in den siebenbürg. Karpathen unfern dem Maros entspringender Gebirgsfluß, durchfließt Siebenbürgen erst in südl., dann südwestl. Hauptrichtung, durchbricht, nach S. gewendet, das südl. Grenzgebirge und tritt in die Walachei über, nimmt hier die Lotra und den Oltez auf und mündet nach einem Laufe von 556 Kilom. bei Turna, Nikopoli gegenüber, in die Donau.

Alva de Tormes (Alba), Stadt in der span. Provinz Salamanca, am Tormes, mit 9 Kirchen, dem Stammschloß der Herzöge von Alba, einer großen Steinbrücke von 26 Bögen über den Fluß und 2350 Einw.

Alvarez, Don José, span. Bildhauer, geb. 23. April 1768 zu Priego in Andalusien, kam als 20jähriger Jüngling nach Granada, wo er auf der Akademie zeichnete, nebenbei aber auch eifrig modellirte. Seit 1794 Mitglied der Akademie San Fernando zu Madrid, gewann er den ersten akademischen Preis mit einem Relief, das zugleich den König bewog, ihm 12,000 Realen Jahrgehalt zur weitern Ausbildung in Paris und Rom zu verwilligen. Aufsehen erregte sein 1804 zur Ausstellung gebrachter Ganymed. Um sich auch in kühnerem Stil zu versuchen, griff A. die Idee des den Todespfeil empfangenden Achilleus auf. Unglücklicherweise zerbrach das Modell, und es wollte ihm nicht gelingen, ein neues zu Stande zu bringen. In Rom, wohin er sich darauf begab, bekam er den Auftrag, für den Saal des quirinalischen Palastes auf Montecavallo 4 Basreliefs zu arbeiten. Diese von Canova und

Thorwaldsen als meisterhaft gepriesenen Basreliefs kamen aber nicht aus ihren Gipsplatten heraus, da die politischen Ereignisse ihre Aufstellung am Bestimmungsplatze verhinderten. Indessen erwarben diese Arbeiten ihrem Urheber die Ehre der Mitgliedschaft der Akademie von San Luca. In Rom schuf A. um 1818 die Gruppe Antilochos und Memnon, sowie die kolossale Gruppe von Saragossa, die, in Marmor ausgeführt, ins Museum zu Madrid kam. Ferdinand VII. ernannte ihn zum Hofbildhauer. Aus A.' Werken spricht Genialität, lebendiges Gefühl und große Natur. Als energischer Geist steht A. jedenfalls über seinem Zeit- und Kunstgenossen Canova. Er starb 26. Nov. 1827 zu Madrid.

Alveārium (lat), Bienenstock; der Gehörgang des Ohrs.

Alveneu, Badeort im schweiz. Kanton Graubünden, im Gebiete der Albula (951 Meter). Die Quelle war schon im 15. Jahrh. bekannt. An die Stelle der primitiven Einrichtungen älterer Zeiten traten schon früh die verbesserten, welche zu den 1866 errichteten Um- und Neubauten überleiteten. Nach den neuen Analysen von Löwig (1839) und v. Planta (1864) gehört die Quelle zu den kalten gipshaltigen Schwefelwässern, wie Gurnigel an der Lenk und le Prese. Die Temperatur beträgt 8° C.; der Gehalt an Schwefelwasserstoff, auf 0,76 Kubikmeter reducirt, über 0,9 Kubikcentim.

Alvensleben, 1) Albrecht, Graf von, preuß. Staatsminister, geb. 23. März 1794 zu Halberstadt, Sohn des braunschweigischen Ministers und preußischen Landtagsmarschalls Grafen Johann August Ernst v. A. (gest. 1827), Sprößling eines alten, weitverzweigten Adelsgeschlechts, das schon 1175 urkundlich erwähnt wird, studirte in Berlin Jurisprudenz, nahm 1815 als Freiwilliger an dem Feldzuge gegen Frankreich theil und begann 1817 als Auskultator bei dem Stadtgericht zu Berlin seine Beamtenlaufbahn. Er avancirte allmählich zum Kammergerichtsrath, arbeitete auch eine Zeitlang beim Obertribunal und am Revisionshofe für Landeskultursachen. Nachdem er dann in mehreren diplomatischen Missionen thätig gewesen, wurde er Oktober 1836 zum Finanzminister ernannt. Als solcher wirkte er mit Erfolg für Befestigung und Erweiterung des deutschen Zollvereins. Weniger glücklich war er in andern Transaktionen, seitdem er 1837 die obere Leitung des Bau-, Fabrik- und Handelswesens übernommen hatte. Die mit Holland angeknüpften Unterhandlungen über einen Handelsvertrag führten nur zu einer kleinen Herabsetzung der Rheinzölle, während Holland weit bedeutendere Vortheile davontrug. Nicht erfolgreicher waren die Unterhandlungen, die A. mit Rußland wegen Aufhebung der für die Bewohner der östlichen Provinzen Preußens so drückenden Grenzsperre anknüpfte. Ein über Preußens Grenzen hinausgehendes Verdienst Alvenslebens ist aber die Regulirung der deutschen Münzverhältnisse. Am 1. Mai 1842 wurde er auf seinen Wunsch von der Leitung des Finanzministeriums entbunden, blieb aber, mit einem Theile der unmittelbaren Vorträge in allgemeinen Landesangelegenheiten betraut, in der Umgebung des Königs, bis er im Juni 1844 ganz in den Ruhestand trat. Seitdem lebte A. meist auf seinem Gute Errleben in der Altmark. 1849 wurde er zum Mitglied der ersten Kammer gewählt, wo er eine besondere Fraktion bildete und manche Beschränkung der oktroyirten Verfassung im Sinne der altpreuß. Politik mit bewirken half. Im Dec. 1850 nahm er als preuß. Bevollmächtigter an den Dresdener Konferenzen theil, und 1854 erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede des preuß. Herrenhauses auf Lebenszeit. Er starb 2. Mai 1858 zu Berlin.

2) Karl Louis Friedrich Wilhelm Gustav von, belletristischer Schriftsteller, 3. Mai 1800 in Berlin geboren, trat 1813 als Kadett bei dem hannöverschen Infanteriebataillon Verden ein, ward im Februar 1814 Officier, nahm nach dem ersten Frieden von Paris den Abschied, um sich auf den Eintritt in den preuß. Staatsdienst vorzubereiten. Nachdem er den Feldzug von 1815 als Freiwilliger mitgemacht, trat er 1817 von neuem als Artillerieofficier in preuß. Militärdienst, nahm aber 1823 wieder den Abschied. Auch die juristische Karrière, zu der er sich bis 1828 in Leipzig vorbereitet hatte, gab er bald wieder auf und lebte als Schriftsteller in unabhängigen Verhältnissen. Wegen seiner Theilnahme an der Vertheidigung Wiens im Oktober 1848 wurde er zu einjähriger Festungsstrafe verurtheilt. Er starb 3. Aug. 1868 zu Wien. A. schrieb zuerst unter dem Pseudonym Gustav Sellen in verschiedene Zeitschriften Novellen, beschäftigte sich später aber größtentheils mit Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen. Von seinen eigenen Arbeiten sind zu erwähnen: mehrere Bände gesammelter Originalnovellen und Romane, der »Ehrentempel für das preuß. Heer«; »Encyklopädie der Spiele« (5. Aufl., Weimar 1871); »Allgem. Weltgeschichte für das Volk« (Wien 1865—72, 3 Bde.; 2. Aufl. 1873 ff.) u. a.

3) Gustav von, preuß. General, geb. 30. Sept. 1803, wurde im Kadettenkorps erzogen und 1821 Officier, trat 1847 als Major in den Großen Generalstab und fungirte 1849 als Chef des Generalstabs bei dem Armeekorps in Baden. Er ward 1855 Oberst, 1858 Generalmajor, 1861 Generaladjutant des Königs, 1863 Generalleutnant und machte den Feldzug von 1866 im Hauptquartier des Königs mit. Ende Okt. 1866 wurde er zum kommandirenden General des 4. Armeekorps und März 1868 zum General der Infanterie ernannt. Das 4. Armeekorps war im Krieg gegen Frankreich 1870 zuerst der zweiten Armee, dann der nach der Schlacht bei Gravelotte gebildeten Maasarmee zugetheilt. Hervorragenden Antheil hatte dies Korps namentlich an dem Treffen bei Beaumont (30. Aug. 1870), dessen Last es fast allein zu tragen hatte. Der glückliche Ausgang desselben trug nicht wenig dazu bei, die Katastrophe von Sedan vorzubereiten.

4) Konstantin von, preuß. General, geb. 26. Aug. 1809, wurde im Kadettenkorps gebildet und 1827 Officier, trat 1853 als Major in den Großen Generalstab und 1860 als Chef der Abtheilung für Armeeangelegenheiten in das Kriegsministerium. 1866 stand er als Generalmajor bei der ersten Gardeinfanteriedivision, die sich in dem Gefechte bei Soor 28. Juni auszeichnete und 3. Juli durch die Erstürmung und Behauptung von Chlum die Schlacht bei Königgrätz entschied. A. kommandirte bei Soor das Gros, bei Chlum die Avantgarde der Division. Während des deutsch-französischen Krieges führte er als Generalleutnant das 3. (brandenburgische) Armeekorps, dem 16. Aug. 1870 in der Schlacht bei Vionville die schwere Aufgabe zufiel, fast allein die Hauptmacht des Feindes so lange festzuhalten, bis die Umgehung desselben vollendet wäre. Bis zum Nachmittag hielt sich das Korps in den Stellungen, die es am Morgen mit kühnem Vorgehen

erobert hatte. Die Verluste waren freilich überaus groß, dafür aber auch, vornehmlich durch die ausdauernde Tapferkeit und die geschickte Führung des 3. Korps, ein Sieg von entscheidender Bedeutung errungen.

Alveole (lat. alveolus), Bienenzelle; Zahnzelle, Zahnhöhle im Kiefer; Kammer in der Schale mancher Schalthiere.

Alvin (spr. -wäng), Louis Joseph, belg. Schriftsteller, geb. zu Cambrai 18. März 1806, wurde 1826 Professor am Collége zu Lüttich, 1830 Sekretär des Ministeriums für den öffentlichen Unterricht in Brüssel und ist seit 1850 erster Konservator der dortigen Bibliothek, sowie seit 1845 Mitglied der belgischen Akademie. A. hat sich als Lyriker und als Dramatiker (in letzterer Eigenschaft besonders durch seinen »Sardanapal«, 1834, und das Lustspiel »Le Folliculaire anonyme«, 1835), wie auch durch fachwissenschaftliche Werke bekannt gemacht, z. B. »Les nielles de la bibliothèque royale de Belgique« (Brüssel 1857) und »Annuaire de la bibliothèque &c.« (1851—56). Außerdem gab er heraus: »Souvenirs de ma vie littéraire« (1843); »L'enfance de Jésus, tableaux flamands« (Gedicht nach Kompositionen von Jérôme Wierix, 1860); »L'alliance de l'art et de l'industrie« (1864) und »Les académies et les autres écoles de dessin de la Belgique en 1864« (1866). Auch lieferte er zahlreiche Poesien und kunstkritische wie literarische Abhandlungen in die belg. Zeitschriften und war bei der Gründung des »Recueil encyclopédique belge« wesentlich betheiligt.

Alvinczy (spr. állwinzi), Joseph, Freiherr von, österreich. Feldmarschall, geb. 1. Febr. 1735 auf dem gleichnamigen Schlosse in Siebenbürgen aus einer reformirten Familie, trat, 15 Jahre alt, in ein Husarenregiment und zeichnet sich im Siebenjährigen Krieg als Hauptmann und Major namentlich bei Torgau, Schweidnitz und in der Affaire bei Teplitz aus. In der darauf folgenden Friedenszeit half er das von Lascy entworfene neue Exercirreglement für die österreichische Armee durchführen. Im Bayrischen Erbfolgekrieg nahm er als Oberst den Prinzen von Hessen-Philippsthal bei der Einnahme von Habelschwerdt gefangen. Als Generalmajor ward er von Kaiser Joseph II. zum Lehrer seines Neffen, des spätern Kaisers Franz II., in der Taktik ernannt. Seit 1789 Feldmarschallleutnant, führte er 1790 das zur Dämpfung des belgischen Aufstandes bestimmte Heer. Doch mißglückte sein Angriff auf Leyden, und ein Sturz vom Pferde hemmte seine Thätigkeit. Erst im Krieg mit Frankreich kam A. wieder ins Feld. An der Spitze einer Division zeichnete er sich bei Neerwinden, Châtillon, Landrecy, Charleroi und Fleurus aus, ward aber 6. Sept. 1793 bei Hondschooten geschlagen. 1795 ward er als Feldzeugmeister zu der Oberrheinarmee versetzt und erhielt dann das Oberkommando aller Kriegsheere zwischen dem Neckar und Konstanz. Noch vor Beginn des Feldzuges wurde er jedoch in den Hofkriegsrath berufen und im Kommando durch Wurmser ersetzt. Nach dem Rückzug Beaulieu's aus der Lombardei nach Tirol ordnete er dessen Armee und bereitete in Tirol die Insurrektion vor. Bei dem Versuch, Mantua zu entsetzen, ward er von Bonaparte 15. Nov. 1796 bei Arcole, darauf 14. und 16. Jan. 1797 bei Rivoli geschlagen, worauf Mantua fiel und Erzherzog Karl den Oberbefehl erhielt. Später wurde A. Kommandirender in Ungarn und 1808 Feldmarschall. Er starb 25. Nov. 1810 zu Ofen.

Alxinger, Johann Baptist von, Dichter, geb. 24. Jan. 1755 zu Wien, studirte die Rechte, ward später zu Wien Hofagent, geadelt und 1794 k. k. Hoftheatersekretär. Er starb 1. Mai 1797. Seine Gedichte entstanden unter dem Einflusse der freien Geistesregung, welche sich unter Josephs II. Regierung in Wien kund gab; ihre Tendenz ist, einer reinern Lebensphilosophie Anhänger zu gewinnen. Am meisten Beifall fanden seine in Wielands Manier gehaltenen Rittergedichte »Doolin von Mainz« (Leipz. 1787, 2. Aufl. 1797) und »Bliomberis« (das. 1791, 2. Aufl. 1802), die freilich den Anforderungen der neueren Kritik nicht genügen. Seine »Sämmtlichen Schriften« erschienen in 10 Bdn. (Wien 1812).

Alyattes (Halyattes), Vater des Krösos, König von Lydien, 617—560 v. Chr., kämpfte gegen die Milesier und gegen den medischen König Cyarares. Sein Grabmal in der Nähe des Gygischen Sees bei Sardes, ein Erdhügel auf einer Grundlage von ungeheuren Steinblöcken, hatte 440 Meter Umfang und eine Höhe, daß es in ganz Lydien gesehen werden konnte.

Alyssum *L.* (Steinkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, Kräuter oder Halbsträucher, mit einfachen, ganzrandigen, behaarten Blättern, kleinen weißen oder gelben Blüten und zusammengedrückten rundlichen oder eiförmigen Schötchen. Als Zierpflanzen werden benutzt: A. alpestre *L.*, ausdauernd in Südfrankreich und Italien, eine kleine zierliche Pflanze mit verkehrt-eirund-spatelförmigen, grauweißen, mit feinen Sternhärchen bekleideten Blättern und kurzen, goldgelben Blütentrauben, kann zur Verschönerung von Felsenpartien dienen; A. argenteum *Willd.*, Lunaria argentea *All.*, ein ausdauernder Halbstrauch in Piemont, an Felsen, mit länglich-spatelförmigen, unten silberweißen Blättern und zierlichen, gelben Trauben in einer Rispe; A. saxatile *L.* (Felsensteinkraut), ein ausdauernder Halbstrauch in Podolien, Rußland, an den Wasserfällen des Dnjepr, auch in Thüringen, mit lanzettförmigen, ganzrandigen, gleich den Aesten fast filziggrauweißen Blättern und gelben Blüten; A. serpyllifolium *Desf.*, ein ausdauernder Halbstrauch in Südeuropa und Nordafrika, mit vielen gelben Blütentrauben in einer flachen Doldentraube.

Alyxia *Brown*, Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, immergrüne Bäume und Sträucher mit Milchsaft, quirlständigen, ganzrandigen Blättern, in den Blattachseln, selten in Trugbolden stehenden Blüten mit tellerförmiger Korolle und einsamigen Steinfrüchten. Von A. laurina *Gaudich.*, einem an Bäumen hinankletternden Strauch auf den Molukken, mit armsdickem Stamme und vielen zolldicken, oft dicht verschlungenen Aesten, und von A. stellata *Roxb.*, A. aromatica *Reinw.*, einem kletternden Strauch in den Bergwäldern Java's und auf den Inseln des Indischen Oceans, wird die wie Tonkabohnen riechende, aromatisch bitter schmeckende Rinde als Arzneimittel und zu Parfümerien benutzt.

Alz, Nebenfluß des Inns in Oberbayern, fließt aus dem Chiemsee ab, in den sie als Kitzbühler Ache eingetreten ist.

Alzbeere, s. v. w. Elsebeere, s. Sorbus.

Alzette (spr. -sett), Elze, Alzig), rechter Nebenfluß der Sauer in Luxemburg, entspringt bei Esch, fließt in nördlicher Richtung und mündet bei Ettelbrück oberhalb Diekirch.

Alzey, Stadt in Rheinhessen, an der Selz,

Station der Hess. Ludwigsbahn, hat eine katholische und und zwei evangelische Kirchen, einen schönen Marktplatz, eine Realschule, Leder-, Möbel-, Bürstenfabrikation, bedeutende Bierbrauerei, Wollwirkerei und (1871) 5237 Einw. Die Stadt, die bereits im 4. Jahrh. erwähnt wird (»Volker der Fiedler«, der Nibelungenheld, stammte aus A.), liegt auf der Stelle römischer Niederlassungen und war im Mittelalter eine nicht unbedeutende Reichsstadt. Im Jahre 1689 ward sie von den Franzosen niedergebrannt. Trümmer einer alten mächtigen Burg sind noch jetzt vorhanden.

Amadēo (auch Omodeo genannt), Giovanni Antonio, ital. Baumeister und Bildhauer, geb. 1447 zu Padua, war betheiligt an den Arbeiten im Mailänder Dome und der Certosa in Pavia, schließt sich dem Stile des Bramantino von Mailand an und vertritt mit diesem die lombardische Richtung der Renaissance. Er fertigte aus Marmor viele Reliefarbeiten für die Façade und für Grabmäler in der Certosa, woran sich auch sein Bruder Protasio betheiligte. Er schuf das herrliche Denkmal der Medea Colleoni (jetzt in Bergamo) und Grabmäler in Cremona und Isola bella. 1490 mit dem Ausbau der Certosa und des Mailänder Doms beauftragt, theilte er die Arbeit mit zahlreichen Kunstgenossen und vollendete die Façade des erstgenannten Gebäudes im Modell, welches der Hauptsache nach zur Ausführung kam. Hier überwuchert zwar die Dekoration beinahe die Architektur, doch gibt sich im einzelnen hoher Schönheitssinn und überreiche Phantasie zu erkennen. Mit dem Kuppelbau des Domes beschäftigt, erfuhr er mancherlei Chikanen und Kränkungen und starb vor Vollendung des Werkes 27. Aug. 1522. Wie er überhaupt die Renaissance mit dem mittelalterlichen Stile seiner Heimat zu vermählen wußte, so entwarf er diesen Kuppelbau vollständig in gothischen Formen.

Amadēus (lat., »Liebegott«), Name, der sich vornehmlich in dem Hause Savoyen findet. Merkwürdig sind: 1) A. V. (IV.), der Große, der Stammvater des noch blühenden Hauses Savoyen, Sohn des Grafen Thomas II., geb. 4. Sept. 1249, erhielt von seinem älteren Bruder, Thomas III., Grafen von Piemont, 1283 das Herzogthum Aosta, von seinem Oheim Philipp 1285 Savoyen, wodurch die von ihm gestiftete zweite Linie des Hauses Savoyen zur Hauptlinie erhoben ward. 1294 trat A. durch schiedsrichterlichen Vergleich seinem Neffen Philipp die Stadt Turin sammt Piemont mit Ausnahme von Susa ab, ward 1310 von Kaiser Heinrich VII. in Asti mit seinen Ländern belehnt, in den Reichsfürstenstand erhoben und 1312 in Rom zum kaiserlichen Statthalter Oberitaliens ernannt. 1313 wurde er mit der Grafschaft Asti belehnt, worauf sich ihm die Stadt Ivrea freiwillig unterwarf. 1315 entsetzte er das von den Türken belagerte Rhodos. 1322 erlangte er die Anerkennung der Hoheit Savoyens von Seiten des Grafen von Genf und vom Dauphin den Verzicht auf die savoyischen Besitzungen in Burgund. In Avignon einen Kreuzzug gegen die Türken betreibend, starb er 16. Okt. 1323. A. galt für einen der tapfersten und einsichtsvollsten Fürsten seiner Zeit; sein Rath wurde vom Kaiser Heinrich VII., von den Königen Frankreichs und Englands in allen wichtigen Staatsgeschäften gehört.

2) A. VI. (V.), der grüne Graf genannt von seiner Lieblingsfarbe bei Turnieren, Enkel des vorigen, geb. 4. Jan. 1334 zu Chambéry, gelangte 1343 unter Vormundschaft zur Regierung. Er eroberte Mondovi, Coni, Chieri und Cherasco, erhielt 1355 durch einen Vertrag mit dem Dauphin die Herrschaften Faussigny und Ger und kaufte von Katharina von Savoyen das Waadtland. 1365 erhob ihn Kaiser Karl IV. zum Reichsstatthalter in einem Theil der Schweiz und den Bisthümern Lyon, Macon und Grenoble, sowie zum Schutzherrn der neu gestifteten Universität Genf. 1366 zog A. gegen die Türken in Griechenland, eroberte Gallipoli, befreite den Kaiser Johann Paläologus aus den Händen der Bulgaren und gewann denselben für die römische Kirche. Mit dem Papste Gregor XI., dem Könige von Ungarn und dem Kaiser Karl IV. verbündet, entriß er Johann Galeazzo Visconti mehrere Städte und erlangte im Vergleich zu Pavia 1378 die Anerkennung seiner Erwerbungen in Piemont. Bald nachher (1381) entsagte auch Ludwig von Anjou als Erbe der Königin Johanna zu Gunsten Savoyens allen Ansprüchen Neapels auf Piemont, und Papst Clemens VII. ernannte A. zum Schiedsrichter in den Streitigkeiten zwischen den Häusern Visconti, Montferrat und della Scala. A.' Schiedsspruch beendete 1381 den langwierigen Krieg zwischen Genua und Venedig. A. starb 2. März 1383 in Apulien, wohin er mit Ludwig von Anjou gegen Karl von Durazzo zur Eroberung Neapels gezogen war. 1362 stiftete A. den Orden des Halsbandes, nachmals Orden della santa Annunciata.

3) A. VII. (VI.), der Rothe, Sohn des vorigen, geb. 24. Febr. 1360, erhielt von seinem Vater 1379 die Herrschaft Bresse und folgte demselben 1383. Im Bunde mit Karl VII. von Frankreich kämpfte er in Flandern und trug viel zum Entsatze von Ypern bei. Die Einwohner von Nizza, Ventimiglia und Barcelonette ernannten ihn statt des ohnmächtigen Königs Ladislaus von Ungarn und Neapel zu ihrem Schutzherrn, worauf A. das hart bedrängte Nizza befreite und dort 1388 als Souverän anerkannt wurde. Er starb 1. Nov. 1391.

4) A. VIII. (VII.), der Friedfertige, des vorigen Sohn, erster Herzog von Savoyen, geb 4. Sept. 1383, folgte seinem früh verstorbenen Vater unter Vormundschaft seiner Großmutter, der klugen Bonne de Bourbon. Wegen seines Eifers für die Kircheneinheit wurde Savoyen 1416 vom Kaiser Sigismund zum Herzogthum erhoben, auch erhielt der neue Herzog 1422 Genf als Lehen und das Jus de non appellando in seinen Staaten. 1434 dankte er ab und zog sich in die Einsiedelei zu Ripaille bei Thonon am Genfersee zurück. Indessen behielt er sich die Oberaufsicht über die Regierung seines Sohnes Ludwig vor und leitete mit seinen Freunden von der klösterlichen Zelle aus alle wichtigen Staatsgeschäfte. 1439 vom Baseler Koncil statt des abgesetzten Eugenius IV. zum Papst erwählt, zog er 24. Juni 1440 als Felix V. in Basel ein und wurde 24. Juli gekrönt. Da aber auch er nicht allgemein anerkannt wurde, legte er seine Würde vor dem von ihm nach Lausanne verlegten Koncil 1449 nieder, nachdem der neue Papst Nikolaus V. die von A. erlassenen Gesetze genehmigt und diesen selbst als Kardinallegaten des heiligen Stuhls in den savoyischen Ländern, in Basel, Straßburg rc. anerkannt hatte. A. kehrte hierauf in seine Einsiedelei nach Ripaille zurück und starb in Genf 7. Jan. 1451. Fest, friedliebend und mild, wurde er wegen

seiner Klugheit der »Salomo des Jahrhunderts« genannt. Unter ihm erhielt sein Haus durch das Aussterben der Linie des Grafen Thomas III. 1418 ganz Piemont.

5) A. IX. (VIII.), der Selige, Sohn des Herzogs Ludwig, geb. 1. Febr. 1435, trat 1465 die Regierung an. Er unterstützte König Ludwig XI. von Frankreich gegen Johann von Bourbon und die Ligue der öffentlichen Wohlfahrt. Einen Krieg mit Montferrat und Mailand beendigte Philipp von Savoyen, Graf von Bresse, 1467 durch einen vortheilhaften Frieden, worauf A. 1468 ein zehnjähriges Schutzbündnis mit Venedig abschloß. Von epileptischen Zufällen heimgesucht, übertrug er 1469 die Regentschaft seiner talentvollen, aber leidenschaftlichen Gemahlin Jolantha; die unzufriedenen Agnaten, Philipp von Bresse an der Spitze, überfielen jedoch 1471 das feste Schloß Montmeillan und nahmen A. gefangen. Im Frieden zu Chambéry erhielten die Prinzen Antheil an der Regierung; Jolantha aber blieb bis zur Ernennung eines Statthalters im Besitz der höchsten Gewalt. Bald nach dem Abschluß dieses Friedens starb A. zu Vercelli 16. April 1472. Wichtig war sein Testament vom 10. Sept. 1470, welches die Primogeniturerbfolge einführte.

6) A. I., Ferdinand Maria, König von Spanien, geb. 30. Mai 1845 als zweiter Sohn des Königs Victor Emanuel von Italien, führt als solcher den Titel eines Herzogs von Aosta, nahm, in Turin erzogen, 1859 an dem Kriege gegen Oesterreich theil, focht 1866 bei Custozza, wo er leicht verwundet wurde, und stieg später, sich der Marine widmend, zum Kontreadmiral auf. 1867 vermählte er sich mit der Prinzessin Maria del Pozzo della Cisterna (geb. 9. Aug. 1847). Nach dem Sturze der spanischen Bourbonen und nachdem die Cortes die Beibehaltung der Monarchie beschlossen, die Unterhandlungen mit A.' Vetter, dem Prinzen Thomas von Savoyen, sowie die mit dem Prinzen Leopold von Hohenzollern und endlich die mit Espartero wegen Uebernahme der Krone sich zerschlagen hatten, wurde 16. Nov. 1870 A. mit 191 von 311 Stimmen von den Cortes zum König von Spanien gewählt, nahm 4. Dec. zu Florenz die ihm durch eine Deputation der Cortes überbrachte Krone an, hielt 2. Jan. 1871 seinen Einzug in Madrid und leistete vor den Cortes den Eid auf die Verfassung, unter üblen Anzeichen, denn wenige Tage zuvor (30. Dec.) war General Prim, dem er die Krone verdankte, durch Meuchelmord gefallen. Das zwanglose, alle Etikette beseitigende Auftreten A.' stieß den Adel ab, machte jedoch bei dem Volke guten Eindruck. Dennoch gelang es dem jungen König nicht, eine sichere Grundlage für seine Regierung zu gewinnen; streng konstitutionell verfahrend, wechselte er sein Ministerium oft, ohne daß es ihm gelang, mit irgend einer der einander erbittert bekämpfenden Parteien eine dauernde Regierung zu begründen. Er dankte daher 11. Febr. 1873 ab und kehrte über Portugal nach Italien zurück.

Amadia (Amadieh), Stadt im türk. Armenien, ehemals Hauptstadt der Zebarrikurden, liegt 132 Kilom. nördlich von Mossul, auf hohem Felsen, hat seit neuerer Zeit eine türk. Besatzung und etwa 8000 Einw., und ist der Hauptmarkt für den Handel mit Galläpfeln.

Amadinen (dickschnäbelige Prachtfinken, Spermestes), Gruppe aus der Familie der Webefinken (Plocidae) und der Ordnung der Sperlingsvögel, gedrungen gebaute, mehr oder weniger kurzschwänzige und kurzflügelige Vögel mit starkem, dickem, auf der Firste meist gewölbtem, an den Schneidenrändern mehr oder weniger eingezogenem, wohl auch ausnahmsweise gestrecktem Schnabel, verhältnismäßig hohen und kräftigen Füßen und glattem, in der Regel etwas derbem, bei den verschiedenen Geschlechtern meist, wenn auch nicht immer gleich gefärbtem Gefieder. Sie leben in Afrika, Südasien und Australien vorzugsweise in Steppen, Getreide- und Zuckerrohrfeldern, sind Körnerfresser und brüten zu Anfang des Frühlings ihrer Heimatländer; sie bauen ein mehr oder weniger dicht überwölbtes, mit seitlichem Eingang versehenes Nest und legen 3—6 rein weiße Eier. Die Brutzeit dauert 13—15 Tage, das Wachsthum der Jungen bis zum Verlassen des Nestes 15—20 Tage, und 5—8 Tage später sind die Jungen selbständig. Die A. kommen seit länger als 100 Jahren massenhaft nach Europa und werden wegen ihres ansprechenden Wesens und der Leichtigkeit, mit welcher sie zu erhalten und größtentheils zur Brut zu bringen sind, als Stubenvögel hoch geschätzt, obwohl ihnen ein wirklicher Gesang versagt ist. Sie sind höchst gesellig, und besonders das Pärchen thut alles gemeinschaftlich, sie entwickeln eine große Lebendigkeit, sitzen aber auch stundenlang unbeweglich dicht an einander gedrängt. Man füttert sie mit weißer Hirse und Kanariensamen, reicht dazu Grünzeug, Mehlwürmer oder ein Weichfutter und läßt es auch an Sepia nicht fehlen; zur Aufzucht der Jungen ist besonders thierische Nahrung erforderlich. Die Erzamadine (kleines Elsterchen, Kappenfink, Spermestes cucullata *Swsn.*), im tropischen Afrika, ist äußerst munter, ausdauernd, nistet leicht, sehr beliebt. Das zweifarbige Elsterchen (Doppelfarb, S. bicolor *Fras.*), in Westafrika, sehr schön gefärbt und ebenso empfehlenswerth wie das kleine Elsterchen, ausdauernd, nistet schwierig. Das Bronzemännchen (gestreiftes Elsterchen, S. striata *L.*), überaus häufig an der Malabarküste, auch auf Ceylon, ausdauernd, seltener im Handel, beliebt, vertritt seit uralten Zeiten in Japan unsern Kanarienvogel und wird in den verschiedensten Spielarten gezüchtet; schneeweiße kommen gegenwärtig in den Handel. Der Silberschnabel (Silberfasänchen, S. cantans [Uroloncha] *Gml.*), in Mittelafrika, ist äußerst beweglich, läßt sein Liedchen leise zwitschernd ununterbrochen ertönen; ausdauernd, nistet leicht. Das Malabarfasänchen (S. [U.] malabarica *L.*), in Indien und auf Ceylon, dem vorigen sehr ähnlich, paart sich mit demselben äußerst leicht. Der Muskatvogel (S. [U.] punctularia *L.*), in Malakka, auf Java, Flores, Mauritius, sehr häufig auf dem Vogelmarkt, ausdauernd, beliebt, nistet kaum. Der Schilffink (S. castaneothorax *Gould.*), im nordöstl. Australien ist, schwierig zu erhalten. Der Bandvogel (Halsbandfink, Bluthals, S. fasciata *Gml.*), in Mittelafrika, ist etwas derb, sehr leicht zu züchten, seit lange bei uns eingebürgert. Nonnenvögel (Dermophrys *Hodgs.*, Maja *Rchbch.*) sind stille, gedrungen gebaute, seltsam gefiederte, ausdauernde, kaum in der Gefangenschaft nistende, doch beliebte Vögel: die schwarzköpfige Nonne (Mönchsvogel, Mongole, Chinese, S. rubronigra *Hodgs.*), auf Ceylon, in Ostindien bis Cochinchina nicht selten; die weißköpfige Nonne (Maja, S. maja *L.*), auf den Sundainseln (Borneo?); der Bondol (weißköpfige

Nonne mit schwarzer Kehle, S. ferruginosa *Sparrm.*), auf Java, Flores.

Amādisromane, eine Familie mittelalterlicher Ritterromane, die, aus der Ritterromanze hervorgegangen, von Spanien aus sich über Europa verbreiteten und jahrhundertelang die beliebteste Lektüre bildeten. Der Stammvater des zahlreichen Geschlechts und zugleich der beste aller A. ist Amadis von Gallien (Gaula), ein ursprünglich portugiesisches Werk, das, nach jetzt allgemeiner Annahme, um 1370 von Vasco de Lobeira von Oporto (gest. 1403) verfaßt wurde, aber in der portugiesischen Urschrift nicht mehr vorhanden ist. Statt derselben muß die span. Bearbeitung des Romans dienen, welche über ein Jahrhundert später Garcia Ordoñez de Montalvo (zwischen 1492 und 1508) lieferte. Der Held der Dichtung ist Amadis, das Muster aller ritterlichen Tugend, Sohn des Königs Perion von Gaula und der britischen Prinzessin Elisena; er wird nach Schottland verschlagen, wo er sich in Oriana, die unvergleichliche Tochter des Königs Lisuart von England, verliebt, und die Erzählung und Verherrlichung dieser Liebesgeschichte, welche mit den buntesten Abenteuern, weiten Reisen in ferne Länder, zahllosen Kämpfen gegen Ritter, Riesen und Zauberer verknüpft ist, bildet den Hauptgegenstand des Romans. Das Werk ermüdet durch seine Breite, doch fehlt es ihm nicht an zarten und ergreifenden Stellen; es ist in seiner Haltung einfacher und doch vielseitiger als andere ähnliche Dichtungen und bleibt als Sittenspiegel der Ritterzeit merkwürdig. Die älteste noch vorhandene Ausgabe der Montalvan'schen Bearbeitung ist von 1519. Ihr folgten in wenig Jahrzehnten 12 andere. Schon Montalvan fügte übrigens den ursprünglichen vier Büchern des portug. Originals (dem einzigen Werke, welchem Cervantes bei dem berühmten Auto da Fé von Don Quijote's Bibliothek Gnade widerfahren ließ) ein 5. Buch eigener Erfindung hinzu, welches die Geschichte des Esplandian, des ältesten Sohns des Amadis und der Oriana, enthält; nach ihm haben andere die Nachkommenschaft des alten Helden fast ins Unglaubliche vermehrt. Bereits 1526 kam ein 6. Buch mit der Geschichte des Florisando, seines Neffen, bald darauf ein 7. und 8. Buch hinzu, mit der wundervollen Geschichte des Lisuarte von Griechenland, eines Sohns des Esplandian, und der noch wundervollern des Amadis von Griechenland, eines Urenkels des gallischen Helden. Dann folgte Don Florisel de Niquea und Anaxartes, Sohn des Lisuarte, deren Geschichte mit der der Kinder des letztern das 9., 10. und 11. Buch füllt. Ein 12. Buch endlich, das 1549 gedruckt wurde, berichtet die Thaten des Don Silves de la Selva. Zugleich erfuhr der Roman zahlreiche Uebersetzungen, Umarbeitungen und Fortsetzungen in fremden Sprachen. Er war seit 1540 in französischer, seit 1546 in italienischer, seit 1619 in englischer, ebenso in holländischer Uebersetzung vorhanden. Eine deutsche Uebertragung (nach einer franz. Bearbeitung) erschien zu Frankfurt a. M. 1583; sogar von einer hebräischen wird berichtet. Dazu wurden die 12 Bücher des span. Romans in Frankreich bis auf 24, in Deutschland sogar bis auf 30 erweitert. Zuletzt brachte ein Franzose, Gilbert Saunier Duverdier, zu Anfang des 17. Jahrh. die sämmtlichen Romane in eine ordentlich zusammenhängende Reihenfolge, und mit seinem 7 dicke Bände starken Sammelwerke, das er unter dem Titel »Roman des Romans« herausgab, gelangte endlich die Geschichte der A. zum Abschluß. In neuern, und zwar metrischen Bearbeitungen des alten Stoffs versuchten sich Creuzé de Lesser (»Amadis de Gaule, poëme faisant suite aux chevaliers de la Table-ronde«, Par. 1813) und W. Stewart Rose (»Amadis de Gaul, a poem in three books«, Lond. 1803); auch lieferte der englische Dichter Southey eine Abkürzung des alten Romans (das. 1803, neue Ausg. 1872, 3 Bde.), in welcher derselbe allenfalls noch jetzt lesbar erscheint. Dagegen hat der muthwillige »Neue Amadis« von Wieland mit dem ältern nichts als den Titel gemein. Die Literatur der A. gibt Eberts »Bibliographisches Lexikon«, Nr. 479—489 (Leipz. 1821) und Brinckmeier in seinem »Abriß einer dokumentirten Geschichte der span. Nationalliteratur« (Leipz. 1844). Ueber Inhalt und Stil der einzelnen Romane vgl. V. Schmidts Abhandlung in den »Jahrbüchern der Literatur«, Bd. 32 (Wien 1826).

A majōri ad minus (lat.), vom Größern aufs Kleinere, und umgekehrt: A minōri ad majus, vom Kleinern aufs Größere (schließen).

Amak (dän. Amager), dän. Insel im Sunde, Kopenhagen gegenüber, 11 Kilom. lang und bis 5,5 Kilom. breit, mit ca. 7000 Einw., darunter ein großer Theil Nachkommen von 24 holländischen Familien, welche Christian II. 1516 dort ansiedelte. Ein Theil Kopenhagens, Christianshafen, ist auf die Insel gebaut, die wegen ihres Gemüsebaus auch »Kopenhagens Küchengarten« heißt.

Amakosa, ein Stamm der Kaffern (s. d.).

Amalasuntha (Amalasuintha, eigentlich Amalesuenta, »Amaler Jungfrau«), Tochter des Ostgothenkönigs Theoderich d. Gr. und Odofleda's, der Schwester Chlodwigs, gebar, dem Ostgothen Eutharich vermählt, einen Sohn, Athalarich, den Theoderich zu seinem Nachfolger bestimmte. Seit 522 Wittwe, führte sie seit 526 die Regierung für ihren minderjährigen Sohn mit Milde und Weisheit, ließ aber den jungen König nach Römersitte erziehen. Auf Anstiften gothischer Großen entzog sich jedoch Athalarich der strengen Zucht und starb 534 infolge seiner Ausschweifungen. Hierauf heirathete A. ihren Vetter Theodat, behielt sich aber die Leitung der Geschäfte vor. Kaum sah sich Theodat in Amalasuntha's Besitze, als er sie auf Anstiften der griech. Kaiserin Theodora greifen, in Verwahrung bringen und 534 im Bade erdrosseln ließ. Dies gab Justinian den Vorwand zu dem Angriff auf das ostgoth. Reich, der dessen Untergang zur Folge hatte.

Amalde, s. v. w. Almude.

Amalekiter, uraltes arabisches Volk im SW. Palästina's, zwischen Idumäa und Aegypten und östlich vom Todten Meer und dem Gebirge Seïr, wahrscheinlich auch in Kanaan hier und da angesiedelt, angeblich von Amalek, einem Enkel Esau's, abstammend, ein kriegerisches Hirtenvolk unter Königen (Agag). Die Israeliten unterlagen ihnen zuerst. Die A. eroberten, mit den Ammonitern und Moabitern vereinigt, Jericho. Erst Saul setzte ihren Raubzügen in zwei Feldzügen auf einige Zeit ein Ziel. David bekriegte sie von Ziklag aus und rächte die Verbrennung dieser Stadt, kämpfte auch als König noch mit ihnen. Unter Hiskia wurden die A. am Gebirge Seïr von den Simeoniten theils ausgerottet, theils vertrieben. Seitdem werden die A. in der Bibel nicht weiter erwähnt. Josephus nennt Amalekitis als einen Theil von Idumäa

Amäler, eins der beiden (A. und Balthen) großen Helden- und Herrschergeschlechter der Gothen, welches von dem mythischen Könige Amala seinen Namen führt. In dem Nibelungenliede, dem Heldenbuche und andern altdeutschen Dichtungen heißen sie Amelungen, d. i. Abkömmlinge des Amala.

Amalfi (Amalphia), Stadt in der unterital. Provinz Principato citeriore, am Meerbusen von Salerno in einer engen Felsenschlucht und an derselben empor äußerst malerisch gelegen, Sitz eines Erzbischofs, hat eine sehr alte Kathedrale im normannisch-byzantin. Stil, zahlreiche Fabriken (besonders für Papier und Maccaroni), einen kleinen Hafenquai und 4186 Einw. Aus A. stammte Flavio Gioja, den man (irrthümlich) als Erfinder des Kompasses bezeichnet. A. war im Mittelalter als Handelsrepublik bedeutend. Der Sage nach wurde es von röm. Familien, die auf der Reise nach Konstantinopel Schiffbruch litten, gegründet. Seine feste Lage schützte den Ort vor der Eroberung durch die Longobarden. Dem griech. Statthalter in Neapel untergeordnet, wählte A. seine eigenen Magistrate und bildete einen eigenen Militärstaat. 825 überfiel und plünderte Sichard, Fürst von Benevent und Salerno, A. und führte die Einwohner nach dem von der Pest entvölkerten Salerno. Bald kehrten indeß die Amalfitaner in die Vaterstadt zurück. Nun nahm A., nur dem Namen nach den Griechen unterthan, einen glänzenden Aufschwung und erweiterte sein Gebiet ansehnlich. Später gewannen einzelne Patricierfamilien die Gewalt, aus denen sich Grafen, dann Herzöge erhoben, von denen Mansus II. (960—1000) A. mit Salerno verband. Der von A. zu Hülfe gerufene Normannenfürst Robert Guiscard eroberte 1077 Salerno, verleibte aber auch A. seinem Apulien und Kalabrien umfassenden Gebiet ein. Seitdem sank A.; sein Handel und Wohlstand ward durch Plünderungen der Pisaner 1135 und 1137 ganz vernichtet. Das Herzogthum A. gab später König Alfons dem Raimund Orsini, Fürsten von Salerno, zu Lehen, von dem es an Antonio Piccolomini, einen Neffen Papst Pius' II., fiel; die Stadt blieb unbedeutend. Um 1650 verlieh der König von Spanien dem Ottavio Piccolomini das Herzogthum seiner Vorfahren von neuem. Am meisten blühte Amalfi's Handel im 10. Jahrh. und während des ersten Kreuzzuges. Das Seerecht von A. (Tabula Amalphitana) galt bei allen das Mittelmeer befahrenden Nationen. Die Kaufherren von A. hatten Niederlagen in Alexandria, Antiochia und Jerusalem.

Amalgäme (griech.-arab.), Legirungen des Quecksilbers mit andern Metallen; s. Quecksilberlegirungen, vgl. Gold und Silber.

Amalgämsilber (natürliches Amalgam, Merkursilber), Mineral aus der Klasse der Metalle, ist silberweiß, metallisch glänzend, besteht aus Silber und Quecksilber in wechselnden Mengen und liefert beim Erhitzen schwammiges Silber. Es findet sich mit Zinnober und Quecksilber bei Mörsfeld und Moschellandsberg in der Pfalz, bei Szlana in Ungarn, Allemont in der Dauphiné und bei Rosilla in Chile.

Amalia, 1) Anna A., Herzogin von Sachsen-Weimar, Tochter des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 24. Okt. 1739, war eine durch seltene Eigenschaften des Geistes und des Herzens ausgezeichnete Frau und geraume Zeit der Stern, um den sich ein weiter Kreis der bedeutendsten Menschen bewegte. Nachdem sie schon im 19. Jahre, nach zweijähriger Ehe, 28. Mai 1758 ihren Gemahl, den Herzog Ernst August Konstantin, verloren, trat sie als Vormünderin ihres kaum einjährigen Sohnes, des nachmaligen Großherzogs Karl August, die Regierung an, die sie 1775 in seine Hände niederlegte. Sie erwarb sich große Verdienste um das weimarische Land durch Tilgung der traurigen Folgen des Siebenjährigen Krieges und durch Gründung neuer und Vervollkommnung vorhandener Anstalten für Volksbildung. Ihr Schloß in Weimar, sowie ihre Lustschlösser in Tiefurt und Ettersberg waren der Versammlungsort der ausgezeichnetsten Männer, welche Weimar besuchten oder dort wohnten. Sie besaß großes musikalisches Talent und komponirte für die Kapelle und das Theater, unter andern die Operette »Erwin und Elmire«. Von der unglücklichen Schlacht bei Jena 1806 hart betroffen, starb sie 10. April 1807. Ihre Biographie schrieb neuerdings F. Arndt (Berl. 1872).

2) Marie A., Gemahlin Ludwig Philipps, Königs der Franzosen, Tochter des Königs Ferdinand I. (IV.) beider Sicilien, geb. 26. April 1782, vermählte sich 25. Nov. 1809 mit Ludwig Philipp, Herzog von Orléans, obwohl derselbe damals ein Verbannter war und kaum hoffen durfte, jemals in sein Vaterland zurückzukehren, geschweige den dortigen Thron einnehmen zu können. Sie lebte mit dem Gatten in glücklicher Ehe, ohne sich in die politischen Angelegenheiten zu mischen. Nach dem Sturze ihrer Familie Februar 1848 theilte sie mit ihrem Gemahl die Gefahren und Beschwerden der Flucht über den Kanal. Seit 1850 verwittwet, starb sie 24. März 1866 zu Claremont.

3) Marie A. Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen, Tochter des Prinzen Maximilian und Schwester des 1873 verstorbnen Königs Johann von Sachsen, geb. 10. Aug. 1794, gest. 18. Sept. 1870, hat seit 1829 theils anonym, theils unter dem Pseudonym Amalie Heiter eine große Zahl von Lustspielen und Familiendramen veröffentlicht, von denen einige, wie: »Der Oheim«, »Die Fürstenbraut«, »Das Fräulein vom Lande«, »Der Landwirt«, »Der Majoratserbe«, auf vielen deutschen Bühnen mit Beifall aufgeführt worden sind. Sie sind von äußerster Einfachheit in der Komposition und verschmähen jede Würze des Effekts und des Kontrastes, üben aber doch durch die sorgfältige Charakterzeichnung, durch die Feinheit psychologischer Züge und die milde und harmonische Anschauung aller Lebensverhältnisse eine angenehm anregende Wirkung aus. Sie erschienen zuerst unter dem Titel »Originalbeiträge zur deutschen Schaubühne« (Leipz. 1836—44, 7 Bde.) und wurden auf Veranlassung des Königs Johann vervollständigt durch R. Waldmüller-Duboc neu herausgegeben (das. 1873, 6 Bde.). Ihre musikal. Kompositionen sind nicht im Druck erschienen. Von ihren Operetten ist »Die Siegesfahne« im Dresdener Hoftheater gegeben worden, die andern sind nur im Privatzirkel der königl. Familie zur Aufführung gelangt.

Amalrich von Bena, angesehener Lehrer der Theologie zu Paris und bedeutender Vertreter des Pantheismus, gebürtig von Bena bei Chartres. Sein von seinen Schülern (David von Dinant) weiter ausgebildetes System beruht auf der substantiellen Einheit des Kreatürlichen mit dem Göttlichen, welches nur in irdisch-sinnlicher Form erscheint

(was das Abendmahl versinnbildlicht). Die Menschwerdung, in Christo noch unvollkommen, ward in A. und den Seinigen vollendet. Es bedarf keiner äußern Kirche, keines äußern Gottesdienstes. Alles, was der Gottesmensch thut, ist rein und ohne Sünde ꝛc. A. wurde von der Universität Paris und von Innocenz III. verdammt (1207), widerrief und starb 1209. Eine Synode zu Paris aber verurtheilte seine Anhänger zum Feuertode und ließ selbst Amalrichs ausgegrabene Gebeine verbrennen.

Amalteo, Pomponio, Meister der friaulisch-venetianischen Malerschule, geb. 1505 in San Vito in Friaul, starb das. 1584. Ohne ein besonderes Genie zu sein, beweist der Künstler in seinen, sämmtlich im Vaterlande entstandenen Schöpfungen ein fleißiges Nachahmen seines bedeutend begabteren Lehrers Pordenone, dessen grandiose Art in der Formengebung allerdings bei dem Schüler bisweilen übertrieben und nur äußerlich erfaßt erscheint. Auch scheint ihm Tizian als Vorbild gedient zu haben. 1533 und 1534 malte er im Dom zu San Vito mehrere große Heiligenfiguren, im Stadthause zu Ceneda biblische und römische Geschichtsbilder. Trotz mannigfacher Verstöße gegen die Richtigkeit der skizzenhaft aussehenden Zeichnung und der Mängel des Kolorits müssen seine Gemälde in Sta. Maria de' Battuti zu San Vito als verdienstlich anerkannt werden; andere Arbeiten von ihm sind in Prodolone, im Dom von Udine und an andern Orten. — Auch sein Bruder Girolamo und seine Tochter Quintilia widmeten sich der Kunst; jener lieferte kunstreiche Miniaturen, diese auch plastische Werke.

Amalthēa, in der griech. Mythologie die »Nährerin« des Zeus, nach einigen eine Ziege, welche den neugebornen Gott auf Kreta säugte und dafür unter die Sterne versetzt wurde (Capella), nach andern eine Nymphe, die ihn mit der Milch einer Ziege aufnährte und von dem kretischen König Melisseus abstammen sollte. Als einst die Ziege ein Horn verlor, gab der Gott dasselbe den Töchtern des Melisseus mit dem Versprechen, sie würden, was sie wünschten, stets darin finden. So ward das Horn der Nährziege (cornu Amaltheae) zum Sinnbild des Ueberflusses (Füllhorn). Der Name A. diente auch öfters als Titel von Sammelwerken ꝛc., wie denn in neuerer Zeit der Archäolog Böttiger eine Zeitschrift für Alterthumskunde (Leipz. 1822—1825, 3 Bde.) unter demselben herausgab.

Amanitīn (Agaricin), der giftige Bestandtheil des Fliegenschwamms (Agaricus muscarius s. Amanita muscaria) und des A. bulbosus, bildet eine klare Flüssigkeit von höchst widrigem Geruch und fadem, unangenehmem Geschmack, ist flüchtig, in Wasser löslich. Es bedingt die berauschende Wirkung der genannten Schwämme.

Amant (franz., spr. -mang), Liebhaber.

Amanuensis (lat., »Handlanger«), bei den spätern Römern der Amtsname der Sklaven, deren man sich in vornehmen Häusern zu wissenschaftlichen und gelehrten Beschäftigungen, zum Schreiben und Abschreiben, Vorlesen ꝛc. bediente; jetzt auf gelehrten Schulen und Universitäten s. v. w. Famulus, d. h. ein Schüler, Studirender ꝛc., der dem Lehrer zu kleinen auf die Schule sich beziehenden Besorgungen dient, den Verkehr des Professors mit seinen Zuhörern vermittelt, dem Arzte oder dem Advokaten in seiner Praxis zur Seite steht u. dgl

Amānus, im Alterthum Name des Gebirgszugs in Kleinasien, welcher sich vom Taurus nach S. längs des Golfs von Alexandrette (Issus) hinzieht, 1700—1950 Meter Höhe erreicht und im SW. mit dem schroff abfallenden 1600 Meter hohen Vorgebirge Ras el Chanzyr (Promontorium Rhosicum) am Meer endet. Sein jetziger Name ist Alma Dagh. Ueber ihn führen zwei berühmte Pässe, die Pylae Amanides, nordöstl. vom alten Issus, und die Pylae Syriae (jetzt Paß von Bailan genannt), im S. von Alexandrette, welche die einzige Verbindung zwischen Syrien und Kleinasien bilden. Durch den letztern Paß drang im Alterthum Alexander d. Gr., im Mittelalter die Kreuzfahrer in Syrien ein.

Amapala, Hafenstadt an der Südseeseite des centralamerikan. Freistaats Honduras, auf der Insel Tigre in der Fonsecabai (auch Golf von A. genannt) gelegen, ein erst 1838 gegründeter Ort mit ca. 1000 Einw., der, seitdem er zum Freihafen erklärt worden, sich schnell gehoben hat und bei seinem gesunden Klima und vorzüglichen Hafen, in welchem die größten Schiffe bequem laden und löschen können, einer bedeutenden Zukunft entgegengeht. Er bringt Farbe- und Schmuckhölzer, Tabak, Sassaparille, edle Metalle ꝛc. aus Honduras, sowie Indigo aus San Salvador zur Ausfuhr.

Amāra (lat.), bittere, vegetabilische Mittel, welche einen Extraktiv- oder Bitterstoff enthalten und besonders gegen Schwäche des Magens und Darmkanals, Würmer, Stockungen, Gicht ꝛc. gebraucht werden, aber eigentlich keine stärkende Wirkung ausüben, sondern höchstens den Appetit reizen.

Amarantaceen (Fuchsschwanzgewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Karyophyllinen, Kräuter und Halbsträucher mit gegen- oder wechselständigen, einfachen, meist ganzen, nebenblattlosen Blättern. Die knäuel-, kopf- oder ährenförmigen Blütenstände haben kleine, von je 3 trockenen, rauschenden Deckblättchen gestützte Blüten. Diese sind meist zwitterig und haben ein trockenes oder grünes oder buntes Perigon, welches aus 5, seltener aus 3 oder 4 freien oder am Grunde verwachsenen Blättchen gebildet ist. Die freien Staubgefäße sind den Perigonblättern an Zahl gleich und stehen ihnen gegenüber; bisweilen sind die Staubfäden einbrüderig. Die Antheren sind ein- oder zweifächerig und springen nach einwärts auf. Der oberständige Stempel bildet einen einfächerigen Fruchtknoten mit einfachem Griffel auf der Spitze. Jener enthält eine oder mehrere amphitrope Samenknospen an fadenförmigen, in der Mitte der Fruchtknotenhöhle aufgerichteten Samenträgern. Die Frucht ist meist ein häutiges Achenium oder eine häutige, mit Deckel sich öffnende Kapsel, ein- oder mehrsamig. Der Same enthält in einem stärkmehlreichen Endosperm einen kreis- oder halbkreisförmig gekrümmten Embryo. Von den in ca. 30 Gattungen vereinigten über 200 Arten gehören die meisten der tropischen und der angrenzenden Zone beider Hemisphären an; Amerika und nächstdem Afrika und Neuholland haben die meisten, Europa nur einige wenige Arten. Manche werden in ihrem Vaterlande von den Eingebornen als Heilmittel benutzt, andere wie Spinat gegessen und einige wohl auch wegen der mehlreichen Samen gebaut. Die europäischen haben keinen Nutzen. Celosia cristata *L.* (Hahnenkamm) ist eine beliebte Topfpflanze.

Amarantholz, sehr schönes und hartes (Tischler-) Nutzholz von dunkler Blutfarbe, das aus West-

indien eingeführt wird; häufiges Surrogat für Mahagoni.

Amarantus *L.* (»unverwelklich«, Amarant, Fuchsschwanz, Sammetblume), Pflanzengattung aus der Familie der Amarantaceen, einjährige Kräuter mit ein- oder vielhäusigen, zu Knäueln vereinigten und in einer Rispe, Aehre oder in einem Kopfe stehenden Blüten, deren trockenhäutige Hüllen und Deckblätter nach dem Absterben der Pflanze ihre Farbe bewahren. Von ca. 80 bekannten Arten sind folgende schöne Zierpflanzen: A. caudatus *L.* (Gartenfuchsschwanz, Tausendschön), in Peru, Persien und auf Ceylon einheimisch, mit langen, vielfach aus dichten Blütenknäueln zusammengesetzten, dunkelrothen, auch grün variirenden (A. caudatus viridis) Blütenähren, welche einem buschigen Thierschwanze gleich bogig herabhängen; A. cruentus *L.*, in Ostindien, China, mit geknäuelten, blutrothen Blüten in ausgebreiteten, rispenständigen Aehren, 60—90 Centim. hohen, blutroth glänzenden Stengeln und eirund-lanzettförmigen, unten auf den Adern purpurrothen Blättern; A. sanguinĕus *L.*, auf den Bahamainseln, dunkelblutroth, mit 90—125 Centim. hohem, ästigem Stengel, eirund-länglichen, zugespitzten, unten bräunlich-gelb-purpurrothen Blättern und glänzend blutrothen, in unterbrochenen, zusammengesetzten, langen Aehren stehenden Blütenknäueln; A. tricŏlor *L.* (Papageienfeder, Tausendschön), in Ostindien, China, mit 30—60 Centim. hohem Stengel, schönen ei-lanzettförmigen, spitzigen, grün, gelb und hochroth gefärbten Blättern und in ansitzenden, dichten, winkelständigen Knäueln vereinigten Blüten. Als Nahrungs- und Arzneipflanzen sind zu nennen: A. Blitum *L.*, mit ausgebreitetem, aufstrebendem, kahlem Stengel, eiförmigen, fast rautenförmigen, stumpfen, schwach gekerbten Blättern und grünlichen Blütenknäueln, auf Schutt, Uferkies etc. in Süd- und Mitteleuropa; A. prostratus *Balbis*, auf wüsten Plätzen in Italien, Frankreich und Süddeutschland, mit verloren dreikantigem, gefurchtem, kahlem, 45—60 Centim. hohem Stengel, abwechselnden, grünen Blättern und ährenförmigen, end- und achselständigen, weißlichgrünen Blütenrispen; A. sylvestris *Desf.* (A. littoralis *Host.*), in Frankreich, Süddeutschland, besonders in den Rheingegenden und am Littorale, auch in Taurien, aufrecht, etwas schlank, ästig, mit eirunden, stumpflichen, hellgrünen Blättern. Diese 4 Arten gaben das früher arzneilich benutzte Tausendschönkraut (Meieramarantkraut), Herba Bliti s. Amaranthi Bliti. A. frumentacĕus *Buchan*, in Ostindien, ist eine der größten Arten, mit 2 Meter hohen Stengeln, aufrechten Aesten, elliptisch-lanzettlichen, häufig dunkelrothen Blättern, aufrechten, aus zahlreichen, fast walzigen, steifen Scheinähren gebildeten Schweifen und weiß berandetem Samen, wird in Mysore und andern Gegenden Ostindiens im großen angebaut, indem das aus den Samen bereitete Mehl dort ein wichtiges Nahrungsmittel abgibt. A. oleracĕus *L.* (Gemüseamarant), ebenfalls in Ostindien, mit aufrechtem, 60 Centim. hohem, dickem Stengel, eirunden, stumpfen, oder ausgerandeten, kurzstachelspitzigen, welligen und längs der Adern runzeligen Blättern und bleichgrünen Blüten, ist in der Heimat eine beliebte Gemüsepflanze. Vgl. Willdenow, Historia Amaranthorum (Berl. 1790).

Amarapūra, die ehemalige Residenzstadt des Königreichs Birma, zwischen einem Arm des Irawaddy und einer Kette von Seen gelegen, wurde 1783 angelegt und war königliches Hoflager bis 1857. Sie zählte zur Zeit ihrer höchsten Blüte 175,000 Einw., hatte zahlreiche, mit Skulpturen geschmückte Pagoden und Klöster und war durch eine Citadelle geschützt, litt aber 1839 sehr durch ein Erdbeben. Seit der König sie 1857 verlassen, weil die Dampfer der Engländer auf dem Irawaddy bis dicht vor seinen Palast fuhren, zeigt A. nur noch Trümmer und Oede. Südlich davon liegt die noch ältere, ebenfalls verlassene Hauptstadt Ava.

Amarellen, s. Kirschbaum.

Amarescīren (lat.), bitter werden.

Amāri, 1) Michele, ital. Geschichtsforscher und Orientalist, geb. 7. Juli 1806 zu Palermo, hatte kaum seine Studien vollendet, als sein Vater 1820 als Theilnehmer an einer Verschwörung erst zum Tode verurtheilt, dann zu 30jähriger Haft begnadigt ward. Im Justizministerium angestellt, ward A. wegen seines trefflichen Werkes »La Guerra del Vespro Siciliano« (Palermo 1842, 6. Aufl. 1859, 2 Bde.; deutsch von Schröder, Leipz. 1851, 2 Bde.) den Machthabern verdächtig und nach Neapel berufen, entkam aber auf ein englisches Schiff und lebte bis 1848 in Paris. Nach Sicilien zurückgekehrt, ward er Vicepräsident im Kriegsausschuß und ging dann als Gesandter nach Frankreich und England. In Paris veröffentlichte er die Flugschrift »La Sicile et les Bourbons« (Par. 1849). Die Restauration trieb ihn im Sommer 1849 abermals in die Verbannung, aus welcher er erst 1860 zurückkehrte, als Garibaldi sich an die Spitze der Insurrektion gestellt hatte. Unter der Diktatur Garibaldi's übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und leitete namentlich die wichtigen Unterhandlungen mit Cavour. Nach dem Anschluß Siciliens an das Königreich Italien zum Senator ernannt, verwaltete er vorübergehend auch das Ministerium des öffentlichen Unterrichts und trat 1864 ins Privatleben zurück. Unter seinen Schriften ist noch besonders hervorzuheben die »Storia dei Musulmanni di Sicilia« (Flor. 1853—73, 3 Bde.). Einer andern Familie angehörig, aber im Auslande oft mit Michele A. verwechselt, ist:

2) Emerico A., Graf, einer der berühmtesten Rechtslehrer Italiens und bekannter Publicist, geb. 1810 zu Palermo, widmete sich mit Eifer dem Studium der Philosophie, der Jurisprudenz und der Nationalökonomie, gründete 1838 mit Fr. Ferrara in Palermo das »Giornale di Statistica«, wurde 1841 Professor des Strafrechts an der dortigen Universität und veröffentlichte in demselben Jahre die Schrift »Trattato sulla teoria del progresso«. Seine Vorlesungen hatten glänzenden Erfolg. An der Revolution von 1848 als Vicepräsident und einer der Hauptredner des sicilianischen Parlaments wesentlich betheiligt, wurde er 1849 verbannt und wandte sich nach Piemont, wo er bald darauf die Professur des konstitutionellen Rechts an der Universität in Genua erhielt. Nach Herstellung des Königreichs Italien wurde er ins italienische Parlament gewählt und war nach einander Präfekt der Provinzen Parma und Livorno. Er starb 21. Sept. 1870. Seine freien und kühnen Ansichten, zu denen er sich in der Philosophie bekannte, suchte er in religiöser Beziehung mit dem Neukatholicismus zu vereinigen.

Amarillas, s. Ahumada.

Amarilstein, s. v. w. Smirgel oder Smaragd.

Amarkantak (sanskr., »Versammlungsort der

Unsterblichen«), kleine Hochebene in der ostind. Landschaft Gondwana, von etwa ⅓ Stunde im Durchmesser und 1097 Meter Meereshöhe, auf welcher aus einem von Tempelchen umgebenen Teich die Narbadda entspringt, die am Rande des Plateau's einen stattlichen Wasserfall bildet. Das Plateau, schwer erreichbar und erst von R. v. Schlagintweit 1856 näher erforscht, gilt den Indiern für heilig, und zahlreiche Mythen knüpfen sich daran.

Amarulent (lat.), bitter, besonders im figürl. Sinn; Amarulenz, Bitterkeit.

Amaryllideen, monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Liliifloren, ausdauernde, meist zwiebelbildende Kräuter mit grundständigen, scheidigen, einfachen, ganzen, meist langen und schmalen Blättern und schaftartigem Stengel, der am Ende eine einzige oder mehrere, eine Dolde bildende Blüten trägt, welche von einer häutigen, scheidenartigen Hülle umgeben sind. Die Blüten sind zwitterig und haben meist ein großes und schön gefärbtes regelmäßiges oder unregelmäßiges Perigon, dessen 6 in 2 Kreisen stehende Blätter meist zu einem glocken-, trichter- oder röhrenförmigen Ganzen mit sechstheiligem Saum verschmolzen sind. Letzterer trägt zuweilen an seinem Grunde eigenthümliche, manchmal besonders gefärbte ligulaartige Bildungen. Die 6 Staubgefäße sind im Grunde der Blüte oder in der Perigonröhre befestigt; ihre getrennten Staubfäden tragen einwärts aufspringende, zweifächerige Antheren. Der unterständige Fruchtknoten hat meist drei Fächer mit zahlreichen, im Innenwinkel derselben stehenden anatropen Samenknospen. Der einfache Griffel mit einfacher oder breilappiger Narbe erhebt sich innerhalb der Perigonröhre. Die Frucht ist meist eine dreifächerige, sechsspaltige Kapsel. Die Samen enthalten ein fleischiges Endosperm mit kurzem, geradem Keimlinge in der Mitte desselben. — Von den in 32 Gattungen vereinigten über 240 Arten sind die meisten in der heißen und in der wärmeren gemäßigten Zone, zumal auf der südlichen Halbkugel, einheimisch; die europäischen gehören meist dem Süden und den Ländern am Mittelmeer an. Die Theile der A. sind reich an Schleim und an einem brechenerregenden Bitterstoffe. Viele sind daher giftig, doch werden auch nicht wenige ausländische in ihrer Heimat zu arzneilichen Zwecken verwendet. In Europa sind viele wegen ihrer prachtvollen Blüten beliebte Zierpflanzen.

Amaryllis *L.* (Narcissenlilie), Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen, welche mit den Narcissen nahe verwandt ist, sich von denselben aber durch die unregelmäßige, fast zweilippige Blume und die auf der Röhre angehefteten, meist niedergebeugten Staubfäden unterscheidet. **A. formosissima** *L.* (Jakobslilie, spanische Lilie, Lilie von San Jago, Irissuecica), zuerst Ende des 17. Jahrh. aus Südamerika nach Europa gebracht, wo sie zu den Zierden der Gärten gehört, hat große unregelmäßige Blüten von prachtvoller, dunkelkirschrother, sehr brennender, gleichsam mit Goldstaub überlegter, sammetartiger Farbe, blüht im Frühling und Sommer und läßt sich leicht ziehen und zur Blüte bringen. Eine andere Art, **A. Belladonna** *L.* (mexikanische Lilie, Belladonna-Amaryllis), in Westindien und auf dem Kap heimisch, hat 3—4, seltener 6 und mehr Blumen von der Größe und Form der gemeinen Feuerlilie. Die Zwiebel dieser Art ist scharf und soll schon in kleinen Gaben ein tödtliches Gift sein; in sehr kleinen Gaben erregt sie Erbrechen. Die Blüten werden als krampfstillendes Mittel gebraucht.

Amasia, türk. Stadt in Kleinasien, Vilajet Siwas (Rumili), liegt malerisch in einem tiefen, von Gärten und Maulbeerwaldungen umgebenen Bergkessel am Jeschil Irmak (Iris), über dem auf hoher Felsenklippe eine uralte Veste thront, hat zahlreiche Moscheen, einen wohlversehenen Bazar, eine alte Wasserleitung, berühmte Seidenzucht und ca. 25,000 Einw. Auf den 18 reich dotirten Medressen (höheren islamitischen Schulen) studiren über 2000 Studenten (Softas), die von den Einkünften der Anstalten erhalten werden, daher man die Stadt mit Recht das »Oxford Kleinasiens« genannt hat. A. war im Alterthum die blühende Residenz der Könige von Pontus, deren Grabgrotten, in die senkrechten Felswände eingearbeitet, man noch heute zeigt. Seit Bajesids II. Eroberung blieb es im Besitz der Osmanen und gerieth in Verfall. A. ist Geburtsort des alten Geographen Strabon.

Amasis, 1) sagenhafter König von Aegypten, nach einigen der Pharao, unter welchem die Israeliten auszogen, der Erbauer einer Pyramide (um 1500 v. Chr.).

2) König von Aegypten von 569—526 v. Chr., aus einem niedern Geschlechte zu Siuph bei Sais geboren, unter Apries Befehlshaber im Heer, wurde zur Dämpfung eines wegen der seit Psammetich üblichen Begünstigung der Fremden ausgebrochenen Aufstandes entsendet, stellte sich aber an dessen Spitze, besiegte, von den Priestern unterstützt, die fremden Söldner und wurde nach Erwürgung des Apries zum König erhoben. Als solcher verband er sich mit den Griechen in Kyrene, heirathete eine Griechin und warb griech. Söldner. Zugleich aber gewann er die Gunst des Volks und der Priester und förderte Ackerbau und Gewerbe. Indem er Cypern den Phönikiern abnahm, verschaffte er dem ägyptischen Handel das Uebergewicht. Mit seinem Tode (526 v. Chr.) verfiel Aegypten.

Amassiren (franz.), aufhäufen; Amassement (spr. »aff'mäng«), An- oder Aufhäufung; Amassette, deutsch Spachtel, Spatel genannt, Malerinstrument, womit die Farben auf dem Mahlsteine oder auf der Palette zusammengescharrt und gemischt werden.

Amat, Handelsgewicht auf Java, Borneo, Banda (Holländ.-Ostindien), = 2 Piculs = 123,042 Kilogr.

Amata (lat.), Geliebte; Amateur (franz., spr. »töhr«), Liebhaber.

Amathie (griech.), Unwissenheit.

Amathus (Amathunt), im Alterthum eine Stadt auf der Südküste Cyperns, berühmt durch einen prächtigen Tempel der Aphrodite, die hier neben dem Adonis verehrt wurde und davon den Beinamen Amathusia führte, und durch ihre Bergwerke. Auf ihrer Trümmerstätte steht jetzt der Flecken Limasos, der zweite Handelsplatz der Insel, mit 2500 Einw., welche den in der Nähe wachsenden ausgezeichneten Cyperwein und Unmassen von Johannisbrod zur Ausfuhr bringen. Reste des Venustempels fand Hammer-Purgstall bei dem Dorfe Agios Tychanos.

Amati, berühmte Geigenmacherfamilie in Cremona, die von der 2. Hälfte des 16. Jahrh. bis in die Mitte des 17. Jahrh. blühte und deren Instrumente meist kurzweg als »Amati's« oder »Cremonenser« bezeichnet werden. Es sind vier dieses Namens: Andrea A., etwa 1540—1600, der Begründer des

Geschäfts, seine Söhne Geronimo und Antonio, die von ca. 1600—38 florirten, und Niccolo A., der Sohn Geronimo's, geb. 3. Sept. 1596, gest. 12. Aug. 1684, der berühmteste des Geschlechts, der u. a. für die Kapelle Karls IX. 12 Violinen, 6 Violen und 6 Violoncelle fertigte, welche für das Vollkommenste gelten, was aus der Werkstatt der A. hervorgegangen ist. Die meisten Instrumente der A. sind Violinen kleiner Patron (Form), daher auch der Ton auf der G=Saite etwas dünn und scharf klingt, nur Niccolo lieferte auch Geigen in großer Form, die an Werth den Stradivario's und Guarnerio's gleichstehen. Näheres Diehl, Die Geigenmacher der ital. Schule (2. Aufl., Hamb. 1866).

Amatitlan, See im mittelamerikan. Staate Guatemala, ist von hohen Felsenwänden umgeben und fließt durch den 104 Kilom. langen Michatoyat, der bei St. Pedro Martyr einen 65 Meter hohen, prachtvollen Wasserfall bildet, nach dem Stillen Meer ab. Am Ufer des Sees entspringen heiße Quellen. Unfern am Michatoyat liegt die Stadt A., mit 7000 Einw., vor 2 Jahrzehnten noch ein elendes Indianerdorf, jetzt (infolge des Aufschwungs der Kochenillekultur) ein belebter Ort mit Kaffeehäusern und Billards.

Amaul, s. v. w. Zander.

Amaurōsis (griech., »Verdunkelung«), der schwarze Staar, s. Staar.

Amausen, s. v. w. künstliche Edelsteine.

Amaxichi (Amakuki), Hauptstadt der ion. Insel Santa Maura, auf einer vorspringenden Landzunge der Ostküste, welche durch einen schmalen Kanal vom griech. Festlande getrennt ist, hat 2 Citadellen, 2 Häfen und 5500 Einw.; Sitz eines Erzbischofs. Im Jahre 1825 ward A. durch ein Erdbeben fast ganz zerstört.

Amazia, König von Juda, 838—811 v. Chr., bekriegte, übermüthig durch einen Sieg über die Edomiter, Israel, wurde geschlagen und gefangen, wobei Jerusalem theilweise zerstört ward. Bald nach seiner Befreiung wurde er in einem Aufstand ermordet.

Amazirghen, Volk, s. Marokko.

Amazōnas, 1) (Alto A.), die größte Provinz Brasiliens, umfaßt das ganze obere Gebiet des Amazonenstroms (Marañon) bis an die Grenzen von Peru, Ecuador, Neugranada und Guayana, hat ein Areal von 1,574,800 QKilom. (28,600 QM.) und wird größtentheils von unabhängigen, aber wenig zahlreichen Indianerstämmen (Aroaquis, Maypures, Macusi u. a.) bewohnt, die in den Llanos und Urwäldern umherschweifen. Die Zahl der ansässigen Bewohner betrug 1862 nur 40,259 Köpfe (darunter 851 Sklaven). Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet noch die Einsammlung der als Handelsartikel werthvollen Produkte der Urwälder, insbesondere des Kautschuks, wovon 1862: 19,524 Arroben ausgeführt wurden. Landwirtschaft und Handel sind erst im Entstehen, doch ist die Provinz für beides äußerst günstig gelegen und geht, namentlich seit Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Amazonenstrom und seinen Nebenflüssen (seit 1867), sicherlich einer glänzenden Zukunft entgegen. Hauptstadt ist Manāos (auch Barra do Rio Negro genannt), am Rio Negro, oberhalb seiner Mündung in den Marañon, mit 3—4000 Einw. Sie bildet die Hauptstation der Dampfschiffahrt auf dem Marañon, sowie das Depot der Landesprodukte, die von hier nach Para gehen. Andere meist erst im Werden begriffene Orte sind Obidos mit 3000 Einw.; Barcellos am Rio Negro, die ehemalige jetzt verödete Hauptstadt; Tabatinga; das befestigte Macapa rc. An den Flüssen befinden sich zahlreiche indianische Missionsdörfer. Die Provinz A. wurde 1851 aus dem westlichen größeren Theil der alten Provinz Para gebildet. — 2) Ein Binnendepartement der Republik Peru, grenzt im N. an Ecuador, im W. an die Departements Cajamarca und Libertad, im S. an Junin, im O. an die erst 1857 gebildete Litoral=Provinz Loreto und zerfällt in die beiden Provinzen Luya im W. und Chachapoyas im O. Das Land besteht zum größten Theil aus Ebenen, ist durch den Marañon und seine Zuflüsse reich bewässert und bildet durch den Reichthum seiner Naturprodukte und die Fruchtbarkeit des Bodens eine der schönsten Provinzen Peru's. Doch fehlt es zur Ausbeutung der Reichthümer noch an Händen. Die Bevölkerung beträgt im ganzen kaum 38,000 Seelen; ihre Hauptbeschäftigung ist Landbau, namentlich Tabakkultur, obschon auch diese in neuerer Zeit zurückgegangen ist, und Fabrikation trefflicher Strohhüte und Hängematten, die auch zur Ausfuhr gelangen. Hauptstadt ist Chachapoyas, an einem Zufluß des obern Marañon, Sitz eines Bischofs, mit etwa 8000 Einw.

Amazonen, nach griech. Mythe ein streitbares Frauenvolk an der Ostseite des Schwarzen Meeres und im Kaukasus, das von Männern abgesondert lebte, eine Königin zur Herrscherin hatte und nur einmal des Jahres mit den Männern der benachbarten Völker zum Zwecke der Fortpflanzung Umgang pflog. Die neugebornen Knaben schickte man entweder den Vätern zurück, oder tödtete sie, die Mädchen dagegen erzog man zu Kriegerinnen und löste ihnen, damit sie den Bogen besser handhaben konnten, die rechte Brust ab, daher nach gewöhnlicher Annahme der Name A. (d. i. »Brustlose«). Ihre Hauptgötter waren Mars und die taurische Diana. Die A. bildeten nach der Sage einen furchtbaren Staat und unternahmen weite Kriegszüge in Asien und Europa, auf denen sie viele Orte zerstörten, aber auch eine Anzahl neuer Städte wie Smyrna, Ephesos, Myrina rc. gründeten. Unter andern zogen sie Priamos gegen die Griechen zu Hülfe, wobei ihre Königin Penthesilea von Achilleus getödtet wurde. Herakles und Theseus hatten sie in ihrem Lande angegriffen und ihre Königin Antiope oder Hippolyte weggeführt; dafür rächten sich die A. durch einen Einfall in Attika, bis Hippolyte den Frieden vermittelte. Die Hauptstadt der A. war Themiskyra am Flusse Thermodon in Pontos. Außer diesen gab es noch A. in Skythien am Tanais und am Tritonsee in Afrika, von denen die Mythe mehr oder minder dasselbe berichtet. Der griechischen Kunst ein willkommner Gegenstand, wurden die A. als kräftige und wohlbewaffnete Jungfrauen, und zwar stets mit beiden Brüsten und immer zu Roß, bald in skythischer Gewandung (mit engem Pelzkleide, einem faltenreichen Mantel darüber und einer Art phrygischen Mütze, auf unbedecktem Rosse), bald in griech. Tracht (mit aufgeschürzter dorischer Tunika, die rechte Schulter entblößt, Arme, Schenkel und Füße nackt, das Roß mit Decken und Schmuck geziert) dargestellt, und manche der betreffenden Kunstwerke haben sich bis auf die Gegenwart erhalten: so ein Marmortorso im Münz= und Antikenkabinet zu Wien; eine Amazone im Berliner Museum, welche dem Polyklet zugeschrieben wird; die sogen. Mattei'sche Amazone im Vatikan, und eine Amazone nach Kresilas auf

dem Kapitol zu Rom; kämpfende A. vom Fries des Apollotempels zu Bassä im Britischen Museum zu London. — Ihrem Wesen nach waren die A. ursprünglich die Nymphen der jungfräulichen und doch mütterlichen Artemis, welche durch labende Quellen die Bewohner der Städte wie das Wild der Wälder nährt; daher sie auch als die männerscheuen, keuschen, wehrhaften Priesterinnen (Hierodulen) der ephesischen Göttin auftreten, als Gründerinnen von Städten auf der Küste Kleinasiens, sowie auf den Inseln &c. Während aber jenes alterthümliche, weibliche Priesterthum, welches sich in den römischen Vestalinnen am längsten erhalten hat, erlosch, brachte die erweiterte Völkerkunde Nachrichten von Frauenherrschaft, Frauenverehrung, Königswürde, Adel und Erbrecht in weiblicher Linie bei mehreren Völkern, wie Kelten, Liburnern, Skythen, Aegyptern, Lykiern &c. Nun erst schuf man die A. zu einem kriegerischen, von einer Königin beherrschten Frauenvolke um, gleich den Schildmägden, welche die Sage des Mittelalters in Mägdaland nördlich von Sarmatien suchte. Neuere bringen das Wort A. mit dem tscherkessischen maza, das Mond bedeuten soll, in Verbindung, wonach der Mythus auf den Mondkultus zurückzuführen wäre. — Böhmische A. werden die tapfern Frauen genannt, welche (der Sage nach) 739 nach Ermordung ihrer Männer den sogen. »Böhmischen Mägdekrieg« anfingen und erst nach fast 7 Jahren, mehr durch List als offenen Widerstand, unterworfen wurden. Daß es auch in Südamerika A. gegeben habe, und zwar an den Ufern des Amazonenstroms, der, wie man früher meinte, nach ihnen benannt wurde, ist eine alte Tradition. Humboldt bemerkt dazu, daß es wohl Frauen gewesen, welche sich, müde der Sklaverei, in der sie bei den Männern gehalten wurden, gleich flüchtigen Negern in verschiedenen Gegenden zusammenthaten und, um ihre Unabhängigkeit zu wahren, zu Kriegerinnen wurden und die Besuche männlicher Nachbarn empfingen. Wahrscheinlicher ist jedoch nach neuerer Ansicht, daß lediglich die wieder auflebende Erinnerung an die A. des Alterthums von den Entdeckern und Eroberern auf die neue Welt übertragen wurde, infolge dessen sie auch von amerikanischen A. berichteten. Mit fortschreitender Kenntnis der neuentdeckten Länder wurde der Wohnsitz derselben immer weiter nach dem Innern Amerika's verlegt, bis sie endlich von den Brüdern Schomburgk, infolge ihrer Entdeckungsreisen in Britisch-Guayana, aus ihrem letzten Zufluchtsort vertrieben wurden. Vgl. Mordtmann, Die A. (Hannov. 1862); Steiner, Ueber den Amazonenmythus in der antiken Plastik (Leipz. 1857); Stricker, Die A. in Sage und Geschichte (Berl. 1868).

Amazonenstein, Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, Varietät des gemeinen Feldspats, irisirend, berg- bis spangrün (von einer Beimischung von Kupferoxyd), wurde zuerst als Geschiebe am Amazonenstrom, woher der Name rührt, später auch an der Ostseite des Ilmensees bei Miask in schönen Krystallen, in Grönland und Mähren gefunden und wird meist auf Rechnung der russischen Krone zu Katharinenburg zu Dosen, Ringsteinen, Petschaften, Vasen u. dgl. verarbeitet. Die schönsten Exemplare befinden sich im kaiserlichen Kabinet zu Petersburg: 2 Vasen, jede 23,5 Centim. hoch, 14,4 Centim. im Durchmesser, auf 10,000 Rubel geschätzt. Vgl. Feldspat.

Amazonenstrom (Rio das Amazonas), mächtiger Strom in Südamerika mit dem größten Flußgebiet der Erde, dessen Inhalt ca. 7,160,000 QKilom. beträgt, wovon gegen die Hälfte Brasilien, der Rest den Staaten Columbia, Ecuador, Peru und Bolivia angehört. Der Fluß entsteht aus der Verbindung zweier großen Ströme, des Solimões, der für den Hauptarm gilt, und des Madera. Der erstere, dessen Quellgebiet die Kordilleren von Peru bilden, hat wiederum zwei Hauptquellarme, den Marañon und den Ucayali, von denen man den ersten als den bedeutendsten ansieht. Dieser entspringt in dem nördlichen Theile der peruanischen Kordillere auf dem Tafellande von Pasco aus der Verbindung der Flüsse Chavinillo, des Abflusses des Sees von Lauricocha in 3653 Meter Höhe (10° 30′ südl. Br., 76° 30′ westl. L. v. Gr.), und Aguamiros und fließt (anfangs unter dem Namen Tunguragua) im obern Laufe (etwa 670 Kilom.) durch das die beiden Abtheilungen der Kordilleren trennende enge und tiefeingeschnittene Thal gegen NNO., bereits ein nicht unbedeutender, fast stets für Boote fahrbarer Strom, bis er bei Cumba seine Richtung ändert und nun im kurzen Mittellauf (450 Kilom.) erst nach NO., später nach O. sich wendet und in zahlreichen Stromschnellen (Pongo's, von denen der letzte, der Pongo de Manseriche, der bedeutendste ist) die Bergzüge der östlichen Kordillere durchbricht. Von da beginnt der untere Lauf durch die Llano's und Urwaldungen Brasiliens, der den obern und mittlern an Länge um mehr als das vierfache übertrifft. Seine Hauptrichtung ist hier im wesentlichen gegen O., obschon mit vielen Krümmungen. Dem Unterlauf gehören die riesenhaften Nebenströme an, welche der A. aus den Kordilleren und dem brasilianischen Gebirgsland empfängt. Gleich nach dem Eintritt in das Tiefland nimmt er von N. den Pastaza, von S. den Huallaga und etwas tiefer an derselben Seite bei Nauta den zweiten Quellarm, den Ucayali, auf, an dessen Mündung er den Namen Solimões empfängt. Tiefer abwärts fließen ihm, nachdem er bei Tabatinga das brasilische Gebiet betreten hat, am linken Ufer der Putumayo, Caqueta und Rio Negro, am rechten der Purus zu, worauf er oberhalb Serpa sich mit dem zweiten Arm des Stromgebiets, dem Madera, verbindet und von da an der A. genannt wird. Die meisten dieser Nebenströme theilen sich in der Nähe ihrer Mündung in Arme und bilden Deltalandschaften und ein Gewirre von Inseln. Später empfängt der A. von S. her noch die großen Zuflüsse Tapajoz und Xingu und fällt, gegen NO. gewandt, bei der Insel Caviana, zwischen dem festländischen Nordkap und dem Reiherkap, einem Meeresarm ähnlich, in den Atlantischen Ocean. Kurz vor der Mündung zweigt sich von ihm ein Kanal ab, der gegen S. in den 19 Kilom breiten Fluß Para führt, der durch die Insel Marajo von dem nördlichen Mündungsarm getrennt wird und eigentlich als die Mündung des Flusses Tocantins betrachtet werden muß. Rechnet man die Insel Marajo hinzu, so erhält man für die ganze Doppelmündung eine Breite von 330 Kilom. Die Länge des ganzen Stromlaufs beträgt (ohne die Krümmungen) ca. 5340 Kilom. Beim Eintritt in den untern Lauf liegt sein Bett noch 378, bei Tabatinga 80, bei Serpa 42, bei Santarem an der Mündung des Tapajoz 16 Meter hoch. Die Breite desselben ist sehr bedeutend und beträgt selbst oberhalb der Mündung des Solimões häufig 4—5,5 Kilom.; an manchen Stellen gleicht er einem Meeresarm, und

selbst in der Enge von Obydos (Pauris) oberhalb Santarem, bis zu welcher Ebbe und Flut wirksam sind, mißt das Bett noch 1910 Meter Breite. Ebenso bedeutend ist die Tiefe, unterhalb der Mündung des Caqueta im Durchschnitt 15, unterhalb der des Madera etwa 24 Faden. Der Wasserreichthum des Stroms ist zumal bei der Menge und Größe seiner Zuflüsse (über 200), von denen manche zu den Flüssen ersten Ranges gehören, außerordentlich. Die Anschwellungen des Stromes hängen weniger von dem Schmelzen des Schnees in den Quellgebieten, als von dem Regenfall in den großen Ebenen zu beiden Seiten des untern Laufs ab, und vor allem werden sie durch die auf dem rechten Ufer mündenden Zuflüsse bedingt. Die Höhe der Schwellen ist verschieden, gewöhnlich aber beträgt das Maximum 17 Meter über, das Minimum 10 Meter unter dem mittlern Stande. Da die Regenzeit in den Gebieten der Zuflüsse zu verschiedenen Zeiten eintritt, ist auch das Steigen des Hauptflusses nicht überall gleichzeitig, und während es im Anfang des untern Laufs schon im Januar beginnt, erreicht es an der Mündung erst im Juni den höchsten Punkt. Während dieser Zeit des Hochwassers ist das Land meilenweit in eine Wasserwüste verwandelt. Die Thierwelt flieht in das Innere, und das schlammige Wasser, das um die Baumkronen spielt, läßt auf den Wipfeln eine Blumenwelt entstehen; 6—8 Wochen nach dem höchsten Wasserstande treten die schlammbezogenen Waldflächen wieder hervor und die Thiere kehren zurück. Merkwürdig ist noch die **Pororoca**, eine hohe Flutwelle an der durch große Inseln verengten Mündung des Flusses, die während der dem Neu- und Vollmond nächsten Tage mit furchtbarer Heftigkeit in den Fluß bringt und oft große Verheerungen anrichtet. Wo sie auf Untiefen stößt, erhebt sie sich 4—5 Meter hoch, an sehr tiefen Stellen senkt sie sich dagegen und verschwindet fast gänzlich, um an andern Stellen wieder aufzutauchen. Das Getöse der unglaublich schnell herankommenden Flutwelle hörte man 3—6 Seemeilen weit. Hinter sich läßt die Pororoca die Gewässer in demselben Zustande der Ebbe und vollkommenen Ruhe zurück, in welchem sie sich vorher befanden. Die Ufer des Flusses sind niedrig, im Rio das Amazonas besonders das südliche, im Solimões dagegen das nördliche; nur hier und da sind sie von Hügelketten begrenzt, die oft durch die abspülende Strömung steile Wände erhalten haben. Die erstaunliche Wassermenge des gewaltigen Stroms erklärt auch die für sein Thal eigenthümliche Bildung der **Uferseen**, einer Reihe von größern und kleinern Becken, die sich längs der Ufer hinziehen und gewöhnlich durch Arme mit dem Fluß in Verbindung stehen; sie dienen auch hauptsächlich dazu, bei den Schwellen einen Theil des überflüssigen Wassers aufzunehmen. **Inseln**, theils im Flußbette selbst, theils durch Stromtheilungen von dem Uferlande losgetrennt, sind im ganzen untern Laufe unzählige vorhanden; sie sind flach, mit eigenthümlicher buschiger und grasiger Vegetation oder mit hohem Urwalde bedeckt; manche stehen bei den Schwellen unter Wasser. Das ganze ungeheure Becken des Stroms (fast an Umfang Europa gleich) ist vorherrschend eine steinlose Waldebene. Der Wald, eigentlicher Urwald, erstreckt sich von N. nach S. auf verschiedenen Strecken 500—3000 Kilom., von O. nach W. 4500 Kilom. weit, so daß keine andere Waldregion der Erde die des Amazonenstroms an Ausdehnung übertrifft. Bewohnt sind seine Ufer bis jetzt noch sparsam, größtentheils von civilisirten Indianern und Mischlingen derselben; doch sind in neuester Zeit, seitdem Dampfer den Strom befahren, verschiedene neue Ortschaften entstanden.

Die **Schiffahrt** auf dem A. ist, da der Ostpassat durch die ganze Länge des Thals aufwärts wirksam ist, selbst für Segelschiffe nicht beschwerlich; für Dampfboote sind wenige Ströme so wohl geeignet. Von Bedeutung für den Aufschwung derselben war der Vertrag zwischen Brasilien und Peru vom 23. Okt. 1851, womit sich beide Staaten zur Unterstützung einer Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem A. verbindlich machten, mehr aber noch, daß 7. Sept. 1867 von brasilianischer Seite die Schiffahrt auf dem Strome bis zur peruanischen Grenze für die Handelsflaggen aller Nationen freigegeben wurde. Nach einem ersten Fehlversuche entsendete die Regierung von Peru neuerlich 2 Dampfer von Loreto an der brasilianischen Grenze nach Yurimaguas am Huallaga, welche bei Yunitas mit der brasilianischen Verkehrslinie zusammentreffen; auch Bolivia beschäftigt sich damit, seine nördlichen Gebiete mit dem A. durch die Dampfschiffahrt auf dem Mamore und Maderafluß in Verbindung zu setzen. Infolge dessen hat sich der Verkehr bereits bedeutend gehoben und geht ohne Zweifel einem großartigen Aufschwung entgegen, da die Waldungen des Gebiets nicht nur eine wunderbare Fülle kostbarer Produkte enthalten und der jungfräuliche Boden Kaffee, Kakao, Zucker und Baumwolle in größter Menge erzeugt, sondern auch das Andesgebiet mit seinen Reichthümern an Mineralien und Schafherden zum größten Theil im Bereich des Amazonenstroms liegt. Gegenwärtig bilden noch »Waldprodukte«, besonders Brasilnüsse, Kautschuk, Sassaparille und Schildkrötenöl, die wichtigsten Exportartikel. Hauptausfuhrhafen für das ganze Flußgebiet ist die brasilianische Stadt Para an der Mündung des gleichnamigen Flusses. Regelmäßige Dampfschiffahrten von Havre und Liverpool, von Rio de Janeiro und New York nach Para vermitteln den Handel; derselbe erhob sich 1870 um die Summe von 3 Mill. Pfd. Sterl. Die Dampferflotte am A. ist jetzt vergrößert worden und das ganze Unternehmen an eine englische Gesellschaft übergegangen. Die Einkünfte der Kompagnie betrugen 1857 (mit Ausschluß der Subsidien) 15,870 Pfd. Sterl., 1870 dagegen 83,342 Pfd. Sterl.

Der A., von Orellana so benannt, weil er ihn von den Indianern am Parastrom Amassona (»Bootzerstörer«) nennen hörte und daraus auf das Vorhandensein von Amazonen in der Gegend schloß, wurde 1499 von Vincent Pinzon an seiner Mündung entdeckt, aber erst 1544 von Orellana zum erstenmal ganz befahren. Im Jahre 1560 drang Pedro de Ursua bei Aufsuchung des Eldorado zu seinen oberen Nebenflüssen vor; 1602 erreichte der Jesuit Ferreo den Hauptstrom, und 1635 gründete Don Diego Barca de Vega am linken Ufer des Stroms die Stadt San Borja, Hauptort der Jesuitenmissionen; 1636 schifften zwei Franciskaner den Strom bis zu seiner Mündung hinab, und 1637 fuhr Texeira mit 70 Soldaten und 1200 Indianern in 47 Kanoes binnen 11 Monaten von der Mündung aufwärts bis an die Napomündung. 1740 befanden sich an den Ufern des Stroms 40 Missionen mit 12,800 Bewohnern; bald nachher wurden die Jesuiten nach 130jähriger Arbeit aus Südamerika vertrieben, und die Früchte ihrer Bemühungen gingen

gänzlich verloren. Die erste Beschiffung des Stroms, welche auch ein wissenschaftliches Resultat hatte, war die von La Condamine (1743 und 1744). Epochemachend war Humboldts Fahrt auf dem A. (1799) und in unserem Jahrhundert die Reise von Spix und Martius (1819—20); die Namen Maw (1829), Pöppig (1831—32), Prinz Adalbert von Preußen (1842), Graf Castelnau (1846), Herndon (1850), Avé Lallemant (1858), Markham (1859), Bates (1861), Marcoy (1866), Orton (1867) u. a. schließen sich ruhmwürdig an. In den Jahren 1862—64 ließ die brasilianische Regierung durch eine besondere astronomisch-nautische Expedition im Anschluß an die französische Küstenaufnahme, die nur bis zur Tapajozmündung stromaufwärts reicht, eine vollständige Stromaufnahme ausführen. Wichtig war in neuester Zeit besonders die Reise von Agassiz (1866—1867), der unter anderm 1163 neue Fischspecies im A. fand. Auch die Erforschung der Seitenströme geht rastlos fort (durch Hartte, Chandleß, Abendroth u. a.). Vgl. Terjeira, Nuevo descubrimiento del gran Rio de las Amazonas (Madr. 1641, 4 Bde.); Herndon, Exploration of the valley of the Amazon (Washingt. 1853); Maury, The Amazon and the Atlantic slopes of South America (das. 1853); Bates, The Naturalist on the river Amazonas (2. Aufl., Lond. 1864; deutsch, Leipz. 1866); Markham, Expedition into the valley of the Amazonas (Lond. 1859); Marcoy, Voyage à travers l'Amérique du Sud de l'Océan Pacifique à l'Océan Atlantique (Par. 1869); Agassiz, A Journey in Brazil (6. Aufl., Boston 1868).

Amba, in Abessinien Name der tafelförmigen und äußerst steil abfallenden Felsenberge, welche in großer Anzahl sich über die Plateau's erheben und als natürliche Festungen und Zufluchtsörter benutzt werden. Vgl. Abessinien.

Ambābus (nämlich manibus, lat.), »mit beiden Händen«, d. i. mit Begierde (etwas ergreifen).

Ambacht, altdeutsch, s. v. w. Handwerk, auch Amt; daher Ambachtslehen, s. v. w. Amtslehen, Lehen, welches in einem dem Belehnten ertheilten Amte besteht. Die Besitzer solcher Lehen hießen Ambachtsleute; die daraus entspringenden Rechtsverhältnisse bildeten das Ambachtsrecht.

Ambāges (lat.), Umschweife; ambagiös, weitschweifig.

Ambalēma, Stadt in der südamerikan. Republik Columbia, Staat Cundinamarca, am Magdalenenstrom, westlich von Bogota, mit 9700 Einw. In der Umgegend baut man den vorzüglichen Ambalematabak, der meist exportirt und zu Cigarren verarbeitet wird.

Ambarvalia (lat.), Fest der röm. Landleute, s. Arvalische Brüder.

Ambasciare (ambassiare), in mittelalterlichen Urkunden das Geschäft eines Ambasciator, d. i. eines Vermittlers und Fürsprechers bei fürstlichen Schenkungen an Klöster, Kirchen u. dgl., oder bei Befreiung von Diensten 2c. Davon das franz. Ambassadeur, Ambassade, in etwas veränderter Bedeutung.

Ambassade (franz., spr. angb-), Gesandtschaft; Ambassadeur (spr. angbassadöhr), Botschafter, mit den päpstlichen Legaten die erste und ausgezeichnetste Klasse der Gesandten, die, weil sie die Person des abwesenden Souveräns vertreten, große Ehrenvorzüge vor den übrigen Gesandten haben. Ueberdies wendet der englische Sprachgebrauch den Ausdruck A. auch auf gewöhnliche Gesandte an; ambassadiren, als Gesandter fungiren.

Ambe, in der Kombinationsrechnung eine Verbindung zweier Größen, die auch Binion genannt wird; gewöhnlicher aber bezeichnet man damit die Verbindung von 2 Nummern im Lottospiel (s. d.).

Ambelakia (türk. Embelek), Fabrikstadt im türk. Ejalet Salonichi, in weinreicher Gegend am Fuße des Ossa, mit 5000 Einw., welche besonders Türkischrothfärberei und bedeutenden Handel mit Wolle und Garn treiben.

Amberg, die ehemalige Hauptstadt der bayr. Oberpfalz, auf beiden Seiten der Vils zwischen mäßig hohen Bergen gelegen, Station der Bayr. Ostbahn, mit (1871) 11,688 Einw., darunter 945 Mann Militär und 750 Protestanten. Die Stadt ist Sitz des Schwurgerichtshofs für Oberpfalz und Regensburg, eines Bezirksamts- und Bezirksgerichts, eines Land- und eines Handelsgerichts, eines Rent- und eines Bergamts, sowie eines wichtigen Forstamts und eines Archivkonservatoriums. Sie hat ein ehemals kurfürstliches Residenzschloß (jetzt Sitz des Bezirksamts), 11 katholische Kirchen und Kapellen (darunter die ansehnliche St. Martinskirche, die gegenwärtig restaurirt wird, mit vielen Grabmälern und einem 100 Meter hohen Thurm), eine protest. Kirche, ein gothisches, 1490 erbautes Rathhaus mit 2 interessanten Sälen, ein Gymnasium nebst Studienseminar, eine Gewerbs- u. Handelsschule, eine Schulpräparandenanstalt und ein neuerbautes städtisches Krankenhaus. An klösterlichen Instituten befinden sich daselbst ein Haus der armen Schulschwestern und 3 Filialen der Barmherzigen Schwestern. Von großer Bedeutung ist die königliche Gewehrfabrik, welche die ausgezeichneten Waffen für die bayr. Armee geliefert hat und, seit jüngster Zeit bedeutend erweitert, auch einen Theil der Infanteriebewaffnung des deutschen Reichsheers liefert. Sie beschäftigt gegen 800 Arbeiter. Bedeutend ist auch eine Steingutfabrik mit ausgedehnten Absatzgebiete, ebenso eine Mineralfarbenfabrik. Der Betrieb der Gewerbe ist überhaupt ein schwunghafter, der Schrannenverkehr gleichfalls ansehnlich. Auf dem nahen Erzberge werden jährlich gegen 50,000 Ctr. Eisenerze von vorzüglicher Qualität gewonnen. Nördlich von A. erhebt sich der Mariahilfsberg mit Wallfahrtskirche und Franciskanerhospiz; im S. befindet sich eine große Strafanstalt für männliche Gefangene. — Die Stadt, anfänglich zum Hochstift Bamberg gehörig, kam 1269 an den Herzog Ludwig den Strengen von Bayern, der eine Münze daselbst errichtete, ward im Vertrag von Pavia (1329) der pfälzischen Linie zugetheilt und war in der Folge Hauptstadt der Oberpfalz, sowie 1808—10 Hauptstadt des Nabkreises. Die Festungswerke wurden seit 1802 abgetragen und in Promenaden verwandelt. Mauern und Gräben umgeben noch heute die Stadt, die sich vor den Thoren in den letzten Jahren erheblich vergrößert hat.

Amberg, Wilhelm, namhafter Genremaler, geb. 1822 in Berlin, erhielt daselbst unter Karl Begas, später (1845) in Paris unter Léon Cogniet seine künstlerische Ausbildung, bereiste bis 1847 Italien, widmete sich nach seiner Rückkehr nach Berlin anfangs dem mythologischen und dem Porträtfach, dann dem ernsten und heitern Genre, worin er ein ausgesprochenes Talent bekundete, in neuester Zeit auch der Landschaft mit Figuren. Seine Gemälde, besonders die ältern, wirken durch harmonische Farbengebung, Innigkeit der Empfindung und dich-

terischen Reiz sehr ansprechend. Unter denen des ernsten Genres sind namentlich sein »Trost in Tönen« und »Ein trüber Tag«, unter den heitern eine Reihe von Bildern hervorzuheben, auf denen das »Kammerkätzchen« in den verschiedensten Situationen mit trefflichem Humor dargestellt ist.

Amberger, Christoph, vortrefflicher Geschichts- und Porträtmaler, um 1509 zu Amberg geboren, lebte um 1540 in Nürnberg und starb um 1568 zu Augsburg. Er ist Schüler und Nachahmer des ältern und jüngern Holbein. Die vorzüglichsten Werke von ihm finden sich in den Gallerien zu Augsburg, Dresden und Berlin.

Ambert (spr. angbähr), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Puy de Dôme, nahe der Dore, mit (1866) 7519 Einw., welche Fabrikation von Papier, Schnuren, seidenen und wollenen Bändern, Färberei und Wollspinnerei und lebhaften Handel mit Käse (A. liefert den besten Auvergner Käse), Etamin und Leinwand betreiben.

Ambigu (franz., spr. angbigüh), unentschieden, zweideutig; etwas aus Verschiedenartigem Zusammengesetztes, z. B. eine Mahlzeit aus warmer und kalter Küche; Ambiguität, Zweideutigkeit.

Ambilogie (lat.-griech.), Zweideutigkeit.

Ambiŏrix, Fürst der Eburonen im belgischen Gallien, veranlaßte, als 55 v. Chr. Cäsar im Lande der Eburonen einen Theil seines Heeres überwintern ließ, mit dem Häuptling Cativolcus einen Aufstand, der den Römern beinahe den Untergang gebracht hätte. A. bewog auch die Aduatiker und Nervier zum Aufstand. Die Legion des Q. Cicero schien verloren, als Cäsar, der eben auf dem Wege nach Italien begriffen war, herbeieilte und die Gallier zerstreute. Dennoch setzte A. den Kampf gegen die Römer fort, trotz steter Niederlagen. Nach der Verheerung seines Landes durch Cäsar soll er Schutz bei den Völkern jenseits des Rheins gefunden haben.

Ambiren (lat.), um etwas sich bewerben (vgl. Ambitus).

Ambition (lat.), Ehrgefühl, Ehrgeiz; ambitioniren, aus Ehrgeiz nach etwas streben, seinen Ehrgeiz darin suchen; ambitiös, ehrgeizig.

Ambĭtus (lat.), der »Umhergang«, dann figürlich die Bewerbung um ein öffentliches Amt, benannt von der alten Sitte der Kandidaten in Rom, auf Straßen und Plätzen umherzugehen (ambīre), um die Bürger um ihre Stimme zu bitten. Frühzeitig machten sich Mißbräuche beim A. geltend und ließen ihn als etwas Gesetzwidriges erscheinen, doch galt er an sich für gesetzlich erlaubt. Cicero beschreibt den letzteren, während Lucian (I, 177 ff.) die unrechtlichen Bewerbungen charakterisirt. Das röm. Kriminalrecht hat dem crimen ambitūs besondere Sorgfalt gewidmet, aber wenig erreicht. In den Zeiten der Republik wurden nicht weniger als sieben Gesetze gegen den A. erlassen, und unter den Kaisern, da die Verleihung öffentlicher Aemter von den Komitien auf die Senatoren, Hof- und Staatsbeamte übergegangen war, florirte er weiter, obwohl noch zu verschiedenenmalen strenge Strafen dagegen festgesetzt wurden. — Das Verbrechen der Amtserschleichung (s. d.) im gemeinen deutschen Strafrecht ist nach Analogie der Grundsätze über den A. zu behandeln; doch sind einige kanonisch-rechtliche Bestimmungen dabei zu berücksichtigen. Im Zusammenhang mit diesem Verbrechen steht das der widerrechtlichen Verleihung eines Staatsamtes. Mehrere neuere Strafgesetzgebungen behandeln beide Verbrechen in Verbindung mit dem der Bestechung.

Amblesĭde (spr. ämbl'ßeid'), Städtchen in der engl. Grafschaft Westmoreland, nahe der Nordspitze des Windermeresees, mit (1871) 1988 Einw.; im Sommer wegen seiner romantischen Lage viel besucht. Nahebei Trümmer römischer Befestigungen.

Ambleteuse (spr. angbl'töhs), kleiner Seehafen im franz. Departement Pas de Calais, am Kanal, nördlich von Boulogne, mit 670 Einw. Hier landete 1689 Jakob I. auf seiner Flucht von England; Napoleon suchte 1804, als er einen Einfall in England beabsichtigte, vergeblich den Hafen zu verbessern. In der Nähe die berühmte Granitsäule, welche Napoleon 1805 der »Großen Armee« errichten ließ.

Amblyaphie (griech.), Stumpfheit des Gefühls oder Tastsinns.

Amblyopĭe (Amblyopsie, griech.), Schwachsichtigkeit, Schwäche des Sehvermögens, geht in allen erdenklichen Abstufungen in die völlige Blindheit (Amaurosis, schwarzer Staar) über und besteht darin, daß infolge verschiedenartiger anatomischer Störungen die Nervenhaut des Auges für Lichteindrücke unempfindlich oder die Leitung im Sehnerven unterbrochen oder das Centrum des Sehnerven innerhalb des Gehirns unfähig geworden ist, Lichteindrücke in sich aufzunehmen. Die A. ist also in der Mehrzahl der Fälle nur ein Symptom, welches sich zu den verschiedensten anatomischen Störungen des Auges, des Sehnerven und des Gehirns hinzugesellen kann. Zur A. gehört auch die Schwachsichtigkeit, welche durch Nichtgebrauch des Auges allein zu erklären ist, wie diejenige, welche man fast immer bei dem schielenden Auge findet (amblyopia ex anopsia). Dieses Uebel unterscheidet sich von dem Unvermögen, in der Nähe feinere Gegenstände zu sehen, der sogen. Weitsichtigkeit, welche im gewöhnlichen Leben auch oft als ein »Schwächerwerden der Sehkraft« betrachtet wird, insofern, als letztere durch optische Hülfsmittel (Brillen) so verbessert werden kann, daß das Sehvermögen ganz normal wird, während bei der A. optische Mittel so wenig nützen, daß feinste Druckschrift nie damit gelesen werden kann. Amblyopische sind sehr kurzsichtig und halten alle Gegenstände sehr nah, oder neigen das Gesicht den Gegenständen zu, die sie betrachten wollen. Gräfe nennt dies Kurzsichtigkeit aus Schwachsichtigkeit (myopia ex amblyopia), die aber nie, wie die eigentliche Kurzsichtigkeit, durch konkave, sondern im Gegentheil eher durch schwache konvexe Linsen (Vergrößerungsgläser) korrigirt wird. Die genaue Unterscheidung und zweckmäßige Behandlung muß einem Augenarzte überlassen werden. Vgl. Staar, schwarzer.

Ambo (Ambon, griech., »erhabener Boden«), in den ältesten christlichen Kirchen erhöhter Platz für Vorleser und Redner. Es befanden sich deren zwei in dem von Schranken umgebenen länglichen Viereck, welches, ins Schiff der Kirche sich erstreckend, für den niedern Klerus bestimmt war, der eine an der Nordseite zum Vorlesen der Evangelien, der andere an der Südseite zum Vorlesen der Episteln. Später wurden beide in der Kanzel vereinigt. Von den Ambonen herab wurden auch Kirchengesänge vorgetragen, daher der Ausdruck Ambonoklasten (»Abbrecher des A.«) für die Eiferer gegen Kirchenmusik.

Amboina, eine der drei Residenzen, in welche die holländ. Regierung die molukkischen Inseln theilt,

umfaßt 26,374 QKilom. (479 QM.) und zerfällt in 5 Abtheilungen: Amboina, zu der Leitimor und die Süd- und Ostküste von Hitu gehören (mit 35 Dörfern und der Stadt A.); Hitu und Larike, die den Nord- und Westtheil von Hitu, den westlichsten Theil der Südküste von Ceram und die Inseln zwischen Ceram und Buro umfaßt (mit 31 Dörfern); Saparua und Harufu für die drei Uliasserinseln und den mittlern Theil der Südküste von Ceram (mit 62 Dörfern); Buro, wozu man diese Insel und Amblau rechnet (mit 18 Dörfern), und Wahaai, die Nordküste von Ceram (mit 13 Dörfern).

Die Insel A. liegt unter 3° 40′ südl. Br. und 146° östl. L. und hat 330 QKilom. (16 QM.) Flächeninhalt. Sie ist durchweg gebirgig, obschon der höchste Berg, Salhutu, nur 1221 Meter Höhe hat, und der Boden vorherrschend steinig und felsig, daher sie sich für Bäume besser eignet als für den Bau von Cerealien, der auch ganz unbedeutend ist. Der geologische Bau der Insel ist nur unvollkommen bekannt; man findet Granit, Sandstein und Porphyr, überlagert von jüngerem Madreporenkalkstein; auch gibt es vulkanische Gesteine und sogar im Berge Wawani in Hitu wahrscheinlich noch eine dampfende Solfatara. Erdbeben sind häufig und nicht selten verheerend. Die Bewässerung durch kleine Flüsse und Bäche ist überaus reichlich, und die Feuchtigkeit der Luft in Verbindung mit der Hitze erzeugt eine glänzende und üppige Vegetation. Durch eine große und tiefe Bai, an deren Südseite der einzige brauchbare Hafen der Insel bei der Stadt A. liegt, und die im O. durch den Isthmus von Baguala, über den die Eingebornen ihre Boote fortzuschleppen pflegen, begrenzt wird, ist die Insel in zwei Halbinseln getheilt, die größere im N. Hitu, die kleinere im S. Leitimor. In Hitu leben die Einwohner, seitdem die Holländer alle früher im Innern gebauten Dörfer zerstört haben, an den Küsten; in Leitimor, das nur wenige ebene Küstenstriche besitzt, liegen die Dörfer größtentheils auf den Bergen. Die Bevölkerung betrug in der ganzen Residenz 1866: 170,594 Menschen, von denen etwas über 30,000 auf die Insel A. kommen. Sie besteht überwiegend aus Eingebornen, zwischen denen einzelne Makassaren, Javaner, Papua, besonders Chinesen und von Europäern namentlich Holländer leben; ein Theil der Einwohner sind Mestizen, die Nachkommen früherer portugiesischer und holländischer Ansiedler, die letztern sind die sogen. Mardyker oder Burgher. Von dieser Bevölkerung sind etwa drei Fünftel Christen, zwei Fünftel (besonders die Einwohner der West- und Nordküste von Hitu) Mohammedaner. Industrie und Verkehr sind höchst unbedeutend; das Volk lebt allein von dem Bau der Gewürznelkenbäume, der in den Molukken auf A. und die Uliasserinseln beschränkt ist, derart, daß auf allen übrigen Inseln die Bäume durch die Holländer ausgerottet und den Bewohnern der Dörfer auf den erwähnten Inseln die Anpflanzung einer gewissen Zahl von Bäumen und die Ablieferung des Products gegen feste Preise zur Pflicht gemacht ist. Jetzt ist es infolge des Sinkens der Preise der Nelken klar, daß dies System ebenso nachtheilig für die holländische Regierung wie für die Einwohner ist; dennoch ist es erst zum Theil aufgegeben, so daß seit 1824 der Bau der Gewürznelken allenthalben gestattet ist, während man die Zwangslieferung der Nelken beibehalten hat. Uebrigens wird der Bau des Baums lässig und mangelhaft betrieben, theils in regelmäßig angelegten Gärten, theils in den sogen. Waldgärten (Duson) der Amboinesen, in denen alles, was sie brauchen, ohne Ordnung im Schutz der hohen Waldbäume gezogen wird. Die Einwohner lebten anfangs in kleinen selbständigen Gemeinden vereinigt, die auch noch jetzt bestehen. Der Einführung des Baues der Gewürznelken, die aus Kleinceram hierher kamen, folgte der Verkehr mit den westlichern Völkern und die Verbreitung des Islam in Hitu. Im Anfang des 16. Jahrh. fanden sich die Portugiesen ein, die in Leitimor mehrere Dörfer zum Katholicismus bekehrten; als die Holländer 1605 die Portugiesen verdrängten, zwangen sie diese Bekehrten, Calvinisten zu werden, und unterwarfen darauf, nicht ohne den heftigsten Widerstand der Eingebornen, das übrige A. und die umliegenden Inseln. Aber die holländische Regierung sorgt hauptsächlich nur für die Ablieferung der Nelken und überläßt die Einwohner ganz sich selbst. Die Mohammedaner haben ihre Priester, die Christen in ihren Dörfern eingeborne Lehrer, denen Gottesdienst und Schulunterricht obliegt; ein europäischer Geistlicher findet sich bloß in der Stadt A.

Die Stadt A. liegt auf der Nordküste von Leitimor an der großen Bai und zerfällt in 10 Abtheilungen (Wyk), die zum Theil von den Nachkommen von in früherer Zeit herverpflanzten Dorfgemeinden bewohnt werden; eine dieser Abtheilungen ist die makassarische, eine andere die chinesische. Die Stadt hat über 4000 Einw. und ist hübsch und regelmäßig gebaut, die Häuser der Erdbeben halber nur einstöckig und aus Holz oder Bambus, die Straßen nicht gepflastert und mit Reihen von Fruchtbäumen bepflanzt. Es gibt daselbst 2 Kirchen, mehrere Moscheen, ein Hospital, einen großen Marktplatz im westlichen Theil. In der Mitte liegt das Fort Victoria, in welchem die holländischen Beamten und die Garnison wohnen.

Amboinaholz, das Holz einer Palmenart von Amboina, ist röthlich-goldgelb, sehr hart und dauerhaft und wird zu feinen Tischlerarbeiten verwendet.

Amboise (spr. angboahs'), alterthümliche Stadt im franz. Departement Indre und Loire, an der Loire, östlich von Tours, hat (1866) 4188 Einw., welche Tuch, Etamin, geschätzten Stahl und Stahlwaaren (besonders treffliche Feilen, auch Nadeln), außerdem Teppiche, Wolldecken ꝛc. fabriciren und ansehnlichen Weinhandel treiben. Das uralte auf hohem Felsen gelegene Schloß mit seinen Rundthürmen ist ein merkwürdiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst und reich an Erinnerungen aus den historischen Stürmen Frankreichs. A., das mit Tours um den Rang des Alters streitet, war ursprünglich ein römisches Castrum (Ambacia) und wird von Gregor von Tours zuerst erwähnt. Es gehörte anfangs den Herzögen von Anjou, dann einem eigenen Adelsgeschlechte, das davon den Namen führte und nach dessen Erlöschen die Stadt 1431 an die Krone fiel. Seitdem war A. oft Residenz des Hauses Valois und ward berüchtigt durch seine Oubliетten (unterirdische Kerker), in denen seit Ludwig XI. gegen 15,000 Opfer der Königsgewalt schmachteten. Eine traurige Berühmtheit erlangte die Stadt durch die Verschwörung der Hugenotten von 1560, welche, auf Anstiften eines Edelmanns, la Renaudie, die Gefangennahme des Königs Franz II. und der Guisen bezweckte, deren Entdeckung aber 1200 Protestanten das Leben kostete. In A. wurde auch das Edikt von

A. vom 19. Mai 1563 publicirt, wodurch dem hohen Adel freie Religionsübung als Privilegium zugesichert wurde. In neuester Zeit erhielt das alte Schloß ein vorübergehendes Interesse durch Abd el Kader, der sich 1847—52 daselbst in Haft befand.

Amboise (spr. angboahs'), **George d'**, Kardinal und Minister Ludwigs XII. von Frankreich, geb. 1460 zu Chaumont sur Loire, wurde schon im 14. Jahre Bischof von Montauban und Almosenier Ludwigs XI., unter Karl VIII. Erzbischof von Narbonne und 1493 Erzbischof von Rouen. Von Ludwig XII. 1498 zum ersten Minister ernannt, beherrschte er als solcher Frankreich und den König, den er zu der für Frankreich später so verhängnisvollen Eroberung Mailands bewog. Von Papst Alexander VI. zum Kardinal und Legaten in Frankreich ernannt, strebte er nach Alexanders Tode selbst nach der Tiara und veranlaßte deshalb, jedoch vergeblich, ein Schisma zwischen der französischen Kirche und der Kurie. Er starb 25 März 1510 zu Lyon. Sein Leben beschrieben Montagnes (Par. 1631) und Legendre (Rouen 1724, Amsterd. 1726).

Amboß, Unterlage, deren man sich beim Bearbeiten der Metalle mit dem Hammer bedient. Je nach der Größe der Arbeitsstücke wechselt Größe und Gewicht des Amboßes von mehreren Centnern bis zu den kleinen Amboßen der Uhrmacher und Mechaniker. Letztere bestehen aus Stahl und werden beim Gebrauch in den Schraubstock gespannt; die übrigen sind von Eisen, und nur ihre Bahn, d. h. diejenige Stelle oder glatte Fläche, worauf das zu hämmernde Metall gelegt wird, ist von Stahl. Der große A. steckt mehrere Centim. tief in einem hölzernen Klotze, dem Amboßstock, der von Eichenholz und ca. 1 Meter tief in die Erde eingelassen ist. Der gewöhnliche Schlosseramboß hat an der einen schmalen Seite ein Horn, das sogen. Sperrhorn, um welches der Arbeiter Eisen bogenförmig herumschlagen kann; an der Bahn aber ist ein Loch befindlich, in welches verschiedene, zu allerlei Nebenarbeiten dienende Instrumente, z. B. Schrotmeißel, mit der Angel hineingesteckt werden. Die Hornamboße haben auf der einen Seite ein Horn oder kegelförmiges Ende, während sie auf der andern Seite viereckig pyramidenförmig zulaufen. Bleche und andere ebene Metallstücke werden auf einem A. bearbeitet, dessen Bahn quadratförmig und recht eben ist. Dies sind die sogen. Treib-, Spann- und Polirstöcke der Klempner. Die mit Rinnen versehenen Amboße der Kupferschmiede heißen Senkeisen; diejenigen Amboße aber, die zum Behuf des Hohlschlagens der Gefäße mit einem kugelartigen Kopf versehen sind, Stockamboße. Zur Bildung krummer, röhrenartiger Formen dient der Halsamboß, der dazu mit einem eigen gebogenen runden Theile ausgestattet ist. Eines Amboßes mit einem runden oder halbrunden Kopf zum Schlagen solcher Sachen bedienen sich die Gold- und Silberarbeiter, sowie die Gürtler unter dem Namen gekröpfter A.

Ambra (grauer Amber, orientalischer Agtstein), eine Art Gallen- oder Darmsteine des Pottwals, findet sich in den Tropen auf dem Meere schwimmend oder an den Küsten und ist auch im Darm der Pottwale, freilich nur bei kranken oder todten Thieren, gefunden worden. Die A. kommt meist in kleinern Stücken, doch auch in Massen von 50 Kilogr. vor, am häufigsten bei Madagaskar, Surinam und Java; sie bildet eine undurchsichtige graubraune Masse, bisweilen mit Adern auf dem Bruch und Einschlüssen von Gräten u. dgl., ist leichter als Wasser, erweicht in der Hand und riecht eigenthümlich, aber kaum angenehm, brennt mit rußender Flamme, löst sich nicht in Wasser, leicht in heißem Alkohol, in Aether und Oelen. Bei der Destillation mit Wasser gibt sie 13 Proc. eines flüchtigen Oels, Hauptbestandtheil ist aber das nicht verseifbare, bei 100° sublimirende Ambrafett (Ambraïn, Amberharz, Amberstoff). Man benutzte die A. früher als nerven- und magenstärkendes, krampfstillendes Mittel, jetzt nur noch in der Parfümerie, besonders in Verbindung mit Moschus. Ihr Geruch ist ungemein haftend. Franzosen und Orientalen legen kleine Kügelchen von A. auf die brennende Pfeife. Wegen ihres hohen Preises wird die A. sehr häufig verfälscht. Die A. der Alten war wahrscheinlich der wohlriechende Balsam von Liquidambar styraciflua.

Ambra, flüssige, s. v. w. Storax.

Ambra, gelbe, s. v. w. Bernstein.

Ambrakia, Hauptstadt des alten Epiros, am Arachthos, oberhalb des Ambrakischen Meerbusens (jetzt Golf von Arta), die nördlichste der rein hellenischen Städte, wurde um 660 v. Chr. von Korinth aus kolonisirt, gelangte bald zu großer Blüte und besaß treffliche Werke der Baukunst und Bildnerei (Tempel der Athene und des Asklepios). Durch den Peloponnesischen Krieg verwüstet, erholte sie sich erst wieder unter den Aeakiden, besonders aber unter Pyrrhos, der sie zu seiner Residenz erhob. Später von den Aetoliern und Römern geplündert, verfiel A. und gelangte erst in den letzten Zeiten des römischen Reichs zu einigem Flor. Unter ihren Ruinen ist die noch erhaltene Citadelle des Pyrrhos. An der Stelle der alten Stadt liegt jetzt Arta (s. d.).

Ambras (Amras), kaiserl. Bergschloß in Tirol, 3,5 Kilom. oberhalb Innsbruck, auf einem Felsen am Inn, berühmt als Aussichtspunkt, auch historisch bedeutsam als die ehemalige Hauptburg der Grafen von Tirol und als Lieblingsaufenthalt des Erzherzogs Ferdinand und seiner Gemahlin, Philippine Welser, für die er das Schloß prachtvoll einrichten ließ. Die sonst hier befindlichen reichen Sammlungen von Gemälden (besonders zahlreichen Porträts), Handschriften, Rüstungen, Waffen und sonstigen Kunstgegenständen befinden sich seit 1806 in Wien, wo sie als Ambraser Sammlung im Belvedere aufbewahrt werden.

Ambriz, ein portug. Distrikt auf der Küste von Südguinea, reicht vom Zaire bis zum Flusse A. (Lodje) und steht unter dem Gouverneur von Angola. Die Stadt A., an der Mündung des Lodje, war der Hafen eines kleinen Negerreichs (Quibanza) und wurde 1855 von den Portugiesen in Besitz genommen; sie legten daselbst ein Fort und ein Zollhaus an. A. hat zahlreiche Faktoreien und treibt bedeutenden Handel mit Elfenbein, Kupfererz aus den sehr ergiebigen Gruben von Bemba (Pembe), Kopal etc., bis vor kurzem auch mit Sklaven.

Ambrönes, keltisches oder helvetisches Volk, welches mit den Cimbern und Teutonen gegen die Römer kämpfte und von Marius geschlagen wurde. Ihre ursprüngliche Heimat ist zweifelhaft. Die einen suchen sie an der Saane, Aar und Reuß, andere im Gebiet von Bern, oder an den Rhein- und Rhônequellen, nach Festus war sie bei Embrun an der Durance.

Ambros, August Wilhelm, musikal. Schriftsteller und Komponist, geb. 17. Nov. 1816 zu Mauth

in Böhmen, erhielt, für den Staatsdienst bestimmt, eine sehr sorgfältige Erziehung, wobei jedoch seine schon früh sich zeigenden musikalischen Anlagen durchaus keine Berücksichtigung erfuhren. Erst in Prag, wo A. das Gymnasium, sodann die Universität besuchte, warf er sich, von einer Aufführung des »Don Juan« begeistert, mit Energie auf das Studium der Musik und das Klavierspiel, wobei er ganz autodidaktisch zu Werke ging. Nachdem er 1839 die Staatsprüfungen bestanden hatte, erhielt er beim k. k. Fiskalamt zu Prag eine Stelle, in welcher ihm Zeit genug blieb, seinen Musikstudien sich noch eifriger als früher zu widmen. Zugleich machte er hier die Bekanntschaft trefflicher Künstler, wie Kittl, Veit u. a., die ihm in der Komposition Rathschläge ertheilten, und trat in Verbindung mit Rob. Schumann und der von diesem gegründeten »Neuen Zeitschrift für Musik«, deren Mitarbeiter (anfangs, zur Zeit der sogen. Davidsbündler, unter dem Namen Flamin) er bis in die neueste Zeit geblieben ist. Als Komponist trat er zuerst 1847 öffentlich auf mit einer Ouverture zur Sage von der »Genoveva«, die bei der Aufführung großen Beifall fand. Darauf komponirte er eine nicht minder günstig aufgenommene Musik zu Shakespeare's »Othello«, für welche zum Behuf von Koncertaufführungen A. Meißner und M. Hartmann einen verbindenden Text schrieben; ferner eine Ouverture zu »Käthchen von Heilbronn«, dazu Trios und andere Klaviersachen, eine Symphonie, ein Stabat mater, Lieder u. a. m. In diesen Werken, die zumeist auch im Druck erschienen sind, zeigt sich A. als ein strenger Schüler Mendelssohns und Gade's; wie diese, charakterisirt auch ihn ein eigenes religiöses und volksthümliches Element, eine Hinneigung zur Natur und Idylle. A. wurde 1850 Staatsanwalt beim Prager Landesgericht und binnen kurzem auch Direktorialmitglied des dortigen Musikkonservatoriums, für dessen Hebung er die regste Thätigkeit entwickelte. Im Herbst 1869 erhielt er die Professur der Musik an der Prager Universität; seit 1872 ist er in Wien als Erzieher bei Hofe, Redakteur des Feuilletons der Wiener Zeitung, sowie im Justizministerium beschäftigt. Als Musikschriftsteller hat sich A. nicht nur durch zahlreiche und geistvolle Kritiken in Zeitschriften, sondern auch durch größere und kleinere selbständige Werke in hervorragender Weise bewährt. Zu letztern gehören: »Ueber die Grenzen der Musik und Poesie« (Leipz. 1856, 2. Aufl. 1872); »Die Lehre vom Quintenverbot« (das. 1859); »Kulturhistorische Bilder aus dem Musikleben der Gegenwart« (das. 1860); »Bunte Blätter. Skizzen und Studien« (das. 1872; daraus separat erschienen »Robert Franz«). Seine Hauptleistung aber ist die groß angelegte »Geschichte der Musik« (Bd. 1—3, Leipz. 1862—68), für die er die umfassendsten und gründlichsten Studien in Deutschland und Italien machte, und die das Hauptwerk auf dem musikgeschichtlichen Gebiet zu werden verspricht.

Ambrosch, Joseph Julius Athanasius, Alterthumsforscher, geb. 18. Dec. 1804 zu Berlin, bezog 1825 die Universität und erhielt auf Buttmanns und Böckhs Empfehlungen vom Staat die Mittel zu einer Studienreise nach Italien, wo er von 1829—33 in Rom, Toscana und Oberitalien lebte. Dann habilitirte er sich zu Berlin und kam 1834 als Professor der Archäologie und Philologie nach Breslau, wo er 29. März 1856 starb. A. schrieb u. a.: »De Charonte Etrusco« (Bresl. 1836); »Ueber die Religionsbücher der Römer« (Bonn 1843); »Studien im Gebiet des altrömischen Bodens und Kultus« (Heft 1, Bresl. 1839) ꝛc. und lieferte zu Gerhards »Beschreibung der Stadt Rom« den Abschnitt »Ueber die Thermen des Caracalla«.

Ambrōsia (griech.), die Götterspeise, welche jedem, der davon genoß, Jugend und Unsterblichkeit verlieh. Tauben brachten sie dem Zeus, aber auch den Menschen, welche besondere Lieblinge der Götter waren, wurde sie gereicht, so dem Tantalos und dem Achilleus. Auch als Salbe oder süßduftender Balsam, welcher die Schönheit des Körpers erhöhte und ihn vor Fäulnis schützte, wurde die A. gebraucht. Daher bei den alten Aerzten Name für verschiedene Lebenselixire und Schönheitsmittel. **Ambrosisch**, göttlich, köstlich; von vorzüglichem Wohlgeschmack.

Ambrosianische Bibliothek, s. Mailand.

Ambrosianische Liturgie (Ambrosianum officium, Ambrosianus ritus, Ambrosiana missa), das kirchliche Rituale, welches in der mailändischen Kirche bei der Messe und andern gottesdienstlichen Verrichtungen gebräuchlich war und in vielen Punkten von der römischen oder gregorianischen Meßordnung abweicht. Wahrscheinlich aus dem 4. Jahrh. herrührend, nach der Tradition vom heil. Barnabas verfaßt und vom heil. Ambrosius eingeführt, erinnert die A. L. in ihren Abweichungen von der römischen an morgenländische Liturgien und gebraucht bei den Vorlesungen aus der Schrift die altitalische Version. Alexander VI. bestätigte sie ausdrücklich als ritus Ambrosianus.

Ambrosianischer Gesang, die älteste Art christlich-kirchlichen Gesangs, welchen der heil. Ambrosius um 386 auf Grund der sogen. authentischen Tonarten der Griechen in der abendländischen Kirche eingeführt haben soll. Von seiner Beschaffenheit hat man wenig sichere Kenntnis. Von dem spätern Gregorianischen Gesang unterschied er sich durch die bei weitem einfachere Melodie und seine rhythmische Einrichtung. Vgl. Choral.

Ambrosianischer Lobgesang, der bekannte Hymnus »Te Deum laudamus«, der zwar nicht, wie früher angenommen wurde, vom heil. Ambrosius herrührt, aber gewiß schon im 5. Jahrh. im Gebrauch war. Er stammt neuerer Forschung zufolge ursprünglich aus dem Orient und gelangte durch Vermittelung der griech. Kirche an die lateinische. Luther übersetzte denselben ins Deutsche (»Herr Gott, dich loben wir!«) und nahm mit der Melodie Veränderungen vor, wodurch dieselbe unstreitig gewonnen hat, ohne daß ihr ursprünglicher, ernster und feierlicher Charakter darüber verloren gegangen ist. Vgl. Rambach, Anthologie christlicher Kirchengesänge, Bd. 1 (Hamb. 1816).

Ambrosius, der Heilige, berühmter Kirchenlehrer, Bischof von Mailand, geb. um 340 zu Trier als Sohn eines römischen Präfectus Prätorio, vollendete nach dem Tode seines Vaters seine Studien in Rom und war dort Sachwalter, bis ihm die Statthalterschaft von Oberitalien übertragen wurde. Als er bei einer streitigen Bischofswahl 374 vermitteln wollte, rief ein Kind seinen Namen, und wie plötzlich erleuchtet stimmte Volk und Geistlichkeit in den Ruf ein, A. solle Bischof sein. Ungeachtet seines Sträubens und obgleich er noch nicht getauft war, mußte er der Wahl Folge leisten. Mit hohem Ernste erfaßte er seinen Beruf, verkaufte sofort seine Güter, vertheilte sie unter die Armen und widmete sich dem Studium der Theologie. Kraftvoll und unerschrocken vertheidigte er seine Kirche gegen die Arianer und die dieselben begünstigende Staats-

gewalt; sein Auftreten und seine Beredsamkeit verhinderte auch die Wiederaufrichtung der heidnischen Bilder, als der Redner Symmachus dieselbe beim Kaiser betrieb, und gleiche Festigkeit zeigte er gegen Theodosius d. Gr., als er ihm nach dem Blutbad von Thessalonich den Eintritt in die Kirche verweigerte, bis er Buße gethan hatte. Als unter der Herrschaft des Eugenius 392 die heidnische Partei wieder Einfluß gewann, verließ er Mailand und kehrte erst nach dessen Sturz zurück. Er starb 4. April 397. In seinen dogmatischen Schriften hält er sich meist an die griechischen Kirchenlehrer, selbständiger ist er in der Sittenlehre (»De officiis clericorum«, herausgeg. von Krabinger, Tüb. 1857), im äußern Rahmen Cicero's Buch von den Pflichten folgend; von Einfluß ist seine Unterscheidung zwischen den allgemeinen und den vollkommenen Pflichten, wohin er z. B. die Ehelosigkeit rechnete, geworden. Groß sind seine Verdienste um Liturgie und Kultus; durch seine Liederdichtungen wurde er der Vater der lateinischen Hymnologie. Die Zahl seiner Schriften (herausgeg. von den Benediktinern, Par. 1686—90, 2 Bde.; neue Ausg., Lyon 1853, 4 Bde.; in Auswahl deutsch von Schulte, Kempten 1871 ff.) ist groß; nicht wenige werden ihm außerdem mit Unrecht zugeschrieben.

Ambulacrum (lat.), Ort zum Umherwandeln; Chorumgang in Kirchen; Saugscheibe der Seeigel.

Ambulance (franz., spr. angbülängß), Name der von den Franzosen zuerst zu Anfang des 18. Jahrh. eingeführten und in der Folge auch bei andern Armeen adoptirten beweglichen oder fliegenden Feldlazarethe. Der Zweck dieser Anstalten ist zunächst, die verschiedenen Armeeabtheilungen in allen ihren Bewegungen zu begleiten, während der Schlachten und Gefechte sich zwar außer dem Bereich der Kanonen, aber doch dem Kampfplatze so nahe als möglich zu halten, ihre Thätigkeit in der kürzesten Zeit und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu entwickeln, den Verwundeten schnell die erforderliche Hülfe angedeihen zu lassen, da, wo schnelles Handeln noth thut, auf der Stelle zu verbinden, Kugeln auszuschneiden, blutende Gefäße zu unterbinden, selbst größere Operationen, als Amputationen, Trepanationen ꝛc., vorzunehmen, oder, wo die Umstände eine solche schnelle Hülfsleistung nicht gestatten, wenigstens für eine schleunige und sichere Fortschaffung der Unglücklichen in das nächste stehende Feldlazareth Sorge zu tragen. Die Punkte, wo sich die Ambulancen aufzustellen haben, werden vor dem Beginn einer Aktion von dem Befehlshaber oder von dem Chefarzte des Armeekorps bestimmt, damit diejenigen unter den Verwundeten, welche noch zu gehen vermögen, sich selbst dahin begeben, Schwerverwundete aber von der dazu beorderten Mannschaft dahin getragen und nach vollbrachtem Verbande in ein Lazareth geschafft werden können. Zum Fortschaffen derselben bedient man sich zweckmäßig eingerichteter Bahren von verschiedener Konstruktion, welche theils getragen, theils in Form eines zweiräderigen Wagens geschoben werden. Die größeren Krankentransportwagen, welche in guten Federn hängen, verdeckt und im Innern mit Matratzen belegt sind, werden ebenfalls Ambulancen genannt. In der neuern Zeit hat man in den meisten Armeen eine besondere Sanitätstruppe eingerichtet, welche die verwundeten Soldaten vom Kampfplatz wegzuschaffen hat. — A. heißt auch eine fahrende Postexpedition.

Ambuliren (lat.), umherwandeln, lustwandeln; ambulánt, umherziehend; Ambulation, das Umherwandeln; Ambulātor, Umherwandler, Pflastertreter; ambulatorisch heißt diejenige Art der ärztlichen Praxis und der klinischen Behandlung, wobei sich die Kranken zu dem Arzte oder in die Klinik begeben (vgl. Poliklinik).

Amburbĭum (spät-lat.; von urbs, Stadt), in Rom feierlicher Umgang um und durch die Stadt, den der Oberpriester mit der Priesterschaft, den Augurn, Vestalinnen ꝛc., dem Volke und dem Opferthiere hielt, um, nach unglücklichen Erscheinungen oder schweren Heimsuchungen, die Götter zu versöhnen. Den Schluß bildete ein Opfer.

Ambustion (lat.), Verbrennung.

Ambystoma, s. Axolotl.

A. m. c., abbr. aus a mundo condĭto (lat.), von Erschaffung der Welt an.

Ameisen. Unter diesem Namen vereinigt man Insekten aus zwei Familien der stacheltragenden Hautflügler, die Formiciden und Mutilliden. Die erstern, die eigentlichen A., haben folgende charakteristische Merkmale: Außer Männchen und Weibchen, welche beide geflügelt sind, finden sich noch ungeflügelte Arbeiter, zuweilen selbst von doppelter Form. Der Kopf ist groß, fast dreieckig und deutlich von der Brust geschieden; die Augen sind klein und rund, und zwar lassen sich bei Männchen und Weibchen oben auf dem Kopfe deutlich 3 Punkt- oder Nebenaugen erkennen; die Fühler sind geknickt und geiselförmig, aus einem längern eingliederigen Stiele und einer vielgliederigen Geisel zusammengesetzt; der Oberkiefer ist meist sehr stark, der Unterkiefer schwach; die Taster sind fadenförmig; die Brust (Thorax) ist von der Seite her zusammengedrückt und durch einen dünnen, mit einem einfachen oder doppelten Schüppchen oder Knötchen versehenen Stiel mit dem Hinterleibe (Abdomen) verbunden; letzterer ist ziemlich eiförmig. Die eigentlichen A. leben sämmtlich gesellig in größern und kleinern Kolonien, die stets aus Männchen, Weibchen und geschlechtslosen Arbeitsameisen, welche aber nur verkümmerte oder fortpflanzungsunfähige Weibchen sind, bestehen. Diese Arbeitsameisen sind immer ungeflügelt, während die Männchen ihre ganze Lebenszeit, die Weibchen aber nur zur Zeit der Begattung geflügelt sind. Die Flügel, besonders die Vorderflügel, sind bei Männchen und Weibchen sehr groß, wenig geadert, fallen leicht ab und werden von den Weibchen nach der Paarungszeit abgeworfen. Die Männchen sind weit kleiner als die Weibchen, haben einen kleinern Kopf, aber größere Augen, auch ein Fühlerglied (im ganzen 14) und einen Hinterleibsring mehr, als diese. Bei Männchen und Weibchen besteht das Schildchen hinter dem Mittelrücken (Mesothorax) aus einer fast dreiseitigen, gewölbten Fläche, während dasselbe bei den Arbeitsameisen einem schmalen Streifen gleicht; auch ist bei jenen der Vorderrücken (Prothorax) sehr klein, oft zwischen dem Kopf und dem sehr großen Mesothorax versteckt, wogegen bei den Arbeitsameisen der Prothorax groß ist und oben einen beträchtlichen Theil des Thorax einnimmt. Endlich haben die Arbeitsameisen keine oder nur selten kleine, kaum bemerkbare Nebenaugen und einen größern Kopf. Arbeitsameisen und Weibchen sind entweder mit einem vorstreckbaren Stachel, welcher aus 3 Stücken besteht und, wenn er nicht zur Vertheidigung gebraucht wird, im Hinterleibe verborgen liegt, oder statt

dessen mit einer Drüse versehen, aus der Ameisensäure abgesondert wird, die sie, den Hinterleib etwas aufwärts richtend, auf eine ziemliche Entfernung dem Feinde entgegenspritzen. Dieselbe Feuchtigkeit fließt auch in die kleine Stichwunde, die der Stachel macht, und verursacht Jucken und zuweilen auch eine kleine Anschwellung. Die **Paarung und Fortpflanzung** der A. bietet interessante Erscheinungen dar. An heißen Tagen im Spätsommer, besonders im August, bemerkt man oft auf Ameisenhaufen eine außergewöhnliche Regsamkeit, die gegen Nachmittag mehr und mehr zunimmt. Unter den geschlechtslosen Arbeitsameisen sind dann eine Menge geflügelter Männchen und Weibchen, die sich endlich gegen Sonnenuntergang scharenweise in die Luft erheben und einer Rauchwolke gleich um die Spitzen der Bäume und Gebäude schweben. Bei diesen Ausflügen geht die Begattung vor sich. Die Männchen, welche oft so klein sind, daß sie von den Weibchen wie kleine Anhängsel nachgeschleppt werden, sterben sogleich nach der Begattung, die Weibchen aber fallen zu Boden und werden von den umherlaufenden Arbeitsameisen eingefangen, sofort ihrer Flügel beraubt und in die Kolonie zurückgebracht, die sie nun nicht mehr verlassen dürfen. Viele Weibchen, die nicht eingefangen werden und sich auch nicht zur Kolonie zurückfinden können, suchen sich einen geeigneten Platz zur Begründung einer neuen Kolonie entweder in der Erde, oder in hohlen Bäumen, oder unter Steinen. Ein solches einzelnes befruchtetes Weibchen knickt sich selbst die Flügel ab, oder verliert dieselben beim Graben eines Lochs mit Kiefern und Beinen und legt dann Eier, und zwar im Laufe des Sommers mehrere tausende. Auch auf oder in den Haufen will man die Paarung beobachtet haben; die Arbeitsameisen sollen dann die befruchteten Weibchen nicht fortlassen, sondern sich an sie anklammern, ihnen die Flügel abknicken und sie sorgfältig hüten, damit sie ihre Brut im Haufen selbst ablegen. Die Eier sind ganz kleine, länglichrunde, glatte, weiße Körnchen, aus denen nach einigen Tagen kleine, fußlose, weiße Larven oder Maden mit hornigen Kiefern ausschlüpfen, welche von den alten A. gefüttert werden müssen. Anfangs werden nur Eier gelegt, woraus Arbeitsameisen hervorkommen. Die kleine Made wächst bei reichlicher Nahrung sehr schnell, häutet sich zu wiederholten Malen und verpuppt sich nach 14 Tagen. Die Puppen, die fälschlich sogen. **Ameiseneier**, sind wenigstens so groß wie die A., welche sich darin entwickeln, eiförmig und von weißer Farbe. Einige Arten spinnen sich auch einen dünnen Kokon. Nach 14 Tagen bis 4 Wochen kriecht aus der Puppe die junge Ameise hervor, welche anfangs noch sehr weich und zart ist und noch einige Tage gefüttert werden muß. Da sie sich nicht selbst aus der Puppe herausarbeiten kann, so zerbeißen die alten A., Arbeiterinnen oder Weibchen, die Puppe mit ihren starken Kiefern und befreien so das eingeschlossene Junge. Dieses erhält bald die gehörige Farbe und Härte und verrichtet nun alle ihm zukommenden Geschäfte. Bis dahin mußte das vereinzelte Weibchen diese alle selbst verrichten; hat es sich aber mit Arbeiterinnen umgeben, so thut es nichts mehr, als daß es Eier legt, und läßt sich von seinen Nachkommen sogar füttern. Diejenigen Weibchen, welche nach der Begattung von den Arbeiterinnen eingefangen und ins Nest zurückgebracht werden, haben insofern ein besseres Loos, als sie der Arbeiten, welche die vereinzelten Weibchen behufs der Gründung einer Kolonie übernehmen müssen, von den im Haufen befindlichen Arbeitsameisen überhoben werden, indem diese die Eier, Maden und Puppen von Anfang an aufs sorgfältigste pflegen, putzen, umhertragen und füttern. Die Zahl der Arbeitsameisen vermehrt sich infolge des den ganzen Sommer hindurch fortgesetzten Eierlegens sehr, denn erst im Spätsommer werden die Eier gelegt, aus welchen die geflügelten Männchen und Weibchen entstehen. Alle zur Zeit der Kolonie nöthigen Arbeiten liegen den Geschlechtslosen ob. Sie öffnen am Morgen die verrammelten Zugänge und schweifen dann entweder, um Nahrung zu suchen, umher, oder tragen Larven und Puppen, um sie der Wärme der Sonnenstrahlen auszusetzen oder vor eindringendem Regen zu schützen, an höhere und tiefere Stellen des Nestes. Viele Arbeiterinnen sind auch mit dem weitern Ausbau des Nestes beschäftigt, oder stehen auf Wache, bereit, jeden Angriff auf die Kolonie mit Aufopferung des eigenen Lebens abzuwehren. Die auf Nahrung ausgezogenen A. kehren mit gefülltem Vormagen zurück, um Larven und Weibchen zu füttern, was in der Weise geschieht, daß sie ihnen ein Tröpfchen des im Vormagen bereiteten Zuckersaftes in den Mund spritzen. Auch putzen und reinigen die Arbeiterinnen die Weibchen und Larven und schaffen die Puppenhülsen hinweg. Gegen Abend werden Larven und Puppen von ihnen tiefer ins Innere des Nestes gebracht und die Zugänge verrammelt. Dieses geschäftige Treiben im Neste währt von den ersten Frühlingstagen bis tief in den Herbst hinein. Um diese Zeit ist die junge Brut ausgeschlüpft, die Männchen aber sind todt, so daß das Nest nur Weibchen und Arbeiterinnen enthält. Bei Beginn des Winterfrostes ziehen sich alle in den tiefsten Theil des Nestes zurück und fallen hier in Erstarrung. Die meisten erwachen nicht wieder, viele aber, namentlich die befruchteten Weibchen, überleben den Winter, um bei den ersten warmen Sonnenstrahlen des wiederkehrenden Frühlings das geschäftige Treiben von neuem zu beginnen. Es gibt sich darin unverkennbar große Intelligenz kund. Die Glieder eines und desselben Haufens erkennen einander beim Begegnen auf der Straße oder während des Kampfes zweier Haufen, selbst nach monatelanger Trennung; sie begrüßen, betasten und streicheln einander; sie verständigen sich mit einander über Verrichtungen, welche für eine einzelne zu schwer sind, sie gehen einander mit Rath und That an die Hand, reißen wohl auch nach vorhergegangener Berathung einen angefangenen Bau wieder ein oder ändern ihn um 2c. Die A. sind erklärte Feinde fast der ganzen übrigen Insektenwelt; lebende wie todte Kerfe schleppen sie in ihr Nest und fressen sie bis auf die harte Haut oder Schale auf. Nur zu Gunsten einiger Arten machen sie eine Ausnahme. So hegen sie für die Blattläuse (Aphis) eine ganz besondere Freundschaft, indem sie den Honigsaft, den dieselben aus dem Hinterleib absondern, aufsaugen und, um die Absonderung desselben zu befördern, sie sanft mit den Fühlern streicheln und klopfen. Schon Linné nannte deshalb die Blattläuse die Milchkühe der A., und in der That trägt der Landwirt kaum größere Sorge für sein Vieh, als die A. für ihre Blattläuse. Von abgestorbenen Zweigen nehmen sie dieselben behutsam ab, um sie auf saftreiche zu versetzen, und im Spätsommer bringen sie dieselben unter die Erde an die Wurzeln der Gewächse. Es gibt aber auch noch eine Anzahl von Insekten,

welche längere oder kürzere Zeit auf Ameisenhaufen, wie auf eine Pflege- und Versorgungsanstalt, von der Natur angewiesen sind. Man zählt schon an 300 verschiedene Insektenarten, welche entweder nur während ihrer frühern Zustände in Ameisenhaufen leben, wie die Larve des Goldkäfers (Cetonia aurata), oder nur gelegentlich und nicht ausschließlich in Ameisenhaufen sich finden, so unter den Käfern manche Kurzflügler (Homalota, Tachyporus), oder deren Dasein ganz an die A. geknüpft ist, insofern sie ausschließlich in deren Haufen leben, so andere Kurzflügler, namentlich aus den Gattungen Myrmedonia und Lomechusa. Man will beobachtet haben, daß die A. die Hinterleibsspitze solcher Käfer belecken, und schließt daraus, daß sie den Exkrementen derselben nachgehen. Die meisten dieser sogen. Inquilinen oder Myrmekophilen (»Ameisenfreunde«) beherbergt die Waldameise (Formica rufa) und die Holzameise (F. fuliginosa). Ueber die Beziehung mancher dieser Insekten, welche förmlich wie Hausthiere von den A. gehalten werden, zu diesen ist man noch im Unklaren. Viele andere Insekten, namentlich die Laufkäfer, sind Ameisenfeinde und halten sich in der Nähe der Ameisenhaufen auf, um deren Puppen nachzustellen. Nur einige Arten A. leben an oder in hohlen Baumstämmen; die meisten graben sich eine Behausung in der Erde und werfen Haufen aus Steinchen, Holzsplittern, Blättern, Nadeln ꝛc. auf, wozu sie gewöhnlich mit großer Umsicht einen gegen Mittag gelegenen Platz, der vor Nässe geschützt ist und gutes Baumaterial darbietet, auszuwählen wissen. Die Arbeit wird so vertheilt, daß, während ein Theil mit Graben beschäftigt ist, der andere die abgelöste Erde herausbefördert. In festem zusammenhängenden Boden gleicht ein solcher Bau öfters einem Badeschwamm; die Kammern und Gänge sind nur durch dünne Zwischenwände getrennt, wogegen in lockerm sandigen Boden letztere weit dicker hergestellt werden. Von der gemeinsamen Behausung aus führen sie oft durch Abbeißen des Grases Straßen nach verschiedenen Richtungen hin, auf denen sich gehende und kommende fort und fort ausweichen; erstere sind gewöhnlich hungrig, und treffen sie so auf letztere, die mit eingenommener Nahrung zurückkehren, so halten sie dieselben an und lassen sich füttern. Eine fremde Ameise, die sich auf eine solche Straße wagt, wird angefallen und erwürgt, während außerhalb der Straßen fremde A. einander friedlich ausweichen. Ist die Bevölkerung in einem Bau zu groß geworden, so werden neue Kolonien angelegt, deren ein starker Haufen in einem Sommer drei aussenden kann. Gewöhnlich siedelt sich die Kolonie in der Nähe des Mutterbaues an. Die ersten derartigen Auszüge beginnen im Juli bei guter und nicht allzu heißer Witterung. Man sieht dann ganze Züge aus dem Mutterhaufen hervorkommen, die aus lauter jungen, an der hellen Farbe kenntlichen A. bestehen. Voran ziehen die Weibchen. Bisweilen wandert auch eine ganze Kolonie aus, um eine neue Wohnung zu bauen. Ueber das Seelenleben der A. sind durch Jurine's, Latreille's, Kirby's, besonders durch Hubers Beobachtungen höchst merkwürdige Thatsachen ermittelt worden. So gibt es in Ostindien eine eigenthümliche Art Wanderameisen (Atta cephalotes), die sogen. Jägerameisen, welche dort in unzähligen Scharen im Sommer auf den Plantagen von Haus zu Haus ziehen. Wenn sie einrücken, verlassen gewöhnlich die Bewohner das Haus, nachdem man Schränke, Kommoden ꝛc. geöffnet hat, und die Jägerschar hat nun freies Feld. Die schlechtgefügten Gebälke der westindischen Häuser bieten stets einer Unzahl von Ungeziefer, besonders Kakerlaken, Spinnen ꝛc., Schlupfwinkel dar, und ihre Vermehrung würde jene in der That unbewohnbar machen, wenn nicht die A. von Zeit zu Zeit die Mission ihrer Vertilgung erfüllten. Binnen 4—6 Stunden, nachdem die erste Ameise sichtbar geworden, ist gewöhnlich das Werk vollendet. In dicht geschlossenen Reihen, als ob es in eine Schlacht ginge, klettern aller Orten die A. das Gebälk hinan, attakiren die Kakerlaken (Schaben) ꝛc. in ihren Schlupfwinkeln, Spalten und Fugen, zerren sie heraus und werfen sie auf den Boden hinab ihren Kameraden zu, die, sobald ein Feind sich blicken läßt, in ebenso geschlossenen Kolonnen auf ihn anrücken, ihn vollends tödten und dann bei Seite in ihren zuweilen ziemlich fernen Bau schaffen. Ist das kleinere Ungeziefer, das sie in Schubläden, Schränken, Küchengeschirren, kurz, überall aufsuchen, vertilgt, dann kommen die Wespennester unter den Dachsparren an die Reihe. Die A. verfolgen die Flüchtlinge in ihre verborgensten Zellen, hängen sich zu hunderten an Füße und Flügel und schleppen sie so mit vereinter Anstrengung herab und ihrem Bau zu, wo sie sie lebendig vergraben und so tödten. Ebenso ist es durch wiederholte Beobachtung außer Zweifel gesetzt, daß die rothe Ameise (Formica rufa) sich Sklaven hält, und zwar Individuen einer andern Ameisenart. Die rothe Ameise, welche der Mittel beraubt zu sein scheint, ihre Brut selbst zu versorgen, zieht in regelmäßigen Kriegsmärschen aus, um sich aus der Behausung der schwarzgrauen Ameise (F. fusca und cunicularia) durch stürmischen Angriff und harten Kampf Larven und Puppen zu erbeuten. Durch die bereits im Bau befindlichen schwarzen Sklaven wird dann sowohl diese erbeutete Brut, wie die einheimische der Herren ernährt und groß gezogen. Aber die Sklavenameisen tragen und nähren auch ihre röthlichen Herren, welche wegen Unvollkommenheit ihrer Freßwerkzeuge sonst, wie Hubers Versuche zeigten, verhungern müßten. Auch Formica sanguinea geht auf solchen Sklavenraub aus. Oefters gerathen Haufen von verschiedenen Arten, ja selbst nahegelegene von derselben Art unter einander in heftige Kriege, welche jeden Morgen erneuert werden und wobei viele unterliegen, bis entweder ein abkühlender Regen, oder das Auswandern des einen Haufens der Fehde ein Ende macht. Uebertriebene Vorstellungen hatte man sonst von der Sparsamkeit der Ameise. In die gemeinsame Wohnung schleppen die A. überhaupt nur wenig Vorrath und für den Winter bei uns gar keinen, da sie während desselben keiner Nahrung bedürfen, indem sie in der Tiefe ihrer Wohnung erstarrt liegen. In heißern Zonen mögen sie dagegen für die Regenzeit allerdings einige Vorräthe eintragen.

Die Nahrung der A. ist sehr mannigfaltig und besteht aus den verschiedenartigsten animalischen und vegetabilischen Stoffen; besonders aber lieben sie Süßigkeiten, den Honigsaft mancher Pflanzen, sowie den der Blatt- und Schildläuse, süßes Obst, Zucker, Sirup, Honig u. dgl. Sie wissen diese Gegenstände mit bewunderungswürdigem Scharfsinn aufzufinden und bringen, um derselben habhaft zu werden, in sorgfältig verwahrte Vorrathskammern, ja selbst in schwache Bienenstöcke ein. Außerdem fressen sie Regenwürmer, Raupen und andere

kleinere Thiere (Frösche, Mäuse ꝛc.), welche man durch sie skelettiren lassen kann, indem man dieselben in durchlöcherte Schachteln legt und diese in einen Ameisenhaufen gräbt. An größere Aeser gehen sie ungern, an Getreide und ähnliche Sämereien gar nicht. Todte und stinkende Fische sind ihnen eine Pest, und man kann sie damit, wie mit Petersilie und Kerbel, vertreiben. Schon ein oft gebrauchtes Fischnetz, oder auch nur Lumpen, die mit Schuppen und Eingeweiden von Fischen durchmengt und wieder getrocknet sind, reichen hin, einen Ort von A. zu säubern. Auch Theer, Thran, Spieköl, Oleum Tartari foetidum, Hollunderblüten (frisch und getrocknet) sind den A. zuwider.

Was Nutzen und Schaden der A. anlangt, so mögen sich beide im allgemeinen, wenigstens in Deutschland, das Gleichgewicht halten. Die A. tödten eine Menge schädlicher Insekten, namentlich Raupen und Käfer. Kornwürmer lassen sich vertilgen, wenn man einen Haufen A. auf dem Getreideboden ausschüttet. Insbesondere nützt auch unsere Waldameise (Formica rufa) dadurch, daß sie die Waldbäume, in deren Nähe sie ihre Nester hat, von schädlichen Käfern rein hält. Auch liefern die A. vermöge ihres Gehalts an flüchtigen, nervenreizenden Bestandtheilen mehrere heilkräftige Präparate, namentlich den Ameisenspiritus (s. d.) und die Ameisensäure (s. d.), welche letztere man aber jetzt reiner und wohlfeiler künstlich darstellt. Dagegen richten sie in der Haus-, Land- und Gartenwirtschaft auch manchen Schaden an, indem sie der Süßigkeit der Speisen und Früchte nachgehen, in Bienenstöcken nicht nur den Honig, sondern selbst die zarten Bienenpuppen verzehren ꝛc. Von Gärtnern besonders gefürchtet sind die, oft mit unglaublicher Schnelligkeit sich vermehrenden, kleinen braunen oder schwarzbraunen A., welche sich zwischen den Wurzeln der Topfpflanzen (besonders gern in Warmhäusern und Lohbeeten) oft in außerordentlicher Menge ansiedeln, große Löcher in die Wurzeln fressen und hierdurch, sowie durch ihre ätzende Säure die Wurzeln verderben. Weit lästiger als bei uns sind die A. in den heißen Ländern. In Peru sind sie nach Tschudi in so zahlreichen Arten vorhanden, daß fast jeder Strauch oder Baum seine besondere Art beherbergt. Die großen rothgelben Puca-çiçi bringen in die Wohnungen ein und beunruhigen die Schlafenden in den Betten, während eine kleinere, schwarze Art, Yana-çiçi genannt, empfindlich beißt. Die unter allen Ameisenarten am weitesten verbreitete Formica omnivora, welche in ganz Amerika und nach Ehrenberg auch in Aegypten lebt, wird nach Eversmann in Kasan oft zur Landplage. Die von Savage am Palmkap an der Westküste von Afrika beobachteten Treiberameisen (Anomma arcens *Westwood*), welche etwa 1 Centim. groß sind, leben ohne feste Baue unter Baumwurzeln ꝛc. und ziehen nachts oder bei trüben Tagen auf Beute aus. Sie tödten durch ihre Menge selbst große Thiere, indem sie ihren ersten Angriff vornehmlich auf deren Augen richten. Wenn sie nachts in die Häuser eindringen, so fliehen Ratten, Mäuse, Schaben und anderes Ungeziefer, und selbst die Menschen nehmen Reißaus. Die Zuckerameise (Formica saccharivora) hat in Westindien schon ganze Zuckerplantagen vernichtet. Dagegen leben nach Humboldt die Eingebornen am Rio Negro einen großen Theil des Jahres von A., die sie zu einem Teig kneten und in Beuteln aufbewahren, und die dornhalsige Ameise (F. spinicollis) in Amerika verfertigt aus Pflanzenwolle eine Art von Filz, der als Zunder benutzt wird.

Die Linné'sche Gattung Formica ist in neuerer Zeit in mehrere Gattungen getheilt worden. Zur Gattung Formica (eigentliche Ameise), mit einem Knoten im Hinterleibsstiel und ohne Stachel, gehören folgende Arten: Die Roßameise (F. herculeana), eine der größten bei uns einheimischen Arten, ist fast ganz schwarz, nur an den Beinen und an einem Theile der Brust bräunlich, am Hinterleib grau behaart; die Männchen und Arbeiterinnen sind 9—11, die Weibchen 17 Millim. lang; in den Gängen kranker Waldbäume. F. ligniperda *Latr.* ist von verschiedenem Aussehen, indem die Arbeiterinnen am Kopf und Hinterleib glänzend schwarz, an Thorax, Brust, Stiel und Schuppe, sowie an der Basis des Hinterleibs dunkelroth und an jedem Ring des Hinterleibs mit 2 Reihen Borsten besetzt und 6—15 Millim. lang, die Weibchen am glänzend schwarzen Hinterleib unbehaart und 17 Millim. lang, die Männchen endlich ganz schwarz und 9—11 Millim. lang sind; in Wäldern und Baumstämmen, seltener unter Steinen ꝛc. Die Wald- oder Hügelameise (gemeine rothe Ameise, F. rufa *L.*, s. Tafel »Hautflügler«), mit fast herzförmiger Schuppe des Hinterleibsstieles, braunrothem Thorax mit schwärzlichen Flecken, oder (Männchen) ganz braunschwarz, etwas aschgrau schimmernd, 4—6 (Arbeiterinnen), 4,5 (Weibchen), oder 11 (Männchen) Millim. lang, ist unsere gemeinste Art; in Wäldern, besonders Nadelwäldern, wo sie große, kegelförmige Haufen von allerlei Baumabgängen über ihren Nestern aufhäuft. Sie ist sehr muthig, beißt sich mit ihren Kiefern wüthend in das Fleisch dessen ein, der sie stört, und krümmt dabei den Leib so nach unten und vor, daß sie ein Tröpfchen ihrer ätzenden, stark riechenden Säure in die Wunde spritzen kann. Sie läßt oft selbst nicht los, wenn man sie während des Beißens mit einer Schere mitten durchschneidet. Ihre Vermehrung ist besonders in trockenen und warmen Jahren sehr stark, ihr Nutzen für die Wälder durch Vertilgung der Raupen von großer Bedeutung, weshalb es auch an vielen Orten verboten ist, sie zu stören. Von dieser Ameisenart werden besonders die Puppen (Ameiseneier) zu Vogelfutter gesammelt, auch bereitet man aus ihr den Ameisenspiritus, Ameisenbäder ꝛc. Die Harzstückchen, die man in ihren Haufen findet, kann man zum Räuchern gebrauchen. Rothgefärbte, hierher gehörige Arten sind F. sanguinea *Latr.*, mit unten in der Mitte ausgerandetem Kopfschild, blutrothem Kopf und Thorax und schwarzem, wegen der Behaarung graulich schimmerndem Hinterleib, 6—10 Millim. lang, häufig in Wäldern, meist unter Steinen und Moos, auch in hohlen Baumstämmen nistend, und F. congerens *Först.*, der vorigen ähnlich, aber beim Weibchen die Flügel fast wasserhell und der Hinterleib an der Spitze und Basis bis zur Schuppe roth, 4—10 Millim. lang, hier und da in Deutschland häufig. Schwarzgefärbte Arten sind: die Holzameise (F. fuliginosa *Latr.*), glänzend schwarz, mit sehr dickem Kopf, welcher breiter als der Thorax und hinten weit ausgebuchtet ist, und rothbraunen Fühlern, Beinen und Hinterleibsstiel, 4—5 Millim. lang, eine der gemeinsten Arten, in alten Baumstrünken, auch unter Steinen und Moos nistend; F. fusca *Latr.* (F. nigra *Först.*), braunschwarz mit grauen Seitenhärchen, braunrothen Beinen und Fühlern

und etwas borstigem Thorax, 5—6 (Arbeiterinnen) und 9 (Weibchen und Männchen) Millim. lang, überall häufig, unter Steinen, in alten Baumstämmen nistend; F. nigra *Latr.*, dunkelbraun, oft ganz schwarz, mit oft röthlich durchschimmerndem Thorax, kurz anliegend behaartem Hinterleib und braunen Fühlern und Beinen, 3—4 (Männchen und Arbeiterinnen) und 9 (Weibchen) Millim. lang, die gemeinste Art, allenthalben an Wegen, auf Feldern, Wiesen, in Wäldern, in der Erde, unter Steinen, in Baumstrünken ꝛc. nistend. Als gelbgefärbte Art ist als die gemeinste und eine der kleinsten noch F. flava *L.* zu erwähnen. Dieselbe ist dunkler oder heller gelb, mit langen, dünnen Borsten besetzt; beim Weibchen sind Kopf und Thorax dunkler, Basis und Spitze des Hinterleibs röthlichgelb und Hinterleibsringe am Rande röthlichgelb durchschimmernd; Männchen und Arbeiterinnen sind 2—2,8 Millim., Weibchen 9 Millim. lang. Die Gattung Myrmica *Latr.* hat zwei Knoten im Hinterleibsstiel und einen Stachel; sie begreift über 12 in Deutschland einheimische Arten. Die rothe Ameise (M. levinodis, M. rubra *Latr.*) ist braunroth, am ersten Hinterleibssegment in der Mitte dunkelbraun; der querrunzelige Thorax ist bei den Arbeiterinnen mit ziemlich langen und spitzigen, bei den Weibchen mit kurzen und breiten Dornen und bei den Männchen mit zwei Beulen besetzt; bei letztern ist die Spitze des Hinterleibs rothbraun. Die Arbeiterinnen sind 4, die Männchen und Weibchen 5—6 Millim. lang. Diese überall gemeine Art lebt in Wäldern, Gärten, unter Steinen, Rasen ꝛc. nistend. Die Rasenameise (M. fuscula, M. caespitum *Latr.*) ist von sehr veränderlicher Färbung, meist braun, das Männchen schwarz, an Körper und Beinen mit gelben Borsten besetzt. Die Arbeiterinnen sind 2—4, die Männchen und Weibchen 4—7 Millim. lang. Auch diese Art ist gemein und findet sich an denselben Orten wie die vorige. Die Zug- oder Besuchsameise (Atta cephalotes *L.*), kastanienbraun, mit 4 Dornspitzen am Bruststück, sehr großem Kopf, 26, das Weibchen über 39 Millim. lang, findet sich in ganz Südamerika, baut 2,5 Meter hohe Haufen und ist jene Art, welche, wie oben bemerkt, in die Wohnungen der Menschen eindringt und sie von allem Ungeziefer reinigt. Die trächtigen Weibchen dieser Art werden von den Eingebornen zu einem beliebten Gericht, einer Ameisenpastete, benutzt.

Eine zweite, unter dem Namen A. begriffene Gruppe bilden die Schmarotzerameisen (Mutillidae), mit der bekanntern Gattung Bienenameise oder Kahlwespe (Mutilla *L.*). Die Angehörigen dieser Gruppe leben nicht gesellig und haben daher keine Arbeiterinnen unter sich. Dagegen sind die hier stets flügellosen Weibchen meist so verschieden von den geflügelten Männchen, daß die beiden Geschlechter früher als verschiedene Insekten beschrieben wurden. Auch kennt man infolge dieses Umstands die Lebensweise dieser Thiere noch unvollkommen. Man kennt über 30 Arten, die meist selten sind. Mutilla europaea *L.* ist schwarz, mit rothem Thorax (Weibchen), oder blauschwarz mit unten rothem Thorax (Männchen), am Hinterleib mit 3 fast silberweißen Haarbinden gezeichnet und 11 Millim. lang, lebt im unentwickelten Zustande als Parasit in Hummelnestern, und zwar in den geschlossenen oder zugesponnenen Zellen derselben, und nährt sich von den Hummellarven. Die Ameisenarten des nördlichen Europa sind von Nylander, die der Rheinprovinz von Förster und die des Herzogthums Nassau (über 40 Arten) von Schenk gesammelt und beschrieben worden. Unter den 134 fossilen Hautflüglern gehören über 70 zu den A. Sie werden am häufigsten in den jüngern Tertiärschichten, besonders im Bernstein der Ostsee, angetroffen.

Ameisenäther, s. Ameisensäure

Ameisenbäder, Bäder, welche in Form von örtlichen Dampf- und von allgemeinen Bädern angewendet werden. Die örtlichen A. bereitet man aus 2—3 Maß zerquetschten Waldameisen, die man mit heißem Wasser übergießt; den aufsteigenden Dunst leitet man an einzelne Theile des Körpers, welche mit einem wollenen Tuch überdeckt sind. Allgemeine A. stellt man her, indem man 4—6 Maß Ameisen in einem Sack mit kochendem Wasser übergießt und den Sack dem Bade beigibt. Die A. wirken durch die Ameisensäure als Reizmittel auf die Haut und sind als solches empfohlen bei lähmungsartigen Zuständen, gichtisch-rheumatischen Leiden, Neuralgien ꝛc. Bei trockenen Ameisenbädern wird das gelähmte oder geschwächte Glied in einen Ameisenhaufen gebracht, wo dann die von den Ameisen ausgespritzte Säure durch die Bisse der Thiere stärker und unmittelbarer wirken kann. Man fängt die Ameisen zu Bädern und überhaupt zur Gewinnung ihrer Säure leicht, indem in einer Flasche mit ziemlich weiter Oeffnung mit einem Hölzchen, dessen Spitze mit Honig oder Sirup bestrichen ist, ringsum in der Mitte ein süßer Kreis gemacht und dann die Flasche behutsam bis an die Mündung in einen Ameisenhaufen eingegraben wird.

Ameisenbär, s. Ameisenfresser.

Ameisenfresser (Myrmecophăga *L.*), Säugethiergattung aus der Ordnung der Zahnlücker (Edentata, Bruta) und der Familie der Entomophagen, mit zahnlosen Kiefern, kleiner Mundspalte, runder weit vorstreckbarer Zunge, deutlichen, abgerundeten Ohren und langem, straffem Haarkleid. Einige besitzen einen Greifschwanz und klettern; auf dem Boden bewegen sie sich langsam und ungeschickt und treten vorn mit dem äußern Fußrand auf, wobei die Krallen nach innen gebogen sind. Alle Arten leben in Südamerika von Guayana bis La Plata, nähren sich fast ausschließlich von Ameisen und bemächtigen sich derselben, indem sie mit ihren Klauen die Ameisenkolonien und Termitengebäude aufreißen und die lange, klebrige Zunge hineinstecken, so daß die Ameisen daran kleben bleiben. Sie bekommen nur Ein Junges, welches sie auf dem Rücken tragen. Der große A. (Yurumi, Ameisenbär, Myrmecophăga jubata *L.*, s. Tafel »Zahnarme«) ist schlank, 1,25—1,6 Met. lang, hat einen 60—94 Centim. langen, buschig behaarten Schwanz, aber nur 31 Centim. hohe Beine; der Kopf gleicht einem langen schmächtigen, etwas nach unten gebogenen Kegel und endet mit einer kleinen stumpfen Schnauze. Die Haare am Kopfe sind kurz, am Hals und Leib sehr lang, zottig, wie bei dem Bären auffallend trocken, grob und borstig, theils braunschwarz, theils lichtbraun; auf jeder Schulter ist ein schiefer, schwarzer, weiß eingefaßter Streifen, über dem Rückgrate eine Mähne von 16—18 Centim. langen Haaren. Die Zunge ist so dehnbar, daß das Thier dieselbe bis auf 60 Centim. Länge hervorstrecken kann. Es findet sich im ganzen Osten von Südamerika, vom La Plata bis zum Karaibischen Meer, ist träge, langsam und klettert nicht, wohnt in einer selbstgegrabenen Höhle unter der Erde und lebt von Ameisen

und Termiten, welche es mit seiner langen Zunge fängt. Fleisch und Fell des Yurumi werden nur von den wildesten Indianern benutzt. Der Tamandua (vierzehige oder mittlere A., Caguare, M. tetradactyla *L.*) ist fast um die Hälfte kleiner als der vorige, lebt in Brasilien, und Paraguay, ist ebenfalls träg, klettert auf Bäume, hängt sich mit dem Greifschwanz an Zweige und sucht daselbst Ameisen und Gewürm auf. Er verbreitet, besonders wenn er gereizt wird, einen starken Moschusgeruch, welcher auch das Fleisch durchdringt. Dennoch wird dasselbe von Indianern und Negern gegessen. Der zweizehige oder kleine A. (M. didactyla *L.*) ist rothgelb, 18 Centim. lang mit 22 Centim. langem Schwanz, lebt meist auf Bäumen vom nördlichen Brasilien bis Peru und nährt sich ebenfalls von Ameisen, Termiten rc. Die Indianer sollen sein Fleisch genießen.

Ameisenigel (Tachyglossus *Ill.*, Echidna *Cuv.*, Landschnabelthier), Säugethiergattung aus der Ordnung der Kloakenthiere (Monotremata), mit zahnlosen Kiefern, kleinem, konischem Kopf, langer, zugespitzter Schnauze, sehr kleiner Mundöffnung, langer, sehr dehnbarer Zunge und kurzen, fünfzehigen Füßen, welche mit starken, wenig gekrümmten Krallen bewaffnet sind; der Schwanz ist kurz, kaum sichtbar; der Körper oberhalb mit starken Stacheln und untergemischten Haaren, unterhalb mit Borsten bedeckt. Die A. leben im südlichen Neuholland und auf Vandiemensland in Erdlöchern von Insekten, besonders Ameisen und Termiten, welche sie mit ihrer klebrigen Zunge auflecken. Am Tage sind sie in ihren Höhlen verborgen, gehen watschelnd und rollen sich zusammen, wenn sie schlafen oder sich vertheidigen wollen. Die bekannteste Art, der stachelschweinartige A. (E. hystrix *Cuv.*, T. aculeatus *Ill.*, s. Tafel »Kloakenthiere«), ist auf dem Rücken mit weißgelblichen, schwarz gespitzten, fast 5 Centim. langen Stacheln und kurzen Haaren dazwischen bedeckt, 44 Centim. lang mit 13 Millim. langem Schwanz, igelähnlich. An den Hinterfüßen des Männchens befindet sich, wie bei dem Schnabelthier, ein beweglicher, durchbohrter Sporn, aus welchem, wie man fabelte, eine schmerzhafte Zufälle verursachende Feuchtigkeit in die gemachte Wunde rinnen sollte. Der A. versucht aber gar keine Vertheidigung, sondern schützt sich nur durch Zusammenkugelung und Eingrabung in die Erde. Von der Fortpflanzung dieses Thieres, sowie von seiner Lebensweise weiß man wenig. Man vermuthet, daß es einer periodischen Erstarrung unterworfen ist. Es lebt in Neusüdwales und Vandiemensland und gibt, in seinem Fell gebraten, eine vortreffliche Speise. Der langhaarige A. (E. setosa *Geoffr.*), der auf dem Rücken mit weichen, langen, rostbraunen Haaren, unter welchen die gelblichen Stacheln fast ganz versteckt sind, bedeckt ist, lebt auf Vandiemensland.

Ameisenkriechen (Ameisenlaufen, formicatio, myrmecismus), ein prickelndes Gefühl in der Haut, als ob sich Ameisen dort befänden, geht besonders Schlagflüssen, Lähmungen, Krämpfen, auch manchen Ausschlägen und Gichtanfällen voran.

Ameisenlöwe (Myrmecoleon *Burm.*, Ameisenjungfer), Insektengattung aus der Ordnung der Netzflügler, der Zunft der Plattflügler und der Familie der Großflügler, den Wasserjungfern gleichende geflügelte Insekten, mit kurzen, gegen die Spitzen hin keulenförmig verdickten Fühlern und 4 gleichen in eine Spitze ausgezogenen Flügeln. Der gemeine A. (M. formicarius *L.*, s. Tafel »Netzflügler«) ist schwärzlich, mit gelbem, schwarz geflecktem Kopf, blaß gesäumtem Thorax und sehr entwickelten, durchsichtigen, fein geaderten u. braungefleckten Flügeln. Die Länge des Insekts beträgt etwa 2,8 Centim., die Flügelspannung 6 Centim. Es fliegt vom Juli bis in den September um Sonnenuntergang. Die gedrungene graugelbe Larve hat einen platten, vorn breitern und sehr beweglichen Kopf, woran zwei lange, hakenförmige Kiefer hervorragen, die an der Spitze durchbohrt sind und deren Oeffnung sich in einen in den Schlund mündenden Kanal fortsetzt. Sie gräbt sich an sonnigen Waldrändern, besonders unter dem Schutz hervorstehender Baumwurzeln trichterförmige Vertiefungen, vergräbt sich selbst im Grunde des Trichters, so daß nur die langen Kiefer hervorragen, und wartet, bis ein Räupchen, eine Spinne, eine Ameise, oder sonst ein ähnliches Thierchen hinabgleitet. Dasselbe wird sogleich mit den zangenförmigen Kiefern gefaßt, unter den Sand gezogen, dort ausgesogen und dann wieder hinausgeschleudert. Befindet sich ein Insekt am Rande der Grube und stürzt nicht sogleich hinab, oder sucht es der ihm drohenden Gefahr zu entrinnen, so nimmt die lauernde Larve den Kopf voll Sand und wirft diese Ladung so nach der ausersehenen Beute, daß dieselbe getroffen und von der Last hinunter gerissen wird. Ende Juli oder Anfang August spinnt sich die Larve aus atlasweißen Seidenfäden eine auswendig mit Sandkörnchen verwahrte Hülle, welche wie eine Sandkugel aussieht. Nach ungefähr drei Wochen oder auch erst im folgenden Frühjahr frißt sich das vollkommene Thier durch das Gespinst. Es legt wenige, aber über 3 Millim. lange und 1 Millim. dicke Eier und hält sich in den sandigen Gegenden Deutschlands auf. Ebendaselbst findet sich M. formicalynx *L.*, mit ungefleckten Flügeln und 3 Centim lang. Südeuropäische Arten graben keine Trichter, sondern sitzen unter der ebenen Sandfläche.

Ameisensäure (Formylsäure) CH_2O_2, das erste Glied der Fettsäurereihe, findet sich besonders im Körper der Waldameise, in den Giftorganen der Bienen und anderer stechenden Insekten, in den Haaren der Processionsraupe, in manchen Sekreten des menschlichen Körpers, im Blut, Harn u. Schweiß; in einigen Pflanzen, z. B. in den Brennhaaren der Brennnessel, in den Kiefernnadeln und im Kieferreisig, im sauer gewordenen Terpentinöl, in manchen Mineralwässern und im Guano. Sie entsteht aus ihren Elementen, wenn man Kalihydrat mit Kohlenoxydgas erhitzt:

$$CO + KHO = CHO_2K$$

Kohlenoxyd Kalihydrat Ameisensaures Kali

oder wenn feuchte Kohlensäure auf Kalium wirkt Sehr häufig entsteht sie bei der trockenen Destillation und als Oxydationsprodukt vieler organischen Stoffe (Eiweiß, Leim, Stärkmehl, Zucker, Weinsäure, Acetylen, Aethylen). Wie Essigsäure aus Alkohol, so entsteht sie aus Methylalkohol (Holzgeist) durch den Sauerstoff der Luft bei Gegenwart von Platinschwamm. Blausäure zerfällt unter Aufnahme der Elemente des Wassers in A. und Ammoniak. Zur Darstellung der A. erwärmt man entwässertes Glycerin mit krystallisirter Oxalsäure auf 75° und allmählich auf 90°, fügt, wenn die Entwickelung von Kohlensäure nachgelassen hat, mehr Oxalsäure hinzu und fährt so fort. Die Oxalsäure $C_2H_2O_4$ zerfällt hierbei in A. CH_2O_2 und Kohlensäure CO_2, das Glycerin wird nicht verändert Bei Anwendung von

wasserfreier Oxalsäure und Erwärmen auf 50° erhält man A. von 75 Proc. A. ist eine farblose Flüssigkeit, riecht durchdringend sauer, wirkt auf der Haut ätzend, erstarrt bei —1°, siedet bei 105°, spec. Gew. 1,235 bei 12°, mischt sich mit Wasser und Alkohol, oxydirt sich in Berührung mit Platinschwamm an der Luft zu Kohlensäure und Wasser, zerfällt mit koncentrirter Schwefelsäure, ohne sich zu schwärzen, in Kohlenoxyd und Wasser und reducirt die Salze der edlen Metalle unter Abscheidung von regulinischem Metall und Entwickelung von Kohlensäure und wirkt fäulnißwidrig, besonders in sauren Flüssigkeiten; im Ameisenspiritus und der Ameisentinktur, auch in Bädern mit Waldameisen findet sie medicinische Verwendung als hautreizendes Mittel.

A. ist eine der stärkern organischen Säuren, sie übertrifft die Essigsäure und löst Metalle wie Eisen und Zink unter Entwickelung von Wasserstoff. Sie ist einbasisch, ihre neutralen Salze sind in Wasser löslich; die Alkalisalze geben bei vorsichtigem Erhitzen zuerst Wasserstoff und oxalsaures Salz, hinterlassen aber zuletzt kohlensaures Salz; ihre Lösungen werden durch Platinschwamm an der Luft zu kohlensaurem Salz oxydirt, färben Eisenoxydsalze dunkelgelbroth und reduciren die edlen Metalle aus ihren Lösungen. Das Ammoniaksalz $CHO_2.NH_4$ zerfällt beim Erhitzen in Blausäure CNH und Wasser $2H_2O$; so entsteht aus einer nicht giftigen Substanz durch bloßes Erwärmen ein furchtbares Gift. Ameisenäther (Ameisensäure = Aethyläther) $CHO_2.C_2H_5$ entsteht beim Digeriren von A. mit Alkohol und wird dargestellt, indem man wasserfreies Glycerin mit gleichen Aequivalenten Alkohol und reiner Oxalsäure destillirt. Die zuerst sich entwickelnden Dämpfe leitet man in ein aufwärts gerichtetes Kühlrohr, damit sie in die Retorte zurückfließen. Der Aether ist farblos, riecht durchdringend aromatisch, schmeckt gewürzhaft kühlend, siedet bei 54°, spec. Gew. 0,917 bei 17°, löst sich in Wasser, mischt sich mit Alkohol und Aether, zieht aus der Luft Feuchtigkeit an und zersetzt sich mit Wasser. Durch Destillation von ameisensaurem Natron mit dem betreffenden Alkohol und Schwefelsäure kann man diesen und andere Aether erhalten. Der Amyläther (siedet bei 116°), der Butyläther (siedet bei 100°) und der Propyläther (siedet bei 82°) besitzen angenehmen Obstgeruch und werden zu Fruchtessenzen, der Aethyläther aber besonders zur Fabrikation von Rum- und Arakfurrogaten benutzt.

Ameisenscharrer, s. v. w. Erdschwein.

Ameisenspiritus (Spiritus formicarum), über Ameisen destillirter wässeriger Weingeist, riecht erfrischend, trübt sich beim Verdünnen mit Wasser und dient zum Einreiben bei gichtischen und rheumatischen Leiden. Auch ein weingeistiger Auszug von Ameisen (Tinctura formicarum) wird benutzt.

Ameisenvögel (Formicariidae *Gray.*, Myiotheridae *Ménétr.*), Familie der Sperlingsvögel (Passerinae) mit gewöhnlich ziemlich kurzem, geradem oder gebogenem Schnabel, kurzen runden Flügeln, einförmigem, fein verlängertem Gefieder, eigenthümlich wolligen Rückenfedern, kräftigen Läufen und langen dünnen, mit langen schwachen Nägeln bewehrten Zehen. Die A. bewohnen die Waldungen der Ebenen und die buschigen Strecken der Steppengegenden Südamerika's, laufen mit großer Schnelligkeit, fliegen aber selten und leben meist von Kerbthieren, welche sie vom Boden auflesen. Einer der bekanntesten Vögel dieser Familie ist das schwarze Feuerauge (Pyriglena domicella *Cab.*), mit feurigrothem Auge, 18 Centim. lang, mit 7 Centim. langem Schwanz, in den Wäldern Brasiliens, stellt den Ameisen eifrig nach. Der Ameisenkönig (Grallaria Rex *Gray.*), 21 Centim. lang, sehr hochbeinig, mit kräftigem Schnabel, braun, heller gefleckt, findet sich im ganzen Küstengebiet von Brasilien bis Kolumbien, ist aber schwer zu erlangen, da er sich im schattigen Dickicht des Unterholzes gut zu verbergen weiß.

Amelanchier *Lindl.* (Traubenbirne, Felsenbirne), Pflanzengattung aus der Familie der Pomaceen, Sträucher mit weißen Blüten in endständigen Trauben oder Rispen und beerenartigen Früchten mit 10 einsamigen Fächern. A. rotundifolia *Lam.* (gemeine Felsenbirne, englische Mispel, Mespilus Amelanchier *L.*), in Süd- und Mitteleuropa und im Orient, mit rundlichen, scharf gesägten Blättern, fünf- bis achtblütigen Trauben im April und blauschwarzen Früchten im Juli oder August, enthält in der Stamm- und Zweigrinde Amygdalin und wird neben einigen andern Arten als Zierstrauch kultivirt.

Ameland, niederländische, zur Provinz Friesland gehörige Insel, 7 Kilom. von der Küste und durch das Watt von derselben getrennt, 60 QKilom. groß, mit etwa 2000 Einw., welche in 3 Dörfern leben und Fischerei treiben.

Amelia, 1) nordamerikan. Insel an der Ostküste von Florida, 22 Kilom. lang, 4 Kilom. breit, sehr fruchtbar, mit der Stadt Fernandina, wurde 1817 von den Vereinigten Staaten besetzt, nachdem sie vorher in den Händen der span. Insurgenten gewesen, und ist seit 1821 dem Staate Florida einverleibt.

2) Stadt in der ital. Provinz Umbrien (Perugia), auf einem Berge zwischen dem Tiber und der Nera gelegen, alter Bischofssitz, mit einem Gymnasium, berühmtem Rosinenbau und einer Gemeindebevölkerung von 7024 Einw. A. ist das Ameria der Römer (durch seinen Sextus Roscius bekannt), das 400 Jahre älter als Rom sein sollte.

Amélie les Bains (spr. -lih läh bäng), berühmter Badeort im franz. Departement Ostpyrenäen, östlich von Arles in romantischer Umgebung von hochstrebenden Felsenmassen, wilden Sturzbächen und reichen Fluren gelegen, hat 18 Schwefelthermen von 32—63° Temperatur und ausgezeichnete Badeeinrichtungen, die das ganze Jahr hindurch zur Benutzung offen stehen. Das Wasser wird als Getränk, sowie in Form von Wannenbädern, Douchen, Inhalationen und Dampfbädern benutzt und besonders gegen veraltete Rheumatismen, Gicht, chronische Bronchitis, Kehlkopfkatarrh 2c. mit Erfolg angewendet. Die Saison dauert vom Mai bis Ende Oktober. Wegen seines sehr milden Klima's und seiner geschützten Lage ist A. neuerdings auch als Winterstation (besonders für skrophulöse Kinder, mit alten Lungenkatarrhen behaftete Personen und chlorotische Frauen) in Aufnahme gekommen.

Amelioriren (franz.), in bessern Stand setzen; Amelioration, Verbesserung.

Amelkorn (Reisdinkel, Emmer, Ammer, Sommerspelz), eine Art Weizen (s. d.).

Amelungen, s. Amaler.

Amen (hebr.), ursprünglich eine Bekräftigungsformel, s. v. w. wahrlich, so ist es, in welchem Sinne das Wort im Alten Testament öfter vorkommt, wurde die stehende Formel der Aneignung und Bekräftigung vorgesprochener Eide, Verfluchungen,

Gelübde, auch der Lobpreisungen und Gebete (vgl. Psalm 41, 14). So ging das Wort in den liturgischen Gebrauch der christlichen Kirche über und wurde namentlich nach dem Gebet des Herrn und nach den Einsetzungsworten des Abendmahls von der ganzen Gemeinde gesprochen. Hiernach wird es in der lutherischen Kirche von der Gemeinde oder vom Chor am Schluß der Kollekte, des Segens &c. gesungen. Allmählich ist das A. zu einer feierlichen Schlußformel nicht nur der Gebete, sondern sogar älterer deutscher Notariatsurkunden geworden. Auch die Mohammedaner haben das A. als Schlußformel angenommen. Mit dem Aussprechen des A. hat das spätere Judenthum eine Menge Aberglauben verbunden; man hütet sich, es zu schnell, zur Unzeit, oder unvollkommen auszusprechen.

Amende (franz., spr. -mängd), Geldbuße.

Amendement (franz., spr. -mangd'mäng, »Verbesserung«), dient in der parlamentarischen Sprache zur Bezeichnung von Aenderungen, welche zu einzelnen Theilen eines Gesetzentwurfs, einer Adresse, irgend eines Antrags von dazu berechtigten Personen vorgeschlagen werden. In ihrer einfachsten Bedeutung sind Amendements eben nur Aenderungsvorschläge in Betreff der Fassung oder einzelner Specialitäten, ohne das Princip zu alteriren; doch ist es in der Praxis allmählich so weit gekommen, daß man durch ein A. einen gestellten Hauptantrag wesentlich umändern, ja in sein Gegentheil verkehren kann. Das A. muß so gefaßt sein, daß es an die Stelle der Sache gesetzt werden kann, gegen welche es gerichtet ist. Wird zu dem A. wieder ein A. gemacht, so nennt man dies ein Unter- oder Sousamendement. Amendiren, verbessern, ein A. zu etwas stellen.

Amenie (griech.), s. v. w. Amenorrhöe.

Amenorrhöe (griech., »ohne Monatsfluß«), Mangel der Menstruation (s. d.), der Zustand, wo die regelmäßig wiederkehrende blutige Absonderung aus den Geschlechtstheilen weiblicher Individuen entweder nicht zu rechter Zeit, dem Alter gemäß, sich einstellt (Amenorrhoea primaria, organica), oder wo dieselbe, nachdem sie schon eingetreten war, durch irgend eine Veranlassung plötzlich oder mehr allmählich, ganz oder nur unvollständig zurückbleibt (A. secundaria, suppressio mensium). Die primäre A. ist entweder Folge einer angebornen organischen Verschließung der Scheide oder der Gebärmutter durch eine Membran, oder des Fehlens der Gebärmutter, oder einer mangelhaften Entwickelung der innern weiblichen Geschlechtsorgane (der Eierstöcke &c.), welche letztere nicht immer in ihrem Wesen erkannt zu werden vermag, oder auch fehlerhafter Blutbildung, Bleichsucht &c. Die Erkennung der angebornen Verschließungen der Scheide und der Gebärmutter findet gewöhnlich erst nach dem Eintritt des zeugungsfähigen Alters statt, weil erst zu dieser Zeit die Zurückhaltung des Bluts in der Gebärmutter oder Scheide Störungen der Gesundheit veranlaßt. Die Gebärmutter nimmt hier zu an Umfang, wie bei Schwangern, indem sich das Blut in derselben ansammelt, und zwar geschieht dies periodisch, immer zu der Zeit, wenn die Periode sich einstellen sollte. Dabei befinden sich die Kranken anfangs wohl, bald aber haben sie ein Gefühl von Schwere und Druck, welches stetig zunimmt; es entstehen heftige kolikartige Schmerzen, welche Tag und Nacht fortdauern und zuletzt unerträglich werden. Hier bedarf es vor allem einer genauern Untersuchung der Geburtstheile und, hat dieselbe die Verschließung außer Zweifel gesetzt, der alsbaldigen Einschneidung der verschließenden Haut oder des Anstechens der verschlossenen Gebärmutter vom Mastdarm aus, um dem angesammelten Blut den Ausgang zu verschaffen. Bei mangelhafter Entwickelung der innern Geschlechtsorgane ist nur dann von einem eingeleiteten Heilverfahren Erfolg zu erwarten, wo dieselbe Folge von krankhafter Blutbeschaffenheit ist. Innerlich reicht man in solchen Fällen Eisen bei kräftiger, nahrhafter Diät, besonders Fleisch, empfiehlt den Genuß frischer Gebirgsluft und angemessene körperliche Bewegung; äußerlich warme Uterindouchen, Sitzbäder &c. Bei angeborner fehlerhafter Bildung oder gar bei völligem Mangel innerer Geschlechtsorgane, der Eierstöcke, des Fruchthälters nützt natürlich kein Heilverfahren. Die sekundäre oder erworbene A., Unterdrückung des Monatsflusses, hat ebenfalls verschiedene Ursachen. Nur selten liegt die Ursache darin, daß infolge von heftigen Entzündungen der Scheide und des Scheidentheils der Gebärmutter nach schweren Entbindungen, nach Rothlauf oder Verbrennungen der Schamtheile ein organischer, narbiger Verschluß derselben eingetreten ist. Hier kann nur durch einen operativen Eingriff geholfen werden. Die eigentliche Unterdrückung der Regeln ist meist Folge von Erkältungen, Schreck, heftigem körperlichen Schmerz, fehlerhafter Diät, Säfteverlust, langandauernden, erschöpfenden Krankheiten &c. Sie ist häufig mit Blutüberfüllung, chronisch entzündlichen und krankhaften Zuständen der Gebärmutter, zuweilen aber auch mit Krankheiten anderer Organe verbunden und führt nicht selten zu vikariirenden Blutungen aus der Nase &c. In vielen Fällen kann durch Anwendung warmer Sitz- und heißer Fußbäder, durch Applikation einiger Blutegel am Muttermund oder an der innern Schenkelfläche die A. beseitigt und die regelmäßige Menstruation wieder hergestellt werden.

A mensa (lat.), »vom Tische« (geschieden).

Amentaceen (Julifloren, Kätzchenträger), dikotyledonische Pflanzenordnung in den natürlichen Systemen von Jussieu, Decandolle, Endlicher und Braun. Im letztern System umfaßt sie die Familien der Betulaceen, Kupuliferen, Balsamiflueen, und ist hier charakterisirt durch die in ein Kätzchen (lat. amentum, daher A.) vereinigten männlichen Blüten, die einzeln oder zu mehreren beisammenstehenden weiblichen Blüten, die fehlende Blumenkrone, den meist oberständigen Kelch, die einsamige Frucht und den endospermlosen Samen.

Amenthes, bei den alten Aegyptern die Unterwelt, wo Osiris nebst 42 Beisitzern die Verstorbenen richtet und Anubis die Seelen vor seinen Thron geleitet.

Amentia (lat.), Sinnlosigkeit, Wahnsinn.

Amentum, s. Amentaceen.

Amerigi (Amerighi, Merighi), Michel Angelo, berühmter Maler, geb. 1569 zu Caravaggio bei Bergamo, gewöhnlich Caravaggio genannt, hielt sich erst zu Venedig, dann zu Rom auf, wo er eine Zeitlang der Gehülfe des Malers Giuseppe d'Arpino wurde. Hierauf arbeitete er mit einem Groteskenmaler Prospero in fabrikmäßiger Weise, bis es ihm endlich gelang, zu einer tiefern künstlerischen Ausbildung fortzuschreiten. Er wandte sich, im Gegensatze zu den herrschenden Manieristen und den neu auftretenden Akademikern, der gemeinen Natur zu und verband damit eine kräftige Farbe u. energische

Modellirung. Im Anfang war seine Malerei noch in gewissem Sinne gemäßigt, mit der Zeit aber suchte er nach überraschenden Effekten, ließ das Licht in grellen Blitzen von oben auf einzelne Partien herabfallen und hüllte die andern Formen in Dunkelheit ein. Mit besonderem Glücke malte er Genrefiguren, Trinker, Spieler, Zigeuner u. dgl., meist in Halbfiguren und in lebensgroßem Format. Am wenigsten genügt seine rohe Naturnachahmung für kirchliche und mythologische Gegenstände, die schon zu seiner Zeit heftigen Widerspruch fanden. Ueberhaupt war ihm keine reiche Phantasie vergönnt. Trotzdem war seine Kunst von weitgreifendem Einfluß, nicht bloß auf die Italiener, sondern auch auf Franzosen, Spanier, Niederländer und Deutsche; sie zeigte wieder einmal auf die Natur hin, welche von den Manieristen vernachlässigt worden war. So ward A. das Haupt der naturalistischen Schule, die zu den Carraccisten in einen starken Gegensatz trat, freilich nicht ohne daß eine bedeutende gegenseitige Einwirkung stattgefunden hätte. Amerigi's leidenschaftlicher Charakter entsprach ganz seiner düstern Malerei. Infolge eines Todschlags entwich er aus Rom, kam nach Neapel, Malta, Sicilien, wo er überall Malereien hinterließ; nach Neapel zurückgekehrt, wurde er meuchlerisch verwundet, schiffte sich nach Rom ein, starb aber unterwegs zu Porto Ercole 1609. In Rom befinden sich noch eine Reihe von seinen Werken; die berühmtesten darunter sind die Grablegung Christi im Vatikan und die falschen Spieler in der Gallerie Sciarra. Drei Bilder besitzt die Gallerie Doria, andere die Gallerien Spada, Borghese, Barberini u. a. In der Nationalgallerie zu London befindet sich Christus mit den Jüngern in Emmaus, im Louvre unter andern der Tod der Maria und das prachtvolle Bildnis des Großmeisters A. von Vignacourt, im Belvedere zu Wien das Rosenkranzfest, im Berliner Museum eine Anzahl der ausgezeichnetsten Bilder, die aus der Gallerie Giustiniani stammen, in Dresden die falschen Spieler &c. Es ist ziemlich viel nach ihm gestochen worden; er selbst hat zwei Blätter in wenig durchgebildeter Weise radirt.

Amerigo Vespucci (spr. wespútschi), ital. Seefahrer, nach welchem Amerika benannt ist, geb. 9. März 1451 in Florenz, wurde von seinem Oheim Antonio Vespucci, einem namhaften Gelehrten, unterrichtet und ging als Kaufmann 1490 nach Spanien, wo er zu Sevilla in ein ital. Handlungshaus eintrat. Da letzteres die Ausrüstung der zweiten und dritten Reise des Columbus zu besorgen hatte, lernte er diesen selbst kennen und faßte infolge dessen den Entschluß, selbst den neuentdeckten Welttheil aufzusuchen. Er nahm 1499 an der Expedition des Admirals Alonzo de Hojeda nach Surinam theil, von wo er im Juni des nächsten Jahres nach Spanien zurückkehrte, wandte sich dann nach Portugal und machte auf portug. Schiffen 1501—2 und 1503—4 noch zwei Reisen nach Amerika, auf deren letzterer er, selbst kommandirend, namentlich die brasilian. Küste genau erforschte. Auf Columbus' Veranlassung trat er 1505 wieder in span. Dienste, wurde 1508 zum Großsteuermann (Piloto-Mayor) der Indienfahrten ernannt und starb in Sevilla 22. Febr. 1512. Der Vorschlag, nach ihm den »neuen Kontinent« zu benennen, ging ohne sein Wissen, wie zuerst Humboldt (»Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt«) nachwies, von dem deutschen Buchhändler Martin Waldseemüller in Saint Dié in Lothringen aus, der 1507 unter dem Namen Hylacomylus die Reisen des A. in dem vielgelesenen Werke »Cosmographiae introductio etc., insuper quatuor Americii Vespucii navigationes« (wonach A. vier Reisen unternommen hätte) herausgab, und fand sofort allgemeine Annahme. Vgl. Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen (Stuttg. 1858); Varnhagen, A. V. Son caractère, ses écrits, sa vie et ses navigations (Lond. 1869).

Amerika, das Festland der westlichen Hemisphäre, die sogen. Neue Welt, ist nach Flächeninhalt der zweite, hinsichtlich seiner meridionalen Längenausdehnung der erste Erdtheil und wurde nach dem Florentiner Amerigo Vespucci (s. d.) benannt, der einige der frühern Expeditionen der Spanier nach A. begleitet hatte und dadurch bekannt geworden war, daß in einer der ersten Sammlungen von Entdeckungsreisen nach der Neuen Welt seine Reiseerlebnisse besonders ausführlich mitgetheilt waren.

Entdeckungsgeschichte. Sagen von einer großen, einst im Westmeer gelegenen, von den Wellen verschlungenen Insel Atlantis bei Platon, dann Diodors Bericht, wonach Phönikier, vom Sturm verschlagen, weit im W. von Afrika ein fruchtbares, wohlbewässertes Eiland gefunden haben sollen, geben ebensowenig wie die Trümmer altamerikanischer Kunst, welche griechisch- oder phönikisch-ägyptisches Gepräge zu tragen scheinen, der Annahme, daß der westliche Kontinent schon von Schiffern des Alterthums gefunden worden sei, eine Berechtigung. Auf die Möglichkeit, daß von China aus mit A. über Kamtschatka und die Aleutischen Inseln lange vor den Europäern Verbindungen stattgefunden haben können, hat bereits de Guignes (Verfasser der Geschichte der Mongolen) 1761 hingewiesen; er suchte zu zeigen, daß die Chinesen A. unter dem Namen Fu-sang gekannt hätten. Klaproth sprach sich (1831) dagegen aus, und suchte Fu-sang in Japan. Neumann hat dagegen 1864 aus chinesischen Büchern nachgewiesen, daß im 5. Jahrh. n. Chr. wirklich Schiffahrt von China nach Fu-sang stattgefunden, daß die Beschreibung des Landes nur auf Mittelamerika paßt und daß von buddhistischen Einrichtungen daselbst berichtet wird, aus einer Zeit, wo der Buddhismus in Japan noch gar nicht bekannt war. Neuerdings (1870) suchte Bretschneider Fu-sang mit der Insel Sachalin zu identificiren, doch hat diese Ansicht wenig für sich; man darf vielmehr annehmen, daß A. den Chinesen vor 1300 Jahren bereits bekannt war.

Die erste zuverlässige Entdeckung Amerika's durch die Europäer ging von den Skandinaviern aus und fällt in das 10. Jahrh. 982 setzte Erik Rauda von Island aus nach Grönland über und gründete dort eine Kolonie, welche später 2 Städte, 16 Kirchen, 2 Klöster und 100 Weiler umfaßte und unter einem eigenen, in Garde residirenden Bischof stand. Von dort aus fand Eriks Sohn Leif um 1000 Helluland (Stein- oder Felsenland), Markland (Waldland) und das an Reben reiche Vinland, worunter man jetzt allgemein das heutige Labrador, die Gegend um die Mündung des St. Lorenz und des Hudson, und vielleicht noch südlichere Striche versteht, was einzelne an der amerikanischen Ostküste sich vorfindende Runensteine altgermanischen Gepräges wahrscheinlich machen. Diese blühende grönländische Kolonie ward noch im Mittelalter durch Einfälle der Eskimo, durch Seuchen und die Ankunft einer feindlichen Flotte zerstört. Im Jahre

1381 kam mit der Nachricht vom Tode des dortigen Bischofs die letzte Kunde aus Grönland nach Europa. Trotz dieser frühern Auffindung gebührt jedenfalls der Ruhm der eigentlichen Entdeckung des Festlandes für die Neuzeit dem Genueser Christoforo Colombo (s. d.). Mit drei schlechtbemannten, ärmlich ausgerüsteten Fahrzeugen segelte er, um die Ostküste Asiens auf einem westlichen Wege aufzusuchen, 3. Aug. 1492 aus dem Hafen von Palos ab und betrat 12. Okt. die Küste der Bahamainsel Guanahani, der er den Namen San Salvador gegeben hat. Noch im selben Jahre entdeckte er Cuba und Hispaniola (Hayti), im folgenden Dominica, Marie Galante, Guadeloupe, Antigua, Portorico, und schon nach wenig Jahren war die ganze, später Westindien genannte Inselwelt bekannt geworden. Nachdem inzwischen Sebastian Cabot (1497) Neufundland und Labrador und die Küste des Festlandes bis nach Florida hin entdeckt hatte, gelangte Colombo 1498 an den Orinocostrom und an die Küste von Cumana und betrat damit auch das Festland der Neuen Welt. Im Jahre 1500 entdeckte der Portugiese Pedro Alvarez Cabral, durch Sturm verschlagen, Brasilien. Colombo suchte 1502 vergebens, an der Küste von Guatemala bis zur Landenge von Darien hinsegelnd, eine Durchfahrt nach dem Indischen Meer. Im Jahre 1507 betraten Pinzon und Diaz de Solis Yucatan; 1512 entdeckte Ponce de Leon Florida, und 1513 sah Nuñez de Balboa von den Höhen Dariens den Großen Ocean. Im Jahre 1515 kam Grijalba nach Mejiko, das von 1519 an von Ferdinand Cortez erobert ward. Im Jahre 1520 durchsegelte Fernando Magelhaens die nach ihm benannte Straße und umschiffte zum erstenmal die Erde. Im Jahre 1524 ward von dem Florentiner Giovanni Verazzani im Auftrage Frankreichs die Ostküste Nordamerika's untersucht, und 1526 wurde Peru durch Franz Pizarro, Paraguay durch Cabot bekannt. Im Jahre 1529 landeten Bezerra und Grijalva in Kalifornien, 1533 Welser in Venezuela, Jacques Cartier in Canada, Diego de Almagro in Chile, Pedro de Mendoza am La Platastrom. Ein Jahr darauf lief Cartier in den Lorenzbusen ein. Im Jahre 1541 untersuchten Fr. Orellana den Amazonenstrom, Fernando de Soto den Mississippi, Philipp v. Hutten das Innere Südamerika's; 1557 fand Apostolos Val. Fuca die Straße an der Südseite der Insel Vancouver. Im Jahre 1577 besuchte Frobisher die Nordostländer, Franz Drake die Westküste von A., während Walter Raleigh in Virginien sich ansiedelte. John Davis beschiffte 1585 die Westküste von Grönland; 1607—1615 untersuchte Hudson die Ostküste von A. In den Jahren 1611—15 kamen Baffin, May, Botton und Bylot in die Baffinsbai. Im Jahre 1615 besuchten Jacques le Maire und Van Schouten Feuerland; 1648 segelte Deschnew durch die Beringsstraße; 1682 drang Lasalle von Canada aus bis zum Mississippi vor und befuhr ihn bis zu seiner Mündung; 1684 betrat Cowley die Galapagosinseln; 1714 bereiste de la Barbinais Peru; 1725—28 beschiffte Veit Bering die nach ihm benannte Straße. Im Jahre 1736 bestätigten Condamine, Bouguer, Couplet, Godin, Jussieu und Ulloa durch ihre Gradmessung in Peru Newtons Erdansicht, wobei Condamine den Marañon befuhr. Jones und Middleton bestimmten 1741 die Grenzen der Hudsonsbai. Im Jahre 1746 setzte das britische Parlament einen Preis von 20,000 Pfd Sterl. auf die Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt nach Ostindien. Darauf durchforschten Kalm, Burnaby und Hutchinson 1747—75 Nordamerika, Löffling das spanische A., Hearne 1769—72 das nordwestliche Nordamerika, Cook 1775—78 Neugeorgien und den Nutkasund, Ayala, Juan Francis de la Bodega und Quadra die Nordwestküste. Mackenzie drang 1789 in das nördliche Polarmeer durch den Mackenziefluß vor; 1786 nahm Lapeyrouse und 1791 J. Vancouver die Nordwestküste Nordamerika's auf. In den Jahren 1799—1803 durchforschten Alexander v. Humboldt und Aimé Bonpland die Aequinoktialgegenden, 1804 Mac Kinneir das britische Westindien, Michaux die westlichen Alleghanies, 1804—1806 Lewis und Clarke die Gegenden am obern Missouri und am Columbiafluß. Im Jahre 1803 befuhr Krusenstern die Nordwestküste, 1815—17 besuchte Prinz Max von Neuwied Brasilien. Spix, Martius, Natterer u. a. begleiteten 1817 die Erzherzogin Leopoldine nach Brasilien und gaben mit Eschwege die reichste Belehrung von diesem Lande. Im Jahre 1818 befuhr die große britische Nordpolarexpedition unter J. Roß die Küsten der Baffinsbai, und 1819—20 unternahm Parry seine erste See- und Franklin seine erste Landexpedition nach der Nordwestpassage. Von 1821—27 wurden von Parry 3 weitere Polarexpeditionen unternommen. Roß' zweite Expedition fiel in die Jahre 1829—1833. Back unternahm seine erste Nordwestexpedition 1833—35, seine zweite 1836. In den folgenden Jahren (1836—39) wurde durch Dease und Simpson die Aufnahme der Nordküste Amerika's vollendet. Mit Franklins letzter Reise (1845), von der er nicht wiederkehrte, beginnt nun die lange Reihe der Nordpolarexpeditionen (s. d.) in den vierziger und fünfziger Jahren, denen die genauere Kenntnis der arktischen Küsten und Inseln zu verdanken ist. Sie knüpfen sich besonders an die Namen Beechey, Rae (1846—47), Kellett (1848—52), M'Clure (1848—1854, Entdecker der nordwestlichen Durchfahrt), Belcher (1852—54), Kane (1853—55, Entdecker des Smithsundes), M'Clintock (1857—59), Hayes (1860—61), Hall (1860—62, 1864—69, 1871) u. a. In die Zeit dieser Nordpolarexpeditionen fällt die Reise, welche die beiden Engländer Smyth und Lowe (1834—35) von Lima aus über die Andes von Sarayacu auf dem Ucayali und Marañon herab nach Peru machten, die große Wasserstraße für die Produkte der Kordilleren in das Atlantische Meer andeutend. Die Gebrüder Schomburgk beschäftigten sich mit Forschungen in Guayana, Codazzi in Venezuela. Große Verdienste um die Aufhellung der Geographie Nordamerika's erwarben sich auch Herzog Bernhard von Weimar, während Pohls, Pöppigs, Charles Darwins, M. Wagners, Scherzers, d'Orbigny's, Gillies', v. Tschudi's, Philippi's, Burmeisters u. a. Streben mehr auf Erforschung des Südens und seiner Erzeugnisse gerichtet war. Aus neuester Zeit sind hauptsächlich die durch die Franzosen (bis 1866) angeregte Untersuchung Mejiko's, die außerordentlich erfolgreiche Entdeckungsreise von Agassiz auf dem Amazonenstrom (1865—66), die Forschungen Whympers u. Dalls in Alaska (1866—1867), die Expedition des Generals Palmer durch das Gebiet des Rio Colorado nach dem Stillen Ocean (1867—68), die Forschungen Whitney's im Felsengebirge (1869), die Auffindung und Untersuchung des »geologischen Wunderlandes« am Yellowstonefluß im Territorium Wyoming durch Wash-

burn (1870) und Haydens (1871), die Erforschung der Cañons des Green River und Colorado durch Major Powell (1869—71), die Untersuchung der Territorien Nevada und Arizona durch Wheeler (1871—72), die der Gegenden um den Nipigonsee durch R. Bell (1869) und Austin und Russell (1870), Habels ethnolog., meteorolog. und zoolog. Forschungen in Centralamerika (1864—71), die Untersuchung Patagoniens durch Musters (1869), die Erforschung der Nebenflüsse des Amazonenstroms durch Hartt (1870—71), Chandleß (1862—71) u. a. zu erwähnen. Der ganze Erdtheil liegt, bis auf wenige Striche im Innern und im nördlichsten Theile, vor uns aufgeschlossen.

Lage, Grenzen, Größe (s. Karten I und II »Amerika«). A. reicht von der nördlichen kalten Zone durch die nördliche gemäßigte und die heiße Zone bis über die Mitte der südlichen gemäßigten Zone hinaus und nähert sich im N. wie im S. den Polen mehr, als die andern Kontinente. Die Entfernung des nördlichsten bekannten Punktes, Robbbai auf der Halbinsel Boothia Felix, unter 73° 54′ nördl. Br. und 91° 10′ westl. L. v. Gr., von dem südlichsten, dem Kap Froward, unter 53° 54′ südl. Br. und 71° 18′ westl. L., beträgt ungefähr 14,850 Kilom. Einige Theile des arktischen Archipels, der sich dem Nordpol weit mehr nähert, als das Feuerland dem Südpol, hat man bis über 80° nördl. Br. verfolgt, die nördlichsten Punkte desselben aber noch nicht erreicht. Der östlichste Punkt des Festlandes ist Kap Branco, zwischen dem Kap San Roque und S. Agostinho in Brasilien, unter 7° 8′ südl. Br. und 34° 48′ westl. L. Am breitesten ist das Festland südlich vom Aequator zwischen dem Kap San Roque in Brasilien und Punta Pariña in Peru, zwischen 4° und 6° südl. Br., wo die Breite nahe an 5200 Kilom. beträgt, während sie nördlich vom Aequator unter 45° Breite zwischen Kap Canso in Neuschottland und Kap Lookout in Oregon nur um etwa 150 Kilom. geringer ist. Am schmalsten ist A. unter 9° nördl. Br., wo die Landenge von Panamá nur 45 Kilom. Breite hat. Im O. wird A. durch den Atlantischen Ocean von Europa und Afrika, im W. durch den Stillen Ocean von Asien und Australien geschieden. Dem östlichen Kontinent nähert es sich am meisten nördlich vom Aequator zwischen 62° und 69° nördl. Br., wo die Küsten von Grönland u. von Norwegen nur etwa 1500 Kilom. von einander entfernt sind; etwa das Doppelte beträgt die Entfernung zwischen Kap San Roque und der afrikanischen Küste von Sierra Leone unter 5° südl. Br., und nur wenig mehr die zwischen der Küste von Labrador und dem westlichsten Vorgebirge von Irland unter 52° nördl. Br. Auf der Westseite tritt A. näher an die Alte Welt heran, als auf der Ostseite, aber nur einmal, in der Nähe des arktischen Polarkreises, wo zwischen Kap Prince of Wales und dem Ostkap von Asien, unter 66° 3′ nördl. Br. und 169° 44′ westl. L., die Beringsstraße nur 96 Kilom. breit ist. Südlicher treten dagegen die Küsten der Alten und der Neuen Welt immer weiter auseinander, so daß der Stille Ocean schon unter 54½° nördl. Br., zwischen der westlichen Spitze der Halbinsel Alaska und dem Kap Kronotskoi auf Kamtschatka 2230 Kilom. breit, unter dem Breitenkreise von Nanking und New Orleans die chinesische Küste von der Altkaliforniens 11,900, unter dem Aequator die Westküste von A. von den Molukken nahe an 18,550 und endlich unter 30° südl. Br. die Küste von Chile von der Ostküste Afrika's über 25,230 Kilom. und von der Ostküste des dazwischen liegenden Australiens ungefähr 13,000 Kilom. entfernt ist. Die Ausdehnung der nördlichen Küste des Festlandes beträgt etwa 5570, die der Küste am Stillen Ocean ungefähr 26,200, die der nordamerikanischen am Atlantischen Ocean von der Hudsonsstraße bis zum Golf von Darien ungefähr 22,050 und die der nördlichen und östlichen Küste Südamerika's ungefähr 15,950 Kilom., so daß mithin die ganze Erstreckung der zugänglichen Küsten des Erdtheils etwa 64,200 Kilom. ausmacht, während der Flächeninhalt (ohne die Inseln, auf welche ca. 3,745,000 QKilom. oder 68,000 QM. kommen) zu 37,223,000 QKilom. oder 676,000 QM. berechnet wird.

Ein mittelländisches Meer theilt A. in zwei Theile, **Nord- und Südamerika**, die nur durch eine schmale Landenge mit einander zusammenhängen und in ihren horizontalen Dimensionen viel Gleichförmiges haben. Beide sind gegen N. breiter, gegen S. schmäler und haben demnach Dreiecksform mit gegen S. gerichteter Spitze. Die Größe Nordamerika's kann auf 22,962,000 QKilom. (417,000 QM.) angenommen werden, wonach, wenn man 3,579,000 QKilom. (65,000 QM.) für die dazu gehörigen Inseln abrechnet, bei einer Küstenlänge von 45,265 Kilom. auf fast 430 QKilom. Fläche 1 Kilom. Küstenlänge käme. Die größte Ausdehnung von N. nach S. hat Nordamerika zwischen dem Morro de Puercos am Stillen Ocean unter 7° nördl. Br. und dem Kap Prince of Wales, welche beiden Punkte 8900 Kilom. von einander entfernt liegen. Die Entfernung zwischen Kap Charles an der Küste von Labrador und Kap Prince of Wales beträgt ungefähr 6700 Kilom., die von Kap Charles bis zum Morro de Puercos, welche jedoch durch den Mejikanischen Meerbusen unterbrochen wird, ungefähr 5900 Kilom. Will man Nordamerika als rechtwinkliges Dreieck betrachten, so würde die Linie zwischen dem Morro de Puercos und dem Kap Prince of Wales die Hypotenuse, die beiden andern die Katheten bilden. Mehr noch nähert sich Südamerika der Figur eines rechtwinkligen Dreiecks. Hier liegt der rechte Winkel am Kap San Roque am Atlantischen Ocean; die größere Kathete reicht von da bis Kap Froward, ungefähr 6300 Kilom., die kleinere aber bis zur Landenge von Panamá ungefähr 4450 Kilom. weit, und die Hypotenuse an der Westseite zwischen dem Kap Froward und Panamá hat eine Länge von 7400 Kilom. Der nördlichste Punkt Südamerika's ist Punta Gallinas am Antillenmeer, unter 12° 2′ nördl. Br. und 71° 46′ westl. L. Südamerika's Küstenerstreckung beträgt am Atlantischen und Antillenmeer 15,950 Kilom., an der Südsee 9280 Kilom.; mithin kommt bei einem Flächeninhalt von 17,841,000 QKilom. oder 324,000 QM. (ohne das Inselareal von etwa 165,000 QKilom. oder 3000 QM.) erst auf etwa 710 QKilom. Fläche 1 Kilom. Küste. Die Küste Nordamerika's ist demnach weit mehr gegliedert, als die Südamerika's, namentlich an der Europa zugewendeten Seite. Hier liegen von N. nach S. die großen Halbinseln **Labrador** (mit 5130 Kilom. Küstenlänge), **Neuschottland** (mit 1100 Kilom. Küstenlänge), **Maryland-Delaware** (mit 670 Kilom.), **Florida** (mit 1340 Kilom.) und **Yucatan** (mit 1560 Kilom. Küstenlänge). An der Westküste, wo die ganze Küstenerstreckung am Stillen Ocean 16,900 Kilom. beträgt, liegen die Halbinsel **Alaska** (mit 370 Kilom. Küstenlänge), die der **Tschugatschen**

(mit 520 Kilom. Küstenlänge), die Halbinsel zwischen dem Stillen Ocean und dem Admiralitätskanal (mit 440 Kilom.) und Kalifornien (mit 2900 Kilom. Küstenlänge). Also haben diese Halbinseln bei einem Flächenraum von 1,744,900 □Kilom. eine Küstenlänge von 14,030 Kilom. Südamerika hat, abgesehen von einigen ganz unbedeutenden Halbinseln an der Westseite der unwirtlichen Südspitze, nämlich Brunswick (53° südl. Br.), Williams IV.-Land (52½° südl. Br.) und Taytao oder Tres Montes (46½° südl. Br.), keine Küstengliederung, so daß es in dieser Beziehung mit Afrika zu vergleichen ist, von dem es sich jedoch, abgesehen von der ganz verschiedenen Bodenbeschaffenheit, durch die weit länger hinausgestreckte und weit weniger abgestutzte Südspitze unterscheidet. Nordamerika bietet infolge seiner bedeutenden Küstengliederung auch eine weit größere Anzahl von Kusteneinschnitten, Meerbusen und Meerengen dar, als Südamerika, von denen freilich ein großer Theil wegen der hohen Breite, in der sie liegen, für den Weltverkehr ohne Bedeutung ist. Zwischen der Beringsstraße und dem Boothia-Isthmus liegen: der Kotzebuesund; die Liverpoolbai und der inselreiche Coronationgolf zwischen Kap Krusenstern und Flinders; die Dease- und Simpsonstraße, die sich nach O. zu einem großen Busen erweitert. Im O. von Boothia Felix breitet sich der große Boothiagolf mit der Pelly- und der Committeebai am südlichen Ende aus, von dem die Fury- und Heclastraße nach O. in die Forstraße führt, an deren Westseite, auf der Halbinsel Melville, die Lyon-, Gore- und Repulsebai liegen. Von der letztern führt der Kanal Sir Thomas Rowes Welcome (mit seiner nördlichen Fortsetzung, Frozenstrait), in den sich der Busen Wager River öffnet, zwischen dem Festland und der Insel Southampton in die große Hudsonsbai, ein von N. nach S. 1500 Kilom. langes, von W. nach O. 890 Kilom. breites Binnenmeer, welches durch die Hudsonsstraße mit dem Atlantischen Ocean in Verbindung steht, und aus dem der Foxkanal im O. von Southampton in das nördl. Polarmeer führt. Die Hudsonsbai endigt südwärts unter 57° nördl. Br. mit der Jamesbai; ihre größten Arme sind auf der Nordwestseite des Chesterfieldinlet, auf der östlichen die Moskitobai. An der über 750 Kilom. langen Hudsonsstraße öffnet sich die Ungavabai. Die Theile des Atlantischen Oceans an der Ostküste Amerika's sind an der nordamerikan. Küste der von NO. nach SW. 820 Kilom. lange St. Lorenzbusen mit der Straße von Belle Isle zwischen dem Festland und der Insel Neufundland; die durch die Halbinsel Neuschottland gebildete Fundybai; die Massachusettsbai; der Longislandsund; die Delaware- und Chesapeakebai; der Albemarlesund; der Pamlicosund mit der Raleighbai. Das zwischen dem Südkap der Halbinsel Florida und dem Kap Paria in Südamerika sich öffnende westindisch-mittelländische Meer besteht aus drei Theilen, von denen der nördliche der Golf von Mejiko, der zweite im SO. davon das Honturasmeer, der dritte im Südtheil zwischen den Großen Antillen und dem Kontinent von Südamerika das Antillenmeer (oder das Karaibische Meer) heißt. Untergeordnete Glieder des Golfs von Mejiko sind die Appalachiebai an der Küste von Florida und die Campechebai. Durch den Floridakanal, zwischen Florida und Cuba, und dessen nordöstliche Fortsetzung, den neuen Bahamakanal, zwischen der Südostküste von Florida und den Bahamainseln, gelangt man aus dem Golf von Mejiko in den Atlantischen Ocean, während durch den Kanal von Yucatan, zwischen der Halbinsel Yucatan und Cuba, der Golf von Mejiko mit dem Honturasmeer in Verbindung steht, das im W. mit der Honturasbai endet. Untergeordnete Theile des Antillenmeers sind die Laguna de Chiriqui, der Golf von San Blas, der Golf von Darien oder Uruba, der von Venezuela mit dem See von Maracaibo, der Golf Triste, die Cariacobai und der zwischen der Insel Trinidad und dem Festland liegende Golf von Paria. An der Ostküste von Südamerika sind außer einigen kleinern Einbiegungen, namentlich an den Flußmündungen, die Bai von San Marcos, die Allerheiligenbai, die Bai von Camamu, die Espirito Santo-Bucht, die Bai von Rio de Janeiro, die Bai von Cairucu, die Bai von Santa Catarina, die golfartige Mündung des Rio de la Plata, die Bahia Blanca, der Golf von San Matias und der S. Georgsgolf zu bemerken. Die Magelhaensstraße zwischen dem Südende des Festlandes und dem Feuerlande, in der östlichen Hälfte von NNO. nach SSW., in der westlichen von OSO. nach WNW. gerichtet und 600 Kilom. lang, führt in den Stillen Ocean. An diesem ist die Küste von A. im allgemeinen weniger gegliedert als am Atlantischen. Hier sind von S. nach N. anzuführen zahlreiche kleinere Straßen, Baien und Fjorde an der sehr zerrissenen Westküste von Patagonien und Südchile, worunter der Golf von Peñas unter 48° südl. Br., die Golfe von Chonos, Corcovado und Ancud die bedeutendsten sind; eine Anzahl kleiner offener Buchten an der Küste von Chile, Bolivia und Peru, wie die von San Pedro, Carnero, Arauca, Concepcion, Valparaiso, Coquimbo, Moreno, Mejillones; der Golf von Guayaquil; einige kleinere Baien an der Küste von Neugranada, wie die von Panguapi, Buenaventura oder Choco, Cupica; der große Golf von Panamá mit den untergeordneten Baien von San Miguel und Parita; die Bai von Montijo; der Golfo Dolce; der Golf von Nicoya; die Bai von Papagayo; die Golfe von Fonseca und von Tehuantepec; der große Meerbusen von Kalifornien; die Baien von Magdalena und Viscayno; die große Bai, welche sich nördlich von Kap San Eugenio öffnet; die Bai von San Francisco; die Allerheiligenbai (Bai de Todos los Santos); die Baien von San Pedro und von Monterey. Erst vom Kap Flattery oder Punta Martinez an ist die Westküste Nordamerika's reicher gegliedert. Die Fucastraße führt zunächst in einen Meerbusen, der nach S. in den Admiralitätskanal übergeht und mit dem Pugetsund endigt, gegen N. aber in eine 450 Kilom. von SO. nach NW. gerichtete Meerenge zwischen der Küste des Festlandes und der Insel Vancouver ausläuft und durch sie wieder in den Ocean führt. An dieser mit vielen kleinen Inseln besäten Meerenge befinden sich zahlreiche kleinere Baien, besonders an der Küste des Festlandes. Von 51—58½° nördl. Br. öffnen sich viele Baien und Fjorde, von denen der Milbanksund, die Simpsons- und Stikinbai und der Lyonkanal, der durch die Croßstraße mit dem Ocean in Verbindung steht, die bekanntesten sind. Zwischen Kap Spencer und der Halbinsel Alaska liegen die größern Baien Berings- oder Admiraltybai, Prince Williams- oder Tschugatzkisund, Cooks- oder Kenay-Inlet, und zwischen Alaska und dem Kap

Prince of Wales die große Bristol-, die Kuskokwinbai und der Nortonsund.

Die abgetrennten Glieder des Erdtheils finden sich vornehmlich in vier großen Gruppen gesammelt im N. desselben, in dem zwischen Nord- und Südamerika liegenden Mittelmeer und an der Südspitze. Da die Existenz einer sogen. nordwestlichen Durchfahrt, d. h. einer Wasserstraße zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean längs der Nordküste von A. nicht mehr zweifelhaft ist, so darf man das früher als zum Festland gehörig betrachtete Land im N. der arktischen Küste Nordamerika's als Theile eines großen arktischen Archipels betrachten. Bekanntere Meerestheile innerhalb desselben sind: die Davisstraße und deren nördliche Fortsetzung, die Baffinsbai, welche sich als ein großer breiter Kanal von 100 Kilom. mittlerer Breite vom Kap Farewell in Grönland und dem Eingange der Hudsonsstraße 2100 Kilom. in der Richtung gegen NNW. ausdehnt und unter 78° in den Smithssund übergeht, dessen nördliche Fortsetzung der Kennedykanal ist; der Lancastersund, der sich unter 74° nördl. Br. als breiter Meeresarm von der Baffinsbai nach W. wendet und später in die Barrowstraße übergeht; Prince Regents-Inlet, ein breiter Kanal, der sich unter 71° westl. L. auf der Südseite der Barrowstraße öffnet und gegen S., an der Ostseite von Nordsomerset hinziehend, in den Meerbusen von Boothia führt; der Peelsund, der von der Barrowstraße zwischen Nordsomerset und dem Lande des Prinzen von Wales gegen S. geht, und dessen Fortsetzung der Victoriakanal ist; das seeartige Becken des Melvillesundes im S. des Parryarchipels, aus dem die Barrowstraße nach O., die Banksstraße nach W. führt; der Jonessund, eine Straße, die unter 75° nördl. Br. aus der Baffinsbai nach W. führt, u. a. Zwischen diesen Meerestheilen liegen eine Menge größere und kleinere Inseln: im O. der Baffinsbai das wahrscheinlich einen großen Archipel bildende Land Grönland; im N. der Hudsonsbai die Inseln Northampton und Cockburn; im N. von Boothia Felix Nordsomerset, westlicher die drei großen Inseln Prinz von Wales, Prinz Albert und Banksland; im N. des Melvillesundes die drei großen Inseln des Parryarchipels (Prinz Patrick, Melville und Cornwallis); zwischen der Lancasterstraße und dem Jonessund Nordbevon und nördlich vom Jonessund Nordlincoln, Ellesmere und Grinnellland. Der zweite amerikanische Archipel, die Antillen oder Westindien, erstreckt sich zwischen 59 und 85° westl. L. und zwischen 10 und 27½° nördl. Br. und begreift die Bahamainseln, die Großen und Kleinen Antillen und die an der Küste Südamerika's zerstreut liegenden Inseln, zusammen etwa 237,300 QKilom. (4310 QM.) groß. Der dritte Archipel, der südamerikanische, umfaßt das Feuerland (Tierra del Fuego) im S. der Magelhaensstraße, das aus 7 größern und zahlreichen kleinern Inseln besteht, die Patagonischen Inseln, längs der Westküste von Patagonien zwischen dem westlichen Ende der Magelhaensstraße und dem Kap Tres Montes, und die Falklandsinseln (Malouinen), etwas entfernter von der Küste im Atlantischen Ocean, zusammen von ca. 165,000 QKilom. (3000 QM.) Flächeninhalt. Die vierte Inselgruppe liegt vor der Nordwestküste Nordamerika's, und zwar bildet sie zwei Archipele, den von Vancouver und Quadra mit mehreren Inseln von bedeutendem Umfange, die zusammen einen Flächenraum von 137,600 QKilom. (2500 QM.) einnehmen, und den der Aleuten, eine Reihe von Inseln, die sich von dem westlichen Ende der Halbinsel Alaska aus in südwestlicher Richtung bis in die Nähe der asiatischen Halbinsel Kamtschatka hinziehen und das Beringsmeer von dem Stillen Ocean trennen. Von geringerer Bedeutung sind die in größerer Ferne von den beiden Küsten des Kontinents liegenden kleinen Gruppen und Inseln, wie die Galapago und die Revillagigedogruppe und die Insel Juan Fernandez im Stillen und die Bermudasgruppe im Atlantischen Ocean.

Oberfläche. In seinen vertikalen Dimensionen bildet A. sowohl in der Bodengestaltung im allgemeinen wie auch in der Richtung der Hauptgebirgszüge einen auffallenden Gegensatz gegen die Alte Welt. In kolossaler Ausdehnung tritt in A. einestheils das Kettengebirge und anderntheils das Tiefland auf, und zwar dehnen sich beide Formen, gegen welche das Stufenland außerordentlich zurücktritt, bei weitem überwiegend in meridionaler Richtung aus. Als Hauptgebirgssystem sind die Andes oder Kordilleren (Cordilleras de los Andes) zu betrachten. Dieser ungeheure Längengebirgszug, der längste auf der ganzen Erde, der A. mit wenigen Unterbrechungen vom Kap Froward bis zu den arktischen Küsten durchzieht, übt auf Bodengestaltung, Bewässerung, Klimate, Produktion und Bevölkerung den größten Einfluß aus. Durch ihn hat der Boden fast überall dieselbe regelmäßige Gestaltung: im W. eine schmale Küste, dicht daran die mächtig ansteigende Andeskette, gegen O. unabsehbare Flachländer, hier und da mit einzelnen Gebirgsgruppen; durch ihn bildet sich überall der überschwängliche Wasserreichthum dieses Kontinents, er regelt und erzeugt die Luftströmungen, ist somit die Wasser- und Wetterscheide des Erdtheils; auf ihn sind die verschiedenen Klimaten- und Produktenstandpunkte übereinander gelagert, und auf seinen vielfachen Gebirgsplateau's erhalten sich noch die Hauptreste der alten Indianerwelt. Der gesammte Zug hat eine Länge von fast 15,000 Kilom. oder über 130 Breitengraden und bedeckt einen Raum von beinahe 1,633,000 QKilom. (220,000 QM.). Die Breite der Andes in Südamerika verhält sich zu ihrer Länge wie 1:60, in Nordamerika wie 1:50. Aber die in den Lehrbüchern bis auf die neuere Zeit festgehaltene Vorstellung von einem zusammenhängenden meridionalen Hauptgebirge, von einer einzigen großen Kordillere, welche, in mehreren nebeneinander streichenden Zügen von vorherrschend meridionaler Richtung den entschiedenen Charakter eines Kettengebirges an sich tragend, für den ganzen Erdtheil die Grundform, gewissermaßen das Rückgrat bilde, wird durch die neuern Forschungen widerlegt. Im N. der Provinz Choco (im Staat Cauca in der Republik Neugranada) erleidet zwischen dem 7. und 8.° nördl. Br. sowohl die horizontale wie die vertikale Konfiguration Amerika's eine schroffe Umwandlung, insofern der Kontinent, der nördlich vom Aequator noch eine Breite von nahezu 2200 Kilom. hat, sich plötzlich zu einem schmalen Isthmus von einer durchschnittlichen Breite von etwa 75 Kilom. verengt und an die Stelle eines reich gegliederten gewaltigen Hochgebirges von meridionaler Hauptrichtung und einer mittlern Kammhöhe von über 3000 Meter ein schmales Mittelgebirge von ganz abweichender Richtung und einer Kammhöhe von

500—600 Meter tritt. Diese Kontraste in der Gliederung Mittelamerika's gegenüber der von Südamerika haben ihren Grund in der völligen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Erhebungssysteme, und es bezeichnen die wiederholten Engen Mittelamerika's die Lücken und Uebergänge an den Enden verschiedener Hauptgebirgsketten. Die neuern hypsometrischen Untersuchungen in Mittelamerika haben die wichtige Thatsache ergeben, daß mit der plötzlichen Verengung des Kontinents auch überall entsprechende Senkungen seiner Oberfläche zusammentreffen, und daß die schmalsten Einschnürungen des Festlandes und die damit verbundenen Depressionen die Unterbrechungen des Gebirges in seinem Kettenbau andeuten. Die geognostische Thatsache, daß sowohl in den Landengen von Darien und Panamá, wie weiter nördlich in den Einschnürungen von Nicaragua und von Tehuantepec die Kettenform der Höhenzüge verschwindet und durch Hügelgruppen von jüngern vulkanischen Gesteinsarten ersetzt ist, scheint in Verbindung mit dem Umstande, daß die gegenwärtige Meeresfauna und die Küstenflora bei den Landengen und Depressionen an beiden Oceanen durch dieselben Arten repräsentirt werden, die Vermuthung zu rechtfertigen, daß jene Lücken im Gebirge einst Meerengen und durch sie das centralamerikan. Festland in mehrere langgestreckte Inseln getheilt und sowohl von Südamerika, wie von Mejiko getrennt gewesen sei. Durch spätere vulkanische Durchbrüche trachyt-doleritischer und basaltischer Gesteine an den Punkten des geringsten Widerstands in derselben Spaltrichtung, d. h. an den Enden der Ketten, mögen dann die ehemaligen Meerengen ausgefüllt worden sein, nachdem die verschiedenen Cordilleras mit ihren granitischen Gesteinen und krystallinischen Schiefern als fertiger Gebirgsbau schon geraume Zeit existirt hatten. Statt eines einzigen Hauptgebirges sind daher vier verschiedene Gebirgssysteme anzunehmen, die durch Depressionen und Gebirgslücken getrennt sind, wo statt eines Kettengebirges nur Hügelgruppen auftreten. Das System der *südamerikanischen Kordilleren* zwischen 54° südl. Br. und 10° 21′ nördl. Br. beginnt vom Kap Froward oder der Magelhaensstraße, die als Querspalte das Festland Südamerika's vom Archipel des Feuerlandes scheidet, und reicht bis nahe an die Küste des Karaibischen Meeres zwischen den Thälern des Rio Sinu und des Rio San Jorge, wo die am weitesten nach N. reichende westliche Hauptkette endet. Die größte Längenausdehnung dieses Gebirgszugs beträgt mit allen Krümmungen 7300 Kilom., die größte Breite desselben (an der Wasserscheide zwischen dem Rio Madeira und Pilcomayo zwischen 19 und 20° nördl. Br.) 920 Kilom., die geringste bekannte Breite im südlichen Chile zwischen der Corcovadobai und der patagonischen Steppe 178 Kilom., die mittlere Breite 500 Kilom. und die mittlere Kammhöhe gegen 3000—3500 Meter. Der höchste Gipfel ist der Aconcagua von 7288 Meter. Die Kammlinie der durch Gebirgsknoten, Querjöcher und Strebepfeiler mit einander verbundenen Parallelketten zieht sich in annähernd meridionaler Richtung hin, von welcher die Gipfellinie in dem Hauptgebirgszug zwischen Cuzco und dem Titicacasee am meisten (um 42°) abweicht. Der westliche Abfall des Gebirgssystems gegen den Großen Ocean ist allenthalben schroff und fast ohne alle Stufen und Plateaubildung, während der östliche Abfall gegen das Tiefland des Kontinents an manchen Stellen sanfter ist und Terrassen und Hochthäler zeigt. Zwischen den verschiedenen, theils zwei-, theils dreifach aneinander gereihten Ketten treten als charakteristisch für die Kordilleren, namentlich in ihrem mittlern und nördlichen Zuge, ausgezeichnete Plateaubildungen auf, und zwar sind diese südamerikanischen Plateau's von den Hochebenen Mejiko's wesentlich verschieden, insofern sich überall hohe, mauerförmige, durch hohe Querjöcher oder tiefe kluftartige Erosionsthäler (Quebradas) an den Enden abgegrenzte Randketten, mit denen die Plateau's parallel streichen, vorfinden, während sie in Mejiko meist fehlen, und die Enden der Hochebenen vielmehr in der Regel nur durch sanft ansteigende, transversale Höhenrücken bezeichnet werden. Durch die ganze Länge des Gebirgssystems der südamerikanischen Andes liegt die Wasserscheide dem Großen Ocean weit näher, als bei der Isthmuskordillere von Darien und Panamá und im südlichen Mejiko. Daher das weit ausgedehnte Netz der großen Stromsysteme Südamerika's, während am westlichen Abfall der Kordilleren nur Gebirgs- und Küstenflüsse mit kurzem Laufe dem Ocean zueilen. Charakteristisch für das südamerikanische Andessystem sind endlich noch die reihenweise meist zwischen den Hauptketten geordneten theils noch thätigen, theils erloschenen *Vulkane*. Am großartigsten ist die Doppelreihe der Vulkane von Quito zwischen 1° nördl. und 2° südl. Br., im Gegensatz zu den vulkanischen Gebilden Mittelamerika's, die am Fuße oder auf den Vorstufen der westlichen Kette sich erheben, sowie zu denen Mejiko's, wo die jüngern Durchbrüche der Vulkane größtentheils in transversalen Spalten erfolgt sind. Noch ist sowohl für das Relief des südamerikanischen Kordillerenzugs, wie auch für die Verbreitungsgesetze der Organismen wichtig, daß die wenig zahlreichen Paßeinsenkungen eine verhältnismäßig bedeutende Höhe besitzen. Demgemäß erscheinen die südamerikanischen Andes als eine ununterbrochen durch 64 Breitengrade sich hinziehende hohe Gebirgsmauer, welche sowohl für die Klimate eine Scheide bildet, als auch, der Wanderung und Verbreitung der großen Mehrzahl der Pflanzen- und Thierarten eine scharfe meridionale Grenze setzend, die Faunen und Floren des Westens und Ostens trennt. Die *Isthmuskordillere von Darien und Panamá*, das zweite amerikanische Gebirgssystem, zieht zwischen 7° 15′ und 9° 26′ nördl. Br. in einer Länge von 310 Kilom. bei einer mittlern Breite von 44 Kilom. hin und ist ein schmales und niedriges, aber selbständiges Gebirgssystem, welches im NW. durch die Einsenkung der eigentlichen Landenge von Panamá von den mittelamerikanischen Kordilleren, im SO. durch die Depression zwischen Punta Marzo (6° 45′) und Punta Arbito (7° 15′ nördl. Br.) von der Küstenkette der Andes von Choco scharf getrennt ist und nach Richtung, Bildung und Naturcharakter in einen scharfen Gegensatz zu den Andes Südamerika's tritt. Die Kamm- und Gipfellinie streicht vom Golf von Uruba von SO. nach NW., später (von 78° westl. L. an) fast nach W., wodurch die auffallende Abänderung der Küstenrichtung des Kontinents bedingt wird. In der bezeichneten Gegend ist die mittlere Kammhöhe 600—650 Meter, weiter nach W. sinkt sie bis auf 450 Meter herab, und die höchsten Spitzen dieser Kordillere nahe dem Quellgebiet der Flüsse Bayamo und Chucunaque erreichen die Höhe von 1000 Meter nicht. Trotz der geringen Breite besteht dies Ge-

birge wahrscheinlich in seiner ganzen Länge aus einer doppelten Kette mit schmalen, bewaldeten Längenthälern in der Mitte. Der Abfall ist nach beiden Oceanküsten gleich steil, die Wasserscheide aber dem Karaibischen Meer näher als der Südsee, daher theilweise schiffbare Flüsse (Rio Tuira, Rio Bayamo) der letztern zufließen, während die Bäche des Nordabfalls kaum für Canots fahrbar sind. Es finden sich weder Plateau's, noch Terrassen- und Stufenbildung an den Abhängen; auch begleitet kein ausgedehntes Tiefland den östlichen Abhang, wie bei den südamerikanischen Andes und den nordamerikanischen Gebirgen, während an der Westseite ein schmaler Gürtel von Tiefebenen zwischen dem Fuße der Gebirge und dem Stillen Ocean sich hinzieht. Vulkane fehlen hier ganz. Das **mittelamerikanische Gebirgssystem** erstreckt sich zwischen 8° 15′ und 18° nördl. Br. in einer Länge von 1500 Kilom. bei einer mittlern Breite 120—125 Kilom. und einer mittlern Kammhöhe von kaum 2000 Meter, über welche die höchsten Gipfel bis gegen 4500 Meter emporsteigen. Es ist durch die Einsenkung in der Landenge von Panamá von der Isthmuskordillere getrennt und unterscheidet sich von dieser nach Richtung, Relief- und hypsometrischen Verhältnissen nicht minder als von den südamerikanischen Andes. Wiewohl es durch die Querspalte des San Juan-Thals an der Grenze von Costarica und Nicaragua in zwei getrennte Glieder getheilt ist, so sind diese doch ihrer Bildung nach als zusammengehörig zu betrachten. Die Richtung der Kammlinie geht vorherrschend von SO. nach NW., nähert sich aber an einigen Stellen, wie in Veragua, San Salvador und Guatemala, der Richtung der Parallelkreise um 10—15 Grade. Im N. ist diese Kordillere durch die Einsenkung in der Landenge von Tehuantepec von dem mejikanischen Gebirgssystem, welches einen ganz andern Reliefcharakter zeigt, ebenso scharf geschieden wie von der Kordillere von Darien im S. Sie besteht überall aus einer Doppelkette mit parallel streichenden kleinen Höhenrücken an den Seitenrändern, und zwar ist ihr Abfall nach SW. schroffer, als der nach NO. Die transversalen untergeordneten Gebirgsrücken treten am ausgedehntesten zwischen Nicaragua und Honduras (13—15° nördl. Br.) und im nördlichen Guatemala (16—17° nördl. Br.) auf, wo sie zu jener auffallenden, tief in das Antillenmeer hineinragenden nordöstlichen Dreiecksbildung von Honduras und Yucatan wesentlich beitragen. Die Stufenform, welche Mannigfaltigkeit der Klimate und Produkte bedingt, ist diesem Gebirgssystem in ausgezeichnetem Grade eigen; namentlich erscheint sie in besonderer Mannigfaltigkeit an den südwestlichen Terrassen und Plateau's von San Salvador und Guatemala. Die Wasserscheide liegt, wo transversale Höhenzüge von größerer Ausdehnung fehlen, wie in Chiriqui und Costarica, fast in der Mitte des Landes, weshalb die hydrographischen Verhältnisse nach beiden Oceanküsten hin fast die gleichen sind, wogegen in Guatemala, Honduras und Nicaragua, wo durch Abzweigungen des Gebirges, deren Richtung der der Hauptkette entgegengesetzt ist, an der nordöstlichen Abdachung breite Hinterländer entstehen, die Wasserscheide dem Großen Ocean beträchtlich näher rückt und infolge davon auch die hydrographischen Verhältnisse sich ändern. Auch hier finden sich, wie im Hochlande der Andes von Quito, als wichtige Glieder thätige und erloschene Vulkane, doch bilden sie nicht, wie dort, eine Doppelreihe auf den Hauptketten des Gebirges, sondern erheben sich theils am Südwestrande oder an den Vorstufen der Kordillere, wie in Guatemala und San Salvador, theils in der Küstenebene des Großen Oceans, wie in Nicaragua und dem nördlichen Costarica, theils an Gebirgsknoten, wo zwei Ketten zusammenstoßen, wie im südlichen Costarica. Als Scheide für Klima, Flora und Fauna steht das mittelamerikanische Gebirgssystem zwischen den südamerikanischen Andes und der Isthmuskordillere von Darien in der Mitte, insofern hier die klimatischen Kontraste weniger schroff sind und auch der Wanderung der Organismen keine so unübersteigliche Schranke entgegensteht, wie in jenen, doch aber die Artenverbreitung bei weitem nicht so erleichtert wird, als es in Panamá durch die geringe Kammhöhe der Kordillere geschieht. Das **mejikanische Gebirgssystem** erstreckt sich zwischen 16 und 34° nördl. Br. in einer Länge von 2000 Kilom. bei einer mittlern Breite von 630 Kilom. (875 Kilom. gegen 25° nördl. Br., aber 237 Kilom. zwischen 16—18° nördl. Br.) und einer mittlern Erhebung des Massengebirges von 2000 Meter, über welche der höchste Gipfel (Popocatepetl) bis gegen 5410 Meter ansteigt. Von der Kordillere Guatemala's ist es durch die schon erwähnte Einsenkung der Landenge von Tehuantepec getrennt, wo zugleich mit der letzten nördlichen Verengung des amerikan. Kontinents zu einem Isthmus zugleich wieder eine beträchtliche Depression in der vertikalen Gliederung zusammentrifft, der Kettenbau der Kordillere unterbrochen und durch trachytische und doleritische Hügelgruppen ersetzt ist. Die allgemeine Erhebungsaxe nähert sich hier durchschnittlich um 10—15° mehr der Meridionalrichtung, als in Centralamerika. Was aber dieses Gebirgssystem vor allen übrigen Gebirgen Amerika's, ja der ganzen Erde voraus hat, das sind die ausgedehnten Plateaubildungen bei fast gänzlichem Fehlen hoher Randketten. Statt eines mannigfach gegliederten Kettengebirges, wie in Südamerika, tritt in Mejiko ein hohes und breites, fast ungetheiltes Massengebirge in der Gestalt eines großartigen Hochlandes auf, welches fast den ganzen Raum zwischen dem Mejikanischen Golf und dem Stillen Ocean einnimmt und als der breite, wellenartig sich verflachende Rücken des Gebirges selbst anzusehen ist. Zwischen den einzelnen Plateau's erheben sich nur niedrige Landrücken von 160—200 Meter Höhe, und es sind hier weder die schroff abfallenden Randketten der südamerikan. Andes, noch deren hohe und steile Querjöcher und die tiefen, die einzelnen Plateau's von einander trennenden Querthäler zu finden. In hydrographischer Beziehung ist die zwischen 17 und 24° nördl. Br. eintretende größere Entfernung der Wasserscheide vom Stillen Ocean charakteristisch. Auch sind die thätigen und erloschenen Vulkane hier ganz anders geordnet, als in der centralamerikan. Kordillere und den südamerikan. Andes, insofern sie zum Theil auf transversalen Spalten in bedeutender Entfernung von den Küsten durchgebrochen sind, zum Theil sich inselartig erheben und auf dem breiten Plateaurücken wie fremdartige Bestandtheile erscheinen. Hinsichtlich der organischen Schöpfung auf den heißen Niederungen an beiden Meeresküsten bildet das mejikanische Massengebirge wieder eine scharfe Grenze ohne vermittelnde Uebergänge. Daher die große Artenverschiedenheit der Flora und Fauna der Küsten-

ebenen am Mexikanischen Golf und am Stillen Ocean. Das nordamerikanische Gebirgssystem der Rocky Mountains und der Schneealpen von Kalifornien und Oregon zerfällt in zwei Hauptketten. Die östliche Hauptkette, die eigentlichen Rocky Mountains, ist von dem Nordrand der nördlichen Fortsetzung des mexikanischen Tafellandes, der Sierra Madre, durch die 223 Kilom. breite Hochebene des Rio Gila scharf getrennt. Sie beginnt etwa in 36° nördl. Br. und reicht, trotz mehrfacher Unterbrechung durch Depressionen dieselbe Streichungslinie bewahrend, wahrscheinlich bis in die Nähe der Küste des nördlichen Eismeeres gegen 66° nördl. Br. Die andere Hauptkette, die (in Kalifornien) Sierra Nevada genannte hohe Küstenkette, beginnt mit den Bergen der Halbinsel Altkalifornien am Kap San Lucas unter 23° nördl. Br. und reicht wahrscheinlich bis zum Ufer des Yukonflusses in 62° nördl. Br. Am breitesten scheint das Gebirge im südlichen Theile zwischen 40 und 42° nördl. Br., etwa unter dem Parallelkreise des großen Salzsees von Utah, zu sein, wo es einen Raum von mehr als 1480 Kilom. einnimmt. In Britisch-Nordamerika, wo sich zwischen 54 und 58° nördl. Br. die beiden Hauptketten am meisten nähern, ist das Gebirge noch über 520 Kilom. breit, während sich die mittlere Breite desselben auf 700 Kilom. belaufen mag. Die mittlere Höhe der Kämme und Gipfel ist noch nicht genau ermittelt. Der bekannte Southpaß in den Rocky Mountains senkt sich bis auf 2283 Meter; die in der Sierra Nevada von Kalifornien gemessenen Pässe liegen zwischen 2000 und 2900 Meter. Die höchsten Gipfel der Felsengebirge scheinen die zwischen 52 und 53° nördl. Br. gelegenen Mount Hooker (5100 Meter) und Mount Brown (5170 Meter) zu sein; in der westl. Hauptkette erhebt sich der Mount Rainier (Tachoma) unter 47° nördl. Br. bis zu 4401 Meter, und die höchsten Bergspitzen in Alaska oder im frühern russischen Nordamerika (von denen es aber noch nicht ausgemacht ist, ob sie zur eigentlichen Hauptkette der Sierra Nevada gehören oder in der Verlängerung einer westlichen Parallelkette liegen, welche nördlich vom Querthale des Fraser River von der Hauptkette sich ablöst), der Mount Fair Weather und der Eliasberg, steigen bis zu 4778 und 4863 Meter auf. Von der zugleich die Ausdehnung der westlichen Küstenkonturen bestimmenden, der Meridionalrichtung sich nähernden Kammlinie beider Hauptketten weicht nur der südliche Theil der Rocky Mountains zwischen 38 und 44° nördl. Br. beträchtlich, nämlich um 35—40 Grade, ab. In seinem ganzen Bau zeigt sich dieses mächtige Gebirgssystem von dem mexikanischen ganz verschieden. Hohe und steile Randketten umgeben dazwischenliegendes ausgedehntes Hochland, und der Abfall der Ketten ist in den Felsengebirgen schroffer gegen W. als gegen O. Die Plateaulandschaften sind mit Bergzügen bedeckt und in viele kleinere Hochebenen und Längenthäler getrennt, dabei im südlichen Theile überwiegend öde und wasserlose Wüsten; die Vulkane aber gehören ausschließlich der westlichen Küstenkette an, wo sie theils dem Gebirgskamme selbst aufgesetzt, theils an den westlichen Rändern der Kette durchgebrochen zu sein scheinen, und fehlen den eigentlichen Rocky Mountains, sowie dem zwischen den beiden Hauptketten gelegenen Hochlande völlig. Die von diesem Hochgebirge der Thier- und Pflanzenwelt gesetzte Schranke vermochten nur wenige Organismen zu überschreiten, daher die Verschiedenheit in den Floren und Faunen im O. und W. dieses Gebirges.

Unter den isolirten Gebirgsgruppen Südamerika's ist die Sierra Nevada de Santa Marta die kleinste, aber am höchsten sich erhebende. Den Andes nahe liegend, fast eingeschlossen von den beiden Zweigen derselben, welche, unter 2° nördl. Br. sich trennend, einerseits gegen die Küstenkette von Venezuela, anderseits gegen die Landenge von Panamá sich hinziehen, erhebt sie sich als ein Massengebirge aus dem niedrigen Lande zwischen der Mündung des Magdalenenstroms und dem Golf von Maracaibo plötzlich mit zackigen, steil abfallenden Schneegipfeln. Ihre größte Ausdehnung beträgt nur 90 Kilom. in der Richtung von NNO. nach SSW. bei einer mittlern Breite von 60 Kilom. Aber auf dieser beschränkten Basis steigt sie, nur 36—44 Kilom. vom Antillenmeer entfernt, in drei Gipfeln, San Lorenzo, la Horqueta und el Picache (letzterer 5837 Meter hoch), über die Schneelinie empor. Die Küstenkette von Venezuela, das zweite isolirte Gebirgssystem Südamerika's, welche in Venezuela beginnt und mit der Sierra de las Rosas, dem Ende der östlichen Kordillere der Andes von Neugranada, durch 650—800 Meter hohe Plateau's in Verbindung steht, erfüllt beinahe das ganze Land zwischen dem See von Maracaibo und dem Golf von Paria und besteht aus einer doppelten Kette, deren mittlere Erhebung aber nur 1650 Meter, die Breite 110—220 Kilom. beträgt. Im westlichen Theile begrenzt die südliche Kette die Llanos des Apure und Orinoco im N. bis in die Nähe des Unare, wo sie sich in niedrigen Hügeln verliert und unter 65° westl. L. eine Lücke sich findet, durch welche die Ebene des Orinoco bis an das Antillenmeer herantritt. Die nördliche Kette zieht nahe am Meer bis Kap Codera, wo sie endet. Der östliche Theil des Gebirges (das Gebirgsland von Cumana) hat ebenfalls die doppelten, durch ein Querjoch verbundenen Ketten, die bis zum Pariagolf reichen. Die nördliche Kette steigt im Westtheil gegen ihr östliches Ende hin nahe bei Caracas in der Silla de Caracas bis 2633 Meter und in dem Gipfel von Naiguata zu 2800 Meter auf. In der südlichen Kette erhebt sich im Ostheil der Turumiquiri 2053 Meter hoch. Parallel den eben erwähnten beiden Ketten dieses Gebirges ist noch eine nördlichere, größtentheils submarine Kette, welche in den der Küste vorliegenden Inseln, in den felsigen Vorgebirgen der Provinz Coro und in der Sierra Aceite auf der Halbinsel Goajira westlich vom Golf von Maracaibo in ihren höchsten Spitzen hervortritt und an mehreren Punkten (Macanao, Copey, Aceite, San Luis) eine Höhe von 1000—1300 Meter ü. M. erreicht. Das dritte isolirte Gebirgssystem Südamerika's, das von Guayana oder die Sierra Parime, gleichsam eine große Gebirgsinsel zwischen dem Meer, dem Orinoco und dem Amazonenstrom, hat seine größte Ausdehnung in der Richtung von O. nach W., zwischen dem 52. und 68.° westl. L., und ist in der östlichen Hälfte, zwischen dem 52. und 60.° westl. L., ungefähr 556, in der westlichen, zwischen dem 60. und 68.° westl. L., etwa 670 Kilom. breit. Es wird durch einen niedrigen, 36—104 Kilom. breiten Landstrich von der Küste getrennt und kann als ein im allgemeinen nicht hohes Plateau betrachtet werden, auf dem sich verschiedene mehr oder weniger ausgedehnte, durch waldige oder grasreiche Ebenen von einander getrennte

Bergzüge erheben, deren Gipfel, meist aller Vegetation entbehrend, als felsige, schroffe Berggräten erscheinen. Das Gebirgssystem hat in der Mitte zwischen 59 und 60° westl. L. eine Depression, durch welche es in eine westliche und eine östliche Gruppe getheilt ist. Die westliche Gruppe ist die höhere und nimmt zwischen 66 und 68° westl. L. den Charakter eines Hochgebirges an; die höchsten Gipfel, nahe dem nördlichen Ufer des obern Orinoco zwischen 3 und 4° nördl. Br., sind der Pic von Duida, 2475 Meter, und die Maravacaberge, 2508 Meter. Das vierte der isolirten Gebirgssysteme Südamerika's, das von **Brasilien**, breitet sich über einen noch weit größern Raum aus, als das von Guayana, indem es fast ein Sechstel der Oberfläche Südamerika's einnimmt und das große Dreieck zwischen dem Rio de la Plata, dem Amazonenstrom und dem Atlantischen Ocean fast ganz ausfüllt. Es erscheint als wenig erhabenes Plateauland, auf dem mehrere Bergketten, theils der brasilian. Küste mehr oder minder parallel, theils in transversaler Richtung hinstreichen. Durch eine Depression zwischen 10 und 11° südl. Br., in deren östl. Theil der Rio Francisco nach O. abfließt, wird es in zwei Hälften getheilt, eine kleinere nördliche, deren Boden überwiegend hügelig ist, und eine größere südliche, mit dem Charakter eines Hochgebirges, und zwar beginnt die eigentliche Gebirgsregion an der Küste des Atlantischen Oceans zwischen der Bai Espirito Santo und der Punta Grossa nahe dem Hafen von Santos, von wo sie sich in nordwestlicher Richtung bis an den Rand der Ebenen des Amazonenstroms ausdehnt. Sie steigt am Atlantischen Ocean in zwei steilen Terrassen auf; die erste wird von einem in der durchschnittlichen Entfernung von 30—36 Kilom. mit der Küste parallellaufenden Gebirgszug, der **Serra do Mar** (See- oder Küstenkette), gebildet, erhebt sich in ihren Gipfeln ungefähr bis zu 1650 Meter und endigt nordwestlich von Rio de Janeiro; die zweite, weiter landeinwärts gelegene, läuft unter dem Namen der **Serra di Mantiqueira** der Küstenkette parallel, wendet sich dann gegen N. und streicht in dieser Richtung unter verschiedenen Namen (Serra de Villa Rica, Lappa, Branca 2c.) in die Hügelregion hinein bis gegen den untern Lauf des Rio Francisco hin. In dieser Kette erheben sich die höchsten Spitzen des ganzen brasilianischen Gebirgssystems, der Itatiaiossa 2712 Meter, der Pico dos Orgaos 2372 Meter und der Morro de Papagayo 2274 Meter, nördlicher der Itacolumi 1852 Meter, und der Itambe 1738 Meter hoch. Das Innere dieser Gebirgsregion ist ein Hochland, welches wahrscheinlich nirgends unter 650 Meter Höhe hat, von zahlreichen Bergketten von mäßiger Erhebung durchzogen wird und die Quellen vieler Flüsse enthält, die theils dem Amazonenstrom, theils dem Parana zuströmen. Der ganze Zug der Wasserscheide zwischen diesen beiden Strömen führt den Gesammtnamen der **Serra dos Vertentes**. Von dem Gebirgsknoten der Montes Pireneos (15° 48′ südl. Br.) zieht sich noch eine Bergkette gegen N., die Serra de Arias und de Tabatinga, welche die Wasserscheide zwischen dem Francisco und dem Amazonenstrom bildet, so daß also in diesem Gebirgsknoten drei Hauptflußgebiete, das des Francisco, des Amazonenstroms und des Parana, zusammenstoßen. Der horizontalen Ausdehnung nach nimmt der gebirgige Theil von Südamerika ungefähr 5,616,000 QKilom. (102,000 QM.) ein, wovon etwa 1,845,000 auf das System der Andes, 6000 auf die Sierra Nevada de Santa Marta, 55,000 auf die Küstenkette von Venezuela, 936,000 auf die Sierra de Parime und 2,774,000 auf das Gebirgssystem von Brasilien kommen. Der ganze übrige Theil Südamerika's besteht fast ausschließlich aus weiten zusammenhängenden Ebenen.

In Nordamerika gibt es hauptsächlich nur Ein System von Gebirgen im O. des Kontinents, welches von der westlichen Kette durch unermeßliche, von dem Mexikanischen Golf bis an das Polarmeer sich ausdehnende Ebenen getrennt ist. Es beginnt ungefähr unter 35° nördl. Br. und 85° westl. L., zieht sich anfangs nach NO., dann in mehr nördlicher Richtung bis über den 47.° nördl. Br. hinaus und wird mit dem Namen der **Appalachen** oder **Alleghanies** bezeichnet. Es erstreckt sich, größtentheils den Charakter eines Kettengebirges an sich tragend, in mehreren Parallelketten bei einer mittlern Breite von 220—260 Kilom. in einer Länge von etwa 1700 Kilom., hat aber nur geringe Höhe, indem die mittlere Kammhöhe kaum mehr als 880 Meter beträgt, und die höchsten Gipfel bis etwas über 2000 Meter ansteigen. Unter etwa 74° westl. L., nördlich von New York, wird es durch eine tiefe Querspalte, welche die Thäler des untern Hudson und des Champlainsees bilden, in zwei Theile getheilt, wovon der südlichere mit dem Namen der eigentlichen **Alleghanies**, der nördlichere mit dem der **Neuenglischen Gebirge** belegt wird. Die Alleghanies bestehen aus einem Plateau mit 6—12 Parallelketten, die in nordöstlicher Richtung ziehen und verschiedene Namen führen; sie erreichen ihre höchste Erhebung in Nordcarolina (im 2044 Meter hohen Black Dome), fallen gegen W. und O. sanft und mit breiten Vorstufen ab und werden von zahlreichen Querthälern (z. B. dem des Hudson) durchsetzt. Die Neuenglischen Gebirge bilden ein Hochland, welches gegen S. zum Meere, gegen N. zum Lorenzstrom und gegen O. zum St. Johnsfluß abfällt und von Bergen und Bergzügen überragt wird. Dazu gehören die den Staat Vermont durchziehenden **Green Mountains**, mit ihrem höchsten Gipfel, dem Mount Mansfield (1357 Meter), die Gruppe der **White Mountains** im Staate New Hampshire mit dem Mount Washington (1917 Meter), dem Kathadin (1642 Meter) im Staate Maine. Außerdem liegt noch ein wenig bekanntes rauhes und wildes Bergland in der Halbinsel **Labrador**, dessen felsige Berge jedoch keine bedeutende Höhe zu erreichen scheinen, ein anderes ähnliches in der Nordostecke des Kontinents.

Als ein isolirtes Gebirgssystem östlich von den Andes ist endlich noch dasjenige anzusehen, welches sich in der Gruppe der **Großen Antillen** zwischen Nord- und Südamerika erhebt, in seinen niedrigsten Theilen aber vom Meer bedeckt ist. Dieses Gebirge beginnt unter dem 66.° westl. L. und bildet von da bis zum 71.° westl. L. eine von O. nach W. streichende Kette, darauf zwischen 71 und 72° westl. L. einen Bergknoten, von welchem zwei Ketten ausgehen, eine nördliche in westnordwestlicher und eine südliche in westsüdwestlicher Richtung streichende. In ihrem östlichen Theile, auf der **Insel** Portorico, sowie im östlichen Theile von Hayti erhebt sich die Bergkette nur zu einer mittlern Höhe von 500 Meter, ihre höchsten Theile aber, die Sierra de Lagunillo auf Portorico, bis zu 1120 Meter, der Bergknoten von Cibao (Pic von Yaque) auf Hayti

bis zu 2955 Meter, während im westlichen Theile in dem nördlichen Zuge die Sierra del Cobre auf Cuba bis 2340 Meter, in dem südlichen in Jamaica in der Kette der Blue Mountains (von 1520—1980 Meter Durchschnittshöhe) der Coldridge bis zu 2495 Meter aufsteigt. Merkwürdig ist, daß innerhalb dieses Gebirgssystems der Großen Antillen keine Spur vulkanischer Thätigkeit sich findet, während die in einer Bogenlinie zwischen Portorico und dem Kontinent von Südamerika sich ausbreitenden Kleinen Antillen, die großentheils aus einer doppelten Kette bestehen, in der westlichen derselben nicht nur fast sämmtlich unverkennbar vulkanischen Ursprungs sind, sondern auch noch jetzt thätige Vulkane aufzuweisen haben. Die horizontale Ausdehnung des ganzen gebirgigen Theils von Nordamerika kann auf etwa 8,810,000 QKilom. (160,000 QM.) angeschlagen werden, wovon etwa 8,259,000 QKilom. auf das System der Rocky Mountains und 551,000 auf das appalachische System kommen würden. Außerdem sind von dem Flächeninhalt des ganzen Nordamerika für die Hochländer von Labrador u. für das arktische Hochland noch etwa 1,377,000 QKilom. (25,000 QM.) zu rechnen.

Oestlich von der großen Meridionalgebirgskette breitet sich in derselben Richtung durch den ganzen Kontinent ein System von ausgedehnten Ebenen oder flachen Becken aus, welche alle unter einander zusammenhängen und zwischen den kleinern östlichen Gebirgssystemen an mehreren Stellen bis an den Atlantischen Ocean reichen. Die Wasserscheide zwischen diesen von N. nach S. auf einander folgenden Becken wird nirgends durch ein Gebirge, sondern nur durch sanfte Erhebungen des Bodens (Erdschwellen) gebildet, die zuweilen so unbedeutend sind, daß zur Regenzeit die Gewässer des einen Beckens in die des andern überfließen, ja selbst, wie zwischen dem Becken des Amazonenstroms und dem des Orinoco, eine fortwährende Wasserverbindung durch eine Bifurkation stattfindet. Es sind aber sechs solcher Ebenen oder Becken, von denen eins, das des Golfs von Mejiko und des Antillenmeers, unter der Meeresfläche liegt. Die übrigen sind von N. nach S.: die Nordhälfte der großen Centralebene von Nordamerika, die Becken des Mackenzie-, Nelson- und Missinippiflusses umfassend; die Südhälfte derselben oder das Becken des Mississippi; das Becken des untern Orinoco und die Ebenen von Venezuela; das Becken des Amazonenstroms; die Ebenen des Rio de la Plata und Patagoniens. Die große Centralebene Nordamerika's, östlich von den Rocky Mountains, dehnt sich in ihrem westlichen höhern Theile in der Nähe jenes Gebirges ununterbrochen vom Golf von Mejiko bis zum Eismeer aus, und die Grenze zwischen ihrem nördlichen und südlichen Theile ist hier lediglich durch die Wasserscheide zwischen den Flüssen bezeichnet, welche auf der einen Seite gegen N. und NO. zum Eismeer und zur Hudsonsbai, auf der andern gegen S. durch den Mississippi zum Golf von Mejiko abfließen. Diese Wasserscheide liegt ungefähr unter 49° nördl. Br. auf einer sich vom Fuß der Rocky Mountains zwischen dem obern Missouri und dem Saskatchawan gegen O. ungefähr bis zum 99.° westl. L. ausbreitenden Hochebene, welche in der Nähe der Rocky Mountains wahrscheinlich noch eine Meereshöhe von 1600 Meter besitzt, gegen O. aber allmählich absinkt. Weiter östlich sind beide Theile der großen nordamerikanischen Ebene durch eine weite Depression in dem Plateau, in welchem sie im W. in einander übergehen, geschieden. Diese Depression ist durch die Kette der Kanadischen Seen bezeichnet, deren Wasser gegen NO. durch den St. Lorenzstrom abfließt, und die am westlichem Ende des Obern Sees, von welchem ihr westlicher Theil zwischen 92° und 85° westl. L. ganz eingenommen wird, beginnt. Ihr Nordrand zieht sich von dem nördlichen Ufer jenes Sees gerade nach O. und schließt sich westlich vom St. Johnsee dem Berglande von Labrador an, die Wasserscheide zwischen dem Becken der Kanadischen Seen und des St. Lorenz und dem südlichen Theile der Hudsonsbai bildend. Der Südrand der Depression beginnt ebenfalls an den Ufern des Obern Sees, zieht sich südwärts hart an den Ufern des Michigansees bis zu dessen südlichstem Winkel hin, von da östlich über die Michiganhalbinsel zum südlichsten Punkte des Eriesees, dessen südlichen Gestaden er in geringer Entfernung bis nahe zum 79.° westl. L. folgt, worauf er in östlicher und nordöstlicher Richtung fortzieht, bis er nahe unter 71° westl. L. auf das Gebirge von Neuengland trifft, durch welches hier wie weiter nach N. durch das Bergland von Labrador diese merkwürdige Einsenkung geschlossen wird. Nahe ihrem südlichen Rande in ihrem tiefsten Theile enthält sie die größten Süßwasserseen der Erde, die Kanadischen Seen, die zusammen eine Fläche einnehmen, welche der der großbritannischen Inseln nicht viel nachsteht. Sie liegen in vier Terrassen übereinander, der Obere See auf der obersten, 191 Meter, der Michigan- und Huronsee auf der zweiten, 181 Meter, der Eriesee auf der dritten, 172 Meter, der Ontariosee auf der untersten, 71 Meter ü. M. Alle sind durch schmale Kanäle mit einander verbunden, wovon aber nur der zwischen dem Huron- und Michigansee, die Straße von Michillimakinak, gut schiffbar ist. Der den Obern See mit dem Huron verbindende Kanal hat auf 60 Kilom. etwa 10 Meter Gefälle, in der Mitte aber die Stromschnellen von St. Marie, welche sich über eine Strecke von etwa 3 Kilom. ausdehnen. Die Verbindung zwischen dem Huron- und Eriesee bildet zuerst der Fluß St. Clair, der nur für Boote fahrbar ist, bis zum See St. Clair, darauf der Abfluß desselben, der Detroitfluß. Der Eriesee steht mit dem Ontariosee durch den Niagarastrom in Verbindung, der 45 Kilom. lang ist und ungefähr in der Mitte seines Laufs die berühmten Niagarafälle bildet, in denen sich der Fluß 40 Meter senkrecht herabstürzt. Obwohl viele Flüsse sich in diese Seen ergießen, so haben sie doch nur Einen Abfluß, durch den St. Lorenz, der dem Ocean, nächst dem Amazonenstrom, von allen Flüssen der Erde die größte Wassermenge zuführt. Die Nordhälfte der Centralebene von Nordamerika, die sich im N. der eben bezeichneten Grenzlinie ausbreitet, ist in ihrem südwestlichen Theile am höchsten und sinkt von da an allmählich herab, einerseits gegen O. zum südlichen Theile der Hudsonsbai, andererseits gegen N. zum Eismeer. Die fast nur durch die Richtung der fließenden Gewässer bezeichnete Wasserscheide zieht sich vom Fuß der Rocky Mountains zwischen den Quellen des Saskatchawan- und des Athabascaflusses hin, läuft von dort in nordöstlicher Richtung zum Wollastonsee und darauf nach NNO. zum arktischen Hochlande, welches den Winkel zwischen dem nördlichen Theile der Hudsonsbai und dem arktischen Eismeer ausfüllt. Die zur Hudsonsbai abfallende Ebene, welche unter 50° nördl. Br. von W. nach O. sich an 2200 Kilom., unter 57° nördl. Br. aber nur etwa noch 740 Kilom. weit aus-

dehnt, bei einer größten Breite von nahe an 1480 Kilom., ist im W. eine weite sandige Prairie, in der Mitte unebenes und felsiges Land voller Seen, im O. niedriges Flachland. Ihre bedeutendsten Flüsse sind der Nelson und der Churchill. Der erstere, in seinem obern Laufe Saskatchawan genannt, entspringt in den Rocky Mountains in zwei Quellarmen, welche ungefähr 750 Kilom. weiter unten sich vereinigen und nach einem weitern Laufe von ungefähr 325 Kilom. in den Winnipegsee fallen, den größten See dieser Ebene, von etwa 23,000 QKilom. (420 QM.) Fläche. Diesen verläßt der Fluß unter dem Namen Nelson am Nordwestende, um nach einem etwa 556 Kilom. langen Lauf in die Hudsonsbai zu münden. Der Churchill oder Missinippi entspringt aus dem Methyesee, nimmt die Gewässer des Deer- und Wollastonsees auf und mündet nach 816 Kilom. langem Lauf, die Krümmungen ungerechnet, in dieselbe Bai. Die nördlich zum Eismeer abfallende Ebene, das Becken des Mackenzieflusses, im S. unter 59° nördl. Br. über 750 Kilom. breit und von N. nach S. über 1110 Kilom. lang, enthält ebenfalls viele Seen, worunter der große Sklaven-, der große Bären- und der Athabascasee die bedeutendsten sind. Der erstere hat ungefähr 30,840 QKilom. (560 QM.), der zweite 20,370 QKilom. (370 QM.), der dritte 8260 QKilom. (150 QM.) Flächeninhalt. Der in seinem südlichen Quellarm, dem Athabasca, aus einem Gebirgssee in den Rocky Mountains entspringende Mackenzie ergießt sich in den Athabascasee, fließt aus diesem unter dem Namen des Sklavenflusses in den großen Sklavensee und aus diesem endlich als Mackenziefluß gegen NW. in das nördliche Eismeer. Auf seinem ungefähr 3150 Kilom. langen Lauf nimmt er mehrere im Osttheil der Rocky Mountains entspringende Flüsse, wie den Friedensfluß, den Mountain River ꝛc., auf. Die Südhälfte der nordamerikan. Centralebene, welche sich zum Mexikanischen Golf hinabsenkt, der Nordhälfte an Größe ungefähr gleich ist und größtentheils aus dem Becken des Mississippi besteht, umfaßt beinahe ein Fünftel des ganzen Flächeninhalts von Nordamerika, und zwar nimmt das Flußgebiet des Mississippi ca. 3,854,000 QKilom. (70,000 QM.), das der kleinern, in den Golf von Mexiko mündenden Flüsse ca. 770,900 QKilom. (14,000 QM.) ein. Den niedrigsten Theil dieser Ebene bildet das Bett des Mississippi, welcher Strom ein sehr geringes Gefälle hat, indem der als seine eigentliche Quelle zu betrachtende See von Itasca oder La Biche (unter 47° 10′ nördl. Br. und 95° 54′ westl. L.) nur 512 Meter ü. M. liegt. Bei der Einmündung des St. Petersflusses (nahe unter 45° nördl. Br.) liegt der Spiegel des Mississippi nur noch 214, bei den Des-Moines-Stromschnellen 172, bei St. Louis, 2375 Kilom. von der Mündung, 122 und bei der Mündung des Ohio 91 Meter ü. M. Von den Ufern des Mississippi erhebt sich das Land nach W. und O., nach jener Richtung bei einer mittlern Breite von ungefähr 740 Kilom. bis an den Fuß der Rocky Mountains, nach dieser bei einer Breite im S. von 220—300, im N. von 590—670 Kilom. zu den Alleghanies hin, deren westliche Basis nur 180—210 Meter ü. M. liegt. Ein Theil dieser Ebene ist hügelig, ein größerer Prairie und ein etwa ebenso großer (auf der Westseite des Mississippi) Sandwüste, die nur längs der Flüsse Gras- und Baumwuchs aufweist. Im S. der Alleghanyberge hängt die Mississippiebene mit der niedrigen atlantischen Küstenebene zusammen, welche sich auf der Ostseite der Alleghanies bis zum Atlantischen Ocean erstreckt und hier ungefähr 275,300 QKilom. (5000 QM.) groß ist, während das Land südlich von jenem Gebirgszug mit dem Tieflande der Halbinsel Florida gegen 330,400 QKilom. (6000 QM.) enthält. Südlich von der Mississippiebene breitet sich das Becken des Golfs von Mexiko und des Antillenmeers gewissermaßen als der unter dem Wasser liegende Theil der erstern aus, ein großes mittelländisches Meer mit mehreren nach Europa sich öffnenden Ausgängen bildend.

Die Ebene des Orinoco erstreckt sich von der Küstenkette von Venezuela bis zum Gebirgsland von Guayana und von den Schneebergen von Merida bis zu der Mündung des Orinoco. Sie zerfällt in zwei Theile, einen nördlichen und einen südlichen. Jener begreift die von der Küste des Atlantischen Oceans an zwischen dem Orinoco und dem Apure im S. und der Küstenkette im N. und NW. bis zum Fuß der östlichen Andes sich hinziehende Ebene von Venezuela, dieser die Ebenen des Meta und des Guaviare. Ihrem physischen Charakter nach sind diese Ebenen entweder baumlos (Llanos, Steppen, Sabanas, Savannen), oder bewaldet. Die Llanos erstrecken sich über die ganze nördliche und den westl. Theil der südl. Ebene; bewaldet sind die Strecken zu beiden Seiten des Guaviare bis über den untern Lauf des Rio Meta und zum Rio Arauca. Die Llanos bieten eine vollkommen ebene Oberfläche dar, mit Ausnahme einiger Stellen, wo sich Plateau's von höchstens 100—120 Meter Höhe (Mesas) erheben, welche die kaum bemerkbare Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des Orinoco und den in das Antillenmeer sich ergießenden Flüssen bilden. In der Nähe der begrenzenden Gebirge im N. und W. liegen die Llanos nur ungefähr 100 Meter hoch über dem Meer und senken sich von da größtentheils unmerklich gegen den Orinoco. Ihre Oberfläche ist baumlos, wenn man von einigen vereinzelt stehenden Palmen absieht, die dichter gedrängt erst auf dem sumpfigen Delta des Orinoco erscheinen. Nur die Flußufer sind mit Gebüsch und Baumwuchs bedeckt und eignen sich zur Kultur des Zuckerrohrs, der Baumwolle und des Tabaks, während die baumlosen Strecken nur Viehzucht gestatten. Die Oberfläche der bewaldeten Ebenen ist hier und da etwas hügelig, vornehmlich zwischen dem Guaviare und dem Rio Negro, wo selbst Felsen an hundert Meter hoch schroff emporragen. Im Durchschnitt liegt die Oberfläche dieser mit undurchdringlichem Urwald bedeckten Ebenen ungefähr 300 Meter ü. M. Die Quellen des Orinoco, die noch kein Europäer gesehen hat, liegen wahrscheinlich denen des Rio Branco nahe, und sein Spiegel unter 3° 6′ nördl. Br. und 66¼° westl. L. nur 283, bei der Vereinigung mit dem Guaviare, wo der Orinoco seine erste große Biegung macht, 228, bei seiner zweiten großen Biegung unter 7° 39′ nördl. Br. und 66° 35′ westl. L. nur noch 63 Meter ü. M. Das Becken des Amazonenstroms, das größte des ganzen westlichen Kontinents, hängt mit der Orinocoebene unmittelbar zusammen, wie denn auch der in den Amazonenstrom fallende Rio Negro durch den Cassiquiare in ununterbrochener Verbindung mit dem Orinoco steht. Es zerfällt in zwei Theile, von denen der eine von O. nach W. gerichtet, der andere südlich von diesem zwischen den Andes und dem brasilianischen

Gebirgssystem nach S. bis zum Becken des Parana, 20° südl. Br., sich erstreckt. Jener wird im N. durch den Südabfall des Berglandes von Guayana und durch eine unbedeutende Erdanschwellung unter 2—3° nördl. Br. zwischen dem Guaviare und dem Guainia begrenzt, erstreckt sich westlich bis zur Mündung des Rio Huallaga und den Stromschnellen des Pongo von Manseriche und südlich bis zu den Katarakten, welche die südlichen Nebenflüsse des Amazonenstroms bei ihrem Abfluß aus dem höher gelegenen Lande bilden. Seine Ausdehnung beträgt zu beiden Seiten des Amazonenstroms von dessen Mündung nahe unter 50° westl. L. bis zum Pongo von Manseriche, nahe unter 76° westl. L., 2970 Kilom. bei einer Breite von 660—1300 Kilom. Diese Ebene, die im W. am Fuß der Andes von Loxa nur ungefähr 380, im N. am Fuß der Berge von Guayana nur etwa 300 Meter ü. M. liegt, wird ihrer ganzen Länge nach von W. nach O. von dem Amazonenstrom, dem größten Strom der Erde, durchflossen, der nach Humboldt durchschnittlich nur 0,5 Meter Gefälle auf die Meile hat. Auf dem Tafellande der Andes von Pasco entspringend, wird er durch Vereinigung des Rio Aguamiros und des Rio Chavinillo gebildet, durchbricht die mittlere Andeskette in einem von Katarakten erfüllten Querthale und tritt durch das Felsenthal von Manseriche in die Ebene ein, in der er die Namen Marañon (portug. Maranhão), Solimões und Rio das Amazonas trägt. Im Querthal der mittlern Kordillere, im Pongo de Rentema, liegt sein Spiegel 378, bei dem brasilian. Grenzfort von Tabatinga an der Mündung des Yavari (Hyabari) 206, bei San Paulo de Olivenza (69° westl. L.) 202, bei Ega an der Mündung des Rio Teffe 186, an der des Rio Negro 170, beim Engpaß von Obydos, bis wohin, 890 Kilom. von der Mündung, Ebbe und Flut bemerklich sind, 147 Meter ü. M. Der zweite, von N. nach S. gerichtete Theil des Beckens des Amazonenstroms begreift den mittlern und obern Theil der Becken der südwärts von 10° südl. Br. zwischen den Andes im W. und dem brasilianischen Gebirgssystem im O. laufenden Nebenflüsse des Amazonenstroms und wird im S. durch die in schräger Richtung von den Andes zum brasilianischen Gebirgssystem laufende Wasserscheide gegen die Zuflüsse des La Plata begrenzt. Von N., wo er in den von O. nach W. gerichteten Theil des Amazonenbeckens übergeht und nur etwa 260 Meter ü. M. liegt, steigt er sanft und stufenartig, wie sich aus den Stromschnellen der Flüsse ergibt, nach S. an, durch den gegen O. weit in die Ebene vorspringenden Kordillerenzweig von Cochabamba mehr und mehr eingeengt. Hier, ungefähr zwischen 59 und 61° westl. L., erheben sich aus der niedrigen, sumpfigen Ebene Bergreihen von geringer Höhe, die in der Richtung von NNW. nach SSO. streichen und, nach der bolivianischen Provinz Chiquitos benannt, den Hauptpunkt der Wasserscheide zwischen dem Amazonenstrom und dem Rio de la Plata bilden, aber auf beiden Seiten eine Verbindung zwischen dem Becken des Amazonenstroms und dem des La Plata offen lassen. Der Hauptstrom dieses südlichen Theils des Beckens des Amazonenstroms, der Rio Madera, eigentlich der zweite Quellarm desselben, übertrifft sowohl an Länge des Laufs und Wasserreichthum, wie an Ausdehnung seines Gebiets die größten Ströme Europa's. Die ganze Länge seines Laufs von den Quellen des Guapai (Rio Grande) bis zu seiner Mündung beträgt 3340 Kilom. Dieser südliche Theil des Amazonenstrombeckens besteht im O. und SO. durchgängig aus feuchtem Wiesen- und niedrigem Sumpfland, während es im W. von fast ununterbrochenem Urwald, wie auch großentheils der nördliche Theil des Amazonenstromlandes, bedeckt ist. Die Ebene des Rio de la Plata und von Patagonien wird gegen NO. durch das brasilianische Gebirgssystem, gegen W. durch die Andes von Bolivia und Chile begrenzt, während sie sich gegen S. östlich von den Andes bis gegen die Südspitze des Erdtheils ausdehnt. Sie bietet hinsichtlich der Gestalt ihrer Oberfläche eine große Verschiedenheit dar. Ihre nördliche Region wird größtentheils von einem noch sehr wenig bekannten Landstrich, dem Gran Chaco, eingenommen, worunter man die weite, nördlich bis an die bezeichnete Wasserscheide gegen den Amazonenstrom sich ausdehnende, im O. durch den Paraguay und Parana, im S. und SW. durch den Rio Salado und im NW. durch die Sierra de Salta und de Jujuy begrenzte Ebene versteht. Dieser sanft von NW. nach SO. abfallende Landstrich ist in seinem nordöstlichen Theil eben, mit großen Sümpfen und Seen bedeckt und steht in der Regenzeit fast ganz unter Wasser. Weiter gegen S. ist er weit trockener und nur längs der Flüsse, namentlich des Pilcomayo und Rio Bermejo, periodischen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Die trocknern Striche zwischen den beiden genannten Flüssen, Llanos del Manso genannt, bieten weite Grasfluren dar, oder bestehen, namentlich zwischen dem Rio Bermejo und dem Rio Salado, aus dürren, sandigen Steppen, die außer ärmlichen Kaktus- und Salzpflanzen fast keine Vegetation zeigen. Waldungen finden sich nur längs der Flüsse und innerhalb der Zone der Ueberschwemmungen. Westlich vom Rio Salado zieht sich eine von NW. nach SO. abfallende Ebene hin, deren nördlicher, mehr hügeliger Theil, die Ebene von Tucuman, einer der schönsten und fruchtbarsten Landstriche Südamerika's ist, während die südlich davon gelegene Strecke zwischen dem Rio Salado und dem Rio Dulce bis zum Parana hin eine fast vegetationslose Wüste bildet. Westlich davon breitet sich bis zum Fuß der Andes eine heiße Salzsteppe aus, Las Salinas genannt, welche außer Salz und Salzpflanzen fast nichts producirt und, obgleich 1100 Kilom. vom Meer entfernt, kaum 70 Meter über dessen Spiegel liegt. Südlich von dieser Wüste liegt eine hügelige Region mit der Sierra de Cordova, einer aus mehreren von N. nach S. gerichteten Bergzügen bestehenden Berggruppe mit Gipfeln von 1460—1800 Meter Höhe, die nicht mit den Andes in Verbindung steht, indem der dazwischen liegende Raum aus einer zum Theil mit Salz geschwängerten, keine Kultur gestattenden Sandebene besteht. Die östlich vom Paraguay und Rio de la Plata gelegenen Gegenden der La Plata-Ebene bieten, den Ufern dieser Flüsse entlang und zwischen dem Parana und Uruguay, fruchtbare, aber den Ueberschwemmungen sehr unterworfene, daher zum Theil sumpfige Niederungen dar, die von höhern Landrücken durchzogen werden, aber durchgängig baumlos sind, dagegen schöne Weiden darbieten. Nur im N., zwischen dem Parana und dem obern Paraguay, findet sich ausgedehnter Urwald. Die mittlere Region der Ebenen des Rio de la Plata umfaßt die seit Jahrhunderten unter dem Namen Pampas bekannten Ebenen, welche sich

von dem Ufer des untern Parana und dem Atlantischen Ocean westwärts ungefähr zwischen 33 und 40° südl. Br. bis an den Fuß der Andes von Chile erstrecken. Eine ununterbrochene Grasfläche bildet eigentlich nur der östliche Theil dieser Ebenen, die Pampas von Buenos Ayres, welche das im S. und O. vom Atlantischen Ocean, im NO. und O. durch den Rio de la Plata und den Rio Parana und im W. durch den 61.° westl. L. begrenzte Gebiet einnehmen. Diese Pampas haben zwischen dem Parana und Rio Salado schönen Wiesengrund, während den Salado zu beiden Seiten eine Menge stehender Gewässer begleiten, die weiter südlich sich zu großen, mit Rohr bewachsenen Sümpfen erweitern, bis ein am Kap Corrientes beginnender, nach NNW. etwa 300 Kilom. landeinwärts ziehender, in der Mitte, in der sogen. Sierra de Tandil, gegen 500 Meter ansteigender Höhenzug denselben eine Grenze setzt. Ein anderer Bergzug nördlich von der Bahia Blanca erreicht in der Sierra Ventana eine Höhe von 1070 Meter. Eigentliche Urwälder finden sich in diesem Theil der Pampas nicht, nur hier und da Gehölze und Gebüsche. Westlich von diesen Pampas breitet sich zwischen 61 und 66° westl. L. eine Region der Salzsümpfe nordwärts bis zu dem felsigen Terrain der Sierra de Cordova, südwärts bis zum Rio Negro aus, und zwischen dieser Region und den Andes von Chile ist der Boden sandig, zum Theil ebenfalls mit Salz geschwängert, zum Theil auch, wo vulkanische Asche vorherrscht, mit dornigen Gebüschen bedeckt und, wo künstliche Bewässerung möglich ist, zum Getreidebau sehr geeignet. Im westlichen Theil dieser Ebene münden alle Flüsse in drei Systeme von Binnenseen, in die von Guanacache, El Bevedero und Urre Lauquen. Die **Ebene von Patagonien**, welche sich südlich vom Rio Negro zwischen den Andes und dem Atlantischen Ocean ausdehnt und gegen das Innere bis zu etwa 330 Meter ü. M. ansteigt, hat durchgängig eine felsige und sterile Oberfläche, nur am Rio Negro finden sich in den Flußthälern kleinere, mit Vegetation bedeckte Strecken. Diese ungeheuren Ebenen östlich von den Andes zwischen dem Becken des Amazonenstroms und der patagonischen Ebene werden von einem Flußsystem eingenommen, das aus drei Strömen, dem **Paraguay**, dem **Parana** und dem **Uruguay**, zusammengesetzt ist, welche, im südwestlichen Theil des brasilianischen Gebirgssystems entspringend und einander sehr nahe nach S. abfließend, zuletzt zu einem Strom, dem **Rio de la Plata**, vereinigt dem Meer zuströmen. Diese zusammenhängenden, niedrigen Ebenen von Südamerika, die sich von Patagonien bis zum Antillenmeer auf der Ostseite der Andes ausbreiten, haben zusammen einen Flächeninhalt von ungefähr 11,343,000 QKilom. (206,000 QM.), wovon etwa 7,115,000 auf die des Amazonenstroms, 3,310,000 auf die des Parana und von Patagonien und 918,000 auf die des Orinoco kommen mögen. Die übrigen kleinern Ebenen, wie die von Guayana, die des Magdalenenstroms und die von Chile, Bolivia, Peru an der Westküste nehmen zusammen einen Flächenraum von ungefähr 881,000 QKilom. (16,000 QM.) ein.

Geognostische Uebersicht (s. Tafel »Gebirgsformation«). Von keinem Theil der Erde ist die Kenntnis des geognostischen Baues des Landes ungleicher, als von A. Während große Landstriche noch von keines wissenschaftlichen Forschers Fuß betreten wurden, kennen wir viele Theile namentlich der Vereinigten Staaten in Nordamerika bis in das Detail. In den getrennten Gebirgsgliedern des Ostens herrschen die krystallinischen Gesteine meist in Verbindung mit vorjurassischen neptunischen, überwiegend paläozoischen Bildungen aus der Zeit des Uebergangs- und Steinkohlengebirges vor; Melaphyre und andere sogen. Trappgebilde der Sekundärzeit sind die neuern Eruptivbildungen dieser Gebiete, alle jüngere vulkanische Thätigkeit ist dem O. des Festlandes fremd. Ganz verschieden ist der W. desselben gebildet; an der Bildung der Kordilleren nimmt nicht allein krystallinisches, paläozoisches und triasisches Gestein theil, sondern auch jüngere Sekundärbildungen aus der Jura- und insbesondere der Kreidezeit bedecken große Flächen. Im N. tritt selbst tertiäres Gebirge in den Mulden zwischen den westlichen Gebirgszügen auf, und die eruptive Thätigkeit setzt sich bis in die gegenwärtige Zeit fort. Porphyreruptionen in der sekundären Zeit, trachytische und basaltische in der Tertiärzeit, mächtige vulkanische Auswurfsmassen und Laven der Jetztzeit nehmen den wesentlichsten Antheil an der Zusammensetzung der Kordilleren, ja fast sämmtliche Hochgipfel des Erdtheils, die sämmtlich dem W. angehören, sind Produkte dieser spätern Eruptionsthätigkeit, nicht wenige dieser Hochgipfel noch gegenwärtig thätige Feuerberge. Die weiten Ebenen, welche die getrennten östlichen Gebirge Südamerika's von den Kordilleren trennen, bestehen aus Tertiär- und Diluvialbildungen, nur im Bereich der Küsten und der großen breiten Stromthäler aus jüngern Alluvionen, während in Nordamerika, wo im O. die paläozoischen Bildungen, im W. die krystallinischen Gebirgsmassen in großartigster Entwickelung auftreten, nur ein relativ schmaler Strich mit mächtigen Entblößungen zerstückelter Kreide- und Tertiärbildungen den O. und W. des Landes, von den Prairien von Texas an bis zum Saskatchawan und vielleicht noch weiter nach N. fortsetzend, trennt. Im S. und N. des Kontinents erheben sich einzelne Gebirgs- und Berginseln, aus ältern krystallinischen und paläozoischen Gesteinen zusammengesetzt, aus den jüngern Ebenen, so die Sierren von Cordova, Tucuman aus den Ebenen des La Plata, die Sierra von Solano aus den Ebenen des Japure, die Sierra von San Saba in Texas, die Black Hills und Three Peaks im obern Missourigebiet.

Das krystallinische Gebirge mit seinen Graniten und Syeniten, mit Gneis und andern krystallinischen Schiefern finden wir im ganzen polaren Norden, in den Hudsonsbailändern, im Gebiet der Kanadischen Seen und in Canada, überall von den ungestörten, horizontal gelagerten, paläozoischen Bildungen auf weite Flächen hin bedeckt. Zu einem wirklichen Gebirgszug erhebt sich dann südlich dieses krystallinische Gebirge in dem langen Gebirgszug der Alleghanies. Granit und krystallinische Schiefer, Gneis, Glimmer und Talkschiefer mit untergeordnetem körnigen Marmor mit Durchbrüchen von Serpentin, Diorit, Trapp und feinen Mandelsteinen setzen die Berge Neuenglands und die nach kurzer Unterbrechung sich erhebende, von Trenton in New Jersey bis Alabama verlaufende, östliche Kette der Alleghanies, die der sogen. Blauen Berge, zusammen, welche mit ihrem Eisenglimmerschiefer und ihrem, erst durch Kalifornien und Australien verdunkelten Goldreichthum mehr an Brasilien als an den Norden erinnert. Im W. des südlichen Ur-

gebirgszugs lagern die paläozoischen Bildungen nicht mehr horizontal, sondern sind zu zahlreichen parallelen Bergzügen zusammengepreßt, die sich nach W. endlich zu weiten, schwach wellenförmigen Landschaften verflachen. Innerhalb des weiten Raums bis gegen den Fuß der Rocky Mountains erheben sich noch mehrere isolirte kleinere Gebiete krystallinischen Gebirges, namentlich das erzreiche Ozarkgebirge in Missouri, das in der Richtung von NO. nach SW. sich hinzieht. Die Hauptinseln des Antillenmeers sind ebenfalls solche isolirte Erhebungen krystallinischer Gesteine über dem Spiegel des Meeres. In Südamerika gehören hierher die Gebirge am Karaibischen Meer, die hohe Sierra de Santa Marta, die Bergzüge von Caracas und Cumana. Groß ist die Ausdehnung dieser krystallinischen Gesteine, des Granits mit seinen oft bizarren einzelnen Felsen und Felskämmen und der krystallinischen Schiefer, Gneis, Glimmerschiefer, Itacolumit, durchbrochen von Hornblendegesteinen (Dioriten), im Hochland von Guayana, wo der Granit und Itacolumit die dürren Savannen bildet, der dioritische Boden sich mit dichtem Urwald bedeckt. In gleich großer Ausdehnung tritt das krystallinische Gestein im Berg- und Gebirgsland von Brasilien auf, bis es, unterbrochen freilich durch einen langen, schmalen, von NO. nach SW. gerichteten Streifen wahrscheinlich dem Uebergangsgebirge angehöriger Gesteine im Gebiete des Francisco, zuletzt in niedern Felskämmen unter die jüngern Tertiär- und Diluvialbildungen der Pampas untertaucht. Diese krystallinischen Gesteine Brasiliens sind durch ihre Ausbeute an Gold berühmt, und die sogen. Campos, Lagerstätten goldreicher Alluvionen, sowie von Diamanten und vielen andern werthvollen Edelsteinen (Topas, Turmalin, Euklas, Chrysoberyll), liegen nicht wegen Goldarmut, sondern wegen Mangels an Arbeitskräften gegenwärtig fast unbenutzt. Wenig bekannt ist das weite, auch goldreiche Gebiet des Innern von Brasilien, welches sich ebenfalls mit mächtiger Entwickelung des Itacolumits bis Matto Grosso ausdehnt. Weite Flächen der Nordhälfte des brasilianischen Berglands deckt ein Sandstein, der von einigen als alter rother Sandstein, von andern als Quadersandstein bezeichnet wird, in der That auch der Kreideformation anzugehören scheint.

An der Westseite des Kontinents begleitet ein fast ununterbrochener Zug krystallinischen Gebirges die Küste Südamerika's vom Kap Horn, wo sich Granit, überragt von Grünsteinkegeln, schroff aus dem Meer erhebt, bis fast zur Landenge von Panamá, nur in Peru, Ecuador und Neugranada durch einen Streifen von tertiären und sekundären Bildungen vom Meer getrennt. Und wie an der Küste, so tritt dieses Gestein auch innerhalb und am Ostfuß der Kordilleren von Chile und Bolivia auf, und ebenso bildet es in Ecuador und in den Kordilleren von Choco und Quindiu in Neugranada das vorherrschende Gestein (hier gehören ihm die Gold- und Platinalluvionen an), während seine Ausdehnung an der Nordküste des Isthmus von Panamá gering ist. Ueber die Verbreitung des krystallinischen Gebirges, sowie über die Gesetze der Verbreitung dieser Gesteine in Mejiko, des Granits, Syenits, Gneis und anderer Schiefergesteine, an die sich in großer Ausdehnung paläozoische Thonschiefer und Kalke anschließen, sind wir noch wenig unterrichtet. In größerer Ausdehnung zu bedeutenden Höhen ansteigend und goldhaltige Erzgänge führend, kennen wir sie unter der Breite von Oaxaca, bei Zacatecas u. a. O., aber erst von Sonora an beginnt das weite Gebiet des Granits und krystallinischen Schiefergebirges, welches sich von da durch Arizona, Utah, Kalifornien und Oregon nach N. fortsetzt. Goldführende Quarzgänge haben das Material zu den goldreichen Alluvionen in Sonora und der Sierra Nevada von Kalifornien gebildet und finden sich noch am Fraser River und nördlicher. Aber in den Rocky Mountains finden wir kein zusammenhängendes krystallinisches Gebirge, sondern in die Länge gezogene, von ältern neptunischen Formationen umringte, über die aus sekundären Bildungen bestehenden Plateau's sich erhebende Centralmassen; und so auch in den östlichen Vorposten des Felsengebirges an der Sierra di San Saba und in den näher ans Gebirge gerückten isolirten Black Hills, Three Peaks 2c. zwischen dem Yellowstone und Platte. Das Gold, ergiebige Eisenerze, Edelsteine gehören in A. vorzugsweise diesen Gebieten an.

Von den paläozoischen Gesteinen fehlt der Zechstein A. gänzlich, dagegen besitzen die silurische, devonische und Kohlenformation eine weite Verbreitung. Die fast wagrechte oder äußerst wenig gestörte Lagerfolge dieser Gebilde im N. Amerika's bei großem Reichthum an Versteinerungen ist Ursache, daß wir eine Detailkenntnis des nordamerikanischen Uebergangs- und Steinkohlengebirges besitzen, wie nicht größer von irgend einem Theil Europa's. Ersteres ist nach den Versteinerungen in zahlreiche Glieder getheilt worden, von denen einige eine außerordentlich weite Verbreitung besitzen, während der Charakter anderer bei ihrem weitern Verlauf ins Innere sich ändert, und noch andere mehr lokaler Natur sind. Die protozoischen Gesteine, in denen wir die ältesten bekannten Versteinerungen finden, bilden auch in Wisconsin, Minnesota und in Canada die unzweifelhafte Unterlage, während im O. ihre Lagerung durch Zusammenfaltung der Schichten undeutlicher ist. Von sehr weiter Verbreitung ist der Potsdamsandstein mit seinen Lingulen und die darüber folgenden Kalksteine mit ihrem Reichthum an Brachiopoden, Orthoceratiten und insbesondere an zum Theil sehr großen Trilobiten. Die graptolithenreichen Uticaschiefer und Schichten der Hudsonflußgruppe schließen das untere silurische Gebirge ab und treten im O. und W. auf. Das sogen. devonische Uebergangsgebirge beginnt in New York mit einem grauen Sandstein, darüber liegt über 600 Meter mächtig der aus rothen Sandsteinen und Schieferthonen bestehende alte rothe Sandstein, und höher folgt das in Nordamerika ungemein mächtig entwickelte Steinkohlengebirge zuerst mit dem versteinerungsreichen Kohlenkalkstein, der (und zwar von demselben sich gleichbleibenden petrographischen Charakter) vom Kap Breton bis Vancouver verbreitet ist und die Unterlage des für die industrielle Entwickelung Nordamerika's so wichtigen Steinkohlengebirges im engern Sinne bildet, das in großer Ausdehnung bis zur Insel Melville und bis Grönland im N. reicht. Es gehören dazu die Steinkohlenfelder von Kap Breton, Neuschottland und Neubraunschweig, das appalachische, das sich von Nordpennsylvanien bis Tennessee ausdehnt; die Felder von Michigan, von Illinois, von Missouri im O., von Vancouver im W. bergen einen unerschöpflichen Reichthum an Steinkohlen und bieten in Ohio bei ihrem Reichthum an Eisensteinen, bei der Nachbarschaft des Kalks und der Lage dicht am

schiffbaren Strom, dieselben Vortheile wie Südwales und Belgien in Europa. Man schätzt die Größe der amerikanischen Kohlenfelder auf ¼ aller auf der Erde bekannten; dazu ist die Mächtigkeit einzelner Flötze oft außerordentlich. Diesen Kohlenflötzen mögen die zahlreichen Erdölquellen und Quellen brennenden Gases, die sich von Canada und New York in südwestlicher Richtung durch die Alleghanies fortsetzen, ihren Ursprung verdanken; auch die Salzquellen Virginiens scheinen dem Kohlengebirge zu entspringen. Die vorerwähnten Kohlenfelder des Ostens werden durch Uebergangsgebirge und Kohlenkalk, im N. selbst durch krystallinische Gebirge von einander getrennt. Nur in geringer Ausdehnung tritt der rothe Sandstein, wahrscheinlich triasischen Alters, durch Fische, vor allem aber im Connecticutthal durch die zum Theil riesigen Vogelfährten berühmt, am Ostrand in Mulden des ältern krystallinischen Gebirges auf. Auch an der Zusammensetzung des Felsengebirges der Sierra de San Saba, von Texas, der Black Hills, nimmt Uebergangsgebirge und Kohlenkalkstein wesentlichen Antheil; alle die früher erwähnten Graniterhebungen werden von diesen ältesten neptunischen Bildungen umschlossen. Die Einsenkung des großen Salzsees im krystallinischen Gebiet besteht ebenfalls aus Kohlenkalk, der von da bis Sonora sich verfolgen läßt. Ueber den Antheil paläozoischer Gebirge an der Bildung Mejiko's und der Großen Antillen ist wenig genaueres bekannt. Von ihrem Vorkommen im brasilianischen Hochland war zum Theil schon oben die Rede, aber silurische Schichten mit ihren Versteinerungen sind durch d'Orbigny auch von den westlichen Gegenden in der bolivischen Provinz Chiquitos bekannt. In den Kordilleren Südamerika's kennen wir Uebergangs- und Kohlengebirge von Peru an bis nach Mendoza, aber nur aus dem Hochland von Bolivia, wo sie in großer Ausdehnung auftreten, genaueres über ihre Versteinerungen und Gliederung. Am Westrand des Hochlandes von Bolivia entdeckte d'Orbigny das silurische Gebirge mit seinen Versteinerungen, im O. bei Cochabamba und Chuquisaca das devonische Gebirge. Ueber den devonischen Schichten fand er im O. auch Sandsteine und Kalksteine mit den Spiriferen und Produkten des Kohlenkalks gelagert. Ebenso sind solche Bildungen der Kohlenzeit im Innern der Kordilleren von Peru zwischen Lima und Huancavelica aufgefunden worden; dagegen gehören die geringen Steinkohlenflötze des Magdalenenstromgebiets dem Jura oder der Kreide an. Auf den Falklandsinseln findet sich endlich auch silurisches und devonisches Uebergangsgebirge. Die Trias ist mit Wahrscheinlichkeit in nicht unbedeutender Ausdehnung vornehmlich durch Sandsteine vertreten. An der atlantischen Küste tritt sie vereinzelt von Prinz Edwardsinsel bis Nordcarolina auf; in sehr weiter Ausdehnung ist sie, zusammengesetzt aus weißrothem Sandstein, bunten Thonen, Gips, Dolomit und Salzthon, im Innern Amerika's aufgefunden und bildet hier, überall durch Salzreichthum ausgezeichnet, die weiten Ebenen zwischen den Rocky Mountains und den östlichen ältern Gebirgen. So zieht sie sich aus dem Quellland des Red River durch das obere Missourigebiet, das des Platte, Kanzas, Canadian im O., das obere Coloradogebiet im W. und bildet vorzugsweise die Plateau's, über welche sich die aus ältern Formationen gebildeten Ketten der Rocky Mountains erheben. Diese Plateau's steigen so allmählich von O. gegen W. an, daß den Rocky Mountains trotz ihrer Höhe der pittoreske Eindruck eines Alpengebirges, welchen die westkalifornischen Urgebirgsketten der Sierra Nevada ꝛc. in hohem Grade machen, ganz abgeht. Auch an dem Südufer des Obern Sees setzt sich dies Terrain nach O. fort. In Südamerika treten ähnliche Bildungen auf, von denen es aber noch unsicher ist, ob sie hierher gehören, da ihre Lagerung gegen jüngere Gebirgsglieder unbekannt ist. So finden sich, nach Burmeister, von Porphyren bedeckt, bunte Thone und Sandsteine im W. von Mendoza; ähnliche Gesteine in Begleitung von Dolomit hat man in Bolivia und in Peru beobachtet, und im nördlichsten Theil von Chile Gips und Steinsalz führenden bunten Thon, begleitet von Kupfersandstein, auf eine Länge von 5½ Längengraden gefunden, daher es wahrscheinlich ist, daß der Salzreichthum der argentinischen Provinzen und Bolivia's, wo Salzseen auf einer Meereshöhe von 2300—3300 Meter auftreten, derselben Formation entstammt. Das Auftreten der Juraformation in A. ist im Süden nur auf wenigen Strecken bekannt und namentlich in Chile bemerkt worden; wahrscheinlich hat sie jedoch eine weite Verbreitung in Südamerika. Auch in Nordamerika kennt man Jurabildungen nur im Innern der Rocky Mountains; sie bilden Hochebenen am Ost-, Süd- und Westfuß dieses Gebirges, vor allem die Llano estacado zwischen dem Canadian River und Pecos. Die Kreidebildungen nehmen an der Zusammensetzung des Erdtheils den wesentlichsten Antheil. Man kennt die Versteinerungen derselben schon lange aus New Jersey, Alabama, Texas, von Jalapa in Mejiko, seit neuerer Zeit auch aus Kansas, Nebraska; in Südamerika aus Venezuela und längs der Kordilleren von den Gestaden des Karaibischen Meeres bis zur Magelhaensstraße; dagegen sind sie bis jetzt am Stillen Ocean noch nicht beobachtet worden. Alle Glieder der langen Reihe dieser Formationen, mit Ausschluß des Gault, sind auf amerikanischem Boden durch Versteinerungen nachgewiesen. Im O. von Nordamerika umgeben sie als schmale Streifen, oft auch bedeckt und unterbrochen, das weite Gebiet paläozoischer Bildungen. Im W. sind sie, durch Entblößung zerstört, nur in einzelnen, dem rothen Sandstein aufgesetzten Falzen vom obersten Missouri bis Arkansas bekannt, und nur in Texas finden wir sie im Zusammenhang einen großen Theil des erhöhten Landes bildend und von da nach Mejiko fortsetzend. Das älteste Tertiärgebirge, das sogen. Eocän, ist bis jetzt nur in den Vereinigten Staaten aufgefunden worden. Hier finden wir seine marine Abtheilung, bestehend aus dichtem Kalkstein, bunten Thonen, eisenhaltigem Sand, Konglomeraten und weißem und buntem Sandstein, von Nordcarolina bis Alabama am Außenrande der Alleghanies, während in den Mauvaises Terres (in den Prairien am obern Missouri) seine Süßwasserabtheilung beobachtet worden ist. Die mitteltertiären Bildungen des sogen. Miocän sind am frühesten in den Niederungen von New Jersey und Virginien bekannt geworden, wo sie aus gelbem und weißem Sand, Muschelmergel und Thon bestehen und das Eocän bedecken. Ein nicht unbeträchtlicher Theil ihrer zahlreichen Konchylien und auch der Korallenreste besteht aus noch lebenden Species. Diesen Bildungen scheinen auch die ausgedehnten Tertiärbildungen an der Westseite des Kontinents an der Küste des Stillen Oceans wie in den Mulden zwischen den Küstengebirgen und der

Sierra Nevada Kaliforniens und des Oregongebiets anzugehören. Selbst an der Ostseite der Sierra Nevada hat man dieser Periode wahrscheinlich zuzurechnende Konglomerate aufgefunden. Marine Pliocän- oder jungtertiäre Bildungen sind in Nordamerika noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen worden; dagegen besitzen die zum Theil wenigstens marinen Bildungen der mittel- oder jungtertiären Zeit in Südamerika eine außerordentliche Verbreitung; sie erfüllen die tief zwischen die divergirenden Kordillerenketten Neugranada's ins Innere eindringenden Buchten und setzen die Llanos des Orinoco und die unermeßlichen Ebenen des Amazonen- und La Plata-Gebiets zusammen. Auch längs der Westküste kennen wir durch Darwin gleichartige Bildungen vom Chonosarchipel, von Chiloë, Coquimbo bis Payta in Peru, wie von den Galapagos. Die südchilenische tertiäre Sandsteinformation ist reich an den trefflichsten steinkohlenähnlichen Braunkohlen und dürfte wohl mit der Zeit für die industrielle Entwickelung des Landes von Wichtigkeit werden. Weite Verbreitung besitzen endlich die jüngsten Meereskalksteine mit den Resten der dort lebenden Meeresfauna in Westindien, wo der berühmte Kalkstein von Guadeloupe mit seinen fossilen Menschenskeletten in diese jüngste Erdperiode gehört. In zahlreichen Linien sieht man die neuesten Muschelablagerungen längs der Küste Surinams, vor allem aber auf der ganzen Küste Chile's und Peru's, die jüngern hier mit den Scherben und Töpfergeschirren der Indianer vermischt. Auch die sogen. Diluvialterrassen der Thäler, so des Ohiothals, gehören in diese Zeit. Mächtige Schuttalluvionen theils von Rollsteinen, theils von eckigen scharfen Gesteinsstücken wie in der Wüste Atacama, Sandablagerungen, viele der goldführenden Alluvionen reichen in ihrer Bildungszeit bis hierher. Mächtig wirkt die Pflanzenwelt an der Vermehrung des Bodens mit. Torfablagerungen von immenser Ausdehnung bilden sich im N. wie im S., auf dem Festland wie auf den Inseln (Falklandsinseln); selbst die Vögel haben theil an der Bodenbildung Südamerika's durch die Guanoablagerung auf einzelnen Inseln an der peruanischen Küste. Florida verdankt sein Dasein den Bauten der Korallen, die in den Bermudas ihre Nordgrenze im Atlantischen Ocean finden.

Den wesentlichsten Antheil an Bau und Zusammensetzung des amerikanischen Kontinents nehmen aber die Eruptivbildungen. Zahlreiche granitische, syenitische, dioritische Durchbrüche gehören der Periode der krystallinischen Schiefer an, welche im W. natürlich auch von den Eruptivbildungen der verschiedensten spätern Erdperioden bis zu denen der gegenwärtig thätigen Vulkane durchsetzt werden. Manche Grünsteine gehören der paläozoischen Zeit an. Von größter Wichtigkeit sind unstreitig die Porphyre, welche sehr verschiedenen Alters sind. Die Dioritporphyre Mejiko's liegen zwischen paläozoischen Schichten, andere quarzführende dürften der triasischen Zeit angehören; in größter Ausdehnung treten aber die nach Philippi's Beobachtungen in Chile der jurassischen Periode angehörigen bunten geschichteten Porphyre auf. Vom Meerbusen von Chiloë bis in die Kordilleren von Choco hat man sie überall, in dem westlichen Theil des Hochgebirges bis zu seinem Rücken ansteigend, ja in Chile sie ganz zusammensetzend, verfolgt. Die Bänke des festen Gesteins wie die Tuffe sind so innig mit den neptunischen Bildungen verknüpft, daß man sogar daran gedacht hat, sie durch Metamorphose aus denselben herzuleiten. Die Spalte, aus der sie hervordrangen, hat den spätern vulkanischen Ausbrüchen den Weg nach oben und außen eröffnet, und die Bildung der Kordilleren Südamerika's als eines zusammenhängenden, durch keine tiefe Einsenkung getrennten Kettengebirges steht offenbar im engsten Zusammenhang mit ihrem Hervortreten. Auch in Centralamerika und weit verbreitet in Mejiko treten die Porphyre auf; in letzterem Lande unterscheidet man übrigens den ältern erzreichen von dem jüngern erzfreien Porphyr. Von weit geringerer Ausdehnung, wenn auch stellenweise durch Erzreichthum nicht minder wichtig, sind die Melaphyre oder Trappe; wir kennen sie vorzüglich ausgedehnt und als sehr reiche Kupfererzlagerstätte an den Ufern des Obern Sees; aber auch im W. in den Black Hills, im O. in Neuengland und Neuschottland sind sie verbreitet und lagern dort zum Theil über rothem Sandstein. In Südamerika treten diese Gesteine gleichfalls auf, in Guayana, Brasilien und vor allem im S. zwischen Santa Anna in der Provinz Rio Grande do Sul bis Santa Anna in Uruguay, sowie in Patagonien und Feuerland, wo sie in merkwürdiger Verbindung mit dem dortigen ältern Kreidegebirge sich finden und dessen Schieferthone in Thonschiefer umgewandelt haben. Ueberall verbinden sie sich mit Mandelsteinen und sind an vielen Orten reich an Mineralien. Die größte Ausdehnung unter den Eruptivgesteinen besitzen aber die tertiären und neuern vulkanischen, die jedoch, wie schon erwähnt, nur dem Westen des Kontinents angehören. Basalte nehmen von Patagonien an wesentlich theil an der Zusammensetzung der Kordilleren, noch mehr die Trachyte; auch die Laven der ausgebrannten oder noch thätigen Vulkane sind entweder basaltischer, oder trachytischer Natur, so daß Trachytdome, Lavaströme, Schlacken und Aschenablagerungen eine weite, wenn auch ungleiche Verbreitung in den Kordilleren Südamerika's besitzen. An dem Boden Mittelamerika's nehmen sie den größten Antheil, und so sehen wir Distrikte vulkanischer Gesteine selbst in den Rocky Mountains, in Neumejiko, Kalifornien, Oregon, Washington und längs der Westküste bis zum hohen Norden verbreitet. Hier sind es im Innern lauter ausgebrannte, zum Theil zu gigantischer Höhe ansteigende Vulkankegel, und nur im Kaskadengebirge und in Alaska besitzen die Vereinigten Staaten noch gegenwärtig thätige Vulkane. Mit wenigen Ausnahmen sind die Hochgipfel Amerika's Trachytdome, wie der Chimborasso, oder Kegel ausgebrannter oder noch thätiger Vulkane. In A. hat man auch die neuesten größten Vulkane in historischer Zeit entstehen sehen, den Jorullo in Mejiko und den Isalco in San Salvador, jener 1759, dieser 1798 entstanden; gegen beide, die sich durch ihre Auswürflinge seitdem zu einer Höhe von 1270 und 1220 Meter erhoben haben, ist der Montenuovo am Aetna nur ein Zwerg. Mächtig sind die zerstörenden Wirkungen der vulkanischen Ausbrüche mit ihren Lavaergüssen und ihrem Aschenfall, ja in Ecuador mit Schlammausbrüchen, welche das Land mit dem Verwesungsgeruch verfaulender Fische, die sie mit sich führten, erfüllten. Ueber große Landstriche erstreckt sich oft die Verwüstung durch Erdbeben. Aber die vulkanische Asche ist fruchtbarer Boden, und so kommt es, daß wir oft die größte Ueppigkeit der Vegetation neben der größten Oede finden. Verdanken die Kordilleren insbesondere ihre Anlage den Porphyreruptionen,

so verdanken sie ihre Höhe der vulkanischen Thätigkeit seit der Tertiärzeit, die noch gegenwärtig an der Hebung des Kontinents arbeitet. Nach jedem mächtigen Erdbeben, welches Chile verwüstet, hat man das Land, wenn auch nur um weniges, über das frühere Niveau erhoben gefunden, wie die Flutmarken, die Klippen in den Häfen und die Muschelablagerungen beweisen. Uebrigens ist diese aufbauende Thätigkeit, welche der großen Spalte folgt, aus der die Porphyre hervortreten, auch über die Kordilleren Südamerika's nicht gleich verbreitet; aber fast überall, wo das Gebirge die Schneegrenze erreicht, gibt es ausgebrannte, selbst noch thätige Vulkane, so in den Andes von Chile, von Osorno im S. an, im O. der Wüste Atacama, wo zahllose Kegelberge über den weiten Hochebenen sich erheben, im W. des Titicacasees, zu beiden Seiten des großen Hochthals von Ecuador und nördlicher in der Kordillere von Quindiu. Am großartigsten ist freilich die gegenwärtige vulkanische Thätigkeit auf der Westseite Centralamerika's zwischen der Einsenkung von Panamá und Tehuantepec, vor allem aber um die Einsenkung des Nicaragua und um Guatemala. Ebenso verdanken die Kleinen Antillen alter und neuer Vulkanthätigkeit ihren Ursprung, und auch die Galapago's sind eine Gruppe vulkanischer Inseln.

Der Reichthum Amerika's an edlen **Metallen**, an Eisen, Kupfer und andern Erzeugnissen des Mineralreichs ist sehr groß. Gold kommt in den goldreichsten Gegenden, wie Brasilien und Kalifornien, ursprünglich auf Quarzgängen des krystallinischen Schiefergebirges vor, aus deren Zerstörung die goldreichen Alluvionen hervorgegangen sind. A. ist der silberreichste Erdtheil; es treten Silbererze in Gängen, besonders innerhalb des Uebergangsgebirges, seiner Thonschiefer, Grauwacken, Kalksteine und des Dioritporphyrs auf, so zu Guanajuato, wo die Veta Madre wohl einer der mächtigsten Silbererzgänge der Welt ist, zu Zacatecas, Catorce, und wie in Mejiko, so gehören sie auch im silberreichen Bolivia und Peru, wo die berühmten Minen von Pasco im Kalkstein betrieben werden, dem Uebergangsgebirge an, in Chile zu Arqueros dem erzführenden Porphyr. Auch führen vorzüglich die Erzgänge des Dioritporphyrs nicht selten Gold. Platinerze kommen zwar in einigen Alluvionen von Villa Rica und mit den Diamanten in Matto Grosso, Brasilien und auch auf Hayti vor, aber nur die Gold, Edelsteine und Magneteisen führenden Alluvionen von Neugranada, zu Choco und Antioquia, werden ausgebeutet, und bei Antioquia hat man sie selbst noch in Begleitung von gediegenem Gold auf Gängen im Diorit gefunden. Das Kupfer hat eine weite Verbreitung und kommt auf noch mannigfaltigern Lagerstätten vor: auf Gängen im Granit Grönlands und Mejiko's, in dem Uebergangsgebirge Mejiko's, in dioritischen Gesteinen Mejiko's und Chile's, im Kupfersandstein Chile's, in größter Mächtigkeit aber im Trapp am Obern See, wo mit dem Kupfer auch gediegenes Silber sich findet. Große Blöcke gediegenen Kupfers finden sich über den Norden Amerika's bis zum Kupferminenfluß zerstreut; in Canada liegt im Bette des Ontanagon ein Block von 6—8000 Pfd. Dem Kupferdistrikt am Obern See unmittelbar benachbart, breitet sich südwärts der Eisendistrikt mit Magneteisenlagern im krystallinischen Schiefergebirge aus. Ebenso finden wir in andern Gebieten krystallinischer Gebirge Eisenerze in großer Menge, auch das Steinkohlengebirge ist daran reich. Bleiglanz in Verbindung mit Galmei bildet die reichen Erze im silurischen Galenakalkstein von Illinois und Wisconsin; Quecksilber wird in den Gruben von Neualmaden in Oberkalifornien, von Zimapan in Mejiko und von Huancavelica in Peru gewonnen. Außer den schon erwähnten Edelsteinalluvionen Brasiliens sind die reichen Smaragdgruben in dem Uebergangsgebirge der Quindiukette zu erwähnen, die schönen Feueropale von Zimapan &c. Des Steinkohlen- und Salzreichthums, des Guano's, des Erdöls, das sich auch in dem merkwürdigen Asphaltsee in Trinidad findet, wurde schon oben gedacht. Mit den Asphaltlagern, wie sie mächtig in der untern Kreide der Quindiukette auftreten und mit den Steinsalzlagern Neugranada's dürften die sehr uneigentlich Schlammvulkane genannten Salzseen von Turbaco und Zamba südlich von Cartagena, kalte Quellen des Sumpfgases, in Verbindung stehen. Noch erfordert die erst 1870 entdeckte Geiserlandschaft im Quellgebiet des Yellowstone in den nordamerikanischen Territorien Wyoming und Montana als eine geologische Merkwürdigkeit Erwähnung. Es ist eine von 3—4000 Meter hohen Bergen umgürtete Thalmulde von ca. 9300 QKilom. Flächeninhalt, in welcher sich außer dem reizenden Yellowstonesee und andern Alpenseen hunderte von Geisern, in Gruppen vereinigt (darunter einzelne, deren Strahl eine Höhe von 60—80 Meter erreicht), dazu tausende von Thermen, Schwefel- und Schlammquellen, riesige Wasserfälle und die sonderbarsten Felsformationen beisammen finden, ein vulkan. Gebiet, das mit Recht als »geologisches Wunderland« bezeichnet wird und dessen Entdeckung nicht geringes Aufsehen erregte.

Klima. Die Eigenthümlichkeit der klimatischen Verhältnisse Amerika's wird von Humboldt mit folgenden Worten angedeutet: »Schmalheit der vielfach eingeschnittenen Veste in der nördlichen Tropengegend, wo eine flüssige Grundfläche der Atmosphäre einen minder warmen, aufsteigenden Luftstrom darbietet; weite Ausdehnung gegen beide beeiste Pole hin; ein freier Ocean, über den die tropischen kühlern Seewinde wegblasen; Flachheit der östlichen Küsten; Ströme kalten Meerwassers aus der antarktischen Region, welche, anfänglich von SW. nach NO. gerichtet, unter dem Parallelkreis von 35° südl. Br. an die Küsten von Chile anschlagen und an den Küsten von Peru bis zum Kap Pariña nördlich vordringen, sich dann plötzlich gegen W. wendend; quellenreiche Gebirgsketten, deren schneebedeckte Gipfel weit über alle Wolkenschichten emporstreben und an ihrem Abhang herabsteigende Luftströmungen veranlassen; die Fülle der Flüsse von ungeheurer Breite, welche nach vielen Windungen stets die entfernteste Küste suchen; sandlose und darum minder erhitzbare Steppen; undurchdringliche Wälder, welche, den Boden vor den Sonnenstrahlen schützend oder durch ihre Blattflächen wärmestrahlend, die flußreiche Ebene am Aequator ausfüllen, und im Innern des Landes, wo Gebirge und Ocean am entlegensten sind, ungeheure Massen theils ausgesogenen, theils selbsterzeugten Wassers aushauchen: alle diese Verhältnisse gewähren dem flachen Theil von A. ein Klima, das mit dem afrikanischen durch Feuchtigkeit und Kühle wunderbar kontrastirt. In ihnen liegt der Grund jenes üppigen, saftstrotzenden Pflanzenwuchses, jener Frondosität, welcher der eigenthümliche Charakter des neuen Kontinents ist«. Vorherrschende Feuchtigkeit charakterisirt das mit Afrika

unter gleicher Breite liegende Südamerika; großer Kontrast zwischen Winter und Sommer, überhaupt das Excessive in der Temperatur Nordamerika.

Zur Vergleichung der mittlern Jahreswärme gleicher Breiten auf den Ostküsten der Neuen und den Westküsten der Alten Welt dienen folgende Angaben.

Ort	Lage	Mittlere Temperatur in Graden C.	Differenz
Nain	57° 10′ nördl. Br.	—3,6	11,5.
Gothenburg . . .	57° 41′ " "	+7,9	
St. Johns . . .	47° 34′ " "	3,7	7,5.
Paris	48° 50′ " "	10,8	
Halifax	44° 39′ " "	6,2	7,7.
Bordeaux . . .	44° 50′ " "	13,9	
New York . . .	40° 43′ " "	12,1	4,0.
Neapel	40° 51′ " "	16,1	
Richmond . . .	37° 32′ " "	13,8	5,8.
Catania	37° 28′ " "	19,6	
St. Augustine . .	29° 48′ " "	22,3	0,1.
Kairo	30° 2′ " "	22,4	
Paramaribo . .	5° 45′ " "	26,5	0,7.
Christiansborg . .	5° 24′ " "	27,2	
Angostura . . .	8° 8′ " "	26,6	0,6.
Sierra Leone . .	8° 30′ " "	27,2	
Buenos Ayres . .	34° 36′ südl. Br.	16,9	1,9.
Kapstadt . . .	33° 56′ " "	18,8	

Aus diesen Zahlen erhellt, daß im allgemeinen die mittlere jährliche Temperatur der Tropenländer (zwischen 25°,6 und 29°,75) in der Alten und Neuen Welt keine beträchtlichen Differenzen darbietet, innerhalb der nördlichen gemäßigten Zone dagegen unter gleichen Breiten im östlichen A. bedeutend niedriger ist, als im westlichen Europa. Auch besteht in Nordamerika zwischen der mittlern Winter- und Sommertemperatur eine weit größere Differenz, als in Europa. In Nordamerika lassen sich aber vier wesentlich von einander verschiedene klimatische Regionen unterscheiden, nämlich die Küstenregion östl. von den Alleghanies und die Region zwischen diesen und den Rocky Mountains; das Hochland zwischen letztern und der Küstenkette von Kalifornien und das Küstenland an der Südsee westlich von dem letztern. Das Klima der östlichen Küstenregion ist ein Küstenklima, also gemäßigt, besonders im Vergleich zu dem der westlich sich anschließenden Region, wo ganz im Charakter des Kontinentalklima's der Unterschied zwischen Winter- und Sommertemperatur weit bedeutender ist, namentlich wegen der infolge der großen Ausdehnung des Kontinents innerhalb der kalten Zone und des Mangels an jeglichem vor den eisigen Winden des Nordens schützenden Gebirge sehr niedrigen Wintertemperatur. Während z. B. in Cincinnati (39°,6 nördl. Br.) die mittlere Wintertemperatur nur 0°,5 C., in St Louis (38° 36′ nördl. Br.) 0°,3, in Marietta (39° 25′ nördl. Br.) 0°,7 beträgt, ist sie in Lissabon (38° 42′ nördl. Br.) 11°,3, in Messina (38° 11′ nördl. Br.) 12°,8 und in Madrid (40° 25′ nördl. Br.) 468 Meter ü. M. noch 5°,6. An einzelnen Tagen steigt in jener Region die Winterkälte bis —35°,5 und —37°,5. Auch innerhalb kurzer Zeiträume finden oft sehr bedeutende Temperaturwechsel statt; solche von 16° C. innerhalb 24 Stunden sind gewöhnlich, und selbst solche von 25° C. innerhalb derselben Zeit kommen mitunter vor, indem auf die heißesten Tage oft durchdringend kalte Nächte folgen. In den Vereinigten Staaten ist durchgängig der Herbst die angenehmste Jahreszeit. Das Klima in der Region zwischen den Rocky Mountains und der Küstenkette von Kalifornien ist sehr rauh und steht in außerordentlichem Kontrast zu dem des benachbarten Küstenlandes; denn die Westküste von Nordamerika hat ein weit milderes Klima als die Ostküste und nähert sich in dieser Beziehung der Westküste von Europa, während die Ostküste Amerika's weit mehr den Ostküsten der Alten Welt entspricht. Doch hat der nördliche Theil der nordamerikan. Westküste insofern noch entschiedener ein Seeklima als die europäische Westküste, als ihre Winter weit milder und ihre Sommer kühler sind als dort. So hat z. B. Sitka (57° 3′ nördl. Br.) mit Gothenburg (57° 41′ nördl. Br.) fast gleiche mittlere Jahrestemperatur (Sitka 7°,39 C., Gothenburg 8°), dagegen eine mittlere Wintertemperatur von nur 1°,52 und eine mittlere Sommertemperatur von 13°,5, während in Gothenburg jene — 0°,3, diese aber 16°,9 ist; Fort George (46° 12′ nördl. Br.) hat eine mittlere Jahrestemperatur von 10°,1, eine mittlere Wintertemperatur von 3°,25, eine mittlere Sommertemperatur von 15°,5, Rochelle (46° 9′ nördl. Br.) erstere von 11°,7, die zweite von 4°,8, die dritte von 19°,2. In Südamerika hat infolge der Verschmälerung des Kontinents nach S. das Küstenklima eine viel weitere Verbreitung als in Nordamerika. Das südliche Brasilien, der östliche Theil der La Plata-Staaten und der größte Theil von Chile nehmen daran theil, und haben daher sehr milde Winter. Eine Ausnahme macht Patagonien wegen des Vorherrschens der kalten und trocknen Westwinde. An den Küsten der Magelhaensstraße sinkt das Thermometer im December und Januar, also im dortigen Sommer, bis auf 5° herab, und die mittlere Sommertemperatur beträgt dort, in gleicher, aber entgegengesetzter Breite mit Berlin, nur 10°. Merkwürdigerweise ist dort der Winter aber sehr mild, indem seine mittlere Temperatur noch 1½° beträgt. Ein sehr günstiges Klima hat das südliche Chile, wo in hoher Breite noch eine kräftige Vegetation von fast tropischem Ansehen vorkommt. An der Westküste Südamerika's wird unter dem Wendekreise die Temperatur infolge der dort durch eine kalte Meeresströmung erzeugten Nebel einen großen Theil des Jahres hindurch bis auf 15° C. abgekühlt. Jener Meeresstrom ist so kalt, daß an der peruanischen Küste die Temperatur des Wassers in demselben 15°,6, im stromfreien Meere aber 26°,25 beträgt.

Produkte. A. ist außerordentlich reich an nutzbaren Produkten aus allen drei Reichen. Während aber anfangs im ersten Jahrh. nach der Entdeckung des Erdtheils die edlen Metalle den Hauptgegenstand der Ausfuhr bildeten, hat man in späterer Zeit in Europa den Erzeugnissen Amerika's aus dem Thier- und besonders aus dem Pflanzenreich einen weit höhern Werth beizumessen gelernt, daher diese vornehmlich den Werth der Ausfuhr aus A. bedingen. A. liefert, wie oben bemerkt, alle Arten der edlen Metalle: Gold, Platina, Silber, in außerordentlicher Fülle. Die Andes Chile's, Peru's, Bolivia's, Centralamerika's, Mejiko's, die Gebirge Brasiliens, Kaliforniens, Nevada's und der südöstlichen Staaten der nordamerikan. Union bergen jene unerschöpflichen Ablagerungen von Gold- und Silbererzen, welche seit der Entdeckung des Welttheils eine Totalrevolution im relativen Werth des Geldes, in der Industrie und in dem Handel der civilisirten Völker der Alten Welt hervorgebracht haben. Nach Humboldts Berechnung lieferte von 73,191 Mark Gold und 3,554,447 Mark Silber, welche man zu Anfang des 18. Jahrh. aus allen Minen Amerika's, Europa's und Nordasiens bezog (über die von Centralasien, China, Japan, und Afrika fehlten die Nachrichten),

A. allein 57,658 Mark Gold und 3,250,000 Mark Silber, folglich 8/10 der gesammten Gold- und 9/10 der gesammten Silberausbeute der Welt. Seit Amerika's Entdeckung bis 1803 haben die spanischen und portugiesischen Kolonien in einem Zeitraume von 311 Jahren 3,625,000 Mark Gold und 512,700,000 Mark Silber geliefert, was nach dem gegenwärtigen Preise einen Werth jenes von 798 Mill. Thlr., dieses von 7178 Mill. Thlr. beträgt. Um 1804, wo die Goldausbeute in Brasilien sehr gesunken war, lieferten die Minen des spanischen A. jährlich 45,000 Mark Gold und 3,460,000 Mark Silber (Mejiko allein 2,340,000 Mark Silber, fast 33 Mill. Thlr. an Werth). Während des Unabhängigkeitskrieges ward der Bergbau sehr vernachlässigt, und obwohl seit 1824 engl. Kompagnien demselben mit Aufwendung großer Geldkräfte aufzuhelfen suchten, so ist doch die Ausbeute an edlem Metall noch nicht wieder auf die frühere Höhe gebracht. In den 7 Jahren von 1824—30 betrug sie in allen amerikanischen Minen jährlich im Durchschnitt 33,870 Mark Gold und 838,857 Mark Silber. Seitdem scheint sich der Ertrag, namentlich nach Entdeckung neuer reicher Erzlager, beinahe auf die Höhe von 1804 gehoben zu haben; wenigstens schätzte man für 1842 den Goldgewinn auf 42,000 Mark, den Silbergewinn auf 3 Mill. Mark. Hierzu kam einige Jahre später die reiche Goldausbeute Kaliforniens, welche von 1848—69 auf fast 781 Mill. Dollars angegeben wird (s. Kalifornien). Die Hauptproduktionsländer des Goldes sind: Neugranada, Brasilien, Mejiko, Chile, Bolivia, Peru, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Centralamerika; des Silbers: Mejiko, Bolivia, Chile, die Argentinische Republik, Centralamerika, neuerdings auch Kalifornien und Nevada. Platina, bis zu Anfang des 19. Jahrh. ausschließlich in Choco in Neugranada gefunden, wird jetzt auch in Brasilien und auf Hayti gewonnen. Außer diesen edlen Metallen bietet A. auch einen großen Reichthum an sonstigen nutzbaren Mineralien dar. Reiche Kupferminen besitzen Chile, Argentinien, Cuba und Brasilien. In Mejiko und in den Vereinigten Staaten (vor allem am Obern See), ferner in den arktischen Besitzungen der Briten (am Kupferminenfluß ꝛc.) sind ebenfalls reiche Lagerstätten dieses Metalls. Quecksilbergruben hat Peru, Mejiko, Chile, Centralamerika und Kalifornien. Es ist kein Zweifel, daß sich der amerikanische Bergbau unabhängig von Europa machen könnte, wenn die Lagerstätten dieses zur Gewinnung des Goldes und Silbers unentbehrlichen Metalls gründlicher erforscht und nachdrücklicher ausgebeutet würden. Die reichsten Zinngruben sind in Peru, reiche, aber wenig benutzte auch in Neugranada und Mejiko. Von Blei besitzen die Vereinigten Staaten in Illinois, Missouri, Wisconsin, Jowa ꝛc. einen unermeßlichen Reichthum. Antimon und Zink kommen in Peru, Chile, Mejiko, Brasilien vor, werden aber noch wenig benutzt. Eisenerze (besonders von reichem Magneteisenstein) führen die Kordilleren von Chile, Peru, Neugranada und Centralamerika; besonders aber birgt Brasilien die ausgedehntesten Lager. Im Reichthum an Steinkohlen übertrifft A. alle übrigen Länder der Welt; die Kohlenlager Nordamerika's (meist im Alleghanygebirge, dann in den Staaten Illinois, Kentucky, Indiana, Missouri ꝛc.) nehmen allein die ungeheure Fläche von 319,400 QKilom. oder 5800 QM. ein, während das größte Kohlenareal Europa's (das von England) nur 26,500 QKilom. (480 QM.) umfaßt. Große, aber noch wenig benutzte Vorräthe von Schwefel sind in den Kordilleren und in Westindien in der Nähe der Vulkane entdeckt worden. Eine besondere Erwähnung verdient noch der Kryolith von Grönland, der eine eigene Industrie, zuerst in Europa, dann ausschließlich in Nordamerika hervorgerufen hat und kaum noch an andern Orten vorkommt; sowie das massenhafte Vorkommen von Borax in Kalifornien und von Boronatrocalcit in den Chilisalpeterlagern Südamerika's. Lager von natürlichem Alaun und von Natronsalpeter finden sich in Chile (von wo er als Ballast nach Europa verschifft wird) und in den Vereinigten Staaten (Kentucky, Tennessee, Virginien); Brom (erst neuerlich entdeckt) in großer Menge in Nevada, Ohio und Pennsylvanien; Glaubersalz und Natron auf den Salzseen an den patagonischen Küsten; Steinsalz überall, wo der Keuper und Salzgips sich finden, so am La Plata, in Brasilien, in den Vereinigten Staaten (New York, Massachusetts, Kentucky, Illinois, Missouri ꝛc.), in Centralamerika, auf der Moskitoküste, in Neugranada, Mejiko, Bolivia, Canada, auf den Bahamainseln und im übrigen Westindien. Salzquellen sind in den angedeuteten Formationen an unzähligen Orten zu finden. Mineralquellen gibt es fast in allen Theilen Amerika's. In der neuesten Zeit hat auch der Gewinn des Petroleums (in den Vereinigten Staaten und Canada) und des Guano's (auf einigen Inseln an der peruanischen Küste) eine ungeahnte Entwickelung erfahren. Viele Arten von Edelsteinen liefert Brasilien; die dortige Ausbeute aus den Wäschen der Diamanten ꝛc. haltenden Alluvien in der Provinz Minas Geraes bringt aber nur einen jährlichen Werth von etwa 200,000 Thlr. und kaum die Verwaltungskosten auf. Rubine, Topase, Smaragde und Granate werden meist als Nebenprodukte in den Diamantwäschereien von Brasilien, dann auch in Neugranada, Peru und Chile gewonnen; Uruguay liefert sogen. brasilische Achate.

Die **Flora** der Neuen Welt ist durch ihre Gestaltung wie durch die Bildung ihrer Blumen und Früchte ausgezeichnet; besonders zahlreich sind die giftigen, die Sumpf- und Schmarotzerpflanzen. Von der Alten Welt hat A. seit seiner Entdeckung viele nutzbare Pflanzen erhalten, dagegen auch jener mehrere nützliche Pflanzenarten, namentlich Mais und Kartoffeln, geliefert, und außerdem erzeugt die transatlantische Welt eine große Anzahl von Produkten, die für Europa zum Bedürfnis geworden sind, wie Vanille, Kakao, Tabak, Fieberrinde, Farbe-, Nutz- und Tischlerhölzer. Amerika's Pflanzenreich zerfällt in 5 große Gebiete, in die arktische, nord-, mittel-, südamerikanische und antarktische Flora. Die **arktische Flora** reicht von der Polarküste bis zum 68.° nördl. Br. herab und umfaßt Grönland, Labrador, die Hudsonsbailänder, den Polararchipel und den Nordwesttheil des Kontinents (Schouws Reich der Moose und Saxifrageen). Die mittlere Jahrestemperatur ist hier + 5° C. Von den hier vorkommenden Pflanzenformen sind zwei Fünftel Kryptogamen, drei Fünftel höhere Gewächse, unter diesen am zahlreichsten die Kruciferen, Synanthereen, Ranunkulaceen, Rosaceen, Karyophyllaceen, Leguminosen, Saxifragaceen, Gentianaceen, Primulaceen, Erikaceen und Junkaceen. Von eßbaren Früchten kommen nur einige Beeren vor, und die Strauchgewächse beschränken sich auf Salicineen, Betulaceen und Koniferen. Die **nordamerikanische**

Flora (Schouws Reich der Asterarten und Solidagineen) umfaßt den Gürtel zwischen 36—68° nördl. Br. und hat eine mittlere Wärme von 15° C. So reich diese Flora ist und so zahlreiche eigenthümliche Formen sie besitzt, so nähert sie sich doch in ihrem Gesammtausdruck der europäischen Flora. Sie hat mit dieser viele einzelne Pflanzengattungen gemein, und fast alle perennirenden und holzigen Gewächse derselben kommen bei uns im Freien fort und akklimatisiren sich mit Leichtigkeit. An baum- und strauchartigen Pflanzen findet man hier vor allem zahlreiche Amentaceen, worunter die Kupuliferen und Betulaceen nebst den Juglandaceen vorherrschen. Nadelhölzer hat sie von denselben Gattungen wie Europa, aber von verschiedenen Arten. Außerdem werden die nordamerikanischen Wälder noch gebildet von Fraxineen, Tiliaceen, Aceraceen und eigenthümlichen Hippokastanaceen. Das niedrige Gesträuch besteht aus Rhamnaceen, Kaprifoliaceen, Kornaceen, Sambukaceen und Grossulariaceen, Reben, Spiräaceen und Rubusarten. Auch Amygdalaceen und Pomaceen zählt man an 50 Gattungen. Von den krautartigen Dikotyledonen finden sich zahlreiche Labiaten, Ranunkulaceen, Potentilleen und Rosaceen, Kruciferen, Karyophyllaceen, Umbelliferen, Boraginaceen, Gentianaceen, Saxifragaceen, Primulaceen, Chenopodiaceen, Polygonaceen, Hyperikaceen, Cistaceen, Violaceen, Nymphäaceen, Skrophulariaceen, Leguminosen, Synanthereen. Die Gräser bilden große, mit reichem Blumenschmelz bedeckte Wiesen (Savannen und Prairien); im Gegensatz zu den europäischen Floren sind aber die Halbgräser (Cyperaceen) überwiegend. Ungeachtet der kältern Temperatur bringen die tropischen Familien in Nordamerika viel weiter gegen N. vor als in Europa. So finden sich gegen 30 Asklepiadaceen, 20 Urtikaceen, 10—12 Lobeliaceen, 10 Magnoliaceen, 8 Malvaceen u. a. Die Verbreitung der Kryptogamen ist im allgemeinen dieselbe wie in Europa: Farnkräuter, Flechten, Lebermoose, Lykopodiaceen, Equisetaceen, Algen 2c. Die Kultur reicht bis zum 55.° nördl. Br.; doch herrscht die Maiskultur vor, auch Tabak wird häufig angebaut. Das mittelamerikanische Reich umfaßt den südlichen Theil von Nordamerika vom 30.° nördl. Br. an, den nördlichen Theil und das Hochland von Mexiko und Westindien. Seine mittlere Temperatur ist + 26° C. Dies Reich zeichnet sich durch prachtvolle Bäume mit großen, häufig glänzenden Blättern und herrlichen Blüten aus. Laubholz hat entschieden das Uebergewicht; die Nadelhölzer wechseln mit einzelnen Palmen und palmenartigen Gewächsen. Die Erikaceen werden breitblätterig, während sie in der Alten Welt kleine und schmale, aber desto zahlreichere Blätter haben. Noch viele europäische Familien kommen hier vor, aber fast ohne Ausnahme mit verschiedenen Gattungen. Die Bäume sind meist gesellig und bilden, besonders im N., Wälder von ungeheurer Ausdehnung. Im nördlichen Theil, am Mississippi und Missouri, in Florida und Louisiana, wechseln mit Wäldern weite, mit reichem Blumenschmuck gezierte Grasflächen und ausgedehnte Sümpfe, in denen hohe rohrartige Gräser und zahlreiche Sumpfpflanzen wuchern. Die Hochebenen Mexiko's und Westindiens haben eine überwiegend tropische Vegetation, Wälder von gemischten Formen und weniger Wiesenbildung. Eigenthümliche vegetabilische Gruppen drücken hier der Flora einen besondern Typus auf: die fleischigen und wunderlich gestalteten, größtentheils mit prachtvollen Blumen bedeckten Kaktaceen mahnen an die Saftpflanzen vom Kap, die Kannaceen mit ihren großen und ungetheilten glänzenden Blättern an die ostindischen Scitamineen. Außer ihnen werden tropische Rubiaceen und Euphorbiaceen überwiegend. Außer den europäischen Cerealien und Obstarten werden im südlichen Theil auch noch Reis, Mais, Hirse, dann Bananen, Ananas, Orangen, Mango, Kujaven, Avogatobirnen und andere tropische Früchte, Maniok, Yamswurzeln und Bataten, auf den westindischen Inseln insbesondere auch Zuckerrohr, Kaffee, Kakao, Indigo, Tabak und Baumwolle gebaut. In diesem Reich lassen sich drei deutlich ausgeprägte Floren unterscheiden. Die Flora von Louisiana und Florida (Schouws Reich der Magnolien oder südliches amerikanisches Reich) umfaßt außer diesen Ländern noch die übrigen südlichen Vereinsstaaten (Südcarolina, Georgia, Missouri, Arkansas 2c.), die Bahamainseln und die nördlichsten mexikanischen Staaten bis an den Stillen Ocean mit Kalifornien, vom 36.—40.° nördl. Br. Sie steht mit der Flora des Mittelmeers und der chinesisch-japanischen in Parallele; die europäischen und mittelländischen Familien sind zwar hier noch vertreten, doch bei weitem nicht mehr so zahlreich wie in der nordamerikanischen Flora. Die mexikanische Flora (bei Schouw Reich des mexikanischen Hochlandes) umfaßt das nördliche und mittlere Mexiko, nebst der Gebirgskette der südamerikanischen Halbinsel bis an die Landenge von Panamá, wo sie sich an die Andesflora anschließt. Die Mitteltemperatur ist 26° C. Die westindische Flora (bei Schouw westindisches Reich) verbreitet sich über das Inselmeer des Mexikanischen Meerbusens. Die mittlere Temperatur ist zwischen 15 und 26° C. Hier wird das Ueberwiegen der tropischen Vegetation entschiedener, die nordischen Gruppen treten zurück oder werden durch zwar ähnliche, aber gleichwohl wesentlich verschiedene Formen ersetzt. Das südamerikanische Reich, bis zum 30.° südl. Br., bietet unter allen Theilen der Erde die reichste und üppigste Vegetation dar. Die unermeßlichen Grasebenen, die Llanos, Campos 2c., die in Südamerika innerhalb der Wendekreise die asiatischen Steppen vertreten, sind in der Regenzeit das Bild überschwänglicher Fruchtbarkeit und außer Gräsern mit andern Pflanzen der verschiedensten Art bedeckt. In den undurchdringlichen Urwäldern sind die Bäume und Sträucher nur in einzelnen kleinen Partien gesellig, wo die örtlichen Verhältnisse es begünstigen; im allgemeinen aber herrscht ein Gemisch von unendlicher Mannigfaltigkeit, in welchem prachtvolle Bauhinien und Banisterien mit zahlreichen Melastomaceen eine Hauptrolle spielen. Gegen die Grenzen von Guayana hin bilden aber auch die geselligen Catingas mit ihren Hesperidenfrüchten selbständige Wälder, die sich in der trocknen Jahreszeit entlauben. Wenn aber auch die südamerikanische Vegetation der tropisch-asiatischen an Zahl der Gattungen und an Mannigfaltigkeit der Formen vielleicht überlegen ist, so steht sie ihr ebenso unzweifelhaft an Intensität der Ausbildung nach. Die Fruchtbildung steht im allgemeinen weit hinter der asiatischen zurück, und köstliche Harze, edle Gewürze und kräftige Arzneimittel sind in A. viel seltener als in Ostindien. Außer den tropischen Kulturgewächsen werden auch Wein und die euro-

päischen Cerealien und Obstsorten im südlichen Theil dieses Reichs angebaut. Es zerfällt dieses Gebiet in 4 größere Vegetationsbezirke, wovon ein jeder wieder in einzelne Theile getrennt werden muß. Die **Flora der Terra firma** (Schouws Reich der Kaktaceen und Piperaceen) umfaßt das südliche Mejiko, Neugranada, Venezuela, Guayana und das innere Südamerika bis an den Amazonenstrom. Die mittlere Wärme ist 29° C. Ueberwiegende Gruppen, welche der Vegetation dieses Gebiets ihren eigenthümlichen Typus aufdrücken, sind die Guttiferen, Leguminosen (über 300), Rubiaceen (über 200), Myrtaceen, Malpighiaceen, Sapindaceen, Bignoniaceen, Kapparidaceen, Verbenaceen, Kaktaceen (in zahlreichen, oft abenteuerlichen Gestaltungen), Solanaceen, Euphorbiaceen und Piperaceen. Die **Flora von Brasilien und Buenos Ayres** (bei Schouw im N. das Reich der Palmen und Melastomaceen, im S. das der holzartigen Synanthereen) erstreckt sich vom Amazonenstrom im Innern und längs der Ostküste bis zur Mündung des Rio de la Plata hinab, umfaßt demnach Brasilien, Paraguay und die Argentinische Republik bis an die Andes. Die mittlere Temperatur ist 29° C. Die brasilianische Flora, besonders durch v. Martius erforscht, ist eine der reichsten, vielleicht die reichste der Welt. In ihren Hauptzügen stimmt sie mit der Flora der Terra firma überein. Europäische Formen sind hier selten und treten erst im S. sparsam und vereinzelt, zum Theil ziemlich abweichend, wieder auf. Die in der Flora der Terra firma vorherrschenden Familien sind auch hier zahlreich, doch erreichen andere, und zwar bedeutsamere und imposantere Gruppen das Uebergewicht, besonders die Oxalidaceen, Salikaceen, Malpighiaceen, Violaceen, Droseraceen, Rutaceen, Vochysiaceen (Brasilien ganz eigenthümlich), Hämodoraceen, Amarantaceen, Begoniaceen und vor allem die majestätischen Palmen, die hier in den mannigfaltigsten und schönsten Formen und in noch unbekannter Zahl bald durch die schwindelnde Höhe ihrer Stämme, bald durch ihren stattlichen Laub- und Blütenreichthum die ganze Vegetation beherrschen. Prächtige Zwiebelgewächse, Riesengräser, baumartige Farne erreichen hier ihren Kulminationspunkt. Die **Flora der Andes** (bei Schouw in zwei Reiche getheilt, in das Humboldtsreich oder Reich der Cinchonaceen von 1600—3000, und das der Eskallonaceen und Kalceolarien über 3000 Meter, die jedoch allmählich und unvermerkt in einander übergehen) umfaßt die Kordilleren vom 5.—20.° südl. Br. und die denselben zunächst liegenden Gebirgsländer des innern und westl. Südamerika. Die mittlere Temperatur steigt von + 1° bis + 20° C. In dieser Gebirgsflora werden die nordischen und mittelländischen Formen, doch fast ohne Ausnahme in eigenthümlichen Familien und Gattungen, wieder häufiger. Gegen 20 Amentaceen (Weiden, Betulinaceen und Kupuliferen, besonders Eichen) bilden Wälder und Haine und erregen in dem Europäer die Rückerinnerung an seine ferne Heimat. Vorherrschend sind in dieser Alpenflora besonders die Synanthereen (über 300), Polygalaceen, Passifloraceen, Solanaceen, Eskallonaceen und Piperaceen. Die Fieberrindenbäume bilden in zahlreichen Species ganze Wälder. Noch 15 Palmengattungen finden sich hier, darunter steigt Ceroxylon andicola bis zu 2600 Meter auf. Gräser und Farne kommen über 100 Gattungen vor. Nordisch wird die Vegetation unter den Tropen erst an der Grenze des ewigen Schnees, noch bis zu einer Höhe von 3250 Meter ist sie mit tropischen Formen gemischt. Die **Flora von Peru und Chile** begreift den schmalen Westküstensaum Südamerika's zwischen dem Fuß der Andes und dem Stillen Ocean in Peru, Bolivia und Chile bis zum 40.° südl. Br. Das südliche Peru und das nördliche Chile sind die Südgrenze der rein tropischen Familien, über welche hinaus nur noch wenige ihrer Formen sich verbreiten. Vereinzelte Amentaceen, eine Weide, mehrere Myrikaceen, eigenthümliche Nadelhölzer (Araucaria, Podocarpus) bilden ganze Wälder und mahnen an die europäischen Fichtenwälder. Ferner finden sich Umbelliferen, Labiaten, 300 Synanthereen, unter den kleinern Pflanzengruppen Ternströmeriaceen, Solanaceen, Skrophulariaceen, die schönen Formen der Kalceolarien, prachtvolle Amaryllideen und Liliaceen, sowie Piperaceen, Bromeliaceen, Asphodeleen und Asparagineen. Unter den noch wenig bekannten Kryptogamen sind Lykopodiaceen und Farne vorherrschend; die Flechten scheint diese Flora größtentheils mit Brasilien und den Andes gemein zu haben. Die **Flora des südlichen Ostrandes**, welche Schouw nicht von der nördlichern trennt, erstreckt sich von der Mündung des La Plata-Stroms bis zur Georgsbai hinab, von 35—53° südl. Br. Die mittlere Temperatur ist 10—16° C. Ihr Gebiet ist außerordentlicher Dürre ausgesetzt, in welcher Pflanzen und Thiere verschmachten. Bis 3 und 4° südlich von Rio de Janeiro prangt noch eine überreiche Pflanzenwelt, aber schon in den Pampas am La Plata beginnt die Baumlosigkeit und Oede. Von Grad zu Grad verschwinden die Gewächse, und unter 40° Br. bleiben nur noch magere Gräser und distelartige Kräuter auf dem wellenförmigen Boden zurück. Das urbare Land hat aufgehört, mit ihm die europäische Kolonisation. Nur an den Ufern der Flüsse noch sieht man Bäume, meist Salixarten; die letzten Palmen erscheinen unter 35°. So spärlich sind die holzartigen Gewächse auf diesem Landstriche vertheilt, daß sie nicht einmal das Feuerungsbedürfnis der dünnen Bevölkerung decken; schon um Buenos Ayres liefern nicht inländische, sondern fremde eingebürgerte Baumarten (besonders Pfirsichbäume) das nöthige Brennholz. Die größte Wohlthat dieser Gegenden (und des ganzen, zwischen dem La Plata bis zu den Andes reichenden Strichs) ist eine Riesendistel (Cynara carfuncula), ein unerschöpfliches Futter für die großen Herden von Rindvieh und Pferden, welche, europäischer Abstammung, die einheimischen Thierarten, die Guanaco's, die Rehe und Strauße, immer mehr verdrängen. Mit 40° südl. Br. verschwindet auch sie, und im östlichen Patagonien zeigt die Vegetation die größte Armut. Zerstreute, niedrige, sparrige, braune Gräser wechseln mit Kruciferen, einigen Skrophulariaceen, krautartigen Gewächsen und Kryptogamen. Dazwischen stehen prachtvoll blühende Kaktaceen (Opuntia Darwinii), in manchen Jahren die einzigen Gewächse, welche die furchtbare Trockenheit überdauern, bei der alle andern verschmachten. Die vielen Salzseen (Salinas) dieses Erdstrichs befördern die Oede. Südlich am Rio Negro gibt es quadratmeilengroße Flächen, auf denen kein Halm wächst und die so sehr mit Salzkrystallen überzogen sind, daß sie fast beschneiten Ebenen gleichen. Manche Seen haben eine feste Salzdecke auf dem Boden

von 0,5—1,3 Meter Mächtigkeit. Das *antarktische Reich* (bei Schouw d'Urville's Reich genannt) umfaßt den südlichen Theil von Chile mit den Chiloëinseln, Südpatagonien, Feuerland, Falkland, Südgeorgia ꝛc. und ist das beschränkteste und dürftigste. Die mittlere Wärme ist 5—8° C. Die unwirtbaren, fast ganz unbewohnten Küsten dieser Regionen sind arm an Pflanzen wie an Thieren. An der südlichen Grenze der La Plata-Gegenden und von Chile streifen noch einzelne tropische Formen in das antarktische Gebiet, machen aber bald nordischen Bildungen Platz, welche dem südwestlichen Patagonien, den Feuerlands- und Falklandsinseln ein nordeuropäisches Vegetationsgepräge aufdrücken. Auf den noch südlichern Inseln herrscht ein immerwährender Winter; sie tragen nur hier und da dürftige Gräser oder kümmerliche Moose als letzte Spuren vegetabilischen Lebens. Ungefähr zwei Drittel ihrer Pflanzen hat diese Flora mit den nordischen Regionen gemein, in dem übrigen Drittel sind arktische Gruppen, überall nur mit sparsamen Gattungen, am zahlreichsten Ranunkulaceen und Kruciferen, Umbelliferen, Synanthereen, Berberidaceen, Skrophulariaceen und Junkaceen. Sparsam sind die baum- und strauchartigen Gewächse, häufiger die krautartigen Pflanzen und beziehungsweise zahlreich die Kryptogamen. Doch besteht ein bedeutender Unterschied zwischen den östlichern, ganz baumlosen Ebenen und den westlichern bergigen Theilen, die mit Wäldern von immergrünen Buchen ꝛc. bedeckt sind.

Die *Thierwelt* Amerika's unterscheidet sich in ihren charakterisirenden Formen ebensosehr von der der Alten Welt, wie die australische von der asiatischen und afrikanischen. Die Organisation der Thiere der Neuen Welt hat im allgemeinen einen Charakter, der ihnen eine niedrige Stelle auf der Stufenleiter der organ. Wesen einräumt; es hat hier die Natur auf die Bildung der niedern, an das Wasser und an die Pflanzenwelt gebundenen Thierwelt ihre größte, auf die der höhern Thierwelt ihre geringere Kraft verwandt. Diejenigen pflanzen- und fleischfressenden Thiere, welche als Symbole von Kraft, Stärke, Größe und Wildheit gelten, sind allein auf die Alte Welt beschränkt; die amerikanischen Arten, welche sich den erwähnten Geschlechtern am meisten nähern, sind im allgemeinen weit sanfter und schwächer, als die der Alten Welt. Ebenso sind die schnellsten und behendesten, die schönsten und anmuthigsten und selbst die für den Menschen nützlichsten Vierfüßler nur der Alten Welt eigenthümlich, der Neuen fremd. Dagegen findet sich hier die Mehrzahl jener sonderbaren Arten aus der Ordnung der Zahnlücker; so die ganze Familie der Tardigraden oder Faulthiere und die sonderbaren Ameisenfresser und Armadillen. Auch andere Familien sind hier durch eigenthümliche Arten vertreten. So enthalten die trop. Gegenden Amerika's eine besondere Familie von Beutelthieren, ähnlich den australischen, wiewohl von verschiedenen Gattungen. Ebenso eigenthümlich sind die Klammeraffen mit ihrer schlanken Gestalt und ihren Greifschwänzen. Selbst die Hufthiere Amerika's sind in ihrem Bau von denen der Alten Welt verschieden. Ihre Organisation macht sie geschickt, Bewohner der steilen Kordilleren zu sein, während die von Afrika den dürren Ebenen angemessen sind. Dagegen zeigen die Reptilien Amerika's, mit denen der Alten Welt verglichen, eine ungleich bedeutendere Größe und einen kräftigeren Bau. Dies ist schon bei den Batrachiern merklich, noch mehr aber bei den Familien der Saurier und Ophidier. So wie die Reptilien, so lassen auch die Arachniden und Insekten Amerika's mit den Thieren derselben Klasse, welche die Alte Welt bewohnen, keine Vergleichung zu. Zudem hat A. viele eigenthümliche Insektengattungen, namentlich Käfer. Es lassen sich vier große zoolog. Gebiete der Neuen Welt unterscheiden: die arktische oder nördliche, die nördliche temperirte, die tropische und die der Südspitze Amerika's oder die südliche temperirte. Während die Polarzone der amerikanischen Fauna mit der Borealfauna übereinstimmt, ist dies bei den übrigen Gebieten nicht der Fall, wo sogar die Arten in beiden Welten nur ähnlich sind. Die charakterisirenden Thierformen der amerikanischen *Borealzone* sind die Pelzthiere, wovon A. mehr einheimische Gattungen besitzt, als die Alte Welt. Gemeinsam mit Europa und Asien hat es mehrere Marder- und Wieselarten, einen Vielfraß (Gulo luscus) und den Eisfuchs (Vulpes lagopus), wozu noch der Eisbär kommt. Eigenthümlich hat A. mehrere Arten Lemminge, Murmelthiere und Eichhörnchen, den Waschbär, eine Dachsart (Meles labradorica), den Pekan (Mustela canadensis), die kanadische Fischotter, den kanadischen Biber, die kanadische Bisam- oder Moschusratte (Ondatra) und einige Spielarten von Fuchs und Wolf. Dann findet sich der Eishase im höchsten Norden beider Welten, dagegen sind der Schneehase (Lepus americanus), der Prairiehase (L. virginianus) und eine Art Pfeifhase (Lagomys princeps) der Neuen Welt eigenthümlich. Unter den Hirschen kommen das Elen- und Renthier auch in der Alten Welt vor, dagegen der Wapiti oder kanadische Hirsch, der Pampashirsch (Cervus leucogaster), der großöhrige und der virginische Hirsch, sowie die Gabelantilope (Mazama), die einzige Antilopenart Amerika's, nur in der Neuen Welt. Letzteres gilt auch von dem Bisamstier, dem amerikan. Büffel, einer Ziegenart (Capra americana) und dem amerikan. Muflon oder Bergschaf. Nordamerika besitzt 14 Gattungen europäischer und 12 Gattungen eigenthümlicher Raubvögel. Die Enten und andern Schwimmvögel sind in der Alten und Neuen Welt fast dieselben, aber wenige der amerikanischen Watvögel gleichen den europäischen. Die Hühner sind bis auf eine Gattung (Tetrao canadensis) verschieden. Die *temperirte Zone* reicht gegen S. bis zum Mexikanischen Meerbusen. Der Charakter der Vögel in dieser Zone hat viel Eigenthümlichkeiten und tritt um so schärfer auf, je südlicher man kommt. Hier trifft man viele Landvögel, die zu Gattungen gehören, die nur in A. vertreten sind. Unter ihnen sind die Raubvögel am verbreitetsten, so daß die wärmern Gegenden Amerika's nur wenige Gattungen vor den andern Zonen voraus haben. Viel beschränkter sind die sperlingsartigen Vögel. Zahlreiche Familien von Insektenfressern, die der temperirten Zone der Alten Welt und der heißen Zone der Neuen Welt unbekannt sind, schweifen über die fruchtbaren Gegenden der Vereinigten Staaten entweder als permanente Bewohner, oder von den üppigern Gestaden des Mexikanischen Meerbusens, wo die größere Zahl den Winter über lebt, jährlich wiederkehrend. Gegen Anfang des Maimonats, wenn die Insektenwelt zum Leben erwacht, erscheinen unzählige Schwärme von Spechten, Drosseln, Troupialen (Icterus) und andern Gattungen und Familien angehörigen Vögeln in den Unionsstaaten, die sie im Herbst wieder verlassen, um nach den mexikanischen Küsten und den immergrünen Wäldern der westindischen Inseln

zurückzukehren. In ungeheuren Zügen erscheint insbesondere die Wandertaube in den Vereinigten Staaten. Hühnervögel sind sehr wenige vorhanden; charakteristisch ist aber das gemeine Truthuhn. Die Sumpfvögel sind der nördlichen Hälfte der Neuen Welt eigenthümlich, und nur wenige Gattungen finden sich in der südlichen. Die Schwimmvögel haben große Aehnlichkeit mit denen des arktischen A. und nur zwei oder drei sind auf die wärmern Gestade der südlichen Gegenden beschränkt. An Fischen ist die Zone sehr reich, sowohl in den Gattungen, wie in der Individuenzahl, aber keine Gattung scheint den europäischen zu gleichen. Von besonderer Wichtigkeit sind die Stockfischbänke Neufundlands. Von Reptilien sind die Klapperschlangen der Neuen Welt eigenthümlich. Einige durch Größe ausgezeichnete Arten von Kröten weisen die schlammigen Seen von Georgia und Carolina auf. Die **dritte Zone** der amerikan. Thierwelt reicht vom Mexikanischen Meerbusen bis an die Südgrenzen von Paraguay. Auf den Antillen, besonders aber auf dem großen Isthmus von Mexiko und Guatemala verschmelzen die Faunen von Nord- und Südamerika. Unter 114 Gattungen Landvögel sind 67 nirgends anderswo beobachtet worden; 11 hat Mexiko mit Südamerika und 36 mit den Vereinigten Staaten gemein. Dabei ist bemerkenswerth, daß in der ganzen Zahl der Gattungen nur eine einzige neue vorhanden ist: Ptiliogonys *Sw.* Mexiko zeigt überhaupt fast dieselbe Mannigfaltigkeit im Thierreich wie im Pflanzenreich, beides bedingt durch die Mannigfaltigkeit der Klimate dieses Isthmus. Wasservögel sind im allgemeinen zahlreicher in kalten als in warmen Klimaten, doch macht Mexiko hiervon eine merkwürdige und fast einzige Ausnahme. Alle Reisenden stimmen in der Angabe überein, daß die Seen und Sümpfe dieses Tafellandes von Vögeln wimmeln; aber unter diesen befinden sich nur zwei neue Gattungen, alle übrigen sind in den Vereinigten Staaten wohl bekannt und bewohnen die arktischen Gegenden, so daß der Isthmus die südliche Grenze aller dieser Wandervögel, wie auch der insektenfressenden Sommerbesucher der Vereinigten Staaten bildet. Das einzige mexikanische Reptil, das Erwähnung verdient, ist der Axolotl (Ambystoma Axolotl), der mit dem Siren von Carolina verwandt ist. Die Säugethiere des Isthmus sind noch wenig bekannt. Mexiko bildet den Uebergang zum **äquatorialen** A., das sich, je näher dem Aequator, desto mehr durch zunehmende Mannigfaltigkeit der Formen und darin mehr als irgend eine andere tropische Provinz auszeichnet. Unter den Säugethieren stehen die Affen in zahlreichen Gattungen obenan, die nur geringe Aehnlichkeit mit den satyrgleichen Affen und Pavianen der Alten Welt besitzen und sämmtlich Greifschwänze, doch keine Backentaschen und Gesäßschwielen haben. Sie bewohnen die großen Wälder Brasiliens und Guayana's und die Ufer des Orinoco und der andern großen Flüsse. In den südlichern Theilen Südamerika's sind wenige Arten, und weder in Peru, noch in Chile, noch im eigentlichen Mexiko irgend eine; sie sind also in der Neuen Welt auf die großen Urwälder und Stromländer an der Ostseite der Kordilleren beschränkt. Ebenso zahlreich und mannigfaltig sind die Fledermäuse; aber nur sehr wenige Arten kommen in der nördlichen Hemisphäre vor, und keine ist in den übrigen Erdtheilen bekannt; es gibt insektenfressende, von Früchten lebende und Blutsauger. Die fleischfressenden Vierfüßler sind, obwohl gattungsreich, doch von geringer Individuenmenge; die größten unter ihnen sind der Puma oder amerikanische Löwe und der Jaguar. Die Tapire sind die größten vierfüßigen Thiere, die man bisher in Südamerika getroffen hat. Die Faulthiere, Ameisenfresser und Panzerthiere gehören vornehmlich Brasilien an, während die Lama's und andere wolletragende Thiere mehr den hohen Andes von Peru und Chile eigen sind. Der Ursus ornatus kommt nur in Chile vor. D'Orbigny theilte in Rücksicht auf die Vögel den Strich zwischen 11 und 45° südl. Br. in drei Gebiete vertikaler und ebensoviel Gebiete horizontaler Ausdehnung. Das erste Gebiet, von 10—28°, bot ihm 240 Arten von Singvögeln, $^2/_3$ der Gesammtzahl aller Arten dieses Strichs, eine große Zahl, die offenbar ihren Grund in der Mannigfaltigkeit der Vegetation und in der Menge von Insekten in diesem Gebiet hat. Von diesen 240 Arten hielten sich 51 auf den Bergen unter 1700 Meter auf. Das zweite Gebiet, von 28—34°, enthielt 72 Arten, nur $^1/_5$ des Ganzen und noch nicht $^1/_3$ der Arten des ersten Gebiets. Von diesen 72 Arten fand man 29 bis zu einer Höhe von 3700 Meter. Die Artenzahl des dritten Gebiets, von 34—45°, war nur 37, $^1/_{11}$ des Ganzen, $^1/_6$ des ersten, $^1/_2$ des zweiten Gebiets. Diese Verminderung ist eine Folge der Veränderung in der Vegetation, welche ärmlich und wenig mannigfaltig geworden ist. Die Westseite der Andes hat nur $^1/_9$ der Vögel, was sich am natürlichsten aus der geringen Ausdehnung des Landes auf der Westseite erklärt. Demnach ist Brasilien das an sperlingsartigen Vögeln reichste Land nicht nur Amerika's, sondern auch der ganzen Erde, denn man kennt schon jetzt, obwohl erst der fünfte Theil dieses Reichs erforscht ist, gegen 500 Gattungen. Die Kolibri's lieben die offenen blumenreichen Gegenden, die Papageien und Finkenarten die Region der niedrigen, beerentragenden Gesträuche. Die Raubvögel, besonders die Geier, sind sehr eigenthümlich: zu den größten gehören der Königsgeier (Vultur papa), der schwarze Urubu (Cathartes foetens), die große Harpyie (Harpyia destructor) und vor allen der Bewohner der hohen Andeskette, der Kondor (Vultur gryphus), der größte unter den fliegenden Vögeln. Alle südamerikanischen Eulen sind klein. Wasservögel finden sich mehr an den großen Strömen, als an den Seeküsten. Unter den Reptilien finden sich viele Kröten von ekelhaftem Aussehen; Brasilien eigenthümlich ist der Hornfrosch (Ceratophrys dorsata). Reich an Schlangen sind die Wildnisse im Innern von Südamerika, besonders längs der großen Ströme. Das Geschlecht Boa (Riesenschlange) vertritt in der Neuen Welt das Geschlecht Python der Alten; die schönsten unter den amerikanischen Schlangen sind die Korallenschlangen. Die großen Kammeidechsen oder Leguane (Iguana) sind sowohl in Westindien wie auf dem Festlande gewöhnlich und gewähren eine wohlschmeckende Speise. Schildkröten sind ebenfalls sehr zahlreich, darunter die Riesenschildkröte des Galapagoarchipels (Testudo elephantopus). Die Skorpione sind klein und, mit Ausnahme der in Surinam vorkommenden, nicht größer als die südeuropäischen. Die giftigen Hundertfüße (Skolopender) Asiens und Afrika's sind unbekannt oder sehr selten. Ebenso fehlt der Seidenwurm, dagegen besitzt A. das Kochenilleinsekt, jedoch nur in Mexiko. Unter den Käfern sind diejenigen vorzugsweise häufig, deren Larven von Holz leben; in Brasilien allein ist ihre Zahl wenigstens neunmal größer als in Europa, während das Verhältnis bei

den fleischfressenden Koleopteren gerade umgekehrt ist. Die Zahl der Lepidopteren ist außerordentlich groß, an Mannigfaltigkeit, Größe und Schönheit der Farben haben sie höchstens im südöstlichen Asien ihres gleichen. Brasilien allein ist von 6—700 verschiedenen Tagfaltern bewohnt. Ameisen sind ebenso häufig wie in Westafrika, unter ihnen richten die rothen Ameisen Brasiliens große Verwüstungen an. Die Termiten sind hauptsächlich auf die Wälder beschränkt, aber keine ihrer Gattungen scheint mit der afrikanischen übereinzustimmen. Heuschrecken, ebenfalls verschieden von denen der Alten Welt, sind nicht ungewöhnlich, richten aber nie Schaden an. Die Zweiflügler sind nicht zahlreich, doch gibt es einige durch ihre Größe ausgezeichnete Arten, unter andern eine Fliege von 5 Centim. Länge. An Weichthieren ist die tropische Zone Südamerika's verhältnismäßig arm, ganz besonders die Ostküste, während die Westküste viele Gattungen und Arten besitzt. Die Zahl der Flußmuscheln scheint mit der der nordamerikanischen keinen Vergleich aushalten zu können. Die den Meeren dieser Zone eigenthümlichen Fische sind noch wenig bekannt. Die Gattungen unterscheiden sich wesentlich von denen in ähnlichen Klimaten der Alten Welt. Ordnet man die Thiere der Tropenzone nach der Höhe ihres Wohnorts, so erhält man, nach Humboldt, folgende Stufenleiter des eine jede Region charakterisirenden animalischen Lebens: 1) Region von der Meeresküste bis zur Höhe von 1000 Meter: Affen (Sapaju's und Aluaten), Jaguar, Puma, Meerschweinchen, Faulthiere, Ameisenbär, kleine Hirsche (Cervus mexicanus), Armadille, Fettgänse, Seidenschwanz (Ampelis), Boa, Krokodile, Manati (Lamentin), Springkäfer (Elater noctilucus), Moskito's. 2) Region von 1000—2000 Meter: kleine Hirsche, Tapir, Ozelot, (Felis pardalis), einige Affen (Aluaten), Troupiale (Icterus) und Pirole und Coluber coccinea, Sandflöhe. 3) Region von 2000—3000 Meter: Stinkthiere, Tigerkatze, Hirsche, Straußhuhn (Palamedea), eine Menge von Enten und Tauchern, viele Läuse (Pediculus humanus). 4) Region von 3000—4000 Meter: Lama's, verwildert am westlichen Abfall des Chimborasso, der kleine Bär mit weißer Stirn (Ursus ornatus), große Hirsche, der Puma, einige Kolibri's. 5) Region von 4000—5000 Meter: Herden von Vicuña, Alpako und Guanaco, einige Bären, Kondor, Falken, Ziegenmelker. 6) Region von 5000—6000 Meter: der Kondor der Andes, einige Fliegen und Sphinxe, wahrscheinlich durch senkrechte Luftströmungen emporgeführt. Die *Zone der amerikanischen Südspitze* umfaßt Patagonien und den Feuerlandsarchipel. Unter den Säugethieren trifft man, außer Cetaceen und Seehunden, eine Fledermaus und drei andere Mäusearten; dazu kommen noch eine Art Reh, eine Art Fuchs (Vulpes magellanicus), ein Kaninchen, eine Fischotter und der Tucutuco (Ctenomys brasiliensis). Unter den Vögeln sind mehrere Arten Finken, Drosseln, Staare, Töpfervögel (Furnarius), Falken und Eulen, drei Schwalbenarten, ein Kolibri, ein Zaunkönig (Scytalopus furcus), eine Art Blumensauger (Synallaxis anthoides), einige Arten Papageien und ein schwarzhalsiger Schwan mit schneeweißem Gefieder. Reptilien gibt es nicht, und der Insekten sind wenige Arten: einige Sandlaufkäfer (Harpalus), Heteromeren, Rhynchophoren und eine Staphylinide, Elateride und Melolonthide. Besonders an dem kolossalen Seegras der Seeküste Patagoniens und Westfeuerlands nährt sich eine reiche Fischwelt, außerdem viele Schneckenarten (Fissurella) von ungemeiner Größe, Spritzwürmer (Holothuriae), Meersterne, Krebse, Napfschnecken, Kreiselschnecken, Armpolypen.

Bevölkerung. Die Bevölkerung Amerika's gehört der großen Mehrzahl nach drei Menschenrassen an, der amerikanischen, kaukasischen und äthiopischen; sie besteht nämlich aus Ureinwohnern (Indianern und Eskimo), aus eingewanderten Europäern und Negern und aus Mischlingen (Mestizen von Weißen und Indianern, Mulatten von Weißen und Negern, Zambos von Negern und Indianern); in neuester Zeit sind auch Indier (auf den Antillen und in Guayana), Japanesen und Chinesen (in Nordamerika, besonders in Kalifornien und Westindien) eingewandert. Die Gesammtzahl der Bevölkerung Amerika's wird gegenwärtig auf 84,524 Mill. geschätzt, so daß auf 1 QM. fast 114 Einw. kommen, während in Europa 1657, in Asien 988, in Afrika 351, in Australien 25 Menschen auf derselben wohnen. Von jener Summe kommen 51,964 Mill. auf Nordamerika, 2,671 Mill. auf Centralamerika, 4,214 Mill. auf Westindien, 25,675 Mill. auf Südamerika. Den Rassen nach beläuft sich die Zahl der Ureinwohner annähernd auf etwa 9 Mill., die der Weißen auf 49 Mill., die der Neger auf 10 Mill. und die der Mischlinge auf etwa 16 Mill. In der geringen Dichtigkeit der Bevölkerung lag für die *Eingebornen* die Nothwendigkeit des Auseinandergehens in viele einzelne Völkerschaften, wie denn kein Kontinent im Verhältnis zu seiner Bevölkerung eine so große Menge von Nationen und Sprachen aufweisen kann, als die Neue Welt. Die polaren Küsten bewohnen die *Eskimo*, die der kümmerliche Ertrag des Bodens zur Jagd und zum Fischfang und dabei zu großen Hin- und Herzügen zwingt. Die *Indianer*, von den nördlichsten Theilen Amerika's bis zu seiner Südspitze verbreitet, bilden die einheimische Rasse, in einer außerordentlich großen Anzahl von Völkerschaften mit über 400 Sprachen. Diese *indianischen Sprachen* weichen, wenn sie auch in dem übrigens häufig kunstvollen Bau eine gewisse Verwandtschaft zeigen, in den Wurzeln außerordentlich von einander ab und bieten auch mit den übrigen Sprachen der Erde nur sehr wenige Aehnlichkeiten dar. Ihrer vielfachen Zusammensetzungen wegen, in welchen übrigens die größte Regelmäßigkeit und Methode herrscht, bezeichnet man sie nicht unpassend als *polysynthetische* Sprachen. Es geht diese Synthesis so weit, daß oft einzelne Wörter einen ganzen Satz umfassen, und entsprechend erhalten die Biegungsformen in den Konjugationen und Deklinationen so viel Körper und Accent, daß durch sie sowohl negative, reflexive, kausative und andere Verba, als auch Pronominalobjekte ausgedrückt werden. Bei dieser Wortanhäufung wird eine einfache Wortwurzel von dem, was vor und hinter ihr steht, oft völlig begraben, wodurch die Raschheit der Bewegung ebensowohl, wie die Anmuth des Ausdrucks verloren geht. Die einzelnen Wörter, welche in die Wortanhäufung gezogen werden, verschmelzen nicht in einander: das zusammengesetzte Wort gleicht einer Mosaik, die einzelnen Bestandtheile bleiben einander fremdartig, die Verbindung ist lediglich mechanisch. Das Zeitwort ist der herrschende Redetheil, es nimmt Hauptwort, Fürwort und Beiwort in sich auf. Eigentliche Deklinationen sind in manchen Mundarten nicht vorhanden, dagegen aber die Verba stets regelmäßig, genau und vollständig ausgebildet. Die bei

weitem größte Anzahl der Wurzelwörter ist, wenn man sie ihrer Zuthaten entledigt, nur ein- oder zweisilbig. Jede eingeschobene Zuthat wird, nach indianischem Ohr, dem Wohlklange angepaßt; man beseitigt davon, was diesen beeinträchtigt. Wo zwei Selbstlauter oder Mitlauter zusammenkommen, wird der eine weggeworfen. Bei dieser Verkürzung der Silben und dem Einschieben neuer Wurzeln bleibt bei dem Kompositum oft nur ein einziger Buchstabe von dem eingeschobenen Worte, aber dieser eine Buchstabe ist ein ideographisches Zeichen und behält seine volle Bedeutung bei. Uebrigens sind die Sprachen und Völkerschaften weit weniger zahlreich in den offenen Savannen des Mississippi, wo die Jäger ohne Hindernis umherstreifen können, als in den undurchdringlichen Wäldern des Amazonenstroms und Orinoco, in welchen die Horden sich gleichsam verlieren und, obgleich sich nahe, doch einander fremd bleiben. Die gebildetsten amerikanischen Völker sind die Azteken oder Mexikaner, die Peruaner, welche die Quichuasprache sprechen, die Araukaner in Chile und mehrere Stämme Neugranada's. Alle übrigen Eingebornen zerfallen in wilde Horden, von welchen manche nur einige hundert Köpfe zählen. Die aztekische und die Quichuasprache haben sich durch die Eroberungen der mexikanischen Fürsten und der Inka's weit verbreitet, jene über die ganze Hochebene von Anahuac und bis nach Guatemala, diese die Andes entlang. Das Araukanische wird in Chile und den patagonischen Andes gesprochen. Von den Guarani bis zu den Omagua, von den Ufern des Uruguay und Paraguay bis zum Amazonenstrom wohnt eine Menge zu einer Familie gehörender Völker, und das Guarani ist die allgemeine Sprache der brasilianischen Eingebornen. In den Gebirgen von Guayana dagegen herrscht die größte Verschiedenheit der Sprachen. Die eingewanderten Amerikaner haben in dem neuen Vaterlande ihre Sprache beibehalten; nur die Neger nehmen allmählich die Sprachen ihrer Herren an, und selbst eine nicht geringe Zahl Eingeborner bedient sich jetzt europäischer Sprachen. Sämmtliche amerikan. Eingeborne, mit alleiniger Ausnahme der Eskimo, die zu den ursprünglichen Bewohnern der Nordpolarländer gehören, müssen als Angehörige einer und derselben großen Rasse betrachtet werden und zeigen in ihren physischen Eigenthümlichkeiten auch nicht einen einzigen Zug der Vermischung mit fremden Elementen. Allenthalben ist der Indianer in seiner äußern Erscheinung ein und derselbe Mensch und Wesen allen andern Rassen unähnlich, während die vielen indianischen Völker und Stämme durch eine ihnen gemeinschaftliche Gesichtsbildung und Körperkonstitution, durch gleiche moralische und geistige Eigenschaften und durch den Bau ihrer Sprachen eine unbestreitbare Verwandtschaft zeigen. Für diese letztere zeugen ferner ihre Bauwerke und ihre Alterthümer, an denen wir überall dasselbe konstruktive Talent, nur in verschiedenen Graden der Ausdehnung und Entwickelung finden. Aller Orten trifft das Auge auf Ueberbleibsel derselben Erfindungen und Künste, die allerdings oft roh und nur erst Anfänge sind, in einzelnen Fällen aber von einer hohen Stufe von Ausbildung und Kunstfertigkeit zeugen.

Die amerikanische Rasse zeichnet sich durch langes, straff herabhängendes schwarzes Haar, vorstehende Backenknochen und dünnen Bart aus. Die Augen sind klein, liegen tief und stehen oft schräg einwärts. Die Nase ist breit und gebogen, der Mund groß, die Lippen sind dick. Diese Züge gelten im großen und allgemeinen; im einzelnen und besondern treten manche Modifikationen ein. Es ist schwierig, diese Rasse in Unterabtheilungen zu bringen und diese so genau zu charakterisiren, daß alle Merkmale völlig zutreffen. Morton theilt die Indianer in zwei große Gruppen. Die eine, welche er, freilich willkürlich, mit der Benennung der toltekischen belegt, begreift die Völker, welche sich zu einer gewissen Civilisation emporgearbeitet hatten (Halbcivilisirte); die andere, die er als amerikanische Familie bezeichnet, trennt er wieder in vier Zweige. Der appalachische Zweig umfaßt alle Völker Nordamerika's (die Mexikaner ausgenommen) und die Stämme im N. des Amazonenstroms und im O. der Andes. Ihre charakteristischen Merkmale sind: der abgerundete Kopf, die breite vorstehende und gekrümmte Nase, der breite Mund, die beinahe vertikal stehenden Zähne, die braunen, wenig oder gar nicht schräg gerichteten Augen, der lange Hals und Nacken, die breite, aber selten tiefe Brust, die muskulösen, selten fetten Gliedmaßen. Diese Völker sind kriegerisch, grausam und rachsüchtig, dem Zwange, den das civilisirte Leben mit sich bringt, entschieden abgeneigt und haben in geistiger Entwickelung und nützlichen Künsten nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Der brasilische Zweig ist über einen großen Theil Südamerika's im O. der Andes zwischen dem Amazonenstrom und La Plata verbreitet. Die Körperbildung dieses Zweiges ist im ganzen dem des appalachischen gleich, nur sind Nase, Mund und Lippen noch etwas breiter, die Augen kleiner, mehr oder weniger schräg gestellt und weit auseinander liegend; auch ist der Hals kurz und dick, und Körper und Glieder sind voll und beinahe plump. In geistiger Beziehung stehen sie mit den appalachischen Völkern etwa auf gleicher Stufe. Der patagonische Zweig begreift die Nationen im S. des La Plata bis zur Magelhaensstraße und die Stämme in den Gebirgen Chile's. Sie zeichnen sich durch schlanken Wuchs, feine Formen u., namentlich die Araukaner, durch ungebändigten Muth aus. Die Angehörigen des feuerländischen Zweiges, die nur wenige tausend Köpfe zählen, schweifen durch eine traurige Wildnis. Sie haben eine kleine Gestalt, einen dicken Kopf, ein breites Gesicht und kleine Augen; der Brustkasten ist breit, der Körper plump, das Knie dick, das Bein übelgestaltet. Das Haar ist straff, grob und schwarz, und die Farbe ganz braun. In geistiger Beziehung stehen sie sehr tief; sie kümmern sich nur um das, was sich unmittelbar auf ihr augenblickliches Bedürfnis bezieht. Die Hautfarbe der amerikanischen Stämme ist nicht sowohl kupferartig, als vielmehr braun, in verschiedenen Abstufungen vom Hellbraunen und Zimmetfarbigen bis zum Schwarzbraunen. Helle Stämme, z. B. die Guaharibo und andere, fand Humboldt am obern Orinoco; der Prinz von Neuwied sah hellfarbige Menschen mit röthlichem Anflug auf den Wangen unter den Botokuden. Das Klima hat nur eine sehr untergeordnete Einwirkung auf die Verschiedenheit der Hautfarbe. Die Puelchen und andere patagonische Stämme, die in einem kühlen Himmelsstrich leben, sind bei weitem dunkler, als die Abiponen und Mocobi in den Pampas oder die Botokuden unter dem südlichen Wendekreise oder die Anwohner des Orinoco. Die Charrua, deren Haut beinahe schwarz ist, wohnen in der gemäßigten Zone, und die ebenso dunkeln Kalifornier 30—40 Grad nördlich

vom Aequator. Die toltekische Familie begreift, nach Morton, die civilisirten Völker von Mejiko, Peru und Bogota, vom Rio Gila unter 33° nördl. Br. an dem Westrande des Kontinents entlang bis zu den Grenzen von Chile. In Mittelamerika waren die Völker dieser Familie über das Land von einem Ocean bis zum andern verbreitet, während sie in Südamerika hauptsächlich die Hochebenen auf den Kordilleren und den schmalen Küstensaum einnahmen.

Ein großer Theil der Eingebornen liegt noch heute nur der Jagd ob; eigentliche Fischervölker finden wir nur im Feuerland und im nordwestlichen Theil von A. Bei manchen Nationen ist die Jagd Hauptbeschäftigung der Männer, während die Weiber Getreide bauen. In den tropischen Tiefländern, wo die Natur ihre schaffende Kraft auf die üppigste Weise in einem wunderbar mannigfaltigen Pflanzenwuchse zeigt, gewinnen die Indianer den Lebensunterhalt ohne alle Mühe, während auf den meist an Wald und Wild armen Hochebenen kein Jägerstamm dauern könnte, und die Menschen vielmehr auf den Ackerbau angewiesen sind. Nördlich vom Wendekreise traf man ackerbautreibende Völker nur in Neumejiko, theilweise am westlichen Colorado und an den Strömen, welche in den Kalifornischen Meerbusen münden. Auf dem rechten Ufer des Mississippi ward im N. von 41° nördl. Br. und westlich von 97° westl. L. wenig oder gar kein Ackerbau getrieben; nur von den Saukie- und Fuchsindianern, einem Algonkinstamme, der erst spät über den Mississippi hinübergezogen ist, sowie von den Osagen und andern Stämmen der südl. Sioux wurde der Boden bestellt. Auch lebten nördlicher, unter 46 und 47° nördl. Br., einige in festen Dörfern seßhafte Stämme am Missouri, nämlich die zu den Pawnees gehörenden Riccares, die Mandanen und Minetaren. Endlich bauten auch die Indianer am südlichen Red River und jene in Texas bis zum Nueces Mais, nicht aber die an der Küste wohnenden. Alle ackerbautreibenden Indianer kultivirten dieselben Gewächse: Mais, Bohnen (Frijoles) und eine Kürbisart. Die Stämme im W. des Mississippi, mit Einschluß der Pawnees und der südlichen Sioux, jagen den Büffel. Im NW. von A. leben ganze Stämme von Lachsen, welche in Menge die Ströme besuchen, und von Wurzeln. Die armseligen Yamparica oder Wurzelfresser, die Indianer am Salmon Trout River und in der kalifornischen Wüste nähren sich monatelang von Heuschrecken und andern Insekten, welche sie trocknen, zerstampfen und, mit Sämereien vermischt, zu einer Art Kuchen verbacken. In Südamerika ist auf den Pampas das europäische Rindvieh, welches sich in ungeheurer Menge vermehrt, zum Theil verwildert; dort haben Indianerstämme und spanische Rinderhirten (Gauchos) sich allmählich in Nomaden umgewandelt. Auch das Pferd, aus Europa nach dem westlichen Kontinent verpflanzt, hat sich außerordentlich vermehrt und lebt wild in Herden beisammen. Mit wunderbarer Leichtigkeit haben die Indianer sich den Gebrauch der Rosse angeeignet, aber nicht zu Künsten des Friedens, sondern für Kriegs- und Raubzüge; manche Stämme sind, gleich den Mongolen der asiatischen Steppen, wahre Reitervölker geworden, so namentlich in Südamerika in der Provinz Gran Chaco und in Paraguay, in Patagonien und Brasilien, ebenso in Nordamerika zwischen dem Mississippi und den Rocky Mountains, wo sich besonders die Apatschen und Komantschen durch ihre Keckheit und Gewandtheit zu Roß auszeichnen. Als am Ende des 15. und im Verlauf des 16. Jahrh. die Europäer den westlichen Kontinent nach und nach kennen lernten, fanden sie nicht allenthalben wilde Stämme, sondern auch blühende Staaten mit einer zahlreichen ackerbautreibenden Bevölkerung, mit scharf ausgeprägten Regierungsformen und ausgebildeten religiösen Systemen, mit Rechtsbestimmungen, die von einem vielfach verschlungenen bürgerlichen Verkehr zeugten, mit Theilung der Arbeit und einem Gewerbfleiße, welche die Eroberer in Erstaunen versetzten. Die Bewohner dieser Staaten kannten manchen Luxus, trugen fein gewebte und dauerhaft gefärbte Kleider aus einheimischer Baumwolle, hatten allgemein anerkannte Tauschmittel, verstanden sich auf die Bearbeitung der Metalle (das Eisen ausgenommen), hatten große, mit prachtvollen Tempeln und Palästen gezierte Städte, kannten eine sinnreiche Bilderschrift und waren mit den Erscheinungen des gestirnten Himmels keineswegs unbekannt. Diese Civilisation Amerika's ist durch die europäischen Eroberer zu Grunde gerichtet, die Indianer wurden durch sie in ihrem innersten Leben gebrochen. Von den alten Kulturstaaten sind längst nur noch steinerne Trümmer übrig; die Paläste im Reiche der Inka's sind in Schutt und Staub zerfallen, die Kaiserburgen der Azteken dem Boden gleich gemacht, die Teokalli's (Tempel) haben christl. Kirchen Platz gemacht. Ebenso wie in Mejiko und Peru die Reiche der Azteken und der Inka's, ist das merkwürdige Reich der Muysca auf dem Hochlande von Bogota zu Grunde gegangen, und kaum eine Sage deutet an, von wem einst die großen Prachtstädte in Chiapas und Yucatan erbaut wurden, deren Trümmer uns noch mit Bewunderung erfüllen. Ueberall ist der weiße Mann durch seine geistige Kraft und überlegene Bildung Herr des Amerikaners geworden. Die Nachkommen jener mehr oder weniger civilisirten Völker Amerika's bewohnen vornehmlich die westlichen, den Südseeküsten benachbarten Theile der Neuen Welt, nämlich die Tafelländer und Gebirgslandschaften Mittel- und Südamerika's und die dazu gehörigen Küstenländer. Die Eroberung des Bodens änderte in den socialen Zuständen dieser Völker verhältnismäßig wenig, indem der Wechsel ihrer Beherrscher und selbst die Einführung des Christenthums keinen wesentlich umgestaltenden Einfluß auf ihre Sprache, Sitten, Lebensweise und bürgerlichen Zustände ausübten. Auch ist ihnen die Berührung mit den Europäern bei weitem nicht so nachtheilig gewesen, wie den uncivilisirten Stämmen Nordamerika's. Sie sind durch spanische Härte und Grausamkeit nicht in dem Maße decimirt worden, wie man gewöhnlich annimmt; vielmehr hat sich nach dem Ende der Eroberungskriege und seit Einführung der Negersklaverei, durch welche die Indianer zum Theil der zwangsweise auferlegten Grubenarbeiten enthoben wurden, die Zahl der Eingebornen von ungemischtem Blute in gleichem Grade vermehrt, wie die der übrigen Einwohnerklassen, und es ist daher in Mejiko, Centralamerika, Ecuador, Peru und Bolivia auf dem flachen Lande die indianische Bevölkerung über die meist auf die wenigen großen Städte beschränkte kreolische bei weitem überwiegend. In den übrigen Ländern der Neuen Welt, in ganz Nordamerika, außer Mejiko, und in den Europa zugekehrten Ländern Südamerika's fanden die Europäer jene sogen. Wilden vor, Nomaden und Jägervölker ohne staatliche Einrichtungen.

In Nordamerika, wo diese Indianerstämme fast nur von dem Ertrag der Jagd lebten und daher zu ihrem Unterhalt weitere Strecken Landes bedurften, brach sich die Herrschaft der Europäer zwar weit langsamer Bahn, als unter der halbcivilisirten Bevölkerung, allein nach und nach faßten jene nicht nur auch hier festen Fuß, sondern machten sich auch durch Kauf, List und Gewalt zu ausschließlichen Eigenthümern der schönsten Theile des nordamerikanischen Kontinents, während die eingeborne Rasse ihrer ergiebigsten Jagdreviere beraubt und immer weiter in die westlicheren unwirtlicheren Regionen zurückgedrängt ward, wo sie schon jetzt dem Aussterben nahe ist. In Südamerika dagegen ist die Eroberung des Landes durch die Weißen den uncivilisirten Urbewohnern viel weniger nachtheilig gewesen, ihre Zahl hat nicht ganz so schnell abgenommen wie im Norden. Der Grund davon liegt theils darin, daß im tropischen A. der Indianer keineswegs ausschließlich von der Jagd lebt, sondern Mandiocca und Pisang baut und daher nur eines kleinen Stückes Land zu seiner Ernährung bedarf, theils darin, daß hier verschiedene religiöse Gesellschaften, namentlich die Jesuiten, die Civilisation der Eingebornen in die Hand nahmen und durch ihre Missionsthätigkeit dieselben nicht nur vor gänzlicher Unterdrückung schützten, sondern ihnen auch noch mehr Neigung zu ansässigem Leben und friedlicher Beschäftigung mit Ackerbau, später auch mit Industrie, beizubringen wußten. Ein Theil dieser Indianer hat sich Sitten und Sprache der Weißen angeeignet, doch den Rassecharakter bewahrt (Indios reducidos). Infolge der Vertreibung der Jesuiten und der spätern christlichen Missionäre nach Verwandlung der ehemaligen spanischen Besitzungen in Republiken sanken jedoch zahlreiche halbcivilisirte Völkerstämme Südamerika's wieder völlig in den Zustand der Verwilderung zurück und leben jetzt, wo sie nicht aufgerieben worden sind, größtentheils zerstreut in den Wäldern (Indios bravos). Die Zahl der gesammten Urbevölkerung Amerika's zur Zeit der spanischen Eroberung schätzt man auf 100 Mill.; jetzt dürften davon auf dem ganzen Festlande wenig mehr als 9 Mill. übrig sein.

Die äthiopische oder schwarze Rasse ist in A. durch etwa 10 Mill. Neger vertreten, wovon etwa 4½ Mill. auf die Vereinigten Staaten und 4 Mill. auf Brasilien gerechnet werden. Sie sind nicht freiwillig eingewandert, sondern gewaltsam durch den afrikanischen Sklavenhandel (seit 1536) zum Behuf der Plantagenwirtschaft in den tropischen und subtropischen Gegenden eingeführt worden und haben hier der Hauptmasse nach bis in die neuste Zeit noch als Sklaven gelebt. Nur ein kleiner Theil von ihnen nährte sich als Freigelassene (Emancipirte) von Land- und Bergbau oder von Gewerben; auf Hayti haben sie sich einen eigenen Staat gebildet, der später in zwei zerfallen ist. Ein großer Theil der Neger, wie auch fast alle Mischlinge sind getauft. Uebrigens gedeiht die schwarze Rasse auf dem amerikanischen Kontinent trefflich; sie hat sich in den Vereinigten Staaten von 1789—1860 (also während der Sklaverei) alle 10 Jahre um 28 Proc. vermehrt, d. h. nur um 5 Proc. weniger als die Weißen, und auf Hayti (also in der Freiheit) von 1793—1868 sogar um etwas mehr, während die Urbevölkerung unter allen Verhältnissen an Zahl stets abgenommen hat. Seit dem Verbot des afrikanischen Sklavenhandels über den Atlantischen Ocean durch den Aachener Friedenskongreß und spätere Verträge Englands mit Frankreich, Dänemark, Spanien, Portugal und den Vereinigten Staaten in den zwanziger Jahren, seit dem Verbot der Einfuhr von Negern in den letztern (1808) und in Brasilien (1839), endlich seit der Aufhebung der Sklaverei selbst in den spanisch-amerikan. Freistaaten (1811—1819), in den englischen (1833), den dänischen (1852) und den holländischen Kolonien (1864), in den Vereinigten Staaten (1863), in Cuba (1869), in Brasilien (1871) scheint der schwarzen Rasse die Aufgabe vorbehalten zu sein, die Ackerbau treibende und Rohstoff erzeugende freie Bevölkerung der weiten Niederungen des tropischen A. zu bilden.

Die weiße Rasse hat in A. nur die romanische und die germanische Völkerfamilie zu Vertretern, und zwar die erstere vorzugsweise in Central- und Südamerika (mit zusammen etwa 20 Mill.), die letztere vorwiegend in Nordamerika (mit ca. 40 Mill.). Unter den Germanen sind die Angelsachsen überwiegend vertreten, nämlich mit mehr als ⅔ hinsichtlich der Abstammung und mit über ¾ hinsichtlich der Sprache. Die deutsch redende Bevölkerung schlägt man zu 7—8 Mill. an, sie ist infolge der massenhaften deutschen Einwanderung in stetem Steigen begriffen, obschon immer ein nicht unbedeutender Theil derselben von der englisch redenden Bevölkerung absorbirt wird. Sie findet sich in der Union am dichtesten in Pennsylvanien; von den andern Staaten haben besonders Brasilien, die Argentinische Republik, Chile, wie auch Canada deutsche Niederlassungen. Ungünstigere Aussichten hat die romanische Bevölkerung Amerika's, welche sich wohl überall vermehrt, aber nirgends die durchschnittliche europäische Bevölkerungszunahme (1¼ Proc. jährlich) zeigt, sondern weit weniger.

Was die Religion betrifft, so ist jetzt (mit Ausnahme etwa des größtentheils noch von heidnischen Eskimo bewohnten Grönland etc.) in allen Ländern Amerika's das Christenthum eingeführt. In ganz Nordamerika, sowie in allen englischen und holländischen Kolonien ist der Protestantismus vorherrschend, während in Mexiko, in den französischen und spanischen Besitzungen die katholische Kirche vorwiegt, ja bis vor nicht langer Zeit die allein herrschende und allein erlaubte Religionsform war. Durch Einführung der religiösen Toleranz und durch Einwanderung hat sich gegenwärtig auch in diesen Ländern ein nicht unbedeutendes nichtkathol. Bevölkerungselement gebildet. Die jüdische Bevölkerung beschränkt sich fast allein auf die Vereinigten Staaten und die europäischen Kolonien; sie erreicht in ganz A. kaum 1 Million. Die Indianer leben noch zum großen Theil in ihren ursprünglichen religiösen Anschauungen.

Die selbständigen Staaten Amerika's, bis auf eine einzige Monarchie sämmtlich Republiken, sind: 1) die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 2) Mexiko, 3) Guatemala, 4) San Salvador, 5) Honduras, 6) Nicaragua, 7) Costarica, 8) die Negerrepubliken Hayti und San Domingo, 9) Venezuela, 10) Neugranada, 11) Ecuador, 12) Peru, 13) Bolivia, 14) Chile, 15) die Argentinische Konföderation, 16) Uruguay, 17) Paraguay, 18) das Kaiserthum Brasilien. Außerdem bestehen noch in A. Kolonien von europäischen Staaten. Großbritannien, welches die in jeder Hinsicht bedeutendsten Kolonien in A. hat, besitzt Ober- und Untercanada, Neubraunschweig, Neuschottland mit

Kap Breton, die Prinz Edwardsinseln, Neufundland, das Hudsonsbaigebiet, Britisch-Columbia, die Vancouverinsel, die Bermudainseln, die Bahamainseln; von den kleinen Antilleninseln: Trinidad, Tobago, Grenada, St. Vincent, Barbados, Santa Lucia, Dominica, Antigua, Barbuda, Anguilla, St. Christoph (St. Kitts), Nevis und Montserrat; von den Jungferninseln (Virgin islands): Virgingorda (Spanish-Town), Tortola und Anegada; die große Antilleninsel Jamaica; Honduras oder Belize auf der Halbinsel Yucatan; einen Theil von Guayana (Demerara und Berbice) und die Falklandsinseln: im ganzen, mit Einschluß der nicht kolonisirten Länder im hohen Norden, etwa 9,466,000 QKilom. (171,900 QMeilen) mit über 5 Mill. Einw., an wirklichem Kolonialgebiet aber nur 1,982,000 QKilom. (36,000 QM.) mit über 4¾ Mill. Einw. Ihm zunächst steht Spanien, das noch die Inseln Cuba und Portorico besitzt: 128,147 QKilom. (2327 QM.) mit 2,069,000 Einw., und Holland, im Besitz der Inseln Curassao, St. Martin, St. Eustache, Saba und eines Theils von Guayana (Surinam): 155,800 QKilom. (2830 QM.) mit 86,000 Einw. Im Besitz Frankreichs sind die Antilleninseln Guadeloupe, Martinique und ein Theil von Guayana (Cayenne): 93,700 QKilom. (1702 QM.) mit 335,400 Einw. Außerdem besitzt Dänemark, von seinen Niederlassungen in Grönland abgesehen, die Jungferninseln St. Croix, St. Thomas und St. John: 307 QKilom. (5,6 QM.) mit 37,820 Einw., und Schweden die Antilleninsel Barthelemy: 22 QKilom. (0,4 QM.) mit 2900 Einw.

Literatur. Epochemachend in der wissenschaftlichen Untersuchung des Naturcharakters Amerika's sind A. v. Humboldts und J. Oltmanns »Untersuchungen über die Geographie des neuen Kontinents« (Par. 1810, 2 Bde.). Außerdem sind von neuern A. behandelnden Werken hervorzuheben: Malte-Brun, Gemälde von A. (deutsch von Greipel, Leipz. 1824); Wappäus und Delitsch, Handbuch der allgemeinen Geographie von A. (das. 1855—71); Röding, A. in seiner gegenwärtigen politischen Gestalt (Hamb. 1824); Derselbe, Columbus, amerikanische Miscellen (das. 1825—32, 14 Bde.); Rivinus, Atlantis (Leipz. 1826 f., 3 Bde.); Long, Porter und Tucker, America and the West-Indies, geographically described (Lond. 1845); Macgregor, The progress of America from the discovery of Columbus to the year 1846 (das. 1847, 2 Bde.); A. v. Humboldt und A. Bonpland, Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau Continent, fait en 1799—1804 (Par. 1815—31, 3 Bde., mit Atlas; deutsch bearbeitet von Hauff, Stuttg. 1859—60, 4 Bde.); A. v. Humboldt, Ansichten der Natur (das. 3. Aufl. 1849, 2 Bde.); Everet, America or a general survey of the political situation of the several powers of the western continent (Philad., deutsch, Hamb. 1828, 2 Bde.); Bonnycastle, Spanish America or a descriptive hist. and geogr. account of the dominions of Spain in the western hemisphere (Philad. 1819); Antonio de Ulloa, Noticias americanas (Madr. 1792); Waterton, Wanderings in South America, the Northwest of the United States and the Antilles (Lond. 1825, neue Ausg. 1871); A. v. Humboldt, Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent, etc. (Par. 1836—1839, 5 Bde.; deutsch von Ideler, neue Ausg., Berl. 1853, 3 Bde.); Andree, A. (Braunschw. 1851); Vater, Untersuchung über Amerika's Bevölkerung (Leipz. 1810); A. v. Humboldt, Pittoreske Ansichten der Kordilleren und Monumente amerikanischer Völker (Stuttg. 1810, 2 Bde.); Morton, Crania Americana or American ethnography (Philad. 1839); Waitz, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 3 u. 4, (Leipz. 1862—64); Wilhelmi, Island, Hvitramannaland und Vinland (Heidelb. 1842); Kunstmann, Die Entdeckung Amerika's nach den ältesten Quellen dargestellt (Münch. 1859); Kohl, Geschichte der Entdeckung von A. (Brem. 1861); v. Hellwald, Die amerikan. Völkerwanderung (Wien 1866); v. Martius, Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's (Leipz. 1867, 2 Bde.); Brinton, The myths of the New World; a treatise of the symbolism and mythology of the red race in America (New York 1868); De Costa, The Pre-Columbian discovery of America by the Northmen (Albany 1869). — Die besten Landkarten sind: Carey und Lea, A complete historical, chronological and geographical American Atlas, etc. (Lond.] 1823), wonach Buchons Atlas geograph., histor. et chronologique des deux Amériques, etc. (Par. 1825) bearbeitet ist; Brué, Carte générale de l'Amérique, etc. (Par. 1828); Arrowsmith, Map of America (Lond. 1844); Johnston, North America (das. 1847); A. Platt, Physisch-politische Karte von Nord- und Südamerika, nach Arrowsmith und Berghaus (neue Ausg., Magdeb. 1861); Mahlmann, Karte von A. (Berl. 1865); Bacon, Steelplate map of America (Lond. 1863); Rosa, The American continent (New York 1864; neue Ausg., Stuttg. 1869); Kiepert, Nord- und Centralamerika (3 Blätter im »Neuen Handatlas«, Berl. 1871); Petermann, Neue Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika (6 Blätter, Gotha 1872); E. Ravenstein, Nordamerika in 4 Blättern, Südamerika in 2 Blättern (Hildburgh. 1873); Arrowsmith, Outlines of the physical and polit. divisions of South America (Lond. 1849); Derselbe, South America from original documents, etc. (das. 1839); v. Spix und v. Martius, Generalkarte von Südamerika (Münch. 1825); Dufour, Carte de l'Amérique du Sud (Par. 1830); Brué, Carte de l'Amérique méridionale (das. 1834); Stanford, Library map of South America (Lond. 1864); Ziegler, Karte von Südamerika (Leipz. 1863).

Amerikanische Alterthümer. Die Denkmäler Amerika's, die Zeugen einer eigenthümlichen Kultur der dortigen eingebornen Völker, zerfallen in Monumente einer vorgeschichtlichen Zeit und in solche, die, wie die mexikanischen, von den Tolteken und ihren Nachfolgern, den Azteken, aus dem 7. Jahrh., oder, wie die peruanischen, von den Inka's aus dem 13. Jahrh. herrühren. Eine Uebersicht des bereits Bekannten liefern Braunschweigs »Altamerikanische Denkmäler« (Berl. 1840), Bradfords »American antiquities« (New York 1842) und besonders J. D. Baldwin in »Ancient America, in notes on American archaeology« (das. 1872). Nähere Forschungen unternahm besonders Brasseur de Bourbourg. Im allgemeinen unterscheidet man drei Abtheilungen amerikanischer Alterthümer: nordamerikanische, südamerikanische und mittelamerikanische, die zugleich drei verschiedene Kulturstufen repräsentiren. Dem verhältnismäßig einfachsten Kulturzustand entsprechen die Denkmäler Nordamerika's, die namentlich durch die Untersuchungen

von Squier und Davis in dem auf Kosten der Smithsonian Institution herausgegebenen Werke »Ancient monuments of the Mississippi valley« (Washingt. 1848) bekannter geworden sind. Eine Menge von Erdhügeln und Umwallungen mit Schmucksachen und Geräthen geben Zeugnis vom Dasein einer zahlreichen Menschenmenge, die in Gesittung die heutigen Indianerstämme Nordamerika's weit überragte, von der aber nicht einmal Namen auf uns gekommen sind. Diese Denkmäler sind über das ganze Mississippithal bis an den Mexikanischen Meerbusen zerstreut; an der Küste des letztern kann man sie von Texas bis Florida und selbst bis nach Südcarolina verfolgen. Am häufigsten finden sie sich in Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Missouri, Arkansas, Kentucky, Tennessee, Louisiana, Mississippi, Alabama, Georgia, Florida und Texas; weniger häufig im westlichen New York, in Pennsylvanien, Virginien und in den beiden Carolina; sodann in Michigan, Jowa und auf dem rechten Ufer des Rio Grande del Norte. Diese alten Erdwerke liegen vorzugsweise in den Stromthälern und nur selten in andern Oertlichkeiten. Im westlichen New York, in Michigan, Jowa und Missouri, insbesondere aber in Wisconsin zeigen dieselben ganz besondere Formen, indem sie an die Gestalt von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Reptilien, auch von Menschen erinnern und nicht selten riesenhafte Dimensionen haben. In Verbindung und Zusammengehörigkeit mit ihnen gewahrt man viele kegelförmige Hügel und manchmal auch kurze Strecken wallartiger Aufwürfe, aber nur selten Einhegungen oder eigentliche Umwallungen. Die Thiergestalten sind besonders in Wisconsin häufig, reichen von dort von Fond du Lac gegen SW., steigen den Forfluß hinan und folgen dann dem Lauf des Rockflusses und des Wisconsin bis zum Mississippi. Diese merkwürdigen Denkmäler liegen in Reihen, wie die Gebäude einer modernen Stadt, und bedecken manchmal ganze Morgen Landes. Weiter nach S., im Flußgebiet des Ohio, erscheinen die Thiergestalten nur noch selten, desto häufiger dagegen kegelförmige und pyramidale Erdhügel, manchmal von großen Verhältnissen. Die pyramidenförmigen sind abgestumpft, manchmal terrassirt und insgemein mit Stufen versehen, die zum Gipfel hinaufführen. Neben ihnen und zuweilen in innigster Verbindung damit liegen viele, oft sehr große und meist ganz regelmäßige Umwallungen von Erde und Stein. In den Staaten am Mexikanischen Meerbusen sind die Hügel noch größer und regelmäßiger; die Kegelform aber wird seltener, und die Umwallung erscheint nicht mehr von solcher Ausdehnung, wie weiter nach N. hin. Wohl aber sind im S. zuerst Spuren von Backsteinen in den Hügeln und in den Mauern der Umwallungen anzutreffen. Allein im Bezirk Roß, Staat Ohio, sieht man noch heute nahe an 100 Umwallungen und 500 Tumuli, und lediglich für das Gebiet des genannten Staates berechnet man die Zahl dieser letztern auf mindestens 10,000, die der erstern auf reichlich 1500. Kaum in geringerer Zahl finden sie sich in Virginien am Kenhawa; ferner am White River und Wabash, am Kentucky, Cumberland und Tennessee. Man erblickt lange Linien von Wällen, deren Höhe zwischen 1,5—9 Meter wechselt; sie umschließen häufig Flächen bis zu 50, nicht selten bis zu 100 oder 200, in einzelnen Fällen sogar bis zu 400 und mehr Acker Landes. Die sogen. Mounds (tumuli, Hügel) sind gleichfalls in den verschiedensten Dimensionen vorhanden; theils haben sie kaum 1 Meter Höhe und nur wenige Meter im Durchmesser, theils erheben sie sich, wie der berühmte Tumulus am Grave Creek in Virginien, bis zu 22 Meter und haben am Boden ca. 320 Meter Umfang. Alle diese Bauwerke bestehen aus Erde oder Stein und oft aus beiden Stoffen zusammen. Wo im Innern der Umwallung oder außerhalb derselben Gräben fehlen, gewahrt man in der Regel in der Nähe Gruben, aus welchen das Material zum Bau genommen worden ist. Doch ist das zum Bau benutzte Material zuweilen der Oertlichkeit, auf welcher das Werk steht, ganz fremd und ohne Zweifel weit hergeholt worden. Die meisten Umwallungen haben eine durchaus regelmäßige Gestalt; Quadrate und Kreise herrschen vor; aber auch Rechtecke, Ellipsen und Polygone finden sich. Die regelmäßigen Werke stehen allemal auf flachen, sorgfältig ausgewählten Flußterrassen, die unregelmäßigen, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie zur Vertheidigung dienten, sind der Beschaffenheit des Grundes und Bodens angepaßt und laufen den Hügelabhängen entlang, oder sichern Punkte, welche dem Feinde das Eindringen erleichtern könnten. Kreis und Quadrat sind oft mit einander kombinirt und stehen unter sich und mit den unregelmäßigen Werken entweder unmittelbar, oder durch Gänge, die zu beiden Seiten eine Erdmauer haben, in Verbindung. Auch abgesondert liegende Parallelen sind häufig. Die Hügel sind meist kegelförmig, manchmal abgestumpft und zuweilen terrassirt; zum Gipfel führen Stufen oder ein geschlängelter Pfad. Einige sind elliptisch, andere birnenförmig, noch andere bilden ein Quadrat oder ein Rechteck mit Terrassen an den Seiten. Straßen und Stufenwege leiten zu einem Fluß hinab, oder verbinden eine Terrasse mit einer andern. Die größten und eigenthümlichsten Werke findet man an der Vereinigung zweier Flüsse, z. B. an der Mündung des Muskingum in den Ohio, am Grave Creek, an der Mündung des Scioto bei Portsmouth 2c. Hin und wieder liegen Vertheidigungswerke auch auf den Gipfeln von Hügeln. Die Umwallungen lassen sich entweder als Vertheidigungswerke erkennen, oder als solche, die zu religiösen und verschiedenen andern Zwecken benutzt wurden; die Hügel sind Opfer-, Tempel- und Begräbnishügel. Die zur Vertheidigung angelegten Werke findet man immer in einer durch die Oertlichkeit dazu geeigneten Gegend. Die meisten dieser Werke haben offenbar so viel Zeit und Arbeit erfordert, daß sie nicht bloß für den Augenblick, sondern für die Dauer bestimmt waren. Diejenigen, die nach Bauart, Gestalt und Lage nicht zum Behuf der Abwehr eines Feindes, sondern zu religiösen Zwecken gedient zu haben scheinen, werden selten auf dem Tafellande oder auf unebenem Gelände, sondern vorzugsweise auf breiten und flachen Uferterrassen angetroffen. Gewöhnlich sind sie viereckig oder rund, zuweilen auch etwas länglichrund; bald liegen sie einzeln, bald in Gruppen; die Kreise haben insgemein einen Durchmesser von nicht mehr als 80—100 Meter und nur eine einzige, gewöhnlich gegen O. befindliche Oeffnung, obschon dies nicht strenge Regel ist. Innerhalb des Walles kommen auch wohl mehrere Hügel vor; wo zahlreiche kleinere Kreise von 10—16 Meter Durchmesser sich finden, liegen sie allemal in der Nähe größerer Werke; sie bestehen nur in niedrigen Erdaufwürfen, haben keine Ausgänge und sind vielleicht die Stätten, auf welchen die

Wohngebäude standen. Wenigstens lassen heute noch die Dörfer mancher Indianerstämme ähnliche Spuren zurück. Die größern Kreise sieht man meist in unmittelbarer Verbindung mit rechtwinkligen Werken, oder sie stehen durch Wege mit denselben im Zusammenhang. Gräben sind selten und wo sie doch vorkommen, allemal innerhalb des Walles. Offenbar suchte man die Oberfläche möglichst eben zu erhalten, auch sind die Umwallungen dieser Werke verhältnismäßig niedrig, von 1—2,3 Meter hoch; nur einige wenige machen in dieser Hinsicht eine Ausnahme, z. B. der große Kreis bei Newark, Bezirk Licking, Ohio, wo der Wall am Eingang eine senkrechte Höhe von 9,7 Meter hat. Eine andere Klasse von Werken, welche vielleicht zu ähnlichem Behuf diente, sind die Parallelen, niedrige Wälle von 230—260 Meter Länge, mit einem Zwischenraum von 20—26 Meter. Bei Portsmouth, an der Mündung des Scioto in den Ohio, liegen drei Gruppen eines Werkes, das sich über 12 Kilom. dem Ufer des Ohio entlang erstreckt; dieselben sind durch parallele Linien von Erdaufwürfen verbunden und haben 6,5 Meter Breite am Boden und 1,3 Meter Höhe; die Wälle der Hauptwerke 3,9 Meter Höhe bei 11—13 Meter Breite. Im ganzen erstrecken sich dort in einer Länge von beinahe 32 Kilom. dergleichen wallartige Erdaufwürfe hin. Die beträchtliche Ausdehnung der Umwallungen und zu religiösen Zwecken eingehegten Stätten schließt die Annahme aus, daß auf ihnen Tempel im gewöhnlichen Sinne des Wortes gestanden hätten. Vielleicht befanden sich in diesen umfriedigten Räumen Altäre und Götzenbilder; vielleicht wohnten innerhalb derselben die Priester. Auch können sie im Nothfalle zur Vertheidigung gegen Feinde benutzt worden sein. Eigenthümlich sind die im W. nicht selten vorkommenden abgestuften, gebahnten Wege, die von einer Flußterrasse zur andern, oder auch von den Terrassen zum Flußufer führen. Der Weg bei Piketon in Ohio z. B. steigt allmählich von der zweiten zur dritten Terrasse auf, welche 5,5 Meter höher liegt; er ist 340 Meter lang und an dem einen Ende 70, am andern 66 Meter breit. Die Einhegung oder Einfriedigung auf der äußern Seite wechselt zwischen 1,6—3,6 Meter und beträgt am untern Ende der innern Seite 7 Meter Höhe. Der Weg ist so bequem, daß er jetzt einen Theil der Landstraße bildet. Daß diese Wege angelegt wurden, um die Verbindung zwischen den verschiedenen Terrassen zu erleichtern, liegt auf der Hand; ob sie auch noch einen andern Zweck hatten, ist uns unbekannt. Auch in Ohio gibt es Erdwerke, welche mit den schon angeführten Aufwürfen in Gestalt von Thieren Aehnlichkeit aufweisen; doch geht aus Lage, Zubehör und andern Umständen hervor, daß sie einen andern Ursprung und eine ganz andere Bestimmung hatten. Daß diese eine vorzugsweise religiöse war, wird sich nicht in Abrede stellen lassen. Am merkwürdigsten erscheint die sogen. »große Schlange«, im Bezirk Adams. Sie liegt am Brush Creek, auf einem Hügel 48 Meter über dem Wasserspiegel. Der Kopf der Schlange liegt an einem Ende, ihr in gefälligen Schlangenlinien gewundener Körper hat eine Länge von 227 Meter, und das Ende des Schwanzes ist dreifach geringelt. Das Maul ist weit geöffnet, vor und theilweise in demselben liegt eine länglichrunde, einem Ei gleichende Figur. Regelmäßiger und von größern Dimensionen als jene am Ohio, Missouri und obern Mississippi sind die Denkmäler in den südlichen Gegenden. Von Florida bis Texas findet man Hügel von mehreren Geschossen oder Absätzen und an Größe wie an Gestalt den mexikanischen Teokalli's vergleichbar, breite Terrassen von verschiedener Höhe und hochliegende Gänge und Straßen. Die Hügel sind gleichsam systematisch vertheilt, so daß kleinere Tumuli in regelmäßigen Zwischenräumen rund um die größern herumliegen. Während aber Mounds in großer Anzahl vorhanden sind, kommen Einfriedigungen verhältnismäßig nur selten vor, namentlich solche, die zum Zweck der Vertheidigung hätten dienen können. Die kegelförmigen Hügel sind am Gipfel abgestumpft und haben meist abgestufte Aufgänge. Alles weist auf religiöse, nicht auf militärische Zwecke hin. Manche Werke im S. zeigen abwechselnd Lagen von Erde und von gebranntem Thon, und zwar von der Basis bis hinauf zum Gipfel; andere haben Lagen von Erde und Schichten menschlicher Gebeine; noch andere verschiedene horizontale Schichten von Erde und Sand, und in diesen an verschiedenen Stellen menschliche Gerippe, allerlei Geräthe, Schmucksachen und Töpferwaaren. Vielleicht waren die Mounds im S. Grabstätten, in welchen die Gebeine ganzer Generationen aufbewahrt wurden; die übrigen Werke mochten als Tempel und zum »Hochgericht« dienen, im Nothfalle wohl auch zur Vertheidigung. Die alten Denkmäler im N. und NW. sind in Gestalt und Beschaffenheit von jenen am Ohio und im S. so durchaus abweichend, daß man geneigt ist, einen ganz verschiedenen Ursprung derselben anzunehmen. Einfriedigungen oder Vertheidigungswerke sind hier ebenso selten wie im S., aber die Mounds nicht etwa kegelförmig und pyramidenartig, sondern sie treten in den wunderlichsten Formen und Kombinationen, insbesondere aber in jenen von Thiergestalten auf. Seit 1838 hat man dergleichen Denkmäler auch häufig in den untern Bezirken von Wisconsin gefunden, von Prairie du Chien am Mississippi, am Wisconsin- und Rockfluß, ostwärts bis Fond du Lac am Winnipegsee und bis Milwaukee am Michigansee, auf einer Strecke von 92 Kilom. in der Länge und 92 Kilom. in der Breite. Durch diese Kette von Denkmälern geht der große indianische Kriegspfad vom Michigansee bei Milwaukee bis zum Mississippi oberhalb Prairie du Chien, und die heutige große Heerstraße folgt ganz demselben Zuge. Diese Erdwerke liegen meist in der Nähe größerer Flüsse und allemal so hoch, daß bis zu ihnen keine Ueberschwemmung hinanreicht. Neben den Thiergestalten finden sich auch Menschengestalten. Die runden Tumuli sind klein und selten höher, als 5 Meter, die länglichrunden Erdwerke aber mehr Terrassen als Hügel. Alle diese Werke kommen meist in Gruppen und Ketten vor, und eine und dieselbe Gruppe weist die größte Mannigfaltigkeit an Formen auf, Kreise, Vierecke, Thiere und andere Gegenstände, meist in einer Höhe von nur 0,5—1,5, höchstens 2 Meter. In manchen dieser Erdwerke hat man menschliche Gebeine, in andern nichts gefunden. Im SW., namentlich in dem Landstrich zwischen dem Missouri und Arkansas, liegen wieder andere Denkmäler von eigenthümlicher Art, in denen man die Ruinen alter Städte mit regelmäßigen Straßen erkennen will. Gleichfalls in Missouri liegen viele kleine Erdhügel zusammen, meist am Wasser entlang; aus den in und neben denselben gefundenen Töpferwaaren, Pfeilspitzen 2c. ergibt sich, daß man sie als Ueberbleibsel von Häusern zu betrachten hat, die aus Erde und Schlamm aufgeführt waren. Aehnliche

Reste sind auch in Peru nicht selten. Je nach Lage, Gestalt und Bauart und den im Innern gefundenen Gegenständen lassen sich diese Hügel in verschiedene Klassen theilen. Von 100 Hügeln, welche Squier und Davis in Ohio untersuchten, waren 60 Altar- oder Tempelhügel, 20 Begräbnishügel und die übrigen von verschiedener Art. Die Opferhügel kommen beinahe alle in oder dicht bei den Umwallungen geheiligter Plätze vor, sind immer geschichtet, enthalten symmetrische Altäre von gebranntem Thon, seltener von Stein, und auf denselben verschiedene Ueberbleibsel, an welchen stets die Einwirkung des Feuers sichtbar ist. Bei einigen hat man in einer Höhlung des Altars feine Asche und irdene Geschirre gefunden und außerhalb halb verbrannte Menschenknochen. Merkwürdig bleibt, daß die einzelnen Tumuli dieser Art meist Gegenstände von einerlei Art, und zwar in Menge umschließen, der eine z. B. nur Pfeifen, ein anderer irdene Geschirre, ein dritter nur Gabeln, ein vierter nur Lanzenspitzen, manche auch gar nichts. Begräbnishügel sind in großer Menge vorhanden. Sie haben eine Höhe von 2—26, durchschnittlich aber von 5—8 Meter. Sie stehen außerhalb der Einhegungen, mehr oder weniger von denselben entfernt, zum Theil auch ganz vereinzelt, haben weder Altäre, noch die Regelmäßigkeit der Tempelhügel und meist eine Kegelform. Sie bedecken nur ein Menschengerippe, das zur Zeit des Begräbnisses in Rinde oder eine große Matte gehüllt oder in einen rohen Sarg von Holz gelegt war. Neben den Gerippen findet man vielerlei Geräthe und Schmucksachen. Häufig liegt in den Mounds dieser Art eine Lage Holzkohlen, die vielleicht von Brandopfern für den Todten herrühren. In den Hügeln am Watereeflusse bei Canada in Südcarolina sind ganze Reihen von Gefäßen entdeckt worden, die mit menschlichen Ueberresten angefüllt waren, ferner ganze Friedhöfe, die lediglich Todtenurnen enthielten, z. B. auf der St. Katharine-Insel an der Küste von Georgia. Die Begräbnishügel enthalten eine Menge verschiedener Schmucksachen, z. B. Armbänder, durchlöcherte Kupferplättchen, Kugeln aus Knochen, Muscheln und Metall, sodann Lanzen- und Pfeilspitzen, Steinplatten von Glimmer in verschiedener Gestalt und irdene Gefäße. Von Zeit zu Zeit werden durch die Wellen der reißenden Ströme im W. Friedhöfe bloßgelegt, zum Theil von solchem Umfang, daß man die Oertlichkeiten nach ihnen benannt hat; am Wabash z. B. zwei Stellen: die »Big-Bone-Bank« und die »Little-Bone-Bank«, wo der Fluß alljährlich viele Menschengerippe und Geräthe hinwegspült. In den Staaten nördlich vom Ohio sollen tausende reihenweise geordneter Gräber vorkommen und ausgedehnte Grabstätten auch in Tennessee und Missouri liegen. Die Tempelhügel zeichnen sich durch große Regelmäßigkeit und beträchtlichen Umfang vor den übrigen Tumuli aus, liegen meist innerhalb der Einfriedigungen, haben gewöhnlich die Gestalt einer abgestumpften Pyramide, und zu ihrem Gipfel führen abgestufte Zugänge. Manchmal sind sie auch terrassirt in mehreren Absätzen. Aber gleichviel, ob sie eine runde, ovale, eine achteckige, viereckige, oder längliche Gestalt haben, der Gipfel ist allemal flach und platt. Die Hügel dieser Klasse sind in Ohio nicht zahlreich, bilden aber im S. die bei weitem überwiegende Mehrzahl. Je näher dem Mejikanischen Meerbusen, um so häufiger und größer werden sie. Manche Tempelhügel sind rund; auf dem Gipfel vieler andern erheben sich kleinere Tempelhügel, insbesondere wenn jene große Pyramiden bilden, wie bei Seltzertown in Mississippi. Anomale Hügel nennt Squier jene Mounds, die sich nicht in eine der drei oben beschriebenen Klassen reihen lassen. Bei vielen ist ihre Bestimmung klar: sie dienten als Warten, und ihre Lage, sowie die häufigen Spuren des Feuers beweisen, daß sie häufig zu diesem Zweck benutzt wurden. Auch in diesen Hügeln findet man eine Menge von Geräthen und Schmucksachen. Von Metallen scheinen die Hügelbauer nur Kupfer und Silber bearbeitet zu haben. Das letztere kommt nur selten vor, ist immer außerordentlich dünn und wurde benutzt, um das Kupfer zu plattiren, aber nicht etwa durch irgend eine chemische Kombination, sondern lediglich in der Weise, daß die dünnen Silberplättchen um das Kupfer herumgeschlagen wurden und so demselben als Ueberzug dienten. Man findet Messer, Aexte, Meißel, Bohrer und Lanzenspitzen von Kupfer, zum Theil von vortrefflicher Arbeit, nicht minder eine Menge von Schmucksachen, insbesondere Armbänder, Halsbänder, runde Scheiben und kleine Kugeln. Auch steinerne Waffen und Pfeilspitzen, Messer und Aexte hat man, nebst Geräthschaften aus Knochen, aus den Hauzähnen verschiedener Thiere und aus Muscheln gefunden, sodann Schnitzwerk in Stein, den man vortrefflich zu glätten verstand. Auffallend erscheinen Pfeilspitzen aus Obsidian, der bis jetzt nördlich von der vulkanischen Region Mejiko's weiter nicht angetroffen worden ist. Bleierz findet man in den Hügeln vielfach, niemals aber Eisen, oder irgend etwas, woraus man auf eine Bekanntschaft des alten Volkes mit diesem Metall schließen dürfte. Wo es vorkommt, rührt es nachweislich aus der Zeit nach der Entdeckung her. Ob die vielen steinernen Röhren aus den Mounds als Pfeifenröhre oder zum Blasen, zur Erzeugung eines stärkern Luftzugs benutzt worden sind, muß dahin gestellt bleiben. Pfeifenköpfe kommen in mannigfachen, oft sehr geschmackvollen Formen vor. Von allen Kunstdenkmälern aus dem amerikanischen Alterthum erscheinen aber die **Skulpturen** als die interessantesten. Gerade sie beweisen, daß die Hügelbauer über die ersten Anfänge der Kunst weit hinaus waren. Die Zeichnungen sind einfach, aber genau, und das Verhältnis der einzelnen Theile zu einander ist richtig; sie zeugen von sehr aufmerksamer Beobachtung; die Natur wird möglichst treu wiedergegeben, und die Ausführung, welche im Vergleich zu den besten Skulpturen selbst griechischer Künstler oft nichts zu wünschen übrig läßt, ist um so bewundernswürdiger, da jene Bildschnitzer nur über sehr mangelhafte Werkzeuge verfügten. Aus den Darstellungen des menschlichen Hauptes geht klar hervor, daß die Hügelbauer ihr Gesicht tätowirten und Ringe in den Ohren und Perlenbänder um den Kopf trugen. Die im Gebiet der Vereinigten Staaten lebenden vierfüßigen Thiere und Vögel, z. B. Biber, Otter, wilde Katze, der Kopf des Elen, Reiher, Gänse, Enten, sodann Schlangen und Kröten sind in einer Menge so außerordentlich schöner Darstellungen vorhanden, daß sie sich mit den hübschesten Bronzearbeiten der Gegenwart messen dürfen. Viele Figuren bestehen aus rothem Porphyr von solcher Härte, daß sich auf ihm das beste Stahlmesser umbiegt. Steinplatten mit Skulpturen hat man nur einige wenige in den Hügeln gefunden, aber in Betreff derselben sich theilweise in sehr abenteuerliche Phantasien verloren.

Man witterte Hieroglyphen und Alphabete, obwohl es nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, daß die Hügelbauer weder die einen, noch die andern kannten. Aus all dem Gesagten ergibt sich ganz unwiderlegbar, daß die Hügelbauer sehr zahlreich und ein vorzugsweise ackerbautreibendes Volk mit festen Wohnsitzen waren. Sie müssen ein in Sitten, Bräuchen und Religion eng verwandtes Volk gewesen sein, bei welchem in vielen wesentlichen Dingen eine völlige Uebereinstimmung herrschte. Wann sie ihre Blütezeit gehabt, wird schwerlich jemals ausgemacht werden; daß sie aber weit zurückliegt, ergibt sich namentlich aus zwei Umständen. Die Urwälder, welche sich innerhalb mancher Umwallungen und Einfriedigungen und auf vielen Mounds erheben, weisen auf mindestens tausend Jahre zurück. Ferner liegen die alten Denkmäler, wie schon weiter oben hervorgehoben wurde, niemals auf den jüngsten Flußterrassen, sondern auf den älteren. Die Hügelbauer führten offenbar dieselben auf, ehe die Gewässer im W. sich ihr gegenwärtiges Strombett gegraben hatten. Sie waren in dem weiten Gebiete von Wisconsin bis Florida heimisch und bildeten eine gleichartige Bevölkerung, wohnten als Ackerbauer dicht beisammen, kannten Silber, Kupfer und Blei, verstanden sich auf die Skulptur, waren geschickte Töpfer, kannten und genossen Salz, bauten Festungswerke mit großem Geschick und hatten einen ziemlich ausgebildeten religiösen Kultus. Aber sie waren nicht etwa auf einer hohen Civilisationsstufe angelangt, standen vielmehr hinter jener weit zurück, zu welcher die Mejikaner und Peruaner sich emporgearbeitet hatten. Obwohl nur Halbbarbaren, standen sie doch weit über den meisten heutigen Indianerstämmen der Waldregion wie der Prairien.

Von einer höhern Kulturentwickelung zeugen die Denkmäler Südamerika's in Peru, Quito, und Bolivia. Das Wenige, das von den zahlreichen Resten ihrer Kultur bis jetzt untersucht ward, findet sich in den Werken Humboldts und d'Orbigny's beschrieben und abgebildet. Zu den bekannteren Denkmälern gehören: die ungeheuren Mauern bei Tiahuanaco unfern La Paz in Bolivia, zusammengesetzt aus Steinblöcken von 100 Kubikmeter; die Ruinen eines Inkatempels auf der Insel Titicaca im gleichnamigen See; die Reste des berühmtesten aller Tempel, des Pachacamac, 4 Leguas von Lima; die an verschiedenen Orten vorkommenden Gräber und Paläste der Inka's. Alle diese Bauten, meist einfache Vierecke von großen behauenen Steinen, mit riesigen Steinplatten gedeckt, charakterisiren sich durch die pyramidale Gestalt der Thür- und Fensteröffnungen, die nicht selten mit einfachen und schönen Umfassungen geziert sind. Die Skulpturen an den Tempelruinen von Tiahuanaco zeigen bei einer sorgfältigen Behandlung die unbehülflichste menschliche Form. Der Bau von Festungen, Kanälen, Brücken (aus Holz) und Straßen war in Peru bedeutend ausgebildet, wie die große Inkastraße beweist, die, im Gebirge durch Felsen gesprengt, die Abgründe auf mächtigen Erddämmen überschreitend, in doppeltem Laufe theils auf dem Kamme der Andes, theils längs der Küste von Cuzco nach Quito führte und mit Festungen und Herbergen versehen war. Außerdem besitzt Südamerika in den Savannen von Varinas eine 37 Kilom. lange, aus hohen Dämmen bestehende Straße und viele Begräbnisstätten. Im Orinocogebiet finden sich hoch an Felswänden riesige Darstellungen, Thiere, planetarische Figuren u. dgl., wahrscheinlich von symbolischer Bedeutung, in neuester Zeit besonders durch den Reisenden Schomburgk untersucht. Vgl. Peru.

Unstreitig die interessantesten und wichtigsten Denkmäler altamerikanischer Kultur finden sich aber in den Hochländern des mittlern Amerika, im alten Mejiko, Guatemala und Yucatan. Namentlich sind es Werke der Baukunst und Bildnerei, welche hier theils vereinzelt in der Nähe noch bestehender Wohnplätze, theils in Massen vereinigt als Reste ganzer großer Städte (casas piedras) die Blicke des Forschers auf sich ziehen. Obgleich im allgemeinen von gleichem Gepräge, lassen sie sich doch in zwei verschiedene Entwickelungsperioden einordnen. Der einen vollendetern und jedenfalls frühern gehören die Denkmäler in Oajaca, Guatemala und Yucatan an, der andern jüngern oder der aztekischen die Denkmäler, welche in Mejiko überhaupt innerhalb der Grenzen des ehemaligen Reichs der Azteken erhalten sind. Seit Antonio del Rio, der zuerst 1787 auf Veranlassung des Gouverneurs von Guatemala die Ruinen von Palenque besuchte und dessen Bericht 1822 französisch und englisch erschien, erforschten, zeichneten und beschrieben mehrere die Denkmäler dieser Gegenden. So reisten Dupaix (vgl. Kingsboroughs umfassendes Prachtwerk: »Antiquities of Mexico«, Lond. 1829—48, 9 Bde.), ferner Galindo, Gailhabaud, Stephens (»Incidents of travel in Central America«, zuletzt Lond. 1854), Nebel (»Voyage pittoresque et archéologique en Mexique«, Par. 1836), Squier u. a. in Mejiko und Centralamerika. Waldeck (»Voyage pittoresque et archéologique en Yucatan«, Par. 1834), Stephens (»Incidents of travel in Yucatan«, Lond. 1843, 2 Bde.), Norman (»Rambles in Yucatan«, 7. Aufl., Philad. 1849) und Charnay (»Cités et ruines américaines«, Par. 1863) besuchten die Städtetrümmer in Yucatan. Zu den wichtigsten seit Humboldt bekannt gewordenen Denkmälern gehören die beiden Pyramiden bei San Juan de Teotihuacan, im Thale von Mejiko mitten in einem System kleiner hoher Pyramiden gelegen, wie das Monument von Cholula, zu den ältesten Denkmälern des Landes gehörig. Andere Pyramiden merkwürdiger Struktur finden sich zu San Christobal Teobantepec, zu Sta. Cruz del Quiche, bei Jochicalco, in Guatasco, bei Cuernavaca und anderwärts. Ruinen ganzer Städteanlagen finden sich zu Tusapan, bei Papantla in Veracruz, bei Mapilca in derselben Gegend, zu Tehuantepec, in der Provinz Oajaca, in dem vielfach beschriebenen Palenque und zu Ocosingo in der Provinz Chiapa, zu Copan in Honduras, zu La Quemada bei Villa Nueva im S. von Zacatecas; ferner in der Provinz Vera Paz, am Rio Gala und anderwärts. Großartig sind die Monumente zu Urmal (dem alten Itzalane), zu Jabah, Zagi (Salli), Chichen Itza, Tuloom und vielen andern Orten in Yucatan, sowie zu Mitla in Oajaca, welche, obgleich höchst wahrscheinlich älter als die aztekische Herrschaft, doch die amerikanische Kunst in ihrer höchsten Entwickelung zeigen. Grundform für die gesammte Architektur des mittlern Amerika ist die Pyramide, und zwar tritt dieselbe am kenntlichsten in den religiösen Monumenten, weniger sichtbar in Tempelbauten und Palästen hervor. Die Teokalli's (Gotteshäuser), gewissermaßen zu riesiger Größe emporgebaute Altäre, sind stets vierseitige, genau nach den Weltgegenden orientirte, oben abgeschnittene Pyramiden, auf welchen sich

häufig noch andere Baulichkeiten erhoben. Sie steigen entweder in einfachen, schiefen Flächen empor, oder erheben sich in mehreren (höchstens acht) großen Absätzen, die entweder besondere Terrassen bilden, oder bloß durch herumlaufende, gewöhnlich verzierte und kasettirte Gurtungen angedeutet werden. Zur Scheitelfläche führen an einer oder mehreren Seiten breite und steile Treppen; bisweilen laufen Treppen oder Aufgänge auch zickzackförmig von einem Absatze zu dem andern. Rings um die Teokalli's befanden sich die Wohnungen der Priester und andere für den Götterkultus nöthige Räume. Die Architektur der Mexikaner zeigt Details und Gliederungen nach den einfachsten Gesetzen durchgeführt. Als Schmuck der Wandflächen ist nur geradliniges, wenn auch zum Theil reich und mannigfaltig zusammengesetztes Kasettenwerk, Mäanderzüge, Zickzacks u. dgl. angewendet. In ihrer Hauptform bilden die zu ebener Erde, oder auf einfachen Terrassen, oder auf den Scheiteln der Teokalli's errichteten Gebäude einfache, viereckige Massen mit geradlinig überdeckten Portalen und viereckigen Pfeilerstellungen, über denen sich oft ein friesartiger, reich ornamentirter Aufsatz erhebt. Die Bedachung ist entweder horizontal, oder durch stufenförmig übereinander geschichtete Steinplatten gebildet, daher sie einen bedeutenden Innenbau vermissen lassen. Skulpturen befinden sich dabei als Reliefs oder als freistehende Statuen, und zwar lassen dieselben auf verschiedene Volksthümlichkeiten und Zeitalter hindeutende Unterschiede noch sehr deutlich erkennen. Eine Anzahl kolossaler Götzenbilder, welche von den andern Skulpturen ganz abweichen, entdeckte 1850 der Konsul Squier auf den Inseln Pensacola im Nicaraguasee und Monotimbita im See von Monagua. Die aus einfach kolorirten Umrißlinien bestehenden hieroglyphischen Malereien der Mexikaner sind in demselben Stil wie ihre Skulptur gehalten. Mehrere derselben finden sich in europäischen Sammlungen, z. B. in der Dresdener Bibliothek. Sauber gearbeitete Geräthschaften aus Metall und Thon, unter denen namentlich die Nachbildungen der Thiere zu nennen, finden sich in europäischen Museen. Eine vorzügliche Sammlung mexikanischer Alterthümer besitzt Uhde in Handschuchsheim bei Heidelberg. (Vgl. Tafel I »Baukunst«.)

Vgl. außer den oben erwähnten Werken E. G. Squier und E. H. Davis, Ancient monuments of the Mississippi valley, comprising the results of extensive original surveys and explorations (Wash. 1848); Caleb Atwater, Description of the antiquities, discovered in the state of Ohio and other western states, im 1. Bande der Archaeologia Americana (Worcester 1820). Eine Aufzählung vieler einzelnen Alterthümer findet sich im 1. Bande des Prachtwerks: »Antiquités mexicaines« (Par. 1834); nebst einer »Dissertation sur l'origine de l'ancienne population des deux Amériques et sur les diverses antiquités de ce continent« von Warden. Vgl. auch Martius, Die Vergangenheit und Zukunft der amerikanischen Menschheit (in der »Deutschen Vierteljahrsschrift« 1839), sowie Foster, Prehistoric races of the United States (New York 1873).

Amerikanische Pest, s. v. w. gelbes Fieber.

Amerikanismen, Eigenthümlichkeiten und Modifikationen der englischen Sprache in Amerika. Sie bestehen ihrem Wesen nach in der Aufnahme altenglischer Provinzialismen in den allgemeinen Sprachgebrauch und in der Anwendung von in England veralteten Wörtern; ferner darin, daß alten englischen Wörtern neue Bedeutungen beigelegt werden, oder daß umgekehrt die alte Bedeutung eines Wortes, welche in England inzwischen einer andern gewichen ist, beibehalten wird; endlich in der veränderten Aussprache der Wörter (besonders in Bezug auf Accentuation), in der Aufnahme fremder Ausdrücke und in der Bildung ganz neuer Wörter. Die dialektischen Besonderheiten, unter denen die von Neuengland sich am weitesten verbreiteten, sind noch jetzt nicht ganz verschwunden, obschon infolge des stets wachsenden Verkehrs die Volkssprache sich immer mehr der Schriftsprache nähert. Von Neuengland ging auch der sprachliche Einfluß der Puritaner aus, der sich durch eine Neigung zu Nasallauten kund gibt und bis in die westlichen Staaten hinein Boden gewonnen hat. Mit der Bildung neuer Wortformen ist der Amerikaner schnell fertig, obwohl sie oft aller Grammatik spotten (wie walkist, Fußgänger; singist, Sänger, ꝛc.) und zum Theil ebenso schnell wieder vergessen werden, wie sie entstanden. Daß sich zahlreiche fremde Ausdrücke im Angloamerikanischen einbürgerten, ist bei dem im großartigsten Maßstabe stattfindenden Zusammenfluß der verschiedensten Nationalitäten erklärlich. Französische Ausdrücke drangen von Canada, von den französischen Niederlassungen am Ohio, am Mississippi und am Golf von Mexiko herein; spanische Sprachbestandtheile nebst vereinzelten Negerausdrücken lieferten die Antillen und der SW. der Vereinigten Staaten; holländische die Gegend um New Jersey und New York. Deutsche Wörter (wie lagerbeer, Lagerbier; steal, Stiel; standpoint, Standpunkt ꝛc.) sind bis jetzt seltsamerweise nur vereinzelt in Aufnahme gekommen, dagegen wurden indianische Wörter im ganzen Gebiet der Union sehr zahlreich adoptirt, und viele derselben (wie canoe, Kahn; tobacco, Tabak; mocassin, Schuh; wigwam, Hütte ꝛc.) sind selbst in europäische Sprachen übergegangen. Außer diesen Wortverschiedenheiten hat die angloamerikan. Sprache gewisse Abweichungen in der Satzbildung und namentlich in den Redensarten, die indessen weniger allgemein als provinzieller Natur sind. Dagegen sind die zahlreichen, allgemein gebräuchlichen Abkürzungen langer Substantiven und Adjektiven (z. B. spec für speculation; photo, litho für photograph, lithograph; rebs für rebells; secesh für secessionist; repubs für republicans; pants für pantaloons ꝛc.) für den angloamerikan. Sprachgebrauch sehr charakteristisch. Durch sie namentlich, wie anderseits durch die deutliche Artikulation der Laute, unterscheidet sich der Amerikaner am wesentlichsten vom Briten. Sammlungen von A. erschienen von Pickering (Boston 1816), Bartlett (New York 1848) und De Vere (Lond. 1872). Vgl. Herrig, Handbuch der nordamerikanischen Nationalliteratur (Braunschw. 1854).

Amerling, Friedrich, Porträtmaler, geb. 14. April 1803 zu Wien, verdiente sich als Knabe und Jüngling seinen Unterhalt durch Koloriren von Kupferstichen und Landkarten, sowie durch Stubenmalen und versuchte sich nebenbei im Porträtiren. Nachdem er die Wiener Akademie besucht hatte, unternahm er mit einer mühsam ersparten Summe eine Reise nach London und Paris, wo er die Meisterwerke von Lawrence und Vernet studirte, und kehrte über München, wo er sich Stieler zum Muster nahm, nach Wien zurück. Durch seine »Verlassene Dido« und seinen »Moses in der Wüste« erwarb er sich

die ersten Preise der Akademie und Ruf in größern Kreisen. Bald nachher trug ihm der Kaiser Franz I. auf, sein Bildnis im Krönungsornat zu malen; A. kehrte deshalb aus Italien, wohin er von Wien aus gegangen war, zurück und vollzog den Auftrag mit Glück. In neuerer Zeit erwarb er sich durch seine »Judith« Beifall. Amerlings Stil hat vieles mit dem des Münchener Hofmalers J. Stieler gemein, nach welchem er sich vornehmlich bildete. Seine Porträte zeichnen sich durch malerische Auffassung und glänzendes Kolorit aus. Charakteristisch ist es, daß der Künstler nach eigenem Geständnis sich von den Werken Cornelius' abgestoßen fühlte. Ueberaus affektirt sind die Lichteffekte, die er auf seinen Gemälden anbringt. A. lebt gegenwärtig in Wien.

Amersfoort, Stadt in der niederländ. Provinz Utrecht, an der Eem, hat ein katholisches Seminar, 3 Kirchen (darunter die schöne Liebfrauenkirche mit 95 Meter hohem Thurm), Tabak- und Baumwollfabrikation, lebhaften Transithandel und (1867) 13,258 Einw. (darunter etwa 6000 Katholiken). A. ist Geburtsort des Patrioten Oldenbarneveld. Zwischen A. und Utrecht erheben sich die Amersfoorter Berge, eine 7 Kilom. lange Reihe von Sandhügeln, wahrscheinlich Ueberreste einer ehemaligen Dünenkette, die einen alten Meerstrom bezeichnen.

A merveille! (franz., spr. -wëj, »zum Verwundern«), wunderschön! vortrefflich! herrlich!

A meta (conto a meta, ital.), im Handelswesen s. v. w. auf halbe Rechnung, auf gemeinschaftliche Rechnung zweier Unternehmer.

Amethyst, Mineral aus der Klasse der Säuren, Varietät des Quarzes, ist durch Mangan- oder Eisenverbindungen veilchen- oder pflaumenblau, nelkenbraun, perlgrau oder grünlichweiß gefärbt, zuweilen mit streifigen oder festungsartigen Zeichnungen, durchsichtig oder durchscheinend, mit muscheligem bis splitterigem Bruch, vom spec. Gew. 2,65—2,87, wird durch Glühen farblos. Hauptfundorte sind Oberstein, Theiß in Tirol, der Schwarzwald bei Baden und Oppenau, wo er in Achatkugeln vorkommt; auch die brasilianischen Amethyste gehören großen Achatkugeln an, und die von Nertschinsk finden sich mit Chalcedon. Sehr blaß sind die von Mursinsk aus Quarzgängen im Granit. Bei Schemnitz in Ungarn kommen sie häufig auf Erzgängen vor. Am schönsten gefärbt sind die Geschiebe von Ceylon, sehr blaß dagegen die Haaramethyste (mit dünnen Blättchen von Eisenglimmer oder nadelförmigen Krystallen anderer Mineralien) von Botanybai in Neuholland. Der A. ist ein beliebter Schmuckstein; im Alterthum wurde er als Amulet getragen (als Mittel gegen den Rausch, daher der griech. Name améthystos, »Trunkenheit verhütend«); seitdem aber Brasilien (Bahia) so große Massen geliefert hat, ist er sehr im Preise gesunken. Durch Glühen entfärbte Amethyste dienen als Surrogat von Diamanten, Aquamarinen und Topasen. Orientalischer A., A.-Sapphir, violetter Rubin aus Birma und Ceylon, ist ein zart veilchenblauer Korund und viel werthvoller als der gewöhnliche A.

Ametrie (griech.), Mangel an Symmetrie oder Ebenmaß.

Ameublement (franz., spr. amöbbl'mäng), die Gesammtheit der zu einer Einrichtung gehörigen Möbel.

Amhāra, der mittlere Theil Abessiniens zwischen dem Takazzié und Blauen Nil, rings um den Bergsee Tana herum, umfaßt die Landschaften Semién, Dembea, Begemeder, Wag, Lasta, Kuara, Maitscha, Godscham u. a. Das Volk bildet den Kern der Abessinier und spricht einen dem Aethiopischen verwandten semitischen Dialekt. Nach dem Zerfall des alten abessinischen Königreichs warf sich 1833 Ras Ali zum Herrscher über A. auf und residirte in Gondar, bis er 1852 durch Kasai, später Theodor II., von seinem Thron gestürzt wurde. Bis 1867 bildete A. dann unter Theodor II. wieder einen Theil des abessinischen Reichs. Nach dem Tode des kühnen Herrschers bemächtigte sich der Schum von Wag, Gobasye, 1868 Amhara's und bildete ein neues Königreich daraus, das sich in fortwährendem Fehdezustand mit dem benachbarten Reiche Tigrié befand, bis 1871 Gobasye von Kasai, dem Beherrscher Tigrié's, gefangen genommen wurde, worauf A. unter kleinen Häuptlingen in einzelne Theile zerfiel.

Amharische Sprache (Amharenja), das den Einwohnern von Amhara (s. d.) eigenthümliche Idiom, seit dem 14. Jahrh. durch kaiserliche Verordnung die Hof- und Landessprache Abessiniens. Sie gehört zum semitischen Stamme und ist eine nahe Verwandte des Aethiopischen, aus dem sie zahlreiche Wörter mit ihren Formen aufgenommen hat. Sie wird auch mit dem um einige Charaktere vermehrten äthiopischen Alphabet geschrieben, besitzt aber eine Literatur im eigentlichen Sinne des Wortes nicht und wird überhaupt nur wenig zum Schreiben verwendet, da das Aethiopische, beim Volk »Geezsprache« genannt, Schriftsprache des Landes geblieben ist (vgl. Abessinien). Eine wissenschaftliche Bearbeitung erfuhr die Sprache durch Ludolf (1698) und C. W. Isenberg (Grammatik und Lexikon, Lond. 1842).

Amherst (spr. ämmörst), 1) britische Niederlassung in Hinterindien, an der Tenasserimküste, am südöstlichen Ufer des Salwenflusses, ward im April 1826 aus militärischen und merkantilischen Rücksichten gegründet. Die Stadt ist nach Lord Amherst, dem damaligen Generalgouverneur des britisch-indischen Reichs, benannt und war zur Hauptstadt von Britisch-Martaban bestimmt, erhielt aber nur als Lotsenstation für die Schiffe, welche den Salwen aufwärts nach der Hauptstadt Mulmen fahren, Bedeutung und ist außerdem als Erholungsort von den Europäern viel besucht, welche hier die Seebrise genießen; ein Handelsplatz ist A. nicht geworden. Der Distrikt A. hatte (1871) 39,200 QKilom. (712 QM.) mit 235,738 Einw. — 2) Stadt im nordamerikan. Staat Massachusetts, Grafschaft Hampshire, vom Connecticut durchschnitten, hat eine 1821 gegründete, reich dotirte Hochschule (A.-College), mit naturhistorischem Museum, eine Sternwarte und ansehnlicher Bibliothek, Maschinen-, Baumwoll- und Hutfabriken und 3500 Einw.

Amherst, 1) Lord Jeffery, engl. Feldmarschall, geb. 29. Jan. 1717 in Kent, trat mit 14 Jahren in die englische Armee ein, wurde 1756 Oberst und bald darauf Generalmajor. Als solcher vollendete er 1760 im Verein mit den Generälen Wolfe und Prideaux die Eroberung der französischen Besitzungen in Canada und erhielt dafür ein Dankesvotum des Unterhauses. Dann zum Oberbefehlshaber der englischen Armee in Amerika ernannt, bekleidete er 1763 das Amt eines Gouverneurs von Virginien u. 1770 das gleiche auf der Insel Guernsey, wurde 1776 mit dem Titel Baron A. von Holmesdale zum Peer und 1787 zum Baron A. von Montreal befördert und 1795 zum Feldmarschall ernannt. Er starb 3. Aug. 1797

2) William Pitt, Earl von A., brit. Staatsmann, Neffe des vorigen, geb. 14. Jan. 1773, unternahm 1816 als außerordentlicher Gesandter eine Reise nach China, die jedoch von keinem glücklichen Erfolg begleitet war. Nachdem er nach vielen Schwierigkeiten endlich die Erlaubnis erhalten hatte, in das Innere des Reichs vorzudringen, begab er sich nach Peking, um sich dem Kaiser vorzustellen, wurde aber, da er sich weigerte, die vorgeschriebenen Ceremonien zu erfüllen, in den kaiserl. Gemächern nicht zugelassen und mußte unverrichteter Sache das Land wieder verlassen. Die Fregatte Alceste, die er zu seiner Rückreise benutzte, scheiterte an der Küste der Insel Pulo Laut, und nur mit Mühe rettete sich A. nach Batavia, von wo er nach England zurückkehrte. Im Jahre 1823 zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, welche Stelle er bis 1828 bekleidete, führte er einen glücklichen Krieg gegen die Birmanen, der mit Abtretung der birmanischen Provinz Assam an die Ostindische Kompagnie endete, und erhielt 1826 die Würde eines Earl. A. starb 13. März 1857 auf Knole Park.

Amī (franz.), Freund; Amie, Freundin.

Amiánth, s. Asbest.

Amici (spr. -mihtschi), Giovanni Battista, ital. Astronom und Optiker, geb. 25. März 1784 zu Modena, beschäftigte sich früh mit Verfertigung optischer Instrumente. Zur Zeit des Königreichs Italien und der Restauration Professor der Mathematik in seiner Vaterstadt und von der provisorischen Regierung des Herzogthums 1831 zum Oberstudiendirektor ernannt, ward er später als Direktor der Sternwarte und Professor der Astronomie am Museo di storia naturale nach Florenz berufen, in welchem Amte ihn sein Sohn Vincenzio, später Professor der Mathematik in Pisa, unterstützte. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts konstruirte A. Spiegelteleskope von 2,2 Meter Brennweite und 15,7 Centim. Oeffnung; später verfertigte er ein Fernrohr von 28,8 Centim. Durchmesser und 6,28 Meter Länge, 1812 ein Teleskop eigener Konstruktion mit einem Hohlspiegel und einem im Mittelpunkt durchbohrten Planspiegel. Seine Spiegelmikroskope aus dieser Zeit waren die besten, die man bis dahin gesehen. In Paris befindet sich ein von ihm verfertigtes Mikroskop mit 6 Okularen und 3 Objektiven, welches in der Fläche über 17millionenmal vergrößert. Seinem Talente verdankt die Wissenschaft eine sinnreiche Vervollkommnung der Camera lucida. Sein Polarisationsapparat ist für die Beobachtung und genaue Messung aller Erscheinungen des polarisirten Lichts ausgezeichnet. Auch entwickelte er eine bedeutende literarische Thätigkeit durch Abfassung von Abhandlungen für die Annalen mehrerer Akademien. Man hat von ihm treffliche Beobachtungen über die Doppelsterne, die Jupitersmonde, die Sonne, über den Kreislauf des Saftes in den Pflanzen, über die Infusionsthierchen, die Befruchtung der Pflanzen ꝛc. Er starb 10. April 1863 zu Florenz.

Amicisten, Studentenorden, s. Universitäten.

Amicitia (lat.), Freundschaft, personificirt Göttin der Freundschaft, Tochter der Nacht und des Erebos, dargestellt mit unverhüllter Brust, neben ihr die Grazien. Amicitiae causa, aus Freundschaft.

Amicōni (Amigoni), Giacomo, Historienmaler, 1675 zu Venedig geboren, erlernte hier die Kunst, wirkte in Deutschland, England und Spanien, wo er als Hofmaler in Madrid 1752 (oder 1755) starb. Sein Stil hat etwas Zerfahrenes und in der Farbe viel Härten. Gemälde von ihm finden sich in den Kirchen Venedigs, einige auch in Schleißheim, sowie in den Kirchen und Sammlungen Münchens.

Amictus (lat.), Gewand; insbesondere viereckiges, weißleinenes, mit Bändern versehenes Tuch, welches der katholische Priester zur Celebration des Hochamts über Nacken und Schulter trägt.

Amīcus (lat.), Freund; A. certus in re incerta cernitur, lat. Sprichwort: Einen treuen Freund erkennt man im Unglück, entspricht unserem: Ein treuer Freund ist Goldes werth. A. Plato, magis amīca verĭtas, lat. Sprichwort: Theuer ist mir Platon, theurer die Wahrheit. A. populi Romani, Freund des römischen Volks, Ehrentitel, welchen die Römer befreundeten und um sie verdienten Fürsten (z. B. Dejotarus, Orgetorix, Ariovistus ꝛc.) und ganzen Nationen beilegten.

Amīda, Stadt, s. Diarbekr.

Amīde, Verbindungen, welche man als Ammoniak NH_3 betrachten kann, in welchem ein oder mehrere Wasserstoffatome durch Säureradikale ersetzt sind. Das Acetamid ist z. B. $C_2H_3O.NH_2$. Dieser Körper leitet sich ab von der Essigsäure $C_2H_3O.OH$, und man kann ihn betrachten als solche, in welcher die Hydroxylgruppe OH durch Amid NH_2 ersetzt ist. Wird im Ammoniak der Wasserstoff weiter substituirt, so entstehen sekundäre A. oder Imide, z. B. Diacetamid $(C_2H_3O)_2NH$, endlich tertiäre A., z. B. Triacetamid $(C_2H_3O)_3N$. Man kann das Acetamid auch betrachten als essigsaures Ammoniak $C_2H_3O_2.NH_4$ weniger Wasser, wie es in der That bei trockner Destillation dieses Salzes entsteht und unter Wasseraufnahme wieder in dasselbe übergeführt werden kann. A. entstehen auch, wenn Ammoniak auf die Chlorüre der Säuren oder auf die zusammengesetzten Aether wirkt. Die primären A. verhalten sich wie schwache Basen und gleichzeitig wie schwache Säuren, die sekundären A. haben aber keine basischen Eigenschaften mehr und die tertiären verhalten sich wie Säureanhydride. Die zweibasischen Säuren enthalten zwei Hydroxylgruppen, z. B. Kohlensäure CO.OH.OH.; werden nun beide durch NH_2 ersetzt, so entsteht ein Amid, aus Kohlensäure das Carbamid (Harnstoff) $CO(NH_2)_2$; betrifft die Substitution aber nur eine Hydroxylgruppe, so entsteht eine Aminsäure, z. B. die Carbaminsäure $CO.OH.NH_2$.

Amīdon, s. v. w. Stärkmehl.

Amiel, Henri Frédéric, schweizer. Schriftsteller, geb. 1822 in Genf, ein tief angelegter philosophischer Geist, bereiste im Verlauf von sieben Jahren die verschiedensten Theile Europa's, wurde nach seiner Rückkehr zum Professor der Philosophie an der Genfer Akademie ernannt und veröffentlichte außer fachwissenschaftlichen Arbeiten (z. B. »Du mouvement littéraire dans la Suisse romane«, 1849; »Étude sur l'Académie de Genève«, 1859) auch poetische Versuche: »Grains de mil« (1844), »Penseroso« (1858), »La part du rêve« (1863), deren Hauptstärke in der philosophisch-tendenziösen Färbung liegt.

Amiens (spr. -iäng), Hauptstadt des franz. Departements Somme, in der Picardie, 118 Kilom. nördlich von Paris, an der schiffbaren, mehrfach getheilten Somme, welche hier die Seille aufnimmt, und an der franz. Nordbahn gelegen, hat eine von Heinrich IV. herrührende Citadelle, gerade, breite und wohlgepflasterte Straßen und mehrere

große Plätze und zählt (1866) 61,063 Einw. Unter den Gebäuden sind die 1220—88 erbaute Kathedrale mit 2 unvollendeten Thürmen, prachtvoller Façade und grandiosem Schiff und Chor, nach Anlage und Ausführung ein Meisterstück gothischer Baukunst; ferner die Kirchen St. Germain und St. Remi (aus dem 15. Jahrh.), das Stadthaus, wo 1802 der Friede (s. unten) geschlossen wurde, das sogen. Wasserschloß (zum Löschen) und das ehemalige Augustinerkloster St. Acheul (ehemalige Jesuitenanstalt) als die hervorragendsten zu bemerken. A. ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichts- und Appellhofs, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer und eines Generalhandelsraths, hat ein Lyceum, eine Lehrerbildungsanstalt, eine Vorbereitungsschule für Medicin, eine Musterschule für gegenseitigen Unterricht, ein Museum für Malerei und Bildhauerei, eine öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden, eine Sammlung von Alterthümern aus der Umgegend, ein interessantes Archiv und einen botanischen Garten. Industrie und Handel sind von großer Wichtigkeit. Blühend ist besonders die Fabrikation von Wollengeweben, namentlich der sogen. »Amiensartikel«: Kamelot, Aleppozeuge (Alépines), Piqué, Plüsch, Utrechter und Baumwollsammet &c. Außerdem hat A. Baumwoll-, Woll-, Flachs- und Seidenspinnereien, große Färbereien, Fabriken für Tapeten, Seife, Strumpfwirker- und Seilerwaaren, Glanzleder, Chemikalien, Zucker, Tafelzeug, farbiges Papier, Drainröhren &c., und treibt ansehnlichen Handel mit Wolle, Oelsaat, Getreide und den eigenen Erzeugnissen. Namentlich ist A. ein Haupthandelsplatz für Rübenzucker; auch Entenpasteten gehören zu den Handelsartikeln der Stadt. Der Werth der Industriefabrikate wird zu 16 Mill. Fr. angegeben, während der Handel jährlich etwa 40. Mill. umsetzt. A. kommt schon im Alterthum unter dem Namen Samarobriva als Hauptstadt der Ambiani vor und war bereits vor Ankunft der Römer in Gallien ein mächtiger Ort. Das Gebiet, die ehemalige Grafschaft Amienois, gehörte längere Zeit den Bischöfen von A., später kam es an Herzog Philipp den Guten von Burgund, nach dessen Tode es Ludwig XI. 1477 dem Reich einverleibte. Viel genannt ist Peter von A., der erste Kreuzzugsprediger. In neuerer Zeit wurde A. historisch wichtig durch den 27. März 1802 unterzeichneten Frieden von A., der die Streitigkeiten zwischen England, Frankreich, Spanien und der Batavischen Republik schlichten sollte. England behielt durch denselben von seinen Eroberungen die Inseln Ceylon und Trinidad, auch blieben ihm die Häfen des Vorgebirgs der guten Hoffnung geöffnet. Frankreich erhielt seine Kolonien zurück und gegen Brasilien in Guayana den Araowari zur Grenze. Die Republik der sieben ionischen Inseln ward anerkannt und Malta wieder ein Ordensstaat. Spanien und die Batavische Republik erhielten, bis auf Ceylon und Trinidad, ihre Kolonien wieder. Die Franzosen sollten Rom, Neapel und Elba räumen; dem Haus Oranien ward Entschädigung verheißen. Der Pforte ward außer der Integrität aufs neue der Besitz von Aegypten und zudem das Schutzrecht über die Jonischen Inseln zugesichert. Da die getroffenen Bestimmungen jedoch den englischen Stolz verletzten, so lehnte sich die öffentliche Meinung in England entschieden dagegen auf, und England erklärte 18. Mai 1803 von neuem den Krieg. Im deutsch-französischen Krieg von 1870 gewann General v. Manteuffel bei A. 27. Nov. 1870 einen entscheidenden Sieg über die etwa 40,000 Mann starke französische Nordarmee. Die Franzosen verloren 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 800 Gefangene, 9 Geschütze und 2 Fahnen; die Deutschen 74 Officiere und 1300 Mann. Tags darauf wurde vom General v. Göben die Stadt ohne Kampf besetzt und viel Proviant erbeutet; am 30. Nov. ergab sich nach kurzem Gefecht auch die Citadelle mit 400 Mann und 30 Geschützen. Einen zweiten Sieg erfocht Manteuffel 23. Dec. 1870, 11 Kilom. nordöstl. von A. gegen die 60,000 Mann starke Nordarmee, warf dieselbe mit Verlust über die Hallue und nahm ihr 1000 Gefangene ab.

A minōri ad majus, s. A majori ad minus.

Amiranten (Admiranten, Admiralitätsinseln), ostafrikan. Inselgruppe, besteht aus 11 kleinen, niedrigen, von Korallen umgebenen Eilanden im SW. der Seychellen. Sie sind von Großbritannien in Besitz genommen und bilden eine Dependenz der Insel Mauritius, sind übrigens nur wenig bewohnt und werden nur hinsichtlich des Schildkrötenfanges und der Fischerei ausgebeutet. Die größte ist Ile des Roches oder Wood-Island.

Amis, der Pfaffe, mittelhochdeutsches erzählendes Gedicht vom Dichter Stricker aus dem zweiten Viertel des 13. Jahrh., die älteste der Schwankdichtungen, wie der »Pfaffe von Kalenberg«, »Peter Leu« u. a. Den Inhalt bilden die Schwänke und Gaunerstreiche eines geistlichen Herrn, des A.; manche derselben sind später dem Eulenspiegel zugeschrieben worden. Es gibt mehrere Handschriften des Gedichts, z. B. die Koloczaer, die Heidelberger, die Riedegger, die jüngere Gothaische (15. Jahrh.); auch ein alter Druck war vorhanden. Nach der Riedegger Handschrift, der besten von allen, hat Benecke das Gedicht in seinen »Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur« (Götting. 1810—1832, 2 Bde.) herausgegeben; eine neue kritische Ausgabe lieferte Lambel in »Deutsche Klassiker des Mittelalters«, Bd. 12 (Leipz. 1872).

Amīsos, im Alterthum Stadt in Pontus, am Schwarzen Meer, war schon zu Alexanders d. Gr. Zeit wichtig und unter Mithridates (Eupator) abwechselnd mit Sinope Residenz der Könige von Pontus. Von Lucullus erobert, erlangte die Stadt durch Augustus nach der Schlacht bei Actium eine Art Souveränität über ein ansehnliches Gebiet, deren sie von Hadrian wieder beraubt ward. Ihre Trümmerstätte findet sich nordwestlich bei der jetzigen Stadt Samsun.

Amission (lat.), Verlust; amissībel, verlierbar.

Amlwich (spr. ämmluk), Hafenstadt auf der Nordküste der engl. Insel Anglesea, mit (1871) 2968 Einw. Hier findet die Verschiffung des aus den nahen Parrysbergen gewonnenen Kupfers statt, die sich in der blühendsten Periode des Bergbaus (seit 1768) jährlich auf 60—70,000 Ctr. belief, in letzter Zeit aber auf etwa 12,000 Ctr. gesunken ist.

Ammân, interessante Ruinenstadt in Syrien, an der alten von Damaskus nach Aila am Rothen Meer führenden Hauptstraße, das alte Rabbath-Ammon, später Philadelphia genannt. Unter den Ruinen ist besonders das prächtige Theater von 39 Meter Durchmesser mit 43 sehr wohlerhaltenen Sitzreihen und einem Peristyl von korinthischen Säulen bemerkenswerth. Vom Odeon ist ein Thor übrig, von einem Tempel stehen noch zahlreiche Säulen, auf dem Gipfel des Berges die Trümmer

der Akropolis mit einem zweiten Tempel, umgeben von ungewöhnlich hohen Säulen, u. a.

Amman (Amann, Ammann), Jost (Jodocus, Josse), deutscher Maler, Zeichner, Kupferätzer und Formschneider, 1539 zu Zürich geboren, kam 1560 nach Nürnberg, ließ sich 1577 daselbst häuslich nieder und starb 1591. Ein Zeichner und Formschneider von erstaunlicher Fruchtbarkeit, gab er zahlreiche Stamm-, Wappen-, Trachten- und Bilderbücher heraus. Seine Gestalten haben eine elegante Schlankheit, die aber etwas manierirt ist. Vgl. Becker, Jobst A. (Leipz. 1854).

Ammanāti, Bartolommeo, berühmter Baumeister und Bildhauer, 1511 zu Florenz geboren, war Schüler Bandinelli's zu Florenz und Sansovino's zu Venedig und einer der ersten, aber auch manierirtesten Nachahmer Michelangelo's. Schauplätze seiner Thätigkeit waren Pisa, Padua, Rom und Florenz; seine Hauptwerke sind das Grabmal des Kardinals Monti in Rom, die prächtige Dreifaltigkeitsbrücke in Florenz, der Springbrunnen auf der Piazza del Granduca, wozu Giovanni da Bologna und Benvenuto Cellini die Zeichnungen lieferten, besonders bedeutende aber der Palast Buccelli, die Façade des römischen Kollegiums und der von Brunelleschi angefangene Palast Pitti zu Florenz, den er beendigte. Welcher schwülstigen Allegorik A. in seinen plastischen Werken huldigte, davon legt besonders sein Denkmal des Gelehrten Benavides zu Mantua (1546) Zeugnis ab. Er starb 1589.

Ammann, s. v. w. Amtmann, eine in der Schweiz noch gebräuchliche Bezeichnung für Vollziehungsbeamte verschiedener Art, in mehreren Kantonen (Uri, Unterwalden, Schwyz, Glarus, Zug, Solothurn, Appenzell, St. Gallen, Aargau) das Haupt der vollziehenden Gewalt, in einigen derselben zugleich der Präsident der Landesgemeinde oder des Großen Raths. In mehreren Kantonen gibt es außerdem auch Bezirks-, Stadt- und Gemeindeammänner. Zur Zeit der Mediationsakte stand ein Landammann an der Spitze der ganzen Schweiz, jetzt ist der Titel meist mit Präsident vertauscht worden.

Amme, Frauensperson, welcher man das Geschäft des Stillens bei einem Kinde überträgt, dessen Mutter entweder bald nach der Geburt gestorben ist, oder dasselbe entweder nicht stillen kann, oder nicht stillen will. Mütter, welche aus Bequemlichkeit oder der Furcht, frühzeitig zu altern, sich der von der Natur vorgeschriebenen Pflicht entziehen, ihre Kinder am eigenen Busen zu ernähren, berauben sich damit nicht bloß einer Quelle der reinsten Freude, sondern sie kommen dadurch auch in die Lage, schneller zu koncipiren und durch schnell auf einander folgende Geburten hinzuwelken. Jede Mutter sollte es sich daher zum unverbrüchlichen Gesetz machen, ihr Kind selbst zu stillen, und von dem Versuch, dies werkstellig zu machen, nicht eher abstehen, bis sie durch unabänderliche Hindernisse davon abgehalten wird. Das Selbststillen einer Mutter kann absolut unmöglich werden infolge von Krankheiten der Brüste, fehlerhafter Bildung der Brustwarzen, oder gänzlich mangelnder Milch; ferner wenn sie an Krankheiten leidet, die das Stillen für sie selbst bedenklich machen würden, z. B. an Blutspeien, Anlage zur Lungenschwindsucht, großer Entkräftung, mangelhafter Ernährung 2c., oder wenn ihre Milch von einer so fehlerhaften Beschaffenheit ist, daß man davon Nachtheile für das Kind befürchten muß. Ist einmal die Nothwendigkeit vorhanden, eine A. anzunehmen, so hat man dabei besonders auf folgende Eigenschaften Rücksicht zu nehmen. Die A. darf nicht zu alt, wenigstens nicht viel über 30 Jahre alt sein, sie muß nicht zu oft und nicht zu lange vor der Mutter geboren und gestillt haben; am besten ist es, wenn sie 4—6 Wochen entbunden ist und sich die Wochenreinigung verloren hat. Ist die A. mit der Mutter gleichzeitig entbunden worden, so eignet sie sich deshalb nicht gut, weil sie noch zu unkräftig und der Pflege bedürftig ist. Die A. soll mäßig große, weiche, aber nicht schlaffhängende Brüste haben; die Brustwarzen müssen entsprechend groß und sonst wohl gebildet sein; auch muß sich die Milch aus ihnen beim Saugen leicht ergießen, ohne auszufließen. Die A. muß von gesunder, kräftiger Konstitution, wohl genährt und regelmäßig gebildet sein, darf keine Spuren von überstandener Rhachitis, von Skrophulose, Schwindsucht, Syphilis und venerischen Krankheiten an sich tragen, muß überhaupt frei sein von erblichen und ansteckenden Krankheiten, namentlich darf sie auch nicht mit Nerven- oder Geisteskrankheiten oder der Anlage dazu behaftet sein. Um sich hierüber Gewißheit zu verschaffen, muß eine A. von einem Arzte untersucht werden, bevor sie in Dienst genommen wird. Auch andere Fehler, als schlechte Zähne, übelriechender Athem, Fuß- oder Achselschweiße 2c., machen untauglich zum Ammendienste. Die A. darf während des Stillens den Monatsfluß nicht wieder bekommen und ebensowenig wieder koncipirt haben. Was ihre moralischen Eigenschaften anlangt, so muß sie frei von Lastern und groben Leidenschaften sein, womöglich einen ruhigen, sanften, keinen jähzornigen, boshaften, lügenhaften Charakter haben, nicht zum Trunke oder übermäßigem Geschlechtstrieb geneigt, an ihrem eigenen Körper reinlich, ordnungsliebend, mäßig, nicht naschhaft oder gefräßig 2c. sein. Außer diesen nothwendigen Eigenschaften einer guten A. gibt es noch ein anderes Kriterium ihrer Tauglichkeit, welches ganz besonders beachtet zu werden verdient; es ist dies nämlich ihr eigenes Kind. Ist dies wohl genährt, gut gediehen, frei von Ausschlägen und andern Krankheiten, so ist dies der beste Empfehlungsbrief, den man von einer A. verlangen kann. Die besten Ammen findet man noch auf dem Lande. Sonst legte man auch großes Gewicht auf die materielle Beschaffenheit der Ammenmilch, um daraus auf ihre Tauglichkeit oder Untauglichkeit zu schließen. Bei dem ersten Anlegen des Kindes an die Brust der A. muß man mit einiger Vorsicht zu Werke gehen, damit es nicht die Milch trinke, die gleich nach dem Abschiede der A. von ihrem eigenen Kinde abgesondert ist, insofern die stattfindende Gemüthsbewegung leicht einen nachtheiligen Einfluß auf die Milch äußert. In diätetischer Hinsicht ist es am zweckmäßigsten, die Lebensweise der A. so anzuordnen, daß sie der gewohnten möglichst nahe komme, denn es ist nicht selten, daß Abweichungen davon auch auf die gesunde Absonderung der Milch nachtheiligen Einfluß äußern. Will man dennoch von der frühern Lebensweise abgehen, so darf es nur allmählich geschehen. Der eheliche Umgang während der Zeit des Stillens ist an sich unschädlich, darf jedoch nie in Unmäßigkeit ausarten. Tritt bei einer A. der Monatsfluß oder neue Schwangerschaft ein, so ist es rathsam, das Kind zu entwöhnen, oder, wenn dies nicht möglich, ihm eine andere A. zu geben. Das Kind soll im allgemeinen so lange gestillt werden, bis der Zahndurchbruch erfolgt, was unter

normalen Umständen etwa nach Ablauf von 9 Monaten stattfindet. Schwächliche Kinder können immerhin etwas länger gestillt werden, nur darf man die Zeit des Stillens nicht über Gebühr ausdehnen. Wenn irgend möglich soll die Entwöhnung des Kindes von der Brust nicht plötzlich, sondern erst allmählich erfolgen. In größern Städten hat man **Ammenbüreau's** angelegt, durch welche das Auffinden tauglicher Ammen erleichtert werden sollte, die aber nicht immer die nöthige Sicherheit gewähren. In Berlin und dann auch in München hat man den Versuch gemacht, zwischen der künstlichen Ernährung oder Auffütterung und der Stillung der Kinder durch Ammen einen Mittelweg einzuschlagen, indem man junge verheirathete Frauen, sogen. **Stillfrauen**, zum Behuf zwei- oder dreimaligen Stillens am Tage mietete. Natürlich muß solchen Kindern zwischen dem jedesmaligen Darreichen der Brust, wozu die Stillfrauen ins Haus kommen, die Milchflasche ꝛc. gereicht werden, und auf gleiche Weise hat die Stillfrau auch die Ernährung des eigenen Kindes zu reguliren. Jedenfalls empfiehlt sich dies Auskunftsmittel durch geringere Kostspieligkeit. Vgl. Ammon, Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege (17. Aufl., Leipz. 1873).

Ammenerzeugung, s. Generationswechsel.

Ammer (Emberiza *L.*), Vögelgattung aus der Ordnung der Sperlingsvögel und der Familie der Finken (Fringillidae), mit kegelförmigem, kurzem, zusammengedrücktem, spitzem Schnabel, dessen Oberschnabel schmäler und meist niedriger als der Unterschnabel ist, mit einem vorspringenden Höcker am Gaumen, nicht großen, mäßig zugespitzten Flügeln, kurzen, langzehigen Füßen, deren hinterste Zehe einen großen, krummen, oft spornartig verlängerten Nagel trägt, und ziemlich langem, etwas breitfederigem Schwanze. Sämmtliche Arten sind hübsch gestaltet und bunt oder einfarbig gefiedert. Sie gehören meist der Nordhälfte der Erde an, leben in dünnem Buschwerk oder Röhricht, vorzüglich in der Ebene, halten außer der Brutzeit in größern Schaaren zusammen und siedeln sich auch gern in der Nähe menschlicher Wohnungen an. Einige sind Wandervögel, die meisten Strichvögel. Ihr Gesang ist sehr einfach. Sie gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft, sind aber ziemlich langweilig. Ihre Nahrung besteht in Sämereien und Insekten. Alle Arten haben ein wohlschmeckendes Fleisch. Man theilt sie, besonders nach der verschiedenen Beschaffenheit des Gaumenhöckers und des Nagels an der Hinterzehe, gewöhnlich in 2 Gruppen, in Buschammern (Emberizae fructicetae) und in Sporenammern (Emberizae calcaratae). Die bekannteste Art unter den Buschammern ist der **Goldammer** (**Emmerling**, **Gelbgans**, E. citrinella *L.*). Kopf und Unterleib des Männchens sind im Frühjahr schön citronengelb mit dunklern Schaftflecken; beim Weibchen sind die Brustseiten rostroth gefleckt; auch der Rücken ist rostfarbig mit schwarzbraunen Schaftflecken. Im Herbst und Winter ist die lebhafte Färbung durch graue Federränder etwas verdeckt. Kopf und Unterkörper des Weibchens und der Jungen sind mit dunklen Längsflecken gezeichnet. Die Länge der Alten beträgt 17 Centim., die Breite 26 Centim. Der Goldammer findet sich in Mitteleuropa und einem großen Theil Asiens, besonders in Südsibirien, schweift im Herbst und Winter scharenweise umher und findet sich dann auch auf den Straßen und Höfen ein. Er baut auf der Erde unter einem Büschchen, legt (jährlich zweimal) 4—5 graulichbraun gefleckte, bekritzelte und fein geäderte Eier. Der Nutzen, welchen er durch die Vertilgung vieler schädlichen Insekten und deren Larven schafft, gebietet seine Schonung. Der **Zippammer** (**Bart-** oder **Rothammer**, E. cia *L.*) ist ziemlich so groß wie der Goldammer, doch schmächtiger. Kopf, Kehle und Kropf des Männchens sind aschgrau; durch das Auge läuft ein schwarzbrauner Streif; Brust, Bauch und Rücken sind rostfarbig, letzterer mit schwarzen Längsflecken. Beim Weibchen ist der Unterleib mit schwarzbraunen Schaftstrichen gezeichnet. Dieser Vogel findet sich häufig in südeuropäischen Gebirgen, auch in Asien bis zum Himalaya, bei uns am Rhein und in Oesterreich vom April bis November. Allbekannt ist der **Rohrammer** (**Rohrsperling**, **Rohrspatz**, **Mosmerling**, **Schilfvogel**, **Schilfschwätzer**, E. schoeniclus *L.*). Die kleinsten Flügeldeckfedern sind rostroth; der Bürzel ist aschgrau bräunlich gemischt und schwärzlich gestrichelt. Beim Männchen sind im Frühling der ganze Oberkopf bis ins Genick, Zügel, Augengegend und Wangen, Kinn, Kehle und Gurgel glänzend schwarz; vom Mundwinkel an läuft zwischen der Kehle und der Wange ein weißlicher Streif, der unter den Wangen mit einem weißen Halsring zusammenhängt; der Rücken ist braun mit gelbbraunen Federrändern, der Unterleib weiß, an den Seiten graulich mit schwarzen Strichen. Der Kopf des Weibchens ist braun mit dunklern Strichen; Kehle und Gurgel sind schmutzig weiß, mit schwarzbraunem Fleckenstreif eingefaßt. Männchen und Junge sind im Herbst dem Weibchen ähnlich. Die Länge beträgt 16 Centim., die Flugbreite 24 Centim. Er lebt wohl in ganz Europa an sumpfigen Orten mit hohem Pflanzenwuchs. In der Gefangenschaft, wo er sehr zahm wird und unterhaltend ist, erhält man ihn am besten mit Nachtigallenfutter. Das Nest steht sehr versteckt auf dem Erdboden und enthält 5—6 mit Brandflecken, Aederchen ꝛc. gezeichnete, grau- oder braunweiße Eier, welche von dem Männchen mit ausgebrütet werden. Der **Grauammer** (**Gerstenammer**, **Strumpfweber**, **Wiesen-**, **Winter-**, **Lerchenammer**, E. miliaria *L.*) hat einen dicken, schmutziggelben Schnabel, einen lichtmäusegrauen Oberkörper mit dunkeln Schaftflecken, einen weißlichen, mit schwarzbraunen Längsflecken besetzten Unterkörper und einen schwärzlichbraunen Schwanz, dessen Seitenfedern lichtgrau gesäumt sind. Die Länge beträgt 19 Centim., die Flugbreite 32 Centim. Der Grauammer findet sich beinahe in ganz Europa, erscheint auch in Aegypten und auf den Kanarischen Inseln und bevorzugt wasserreiche Gegenden. Er baut auf der Erde, gern in Winterrapsfeldern, und legt (zweimal im Jahre) 4—6 weißliche, mehr oder weniger violett und braungefleckte Eier. Wegen des wohlschmeckenden Fleisches wird ihm sehr nachgestellt, für den Käfig ist er wenig empfehlenswerth. Der **Ortolan** (**Gartenammer**, **Fett-**, **Feld-**, **Sommerammer**, **Gärtner**, **Grünzling**, **Heckengrünling**, E. hortulana *L.*) hat einen fleischfarbigen Schnabel und Füße von gleicher Farbe; die Kehle, ein Streif vor der Wange und ein kleiner Kreis ums Auge sind strohgelb; der Unterkörper ist rostroth. Beim alten Männchen sind im Frühjahrskleide Kopf, Hinterhals, Kropf und ein Strich, welcher das Strohgelb an der Kehle jederseits der Länge nach unterbricht, olivengrünlich, die Wangen gelbbraun; der Ober-

körper ist schwarzbraun mit rostfarbigen Federrändern. Im Herbst sind Kopf und Vorderhals dunkel gestreift. Das Weibchen hat im Sommer eine rein gelbe, von einem braunen Streif eingefaßte Kehle, gleicht sonst aber dem Männchen in dessen Herbstkleide. Die Länge beträgt 16 Centim., die Flugbreite 26 Centim. Der Ortolan bewohnt einen großen Theil Europa's, in Deutschland die untern Elbgegenden, die Mark, Schlesien und die Lausitz, findet sich auch in Asien bis zum Altai und liebt wasser- und buschreiche Gegenden. Er nistet in Gebüschen, legt 4—6 grauliche, auch grauröthliche, mit braunen Strichelchen bespritzte Eier und wird, gefangen, sehr leicht zahm. Da sein Fleisch sehr wohlschmeckend ist, so wird er im südlichen Europa auf eigenen Ortolanherden gefangen und für die Tafel mit Hirse und in Milch eingequellten Semmeln, denen man Gewürze beimischt, gemästet. Schon die alten Römer achteten den gemästeten Ortolan als Leckerbissen. Die besten kommen aus Cypern, von wo jährlich über 100,000 Stück versandt werden sollen. Man versendet sie dort gerupft und in Mehl oder Hirse gepackt, wohl auch mit Essig und Gewürzen gepökelt, in kleinen Fäßchen von 200—400 Stück. Die schönste Ammerart ist der schwarzköpfige A. (Ortolankönig, Pracht- oder Kappenammer, E. melanocephala *Scop.*). Die Schwanzfedern sind ohne weißen Keilfleck, die Deckfedern unter dem Schwanz und den Flügeln hoch- oder hellgelb; der Oberkopf des Männchens ist im Frühlingskleid glänzend schwarz, das Schwarze rundum von einem prachtvollen Hochgelb abgeschnitten, welches die Halsseiten, Kehle, Gurgel und alle untern Theile einnimmt, am Bauch und After aber blässer ist; der Rücken ist hell zimmetbraun. Das Weibchen ist ohne schwarzen Kopf, oben röthlichgrau, mit dunkeln Schaftstrichen, unten blaßgelb, mit weißer Kehle. Die Länge beträgt 18 Centim., die Flugbreite 29 Centim. Die Heimat dieses schönen Vogels ist das wärmere Europa und Asien; sehr selten kommt er in Süddeutschland vor. Zu den Sporen- oder Lerchenammern zählt der Schneeammer (Schnee- oder Wintervogel, Schnee- oder Wintersperling, Stritt- oder Neuvogel, Berg- oder Eisammer, E. nivalis *L.*). Die Flügel des alten Vogels sind bis auf die schwarzen Daumenfedern und die letzten zwei Drittheile der großen Schwingen ganz weiß; bei den Jungen sind die zusammengelegten Flügel mit zwei weißlichen Binden und einem weißen Längsstreif, bei den ältern mit einer weißen Binde und einem großen, weißen Längsfleck, bei allen die zwei letzten Schwungfedern mit einem rostbraunen Rand, welcher im Sommer sehr schmal und licht wird, gezeichnet. Die Hauptfarbe ist in der Jugend braun, mit schwarzen Flecken auf dem Rücken; im Alter wird der Unterkörper nebst den Kopfseiten immer mehr weiß. Die Länge beträgt 17—19 Centim., die Flugbreite 31—34 Centim. Der Schneeammer bewohnt den hohen Norden Europa's und wandert in ungeheuren Scharen, familienweise zeigt er sich im Winter auch im nördlichen Deutschland. Sein Fleisch wird geschätzt; sein Gesang belebt die traurigen Einöden der Polarländer. Eben dahin gehört auch der Lerchenammer (lappländischer A., Ammer-, Lerchen-, Sporenfink, Lerchensporenammer, E. lapponica *L.*). Die Hauptfarbe ist oben schwarz, mit braunen Federkanten, unten weiß. Unter dem Auge und um die Wangen läuft ein weißlicher Streif; die Flügelfedern sind braunschwarz, mit hellen Säumen, ohne Weiß, beim Weibchen mit deutlichen, schwärzlichen Schaftstrichen und Längsflecken gezeichnet; der Oberkopf und die Kehle des Männchens sind mehr oder weniger schwarz. Die Länge beträgt 16 Centim., die Flugbreite 29 Centim. Er kommt in Lappland, in der Tundra, im Winter einzeln auch in Deutschland vor.

Ammer, Nebenfluß der Isar in Oberbayern, entspringt am Geiersberg auf der Tiroler Grenze, östlich von Hohenschwangau, fließt erst in östlicher Richtung durch ein idyllisches Gebirgsthal (Graswangthal), dann von dem nahegelegenen Kloster Etal an in nördlicher Richtung durch den lachenden, durch seine Industrie in allerlei Schnitzarbeit ausgezeichneten und wohlhabenden Ammergau mit dem bekannten Dorfe Oberammergau (s. d.), wird weiterhin durch den Hohen Peißenberg nochmals zu einer östlichen Wendung genöthigt und schlägt dann wieder nördliche Richtung ein. Bei Weilheim verläßt der Fluß das Gebirge und geht durch eine moosige Niederung zum Ammersee, den er als Amper, und von nun an schiffbar, verläßt. An Bruck und Dachau vorüberfließend, nimmt er links die Moisach und bald darauf rechts die Würm auf, vereinigt sich weiterhin mit der Glan und ergießt sich endlich unterhalb Moosburg bei Isareck in die Isar. Die A. ist sehr reißend und als Flößwasser für Münchens Holzbedarf wichtig. Ihre Länge beträgt 208 Kilom. Der Ammersee ist von N. nach S. 16 Kilom. lang und 2—6 Kilom. breit; er liegt 536 Meter ü. M., fast parallel mit seinem östlichen Nachbar, dem Starnberger See, und hat eine Tiefe bis 87 Meter. Seine stillen grünen, selten von einem Boote befahrenen Gewässer sind sehr fischreich; besonders häufig findet sich darin der schmackhafte Amaul, während die Renke und der Saibling hier nicht gedeihen. Das südliche Ufer des Sees ist flach; am südöstlichen Gestade erhebt sich der Klosterberg Andechs (s. d.). Der See nimmt Zuflüsse vom Wörth- u. Pilsen- oder Seefeldersee auf.

Ammerland (Ambria), alte Landschaft (Geestland) im westlichen Theil des Herzogthums Oldenburg, umfaßt die Kirchspiele Ape, Blerhusen, Westerstede, Edeweg u. a. und wurde seit den Karolingern von eigenen Grafen regiert, die ihre Herrschaft zugleich über einen Theil von Ostfries- und Jeverland erstreckten und, mit den Stedinger Grafen durch Heirath vereint, das Stammhaus der nachmaligen Grafen von Oldenburg und Delmenhorst bildeten.

Ammersee, s. Ammer, Nebenfluß der Isar.

Ammi *L.* (Ammei), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Von A. majus *L.*, mit fiederschnittigen Blättern, deren Abschnitte fast knorpelig, scharfgesägt, an den untern Blättern lanzettlich, an den obern lineal, ausgesperrt sind, in Südeuropa, Aegypten, im Orient, bildeten die braungrauen, etwas aromatischen Früchte, Semen Ammi majoris s. vulgaris, Ammeisamen, mit denen von Apium graveolens *L.*, Sison Amomum *L.* und Daucus Carota *L.* die sogen. vier kleinen erhitzenden Samen, Semina quatuor calida minora. A. Visnaga *Lam.*, Daucus Visnaga *L.*, hat gedrängte, fast holzige Dolden, deren gelbe, gewürzhaft riechende Strahlen zu Zahnstochern benutzt und aus Afrika und dem Orient nach Marseille eingeführt werden.

Ammiānus Marcellīnus, römischer Geschichtschreiber, um 330 n. Chr. zu Antiochia in Syrien von griechischen Eltern geboren, nahm Kriegsdienste, zeichnete sich unter Constantius im Orient, in Gallien und Germanien, unter Julian im Persischen Kriege aus, lebte dann in Rom den Wissenschaften und starb daselbst nach 390. Von seiner lateinisch geschriebenen römischen Geschichte in 31 Büchern von Nerva bis Valens (91—378 n. Chr.) sind nur die letzten 18 Bücher (14—31) erhalten, welche die Jahre 353—378, also die Zeit des Verfassers schildern, mit Rücksicht namentlich auf Deutschland. Der Stil ist hart, oft schwülstig, aber kräftig. A. zeigt selbständiges, gesundes Urtheil, gute Beobachtungsgabe, historische Treue, Unverdorbenheit des Charakters. Das Christenthum tadelt er, aber mit Mäßigung; vom Polytheismus spricht er dagegen mit Ehrfurcht. Gute Ausgaben lieferten nach der ersten (Rom 1474) J. Gronov (Leyd. 1693), Ernesti (Leipz. 1773), Wagner (fortgesetzt von Erfurdt, das. 1808, 3 Bde.) und neuerdings Eyssenhardt (Berl. 1871); deutsche Uebersetzungen Wagner (Frankf. a. M. 1792—93, 3 Bde.), Troß und Büchele (Stuttg. 1827—53, 8 Bde.). Man hält den A. auch für den Verfasser einer Biographie des Thukydides, als deren Verfasser Marcellinus genannt wird.

Ammocoetes, s. Neunauge.

Ammodytes, s. Sandaal.

Ammon, ägyptischer Gott, bei den Griechen und Römern Zeus- oder Jupiter-Ammon genannt, ward besonders in Theben oder Diospolis (No-Ammon) verehrt und dargestellt bald als Widder mit gewaltigen Hörnern, den Sinnbildern der Kraft, bald als Mensch mit Widderkopf, bald als vollkommener Mensch, auf dem Thron sitzend, mit blauem Bart, in der Linken den Stab, auf dessen Spitze als Bild der Wohlthätigkeit ein Vogel, in der Rechten das Kreuz mit der Handhabe, das Symbol des göttlichen Lebens, das Haupt mit königlichem Schmuck. Außerhalb Aegyptens war die Ammonsoase (s. d.) mit ihrem Orakel sein berühmtestes Heiligthum. Zwölf Tagereisen westlich von Memphis, in der Wüste, lag wie im Meer jenes grüne Eiland, von hohen Palmen überschattet, die letzte Stätte des rings ersterbenden Lebens, und unter den Palmen der Oase erhob sich der Tempel des geheimnisvollen Gottes. Ein frommes Priestergeschlecht wohnte um den Tempel in heiliger Einsamkeit, dem Dienste des A. und der Verkündigung seiner Orakel sich widmend, welche zu hören die Völker von nah und fern ihre Boten und Geschenke sandten. Die berühmtesten Frager waren Kambyses, Alexander d. Gr., Cato. Früh kam der Kultus des A. nach Griechenland. Pausanias kennt Ammonstempel in Theben und Sparta. Die Eleer verehrten außer Zeus-A. auch eine Here-Ammonia, und viele griechische Städte holten libysche Orakel ein. A. ist Princip der Zeugungskraft und den nomadischen Aethiopiern und Libyern das, was den unterägyptischen Ackerbauern der Apis: hier Stier, dort Widder. Bei den Aegyptern ward aber A. zum ersten Sternbild im Thierkreis, zum Eröffner des Jahres, daher der Brauch, die Bildsäule des Herkules (des phönikischen Sonnengottes) um diese Zeit zu der des A. zu bringen.

Ammon, 1) Christoph Friedrich von, protest. Theolog, geb. 16. Jan. 1766 zu Baireuth, studirte zu Erlangen und wurde 1789 daselbst Professor der Philosophie, 1792 Professor der Theologie und Universitätsprediger. Im Jahre 1794 ging er in gleicher Eigenschaft nach Göttingen, kehrte aber 1804 nach Erlangen zurück, wo er später zum Superintendent und 1810 zum Kirchenrath ernannt wurde. Im Jahre 1813 als Oberhofprediger und Oberkonsistorialrath nach Dresden berufen, ward er hier 1831 Mitglied des Ministeriums des Kultus und öffentlichen Unterrichts, sowie Geheimer Kirchenrath und Vicepräsident des Oberkonsistoriums. Er starb 21. Mai 1850 zu Dresden. Seine vielseitige Bildung und seine ausgebreiteten Kenntnisse nicht bloß in allen Zweigen der Theologie, sondern auch auf dem Gebiet der alten und neuen, der abendländischen und orientalischen Sprachen sichern ihm einen Platz unter den ersten Gelehrten Deutschlands; seine Beredsamkeit und geistreiche Textbenutzung reihen ihn den ausgezeichnetsten Kanzelrednern an, und seine amtliche Stellung wie seine zahlreichen Schriften und die von ihm herausgegebenen Journale (»Kritisches Journal der neusten theologischen Literatur«, 1812—15; »Magazin für Prediger«, 1816—21; »Einheit der protest. Kirche«, 1826—28) verschafften ihm einen weitgreifenden Einfluß in der theologischen Welt. Bemerkenswerth ist der Wechsel seiner theologischen Ueberzeugungen, der sich in seinen Schriften kund gibt, weil herrschende Zeitrichtungen darauf nicht ohne Einfluß geblieben waren. In seinem »Entwurf einer Biblischen Theologie« (2. Aufl., Gött. 1801—2, 3 Bde.) huldigt er dem historisch-kritischen Rationalismus, und auch in seinem dogmatischen Lehrbuch (»Summa theologiae christianae«, Erl. 1803; 4. Aufl., Leipz. 1830) wie in dem »Handbuch der christlichen Sittenlehre« (Leipz. 1823—29, 3 Bde.; 2. Aufl., das. 1838) steht er auf dem Standpunkt der Kant'schen Philosophie. Nach seiner Uebersiedelung nach Dresden aber wandte er sich der entgegengesetzten Richtung zu und vertheidigte in der Abhandlung »Bittere Arznei für die Glaubensschwäche unserer Zeit« (1817) die Harms'schen Thesen, weshalb ihn Schleiermacher hart angriff und ihn fast des Jesuitismus beschuldigte. Seit 1830 (in der 4. Aufl. der »Summa«) seiner frühern Richtung wieder huldigend, schrieb er in diesem Sinne »Die Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion« (Leipz. 1833—35, 4 Bde.; 2. Aufl., 1836—40), »Die wahre und falsche Orthodoxie« (das. 1849) und »Geschichte des Lebens Jesu« (das. 1842—47, 3 Bde.). Vgl »Ch. F. A. nach Leben, Ansichten und Wirken« (Leipz. 1850).

2) Friedrich Wilhelm Philipp von, Theolog, Sohn des vorigen, geb. 7. Febr. 1791 zu Erlangen, ward 1820 Archidiakonus, später Professor der Theologie und Dekan daselbst, starb 19. Sept. 1855, veröffentlichte »Geiler von Keysersbergs Leben, Lehren und Predigten« (Erl. 1826) und »Gallerie denkwürdiger Personen, welche von der protest. zur kathol. Kirche übergetreten sind« (das. 1833), u. a.

3) Friedrich August von, namhafter Mediciner, namentlich ausgezeichneter Augenarzt und Operateur, Bruder des vorigen, geb. 10. Sept. 1799 zu Göttingen, war von 1813—17 Zögling der Schulpforta, studirte dann in Leipzig und Göttingen und ließ sich 1823 als praktischer Arzt in Dresden nieder. 1824 ward er Arzt am Blindeninstitut, 1829 Professor an der chirurgisch-medicinischen Akademie und Direktor der Poliklinik, 1837 Leibarzt, 1844 Geheimer Medicinalrath. Er starb 18. Mai 1861. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »De genesi et usu maculae luteae in retina oculi humani obviae« (Weim. 1830);

»De physiologia tenotomiae« (Dresd. 1837); »Klinische Darstellung der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges 2c.« (Berl. 1838—47, 4 Bde.); »Die Behandlung des Schielens durch den Muskelschnitt« (das. 1840); die von der Pariser medicinischen Gesellschaft gekrönte Schrift »De Iritide« (deutsch, das. 1843). Ammons nicht in das Gebiet der Augenkrankheiten einschlagende Schriften zeichnen sich weniger durch eigenthümliche Forschung, als durch klare Darstellung aus; so »Die angebornen chirurgischen Krankheiten des Menschen« (Berl. 1839—42); die »Brunnendiätetik« (5. Aufl., Leipz. 1854); »Die plastische Chirurgie« (Berl. 1842), in Gemeinschaft mit Baumgarten bearbeitet und von der medicinischen Gesellschaft zu Genf mit dem Preise gekrönt; »Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege« (17. Aufl. von Winckell, Leipz. 1873). Außerdem gab er heraus eine »Zeitschrift für Ophthalmologie« (Dresd. und Heidelb. 1830—36, 5 Bde.) und eine »Monatsschrift für Medicin, Augenheilkunde und Chirurgie« (Leipz. 1838—40, 3 Bde.). Auch betheiligte er sich an der Redaktion des Walther'schen »Journals für Chirurgie und Augenheilkunde« und war Mitglied vieler medicinischen Gesellschaften.

4) **Karl Wilhelm**, Pferdezüchter und hippologischer Schriftsteller, geb. 1777 zu Trakehnen in Ostpreußen, ward 1797 Roßarzt am Ansbacher Fohlenhof zu Oelhaus, dann Gerichtsarzt in Ansbach, 1813 bayrischer Hofgestütmeister zu Rohrenfeld bei Neuburg; starb 1842 zu Ansbach. Er schrieb: »Hausvieharzneibuch« (3. Aufl., Ulm 1846); »Ueber Verbesserung und Veredelung der Landespferdezucht durch Landesgestütanstalten« (Nürnb. 1829—31, 3 Bde.), gab Sebalds »Vollständige Naturgeschichte des Pferdes« (Ansb. 1815) heraus. Auch sein Bruder **Georg Gottlieb** A., geb. 1780 zu Trakehnen, seit 1820 Inspektor des Gestüts zu Beßra, gest. 26. Sept. 1839, hat sich als praktischer und wissenschaftlich gebildeter Pferdezüchter einen Namen erworben; schrieb »Von der Zucht und Veredelung der Pferde« (Berl. 1828); »Das sicherste Mittel, nur große und gut ausgebildete Pferde zu erziehen« (2. Aufl., Königsb. 1849); »Handbuch der Gestütskunde und Pferdezucht« (Königsb. 1833).

Ammoniăcum (Ammoniak, Gummiharz), der erhärtete Milchsaft der Wurzel von Dorema Ammoniacum *Don.*, einer in Persien, Turkestan bis zur chines. Dschungarei vorkommenden Umbellifere. Der Milchsaft tritt freiwillig aus und erhärtet zu weißen, außen bräunlichen, wachsglänzenden Körnern, welche zwischen den Fingern erweichen, in der Kälte spröde sind, eigenthümlich aromatisch, nicht angenehm riechen und bitterlich scharf schmecken. Das A. enthält Harz und Gummi in wechselnden Verhältnissen und ca. 4 Proc. schwefelfreies ätherisches Oel. Es ist in Alkohol nicht vollständig löslich und gibt mit Wasser eine Emulsion. Im Handel unterscheidet man A. in granis, die beste Sorte, aus kleinen losen Körnern bestehend, und A. in massis, dunkler gefärbte Kuchen, welche hellere Körner einschließen. Das afrikan. Ammoniacon des Dioskorides ist sehr wahrscheinlich nicht identisch mit dieser Drogue. Man benutzt das A. zur Bereitung eines Porzellankitts und als Arzneimittel.

Ammoniak NH_3, gasförmige Verbindung von Stickstoff mit Wasserstoff, bildet, in Wasser gelöst, den allbekannten »Salmiakgeist«, dunstet aus diesem fortwährend ab und entwickelt sich auch, wenn man Salmiak mit gebranntem Kalk und wenig Wasser mischt. Färbt man Salmiakgeist mit einigen Tropfen Lackmus blau und gießt vorsichtig verdünnte Schwefelsäure hinzu, bis die Flüssigkeit eben roth wird, so ist der Ammoniakgeruch verschwunden, und es hat sich ein **Ammoniaksalz** (schwefelsaures A.) gebildet, welches beim Verdampfen in Krystallen erhalten werden kann. Salmiak ist auch ein Ammoniaksalz und entsteht, wenn man A. mit Salzsäure neutralisirt. A. findet sich nicht frei in der Natur, aber Ammoniaksalze sind sehr verbreitet; kohlensaures A. liegt in starker Schicht unter dem Guano der Chinoainseln, schwefelsaures A. findet sich im Dampf der Fumarolen von Toscana und Salmiak im Krater des Vesuvs und anderer Vulkane. Die Elemente des Ammoniaks, Stickstoff und Wasserstoff, vereinigen sich nicht direkt mit einander, wenn man aber ein Gemisch von Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff anzündet, so entsteht salpetrigsaures und salpetersaures A. Da nun die Luft aus Stickstoff und Sauerstoff besteht, so bilden sich jene Salze jedesmal, wenn Wasserstoff an der Luft verbrennt, und da unsere Brennmaterialien Wasserstoff enthalten, so finden sie sich auch unter den Verbrennungsprodukten derselben. Sie entstehen aber sogar bei der Verdunstung von reinem Wasser an der Luft

$$\underset{\text{Stickstoff,}}{N_2} + \underset{\text{Wasser,}}{2H_2O} = \underset{\text{salpetrigsaures A.,}}{NH_4NO_2}$$

und wenn vegetabilische oder thierische Stoffe faulen oder verwesen, so tritt deren Stickstoff stets in der Form von Ammoniaksalzen aus. Letztere sind daher allgemein verbreitet, man findet sie in der Atmosphäre, im Regenwasser, in der Ackererde, im Quell-, Fluß- und Meerwasser, in den Exkrementen (besonders der Schlangen), in der ausgeathmeten Luft 2c. A. bildet sich auch stets, wenn Stickstoff und Wasserstoff im Entstehungsmoment zusammentreffen; es entsteht aus Stickoxyd und Wasserdampf bei Gegenwart von glühendem Eisen, aus Stickoxyd und Schwefelwasserstoff, bei der trocknen Destillation organischer Stoffe (z. B. der Steinkohlen in Gasfabriken), sowie bei Behandlung eiweißartiger Stoffe mit Kali, Kalk 2c. (z. B. in den Rübenzuckerfabriken beim Klären des Saftes mit Kalk); es entsteht auch aus Cyan und findet sich daher in den Gichtgasen der Hohöfen.

A. ist ein farbloses Gas, riecht höchst stechend und zu Thränen reizend, schmeckt brennend alkalisch, färbt Lackmuspapier blau und hat ein spec. Gew. von 0,589. Bei 16° wird es durch einen Druck von 7 Atmosphären zu einer farblosen Flüssigkeit verdichtet, welche ungemein schnell verdunstet und dabei starke Kälte erzeugt. Bei —75° erstarrt das flüssige A. zu einer weißen geruchlosen Masse. A. ist schwer entzündlich, zerfällt in hoher Temperatur in seine Bestandtheile und wird sehr leicht oxydirt. Wirkt ammoniakhaltige Luft auf Kalk, so entsteht salpetersaurer Kalk, und dieser wird sich daher stets bilden, wenn organische Stoffe bei Gegenwart von Kalk verwesen.

$$\underset{\text{A.,}}{2NH_3} + \underset{\text{kohlensaurer Kalk,}}{CaCO} + \underset{\text{Sauerstoff}}{8O} = \underset{\text{salpetersaurer Kalk,}}{Ca(NO_3)_2}$$
$$+ \underset{\text{Kohlensäure,}}{CO_2} + \underset{\text{Wasser.}}{3H_2O}$$

Leitet man A. über glühende Kohlen, so entsteht Cyanammonium NH_4CN und Wasserstoff, auch bildet sich die Cyanverbindung aus Kohlenoxyd und A. Chlor zersetzt A. unter Feuererscheinung, und es

entsteht Chlorammonium und Stickstoff. A. ist sehr löslich in Wasser und Alkohol; 1 Vol. Wasser absorbirt bei 0° 1050 Vol. A., wobei es sich erwärmt und sein Volumen sehr bedeutend zunimmt. Das specifische Gewicht der Lösung ist um so geringer, je reicher dieselbe an A. ist. Folgende Tabelle zeigt den Procentgehalt, welcher den bei 14° gefundenen specifischen Gewichten entspricht.

Procentgehalt	Specifisches Gewicht	Procentgehalt	Specifisches Gewicht	Procentgehalt	Specifisches Gewicht
1	0,9959	13	0,9484	25	0,9106
2	0,9915	14	0,9449	26	0,9078
3	0,9873	15	0,9414	27	0,9052
4	0,9831	16	0,9380	28	0,9026
5	0,9790	17	0,9347	29	0,9001
6	0,9749	18	0,9314	30	0,8976
7	0,9709	19	0,9283	31	0,8953
8	0,9670	20	0,9241	32	0,8929
9	0,9631	21	0,9221	33	0,8907
10	0,9593	22	0,9191	34	0,8885
11	0,9556	23	0,9162	35	0,8864
12	0,9520	24	0,9133	36	0,8844

Die wässerige Ammoniaklösung findet als Ammoniakflüssigkeit (Salmiakgeist, Liquor ammonii caustici) vielfache Verwendung. Man erhält sie, wenn man 4 Th. Salmiak mit 5 Th. staubigem Kalkhydrat in einem eisernen Destillationsgefäß mit wenig Wasser zu einem dicken Brei mischt, gelinde erwärmt, das entweichende Gas in wenig Wasser wäscht und dann in destillirtes Wasser leitet. 1 Kilogr. Salmiak verwandelt 1 Kilogr. Wasser in 30procent. Ammoniakflüssigkeit. Eine solche von 10 Proc. ist officinell. Im großen bereitet man die Ammoniakflüssigkeit aus den Kondensationswässern der Gasanstalten oder Koaksfabriken; dieselben enthalten viel Schwefelammonium und kohlensaures A. und werden mit Aetzkalk destillirt. Früher verarbeitete man häufiger als jetzt Kondensationswässer von Beinschwarzfabriken und gefaulten Harn. Die Ammoniakflüssigkeit des Handels enthält oft 20—30 Proc. A. Sie riecht und schmeckt wie A., zieht auf der Haut Blasen, verliert an der Luft und namentlich beim Erhitzen A. (kleine Mengen A. bereitet man am bequemsten durch mäßiges Erwärmen derselben im Destillirkolben), verhält sich gegen Lackmus- und Curcumapapier wie A., fällt Metalloxyde aus ihren Lösungen und neutralisirt Säuren. Dies Verhalten gleicht durchaus demjenigen einer Lösung von Kaliumoxydhydrat, und man hat deshalb in der Ammoniakflüssigkeit die Existenz eines Oxydhydrats des hypothetischen Ammoniums (s. d.) angenommen. Ammonium ist NH_4, Ammoniumoxydhydrat also NH_4HO. Das Ammonium spielt die Rolle eines einfachen Körpers, und $(NH_4)HO$ entspricht genau dem Kaliumoxydhydrat KHO. Sind Kalisalze Säure, in welcher Wasserstoff durch Kalium vertreten ist, so sind Ammoniumsalze, welche bei der Neutralisation von Ammoniakflüssigkeit mit Säure entstehen, Säure, in welcher Wasserstoff durch Ammonium vertreten ist. Aus der Schwefelsäure H_2SO_4 wird also schwefelsaures Kali K_2SO_4 oder schwefelsaures A. $(NH_4)_2SO_4$. Setzt man zu letzterem Kaliumoxydhydrat, so entsteht schwefelsaures Kali und Ammoniumoxydhydrat, aber in dem Moment, wo letzteres frei wird, zerfällt es in A. und Wasser: $NH_4HO = NH_3 + H_2O$. Kommt eine Wasserstoffsäure mit A. zusammen, so entsteht ein Haloïdsalz, aus Chlorwasserstoffsäure HCl und A. NH_3 wird Chlorammonium NH_4Cl. Ueber die Bildung großer Klassen von Kohlenstoffverbindungen durch Ersetzung des Wasserstoffs im A. s. Amide und Basen, organische.

Das A. findet ausgedehnte Anwendung in der Technik. Es ist eine der stärksten Basen und bietet als solche mancherlei Vortheile dar; eine 17procentige Ammoniakflüssigkeit hat gleichen chemischen Werth wie eine 31procentige Natronlauge. Ein etwaiger Ueberschuß von A., welcher bei der Verwendung desselben entstanden ist, kann durch Erwärmen leicht vollständig beseitigt werden, und ebenso sind die Ammoniaksalze durch Erhitzen zu entfernen. Auch kann die Ammoniakflüssigkeit viel leichter ganz rein erhalten werden als Natronlauge. Man benutzt sie statt der letztern und der Seife in Waschanstalten und Bleichereien, zum Entfernen von Flecken (durch Säuren auf schwarzen Stoffen erzeugte rothe Flecken verschwinden beim Betupfen mit A. sofort); ferner in der Kattundruckerei, zur Lack- und Farbenfabrikation, zum Extrahiren von Chlorsilber aus den Erzen, zur Schnupftabakfabrikation 2c. Die starke Kälte, welche das durch Druck verflüssigte A. beim Verdunsten erzeugt, hat man in den Eismaschinen benutzt und den Druck, den es bei gewöhnlicher Temperatur ausübt (7 Atmosphären), zum Betrieb von Kraftmaschinen. In der Medicin läßt man A. einathmen, um durch einen starken Reiz auf die Nasenschleimhaut reflektorisch Athembewegungen auszulösen. Eine zu heftige Einwirkung kann aber höchst schädliche Folgen haben und selbst den Tod herbeiführen. Aeußerlich benutzt man das A. namentlich in Verbindung mit Oel als Linimentum volatile (flüchtige Salbe) bei Rheumatismus und Kontusionen In Amerika wendet man es allgemein bei Bißwunden giftiger Schlangen (innerlich und äußerlich) an; auch lindert es den Schmerz von Bienenstichen, wenn man es in die Wunde einreibt.

Das A. hat seinen Namen vom Salmiak, welcher zuerst Sal armeniacum oder ammoniacum hieß; aber erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam der Name in Gebrauch. Früher hatte man das A. mit dem kohlensauren A. zusammengeworfen und flüchtiges Laugensalz genannt; Priestley fing es zuerst über Quecksilber auf und nannte es alkalische Luft. Vgl. Tellier, L'ammoniaque dans l'industrie (Paris 1867).

Ammoniakalaun, s. Alaun.

Ammoniaksalze (Ammoniumsalze), entstehen bei der Neutralisation von Ammoniakflüssigkeit mit einer Säure und sind den Kalisalzen zu vergleichen, indem sie an Stelle des Kaliums die Gruppe NH_4 enthalten, z. B.

Chlorkalium KCl, Chlorammonium NH_4Cl,
Kaliumsulfat K_2SO_4, Ammoniumsulfat $(NH_4)_2SO_4$.

Sie sind mit den Kalisalzen isomorph und gleichen ihnen auch in ihren Löslichkeitsverhältnissen, schmecken stechend salzig, zersetzen sich leicht unter Abgabe von Ammoniak, zum Theil schon beim Liegen an der Luft, häufiger beim Verdampfen der Lösung, werden durch Glühen zersetzt, sind häufig sublimirbar und entwickeln, mit Kalilauge übergossen, Ammoniak. Viele finden technische und medicinische Verwendung.

Ammonios, 1) A. von Alexandria, peripatetischer Philosoph, Lehrer Plutarchs, im 1. Jahrh. n. Chr., in Athen, versuchte die Vereinigung der aristotelischen Philosophie mit der platonischen. Seine Werke sind verloren.

2) A. Sakkas, alexandrinischer Philosoph, be-

rühmter Stifter des Neuplatonismus zu Anfang des 3. Jahrh. n. Chr., wuchs als Sohn armer christlicher Eltern fast ohne Unterricht auf und erwarb sich anfangs seinen Unterhalt als Sackträger zu Alexandria (daher sein Beiname). Sein nach Wahrheit dürstender Geist trieb ihn jedoch bald zum Studium der Philosophie, worin er sich in kurzer Zeit so auszeichnete, daß er für den berühmtesten Lehrer dieser Wissenschaft in Alexandria galt und von seinen zahlreichen Anhängern der »Gottbelehrte« genannt wurde. Er behauptete, daß alle philosophischen Schulen und Religionen die Wahrheit, welche nur Eine sei, enthielten, sich bloß durch unwesentliche Zusätze und Meinungen, sowie durch den Vortrag von einander unterschieden und folglich mit Weglassung des Unwesentlichen und vermittels einer richtigen Erklärung ihrer Hauptsätze leicht zu einer einzigen, alle umfassenden, vereinigt werden könnten. Die Ausführung dieses Plans übernahm er selbst in mündlichen Vorträgen. Von seinen Schülern, den Neuplatonikern, hat Plotinos den Weg des Meisters mit dem meisten Glück verfolgt. A. soll später zum Heidenthum übergetreten und um 250 gestorben sein.

3) A., alexandrin. Grammatiker, um 389 n. Chr., lehrte zu Alexandria und Konstantinopel und gilt für den Verfasser einer noch vorhandenen Synonymik, die, ein planloses und unvollständiges Werk, doch aus guten, uns verlornen Quellen geschöpft ist. Ausgaben derselben lieferten Valckenaer (Leyd. 1739) und Schäfer (Leipz. 1822).

4) A., Sohn des Hermias, neuplaton. Philosoph zu Ende des 5. Jahrh. n. Chr., Schüler des Proklos, lehrte zu Alexandria und machte sich als Erklärer des Aristoteles, sowie als tüchtiger Mathematiker einen Namen. Seine Kommentare sind abgedruckt in »Scholia graeca in Aristotelis metaphysica« von Brandis (Berl. 1837).

Ammoniten (griech.), eine Familie ausgestorbener Weichthiere aus der Abtheilung der vierkiemigen Kopffüßler oder Cephalopoden mit gekammerten Schalen, die den Nautiliten oder Schiffsbooten der Gegenwart nahe verwandt ist, sich aber von diesen durch die stets nach außen gerichtete Lage des Sipho's (auf dem sogen. Rücken) und den meist komplicirten Bau der Scheidewände unterscheidet. Der Sipho (siphunculus) ist ein sehniger Fortsatz des hintern Theils des Thieres, der, von einer Kalkröhre eingeschlossen, sämmtliche Kammerwände durchbricht, das Thier, welches nur in der letzten sogen. Wohnkammer lebte, im Hintergrunde befestigte, und durch dessen Vermittelung die Ernährung des vom Thiere nicht bewohnten Schalentheils bewirkt wurde. Alle Kammern außer der Wohnkammer waren leer, d. h. mit Luft erfüllt, und ihre Leere diente dazu, dem Schalthiere ein dem Wasser gleiches specifisches Gewicht zu geben. Die Annahme hydrostatischer Funktionen, welche Buckland dem Sipho bei Nautiliten und A. zuschrieb und welche ihnen das Auf- und Niedersteigen im Wasser erleichtern sollten, wird durch den Umstand widerlegt, daß die Luft in starren, keiner Zusammendrückung fähigen Kammern eingeschlossen ist. Nur die Bewegungen des in der vordern Kammer wohnenden Thieres konnten das Auf- und Niedersteigen reguliren. Höchst wahrscheinlich lebten die A., ähnlich wie die Nautiliten, nur in offener See. Die sogen. *Aptychen*, einfache oder aus zwei nicht zusammenklappbaren Stücken bestehende hornige oder kalkige Schalen, die man konstant in der vordern Kammer findet, sind in ihrer Bedeutung noch nicht sicher erklärt. Man hielt sie eine Zeitlang für Deckel, doch ohne Beweise für diese Ansicht beibringen zu können. Vielleicht sind sie Hartgebilde, welche sich in der am Rücken des Thieres befindlichen sogen. Kappe entwickelt haben. Die A. kommen in der verschiedensten Größe, von der einiger Centimeter bis zu der eines Wagenrades, oft in außerordentlicher Menge der Individuen und dabei in einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit von Arten und Geschlechtern vor, so daß sie für den Geologen zu einer der wichtigsten Familien ausgestorbener Thiere werden, nach denen er vorzugsweise das sogen. relative Alter der Schichten bestimmt. Für die Eintheilung der A. ist von hoher Wichtigkeit der Verlauf der Nähte ihrer Kammerwände. Letztere sind gegen die Naht zu nach hinten eingesenkt, so daß die Kammerwand mehrere nach hinten gerichtete sogen. Loben und mit diesen abwechselnd nach vorn gerichtete Sättel bildet. An ihnen zeigt sich aufs ausgezeichnetste die mit der Zeit fortschreitende Entwickelung von einfachen zu komplicirtern Formen; bei den ältesten verlaufen sie einfach, bogen- oder zickzackförmig (Goniatiten); in dem Muschelkalk herrschen die Formen mit gezähnten Loben und ganzen Sätteln (Ceratiten) vor, aber schon beginnen einzelne, selten echte A. mit ringsum gezähnter Naht, mit gezähnten Loben und Sätteln, die dann vom Lias an bis zum Schluß allein vorhanden sind; in ihrer ersten Jugend besitzen aber auch diese eine einfachere Lobenbildung, ähnlich den Goniatiten. Merkwürdig sind dann ferner der ungemein große Formenreichthum, zu dem sich diese ausgestorbene Familie zur Zeit der Kreidebildungen entwickelte, und die Wiederholung aller der Richtungsverschiedenheiten, die wir in der Familie der Orthoceratiten während der paläozoischen Zeit finden. Die A. im engern Sinne (*Ammonshörner*) sind spiralförmig gewunden und besitzen Windungen, die einander berühren oder umfassen; *Crioceras* ist ein Ammonit, dessen Umgänge einander nicht berühren; *Scaphites* ein Ammonit, der sich später streckt und wieder zurückbiegt; *Ancyloceras* ein Ammonit oder Crioceratit, der sich später streckt; *Hamites* besteht aus gestreckten und hakenförmig gebogenen Theilen; *Ptychoceras* ist aus zwei gestreckten, durch hakenförmige Biegung verbundenen Stücken gebildet, die auf einander liegen; *Toxoceras* ist gebogen, *Baculites* gerade gestreckt. Mit Ausnahme der eigentlichen A. sind alle diese Formen allein vorherrschend dem Kreidegebirge eigen, während jene am formenreichsten im Jura entwickelt sind und nur in wenigen Arten bis zum Muschelkalk herabsteigen. Für die Trias charakteristisch sind die Ceratiten, während die Goniatiten vorzugsweise für die devonischen Bildungen, unter denen ein weit verbreiteter Kalkstein so reich an ihnen ist, daß man ihn Goniatitenkalk genannt hat, und für den sogen. Bergkalk unter der Steinkohle charakteristisch sind. In mittel- und norddeutschen Becken kommen sie in der Steinkohle vereinzelt vor, während sie sich noch in der jungen Trias des Alpensystems, in den Schichten von St. Cassian mit Ceratiten und echten A. zusammenfanden. Die A. haben seit Reinicke, W. Haan und v. Buch zahlreiche Bearbeiter gefunden, und ihre schönen Formen (s. die Tafeln »Trias«, »Devonische«, »Jura« und »Kreideformation«) sind in

zahlreichen Abbildungen uns vorgeführt worden, so von Zieten in den »Versteinerungen Würtembergs«, von d'Orbigny in der »Paléontologie française«, von Quenstedt (»Cephalopoden im Jura Schwabens«).

Ammoniter (Kinder Ammon), ein den Israeliten verwandtes Volk, auf dessen Entstehung aus der Vermischung der Semiten mit andern Stämmen die Erzählung von ihrem blutschänderischen Ursprung (1. Mos. 19, 38) hindeutet. Sie waren Grenznachbarn der Stämme Ruben und Gad und wohnten zwischen dem Jabok und Arnon. Ihre Religion war die der Kanaaniter mit Beschneidung und Molochsdienst. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, waren aber ein kriegerisches Volk; ihre uns bekannte Geschichte ist nur eine Reihe erbitterter Fehden mit den Israeliten, die unter Jephta und Saul ihre Einfälle in israelitisches Gebiet zurückschlugen, unter David, durch eine Beschimpfung gereizt, die Hauptstadt der A. eroberten und furchtbare Rache nahmen. Durch Anschluß an arabische Stämme und an Syrien versuchten sie dann wieder holt sich der Tributpflichtigkeit zu entziehen, leisteten Nebukadnezar Hülfe gegen Israel und hinderten unter Nehemia den Wiederaufbau der Stadt. Noch einmal eroberte Antiochos Epiphanes ihre Hauptstadt, und Judas Makkabäus schlug siegreich ihren Angriff zurück. Nach dem 2. Jahrh. n. Chr. kommt der Name nicht mehr vor, da sie sich unter den Arabern verloren.

Ammonium, das in den Ammoniaksalzen enthaltene Radikal, welches in denselben die Rolle eines Metalls spielt, besteht aus Stickstoff und Wasserstoff NH_4. Zersetzt man Ammoniumchlorid (Salmiak) durch den galvanischen Strom und benutzt als negativen Pol Quecksilber, so erhält man ein Amalgam, d. h. einen Körper, welcher sich wie eine Legirung von Quecksilber mit einem Metall verhält, aber alsbald Ammoniak und Wasserstoff entwickelt. Dabei entweichen beide Gase genau in dem Verhältnis, in welchem sie bei chemischer Verbindung A. bilden müßten. Auch Eisen- und Wismutlegirungen mit A. sind dargestellt worden. Wirkt Ammoniak auf Kalium, so entsteht, eine dunkelrothe Flüssigkeit, Kaliumammonium NH_3K, und wenn diese auf Chlorammonium einwirkt, so erhält man eine dunkelblaue Flüssigkeit, welche vielleicht A. ist; sie zerfällt schnell in Ammoniak und Wasserstoff. Das Ammoniumoxyd kennt man nicht; Ammoniumoxydhydrat NH_4HO nimmt man als Bestandtheil der Ammoniakflüssigkeit an, es bildet sich stets, wenn Ammoniak NH_3 mit den Elementen des Wassers zusammentrifft, zersetzt sich aber alsbald in Ammoniak und Wasser.

Ammonium bromatum, s. v. w. Ammoniumbromid (s. d.); A. carbonicum, s. v. w. kohlensaures Ammoniak, s. Kohlensäure; A. causticum, s. v. w. Ammoniak, Ammoniakflüssigkeit; A. chloratum, hydrochloratum, hydrochloricum, muriaticum, s. v. w. Salmiak (s. d.); A. jodatum, s. v. w. Ammoniumjodid (s. d.); A. nitricum, s. v. w. salpetersaures Ammoniak, s. Salpetersäure; A. sulfuratum, s. v. w. Schwefelammonium, s. Ammoniumsulfurete.

Ammoniumbromid (Bromammonium) NH_4Br, ein in der Photographie benutztes Salz, bildet sich bei der Einwirkung von Brom auf Ammoniak oder Schwefelammonium, beim Neutralisiren von Ammoniakflüssigkeit mit Bromwasserstoff und beim Erhitzen eines Gemenges von Bromkalium mit schwefelsaurem Ammoniak, wobei sich das A. im kältern Theil des Gefäßes absetzt. Es bildet farblose Krystalle, löst sich sehr leicht in Wasser und in 33 Th. Alkohol, ist sublimirbar und zersetzt sich beim Aufbewahren an der Luft.

Ammoniumchlorid, s. v. w. Salmiak (s. d.).

Ammoniumjodid (Jodammonium) NH_4J, ein in der Photographie benutztes Salz, entsteht beim Neutralisiren von Ammoniakflüssigkeit mit Jodwasserstoffsäure, beim Vermischen der Lösungen von schwefelsaurem Ammoniak und Jodkalium und Ausfällen des schwefelsauren Kali's mit Alkohol. Es bildet farblose zerfließliche Krystalle, löst sich leicht in Wasser und Alkohol und kann bei Ausschluß der Luft sublimirt werden. Man muß es im Dunkeln aufbewahren, denn es ist sehr leicht zersetzbar und wird unter Abgabe von Ammoniak gelb, kann aber durch einen Tropfen Schwefelammonium wieder farblos gemacht werden.

Ammoniumoxyd, Ammoniumoxydhydrat, s. Ammonium.

Ammoniumsulfurete. Sättigt man Ammoniakflüssigkeit mit Schwefelwasserstoff, oder unterwirft man Gaskalk oder Sodarückstände im Destillationsgefäß der Wirkung eines Dampfstrahls, so erhält man Ammoniumsulfhydrat NH_4HS als farblose Flüssigkeit. Diese färbt sich an der Luft schnell gelb; es wird Wasserstoff oxydirt und es bildet sich Ammoniumsulfuret. Sie löst Schwefel und elektronegative Schwefelmetalle unter Bildung von Sulfosalzen. Man benutzt sie als Schwefelammonium oder Schwefelwasserstoffammoniak zur Erkennung und Scheidung der Metalle bei der Analyse. Mischt man Ammoniumsulfhydratlösung mit so viel Ammoniakflüssigkeit wie zu ihrer Darstellung benutzt wurde, so entsteht Ammoniumsulfuret $(NH_4)_2S$. Dieses zersetzt sich ebenfalls sehr bald, und es entsteht Ammoniak, ein Polysulfuret des Ammoniums und unterschwefligsaures Ammoniak; zuletzt scheidet sich Schwefel ab, und das zuletzt genannte Salz bleibt allein in Lösung. Säuren zersetzen sowohl das Sulfhydrat wie das Sulfuret unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff, und aus den gelben Flüssigkeiten (welche Polysulfurete enthalten) wird zugleich Schwefel abgeschieden. Bei der Destillation von 3 Th. gelöschtem Kalk mit 2 Th. Salmiak und 1 Th. Schwefel erhält man eine dunkelgelbe Flüssigkeit, welche durchdringend riecht, an der Luft raucht, Schwefel löst und als Liquor Begnini (Liquor fumans Boyli, Hepar sulfuris volatile, flüchtige Schwefelleber) officinell war.

Ammonshörner, s. Ammoniten.

Ammonsoase (auch Siuah), afrikanische Oase, einst mit weltberühmtem Orakel (s. Ammon, ägypt. Gott). Zu Aegypten gehörig, bildet sie einen Theil der großen nordafrikanischen Depression und liegt etwa 50 Meter unter dem Meeresspiegel. Im N. zieht sich wie im Halbkreise das steile Kalksteinplateau der Libyschen Wüste in einer Höhe von 150 Meter hin. Der Boden ist salzhaltig, ein ausgetrockneter Meeresboden, doch reich an süßen Quellen, darunter der Sonnenquell (Ain el Hamman) mit nie wechselnder Temperatur von 29° C. Der Reichthum an gutem Graswuchs und die zahlreichen Dattelpalmen bedingen die Existenz der Bewohner und ihrer Herden. Erstere, 5500 an der Zahl, sind Berbern und sprechen einen Dialekt des Tamrsirht; ihre frühere Wildheit, unter welcher die Reisenden zu leiden hatten, ist gewichen. Die Oase hat nur

zwei Ortschaften: Siuah, wo keinerlei Ruinen vorkommen, und Agermi, wo Hamilton die Reste des altägyptischen Tempels des Ammon entdeckte, in dem noch Hieroglyphen und Skulpturen zu sehen sind. Mit der Christianisirung Nordafrika's hörte der Tempel auf, heidnische Kultusstätte zu sein; die Oase wurde Verbannungsort und fiel im 7. Jahrh. mit dem Eindringen der Araber dem Islam anheim, der hier in der fanatischsten Weise herrschte. Siuah blieb unabhängig, bis 1819 Mehemed Ali dasselbe unterwerfen ließ. Von Europäern kam 1792 zuerst Browne, 1798 Hornemann nach der Oase. Vgl. Minutoli, Reise zum Tempel des Jupiter Ammon (Berl. 1824); Parthey, Das Orakel und die Oase des Ammon (das. 1862); Rohlfs, Von Tripolis nach Alexandria, Bd. 2 (Bremen 1871).

Ammunition, s. v. w. Munition; ammunitioniren, mit Munition versehen.

Amnesie (griech., »Nichterinnerung«), Gedächtnisschwäche.

Amnestie (griech., das »Vergessen«, Nichtahnden und Verzeihen begangener Verbrechen), ein Akt der Staatsgewalt, durch welchen regelmäßig eine Mehrheit von Personen, die das Strafgesetz verletzt haben, aus politischen Gründen von den gesetzlichen Folgen ihrer gesetzwidrigen Handlung befreit wird. Die A. ist mit der Begnadigung (Abolition) verwandt, insofern sie den Verbrecher gegen eine Einleitung der Untersuchung schützt, solche niederschlägt, die bereits erkannten Strafen erläßt oder beendigt und die gesetzlichen Folgen der schon erlittenen Strafen austilgt. Obschon A. und Begnadigung sich vielfach berühren, so walten doch bei der erstern die politischen Motive, bei der letztern reine Rechtsgründe vor. Durch die Begnadigung bricht sich eine höhere Gerechtigkeit Bahn; durch die A. tritt aus historisch-politischen Gründen ein mildes Vergessen der begangenen Verbrechen ein. Die A. nimmt auf geschichtliche Begebenheiten Rücksicht und erläßt die verwirkten Strafen; die Begnadigung faßt vornehmlich die Persönlichkeit des Verbrechers und sein Verhältnis zur That ins Auge, sie ist vorwiegend individuell. Die A. bezieht sich meistens auf sogen. politische, gegen den Bestand des Staats oder seine höchsten Interessen gerichtete Verbrechen; die Begnadigung zielt auf eine Aussöhnung des starren juristischen Rechts mit der auf Sittlichkeit basirten humanen Billigkeit (vgl. Begnadigung). Aus dem Gesagten geht hervor, daß die A. vorzugsweise nach dem Abschluß aufgeregter, kriegerischer Zeiten ihre Anwendung findet. Es ist daher Gebrauch, daß die kontrahirenden Mächte bei Beendigung internationaler Kriege in den Friedensschlüssen den resp. Unterthanen eine A. gewähren. Noch mehr macht sich das Bedürfnis einer A. nach Empörungen, inneren Aufständen und Bürgerkriegen geltend. Eine richtige Würdigung der Verhältnisse und eine kluge und umsichtige Politik beruhigt durch eine A. die aufgeregten Gemüther und läßt die in wilder Leidenschaft begangenen ungesetzlichen Thaten vergeben und vergessen sein. Seltener tritt A. in den Fällen ein, wo der Konflikt noch nicht zum Abschluß gediehen, der wirkliche Kampf der streitenden Elemente entweder noch gar nicht eingetreten, oder doch noch nicht beendigt ist. Hier entscheidet wiederum nicht die geringere Strafbarkeit der leidenschaftlich erregten Massen, sondern die politische Einsicht und kluge Berechnung der Thatsachen. Eine in Form der A. rechtzeitig offenbarte Milde endigt oft leicht und sicher die gefährlichste Krisis. Auch bei Massendesertionen tritt A. (der sogen. Generalpardon) ein. In den beiden letztgenannten Fällen ist die A. gewöhnlich an gewisse Zeiträume gebunden. Eine durch Einschüchterung hervorgerufene, also gewissermaßen erzwungene A. verfehlt nur zu oft ihr Ziel und ist ein Beweis für die Schwäche und Kurzsichtigkeit der betreffenden Regierung; sie ist ebensowenig zu billigen, wie gewisse Amnestieerlasse revolutionärer Machthaber, welche das Strafgesetz für rechtlich unanwendbar erklären, d. h. die Strafe von Rechtswegen aufheben.

Es widerspricht dem Charakter der A., als eines klugen und humanen Vergessens ungesetzlicher Handlungen, an sich nicht, wenn sie durch gewisse Bedingungen und bestimmte Fristen beschränkt ist. Wenn diese Beschränkung aber nicht sowohl an Thatsachen (Aufruhr, Empörung, Revolution), als an Personen geknüpft ist, so verfehlt die A. nicht selten ihren Zweck, die angestrebte Beruhigung; deshalb ist die Unterscheidung von Verführten und Verführern, abgesehen von der schwierigen Ausführung derselben, bei der Amnestieertheilung vom politischen Standpunkte aus, der doch hier maßgebend sein soll, nicht zu billigen. Ihrem Umfange nach ist die A., da sie das verbrecherische Unternehmen der Vergessenheit überliefern soll, meistens unbeschränkt, sie hebt sogar die Ehrenfolgen des Verbrechens auf und geht weiter als die Begnadigung. Der amnestirte, nicht der begnadigte Staatsbeamte gewinnt das Zutrauen seiner Regierung wieder. Es ist eine Streitfrage, ob die Ertheilung der A. in allen Fällen dem Staatsoberhaupte für sich allein gebührt. Bei Kriegsereignissen und Friedensschlüssen ist dies schon nach der völkerrechtlichen Stellung des Staatsoberhauptes kaum zweifelhaft; anders gestaltet sich die Sache, sobald sich die A. auf innere Unruhen bezieht und einen gesetzgeberischen Charakter annimmt. Da nach dem konstitutionellen Staatsrecht das Staatsoberhaupt nicht über die Rechtsordnung gestellt ist, sondern Gesetz und Recht zu achten hat und nicht einseitig aufheben darf, so dürfte im konstitutionellen Staate auch die Zustimmung des Gesetzgebenden Körpers zu Amnestieakten erforderlich sein. — Bei den alten Griechen und Römern kam die A. nur selten vor; sehr zahlreiche Beispiele davon finden sich aber in der Geschichte fast aller europäischen Länder nach dem Revolutionsjahre 1848. Selbst in Rußland trat 1850 für die wegen politischer Vergehen geflüchteten Polen eine A. ein, wenn auch unter harten Bedingungen und unter Ausschließung derer, die für die Entthronung der Romanows gestimmt hatten.

Amnion (griech., Schafhaut), die innerste der häutigen Hüllen, welche den Embryo der höhern Wirbelthiere im Ei umgeben. Sie bildet sich zu der Zeit, wo der Embryo noch mit der weit geöffneten Bauchhöhle platt auf dem Dotter liegt, als Falte der äußern Hautschicht im ganzen Umkreis des Embryo, welche dann sich allmählich von allen Seiten her über den Rücken des Embryo erhebt und zu einer Blase schließt. Diese, ursprünglich dem Embryo dicht anliegend, wird dann von einer sich ansammelnden Feuchtigkeit, dem Schafwasser (Liquor amnii), erfüllt. Bei dem allmählichen Schluß der Bauchhöhle rückt der Ursprung des A. mit der äußern Haut nach dem Nabel hin und überzieht den Nabelstrang bis zu seinem Eintritt in den Mutterkuchen. Die äußere Fläche der Amnionblase legt sich der Innenfläche der bei Säugethieren später Chorion

genannten Dotterhaut eng an. Zwischen beide bringt die Allantois mit den Embryonalgefäßen, welche also von der gefüllten Amnionblase in der für die Athmung des Embryo nothwendigen Lage an der Oberfläche des Eis erhalten werden (s. Placenta). — Das A. der größern Säugethiere wird unter dem Namen Goldschlägerhäutchen zu verschiedenen technischen Zwecken benutzt.

Amnis cursum cogere, lat. Redensart, »den Lauf eines Flusses hemmen«, d. i. ein unausführbares Werk unternehmen.

Amöbäisch (griech.), abwechselnd. Daher amöbäisches Gedicht (carmen amoebaeum), eine Art Wettgesang, wobei die Singenden absatzweise abwechseln. Im Alterthum pflegten die Hirten in Sicilien dergleichen Gedichte zu improvisiren, wovon sich kunstvolle Nachbildungen bei Theokrit und Virgil finden.

Amöben (griech., »Wechselnde«), früher gemeinsamer Name verschiedener formverändernder, lebender mikroskopischer Körper, jetzt kleine Gruppe von Infusorien, welche zwar wie die übrigen mit einem Kern, sogen. kontraktilen Blasen und einer zarten Membran versehen sind, aber keine Wimpern tragen, welche bei der größern Mehrzahl der Infusorien die hauptsächlichsten Bewegungsorgane sind, sondern sowohl die Ortsbewegungen wie die zur Nahrungsaufnahme nothwendigen Bewegungen ihres Körpers durch Aussenden und Einziehen lappen-, finger- oder strahlenförmiger Fortsätze ihrer Körpermasse ausführen. Sie sind entweder nackt, ohne Gehäuse (Amoeba), oder haben ein von dem Thierchen abgesondertes unten plattes, seitlich mit einer Oeffnung versehenes Gehäuse (Arcella), oder bilden sich aus einer schleimigen Absonderung des Körpers, durch welche verschiedene fremde Körperchen mit einander verkittet werden, ein längliches Gehäuse mit endständiger Mündung (Difflugia). Sowohl diese drei wie noch andere neuerdings unterschiedene und benannte Formen kommen sämmtlich im Süßwasser vor.

Amön (lat.), anmuthig; Amönität, Anmuth.

Amöneburg, alte Stadt im preuß. Regierungsbezirk Kassel, Kreis Kirchhain, liegt östlich von Marburg auf der Spitze eines isolirten, 171 Meter hoch sich erhebenden Basaltkegels, an dessen Fuß die Ohm fließt, hat 2 Kirchen und (1871) 999 meist kathol. Einwohner. Bonifacius gründete hier ein Kloster; später verwandelten die Erzbischöfe von Mainz den Ort in eine starke Festung, wovon das mächtige in Trümmern liegende Schloß noch Zeugnis gibt. Im Dreißigjährigen Krieg ward A. 27. Nov. 1633 vom Landgrafen von Hessen und 26. Juni 1646 von den Schweden erobert.

Amoklaufen, s. v. w. Amucklaufen.

Amol (Amul), Stadt in der pers. Provinz Masenderan, am Heraz, südwestlich von Balfurusch, früher (im 13. Jahrh.) Haupt- und Residenzstadt des Reichs, hat 10,000 Einw., deren Zahl sich aber im Sommer sehr verringert, da die meisten sich wegen der großen Hitze in die Gebirge zurückziehen.

A moll (franz. la mineure), diejenige der 12 Molltonarten unseres modernen Tonsystems, welche den Ton A zum Grundton hat. Da sie nur die diatonischen Intervalle der C-dur-Tonart, deren Mollparallele sie ist, enthält und daher zur Herstellung ihrer Skala keiner Versetzungszeichen bedarf, so wird sie in der Reihenfolge der Molltonarten im Quintenzirkel als die erste oder Normaltonart angesehen. Ihre Skala heißt: A H C D E F G; wie bei allen Molltonarten muß die 7. Stufe, wenn sie als Leitton dienen soll, um ½ Ton erhöht werden.

Amolliren (franz.), erweichen, verweichlichen.

Amömen, s. v. w. Neugewürz, Piment (s. d.).

Amömum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Zingiberaceen mit mehrjährigen Blätterschößlingen, gespaltenen Blattscheiden, zweizeiligen häutigen Blättern und sehr hinfälligen Blütenschößlingen, welche nur Schuppen und Deckblätter tragen und besondern Trieben angehören. Die Wurzelstöcke sind gegliedert und kriechend. Die Gattung gehört ausschließlich den Tropenländern der Alten Welt an. Die zahlreichen Arten tragen gewürzhafte, aber außerordentlich mild schmeckende und von Schärfe fast ganz freie Samen. A. granum paradisi *Afzel.* (Meleguetta-Pfefferstaude), im Sudân und in den Küstenländern von Guinea heimisch und dort kultivirt, hat einen weit umherkriechenden, stark geringelten, braunen Wurzelstock, einen 1 Meter hohen rothen Stengel mit elliptisch-lanzettlichen, oben roth eingefaßten, fein zugespitzten Blättern und niedrige Blütenschößlinge mit rosenfarbenen und grünen Deckblättern und weißen, ins Gelbe und Rosenfarbene übergehende Blüten, trägt rothbraune glänzende Samen von pfefferartigem, nicht gerade aromatischem Geschmack, welche in Afrika wie im Orient als das gesündeste Gewürz für Speisen in allgemeinem Gebrauch sind. Sie kamen schon sehr früh als hochgeschätzte kostbare Drogue in die Mittelmeerländer, werden aber jetzt als Paradieskörner, Grana paradisi s. Grana Meleguetta s. Cardamomum piperatum nur noch selten von Thierärzten und als Zusatz zu Spirituosen und zur Schärfung schlechten Essigs angewendet. Früher scheinen auch von noch andern Amomumarten ähnliche Samen als Meleguettapfeffer nach Europa gekommen zu sein, namentlich auch aus Guayana (Demerara) diejenigen von A. Meleguetta *Rosc.*, welche Pflanze indeß nur eine durch Kultur entstandene Spielart von A. Granum paradisi sein soll. Ein Küstenstrich Westafrika's hat von diesen Samen den Namen Körnerküste oder Pfefferküste erhalten. Im frühen Mittelalter verstand man unter Paradieskörnern wohl häufig Kardamomen. A. Cardamomum *L.*, auf den ostindischen Inseln und in Siam, hat nach oben ganz fein bewimperte Blätter, halb in die Erde versenkte reichblütige Blütenstiele und gelbe und purpurfarbige Blüten mit dreilappiger Lippe und trägt rundliche, gewölbte, etwas dreieckige, hellbräunliche Früchte mit braungrauen Samen von kampherartigem Geschmack. Die ganzen Früchte waren als Cardamomum rotundum s. racemosum im Alterthum sehr beliebt und kamen damals, noch an dem gemeinschaftlichen Stiel sitzend, als kleine Traube (racemus) in den Handel; jetzt sind sie als Siam-Kardamomen seltener zu finden. A. maximum *Roxb.*, auf den Inseln und dem Festlande Ostindiens, liefert die länglichen braunen, stark gerippten größern oder javanischen Kardamomen (C. majus) mit mattgrauen, feinstreifigen Samen. A. Cardamomum *Dec.*, s. v. w. Elettaria Cardamomum. A. Zingiber *L.*, s. v. w. Zingiber officinale *Rosc.*

Amor, der Liebesgott, s. Eros.

Amorbach, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, im Odenwald, an der Mudau, 3 Kilom. südlich von Miltenberg, ist Residenz des Fürsten von Leiningen und Sitz eines Landgerichts, hat eine ehemalige Benediktinerabtei, eine schöne vierthürmige Klosterkirche (jetzt den Protestanten ein-

geräumt, mit berühmter Orgel), eine lateinische Schule und 2500 vorwiegend kathol. Einwohner, welche Knopf-, Leder-, Tuch- und Papierfabrikation sowie ansehnlichen Holzhandel betreiben. Auch besitzt A. eine besonders gegen Rheumatismen wirksame jodhaltige Stahlquelle (Jordansbad), die erst seit einigen Jahren in Stand gesetzt ist, aber bereits in Aufnahme kommt. Die Stadt empfing der Sage nach ihren Namen von St. Amor, einem Verkündiger des Christenthums, der aber nicht nachweisbar ist. Die erste christliche Ansiedelung ward an einer altdeutschen Opferstelle, dem wunderthätigen Thorborn (Mariaborn, jetzt Amorsbrunnen genannt), gegründet. Der die Stadt überragende Gotthardsberg war zur Zeit der fränkischen Könige Sitz von Gaugrafen; später wurde an der Stelle ein (jetzt verfallenes) Frauenkloster erbaut. Die vom heil. Pirmin gegründete Benediktinerabtei hatte umfangreiche Besitzungen, wurde 1803 säkularisirt und nebst der Stadt und dem Gebiet dem Fürsten von Leiningen als Entschädigung zugewiesen. Unfern der Stadt im Walde liegt Waldleiningen, die Sommerresidenz des Fürsten, und die schöne Schloßruine Waldenburg. Das Amorbacher Thal ist das größte und schönste des Odenwaldes und wird von Touristen viel besucht.

Amōre (ital.), Liebe, Lust; cón a., mit Lust.

Amoretten, Liebesgötter, s. Eros.

Amoretti, Carlo, ital. Gelehrter, geb. 13. März 1741 zu Oneglia, trat 1757 in den Augustinerorden, erhielt 1772, nachdem er Weltgeistlicher geworden war, die Professur des Kirchenrechts in Parma, und wurde 1797 als Bibliothekar der Ambrosianischen Bibliothek nach Mailand berufen, wo er 25. März 1816 starb. A. hat sich besonders um die Mineralogie, wie anderseits um die Paläographie und Kunstgeschichte verdient gemacht. Unter seinen Schriften sind die »Nuova scelta d'opuscoli interessanti sulle scienze e sulle arti« (Mail. 1775—88, 27 Bde.), worin er von den wissenschaftlichen Fortschritten anderer Völker berichtete; ferner »Della rabdomanzia« (das. 1808), »Elementi di elettricità animale« (das. 1816), »Viaggio di Milano ai tre laghi« (das. 1814) am geschätztesten. — Seine Nichte, Maria Pellegrina A., geb. 12. Mai 1756, war eine namhafte Rechtskundige, erwarb sich 1777 zu Pavia die Doktorwürde, starb 12. Nov. 1787.

Amorgos (Amurgo), eine der östlichen Kykladen im Aegeischen Meer, südöstlich von Naxos, 165 QKilom. (3 QM.) groß und von langgestreckter Gestalt, im O. hoch und steil, sehr fruchtbar, zum Theil bewaldet, hat 4000 Einw. Der Hauptort A., mit 2000 Einw., liegt amphitheatralisch um das alte Schloß der Herzöge des Archipels. Im Alterthum ward auf A., dem Vaterlande des Simonides, die fastdurchsichtige amorgische Leinwand verfertigt.

Amoriter, im Alterthum ein mächtiger Volksstamm der Kanaaniter, der oft für diese überhaupt genannt wird. Ein Theil bewohnte die Gebirgsgegend, welche später der Stamm Juda in Besitz nahm, und wurde von Josua geschlagen und unterworfen; ein anderer Theil wohnte jenseits des Jordans nördlich vom Arnon bis zum Jabok und mußte, von den Israeliten ebenfalls besiegt, sein Land an die Stämme Gad und Ruben abtreten.

Amoróso (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: lieblich, liebenswürdig, zärtlich. Auch s. v. w. Liebhaber, daher A. primo, erster Liebhaber (auf dem Theater).

Amórph (griech., »formlos, ungestaltet«) heißt ein Körper, welcher auch in seinen kleinsten Theilen keine krystallinische Gestalt oder Textur zeigt. Manche Körper kennen wir nur im amorphen Zustande, andere nur im krystallinischen, viele in beiden Zuständen. Letztere erscheinen besonders dann a., wenn sie so schnell in die starre Aggregatform übergehen, daß die Moleküle nicht Zeit finden, sich regelmäßig zu ordnen. Indeß können amorphe Körper, ohne den Aggregatzustand zu ändern, krystallinisch werden, und dieser Uebergang in den krystallinischen Zustand ist stets von Wärmeentwickelung begleitet. Erwärmt man amorphes Selen auf 100°, so krystallisirt es, und dabei steigt das Thermometer auf 210—215°. Bisweilen wird hierbei Licht entwickelt, so z. B. wenn sich in einer Lösung von amorpher arseniger Säure Krystalle bilden. Amorphe Körper zeigen nach allen Richtungen hin gleiche Kohäsion, krystallinische in verschiedenen Richtungen ungleiche Spaltbarkeit, Leitungsfähigkeit für Wärme und Licht rc.; auch sind die krystallinischen Körper meist härter, specifisch schwerer, widerstandsfähiger gegen chemische Einflüsse und schwerer schmelzbar. Dabei gehen sie bei einer bestimmten Temperatur plötzlich in den flüssigen Aggregatzustand über, während amorphe Körper häufig erweichen und allmählich flüssig werden. Nicht selten sind die Körper im amorphen Zustand anders gefärbt als im krystallinischen, amorphes Schwefelquecksilber ist schwarz, krystallinisches roth, amorpher Phosphor roth, krystallinischer gelb rc.

Amorpha *L.* (Unform, wegen der unvollständigen Schmetterlingsblüte so genannt), Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, Sträucher mit unpaarig gefiederten, meist durchsichtig punktirten Blättern und kleinen, meist schmutzig violetten Blüten in dichten endständigen Aehren ohne Flügel und Kiel. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt; am bekanntesten ist A. fruticosa *L.* (Bastardindigo), ein schöner Zierstrauch mit Blumen in 8—20 Centim. langen Aehren aus Nordamerika, wird von Wild nicht angerührt und hält unsere gewöhnlichen Winter sehr gut aus. Die Blätter enthalten Indig.

Amorphie (griech.), »Formlosigkeit«, insbesondere Mißgestaltung eines organischen Körpers, Mißgeburt. Amorphismus, amorphe Struktur.

Amortisation (v. franz. amortir, ertödten, auslöschen), ursprünglich der Uebergang liegender Güter und Gefälle aus weltlichen Händen in geistliche, an eine Kirche, ein Kloster, ein Stift. Die Objekte wurden durch A. abgabenfrei und dem Verkehr entzogen; sie fielen »an die todte Hand«. Der durch solche Zuwendungen an die Kirche im Mittelalter rasch fortschreitenden Bereicherung der todten Hand steuerte zuerst Kaiser Karl V. durch die Bestimmung, daß zu jeder A. die Staatsgenehmigung erforderlich sei. Später, in Zeiten der Erstarkung des Staatsbewußtseins gegenüber der Kirche, wurde in den meisten europäischen Staaten auf gesetzlichem Wege viel amortisirtes Gut durch Säkularisation (s. d.) wieder in den freien Verkehr gebracht. Nach dem preuß. Landrecht wird die Kirche hinsichtlich des Gütererwerbs andern privilegirten Korporationen gleichgestellt und bedarf zur Immobiliaracquisition, sowie zur Annahme von Erbschaften, Legaten und Geschenken der Einwilligung des Staats. Gleiche oder doch ähnliche Bestimmungen enthalten die neuern Grundgesetze der meisten deutschen Staaten. Auch

nach dem Code civil bedarf es für die Kirche zur Annahme von Schenkungen, Legaten und Erbschaften der Genehmigung der Regierung.

Eine andere Bedeutung hat das Wort A. in Anwendung auf den Verkehr mit *Wechseln*, *Anweisungen* und andern Schuldscheinformen. Man versteht hier unter A. die Ungültigerklärung solcher Papiere in Fällen, wo nur so der Nachtheil einer eventuellen doppelten Zahlung von dem Schuldner oder der Verlust einer Forderung von dem Gläubiger abgewendet werden kann. Der Wechselgläubiger, dem der Wechsel abhanden gekommen, würde um seine Forderung kommen, die Wechselschuld würde eventuell an einen Unberechtigten bezahlt werden, wenn es nicht ein, freilich nicht unter allen Umständen wirksames, Mittel gäbe, den Wechsel auf geschehene Anmeldung amtlich und öffentlich zu amortisiren. Ebenso würde es sich mit Aktien, sowie mit deren Dividendenscheinen, mit Staatspapieren und andern Effekten verhalten, wenn sie dem rechtmäßigen Inhaber abhanden kommen. Die meisten Staatsgesetze sorgen daher dafür, daß in solchen Fällen ein gesetzlich geregeltes Verfahren der A., welche dann auch in Betreff mancher Effekten »*Außerkurssetzung*« genannt wird, eintrete. So z. B. bestimmt Art. 305 des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches, daß Papiere, welche an Ordre lauten und durch Indossament übertragen werden können — namentlich aufgeführt werden gewisse kaufmännische Anweisungen und Verpflichtungsscheine, Konnossemente der Seeschiffer und Ladescheine der Frachtführer, Warrants und Bodmereibriefe —, wenn sie verloren gegangen sind, theils in derselben Weise, wie Wechsel, theils so wie die speciellen Landesgesetze vorschreiben, amortisirt werden können. Von der A. der Wechsel aber handelt Art. 73 der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung.

Endlich versteht man unter A. die allmähliche und meist in regelmäßigen Beträgen erfolgende Abtragung einer Schuld. A. in diesem Sinne pflegt bei Grundkreditinstituten eingeführt zu sein, welche unkündbare, hypothekarisch sichergestellte Darlehne geben, aber sich neben dem Zins eine periodische Amortisationsrate zahlen lassen, so daß das Darlehn in einer gewissen Reihe von Jahren getilgt erscheint. Der Schuldner könnte durch alljährliche Ersparungen bei sich selbst einen Tilgungsfonds ansammeln, der ihn in die Lage setzte, das Darlehn nach einer bestimmten Zeit zurückzuzahlen. Aber darauf hin würde er doch selten Gläubiger finden, die gewillt wären, ihm ein auf die erforderliche Zeit unkündbares Darlehn zu gewähren. Auch könnte er die jährlich ersparten kleinen Tilgungsraten nicht so gut verwerthen wie das Kreditinstitut, bei dem jährlich große Summen in Form solcher Tilgungsraten zusammenfließen. Für diejenigen wirtschaftlichen Unternehmungen, welche langer Kredite bedürfen, ist daher die Möglichkeit der A. ein großer Segen, und man darf behaupten, daß jedes rationelle Mittel, der sogen. Grundkreditnoth abzuhelfen, sofern das Augenmerk auf die Anpassung der Darlehnsformen an die Bedürfnisse jener Unternehmungen gerichtet ist, auf die Beschaffung amortisirbarer Darlehne hinauslaufen muß. Eine große Bedeutung gewinnen solche Darlehne insbesondere für Baugenossenschaften zur Steuer der Wohnungsnoth, sowie zur Ermöglichung allmählichen Hauseigenthumserwerbes. Bei zweckmäßiger Einrichtung genügt hier oft die Summe, welche zur Ermietung schlechter Wohnungen jährlich gezahlt werden mußte, um, eine bestimmte kurze Reihe von Jahren hindurch aufgebracht, das Hausbaukapital zu verzinsen und zu amortisiren.

Die A., d. h. auch hier allmähliche, planmäßige Tilgung, der *Staatsschulden*, kann in verschiedenen Formen vor sich gehen. Insbesondere können, nachdem Tilgungszeit und jährliche Tilgungsrate festgestellt sind, alljährlich die Nummern der zur Erfüllung der Amortisationsrate einzuziehenden Schuldscheine durch das Loos bestimmt, oder es kann die fragliche Zahl von Schuldscheinen unter der Hand oder öffentlich zurückgekauft, es können alljährlich bestimmte Beträge des emittirten sogen. Staatspapiergeldes eingezogen werden. Unverdientes Aufsehen machte im vorigen Jahrhundert die Tilgungsmethode verzinslicher und rückzahlbarer Staatsanleihen, welche man als Tilgestamm (sinking fund) bezeichnet, und welche darin besteht, daß man den am Tage des Beginnes der Tilgung zur Verzinsung der zu tilgenden Schuld erforderlichen ganzen Zinsbetrag neben der jährlich gleichbleibenden Tilgungsrate einer Tilgungskasse alljährlich überweist. Selbst bei einer kleinen Tilgungsrate setzt die jährlich zunehmende Ersparung an den Zinsen (für die bereits getilgte Schuld) die Kasse verhältnismäßig bald in die Lage, den ganzen Rest der Schuld abzutragen. Der Vortheil eines solchen, in England zuerst 1716 durch Robert Walpole eingeführten, später durch den jüngern Pitt entschieden befürworteten Tilgungsfonds erscheint sofort als illusorisch, wenn man sich vergegenwärtigt, daß hier die Mittel zur Tilgung genau in derselben Höhe und genau in derselben Weise beschafft werden müssen, wie wenn man die Zinsen für die bereits getilgten Obligationen dem Fonds nicht ferner mehr zuwenden würde. Im einen Fall hat man mehr Zins, im andern größere Tilgungsraten aufzuwenden, um in kurzer Zeit zur Tilgung zu gelangen. Die Principien und die Formen der Staatsschuldentilgung gehören zu denjenigen Materien der Staatswirtschaftslehre, über welche die größten Meinungsverschiedenheiten herrschen (s. *Staatsschulden*). Vgl. Fr. *Nebenius*, Der öffentliche Kredit (Karlsr. 1829); v. *Stein*, Lehrbuch der Finanzwissenschaft (2. Aufl., Leipz. 1871); *Rau*, Finanzwissenschaft, Bd. 2 (6. Aufl., das. 1871); A. *Wagner*, Die Ordnung des österreichischen Staatshaushaltes (Wien 1863).

Amortissement (franz., spr. -tiß'mäng), s. v. w. Amortisation.

Amor vincit omnia (lat.), »die Liebe überwindet alles«, alter Spruch, von den Alten allegorisch ausgedrückt durch den Liebesgott, welcher den Fuß auf einen gedemüthigten Löwen setzt.

Amos, jüdischer Prophet, einer der sogen. kleinen Propheten, war ein Hirte aus Thekoa, einer kleinen Stadt südöstlich von Jerusalem, weißagte zu der Zeit des Königs Usias von Juda und Jerobeams II. von Israel (um 800 v. Chr.) zu Bethel, wo der heidnische Priester Amazia sich ihm widersetzte und durch eine Anklage bei Jerobeam seine Vertreibung aus dem Reiche Israel zu bewirken suchte. Seine Weißagung bezieht sich vornehmlich auf das Reich Israel, dessen Laster er mit erschütternder Macht schildert. Er prophezeit dem Staate Zertrümmerung, dem Lande Verödung, dem Volke Verbannung, zeigt aber im Hintergrunde die Hoffnung einer kommenden Errettung. Seine Bilder, häufig aus dem Land-

und Hirtenleben entlehnt, sind deutlich und treffend, die Symbole geschmackvoll; die Sprache zeichnet sich durch Reinheit und fast durchgängige Korrektheit aus. Die neuesten Bearbeitungen des Propheten lieferten Hitzig (3. Aufl., Leipz. 1863) und Ewald (2. Aufl., Gött. 1868).

Amōtae res (lat.), »entwendete Sachen«, insbesondere solche, die Verwandte ohne Rechtstitel sich angeeignet haben. Amotion, Entfernung (vom Amte); Entwendung (von Sachen).

Amour (franz., spr. -muhr), Liebe, Liebschaft; postillon d'a., Liebesbote.

Amourettenholz, schweres, festes, gelbröthliches, braunroth geadertes Nutzholz, kommt in großen Stücken von den Antillen.

Amoviren (lat.), entfernen, wegnehmen; des Amtes entsetzen. Amovibel (franz.), absetzbar; Amovibilität, Absetzbarkeit.

Amoy (Hia-mum), Insel im Chinesischen Meer, zu der Provinz Fokien gehörig, zwischen dem festen Lande und der Insel Formosa, 15 Kilom. lang, 11 Kilom. breit, hat 400,000 Einw., welche in 136 Dörfern und Häfen, die meisten (250,000) in der Stadt A. wohnen. Letztere liegt auf einem Vorsprung der dem Festlande zugekehrten Seite und ist auf drei Seiten vom Meer umgeben. Die Rhede ist vor allen Winden geschützt und soll 1000 Schiffen Platz bieten. Bevor Hongkong und die übrigen Häfen dem europ. Handel geöffnet waren, befanden sich hier die Faktoreien der Briten, Holländer und Franzosen. Gegenwärtig hat A. für den europäischen Handel nur geringe Bedeutung, denn wenn auch die officiellen Statistiken namhafte Ziffern nachweisen, so liegt doch der weitaus größere Theil des fremdländischen Handels in den Händen der Chinesen, welche in Hongkong ihre Einkäufe an europäischen Fabrikaten machen und mit Ausnahme des Theegeschäftes alle Zweige des Exporthandels beherrschen. Im Jahre 1869 liefen im Hafen von A. 556 Schiffe (mit 205,837 Tonnen Gehalt) aus, und der Werth der Gesammtausfuhr belief sich auf 18 Mill. Thlr.

Ampel, s. Ampulla.

Ampelideen (Viticeen, Weinrebengewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Frangulinen, kletternde Holzpflanzen mit wechselständigen, einfachen oder hand- und fiederförmig zusammengesetzten Blättern. Viele besitzen Ranken, welche hier metamorphosirte Blütenstiele sind. Die meist kleinen, grünlichen, in Dolden, Trauben oder Rispen stehenden Blüten sind zwitterig und regelmäßig, haben einen kleinen, vier- bis fünfzähnigen Kelch und 4—5 in der Knospenlage klappige Blumenblätter, welche oft an der Spitze mützenartig zusammenhängen. Die Staubgefäße sind den Blumenblättern an Zahl gleich und meist gegenüberstehend; an ihrem Grunde ist der Blütenboden drüsig verdickt. Der oberständige Fruchtknoten ist meist zweifächerig, mit zwei anatropen Samenknospen in jedem Fache und einem kurzen einfachen Griffel mit kopfförmiger Narbe. Die Frucht ist eine zweifächerige Beere und enthält in jedem Fache einen oder zwei Samen mit harter Schale und kurzem, im knorpligen Endosperm eingeschlossenem Embryo. — Die wenigen Gattungen, deren wichtigste Cissus, Ampelopsis und Vitis, wohin die Weinrebe gehört, sind, umfassen mehrere hundert Arten, deren meiste in den Tropen, wenige in der gemäßigten Zone, zumal Nordamerika's, keine in Europa (das Vaterland des Weinstocks sind die Küsten des Kaspischen Meeres) einheimisch sind. Mit Ausnahme des Weinstocks gewähren die A. wenig Nutzen.

Ampelius, Lucius, lat. Schriftsteller der spätern Kaiserzeit, wahrscheinlich im 4. Jahrh., Verfasser einer seit Salmasius meist den Ausgaben des Florus beigefügten kleinen Schrift »Liber memorialis«, die in 50 kurzen Abschnitten einen gedrängten Ueberblick des Bemerkenswerthesten aus der Geschichte, Geographie, Astronomie 2c. liefert und größtentheils aus ältern Schriftstellern zusammengetragen ist. Ausgaben besorgten Beck (Leipz. 1826), von Wölfflin (das. 1854).

Ampelopsis *Michx.* (Zaunrebe), Pflanzengattung aus der Familie der Ampelideen mit der bekannten Art A. hederacea *Michx.* (Hedera quinquefolia *L.*, epheuartige Zaunrebe, wilder Wein, fünfblätteriger Epheu, Jungfernrebe, Kanadische Rebe) aus Nordamerika. Die kletternden Stengel und Aeste sind mit Saugwurzeln versehen, mit denen sich der Strauch an Mauern und andern Gegenständen dicht anheftet. Die großen handförmig-fünflappigen Blätter enthalten Brenzkatechin und strotzen von Krystallnadeln des oxalsauren Kalks, welche beim Kauen Jucken, Stechen und Bremnen verursachen. Sie werden im Herbst blutroth. Man benutzt den wilden Wein allgemein zur Bekleidung von Wänden, da er auch die härtesten Winter gut verträgt und ungemein schnell wächst. Die im Juni erscheinenden Blumen sind grünlichweiß, in gabelästig-doldentraubigen Endtrauben vereinigt.

Ampelpflanzen, Ziergewächse, die sich ihrer herabhängenden Zweige wegen zur Kultur in Ampeln eignen. Die beliebtesten sind: Saxifraga sarmentosa, Cereus flabelliformis, Sedum dasyphyllum, Sedum Sieboldi, Disandra prostrata, Ficus stipulata, Fragaria indica, Hoya bella, Isolepis gracilis, Tradescantia viridis und zebrina, Tropaeolum Lobbianum, Cordyline vivipara u. a. m.

Ampère (spr. angpehr), 1) André Marie, berühmter Physiker und Mathematiker, geb. 22. Jan. 1775 zu Lyon, war, noch nicht 12 Jahre alt, bereits mit den Elementen der Mathematik und Geometrie hinlänglich bekannt, um bei dem Mathematiker Daburon zu Lyon in die höhere Analysis eingeführt zu werden. Der Tod seines Vaters unter dem Beil der Guillotine lähmte eine Zeitlang seine Geisteskräfte, bis Rousseau's botanische Briefe ihn aus dem Zustande tiefer Apathie rissen und ihn dem botanischen Studium zuführten. Angeregt durch Lavoisiers Schriften, begann er dann Chemie und Physik gründlich zu studiren. Schon 1801 als Professor der Physik und Chemie nach Bourg berufen, eröffnete er seine schriftstellerische Laufbahn mit dem »Essai sur la théorie mathématique du jeu« (Lyon 1802). Diese und andere Abhandlungen verschafften ihm eine Professur am Lyceum zu Lyon, von wo er 1805 als Repetent an die polytechnische Schule zu Paris berufen ward. Im Jahre 1809 ward er zum Professor der Analysis und Mechanik ernannt, 1814 wegen seiner ausgezeichneten Leistungen auf dem Gebiet der Mathematik als Mitglied in die Akademie aufgenommen. Seine physikalischen Untersuchungen, die er um diese Zeit wieder aufnahm, hatten hauptsächlich den Magnetismus und die Elektricität zum Gegenstande. A. traf auf diesem Gebiet mit Oersted, dem Entdecker des Elektromagnetismus, zusammen und sicherte sich durch seine elektro-dynamische (Ampère'sche) Theorie dauernden Ruhm. A. legte seine Resultate, welche auf jenem Gebiete bahnbrechend waren, nieder

in den Schriften: »Recueil d'observations électro-dynamiques« (Par. 1822), »Précis de la théorie des phénomènes électro-dynamiques« (1824) und »Description d'un appareil électro-dynamique« (1824), zusammengefaßt in der »Théorie des phénomènes électro-dynamiques« (1830). Nachträge und Resumé's gab er in den Memoiren der Akademie, und weitere werthvolle Aufsätze von ihm enthalten die »Annales de physique et de chimie«. Im Jahre 1824 als Professor der Experimentalphysik an das Collége de France versetzt, starb er 10. Juni 1836 auf einer Geschäftsreise in Marseille. Er schrieb noch »Essai sur la philosophie des sciences« (1834—43, 2 Bde., 2. Aufl. 1857).

2) Jean Jacques Antoine, franz. Sprachforscher und Literarhistoriker, Sohn des vorigen, geb. 12. Aug. 1800 zu Lyon, studirte zu Paris Linguistik, bereiste dann Italien, Deutschland und Skandinavien und hielt nach seiner Rückkehr ins Vaterland (1829) literarische Vorlesungen im Athenäum zu Marseille. Nach der Julirevolution ward er (1831) Professor der franz. Literatur am Collége de France und Villemains Stellvertreter an der Sorbonne, unternahm 1840 mit Mérimée eine Reise nach der Levante und Aegypten, ward 1847 Mitglied der Akademie und starb 27. März 1864 zu Pau. A. war ein Mann von vielseitiger Bildung; er besaß umfassende Kenntnis der verschiedenen Literaturen des Orients und Occidents und war namentlich mit den Sprachen und den Schriftschätzen der germanischen Völker vertraut, aber sein Geschmack ermangelte der Festigung. Seine Hauptwerke sind: »Discours sur l'histoire de la poésie« (Par. 1830); der vortreffliche »Discours sur la littérature française dans ses rapports avec les littératures étrangères au moyen-âge« (1832), welcher eine geistvolle Würdigung des Ritterthums enthält; die »Histoire littéraire de la France avant le 12me siècle« (1840, 3. Aufl. 1871, 3 Bde.); die Schrift »Sur la formation de la langue française« (1841, 3. Aufl. 1871), worin sich der Einfluß der deutschen Methode geltend macht; »La Grèce, Rome et Dante« (1850, neue Ausg. 1859). Seine in verschiedenen »Revüen« veröffentlichten Skizzen und Aufsätze erschienen gesammelt in »Littérature et voyages« (1834 und 1850). Die letzten Werke Ampère's sind historische Arbeiten, worin er in geistvoller Weise die Archäologie mit Literatur und Politik zu verbinden weiß: »L'histoire romaine à Rome« (1856, 2. Aufl. 1865), »L'empire romain à Rome« (1867, 2 Bde.; 2. Aufl. 1872) und »César, scènes historiques« (1859). Vgl. Potton, Études sur J. J. Ampère (Par. 1867).

Ampère'sches Gesetz, s. Elektrodynamik.

Ampère'sches Gestell, Apparat zur Nachweisung der Wirkung elektrischer Ströme auf einander.

Ampezzo (Cortina di A.), Ort in Tirol, südöstl. von Brixen, liegt in einem stundenweiten großartigen und reizenden Thalkessel, 1140 Meter ü. M., an der Boita und der berühmten Ampezzaner Straße, welche aus dem Pusterthal über die Karorischen Alpen nach Pieve di Cadore in Friaul führt (s. Alpenstraßen).

Ampfer, Pflanzengattung, s. Rumex.

Ampfing, Dorf in Oberbayern, an der Isar und der München-Braunauer Eisenbahn, mit 800 Einw., bekannt durch die Schlacht bei A., auf der Hirschkuhwiese, zwischen Ludwig von Bayern und Friedrich von Oesterreich 28. Sept. 1322, in welcher letzterer gefangen wurde. Auf dem Schlachtfelde steht noch eine Kapelle. Ein Gefecht 1. Dec. 1800 zwischen den Oesterreichern unter Erzherzog Johann und den Franzosen unter Grenier entschied sich zum Vortheil der erstern, doch wurde der Erfolg durch die zwei Tage darauf (3. Dec.) geschlagene Schlacht bei Hohenlinden wieder vernichtet.

Amphiaraos, in der griech. Mythe ein berühmter Seher aus Argos, Sohn des Oikles (oder des Apollon) und der Hypermnestra, war bei der kalydonischen Jagd und beim Argonautenzuge. Am Krieg der Sieben gegen Theben weigerte er sich anfangs theilzunehmen, da er den unglücklichen Ausgang desselben und seinen Tod vorhersah, ließ sich aber durch seine von den Genossen bestochene Gemahlin Eriphyle bereden, dem Zuge sich anzuschließen, und verrichtete große Heldenthaten (s. Alkmäon). Als die Belagerer Thebens zurückgeschlagen wurden, entrückte ihn Zeus seinen Verfolgern, indem die Erde sich öffnete und A. sammt seinem Streitwagen verschlang. Er ward unter die Unsterblichen versetzt und von den Griechen göttlich verehrt. An der Stelle seines Verschwindens, in der Nähe von Oropos, erhob sich nachmals das Amphiareum, ein Tempel mit berühmtem Traumorakel.

Amphibien (griech., »doppellebige Thiere«), Lurche, in der aufsteigenden Reihe der Wirbelthiere die zweite, mit den Fischen in mehrfacher Weise übereinstimmende Klasse, welche, lange Zeit mit den Reptilien (s. d.) zu einer Klasse vereinigt, von diesen in so vielen und wichtigen Punkten abweicht, daß diese Vereinigung nicht länger aufrecht erhalten werden darf. Die wesentlichsten Charaktere der A. werden schon in einer bezeichnenden Weise durch ihren Namen ausgedrückt; denn sie sind in ihrer ganzen Organisation und Entwickelung recht eigentlich auf ein Doppelleben im Wasser und in der Luft angewiesen. Sie haben mit den Fischen das gemeinsam, daß die bei allen Wirbelthieren mit Einschluß des Menschen im Embryonalzustande auftretenden Kiemenbogen hier durch den Besitz wirklicher athmender Kiemengefäße zu Trägern der Athemorgane werden, daß sie also auf Wasserathmung angewiesen sind, während bei den Reptilien, Vögeln und Säugethieren diese Bogen nie Kiemen tragen und nur vorübergehende Embryonalzustände darstellen. Während diese Kiemen bei den Fischen zeitlebens die einzigen Athemorgane bleiben, entwickeln sich bei den A. noch Lungen zur Luftathmung, und es bleiben dann die Kiemen entweder neben den Lungen bestehen (Olm, Axolotl, Hellbender oder Riesenmolch), oder sie gehen mit der Entwickelung jener ein, so daß das erwachsene Thier nur Luft athmet (Salamander, Frösche). Mit den Fischen haben die A. ferner gemein, daß sie sich ohne Amnion und Allantois, jene beiden Eihüllen, welche den Reptilien, Vögeln und Säugethieren zukommen, entwickeln, und daß ihre nur rudimentären Rippen nie durch ein Brustbein auf der Bauchfläche verbunden sind. Von den Reptilien weichen sie außerdem durch den Mangel von Schildern und Schuppen in der Haut ab, wonach sie früher als nackte A. von jenen geschieden wurden. Nur bei den Schleichenlurchen liegen in kleinen Taschen der Haut schuppenartige Gebilde, welche aber an Fischschuppen erinnern, und bei einigen Kröten finden sich in der Rückenhaut verknöcherte Platten. Von den Fischen unterscheiden sich die A. durch das Fehlen der unpaaren, senkrecht stehenden, bei jenen durch Strahlen gestützten Flossen (Rücken-, Schwanz-, Afterflosse), sowie durch die Bildung

der Gliedmaßen, da, wenn solche vorhanden sind, dieselben stets nach demselben Plane gebaut sind, wie die der höhern Wirbelthiere, obschon die Finger noch nicht überall die typische Zahl fünf erreichen; nie vertreten Flossen mit zahlreichen Strahlen die Gliedmaßen. Die Körpergestalt der A. zeigt merkwürdige Verschiedenheiten. Von der wurmförmigen Gestalt der Cöcilien (Schleichenlurche) führt die fischartige Form des Körpers beim Olm und Armmolch (Siren) zu den eidechsenartigen Salamandern und Tritonen; und während die Larvenform der Frösche und Kröten sich noch letztern anschließt, haben diese Thiere im erwachsenen Zustande keinen Schwanz, einen gedrungenen Körper und bedeutend entwickelte Gliedmaßen. Das Skelett der A. ist durch das längere Bestehenbleiben der embryonalen Rückensaite, sowie durch den verkümmerten Zustand der Rippen ausgezeichnet. Mit dem letztern Punkt hängt zusammen, daß bei den A. eine Theilung der Wirbelsäule in Hals, Brust, Lenden und Schwanz nicht vorhanden ist. Die Wirbelsäule zerfällt daher bei den Schwanzlurchen nur in Rumpf und Schwanz, bei den Schwanzlosen in Rumpf und Steißbein. Ein Brustbein fehlt bei dem Olm und den Schleichenlurchen völlig; bei den übrigen ist eine Knorpelplatte vorhanden, welche nicht mit den Rippen verbunden ist. Ein Becken fehlt den Schleichenlurchen und der Gattung Siren. Gliedmaßen gehen den Schleichenlurchen ganz ab, bei Siren fehlen nur die hintern. Am Schädel bleiben die embryonalen Knorpeltheile länger bestehen, als bei den höhern Wirbelthieren; von dem der letztern weicht der Amphibienschädel auch durch den Mangel der sogen. Kopfbeuge ab, so daß seine Basis mit der Wirbelsäule kontinuirlich horizontal verläuft. Das Hinterhauptsbein trägt zur Verbindung mit der Wirbelsäule zwei Gelenkhöcker wie das der Säugethiere. Von den Sinnesorganen sind als Eigenthümlichkeiten der A. hervorzuheben die Kleinheit der Augen bei den Schleichenlurchen, das Fehlen der Paukenhöhle bei denselben, den Schwanzlurchen und der Wasserkröte (Pelobätes), sowie die Aufnahme der Geruchsorgane in Höhlen, welche mit einer Oeffnung nach außen, mit einer zweiten in die Schlundhöhle münden. Zahnlos sind nur Pipa und einige Kröten, ersterer fehlt auch die Zunge. Der Darm ist nur bei den von Pflanzenkost lebenden Larven der Salamander und Frösche bedeutend länger als der Körper. Speicheldrüsen fehlen stets. Die Kiemen sind wahrscheinlich bei allen A. in der ersten Jugend äußere; die Schwanzlosen verlieren diese äußern Kiemen im spätern Larvenstadium, wogegen sich dann innerhalb der Kiemenspalten innere Kiemen an den Rändern der Bogen entwickeln. Anatomisch bemerkenswerth ist endlich noch die innige Verbindung der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, welche bei den höhern Wirbelthieren nur embryonal, hier zeitlebens besteht. Der Aufenthalt der A. wird natürlich durch die Form der Respirationsorgane bestimmt. Wegen des geringen Athembedürfnisses können indessen auch die meisten der mit Lungen versehenen Formen lange unter Wasser aushalten. Sie kommen nur im Süßwasser vor. Auf oceanischen Inseln finden sich keine A. dagegen auf allen Kontinenten und kontinentalen Inseln. Die Eintheilung geschah lange Zeit nach dem Bestehenbleiben oder Verschwinden der Kiemen. Da aber einmal neuerdings die Erfahrung gemacht worden ist, daß der Axolotl sich in eine salamanderartige Form ohne Kiemen verwandelt, aber auch als Larve schon geschlechtsreif ist, und da die Verwandtschaft zwischen dem japanesischen Riesensalamander und dem nordamerikanischen Hellbender so groß ist, daß man beide in eine Gattung bringen würde, wenn nicht ersterer kein Kiemenloch besäße, was letzterer hat, so ist es sicherer, nur drei Ordnungen anzunehmen: Schwanzlurche (Urodela), schwanzlose Lurche (Anura) und Schleichenlurche (Gymnophiona s. Coeciliae). Eine Erweiterung wird diese systematische Anordnung erfahren müssen, wenn man die fossilen Ganocephalen und Labyrinthodonten mit berücksichtigt, von denen besonders die erstern als sich eng an die Fische anschließende Formen von dem größten Interesse sind.

Amphibische Pflanzen. Gewisse Wasserpflanzen, welche gewöhnlich ganz im Wasser leben und schwimmende oder untergetauchte Blätter haben, können auch auf dem Lande vegetiren, wobei ihre Organisation sich den neuen Verhältnissen anpaßt; die Landform aber verändert sich wieder in die Wasserpflanzenform, wenn ihr Standort von Wasser dauernd überdeckt wird. Zu diesen amphibischen Pflanzen gehört z. B. der Wasserknöterich (Polygŏnum amphibium *L.*), der als Wasserpflanze schwimmende, kahle, nur oberseits mit Spaltöffnungen versehene Blätter hat, auf dem Lande dagegen Stengel treibt, deren Blätter behaart und beiderseits mit Spaltöffnungen ausgestattet sind. In andern Fällen verändert sich sogar die Gestalt des Blattes. So hat das Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia *L.*) außerhalb des Wassers gestielte pfeilförmige Blätter mit Spaltöffnungen, tief unter Wasser dagegen lauter lange bandförmige Blätter ohne Spaltöffnungen.

Amphibōl, s. Hornblende. Amphibolische Gesteine (Hornblendegesteine), Gesteine, für welche Hornblende ein charakteristischer Bestandtheil ist. Es gehören dahin namentlich die Amphibolite, Hornblendefels und Hornblendeschiefer, ferner die Hornblendegranite, Syenite, Diorite und von den jüngern Eruptivgesteinen die meisten Trachyte, insbesondere die Hornblende-Andesite.

Amphibolīe (griech.), Zweideutigkeit, Doppelsinn, welcher theils vorsätzlich (wie in Orakeln), in witzigen Aussprüchen, Epigrammen, theils unwillkürlich entsteht; oft auch s. v. w. Calembourg; in der Philosophie Verwechselung der Begriffe; amphibolisch, zweideutig.

Amphibrăch (Amphibrăchys, griech., »auf beiden Seiten kurz«), dreisilbiger Versfuß, in welchem eine Länge von 2 Kürzen eingefaßt ist: ⏑ — ⏑ (z. B. vernehmen, Gesänge).

Amphidsalze, älterer Name der Sauerstoff-, Schwefel-, Selen- und Tellursalze.

Amphiktyŏnen (griech.), bei den alten Griechen die zu einer Amphiktyonie (Bundesgenossenschaft) zusammengetretenen Umwohner eines Heiligthums, deren Bundesgenossenschaften später auch politische Bedeutung erlangten. Solche Amphiktyonien gab es zu Argos, Calauria, Onchestos, bei Haliartos, auf Delos 2c.; die bedeutendste war aber die von Delphi und den Thermopylen, deren Entstehung von der Mythe auf Amphiktyon, den Sohn des Deukalion und der Pyrrha, zurückgeführt wird. Mitglieder dieses Bundes waren ursprünglich die 12 Volksstämme der Jonier, Doloper, Thessalier, Aenianen oder Oetäer, Magneten, Malier oder Melier, Phthioten, Dorer, Phokier mit den Delphiern,

Lokrer, Böotier und Perrhäber, die je zwei Stimmen im Bunde führten und deren Kolonien gleichfalls zu dem Bunde gehörten. Zweck des Bundes war zunächst Schutz der Heiligthümer des Apollon zu Delphi und Anthela (der Demeter), gemeinschaftliche Feier gewisser Feste, namentlich der pythischen zu Delphi, sowie die Aufrechthaltung völkerrechtlicher Grundsätze. Man hielt jährlich zwei feierliche Versammlungen, im Frühling in Delphi, im Herbst in Anthela an den Thermopylen; erstere fiel mit den pythischen Spielen zusammen. Bei diesen Versammlungen wurden Streitigkeiten geschlichtet, bürgerliche und peinliche Verbrechen, besonders Vergehungen gegen das Völkerrecht und gegen den Tempel zu Delphi bestraft. Wurde die einer Stadt auferlegte Geldbuße nicht bezahlt, so konnte der Bund mit Waffengewalt gegen sie einschreiten. Das zeigt der Phokische oder Heilige Krieg (355—346 v. Chr.). Auch konnte die Versammlung einzelne Städte oder ganze Staaten vom Bunde ausschließen. Mit der Zeit wuchs die Anzahl der theilnehmenden Staaten bis auf 30; immer aber wurden die Stimmen auf die ursprünglichen 12 Stämme reducirt, so daß mehrere zusammen eine Stimme hatten. Die Amphiktyonie hat von den ersten Anfängen hellenischer Civilisation bis zum Untergang der griech. Freiheit bestanden, obwohl unter manchen Veränderungen. Die ursprünglichen 12 Völker blieben konföderirt bis zum Heiligen Krieg, nach dessen Beendigung (346 v. Chr.) die Phokier ausgestoßen wurden; ebenso die Lakedämonier, weil sie die Phokier unterstützt hatten. Dafür traten unter Philipp die Makedonier ein. Später wurden die Phokier wieder aufgenommen, zum Lohn der gegen die Gallier bewiesenen Tapferkeit. Um 221 v. Chr. hatten sich die Aetolier des delphischen Tempels bemächtigt und die Amphiktyonie ganz verdrängt. Die Hauptveränderung erfolgte aber unter römischer Herrschaft, indem Augustus befahl, daß die Magneten, Malier, Aenianen und Phthioten künftig nicht mehr selbständig stimmen sollten, und an ihre und der untergegangenen Doloper Stelle die Nikopolitaner setzte. Noch unter Roms Herrschaft führten die A. den Vorsitz bei den pythischen Spielen. Zuletzt wird der Bund in der Zeit der Antonine erwähnt. Sein Aufhören fällt wohl mit dem Verstummen des delphischen Gottes zusammen. Der politische Einfluß der Amphiktyonie war demnach stets gering; wohl aber verdankt ihr Hellas mit dem Schutze seines größten und reichsten Orakels auch die Erhaltung der Einheit des religiösen Kultus; auch bildete sie ein Gegengewicht gegen willkürliche Zersplitterung und Trennung, und insofern stellt sie sich in der Entwickelungsgeschichte des griechischen Volks immerhin als ein bedeutsames Moment dar.

Amphilŏchos, griechischer Seher, Sohn des Amphiaraos und der Eriphyle, aus Argos, Bruder des Alkmäon (s. d.), dem er bei dem Muttermord half, nahm an dem Zuge der Epigonen gegen Theben und an dem gegen Ilion theil. Von Ilion heimkehrend, stiftete er mit Mopsos das berühmte Orakel zu Mallos in Kilikien und kämpfte mit jenem um die Herrschaft, wobei beide blieben. Nach Thukydides kehrte er heim und gründete von Argos aus das amphilochische Argos in Akarnanien.

Amphilogĭe (griech., »zweifache Rede«), Streit, Widerspruch; amphilogisch, streitig, zweifelhaft.

Amphĭmăcer (griech., »an beiden Seiten lang«), ein aus der Verkürzung einer trochäischen Dipodie entstandner dreisilbiger Versfuß: ‿‿‿, z. B. Sonnenschein. Er wird auch Kretikus genannt, wahrscheinlich weil er in kretensischen Nationalgesängen vorherrschend war.

Amphīon, der älteste griech. Tonkünstler, war ein Sohn des Zeus und der Antiope, und der Zwillingsbruder des Zethos. Ausgesetzt, wurden die Brüder von einem Hirten gefunden und erzogen. A. erhielt von Apollon oder den Musen die Gabe des Gesangs und Saitenspiels, Zethos ward Jäger und Hirt. Inzwischen ward ihre Mutter Antiope (s. d.) von ihrem Oheim Lykos und dessen Gemahlin Dirke grausam behandelt. Erwachsen, rächten die beiden Brüder ihre Mutter, tödteten den Lykos und banden dessen Gemahlin Dirke an einen wilden Stier, der sie zu Tode schleifte. Darauf eroberten sie Theben und bauten die Burg Kadmea, wobei die Felsenblöcke, von Amphions Spiel bezaubert, von selbst sich zu Mauern zusammenfügten. A. vermählte sich mit Niobe (s. d.), gab sich aber, über das Schicksal seiner von Apollon und Artemis getödteten Kinder untröstlich, den Tod. Die Brüder erhielten ein gemeinsames Grab und wurden als die »weißrossigen Dioskuren« verehrt. Die 1546 aufgefundene berühmte Marmorgruppe im Palast Farnese zu Neapel, der »Farnesische Stier« genannt, stellt die Bestrafung der Dirke dar (s. Tafel II »Bildhauerkunst«, Fig. 9).

Amphipŏlis, Stadt im östl. Makedonien, auf einer vom Strymon gebildeten Insel, mit dem Hafenort Jon, eine Kolonie der Athener, 437 v. Chr. von Agnon, dem Sohne des Nikias, gegründet und für Athen besonders als Handelsstation nach Oberthrakien wichtig. Im Peloponnesischen Krieg 424 v. Chr. vom spartanischen Feldherrn Brasidas erobert, wurde sie diesem von dem Athener Kleon, der mit einem bedeutenden Heere heranrückte, vergeblich zu entreißen gesucht. Es kam bei A. 422 zu einer Schlacht, in welcher die Athener unterlagen, und, als nach dem Frieden des Nikias die Kolonie den Athenern zurückgegeben werden sollte, weigerte sie sich, der Mutterstadt sich zu unterwerfen und ergab sich dem makedonischen König Perdikkas. Dessen Nachfolger, Philipp, erklärte zwar A. für frei, besetzte es aber ein Jahr darauf wieder, und seitdem blieb es in makedonischer Gewalt, bis die Römer es nahmen und zur Hauptstadt von Edonis (Macedonia prima) machten. Im Mittelalter hieß A. Chrysopolis (»Goldstadt«) wegen der benachbarten Goldbergwerke. Geringe Reste der alten Stadt finden sich bei Neo-Chorio; der Hafenort Jon ist das jetzige Dorf Kontessa.

Amphiprostȳlos (griech.), vorn und hinten mit vorstehender Säulenhalle versehen (von Tempeln).

Amphiscĭus (griech. amphiskios, »rings umschattet«), zweischattig. Amphiscii, Zweischattige, die Bewohner der heißen Zone, weil sie ihren Schatten mittags in der einen Hälfte des Jahres nach Süden, in der andern nach Norden werfen.

Amphissa, im Alterthum Hauptstadt der ozolischen Lokrer, nordwestlich von Delphi. Weil die Bewohner derselben einen zum delphischen Tempel gehörigen Acker bebaut hatten, wurden sie von Aeschines deshalb beim Amphiktyonengericht angeklagt und von diesem ein sogen. Heiliger Krieg gegen A. beschlossen, in welchem Philipp von Makedonien (in dessen Interesse die ganze Sache angeregt war) den Oberbefehl erhielt. Die Stadt wurde erobert und zerstört (340—339 v. Chr.). Später erhob sie sich

wieder und erhielt unter Augustus neue Freiheiten. Jetzt Salona mit Trümmern der alten Stadt (s. Tafel IV »Baukunst«, Fig. 5).

Amphitheater (griech., »ringsumlaufender Schauplatz«), bei den Römern das zu den Kampfspielen der Fechter und wilden Thiere bestimmte Gebäude. Es war ursprünglich ein Cirkus, zu beiden Seiten mit Plätzen für die Zuschauer; später machte man die Arena (s. unten) rund und führte die Bankreihen staffelförmig hinter einander auf. Diese Bauten bestanden in der Regel aus einer hohen senkrechten Außenmauer, oder aus mehreren Reihen auf einander gestellter Arkaden, an deren innerer Seite die Sitze der Zuschauer treppenartig und auf Bogenwölbungen ruhend, umher liefen. In gewissen Entfernungen durchschnitten Treppen alle Sitzreihen von der höchsten bis zur letzten und in gerader Linie bis zu dem Korridor hinab, welcher die Bühne selbst umgab. An jedem röm. A. war für die obersten Staatsbeamten ein reservirter Eingang, der prachtvoller als die übrigen war, und eine besondere Sitzreihe vorhanden. Der innerste, tiefste, mittelste Raum, durch Mauerwerk von den Sitzreihen und Korridoren geschieden, bildete die Bühne, die Arena. Sie war wie das ganze Gebäude entweder rund, oder elliptisch. Um sie herum befanden sich die Behälter für die wilden Thiere und die Aufenthaltsorte für die Kämpfer (Gladiatoren). Die unterste Sitzreihe für die Kampfrichter mit ihren kurulischen Stühlen, an deren Seiten Liktoren standen, hieß das Podium. Hier war auch der Ehrenplatz des Spielgebers und der Vestalinnen. Nach der Bühne zu war das Podium durch Gitterwerk vor jeder Gefahr, die aus der unmittelbaren Nähe der Kampfthiere entstehen mochte, geschützt, und überdies noch durch einen breiten und tiefen Graben von dem Kampfplatz geschieden. Zunächst dem Podium waren die Sitze der Senatoren (cavea prima, auch orchestra), die der Richter (cavea media, caveae quatuordecim) und die des Volkes (cavea summa). Um das ganze A. zog sich oft ein Säulengang, aus dem man zu den Treppen nach den verschiedenen Sitzreihen (gradationes) durch Pforten (vomitoria) gelangen konnte. Oft war über dem untersten Säulengang noch ein zweiter, dritter oder vierter, von denen man durch Gänge und Treppen zu den höhern und niedern Sitzen gelangte. Ganz oben lief eine Gallerie rundum. Die Sitzreihen waren an den ältesten Amphitheatern 36 Centim. hoch und ebenso breit; später machte man sie noch einmal so breit, selbst bis 95 Centim. breit, so daß der auf der nächstfolgenden Bank Sitzende seine Füße auf der untern Bank ruhen lassen konnte, ohne den darauf Sitzenden zu belästigen. In Griechenland und zu Rom in den Zeiten der Republik saßen alle Stände ohne Unterschied unter einander. In der spätern Kaiserzeit aber wurden jeder Volksklasse besondere Sitzreihen angewiesen und diese durch Schranken und Korridore (cunei) getrennt. Seit Cäsar wurden prachtvolle A. vom kostbarsten Material, mit Statuen, Sitzen von Marmor und Schranken von Bronze aufgeführt. Druckwerke führten durch Röhren wohlriechende Wasser und Essenzen in die Höhe und ergossen sie in Nebelschauern herab, so daß das zuschauende Volk in Wohlgeruch athmete. Golddurchwirkte Teppiche spannten sich über die Sitze, um sie vor den Strahlen der Sonne oder vor Regen zu schirmen. Das erstere größere A., das Julius Cäsar 44 v. Chr. zu Rom für seine Fechterspiele errichten ließ, war noch von Holz und wurde nach beendeten Spielen abgetragen. Von 270 Amphitheatern sind noch Nachrichten oder Trümmer übrig. Nach Plinius soll das A. des Scaurus von 360 Marmorsäulen getragene Arkaden, jede 12 Meter hoch, gehabt und 80,000 Zuschauer bequem gefaßt haben. Rom zählte damals 9 A. von ungeheurem Umfang; aber auch jede andere große Stadt besaß ein A., ja die Großen des Weltreichs bauten A. neben ihren Landhäusern. So hatte Attilius ein solches bei Fidenä, und als es einst, von Zuschauern überfüllt, zusammenstürzte, sollen 25,000 Menschen unter seinen Trümmern begraben worden sein. Als zur Zeit des Vespasian die Darstellungen von Seeschlachten (Naumachien) aufkamen, wurde die Arena mittels Kanälen und Schleußen unter Wasser gesetzt und in einen See verwandelt. Jener Imperator erbaute ein A. in Rom (Amphitheatrum Vespasiani), bei dessen Einweihung 5000 (nach andern 9000) wilde Thiere sich zerfleischten. Dieses Riesengebäude, das jetzt den Namen Coliseo führt, hat drei über einander stehende Arkaden, deren Säulen unten von dorischer, in der Mitte von ionischer, zuoberst von korinthischer Ordnung sind. Auf den Sitzen faßte es 85,000 und auf der Gallerie 20,000 Menschen. Es kostete ca. 15 Mill. Thlr. zu bauen, und 12,000 gefangene Juden mußten dabei fronen. Sein äußerer Umfang beträgt 632 Meter, innerhalb 287, der längste Durchmesser 110, der kürzeste 72, die Höhe 60 Meter. Noch stehen zwei Drittel von seinem Gerippe, obschon es über ein Jahrhundert lang dem neuen Rom als Steinbruch gedient hat. Große A. in Rom waren außerdem das Amphitheatrum Balbi, in der 9. Region, dem Kaiser Augustus zu Ehren von Balbus erbaut; das A. Castrense, in der 5. Region, auf dem Esquilinus, von Backsteinen, 80 Meter im Durchmesser, wovon noch Ueberreste vorhanden; das A. Trajani, welches auf dem Marsfelde stand, von Hadrian abgebrochen. In Capua war ein A. von fast 220 Meter Durchmesser, dem Coliseo allein an Größe nachstehend, aber an Pracht es noch übertreffend; es faßte 85,000 Zuschauer. Das Amphitheatrum ad Ligerium, unweit der Loire in Frankreich, war in Fels gehauen. Auch zu Nemausis (Nimes) in Frankreich stand ein prächtiges A. mit Säulenreihen dorischer Ordnung, das von den Gothen als Kastell benutzt ward. Das A. zu Placentia in Gallia cispadana, eines der geräumigsten in Italien, brannte bei der Belagerung des Cäcina im Bürgerkrieg ab. Das zu Pola in Istrien hatte Sitze für 70,000 Zuschauer. Das Veroneser A., mit 4 Stockwerken, ist das einzige A. in Italien, das noch vollständig erhalten ist. Ruinen von Amphitheatern finden sich noch zu Adria, Albano, Agrigent, Arezzo, Arles, Autun, Basel, Bordeaux, Brescia, Catanea, Cahors, Florenz, Fréjus, Gubbio, Herculaneum, Sevilla, Konstantinopel, Lyon, Metz, Narbonne, Nimes, Neri (wohl erhalten), Otricoli, Orléans, Padua, Pompeji, Périgueux, Pozzuoli, Syrakus, Smyrna (wohl erhalten), Tunis (Utica), Vienne, Trier. Vgl. den Grundriß und Aufriß des Amphitheaters zu Nimes auf Tafel VII »Architektur«, Fig. 12.

Amphitrīte (»die Ringsumrauschende«), eine Seegöttin der Griechen, Tochter des Nereus oder des Okeanos, Gemahlin des Poseidon. Als dieser um sie warb, floh sie nach den atlantischen Inseln; aber ein Delphin erspähte sie und trug sie auf seinem Rücken dem Gotte zu, wofür er unter die Sterne versetzt

wurde. Nach andern wurde sie, als sie mit ihrer Schwester auf Naxos tanzte, von Poseidon entführt. Sie bewegt die großen Wogen und treibt sie gegen den Felsen; die Geschöpfe des Meeres stehen unter ihrer Hut. A. genoß keiner eigenen Verehrung, da Aphrodite die eigentliche Göttin des Meeres war; sie erscheint im Gefolge Poseidons auf dem Delphin, die Haare in ein Netz gefaßt, Seekrebsscheren auf dem Scheitel. Bei den Dichtern wird ihr Name oft zur Bezeichnung des Meeres gebraucht.

Amphitryon (Amphitrüo), in der griech. Mythologie König von Tiryns, Sohn des Alkäos, Enkel des Perseus. Da sein Oheim Elektryon, Herrscher von Mykenä, von seinen Blutsfreunden, den Teleboern oder Taphiern, seiner Herden beraubt, zur Rache gegen dieselben auszog, übergab er das Reich und seine Tochter (Alkmene) der Obhut des A., wurde aber von diesem bei seiner Rückkunft unversehens erschlagen. A., von Elektryons Bruder Sthenelos verjagt, floh mit Alkmene nach Theben zu dem Bruder seiner Mutter, Kreon, der ihn von der Blutschuld reinigte. Um aber Alkmenens Hand zu erlangen, sollte er die Taphier züchtigen. Er zog mit Kreon gegen sie zu Felde, erreichte aber seinen Zweck nicht eher, als bis Komätho, des Pterelaos Tochter, aus Liebe zu A. ihrem Vater das goldene Haar abschnitt, an dem die Erhaltung seines Lebens hing. Sein Reich schenkte A. dem Kephalos, einem seiner Mitstreiter; Komätho aber tödtete er für ihren Verrath. Zeus war ihm, indem er seine Gestalt angenommen, bei Alkmene zuvorgekommen. Diesem gebar sie Herakles, dem A. aber den Iphikles. A. fiel in einem Kampfe gegen die Minyer, welche er mit dem jungen Herakles, um Theben von einem Tribut zu befreien, bekriegte. Man deutet den Mythus des A., wie den des Perseus und des Herakles, als eine Symbolik des Blitzes. Plautus, Molière und H. v. Kleist haben die Geschichte des A. und seiner Gattin zu Lustspielen benutzt. Nach dem Charakter des A. im Molière'schen Lustspiel hat A. die Bedeutung eines wohlhabenden Mannes erhalten, der gern den Wirt macht.

Amphora, bei den Griechen und Römern ein großes, gewöhnlich thönernes Gefäß mit einem engen Halse und zwei Henkeln zum Tragen, unten oft spitz ausgehend, um es in der Erde befestigen zu können, diente zur Aufbewahrung von Flüssigkeit, besonders des Weins, sowie (schon in der Ilias) als Aschenkrug. Die ältern, aus der Blütezeit der hellenischen Keramik, sind mehr oval (am schönsten die panathenäischen Preisvasen); später wurden sie schlank und hoch, mit volutengezierten Henkeln versehen. Die A. war zugleich Flüssigkeitsmaß, in Griechenland = 0,72 griech. Kubikfuß oder 19,44 Liter, in Rom der 10. Theil des Culeus, anfangs im Inhalte der griech. A. gleich, später = 1 röm. Kubikfuß oder 80 röm. Pfund Wasser.

Amphoter (griech. amphoteros, beide), doppelten, zwitterhaften Wesens. Amphotere Bildungen, bei manchen Geologen Name derjenigen Gesteine, welche durch die gemeinschaftliche Einwirkung des Feuers und des Wassers entstanden sind, wie die vulkanischen Tuffe und Konglomerate, die aus Aschen, Bomben und Lapilli bestehen, welche entweder schon als Moja, mit Wasser gemengt, dem Krater entströmten, oder später erst von Wasserfluten ergriffen wurden.

Amphrisus (Ornithoptera Amphrisus, s. Tafel I »Schmetterlinge«), Schmetterlingsgattung aus der Familie der Tagfalter, auf den Oberflügeln schwarzbraun, sammetglänzend, auf den Unterflügeln lebhaft goldgelb, am Saum schwarz gezackt. Kopf und Thorax sind schwarz, der Halskragen des letztern im Nacken feurig karminroth, der Hinterleib oben dunkelbraun, unten gelb. Die Raupe ist reihenweise mit dicken Fleischzapfen besetzt und kann aus dem Nacken zwei gabelförmige Hörner hervorstrecken, welche einen unangenehmen Geruch verbreiten und dadurch dem Thiere zur Vertheidigung dienen. Der A. lebt auf Java, etwa 20 andere Arten dieser schönen Gattung sind über die Molukken, Philippinen, Neuguinea ꝛc. verbreitet.

Amplektiren (lat.), umarmen, umfassen; Amplexus, Umarmung.

Amplepuis (spr. angpl'püi), Marktflecken im franz. Departement Rhône, östlich von Villefranche, mit wichtiger Baumwollweberei, Bleichen, Färberei, Fayencefabrikation und 5300 Einw.

Ampliation (spätlat.), im röm. Recht die Vertagung des Processes, welche der Prätor oder Oberrichter durch die Formel amplius cognoscendum (weiter zu untersuchen) anordnete, wenn die mit der Entscheidung beauftragten Richter noch nicht hinlänglich unterrichtet waren. Eine solche Vertagung wiederholte sich oft drei, vier, bisweilen acht- und mehrmal.

Amplifikation (lat., Erweiterung), in der Rhetorik im allgemeinen ausführliche Darstellung einer Vorstellung oder eines Urtheils; im engern Sinne derjenige Theil der rhetorischen Darstellung, bei welchem man, über den unmittelbaren Inhalt eines Satzes hinausgehend, den Gedanken durch sein Verhältnis zu andern Dingen erläutert, um die Eindringlichkeit der Rede durch Veranschaulichung und Gedankenfülle zu steigern. Gewöhnlich werden vier Arten der A. angenommen: Erläuterung eines Satzes durch Aehnliches (z. B. das Gleichnis); Erläuterung eines Satzes durch den Gegensatz; Veranschaulichung des Allgemeinen durch Besonderes und Bestätigung eines Satzes durch Zeugnisse. Bei Cicero ist die A. nebst der Zusammenfassung des Hauptinhalts (enumeratio) ein wesentlicher Theil des Schlusses der Rede.

Amplus (lat.), weit, geräumig; ansehnlich; amplissimus, hochansehnlich; amplificiren, erweitern, vergrößern.

Ampsivarier (Amsivarier), germanisches Volk zu beiden Seiten der Niederems, erst Bundesgenossen der Römer, dann des Arminius, wofür sie von Germanicus gezüchtigt wurden. Um 59 n. Chr. von den Chaucen aus ihren Sitzen vertrieben, von den Römern mit der Bitte um Aufnahme in die Landstriche am Rhein und Yssel abgewiesen, von den um Hülfe gebetenen Brukterern und Tenkterern verlassen, von den Usipetern und Tubanten bekämpft, gingen die A. sämmtlich zu Grunde. Ein kleiner Rest schloß sich später den Franken an.

Ampulla (Ampel), krugartiges, gewöhnlich bauchiges Gefäß mit zwei Henkeln, von Glas oder Thon, auch wohl von Silber und anderem Metall. Die alten Römer bedienten sich dergleichen zur Aufbewahrung flüssiger Substanzen, z. B. des Salböls in Bädern, der Getränke bei Tische ꝛc. Ampulla Chrismatis heißt das Gefäß, worin in der römischen Kirche seit dem 4. Jahrh. geweihtes Oel zur Salbung der Katechumenen und der Sterbenden, sowie auch Wein und Wasser zum Abendmahle aufbewahrt werden. Die Ampulla Remensis (la sainte

Ampulle), der Sage nach bei der Salbung des Frankenkönigs Chlodwig 496 zu Reims durch eine Taube vom Himmel herabgebracht, enthielt das unversiegbare Oel, womit dann die Könige von Frankreich bis auf Ludwig XVI. gesalbt wurden, ging aber während der Revolution 1794 in Trümmer. Ein angebliches Bruchstück davon, welches nach der Restauration in die Hände des Erzbischofs von Reims gelangte, soll noch etwas Oel enthalten haben, welches bei der Krönung Karls X. 1825 Anwendung fand. Ein angeblich von Chlodwig zur Verherrlichung der vorerwähnten Ampelgeschichte gestifteter Ritterorden (L'ordre de la Sainte-Ampulle) wurde in der Revolution aufgehoben.

Ampurdan, fruchtbare mit Wäldern von Oelbäumen bedeckte Ebene in der span. Provinz Gerona in Katalonien, zwischen dem Flusse Ter und dem Fuß der Pyrenäen, mit der Hauptstadt Figueras.

Amputation (lat.), diejenige chirurgische Operation, bei der entweder Theile von Extremitäten, oder ganze Gliedmaßen mittels schneidender Werkzeuge hinweggenommen werden. Die A. wurde schon in der hippokratischen Schule geübt, um brandige, faulende Glieder zu entfernen. Jedoch erst bei Celsus und Galen findet sich Kunde von regelrecht ausgeführten Amputationen, obgleich dies Verfahren damals wegen der Blutung für sehr gefährlich gehalten wurde. In allgemeinern Gebrauch kamen die Aputationen, nachdem man die mit der A. verbundene Blutung durch Unterbindung der Arterien stillen gelernt hatte. Bevor Paré (1582) die schon von Galen und Aëtius gekannte isolirte Unterbindung der Gefäße wieder anwandte, suchte man die Blutung durch siedendes Oel und Harz zu stillen, in welches man den Amputationsstumpf tauchte, oder durch das Glüheisen, mit dem man die Wundfläche bestrich. Uebrigens gelangte die Unterbindung der Arterien erst lange nach Paré zu der verdienten Anerkennung. Erst seitdem Morel 1674 die Aderpresse oder das Tourniquet erfunden und Petit 1718 dieselbe verbessert hatte, wurde die A. eine allgemein geübte Operation. Die A. ist angezeigt bei solchen Zuständen der Glieder, welche entweder absolut unheilbar sind und das Leben gefährden, oder den Gebrauch derselben vollkommen hindern, sowie bei solchen, welche wegen besonderer Umstände oder Verhältnisse des Kranken der Heilung oder Brauchbarkeit des Gliedes im Wege stehen. Hierher gehören Verletzungen mit starker Quetschung der Weichtheile und der Knochen, wodurch erstere brandig werden, letztere keine Stütze mehr zu bieten im Stande sind; Zerreißungen großer Gefäße und Nervenstämme; vollkommene Abreißung von Gliedern durch Maschinen, Kanonenkugeln; große, allen Heilversuchen Trotz bietende Fußgeschwüre; starke erschöpfende Vereiterungen bei Knochengeschwüren und Knochenbrand, wobei die betreffenden Knochenstücke nicht weggenommen werden können; Brand der Glieder, sobald derselbe sich begrenzt hat; sogen. falsche Gelenke, wenn sie an den untern Extremitäten vorkommen, weil sie das Bein zum Gehen unfähig machen; ferner Gelenkmäuse (namentlich im Kniegelenk), sobald sie das Gehen beträchtlich stören oder wegen der Schmerzen 2c. unmöglich machen; sackartige Erweiterungen der Arterien oder Aneurysmen, wenn sie durch Druck auf den darunterliegenden Knochen diesen so zum Schwunde gebracht haben, daß derselbe nicht mehr stark genug ist, um als Stütze dienen zu können; schwere Entzündungen der Gelenke, welche zur Zerstörung der Gelenkenden führen und sehr schmerzhaft sind oder das Leben zu erschöpfen drohen; Schußverletzungen der Gelenke; endlich Fremdbildungen, die entweder das Glied unbrauchbar machen, oder dem Kranken anderweitig Gefahr bringen und durch andere Eingriffe nicht entfernbar sind. Kann jedoch durch die A. nicht alles Verletzte oder Kranke entfernt werden, oder sind edle innere Organe zugleich verletzt, so soll sie in der Regel nicht vorgenommen werden. In vielen Fällen, welche früher die A. erheischten, wendet man gegenwärtig die Resektion (s. d.) eines Knochentheils oder eines Gelenks an, wodurch man ganze Gliedmaßen erhalten und leidlich herstellen kann, welche sonst hätten abgenommen werden müssen. Die A. wird entweder in der Kontinuität eines Glieds, also mit Durchsägung seines Knochens, oder in den Gelenken vorgenommen, so daß also nur Weichtheile durchtrennt zu werden brauchen. Die A. im Gelenk nennt man Exartikulation oder Enukleation. Zuweilen werden beide Operationsmethoden vereinigt, wie bei der Syme-Pirogoff'schen A. des Fußes. Die Exartikulation wird bei kleinern Knochen, z. B. den Fingergliedern, und besonders da gewählt, wo der Gelenkkopf mit in die Krankheit hineingezogen ist. Im allgemeinen ist bei der A. der Grundsatz festzuhalten, daß von dem zu amputirenden Gliede soviel wie irgend möglich erhalten bleibe. Das Verfahren bei der A. besteht 1) in der Vorkehrung gegen die Blutung; 2) im Schnitt durch die Weichtheile, der so ausgeführt werden muß, daß der Knochenstumpf gehörig durch Weichtheile bedeckt werden kann; 3) in der Absägung des Knochens; 4) der Blutstillung; 5) der gehörigen Behandlung der durch die A. gesetzten Wunde.

Man hat drei verschiedene Schnitte, durch welche die Weichtheile getrennt werden: den Zirkelschnitt, durch welchen die Haut und die Weichtheile bis auf den Knochen entweder mit einmal, oder allmählich bei stetem Zurückziehen derselben zirkelförmig und senkrecht durchschnitten werden; den Lappenschnitt, bei welchem aus den Weichtheilen des Gliedes auf einer oder auf zwei Seiten viereckige oder runde Lappen gebildet werden, indem man entweder jene durchsticht und das Messer, schief nach außen schneidend, durchführt, oder von außen schief nach dem Knochen zu einschneidet; den Ovalärschnitt, welcher die Weichtheile nicht senkrecht, sondern in schiefer Richtung auf den Knochen durchsetzt. Ehe man die Operation beginnt, wird der Kranke zweckmäßig gelagert. Die großen Gefäße werden durch einen Gehülfen oder durch ein Tourniquet komprimirt, wodurch der Blutstrom unterbrochen wird. Ein zweiter Gehülfe hält das Glied oberhalb der Schnittstelle und zieht die Weichtheile zurück, ein dritter hält es unterhalb, während ein vierter dem Operateur die Instrumente darreicht. Nachdem die Weichtheile bis auf den Knochen durchschnitten sind und die Knochenhaut zurückgeschabt ist, wird der letztere durchsägt, oder das Gelenk geöffnet und aus seinen Verbindungen getrennt; sodann werden die Gefäße sorgfältig unterbunden, und nachdem die Blutung vollkommen gestillt worden ist, wird die Wunde mittels der Nähte oder Heftpflaster vereinigt und der Verband angelegt; darauf wird der Operirte zu Bett gebracht, das Glied zweckmäßig gelagert und auf entsprechende Art weiter behandelt. Die üblen Erscheinungen nach der Operation sind vornehmlich Krämpfe, Blutungen, Entzündung und

Nervenschmerzen. Die *Krämpfe* des Amputationsstumpfes bestehen entweder in anhaltender Zusammenziehung der durchschnittenen Muskeln, besonders wenn nahe an einem Gelenke operirt worden war, oder in Zuckungen, wodurch heftige Schmerzen und Blutungen veranlaßt werden können. In solchen Fällen muß der Stumpf durch Tücher auf die Unterlage niedergedrückt und befestigt werden. Beruhigende Mittel tragen zur Beschwichtigung dieser Zufälle bei. *Blutungen* können aus Pulsadern, oder aus Blutadern, oder auch aus den kleinen Gefäßen der Weichtheile herrühren. Sind dieselben durch Anwendung von kalten Kompressen nicht zu stillen, so muß die Wunde geöffnet, das blutende Gefäß aufgesucht und unterbunden werden. Nachblutungen in späterer Periode sind die allerunangenehmsten. Rühren dieselben von größern Pulsadern her, so müssen diese höher oben aufgesucht und unterbunden werden. Gegen die Blutung aus den Weichtheilen ist zuweilen die Anwendung des Glüheisens erforderlich. *Entzündung* in höherm Grade, als zur Heilung nothwendig ist, kann zu Brand führen, oder zu sehr ausgedehnter, erschöpfender Eiterung. Sie zeigt sich durch bedeutende Anschwellung, Röthe und Hitze der Haut, Schmerz, heftiges Fieber. Manchmal ist der Verband zu fest angelegt, derselbe muß dann gelüftet und ein entsprechendes antiphlogistisches Heilverfahren angewendet werden. *Nervenschmerzen* (Neuralgien), die durch entzündliche Anschwellung des Nervenendes entstehen, sucht man durch Ausschneidung des angeschwollenen Stückes, durch Blutegel, durch kalte und warme Umschläge und durch beruhigende Mittel zu beseitigen. Der übelste Ausgang der A. ist der Tod, welcher meistens die Folge davon ist, daß sich in der Wunde ein Fäulnisproceß entwickelt und daß putride Substanzen von der Wundfläche in die Blutmasse aufgenommen werden. Es entstehen dadurch Zustände, welche man als Eiter- und Jaucheveergiftung des Blutes (*Septicämie* und *Pyämie*) bezeichnet hat und welche durch heftige Schüttelfröste, hohes Fieber mit dem Charakter der Adynamie, Gelbsucht &c. charakterisirt sind.

Amraoti (engl. Oomrawuttie, vom sanskr. Amrâvati, »die mit Mangobäumen versehene«), Distrikt und Stadt in der ostind. Landschaft Berar, dem nördl. Theil der Besitzungen des Nizam von Haiderabad, welchen die engl. Regierung nach den Verträgen von 1853 und 1861 für den Nizam verwaltet. Der Distrikt hat einen Flächeninhalt von 6827 QKilom. (124 QM.) mit einer Bevölkerung von 407,276 Seelen; die Stadt zählte nach dem Census von 1867: 23,410 Einw. Letztere liegt 282,5 Meter ü. M., hat eine mittlere Jahrestemperatur von 27° C. und steht seit Februar 1871 mit der Peninsularhauptbahn (Station Badnera) durch eine 8 Kilom. lange Zweigbahn in Verbindung. Hauptprodukt des Distrikts ist die im Handel geschätzte Baumwolle, wovon 1871—72: 59,250 Ballen (à 141,5 Kilogr.) zum Einkaufspreise von 410 Mark pro Ballen ausgeführt wurden.

Amrilkais (genauer *Imru ul Kais*), arab. Dichter, Sohn von Hodscher, Haupt des Stammes Asad, war ein Gegner Mohammeds und gelangte durch seine Lieder, seine Schicksale und seine Liebesabenteuer unter seinem Volk zu universaler Berühmtheit. Aus seiner Herrschaft vertrieben, irrte er unter fremden Stämmen flüchtig umher und kam zuletzt nach Konstantinopel, um des Kaisers Justinian Beistand zu suchen, mußte aber wegen eines Liebesverhältnisses zu einer griech. Prinzessin auch hier fliehen. Er starb bald darauf bei Angora, der Sage nach durch ein vergiftetes Kleid, ein Geschenk des Kaisers, getödtet. A. dichtete einen Diwan und besonders eine Moallakah (herausgeg. von Hengstenberg, Bonn 1823, kritisch von A. Müller, Halle 1869). Eine deutsche Uebertragung seiner Gedichte, welche bei südlicher Sinnesglut eine Fülle zarter und glücklicher Naturbeobachtungen enthalten, lieferte Fr. Rückert (Stuttg. 1843).

Amrit, Ruinenstätte auf der Küste des alten Phönikien, südlich von der Hafenstadt Tartus (Tortosa), in unbewohnter Wüste gelegen, ist das alte *Marathus* und wurde erst in neuster Zeit von Renan genauer erforscht und beschrieben. Die alte Stadt gehörte ursprünglich zum Weichbild der Inselstadt *Arados* (in der Bibel *Arwad*, jetzt *Ruad*), deren nördlichster Theil zur Römerzeit die Stadt *Antarados* (das jetzige Tartus) bildete, und lag theils in der Ebene und theils auf den anstoßenden Felsen. Sie war schon in uralter Zeit ein selbständiger Handels- und später neben Sidon und Tyrus der dritte phönikische Bundesstaat. Unter den noch vorhandenen Monumenten erregt El Maabed (d. i. Tempel, Tempelbezirk) als der bedeutendste Ueberrest semitischer Tempelbaukunst das meiste Interesse. Es ist ein viereckiger, auf 3 Seiten von Felsenmauern umschlossener Hof, 50 Meter lang, 42 Meter breit, in der Mitte mit einem Felsenwürfel von etwa 4½ Meter im Quadrat, auf welchem eine ebenfalls von 3 Seiten geschlossene, 4½ Meter hohe und mit einem großen Stein bedeckte Cella ruht: die zur Aufnahme von Nationalheiligthümern bestimmte »Theba« (Tabernakel). Andere Denkmäler sind: ein großartiges Grabmonument, ein Stadium mit kreisrundem Amphitheater, über 20 Grabkammern, die sogen. Spindelsäulen (Grabdenkmal) u. a.

Amritsar (*Amrita Saras*, »Teich der Unsterblichkeit«), die bevölkertste Stadt des Pendschab und einer der ersten Handelsplätze des obern Indiens, mit (1870) 135,813 Einw. (die Schätzungen zu 4—500,000 beruhen nicht auf amtlichen Erhebungen). Die Stadt liegt an der vortrefflichen Heerstraße und der Eisenbahn von Kalkutta über Delhi nach Lahor, die über Multan von und durch Sindh längs des Indus nach dem bedeutenden Hafen von Karratschi an der Indusmündung sich fortsetzt und nur zwischen Multan und Haiderabad noch unvollendet ist. Nach Afghanistan geht von A. der Weg über Peschauer, nach Kaschmir über Dschamu, nach Le (im westlichen Tibet) über Kaschmir oder östlich durch Lahol. Der Werth aller der Stadt zugeführten Waaren übersteigt jährlich 7½ Mill. Thlr. Sie ist Hauptplatz für den Shawlhandel, der früher für feine Waaren nur auf Kaschmir angewiesen war, aber jetzt auch aus Britisch-Indien schöne Fabrikate erhält, da die schlechte Regierung in Kaschmir viele Weber zur Uebersiedelung nach Indien getrieben hat. Die großen Shawlfirmen von London und Paris haben in A. ihre ständigen Agenten. Den Eingebornen ist A. heilig als Centrum der Sikhreligion, die der Stadt viele Besucher zuführt. In einem künstlichen, viereckigen See von ½ Stunde im Umfang (1581 ausgegraben), von schönen, marmorbelegten Promenaden umgeben, steht ein prachtvoller Tempel von Marmor mit mehreren vergoldeten Kuppeln. Im Hauptgemach befindet sich der **Granth**, das

Religionsbuch der Sikh, das, von schönen Tüchern umhüllt, sorgfältig in einem reich verzierten Kästchen verschlossen ist. Eine Anzahl Priester haben die Aufgabe, den Granth täglich abzusingen. Der Tempel ist reich dotirt. Kein Sikh geht nach A., ohne in dem Teich zu baden; auch Neugeborne werden darin untergetaucht. Im Jahre 1871 verlangten die Hindu, daß den Schlächtern nicht gestattet werden solle, Fleisch öffentlich auszulegen, um ihnen durch den Anblick desselben kein Aergernis zu geben, da die Tödtung einer Kuh, die ihnen heilig gilt, nach ihren Religionsvorschriften verboten ist. Da dem Verlangen nicht willfahrt werden konnte, fanden durch Männer der Kukasekte Angriffe und Ermordungen einzelner Schlächter und europäischer Richter statt; ja in dem nahen Bezirk Ludhiana kam es Januar 1872 zu einer Meuterei der Kuka, die indessen sofort unterdrückt wurde.

Amru, Ben Abul, berühmter arab. Feldherr unter den Chalifen Abubekr, Omar, Othman und Moahwijah, unternahm 638 die Eroberung von Aegypten mit einem Häuflein von 4000 Arabern, das aber nach dem ersten glücklichen Erfolg um das Zwanzigfache wuchs. Glücklich drang er bis gegen das alte Memphis vor und erstürmte die Vorstadt Babylon auf dem Ostufer des Nils nach siebenmonatlicher Belagerung. Nachdem er hierauf Altkairo, das Memphis' Untergang beschleunigte, gegründet, eroberte er Alexandria nach 14monatlicher Belagerung im December 640, nachdem 23,000 Saracenen vor dessen Mauern geblieben waren. Nach der Tradition soll A. damals auf des Chalifen Befehl auch die berühmte Alexandrinische Bibliothek vernichtet haben, mit deren Bücherrollen die 4000 Bäder der Stadt geheizt worden seien; indessen spricht die historische Wahrscheinlichkeit dagegen, da der größte Theil der reichen Sammlung schon bei frühern Gelegenheiten zu Grunde gegangen war (s. Alexandria). Aegyptens Eroberung bahnte den Saracenen den Weg zu Unternehmungen auf das benachbarte Kyrenaika oder das Syrtenland. A. eroberte selbst noch Barka und Tripolis und starb 663 als Statthalter von Aegypten.

Amrum (Amrom), Insel in der Nordsee, an der Westseite Schleswigs, südwestlich von Föhr, zum Kreis Tondern gehörig, ist 28 QKilom. groß, halbmondförmig gestaltet, enthält Dünen bis 33 Meter Höhe, im O. mageres Grasland, und hat 650 Einw., meist friesischen Stammes und durch körperliche Schönheit ausgezeichnet. Auf der Westseite der Insel findet bedeutender Austernfang statt.

Amschaspands (ameshāçpeñta), nach dem Glauben des Zendvolks die unsterblichen Heiligen oder die sieben obersten Genien des Lichtreichs, von denen die Schöpfung aller sichtbaren guten Dinge ausgeht. Längst hat man die indischen Aditjās, die hebräischen Erzengel mit ihnen verglichen. Ihr Haupt ist Ormazd (»großweiser Herr«), gewöhnlich als von ihnen umgeben dargestellt. Die Beschlüsse der A. werden von ihren Gehülfen, den Izeds oder den guten Geistern der zweiten Klasse, vollzogen. Jeder Amschaspand hat seinen Wirkungskreis, für welchen er im hohen Rathe Vortrag und Vertretung hat. Alle werden daher als die höchsten Schutzmächte verehrt und immer zuerst angerufen. Ihre Namen sind außer Ormazd: Vohumanō (»Gutsinn«); Asha-vahista; Khshathravairja (»unumschränkter Herrscher«), Beherrscher der Metalle; Çpenta ārmaiti (»heiliger Hochsinn«), Gattin oder Tochter des Ormazd, Beschützerin der Erde; Haurvat (»Fülle«), Beschützerin des Wassers, Verleiherin des Wohlstands, Besiegerin des Hungers, und Ameretāt (»Unsterblichkeit«), Besiegerin des Durstes, Aufseherin über die Pflanzen. Bisweilen werden 7 A. außer Ormazd genannt; in diesem Fall ist das (ormazdgeborne) Feuer zu ihnen gezählt. Mit Einschluß der Izeds ist auch hier und da von 33 A. die Rede. Wenn als ihre gemeinschaftliche Mutter die Zeit ohne Grenzen angegeben wird, so ist dies in einem weitern Sinne zu verstehen, indem der Ursprung Ormazd's, von dem alle A. abstammen und gleichsam Angehörige sind, auf sie übergetragen wird. Den 7 A. stehen die 7 Oberhäupter der bösen Geister oder Erzdews entgegen; ihr Haupt ist Ahriman (Aurō mainjus, »zerstörender Geist«), Beherrscher der Bösen, Teufel, welcher die reine Welt zu zerstören trachtet, aber am Ende der Welt von Ormazd getödtet wird; ihre Diener oder Untergebenen sind die Drudsch (weibliche Dämonen des »Truges«).

Amsdorf, Nikolaus von, Reformator, geb. 3. Dec. 1483 zu Zschepa bei Grimma, studirte zu Wittenberg und wurde hier 1511 Professor der Theologie. Mit Luther eng befreundet, begleitete er ihn nach Leipzig und Worms und war sein Mitarbeiter an der Bibelübersetzung und an den Schmalkaldischen Artikeln (1537). Als Superintendent in Magdeburg (1524) führte er in Goslar und Kalenberg die Reformation ein, ward 1542 Bischof von Naumburg, aber 1547 von den Kaiserlichen vertrieben und an seiner Stelle der von dem Domkapitel gewählte Julius v. Pflugk eingesetzt. 1552 als Generalsuperintendent nach Eisenach berufen, starb er 14. Mai 1565 daselbst. Voll der hingebendsten Verehrung für Luther und allem katholischen Wesen feindlich, bekämpfte er rücksichtslos das Interim und stand in den adiaphoristischen, synergistischen und Abendmahlsstreitigkeiten stets auf Seiten der strengen Lutheraner. Seinem Ansehen schadete er durch den im Streite aufgestellten und dann zähe vertheidigten Satz: gute Werke seien schädlich zur Seligkeit. Er war bei der Gründung der Universität Jena betheiligt und besorgte die Herausgabe von Luthers Schriften (Bonn 1555). Seine Werke sind meist polemisch. Seine Biographie schrieb Pressel (Elberf. 1862).

Amsel, populäre Benennung der Schwarzdrossel, welche auch Amselmerle heißt, s. Drossel. Schildamsel, s. v. w. Ringdrossel, s. Drossel. Wasseramsel, Bach-, Strom- oder Seeamsel, s. v. w. Wasserstaar (s. d.). Amselmöve, s. v. w. schwarze Wasserschwalbe (s. d.).

Amselbeere, s. v. w. Rhamnus cathartica *L.*

Amselfeld (Kossowopolje), große und fruchtbare Ebene in Serbien, westlich von Prischtina, am Nordabhang des Schardagh, berühmt durch zwei mörderische Türkenschlachten: die eine 27. (15.) Juni 1389 zwischen Murad I. und den Serbiern unter ihrem Kaiser Lazar, in welcher beide Herrscher fielen und die Freiheit der Serbier vernichtet ward; die andere 17.—19. Okt. 1488, in welcher Hunyad, Vormund des ungar. Königs Ladislaus Posthumus, vom Sultan Murad II. besiegt wurde.

Amsler, Samuel, berühmter Kupferstecher, geb. 17. Dec. 1791 zu Schinznach in der Schweiz. Sein Bildungsgang war anfangs der eines Autodidakten, später, seit 1810, erlernte er die Kupferstecherkunst bei Oberkogler und dem ältern Lips in Zürich,

besuchte seit 1814 die Münchener Akademie, wo besonders Heß sein Lehrer war, und begab sich 1816 nach Rom, wo er namentlich die Werke der Stecher der Renaissanceperiode studirte und nach den Werken des Cinquecento und der Akademiker, sowie auch nach Thorwaldsen und Cornelius arbeitete. In seiner Heimat, in die er 1824 zurückgekehrt war, fertigte er sein Hauptblatt, die Grablegung nach Raffael. 1828 ward er als Professor an Heß' Stelle an die Münchener Akademie berufen. Er starb das. 18. Mai 1849. Seine bedeutendsten Werke sind die Madonnen Staffa und Tempi nach Raffael, dessen heil. Familie Canigiani, Johannes nach Domenichino, Magdalena nach Carlo Dolce, Overbecks Triumph der Religion in den Künsten, der Alexanderzug nach Thorwaldsen, das Titelblatt zu den Nibelungen nach Cornelius (gemeinschaftlich mit Karl Barth); eine Anzahl vorzüglicher Porträts, Schwanthalers Malerstatuen der Pinakothek nach eigener Zeichnung für das Bibliographische Institut in Hildburghausen; Danneckers Christus rc. Amslers Stil ist vorwiegend ein zeichnender, der sich streng an die Gesetze der plastischen Erscheinung hält; malerische Behandlung des Stiches lag ihm fern. Er hatte sich an Dürer und Marcanton herangebildet, daher der einfache, ernste und plastische Charakter seiner Stiche, die selbst zuweilen nicht ganz frei von Härten sind.

Amsteg, Ort im schweiz. Kanton Uri, am Fuß des schroffen Bristenstocks und am Eingang ins Maderanerthal da gelegen, wo die Gotthardstraße aus der offenern Thalniederung in die engern Schluchten des obern Reußthals eintritt und von der rechten Flußseite auf die linke übergeht, 1602 Meter ü. M. A. ist ein Hauptplatz des urnerischen Mineralienhandels und die Touristenstation für das Maderanerthal, wie für die Gotthardstraße und künftige Gotthardbahn. Diese steigt noch ein paar Stunden thalan, bevor sie (vor den Schöllenen) in den Tunnel eintritt.

Amstel, Fluß in der niederländ. Provinz Holland, aus der Drecht und Mydrecht gebildet und durch die krumme A. verstärkt, durchfließt Amsterdam in mehreren Armen und ergießt sich, von ansehnlicher Breite, in den Meerbusen Y. Amstelland hieß die Uferlandschaft der A., vormals (1806) ein Departement des Königreichs Holland, später (1810) mit dem von Utrecht zum Departement der Zuidersee vereinigt, jetzt ein Theil der Provinz Nordholland.

Amsterdam, Hauptstadt (aber nicht Residenzstadt) des Königreichs der Niederlande und der Provinz Nordholland, zugleich einer der bedeutendsten See- und Handelsplätze Europa's, liegt am Einfluß der Amstel in den Meerbusen Y, von zwei Armen derselben durchflossen und in zwei Theile, die alte (östliche) und die neue (westliche) Seite, geschieden. Sie ist in Gestalt eines Bogens, dessen Sehne das Y bildet, erbaut und hat einen Umfang von 15 Kilom. Mehrere Züge vormaliger Bastionen laufen um die Stadt herum und bilden einen mit einem breiten Kanal eingefaßten Kranz; die Mauern sind aber abgetragen und die an ihrer Stelle und auf den Wällen angelegten Boulevards mit Bäumen bepflanzt. Von der Landseite her hat A. 8 Thore, aus denen lange Zugbrücken über den Graben führen, und 3 Pforten, welche bloß zum Durchgang auf die Boulevards dienen. Mehr als 100 träge fließende Grachten oder Kanäle von 1—1,2 Meter Tiefe laufen durch die Stadt und bilden 90 Inseln, welche durch etwa 300 theils steinerne, theils hölzerne Brücken mit einander verbunden sind. Die Ausdünstung des Kanalwassers zeigt sich an und für sich der Gesundheit nicht nachtheilig, wird aber, besonders in heißen Sommertagen, sehr lästig. Da dasselbe schon wegen der beständig eindringenden See ungenießbar und Brunnen bei dem tiefmorastigen Boden sehr schwierig zu graben sind (einen artesischen Brunnen besitzt A. seit 1851), so sammelt man das Regenwasser zum Kochen, während Trinkwasser durch eine 1853 eröffnete Wasserleitung in unterirdischen Röhren aus dem 1½ Stunden oberhalb Haarlem in den Dünen angelegten Wasserbehälter durch Druck in die Stadt geleitet wird; für die ärmere Volksklasse, die Brauer und andere Geschäftstreibende, die viel Wasser brauchen, wird dies außerdem in Kähnen (Leggers) mehrere Stunden weit aus der Vecht herbeigeschafft. — Der erste Eindruck, den A. von der Landseite macht, ist kein günstiger; die Umgebung ist kahl und flach; kein einziger schöner Thurm ragt über die Häusermasse empor, kaum etwas läßt die Größe der Stadt ahnen. Anders freilich, wenn man von der Wasserseite her den kolossalen Bogen, den A. gegen das Y hin bildet, mit Einem Blicke überschaut. Soweit das Auge reicht, hohe, gewaltige Häusermassen und eine bunte bewegte Welt menschlichen Verkehrs, zum Theil verdeckt durch einen Wald von Masten, gegen N. der weite glatte Wasserspiegel des Y und in der Ferne die Ufer Nordhollands. Die Häuser Amsterdams (über 27,100 an Zahl) stehen auf eingerammten Pfählen, welche, durch eine weiche Torfschicht von 12—15 Meter Dicke getrieben, auf festem Sandboden ruhen (daher der Bau unter der Erde nicht selten kostspieliger ist als der über derselben); sie sind zum Theil von Backsteinen, zum Theil von Quadern aufgeführt. In der Bauart herrscht eine gewisse Einförmigkeit, dem Charakter des Volks und der umgebenden Natur entsprechend. Die meisten Gebäude, selbst die neuern, haben ein mittelalterliches Aussehen; ihre schmale, oft nur zwei Fenster breite Giebelseite ist der Straße zugekehrt; die Dächer sind hoch, spitz, oft gezackt, die Thüren klein und schmal; alle zeichnen sich durch äußerste Sauberkeit aus. Die Hauptstraßen laufen unter sich parallel als Halbbögen, deren Enden sich auf den Meerbusen stützen; gerade Querstraßen schneiden durch; die breitern haben in der Mitte mit Bäumen besetzte Kanäle. Zu den schönsten gehören: die Heerengracht, die Prinsen- und die 45 Meter breite Keizersgracht. Die ganze Außenseite der eigentlichen Stadt umgibt diesen parallel in weitem Bogen der Buiten-Singel. Nur eine einzige Hauptstraße, die Kalverstraat, der Sitz der reichsten Kaufleute, ist nicht von einer Gracht durchzogen. Die Straßen, durch welche keine Kanäle gehen, sind sehr eng und düster. Insbesondere ist das Judenviertel ein dichtes, enges Häusergedränge voll Schmutz und durcheinander wimmelnden Verkehrs, ähnlich wie in Prag und andern Städten. Unter den 12 öffentlichen Plätzen sind der Dam, der Mittelpunkt des städtischen Verkehrs (mit einem hohen Brunnendenkmal zum Andenken an 1830, 1856 errichtet), das Amstelveldt, der Botermarkt (mit Rembrandts Statue, seit 1852) und der Neumarkt die vorzüglichsten. Das sehr gute und reinliche Straßenpflaster besteht aus Kalksteinen, die am Ufer der Maas unweit Lüttich gebrochen sind. An hervorragenden Gebäuden ist A. nicht reich. Das berühmteste und größte ist das ehemalige Rath-

haus, seit 1808 königliches Palais, auf dem Damplatz, von Jakob van Kampen 1648—55 erbaut. Es steht auf 13,659 eingerammten Masten und bildet ein Viereck von 80 Meter Länge, 63 Meter Tiefe und 33 Meter Höhe, in der Mitte mit einem gewölbten Dom geziert, aus dem ein noch 20 Meter hoher, mit einem vergoldeten Schiffe (dem Stadtwappen) gekrönter Thurm sich erhebt. Zahlreiche Statuen, Basreliefs und Wandgemälde zieren das Gebäude (s. die Karyatide von Quellinus auf Tafel V »Bildhauerkunst«, Fig. 10); die Hauptsäle sind mit Marmor ganz überkleidet, so namentlich der herrliche, aus den Zeiten König Louis Napoleons herrührende 36 Meter lange, 18 Meter breite Rathssaal, einer der größten Europa's. Dem Palais gegenüber steht die 1845 vollendete Neue Börse, ein stattliches Gebäude mit einer von 14 ionischen Säulen getragenen Vorhalle. Sonst sind noch anzuführen: der Admiralitätshof (der jetzt als Stadthaus dient), das Justizgebäude, das Trippenhuis (mit dem Reichsmuseum), das Postgebäude, das Haus der vormaligen Ostindischen Kompagnie, der Palast der Nationalindustrie (Paleis voor Volksvlijt, 1855—64 erbaut) mit 57 Meter hoher Kuppel, die St. Antonienswaag (ein eigenthümliches mittelalterliches Gebäude mit 5 Thürmen, einst Stadtthor, später Stadtwage) u. a. Unter den 44 Kirchen der Stadt (darunter 17 katholische, 2 wallonische, 1 englisch-presbyterianische, 1 englisch-episkopale, eine für Remonstranten, eine für Mennoniten, eine für Quäker, eine für Jansenisten, 1 griechische, 1 armenische ꝛc.) verdienen besondere Hervorhebung: die Nieuwe Kerk (Katharinenkirche) auf dem Dam, ein schöner spätgothischer Bau (1408—1414 in Form einer kreuzförmigen Basilika aufgeführt, nach den Bränden von 1421 und 1645 und den Zerstörungen durch die Wiedertäufer restaurirt) mit den Grabmälern de Ruyters, van Galens, des Dichters Vondel und des Helden van Speyk (der 1831 vor A. sein Boot in die Luft sprengte) und einer sehr bewunderten Kanzel; ferner die gothische Oude Kerk (Nikolaikirche, aus dem 14. Jahrh.) mit alten Glasmalereien und zahlreichen Denkmälern holländischer Seehelden, und die Westerkerk (mit 90 Meter hohem Thurm). Unter den 9 Synagogen ist die dem Tempel Salomons nachgebildete der portugiesischen Juden (1670 erbaut) die schönste und größte. Endlich ist noch der großen steinernen Amstelbrücke, der sogen. Hooge Sluis, zu gedenken, die 210 Meter lang, 20 Meter breit ist und auf 35 Bogengewölben ruht, von welchen 11 den großen Schiffen zur Durchfahrt dienen. — A. selbst ist keine eigentliche Festung mehr, bildet aber den Mittelpunkt der holländ. Festungslinie und gilt als Hauptreduit des Reichs. Es ist durch eine Reihe detachirter Forts geschützt und kann durch künstliche Ueberschwemmung völlig unzugänglich gemacht werden. Den Zugang von Haarlem her deckt die Schleuße von Halfwegen, Angriffe von O. her werden durch die Schleuße von Muiden und die Festungen Naarden, Muiden, Weesp, Nieuwesluis u. a. abgewehrt. Die Zahl der **Einwohner** betrug 1873: 277,766 (darunter 63,000 Katholiken, 28,000 deutsche und 3200 portugiesische Juden). Im Jahre 1794 hatte A. eine Bevölkerung von 217,024 Seelen, die 1815 bis auf 180,179 gesunken war; dann hob sich ihre Zahl wieder, und in den letzten Jahrzehnten hat eine regelmäßige Zunahme stattgefunden (1854: 243,304, 1864: 261,455 Einw.). — Die Zahl der verschiedenartigsten **Fabriken** und industriellen Etablissements ist bedeutend. Specialitäten Amsterdams sind die Diamantschleiferei, welche in so großartigem Maßstabe nur hier, und zwar vorzugsweise von Israeliten, betrieben wird (es gibt 4 große Schleifereien mit Dampfmaschinen und eine Anzahl kleinere); die Borax- und Kampherraffinerien, die vortrefflichen Smaltefabriken. Im großen Maßstabe wird Zuckerraffinerie (mehrere großartige Etablissements mit Dampfbetrieb, deren jedes über 10 Mill. Kilogr. verarbeitet), Tabaks- u. Cigarrenfabrikation betrieben; außerdem besitzt A. mehrere kolossale Bierbrauereien, zahlreiche Sägemühlen, Schiffswerften, Maschinenfabriken, ansehnliche Branntweinbrennereien und Likörfabriken, bedeutende Wachs- und Leinwandbleichen, Leder-, Seide-, Tapeten- und Wollenfabriken, Kattundruckereien, Baumwollspinnereien, Porzellanfabriken, zahlreiche Gold- und Silberschmiede, Juweliere ꝛc. Hauptthätigkeit ist indessen der **Handel**, da sich in A., zusammen mit Rotterdam, der gesammte Verkehr der Niederlande koncentrirt. Die ganze Nordseite von A. (am Y) ist in einen einzigen großen **Hafen** von 12 Meter Tiefe und mit verschiedenen Docks oder Bassins umgeschaffen, unter denen das Oosterdok und das Westerdok (mit Raum für fast 1000 größere Schiffe) die bedeutendsten sind. Dieselben werden durch starke, 390—520 Meter lange, erst in neuerer Zeit vollendete Dämme vom Y getrennt, welche zugleich den am Meere gelegenen Stadttheil vor Ueberschwemmungen schützen, denen er sonst bei jeder Sturmflut ausgesetzt war. Eine bedeutende Veränderung wird übrigens durch die bereits in Angriff genommene Anlage des neuen Centralbahnhofs hier hervorgerufen werden, der mitten ins Y zu liegen kommt und für den das ganze Terrain zwischen den beiden Dämmen noch dem Meerbusen abgewonnen werden muß. Beim Ostende des Oosterdoks befindet sich die alte berühmte Reichswerft (am Reichsdok) und das Matrosenhaus (für unbeschäftigte Matrosen, 1856 erbaut); nahe dabei der Freihafen ('s Rikes Entrepot Dok), mit ungeheuren Magazinen (1828 erbaut, gegen 700 Meter lang, 14 Meter breit). Vom Hafen aus führt der breite Kanal Dam-Rak bis zum Damplatz. Der Schwierigkeit, welche der Schiffahrt früher aus der immer zunehmenden Seichtigkeit des Pampus (der Meerenge, welche das Y oder den Amsterdamer Hafen mit der Zuidersee verbindet) erwuchs, wurde zunächst (1819—25) durch Herstellung des großartigen Nordholländischen Kanals abgeholfen, der 8 Meter tief und 30 Meter breit, also für die größten Seeschiffe fahrbar, vom Y aus, andere Wasserwege kreuzend, 93 Kilom. weit durch die ganze nordholländische Halbinsel bis zur Nordspitze, dem Helder, führt und auf dem zu jeder Zeit und bei jedem Winde ohne Aufenthalt die durch Pferde gezogenen Fahrzeuge den Weg nach A. in 18 Stunden zurücklegen. Friert der Kanal zu, so wird er aufgesägt, eine Operation, die je 30,000 Fl. kostet. Dieser Kanal, dessen Herstellungskosten sich auf 12 Mill. Fl. beliefen, wird gegenwärtig (seit 1870) durch einen kürzern ersetzt, welcher A., westlich dem Y folgend, direkt mit der Nordsee verbindet. Vom Y bleibt lediglich die Kanallinie bestehen; die übrigen 5000 Hektaren werden (wie seiner Zeit das Haarlemer Meer) ausgepumpt. An der Oberfläche erhält der Kanal 60 Meter, am Grunde 27 Meter Breite; der Nordseehafen bei Velsen ist auf 104 Hektaren Areal und 8 Meter Tiefe bestimmt. Dieser Kanal, dessen Kosten auf 27 Mill. Fl. veranschlagt sind,

wird A. ermöglichen, seinen Verkehr noch wesentlich zu heben und einen Theil desjenigen von Hamburg, Bremen und Antwerpen an sich zu ziehen.

Die Handelsgröße Amsterdams beginnt im 16. Jahrh., als die span. Bedrückungen den flamänd. Handel vernichteten, namentlich seit dem Falle Antwerpens, und sie entwickelte sich in kolossaler Weise. Zu Anfang des 17. Jahrh. stand A. als Emporium des Welthandels da, war namentlich Weltmarkt für Getreide, und die Amsterdamer Börse die erste der Welt. Als später mit Englands Aufblühen die niederländ. Manufakturen versiegten und das bisher von Holland behauptete Monopol des europ. Zwischenhandels allmählich verloren ging, sank auch der Handel Amsterdams mehr und mehr, und die politischen Ereignisse zu Ende des 18. Jahrh., namentlich die Eroberung Hollands durch die Franzosen, vernichteten ihn völlig. Erst 1813 begann er sich wieder zu heben und hat seitdem, begünstigt durch die Weltlage, durch die früher angesammelten Erfahrungen und Kapitalien, wie durch die reichen indischen Kolonien, wieder eine großartige Ausdehnung erreicht. Namentlich als 1824, gleichsam an Stelle der alten weltberühmten, 1795 aufgehobenen Kompagnie, die Maatschappij, die holländisch-ostindische Handelsgesellschaft, mit der Bestimmung, die gouvernementalen Produktionen Ostindiens nach dem Mutterlande zu führen und da zu verwerthen, gegründet und bis 1874 für den Handel nach den ostindischen Kolonien privilegirt wurde, verlieh dies der Amsterdamer Börse einen neuen Aufschwung, dem die Abtrennung Belgiens von Holland nur günstig war. Die Amsterdamer Börse ist jetzt wieder die erste Waarenbörse des Kontinents und vermöge des kolossalen Privatvermögens eine der bedeutendsten Fondsbörsen, hauptsächlich für den effektiven Umsatz in Staatspapieren, besonders holländischen, österreichischen und russischen. Sie ist das Vorbild kontinentaler Waarenbörsen und übt besonders durch ihre früher halbjährigen, jetzt monatlichen Auktionen von Javakaffee einen für halb Europa maßgebenden Einfluß aus. Es läßt sich zwar nicht mehr sagen, daß Holland den Kaffeemarkt der Welt beherrsche; denn seit drei Decennien sind die Zufuhren Hamburgs und Londons in starkem Verhältnis (von ca. 60, resp. 40, auf mehr als 100 Mill. Pfd.) gestiegen, während die Hollands so ziemlich stationär (bei etwa 140 Mill. Pfd.) blieben und auf dieser Höhe nur dadurch erhalten werden können, daß neben Javakaffee, dessen Produktion einen rückschrittartigen Stillstand verräth, auch ein gewisses Quantum Riokaffee auf die Versteigerung gebracht wird. Ein Theil der Kolonialwaaren lagert in Rotterdam und Middelburg, Dortrecht und Schiedam, die Hauptmasse aber in A. Die Bedingungen für die zur Auktion kommenden Waaren macht die Kompagnie durch den Druck bekannt, und zwar für jeden Artikel in einem besondern Blatte, wobei nicht nur das abzugebende Quantum genau bestimmt, sondern auch eine genaue Beschreibung der Sorten mit ungefährer Taxation bekannt gemacht wird. So hat sich seit 1712, wo die (alte) Maatschappij die erste Zufuhr von Javakaffee im Betrage von 894 Pfd. erhielt, rasch ein sehr bedeutender Handelszweig herausgebildet. Schon 12 Jahre später kam ein Quantum von mehr als 1 Mill. Pfd. auf den Markt von A. Noch bis in das 19. Jahrh. herein aber blieb die Produktion von Javakaffee innerhalb mäßiger Grenzen, und San Domingo stand quantitativ, Surinam qualitativ voran. Erst in den dreißiger Jahren steigerte der Gouverneur van den Bosch die Produktion von Javakaffee auf 1 Mill. Pikuls jährl., und die neugegründete Maatschappij begann, mit vorher ungekannten Quantitäten auf dem Amsterdamer Markte zu erscheinen. Da aber auch Brasilien inzwischen seine Pflanzungen ausgedehnt hatte, so fing das Geschäft an, sehr flau zu gehen; 1848 erreichte »Gut Java« den niedrigsten Preis (18 Cents). Die Mißernte des folgenden Jahres ließ die Preise innerhalb Jahresfrist um 100 Proc. steigen; dann verursachte der nordamerikanische Krieg, der den Konsum von Riokaffee sehr beschränkte, einen dauernden Rückgang der Preise und der wirtschaftliche Zustand Java's eine Zufuhr, die mit dem Wachsthum des Londoner und Hamburger Geschäfts nicht mehr Schritt hält. Am 1. Sept. 1871 lagerten in Holland 948,000, in England 710,000, in Hamburg 230,000, in Antwerpen 64,000, in Triest 40,000, in Havre 12,000 Ctr. Im holländ. Kolonialwaarengeschäft erscheinen auch Zucker und Reis, Muskaten, Macis und Nelken, ferner Bangka-Zinn, als bedeutende Artikel; im übrigen noch Oel und Krapp, im größten Maßstab Getreide. Von der Bedeutung einzelner dieser Branchen erhält man einen annähernden Begriff, wenn man erwägt, daß der Zuckerexport von Holländisch-Ostindien dem Markt von A. zugeht, daß allein die Produktion Java's $1\frac{1}{2}$ Mill. Pikuls (à $61\frac{1}{2}$ Kilogr.) jährlich beträgt, sowie daß Javareis, eine geschätzte, dem Carolinareis fast gleichgestellte Sorte, zu ca. 1 Mill. Ctr. jährlich dem europäischen Stapelplatze zugeführt wird, daß Bangka 25,000 Ctr. vorzüglichen Zinns liefert, daß zu Ende 1871 mehr als 106,000 Wispel Roggen in den Entrepôts von A. lagerten &c. Die Zahl der eingelaufenen Schiffe betrug 1870: 1339 mit 407,381 Tonnen, die der ausgelaufenen 1339 mit 405,115 Tonnen. In das Binnenland gehen die Waaren über Kampen an der Zuidersee, auf der Amstel zum Rhein; Eisenbahnen leiten nach Utrecht und Haarlem. Außer der Maatschappij gibt es in A. eine Westindische Handelsgesellschaft, verschiedene große Aktiengesellschaften für Assekuranz, industrielle oder merkantile Zwecke. Unter den zahlreichen Handelsinstituten steht die Niederländische Bank, welche (1824 an Stelle der altberühmten Girobank neu gegründet und bis 1874 privilegirt) mit einem Kapital von 15 Mill. Fl. als Diskonto-, Wechsel-, Leih-, Depositen- und Zeddelbank arbeitet, obenan.

Kunst und Wissenschaft werden in A. mit Sorgfalt und Vorliebe gepflegt. Unter den wissenschaftlichen Anstalten sind das königl. Institut für Wissenschaften und Künste, das Athenäum (eine städtische Hochschule, ohne das Recht, akademische Grade zu ertheilen), die trefflich ausgestattete Seefahrtsschule (für ca. 80 Knaben, seit 1785 bestehend), das Blindeninstitut, die Sternwarte, der besonders durch seine Palmen und sein schönes Victoria-regia-Haus berühmte Botanische Garten und der an seltenen Thierexemplaren sehr reiche Zoologische Garten (seit 1838), das ethnographische Museum, das besonders ostindische, japanesische und chinesische Gegenstände, dazu eine reiche Bibliothek enthält, das anatomische Theater &c. hervorzuheben. Dazu besitzt A. zahlreiche gelehrte und andere Gesellschaften, z. B. die medicinische Gesellschaft Servandis Civibus, die Gesellschaft Felix Meritis (seit 1777, mit Sammlungen), den Antiquarischen Verein (mit Sammlungen von Alterthümern), die Gesellschaft der Dichtkunst

und der schönen Wissenschaften, einen Verein für den allgemeinen Nutzen (seit 1784), der zahlreiche Filialvereine im ganzen Lande hat und sich namentlich die Bildung der untern Klassen zur Aufgabe stellt, die Gesellschaft »Seemannshoffnung« (mit 600 Mitgliedern) u. a. Unter den Kunstanstalten behaupten die Akademie der bildenden Künste und das Reichsmuseum (1808 durch König Louis Napoleon gegründet) als die werthvollste Nationalgallerie der altholländischen Schule die oberste Stelle. Dasselbe enthält 451 Nummern, darunter Meisterwerke ersten Ranges, z. B. Rembrandts Nachtrunde und Staalmeesters, Hondekoeters Enten, mehrere Ruisdaels, Van der Helsts Schützenmahlzeit, Gemälde von Jan Steen, Huysum, Dow, Du Jardin, Weenix, Berchem, Potter, Wouwerman, Van der Velde, Neeffs, Rubens, Hobbema, Jan Steen, Flincks Amsterdamer Schützen u. a. Daneben bestehen das Museum van der Hoop (seit 1854), das Museum Fodor (seit 1860), ein ungewöhnlich reichhaltiges Kupferstichkabinet, die historische Gallerie des Malervereins »Amicitiae el arti«, sowie zahlreiche private Kunstsammlungen. Verschiedene Vereine pflegen die Musik, die, wie in ganz Holland, deutsch ist. A. hat 3 Hauptheater, ein holländisches (Stads-Schouwburg genannt) und 2 französische; außerdem mehrere Volksbühnen, die sogen. Tooneels, auf denen der Humor des holländischen Volkes herrscht. Für die leidende Menschheit sorgen zahlreiche (über 100), meist reich dotirte Wohlthätigkeitsanstalten: Waisenhäuser, Armen- und Krankenhäuser, Versorgungsorte für alte Männer und Frauen 2c., die zum Theil Palästen gleichen und zusammen schon 1792 eine jährliche Einnahme von über 2 Mill. Fl. hatten. Außerhalb der Stadt liegt das Zucht- und Arbeitshaus für männliche Verbrecher; außerdem hat A. ein Blindeninstitut und mehrere Spinn- und Besserungshäuser. A. ist der Sitz des Civilgouverneurs von Nordholland, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts, des Seedepartements der Zuidersee, der Nationalbankdirektion und der Generaldirektion der öffentlichen Schuld. — Zur Verschönerung des Eindrucks, den A. im allgemeinen auf den Beschauer macht, trägt die Lust der Bewohner an Blumen nicht wenig bei. Die Umgebung der Stadt auf der Landseite bilden Wiesen, Windmühlen, zahllose Gärtchen mit Landhäusern (Buitens), die meist behagliche Inschriften tragen, z. B. Lust en Rust, Weltevreden, Vrede best, Groot genong 2c. Rosenburg, Seeburg, Overtoom sind Vergnügungsorte.

A. war noch zu Anfang des 13. Jahrh. ein Fischerdorf im Besitz der Herren van Amstel, erhob sich aber schon gegen die Mitte jenes Jahrhunderts zu einem Städtchen mit städtischen Rechten. Wegen der Theilnahme Gysbrechts van Amstel an dem Morde des Grafen Floris von Holland 1296 von den benachbarten Kennemers überfallen und verwüstet, kam es bald darauf (1311) mit Amstelland an die Grafen von Holland, welche der Stadt viele Vorrechte gewährten. Im 14. Jahrh. wuchs A. namentlich durch die Einwanderung Brabanter Kaufleute. Im Jahre 1421 brannte unter Johann von Bayern ein Drittel der Stadt ab, doch erholte sie sich bald wieder und stand schon beim Anfange der spanischen Unruhen sehr bedeutend da. Kaiser Maximilian I. verlieh ihr 1490 die kaiserliche Krone als Helmschmuck ihres Wappens. Die eigentliche Blüte Amsterdams datirt aber von dem Kriege (1578), welcher Antwerpens Größe vernichtete und eine bedeutende Zahl achtbarer Bürger, thätiger Kaufleute und geschickter Handwerker, die von den Spaniern verfolgt wurden, zwang, aus Flandern auszuwandern und für ihren Glauben und ihre Sicherheit eine Freistätte zu suchen. Infolge der Waffenruhe (1609) und der Stiftung der Ostindischen Kompagnie (Maatschappij) schwang sich dann A. zur ersten Handelsstadt der vereinigten Niederlande empor (s. oben) und wuchs so schnell, daß es 1622 bereits 100,000 Einw. zählte. Die Versuche des Engländers Leicester, sich 1587 der Stadt durch Verrath, und des Prinzen Wilhelm II., sich ihrer 1650 durch Ueberrumpelung zu bemeistern, mißlangen durch die Klugheit der beiden Bürgermeister Hoeft und Bitter und schadeten, wie auch Ludwigs XIV. drohender Eroberungszug (1672) nur wenig. Dagegen mußte sie sich 1787 den Preußen und 1795 den Franzosen unter Pichegru ergeben. Nach dem Untergang der holländ. Republik ward A. 1808 Residenz des Königs Louis Napoleon und 1810—13 behauptete es den Rang der dritten Stadt des franz. Kaiserreichs. Unter den berühmten Männern, die in A. geboren wurden, zeichnen sich aus: der Historiker Hoeft, der Philosoph Spinoza, der Naturforscher Swammerdam, der Blumenmaler Huysum, der Dichter Bilderdijk. Vgl. Van der Vijver, Beschrijving van A. (Amsterd. 1844, 4 Bde.); Witkamp, A. in schetsen (das. 1859—63, 2 Bde.).

Amsterdam, Insel im südl. Indischen Ocean, nordöstl. von Kerguelensland, unter 37° 58′ südl. Br. und 77° 34′ östl. L. v. Gr., 66 QKilom. groß. Sie ist ein erloschener Vulkan (bis 876 Meter hoch) und fast ganz unzugänglich; das Innere, von ungeheuren Lavablöcken überdeckt, bietet ein Bild der Einsamkeit und Verwüstung. A. wurde 1696 entdeckt und steht jetzt mit der nahen Insel St. Paul unter dem engl. Gouverneur von Mauritius.

Amstetten, Marktflecken in Oberösterreich, östlich von Ens, bekannt durch das Gefecht, worin 5. Nov. 1805 die Russen (unter Bagration) von den Franzosen (unter Murat) besiegt wurden.

Amt, im allgemeinen jede berufsmäßige Thätigkeit; im engern und eigentlichen Sinn aber nur diejenige, welche auf Erreichung allgemeiner und öffentlicher Zwecke gerichtet ist. Man versteht dann insbesondere in subjektiver Beziehung unter A. die Verpflichtung zur berufsmäßigen Thätigkeit für öffentliche Zwecke infolge desfallsiger Anstellung, im objektiven Sinn aber den bestimmten Kreis der Thätigkeit, zu welcher der Angestellte verpflichtet ist. Je nach der besondern Art dieser Thätigkeit und der erfolgten Anstellung zerfallen die Aemter selbst wiederum in Hof-, Staats-, Kirchen- und Gemeindeämter oder -Stellen, und die angestellten Personen dem entsprechend in Hof-, Staats-, Kirchen- und Gemeindebeamte. Regelmäßig ist mit diesen Aemtern ein bestimmtes Gehalt oder eine Besoldung verbunden, deren Betrag der amtlichen Stellung, dem Dienstalter und den Leistungen der Beamten entsprechen soll. Doch ist dies ein für den Begriff des Amtes und namentlich des Staatsamtes an und für sich keineswegs nothwendiges Requisit; im Gegentheil würde die unbesoldete Verwaltung der Staatsämter das Ideal des Staatsdienstes sein, wie dies zur Zeit der altrömischen Republik der Fall war, die eben deshalb für Ehre und für Staatsamt nur das eine Wort »honor« kannte. Auch heutzutage pflegt man die unbesoldeten Aemter regelmäßig als sogen. Ehrenämter zu bezeichnen. In dieser Beziehung waren namentlich zur

Zeit des frühern Deutschen Reichs die sogen. Erzämter (s. d.) und Erbämter (s. d.) bemerkenswerth. Der Beamte nun, welcher ein öffentliches und namentlich ein Staatsamt bekleidet, erscheint in dieser seiner amtlichen Stellung nicht mehr als Privatmann, sondern als eine öffentliche Person. Der Staatsbeamte oder Staatsdiener ist ein Glied des staatlichen Organismus, dessen Funktionen er in seinem Amtsbereiche ausübt. Hiernach muß sich auch die Achtung, welche der einzelne Staatsbürger dem Staate als solchem schuldet, auf die Beamten des Staats mit erstrecken, ebenso wie das Ansehen, welches das Regentenhaus, die Gemeinde, die Kirche als solche genießen, auch die einzelnen Beamten derselben heben und auszeichnen muß. So kommt es denn, daß mit dem A. eine gewisse Amtsehre verbunden ist, welche wie die Autorität, von welcher das A. selbst ausgeht, respektirt werden muß. Aus diesem Grund werden Verletzungen jener amtlichen Ehre strenger bestraft, als die gewöhnlichen Ehrenkränkungen (s. Amtsbeleidigung); auch hängt damit die in manchen Staaten bestehende Einrichtung zusammen, wonach mit den höchsten Staatsämtern der persönliche Adel (Amts- oder Dienstadel) verbunden ist. Ebenso haben verschiedene Staatsverfassungen die höhern Aemter dadurch ausgezeichnet, daß ihre Inhaber bei der Zusammensetzung der Volksvertretung besonders berücksichtigt werden, indem die hohen Staatsbeamten und die Mitglieder der hohen Geistlichkeit Sitz und Stimme in der ersten Kammer haben. Auf der andern Seite legt aber das verliehene A. dem Beamten auch höhere Pflichten auf, welche über die allgemeine staatsbürgerliche Pflicht zum Gehorsam gegen das Gesetz hinausgehen; und darum erscheint es auch als gerechtfertigt, wenn Verbrechen und Vergehen, welche der Beamte in seiner amtlichen Stellung begeht, besonders streng geahndet werden (s. Amtsverbrechen). Auch kann nur eine durchaus unbescholtene Person ein öffentliches A. bekleiden, und darum zieht der im strafrechtlichen Verfahren ausgesprochene Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, sowie eine erkannte Zuchthausstrafe die Unfähigkeit zur Bekleidung öffentlicher Aemter von selbst nach sich; so namentlich nach dem neuen deutschen Reichsstrafgesetzbuch (§§ 31, 34), welches dabei noch ausdrücklich erklärt, daß unter öffentlichen Aemtern im Sinne dieses Strafgesetzes die Advokatur, die Anwaltschaft, das Notariat, sowie der Geschwornen- und Schöffendienst mit begriffen seien. Vgl. Staatsdienst und Staatsrecht.

Amt Christi, Christi Werk, d. h. die Stiftung des neuen Bundes, betrachtet unter dem Gesichtspunkt eines ihm gewordenen Berufs. Das A. ist ein dreifaches, das des Propheten, Hohenpriesters und Königs, weil auch im Alten Bunde die Organe des theokratischen Waltens und der göttlichen Offenbarung, die im Messias sich koncentrirten, als Priester, Prophet und König erscheinen. Diese Eintheilung, die sich auf mehrere Stellen und Vergleiche des Neuen Testaments stützt, ist von Melanchthon in die Dogmatik eingeführt und trotz manchen Widerspruchs beibehalten, weil sie den geeignetsten Rahmen darbietet, das Werk Christi in seinen verschiedenen Beziehungen zu schildern.

Amt der Schlüssel, s. Schlüsselgewalt.

Amt-Gehren, Marktflecken, s. Gehren.

Amtmann, im allgemeinen jeder, der ein Amt bekleidet, daher ehemals jeder Staatsdiener; insbesondere hieß aber so der Verwalter eines Kammerguts, der zugleich Richter über die Klagsachen im Umfange des Guts und des damit verbundenen Hoheitsgebiets (Kammergut) war, auch der Polizeivorstand. Später wurde die Oekonomie eines solchen Guts gewöhnlich verpachtet, oder durch einen besondern Beamten verwaltet und davon die Rechtspflege, sowie die Erhebung der Amtsgefälle getrennt. Der Titel eines Amtmanns oder Oberamtmanns, wenn er das ganze Amt hat, ging nun in mehreren Ländern, vorzüglich in Preußen, auf den Oekonomieverwalter oder Pächter eines Kammerguts über und von diesem mißbräuchlich auf jeden größern Landwirtschaftsvorsteher. An andern Orten dagegen heißt A. nur derjenige, welchem die Rechtspflege in einem Amtsbezirk (Justizamtmann), oder die Hebung der Amtsgefälle (Rentamtmann) anvertraut ist.

Amtsbeleidigung (Amtsehrenbeleidigung, Amtsehrenkränkung), die Beleidigung, welche einem öffentlichen Beamten bei Ausübung seines Amtes oder in Beziehung auf dasselbe zugefügt wird. Da nämlich der Beamte in seiner amtlichen Stellung nicht als Privatperson, sondern als Repräsentant der öffentlichen Autorität erscheint, so gebührt ihm auch insoweit eine besondere höhere Achtung, und insofern erscheint der von der Rechtswissenschaft aufgestellte Begriff einer sogen. vorzüglichen bürgerlichen Ehre im Gegensatz zur gemeinen bürgerlichen Ehre als gerechtfertigt. Eine Verletzung dieser amtlichen Ehre aber ist von der modernen Gesetzgebung regelmäßig durch ein höheres Strafmaß ausgezeichnet, in einigen Strafgesetzbüchern sogar als ein besonderes Vergehen behandelt worden. Das neue deutsche Strafgesetzbuch hat sich jedoch diesem System nicht angeschlossen, und die A. erscheint hiernach nur als ein besonders schwerer und darum strenger zu bestrafender Fall der Beleidigung überhaupt. Nur insofern ist die A. besonders ausgezeichnet, als im § 196 des deutschen Strafgesetzbuchs bestimmt wird, daß, wenn eine Beleidigung gegen eine Behörde, einen Beamten, einen Religionsdiener oder ein Mitglied der bewaffneten Macht, während sie in der Ausübung ihres Berufs begriffen sind, oder in Beziehung auf ihren Beruf, begangen wird, sowohl die unmittelbar beleidigte Person, wie auch deren amtliche Vorgesetzte das Recht haben, den Strafantrag zu stellen. Auch die Bestimmung des § 197 gehört hierher, wonach es eines Antrags auf Bestrafung überall nicht bedarf, wenn die Beleidigung gegen eine gesetzgebende Versammlung des Reichs oder eines Bundesstaats, oder gegen eine andere politische Körperschaft begangen worden ist. Dieselbe darf jedoch nur mit Ermächtigung von Seiten der beleidigten Körperschaft verfolgt werden.

Amtseid, Eid, der von einem Beamten bei Uebernahme des ihm übertragenen Amtes geleistet wird und die gewissenhafte Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen von Seiten des Schwörenden verbürgen soll. Gewöhnlich werden in die Formel des Amtseides die wichtigsten Amtspflichten des Schwörenden aufgenommen, und ein Beamter muß daher beim Eintritt in ein neues Amt entweder nochmals schwören, oder, wie dies auch häufig geschieht, bloß schriftlich erklären, daß er sich bei Uebernahme des neuen Amtes durch den zuvor abgeleisteten A. für alle seine neuen Amtsverhältnisse eidlich verpflichtet erachte. Der A. ist seiner Natur nach nur die Verstärkung eines von selbst verstandenen Versprechens,

ein auch vor Gott abgelegtes Gelöbnis rechter Berufstreue. Er ist ein auf pflichtmäßiges Verhalten gerichteter promissorischer Eid (juramentum promissorium, nicht assertorium), daher wird auch die von dem Beamten nach geleistetem A. verschuldete Pflichtverletzung nicht als Meineid oder Eidesbruch, sondern nur hinsichtlich des dadurch begangenen Amtsverbrechens bestraft, wobei die Rücksicht auf den geleisteten Eid straferhöhend wirkt. Hat ein Beamter eine Pflichtverletzung verschuldet, ohne den A. geleistet zu haben, so ist er mit milderer Strafe, als welche ihn im Zusammentreffen mit der Rücksicht auf den geleisteten Eid treffen würde, zu belegen; aber straflos ist er darum noch nicht, denn die mit dem Amte verbundenen Pflichten werden schon durch den Eintritt ins Amt, nicht aber erst durch die Ableistung des Amtseides übernommen.

Amtsentlassung (dimissio ab officio), umfaßt im weitesten Sinn auch die formelle oder materielle Genehmigung einer Anstellungs- oder Aufsichtsbehörde zur freiwilligen Niederlegung eines Amtes. In der Regel spricht man aber von A. nur in den Fällen, wenn diese Niederlegung wider den Willen des Amtsinhabers erfolgt, und unterscheidet hier wieder den Fall, wo dieselbe lediglich durch Zweckmäßigkeitsrücksichten oder durch eingetretene Untüchtigkeit des Beamten zur fernern Verwaltung seines Amtes bedingt ist (honesta dimissio), von dem Falle, wo sie ihren Grund in eingetretener moralischer Untüchtigkeit des Beamten hat (depositio oder remotio, die, wenn sie mit Verlust des Ranges, des Diensteinkommens und der Wiederanstellungsfähigkeit verknüpft ist, als cassatio, s. Amtsentsetzung, bezeichnet wird). Die Grundsätze, nach denen die A. erfolgen kann, sind in den einzelnen Staaten sehr abweichend. Als Regel gilt jedoch fast durchweg, daß sie bei richterlichen Beamten nur auf Grund eines richterlichen Urtheils eintreten kann; doch pflegen auch hier, wenigstens für den Fall der A. wegen überkommener Schwäche der körperlichen oder geistigen Kräfte, besondere Einrichtungen in Betreff der entscheidenden Behörde getroffen zu sein. Ebenso liegt es in der Natur der Sache, daß das Staatsoberhaupt überall das Recht zur unbeschränkten A. der Minister hat. In England gehen mit jedem Wechsel des Ministeriums auch alle höhern Staats- und Hofämter in die Hände der zur Macht gelangenden politischen Partei über. Noch durchgreifender und bis zu den niedrigsten Posten herabgehend ist dieser Wechsel in den Vereinigten Staaten von Nordamerika beim Amtsantritt eines neuen Präsidenten (oder Gouverneurs in den Einzelstaaten). Gesicherter ist die Stellung der Beamten in den Staaten des europäischen Festlandes, wo sie meist durch besondere Staatsdienergesetze oder Staatsdienerpragmatiken geregelt wird, die im wesentlichen auf dem Grundsatze des freien Vertragsrechtes beruhen, in Bezug auf die A. aber ein besonderes Untersuchungs- oder Strafverfahren im administrativen Wege vorschreiben.

Amtsentsetzung (Kassation), die zufolge eines richterlichen Erkenntnisses verhängte Strafe der Absetzung eines Staatsbeamten. Sie setzt immer ein grobes Dienstvergehen oder gemeines Verbrechen voraus und hat gewöhnlich Verlust des Titels, der Besoldung und Pensionsansprüche, sowie die gänzliche Ausschließung vom Staatsdienst zur Folge.

Amtserschleichung (Wahlbestechung), im engern und eigentlichen Sinn das Verbrechen, welches derjenige begeht, der durch rechtswidrige Einwirkungen auf die zur Verleihung eines Amtes befugten Personen ein solches Amt zu erlangen sucht (crimen ambitus). Im weitern Sinne umfaßt die A. aber auch auf der andern Seite das Verbrechen, welches die zur Verleihung eines Amtes befugte Person dadurch begeht, daß sie diese Befugnis zu der widerrechtlichen Besetzung jenes Amtes mißbraucht, also das Verbrechen der widerrechtlichen Aemterbesetzung. Eine andere Eintheilung ist die in weltliche und geistliche A., welch letztere als eine Art der Simonie (s. d.) erscheint, je nachdem es sich nämlich dabei um die Erlangung und Besetzung weltlicher oder geistlicher Aemter handelt. Schon verschiedene Gesetze der röm. Republik, namentlich die lex Julia de ambitu, bedrohten die A. bei Staatsämtern mit namhafter Geldstrafe und mit Infamie; eine Bestimmung, welche durch ein späteres Senatskonsulat auch auf die Aemter der Municipien ausgedehnt und durch spätere Kaisergesetze noch verschärft ward. Das kanon. Recht aber untersagte die A. bei geistlichen Stellen (ambitus ecclesiasticus) bei Strafe des Verlustes der Stelle und der Exkommunikation. Auch die neueren Strafgesetze in den einzelnen deutschen Staaten handelten regelmäßig sowohl von der A. im engern Sinn, als von der widerrechtlichen Aemterbesetzung, und zwar nicht bloß in Ansehung von Staats- und Kommunalämtern, sondern auch mit Rücksicht auf die Stellung als Volksvertreter, Geschworner ꝛc. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch aber kennt ein besonderes Verbrechen der A. nicht mehr. Es kommt also jetzt nur auf die Strafbarkeit der rechtswidrigen Handlungsweise an und für sich an, welche sich im gegebenen Fall als eine Bestechung, Bedrohung, Fälschung, oder aber bei der widerrechtlichen Amtsbesetzung als pflichtwidrige Annahme von Geschenken von Seiten eines Beamten oder überhaupt als strafbarer Amtsmißbrauch charakterisiren kann. Eine besondere Bestimmung ist jedoch im § 109 des Strafgesetzbuchs in Ansehung des Käufers und Verkäufers von Wahlstimmen gegeben, indem hier bestimmt ist, daß derjenige, welcher in einer öffentlichen Angelegenheit eine Wahlstimme kauft oder verkauft, mit Gefängnis von einem Monat bis zu zwei Jahren bestraft werden soll, wobei auch auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann.

Amtskleidung, s. Amtszeichen.

Amtsmißbrauch, s. Amtsverbrechen.

Amtssuspension, die von einer vorgesetzten Behörde angeordnete Entbindung eines Beamten von der Ausübung seiner Amtsfunktionen. Sie tritt in der Regel ein, wenn Beamte eines schweren Dienstvergehens oder eines gemeinen Verbrechens angeschuldigt sind und deshalb ihre Kassation oder Amtsentlassung vorauszusehen ist. Auch wird die A. verfügt, wenn ein Beamter wegen unsittlicher Aufführung in Untersuchung geräth, oder wenn er durch das ihm angeschuldigte Vergehen oder Verbrechen dergestalt kompromittirt worden ist, daß dadurch seine fernere Amtswirksamkeit gefährdet erscheint. Sobald ein Beamter suspendirt ist, muß die Behörde, welche die Suspension angeordnet hat, wegen fernerer Verwaltung des Amtes das Nöthige verfügen. Die A. hat meistens die Entziehung eines Theils des dem betreffenden Beamten zustehenden Gehalts zur Folge. Gewöhnlich verbleibt ihm bis zur beendeten Untersuchung ein Theil des Gehalts,

während der andere zur Bestreitung der Kosten, Besoldung des Stellvertreters ꝛc. einbehalten wird. Ist jedoch definitive Amtsentsetzung vorauszusehen, so pflegt dem Suspendirten aus seinem Gehalt nur der nothdürftige Unterhalt gereicht zu werden. Nach der gänzlichen Freisprechung eines suspendirten Beamten durch Urtel und Recht ist derselbe zwar berechtigt, die Nachzahlung des ihm während der Suspension entzogenen Gehalts zu fordern; die Gewährung seiner Forderung hängt indessen von den Umständen ab, welche die Untersuchung und Suspension veranlaßt haben, indem dann, wenn der Beamte selbst die Schuld davon trägt, ihm ebenso, wie bei einem zwar nicht zur Amtsentsetzung Verurtheilten, jedoch auch nicht völlig Schuldlosen, bloß das nach Abzug der Stellvertretungs- und Untersuchungskosten etwa verbleibende Residuum des innebehaltenen Einkommens zurückerstattet wird. Außerdem wird die A. auch als eigentliche Disciplinarstrafe verhängt, mit welcher der Verlust sämmtlicher oder eines Theils der Amtseinkünfte verbunden zu sein pflegt.

Amtstitel, der Titel, den ein Beamter wegen des von ihm bekleideten Amtes erhält. Er soll stets zur genauen Bezeichnung der einzelnen Beamtenkategorien und des ihnen angewiesenen Geschäftskreises dienen, während der bloße Titel, von der Verwaltung eines Amtes unabhängig, nur eine Ehrenbezeichnung ist, die als Gunstbezeigung oder Gnade vom Fürsten ertheilt oder auch erkauft wird. Der A. muß nach den Begriffen und Gesetzformen in den meisten monarchischen Staaten dem Namen des Beamten in Dienstverhandlungen beigefügt werden; auch steht einem Staatsbeamten nach einem ehrenvollen Abschiede meist das Recht zu, den A. fortzuführen. Kassirte oder entsetzte Beamte verlieren hingegen den A., ebenso auch diejenigen, welche nach ehrenvoller Verabschiedung sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, wofür sie während ihrer Dienstzeit mit Amtsentsetzung bestraft worden wären.

Amtsverbrechen (Amtsdelikt), im weitern Sinn jede Pflichtverletzung eines Beamten; im engern Sinn und in der juristischen Bedeutung des Wortes aber nur die kriminell strafbare Verletzung der besondern Amtspflicht eines solchen Abgesehen von den allgemeinen Verpflichtungen eines jeden Staatsbürgers liegen nämlich dem öffentlichen Beamten noch besondere Verpflichtungen ob, welche eben durch seine amtliche Stellung begründet und bedingt sind. Eine Verletzung und Vernachlässigung dieser besondern Amtspflichten kann nun einmal eine Disciplinaruntersuchung und eine Disciplinar- oder Ordnungsstrafe nach sich ziehen, welche letztere in einem Verweis, einer Geld- oder Arreststrafe oder auch in vorläufiger Suspension vom Amte bestehen kann. Diese Disciplinarstrafgewalt des Staats und seiner Oberbehörden, welche mit dem staatlichen Oberaufsichtsrecht und mit der Amtshoheit des Souveräns zusammenhängt, wird besonders bei bloßen Amtsordnungswidrigkeiten, bei Nachlässigkeit im Dienst, Ungehorsam gegen den amtlichen Vorgesetzten, Ausschreitungen bei Ausübung der Amtsbefugnisse, unordentlichem Lebenswandel, Verletzung der Amtsverschwiegenheit u. dgl. zur Anwendung gebracht Das hierbei zu beobachtende Verfahren ist aber regelmäßig durch besondere Gesetze normirt, welche den Beamtenstand gegen Willkürlichkeiten schützen und namentlich auch das Recht der Beschwerde gegen derartige Disciplinarstraferkenntnisse im geordneten Instanzenzug einräumen. Steigert sich aber die Verletzung der Amtspflicht zu einer wirklichen Verletzung der staatlichen Rechtsordnung überhaupt, so reicht eine im Verwaltungswege zu verhängende Disciplinarstrafe nicht aus, sondern die strafrechtliche Verfolgung und die durch das Strafgesetz normirte öffentliche Strafe muß Platz greifen, und derartige Fälle werden eben als A. im eigentlichen Sinne bezeichnet. Dabei ist jedoch zu beachten, daß nicht jedes Verbrechen, welches ein Beamter begeht, auch ein A. ist. Ein solches liegt vielmehr nur dann vor, wenn das Verbrechen gerade eine Verletzung der besondern Amtspflicht des Beamten — einerlei übrigens, ob derselbe ein Justiz- oder Verwaltungs-, ein Finanz- oder sonstiger Beamter ist — involvirt. Nur hat die moderne Gesetzgebung vielfach auch bei gemeinen Verbrechen die Beamtenqualität des Verbrechers als einen Straferhöhungsgrund hervorgehoben; auch findet zwischen dem von einem Beamten begangenen gemeinen Verbrechen und seinem Amtsverhältnis insofern ein Zusammenhang statt, als ein solches Verbrechen regelmäßig die Unfähigkeit zu öffentlichen Aemtern und den Verlust derselben nach sich zieht. Zuweilen bezeichnet auch die Strafgesetzgebung ein an und für sich gemeines Verbrechen ausdrücklich als ein A., wenn es von einem Beamten begangen wurde, und setzt dafür eine besondere Strafe fest; so z. B. das deutsche Reichsstrafgesetzbuch (§§ 340, 342) in Ansehung der von einem Beamten in Ausübung oder in Veranlassung der Ausübung seines Amtes vorsätzlich begangenen Körperverletzung und eines unter gleichen Verhältnissen begangenen Hausfriedensbruchs. Im übrigen läßt sich bezüglich der A. der Satz aufstellen, daß die Behandlungsweise derselben im engsten Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen und mit der Volksanschauung steht, und daraus erklärt es sich, daß der Kreis der A. und ihre Beurtheilung sich bei den einzelnen Völkerschaften und in den einzelnen Kulturepochen höchst verschieden darstellt. Hieraus folgt weiter, daß diejenigen Normen, welche das römische Recht über die A. aufstellte, für die Gegenwart keine praktische Bedeutung mehr haben können, so namentlich die in das Corpus juris aufgenommene lex Julia repetundarum, ein gegen den Mißbrauch des öffentlichen Amtes zur Erlangung von Privatvortheilen gerichtetes, und die lex Julia de residuis, ein über die Unterschlagung von öffentlichen Geldern erlassenes Gesetz. Ebenso sind die in der frühern deutschen Reichs- und in der deutschen Partikulargesetzgebung hierüber gegebenen Normen für die Gegenwart unpraktisch, seitdem das norddeutsche, jetzt deutsche Strafgesetzbuch die A. in ausführlichster Weise behandelt hat. Diese Vorschriften, welche den 28. Abschnitt des deutschen Strafgesetzbuches bilden, sind fast wörtlich aus dem gerade in dieser Beziehung sehr strengen preußischen Strafgesetzbuch entnommen, indem die Motive zu dem Gesetzentwurf ausdrücklich hervorhoben, daß jene Strenge sich in Preußen gut bewährt habe, und auch um deswillen als gerechtfertigt erscheinen müsse, weil sie gegen diejenigen gerichtet sei, welche als die Wächter der Gesetze bestellt seien, und also vor allen die Gesetze heilig zu halten hätten. Im einzelnen sind aber von den »Verbrechen und Vergehen im Amt«, wie sie das deutsche Strafgesetzbuch (§ 331 ff.) zusammengestellt, folgende hervorzuheben, welche mit folgenden Strafen belegt sind: Annahme von

Geschenken von Seiten eines Beamten für eine in sein Amt einschlagende an sich nicht pflichtwidrige Handlung: Geldstrafe bis zu 100 Thlr. oder Gefängnis bis zu 6 Monaten. Bestechlichkeit: Zuchthaus bis zu 5 Jahren (s. Bestechung). Bestechlichkeit oder passive Bestechung eines Richters, Schiedsrichters, Geschwornen oder Schöffen: Zuchthaus bis zu 15 Jahren. Parteilichkeit bei Leitung oder Entscheidung einer Rechtssache: Zuchthaus bis zu 5 Jahren. Vorsätzliche Verhängung einer Untersuchung über Unschuldige: Zuchthaus bis zu 5 Jahren. Gleiche Strafe trifft den Beamten, welcher vorsätzlich eine ungerechte Strafe vollstrecken läßt; während eine fahrlässige Handlungsweise in dieser Beziehung mit Gefängnisstrafe oder Festungshaft bis zu 1 Jahre oder Geldstrafe bis zu 300 Thlr. geahndet wird. Auch die vorsätzliche Pflichtverletzung durch Nichtausübung der Strafgewalt ist mit Strafe (Zuchthaus bis zu 5 Jahren) bedroht. Falsche Beurkundung oder Vernichtung von Urkunden durch einen Beamten, zieht Gefängnisstrafe bis zu 5 Jahren, und wenn es in gewinnsüchtiger Absicht geschah, Zuchthaus bis zu 10 Jahren nach sich. Unterschlagung durch Beamte in Ansehung von Geldern und andern Sachen, welche man in amtlicher Eigenschaft empfangen, wird mit Gefängnis bis zu 5 Jahren und nicht unter 3 Monaten geahndet, und wenn eine Fälschung amtlicher Urkunden dazu kommt, mit Zuchthaus bis zu 10 Jahren; doch ist fast in allen diesen Fällen eine Herabsetzung der Strafe nachgelassen, wenn mildernde Umstände vorliegen. Endlich tritt als sogen. Aushülfsverbrechen der Mißbrauch der Amtsgewalt an und für sich hinzu, indem der Beamte, welcher durch Mißbrauch der Amtsgewalt oder durch Androhung eines bestimmten Mißbrauchs derselben jemand zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung widerrechtlich nöthigt, mit Gefängnis bis zu 5 Jahren bestraft werden soll, wofern sich das Verbrechen nicht noch als ein strenger zu bestrafendes charakterisiren sollte. Endlich sind noch eine Reihe von Strafbestimmungen für besondere Berufsklassen und deren A. gegeben; so für die Oeffnung und Unterdrückung von Briefen von Seiten eines Postbeamten (Gefängnisstrafe nicht unter 3 Monaten), Verfälschung, Unterdrückung, Offenbarung von Depeschen seitens eines Telegraphenbeamten (dieselbe Strafe), Prävarikation (s. d.) eines Advokaten oder sonstigen Rechtsbeistands, und pflichtwidrige Eheschließung durch Geistliche (Zuchthaus bis zu 5 Jahren).

Amtsverschwiegenheit, Amtspflicht der Beamten, nach welcher ihnen obliegt, das, was amtlich zu ihrer Kenntnis kommt und zu den Amtsgeheimnissen gehört, keinem dritten, der es zu wissen nicht berechtigt ist, mitzutheilen, auch nicht öffentlich bekannt zu machen. Die dem Beamten zur Pflicht gemachte Geheimhaltung ist buchstäblich auszulegen bei der Bewahrung des Beichtsiegels (s. d.), dessen Verletzung nicht nach kriminalistischen, sondern nach kirchenrechtlichen Grundsätzen bestraft wird, bei dem Bewahrer der öffentlichen Rechnungen, Urkunden, Akten, Archive 2c., namentlich bei Subalternen, bei den Staatsrechnungsführern und den Beamten der auswärtigen Angelegenheiten. Außerdem betrifft sie nicht nur die eigentlichen Staatsgeheimnisse, sondern auch alle Sachen, aus deren Veröffentlichung Störung der Geschäfte, Nachtheil für den Staat oder einzelne entstehen kann; s. Amtsverbrechen.

Amtszeichen, ein bestimmtes äußeres Merkmal, durch welches die amtliche Eigenschaft der damit versehenen Person angedeutet wird, also namentlich eine vorschriftsmäßige Amtskleidung, eine Uniform, ein Dienstschild u. dgl. Das A. darf nur von dem Beamten, für welchen es bestimmt ist, getragen werden, und das unbefugte Tragen eines solchen ist mit Strafe bedroht, welche nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch in Geldstrafe bis zu 50 Thlr. oder entsprechender Haft bestehen soll.

Amucklaufen (vom javanischen Worte amoak, »tödten«), eine eigenthümliche barbarische Sitte unter mehreren malayischen Volksstämmen, z. B. den Eingebornen von Java. Sie besteht darin, daß sich einzelne durch Genuß von Opium bis zur Raserei berauschen, in diesem Zustande mit einem Kris (Dolch) bewaffnet auf die Straßen stürzen und jeden, dem sie begegnen, verwunden oder tödten, bis sie selbst getödtet, oder doch überwältigt werden.

Amücu (Amicu), See in Britisch-Guayana in Südamerika, auf einem Plateau zwischen den Flüssen Rupununi und Tokutu, der in der Regenzeit weithin das Land überschwemmt, während der trocknen Jahreszeit aber auf einen sehr geringen Umfang zusammenschrumpft. Die Gegend, in welcher der See liegt, ist (nach R. Schomburgks Nachweisen) das zur Zeit der Königin Elisabeth von England berühmte und vielgesuchte »Eldorado« und der See selbst das damals für unermeßlich geltende »Mar del Dorado« (Laguna Parima), in dessen Nähe die goldene Stadt Manoa liegen sollte, welche Sir Walter Raleigh und seine Unglücksgefährten zu entdecken auszogen.

Amu Darja (bei den Arabern Gihon, Dscheihun, der Oxus der Alten), südlicher Hauptstrom von Turan oder Turkestan, bildet sich aus dem Pendsch (A. oder Harat) und Koktscha (Gihon), welche auf dem Plateau der Pamirhochebene entspringen. Der Hauptquellfluß (Pendsch) fließt aus dem Sarikulsee, 4080 Meter ü. M., ein dritter Quellfluß aus dem kleinern Barkat Yassinsee, nordwestlich davon, beide vereinigen sich bei Punya (37° 5′ nördl. Br., 72° 39′ östl. L. v. Gr.). Vom Hindukuh herab erreicht den A. außer dem Koktscha nur noch ein bedeutender Zufluß, der Kunduz; die westlichern Flüsse Chulm-ab und Balch-ab verrinnen im Sand; der Lauf der Zuflüsse vom N. her, worunter der bedeutendste der Surch-ab oder Kisil-su, ist noch nicht genau erforscht. Bei Kabscha Sala, zwei Karawanenmärsche nordwestlich von Balch, fand Burnes 1837 die Breite der drei Arme des A. zu 752 Meter, die Tiefe zu 2—6 Meter. Der Fluß wendet sich von hier, im nordwestlichen Lauf nicht mehr durch Zuflüsse verstärkt, dem südl. Ende des Aralsees zu. In diesem Theil seines Laufes, durch die Oase von Chiwa, die unter 41° nördl. Br. beginnt, tritt der Fluß oft aus und verändert sehr häufig sein Bett; im Jahrhundert vor Mohammed begrub er eine Anzahl Städte, die an seinem Ufer lagen, unter seinen Fluten. Vor seiner Einmündung in den Aralsee tritt er in eine Bodensenkung ein und spaltet sich bei Bend in 3 Arme: Lauban im W., Taldik, von dem sich später der Ulkun abzweigt, in der Mitte, Kuvan Dscharma im O. In diesem an 150 Kilom. langen Delta sind zahlreiche mit Schilf überwachsene Seen und ein Netzwerk kleiner Kanäle von geringer Tiefe. Der Taldik führt die größte Wassermasse; die Breite des Ulkun schwankt von 144—360 Meter, seine Tiefe von 1,2—12,6 Meter.

Der A. führt in seinem untersten Lauf 3000 Kubikmeter Wasser in der Sekunde (der Rhein 2500, der Rhône 2800). Es sind deutliche Spuren und historische Beweise vorhanden, daß der Fluß in der Zeit zwischen dem Ende des 14. und der Mitte des 16. Jahrh. (nach Lenz vor 920 n. Chr.) sich in das Kaspische Meer ergoß, und die eingehende Untersuchung aller ältern Nachrichten, sowie der einheimischen Tradition und der orographischen Verhältnisse hat zu dem Ergebnis geführt, daß der Fluß nicht durch menschliche oder vulkanische Einwirkung vom Kaspisee abgelenkt worden ist, sondern daß derselbe auf sein rechtes Ufer verheerend einwirkt, wobei das Bär'sche Gesetz vom Drängen der Flüsse nach rechts hin eine Rolle gespielt haben mag. Es scheint deswegen bei dem geringen Gefälle, das im alten Flußbett nur 0,15 Centim. auf 300 Meter beträgt, nicht möglich, den A. wieder künstlich ins Kaspische Meer zu leiten. Eine Anzahl künstlicher Kanäle vertheilen die Fluten des A. zur Bewässerung über den überaus fruchtbaren Norden von Chiwa; nur durch sein Wasser werden die reichen Ernten dieses Landes erzielt. Schiffbar ist er für Dampfer auf dem Ulkun bis Kungrad, weiterhin für kleinere Fahrzeuge; aber eine wichtige Wasserstraße wird er für den Handel nach Innerasien der Stromschnellen wegen, die noch auf chiwaischem Gebiete, 165 Kilom. oberhalb Pitnak, die Schiffahrt hindern und bei dem großen Wechsel im Flußbette niemals werden. Durch den erfolgreichen Frühjahrsfeldzug gegen Chiwa 1873 sind die Russen Herren des untern A. geworden; Chiwa hat ihnen alles Land am rechten Ufer bis zur Einmündung des Taldik in den Aralsee abgetreten. Vgl. Lenz in den »Mémoires de l'Académie de St.-Petersbourg« (Bd. 16, 1871) und Lerch in der »Russischen Revüe« (Bd. 2, 1873).

Amüsiren (franz.), unterhalten, belustigen; amüsánt, kurzweilig, belustigend; Amüsement (spr. -mäng), Unterhaltung, Belustigung, Zeitvertreib.

Amulet (entweder v. lat. amolīri, abwenden, oder vom arab. hamalet, Anhängsel), Schutz- oder Verwahrungsmittel gegen Zauberei, Krankheiten und andere Uebel, welches am Hals oder an andern Theilen des Körpers getragen wird. Schon die alten Aegypter gebrauchten Amulete, meist Edelsteine, Amethyste, Opale ꝛc. in Form des Mistkäfers (Scarabaeus cantharus), des Symbols der Zeugungskraft, des Mondwechsels und des Sonnenlaufes, geschliffen. Als Symbole des Schutzes gegen Gefahren galten dabei die Fühlhörner. Die Juden trugen als Amulete mit magischen Formeln beschriebene Edelsteine, Gold- und Silberplatten um den Hals oder an den Ohren. Am gewöhnlichsten waren jedoch die Phylakterien, mit Sprüchen und Geboten des mosaischen Gesetzes beschriebene Pergamentzettel, die man an der Stirn, am linken Handgelenk oder auch vor der Brust und am Hals in Kapseln trug und nur bei Trauer ablegte. Diese Anhängsel sollten eigentlich zur Vergegenwärtigung der göttlichen Gebote dienen, galten aber bald allgemein als Schutzmittel gegen allerlei Uebel, besonders gegen Anfechtung durch böse Geister. Die Griechen trugen als Amulete Fingerringe, die Römer Halsbänder, Armbänder und Diademe von Metall und Edelsteinen. Auch Kräuter- und Wurzelstückchen, Steine und andere Dinge trug man als Amulete, die namentlich in der spätern Kaiserzeit der Aberglaube von den verschiedensten Völkern entlehnte. Aus dem Heidenthum und Judenthum kam der Gebrauch der Amulete auch in die christliche Kirche. Wie schnell derselbe sich hier weiter verbreitete, geht daraus hervor, daß die Synode zu Laodikea im 4. Jahrh. das Tragen der Amulete den Geistlichen bei Strafe der Absetzung untersagen mußte. Allgemein wurde es erst 721 zu Rom von Gregor II., dann zu Konstantinopel und unter Karl d. Gr. zu Tours verdammt. Dennoch ist dieser Aberglaube nie ganz ausgerottet, sondern später in der röm. Kirche durch die Gotteslämmer (s. Agnus Dei), Marienmedaillen ꝛc. noch genährt worden. Noch heute sind Amulete unter dem großen Haufen Gegenstand medicinischen Aberglaubens, was die mannigfachen am Daumen, am Hals, auf der Brust angebrachten sympathetischen Mittel, die zur Erleichterung des Zahnens den Kindern umgehangenen Dinge, die Korallen, die gegen den Blutsturz, die Elenthiersklauen, die gegen die fallende Sucht wirksam sein sollen, die Abracadabrazettel, gewisse, noch in neuster Zeit bei der Cholera ausgegebene Medaillen, Henkelmünzen mit Heiligenbildern ꝛc. beweisen. Am meisten stehen aber bei den Mohammedanern Amulete in Ansehen; fast alle Gläubigen tragen dergleichen, bald Steine, bald Ringe, bald Papierstückchen und sonstige Gegenstände, welche mit Zauberformeln, den 99 Eigenschaften Gottes, besonders aber mit Sprüchen aus dem Koran beschrieben sind und von Derwischen verkauft werden. Bei den Persern und Arabern heißen sie auch Talismane.

Amulius, Sohn des Procas, Königs von Albalonga, der seinen ältern Bruder Numitor der Herrschaft beraubte, sich zum König von Albalonga aufschwang, später aber von Romulus und Remus gestürzt wurde.

Amur (auch Sachalin, »der schwarze«, genannt), Hauptstrom im nordöstlichen Asien, entsteht durch Vereinigung des Argun mit der Schilka unter 53° 20' nördl. Br. und 121° 40' östl. L. v. Gr., durchströmt mit großem, nach S. gerichtetem, bis 47½° nördl. Br. hinabgehendem Bogen die ganze nördliche Hälfte der Mandschurei und mündet bei der Festung Nikolajewsk unter 53° nördl. Br. und 141° östl. L. in ein seichtes Meeresbecken, den Amur Liman, der, im O. durch die langgestreckte Insel Sachalin vom Großen Ocean getrennt, gegen N. mit dem Ochotskischen Meer und gegen S. durch die enge Mamiastraße mit der Tatarischen Meerenge in Verbindung steht. Abgesehen von den beiden Quellflüssen Schilka und Argun, die dem Hochlande der Mongolei und dessen nördlichen Randgebirgen entströmen, umfaßt das Flußgebiet des A. das ganze, 14 Breiten- und 20 Längengrade einnehmende Land zwischen dem Stanowoigebirge im N., dem Schan-alin oder weißen Gebirge im S., dem Chingangebirge im W. und dem Meer im O., also das russische Amur- und Küstengebiet, den nördl. Theil der chinesischen Mandschurei ohne die Provinz Schinking (früher Leao-tung) südlich vom Schan-alin. Ein von den Chinesen Kamni genannter, von den Russen früher als kleiner Chingan, jetzt als Burejagebirge bezeichneter Gebirgszug, der sich unter 51° nördl. Br. vom Chingangebirge abzweigt, in östlicher und südöstlicher Richtung sich zum mittlern Lauf des A. hinzieht und jenseits desselben sich nordöstlich nach dem Stanowoigebirge wendet, theilt das Gebiet des A. gleichsam in zwei Becken, ein nordwestliches, das den von NW. nach SO. gerichteten obern Lauf, und ein weit größeres südöstliches und

östliches, welches den von SW. nach NO. gerichteten untern Lauf des A. umfaßt. Der A. durchbricht nach seiner Vereinigung mit der Schilka das Chingangebirge, zwischen den Zuflüssen der Bureja und des Sungari das Burejagebirge und kurz vor seiner Mündung das Küstengebirge. Seine bedeutendern Nebenflüsse sind links die Dseja, welche den Südabhängen des Stanowoigebirges entströmt und sich mit der gleich großen Silimdscha vereinigt; die Bureja, die von einem das Stanowoi- mit dem Burejagebirge verbindenden Gebirgskamm herabkommt und den Niman und Tyrmy aufnimmt, und der Amgun; rechts der Sungari, ein mächtiger Strom von 1100 Kilom. Länge, der am Schneegebirge Schanalin, welches Korea von der Mandschurei scheidet, entspringt, und der Ussuri. Vgl. **Collins**, Exploration of the Amoor river (2. Aufl., Washingt. 1864); **Derselbe**, A voyage down the Amoor ꝛc. (New York 1860).

Das **Amurland** (s. Karte »Sibirien« ꝛc.), erst seit 1831 Gegenstand genauerer Forschung, ist seit seiner Erwerbung durch Rußland vielfach von wissenschaftlichen Expeditionen durchforscht, von Kaufleuten bereist worden. Im Jahre 1852 gründeten die Russen an der Mündung des Flusses die Stadt Nikolajewsk (1868 mit 4017 Einwohnern, darunter 886 weiblichen Geschlechts); durch den Vertrag von Aigun mit China (28. Mai 1858) erwarben sie das linke Ufer des obern und mittlern und beide Ufer des untern A. Die Grenze wurde regulirt mittels Traktats vom 14. Nov. 1860, der das Amurgebiet erweiterte durch alles Land im O. des Ussuriflusses und die Provinz bis zu 42° 50′ nördl. Br. ausdehnte. Der Gouverneur von Ostsibirien, Graf Murawjew Amurski, entfaltete eine außerordentliche Thätigkeit, um den neuen Erwerb möglichst nutzbringend zu machen; es entstanden hunderte von neuen Ansiedelungen; aber alle Berichte stimmen darin überein, daß ein Aufschwung nicht stattfand, ja daß das Land von Rußland jährlich Millionen Silberrubel Zuschuß braucht und niemals die anfangs gehegten sanguinischen Hoffnungen erfüllen kann. Das Klima ist nur im mittlern (südlichern) Lauf des A. (126—136° östl. L. v. Gr.) ein gemäßigtes, während die Mündung und der obere Lauf des Flusses von Oktober bis April zugefroren sind. Die Temperatur zeigt im mittlern Flußlaufe im Sommer sehr gewöhnlich 28—33° R. im Schatten, fällt aber auf —33° im Januar. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Blagowestschensk —0,1° C., in Nikolajewsk —2,6° C. Die Gegend des mittlern A. ist eine der kältesten, die wir unter diesem Breitengrade kennen; nur der Herbst hat Temperaturen, die einigermaßen an europäische Verhältnisse erinnern. Es fehlt ferner an einer einheimischen Bevölkerung, wie an einem produktiven und konsumtionsfähigen Hinterlande. Noch 1868 ward die Bevölkerung zu nur 50,000 Seelen angegeben, was eine Einwohnerzahl von noch nicht 3 Menschen auf 1 QM. ergibt. Zunächst sollte durch Militärkolonisation das Riesenland bevölkert werden; aber eine solche Kolonisation als eine unfreie, gezwungene kann wohl im Laufe vieler Jahre mit Mühe zu einer gewissen Blüte und Kraft gelangen, aber nie es rasch zu einer stattlichen und wohlhabenden Bevölkerung bringen. Man dachte dann an fremde Einwanderer, besonders Deutsche; es übte auch das Land und die übertriebenen Schilderungen seines selbst zu tropischen Gewächsen passen sollenden Bodens und Klima's eine Zugkraft aus, viele russische Bauern siedelten über, allein das behördliche Eingreifen hemmte jede gedeihliche Entwickelung. Es wurde zwar sofort der Besitz des Kolonisten für erblich erklärt (was sonst in ganz Sibirien nicht der Fall ist); aber die Eintragung des Besitztitels ist für die meisten Kolonisten zu kostspielig, und die besten Ländereien behält sich der Lokalbeamte vor, der überdies gern willkürlich verfährt, ohne daß es dagegen einen Schutz gibt. Dem russischen Regierungs- und Beamtenwesen ist die Hauptschuld an dem Stillstand in den Amurgegenden beizumessen; die Unselbständigkeit des Gouverneurs, der in allem von der Regierung zu Irkutzk abhängt, ja für vieles sogar noch in Petersburg anfragen muß, was einen Zeitaufwand von 8 Monaten erfordert, ist ein großes Hindernis jeder Verbesserung. Nachdem seit Ende 1871 der sibirisch-amursche Telegraph vollendet ist und bis Nikolajewsk, sowie in den Busen Peters d. Gr. reicht, ist der Aufwand an Zeit für die Korrespondenz in wichtigen Sachen auf nichts reducirt; aber die Postkuriere brauchen immer noch 14—20 Tage. Man knüpft neuerdings, und nicht mit Unrecht, Hoffnungen an die Ausbeute der Goldlager, die häufig vorkommen und in besonderer Mächtigkeit in den Ausläufern des Jablonoigebirges am obern A. gefunden wurden; ohne Zweifel wird die Goldgewinnung, die seit 1865 freigegeben ist, viele tüchtige Kolonistenkräfte ins Land ziehen. Die Kohlendistrikte sind 1870 genau durchforscht worden, und den Kolonisten hat man durch gediegene Schriften über den Ackerbau und die Landwirtschaft in den verschiedenen Theilen reichliche Hülfsmittel dargeboten. Das Hinterland kann nichts liefern außer wenigem Vieh; der Tunguse wie der Golde und Mongole ist überhaupt träg und indolent und hängt an altem Vorurtheile. Die **Bevölkerung** des Amurlandes besteht aus Stämmen tungus. Herkunft, im Küstengebiet aus Giljäken und Golden, die noch wie Nomaden herumziehen und gleich den Tungusen meist von Jagd und Fischfang sich ernähren; Europäer und Kosaken sind den ganzen Fluß entlang in Stationen zerstreut. Verhältnismäßig dicht bevölkert ist nur eine Strecke von 150 Kilom. am mittlern A. von der Mündung der Dseja abwärts, wo nach der Zählung von 1867: 10,583 Chinesen wohnen, ungemischt mit russischen Kolonisten, die sogar von der Ansiedelung durch Traktat ausgeschlossen sind. Die Gesammtbevölkerung des Amurlandes ist für 1867 mit Einschluß von 5000 Mann russischer Truppen zu 65,620 berechnet. — Nach der **politischen Eintheilung** zerfällt das Amurland in die **Amurprovinz** (mit der 1858 gegründeten Hauptstadt Blagowestschensk), welche von dem Zusammenfluß der Schilka und des Argun östlich bis zur Einmündung des Ussuriflusses reicht, 282,416 QKilom. (5129 QM.) groß mit (1867) 22,300 Einw., und das **Küstengebiet**, östlich vom Ussuri und dem Burejagebirge (mit dem Hauptort Nikolajewsk), das die ganze Küstenlandschaft bis zum 50.° nördl. Br. einschließt, 1,854,884 QKilom. (33,687 QM.) groß mit 43,320 Einw. Der südliche Theil dieses Küstengebiets, das **Ussuriland**, hat eine Zukunft. In der Umgebung des Khanka- oder Kengkasees, der wie alle Seen in Ostsibirien infolge des Zurücktretens des Meeres einschrumpft, herrscht mildes Klima; Pfirsiche, feine Birnen, Trauben reifen im Freien, der Boden lohnt den Anbau mit Cerealien und bietet im üppigen Graswuchs reichliche Nahrung für Herden. Die ersten Ansiedelungen freier Kolonisten (russischer Bauern)

erfolgten 1866 und 1867; die ohne Termin beurlaubten Soldaten (die nach russischer Einrichtung eine Art Landwehr bilden und nur im Kriegsfall einberufen werden, wodurch ein Uebergang ins bürgerliche Gewerbe vermittelt wird) lassen sich mit Vorliebe hier nieder; schon 1871 gab es Dörfer von 2—300 Einw., und in den Ansiedelungen an Peters d. Gr. Meerbusen, der für Schiffahrt äußerst günstig ist, entwickelt sich bereits ein lebhafter Handel mit China. Hauptexport ist Seekohl, eine unter dem Wasser wachsende und von den Chinesen gesuchte Speise, die hier massenhaft vorkommt und getrocknet in den Handel kommt. Der bedeutendste Hafenort ist Wladiwostok, wo sich 1868 bereits 7 russische Handlungshäuser etablirt hatten. Die Zukunft muß zeigen, ob der Handel unter den günstigern Verhältnissen des Ussurilandes und beeinflußt von der allmählichen Zunahme einer kommerciell und landwirtschaftlich fortschreitenden Bevölkerung längs des A. die gewohnten Straßen verläßt. Es kostet der Landtransport von Moskau bis Irkutsk für 1 Pud (16,4 Kilogr.) 4 Rubel, von der Amurmündung bis Irkutsk nur $1\frac{1}{2}$ Rubel; von Wladiwostok wird sich der Bezug noch billiger stellen, doch hat sich bisher der Handel dieses Weges noch nicht bemächtigt. In Nikolajewsk hatte der Import 1860 einen Werth von 370,000, 1867 von 470,000 Rubel Silber. Ganz andere Ziffern werden sich ergeben, wenn es der russischen Regierung endlich gelingt, von China den freien Verkehr mit der Mandschurei zugestanden zu erhalten, welche Provinz mit ihren $1\frac{1}{2}$ Mill. Bewohnern den günstigsten Einfluß auf die Belebung des Handels äußern müßte. — Die Telegraphenlinie von Nikolajewsk nach Chabarowka an der Ussurimündung und von da südlich nach Wladiwostok an der Bai Peters d. Gr. ist seit 1867 im Gange. Der sibirische Telegraph endete damals in Sretinsk (an der Schilka), wurde aber seit 1869 längs der Schilka und dem A. über Blagoweschtschensk bis Chabarowka fortgeführt und bildet nun, seit Ende 1871 mit 2 Drähten vollendet, ein Glied in der großen Weltverkehrslinie, die von San Francisco durch Amerika, den Atlantischen Ocean, Europa und das nördliche Asien bis an den Großen Ocean läuft. Diese Linie wird auch zur Verbindung Rußlands und Westeuropa's mit China und Japan dienen, da der Amurtelegraph durch submarine Kabel bis Schanghai, Fu-tschau und Hongkong, wie Osaka, Yokohama und Nangasaki in Japan verlängert wird. Nach Nangasaki wurde von Wladiwostok das Kabel im August 1871 gelegt, doch ist diese Linie im Vergleich mit der indoeuropäischen noch wenig benutzt. — Vgl. Schrenck, Reisen und Forschungen im Amurgebiete 1854—56 (Petersb. 1858—67, 4 Bde.); Atkinson, Travels in the region of the Amoor (Lond. 1860); Schmidt, v. Glehn und Brylkins, Reisen im Amurlande (Petersb. 1868); R. Andree, Das Amurgebiet und seine Bedeutung (Leipz. 1867). Im übrigen ist eine reichhaltige russische und außerrussische Literatur über das Amurland verarbeitet in Petermanns »Geographischen Mittheilungen« (Jahrg. 1859 ff.).

Amusetten, leichte, meist einpfündige Kanonen, die auf Laffetten ohne Protze von einem Pferde oder von Menschen gezogen wurden. Der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe ließ sie zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs bei der von ihm befehligten portugies. Armee als Regimentsgeschütze wieder einführen. Später sind sie nicht mehr gebraucht worden.

Amusie (griech.), Mangel an Kunstsinn und Bildung; amusisch, ungebildet, roh.

Amydon, s. v. w. Stärkmehl.

Amygdaleen (Drupaceen, Mandelgewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Rosifloren, Sträucher und Bäume mit abwechselnden, einfachen, ungetheilten, fiedernervigen Blättern und freien abfallenden Nebenblättern, bisweilen mit Dornen. Die Blüten stehen meist in Dolden oder Trauben und sind regelmäßig und zwitterig. Der Kelch ist röhren- oder krugförmig, am Rande mit 5 Zähnen, hinter denen auf einem verdickten Ringe die 5 mit den Kelchzähnen abwechselnden Blumenblätter, sowie die zahlreichen Staubgefäße mit einwärts aufspringenden Antheren befestigt sind. In der Kelchröhre verborgen steht der einzige obenständige Stempel, dessen einfächeriges Ovarium zwei hängende anatrope Samenknospen enthält und einen hervorragenden, einfachen Griffel mit kopfförmiger Narbe trägt. Die Frucht ist eine Steinbeere mit saftigem oder lederartigem Fleische und beinhartem oder holzigem Steinkerne. Der Same ist endospermlos und enthält einen geraden Embryo mit großen Kotyledonen und kurzem Würzelchen. — Die A. gehören vorzugsweise der nördlichen gemäßigten Zone an, und viele sind unter dem Namen Steinobst (Kirsch-, Pflaumen-, Aprikosen-, Pfirsich- und Mandelbaum) allbekannte Kulturpflanzen. Sie enthalten in allen Theilen, am reichlichsten in den Samen, manche auch in den Blättern Amygdalin, einen Körper, der leicht in Blausäure, Bittermandelöl und Zucker sich umsetzt. Die A. finden deshalb zum Theil in der Medicin Anwendung. Von manchen wird auch das Holz zu Tischlerarbeiten u. dgl. verwendet. — Die vorweltliche Flora hat aus dieser Familie zahlreiche Arten von Amygdalus und Prunus in den jüngern und mittlern Tertiärschichten aufzuweisen.

Amygdalin $C_{20}H_{27}NO_{11}$, findet sich in bittern Mandeln und Pfirsichkernen, in den Kernen der Pflaumen u. Sumpfkirschen und in den Blättern und Blüten der letztern, ferner im Kirschlorbeer (Prunus Lauro-Cerasus) und wahrscheinlich auch in den Knospen und jungen Trieben von Sorbusarten und Weißdorn, sowie in den Blättern strauchartiger Spiräaarten. A. bildet farb- und geruchlose, schwach bitter schmeckende Krystalle, ist löslich in Wasser und Alkohol, nicht in Aether, reagirt neutral, wird durch verdünnte Salz- oder Schwefelsäure in Bittermandelöl, Ameisensäure und Zucker zerlegt. Bittere Mandeln verdanken ihren bittern Geschmack dem A.; sie sind auch nach dem Pulvern völlig geruchlos, rührt man das Pulver aber mit Wasser an, so entwickelt sich Bittermandelöl- und Blausäuregeruch. Entzieht man dem Pulver vorher das A. mit Alkohol, so tritt diese Erscheinung nicht ein. Sie ist die Folge einer Zersetzung des Amygdalins durch einen eiweißartigen Bestandtheil der Mandeln, das Emulsin. A. zerfällt unter Einwirkung des letztern in Bittermandelöl, Blausäure, Zucker (und Ameisensäure). Das Emulsin findet sich auch in süßen Mandeln, und wenn man zu süßer Mandelmilch A. setzt, so tritt der Bittermandelölgeruch auf. Diastase und Bierhefe bei Gegenwart von doppeltkohlensaurem Natron wirken wie Emulsin, nicht aber Kälberlab, Speichel, Pankreasdrüsensaft und Pflanzeneiweiß. A. ist daher auch nicht giftig, wird es aber auf Zusatz von Emulsin.

Amygdalus, Pflanzengattung, s. Mandelbaum.

Amyklä, im Alterthum Stadt in Lakonien, am Eurotas, südöstlich von Sparta, in vordorischer Zeit gegründet, mit berühmtem Apollotempel und besonders als Residenz des Tyndareus und als Heimat der Dioskuren, der Helena und Klytämnestra bekannt. Ruinen der Stadt finden sich noch heute am Flusse, unterhalb Neusparta.

Amylalkohol (Amyloxydhydrat) $C_5H_{12}O$, Hauptbestandtheil des Kartoffelfuselöls, findet sich aber auch in andern Fuselölen und bildet sich bei der Gährung aus dem Traubenzucker. Aus rohem Fuselöl durch Rektifikation mit eingesenktem Thermometer abgeschieden, bildet er ein farbloses Oel von durchdringendem, widrigem, zum Husten reizendem Geruch und scharfem Geschmack, wirkt auf den Organismus berauschend, dann betäubend und giftig. Man schreibt die dumpfe Betäubung, welche den Schnapsrausch charakterisirt und die schweren Nachwirkungen desselben dem Fuselgehalt des Branntweins zu; Ammoniak gilt als Gegenmittel. A. löst sich sehr wenig in Wasser, mischt sich mit Alkohol, Aether und Oelen, löst Kampher, Harze, Paraffin, Alkaloïde, Kalihydrat, Phosphor, Jod, siedet bei 132°, erstarrt bei —20°, brennt mit blauer Flamme, wird an der Luft sauer und von Salpetersäure, Chromsäure, Kalihydrat zu Baldriansäure $C_5H_{10}O_2$ oxydirt. Als Zwischenprodukt entsteht ein Aldehyd Valeral $C_5H_{10}O$ und Baldriansäure-Amyläther. Mit koncentrirter Schwefelsäure gibt A. Amylschwefelsäure, mit Chlorzink destillirt Amylen und andere Kohlenwasserstoffe, mit koncentrirter Salzsäure Amylchlorür $C_5H_{11}Cl$, mit Jod und Phosphor Amyljodür. Der gewöhnliche A. besteht übrigens aus zwei verschiedenen Alkoholen, welche sich durch ihr optisches Verhalten unterscheiden; außerdem sind mehrere isomere Amylalkohole künstlich dargestellt worden. Man benutzt A. als Lösungsmittel der Alkaloïde zur Darstellung und Nachweisung derselben, als Leuchtmaterial, zur Darstellung von Fruchtäthern, Baldriansäure und Anilinfarben etc.

Amylēn C_5H_{10}, farblose Flüssigkeit von eigenthümlich unangenehmem, an faulenden Kohl erinnerndem Geruch, brennt mit leuchtender Flamme und siedet bei 35° C. Man erhält es durch Destillation von Amylalkohol mit Chlorzink. Es ist als anästhesirendes Mittel empfohlen worden; da seine Wirkung aber außerordentlich schnell vorübergeht, so hat man es wieder aufgegeben.

Amylnitrit, s. Salpetrige Säure.

Amyloïd, eine eigenthümliche, stickstoffhaltige, den Eiweißkörpern nahestehende Substanz, welche unter gewissen krankhaften Verhältnissen in verschiedenen Organen des menschlichen Körpers angetroffen wird. Die amyloïde Substanz hat die Eigenschaft, durch eine wässerige Jodlösung eine mahagonirothe und bei nachherigem Zusatz von Schwefelsäure eine blaue Farbe anzunehmen. Sie kommt vorzugsweise in der Leber, Milz und den Nieren vor (amyloïde Entartung) und ist hier zunächst immer in die Wandungen der kleinsten Arterien, der Kapillaren und kleinsten Venen abgelagert, doch wird sie gelegentlich auch in den Blutgefäßen beinahe aller übrigen Gewebe und Organe angetroffen. Die amyloïde Entartung der Organe ist niemals eine primäre Erkrankung, sie tritt vielmehr immer nur zu andern Krankheiten, namentlich zu chronischen Vereiterungen der Knochen und Weichtheile, zu syphilitischen Verschwärungen, zu chronischen Fußgeschwüren und ähnlichen, mit reichlichem Eiweißverlust verbundenen Zuständen hinzu. Sie führt zu allgemeiner Anämie, zu Verwässerung des Blutes, zum Eiweißharnen und zur Wassersucht. Viele der oben genannten primären Erkrankungen führen durch Vermittelung der amyloïden Entartung und der dadurch bedingten Wassersucht zum Tode. Die ärztliche Kunst vermag gegen die amyloïde Entartung gar nichts auszurichten, wohl aber hat sie die Aufgabe, die chronischen Krankheiten, welche die amyloïde Entartung im Gefolge haben, so abzukürzen, daß es eben nicht zu dieser schlimmen Nachkrankheit kommt.

Amўlon (Amўlum), s. v. w. Stärkmehl.

Amyntas, Name zweier makedonischen Könige, vor Alexander d. Gr. A. I., 540—498, war der erste makedonische Herrscher, der mit den Griechen, namentlich mit den Pisistratiden in Athen, in nähere Verbindung trat. A. II., 393—369, war ein sehr unbedeutender Fürst. Seine Schwäche und der Widerstand einer altmakedonischen Partei gegen die hellenisirende Richtung des Hofes führte zu großer Verwirrung und zu heftigen Thronstreitigkeiten.

Amyot (Amiot, spr. -mioh), 1) Jacques, franz. Philolog, geb. 30. Okt. 1513 zu Melun, gest. 6. Febr. 1593 zu Auxerre, hat sich besonders als Uebersetzer griechischer Schriftsteller verdient gemacht. Sein Hauptwerk ist die Uebersetzung des Plutarch (herausgegeben von Brotier und Vauvilliers, Par. 1783—87, 22 Bde.).

2) Joseph, gelehrter franz. Jesuit, geb. 1718 zu Toulon, ging 1750 als Missionär nach China, wo er 1794 starb. A. war einer der ersten, durch welche wir genauere Nachrichten über die Völker Ostasiens erhielten. Seine Hauptarbeiten über die Alterthümer, Geschichte, Sprache und Künste der Chinesen finden sich in den »Mémoires concernant l'histoire, les sciences et les arts des Chinois« (Par. 1776—1814, 16 Bde.). Sein »Dictionnaire tatar-mantchou-français« wurde von Langlès herausgegeben (Par. 1789, 3 Bde.).

Amўris *A. L.* (Balsampflanze, Salbenbaum), Pflanzengattung aus der natürlichen Familie der Burseraceen, Sträucher mit drei- bis siebenzähligen, durchsichtig punktirten, balsamischen Blättern, kleinen Blüten in achselständigen Trauben oder Rispen und einkerniger einsamiger Steinfrucht, wachsen im tropischen Asien, Afrika und Südamerika. A. balsamifĕra *L.* ist ein Baum in den Wäldern Jamaica's, mit zweipaarigen Blättern und Blüten in traubigen, schlaffen Rispen. Alle Theile sind aromatisch und werden zu Bädern, Bähungen u. dgl. angewendet. Aus der Rinde fließt ein scharfer, wohlriechender Balsam. Aus dem Holze, das als jamaikanisches oder amerikanisches Rosenholz nach Europa gebracht wird, erhält man ein ätherisches, dem Oleum Rhodii sehr ähnliches Oel. Das Holz, welches schwächer als das echte Rosenholz riecht und eine blaßrothe oder gelbliche, dunkelroth geaderte Farbe hat, wird zu Drechsler- und eingelegten Arbeiten verwendet. A. Kataf *Forsk.* galt früher als Stammpflanze der Myrrhe; A. Opobalsamum, s. v. w. Balsamodendron Gileadense *Kunth.*

Amўris insānit (lat.), »Amyris ist närrisch geworden«, nach dem sybaritischen Bürger Amyris benannte Redensart des Pausanias, wird in Bezug auf einen anscheinend etwas Widersinniges Beginnenden gebraucht.

Amyxie (griech.), Mangel an Schleim im Körper.

Ana, griech. Präposition, bedeutet in Zusammensetzungen auf, hinauf, aufwärts, auch Wiederholung, Umgestaltung, Aufhebung, Zurücknahme; auf Recepten: von jedem Ingrediens gleich viel.

Ana, als Endung zu einem Eigennamen gefügt, bezeichnet eine Sammlung von Aussprüchen, Witzworten, Urtheilen, Notizen oder Anekdoten, welche den Träger jenes Namens entweder unmittelbar angehen, oder auf ihn als Quelle zurückgeführt werden. Sie können daher je nach der Bedeutung der Quelle und der Zuverlässigkeit der Ueberlieferung sehr wichtig sein, sowohl politisch wie literarisch, wie z. B. die »Menagiana« (Par. 1715, 4 Bdchn.), »Walpoliana« (Lond. 1804). Diese Literatur scheint zuerst durch die Dupuis in Frankreich mit den »Scaligerana« (Haag 1666) aufgebracht worden zu sein; sie fand auch in Deutschland, Dänemark, Holland, England und Nordamerika Nachahmung und Glück, da sie sich vor der Censur durch den großen Namen eines Verstorbenen sichern konnte. Das jüngste Beispiel sind die »Parriana« (Aussprüche Sam. Parrs, Lond. 1828—29, 2 Bde.); Peigerts »Predicatoriana« (Dijon 1841) haben einen andern Sinn. Auch Luthers Tischreden würden hierher gehören. Eine reiche Sammlung der A. gab Garnier (Paris 1789—91, 10 Bde.) heraus. Vgl. Ludewig, Le livret des A. (Dresd. 1837), wiederholt mit Zusätzen in der »Bibliographie des ouvrages d'A.« (Brüssel 1839).

Anabaptisten, s. v. w. Wiedertäufer.

Anabăsis (griech.), das Emporsteigen, insbesondere eine Reise oder ein Feldzug nach einer höher gelegenen Gegend, ist Titel zweier berühmten griechischen Geschichtswerke: 1) die A. des Cyrus, von Xenophon (s. d.), worin der Zug der 10,000 Griechen gegen Artaxerxes und deren Rückzug nach der Schlacht bei Kunaxa beschrieben ist (400 v. Chr.); 2) die A. des Alexander, von Arrian (s. d.), welche die Feldzüge des Eroberers in Asien zum Gegenstand hat.

Anabătes (griech.), bei den altgriech. Wettkämpfen ein Wettfahrender, der, vom Wagen herabspringend, einen Theil der Bahn durchlief, um dann wieder auf den Wagen hinauf zu springen, auch Apobät genannt.

Anacanthīni, Weichflosser.

Anacardium *L.* (Nierenbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Terebinthaceen, Bäume mit großen, ganzrandigen, lederartigen Blättern, zweihäusigen Blüten und einer nierenförmigen Steinfrucht auf großem, fleischigem, birnförmigem Stiel. A. occidentale *L.* (Acajoubaum), in Westindien und Südamerika, liefert die westindischen Elefantenläuse (Acajounüsse, Anakarden, Merknüsse), welche den Früchten von Semecarpus Anarcardium sehr ähnlich sind und wie diese in der dunkelbraunen Mittelschicht des harten Fruchtgehäuses Lücken enthalten, die mit einem bräunlichen, ätzenden, später austrocknenden Oel erfüllt sind. Dies Oel dient in Indien als Schutzmittel gegen die weißen Ameisen. Man benutzt die Früchte zur Bereitung des Karbols (s. d.), einer unauslöschlichen Dinte, zum Schwarzfärben der Paraffinkerzen (Trauerkerzen) und als Heilmittel gegen Reißen, indem man sie auf einen Faden zieht und um den Hals hängt. Aus dem Stamme des Baums erhält man das Cashawgummi (Acajouharz), welches harte, gelbe, durchsichtige Stücke bildet, die sich im Munde schwer auflösen und fest an den Zähnen kleben bleiben. Unter dem Namen Acajouharz kommt aber auch ein dem Kirschgummi ähnliches Gummi von Acacia vera in den Handel. Das Holz des Baums wird als weißes Mahagoniholz benutzt.

Anacharis Alsinastrum *Bap.* (Elodēa canadensis *Rich.*, Wasserpest), Wasserpflanze aus der Familie der Hydrochariden, in Nordamerika von Canada bis zu den südlichen Staaten, westlich wenigstens bis zum Mississippi, in der neuesten Zeit nach Europa verschleppt und gegenwärtig in Flüssen und Kanälen sehr verbreitet, besitzt einen sehr spröden fadenförmigen Stengel, aus welchem lange, im Schlamm haftende, an der Spitze geschwollene Wurzeln und zahlreiche Adventiv- und Nebenwurzeln treiben. Die kleinen zungenförmigen, abgestumpften Blätter sind sehr fein gezähnt, stehen in regelmäßigen Abständen zu dreien wirbelförmig und bleiben stets untergetaucht. A. ist diöcisch, bei uns aber nur in weiblichen Exemplaren vertreten. Die Blüten sind achselständig, schwach karminröthlich und in einen scheinbaren Blütenstiel von 5 Centim. Länge verlängert. Die Pflanze wuchert ungemein üppig, und selbst frei schwimmend vermehrt sie sich durch zahlreiche Seitentriebe außerordentlich. Durch arge Uebertreibungen wurde sie zu einer »vegetabilischen Hydra« gestempelt, aber wenn sie auch in seichten Wässern, in Kanälen, an Schleußen der Schiffahrt und sonst der Netzfischerei hinderlich werden kann, auch die Physiognomie der Seen wesentlich verändert, so sind doch die Befürchtungen, welche man mehrfach hegte, unbegründet gewesen. Die Pflanze dient Wasservögeln zur Nahrung, beherbergt schützend Fischlaich und Fischbrut und ist, wo sie massenhaft vorkommt, als Dünger benutzt worden. Sehr beachtenswerth ist ihre Benutzung zur Desinfektion von Wasserläufen; sie erhält das Wasser, in welchem sie wuchert, krystallklar und rein, ist auch mit Vortheil bei der Aufbewahrung von Blutegeln benutzt worden.

Anacharsis, ein Skythe aus fürstlichem Geschlecht, unternahm zu Befriedigung seiner Wißbegierde weite Reisen, kam mit seinem Freunde Toxaris zu Solons Zeit auch nach Athen und erregte durch seinen gesunden Mutterwitz solches Aufsehen, daß man ihn später sogar den sieben Weisen zuzählte, soll nach seiner Rückkehr in sein Vaterland auf Befehl des Königs umgebracht worden sein, weil er die Mysterien der Griechen einzuführen versucht habe. Briefe, welche seinen Namen tragen, sind weit spätern Ursprungs. Der französische Historiker J. J. Barthélemy (s. d.) läßt seinen A. in der berühmten »Voyage du jeune A. en Grèce« (Par. 1788 und öfter) einige Jahre vor Alexanders d. Gr. Geburt in Griechenland reisen und ein lebensvolles Gemälde des damaligen Hellas entwerfen.

Anachorēten (griech., »die sich zurückgezogen haben«), Personen, welche sich aus der Welt zurückzogen, um in der Einsamkeit ungestört frommen Uebungen zu leben. Als ihre biblischen Vorgänger können Elias und Elisa, auch Johannes der Täufer betrachtet werden. Bei den Juden führten die Therapeuten ein anachoretisches Leben. Seit den Christenverfolgungen nahm die Zahl der A. zu; in den Wüsten Aegyptens, Syriens, Palästina's lebten hunderte von A. unter Selbstpeinigungen der seltsamsten Art, deren Endziel die gänzliche Ertödtung des Fleisches und die mystische Vereinigung mit Gott war. Viele A. gelangten zu großem Ansehen,

wie z. B. die Päpste Telesphorus (128) und Dionysius (295) A. gewesen sind. Ueberhaupt war im Morgenland der Einfluß der A. bei der Menge, die sie für Heilige hielt, sehr bedeutend; sie bildeten in der Hand gewaltthätiger Bischöfe ein leicht aufzuregendes und rücksichtsloses Heer und gaben in den kirchlichen Streitigkeiten nicht selten den Ausschlag. Bei der zunehmenden Zahl der A. bildeten sich unter ihnen kleine Gemeinschaften, die ihre Hütten um eine gemeinsame Kapelle bauten. Aus ihnen, den Lauren (s. Laura), entstanden durch den heil. Antonius (gest. 356) in der Thebaischen Wüste die ersten Klöster, mit deren zunehmendem Ansehen das Anachoretenthum an Bedeutung verlor. Karl d. Gr. wollte alle A. in die Klöster geschickt wissen. Doch hat es nicht an solchen gefehlt, die aus den entarteten Klöstern wieder in die Einsamkeit flohen, meist aber mit einem Kloster in Verbindung blieben. Nicht selten wurden solche A. wieder Stifter neuer Mönchsorden. Gewöhnlich hießen später diejenigen A., welche nach einem dreißigjährigen Aufenthalt im Kloster die Erlaubnis bekamen, in einer abgesonderten Zelle wohnen zu dürfen.

Anachronismus (griech.), Verstoß wider die Zeitrechnung oder Chronologie, indem man eine Begebenheit aus Unkunde oder absichtlich in einen falschen Zeitraum versetzt. Häufig finden sich Anachronismen in poetischen Werken, wo sie, absichtlich begangen, oft eine komische Wirkung machen sollen, oder unwillkürlich sich einschleichen, indem der Dichter irgend eine Begebenheit, eine Sitte, einen Gebrauch ꝛc., der erst einer spätern Zeit angehört, früher bestehen läßt.

Anacker, August Ferdinand, Komponist, geb. 17. Okt. 1790 zu Freiberg als der Sohn eines armen Schuhmachers, besuchte das dortige Gymnasium, machte seit 1813 in Leipzig unter Schichts und Fr. Schneiders Leitung musikalische Studien und wurde 1822 als Kantor und Musikdirektor in seiner Vaterstadt angestellt, wo er als Lehrer und Komponist, wie durch Gründung und Leitung musikalischer Vereine mehrere Jahrzehnte hindurch eine sehr verdienstliche Thätigkeit entwickelte. Er starb zu Freiberg 21. Aug. 1854. A. schrieb zahlreiche Lieder, Kantaten, Klavierkompositionen, Ouvertüren, Motetten und andere Gesänge für Männerchor und das musikalische Drama »Markgraf Friedrich, oder Bergmannstreue«. Große Verbreitung fand besonders die Kantate »Der Bergmannsgruß«.

Anaclētus, Name von zwei Päpsten: 1) A. I., auch Cletus, der Heilige, wurde angeblich 79 Bischof von Rom als Nachfolger des Linus, soll unter Domitian 91 umgekommen sein. — 2) A. II., eigentlich Petrus, Sohn des Stadtpräfekten Petrus Leonis, früher Mönch, darauf Kardinal und päpstlicher Legat in Frankreich und England, wurde nach Honorius' II. Tod 1130 gegen den durch die Frangipani und einen Theil der Kardinäle gewählten Innocenz II. zum Papst erhoben. Von den Römern, Mailändern und Roger von Sicilien unterstützt, nöthigte er Innocenz II. zur Flucht nach Frankreich und behauptete sich, auch nachdem Kaiser Lothar den vertriebenen Papst in den Lateran zurückgeführt hatte, jenseits des Tiber. Nach Lothars Abzug mußte Innocenz abermals aus Rom weichen, und A. behauptete sich trotz der Menge seiner Feinde auf dem päpstlichen Stuhl bis zu seinem Tode (1138).

Anaconda, s. Riesenschlange.

Anacyclus *Pers.* (Ringblume), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen mit wiederholt fiedertheiligen Blättern und meist weißen Strahl- und gelben Scheibenblüten. A. officinarum *Hayne* (deutscher Bertram), wird in Böhmen und bei Magdeburg angebaut und liefert die Bertram- (Speichel- oder Zahn-) Wurzel, Radix Pyrethri germanici s. Dentariae. Sie ist von der Dicke eines Federkiels, mit wenig Fasern besetzt, außen runzelig, graubraun und zeigt auf dem Durchschnitt ein blaßbräunliches Mittelfeld, das mit einer dunkelbraunen, harzig-glänzende Punkte zeigenden Einfassung umgeben ist. Sie bricht leicht, hat fast keinen Geruch, aber einen scharf brennenden, anhaltend Speichel ziehenden Geschmack, welchen sie einem Harz und dem ätherischen Oel verdankt; Hauptbestandtheil ist Inulin. Die Wurzel wird noch am häufigsten bei Zahnschmerzen und Lähmungen der Lunge gebraucht; ehedem war sie auch als Reizmittel bei Lähmungszufällen, chronischen Rheumatismen, fauligen Fiebern und hartnäckigen Wechselfiebern in Gebrauch. A. Pyrethrum *Dec.* (Anthemis Pyrethrum *L.*, Bertram-Ringblume, Bertram-Kamille), eine perennirende, niederliegende Pflanze Marokko's, der südlichen Küstenländer des Mittelmeers, Arabiens und Syriens, früher auch in Deutschland kultivirt, liefert die echte oder römische Bertramwurzel (St. Johanniswurz, Radix Pyrethri veri s. romani), welche meist von Tunis bezogen wird. Sie besteht aus 8—13 Centim. langen, fingerdicken, cylindrischen oder etwas breitgedrückten, wenig gebogenen, außen mit Längsrunzeln versehenen und schmutzigbraunen, innen gelblichen und mit Punkten bezeichneten, auf dem Bruche unebenen Stücken, hat gleichen Geschmack wie die vorige, auch gleiche Eigenschaften und Anwendung.

Anadiplōsis (griech.), Verdoppelung, z. B. der Anfälle bei Fiebern; Redefigur, wonach ein und dasselbe Wort Schlußwort eines Satzes und Anfangswort des folgenden Satzes ist.

Anadōli (türk.), s. v. w. Anatolien.

Anadyomēne (griech., die »Auftauchende«), Beiname der aus dem Meerschaum erstandenen Aphrodite. Die berühmteste Darstellung der Göttin in dem Momente, wie sie, dem Meere entstiegen, ihr Haar mit den Händen trocknet, war Apelles' Meisterstück, das, auf der Insel Kos im Tempel des Asklepios aufgestellt, später von Augustus nach Rom geschafft wurde. Zu Nero's Zeit ward das sehr verwischte Bild durch ein Werk des Dorotheos ersetzt. Nachbildungen jenes Apelles'schen Gemäldes gab es im Alterthum viele.

Anadyr, Strom in Ostsibirien, entspringt auf dem Ostabhang des Stanowoigebirges aus einem See, fließt erst von O. nach W., nimmt dann einen entgegengesetzten Lauf und fällt nach etwa 740 Kilom. langem Lauf in den nach ihm benannten Meerbusen des Meeres von Kamtschatka. Nebenflüsse sind Bjela, Jablona, Alutschina u. a. Das Bett des A. ist meist breit, seicht und enthält viele Inseln. An seinen Usersteppen nähren sich große Herden von Renthieren, die von den Tschuktschen von Weide zu Weide getrieben werden.

Anämie (griech., »Blutleere, Blutmangel«; richtiger Oligämie, »Blutverminderung«, da ein lebender Körper ohne ein gewisses Maß von Blut nicht existiren kann). Mit dem Ausdruck A. werden sehr verschiedenartige Zustände bezeichnet, welche darin übereinstimmen, daß die Menge der rothen Blutkörperchen (der Sauerstoffträger) absolut vermindert

ist, wobei das Volumen des Bluts aber nicht nothwendig vermindert zu sein braucht. Die reinste Form der A. entsteht durch umfängliche und schnell auftretende Blutverluste. Bei hohen Graden von Blutverminderung fallen die Blutgefäße zusammen, der Puls wird klein, der Herzschlag unregelmäßig; es entsteht Schwindel, Schwäche, Ohnmacht, ja selbst der Tod kann eintreten. Das Hauptmittel bleibt schleunigste Stillung der Blutung, woher sie auch rühren möge, durch Unterbindung der Gefäße, kalte Umschläge, styptische Mittel, Glüheisen; in extremen Fällen muß die Transfusion (s. d.) angewendet werden; dabei sind kräftige, leichtverdauliche Nahrungsmittel, belebende Arzneien, ein Löffel voll Wein rc. zu reichen. A. wird aber auch erzeugt durch langandauernde, erschöpfende Krankheitsprocesse, Säfteverlust, Hunger, oder ist Folge einer mangelhaften Blutbereitung, namentlich des Mangels an denjenigen Bestandtheilen des Bluts, welche die Träger der Blutfarbe und des Sauerstoffs sind, den Blutkügelchen. Zu letzterer Kategorie gehört besonders die Bleichsucht oder Chlorose (s. d.), zu ersterer eine Menge von Krankheitszuständen, bei denen eine den Stoffverbrauch ausgleichende Stoffaufnahme nicht stattfindet, wie bei Eiterungen, weißem Fluß, Durchfällen, Krebs, Tuberkelkrankheit. Eine eigene Art von A. ist die der Arbeiter, welche mit Blei oder Quecksilber beschäftigt sind. A. entsteht endlich auch durch Sumpfgift, durch Arbeiten in Gruben mit einer Luft, welche mit irrespirablen Gasen gemischt ist. Auch hier sind vor allem die Ursachen zu bekämpfen, nahrhafte gute Diät, frische Luft, Eisenmittel anzuwenden; wo der Appetit fehlt, ist derselbe durch sogen. Stomachika (bittere, aromatische Mittel, Chinatinktur, alter guter Wein, gutes starkes Bier) möglichst zu heben.

Anäresis (griech.), Wegräumung, Widerlegung des vom Gegner Vorgebrachten.

Anästhesie (griech., »Gefühllosigkeit, Unempfindlichkeit«), Empfindungslähmung, Lähmung der sensiblen oder Gefühlsnerven, also der Zustand, bei welchem das Gefühl in einem größern Theile des Körpers aufgehoben ist. Ist dies vollständig der Fall, so kann man den Theil drücken, brennen, stechen, ohne daß eine Empfindung davon zum Bewußtsein kommt. Diese Gefühllosigkeit entsteht entweder dadurch, daß der den Theil versorgende Gefühlsnerv auf irgend eine Weise außer Verbindung mit dem Gehirn gesetzt wird, sei es durch Verletzungen, namentlich Durchschneidung und Durchreißung der Nervenstämme, oder durch Krankheiten des Rückenmarks (z. B. Schußverletzungen, Druck auf das Rückenmark durch luxirte oder zerbrochene Wirbelknochen rc.). Oder die A. hat ihren Grund darin, daß das Gehirn unfähig ist, die ihm durch die Empfindungsnerven übermittelten Eindrücke in sich aufzunehmen und zum Bewußtsein zu bringen. Letzteres ist der Fall nach heftiger Erschütterung des Gehirns, bei Druck auf das Hirn durch Blutergüsse, Geschwülste rc., bei der Ohnmacht, bei der Epilepsie und bei der Betäubung des Gehirns durch narkotische und anästhetische Mittel. Trotz der Unempfindlichkeit eines Theils gegen Berührung können heftige Schmerzen in dem gelähmten Gliede vorhanden sein. Man nennt diesen Zustand Anaesthesia dolorosa. Es entsteht derselbe dadurch, daß Reizungen des gelähmten Nerven oberhalb der Lähmungsursache, z. B. durch Druck, stattfinden, indem die durch den Druck hervorgebrachten Empfindungen nach den Gesetzen der Nervenphysik in die peripherischen Theile, d. h. in die Nervenendigungen, verlegt werden. Je nach den Ursachen ist die A. ein schnell oder langsam vorübergehender, oft aber auch ein bleibender und unheilbarer Zustand. Die A. ist als begleitende Erscheinung bei den verschiedenen, oben angeführten Krankheitszuständen selbstverständlich für sich niemals Gegenstand ärztlicher Behandlung. Nur in Fällen, wo infolge von Quetschung eines Nervenstamms das Gefühl eines Theils nur langsam zurückkehrt, sind leicht reizende Mittel, vor allem die Anwendung des Galvanismus, oft von gutem Erfolge.

Anästhetische Mittel (Anaesthetica), alle diejenigen Mittel, durch welche, wenn sie dem thierischen Körper äußerlich oder innerlich applicirt werden, auf eine Zeitlang Gefühllosigkeit eines Theils des Körpers oder des ganzen Körpers hervorgerufen werden kann. Sie stammen theils aus dem Pflanzenreiche und sind sogen. Narkotika, theils sind es chemische Präparate. Man hat derartig wirkende Mittel schon bei den ältesten Völkern gekannt, doch waren sie allmählich außer Gebrauch gekommen. Die so überaus segensreiche Entdeckung, daß es Mittel gibt, welche eine vollkommene Unempfindlichkeit des ganzen Körpers mit Aufhebung des Bewußtseins hervorzubringen im Stande sind, so daß man die größten Operationen verrichten kann, ohne dem Kranken Schmerzen zu verursachen, datirt erst aus der neuesten Zeit. Man kennt jetzt eine ganze Reihe von anästhetischen Mitteln, welche man theils lokal anwendet, theils in gasförmigem Zustande einathmen läßt, und durch welche man demnach bald eine örtlich beschränkte, bald eine allgemeine Anästhesie hervorbringen kann. Das Mittel, welches zum Zweck der allgemeinen Anästhesie in der größten Ausdehnung und gegenwärtig fast ausschließlich verwendet wird, ist das Chloroform, sein Vorläufer aber war der Schwefeläther. Letzterer wurde in seiner Wirkung zuerst von Jackson, einem Chemiker in Boston, an sich selbst erprobt, indem derselbe bei zufälliger Einathmung in völlige Bewußtlosigkeit und Empfindungslosigkeit verfiel. Sein Freund, der Zahnarzt Morton, welchem er seine sorgfältig angestellten Versuche und Beobachtungen mittheilte, bediente sich längere Zeit hindurch des Aethers beim Zahnausziehen. Erst Warren in Boston veröffentlichte die Anwendungsweise desselben im Oktober 1846, nachdem ihm gelungen war, sie bei einer größern chirurgischen Operation zu erproben. Die Entdeckung, gewiß eine der wichtigsten unseres Jahrhunderts für die leidende Menschheit, verbreitete sich mit außerordentlicher Schnelligkeit in alle civilisirten Länder, und es währte nicht lange, so waren eine Menge von Apparaten zur Einathmung jenes äußerst flüchtigen Stoffs erfunden, der zu schnell verdunstet, um nur auf einen Schwamm oder ein Tuch aufgegossen angewendet werden zu können. Schon 1847 wurde das Chloroform als anästhetisches Mittel versucht. Simpson in Edinburg, welcher dasselbe 10. Nov. 1847 zuerst angewandt und dann zahlreiche Versuche mit demselben angestellt hatte, schilderte 1849 die Vorzüge des Chloroforms und verdrängte dadurch den Aether nahezu gänzlich. Die Wirkung des Aethers ist im allgemeinen fast die gleiche wie die des Chloroforms. Allein der Aether wirkt langsamer als das Chloroform, er ist viel flüchtiger als letzteres und daher schwerer anzuwenden. Der nach dem Erwachen aus

der Aethernarkose bestehende Rausch dauert stets länger als nach dem Gebrauch des Chloroforms, und in Bezug auf Gefährlichkeit stehen Aether und Chloroform ganz auf derselben Linie. Eine allgemeine Anästhesie durch die Einathmung von Chloroformdämpfen sucht man bei sehr verschiedenen Leiden und zu verschiedenen Zwecken herbeizuführen. In erster Linie benutzt man die Chloroformnarkose zur Ausführung schmerzhafter chirurgischen Operationen, namentlich solcher, welche schwierig auszuführen sind und eine längere Zeit zu ihrer Vollendung bedürfen. Der Vortheil der Betäubung liegt fast ausschließlich auf Seiten des Patienten, der eben nichts von seinen Schmerzen fühlt; für den Operateur wird die Mühe oft noch größer, weil er den allgemeinen Zustand des Patienten während der Betäubung mit größter Aufmerksamkeit beobachten muß, wenn er Unglücksfälle vermeiden will. Auch sind manche Menschen in ihrem Chloroformrausche so unruhig, daß der Operateur selten einen ruhigen Augenblick zur Schnittführung erhaschen kann. Bei einzelnen Operationen leistet das Chloroform nicht bloß den Dienst, daß es die Operation schmerzlos macht, sondern es erleichtert dieselbe noch dadurch, daß es die willkürlichen Muskeln zur Erschlaffung bringt. Dies ist der Fall bei der Zurückbringung von eingeklemmten Darmbrüchen, bei der Einrichtung von Verrenkungen und Knochenbrüchen, bei der gewaltsamen Streckung steifer Gelenke 2c. Das Chloroform ist ferner bei allen geburtshülflichen Operationen, ja selbst gegen die Schmerzen bei der normalen Geburt mit bestem Erfolg angewendet worden; namentlich bringt die Chloroforminhalation von Seiten der Mutter durchaus keine Gefahr für das Kind mit sich. Auch auf dem Gebiet der innern Medicin wird von dem Chloroform ein ausgedehnter Gebrauch gemacht. Man benutzt es mit dem größten Vortheil gegen heftige Neuralgien, gegen hohe Grade von Athemnoth, gegen Asthma, Krämpfe, Starrkrampf, überhaupt in allen Fällen, wo man Schmerzen beseitigen, die Muskeln abspannen und die Reflexerregbarkeit herabsetzen will. Selbst zu gerichtlich-medicinischen Zwecken hat man das Chloroform angewendet, namentlich um zu ermitteln, ob ein vermeintlicher Patient ein gewisses Leiden simulirt oder nicht. Freilich darf man nur mit größter Vorsicht aus dem Verhalten einer Person während der Narkose einen Schluß auf ihren wirklichen Zustand ziehen. Das Chloroform läßt sich zur Hervorrufung der Narkose bei Personen jeden Alters anwenden. Man soll aber von seinem Gebrauche absehen bei Schwerkranken, bei Berauschten, bei solchen, welche an akuten Herz- und Lungenkrankheiten und an Entartung des Herzfleisches leiden, weil bei solchen Menschen durch das Chloroform leicht eine Herzlähmung und damit der Tod herbeigeführt werden kann.

Was die Applikation des Chloroforms selbst anbelangt, so ist dieselbe mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft und kann deshalb nur von einem hinlänglich erfahrenen Arzte vorgenommen werden. Bei größern Operationen und wenn die Betäubung lange dauern oder eine sehr tiefe sein soll, muß ein besonderer ärztlicher Assistent angestellt werden, der weiter nichts zu thun hat, als die Narkose herbeizuführen und sie fortwährend zu überwachen. Es ist zweckmäßig, wenn der Patient, welcher chloroformirt werden soll, bei leerem Magen ist, weil die Betäubung in diesem Zustand schneller eintritt und weil die Uebelkeit und das Erbrechen bei der Einathmung des Chloroforms weit geringer sind, als bei vollem Magen. Alle einschnürenden, die Cirkulation und Athmung hemmenden Kleidungsstücke, Halsbinden, Schnürleiber, Rockbänder 2c. müssen vorher gelockert oder entfernt werden. Welche Lage der zu Chloroformirende einnimmt, ist ziemlich gleichgültig und wird wesentlich von der Art der vorzunehmenden Operation abhängen. Es ist zweckmäßig, das Chloroform in ganz reinem Zustande, ohne Beimischung von Alkohol und Aether anzuwenden. Besondere Inhalationsapparate sind nicht bloß überflüssig, sondern können sogar gefährlich werden; ihr einziger Vortheil besteht in der Ersparnis an Chloroform. Am besten chloroformirt man in der Art, daß man ein leinenes Taschentuch mehrfach zusammenlegt und darauf einen Theelöffel voll Chloroform schüttet. Dieses Tuch hält man so vor Mund und Nase des Patienten, daß es auf dem Nasenrücken und den Nasenflügeln leicht aufliegt. Auf diese Weise bekommt der Patient neben den Chloroformdämpfen auch noch eine genügende Menge von atmosphärischer Luft zu athmen, was von der allergrößten Wichtigkeit und unbedingt nöthig ist. Am besten athmet der Patient durch die Nase ein. Beim Athmen durch den Mund tritt zwar die Betäubung schneller ein, aber es erfolgt auch viel leichter Husten, Würgen und Erbrechen. Von Zeit zu Zeit muß wieder etwas Chloroform auf das Tuch nachgeschüttet werden. Um eine vollkommene Anästhesie hervorzurufen, sind bei der angegebenen Art zu chloroformiren etwa 15 Gramm Chloroform erforderlich, in manchen Fällen ist aber das doppelte, ja selbst das vierfache dieser Dosis nöthig, um eine vollständige Betäubung zu erreichen. — Die Chloroformdämpfe, welche man einathmet, gelangen in die Lungenbläschen und werden hier in das Blut aufgenommen, mit dem Blute aber werden sie allen Organen, also auch dem Gehirn, zugeführt. Die von uns beabsichtigte Wirkung der Anästhesie geht ohne Zweifel vom Gehirn aus und erfolgt, sobald das Gehirn mit einem Blute getränkt wird, welches genügend mit Chloroform geschwängert ist. Nach verhältnismäßig kurzer Zeit wird das Chloroform auch durch die Lungen wieder ausgeschieden, es scheint also dem Blute nur mechanisch beigemengt zu sein. So lange die Chloroformbetäubung dauert, hat das Blut eine dunkelrothe Farbe; es wird heller, sobald der Patient aus der Betäubung erwacht. Es scheint also das Chloroform die Aufnahme von Sauerstoff in das Blut zu verhindern. Wenn der Kranke, den man chloroformirt, einige Athemzüge gethan hat, so schwinden ihm die Sinne allmählich. Er sieht nur verwaschene Bilder, hört monotone, eigenthümlich klopfende Geräusche, die Haut wird unempfindlicher, endlich ganz taub gegen Berührung, zuletzt verschwindet das Gehör und damit das Bewußtsein überhaupt. Dieses erste Stadium der Chloroformnarkose dauert durchschnittlich 1—3 Minuten, in manchen Fällen aber beträchtlich länger. In diesem Stadium fühlt der Mensch noch jede Verletzung, es darf also noch nicht operirt werden Dann treten Erscheinungen von Aufregung an dem Patienten ein, welche bald kürzer, bald länger anhalten. Der Kranke wird unruhig, athmet rasch und kurz, er fängt an halbverständlich zu reden oder zu schreien, schlägt mit den Händen um sich, lacht oder singt 2c. Je heftiger diese Aufregung ist, um so länger dauert sie. Manchmal geht sie nach 1—2

Minuten vorüber, manchmal aber wüthet der Patient eine Viertelstunde und länger. In diesem Aufregungsstadium reagirt der Patient zwar noch auf jeden Stich oder Schnitt, aber ohne Bewußtsein davon zu haben. Trotz seines Schreiens und heftiger abwehrender Bewegungen weiß er nach dem Erwachen von der ganzen Operation meist gar nichts. Nunmehr wird der Patient vollständig ruhig, alle seine Muskeln erschlaffen, er bietet das Bild großer Ermüdung und Erschöpfung, der Puls wird kraftloser und seltener, die vorher verengten Pupillen werden wieder weit. Die Reflexerregbarkeit hat ganz aufgehört, auf einen Schnitt oder Stich reagirt der Kranke gar nicht mehr. In diesem Stadium sollen die größern Operationen vorgenommen werden. Der Kranke weiß und fühlt nichts davon, er regt sich auch nicht. Manchmal zwar stöhnen und schreien die Operirten, machen auch abwehrende Bewegungen, aber beim Erwachen wissen sie nichts von dem, was mit ihnen vorgegangen ist. Das Erwachen aus der Betäubung, welche man je nach den Verhältnissen verschieden lange unterhalten kann, erfolgt bald plötzlich, bald allmählich; oft will der Patient gar nicht glauben, was mit ihm vorgegangen und daß die Operation schon vorüber ist.

Während der Chloroformbetäubung stellen sich nicht selten mißliche Zufälle von größerer oder geringerer Bedeutung ein. Wird die Chloroformirung unvorsichtig vorgenommen, z. B. so, daß der zu Betäubende neben dem Chloroform nicht die genügende Menge von atmosphärischer Luft mit zu athmen bekommt, oder wird die Einathmung zu lange fortgesetzt, so tritt ein Zustand von Scheintod ein, welcher sehr schnell in den wahren Tod übergeht. Dies hängt damit zusammen, daß das Chloroform im allgemeinen eine lähmende Wirkung äußert. Erstreckt sich diese Lähmung auch auf die Athmungsmuskeln, so hört das Athmen auf und weiterhin bleibt selbst das Herz stille stehn. Wenn dieser Zustand, zunächst also Scheintod, eintritt, so muß man dem Kranken sofort den Mund öffnen, ihm die Zunge hervorziehen, sein Gesicht mit kaltem Wasser bespritzen und schleunigst die künstliche Athmung einleiten. Letztere besteht darin, daß man den Scheintodten abwechselnd vom Rücken auf den Bauch und wieder zurückwälzt, wobei seine Lungen bald zusammengepreßt, bald wieder erweitert werden, ähnlich wie beim gewöhnlichen Athmen. Hat man einen elektrischen Apparat zur Hand, so läßt sich durch galvanische Reizung der Athmungsnerven, welche am Halse liegen und durch die Haut hindurch leicht zu elektrisiren sind, eine künstliche Athmung hervorbringen. In der That ist es gelungen, auf diesem Wege die künstliche Athmung bei stark chloroformirten Thieren, welche ohne solche Hülfe nicht wieder zum Leben erwacht wären, so lange fortzusetzen, bis die Betäubung verschwunden war und die natürliche Athmung wieder eintrat. Allein selbst die elektrische Reizung der Athmungsnerven reicht nicht immer aus, um den Chloroformtod abzuwenden, nämlich dann nicht, wenn das Herz ebenfalls bereits gelähmt war. Für diese verzweifeltsten Fälle hat neuerdings Billroth vorgeschlagen, man solle die Herzbewegung künstlich wieder herstellen und so lange unterhalten, bis sich spontane Athmungsbewegungen wieder eingestellt haben. Zu diesem Zweck sollen zwei feine lange Nadeln von außen her ins Herzfleisch eingestochen und dann ein elektrischer Strom durch beide Nadeln geleitet, das Herz also direkt galvanisirt werden. Daß dieser Vorschlag ein ganz rationeller ist, unterliegt keinem Zweifel, es fragt sich nur, ob seine praktische Durchführung gelingen wird.

Da die Anwendung des Chloroforms mit gewissen Unannehmlichkeiten und selbst mit Gefahren verbunden ist, so hat man Versuche gemacht, dasselbe durch andere ähnlich wirkende Mittel zu ersetzen. Man hat das Chloroform durch das Amylen, die Kohlensäure und zahlreiche andere chemische Substanzen zu verdrängen gesucht, bisher aber ist man immer wieder auf das Chloroform zurückgekommen. Nur zwei Substanzen sind in den letzten Jahren mit einem gewissen Erfolg angewendet worden, nämlich das Stickstoffoxydul oder Lustgas, und das Aethylidenchlorid. Die Einathmung des **Stickstoffoxyduls** ruft eine schnell eintretende und tiefe Betäubung hervor, an welche sich aber auch sehr rasch ein Zustand von Scheintod und endlich der Tod anschließt. Sie ist also nur dann ungefährlich, wenn die Betäubung ganz kurze Zeit, wenige Sekunden, unterhalten werden soll. Für längere Operationen ist das Stickstoffoxydul gar nicht anwendbar, schon deshalb nicht, weil die Kranken zu schnell aus ihrem Rausch erwachen. Dagegen ist dieses Gas in großer Ausdehnung von den Zahnärzten beim Ausziehen der Zähne angewendet worden. Das **Aethylidenchlorid** ist ein Mittel, über welches noch weitere Erfahrungen gesammelt werden müssen. Seine Wirkung wird sehr gerühmt; es soll alle wesentlichen Vorzüge des Chloroforms besitzen, und seine Einathmung soll mit weniger Unannehmlichkeiten verbunden sein, als die des Chloroforms. Ob das Aethylidenchlorid ein minder gefährliches Mittel sei als das Chloroform, muß die Zukunft erweisen; sicher ist, daß auch dieses neue Mittel schon einem Menschen das Leben gekostet hat. Bei der **örtlichen Anwendung** der anästhetischen Mittel wird keine solche örtliche Abstumpfung des Gefühls erzeugt, daß man nun eine größere Operation schmerzlos vornehmen könnte. Denn die Unempfindlichkeit erstreckt sich immer nur 2—4 Millim. in die Tiefe. Dagegen können Schmerzen, welche die verschiedenartigsten Ursachen haben, gemildert oder beseitigt werden durch örtliche Anästhesie, nur eben nicht die Schmerzen, welche eine Operation zu begleiten pflegen. Einreibungen von Chloroform, von Elaylchlorür und ähnlichen Substanzen in die Haut, starke Kälte, z. B. die, welche durch Verdampfen des Aethers auf der Haut entsteht, Einspritzungen einer Morphiumlösung unter die Haut etc. sind als werthvolle örtliche Anästhetica zu bezeichnen. Vgl. O. **Weber**, Ueber die Anwendung der schmerzstillenden Mittel im allgemeinen und des Chloroforms im besondern (Berl. 1867). Nußbaums Artikel »Anästhetica« in Pitha und Billroths »Handbuch der Chirurgie« (Erlangen 1869).

Anätia (griech.), Unschuld, als Personifikation.

Anaglyphe (griech.), erhabene Arbeit, Relief.

Anaglypten (griech.), Reliefarbeiten zu Verzierung von Vasen; **Anaglyptik**, Zweig der Plastik.

Anagni (spr. -ánji), Stadt in der ital. Provinz Latium (Rom), Station der Rom-Neapeler Eisenbahn, auf einer Anhöhe lieblich gelegen, Bischofssitz seit dem 5. Jahrh., hat stattliche Gebäude, darunter eine berühmte Kathedrale mit Säulen, Mosaiken und Fresken (aus dem 12. Jahrh.), und 7833 Einw. Die Stadt ist Geburtsort der Päpste Innocenz III., Gregor IX., Alexander IV. und Bonifacius VIII. und

war öfters Wohnsitz derselben. In der genannten Kirche wurden 3 Hohenstaufenkaiser (Barbarossa, Friedrich II. und Manfred) exkommunicirt. Vom alten Anagnia, Hauptstadt der Herniker, sind nur noch wenige Trümmer vorhanden.

Anagnosten (griech., lat. lectores, fabulatores), Vorleser, bei den Römern gebildete Sklaven, welche ihren Herren während der Mahlzeit, des Badens 2c. vorlesen mußten, später auch Freie. In der altenchristlichen Kirche hießen A. Geistliche, denen es oblag, in den kirchlichen Versammlungen die Abschnitte aus der Heiligen Schrift vorzulesen. Sie wurden erst später dem Klerus einverleibt und zu den sieben niedern geistlichen Ordines gerechnet. Bei der Weihe eines A. erhält derselbe in der römisch-katholischen Kirche vom Bischof ein Evangelienbuch mit den Worten: Accipe potestatem et esto verbi divini relator (»Damit sollst du die Macht haben, ein Verkündiger und Leser des göttlichen Wortes zu sein«). — Anagnosma, Vorlesung, Recitation.

Anagōge (Anagogie, griech.), »Hinaufführung«, in der Rhetorik die Rede- und Auslegungsweise, bei welcher man in dem buchstäblichen Sinn etwas Höheres, z. B. durch Aeußeres etwas Geistiges, durch Irdisches etwas Himmlisches, ausgedrückt findet. Sie wurde namentlich von Origenes bei der Erklärung der biblischen Bücher (anagogische Schriftauslegung) angewendet und oft sehr gemißbraucht, indem man häufig in den einfachsten Worten die tiefsten Geheimnisse zu finden glaubte. So wurden die Worte »Es werde Licht« anagogisch von der einstigen Verklärung verstanden, der Liebhaber und die Geliebte des Hohenliedes auf Christum und seine Kirche bezogen 2c. Die jüdisch-alexandrinische Schule (Philo) war der vornehmlichste Sitz dieser Auslegung, doch kannten sie auch die Heiden, sowie das Neue Testament und die spätere christliche Theologie. Von der Allegorie ist die A. insofern verschieden, als jene mehr eine Anwendung des Wortsinnes auf etwas ähnliches ist.

Anagrámm (griech.), die Versetzung der Buchstaben eines oder mehrerer Worte, um dadurch ein neues Wort oder einen neuen Satz zu bilden. Man unterscheidet zwei Arten. Bei der ersten wird die natürliche Reihenfolge der Buchstaben bloß umgekehrt, z. B. Regen in Neger, Sarg in Gras, Roma in Amor. Die andere Art läßt beliebige Versetzung der Buchstaben zu und verlangt nur, daß keiner derselben ausgelassen werde, z. B. Lied aus Leid; Made, Dame; Bernhardus, Bruder Hans; Vastari, Austria. Manches A. erlangte Berühmtheit und galt als Parole der Zeit; z. B. aus Révolution française das Véto herausgenommen, welches darin steckt, und die Buchstaben anders geordnet, gibt »Un Corse la finira«. Nach Einsetzung der Bourbons bildete die Schmeichelei aus denselben Worten: La France veut son roi. Das A. des Feldherrn Montecuculi lautete »centum oculi«. Die Mätresse König Karls IX. von Frankreich, Marie Touchet, wurde vom servilen Hofe in »je charme tout« anagrammatisirt und der Name Marguerite de Valois von Schmeichlern in »salve virgo mater Dei« versetzt. Ueber Richelieu's Namen brachte der Bedientensinn einen ganzen Band voll schmeichelhafter Anagramme zusammen. Als Erfinder des Anagramms wird Lykophron (3. Jahrh. v. Chr.) genannt. Das eigentliche Vaterland desselben ist aber zuverlässig das Morgenland; die jüdischen Kabbalisten haben es weiter verbreitet. Sein goldenes Zeitalter fällt in das 16. und 17. Jahrh. Deutsche wirklich witzige Anagramme sind selten, französische häufiger, lateinische am häufigsten. Die slawischen Sprachen mit ihren Konsonantenhäufungen sind für anagrammatische Studien ganz ungeeignet. Sammlungen von Anagrammen gibt es von Mautner (Rost. 1636), Stender (Braunschw. 1673) u. a. Vgl. Wheatley, On Anagrams; a monograph treating of their history 2c. (Lond. 1862).

Anah, Stadt in Irak Arabi, am rechten Ufer des Euphrat, von Arabern in 1800 meist steinernen Häusern bewohnt, die, von Dattelpalmen und Obstbäumen umgeben, weitläufig auseinander stehen und eine einzige Straße von fast 8 Kilom. Länge bilden; ist wichtig als Rastort für die Karawanen auf ihrer Reise durch die mesopotamische Wüste.

Anahuac (altmexikan., »in der Nähe des Wassers«), ursprünglicher Name des alten Königreichs Mexiko; insbesondere der südliche Theil der heutigen Republik (das Hochland von Neuspanien); s. Mexiko.

Anaïtis, Göttin, deren Verehrung über Armenien, Kappadokien, Pontos, Medien und Persien verbreitet war, von den Alten gewöhnlich mit Aphrodite oder Artemis in Parallele gestellt und identificirt. Besonders war ihr inmitten dieses Bereichs die Landschaft Anaïtica geweiht, wo in einem prachtvollen Tempel die goldene Bildsäule der Göttin stand, bis sie unter Antonius als Beute römischer Krieger weggeführt wurde. Der Kultus der A. gehörte zu den üppigsten und unsittlichsten des ganzen Orients; selbst Fürstentöchter gaben sich dabei preis, im Glauben, sie würden dadurch eher Männer erhalten. Der Name ist vielleicht mit dem altbaktrischen anâhita (»Abendstern«) verwandt. Ihrem Wesen nach ist die A. wie Isis und Astarte das Princip der weiblichen Zeugungskraft in der Natur.

Anakalyptērien (griech., die »Entschleierung«), der Tag nach der Hochzeit, zugleich Empfangstag für die Brautgeschenke.

Anakamptērien (griech.), Asyle für Verfolgte und Hülfsbedürftige, gewöhnlich in der Nähe der Kirchen.

Anakamptik (griech., »Umlenkung, Zurückwerfung«, nämlich der Lichtwellen), s. v. w. Katoptrik.

Anakatharsis (griech., »Reinigung nach oben«), Anwendung eines Brechmittels, das Ausbrechen; Aushusten; anakathartische Mittel, Brechmittel.

Anakläse (griech. Anakläsis), »Um-, Verbiegung«, z. B. eines Gelenks; Strahlenbrechung; Anaklastik, s. v. w. Dioptrik; anaklastische Instrumente, gegenwärtig nicht mehr gebräuchliche Bezeichnung für Vorrichtungen, um die Brechung der Lichtstrahlen so darzustellen, daß man im Stande ist, die Brechungswinkel abzumessen (vgl. Dioptrik).

Anakletērien (griech.), Ausrufungs-, Erinnerungs-, insbesondere Thronbesteigungs- oder Krönungsfestlichkeiten.

Anakoinōsis (griech., »gemeinsame Berathung«), in der Rhetorik eine Redewendung, in welcher der Redner scheinbar den Rath seines Gegners oder seiner Zuhörer erbittet, um ihre Aufmerksamkeit zu erhöhen.

Anakoluthīe (Anakolūthon, griech., »Unfolge«), Folgewidrigkeit in der Satzfügung, in der Rhetorik diejenige Abweichung von der logisch oder grammatisch richtigen Konstruktion, bei welcher der Nachsatz nicht in der Weise fortfährt, die man nach dem Vordersatze erwarten sollte. Die A. ist entweder eine absichtslose (bei langen Perioden und großen

Zwischensätzen, wo der Redende den Anfang vergessen hat), oder eine beabsichtigte, welche stattfindet, wenn zur Hervorbringung irgend eines Effekts, oder der größern Deutlichkeit wegen, oder auch zur Herstellung des Ebenmaßes im Satzbau die streng logische und grammatische Ordnung außer Acht gelassen und eine andere Redeweise gewählt wird. Oft ist es auch die leichte Natürlichkeit der Rede, namentlich in der ungezwungenen Umgangssprache, welche Anakoluthien veranlaßt. Eine besondere Art der A. ist das Anantapodoton, wenn der Nachsatz entweder gänzlich fehlt, oder sich in einer andern Konstruktion versteckt.

Anakrēon, der lieblichste der neun großen griech. Lyriker, geb. zu Teos (auf dem ionisch besiedelten Küstenstrich Kleinasiens) um 550 v. Chr., wurde seit 540 zu Abdera, einer ionischen Pflanzstadt, wohin die Bewohner von Teos nach dessen Eroberung durch Cyrus übersiedelten, erzogen. Zum Jüngling gereift, kam A. an den Hof des kunst- und sangliebenden Polykrates von Samos und wurde hier hoch geehrt. Nach dem Sturz dieses Tyrannen rief der Tyrann Hipparchos den Dichter 521 nach Athen, wo unter Anakreons Freunden Xanthippos, der Sieger von Mykale (479), genannt wird. Daß sein Gönner der erwachenden Freiheit zum Opfer fiel (514), wird nicht ohne Einfluß auf Anakreons Schicksal gewesen sein; doch weiß man aus seinem spätern Leben nichts. So ist es nur Sage, daß er, 85 Jahre alt, durch Verschlucken einer getrockneten Weinbeere gestorben sei. Sein Freund Simonides setzte ihm eine noch vorhandene Inschrift; auf der Burg zu Athen stand seine Bildsäule; bei Visconti sehen wir sein Bild auf einer teischen Münze. Erst spätere Gelehrte haben von seiner Liebe zur Sappho gefabelt und seine Sittlichkeit verdächtigt, ohne Beweise. Die Alten kannten 5 Bücher Anakreontischer Lieder, von denen nur noch zerstreute Fragmente in griech. Autoren erhalten sind, welche Bergk (Leipz. 1834 und im 3. Bd. der »Poetae lyrici graeci«, das. 1867) bearbeitet hat. Was wir dagegen unter Anakreons Namen besitzen (eine Sammlung von 68 Liedern, zuerst herausgeg. von Stephanus, Par. 1554, beste Ausgabe von Mehlhorn, Glogau 1825), sind meist Produkte einer spätern Zeit, denen höchstens Anakreons Lieder zum Muster gedient haben. Schon der Umstand, daß die Mundart nur wenige Spuren des Jonischen zeigt, verräth die Unechtheit, ebenso die nachlässige Behandlung des Versmaßes. Rhythmus und Versmaß der echten Anakreontischen Poesien, deren musikalische Begleitung das Barbiton war, näherten sich im allgemeinen der äolischen Sangweise, namentlich der sapphischen; aber die Strophen und der ganze Fluß der Rede waren leichter, sanfter, einfacher, wie denn in dieser gefälligen Leichtigkeit, Einfachheit und Natürlichkeit A. das Muster für alle Zeiten geworden ist. Die Mehrzahl seiner Lieder war der Liebe, dem Wein und der heitern Geselligkeit gewidmet; aber eine gewisse angeborne Anmuth ließ ihn überall die Mitte zwischen strenger Zucht und eigentlicher Leidenschaft treffen. Die Anakreontischen Lieder wurden oft übersetzt, z. B. von Gleim, Uz, Götz, in neuester Zeit von Seiferheld (Hamb. 1861), Uschner (Berl. 1864), E. Mörike (Stuttg. 1865) und Junghans (Leipz. 1873). Von berühmten Gelehrten, die sich abhandelnd mit A. beschäftigten, nennen wir noch Bentley, Lambert Bos, Clinton, F. Jacobs, Manso, Hofmann-Peerlkamp und Zeune. Das nach A. benannte Anakreontische Versmaß besteht aus kurzen Zeilen in trochäischen Rhythmen mit ein- oder mehrsilbiger Anakrusis, meist in folgender Gestalt:

⏓⏓ | – ⏑ – ⏑ | – ⏓

Anakrūsis (griech.), Auftakt, Aufschlag, in der Metrik und Musik die Vorschlagsilbe, welche dem Beginn der eigentlichen rhythmischen Bewegung oder des bestimmten Taktes vorangeht.

Analcim (v. griech. analkis, kraftlos, schwach, weil das Mineral beim Reiben nur schwach elektrisch wird), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Geolithe, krystallisirt in tesseralen Formen, tritt oft in großen Krystallen, meist in Drusen, eingewachsen oder in körnigen Aggregaten auf, ist farblos oder weiß, grau, röthlich bis fleischroth, glas- bis wachsglänzend, durchsichtig bis fast undurchsichtig; besteht aus Natrium-Aluminiumsilikat, entsprechend der Formel $Na_2Al_2Si_4O_{12} + 2H_2O$. Er findet sich hauptsächlich in den Blasenräumen, Drusenhöhlen und Gangspalten der Basaltite, Diabasite und Melaphyre, in der Seiser Alp, auf den Kyklopeninseln, an den Kilpatrikhügeln, in Norwegen, am Ural 2c.

Analekten (griech., »Auserlesenes, Gesammeltes«), eine Sammlung auserlesener Stellen aus berühmten Schriftstellern, besonders Dichtern (Blumenlese); dann auch eine Sammlung von vermischten Aufsätzen eines oder mehrerer Verfasser. Vgl. Kollektaneen.

Analeptika (griech., »Erfrischendes, Stärkendes«, lat. excitantia), eine Reihe von medicin. Mitteln, welche einen erregenden Einfluß auf das Nervensystem und die Herzbewegung ausüben und überhaupt vorübergehend belebend wirken. Die wichtigsten von ihnen sind der Aether und die Naphthen, der Alkohol und die denselben enthaltenden Flüssigkeiten (Wein, Arak 2c.), die ätherischen Oele, Kampher, Moschus, Ammoniak und die empyreumatischen Stoffe, flüchtige Säuren (Benzoë, Bernsteinsäure), Balsame und manche aromat. Pflanzentheile, wie die Baldrianwurzel 2c. Diese Mittel spielten früher eine viel größere Rolle als jetzt in der Arzneikunde, werden jedoch auch noch jetzt bei reinen Nervenleiden, bei Schwächezuständen nach erschöpfenden Krankheiten und namentlich beim sogen. Kollapsus (s. d.) angewendet. — Analepsis, das An-, Aufnehmen; Erholung, Genesung; Wiederholung.

Analgesie (Analgie, griech.), Schmerzlosigkeit, Unempfindlichkeit gegen schmerzhafte Eindrücke.

Analōg (griech.), in seinen Verhältnissen ähnlich.

Analogīe (griech.), Gleichheit, Uebereinstimmung, Aehnlichkeit der Verhältnisse. In der Grammatik bezeichnet A. die Gleichmäßigkeit der Worte in Bezug auf Bildung, Abwandlung und Zusammenfügung, im Gegensatz zu Anomalie (»Regellosigkeit«). Der Streit, ob A. oder Anomalie in der Sprache walte, konnte im Alterthum, das kaum mehr als eine oder zwei Sprachen kannte, nicht entschieden werden, hat aber doch zu Durchforschung der Sprache wesentlich angeregt. Zunächst bedeuteten diese Ausdrücke: ob die üblichen Wortbildungen 2c. dem Denken gemäß seien oder nicht. Wer annahm, daß die Natur der Gegenstände und Thätigkeiten selbst mit Nothwendigkeit den Ausdruck hervorgetrieben, war natürlich geneigt zu bejahen; die Gegner, welche der Ansicht waren, die Sprache bestehe aus Zeichen, gesetzt durch willkürliche Uebereinkunft der Menschen, waren für Anomalie. Hervorhebung verdient dabei Epikur (um 300 v. Chr.), der zuerst die Natur des Menschen in Anschlag brachte und so zu einer

Ansicht gelangte, die der heute herrschenden nahe kam. In der **Hermeneutik** und **Kritik** bezeichnet A. das harmonische Verhältnis einzelner Stellen zu der Schreibart und dem Geiste des ganzen Werkes, sowie zu den Umständen, unter denen dieses verfaßt wurde. Infolge dieser A. werden dunklere Stellen nach den klaren, unbestimmte Andeutungen nach bestimmten Angaben erklärt. Sie findet bei jedem Schriftsteller Anwendung, ist aber besonders bei der biblischen Exegese und der daraus herzuleitenden Dogmatik geltend gemacht worden.

Unter A. in juristischer Beziehung (**A. des Gesetzes und des Rechts**) versteht man die Ausdehnung eines Rechtssatzes auf solche Fälle, welche zwar der Gesetzgeber zunächst und unmittelbar nicht vor Augen hatte, die aber doch unter diese Rechtsvorschrift wegen Gleichheit des Grundes (ratio legis) nach vernünftiger Anschauungsweise gezogen werden können. Selbst das vollständigste Gewohnheits- und gesetzliche Recht wird gegenüber der unendlichen Mannigfaltigkeit stets neu sich erzeugender Rechtsverhältnisse sich unvollständig erweisen. Nun aber kann im Civilrecht nie eine streitige Frage aus dem Grunde unentschieden bleiben, weil kein Gesetz die Entscheidung enthielte; jedes streitige Rechtsverhältnis der Parteien muß nothwendig entschieden werden, wenn nicht an die Stelle richterlicher Hülfe Selbsthülfe treten soll. Die Ergänzung solcher Unvollständigkeiten und Lücken ist daher Aufgabe der Wissenschaft: Recht der Wissenschaft, Juristenrecht, Recht der Praxis. Namentlich bedient sich die Wissenschaft hierzu der Anwendung vorhandener Rechtsvorschriften auf darunter zunächst nicht begriffene ähnliche (analoge) Fälle (ubi eadem ratio legis, ibi eadem dispositio). Die A. ist, was von der frühern Doktrin nicht immer beobachtet wurde, wohl zu unterscheiden von der **ausdehnenden Erklärung** (extensiven Interpretation) eines Gesetzes, d. h. der Ausdehnung eines Gesetzes auf Fälle, welche zwar nach dem Wortlaute desselben nicht darunter begriffen zu sein scheinen, doch aber dem Sinne nach darunter fallen, indem der Gesetzgeber die Fälle allerdings mit im Auge und nur die Fassung des Gesetzes zu eng genommen hatte. Der charakteristische Unterschied zwischen A. und ausdehnender Erklärung liegt also in der Absicht des Gesetzgebers. Man unterscheidet zwischen **Rechtsanalogie** und **Gesetzesanalogie**, je nachdem der Geist der ganzen Gesetzgebung, des ganzen Rechtssystems, oder nur einer einzelnen gesetzlichen Bestimmung bei der wissenschaftlichen Operation der A. zu Grunde gelegt wird. Unstatthaft wird die A. vermöge ausdrücklicher gesetzlicher Bestimmung bei singulären Rechten, besonders infolge von Privilegien. Das Strafrecht steht in Betreff der Zulässigkeit der A. mit dem Civilrecht nicht in gleichem Verhältnis. Während hier, wie angegeben, eine streitige Frage nie wegen mangelnder Rechtsvorschrift unentschieden bleiben kann, gilt im Strafrecht der Grundsatz: Es kann keine Handlung bestraft werden, die nicht mit Strafe bedroht ist (nulla poena sine lege); es bleibt also hier dem Richter in den Fällen, wo das Gesetz keine Strafandrohung enthält, der Ausweg, dahin zu entscheiden, daß im vorliegenden Falle kein Verbrechen anzunehmen sei. Gleichwohl konnte die A., wenigstens die Rechtsanalogie, bei der Unvollständigkeit des frühern gemeinen deutschen Strafrechts auch auf diesem Gebiete nicht entbehrt werden. Die neuere Strafgesetzgebung aber und namentlich auch das deutsche Reichsstrafgesetzbuch schließen die A. vollständig aus; wie denn namentlich das letztere (§ 2) ausdrücklich bestimmt, daß eine Handlung nur dann mit Strafe belegt werden kann, wenn diese Strafe gesetzlich bestimmt war, bevor die Handlung begangen wurde. Auch besteht bei dem gegenwärtigen Ueberreichthum an Strafbestimmungen durchaus kein Bedürfnis für die Zulässigkeit analoger Anwendung der strafrechtlichen Satzungen. Vgl. **Schwarze**, Kommentar zum deutschen Strafgesetzbuch, § 2.

In der **Philosophie** bezeichnet A. die Uebereinstimmung gewisser Dinge in einem oder mehreren wesentlichen Merkmalen, aus welcher dann mit nach Menge und Wesentlichkeit des Uebereinstimmenden steigender Wahrscheinlichkeit auf Uebereinstimmung auch in den übrigen Merkmalen, also von Bekanntem auf Unbekanntes geschlossen wird. Beispielsweise folgerte Kepler aus dem Umstande, daß die Planeten unseres Sonnensystems in vielen wichtigen Beziehungen unter einander harmoniren und einer derselben, Mars, seinen Beobachtungen zufolge erweislich eine elliptische Bahn beschreibt, daß sich sämmtliche Planeten in Ellipsen um die Sonne bewegten. Sind jedoch die übereinstimmenden Merkmale zufälliger Natur, so ist die A. nur scheinbar, nicht wahrhaft, und es können auf ihrem Wege sehr irrige Folgerungen zum Vorschein kommen.

A. **des Glaubens** (analogia fidĕi) ist in der evangelischen Dogmatik das harmonische Verhältnis, in welchem die Glaubensartikel unter einander stehen; sie beruht auf der A. **der Heiligen Schrift**, d. i. auf der Uebereinstimmung der biblischen Aussprüche unter einander. Die eine wie die andere bildet die Norm für die Auslegung der Bibel. Weil nämlich die Heil. Schrift als die Urkunde einer geschichtlichen Heilsvermittelung angesehen wird, aus der das gegenwärtige kirchliche Gesammtbewußtsein hervorgegangen sei, so soll weder zwischen diesem und ihr, noch in ihr selbst irgend ein principieller Widerspruch obwalten können, und wo dennoch ein solcher vorhanden zu sein scheine, werde er sich lösen, sobald man die Stelle im Lichte des Gesammtinhalts betrachte, und es werde sich herausstellen, daß man es nur mit einem Momente oder mit einer Entwickelungsstufe der von der Gemeinde durch die Erfahrung des Glaubens angenommenen Wahrheit zu thun habe. Die Lehre von der A. des Glaubens und der Schrift wird entgegengestellt den Mystikern, Orthodoxen, Hierarchen, Rationalisten 2c., welche alle im Grunde ihren eigenen Geist in die Schrift hineintragen wollen.

Analogismus (griech.), Schluß, Beweis aus Analogie; **Analŏgon**, etwas Analoges, Aehnliches; Analogon rationis, etwas der Vernunft Angemessenes.

Analphabeten, die des Lesens und Schreibens unkundigen Personen (»qui ne elementarias quidem litteras noverunt«). Es besteht für dieselben die gemeinrechtliche Vorschrift, daß sie bei der Errichtung eines Privattestaments außer den vorschriftsmäßigen 7 Testamentszeugen noch eine achte Person als subscriptor (zum Unterschreiben) hinzuziehen müssen, während sie nach preußischem Landrecht nur mündlich zu Protokoll testiren können. Macht sich die Unterschrift eines A. bei einer Behörde nöthig, so wird dieselbe durch ein Handzeichen, meistens drei Kreuze, ersetzt, welches aber von dem betreffenden Beamten attestirt werden muß.

Analyse (griech. Analysis), Auflösung, Zergliederung. In der **Philosophie** nennt man A. im

Gegensatz zur Synthese (s. d.) diejenige logische Behandlung eines gegebenen Begriffs, durch welche wir ihn in seine Bestandtheile, Merkmale 2c. auflösen. Insofern heißt ein Begriff, der durch A. eines andern, in dem er enthalten ist, gewonnen wird, ein **analytischer Begriff**, und die Erklärung einer Folgerung, die durch Zerlegung eines gegebenen Begriffs gewonnen wird, **analytische Erklärung** oder **Folgerung**. Ein **analytisches Urtheil** ist ein solches, in welchem das Prädikat aus dem Begriff des Subjekts selbst unmittelbar hervorgeht, z. B.: der Kreis ist rund, ein Körper ist ausgedehnt, jedes gleichseitige Dreieck hat drei gleiche Seiten 2c.; während synthetisch ein Urtheil genannt wird, wobei die Verknüpfung zwischen Subjekt und Prädikat durch ein drittes erst vermittelt werden muß, z. B.: jedes gleichseitige Dreieck hat drei gleiche Winkel. Diese wichtige und durchgreifende Eintheilung ist erst seit Kant (Kritik der reinen Vernunft), nachdem sie im Alterthum vom Megarenser Stilpo angedeutet, in neuerer Zeit aber von David Hume (s. d.) wieder aufgenommen worden war, genauer bestimmt worden und hat in der Anwendung auf einzelne Fälle ihre eigenen Schwierigkeiten. Wenn man nämlich bestimmen soll, ob im Prädikat dasselbe gedacht wird wie im Subjekt, so muß man genau auf die Bedeutung der Worte achten, und ist diese nicht genau beobachtet, so kann die Eintheilung nicht angewendet werden. Sagt man z. B.: »Alle Luft ist elastisch und flüssig«, und geht man dabei von der Definition aus: »Luft ist die permanent elastisch-flüssige Materie«, so ist jenes Urtheil ganz analytisch; geht man hingegen von der gemeinen Vorstellung der Luft aus, so liegt die Elasticität nicht nothwendig darin, und dann kann auch das obige Urtheil nur als ein synthetisches gefaßt werden. Daher kann die Unterscheidung solcher Urtheile nur in der wissenschaftlichen Sprache, in welcher die Definitionen ganz feststehen, volle Anwendung finden. Unter **analytischem Beweis** versteht man diejenige Beweisform, wo man von gegebenen Bedingungen ausgeht, um die Principien aufzusuchen, von welchen das Gegebene abhängt (regressus a principiatis ad principia), während die synthetische das umgekehrte Verfahren ist (progressus a principiis ad principiata). Darum heißt jene auch die regressive, diese die progressive Methode, oder jene die heuristische (»auffindende«), weil nach ihr das unbekannte Höhere aus dem Bekannten gefunden wird, z. B. aus einzelnen Naturerscheinungen ein allgemeines Naturgesetz, diese die didaktische (»lehrende«). Während man nach der **analytischen Methode** das Thema an die Spitze stellt und dieses dann erörtert und ausführt, ergibt sich bei der synthetischen Methode das Resultat erst am Ende.

Die **mathematische A.** als wissenschaftliches System ist die Buchstabenrechnung im weitesten Sinne des Worts, die alle Größen als unbekannte Zahlen behandelt und sich der Buchstaben als allgemeiner Zahlzeichen bedient. Zwar braucht man in derselben Bedeutung auch das Wort Algebra, schränkt es aber gewöhnlich auf die Lehre von den Gleichungen ein, so daß die Algebra als erster Theil der A. erscheint, deren zweiter Theil, die eigentliche A., dann wieder in die A. der endlichen und die der unendlichen Größen zerfällt. Jene, auch Theorie der Funktionen genannt, ist die Wissenschaft von den Formen der Größen und umfaßt die Lehre von den Reihen, Kombinationen, Logarithmen, die A. der Kurven 2c., während die A. der unendlichen Größen, die man allgemein als **höhere A.** bezeichnet, aus drei Haupttheilen, der Differential-, der Integral- und der Variationsrechnung, besteht. Als Begründer derselben sind **Newton** und **Leibniz** zu betrachten, aber **Euler** hat ihr in seiner »Introductio in analysin infinitorum« (Lausanne 1748; deutsch von Michelsen, 2. Aufl., Berl. 1835) erst eine mehr systematische Form gegeben. Weiter ausgebildet ward dieselbe von **Cauchy** im »Cours d'analyse« (Par. 1821; deutsch von Huzler: »Lehrbuch der algebraischen A.«, Königsb. 1828), dessen Untersuchungen von **Schlömilch** im »Handbuch der algebraischen A.« (4. Aufl., Jena 1868) benutzt wurden. Als Lehrbücher sind noch hervorzuheben: **Navier**, Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung (deutsch von Wittstein, 3. Aufl., Hannov. 1865, 2 Bde.); **Cournot**, Elementarlehrbuch der Theorie der Funktionen oder der Infinitesimalanalysis (a. d. Franz. von Schnuse, Darmst. 1845—46); **Schlömilch**, Kompendium der höhern A. (3. Aufl., Braunschw. 1868 ff.); **Dienger**, Die Differential- und Integralrechnung (3. Aufl., Stuttg. 1868, 3 Bde.); **Stegmann**, Lehrbuch der Variationsrechnung (Kassel 1854); **Strauch**, Theorie und Anwendung des sogen. Variationskalkuls (Zürich 1849, 2 Bde.). Zu den wichtigsten Schriftstellern über A. gehören außer Euler noch Lagrange, Lacroix, Fourier, Gauß, Jacoby, Cauchy, Eytelwein 2c. Verschieden von der A. der Neuern war die der Alten, die sich nur auf die Geometrie bezog und in einer Anwendung der analytischen Methode bei Auflösung geometrischer Aufgaben bestand, wobei man das Gesuchte als gefunden betrachtet, untersucht, wodurch es bestimmt wird, und nach und nach durch Anwendung angemessener Kunstgriffe bis zu dem Gegebenen fortschreitet. Die Umkehrung des genommenen Ganges und aller einzelnen dazu gehörigen Schritte gibt dann die synthetische Auflösung, d. i. die Anweisung, aus dem Gegebenen das Gesuchte durch eine bestimmte Konstruktion zu finden. Die Erfindung dieser geometrischen A. schreiben Diogenes Laërtius und Proklos dem Plato zu, von dem wir indeß keine mathematische Schrift besitzen. Ueberhaupt sind bis auf einige Schriften über geometrische A. von Euklides, Apollonius von Perga, zum Theil in arabischer Uebersetzung, und Archimedes alle derartigen Werke aus dem Alterthum verloren gegangen. Im 17. Jahrh., vor Erfindung der A. des Unendlichen, wurde die geometrische A. fleißig kultivirt; jetzt beschäftigen sich fast nur noch die Engländer, nach dem Vorgange Newtons, mit derselben.

Die **chemische A.** bezweckt die Ermittelung der Bestandtheile eines Körpers und begnügt sich entweder mit der Nachweisung derselben (**qualitative A.**), oder bestimmt auch die Mengenverhältnisse nach Gewicht oder Volumen (**quantitative A.**). Die Ausführung der A. beruht im allgemeinen darauf, daß man den zu untersuchenden Stoff mit andern Körpern von bekannten Eigenschaften (**Reagentien**) in Berührung bringt. Je nach den Erscheinungen, welche dabei eintreten (**Reaktionen**), schließt man auf das Vorhandensein dieses oder jenes Körpers. Soll aber der Schluß nicht falsch sein, so sind alle Verhältnisse genau zu erwägen und alle Bedingungen sorgfältig zu erfüllen, unter welchen die Reaktion deutlich erkennbar verläuft. Chemisch analytische Arbeiten erfordern daher gute chemische Kenntnisse, und niemals wird der Ungeübte

zuverlässige Resultate erzielen. Mit den Reagentien stellt der Chemiker Fragen an die zu untersuchende Substanz, die Reaktionen sind die Antworten, sie erfolgen stets unzweideutig, aber es kommt alles auf die richtige Fragstellung an. Es ist auch nicht gleichgültig, in welcher Reihenfolge die Reagentien angewandt werden, wenn mehrere Bestandtheile einer Substanz nachgewiesen werden sollen, und handelt es sich um eine vollständige Kenntnis von der Zusammensetzung eines Körpers, so ist ein ganz systematischer Gang erforderlich.

Zunächst stellt man eine **Vorprüfung** an, studirt die physikalischen Eigenschaften der Substanz, erhitzt eine Probe in einem engen, an einem Ende zugeschmolzenen dünnwandigen Glasrohr, schmilzt eine andere Probe auf Platinblech mit Soda und Salpeter, erhitzt eine andere auf Kohle vor dem Löthrohr, wieder eine andere in der Reduktionsflamme des Löthrohrs, bringt dann etwas von der Substanz am Platindraht für sich oder nach dem Befeuchten mit Salzsäure in den Saum einer nicht leuchtenden Flamme und beobachtet die Färbung der letztern; ebenso beobachtet man das Verhalten der Substanz in einer Perle von Phosphorsalz oder Borax, zuerst in der oxydirenden, dann in der reducirenden Löthrohrflamme. Dann erwärmt man eine Probe mit koncentrirter Schwefelsäure, eine andere übergießt man mit verdünnter Salzsäure und bringt ein Stückchen Zink dazu. Durch alle diese Prüfungen lassen sich manche Körper schon mit Sicherheit nachweisen, die Gegenwart von andern wird wahrscheinlich oder unwahrscheinlich gemacht, und jedenfalls gewährt die Vorprüfung einen guten Anhalt für die eigentliche A. Diese beginnt damit, die zu untersuchende Substanz in Lösung zu bringen. Man unterscheidet aber die einfache wässerige Lösung, die Lösung durch Säuren und die Lösung nach Aufschließung (Zersetzung) der Substanz durch Schmelzen mit kohlensaurem Kalinatron. Auf die Lösung läßt man nun zunächst Reagentien einwirken, welche gegen eine größere Anzahl von Körpern eine ähnliche Wirkung ausüben (Gruppenreagentien), d. h. Reihen von chemisch einander ähnlich sich verhaltenden Substanzen abscheiden; auf die abgeschiedenen läßt man dann andere Reagentien einwirken, welche jene Reihen in Unterabtheilungen, d. h. in Gruppen von nur wenigen Elementen zerlegen, und in diesen sucht man schließlich die einzelnen Elemente durch die charakteristischen Reagentien. Aus der angesäuerten Lösung fällt Schwefelwasserstoff: Arsen, Zinn, Kadmium, Antimon, Gold, Platin, Quecksilber, Blei, Wismut, Silber, Kupfer als Schwefelmetalle; aus diesem ausgewaschenen Niederschlage löst Schwefelammonium: Arsen, Antimon, Zinn, Gold, Platin, welche nach der Filtration aus ihrer Lösung durch Salzsäure wieder gefällt werden. Dieser Niederschlag kann also nur die genannten 5 Metalle als Schwefelverbindungen enthalten, und es gelingt leicht, sie neben einander zu erkennen. Kohlensaures Ammoniak löst von ihnen nur das Arsen; der Rückstand, mit Salpetersäure oxydirt, gibt an Weinsäure nur Antimon ab, während Zinn zurückbleibt. Auf Gold und Platin, die selten vorkommen, untersucht man nur, wenn die Lösung der Originalsubstanz gelb oder braun ist. Die in Schwefelammonium unlöslichen Metalle werden mit Salpetersäure erwärmt, welche nur Quecksilber ungelöst läßt; aus der salpetersauren Lösung fällt Schwefelsäure Blei, Salzsäure Silber; ist dies abfiltrirt, so färbt überschüssiges Ammoniak die Flüssigkeit bei Gegenwart von Kupfer blau, und ein außerdem sich bildender Niederschlag deutet auf Wismut, nach dessen Entfernung fällt Kali Kadmiumoxyd, womit die Reihe dieser Metalle erschöpft ist. Die vom ersten Schwefelwasserstoffniederschlag abfiltrirte Flüssigkeit wird mit Ammoniak übersättigt und mit Schwefelammonium behandelt. Dadurch fallen Eisen, Nickel, Kobalt, Mangan, Chrom, Zink und Thonerde. Bei gelindem Erwärmen des ausgewaschenen Niederschlags mit Salzsäure bleiben nur Nickel und Kobalt ungelöst, aus der Lösung, mit Salpetersäure vollständig oxydirt, fällt Ammoniak: Eisen, Thonerde, Chrom. Von diesen dreien löst kochende Kalilauge die Thonerde; Chrom ist nur zugegen, wenn die Lösung intensiv grün oder violett gefärbt war; schmelzt man mit Salpeter, so wird es in Chromsäure verwandelt und gibt mit Wasser eine gelbe Lösung, während Eisen ungelöst zurückbleibt. Aus der vom Eisen-, Thonerde-, Chromniederschag abfiltrirten Flüssigkeit wird beim Kochen mit Kali Mangan gefällt, und nachdem dies abfiltrirt ist, durch Schwefelwasserstoff Zink. Die vom Schwefelammoniumniederschlag abfiltrirte Flüssigkeit wird mit Chlorwasserstoff angesäuert, anhaltend erwärmt, vom Schwefel abfiltrirt, mit Ammoniak neutralisirt und mit kohlensaurem Ammoniak versetzt. Dabei fällt Kalk Baryt, Strontian; aus einem Theil des Filtrats wird durch phosphorsaures Natron Magnesia gefällt, der andere Theil des Filtrats wird verdampft, geglüht und, wenn Magnesia vorhanden war, mit Salmiak gemengt und nochmals geglüht, dann wird die Masse mit Wasser ausgezogen und in einem Theil des Filtrats Kali durch Platinchlorid gefällt; ein anderer Theil wird verdampft und eine Probe davon an einem sehr reinen Platindraht in die Flamme des Löthrohrs gebracht, wobei gelbe Färbung Natron anzeigt. Ammoniak erkennt man durch den Geruch beim Erwärmen der Originalsubstanz mit Kalilauge. In ähnlicher Weise werden die Säuren nachgewiesen, von welchen mehrere schon bei der Voruntersuchung erkannt, andere durch die Gegenwart gewisser Metalle ausgeschlossen werden.

Die **quantitative** A. setzt genaue Kenntnis der qualitativen Zusammensetzung des zu untersuchenden Körpers voraus; denn erst wenn man alle etwa in einer Lösung vorhandenen Körper kennt, kann man daran gehen, die einzelnen in bestimmten, nicht leicht zersetzbaren, am besten unlöslichen Verbindungen abzuscheiden. Auch hierbei ist ein systematisches Verfahren nothwendig, und noch viel mehr, als die qualitative, verlangt die quantitative A. umfassende chemische Kenntnisse, Umsicht und Uebung. Das Verfahren richtet sich ganz nach dem vorliegenden Fall und muß oft durch das Vorhandensein eines bestimmten Körpers wesentlich modificirt werden. Die in der Form irgend einer passenden Verbindung abgeschiedenen Elemente werden ihrer Menge nach bestimmt, indem man die fragliche Verbindung, wenn sie unlöslich ist, auswäscht, trocknet, nach Umständen glüht und wägt. Aus ihrer bekannten Zusammensetzung läßt sich dann leicht jeder Bestandtheil berechnen. Man unterscheidet aber bei der quantitativen A. mehrere specielle Fälle und Verfahren. Eigenthümlich ist besonders die Untersuchung organischer Substanzen durch die **Elementaranalyse**. Auch hier muß eine qualitative A. vorausgehen, um vor

allem die Gegenwart von Schwefel, Phosphor, Chlor, Brom, Jod nachzuweisen, da dieselbe das Verfahren wesentlich modificirt. Quantitativ bestimmt man diese Elemente nach geeigneter Zerstörung der organischen Substanz in dem Rückstand auf gewöhnliche Weise. Bei der Elementaranalyse handelt es sich hauptsächlich um Bestimmung von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff. Die beiden erstern werden immer durch Oxydation bei hoher Temperatur in Kohlensäure und Wasser übergeführt, Stickstoff wird bei dieser Oxydation als solcher ausgetrieben und gemessen, oder er wird in einem besondern Verfahren durch Glühen der Substanz mit Natronkalk in Ammoniak übergeführt, welches man in Säure auffängt und dann leicht quantitativ bestimmen kann. Die Ausführung der Elementaranalyse erfordert die allergrößte Sorgfalt. Man hat sich durch alle zugänglichen Mittel von der vollkommenen Gleichartigkeit der Substanz zu überzeugen und höchst sorgfältig die hygroskopische Feuchtigkeit durch Austrocknen zu entfernen. Eine genau abgewogene Menge wird dann mit frisch geglühtem Kupferoxyd sorgfältig gemengt und so in ein schwer schmelzbares Glasrohr gebracht, daß an beiden Enden des Rohrs reines gekörntes Kupferoxyd und in der Mitte die Mischung von pulverigem Kupferoxyd mit der organischen Substanz liegt. Das Rohr ist an einem Ende in eine Spitze ausgezogen und zugeschmolzen, am andern Ende mit einem durchbohrten Kork versehen, in welchem ein gewogenes Chlorcalciumrohr steckt; letzteres steht mit einem Kugelapparat in Verbindung, welcher koncentrirte Kalilauge enthält. Bei geeignetem Erhitzen wird nun durch den Sauerstoff des Kupferoxyds die organische Substanz vollständig verbrannt, Wasserdampf und Kohlensäure entweichen, und ersterer wird im Chlorcalciumrohr, letztere im Kaliapparat vollständig absorbirt. Ist bei lebhafter Rothglut die Verbrennung vollendet, so bricht man die ausgezogene Spitze des Verbrennungsrohrs ab, saugt noch einen Luftstrom durch das Rohr, um die darin enthaltenen Gase in die Absorptionsapparate zu bringen, und wägt schließlich letztere. Dies Verfahren erleidet nun mannigfache Abänderungen: Flüssigkeiten werden in einem Röhrchen in das Verbrennungsrohr gebracht, schwer verbrennliche Körper verbrennt man mit chromsaurem Blei oder mit Hülfe eines durch das Rohr geleiteten Sauerstoffstroms, und bei Gegenwart von Stickstoff, Schwefel, Chlor, Brom und Jod sind besondere Vorsichtsmaßregeln nöthig, damit nicht Verbindungen dieser Elemente in die Absorptionsapparate gelangen und als Kohlensäure oder Wasser verrechnet werden. Der Sauerstoffgehalt organischer Verbindungen wird gewöhnlich nicht direkt bestimmt, sondern man berechnet den Procentgehalt an allen andern Bestandtheilen, und was dann an 100 Proc. fehlt, wird als Sauerstoff in Rechnung gebracht.

Während die gewöhnliche quantitative A. die in einer Substanz enthaltenen Elemente mühsam in Form von bestimmten Verbindungen abscheidet und wägt, gelangt die **volumetrische** oder **titrimetrische** A. (**Titrirmethode** oder **Maßanalyse**) weit schneller zum Ziel, indem sie mit Flüssigkeiten von genau bekanntem Gehalt an gewissen Reagentien arbeitet und untersucht, wie viele Volume von diesen Flüssigkeiten zur Erzielung eines bestimmten Effekts verbraucht werden. Die Maßanalyse ist in dem Augenblick am Ziel, wo für die Gewichtsanalyse die mühsamste und zeitraubendste Arbeit erst beginnt. Gesetzt, man habe eine Lösung von salpetersaurem Silberoxyd und solle den Silbergehalt bestimmen. Es ist dann das Silber in unlösliches Chlorsilber überzuführen, dieses auszuwaschen, zu trocknen, zu glühen und zu wägen. Nach der Titrirmethode arbeitet man dagegen mit einer Chlornatriumlösung von bestimmtem Gehalt, läßt von derselben vorsichtig zu der Silberlösung fließen und sperrt den Zufluß bei dem ersten Tropfen, welcher keinen Niederschlag von Chlorsilber mehr erzeugt, also in dem Augenblick, wo das Silber vollständig gefällt ist. Damit ist die Arbeit gethan, denn wenn man nun weiß, wie viel Chlornatriumlösung verbraucht ist und wie viel Chlor 1 Kubikcentim. derselben enthält, so läßt sich genau berechnen, wie viel das gefällte Chlorsilber wiegt, welches der Gewichtsanalytiker erst noch für die Wägung herzurichten hat. Man bedient sich zur Ausführung der Maßanalyse graduirter Röhren (**Büretten**), welche senkrecht aufgestellt werden und unten mittels eines kurzen Kautschukrohrs mit einem engen Ausflußröhrchen versehen sind. Das Kautschukrohr aber ist durch einen Quetschhahn leicht zu öffnen und zu verschließen. Für die Reagenzlösungen wird in besondern Operationen und ein für allemal der Wirkungswerth der Quantitätseinheit, der **Titer**, festgestellt, und man nennt die Lösungen, für welche dies geschehen ist, **titrirte Lösungen** (**Normallösungen, Maßflüssigkeiten**). Man bedarf deren nicht sehr viele, denn man weiß bei der Maßanalyse gewisse Reaktionen so geschickt zu benutzen, daß man mit Hülfe derselben eine große Reihe von Körpern quantitativ bestimmen kann. Man erkennt in der Regel das Ende des chemischen Processes an einer Farbenveränderung in der Flüssigkeit selbst (Lackmus, übermangansaures Kali, Bildung von Jodstärke &c.), oder tupft mit einem in die zu untersuchende Flüssigkeit getauchten Glasstab auf ein geeignetes Reagenzpapier. Die Maßanalyse ist nicht bestimmt, die Gewichtsanalyse zu verdrängen, sondern zu ergänzen. Manche Bestimmungen sind überhaupt nur gewichtsanalytisch auszuführen, und vor allem besitzt die Maßanalyse den Nachtheil, daß sie eigentlich niemals den zu bestimmenden Körper, sondern nur eine seiner chemischen Eigenschaften ins Auge faßt, welche niemals diesem allein und ausschließlich zukommt. Ein der Methode inhärirender Fehler wird daher im allgemeinen leichter übersehen, als bei der direkten Gewichtsanalyse, welche das zu Bestimmende in Gestalt einer greifbaren Substanz liefert, welche auf Reinheit geprüft und, wenn nöthig, weiter gereinigt werden kann.

Volumetrisch wird auch die Bestimmung der Bestandtheile eines Gasgemenges ausgeführt. Diese **eudiometrische** (**gasometrische, gasvolumetrische**) A. (**Eudiometrie, Gasometrie**) beruht auf successiver Anwendung von Absorptionsmitteln (Wasser, Schwefelsäure, Kalilauge, Kalihydrat, Pyrogallussäure in Kalilauge gelöst, Kupferchlorür in Salzsäure oder Ammoniak gelöst, Vitriolöl, Schwefelsäureanhydrid, Brom, Eisenvitriol, Braunstein &c.), welche gewisse Gase aus dem Gasgemenge absorbiren, oder ist eine Art Elementaranalyse, setzt aber in diesem Fall ein verbrennliches Gasgemisch als Untersuchungsobjekt voraus. Man bringt zu einem bekannten, über Quecksilber abgesperrten Volumen ein bekanntes überschüssiges Volumen von

Sauerstoff oder Wasserstoff (je nach der Natur des zu bestimmenden Gases), entzündet dieses in einem verschlossenen Maßrohr mittels des elektrischen Funkens und bestimmt von den bei der Verbrennung in Betracht kommenden Gasquantitäten so viele, als für die Lösung des Problems nöthig sind.

Ist das Mikroskop ein wichtiges Hülfsmittel bei der chemischen A., so erfordert anderseits die Untersuchung mikroskopischer Objekte besondere Methoden. Diese **mikrochemische** A. liefert besonders bei vegetabilischen und animalischen Substanzen erwünschte Aufschlüsse und ist in neuester Zeit auch auf die Geologie angewandt worden. Man benutzt dabei besonders solche Reagentien, welche gewisse Stoffe, z. B. Stärkekörner, Cellulose, Proteïnkörper intensiv färben, und erlangt dadurch oft das einzige Mittel, die nähere Zusammensetzung der Gewebe kennen zu lernen. Auch die kleinsten Krystalle können mit dem Mikroskop unterschieden werden, und zur Winkelmessung an denselben ist ein Mikrogoniometer konstruirt worden. Vielseitige Anwendung findet das Mikroskop besonders in der **zoochemischen** A., welche die chemischen Bestandtheile thierischer Materien erforscht und wegen des oft wenig ausgeprägten Charakters der hier in Frage kommenden Verbindungen wohl die schwierigste Disciplin der chemischen A. ist. Sie bedient sich daher auch aller irgend zugänglichen Hülfsmittel, z. B. auch der **Dialyse**, welche zur Trennung von Substanzen die verschiedene Diffusionsfähigkeit derselben benutzt. Durch eine Membran von reinem Wasser getrennt, treten aus der zu untersuchenden Substanz in das letztere besonders krystallisirbare Stoffe über, während eiweißartige Stoffe, Gummi, Schleim &c. durch die Membran nicht hindurchtreten. Diese Materien hindern aber sehr wesentlich den Verlauf vieler Reaktionen, daher ist dies Verfahren von großem Werth für die Nachweisung von Alkaloïden bei der gerichtlichen A. Die Alkaloïde sind ohnehin schwer nachzuweisen, und für gerichtliche Zwecke ist es sehr erwünscht, den aufgefundenen Körper in Natura vorlegen zu können. Solche Isolirung und Reindarstellung der leicht zersetzbaren Alkaloïde wird eben durch die Dialyse sehr erleichtert.

Ein eigenthümliches Verfahren, in einem Gemisch zweier ähnlichen Körper die Menge eines jeden zu bestimmen, befolgt die **indirekte Analyse**. Während man z. B. aus einem Gemisch von Kali- und Natronsalz nach dem gewöhnlichen Verfahren das Kali durch ein Fällungsmittel abscheiden würde, um es für sich zu wägen, führt die indirekte A. beide Körper, ohne sie von einander zu trennen, in eine andere Verbindung über und berechnet aus der Quantität der letztern mit Hülfe der Aequivalentgewichte die Menge eines jeden Körpers. Man benutzt dieses Verfahren in den Fällen, wo die Trennung zweier Substanzen mit Schwierigkeiten verbunden ist, z. B. zur Bestimmung kleinerer Mengen von Brom- oder Jodverbindungen in Chlorverbindungen. Man fällt die Chlor- und Bromverbindungen gleichzeitig durch ein bekanntes Quantum von salpetersaurem Silberoxyd, und aus dem Gewicht des erhaltenen Gemenges von Chlor- und Bromsilber, verglichen mit der Menge reinen Chlorsilbers, welches die angewandte Silberquantität der Rechnung nach hätte liefern müssen, erhält man die Menge des vorhandenen Broms. Auch auf Alkalien und andere Basen, sowie auf Säuregemische ist die indirekte A. anwendbar, jedoch mit der Beschränkung, daß die zu bestimmenden Körper hinreichend verschiedene Atomgewichte besitzen müssen. Je größer die Differenz ist, um so größer ist die zu erreichende Genauigkeit, während Körper von gleichen oder nahezu gleichen Atomgewichten die Anwendung der indirekten Methode nicht gestatten.

Endlich sind noch analytische Methoden zu erwähnen, welche nur physikalische Verhältnisse in Betracht ziehen. Die **densimetrische** A. ermittelt das specifische Gewicht von Flüssigkeiten und berechnet daraus den Gehalt der letztern an einem bestimmten Körper. Das gebräuchlichste Instrument für diese Zwecke ist das Aräometer. Auch auf feste Körper ist die densimetrische A. anwendbar, da man z. B. aus dem specifischen Gewicht der Kartoffeln auf deren Stärkmehlgehalt schließen kann. Die **kalorimetrische** A. bestimmt die Menge eines Körpers aus der Intensität einer durch diesen Körper gefärbten Lösung. Hat man eine Normallösung von bekanntem Gehalt, so kann man die zu untersuchende Lösung mit derselben in der Weise vergleichen, daß man die Dicke der Schicht so lange verändert, bis gleiche Intensität erzielt ist, oder man verdünnt die Probeflüssigkeit, bis gleich dicke Schichten von ihr und der Normallösung gleiche Intensität zeigen. Es sind für beide Methoden Apparate konstruirt worden, und für gewisse Zwecke sind dieselben sehr empfehlenswerth. Einer allgemeinern Verwendung der kalorimetrischen A. steht aber der Umstand entgegen, daß es kaum eine gefärbte Lösung gibt, deren Färbung genau proportional ist mit ihrem Gehalt an färbender Substanz, und daß farblose Körper nicht selten die Färbung wesentlich beeinflussen. Am häufigsten ist die kalorimetrische A. zur Bestimmung von Metallen angewandt worden; eine ganze Reihe von Methoden stützt sich ferner auf die Bestimmung der braunen Farbe, mit der Jod in Jodkalium sich löst. Alle Reaktionen, bei denen das Jod in einer Jodkaliumlösung zum Theil frei gemacht wird, können so quantitativ verfolgt werden. Ganz besonders ist die Methode auch für organische Farbestoffe ausgebildet worden, und zwar sowohl für die Zwecke der Färberei zur Ermittelung des Werthes von Pigmenten, wie für die Zuckerfabrikation, um die Wirkung der Knochenkohle zu verfolgen. Auch der Fettgehalt der Milch ist auf optischem Wege bestimmbar. Im Anschluß hieran ist der Ermittelung des **Polarisationsvermögens** von Flüssigkeiten zu gedenken, welche besonders zu Bestimmung des Zuckergehalts der Rüben, des Rohzuckers &c. in Anwendung kommt. Auch das **Lichtbrechungsvermögen** von Lösungen oder Mischungen gestattet einen Schluß auf deren quantitative Zusammensetzung. Wenig genau, aber doch für technische Zwecke bisweilen recht brauchbar ist die sogen. **thermometrische** A., bei welcher man den bei einer bestimmten Reaktion und unter bestimmten Verhältnissen hervorgebrachten meßbaren Wärmeeffekt zu quantitativen Bestimmungen verwerthet. Erniedrigen zwei Salze bei ihrer Lösung in Wasser die Temperatur in ungleichem Maße, so kann die Zusammensetzung eines Gemisches der Salze ermittelt werden, wenn man die von demselben hervorgebrachte Temperaturerniedrigung mit dem Thermometer mißt. Das Verfahren ist sehr einfach und fördernd und bei der Alaun- und Salpeterfabrikation gut anwendbar. Noch werthvoller aber

ist die Methode für die sonst so schwierige Unterscheidung der fetten Oele, welche sich beim Vermischen mit koncentrirter Schwefelsäure sehr ungleich erwärmen. Man muß aber beachten, daß bei der thermometrischen A. geringe Umstände, wie Schnelligkeit der Reaktion, Größe und Masse der Gefäße ꝛc., wesentliche Abweichungen hervorbringen können, wenn man nicht stets alle Umstände möglichst gleich macht.

Als selbständiger Zweig der chemischen A. hat sich die Spektralanalyse ausgebildet, welche aber nicht nur die Flammenfärbungen und ihre Spektrallinien berücksichtigt, sondern auch die Veränderungen, welche ein durch eine Beleuchtungsflamme hervorgerufenes kontinuirliches Spektrum erleidet, wenn man das von der Flamme ausgehende Licht, bevor es in das Prisma tritt, durch eine nicht zu dicke Schicht der Lösung des zu untersuchenden Stoffes gehen läßt. Das Spektrum erscheint in solchem Fall nicht mehr kontinuirlich, sondern zeigt an bestimmten Stellen dunkle Streifen (Absorptionsstreifen, Spektralbänder), welche durch Lichtabsorption hervorgerufen werden, die in den verschiedenen Theilen des Spektrums eine verschieden starke ist. Diese Streifen sind durch ihre Zahl, Breite, Begrenzung und durch ihre unveränderliche Lage für die betreffenden Stoffe charakteristisch. Man hat mit diesem Hülfsmittel gerade solche Stoffe nachweisbar gemacht, welche sonst der chemischen A. äußerst schwer zugänglich sind. Weiteres s. Spektralanalyse.

Literatur. A. im allgemeinen und qualitative A.: Wöhler, Die Mineralanalyse in Beispielen (2. Aufl., Gött. 1861); Rammelsberg, Leitfaden für die qualitative chemische A. (5. Aufl., Berl. 1867); Geuther, Kurzer Gang in der chemischen A. (3. Aufl., Jena 1872); Derselbe, Erste Uebung in der chemischen A. (2. Aufl., das. 1872); Wolff, Anleitung zur qualitativen chemischen Untersuchung anorganischer Stoffe (2. Aufl., Stuttg. 1867); Zettnow, Anleitung zur qualitativen chemischen A. ohne Anwendung von Schwefelwasserstoff (Berl. 1867); Wartha, Die qualitative chemische A. mit Anwendung der Bunsen'schen Flammenreaktionen (Zürich 1867); Birnbaum, Leitfaden der chemischen A. für Anfänger (Leipz. 1869); Will, Anleitung zur chemischen A. (9. Aufl., das. 1873); Derselbe, Tafeln zur qualitativen chemischen A. (9. Aufl., das. 1873); Beilstein, Anleitung zur qualitativen chemischen A. (3. Aufl., das. 1873); Fresenius, Anleitung zur qualitativen chemischen A. (13. Aufl., Braunschw. 1870); Sonnenschein, Handbuch der analytischen Chemie; qualitative A. (Berl. 1870); Städeler, Leitfaden für die qualitative A. (5. Aufl., Zürich 1871); Wittstein, Anleitung zur A. von Pflanzen und Pflanzentheilen auf organische Bestandtheile (Nördl. 1868); Hoppe-Seyler, Handbuch der physiologischen und pathologischen chemischen A. (3. Aufl., Berl. 1870); Gorup-Besanez, Anleitung zur qualitativen und quantitativen chemischen A. (3. Aufl., Braunschw. 1871); Bolley, Handbuch der technisch-chemischen Untersuchungen (3. Aufl., Leipz. 1866); Duflos, Handbuch der angewandten A. (4. Aufl., Bresl. 1871); Hager, Untersuchungen (Leipz. 1870 ff.); Kerl, Leitfaden bei qualitativen und quantitativen Löthrohruntersuchungen (2. Aufl., Klausthal 1862); Scheerer, Löthrohrbuch (2. Aufl., Braunschw. 1857). Quantitative A.: Fresenius, Anleitung zur quantitativen chemischen A. (6. Aufl., das. 1872); Rammelsberg, Leitfaden für die quantitative chemische A. (2. Aufl., Berl. 1863); Rose, Ausführliches Handbuch der analyt. Chemie (6. Aufl., Leipz. 1867—71, 2 Bde.); Sonnenschein, Handbuch der analytischen Chemie; quantitative A. (Berl. 1871); Bunsen, Gasometrische Methoden (Braunschw. 1857). Maßanalyse: Mohr, Lehrbuch der chemischen Titrirmethode (4. Aufl., Braunschw. 1873); Rieth, Die Volumetrie oder chemische Maßanalyse (Bonn 1871); Fleischer, Titrirmethode (Leipz. 1871). Gerichtliche A.: Duflos, Prüfung chemischer Gifte (Bresl. 1867); Derselbe, Handbuch der angewandten gerichtlichen chemischen A. der chemischen Gifte (das. 1873); Dragendorff, Gerichtlich-chemische Ermittelung von Giften (Petersb. 1868); Otto, Anleitung zur Ausmittelung der Gifte und zur Erkennung der Blutflecken (4. Aufl., Braunschw. 1870). »Zeitschrift für analytische Chemie«, herausgeg. von Fresenius (Wiesb. seit 1864).

Analysiren (griech.), eine Analyse von etwas machen; Analysis, s. Analyse.

Analytik (griech.), nach dem Vorgange von Aristoteles, in seinem »Organon«, der elementarische Theil der Logik, die Lehre von den Regeln des Wissens des Wahren, des Gewissen (Apodiktischen), umfaßt die Regeln des Denkens und wird durch Auflösung (Analysiren) der Verstandesthätigkeit in ihre einzelnen Momente gewonnen. Unbestimmte A. heißt in der Mathematik der Theil der Algebra, der von Auflösung der unbestimmten algebraischen Aufgaben handelt, bei denen weniger Gleichungen als unbekannte Größen gegeben sind. Für ihren Erfinder gilt der Alexandriner Diophantos, nach dem sie auch früher die diophantische Analysis genannt wurde.

Anam (Ngan-nam, »beruhigter Süden«), ein Kaiserreich auf der Ostküste von Hinterindien (s. Karte »Hinterindien«). Das Land wird im W. durch die östlichste Meridiankette, welche die hinterindische Halbinsel in sechs lange, nicht sehr breite Thäler zerlegt, vom Binnenlande, dem obern Lao, geschieden; die Kette, für die kein Name angegeben ist, fängt vom 22.° nördl. Br., 102.° östl. L. v. Gr. an und durchstreicht das Land in südöstlicher Richtung bis zum 14.° nördl. Br., von wo an sie südwärts läuft und an der Südspitze bei Kap St. James (St. Jago), 10° 16′ nördl. Br., 107° 10′ östl. L. v. Gr., ans Meer tritt. Der Hauptfluß ist der Sangkoi oder Tongking-Fluß, der aus Yunnan kommt und an Kescho, der Hauptstadt des nördlichen Kreises Tongking, vorbeifließend unter 20° nördl. Br. ins Meer sich ergießt; er ist bis nach Yunnan schiffbar und wird gegenwärtig von einer französischen gut ausgerüsteten Expedition, die Sept. 1873 von Hongkong aufbrach, genauer erforscht. Der Me-Khong ist jetzt der Hauptfluß von Kambodscha geworden und durchzieht A. nur mehr in seinem mittlern Lauf. Das Reich wurde erst zu Ende des 18. Jahrh. aus den drei Theilen Tongking (Dongngoai, »Außenland«, oder Dongkinh-bak, »Nordland«) im N., Kotschinchina (Drang-trong, »Mittelland«, beide unter 17½° nördl. Br. durch eine Mauer getrennt) und Kambodscha im S. gebildet, hat aber die südliche Provinz 1858 an die Franzosen verloren. In seinem gegenwärtigen Umfang enthält A. 361,100 QKilom. (6585 QM.). Es liegt ganz in der südlichen Zone; die Jahresisotherme von 23° C. durchschneidet es in

seinem mittlern Theil von O. nach W. Der Südwestmonsun bringt in Kotschinchina im April die trockne Jahreszeit, der von NO. im Oktober den Regen; die höhern Gebirgsländer im N. mögen hierin, wie in Vorderindien, einigen Unterschied zeigen. Die Produkte der Pflanzenwelt sind die gewöhnlichen tropischer Länder (Reis, Gewürze, Zucker 2c.); der Tekbaum scheint hier nicht vorzukommen, dagegen findet sich das vielgeschätzte Aloëholz. An Metallen und Edelsteinen ist der Norden reich; die Fauna bietet nichts besonderes. Das Bergland ist mit Wäldern bedeckt, die Niederung und in den mittlern Provinzen auch die Hügel prangen mit Kulturen aller Art; die Düngung wird durch Bewässerung aus den unzähligen auch der Schiffahrt dienenden Kanälen bewerkstelligt. Die Viehzucht ist unbedeutend. Crawfurd, der beste Kenner dieser Länder, lobt Anams Seehäfen; schon die alten Kulturvölker, dann im Mittelalter die Araber unterhielten einen lebhaften Handel mit dem an Kambodscha angrenzenden Bezirke Tschampa (Hauptort Binthuan).

Die **Bewohner**, kaum über 6 Mill., haben die meiste Aehnlichkeit mit den Chinesen und sind als von China eingewandert zu betrachten; aus den chinesischen Annalen können wir hoffen, über Zeit und Umstände ihrer Einwanderung noch näheres zu erfahren. Sie sind stämmig, untersetzt und der kleinste Menschenschlag Hinterindiens, im Mittel 1,6 Meter groß. Die Gesichtsform ist mehr rund, die Backenknochen sind weniger vorstehend als bei den Chinesen, die Augen meist rund und klein, schwarz und lebendig, die Stirn ist niedrig, die Nase meist platt. Das Haupthaar ist schwarz und dicht, der Bart am Kinn dünn, üppiger der Schnurrbart; die Gesichtsfarbe ist fahl, ohne jegliche Röthe. Reste der Urbewohner haben sich besonders in der Meridiankette erhalten, man nennt sie **Moi**; von fremden Nationen haben sich in den Kultursitzen Chinesen und Malayen beigesellt. Die Kleidung beider Geschlechter ist die altchinesische Tracht: buntfarbige, weite Pantalons, um den Gürtel mit einer Schärpe, ein bis auf die Waden reichender Rock von Baumwolle und mit sehr weiten Aermeln, auf der rechten Seite am Hals eng zugeknöpft; darüber tragen die Frauen noch einen bis auf die Knöchel herabfallenden Rock und die Männer als Staatskleid einen eben solchen seidenen, buntfarbigen oder schwarzen, der je nach ihrem Rang mit verschiedenartigen Stickereien verziert ist. Das gemeine Volk kleidet sich in dunkelfarbige Baumwolle. Orange ist die Farbe des Königs, die Flagge aber weiß. Das Haar bleibt ungeschoren und wird hinten aufgebunden; Kopfbedeckung ist ein Turban von blauem oder schwarzem Krepp, bei Aermern ein großer gefirnister Strohhut. Die Wohnhäuser stehen auf Pfählen, wo in der Niederung Wasser und Ungeziefer drohen; es sind Hütten mit Lehmwänden und Dächern von Schilf und Stroh, oder Häuser aus Holz mit Ziegeln gedeckt, auf Terrassen gebaut und von Säulen umgeben, die das hervorragende Dach tragen. Die **Sprache** gehört zu den einsilbigen und ist im Grundwerk chinesisch; die Aussprache von der größten Bedeutsamkeit, insofern die Sprache sich dadurch so sehr dem Gesange nähert, daß der erste Portugiese, der sie hörte, Vögelgezwitscher zu hören glaubte. Langweilig genau ist der Anamite in der Wahl der Worte zur Bezeichnung der Grade von Respekt und Ehre, die man dem Höhern schuldet; die Phrasen sind widerlich lang und servil. Zur Schrift gebraucht man chinesische Zeichen, wobei jedoch Abweichungen in der Kombination der Zeichen vorkommen. Eine andere Literatur als die chinesische gibt es nicht. Das Volk ist heiter, schwatzhaft, voll Humor, verweichlicht, eitel; es hält sich für das erste Volk nach den Chinesen. Durch den Despotismus, der vom Herrscher an bis zum untersten Diener geltend gemacht wird, ist aber jedes bessere Gefühl erstickt; die Beamten sind im höchsten Grade raubsüchtig. Die Religion ist buddhaistisch; die Vornehmen bekennen sich meist zur Lehre Kon-fu-tse's. Tempel, Ceremonien, Feste 2c. sind mit geringer Abweichung chinesisch. Den Ahnen und den guten und bösen Geistern wird in Kapellen geopfert; große Tempel gibt es wenige. Gewöhnlich sind die Tempel einstöckig, mit vorlaufendem, auf Säulen ruhendem Dach, an der Seite offen und mit Gitter versehen. Die dortigen Christen, vermischte Abkömmlinge der (1624) aus Macao und Japan nach dem Christenmorde im letztern Lande eingewanderten, sowie der aus Malakka vertriebenen Portugiesen, sind, obwohl sie über 500,000 Köpfe zählen sollen, ohne Einfluß und werden eifersüchtig überwacht. Der Ackerbau wird auf chinesische Art betrieben. Die Gewerbserzeugnisse sind zwar besser als im östlichen Hinterindien, aber feinere Gewebe fehlen, auch ist Zeugdruck unbekannt; schön sind nur die Lack- und feinern Metallwaaren; Eisen zu stählen ist den Anamiten noch unbekannt. Die der Entwickelung noch sehr fähige Seidenzucht und Seidenweberei steht derjenigen von China weit nach. Der Binnenhandel ist nicht unbedeutend, und es fehlt nicht an Landstraßen mit schönen Brücken, wie auch die Kanäle und im N. der Sangkoi bequeme Wasserverbindungen gewähren. Am auswärtigen Handel betheiligen sich die Anamiten wenig; er ist in den Händen der Chinesen. Auch die Kleinhändler sind meist Chinesen. Das Geld wird nach dem Gewicht benannt, ist aber gemünzt. Die kleinste Münze ist das Sapek von Zinn mit dem Bilde des Kaisers, 60 = 1 Maß, 10 = 1 Kwan, deren 1½ auf den span. Piaster (zu 4 Mark) gerechnet werden. Sapeks werden gewöhnlich zu 600 an ein Rohr gesteckt und so ausgegeben. Auch sind Gold- und Silberklumpen in Umlauf.

Verfassung und Regierung in A. sind denen von China nachgebildet; aber die Zustände sind ungleich trauriger. Der Kaiser ist unumschränkter Herrscher; er beansprucht als landesväterlich gesinnter Monarch betrachtet zu werden, aber seine und seiner Beamten Herrschaft ist eine Schreckensregierung. Die Erbfolge geht auf den ältesten Sohn über, wenn der Kaiser nicht anders verfügt. Nur eine Gemahlin ist Kaiserin, Frauen zweiten Ranges und Konkubinen gibt es aber in Menge. Ein Staatsrath und 6 Minister (für Ceremonien und Religion, Archive, Krieg, Schatz, Justiz, Bau- und Seewesen) mit 3 Kun, deren einer, der Mandarin der Elefanten, eigentlich Premierminister ist, regieren das Reich. Die Aristokratie der Civil- und Militärmandarinen ist im Besitz der Verwaltung; sie theilt sich in 10 Klassen. Jede Provinz hat ihren Gouverneur (einen Militärmandarin) und ihren Neben- und Untergouverneur (2 Civilmandarinen), die zusammen den Rath der Provinz bilden. Jede Provinz zerfällt in 3 Huyen (Departements), diese in 3–4 Fu (Distrikte), jeder Distrikt in Dörfer. Die Bauerschaft wählt ihren Bauermeister, der die Steuern eintreibt. Die Rechtspflege wird ganz nach Willkür gehandhabt, und zwar in der untersten Instanz von Dorfrichtern mit aus der Gemeinde

gewählten Beisitzern, in den höhern Instanzen von den Behörden der Huyen und Fu. Die Strafen sind höchst grausam, für kleinere Vergehen Prügel, Gefängnis, Tragen eines hölzernen Halsbandes; für größere Verbrechen Einschmieden in Eisenketten, Verstümmelungen, Enthauptung; auch die Tortur wird nur zu regelmäßig in Anwendung gebracht. Die Finanzen wurden sparsam verwaltet, die Abtretung Kambodscha's an die Franzosen und die vielen Kriege haben jedoch den Schatz geleert und die Bedrückungen gehäuft. Kopfsteuer (1 Dollar auf den Kopf), Grundsteuer, Fronen, Handelszoll und außerordentliche Auflagen, Pacht von Krongütern, Monopole bilden die Einnahme in Geld und Naturalien. Kriegsdienstpflichtig sind alle Männer zwischen 18—60 Jahren; sie werden so häufig einberufen, daß hauptsächlich dadurch die Feldarbeit den Frauen zur Last fällt. Die präsente Mannschaft dient jedoch nicht bloß als Soldaten, sondern wird zu den mannigfachsten Staatsverrichtungen verwendet, zu Bauten, als Schiffer, Diener der höhern Beamten rc. Der Drill ist sehr schlecht, als Schützen taugen sie gar nichts. Der stehende Stamm beträgt 10—20,000 Mann Infanterie; die Kavallerie ist unbedeutend. Eine Kriegsflotte gibt es nicht; doch liegen in den Häfen einige mit 16—24 Stück Kanonen bewaffnete Schiffe, und außerdem hat man eine Anzahl Ruderdschunken. Die Hauptstadt der Nordprovinz Tongking ist Kescho mit 100,000 Einw.; Reichshauptstadt und Hauptort von Kotschinchina ist Hue (Phu-thua-thien) mit 60,000 Einw.

Geschichtliches. Tongking und Kotschinchina wurden 214 v. Chr. von dem chines. Fürsten Tsinschihoang-ti erobert und mit chinesischen Kolonisten besetzt. Von Indien, von Ceylon aus, ist der Buddhismus ins Land gekommen. Um 263 n. Chr. empörte sich einer der Großen in Kotschinchina, und bildete dann vorübergehend ein eigenes Reich. In Tongking blieben die Chinesen bis 939 n. Chr. die Herren. Damals riß es sich von China los, ward dann eine Beute einheimischer Großen, welche den Titel Kung Vang (»Könige zweiten Ranges«) führten und von China als solche anerkannt wurden, und verfiel in Anarchie. Die drei abenteuerlichen Feldzüge (1280—1287) des Mongolenkaisers Khublai Chan gegen Tongking endeten mit einem für dieses günstigen Frieden. 1403 begann der Krieg, der 1428 mit Erringung der Unabhängigkeit Anams von China endete, obschon letzteres seine, wenn auch nur nominelle Oberherrschaft aufrecht erhielt. 1517 kamen die Portugiesen ins Land, später errichteten die Holländer eine Faktorei in der Hauptstadt Kescho. Tongking ward Hauptmacht; Kotschinchina bekam einheimische Unterkönige, litt aber sehr unter dem Druck der tongkinesischen Herrscher. 1737 brach in Kotschinchina die Revolution der Nyak aus; jahrelange Kämpfe folgten. König Ghialung, 1779 zur Regierung berufen und durch mehrfache Aufstände aus dem Lande getrieben, schloß 18. Nov. 1787 zu Versailles ein Schutz- und Trutzbündnis mit Frankreich, welches ihm gegen Abtretung der Halbinsel Turon und zwei benachbarter kleiner Inseln 20 Schiffe, 5 Regimenter, ½ Mill. span. Thlr. Kriegsbedarf rc. zusagte. Im Jahre 1789 kam der Bischof von Adran als Bevollmächtigter Ludwigs XVI. mit einem franz. Geschwader in Kotschinchina an und verhalf in dem darauf beginnenden Krieg um die Thronfolge (1792—1799) seinem Schützling zum Sieg. Dieser ließ sich darauf als Kaiser von A. ausrufen, und seitdem ist Tongking und Kotschinchina dauernd in Einer Hand vereinigt geblieben. Ihm folgte 1820 sein natürlicher Sohn Minh-mang unter Ausschluß des legitimen Erben. Derselbe begann, durch die politischen Umtriebe der zahlreichen französischen und spanischen Missionäre mißtrauisch gemacht, eine blutige Verfolgung der Christen, die unter seinem Sohne Thieoutri, der ihm 1841 folgte, fortdauerte. Um ihr Einhalt zu thun, erschien April 1847 zu Turon eine französische Flotte und forderte im Namen Frankreichs Glaubensfreiheit für die Christen. Da Thieoutri diese verweigerte, wurde seine Flotte von den Franzosen fast gänzlich vernichtet. Er hatte 1847 seinen zweiten Sohn Hoang-nam unter dem Namen Tu-duc (»tugendhafte Vergangenheit«) und unter Ausschluß des ältern Sohnes Hoang-boa zum Nachfolger eingesetzt. Tu-duc begann eine neue Christenverfolgung, als sein zurückgesetzter Bruder den französischen Bischof Lefèvre und die Christen für sich zu gewinnen trachtete. Da diese Verfolgung sich 1851 wiederholte, so wurde bei der französischen Regierung Klage erhoben. Diese sandte im September 1856 ein amtliches Schreiben an den Kaiser; da die Mandarinen dies anzunehmen sich weigerten, landeten die Truppen und erstürmten die Citadelle von Turon. Als darauf die Anamiten die angeknüpften Unterhandlungen absichtlich in die Länge zogen, segelte der Befehlshaber der Flotte 13. Febr. 1857 auf Anrathen des französischen Bischofs Pellerin wieder ab, worauf jedoch eine neue Christenverfolgung begann. Darauf beschloß die französische Regierung im Einvernehmen mit der spanischen eine Expedition nach Kotschinchina, und Ende August 1858 erschien ein spanisch-französisches Geschwader unter Rigault de Genoully vor Turon, das 1. Sept. im Sturm erobert ward. Im Februar 1859 fiel auch Saigon in Kambodscha. Im Februar 1861 wurde das befestigte Lager der Anamiten in der Nähe von Saigon gesprengt, und somit fiel die ganze Provinz Saigon den Franzosen zu. Vom December 1861 bis März 1862 wurden die Städte Bien-hoa in Kambodscha, Long-lap, Phuc-to und Ving-luong eingenommen und der Kaiser dadurch zur Annahme des Vertrags von Saigon (5. Juni 1862) bewogen, durch welchen die Provinzen Saigon, Bien-hoa und My-tho in Kambodscha an Frankreich abgetreten wurden. Letztere wurden darauf als »Cochinchine française« nach franz. Muster organisirt und in 3 Provinzen, 7 Departements, 16 Arrondissements, 82 Kantone und 1038 Gemeinden eingetheilt. Im Jahre 1862 besetzten die Franzosen auch die etwa 20 Meilen von der Küste gelegene Insel Pulo-Condore. Die westlichen Provinzen Vinh-long, Chan-doe und Hatien wurden 1867 von den Franzosen erworben. Die Anamiten, durch diese Schläge wie durch die Gefahren, die ihnen von Yunnan drohen, wo die mohammedan. Panthais ein eigenes Reich gründeten, bewogen, schickten 1871 nach langer Unterbrechung in Anerkennung einer Abhängigkeit von China den althergebrachten Tribut von 3 Elefanten rc., die im Oktober 1871 in Peking sammt der Gesandtschaft ankamen. Die große Gährung im eigenen Reich macht es China jedoch unmöglich, A. zu helfen, das immer mehr dem franz. Einfluß verfallen wird und seine Selbstständigkeit verlieren muß. Bereits beschuldigt die franz. Regierung den Kaiser von A. der Mitschuld an allen gegen die franz. Behörden gerichteten Verschwörungen, und hat die Ohnmacht der Anamiten, die Küsten gegen Einfälle von Seeräubern zu schützen,

benutzt, um A. durch ein Kriegsschiff, das 26. Jan. 1873 Saigon, die Hauptstadt des franz. Kotschinchina, verließ, auffordern zu lassen, sich unter französisches Protektorat zu begeben und franz. Truppen in Tongking zuzulassen. Ueber die Aufnahme, welche diese Forderungen beim Kaiser von A. fanden, ist bis jetzt (Ende 1873) noch nichts bekannt geworden. Vgl. Benfey, Indien (in Ersch' und Grubers »Encyklopädie«); Bastian, Die Völker des östlichen Asien, Bd. 1 (Leipz. 1866); Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungar. Mission nach Siam &c. (Stuttg. 1872).

Anamartesie (griech.), Sündlosigkeit.

Anamba, eine Gruppe meist kleiner Inseln im NW. von Borneo, zwischen 2 und 4° nördl. Br. Sie sind mäßig hoch, dicht bewaldet, bewohnt von Malayen und zerfallen in drei durch tiefe Kanäle getrennte Abtheilungen: eine nördliche, deren größte Insel Siantan ist, und zu der der schöne Hafen Clermont-Tonnerre gehört; eine mittlere, deren Hauptinsel Dschimadscha heißt, und eine nur aus kleinen Inseln bestehende südliche Gruppe.

Anamesit, sehr feinkörniger Dolerit.

Anamirta, s. Cocculus.

Anamnese (griech. Anamnēsis, »Erinnerung«), Bezeichnung der Mittheilungen, welche der Kranke selbst auf Befragen des Arztes über seinen Zustand macht. Für die Erkennung der Krankheiten gewährt die A. dem Arzte im allgemeinen nur sehr unsichere Anhaltspunkte. Indessen ist sie nicht wohl zu entbehren, besonders dann nicht, wenn es darauf ankommt zu ermitteln, ob und in welcher Weise der Patient schon früher erkrankt war. — Anamnestik, s. v. w. Mnemonik.

Anamorphose (griech. Anamorphōsis, »Umgestaltung«), die absichtlich verzerrte Abbildung eines Gegenstandes, die jedoch von einem gewissen Punkt aus oder durch gewisse Gläser betrachtet in richtigen Verhältnissen erscheint. Man unterscheidet optische, katoptrische und dioptrische Anamorphosen. Die optischen bedingen einen bestimmten Standpunkt, von wo aus sie gesehen werden müssen; z. B. Figuren, die in der Nähe betrachtet ohne Zusammenhang stehen, reihen sich, aus einiger Entfernung gesehen, zu Namenszügen, Wörtern u. dgl. zusammen, oder mehrere ganz verschiedene Bilder, in Streifen geschnitten und auf dreiseitige Prismen geklebt, bewirken, daß man von der rechten oder linken Seite jedesmal ein anderes Bild zu sehen glaubt. Katoptrische Anamorphosen sind solche, welche in cylindrischen, konischen oder pyramidenförmigen Spiegeln betrachtet werden müssen, um das wahre Bild zu zeigen, während sie, mit bloßem Auge gesehen, als verzerrte Gestalten erscheinen. Leupold erfand für die Herstellung solcher Bilder eine Maschine. Unter dioptrischen Anamorphosen versteht man solche, welche, durch ein Polyëder (vieleckig geschliffenes Glas) besehen, regelmäßige Bilder oder ganz andere zeigen, als ohne ein solches Glas zu sehen sind.

In der Botanik ist A. oder rückschreitende Metamorphose (Hemmungsbildung) diejenige Mißbildung der Pflanzen, bei welcher Blattgebilde der Blüte in die nächstniedrige Entwickelungsstufe zurückgegangen sind; so der Blumenblattkreis in einen Kelch, oder die Fruchtblätter in Staubgefäße, oder (die häufigste A.) Staubgefäß in Blumenblätter, wodurch die sogen. gefüllten Blüten entstehen. Die Rückbildung kann noch weiter gehen, indem Blütenblätter auf die Ausbildungsstufe grüner Laubblätter zurücksinken, was man Blütenauflösung (Antholyse) nennt. Diese letztere Erscheinung gewinnt für die botanische Morphologie eine besondere Bedeutung deshalb, weil sie nicht nur beweist, daß selbst die eigenthümlichst gestalteten Theile der Blüte, wie die Staubgefäße und die Griffel, wirkliche Blattgebilde sind, sondern auch nachweist, welchen Theilen des normalen Blattes diese Blütenorgane entsprechen (s. Metamorphose). Nehmen alle Blätter einer Blüte an der Antholyse theil, so wird aus der Blüte eine Laubknospe (Verlaubung, chloranthia). Die umgekehrte Erscheinung ist die vorschreitende Metamorphose, bei welcher Blattorgane die Ausbildung einer höhern Stufe annehmen, wie die Umwandlung des Kelchs in die Blume, der Blumenblätter in Staubgefäße, der Staubgefäße in Fruchtblätter oder endlich ganzer Laub- in Blütenknospen.

Ananas *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bromeliaceen, mit starren, an den Rändern stacheligen Blättern und mit einer zusammengesetzten, durch Verwachsung der Fruchtknoten mit der Axe des Blütenstandes und den Deckblättern entstandenen Frucht. A. sativa *Lindl.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen«) aus Brasilien, besitzt eine Anzahl aloëartiger, lanzettlicher, scharf sägezähniger Blätter und einen in einen Blattschopf endenden Blütenstand. Die sehr schnell verblühenden Blüten sind erst blau, dann purpur-, zuletzt lilafarbig. Durch Kultur sind über 60 Varietäten entstanden, und man findet die A. gegenwärtig in allen Welttheilen; sie gedeiht im Freien in West- und Ostindien, am Kap und in Australien; in Europa wird sie in eigenen Treibhäusern namentlich in England, bei uns in Planitz bei Zwickau, Görlitz, Leipzig, Berlin, Bamberg und Nürnberg gezogen. In Westindien bepflanzt man ein Stück Land von 25 Ar mit 1600—2000 Dutzend Setzlingen und gewinnt nach 2 Jahren bei der ersten Ernte etwa 1500, bei der zweiten und dritten 1000 Dutzend Früchte von 1,5—1,75 Kilogr. In Europa kultivirt man die A. seit 1830; sie erfordert hohe Temperatur und sehr große Sorgfalt. Zur Vermehrung benutzt man die am Wurzelstock im Spätsommer hervorkommenden Nebentriebe (Kindel), behandelt dieselben als Stecklinge, überwintert sie nach dem Bewurzeln bei mäßiger Wärme, verpflanzt sie im Frühjahr in den freien Grund eines Warmbeetes in lockere, sehr poröse Erde, gießt und düngt reichlich und verpflanzt sie im September in große Töpfe. Die Fruchtpflanzen werden in Töpfen oder im freien Grunde eines Warmbeetes, auch wohl im Moos weiter kultivirt. Thatsache ist, daß die Früchte im freien Grunde zwar größer werden, aber später reifen, als bei der Topfkultur. Jedenfalls ist starke Düngung und eine Temperatur von etwa 25° erforderlich. Man gießt und spritzt stark, hört aber mit letzterm beim Blühen und nach der Färbung der Früchte auf. Die reifenden Früchte werden sparsam begossen, und sobald sie sich färben, lüftet man stark, um das Aroma zu erhöhen. Hauptbedingung jeder guten Kultur ist, daß die Früchte nur kleine Kronen haben, was man durch sorgfältige Regelung der Bodenwärme und durch allerlei Kunstgriffe, Umwickelung mit Bindfaden &c. erzielt. Gegenwärtig kommen von außereuropäischen A. nach Deutschland, und zwar ausschließlich nach Hamburg, nur noch bräunliche brasilianische, welche aber an Aroma hinter den bei uns gezogenen zurückstehen. Man brauchte früher zur Heranziehung der reifen Früchte 3 Jahre, gegenwärtig reicht man mit 18—22

Monaten, vom Auspflanzen der Kindel an gerechnet, und Parton soll es durch umsichtige Anwendung stickstoffreicher Düngung dahin gebracht haben, die Frucht in 5—6 Monaten zur Reife zu bringen. Eine der größten Gefahren für die Ananaszucht ist die Ananasschildlaus (Coccus Bromeliae *Bé.*), welche oft ganze Pflanzungen zu Grunde richtet. Als bestes Vertilgungsmittel wird das Bestreichen der Blätter mit Kalkmilch angegeben. Die A. erreicht ein Gewicht von 3—6 Kilogr., bleibt aber gewöhnlich viel kleiner; sie besitzt einen süß säuerlichen Geschmack und ein ungemein feines Aroma, welches durch die Kultur wesentlich gewonnen hat. Man genießt sie frisch in Scheiben geschnitten, benutzt sie aber meist zur Bereitung von Ananasbowle und zu Konfitüren. In den Tropen läßt man den Saft gähren und gewinnt daraus Wein und Branntwein. Die Blätter liefern Fasern. Die erste A. kam 1514 nach Spanien an den Hof Ferdinands des Katholischen; die erste Beschreibung und Abbildung der Pflanze gab Hernandez de Oviedo in seiner »Naturgeschichte Indiens« 1535. Le Cour, ein holländ. Kaufmann, versuchte zuerst 1650 in seinem Garten zu Driehock bei Leyden die Kultur der A. und erzielte gute Früchte; der Earl of Portland brachte die Pflanze 1690 nach England, und Sir Mathew Decker gelang 1712 bei Richmond die erfolgreiche Kultur derselben.

Ananasäther (Ananasöl, Pine apple oil), Fruchtäther, besteht aus 1 Theil Chloroform, 1 Th. Aldehyd, 5 Th. Buttersäure-Aethyläther, 10 Th. Buttersäure-Amyläther und 3 Th. Glycerin. Ananasessenz ist eine Lösung des Aethers in Alkohol. Der A. dient zur Parfümirung, zu Konditorwaaren 2c.

Ananasinen (Ananasgewächse), monokotyledonische Pflanzenordnung im Braun'schen System, von der nahverwandten Ordnung der Liliifloren hauptsächlich dadurch unterschieden, daß die 3 äußeren Perigonblätter kelchartig grün, nur die 3 innern blumenkronartig gefärbt sind. Sie umfaßt nur die Familie der Bromeliaceen.

Ananaskirsche, s. Physalis.

Anandrie (griech.), Unmännlichkeit.

Ananeosis (griech.), Wiedererneuerung, Verjüngung.

Ananias, Sohn des Nebedäus, Hoherpriester von 50—60 n. Chr., wurde von dem Statthalter Syriens, Quadratus, gebunden nach Rom gesendet, erhielt aber nach glücklicher Beendigung seines Processes vom Kaiser Claudius die Erlaubniß, in sein Vaterland zurückzukehren, und verwaltete hier wieder das Hohepriesteramt. Er ließ den vor dem Hohen Rathe zur Verantwortung gezogenen Apostel Paulus mißhandeln und trat später gegen ihn als Ankläger vor dem Statthalter Felix auf. Beim Ausbruch des jüdischen Krieges ward er erschlagen.

Anapa (Anap), befestigte Hafenstadt im russ. Kaukasien, etwa 17 Kilom. von der Mündung des Kuban ins Schwarze Meer an der Stelle des alten Sinde, mit 9000 Einw. A. wurde 1784 durch franz. Ingenieure als türk. Grenzfestung gegen die Russen erbaut, von diesen unter Gudowitsch 22. Juni 1791 im Sturm genommen, aber im Frieden von Jassy 1792 zurückgegeben. Am 29. April 1807 abermals von den Russen erobert, ward es im Frieden von Bukarest (1812) wieder zurückgegeben. Am 28. Juni 1828 zum drittenmal von den Russen genommen, ward es im Frieden von Adrianopel (1829) an Rußland bleibend abgetreten. Als der Krimkrieg ausbrach, wurde A. zum Hauptwaffenplatz an der Küste des Kaukasus erhoben, beim Eindringen der verbündeten Flotten in das Asow'sche Meer aber wurden die Befestigungen von den Russen (1855) als unhaltbar zerstört. Jetzt ist A. wieder eine der wichtigsten Städte Kaukasiens als Garnisonsplatz, Flottenstation und Proviantplatz. Es steht in lebhaftem Handelsverkehr mit Poti und Trapezunt.

Anapäst (griech., »Zurückpraller«), Versfuß, aus 2 kurzen und einer langen Silbe bestehend, der umgekehrte Daktylus (◡◡–́). Der aus Anapästen gebildete Vers hat etwas Stürmisch-Bewegtes, das durch sparsam angebrachte Jamben und Spondeen (besonders im Auftakt) gemildert wird. Am gebräuchlichsten sind der zwei-, vier- und achtfüßige anapästische Vers. Letztern (Tetrameter), durch prächtig wogenden Gang ausgezeichnet, hat Platen nach dem Vorbilde des Aristophanes für die Chorstrophen seiner satirischen Komödien angewendet. Derselbe verlangt nach der ersten Dipodie einen scharfen Einschnitt; die Hauptcäsur fällt aber nach der zweiten Dipodie. Uebrigens kann er auch eine weibliche Endung haben und reimlos wie gereimt angewendet werden.

Anápher, s. Anaphora.

Anáphi (Namphio, das alte Anapho), eine der südlichen Kykladen, zwischen Stampalia und Thera, 68 QKilom. (1¼ QM.) mit ca. 1000 Einw. und gleichnamigem Hauptort. Auf der Südküste die Ruinen eines Apollotempels. Nach der Sage ließ Apollon die Insel durch einen ins Meer abgeschossenen Pfeil entstehen, um die Argonauten zu retten, die auf ihrer Rückfahrt, in Gefahr Schiffbruch zu leiden, ihn um Hülfe angerufen hatten.

Anaphonesis (griech.), das Schreien, Rufen; das Lautsprechen als Kur.

Anaphóra (griech., »Herauf-, Wiederholung«, Anápher), in der Rhetorik die nachdrucksvolle Wiederholung eines oder mehrerer Worte im Anfang auf einander folgender Sätze, z. B. Körners »Vater, ich rufe dich, Vater, erhöre mich!« Die Wiederholung der Worte am Ende der Rede heißt Epistrophe; sie bildete sich im Verse zum Refrain aus. Je nach der Stelle, an welcher die wiederholten Worte stehen, haben die Grammatiker in gelehrter Spielerei noch andere Figuren unterschieden (Epanaphora, Homöoteleuton, Epanalepsis, Symploke 2c.).

Anaphrodisie (griech.), krankhafter Mangel des Geschlechtstriebs; Verkümmerung der Geschlechtstheile.

Anaplastik (griech.), in der Chirurgie die Kunst, einem Körpertheil seine normale Form wiederzugeben, plastische Chirurgie.

Anaplerosis (griech.), das Ausfüllen, Ergänzen, namentlich von Wunden durch nachwachsendes Fleisch.

Anapneusis (griech.), das tiefe Aufathmen; Anapnoika, das Athmen befördernde Mittel.

Anaproselyt (griech.), ein seinem frühern Glauben wieder Gewonnener.

Anarchie (griech., »Herrschaftlosigkeit«), bezeichnet einen Zustand der menschlichen Gesellschaft, namentlich des Staats, in welchem die zur Herrschaft berechtigte Gewalt entweder ganz aufgehoben, oder in der Ausübung ihrer Machtbefugnisse theilweise oder vollständig gelähmt ist. Wo A. herrscht, da kann von Ordnung, Frieden und Freiheit nicht die Rede sein; das Lebenselement der A. ist die Willkür. Ein charakteristisches Kennzeichen der A. ist die Verlegung des Schwerpunkts der Herrschaft von der berechtigten höhern Einheit in die Willkür der Vielheit. Herrschaft und Freiheit müssen beide durch Moral

und Recht ihre Grenzen erhalten, sonst arten sie aus und rufen anarchische, d. h. verwirrte und willkürliche Zustände hervor. Ein wohlgegliederter Staatsorganismus hat für Herrschaft und Freiheit Raum und gewährt dem Ganzen, wie den Theilen, was ihnen zukommt und ihr Gedeihen fordert. Frankreich war häufig ein Schauplatz der A.; es scheint dem Germanenthum vorbehalten zu sein, die richtige Vereinigung von Herrschaft (Macht, Gewalt) und Freiheit zu finden. Es gehört zur Aufgabe der ethischen Rechts- und Staatslehre, die Begriffe von Herrschaft und Freiheit immer klarer und eindringlicher als die einander bedingenden und ergänzenden Vermögen und Mächte zur Verwirklichung des Menschheitszweckes in der Gesellschaft hinzustellen und so eine dauernde wissenschaftliche Grundlage für das politische Leben und Streben zu schaffen.

Anas (lat.), die Ente.

Anasarka (griech., Hautwassersucht), besteht in der Ansammlung von seröser Flüssigkeit in den Maschen des lockern Unterhautzellgewebes. Sie ist leicht zu erkennen an der mehr oder weniger beträchtlichen diffusen Anschwellung der Glieder. Die Haut ist blaß, kühl, gespannt, bei stärkerer Spannung glänzend und glatt, ihr Empfindungsvermögen ist vermindert und weniger scharf. Die Geschwulst beim A. fühlt sich teigig an, der Druck des Fingers auf die Haut läßt eine Grube zurück, welche sich nur langsam wieder ausgleicht. Das A. ist bald auf ein einziges Glied beschränkt, bald betrifft es in verschiedenem Grade den ganzen Körper. Es hängt dies von der örtlichen oder allgemeinen Natur ab. Das A. ist stets nur das Symptom einer Krankheit, niemals die Krankheit für sich. Das nähere siehe unter Wassersucht.

Anastaltisch (griech., »hemmend«), blutstillend; Anastaltika, dergleichen Mittel.

Anastasia, Name mehrerer Heiligen und Märtyrerinnen. Bemerkenswerth ist A. die Jüngere, eine vornehme und reiche Römerin, die, von ihrer Mutter Flavia im Christenthum erzogen, wegen ihres Glaubens von ihrem heidnischen Manne vieles zu erdulden hatte, dann zu Aquileja verhaftet und 303 (25. Dec.) lebendig verbrannt wurde. Von ihr sind noch einige Briefe vorhanden, welche sie an den Konfessor Chrysogonus aus dem Gefängnis geschrieben haben soll. Ihr Gedächtnistag ist der 25. Dec. Eine andere A., eine vornehme Griechin in Konstantinopel, floh, um ihre Keuschheit vor Nachstellungen des Kaisers Justinian zu sichern, in ein Kloster nach Alexandria, wo sie, als Mönch verkleidet und unerkannt, 28 Jahre lang lebte. Sie starb 567. Ihr Jahrestag ist der 10. März.

Anastasianisches Gesetz (Lex Anastasiana), die vom oström. Kaiser Anastasius erlassene, von Justinian in der l. 22 Cod. Mandati ergänzte Bestimmung, der zufolge der Käufer einer Forderung (Cessionar) vom Schuldner nicht mehr fordern darf, als er dem Verkäufer dieser Forderung (Cedenten) dafür gezahlt hat und die landesüblichen Zinsen von diesem Betrage. Diese Beschränkung sollte Mißbrauch mit Cessionen zum Nachtheil des Schuldners verhüten, den Forderungen die Eigenschaft eines Handelsartikels entziehen. Gemeinrechtlich ohne Zweifel noch heute gültig, ist diese Beschränkung doch durch Partikulargesetze vielfach beseitigt worden. Sie kommt dem Kreditbedürftigen keineswegs zu gute, weil die freie Uebertragbarkeit der Forderungen selbstverständlich die Konkurrenz der Kreditanbieter verstärkt, sich dagegen jedermann schwerer entschließt, Kredit zu geben, wenn er nicht sicher ist, unter Umständen seine Forderung zu dem Preise verkaufen zu können, um den sie ihm feil ist. Die tausendfältige in der Praxis beobachtete Umgehung des Anastasianischen Gesetzes hat seine Unvereinbarkeit mit den Verkehrsinteressen zur Genüge dargethan.

Anastasij, Bratanowsky, ausgezeichneter russ. Kanzelredner, geb. 1761 in einem Dorfe bei Kiew von niedern Eltern, bildete sich in der geistlichen Schule zu Perejaslaw und ward sehr bald als Lehrer der Poesie und Rhetorik angestellt. Seit 1790 Mönch, wurde er darauf Archimandrit mehrerer größern Klöster, wie des Selenez-, des Sergius- und 1796 des Nowospasker Klosters zu Moskwa. Der glänzende Stil und der lebendige Vortrag seiner geistlichen Reden verschafften ihm den Ruf eines der ersten Redner. 1797 wurde er Bischof von Weißrußland, 1801 Erzbischof und 1805 Beisitzer im Heiligen Synod. Er starb als Erzbischof in Astrachan 1816. Von seinen Schriften sind die wichtigsten die »Erbauungsreden« (Petersb. 1796 u. Moskf. 1799—1801, 4 Bde.), welche noch jetzt als Muster für die Prediger Rußlands dienen, und der ebenfalls sehr gebrauchte »Tractatus de concionum dispositionibus formandis« (Moskf. 1816).

Anastasios, 1) A. I., Dikoros, byzantin. Kaiser, folgte als Gemahl der Witwe des Kaisers Zeno demselben 491 und behauptete sich gegen einen von Zeno's Bruder, Longinus, erregten Aufstand 492. Die Streitigkeiten über das Henotikon (s. d.) zu beendigen gelang ihm nicht, dagegen eroberte er von den Persern Amida und andere Orte 505 wieder. Zum Schutz Konstantinopels gegen die Einfälle der nördlichen Barbaren legte er vom Marmora- bis zum Schwarzen Meer eine Befestigungslinie an, war auch sonst ein Wohlthäter seiner Unterthanen. Dennoch brach 514 ein vom Patriarchen Makedonios erregter Aufstand aus, gegen den er sich kaum hielt. Er starb 518.

2) A. II., vorher Artemios, Geheimschreiber des Philippikos, nach dessen Sturz (713) Kaiser, ward schon 715 durch Verrath entthront und 716 auf Befehl Leo's des Isauriers in einem Kloster ermordet.

Anastäsis (griech.), das Wiederauferstehen; Genesung.

Anastasius, 1) vier Päpste: a) A. I., Römer, Sohn des Presbyters Maximus, folgte 398 auf Siricius, erließ Cölibatsgesetze für die höhern Kleriker, verdammte die Manichäer, sowie einzelne Lehrsätze und Schriften des Origenes und starb 401. Man hat von ihm Fragmente einiger die origenistischen Streitigkeiten betreffenden Briefe. — b) A. II., 496—498. — c) A. III., 911—913. — d) A. IV., Römer, vorher Mönch, dann Kardinal und Bischof von Sabina, wurde 1130 von Innocenz II. bei seiner Flucht zum Statthalter ernannt und 1153, nach Eugens III. Tode, zum Papst gewählt. Er starb 1154 mit dem Rufe eines milden und klugen Fürsten.

2) A., Abt und Bibliothekar zu Rom, wurde 869 vom Kaiser Ludwig II. nach Konstantinopel gesandt, um die Vermählung der Tochter Ludwigs mit dem ältesten Sohne des Basilius Macedo zu vermitteln, und wohnte dort der gerade versammelten Synode bei, deren Kanones er übersetzte. 871 sprach er, als Legat zur Wiedereinsetzung des vertriebenen Bischofs Anastasius nach Neapel geschickt, dort über Volk und Klerus den Bann aus; er starb 886. A. schrieb die »Historia ecclesiastica s. Chronographia

tripartita«, größtentheils aus Nikephoros, Synkellos und Theophanes entlehnt, herausgeg. von Fabroti (Par. 1649, Vened. 1729), und veranstaltete die wichtige Sammlung der Biographien römischer Päpste: »Historia de vitis Romanorum Pontificum, seu liber pontificalis«, herausgeg. von Blanchini (Rom 1718—28, 4 Bde.), besser von Vignoli (das. 1724–53, 3 Bde.). Eine neue Ausgabe seiner Werke veranstaltete Migne in der »Patrologie latine«, Bd. 127—129 (Par. 1855).

Anastasius Grün, s. Auersperg.

Anastatica *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, mit der einzigen Art A. hierochontica *L.*, Rose von Jericho genannt, obwohl sie weder eine Rose ist, noch bei Jericho wächst. Es ist ein einjähriges niedriges Gewächs mit zahlreichen, sich nach allen Seiten auf dem Boden ausbreitenden Stengeln, kleinen spatelförmig-rautigen Blättern, von denen die untern ganzrandig, die obern scharf gezähnelt sind, und endständigen Blütentrauben mit kleinen röthlichen Blüten. Die Pflanze wächst in Aegypten, Arabien und Syrien und rollt sich beim Absterben zu einem bräunlichen Knäuel auf, welches sich, in Wasser geworfen, wieder entfaltet. Wegen dieser Eigenschaft war die Pflanze Gegenstand vieler Fabeleien: Pilger erzählten, sie blühe in der Christnacht von selbst wieder auf, niemals aber in einem Hause, welches einen Calvinisten beherberge; auch sollte sie das Haus, in welchem sie aufbewahrt wurde, vor Blitzschlag schützen. Ebenso spielte das Gewächs in der mittelalterlichen Heilkunde, sowie in der Traumbeutekunst und Kartenschlägerei eine wichtige Rolle. Namentlich suchte man aus ihr zu erkennen, ob eine ersehnte Familienvermehrung eintreten werde. Auch betrachtete man sie als Bild der Auferstehung.

Anastatischer Druck, von Rudolf Appel, einem Schlesier, erfundenes, von M. Faraday in London zuerst 1845 in der Royal Institution daselbst durch einen Vortrag erläutertes und in England bekannt gemachtes Verfahren, alle Arten älterer Drucksachen und Kupferstiche durch einen einfachen chemischen Proceß zu vervielfältigen. Man bedient sich dazu meist einer Zinkplatte, deren Oberfläche zuerst mit Smirgel und Wasser geglättet, mit reinem Löschpapier abgewischt und dann noch einmal trocken mit feinem Smirgel oder Smirgelpapier vollkommen polirt wird, wobei aber zu beobachten ist, daß stets nach einer Richtung hin (in der Länge oder Quere) gerieben wird, damit man eine Menge gleichlaufender Linien hervorbringt, die sowenig als möglich von andern durchschnitten werden, da der Parallelismus das Einschwärzen derselben sehr erleichtert. Nachdem die Platte auf diese Weise zum Abdruck vorbereitet ist, geht man zur Behandlung des zu kopirenden Originals über, welche darin besteht, daß man dasselbe in sehr verdünnte Salpetersäure taucht, wobei jedoch das Alter des Originals, also die chemischen Veränderungen, welche die Schwärze desselben erlitten hat, zu berücksichtigen sind. Nachdem es mit Säure getränkt worden ist, legt man es zwischen zwei Bogen Löschpapier, um die Säure besser zu vertheilen, sowie die überflüssige zu beseitigen, und preßt es dann auf die Zinkplatte. Die Säure greift diese Platte an, die geschwärzten Stellen des Originals, welche keine Säure annehmen, ätzen hingegen dieselbe nicht, so daß die Kopie eine negative ist und das Ganze wie eine matte Stereotypplatte erscheint. Der Erfolg dieses Verfahrens beruht auf der Eigenschaft der Schwärze, der Säure zu widerstehen, und deshalb muß diese Schwärze von fettiger oder seifenartiger Substanz, wie die lithographische Dinte, auch in hinreichender Menge aufgetragen sein. Für ganz alte Kupferstiche oder Letterndrucke, deren Schwärze sich verändert hat, war folglich diese Methode nicht wohl anwendbar; man half sich dabei derart, daß man das Original vermittels eines chemischen Verfahrens nachschwärzte, wobei es aber vorkam, daß dasselbe auch an seinen weißen Stellen Schwärze annahm, mithin zu Grunde ging. Diesem vorzubeugen erfand Appel eine andere Behandlungsweise, um die Schwärze des Originals aufzufrischen und umdruckfähig zu machen. Er legte den Kupferstich oder dergleichen in eine heiße Auflösung von Strontianerde ($^1/_2$ Unze Strontianhydrat auf $1\,^1/_4$ Pfd. Wasser), und zwar nach Erforderniß nur einige Minuten oder auch eine Stunde, bis die fortdauernd angestellten Untersuchungen ergaben, daß sich ein Ueberdruck machen lasse; sobald dies der Fall war, wurde der Kupferstich aus der Strontianlösung genommen, zwischen Löschpapier ausgepreßt und dann in eine Schale mit verdünnter Salpetersäure (1 Theil Säure auf 7 Th. Wasser) gelegt, bis der im Papier enthaltene Strontian sich aufgelöst hatte. Alsdann nahm er den Kupferstich aus der Säure, legte ihn zwischen Löschpapier und drückte ihn aus, worauf er auf die Zinkplatte gebracht und der Ueberdruck in gewöhnlicher Weise gemacht wurde. Ueber die ganze Platte wird hiernach eine Auflösung von Phosphorsäure gegossen, welche den nicht bedruckten Theil des Zinks noch mehr ätzt oder korrodirt und eine Oberfläche erzeugt, an welcher die Druckerschwärze nicht haftet. Von einer auf diese Art präparirten Zinkplatte kann jede Anzahl von Abdrücken genommen werden. Auch wird nicht bloß Druckerschwärze, sondern auch gewöhnliche Dinte diesem Verfahren mit Erfolg unterworfen, so daß die geschriebenen Worte ebenfalls reproducirt werden. Um neue Werke nachzudrucken, braucht man nur einen schönen Abdruck zu wählen und die Kopien mittels des einfachen Ueberdrucks auf Zink mit Nachätzung zu vervielfältigen. Da dieses Verfahren leicht von jedem angewandt werden und zu Mißbräuchen Anlaß geben kann, denen besonders Papiergeld ꝛc. ausgesetzt sein würde, erfand Appel ein antianastatisches Papier, das sogen. »Patentpapier von Glynn und Appel«, mit welchem sich das eben beschriebene Verfahren nicht vornehmen läßt. Dieses Papier hat sich jedoch in der Praxis keine Aufnahme verschaffen können, da ihm das beigegebene Kupferphosphat nebst der öligen, nicht trocknenden Seife, welche vor Umdruck schützen sollen, auf chemischem Wege entzogen werden können, seine Anwendung also wirklich beabsichtigten Fälschungen gegenüber illusorisch sein würde. Als bester Schutz hat sich noch immer das Kennerauge bewährt, was gegenüber dem anastatischen Druck um so leichter ist, als man bis jetzt mit Hülfe dieses Verfahrens noch keine tadellosen, den Originalen völlig gleiche Kopien erreicht hat, ein Umstand, der die großen Hoffnungen, mit denen man dasselbe anfänglich begrüßte, wesentlich herabgestimmt und zu seiner Vernachlässigung geführt hat.

Anasthmatikum (griech.), Mittel gegen Asthma.

Anastomōse (griech. Anastomōsis, »Mündung«), in der Anatomie die Zusammenmündung zweier Gefäße, beziehentlich dasjenige Gefäß, welches als Verbindungsstück zwischen zwei Aeste eines od. mehrerer Gefäßstämme eingeschaltet ist. Auch die Nerven,

welche zwei Nervenstämme unter einander verbinden, werden Anastomosen genannt. Die Anastomosen sind bei den Venen besonders häufig, denn diese bilden vielfach große Geflechte. Bei den Arterien sind wenigstens die gröbern Anastomosen seltener, aber von besonderer Wichtigkeit, weil sie das Zustandekommen des sogen. Kollateralkreislaufs (s. d.) ermöglichen. Die Anastomosen der Gefäße haben überhaupt den Zweck, den Blutkreislauf aufrecht zu erhalten, auch wenn die eine oder andere Gefäßbahn aus irgend einem Grunde unburchgängig geworden ist. Die feinsten Blutgefäße oder Kapillaren stehen in allen blutführenden Theilen des Thierkörpers mit einander in Kommunikation, denn sie bilden überall ein engmaschiges Netzwerk, in dessen Maschen die Parenchyme der Organe liegen. Auch die Lymphgefäße, die gröbern wie die feinsten, stehen durch zahlreiche Anastomosen mit einander in Verbindung.

Anastrŏphe (griech., »Umkehrung«), eine grammatische Figur, bei welcher des Tons oder Numerus wegen die gewöhnliche Wortstellung verändert wird, z. B. »Zweifels ohne« statt »ohne Zweifel«.

Anatas, Mineral aus der Klasse der wasserfreien Metalloxyde, krystallisirt zwei- und einaxig, ist von gleicher Zusammensetzung mit Rutil und Brookit, nämlich Titansäure, aber von anderer Krystallform. Die Farbe ist indigblau ins Schwarze, auch braun, roth, gelb mit metallartigem Diamantglanz; das spec. Gew. 3,8; die Härte 5,5–6. A. kommt auf Klüften im Granit, Glimmerschiefer, Gneis, Diorit zwar sparsam vor, ist aber von den Westalpen bis zu den Tauern durch die Centralzone der Alpen verbreitet und findet sich namentlich in der Dauphiné, in Tessin, Graubünden, sowie auch im Ural, zu Arendal in Südnorwegen auf Erzlagern, lose im diamantführenden Sand von Itabira in Brasilien.

Anathēma (griech.), ein den Göttern dargebrachtes und einem Tempel übergebenes Weihgeschenk, meistens eine Schöpfung der plastischen Kunst. Berühmte Künstler, besonders der ältern Periode, fertigten solche Werke in Erzguß. Gewöhnlich wurden zu solchem Zweck Gruppen von kämpfenden Helden aus der vaterländischen Mythe gewählt. Dann bezeichnet A. (hebr. Cherem) auch alles, was, gleichsam als Sühnopfer, zur Besänftigung des göttlichen Zorns, dem Untergange geweiht und für immer von der Erde vertilgt sein soll. In der hiermit zusammenhängenden Bedeutung eines dem göttlichen Zorngericht anheim gegebenen, der Kirchen-, sowie der Volksgemeinschaft unwürdigen und verlustigen Menschen kommt das Wort A. später als Verwünschungs-, Fluch- und Bannformel vor, weshalb auch der größere Bann (s. d.) selbst häufig diesen Namen bei Juden und Christen führte. Daher ist A. auch s. v. w. Fluch, Verwünschung. — **Anathematisiren**, unter Anrufung Gottes etwas dem Untergang auf ewig weihen, es mit dem Bannfluch belegen.

Anatocismus (griech., lat. usurae usurarum), Zinseszins, Zinsenverzinsung, im allgemeinen das Schlagen der rückständigen Zinsen zum Kapital am Schluß des Jahres (A. anniversarius), was nach altrömischem Recht gestattet war, bis Justinian dies Verfahren verbot, um das hohe und schnelle Anwachsen der Kapitalien zu verhindern. A. conjunctus heißt es, wenn die rückständigen Zinsen zum Kapital geschlagen, A. separatus, wenn die Zinsen, als neues verzinsliches Kapital, dem Schuldner gelassen werden. Das deutsche Handelsgesetzbuch gestattet den A. für den Kontokurrentüberschuß bei Kaufleuten, und das preuß. Allgemeine Landrecht außerdem bei zweijährigen und älteren Zinsrückständen und bei sogen. Judikatszinsen. Im übrigen gilt das Verbot der A. auch noch jetzt, wenn auch sonst die sogen. Wuchergesetze aufgehoben sind.

Anatomie (griech., »Zerschneidung, Zergliederung«), die Lehre von der Form und dem Bau der organisirten Körper und ihrer einzelnen Theile (theoret. A. oder Zergliederungskunde), dann die Untersuchung des organischen Körpers selbst in Bezug auf Form und Bau (praktische A. oder Zergliederungskunst) und endlich der Ort, wo dergleichen Untersuchungen vorgenommen werden und Unterricht darin ertheilt wird (anatomisches Theater). Gewöhnlich braucht man den Ausdruck A. nur in Beziehung auf die Zergliederung des menschlichen Körpers (Anthropotomie), während man die Zergliederung der Thiere Zootomie, die der Pflanzen Phytotomie nennt. Die theoretische A. zerfällt in die allgemeine und specielle A. Erstere hat sich aus der letztern entwickelt. Die specielle oder deskriptive A. hat die Darstellung der einzelnen Theile und Organe rücksichtlich ihrer Form, ihres Baues und gegenseitigen Zusammenhangs zum Gegenstand. Sie wird zur systematischen A., wenn die Theile in einer Ordnung, die auf Aehnlichkeit im Bau und in den Verrichtungen derselben Rücksicht nimmt, beschrieben und daher diejenigen neben einander gestellt werden, welche im Körper selbst zu gemeinschaftlichen Zwecken in Verbindung stehen, ein System bilden. In dieser Beziehung pflegt man die A. in folgende 6 Doktrinen abzutheilen: 1) Osteologie oder Lehre von den Knochen mit Einschluß der Gelenkknorpel (Chondrologie); 2) Syndesmologie oder Bänderlehre, die Darstellung der bandartigen Organe, durch welche die Knochen namentlich in den Gelenken verbunden werden; 3) Myologie oder Muskellehre, welche das System der fleischigen Organe des Körpers umfaßt; 4) Angiologie oder Gefäßlehre, welche die Lage und den Verlauf der Blut- und Lymphgefäße darstellt; 5) Neurologie oder Nervenlehre, die Beschreibung des Nervensystems mit Einschluß des Gehirns und Rückenmarks; 6) Splanchnologie oder Eingeweidelehre, welche folgende 5 Gruppen von Organen umfaßt: Sinnesorgane, Sprach-, Stimm- und Respirationsorgane, Verdauungsorgane, Harn- und Geschlechtsorgane.

Die allgemeine A. beschäftigt sich nicht sowohl mit der Form der einzelnen Organe des Körpers, als vielmehr mit den Eigenschaften des Materials, aus welchem sich jene aufbauen. Die oberflächlichste Betrachtung lehrt, daß an verschiedenen Orten oder in verschiedenen Theilen des thierischen Organismus Stoffe von gleichen Eigenschaften, wie Knochen, Muskeln, Sehnen, Nerven 2c., wiederkehren, deren gleichförmige Bruchstücke wir nicht von einander unterscheiden können. Die allgemeine A. vergleicht und ordnet diese Stoffe, sie lehrt die Eigenschaften derselben kennen, durch welche sie die Gestalt des Organismus bestimmen helfen, und stellt die allgemeinen Gesetze für die gegenseitige Anordnung und Verbindung dieser Stoffe unter einander auf. Eine andere Behandlungsweise der A. unterscheidet am Körper größere und kleinere Abtheilungen oder Gegenden (Regionen), welche theils durch natürliche Grenzen, theils mit Hülfe gewisser in Gedanken gezogener Linien bestimmt werden, und beschreibt die in jeder derselben vorkommenden Abschnitte der oben genannten Systeme,

wobei sie zugleich auf zuweilen vorhandene Abweichungen der gewöhnlichen Lagenverhältnisse, die sogen. anatom. Varietäten, Rücksicht nimmt. Sie wird A. der Gegenden oder topographische A. und, da ihre Kenntnis besonders für den operirenden Chirurgen wichtig ist, chirurgische A. genannt. Zum Theil mit dieser zusammen fällt eine besondere Bearbeitung der A., die A. für bildende Künstler, die außer der äußern Form des organischen Körpers auch die durch die verschiedenen Stellungen und Bewegungen am Körper erscheinenden Formveränderungen, welche durch die Lage der Knochen und die Gestalt der thätigen Muskeln bedingt werden, zu beschreiben hat, weshalb sie auch die Betrachtung des lebenden Körpers zu Hülfe nehmen muß. Die A. schlechthin beschäftigt sich mit dem gesunden Körper und wird deshalb auch die normale oder physiologische A. genannt. Ihren Gegensatz bildet die pathologische A., die Lehre vom Bau des kranken Körpers, welche sich mit den Abweichungen des menschlichen und thierischen Leibes und seiner einzelnen Organe von der normalen Beschaffenheit beschäftigt. Die pathologische A. hat in den letzten Jahrzehnten einen früher ganz ungeahnten Aufschwung und eine solche Ausdehnung gewonnen, daß man aus praktischen Gründen genöthigt ist, sie ganz abgesondert von der normalen A. zu lehren und zu bearbeiten. Ihre Aufgabe besteht nicht allein darin, die mannigfachen krankhaften Wirkungen der Gewebe und Organe zu beschreiben, ihre Entwickelung zu verfolgen und ihre gegenseitigen Beziehungen zu einander aufzudecken, sondern namentlich auch darin, die Symptome der Krankheiten, welche sich am lebenden Körper zeigen, aus den ihnen zu Grunde liegenden anatomischen Veränderungen zu erklären. Die Grundlage der pathologischen A. ist selbstverständlich die normale A. in ihrem ganzen Umfange (vgl. Pathologie). Die pathologische A. zerfällt ebenfalls in einen allgemeinen und einen speciellen Theil; die Ausbildung des letztern mußte aber der des erstern vorausgehen. Die specielle pathologische A. betrachtet die verschiedenartigsten Abweichungen von der Norm an jedem einzelnen Organe, und zwar nach einer gewissen Reihenfolge der Organe, wie sie oben bei der speciellen A. angeführt worden ist. Die allgemeine pathologische A. dagegen beschäftigt sich mit den Grundtypen der anatomischen Abweichungen, ohne auf das specielle Organ Rücksicht zu nehmen. In ihr Bereich gehört die Lehre von den entzündlichen Abänderungen, von den verschiedenen Formen der Entartung der Gewebe, vom Brande, von der Neubildung krankhafter Gewebe, den Geschwülsten ꝛc.

Eine ganz besondere Stellung nimmt die vergleichende A. ein. Versteht man unter A. die Lehre von dem Bau und der Form der organisirten Körper, so würde vergleichende A. zunächst nichts weiter sein, als die Vergleichung der durch die A. erlangten Thatsachen. Es hat sich auch in der That die vergleichende A. aus einer solchen Vergleichung allmählich zu einer selbständigen Lehre entwickelt, jedoch mit Einschränkung ihrer Aufgabe auf das Thierreich. Wie bei den meisten Naturwissenschaften, so gab auch für die vergleichende A. das Bedürfnis der praktischen Aerzte den ersten Anstoß, indem man anfänglich den Bau des menschlichen Körpers, welchen selbst zu zergliedern nur selten möglich war, durch den Bau der nahe verwandten Säugethiere aufzuklären suchte, während später, nachdem die menschliche A. durch Erleichterung der Zergliederungen in ihrer Ausbildung gesichert erschien, das Bedürfnis, die Funktionen der einzelnen Organe zu erklären, auf die Thiere führte. Eine lange Zeit hindurch wurde daher die vergleichende A. für eine Hülfswissenschaft oder ein Zweig der Physiologie gehalten, indem man annahm, sie habe zu zeigen, wie die Funktionen des so zusammgesetzten menschlichen Körpers an allmählich immer einfachern Organismen aufträten, wie also umgekehrt die einfachen Organe niederer Thiere sich nach und nach immer weiter für bestimmte Thätigkeiten höherer Thiere theilten. Seitdem indeß durch Cuvier der frühern Ansicht von einer einzigen ununterbrochenen Reihe entgegen der Nachweis geliefert wurde, daß im Thierreich mehrere verschiedene Baupläne oder Typen ausgeführt sind, und nachdem v. Baer gezeigt hatte, daß die Stellung eines Thieres oder einer ganzen Thiergruppe nicht allein durch den Bauplan, sondern auch durch die Entwickelungsstufe desselben bedingt werde, bestimmte sich die Aufgabe der vergleichenden A. immer mehr dahin, nicht die Leistungen, welche Gegenstand der Physiologie sind, sondern die Formen der thierischen Körper, den menschlichen eingeschlossen, zu erklären. Die A. der Thiere oder Zootomie hat daher ebensogut wie die menschliche A. der vergleichenden A. das Material zu liefern, welches diese dann wissenschaftlich verwerthet. Da nun aber eine Erfahrung nur dann verwerthbar ist, wenn sie in Hinblick auf ihre wissenschaftliche Bedeutung gemacht wird, so geht daraus hervor, daß auch die menschliche A. nur dann Wissenschaft wird, wenn sie vergleichend wird, also nicht die Erfüllung jener praktischen Anforderungen, welche von Physiologie und Chirurgie an sie gestellt werden und für die A. selbst von gar keiner wissenschaftlichen Bedeutung sind, für ihre Aufgabe hält, sondern den in der menschlichen Form gegebenen Aufgaben zu genügen sucht. So ist die vergleichende A. zur Wissenschaft der thierischen Form, zur Morphologie, zur Lehre von den Bildungsgesetzen der thierischen Organismen geworden. Ein wichtiger Theil derselben ist die Entwickelungsgeschichte, welche die Formveränderungen der Organismen von ihrem ersten Auftreten als Ei oder Keim bis zur vollen Ausbildung ihrer endlichen Gestalt verfolgt. Da während der Entwickelung eines Thieres das Specielle sich aus dem Allgemeinen, die zusammengesetzten Organe aus einfachen Anlagen entwickeln, so finden sich innerhalb der von den Typen gebildeten Thiergruppen (z. B. der Wirbelthiere) die Embryonen aus verschiedenen Klassen (z. B. der Säugethiere, Vögel, Amphibien) um so ähnlicher, je jünger sie sind, da an jenen Anlagen das die einzelnen Klassen Charakterisirende erst nach und nach eintritt. Hieraus ergibt sich, daß die Entwickelungsgeschichte auf die Bildungsgesetze der einzelnen Typen das größte Licht wirft; ja sie ist es, welche den sonst nur durch gewagt erscheinende Abstraktionen zu erschließenden Zusammenhang der einzelnen Typen nachweist.

Sowohl die normale wie die pathologische und vergleichende A. bedient sich zunächst des Messers und ähnlicher grober Instrumente, um den Bau des Thier- und Menschenkörpers zu ermitteln. Mit der fortschreitenden Vervollkommnung des Mikroskops hat man dieses mehr und mehr zur Erforschung auch des feinern Baues der Gewebe und Organe angewendet, ja es hat sich dadurch eine ganz neue Disciplin, nämlich die mikroskopische A. oder

Gewebelehre (*Histologie*), entwickelt, welche augenblicklich noch in schnellem Fortschreiten begriffen und der bevorzugte Untersuchungsgegenstand der neuern Forscher ist. Entsprechend den verschiedenen Objekten der A., unterscheidet man die normale Gewebelehre von der pathologischen und vergleichenden Gewebelehre, und jede dieser Lehren zerfällt, entsprechend der groben A., in einen allgemeinen und speciellen Theil.

In der *anatomischen Technik*, die sich aus der praktischen A. entwickelte, unterscheidet man gewöhnlich die Sektionen und das Präpariren. Unter *Sektion* versteht man die kunstgerechte Oeffnung der drei großen Höhlen des menschlichen Körpers, verbunden mit der Untersuchung der in ihnen befindlichen Eingeweide und Organe. Vernünftigerweise sollte sich die Sektion, namentlich wenn sie pathologischen Zwecken dienen soll, nicht hierauf beschränken, sondern auf alle irgend veränderten Theile des ganzen Körpers beziehen. Das *Präpariren* besteht in der kunstgerechten Trennung der einzelnen Theile von einander, so daß sie ihrer Gestalt und ihrer Lage nach deutlich unterschieden werden können. Das auf diese Weise Dargestellte nennt man *anatomisches Präparat*, und man hat Knochen-, Muskel-, Gefäß- und Nervenpräparate. Das Präpariren der Knochen geschieht durch vollständige Entfernung sämmtlicher Weichtheile durch Abfaulen (Maceration). Werden sämmtliche Knochen durch Draht wieder zu einem Ganzen verbunden, so entsteht das künstliche Skelett; das natürliche wird durch Beibehalten der natürlichen Verbindungsmittel, der Bänder, gebildet. Zur bessern Darstellung der Gefäße, namentlich in ihren feinern Verzweigungen, bedient man sich gewöhnlich der Injektion oder Einspritzung einer gefärbten, allmählich fest werdenden Flüssigkeit mittels einer dazu eingerichteten Spritze in den Hauptstamm des zu injicirenden Gefäßtheils. Um diejenigen Präparate, deren Anfertigung viel Zeit und Mühe erfordert, oder welche seltene Abweichungen vom normalen Bau und interessante krankhafte Veränderungen der Körpertheile darstellen (pathologische Präparate), aufzubewahren, trocknet man sie an der Luft oder durch Bestreichen mit Holzessig und überzieht sie dann mit einem durchsichtigen Firnis (trockne Präparate), oder man bringt sie in Flüssigkeiten, durch die sie vor der Fäulnis geschützt werden, und setzt sie in hermetisch verschlossene Glasbüchsen (feuchte Präparate, Weingeistpräparate). Dergleichen in besondern Schränken und Zimmern aufgestellte Präparate bilden die *anatomischen Sammlungen* oder *Museen*. Die Unmöglichkeit aber, alle Theile in ihrer Integrität aufzubewahren, hat darauf geführt, sie plastisch nachzubilden, und zwar aus Gips, Wachs, Papiermaché, Holz, Elfenbein ꝛc. Leichter zugänglich und weniger kostspielig sind die bildlichen Darstellungen, die man *anatomische Tafeln* nennt, deren schon Aristoteles gefertigt haben soll. Im 16. Jahrh. beschäftigten sich die größten Maler, wie Lionardo da Vinci, Michelangelo, Raffael, Tizian, Dürer, mit solchen Zeichnungen, von denen sich aber nur wenige erhalten haben. Anfangs vervielfältigte man sie durch Holzschnitt, später durch Kupferstich, dann durch Steindruck und neuerdings abermals durch Holzschnitt, welcher sich namentlich für die Darstellung von mikroskopischen Präparaten ausgezeichnet bewährt. Unter den ältern zeichnen sich aus die Tafeln von Vesal (Basel 1543), Eustachio (Rom 1714), Bidloo (Amsterd. 1685), Albin (Leyd. 1747); unter den neuern die von Caldani (Vened. 1801—14), Mascagni (Pisa 1823 f.), Langenbeck (Gött. 1826 f.), Bourgeoy und Jakob (Par. 1832 f.), Arnold (Zürich und Stuttg. 1838—1843, 5 Hefte), Tiedemann (Heidelb. 1837) und Bock (6. Aufl., Leipz. 1871). Für die chirurg. A. lieferten Kupferstichsammlungen Rosenmüller (Weim. 1805), Pirogoff (Dresd. 1840), Braune (Leipz. 1871) ꝛc. Auf dem Gebiet der pathologischen A. lieferten die besten Atlanten Cruveilhier (Par. 1830—42), Froriep (Weim. 1828; 5. Aufl., Leipz. 1871), Albers (Bonn 1832—62), Gluge (Jena, 1843—50) und Lebert (Par. 1855—60). Neuerdings werden die meisten Lehrbücher der normalen und pathologischen A., namentlich auch der mikroskopischen A., mit Holzschnitten ausgestattet. Vgl. unsere anatom. Tafeln bei den folgenden Artikeln: Auge, Bänder, Blutgefäße, Eingeweide, Fötus, Gehirn, Gehörorgane, Herz, Mensch, Muskeln, Nase, Nerven.

Während das Studium der A. heutzutage dem Studium aller andern Doktrinen der medicinischen Wissenschaft vorangeht, verhielt es sich in frühern Zeiträumen gerade umgekehrt. Die Kenntnis und Heilung der Krankheiten hatte bereits bedeutende Fortschritte gemacht, bevor man an die Zergliederung organischer Körper zum Behuf dieser Wissenschaft nur dachte, und erst lange nachher und allmählich rang sich die A. zu der Stufe von Vollkommenheit empor, auf der sie sich jetzt befindet. Es waren theils religiöse Vorurtheile, theils Abscheu, theils Mangel an den zum Zergliedern nöthigen Hülfsmitteln, welche die A. so lange auf der Stufe der Kindheit hielten. Die Thieropfer bei den Hebräern und andern alten Völkern, die Einbalsamirungen todter Körper bei den Aegyptern kann man kaum als die Anfänge der A. bezeichnen. Einen wissenschaftlichen Charakter erhielt die A. erst von der Zeit an, wo sie mit der Heilkunde sich verbündete. Bei den alten Griechen wurden nur Thierzergliederungen zu wissenschaftlichen Zwecken in größerer Ausdehnung vorgenommen. In seiner Naturgeschichte des Thierreichs hat Aristoteles zahlreiche und wunderbar genaue Angaben über Thieranatomie niedergelegt. In der menschlichen A. dagegen waren die alten Griechen und Römer schlecht bewandert. Hippokrates war nur mit den Knochen und Gelenken näher bekannt; er verwechselte noch Sehnen und Nerven, Arterien und Venen mit einander. In der von Ptolemäos I. zu Alexandria gestifteten medicinischen Schule (320 v. Chr.) scheint die menschliche A. ihre erste Pflegstätte gefunden zu haben. Unter den aus ihr hervorgegangenen Männern stehen in erster Reihe Herophilos und Erasistratos, deren Schriften aber verloren gegangen sind. In Betreff des in Rom lebenden Arztes Galenus (geb. 131 n. Chr.), welcher ebenfalls in Alexandria studirte, ist es strittig, ob er je eine menschliche Leiche secirte; seine anatomischen Beschreibungen beziehen sich wohl alle auf Hunde und Affen. Nichtsdestoweniger standen seine anatomischen Schriften das ganze Mittelalter hindurch bis auf Vesal im höchsten Ansehen. Die arabischen Aerzte des Mittelalters schöpften ihr anatomisches Wissen gleichfalls aus Galenus. Erst mit Mondini, Professor zu Bologna, begann ein Aufschwung der A. Er zergliederte (1306) zuerst wieder zwei menschliche Leichen, und sein anatomisches Werk blieb gegen 200 Jahre lang fast ausschließlich in Gebrauch. Leider wurde die Fortbildung der A.

durch Mondini gefährdet durch die Bulle des Papstes Bonifacius VIII., welche diejenigen mit dem Kirchenbann belegte, die es wagten, einen Menschen zu zergliedern oder seine Gebeine auszukochen. In Italien, dem damaligen Hauptsitze der anatomischen Studien, fand Mondini zahlreiche Nachfolger und Nachbeter. Selbständiger als seine Vorgänger trat Jakob Sylvius, Professor der A. zu Paris, auf. Er vervollständigte namentlich die A. der Muskeln und Gefäße und berichtigte die anatomische Nomenklatur. Von ihm ging auch der erste Gedanke aus, die Blutgefäße mit eingespritzten Flüssigkeiten zu füllen. Eine neue Epoche in der A. beginnt im 16. Jahrh. mit dem berühmten Andreas Vesalius, dem sich Eustachius und Fallopia ebenbürtig anreihen. Von diesen drei Männern datirt die Basis, auf welcher sich die moderne A. aufgebaut hat. Vesalius (geb. 1514) lehrte die A. als ganz junger Mann in Paris und in Italien unter großem Zulauf von Schülern aus allen Ländern und gab dann sein berühmtes Werk »De corporis humani fabrica« (Basel 1543) heraus, wozu die Abbildungen von einem Schüler Tizians, J. Stephan von Kalkar, geliefert wurden. Vesalius führte den Nachweis, daß die anatomischen Lehren Galens sich auf Thiere, nicht aber auf den menschlichen Körper beziehen. Sein Schüler Gabriel Fallopia aus Modena (gest. 1562) wirkte in seinem Geiste fort und erwarb sich durch seine an den wichtigsten Entdeckungen reichen »Observationes anatomicae« den Ruf eines gründlichen Anatomen. Von Bartholomäus Eustachius (gest. 1574) rührt eine Sammlung anatomischer Tafeln her, über deren Verfertigung er jedoch starb. Sie blieben 150 Jahre lang verborgen und galten für verloren, bis die Kupferplatten zu Rom wieder aufgefunden und von Papst Clemens XI. seinem Leibarzte Lancisi geschenkt wurden. Dieser gab sie 1714 heraus und schrieb, selbst Anatom, den Text dazu. Sie sind so vollständig und gehaltvoll, daß der große niederländische Anatom Albinus in der Mitte des 18. Jahrh. noch nach ihnen lehrte. Die Geschichte erwähnt aus jener Zeit noch folgende bedeutende Namen auf dem Gebiet der A.: Fabricius ab Aquapendente, Professor zu Padua (gest. 1619); Volcher Coyter, Stadtphysikus in Nürnberg (gest. 1600); Kaspar Bauhin, Professor zu Basel (gest. 1624); Julius Casserius, Professor zu Padua (gest. 1605). Mit der Entdeckung des Kreislaufs des Blutes beginnt eine neue Epoche in der Geschichte der A. Nach verschiedenen Vorarbeiten zur Begründung einer richtigen Ansicht vom Kreislaufe des Blutes, welche von Realdus Columbus in Padua, Fabricius ab Aquapendente, Cäsalpinus und Michael Servetus, einem spanischen Mönche vom Servitenorden, herrührten, gelang es dem Engländer William Harvey (1578—1657), welcher während seiner Studien in Italien von jenen Vorarbeiten Kenntnis erhalten hatte, die neue Lehre von dem Kreislaufe des Blutes mit wissenschaftlicher Schärfe zu begründen und sie nach langen Kämpfen zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Fast gleichzeitig mit Harvey entdeckte 1622 Kaspar Aselli, Professor zu Pavia, an einem Hunde die Chylusgefäße des Gekröses, und 6 Jahre später fand man sie auch im menschlichen Gekröse. Jean Pecquet entdeckte 1647 den Milchbrustgang bei den Säugethieren, van Horne 1652 im Menschen. Olaus Rudbeck, Professor in Upsala, und Thomas Bartholinus beschäftigten sich mit dem Studium der Lymphgefäße, deren Kenntnis damals noch sehr im Argen lag. Von nun an wurde dem Studium einzelner Theile und Gewebe des Körpers eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Franz Glisson unterwarf die Leber, den Magen und die Eingeweide einer genauern Untersuchung; Thomas Wharton die Drüsen, Charleton die Verbindung der Arterien mit den Venen, die Blutcirkulation im Fötus und den Verlauf der Lymphgefäße. Besonders that sich aber am Anfang des 17. Jahrh. Thomas Willis durch seine genauen Untersuchungen des Gehirns und der Nerven hervor. Nikolaus Steno beschrieb die Thränendrüse, Bellini die Struktur der Nieren, Drelincourt die Veränderung der Gebärmutter im schwangern Zustande und die Formation des Fötus, Regnier de Graaf das Pankreas und die Geschlechtstheile, Wepfer die Gefäße des Gehirns, die drüsige Struktur der Leber 2c. Der erste, welcher das Vergrößerungsglas zum Zweck anatomischer Untersuchungen anwendete, ist Marcello Malpighi (1628—94), der als Schöpfer der mikroskopischen A. zu betrachten ist, obschon er nur stark konvexe Glaslinsen bei seinen Arbeiten benutzte. Die beiden Niederländer Leeuwenhoeck (gest. 1723) und Swammerdam (gest. 1680) machten auf dem Gebiet der mikroskopischen A. mannigfache Entdeckungen, und Friedrich Ruysch (gest. 1731) vervollkommnete die von Swammerdam erfundene Methode, die feinen Blutgefäße mit erstarrenden Massen auszufüllen, so weit, daß seine Injektionspräparate weltberühmt wurden. Durch den Geschmack und die Zierlichkeit seiner Präparate hat Ruysch der A. viel Freunde gewonnen. Auch die vergleichende A., die man in frühern Zeiten nur aus Mangel an menschlichen Leichen einiger Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, fing nun an, wieder als eigene Wissenschaft kultivirt und zur Aufklärung und Erweiterung der menschlichen benutzt zu werden. Insbesondere leisteten ihr die damals ins Leben tretenden Societäten, nämlich die Royal Society in London und die Académie des Sciences in Paris, unter deren Aegide sich Nehemia Grey, Eduard Tyson, Samuel Collins, Perrault, Pecquet, Duverney und Mery mit ihr beschäftigten, großen Vorschub. In Italien lebte um 1700 der seit Malpighi's Tod schlummernde Genius der A. in Lancisi, Valsalva und seinen berühmten Schülern Santorini und Morgagni wieder auf. Besonders sind es die Werke des letztern, welche einen großen Schatz von Bemerkungen aus dem ganzen Gebiet der A. enthalten, und sein wahrhaft praktisches Werk über die pathologische A. enthält einen so großen Vorrath von Erfahrungen, daß es noch bis jetzt bei allen Aerzten in der größten Achtung steht. Den eben genannten großen Anatomen würdig zur Seite stehen die 1710—40 lebenden: Winslow, von Geburt ein Däne, Cheselden in London, Monro in Edinburg und Bernhard Siegfried Albinus in Leyden, dessen Werke wahrhaft klassisch sind. Einen verdienten Nachfolger fand Albinus in seinem Schüler Albrecht v. Haller (gest. 1777), dessen Gelehrsamkeit in der Kenntnis dessen, was andere geleistet haben, und dessen Vielseitigkeit und Gründlichkeit in seinen eigenen Forschungen Epoche gemacht haben. Sein großes Werk »Elementa physiologiae« ist für die A. vielleicht ebenso bedeutungsvoll wie für die Physiologie und schließt nicht nur einen unendlichen Reichthum fremder Beobachtungen und Erfahrungen in sich, sondern auch die Resultate vieler schätzbaren eigenen Untersuchungen. Nach ihm sind zu nennen: J. F. Meckel (gest. 1774), Camper

(gest. 1789), John Hunter (gest. 1793) und sein Bruder William, K. F. Wolf (gest. 1764), Wrisberg (gest. 1808), Mascagni (gest. 1815), Reil (gest. 1813), Bichat (gest. 1802). Letzterer trug besonders durch die geistvolle Verbindung anatomischer, chemischer und physiologischer Beobachtungen und Versuche viel zur Aufklärung der Natur der verschiedenen Gewebe bei und darf als der eigentliche Gründer der allgemeinen A. gelten. Unter den Anatomen unseres Jahrhunderts verdienen noch ehrende Aufführung: Sömmering, Scarpa, Hildebrandt, Rosenmüller, J. F. Meckel, Langenbeck, Tiedemann, E. H. Weber. Von den Vertretern der speciellen A., welche jetzt noch in Deutschland als Lehrer thätig sind, mögen als die hervorragendsten genannt werden Henle, Arnold, Reichert, Hyrtl, Luschka. Die beiden letztern haben auch auf dem Gebiet der chirurgischen A. Ausgezeichnetes geleistet, während diese Richtung bis dahin vorzugsweise von den Franzosen Portal, Velpeau, Malgaigne, Pétrequin, Richet mit Erfolg bearbeitet worden war. Seit Schwanns Entdeckung der thierischen Zelle (1830) ist die mikroskopische A. das Lieblingsfach der meisten modernen Anatomen geworden, zumal in Deutschland. Von den bereits Verstorbenen mögen genannt werden Joh. Müller, Purkinje, Rud. Wagner. Unter den Lebenden sind die berühmtesten Vertreter der mikroskopischen A. Henle, Kölliker, Gerlach, Max Schultze, Waldeyer, His, Frey in Deutschland, Robin in Frankreich, Beale in England. Die pathologische A., zu deren Entwickelung Morgagni im vorigen Jahrhundert den Anstoß gab, wurde in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts vorzugsweise in Frankreich durch Cruveilhier, Gendrin, Andral, Lobstein u. a. kultivirt. Etwa seit 1840 bis zum heutigen Tage darf Deutschland den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, diesen Zweig der A. vorzugsweise gefördert zu haben. Rokitansky in Wien und Virchow in Berlin sind die noch lebenden Hauptvertreter der pathologischen A., ihre Schüler sind über ganz Deutschland zerstreut. Von Seiten Virchows und seiner Schüler ist namentlich auch die mikroskopische pathologische A. in gründlicher und fruchtbarer Weise angebaut worden. Ebenso sind die Fortschritte der Entwickelungsgeschichte zum größten Theil auf Rechnung deutscher Forscher zu stellen. Wir nennen von ihnen Wolff, Pander, Döllinger, K. E. v. Baer, Rathke, von den noch Lebenden Bischoff, Reichert, Kölliker, His u. a. Von den Männern, welche sich um vergleichende A. verdient gemacht haben, sind zu nennen: Cuvier, Et. Geoffroy Saint-Hilaire, J. F. Meckel, Bojanus, C. G. Carus, Rathke, R. Wagner und vor allen Joh. Müller; aus der Zahl der Lebenden: Hyrtl, v. Siebold, R. Leuckart, O. Schmidt, V. Carus, E. Häckel und vor allen K. Gegenbaur. Die Entwickelungsgeschichte der Wirbelthiere schufen Pander und K. E. v. Baer, denen dann Rathke, Reichert, Remak, Bischoff, K. Vogt u. a. folgten. Die Untersuchungsweise der erstgenannten wurde dann von zahlreichen Forschern auch auf die wirbellosen Thiere angewendet. Eine Aufzählung der wichtigsten Werke ältern und neuern Datums über alle Zweige der A. findet man in der 12. Aufl. von Hyrtls »Lehrbuch der A. des Menschen« (Wien 1872).

Anatomischer Apparat, der Inbegriff aller Instrumente (Messer, Nadeln, Spritzen ꝛc.) und Substanzen (zum Einspritzen, Bleichen ꝛc.), deren der Anatom bei den Zergliederungen des Körpers und zu der Aufbewahrung einzelner Theile bedarf.

Anatomisches Besteck, ein Etui, in welchem sich die zur Zergliederung des Menschen- und Thierkörpers nöthigen Werkzeuge befinden: Messer und Scheren in verschiedener Gestalt, Haken, Nadeln, Röhren ꝛc.

Anatopismus (griech.), Verwechselung in Betreff des Orts.

Anatrŏpe (griech., »Umsturz«), Leugnung einer Behauptung; starkes Erbrechen.

Anaxagŏras, berühmter griech. Philosoph der ionischen Schule, geb. 500 (nach andern 534) v. Chr. zu Klazomenä in Jonien, stammte aus reicher und vornehmer Familie, zog sich aber freiwillig von dem öffentlichen Leben zurück, um sich ausschließlich dem wissenschaftlichen Nachdenken zu widmen. 40 Jahre alt siedelte er aus seiner Heimat nach Athen über, wo er der Freund des Perikles und des rationalistischer Denkweise zugeneigten Euripides ward und möglicherweise sogar von dem um 30 Jahre jüngern Sokrates gehört worden ist. Seine Lehre bestand in einer qualitativen Atomistik, die mit jener der heutigen Chemie darin Aehnlichkeit besitzt, daß sie wie diese die Verschiedenheit der Naturkörper auf unter einander verschiedene unveränderliche Grundstoffe zurückführt und dieselben danach in gleichartig (aus homogenen) und ungleichartig (aus heterogenen Theilchen) zusammengesetzte eintheilt. Für jene hat Aristoteles, dem wir diese Nachrichten verdanken, den Ausdruck: Homöomerien angewendet. Im Urzustande (Chaos), lehrte A., war überall das Verschiedenartigste durch einander gemengt; erst allmählich trat eine Sonderung ein, wodurch Gleiches mit Gleichem (Luftartiges mit Luftartigem, Gold mit Gold) vereinigt, Ungleiches von Ungleichem (Metall von Gestein) ausgeschieden wurde. Doch geschah dies nicht vollständig, sondern in jedem auf diesem Wege gewordenen Naturkörper ist neben dem Gleichartigen, welches das Vorwiegende und nach dem das Ding (z. B. Gold) genannt ist, auch etwas ihm Fremdartiges, aber dadurch eben mit andern Naturkörpern Gemeinsames anzutreffen, d. h. alle wirklichen Dinge sind ihrer (qualitativen) Verschiedenheit unbeschadet auch unter einander verwandt. Urheber der Sonderung, durch welche das anfängliche Chaos zum Kosmos, d. i. zum geordneten Weltall ward, ist nun nach A., der hierin von seinen theils hylozoistischen, theils pantheistischen, theils materialistischen Vorgängern abweicht, der weltordnende von den stofflichen Dingen wesenhaft unterschiedene, über den Stoff mächtige Geist (nus), das ideelle, einheitliche und intelligente Bewegungsprincip (Gott). Durch dasselbe einmal erregt, verbreitet sich die Bewegung in dem unendlichen bildsamen Stoffe immer weiter, wobei sich infolge des (kreisförmigen) Umschwungs die äußersten peripherischen Theile desselben, das Firmament und die Gestirne, von dem Uebrigen ablösen und ihre Rotation um die im Mittelpunkt ruhende walzenförmige und von der Luft getragene Erde unablässig fortsetzen. Auch die Meteorsteine, z. B. der im Alterthum berühmte von Aegospotamos, sind nach A. nichts anderes als im Umschwung begriffene Steinmassen, welche infolge allmählich nachlassender Schwungkraft auf die Erde herabfallen. Dieses gegen alle Mantik und Wahrsagerei (aus den Gestirnen) feindselige Bemühen, sämmtliche Naturerscheinungen

auf natürliche Ursachen zurückzuführen, brachte den A. seiner dem Theismus günstigen Lehre vom Nus ungeachtet in den bei seiner Bekämpfung der polytheistischen Volks- und Staatsreligion sehr erklärlichen Verdacht der Gottlosigkeit und zog ihm eine nach Einiger Meinung vielmehr auf seinen Beschützer Perikles gemünzte Anklage zu, von deren Folgen ihn dieser mit Mühe befreite. A. ging hierauf ins Exil nach Lampsakos, wo er 428 starb. Seine eigenen Schriften, worunter eine im Alterthum vielgelesene: »Ueber die Natur«, sind verloren gegangen. Ihre Fragmente haben Schaubach (Leipz. 1827) und Schorn (Bonn 1829) gesammelt. Geschrieben haben über ihn Carus (Leipz. 1797), Schleiermacher (»Ueber A.' Philosophie«, Berl. 1815), Hemsen (»A. Clazomenius &c.«, Gött. 1821), Breier (»Die Philosophie des A.«, Berl. 1840), Gladisch (»A. und die Israeliten«, Leipz. 1864).

Anaximandros, griech. Philosoph der ionischen Schule, angeblich der nächste Schüler des Thales, war 611 zu Milet geboren und starb nach 547 v. Chr. Er ging wie sein Lehrer von der Annahme eines Grundstoffs aus, aus welchem alles entstehe und in welchen es wieder zurückkehre, betrachtete aber nicht wie dieser eins (das Wasser) der vier sinnenfälligen Elemente (Wasser, Luft, Feuer und Erde) als solchen, sondern die allem Sinnenfälligen zwar zu Grunde liegende, selbst aber nicht sinnenfällige Urmaterie, welche er, weil sie ihrer Beschaffenheit nach unbestimmt, ihrer Ausdehnung nach unendlich gedacht werden müsse, apeiron (»das Unbegrenzte«) nannte. Aus demselben geht das Begrenzte, d. i. sowohl seiner Beschaffenheit wie seiner Ausdehnung nach Bestimmte (die Welt der besondern Naturdinge) durch Aussonderung der elementaren Gegensätze des Warmen und Kalten, des Feuchten und Trocknen vermöge der ewigen, demselben innewohnenden Bewegung hervor, und in dasselbe kehrt es »nach der Ordnung der Zeit« zurück, so daß eine endlose Aufeinanderfolge entstehender und vergehender Weltbildungen sich ergibt. Zu erwähnen ist noch, daß sich bei A. die erste Erwähnung einer elternlosen Zeugung findet, indem die Erde lebende, aus Wasserblasen hervorgehende Wesen gebiert. Auch der Mensch ist ihm zufolge aus dem Thiere hervorgewachsen, bewohnte anfangs in Fischgestalt das Wasser und ging später aufs Trockne über, wo er zur menschlichen Form ausreifte. Des A. Schrift »Ueber die Natur«, angeblich die erste philosophische der griechischen Literatur, ist bis auf sehr dürftige Bruchstücke verloren. Vgl. Schleiermacher, Ueber die Lehre des A. in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1811 (Berl. 1815).

Anaximenes, griech. Philosoph der ionischen Schule, Schüler des Anaximandros, geb. zu Milet, starb um 500 v. Chr. Er hielt nach der Analogie des thierischen, durch Luft und Athmung bedingten Lebens die atmosphärische Luft für das Lebensprincip des Universums. Aus derselben geht ihm zufolge durch Verdünnung das Feuer, durch Verdichtung dagegen in absteigender Reihe Wasser, Erde und Gestein hervor. Wie unsere Seele, sagt das einzige echte Bruchstück seiner verloren gegangenen Schrift »Ueber die Natur«, Luft seiend, uns zusammenhält, so umfaßt Hauch und Luft die ganze Welt. In Uebereinstimmung hiermit soll A. auch gelehrt haben, daß die im Mittelpunkt des Weltalls ruhende Erde als eine breite Fläche von der Luft getragen werde.

Anbetung (Adoration), eine bei den Morgenländern gewöhnliche Ehrenbezeigung und Begrüßungsart der Fürsten und hohen Personen, die darin bestand, daß der Grüßende sich auf die Knie warf und mit der Stirn den Boden berührte, auch den Saum des Gewandes oder die Füße des Betreffenden küßte. Die im Alterthum oft erwähnte A. der Perserkönige erstreckte sich selbst auf ihre Bildsäulen. Alexander d. Gr. behielt das Ceremoniell nach der Eroberung des Perserreichs bei; danach adoptirten es die römischen Kaiser und nach ihnen die Päpste in dem seit dem 9. Jahrh. von ihnen geforderten Fußkuß. Aus dem bürgerlichen Leben ging jene Ehrenbezeigung frühzeitig in den christlichen Kultus über; man warf sich vor den Bildern Christi und der Heiligen nieder, küßte sie, zündete Weihrauch vor ihnen an u. dgl., indem man die Ehre, die ihnen erwiesen wurde, auf die Urbilder bezog. Die hierin begründete feine Unterscheidung zwischen Anbetung Christi und Verehrung der Bilder hat die Kirche theoretisch immer festgehalten, aber das Volksbewußtsein um so weniger, als jene Ehrenbezeigungen fast aus der Sitte und dem Verkehr der Menschen unter einander verschwanden. Heute wie immer betet der große Haufe das wirklich an, was er vor Augen sieht. Die A. der Bilder hat daher auch immer in der Kirche den lebhaftesten Widerspruch gefunden; Karl d. Gr. und die Frankfurter Synode verboten sie unbedingt. In der griechisch-katholischen Kirche aber findet sie in noch weit ausgedehnterem Maße als in der römisch-katholischen statt. — Die A. der Hostie, d. i. die Kniebeugung vor derselben, ist durch Honorius III. (gest. 1227) eingeführt worden, seitdem, gemäß der Brodverwandlungslehre, in der Hostie der wahrhaft und leiblich gegenwärtige Christus angeschaut wurde.

Ancelot (spr. ängs'lo), Jacques Arsène Polycarpe François, franz. Dichter, geb. 9. Jan. 1794 zu Havre, erhielt hier und in Rouen seine gelehrte Bildung, wurde, nachdem er 1819 durch die Tragödie »Louis IX« seinen dichterischen Ruf begründet hatte, als Bibliothekar am Arsenal zu Paris angestellt, ging als Begleiter des Herzogs von Ragusa 1826 nach Rußland, verlor dann durch die Julirevolution seine Stellung und lebte seitdem unabhängig als Schriftsteller. Seit 1841 Mitglied der franz. Akademie, starb er zu Paris 8. Sept. 1854. A. schrieb außer andern Dramen (»Olga«, »Elisabeth d'Angleterre« &c.) und Vaudevilles die epische Dichtung »Marie de Brabant« (1825), »Six mois en Russie« (1827), die satirischen »Epîtres familières« (1843), »La rue Quincampoix« (1848) u. a. Seine »Oeuvres complètes« erschienen 1837. — Seine Gattin, Marguerite Louise Virginie, geborne Charbon, geb. zu Dijon 15. März 1792, hat sich ebenfalls als Dichterin hervorgethan. Unter ihren Werken sind das Drama »Marie« (1836) und die Romane »Gabrielle« (1839, neue Ausg. 1863), »Emérence« (1842), »Renée de Varville« (1853), »Une famille parisienne« (1856), »Un noeud de ruban« (1858) u. »Antonia Vernon« (1863) hervorzuheben. Auch im Vaudeville versuchte sie sich mit Glück; ihr »Théâtre complet« (Par. 1848, 4 Thle.) enthält 20 Stücke. Noch schrieb sie »Les salons de Paris, foyers éteints« (1857), eine Studie über die moderne Gesellschaft.

Ancenis (spr. angß'nih), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Unterloire, an der Loire und der Orléansbahn, hat ein Kommunalcollége, Fabriken für Zucker und landwirtschaftliche Instrumente, Handel mit Landesprodukten und (1866) 4148 Einw.

Anceps (lat.), doppelköpfig, schwankend; in der Metrik eine Silbe, die sowohl lang, als kurz gebraucht werden kann, bezeichnet mit ⏓.

Anch' io sono pittore! (ital., spr. ank io-, »auch ich bin Maler!«), oft citirter Ausspruch, den Correggio bei einer Anwesenheit in Bologna selbstbewußt vor dem Bilde der heil. Cäcilia von Raffael gethan haben soll.

Anchīses, ein Sproß aus dem alten Königsstamm der Trojaner, Herrscher in Dardanos, durch Aphrodite Vater des Aeneas. Die Göttin hatte ihm verboten, das gepflogene Liebesverhältnis kund werden zu lassen. Da er sich aber einst des vertrauten Umgangs mit derselben rühmte, ward er von Zeus mit dem Blitze getroffen. Als Troja in Flammen aufging, trug der fromme Aeneas den gelähmten Vater aus der Stadt und flüchtete mit ihm nach Italien; doch starb A. zu Drepanum auf Sicilien.

Anchovibirne, s. Grias.

Anchōvis (*Engraulis encrasicholus L.*), auch wohl Sardelle (s. d.), oder Anchovis-Sardelle genannt, Fischart aus der Ordnung der Physostomi und der Familie der Häringe, unterscheidet sich von diesen durch das weit gespaltene Maul, die vorspringende Schnauze, die weit gespaltenen Kiemen und den gestreckten, cylindrischen Körper ohne scharfen Bauchkiel. Der Rücken ist olivengrün, der Bauch silberweiß, die Seitenlinie blau, der Kopf goldig gefärbt. Die Größe beträgt gewöhnlich 13—16 Centim. Die A. leben in der Nord- und Ostsee, sowie im Mittelmeer und werden zur Laichzeit, wo sie in großen Scharen ans Ufer kommen, in Menge meist nachts bei Fackelschein in Netzen gefangen und sofort entweder wie die Sardellen in kleinen Fässern eingesalzen, oder, leicht angesalzen in Oel gesotten, auch wohl in eine Gewürzbrühe von Salz, Piment &c. schichtweise eingelegt oder geräuchert. Die von der italienischen Insel Gorgona verschickten gelten im Handel als die besten, geringer und viel wohlfeiler sind die französischen, sicilianischen und holländischen. Die besten nordischen kommen aus Norwegen. Uebrigens gehen die gesalzenen A. sehr häufig als Sardellen.

Anchylostōmum duodenale *Dubini* (Dochmius anchylostomum *Molin*), ein kleiner Rundwurm, welcher sich im Zwölffingerdarm und obern Dünndarm des Menschen vorfindet und in Italien, besonders aber in Aegypten häufig beobachtet wird. Das Männchen ist 6—10 Millim. lang, ½ Millim. dick, das Weibchen 10—14 Millim. lang und 1 Millim. dick. Der Wurm beißt sich in die Schleimhaut fest und verursacht dadurch eine Blutung; er kommt selten einzeln, meist zu tausenden im Darm vor und bewirkt Blutarmut seines Wirtes; nach Griesinger ist er die Ursache der ägypt. Chlorose.

Ancienniät (franz. ancienneté), Dienstalterfolge, wonach beim Soldatenstande aller Chargen der Aeltere im Dienstgrade den Vorzug beim Aufrücken in höhere Stellen hat. Das Dienstalter wird nach den meisten europäischen Heerverfassungen in allen Subalternofficiergraden berücksichtigt bis zum Major, wo alsdann die Charakteristik, die größere oder geringere persönliche Befähigung für ferneres Avancement entscheiden soll, doch ist in großen Armeen immer auch schon für die jüngern Kräfte die Möglichkeit eines Umgehens der A. auf die eine oder andere Weise geboten. Sowie überhaupt Anwartschaften auf Staatsdienste nicht ertheilt werden dürfen, so hat auch insbesondere kein Staatsdiener rechtlichen Anspruch auf Aufrückung in höhere Stellen oder Gehalte. Nur die wirklichen Mitglieder der Kollegialbehörden rücken von selbst nach der Reihenfolge ihrer Anstellung in die mit höherer Besoldung verbundenen Rathsstellen auf, insofern dazu keine besondere Befähigung erforderlich ist. Sowohl im Civil- wie Militärstande geht das Avancement durch A. dann verloren, wenn dem Individuum die zur höhern Stelle erforderlichen Eigenschaften fehlen, wenn Alter oder häufige Krankheiten Unfähigkeit voraussetzen lassen, oder wenn es durch ein Vergehen sich der Beförderung unwürdig machte.

Ancīle (lat., »das Gebogene«), kleiner, länglichrunder Schild, insbesondere der, welcher zu Numa's Zeit in Rom während einer Pest vom Himmel herabgefallen und an dessen Besitz nach Aussage der Haruspices die Weltherrschaft geknüpft sein sollte. Um dessen Entwendung zu verhüten, ließ Numa 11 demselben ganz ähnliche Schilde durch den Künstler Veturius Mamurius verfertigen und mit dem Palladium im Tempel der Vesta aufhängen. Tullus Hostilius verdoppelte ihre Anzahl und vertraute den Saliern die Aufsicht über dieselben an. Später wurden sie im Tempel des Mars auf dem Palatinischen Hügel aufgehängt und alljährlich in feierlicher Procession durch die Stadt getragen.

Ancillon (spr. angßijong), 1) Charles, Jurist und Diplomat, 28. Juli 1659 zu Metz geboren, studirte zu Marburg, Genf und Paris und war 1685 Parlamentsadvokat zu Metz. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes folgte er seinem Vater, der 1692 als Prediger der französisch-reformirten Gemeinde zu Berlin starb; in diese Stadt, wo ihn der Kurfürst zum Gerichtsvorstand der französischen Kolonie und 1691 zum Gesandten in der Schweiz ernannte. Von 1695—99 stand er in baden-durlach'schen Diensten, kehrte aber nach Berlin zurück und wurde Historiograph des Königs. Er starb als Polizeidirektor in Berlin 5. Juli 1715. Seine »Histoire de l'établissement des Français réfugiés dans les états de l'Electeur de Brandebourg« (Berl. 1690) bewog noch viele französische Protestanten zur Niederlassung in Brandenburg. Ferner schrieb er: »L'irrévocabilité de l'édit de Nantes« (Amsterd. 1709), »Histoire de Soliman II« (Rotterd. 1706) u. a.

2) Johann Friedrich, preuß. Staats- und Kabinetsminister unter Friedrich Wilhelm III., Urenkel des vorigen, geb. 30. April 1767 zu Berlin, studirte zu Genf Theologie und wurde 1790 Prediger der französischen Gemeinde daselbst, 1792 zugleich Professor der Geschichte an der Militärakademie, 1803 Mitglied der Akademie der Wissenschaften und königlicher Historiograph, nachdem er sich durch sein »Tableau des révolutions du système politique de l'Europe depuis le 15me siècle« (4 Bde., neue Aufl. 1824) als tüchtigen Historiker bewährt hatte. Im Jahre 1809 wurde er zum Staatsrath im Departement des Kultus ernannt und 1810 zum Erzieher des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., berufen. Von diesem seinem neuen Wirkungskreise völlig in Anspruch genommen, gab A. das Predigtamt und die Professur auf. Die letzte von ihm gehaltene Predigt war die Trauerrede auf den Tod der Königin Luise, die nach ihrem Erscheinen im Druck wegen ihres beziehungsreichen Inhalts von Napoleon verboten wurde. Nachdem er 1813 und 1814 seinen Zögling ins Feld begleitet hatte, trat er 15. Okt. 1814, als der Kronprinz majorenn wurde, von seiner Stellung als Prinzenerzieher zurück und ward als

Wirklicher Geheimer Legationsrath in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten berufen, womit seine eigentliche politische Laufbahn begann. Bei der 1817 erfolgten Errichtung des Ausschusses für die Bearbeitung und Einführung der provinzialständischen Verfassung und des Obercensurkollegiums wurde A. als Mitglied hinzugezogen. Auch ward er zum Mitglied des Staatsrathes ernannt, als diese oberste Staatsbehörde 1817 ins Leben gerufen wurde. Bei den wiederholten und langwierigen Krankheitsanfällen des Grafen v. Bernstorff, der seit 1818 an der Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten stand, leitete A. die Geschäfte der politischen Sektion. Im Mai 1831 wurde er zum Wirklichen Geheimen Rath und zum Chef des Departements für das Fürstenthum Neuenburg, 25. Juli d. J. aber zum Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten ernannt und 1832 als Staatsminister an die Spitze dieses Ministeriums gestellt. Preußen trat unter Ancillons Ministerium als ein entschiedener Gegner des konstitutionellen Princips auf, und in A. offenbarte sich die Sinnesänderung des Königs selbst, der, seinen Zusagen von 1815 entgegen, sich zur unbeschränkten Monarchie hinneigte, in welcher A. aus Ueberzeugung die allein rechte Staatsform erkannte. Auf der andern Seite war A. aber zu aufgeklärt, um nicht ein fester und entschiedener Freund und Beförderer des intellektuellen Fortschritts zu sein; ja er liebte die Freiheit, soweit sie sich mit seinen Ansichten von der Heiligkeit der monarchischen Rechte vertrug. Daher der anscheinende Widerspruch zwischen dem Schriftsteller und Minister, der sich in den spätern Zeiten öfters kund gab. Ein besonderes Verdienst erwarb sich A. mit dem Staatsminister Maaßen durch die Gründung des Preußischen, nachher Deutschen Zollvereins. Trotz der Menge der Geschäfte, die ihm während seiner politischen Laufbahn seit 1814 oblagen, war er fortdauernd schriftstellerisch thätig. Außer vielen akademischen und politischen Abhandlungen sind von seinen Schriften noch hervorzuheben: »Mélanges de littérature et de philosophie« (Berl. 1801, 2 Bde.; 3. Aufl. 1823), »Ueber Souveränität und Staatsverfassung« (das. 1816), »Ueber Staatswissenschaft« (das. 1819) und »Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie« (das. 1824), »Nouveaux essais de politique et de philosophie« (das. 1824, 2 Bde.), »Ueber den Geist der Staatsverfassungen und dessen Einfluß auf die Gesetzgebung« (1825, neue Ausg. in franz. Sprache, Par. 1850), »Pensées sur l'homme, ses rapports et intérêts« (Berl. 1829, 2 Bde.), »Zur Vermittelung der Extreme in den Meinungen« (das. 1828—1831, 2 Bde., 2. Aufl. 1838). A. starb 19. April 1837.

Anckarström, Johann Jakob von, Mörder König Gustavs III. von Schweden, geb. 1762, war der Sohn eines schwedischen Oberstleutnants, ward Page am königlichen Hofe, dann Fähnrich bei der Leibgarde. A. zeigte schon früh einen abstoßenden Charakter voller Vermessenheit und aristokratischen Stolzes, dessen ganzen Haß sich der König durch sein Streben nach Unumschränktheit und Unterdrückung des anmaßenden Adels zuzog. Dieser Haß war im russischen Krieg, den Gustav führte, die Veranlassung, daß A. sich 1789 als verabschiedeter Officier in eine Verschwörung einließ, um den Feinden des Vaterlandes die Eroberung Finnlands zu erleichtern. Die Untersuchung, in welche er deshalb gerieth, wurde zwar auf Befehl des Königs niedergeschlagen, aber gegen den Willen Anckarströms, der nicht Gnade, sondern Recht verlangte und rachsüchtig Stockholm verließ. Im Jahre 1790 dahin zurückgekehrt, verband er sich mit mehreren Unzufriedenen vom Adel zur Ermordung des Königs. Die Grafen von Ribbing und von Horn loosten mit A. um die Vollbringung des Mords. Das Loos entschied für A., der 16. März 1792 auf einer Maskerade im Schloß zu Stockholm den König erschoß. A. gestand sein Verbrechen, weigerte sich aber standhaft, seine Mitverschwornen zu verrathen. Furchtlos und ohne die geringste Reue über seine That zu empfinden, bestieg er 27. April das Schafott, nachdem man ihn vorher mehrere Tage mit Ruthen gepeitscht hatte. Die Grafen Horn und Ribbing und der Oberst Liljehorn wurden für immer des Landes verwiesen.

Anckarswärd, Karl Henrik, Graf, Haupt der Opposition im schwed. Reichstag, geb. 22. April 1782 zu Sweaborg, Sohn des 1838 verstorbenen Grafen und Reichsmarschalls Michael A., widmete sich dem Militärdienst, ward 1803 Major und Oberadjutant beim Grafen Armfelt, darauf beim General Cederström und später bei Adlersparre, mit dem er sich an der Verschwörung von 1809 betheiligte. Bei Eröffnung des Feldzugs gegen Frankreich 1813 zum Obersten befördert, folgte er dem damaligen Kronprinzen nach Deutschland. Wegen einer Zuschrift, worin er diesem die Verbindung mit Rußland als dem Erbfeinde Schwedens widerrieth und den Anschluß an Frankreich anempfahl, aus dem Militärdienst entlassen, lebte er zurückgezogen auf seinem Gute Karlslund in Nerike, bis er 1817 als Haupt der Opposition auftrat. Er war der gefährlichste Gegner der Regierung, deren Maßregeln er mit wahrem Fanatismus und persönlichem Hasse bekämpfte. Wegen seiner streng aristokratischen Grundsätze von einem großen Theil seiner Partei verlassen, zog er sich 1829 zurück, erschien aber 1834 wieder im Reichstag und trat mit den umfassendsten Vorschlägen zu einer vollständigen Aenderung der schwedischen Verfassung auf. Zwar konnte er nur einen kleinen Theil seiner Anträge durchsetzen, nahm aber dennoch, namentlich auf dem Reichstag von 1839, von dem größern Theil des Bauernstandes unterstützt, eine sehr hervorragende Stellung ein. Seine Ansichten legte er 1833 in einem »Politischen Glaubensbekenntnis« dar. A. starb 25. Jan. 1865 zu Stockholm.

Ancōna, früher als Mark A. ein selbständiger Theil Mittelitaliens, zwischen dem Adriatischen Meer und den Apenninen, vom Tronto bis nordwestlich an San Marino reichend, jetzt ein Landestheil (die sogen. Marken) des Königreichs Italien, der in die 4 Provinzen A., Ascoli-Piceno, Macerata und Pesaro ed Urbino zerfällt und 9691 QKilom. (176 QM.) mit (1871) 916,450 Einw. umfaßt. Die Provinz A. allein, an der Küste des Adriatischen Meeres gelegen, zählt auf 1916 QKilom. (34,8 QM.) 262,369 Einw. und bildet den bevölkertsten Theil des Ganzen. Sie wird von den Flüssen Cesano, Esino und Musone bewässert und erzeugt Getreide, Wein, Oliven und Südfrüchte in Fülle. Die Mark A. entstand unter der Herrschaft der Longobarden, welche nach Eroberung dieser Gegenden daselbst einen Markgrafen als Statthalter einsetzten. Später ein Theil des Herzogthums Spoleto, wurde sie von Kaiser Heinrich III. 1052 dem Markgrafen Guarner I. (Werner) zu Lehen gegeben und nach diesem Marca Guarneri benannt. Wäh-

rend der Streitigkeiten der Hohenstaufen mit den Päpsten gerieth auch die Mark A. in die traurigste Verwirrung, infolge deren sich die meisten Städte unabhängig machten oder Roms Schutz suchten und dafür dem Papste einen jährlichen Tribut zahlten. Diese Oberhoheit Roms befestigte sich in der Folge trotz des Widerstandes mancher Kaiser immer mehr, bis endlich Rudolf von Habsburg 1274 in dem Vertrage mit Gregor X. das streitige Land dem Kirchenstaate gänzlich überließ. Die Markgrafen von A. waren von jetzt an nur päpstliche Statthalter. Im Jahr 1808 wurde die Mark von Napoleon zum Königreich Italien geschlagen und in die Departements Metauro, Musone und Tronto getheilt; 1815 kehrte sie unter päpstliche Hoheit zurück.

Die Hauptstadt A., am Adriatischen Meer zwischen den steil abfallenden Vorgebirgen Monte Ciriaco und Monte Astagno amphitheatralisch gelegen, hat enge und krumme Gassen, oft 6—7 Stockwerk hohe, labyrinthisch über einander gereihte Häuser, eine starke Citadelle (die Befestigungen der Stadt selbst wurden 1815 traktatmäßig geschleift) und (1872) 45,741 Einw. (darunter ca. 6500 Juden und viele Griechen). Der Hafen von A., ein ovales Becken von 890 Meter Länge und 780 Meter Breite, das nur den Nordwestwinden direkt offen steht, gilt für den besten in Italien, wurde aber unter der päpstlichen Herrschaft arg vernachlässigt. Seit 1860 hat die ital. Regierung die Wiederherstellung der Hafenanlagen in Angriff genommen und A. zum Kriegshafen und zur Flottenstation der adriatischen Küste erhoben; dagegen ist seine Eigenschaft als Freihafen, wozu ihn Papst Clemens XII. 1732 erklärt hatte, seit 1869 aufgehoben. An der Nordseite des Hafens befindet sich ein altröm. Molo (750 Meter lang), dessen Eingang der berühmte und wohlerhaltene Triumphbogen Trajans schmückt, ein Prachtwerk des Alterthums aus weißem Marmor (115 n. Chr. von Apollodor erbaut) mit nur einem Durchgang, 14 Meter hoch, 9 Meter breit. Ein zweiter Bogen, der Arco Clementino, wurde in geringer Entfernung von jenem auf dem neuen Molo zu Ehren des Papstes Clemens XII. 1765 von Banvitelli aus Backsteinen errichtet. A. ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs und eines Generalkommando's. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: die auf dem Monte Guasco auf den Trümmern eines Venustempels stehende Kathedrale San Ciriaco, eine Basilika aus dem 11. Jahrh. mit einer prachtvoll ausgestatteten Krypta; die wunderliche Kirche S. Maria della Piazza (aus dem 13. Jahrh.); die Kirchen San Agostino und San Francesco (beide mit schönen gothischen Portalen) und San Domenico (13. Jahrh., mit einem Bilde von Tizian); ferner die Börse (1443—59 erbaut, mit prächtig verzierter Façade), der Gemeindepalast (1270 erbaut, mit Gemäldegallerie und Bibliothek), der Palast Ferretti, die beiden Theater, das Lazareth (am Hafen, 1733 von Vanvitelli im Fünfeck erbaut) u. a. An wissenschaftlichen und andern Anstalten besitzt A. ein Lyceum, ein Gymnasium, ein Gewerbeinstitut mit einer nautischen Schule und eine technische Schule; ferner eine Volksbank, eine Sparkasse, ein berühmtes Spital, ein Irrenhaus rc. Die Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Seide, Tauwerk, Leder, Tabak, Oelseife, Papier, Bleiweiß, Hüten, Zucker rc. Hauptgegenstände des wieder aufblühenden Handels sind: als Einfuhrartikel Getreide aus Rußland, Tabak und Getreide aus Ungarn, Kolonialwaaren von Triest und aus England; als Ausfuhrartikel Weinstein (Cremor tartari), Lamm- und Ziegenfelle, Wallnußholz, Mais, Mandeln, Wachs und Seide. Der Verkehr ist besonders mit dem Schwarzen Meer, mit Triest, Venedig, Livorno und Marseille lebhaft. Regelmäßige Verbindung mit der Levante vermitteln die Dampfer des Oesterreichischen Lloyds. A. wurde von Syrakusanern, die vor der Zwingherrschaft des ältern Dionysius flohen, 392 v. Chr. gegründet und wegen der Lage des Ortes zwischen den beiden sich gegen einander biegenden Vorgebirgen Ankon (»Elnbogen«) genannt. Unter den Römern ward die Stadt zur Kolonie und Hauptstadt von Picenum erhoben und gelangte durch Handel und Gewerbthätigkeit (Purpurfärbereien) bald zu großem Wohlstande, besonders nachdem die Hafenanlagen durch Trajan erweitert worden waren. In der Zeit der Völkerwanderung ward A. eine Beute der Gothen, später (592) der Longobarden. Als Hauptort der von diesen errichteten Mark A. spielte sie in der Folge wieder eine wichtige Rolle; unter den Hohenstaufen erklärte sie sich für unabhängig und wußte als Republik lange Zeit hindurch alle Unterjochungsversuche abzuwehren, bis sich 1532 Papst Clemens VII. ihrer durch den General Gonzaga mit List bemächtigte und sie dem Kirchenstaat einverleibte. Im Jahr 1797 nahmen die Franzosen A. durch Kapitulation; 1799 ward es nach tapferer Vertheidigung von Seiten des franz. Generals Meunier durch die Oesterreicher und Russen erobert, darauf 1805 wieder von Napoleon besetzt, 1813 nach Vertreibung der Franzosen von den Neapolitanern eingenommen, 1814 endlich dem Papste zurückgegeben. Als 1832 die Oesterreicher in den Kirchenstaat eingerückt waren, besetzten die Franzosen von neuem die Stadt, um den Einfluß jener im Lande zu paralysiren, und räumten sie erst im December 1838. Im Jahr 1849 wurde das mit einer revolutionären Besatzung versehene A. vom 24. Mai bis 19. Juni von den Oesterreichern unter Wimpffen belagert und nach heftigem Bombardement zur Kapitulation genöthigt. Bei der nationalen Erhebung 1859 machte die päpstliche Regierung A. zu einem Waffenplatze, wohin sich nach der Niederlage bei Castelfidardo (18. Sept. 1860) Lamoricière mit dem Reste der päpstlichen Truppen zurückzog. Aber schon 29. Sept. mußte er nach zweitägiger Beschießung die Stadt den Piemontesen übergeben. Am 17. Dec. 1861 wurde A. dem Königreich Italien einverleibt.

Ancre (spr. ängkr), Baron von Lussigny, Marschall d', eigentlich Concino Concini, der berüchtigte Günstling Maria's von Medici, Sohn eines Senators zu Florenz, begleitete Maria von Medici nach ihrer Vermählung mit Heinrich IV. von Frankreich 1600 an den französischen Hof, wo er sich der häßlichen, aber klugen und einflußreichen Kammerfrau Mariens, Eleonore Dori, genannt Galligaï, antrauen ließ. Geflissentlich steigerten beide Gatten das Mißverständnis zwischen der Königin und ihrem Gemahl. Als nach dem Tode Heinrichs IV. 1610 Maria Reichsregentin geworden war, gewann ihr Günstling alle Gewalt. Die Regentin ernannte ihn zum Marquis von A. und zum Statthalter von Amiens, Péronne, Montdidier und Royer, zum Großstallmeister und ersten Kammerherrn des Königs, und, obgleich er nie einen Krieg mitgemacht, 1614 zum Marschall von Frankreich. Von mehr als 30 hohen Chargen, die er als Sinekuren bekleidete, bezog er jährlich 2 Mill. Franken, an Gütern

und Kostbarkeiten erhielt er außerdem über 3 Mill. Franken in wenigen Jahren. Vergeblich suchten ihn 1614 die Herzöge von Bouillon, Mayenne, Nevers, Longueville und der Prinz Condé zu stürzen. Auch als Ludwig XIII. von den einberufenen Reichsständen für volljährig erklärt worden war, behielt A. seinen Einfluß und fuhr in seiner heillosen Verwaltung fort. Da brachen neue Unruhen aus unter Condé's Leitung, dem sich unter Herzog Rohan ein Theil der Hugenotten anschloß. Trotz des 1616 geschlossenen Friedens arbeitete Condé nach wie vor auf Ancre's Sturz hin und ward deshalb in die Bastille in Haft gebracht. Obwohl sich jetzt ein Bund der Großen gegen die Regierung bildete, so wurde doch der Sturz des verhaßten Florentiners von einer andern Seite her bewirkt. Ein Spielgenosse des Königs, Luines, wußte dem mißtrauischen Ludwig den Verdacht beizubringen, A. wolle ihn, im Einverständnis mit der Königin-Mutter, aus dem Wege räumen. Da befahl Ludwig A. zu ermorden. Als A. 24. April 1617 in den Louvre trat, legte der Befehlshaber der Leibwache Hand an ihn, und der Schuß eines Gardisten streckte ihn zu Boden; sein Leichnam wurde der Wuth des Volkes preis gegeben, das ihn an der Statue Heinrichs IV. verbrannte. Seine Gattin wurde verhaftet, vor einer außerordentlichen Kommission der Theilnahme an der Ermordung Heinrichs IV. und des magischen Einflusses auf die Entschließungen der Königin angeklagt, 8. Juli 1617 zum Tode verurtheilt und enthauptet.

Ancud, Stadt, s. Chiloë.

Ancūli und **Ancūlae**, bei den Römern die den obern Göttern dienenden Gottheiten, wie der Diana Virbius, der Dea Dia (»himmlische Göttin«) die Virgines divae (»himmlische Jungfrauen«) dienten.

Ancus Marcius, nach der Sage Sohn der Tochter Numa's, der Pompilia, und des Marcius, vierter König von Rom, regierte von 638—614 v. Chr., suchte die Römer dem Ackerbau und friedlichen Gewerben zuzuwenden. Die besiegten Latiner siedelte er auf dem Aventinischen Hügel an und legte so den Grund zur Entstehung des Plebejerstandes. Er befestigte das Janiculum jenseits des Tiber als Vormauer gegen die Etrusker und verband es durch eine hölzerne Brücke mit der Stadt. Unter ihm wurde das römische Gebiet bis zur Tibermündung ausgedehnt und Ostia als Hafenstadt von Rom gegründet. A. hinterließ zwei unerwachsene Söhne, welche, durch ihren Vormund Tarquinius Priscus um die Nachfolge betrogen, diesen später ermordeten.

Ancylocĕras, s. Ammoniten.

Ancyranum marmor, s. Angora.

Andacht, die Richtung der Gedanken auf irgend einen Gegenstand, um dadurch etwas kennen oder besser verstehen zu lernen, besonders die Richtung der Gedanken auf Gott und göttliche Dinge, in der Absicht, sich zu erbauen, d. h. an religiöser Erkenntnis, Erhebung des Gemüthes und Liebe zum Guten zu gewinnen. A. in dieser gewöhnlichern Bedeutung setzt wahre Frömmigkeit voraus, ist aber zugleich ein kräftiges Beförderungsmittel derselben und zeigt sich stets in der ungetheilten Aufmerksamkeit, womit man auf das, was sich auf das Göttliche bezieht, z. B. beim öffentlichen Gottesdienste auf den Inhalt des Gesanges, der Predigt und der Gebete, achtet. Andachtsübungen sind in diesem Sinne Gebet, Gesang und öffentliche Gottesverehrung überhaupt, Andachtsbücher (Gebetbücher, Erbauungsschriften) aber solche Schriften, welche die Beförderung und Leitung religiöser A. bezwecken, bei Andachtsübungen als Hülfsmittel zu gebrauchen sind und einen dazu passenden Inhalt haben. Unter den ältern Andachtsbüchern ist das berühmteste das von Thomas a Kempis herrührende Buch »Von der Nachfolge Christi« (De imitatione Christi), welches noch aus der vorreformatorischen Zeit stammt und bei allen Konfessionen in gleichem Ansehen steht. In der deutsch-evangelischen Kirche ist Arnds »Wahres Christenthum« die vortrefflichste Schrift. Aus der neuen Erbauungsliteratur auch nur das Beste anzuführen, verbietet der Raum; es sind aber alle Richtungen reichlich und gut in ihr vertreten. Andächtigkeit heißt die Gewohnheit, sich gern in die Stimmung der A. zu versetzen, und in diesem Sinne wurde früher das Wort andächtig als Ehrenbenennung solchen Personen beigelegt, bei denen man wegen ihres Amtes einen besondern Beruf zur A. voraussetzte, wie den geistlichen Kurfürsten und Doktoren der Theologie, welche letztern mit der Anrede »Ehrwürdige, in Gott andächtige Herren« beehrt wurden. Andächtelei ist die falsche, unrechte A., die dann stattfindet, wenn man entweder bloß andächtig scheinen will, oder wenn man die Andachtsübungen pedantisch, ohne rechten Ernst und Verstand verrichtet.

Andalūsien (span. Andalucia), span. Landschaft, welche die 4 ehemaligen maurischen Königreiche von Granada, Jaen, Cordova und Sevilla umfaßt und somit den südlichsten Theil der Halbinsel bildet, 87,165 QKilom. (1583 QM.) groß, mit (1867) 3,200,944 Einw. A., das Vandalitia oder Vandalusia zur Zeit der Vandalenherrschaft, grenzt im N. an Estremadura und Neukastilien, im S. an das Atlantische und Mittelländische Meer, im O. an Murcia, im W. an Portugal und zerfällt gegenwärtig in die 8 Provinzen: Sevilla, Cadiz, Huelva, Cordova, Jaen, Granada, Almeria und Malaga. Die Landschaft besteht im wesentlichen aus dem Flußthal und Stromgebiet des wasserreichsten Stromes der ganzen Halbinsel, des Guadalquivir, welcher von der Quelle bis zur Mündung A. angehört und dessen Gebiet ringsum von vielgestaltigen Berggruppen umsäumt ist. Von den Quellen des Stroms an westwärts umschließt den Nordrand zunächst die Sierra Morena mit Gipfeln bis zu 980 Meter Höhe; daran lehnt sich das Hochland los Pedroches, von welchem südwärts gegen den Guadalquivir verschiedene Sierren bis nach Cordova sich vorschieben. Die Benennungen sind zahllos, da bei der allgemeinen Richtung der rechten Zuflüsse des Hauptstroms von N. nach S. alle Abschnitte besondere Namen tragen, z. B. Sierra de los Santos, Cerro Caraveluela, Montañas de Guadalcanal, Sierra de Constantina &c., bis endlich dieser Höhenzug gegen Portugal mit den Cumbres de Aracena und der Sierra Aroche endigt, und zwar in Gipfeln von 1600 Meter Höhe. Beginnt man die Wanderung von den Quellen des Stroms aus auf der Südseite, so findet man an dem Punkte, wo die 3 Provinzen Jaen, Granada und Murcia zusammenstoßen, die 2280 Meter hohe Sagra Sierra, welcher gegen NW. die wilde, zerklüftete Sierra Seca vorgeschoben ist. Westlich jenseits des Durchbruchthals des Guadiana menor folgt die hohe Sierra von Jaen, welche sich mit ihren Ausläufern bis zum Jenilthal erstreckt. Der obere Jenil und die paradiesische Vega von Granada scheiden diese

andalusische Centralgruppe von der südlichen Sierra Nevada, welche eigentlich nur den Centralstock aller Gebirge bildet, die von der Straße von Gibraltar an bis zur Grenze von Murcia ihren Fuß im Mittelmeere baden. Die nennenswerthesten darunter sind von O. nach W. die Sierra de Maria, Sierra de las Estancias, Sierra Filabres, Sierra Alhamilla, Sierra Nevada (mit dem 3560 Meter hohen Cerro de Mulhacen), Serrania de Ronda u. a. Das Flachland zerfällt in 2 Hauptabtheilungen: das kleine Becken des obern Guadalquivir und das fünfmal größere des mittlern und untern Guadalquivir oder das eigentliche **Tiefland von A.**, welches durch den Jenil wieder in die Campiña von Cordova und die Ebene von Sevilla getheilt wird. Das Becken des obern Guadalquivir erhebt sich 150—460 Meter ü. M. und trägt den Charakter der südspanischen Plateau's mit Salzsteppen und sterilen Landstrichen. Auch Niederandalusien hat schroffe Gegensätze: die üppigen Gartengelände um Cordova und Sevilla, und die wüste Steppe am Jenil, wo man keinen Tropfen Wasser findet. Beinahe ebenso unwirtlich, aber weniger kahl sind die weiten Fluren der **Marisma**, das salzige Sumpfland am linken Ufer des untern Guadalquivir. Entvölkert und theilweise mit Pinienwaldung bedeckt ist auch die sandige Niederung (**Arenas Gordas**) von San Lucar de Barrameda bis zur Mündung des Rio Tinto. Der Charakter der Landschaft und die Vegetation ist im gesammten Thalbecken ebenso afrikanisch, wie in den südlichen Gebirgen, namentlich in der Terrasse von Granada, nur mit weniger Abwechselung; aber die Hälfte des ganzen Thalgeländes ist Wüstenei, in welcher Sevilla und Cordova mit ihren Umgebungen gleichsam große Oasen bilden. Was Andalusiens **Gewässer** betrifft, so begreift Niederandalusien, wie erwähnt, fast das ganze Gebiet des Guadalquivir. Derselbe kommt aus der Sierra Cazorla und fließt in südwestlicher und südlicher Richtung, vielfach sich krümmend: von der rechten Seite strömen ihm der Guadalimar, Escobar, Jandular, Guadalmelato, Guadiato, Guabalcar und Carallon zu, während er von S. her den Guadiana menor, den Garandilla, Guadaira und den Jenil empfängt. Unterhalb Sevilla theilt sich der Hauptstrom in mehrere Arme und bildet eine größere und kleinere Insel mit fettigem, schlammigem und angeschwemmtem Boden, ehe er sich bei San Lucar ins Meer stürzt. Die Sierren von Nevada und Ronda bilden die Wasserscheiden zwischen dem Gebiet des Guadalquivir und dem der Küstenflüsse von Sevilla und Granada, namentlich des Odiel, Tinto, Guadalete, Guadalforze, Guadaranque, Guadiaro, Guadiz, Matril, Aguas, Almeria und Almansor. Unter den zahlreichen Heilquellen, welche in A., besonders in Granada, sprudeln, sind die von Alhama, Portuguos; Viera Vermeja, Fuente la Piedra 2c. am berühmtesten. Das **Klima** Andalusiens ist in den Ebenen und Thälern rein und so mild, daß man beinahe das ganze Jahr hindurch unter freiem Himmel schlafen kann. An der Seeküste steigert sich diese warme Luft aber zur unerträglichsten Hitze, sobald der Solano weht, der mancherlei Fieber bringt. Die Schneegebirge temperiren die Hitze im Innern des Landes; kalt aber ist es auf den obern Regionen der Gebirge und kühl auf ihren Abhängen. Die andalusischen Provinzen sind in einzelnen Strichen die fruchtbarsten und reichsten von Spanien; hier verbinden sich die **Produkte** der gemäßigten Zone mit denen der subtropischen. Das schönste Getreide wächst im S. und O. von Sevilla, und wären diese herrlichen Ebenen gehörig angebaut, so könnten sie ganz Spanien ernähren. Aber so reich diese Gegenden an Produkten aller Art sind, so wenig sind sie kultivirt; nur die Natur macht sie fruchtbar, denn der Feldbau steht in A. auf einer weit niedrigern Stufe der Ausbildung, als in Katalonien und Aragonien. Namentlich fehlt es bei dem heißen Klima an einer zweckmäßigen Bewässerung der Felder. Den schönsten Anbau zeigen immer die sogen. »Vegas« (Huertas), unter denen die von Granada die größte und berühmteste ist. Das Getreide und der Mais gedeihen so reichlich, daß der Weizen hier und da 24—40fältige, der Mais sogar 80—100fältige Frucht gibt. Als Produkte sind außerdem Reis, Gemüse, besonders Spargel (der wild wächst), Melonen, Johannisbrod, Hanf und Flachs 2c., im südlichen Theil Orangen, Feigen, Citronen, Mandeln, Granatäpfel, Oliven, Wein (in den feurigsten Sorten), in der Küstenzone stellenweise sogar Baumwolle und Zuckerrohr zu nennen. Hochandalusien und die Sierra Morena sind reich an Metallen; Niederandalusien besitzt nur zahlreiche Steinsalzlager, Salzquellen, Salzbäche und Salzseen. Die Bergwerke liefern vornehmlich Zinnober und Blei, Gold nicht mehr, etwas Silber, Kupfer, Steinkohlen. Mehrere Gruben in der Sierra Morena, z. B. in Belmaz und Espiel, wurden in neuerer Zeit durch Engländer erschlossen; doch stößt der Betrieb vielfach auf große Schwierigkeiten, besonders wegen Holzmangels und der schlechten Kommunikation. Die andalusischen Pferde, Abkömmlinge der arabischen, sind schön und dauerhaft; die Sierra Morena liefert die muthigsten Stiere für die Stiergefechte, namentlich aus den Pedroches. Die Schweine, welche zum Theil mit Kastanien und Johannisbrod gemästet werden, geben ein treffliches Fleisch; nicht unbedeutend ist die Ziegen- und Merinoschafzucht. Die Bienenzucht liefert mehr Honig und Wachs, als im Lande konsumirt wird. Ansehnlich ist auch die Seiden- und Kochenillezucht (an der Küste). Die Gebirge sind reich an Hirschen, Rehen, Hasen, Kaninchen, Feldhühnern 2c.; sogar Wölfe hausen noch darin. Den Felsen von Gibraltar bewohnt eine Affenart (Innus), auch ist hier die Genettkatze einheimisch. Die Flüsse liefern Forellen und Aale, das Meer Thunfische und Saralos. Die Industrie war bisher nur in den Küstengegenden, besonders in Granada, von einiger Bedeutung. Wichtiger ist bei den trefflichen und günstig gelegenen Häfen von jeher der Handel gewesen. Maurischer Typus und Charakter, selbst maurische Sitten sind in A. unverkennbar. In den hohen Thälern der Sierra Nevada leben noch reine Nachkommen der Mauren. Daß arabisches Blut in den Adern der Andalusier rollt, zeigt schon der offenbar orientalische Gesichtsschnitt. Hinsichtlich des Körperbaues und Charakters sind die Bewohner eigentlich in jeder Provinz verschieden. Das Gemeinsame ist folgendes: Der Andalusier ist von schöner Körpergestalt, lebhaft und heiter, vergnügungssüchtig, leichtsinnig, aber ehrlich und edel, redselig, voll Verstand und Gewandtheit in der Auffassung, stolz auf sein Land und poetisch begabt, aber arbeitsscheu, dabei genügsam, gastfrei und gefällig, aber auch jähzornig, keck und streitsüchtig, ein Freund des Messers, wenn auch öfter nur ein prahlerischer Zungenheld. In der Kleidung liebt er bunte Farben; eine Jacke von

Seide, Beinkleider mit vergoldeten Knöpfen, weiße Strümpfe mit seidenem Bande, ein buntes Brusttuch, ein schneeweißes Hemd mit netter Krause und offenem Kragen, unter dem seidenen Leibgürtel eine Cartuchera (Patronentasche) mit gesticktem Deckel: dies sind die wesentlichen Bestandtheile der andalusischen Tracht. Die Frauen sind von einer unnachahmlichen Grazie und mit vielem Mutterwitz begabt und gelten wenn nicht für die schönsten, doch für die interessantesten und liebenswürdigsten Spanierinnen. Zu dieser eigentlich maurisch-spanischen Bevölkerung gesellen sich noch viele tausende von Zigeunern (Gitano's), die theils ansässig sind, theils ein nomadisches Leben führen. Für die Bildung des Volkes geschieht in A., die großen Städte ausgenommen, sehr wenig; daher sind die untern Stände sehr unwissend. Charakteristisch ist, daß noch 1845 unter der Bevölkerung von Antequera die Blutrache in echt korsischer Weise üblich war. Die andalusischen Dörfer haben meist weißgetünchte Häuser; am freundlichsten sehen die Ortschaften bei Sevilla und an der Bai von Cadiz aus, wo alle Häuser mit grün oder bunt bemalten Balkonen geschmückt sind. Der andalusische Dialekt ist reich an arabischen Wörtern und weicht vom kastilischen wesentlich ab; die Morisken der Sierra Nevada reden ein korrumpirtes Arabisch.

In den ältesten Zeiten wurde A. von den Turdetanern bewohnt, die Gewerbe trieben, Schriften besaßen und die Dichtkunst übten, dabei sanft und friedliebend, aber auch weichlich waren und keinem Eroberer widerstanden. Von Fremden ließen sich zuerst die Phönikier hier nieder; sie gründeten die Kolonien Tartessus (Sevilla), Gades (Cadiz) u. a. Später nahmen die Karthager diese Gegenden ein, doch blieb ihr Einfluß lange Zeit auf die Küsten beschränkt, bis sie sich seit 236 v. Chr. durch Eroberungen in Spanien für das in Sicilien Verlorene zu entschädigen suchten. A. scheint damals durch Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal ganz unterjocht worden zu sein. Aber schon 201 kam das Land in den Besitz der Römer, welche von hier aus binnen zwei Jahrhunderten ganz Spanien unterwarfen. Unter ihnen bildete A. einen Theil der Provinz Bätica und war der Mittelpunkt römischer Bildung und Sitte in Spanien. Cordova und Santiponte bei Sevilla (Italica) gaben Rom Dichter, Weltweise und Kaiser (Lucanus, Seneca, Trajanus), während Gades, Hispalis (Sevilla), Carteja ꝛc. ihre Schiffe nach allen Meeren sandten und Munda (Monda) 45 v. Chr. die letzte Waffenthat Cäsars sah. Zu Anfang des 5. Jahrh. n. Chr. eroberten die in der Völkerwanderung aus Galicien und Asturien eindringenden Alanen und Vandalen A. beinahe ohne Widerstand und nannten es Vandalitia. Ihnen folgten 412 die Westgothen, die nach einem langen und blutigen Kampfe die Alanen und Vandalen nach Afrika hinüberdrängten und seit dem 6. Jahrh. ganz Spanien beherrschten. Schnell entartet erlag das Reich der Westgothen schon nach einem Jahrhundert den Arabern in der Schlacht bei Xeres de la Frontera 711. Als 755 die spanischen Araber sich von dem Chalifen in Asien unabhängig machten, wurde A. der Sitz einer neuen Dynastie von Chalifen, die Cordova zu ihrem Aufenthalt wählte. Die überwundenen Gothen wurden von den Siegern mild behandelt, behielten freie Religionsübung, ihre eigenen Gesetze und Sitten und zahlten bloß einen mäßigen Tribut. Die Bevölkerung Andalusiens war damals sehr zahlreich, der Ackerbau blühend; Künste und Wissenschaften, besonders Baukunst, Astronomie, Medicin wurden von den Arabern mit solchem Erfolge getrieben, daß Wißbegierige aus dem übrigen Europa nach Cordova reisten, um dort Kenntnisse zu erwerben, die man sonst nirgends fand. Als aber 1051 der Regentenstamm in Cordova ausstarb, und die Mauren, schon längst uneinig, sich in mehrere unabhängige Reiche zertheilten, verfiel auch ihre Macht und der Wohlstand des Landes. In A. entstanden die drei Königreiche Sevilla, Cordova und Jaen, welche nach vielen Kämpfen, von 1238—1248, durch König Ferdinand III. von Kastilien den Mauren entrissen wurden. Die blinde Unduldsamkeit der Christen trieb bald darauf tausende der Besiegten nach Afrika zurück und legte hiermit den ersten Grund zu der seitdem immer bedeutender gewordenen Entvölkerung des Landes. Von jener Zeit an war A. ein Theil des Reiches Kastilien und hatte mit diesem stets gleiche Schicksale.

Andalusit, Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, benannt nach dem Fundort, krystallisirt in langen rauhen, meist von Glimmer bedeckten, wenig verschobenen, geraden rhombischen Säulen, findet sich selten derb, stänglich, oder körnig, ist schmutzigroth oder röthlichgrau, von geringer Durchscheinenheit. Die Härte ist die des Quarzes, das spec. Gewicht 3. Vor dem Löthrohr ist der A. unschmelzbar, schwer zusammenschmelzbar mit Borax und Phosphorsalz; in Säuren ist er unlöslich. Er besteht aus Kieselsäure und Thonerde, entsprechend der Formel Al_2SiO_5. Er findet sich im Granit und krystallinischen Schiefer, sowohl im Gestein, wie in Quarzadern, so in Almeria in Andalusien, zu Bräunsdorf in Sachsen, Hof in Bayern, von besonderer Schönheit zu Lisenz in Tirol, im Ural, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in Brasilien, auch im Serpentin Unterösterreichs. Höchst eigenthümlich ist sein Auftreten in gewissen umgeänderten (metamorphischen) Thonschiefern als Chiastolith (v. griech. chiastos, »mit einem chi [χ] bezeichnet, gekreuzt«, und lithos, Stein) oder Hohlspat, dessen lange, meist dünne Krystalle in der Richtung ihrer Hauptaxe und ihrer Diagonalen von der Thonschiefermasse durchzogen sind, so daß sie auf dem Querbruch in günstigen Fällen ein Kreuz von Thonschiefer (das Kreuz des Herrn als Symbol des Heils der Menschheit, Mercati Metallotheca vaticana 1717) erkennen lassen. Solche Chiastolithschiefer finden sich zu Gefrees im Fichtelgebirge, in der Oberpfalz, im Sächsischen Voigtland, im Harz, in Schlesien, Cumberland, in der Bretagne, zu San Jago di Compostella in Galicien, bei Bona in Algerien, am Kap, in Massachusetts und Maine. In den Pyrenäen finden sich Chiastolithe von 5 Centim. Dicke und beinahe Fußlänge. Man schleift sie dort und trägt sie wegen des Kreuzes als Amulet.

Andamanen, eine Inselgruppe zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem von Martaban, südl. von Kap Negrais und nördl. von den Nikobaren zwischen 11 und 14° nördl. Br., deren Hauptausdehnung von N. gegen S. ist (s. Karte »Hinterindien«). Sie beginnt im N. mit der Insel Preparis, auf die südlicher die Gruppe Coco folgt (mit den Inseln Groß- und Kleincoco); die Insel Großandaman südlich davon, von 200 Kilom. Länge und etwa 45 Kilom. Breite, zerfällt durch zwei schmale, kaum für kleinere Schiffe fahrbare Kanäle (Andaman und Middlestrait) in 3 Theile, und

südlich von ihr liegt, durch die Duncanstraße davon getrennt, die 52 Kilom. lange Insel Kleinandaman. Die Inseln sind gebirgig, doch erreicht der höchste Berg, der Saddlepik auf der nördlichen Insel von Großandaman, nur 732 Meter Höhe. Sie sind dicht bewaldet, die Vegetation ist reich und üppig, allein an nutzbaren Pflanzen sehr arm, selbst Kokospalmen fehlen fast ganz. Von Säugethieren gibt es bloß Schweine, Affen, Eichhörnchen und Ratten; Vögel sind zahlreicher vertreten, ganz besonders zahlreich und verschiedenartig sind aber die Meerthiere. Das Klima ist sehr feucht, vom Mai bis November herrscht der Südwestmusson und die Regenzeit, der schönes Wetter bringende Nordostmusson, nur vom December bis April. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt 21° C., die jährliche Regenmenge 2,7 Meter. Die Küsten sind schroff und steil, Klippen und Korallenriffe häufig, doch fehlt es nicht an brauchbaren Häfen, namentlich an den Ostküsten, wie Port Cornwallis an der nördlichen und Port Chatham, jetzt Port Blair genannt, an der südlichen Küste von Großandaman. Die Bewohner dieser Inseln, deren Zahl kaum 2000 übersteigt und die auf der niedrigsten Stufe der Gesittung stehen, sind schwer zu klassificiren, aber wohl der »vordern polynesischen Rasse« zuzutheilen. Sie sind schwarz und scheren ihr krauswolliges Haar ab. Sie gehen fast ganz nackt und haben keine festen Wohnsitze; umherziehend von Insel zu Insel nähren sie sich von den Früchten und Thieren des Waldes und von Meerthieren. Als hinterlistig und verrätherisch wurden sie stets gefürchtet; jetzt sind sie etwas zahmer geworden. Uebrigens sind sie schon seit Jahrhunderten den Ueberfällen ihrer Sklaven raubenden malayischen Nachbarn ausgesetzt und sichtlich schon vor ihrer Berührung mit den Engländern im Aussterben begriffen gewesen. Die Engländer gründeten bereits 1795 eine Niederlassung am Hafen Cornwallis, die sie jedoch der Ungesundheit des Klima's halber bald wieder aufgaben; 1857 wurde eine andere am Hafen Blair zur Aufnahme der nach Beendigung des letzten indischen Krieges zur Deportation verurtheilten Sipahi angelegt. Die Ansiedelung zählt (1869) 8627 Köpfe, wovon 7248 auf Sträflinge und ihre Familien kommen. Viel genannt wurden die A. 1872, als Lord Mayo, der Generalgouverneur von Indien, dort 8. Febr. von einem muselman. Sträfling aus Privatrache meuchlings erstochen ward. Vgl. Day, Observations on the Andamese (in »Proceedings of the Asiatic Society of Bengal«, 1870); v. Liebig, Die Andamanen-Inseln (im »Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in München«, 1871).

Andamento (ital., »Gang, Bewegung«), in der Musik ein Theil der Fuge, welcher, während der »Führer« schweigt, nach den ersten Entwickelungen des Thema's und des Gefährten eintritt, aber bald wieder dem Eintritt des Führers weicht (Zwischensatz, Zwischenharmonie).

Andante (ital., »gehend«), musikal. Vortragsbezeichnung, zeigt eine gemäßigte, die Mitte zwischen Adagio und Allegro haltende Tempobewegung an und dem entsprechend einen Ausdruck im Vortrage, dessen wesentlicher Grundzug Gelassenheit und Ruhe ist. Die im A. sich aussprechende Empfindung ist von leidenschaftlicher Gefühlserregung frei, daher muß auch beim Vortrage scharfe Accentuation und starker Anschlag des Tones, wie ein großes Pathos sie fordert, vermieden werden, es sei denn, daß der Komponist für besondere Stellen einen höhern Grad von Stärke vorschreibt. Man gebraucht auch den Ausdruck A. als Hauptwort zur Bezeichnung von Tonstücken von dem eben angegebenen Charakter. — Das Andantino (Diminutiv von A.) kommt hinsichtlich der Vortragsart mit dem A. ziemlich überein, nur daß das Tempo etwas, mitunter auch merklich geschwinder genommen wird.

Andchui, Hauptstadt eines gleichnamigen, aber fast ganz unbekannten Chanats in Turkestan, liegt westlich von Balch an der Straße von Samarkand nach Herat und hat (nach Vambéry, der sie 1864 besuchte und in Ruinen fand) etwa 15,000 Einw., meist Turkomanen und Usbeken, während sie vor der Zerstörung 1840 wohl über 50,000 zählte. Der Ort ist als Karawanenstation wichtig; er züchtet sehr gesuchte Kamele und liefert große Mengen schwarzer Lammfelle (sogen. Astrachan) nach Bochara in den Handel.

Andechs, Benediktinerkloster und berühmter Wallfahrtsort in Oberbayern, auf dem »Heiligen Berge« an der Ostseite des Ammersees gelegen, ward 1468 von Herzog Albrecht III. gegründet, 1803 vollständig ausgeplündert, dann aber durch König Ludwig I. von Bayern wieder hergestellt und ist gegenwärtig Novizenhaus für die Benediktiner in München. Wegen seiner seltenen und zahlreichen Reliquien wird es bis auf die Gegenwart alljährlich von tausenden von Wallfahrern besucht. A. war ursprünglich eine feste Burg (erbaut um 889) und Stammsitz der mächtigen Grafen von A., die sich zur Zeit ihres Glanzes sogar Herzöge von Meran, Kroatien und Dalmatien nannten, aber bereits 1248 mit Otto II. ausstarben, während die Burg A. schon vorher durch Herzog Ludwig I. von Bayern zerstört worden war.

Andelage (lat. andelago, andelangus, vandilangus), altdeutsches, später vielfach verderbtes Wort, s. v. w. Einhändigung, Ueberreichung, Entrichtung einer Sache an einen andern; dann das symbolische Zeichen des Handschlags, welches bei Abschließung von Kontrakten, Uebergabe von Schenkungen, Einweisungen in Aemter rc. im Mittelalter gebräuchlich war. So kommt es in fränkischen, burgundischen und longobardischen Diplomen des 9.—11. Jahrh. vor.

Andelfingen, zwei Orte im schweiz. Kanton Zürich: Groß-A., mit 800 Einw., auf dem hohen linken, Klein-A., mit 1130 Einw., auf dem flachen und niedern rechten Ufer der Thur gelegen, eine Gemeinde von 2810 Seelen. Das Schloß zu Groß-A. enthält Glasmalereien. Die Nordostbahnlinie Winterthur-Schaffhausen überschreitet hier den Fluß mittels einer 140 Meter langen Eisenbrücke.

Andelys (Les A.; spr. läh-sangd'lih), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Eure, an der Seine nordwestlich von Paris, besteht aus zwei Städten, Groß- und Klein-Andely, hat eine schwefelhaltige Mineralquelle, Fabriken in Tuchen und Modewaaren, Baumwollzeugen, Perlen und Schmelzarbeiten, ansehnlichen Handel mit Vieh, Getreide, Wolle rc. und (1866) 5161 Einw. Der nahe Weiler Villers ist Geburtsort des Malers Poussin, dem in A. ein Denkmal errichtet ist.

Anden, s. Andes.

Andenne (spr. angdehn), Stadt in der belg. Provinz Namur, an der Maas, hat ein Gymnasium, Papier-, Fayence- u. Thonpfeifenfabriken, Brennereien feuerfester Backsteine, Steinkohlengruben, Export von Thonpfeifenerde (nach Holland) u. (1866) 6278 Einw.

Andentanne, s. Araucaria.

Ander, Aloys, ausgezeichneter Tenorist, geb. 10. Aug. 1821 zu Liebititz in Böhmen, ward 1845 durch Vermittelung des berühmten Sängers Wild an der Wiener Hofbühne engagirt, wo er zuerst in der Rolle des Stradella, die Wild mit ihm einstudirte, mit durchschlagendem Erfolg auftrat. Er war seitdem der Liebling des Publikums und ist auch der Kaiserstadt treu geblieben trotz lockender Engagementsanträge, die infolge seiner Gastspielreisen in Norddeutschland, Schweden, England &c. an ihn ergingen. Er starb 11. Dec. 1864 in Bad Wartenberg, in letzter Zeit von Geistesstörung befallen. A. zeichnete sich weniger durch heroische Kraft und scharfe Charakteristik des Ausdrucks, als durch eine eigenthümliche Poesie und Innigkeit des Gesangs und einen hohen künstlerischen Ernst aus, welcher seinen dramatischen Gestaltungen die höchste Weihe verlieh.

Anderab (Inderab), Stadt in Centralasien, am Nordabhang des Hindukuh, südöstlich von Kunduz, an einem Nebenfluß des Kunduzflusses. Hier führt der Weg vorbei nach dem östlichsten Paß über den Hindukuh, dem Chawakpaß, über den bei geordnetern Verhältnissen ein lebhafter Handel zwischen Turkestan-Bochara und Afghanistan-Indien geleitet werden kann.

Anderlecht, Fabrikort in der belg. Provinz Südbrabant, unweit Brüssel, mit Woll- und Baumwollweberei, Baumwollspinnerei und Färberei, Fabrikation von Wachsleinwand, großen Brauereien, bedeutendem Butterhandel und (1869) 11,663 Einw. Merkwürdig die Wallfahrt zu Pferde, welche hier stattfindet.

Anderloni, 1) Faustino, Kupferstecher, 1766 bei Brescia geboren, lebte zu Pavia, ist besonders bekannt durch seine Stiche für wissenschaftliche Werke, z. B. in Scopoli's »Deliciae Florae et Faunae Insubricae« (Ticini 1786—88). In Mailand wendeten sich seine Studien eigentlich künstlerischen Aufgaben zu; er arbeitete nach Guido Reni (die Himmelfahrt), Raffael, Correggio u. a. Die Führung seines Stichels zeichnet sich durch Kraft und Klarheit aus. A. starb 9. Jan. 1847.

2) Pietro, einer der besten neuern Kupferstecher Italiens, Bruder des vorigen, geb. 13. Okt. 1784 zu Sta. Eufemia im Brescianischen, war Schüler P. Palazzi's und Longhi's und übernahm 1831 an dessen Stelle die Leitung der Kupferstecherschule zu Mailand. Er starb 13. Okt. 1849 auf seinem Landsitze Cabiate unweit Mailand. Anderloni's Vorzüge im Stiche beruhen besonders darauf, daß er in alle Eigenthümlichkeiten der Malerwerke genau einzugehen und sie in echt malerischer Weise wiederzugeben vermochte. Das Ausgezeichnetste leistete er in der Reproduktion von Bildern Tizians und Raffaels.

Andermatt, Kirchdorf im schweiz. Kanton Uri, im Urserenthal, an der St. Gotthardstraße, 1440 Meter ü. M., mit einem Kapuzinerhospiz und (1870) 744 Einw., die meist vom Waarentransport über den St. Gotthard und die Furka leben. A. lag im Mittelalter am Fuß des Kirchbergs, wo es durch eine Lawine gänzlich zerstört wurde. Etwa 1 Kilom. aufwärts liegt das Dorf Hospenthal, wo sich die Wege nach dem St. Gotthard und über die Furka nach der Grimsel scheiden. Der Ort ist nach einem im 13. Jahrh. dort errichteten Hospital für arme Reisende benannt, hat einen aus der Longobardenzeit stammenden Thurm und 445 Einw.

Andernach, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Mayen, links am Rhein, unweit der Einmündung der Nette, eine der ältesten Rheinstädte mit basteiartigen Mauern, ist unregelmäßig und winklig gebaut und hat (1871) 4520 fast nur kathol. Einwohner, welche Schiffahrt und Handel (namentlich mit Mühlsteinen aus Niedermendiger Lava und Traß) treiben. Außerdem besitzt A. ansehnliche Bierbrauereien, Fabriken für Ultramarin, Cigarren, Seife und Parfümerien und bildet seit alter Zeit den Hauptstapelplatz, welcher den Verkehr mit der Vordereifel vermittelt. Die Stadt hat ein Progymnasium und ein Hospital (mit Kirche). Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehört: die prachtvolle kathol. Pfarrkirche (St. Genoveva), eine gewölbte spätroman. Pfeilerbasilika mit 4 Thürmen, im Unterbau des nordöstl. Thurms muthmaßlich in die karolingische Zeit zurückreichend, während Chor (seit 1856 restaurirt) und Schiff dem 12. und 13. Jahrh. angehören; ferner die Ruine der großartigen ehemaligen Burg der Kölner Erzbischöfe (von Friedrich I. 1109 erbaut, 1688 zerstört); der gewaltige, architektonisch und historisch merkwürdige Wachtthurm (1448—52 erbaut); das Rheinthor, angeblich aus den Zeiten der Merowinger, mit dem alten Wahrzeichen der Stadt (2 lebensgroße Steinfiguren); der Rheinkrahnen (1554 erbaut); endlich das Judenbad, große und tiefe Gewölbe unter dem Rathhause. In der Nähe der Stadt, am Kirchberge, hat man römische Grabmäler gefunden, und fast überall stößt man beim Fundamentiren neuer Häuser auf Aschenkrüge, Vasen, verrostete Waffen u. dgl. A. (Antenacum), der malerische Hauptort des alten sagenhaften Mayenfeldes, ist das römische Castellum ante Nacum (»vor der Nette«), das von Drusus 13 oder 9 v. Chr. gegründet und nach den Verheerungen durch die Alemannen 359 von Julian wieder hergestellt wurde. Im Jahr 876 erlitt bei A. Karl der Kahle durch Ludwig II., Sohn Ludwigs des Deutschen, eine Niederlage; ebenso wurde hier 1114 Kaiser Heinrich V. von den mit dem Erzbischof von Köln vereinigten Sachsen besiegt. Um diese Zeit (1126) bekam der Ort Stadtrechte und seine zum Theil noch vorhandene Befestigung (mit 15 Wartthürmen). Trotzdem daß die Stadt 1199 durch Kaiser Philipp fast ganz zerstört wurde, erhob sie sich doch schnell wieder, erlangte eine bedeutende Ausdehnung und trat 1253 als freie Reichsstadt dem Rheinischen Städtebund bei, in welchem sie eine bedeutende Rolle spielte. Im Jahr 1632 wurde A. von den Schweden genommen, 1646 dagegen von Turenne vergeblich belagert. Darauf 1688 von den Franzosen, 1712 von den Hessen erobert und verheert, kam die Stadt 1794 an Frankreich, 1815 aber mit dem linken Rheinufer an Preußen.

Andersen, Hans Christian, berühmter dän. Dichter, geb. 2. April 1805 zu Odense auf der Insel Fünen, war der Sohn eines armen Schuhmachers, in dessen Werkstätte er mitarbeiten mußte, verrieth aber schon als Knabe seine bedeutende poetische Begabung (er dichtete unter anderem Schauspiele, die er auf einem Puppentheater aufführte) und begab sich 1819, nachdem sein Vater gestorben war, mit einem kleinen Ersparnis in der Tasche nach Kopenhagen, um hier auf eigene Faust Glück und Ruhm zu suchen. Nach mancherlei Drangsalen gelang es ihm, bedeutende Männer, wie den Professor Siboni, die Dichter Baggesen, Guldberg u. a., für

sich zu interessiren und ihre Unterstützung zu gewinnen. A. wurde Theaterzögling unter der Leitung von Lindgreen, genoß dann den geregelten Unterricht einer lateinischen Schule, deren Prüfungen er rühmlich bestand, und erregte zugleich durch verschiedene Publikationen, wie das Gedicht »Das sterbende Kind«, »Die Fußreise nach Amack« (1828), eine literarische Satire in Form einer Erzählung, die 1829 schon in 3. Aufl. erschien, das Vaudeville »Die Liebe auf dem Nikolaithurme«, das zur Aufführung kam, sowie durch mehrere Gedichtsammlungen allgemeines Aufsehen. Im Jahr 1831 war A. bereits so günstig gestellt, daß er eine Reise nach Norddeutschland antreten konnte, deren Eindrücke er in den »Schattenbildern« anmuthig geschildert hat. Auf diesem Ausflug lernte er in Berlin Chamisso, in Dresden Tieck kennen, durch welche das deutsche Publikum zuerst auf den fremden Dichter aufmerksam gemacht wurde. Nachdem A. 1833 zugleich mit Henrik Hertz ein königliches Reisestipendium erhalten, begab er sich zunächst nach Paris, von da nach der Schweiz, wo er sein dramatisches Gedicht »Agnete und der Meermann« vollendete, und schließlich nach Rom, wo er mit Thorwaldsen Freundschaft schloß. Die Frucht seines Aufenthalts in Italien war der Roman »Der Improvisator«, den er bald nach seiner Rückkehr (1834) vollendete. Diesem folgten die Romane »O. T.« (1836) und »Nur ein Geiger« (1837), welch letzterem Andersens eigenes Leben zu Grunde liegt. Dazwischen erschien das idyllische Drama »Scheiden und Begegnen« (1836), später »Drei Gedichte« (1838), das Vaudeville »Der Unsichtbare auf Sprogö« (1839), das romantische Drama »Der Mulatte« und endlich das »Bilderbuch ohne Bilder« (1840). Weniger Beifall, als die genannten Werke, fand sein Trauerspiel »Das Maurenmädchen«. Verstimmt über mancherlei Angriffe von Seiten der Kritik, unternahm A. 1840 eine zweite Reise nach Italien und dem Orient, die er mit Feuer und poetischem Geiste in »Eines Dichters Bazar« (1842) schilderte, gab dann mehrere Sammlungen seiner vielgelesenen »Märchen«, sowie die dramatische Märchendichtung »Die Blume des Glücks« heraus, die auch mit Beifall aufgeführt wurde, und lebte wieder eine Reihe von Jahren hindurch fast stets auf Reisen. Er besuchte im Winter 1843 von neuem Paris, machte 1844 einen Ausflug nach Deutschland, verlebte den Winter 1845—46 in Berlin und Weimar, ging im Frühjahr 1846 über Wien und Triest wieder nach Rom und Neapel, wo er seine Biographie »Das Märchen meines Lebens« begann, die er in dem Bade Vernet in den Pyrenäen vollendete, besuchte 1847 England und 1849 Schweden. Inzwischen und während der längern Rast, die sich A. nun in der Heimat gönnte, veröffentlichte er das mythische Drama »Ahasverus« und den Roman »Die zwei Baronessen« (1848), verschiedene Reiseskizzen (z. B. »In Schweden«, 1851), seine Autobiographie (1855), den Roman »Sein oder Nichtsein« (1857), »Neue Märchen und Geschichten« (1858—61, 4 Bde.) u. a.; dann folgte er noch einmal seinem Wanderdrange. Er machte 1861 seine vierte Reise nach Rom, besuchte das Jahr darauf die bedeutendsten Städte Spaniens (»In Spanien«, 1864) und machte von da sogar einen Ausflug nach Afrika. Seitdem lebt der Dichter wieder in Kopenhagen. Zartheit und Tiefe des Gemüths sind das Charakteristische in Andersens schriftstellerischer Individualität, und diese Eigenschaften machen ihn zu einem echten, wenn auch nicht großen Dichter. Seine Lieder sind innig und von einem deutsch-elegischen Gepräge; seine Romanzen haben hier und da einen Zug originellen Humors, altnordische Größe und Kraft ist ihnen fremd. Auf der Bühne hat A. nicht festen Fuß fassen können; seinen Dramen fehlt die Kraft der Charakteristik und die Verständigkeit der Technik. Bei weitem besser gelungen sind seine Romane, unter denen »O. T.« wegen der lebendigen Schilderung nationaler Sitten, und »Der Improvisator« als ein vortreffliches psychologisches Gemälde besondere Hervorhebung verdienen. Den Höhepunkt seiner poetischen Leistungen erreicht A. aber in seinen Märchen, welche durch schöpferische Phantasie und angemessenes Kolorit, Bilderreichthum und sprudelnde Laune gleich sehr erfreuen und auch in Deutschland zu den beliebtesten Büchern gehören. Andersens »Gesammelte Werke« erschienen dänisch in 23 Bdn. (Kopenh. 1853—62), deutsch, vom Verfasser selbst besorgt, in 50 Bdn. (Leipz. 1853—72).

Anderson, 1) Arthur, Begründer großartiger Unternehmungen in England, geb. 1792 auf der Insel Shetland, trat zuerst in die Marine ein, die er jedoch 1815 wegen mangelnder Aussicht auf Beförderung wieder verließ, und widmete sich dem Handelswesen. Seine erste größere Unternehmung war seine Betheiligung an der Ausrüstung der Expedition Dom Pedro's gegen die Herrschaft Dom Miguels in Portugal. Eine hervorragende Rolle spielte er dann in der Anti-Korngesetz-Bewegung, als Mitglied der League, durch Wort und Schrift für den Freihandel kämpfend. Im Jahr 1847 zum Parlamentsmitglied für die Inseln Orkney und Shetland gewählt, trat er für die Aufhebung der Navigationsakte und anderer die Entwickelung des Handels hemmenden Gesetze energisch in die Schranken. A. ist auch der Gründer und seit 1867 der Hauptdirektor der »Peninsular and Oriental Steam Navigation Company«, welche Post- und Passagierbeförderungen nach dem Mittelmeer, Indien, China, Australien und Südamerika vermittelt. Er gründete außerdem aus seinen eigenen bedeutenden Mitteln eine Bildungsanstalt für Handwerker in Norwood, eine andere in Lerwick für arme Kinder der Insel Shetland, Anstalten zur Erziehung der Kinder von Seeleuten, Handwerkern und Angehörigen der »Peninsular and Oriental Steam Navigation Company« ꝛc.

2) Sir James, engl. Schiffskapitän, 1824 geboren, trat früh in die Marine, machte Reisen nach Ostindien und der Westküste von Südamerika und führte Kauffahrer in die Häfen von China und am Persischen Golf, nach Bombay und Natal. Nachdem er 1851 in die Dienste der »Cunaro-Company« getreten, kommandirte er 14 verschiedene Dampfer jener Gesellschaft auf dem Mittelländischen und Atlantischen Meer und wurde endlich von der »Atlantic Telegraph Company« mit dem Kommando des »Great Eastern« betraut, den er seit 1865 führte. Die englische Regierung verlieh A. in Ansehung seiner Verdienste die Ritterwürde.

3) Alexander, geb. 1774 in New York, war ursprünglich praktischer Arzt, widmete sich dann der Holzschneidekunst, deren Technik er gleichsam für sich erfand, und starb, fast 100jährig, 18. Jan. 1870 zu Jersey City im Staate New Jersey. A. darf als der Gründer der Holzschneidekunst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika angesehen werden.

Seine Illustrationen zu Bells Anatomie (60—70 Blätter) und zu Shakespeare's Dramen (80 Blätter) sind schön und charakteristisch ausgeführt und von entschiedenem Werthe. A. versuchte sich auch als Schriftsteller und zeichnete sich durch einen gesunden Humor aus.

4) **Robert**, geb. 1821 in Kentucky, wurde auf der amerikan. Militärschule zu West-Point herangebildet und zeichnete sich in dem Krieg gegen den tapfern Indianerhäuptling Black Hawk 1832 wie in den harten Kämpfen mit den Indianern in Florida 1841 rühmlichst aus. Auch in dem mejikanischen Krieg that er sich wiederholt hervor und ward in der Schlacht bei El Molino del Rey wegen bewiesener Bravour zum Major befördert. Beim Ausbruch des Secessionskrieges 1861 kommandirte er im Hafen von Charleston in Südcarolina und vertheidigte mit Umsicht und Energie Fort Sumter gegen die überlegene Macht der Rebellen, mußte jedoch das Fort schließlich räumen, erhielt aber den Abzug mit allen kriegerischen Ehren zugestanden. Später diente er als Brigadegeneral in Kentucky und erwarb sich als Organisator von Freiwilligenregimentern große Verdienste. Seine geschwächte Gesundheit veranlaßte ihn zu einer Reise nach Europa, auf welcher er zu Nizza 26. Okt. 1871 starb.

Anderssen, Adolf, einer der größten Schachspieler der Gegenwart, geb. 6. Juli 1818 zu Breslau, studirte daselbst Mathematik und Philosophie, ward 1847 Hülfslehrer am Friedrichsgymnasium zu Breslau, fungirte dann eine Zeitlang als Hauslehrer bei Stolpe in Pommern, kehrte 1852 als Oberlehrer an jene Anstalt zurück und ward 1856 dritter Professor an derselben. Die erste Anleitung zum Schachspiel erhielt er von seinem Vater und widmete sich dann während seiner Schul- und Studienzeit mit dem größten Eifer der Erlernung desselben. Während seines Aufenthalts zu Stolpe erhielt er bei öftern Besuchen in Berlin Gelegenheit, mit den dortigen Schachmeistern in die Schranken zu treten, übernahm die Redaktion der Berliner Schachzeitung und ward auf Veranlassung des Berliner Schachklubs für das zu London bei Gelegenheit der dortigen ersten Weltausstellung (1851) ausgeschriebene Schachturnier zum Vertreter der deutschen Schule erwählt. Er besiegte hier außer andern Koryphäen den englischen Schachmeister Staunton und errang den ersten Preis. Bei einer ausgedehnten Berufsthätigkeit, die ihm wenig Muße ließ, und bei dem Mangel an ihm ebenbürtigen Schachspielern fehlte es ihm in den nächstfolgenden Jahren an regelmäßiger, gediegener Spielpraxis, und diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn er December 1858 zu Paris dem bekannten amerikan. Schachspieler Paul Morphy gegenüber unterlag. Dagegen erstritt er bei dem großen Schachturnier, zu welchem die zweite Weltausstellung zu London 1862 die Veranlassung gab, sowie auf dem internationalen Schachturnier, welches 1870 in der Zeit zwischen der franz. Kriegserklärung an Preußen und der Schlacht bei Weißenburg in nur stundenweiter Entfernung von den feindlichen Truppen zu Baden abgehalten ward, wieder den ersten Preis. Eine Anzahl theoretischer Untersuchungen von ihm über mehrere Spieleröffnungen sind theils durch die Schachzeitungen, theils als Zugaben zu Schachwerken in die Oeffentlichkeit gelangt.

Andersson, Karl Johann, Afrikareisender, geb. 1827 in der schwed. Provinz Wermland, ging 1850 als Begleiter des englischen Reisenden Franz Galton nach Südafrika, drang mit demselben in das Land der Damara und Ovambo vor und erschloß so ein noch wenig bekanntes Gebiet in ethnographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung. Das erstrebte Ziel, der Ngamisee, wurde indessen auf dieser ersten Reise nicht erreicht; dagegen gelangte A. 1853 zu demselben und befuhr auch den Tioge, den nördlichen Zufluß des Sees. Nachdem er sein Reisewerk »Lake Ngami or discoveries in South-Africa« (Lond. 1856, 2 Bde.; deutsch Leipz. 1858, 2 Bde.) veröffentlicht hatte, kehrte er 1856 nach Südafrika zurück, war zuerst Bergwerksaufseher am Swakop und wandte sich dann (1858) der Erforschung des Kuneneflusses zu. Auf dieser Reise entdeckte er 22. März 1859 den großen nach SO. fließenden Okavango. A. verheirathete sich 1860 in der Kapstadt und ließ sich als Elfenbeinhändler zu Otjimbingue im Gebiet der Damara nieder, unter denen er als Herrscher eine bedeutende Stellung einnahm, so daß er sie wiederholt gegen die Namaqua in den Kampf führte, wobei ihm in einer förmlichen Schlacht 1864 das Bein zerschmettert wurde. Die Frucht seiner spätern Reisen war das Werk »The Okavango River« (Lond. 1861, deutsch Leipz. 1863). Fortwährend mit Jagden, Kreuz- und Querzügen im Hererolande beschäftigt, drang er 1867 nochmals nach dem Kunene vor, den er diesmal auch erreichte; aber kurz darauf erlag er (5. Juli) im Ovambolande einer langwierigen Dysenterie. A. war ein zäher, ausdauernder Mann, ein geschickter Jäger; die politischen Intriguen jedoch, die er zwischen Herero (Namaqua) und Damara anzettelte und die zum offenen Rassenkrieg zwischen beiden Völkern führten, werfen einen Schatten auf seine Thätigkeit.

Andes (Anden), eigentlich die Gebirgskette in Südamerika, welche sich in der Ostprovinz des alten Inkareichs oder im O. der alten Stadt Cuzco hinzieht; im weitern Sinne (Cordilleras de los A.) das ganze südamerikanische Meridiangebirge; s. Kordilleren. Der Name wird vom altperuan. Anti (»Osten«) abgeleitet; nach andern kommt er von Anta-suyu, was in der Quichuasprache »Metalldistrikt« bedeutet und womit alle Provinzen bezeichnet wurden, welche sich an die Kordilleren anlehnen.

Andesin, Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, ein in seinen physikal. Eigenschaften dem Albit sehr ähnlicher Feldspat, ist seiner chemischen Zusammensetzung nach eine Mischung von 3 Albit mit 2—4 Anorthit, also ein Kalknatronfeldspat. Er findet sich häufig in den vulkanischen Gesteinen der Andes, im Syenit der Vogesen, im Porphyr des Esterelgebirges; man hält ihn aber vielfach theils für einen kalkreichen, theils für einen mehr oder minder zersetzten Oligoklas. Er bildet im Gemenge mit Hornblende und oft auch mit Epidot und etwas Quarz den trachytischen Andesit, ein dunkelgraues bis schwarzes, selten rothbraunes feinkörniges bis dichtes Gestein mit zahlreichen kleinen A.- und Hornblendekrystallen, welches den Chimborasso, Antisana, Cotopari, Pichincha und andere Riesen der Andes bildet und sich auch an den Gipfeln des Kaukasus und Ararat findet

Andesit, s. Andesin.

Andlau (A. au Val), Stadt im Unterelsaß, Kreis Schlettstadt, am Flüßchen A., mit einer alten Abtei, Billard- und Tuchfabrikation, Handel

mit Wein, Getreide und Vieh und (1871) 2024 Einw. Dabei die Ruine des Schlosses Spesburg.

Andlaw, Franz Xaver von, bekannter Diplomat, geb. 6. Okt. 1799 zu Freiburg im Breisgau, studirte hier, wie in Landshut und Heidelberg Rechtswissenschaft, bereiste dann Italien, Frankreich und England und trat 1824 in den bad. Staatsdienst, und zwar beim Ministerium des Aeußern. Nachdem er von 1826—30 und wieder von 1832—1835 Sekretär der bad. Gesandtschaft in Wien gewesen war, ging er als Ministerresident 1838 nach München, 1843 nach Paris und 1846 als außerordentlicher Gesandter nach Wien. Im Jahr 1856 trat er in den Ruhestand und lebte seitdem meist in Baden-Baden. Als Früchte seiner Muße veröffentlichte er »Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten« (Frankf. 1857) und »Mein Tagebuch, 1811—61« (das. 1862, 2 Bde.), außerdem: »Die Frauen in der Geschichte« (Mainz 1861, 2 Bde.), »Die byzantin. Kaiser, ihre Palast- und Familiengeschichten« (das. 1865). — Sein Bruder, Heinrich Bernhard, geb. 20. Aug. 1802, stand von 1821—25 im bad. Militärdienst und machte sich später als Mitglied der ersten bad. Kammer durch rücksichtslose Vertretung ultramontaner und feudaler Principien bemerklich; starb 4. März 1871 auf seiner Besitzung Hugstetten bei Freiburg. Er schrieb: »Der Aufruhr und Umsturz in Baden, als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung« (Freiburg 1850); »Priesterthum und christliches Leben« (das. 1865) und mehrere Flugschriften polemischen Inhalts.

Andö, die nördlichste und nächst Hindö größte Insel der Lofotengruppe, an der Küste Norwegens, ist sehr gebirgig (bis 370 Meter hoch) und bildet mit mehreren umliegenden Eilanden einen Distrikt von 605 QKilom. (11 QM.) mit 1648 Einw., deren Hauptnahrungszweig Fischerei und die Einsammlung von Dunen und Eiern der zahllosen Eidergänse auf mehreren benachbarten Holmen bildet. Die Tödtung der Eidergänse selbst ist seit 1860 verboten. Neuerlich hat man Kohlenlager auf A. entdeckt.

Andokides, berühmter attischer Redner, geb. 467 v. Chr. aus edlem Geschlechte, gehörte der aristokratischen Partei seiner Vaterstadt an und erhielt durch dieselbe 436 den Oberbefehl über 20 Schiffe, welche den Kerkyräern gegen die Korinther zu Hülfe geschickt wurden. Später wurde er mit Alkibiades der Verstümmelung der Hermensäulen, sowie der Entweihung der Mysterien angeklagt und 415 v. Chr. ins Gefängnis geworfen, aus dem er sich nur dadurch befreite, daß er 5 andere Bürger und unter diesen den eigenen Vater Leogoras als die Urheber jenes Unfuges angab, worauf dieselben, mit Ausnahme des Leogoras, hingerichtet wurden. A. selbst, vom Verdachte nicht gereinigt, mußte Athen verlassen, kehrte zwar unter der Regierung der Vierhundert zurück, entfloh aber, nochmals verfolgt, nach Elis und betrat die Vaterstadt erst wieder, nachdem dieselbe durch Thrasybul von den Dreißig Tyrannen befreit worden war. Trotz seiner Bemühungen, sich beim Volke beliebt zu machen, wurde er doch noch mehrmals wegen der frühern Verbrechen angeklagt. Seine beredte Vertheidigung bewirkte zwar seine Lossprechung; allein als er 394 v. Chr. bei einer Friedensunterhandlung mit Lakedämon den Wünschen seiner Mitbürger nicht entsprach, getraute er sich nicht, nach Athen zurückzukehren und starb im Exil. Wir besitzen von ihm vier für die Geschichte jener Zeit wichtige Reden, die in den Sammlungen der attischen Redner von Reiske (Bd. 4, Leipz. 1770), Imm. Bekker (Bd. 1, Orf. 1822), Baiter und Sauppe (Bd. 1, Zürich 1838), Müller (Bd. 1, Par. 1847) stehen und besonders herausgegeben wurden von Becker (Quedlinb. 1832, mit Uebersetzung), Schiller (Leipz. 1835), Blaß (Leipz. 1871).

Andorn, Pflanzengattung, s. Marrubium.

Andorra (franz. Andorre), kleiner, seit länger als einem Jahrtausend bestehender Freistaat auf der Südseite der östlichen Pyrenäen, zwischen dem franz. Departement Ariège und der span. Landschaft Katalonien, nördlich von Urgel, umfaßt das von hohen Schneebergen umgürtete Thalbecken der Valira, eines Nebenflusses des Segre, und zerfällt in 6 Gemeinden: A., San Julian, Encam, Canillo, Marana und Ordino, mit einem Flächeninhalt von ca. 385 QKilom. (7 QM.). Außer den genannten Hauptorten (sämmtlich Dörfer) liegen noch gegen 40 kleine Weiler in den Thälern der Landschaft zerstreut, welche zu den romantischsten Gegenden der Hochpyrenäen gehören. A. hat schöne Waldungen und saftige Bergweiden, Eisengruben und zahlreiche, aber noch unbenutzte Mineralquellen (z. B. Schwefelquellen in Escaldas); auch die in den Bergen enthaltenen Gänge von silberhaltigem Bleiglanz sind noch unerschlossen. Die Einwohner (die Angaben über die Zahl schwanken zwischen 4000 und 12,000) sind ein gutmüthiges und arbeitsames, gastfreies, streng sittliches und freiheitliebendes, höchst ehrenwerthes Völkchen katalonischer Abkunft und mit katalon. Dialekt. Ihre Hauptbeschäftigung bilden Ackerbau und Vieh-, namentlich Schafzucht und die Verfertigung grober Schafwolltücher; außerdem treiben sie Handel mit Holz und Holzkohlen, Eisenerz und Schafwolle. Die Sitten des Volks sind die primitivsten des Hirtenlebens. Jede Familie hat ihr Oberhaupt, das nach der Erstgeburt in direkter Linie folgt. Die Güter der einzelnen Familien werden nicht getheilt; die ältern Kinder heirathen aus möglichst ebenbürtigen Familien, die jüngern bleiben meist unverheirathet im Hause und arbeiten für den Erben. Bleibt eine Tochter als einziger Erbe, so heirathet sie einen jüngern Sohn (Cadet), der zu ihr zieht und ihren Familiennamen annimmt. Hauptvergnügungen sind Jagd und Tanz.

Die Gründung des Freistaats wird Karl d. Gr. zugeschrieben, der den Einwohnern als Dank für ihren Beistand im Maurenkrieg die Selbstregierung überließ und sie unter den Schutz des Bischofs von Urgel stellte. Ein anderer Freibrief von 805 rührt von Ludwig dem Frommen her. Später (1278) erhielt der Graf von Foix urkundlich das Recht der Souveränität über diese Thäler, unbeschadet der Rechte der Bischöfe von Urgel, und als die Grafen von Foix Grafen von Béarn und Könige von Navarra wurden, führten diese auch den Titel »Souveräne Fürsten par indivis des Thals von A.« Mit Heinrich IV. fiel dann das Oberlehnsrecht an die Könige von Frankreich unter Gewährleistung der republikanischen Freiheiten, und so steht A. als neutrales Gebiet bis heute unter der gemeinschaftlichen Oberherrschaft Spaniens und Frankreichs. Die Republik wird durch einen Generalrath von 24 Mitgliedern regiert, welche auf 4 Jahre durch 4 Familienchefs einer jeden Gemeinde erwählt werden. Präsident des Rathes ist ein Erster Syndikus, der, wie auch ein Zweiter, der jenem beigegeben ist, von den Räthen selbst auf 4 Jahre

erwählt wird. Mit der Exekutive ist der Erste Syndikus betraut; die Justizverwaltung ruht in den Händen zweier Viguiers (Vikare, Statthalter) und eines Civilrichters. Der eine der Viguiers wird von Frankreich auf Lebenszeit (und zwar aus dem Departement Ariège), der andere vom Bischof von Urgel aus den Bewohnern des Thals auf 3 Jahre gewählt; den Civilrichter ernennen beide abwechselnd. Alle 2 Jahre bezahlt die Republik an Frankreich 960 Fr., in den dazwischen liegenden Jahren 891 Fr. an den Bischof von Urgel. Die Militärpflicht ist allgemein; jeder Einwohner vom 16.—60. Lebensjahr ist Soldat, und zwar auf eigene Kosten; doch kann von den Viguiers nur zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe, nicht aber zum Angriff aufgeboten werden. Ueber den letztern Fall hat die Volksversammlung zu entscheiden. Ein Gesetzbuch wurde erst vor einigen Jahrzehnten niedergeschrieben und 7. Nov. 1846 publicirt. Sitz der Regierung ist der Ort A., nach Einwohnerzahl (900 Seelen) und Bauart ein bloßes Bergdorf, 1051 Meter hoch auf einem malerischen Plateau am Fuß des Anclar gelegen, mit einem interessanten alten Rathhaus (Palais).

Andover, 1) Stadt in der engl. Grafschaft Hampshire, am Anton, nordwestl. von Winchester, ein gut gebauter und geschäftiger Ort, mit Seidenfabrikation, zahlreichen Malzbarren, einer Eisengießerei und (1871) 5501 Einw. In der Nähe Reste römischer Verschanzungen. — 2) Stadt im nordamerikan. Staate Massachusetts, am Merrimack, hoch und gesund gelegen, hat eine altberühmte Akademie (Philipps-Academy, 1780 gegründet), ein reich dotirtes protestantisch-theolog. Seminar (seit 1807), dessen Professoren zum Theil zu den bedeutendsten Theologen Amerika's gehören, eine Bildungsanstalt für Lehrerinnen (Abbot-Academy, 1829 gegründet) und (1871) 5521 Einw.

Andrada e Silva, José Bonifacio d', brasilian. Staatsmann, geb. 13. Juni 1763 zu Santos in der brasilianischen Provinz São Paulo, studirte zu Coimbra in Portugal die Rechte und Naturwissenschaften, bildete sich dann auf mehrjährigen Reisen im Ausland, auch unter Werners Unterricht in Freiberg zum Bergbeamten aus, erhielt nach seiner Rückkehr den Lehrstuhl der Geognosie zu Coimbra und ward zum Generalintendanten des portugiesischen Bergwesens ernannt. Nachdem er zur Zeit der franz. Invasion in den Reihen der portugiesischen Patrioten gefochten, siedelte er 1819 nach Brasilien über. Hier stellte er sich 1821 an die Spitze der Bewegung in São Paulo, ward Vicepräsident und überreichte 1. Jan. 1822 an der Spitze einer Deputation die von ihm verfaßte Adresse, welche den Prinzen Dom Pedro aufforderte, in Brasilien zu bleiben. Darauf trat er 16. Jan. als Minister des Innern an die Spitze der Verwaltung, gerieth aber bei Berathung der neuen Grundverfassung in Kampf mit der republikanischen Partei und gab infolge dessen mit seinen Kollegen 25. Okt. seine Entlassung ein. Schon 30. Okt. nach einer Manifestation des Volks zu seinen Gunsten wieder ins Ministerium berufen, erhielt er 1823 auch in den versammelten Ständen Sitz und Simme und setzte es hier durch, daß die geheimen Gesellschaften verboten und strenge Maßregeln gegen die republikanischen Parteigänger ergriffen wurden. Von seinen Gegnern genöthigt, 17. Juli 1823 abermals zurückzutreten, bekämpfte er in den Kammern das neue Ministerium und protestirte gegen die gewaltsame Auflösung der Generalversammlung 12. Nov. Er wurde deshalb mit seinen Brüdern verhaftet und nach Europa eingeschifft. Während erstere nach Bordeaux gingen und bis zu ihrer spätern Rückkehr daselbst den Wissenschaften lebten, gewann er von neuem das Vertrauen des Kaisers, so daß ihn dieser, als er 7. April 1831 zu Gunsten seines Sohnes, Dom Pedro II., auf den Thron Brasiliens verzichtete, zum Vormund des letztern ernannte. Im Jahr 1834 infolge eines Volkstumults durch die Regentschaft der Vormundschaft enthoben, zog sich A. ins Privatleben zurück. Er starb 5. April 1838 in Rio de Janeiro. Sein jüngerer Bruder, Antonio Carlo d'A., bekleidete erst ein obrigkeitliches Amt zu Olinda bei Pernambuco, gerieth, in die Revolution von 1817 verwickelt, in Haft, ward nach seiner Freilassung 1820 in die Cortes zu Lissabon gewählt und sprach sich hier entschieden für die Unabhängigkeit Brasiliens aus. Nach dem Ausbruch der brasilianischen Revolution begab er sich heimlich nach Rio de Janeiro und ward hier in die konstituirende Versammlung gewählt. Im Jahr 1840 fungirte er als Finanzminister, während der dritte Bruder, Martim Francisco d'A., Minister des Innern war. Letzterer starb 23. Febr. 1844 zu Santos. Die beiden Söhne des letztern, José Bonifacio d'A. und Martim Francisco d'A., haben sich als Dichter bekannt gemacht, ersterer durch »Rosas e goivos« (São Paulo 1849), letzterer durch »Lagrimas e sorrisos« (Rio de Jan. 1847).

Andral, Gabriel, einer der berühmtesten franz. Aerzte, geb. 6. Nov. 1797 zu Paris, erlangte 1821 die medicinische Doktorwürde, erhielt 1827 den Lehrstuhl der Hygieine und 1830 den der innern Pathologie an der Pariser Universität und ward, seit 1824 Mitglied der medicinischen Akademie, 1839 Nachfolger Broussais' in der Professur für die allgemeine Pathologie und Therapie. Seinen wissenschaftlichen und schriftstellerischen Ruf begründete er durch seine »Clinique médicale« (Par. 1824, 3 Bde.; 4. Aufl. 1840, 5 Bde.; deutsch von Flies, Quedlinb. 1842—45, 5 Bde.), in welchem das gesammte Gebiet der innern Medicin umfassenden Werke er den neuen Weg verfolgte, aus einer Reihe einzelner Beobachtungen gewöhnlich vorkommender Krankheitsfälle die Verhältnisse der betreffenden Krankheiten auf Grund der reinen Erfahrung festzustellen. Sein »Précis d'anatomie pathologique« (Par. 1829, 3 Bde.; deutsch von Becker, Leipz. 1829—30, 2 Thle.) war die erste allgemeine pathologische Anatomie, welche überhaupt erschien und die krankhaften Störungen der Organe, wie noch nie zuvor, unter allgemeine Gesichtspunkte brachte. In diesem Werke trat er der Broussais'schen Schule mit ihrer entzündungswidrigen Heilmethode entgegen, indem er nachwies, wie das, was man Entzündung nennt, aus verschiedenen einzelnen Vorgängen zusammengesetzt ist. Einer Abhandlung über die Vitalität (1835) folgten sein »Cours de pathologie interne« (Par. 1836, 3 Bde.; 2. Aufl. 1848; deutsch von Unger, Berl. 1836—38, 3 Bde.), ein Bericht an die Akademie über die Heilung des Typhus durch Abführmittel (1837), ein Lehrbuch der allgemeinen Pathologie und Therapie (1840) und ein »Essai d'hématologie pathologique« (Par. 1843; deutsch von Herzog, Leipz. 1844), eine mit Gavarret und Delafond gemeinschaftlich vorgenommene Untersuchung der Zusammensetzung des Bluts in Krankheiten. Durch letzteres Werk verlieh er der Humoral-

pathologie eine ganz neue Gestalt und gab damit den Anstoß zur ausgedehnten Anwendung exakt chemischer Untersuchungen auf dem Gebiet der Physiologie und Pathologie.

Andrassy (spr. -áſchi), ungar. Grafengeschlecht mit dem Prädikat von Csik-Szentkirály und Krasznahorka, theilt sich in zwei Linien, zählt aber nur noch wenige Familien. Merkwürdig sind: 1) Karl, Graf, der ältern Linie angehörig, geb. 29. Febr. 1792 zu Gömör, war eifriger Patriot und Mitglied der Opposition, in deren Reihen er auf den Reichstagen von 1839 und 1844 sich als schlagfertiger und gedankenreicher Redner auszeichnete. Auch war er als Vorsitzender der Theißregulirungsgesellschaft, sowie als Mitglied des Bergwerk- und Fabrikvereins mit Erfolg thätig. Außer zahlreichen Beiträgen in ungarische Journale veröffentlichte er in deutscher Sprache »Umrisse einer möglichen Reform in Ungarn«. Er starb 1845 in Brüssel. — 2) Emanuel, Graf, ältester Sohn des vorigen, geb. 3. März 1821, war auf dem Reichstage von 1847 Mitglied der Opposition, 1848 Obergespan des Komitats Torna, unternahm nach der Katastrophe von Vilagos eine Reise nach Ostindien und China, die er in einem von ihm selbst illustrirten Prachtwerke beschrieb. Im Jahr 1860 wurde er Obergespan des Komitats Zemplin. — 3) Gyula (Julius), Graf, Bruder des vorigen, geb. 8. März 1823, zeichnete sich auf dem Reichstage von 1847—1848 als glänzender Redner aus und erwarb sich auch als Schriftsteller Ruf. Er war 1848 unter dem Aprilministerium Obergespan von Zemplin und Führer des Zempliner Landsturms bei Schwechat. Später ging er als Gesandter der Debrecziner Regierung nach Konstantinopel, wo er bedeutende Thätigkeit entwickelte und auch noch später auf die Behandlung der ungarischen Emigration von Seiten der türkischen Regierung bestimmenden Einfluß ausübte. Im Januar 1850 war A. unter den 40 Ungarn, welche kriegsrechtlich zum Tode durch den Strang verurtheilt und im Bild gehangen wurden. A. lebte damals in Paris. Im Jahr 1856 amnestirt, kehrte er 1860 in sein Vaterland zurück und ward wieder Obergespan von Zemplin. Ins Unterhaus gewählt, vertrat er entschieden das Deakprogramm und ward 1866 zweiter Präsident des Unterhauses. Nach dem Zustandekommen des Ausgleichs wurde A. Februar 1867 an die Spitze des ungarischen Ministeriums berufen, in welcher Stellung er sich nicht bloß um die staatsrechtliche Ausbildung der neuen Verhältnisse zwischen Ungarn und Oesterreich im Anschluß an das treu festgehaltene Deakprogramm ein hohes Verdienst erwarb, sondern auch auf die zeitgemäße Entwickelung der innern Verhältnisse Ungarns im freiheitlichen Sinne den bedeutendsten Einfluß übte, trotz mancher Angriffe von Seiten der extremen Parteien verehrt und allgefeiert. Ein ganz besonderes Verdienst erwarb er sich um Oesterreich-Ungarn und zugleich Europa während des Kriegs von 1870—71, insofern es gegenüber dem interventionslustigen und intriguanten Grafen Beust und der entschiedenen Weigerung des für diesen Fall seine Demission anbietenden A. zuzuschreiben ist, daß Oesterreich wirklich neutral blieb und die Erweiterung des Kriegs zu einem europäischen verhindert wurde. Als ein Sieg dieser Politik und zugleich als ein neues Ungarn gewährtes Unterpfand war es daher anzusehen, daß nach dem Fall des cisleithanischen Ministeriums Hohenwart und dem dadurch veranlaßten Sturze Beusts Nov. 1871 A. als Ministerpräsident des letztern Nachfolger und damit Leiter der gemeinsamen und der auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungar. Monarchie wurde. Sein in Gestalt eines Rundschreibens an die Gesandten Oesterreichs veröffentlichtes Programm war ein durchaus friedliches, nicht bloß Deutschland gegenüber, sondern namentlich auch in Bezug auf Rußland, wo man von dem Ungarn A. eine Rußland feindliche orientalische Politik befürchtete. — 4) Georg, Graf, Haupt der jüngern Linie, geb. 5. Febr. 1797, zeigte sich auf dem Landtage stets entschieden konservativ, ließ sich aber dabei die Förderung des materiellen und geistigen Wohls seiner Landsleute sehr angelegen sein. Auch stand er als Direktor an der Spitze der ungarischen Akademie. Nach Apponyi's Rücktritt April 1862 zum Judex Curiae, zum obersten Landesrichter Ungarns ernannt, bemühte er sich, einen Ausgleich anzubahnen und stellte an der Spitze der Altkonservativen im September 1864 eine Art Programm zur Lösung der ungarischen Frage auf, fand sich aber veranlaßt, noch in demselben Monat seine Entlassung als Judex Curiae einzureichen. Er starb 19. Dec. 1872 in Wien.

André, 1) Christian Karl, ein um Pädagogik und Landwirtschaft sehr verdienter Volksschriftsteller, geb. 20. März 1763 zu Hildburghausen, war längere Zeit Hauptlehrer an der Salzmann'schen Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, gründete im Verein mit Becker in Gotha den »Allgemeinen Reichsanzeiger« und folgte 1798 einem Rufe als Direktor der protest. Schule zu Brünn in Mähren, wo er seine volksbildenden Bestrebungen besonders durch Herausgabe seines »Patriotischen Tagebuchs« (Brünn 1800—1805, 10 Bde.), des »Hesperus« (Prag 1809—20 und Stuttg. 1821—31) und des »Nationalkalenders« (Prag 1810—24) mit Glück und Erfolg fortsetzte. Im Jahr 1812 zum ersten Wirtschaftsrath des Fürsten Salm in Brünn ernannt, war er zugleich auf dem Gebiet der Landwirtschaft praktisch und literarisch thätig, letzteres besonders durch die »Oekonomischen Neuigkeiten« (Prag 1811—37). Nach einem kürzern Aufenthalt zu Keszthely in Ungarn verließ A., durch die Strenge der österreichischen Censur in seiner schriftstellerischen Thätigkeit vielfach gehemmt, den Kaiserstaat und begab sich nach Stuttgart, wo man ihm das Sekretariat bei der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins und mit diesem die Redaktion der »Landwirtschaftlichen Zeitschrift« übertrug. Hier starb er 19. Juli 1831. Von André's volksthümlichen Schriften sind noch die mit Bechstein herausgegebenen »Gemeinnützigen Spaziergänge auf alle Tage im Jahr« (Braunschw. 1790—95, 10 Bde.) und die »Kompendiöse Bibliothek der gemeinnützlichen Kenntnisse« (Halle 1790—98, 120 Hefte) hervorzuheben; auch hat er mehrere geographisch-statist. Werke über Oesterreich verfaßt. — Von seinen Söhnen hat sich Rudolf A., geb. 9. Juli 1793 in Gotha, gest. 12. Jan. 1825 zu Tischnowitz in Mähren, ebenfalls als landwirtschaftlicher Schriftsteller hervorgethan, während ein anderer, Emil A., geb. 1. März 1790 in Schnepfenthal, zuletzt Verwalter adliger Güter in Ungarn, sich namentlich um Veredelung der Schafzucht und die Anlegung von Runkelrübenzuckerfabriken verdient gemacht hat.

2) Bekannte deutsche Musiker- und Musikalienverlegerfamilie, deren hervorragendste Glieder sind:

a) Johann, geb. 28. März 1741 zu Offenbach, gründete daselbst 1774 die noch heute blühende André'sche Musikalienhandlung, war dann mehrere Jahre Musikdirektor in Berlin, von wo er 1784 nach Offenbach zurückkehrte; er starb das. 18. Juni 1799. André's Kompositionen sind jetzt vergessen; sie bestanden vorzugsweise aus Operetten (darunter Goethe's »Erwin und Elmire«), Balladen (Bürgers »Leonore«) und Liedern. Nur von letztern wird sein »Bekränzt mit Laub« als Volkslied noch heute gesungen. — b) Johann Anton, Sohn des vorigen, als Komponist wie als Musiktheoretiker gleich ausgezeichnet, wurde 6. Okt. 1775 zu Offenbach geboren, spielte schon im 11. Jahr fertig Klavier, ward dann von Fränzl zum Violinvirtuosen, von Vollweiler in Mannheim zum Komponisten ausgebildet und studirte seit 1796 auf der Universität zu Jena die schönen Wissenschaften. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er das Geschäft in Offenbach, das er durch gediegenere Auswahl der Verlagsartikel, durch seine eigenen zahlreichen Kompositionen, namentlich aber durch den Ankauf von Mozarts Nachlaß (1799) in außerordentlichen Flor brachte. A. starb zu Offenbach als hessischer Hofkapellmeister 6. April 1842. Als Komponist zeichnete er sich weniger durch Originalität, als durch reinen Geschmack, innige Empfindung und strenge Korrektheit aus. Die Zahl seiner Werke (Symphonien, Quartette, Koncerte, Sonaten, Lieder, Kantaten, auch Opern, z. B. »Die Weiber von Weinsberg« ꝛc.) beträgt weit über hundert. Seine Kompositionen für Klavier zu 4 Händen, die Symphonie op. 25, die Ouvertüre Hussiten, seine Lieder mit Klavierbegleitung und die reizenden Duette op. 51 verdienen noch heute die Beachtung der Musikfreunde. Bedeutenderes noch leistete A. als Theoretiker mit seinem »Lehrbuch der Tonsetzkunst« (Offenb. 1832—1843, 4 Bde.), das zu den gediegensten und ausführlichsten Werken der Art gehört. Ein besonderes Verdienst um die Musik erwarb er sich, insofern er Mozarts Tagebuch herausgab und einige Originalpartituren des Meisters drucken ließ, um dessen Art zu komponiren zu veranschaulichen. A. war auch der erste, welcher (1803) Sennefelders Idee, die Lithographie beim Notendruck zu gebrauchen, in größerem Umfange ausführte. — Von seinen Söhnen errichtete Karl August A. 1829 in Frankfurt a. M. eine Musikalienhandlung, mit der er 1839 eine Klavierfabrik verband, aus der die trefflichen »Mozartflügel« hervorgingen, während sich Julius A., in Offenbach, durch tüchtige Orgelkompositionen und gute Arrangements klassischer Werke bekannt gemacht hat.

3) Jules, franz. Landschaftsmaler, geb. 1804 in Paris, war ein Schüler der Maler A. Jolivard und Watelet, deren Ateliers er bis 1827 besuchte, bereiste dann die malerischen Gegenden des südlichen Frankreich, stellte 1831 sein erstes Gemälde bei der jährlichen Kunstausstellung im Louvre aus, besuchte später Belgien und die Rheingegenden und war 1845—56 als Maler in der Porzellanfabrik von Sèvres angestellt. Er starb zu Paris 17. Aug. 1869. A. ist in der Auffassung ziemlich realistisch, vernachlässigt aber darum die Stimmung nicht und behandelt seine Stoffe mit großer Sauberkeit. Von den vielen Gemälden, die von ihm, meist franz. Landschaften darstellend, in der Ausstellung geglänzt haben, nennen wir als die wichtigern: Entrée de forêt; Les Bords de l'Ource dans la Côte-d'Or (1835 prämiirt); Un chemin des Landes; Le bois de Sèvres; Vue du bas Meudon; L'étang de Vivray; Le pont de Tauron (vom Staat angekauft); Vue prise dans la vallée de Streture u. a. Auch seine in Sèvres ausgeführten Arbeiten fanden allgemeine Bewunderung.

Andreä, 1) Jakob, lutherischer Theolog, geb. 25. März 1528 als Sohn eines Schmieds (daher auch Schmidlin Fabricius genannt) zu Waiblingen im Würtembergischen, studirte in Tübingen, ward 1546 Diakonus in Stuttgart, 1549 in Tübingen, 1553 Superintendent in Göppingen, 1562 Professor der Theologie, Propst und Kanzler der Universität Tübingen; starb 7. Jan. 1590. Durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Beredsamkeit und diplomat. Gewandtheit ausgezeichnet, war er bei Ordnung des evangel. Kirchenwesens in Deutschland vielfach thätig und in den damaligen dogmatischen Streitigkeiten eifriger Vertreter lutherischer Rechtgläubigkeit. Durch ihn besonders kam 1577 zu Kloster Bergen die »Formula concordiae« zu Stande, deren allgemeine Annahme durchzusetzen er sich große, aber vergebliche Mühe gab.

2) Johann Valentin, einer der originellsten deutschen Schriftsteller, Enkel des vorigen, geb. 17. Aug. 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen, studirte in Tübingen Theologie, bereiste dann als Erzieher junger Edelleute Deutschland, Italien und Frankreich, ward 1614 Diakon zu Vaihingen, 1620 Superintendent in Kalw, 1639 Hofprediger in Stuttgart, 1650 Generalsuperintendent von Bebenhausen und Abt von Adelberg, und starb 27. Juni 1654 zu Stuttgart. Den dogmatischen Streitigkeiten der Zeit gegenüber betonte er die Wichtigkeit eines praktischen, in der Liebe thätigen Christenthums und faßte den Plan zur Begründung einer religiösen Brüderschaft, welche die Verkehrtheiten der Gesellschaft bekämpfen und als Zeichen das Sinnbild des Leidens in Liebe, das Kreuz in der Rose, führen sollte. Was er wollte, wurde jedoch mißverstanden und wahrscheinlich die Veranlassung, daß man ihn für den Stifter oder Erneuerer des Ordens der Rosenkreuzer (s. d.) ausgab, dessen Unwesen er selbst verspottete. Seine Schriften sind theils lateinisch, theils deutsch (im schwäbischen Dialekt) geschrieben und zeichnen sich durch eine Fülle von scharfsinnigen und sittlich kräftigen Gedanken aus. Die bedeutendsten sind: »Christlich Gemäl« (Tüb. 1612); »Hercules christianus« (Straßb. 1615; deutsch Frankf. 1845); »Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreuz« (1616); »Menippus sive satyricorum dialogorum centuria« (1617); »Geistliche Kurzweil« (Straßb. 1619), eine Sammlung von Gedichten, worin er, der mühseligen gelehrten Dichtung der Zeitgenossen spottend, den alten Volkston anschlug. Herder hat zuerst wieder auf die Bedeutung der Schriften Andreä's aufmerksam gemacht und verschiedenes in seinen »Zerstreuten Blättern« veröffentlicht. Vgl. Hoßbach, A. und sein Zeitalter (Berl. 1819).

Andreäaceen, Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Laubmoose (s. Moose).

Andreäni, Andreas, Kupferstecher und Formschneider, nach gewöhnlicher Annahme 1540 oder 1546, wahrscheinlich aber erst gegen 1560 geboren, ist Meister im Tondruck mit mehreren Platten, wie ihn vor ihm Hugo da Carpi geübt hatte. Ob er in Rom war, ist fraglich. 1586 arbeitete er in Siena, zuletzt (seit 1593) in Mantua, wo er 1610 oder 1623 starb. Nach andern starb er im letztgenannten Jahr zu Rom. Meisterstücke von ihm sind: der Untergang Pharao's, nach Tizian; der Triumph des Julius Cäsar (1598), in 10 Blättern,

nach Mantegna; Christi Triumph, nach Tizian, 4 Blätter.

Andreanowinseln, s. Aleuten.

Andreas (d. i. »der Männliche«), 1) einer der 12 Jünger Jesu, Bruder des Simon Petrus, tritt in der evangel. Geschichte wenig hervor, während ihn die Sage in Kappadokien, Galatien, Bithynien und Skythien bis an die Wolga (daher Schutzpatron Rußlands) das Evangelium predigen, auf der Rückreise die Kirche von Byzanz gründen und dann zu Paträ in Achaia (62 oder 70) den Märtyrertod erleiden läßt, und zwar an einem Kreuze von der Form des Andreaskreuzes (s. d.). Gedächtnistag ist der 30. Nov. Die vorhergehende Nacht (Andreasnacht) gehört im Volksglauben zu den gesegneten Zeiten des Jahres, in welchen junge heirathslustige Burschen und Mädchen im Traumbilde oder auf sonstige Weise den zukünftigen Gatten erblicken können, wie auch sonst der Aberglaube in dieser Nacht durch Anrufung des Heiligen manches bewirken will. Vielleicht ist derselbe an die Stelle des altgerman. Gottes Freyr getreten. Den Namen des Apostels A. tragen zwei noch vorhandene apokryphische Apostelgeschichten, die »Acta Andreae« und die »Acta Andreae et Matthiae« (beide kritisch berichtigt herausgeg. von Tischendorf in den »Acta apostolorum apocryphorum«, Leipz. 1851). Letztere Schrift bildet die Grundlage einer angelsächs. Dichtung, herausgeg. von Jak. Grimm (»A. und Elene«, Kassel 1841) und Grein (»Bibliothek der angelsächs. Poesie«, Bd. 2, Gött. 1858).

2) Erzbischof von Krain und Kardinal, aus Slawonien gebürtig, erst Dominikanermönch, wurde durch die Gunst des Kaisers Friedrich III. auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben und 1481 nach Rom gesandt. Empört über die dortigen Zustände, kam er 1482 nach Basel und versuchte hier, unter heftigen Anklagen gegen Papst Sixtus IV., wiederum ein allgemeines Koncil zu Stande zu bringen. Die Baseler traten auf seine Seite, aber durch Bann und Interdikt bezwungen, mußten sie A. gefangen setzen. Er starb 1484 im Gefängnis; seine Leiche wurde in einem Faß, worauf das päpstliche Urtheil aufgenagelt war, in den Rhein geworfen. Vgl. Burckhardt, Erzbischof A. (Basel 1853).

3) Könige von Ungarn: a) A. I., 1046—58, der vierte ungar. König aus dem Hause Arpad, lebte als Flüchtling in Rußland, bis ihn die Ungarn 1046 nach des Usurpators Peter Entthronung zum König ausriefen. Obgleich er das von seinem Vorgänger verfolgte Christenthum begünstigte, kündigte ihm Kaiser Heinrich III. wegen der Entthronung Peters als seines Vasallen den Krieg an. Dieser Krieg (1049—52) verlief für A. glücklich und wurde unter Vermittelung des Papstes Leo IX. durch einen Frieden beendigt, worin Heinrich III. auf die Forderung eines Tributs verzichtete und freien Abzug erhielt, auch zugleich ein Freundschaftsbund mit dem Deutschen Reiche geschlossen ward. Bald darauf gerieth A. mit König Peter von Kroatien in Krieg, dann in Fehde mit seinem Bruder Bela, der, als A. noch keinen Sohn hatte, zum Nachfolger ernannt, 1058 dem siebenjährigen Prinzen Salomon hatte weichen müssen. Von Boleslaus von Polen und unzufriedenen Ungarn unterstützt, griff Bela den mit Kaiser Heinrich IV. verbündeten A. an, der 1058 an der Theiß Sieg und Leben verlor. — b) A. II., 1205—36, von seinem Kreuzzuge der Hierosolymitaner genannt, Sohn Bela's III., ein Bruder des Königs Emmerich, stürzte im Verein mit seiner leidenschaftlichen Gemahlin Gertrud Ungarn in schwere innere Unruhen. Nachdem Gertrud 1213 durch eine Adelsverschwörung getödtet worden war, unternahm A. 1217 mit andern Fürsten einen Kreuzzug nach Palästina, der, anfangs glücklich, durch Uneinigkeit der verbündeten Fürsten bei der Belagerung der Veste auf dem Berge Tabor scheiterte. A. kehrte nach Ungarn zurück, wo er bis zu seinem Tode (1236) mit Empörungen zu kämpfen hatte. Unter ihm wurde 1222 die Bulla aurea, die Konstitution Ungarns, welche übrigens nur von den Vorrechten der Magnaten handelt, gegeben. — c) A. III., der Venetianer, Enkel A.' II., Sohn des Stephanus Posthumus, 1290—1301, erst Herzog von Slawonien, Dalmatien und Kroatien, gelangte, als der einzige noch übrige Sprößling des Hauses Arpad, zur Regierung. Von seinen Nebenbuhlern war der gefährlichste Karl Martell von Neapel, der vom Papst gekrönt und in Sicilien, Italien, Dalmatien und Kroatien als König anerkannt, von A. aber 1292 bei Zagrab geschlagen und zur Flucht genöthigt wurde. Später hatte A. mit Magnatenaufständen zu kämpfen und starb 14. Jan. 1301. Mit ihm erlosch das Haus Arpad.

Andreasberg, Stadt auf dem Oberharz im preuß. Regierungsbezirk Hildesheim, Kreis Zellerfeld, eine der ältesten und bedeutendsten Bergstädte des Harzes, liegt fast in der Mitte eines von drei hohen Bergzügen gebildeten Dreiecks, 590 Meter über der Ostsee, ist der Sitz einer Berginspektion, sowie eines Hüttenamts und hat (1871) 3384 Einw., deren Haupterwerbszweig der Bergbau bildet, theils unmittelbar, theils durch die von ihm bedingten und geförderten Gewerbe. Außerdem besitzt die sehr gewerbthätige Stadt eine weithin bekannte Zündhölzerfabrik, die wöchentlich etwa 36 Mill. Zündhölzer liefert, Fabriken für Möbeln und Kisten, Cigarren, Bleiweiß und Ultramarin, 2 Holzschleifereien, eine mechanische Weberei, bedeutende Sägemühlen; auch wird starke Spitzenklöppelei und Rindviehzucht getrieben, und von großem Belang ist die Zucht von Kanarienvögeln, die, seit frühen Zeiten hier heimisch, ihre Sendlinge bis Amerika und Australien verschickt und einen jährlichen Geldumsatz von ca. 30,000 Thlr. bewirkt. — Der Andreasberger Bergbau ist wohl der älteste und berühmteste des Oberharzes. Seine Erzgänge, an der Ostseite des Bruchbergs befindlich, gehören der reichen Silbererzformation an und unterscheiden sich durch die Verschiedenartigkeit ihrer Ausfüllung und besonders durch ihre geringe Erstreckung wesentlich von denen jenseits des Bruchberges. Ihre Hauptausfüllungsmasse ist Kalkspat, weniger Quarz mit Bleiglanz, Zinkblende, gediegen Arsen, gediegen Silber, Rothgültig, Arsen- und Antimonsilber, zu welchen sich eine große Reihe wasserhaltiger, durch ihre Krystallisation ausgezeichneter Silikate gesellt. Dieses Ganggebirge wird durch 2 nach beiden Seiten konvergirende taube Gänge, sogen. Ruscheln, begrenzt und ist der Hauptmasse nach Thonschiefer mit regellos auftretenden Kieselschiefer- und Quarzeinlagerungen. Im N. von A. wird das sedimentäre Gebirge begrenzt von Granit und Hornfels (infolge der metamorphosirenden Einwirkung des Granits auf den Thonschiefer); die südl. Grenze bildet ein langgedehnter schmaler Grünsteinzug. Das so nach allen Seiten abgeschlossene Ganggebirge hat eine Länge von ca. 5000 Meter und eine Breite von

1000 Lachtern. Geognostisch wird dasselbe von Beyrich neuerdings für silurisch erklärt und der darin unterschiedenen Etage der Tanner Grauwacke überwiesen. Das Alter des Andreasberger Bergbaus und die verhältnismäßig geringe Ausdehnung sind die Veranlassung gewesen, daß nicht allein seine Felder viel mehr durchforscht sind, sondern auch die Bergwerke eine weit größere Tiefe erreicht haben, als in irgend einem andern Bergrevier; man steht gegenwärtig mit dem in 6 (fiskalischen) Gruben betriebenen Bau im Gesenke des Samsoner Schachtes bereits 890 Meter unter Tage, fast 120 Meter unter der Ostsee. Der Hauptabbau liegt noch immer seit 1½ Jahrhunderten auf dem Samsoner Hauptgang und besteht in Firstenbau, welcher Abbaumethode die alte unrationellere des Strossenbaus schon seit längern Jahren hat weichen müssen. Infolge des nur sporadischen Vorkommens der reichen Erze, auf welche hauptsächlich der hiesige Bergbau angewiesen ist, läßt sich demselben bei der erreichten Teufe eine noch lange Zukunft kaum in Aussicht stellen, wiewohl noch 1870 auf der tiefsten Strecke ein Nest der schönsten Krystalle von Rothgültig und Antimonsilber aufgeschlossen wurde (im Werth von ca. 30,000 Thlr.) und sich derartige Vorkommnisse immer wiederholen können. Das Hauptwasserreservoir für die Gruben ist der sogen. Oberteich, ein 1713—22 künstlich hergerichteter Bergsee im Oberthale unterhalb des Brockens, der 1,445,260 Kubikmeter faßt, und, wenn er ganz gefüllt ist, nicht allein sämmtliche Werke, sondern auch die Stadt 6 Monate lang mit Wasser versorgen kann. Das erforderliche Aufschlagewasser wird durch den 7230 Meter langen Rehberger Graben und den 768 Meter langen Rehberger Wasserlauf den Werken zugeführt. In den Schachten befinden sich 3 Treibwerke, 3 Wasserkünste, 1 Fahrkunst (zu je 15—20 Pferdekräften), welche durch die Aufschlagwasser gespeist werden. Zur Abführung der Grubenwasser dienen 3 Stollen: der Spötterstollen und der Grünehirschlerstollen, jener 56,6, dieser 131,5 Meter Teufe einbringend; der dritte, der 193 Meter Teufe einbringt, ist der 8000 Meter lange Sieberstollen, ein Werk mehrerer Jahrhunderte. Die gewonnenen silberhaltigen Erze (jährlich ca. 46,200 Ctr.) werden in 2 Wäschen und 1 Pochwerke aufbereitet und geben einen Gewinn von etwa 2400 Ctr. Schmelzgut, welches an die Andreasberger Silberhütte zu ca. 70,000 Thlr. verkauft wird. Letztere, ein vortrefflich eingerichtetes Werk, verhüttet außerdem jährlich ca. 7000 Ctr. mexikanische gold- und silberhaltige Erze im Werth von etwa 100,000 Thlr. Es befinden sich in ihr 1 Röstofen mit Kondensationsvorrichtung zum Brennen der Erze, 2 Oefen zum Verschmelzen der gold- und silberhaltigen Erze, 2 Treiböfen zum Abtreiben der gewonnenen Werkbleie und 3 Steinöfen zur Gewinnung des Kupfers aus den nebenbei in den Erzen vorkommenden Kupfererzen. Außerdem gibt es hier 1 Arsenikhütte, worin jährlich ca. 500 Ctr. Arsenikglas gewonnen werden, 1 Krätzpochwerk, 1 Gestübbepochwerk und 1 Gebläsehaus. — Neuerdings ist A. auch als klimatischer Kurort in Aufnahme gekommen; es befindet sich daselbst seit 1863 ein Fichtennadelbad nebst Kräuter- und Molkenkuranstalt und im dasigen Kurhause seit kurzem ein Kompressionsapparat für asthmatische Kranke.

Andreasdukaten, Goldmünze mit dem Bildnis des heil. Andreas. Es gibt braunschweigisch-lüneburgische, von 1726 und 1730, und russische Doppelrubel, unter Peter d. Gr. und Elisabeth geprägt, 4,095 und 3,222—3,244 Gramm schwer, von 18 Karat 9 Grän, resp. 22 Karat fein, und einem Goldgehalt von 3,1990, resp. 2,9537—2,9734 Grän.

Andreasgroschen, ältere hannöv. Konventionsgroschenstücke, = 1 Sgr. 3¾ Pf. preuß.

Andreasgulden, flandrische Goldmünze, 1470 von Karl dem Kühnen geschlagen; auch braunschweigisch-lüneburgische Gulden, feine Harzgulden, mit dem Bilde des heil. Andreas, Werth 23⅓ Sgr., 18 auf eine feine Mark. 2 A. = 1 Andreasthaler.

Andreaskreuz (crux decussata), ein Kreuz mit schräg gestellten Balken (×). Der Name rührt von dem Apostel Andreas her, der nach der Sage bei seiner Hinrichtung an ein solches Kreuz genagelt worden sein soll. Das A. stand in hoher Verehrung, da es zugleich Abbreviatur von Christus (*X*, griech. Chi) war. Als burgundisches Wappen wird es auch Burgundisches Kreuz genannt.

Andreasnacht, s. Andreas 1).

Andreasorden, 1) höchster russ. Orden, früher »Das blaue Band« genannt, wurde von Peter I. 30. Nov. (10. Dec.) 1698 für Auszeichnung im Türkenkrieg gestiftet, später auch für andere Verdienste verliehen. Die Statuten datiren vom Jahr 1720. Der Orden hat nur Eine Klasse und wird nur Personen vom Generalleutnantsrang, welche den Alexander-Newsky- und den weißen Adler-Orden haben, verliehen. Zwölf Ritter erhalten jährliche Pensionen. Die Dekoration besteht in einem goldnen, schwarz emaillirten zweiköpfigen Adler mit ausgebreiteten Flügeln und einer Kaiserkrone. Auf dem Adler liegt ein dunkelblaues Andreaskreuz mit dem heil. Andreas in natürlicher Farbe mit goldner Binde. Der Revers zeigt nur den Doppeladler. Auf den Ecken des Kreuzes steht: S. A. P. R. (Sanctus Andreas, Patronus Russiae). Die Dekoration wird von einer Krone gehalten, an der das himmelblaue Band oder die Kette befestigt wird. Der achtstrahlige silberne Stern hat in der Mitte ein Medaillon, den kaiserl. Doppeladler, um den sich eine Schlange windet; ein blauer Kreis mit der Inschrift: »für Treue und Glauben« in russ. Sprache umgibt das Medaillon. An Officiere wird der Orden mit Schwertern verliehen. Das Ordenskleid ist ein grünsammetner Mantel mit Weiß gefüttert und mit Silber besetzt, ein Sammethut mit rothen Federn. Der Ordenstag ist der 30. Nov. Abbildung s. Tafel »Orden«.

2) Andreasorden, s. Distelorden.

Andree, 1) Karl Theodor, Geograph und Publicist, geb. 20. Okt. 1808 zu Braunschweig, erwarb sich auf den Universitäten zu Jena, Göttingen und Berlin in den historischen Wissenschaften eine gründliche Bildung, ward aber 1830 in burschenschaftliche Untersuchungen verwickelt und warf sich nach seiner Freisprechung in die publicistische Laufbahn. Als Redakteur der »Mainzer Zeitung« (seit 1838) hielt er am Rhein die deutsche Fahne hoch, bekämpfte in der »Oberdeutschen Zeitung« (in Karlsruhe) das büreaukratische Wesen, war dann seit 1843 Hauptredakteur der »Kölnischen Zeitung«, leitete seit 1846 die »Bremer Zeitung«, gab 1848—51 die »Deutsche Reichszeitung« in Braunschweig heraus und gründete 1851 das »Bremer Handelsblatt«, das durch ihn rasch zu Bedeutung gelangte. Im Jahr 1855 trat er ins Privatleben zurück, um sich geographischen und ethnologischen Studien ausschließlich zu widmen, und nahm seinen Aufenthalt in Leipzig, wo er 1858 zum Konsul der Republik Chile für das

Königreich Sachsen ernannt wurde, welche Stelle er bis 1870 bekleidete. A. hat mehrere bedeutende geographische Werke des Auslandes (d'Escayrac de Lauture über den Sudân, Squier über Centralamerika, Burton und Speke über Ostafrika, Burtons Reise nach Mekka und Medina 2c.) auf deutschen Boden verpflanzt. Die Kunde amerikanischer Zustände förderte er außerdem durch sein Buch »Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen« (2. Aufl., Braunschw. 1854), »Buenos Ayres und die Argentinische Republik« (Leipz. 1856) und durch die Zeitschrift »Das Westland« (Braunschw. 1851—1853, 5 Bde.). In den »Geographischen Wanderungen« (Dresd. 1859, 2 Bde.) hebt er besonders das ethnologische Moment hervor und führt aus, daß die Völkerkunde als eine Hauptgrundlage der Staatswissenschaft betrachtet werden müsse. Nur mit ihrer Hülfe, behauptet A., würden manche Ausgleichungen im Staatsleben, nach denen man seither vergeblich gesucht, sich erzielen lassen; man müsse die anthropologische Anlage der verschiedenen Menschengruppen, ihre physische und psychische Begabung ins Auge fassen; diese Gruppen hätten sehr verschiedene Kulturwerthe, Kulturfähigkeiten und Kulturmöglichkeiten. In demselben Sinne leitet A. die 1861 von ihm begründete Zeitschrift »Globus« für Länder- und Völkerkunde (Hildburgh. 1861—1866, Braunschw. 1867 ff.), von welcher bis 1873 23 Bde. erschienen sind, und begann fast gleichzeitig damit durch seine »Geographie des Welthandels« (Stuttg. 1863—72, 2 Bde.) eine neue Behandlung der Handelsgeographie anzubahnen, indem er gleichfalls das ethnologische Moment in Rechnung zog. Seit mehreren Jahren lebt A. in Dresden, wo er regen Antheil an der Gründung des dortigen »Vereins für Erdkunde« nahm.

2) Richard, Sohn des vorigen, geb. 26. Febr. 1835 zu Braunschweig, studirte in Leipzig Naturwissenschaften und befand sich 1859—63 in einer praktischen Stellung in Böhmen, wo er sich rege für die nationalen Kämpfe zwischen Deutschen und Tschechen interessirte. Seitdem verlor er die deutsch-slawischen Verhältnisse nicht aus den Augen, wie seine Schriften »Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen« (2. Aufl., Leipz. 1871) und »Tschechische Gänge« (Bielef. und Leipz. 1872) beweisen, in denen er vom deutsch-nationalen Standpunkte aus die Uebergriffe der Slawen bekämpft. Seine letzten Arbeiten nach dieser Richtung sind eine historisch-ethnographische Karte des Sprachgebiets der Lausitzer Wenden (Prag 1873) und »Wendische Wanderstudien« (Stuttg. 1874), welche die Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden vermitteln. A., der in Leipzig lebt, tritt in die Fußstapfen seines Vaters; er lieferte zahlreiche Aufsätze in geographische Zeitschriften, schilderte die Resultate seiner Reisen unter den Gaelen im nördlichen Schottland in dem Werke »Vom Tweed zur Pentlandföhrde« (Jena 1866), schrieb ein Buch über »Abessinien« (Leipz. 1869) u. a.

Andréossy (spr. angdr-), Antoine François, Graf, franz. General und Staatsmann, geb. 6. März 1761 zu Castelnaudary, machte 1787 als Artillerieleutnant den Feldzug in Holland mit, wo er in preuß. Gefangenschaft gerieth, und nahm später an den Feldzügen des Revolutionskrieges mit Auszeichnung theil. Bei der Belagerung von Mantua zum Brigadechef ernannt, überbrachte er 1796 mit dem General Joubert dem Direktorium die von der italienischen Armee eroberten Fahnen, nahm dann als Brigadegeneral an Bonaparte's Zug nach Aegypten und namentlich an dem nach Syrien rühmlichen Antheil, war auch wissenschaftlich thätig. In der »Description de l'Égypte« sind die trefflichen Beschreibungen der Rhede von Damiette, der Nilmündungen, des Sees Menzaleh u. a. von A. Mit Bonaparte nach Paris zurückgekehrt, trug A. als Chef des Generalstabs viel zum Gelingen der Revolution des 18. Brumaire bei. Dafür stellte ihn Bonaparte an die Spitze des Artillerie- und Geniewesens u. ernannte ihn zum Artilleriekommandanten von Straßburg und zum Divisionsgeneral. 1800 wurde A. Chef des Geralstabs der französisch-batavischen Armee, dann Direktor des Kriegsdepots und Gesandter in London. In den folgenden Jahren focht er in Deutschland und fungirte dann, in den Grafenstand erhoben, bis 1809 als Gesandter in Wien. 1814 kehrte er nach Paris zurück, schloß sich im März 1815 Napoleon an und wurde zum Pair und Präsidenten der Sektion für den Krieg ernannt. Nach der Niederlage bei Waterloo befehligte er die erste Militärdivision und ging mit vier andern Kommissären zur Vermittelung eines Waffenstillstandes ins Hauptquartier der Verbündeten. Er erklärte sich für die Restauration der Bourbonen, zog sich aber ins Privatleben zurück und beschäftigte sich ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten, bis er 1819 zum Mitglied der königlichen Gesellschaft für die Verbesserung der Gefängnisse, zwei Jahre später zum Direktor der Verpflegung für das Heer ernannt und 1827 zum Deputirten gewählt wurde, in welcher Stellung er zur Opposition hielt. Er starb 10. Sept. 1828 zu Montauban. Seine »Histoire du canal du Midi« (Par. 1800, neue Aufl. 1805, 2 Bde.) ist klassisch. Für die Kriegsgeschichte ist seine »Relation de la campagne sur le Main et la Rednitz de l'armée gallo-batave« (1802) und für die physikalische Geographie das Werk »Constantinople et le Bosphore de Thrace pendant les années 1812—1814 et pendant l'année 1826« (1828; deutsch, Leipz. 1828) von Wichtigkeit. Nach seinem Tode erschien »Opération des pontonniers français en Italie pendant les campagnes de 1795 à 1797« (1843).

Andresen, Andreas, verdienter Kunstschriftsteller auf dem Gebiet der Kupferstichkunde, geb. 14. Nov. 1828 zu Loit in Schleswig, trat 1848 in die Freischaaren ein, studirte nach deren Auflösung in Kiel, Berlin, Bonn und München, promovirte in Tübingen und wollte sich daselbst habilitiren, folgte aber 1857 einer Berufung an das Germanische Museum in Nürnberg, wo er sich eifrig den Kunststudien und antiquarischen Forschungen hingab. Im Jahr 1862 siedelte er auf Veranlassung des Kunsthändlers R. Weigel, zu dessen Unternehmungen er in nähere Beziehung trat, nach Leipzig über und übernahm dort die Hauptleitung von »Naumanns Archiv für die zeichnenden Künste«, sowie die Bearbeitung der Weigel'schen Auktionskataloge. Mit Weigel gab er den »Deutschen Peintre-Graveur«, eine Fortführung des Bartsch'schen Werkes (Bd. 1 bis 3, Leipz. 1864—66), heraus. 1866 begann er die Veröffentlichung seines vorzüglichsten Werks »Die deutschen Malerradirer des 19. Jahrhunderts« (Bd. 1—4, Leipz. 1866—70). Seit dem Tode R. Weigels (August 1867) Leiter von dessen Kunstauktionsinstitut, erwarb er dasselbe 1. Jan. 1870 käuflich. Daneben besorgte er die neue (gänzlich umgearbeitete) Auflage von Hellers »Handbuch für Kupferstichsammler« (Bd. 1, Leipz. 1870) und die

Fortsetzung von Naglers »Monogrammisten« (Bd. 4, unvollendet, Münch. 1868—70). A. starb zu Leipzig 1. Mai 1871.

Andrew (spr. ändru), **John**, nordamerikan. Staatsmann, geb. 31. Mai 1818 zu Windham im Staate Maine, ward auf dem Bowdoin-College zu Brunswick in Maine gebildet und ließ sich später als Advokat zu Boston in Massachusetts nieder. Seit 1848 trat er als entschiedener Gegner der Negersklaverei auf und wurde 1858 in die Legislatur von Massachusetts gewählt. Beim Ausbruch des Secessionskrieges bekleidete er das Amt eines Gouverneurs des genannten Staats und betrieb mit großer Energie die Ausrüstung von Unionstruppen. A. war eine der treusten Stützen von Abraham Lincoln und wurde viermal hinter einander zum Gouverneur von Massachusetts gewählt; er vornehmlich drang auf Bewaffnung der Neger im Kampfe gegen den rebellischen Süden. Er starb 30. Okt. 1867 zu Boston.

Andria, wohlgebaute, von üppigen Mandelgärten umgebene Stadt in der unterital. Provinz Terra di Bari, südlich von Barletta, Sitz eines Bischofs, mit Majolikafabrikation, starkem Handel mit Mandeln und (1872) 34,034 Einw. Unter den Gebäuden zeichnen sich aus: die Kathedrale (ein durch Restaurationen umgestalteter altgothischer Bau mit 3 gleich breiten Schiffen), die von den Templern angelegte Kirche San Agostino (mit schönem gothischen Spitzbogenportal), die Kirche Porta Santa (ein Renaissancebau aus dem 15. Jahrh.) und der gothische Palazzo Torre. A. war eine Lieblingsstadt Kaiser Friedrichs II.; seine beiden Gemahlinnen Jolanthe (gest. 1228) und Isabella (gest. 1241) wurden im Dom daselbst in schönen Mausoleen beigesetzt, die aber später verschwunden sind. Im Jahr 1799 vertheidigte sich die Stadt so tapfer gegen die Franzosen, daß die Mehrzahl der Bewohner dabei ums Leben kam.

Andrian-Werburg, Victor, Freiherr von, österreichischer Staatsmann, 17. Sept. 1813 im Görzischen geboren, studirte in Wien und trat 1834 bei dem österreichischen Gubernium zu Venedig in Staatsdienste. In der Schrift »Oesterreich und seine Zukunft« (3. Aufl., Hamb. 1843; 2. Thl., 2. Aufl., das. 1847) zeigte er sich als einen aufgeklärten Politiker im Sinne der englischen Aristokratie. 1844 kam er als Hofsekretär zur Hofkanzlei, verließ aber den Staatsdienst im Frühjahr 1846, nahm an den ständischen Bewegungen lebhaften Antheil und veröffentlichte 1847 den 2. Theil der oben erwähnten Schrift zu Hamburg. Anfangs April 1848 von den Ständen Niederösterreichs, wo er sich angekauft, zum Vorparlament nach Frankfurt gesendet, kam er zwar zu diesem zu spät, wurde aber in den Fünfzigerausschuß gewählt. Nach Wien zurückgekehrt, provocirte er die Erklärung der österreichischen Regierung vom 21. April über die Kompetenz der Nationalversammlung und wirkte als Vorstand des Centralkomité's für das Zustandekommen der Wahlen zu jener Versammlung. Die Stelle als Bundestagsgesandter lehnte er ab und nahm unter mehreren Wahlen zum Parlament die für Wienerisch-Neustadt an. In Frankfurt zum Vicepräsidenten der Nationalversammlung gewählt, war er zugleich Mitglied des Verfassungs- und des Centralwahlausschusses und stand an der Spitze der Deputation, welche dem Erzherzog Johann seine Wahl zum Reichsverweser anzeigte. Anfangs August 1848 zum Reichsgesandten in London ernannt, vertrat er in den Unterhandlungen über die österreichisch-italienische und die schleswig-holsteinische Frage kräftig Deutschlands Interesse, kehrte aber, als die österreichisch-deutsche Frage in Frankfurt in den Vordergrund trat, auf den Wunsch des Reichsministeriums zurück und sprach sich für das Programm von Kremsier aus. Nach Schmerlings Rücktritt gab auch A. seine Entlassung, ging aber auf Gagerns Wunsch noch einmal nach London, um einige noch anhängige Sachen zu erledigen. Ende Januar 1849 kam er wieder nach Frankfurt, von wo er anfangs März nach Wien zurückkehrte; er starb das. 25. Nov. 1858. Seine politischen Ansichten hat er in der Schrift »Centralisation und Decentralisation in Oesterreich« (anonym, Wien 1850) niedergelegt.

Andrias Scheuchzeri, s. Homo diluvii testis.

Andrienne (franz., spr. angd-), Art Schleppkleid.

Andrieux (spr. angdriöh), 1) **François Guillaume Jean Stanislas**, franz. Gelehrter und Dichter, geb. 6. Mai 1759 zu Melun, war beim Ausbruch der Revolution Advokat in Paris, schloß sich derselben mit Eifer an, wurde 1796 Mitglied des Kassationshofes und trat 1798, von der Stadt Paris gewählt, in den Rath der Fünfhundert, wo er für die Verbesserung der Elementarschulen und die Freiheit der Presse energisch auftrat. Im Jahr 1800 zum Mitglied, bald darauf zum Präsidenten des Tribunals ernannt, machte A. mit B. Constant, Daunou u. a. Opposition gegen den Staatsrath, was 1802 seine Entlassung zur Folge hatte. Einen Antrag Fouché's, sich bei der Censur zu betheiligen, lehnte er ab. Er widmete sich fortan nur literarischen Arbeiten, ward 1804 Bibliothekar Joseph Bonaparte's und gleichzeitig des Senats und erhielt dann die Professur der schönen Wissenschaften an der polytechnischen Schule, die er nach der Restauration (1814) mit einem Lehrstuhl am Collége de France vertauschte. 1816 wurde er Mitglied der Akademie und 1819 deren beständiger Sekretär. A. starb 10. Mai 1833. Sein Hauptwirken beruhte auf seiner Lehrthätigkeit, in welcher er die Jugend hauptsächlich zu einer gesunden Moral anzuleiten suchte; in der Dichtkunst, der er übrigens in allen Lagen seines Lebens treu blieb, behauptete er keine hohe Stelle. Seine ästhetischen Ansichten gehören der alten Zeit an; Shakespeare tadelte er als kunstlos und übertrieben, die deutsche Literatur verabscheute er vollends. Seine eigenen Komödien zeichnen sich durch leichten Versbau, gut ausgedachte Situationen und manche sinnreiche Einfälle aus. Die bemerkenswerthesten sind: »Les Étourdis ou le mort supposé« (1788), sein beliebtestes Stück; »Le Trésor« (1803); »Molière avec ses amis« (1804); »Le vieux fat« (1810) und »La Comédienne« (1816). Auch eine Tragödie »Junius Brutus« (1828) hat A. verfaßt, die nach der Julirevolution zur Aufführung kam, sowie zahlreiche leichte Poesien: Fabeln, Erzählungen, Episteln, die sich durch feine Urbanität auszeichnen. Seine gesammelten Werke erschienen zu Paris 1828, 6 Bde., eine neuere Auswahl das. 1862.

2) **Bertrand**, Stempelschneider und Medailleur an der Pariser Münze, geb. 1761 zu Bordeaux, arbeitete in Paris und verfertigte daselbst während eines Zeitraums von 40 Jahren die zum Andenken der wichtigsten Zeitereignisse geprägten Medaillen. Er starb 10. Dec. 1822.

Andro, Insel, s. Andros.

Androdamant (Androdamas), nach Plinius u. a. ein Mineral von glänzend silberweißer Farbe

und würfeliger Krystallform, das in Aegypten gefunden und zu Amuleten, Ringen und Halsbändern verarbeitet wurde. Scheuchzer erkennt im A. den Kalkspat, andere halten ihn für Adular, Arsenkies etc. Die alten Magier schrieben dem A. die Kraft zu, den Zorn der Männer zu bändigen; daher der Name.

Andröceum (griech.), in der Blüte die Gesammtheit der Blätter, welche sich zu Staubgefäßen, den männlichen Organen, ausbilden, im Gegensatz zum Gynäceum, welches den ganzen weiblichen Theil der Blüte bedeutet.

Androgynie (griech., »Mannweibheit«), die Vereinigung der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile in Einem Individuum, unterscheidet sich vom Hermaphroditismus (s. d.) dadurch, daß sie die bei diesem stattfindende Anwendbarkeit der beiderlei Geschlechtsglieder zur Selbstbefruchtung ausschließt. Ein hermaphroditisches Thier befruchtet sich selbst, z. B. Taenia, Bothriocephalus und verwandte Geschlechter aus der Familie der Bandwürmer; ein androgynisches kann für sich allein den Akt der Begattung nicht vollziehen; es gehören dazu wenigstens zwei Individuen. So können zwei Gartenschnecken (Helix) oder zwei Regenwürmer (Lumbricus) sich gegenseitig begatten. Bisweilen begatten sich drei und mehrere androgynische Individuen auf einmal, so daß das eine dem andern als Weibchen, dem dritten als Männchen dient etc. Bei den Wirbelthieren kommt weder A., noch Hermaphroditismus vor; bei den niedern Klassen der Wirbellosen (Mollusken, Gliederwürmer, Entozoen) ist dagegen die A. ziemlich verbreitet, während der wirkliche Hermaphroditismus, außer den angeführten Beispielen, nur selten gefunden wird und fast überall in A. übergeht.

Androiden (griech., »Mannähnliche«), Automaten von menschlicher Gestalt.

Androlepsie (griech., »Menschenraub«), in Athen das vom Staate anerkannte Vergeltungsrecht, nach welchem, wenn ein athenischer Bürger außer Landes getödtet und sein Mörder nicht ausgeliefert ward, es den Verwandten des Ermordeten erlaubt war, drei dem Staate des Mörders Angehörige, aber nicht mehr, aufzufangen, um mit ihnen nach den Gesetzen der Blutrache zu verfahren. Sie wurden vor ein Gericht gestellt und, wenn auch gestraft, doch im ganzen milder behandelt, als die wirklichen Mörder.

Androlith (griech., »Mannstein«), fossiler Menschenknochen.

Andromăche, Gemahlin des Hektor, eine der erhabensten Frauengestalten bei Homer. Tochter des Königs Eëtion im kilikischen Theben, verlor sie bei der Eroberung dieser Stadt Vater und Brüder, bald auch die Mutter. Der Trojanische Krieg raubte ihr den Gatten; ihr Abschied von ihm, als er in den Kampf eilt, der, wie sie nur zu richtig ahnt, sein letzter sein sollte, ihre Klage bei dem Erblicken seines Leichnams gehören zu den schönsten Stellen der Ilias. Bei der Eroberung Troja's war A. Zeugin, wie ihr Sohn Skamandrios von der Mauer herabgestürzt wurde; sie selbst fiel dem Sohne des Achilleus, Neoptolemos (Pyrrhos), zu, dem sie nach Epiros folgte und 3 Söhne, Molossos, Pileus, Pergamos, gebar. Nach Virgil errichtete sie hier dem Hektor noch ein Denkmal. Als Neoptolemos Hermione, des Menelaos und der Helena Tochter, heirathete, überließ er A. dem Bruder Hektors, Helenos, König in Epiros. Von Helenos gebar A. den Kestrinos. Nach dem Tode dieses dritten Gemahls ging sie mit ihrem und des Pyrrhos Sohn Pergamos nach Asien, wo sie starb und später in Pergamos ein Heiligthum erhielt. Die letzten Schicksale der A. sind der Gegenstand einer noch erhaltenen Tragödie des Euripides, die ihren Namen trägt.

Andromăchos, aus Kreta, Archiater oder erster Leibarzt des Kaisers Nero, ist Erfinder eines Theriaks oder Mittels wider thierische Gifte, das aus 61 Bestandtheilen zusammengesetzt war und am römischen Hofe viel gebraucht wurde. Die poetische Beschreibung davon erschien mit Uebersetzung von Fr. Tidicäus (Thorn 1607 und Nürnb. 1754).

Andromanie (griech.), Mannstollheit; s. Nymphomanie.

Andromĕda, Tochter des äthiopischen Königs Kepheus und der Kassiopeja. Ihre Mutter hatte sich gegen die Nereïden gerühmt, schöner als sie alle zu sein. Darüber zürnten diese und Poseidon, der eine Ueberschwemmung und ein Seeungeheuer sandte. Da Zeus Befreiung versprach, wenn A. dem Ungeheuer vorgeworfen würde, so mußte Kepheus die Tochter an einen Felsen fesseln. Hier fand Perseus die Unglückliche und rettete sie durch Erlegung des Ungeheuers. Dem Versprechen des Vaters gemäß bekam er dafür A. zur Frau; da aber diese schon früher dem Phineus versprochen worden war, so entstand daraus bei der Hochzeit der gewaltige Kampf zwischen Perseus und Phineus. A. folgte dem Perseus, der mit ihr mehrere Kinder zeugte. Durch Athene ward sie zum Andenken an die Thaten des Perseus unter die Sterne versetzt. Die Geschichte der A. wurde von Corneille in seiner gleichnamigen Tragödie behandelt.

Andromĕda, Sternbild des nördlichen Himmels, zwischen 18 und 48° nördlicher Abweichung und in den ersten 30 Graden der geraden Aufsteigung, unweit des Perseus, Kepheus und der Kassiopeja, enthält nach Flamsteed 66 Sterne, worunter 3 Sterne zweiter Größe sind: Alamak östlich am Fuße, Mirach am Gürtel und d, der dritte, am Kopfe. Der letzte bildet mit den drei Hauptsternen des Pegasus ein großes, leicht erkennbares Viereck. Aufwärts von Mirach, nordwestlich, sieht man den bekannten Nebelfleck, den Bond in Nordamerika mittels seines großen Teleskops in eine Anzahl kleiner Sternchen auflöste. S. Karte bei Artikel »Fixsterne«.

Andromĕda *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, niedrige Sträucher mit meist immergrünen Blättern, glockig-krugförmiger Blumenkrone mit fünfzähnigem, zurückgeschlagenem Saum und fünffächeriger, vielsamiger Kapsel. In Deutschland einheimisch ist A. polifolia *L.* (Lavendel- oder Rosmarinheide, falscher Porst), auf Torf- und Moorboden, fast fußhoch, mit lanzettförmigen, am Rande zurückgerollten, oben glänzend grünen, unten graugrünen Blättern und zierlichen, blaßrothen, fast doldenartig gehäuften Blüten. Dieses Gewächs gehört zu den torfbildenden Pflanzen und kann in Gärten zu Einfassung der Moorbeete, auf denen Rhododendren, Azaleen u. dgl. gezogen werden, dienen. Es ist narkotisch-giftig, und das Abweiden der jungen Triebe soll Schafen und Ziegen schädlich sein. Mehrere nordeuropäische und amerikanische Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Andronīcus, Livius, römischer Dichter, s. Livius Andronicus.

Andronīkos, 1) byzantinische Kaiser: a) A. I., Sohn Isaaks, Enkel des Kaisers Alexios Komnenos, gerieth 1141 in türkische Gefangenschaft, wurde nach seiner Freilassung vom Kaiser Manuel

zum Anführer des Heeres in Kilikien ernannt, zerfiel jedoch bald mit dem argwöhnischen Kaiser, der ihn einkerkern ließ. Nach mehr als zwölfjähriger Gefangenschaft entkam A., floh zum russischen Großfürsten Jaroslaw von Kiew und erwarb sich dessen Gunst. Mit Manuel versöhnt, zog er demselben mit russischen Truppen gegen die Ungarn zu Hülfe. Abermals in Ungnade gefallen, floh er nach Antiochia und Jerusalem, und mit der von ihm verführten Wittwe des Königs Balduin, Theodora, zu dem türkischen Sultan nach Damaskus. Später begnadigt, wurde er nach Oenoe in Pontus verwiesen. Bei den nach dem Tode Manuels 1180 ausbrechenden Unruhen kehrte er, auf bedeutenden Anhang gestützt, nach Konstantinopel zurück und ließ den jungen Alexios krönen. Durch einen von ihm erregten Volksaufstand erzwang er seine Erhebung zum Mitregenten, ließ 1183 Alexios erdrosseln und heirathete dessen Verlobte, Agnes, eine Tochter Ludwigs VII. von Frankreich. Mit Muth und Kraft wußte er als Kaiser die Ruhe zu erhalten und behauptete Konstantinopel gegen Wilhelm von Sicilien. Dabei sorgte er für die Hebung des öffentlichen Wohlstandes. Durch einen Aufstand der Großen verlor er 1185 Thron und Leben. — b) A. II., der Aeltere, Sohn des Michael Paläologos, anfangs dessen Mitregent, seit 1283 Alleinherrscher, brach die von seinem Vater eingeleiteten Unterhandlungen über eine Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche ab und wurde deshalb vom Papst Clemens V. 1307 in den Bann gethan. Von seinem Enkel A. III. 1328 vom Thron gestoßen starb er zu Adrianopel 1332 in einem Kloster. — c) A. III., der Jüngere, geb. 1306, wurde als Mörder seines Bruders Manuel von der Thronfolge ausgeschlossen, überfiel mit Hülfe seines Schwagers, des Bulgarenkönigs Michael Straschemir, 24. Mai 1328 Konstantinopel und schwang sich auf den Thron. Unter ihm eroberten die osman. Türken unter Orchan 1330 Nikäa und dehnten ihr Gebiet bis an den Bosporus aus. Stephan VI. Urosch, König von Serbien, der 1330 sich Bulgarien botmäßig machte, drang bis Thessalonich vor, während die Genuesen, wie früher Chios, so jetzt auch Lesbos vom Reiche losrissen. A. starb 1341 und hinterließ einen neunjährigen Sohn Johannes V. Paläologos unter der Vormundschaft des Großdomestikus Kantakuzenos. — d) A. IV., Enkel A.' III., regierte während der Abwesenheit seines im Abendland gegen die Türken Hülfe suchenden Vaters, verschwor sich, von diesem verstoßen, 1385 mit Saudschi, dem Sohn des Sultans Murad I., zum Sturz der Väter, ward aber geblendet und eingekerkert. 1389 entflohen, ward er durch Sultan Bajesid I. gegen Tribut auf den Thron gesetzt, dankte aber 1390 ab und erhielt Selymbria, Herakleа und andere Orte an der Propontis, sowie Thessalonich.

2) A., Architekt aus Kyrrhe in Syrien, Erbauer des marmornen »Thurmes der Winde« oder des Horologiums zu Athen, welches noch jetzt steht. Es ist ein Werk der spätern griechischen Kunst, achteckig, mit den Reliefdarstellungen der Hauptwinde; auf dem Dache diente ein beweglicher eherner Triton als Windfahne, darunter sind die Linien einer Sonnenuhr eingegraben (s. Tafel IV »Baukunst«, Fig. 10).

3) A., peripatetischer Philosoph aus Rhodos, Haupt der Aristoteliker in Rom 50—80 v. Chr., Ordner und Herausgeber der Schriften des Theophrast und Aristoteles, schrieb ein ausführliches Werk über Leben und Schriften des Aristoteles, Kommentare über dessen Physik, Ethik und Kategorien u. a., wovon aber nichts mehr vorhanden ist.

4) A. Kallistos, aristotelischer Philosoph aus Thessalonich, lebte bis 1453 in Konstantinopel, dann in Rom, Florenz und Ferrara, wo er Lehrer der griech. Sprache ward, und starb 1478 in Paris. Er ist Verfasser einer dem vorigen zugeschriebenen Schrift über die Leidenschaften (herausgeg. Oxford 1809), und vielleicht auch einer Paraphrase der aristotelischen Ethik an den Nikomachos, herausgeg. von Daniel Heinsius (Leyd. 1617, Cambridge 1679).

Andronikow, Iwan Malchasowitsch, Fürst, russ. General, geb. 1801 zu Tiflis, Sprößling eines der ältesten kachetischen Dynastengeschlechter, trat 1817 zu Petersburg in die Garde, focht seit 1824 als Major erst im Kaukasus, 1826 und 1827 im Krieg gegen Persien, u. avancirte nach der Erstürmung von Achalzich 1828 zum Oberst und Kommandanten des Nischegorober Regiments, mit welchem er bei Besiburt ein türk. Detachement auseinander sprengte. Nachdem er sich im Kampfe gegen die kaukasischen Bergvölker mehrfach, namentlich 1840 durch Unterdrückung eines Aufstandes der Osseten hervorgethan, ward er 1850 Militärgouverneur von Tiflis und 1851 Generalleutnant. Beim Ausbruch des Kriegs von 1853 mit der Führung eines Korps von 10,000 Mann betraut, schlug er 26. Nov. das türk. Hauptkorps bei Suplis in die Flucht, überschritt die Grenze und besetzte den Sandschak Pozchow. Im Feldzuge von 1854 befehligte er sämmtliche russische Streitkräfte in Gurien, Imeretien, Mingrelien und in der Provinz Achalzich, mußte beim Erscheinen der verbündeten feindlichen Flotten 19. Mai Redout-Kale räumen und sich nach Osurgeti zurückziehen, erfocht aber 16. Juni über die 30,000 Mann starken Türken unter Selim Pascha einen vollständigen Sieg, welcher Gurien und Mingrelien den Russen sicherte. Im Frühjahr 1855 legte A. sein Kommando nieder und trat bald auch von seinem Posten als Gouverneur von Tiflis zurück.

Androphagen (Anthropophagen, griech., »Menschenfresser«), bei den Alten Bezeichnung mehrerer Völker in Indien, Skythien und Aethiopien. Vgl. Anthropophagie.

Androphobie (griech.), Männerscheu.

Andropogon *L.* (Bartgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, ansehnliche Gräser mit theils eingeschlechtigen, theils zwitterigen Blüten, von denen die männlichen meist lang begrannt sind. Die mehrblütigen Aehrchen sind zu Aehren oder Rispen gruppirt. A. Ischaemum *L.* (Hühnerfußgras, Bluthirse) wächst auf sonnigen, trocknen Hügeln, an Wegen und Rainen durch ganz Europa und gibt vor dem Schossen gutes Schaf- und Pferdefutter; der ungeschrotene Same (2 Ctr. von ¼ Hektol.) wird als Kraftfutter für Milchvieh empfohlen. Wichtiger sind die ausländischen Arten: A. muricatum *Retz*, ein ausdauerndes Gras auf der Küste Koromandel und in Bengalen, hat eine dünne, vielfach verästelte Wurzel, welche ein sehr kräftig und angenehm riechendes ätherisches Oel enthält, in Indien zu Matten, Fensterschirmen rc., die beim Besprengen mit Wasser einen angenehmen Geruch verbreiten, verarbeitet und als Vitivert-, Vetiver-, Ivarankusawurzel, Kuskus nach Europa gebracht wird. Man benutzte sie früher auch arzneilich, jetzt wird sie noch häufig von Rauchern

gekaut, um den Tabaksgeruch zu verdecken. Das ätherische Oel ist sehr kostbar und wird wie die mit Alkohol bereitete Tinktur in der Parfümerie benutzt. A. Schoenanthus *L.* (Citronengras), ein ausdauerndes Gras in Ostindien und Arabien, ist als Speisegewürz und Kamelfutter sehr geschätzt. Man kultivirt es auch und bereitet daraus das Citronengrasöl. Die strohgelben Halme kamen früher als Kamelheu in Bündeln nach Europa, da sie als reizendes, krampfstillendes, harn- und schweißtreibendes Mittel angewendet wurden. A. Nardus *L.* (Nardenbartgras), in Ostindien, Arabien und am Kap, wird auf Ceylon und an andern Orten kultivirt und liefert das Idrisöl, Grasöl, Lemongrasöl, Nardenöl.

Andros (jetzt Andro), Insel im griech. Archipel, die nördlichste und größte der Kykladen, durch die Doro-Passage von Euripos (Euboea) getrennt und gleichsam die Fortsetzung dieser Insel, ist 260 QKilom. (4,7 QM.) groß und zählt 20,000 Einw. Sie wird auf der Westseite von einem Gebirge durchzogen, an dessen Abhängen sich fruchtbare Ebenen ausbreiten, und erzeugt besonders Seide, Wein, Oliven, Limonen rc.; auch die Vieh-, namentlich die Schafzucht und die Vogeljagd sind nicht unwichtig. Von den Einwohnern wandern viele auf längere Zeit aus und suchen in den größern Städten der Levante als Handwerker oder Dienstboten bei Europäern ihren Erwerb. Die Insel erhielt ihren Namen von einem alten kretensischen Heerführer, wurde infolge der dorischen Wanderung durch Ionier bevölkert und sandte schon um 550 v. Chr. mehrere Kolonien aus. Nach den Perserkriegen, in welchen sie auf Seiten der Perser gestanden hatte, gehorchte sie den Athenern, vielfach von diesen bedrückt. Später gerieth sie in makedonische, dann in römische Gewalt, ward aber dem pergamenischen König Attalus überlassen und kam erst nach dem Tode des letzten Attalus unter direkte römische Herrschaft. Nach Begründung des lateinischen Kaiserthums erhielt sie 1207 in dem venetianischen Edelmann Marino Dandolo einen eigenen Fürsten, dessen Nachkommen sich gegen die Türken behaupteten und erst 1566 den letztern die Insel überlassen mußten. Der Hauptort A. liegt auf der Ostküste, hat einen kleinen Hafen und 1800 Einw. Vgl. Hopf, Geschichte der Insel A. und ihrer Beherrscher von 1207—1566 (Wien 1855; Urkunden rc. 1856).

Androsporen (griech.), eine besondere Art Schwärmsporen bei gewissen Algen (s. d.).

Andryane, Alexandre, franz. Schriftsteller, geb. 1798, gest. 1862 zu Paris, ist vorzüglich bekannt geworden durch seine langjährige Gefangenschaft auf dem Spielberg zu Brünn, welche eine Folge seiner Freiheitsträume und seiner Verbindung mit den Carbonari war. Anfänglich in Gesellschaft mit Consolionieri zum Tode verurtheilt, wurde er später zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt und endlich 1832 der Haft entlassen. Seine »Mémoires d'un prisonnier d'état« (1838, 4. Aufl., Par. 1862, 2 Bde.) gewähren ein hohes Interesse, und indem sie unwillkürlich an die unter ähnlichen Umständen geschriebenen »Prigioni« von Silvio Pellico erinnern, ist ihnen auch dadurch ein ähnlicher Stempel aufgedrückt, daß des Verfassers Ideen und Ueberzeugungen einen bemerkenswerthen Wandel durchgemacht haben. Er sucht seine einzige Befriedigung in der Religion, seine polit. Maximen verleihen ihm weder Kraft noch Trost mehr. Aus dem düstern Gemälde seiner Schilderungen hebt sich besonders bedeutungsvoll als schauerliches Nachtstück, das zwar am Ende sich in Licht auflöst, die Erzählung seiner Befreiung heraus.

Andujar (spr. -chär), wohlhabende und gewerbreiche Stadt in der span. Provinz Jaen in Andalusien, liegt nordwestlich von Jaen an der andalusischen Heerstraße in reicher und fruchtbarer Gegend und am Guadalquivir, über den eine schöne Brücke von 17 Bögen führt, hat ein ziemlich modernes Ansehen, 5 Kirchen, 4 Nonnen- und 6 ehemalige Mönchsklöster, eine große Messe (im April) und 12,605 Einw. Der Hauptindustriezweig besteht in der Fabrikation poröser thönerner Wasserkrüge (Alcarazas), die man im Sommer zur Abkühlung des Wassers braucht und mit denen A. ganz Spanien versorgt. In der Nähe 20. Juli 1808 Niederlage der Franzosen unter Dupont und Vedel durch die Spanier unter Castaños.

Aneantiren (franz., spr. aneangt-), vernichten; Aneantissement (spr. -tiß'mäng), Vernichtung.

Anegāda, britisch-westindische Insel, zu der Gruppe der Virginischen Inseln gehörig, ein niedriges, von gefährlichen Korallenriffen umgebenes Eiland, 38,5 QKilom. (0,7 QM.) groß mit ca. 200 Einw. Hauptprodukt ist Seesalz.

Anekdōton (Mehrzahl: Anekdōta, griech.), ursprünglich eine noch »nicht herausgegebene«, daher nicht bekannt gewordene Schrift; nach Erfindung der Buchdruckerkunst alte Schriften oder Fragmente von solchen, die zum erstenmal durch den Druck veröffentlicht werden, wie dergl. aus der griech. und röm. Literatur Muratori, Wolff, Bekker, Bachmann, Boissonade, Cramer u. a. lieferten. Davon das vulgär gewordene Anekdōte, was zunächst einen von frühern Geschichtschreibern nicht erwähnten besondern Umstand, dann überhaupt eine interessante Einzelheit über Personen, ein überraschendes witziges Geschichtchen bezeichnet. Sammlungen solcher Anekdoten findet man fast bei allen Kulturvölkern; auch die morgenländische Literatur, vorzüglich die chinesische und arabische, ist reich daran.

Anelli, Angelo, ital. Gelehrter, geb. 1761 zu Desenzano in der Provinz Brescia, studirte Rechtswissenschaft zu Padua und wurde später vom General Augereau, dem Kommandanten von Verona, zum Sekretär ernannt. Nachdem er längere Zeit aus politischen Gründen im Gefängnis zugebracht, erhielt er 1802 den Lehrstuhl der Geschichte und Beredsamkeit am Collége zu Brescia, den er 1809 mit dem der gerichtlichen Beredsamkeit an der Rechtsschule zu Mailand vertauschte. Hier starb er 1820. Unter seinen literarischen Arbeiten haben besonders die »Cronache di Pindo« (Jahrbücher des Pindus), ein Gedicht in 7 Büchern, worin eine Art poetisches Gemälde der alten und neuen Literatur entworfen wird, Aufsehen erregt.

Anemochord (griech., ital. Animo-corde), ein Klaviatur-Saiteninstrument, das 1789 zu Paris von einem Deutschen, Namens Schnell, erfunden wurde, aber wenig in allgemeinen Gebrauch gekommen ist. Es enthält 5 volle Oktaven, ist 2,3 Meter lang, und 1,5 Meter hoch und durchaus dreichörig. Im Innern des Körpers befinden sich 2 Blasebälge und zahlreiche messingene Röhren. Durch das Niederdrücken der Tasten öffnen sich die Windklappen, und die Saiten werden in Schwingung versetzt und so zum Erklingen gebracht; der Ton ist äußerst schmelzend. Beim Gebrauch besonderer Fußtritte

öffnen sich die Windklappen nur halb, und durch Registerzüge unter der Klaviatur läßt sich das leiseste An- und Abschwellen des Tones hervorbringen. Uebrigens verträgt das A. nur gebundenes und langsames Spiel und eignet sich vorzugsweise zur Begleitung einer Singstimme.

Anemograph, s. Anemologie.

Anemographie (griech., »Windbeschreibung«), s. v. w. Anemologie.

Anemologie (griech., »Windlehre«), die Lehre von der Entstehung, Richtung, Stärke und Geschwindigkeit der Winde. Zur Beobachtung derselben dient das Anemoskop (»Windbeschauer«), eine an der Decke des Zimmers angebrachte Vorrichtung, welche, mit einer auf dem Dache befindlichen Windfahne in Verbindung stehend, die Richtung des Windes angibt, und der Anemometer (»Windmesser«), mittels dessen die Stärke oder Geschwindigkeit des Windes gemessen wird. Dies geschieht entweder nach der Zahl der Umläufe, welche eine kleine, nach Art einer Windmühle konstruirte Vorrichtung in einer bestimmten Zeit macht, oder nach der Hebung, welche ein aufgehängtes Pendel durch die Wirkung des Windes aus der perpendikulären Richtung erleidet, oder nach der Zusammendrückung einer elastischen Feder, welche durch den Druck des Windes gegen eine ihr entgegenstehende Fläche bewirkt wird, oder nach dem Unterschied im Stande einer Flüssigkeit in einer U förmigen Röhre, wenn der eine, horizontal umgebogene Schenkel dem Winde entgegengestellt ist. Gegenwärtig sind die meisten auf den meteorologischen Stationen gebräuchlichen Anemometer sogen. selbstregistrirende (Anemographen), welche auf einer durch Uhrwerk bewegten Trommel Richtung und Stärke des Windes ohne Zuthun des Beobachters verzeichnen.

Anemometer, Windmesser, s. Anemologie.

Anemone *L.* (Windröschen, Windblume), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ausdauernde Kräuter mit kriechendem Wurzelstock, meist getheilten Blättern, gewöhnlich nur einblütigem Stengel, sechs- bis neunblätterigem, blumenkronartigem Perigon, dreiblätteriger Hülle unter der Blüte und zahlreichen einsamigen Früchtchen. A. coronaria *L.* (Gartenanemone), in Südeuropa und dem Orient, blüht prachtvoll im Mai und Juni und wird in zahlreichen Varietäten als Zierpflanze kultivirt. Ebenfalls als Zierpflanzen sind geschätzt: A. hortensis *L.* (Sternanemone), in der Schweiz, Istrien, Fiume, Italien, bei uns in Gärten gefüllt und einfach vorkommend; A. narcissiflora *L.* (narcissenblütige A.), im Mai und Juni auf dem Riesengebirge und in den Alpen weiß blühend, 15—45 Centim. hoch, in unsern Gärten mannigfach variirend; A. pavonina *L.* (Pfauenanemone), aus Südfrankreich, mit großer, aus 10—12 lanzettförmigen, sehr spitzen, schmalen, feurig karminrothen Blättern bestehender Blume. A. sylvestris *L.* (Waldanemone) blüht bei uns im Mai und Juni auf Kalkboden und wird 15—45 Centim. hoch. In Sibirien bedient man sich ihrer zur Heilung hartnäckiger Dyskrasien, Hautkrankheiten, Syphilis rc. A. nemorosa *L.* (Waldröschen, Aprilblume, weiße Osterblume) blüht bei uns in Laubholzwaldungen im März und April und wird 8—20 Centim. hoch. Die frischen Blätter und Blumen haben einen brennenden Geschmack und verursachen, wenn sie länger auf der Haut liegen, Blasen und Geschwüre. Sie wurden als blasenziehendes Mittel angewendet und als Herba Ranunculi albi gegen Migräne, Frühlingswechselfieber, rheumatischen Rückenschmerz und dergleichen verordnet. In größern Gaben genommen wirken sie giftig und können Entzündung im Magen und Darmkanal herbeiführen. Die Kamtschadalen bereiten aus dem Saft der Pflanze ein Pfeilgift. Sie enthält brennend pfefferartig schmeckendes, flüchtiges Anemonin. A. ranunculoides *L.* (gelbe Osterblume), im April und Mai in Wäldern blühend, 8—16 Centim. hoch, hat mit der ihr auch sonst ähnlichen vorigen Art gleiche Eigenschaften.

Anemoskop (griech.), s. Anemologie.

Anepie (griech.), Sprachlosigkeit.

Anepigrapha (griech.), unbetitelte Schriften; anepigraphisch, aufschriftlos.

Anerbe (Grunderbe, Wehrfester), bei untheilbaren Bauerngütern derjenige Erbberechtigte, welchem allein das ganze Gut als Erbe zufällt. Das Nähere hierüber s. Abfindung. Die rechtliche Festsetzung eines bevorzugten Anerben bestand besonders da, wo es noch einem Grundherrn pflichtige Bauern gab, weil hier der Grundsatz galt, daß das Gut und die Leistungen desselben an den Herrn untheilbar seien, also nur einer von mehreren gleich nahen Erben das Gut erhalten könne. Durch die Ablösung der bäuerlichen Grundlasten ist das Rechtsinstitut des Anerben in vielen Ländern weggefallen. Doch besteht das Verhältnis faktisch nicht selten auch bei freien Gütern aus staatsökonomischer Rücksicht auf Erhaltung derselben. In staatsrechtlicher Beziehung nannte man bei untheilbaren Landesherrschaften denjenigen Erbberechtigten Anerben, welchem unter denen, die nach gemeinem Erbfolgerecht ein Anrecht auf die Nachfolge haben würden, durch eine allgemeine oder besondere rechtliche Bestimmung der Vorzug oder der nächste Eintritt in das Erbe zustand. Der A. hatte dann den durch dies besondere Vorzugsrecht gegen die allgemeinen Erbrechtsgrundsätze ausgeschlossenen gleich nahen Erben eine Entschädigung (Abfindung, Auslobung Apanage) zu zahlen. Heutzutage, wo Landesherrschaften und Regierungsrechte nach staatsrechtlichen Grundsätzen untheilbar sind, hat das Institut der Anerbschaft wenig Bedeutung mehr.

Anerio, Felice, einer der namhaftesten ital. Komponisten aus der Palestrinaperiode, geb. 1560 zu Rom, angeblich ein Schüler des ältern Nanini und in Palestrina's Musikschule zu Rom gebildet, erhielt 1594 die Ehrenstelle eines Compositore der päpstlichen Kapelle, die vor ihm Palestrina bekleidet hatte, und starb zu Rom 1630. Seine Werke bestehen in 2 Büchern Hymnen und Motetten zu 5, 6 und 8 Stimmen, 2 Büchern Madrigalen zu 6 Stimmen, ferner in vierstimmigen Responsorien, Messen, Kanzonetten, Psalmen rc. Viele seiner Schöpfungen liegen noch als Manuskript in den Archiven des Vatikans und der päpstlichen Kapelle. Die Sammlungen alter Kirchenkompositionen »Musica divina« und »Selectus novus missarium« von Proske (Regensburg) enthalten einige herrliche Messen von A. — Sein Bruder Francesco Giovanni A., geb. 1567 zu Rom, eine Zeitlang königl. poln. Kapellmeister und wahrscheinlich zu Anfang des 17. Jahrh. in Rom als päpstlicher Kapellmeister an S. Laterano gestorben, hat sich ebenfalls durch eine Menge fünf- bis achtstimmiger Motetten, Madrigalen, Kanzonetten, Litaneien rc. berühmt gemacht.

Anerkennung, die bejahende Erklärung über die Wirklichkeit, Wahrheit und Identität einer Person oder Sache oder eines Verhältnisses, vorzüglich insofern die eigene Mitwirkung dabei in Rede gestellt ist, z. B. A. eines Kindes, einer Urkunde, Unterschrift 2c., besonders auch das Zugeständnis eines fremden Rechts oder faktischen Zustandes, zugleich mit der (wenigstens stillschweigenden) Erklärung verbunden, daß man den andern in Ausübung des erstern und Verharren im letztern nicht hinderlich sein wolle. Die Rechtspolitik macht es dem Einzelnen, in manchen wichtigern Verhältnissen auch der Regierung zur Pflicht, für urkundliche Anerkennungen rechtlicher Verhältnisse oder Ansprüche und für Aufbewahrung solcher Dokumente zu sorgen, theils um rechtliche Streitigkeiten zu vermeiden und beizulegen, theils um Beweise und neue Argumente in denselben zu gewinnen. Bedeutungsvoller als die A. für innere privat- und staatsrechtliche Verhältnisse ist die A. im politischen Völkerverkehr, welchem das Staatsverhältnis sich nur dann theilweise nähert, wenn durch revolutionäre Gegensätze im Innern wenigstens vorübergehend die staatsrechtliche Einheit und Gewalt aufgelöst ist. Die völkerrechtliche A. kann schon dann von größerer Wichtigkeit sein, wenn es sich um ein bestrittenes Recht einer Nation, einer Schuldforderung und dergleichen handelt, weil hier im Streite bei dem Mangel eines entscheidenden richterlichen Urtheils und völliger Klarheit des bestimmten Rechts die Motive der Ehre und die öffentlichen Interessen und Rücksichten nie so sehr vor erfolgter A. für die Erfüllung der Verbindlichkeit wirken, als nachdem diese ausgesprochen ist. Es ist also eine Aufgabe vorsichtiger Politik und diplomatischer Klugheit, sich für möglicherweise bestreitbare Rechte von allen Seiten ausdrückliche oder stillschweigende Anerkennungen, nöthigenfalls auch Garantien zu verschaffen. Von noch höherer Bedeutung aber erscheint die A. dann, wenn es sich entweder um die völkerrechtliche Existenz oder Souveränität des Staats überhaupt, oder um die völkerrechtliche Geltung seiner Verfassung und Regierung handelt. Die A. ist weder Grund, noch Bedingung der Souveränität des anerkannten Staats; denn der Staat sollte bereits als eine souveräne Persönlichkeit dastehen, bevor er auf A. Anspruch macht. Der positive Inhalt der A. besteht vornehmlich darin, daß man den anzuerkennenden Staat als eine konstituirte völkerrechtliche Persönlichkeit betrachtet und dann, daß man einen völkerrechtlichen Verkehr mit ihm für möglich hält und auch wohl anknüpft. Was die Veränderungen in den Verfassungen und Regierungen schon anerkannter selbständiger Staaten anlangt, so steht an und für sich eo ipso jedem souveränen Volke vollkommenes Recht zu, seine Verfassung und Regierung zu modeln, wie es eben will. Deshalb trägt auch jede solche wirklich zu Stande gekommene Veränderung die Bedingungen ihrer A. in sich. Nun aber ist die Frage oft problematisch, ob die Veränderung wirklich definitiv zu Stande gekommen, d. h. ob sie als das wahre Produkt des souveränen Volks anzusehen ist, und die andern Staaten halten in solchem Falle für eben diese Veränderungen ihre A. in der Regel so lange zurück, bis sich mit Bestimmtheit entschieden hat, was denn eigentlich die souveräne Nation definitiv für einen Zustand wolle und behaupten werde. Große Nationen pflegen, wie wir aus der Geschichte lernen, eine allgemeine A. für ihre Staatsumwälzungen viel leichter zu erlangen als kleinere. Die Frage der Legitimität oder Illegitimität eines Fürsten ist für den internationalen Verkehr von untergeordneter Bedeutung. Fremde Staaten halten sich in der Regel nur an die Thatsache der wirklichen Souveränität. Uebrigens ist es ein anerkannter Satz, daß ein Staat allen Verkehr mit einer fremden Regierung abbrechen darf, wenn sich diese in ihrem Lande eines entschieden unsittlichen Verhaltens, z. B. einer grausamen und empörenden Behandlung ihrer Unterthanen, schuldig macht (vgl. Bluntschli, Deutsches Staatswörterbuch, Art. »Anerkennung«). Das Abbrechen des internationalen Verkehrs mit einem Staate hat die Verweigerung von dessen A. zur unausbleiblichen Folge. Sehr schwierig ist die Frage, wie weit und nach welchen Principien die A. eintreten darf, wenn ein Theil eines Staats sich von demselben losreißt oder wenn zwei Parteien in einem Lande um die Herrschaft kämpfen. Als ein zweckmäßiges Auskunftsmittel wird hier die Entsendung von diplomatischen Agenten ohne gesandtschaftlichen Charakter empfohlen; doch ist stets in diesen Fällen große Vorsicht geboten. Nicht selten führt die Verweigerung der A. von Abänderungen in fremden Staaten zur Intervention (s. d.). Ueber die Bedeutung der A. im Civilrecht s. Constitutum; über den Unterschied von Abrechnung s. d.; über A. im Sinne von Genehmigung s. Ratihabition; über A. eines Kindes s. Vaterschaft; über A. von Urkunden im Processe (Rekognition, Agnition) s. Urkunde.

Aneroïd, s. Barometer.

Anerbie, s. Aneurie.

Anethol, s. Anisöl.

Anethum *L.* (Dill, Gurkenkraut), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit hüllenlosen Dolden und Döldchen, verwischtem Kelchrand, rundlichen, eingerollten Blumenblättern und einer vom Rücken her linsenförmig zusammengedrückten Frucht, deren Theilfrüchtchen fünf fadenförmige Hauptrippen und einstriemige Rillen haben. A. graveolens *L.* (gemeiner oder Gartendill), mit lineal-fädlichen, verlängerten Blattzipfeln und elliptischer, von einem verbreiterten flachen Rand umgebener Frucht, Sommergewächs, im Juli und August blühend, im September reifend, kommt wild in Fruchtäckern im Littorale und in Krain, kultivirt in den Gemüsegärten und von da aus bisweilen verwildert vor. Man gebraucht die Blüten oder Samendolden beim Einmachen der Gurken. Die Dillsamen (Semen Anethi s. Anethi hortensis) finden in der Arzneikunde zur Beförderung der Milchabsonderung, bei Unthätigkeit der Verdauungswerkzeuge, bei Blähungsbeschwerden bisweilen Anwendung. Sie haben einen gewürzhaften, stark erwärmenden Geschmack und geben bei der Destillation ein blaßgelbes ätherisches Oel (Oleum Anethi), welches von sehr durchdringendem Geruch, süßlich-brennendem Geschmack, 0,881 spec. Gew., in Wasser schwer, in Alkohol und Aether leicht löslich ist, besonders in Sachsen hergestellt und ebenfalls als Arzneimittel gebraucht wird. Der Sowadill (Anethum Sowa), in Bengalen einheimisch, ist dem vorigen sehr ähnlich, nur sind die Früchte flacher, länglich-oval, fast ungerandet und die fünf- bis sechsstrahligen Dolden etwas gewölbter. Die Früchte dienen in Ostindien als Arzneimittel und Gewürz.

Anetika (griech.), schmerzstillende Mittel

Aneurie (Anervie, griech.), Mangel an Nerv, Spannkraft; Sehnenlähmung.

Aneurin, ein Held und gefeierter Barde der Kymren (Kelten) in Wales, welcher in der Schlacht bei Cattraeth die Angelsachsen besiegte; starb um 570. Sein Lied zur Verherrlichung des genannten Sieges ist noch vorhanden.

Aneurysma (griech., »Erweiterung, Ausdehnung«), Pulsadergeschwulst, ein mit Blut gefüllter Sack, welcher an einer Arterie hängt und dessen Inneres mit dem Lumen des Arterienrohrs kommunicirt. Man unterscheidet zwei Formen des A., wahre und falsche Aneurysmen. Die wahren Aneurysmen nennt man auch spontane, weil sie ohne augenfällige äußere Veranlassung entstehen. Ihre Entstehungsursache liegt vielmehr in einer Erkrankung der Arterienwand (vgl. Arterienentzündung), durch welche letztere ihre Elasticität verliert, dem Drucke des in ihr enthaltenen Blutes nachgibt und sich somit erweitert. Diese Erweiterung, an welcher von Anfang an alle drei Häute der Arterienwand Antheil nehmen, ist bald eine gleichmäßig cylindrische, bald eine spindelförmige oder sackförmige. Besonders die sackförmigen Aneurysmen erreichen zuweilen eine sehr bedeutende Größe, man hat sie bis zum Umfange eines Mannskopfes anwachsen sehen. Die Oeffnung, durch welche sie mit dem Arterienrohre zusammenhängen, und die Basis, mit der sie an der Arterienwand aufsitzen, ist bald größer, bald kleiner. Der Inhalt der Aneurysmen besteht theils aus flüssigem, theils aus geronnenem Blut. Die wahren Aneurysmen kommen fast ausschließlich bei Leuten von 30—60 Jahren, und zwar bei Männern häufiger als bei Frauen vor; sie werden bei uns viel seltener beobachtet, als namentlich in England, wo Arterienkrankheiten überhaupt viel häufiger vorkommen. Die Aneurysmen können an jeder Arterie vorkommen; man nennt sie innere Aneurysmen, wenn sie in einer Körperhöhle liegen und für die unmittelbare Wahrnehmung verborgen bleiben; äußere Aneurysmen, wenn sie an den Extremitäten &c. vorkommen und direkt wahrgenommen werden können. Die innern Aneurysmen lassen keine ärztliche Behandlung zu, wohl aber die äußern. Von den letztern ist das der Kniekehlenarterie bei weitem das häufigste. Das A. stellt sich als eine im Verlaufe einer Arterie auftretende runde oder länglichrunde Geschwulst dar, welche sich prall und elastisch anfühlt und mit der betreffenden Arterie gleichzeitig pulsirt, und zwar so, daß man das Pulsiren der Geschwulst sehen und fühlen kann. Durch Druck auf die Geschwulst kann man dieselbe verkleinern, bei nachlassendem Drucke füllt sie sich sofort wieder an. Komprimirt man die betreffende Arterie oberhalb der Geschwulst, so fällt letztere zusammen, komprimirt man die Arterie dagegen unterhalb der Geschwulst, so nimmt die Geschwulst an Umfang zu. Die Aneurysmen sind gefährliche Geschwülste, einmal deshalb, weil sie fortwachsen und gelegentlich einreißen können, wodurch eine tödtliche Blutung bedingt zu werden pflegt, und sodann, weil sie durch Druck auf die Nachbarschaft allerhand Beschwerden hervorrufen und die umgebenden Gewebe und Organe zum Schwunde bringen. Selbst Knochen können durch das Andrängen eines wachsenden A. ganz aufgezehrt werden. Die Folgen des A. werden im allgemeinen abhängen von dem Orte, wo das A. sitzt, von seiner Größe und der Schnelligkeit seines Wachsthums. Eine Naturheilung der A. findet selten und nur bei kleinern Geschwülsten dieser Art statt, und zwar auf die Weise, daß das Blut in dem Sacke des A. gerinnt und eine spontane Verödung des Sackes erfolgt. Die ärztliche Behandlung der äußern Aneurysmen hat entweder die Verödung des Sackes, oder die völlige Entfernung desselben zum Zwecke. Zuerst muß die Kompression angewendet werden. Man übt einen dauernden oder zeitweilig unterbrochenen Druck bald auf das A. selbst, bald auf die Arterie oberhalb des A. aus, sei es durch die Finger, sei es durch besondere Apparate oder auf anderem Wege. Hierdurch wird der Zufluß des Blutes gemindert und im günstigen Falle selbst eine Blutgerinnung in dem Sacke herbeigeführt, womit der Anfang zur vollständigen Heilung gegeben ist. Führt die Kompression nicht zum Ziele, so ist die Unterbindung anzuwenden. Von den verschiedenen hierfür in Gebrauch gezogenen Methoden ist die Unterbindung der Arterie dicht oberhalb des A. die sicherste. Nach der Unterbindung sinkt der Aneurysmasack zusammen und verödet durch Gerinnung des in ihm enthaltenen Blutes. Die Gerinnung des Blutes in dem Sacke des A. kann man auch dadurch bewerkstelligen, daß man zwei Nadeln in den Sack einsticht und vermittels derselben einen elektrischen Strom durch den blutigen Inhalt desselben schickt (sogen. Elektropunktur), oder dadurch, daß man eine Lösung von Eisenchlorid in den Sack einspritzt. Beide Methoden sind aber nicht sehr zu empfehlen. Endlich hat man auch die Radikalheilung des A. dadurch herbeigeführt, daß man die Arterie ober- und unterhalb des A. unterbindet, den Sack desselben spaltet und die in ihm enthaltenen Blutgerinnsel ausräumt Der geöffnete Sack wird sodann durch die Eiterung ganz ausgestoßen. — Die falschen oder traumatischen Aneurysmen (Aneurysmata spuria) entstehen durch Verletzungen, besonders Stichwunden der Arterien. Aus der Wunde ergießt sich ein Blutstrom nach außen, drängt die Weichtheile von der Arterie ab, und das ergossene Blut bildet eine derbe, anfänglich nicht scharf umschriebene Geschwulst, welche mit der Arterie synchronisch pulsirt, sich also ähnlich wie ein wahres A. verhält. Allmählich bildet sich durch Entzündung der Weichtheile um die ergossene Blutmasse herum ein fibröser Sack von deutlicher Begrenzung, welcher nun ähnlich wie ein echter Aneurysmasack an der Arterie aufsitzt. Diese traumatischen Aneurysmen erfordern ganz ähnliche Mittel der Behandlung wie die wahren Aneurysmen, führen aber oft durch Verblutung oder Verjauchung des in dem Sacke enthaltenen Blutes kurze Zeit nach ihrer Entstehung den Tod herbei. — Als eigenthümliche Formen des A. sind noch folgende aufzuführen: Das A. cirsoideum, ein Konvolut stark erweiterter und geschlängelter Arterien, kommt vorzugsweise am Hinterhaupt, in der Schläfen- und Scheitelgegend vor und stellt eine flache pulsirende Geschwulst dar, welche sich durch die Haut so anfühlt, als befänden sich eine Menge von Regenwürmern in derselben. Die Bildung des A. cirsoideum ist wesentlich auf einen subakuten Entzündungsproceß in den Arterien zurückzuführen. Diese Form des A. entsteht manchmal durch Schlag, Stoß &c. und entwickelt sich besonders bei jugendlichen Individuen. Das A. varicosum ist ein zwischen einer Arterie und einer Vene liegender Aneurysmasack, welcher auch mit der Vene zusammenhängt, so daß das Blut aus der Arterie durch die Geschwulst in die Vene überfließt. Der Varix aneurysmaticus ist

eine Geschwulst, welche durch den Uebergang des arteriellen Blutes in eine Vene, und zwar gewöhnlich durch die Verwundung mit einem spitzen Instrumente entsteht, welches die Vene durchbohrt hat und bis in eine nahe dabei liegende Arterie vorgedrungen ist.

Anfeuchtende Mittel (Humectantia), Mittel, wodurch das Wasser in einem Organismus vermehrt wird, also Getränke in allen möglichen Formen und wasserreiche Klystiere, denn auch vom Darme aus werden Flüssigkeiten in die Säftemasse des Körpers aufgenommen.

Anfossi, Pasquale, ital. Opernkomponist, geb. 1729 zu Neapel, Schüler Sacchini's und Piccini's, lebte zuerst als Kapellmeister in Venedig, seit 1775 als Komponist in Rom und Paris und 1782—87 in London, wo er eine Zeitlang die dortige Oper dirigirte. Er starb 1797 zu Rom als päpstlicher Kapellmeister im Lateran. Seine zahlreichen Opern, welche überall viel Beifall fanden, zeichnen sich nicht durch Originalität der Erfindung, aber durch einen lebhaften und angenehmen Gesang und interessante Instrumentation aus; sie wurden auch in Deutschland vielfach gegeben. Die bekanntesten sind: »L'Avaro«, »Il curioso indiscreto« und »I viaggiatori felici«. Auch eine Anzahl geistlicher Kompositionen (darunter ein schönes »Salve regina«) hat A. verfaßt.

Anführungszeichen (Gänsefüßchen, Hasenöhrchen, franz. guillemets, engl. inverted commas), zwei Häkchen (») oder Strichelchen („), womit man in der Schrift die angeführten Worte oder Gedanken eines andern als solche bezeichnet; vor der angeführten Stelle stehen die Strichelchen unter, nach derselben über der Linie („—").

Angara, Fluß in Sibirien, entspringt nordöstlich vom Baikalsee, durchströmt denselben, richtet dann seinen Lauf erst nach NW., dann nach W. und mündet nach einem 2080 Kilom. langen Lauf in den Jenissei. Wegen seiner vielen Stromschnellen und Katarakten ist an eine Dampfschiffahrt auf diesem Fluß nicht zu denken.

Angariation (griech.), das Schiffpressen, eine in Kriegszeiten vorkommende Beschlagnahme von Privatschiffen durch die Regierung für dringende Staatszwecke, in deren Folge selbst befrachtete Fahrzeuge wieder auszuladen sind, um zum öffentlichen Dienst verwendet zu werden.

Angarien (Angariae, Parangariae), ursprünglich die Verrichtung und Rechte eines Angarus (s. d.), dann im römischen Recht die Dienste, welche die Grundbesitzer zur Fortschaffung kaiserlicher Boten und Effekten, namentlich auch militärischer Gegenstände mit Wagen, Vieh, Schiffen 2c. leisten mußten. Das Recht des Staats, solche Dienste in Anspruch zu nehmen, hieß Jus angariae. Im Mittelalter erhielten diesen Namen alle Fron-, Hand- und Spanndienste, welche die Unterthanen ihren Landes- oder Lehnsherren zu leisten hatten; ferner das schmachvolle, als Strafe auferlegte Tragen eines Sattels oder Hundes, sowie endlich die Quatember mit den an ihnen zu erlegenden Steuern.

Angärier, Volk, s. v. w. Angrivarier, Engern.

Angärus, bei den alten Persern ein reitender Eilbote, dergleichen seit Darius durch ganz Persien stationsweise bereit gehalten wurden, um die Korrespondenz zwischen dem König und den Satrapen zu beschleunigen; sie hatten das Recht, zu ihrem schnellern Fortkommen Menschen, Pferde und Schiffe zu requiriren, woraus später im römischen Reiche das Jus angariae entstand (s. Angarien).

Angasija, Insel, s. Comoroinseln.

Angeboren, in und mit der Geburt von der Natur ertheilt, z. B. angeborne Fähigkeiten, Fehler 2c. Daß dem Menschen gewisse Vorstellungen angeboren oder von Natur eigen sind, ist zwar vielfach behauptet, aber niemals erwiesen worden. Gäbe es angeborne Ideen, so müßten sie allen Menschen gemein sein, was keineswegs der Fall ist. Denn selbst die Idee von Gott, welche man vorzugsweise für a. hielt, wird nicht bei allen Menschen angetroffen; auch findet sie da, wo sie angetroffen wird, auf sehr verschiedene Weise statt. Daher ist es richtiger, diese sowohl wie alle übrigen Ideen als ein Produkt zu betrachten, welches der Mensch auf Grund und mit Hülfe äußerer Anregungen selbst erzeugt. — Angeborne Rechte sind Befugnisse, die der Mensch mit seiner Geburt erhalten hat. Sie zerfallen in natürliche, z. B. das Recht zu leben, persönlich frei zu sein 2c. (Menschenrechte), und in konventionale oder positive, wie das Recht eines Kindes auf die Verlassenschaft seines Vaters, eines Erbprinzen auf den Thron. Rechte der letztern Art kann das positive Gesetz selbst dem noch nicht gebornen, aber schon erzeugten Kinde zusprechen, wie bei Erbschaften geschieht, wenn ein Vater vor der Geburt seines Kindes stirbt. — Angeborne Krankheiten nennt man diejenigen Krankheiten, welche das Kind mit auf die Welt bringt, die also schon im Mutterleibe entstehen, wie z. B. die Pocken, gewisse Herzfehler, die Syphilis 2c. Von den angebornen Krankheiten unterscheidet man in der medicinischen Wissenschaft noch die erblichen Krankheiten (der Laie macht diesen Unterschied in der Regel nicht), d. h. solche, zu welchen vom Vater oder von der Mutter bei der Erzeugung schon der Keim übertragen wurde. Die angebornen Krankheitsanlagen betreffen bald den Körper, bald den Geist. Erstere sind theils angeborne Schwäche oder fehlerhafte Organisation eines Organs und dadurch gegebene fehlerhafte Richtung seiner Thätigkeit, die erst mit der Zeit sich zur Krankheit ausbilden kann, theils ein angeborner Krankheitskeim, der ebenfalls erst zu gewissen Zeiten und unter begünstigenden Umständen zur Entwickelung kommt. Dahin gehört die angeerbte Anlage zur Lungensucht, zu Hämorrhoiden, Steinerzeugung, Skropheln, Gicht, Krämpfen; zu denen des Geistes rechnet man sowohl angeborne heftige Neigungen und Triebe, die leicht das Gleichgewicht der geistigen Kräfte aufheben, wie auch besonders die Anlage zu wirklicher Seelenstörung, wie sie unleugbar in manchen Familien sich erblich gezeigt hat. Bei vielen erblichen oder angebornen Krankheitsanlagen kann die Ausbildung derselben zu wirklichen Krankheiten durch eine angemessene Diät und Lebensweise verhütet werden.

Angebot, kann man ebensowohl die Gegenleistung nennen, welche im Handel jemand für ein Handelsobjekt — Gut, Recht, Leistung — anbietet, um dieses Handelsobjekt zu erlangen, wie die äußerlich zur Erscheinung gekommene, kundgegebene Neigung, ein Handelsobjekt gegen eine gewisse Gegenleistung zu veräußern oder zu erwerben. Man spricht von einem A. auf eine Waare, eine Leistung, welche Gegenstand eines Kauf- oder Miethandels ist, oder welche der, welcher das A. thut, zu einem solchen Gegenstand machen möchte. Man spricht aber auch von starkem oder schwachem A. von Handelsgegen-

ständen und meint damit, daß für diese Handelsgegenstände, wie aus deutlichen Anzeichen zu schließen, in der Zeit und in dem Verkehrskreise, für welche das Urtheil maßgebend sein soll, von vielen oder wenigen, dringend oder minder dringend, in großen oder geringen Quantitäten Käufer oder Mieter gesucht werden. Angebotsteller oder Anbieter in diesem Sinne pflegt man nur die Vertreter des Handelsobjekts, also eines zu verkaufenden oder zu vermietenden Gutes, Rechtes, einer zu vermietenden Leistung, nicht die Vertreter des Preisausgleichungsmittels, also nicht die Kauf- oder Mietlustigen, zu nennen. Diese bezeichnet man im Gegensatz zu den Anbietern als Nachfrager. A. und Nachfrage, wobei die Anbieter immer als Verkäufer oder Vermieter, die Nachfrager immer nur als Käufer oder Mieter auftreten sollen, sind daher beim Tauschhandel nicht denkbar, sondern nur bei demjenigen Handel, bei welchem die eine Leistung in Geld besteht. Beim Tauschhandel erscheinen beide Theile ebensowohl als Nachfrager wie als Anbieter. Starkes A. ist dann vorhanden, wenn viele gleiche Handelsobjekte, oder wenn einzelne dieselben sehr dringend, oder wenn viele oder wenige die nämlichen Handelsartikel in verhältnismäßig großen Massen anbieten. Steigendes A. wirkt auf die Kauf- oder Mietpreise drückend, wenn nicht die Nachfrage in gleichem Verhältnis steigt. Sinkendes A. steigert die Preise, wenn nicht die Nachfrage in gleichem Verhältnis sich vermindert.

Angebrachtermaßen abweisen (Abweisung einer Klage angebrachtermaßen, absolutio ab instantia, Entbindung von der Instanz), die vielleicht schon durch das spätere römische Recht eingeführte, jedenfalls aber dem kanonischen Recht bekannte Verwerfung einer Klage als einer in fehlerhafter Form angebrachten oder wegen Mängel in der Art, wie sie erhoben worden ist, ohne daß über den materiellen Inhalt der Klage, namentlich über den Klaggrund (Fundament) hierdurch abgeurtheilt wird. Die Wirkung der Abweisung angebrachtermaßen besteht also nur darin, daß die jetzt erhobene Klage abgewiesen wird, daß aber die Klage später abermals, insofern der früher begangene, die Abweisung motivirende Fehler verbessert worden ist, angebracht werden darf. Von der erfolgten Abweisung angebrachtermaßen wird der Beklagte durch Dekret benachrichtigt; die Mittheilung dieses Dekrets begründet auch, wie bei einer rechtlich zulässigen Klage, die Prävention des Gerichts, sowie Unterbrechung der Klagenverjährung. Die Kosten der Abweisung hat selbstverständlich der Kläger zu tragen. Die Fälle, in denen eine solche Abweisung, besonders als Folge einer vorgeschützten proceßhindernden Einrede, vorkommt, sind folgende: Wenn die Klage bei einem unzuständigen (inkompetenten) Gericht angebracht ist und nicht ein Fall der Gerichtsstandserstreckung (Prorogation) vorliegt; wenn die Klage zu früh angestellt worden ist (pluris petitio de tempore), z. B. bei bedingter Forderung vor Eintritt der Bedingung; wenn aus dem thatsächlichen Grunde zwar die jetzt angestellte Klage rechtlich nicht abgeleitet werden kann, der Richter jedoch einsieht, daß eine andere Klage daraus entspringen könne; wenn der thatsächliche Klaggrund unvollständig vorgetragen ist, oder wenn die Geschichtserzählung unverständlich oder wenn eine fehlerhafte Proceßart, z. B. der Exekutivproceß anstatt des Ordinarprocesses gewählt, oder wenn ein fehlerhaftes Proceßgesuch gestellt worden, oder endlich, wenn das Sachgesuch unschlüssig oder unzulässig ist. In diesen Fällen ist die Formel gebräuchlich: »die Klage findet angebrachtermaßen (oder in Maßen sie angebracht worden) nicht statt«.

Angefälle, im Lehnsrecht ein nach der Eröffnung an den Lehnsherrn zurückgefallenes Lehen; dann auch ein solches, worauf der Lehnsherr oder ein Mitbelehnter Anwartschaft hat (Angefallslehen); auch das bei Veränderungen zu entrichtende Lehngeld; im Erbrecht jede zufällig oder vorausgesehener Maßen erlangte Erbschaft.

Angeflogen, von Mineralien, wenn sie in dünner, auf dem Querbruch nicht mehr erkennbarer Schicht einem Gestein aufliegen.

Angela, Merici, Heilige, geb. 1470 zu Desenzano am Gardasee aus unbemittelter Familie, neigte sich, früh verwaist, unter der Erziehung eines Oheims entschieden asketischer Lebensweise zu, trat unter die Tertiarierinnen des heil. Franciscus, machte verschiedene Wallfahrten nach Jerusalem und Rom und gründete 1535 zu Brescia, wo sie als Lehrerin lebte, mit 12 Gefährtinnen die freie Kongregation der Ursulinerinnen (s. d.) zur Pflege der Armen und Erziehung der Kinder, deren erste Vorsteherin sie 1537 wurde. Sie starb 1540 und ward 1807 kanonisirt.

Angelaufen, s. Anlaufen.

Angelches, s. v. w. Zeisig.

Angeld (Handgeld, Draufgeld, Haftgeld, Aufgeld, lat. und ital. arrha), die Anzahlung, welche bei Abschließung eines Vertrags der eine Kontrahent dem andern als Gewähr für Erfüllung desselben von seiner Seite macht. Das A. kommt besonders bei Kauf und Miete, bei letzterer sowohl wenn es sich um Sachen, wie auch wenn es sich um persönliche Dienstleistung handelt, vor. War das A. vor dem Vertragsschluß gegeben worden, so steht es beiden Theilen frei, gegen Verlust des Angelds vom Vertrag zurückzutreten, so daß in diesem Fall der Angeldnehmer nicht nur das empfangene A. zurückzuerstatten, sondern den gleichen Betrag dem Angeldgeber als Entschädigung zu zahlen hat. Dasselbe findet gewöhnlich statt, wenn der Vertrag zwar abgeschlossen, aber nur mündlich verabredet worden war. War das A. dagegen nach dem förmlichen, schriftlichen Abschluß des Vertrags gegeben und angenommen worden, so kann das Aufgeben desselben, resp. die Rückgabe des doppelten Betrags, nur in dem Falle von der Erfüllung des Vertrags befreien, wenn dies ausdrücklich verabredet und im Vertrag als Klausel bemerkt worden war, es sei denn, daß ein besonderes Landesgesetz auch in diesem Fall den Rücktritt gestatte, wie das französische bürgerliche Recht. Wird dem Angeldgeber der Rücktritt vom Vertrag gegen Verlust des Angelds gestattet, so heißt letzteres Reugeld oder Reukauf, beim Lieferungsgeschäft Prämie, welche hier nicht nur beim wirklich erfolgenden Rücktritt, sondern schon für das Recht zu demselben gewährt wird. Das A. im gewöhnlichen Sinne wird bei Erfüllung des Vertrags von dem zu zahlenden Kauf- oder Mietgelde in Abrechnung gebracht, so daß es zugleich als im voraus geleistete Abschlagszahlung zu betrachten ist. Das dem Gesinde beim Dingen eingehändigte A. (Leihkauf) wird jedoch demselben in der Regel als Geschenk belassen.

Angelfischerei. Das Fischen mit der Angel ist eine uralte Kunst, welche bis in die Zeit der Sage

zurückgeht, und wird von allen, auch den rohesten Völkern der Erde ausgeübt. Die Religionsbücher der Hebräer, der Indier, der Perser erwähnen ihrer; ebenso die klassischen Autoren. Nirgends ist aber das Angeln so allgemein unter allen Ständen üblich wie in England, dessen Literatur auch reich an Schriften in Prosa und Versen über diese Liebhaberei ist, und selbst die Gesetzgebung hat sie von Eduard I. an durch eine lange Reihe von Verordnungen geschützt. Die Reformation, welche den englischen Geistlichen die Jagd und Falkenbaize untersagte, trug dazu bei, der A. die jetzige Ausdehnung und Anerkennung zu verschaffen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin diese altenglische Passion verpflanzt wurde, ist das Angeln wie die Jagd für jedermann überall und in jeder Form frei. Die älteste bekannte Abhandlung über das Angeln enthält das »Book of St. Albans« (1496) unter dem Titel »Treatyse of fyshinge wyth an angle«, von Juliana Barnes, Priorin eines Nonnenklosters zu St. Albans. Reicher ist des Londoner Bürgers Isaak Walton in dialogischer Form abgefaßtes, später von anderer Hand fortgesetztes, zuerst 1653 gedrucktes Werk »The complete angler« (neue Ausg., Lond. 1870). Humphry Davy, selbst ein passionirter Angler, nahm Waltons Einfachheit zum Muster in seinem »Salmonica or days of flyfishing« (Lond. 1828, 5. Aufl. 1870; deutsch von Neubert, Leipz. 1840) und gab dem Gegenstande durch geistreiche Fassung ein erhöhtes Interesse. Die gewöhnliche Angel (**Wurfangel**) besteht aus einer mäßig starken, 3—3,8 Meter langen Ruthe, an deren vorderem Ende die **Angelschnur** befestigt ist, welche wiederum die **Angelhaken** hält. Als **Angelruthe** kann zwar jede gerade Ruthe von Hasel, Weide, oder einer andern zähen Holzart dienen, besonders aber eignet sich dazu ein junger Tannen- oder Fichtenstamm, der im Dickicht gestanden hat und dadurch dünn und geschmeidig geworden ist und nicht jählings in der Dicke abfällt. Gewöhnlich besteht die Angelruthe aber aus zwei Stücken, von denen das untere der Untersatz oder Stab, das obere die Schwippe oder Ruthe genannt wird. Die Angelschnur, je nach der Höhe des Ufers, der Tiefe des Wassers und ihrer Einsenkung von verschiedener Länge und nach der Schwere der zu fangenden Fische von verschiedener Stärke, ist, so weit sie in das Wasser hängt oder auf demselben aufliegt, meist von zusammengedrehten Pferdehaaren und im übrigen Theil von Flachs, Seide oder Hanf verfertigt. Der Angelhaken wird entweder unmittelbar an die Endschleife der Leine mit starken Seidenfäden, oder erst an ein besonderes Stück Roßhaarschnur oder auch Seidenfäden oder (für Raubfische) Draht (**Angelschleife**) befestigt. Auf der andern Seite wird die Angelschnur entweder schlechthin an das Ende der Angelruthe angeknüpft oder, was besser ist, so angebracht, daß man das Ende derselben in einer Schleife in der Hand hält, die Schnur von da an leicht und locker um die Angelruthe bis zur Spitze derselben herumwindet und dort befestigt, so daß von der hanfenen Schnur jedesmal so viel herabhängt, als die Tiefe des Flußufers oder des Wassers, in dem man angelt, nöthig macht. Zum Fang von kleinen und mittelgroßen Fischen kann man sich auch statt der Angelruthe des sehr bequemen Angelstocks bedienen, welcher aus 4—5 ineinander geschobenen Stücken besteht, die man beim Gebrauch auseinander nimmt und so aneinander setzt, daß sie sich gegenseitig zur Verlängerung dienen. Um den Angelhaken in gehöriger Tiefe zu erhalten und als Signal für das Anbeißen eines Fisches ist ein leichter Körper (**Schwimmer, Flosse**), gewöhnlich ein durch einen Kork gesteckter Federkiel, durch welchen die Schnur hindurchgeht, in erforderlicher Höhe an der Schnur angebracht, um so näher dem Angelhaken, je näher sich dieser an der Oberfläche des Wassers befinden soll. Um ein tieferes Einsenken des Angelhakens zu bewirken, ist etwa 2,6 Centim. hoch oberhalb desselben ein Stück Blei (**Gesenke**) an der Schnur befestigt. Bei der **Schnapp-** oder **Schwimmangel**, bei welcher der Haken zum Fange kleiner Fische über der Fläche des Wassers bleibt, fehlt natürlich das Gesenke. Außer der Wurf- und Schnappangel sind noch manche andere im Gebrauch, hinsichtlich deren Namen aber große Willkürlichkeit und Unbestimmtheit herrscht. **Klitschangel** ist an mehreren Orten gleichbedeutend mit Schnappangel, an andern mit Wurfangel. Geht der Haken sehr weit in die Tiefe, so erhält man eine **Bohrangel**, und kann er zum Fang gewisser Fischarten bis nahe auf den Grund herabgelassen werden, eine **Grundangel**. Unter **Laufangel** wird gewöhnlich eine besonders zum Fang von Hechten dienende Angel verstanden, an welcher ein lebender Fisch als Köder befestigt ist; hier und da aber auch eine Angel, mit der man am Ufer hin und her geht, im Gegensatz zu der sitzend gebrauchten oder in die Erde gesteckten &c. Wesentlich verschieden von den bisher genannten Angelarten, denen allen die Ruthe gemeinschaftlich ist, sind die **Angelleinen**, an welchen jene ganz fehlt. Entweder trägt die Leine unmittelbar ihren Angelhaken, oder es sind an einem größern Seile (Hauptseil, Hauptleine) mehrere kleine Schnüre oder Leinen befestigt, welche dann die Angel tragen. Die hauptsächlichsten Arten sind: das **Nacht-, Setz-** oder **Schleppseil**, dessen eines Ende an einem im Wasser eingerammten Pfahl, das andere an einem andern Pfahl oder schweren Stein befestigt und so (dem Laufe des Wassers nach) des Nachts ausgespannt erhalten wird. Am Hauptseile hängen die einzelnen Angelschnüre; vor Tagesanbruch wird das Seil gehoben. Die **schwimmende Angel** ist entweder ein Seil mit mehreren Angeln und wird an beiden Enden an Bretern befestigt, oder eine Leine mit einer Angel und wird dann gewöhnlich an den Kahn gebunden, mit dem man auf dem Wasser herumfährt. Bei der **Pfahlangel** wird das eine Ende der Leine an einen Pfahl angebunden, während der die Angelhaken tragende Theil im Wasser frei schwimmt. Von der Hauptleine geht in der Nähe des Angelhakens eine Schnur ab, welche durch einen Stein auf dem Kopfe eines zweiten Pfahles festgehalten wird. Wenn der Fisch anbeißt, so zieht er den Stein herab, wodurch nicht nur der Haken noch tiefer eingreift, sondern auch der Fang angezeigt wird. Auf ähnliche Art werden andere sogen. **Legleinen** oder schlafende Angeln am Grunde oder in der Höhe des Wassers durch Steine, Reife &c. befestigt. Bei der **Rollangel**, die bald mit, bald ohne Ruthe vorkommt, rollt man die Angelschnur an einer Rolle auf und läßt den Fisch, wenn er angebissen hat, die Leine mit sich ziehen, bis er sich die Angel tief genug eingehäkelt hat. Man wendet die Rollangel in Mühlteichen an, wo das über die Flutbretter stürzende Wasser tiefe Löcher und Wirbel macht, in denen den größern Fischen, die sich darin aufzuhalten pflegen, sonst schwer beizukommen ist. Als **Köder** dienen besonders Regenwürmer

für Fische jeder Art, ebenso die gelben Mehlwürmer, welche man in Mehlkästen und in Mühlen häufig findet. Auch manche Insekten, besonders große Fliegen und Grillen, auch Käfer und Nachtfalter, geben einen guten Angelköder ab. Da indeß diese meist nur in den Sommermonaten und oft auch dann nicht nach Bedarf zu haben sind, so ersetzt man sie recht gut durch künstliche Insekten von Gutta Pertscha, Kautschuk oder Leder, welche den natürlichen an Gestalt und Farbe ganz gleichen. Für Raubfische (Hechte) werden als Lockspeise Krebse, Frösche und kleine Fische, die ebenfalls von Glas, Perlmutter, Kork, Garn oder Seide nachgemacht werden, gewählt, auch Kalbfleisch, mit Gerste, Weizen, Honig und Wasser abgesotten, kann gebraucht werden. Hechte fängt man mit lebendigen Grundeln, die man am Angelhaken befestigt, besser aber mit einer lebendigen Maus, die man am Angelhaken befestigt und an der Leine auf dem Wasser schwimmen läßt. Im allgemeinen ist die wärmere Jahreszeit, von Mai bis Ende Oktober, als die beste Zeit zum Angeln anzunehmen, mit Ausnahme jedoch der Laichzeit, wo die Fische die Nahrung verschmähen und sich ruhig an einer Stelle verhalten. Bei kühler Witterung sind am geeignetsten die Stunden von 9 Uhr vormittags bis 3 Uhr nachmittags, bei gemäßigter die von 6—9 Uhr morgens und von 3—6 Uhr abends, an heißen Sommertagen aber die frühesten Tages- und spätesten Abendstunden. Am wenigsten ergiebig ist der hohe Mittag. Bei Süd- und Westwinden, warmem Regen, nach einem vorübergegangenen Gewitter, des Morgens bei leichtem Nebel, bei Schwüle mit verdecktem Himmel beißen die Fische gern an. Da, wo das Wasserrohr in einzelnen Gruppen, nicht zu dicht, hervorschießt, das Ufer mit dünnem Gebüsch bewachsen, oder mit Bäumen, deren Wurzeln in das Wasser reichen, besetzt ist, wo grünes Holz sich ins Wasser neigt, oder gehauenes altes und faulendes Holz im Wasser vorkommt, wo Vieh durchs Wasser getrieben wird, bei Schleußenanlagen, Schwellungen, in Mühlwehren, beim Zusammenfluß zweier Gewässer und wo sonst das Wasser sich zusammendrängt, pflegt im allgemeinen die A. am lohnendsten zu sein. Auch ein nicht zu tiefer oder zu flacher Wasserstand gehört zu den nöthigen Bedingungen eines günstigen Angelplatzes. Der Standort sei so gewählt, daß man nicht von den Fischen im Wasser wahrgenommen werden kann; man suche sich daher hinter Bäume und dergleichen zu verbergen, oder trete wenigstens nicht zu nahe ans Wasser, vermeide jede rasche Bewegung und lasse womöglich den Schatten nicht in die Nähe des Angelhakens fallen, weil auch die geringste, kaum zu verhütende Bewegung desselben die Fische verscheucht oder stutzig macht. Vgl. Blakey, Historical sketches of the angling literature of all nations (Lond. 1855) und die Lehrbücher der Angelkunst von W. Bischoff (Münch. 1860), v. Ehrenkreutz (10. Aufl., Quedlinb. 1872), d'Alquen (Leipz. 1862), Zeiller (Wien 1873).

Angelica *L.* (Engelwurzel, Brustwurzel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen mit lanzettlichen, ganzen, zugespitzten Blumenblättern und einer vom Rücken her zusammengedrückten Frucht, welche durch die nur an der schmalen Fugennaht verbundenen Theilfrüchtchen zweiflügelig erscheint; letztere mit 3 fadenförmigen, erhabenen Rücken- und 2 häutige Flügel bildenden Seitenrippen und einstriemigem Thälchen. A. sylvestris *L.* (Waldangelica), mit kurzem, geringeltem, ästigem, inwendig weißem, holzigem Wurzelstock, der einen gelben Milchsaft enthält, bis 1,6 Meter hohem, öfters bereiftem oder roth angeflogenem, unter der Dolde flaumhaarig-grauem Stengel, dreifach-fiedertheiligen Blättern, bauchigen aufgeblasenen Blattscheiden an den obern Blättern u. dichten bis 40strahligen, in der Jugend röthlichen, später weißen gewölbten Dolden, wächst auf feuchten Wiesen, an Bächen und in Wäldern, wohl in ganz Europa, besonders in Gebirgsgegenden. Die Wurzel, Radix Angelicae sylvestris, ist nicht mit der officinellen Angelicawurzel von Archangelica officinalis *Hoffm.* zu verwechseln.

Angelica salutatio, engl. Gruß, s. Ave Maria.

Angelico, Fra Giovanni, Maler; s. Fiesole.

Angelikabaum, s. Aralia.

Angeln (Angli), altdeutsches Volk, von Tacitus zu den suevischen Völkerschaften gerechnet, wohnte ursprünglich an dem rechten Ufer der Niederelbe, westlich von den Varinern im heutigen Mecklenburgischen, also in dem Landstrich zwischen Lübeck, Wismar, Lauenburg, Hamburg, vielleicht noch weiter nördlich im Holsteinischen, und verehrte mit den Varinern, Reudingern u. a. die Göttin Hertha. Später saßen sie, mit den mächtigen Sachsen verbündet, in der noch jetzt nach ihnen benannten Gegend an der Ostsee zwischen Schleswig und Flensburg, gingen von da nach den Westinseln und schifften von dort 449 n. Chr. mit Sachsen und Jüten nach Britannien hinüber. Dort nahmen sie vorzüglich in Ostanglia, Northumberland und Mercia Wohnsitze, fortan mit ihren Bundesgenossen als Angelsachsen (s. d.) ein mächtiges Volk bildend.

Angeln, Landschaft im preuß. Regierungsbezirk Schleswig, zwischen dem Flensburger Busen und der Schlei, ein durch Fruchtbarkeit und Schönheit ausgezeichnetes Hügelland, 826 QKilom. (15 QM.) groß mit etwa 60,000 Einw., angeblich die Heimat der 449 nach England ausgewanderten Angeln (s. Angelsachsen). Hauptort ist der Marktflecken Kappeln.

Angelo, Michel, s. Buonarroti.

Angelolatrie (griech., »Anbetung der Engel«), kam in der christlichen Kirche schon in den ersten Jahrhunderten auf, wurde 363 von der Synode zu Laodikea gemißbilligt, von Ambrosius aber von neuem empfohlen. Das zweite nicäische Koncil und ihm folgend das Tridentinum statuirte nur eine Verehrung der Engel wegen ihrer Macht und Vollkommenheit, im Unterschied von ihrer Anbetung. Der Protestantismus verwirft beides.

Angelologie (griech.), in der Dogmatik die »Lehre von den Engeln«, bisweilen auch bloß die Lehre von den guten Engeln und dann der Dämonologie entgegengesetzt.

Angelophanie (griech.), Engelserscheinung; s. Engel.

Angelsachsen, Name des aus Angeln, Sachsen und auch Jüten gemischten Volks, das, von den Briten gegen die Pikten und Skoten zu Hülfe gerufen, um 449 der Sage nach zuerst unter Hengist und Horsa in Britannien landete, später von der ihnen zuerst eingeräumten Insel Thanet aus sich weiter über das Land verbreitete, durch nachströmende Scharen bedeutend verstärkt, die Briten in einem 150jährigen Kampf überwältigte und was von ihnen übrig blieb, zur Annahme ihrer Sitten, Sprache und Religion zwang und so das romanisirte Britannien

in ein deutsches Land verwandelte. Seitdem hieß Britannien Anglia oder England. Die A. hatten 7 (oder 8) kleine Königreiche, die sogen. angelsächsische Heptarchie, gegründet: Kent 460, Essex um 530, East-Anglia um 535, Wessex um 579, Northumberland und Mercia um 586, Sussex um 600. Die Ostangeln hatten Northumberland, Mercia, Sussex, Kent und Essex, die eigentlichen Sachsen aus Jütland und Holstein Wessex und die übrigen inne. Zur Verkündigung des Christenthums sandte Papst Gregor I. um 590 den Mönch Augustinus mit mehreren Gehülfen, und seit der Bekehrung Ethelberts, Königs von Kent (597), verbreitete sich das Christenthum schnell; zuletzt (678) wurde Sussex bekehrt. Dazu trugen jedoch auch die Missionäre der altbritischen, von Rom unabhängigen Kirche Schottlands und Irlands viel bei. Die daraus entstehende Verschiedenheit der kirchlichen und gottesdienstlichen Formen wurde erst seit 668 von dem Erzbischof Theodor von Canterbury durch Einführung des römischen Ritus beseitigt. Doch blieb die Kirche der A. unabhängig von Rom, und bis ins 8. Jahrh. bedurften die englischen Koncilien, an deren Spitze der Erzbischof von Canterbury mit 15 Bischöfen stand, für ihre Beschlüsse nur der königlichen Bestätigung. Erst zu Ende des 8. Jahrh. erhielten die Päpste das Recht, Legaten auf diese Koncilien zu schicken; seitdem stieg der Einfluß der Päpste; die Einführung des Zehnten, die Beschränkung der Laien in der Theilnahme an der Leitung kirchlicher Angelegenheiten, die Anerkennung des römischen Bannes und besonders die Entrichtung des Peterspfennigs, wozu König Offa von Mercia und Ostangeln durch Stiftung einer Schule in Rom zum Unterricht junger A. 793 den ersten Grund legte, waren die Folge davon. Doch finden sich auch später noch die Spuren der alten Freiheit, die erst unter den normannischen Königen gänzlich vernichtet wurde. Vgl. Soames, History of the Anglosaxon church (neue Ausg., Lond. 1856); Derselbe, The Latin church during Anglosaxon times (das. 1848); Lingard, The antiquities of the Anglosaxon church (Newcastle 1840, neue Ausg. 1858; deutsch, Bresl. 1847); Hamilton, Chart of Anglosaxon church history (Lond. 1868). 827 vereinigte König Egbert von Wessex die 7 Reiche der A. erblich zu einem Ganzen, entriß den Briten in Wales Denbighshire und die Insel Anglesea und bildete so einen Staat, der mächtig genug war, um seine Selbständigkeit gegen äußere Feinde behaupten zu können. Schon bedrohten die Dänen England mit Unterjochung. Seit 851 war der Andrang derselben gewaltig. 868 eroberten sie Northumberland, 870 Ostangeln und Mercia, befestigten sich in Reading und erschlugen 871 den König Ethelred. In dieser Noth bestieg Alfred d. Gr. den Thron und rettete den Staat. Er unterwarf die Dänen in Ostangeln, vertheilte sie in Mercia in die fünf Städte Derby, Leicester, Stafford, Lincoln und Nottingham unter dem Namen Fiveburgers (Fünfbürger) und gab ihnen, um sie mit den A. zu verschmelzen, mit diesen gleiches Gesetz und Recht. Wegen Aufhebung dieser Rechtsgleichheit unter Alfreds Sohn Eduard I. empörten sich die Dänen und wurden erst 938 in der Schlacht bei Brunanburg oder Bromfield geschlagen und unterworfen. Unter dem schwachen Ethelred II. wiederholten sich seit 991 die Einfälle der Dänen, welche einen Tribut erzwangen und 1013 das Land eroberten. Erst 1041 kam in Eduard III., dem Bekenner (the Confessor), wieder ein angelsächsischer Fürst auf den Thron; als mit ihm 1066 der sächsische Königsstamm erlosch, bestieg nach dem Willen der Edlen der mächtige Graf Harald den angelsächsischen Thron. Nach dessen Fall in der Schlacht bei Hastings (14. Okt. 1066) und der Eroberung des Landes durch Herzog Wilhelm von der Normandie verschwand das Reich der A. und ihr Name als Nation, obschon noch Jahrhunderte vergingen, ehe die A. mit ihren Unterdrückern, den Normannen, zu einem Ganzen verschmolzen und der Nationalcharakter selbst das Fremde und Ausländische zu Zugeständnissen zwang, die noch heute in den Zuständen Englands, besonders in seiner Sprache und Verfassung nicht zu verkennen sind.

Seinen gesellschaftlichen Zuständen nach zerfiel das Volk der A. in zwei Klassen: Freie (Ceorle) und Nichtfreie (Theows). Letztere waren theils Fronbauern, welche zu dem Gute, wo sie geboren, als Knechte gehörten, meist unterjochte Briten, theils Haussklaven, die Verbrechen halber zur Leibeigenschaft verurtheilt oder gekauft waren. Die Freien, unter denen freigebliebene Briten (Wealhas) einen niedern Rang einnahmen, theilten sich nach altgermanischer Art in Vornehme oder Thans und in gemeine Freie oder Earls. Zu den Thans gehörten alle großen Grundeigenthümer, später auch die höhern Staatsbeamten. Sie schieden sich nach der Größe des Landbesitzes in drei Klassen: die eigentlichen Thans, die Nachfolger und Erben derjenigen, welche von den ersten Eroberern ganze Landstriche als Eigenthum erhalten hatten und zu dem Gefolge des Königs (Folgoth, Gesereścipe) gehörten, auch oft gewisse Abgaben an ihn entrichteten; die Eorls (dänisch Earls), Grafen oder Aldermen (Ealdorman), welche, minder begütert, als Stammälteste die Verwaltung und Rechtspflege der einzelnen Gaue leiteten und seit Eduard II. ihre Würde erblich machten. Die übrigen Thans oder Adelinge hingen von diesen beiden Klassen ab und gehörten zu dem Gefolge des Adels, ohne jedoch eine den A. noch unbekannte Lehnvasallenschaft zu bilden. Die gemeinen Freien (Frilinge) oder Carls waren bei den Gerichten wählbar, aber nicht bei der Ständeversammlung, und konnten zu allen geistlichen und militärischen Aemtern gelangen. Sie stellten sich meist unter den Schutz eines angesehenen Mannes, des Hlaford (»Brodherr«, daher Lord). Zu ihnen gehörten die Kaufleute, die Pächter von Kron- oder Thanländereien, die Freigelassenen und vorzüglich die von Abgaben und Dienstleistungen freien kleinern Landeigenthümer. Aus einem niedern Stande konnte man in einen höhern gelangen.

An der Spitze der Regierung stand der König, welcher der oberste Heerführer und Richter war und die einzelnen Grafschaften durch von ihm ernannte Grafen und Sheriffs (Schöffen) verwalten ließ. Die Würde erbte in männlicher Linie fort, jedoch wurden oft die unmündigen nächsten Erben zu Gunsten einer Seitenlinie ausgeschlossen. Die Kroneinkünfte bestanden in dem Ertrage der königlichen Güter, der Zölle, gesetzlichen Geldbußen und anderer Gefälle. Dem König zur Seite stand der Wittenagemote, eine Ständeversammlung, an der anfangs alle freien Männer, später nur die Thans theilnahmen und die ursprünglich zweimal im Jahr, später nur auf Geheiß des Königs zusammenkam, Auflagen bewilligte, Gesetze gab und in allen wichtigen Angelegenheiten des Staats und

der Kirche, sowie in Rechtssachen der Großen entschied. Der letzte sächsische Wittenagemote trat 1066 zusammen und wählte Harald zu Eduards Nachfolger. Das Land zerfiel in Gaue (shires, sciras) oder Grafschaften, Hundreds oder Cente, und in Thatungs oder Zehner (Dekanarien). Zehn Freibürger bildeten einen Zehner, und dessen Vorsteher, Borsholder (Säckelmeister), berief die Hausväter zu Versammlungen, um über gemeinschaftliche Angelegenheiten zu berathen und Streitigkeiten zu schlichten. Von diesem Friedensgericht ging die Appellation an die Versammlung des aus 100 Zehnern oder 1000 Hausvätern bestehenden Hundreds, wozu monatlich einmal der aus 12 Geschwornen gebildete Ausschuß von dem Hundertmann oder Centgrafen einberufen wurde. Außerdem fand jährlich eine Versammlung des ganzen Hundred statt. Zweimal im Jahr sammelte sich das Gericht der Grafschaft unter dem Grafen und dem Bischof. Vorsteher der Shire war der Graf, dem seit Alfred in der bürgerlichen Verwaltung, insbesondere der Rechtspflege, der Sheriff zur Seite stand. Die Städte erhielten erst seit König Edgar eine eigene Verfassung, nach welcher ein Bürgerausschuß unter dem Vorsitz eines Stadtgrafen jährlich dreimal zur Berathung und Entscheidung schwieriger Rechtshändel zusammentrat. In allen Rechtssachen wurde das Urtheil von den versammelten Freibürgern, oder gewöhnlich von zwölf unbescholtenen Männern (den Geschwornen) dieses Standes gesprochen. Die Volksversammlungen entschieden in Rechtsfällen nach altem Herkommen oder nach Gutdünken und ordneten unter Vorsitz der Herzöge oder Könige die dem Gemeinwohl dienlichen Maßregeln an. Die erste Gesetzsammlung entstand um 616 in Kent unter König Ethelbert, der mit Zuziehung des Wittenagemote die alten Rechtsgewohnheiten niederschreiben und ergänzen ließ. Dasselbe geschah im 8. Jahrh. in Wessex unter dem weisen Ina und in Mercia unter König Offa. Der eigentliche Gesetzgeber der Nation aber war Alfred d. Gr. Seine noch vorhandenen Gesetze, die sich an jene ältern Sammlungen anschlossen, gelten für die Grundlage des sogen. gemeinen Rechts (common law). Unter den Nachfolgern Alfreds zeichnete sich Athelstan (gest. 941) als Gesetzgeber aus. Nach ihm wurde wenig mehr für die Gesetzgebung gethan, und in den folgenden Kämpfen ging die bestehende Ordnung größtentheils zu Grunde. Erst Kanut stellte die Einrichtungen Alfreds wieder her, und Eduard der Bekenner veranstaltete eine neue Gesetzsammlung, die viel Normännisches aufnahm. Die angelsächsischen Gesetze stimmen mit denen anderer deutscher Stämme fast ganz überein. Alle Verbrechen konnten mit Geld gebüßt werden, nur Leibeigene, die nichts besaßen und zahlen konnten, sowie wiederholter Meineid, Diebstahl ꝛc. wurden mit dem Tode oder mit Verstümmelung bestraft. Gegen das Ende der angelsächsischen Periode stand der Strang auf jeden Diebstahl, der über 12 Pfennige betrug, und seit Kanut verlor eine überwiesene Ehebrecherin nebst ihrem Vermögen Nase und Ohren. Sonst galt nach Athelstans Rechtsbuch die Ermordung des Königs 30,000 Thrymsen (1300 Pfd. Sterl.), die eines Grafen 15,000, die eines Bischofs 8000, die eines Priesters und niedern Thans 2000, die eines Earls 266 Thrymsen, die eines unbegüterten Freien endlich nur 70 Schillinge. Sonst hatte jedes Glied seine Taxe. Ehebruch wurde später wie Mord und noch strenger bestraft. Verhältnismäßig am schärfsten war die Ahndung des Diebstahls. Das Gestohlene mußte je nach dem Rang des Bestohlenen drei- bis zwölffach ersetzt werden, Straßenräuberei konnte dagegen mit Geld gebüßt werden. Um vor Gericht den Thatbestand zu ermitteln, konnten Kläger und Beklagte schwören, auch ebenbürtige Eidhelfer und Zeugen beibringen. Das bürgerliche Recht war wenig entwickelt. Die Güter erbten auf die Söhne fort und blieben bei der Familie. Erst später kamen Schenkungen, Vermächtnisse und Käufe auf, vorzüglich zum Besten der Kirchen und Klöster; doch waren zu solcher Uebertragung des Eigenthums mehrere Feierlichkeiten erforderlich. Vgl. David Wilkin, Leges Anglosaxonicae ecclesiasticae et civiles (Lond. 1721; neue Ausg. mit Uebersetzung von R. Schmid, 2. Aufl., Leipz. 1858); Thorpe, Laws and institutes of the Anglosaxon kings (Lond. 1840, 2 Bde.); Derselbe, Diplomatarium anglicanum aevi Saxonici (das. 1865).

Sitten und Lebensart der A. waren germanisch. Kriegerischer Sinn, Liebe zur Freiheit, Achtung vor den Frauen und Gastfreundschaft waren ihre Haupttugenden, die jedoch durch die zahlreichen Fehler roher, ungebändigter Kraft verdunkelt wurden. Krieg, Jagd, Gelage und Würfelspiel waren die Lieblingsbeschäftigungen; die Hauptnahrungszweige waren Viehzucht und Fischerei; zur Kleidung dienten Thierfelle, als Schmuck aber fast allein das schöne, lang herabhängende Haupthaar. Die Wohnungen waren schlechte, hölzerne, meist einzeln gelegene Häuser. Städte gab es nur wenige und von geringer Größe. Einen Fortschritt bewirkte das Christenthum. Die Missionäre (meist ital. Benediktiner) leiteten das Volk auch zu einer edlern Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse an. Sie lehrten den A. den Gebrauch des Pfluges, vervollkommneten die Kunst des Fischfanges, ermunterten durch ihr Beispiel zur Urbarmachung der Sümpfe und Wälder ꝛc. Auch zur Veredelung der Sitten trug die christliche Kirche viel bei. Als ein vorzüglicher Wohlthäter seiner Nation auch in dieser Hinsicht steht Alfred da, unter dem die allgemeine Gesittung sich bedeutend hob. Leider gingen 50 Jahre nachher in dem durch Dunstan begünstigten finstern Mönchsgeist und in den Dänenkriegen die besten Früchte seiner Einrichtungen wieder verloren; Frömmelei, Roheit und Schlechtigkeit herrschten seitdem, bis Kanut Ordnung und gute Sitte wiederherstellte. Bald nach ihm finden wir unter den Großen ausländischen Luxus, der vorzüglich infolge der Verbindung des bisher ganz isolirten Staats mit der Normandie eindrang.

Künste und Wissenschaften entwickelten sich bei den A. erst mit dem Christenthum. Der Bau und die Ausschmückung der Kirchen weckte und beförderte zuerst Baukunst, Malerei, Bildhauerei und andere Künste, worin sich selbst mehrere Geistliche auszeichneten. Auch im Ausland waren die Arbeiten in Metall, vorzüglich in Gold und Silber, später berühmt. Unter Alfred blühte die Kirchenbaukunst. Besonders wurde die Musik ausgebildet. Von den Schulen für Kirchengesang waren die zu Weremouth und Canterbury die berühmtesten. Das von Harfenspiel begleitete Lied stand im höchsten Ansehen. Als Sänger und Dichter waren berühmt der englische Hirte Ceadmon oder Caedmon im 7. oder 8. Jahrh. und Alfred selbst. Der Handel war unbedeutend. Unter der Heptarchie trieben die A. nur Tauschhandel, und erst im 6. Jahrh. lernten sie von

den Franken Münzen, Maße und Gewichte kennen. Später wurden Handelsgeschäfte von den Geistlichen als Wucher untersagt und daher meist von Ausländern betrieben. Vorzüglich blühte der Handel mit Sklaven, die besonders auf den Märkten von Bristol und London in großer Menge nach dem Ausland verkauft wurden. Dafür führten die Fremden aus Italien Kirchengeräthe, Reliquien und Luxuswaaren ein. Erst seit Alfred blühten Handel und Schiffahrt auf. Gelehrsamkeit besaßen unter den A. nur die Geistlichen, welche in der von Augustin zu Canterbury gestifteten und von Erzbischof Theodor verbesserten Schule, ferner in den Schulen von York, Dumwich, Weremouth, Westminster, St. Albans, Worcester, Malmesbury, Glastonbury u. a. ihre Bildung erhielten. Auch studirten viele in Irland, Italien und Frankreich. Man trieb besonders Theologie, Astronomie, Arithmetik, Musik, lateinische und angelsächsische Sprache und seit Theodor (gest. 690) auch klassische Literatur. Die Schulen von Canterbury und York, sowie mehrere reiche Klöster besaßen reichhaltige Bibliotheken, worin manches griechische Werk, das damals im Abendlande nirgends zu finden war, einen Platz hatte. Ein Hauptsitz angelsächsischer Gelehrsamkeit war Northumberland, wohin schon frühzeitig irländische Mönche von der hebridischen Insel Jona gekommen waren. Die berühmtesten Gelehrten und Glaubenslehrer der A. sind Aldhelm, Abt zu Malmesbury und Bischof von Sherburn (gest. 709), Beda, der Ehrwürdige (gest. 735), Wilbrod (gest. 739), Winfried oder Bonifacius (gest. 755) und Alcuin (gest. 804). Zur Zeit der Däneneinfälle sank das geistige Leben tief. Erst Alfred richtete die Unterrichtsanstalten neu ein und verordnete, daß jeder freie Angelsachse wenigstens in der Muttersprache Unterricht empfangen und zu diesem Behuf jeder Pfarrer in seinem Hause Schule halten sollte. Ausgezeichnete Gelehrte, einheimische und fremde, lebten an seinem Hofe zu Winchester oder wurden an die alten und neuen Schulen, besonders nach Oxford, berufen. Unter diesen waren sein Biograph, der Mönch Asser, Plegmund, Erzbischof von Canterbury, Grimbald, ein Mönch aus Frankreich. So entstand bei den A. bald eine reichhaltigere Literatur, als bei den übrigen germanischen Nationen (s. **Angelsächsische Sprache und Literatur**). Bei dem spätern Verfalle des Reichs ging aber alles wissenschaftliche Leben wieder unter, und erst mit Eduard dem Bekenner kehrte die Achtung für die Wissenschaft wieder.

Von den Monumenten der angelsächsischen Baukunst hat sich wenig erhalten. Die Bildhauerkunst stand auf niedriger Stufe; dagegen überrascht der Stil und die Ausführung der Malereien, welche viele der berühmtesten angelsächsischen Manuskripte in der cottonianischen Bibliothek 2c. schmücken. Auch die Schreibkunst zeigt sich hier in großer Vollendung, und die Initialen sind in Gold und Farben ausgeführt. Die Musik beschränkte sich auf den Gebrauch von Leier, Harfe, Flöte, Waldhorn und Tuba oder Trompete. Andhelm (gest. 716) spricht von großen Orgeln. Vgl. Sharon Turner, History of the Anglosaxons (6. Aufl., Lond. 1852; einen Auszug dieses Hauptwerks gab Gervinus als »Geschichte der A. im Ueberblick«, Frankf. 1830); Lappenberg, Geschichte von England, Bd. 1 (Hamb. 1834); Kemble, History of the Saxons in England (Lond. 1848, 2 Bde.; deutsch von Brandes, Leipz. 1854, 2 Bde.); Palgrave, History of the Anglosaxons (neue Aufl., Lond. 1872).

Angelsächsische Sprache und Literatur. Die Sprache der alten Angelsachsen war die germanische, und zwar die niederdeutsche; sie stand der isländischen nahe, wurde jedoch auch von den Franken verstanden, so daß Abt Augustin bei seinem Bekehrungsgeschäfte (597) sich fränkischer Dolmetscher bedienen konnte. Sie entlehnte viele britische, lateinische, fränkische und dänische Wörter, ohne jedoch ihren Charakter zu verlieren. Besonders in der Konjugation fällt die Formenverarmung des Angelsächsischen gegen das Althochdeutsche auf; minder steht es ihm nach im Reichthum der Wurzeln und in der Wortbildung. Im Vokalismus erscheint vorwiegend Neigung zur Brechung; die Konsonanten dagegen stehen alterthümlich da, einmal insofern die Mutä den gothischen Standpunkt unverschoben festhalten, dann durch Behauptung wenigstens Einer Aspirata, der dentalen, die sogar sich in th und dh spaltet, wie im Altnordischen. Nachdem Alfred d. Gr. als Vorfechter des Christenthums und Sachsenthums, der die Dänen überwand und mit den Sachsen verschmolz, das Seine gethan, wandte er seine als Mann erst erworbenen Kenntnisse (Schreiben und Latein) an, um mehrere im Mittelalter vorzugsweise geschätzte Werke (Boëthius, Orosius, Beda's anglische Kirchengeschichte, Schriften des Papstes Gregor d. Gr. u. a.) zu übersetzen und zu bearbeiten, wodurch er zugleich Begründer einer angelsächs. Prosa wurde und die Muttersprache zur Schriftsprache erhob. Die Angelsachsen besaßen seit Alfred eine reichere Literatur als die Völker Deutschlands, standen jedoch darin den Skandinaviern nach. Seit der Eroberung Englands durch die Normannen (1066) wurde das Angelsächsische durch das Nordfranzösische verdrängt, kam aber wieder zu seinem Recht in der besonders im 13. Jahrh. sich vollziehenden Verschmelzung der beiden Stämme; die meisten Spuren desselben finden sich noch in der im südöstl. Theil von Schottland herrschenden Mundart. Die angelsächs. Schrift, von der, welche man in Italien und Frankreich während des 5. und 6. Jahrh. hatte, nicht verschieden, kam seit dem Anfang des 12. Jahrh. außer Gebrauch. Die brauchbarsten Wörterbücher lieferten Lye (Lond. 1772, 2 Bde.) und Bosworth (neue Ausg., das. 1868); die Grammatik bearbeitete Rask in seiner »Angelsäksisk sproglaere« (Stockh. 1817; engl. von Thorpe, neue Ausg., Lond. 1865), am besten aber J. Grimm in der »Deutschen Grammatik« (neue Ausg., Berl. 1869). Ettmüller lieferte eine Chrestomathie mit Abriß der Literaturgeschichte (Quedlinb. 1850), sowie ein Lexikon mit Abriß der Grammatik (das. 1851), M. Rieger ein Lesebuch (Gießen 1861) und H. Leo ein Glossar (Halle 1872 f.). Als Herausgeber von Texten machten sich verdient Hickes, Remble, Thorpe, J. und W. Grimm, Ettmüller, Grein, M. Heine, Bouterwek u. a.

Unter den zahlreich auf uns gekommenen, zum größern Theile noch ungedruckten Resten der angelsächsischen Literatur stehen die Denkmäler der Poesie obenan. Dieselbe war, wie die nordische und älteste deutsche, alliterirend, erst später zeigen sich die Anfänge des Reims. Die epischen Dichtungen, die sich durch eine Ueberfülle kühner Metaphern, Pracht des Kolorits, einen gewissen Pomp der Rede und glänzende Schilderungen charakterisiren, sind dem Stoffe nach theils volksthümlich, theils christlich. Die eigentlichen Heldenlieder sind verloren

gegangen; Spuren davon finden sich, außer in einigen kleinen Stücken, wie z. B. dem »Traveller's Song« (»Sängers Weitfahrt. Aedhelstans Sieg bei Brunanburg«, mit Uebersetzung, herausgeg. von Ettmüller, Zürich 1839, und von Thorpe im »Codex Exoniensis«), namentlich in dem Epos »Beowulf« (s. d.), welches aus verschiedenen Theilen zusammengesetzt ist und in dieser Gestalt dem 8. Jahrh. angehört. Seit Einführung des Christenthums schlug die Poesie eine geistliche Richtung ein. Eine große Anzahl Dichtungen aus dieser Zeit über christliche Stoffe enthalten die von Thorpe herausgegebenen Sammelhandschriften zu Exeter (»Codex Exoniensis«, Lond. 1842) und zu Vercelli (»Poetry of the Codex Vercellensis«, herausgeg. von Kemble, Lond. 1845). Typus dieser Gattung bildet die dem 7. Jahrh. angehörige und dem Caedmon beigelegte »Paraphrase der Genesis«, von Thorpe (Lond. 1832), von Bouterwek (mit Glossar, Elberf. 1847—50, 2 Bde.) und mit andern Stücken von Grein in seiner »Bibliothek der angelsächs. Poesie« (Bd. 1, Gött. 1854), deutsch von demselben (»Dichtungen der Angelsachsen«, Bd. 1, das. 1859) herausgegeben. Caedmon scheint verschiedene geistliche Dichter unter sich zu subsumiren. Aehnliche Färbung tragen die Legenden von »Andreas und Elene« (herausgeg. von J. Grimm, Kassel 1840; von Grein, Gött. 1858). Poetisch bearbeitet sind außerdem die apokryphischen oder legendarischen Stoffe »Judith« (in Thorpe's »Analecta«), »Juliana« und »Guthlac« (im »Codex Exoniensis«), »Cuthbert« und andere Heiligenleben (in Thorpe's »Analecta«). In diesem Literaturkreise nimmt Cynewulf eine ähnliche Stellung ein, wie Caedmon in dem biblischen. Einen poetischen Heiligenkalender (»Menologium«) gab Fox (Lond. 1845), eine Umdichtung der Psalmen Thorpe (das. 1857) heraus. Die Uebersetzung des altfranz. »Roman de Brut« v. Layamon um 1200 (herausgeg. von Madden, Lond. 1847) zeigt die Sprache in ihrem Uebergang zum Altenglischen; ebenso die »Proverbs of King Alfred« in den »Reliquiae antiquae«, Bd. 1. (das. 1843). Auch lyrische Stücke sind erhalten, so einiges Elegische; das merkwürdigste ist das Lied auf die Schlacht von Brunanburg (938), ohne Zweifel bald darauf gedichtet. Daneben findet sich allerlei Allegorisches (z. B. ein Gedicht auf den Vogel Phönix) und Lehrhaftes; anziehend durch ihren volksthümlichen Charakter sind die Räthsel. Als einziges Beispiel weltlicher Unterhaltungsprosa ist die dem 10. Jahrh. angehörende Uebersetzung des in seiner lateinischen Bearbeitung weitverbreiteten Volksbuches »Historia Apollonii regis Tyri« (herausgeg. von Thorpe, Lond. 1834) zu erwähnen. Unter den Schriftdenkmälern in Prosa sind die wichtigsten die weltlichen und kirchlichen Gesetze von Aethelbirht von Kent (Ende des 7. Jahrh.) bis auf Kanut, mehrmals gesammelt, z. B. von Whelock (Cambr. 1644), Wilkins (Lond. 1721), Schmid (2. Aufl., Leipz. 1858) und Thorpe in den »Laws and institutes of the Anglosaxon kings« (Lond. 1840). Die für die Kenntnis socialer Verhältnisse Englands im 11. Jahrh. interessanten »Rectitudines singularum personarum« hat Leo (Halle 1842) erläutert. Unter den historischen Werken ist außer Alfreds Uebersetzung des Orosius (herausgeg. von Barington, Lond. 1773) und des Beda (herausgeg. von Whelock, Cambr. 1644, von Smith in den »Opera Bedae«, das. 1772, und von Bosworth in »The whole works of king Alfred«, Lond. 1858) das von verschiedenen bis 1754 fortgeführte »Anglosaxon chronicle« (am besten herausgegeben von Thorpe, Lond. 1861, 2 Bde., und von Miß Gurney, Norwich 1819, übersetzt) hervorzuheben. Zu den theologischen Schriften gehören neben den zahlreichen Legenden namentlich die vielen Homilien, worunter die von dem Bischof Aelfric angelegte Sammlung auf Kosten der 1843 gestifteten Aelfric-Society von Thorpe (Lond. 1847, 2 Bde.) herausgegeben ward. Andere theologische Schriften wurden theils von Aelfric selbst, theils von seinen Zeitgenossen übersetzt und glossirt. Außerdem verdienen noch Alfreds Gedichte (herausgeg. von Fox, Lond. 1838, englisch von Bosworth, das. 1858) und die ihm zugeschriebene Uebersetzung von Boëthius' Schrift »De consolatione philosophiae« (herausgeg. von Cardale, Lond. 1829, von Fox, das. 1864) Erwähnung. Angelsächsische **Bibelübersetzungen** und Paraphrasen entstanden sehr frühzeitig; als die ältesten können uns die Umdichtungen einzelner Stücke des Alten Testaments von Caedmon gelten. Etwas früher (um 709) soll der als Gelehrter, Harfenspieler und Dichter berühmte Abt Aldhelm die Psalmen und um 718 der Bischof Eadfried oder Egbert mehrere Bücher des Neuen Testaments aus dem Lateinischen übersetzt haben. Auch Beda (um 730) übersetzte nach einigen die ganze Bibel, nach andern nur das Evangelium Johannis. Vielleicht hat sich von seiner Arbeit einiges in der noch vorhandenen angelsächsischen Uebertragung des Neuen Testaments erhalten. Dem König Alfred wird die Uebersetzung einer Hälfte der Psalmen beigelegt; sicherer ist, daß Aelfric den Heptateuch, wenigstens den Pentateuch und das Buch Josua (herausgeg. von Thwaites, Oxf. 1698) nach der alten Itala übersetzt hat. Einer spätern Zeit gehört der paraphrasirte Psalter (herausgeg. von Thorpe, das. 1857) an, was sich daraus ergibt, daß er auf der kanonischen Vulgata beruht. Die Uebersetzung des Neuen Testaments ist noch nach der alten lat. Itala angefertigt und entstand also ohne Zweifel im 9. oder 10. Jahrh., weil später auch in England die Vulgata allgemein gebraucht wurde. Die vier Evangelien davon sind herausgeg. von Matth. Parker (Lond. 1571), William d'Isle (das. 1638), Thom. Marshall (Dortr. 1665 und 1684) und Thorpe (Lond. 1848). Ueber die astronom., physikal. und medicin. Ansichten jener Zeit geben die von Wright in den »Treatises on sciences written during the middle ages« (Lond. 1846) aufgenommenen Schriften Aufschluß. Vgl. Michel, Bibliothèque anglo-saxonne (Par. 1837); Wright, Biographia britannica literaria, Bd. 1 (Lond. 1842); Thorpe, Analecta anglo-saxonica (2. Ausg., das. 1868). Gesammelt sind die wichtigsten angelsächsischen Literaturdenkmäler von Grein in der »Bibliothek der angelsächsischen Poesie« (Gött. 1857—65, 4 Bde., von denen die zwei letzten ein vollständiges Wörterbuch enthalten) und in der »Bibliothek der angelsächsischen Prosa« (Kassel 1872 ff.). Zu ersterem Werke hat derselbe unter dem Titel »Dichtungen der Angelsachsen« (Gött. 1858—59, neue Ausg. 1863) eine alliterirende Uebersetzung gegeben.

Angĕlus (lat.), Engel, Bote, Gesandter. A. Dei s. Domini, in der kathol. Kirche das Gebet, welches mit den Worten »A. domini nunciavit Mariae« (der Engel des Herrn brachte der Maria die Botschaft) beginnt. **Angelusläuten**, das Abendläuten, weil es zum Gebete des A. Dei auffordern soll. **Angelusablaß**, der mit jenem Gebete durch Papst Johann XXII. 1326 verbundene Ablaß.

Angelus Silesius, eigentlich Johann Scheffler, Mystiker und geistlicher Liederdichter, geb. 1624 zu Breslau von protest. Eltern, studirte seit 1643 die Heilkunde in Straßburg, dann in Leyden und Padua, war 1649—52 Leibarzt des Herzogs von Oels, trat 1653 in Breslau zur kathol. Kirche über und wurde 1654 zum kaiserlichen Hofmedikus ernannt. Im Jahr 1661 trat er in den Minoritenorden und empfing die Priesterweihe, wurde 1664 Hofmarschall und Rath des Fürstbischofs zu Breslau und starb daselbst im Matthiasstifte 9. Juli 1677. Schefflers ursprüngliche Anlage zur Beschaulichkeit war durch das Studium der Mystiker (von Tauler bis auf Jak. Böhm) mächtig gefördert und entwickelt worden. Die Mystik führte ihn zum Pantheismus, dieser zum Katholicismus. In seinen geistlichen Liedern, gesammelt in »Heilige Seelenlust oder geistliche Hirtenlieder der in ihren Jesum verliebten Psyche« (Bresl. 1657; neue Ausg., Mannheim 1838, Stuttg. 1847, Regensb. 1862), bildet die unaussprechliche Sehnsucht nach dem Heilande und Gott den Grundzug. Sie sind zum Theil tief und ohne fremdartigen Beigeschmack, zum Theil aber auch durch Anwendung von Anschauungen des Alterthums auf christlichen Kultus entstellt; mehrere derselben (darunter das Lied »Mir nach, spricht Christus, unser Held«) sind in protestantische Gesangbücher übergegangen. Sein anderes Hauptwerk, die »Geistreichen Sinn- und Schlußreime« (Wien 1657), in der folgenden Ausgabe »Cherubinischer Wandersmann« (Glatz 1675 u. öft.; neueste Ausg., Magdeb. 1845) betitelt, sind eine Sammlung meist zweizeiliger Sprüche in Alexandrinern, welche einen überschwänglichen Pantheismus athmen, daneben aber auch die lauterste Moral in echt christlichem Sinn verkünden. Beide Gedichtsammlungen haben sich bis auf die Gegenwart lebendig erhalten; dagegen sind die zahlreichen Streitschriften des Dichters, sowie das an krassen Roheiten leidende Gedicht »Sinnliche Betrachtung der vier letzten Dinge« (Schweidnitz 1675) mit Recht vergessen. Eine Gesammtausgabe der poet. Werke Schefflers lieferte Rosenthal (Regensb. 1862, 2 Bde.). Vgl. Schrader, A. und seine Mystik (Halle 1853); Kahlert, A. (Berl. 1853); Kern, Joh. Schefflers Cherubinischer Wandersmann (Leipz. 1866).

Angely, Louis, Lustspieldichter, geb. in Berlin um 1788, wurde Schauspieler, erntete seit 1822 in Berlin reichen Beifall als Komiker am neu errichteten Königsstädter Theater, zog sich 1830 von der Bühne zurück und starb 16. Nov. 1835 in Berlin. A. ist Verfasser der unzähligemal gegebenen Stücke: »Schülerschwänke«, »Die beiden Hofmeister«, »Wohnungen zu vermieten«, »Die sieben Mädchen in Uniform«, »Das Fest der Handwerker« und »Reise auf gemeinschaftliche Kosten«. Auch wußte er französische Lustspiele mit vieler Gewandtheit zu lokalisiren. Gesammelt sind seine dramatischen Arbeiten in »Vaudeville's und Lustspiele« (2. Ausg., Berl. 1842, 4 Bde.) und »Neuestes komisches Theater« (Hamb. 1836—1841, 3 Bde.).

Angenehm heißt alles, was gefällt, ohne daß es deshalb, wie das Nützliche, einen Vortheil bringen, oder, wie das Schöne, einer deutlichen Vorstellung dessen, was gefällt, fähig sein muß. Durch jenen Umstand unterscheidet es sich von den Gegenständen kluger Berechnung, durch diesen von denen des ästhetischen Urtheils, während es selbst das Objekt eines bloßen Gefühls ausmacht. Je nachdem nun das letztere seinen Grund im Gefühlten (dem Objekt) oder im Fühlenden (dem Subjekt des Gefühls) hat, unterscheidet man objektiv und subjektiv Angenehmes, Jenes, bei welchem das Subjekt sich leidend verhält und sein Gemüth vom Gefühlten ganz einnehmen läßt, ist daher auch für alle und allezeit dasselbe; dieses, bei dem das Subjekt thätig auftritt, den Gegenstand des Gefühls seiner eigenen persönlichen Zu- oder Abneigung, der augenblicklichen Laune und Stimmung unterordnet, ist daher auch für jeden und jederzeit ein anderes. Das Bittere scheint a., wenn es (als Arznei) begehrt, und das Süße unangenehm, wenn es statt des Gewünschten geboten wird. Das subjektiv Angenehme hat daher mit Grund zu der Behauptung Anlaß gegeben, daß sich über den »Geschmack« (eigentlich das Gefühl) nicht streiten lasse. Ueber das objektiv Angenehme, obgleich es nur bei völlig »begierde- und wünschelosem« Zustande des Gemüths seine natürliche Wirkung ungestört zu äußern vermag, kann unter obiger Voraussetzung zwar kein Streit entstehen, dasselbe kann aber, so lange es nur gefühlt, nicht (wie das Schöne) gewußt wird, nicht das Objekt einer Wissenschaft (der Aesthetik) abgeben.

Anger, natürliche Weideflächen, in der Regel solche Grundstücke, welche nur durch Beweiden benutzt werden, und meistens solche, welche ehedem Gemeindeeigenthum waren und nicht vertheilt oder im einzelnen verpachtet wurden; jetzt gilt der Ausdruck überhaupt für in der Regel schlechtere Weideflächen, welche bessere Benutzung nicht lohnen, oder aus Mangel an Mitteln oder andern Ursachen nicht meliorirt werden können. An vielen Orten bepflanzt man die A. mit Obstbäumen, welche einigen Ertrag abwerfen und die Bestimmung zur Weide nicht beeinträchtigen.

Angerap, Fluß in Ostpreußen, entspringt aus dem Mauersee, nimmt die Goldap auf und vereinigt sich oberhalb Insterburg mit dem Pregel (Pissa); ist 167 Kilom. lang.

Angerburg, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Gumbinnen, am Ausfluß der Angerap aus dem Mauersee gelegen, hat ein Seminar, eine Taubstummenanstalt und (1871) 4007 meist evangel. Einw. In der Nähe das Schloß, welches unter dem Namen Angetete 1312 von dem Deutschen Orden angelegt wurde und in der Folge die Entstehung der Stadt veranlaßte. Der Angerburger oder Mauersee nimmt ein Areal von 110 QKilom. (2 QM.) ein und ist der größte aller preußischen Landseen, eigentlich ein Komplex mehrerer Seen, weshalb er in seinen einzelnen Theilen verschiedene Namen führt.

Angergras, s. Poa.

Angerman-Elf (spr. onjer-), Fluß im nördlichen Schweden, entspringt auf dem hohen Severücken an der norweg. Grenze in zwei Hauptarmen, die sich bei Solefteå in Westernorrland vereinigen und nun einen der bedeutendsten Flüsse Schwedens bilden. Derselbe durchströmt in südöstlicher Richtung, durch zahlreiche Nebenflüsse verstärkt, Westerbotten, Jämtland und Angermanland, bildet mehrere Seen, erweitert sich beim Hafen Nyland zu einem 37 Kilom. langen Meerbusen und ergießt sich endlich unweit Hernösand in den Bottnischen Meerbusen. Er ist bis zum Fuß des Gebirges (104 Kilom.) schiffbar.

Angermanland (spr. onjer-), eine der schönsten Landschaften Schwedens, an der untern Angerman-Elf in Norrland, jetzt mit der Landschaft Medelpad zum Hernösands-Län (23,511 QKilom. oder 427 QM.

mit 131,000 Einw.) vereinigt, ist ein überaus malerisches Gebirgsland mit Flußscenerien, welche an die des Rheins und der Donau erinnern, reich an reizenden Seen und prächtigen Wäldern, in denen die nordische Nachtigall (Turdus iliacus) singt, dabei nicht ohne ausgedehnte Weide- und fruchtbare Ackerstriche, welche Ackerbau und Viehzucht außerordentlich begünstigen. Man baut Gerste, Roggen, Erbsen, Kartoffeln und viel Flachs, aus dem die feinste schwedische Leinwand bereitet wird. Außerdem betreibt man Bergbau auf Eisen, Handel mit Nutzholz und den Produkten der Viehzucht. Die bedeutendste Stadt ist Hernösand.

Angermünde, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Potsdam, an einem See und am Vereinigungspunkt der Berlin-Stettiner, der Vorpommerschen und der Schwedter Eisenbahn, hat 3 evangel. Kirchen und (1871) 5680 Einw., welche sich zumeist von Ackerbau nähren.

Angerōna, eine von den Römern verehrte Göttin, welcher im Tempel der Volupia geopfert wurde, auf deren Altar auch ihre Bildsäule stand, die Finger auf den Mund gelegt, oder mit verbundenem Munde. Ihr Fest war 21. Dec., ungefähr um dieselbe Zeit, da auch Ops, Saturn und Acca Larentia, alle die aus der Tiefe segnenden Götter der Fruchtflur, ihre Feste hatten. Ueber die Bedeutung des Schweigens im römischen Gottesdienst vgl. Becker, Römische Alterthümer (Bd. 2). Eine Göttin, die mit den soeben erwähnten in nächster Beziehung stand, mochte bei dem ursprünglich nur Ackerbau und Viehzucht treibenden Volke wohl Stadtgöttin werden, und das Stillschweigen die neue Bedeutung erlangen, daß ihr Name nicht ausgesprochen werden durfte, um nicht belagernden Feinden die Möglichkeit zu bieten, sie herauszucitiren. Wenn A. als Göttin des »Rathes, des rasch zu ergreifenden Augenblicks« erscheint, so neigt man dazu, ihren Namen selbst als »Hülfe aus der Enge« zu deuten, ohne daß er diesen allgemeinen Sinn von Anfang gehabt haben muß, wie ja unser »Rath« selbst einmal Gedeihen, Wohlstand und Fruchtsegen bedeutete.

Angers (spr. angscheh), Hauptstadt des franz. Departements Loire, an der Maine und unweit ihrer Mündung in die Loire, Station der Orléans- und der Westbahn, ist Sitz eines Bischofs, eines Appell- und eines Gerichtshofs, hat ein Lyceum, ein theologisches und ein Lehrerseminar, eine medicinische Schule, eine Gewerbeanstalt, ein Gemälde- und Naturalienkabinet, einen botanischen Garten (1684 gegründet), eine Bibliothek von 35,000 Bänden, ein Theater und (1866) 58,464 Einw. Die interessante innere Stadt hat enge, steile Straßen und alterthümliche schiefergedeckte Häuser, mit denen der neue schöne Stadttheil am breiten Quai und der mit modernem Luxus und Komfort ausgestattete Boulevard wunderbar kontrastiren. Die merkwürdigsten Gebäude sind: die gothische Kathedrale mit 2 Thürmen (1225 begonnen), das auf der Höhe über der Stadt liegende alte Schloß der Herrscher von Anjou mit 18 dicken Thürmen und das Rathhaus. Die Gewerbe A.' sind mannigfaltig und bedeutend; besonders lebhaft ist die Fabrikation von Leinwand, Woll- und Baumwollstoffen, Kerzen, Seilerwaaren, Segeltuch, die Woll- und Baumwollspinnerei 2c. In der Nähe sind bedeutende Schieferbrüche, die über 2000 Arbeiter beschäftigen. Der Handel ist ansehnlich, besonders mit Getreide, Mehl, Futterkörnern, Hanf, Lein, trocknen Gemüsen, Wein, Baumwollwaaren, Schiefer, Oel und Holz. A. war einst die Hauptstadt der alten Andegaver und hieß Andegavum, später Juliomagus, ward dann Hauptstadt der Grafschaft Anjou, theilte mit dieser alle Schicksale und hatte bis zur Revolution eine von Ludwig IV. schon 1246 gestiftete berühmte Universität, welche 1685, mit der Aufhebung des Edikts von Nantes, einging. Auch wurden mehrere allgemeine Kirchenversammlungen in A. abgehalten. Im Vendéekriege war es Schauplatz arger Greuelthaten. Am 18. Sept. 1793 siegten hier die Royalisten unter Charette über die Republikaner unter Kleber und besetzten die Stadt, wurden aber schon 4. Dec. d. J. wieder vertrieben, worauf der Konventsdeputirte Tallien die Stadt und Umgegend terrorisirte.

Angewende (Gewende), diejenigen Theile eines Ackers, welche anfangs beim Ackern liegen bleiben müssen, um mit den Zugthieren umwenden zu können, ohne des Nachbars Feld zu betreten; sie werden zuletzt ebenfalls beackert und bestellt.

Anghiēra (Angēra), Flecken bei Como, in der Lombardei, mit 3700 Einw., einst Hauptort einer Grafschaft. Aus dem Geschlecht der Grafen von A. ist besonders Peter Martyr d'A. (Anglerius) als Staatsmann und historischer Schriftsteller berühmt geworden. Geboren 1455 zu Arona, machte er als Soldat in mailändischen und spanischen Diensten mehrere Feldzüge mit und wurde später Geistlicher und Lehrer am Madrider Hofe, von wo ihn König Ferdinand der Katholische 1501 an den Sultan von Aegypten sandte (vgl. seine Schrift »De Babylonica legatione, libri III«). Im Jahr 1502 wurde er indischer Rath, bald darauf apostolischer Protonotar und 1505 Prior der Kirche zu Granada, wo er um 1526 starb. Seine Schriften »De rebus oceanis et novo orbe, decades tres« (Sevilla 1511), »Decades octo« (Alcala 1530) und »Opus epistolarum« (das. 1530) sind vorzüglich für die Geschichte der von Columbus gemachten Entdeckungen wichtig.

Angīna (lat.), s. Bräune.

Angiocarpe Flechten, eine Abtheilung in der Pflanzenklasse der Flechten (s. d.).

Angīon (griech.), »Gefäß« des thierischen Körpers, daher Angiologie, Lehre von den Gefäßen, d. h. von den Arterien, Venen 2c.; Angiektasie, Erweiterung der Gefäße (s. Aneurysma); Angioītis, Entzündung der Gefäße; Angiomalakie, Erweichung der Gefäße; Angiostenose, Verengerung der Gefäße; Angiostose, Verknöcherung der Gefäße; Angiotomie, das kunstgemäße Zerschneiden der Gefäße. In der Archäologie ist Angiographie Beschreibung der antiken Vasen, Urnen, Trinkgeschirre 2c. und Angiologie die Wissenschaft von den Gefäßen der Alten, ihren Formen und Namen, ihrer Bestimmung und Bereitung. Vgl. Krause, Angiologie (Halle 1854), welches Werk durch O. Jahns Schriften über Vasenkunde noch vielfach vervollständigt wird.

Angiospermen (griech., Bedecktsamige). Das Reich der phanerogamen Pflanzen zerfällt nach dem Sitze der Samenknospen in zwei Abtheilungen: Gymnospermen und A. Bei den erstern, zu denen die Cykadeen und Koniferen gehören, sind die Samenknospen frei an einem Stengel oder an schuppigen in einen Zapfen vereinigten Blättern befestigt. Bei den letztern, welche alle übrigen Phanerogamen umfassen, finden sich die Samen-

knospen eingeschlossen in der Höhle des Fruchtknotens, d. i. eines aus verwachsenen Blättern gebildeten, ringsum geschlossenen Behälters im Centrum der Blüte. Diese Unterscheidung ist zuerst im Endlicher'schen System eingeführt worden.

Anglaise (franz., spr. angläh', engl. Country-danse), der eigentliche sogen. Kontretanz, ein Tanz von lebhaftem Charakter und leichter Bewegung, im $^{2}/_{4}$- oder $^{6}/_{8}$-Takt, gewöhnlich aus 4 Touren bestehend, welche denen der Ecossaise ähnlich sind. A. heißt auch ein Charaktertanz, den die französische Tanzkunst aus Zügen des englischen Nationaltanzes komponirt hat. Er wird gewöhnlich von einem einzelnen Tänzer (in Seeofficierstracht, eine Gerte in der Hand) mit kräftigen, kurzen, marschartigen Schritten ($^{2}/_{4}$-Takt) ausgeführt.

Anglemont (spr. anglmóng), Edouard Hubert Scipion de, franz. Dichter, geb. 28. Dec. 1798 zu Pont Audemer (Departement Eure), bekannte sich zu der romantischen Schule, deren Interessen er gegen die akademisch-klassische Richtung mit großem Eifer verfocht. Seine Hauptthätigkeit ist die dramatische: »Le Cachemire«, die Oper »Tancréde« (1827, von Rossini komponirt), »Paul I«, »Jeanne d'Arc«, »Le duc d'Enghien« u. a.; eine ausgewählte Sammlung seiner Dramen erschien unter dem Titel: »Les Pastels dramatiques« (Par. 1872). Seine lyrischen und lyrisch-epischen Gedichte: »Légendes françaises« (1829—33, 2 Bde.), »Pélerinages« (1835), »Le Prédestiné« (1839), »Les Euménides« (1840), »Les Amours de France« (1841), »Les roses de Noël« u. a. sind von einem wahrhaft poetischen Hauch durchweht. A. ist gegenwärtig mit der Herausgabe eines versificirten Romans: »Le Bachelier de Paris« und seiner »Mémoires« beschäftigt.

Anglesea (Anglesey, spr. ängl'ßi), brit. Insel im Irischen Meer, an der Nordküste des Fürstenthums Wales, von dem sie durch die Menaistraße getrennt wird, bildet eine besondere Grafschaft und umfaßt 783 QKilom. (14,2 QM.) mit (1871) 51,040 Einw. Die Insel hat einen lehmigen und sehr ergiebigen Sandboden und ist fast völlig flach; kaum, daß ein Baum oder eine Hecke die einförmige Fläche unterbricht, auf der sich Felder an Felder reihen. In der Mitte zieht von O. nach W. eine Hügelreihe mit dem Pariß Mountain, die durch ihre reichen Kupfergruben wichtig ist. Die Küsten sind mit Felsen und Klippen umgeben und reich an Buchten und Ankerplätzen. Das Klima ist mild, die Luft im allgemeinen rein und gesund, Ackerbau und Viehzucht stehen in hoher Blüte; doch ist der Haupterwerbszweig der Einwohner immer noch der Bergbau auf Kupfer, obschon er nicht mehr so viel wie früher abwirft; auch auf Steinkohlen (jährl. 20,500 Tonnen) wird gebaut. Hauptstadt ist Beaumaris. Ueber die 180 Meter breite Menaistraße führen 2 Brücken von der Insel nach dem Festlande: eine Kettenbrücke (1819—26 erbaut, 175 Meter lang und 32,5 Meter über dem höchsten Wasserspiegel) und die 1850 erbaute, berühmte Britanniabrücke (s. d.), mit einem mittlern Thurmpfeiler auf einem Felsen im Meer (492 Meter lang). Dicht an der Westseite von A., durch Brücke und Eisenbahn damit verbunden, liegt die Insel Holyhead, der Hauptüberfahrtspunkt nach Irland. A. ist die Insel Mona des Tacitus und war ein Hauptsitz des Druidenkultus, den die Römer, 61 n. Chr., nach verzweifeltem Widerstand der Priester und der Bevölkerung ausrotteten. Der Sachse Egbert nahm im 9. Jahrh. die Insel in Besitz, verlor sie aber wieder an die Fürsten von Nordwales, deren Herrschersitz sie blieb, bis Eduard I. Wales für immer unterwarf.

Anglesea (spr. ängl'ßi), Henry William Paget, Earl of Uxbridge, Marquis von, englischer General und Staatsmann, geb. 17. Mai 1768, focht 1793 und 1794 in Flandern, befehligte dann zu Ipswich ein Kavalleriekorps und ward General. Als Lord Paget Anführer der britischen Reservekavallerie focht er seit 1808 auf der pyrenäischen Halbinsel, wo er durch die Deckung des Rückzugs des Generals Moore, den Sieg bei Benavente und die Gefangennahme des Generals Lefèbre-Desnouettes großen Ruhm erwarb. Nach dem Tode seines Vaters erbte er den Titel eines Grafen von Uxbridge. In der Schlacht bei Waterloo kommandirte er die ganze britische Kavallerie und verlor ein Bein, wurde aber durch die Ernennung zum Marquis von A. und den einstimmigen Dank des Parlaments belohnt. Unter Canning war A. Chef der Artillerie und 1828 Vicekönig von Irland. In dieser damals so schwierigen Stellung war er ein kräftiger Vertreter des unterdrückten Volkes bei der Regierung, während er im Lande selbst den Parteihaß zu besänftigen und den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen wußte. Deshalb von Wellington abberufen, übernahm er schon 1831 unter Grey's Ministerium die Verwaltung Irlands wieder, da die falsche Politik der Tories offenen Kampf heraufzubeschwören drohte, und es gehörte Anglesea's Entschiedenheit und Rechtlichkeit dazu, dem drohenden Sturm vorzubeugen. Bei seinem Rücktritt 1833 folgte ihm die Hochachtung aller Parteien und die Liebe des Volkes. 1842 ward er an Lord Hills Stelle Oberst und Chef der reitenden Grenadiergarde, 1846 Feldmarschall; er starb 27. April 1854.

Anglicismus, engl. Spracheigenheit, namentlich wenn sie sich ungehörig beim Gebrauch einer andern Sprache bemerklich macht.

Anglikanische Kirche (Hoch- oder Episkopalkirche), die Staatskirche in Großbritannien und Irland, welche hinsichtlich der Lehre den reformirten Kirchen beizuzählen ist, in Kultus und Kirchenverfassung aber zwischen Katholicismus und Protestantismus die Mitte hält. Diese ihre eigenthümliche Stellung erklärt sich aus der Art und Weise ihrer Entstehung. Die Reformation Englands ist nicht wie die deutsche aus einer religiösen Bewegung des Volkes hervorgegangen, an deren Spitze sich dann die Großen gestellt hätten, sondern der Bruch mit Rom war die Folge des launenhaften Eigenwillens eines tyrannischen Königs. Erst als unter den Nachfolgern desselben sich zeigte, wie eng die politische mit der religiösen Freiheit verbunden sei, wurde im Kampfe mit politischer Willkür der englische Volksgeist eng an den Protestantismus gekettet. Vorbereitet war zwar auch hier die Reformation in mancherlei Weise, in positiver durch Wiclef und die Lollarden, sowie durch die Humanisten, während der Uebermuth des Klerus ihm die Gemüther entfremdet hatte. Aber da in England seit Heinrich II. (1154—1189) und seiner Fehde mit der Hierarchie die Macht der letztern stärker befestigt und unumschränkter war, als in irgend einem andern Lande, so mußte jede reformatorische Bewegung so lange vergeblich bleiben, als nicht die politische Gewalt des Staats sich mit ihr verbunden hatte. Heinrich VIII., der das Band mit Rom zerriß, war seiner ganzen Denkweise nach der römischen Lehrauffassung völlig zugethan, wie er

denn nicht allein die protestantisch Gesinnten in seinem Lande verfolgt, sondern auch durch eine Streitschrift gegen Luther sich den Ehrentitel eines Beschützers des Glaubens erworben hatte. Erst als der Papst aus sittlichen und politischen Gründen seine Ehe mit Katharina von Aragonien nicht auflösen wollte, ließ der König vom Parlament unter erzwungener Zustimmung der Konvokation des geistlichen Parlaments die bisherigen Rechte des Papstes vernichten und schloß 1532 ohne päpstliche Dispensation seine Ehe mit Anna Boleyn. Als der Papst 1534 den Bann über ihn aussprach und 1535 die Suprematsakte den König zum Haupt der englischen Kirche machte, 1536—40 die sämmtlichen Klöster und Abteien unter Einziehung ihres Vermögens aufgehoben wurden, ward der Bruch mit Rom unheilbar. Doch blieb die neukonstituirte Kirche ihrem Wesen nach in Kultus und Lehre ganz katholisch, da den König kein religiöser Beweggrund bestimmte, und nur in wenigen Punkten konnten der evangelisch gesinnte Erzbischof Cranmer und der Staatssekretär Cromwell für eine vermittelnde Auffassung Raum gewinnen und die Einführung einer Bibelübersetzung durchsetzen. Die auf der ersten Synode 1536 vereinbarten 10 Religionsartikel erhielten nicht die Bestätigung von Seiten des Königs; vielmehr verbot dieser 1538 von neuem die Priesterehe, der Zwinglianer Lambert wurde wegen seiner reformator. Tendenzen verbrannt und die 6 Blutartikel 1539 bedrohten jeden Angriff auf die (ganz römischen) Lehren von der Transsubstantiation und der Kelchentziehung, von dem Cölibat und der Unauflöslichkeit des Keuschheitsgelübdes, von der Ohrenbeichte und den Seelenmessen mit dem Tode. Zwar wurden fortwährend durch Cranmer einzelne Mißbräuche abgeschafft, aber noch 1547 erneuerte der König das Verbot der Bibel. Erst unter Eduard I., der von Cranmer erzogen war, und unter dem der Reformation günstigen Herzog von Somerset war es Cranmer möglich, die Reformation allseitiger durchzuführen. Die 6 Artikel wurden abgeschafft, die unter Heinrich Verbannten durften zurückkehren und brachten vom Festlande ihre evangelischen Ansichten entschiedener befestigt und ausgebildet zurück. Auch wurden ausländische Gelehrte, wie Martin Bucer &c., berufen, unter deren Beihülfe die Liturgie geändert ward. 1549 ward das Abendmahl unter beiderlei Gestalt eingeführt und die Priesterehe gestattet; ein von Cranmer verfaßtes Homilienbuch trug zur Reform des Gottesdienstes im evangelischen Sinne viel bei, und zweckmäßige Kirchenvisitationen wirkten viel Gutes. Das von Cranmer entworfene allgemeine Gebetbuch erhielt 1549 durch die erste Uniformitätsakte kirchliche Sanktion. Durch den Einfluß des Auslandes empfing die a. K. den reformirten Charakter, der schon in der zweiten Uniformitätsakte (1552) in der Revision des allgemeinen Gebetbuches und in dem Glaubensbekenntnis der 42 Artikel von demselben Jahr sich deutlich ausspricht. Die Herrschaft der katholischen Maria (1553—58) brachte eine kurze blutige Reaktion des Katholicismus. Bald nach Elisabeths Thronbesteigung aber wurde 1. Febr. 1559 die Suprematie der Krone wiederhergestellt und ihre Ausübung der hohen Kommission (High Commission) übertragen. Die neue Uniformitätsakte von 1559 führte das revidirte Gebetbuch ein, die widerstrebenden Geistlichen wurden entfernt und mit der Feststellung der 39 Artikel (1571), der Einführung des neuen Katechismus und einer revidirten Bibelübersetzung war der Bau der englischen Staatskirche vollendet. Dieselbe ruht auf der Voraussetzung, daß Kirche und Staat sich decken, alle Staatsbürger sind Glieder der Kirche, alle Diener der Kirche Staatsbürger, das Oberhaupt des Staats auch Oberhaupt der Kirche. Es erschien daher jeder kirchliche Ungehorsam als Insubordination und Hochverrath, und die Gesetzgebung der letzten Jahre Elisabeths wandte sich nicht bloß gegen die Katholiken, sondern seit dem Kleiderstreite 1565 auch gegen die Presbyterianer und Puritaner, welche an dem Ritual und der Hierarchie Anstoß nahmen, wie gegen andere unter dem Namen Nonkonformisten oder Dissenters zusammengefaßte Sekten. Die zur Durchführung der Konformität (kirchliche Uebereinstimmung) eingerichtete hohe kirchliche Kommission (1683) war ein Inquisitionstribunal der schlimmsten Art. Die Stuarts pflegten diese bischöfliche Verfassung als ein Mittel zu Erlangung auch politisch unumschränkter monarchischer Gewalt. Jakob I. führte sie in dem unterworfenen Irland ein, obwohl das Land katholisch blieb, und suchte durch die kirchlichen Konstitutionen (1604) die strikteste Konformität zu erzwingen. Als aber unter Karl I. durch Erzbischof Laud (s. d.) das mit dem politischen Absolutismus verbundene Prälatenthum in Willkür und Despotismus ausartete und durch ein ausgebildetes Ceremonienwesen, sowie durch die Begünstigung eines weltlichen Sinnes im bewußten Gegensatz gegen den Puritanismus allen ernsten Gemüthern Anstoß gab, rief der Versuch, die bischöfliche Kirche in Schottland einzuführen, dort 1637 die Empörung hervor. Als dann die 17 Kanones und die berüchtigte Etcetera-Bill, die von jedem Geistlichen die eidliche Anerkennung der königlichen Suprematie und der Laud'schen Hierarchie als göttliche Institution forderte, erlassen wurden, verband sich auch in England die kirchliche und politische Opposition zu der großen Revolution. Der Bund mit den Schotten und die Westminster-Assembly 1643 schafften die bischöfliche Kirche und ihre Vorrechte ab und machten den Presbyterianismus zur herrschenden Kirche. Die Restauration der Stuarts brachte dann die Wiederherstellung der Staatskirche durch die neue Uniformitätsakte von 1662, nachdem ein Versuch zur Einigung zwischen Presbyterianern und Episkopalen mißlungen war. Den Bemühungen des Königs, den Dissenters und Katholiken Duldung zu verschaffen, widersetzte sich das Parlament. Die Konventikelakten von 1664 und 1670 verboten selbst Privatandachten der Nonkonformisten, und die Testakte von 1672 schloß von jedem Staatsamte alle aus, welche nicht den Suprematseid leisten und das Abendmahl nach anglikanischem Ritus feiern wollten. Eine Milderung trat nur für die protestantischen Dissenters durch die Toleranzakte ein. Erst in unserem Jahrhundert ist diese enge Verbindung des Staats mit der Kirche insoweit gelockert worden, als durch eine Reihe von Gesetzen die politischen und bürgerlichen Rechte von der Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche unabhängig gemacht worden sind. Schon 1828 wurde die Uniformitäts- und Testakte aufgehoben, 1829 den Katholiken der Eintritt ins Parlament geöffnet, und weitere Gesetze vollendeten seitdem die Gleichstellung der Konfessionen in bürgerlicher Beziehung. Die irische Kirchenbill von 1866 verringerte die Zahl der Bisthümer und entzog der anglikanischen Kirche in Irland das Recht, Katholiken und Dissenters zu besteuern. Die Bewegung nach dieser Richtung

ist noch nicht zum Stillstand gekommen, ein im Parlament seit Jahren wiederholter Antrag auf Abschaffung der Staatskirche findet eine immer steigende Zustimmung, so daß seine Annahme nur noch eine Frage der Zeit zu sein scheint. Inzwischen ist die innere Verfassung der Kirche seit 300 Jahren unverändert geblieben; nur ist der kleine Rest von Selbständigkeit, welcher der Kirche in Bezug auf Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit geblieben war, völlig dem Staat anheimgefallen, indem die kirchlichen Konvokationen, kirchliche, aus einem Oberhause (den Bischöfen) und einem Unterhause (Vertretern der niedern Geistlichkeit) bestehende Versammlungen in jedem Erzbisthum, seit 1664 mit dem Besteuerungsrecht ihre Bedeutung verloren haben, seit 1708 eigentlich nur noch formell berufen werden und auch der letzte Rekurs von den Entscheidungen der kirchlichen Gerichtshöfe auf den geheimen Rath der Krone übergegangen ist.

Die innere Verfassung der anglikanischen Kirche ist eine rein hierarchische. Unter den beiden Erzbischöfen von Canterbury (Primas und erster Peer des Reichs) und von York stehen die 36 englischen und die Kolonialbischöfe, unter den Erzbischöfen von Dublin und Armagh die 12 irischen. Den Bischöfen liegt die gesammte innere Verwaltung der Kirche ob; auch steht ihnen die Disciplin und die Gerichtsbarkeit zu, die sie durch Kanzleien und verschiedene Gerichtshöfe ausüben, deren Kompetenz sich außer den Disciplinarsachen auf Ehe- und Testamentssachen erstreckt. Jedem Bischof steht ein Kapitel (chapter) zur Seite, an dessen Spitze der Dekan (dean) steht, der Inhaber einer mit Jurisdiktion versehenen Würde ist. Die Bisthümer sind in Archidiakonate (archdeaconries) eingetheilt. Die Bischöfe werden der Form nach von den Kapiteln gewählt, in der That aber von der Krone ernannt, welche den Kapiteln den zu Wählenden bezeichnet. Während die englischen Bischöfe als Reichsbarone von Alters her sämmtlich Sitz und Stimme im Oberhause haben, ist der irische Episkopat nur immer durch einen Erzbischof und drei Bischöfe im Parlament vertreten. Ihr kirchliches, durch die Bischofsweihe erlangtes Vorrecht ist die Ordination und die Konfirmation. Der niedere Klerus zerfällt in die Kapitel- und Pfarrgeistlichkeit. Die erstere, an deren Spitze der Dekan (dean) steht, auf den zunächst der Archidiakonus (arch-deacon) folgt, besorgt den Kathedraldienst, soweit die Stellen nicht bloße Pfründen sind, und bildet die bischöflichen Gerichtshöfe und Verwaltungskollegien. In der Pfarrgeistlichkeit (clergy) unterscheiden sich der Weihe nach von den Priestern die Diakonen, die nur zur Seelsorge und zu einzelnen Verrichtungen befugt sind; dem Amte und der Anstellung nach von den Pfarrern (rector, vicar, curate) die Hülfsgeistlichen und Prediger, die meistens nur auf eine widerrufliche Licenz des Bischofs oder einer Universität angestellt sind. Unter den Kirchen unterscheidet man Pfarrkirchen (parish church), welche theils die vollen Einkünfte ihrer Dotation, theils nur einen Theil derselben beziehen und einen (geistlichen oder weltlichen) Eigenthümer (appropriator oder rector) über sich haben, theils ohne eigene Dotation vom Patron unterhalten werden; Bezirkskirchen, deren Einkünfte in Stuhlgeldern bestehen; Kirchen, welche zwar im Pfarrverband einer andern Kirche stehen, aber getrennte Seelsorge haben; endlich Hülfskapellen, worin nur gepredigt wird. Hierzu kommen noch die Privatkapellen des hohen Adels, der Bischöfe &c., die freien Kapellen (auf königlichen Domänen) und die im Besitz von Privatpersonen befindlichen Kapellen. Die Pfarrgemeinden fallen mit den politischen Gemeinden zusammen, daher es hinsichtlich der Rechte und Pflichten der Gemeindeglieder nicht in Betracht kommt, ob sich jemand persönlich zur Staatskirche oder zu den Dissenters hält. Eine Eigenthümlichkeit der anglikanischen Kirche ist es, daß die Pfarrer ihre Stellen durch Vikare und Kuraten verwalten lassen können und eine Häufung von Pfründen in einer Hand statthaft ist. Daher sind die reichdotirten Pfarreien zum guten Theil als Ausstattung im Besitz der jüngern Söhne reicher Familien und werden sogar verkauft, was auf Grund des Patronats trotz mancher Erschwerung durch die Gesetzgebung noch immer möglich ist. Dies Verhältnis, aus dem der Kirche zahllose Nachtheile erwachsen sind, hat seinen geschichtlichen Ursprung in der Abhängigkeit, in welche im Mittelalter die meisten Pfarreien Klöstern und Abteien gegenüber geriethen, welche sie durch Vikare verwalten ließen, die Einkünfte aber selbst bezogen, und deren Rechte bei der Aufhebung der Klöster auf die Krone oder auf Körperschaften und Laien übergingen. Dies Patronatrecht haftet entweder an einem Gute, oder ist persönlich und involvirt das Recht, Stellen zu präsentiren oder solche zu vergeben. Der Gottesdienst ist durch das 1549 verfaßte, durch die Uniformitätsakte von 1559 eingeführte, zuletzt 1662 revidirte allgemeine Gebetbuch (Book of common prayer) genau geregelt und zeichnet sich durch liturgischen Reichthum unter allen evangelischen Kulten, sowie durch den häufigen liturgischen Gebrauch des athanasian. Glaubensbekenntnisses aus. Die Predigt tritt hinter der Liturgie zurück und wird meistens abgelesen. Dem Katholicismus nahestehend in Verfassung und Ritus, ist die a. K. in der Lehre durchaus protestantisch, denn die 39 Artikel, das eigentliche Glaubenssymbol, auf welches alle Geistliche durch mehrfache Eide verpflichtet werden, stimmen zum Theil wörtlich mit den deutschen evangelischen, insbesondere reformirten Bekenntnisschriften überein. Katholisirend ist insbesondere das Festhalten an der göttlichen Einsetzung der bischöflichen Würde, an dem wesentlichen Unterschiede zwischen Bischöfen und niedern Priestern, an dem Ansehen der Kirchenväter &c. Die rein juristische formelle Anwendung der 39 Artikel bei der Bemessung der Lehrfreiheit der Geistlichen, die so weit geht, daß gegen den Wortlaut der 39 Artikel selbst ein Beweis aus der Heil. Schrift für unannehmbar erklärt worden ist, hindert aber nicht, daß auch in der anglikanischen Kirche die verschiedensten Richtungen sich geltend machen und der Streit zwischen diesen so weit geht, daß sie sich gegenseitig die Anerkennung verweigern. Man pflegt drei Parteien zu unterscheiden: Die Hochkirchliche Partei (High Church party), hält vor allem an der Verfassung und dem allgemeinen Gebetbuch fest. Aus ihr sind hervorgegangen die Puseyiten oder Traktarianer, auch Anglokatholiken oder Ritualisten genannt, die, dem Dr. Pusey (s. d.) folgend, im Ritus und im Dogma sich sehr dem Katholicismus nähern und Meßgewänder, Weihrauch und Ohrenbeichte, ja sogar Mönchsorden in der anglikanischen Kirche einzuführen suchen, von den meisten Bischöfen begünstigt werden und ihren Anhang vornehmlich in den hocharistokratischen Kreisen haben. Die Niederkirchliche Partei (Low Church oder evangelical party) steht dogmatisch unsern deutschen Orthodoxen nahe, legt weniger Werth

auf Ritus und Verfassung, als auf thätiges Christenthum in innerer und äußerer Mission und tritt bei diesen Bestrebungen auch mit Dissenters in Verbindung. Aus dieser Partei ging die 1846 gestiftete Evangelische Allianz hervor, welche eine Vereinigung der evangelischen Glaubensgenossen aller Länder anstrebt. In der Partei der sogen. Breitkirchlichen (Broad Church party) ringt eine freiere, von deutscher Wissenschaft angeregte Theologie nach kirchlicher Anerkennung; zu ihr gehören Männer wie Arnold, Colenso, Volsey. Das theils sehr weite, theils sehr enge Maß von Freiheit, welches das geltende Kirchengesetz diesen Richtungen gestattet, ist in den letzten Jahren durch mehrere Urtheile der geistlichen Gerichtshöfe mehr zu Gunsten der Ritualisten, als der Breitkirchlichen bestimmt worden. Erwähnt mögen endlich auch noch werden die Versuche einer kleinen Partei, eine Einigung zwischen der anglikanischen und der griechischen Kirche zu Wege zu bringen. Die zahlreichen und bedeutenden Mängel der Hochkirche haben im Lauf der Zeit die Dissenters ungemein vermehrt. Sie werden bei der unter dem Schutz des Staats bestehenden Gewissensfreiheit geduldet, müssen aber zur Erhaltung der herrschenden Kirche gleich den Mitgliedern derselben beitragen und zerfallen in viele Sekten, die zuweilen ohne allen kirchlichen Verband bloß in der Gemeinschaft ihrer Ansichten leben und alle Stufen des religiösen Lebens von schwärmerischer Ueberspannung an bis zum vernünftelnden Unglauben in scharfer Einseitigkeit vertreten. Die wichtigsten unter ihnen sind die Presbyterianer, Baptisten, Independenten, Quäker, Methodisten und in gewisser Beziehung die Socialisten, in der neuesten Zeit von Robert Owen mit simonistischer Tendenz gestiftet. An Eifer für die Ausbreitung ihres Glaubens haben diese Sekten von jeher die bischöfliche Kirche übertroffen, obwohl dieselbe sich hierin gegenwärtig thätiger zeigt, als früher, und z. B. in Ostindien für die Bekehrung der Hindu die sogen. Kirchenmissionsgesellschaft begründet hat. Abgesehen von den englischen Kolonien finden sich zahlreiche Anhänger der Hochkirche in den nordamerikan. Freistaaten, ohne jedoch daselbst die Rechte und Reichthümer, die Macht und Herrschaft der europäischen Mutterkirche zu besitzen. Vgl. Funke, Organisirung der englischen Staatskirche (Altona 1829); Bailey, Jurisdiction and mission of the anglian episcopate (Lond. 1871); in historischer Beziehung außer den bekannten reformationsgeschichtlichen Werken namentlich G. Weber, Geschichte der Kirchenreformation in Großbritannien (neue Ausg., Leipz. 1856, 2 Bde.); Weingarten, Die Revolutionskirchen Englands (das. 1868); Stoughton, Ecclesiastical history of England (Lond. 1867, 2 Bde.).

Anglisiren (englisiren), nach englischer Mode formen; Pferden den Schweif verkürzen und sie zum Emporrichten des Stumpfs gewöhnen.

Angloamerikaner, Amerikaner von englischer Herkunft.

Angloindisches Reich, Gesammtname für die englischen Besitzungen in Ostindien.

Anglomanie (lat. u. griech.), die Schwärmerei für England, die Sucht englisches Wesen, sowohl in staatlichen Institutionen, wie in Sitten, Gebräuchen, Moden rc. anzupreisen und nachzuahmen.

Angōla, Landschaft in Niederguinea an der afrikanischen Westküste, im weitern Sinn die sämmtlichen portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika umfassend, vom 5.—18.° südl. Br., vom Caçongoflüßchen bis Kap Frio, ist nach dem Innern zu ungewiß begrenzt, doch nehmen die Portugiesen wenigstens für den mittlern Theil den Coango als Ostgrenze an. Auf den dürren, sandigen Küstenstrich folgt ein durchschnittlich 800 Meter hohes Hochland mit zahlreichen, meist von N. nach S. verlaufenden Gebirgsketten, die nach O. zu an Höhe zunehmen. Unter diesen Gebirgen sind zu erwähnen: die Serra Chella, Serra de Neve im südlichen Theil (Mossamedes), die über 1000 Meter hohe Serra de Talla Magongo im O., gegen den Coango abfallend, mit den jähen, phantastisch erscheinenden und zeitweilig durch plötzlich auftretende Flechten schwarz gefärbten Pungo-Adongofelsen, die zugleich den höchsten Punkt der Landschaft (1370 Meter) bilden; im N. endlich treten mit durchschnittlicher Erhebung von 800 Meter die Serra de Canganza und die Quionguiaberge auf. Das Land ist reich bewässert; zahlreiche, in der Regenzeit anschwellende, in der trocknen Zeit sehr seicht werdende oder theilweise versiegende Ströme fließen vorherrschend in der Richtung von O. nach W. dem Atlantischen Ocean zu, zunächst im N. der Congo oder Zaire, dann im eigentlichen A. der Coanza, im S. der Kunene. Ein Längenthal bildet im O. der nach N. strömende Coango, ein Quellarm des Congo, der ein breites, fruchtbares Thal durchfließt. Schiffbar sind nur der Kunene und der untere Coanza, aber auch diese nur zur Regenzeit und für kleinere Fahrzeuge. Der Küstenstrich ist unerträglich heiß und höchst ungesund, so daß die durchschnittliche Lebensdauer der dort angesiedelten wenigen Portugiesen auf nur 8 Jahre berechnet wird, während die innern, höher gelegenen Gegenden sehr gesund sind und sich vortrefflich zum Anbau der verschiedensten Kulturgewächse eignen. Die Regenzeit dauert vom April bis Juli und vom November bis Januar, doch nicht ununterbrochen. Während die Küstenstriche vergleichsweise arm an Vegetation sind, nehmen nach dem Innern hin die Urwälder bedeutend zu, und der riesige Affenbrodbaum findet sich hier in seinen gewaltigsten Exemplaren. Im übrigen ist die Vegetation die tropisch-afrikanische. Yams, Tabak, Indigo, Reis, Baumwolle, im O. Kaffee, Zuckerrohr rc. werden gebaut, doch keineswegs in genügender Menge und ohne größere Bedeutung für die Ausfuhr, wie denn überhaupt der ganze Zustand der Kolonie ein höchst verwahrloster ist. Von thierischen Produkten kommen Wachs, Häute und Elfenbein in den Handel. »Pombëiros« durchziehen das Land und handeln von den Eingebornen das Elfenbein, das Kopalharz oder von den Pacasseiros (Büffeljägern) Häute ein, welche sie, ebensowie Palmöl, nach der Küste bringen. Da Pferde, Kamele und Ochsen nicht gedeihen, sind die Verkehrsverhältnisse Angola's die primitivsten: der Mensch tritt als Träger und Lastthier auf, was natürlich den Handel ungemein erschwert. Auch haben diese Trägerkarawanen viel durch Räuber und die Abgaben (Kibanda) zu leiden, welche jeder Häuptling, dessen Gebiet sie durchziehen, erhebt. Reich ist das Land an mineralischen Produkten; es liefert Salz aus verschiedenen Lagunen, z. B. aus dem Aquilonbasee im NO.; Eisenerzablagerungen kommen in großer Menge vor und werden sowohl von den Eingebornen wie den Portugiesen ausgebeutet; auch sind einige Kupfer-, Blei- und Schwefelminen im Betrieb, und Petroleum rieselt an verschiedenen Stellen aus den Bergen, wird aber nicht

ausgebeutet. Die Bevölkerung besteht aus sogen. Congonegern, die zu dem südafrikanischen großen Volke der Bunda gehören und mit den Ostafrikanern und Kaffern von derselben Rasse sind, ja mit diesen sich in ihrer Bundasprache verständigen können. Der Tradition nach sind sie aus dem Innern nach der Küste zu vorgerückt. Sie zerfallen in einzelne Stämme, deren wichtigste, von N. nach S. zu aufgezählt, folgende sind: die Dembo, Mahungo, Bondo, Basongo, Kimbunda, Golungo, Kubae, Muchimba und einzelne Abtheilungen der Herero. Ueber ihre Sitten, Gebräuche, heidnische Religion s. Bundavölker. Die oberste Gewalt in jedem Distrikt übt ein Häuptling aus, der gelegentlich von den Portugiesen zu Tributzahlungen angehalten wird. Im 16. Jahrh. hatten die Jesuiten einen großen Theil der Bevölkerung nominell zum Christenthum bekehrt, der aber wieder in das schwärzeste Fetischwesen zurückverfiel. Nur in den Küstenorten hat bei den Schwarzen das Christenthum einigermaßen Wurzel gefaßt. Die Zahl der Weißen, fast nur Portugiesen, ist verschwindend klein; doch reicht ihr Einfluß, durch Presidios oder Militärposten unterstützt, bis 450 oder 520 Kilom. ins Innere. Solche Presidios sind Murima, Massangano, Cucamba und das am meisten nach O. bis zum Coango vorgeschobene Kassandschi. Der Sitz der portugiesischen Verwaltung ist in der Hauptstadt Loanda, welche zugleich Hauptstadt des Gouvernements A. im engern Sinn ist. Weitere Gouvernements sind Ambriz mit Congo im N., Benguela und Mossamedes im S. mit den gleichnamigen Hauptorten. Außerdem beanspruchen die Portugiesen noch die Kimbundaländer und Dschimbandi. Dieser ganze, das portugiesische Westafrika umfassende Besitz gestaltet sich nach Größe und Einwohnerzahl folgendermaßen:

	QKilom.	QMeilen	Einwohner
Ambriz mit Congo .	231,300	4200	2,100,000
Angola	66,100	1200	600,000
Kimbundaländer . .	150,900	2740	1,880,000
Dschimbandi . . .	6,200	113	77,500
Mossamedes . . .	354,800	6447	4,400,000
	809,300	14,700	9,057,500

Die Küste von A. wurde 1486 durch den portugies. Seefahrer Diego Cam (Cão) entdeckt. Bald darauf schon siedelten sich die Portugiesen am Zaire und auch südlich von diesem Fluß an; doch erst 1578 begründeten sie die Stadt Loanda (San Paol de Loanda); seitdem residirte der Gouverneur daselbst, und die früher vorzugsweise Congo genannte Landschaft erhielt nun den Namen A. Im Jahr 1640 wurden die Portugiesen von den Holländern aus Loando vertrieben, u. letztere blieben bis 1648 Herren des Platzes; dann erst fiel derselbe an die frühern Besitzer zurück, die, einige kleine Kriege mit den Eingebornen abgerechnet, nun im ungestörten Besitz des Landes blieben, das indessen unter ihrer schlaffen Regierung fortdauernd in einem nichts weniger als blühenden Zustande sich befindet. Das Budget der Kolonie von 1870—71 ergab eine Einnahme von 280,741, eine Ausgabe von 299,444 Milreïs (à 1½ Thlr.). Vgl. Wilson, Western Africa (Lond. 1856); L. Magyar, Reisen in Südafrika (Pest 1859); T. Valdez, Six years in western Africa (Lond. 1861); Livingstone, Missionary travels (2. Aufl., das. 1868; deutsch von Lotze, Jena 1858); Karte von Hassenstein (in Petermanns »Mittheilungen«, 1862).

Angolaholz (afrikanisches Sandelholz), Rothholz, von Baphia nitida, dem Fernambukholz ähnlich, kommt von der afrikanischen Westküste, wird als Farbe- und Nutzholz angewandt.

Angolala, ehemals Hauptstadt des Königreichs Schoa in Südabessinien, liegt auf einem 1500 Meter hohen Felsenberg und hat 3—4000 Einw.

Angora (Engyrieh), Hauptstadt des gleichnamigen türk. Vilajets im innern Kleinasien, am Engyri-Su, einem Quellfluß des Sakaria, und am Fuße eines steilen Felskegels, auf dem stufenförmig die mit dreifacher Vertheidigungslinie umgebene Citadelle liegt. Die Stadt selbst ist von einer fast ganz aus alten Bautrümmern (Säulen, Basreliefs, Statuen ꝛc.) zusammengesetzten Mauer umgeben, hat meist enge und unregelmäßige Straßen, über 80 große Moscheen und 17—18 Chane, erinnert aber in ihrem socialen Treiben, ähnlich wie Smyrna, mehr an den europäischen Westen, als an den Orient. Die Zahl der Bewohner wird auf 45,000 angegeben, darunter 25,000 Türken, 12,000 katholische Armenier, welche hier einen Bischof haben, 3000 Griechen und 1000 Juden. Der Handel befindet sich ganz in den Händen der Armenier und bringt besonders Kämelwolle (von den feinhaarigen Angoraziegen) und feine Kamelote (Gewebe daraus), ferner Gelbbeeren (Rhamnus tinctorius), die in der Umgegend massenhaft angebaut werden, Krapp, Mastix ꝛc. zur Ausfuhr. A. ist das alte Ankyra, eine der blühendsten vorderasiatischen Städte des Alterthums, die Hauptstadt der gallischen oder galatischen Tektosagen, die später von Augustus zur Hauptstadt von Galatien erhoben und als Mittelpunkt der großen Heerstraße von Byzantium nach Syrien der Hauptstapelplatz des Karawanenhandels ward. Aus Dankbarkeit erbauten die Bewohner dem röm. Kaiser einen herrlichen Tempel (das in seinen Trümmern noch vorhandene Augusteum), auf dessen Säulen am Eingange die von Augustus selbstverfaßte Uebersicht seiner Thaten eingegraben war, wie er sie den Vestalinnen übergeben hatte, und wie sie sich auch an seinem Mausoleum befand. Von dieser in 6 Kolumnen abgetheilten Inschrift, dem sogen. Monumentum oder Marmor Ancyranum, sind seit 1553 und 1861 bedeutende Fragmente aufgefunden und von verschiedenen Gelehrten (z. B. von Franz und Zumpt, Berl. 1845, am besten von Mommsen, das. 1865) erklärt worden. Nach der Einführung des Christenthums war A. der Sitz eines Metropoliten und als solcher Versammlungsort zweier Koncilien (315 und 358). Im Jahr 621 wurde A. von den Arabern erobert, kam wieder in die Gewalt der byzantin. Kaiser und ward endlich 1360 von Murad I. dem Türkenreich einverleibt. In der Nähe fand 20. Juli 1402 der große Sieg des Tatarenchans Timur über die Türken unter Bajesid I. statt, welcher Thron und Freiheit verlor.

Angorakatze, s. Katze.

Angoraziege (Kämelziege, v. arab. chamal, zart, fein, Capra angorensis), Säugethierart aus der Gattung Ziege, früher irrthümlich für eine Abart der gemeinen Ziege gehalten, stammt vielleicht vom Falkoner-Steinbock aus Tibet ab. Die A. ist ein großes, schönes Thier, mit eigenthümlich gewundenem Gehörn, welches besonders beim Bock sehr ausgebildet ist und, dreifach gebogen, wagrecht vom Kopf absteht. In dem starken, ungemein weichen, langen, seidenglänzenden und lockig gekräuselten, meist weißen, selten schwarzen Vlies überwiegt das

Wollhaar so stark, daß es die Grannenhaare fast vollständig verdeckt. Das Thier wird besonders bei der Stadt Angora in Kleinasien gezüchtet; man hält es fast das ganze Jahr hindurch auf der Weide und bringt es nur im Winter in schlechte Ställe. Die Zahl der Ziegen im Paschalik Anadoli wird auf 5—800,000 Stück angegeben. Im April werden die Thiere geschoren, und man gewinnt bei Angora allein fast 2 Mill. Pfd. Wolle. Versuche, die A. in Spanien, Frankreich und Südcarolina zu akklimatisiren, sind nicht ungünstig ausgefallen. Die Angorawolle oder das Kämelhaar (unter welchem Namen auch Wolle von einer persischen Ziegenart geht) erreicht eine Länge von 31 Centim., wird zum Theil in Kleinasien selbst zu sehr feinem Garn, Kamelot, Serge und Shawls verarbeitet; viel wird aber auch nach Europa exportirt, doch ist diese Ausfuhr im Abnehmen begriffen, indem die schönen Erzeugnisse unserer Kammgarnspinnerei, wenn auch an Glanz dem Kämelgarn nachstehend, der Nachfrage nach letzterem Eintrag gethan haben. Man benutzt es hauptsächlich zu den als Poil de chèvre und Mohair bekannten Weberwaaren. Die Haare der A. verarbeitet man zu Filz, das Fell zu Korduan und Saffian.

Angoscha (Angora), Landstrich auf der Mosambikküste im östlichen Südafrika, mit zahlreichen vorliegenden Inseln, nominell den Portugiesen gehörig, thatsächlich aber von einem unabhängigen arabischen Sultan beherrscht, dessen Sitz, die Stadt A., am gleichnamigen Fluß 22 Kilom. oberhalb dessen Mündung liegt. Sie hat etwa 1000 Einw., welche Sesamöl, Ebenholz, Elfenbein, Orseille, Erdnüsse, Coir ꝛc. zur Ausfuhr bringen.

Angosciamento (Angosciōso, ital., spr. angoscha-), musikal. Vortragsbezeichnung: ängstlich, mit Ausdruck des Kummers, der Unruhe.

Angostūra (früher Santo Tomas de la Nueva Guayana, neuerlich Ciudad Bolivar genannt), ehemals Hauptstadt des span. Guayana, jetzt die der Provinz Guayana in der südamerikan. Republik Venezuela, liegt amphitheatralisch am rechten Ufer des Orinoco, 355 Kilom. oberhalb dessen Mündung, und hat breite und gerade, dem Strom parallellaufende Straßen, aber bis auf die Kathedrale Mangel an öffentlichen Gebäuden. Die Einwohnerzahl beträgt gegen 8000. Die Stadt wurde zwar schon 1591 gegründet, aber tiefer am Orinoco, wo jetzt das Dorf Guayana Vieja liegt, und erst 1764 auf ihrer jetzigen Stelle aufgebaut. Infolge der Revolution gerieth sie in Verfall, hebt sich aber gegenwärtig und würde es, durch ihr gemäßigtes Klima begünstigt, und als Seehafen ein großes, reiches, dem Verkehr zum Theil erst noch zu erschließendes Stromgebiet beherrschend, noch mehr thun, wenn die häufigen innern Unruhen es nicht hinderten. Auf dem Kongreß zu A. 15. Febr. 1819 ward von Venezuela und Neugranada die Centralrepublik Columbia gegründet, eine Schöpfung Bolivars, dem zu Ehren die Stadt ihren neuen Namen erhielt.

Angostūrarinde (Cortex Angosturae verae s. Carony), die Rinde von Galipea officinalis *Hancock*, einem kleinen, bis 6 Meter hohen Baum aus der Familie der Diosmeen, welcher im Gebiet des Carony, einem Nebenfluß des Orinoco, am Busen von Santa Fé und wahrscheinlich auch auf Trinidad wächst. Die Rinde bildet fingerdicke Röhren oder häufiger kurze, bis 6 Centim. breite, flache, höchstens 3 Millim. dicke Stücke, ist außen hellbräunlich grau oder gelblich bis grünlich, innen hellgelbbraun, körnig, rauh, spröde und hart, daher sehr leicht brechend, in der peripherischen Hälfte kurz und körnig, in der Bastschicht blätterig, nicht faserig, riecht schwach gewürzhaft, schmeckt sehr anhaltend und rein bitter, zugleich etwas milde aromatisch, nicht scharf. Sie enthält 1,3 Proc. Bitterstoff (Cusparin) und höchstens ¾ Proc. ätherisches Oel. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts kam die A. als Fiebermittel unter dem Namen Quina de Carony oder Cascarilla del Angostura, China von Neuandalusien, nach Europa, gerieth aber bald in Mißkredit, weil eine Verfälschung mit der Rinde von Strychnos Nux vomica (falsche A.), welche Brucin und Strychnin enthält, beobachtet wurde. Jetzt findet sie nur noch selten Verwendung.

Angoulême (spr. -gulähm), Hauptstadt des franz. Departements Charente, auf und an einem isolirten Hügel an der Charente terrassenweise gelegen, Station der Orléans- und der Charentebahn, ist Sitz eines Bischofs, eines Gerichtshofs, eines Handelsgerichts, hat ein altes vielgethürmtes Schloß und eine Kathedrale, ein Lyceum, ein theologisches Seminar, eine Bibliothek von 16,000 Bänden, ein Naturalienkabinet und (1866) 25,116 Einw., welche Papier-, Tapeten-, Wollfabrikation, Zuckerraffinerie, und lebhaften Handel mit diesen Erzeugnissen treiben. An Stelle der frühern Bollwerke der Stadt sind schöne Promenaden getreten, von wo man die mannigfachsten Aussichten genießt. A. ist das alte Iculisma in Aquitanien, das im 9. Jahrh. von den Normannen zerstört wurde. Die Landschaft hieß früher Angoumois und war in alten Zeiten eine Grafschaft, die 1303 mit der Krone vereinigt wurde. Im Jahr 1515 erhob sie Franz I. zum Herzogthum zu Gunsten seiner Mutter, und Ludwig XIV. machte aus derselben die Apanage des Herzogs von Berry, der 1714 starb. Von dieser Zeit an behielten die Prinzen der ältern bourbonischen Linie den Titel eines »Herzogs von A.« bei. In A. wurden Margarethe von Valois und der Königsmörder Ravaillac geboren.

Angoulême (spr. -gulähm), 1) Charles de Valois, Herzog von, natürlicher Sohn Karls IX., geb. 28. April 1573, ward 1580 Großprior von Frankreich und erhielt 1619 das Herzogthum Angoulême. Anfangs Anhänger Heinrichs IV., wurde er 1604 wegen einer Verschwörung gegen denselben zum Tode verurtheilt, aber zu ewigem Gefängnis begnadigt und 1616 wieder in Freiheit gesetzt. Unter Ludwig XIII. belagerte er 1617 Soissons, ging 1620 als Gesandter zu Kaiser Ferdinand II., befehligte 1628 in la Rochelle und kämpfte mit Auszeichnung in Languedoc, Deutschland und Flandern. Er starb 24. Sept. 1650. Die »Mémoires du duc d'A., pour servir à l'histoire des règnes de Henry III et IV« beruhen nur theilweise auf seinen eigenen Mittheilungen.

2) Louis Antoine de Bourbon, Herzog von A., ältester Sohn des Grafen Artois, nachherigen Königs Karl X., und Maria Theresia's von Savoyen, ward 6. Aug. 1775 zu Versailles geboren. Noch als Knabe durch die Revolution aus Frankreich vertrieben, ging er mit seinem Bruder, dem Herzog von Berry, nach Turin, stellte sich 1792 in Deutschland an die Spitze eines Emigrantenkorps, und begab sich nach dessen Auflösung nach Edinburg, darauf nach Blankenburg am Harz und endlich

nach Mitau, wo er sich Juni 1799 mit der einzigen Tochter Ludwigs XVI. vermählte. Im Jahr 1806 ging er nach England, wo die meisten der vor Napoleon flüchtigen Bourbons auf dem Schloß Hartwell ein Asyl gefunden hatten. Als 1814 die Verbündeten in Frankreich einrückten, erschien er 14. Febr. im britisch-spanischen Hauptquartier zu St. Jean de Luz und sammelte hier viele Bourbonisten um sich. Unter dem Schutz des englischen Heeres zog er 12. Mai in Bordeaux ein, proklamirte Ludwig XVIII. als König, verkündigte Amnestie, Religionsfreiheit und Abhülfe aller gerechten Beschwerden. Darauf ward er zum Admiral von Frankreich und Generaloberſten der Kürassiere und Dragoner, nach Napoleons Rückkehr aber zum Generalleutnant von Frankreich ernannt. Als solcher zog er mit Linientruppen und Nationalgarden gegen Napoleon, erkämpfte bei Montelimar und Loriol einige Vortheile über die Napoleonisten, wurde aber 6. April bei St. Jacques zurückgedrängt, von seinen Truppen verlassen und bei Pont St. Esprit gefangen. Nach 6 Tagen frei gelassen, ging er nach Madrid und bereitete an der französischen Grenze einen Einfall in Frankreich vor. Nach der Schlacht von Waterloo zog er in Bordeaux und Toulouse ein. Dann trat er erst wieder 1823 öffentlich auf bei Unterdrückung der konstitutionellen Partei in Spanien. An der Spitze der französischen Invasionsarmee überschritt er 6. April 1823 die Bidassoa und rückte ohne bedeutenden Widerstand 24. Mai in Madrid ein. A. wurde für die einzige Waffenthat, der er beigewohnt hatte, zum Fürsten von Trocadero ernannt und als Wiederhersteller der spanischen Monarchie und Vorkämpfer des Absolutismus gefeiert. Unter seines Vaters, Karls X. Regierung war A. der geheime Protektor ultraroyalistischer Umtriebe. Infolge der Julirevolution entsagte A. mit Karl X. 2. Aug. zu Rambouillet der Krone zu Gunsten seines Neffen, des Herzogs von Bordeaux, begleitete Karl X. nach Holyrood, 1832 nach Prag und 1836 nach Görz, wo er, von den Legitimisten nach Karls Tode bis zum Mündigwerden des Herzogs von Bordeaux als rechtmäßiger König Frankreichs betrachtet, 3. Juni 1844 starb. Das Privatleben des Herzogs war rein; seinen Charakter zierten Herzensgüte und Leutseligkeit.

3) **Marie Thérèse Charlotte, Herzogin** von A., Gemahlin des vorigen, Tochter Ludwigs XVI., geb. 19. Okt. 1778 in Versailles, zeigte früh scharfen Verstand, Willenskraft und lebhaftes Mitgefühl. August 1792 mit in den Temple eingekerkert, sah sie nach und nach die Häupter aller ihrer Angehörigen fallen und entging allein dem Schafott. Am 25. Dec. 1795 gegen die von Dumouriez an die Oesterreicher ausgelieferten Deputirten Camus, Quinette, Bancal, Lamarque, den Kriegsminister Beurnonville, sowie Sémonville und Maret zu Basel ausgewechselt, begab sie sich nach Wien, wo sie von den Zinsen eines Kapitals von 400,000 Fl., das ihr die Erzherzogin Christine von Oesterreich, Gemahlin des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, vermacht hatte, lebte. Dort verlobte sie Ludwig XVIII. mit dem Herzog von A. Die Vermählung wurde 10. Juni 1799 in Mitau vollzogen. Als Kaiser Paul den Bourbons den Aufenthalt in Rußland verbot, begab sich die Herzogin nach Warschau unter preußischen Schutz, kehrte 1802 mit Bewilligung Kaiser Alexanders nach Mitau zurück und begab sich von da 1806 nach England, wo sie die Tage ihrer ersten Verbannung beschloß, stets im Interesse der Bourbonen thätig. Am 4. Mai 1814 zog sie mit Ludwig XVIII. in Paris ein. Von den Royalisten als Märtyrerin hoch gefeiert, war sie wegen ihrer Vergangenheit den Liberalen und Bonapartisten ein Gegenstand der Besorgnis. Bei der Rückkehr Napoleons war sie in Bordeaux und übernahm es, die Stadt in der Treue zu erhalten und Mittel zum Kriege zu schaffen. Ihre Energie erkannte Napoleon an durch die bekannten Worte: »Diese Herzogin ist der einzige Mann der Familie Bourbon«. Ludwig XVIII. aber betrachtete seine Nichte seitdem mit Argwohn. Während der Hundert Tage lebte sie wieder in England. Die zweite Restauration führte sie nach Paris zurück. Vielfach machte sie seitdem ihren Einfluß geltend, wenn nicht den Männern, so doch den Ideen der Revolution entschieden abgeneigt. Sie wurde das Haupt der Ultra's, und der Fanatismus für sie verstieg sich bis zu dem Plane, sie und ihren Gemahl auf den Thron eines neuen Königreichs Aquitanien zu erheben. Beim Ausbruch der Julirevolution befand sich die Herzogin in einem Bad in Bourgogne. Sie ging von da nach England in ihre dritte Verbannung. Die Tugenden, welche diese im Leiden starke Frau seitdem entfaltete, machten sie des Beinamens der »frommen Antigone« würdig, den Ludwig XVIII. ihr gegeben hatte. An der Seite ihres Gemahls lebte sie später in Görz, zuletzt mit ihrem Neffen, dem Grafen von Chambord, auf ihrer Herrschaft Froschdorf bei Wiener-Neustadt, wo sie 19. Okt. 1851 starb.

Angoumois (spr. -gumŏa), alte franz. Landschaft, die Umgegend von Angoulême (s. d.), jetzt ein Theil des Departements Charente.

Angra (A. do Heroismo), Hauptstadt der Insel Terceira; s. Azoren.

Angraecum *Hook.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, im tropischen Afrika, am Kap und in Westindien heimisch, zum Theil blattlos und kletternd, im allgemeinen mit kleinen Blüten, während eine Art, A. sesquipedale, auf Madagaskar, die größten Blüten der ganzen Familie entwickelt. A. fragrans *Thouars.*, auf den Maskarenen, hat 16—18 Centim. lange, 1,5 Centim. breite, bandförmige, dreinervige, an der Spitze zweilappig ausgestutzte Blätter von vanilleartigem Geruch, welche als Surrogat des chinesischen Thees benutzt, besonders aber zum Parfümiren desselben nach China exportirt werden und als Faham- oder Bourbonthee in den Handel kommen.

Angri, Stadt in der ital. Provinz Principato citeriore, südöstlich vom Vesuv, an der Eisenbahn von Neapel nach Eboli, mit Baumwoll- und Seidespinnereien und 9780 Einw. Südlich davon, am Fuß des alten Mons Lactarius, fand 553 n. Chr. die Vernichtungsschlacht der Griechen unter Narses gegen die Gothen unter Tejas statt.

Angriff (franz. attaque), in militärischer Beziehung der Versuch, vermittels der Waffen den Feind aus seiner Position zu treiben und ihn womöglich zu vernichten; ihm entgegengesetzt ist die Vertheidigung. Die Art und Weise des Angriffs ist, den jeweiligen Verhältnissen der gegenseitigen Stärke und des Terrains entsprechend, sehr verschieden. Für die einzelnen Waffengattungen lassen sich folgende allgemeine Regeln aufstellen: Die Infanterie beginnt den A. durch die vorgesendete Tirailleurlinie, welcher die Soutiens und Reserven geschlossen folgen, das Feuergefecht geht allmählich

zum A. mit dem Bajonnett über. Die neue Bewaffnung der Infanterie mit Hinterladern hat die Bedeutung des Angriffs in zerstreuter Ordnung mit Terrainbenutzung und Vermeidung der dichten Massen erhöht. Die Kavallerie greift an, indem sie aus dem Schritt in den Trab, Galopp und endlich in Karrière übergeht, um durch die Wucht ihres Andrangs den Feind niederzuwerfen. Ihr A. wird durch die Masse wirksam, hat aber deshalb durch die neuen Feuerwaffen seinen Werth für die Schlacht fast ganz verloren. Die Artillerie greift an, indem sie von sorgfältig gewählter Stellung aus ihre Geschosse wirft und den Feind aus der Ferne erschüttert. Die Art der Aufstellung der Truppen zum A. und deren Entwickelung ist je nach den obwaltenden Umständen sehr verschieden. Für die meisten Fälle muß indeß die Maxime, alle Truppen ins Gefecht zu führen, ohne eine Reserve zurückzubehalten, als ein großer taktischer Fehler angesehen werden, der oft schon mit einer gänzlichen Niederlage gestraft wurde. Aus dem Krieg 1870—71 haben sich für den A. insofern ganz neue Grundsätze ergeben, als die preußische Heeresleitung in Berücksichtigung der verbesserten Feuerwaffen die frühern Maximen des Durchbrechens des Centrums und ähnlicher auf Massenandrang beruhender Formationen aufgegeben und dafür den umfassenden, zangenartigen A. mit außerordentlichem Erfolg angewandt hat. Hierbei kam das Feuergefecht, namentlich der Artillerie, zur vollsten Wirkung, während der schließliche Austrag des Kampfes durch Ueberflügelung herbeigeführt ward. Im allgemeinen hat der A. vor der Vertheidigung den Vortheil, daß er das moralische Element der Truppen hebt. Feste Plätze können auf fünferlei Art angegriffen werden, deren Wahl von der Schwäche oder Stärke der Befestigung und von der Größe wie von der Wachsamkeit und Tapferkeit der Besatzung, sowie auch von dem damit zu erreichenden Zweck abhängt. Die Einschließung oder Blokade (Cernirung) soll möglichst unerwartet geschehen und so, daß der Festung jede Verbindung mit außen abgeschnitten wird, also Besatzung und Einwohner außer Stand gesetzt werden, sich weiter zu verproviantiren. Festungen in durchschnittenem Terrain und von Morästen umgeben sind am leichtesten zu blokiren, solche, welche einen Seehafen haben, am schwierigsten. Hunger ist der beste und sicherste Verbündete im Festungsangriff. Das großartigste Beispiel dieser Art des Angriffs ist die Belagerung von Paris 1871. Das Bombardement besteht in der Bewerfung der Stadt mit Geschossen, um die Besatzung zu demoralisiren, und wird dann am ersten gelingen, wenn der Platz gar keine oder nur wenige bombenfeste Gebäude hat. Im Kriege 1870—71 sind fast sämmtliche franz. eroberte Festungen durch diese Art des Angriffs gefallen. Mittels des Ueberfalls (surprise) sucht man durch List oder Ueberraschung in den Platz zu bringen. Einverständnisse mit den Einwohnern, schwache, lückenhafte Befestigung, Nachlässigkeit und Mangel an Wachsamkeit auf Seiten der Besatzung sind die Haupterfordernisse zum Gelingen dieser Art des Angriffs, die eine genaue Lokalkenntnis erfordert, da sie vorzüglich nur bei Nacht von Erfolg sein wird. Der Sturm oder gewaltsame A. (assaut) wird dann angewendet, wenn der vorerwähnte Versuch wegen der Wachsamkeit der Besatzung und der Tüchtigkeit der Befestigung nicht durchzuführen ist, man aber stark genug zu sein glaubt, einen offenen A. bei Tag mit Gewalt durchzuführen, z. B. durch Zusammenschießen eines Wallstücks oder Thores oder durch Leiterersteigung. Ist die Besatzung schwach und vermag sie nicht überall gleichen Widerstand zu leisten, so wird der Sturm, wenn auch zuvor einigemal abgeschlagen, doch endlich gelingen. Er kostet aber in der Regel viele Menschen. Die Belagerung (siège) oder der regelmäßige A. ist der sicherste, wenn auch nicht der kürzeste Weg zum Ziele, sich zum Herrn des Platzes zu machen. Dieser förmliche A. besteht darin, daß man sich in Laufgräben (durch Aufwürfe ꝛc. von Erde gegen die Festungsgeschosse geschützt und durch die eigenen Geschütze unterstützt) dem Platze zu nähern sucht und endlich in die durch die Wirkung der Artillerie und Minen gebrochene Befestigung im Sturm oder mit der blanken Waffe eindringt (s. Festungskrieg). Der A. auf Feldschanzen wird sich danach richten, ob dieselben einen Theil der Festungswerke, wie bei Paris, oder eine Sicherung der Cernirungsarmee, wie ebenfalls um Paris, oder eine Verstärkung der Defensivposition einer Feldarmee bilden. Demgemäß wird der A. entsprechend dem Festungskrieg oder der Feldschlacht ausgeführt und jedenfalls mit dem Versuch eingeleitet werden, die Besatzung der Schanze durch Artilleriefeuer zu vernichten und die Geschütze in der Schanze, sowie die Werke selbst zu zerstören.

Angrivarier (Angrevarier, Angarier, Engern), altdeutsches Volk, das an der Weser, vorzüglich auf dem rechten Ufer, von dem Einfluß der Aller bis zum Steinhuder See wohnte und nördlich an die Chaucen, südlich an die Cherusker grenzte. Als Germanicus 16 n. Chr. gegen die Cherusker vorrückte, erregten die A. in seinem Rücken einen Aufstand, wurden aber durch Stertinius bald zur Ruhe gebracht und blieben seitdem den Römern ergeben. Nach Auflösung des cheruskischen Bundes erweiterten sie ihre Grenzen südwärts und entrissen unter Kaiser Nerva mit den Chamaven den Brukterern die Gegend nördlich von der Lippe und an der Quelle der Ems. Später breiteten sie sich noch weiter nach S. und W. aus, schlossen sich unter dem auch auf das Land (Angaria, Engern) übergegangenen Namen der A. oder Engern dem Sachsenbunde an und spielten in demselben eine wichtige Rolle, bis die siegreichen Waffen Karls d. Gr. den Untergang ihrer Freiheit und selbst ihres Namens herbeiführten.

Angst, ein eigenthümliches, peinliches Bangigkeitsgefühl, mit Beengung der Respiration, Herzklopfen und allgemeiner Unruhe verbunden. Man hat die Angst mit Recht als eine Furcht bezeichnet, die mit dem Gefühl des Unvermögens, sich zu helfen, verbunden ist. Der Verstand wird durch sie betäubt, die Phantasie zu trüben Vorstellungen aufgeregt, die Bewegungsnerven gelähmt, daher das Zittern der Glieder, die Unfähigkeit sich zu bewegen, der unwillkürliche Abgang von Harn und Koth; durch Vermittelung des Nervensystems bringt sie auf reflektorischem Wege Störungen in der Blutvertheilung hervor, worauf die Kälte und Blässe der Haut, der Angstschweiß ꝛc. beruht. Ihrem Ursprung nach ist sie theils psychisch (moralisch), als Folge heftiger, furchterfüllter Gemüthsbewegungen, theils physisch und dann bald Begleiterin, bald Vorläuferin von Krankheiten. In letzterem Fall ist sie von Bedeutung für die Erkennung der Krankheiten. Die von physischen Zuständen abzuleitende A. ist von verschiedener Art: Brustangst, Brustbeklemmung (anxietas pulmonalis), welche von Hindernissen des

Athmens herrührt und eine Begleiterin der meisten Krankheiten der Respirationswerkzeuge ist, daher das Athmen dabei sehr gehindert ist; **Herzensangst** (Herzklemme, Präkordialangst) ist ein Symptom vieler Herzkrankheiten und oft wahrhaft fürchterlich und quälend, wiewohl die Respiration bei ihr oft gar nicht gehindert ist. Auch Krankheiten des Unterleibs sind mit Angstanfällen verbunden, welche theils von schmerzhaften Zusammenziehungen (Krämpfen) des Magens und Darmkanals, theils von Gasauftreibung der Därme, Hochstand des Zwerchfells und Beeinträchtigung der Respiration herrühren. Eine **nervöse A.** kommt vor bei der Hysterie und Melancholie; ihren höchsten Grad erreicht sie beim Starrkrampf, der Hundswuth und manchen Vergiftungen. Die **Todesangst** beruht auf der fortschreitenden Lähmung des Herzens und der Athmungsmuskeln.

Angster, frühere Kupfermünze der Schweiz; a) 4 A. = 1 Kr., deren 60 = 1 schweiz. Fl. von $17^1/_7$ Sgr.; b) 6 A. = 1 Schilling, deren 50 = 1 Glarner Fl., von $17^1/_2$ Sgr., 1 A. also $^5/_7$, resp. $^7/_{12}$ deutsche Neupfennige.

Anguilla (lat.), der Aal; Anguillŭla, Aelchen (s. **Aalthierchen**).

Anguilla (Snake Island, spr. snehk eilend, **Schlangeninsel**), britisch-westind. Insel, zu den Kleinen Antillen gehörig, nordwestlich von St. Christoph, von langgewundener Gestalt, 88 QKilom. (1,6 QM.) groß mit 3100 Einw., meistens Negern. Die Insel ist völlig eben, zum Theil von Korallenbänken umsäumt und treibt etwas Baumwoll-, Zucker- und Maisbau, besonders aber Viehzucht. Ein Salzsee an der Nordseite des Eilandes liefert jährlich ca. 60,000 Ctr. Salz. Ortschaften sind A., am Nordostende der Insel, **Roadbay**, am Salzsee, und **Crocusbay** mit Ankerplätzen. Im Jahr 1856 nahmen die Nordamerikaner von A. Besitz; die Engländer machten ihnen aber dies Recht streitig, da sie die Insel schon 1814 besucht hatten, und erwirkten 1865 deren Abtretung.

Anguilletten, kleine Aale.

Anguis (lat.), Schlange; A. fragilis, die Blindschleiche.

Angŭlus (lat.), Winkel; **angular**, winklig; **Angularsystem**, Befestigungssystem durch Zangenwerke.

Angurīe, s. v. w. Wassermelone, s. **Melone**.

Angus, schott. Grafschaft, s. **Forfar**.

Anhägerung, das Ablagern von Sand und Erdreich in einem Fluß, daher **Anhägerungsbuhne**, Bekleidung des Ufers mit Bohlen und Balken, sowie mit in der Mitte umgebogenen und in den Sand gesteckten Strohbündeln zur Beförderung und Erhaltung der Anhägerungen.

Anhalt, ein zum Deutschen Reich gehöriges Herzogthum, wurde 1863 durch Vereinigung der beiden Herzogthümer A.-Dessau-Köthen und A.-Bernburg gebildet (s. unten, Geschichte) und umfaßt sämmtliche seit 1603 getrennt gewesene **anhaltische Lande** (s. Karte »Brandenburg«). Diese liegen im norddeutschen Tiefland und zerfallen in zwei Haupttheile, einen **östlichen** und einen **westlichen**, welche durch die preuß. Provinz Sachsen von einander getrennt werden; dazu kommen noch 5 kleine, von preußischen Landen umschlossene Enklaven: Alsleben, Mühlingen, Dornburg, Göbel und Großlübs. Der Flächeninhalt des Herzogthums, das in 5 Kreise abgetheilt ist, beträgt nach den neuesten Angaben 2322,7 QKilom. (42,18 QM.), die Bevölkerung nach der Zählung vom Dec. 1871: 203,354 Einw., welche (mit Ausnahme der Juden) zum obersächsischen Stamm der deutschen Nation gehören. Nach der Vertheilung derselben auf die 5 Kreise und der Vergleichung mit der Zählung von 1867 ergeben sich folgende Ziffern:

	1871	1867	Wachsthum
Dessau	45,353	46,626	— 2,73 Proc.
Köthen	42,361	46,270	— 8,45 =
Zerbst	36,077	35,199	+ 2,49 =
Bernburg	53,940	43,254	+24,71 =
Ballenstedt	25,623	25,692	— 0,73 =
	203,354	197,041	+3,20 Proc.

Die Bevölkerung vertheilt sich fast zu gleichen Theilen auf das Land (277 Flecken, Dörfer &c.) und auf die Städte (22), von denen 4 (Dessau, Bernburg, Köthen und Zerbst) eine Bevölkerung von mehr als 10,000 Seelen haben. Der östliche größere Haupttheil des Landes ist ganz von den preußischen Regierungsbezirken Potsdam, Magdeburg und Merseburg umschlossen; die beiden letztern umgeben auch den westlichen kleinern Theil (das sogen. Oberherzogthum oder Ballenstedt), und nur etwa 7,5 Kilom. lang bildet das Herzogthum Braunschweig (Kreis Blankenburg) die Grenze. Der größte Theil des Landes ist Flachland, nur der südwestlichste ist gebirgig durch die Vorberge und den Anfang des Unterharzes, dessen höchste Kuppe hier, der Ramberg (Victorshöhe), zwischen Gernrode und Alexisbad, 615 Meter Höhe erreicht. Andere bemerkenswerthe Punkte sind: der Stufenberg bei Gernrode, der Hausberg mit der Burg Anhalt und der Mägdesprung, beide über dem schönen Selkethal, und Alexisbad ebendaselbst. Vom Unterharz senkt sich das Land nach der Saale hin; jenseits dieses Flusses bildet es bis zur Elbe eine hier und da wellenförmige, besonders in der Mitte gehobene Ebene. Von dem rechten Elbufer an beginnt ein größtentheils sandiges, stark bewaldetes Flachland, das nur hier und da durch moorige und fette Niederungen und den niedrigen sandigen Höhenzug des Flämings längs der preuß. Grenze unterbrochen wird. Der bei weitem größte Theil des Ganzen, von Ballenstedt bis an die Mulde und Elbe, hat vortrefflichen, schweren Ackerboden, den besten zwischen Saale und Mulde; weniger fruchtbar, jedoch gras- und holzreich ist der Landstrich nördlich von der Elbe; auf dem Harz lohnt der Boden nur an einigen Stellen den Ackerbau. Die Elbe, als Hauptfluß, durchströmt das Land in vielen Krümmungen von O. nach W. und nimmt hier unterhalb Roslau die von S. kommende, wasserreiche, aber nicht schiffbare Mulde, von N. her die Roslau und Nuthe auf. Die Saale, bereits schiffbar, geht in nördlicher Richtung durch den westlichen Strich des östlichen Haupttheils und nimmt rechts unterhalb Bernburg die Fuhne (Landgraben), links die Wipper mit der Eine oberhalb Bernburg und bei München-Nienburg die Bode mit der Selke auf. Selke und Eine mit mehreren in sie fallenden Bächen bewässern den westlichen Haupttheil. Unter den wenig umfangreichen Seen Anhalts sind der Wörlitzer und der Kuhnauer die bedeutendsten. Berühmte Eisenquellen hat Alexisbad; andere Badeorte sind das Beringerbad (Kochsalzwasser) und der Ernabrunnen, sämmtlich im Oberherzogthum. Das Klima ist mild, nur in dem gebirgigsten Theil etwas rauh. In den Elbe- und Muldegegenden erzeugen

Ueberschwemmungen oft Fieber; Hauptdurchbrüche der Flußdämme fanden besonders bei Pretzsch statt. Die Hauptprodukte sind Getreide aller Art, namentlich Weizen, weit über den Verbrauch, daher viel zur Ausfuhr kommt; Obst und Gemüse, Hülsenfrüchte, Zuckerrüben, Kartoffeln, Tabak, Flachs, Oelfrüchte, Hopfen und andere Kultur- und Handelspflanzen, sowie Holz, vorzüglich auf dem Harz und dem rechten Elbufer, wo die reichen und große Einkünfte abwerfenden Waldungen allein 179 QKilom. (3,25 QM.) einnehmen, während die Gesammtgröße aller Waldungen des Landes 460 QKilom. (8,35 QM.) beträgt. Die Landwirtschaft, die Hauptbeschäftigung der Einwohner, wird mit großer Sorgfalt und mit Verwerthung der neuern Erfindungen betrieben, namentlich auf den zahlreichen Kammergütern, deren Areal zu einem Drittel des Landes berechnet wird, und den großen Rittergütern. In A.-Dessau-Köthen sind nur 13, in A.-Bernburg 16 Proc. des gesammten Areals nicht landwirtschaftlich benutzt; dort kommen 59 Proc. auf Acker- und Gartenland, 10 Proc. auf Wiesen und Weiden und 18 Proc. auf Waldungen, hier sind diese Ziffern beziehentlich 46, 5 und 33 Proc. Die großen Wälder begünstigen den starken Wildstand, wodurch sich das Dessauische von jeher ausgezeichnet hat. Die Viehzucht ist sehr ansehnlich; schönes Rindvieh wird namentlich in den Niederungen an der Elbe und nördlich von derselben gezogen; auch Pferde gibt es in ausreichender Menge. Am bedeutendsten ist aber die Schafzucht, deren Stückzahl die des Rindviehs um das vierfache übertrifft. Außer Wild liefert das Thierreich viele Fische, namentlich Lachse und Welse, auch Störe, endlich Honig in Menge. Produkte aus dem Mineralreich werden fast ausschließlich im Oberherzogthum gewonnen, wo sich Silber- und Kupfererze, Bleiglätte, Eisen, Spießglanz, Vitriole aller Art, Flußspat, Schwefel und Marmor vorfinden. Die Gesammtproduktion der Harzer Bergwerke, die seit kurzem in die Hände eines Privatmannes übergegangen sind, betrug seither jährlich ca. 900 Pfd. Silber (wichtigste Gruben der Pfaffenberg und der Meißeberg), 7000 Ctr. Bleiglätte, 3—400 Ctr. Blei, 50 Ctr. Kupfervitriol und 12,000 Ctr. Eisen. Die Tilkeroder Gruben sind bekannt durch die daselbst gefundenen Selenerze, Palladium und selbst Gold. Bedeutend ist der Reichthum des Landes an Braunkohlen, deren Abbau 1870 auf 14 Gruben (bei Frohse unweit Ballenstedt, Mühlingen, Latdorf, Preußnitz, Wiendorf, Körmigk, Gerlebogk, Dohndorf, Wörbzig, Werdershausen, Koswig 2c.) durch 8—900 Arbeiter stattfand und eine Produktion von 3,076,728 Tonnen mit einer Einnahme von 432,500 Thlr. erzielte. Der östliche Theil des Landes liefert außerdem Gips, Mergel, Bau- und Mühlsteine, namentlich aber Abraumsalze und Steinsalz. Das herzogliche Salzbergwerk Leopoldshall förderte 1871: 4,166,925 Ctr. Carnallit, 637,700 Ctr. Kainit und 55,422 Ctr. Steinsalz. Im Jahr 1872 waren bis 1. Okt. bereits 4,431,633 Ctr. Salze zu Tage gefördert.

Die gewerbliche Industrie ist nicht so bedeutend, daß A. für einen Fabrikstaat gelten könnte; doch hat man in neueren Zeiten auch der technischen Kultur eine nicht geringe Pflege gewidmet und namentlich in den Industriezweigen, welche mit der Landwirtschaft in engerer Verbindung stehen, bedeutendes geleistet. Hierher gehören vor allen die Rübenzuckerfabrikation (welche 1871 in 36 Etablissements betrieben wurde und 7,74 Mill. Ctr. Rüben verarbeitete), Branntweinbrennerei (43 Etablissements) und Bierbrauerei (94 Etablissements), am schwunghaftesten in Dessau und Zerbst betrieben. Der Tabaksbau, der in frühern Jahren auf 1000 und mehr Morgen geringen Bodens betrieben wurde, hat infolge der neuen Steuergesetze in jüngster Zeit erheblich abgenommen. Die Hütten- und Hammerwerkindustrie blüht im Selkethal, wo die gewonnenen Erze verarbeitet werden (im ganzen 6 Werke, darunter die Silber- oder Victor-Friedrichshütte mit Vitriolsiederei und der Eisenhüttenort Mägdesprung mit berühmter Eisengießerei). Chemische Industrie auf Verarbeitung der bei Leopoldshall gewonnenen Abraumsalze (Carnallit und Kainit) liefert verschiedene Kalisalze. Flachsspinnerei und Leinweberei kommen mehr als Nebenbeschäftigung und Winterarbeit der kleinen Grundbesitzer vor. Andere Industrieerzeugnisse sind Gold- und Silberwaaren, Fayence, Chemikalien; auch Wollspinnereien und Wollwebereien, Maschinen- und Papierfabriken mit nicht unbedeutender Produktion sind vorhanden. Der Handel ist beträchtlich, namentlich mit den Rohprodukten des Landes (Getreide, Vieh, Holz, Wolle 2c.), aber nicht minder auch mit Zucker und Spiritus; ferner mit Mehl und Kleie, Strohpapier, Garn, Tuch und Eisenwaaren. Eingeführt werden vorzugsweise Roheisen, Farbehölzer, Guano, Schiefer, Kohlen, Materialwaaren, Palmöl, Thran 2c. Der Handel wird besonders von Dessau (bedeutender Woll- und Getreidemarkt), Koswig, Zerbst und Köthen betrieben und durch die schiffbaren Flüsse Elbe (an der seit 1859 der Hafen Wallwitzhafen bei Dessau besteht), Saale und Mulde, durch die guten Landstraßen und die Eisenbahnen, welche das Land durchkreuzen (Gesammtlänge 178 Kilom.) wesentlich unterstützt. Hauptknotenpunkt der Schienenwege, zugleich für ganz Norddeutschland sehr wichtig, ist Köthen, von wo aus der Verkehr nach Magdeburg und Leipzig, nach Bernburg und Halberstadt (mit Zweigbahnen nach Staßfurt und nach Ballenstedt), ferner über Dessau nach Zerbst und über Jeßnitz nach Wittenberg und Berlin geht. Zur Förderung des Handels dienen ferner die Landesbank und die Kreditanstalt für Handel und Gewerbe (beide in Dessau); zur Leitung des Zoll- und Steuerwesens besteht für das ganze Land eine Zolldirektion.

Das Herzogthum ist nach der Landschafts- und Geschäftsordnung für das gesammte A. vom 17. Sept. 1859 eine konstitutionelle, im Mannsstamme nach dem Rechte der Erstgeburt erbliche Monarchie. Der Herzog (gegenwärtig Friedrich, der seinem Vater, dem Herzog Leopold Friedrich, 22. Mai 1871 succedirte) führt den Titel Hoheit, vereinigt in sich die Exekutivgewalt, die legislative theilt er mit den Ständen. Das herzogliche Haus besitzt außerhalb des Landes zahlreiche und ansehnliche Güter in den preußischen Provinzen Sachsen, Brandenburg und Preußen (495 QKilom.); außerdem 550 QKilom. in der Krim. Alle Staatsangehörigen sind vor dem Gesetze gleich und genießen gleiche Rechte und Pflichten; nur die Israeliten sind den Christen noch nicht gleichgestellt. Der mindestens alle 3 Jahre einzuberufende Landtag wird aus 36 Vertretern gebildet, nämlich aus 12 Vertretern der Ritterschaft (auf Lebenszeit gewählt), 12 Vertretern der Städte (darunter die 4 Bürgermeister der bedeutendsten Städte, die übrigen 8 werden von den Gemeinderäthen gewählt)

und 12 Vertretern der Landgemeinden, welche von den Dorfschulzen auf 6 Jahre gewählt werden. Wählbar sind nur diejenigen, welche 30 Jahre alt sind, sich zur christlichen Religion bekennen, im Besitz der bürgerlichen und politischen Rechte sind und seit mindestens 3 Jahren im Lande wohnen. Jede Gemeinde hat die selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten unter Oberaufsicht des Staats und wird dabei durch den Gemeindevorstand und Gemeinderath vertreten Ebenso verwalten die *Religionsgesellschaften* ihre Angelegenheiten selbständig. Die Bevölkerung bekennt sich mit Ausnahme von etwa 3500 Katholiken und 2300 Juden zum protestantischen, und zwar (vom frühern Herzogthum A.-Köthen abgesehen, in welchem die Bekenntnisse noch getrennt sind) zum evangel. (unirten) Glauben. Oberste protestant. Kirchenbehörde ist das Konsistorium in Dessau, das unter dem Kultusministerium steht, und dem anderseits die 5 Superintendenten in den 5 Kreishauptstädten unterstellt sind. Die Katholiken haben Kirchen in Dessau, Köthen, Bernburg und eine Kapelle in Zerbst und stehen seit 1868 unter dem Bischof zu Paderborn als »apostolischem Administrator«, nachdem früher der päpstliche Nuntius in München als apostolischer Vikar in A. fungirt hatte. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht in A. seit geraumer Zeit in sehr günstigem Rufe. Man zählt 275 gute Elementarschulen, für welche die Lehrer in den Seminarien zu Bernburg und Köthen gebildet werden. Für die höhere Bildung wirken 4 Gymnasien (Bernburg, Dessau, Köthen, Zerbst), 1 israelit. höhere Lehranstalt (in Dessau), 1 Handelsschule (in Dessau), 1 Landwirtschafts- und Gewerbeschule (in Koswig), 2 höhere Bürgerschulen (Ballenstedt, Bernburg), 1 Lehrerinnenbildungsanstalt und 5 höhere Töchterschulen; daneben bestehen verschiedene Privaterziehungsinstitute, Rettungshäuser und 1 herzogl. gymnastische Akademie (in Dessau).

Oberste *Behörde* des Herzogthums ist nach den neuen Bestimmungen das Staatsministerium, dessen sämmtliche früher getrennte Departements seit 1870 unter Einem Staatsminister vereinigt sind und welchem die Regierung (als Centralverwaltungsbehörde mit 3 Abtheilungen: für Finanzen, für Domänen und Forsten, für das Innere und die Polizei), das Konsistorium (für evangelische Kirchen- und Schulsachen) und das Statistische Büreau, sämmtlich zu Dessau, ferner das Oberbergamt in Bernburg und die Generalkommission (für Separation und Ablösung) zu Köthen unterstellt sind. Als Immediatbehörde besteht neben dem Staatsministerium für das frühere Herzogthum A.-Dessau-Köthen die Staatsschuldenverwaltung, deren Mitglieder zur Hälfte der Herzog, zur Hälfte der Landtag ernennt. Von der Regierung hängen ab die Kreisdirektionen in den 5 Kreishauptstädten, unter deren Aufsicht die Ortspolizei durch die Gemeindevorstände und die Eigenthümer der selbständigen Rittergüter besorgt wird; nur die Ortspolizeiverwaltungen zu Dessau, Köthen, Zerbst und Bernburg stehen unmittelbar unter der Regierung. Für die *Rechtspflege* bestehen als erste Instanz 5 Kreisgerichte und 11 Gerichtskommissionen; die zweite Instanz bildet das Oberlandesgericht in Dessau; in letzter Instanz entscheidet (seit Oktober 1864) das Oberappellationsgericht in Jena. Durch Gesetz vom 10. Aug. 1864 wurden auch in allen Stadt- und Landgemeinden Friedensrichter bestellt. — Die *Finanzen* des Herzogthums befinden sich in geordnetem Zustande, und die Steuerlast erscheint zur Zeit noch nicht übermäßig, wiewohl eine bedeutende Erhöhung derselben in Zukunft nicht ausbleiben kann. Während 1861 die Einnahmen der beiden Herzogthümer A.-Dessau-Köthen und A.-Bernburg 3,083,078 Thlr. betrugen, denen 3,077,313 Thlr. Ausgaben gegenüberstanden, ergab das Budget von 1872 für Einnahme wie für Ausgabe 4,400,500 Thlr. Unter den Einnahmen flossen aus den Domänen 737,327 Thlr., aus Steuern 337,319 Thlr., aus den Berg- und Hüttenwerken 974,210 Thlr. (wovon 568,370 Thlr. auf die Erhebungskosten kommen), aus Sporteln 120,833 Thlr. Von den Ausgaben fielen auf die Reichssteuer 2,169,500 Thlr., auf die allgemeine Staatsverwaltung 131,429 Thlr., auf die Staatsschuld 124,000 Thlr., auf die Erhebungskosten der Einnahmen 795,844 Thlr., auf Kultus und Unterricht 191,151 Thlr., auf die Verwaltung des Innern 162,489, auf die Verwaltung der Justiz 144,545, auf Pensionen ꝛc. 131,086, auf Bauwesen 449,236 Thlr. ꝛc. Die frühere an das herzogl. Haus gezahlte Rente aus dem Domanialeinkommen, die 1871: 295,570 Thlr. betrug, ist seit 1872 in Wegfall gekommen, da mit diesem Jahr die Auseinandersetzung des herzogl. Hauses mit dem Lande hinsichtlich des Domaniums in Kraft getreten ist. Die *Staatsschuld* belief sich Januar 1872 auf 4,073,026 Thlr. (davon 1,055,171 Thlr. unverzinslich), denen 1,813,807 Thlr. Aktiva gegenüberstehen, so daß auf die eigentliche Schuld nur 2,259,219 Thlr. kommen. In der unverzinslichen Schuld sind 950,000 Thlr. Papiergeld enthalten. — Im *Militärwesen* ist A. bereits seit 1867 ganz mit Preußen verschmolzen. Nach der Konvention vom 28. Juni d. J. wurde aus dem Kontingente von A. das Anhaltische Infanterieregiment Nr. 93 gebildet, welches die preußische Normalstärke (pro Bataillon 532 Mann mit 18 Officieren im Frieden und 1034 Mann mit 22 Officieren im Krieg) erhielt und der 7. Division des IV. Armeekorps zugetheilt ist. Das *Landeswappen* ist ein zweimal gespaltener und dreimal quergetheilter Schild und enthält somit 12 Felder, von denen das zweite der zweiten Reihe das anhalt. Stammwappen bildet. Dasselbe ist gespalten und enthält in der vordern silbernen Hälfte einen aus der Theilungslinie hervorgehenden halben rothen Adler (Brandenburg), die hintere Hälfte des Mittelschildes ist von Schwarz und Gold zehnmal quergestreift mit einem schrägrechts darüber gezogenen grünen Rautenkranz (Sachsen). Die Landesfarben sind Roth, Grün und Weiß (gewöhnlich aber nur Grün und Weiß); die Militärkokarden nur grün. Hauptstadt des Herzogthums ist Dessau.

Geschichte. Als ältestes Dynastengeschlecht in den spätern anhalt. Gebieten wird das der *Beringer* genannt, von welchem der Bär in dem anhaltischen Wappen herrühren soll, wiewohl dasselbe nicht hinreichend historisch beglaubigt ist. Im Lauf des 8. Jahrh. wurde das Land mit der Ostmark der fränk. Universalmonarchie vereinigt und der Ausgangs- und Stützpunkt für die Verbreitung des Christenthums und der fränkisch-deutschen Herrschaft nach Brandenburg und der Lausitz. Die bedeutendsten Erfolge in dieser Beziehung errang der Markgraf Gero, welcher um 960 die Abtei Gernrode stiftete. Unter den Nachkommen seiner Schwester und Erbin Hidda wird Graf *Esiko von Ballenstedt* als erster geschichtlich beglaubigter Ahnherr des spätern anhaltischen Fürstenhauses und der Askanier genannt. Er hatte 1031

von seiner Mutter sehr ansehnliche Allodien zwischen der Elbe und Saale ererbt. Sein Enkel Otto nannte sich zuerst Graf von Askanien und besaß außer seinen Stammbesitzungen, Ballenstedt und Aschersleben, als Erbtheil seiner Gemahlin Elike, der ältesten Tochter des Herzogs Magnus von Sachsen, mit welchem der Mannsstamm der Billunger 1106 erlosch, einen Theil der Allodialgüter dieses Hauses, während der andere größere Theil derselben dem Herzog Heinrich dem Schwarzen von Bayern als Gemahl der Wulfilde, der jüngern Tochter des Herzogs Magnus, zugefallen war. Otto's Sohn Albrecht der Bär (1121—1170), der erste Markgraf von Brandenburg, erweiterte seine anhaltischen Besitzungen durch Erwerbung des Plötzgau's und durch Unterwerfung der am rechten Elbufer im Zerbstischen wohnenden Slawen. Erbe dieser Gebiete war sein Sohn Bernhard (1170—1212), der, mit einem Theil der Heinrich dem Löwen 1180 entzogenen Reichslehen bedacht, sich Herzog von Sachsen nannte. Seine Länder wurden unter seine Söhne so getheilt, daß der ältere, Heinrich, Aschersleben und die anhalt. Besitzungen, der jüngere, Albrecht, Sachsen und Lauenburg erhielt. Mit jenem, Heinrich I. (1212—51), beginnt die eigentliche Geschichte Anhalts als eines selbständigen, reichsunmittelbaren Territoriums. Heinrich hinterließ 1251 fünf Söhne, von denen zwei in den geistlichen Stand traten, die andern drei sich aber in die väterlichen Lande theilten, wodurch Heinrich II. Aschersleben und den Harz, Bernhard Bernburg und Ballenstedt, Siegfried Dessau, Köthen, Koswig und Roslau erhielt. Es entstanden so die Aschersleben'sche, die ältere Bernburger und die ältere Zerbster Linie. Die Aschersleben'sche Linie erlosch schon 1468 mit Otto II., dem Enkel Heinrichs I., und ihre Besitzungen fielen an die Bernburger Linie, deren Gründer Bernhard I. (1252—1286) sich Graf von A. nannte. Sein Sohn Bernhard II. (1286—1318) erlangte eine Erweiterung seines Besitzes durch die ihm zu theil gewordene Belehnung mit Roslau und Hoym, sowie durch die Aschersleben'sche Erbschaft, von der er den Titel eines Grafen von Askanien und Fürsten in A. annahm, obwohl sein Bruder Albrecht, Bischof von Halberstadt, Ansprüche auf Aschersleben erhob. Die Streitigkeiten darüber dauerten unter Bernhard III. (1318—40) fort und führten sogar 1324 und 1340 zu Fehden, die das Bisthum im faktischen Besitz von Aschersleben ließen. Nach Bernhard IV. (1340—1354) und Heinrich IV. (1354—77) regierte Bernhard V. mit seinem Oheim Otto III. und später mit dessen Sohn Otto IV. gemeinschaftlich (1377—1420). Der letzte Fürst aus der Linie, Bernhard VI., versuchte 1439 vergebens Aschersleben wieder zu erobern und starb 1468 kinderlos.

Die Zerbster Linie, von Siegfried I. (1251—1290) gestiftet, besaß anfangs Zerbst, Koswig, Dessau und einen Theil von Köthen. Unter Siegfrieds Sohn und Nachfolger Albrecht I. (1290—1316) wurde die Stadt Zerbst erworben. Albrechts Söhne, Waldemar I. (1316—67) und Albrecht II. (1316—62), erhoben 1320 vergeblich Ansprüche auf die Mark Brandenburg. Johann I., Albrechts Sohn (1367—80), erwarb für A. durch ein Darlehn 1370 die Grafschaft Lindau. Seine drei Söhne regierten nach seinem Tode (1380) gemeinschaftlich. Als Waldemar III. 1392 starb, theilten die beiden andern 1396 nochmals ihre Besitzungen, so daß jetzt aus der alten Zerbster Linie zwei neue entstanden. Der Stifter der einen, der Albrecht'schen Linie, war Albrecht III. (1396—1424), Johanns I. zweiter Sohn, unter dessen Regierung der bis 1407 von allen anhaltischen Fürsten geführte Krieg mit dem Erzbischof Günther von Magdeburg die schönsten Landestheile von Köthen bis Dessau zur Wüste machte. Albrechts Söhne, Waldemar V. (gest. 1436), Adolf I. (gest. 1473) und Albrecht V. (gest. 1475), welche seit 1424 gemeinschaftlich regierten, geriethen in Händel mit ihrem Vetter, dem Fürsten Georg von Dessau, und der Stadt Zerbst. Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg als Schiedsrichter brachte einen Vergleich zu Stande, in welchem Zerbst sein Vorrecht, stets dem Aeltesten der Linie anzugehören, verlor. Adolfs Söhne, Adolf V. und Magnus I., regierten ebenfalls gemeinschaftlich. Letzterer ward als Gesetzgeber Wohlthäter des Landes. Im Jahr 1508 überließen beide Brüder ihre Gebiete der andern Zerbster Linie und traten in den geistlichen Stand.

Die jetzt den Antheil der alten Zerbster Linie wieder ganz besitzende Sigmund'sche war 1396 von Sigmund I. (1396—1405), dem ältesten Sohne Johanns I., gestiftet worden. Von Sigmunds Söhnen erlangte Georg I., der ältere, die Regierung über Köthen und Dessau, welche Besitzungen er nach dem Vergleiche von 1413 mit Albrecht III. statt des Zerbster Theiles übernehmen mußte. Vergebens erhob er mit seinen Brüdern und dem Herzog von Lauenburg Ansprüche auf Sachsen, wo 1422 der letzte askanische Kurfürst, Albrecht III., gestorben war. Die Streitigkeiten Georgs mit seinen Vettern von Zerbst wurden 1460 durch einen Vergleich geschlichtet, nach welchem unter anderem auch die bernburgischen Länder an Sigmunds Nachkommen fallen sollten, was 1468 mit dem Ableben Bernhards VI. von Bernburg wirklich eintrat. Georg nahm 1471 eine neue Theilung seiner Länder zwischen seinen Söhnen Waldemar VI. und Ernst I. vor, wodurch jener Köthen, Harzgerode, Sandersleben, Freyleben, Hecklingen, dieser (Stifter der Ernestinischen oder ältern Dessauer Linie) Dessau und andere Orte erhielt. Die Harzer 2c. Bergwerke, Plötzkau und einiges andere blieben gemeinschaftlich. Waldemar VI. (1470—1508), welcher so der Stifter der nach ihm benannten Waldemar'schen oder ältern Köthen'schen Linie wurde, erhielt 1498 Bernburg und hob den Bergbau im Harz. Er starb 1508 zu Köthen. Sein Sohn Wolfgang (1508—1562) vermehrte seinen Länderbesitz 1508, nach Abdankung der Zerbster Fürsten, durch Dornburg, Koswig und andere zerbstische Orte, 1525 durch das Stift Ballenstedt, 1526 durch das Stift Mehringen. Da er als eifriger Freund und Beförderer der Reformation den Zorn des Kaisers auf sich gezogen hatte, so wurden nach der unglücklichen Schlacht bei Mühlberg 1547 Bernburg und Köthen von den Kaiserlichen besetzt, das befestigte Koswig von den Spaniern erobert und geplündert und das ganze Land Wolfgangs, der in die Acht erklärt worden war, dem kaiserlichen Höfling Sigmund von Ladrona gegeben, der es an Heinrich von Reuß, Burggrafen zu Meißen, für 32,000 Thlr. verkaufte. Für diese Summe löste es Wolfgang 1552 nach dem Passauer Vertrag wieder ein. Unter ihm erblühte der Wohlstand des Landes von neuem. Besonders richtete er sein Augenmerk auf den Bergbau, den er durch eine 1561 eingeführte Bergordnung regelte. Wolfgang überließ nach 54jähriger Regierung, da er keine Kinder hatte, sein Land

1562 der von allen anhaltinischen Linien allein noch bestehenden Dessauischen, die 1471 mit Ernst I., dem zweiten Sohn Georgs I. von Dessau und Köthen, ihren Anfang genommen hatte.

Ernst I. (1470—1516), im Besitz der oben erwähnten Länder, erwarb sich um die Kultur derselben, sowie um die Stadt Dessau große Verdienste. Seine drei Söhne regierten anfangs gemeinschaftlich und erhielten nach dem Aussterben der von Albrecht III. gestifteten Zerbster Linie in einem Vergleich 1542 mit dem Fürsten Wolfgang von der Köthen'schen Linie die Stadt Zerbst und die Hälfte des Zerbster Landes, sowie 1546 Harzgerode und Güntersberge nebst dem Harztheil. Sie führten 1534 in ihrem Lande die Reformation ein, traten 1536 zu dem Schmalkaldischen Bunde, nahmen aber an dem Kriege keinen thätigen Antheil. Im Jahr 1546 theilten sie, wobei Johann VI. Zerbst mit den auf dem rechten Elbufer liegenden Gebieten, Georg III. Plötzkau, Warmsdorf, Güsten und den Harzdistrikt, Joachim I. Dessau, Raguhn, Lippene, Jeßnitz, Wörlitz und Zubehör erhielt. Da Georg III. 1553 und Joachim I., Luthers und Melanchthons Freund, 1561 unvermählt starben, so fielen ihre Länder an die Söhne Johanns IV., welcher bereits 1551 gestorben war. Von diesen starb Karl I. schon 1561, seine Brüder Bernhard VII., ein Pathe Luthers, und Joachim II. Ernst erbten daher Karls und Joachims I. Länder und beherrschten seit 1562, nach Wolfgangs Abtretung, ganz A. Da Bernhard 1570 kinderlos starb, so fiel das ganze Land an Joachim Ernst. Fürst Joachim II. Ernst (1570—1586) erließ 1572 die mit Zuziehung der Stände verfaßte Anhaltische Landesordnung, erleichterte durch Anlegung von Straßen und Brücken die Kommunikation, beförderte den Bergbau und traf gute Polizeianstalten. Nach ihm regierten seine Söhne 17 Jahre gemeinschaftlich. Die wichtigste Begebenheit dieser Zeit war die Einführung der reformirten Lehre, wozu die Streitigkeiten wegen der Konkordienformel die erste Veranlassung gaben. Am 17. Juni 1603 vereinigten sich die Fürsten über eine Theilung des Landes, wodurch Johann Georg I. Dessau, Christian I. Bernburg, Rudolf Zerbst, Ludwig Köthen erhielt. Ein fünfter Bruder, August, ward mit Geld abgefunden, bekam aber später Plötzkau abgetreten, und seine Linie beerbte 1565 die erlöschende zu Köthen. Ungetheilt blieben die Bergwerke, die Landsteuer, die Prinzessinsteuer, Burg und Schloß A. 1610 traten die anhaltischen Fürsten der Union bei. Nach Auflösung derselben infolge der Schlacht bei Prag 1620 nahmen sie zwar keinen weitern Antheil am Kriege, sahen aber trotzdem ihre Lande bald allen Drangsalen desselben preis gegeben. Wallenstein erpreßte von dem besetzten Lande ungeheure Kontributionen. Durch das Restitutionsedikt 1629 wurde das Stift Gernrode dem Fürsten Christian von Bernburg entzogen. Im Westfälischen Frieden erhielt A. zwar Gernrode zurück, mußte aber Aschersleben an Brandenburg abtreten. Im Jahr 1635 ward ein Erbeinigungsvertrag, der sogen. Senioratsreceß, abgeschlossen, worin bestimmt wurde, daß der Aelteste des fürstlichen Hauses die Gesammtangelegenheiten desselben besorgen, bei wichtigen Sachen aber in einer Zusammenkunft aller Fürsten die Mehrheit der Stimmen entscheiden und der Senior den Beschluß ausführen sollte. 1665 schlossen die anhaltischen Fürsten nach dem Erlöschen der Köthen'schen Linie einen neuen Erbvergleich, wonach beim Aussterben eines Hauses die übrigen sich zu gleichen Theilen in das Land theilen sollten. Dieser Fall trat 1797 ein, nachdem Fürst Friedrich August von Zerbst 1793 ohne Kinder gestorben war. In politischer Hinsicht hatte A. während dieser Zeit nur eine untergeordnete Rolle gespielt und an den politischen Ereignissen wenig Antheil genommen. Die Ruhe, deren sich das Land seit dem Hubertsburger Frieden erfreut hatte, ward 1806 durch den französisch-deutschen Krieg unterbrochen. Nach der Schlacht bei Jena besetzten die Franzosen 19. Okt. 1806 das Land, und mit ihnen kamen ungeheure Kriegslasten über dasselbe; 1807 mußten die anhaltischen Fürsten, unter Annahme des Herzogstitels, dem Rheinbunde beitreten. Den 8. Juni 1815 trat A. zum Deutschen Bunde; aber alle Bemühungen seiner Fürsten, auf dem Kongreß zu Wien das von ihnen mit Recht beanspruchte Aschersleben und Lauenburg zu erhalten, blieben fruchtlos. Die Theilung Sachsens brachte A. in die engste Berührung mit Preußen, dessen Gebiet nun das anhaltische fast gänzlich umschloß. Die Folge dieses Verhältnisses war zuerst der Beitritt der drei Herzogthümer zu der 1821 abgeschlossenen Elbschiffahrtsakte, dem 16. Juli 1828 der Anschluß aller anhaltischen Lande an den preußischen Zoll- und Handelsverein folgte, nachdem Bernburg schon 7. Juni 1826 den übrigen beiden Herzogthümern mit seinem Beispiel vorangegangen war. Die Zerbster Linie war, wie erwähnt, 1793 erloschen, die Köthen'sche Linie hatte 1847, die Bernburgische 1863 das gleiche Schicksal, so daß in letzterem Jahr Herzog Leopold Friedrich von A.-Dessau (1817—1871) alle anhaltischen Besitzungen wieder zu Einem Staate, dem Herzogthum Anhalt, vereinigte.

A.-Dessau. Johann Georg I., ältester Sohn Joachim Ernsts, der Stifter der Dessauer Linie des Hauses A., starb 1618 und hinterließ zwei Söhne, von denen der ältere, Johann Kasimir, in Dessau folgte, der jüngere, Georg Aribert, zu seinem Antheil Radegast, Kleutsch und Wörlitz erhielt, welche Landestheile aber bald nach seinem Tode (1643) an Dessau zurückfielen. Johann Kasimir hatte 1660 seinen Sohn Johann Georg II. zum Nachfolger. Dieser brachte es endlich dahin, daß ihm die Mitbelehnung mit und die Anwartschaft auf Aschersleben übertragen wurde. Ihm folgte 1639 unter mütterlicher Vormundschaft sein Sohn Leopold, als Feldherr unter dem Namen »der alte Dessauer« berühmt. Leopolds erstgeborner Sohn Wilhelm Gustav, der durch seine heimlich eingegangene Ehe mit einer Bauerntochter Ahnherr der Grafen von A. wurde, starb vor dem Vater, daher diesem 1747 der zweite Sohn Leopold Maximilian in der Regierung folgte. Er starb schon 1751. Sein Sohn und Nachfolger Leopold Friedrich Franz, der zuerst unter der Vormundschaft seines Oheims, des Fürsten Dietrich, stand, ist der Gründer des Wohlstandes seines Landes geworden. Während seiner Regierung fiel A.-Zerbst an die Dessauische Linie. Er starb 1817 und hatte seinen Enkel Leopold Friedrich zum Nachfolger. Unter ihm blieb Dessau von den Bewegungen des Jahres 1848 nicht unberührt. Von Volksversammlungen aus ergingen Petitionen an die Regierung, welche, von besondern auf speciell anhalt-dessauische Verhältnisse bezüglichen Wünschen abgesehen, mit den von Seiten der Liberalen in den übrigen deutschen Staaten erhobenen im wesentlichen übereinstimmten. Nach einigem Sträuben gab die Regierung nach

und suchte durch Berufung eines volksthümlichen Ministeriums Habicht-Köppe Herr der Bewegung zu bleiben. Die vom 29. Okt. datirende Verfassungsurkunde verkündigte eine »demokratisch-monarchische« Regierungsform, ein Ausgehen aller Gewalten vom Volke, Abschaffung des Adels ꝛc. Aber 1849 trat vornehmlich infolge preußischen Einflusses auch hier eine Reaktion ein, deren Repräsentant das 11. Juli 1849 berufene Ministerium Plötz war. Dieses drang auf Abänderung der Verfassung, und obwohl die Majorität des Landtags die Mehrzahl der ministeriellen Propositionen genehmigte, so kam doch eine Einigung nicht zu Stande. Unter diesen Umständen schritt das Ministerium 12. Nov. zur Auflösung sowohl des vereinigten Landtags, wie der beiden Sonderlandtage in Dessau und Köthen. Da die neuberufenen Landtage sich den Wünschen der Regierung nicht fügsamer zeigten, so wurden auch sie nach kurzer Thätigkeit aufgelöst, und 4. Nov. erfolgte die Aufhebung der Verfassung vom 29. Okt. 1848, sowie die Aufhebung der Verordnungen über die Verantwortlichkeit der Minister. Eine vom Herzog zur Regelung der Verfassungsangelegenheiten ernannte Kommission legte April 1852 dem Herzog von A.-Dessau als dem Senior des Hauses den Entwurf einer neuen landständischen Verfassung für ganz A. vor, gegen welchen jedoch der engere Ausschuß der alten Landschaft des gesammten Herzogthums, besonders die Ritterschaft von Bernburg und Köthen, 1853 beim Bundestag Protest erhob. Am 5. Febr. 1853 wurde der Vertrag wegen völligen Anfalls des Herzogthums A.-Köthen an das Herzogthum A.-Dessau ratificirt. Die auf diese Weise durch ein Patent 22. Mai 1853 zu einem Staat vereinigten Herzogthümer hießen von nun ab A.-Dessau-Köthen. Auf von Seiten des Bundes 1854 ergangene Aufforderung setzten sich die Regierungen von Dessau und Bernburg mit den noch vorhandenen Mitgliedern der anhaltischen Gesammtlandschaft in Einvernehmen, dessen Resultat die auch von dem Bernburger Landtage angenommene, 1. Okt. 1859 in Kraft gesetzte Landschaftsordnung für ganz A. war. Dieselbe ist im ganzen feudalständischer Beschaffenheit und bindet die Regierung, abgesehen von den finanziellen Fragen, eigentlich nur an einen Beirath der Stände, die nur hinsichtlich des Budgets selbständiger vorgehen dürfen. Im Februar 1861 richteten die Stadtverordneten von Köthen eine Petition um Reaktivirung der in nichtgesetzlicher Weise beseitigten Verfassung von 1848 an den Landtag, und als dieselbe nicht die von der Geschäftsordnung vorgeschriebene Unterstützung fand, wendeten sich die Stadtverordneten mit demselben Gesuch an die Bundesversammlung. Selbst die konservative Partei richtete kurze Zeit danach die Bitte an den Herzog, einen Landtag nach dem Wahlgesetz vom 24. Febr. 1841 einzuberufen. Aber dieser wies dieselbe entschieden ab, und auch die Bundesversammlung lehnte 18. Juli die Petition der Köthener Stadtverordneten ab. Am 26. Nov. 1863 ward der erste Landtag für das vereinigte Herzogthum eröffnet. Die behufs der Verschmelzung Bernburgs mit Dessau-Köthen von der Regierung verfügten Maßregeln gaben zu einem neuen Konflikt Veranlassung, indem es die Regierung principiell ablehnte, an mehr als einen Beirath der Stände gebunden zu sein. Mit Preußen durch eine Militärkonvention verbunden, stand A. bei dem Bundesbeschluß 14. Juni 1866 auf Seiten dieser Macht; doch nahmen die anhaltischen Truppen, als Bestandtheil der Reserve, an der eigentlichen Aktion keinen Antheil. Im Innern dauerte inzwischen die Spannung fort. Als die Stände im März eine principielle Umgestaltung der Landschaftsordnung und wesentliche Erweiterung ihrer Kompetenz begehrten, lehnte die Regierung dies rundweg ab. Nach den Ereignissen von 1866 trat die das Domanialvermögen betreffende Frage in den Vordergrund, indem das herzogl. Haus bestrebt war, eine Vereinbarung mit der Landesvertretung dahin zu treffen, daß das gesammte Stammgut nebst den von den anhalt. Fürsten im Laufe der Zeit gemachten Erwerbungen als Privateigenthum des herzogl. Hauses anerkannt werde, wogegen dieses einen Theil der Landesschuld übernehmen und eine bestimmte jährliche Summe zur Bestreitung der Staatsausgaben beitragen solle. Die Landesvertretung wies die hierauf bezügliche Vorlage, als dem Interesse des Landes nachtheilig, beharrlich zurück, und erst 1872 kam die Auseinandersetzung des herzogl. Hauses mit dem Lande in Betreff des Domanialbesitzes zu Stande. Auf Herzog Leopold Friedrich folgte 22. Mai 1871 sein Sohn Leopold Friedrich (geb. 29. April 1831).

A.-Bernburg. Christian I. (gest. 1630), der Stifter der jüngern Bernburgischen Linie, ward 1620 als Anhänger Friedrichs V. von der Pfalz und dessen Statthalter von Prag geächtet und mußte sein Land meiden, bis er durch Vermittelung der Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg vom Kaiser begnadigt ward. Ihm folgten 1630 seine Söhne Christian II. (gest. 1656) und Friedrich (gest. 1670), von denen letzterer bei der Theilung 1635 Harzgerode nebst dem sogen. Harzbezirk erhielt und Stifter der Linie Bernburg-Harzgerode wurde. Mit seinem Sohn Wilhelm erlosch 1709 die Linie Bernburg-Harzgerode wieder, und ihre Besitzungen fielen an Bernburg zurück. Hier folgte auf Christian II. Victor Amadeus, der sein Land durch Ankauf adliger Güter vergrößerte und 1677 die Primogenitur einführte. Als er 1718 starb, erhob sich zwischen seinen beiden Söhnen Karl Friedrich und Lebrecht ein Streit über Harzgerode, der durch Oesterreichs Vermittelung dahin geschlichtet wurde, daß Karl Friedrich als der Erstgeborne Harzgerode erhalten, Lebrecht aber mit einer Abfindungssumme von 18,000 Thlr. und dem Amte Hoym und einigen andern Gütern, diese wie jenes unter der Landeshoheit Bernburgs, entschädigt werden sollte. So wurde Lebrecht der Stifter der Nebenlinie Bernburg-Hoym, welche sich später, nachdem sie die Herrschaften Schaumburg und Holzapfel im Nassauischen erworben, A.-Bernburg-Schaumburg-Hoym nannte und 1812 erlosch, worauf die anhaltischen Besitzungen derselben an die Hauptlinie Bernburg zurückfielen. Die Hauptlinie Bernburg wurde von Victor Amadeus' ältestem Sohn, Karl Friedrich (1718—21), fortgepflanzt. Ihm folgte sein Sohn Victor Friedrich (1721—65), diesem Friedrich Albrecht (1765—96), der wie sein Vater das Wohl des Landes sich sehr angelegen sein ließ. Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers Alexius Friedrich Christian (1796—1834) wurden die Bernburgischen Lande durch den Anfall des dritten Theils von Zerbst vergrößert Bei der körperlichen und geistigen Schwäche seines Sohnes und Nachfolgers Karl Alexander (1834—63) hatte er demselben einen geheimen Konferenzrath zur Seite und an die Spitze

der Geschäfte gestellt. Diese Behörde besaß aber schon vor 1848 keine Sympathien im Volke. Die trotz dem Dunkel, das über den Finanzverhältnissen schwebte, nicht ganz zu verbergende stete Verschlimmerung derselben, das mittelalterliche Justizwesen, offenkundiger Nepotismus und manche andere Uebelstände ließen auch die vielen guten Einrichtungen, die man der Regierung verdankte, nicht zur vollen Anerkennung kommen. Im März 1848 glaubte der Konferenzrath am klügsten zu handeln, wenn er selbst den Wünschen des Volks entgegenkäme, und erließ in diesem Sinne (14. März) eine Proklamation, wodurch das bernburgische Volk zur Darlegung seiner Bitten und Wünsche aufgefordert wurde. Da die massenhaft andrängenden Petitionen und Beschwerden sich nicht in dem von dem Konferenzrath gewünschten bescheidenen Maße hielten, so suchte letzterer sein Heil im Temporisiren, und erst, als sich die Mißstimmung des Volks über die Thatsache, daß A.-Bernburg der einzige deutsche Staat mit einer schlechthin unverantwortlichen Regierung war, immer lauter und energischer aussprach, erschien 3. Mai eine provisorische Verordnung, wonach der Konferenzrath selbst in die Stellung eines konstitutionellen verantwortlichen Ministeriums, der künftigen Ständeversammlung gegenüber, eintrat. Am 5. Juli erschien der langersehnte Verfassungsentwurf, auf Grund dessen der Zusammentritt der Volksvertreter auf den 31. Juli festgesetzt wurde. Als aber die Verfassung (31. Okt.) zu Stande gekommen war und dem Herzog zur Sanktion übergeben werden sollte, ertheilte dieser von Quedlinburg aus, wohin er sich begeben, den Bescheid, daß er bei der Wichtigkeit der Sache und den dabei konkurrirenden Interessen des Landes, des herzoglichen Hauses und der Agnaten sich nicht bewogen finden könne, sofort auf eine Erörterung des Verfassungsentwurfs einzugehen, sondern denselben erst einer sorgfältigen Prüfung unterwerfen müsse. Zugleich erfolgte die Entlassung des bisherigen Ministeriums und die Ernennung v. Krosigks zum interimistischen Staatsminister. Der Landtag wandte sich darauf an den Erzherzog-Reichsverweser um Sendung eines Reichskommissärs. Als solcher kam (16. Nov.) der Appellationsgerichtsrath v. Ammon aus Köln, worauf auch der Herzog nach Ballenstedt zurückkehrte. Am 29. Nov. faßte der Landtag mit 18 Stimmen gegen eine den Beschluß, daß wegen der eigenthümlichen Verhältnisse in der herzoglichen Familie der Herzog von A.-Dessau die Regentschaft des Landes, dessen Selbständigkeit unbeschadet, übernehmen und sofort die Verfassung sanktioniren solle. Inzwischen erhob auch in A.-Bernburg die Reaktion das Haupt immer kühner, und obwohl der Landtag gegen seine etwaige Auflösung im voraus Protest einlegte, so erfolgte doch 14. Dec. die Auflösung desselben und zugleich wurde eine oktroyirte Verfassung promulgirt, deren Revision dem nächsten ordentlichen Landtag vorbehalten wurde. Als die Wahlen zu diesem letztern, die auf den 18. Febr. 1849 angesetzt waren, ein für das Ministerium ungünstiges Resultat brachten und dieses aus eigener Machtvollkommenheit eine Wahl für ungültig erklärt und eine Neuwahl anordnete, gab dieses Verfahren Veranlassung zu einem blutigen Zusammenstoß 16. März in Bernburg. Die bernburgische Regierung war die erste, die sich 9. Juni von der Reichsverfassung lossagte und dem Dreikönigsbündnis anschloß. Die Revision der oktroyirten Verfassung war Ende Februar 1850 beendet, und am 15. Mai wurde letztere zugleich mit einem neuen Wahlgesetz und einer Gemeinde- und Kreisordnung publicirt. Der im Juli einberufene außerordentliche Landtag gerieth mit der Regierung wieder in Konflikt u. wurde deshalb 1. Sept. aufgelöst. Nachdem auf Grund des Bundesbeschlusses vom 23. Aug. 1851 eine weitere Revision der Verfassung vorgenommen worden war, nahm 25. Okt. 1856 der Landtag die von den zwei anhaltischen Regierungen gemeinsam festgestellte Vorlage in Betreff der vom Bundestag aus empfohlenen Gesammtverfassung der anhaltischen Lande an und beschloß damit seine Sonderexistenz. Aber noch waren die Gemüther nicht beruhigt. Namentlich hegte man gegen den frühern preußischen Regierungsrath v. Schätzell, welcher 1851 als Minister in bernburgische Dienste getreten war, den Argwohn, daß er Domänen des Staats den Allodialgütern des herzoglichen Hauses einverleibe und die Rechte des Landes zum Besten der 1855 zur Mitregentin ernannten Gemahlin des Herzogs, Friederike, einer gebornen Prinzessin von Holstein-Glücksburg, und der Schwester derselben, der Prinzessin Luise von Preußen, benachtheilige, um bei dem voraussichtlichen Erlöschen der Linie den an jene Allodialerbinnen fallenden Nachlaß des Herzogs zu vermehren. Petitionen um Entfernung Schätzells und Sonderung des Staatsguts vom Allodium fanden kein Gehör. Als Herzog Alexander Karl 19. Aug. 1863 starb, ohne Erben zu hinterlassen, fiel das Land kraft des Erbvertrags von 1665 an A.-Dessau-Köthen, dessen Herzog Leopold Friedrich 30. Aug. den Titel eines »Herzogs von Anhalt« annahm.

A.-Köthen. Als Ludwig, der Stifter der Linie A.-Köthen, einer der Gründer der Fruchtbringenden Gesellschaft, 1650 starb, hatte er seinen unmündigen Sohn Wilhelm Ludwig zum Nachfolger. Nach dessen kinderlosem Absterben 1665 fiel das Land an die Söhne des bei der Theilung abgefundenen dritten Sohnes Joachim Ernsts, des Prinzen August, Leberecht und Emanuel. Leberecht starb schon 1669 kinderlos, Emanuel 1670, und diesem folgte sein nachgeborner Sohn Emanuel Leberecht, der aber erst 1692 die Regierung antrat. Er gestattete den Lutheranern freie Religionsübung im Lande und wurde deshalb und wegen seiner Vermählung mit Gisela Agnes von Rathen in viele Streitigkeiten verwickelt. Er starb schon 1704 und hatte seine Söhne Leopold (gest. 1728) und August Ludwig (gest. 1755) zu Erben. Des letztern Sohn und Nachfolger, Karl Georg Leberecht, kaiserlicher Feldmarschall, fiel im Kriege gegen die Türken zu Semlin 1789. Im folgte sein Sohn August Christian Friedrich, der ebenfalls kaiserlicher Feldmarschall war. Ein großer Verehrer Napoleons, suchte er seit 1810 in seinem Ländchen alles auf französischem Fuß einzurichten. Er theilte dasselbe in zwei Departements, kreïrte einen Staatsrath, führte den Code Napoléon ein und stiftete 1811 einen Verdienstorden. Alle diese Schöpfungen waren von ephemerem Bestande und hörten bei seinem Tode (1812) wieder auf. Sein Nachfolger war der unmündige Sohn seines Bruders Ludwig, mit dem 1818 die Linie erlosch. Seine ungeregelte Finanzwirtschaft, Soldatenspielerei und Jagdleidenschaft hatten die Schulden des Landes auf 2 Mill. Thlr. gesteigert, was zur Folge hatte, daß unter Vermittelung Kursachsens die Finanzverwaltung der Hauptsache nach unter ständische Leitung gestellt ward. Das Land fiel darauf

an Ferdinand, einen Sprößling der Linie A.-Köthen-Pleß. Diese war von dem Vater des eben erwähnten Ferdinand Friedrich Erdmann, dem zweiten Sohne des Herzogs August Ludwig, nach Erwerbung der Herrschaft Pleß in Oberschlesien 1765 als Sekundogenitur gestiftet worden. Ferdinand trat 1825 nebst seiner Gemahlin in Paris zur katholischen Kirche über und führte die Barmherzigen Brüder und die Jesuiten in Köthen ein. Ihm folgte 1830 sein Bruder Heinrich, der bisher die Sekundogenitur A.-Köthen-Pleß inne gehabt hatte. Diese ging nun wieder auf den jüngern Bruder Ludwig über, welcher aber selbst 1842 kinderlos starb. Der Herzog Heinrich trat hierauf das Fürstenthum Pleß 16. Febr. 1846 dem nächsten Fideikommißerben, dem Grafen von Hochberg-Fürstenstein, gegen eine lebenslängliche Rente von 30,000 Thlr. ab. Die völlige Zerrüttung der finanziellen Angelegenheiten des Herzogthums, welche 1845 an den Tag kam (die Staatsschuld bezifferte sich auf 4,323,249 Thlr.), ist ihm nicht zur Last zu legen, sondern datirte aus frühern Zeiten. Die Agnaten und Preußen nahmen sich der Sache an, und einem preußischen Beamten, der in köthen'sche Dienste trat, v. Goßler, gelang es, wenigstens finanzielle Ordnung einzuführen, wie er sich auch als Minister Vertrauen im Lande erwarb. Der Herzog starb ohne Leibeserben 23. Nov. 1847, worauf der Herzog von A.-Dessau als Senior für die beiden andern Linien von A.-Köthen Besitz ergriff und es auf Grund des 5. Febr. 1853 abgeschlossenen Vertrags mit A.-Dessau vereinigte. Vgl. Siebigk, Das Herzogthum A. historisch, geographisch und statistisch dargestellt (Dessau 1867); Beckmann, Historie des Fürstenthums A. (Zerbst 1710); Stenzel, Handbuch der anhaltischen Geschichte (Dessau 1820); G. Krause, Urkunden, Aktenstücke und Briefe zur Geschichte der anhaltischen Lande und ihrer Fürsten unter dem Drucke des Dreißigjährigen Kriegs (Leipz. 1862—1866, 5 Bde.).

Anheliren (lat.), keuchen; Anhelation, das Keuchen.

Anholt, 1) dänisches Eiland im Kattegat, von 55 QKilom. (1 QM.) Areal, ist größtentheils mit Flugsand bedeckt und von gefährlichen Sandbänken umgeben, hat einen Leuchtthurm und 250 Einw., meist Schiffer und Fischer. — 2) Ehemals reichsunmittelbare, dem Fürsten von Salm-Salm gehörende Herrschaft im preuß. Regierungsbezirk Münster, fiel 1644 durch Schenkung dem Hause Salm zu, wurde 1800 zur Batavischen Republik (Gelderland) geschlagen und steht seit 1815 unter preuß. Oberhoheit. Der Hauptort A., bei Bocholt, an der Alten Yssel, mit 1930 Einw., ist Residenz des Fürsten.

Anhydride (v. griech. anydria, Wasserlosigkeit), in der Chemie Verbindungen, welche aus Hydraten, Säuren oder Basen durch Wasserverlust entstehen und durch Wasseraufnahme in dieselben übergehen. Die Metalloxyde sind die A. der Metallhydroxyde oder Metalloxydhydrate. Aus Calciumoxydhydrat $Ca(OH)_2$ wird durch Erhitzen Calciumoxyd $CaO+H_2O$, aus Kaliumoxydhydrat $2KOH$ wird Kaliumoxyd K_2O+H_2O. Ebenso geben die Säuren A., und bei den organischen Säuren ist die Anhydridbildung in der Weise aufzufassen, daß an die Stelle des durch Metall vertretbaren Wasserstoffs der Säuren ein Säureradikal tritt. Aus Essigsäure $C_2H_3O.OH$ entsteht z. B. das Essigsäureanhydrid $C_2H_3O.O.C_2H_3O$, doch kann statt des Radikals der Essigsäure auch das Radikal einer andern Säure an die Stelle des Wasserstoffs treten, wodurch ein gemischtes Anhydrid entsteht. Die A. haben den Charakter der Säuren oder Basen vollständig verloren, gehen aber bei Berührung mit Wasser oft sehr leicht wieder in solche über. Verbindungen, welche die Gruppe OH mehrmals enthalten, können unter Umständen unvollständige A., sogen. Anhydroxyde, bilden. Neben Eisenoxydhydrat $Fe_2H_6O_6$ und Eisenoxyd Fe_2O_3 besteht noch Goethit $Fe_2H_2O_4$ und Brauneisenstein $Fe_4H_6O_9$.

Anhydrit (v. griech. anydria, Wasserlosigkeit, Karstenit, Muriacit), im Gegensatz zum Gips wasserfreier schwefelsaurer Kalk, krystallisirt rhombisch. Gute Krystalle sind selten, doch zeigt er häufig eine großblätterige, rechtwinklige, ungleichwerthige Spaltbarkeit. Der vollkommenste Blätterbruch mit Perlmutterglanz entspricht der Längsfläche, der zweite, mit Glasglanz, der Geradendfläche, der dritte, matt und weniger vollkommen, der Querfläche. An den Krystallen sind dieselben Flächen gewöhnlich vorherrschend, untergeordnet erscheint ein rhombisches Prisma und mehrere Pyramiden. An den im Kieserit von Staßfurt eingewachsenen Krystallen ist ein stark gestreiftes Brachydoma vorherrschend. Am häufigsten ist der mikrokrystallinisch körnige oder dichte A., der in Wieliczka und Bochnia als solcher das Steinsalz und den Salzthon in eigenthümlichen Windungen (Gekrösestein) durchzieht. In der Härte steht der A. zwischen Kalk- und Flußspat, das spec. Gew. beträgt 2,8—3,0. Er ist gewöhnlich weiß, selten bläulich oder röthlich gefärbt. — Der A. findet sich in großen, meist unregelmäßig ausgedehnten Massen mit Gips und Steinsalz in den Salzgebirgen verschiedener Formationen, namentlich der Dyas, Trias und dem Tertiär eingelagert. Im Verhältnis zum Gips bildet er gewöhnlich die untern oder innern Kernmassen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der meiste Gips in der Natur aus A. durch Aufnahme von Wasser hervorgegangen ist. Hierbei wurde das Volumen bedeutend vergrößert, und das Gestein übte daher einen sehr heftigen Krystallisationsdruck auf die Umgebung aus, woraus sich die Störungen im Schichtenbau erklären, die man meistens in der Nähe von Gipslagern beobachtet. Ueber die Bildungsweise des natürlichen Anhydrits war man lange Zeit im Unklaren. Unter Anwendung von Schmelzfluß läßt sich auf mannigfache Weise krystallisirter A. erhalten, doch widerspricht das geognostische Vorkommen einer plutonischen Bildungsweise. Aus einer Lösung von schwefelsaurem Kalk in Wasser wird unter gewöhnlichen Verhältnissen Gips und kein A. abgeschieden. Bei stärkerem Druck bildet sich aber wasserarmer schwefelsaurer Kalk, wie manche Kesselsteine darthun. Als Hoppe-Seyler Gips mit gesättigter Kochsalzlösung und überschüssigem Kochsalz in zugeschmolzenen Glasröhren erhitzte, bildeten sich schon bei 120—130° C. Anhydritkrystalle; bei gewöhnlicher Temperatur wird aus derselben Lösung Gips abgeschieden. Es scheint also bei niederer Temperatur der schwefelsaure Kalk der Kochsalzlösung, bei höherer Temperatur die Kochsalzlösung dem Gips das Wasser zu entziehen. Uebrigens ist auch mancher Gips in der Natur durch Umwandlung aus kohlensaurem Kalk entstanden (s. Gips). Der körnige A. wird vielfach zu Statuetten und Ornamenten verarbeitet; pulverisirt und gebrannt, nimmt er zwar Wasser auf, erhärtet aber nicht zur einheitlichen

Masse wie gebrannter Gips, kann also diesen nicht ersetzen.

Anhydroxyde, s. Anhydride.

Ani, Ruinenstadt im asiatisch-russ. Gouvernement Eriwan, Distrikt Alexandropol, 1338 Meter ü. M., am Arpatschai zwischen hohen Felswänden gelegen, welche, voller Höhlen und Grotten, vormals eine bewohnte troglodytische Stadt bildeten. A. war im 5. Jahrh. noch ein kleines Fort, ward dann 961 Residenz der Bagratiden, als solche erweitert, befestigt und mit Palästen und Kirchen geziert und gehörte bald zu den prächtigsten Herrschersitzen Vorderasiens. Nach der Sage zählte es 100,000 Häuser und 1001 Kirchen. Nachdem die Stadt schon 1040 von den Byzantinern erobert worden, fiel sie später den Seldschukken, dann den kurdischen Beni Schebda in die Hände und wurde von 1125—1209 fünfmal von den Georgiern erobert. Durch solche Stürme bereits um ihren Glanz gebracht, wurde sie 1313 durch ein Erdbeben völlig verwüstet. Ihre vormalige Größe bezeugen jetzt nur noch ihre Ruinen, welche einen Raum von 5,5 Kilom. im Umkreis bedecken und von russischen Archäologen einer genauern Untersuchung gewürdigt worden sind. Vgl. Brosset, Les ruines d'A. (Petersb. 1860—61, 2 Bde.).

Anicet-Bourgeois (spr. -ssé-burschŏă), Auguste, routinirter franz. Theaterdichter, geb. 25. Dec. 1806 zu Paris, genoß als der Sohn armer Eltern eine sehr dürftige Erziehung und trat 1821 als Schreiber bei einem Pariser Sachwalter ein. Hier hatte er zu Kollegen Leon Pillet, Alph. Royer, Leon de Wailly und Lesourd Tardieu, die bereits alle heimlich für die Bühne schrieben und von denen jeder sich später einen Namen in der literar. Welt Frankreichs erworben hat. A. folgte ihrem Beispiele und brachte 1825, kaum 19 Jahre alt, sein erstes Stück, das Melodrama: »Gustave, ou le Néapolitain«, auf dem Theater Gaîté mit Erfolg zur Aufführung, was ihn in den Stand setzte, sich nun ganz der Bühnenschriftstellerei zu widmen. In der Melodramendichtung, die er seitdem eifrig anbaute, blieb er lange Zeit ohne Rivalen; doch auch in den andern Gattungen der dramat. Dichtung versuchte er sein erfinderisches und gewandt gestaltendes Talent. Er schrieb Volksstücke im gröbern Stil, Lustspiele, Vaudevilles, Texte zu komischen Opern, ernste Dramen in allen Ton- und Spielarten, Tragödien und selbst Gedichte, von denen besonders eine auf dem Theater Ambigu-Comique 1831 gesungene Kantate: »L'Européenne« zu erwähnen ist. Seine Stoffe entlehnte A. zum Theil aus der unmittelbaren Gegenwart. Ausgestattet mit einer außerordentlich schnellen Konception und erstaunlichen Fruchtbarkeit, lieferte er etwa 200 Werke, worunter über 100 in 3, 4 und 5 Akten, allerdings nicht ohne Beihülfe von Mitarbeitern, welche das von ihm Entworfene im einzelnen ausführten. Unter ihnen verdienen namentlich Vict. Ducange, Lockroy, Villeneuve und Brisebarre Erwähnung. Umgekehrt aber war A. der Verfasser mehrerer der besten Stücke, welche den Namen Alex. Dumas' tragen, namentlich der Dramen »Térésa«, »Angèle« und »Catherine Howard« (vgl. Bartling, A. Dumas der Aeltere und seine Schriften, in »Unsere Zeit«, 1871, Bd. 7). In den letzten Jahren seines Lebens sank A. immer tiefer, indem er fast nur noch Féerien oder vielmehr den Text zu glänzend hergerichteten Ausstattungs- und Paradestücken schrieb. Er war lange Jahre Mitglied und Vicepräsident der Kommission dramatischer Autoren. 1848 gründete er das »Comité central des Lettres et des Arts«, dessen Präsident er wurde. A. starb 18. Jan. 1871 zu Pau. Von den Stücken, die er für die verschiedenen Theater schrieb, haben sich bis in die letzte Zeit auf dem Repertoire erhalten: die Lustspiele »Le mari de la veuve« (mit A. Dumas), »Les petites lâchetés«, »Le premier coup de canif«, »La vie en partie double«, »J'enlève ma femme«; die Vaudevilles »Pourquoi?«, »Passé minuit«, »La joie de la maison«, »Les trois épiciers«, »Le maître d'école«, »La petite Fadette«, »La savonnette impériale«, »La fiole de Cagliostro«, »Pascal et Chambord«, »L'avare en gants jaunes«, »Cotillon III«; ferner die Dramen »La Vénitienne« (mit A. Dumas), »La nonne sanglante«, »La pauvre fille«, »La dame de Saint-Tropez«, »Le docteur noir«, die alle mehr als hundert Aufführungen erlebten. Auf den Vorstadttheatern gibt man noch heute »Atar-Gull«, »Madeleine«, »Marianne«, »Marthe et Marie«, »Les Fugitifs«, welches letztere Stück eine erschütternde Episode aus der großen indischen Militärrevolte darstellt und ungeheuern Erfolg hatte; ferner: »Le couvent de Tonnington«, »Stella«, »La Mendiante«, »L'aveugle«, »Le fou par amour«, »Les pirates de la Savane«, »La fille des chiffonniers«, das über 250mal aufgeführte Drama »Lartude« und »Médecin des enfants«, in welchem der Schauspieler Laferrière 120mal ohne Unterbrechung auftrat.

Anicētus, röm. Papst, folgte 157 auf Pius I., starb 168 als Märtyrer. Unter ihm begann zwischen der morgen- und abendländischen Kirche der Streit über die Feier des Osterfestes, welches erstere zugleich mit den Juden feierte. A. hatte auch viel mit der gnostischen Sekte der Valentinianer zu kämpfen.

Anich, Peter, Mathematiker und Geograph, geb. 22. Febr. 1723 zu Oberpfuß bei Innsbruck, trieb bis in sein 28. Jahr Landwirtschaft und zog dann nach Innsbruck, wo er bei den Jesuiten Mathematik und Astronomie studirte. Sein erstes Werk war die Anfertigung einer astronomischen Himmelskugel, welche allgemeines Erstaunen erregte. Vom Wiener Hof unterstützt, verfertigte er darauf 1759 einen großen Erdglobus und 1760 seine Karte des südlichen Tirols, welcher die des nördlichen Tirols 1763 folgte. A. starb zu Innsbruck 1. Sept. 1766. Seine Karte von Tirol, ein Meisterwerk (1774 in 21 Blättern erschienen), ist jetzt sehr selten.

Anidrōsis (griech.), Schweißlosigkeit.

Anīl (lat.), altweibermäßig; Anilität, solches Wesen, Thun.

Anilein, s. Anilin.

Anilīn (Phenylamin, Amidobenzol, Krystallin, Kyanol, Benzidam) $C_6H_5.NH_2$, eine organische Base, findet sich im Theer der Steinkohlen (0,3—0,5 Proc.), des Torfs und der Knochen, entsteht bei der Destillation des Indigo's (daher der Name A. vom portugies. Anil, d. i. Indigo) für sich oder mit kaustischen Alkalien, bei der Reduktion des Nitrobenzols $C_6H_5.NO_2$ &c. Aus dem schweren Steinkohlentheeröl kann man das A. mit Salzsäure ausziehen und durch Destillation der Lösung mit Kalkmilch abscheiden; man muß es dann aber noch vom Ammoniak und von andern Theerbasen trennen. Industriell wird A. ausschließlich aus Nitrobenzol gewonnen, welches man durch Einwirkung von Salpetersäure auf Benzol (Benzin) erhält. Man mischt das Nitrobenzol in eisernen

Gefäßen mit Essigsäure, fügt Dreh- oder Feilspäne von Eisen hinzu und erhält eine feste oder halbfeste Masse von essigsaurem A. und essigsaurem Eisen. Das Eisen wirkt nämlich auf die Essigsäure, und unter Entwickelung von Wasserstoff entsteht essigsaures Eisenoxydul. Der Wasserstoff aber wirkt im Entstehungsmoment auf Nitrobenzol

$$C_6H_5.NO_2 + 6H = C_6H_5.NH_2 + 2H_2O$$

Nitrobenzol Anilin Wasser.

Auch das essigsaure Eisenoxydul wirkt reducirend und verwandelt sich in Eisenoxydsalz, aus diesem wird durch A. Eisenoxyd gefällt, die freigewordene Essigsäure wirkt wieder auf Eisen ꝛc. Statt der Essigsäure verwendet man auch Salzsäure, und außerdem kann Nitrobenzol durch Zinkstaub und Wasser, Schwefelammonium oder durch eine heiße Lösung von arseniger Säure in Natronlauge reducirt werden. Die wie angegeben erhaltene Masse wird für sich oder mit Kalk aus großen eisernen Cylindern destillirt und das Rohanilin rektificirt. Das gewonnene Produkt enthält stets noch Toluidin und Pseudotoluidin. Reines A. (aus Indigo oder reinem Benzol erhalten) ist ein farbloses Oel von aromatischem, honigähnlichem Geruch, scharfem, brennendem Geschmack und schädlicher Wirkung auf den Organismus, spec. Gew. 1,02 bei 16°, erstarrt bei —8°, löst sich sehr wenig in Wasser, mischt sich mit Alkohol, Aether, Schwefelkohlenstoff und mit Oelen, löst Schwefel, Phosphor, Kampher, Kolophonium, verflüchtigt sich schon bei gewöhnlicher Temperatur, siedet bei 182°, brennt mit leuchtender rußender Flamme, reagirt kaum alkalisch, fällt aber Eisenoxydul-, Eisenoxyd-, Zink- und Thonerdesalze. A. ist als Ammoniak NH_3 zu betrachten, in welchem 1 Atom Wasserstoff durch Phenyl C_6H_5 ersetzt ist; es verhält sich auch gegen Säuren wie wasserfreies Ammoniak und verbindet sich dem entsprechend mit Chlorwasserstoff, aber mit Sauerstoffsäuren nur bei Gegenwart von Wasser. Seine Salze sind farb- und geruchlos, krystallisiren gut (daher der Name Krystallin), sind in Wasser und Alkohol löslich und färben Fichtenholz intensiv gelb (Nachweisung von Holzfaser im Papier). A. färbt sich an der Luft und verharzt, durch Chlorkalk wird es vergänglich violett (daher der Name Kyanol), durch chromsaures Kali und Schwefelsäure vergänglich blau, durch Chlorkohlenstoff, Zinnchlorid, Arsensäure, Quecksilberchlorid ꝛc. violettroth in verschiedenen Nüancen. Salpetersäure färbt A. blau und verwandelt es beim Erhitzen in Pikrinsäure. Beim Erhitzen des Anilins mit dem Jodid oder Bromid eines Alkoholradikals, also z. B. mit Jodmethyl, entsteht das jodwasserstoffsaure Salz eines Anilins, in welchem 1 Atom Wasserstoff der Gruppe NH_2 durch das Alkoholradikal ersetzt ist. Die aus diesem Salze abgeschiedene Base vertauscht bei gleicher Behandlung das letzte Atom Wasserstoff der Gruppe NH_2 gegen Alkoholradikal, und der so gebildete Körper kann sich nochmals mit einem Jodid verbinden und liefert dann eine substituirte Ammoniumverbindung. Auf solche Weise entstehen z. B.

Methylanilin	$C_6H_5.NH.CH_3$
Methyläthylanilin	$C_6H_5.NCH_3.C_2H_5$
Triäthylphenylammoniumoxydhydrat	$C_6H_5.N(C_2H_5)_3.OH$.

Phenylanilin (Diphenylamin) $C_6H_5.NH.C_6H_5$ entsteht beim Erhitzen von A. mit einem Anilinsalz. Die wichtigsten Reaktionen sind aber diejenigen, welchen die *Anilinfarben* ihre Entstehung verdanken. Dieselеiten sich indeß nicht vom reinen A. ab und werden auch nicht aus solchem, sondern aus dem *Anilinöl*, einem Gemisch von A. mit Toluidin $C_7H_7.NH_2$ und Pseudotoluidin $C_7H_7.NH_2$ dargestellt. Für die Leichtigkeit, mit welcher die verschiedenen Anilinfarben aus diesem Material entstehen, ist das Mischungsverhältnis der genannten 3 Basen von Bedeutung, und es kommen deshalb verschiedene Anilinöle im Handel vor, welche leicht (180—195°) oder schwer (210—220°) sieden; letztere könnte man besser Toluidinöle nennen. Man erhält diese Oele aus Benzolen von verschiedenem Siedepunkt, d. h. aus »Benzolen«, welche in Wahrheit schwankende Gemische von Benzol, Toluol ꝛc. sind und durch fraktionirte Destillation aus Steinkohlentheer gewonnen werden.

Anilinroth, Fuchsin, Roseïn, Azaleïn, Magenta, Solferino ꝛc. Rother Farbestoff kann aus A. mittels sehr vieler Körper erzeugt werden; man hat Kohlenstoffsuperchlorid, Zinnchlorid, Eisen-, Kupfer-, Quecksilberchlorid, salpetersaures Quecksilberoxyd, Salpetersäure und Arsensäure angewandt u. braucht jetzt fast ausschließlich die letztere. Sie gibt beim Erhitzen mit A. eine bronzeglänzende Masse (Fuchsinschmelze), welche im wesentlichen das Arsensäure- und Arsenigsäuresalz einer neuen Base, des Rosanilins, ist. Aus der Lösung der Fuchsinschmelze in Salzsäure fällt Kochsalz salzsaures Rosanilin, welches durch Umkrystallisiren ꝛc. gereinigt wird. Die Bildung des Rosanilins verläuft nach folgender Gleichung:

$$C_6H_7N + 2C_7H_9N = C_{20}H_{19}N_3 + 6H$$

Anilin Toluidin Rosanilin.

Das durch Ammoniak gefällte reine Rosanilin ist farblos, krystallinisch, wenig löslich in Wasser, etwas leichter in Alkohol, färbt sich an der Luft schnell roth und bildet Salze mit 1 und mit 3 Molekülen Säure. Die einsäurigen Salze sind gut krystallisirbar, im durchfallenden Licht prachtvoll roth, im reflektirten metallisch grün, die dreisäurigen sind gelbbraun, leicht löslich und werden durch Wasser in freie Säure und einsäuriges Salz zerlegt. *Salzsaures Rosanilin* ist wenig löslich in Wasser, leichter in Alkohol, nicht in Aether, färbt noch 100 Millionen Theile Wasser deutlich roth und 1 Kilogr. genügt zum Färben von 200 Kilogr. Wolle. Man benutzt es als *Fuchsin* namentlich in Deutschland, Frankreich und in der Schweiz. *Essigsaures Rosanilin* ist leicht löslich in Wasser und Alkohol und wird besonders in England als *Roseïn* benutzt; das Salpetersäuresalz ist das *Azaleïn*. *Gerbsaures Rosanilin* ist in Wasser sehr schwer löslich; es wird häufig auf Geweben dargestellt, indem man diese mit Gerbsäure beizt und dann in schwach saure Rosanilinlösungen bringt, auch kommt es als Farblack in den Handel. Kaustische und kohlensaure Alkalien entfärben die Rosanilinsalze, aber Säure stellt die Farbe wieder her; Chlor färbt sie zuerst blau und zerstört sie dann, auch Chlorkalk wirkt zerstörend. Das käufliche Fuchsin ist nicht reines Rosanilinsalz, sondern enthält auch aus dem Pseudotoluidin gebildetes Pseudorosanilin, dessen Salze sich wie Rosanilinsalze verhalten. Die arsenhaltigen Abfälle bei der Fuchsinbereitung sind höchst lästig, man bemüht sich, sie wieder auf Arsensäure zu verarbeiten. In neuster Zeit ist es auch gelungen, Anilinroth ohne Arsensäure vortheilhaft darzustellen. Wasserstoffsuperoxyd entfärbt Fuchsinlösung, beim Erhitzen färbt sich die Flüssigkeit ponceaufarben und bildet dann das *Geranosin* oder *Anilinponceau*.

Durch successive Einwirkung von salpetriger Säure und Oxydationsmitteln auf hochsiedende Anilinöle entsteht ein Farbestoff, welcher als Safranin in den Handel kommt und als Surrogat für Saflor benutzt wird. Es ist das salzsaure Salz der Base $C_{21}H_{20}N_4$.

Anilinblau (Azulin, Azurin). Erhitzt man Rosanilinsalze mit A., so werden im Rosanilin $C_{20}H_{19}N_3$ der Reihe nach 3 Atome Wasserstoff durch C_6H_5 ersetzt. Es entsteht violettrothes Phenylrosanilin, blauviolettes Diphenylrosanilin und blaues Triphenylrosanilin $C_{20}H_{16}(C_6H_5)_3N_3$. Die Salze dieser Base, welche meist aus benzoësaurem oder essigsaurem Rosanilin und A. gewonnen und durch Behandeln mit Wasser gereinigt werden, bilden das Bleu de Lyon und Bleu de Paris. Die Base ist farblos, amorph, leicht veränderlich, das salzsaure Salz ist undeutlich krystallinisch, bräunlich blau, unlöslich in Wasser, schwer löslich in Alkohol mit prachtvoll blauer Farbe. Wenn Triphenylrosanilin mit koncentrirter Schwefelsäure behandelt wird, so entstehen Sulfosäuren, von denen die in Wasser lösliche Trisulfosäure als Bleu soluble in den Handel kommt. Das Natronsalz der Monosulfosäure ist das Nicholsonblau oder Alkaliblau. Wolle entzieht der Lösung desselben den Farbestoff und färbt sich blau, wenn sie darauf durch ein Säurebad gezogen wird. Erhitzt man Rosanilinsalz anstatt mit A. mit Toluidin, so entsteht Tritolylrosanilinsalz als braune, metallglänzende Masse, welche sich mit tiefer Indigofarbe in Alkohol löst, dies ist Toluidinblau. Sonst erzeugt man noch Anilinblau aus Rosanilin und Aldehyd, rohem Holzgeist, alkalischer Schellacklösung (Bleu de Mulhouse), bromirtem Terpentinöl, Isopropyljodid, Aethylenjodid, Jodaceton rc., durch Oxydation von Methylanilin, durch Einwirkung von Anderthalbchlorkohlenstoff auf Diphenylanilin rc. Ein Anilinblau, welches auch bei künstlichem Licht rein blau erscheint, heißt Bleu de lumière, Bleu de nuit, eine ins Violett schimmernde Nüance Bleu de Parme.

Anilinviolett (Anilinpurpur, Anileïn, Indisin, Phenameïn, Tyralin, Harmalin, Violin, Rosolan, Mauveïn) entsteht bei Einwirkung von chromsaurem Kali auf schwefelsaures A.; dem schwarzen Niederschlag werden durch leichtes Steinkohlentheeröl harzartige Stoffe, dann durch Alkohol der Farbestoff entzogen. Statt des Chromats kann auch Chlorkalk, chlorsaures Kali, Kupferchlorid, übermangansaures Kali, Kaliumeisencyanid rc. angewandt werden. Der Farbestoff ist ein Salz des Mauveïns $C_{26}H_{24}N_4$. Die Base ist krystallinisch, fast schwarz, in Alkohol mit violetter Farbe löslich, nicht in Aether und Benzol, bildet metallglänzende, in Wasser, leichter in Alkohol mit Purpurfarbe lösliche Salze, deren alkoholische Lösung durch Chlor entfärbt, durch Schwefelsäure wieder gefärbt, ebenso durch starke Reduktionsmittel entfärbt und durch Chlor wieder gefärbt wird. Mit A. erhitzt, gibt Mauveïn einen blauen Farbestoff, mit Bleisuperoxyd und Essigsäure Safranin. Ganz verschiedene violette Farbestoffe entstehen aus Rosanilin durch Methylirung, Aethylirung und Phenylirung. Beim Erhitzen von Rosanilin mit A. entsteht zuerst Phenylrosanilin $C_{20}H_{18}.C_6H_5.N_3$, dessen bronzeglänzende, in Alkohol, Holzgeist und Essigsäure lösliche Salze als Violet impérial rouge in den Handel kommen; bei weiterer Einwirkung entsteht Diphenylrosanilin $C_{20}H_{17}(C_6H_5)_2N_3$, Violet impérial bleu. Diese Farbestoffe werden als altes Violett, Violet nonpareil, von dem brillantern Neu- oder Jodviolett, Hofmanns Violett, Dahlia unterschieden. Letztere entstehen aus Rosanilin und Jodmethyl oder Jodäthyl. Trimethylrosanilin $C_{20}H_{16}(CH_3)_3N_3$ bildet gelb metallisch glänzende Salze, die in Alkohol, Holzgeist und verdünnten Säuren, zum Theil auch in Wasser löslich sind und wie die ähnlichen Salze des Triäthylrosanilins $C_{20}H_{16}(C_2H_5)_3N_3$ als Violet Hofmann angewandt werden. Eigenthümliche Verhältnisse ließen es wünschenswerth erscheinen, zu blauen und violetten Farbestoffen mit Umgehung des Rosanilins, resp. Fuchsins, zu gelangen. Man methylirte nun nicht das Rosanilin, sondern von vornherein das A., d. h. man behandelte das Anilinöl mit Jodmethyl (oder Jodäthyl), und unterwarf das so erhaltene Gemisch von Methylanilin und Methyltoluidin dem Fuchsinbildungsproceß. Dabei entsteht dann sofort methylirtes Rosanilin, Violet de Paris. Statt der Jodverbindungen benutzt man jetzt zur Darstellung aller dieser Farbestoffe meist die entsprechenden Bromverbindungen. Ein anderes Violett wird durch Erhitzen von Fuchsin auf 200—215° erhalten.

Anilingrün. Bei Behandlung des essigsauren Rosanilins mit Jodmethyl und Methylalkohol entsteht neben violettem auch ein grüner Farbestoff, welcher durch Wasser ausgezogen und aus der Lösung durch Pikrinsäure gefällt wird. Der Körper, welcher hierbei gebildet wird, ist eine Verbindung von Trimethylrosanilin mit 2 Molekülen Jodmethyl, also $C_{20}H_{16}(CH_3)_3N_3(CH_3J)_2$. Das pikrinsaure Salz der Base bildet grüne Prismen mit röthlichem Kupferglanz, ist unlöslich in Wasser, schwer löslich in siedendem Alkohol und kommt als Jodgrün zur Benutzung auf Baumwolle und Seide in den Handel. Die violetten Nebenprodukte sind Verbindungen des Trimethylrosanilins mit 1 und mit 3 Molekülen Jodmethyl. Ein anderes Anilingrün, Vert d'Usèbe, Aldehydgrün, entsteht bei Behandlung von schwefelsaurem Rosanilin mit Aldehyd und Erhitzen der homogenen Masse mit einer Lösung von unterschwefligsaurem Natron. Man benutzt die filtrirte Flüssigkeit unmittelbar als Färbebad oder fällt sie mit essigsaurem Natron oder Tannin. Chlorsaures Kali oder chlorige Säure gibt mit salzsaurem A. das Azurin oder Emeraldin, einen sehr beständigen, in Wasser, Alkohol, Säure und Alkalien unlöslichen grünen Niederschlag, welchen man direkt auf der Faser erzeugen kann.

Anilingelb, Anilinorange, Aurin wird aus dem harzartigen Nebenprodukt von der Rosanilinbereitung gewonnen. Aus der mit einem Dampfstrahl bereiteten Lösung fällt man das schwer lösliche salpetersaure Salz des Chrysanilins $C_{20}H_{17}N_3$. Diese Base ist amorph, gelb, fast unlöslich in Wasser, leicht löslich in Alkohol und färbt, wie auch ihre Salze, Seide und Wolle schön goldgelb. Andere gelbe Farbestoffe werden aus A. und Antimonsäure, sowie aus salpetriger Säure und alkoholischer Rosanilinlösung erhalten. Der durch letztere Reaktion gewonnene Farbestoff, das Zinalin, ist zinnoberroth, unlöslich in kaltem Wasser, löslich in Alkohol, Aether, Alkalien und Säuren und verpufft beim Erhitzen.

Anilinbraun, Marron ist meist überhitzte Fuchsinschmelze, entsteht auch beim Erhitzen von Rosanilinviolett mit essigsaurem A. (Havanabraun), ist in Wasser, Alkohol und Essigsäure

löslich und dient unmittelbar zum Färben. Fuchsin mit salzsaurem A. erhitzt, gibt das **Bismarckbraun**.

Anilingrau entsteht durch Einwirkung von Aldehyd auf Anilinviolett, und bei Behandlung von salzsaurem A. mit rothem chromsauren Kali und schwefelsaurem Eisenoxydul in verdünnter Schwefelsäure gelöst (**Murein**).

Anilinschwarz, die einzige vollkommen echte Anilinfarbe, wird im Kattundruck direkt auf der Gewebsfaser erzeugt, indem man dieselbe mit einer Mischung von salzsaurem A., chlorsaurem Kali, Schwefelkupfer und Salmiak bedruckt und in einem feuchten warmen Raum der Luft aussetzt. Dies **Indigschwarz** ist vollkommen unlöslich, wird durch Säuren grün, durch Alkalien aber wieder schwarz und ist auf keine Weise von dem damit bedruckten Gewebe zu entfernen. Das **Lukasschwarz**, **Petersons Schwarz**, kommt als flüssige Masse in den Handel und bedarf zu seiner Fixirung nur noch einer schwachen Oxydation.

Anilinfarben finden sich in der Natur; die im Mittelmeer und an der portug. Küste lebende Molluskenspecies, Aplysia depilans *Gm.* (Seehase), sondert in einem unter ihrem Mantellappen liegenden blasenartigen Organ ein flüssiges Anilinroth und Anilinviolett ab, welches dem Thier als Vertheidigungswaffe dient, indem es, ausgespritzt, das Wasser trübt und vergiftet. Auch beim Roth- und Blauwerden der Speisen (»Blutendes Brod« 2c.), einem durch Vibrionen vermittelten Fäulnisproceß der Proteinkörper, bilden sich Anilinfarben. Die Anilinfarben sind an sich nicht giftig, wenn nicht, wie beim Jodgrün, die Säure, an welche die Base gebunden ist, giftig ist. Häufig enthalten die Farben aber Reste von den zu ihrer Bereitung benutzten giftigen Stoffen, z. B. arsenige Säure, Quecksilbersalze; auch werden wohl zur Erhöhung des Glanzes giftige Beizen, wie arsensaures Natron, angewandt, und unter solchen Umständen kann allerdings eine Vergiftung durch Anilinfarben herbeigeführt werden. A. wurde 1826 von Unverdorben aus Indigo erhalten und Krystallin genannt; Runge beschrieb es 1837 als Kyanol, welches er aus Steinkohlentheer gewonnen hatte; Fritzsche bereitete es 1840 durch Destillation von Indigo mit Kalihydrat; Zinin gewann 1842 sein Benzidam aus Nitrobenzol, worauf Hofmann 1843 die Identität aller 4 Körper nachwies. Die Bildung farbiger Produkte beobachtete zuerst Runge. Beißenhirz entdeckte 1853 die Entstehung eines blauen Farbestoffs beim Behandeln von A. mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure, aber Perkins brachte 1856 die erste nach demselben Verfahren bereitete Anilinfarbe (Mauveïn) in den Handel. 1858 entdeckte Hofmann bei der Einwirkung von Chlorkohlenstoff auf A. das Anilinroth. Verguin ersetzte den Chlorkohlenstoff durch Zinnchlorid und nahm mit Gebr. Renard, Färbern in Lyon, Patente in England und Frankreich auf die Darstellung von Fuchsin. Sie erwarben auch die von Girard und Delaire gemachte Erfindung der Fuchsinbereitung mittels Arsensäure, und seitdem ist die Fabrikation von Fuchsin in Frankreich durch die Société de la Fuchsine in Lyon monopolisirt. Hofmann erforschte die Natur der neuen Farbestoffe, erklärte die Bildung von Anilinblau aus Fuchsin und A. und entdeckte die mit Alkoholjodüren darstellbaren Farbestoffe. Die Anilinfarbenindustrie hat in kurzer Zeit eine außerordentliche Bedeutung gewonnen. Man konsumirte 1867: 1½ Mill., 1868: 2 Mill. und 1869: 3—3½ Mill. Pfd. Anilinöl, und zwar von letzterer Menge in Deutschland 2 Mill. und den Rest in der Schweiz, in England und Frankreich. Obwohl die Begründung der Anilinfarbenindustrie und ihre ersten wichtigsten Erfindungen auf englischem und französischem Boden stattfanden, betheiligte sich doch Deutschland gleich anfangs durch billige und gute Fabrikate an derselben und lief bald allen Mitbewerbern den Rang ab. Seine meist sehr bedeutenden Fabriken liegen hauptsächlich in Südwest- und Westdeutschland und betheiligen sich an der europ. Gesammtfabrikation, deren Werth 1872 mindestens 10 Mill. Thlr. betrug, mit ungefähr der Hälfte, indem sie selbst nach den einzig konkurrirenden Ländern, England, Frankreich und der Schweiz, in bedeutender Menge exportiren. Im Jahr 1867 producirte Deutschland 10,000, 1872 aber 25,000 Ctr. Anilinöl und mußte dazu noch 10,000 Ctr. importiren. In Frankreich ist dagegen, wesentlich infolge der Patentbeschränkungen, die Produktion bis auf etwa 10 Ctr. Farbestoff täglich herabgegangen. Bei weitem die größte Menge der Anilinfarben findet in der Färberei Verwendung. In der That sind die Vorzüge dieser Farbestoffe vor andern Pigmenten sehr bedeutend. An Glanz und Schönheit, sowie an Leichtigkeit der Färbeprocesse werden sie von kaum irgend einem andern Färbematerial erreicht, während zugleich ihr Preis ein so niedriger ist, daß bei ihrer eminenten Ausgiebigkeit nur wenige andere Stoffe damit konkurriren können. Am schönsten erscheinen die Anilinfarben auf Seide, durch welche sie ohne weiteres aus kalter Lösung fixirt werden; auch beherrschen gegenwärtig die Anilinfarben die Seidenfärberei vollständig. Wolle färbt sich in erwärmten Lösungen von Anilinfarben ebenso leicht wie Seide, aber ihre Verwendung beschränkt sich hier doch auf Kammwollgewebe für Frauenkleidung und auf Wollgarn. Am wenigsten eignen sich die Anilinfarben für Baumwolle, welche dieselbe nur nach vorhergegangener Beizung mit Albumin, Kaseïn, Gelatine oder Gerbsäure aufnimmt; immerhin hat der Zeugdruck mit den Anilinfarben einige prachtvollen Effekte erzielt. Leider werden alle diese Farbestoffe durch Licht sehr schnell zerstört, sie gehören in dieser Beziehung zu den vergänglichsten Pigmenten; durch starke Alkalien oder Säuren werden sie zwar entfärbt, aber beim Waschen erscheint die Farbe wieder; nur durch längere Behandlung mit verdünntem Ammoniak und sorgfältiges Auswaschen kann man sie ziemlich vollständig entfernen. Zur Papierfärberei benutzt man mit Alaun, Tannin, Seifen bereitete Farblacke; nicht unbedeutende Mengen von Anilinfarben werden auch zum Färben von Likören, Essig, Zuckerwaaren, Elfenbein, Horn, Leder 2c. verbraucht; für die Aquarellmalerei sind besondere Präparate dargestellt worden, aber zur Oelmalerei und zum Färben von Fetten sind die Anilinfarben nicht verwendbar. Auch in der Buchdruckerei werden die Anilinfarben vielfach zum Druck feiner Arbeiten verwandt (s. **Buchdruckfarben**). Vgl. **Kopp**, Examen des matières colorantes artificielles dérivées du goudron de houille (Zabern 1863, 2 Bde.); **Reimann**, Technologie des Anilins (Berl. 1866); **Krieg**, Theorie und praktische Anwendung von A. in der Färberei und Druckerei (3. Aufl. von Oppler, Berl. 1860); »Rapports du Jury international«, Th. 7 (Par. 1868); **M. Vogel**,

Entwickelung der Anilinindustrie (2. Aufl., Leipz. 1870); Bolley, Altes und Neues aus Farbenchemie und Färberei (Berl. 1868); Derselbe, Handbuch der chemischen Technologie, Bd. 5 (Braunschw. 1870); Beckers, Anilinfärberei (4. Aufl. von Reimann, Berl. 1871).

Anilinfarben, s. Anilin.

Anilleros (span., spr. -illjeh-, »Männer des Ringes«), politische Partei in Spanien während der Jahre 1820—23, welche unter Quiroga, Toreno, Arguelles die konstitutionelle Sache förderte, aber als 1821 Abgeordnete von Mejiko, Peru und Caraccas in die Cortes eintraten, auf Fortdauer einer gewissen Abhängigkeit der amerikanischen Kolonien vom Mutterlande drang und so den Riß zwischen beiden nur erweiterte.

Anĭma (lat.), Seele, Geist. A. mundi, die Weltseele, der Weltgeist. Anĭmam debet, »er ist seine Seele schuldig«, hat Leib und Seele verpfändet, lat. Sprichwort des Terenz von solchen, die tief verschuldet sind. Animarum dies, Allerseelentag.

Animadversiōn (lat.), Bemerkung; Ahndung, Rüge.

Anĭmal (lat.), beseeltes, belebtes Wesen, Thier; A. disputax, ein Streitsüchtiger (Streithammel); Animalĭen, thierische Stoffe, namentlich als Speise dienende; animālisch, thierisch, was aus dem Thierreich stammt, den Thieren eigenthümlich ist, im Gegensatz zu den Pflanzen und Mineralien, z. B. animalische Kost, animalisches Gift, animalische Wärme. Animalische Funktionen sind diejenigen Thätigkeiten, welche dem Thierleben eigenthümlich sind, also Empfindung, willkürliche Bewegung, Vorstellen und Denken, überhaupt die Nerventhätigkeiten. Ihnen gegenüber stehen die vegetativen Funktionen, welche der Ernährung und dem Wachsthum des Körpers vorstehen und auch den Pflanzen zukommen. Animalisches Bad, s. Bad. Animalisation, Verthierung; Umwandlung des Genossenen in thierischen Stoff. Animalität (Animalismus), das thier. Sein, namentlich im Gegensatz zum höhern, geistigen.

Animálculum (lat.), mikroskopisches Thierchen, namentlich Bezeichnung der vermeintlichen Samenthierchen (Spermatozoen).

Animāto (ital.), s. Animoso.

Anime (Flußharz), aus Einschnitten oder freiwillig ausfließendes Harz des westindischen Heuschreckenbaums Hymenaea Courbaril *L.*, bildet meist haselnußgroße, gelbliche oder röthlichweiße, außen weiß bestäubte, leicht zerbrechliche Stücke, riecht schwach aromatisch, erweicht beim Kauen, riecht beim Erhitzen angenehm aromatisch, löslich in Terpentinöl, Benzol und Ammoniak, nur theilweise in kaltem Alkohol, leicht in heißem Alkohol, dient zu Räucherungen, zur Lack- und Siegellackfabrikation, zu Pflastern, Ceraten 2c., ist aber nur wenig gebräuchlich.

Animebaum, s. Hymenaea.

Animiren (lat.), in lebhafte Aufregung bringen; anregen; Animation, Belebung, Beseelung.

Animismus (lat.), philosophisches und physiologisches System, nach welchem die denkende Seele Lebensprincip jeder Thätigkeit im Körper sein und demgemäß ebensowohl ohne Bewußtsein das Wachsthum des Körpers bewirken, wie mit Bewußtsein Schlüsse bilden soll. Hauptvertreter dieses Systems war G. E. Stahl, dessen Anhänger daher Animisten genannt wurden.

Anĭmo deliberāto (lat.), mit gehöriger Ueberlegung, mit gutem Vorbedacht.

Animōs (lat.), leidenschaftlich erregt, aufgebracht; Animosität, solche Stimmung.

Animōso (animāto, ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: »beseelt, belebt, beherzt«, erfordert je nach dem Charakter des betreffenden Stückes einen mehr oder weniger muntern und bestimmt accentuirten Ausdruck.

Animuccia (spr. -mútscha), Giovanni, italienischer Kirchenkomponist, geb. 1490 oder 1500 zu Florenz, war seit 1555 Kapellmeister an St. Peter im Vatikan und starb zu Rom 1571, worauf Paläſtrina, der von 1551—54 sein Vorgänger in jenem Amte gewesen war, wiederum sein Nachfolger wurde. A. gehört zu den ältesten und hervorragendsten Meistern der röm. Schule, welche berufen war, den zu einem Formendienst erstarrten Kontrapunkt der alten Niederländer harmonisch und melodisch neu umzugestalten. Am wichtigsten sind seine für die Erbauungsstunden des heil. Neri komponirten »Laudi« (2 Bücher, 1565 und 1570), vierstimmige hymnenartige Gesänge, in denen dann und wann auch einzelne Soliloquien mit dem Chor abwechselten, und die als die ersten Anfänge des Oratoriums (s. d.) zu betrachten sind. Außer diesen schrieb A. Madrigale, Motetten, Messen, Hymnen 2c., vier-, fünf- und sechsstimmig (vieles davon noch Manuskript).

Anĭmus (lat.), Seele, Gemüth, Neigung, Wille, Absicht, Vorsatz, daher in der Rechtswissenschaft die rechtswidrige Absicht, wodurch manche Handlungen zu strafbaren Verbrechen gestempelt werden, z. B. A. injuriandi, Absicht zu beleidigen (s. Injurie), A. lucri faciendi oder rem sibi habendi, die Absicht, eine Sache sich zuzueignen, A. occidendi, Absicht zu morden, A. nocendi, Absicht zu schaden.

Anio (jetzt Aniēne, Teverone), ein schon im Alterthum wegen seiner romantischen Uferlandschaften und Wasserfälle berühmter Fluß in Mittelitalien. Er entspringt östlich von Rom am Monte Cantaro (im alten Hernikergebirge), drängt sich, an Subiaco vorbei, in wildem Lauf durch enge und tiefe, erst gegen NW., dann gegen SW. gerichtete Gebirgsthäler, nimmt die Aqua Marcia, dann die klare Licenza (Digentia) auf und bildet bei Tivoli (Tibur) die berühmten, schon von den Klassikern gepriesenen Wasserfälle, die indeß in der Neuzeit eine theilweise andere Gestalt erhalten haben, als sie im Alterthum besaßen. Da nämlich die unterwühlende Gewalt der vom steilen Monte Casino im vollen Strom herabstürzenden Wassermassen die Stadt gefährdeten, beschloß Papst Leo XII. nach dem Vorschlag Folchi's, den Kalkfelsen des Berges durchbrechen zu lassen und mittels eines doppelten Tunnels die Hauptmacht des Falls von seiner frühern Stelle abzulenken. Durch diesen 1835 vollendeten Emissar, der 271 Meter lang und in 2 Arme getheilt ist, deren jeder 46 Meter breit, 12 Meter hoch und spitzbogenartig gewölbt ist, ergießt sich seitdem die Hauptwassermasse, den sogen. Großen Fall (Gran Cascata) bildend, der 96 Meter hoch in eine Schlucht hinabstürzt, während der Fall an den ursprünglichen Stellen, die Caduta dell' Aniene und Caduta della Stipa (Canale Bernini), jetzt seine Bedeutung verloren hat. Die ehemals berühmte, unter dem frühern Hauptfall befindliche Neptunsgrotte ist 1835 eingestürzt. Ein vom Hauptstrom abgegrenzter Arm des A. bildet die malerischen Kaskatellen, kleinere Wasserfälle, die

theils über baumreiche Felsen hinströmen, theils bei der sogen. Villa des Mäcen (jetzt Eisenhammer) 30 Meter hoch hinabstürzen (vgl. Tivoli). Nachdem der Fluß in erweitertem Thal in die Campagna eingetreten ist, windet er sich ruhig zwischen dem einstigen Sabiner- und Latinerlande dem Tiber zu, in den er 3 Kilom. oberhalb Rom (bei der ehemaligen Stadt Antemnä) einmündet. Seine Länge beträgt 133 Kilom. Von Tibur aus führte einer der ältesten Aquädukte (angelegt 265 v. Chr. von M. Curius Dentatus aus der Beute des pyrrhischen Krieges) Wasser nach Rom.

Aniridie (Irideremie, griech., »Irismangel«), Fehlen der Iris oder Regenbogenhaut (s. Auge). Sie ist entweder eine theilweise, so daß nur ein kleiner Ring oder hier und da einzelne Theile derselben vorhanden sind, oder es fehlt die Regenbogenhaut total, und es erscheint dann der Grund des Auges dunkelbraun oder röthlich. Das Sehen ist bei diesem Zustande nicht bedeutend beeinträchtigt, und namentlich ist (in neuster Zeit durch v. Gräfe auch für den erworbenen Irisverlust, nachdem bei einer Operation die ganze Iris sich vom Strahlenbande losgelöst hatte) die Beobachtung gemacht worden, daß das Akkommodationsvermögen (s. d.) nicht darunter leidet. Die betreffenden Personen sind nur gewöhnlich etwas kurzsichtig und lichtscheu und sehen in der Dämmerung besser; zuweilen ist Schwachsichtigkeit damit verbunden, je nachdem noch andere Bildungsfehler dabei obwalten. Die A. ist ein angeborner Bildungsfehler und soll sich forterben. Sie läßt keine weitere Behandlung zu, als die mit blaugefärbten Schutzbrillen, die das ganze Auge umschließen und so die blendenden Lichtstrahlen ablenken.

Anis (Pimpinella Anisum *L.*), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit spindelförmiger, faseriger Wurzel, ästigem, etwa 30 Centim. hohem, rundlichem, graugrünem Stengel, herzförmig rundlichen, eingeschnitten gesägten Grundblättern, doppelt dreizähligen Stengelblättern, hüllenlosen, meist zwölfstrahligen, weißblütigen Dolden und eiförmigen, grauhaarigen, 2 Millim. langen Früchten, deren Theilfrüchtchen fest zusammenhängen und 5 gleiche fadenförmige Hauptrippen und vielstriemige Thälchen haben. Einheimisch ist der A. ursprünglich in Syrien und Aegypten, wird aber in Deutschland sehr viel in Thüringen (Gotha, Erfurt), Franken (Bamberg), Sachsen (Magdeburg), Schwaben, Böhmen und Mähren, außerdem in Polen, Rußland, im südlichen Frankreich, in Spanien, Unteritalien und in der Levante als Feldfrucht gebaut. Er verlangt einen lockern, mäßig trocknen Boden, eine sonnenreiche, geschützte Lage, verträgt nicht gut frischen Dünger, wird deshalb gern in Kleestoppeln gebaut, gedeiht jedoch auch nach einer andern Frucht, namentlich nach Hackfrüchten. Er selbst erschöpft den Boden so stark wie der Weizen, ohne aber nachtheilig auf die Nachfrüchte zu wirken. Er keimt erst in 3—6 Wochen und muß daher schon im März bis Mitte April gesäet werden, weshalb das Land im Herbst zu pflügen ist. Man wählt die größten und schwersten, womöglich ausgelesenen, dreijährigen Körner. Frische Körner gehen zwar rascher auf, sind aber den Verheerungen der Anismotte ausgesetzt, deren Eier erst im dritten Jahr absterben. Zur Beschleunigung des Keimens werden die Körner einige Tage vor der Aussaat in Wasser eingequellt. Man säet ihn entweder breitwürfig (12—16 Kilogr. auf 1 Hektar), oder in Reihen, entweder für sich allein, oder, da er oft mißräth, mit Möhren vermischt. Man hat dabei für gehörige Unterbringung des Samens Sorge zu tragen, weil der oberflächlich liegende oft nicht keimt. Den in 3—6 Wochen auffeimenden Pflänzchen ist Kälte schädlich; später, wenn sich die Blätter ausgebildet haben, schaden ihnen Nachtfröste nicht mehr. Alles Unkraut ist sorgfältig auszujäten, auch muß der Boden sofort nach dem Aufgehen des Samens, sowie später gelockert werden. Die Anisernte beginnt im August, wenn die Stengel anfangen gelb zu werden und der Same an den mittlern Strahlen sich bräunt. Man rafft die Stengel gewöhnlich mit der Hand; doch kann man sie auch schneiden. Das Dreschen geschieht erst, wenn der A. vollkommen ausgetrocknet ist, bei trockner Witterung oder Frost. Der ausgedroschene A. wird gehörig gesiebt, dann auf den Boden anfangs schuhhoch aufgeschüttet und täglich umgeschippt, später höher aufgehäuft und nur wöchentlich einmal gewendet. Feinde des A. sind die Maden der Anismotte (Tinea anisella Clebaueri) und die sogen. rothe Lohe oder das Rothwerden und Faulen der Körner bei anfangender Reife. Erscheint diese Krankheit, so eile man mit dem Ausraufen, um doch noch etwas zu retten. Wegen des mühsamen Jätens und öftern Mißrathens ist der Anisbau mehr kleinen als großen Landwirten zu empfehlen. Der Ertrag pro Hektar ist unter günstigen Umständen 5—6 Ctr., gewöhnlich aber nur 3—4 Ctr. Da die Körner mit jedem Jahr an Oel, ihrem wirksamsten Bestandtheil, verlieren, so darf man mit dem Verkauf nicht lange warten. Die Spreu, welche immer noch viele unvollkommene Körner enthält, dient zu Gewinnung des Anisöls (s. d.), das Stroh als Viehfutter, besonders als Häcksel für Pferde, oder zur Feuerung, da es eine starke Flamme gibt. Der Anisbau dürfte in Deutschland in größere Aufnahme kommen, da der Bedarf noch lange nicht erzeugt, vielmehr aus Italien, Spanien, Frankreich, Rußland, Malta und der Levante viel eingeführt wird. Der A. von Malta und aus Süditalien (beide unter dem Namen Puglieser) wird wegen seiner Größe besonders zum Verzuckern benutzt, der spanische ist sehr kräftig, der italienische sehr süß und dient daher wie der französische zur Likörfabrikation. Der russische ist sehr aromatisch und wird besonders auf Anisöl verarbeitet. Außerdem benutzt man A. als Küchengewürz, zu Backwerk, selten in der Medicin.

Anisholz, das lichtgraue Holz des Sternanisbaums, zu Tischler- und Drechslerarbeiten geeignet.

Anisöl, das durch Destillation von Anissamen oder Anisspreu mit Wasser gewonnene ätherische Oel, ist farblos oder hellgelb, riecht und schmeckt wie Anis, spec. Gew. 0,98—0,99, löst sich in 2,4 Th. Weingeist von 0,84 spec. Gew., erstarrt bei +6 bis 10°, manchmal schon bei 15° (älteres weniger leicht). Es besteht aus festem und flüssigem Anethol $C_{10}H_{12}O$ und dient zu Likören, in der Medicin als Carminativum, die Milchabsonderung und Auswurf befördernde Mittel, äußerlich gegen Ungeziefer und parasitische Pilze. Thüringen, Rußland, Spanien und Südfrankreich liefern das meiste A. Ausbeute aus Samen 2 Proc., aus Spreu 0,6 Proc.

Anjala, ein Bund des schwed. Adels gegen König Gustav III., der 12. Aug. 1788 auf dem Gute Anjala in Finnland, nahe der russischen Grenze, geschlossen wurde. Die verbündeten Edelleute

erließen eine Erklärung gegen den Krieg mit Rußland und forderten die Berufung eines Reichstags. Diese Erklärung fand 12,000 Unterschriften, sogar des Königs Bruder, Herzog Karl (später König Karl XIII.), trat dem Bunde bei, der dadurch so großes Ansehen erlangte, daß Waffenstillstand mit Rußland geschlossen wurde. Sein Uebermuth führte aber zum Sturz des Adels. Auf dem Februar 1789 zusammentretenden Reichstag gelang es dem König, auf die drei andern Stände gestützt, die Vorrechte des Adels zu beseitigen. Die Anstifter des Bundes wurden ziemlich milde behandelt; nur einer büßte mit dem Kopfe, einige wurden nach der Insel Barthélemy deportirt, die meisten begnadigt.

Anjer (Andscher), niederländ. Hafen mit Fort auf der Insel Java, Residentschaft Bantam, an der Sundastraße, mit etwa 3000 Einw. A. ist als Station der durch die Sundastraße und nach den östlichen Gewässern Asiens fahrenden Schiffe, die hier Wasser und Lebensmittel einnehmen, von Bedeutung.

Anjou (spr. ängschu), ehemaliges Gouvernement im nordwestlichen Frankreich, auf beiden Seiten der untern Loire, wo diese die Sarthe aufnimmt, gelegen und von Maine, Bretagne, Poitou und Touraine umgeben, war 8975 QKilom. (163 QM.) groß mit ca. 400,000 Einw. und umfaßte das jetzige Departement Maine-Loire, nebst Theilen der Departements Indre-Loire, Mayenne und Sarthe. Hauptstadt war Angers. A. (lat. Andegavum) wurde einst von den Andegaven bewohnt und von den Römern unterworfen. Später herrschten hier Grafen, deren Geschlecht 1060 erlosch. Besitzthümer und Titel gingen durch eine Schwester des letzten männlichen Sprößlings an das Haus Gatinais über, dem Gottfried V., der Ahnherr der Plantagenets (s. d.), angehörte. Derselbe eroberte einen großen Theil der Normandie (1143) und vermählte sich mit Mathilde, Tochter Heinrichs I. von England, Wittwe Kaiser Heinrichs V. Er hinterließ A. und die Normandie 1151 seinem ältern Sohn, Heinrich, der durch Verheirathung mit Eleonore, der verstoßenen Gemahlin Ludwigs VII. von Frankreich, auch Guienne u. Poitou erhielt und 1154 als Heinrich II. den Thron von England bestieg, wo seine Nachkommen bis 1485 regierten. Auch A. war Besitzthum der englischen Krone, ging jedoch schon 1204 unter Johann ohne Land mit der Normandie und fast allen britischen Besitzungen in Frankreich an Philipp I. August verloren und wurde mit der französischen Krone vereinigt. König Ludwig IX. belehnte damit seinen Bruder, Johann, und nach dessen frühzeitigem Tode 1246 seinen zweiten Bruder, Karl, Grafen von Provence, der später König von Neapel und Stammvater des ältern Hauses A. daselbst wurde. Seine Tochter, Margarethe, brachte die Grafschaft A. ihrem Gemahl, Karl von Valois, dem Bruder Philipps IV. von Frankreich, zu, und dieser erhob sie 1297 zur Pairie. Margarethe's und Karls Sohn ward 1328 als Philipp VI. König von Frankreich, wodurch die Linie Valois auf den franz. Thron gelangte und zugleich A. wieder mit der Krone vereinigt wurde. König Johann II. erhob es zu einem Herzogthum und gab es seinem zweiten Sohn, der als Ludwig I. 1360 König von Neapel und der Stammvater des jüngern Hauses A. daselbst wurde. Das Herzogthum gehörte nun den Königen von Neapel, bis es nach dem Tode René's II. (1480) von Ludwig XI. faktisch in Besitz genommen und für immer mit der franz. Krone vereinigt wurde. Seitdem führte gewöhnlich ein Prinz von Frankreich den Titel eines Herzogs von A. So Heinrich III. vor seiner Thronbesteigung, dann sein Bruder, Franz von Alençon, und endlich Philipp, zweiter Sohn des Dauphins, Enkel Ludwigs XIV., der 1701 als Philipp V. König von Spanien ward. Das Land hatte vor der Revolution sein eigenes Recht und stand unter dem Parlament von Paris.

Anjuan (spr. anchuan), Insel, s. Comoro-Inseln.

Ankäos, in der griech. Mythe König der Leleger auf Samos, Sohn des Poseidon. Einst weissagte ihm ein Seher, er werde von den Reben, die er eben pflanzte, keinen Wein trinken. Als er nun später, des Sehers spottend, den vollen Becher in der Hand hielt, sprach dieser die sprichwörtlich gewordenen Worte: »Multa cadunt inter calicem supremaque labra« (vieles liegt noch zwischen dem Kelch und dem Rande der Lippen). Plötzlich trifft die Nachricht ein, ein Eber verwüste das Land; A. setzt den Becher ab, eilt hinaus und wird vom Thiere getödtet.

Ankeimen, das in der Regel durch bloße Feuchtigkeit und Wärme bewirkte raschere Keimen solcher Sämereien, welche man entweder frühzeitiger treiben, oder sicherer zum Aufgehen bringen will. Man läßt in feuchtem Sand, in Sägespänen u. dgl., Kresse auch auf bloßen Flanelllappen keimen oder bindet die Samen in Leinwandsäckchen. Vgl. Keimung und Saat.

Anker, Hauptstück der sogen. Grundtakelage, welche dazu dient, das schwimmende Schiff an einem bestimmten Punkte zu fixiren. Ursprünglich (so namentlich in den ältesten Zeiten bei den Phönikern und auch später noch in Ostindien) wurden hierfür Steinblöcke oder Metallmassen verwendet, die, an Tauen ausgeworfen, durch ihre Reibung auf dem Grunde das Schiff am Wegtreiben verhinderten. Später versah man diese Massen mit einem Haken zum Eingreifen in den Grund (einarmige A. bei den alten Griechen, und für das Festlegen der Schiffe im Hafen auch bei modernen Seevölkern angewendet), und schließlich fügte man einen zweiten, in entgegengesetzter Richtung abstehenden Haken oder Arm hinzu; doch ist bei den ältesten Ankern dieser Form, wie sie auf altgriechischen Münzen erscheinen, immer noch das Massige vorherrschend, die Arme dagegen sind nur zur Aushülfe da. Erst bei weiterer Vervollkommnung gelangte man dahin, die Masse des Metalls nicht als solche, sondern nur als gerade ausreichend starkes Material für das als Haken wirkende Instrument zu verwenden. In dieser Form, wie sie sich seit der Zeit Alexanders d. Gr. bis auf die unsrige erhalten hat, und zwar aus Schmiedeeisen hergestellt, besteht der A. aus einem eisernen Stiel (Ankerschaft), an dessen einem Ende (dem Ankerkreuz) der Ankerring (Röhring) angebracht ist, in welchem das Ankertau oder die Ankerkette befestigt wird (s. Kabel), und von dessen anderem Ende zwei etwas gekrümmte Arme in entgegengesetzter Richtung ausgehen. Die Enden der Arme sind entweder einfach abgeflacht (Holland), oder mit einer herzförmigen Schaufel (Ankerflüe) versehen, mit welcher der eine Arm des Ankers in den Grund greift. Damit der auf den Grund hinuntergelassene A. nicht infolge seiner Schwere mit beiden Armen platt auf dem Grunde liegen bleibe, befindet sich am Binnenende des Schafts

(am Ankerring) ein starker, aus zwei parallelen Holzscheiten zusammengesetzter Balken oder ein Eisenstab von mindestens ebenso großer Länge, als der Abstand von der Spitze eines Arms bis zu der des andern beträgt; dies ist der Ankerstock, der stets rechtwinklig zur Axe der Arme steht. Durch den Zug des Ankertaues, welcher von dem durch Wind oder Wellen rückwärts treibenden Schiff hervorgebracht wird, muß der Stock sich stets platt auf den Grund legen und den einen Arm zum Eingreifen in den Grund bringen. Der beste Ankergrund ist thoniger Boden; bei steinigem Grund faßt der A. nicht genügend ein und auch das Ankertau leidet durch Scheuern (Schamfielen), namentlich wenn der Grund nicht »rein« ist, d. h. einzelne Steine enthält; bei Sandboden reißt der A. leicht eine Furche (wird triftig), und das Schiff »treibt vor A.« Die Tiefe eines guten Ankergrundes beträgt 7—10, höchstens 20 Faden zu 1,9 Meter, weil sonst die Länge der Ankerkette nicht reicht. Zum Ausbringen der A. dienen die Krahnbalken, starke, schräg nach links und rechts aus dem Bug herausstehende Balken, unter welchen der A. hängt, während die Ankerkette vom Ring nach den Klüsen und durch diese ins Innere des Schiffs läuft (s. Kabel). Das Ausbringen der A. (das gewöhnlich vom Vordertheil des Schiffs aus geschieht) und das Fixiren derselben im Grunde heißt »Ankerwerfen« (indem das Schiff »vor A. geht«); das Ausheben des Ankers aus dem Grunde heißt »Ankerliechten« (plattdeutsch leichten, franz. lever). Für letztern Zweck wird das Schiff, welches stets in einiger Entfernung vom A. liegen muß, damit auf diesen das untere Ende der Kette einen horizontalen Zug ausübe, so nahe an den A. herangeholt, daß sein Bug möglichst senkrecht über dem A. steht, und dieser leicht aus dem Grunde losbricht; das Heranholen des Schiffs geschieht durch Einwinden der Ankerkette. Kommt ein geankertes Schiff plötzlich (bei einem Ueberfall u. dgl.) in die Nothwendigkeit, so schnell abgehen zu müssen, daß keine Zeit zum Liechten des Ankers bleibt, so wird »der A. gekappt«, d. h. das Ankertau durchhauen; heutzutage, wo nur Ankerketten in Gebrauch sind, wird der Schlepphaken daran losgeworfen. Wenn möglich, befestigt man an das Kettenende eines so verlornen Ankers eine Ankerboje, eine Tonne oder dergl., um die Stelle wieder auffinden zu können. Jedes einigermaßen große Fahrzeug führt mehrere A. (so schon die athen. Kriegsschiffe zur Zeit Alexanders d. Gr. 4 Eisenanker), die theils einzeln in verschiedenen Fällen gebraucht werden, oder von denen unter Umständen auch mehrere zugleich zur Anwendung kommen, indem der Bug des Schiffs mit 2 Ankern und Ankertauen vertäut wird, oder auch aus dem Hinterschiff ein A. ausgebracht wird. Früher wurden die A. eines Schiffs folgendermaßen klassificirt: der Pflichtanker (an der Pflicht, einem Verschlag auf dem Vorschiff) oder Hauptanker, der stärkste (bei Griechen und Römern der »Heilige« genannt, bei den Franzosen ancre de miséricorde, auf den man sich im Nothfall hauptsächlich verläßt); der Raumanker und der Buganker (nur auf Kriegsschiffen, nach ihren gewöhnlichen Plätzen benannt); der tägliche A., welcher gewöhnlich gebraucht wird; der Teyanker, der das Schiff gegen die Tey, d. h. Ebbe und Flut, halten soll. Für besondere Zwecke diente der Wurfanker (Stromanker), der auf Flüssen vom vorausgeruderten Boot ausgeworfen wurde, und an dem das Schiff sich gegen den Strom heraufholte; der Rettungsanker ist ein leichter A., der aus einem Mörser mit schwacher Ladung geschossen wird, um zwischen einem der Strandung nahen Schiff und der Küste die Verbindung herzustellen; der Treibanker ist gar kein eigentlicher A., sondern ein großer mit Bretern oder Segeltuch überzogener, durch Gewichte senkrecht erhaltener Rahmen, der hinter dem Schiff bei Sturm quer ins Wasser geworfen wird, um mit seinen Tauen den Lauf des Schiffs aufzuhalten und ruhiger zu machen. Heutzutage unterscheidet man bloß die leichten A. (5—6 zu 15—20 Ctr. bei Fregatten) und die schweren A. (zu 50—66 Ctr. bei Fregatten, bis 200 Ctr. bei Dreideckern), nämlich die beiden Buganker, die vor dem Bug zum gewöhnlichen Gebrauch an den Krahnbalken hängen, und die Rüstanker, welche zur Reserve unter den Rüsten des Fockmasts hängen, d. h. unter den starken, außen an dem Schiff befestigten Horizontalbalken, an welchen die Halttaue des Masts befestigt sind. Hafenanker (moorings) sind permanent im Hafen versenkte A., deren Kette nach einer Tonne auf dem Wasser läuft, an welcher sich die Schiffe schnell und einfach, ohne selbst A. zu werfen, festlegen können. Die A. wie die Ankerketten haben natürlich eine desto größere Spannung abzuhalten, je größer die vordere Fläche des Schiffs, also seine Breite und sein Tiefgang, ist, also diejenige Fläche, auf welche die andrängenden Wellen wirken; doch werden Schiffe von scharfem Bau naturgemäß (etwa um ein Fünftel) schwächere A. brauchen, als Schiffe mit vollgebautem Bug mit gleichem Querschnitt. Man rechnete deshalb früher, als die Schiffe voller gebaut waren, auf ein Schiff von 15,38 Meter Breite einen Hauptanker von 7653 Pfd. oder von 73 Ctr.; heutzutage rechnet man auf die Summe der Fuße von der größten Schiffsbreite und zwei Drittel des Tiefgangs ebensoviele Centner, also für ein Schiff von 15,38 Meter Breite und 6,6 Meter Tiefgang 63 Ctr. Die Haltbarkeit der A., die überaus wichtig ist, da von ihr oft die Rettung zahlreicher Menschenleben und sehr werthvoller Güter abhängt, wird durch strenge Proben (Ankerproben) festgestellt; früher geschah dies, indem man den eingeschlagenen A. mittels eines Taues durch eine Winde anzog, bis das Tau brach; heutzutage geschieht es meist durch eine hydraulische Maschinerie. Auch sind neuerdings zwei verbesserte Ankerkonstruktionen vielfach in Gebrauch gekommen. Bei der einen, dem Porter'schen A., ist das Stück, aus dem die beiden Arme bestehen, nicht unbeweglich am Schaft fest, sondern mit demselben durch einen (parallel dem Stock) durchgeschlagenen Bolzen verbunden, so daß der nach oben stehende Arm des eingeschlagenen Ankers beim Zuge der Kette sich flach gegen den Schaft legt und weder die Kette des schwankenden Schiffs verwickeln, noch bei eintretender Ebbe den Boden des Schiffs verwunden kann. Bei der andern Konstruktion, dem Martin'schen A., liegt der Stock parallel den Armen, und diese haben, flach auf dem Boden liegend, die Möglichkeit, etwas nach unten abzuweichen, und greifen dann beide mit doppelter Haltekraft in den Grund ein, sobald Zug auf die Kette kommt. Andere Ankerkonstruktionen, die sich nicht soweit bewährt haben, daß sie in allgemeinen Gebrauch gekommen wären, sind die von Brunton mit dem Stock unten statt oben, also ähnlich einem Dregg (s. d.), und von Rodger mit einem Schaft, den ein Bündel Eisenstäbe bildet. —

Der A. ist Sinnbild der Standhaftigkeit oder der Hoffnung, insofern diese das Gemüth aufrecht und standhaft erhält. — Im *Bauwesen* sind A. eiserne oder hölzerne Klammern, mittels deren man aneinander gefügten Steinen oder Holzwerken festen Zusammenhang gibt. Man hat *Zuganker*, die der Seitenausweichung von Mauern und Gewölben, Dächern ꝛc. vorbeugen, und *Traganker*, durch welche Decken, Gewölbe, Vorbaue an den Häusern vor dem Einsturze oder Sinken gesichert werden. Die eisernen Zuganker sind entweder einfach, d. i. aus einer einfachen Stange bestehend, an deren beiden Enden ein angeschmiedeter oder angeschraubter Kopf, oder ein Ohr (Oese) zum Durchtreiben eines Nagels ꝛc. angebracht ist, oder sie sind aus mehreren Schienen zusammengesetzt und laufen dann oft nach der ganzen Länge der Mauer in der Dicke des Mauerwerks fort. Die hölzernen Zuganker sind Balken, die entweder mittels Verkämmungen über die zu verankernden Bautheile weggreifen, oder mit Schwalbenschwänzen in dieselben eingelassen werden. Die Traganker werden entweder in wagrechter oder senkrechter Lage angebracht, um den Widerstand gegen das senkrechte Herabstürzen zu vermehren. — In der *Physik* nennt man A. den eisernen Stab am armirten Magnet, welcher die Gewichte trägt (s. *Magnet*).

Anker, Weinmaß, ¼ Ahm oder Ohm,

in Braunschweig . . .	à 40 Quartier . .	=	37,474	Liter
„ Bremen	à 44 Quart . .	=	35,436	„
„ Dänemark	à 38¾ Pott . .	=	37,437	„
„ England	à 10 Gallons . .	=	45,435	„
„ Hamburg u. Mecklenb.	à 10 Stübchen . .	=	36,227	„
„ Hannover	à 10 Stübchen . .	=	38,939	„
„ Kapstadt	à 64 Pintjes . .	=	35,959	„
„ Lübeck	à 40 Quartier . .	=	36,375	„
„ Oldenburg	à 40 Quartier . .	=	35,586	„
„ Preußen	à 30 Quart . . .	=	34,351	„
„ Königr. Sachsen . .	à 36 Dresd. Kannen	=	34,238	„
„ Schweden	à 15 Kannen . .	=	39,258	„
„ Rußland	à 30 Kruschken . .	=	36,897	„
„ Westindien, niederl. .	à 64 Pintjes . .	=	38,806	„

Ankläger, **Anklage**, s. *Anklageproceß*.

Anklagejury (*Große Jury*), im engl. Kriminalproceß aus mindestens 12, höchstens 23 Geschwornen zusammengesetztes Gericht, welches die Vorfrage zu erledigen hat, ob die Anklage in der Weise, wie sie gestellt ist, als zulässig erscheine und ob der Ankläger vor der sogen. kleinen oder Urtheilsjury zu erscheinen habe. Das Verfahren vor der A. ist geheim, und es werden nur der Ankläger und, soweit dies dienlich erscheint, dessen Zeugen, nicht auch der, gegen welchen Anklage zu erheben ist, vorgefordert.

Anklageproceß, diejenige Art des strafrechtlichen Verfahrens, wobei eine besondere, vom Gericht getrennte Person, ein öffentlicher oder Privatankläger, fortwährend theilnimmt, indem er den Antrag auf öffentliche Bestrafung des Verbrechers stellt, die Lieferung der Schuldbeweise gegen denselben übernimmt und die Verurtheilung in die gesetzliche Strafe zu erwirken sucht. Durch diese Theilnahme des Anklägers unterscheidet sich der A. von dem sogen. *Untersuchungs- oder Inquisitionsverfahren*, wobei der Richter bei begangenen Verbrechen von Amtswegen einschreitet und die Untersuchung allein durchführt. Die frühere deutsche Reichsgesetzgebung hatte diese beiden heterogenen Arten des Strafverfahrens neben einander bestehen lassen, bis sich in neuerer Zeit fast in allen deutschen Ländern ein gewissermaßen gemischtes System (s. unten) zur Geltung gebracht hat. Das röm. Kriminalverfahren beruhte auf dem A. Die Hauptpunkte der Anklage waren: die Anzeige, wodurch eine bestimmte Person als eines Verbrechens schuldig angegeben wurde (nominis delatio); die Ausführung und Rechtfertigung der Anklage (inscriptio criminis); die förmliche Unterwerfung unter die Folgen einer falschen Anklage (subscriptio in crimen). Gegen möglichen Mißbrauch der Anklage waren besondere Strafbestimmungen über verleumderische Anklage (calumnia), sowie über leichtsinniges Zurücktreten von der Anklage (tergiversatio) gerichtet. Gewisse Personen, wie nahe Verwandte, Frauenspersonen, Geistliche, waren von dem Recht der Anklage ausgeschlossen. Das älteste germanische Recht stellte als obersten Grundsatz des Kriminalverfahrens die Regel auf: Ohne Kläger kein Richter. Hier war also gleichfalls nur der A. statuirt. Allmählich aber bildete sich, besonders durch den Einfluß des kanonischen Rechts, neben dem Anklageverfahren das Untersuchungsverfahren aus. Es entstand nämlich die Besorgnis, daß bei dem reinen A. oft in Ermangelung eines Anklägers ein Verbrechen straflos bleiben möchte, daher das sogen. Klagen von Amtswegen vorerst nur für größere Verbrechen, später aber allgemeiner zur Pflicht gemacht wurde. Auch gingen die geistlichen Gerichte von der Ansicht aus, daß die Kirche ein allgemeines Aufsichtsrecht über alle Gläubigen ausüben, daher ihren verborgenen Vergehen nachspüren und sie zur Buße und Strafe bringen müsse. Das kanonische Recht kennt schon drei Arten des Strafverfahrens als neben einander zulässig: die Accusatio, den *reinen A.*, die Denunciatio, den *Denunciationsproceß*, wobei der durch ein Verbrechen Betroffene dem Richter das begangene Verbrechen zur Untersuchung und Bestrafung von Amtswegen anzeigt, und die Inquisitio, den *Untersuchungsproceß*. So sind auch die meisten Artikel der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. von 1532 sowohl auf das Anklage- wie das Untersuchungsverfahren anwendbar. Immer mehr aber neigte sich das alte strenge Anklageverfahren zum Untersuchungsverfahren hin, und allmählich trug, im Einklange mit der ganzen politischen, sowie mit der materiellen Rechtsentwickelung, obgleich das deutsche gemeine Recht den A. nie abschaffte, sondern allen Bürgern das Recht der Kriminalanklage ließ, dennoch in der Praxis in ganz Deutschland das inquisitorische Verfahren den Sieg davon. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man die Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens in Frage gestellt und nach dem Muster der englischen und französischen Strafproceßgesetzgebung einem Verfahren den Vorzug gegeben, welches gewissermaßen zwischen den beiden deutschrechtlichen Verfahrungsarten in der Mitte steht; es ist dies das sogen. *neuere Anklage- oder Inquisitionsverfahren mit akkusatorischer Form*. Ankläger ist hier entweder ein Privatmann, Privatankläger, oder ein besonders hierzu angestellter Beamter, öffentlicher Ankläger. In den wenigen Ländern, in welchen noch das gemeine Recht, mithin das Untersuchungsverfahren gilt, erscheint der A. nur als Ausnahme, sofern es jedem Privatmann freisteht, eine bestimmte Person eines Verbrechens bei Gericht anzuklagen und diese Anklage als Gegenpartei des Angeklagten durchzuführen und zu beweisen; dieser Fall tritt z. B. bei Injuriensachen und sonstigen, dem öffentlichen Interesse weniger nahe liegenden Vergehen ein. Das Verfahren in dieser

Proceßgattung ist, abgesehen von einer wesentlich freiern Stellung des Richters und der Unzulässigkeit der Eideszuschiebung als Beweismittel, dem im Civilproceß analog, aber, namentlich angesichts der neuen deutschen Reichsgesetzgebung über das Strafverfahren, kaum mehr einer besondern Darstellung werth. Sonst ist fast in allen deutschen Staaten, zuerst in den Rheinprovinzen, als ein von den gemeinrechtlichen Strafverfahrungsarten verschiedenes, das inquisitorische Verfahren mit akkusatorischer Form, verbunden mit Mündlichkeit und Oeffentlichkeit, eingeführt worden. Der Richter darf hiernach eine strafrechtliche Untersuchung in der Regel nicht eher einleiten, bis von dem Ankläger ein hierauf gerichteter Antrag vorliegt. Ankläger ist in der Regel der Staatsanwalt, ein aus der Reihe der Justizbeamten eigens hierzu bestellter Beamter. Dieser ist verpflichtet, bei allen zu seiner Kenntnis kommenden Verbrechen, einerlei auf welche Weise er zu dieser Kenntnis gelangt, amtshalber dafür zu sorgen, daß dieselben untersucht und bestraft werden, zugleich aber auch zu wachen, daß niemand schuldlos verfolgt werde. Er vertritt den durch das vorgekommene Verbrechen verletzten Staat und hat darauf zu sehen, daß die Untersuchung den gesetzlichen Gang einhalte und alle zweckdienlichen Mittel benutzt werden. Eine Ausnahme von dieser allgemeinen Pflicht zu Verfolgung vorgekommener Verbrechen bilden gewisse Vergehen, bei welchen nur dann eine Untersuchung eingeleitet werden kann, wenn ein von dem Betheiligten hierauf gerichteter Antrag gestellt worden ist. Bei diesen Vergehen tritt aber nach mehreren neueren Strafproceßgesetzgebungen, namentlich nach der sächsischen und thüringischen, wieder ein verschiedenes Verfahren ein. Bei den leichteren Antragsvergehen nämlich, insbesondere bei leichter Körperverletzung, leichter Ehrenverletzung, Hausfriedensbruch, Selbsthülfe, Ehebruch und böslicher Verlassung, gewissen Arten der Entwendung, Gebrauch fremder Waarenbezeichnungen, Beeinträchtigung fremden Grundeigenthums, Verbreitung nachtheiliger Gerüchte, Verletzung der Dienstpflicht oder Verschwiegenheit u. dgl., findet eine Mitwirkung der Staatsanwaltschaft überhaupt nicht statt, sondern hat der Privatankläger selbst dessen Stelle im Proceß einzunehmen, zu welchem Behuf ihm auch das Gesetz im wesentlichen dieselben Rechte und Befugnisse wie dem Staatsanwalt einräumt. Bei allen übrigen Antragsvergehen dagegen wird, sobald der Privatankläger den Strafantrag gestellt hat und derselbe vom Staatsanwalt für begründet erachtet worden ist, von diesem ganz in derselben Weise wie bei den von Amtswegen zu verfolgenden Handlungen weiter verfahren, nur daß dem Privatankläger das Recht zur Zurücknahme des Antrags zusteht. Dies neuere Strafverfahren zerfällt in drei Haupttheile: in die Voruntersuchung, das Zwischen- oder Uebergangsverfahren und die Hauptverhandlung. Die Voruntersuchung wird auf bloßen Antrag des Staatsanwalts oder Privatanklägers, aber auch nur auf diesen Antrag hin, eingeleitet. Nur in dringlichen Fällen hat auch vor diesem Antrag der Untersuchungsrichter vorläufig die zur Feststellung des Thatbestandes und zur Festnehmung des Thäters erforderlichen Handlungen vorzunehmen. Ist die Untersuchung beantragt, so hat von nun an der Untersuchungsrichter von Amtswegen weiter einzuschreiten und das Geeignete zu verfügen, wobei jedoch dem Staatsanwalt die Stellung weiterer Anträge unbenommen bleibt. Nach geschlossener Voruntersuchung beginnt das Zwischenverfahren (auch Anklageverfahren genannt) damit, daß die Akten dem Staatsanwalt, beziehungsweise Privatankläger, zur Erhebung der förmlichen Anklage mittels der sogen. Anklageschrift mitgetheilt werden. Diese Schrift soll den Namen und die persönlichen Verhältnisse des Angeschuldigten, eine Darstellung der Thatsachen, welche den Gegenstand der Anklage bilden und begründen, ferner die ausdrückliche Anklage wegen des fraglichen, nach seinen thatsächlichen Bestandtheilen anzugebenden Verbrechens unter Anführung des betreffenden Strafgesetzes, und endlich Angabe der auf den Thatbestand, sowie auf die Thäterschaft bezüglichen Beweismittel enthalten. Hierauf erfolgt sodann, wofern der Angeklagte des angeklagten Verbrechens wirklich dringend verdächtig erscheint, durch Gerichtsbeschluß die Versetzung in den Anklagestand, womit landesgesetzlich verschiedene Nachtheile für den Angeklagten verbunden sind. Erst darauf hin findet die Hauptverhandlung vor dem urtheilenden Richter statt. In diesem Termin hat der Staatsanwalt, resp. Privatankläger, nach Beendigung des Beweisverfahrens seine Anklage durchzuführen, indem er nunmehr die Ergebnisse der Beweisführung zusammenfaßt und seine Anklage sowohl rücksichtlich der Schuld des Angeklagten überhaupt, wie rücksichtlich der gegen denselben zu erkennenden Strafen ihrer Art und Größe nach stellt. Endlich hat der Staatsanwalt auch auf die gehörige Strafvollziehung zu achten. Aus alle dem erhellt, daß dieses neuere Verfahren alle wirklichen Vortheile des Inquisitionsprocesses mit denen des akkusatorischen vereinigt. Dieses Gegenüberstehen und dieses Zusammen- und zum Theil auch Entgegenwirken der selbständigen Anklagebehörde, des selbständigen Angeklagten und dessen Vertheidigers, sodann des selbständigen unparteiischen Gerichts, und dies alles auf Grundlage der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit in Verbindung mit Geschwornen- oder Schöffengerichten, ist sicher die vollkommenste Einrichtung zur Ermittelung der materiellen Wahrheit in Strafsachen. Dieselbe ist im einzelnen noch der Entwickelung und Vervollkommnung bedürftig, erfreut sich aber im wesentlichen mit Recht allgemeiner Anerkennung. Vorzugsweise lebhaft und berechtigt bleibt der Wunsch, daß das gegenwärtig sehr ausgedehnte Recht des Staatsanwalts zur Verwerfung von Anträgen Privater auf Einleitung des Strafverfahrens, wogegen in der Regel nur Beschwerdeführung bei der Oberstaatsanwaltschaft und dem Justizministerium möglich ist, beschränkt und dem Verletzten selbst in dem gedachten Fall die selbständige Verfolgung des von ihm zur Anzeige gebrachten Verbrechens gestattet werde.

Anklagestand, s. Anklageproceß.

Anklam, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Stettin, rechts an der Peene, etwa 7 Kilom. vor deren Mündung, ist Station der Vorpommerschen Eisenbahn, welche den Fluß unterhalb der Stadt mittels einer eisernen Drehbrücke überschreitet, hat meist alterthümliche Giebelhäuser, 3 Vorstädte, von denen Peenedamm auf dem linken Ufer des Flusses liegt und zum Regierungsbezirk Stralsund gehört, ein Gymnasium, eine Sternwarte, eine königliche Kriegsschule (für 100 Zöglinge, seit August 1871 eröffnet), eine Strafanstalt für weibliche Gefangene und (1871) 10,739 Einw. (darunter 250 Juden),

deren Hauptnahrungszweig Ackerbau, Handel mit Landesprodukten und Schiffahrt sind. Unter den Bauwerken der Stadt sind die beiden gothischen Kirchen St. Mariä und St. Nikolai (aus dem 13. Jahrh., letztere mit fast 100 Meter hohem Thurm), der Steinthorthurm mit alten Ornamenten, das 1850—52 erbaute Gymnasialgebäude, das neue Gerichtsgebäude (1863—65 erbaut) u. a. bemerkenswerth. A., ehemals Tanglim, auch Anglim genannt, war ursprünglich eine slawische Festung, wurde aber im 12. Jahrh. mit deutschen Einwohnern besetzt, die sich dem Bunde der Hansa anschlossen und vom 14.—16. Jahrh. durch Reichthum und Macht auszeichneten. Im Dreißigjährigen Krieg erlitt die Stadt viele Drangsale, kam dann mit an Schweden, wurde 1676 vom Großen Kurfürsten erobert, dann wieder im Nordischen Krieg durch die Russen arg mitgenommen und endlich 1720 im Stockholmer Frieden an Preußen abgetreten. Die Festungswerke sind seit 1762 geschleift. Am 29. Okt. 1806 ergab sich hier ein Korps Preußen unter Bila und Hagen an die Franzosen.

Ankōber, Hauptstadt der Landschaft Schoa in Abessinien, aus 3000 zerstreuten Hütten bestehend, welche den Kamm und westlichen Abhang eines majestätischen Berges bedecken; auf dem Gipfel liegt das einfache Königshaus. Westlich davon Angollala, die ehemalige Residenz des Königs zur Zeit der Musterung des versammelten Heeres.

Ankogl, Alpenspitze südlich von Salzburg, im östlichen Theil der Kette der Hohen Tauern, 3253 Meter hoch.

Ankündigung, die bestimmte Erklärung des Erscheinens von etwas, insbesondere von einem Buche. A. des Rechtsstreites (litis denunciatio), s. Streitverkündigung.

Ankyle (griech.), Krümmung.

Ankyloblephăron (griech., »Augenliedkrümmung«), Verwachsung der Augenliedränder in einander, wodurch die Augenspalte verkleinert wird.

Ankylōglossum (griech., »Zungenkrümmung«), Fehler der Zunge, wodurch die freie Bewegung derselben, ihr Herausstrecken, ja selbst das Schlingen und Sprechen gehindert werden. In den meisten Fällen ist dieser Fehler angeboren. Das Zungenbändchen ist in solchen Fällen entweder zu kurz, oder es erstreckt sich bis an die Zungenspitze, und die damit behafteten Kinder können weder die Zunge herausstrecken, noch zurückziehen, also auch nicht an der Brust saugen. Der Fehler kann nur durch eine chirurgische Operation, die Lösung des Zungenbändchens, gehoben werden; letztere darf aber niemals der Hebamme überlassen werden.

Ankylomēter (griech.), Krümmungshalbmesser.

Ankylōse (griech., »Winkelstellung«), in der Pathologie gegenwärtig Bezeichnung jeder nach Ablauf des veranlassenden Processes zurückgebliebenen Unbeweglichkeit und Steifheit eines Gelenks. Man hat die Ankylosen in vollständige und unvollständige eingetheilt; bei erstern ist die Unbeweglichkeit des Gelenks eine absolute, bei letztern sind noch Bewegungen von geringem Umfange möglich. Die anatomischen Veränderungen, welche die A. bedingen, sind überaus mannigfaltig. Die A. besteht oft in einer Verwachsung der Gelenkflächen unter einander, welche im Gefolge einer Gelenkentzündung mit Zerstörung der Gelenkknorpel eintritt. Die Gelenkenden verwachsen bald durch knöcherne, bald durch fibröse Substanz mit einander, und zwar entweder in der ganzen Ausdehnung der Gelenkfläche, oder nur an einem Theil derselben. Viel häufiger liegt die Ursache der Unbeweglichkeit eines Gelenks nur in Veränderungen der Weichtheile, welche die knöchernen Gelenkenden umgeben, ohne daß die Gelenkhöhle selbst verödet. Dann bezeichnet man den Zustand als Gelenksteifigkeit, falsche A. oder Kontraktur. Die Gelenkkapsel, die Bänder, das umgebende Zellgewebe und die Muskeln verdicken sich im Verlauf entzündlicher Processe und schrumpfen später ein, so daß sie wie eine starre Hülle um das Gelenk herumliegen und dessen Beweglichkeit hindern. Seltener kommt A. dadurch zu Stande, daß außerhalb des Gelenks förmliche Knochenbrücken von einem Gelenkende zum andern herabgehen, welche meistens durch Verknöcherung gewisser Gelenkbänder entstehen, wie dies namentlich an den Wirbelkörpern nicht selten vorkommt. Auch dann, wenn die Gelenke lange Zeit hindurch unbeweglich in einer gewissen Stellung gehalten werden, tritt leicht A. ein. Am häufigsten trifft die A. das Hüft-, Elnbogen- und Kniegelenk, kommt aber auch am Fuß-, Hand-, Schulter- und Unterkiefergelenk vor. Vollkommene Gelenksteifigkeit kann mitunter ein Glied ganz unbrauchbar machen, wenn z. B. die Verwachsung des Kniegelenks in starker Beugung stattgefunden hat. Es ist deshalb bei der Heilung von Gelenkkrankheiten, besonders solchen, welche eine wahre A. befürchten lassen, darauf zu achten, daß das betreffende Glied in einer passenden Lage erhalten werde, welche den spätern Gebrauch desselben einigermaßen ermöglicht. So muß der Unterkiefer in leichter Senkung, das Kniegelenk gestreckt, das Elnbogengelenk in leichter Beugung erhalten werden, damit das Bein zum Gehen tauglich sei und es möglich werde, die Hand zum Munde zu führen und dieselbe beim Schreiben zu gebrauchen. Was die Behandlung der A. anbetrifft, so ist es von der größten Wichtigkeit, ihr Zustandekommen, soviel wie möglich zu verhüten, was man bis zu einem gewissen Grade in der Hand hat, so lange noch der krankhafte Proceß im Gange ist, welcher zur A. die Veranlassung gibt. Durch methodische passive Bewegungen, welche man mit dem kranken Gelenk vornimmt, ist bei unvollständiger A. oft Besserung zu erzielen. Zur allmählichen Streckung des steifen Gelenks hat man verschiedene mechanische Apparate angegeben. Neuerdings wird die sogen. gewaltsame Streckung mit gutem Erfolg angewendet, namentlich um die feste Winkelstellung im Kniegelenk zu beseitigen. Die gewaltsame Streckung muß in der Chloroformnarkose vorgenommen und dann sofort ein Gipsverband um das ganze Bein gelegt werden. Wenn das Bein durch dieses Verfahren auch nicht wieder im Knie beweglich wird, so bekommt es doch wieder die zum Gehen brauchbare Stellung. Knöcherne Verwachsungen der Gelenkflächen unter einander erheischen zu ihrer Heilung die Aussägung des verwachsenen Gelenks (an den obern Extremitäten) oder das Aussägen eines keilförmigen Knochenstückes aus dem gekrümmten Gelenk (Knie) und Gradstellung der Knochenenden gegen einander, wodurch ebenfalls ein zwar steifes, aber zum Gehen brauchbares Bein erlangt wird.

Ankyra, Stadt, s. Angora.

Anländung, s. v. w. Alluvion, angeschwemmtes Land. Vgl. Accession.

Anlage, im weitern Sinn jeder Keim einer künftigen Entwickelung, welcher durch äußere An-

regung zur Entfaltung gebracht wird, im engern Sinn jede Thätigkeit, welche durch Uebung und Gewöhnung zur Fertigkeit erhoben wird. In jener Bedeutung wird auch der Keim einer (leiblichen oder geistigen) anormalen Entwickelung, einer Krankheit, eines Lasters A. genannt; in dieser bezeichnet A. eine (allgemeine oder specifische) Befähigung, deren höherer Grad Talent, deren höchster Genie heißt. Letztere Stufen unterscheiden sich unter einander in der Weise, daß ohne A. weder Uebung noch Nachhülfe Fertigkeit erzeugt, das Talent dagegen nur mäßiger, das Genie (scheinbar wenigstens) gar keiner Uebung und Nachhülfe bedarf. Die für den Psychologen, insbesondere aber für den Pädagogen nicht gleichgültige Frage, ob A. angeboren, beziehungsweise angeerbt, oder erworben, beziehungsweise vererblich sei, wird je nach der jeweiligen Ansicht vom Wesen der Seele verschieden beantwortet. Wer überhaupt kein vom Körperlichen unterschiedenes Seelenprincip anerkennt (Materialismus), für den hat die Frage nach in der Seele von Geburt des Menschen an vorhandenen Keimen (Anlagen, Kräften, Vermögen, Ideen) überhaupt keinen Sinn; psychische Anlagen sowohl wie psychische Vorgänge sind in seinen Augen ausschließlich organische (leibliche Dispositionen, Gehirnprocesse). Wer dagegen die Existenz einer Seele einräumt (Spiritualismus), denkt dieselbe entweder von Geburt an, sei es mit aus einem allerdings unbekannten Vorleben mitgebrachten Fertigkeiten (Mysticismus), sei es mit bloßen Keimen zu solchen (Rationalismus) ausgerüstet, oder nach dem von Aristoteles (und Locke) gebrauchten Bilde als eine leere Wachstafel (oder ein weißes Blatt Papier), die, erst in diesem Leben durch die mittels der Sinne ihr zugeführten Eindrücke gleichsam beschrieben, die Elemente und Grundlagen ihrer künftigen Entwickelung empfängt (Empirismus). Im ersten Falle ergibt sich als unvermeidliche Folgerung, daß die Erziehung in diesem Leben aus dem Zögling nichts mehr und nichts anderes zu machen vermöge, als was er schon in dem (vorausgesetzten) Vorleben gewesen sei oder was er aus diesem als unauslöschliche A. in das gegenwärtige herübergebracht habe, daß somit die eigentliche Erziehung nicht in das uns aus Erfahrung allein bekannte Erden-, sondern in ein hypothetisches (möglicherweise nur erträumtes) Dasein der Seele vor oder außer diesem falle, eine Folgerung, mit welcher die Pädagogik nichts anzufangen weiß. Im zweiten Falle aber scheint es, es liege in der Macht des Erziehers, aus dem »wie Wachs« bildsamen Zögling alles Beliebige zu modeln, was bekanntlich von der Erfahrung ebensowenig bestätigt wird. Das Korrektiv letzterer Ansicht, welche der Wahrheit jedenfalls näher steht, liegt in der natürlichen Einschränkung, welche die Willkür des Erziehers durch den engen gegenseitigen Verband erfährt, in welchem Seele und Leib, Psychisches und Organisches unter einander stehen. Sämmtliche geistige Vorgänge, Vorstellungen, Gefühle und Affekte, Begierden, Willensakte und Leidenschaften sind von physischen im Körper, insbesondere im Nerven- und Muskelsystem begleitet, durch solche verursacht (Empfindungen), oder selbst Ursache von solchen (Bewegungen), werden entweder durch das Physische bestimmt, oder wirken umstimmend auf dieses zurück. Folge davon ist, daß nicht nur die bleibende Beschaffenheit des ganzen oder die gewisser Theile des leiblichen Organismus einen beharrlichen Einfluß auf die Vorgänge in der Seele ausübt und dadurch vom Moment der Geburt an einen unaustilgbaren Grund zu ihrer künftigen Gestaltung legt, sondern daß auch umgekehrt die innerlichen Vorgänge, durch welche entsprechende äußere (z. B. gewisse Muskelstellungen) hervorgerufen werden, durch häufige Wiederkehr im Organismus eine dauernde Disposition zu denselben (d. i. eine erhöhte Leichtigkeit gewisser Muskel- und Gliederbewegungen) erzeugen. Jene Beschaffenheit kann angeborne, diese Disposition erworbene A. heißen; beiderlei Arten sind, da sie ihren Sitz lediglich im Organismus haben, fähig, die eine durch Erbschaft von den elterlichen Organismen empfangen, die andere durch Vererbung auf die gezeugten verpflanzt zu werden. Zu erstern ist zu rechnen der bleibende Einfluß, den die organische Geschlechtlichkeit auf die geschlechtliche (männliche oder weibliche) Sinnesart, die Gesammtbeschaffenheit des leiblichen Lebens (physisches) auf die Grundstimmung des geistigen und gemüthlichen (psychisches Naturell), das individuelle Verhältnis zwischen Intensität und Erregbarkeit des Nervensystems (physisches) auf das beharrliche Verhältnis zwischen Menge und Stärke des Vorstellens, Fühlens und Strebens (psychisches Temperament) ausübt, sowie die Hemmung oder Förderung, welche durch die Verkümmerung oder Verfeinerung aller oder bestimmter einzelnen Sinneswerkzeuge dem ganzen oder irgend einem besondern Gebiet der Sinnlichkeit (der gesammten Anschauungswelt, der Welt der Farben und Formen, der Welt der Töne, Geschmäcke 2c.) zu theil wird (poetische, malerische, musikalische, gastronomische A. u. dgl.). Zu den zweitgenannten dagegen gehört die in Künstlergenerationen nicht selten beobachtete überraschende Leichtigkeit, mit welcher technische Schwierigkeiten (Pinsel- und Federstrich, Fingersatz 2c.) durch scheinbar »angeborne« Fertigkeit überwunden werden, und welche am füglichsten als Vererbung von den Vorgängern erworbener günstiger organischer Disposition der betreffenden Nerven- und Muskelapparate (in ähnlicher Weise wie die sogen. Kunsttriebe der Thiere) zu erklären sein dürfte.

In der Heilkunde wird mit A. der Begriff der Möglichkeit und der der Geneigtheit zur Erkrankung verbunden: Krankheitsanlage, Disposition zur Krankheit. Die Möglichkeit zur Erkrankung ist eine Eigenschaft aller lebenden Organismen, und je komplicirter dieselben sind, desto eher werden die äußern Einwirkungen Veränderungen in denselben hervorzurufen im Stande sein. Man hat die Krankheitsanlagen in normale und in abnorme eingetheilt. Während die Möglichkeit der Erkrankung durch die stete Wechselwirkung der Organismen mit der Außenwelt und ihren Schädlichkeiten auch bei dem normalsten Organismus gegeben ist, wird in den meisten Fällen die Disposition zu bestimmten Krankheiten schon durch einen abnormen Zustand des ganzen Körpers oder einzelner Theile desselben bedingt. Man hat ferner die Krankheitsanlagen in allgemeine und besondere eingetheilt, insofern jeder Organismus die Fähigkeit besitzt, infolge äußerer einwirkenden Ursachen überhaupt, oder bei bereits vorhandenen Eigenthümlichkeiten oder abnormer Beschaffenheit einzelner Theile in dieser oder jener Richtung zu erkranken. Die allgemeine A. bedingt oder begünstigt die Erkrankung, wenn eine Gelegenheitsursache zu derselben gegeben ist, während die besondere A. zugleich den Grund für die Natur und Form der

sich ausbildenden Krankheit enthält und die Gelegenheitsursache nur den äußern Anstoß abgibt, die Richtung aber, welche weitere Entwickelung eine Krankheit nimmt, von vorhandenen innern Verhältnissen abhängt. Die besondern Krankheitsanlagen sind verschieden nach dem Alter, dem Geschlecht, der Konstitution und dem Temperament, verschieden selbst bei den verschiedenen Menschenrassen. Das verschiedene **Lebensalter** bietet in Bezug auf die besondern Krankheitsanlagen eine große Verschiedenheit dar. Das jugendliche, zumal das Kindesalter mit seiner überaus zarten Beschaffenheit der Gewebe, mit seinem regen und lebhaften Stoffwechsel, mit seiner leichten Erregbarkeit des Nervensystems, besonders der Centralorgane desselben, des Gehirns und Rückenmarks, mit seiner Empfindlichkeit der Haut gegen Temperaturwechsel bietet eine reiche Quelle mannigfaltiger Störungen, namentlich im Bereich des Verdauungsapparates dar. Außerdem sind aber im kindlichen Alter besonders das Gehirn und seine Hüllen zu Blutandrang, zu Entzündungen sehr geneigt, namentlich in der Zeit des ersten und zweiten Zahnens. Das jugendliche Alter zeichnet sich ferner durch die A. zu Krankheiten der Brust und der Halsorgane und zu solchen Störungen aus, welche mit der Ausbildung der Geschlechtsorgane zusammenhängen; so ist bei dem weiblichen Geschlecht die Neigung zur Bleichsucht etwas sehr gewöhnliches, ebenso die oft eintretende Neigung zu Schwäche und Gemüthsverstimmung infolge von Samenergießungen bei Jünglingen. Das Mannesalter dagegen disponirt zu Störungen in den Verdauungsorganen und zu Blutstockungen in denselben, wodurch sich die Hämorrhoiden bilden, zu Erkrankungen der Leber, der Nieren, der Blase &c. Das Greisenalter, in welchem die Ernährung der Organe einen allmählichen Rückgang macht, disponirt zu Krankheiten des Mastdarms, der Blase, der Blutgefäße; es kommen daher öfters Zerreißungen derselben vor, wodurch Schlaganfälle entstehen &c. Im höhern Mannes- und Greisenalter besteht eine besondere A. zu bösartigen Neubildungen, Krebsen &c. Durch seine mangelhafte Ernährung neigt sich das Greisenalter ferner zu krankhaften Zuständen der Sinnesorgane, zumal der Augen und des Gehörorgans. Auch die Verschiedenheit der **Geschlechter** bedingt eigenthümliche Krankheitsanlagen. Das weibliche Geschlecht ist wegen der größern Erregbarkeit seines Nervensystems mehr zu Nervenleiden, namentlich zu Neuralgien und Krämpfen geneigt als das männliche. Ganz besonders ist es aber der Geschlechtsapparat, von der Zeit der beginnenden Mannbarkeit an bis zum vollständigen Verschwinden der Menstruation und der Zeugungskraft, welcher bei dem weiblichen Geschlecht zu den verschiedenartigsten Störungen disponirt. Alle die Krankheiten, welche an die Vorgänge der Menstruation, der Schwangerschaft, der Geburt und des Wochenbettes, des Stillens anknüpfen, beruhen aber auf der dem weiblichen Geschlecht ausschließlich zukommenden Organisation. Beim männlichen Geschlecht tritt eine besondere Krankheitsanlage viel weniger in den Vordergrund. Die **Konstitution**, insofern man darunter die Verschiedenheit der Körperbeschaffenheit innerhalb der sogen. Breite der Gesundheit versteht, kann auch verschiedene Krankheitsanlagen bedingen. Eine reizbare, sogen. nervöse Konstitution, die man früher als sanguinisches und cholerisches Temperament bezeichnete und welche schon durch geringfügige äußere Einwirkungen stark alterirt zu werden pflegt, disponirt zu Blutandrang, zu Entzündung und Fieber; selbst bei leichten Erkrankungsfällen ist der Körper schon sehr angegriffen, Delirien stellen sich ein, die Schmerzen steigern sich zu bedeutender Höhe &c. Dagegen ist die torpide Konstitution, der das phlegmatische und melancholische Temperament der Alten entspricht, für äußere Einflüsse weit weniger empfänglich, insofern das Nervensystem und der von demselben abhängige Kreislauf des Blutes bei ihr nur langsam erregt zu werden pflegt, und sie also schon kräftigerer Einflüsse bedarf, um zu erkranken. Die Entzündungen erreichen keinen so hohen Grad, das Fieber wird nicht so leicht heftig, sondern beide nehmen vielmehr einen langsamern Verlauf, wirken aber darum auch oft um so zerstörender auf den Körper ein, zumal wenn die Thätigkeit der Organe nicht zugleich eine normale Energie besitzt. Daher erklärt es sich, daß solche Konstitutionen zu ausgedehnten organischen Störungen geneigt sind. Bei den verschiedenen Körperkonstitutionen ist es aber vorzüglich die **Blutmenge**, welche wesentlich die Krankheitsanlagen mitbestimmt. Je nachdem ein Mensch eine normale, oder eine größere oder geringere Menge von Blut besitzt, wird auch die Krankheitsanlage sehr verschieden sich gestalten. Vollsaftige, plethorische Konstitutionen sind geneigter zu Blutwallung, zu Blutandrang nach Gehirn, Lungen und Rückenmark, sowie zu Entzündungen, es stellen sich bei ihnen leichter Blutungen ein durch Zerreißung der überfüllten Gefäße, während blutarme, anämische Menschen sich eher zu schleichenden Krankheitszuständen hinneigen. Indem bei solchen die Ernährung der Organe beeinträchtigt ist, entstehen infolge mangelhafter Ernährung leicht schwindsuchtähnliche Zustände, Atrophien mannigfaltiger Art. Ueber die Krankheitsanlagen der verschiedenen **Menschenrassen** ist nur wenig bekannt, wenn man von den Akklimatisationskrankheiten absieht. Die Neger sollen unter anderem an Starrkrampf häufiger erkranken, als irgend eine andere Rasse. Was die verschiedenen **Nationen** anbetrifft, so ist die reizbarere Konstitution der Bewohner südlicher Länder, gegenüber der der nördlich gelegenen, hinreichend bekannt, und demgemäß treten auch die Krankheitsanlagen hervor, obgleich hier die Lebensweise, der Kulturzustand, der rege Verkehr mit andern Völkern &c. in hohem Grade bestimmend in den Vordergrund treten. In Betreff der Krankheitsanlagen innerhalb der **Familien**, oder auch innerhalb engbegrenzter, in tiefen Thaleinschnitten liegender, von allem Verkehr fast abgeschlossener Wohnorte ist durch Beobachtung festgestellt, daß infolge mangelhafter Kreuzung oder Vermischung oft schlechte Blutbeschaffenheit, Skropheln und gewisse Grade von Geistesschwäche bis zum ausgebildeten Kretinismus Platz greifen. Auch hier üben die Lage, die Verschiedenheit der Wohnung, der Kleidung, Beschäftigung &c. den hauptsächlichsten Einfluß aus.

Die Krankheitsanlagen sind endlich entweder erworbene, oder ererbte. Die **erworbenen** sind entweder angeboren, d. h. sie entwickeln sich schon während des Fötuslebens, und können mehr oder weniger ihren Einfluß auf das ganze künftige Leben geltend machen, oder sie sind erst später erworben, entweder durch fehlerhafte Behandlung von der ersten Lebenszeit an, schlechte Ernährung, einseitige Beschäftigung &c., oder durch Krankheiten, welche eine Veränderung der Organe zurücklassen, oder endlich

durch die in der Entwickelung oder Rückbildung liegenden Vorgänge im menschlichen Körper. Die **ererbten** Anlagen sind solche, die sich durch die Zeugung von den Eltern auf die Kinder übertragen, insofern die Körperbeschaffenheit und die dadurch bedingte Krankheitsanlage, welche den Eltern eigen ist, sich auch in den Kindern zeigt. Streng davon zu unterscheiden sind die sogen. anerzeugten Krankheitsanlagen, zu denen die Geistes- oder Körperschwäche gehört, welche z. B. zuweilen Kinder haben sollen, die von dem Vater im Rausche oder nach erschöpfenden Krankheiten gezeugt sind. Wie sich Körperbeschaffenheit oder Gesichtszüge der Eltern in den Kindern oft aufs sprechendste wiederfinden, so können auch Krankheitsanlagen der Eltern sich in den Kindern wiederholen. Man zählt hierher die Neigung zu Gicht, Hämorrhoiden, Geistesstörungen, Schlaganfällen, Tuberkelkrankheit, Skrophelsucht ꝛc. Eine solche ererbte A. kann freilich durch eine zweckmäßig eingerichtete Lebensweise und entsprechende ärztliche Behandlung sehr herabgemindert werden.

In der **bildenden** Kunst bezeichnet A. die ersten roh zusammengeordneten Züge eines Werkes, woraus man die künftige Gestalt desselben schon erkennen kann. In ähnlicher Bedeutung spricht man von der A. eines dramatischen Stücks oder eines Charakters in demselben.

Anlagekapital, die Gesammtheit derjenigen Güter, welche zur Herstellung eines gewerblichen Etablissements (im weitesten Sinn) erforderlich oder in einem solchen dauernd enthalten sind, also Grundbesitz, Gebäude, Dampfkessel, Maschinen ꝛc., im Gegensatz zu dem umlaufenden oder Betriebskapital, welches bei der Produktion in Gestalt der Rohstoffe, Arbeitslöhne, beim landwirtschaftlichen Betriebe in Gestalt des Samens, der Düngemittel ꝛc. verbraucht wird und daher immer wieder ersetzt werden muß, während jenes sich nur durch die Abnutzung, deren durchschnittlicher Betrag deshalb nach kaufmännischen Grundsätzen alljährlich abzuschreiben ist (s. Abschreibung), allmählich vermindert. Uebrigens ist die Grenze zwischen A. (stehendem) und Betriebs- (umlaufendem) Kapital im einzelnen Falle oft schwer zu bestimmen.

Anlassen, Weichmachen von Stahl und andern Metallen durch mäßiges Erhitzen und langsames Abkühlen; auch Glas verliert seine Sprödigkeit, wird elastischer und dehnbarer beim langsamen Abkühlen im Kühlofen.

Anlaufen, bei Metallen die Bildung eines dünnen Ueberzugs auf der Oberfläche. Blei und Zink bedecken sich an feuchter Luft mit einer dünnen Schicht von Oxyd oder Kohlensäuresalz, auf Silber entsteht in unreiner Luft ein Ueberzug von Schwefelsilber, Stahl bedeckt sich beim Erhitzen mit einer Oxydschicht, die je nach ihrer Stärke gelblich, röthlich oder blau erscheint (Anlauffarben).

Anlehen, im allgemeinen der Akt, durch welchen jemand eine Quantität von Gegenständen des Verbrauchs von andern entnimmt, unter der Bedingung, dereinst eine gleiche Quantität gleichartiger Gegenstände dagegen zu geben, zum Unterschied von der Miete oder dem Pacht einer Sache, wo bei der Erlangung nicht auf die Quantität und den Verbrauch, sondern auf den Gegenstand und dessen Gebrauch gesehen und die Rückgabe des Gegenstandes selbst bedungen wird. Derjenige, welcher das A nimmt, heißt Anlehner, Erborger oder Schuldner; der, welcher es gibt, Darlehner (Darleiher), Verborger, Gläubiger; die Handlung selbst das Darlehn; das Zeichen für die geschehene Handlung ist das Schuldbekenntnis, die Obligation. Im gewöhnlichen Sinn heißt A. insbesondere die verzinsliche Erborgung einer Summe Geldes (s. Anleihe).

Anleihe, ursprünglich s. v. w. Anlehen, jetzt ausschließlich die kontraktliche Erborgung einer Summe Geldes, mit der Bedingung, solche dereinst in gleichem Werthe und Betrage zurückzuzahlen, und in der Regel mit der Verpflichtung, bis dahin für den Gebrauch des Geldes eine jährliche Vergütung, Zinsen genannt, an den Darleiher zu entrichten; dann eine von einer Korporation, Gemeinde, einem Staate oder einer Regierung zu öffentlichen Zwecken gemachte Kapitalaufnahme, wobei man von der eigentlichen Form des Anlehnskontrakts, welcher allemal eine bestimmte Person als Darleiher erfordert, durch Kreirung von Schuldscheinen au porteur (auf den Inhaber) und wohl auch durch noch andere Bestimmungen wesentlich abgewichen ist (s. Staatspapiere, Staatsschulden).

Anluven, s. Abfallen.

Anmaßung, in der gewöhnlichen Ausdrucksweise s. v. w. Unverschämtheit oder Selbstüberhebung und Kränkung anderer durch übermüthiges Betragen. Im rechtlichen Sinn versteht man unter A. (Arrogantia) unbefugte Ausübung eines einem andern zustehenden Rechtes. Sie unterscheidet sich von Raub und Diebstahl besonders dadurch, daß bei ihr das Objekt ein unkörperliches, bei jenen dagegen ein körperliches ist. A. durch bloßen Gebrauch heißt Usurpation. Besondere Arten der A. sind: A. des Münzrechts (s. Münzverbrechen), A. öffentlicher Gewalt (Amtsgewalt), z. B. Erhebung von Zöllen, Mißbrauch des Amtssiegels, Anwerbung von Soldaten ꝛc.

Anmeldestellen, im Deutschen Zollverein besondere Zollstellen zu Entrichtung der beim Uebergang von gewissen Vereinsgebieten auf ein anderes von Frachtfuhren zu zahlenden Nachsteuer.

Anmuth, Schönheit der Bewegung (Lessing), und daher nur dem Beweglichen oder doch beweglich Scheinenden eigen (im Gegensatz zur Würde [s. d.], d. i. derjenigen Schönheit, welche dem Unbeweglichen oder doch unbeweglich Scheinenden, z. B. der Charakterfestigkeit, zukommt). Ihr Erscheinungsgebiet ist die Zeit (wie jenes der Würde der Raum), weil jede (sei es geistige, sei es körperliche oder Orts-) Bewegung Zeit erfordert. Sie äußert sich an Naturvorgängen (Rauschen der Blätter im Winde, Murmeln und Plätschern des Gewässers, Flackern und Knistern der Flamme) oder menschlichen Handlungen (Sichgeberden, Gehen, Tanzen, Sprechen, Singen, Musiciren), die sich durch mehrere aufeinander folgende Zeitmomente ausdehnen, also eine Bewegung darstellen. Das Bewegte selbst braucht darum nichts weniger als schön zu sein, wie denn unschöne Gesichtszüge und Körperformen durch gefälliges Mienen- und Gliederspiel anmuthig erscheinen können. Der Grund aber, daß uns Bewegung »anmuthet«, liegt darin, weil wir uns selbst nicht nur als körperlicher, sondern auch geistiger Bewegung (Gemüth) Fähiges kennen und daher überall, wo wir Bewegung wahrnehmen, nicht nur ein uns Verwandtes, d. h. gleich uns Beseeltes und Belebtes, ein »Gemüth«, sondern auch, je wohlgefälliger uns die Bewegung anspricht, eine

desto vollkommnere »Seele« als Urheberin der »seelenvollen« Bewegung vermuthen. Die seelenlose, nur durch mechanische Gesetze bewegte Natur (z. B. die auf- und abwogende Meeresfläche) kann daher durch die A. ihrer Bewegungen beseelt, umgekehrt wird die »schöne Seele« durch den rhythmischen Fluß ihrer äußern Erscheinung als Spiegel ihrer innern Harmonie anmuthig erscheinen. Das weibliche Geschlecht, dessen organischer Körperbau zu schöner (wie jener des männlichen zu kraftvoller) Bewegung vor dem andern geeignet ist, gilt daher vorzugsweise als Träger der A.

Anna, 1) A., Heilige, nach der Tradition Ehefrau des heil. Joachim, soll nach 20jähriger Unfruchtbarkeit Maria, die Mutter Jesu, geboren haben. Sie wird zuerst bei Epiphanias im 4. Jahrh. erwähnt; ihre Verehrung war schon im 8. Jahrh. allgemein verbreitet. Ihr Leichnam wurde nach der Legende 710 aus Palästina nach Konstantinopel gebracht. Sie gilt als Schutzpatronin der Tischler. Ihr Gedächtnistag ist der 26. Juli, bei den Griechen der 9. Dec.

2) A. Komnēna, Tochter des oström. Kaisers Alexios I., geb. 1. Dec. 1083, erhielt eine gelehrte Bildung und spielte in den Hofintriguen eine bedeutende Rolle. An Nikephoros Bryennios vermählt, suchte sie denselben vergeblich anzureizen, mit ihrem Bruder um den Thron zu ringen, und zettelte zu diesem Zweck selbst eine Verschwörung an, die aber an der Indolenz ihres Gemahls scheiterte. Nach dessen Tode 1137 widmete sie sich in einem Kloster wissenschaftlicher Beschäftigung und starb 1148. Die von ihr unter dem Titel »Anna Comnenae Alexiadis libri XIX« (am besten herausgeg. von Schopen, Bonn 1839) verfaßte Geschichte ihres Vaters gehört zu den besten historischen Werken der Byzantiner. Eine Uebersetzung davon findet sich in den von Schiller herausgegebenen »Historischen Memoiren«.

3) A. Boleyn (spr. bölin; Bullen), zweite Gemahlin König Heinrichs VIII. von England, die schöne Tochter des Bäckers Thomas Boleyn, der nachher zum Grafen von Wiltshire erhoben wurde, ward 1507 geboren und seit ihrem 7. Jahre am franz. Hof erzogen. Mit allen Reizen des Körpers und einer feinen Bildung ausgestattet, kehrte sie im 18. Jahr nach England zurück, wurde Hoffräulein der Königin Katharina von Aragonien und entzündete in dem leidenschaftlichen Gemahl derselben ein Feuer, das um so heftiger entflammte, je weniger der Charakter des Fräuleins Befriedigung auf einem dem Fürsten sonst gangbaren Wege hoffen ließ. Da kein anderes Mittel ihm den ersehnten Besitz verschaffen konnte, bot ihr Heinrich endlich den Sitz auf dem Throne an, den Katharina inne hatte. Als A. dieser Verlockung nachgegeben, ward ihre Verlobung mit dem Sohne des Grafen von Northumberland aufgehoben und Heinrich erklärte seine Ehe mit Katharina für aufgelöst, worauf A. den Thron von England bestieg (1532). Sie benutzte ihre Stellung, um die Sache der kirchlichen Reformation zu fördern. Aber Heinrichs Liebe schwand mit der Befriedigung seiner Lust bald, und obschon A. ihm (1533) die nachherige Königin Elisabeth gebar, dachte der Tyrann doch darauf, sich ihrer wieder zu entledigen, um eine neue Leidenschaft zu befriedigen. Sie wurde angeklagt, blutschänderischen Umgang mit ihrem Bruder gepflogen, ja sogar Anschläge gegen das Leben Heinrichs gemacht zu haben, in den Tower geworfen und ihr der Proceß gemacht. Ihre Ehe mit dem König erklärte man für aufgelöst; ein feiler Gerichtshof sprach das Schuldig über sie aus und verurtheilte sie zum Tode. A. betheuerte vergeblich ihre Unschuld; sie wurde 18. Mai 1536 im Tower enthauptet. Vgl. Benger, Memoirs of Anne Boleyn (Lond. 1821, 2 Bde.); Dixon, History of two queens: Anne Boleyn etc. (das. 1873).

4) A. von Kleve, die vierte Gemahlin Heinrichs VIII. von England, war die Tochter des Herzogs Johann III. von Kleve. Auf den Rath Thomas Cromwells warb Heinrich um sie (1539), angelockt durch ihr von Holbein gemaltes reizendes Porträt. Voll sinnlicher Gier reiste ihr der König verkleidet bis Rochester entgegen, fand aber statt des irdischen Engels voll Liebreiz, nach seinem eigenen Ausdruck, »eine große, dicke, flandrische Stute« und konnte nur durch Cromwells Vorstellung bewogen werden, die Ehe 6. Jan. 1540 wirklich zu vollziehen. Der Günstling büßte Heinrichs Unmuth mit dem Leben: er ward 1540 enthauptet. Feile Pfaffen sprachen sodann die Trennung der Ehe mit A. aus. Man ließ der Fürstin ein Jahrgeld von 4000 Pfd. Sterl., von dem sie im Auslande lebte. Sie starb 1557.

5) A. Stuart, Königin von Großbritannien und Irland, Tochter Jakobs II. von England aus dessen erster Ehe mit Anna Hyde, der Tochter Lord Clarendons, geb. 6. Febr. 1664, wurde, da ihr Vater damals noch nicht öffentlich zur katholischen Kirche übergetreten war, nach den Grundsätzen der anglikanischen Kirche erzogen und 1683 mit dem Prinzen Georg, jüngerem Sohne Friedrichs III. von Dänemark, vermählt. Als ihr Schwager, Wilhelm von Oranien, zur Eroberung des britischen Throns 1688 bei Torbay landete, erklärte sie sich, von Lord Churchill, nachmaligem Grafen von Marlborough, beeinflußt, für denselben und gegen ihren Vater, dessen Lieblingstochter sie gewesen. Als König Wilhelms III. erklärte Nachfolgerin bestieg sie nach dessen Tode (8. März 1702) den Thron, während ihr Gemahl den Titel Prinz behielt und zum Großadmiral und Generalissimus ernannt wurde. Der Herzog von Marlborough spielte in ihrem Kabinet als Premier die Hauptrolle, und seine schöne, aber leidenschaftliche und hochmüthige Gattin war in alle Geheimnisse des Staats eingeweiht. Auf Antrieb Marlboroughs trat A. der Tripelallianz gegen Frankreich bei; auch ward 1707 die Union Englands und Schottlands zu Einer Nationalrepräsentation bewerkstelligt und dabei gegen die geheimen Wünsche der ihren Stiefbruder, den Thronprätendenten Jakob III., begünstigenden Königin festgesetzt, daß, wenn A. ohne Erben stürbe, die Krone an die protestantische Linie der Nachkommenschaft des Hauses Stuart, mithin an die Prinzessin Sophie, verwittwete Kurfürstin von Hannover, Jakobs I. Tochterkind, fallen solle. Jakob III., hierdurch gänzlich von der Erbfolge ausgeschlossen, versuchte 1708 vergebens eine Landung in Schottland; doch wurden seine Anhänger durch Vermittelung der Königin mit Schonung behandelt. Nach Marlboroughs Sturz ward der Krieg gegen Frankreich nur schwach fortgeführt und 11. April 1713 durch den Utrechter Frieden beendigt. Die spätern Regierungsjahre Anna's vergingen unter verdrießlichen Händeln zwischen den kämpfenden Parteien. Das Verlangen des Parlaments, daß der anerkannte Thronerbe aus dem Hause Braunschweig zur Wahrung seines Rechts von Hannover nach England berufen werde, wußte A. zwar zu vereiteln, mußte aber doch 23. Juni 1714 nach langem Widerstande in die Aechtung ihres Stiefbruders, Jakobs III.,

einwilligen und für den Fall einer Landung im britischen Reich einen Preis von 5000 Pfd. Sterl. auf seinen Kopf setzen. Sie starb bald darauf, 1. Aug. 1714. Ihr Privatleben war tadellos; als Königin war sie schwach, doch gütig und gerecht und Freundin der Wissenschaften und Künste, auch dem Protestantismus eifrig ergeben. Vgl. Stanhope, History of England, comprising the reign of Queen Anne (4. Aufl., Lond. 1873).

6) A. von Bretagne, Gemahlin Karls VIII. und nach dessen Tode Ludwigs XII. von Frankreich, Tochter Franz' II., letzten Herzogs von Bretagne, geb. 26. Jan. 1476 zu Nantes, erbte 1488 die Bretagne und ließ sich 1491 durch Prokuration dem deutschen Kaiser Maximilian I. antrauen. Karl VIII. von Frankreich bot jedoch, während Maximilian in Ungarn beschäftigt war, alles auf, die reiche Erbin selbst heimzuführen, und es gelang der Geschicklichkeit des Herzogs Ludwig von Orléans, die Großen der Bretagne, sowie die Herzogin selbst für ihn zu gewinnen. Als Karl mit einem Heere vor Rennes, wo A. residirte, erschien, drangen ihre Rathgeber und Stände so lange in sie, bis sie ihre Zustimmung gab. Sie ward 6. Dec. 1491 zu Longevais mit Karl vermählt, der seine am französischen Hof erzogene Braut, Maximilians Tochter Margaretha, heimsandte, ihre Mitgift, Artois, Charolais u. a., aber behielt. Nach Anna's Tode (9. Jan. 1514) wurde die Bretagne für immer mit Frankreich vereinigt.

7) A. Maria Mauritia, gewöhnlich A. von Oesterreich genannt, Gemahlin König Ludwigs XIII. von Frankreich seit 1615, älteste Tochter Philipps III. von Spanien, geb. 22. Sept. 1601, war ein schönes und kluges Weib, wurde jedoch von Maria von Medici niedergehalten und durch Richelieu ihrem Gemahl entfremdet, der sie 1637 sogar beschuldigte, sie habe ihn entthronen und den Herzog von Orléans heirathen wollen. Später gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Gatten freundlicher. A. gebar 5. Sept. 1638 einen Prinzen (Ludwig XIV.) und ward nach Ludwigs XIII. Tode, dem letzten Willen desselben zuwider, durch Parlamentsbeschluß vom 18. Mai 1643 zur unumschränkten Regentin für den fünfjährigen Prinzen erklärt. In ihrem Namen herrschte Mazarin ebenso unumschränkt, wie Richelieu geherrscht hatte, nur mit mehr Milde. Er mußte zwar auf Anbringen der Großen, der Frondeurs und des Parlaments aus Frankreich verbannt werden; als aber Ludwig XIV., 5. Sept. 1651 für mündig erklärt, noch eine Zeitlang die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seiner Mutter überließ, rief diese den Minister zurück, worüber es zum Volksaufstand und 2. Juli 1652 in der Pariser Vorstadt St. Antoine zu einem blutigen Kampfe kam, der Mazarins abermalige Entlassung zur Folge hatte. Noch einmal kehrte der Unentbehrliche 1653 zurück und blieb nun bis an seinen Tod (1661) an der Spitze der Geschäfte. Nach demselben legte A. die Regentschaft nieder, um sich in dem von ihr gestifteten Kloster Val de Grâce frommen Uebungen zu widmen. Sie starb 20. Jan. 1666.

8) A. Iwanowna, Kaiserin von Rußland, zweite Tochter des Zaren Iwan III. (V.) Alexejewitsch, des ältern Halbbruders Peters d. Gr., geb. 25. Jan. 1693 in Moskau, ward, beim Tode ihres Vaters 2 Jahre alt, unter Leitung ihrer Mutter bis zu ihrem 16. Jahr erzogen und 13. Okt. 1710 mit dem Herzog von Kurland, Friedrich Wilhelm, vermählt. Aber schon auf der Rückreise nach Kurland starb der Herzog (1711), u. die junge Wittwe verlebte nun eine Reihe von Jahren in Mitau. Als mit dem Tode Peters II. (19. Jan. 1730) die männliche Linie des Hauses Romanow erlosch, ward sie auf Betrieb der mächtigen Fürsten Dolgorukji vom Geheimen Konseil und Senat für die Thronerbin erklärt, obgleich Peters I. Tochter Elisabeth nähere Ansprüche hatte. Sie mußte aber urkundlich versprechen, auf die absolute Zarengewalt verzichten und nichts ohne Mitwirken des aus den vornehmsten Mitgliedern des russischen Adels bestehenden Reichsraths unternehmen zu wollen. Trotzdem kündigte sie sich nach ihrer Thronbesteigung als Selbstherrscherin an, und unter ihrem Namen herrschte Biron mit blutiger Gewalt. Die Führer der widerspenstigen Aristokratie bestiegen das Schafott und tausende wurden nach Sibirien verbannt (vgl. Russisches Reich, Geschichte). Sie starb 28. Okt. 1740, nachdem sie den Enkel ihrer ältesten Schwester Katharina, Iwan, zu ihrem Nachfolger und Biron zum Regenten während dessen Minderjährigkeit ernannt hatte. Vgl. Barthold in Raumers »Historischem Taschenbuch«, Jahrg. 1836.

9) A. Karlowna, eigentlich Elisabeth Katharina Christine, Großfürstin und Regentin von Rußland, Tochter des Herzogs Karl Leopold von Mecklenburg und der Katharina Iwanowna, Nichte der vorigen, geb. 18. Sept. 1718, erhielt 1732, bei ihrem Uebertritt zur griechischen Kirche, den Namen A. und wurde 1739 an den Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg-Bevern vermählt. Sie gebar demselben 1740 den Prinzen Iwan, der von der Kaiserin Anna auf Birons Betrieb, der sich dadurch die Regentschaft zu sichern suchte, zu ihrem Nachfolger ernannt wurde. Biron wurde jedoch 19. Nov. durch den Feldmarschall Münnich im Einverständnis mit der Mutter des jungen Kaisers gestürzt, und A. erklärte sich nun zur Großfürstin und Regentin während ihres Sohnes Minderjährigkeit. Sie ernannte den Feldmarschall Münnich zum Premierminister, zerfiel aber bald mit ihm, infolge dessen er 13. März 1741 seine Stelle niederlegte. Es bildete sich darauf hauptsächlich unter dem unzufriedenen altrussischen Adel eine Verschwörung zu dem Zweck, Elisabeth, die Tochter Peters d. Gr., auf den Thron zu erheben. Dieselbe kam in der Nacht vom 5. auf den 6. Dec. 1741 zum Ausbruch, und A. wurde mit Anton Ulrich von Braunschweig und ihrer Tochter, der Prinzessin Katharina, zuerst nach Riga gebracht, dann nach mehrfachem Wechsel der Gefängnisse zu Cholmogory an der Dwina internirt, wo sie 18. März 1746 starb, nachdem sie ihrem Gemahl noch 3 Kinder geboren hatte. Der unglückliche Thronfolger, Prinz Iwan, wurde zu Schlüsselburg in ein finsteres Gewölbe eingekerkert und daselbst 1764 ermordet.

10) A., Gemahlin des Kurfürsten August I. von Sachsen, Tochter Christians III. von Dänemark, geb. 1531, ward 2. Aug. 1548 mit August vermählt, schaltete im Einverständnis mit dem Gatten als kluge und sparsame Wirtschafterin, so daß von ihr die Sage geht, sie sei mit den Erzeugnissen ihrer Viehwirtschaft selbst zu Markte gefahren, daher vom Volke »Mutter Anna« genannt. Sie beschäftigte sich, wie ihr Gemahl, auch mit den Naturwissenschaften, schrieb ein »Arzneibüchlein«, erfand mehrere ihrer Zeit vielgebrauchte Medikamente und stiftete die Hofapotheke in Dresden (1581). Wiewohl sie

äußerst sparsam lebte, so sorgte sie doch überaus eifrig für die Armen und Kranken. Sie gebar in 37jähriger Ehe 15 Kinder, von denen aber nur ein Sohn und 3 Töchter die Eltern überlebten Sie starb 1. Okt. 1585 an einer epidemischen pestartigen Krankheit.

Anna, a) kleine Rechnungsmünze in Britisch-Ostindien, = 1/16 Kompagnierupie = 1 Sgr. 2 3/8 Pf. preuß. = 12,03 Npf.; b) Salzmaß in Bombay, = 1/16 Räsch = 100 Parahs = 2634,26 Liter = 2540 Kilogr.; c) Perlengewicht daselbst, = 0,0121 Gramm; d) Gold- und Silbergewicht in Kalkutta, = 1/16 Tola = 0,729 Gramm.

Annaberg, Bergstadt im königl. sächs. Regierungsbezirk Zwickau, im Erzgebirge, am Abhange des Hohen Pöhlbergs und an der Eisenbahn, welche von Chemnitz über hier nach Weipert in Böhmen führt, eine der wichtigsten Manufakturstädte des Königreichs, hat ein Schullehrerseminar, eine Realschule erster Ordnung, eine Gewerbeschule, verschiedene Wohltätigkeitsanstalten und (1871) 11,600 Einw. (330 Katholiken). Unter den 3 Kirchen der Stadt gehört die 1499—1518 erbaute St. Annenkirche zu den größten und schönsten des Landes; außerdem ist das ansehnliche Rathhaus und die große Wasserleitung mit eisernem Röhrensystem, welche täglich 45,000 Kubikfuß Wasser liefert, zu erwähnen. Die Stadt verdankt ihre Entstehung dem Bergbau, der zu Ende des 15. Jahrh. in der dortigen Gegend, namentlich am Schrecken- und Schottenberge, sehr ergiebig war, und wurde 1496 durch Herzog Albert den Beherzten gegründet. Sie hieß anfangs die »Neue Stadt am Schreckenberge«, den Namen A. gab ihr Kaiser Maximilian. Der Bergbau erreichte seine höchste Blüte im 16. Jahrh., wo sich die anfahrende Mannschaft zuweilen auf 2000 belief; seit dem Dreißigjährigen Kriege ist er sehr zurückgegangen. Man baut auf Silber, besonders aber auf Kobalterze, welche oft von Wismut und Kupfernickel begleitet werden; auch auf Eisen. Im Jahr 1561 führte Barbara Uttmann (die 1575 in A. starb und seit 1834 ein Denkmal daselbst hat) die Spitzenklöppelei ein, und wenige Jahrzehnte später (1590) ließen sich zahlreiche aus Belgien vertriebene Posamentierer in A. nieder; beide wurden die Begründer der industriellen Bedeutung der Stadt. A. mit dem benachbarten Buchholz ist gegenwärtig in Deutschland nächst Berlin der Hauptsitz der Fabrikation aller in das Posamentenfach einschlagenden Besatzartikel (Fransen, Bänder, Borten, Guimpen ꝛc.) in Seide, Wolle und Baumwolle, wie auch der Spitzenfabrikation, neben welcher in neuster Zeit noch die Fabrikation von Korsets und Krinolinen Bedeutung erlangte. A. ist Geburtsort des Jugendschriftstellers Chr. Felix Weiße, zu dessen Andenken 1826 eine Waisenanstalt gegründet wurde; der bekannte Rechenmeister Adam Riese (gest. 1559) lebte als Bergschreiber daselbst.

Annabon, Insel, s. Annobom.

Annaburg (früher Lochau), Flecken im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Torgau, am sogen. Neuen Graben, mit 2325 Einw Das dortige Schloß (von Anna, der Gemahlin des Kurfürsten August I., 1572—75 erbaut) wurde 1762 zur Aufnahme eines Militärknabeninstituts, welches August III. schon 1738 zu Dresden ins Leben gerufen hatte, eingerichtet und 1815 von Preußen übernommen Mit einem jährlichen Aufwande von 40,000 Thlr. werden hier 382 Zöglinge, welche Söhne deutscher invalider oder versorgungsberechtigter Militärpersonen und evangelischen Bekenntnisses sein müssen, vom 10.—15. resp. 18. Lebensjahr erzogen. Die bis zum 18. Jahr in der Anstalt verbleibenden, etwa der 4. Theil der Zöglinge, sind zu Unterofficieren oder Musikern für die Armee bestimmt. In der nahen Annaburger oder Lochauer Heide wurde 24. April 1547 Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen nach der Schlacht bei Mühlberg gefangen genommen.

Annäherung (Approximation), ein mathematischer Ausdruck für solche Größenangaben, welche nicht ganz genau sind, sondern dem wahren Werth mehr oder weniger nahe kommen. Schon wenn es sich darum handelt, größere Verhältniszahlen auf kleinere, leichter zu übersehende zu reduciren, läßt sich dies in den meisten Fällen nur mittels A. durchführen. Bei vielen mathematischen Rechnungsarten gibt es gar keine andern als solche genäherte Werthbestimmungen. So lassen sich alle sogen. irrationalen Größen, wie sie z. B. bei Ausziehung der Wurzeln aus 5, 7, 12 ꝛc. herauskommen, bloß annähernd angeben; ferner sind von der fast unübersehbaren Menge der in den logarithmischen und trigonometrischen Tafeln gegebenen Zahlen die wenigsten genau und vollständig abgeschlossen, sondern bei weitem die meisten geben nur annähernde Werthbestimmungen. Auch in der rein theoretischen Mathematik gibt es bedeutende Partien, wo man sich mit solchen Annäherungen begnügen muß, wie z. B. eine große Anzahl von Differentialausdrücken nur durch Reihen oder genähert dargestellt werden kann. Bei diesen sämmtlichen Annäherungen kommt es für die Praxis lediglich darauf an, daß sie für den nothwendigen Fall genau genug sind, und es ist Aufgabe der Mathematik, die A. bis zu dem erforderlichen Grade geben zu können.

Annalen (Jahrbücher, Annales libri), Bücher worin die merkwürdigsten Begebenheiten eines Jahres in chronolog. Folge verzeichnet werden. Alle Geschichtschreibung hat mit solchen A. angefangen; die alten Aegypter, Assyrer und Perser und noch früher die Chinesen hatten ihre A. Die ältesten der Römer sind die von den Priestern abgefaßten Annales pontificum oder A. maximi, welche meist nur auf Religion und Kultus Bezügliches enthielten und bei der Eroberung der Stadt durch die Gallier zu Grunde gingen. Später, vorzüglich nach dem zweiten Punischen Kriege, gab es außer den neuen Priesterannalen auch sogen. Familien- (A. gentium) und Konsularannalen (A. consulares), worin theils die Thaten ausgezeichneter Männer, theils wichtige Veränderungen in den innern und äußern Verhältnissen des Staats kurz aufgezeichnet waren. Die Konsularannalen wurden auf hölzerne, mit geleimter Leinwand überzogene Tafeln geschrieben und erhielten davon auch den Namen Libri lintei (Leinwandbücher). An der Spitze dieser römischen Annalenschreiber (Annalisten) erscheint Q. Fabius Pictor (220 v. Chr.), der sich, wie auch seine Nachfolger, L. Cincius Alimentus, C. Acilius und A. Postumius Albinus, noch der griechischen Sprache bediente. Lateinisch schrieben (seit 2. Jahrh. v. Chr.) L. Calpurnius Piso Frugi, L. Cassius Hemina, L. Cölius Antipater, L. Junius Gracchanus, L. Sempronius Asellio, L. Cornelius Sisenna, Q. Claudius Quadrigarius, Q. Valerius Antias, M. Pompilius Andronicus u. a. bis auf Asinius Pollio und L. Fenestella, welche zu Augustus' Zeit lebten.

Die Werke dieser Männer sind alle verloren gegangen, wurden indessen von den spätern römischen Historikern vielfach benutzt (vgl. Nitzsch, Die römische Annalistik, Berl. 1872). Als sich im Augusteischen Zeitalter die Geschichtschreibung mehr ausbildete, ging nach und nach der Name A. auch auf solche geschichtliche Werke über, in welchen zwar die Berücksichtigung der Chronologie nach den einzelnen Jahren vorherrschte, sonst aber in Behandlung und Anordnung des Stoffs das höhere Princip der Geschichtschreibung vorwaltete; so die A. des Tacitus u. a. Noch später, bei dem Beginn einer neuen christlich-römischen Wissenschaft mit dem 4. und 5. Jahrh. n. Chr., treten uns unter der Benennung A. oder Chroniken Geschichtswerke aller Art entgegen, welche die Begebenheiten nach der Zeitfolge, meist kurz, oft tabellarisch, mehr oder minder vom kirchlichen Standpunkt aus darstellen. Sie beginnen meist von Erschaffung der Welt, oder von Christi Geburt, haben aber meist nur für das Zeitalter, in welchem sie abgefaßt wurden, historische Bedeutung. Die Sprache dieser Werke ist gewöhnlich ein inkorrektes Latein, welches in Italien seit dem 13. Jahrh., in Frankreich und Deutschland seit dem 14. auch bisweilen mit der Landessprache vertauscht wurde. Diese A. und Chroniken des Mittelalters sind mehrfach gesammelt worden: für Deutschland am vollständigsten von Pertz (Monumenta Germaniae historica); für Italien von Muratori; für Frankreich von A. Duchesne und Bouquet; für Spanien von Eug. da Llaguno Amirola; für England von Commelin, Savile u. a.; für Dänemark von Langebek. In neuerer Zeit führten mehrere wissenschaftliche Zeitschriften, worin besonders eine historische Tendenz vorherrscht, den Namen A. Eines der einflußreichsten Werke dieser Art waren die »Europäischen«, später »Politischen A.«, herausgeg. von Posselt, seit 1795, zuletzt unter Rottecks Redaktion bis 1832, wo sie wegen angeblich revolutionärer Tendenz durch Bundesbeschluß verboten wurden.

Annaline, s. Gips.

Anna Perenna, eine Gottheit der alten Latiner, die Personifikation des Immerdauernden, Wohlthätigen, die Vorsteherin des neuen Jahres (Mondjahres), die Nährmutter des Volkes. Ihr Fest wurde mit Beginn des Frühlings (15. März) unter freiem Himmel bei heitern Gelagen gefeiert. Eine spätere Sage macht sie zur Tochter des Königs Belus von Tyrus und Schwester der Dido, die nach der Einnahme Karthago's fliehend zu Aeneas nach Italien gekommen sei und sich hier, von dessen Gattin aus Eifersucht angefeindet, in den latin. Fluß Numicus gestürzt habe, worauf sie als Nymphe verehrt wurde.

Annapŏlis (spr. ännä-), 1) befestigte Hafenstadt in der britisch-nordamerikanischen Provinz Neuschottland, an der Fundybai westlich von Halifax gelegen, mit ca. 2000 Einw. Die Stadt ward 1605 von den Franzosen angelegt und Port Royal genannt, kam dann an die Engländer, die sie nach der Königin Anna in A. umtauften, gelangte aber nie zu einiger Blüte. — 2) Hauptstadt des nordamerikan. Freistaats Maryland, rechts am Severn, unfern von dessen Mündung in die Chesapeakebai, hat gutgebaute, strahlenförmig vom Regierungsgebäude auslaufende Straßen und war, bereits 1649 gegründet, vor dem Aufblühen Baltimore's ein wichtiger Handelsplatz, hat aber jetzt nur als Sitz der Regierung und durch seine Seeakademie (Naval Academy of the United States) Bedeutung. Letztere wurde 1845 gegründet, enthält eine reiche Bibliothek und eine Sternwarte und zählt gewöhnlich 70 Kadetten. Außerdem hat A. eine kathol. Universität (St. Johns-Kollege, 1787 gegründet), ein Seminar und andere Anstalten; die Einwohnerzahl beträgt ca. 5000. Im Hauptsaale des Regierungsgebäudes legte Washington nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges 23. Dec. 1783 den Oberbefehl über das amerikan. Heer nieder.

Ann-Arbor (spr. änn-ahrbŏr), Stadt im nordamerikan. Freistaat Michigan, am Huronfluß und der Michigan-Centralbahn, in einem fruchtbaren Landdistrikt gelegen, Sitz der 1837 gegründeten Staatsuniversität, hat Eisengießereien, Fabriken für Wolle, Ackerbaugeräthschaften 2c. und (1870) 7363 Einw.

Annāten (lat.), im allgemeinen eine Abgabe, welche von neuangestellten Bischöfen und Aebten an die päpstliche Kammer zu entrichten ist; gegenwärtig aber versteht man darunter nicht die unter dem Namen A. im Mittelalter erhobene Abgabe, sondern das, was damals Servitien hieß. Nach ihrem Ursprung waren dies freiwillige Geschenke, welche der neugeweihte Priester dem Weihenden zu entrichten pflegte; dieselben waren trotz der Verbote früherer Koncilien im Orient schon im 6. Jahrh. so fest begründet, daß über ihre Höhe gesetzliche Bestimmungen getroffen werden konnten. Seitdem nun um die Mitte des 13. Jahrh. die Bischofsweihe ein päpstliches Reservatrecht wurde, erhob die Kurie von sämmtlichen Bischöfen eine solche Abgabe (servitium commune), deren Betrag oft bis zur Höhe eines Jahreseinkommens sich steigerte und noch durch Kanzleigebühren (servitia minuta) erhöht wurde, bis Bonifacius IX. sie (1392) auf die Hälfte der Jahreseinnahme festsetzte. Neben dieser bestand eine zweite Abgabe der A., die aus der Uebertragung der feudalen Lehnsverhältnisse auf die Hierarchie hervorgegangen war. Wie nämlich nach dem Tode das verfallene Lehen mit seinen Einkünften bis zu anderweitiger Vergebung an den Lehnsherrn zurückfiel, so nahmen Bischöfe und Prälaten die Einkünfte der von ihnen abhängigen Beneficien während der regelmäßigen einjährigen Vakanz für sich in Anspruch. Dasselbe Recht machten seit dem 14. Jahrh. die Päpste geltend, zuerst ausnahmsweise, dann bleibend und definitiv, hinsichtlich der Bisthümer und aller Beneficien, die sie sich reservirt hatten. Beiderlei Abgaben wurden um so drückender empfunden, als nicht nur die Taxen willkürlich waren und die Schuld rücksichtslos eingetrieben wurde, sondern noch mehr, weil, um die A. zu vergrößern, die Reservationen sich mehrten und immer häufiger Prälaten entsetzt und versetzt wurden. Im Kostnitzer Konkordat (1418) wurde bestimmt, daß die A. gezahlt werden sollten von den päpstlichen Pfründen, wenn sie zu mehr als 24 Goldgulden taxirt seien, was deren Aufhebung in Deutschland bedeutete. Die Servitien sollten zur Höhe eines Jahreseinkommens gezahlt werden. Das Baseler Koncil erklärte zwar auch diese für abgeschafft, allein das Wiener Konkordat 1448 bestätigte die Kostnitzer Bestimmung. In Frankreich kamen die A. zwar durch die Pragmatische Sanktion von Bourges (1438) ab, wurden aber unter Franz I. durch das Konkordat von 1516 wieder eingeführt, bis ihnen die Revolution und das Konkordat von 1801 ein Ende machte. Die Polen machten sich unter Sigismund I., die Spanier erst in der neusten Zeit von den A. frei. Seitdem nun die eigentlichen A. in Deutschland

nicht mehr gezahlt wurden, ging der Name A. auf die Servitien über. Indeß werden auch diese als solche nicht mehr bezahlt, sondern es ist durch Vereinbarungen ein gemindertes Pauschquantum festgesetzt, durch welches bei jeder Bischofswahl die sämmtlichen Abgaben an die Kurie abgelöst werden. Dies beträgt für die preußischen Bisthümer 1500, für die Erzbisthümer 2200 Thlr., für das Erzbisthum Freiburg inkl. Palliengelder 3206 Fl.

Annecy (spr. ann'ßi), Hauptstadt des franz. Departements Obersavoyen (Landschaft Genevois), 444 Meter hoch am Fuß der Alpen und am Nordwestende des 14 Kilom. langen und bis 3 Kilom. breiten, von schroffen Felsenwänden umgebenen Sees von A. prächtig gelegen, ist Bischofssitz (1535 von Genf hierher verlegt), hat ein Lyceum und ein Seminar, eine Kathedrale (1523 erbaut, mit den Ueberresten des heil. Franz von Sales, der hier geboren ist), ein auf einem Felsen gelegenes fünfthürmiges Schloß (Kaserne), ein pompöses Präfekturgebäude (am See), ein Monument des Chemikers Berthollet und (1866) 11,554 Einw. A. ist der gewerbfleißigste Ort Savoyens, mit ansehnlichen Spinnereien, Kattundruckereien, Seiden- und Strohwaarenfabriken, Glashütten, Eisen- und Messerschmieden &c. In dem Hause »aux Barattes«, der Stadt gegenüber, lebte und starb Eugen Sue im Exil (1857). A. hieß im Mittelalter Annesium und war lange Zeit Residenz der Grafen von Genevois.

Annektiren (lat.), »anknüpfen«, etwas sich aneignen, seinem Besitzthum einverleiben (s. Annexion).

Annelīden, s. Ringelwürmer.

Annenbrüderschaften, seit der Mitte des 13. Jahrh. über Mitteldeutschland verbreitete geistliche Verbindungen zur Beförderung des Katholicismus, wurden später durch die Jesuiten neu organisirt und bestanden in einigen Gegenden Deutschlands bis 1803, wurden auch neuerdings in Bayern und in der Schweiz wieder ins Leben gerufen.

Annenorden, St., der russischen Orden fünfter im Rang, gestiftet von Karl Friedrich, Herzog von Schleswig-Holstein, 3. (14.) Febr. 1735 zum Andenken an die Kaiserin Anna von Rußland und seine Gemahlin Anna Petrowna, wie zu Aufmunterung aller Tugenden, hatte anfangs nur Eine Klasse und 15 Ritter, wurde aber von Kaiser Paul I. 1797 zum russ. Orden erklärt, in 3 Klassen getheilt und zur Belohnung von Verdiensten bestimmt. 1815 kam noch eine 4. Klasse für Militärpersonen hinzu, die das Ordenszeichen auf dem Stichblatt des Degens tragen. Die Dekoration ist ein viereckiges, flammendes, rothes Kreuz mit goldner Einfassung und dem Bilde der heil. Anna auf farbigem Mittelschild, auf der Rückseite mit dem Namenszug der heil. Anna. Die 1. Klasse trägt das Kreuz am gelbgeränderten Ponceauband über die Schulter und dazu den achtspitzigen Stern, in dessen Mittelschild ein rothes flammendes Kreuz mit der Devise: Amantibus justitiam, pietatem, fidem; die 2. Klasse das Kreuz am Hals, die 3. im Knopfloch; die 3. Klasse kann mit Schleife, die 4. mit Krone verliehen werden. Kaiser Nikolaus hat noch mancherlei Variationen angebracht. Das Ordenskleid der 1. Klasse ist ein rothsammetner, mit Gold und Silber gewirkter Mantel. Der Orden kann für gewisse Verdienste beansprucht werden, z. B. für gütliche Schlichtung von 10 anhängigen Processen in 3 Jahren, für Aufsspielsetzen seines Lebens und Vermögens für das öffentliche Wohl &c. Der im Monat December zusammentretende Ordensrath entscheidet über die Ansprüche. Im Krieg kann der General en chef die Klassen 2, 3, 4 verleihen. Die Ordenspensionen steigen von 50—200 Rubel. Das Ordensfest ist am Stiftungstag.

Annex (lat.), als Zubehör angeknüpft, zugehörig, verbunden.

Annexiōn (lat., »Anknüpfung«), bedeutet im Völkerrecht die thatsächliche Verbindung eines Gebiets mit einem Staatsganzen und die völlige rechtliche Einverleibung in das letztere. In einem weitern Sinn redet man von A. ohne Rücksicht auf den Rechtstitel, aus welchem der neue Landestheil zu dem Stammland geschlagen wird. In einem engern Sinn versteht man jedoch unter A. gewöhnlich nur die thatsächlich mehr oder minder gewaltsame Einverleibung, oder wenigstens eine solche, welche entweder auf dem Titel der Eroberung beruht, oder sonst materiell nicht ganz freiwillig ist. Von der letztern Art war z. B. die 1860 von Frankreich vollzogene A. Savoyens, dessen Herausgabe von Seiten Sardiniens eine für die französischen Dienste im italienisch-österreich. Krieg abgenöthigte Gegenleistung war. Die dabei vorgenommene, auf das Princip der Nationalität gestützte Volksabstimmung ist mehr als ein scheinbares, denn als ein wirkliches Zugeständnis an das Princip der Selbstbestimmung der Völker anzusehen. Von der größten Bedeutung sind die von Preußen infolge des Siegs über Oesterreich vollzogenen norddeutschen Annexionen. Sie beruhen sämmtlich entweder gänzlich oder, wie im Fall Schleswig-Holsteins, zum Theil auf dem völkerrechtlichen Titel der Eroberung und wurden formal durch die Gesetze vom 20. Sept. und 24. Dec. 1866 vollzogen. Das erstere sanktionirte die Vereinigung des Königreichs Hannover, des Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der freien Stadt Frankfurt a. M. mit der preuß. Monarchie; das letztere diejenige der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Für diese sämmtlichen Gebiete gilt die preußische Verfassung seit 1. Okt. 1867. Die bei expansiven Völkern von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Assimilirungen oder Annexionen, der Uebergang aus einer Staatenmehrheit zu einer strammen politischen Einheit werden paktirte und absolutistische, oktroyirte Normen stets unvermeidlich machen. Bei allen Eroberungen und selbst bei widerrechtlichen Annexionen (auch bei Usurpationen und Revolutionen), durch welche die Entstehung oder der Untergang eines Staats im ganzen oder für einzelne Theile seines Bestandes in Frage kommt, entscheidet in Beziehung auf das formale Recht wesentlich der vollständige Abschluß und das Resultat des Gewaltaktes, resp. der Ablauf der bestimmten Uebergangsperiode und das Verbleiben der Bewohner in dem neuen Zustande. Jener entscheidende Moment aber kann selbst mehr oder minder lange der einen oder der andern Seite zweifelhaft sein. Er ist schließlich eine Thatsache, welche nur oder doch vorwiegend durch die Anerkennung (s. d.) zu einem Rechtsbestand werden kann. Die Einverleibung von Elsaß-Lothringen mit Deutschland ist keine A., sondern eine Rückeroberung und Wiedervereinigung dieser Länder mit Deutschland. Vgl. J. v. Held, Grundzüge des Allgemeinen Staatsrechts (Leipz. 1868, S. 142 u. 371). — Annexionismus, Annexionswuth; Annexionist, Anhänger der Annexionspolitik.

Anni, s. Annus.

Annihiliren (lat.), zunichtmachen; für nichtig erklären; Annihilation, Vernichtung; Nichtigkeitserklärung.

Anniversarien (lat.), jährlich wiederkehrende Feste, besonders zu Ehren Verstorbener, im heidnischen Alterthum durch Todtenopfer (inferiae), in der kathol. Kirche mit Seelenmessen 2c. begangen.

Anniviers, Val d'(spr. -wjeh, sonst Anniviesium, was im Deutschen sich zu Eivisch, fälschlich Einfisch korrumpirte), ein schmales waldreiches Thal im schweiz. Katon Wallis. Es birgt nebst Zermatt das Schönste, was das Wallis an erhabener Gebirgswelt aufweist und hat überall eine reiche Abwechselung von milden, lieblichen Thalgründen mit der wildesten und großartigsten Alpennatur, namentlich in dem obern Theile. Von den um die Dent Blanche gelagerten Vorposten der Matterhorngruppe steigen in den Hintergrund der beiden Quellthäler 3 größere Eisströme herab: Moming-, Zinal- und Moirygletscher, die Wiegen der Usenz oder Navisonce, die an den Alphütten, Weilern und Dörfern vorbeirauscht und Sierre gegenüber in den Rhône mündet.

Anno, s. Annus.

Anno (Hanno), der Heilige, Erzbischof von Köln, stammte aus einem schwäb. Adelsgeschlecht, machte seine geistlichen Studien zu Bamberg, ward Rathgeber und Kanzler Kaiser Heinrichs III., 1056 Erzbischof von Köln, bemächtigte sich, als die Kaiserin Agnes sich der Reichsverweserschaft für ihren unmündigen Sohn Heinrich IV. nicht gewachsen zeigte, unter Mitwirkung des Erzbischofs Adalbert von Bremen, des Herzogs Otto von Bayern und anderer Fürsten 1062 der Person des jungen Königs und damit der Reichsverwaltung. Nachdem er letztere 1064, während seiner Anwesenheit in Italien, dem Erzbischof Adalbert von Bremen hatte überlassen müssen, übernahm er sie nach dessen Tode auf Heinrichs IV. Wunsch 1072 von neuem, legte sie aber bereits December d. J. wieder nieder. Die Würde seines geistlichen Wandels, seine väterliche Fürsorge für sein Erzbisthum, der Eifer, mit welchem er gegen das Unwesen der Simonie ankämpfte, die Reformation der Klöster betrieb und neue Kirchen und Klöster stiftete, erwarb ihm den Nimbus eines Heiligen. Er starb 4. Dec. 1075, nachdem er 2 Jahre früher aus Kummer über seine fehlgeschlagenen Bemühungen gegen die Simonie die Verwaltung des Erzstifts niedergelegt hatte. Bald nach seinem Tode erschien »Der Lobgesang auf den heil. A.« (s. Annolied), das einzige poetische Denkmal der deutschen Nationalliteratur aus dem 11. Jahrh. Aus dem 13. Jahrh. besitzen wir auch eine »Vita S. Annonis« von Levoldus von Northof. Anno's Gedächtnistag fällt auf den 4. Dec. Seine Geschichte wurde kritisch untersucht von A. Müller (Leipz. 1858) und T. Lindner (das. 1869).

Annobom (Annobon, »Gut Jahr«), die kleinste der vier Guineainseln im östlichen Theil des Meerbusens von Guinea, in der Bai von Biafra, ist 225 QKilom. (4³/₁₀ QM.) groß, gebirgig, voll bewaldeter, basaltischer und trachytischer, schroff ansteigender Berge, unter denen ein Pik von 850 Meter Höhe, fruchtbar, hat gesundes Klima. Sie ward zu Neujahr 1471 von den Portugiesen entdeckt (daher der Name) und 1778 an Spanien abgetreten, die sie von Fernando Po aus verwalten lassen. Die Einwohner, etwa 300—400, stammen von portug. Mulatten ab, sind roh und bewohnen eine Stadt und mehrere Dörfer.

Annolied (Lobgesang auf den heil. Anno), mittelhochdeutsches Gedicht aus dem 11. Jahrh. (nicht erst, wie Lachmann wollte, von 1183), das in 49 Strophen die Verherrlichung des heil. Anno, Erzbischofs von Köln, mit allgemein politischer Beziehung auf die damalige Weltlage enthält. Der Dichter, wohl ein niederrheinischer Geistlicher, läßt eine Einleitung von Erschaffung der Welt, Sündenfall, Erlösung, Verbreitung der christlichen Lehre vorausgehen und schildert dann des Heiligen weltliche und geistliche Regierung und seinen Kummer über die Deutschen, die sich durch innere Zwietracht selbst zu Grunde richteten. Da er dies nicht abzuändern vermag, will der deutsche Mann nicht länger leben und stirbt aus Gram über die Undankbarkeit seiner Zeitgenossen, deren Wohlthäter er werden wollte. Das A., welches später der Dichter der »Kaiserchronik« als eine seiner Quellen benutzte, ist in seiner Darstellung äußerst lebendig, oft großartig. Zu Breslau entdeckt, wurde das Gedicht, dessen Handschrift verloren ist, zuerst herausgegeben von M. Opitz (Danz. 1639), dann von Goldmann (mit Uebersetzung, Leipz. 1816), kritischer von Roth (Münch. 1848, mit Uebersetzung und Erläuterung) und Bezzenberger (Quedlinb. 1848). Die jüngste Ausgabe von Kehrein (Frankf. a. M. 1865) ist ein Abdruck des Opitz'schen Textes.

Annomination (Agnomination, lat.), s. Paronomasie.

Annōna (lat.), Jahresertrag an Getreide; Getreidevorrath; annonārisch, den Getreidevorrath und -Handel betreffend.

Annonay (spr. -näh), alte Stadt im franz. Departement Ardèche, am Zusammenfluß der Cance und Deume, an einem Hügel anmuthig gelegen, hat (1866) 18,445 Einw. und ist die gewerbreichste Stadt des Departements, mit bedeutender Weißgerberei, die über 80 Fabriken mit 1200 Arbeitern beschäftigt, und altberühmter Papierfabrikation (jährlich für mehr als 2 Mill. Fr.); auch Tuch-, Seiden-, Baumwoll- und Handschuhfabriken gibt es daselbst. Geburtsort des Luftschiffers Montgolfier.

Annonce (franz., spr. -nóngß), öffentliche Benachrichtung. Sie geschieht heutzutage vorzugsweise durch die Presse, namentlich durch Zeitungen (Inserat), auch durch Anschläge an Straßenecken, in Bahnhöfen, Gasthäusern 2c. Die wichtigste Art ist die Geschäftsannonce, d. h. die öffentliche Benachrichtigung von der Nachfrage oder dem Angebot jemandes. Hierbei ist die A. das Mittel zur raschen Herbeiführung von Geschäftsabschlüssen; sie gibt Aufschluß über die Eigenschaften der angebotenen oder über die Erfordernisse der begehrten Leistung oder Waare, über die Bedingungen des Geschäfts; sie orientirt und dirigirt. Dabei ist sie ein Hauptfhebel der Konkurrenz; der Annoncirende tritt an die Oeffentlichkeit und wird in seinem Angebot oder seiner Nachfrage durch die Oeffentlichkeit kontrollirt. So läßt die A. den Abschluß der Geschäfte wie auf einem öffentlichen, von allen beaufsichtigten Markte geschehen und dient daher zur Herstellung einer wohlthätigen Gleichförmigkeit der Preise. Zugleich weckt sie Konsumtion und Produktion, Kauf und Verkauf. Indem sie eine Nachfrage kundgibt, gibt sie dem Besitzer Gelegenheit zum Verkauf oder regt den Producenten an; indem sie ein Angebot enthält, weckt sie die Konsumtionslust. Dadurch werden Mittelspersonen, Reisen, Geschäftsgänge, Briefe 2c. und die für all dies entfallenden Kosten häufig erspart. An die Geschäftsannoncen

schließen sich eine Reihe von andern Arten, die für das politische, sociale und Familienleben wichtig sind. Im politischen Leben dient die A. häufig dazu, zur Ausübung politischer Rechte und Pflichten anzuhalten; sie fördert die Parteikämpfe und das Vereinsleben; die Rechtspflege bedient sich ihrer zur Ordnung der Rechtsverhältnisse abwesender Personen und Sachen (Ediktalladungen, Amortisation); dem öffentlichen Vergnügen ist sie unentbehrlich, indem sie dem Publikum täglich die ihm offenstehenden Vergnügungen vor Augen hält; im Familienleben dient sie dazu, Familienereignisse verwandten und befreundeten Kreisen rasch mitzutheilen und selbst Familien zu begründen (Heirathsgesuche); eine hochwichtige Rolle spielt sie in Bezug auf die Ordnung der städtischen Wohnungsverhältnisse. Die Arten zu annonciren werden stets mannigfaltiger und raffinirter, namentlich in den großen Weltstädten. Von Wichtigkeit bei der Wahl des Mittels ist es dabei, jene Art des Annoncirens zu wählen, durch welche die A. zunächst jenen vor Augen gebracht wird, auf die der Annoncirende seine Hoffnung setzt. Lokal beschränkte Absichten sind nur durch Lokalannoncen zu erreichen; Annoncen für den Weltverkehr nur durch Inserate in Weltblättern. Häufig haben Annoncen bestimmte Zeiten, in welchen sie mehr wirken, als in andern, bestimmte Kreise der Bevölkerung, welchen sie dienen, und demgemäß auch bestimmte Plätze, wo sie erscheinen müssen.

Annoncenbüreau, eine Einrichtung der Neuzeit, durch welche dem Publikum die Benutzung auswärtiger Zeitungen zu seinen öffentlichen Ankündigungen erleichtert werden soll. Der Inhaber des Annoncenbüreau's setzt sich mit den Zeitungsverlegern in Verbindung und erhält von denselben einen Rabatt, welcher seinen Verdienst bildet, den er aber in manchen Fällen mit seinen Kunden zu theilen durch die Konkurrenz gezwungen wird, wie ja ein ähnliches Verhältnis im Buchhandel zwischen dem Sortimentshändler und dem Verleger einerseits, und dem Publikum anderseits besteht. Eines der ältesten Geschäfte dieser Art ist das A. von Havas, Laffite, Bullier u. Komp. in Paris, welches dadurch, daß es ursprünglich nicht als solches, sondern lediglich ins Leben gerufen worden war, um die großen Journale von Paris und die kleinern Blätter der Provinzen mit politischem Stoff für den redaktionellen Theil zu versehen, ganz naturgemäß darauf hingewiesen und durch das zum Centralisiren sehr geneigte französische Publikum selbst dazu gedrängt ward, den Annoncentheil der Journale durch Pachtung in seiner Hand zu vereinigen, wobei den Unternehmern (einer Aktiengesellschaft) eine gewisse Suprematie wesentlich zu Hülfe kam, die sie durch ihre zahlreichen politischen, gouvernementalen und telegraphischen Verbindungen auf die Eigenthümer der Journale ausübten und auch heute noch ausüben. In Deutschland, wo sich der Charakter, die Anwendung und auch der Erfolg der Zeitungsannonce in eben dem Maße anders gestaltet, wie der Unterschied zwischen dem deutschen und dem französischen Publikum es bedingt, sind auch die Annoncenbüreau's, obwohl dem französischen Urbilde nachgeahmt, wesentlich anderer Art, als in Frankreich. Die Pachtung der Zeitung seitens des Annoncenbüreau's, welche in Frankreich die Basis des Unternehmens bildet, steht in Deutschland vereinzelt da, weil die deutschen Annoncenbüreau's mit bescheidenern Geldmitteln arbeiten, und weil der deutsche Zeitungsverleger weder Neigung noch Veranlassung hat, seine Selbständigkeit in Beziehung auf den Inseratentheil seines Blattes auch nur theilweise aufzugeben und in fremde Hände zu legen. Wo gleichwohl in Deutschland Pachtverhältnisse bestehen, sind sie Ausnahmen, die häufig schon nach kurzer Dauer als erfolglose oder mißglückte Versuche wieder aufgegeben werden mußten. Wenn auch die Mehrzahl der deutschen Zeitungsverleger die Annoncenbüreau's, deren Zahl noch in stetem Wachsen begriffen ist, als ein »nothwendiges Uebel« anzusehen pflegt, so kann gleichwohl nicht geleugnet werden, daß sie dem Inserenten manchen Vortheil und vielfache Erleichterung bieten, und daß sie insofern ein mächtiger Hebel der auf öffentliche Ankündigung basirenden industriellen, kommerciellen, ja selbst geistigen (Buchhändleranzeigen) Entwickelung nationaler und internationaler Verkehrsverhältnisse genannt werden müssen, als ohne den anregenden Einfluß der Annoncenbüreau's diese rein materielle Seite der Publicität schwerlich heutzutage schon einen so bedeutenden Umfang gewonnen haben würde, wie es in der That der Fall ist. Die bekanntesten Büreau's dieser Art in Deutschland sind diejenigen von Haasenstein u. Vogler, ursprünglich in Altona etablirt (1855), bald darauf nach Hamburg übergesiedelt, und Rudolf Mosse in Berlin, beide in zahlreichen Städten domicilirt oder durch Agenten vertreten. In Frankreich ist, außer jener obengenannten ersten Firma, etwa noch als Pächter einer Gruppe der zweitgrößten Pariser Journale die Firma Lagrange, Cerf u. Komp. zu nennen. In England bildet natürlich London den Hauptsitz der Annoncenbüreau's; Hauptvertreter, namentlich auch für die Kolonien, ist Fred. Algar; für Italien E. Obleght in Florenz, sowie Repetti und Bellini in Mailand.

Annotāta (lat.), Anmerkungen.

Annuāl (lat.), jährlich; Annuāle, eine ein Jahr hindurch zu lesende Seelenmesse.

Annuarĭum (lat.), Kalender.

Annuiren (Adnuiren, lat.), zunicken, (zunickend) seine Beistimmung geben, etwas bewilligen (Gegensatz: abnuiren).

Annuität (lat.), eine behufs der Abtragung oder Verzinsung einer Schuld vereinbarte jährliche Zahlung, welche in vierfacher Weise bewerkstelligt werden kann: als stückweise erfolgende Abzahlung der unverzinslichen Schuld; als gleichbleibende Verzinsung eines unablöslichen (eisernen) Kapitals (immerwährende A., Rente); als Zinsenzahlung mit allmählicher Abtragung des Kapitals in gleichgroßen jährlichen Summen (Zeitrente); als so lange forterfolgende Zahlung, wie der Gläubiger oder diejenigen, auf deren Leben die Rente versichert ist, leben (Leibrente). In England sind Annuitäten (annuities) eine besondere Art von Staatspapieren, durch welche der Staat die Verbindlichkeit übernimmt, dem Darleiher für sein geliehenes Kapital eine gewisse Jahresrente zu zahlen, entweder nur auf ein gewisse Zeit, meist 49 (kurze A.) oder 99 Jahre (lange A.), so daß das Kapital nach Ablauf derselben absorbirt ist und nicht mehr zurückgezahlt zu werden braucht, da es durch die gewährte Rente reichlich zurückerstattet ist; oder als perpetuirliche Rente, wobei es dem Belieben des Staats überlassen bleibt (ohne daß er rechtlich an eine gewisse Zeit gebunden wäre), das Kapital zurückzuzahlen.

Die Finanzpolitik bedient sich bisweilen dieser Form der Anleihen, um die letztern beliebter zu machen. Man gewährt zu diesem Ende ebensowohl Zeitrenten (Annuitäten im engern Sinn, annuities of terms of years) wie Leibrenten (annuities for life) und Tontinenrenten (s. Tontinen). Die hierin liegende Spekulation auf die Existenz vieler arbeitsunfähigen oder arbeitsscheuen Personen, welche Neigung verspüren, gewisse Theile ihres Vermögens oder dieses ganz für ihren Unterhalt aufzuzehren, mag in vielen Fällen eine richtige Spekulation sein. Aber wie guten Erfolg auch finanziell diese Anleiheform geben mag: sie ist für das Wirtschaftsleben der Bürger nachtheilig, da sie die Neigung befördert, Kapitalien in Konsumtionsfonds zu verwandeln (vgl. Rente und Staatspapiere). Wenn für Anstalten gesorgt ist, welche unkündbare Darlehne zu langen Kredits bedürfenden wirtschaftlichen Unternehmungen gewähren, und diese sich verzinsen und durch Annuitäten amortisiren (s. Amortisation) lassen, so ist dies für manche Wirtschaftszweige ein großer Segen. Solche Annuitäten betragen zusammen weniger, als das dadurch zu tilgende Darlehn, weil der Gläubiger Zins und Zinseszins genießt. Bei der allgemeinen Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden würde man z. B. für ein auf 10 Jahre gewährtes, in Annuitäten rückzahlbares Darlehen von 100 Fl. jährlich nur 12 Fl. 47 Kr. 7 Pf. für Zins und Tilgung zu zahlen haben, im ganzen also 127 Fl. 57 Kr., während bei 5 Proc. Zins ohne Annuitäten zu gewähren sein würden: $100 + 10\,\frac{100}{20} = 150$.

Annularia, eine vorweltliche Pflanzengattung aus der Ordnung der Equisetaceen (s. d.).

Annulāten, s. Ringelwürmer.

Annulliren (lat.), für null und nichtig erklären; Annullation, Annullirung.

Annŭlus (lat.), Ring; A. piscatorius, der Fischerring des Papstes.

Annumeriren (lat.), hinzuzählen; Annumeration, Hinzuzählung.

Annunciatenorden (Ordine supremo dell' Annunziata), ursprünglich savoyischer, seit 1725 erster sardinischer, nunmehr höchster italienischer Orden, gestiftet um 1360 von Amadeus VI. von Savoyen als »Orden vom Halsband« zu Ehren Gottes, der heil. Jungfrau und ihren 15 Freunden. Herzog Amadeus VIII. gab dem Orden 1409 die ersten Statuten, welche mehrmals geändert wurden. 1518 ward der Orden dem Geheimnis der Verkündigung geweiht und Ordenszeichen und Namen des Ordens wurden danach umgewandelt. Ursprünglich war er auf 15 Ritter und 5 Beamte beschränkt, jetzt ist die Zahl unbeschränkt. Aber die Ritter müssen von altem Adel und im Besitz des Moritz- und Lazarusordens sein Sie erhalten den Titel Excellenz und der König nennt sie Vetter. Das Ordenszeichen ist ein goldnes Medaillon, auf welchem die Verkündigung dargestellt ist, umgeben von Liebesknoten, das an einer goldnen Kette getragen wird. Daneben tragen die Ritter einen Stern auf der Brust in Form einer flammenden Sonne, in deren Mitte die Verkündigung, umgeben von der Devise, den vier Buchstaben F. E. R. T. (fortitudo ejus Rhodum tenuit). Das Ordenskleid ist amaranthfarben, mit Silber besetzt und blau gefüttert. Die Ordenskapelle ist die Kirche der Karthäuser von Collegno. Das Ordensfest findet am Tag der Verkündigung (25. März) statt. Abbildung der Dekoration s. Tafel »Orden«.

Annunciren (lat.), an-, verkündigen; Annunciation, Ankündigung.

Annus (lat.), Jahr; A. civilis, bürgerliches Jahr, im Gegensatz zu a. ecclesiasticus, Kirchenjahr; a. communis, gemeines Jahr, im Gegensatz zu a. intercalaris, Schaltjahr; a. gratiae, Gnadenjahr; a. discretionis, Diskretionsjahr, Jahr der Mündigkeit. Anni des Jahres; anni currentis, des laufenden Jahres; anni ejusdem, desselben Jahres; anni elapsi, anni praeteriti, des verflossenen Jahres; anni futuri, des kommenden Jahres; anni praesentis, des gegenwärtigen Jahres. Anno, im Jahre; hoc anno, in diesem Jahr; anno currente, im laufenden Jahr; anno praeterito, im verflossenen Jahr; anno ante Christum, im Jahr vor Christus; anno Domini, im Jahr des Herrn; anno orbis conditi, im Jahr nach Erschaffung der Welt; anno ab urbe condita oder urbis conditae, im Jahr nach Roms Erbauung; anno orbis redemti, im Jahr der Erlösung (d. i. nach Christi Geburt); anno praesente, im gegenwärtigen Jahr; anno praeterito, im vergangenen Jahr; anno regni, im Jahr des Reichs oder der Regierung; ad annum, übers Jahr. Annŭus, jährlich; Annŭum, jährlicher Beitrag, Jahrgeld.

Annweiler, Stadt in der bayr. Rheinpfalz, Bezirk Bergzabern, an der Queich, in einem romantischen, von Touristen viel besuchten Thal gelegen, Sitz eines Landgerichts, hat eine Lateinschule und 2805 Einw. (520 Kathol.), welche Strohmanufaktur, Papierfabrikation, bedeutende Bierbrauerei und ansehnlichen Handel mit Schafen, Holz und Sandsteinen, sowie Obst- und etwas Weinbau (»Gräfenhauser Rothwein«) treiben. 3 Kilom. südöstlich liegt die Schloßruine Trifels (s. d.). A., in Urkunden Anvilre, erhielt vom Kaiser Friedrich II. 1219 Stadtrechte und wurde zur Reichsstadt erhoben, aber 1330 vom Kaiser Ludwig dem Bayer an den Pfalzgrafen von Zweibrücken verpfändet und seitdem nicht wieder eingelöst. Nach A. nennt sich Marquard, Truchseß von A., ein vertrauter Freund Friedrich Barbarossa's und Erzieher Heinrichs VI., nach dessen Tode als Markgraf von Ravenna die Hauptstütze der deutschen Partei gegen Innocenz III.; starb im September 1202.

Anobĭum, Käfergattung, s. Klopfkäfer.

Anobliren (franz.), in den Adelstand erheben, adeln.

Anōde (griech.), Aufweg, Weg des Sonnenaufgangs, im Gegensatz zu Kathode, Niedergang, Weg des Sonnenuntergangs. Nach Faraday's Theorie der galvanischen Elektricität ist A. der positive Pol einer galvanischen Säule. Vgl. Galvanismus.

Anodonta, Entenmuschel.

Anodȳna (griech.), schmerzstillende Mittel, alle Mittel, welche durch ihre Einwirkung auf das Nervensystem die Empfänglichkeit desselben für Schmerzempfindungen verringern, vorzugsweise die Narkotika und die anästhetischen Mittel. Anodynie, Schmerzlosigkeit.

Anōa (griech.), Sinnlosigkeit, Unverstand.

Anomalīe (griech.), Abweichung von einer gewissen Regel, daher anomāl s. v. w. abnorm, von dem Regelmäßigen abweichend. Anomalien auf dem Gebiete der Natur nennt man alle erkennbaren quantitativen und qualitativen Abweichungen der Bildung der Naturkörper von der Regel. Sie bestehen in der organischen Natur sowohl in regelwidriger Größe, Gestalt, Lage, Verbindung, Farbe,

Konsistenz rc., wie auch in Abweichungen in chemischer und physikalischer Beziehung. Diese Abweichungen bilden sich ebenso wie das normale Leben nach den bestehenden Gesetzen der Natur, nur treten letztere dabei unter ungewöhnlichen Bedingungen in Thätigkeit. In der **Astronomie** bezeichnet man mit A. den Abstand eines Planeten oder Kometen von dem Punkte seiner Sonnennähe. Man unterscheidet **wahre** und **mittlere** A.; erstere ist der wirkliche Abstand des Gestirns von dem Punkte seiner Sonnennähe; letztere aber derjenige Abstand, den das Gestirn von diesem Punkte haben würde, wenn es sich mit stets gleicher Geschwindigkeit in seiner Bahn fortbewegte. Ueber A. im grammatischen Sinn s. **Analogie**.

Anomopteris, eine vorweltliche Farngattung, s. **Farne**.

Anona *Adans.* (**Flaschenbaum**), Pflanzengattung aus der Familie der Anonaceen, Sträucher und Bäume im tropischen Amerika, in Afrika und Ostindien mit großen, einfachen, ganzrandigen Blättern, großen, einzeln stehenden Blüten und großen, äußerlich beschuppten oder facettirten, zum Theil sehr wohlschmeckenden Früchten. A. Cherimolia *Mill.* (**Cherimoya**) wird wegen ihrer vorzüglichen Früchte in Peru und in Spanien bei Malaga kultivirt.

Anonaceen (**Flaschenbäume**), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Polykarpen, den Magnoliaceen nahe verwandt, enthält Sträucher und Bäume mit wechselständigen, einfachen, ganzen Blättern ohne Nebenblätter. Die meist in den Achseln der Blätter stehenden grünen oder braunen Blüten haben einen dreiblätterigen Kelch, 6 in 2 Kreise geordnete Blumenblätter, zahlreiche freie Staubgefäße mit kurzen Staubfäden, auswärts aufspringenden Antheren und großem Konnektive, und zahlreiche auf der Spitze der Blütenaxe sitzende einfächerige Fruchtknoten, die entweder eine oder mehrere anatrope Samenknospen enthalten und einen einfachen Griffel tragen. Aus den einzelnen Fruchtknoten werden ebensoviele, oft untereinander zusammenhängende kapsel- oder beerenartige Früchte. Die Samen enthalten ein reichliches, fleischiges, durch Querriefen zerklüftetes Endosperm mit kleinem, geradem Keimlinge. — Die A. sind meist tropische Gewächse der Alten und Neuen Welt. Sie zeichnen sich durch ihren Reichthum an aromatischen Bestandtheilen aus, die vorzugsweise in der Rinde, aber auch in den Blättern, Blüten und zum Theil in den Früchten ihren Sitz haben, welche Theile deshalb in ihrem Vaterlande vielfach als Heilmittel und als Gewürz angewendet werden. Manche haben auch eßbare, äußerst wohlschmeckende und nahrhafte Früchte.

Anonym (griech., »namenlos«), von Schriftstücken (z. B. Briefen) oder gedruckten Werken, deren Verfasser sich nicht genannt hat, daher dieser selbst **Anonymus** heißt. Für manche Fächer der Literatur, namentlich für das journalistische, ist die **Anonymität** (Verschweigen des Namens des Verfassers) Regel, doch sind in neuerer Zeit von verschiedenen Regierungen Maßregeln getroffen worden, dieselbe zu beschränken oder aufzuheben, wie sie z. B. in Frankreich 1850 durch besonderes Gesetz gänzlich untersagt wurde. Zuweilen gebrauchen auch Autoren, die ihren Namen geheim zu halten wünschen, die Bezeichnung »Anonymus« als Namensunterschrift, wodurch das betreffende Schriftstück oder Buch zu einem pseudonymen (s. **Pseudonym**) wird. Die Kenntnis der anonymen Schriften macht einen eigenen Zweig der Bibliographie aus, für welchen die Franzosen in Barbiers »Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes« (2. Aufl., Par. 1822—1825, 4 Bde.) und Demanne's »Nouveaux recueils des ouvrages anonymes et pseudonymes« (Par. 1834) reichhaltige Werke besitzen, wie sie in der deutschen Literatur bis jetzt noch fehlen. Von ältern hierher gehörigen Werken ist besonders Placcius' »Theatrum anonymorum et pseudonymorum« (Hamb. 1708) zu erwähnen, wozu Mylius in der »Bibliotheca anonymorum et pseudonymorum« (das. 1740) Supplemente gab.

Anonyme Gesellschaft (Société anonyme), gleichbedeutend mit Aktiengesellschaft (s. d.), so genannt im Gegensatz zu der **offenen Handelsgesellschaft**, bei welcher die Gesellschafter mit Person und Namen eintreten und mit ihrem ganzen Vermögen haften.

Anoplotherium, s. **Paarzeher**.

Anopsie (griech., das »Nichtsehenkönnen«), das Unvermögen zu sehen, Blindheit, kann von einer Lähmung der Sehnerven (s. **Staar**), von Krankheiten der Netzhaut des Auges, sowie von manchen andern Augenleiden, namentlich Undurchsichtigkeit der lichtbrechenden Theile des Auges, herrühren; auch das Schielen aufwärts, Uebersichtigkeit.

Anorchie (griech.), Hodenmangel.

Anordia (span., franz. anordie), der in Westindien zu gewissen Zeiten wehende Nordwind.

Anordnung, im allgemeinen die gehörige, zweckentsprechende Stellung und Reihenfolge der ein Ganzes, insbesondere ein menschliches Werk konstituirenden Theile. Fällt ein solches Werk in das Gebiet des geistigen Lebens, so ist die A. entweder durch die Gesetze der Logik oder durch den innern wissenschaftlichen Zusammenhang, oder, handelt es sich um ein Kunstwerk, durch die dadurch zu erzielende Wirkung bedingt. Auch jedes andere Werk, dessen Ausführung von irgend einer zusammengesetzten Reihe von Thätigkeiten abhängig ist, bedarf der zweckmäßigen, praktischen A. der letztern. Einheit in der Mannigfaltigkeit, Herrschaft Eines Gedankens, wonach jeder Theil seine Stelle im Ganzen erhält, ist das Wesen jeder A., so verschieden sich dieselbe auch in Anbetracht der so verschiedenen Gebiete und Zwecke menschlicher Thätigkeit modificiren mag. Ueber A. im rhetorischen Sinn s. **Disposition**.

Anorexie (griech.), Appetitmangel, Verminderung der Eßlust, hat verschiedene Grade bis zur völligen Enthaltung von Speisen mit Ekel und Widerwillen dagegen. Sie kann ihren Grund haben in allgemeinen Zuständen des Körpers, in mangelhafter Bewegung, fieberhaften Krankheiten, in gewissen krankhaften Stimmungen des Nervensystems (deprimirenden Affekten, Geisteskrankheiten, Hysterie rc.), namentlich aber in Krankheitszuständen der Verdauungsorgane, insbesondere des Magens, des Darmkanals, der Leber, der Bauchspeicheldrüse, der Milz. Auch Mißbrauch geistiger Getränke, welche den Magen überreizen und zur Verdauung untauglich machen, und habituelle Leibesverstopfung haben oft A. zur Folge. Sie ist in den meisten Fällen vorübergehend, kann jedoch auch längere Zeit andauern und wirkt dann infolge der Beeinträchtigung der Ernährung nachtheilig auf den Körper ein. Sie muß deshalb in ihren Ursachen genau erforscht und danach behandelt werden. Bei länger andauernden, sehr erschöpfenden Krankheiten mit Appetitmangel

ist es nöthig, dem Körper durch kräftige Brühen zu Hülfe zu kommen, was besonders beim Typhus gilt, und wenn die Ursache entfernt ist, muß überhaupt eine zweckmäßige diätetische Behandlung eintreten. Heilmittel sind hier frische Luft, entsprechende Bewegung, Beruhigung des Gemüths, Bäder, Reisen; gegen sogen. Schwäche des Magens tonische, bittere, gewürzige Mittel, mäßiger Genuß geistiger Getränke, eines guten Weins und Biers, von Mineralwässern, besonders kohlensäurehaltigen.

Anorgânisch (unorganisch, griech.), unbelebt, leblos, Bezeichnung aller derjenigen Naturkörper, welche nicht den Gesetzen der Organismen (besondere chemische Mischungen, Zellenbau, Gliederung, Wachsthum 2c.), sondern nur den Gesetzen der todten Natur unterworfen sind. Vgl. Organisch.

Anormâl (lat.), s. v. w. abnorm (vgl. Abnormität).

Anorthît (v. griech. anorthos, »nicht rechtwinklig«, was sich auf die Krystallform bezieht), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Geolithe, ein Feldspat, welcher dem Albit sehr ähnlich ist, aber in seiner chemischen Zusammensetzung von diesem abweicht; A. ist ein Kalknatronfeldspat, entsprechend der Formel $CaAl_2Si_2O_8$, wasserklar oder weiß, glasglänzend, durchsichtig bis durchscheinend, vor dem Löthrohr oft schwierig schmelzbar, durch Salzsäure unter Kieselerdeausscheidung völlig zersetzbar. Er findet sich in den Auswürflingen des Vesuvs, in Laven auf Island, Java, den Antillen, in den Dioriten von Corsica und Pont Jean (Vogesen), im Melaphyr von Belfahi und Altenstein, in den Meteorsteinen von Juvenas und Stannern. Mit Enstatit bildet er den Enstatitfels des Radauberges bei Harzburg und mit Serpentin den Serpentinfels von der Baste.

Anorthoskôp (griech., »Nicht = rechtwinklig-Schauer«), von Plateau konstruirte physikal. Spielerei, eine Vorrichtung zur Erzielung optischer Täuschungen, welche in folgendem besteht: Um eine gemeinschaftliche Axe drehen sich zwei parallel gestellte Scheiben mit ungleicher Geschwindigkeit. Die vordere, dem Beschauer zugewandte Scheibe ist dunkel und undurchsichtig, aber mit Einschnitten versehen, durch welche die hinter ihr befindliche, transparente, mit verzierten Figuren bemalte und durch ein hinter ihr angebrachtes Licht beleuchtete Scheibe während der Umdrehung nach einander in allen ihren Punkten gesehen werden kann. Nun werden infolge der ungleichen Geschwindigkeit, mit der beide Scheiben gedreht werden und infolge deren jeder Theil der hintern Scheibe an einem andern Orte erscheint, sowie infolge des andauernden Lichteindrucks auf das Auge, die auf der hintern Scheibe nach einer bestimmten Norm verzerrt aufgezeichneten Figuren, vorausgesetzt, daß die Geschwindigkeiten der Umdrehungen beider Scheiben in einem bestimmten Verhältnis zu einander stehen, regelmäßig erscheinen.

Anosmîe (griech., »Geruchlosigkeit«), Verlust der Geruchsempfindung. Es gibt Menschen, welche mit diesem Uebel geboren werden, bei andern entsteht es aber auch infolge von Lähmung der Riechnerven. Zuweilen ist es bloß Symptom anderer Krankheiten, z. B. des Schnupfens.

Anotto (Anatta), s. v. w. Orlean.

Anquetil (spr. ängk'til), 1) Louis Pierre, franz. Historiker, geb. 21. Jan. 1723 zu Paris, studirte auf dem Collége Mazarin Theologie, trat in die Kongregation von Ste. Geneviève, wurde dann in Reims Seminardirektor, 1757 Prior der Abtei Roé in Anjou und später Direktor des Collége von Senlis. Bei Gründung des Instituts ward er Mitglied der 2. Klasse desselben, unter Napoleon I. aber beim Ministerium des Auswärtigen angestellt. Er starb 6. Sept. 1806. Sein bestes Werk ist die »Geschichte von Reims« (1756—57, 3 Bde.). Weniger wichtig sind seine Schriften über die Ligue, die Kabinetsintriguen unter Heinrich IV. und Ludwig XIII., der »Précis de l'histoire universelle« (1797, 9 Bde.; 1834, 12 Bde.), die »Histoire de France depuis les Gaules jusqu'à la fin de la monarchie« (1805, oft aufgelegt, zuletzt fortgeführt bis 1865 von La Brugère, 1865 ff., 5 Bde.), »Louis XIV, sa cour et le régent« 1789, 2. Aufl. 1819, 2 Bde.) und das diplomatische Werk »Motifs des guerres et des traités de paix de la France pendant les règnes de Louis XIV, Louis XV et Louis XVI« (1797).

2) Abraham Hyacinthe A.-Duperron, Bruder des vorigen, Orientalist, geb. zu Paris 7. Dec. 1731, studirte in Paris, Auxerre und Amersfoort Theologie, dann in Paris oriental. Sprachen. Um das Altpersische und Sanskrit zu lernen, nahm er 1754 als Soldat auf einem nach Indien bestimmten Schiff Dienste, worauf die Regierung in Anerkennung seines Eifers ihm eine Unterstützung bewilligte. In Pondichéry lernte er Neupersisch, in Chandernagor Sanskrit. In Surate machte er Bekanntschaft mit zwei persischen Priestern, auf deren Aussage seine Uebersetzung der heiligen Schriften aus dem Altbaktrischen und dem jüngern Huzuresch (Par. 1771; deutsch von Kleuker, Riga 1776—78) beruhte; doch genügte seine Kenntnis des Originals, die Verwandtschaft jener Sprachen mit dem Sanskrit festzustellen. Nach der Einnahme von Pondichéry kehrte er 1761 nach Europa zurück, verglich in Oxford seine Manuskripte mit den dortigen und kam 1762 mit 180 Manuskripten 2c. nach Paris. Durch Abbé Barthélemy erhielt er das Amt eines Dolmetschers der oriental. Sprachen bei der königl. Bibliothek, welcher er einen Theil seiner Schätze schenkte. Er gab noch mehrere, besonders Indien betreffende Werke heraus, von denen »L'Inde en rapport avec l'Europe« (Par. 1790) auch in deutscher Uebersetzung (von Schebel, Frankf. a. M. 1798) erschien, und »Oupnek'hat« (das. 1802—1804, 2 Bde.) die lat. Uebersetzung eines pers. Auszugs aus den Upanischads, den theologisch-philosoph. Abhandlungen der Veda's, ist. Während der Revolution schloß sich A. in sein Zimmer ein, nur seinen Büchern und Erinnerungen lebend. Er ward Mitglied des Nationalinstituts, trat jedoch aus Mißvergnügen über die Lage Frankreichs aus. Er starb in dürftigen Umständen 17. Jan. 1805.

Anquicken, s. Quecksilberlegirungen.

Anquicksilber, s. Silber.

Anquiriren (lat.), auf Strafe antragen; Anquisition, Strafantrag.

Anrüchigkeit, im allgemeinen s. v. w. übler Ruf. In der Rechtswissenschaft bedeutet A. oder Unehrlichkeit eine Schmälerung der bürgerlichen Ehre und folgeweise der Rechtsfähigkeit, welche die Folge gewisser Eigenschaften einer Person war. Solche Eigenschaften waren besonders die uneheliche Geburt und das Gewerbe des Abdeckers (Caviller). Im Mittelalter erstreckte sich die A. sogar auf die nützlichsten Gewerbe, als Müller, Schäfer, Weber; aber schon die Reichspolizeiverordnung von 1577 beschränkte dieselbe, und nach einem Reichsschluß von 1731 blieben nur noch der Abdecker und seine

ihm beim Geschäfte beistehenden Kinder, sowie die unehelichen Kinder dem Makel der A. unterworfen. Die Wirkung der A. bestand in der Unfähigkeit zum Eintritt in Zünfte und Korporationen, zur Ordination und zum Lehnserwerb. Nach einem Reichsschluß von 1772 endlich konnte die A. durch Ehrhaftmachung von Seiten des Landesherrn aufgehoben werden. Aufklärung und Humanität hoben jene barbarischen Anrüchigkeitsbegriffe auf. Neben dieser A. im engern Sinn, welche ein rein deutschrechtliches Institut ist, nehmen einige Rechtslehrer auch eine A. im weitern Sinn an und begreifen unter dieser auch die Verächtlichkeit (turpitudo), welche lediglich Folge der Verurtheilung durch die öffentliche Meinung wegen unsittlicher Lebensführung ist und namentlich Vagabunden, Zigeunern, Lustdirnen, Kupplern u. dgl. Klassen anhaftet. Als rechtliche Wirkungen derselben werden bezeichnet: Verlust der politischen und gerichtlichen Ehrenrechte, verminderte Glaubwürdigkeit, Unfähigkeit zum Eintritt in ehrenhafte Genossenschaften, zur Ausübung gewisser Berufsarten, zur Uebernahme einer Vormundschaft u. dgl. Als ein eigentliches Rechtsinstitut ist jedoch die Verächtlichkeit gegenwärtig nicht anzusehen, vielmehr hängen deren Wirkungen lediglich vom richterlichen Ermessen in einzelnen Fällen ab. Von der Unehrlichkeit oder A. zu unterscheiden ist die Ehrlosigkeit, welche auch noch im heutigen Recht von Bedeutung ist (s. Ehrlosigkeit).

Ansa (lat.), Henkel, Handhabe.

Ansässigkeit, der Zustand des Ansässigseins, d. i. des Besitzes unbeweglichen oder solchem gesetzlich gleichgeachteten Eigenthums an einem Orte. Sie hat gewöhnlich gewisse Gemeinderechte zur Folge, z. B. Wahlrecht, Wählbarkeit, gewährt auch in engern Grenzen dem Gerichte Garantie für Zahlungsfähigkeit, daher Freiheit von Kautionspflicht ꝛc.

Ansanto (Lago di A., im Alterthum Amsanctus lacus), kleiner unheimlicher See in der ital. Provinz Principato ulteriore, unfern Frigento im Thal bei Santoli, hat dunkles, bisweilen mehrere Fuß hoch aufsprudelndes Wasser und an seinen Ufern sehr reichliche Exhalationen von Kohlensäure und Schwefelwasserstoffgas. Im Alterthum stand hier ein Sacellum der Dea Mephitis, und der Ort wurde mit den Sagen von der Unterwelt in Verbindung gebracht.

Ansarier, s. Nossairier.

Ansatz (franz. embouchure), in der Musik die besondere Art und Weise, wie die Blasinstrumente an den Mund gesetzt und wie die Lippen dabei zur Hervorbringung des Tons benutzt werden. Beim Horn und der Trompete, welche keine Tonlöcher haben, entstehen sämmtliche Töne der Skala nur durch die veränderte Art der Stellung und Schwingung der Lippen, daher jeder Ton eine besondere Haltung derselben verlangt und der A. bei diesen Instrumenten vorzugsweise schwierig ist. Auch jedes andere Blasinstrument erfordert einen eigenthümlichen A. Zu starke Wallung des Blutes, ein allzu trockner Mund ꝛc. sind einem guten A. meist sehr hinderlich. In der Mathematik versteht man unter A. die Methode, nach der gegebene Größen in bestimmter Ordnung aufgeschrieben werden, um dann das Resultat der Rechnung leichter zu erhalten und Verwirrung und Fehler sicher zu vermeiden; bei algebraischen Gleichungen den für die Auflösung passendsten Ausdruck einer Aufgabe durch mathemat. Zeichen. Vgl. Algebra.

Ansbach (Anspach, ehedem Onolzbach, lat. Onoldinum), Stadt am rechten Ufer der Fränkischen Rezat, in welche hier der Olz- oder Holzbach mündet, und an der Gunzenhausen-Würzburger Eisenbahn, einst Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Ansbach (s. d.), jetzt Hauptstadt des bayr. Regierungsbezirks Mittelfranken und Sitz der Kreisregierung, des protest. Konsistoriums, eines Kavaleriebrigade-Kommando's, eines Bezirks- und Handelsgerichts und verschiedener andern Behörden. Die wohlgebaute Stadt hat 3 Vorstädte, 2 protest. Kirchen (die stattliche Stiftskirche mit 3 Thürmen und der St. Georgenritterkapelle und die 1406 erbaute Johanniskirche mit der Markgrafengruft), eine kathol. Kirche mit Kuppel (1827 erbaut), eine Synagoge, ein Theater, ein Gymnasium und eine Gewerbeschule und zählt (1871) 12,582 Einw. (1893 Katholiken und 205 Juden), worunter 792 Mann Militär. Das Schloß, die ehemalige Residenz der Markgrafen, ein großes, mit Statuen geziertes Viereck im Geschmack der ital. Renaissance (1713—23 nach einem Brande neu erbaut), enthält eine Bibliothek und Gemäldesammlung und dient theilweise zum Sitz der Kreisbehörden. Vor demselben steht das eherne Standbild des Dichters A. v. Platen (seit 1859) und im Schloßgarten das des Dichters Uz, sowie ein auf die Ermordung des Findlings Kaspar Hauser (s. d.) bezüglicher Denkstein. Die Hauptindustrieerzeugnisse der Stadt sind Tischlerwaaren, Beinknopffabrikate, Strohmanufakturen, Posamentier- und Goldstickerarbeiten, Wollgespinste, Cigarren und Tabak, Cichorien ꝛc. Die Pferde- und Viehmärkte von A. haben eine starke Frequenz und eine nicht bloß lokale Bedeutung. — Die Stadt verdankt ihren Ursprung dem St. Gumpertsstifte, einem Benediktinerkloster, das, von St. Gumpert aus dem fränkischen Herzogsgeschlechte um 750 errichtet, 1057 in ein Chorherrenstift verwandelt und 1560 säkularisirt wurde. Als Stadt wird A. zuerst um 1300 erwähnt, dann kam es durch Kauf 1331 an die Burggrafen von Nürnberg und war 1486—1792 markgräfliche Residenz. A. ist die Vaterstadt der obengenannten Dichter Uz und A. v. Platen, sowie des ältern Dramatikers A. v. Cronegk und des Mediciners G. F. Stahl.

Ansbach, vormaliges Fürstenthum in Franken, 3579 QKilom. (65 QM.) mit (Ende des 18. Jahrh.) ca. 300,000 Einw., jetzt ein Theil des bayrischen Regierungsbezirks Mittelfranken. Die Geschichte des Landes A. ist mit der des Landes Baireuth eng verflochten. Seit Karl d. Gr. waren diese Landschaften in Gaue, die unter Gaugrafen standen, eingetheilt. Später erstanden auch hier erbliche Dynastien, so die Grafen von Abenberg im Rangau, die Hohenlohe im Iffigau, die Babenberger im Nord- und im Rednitzgau. Die babenbergischen Güter fielen 908 an Herzog Konrad von Franken den nachmaligen König Konrad I., dann an das herzogliche Haus Meran. 1362 wurde Friedrich V. von Hohenzollern, Burggraf von Nürnberg, damit belehnt. Friedrich theilte 1198 seine fränk. Besitzungen in das Land oberhalb des Gebirges (A.) und in das Land unterhalb des Gebirges (Kulmbach, nachher Baireuth). Diese Theilung blieb auch, als der Burggraf Friedrich VI. die Mark Brandenburg (s. d.) an sein Haus gebracht und so für dessen Größe eine neue Grundlage geschaffen hatte. Durch des Kurfürsten Albrecht Achilles Familienerbfolgegesetz von 1473 wurde das

Haus Hohenzollern in die Brandenburgische und Fränkische Linie, getheilt. Brandenburg erhielt Albrechts ältester Sohn, Johann II. A. fiel an Friedrich, Baireuth an Sigmund. Da letzterer schon 1495 ohne Erben starb, so erhielt Friedrich auch Baireuth. Sein Sohn Georg der Fromme schloß sich der Reformation an, dessen Sohn Georg Friedrich vereinigte 1557 nach dem Tode des geächteten Markgrafen Albrecht Alcibiades beide Fürstenthümer wieder. Er nahm die aus dem Würzburgischen vertriebenen Protestanten in sein Land auf, brachte den Bergbau im Fichtelgebirge wieder in Gang und war ein eifriger Pfleger der Wissenschaften. 1598 schlichtete er durch den Geraer Hausvertrag den unter den Söhnen des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg ausgebrochenen Streit dahin, daß der älteste Sohn Joachim Friedrich die Mark ungetheilt behielt, die zwei jüngern Brüder desselben, Joachim Ernst und Christian, da Georg Friedrich selbst kinderlos war, die Anwartschaft auf A. und Baireuth erhielten. Joachim Ernst kam demzufolge nach Georg Friedrichs Tod 1603 in den Besitz Ansbachs. Ihm folgte 1625 sein Sohn Friedrich unter der Vormundschaft seiner Mutter Sophie, Gräfin von Solms-Laubach. Unter ihrer langen Regentschaft litt das Land entsetzlich durch die Stürme des Dreißigjährigen Krieges, und nur langsam erholte es sich von den erlittenen Drangsalen, unter denen die Bevölkerung auf ein Drittel zusammengeschmolzen war. Im Jahr 1680 ließen sich vertriebene franz. Protestanten in Erlangen, Schwabach und in einigen andern Orten nieder und brachten neue Gewerbszweige mit. Eine Reihe guter Regenten förderte die Keime des Wohlstandes zu neuen Blüten. Aufgehalten wurde jedoch diese gedeihliche Entwickelung durch die wüste Wirtschaft des Markgrafen Wilhelm Friedrich. Dessen Nachfolger Karl Wilhelm Friedrich (gest. 1723) trat zwar in die Fußstapfen des Vaters, machte sich aber um das wissenschaftliche Leben verdient durch Errichtung der Universität zu Erlangen (1743). Er starb 1757, nachdem er kurz zuvor dem Bunde gegen Friedrich d. Gr., dessen Schwester Friederike Luise er zur Gemahlin hatte, beigetreten war. Sein Sohn und Nachfolger Christian Friedrich Karl Alexander trat 1791 A. und Baireuth, welches letztere ihm 1761 nach dem Tode des Markgrafen Friedrich Christian zugefallen war, gegen eine Jahresrente an den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen ab; starb 5. Jan. 1806 kinderlos in England. A. und Baireuth waren fortan preuß. Provinzen und wurden als solche von einem besondern Minister, dem zu A. residirenden Freiherrn v. Hardenberg, dem spätern Staatskanzler Fürsten, nach preuß. Muster eingerichtet und verwaltet. Die nach dem Baseler Frieden von Preußen beobachtete Neutralität machte die beiden Fürstenthümer zu einem Asyl für das ganze südliche Deutschland. 1806 wurden dieselben von den Franzosen besetzt, A. bereits 1806, Baireuth nach dem Tilsiter Frieden an Bayern übergeben, das durch Patent vom 10. April 1810 davon Besitz ergriff. Einen Theil des Fürstenthums A. trat Bayern an Würtemberg und an das Großherzogthum Würzburg ab. Unter bayrischer Herrschaft bildete dann das Unterland (mit Einschluß der baireuthischen Kreise Erlangen und Neustadt, der Städte Nürnberg und Rothenburg mit ihren Gebieten und einigen andern Bezirken) den Rezatkreis (das jetzige Mittelfranken), das baireuthische Oberland nebst dem ehemaligen Bisthum Bamberg aber den Obermainkreis (das jetzige Oberfranken). Vgl. Barth, Versuch einer Landes- und Regentengeschichte der Fürstenthümer Baireuth und A. (Hof 1795); K. H. Lang, Annalen des Fürstenthums A. unter der preußischen Regierung von 1792—1806 (Frankf. und Leipz. 1806); Derselbe, Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth (Gött., dann Nürnb. 1798—1811, 3 Bde.); Jacobi, Urgeschichte der Stadt und des ehemaligen Fürstenthums A. (Ansb. 1868).

Ansbert, Priester, Theilnehmer an Kaiser Friedrichs I. Kreuzzug und Verfasser einer Geschichte desselben, die zuerst von Dobrowsky herausgegeben wurde (»Ansberti, Clerici Austriaci, historia de expeditione Friderici«, Prag 1827). Die Erzählung, die einfach und wahrhaftig ist, enthält viele Details auch über die gleichzeitige Expedition Philipp Augusts von Frankreich und Richards von England.

Anschaffung, Zahlung durch Wechsel, Anweisungen oder in baarem Gelde (Rimessen), um für einen in Anspruch genommenen Kredit, gewöhnlich Acceptkredit, und vor Verfall der bezüglichen Tratten die nöthige Deckung zu geben.

Anschauung, im eigentlichen Sinn eine durch den Gesichtssinn erlangte Vorstellung von einem Gegenstande, im weitern Sinn jede nicht durch Verstandesbegriffe vermittelte, sondern unmittelbar auf den Gegenstand bezogene Vorstellung. Sie ist unter allen Vorstellungen die klarste und lebendigste, doch ist der Kreis, in welchem sie herrscht, beschränkt, sie selbst immer individuell, an das gerade Gegebene gebunden, daher unfähig, über die Grenzen der unmittelbaren Wahrnehmbarkeit hinaus zu gehen, und mithin der Einseitigkeit ausgesetzt. Die A. muß sich mit der Abstraktion verbinden, um allgemeine Vorstellungen zu erzeugen; erst auf diesem Wege kommt aus der A. die Erkenntnis, zunächst nur die des einzelnen Gegenstandes, dann aber auch bei weiterer Arbeit die des Generellen zu Stande. Die A. gibt das Material für das Denken, das Denken selbst erst die Erkenntnis; der Anschauende ist noch im Gegenstande verloren; durch das Denken bemeistert er sich seiner und macht ihn im Wissen zu seinem Eigenthum. Wie es neben den äußern sinnlichen Erscheinungen auch sogen. innere, nur dem geistigen Auge wahrnehmbare gibt, so gibt es außer der äußern auch eine innere A. Alles, was im Raum ist, veranlaßt die erstere, was hingegen in der Zeit ist, was wir als Veränderungen in uns wahrnehmen, jene leichten Kinder der Phantasie und jene höhern Schöpfungen der Vernunft, welche, frei von den Grenzen des Raums, nur an das Gesetz der Aufeinanderfolge oder Gleichzeitigkeit gebunden sind, sind Gegenstände der letztern, der innern A. Da alles Aeußere aber Vorstellung und mithin nothwendig auch in irgend einer Zeit ist, so folgt, daß das Aeußere auch ein Inneres ist, und wir können uns daher auch räumliche Gegenstände im Bilde vorstellen und zu innern machen. Umgekehrt ist das ursprüngliche Innere, nur in der Zeit Vorstellbare nicht zugleich ein Aeußeres. Kant (und nach ihm Schopenhauer) unterschied zwischen reinen (A. a priori) und empirischen (A. a posteriori) Anschauungen und verstand unter jenen solche, welche der Geist, frei von allem konkreten Gehalt, nur als reine Form schaut, d. h. Zeit und Raum, und die in diese Kategorien fallenden Gegenstände der reinen Mathematik; unter diesen dagegen die Bilder, welche die Betrachtung bestimmter

Gegenstände in uns hervorbringt. Die meisten neuern philosophischen Schulen haben die A. als die Bedingung aller Erkenntnis ihren Systemen zum Grunde gelegt, die idealistischen eine apriorische (reine), die realistischen eine aposteriorische (sinnliche). Fichte verstand unter intellektueller A. die ursprüngliche A. des Ichs oder das unmittelbare Bewußtsein; Schelling einen unbedingten Erkenntnisakt, in welchem das Subjektive und Objektive zusammenfallen soll, und welcher nach ihm der Anfangspunkt aller philosophischen Erkenntnis ist; Hegel vermittelte ein absolutes Wissen durch nothwendige Gedankenbewegung; Herbart und Beneke dagegen kennen nur die empirische A. als Grundlage der Erfahrung. Soviel ist gewiß, daß eine intellektuelle A. als ein durch das Denken nicht vermittelter, mithin zufälliger und verlierbarer Zustand des Subjekts, in welchem man das Absolute in seiner ungetrübten Einheit unmittelbar ergreifen soll, eine willkürliche Voraussetzung ist, die ebensowenig auf sicherem Boden ruht, wie jenes unmittelbare Anschauen Gottes, von dem die Mystik so oft geträumt hat. — **Künstlerische A.** ist die Art und Weise, wie der praktische Künstler oder auch der an Kunstwerken gebildete Geist jedes andern Menschen die Dinge nach dem Maßstabe und den Gesetzen betrachtet, welche sich aus der ästhetischen und historischen Wesenheit der Kunst als durchgehende Norm ergeben.

Anschauungsunterricht, ein Zweig des Elementarschulunterrichts, der in einer Reihe von Uebungen besteht, welche geeignet sind, das Anschauungsvermögen der Kinder auszubilden. Wenn das fünf- oder sechsjährige Kind die Schule betritt, ist es in der Regel für den eigentlichen Unterricht noch nicht reif, es muß für ihn erst reif gemacht werden. Seine Aufmerksamkeit soll geweckt werden; denn von der Energie derselben, von der Fähigkeit, die Gedanken auf einen Gegenstand zu fixiren und bei demselben zu verweilen, hängt der Nutzen des Unterrichts vornehmlich ab. Diesen Zweck verfolgen die Anschauungsübungen. Sie beginnen von äußern Anschauungen, um dadurch innere zu veranlassen: sie wollen die Sinne des Kindes für äußere Eindrücke öffnen, damit die Dinge der Außenwelt sich in klaren Bildern im kindlichen Gemüthe abspiegeln und richtige Grundlagen für spätere Begriffe und Urtheile werden. Wirkliche, reale Gegenstände werden den Sinnen der Kleinen vorgeführt, sie werden angeschaut und allseitig betrachtet. Hiermit werden **Sprechübungen** verbunden, damit das Kind auch lerne, seine Vorstellungen durch Worte auszudrücken. Was angeschaut worden ist, wird besprochen. Der Lehrer lenkt die Aufmerksamkeit der Kinder, er bedient sich des Frageunterrichts, und die Schüler sprechen in bestimmter, scharfer Weise, in einzelnen Sätzen, mit deutlichen, scharfen Accenten. Sehen, Hören und Sprechen fällt in Eins zusammen. Bezeichnungen, welche die Kinder noch nicht kennen, werden ihnen gesagt, nachdem sie die lebendige, unmittelbare Anschauung des Dinges und seiner Merkmale erlangt haben. Das diesem Unterricht zu Grunde liegende Princip führt auf Baco zurück, welcher gegenüber der Methode der Scholastiker und der Philologen des 15. und 16. Jahrh. (verbis studetur non rebus) die sinnliche Anschauung und deren Bildung als das Fundament des wissenschaftlichen Verfahrens bezeichnete. Dieses wissenschaftliche Princip Baco's hat zuerst, unmittelbar durch ihn angeregt, Amos Comenius auf den Unterricht angewandt (»Nicht mit verbaler Beschreibung, sondern mit realer Anschauung muß man beginnen«); daher entstand sein berühmter Orbis pictus. Auch die Hallischen und Berliner Realschulen (Semler, Hecker) pflegten Anschauung und anschaulichen Unterricht. Weiter gingen Rousseau, Basedow und namentlich **Pestalozzi**, welcher den Denkübungen der Philanthropisten die Anschauung zur Basis und das Angeschaute als Inhalt gab. So entstand ein besonderer »A.« als propädeutischer Vorkursus für die Schule überhaupt. Dieser Unterrichtszweig hat seine eigene Geschichte und eine umfangreiche Literatur (Pestalozzi's »Buch der Mütter«, v. Türk, Greßmann, Harnisch, Denzel, Graser, Diesterweg, Curtmann, Völter 2c.). Es ist leicht zu erkennen, daß eine einseitige Pflege dieses Unterrichtsgegenstandes, die ihn zugleich von den übrigen Unterrichtsgegenständen ablöst, zu neuen Irrungen führen mußte, daß man, während man die frühere abstrakte Weise beseitigen wollte, selbst wieder in die Abstraktion verfiel. Ansichten und Verfahren haben einen langwierigen, aber fruchtbaren Proceß der Läuterung bestanden, so daß heutzutage über den A. eine wesentliche Meinungsverschiedenheit nicht mehr besteht. Denn wenn auch die preuß. Schulregulative von 1854 (Stiehl) einen gesonderten A. verwerfen, so fordern sie doch auf der andern Seite, daß aller Unterricht anschaulich sei. Und das ist die Hauptsache, daß das Princip der Anschaulichkeit des Unterrichts, insbesondere auch der ersten Einführung in die realen Unterrichtsgebiete (Geschichte, Geographie, Geometrie) auf Grundlage der Anschauung und mit Unterstützung durch dieselbe, in der neuern Theorie und Praxis des Unterrichts feststeht. — **Inneres Anschauungsvermögen** ist die Fähigkeit der menschlichen Seele, auf Grund der Sinnesempfindungen und der unmittelbaren Erfahrung sich deutliche, lebensvolle Vorstellungen von den Gegenständen zu bilden; **äußeres A.** ist s. v. w. Sinn.

Anschlag (Affiche, Plakat), jede öffentlich angeheftete oder angeklebte Bekanntmachung, welcher Art dieselbe auch sei und von wem immer sie ausgehe. Anschläge können geschrieben, lithographirt oder durch die Buchdruckpresse hergestellt sein; da meist letzteres der Fall ist, so bildet der Druck derselben namentlich in großen Städten, in politisch aufgeregten Zeiten, bei Volksfesten, in Wahlperioden 2c. eine nicht unerhebliche Geschäftsbranche, zu deren wirkungsvoller und nutzbringender Ausbeutung bedeutende Vorräthe an großen Schriften, sogen. Plakatschriften (s. **Schriftarten**), Maschinen von beträchtlicher Formatgröße und ein gut eingearbeitetes Setzerpersonal erforderlich sind. Bei dem riesigen Umfang, den oft die Besteller ihren Anschlägen zu geben wünschen, um schon hierdurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselben zu lenken, werden sie häufig in Theilen gesetzt und auf mehrere Bogen gedruckt, die dann entweder vor dem öffentlichen Ankleben zusammengeklebt werden müssen, oder diese Zusammensetzung geschieht auch erst an den Orten, wo sie angeklebt werden sollen, also direkt an der Wand oder dergleichen. Nordamerika und England waren bis jetzt die Pflegstätten der Riesenplakate, man findet hier nicht selten solche, in deren Hauptzeilen jeder Buchstabe einzeln gedruckt und angeklebt ist. Um dieselben noch auffälliger zu machen, werden sie nicht allein in bunten Farben gedruckt, sondern man verwendet auch bunte Papiere dazu; in Frankreich ist letzteres nothwendig, da das Gesetz das

weiße Papier für die Veröffentlichungen der höhern Verwaltungsbehörden reservirt hat. Auch in Deutschland hat sich das Gesetz vielfach mit den Anschlägen beschäftigt, seine Aufmerksamkeit aber nicht auf deren äußere Form und Farbe, sondern auf ihren Inhalt gerichtet, was sich aus ihrer direkten Einwirkung auf das Volk, wodurch sie zu einem der wirksamsten Agitationsmittel werden, erklärt. Fast überall ist daher die polizeiliche Genehmigung für das Anschlagen nöthig, in Rußland muß ihnen dieselbe sogar beigedruckt sein. In Frankreich unterliegen die von Privatpersonen ausgehenden Anschläge der Stempelpflichtigkeit, deren Betrag theils nach dem Format des Papiers, theils nach der Zahl der auf dasselbe gedruckten verschiedenartigen Anzeigen bemessen ist. — Die Anschläge sind keine Erfindung der Neuzeit. Schon Athen und Rom kannten sie; man ließ Gesetze und Senatsbeschlüsse in Tafeln von Erz und Marmor eingraben und diese alsdann auf den öffentlichen Plätzen ausstellen. In Rom benutzte man seit dem 15. Jahrh. den »Pasquino« genannten Statuentorso zu witzigen und satirischen Plakaten, auf die dann der »Marforio«, eine Flußgottstatue bei San Pietro, in entsprechender Weise antwortete. Auch in Frankreich waren die Plakate bereits vor Erfindung der Buchdruckerkunst im Gebrauch, und 1539 schrieb ein zu Villers Cotterets erlassenes Edikt Franz' I. nicht nur den Gebrauch derselben für öffentliche Erlasse vor, sondern ordnete auch an, daß man sich fortan hierzu der franz. Sprache, und nicht mehr der bisher üblichen lateinischen bedienen solle. Auch das Ankleben der Anschläge an besonders hierfür bestimmte Säulen oder Pfosten, die in Berlin nach ihrem Einführer daselbst Litfaßsäulen genannt werden, ist nicht neu; schon zur Zeit Shakespeare's sollen in London Theateranzeigen an Pfosten angeklebt worden sein, die neben den Bürgersteigen von Fleetstreet errichtet waren, und von denen der Name auf die heutigen engl. Anschlagzettel, posting-bill, Pfostenzettel, zusammengezogen in poster, übergegangen ist.

Anschlag, Berechnung eines Kostenbedarfs, z. B. bei einem Bauunternehmen (s. Bauanschlag). Der A. in landwirtschaftlicher Hinsicht hat den Zweck, den Werth eines Landguts oder eines einzelnen Grundstücks zu ermitteln (s. Veranschlagung).

Anschlag, in der Musik im allgemeinen die Art, wie die Tasten eines Instruments durch die Finger niederbewegt werden: ein bei den Tasteninstrumenten ebenso wichtiger Gegenstand, wie die Bogenführung bei den Geigen. Von der Art des Anschlags hängt (namentlich beim Klavier) nicht allein der Wohlklang und die Deutlichkeit, sondern wesentlich auch der geistige Eindruck des Vortrags ab, da bei einem rohen und ungebildeten A. die feinern dynamischen Schattirungen, welche zur ausdrucksvollen Darstellung einer Komposition nothwendig gehören, gar nicht zur Erscheinung kommen. Die Erfordernisse eines guten Anschlags sind Leichtigkeit und Gleichmäßigkeit, gepaart mit Präcision, Weichheit und Energie. Man erlangt denselben nur, wenn man ihn einzig von den Fingern (in besondern Fällen unterstützt von dem Handgelenk) ausgehen läßt, nie aber die Kraft des Armes dazu verwendet, daher denn vor allem eine Lösung der Handgelenke, möglichste Entwickelung und Ausgleichung der Kraft und Beweglichkeit der einzelnen Finger und sorgfältige Erhaltung des Zartgefühls in den Fingerspitzen erfordert wird. Bei der Orgel besteht der gute A. in dem sichern und gleichmäßigen Niederdrücken der Tasten und dem engern Binden und Anschließen der einzelnen Töne.

Anschlagen, nämlich die Segel, heißt ihr Oberleik (obere Kante) mittels kleiner Leinen, der Rahebindsel und Rockbindsel, an der Rahe befestigen.

Anschoppung, s. Infarkt.

Anschovis, s. Anchovis.

Anschütz, 1) Heinrich, trefflicher Schauspieler, geb. 8. Febr. 1785 zu Luckau, bezog, auf der Fürstenschule zu Grimma vorgebildet, 1804 die Universität Leipzig, wo die Gastvorstellungen Ifflands, Eßlairs und Wolffs das in ihm schlummernde mimische Talent und die Neigung, sich für die Bühne auszubilden, weckten. Nachdem er 1807 die Bühne zuerst in Bamberg betreten hatte, ward er 1811 von der Händel-Schütz bei Uebernahme der Direktion des Königsberger Theaters für dieses engagirt. Er begab sich 1813 nach Danzig, wirkte 1814—21 unter allgemeinem Beifall auf der Bühne zu Breslau und folgte dann einem Ruf an das Hofburgtheater in Wien, wo er lange als Regisseur fungirte und 1857 sein 50jähriges Jubiläum feierte. A. starb daselbst 29. Dec. 1865. Früher im Fache der Heldenrollen einer der ausgezeichnetsten Schauspieler, stellte er später mit gleichem Erfolg Heldenväter und Charakterrollen dar. Tiefe und wahre Auffassung zeichneten sein Spiel aus. Eine Selbstbiographie erschien unter dem Titel »Heinr. A., Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken« (Wien 1866). Seine erste Gattin, Josephine, geborne Kette, war ihrer Zeit eine beliebte Sängerin, ließ sich aber von ihm scheiden. Seine zweite Gattin, Emilie, geborne Butenop, gest. 16. Juni 1866 zu Wien, war ebenfalls Schauspielerin und früher besonders als Darstellerin naiver Rollen (Käthchen von Heilbronn) gefeiert. Ihr Sohn Roderich A., geb. 24. Juli 1818 in Wien, seit 1852 im österreichischen Staatsdienst, hat sich als Verfasser mehrerer Dramen: »Brutus und sein Haus« (1857), »Johanna Gray«, »Kunz von Kaufungen« (1863) ꝛc. bekannt gemacht.

2) August, namhafter Rechtsgelehrter, geb. 9. Jan. 1826 in Suhl, studirte die Rechtswissenschaft in Bonn und Berlin und habilitirte sich, nachdem er eine längere wissenschaftliche Reise durch Frankreich gemacht hatte, als Privatdocent für deutsches u. franz. Recht in Bonn, wurde daselbst 1855 zum außerordentlichen Professor ernannt und folgte 1859 einem Rufe als ordentlicher Professor des deutschen Rechts nach Greifswald. Im Jahr 1862 wurde er in gleicher Eigenschaft an die Universität Halle berufen, an welcher er die Fächer des deutschen Privatrechts, der deutschen Rechtsgeschichte, des Handelsrechts, des Landwirtschaftsrechts und der civilistischen Praktika vertritt. Seine Thätigkeit als Schriftsteller erstreckt sich auf die Gebiete des deutschen Privatrechts, des Handelsrechts, des französischen Rechts (A. besorgte die 5. Aufl. von Zachariä's »Handbuch des französischen Civilrechts«, Heidelb. 1853), des Lehnrechts und des longobardischen Rechts; auch ist er (mit Fitting, Renaud und Windscheid) Mitherausgeber des »Archivs für die civilistische Praxis« (Heidelb.). Von seinen Schriften und Abhandlungen, in welchen sich die Richtung einer Vereinigung der dogmatischen Darstellung des Rechts mit der historischen Erforschung desselben ausspricht, sind hervorzuheben: »Die Lombarda-Kommentare des Ariprand und

Albertus, nach den Handschriften zum erstenmal herausgegeben« (Heidelb. 1855); »Summa legis Longobardorum« (Halle 1870); »Die Hypothekarreform in Frankreich« (in der »Kritischen Zeitschrift für die Rechtswissenschaft des Auslands«, Bd. 23, 1851); »Ueber die neuere französ. Hypothekengesetzgebung« (in der Münchener »Kritischen Ueberschau«, Bd. 4, 1856); »Ueber die Erbfolge in die neuvorpommerschen und rügenschen Lehngüter« (Halle 1864); »Die deutschen Wiesengenossenschaften« (im »Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts« von Bekker und Muther, Bd. 3, 1859); »Der Gesellschaftsvertrag im landwirtschaftlichen Betrieb« (in den »Mittheilungen des landwirtschaftlichen Instituts zu Halle«, 1865); »Beiträge zum deutschen Privatrecht« (im »Archiv für die civilist. Praxis«, Bd. 53 u. 54); »Ueber Aktienkommanditgesellschaften« (im »Jahrbuch des gemeinen deutschen Rechts«, Bd. 1, 1857); »Kommentar zum allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuch« (in Gemeinschaft mit v. Völdernndorff, Erlang. 1867—73, 3 Bde.).

Anse (spr. angß), Stadt im franz. Departement Rhône, rechts an der Saone, mit 2277 Einw.; das Ansa der Römer, im Mittelalter Versammlungsort mehrerer Koncilien: 1025 unter Johann XIX., 1075 unter Gregor VII., 1107 unter Paschalis II. (wo der Kreuzzug beschlossen wurde), 1298 unter Bonifacius VIII.

Ansegisel, Sohn des fränk. Bischofs Arnulf von Metz, vermählt mit Begga, der Tochter Sigurs von Landen, Vater Sigurs von Heristal und so Stammvater des nach Beseitigung der Merowinger im Frankenreich zur Herrschaft gekommenen Geschlechts der Karolinger.

Ansegisus, Abt von Fontanelle, Lureuil und Flavigny, war am fränkischen Hofe Aufseher der kaiserlichen Gebäude, erhielt von Karl d. Gr. und Ludwig dem Frommen mehrere wichtige Missionen und zum Dank für deren glückliche Erledigung mehrere Pfründen und Abteien, von denen die zu Fontanelle und Flavigny ihre ansehnlichen Bibliotheken ihm verdankten. Im Jahr 827 begann A. sein wichtiges Werk, die Sammlung der Kapitularien der genannten Monarchen zu einem wohlgeordneten Rechtskodex in 4 Büchern, welche öffentlich autorisirt und von dem Diakonus Benedikt durch 3 Bücher ergänzt wurde. Die ersten Ausgaben davon lieferten Vitus Amerbach (Ingolst. 1545), Jean du Tillit (Par. 1548) und Pierre Pithou (das. 1588); vollkommener sind die von Stephan Baluze (das. 1677) und Chiniac (das. 1780); am besten in Pertz' »Monumenta Germaniae historica«, Bd. I, S. 256—320. A. starb 20. Juli 834.

Anselm von Canterbury, berühmter Scholastiker, einer der einflußreichsten Theologen des Mittelalters, geb. 1033 zu Aosta in Piemont, trat nach einem wilden Jünglingsleben 1060 in das Benediktinerkloster Bec in der Normandie, wurde 1064 Prior, 1079 Abt und 1093 Erzbischof von Canterbury als Nachfolger seines Lehrers Lanfranc (gest. 1089). Als eifriger Vorkämpfer für die Rechte der Kirche und des päpstlichen Primats gerieth er in Streitigkeiten mit Wilhelm II. und Heinrich I. von England, infolge deren er zweimal (1097—1100 und 1103—1106) sein Bisthum verließ und erst nach dem Vertrag von Bec, der dem Investiturstreit ein Ende machte, definitiv zurückkehrte. Seine kirchliche Thätigkeit erstrebte dann zumeist die Herstellung der Klosterdisciplin und Durchführung des Cölibats. Er starb 21. April 1109 und ward später kanonisirt. Größer ist Anselms wissenschaftliche Bedeutung. Als der erste selbständige Bearbeiter des überlieferten theologischen Lehrstoffs ist A. der Vater der Scholastik geworden. Er ging davon aus, daß der Glaube unantastbar feststehe, daß aber die Wissenschaft die Aufgabe habe, den Inhalt des Glaubens zu selbständiger Einsicht für die Vernunft zu bringen (fides praecedit intellectum; credo ut intelligam). In seinem »Proslogium« und »Monologium« (beide herausgeg. von Haas, Tüb. 1863), zwei Abhandlungen, worin er die Lehre von Gott spekulativ zu begründen suchte, stellte er zuerst den ontologischen Beweis für das Dasein Gottes auf (s. Gott). Auch die Erlösungslehre suchte er wissenschaftlich zu begründen durch die Satisfaktionstheorie in dem berühmten Buch »Cur deus homo« (herausgeg. von Lämmer, Berl. 1857; von Fritzsche, Zürich 1868; deutsch von Schirlitz, Quedlinb. 1861). Die Trinitätslehre mit der kathol. Lehre vom Ausgang des Geistes verfocht er gegen den Nominalisten Roscelin und gegen die Griechen auf der Synode zu Bari 1098. Vgl. über A. die Monographien von Franck (Tüb. 1842), Hasse (Leipz. 1843—52, 2 Bde.), Rémusat (Par. 1853).

Anser (lat.), die Gans; Anseres, bei Linné: Schwimmvögel.

Ansgar (Ansgarius, Anscharius), der Apostel des Nordens, 8. Sept. 801 in der Picardie geboren, war Mönch in dem Kloster Neucorvey an der Weser, bis er 826 vom Kaiser mit seinem Freund Autbert bestimmt wurde, den neugetauften Dänenkönig Harald Klack nach Dänemark zu begleiten, um daselbst die christliche Lehre auszubreiten. Nach kurzer Wirksamkeit dort 828 vertrieben, machte er 831 eine Missionsreise nach Schweden, und erhielt 832 das für die nordische Mission gestiftete Erzbisthum Hamburg, welches 847 nach Bremen verlegt wurde. Von da aus besuchte er, vom dänischen König Erich II., den er für das Christenthum gewonnen, geschützt, wieder Schleswig und gründete auch hier die christliche Kirche; ebenso auf einer zweiten Reise 848—50 in Schweden. Auch auf die Slawen erstreckte sich seine Missionsthätigkeit. Er starb 864 und wurde kanonisirt. Sein Leben beschrieb Rombert, sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhl, herausgeg. von Pertz in den »Monumenta Germaniae historica« (Bd. 2), deutsch von Laurent in den »Geschichtschreibern der deutschen Vorzeit« (Lief. 27 und 28, Berl. 1854). Ansgars Biographie lieferten Kruse, (Hannov. 1824) und Klippel (Brem. 1845).

Ansicht, eigentlich das Ansehen, die Betrachtung, sowohl sinnlich wie geistig gedacht; so: ein Buch zur A. holen; dann das daraus hervorgehende Resultat, die Kenntnis einer Sache, Meinung, Urtheil darüber; ferner der Anblick, welchen ein Gegenstand von einem gewissen Standpunkt aus gewährt, die dem Auge sich darstellende Form desselben, z. B. Ansicht eines Berges, Hauses, einer Stadt etc.; daher auch bisweilen s. v. w. ein Bild, Gemälde mit solcher A.

Ansiedelung. Die Vorstufen der Landwirtschaft zeichnen sich aus durch eine gewisse Unabhängigkeit des Menschen vom Lande, oder durch eine so extensive Benutzung des Bodens zu wirtschaftlichen Zwecken, daß auch weite und fruchtbare Strecken einer selbst schwachen Bevölkerung mit qualitativ geringen Ansprüchen nur bei periodischem Wechsel des Wohnsitzes genügen. Die rein okkupatorische

Wirtschaft der Jäger-, der Hirten-, bisweilen auch der Fischervölker oder Horden kann mit Vortheil nur im Umherziehen betrieben werden, weil sie die Naturkraft nicht leitet und unterstützt zur Hervorbringung des Menschenbedarfs, sondern nur nimmt, »okkupirt«, was diese freiwillig bietet, und dieses Okkupiren, diese fortwährende Ernte ohne Saat, ohne Bearbeitung und Düngung auch kräftigen und reichen Boden, ein augenblicklich alles in Fülle darbietendes Territorium, bald erschöpft. Mit dem Wachsthum der Bevölkerung, oft infolge der Einengung des Wirtschaftsgebiets des einen Volks oder der einen Horde durch die andere, mit der Steigerung der Bedürfnisse, welche schon eine Folge des Wachsthums der Zahl der Zusammenlebenden ist — denn jeder hat individuelle Bedürfnisse, die der eine von dem andern absieht — tritt ein Zustand ein, in welchem nur die Wahl bleibt zwischen Dürftigkeit und Verkümmerung, oder Aufgeben der bloß okkupatorischen Wirtschaft. Der Selbsterhaltungstrieb führt in den meisten Fällen — die Beispiele vom Gegentheil sind selten genug — zu dem letztern Entschluß. Das bisher nur okkupatorisch wirtschaftende und nomadisirende Volk entschließt sich zur Wahl fester Wohnsitze und also zu einer systematischen, regelmäßigen Einwirkung auf den Boden, der nun gezwungen wird, zu erzeugen, was er gesteigerten Anforderungen gegenüber freiwillig nicht mehr in entsprechender Fülle zu bieten vermag. An die Stelle der okkupatorischen Wirtschaft tritt die Landwirtschaft, an die Stelle des nomad. Umherziehens die A. Die A. in diesem kulturhistorischen Sinn ist das charakteristische Merkmal einer neuen Kulturepoche. Sie führt zu neuen Rechtsanschauungen, Rechtsverhältnissen und neuen politischen Formen; sie macht das Land zu Kapital und bedarf auch einer Fülle anderer, neuer Kapitalien, welche ihre geregeltere Wirtschaft erzeugen oder ersparen lehrt. Die A. des Kulturmenschen auf Neuland, wie sie fort und fort in Ländern mit noch junger Kultur vorkommt, ist eine reiche Quelle lehrreicher Beobachtungen, welche sich auf die Kapitaleigenschaft des Bodens und die Rente von diesem Kapital beziehen.

Anslo, Reyer, holländ. Dichter, geb. 1626 zu Amsterdam, trat um 1647 zum Katholicismus über und ging 1649 nach Italien, wo er 10. Mai 1669 zu Perugia als Sekretär des Kardinals Caponi starb. A. bildete sich vorzüglich nach Vondel, dessen Stil und Manier er sich auf überraschende Weise zu eigen machte. Die Zeitgenossen schätzten ihn außerordentlich hoch, indessen wird er im Streben nach dem Erhabenen nicht selten bombastisch und verfällt dazwischen wieder in die platteste Prosa. Hervorzuheben sind unter seinen Dichtungen (»Poezij«, Rotterd. 1713) besonders der einfach-rührende »Abschied von Amsterdam« (1649), »Die Pest zu Neapel« und »Das gekrönte Amsterdam«.

Anson (spr. ännß'n), 1) George, Lord, Baron von Soberton, brit. Admiral, geb. 23. April 1697 zu Shugborough in der Grafschaft Stafford, trat früh in den Marinedienst, focht 1717 und 1718 unter Sir George Byng gegen die Spanier, ward 1723 Fregattenkapitän und wohnte verschiedenen Expeditionen in den amerikan. Gewässern bei, z. B. 1735 einer Ansiedelungsexpedition in Südcarolina, wo er die Stadt Anson gründete. In dem 1739 ausbrechenden Krieg zwischen Spanien und Großbritannien sollte er die spanischen Kolonien im W. Amerika's angreifen. A. umsegelte mit 8 meist kleinen Kriegsschiffen 1740 das Kap Horn, landete in Peru und Chile, eroberte und verbrannte Payta und erbeutete mehrere Galeonen mit reicher Ladung, steuerte dann durch die Südsee, verweilte einige Zeit auf den Ladronen und auf Macao, umschiffte das Vorgebirge der Guten Hoffnung und langte 15. Juni 1744 wieder in Spithead an. Ansons beispiellos kühne Expedition wurde von dem Schiffsprediger Richard Walter und dem Mathematiker Robins unter dem Titel beschrieben: »George Anson's voyage round the world in the years 1740—44« (Lond. 1748, mit Karten und Kupfern; neue Ausgabe, Lond. 1853; deutsch von Totze, 2. Aufl., Gött. 1763). Das britische Parlament votirte A. den Dank der Nation, der König ernannte ihn zum Kontreadmiral der Blauen, 1745 der Weißen und 1746 zum Viceadmiral der Blauen Flagge. Als solcher errang er 14. Mai 1747 mit Admiral Warren den großen Seesieg bei Kap Finisterre über eine nach Westindien bestimmte Flotte der Franzosen unter Jonquière, wurde hierauf zum Peer und Lord, sowie zum Baron von Soberton in der Grafschaft Southampton, 1751 aber zum ersten Lord der Admiralität erhoben. In dem 1755 ausgebrochenen Krieg mit Frankreich blokirte A. 1758 Brest und deckte die Landungen der Briten bei St. Malo und Cherbourg. 1761 ward er Admiral der Flotte. Er starb 6. Juni 1762 auf seinem Landsitze Moor Park in Herfordshire. Seine Biographie schrieb J. Barrow (Lond. 1839).

2) George, engl. General, geb. 13. Okt. 1797, focht bei Waterloo und avancirte bis 1825 zum Oberstleutnant. Seit 1818 Mitglied des Unterhauses, hielt er sich zu den Whigs und bekleidete 1846—52 unter Russell das Amt eines Clerk oder Kanzleichefs im Feldzeugamt. 1855 mit dem Charakter als Generalleutnant zum Oberbefehlshaber in Indien ernannt, starb er nach Ausbruch des Seapoysaufstandes 27. Mai 1857 zu Kurnaul.

Anspielung (Allusion), in der Rede die versteckte Hindeutung auf etwas, wodurch dasselbe scheinbar zufällig und ohne bestimmte Bezeichnung in Erinnerung gebracht wird. Die A. setzt stets genaue Bekanntschaft mit dem Gegenstande, worauf angespielt wird, voraus, weil sie sonst unverständlich sein würde; ihre Wirkung beruht auf der Kunst, durch Worte, die scheinbar von ganz andern Dingen handeln, eine Sache ins Gedächtnis zu rufen, so daß sie, trotz aller fremdartigen Vorstellungen, hervortritt und sich gleichsam von selbst mit Nothwendigkeit aufdrängt. Eine besondere Art der A. ist die bildliche, welche darin besteht, daß man eine allgemeine Vorstellung durch einen bekannten individuellen Gegenstand bezeichnet. Die bildliche A. kommt demnach auf die Metapher zurück und gefällt besonders durch die leicht in die Augen fallende Aehnlichkeit der beiden Vorstellungen, z. B. »Du wälzest den Stein des Sisyphos« (mühst dich mit vergeblicher Arbeit ab).

Ansprache (Ansprechen), musikalischer Kunstausdruck, welcher das Erklingen eines Tons, insbesondere die Präcision im Erklingen desselben bezeichnet. Man sagt, ein Instrument »spricht gut an«, wenn der Ton in demselben Momente, in welchem die zu seiner Hervorrufung nöthige Verrichtung vorgenommen wird, auch wirklich erscheint. Der Ausdruck wird namentlich von Blasinstrumenten (auch der Orgel) gebraucht, und es handelt sich dabei ebensowohl um die Zeit wie um den Charakter der Klangfarbe des Tons.

Ansprung, s. v. w. Milchschorf und Flechtengrind.

Anstand (lat. decōrum), die Wahrung einer nach allgemeinen Gesetzen des Sittlichen geregelten äußerlichen Form gegen die Kundgebungen und gewaltsamen Tendenzen des Naturells im Individuum. Die Basis des Anstands ist die Humanität, aber auch die Gediegenheit des Charakters. Je mehr der A. am Aeußerlichen und Konventionellen hängt, desto hohler und werthloser wird er. Seine im obigen ausgesprochene Idee findet und fand zu allen Zeiten und bei allen Völkern in mannigfachen Formen Ausdruck, welche Nebensache sind, häufig aber das Uebergewicht über die innere sittliche Wesenheit desselben erringen. Das Anstandsgefühl ist seine Quelle, nationale Eigenthümlichkeiten bestimmen jedoch erst die Vollendung dieser individuellen Anlage. Der A. bethätigt sich in den höchsten Kundgebungen des menschlichen Ingeniums, in der Kunst, Poesie ꝛc., wie in minder bedeutenden: in Tracht, Haltung, Benehmen. Unter *Anstandsrollen* versteht man im Theaterwesen solche Rollen, welche Haltung und Benehmen der höhern Gesellschaft und feinern Bildung, also in der Regel leidenschaftslose Charaktere, zur Darstellung bringen. — In der *Jägersprache* heißt A. jene Jagdart, wobei der Jäger früh mit dem Grauen des Morgens oder am späten Abend dem wechselnden Wilde an einem geeigneten Ort stehend oder sitzend mit dem Gewehr auflauert. Man unterscheidet nach den verschiedenen Tageszeiten den *Abendanstand* auf dem Auswechsel und den *Morgenanstand* auf dem Ein- oder Heimwechsel; für beide eignet sich am besten heiteres, wenigstens nicht stürmisches Wetter, sowie die Zeit der Dämmerung eine Stunde vor Auf- und nach Untergang der Sonne. Wichtig ist beim A. vor allem die rechte Wahl des Stand- oder Sitzortes; es gehört dazu eine genaue Kenntnis des Wildwechsels, sowie sorgsame Berücksichtigung des Windes, indem der Jäger sich gegen das ankommende Wild stets unter dem Winde befinden muß. Während des Lauerns selbst sind Verborgenheit, Bewegungslosigkeit, Geduld und scharfe Aufmerksamkeit auf alles, was vorgeht, dem Weidmann unerläßlich. Mehr Werth als anderwärts hat beim A. ein guter, auf der Stelle tödtender Schuß, weil die Verfolgung des bloß angeschossenen Wildes hier meist unmöglich oder doch nur selten räthlich ist. Geht der Jäger auf den A., so läßt er den Hund in der Regel zu Hause, obschon ein ruhiger Hund in manchen Fällen von Nutzen sein kann.

Anstandsbrief, s. *Moratorium*.

Ansteckung (Infectio), die Uebertragung eines eigenthümlichen, nach Art eines Giftes wirkenden Stoffs von außen her auf den thierischen Organismus, ist die Ursache zahlreicher, überaus wichtiger Erkrankungen, welche im allgemeinen mit dem Namen der *Infektionskrankheiten* belegt werden. Obgleich wir nicht die Ansteckungsstoffe selbst, sondern nur ihre Wirkung auf den Organismus kennen, so dürfen wir doch für jede einzelne dieser Krankheiten einen bestimmten specifisch wirkenden Stoff als Ursache annehmen, weil nur entweder von gewissen schon ähnlich erkrankten Individuen, oder nur zu gewissen Zeiten, oder nur von gewissen Orten ausgehend die Krankheit sich weiter verbreitet, und weil gerade die so entstandenen Krankheitsfälle derselben Kategorie sich äußerst ähnlich verhalten. Von der Gruppe der Infektionskrankheiten schließt man diejenigen Krankheiten aus, welche, unabhängig von äußern Einflüssen, durch Umsetzungen von zum Theil völlig unbekannter Natur innerhalb des Körpers selbst hervorgebracht werden, obschon die Wirkung der Umsatzprodukte vielfache Aehnlichkeit darbietet mit der der eigentlichen Ansteckungsstoffe. Es werden also z. B. die Pyämie und Septicämie (s. d.), die Tuberkulose ꝛc. nicht zu den Infektionskrankheiten gerechnet, weil sie nicht durch eine von außen her auf den Körper einwirkende Ursache entstehen. — Man unterscheidet nach dem Ort ihrer Entstehung zwei Arten von Ansteckungsstoffen, nämlich die Kontagien und die Miasmen. Als *Kontagium* bezeichnet man diejenigen Stoffe, welche nur innerhalb eines andern, schon erkrankten Individuums entstehen und sich von diesem aus, also von Individuum zu Individuum verbreiten. Das *Miasma* dagegen entsteht im Boden und verbreitet sich durch die Luft oder das Wasser, so daß man davon angesteckt werden kann, ohne einem bereits erkrankten Menschen begegnet zu sein, und daß überhaupt der Erkrankte selbst die Krankheit gar nicht weiter verbreiten kann. Das Wechselfieber z. B. ist entschieden miasmatischen Ursprungs: man kann sich einem Wechselfieberkranken nähern, ohne je von ihm angesteckt zu werden; aber man muß den Aufenthalt an gewissen Orten vermeiden, weil die Ursache des Wechselfiebers im Boden und in der Luft liegt. Umgekehrt sind entschieden kontagiöser Natur die Pocken, Masern, das Scharlach, die Syphilis ꝛc. Man weiß genau, daß nur der an Pocken erkrankt, welcher sich einem Pockenkranken genähert hat, während Boden und Luft diese Krankheit nicht übertragen können. Nun gibt es aber auch eine Reihe von Krankheiten, welchen ebenfalls ein Ansteckungsstoff zu Grunde liegt, von welchen man aber nicht immer sicher entscheiden kann, ob sie sich auf kontagiösem oder miasmatischem Wege verbreiten. Neuerdings nimmt man im allgemeinen an, daß sich diese Krankheiten auf beiden Wegen verbreiten, und nennt sie daher kontagiös-miasmatische Krankheiten. Zu ihnen gehören der Typhus, die Cholera, Ruhr, der Hospitalbrand, das Wochenbettfieber, die Grippe ꝛc. Die Cholera z. B. verbreitet sich im großen nur durch den menschlichen Verkehr, und zwar entweder durch kranke Menschen, oder durch von solchen benutzte und inficirte Gegenstände: sie ist also kontagiös. Dem entspricht, daß die ersten Erkrankungsfälle an einem bestimmten Ort diejenigen Personen betreffen, welche unmittelbar mit einem von außen her dorthin gekommenen Kranken verkehrt hatten. Dann aber erkranken auch solche, welche nicht in der geringsten direkten Beziehung zu den Kranken gestanden haben, welche aber auf demselben Boden wohnen, wie die Kranken, oder welche das vom Boden aus inficirte Wasser getrunken haben. Dies ist dann miasmatische Verbreitung, denn der Ansteckungsstoff nahm seinen Weg vom ersten Kranken durch den Boden auf die später Erkrankten. — Der Ansteckungsstoff ist bei keiner Infektionskrankheit genau bekannt und niemals isolirt dargestellt worden. Jedoch kennt man bei einigen, besonders kontagiösen Krankheiten die *Träger* oder *Vehikel* des betreffenden Giftstoffs. So weiß man z. B., daß bei der Syphilis der Eiter der Geschwüre der Träger des Kontagiums ist; bei den Pocken ist das Kontagium schon in der wässerigen Flüssigkeit enthalten, welche sich in den Hautknötchen vor der Entwickelung eigentlicher Pusteln befindet. Bei den Masern ist das Kontagium enthalten in der Thränenflüssigkeit, in dem Sekret

der Luftwege und in dem serösen Inhalt kleiner Hautknötchen. Man weiß dies daher, weil man diese Flüssigkeiten auf bis dahin gesunde Thiere und Menschen verimpft und letztere dadurch mit den entsprechenden Krankheiten künstlich behaftet hat. Die Träger der miasmatischen und miasmatisch-kontagiösen Krankheiten sind nur theilweise bekannt. Von der Cholera und Ruhr ist es sicher, daß die Darmentleerungen und die damit beschmutzten Wäschstücke, Betten, Nachtstühle, Klystierspritzen ꝛc. Träger des Ansteckungsstoffes sind. In den letzten Jahren glauben mehrere Untersucher das wirksame Agens mancher Ansteckungsstoffe in kleinsten pflanzlichen Organismen (Mikrokokken) aufgefunden zu haben, welche den verschiedenen Vehikeln in meist ungeheurer Anzahl beigemengt sein sollen. In andern Vehikeln, z. B. in dem Eiter von syphilitischen Geschwüren, hat man trotz sorgfältigster chemischer und mikroskopischer Untersuchung das eigentliche Agens noch nicht auffinden können. Ueber die Natur der Ansteckungsstoffe sind überhaupt von jeher verschiedene Theorien aufgestellt worden. Früher hielt man die Infektionskrankheiten für die Folge eines eigenthümlichen Gährungsprocesses, welcher mit dem Blute vor sich gehe, das Blut schnell zersetze und somit auch an den festern Theilen des Körpers Ernährungsstörungen verschiedener Art hervorrufe. Man nannte deshalb die auf A. beruhenden Krankheiten auch **zymotische** oder **Gährungskrankheiten**. Die Blutgährung dachte man sich hervorgerufen durch gasartige Körper, welche von außen her in das Blut gelangt seien. Nach dieser Theorie würden also die Kontagien und Miasmen rein chemische Körper sein und nach Art solcher bestimmte chemische Umsetzungen des Bluts ꝛc. hervorrufen. Der sogen. Gährungstheorie steht gegenüber die **Parasitentheorie**, wonach man sich die Ansteckungsstoffe als belebte Wesen (Contagium animatum), nämlich als pflanzliche, vielleicht auch thierische Gebilde vorzustellen hat, welche in der Reihe der Organismen die unterste Stufe einnehmen und sich wegen ihrer ungeheuren Kleinheit der gewöhnlichen sinnlichen Wahrnehmung ganz entziehen. Der Widerspruch zwischen Gährungs- und Parasitentheorie darf jedoch als beigelegt gelten, seitdem namentlich durch die Untersuchungen von **Pasteur** festgestellt worden ist, daß die Gährungserreger selbst lebende Wesen sind und daß die Gährung ganz allein von dem Wachsthum und der Entwickelung, überhaupt von den Lebensvorgängen dieser Wesen herrührt. Die Parasitentheorie ist denn auch in der neusten Zeit zu ganz allgemeiner Anerkennung gelangt, um so mehr, als sie alles, was wir über die Wirkung der Ansteckungsstoffe wissen, befriedigend zu erklären vermag. Mit der Parasitentheorie stimmt namentlich die Thatsache überein, daß sich die Ansteckungsstoffe im erkrankten Körper immer neu erzeugen und vervielfältigen; daß ihre Wirkung eine specifische ist, d. h. jede Parasitenart ruft immer nur Eine bestimmte Krankheit hervor, ebenso wie die verschiedenen Arten der Gährung ja ihre eigenen pflanzlichen Gährungserreger oder Fermente haben; daß nach der A. eine gewisse Zeit vergeht, bevor bestimmte Krankheitssymptome auftreten, weil sich die Parasiten erst vervielfältigen müssen, ehe sie durch ihre Menge eine umsetzende Wirkung auf den Körper ausüben können. Ganz besonders aber sprechen zu Gunsten der Parasitentheorie zwei Umstände, einmal nämlich der, daß die nachweislich auf Parasitismus beruhenden Krankheiten vielfache Analogien mit den eigentlichen Infektionskrankheiten darbieten, namentlich auch in ihrer Neigung zur seuchenartigen Verbreitung; und sodann der, daß man, wie bereits erwähnt, in den Trägern der Kontagien neuerdings in der That niedere Organismen mit dem Mikroskop aufgefunden hat, von welchen mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß sie die eigentlichen Krankheitserreger sind.

Die Entstehungsart freilich der Kontagien und Miasmen ist nicht hinlänglich bekannt. Von manchen Kontagien nimmt man an, daß sie nur einmal erzeugt worden sind und sich seitdem von Individuum zu Individuum fortflanzen, oder daß sie doch nur in seltenen Fällen wieder neu erzeugt werden. Es sind dies die sogen. **permanenten** Kontagien (Pocken, Syphilis, Cholera). Von andern glaubt man, daß sie immer wieder neu entstehen (Scharlach, Typhus), sich dann aber seuchenartig ausbreiten können. Die Kontagien haben eine gewisse Dauerhaftigkeit, welche man als **Tenacität** bezeichnet, sofern sie längere Zeit an ihren Trägern haften. Die Lymphe von der Kuhpocke z. B. kann man ein Jahr und länger aufheben, und sie steckt doch noch an, wenn man sie einimpft. Das Kontagium des exanthematischen Typhus hat die größte Tenacität. In Zimmern, wo Typhöse gelegen hatten, und welche darauf mehrere, selbst 6—7 Monate lang unbenutzt geblieben waren, wurden die nächsten, welche darin wohnten, von derselben Krankheit befallen. Aehnliches hat man von der Cholera beobachtet. Manche Kontagien wirken nur in der Nähe, andere auch in größerer Entfernung. Nach dieser Verbreitungsweise unterscheidet man **fixe** und **flüchtige** Kontagien. Die Vehikel der fixen Kontagien sind flüssig oder fest (z. B. Eiter, auch im eingetrockneten Zustand), die der flüchtigen sind gasförmig (Ausathmungsluft, Hautausdünstung). Jene wirken nur bei unmittelbarer Berührung oder bei Einimpfung des Vehikels, diese auf größere oder geringere Entfernung, mittelbar oder unmittelbar. Ein fixes Kontagium z. B. finden wir bei der Syphilis, welche nur durch unmittelbarste Berührung mit Gleichkranken oder durch künstliche Impfung mit dem syphilitischen Eiter kontagiös wird. Flüchtig dagegen sind die Kontagien der Masern, des Scharlachs, der Pocken, des Keuchhustens, der Cholera, des exanthematischen Typhus. Die Blattern haben ein fixes und flüchtiges Kontagium. Zweifellos ist bei den flüchtigen Kontagien auch eine **mittelbare** A. möglich, nämlich durch Kleider, Wäsche, Betten, welche der Kranke benutzt hat. Die Aufnahme der Ansteckungsstoffe in den Körper geschieht, je nachdem sie fix oder flüchtig sind, entweder durch die Haut und die angrenzenden Schleimhäute, oder durch die Lungen. Durch Haut und Schleimhäute geschieht die A. bei Syphilis, bei den Schutzpocken und den echten Pocken. Durch die Lungen, vielleicht aber auch durch die äußere Haut und die Schleimhäute, erfolgt die A. bei Masern, Scharlach, Pocken, Cholera, Typhus, gleichviel ob sie unmittelbar vom Kranken ausgeht oder durch Kleider und Betten desselben vermittelt wird. Während man von den Kontagien annimmt, daß sie durch eine äußerst geringe Menge des Ansteckungsstoffs wirken, hält man bei den kontagiös-miasmatischen und den rein miasmatischen Krankheiten eine gewisse Menge desselben für nöthig, wenn eine Wirkung eintreten soll, und glaubt, daß der Grad der letztern von der Menge dieses Stoffs abhängig sei. Deshalb breiten sich die kontagiös-

miasmatischen und rein miasmatischen Krankheiten vorzugsweise aus, wenn sich das Miasma in sogen. Infektionsherden anhäuft, z. B. durch Ueberfüllung schlecht gelüfteter Räume mit Kranken, durch Abtritte 2c. Bei den meisten Infektionskrankheiten reicht übrigens die bloße A. nicht aus, um die Krankheit selbst hervorzurufen; es müssen vielmehr noch sogen. Hülfsursachen dazu kommen, um den Ansteckungsstoff zur vollen Wirkung kommen zu lassen. Bei der Syphilis und den Masern bedarf es solcher Hülfsursachen nicht, dagegen sind sie wesentlich nöthig bei der Cholera: diese verbreitet sich in größerer Ausdehnung nur auf einem lockern porösen Boden, und betrifft dann vorzugsweise solche Individuen, welche an Reizungszuständen der Magen- und Darmschleimhaut leiden. In jedem Falle bedarf es zur Entstehung der Krankheit noch einer besondern individuellen Disposition. Für manche Krankheiten, z. B. für Masern und Pocken, ist diese Disposition eine ganz allgemeine, viel geringer und weniger allgemein ist sie für Cholera, Typhus, Scharlach. Aber das einmalige Ueberstehen hebt die Disposition für manche Kontagien auf und sichert vor neuen Erkrankungen derselben Art. Wer die Pocken, Masern, Scharlach, Syphilis gehabt hat, wird kaum jemals wieder von derselben Krankheit angesteckt werden. Wiederholen sich die Epidemien dieser Krankheiten öfter, so erkrankt nur der nach der letzten Epidemie geborne Theil der Bevölkerung, während bei den übrigen Personen die Disposition durch das frühere Ueberstehen der Krankheit bereits getilgt ist. Dies zeigt sich in der ausgesprochensten Weise bei den Masern. Eine Ausnahme von dem Gesagten macht das Wechselfieber: einmaliges Ueberstehen desselben disponirt sogar zu neuen Erkrankungen gleicher Art. Eine befriedigende Erklärung für diese merkwürdigen Thatsachen läßt sich nicht geben. Es ist sehr interessant, daß zwei verschiedene Kontagien gleichzeitig auf dasselbe Individuum einwirken können, so daß letzteres gleichzeitig z. B. an Kuhpocken und Masern, oder an echten Pocken und Kuhpocken erkrankt. Nicht minder merkwürdig ist die Thatsache, daß die Empfänglichkeit für das eine Kontagium durch Impfung mit einem andern verwandten Kontagium vermindert oder ganz aufgehoben wird. Die Disposition zur Erkrankung an den echten Pocken wird beseitigt durch die Impfung mit dem Kontagium der Schutzpocke, und die Disposition zur Syphilis wird vermindert durch Einimpfung des Schankergifts. Auch für diese Verhältnisse haben wir noch keine ausreichende Erklärung gefunden. In dem Augenblick, wo die A. erfolgt, treten nur selten ausgesprochene Symptome an dem Angesteckten hervor. Vielmehr bleibt zwischen der Zeit der A. und dem ersten Auftreten der Krankheitssymptome ein Zeitraum übrig, wo der Angesteckte sich gewöhnlich noch wie ein Gesunder verhält, sich vollkommen wohl fühlt oder höchstens eine allgemeine Mattigkeit empfindet. Diesen Zeitraum nennt man das Stadium der Latenz oder der Inkubation. Die Dauer dieses Stadiums ist bei den einzelnen Kontagien ein sehr verschiedenes, übrigens auch für mehrere Infektionskrankheiten nicht genau bekannt. Bei den Pocken dauert das Inkubationsstadium ungefähr 9 Tage, etwa ebensolange bei den Masern; bei dem exanthematischen Typhus dauert es 8 Tage, bei der Syphilis (dem harten Schanker) etwa 28, beim weichen Schanker dagegen höchstens 3 Tage 2c. — Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse muß man die durch A. entstandenen Krankheiten als Blutkrankheiten betrachten. Man hat zwar durch die chem. und physikal. Untersuchung noch keine primäre Veränderung des Bluts bei den Infektionskrankheiten nachzuweisen vermocht, aber man stellt sich vor, daß die Ansteckungsstoffe dem Blute einverleibt werden, daß das Blut also zum Träger dieser Stoffe wird, welche nun eben durch das Blut auf alle Theile des Organismus ihre Wirkung entfalten können. Man kann sich aber auch vorstellen, daß das Blut selbst durch Aufnahme der Ansteckungsstoffe gewisse Veränderungen erfährt, welche dem ganzen Stoffwechsel des Körpers und damit seinen Verrichtungen eine ganz andere Richtung geben müssen. Die Ansicht, daß die auf A. beruhenden Krankheiten Blutentmischungskrankheiten sind, stützt sich namentlich darauf, daß sie ein Allgemeinleiden des Körpers darstellen, mit heftigem Fieber beginnen, meist noch bevor örtliche Krankheitssymptome nachweisbar sind, und daß die örtlichen Störungen meist zu unbedeutend sind, als daß daraus die Höhe des Fiebers und des Allgemeinleidens erklärt werden könnte. Auch der ausgeprägt typische und regelmäßige Verlauf spricht dafür, daß die Infektionskrankheiten ein durch das Blut vermitteltes Allgemeinleiden sind.

Eine Uebertragung von Krankheiten durch A. findet aber keineswegs bloß in der bisher besprochenen Weise, also bei den Infektionskrankheiten im engern Sinn statt, sondern kommt unter allerdings veränderten Verhältnissen auch bei vielen andern Krankheiten vor. Ansteckend sind nämlich: 1) die sogen. purulent-kontagiösen Erkrankungen. Es sind dies solche ansteckende Affektionen, bei welchen der Eiter, der von einer kranken Schleimhaut oder Geschwürsfläche abgesondert wird, den Träger des Kontagiums bildet, wo aber das Kontagium niemals in die Blutmasse übergeht und niemals ein allgemeines Körperleiden hervorruft, sondern stets nur an bestimmten Orten haftet und daher stets nur lokale Störungen erzeugt. Hierher gehört der Tripper, die ägyptische Augenentzündung und die der Neugebornen. Das Kontagium des Trippereiters haftet nur auf der Schleimhaut der Harnröhre und auf der Bindehaut des Auges und ruft hier eine örtliche Entzündung hervor, ohne den Gesammtorganismus zu inficiren. Das Kontagium im Eiter der ägyptischen und der Augenentzündung der Neugebornen haftet nur auf der Bindehaut des Auges, sonst nirgends. Worauf die specifische Wirkung der fraglichen Eitersorten beruht, weiß man nicht. Ansteckend sind 2) die sogen. Zoonosen oder Thierkrankheiten, wozu die Hundswuth, der Milzbrand, Rotz und Wurm 2c. gehören, bei welchen die Uebertragung eines Kontagiums zwischen Thieren von verschiedener Gattung stattfindet, gewöhnlich von Thieren auf die Menschen; endlich 3) gewisse parasitäre Krankheiten, wo die A. dadurch zu Stande kommt, daß nachweislich der Parasit von dem einen Menschen auf den andern, zuweilen auch von Thieren auf Menschen, übertragen wird. Eine solche Uebertragung kommt sowohl bei pflanzlichen wie bei thierischen Schmarotzern vor, aber auch hier treten immer nur örtliche Leiden, niemals eine Blutentmischungskrankheit ein. Die Krätze, die Trichinen- und Bandwurmkrankheit, der Favus oder Erbgrind des behaarten Kopfes, manche Formen des Bartgrindes und gewisse Herpesformen sind hier zu erwähnen. — Die Laien und selbst manche Aerzte

fassen den Begriff der A. noch weiter. Sie rechnen nämlich auch solche Krankheiten zu den ansteckenden, welche mehrere oder viele Mitglieder einer Familie in einem bestimmten Lebensalter befallen und bei denen sicher oder wahrscheinlich eine **Vererbung** stattfindet, z. B. Tuberkulose, Skrophelkrankheit, Krebs, Gicht, Rheumatismus, Geisteskrankheiten ꝛc. Allein hier handelt es sich nicht um eine A., sondern nur um die Uebertragung einer Krankheits**anlage** von den Eltern auf die Kinder. Ebensowenig hat man genügenden Grund, ein sogen. nervöses Kontagium anzunehmen, welches die Verbreitung gewisser Krankheiten des Nervensystems, z. B. der Epilepsie, Hysterie, des Veitstanzes ꝛc., erklären soll. Ueber die Mittel, durch welche die A. verhindert oder getilgt werden kann, vgl. die einzelnen im Text genannten Krankheiten, sowie **Epidemie**, **Endemie**, **Seuche** ꝛc. Vgl. **Hallier**, Die pflanzlichen Parasiten des menschlichen Körpers (Leipz. 1866).

Ansted, **David Thomas**, berühmter engl. Geolog, geb. 1814 in London, erwarb sich am Jesus-College zu Cambridge 1839 den Grad eines Magisters, und war auch eine Zeitlang Fellow daselbst. Aber schon 1840 wurde er zum Professor der Geologie am King's College zu London ernannt und kam 1845 in gleicher Eigenschaft an das College der Civil-Engineers zu Putney (London). Daneben war er 1844 noch Vicesekretär der »Geologischen Gesellschaft« geworden, als welcher er die ersten Bände des vierteljährlichen Journals derselben herausgab. Seit 1868 ist er Examinator im Fach der physikal. Geographie im Departement der Kunst und Wissenschaft. Auch hat er häufige Vorlesungen am Royal Institution zu London gehalten. Außer seinen zahlreichen Beiträgen zu den verschiedenartigsten engl. Zeitschriften für Geologie, Naturwissenschaft, Architektur, Technik und Kunst, zu dem »Manual of geographical science« und dem »Dictionary of science, literature and art« (1865), sowie seinen »Reports on the great exhibitions of 1851 and 1868« hat A. hauptsächlich folgende selbständige Schriften und größere Werke veröffentlicht: »Geology, introductory, descriptive and practical« (1844, 2 Thle.); »The geologist's textbook« (1845); »Geology as a branch of education« (1845); »The ancient world, or picturesque sketches of creation« (1847, 2. Aufl. 1848); »The gold-seeker's manual« (1849); »An elementary course of geology, mineralogy and physical geography« (1850); »Physical geography« (mit Atlas, 1852); »Notes on scenery, science and art« (1854); »Geological gossip or stray chapters on earth and ocean« (1860, 2. Aufl. 1868); »The great stone-book of nature« (1863); »The applications of geology to the arts and manufacturers« (1865); »Physical geography« (1867, 3. Aufl. 1870); »The world we live in, or first lessons in physical geography« (1868); »The earth's history or first lessons in geology« (1869); »Two thousand examination-questions in physical geography« (1870); »County-geographies: Kent, Surrey, Sussex« (1872). Außerdem gab er mehrere höchst interessante Reisewerke und Reisehandbücher heraus: »A short trip to Hungary and Transylvania in the spring of 1862«; »The Channel Islands« (in Gemeinschaft mit R. Gordon Latham, 1862, 2. Aufl. 1865); »Black's guide to the Channel Islands« (Edinb. 1865); »Black's guide to Jersey« (das. 1866); »Black's guide to Guernsey« (das. 1866).

Anstellung, im allgemeinen jede Uebertragung eines Dienstes, womit die Uebernahme bestimmter Pflichten, aber auch der Anspruch auf bestimmte Vortheile verbunden ist. Dieser Dienst kann ein privatrechtlicher oder ein öffentlichrechtlicher sein. Zu den Privatdienern gehören namentlich auch die Privat- und Hofdiener der Fürsten. Im öffentlichen Dienst Angestellte sind zunächst alle diejenigen, welche von der Staatsgewalt bevollmächtigt sind, in ihrem Namen bestimmte öffentliche und Staatsangelegenheiten zu verwalten, also die eigentlichen **Staatsdiener**, sodann auch die Diener der Kirche, der Gemeinden und öffentlichrechtlichen Korporationen, endlich aber auch alle diejenigen, welche, ohne gerade Staatsangelegenheiten zu besorgen, doch von einer obrigkeitlichen Behörde mit einer öffentlichen Funktion bekleidet und auf dieselbe verpflichtet sind, wie Aerzte, Advokaten, Notare ꝛc., die öffentlichen Diener im weitern Sinn. Die rechtliche Natur der A. im Civil- oder im Militärdienst ist an sich dieselbe. Bezüglich der mit der A. verbundenen Dienst- und Ehrenrechte unterscheidet man zwischen A. **im niedern Dienste**, welcher meist mechanische oder doch nur solche Geschäfte auferlegt, die eine höhere Ausbildung und Vorbereitung nicht erfordern, und A. **im höhern Dienste**, welcher mehr künstlerische und geistige, eine wissenschaftliche Vorbereitung erfordernde Geschäfte umfaßt. Die A. erfolgt entweder **definitiv**, d. h. auf immer, oder **provisorisch**, d. h. bis auf weiteres, oder auch auf Widerruf oder Kündigung. Die erstere bildet die Regel (s. unten); die zweite geschieht zumeist zur praktischen Prüfung des Beamten und als Uebergang zur definitiven A., oft auch wegen der provisorischen Eigenschaft des Amtes selbst. Auf Kündigung werden meist nur niedere oder zeitweilig zu beschäftigende Diener angestellt. Die durch die A. bedingten Rechtsverhältnisse sind je nach den Staatsverfassungen und Verwaltungssystemen sehr verschieden. Darüber aber ist man jetzt meist einig, daß die A. als ein Vertrag, also als ein zweiseitiges und für beide Theile freiwilliges Geschäft zu betrachten ist, während manche frühere Staatsrechtslehrer den Regierungen das Recht einräumen wollten, die Bürger zur Annahme von Anstellungen in Staatsdiensten zu zwingen. Abgesehen aber davon, daß die Nothwendigkeit eines solchen Zwangs nicht geboten erscheint, da, wie die bisherige Erfahrung gezeigt hat, der Staatsdienst durch freiwillige Diener verwaltet werden kann: so würde auch von Freiheit der Bürger nicht mehr die Rede sein, könnte die Regierung dieselben beliebig zur Wahl eines bestimmten Berufs und zur Annahme eines bestimmten Amtes zwingen. Das Rechtsverhältnis, welches zwischen dem Staat und dem Beamten durch den juristisch freien Vertrag der A. begründet wird, hat eine doppelte rechtliche Natur: es erscheint als **öffentlich rechtlich**, insofern das Amt zunächst für das öffentliche Wohl bestimmt ist, aber auch als **privatrechtlich**, insofern der Dienst mit seinen bestimmten Bedingungen von Seiten des Dieners mit Privatopfern, Entsagungen und Anstrengungen gegen die ihm hierfür verbürgte Privatausgleichung und gegen die Sicherung seines dem Dienstverhältnis anvertrauten Lebensschicksals freiwillig übernommen wird. Aus der Vertragsnatur der A. folgt zugleich, daß sich der Beamte hinsichtlich seiner Versetzung, Entlassung, Absetzung und Pensionirung den hierüber bestehenden Gesetzen stillschweigend unterwirft; als Princip hierbei dürfte in Berücksich-

tigung, daß der öffentliche Dienst dem öffentlichen Interesse angehört, festzuhalten sein: daß die gesetzgeberische Regulirung des durch A. begründeten Dienstverhältnisses zunächst die Interessen des öffentlichen Wohls berücksichtigen muß, aber dabei die gerechten Ansprüche und Interessen der Angestellten soweit zu beachten hat, als deren Schonung dem öffentlichen Wohl entspricht. In dieser Beziehung erscheint es besonders geboten, daß das durch die A. begründete Dienstverhältnis ein festes und dauerndes sei. Nur dadurch können feste, gesicherte Verhältnisse, praktisch bewährte Tüchtigkeit und Geschäftskunde entstehen; auch spricht dafür schon die Billigkeit, indem der Anzustellende in der wissenschaftlichen Vorbereitung seinem Amte im voraus Opfer gebracht hat; daher schon seit dem Mittelalter der Grundsatz herrschend geworden ist, daß die für bleibende Aemter angestellten Beamten auch nur mit ihrer Bewilligung oder nach einer durch richterliches Urtheil anerkannten erwiesenen Unfähigkeit oder Unwürdigkeit derselben entsetzt, versetzt, oder durch Pensionirung entfernt werden können, dann aber, wenn das Dienstverhältnis ohne Schuld des Dieners dennoch aufgelöst wird, z. B. durch gänzliche Aufhebung des Amtes, rechtliche Schadloshaltung durch Belassung des Ranges und Gehaltes zu beanspruchen haben. Insbesondere aber ist es in Beziehung auf Justizbeamte immer als eine Hauptgarantie der bürgerlichen Freiheit angesehen worden, deren willkürliche Versetzung und Absetzung grundgesetzlich zu verbieten. Vgl. auch Amt. — Im Handel bedeutet A. s. v. w. Offerte resp. Angebot von Waaren, Effekten ꝛc. für einen gewissen Preis und einen bestimmten Zeitraum, für feste Rechnung oder in Kommission.

Anstett, Johann Protasius von, russ. Diplomat, geb. 1766 als der Sohn eines Advokaten zu Straßburg, begab sich nach absolvirten akademischen Studien 1789 nach Rußland, stand zuerst im Militärdienst und erhielt dann eine Anstellung in dem Kollegium der auswärtigen Angelegenheiten. Nachdem er längere Zeit der Gesandtschaft in Wien angehört hatte, wurde er 1812 Direktor der diplomatischen Kanzlei bei dem Feldmarschall Fürsten Kutusow, in welcher Stellung er 7. April 1813 mit dem preuß. Generalleutnant von Lottum die Konvention von Kalisch abschloß. Während des Freiheitskrieges befand er sich im Gefolge des Kaisers Alexander, brachte im Verein mit Nesselrode 15. Juni 1813 den Traktat von Reichenbach zu Stande und wohnte dann als russ. Bevollmächtigter dem Kongreß von Prag bei. Nachdem er als wirklicher Staatsrath den Kaiser nach Paris begleitet hatte, wohnte er auch dem Wiener Kongreß 1814 und 1815 bei. Nach Napoleons Rückkehr von Elba schloß er mit Cancrin eine Supplementarkonvention zu der von Kalisch, folgte dann der Armee nach Paris und befand sich hier bei dem Militärkomité, das unter Wellingtons Vorsitz 20. Nov. 1815 die Konvention wegen der Okkupationsarmee in Frankreich zu Stande brachte. Später war er russischer Bevollmächtigter bei der deutschen Bundesversammlung. In dieser Stellung starb er 14. Mai 1835 zu Frankfurt a. M.

Anstrich, das Ueberziehen der Oberfläche eines festen Körpers mit einer flüssigen Substanz, welche in den Körper eindringt, oder an der Oberfläche haften bleibt und getrocknet einen mehr oder weniger dauerhaften Ueberzug bildet. Der A. wird entweder als gegen die Einflüsse der Witterung schützende Bekleidung einer Fläche, oder auch zur Erreichung dekorativer Zwecke gemacht. Die ausgedehnteste Anwendung findet er daher im Bauwesen. Hier ist der gewöhnlichste und wohlfeilste A. geputzter Mauer- oder Holz- und Lehmwände der mit Kalkfarben. Wird eine Wand einmal oder mehreremal mit Kalkmilch von weißem Kalk ohne Zusatz anderer Farbestoffe angestrichen, so nennt man dies Weißen. Da aber weiße Wandflächen dem Auge nicht wohlthun, so setzt man der Kalkmilch billige Farbestoffe zu. Wo dekorative Zwecke vorwalten, wählt man farbige Anstriche mit sogen. Kalkfarben, doch muß letztern, wenn der A. dem nachtheiligen Einfluß der Witterung, insbesondere der Nässe, widerstehen soll, ein Bindemittel hinzugemischt werden. Als solches ist das Anmachen der Kalkfarben mit Seifensiederlauge am üblichsten, wiewohl Soda-, Alaun- oder Kochsalzlösung dasselbe leisten. Vor dem Auftragen der auf diese Weise gemischten Farbe wird die betreffende Fläche mit durch Wasser verdünntem Blutwasser (nach Bildung des Blutkuchens zurückbleibendem Wasser), oder mit einer Mischung von frisch gelöschtem Kalk mit Rindsblut, oder auch mit den eben angegebenen Zusätzen grundirt. Die zu Kalkfarbenanstrichen geeignetsten Farbestoffe sind meist Erdfarben, als: geschlämmte Kreide, gelbe Erde, Neapel-, Kasseler- oder Schüttgelb, Ocker, grüne Erde, Braunschweigergrün, Bolus, Englischroth, Kölnische Erde, Lasurblau, Kienruß, Frankfurterschwarz, auch wohl Bleiweiß, Mineralgelb, blaue Eisenerde, Smalte, Indigo, Mennige ꝛc. Gebäude, bei denen das äußere gefällige Ansehen nicht maßgebend ist, werden mit den sogen. Quark- oder Milchfarben angestrichen, welche auf Mauer- wie auf Holzwerk anwendbar und haltbar sind. Einen schnell trocknenden und dauerhaften A. für geputztes Mauerwerk gibt Quark in Wasser gekocht und mit ¼ Maßtheil fettem, ungelöschtem, pulverisirtem Kalk vermischt und mit Oel- oder Wasserfarbe zusammengerieben; für Holzwerk, Thüren, Läden, Fensterbekleidung ꝛc. eine Mischung von Quark und Kalk mit gesiebtem Sande, oder von Quark, Kalk, geschlämmter Kreide und etwas Leinöl. Um die Quarkfarben zum Anstreichen geeignet zu machen, verdünnt man sie mit abgerahmter Milch. Einen dauerhaften A. gibt ferner eine aus 10 Gewichtstheilen Milch, 1 Gewichtstheil frischgelöschtem Kalk, 1 Gewichtstheil Leinöl und 8—9 Gewichtstheilen Thon oder Kreide bestehende Milchfarbe, welche durch einen Zusatz von Eiweiß noch mehr Haltbarkeit und etwas Glanz erhält. Zum Anstreichen innerer Räume bedient man sich der Leimfarben, in Wasser unter Zusatz von Leim, der in heißem Wasser aufgelöst worden ist (1 Kilogr. auf 8—9 Liter Wasser), angemachter beliebiger Farbestoffe, vor deren Auftragen die mit Mörtel geputzten Wände oder Mauern erst mit in heißem Wasser aufgelöster schwarzer Seife oder mit Milch zu grundiren sind. Da viele Farben vom Aetzkalk zerstört werden, so muß man in der Wahl der Farben vorsichtig sein, oder der Einwirkung des Kalks auf die Farben dadurch vorbeugen, daß man die frisch geputzte Fläche mit einer Mischung von geschlämmter Kreide mit Leimwasser dick grundirt. Weit haltbarer und schöner sind aber Oelfarbenanstriche, die, außen an wie innen in den Gebäuden gleich anwendbar, außerdem noch den Vortheil darbieten, daß sie sich mit Wasser abwaschen lassen. Zu Oelfarben dienen die trocknenden fetten Oelen

angeriebene Farbestoffe. Man grundirt Stein, Abputz und Holz erst mit Leinölfirniß, dem auch etwas Bleiweiß oder Ocker zugesetzt werden kann, und wiederholt dann den A. mit Oelfarbe zwei-, auch dreimal, jedoch erst nach völligem Trocknen des vorhergegangenen Anstrichs. Haltbarer gegen Witterungseinflüsse wird die Oelfarbe durch größern Fettgehalt. Glänzende Anstriche geben die *Lacke* und *Lackfarben* (s. Lackiren). Dielenfußböden werden durch Oelfarbenanstrich nicht nur verschönert, sondern lassen sich, mit einem solchen versehen, auch leichter und bequemer reinigen. Man grundirt die Böden erst mit Leinölfirniß und streicht sie nach dessen vollständiger Trocknung mit magerer, gewöhnlich mit etwas Sikkativ versetzter Oelfarbe mehreremal an. Sollen die Holzadern sichtbar bleiben, so wendet man Leinölfirniß mit geringem Zusatz von Farbe an. Bessere, z. B. eichene Fußböden, die ihre natürliche Farbe behalten sollen, grundirt man zweimal mit Leinölfirniß und überzieht sie dann mit hartem Lack. Soll ein solcher A. gegen die Einflüsse der Witterung Haltbarkeit und Schutz gewähren, so muß der A. so oft wiederholt werden, bis sich eine glänzende Decke zeigt. Mit noch besserem Erfolg wendet man einen besondern A. mit fettem Kopallack an, nachdem der Firniß völlig getrocknet ist. Mit reinem Leinöl streicht man poröse steinerne und hölzerne Gegenstände an, um sie vor dem Aufreißen, Aufquellen und Verwerfen infolge von Nässe oder Wärme zu schützen, doch kann man zu demselben Zweck auch Firniß anwenden, der schneller trocknet und überdies eine schützende Decke bildet. Dauerhaftigkeit im Wetter bewirkt endlich das Pudern der Firniß- und Oelfarbenanstriche, welches darin besteht, daß man den letzten A., so lange er ganz naß ist, mit Marmorpulver, ungelöschtem, gepulvertem Kalk, fein gesiebtem Quarzsand oder Asche ꝛc. bestreut, wodurch man, besonders wenn man diese Operation unter Erneuerung des Anstrichs noch einmal wiederholt, hölzernen und andern Gegenständen, Verzierungen ꝛc. ein steinartiges Ansehen geben kann. Weniger dauerhaft als Oelfarben- sind die *Wachsfarbenanstriche*, die jedoch insofern vor jenen einen Vorzug haben, als die Farben nicht nachdunkeln. Sie sind auf Stein, Abputz von Kalk- und Gipsmörtel gleich anwendbar. Man verfährt dabei auf mannigfaltige Weise, am gewöhnlichsten folgendermaßen. Man schmilzt 15 Gewichtstheile zerkleinertes Dammarharz mit 15 Gewichtstheilen Terpentinöl über mäßigem Feuer in einem neuen irdenen Topfe, ebenso 15 Gewichtstheile weißes Wachs mit einem Gewichtstheil Kopaivabalsam, schüttet beide Mischungen unter fortwährendem Umrühren zusammen und fährt mit dem Umrühren so lange fort, bis die Masse abgekühlt ist. Hierauf werden die Farbestoffe mit Terpentinöl dick angerieben und mit obiger Masse verdünnt. Man grundirt erst mit Leinölfirniß und streicht nach dessen Trocknung zwei- bis dreimal unter sich kreuzenden Pinselstrichen an. Nach dem Trocknen des Anstrichs wird derselbe mit einer scharfen Bürste frottirt, wodurch die Fläche einen matten Glanz erhält. Eine Wachsseife, die beim Gebrauche jedesmal mit heißem Wasser flüssig gemacht werden muß, erhält man durch Auflösung von 8 Gewichtstheilen weißem Wachs mit einem Gewichtstheil Potasche in heißem Wasser. Will man eine solche Seife zum Anstreichen von Fußböden verwenden, so nimmt man statt des weißen Wachses gelbes. Eine zum Anstreichen von Gipssachen ꝛc. sehr geeignete *Wachsmilch* geben 12—16 Gewichtstheile Wasser und 1—$1\frac{1}{2}$ Gewichtstheile Potasche, welche bis zum Sieden erhitzt und unter fortdauerndem Umrühren mit 2 Gewichtstheilen gelben Wachses vermischt werden. Durch Frottiren mittels wollener Lappen erzeugt man auf den damit angestrichenen Gegenständen einen schönen Glanz. Will man aber Gegenständen durch Anstreichen lediglich mehr Dauerhaftigkeit gegen schädliche Einflüsse von außen geben, ohne zugleich Verschönerungszwecke damit zu verbinden, so wählt man die bei weitem wohlfeilern Theer-, Thran- und Asphaltanstriche. Durch zwei- oder dreimaliges Anstreichen mit heißem *Theer* bewahrt man hölzerne Gegenstände, wie Planken, Stakete ꝛc., namentlich auch solche hölzerne Bautheile, welche vermauert werden sollen, vor schnellem Faulen, sowie vor dem Bohrwurm. Durch Ueberstreichen der getheerten Flächen mit Kalkmilch und Pudern derselben mit feinem Sand, Ziegelmehl ꝛc. wird noch größere Dauerhaftigkeit erzielt. Sehr anwendbar ist das Bestreichen mit heißem Theer ferner bei eisernen Gegenständen, Ankern, Klammern, Schienen, Hängewerken, Röhren ꝛc., indem dadurch dem Oxydiren oder Rosten vorgebeugt wird. Kleinere eiserne Gegenstände macht man heiß und taucht sie dann in Theer. Ein dauerhafter A. auf Holzwerk wird aus 3 Gewichtstheilen gepulverter Kreide oder ungelöschtem gepulverten Kalk und 1 Gewichtstheil Theer bereitet, wobei letzterer bis zum Sieden erhitzt und dann die Kreide oder der Kalk hineingerührt wird. Nicht weniger haltbar ist eine Mischung aus 2 Gewichtstheilen Steinkohlentheer, 2 Gewichtstheilen Holz- oder Steinkohlenasche und 2 Gewichtstheilen geschlämmtem Lehm oder Ziegelmehl und 1 Gewichtstheil feingesiebtem Sand. Für eiserne Brücken, Balkone ꝛc. geben einen dauerhaften A. 8 Theile Gastheer mit 1 Theil Terpentinöl und 2 Theilen Kalkpulver, welche Mischung warm und wiederholt aufgetragen werden muß. Wendet man statt des Theers *Thran* an, so muß derselbe ebenfalls heiß aufgetragen, auch mit etwas rother Bleiglätte versetzt werden, wodurch er mehr Festigkeit bekommt und schneller trocknet. Taue und Seile werden vor Nässe geschützt durch einen A. mit einer aus 14 Gewichtstheilen Theer, 1 Gewichtstheil Kolophonium und $\frac{1}{3}$ Gewichtstheil Schwefel bestehenden Mischung. *Asphalt* wird behufs des Anstreichens geschmolzen oder in Lein- oder Steinöl aufgelöst und leistet auf Holz- wie auf Eisenwerk gute Dienste. Eine Erfindung der neuern Zeit ist der A. mit *Roman-* oder *Portlandcäment* für Waaren und Holzwerk. Man kann denselben auch mit heißem Leinölfirniß, sowie mit Firniß und Quark anreiben, wodurch er eine braungrüne Farbe erhält. Für Holzwerk wird ein im Wetter sehr haltbarer Cämentanstrich hergestellt aus 1 Maßtheil Romancäment, 2 Maßtheilen geschlämmtem Scheuersand, 1 Maßtheil Quark und 1 Maßtheil Buttermilch. Anstriche mit starkem *Alaunwasser* sollen Holzwerk gegen Feuer sichern. Doch werden dadurch verbrennbare Gegenstände keineswegs unverbrennbar gemacht, sondern es wird nur der Angriff und die Zerstörung derselben durch das Feuer erschwert und verzögert, was auch von Mischungen des Alauns mit feinem Thon oder Bolus und Ochsenblut, sowie von dem A. mit einer Kochsalz- und Potascheauflösung, einem Gemenge von Kalk und Sand, oder von Potasche, Roggenmehl

und Wasser, oder von geschlämmtem Lehm und Roggenmehlkleister u. dgl. und nicht weniger von dem neuerlich zu demselben Zweck empfohlenen A. mit Wasserglas (s. d.) auf Holzwerk, Leinwand, Pappe ꝛc. gilt. Was letzteres betrifft, so wendet man gewöhnlich das im Handel vorkommende Kaliwasserglas an, und zwar bestreicht man damit die Gegenstände (Stein, Holzwerk, Abputz) bis zu deren Sättigung. Will man dem Wasserglas Farbestoffe zusetzen, so müssen diese zuvor in einer Wasserglaslösung angerieben werden. Endlich sind noch die Anstriche mit Sublimat, Chlorzink, Eisenvitriol und Kupfervitriol zu erwähnen, wodurch ebenfalls der Feuchtigkeit ausgesetztes oder vermauerters Holzwerk vor der Fäulnis geschützt wird. Die Ausführung des Anstreichens geschieht in der Regel mit Vorstenpinseln, mitunter auch mit großen Bürsten. Oelfarbenpinsel werden zu Ersparung des jedesmaligen Reinigens nach dem Gebrauch in Wasser, Lackpinsel in Terpentinöl gestellt und vor dem neuen Gebrauche gehörig ausgestrichen. Empfehlenswerth sind besonders Chlorzinkanstriche, bei welchen durch Mitanwendung von Zinkoxyd ein dauerhafter Ueberzug erzeugt wird.

Antäos, in der griech. Mythologie Sohn des Poseidon und der Erde (Gäa), ein Riese in Libyen, welcher die Fremdlinge nöthigte, mit ihm zu ringen. Keiner konnte ihm widerstehen, denn er empfing, so lange er die Erde berührte, von dieser, seiner Mutter, immer wieder frische Kraft. Die Besiegten tödtete er und baute aus ihren Schädeln seinem Vater Poseidon eine Kapelle. Endlich wurde er von Herakles überwunden, der ihn frei in die Höhe hob und ihn so in der Luft schwebend, ehe er wieder die Erde berühren konnte, erdrosselte. Von seinem Grabe (bei Tingis in Mauretanien) ging die Sage, daß, wenn man ein Stück davon ausgrabe, es so lange regne, bis das Loch wieder voll sei. Der Tod des A. findet sich häufig auf alten Denkmälern und Gemmen dargestellt und wurde auch von Dichtern vielfach behandelt. Geistreichen Gebrauch machte Fr. Rückert von der Sage in dem kleinen Gedicht »A.«

Antagonismus (griech., »Gegenkampf, Entgegenwirkung, Widerstreit«), dasjenige Verhalten zweier verschieden gelagerter Muskeln zu einander, wodurch der eine die entgegengesetzte Bewegung von derjenigen hervorbringt, welche der andere erzeugt, weshalb man dergleichen Muskeln Antagonisten nennt. Die Streckmuskeln stehen zu den Beugemuskeln im Verhältnis des A., ebenso die An- und Abziehmuskeln; im Auge stehen sich der äußere und der innere, der obere und untere gerade Augenmuskel eines und desselben Auges als Antagonisten gegenüber. Wenn der eine Muskel sich, um eine Bewegung des Gliedes oder Organs hervorzubringen, zusammenzieht, muß der andere ganz oder theilweise erschlaffen, je nach dem Umfang der gewollten Bewegung. Auch im Innern des Auges begegnen wir einem A., welcher zwischen den Ringsfasern und den Radialfasern der Regenbogenhaut besteht, indem jene die Verengerung der Pupille auf Lichtreiz, diese die Erweiterung derselben bei Beschattung des Auges bewirken. Nicht alle Muskeln haben aber Antagonisten, so z. B. einige Gesichtsmuskeln. Am reinsten tritt der A. der Muskeln bei denjenigen Gelenken hervor, welche sich nur in Einer Richtung zu bewegen im Stande sind, wie z. B. an den Fingergliedern. Auf dem gestörten A. der Muskeln beruhen die meisten Verkrümmungen der Gelenke, namentlich die angebornen, wie Klumpfuß ꝛc. Wenn eine Muskelgruppe einseitig ausgebildet wird, die antagonistische dagegen zurückbleibt und schwächer wird, so entstehen dadurch Verkrümmungen, wie wir dies häufig in der Jugend beobachten, wenn die Kinder beim Schreiben, bei der Erlernung gewisser Fertigkeiten, überhaupt zu anhaltend in einer schiefen Stellung verharren, und es ist deshalb eine strenge Ueberwachung nothwendig, damit die Streckmuskeln der einen Seite des Rückens nicht überwiegende Kraft über die der andern erhalten und die Wirbelsäule schief ziehen. Gymnastische Uebungen sind daher sehr zu empfehlen, besonders wenn dieselben methodisch geleitet werden, weil dadurch eine gleichmäßige Ausbildung aller Muskeln in ihrem antagonistischen Verhältnis erzielt werden kann. Die Verkürzung eines geraden Augenmuskels ist Ursache des Schielens, da in diesem Falle der Antagonist nicht im Stande ist, dem Auge die gerade Richtung zu geben. Ist ein Muskel gelähmt, so kontrahirt sich der Antagonist, so daß dadurch regelwidrige Stellungen hervorgerufen werden, wie dies bei Rückenmarksleiden, bei Lähmungen der Augenmuskeln der Fall ist. In der ruhigen Lage halten sich die antagonistischen Muskelgruppen das Gleichgewicht. Auch von manchen Nerven nimmt man an, daß sie in einem antagonistischen Verhältnis zu einander stehen, und daß die Erregung des einen eine Erschlaffung oder wenigstens verminderte Erregung in dem andern erzeugen müsse. Antagonisiren, entgegenkämpfen, -wirken; Antagonist, Gegenkämpfer, Gegner; antagonistischer Muskel (s. oben).

Antaki (Antakija), Stadt, s. Antiochia.

Antal (Antalak), früheres oberungar. Weinmaß, = ½ Tokayer Weinfaß = 88 Preßburger Halben = 74,460 Liter.

Antalgikum (griech.), schmerzstillendes Mittel; antalgisch, schmerzstillend.

Antalkidischer Friede, s. Griechenland, Geschichte.

Antanaklase (griech. Antanaklasis), das »Zurückprallen«, z. B. des Lichts; in der Rhetorik die nachdrucksvolle Wiederholung eines Wortes in verschiedener Bedeutung, z. B. Dieser Mensch ist kein Mensch.

Antaphroditische Mittel (Antaphrodisiaca, Anaphroditica), Mittel, welche die Geschlechtslust vermindern, indem sie auf die Nerven der Genitalsphäre herabstimmend einwirken. Gegen nur erhöhte Begierde zur Ausübung der geschlechtlichen Funktion sind anstrengende körperliche und geistige Arbeit, magere, gewürzlose Kost, Enthaltsamkeit von Spirituosen die besten Mittel; bei krankhafter Steigerung des Geschlechtstriebs aber sind die kühlenden Mittel von Nutzen, wie kalte Bäder, Säuren, Pflanzenkost, Narkotika, Kampher, welcher letztere, wie auch das Strammonium, ganz besonders die Reizbarkeit der Genitalnerven herabstimmen soll. Auch Mißbrauch von Spirituosen mindert allmählich die Geschlechtslust, wenigstens haben Gewohnheitssäufer gewöhnlich keinen Geschlechtstrieb mehr.

Antapodose (griech., »Wiederzurückgabe«), bei Gleichnissen der die Anwendung enthaltende Nachsatz.

Antapoplektikum (griech.), Mittel gegen Schlagfluß; antapoplektisch, gegen Schlagfluß dienend.

Antara, Ibn Schebdad el Absi, berühmter arab. Dichter in der Mitte des 6. Jahrh., Sohn des Schebdad Ibn Muawijah aus dem Stamme Abs und einer abessinischen Sklavin, ward anfangs von seinem Vater den Sklaven beigezählt, erhielt aber auf dem Schlachtfelde die Freiheit und machte seinen

Namen unter den Oberhäuptern der arabischen Horden berühmt. In dem 40jährigen Kriege der Stämme Abs und Dsobjan zur Zeit der Geburt Mohammeds tödtete A. in dem Treffen von Mortakeb den Dsobjaniden Dhemdhem, welche Heldenthat er nebst seiner Liebe zur Abla und andern Abenteuern in seiner »Moallaka« besang. Letztere, ein von arab. Kommentatoren vielfach erläutertes Gedicht voll Leben, Kraft und poetischer Anschauung, erschien in den Gesammtausgaben der »Moallakât« (z. B. von Arnold), wie auch einzeln herausgegeben von Menil und Willmet (Leyd. 1816); eine deutsche Bearbeitung lieferte Ph. Wolff in seiner Uebersetzung der »Moallakât«. Andere Gedichte Antara's finden sich in der »Hamâsa« und andern handschriftlichen Sammlungen. Sein Dichtertalent wurde selbst von Mohammed bewundert. A. fand seinen Tod von der Hand des Tajiten Wasr Ibn Dschaber in hohem Alter. Der berühmte Asmaï am Hofe Harun al Raschids machte die Tapferkeit und Liebe Antara's zum Gegenstand eines gleichnamigen Heldenromans, der allmählich einen bedeutenden Umfang erhalten und mannigfache Ueberarbeitungen erfahren hat (abgekürzt ins Englische übersetzt von Hamilton, Lond. 1820, 4 Bde.; deutsch von Hammer in den Wiener »Jahrbüchern der Literatur«, 1819). Vgl. Thorbecke, A., des vorislamischen Dichters Leben (Heidelb. 1868).

Antāres (»Gegenmars«, arab. Kelb el akrab, »Skorpionsherz«), Stern erster Größe auf dem Herzen des Skorpions, gerade Aufsteigung 16 Stunden 21 Min. 27 Sek., südliche Deklination 26° 8,5′, an Glanz dem Mars ähnlich, mit α bezeichnet.

Antarktisch (griech., dem »Bären entgegengesetzt«), am Südpol oder gegen den Südpol hin gelegen; im Gegensatz zu arktisch, gegen den Nordpol hin gelegen. Daher: antarktischer Kontinent, s. v. w. Südpolarländer; antarktischer Pol, s. v. w. Südpol.

Antarthrītikum (griech.), Mittel gegen Gicht.

Ante (lat.), vor.

Anteactum (lat.), vorher Gethanes oder Geschehenes, Vorangegangenes.

Antecēdens (lat.), »das Vorhergehende«, der Grund, entgegengesetzt dem Consequens, »dem Nachfolgenden«, der Folge; daher in der Logik bei Urtheilen das Subjekt, aus dessen Wesen das Prädikat (consequens) nothwendig hervorgeht; in Schlüssen, besonders in hypothetischen, die dem Schlußurtheil oder Schlußsatz (consequens) vorhergehenden Vordersätze oder Prämissen (Obersatz und Untersatz); bei Beweisen die Sätze, aus denen die Wahrheit eines andern Satzes abgeleitet wird (Beweisgründe); in der Grammatik das Hauptwort oder (oft ausgelassene) Demonstrativpronomen, worauf sich ein Relativpronom oder eine unterordnende Konjunktion bezieht; dann auch besonders ein Satz, der zu einem andern in kausalem oder konditionalem Verhältnis steht; in der Mathematik, bei Zahlenverhältnissen die vorausgestellte Zahl, mit der eine andere verglichen wird. — Antecedéntien, früher Vorgekommenes; jemandes Vergangenheit, frühere Verhältnisse. Antecediren, vorher-, vorgehen; den Vorrang haben.

Antecelliren (lat.), übertreffen.

Antecéssor (lat.), Vorgänger, Amtsvorfahr, Vorweser.

Ante Christum (Ante Christum natum, lat.), vor Christo oder vor Christi Geburt.

Antecursor (lat.), Vorläufer.

Antedatiren (lat.), »vorausdatiren«, einem Briefe oder einer Urkunde ein früheres Datum geben.

Ante diem (lat.), vor dem Tage, vor der (festgesetzten) bestimmten Zeit.

Antediluvianisch (lat.), »vorsündflutlich«, was vor der noachischen Flut gewesen oder geschehen ist, oder vielmehr gewesen, geschehen sein soll; daher: antediluvianische Menschen, die menschlichen Bewohner der Erde vor Noah; antediluvianische Thiere, die fossilen Ueberreste der untergegangenen Thierwelt. Das antediluvianische Zeitalter ist der Zeitraum von der Schöpfung der Welt bis auf Noah, nach biblischen Annahmen von 1—1656 nach Erschaffung der Welt oder von 3947—2291 v. Chr.

Antejustinianisches Recht, Inbegriff der röm. Rechtsbestimmungen vor Justinian, bestehend in den Gesetzen der 12 Tafeln, in deren Modifikationen und Erweiterungen durch Senats- und Volksbeschlüsse, durch Edikte der Prätoren und Konstitutionen der Kaiser, sowie in den öffentlich sanktionirten Entscheidungen berühmter Rechtsgelehrten. Sammlungen der kaiserlichen Konstitutionen dieser Zeit waren der Gregorianische, Hermogenianische und Theodosianische Kodex nebst den dazu gehörigen Novellen. Unter Justinian wurde das antejustinianische Recht Grundlage der von diesem Kaiser veranstalteten Gesetzsammlungen und ging theilweise in diese über, hörte aber seitdem auf, ein Gegenstand unmittelbaren und besondern Studiums zu sein, wenn es auch immer ein unentbehrliches Hülfsmittel zum Verständnis des Corpus Juris und insofern Quelle des Pandektenrechts bleiben wird. Erst nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften fing man auch dieses Feld mit neuem Eifer zu bebauen an; die in dem Corpus Juris, sowie anderwärts erhaltenen Bruchstücke des antejustinianischen Rechts wurden emsig gesammelt, dunkle Partien mit bewundernswerthem Fleiß und Scharfsinn aufgehellt und gründliche systematische Bearbeitungen sowohl des Ganzen in den Werken über römisches Recht und Rechtsgeschichte, wie auch einzelner Theile in besondern Schriften versucht. Eine vollständige Uebersicht über das antejustinianische Recht und dessen Literatur gibt v. Vangerows »Lehrbuch der Pandekten«, Bd. 1 (7. Aufl., Marb. 1863).

Antelapsārii (Supralapsarii, lat.), früher in der holländisch-reform. Kirche eine Fraktion der Partikularisten oder Gomaristen, denen die Infralapsarii gegenüberstanden. Sie setzten die unbedingte Prädestination in die Zeit vor dem Rathschluß Gottes von der Schöpfung und dem Sündenfall der Menschen, nahmen die Schöpfung und den Sündenfall aber als göttliche Mittel zur Vollziehung der Prädestination und Gott so als wirklichen und alleinigen Urheber der Sünde und Verdammnis an.

Ante lentem augēre ollam, lat. Sprichwort: »Bevor man Linsen hat, einen großen Topf dazu nehmen«, entspricht unserem: Die Bärenhaut verkaufen, ehe man den Bären gefangen hat.

Antelōgium (griech.), s. v. w. Prolog.

Antelukān (lat.), vor Tagesanbruch geschehend.

Antemeridianisch (lat.), vormittägig.

Antemētische Mittel (Antemetica, griech.), Mittel, welche den Brechreiz mildern oder ganz aufheben. Je nach der Ursache des Brechreizes können die verschiedensten Mittel als solche dienen, z. B. sogen. einhüllende Mittel, wie Milch, Pflanzenschleime, wenn giftige Metallsalze im Magen den Brechreiz

unterhalten; bei Krampfzuständen des Magens narkotische Mittel; bei übermäßiger Säureansammlung Alkalien, besonders die kohlensauren Alkalien in Brausemischungen (Brausepulver), oder saturirt mit Essig- und Citronensäure (potio Riverii); bei der sogen. Dyspepsie (s. d.) ist oft die Salzsäure das beste Antemetikum (4—5 Tropfen chemisch reine, verdünnte Salzsäure in ein gewöhnliches Trinkglas voll Wasser oder Zuckerwasser, besonders gleich nach dem Essen getrunken); auch leichte Theeaufgüsse von Kamillen oder Pfeffermünzthee und die kohlensauren Mineralwässer leisten gute Dienste. Aeußerlich helfen manchmal leichte Hautreize, auf die Magengegend gebracht, das Erbrechen stillen. Gegen das hartnäckige Erbrechen der Schwangern hilft der Genuß kleiner Portionen von gutem Kornbranntwein bei nüchternem Zustande.

Antemundān (lat.), vorweltlich.

Anten (lat. Antae), in der antiken Baukunst viereckige Pfeiler, welche die Seitenmauern eines Tempels begrenzten, wenn diese über die Façade der Cella hinausgingen (Antentempel). Zur Verschönerung gab man ihnen ein Kapitäl und eine Basis. Zwischen den Mauervorsprüngen standen, die Vorhalle bildend, Säulen. Auch die aus der Mauer hervortretenden halbrunden Säulen (Pilaster) an der Thüre eines Hauses hießen A.

Antenagīum (mittellat.), Erstgeburt, Erstgeburtsrecht; Antenät, Erstgeborner; Vorfahr.

Antenantiōsis (griech., »Gegenwiderspruch«), rhetorische Figur, welche einen Begriff durch Verneinung des Gegentheils bezeichnet, z. B. »nicht dumm« für »klug«.

Antennāria *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, meist kleine, ausdauernde, kleinblätterige, filzig behaarte Kräuter mit doldentraubig oder trugdoldig angeordneten Blütenkörbchen, deren Korbhülle aus unverwelklichen schönfarbigen Schuppen besteht. A. margaritacea *Rafin.*, Gnaphalium margaritaceum *L.* (Papierblume), mit 30—60 Centim. hohem, oben ästigem, weißfilzigem Stengel, lineal-lanzettförmigen, langgespitzten, unten ebenfalls weißfilzigen Blättern und schneeweißen Blüten, und A. plantaginea *Dec.*, mit in der Jugend seidenhaarig-zottigen, im Alter glatten Blättern und zierlichen Blüten, werden als Gartenpflanzen kultivirt. A. dioica *Dec.*, s. v. w. Gnaphalium dioicum *L.*

Antennen (lat.), die Fühlhörner der Insekten.

Antēnor, bei Homer unter Troja's Stadtältesten der besonnenste. Gastfreundlich nimmt er Menelaos und Odysseus, die Friedensgesandten, auf; mit ihm fährt Priamos aus, zwischen beiden Völkern den Waffenstillstand zu Stande zu bringen und zu vereinbaren, daß ein Zweikampf zwischen Paris und Menelaos dem Krieg ein Ende mache, und als endlich Hektor und Ajax einander im Zweikampf gegenüberstehen, schlägt er vor, durch Rückgabe der Helena Frieden zu machen. Weiter tritt er bei Homer nicht handelnd auf. Spätere haben das freundliche Verhältnis zu den Griechen zum Verrath umgestempelt, indem sie ihn gegen große Versprechungen von Seiten der griechischen Fürsten die Thore Troja's öffnen lassen. Bei der Zerstörung der Stadt ward sein Haus auf Agamemnons Befehl mit einem Pantherfell bezeichnet und verschont. Nach Troja's Fall ging er nebst seinen Söhnen mit Menelaos unter Segel und ließ sich in Kyrene nieder; nach andern führte er die aus Paphlagonien vertriebenen Heneter (Veneter) nach Italien an die Mündung des Po und gründete Patavium (Padua).

Antenuptiāl (lat.), vor der Hochzeit geschehen.

Ante obĭtum nemo beātus (lat.), »vor dem Tode ist niemand glücklich« (zu preisen), Ausspruch Solons gegenüber dem König Kröfos von Lydien.

Anteokkupation (lat.), »Vorwegnahme«, in der Rhetorik Widerlegung der etwa vom Gegner zu machenden Einwürfe.

Antepenultĭma (lat.), Silbe vor der Penultima (s. d.).

Antepileptĭkum (griech.), Mittel gegen Epilepsie; antepileptisch, gegen Epilepsie dienend.

Anteponiren (lat.), voranstellen, vorziehen; Anteposition, Voranstellung, Vorzug.

Antequera (spr. -kēra), das alte Anticaria, Stadt in der span. Provinz Malaga, am linken Ufer des Guadalhorce und am Fuß der wildromantischen, 1430 Meter hohen Sierra de A., liegt am Abhang eines Hügels, der die Trümmer eines umfangreichen maurischen Kastells trägt, hat 6 Kirchen und 20 Klöster und zerfällt in einen obern alterthümlichen, burgartigen und einen untern, modernen Stadttheil. Die Einwohnerzahl beträgt 27,200. A. treibt Handel mit Südfrüchten, Oel und Orseille und hat auch ansehnliche Flanell- und Papierfabriken, viele Gerbereien, Seidenwebereien und Seifenfabriken. In der Umgegend wird bunter Marmor gebrochen. A. wurde 712 von den Arabern besetzt und diesen erst 1410 von dem Infanten Ferdinand, spätern König von Aragonien, wieder entrissen. Unter der zum großen Theil aus heruntergekommenen Adligen bestehenden Bevölkerung war noch im Jahr 1845 die Blutrache in echt korsikanischer Weise üblich.

Antĕrior (lat.), früher; Anteriōres, Vorfahren; Anteriorität, s. v. w. Priorität.

Antĕros, Sohn der Aphrodite und des Ares, war nach der ältesten Vorstellung der rächende Genius verschmähter Liebe, nach Pausanias zu Athen dargestellt als ein schöner Knabe mit zwei Hähnen auf dem Schoße, die er antreibt, sich zu hacken. Ueber A. als Gott der Gegenliebe s. Eros.

Anterotikum (griech.), Mittel gegen Liebesbrunst oder Geilheit.

Antesignāni (lat.), bei den Römern auserlesene Kerntruppen, die im Treffen vor dem Adler und der Fahne (signa) standen und sie zu schützen hatten; dann s. v. w. Vorkämpfer, Anführer.

Ante tubam trepidāre, lat. Sprichwort: »zittern, ehe die Schlachttrompete ertönt«, d. i. ehe die Gefahr da ist.

Anteveniren (lat.), zuvorkommen.

Ante victoriam encomĭum canĕre, lat. Sprichwort: »vor dem Siege ein Siegeslied singen«, entspricht unserem: den Tag vor dem Abend loben.

Antevolūte (griech.), Gegenlinie der Evolute (s. d.).

Antheilschein, s. Aktie.

Anthela (griech., Spirre), eine Form des Blütenstandes (s. d.).

Anthelĭon (griech.), Gegensonne.

Anthelmintische Mittel (Anthelmintica, griech.), Mittel, welche den Abgang von Eingeweidewürmern aus dem Darm befördern. Ihre Wirkung ist zum Theil eine unsichere, so daß unter Umständen und bei verschiedenen Personen bald das eine, bald das andere Mittel zum Ziele führt. Manche wurmabtreibende Mittel sind zugleich Purgirmittel und

fördern den Abgang der Würmer durch ihre darm- ausleerende Wirkung, wogegen andere dem Leben derselben schädlich oder ihnen zuwider zu sein scheinen, noch andere aber beide Wirkungen vereinigen. Einige dieser Mittel sind nur gegen eine besondere Art von Eingeweidewürmern wirksam. Die gegenwärtig gebräuchlichsten anthelmintischen Mittel sind: Zitwersamen und das daraus hergestellte Santonin (namentlich gegen Spul- und Madenwürmer), das ätherische Extrakt aus der Farnkrautwurzel, die Granatwurzelrinde, Kamala und Kousso (gegen Bandwürmer). Die Wirkung der meisten dieser Mittel scheint auf einem scharfen, bittern Princip zu beruhen.

Anthĕmis *L.* (Afterkamille, Hundskamille), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, mit gewölbtem, nicht hohlem, mit Spreublättchen besetztem Fruchtboden, ungeflügelten Samen und entweder mit weißem (rothem) Strahl und anders gefärbter Scheibe, oder gelbem Strahl und gelber Scheibe. Einen weißen Strahl haben folgende Arten: A. arvensis *L.* (Ackerkamille oder unechte Kamille), mit 30—45 Centim. hohem, ästigem, ziemlich ausgebreitetem Stengel, wollig-flaumigen Stengelblättern, verlängert-kegelförmigem Fruchtknoten, stumpf-vierkantigen gefurchten Samen, ist gemein auf kultivirtem und unkultivirtem Lande. A. Cotula *L.* (stinkende Afterkamille) unterscheidet sich von der vorigen nur durch die fast stielrunden Samen und besonders durch den widrigen Geruch, wächst auf Weide- und Schuttplätzen, an Gräben u. auf Aeckern. A. nobilis *L.* (edle Afterkamille, römische Kamille) treibt spannhohe oder fußlange, etwas zottige, gewöhnlich am Boden niederliegende, ästige Stengel, hat sehr fein fiederspaltige, etwas behaarte Stengelblätter und angenehm gewürzhaft riechende Blumen, wächst in Spanien, Frankreich, Südengland und Italien und wird namentlich in Frankreich, England, Sachsen und Thüringen kultivirt. Sie variirt mit Blütenköpfchen ohne Strahlenblüten und gefüllt, schmeckt aromatisch bitter, riecht sehr gewürzhaft und enthält ca. 0,5 Proc. gelbliches bis bläuliches ätherisches Oel, welches aus einem Kamphen, wenig Angelikasäure und hauptsächlich aus dem zu der letztern gehörenden Aldehyd besteht. Man benutzt die röm. Kamille wie die gewöhnliche. Sie gelangte erst zu Ende des Mittelalters, wie es scheint, aus Spanien nach Deutschland. Einen gelben Strahl hat A. tinctoria *L.* (Färberkamille), welche einen 30—60 Centim. hohen, aufrechten, ästigen, etwas gefurchten, zottigen Stengel, kammförmige Fiederchen an den unterseits nicht selten etwas filzigen Blättern, einen fast halbkugeligen Fruchtboden und viereckig zusammengedrückte, schmal geflügelte Samen besitzt und auf Feldern, Brachen, Rainen, Mauern wächst. Die ziemlich großen, ansehnlichen Blumen am Ende des Stengels und der Aeste werden in der Färberei zum Gelbfärben benutzt. Mehrere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Anthemĭus, 1) Flavius, weströmischer Kaiser von 461—472, aus Galatien, Gemahl der Euphemia, der Tochter des Kaisers Marcian. Vorher Konsul und Patricier in Konstantinopel und siegreich im Kriege wider die Hunnen, ward er vom Kaiser Leo auf den zwei Jahre unbesetzt gebliebenen weströmischen Thron erhoben, auch von dem einflußreichen Ricimer anerkannt und mit dessen Tochter vermählt. Ein Krieg gegen die Vandalen verlief unglücklich, und der Westgothenkönig Eurich machte in Gallien und Spanien Eroberungen. Als A. aus dem drückenden Verhältnis nach Selbständigkeit strebte, stürmte und plünderte Ricimer Rom, ermordete den Kaiser 472 und ernannte den Olybrius zu seinem Nachfolger.

2) A., griech. Bildhauer und Baukünstler unter Justinian, aus Tralles in Lydien gebürtig, ausgezeichnet durch mechanische Kenntnisse und berühmt als Wiederaufbauer der 531 abgebrannten Sophienkirche in Konstantinopel.

Anthēre (griech.), in der Botanik der Staubbeutel, in welchem der Blütenstaub enthalten ist (s. Blüte).

Antheridĭum (griech.), das männliche Geschlechtsorgan der höhern Kryptogamen (s. Geschlechtsorgane).

Antherozoīden (griech.), s. Spermatozoïden.

Anthestērion (griech.), Blütenmonat, der 8. Monat des attischen Jahres, umfaßte nach unserer Zeitrechnung die 29 Tage vom 7. Febr. bis zum 8. März, daher Anthestērien das dreitägige Wein- und Trinkfest, welches zu Ehren des Dionysos jährlich vom 11.—13. Tage des Monats begangen ward.

Anthodĭum (griech.), eine Form des Blütenstandes (s. d.).

Anthographīe (griech.), »Blumenschrift«, Mittheilung mittels der Blumensprache.

Antholīth (griech.), »Blumenstein«, Blütenversteinerung.

Anthologīe (griech., »Blumenlese«), im allgemeinen eine Sammlung vorzüglicher Erzeugnisse der Literatur, namentlich der poetischen; insbesondere Titel zweier großen Sammlungen aus den Schätzen der griech. und der röm. Dichtkunst (griechische und römische A.). Sammlungen von Auf- oder Inschriften, mehr zu historischen als zu poetischen Zwecken, waren bei den Griechen früh üblich. Nach einem allgemeinern Plane und zuerst in poetischem Interesse faßte der Dichter Meleager aus Gadara in Syrien (um 60 v. Chr.) epigrammatische und erotische Poesien von 46 Verfassern (darunter Archilochos, Alkäos, Anakreon, Simonides, Sappho, Erinna) in einen »Kranz« zusammen. Diese Sammlung setzte Philippos aus Thessalonich, wahrscheinlich unter Trajan, fort, indem er etwa 13 neue Dichter hinzufügte. Eine dritte epigrammatische Blumenlese veranstaltete bald nachher der Grammatiker Diogenianus aus Herakleа; eine vierte Strato aus Sardes, von welcher sich 220 Gedichte in spätern Anthologien erhalten haben. Vom Standpunkt einer weit spätern Zeit veranstaltete gegen Ende des 6. Jahrh. n. Chr. Agathias von Myrina in Aeolis aus seinen und den neuern Dichtungen überhaupt eine A. von 7 Büchern unter dem Titel »Cyclus«, mit besonderer Rücksicht auf Epigramme. Aus allen diesen, jetzt verloren gegangenen Anthologien machte im 10. Jahrh. Konstantinos Kephalas zu Konstantinopel eine neue, umfassende A., in welche aus allen frühern Sammlungen das Beste aufgenommen und nach dem Inhalt in 15 Abschnitte vertheilt ward. Diese Sammlung brachte der Mönch Maximus Planudes im 14. Jahrh. in einen Auszug von 7 Büchern, der bis ins 17. Jahrh. von allen griechischen Anthologien allein bekannt war und oft herausgegeben wurde (zuerst Florenz 1494 von Joh. Lascaris, verbessert und vermehrt von H. Stephanus, Par. 1566, und so oft wiederholt). Hugo Grotius übersetzte diese A. geschmackvoll in lateinische

Verse (Utrecht 1795—1822). Nachdem bereits die Planudische A. in 10 vollständigen Ausgaben wiederholt worden, entdeckte Salmasius (Saumaise) 1606 in der pfälzischen Bibliothek zu Heidelberg eine aus dem 10. Jahrh. stammende Handschrift, welche die ganze A. des Konstantinos Kephalas enthielt, nebst einigen Anhängen, die besonders durch eine Sammlung anakreontischer Gedichte wichtig sind. Salmasius verglich die Handschrift und nahm Abschrift von den noch nicht in der Planudischen A. enthaltenen Stücken. Dies Manuskript kursirte als »Anthologia inedita«, bis endlich Brunck dasselbe in veränderter Ordnung und zugleich mit andern epigrammatischen Dichtungen, sowie den Bruchstücken der Sappho, des Archilochos, Solon, Simonides, Bakchylides u. a., den bukolischen Gedichten, den Hymnen des Kallimachos u. a., als »Analecta veterum poetarum« (Straßb. 1772—76, 3 Bde.) herausgab. Das große Verdienst dieser Arbeit schmälerte die Willkür in der Behandlung des wenig gesicherten Textes. Einen erneuerten Abdruck (in der jedoch Theokrit und einiges andere ausgeschlossen sind) besorgte Fr. Jacobs unter dem Titel »Anthologia graeca s. poetarum graecorum lusus ex rec. Brunckii« (Leipz. 1794—1814, 13 Bde.), worin zuerst eine vollständigere Anzeige der Abweichungen der pfälzischen Handschrift gegeben wurde. Diese selbst war mit den übrigen Schätzen der Heidelberger Bibliothek 1623 nach Rom und von da 1793 nach Paris abgeführt worden, um erst 1815 in ihre alte Heimat zurückzukehren. In Rom war sie 1776 mit großer Genauigkeit von Spaletti abgeschrieben worden. Diese Abschrift kaufte der Herzog von Gotha, und Fr. Jacobs edirte aus ihr mit unveränderter Ordnung die »Anthologia graeca ad fidem codicis olim Palatini nunc Parisini ꝛc.« (Leipz. 1813—17, 3 Bde.). Eine neue Ausgabe lieferte, zum Theil auf Grund der Papiere Boissonade's, zuletzt Dübner (Par. 1864—72, 2 Bde.) in der Didot'schen Sammlung griechischer Klassiker. Unter den Auszügen aus der griechischen A. für den Schulgebrauch sind die von Weichert (Meißen 1823), Jacobs (Gotha 1826) und Geist (Darmst. 1838) zu nennen. Einen ergänzenden Nachtrag von 241 Epigrammen, aus Grabschriften und andern Denkmalen entnommen, edirte Welcker: »Sylloge Epigrammatum graecorum« (Bonn 1828—29). Deutsche Uebersetzungen größerer Partien der A. besitzen wir unter andern von Jacobs in »Leben und Kunst der Alten« (Gotha 1824, 2 Bde.) und von Herder in den »Zerstreuten Blättern« (Th. 1 und 2). Trotz des sehr ungleichen Gehaltes der einzelnen Beiträge, aus denen die A. entstanden (es haben mehr als 300 Dichter beigesteuert), ist dieser Liederschatz sowohl in poetischer Rücksicht, als in Beziehung auf Sprache, Geschichte und Sitte der Hellenen in verschiedenen Perioden ein unschätzbares Kleinod, welches uns für den Verlust so vieler lyrischen, namentlich elegischen Dichter einigermaßen schadlos hält. Die römische Literatur besitzt eine im Alterthum schon veranstaltete A. nicht. Einzig dem Zufall haben wir zu verdanken, was sich außer den Werken einzelner Epigrammatiker Schätzbares erhalten hat, und erst neuere haben daraus nach dem Vorbilde der griechischen eine römische A. zu gestalten begonnen. Den ersten Grund dazu legte Jos. Scaliger durch seine »Catalecta veterum poetarum« (Leyden 1573), die Fr. Lindenbruch in revidirtem Abdruck herausgab (das. 1617). Diese Sammlung enthält etwa 250 kleinere Gedichte, zu denen bald Nachträge von A. Binnet (Poitiers 1579), dann die sogen. »Priapeja« und die »Epigrammata veterum e codicibus et lapidibus collecta« von P. Pithöus (Par. 1590) hinzukamen. Alles vorhandene Material beherrschend, namentlich auch durch die reichhaltigen Papiere des gelehrten N. Heinsius unterstützt, veranstaltete P. Burmann der Jüngere eine neue Sammlung: »Anthologia veterum latinorum epigrammatum et poematum« (Amsterd. 1759 und 1773, 2 Bde.), welche in 6 Büchern zusammen 1544 einzelne Gedichte enthielt, die entweder aus gelegentlicher Anführung alter Schriftsteller, oder aus alten Inschriften und Handschriften entnommen waren. Ein Versuch, die verschiedenen ältern und neuern Bestandtheile auszuscheiden und zu ordnen, ist gemacht von Meyer (Leipz. 1835, 2 Bde.), mit einigen neuen Nachträgen zusammen 1704 Nummern enthaltend. In dieser lateinischen A. ist ein Zeitraum von mehr als 1200 Jahren vertreten, und zwar so reichhaltig, daß bis zum 6. Jahrh. n. Chr. vielleicht kein Menschenalter ohne irgend ein poetisches Denkmal geblieben ist. Dabei treten darin Namen auf, die in jeder Beziehung zu den bedeutendsten der römischen Literatur gehören, wie Ennius, Ter. Varro, M. Cicero und sein Bruder Quintus, Julius Cäsar, Augustus, Germanicus, Mäcenas, Virgilius, Ovidius, Asinius, Gallus, Corn. Severus, Seneca, Petronius, Hadrian u. a. Kritisch bedeutender ist A. Riese's »Anthologia latina« (Bd. 1, Leipz. 1869—70), weil sie die 941 Gedichte treu nach der handschriftlichen Ueberlieferung gesondert darstellt und so erst ein kritisches und literarhistorisches Urtheil gestattet. Manches, was bisher als antik galt, ergibt sich jetzt als Erzeugnis des Mittelalters. Der dichterische Werth dieser Sammlungen ist nach ihren einzelnen Theilen natürlich sehr verschieden. Viele Gedichte sind vortrefflich und wahre Zierden der römischen Poesie, die meisten Mittelgut, eine bedeutende Zahl auch ohne Geist und Form und darin den griechischen Epigrammen im ganzen nachstehend, die schon durch den Zauber der gebildeten Sprache gehoben werden. Am gelungensten erscheinen die römischen Grabschriften, in denen in der Regel das Gefühl freier und wahrhafter redet, als in den tändelnden griechischen Epitaphien. Am wenigsten empfehlen sich die erotischen Epigramme der lateinischen A. Die sittenlosesten, in denen wenigstens eine Art von Kraft gezeigt werden konnte, sind poetisch betrachtet immer noch die besten; so die Priapejen. — Unter den übrigen Literaturen zeichnen sich die arabische, persische und türkische durch ihren Reichthum an Anthologien aus; am bekanntesten ist die arabische Hamâsa (s. d.). Von den alttestamentlichen Büchern wird man die Psalmensammlung auch für ein solches Werk halten müssen.

Anthologion (griech.), in der griech. Kirche das Buch, worin die an Fest- und Heiligentagen abzusingenden Officia (Hymnen, Gebete und Lektionen) für das ganze Jahr, nach den Monaten vertheilt, enthalten sind.

Antholyse (griech.), Blütenauflösung; s. Anamorphose.

Anthomyia, Fliegengattung, s. Blumenfliege.

Anthonomus, Käfergattung, s. Blütenstecher.

Anthos (griech.), Blume, Blüte.

Anthoxánthum *L.* (Ruchgras), Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen mit

ährenförmiger Rispe, ungleichen Kelchspelzen, sehr kurzen Blütenspelzen, einer überzähligen, auf dem Rücken begrannten Spelze jederseits neben der Blüte und nur zwei Staubgefäßen. A. odoratum *L.* (Goldgras, s. Tafel I »Gräser«), fußhoch, häufig auf leichtem trocknen Boden, enthält Cumarin und Bitterstoff, ertheilt dem Heu den bekannten melilotenartigen Geruch und ist, gleichsam als Gewürz, ein Futtergras erster Klasse.

Anthozeroteen, Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Lebermoose (s. Moose).

Anthracen (v. griech. anthrax, Kohle) $C_{14}H_{10}$, findet sich zu 0,5 Proc. im Steinkohlentheer und wird aus der gelben, mehr oder weniger festen Masse gewonnen, welche bei der Destillation des über 300° siedenden Theils des Steinkohlentheers erhalten wird. Durch wiederholte Destillation und Abpressen gewinnt man daraus ein Gemenge fester Kohlenwasserstoffe, welchen man durch Petroleum die leicht löslichen Antheile entzieht. Die schließlich bei etwa 200° schmelzende Masse wird durch Umkrystallisiren aus Benzol oder durch Sublimation gereinigt. Das A. bildet farblose, geruch- und geschmacklose Tafeln, ist unlöslich in Wasser, schwer löslich in Alkohol, leichter in Aether, Benzol und Schwefelkohlenstoff, schmilzt bei 213°, destillirt bei 360°, wird von Salpetersäure oder Chromsäure in Anthrachinon $C_{14}H_8O_2$ verwandelt und gibt mit Brom in gelben Nadeln krystallisirendes Bibromanthracen $C_{14}H_8Br_2$, mit welchem Salpetersäure leicht Anthrachinon bildet. Schwefelsäure löst Bibromanthracen zu Bisulfobibromanthracensäure $C_{14}H_8Br_2 2SO_3$, welche durch Oxydation in Anthrachinondisulfosäure übergeht. Letztere bildet sich auch direkt beim Erwärmen von Bibromanthracen mit rauchender Schwefelsäure. Das Anthrachinon bildet gelbliche Nadeln, ist unlöslich in Wasser, schwer löslich in Alkohol und Benzol, reagirt neutral, schmilzt bei 273°, gibt mit Aetzkali geschmolzen Benzoësäure und mit Brom Bibromanthrachinon $C_{14}H_6Br_2O_2$. Sowohl diese Verbindung wie auch die Anthrachinondisulfosäure $C_{14}H_6O_2(SO_3H)_2$ liefern beim Erhitzen mit Kalihydrat Alizarin, den Farbestoff des Krapps.

$$\underset{\text{Bibromanthrachinon}}{C_{14}H_6Br_2O_2} + \underset{\text{Kalihydrat}}{2KOH} = \underset{\text{Alizarin}}{C_{14}H_6O_2(OH)_2} + \underset{\text{Bromkalium}}{2KBr}$$

Wegen dieser Reaktionen wird A. im großen dargestellt und zur Darstellung von Alizarin benutzt; auch andere Farbestoffe sind bereits daraus gewonnen worden. Vgl. Auerbach, Das A. und seine Derivate (Berl. 1872).

Anthracit (Kohlenblende), älteste fossile Kohlenart von eisenschwarzer, zuweilen ins Grauschwarze übergehender Farbe, muscheligem Bruch und halbmetallischem, zuweilen fettigem Glanz. Häufig ist daran die Anlage zu schaliger Absonderung. Das spec. Gew. des Anthracits beträgt 1,3—1,7, seine Härte 2—2,5. Auf den Spaltungsflächen läuft er häufig in schönen Regenbogenfarben an, verliert in der Rothglühhitze an Glanz nur wenig, springt aber nach allen Richtungen und zerfällt dann beim Erkalten in kleine Stückchen. Er ist sehr schwer verbrennlich, entwickelt aber, einmal im Brand, bei großem Verbrauch von Sauerstoff eine sehr intensive Hitze mit bläulicher Flamme, ohne Entwickelung von Rauch oder bituminösem Geruch. Seine Bestandtheile sind 70—98 Proc. Kohlenstoff, 0,9—5 Proc. Wasserstoff, 2—6 Proc. Sauerstoff und Stickstoff, 0,9—26,5 Proc. Asche. Der A. bildet gewissermaßen das letzte Produkt jenes Processes, durch welchen organische Substanz allmählich in Kohle verwandelt wird, indeß nähert er sich bisweilen ungemein der Steinkohle, und ein und dasselbe Flötz kann alle Uebergänge von wahrer Steinkohle bis zu A. aufweisen. Die Anthracitkohle kommt in Brocken, Nestern und Lagern im silurischen und insbesondere devonischen Uebergangsgebirge, aber auch im Steinkohlengebirge und im Jura vor, so in den Alpen Savoyens, Piemonts und des Dauphiné, auch der Schweiz, in dem appalachischen Kohlenfeld der Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo sie in den zusammengefalteten appalachischen Bergketten auftritt, während sie westwärts gegen Ohio in die bituminöse Steinkohle übergeht. Mehrfach findet man sie innerhalb der Steinkohlenfelder und Braunkohlenflötze lokal entstanden theils durch die Einwirkung älterer vulkanischen Gesteine, wie Grünsteine und Basalte (Glanzkohle vom Meißner), theils durch Erdbrände und dann häufig als echte Koaks (Stangenkohle); am seltensten kommt sie auf Erzlagerstätten vor, wie zu Schemnitz auf dem Theresiengang. Sie findet sich auch fein vertheilt im Thon- und Kieselschiefer, in der Grauwacke, im Uebergangskalkstein und Kupferschiefer; oft bildet sie Körner und Graupen in den Quarzgängen des Thonschiefergebirges. In größter Menge wird A. bergmännisch gewonnen in Pennsylvanien am Susquehannah, sowie in Massachusetts und Rhode Island; auch in Savoyen (Petit Coeur etc.), Südwales bei Swansea, in Südschottland, Portugal, im Voigtlande, in Schlesien und Westfalen wird sie ausgebeutet. Die Zwischenlager erreichen zuweilen eine Mächtigkeit von 30, die Anthracitflötze selbst eine Stärke von 4—16 Meter. In Pennsylvanien z. B. ist in der Grauwacke ein 16—17 engl. Meilen langes und 5 Meilen breites Flötz eingebettet. Bis vor kurzem nannte man A. taube Kohle, und ihre schwere Entzündbarkeit hinderte ihre Anwendung. Da man daran zweifelte, sie je bei pyrotechnischen Processen in Anwendung zu bringen, ward sie nicht beachtet, und die reichsten Lager blieben unbebaut. Um so glänzender sind in neuerer Zeit die Resultate, welche bei dem Verbrauch derselben in allen den Fällen, wo eine große intensive Hitze erforderlich ist, erzielt wurden. Namentlich fand man den A. für den Hohofenbetrieb sehr geeignet, und in England sind jetzt eine Menge Eisenwerke auf die Anwendung desselben basirt.

Anthrakonit (Kohlenkalkspat, Anthrakolith, Madreporit), durch Kohle graulichschwarz bis schwarz gefärbter undurchsichtiger Kalkspat, kommt in Uebergangs- und Flötzgebirgen bei Stavern und Christiania in Norwegen, Andrarum und Garphytta in Schweden, bei Andreasberg am Harz, bei Saalfeld in Thüringen, im Salzburgischen und an andern Orten vor. Hierher gehört auch ein Theil des schwarzen Marmors, der sogen. Lukullan.

Anthrakosis der Lungen (Kohlensucht), eine auf Einathmung von Kohlenstaub beruhende Krankheit der Lungen, welche häufig bei den Arbeitern in Kohlenbergwerken beobachtet wird. Die Krankheit besteht darin, daß größere Abschnitte der Lungen mit dem eingeathmeten Kohlenstaub gleichsam infiltrirt werden. Die erkrankten Lungentheile befinden sich in einem Zustand chronischer Entzündung, werden luftleer, hart, bekommen eine gleichmäßig

schwarze Farbe und erleiden späterhin nicht selten eine theilweise Verschwärung, so daß die Patienten dann schwarze Massen auswerfen (schwarze Lungenschwindsucht). Die A. wurde zuerst von dem engl. Minenarzt Pearson 1813 beschrieben; man hat aber lange gezweifelt, ob die schwarzen Massen in den Lungen der Bergarbeiter wirklich von eingeathmetem Kohlenstaub herrührten. In den letzten Jahren ist dies namentlich durch die Untersuchungen von Zenker außer allen Zweifel gesetzt worden. Vgl. Staubeinathmungskrankheiten.

Anthrax, s. Karbunkel.

Anthriscus *Peers.* (Klettenkerbel), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen mit verwischtem Kelchrand, verkehrt-eiförmigen, gestutzten oder ausgerandeten Blumenblättern mit eingebogenen Läppchen und von der Seite her zusammengezogener, geschnäbelter Frucht mit stielrunden, riefenlosen Theilfrüchtchen. A. sylvestris *Hoffm.* (Chaerophyllum sylvestre *L.*, Wiesenkerbel, Pferdekümmel), ein ausdauerndes Gewächs mit meist 1 Meter und darüber hohem, gefurchtem Stengel, glänzenden, doppelt- oder auch dreifach-gefiederten Blättern u. meist 8—16strahliger Dolde, auf Wiesen, an Rainen, in Hecken, auf Schutt rc. sehr gemein, riecht frisch unangenehm gewürzhaft und schmeckt bitterlichscharf, wird aber vom Vieh ohne Schaden gefressen. A. cerefolium *Hoffm.* (Scandix cerefolium *L.*, Gartenkerbel), ein einjähriges Gewächs mit 30—60 Centim. hohem, ästigem, haarlosem, nur an den Knoten feinbehaartem, zartgerilltem Stengel, dreifach-gefiederten, unten sparsam behaarten Blättern und meist drei bis sechsstrahliger Dolde, ist in Südeuropa heimisch, bei uns verwildert und wird in Gärten, namentlich in einer krausblätterigen Varietät kultivirt. Das Kraut riecht und schmeckt angenehm gewürzhaft, dient als Küchengewürz und wird, frisch ausgepreßt, zu den bei Frühlingskuren gebräuchlichen Kräutersäften verwendet. Die Samen enthalten ätherisches Oel. A. vulgaris *Peers.* (Scandix Anthriscus *L.*, gemeiner Kerbel) ist der vorigen Art ähnlich, hat aber weniger angenehmen Geruch und Geschmack.

Anthropolatrie (griech., »Menschenanbetung«), göttliche Verehrung menschlicher Wesen, wurde von den Christen den Heiden vorgeworfen, weil diese ihre Heroen, namentlich auch die röm. Kaiser, vergötterten, dieser Vorwurf aber von den Heiden den Christen wegen ihrer göttlichen Verehrung des »Menschen« Jesus zurückgegeben. Im weitern Sinn versteht man unter A. alle unwürdige, niedrige Menschendienerei.

Anthropolithen (griech., »Menschensteine«), fossile Reste menschlicher Körper. Es war lange zweifelhaft, ob Menschenreste in solchen Ablagerungen vorkommen, welche einer frühern geolog. Periode angehören und zugleich Reste von ausgestorbenen Thierarten enthalten. Was früher als fossile Menschenknochen bezeichnet wurde, hat entweder den Menschen nie angehört, oder rührt von dem Geschlecht her, welches die jüngste jetzige Erdrinde bewohnt. Es ist folglich nicht fossil, welcher Ausdruck nur das Vorweltliche, das der frühern Erdrinde Angehörige bezeichnet. Das sonst für versteinert Gehaltene war nichts als Inkrustat und gehört mithin auf das letzte noch nicht vollgeschriebene Blatt der Erdbildungsgeschichte. Es könnte also nur von Pseudoanthropolithen die Rede sein. Was man für A. gehalten wissen wollte, waren zuvörderst zufällige Konkretionen, Gesteine, welche weder der Thier-, noch der Menschenwelt angehören und bloß von der Einbildungskraft zu Menschenresten gestempelt wurden. Jüngere Sandgebirge liefern diese zufälligen Bildungen am häufigsten. Hierher gehören die bei Paris und Fontainebleau aufgefundenen sogen. A., woran die Unkundigen Finger, Menschenköpfe rc. zu erkennen glaubten. Ferner waren die vorgeblichen A. andern Wirbelthieren, namentlich Säugethieren und Sauriern angehörige Versteinerungen. Ehe nämlich die vergleichende Anatomie ihr Licht auf die fossilen organischen Ueberreste warf, welche von der Uebergangsepoche an durch alle Formationen der Erdrinde zerstreut sind, hielt man eine Menge Thierknochen für Menschenknochen. So ist Scheuchzers Homo diluvii testis im Oeninger Kalk von Cuvier unwiderleglich als ein Riesensalamander nachgewiesen worden. Ebenso sind Platers sogen. Riesenbeine, ausgegraben bei dem Kloster Reiden, Mammuthknochen; auch die Anthropolithenbreccien von Cerigo, Cadiz und andern Orten enthalten nach Blumenbach und Cuvier bloß Thierknochen, und die angeblichen Kinderhände im Mergelschiefer von Richelsdorf sind Eidechsenfüße. Wo aber wirkliche Menschenknochen vorkommen, sind es keine fossilen, sondern nur unter gewissen zufälligen Umständen und Einflüssen steinähnlich veränderte oder mit Steinmasse überzogene Knochen, welche aus der historischen Zeit, also nicht vom urweltlichen Menschen herstammen. So sind die Menschenskelette (Galibi) aus dem Kalk (Riffstein) an der Küste der kleinen Insel Grande Terre bei Guadeloupe erwiesene Produkte einer sehr neuen, uns nicht einmal fernen Zeit. Das Gestein gehört nämlich zur Alluvionsbildung und enthält außer den menschlichen Skeletten Muscheln und Korallen von den gegenwärtig in den dortigen Meeren lebenden Arten. Wahrscheinlich entstammen die in jungen Kalktuff gehüllten Menschengerippe einem ehemaligen Begräbnisplatz der Kariben an der Küste, welche durch Alluvion noch immer sehr merklich fortwächst. Die Skelette liegen alle in der Richtung von W. nach O. hin, und was vollends alle Illusionen entfernen muß, ist der Umstand, daß die Waffen und Geräthe, die man neben den Skeletten findet, nach Form, Stoff und Machwerk die nämlichen sind, welche die Wilden noch jetzt führen. Aehnliche Bewandtnis hat es mit den bei Köstritz im Reußischen von Schott 1819 entdeckten und von Schlotheim beschriebenen, mit Kalk inkrustirten Menschenknochen, welche in Höhlungen des Gipses, die von Lehm angefüllt sind, in Gesellschaft von Knochen noch jetzt lebender Thiere gefunden wurden. Ueber die neuern Höhlenfunde und die für das Alter des Menschengeschlechts wichtigen Resultate derselben s. Mensch.

Anthropologie (griech.), im allgemeinen die »Lehre vom Menschen«. Im weitesten Sinn des Worts und insofern sie als die Wissenschaft vom Menschen das ganze Wesen und Sein desselben und seiner Gattung, also auch ihre gesammten Entwickelungen und Wirkungen in der Welt und die Gesetze derselben umfaßt, schließt die A. sowohl die Lehre vom Bau und Leben des menschlichen Körpers, seiner Entwickelung, seiner Verbreitung und Verschiedenheit, als auch die Kenntnis von den geistigen Thätigkeiten, von deren Entwickelung und verschiedener Form, sowie endlich auch die Geschichte des Menschengeschlechts in naturhistorischem Sinn ein. Diese

Menschenwissenschaft im weitesten Sinn ist basirt auf die empirische oder Erfahrungslehre von dem Wesen des Menschen, seinen Grundbestandtheilen und den Gesetzen seiner Existenz. Der Mensch bildet in der Anzahl bekannter Wesen eine eigene naturhistorische Art, charakteristisch ausgezeichnet durch körperliche Eigenthümlichkeiten und noch mehr durch den ihm verliehenen Geist. Das naturgemäß nächste Ziel der A. ist Belehrung über das eigene Selbst; wird dann die in der Selbsterkenntnis unmittelbar erworbene subjektive Erfahrung auf die Erkenntnis der andern Menschen angewendet, so erwächst aus der pragmatischen A. die Menschenkunde (*Anthropognosie*). Objektive Resultate beider sind die Biographie, Ethnographie und die allgemeine Menschengeschichte rc. Aus den auf empirischem Wege gewonnenen Fundamentalthatsachen aus dem Gebiet der geistigen Thätigkeiten entsteht durch Abstraktion und wissenschaftliche Zusammenfassung des Allgemeinen zunächst die Lehre von der Seele des Menschen (*Psychologie*). Wie aber diese empirischen und rationellen Zweige der Menschenkunde die Wissenschaft in ihrer rein theoretischen Form umfassen, so bezieht sich ein anderer Haupttheil derselben auf ihre Beziehungen zu den geselligen Verhältnissen des Menschenlebens. Die vorzüglichsten Anwendungen der A. dieser Art finden in der Erziehungs- und Regierungskunst ihre Stelle; außerdem aber gibt es kaum einen Zweig der Kunst- und wissenschaftlichen Praxis, der nicht aus der A. schöpfte: so die Medicin, die Rechtspflege, Handel und Gewerbe und alle Technik, die auf Lebensgenuß berechnet ist. Ebenso erfordern die schönen Künste, wenn sie ihre Wirkung nicht verfehlen sollen, ein tiefes und glückliches Studium der Menschennatur. Die im obigen genetisch aus dem allgemeinen Begriffe der A. abgeleiteten Disciplinen lassen sich nach den Gebieten, auf denen ihre Objekte vertheilt sind, in drei größere Gruppen scheiden: in die Lehre von der körperlichen Natur des Menschen (*somatische* A.), in die Lehre vom geistigen Leben des Menschen (*psychische* A.) und in die Lehre von der Wechselwirkung der menschlichen Naturen auf einander während der Entwickelung des Menschengeschlechts und zu besondern Zeiten (*sociale* und *politische* A.). Die erste Gruppe kann kürzer als die Wissenschaft vom menschlichen Organismus, die andere als die vom menschlichen Denken, die letzte als die vom Leben der Menschheit bezeichnet werden; die ersten beiden betrachten den Menschen als Naturwesen, die dritte zeigt die historische Vermittelung beider. Hiernach ist das, was man im engern Sinn A. nennt, nichts anderes, als das erfahrungsmäßige oder empirische Wissen vom Wesen der Menschennatur. Insofern aber die somatische (d. i. körperliche) A. als solche auch die diätetischen und ärztlichen Regeln ins Auge zu fassen hat, greift sie als *medicinische* A. ins Gebiet der Heilkunde hinüber. Die psychische A. heißt auch, insofern in ihr auch von dem philosophischen Erkenntnisvermögen (Verstand, Vernunft, Bewußtsein) gehandelt wird, *philosophische* oder *pneumatische* A.; der Theil endlich, welcher die auf dem Wechselverhältnis des Körpers und der Seele beruhende Wechselwirkung der Menschen und der daraus resultirenden Folgen zum Gegenstande der Betrachtung macht, ist als *vergleichende*, wohl auch als *synthetische* A. bezeichnet worden. Darin, daß die Menschennatur in ihrer Totalität aufgefaßt und einestheils der Zusammenhang der ihr eigenthümlichen Gesetze unter sich, anderntheils auch die Relation derselben zu der Natur im ganzen und zu den allgemeinen Naturgesetzen möglichst deutlich aufgefaßt werde, besteht die höchste Aufgabe und das wahre Wesen der philosophischen und vergleichenden A. Sie ist die höhere Einheit, in welcher die Lehre von dem Körper und die von der Seele, sowie die Gesammtheit aller einzelnen Wissenschaften aufgeht, welche die Natur des Menschen zum Gegenstand haben. Der Mensch als Mikrokosmos, als eine kleine Welt für sich betrachtet, und derselbe wiederum im organischen Zusammenhang mit der übrigen Natur aufgefaßt, sind die beiden Hauptseiten, denen die anthropologische Betrachtung sich zuwendet. Anatomie, Physiologie, Psychologie und vergleichende Naturgeschichte reichen ihr das Material, welches sie wissenschaftlich zu verarbeiten hat.

Die *geschichtliche Entwickelung* der A. als Wissenschaft hielt gleichen Schritt mit dem allgemeinen Entwickelungsgang der Kultur. Die alten Inder, Aegypter und Perser brachten es ebensowenig, wie die alten Chinesen zu einer wirklichen Menschenkenntnis. Zuerst die Griechen erhoben sich zu der Erkenntnis, daß die Seele das Princip der Bewegung für den Leib und das Wahrnehmende sei; sie stellten auch zuerst wirkliche anatomische und physiologische Forschungen an. Ihre Aerzte, wie Hippokrates, ihre Philosophen, wie Heraklit, Anaxagoras, Empedokles, Demokrit und Pythagoras, vor allem aber Sokrates, Platon und Aristoteles gingen näher ein auf die Beziehungen zwischen Körper und Seele; Aristoteles schuf unstreitig die vollständigste A. des Alterthums durch klare Darlegung der von ihm in der Natur des Menschen gut beobachteten Erscheinungen. Auch die Alexandrinische Schule (Herophilos und Erasistratos) pflegte vor allem die Anatomie und Physiologie des Menschen. Auf die griechische A. stützten dann römische Autoren, wie der Arzt Galen, ihre Anschauungen. Von den Schriftstellern des Neuen Testaments hat Paulus den ethischen Proceß im Menschenleben am tiefsten erfaßt. Während des Mittelalters verfiel die A. unter der Mitwirkung einer neuen philosophischen Richtung, des Neuplatonismus, einer Mischung von platonischen Ideen und Mysticismus; im Gefolge dieser Verirrung trat die Astrologie, die Mantik, die Traumdeuterei, die Chiromantik an die Stelle einer gesunden A. Erst Arnoldus de Villanova (1300—1363) hielt wiederum den empirischen Weg für den allein richtigen zum Studium der A.; er nahm die erste öffentliche Zergliederung zweier weiblichen Leichen zu Bologna vor. Die Naturphilosophen des Reformationszeitalters, welche gegen den Formalismus des Mittelalters ankämpften, förderten die A. nur wenig; Paracelsus (gest. 1541) lehrte eine theosophische Physiologie, und van Helmont (gest. 1644) hielt den an die Materie gebundenen »Archäus« (womit man das allwaltende Ur- und Lebensprincip bezeichnete) für die letzte Ursache der sensitiven Lebenserscheinungen. Mit der Reformation der Naturwissenschaften, welche der Erfahrung zu ihrem Rechte verhalf, namentlich mit Baco von Verulam (gest. 1626) kam ein neuer Geist in die A.; er stellte die Aufgaben der Psychologie fest, und mehrere andere englische Psychologen (Hobbes, Locke, Shaftesbury, Berkeley, Dav. Hume) forschten dem menschlichen

Seelenleben auf verschiedenen Wegen genauer nach. An Locke, der den Geist zu einem bloßen Spiegel der Außenwelt gemacht hatte, knüpften die französischen Philosophen des 18. Jahrh., Condillac, Helvetius, Diderot, La Mettrie, an und gelangten in ihren Konsequenzen schließlich zu einem Materialismus, für den der Mensch nichts als eine Maschine ist: »Die Seele ist ein Theil des Körpers, nämlich das Gehirn, welches Denkmuskeln hat, sowie die Beine mit Gehmuskeln versehen sind« (La Mettrie). Dem gegenüber stellte sich der Idealismus, welcher lehrte, daß die Vernunft des Menschen ihre Vorstellungen unmittelbar aus dem Geiste selbst schöpfe. Cartesius, Spinoza, Leibniz und Christ. Wolff sind die Hauptvertreter dieser metaphysischen Betrachtung der A. Die günstigste Wendung erhielt ohne Frage die A. unter dem Einfluß der anatomischen und physiologischen Forschungen, die namentlich mit Harvey, dem Entdecker des Blutumlaufs (gest. 1658), begannen. Diese »somatische« Richtung kam jedoch erst in neuerer Zeit mit Alb. v. Haller zum Durchbruch, welcher vorzugsweise den Werth des Experiments für Erforschung der Lebensverrichtungen im menschlichen Körper hervorhob. Zwar lenkte die Lehre von der »Lebenskraft«, der Vitalismus der Franzosen, noch immer vom rechten Wege in der Auffassung aller Lebenserscheinungen ab; allein die deutschen Physiologen (v. Loder, K. F. Wolf, v. Sömmerring, Blumenbach, Treviranus, Burdach, J. F. Meckel, Joh. Müller) gingen als Bahnbrecher vorwärts. Besondere Verdienste erwarb sich auch der Holländer P. Camper durch seine vergleichenden Untersuchungen über die Formen des menschlichen Antlitzes, wenn auch der »Camper'sche Gesichtswinkel« für die A. heutigen Tages keine allgemeine Bedeutung mehr hat. Den ersten Versuch zur Begründung einer systematischen Rassenlehre machte Cuvier durch Eintheilung des Menschengeschlechts in drei Hauptstämme mit ihren Unterordnungen. Als Schöpfer der neuern Nervenphysiologie ist Ch. Bell zu betrachten, insofern er die Funktionen einzelner Nerven und ihren anatomischen Zusammenhang mit Hirn und Rückenmark als Centralorganen für Empfindung und Bewegung nachwies. Die anthropologische Charakteristik und Didaktik suchte Kant in seiner »Pragmatischen A.« zu fördern, die freilich noch an Einseitigkeit litt, doch zu gründlichen Untersuchungen durch seine Schüler Fries, Fichte u. a. Veranlassung gab. Die Naturphilosophen Schelling, Oken, G. H. Schubert, K. G. Carus und Fechner faßten den Menschen als ein Glied in dem großen Gottorganismus der Welt auf. Seine höchste, die A. auf schlimme Abwege führende Steigerung erhielt der Dynamismus der Naturphilosophie in der Lehre vom thierischen Magnetismus durch Mesmer, dem sich Kieser, Just. Kerner u. a. anschlossen. Nachdem aber die Irrenärzte (Pinel, Esquirol u. a.) sich mehr und mehr gewöhnt hatten, in physischen Zuständen, insbesondere in Erkrankungen des Gehirns die Ursachen der Geisteskrankheiten zu suchen, begannen auch mit Herbart, Beneke, Lotze u. a. die Philosophen, die Psychologie naturwissenschaftlich aufzufassen; man studirte dann auch die Sittenzustände der Völker vergleichend und in ihrer psychologischen Entwickelung. Viel Material für die Sittengeschichte der Völker hatten schon Klemm, Prichard u. a. zusammengetragen; allmählich entfaltete sich für die A. epochemachend unter den Händen eines Th. Waitz, Bastian, Edw. B. Tylor u. a. eine »Völkerpsychologie«, für deren Ausbildung Lazarus und Steinthal in einer besondern Zeitschrift (Berlin, seit 1859) wirken. Hiermit begann die Anwendung der vergleichenden Methode auf Religion und Mythologie, Gebräuche und Sitten als Erkenntnisquellen für die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Auch der vergleichenden Sprachforschung verdankt die A. seit Wilh. v. Humboldts bahnbrechenden Arbeiten durch Bopp, M. Müller, Schleicher, Steinthal u. a. wichtige Bereicherungen, nicht minder den neuen wissenschaftlichen Forschungen auf dem Gebiet der Volkssage durch A. Kuhn, F. Liebrecht u. a. Nach anderer Richtung hin ging A. Quetelet vor, indem er die Entwickelung der Fähigkeiten des Menschen auf statistischem Wege erörterte und hiermit eine Physik oder Naturgeschichte der menschlichen Gesellschaft durch die numerische Methode zu schaffen suchte.

In neuster Zeit haben die Entdeckungen, welche die Anatomen auf dem Gebiete der Gewebelehre (Bichat, Wagner, Weber, Schwann, Virchow), sowie auf dem Felde der Entwickelungsgeschichte oder Embryologie (K. E. v. Baer, Kölliker, Rathke, His) machten, die Naturgeschichte des Menschenkörpers ungemein gefördert, und die jetzige Experimentalphysiologie (Cl. Bernard, Du Bois-Reymond, Ludwig, Helmholtz) sucht in der Thätigkeit des Menschenleibes mehr und mehr das mechanische Element zu erforschen. Die frühern Irrthümer und willkürlichen Erfindungen der Phrenologie oder Kranioskopie (F. Gall, J. K. Spurzheim u. a.) wurden durch eine bessere Erkenntnis des Gehirns, seines Baues (Huschke, Gratiolet, Meynert), seiner Funktion (Flourens, Brown-Séquard, R. Wagner) und seines Gewichts (Weisbach), sowie durch eine kraniologisch-statistische Vergleichung der Schädelgestaltung (Retzius, Morton, Meigs, Welker, Aeby, v. d. Hoeven, Ecker, Lucae, Virchow) beseitigt, wenn es auch bisher noch nicht gelang, ein festes System für die Menschenrassen, je nach dem Typus der Schädelform, zu finden. Die Eintheilung nach Retzius in Langschädel (Dolichocephalen), Kurzschädel (Brachycephalen), Senkrechtzahnige (Orthognathe) und Geneigtzahnige (Prognathe) ist zwar bequem, aber immerhin einseitig (s. Mensch). Dann wurde die Frage über die Aehnlichkeit des anatomischen Baus im Affen- und Menschengehirn, welche Owen gegen Huxley leugnete, zu Gunsten des letztern entschieden; auch wurde die überraschende Aehnlichkeit des ganzen Affen- und Menschenskeletts konstatirt. Im Hinblick jedoch auf die frühere Unvollkommenheit der Studien über das Skelett und besonders über den Schädel des Menschen vereinigten sich September 1861 mehrere Anthropologen auf Anregung v. Baers und R. Wagners in Göttingen, um zunächst ein einheitliches System für die Messungen der Körpergestalt des Menschen anzubahnen. Auf diesem Wege wird denn die A. nach und nach zur Lösung der Aufgabe gelangen, nach richtigen Gesichtspunkten unter Berücksichtigung aller sinnlichen Merkmale die Menschheit in größere Gruppen, d. h. Rassen, einzutheilen (s. Menschenrassen); man wird nicht mehr, wie früher (Linné, Blumenbach, Duméril, Cuvier, Virey, Lesson, Pickering), für die Bezeichnung des Rassentypus das meiste Gewicht auf die Hautfarbe und das Haar legen.

Während sich nun die A. zunächst mit der Aufsuchung der Kennzeichen für die systematische Ordnung

der Rassen beschäftigt, hat ein wichtiger Zweig der A., die **Ethnographie**, die Aufgabe, eine Schilderung des Menschen nach Völkern zu liefern. Dann aber muß die A. auch den Zusammenhang aufsuchen, in welchem die Völker des Alterthums mit den jetzt lebenden Nationen stehen (**historische A.**); und indem sie weiterhin die Stellung des Menschen in der Natur und sein früheres Auftreten auf der Erde erforscht, sucht sie im Verein mit der Alterthumskunde nach den Spuren längst untergegangener Geschlechter (**vorhistorische oder archäologische A.**). Hierbei wurde die Aufmerksamkeit der Anthropologen durch zahlreiche Entdeckungen mehr und mehr auf die Urgeschichte der Menschheit hingeleitet. Die Funde in alten Gräbern, Torfmooren ꝛc. veranlaßten die skandinavischen Archäologen Thomsen, Worsaae, Nilsson und Lisch in Rostock zu der Annahme, daß in Europa je nach dem Material, dessen sich der Mensch zu seinen Werkzeugen bedient hat, eine Stein-, eine Bronze- und eine Eisenperiode auf einander gefolgt seien (s. **Kulturgeschichte**). Diese Eintheilung in drei Kulturperioden fand theils Unterstützung, theils Modifikationen durch andere Entdeckungen, wie die der Pfahlbauten durch Keller, Desor, Lisch, der Crannoges in Irland, der Kjökkenmöddings in Dänemark ꝛc. Noch ältere Zeugnisse vom Vorhandensein des Menschen in einer sehr frühen geologischen Periode der Erde wurden durch Skelettheile und rohe Instrumente beigebracht, welche theils in aufgeschwemmtem Erdreich, theils in Höhlen in Frankreich Boucher de Perthes, Lartet, Quatrefages u. a., in Belgien Schmerling, Spring, d'Omalius, Dupont u. a., in Deutschland Fuhlrott, Schaaffhausen, Fraas u. a. fanden und als vollgültigen Beweis dafür betrachten, daß der Mensch auf mitteleuropäischem Boden während der sogen. Eiszeit gleichzeitig sowohl mit dem Renthier wie mit dem Mammuth gewohnt habe. Ein bei Guignon gefundener Kinnbacken, die Schädel von Engis, Brüx, aus dem Neanderthal ꝛc. machten in dieser Beziehung Epoche. Während schon mit diesen Entdeckungen die biblische Schöpfungslehre kaum in Einklang zu bringen war, wie namentlich K. Vogt in seinen populären Vorträgen hervorhob, wurde auch weiterhin die mosaische Entstehungsgeschichte des Menschen durch Darwins Lehre, daß der Mensch infolge der Artenumbildung durch geschlechtliche »Zuchtwahl« von einem Thiere abstamme, für eine Fabel erklärt. Hatte schon früher die Frage, ob der Mensch von Einem oder mehreren Paaren abstamme, zu lebhaftem Streit Veranlassung gegeben, so erregte Darwins Hypothese, welcher Häckel und viele andere deutsche Anthropologen zustimmten, einen hitzigen Kampf. Jedenfalls ist es Darwins Verdienst, hiermit eine die A. fördernde Anregung gegeben zu haben, wie er auch durch seine Studien über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen die Physiognomik Lavaters und die »Symbolik der menschlichen Gestalt« von Carus weit überholt hat. Besonders fördernd für die A. waren die während der letzten Jahre in Paris (1867), Kopenhagen, Bologna und Brüssel (1872) abgehaltenen internationalen **Kongresse** der Anthropologen, wie nicht minder die Thätigkeit verschiedener Vereine, so des »Anthropological Institute of Great Britain« in England, der »Société d'Anthropologie« zu Paris, der »Gesellschaft für A., Ethnologie und Urgeschichte« (seit 1870) in Deutschland, des »Anthropological Institute« zu New York.

Unter den ältern anthropologischen Werken ist besonders Kants »A. in pragmatischer Hinsicht« (einzeln zuletzt herausgeg. von v. Kirchmann, mit Erläuterungen, Berl. 1869) und dessen »Menschenkunde oder philosophische A.« hervorzuheben. Unter den neueren verdienen Erwähnung: **Fries**, Handbuch der A. (Leipz. 1822, 2. Aufl. 1837—39, 2 Bde.); **Heinroth**, Lehrbuch der A. (das. 1822, 2. Aufl. 1831); **H. B. v. Weber**, Handbuch der psych. A. ꝛc. (Tüb. 1829); **Heusinger**, Grundriß der physischen und psychischen A. (Eisenach 1830); **G. E. Schulze**, Psychische A. (3. Aufl., Gött. 1826); **Choulant**, A. oder Lehre von der Natur des Menschen für Nichtärzte (Dresd. 1828, 2. Bde.); **Burdach**, A. für das gebildete Publikum (2. Aufl., Stuttg. 1846—47); **Lotze**, Medicinische Psychologie (Leipz. 1852); **J. H. Fichte**, A. (2. Aufl., das. 1860); **K. Schmidt**, Die A. ꝛc. (Dresd. 1865, 2 Bde.); **Perty**, Die A. als Wissenschaft von dem körperlichen und geistigen Wesen des Menschen (Leipz. 1873, 2 Bde.). Außer diesen sind folgende Schriften hervorzuheben: **A. Quetelet**, Physique sociale ou Essai sur le développement des facultés de l'homme (2. Aufl., Par. 1869, 2 Bde.; deutsch von Riecke, Stuttg. 1838); **F. G. Klemm**, Allgemeine Kulturwissenschaft (Leipz. 1854, 2 Bde.); **Prichard**, Naturgeschichte des Menschengeschlechts (a. d. Engl. von R. Wagner, Leipz. 1840—45, 3 Bde.); **W. Lindenschmit**, Die Räthsel der Vorwelt (Mainz 1846); **Th. Waitz**, A. der Naturvölker (Leipz. 1859—73, 6 Bde.); **K. E. v. Baer** und **R. Wagner**, Bericht über die Zusammenkunft einiger Anthropologen in Göttingen (das. 1861); **Huxley**, Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur (a. d. Engl. von Carus, Braunschw. 1863); **K. Vogt**, Vorlesungen über den Menschen, seine Stellung in der Schöpfung ꝛc. (Gießen 1863, 2 Bde.); **Lyell**, Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde (a. d. Engl. von Büchner, 2. Aufl., Leipz. 1873); **Tylor**, Forschungen über die Urgeschichte der Menschheit (a. d. Engl. von Müller, Leipz. 1866); **Derselbe**, Die Anfänge der Kultur (deutsch von Spengel und Poske, das. 1873, 2 Bde.); **Nilsson**, Die Ureinwohner des skandinavischen Nordens; das Bronzealter (2. Aufl., Hamb. 1866); **Derselbe**, Das Steinalter ꝛc. (a. d. Schwed. von Mestorf, das. 1868); **Lubbock**, Die vorgeschichtliche Zeit (a. d. Engl. von Passow, Jena 1874, 2 Bde.); **Bastian**, Der Mensch in der Geschichte (Leipz. 1860, 3 Bde.), Das Beständige in den Menschenrassen ꝛc. (Berl. 1868), Beiträge zur vergleichenden Psychologie (das. 1868), Ethnologische Forschungen (Jena 1871), Geographische und ethnologische Bilder (das. 1873); **Häckel**, Natürliche Schöpfungsgeschichte (4. Aufl., Berl. 1872); **Rabenhausen**, Isis (2. Aufl., Hamb. 1872); **Ch. Darwin**, Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl (a. d. Engl. von Carus, Stuttg. 1871); **Peschel**, Völkerkunde (Leipz. 1874). Von Zeitschriften sind der A. speciell gewidmet: »Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland« (London), an welchem Lubbock, Crawfurd, Evans, Busk, Blake u. a. thätig sind; »Bulletin de la Société d'Anthropologie de Paris«, dem Quatrefages, Broca, Pruner-Bey u. a. ihre Kräfte widmen; **Gabr. de Mortillet**, Matériaux pour l'histoire positive et philosophique de l'homme (Paris); »Archivio per l'antropologia, e la etnologia« (redigirt von Mantegazza und Finzi (Florenz); »Archiv für A., Ethno-

logie und Urgeschichte«, von Ecker, Lindenschmit, Schaaffhausen u. a. herausgegeben (Braunschweig); »Zeitschrift für Ethnologie«, von Bastian und Hartmann (Berlin); »Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für A.«, von Frantzius redigirt (Braunschweig); »Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft« (Wien).

Anthropometrie (griech., »Menschenmessung«), Lehre von den Maßverhältnissen der Glieder des menschlichen Körpers.

Anthropomorphismus (griech.), die Vorstellung von etwas Uebermenschlichem unter menschlicher Gestalt. Der eleatische Philosoph Xenophanes fand diese Vorstellungsweise so naheliegend, daß, wenn Thiere überhaupt eine Vorstellung von etwas »Ueberthierischem« haben könnten, Löwen ihre Götter in Löwen-, Stiere die ihrigen in Stiergestalt denken würden. Da das einzige äußere und innere Wesen, welches der Mensch aus eigener Erfahrung besser als jedes andere kennt, sein eigenes, dieses aber zugleich infolge sehr natürlicher Eigenliebe in seinen Augen auf Erden wenigstens das vollkommenste ist, so ist es begreiflich, daß er das Vollkommenere, dessen Gedanken er faßt, nur unter der allerdings über das Maß seiner an sich erfahrenen Beschränktheit hinaus gesteigerten Form seiner selbst vorzustellen vermag. Statt zu lehren, der Mensch sei nach Gottes Ebenbilde geschaffen, wäre es daher richtiger (mit Schleiermacher) zu sagen: Der Mensch schaffe Gott (d. h. seine Vorstellung Gottes) nach dem seinigen. Je nach der verschiedenen Vorstellung, welche der Mensch von sich selbst hat, muß seine Vorstellung von Gott demnach verschieden ausfallen. Sieht er seine äußere Erscheinung (den Menschenleib) als zu seinem Wesen gehörig und davon unabtrennlich an, so wird er auch seinen Gott nicht ohne dieselbe, nur in erhöhter, sei es ins Kolossale und Ungeheuerliche vergrößerter (wie z. B. der Inder), sei es ins Harmonische verschönerter Form (wie z. B. der Hellene) zu denken im Stande sein. Sieht er dagegen sein Inneres, den geistigen und gemüthlichen Kern seiner Natur für das Wesen, seinen menschlich gestalteten Leib nur als dessen zufällige Hülle an, so wird er Gott ohne die letztere als körperlosen quantitativ und qualitativ weit über die Grenze des Menschthums hinaus gesteigerten, aber nichtsdestoweniger dem eigenen Geiste des Menschen ähnlichen Geist vorstellen. Ersteres kann man den gröbern, weil das Uebersinnliche in sinnlicher Gestalt anschauenden, dieses muß man, obgleich einen verfeinerten, doch, weil das Unendliche nach dem Vorgange des Endlichen vorgestellt wird, immer noch A. heißen. Des erstgenannten kann die Kunst, welche das Göttliche zu versinnlichen, des letztern auch die Religion sich nicht entschlagen, welche das Bild des reinen Gottesgeistes von allen Schlacken der Sinnlichkeit zu reinigen sich bemüht. Soll zwischen dem Menschen und seinem Gott ein wirkliches Verhältnis, sei es der Furcht (vor dem Richter) oder der Hoffnung (auf den Vater) stattfinden, so muß zwischen beiden, alles Abstandes zwischen dem Endlichen und Unendlichen ungeachtet, eine gewisse Verwandtschaft vorhanden sein. Ein Gott, welcher weder (wie die Götter der Griechen) nach seiner äußern Erscheinung, noch (wie der Gott der Juden und der Christen) nach seinem gemüthlichen und geistigen Sein etwas Menschenähnliches besäße, bliebe dem Menschen völlig fremd und unverständlich. Daher finden sich nicht nur in allen der Stufe der Sinnlichkeit nahestehenden Religionen menschlich gestaltete Götter, sondern auch in den in der Vergeistigung der Gottesidee am weitesten fortgeschrittenen kommen Ausdrücke vor, welche bald der Gottheit Affekte, Leidenschaften (sogar unsittliche: Zorn, Rachsucht) beilegen, wie sie dem Menschen eigen (s. Anthropopathismus), bald auf Verhältnisse hinweisen, wie sie nur bei Menschen möglich sind, z. B. Vaterschaft, Kindschaft Gottes, Sohn, Mutter Gottes ꝛc.

Anthropopathismus (griech.), diejenige Art des Anthropomorphismus (s. d.), welche dem Uebermenschlichen Affekte (griech. páthos), Gefühle und sogar Leidenschaften beilegt, wie sie nur dem Menschen eigen sind. Obwohl nun derselbe an sich ebenso erklärlich ist, wie jeder andere Versuch des Menschen, das Göttliche mittels der vollkommensten ihm bekannten Wesensnatur, seiner eigenen, sich vorstellig zu machen, so findet doch hier insofern eine Beschränkung statt, als unter den menschlichen Affekten sich auch unsittliche (z. B. Zorn, Rach- und Eifersucht u. a.) befinden, die mit einer gereinigten Auffassung der Gottesidee im Widerspruch stehen würden. Dagegen steht nichts im Wege, dergleichen mit über dem Menschen stehenden Wesen unverträgliche Gemüthseigenschaften auf unter demselben stehende, z. B. auf die Thiere zu übertragen und denselben, ohne ihre äußere Gestalt aufzuheben, Fühlen und Sprache des Menschen beizulegen, wie es im Thierepos (»Reineke Fuchs«) und in der Thierfabel (des Aesop) geschieht.

Anthropophagie (griech., »Menschenfresserei«, auch Kannibalismus, abgeleitet von dem menschenfressenden Stamm der Kariben), die das natürliche Gefühl empörende Sitte mancher wilden Völker (nicht immer der rohesten), das Fleisch ihrer Nebenmenschen zu verzehren, wobei die verschiedenartigsten Beweggründe: Mangel anderer Fleischnahrung, Haß, Rachsucht, Aberglaube ꝛc. mitwirkend sind. Die Oger und Menschenfresser (Anthropophagen) unserer Märchen können noch als ein dumpfer Nachklang der vorhistor. A. betrachtet werden, welche von der Archäologie unzweifelhaft durch die Knochenfunde in verschiedenen Höhlen Italiens Belgiens, Frankreichs nachgewiesen wurden. Spring hat gezeigt, daß sämmtliche menschlichen markhaltigen Knochen der Höhle von Chauvaux bei Namur künstlich geöffnet waren. Auch die ältesten Urkunden erwähnen der Menschenfresser, die in der Bibel, der Odyssee (Polyphem) ꝛc. eine Rolle spielen. Die alten Griechen beschuldigten die Inder, Skythen und verschiedene äthiopische Völker der A. Der heil. Hieronymus (4. Jahrh.) schildert ein kannibalisches Volk in Gallien. Gegenwärtig ist die zeitweilig und ohne jeglichen Grund überhaupt abgeleugnete A. noch in Afrika, Asien, Amerika, Australien und auf den Südseeinseln im Schwange, wenn sie auch in geschichtlicher Zeit bei manchen Völkern schon verschwunden ist. In Asien sind die malayischen Batta auf der Insel Sumatra das einzige nachweisbare anthropophage Volk, dessen Kannibalismus bereits Marco Polo erwähnt. Sie sind ein sehr intelligenter Stamm, der eine eigene Literatur besitzt. Die A. ist bei ihnen durch das Gesetz sanktionirt und findet gewissen Verbrechen gegenüber statt. In Afrika erscheint dagegen die A., wenigstens an der Westküste von Sierra Leone bis zum Nigerdelta, als die scheuslichste Barbarei, als reiner Ausfluß thierischen Wesens, da dort das Fleisch der Menschen (von Gefangenen, Sklaven) gleich jedem andern

Fleisch verzehrt wird, namentlich in Kalabar, wie aus Hutchinsons Schilderungen hervorgeht. Unzweifelhaft sind auch, wie wir durch Du Chaillu u. a. wissen, die Fan oder Pahuin, ein aus dem Innern gekommenes Volk, Menschenfresser. Im Zusammenhang mit ihnen scheinen die Manjuema zu stehen, die Livingstone 1870 zuerst besuchte und (die Männer wenigstens) als Erzkannibalen schildert. Nördlich von ihnen, im äquatorialen Innerafrika, wohnen die Monbuttu und Niam-Niam, über deren im großartigen Maßstabe betriebene Menschenfresserei haarsträubende Einzelheiten durch G. Schweinfurth berichtet werden. Aus Südafrika wissen wir durch John Beddoe u. a., daß unter dem Kaffernstamm der Basuto wenigstens zeitweilig A. herrschte. In Amerika fanden die ersten Entdecker auf den Antillen das verhältnismäßig civilisirte, aber menschenfressende, heute dort ausgestorbene Volk der Kariben; die alten Azteken in Mejiko brachten Menschenopfer dar und verzehrten bei festlichen Gelegenheiten Menschenfleisch. Dasselbe wissen wir von den hochgebildeten Inka-Peruanern, und im N. waren verschiedene Indianerstämme, vor allem Irokesen und Algonkiner, unzweifelhaft Anthropophagen. Gelegentlich kommt noch jetzt bei einigen Stämmen der Odschibwä die A. vor. Weit verbreitet war die A. bei allen Tupivölkern in Südamerika, wo Rache das Motiv war, und noch jetzt herrscht sie ganz entschieden bei einzelnen wilden Stämmen im Gebiet des Amazonenstroms, den Kaschibo am Pachitea, den Miranha und Mesanya am Japure und Amazonas. Alle Reisenden stimmen überein, daß die Schwarzen des australischen Kontinents noch Kannibalen sind, und daß unter den Südseeinsulanern sowohl Melanesier wie Polynesier der A. huldigen. Sie ist verbreitet über einen Theil Neuguinea's, die Luisiaden, besonders stark auf Neukaledonien und den Fidschiinseln, wo noch 1867 der Missionär Baker vom Navosastamme verzehrt wurde. Die A. der Maori auf Neuseeland war sprichwörtlich geworden, sie war dort, nach v. Hochstetters Erklärung, erst aufgekommen, als die Moas, die großen Riesenvögel, auf der säugethierlosen Insel verschwunden waren und andere Fleischnahrung dem Volke sich nicht darbot. Der letzte Fall wurde 1843 beobachtet. Von den Marquesas- und Samoainseln sind gleichfalls kannibalische Gewohnheiten der dortigen Polynesier bekannt geworden. Einzelne A. fanden sich allezeit auch in civilisirten Staaten: es sind Menschenfleischfresser aus unbezwinglichem, krankhaftem, oft erblichem Gelüste. Das mehr oder minder starke Eintreten eines solchen ist nicht selten bei schwangern Weibern der Fall. Bisweilen führt auch Wuth oder Verzweiflung zur Menschenfresserei. Das schrecklichste Beispiel einer fast allgemeinen A. gab Aegypten bei der großen Hungersnoth 1200 und 1201, wo viele tausend Menschen von ihren Mitbrüdern geschlachtet und gegessen wurden; die Gewohnheit machte die bestialische Fresserei zuletzt zur Liebhaberei, der nur durch die härtesten Strafen Einhalt gethan werden konnte. Der letzte unzweifelhaft dokumentirte Fall, daß in Deutschland jemand aus Geschmack für Menschenfleisch wiederholt mordete, ist ein Hirt in Berka bei Weimar um 1770. Vgl. Schaaffhausen, Ueber A. (im »Archiv für Anthropologie«) und R. Andree, Gegenwärtige Verbreitung der A. (mit Karte, in den »Ergänzungsblättern«, Bd. 7, Hildburgh. 1871).

Anthropophobie (griech.), Menschenscheu, -furcht.

Anthropopithēkologie (griech.), »die Lehre vom Affenmenschen«, die Affenmenschtheorie oder die Lehre, daß der Mensch vom Affen abstamme.

Anthropos (griech.), Mensch.

Anthropotheismus (griech.), »Menschenvergötterung«, die Lehre von der Identität des Göttlichen und Menschlichen.

Anthropotheologie (griech.), die Erkenntnis Gottes aus der Betrachtung des Menschen.

Anthropothysie (griech.), Menschenopfer.

Anthropotomie (griech.), Anatomie des menschlichen Körpers.

Anthūrium *Schott*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, Gewächse der tropischen Gegenden, welche sich durch schöne, dunkelgrüne oder bunte, lederartige, einfache, finger- oder fußförmig getheilte Blätter auszeichnen und zum Theil als Epiphyten an Baumstämmen leben, zum Theil aber auch Sträucher sind, deren mit Luftwurzeln versehene Zweige hoch an Bäumen hinanklettern. Man kultivirt in unsern Gewächshäusern viele Arten, von denen manche als dauerhafte Zimmerpflanzen zu empfehlen sind. A. Scherzerianum aus Mejiko ist auch als prachtvolle Blütenpflanze beachtenswerth. (S. Tafel II »Blattpflanzen«.)

Anthus, Vogelgattung, s. Pieper.

Anthydropikum (griech.), Mittel gegen Wassersucht; anthydropisch, gegen Wassersucht dienend.

Anthyllis *L.* (Wundklee, Wundblume, Tannenklee), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, ausdauernde Kräuter oder Kleinsträucher mit gefiederten Blättern, Blüten in gipfelständigen Köpfchen und mit bauchigem, bleibendem Kelche, im mittlern und südlichen Europa, in Westasien und Nordafrika. In Deutschland heimisch ist A. vulneraria *L.*, mit ungleich gefiederten Blättern, an denen das Endblättchen viel größer als die übrigen ist, meist einfachen Wurzelblättern und gelben kugelrunden Blumenköpfen, die meist paarig an der Spitze der unten liegenden, oben emporgerichteten 10—30 Centim. hohen Stengel stehen. Diese Pflanze blüht vom Mai bis August auf trocknen Hügeln und Grasplätzen, gibt ein gutes Viehfutter ab und stand früher als Wundmittel in Ansehen. Auf leichtem Boden erntete man in der Blüte von ¼ Hektar 190 Ctr. = 29 Ctr. Heu, welches 13,8 Proc. stickstoffhaltige, 35 Proc. stickstofffreie Nährstoffe, 2,5 Proc. Fett, 25,5 Proc. Holzfaser enthielt. Diese Zusammensetzung stimmt im wesentlichen mit der des blühenden Rothklees überein, während vor der Blüte geschnittener Rothklee etwas günstigere Verhältnisse darbietet und Wundklee in voller Blüte sehr schnell verholzt. Mehrere andere Arten werden als Zierpflanzen kultivirt.

Anthysterikum (griech.), Mittel gegen Hysterie; anthysterisch, gegen Hysterie dienend.

Anti, 1) griech. Präposition, s. v. w. das deutsche gegen, kommt in zahlreichen Zusammensetzungen vor, so in medicinischen Benennungen von Arzneien, welche gewissen Krankheiten entgegenwirken, z. B. Antiepileptica, d. i. Mittel gegen Epilepsie; in theologischen, philosophischen und politischen Ausdrücken, welche eine einer andern gegenüberstehende Partei, Lehre oder Meinung bezeichnen, z. B. Antitrinitarier, Antipapisten, Antimachiavell, Gegner von Machiavell; in grammatischen und rhetorischen Bezeichnungen für Formen, welche im umgekehrten Verhältnis zu andern stehen, z. B. Antiphrasis,

Antiptosis (Vertauschung der Fälle gegen einander in der Abwandlung, wie die antiken Philologen sie annahmen) 2c.; in geographischen Namen zur Bezeichnung des Gegenübergelegenseins, z. B. Antiparos, Antilibanon. — 2) In lateinischen (romanischen) Wörtern s. v. w. vor, z. B. Anticipation (Vorausnahme), Antichambre (Vorzimmer).

Antiabolitionist, überhaupt Gegner der Abschaffung (Abolition) eines Instituts; insbesondere Gegner der Abschaffung der Negersklaverei in der nordamerikanischen Union. Vgl. Abolitionisten und Vereinigte Staaten von Nordamerika.

Antiāris *Lechenault* (Antiar, Giftbaum), Pflanzengattung aus der Familie der Artokarpeen, auf den ostindischen Inseln einheimische Bäume, von denen namentlich A. toxicaria *Lech.* gefürchtet ist. Dieser 19—25 Meter hohe, schlanke, astlose und nur oben eine zierliche, halbkugelige Krone tragende Baum, mit eiförmig länglichen, scharf anzufühlenden Blättern und einzeln stehenden Blütenstielen, ist die Mutterpflanze des berüchtigten Pfeilgiftes Upas-Antiar oder Pohon-Upas. Der Milchsaft des Baums, aus welchem es bereitet wird, enthält Antiarin. A. saccidora *Lindl.* (Sackbaum), in Ostindien, liefert im Bast ein zu Flechtwerk geeignetes Material.

Antibacchīus (Palimbacchius, griech.), umgekehrter Bacchius, ein dreisilbiger, aus zwei langen und einer kurzen Silbe (— — ◡) bestehender Versfuß; z. B. saltare, Hausmutter.

Antibárbarus (griech.), Gegner der Roheit; Titel von Büchern zu Bekämpfung von Barbarismen (s. d.).

Antibes (spr. angtibb), befestigte Hafenstadt im franz. Departement Seealpen, am Mittelmeer und an der Küsteneisenbahn, südwestlich von Nizza, hat eine hydrographische Schule, eine Schiffswerfte und (1866) 6068 Einw., welche Fischerei und ansehnlichen Handel mit Töpferwaaren, Parfümerien, Tabak, Südfrüchten, Holz 2c. treiben. Der Hafen, von ähnlicher Form wie die Naumachien der Alten, wird durch einen 470 Meter langen von Vauban erbauten Molo geschützt, kann aber nur kleinere Schiffe aufnehmen. A. ist das alte Antipolis, eine Kolonie von Massilia, und enthält noch zahlreiche Alterthümer, darunter 2 römische Thürme (neben der Kirche), einen noch ziemlich erhaltenen Aquädukt, Reste eines Amphitheaters 2c. Auf dem Vorgebirge La Garoupe (mit Leuchtthurm) findet sich in einem Kalkhügel ein Lager von Knochenbreccie, besonders Zähne großer Wiederkäuer, welche Bronn beschrieben hat. Im Jahr 1747 litt A. sehr durch das Bombardement der Alliirten unter Browne; in der Neuzeit ward es bekannt durch Napoleon I., der in dem nahegelegenen Golf von Juan bei Cannes mit 800 Mann von Elba 1. März 1815 landete und von hier aus seinen Siegeszug begann.

Antīca expulsum postīca recipĕre, lat. Sprichwort: »durch die Hinterthür einlassen, was man an der Vorderthür zurückgewiesen hat«, von bestechlichen Menschen, welche Geschenke heimlich annehmen, nachdem sie dieselben öffentlich abgelehnt haben.

Antichambre (franz., spr. angtischángbr, Vorzimmer), in vornehmen Häusern das Vorzimmer, wo diejenigen zu verweilen pflegen, welche sich von der Dienerschaft bei der Herrschaft anmelden lassen; dann in fürstlichen Palästen der gewöhnlich aus mehreren Zimmern bestehende Raum, wo sich eine geladene Gesellschaft vor ihrem Eintreten in die innern Gemächer zu versammeln pflegt. Daher Antichambriren, im Vorzimmer den Dienst haben; dann das Vorzimmer besuchen in der Absicht, sich unterthänig zu zeigen, oder im Vorzimmer auf Zulassung bei einem Großen harren, mit dem Nebenbegriff des Kriechens und Erschleichens seiner Gunst oder Gnade.

Antichlor, jedes Mittel, welches zu Entfernung des einem Stoffe anhaftenden Chlors, insbesondere des nach dem Bleichen des Papiers von diesem zurückgehaltenen freien Chlors dient. Man benutzt jetzt allgemein unterschwefligsaures Natron, welches mit Chlor schwefelsaures Natron und Chlorwasserstoffsäure bildet, die leicht ausgewaschen werden kann. Außerdem sind empfohlen worden schwefligsaures Natron, Schwefelcalcium, Zinnchlorür, Leuchtgas 2c.

Antichretischer Vertrag (Antichresis, pactum antichreticum), eine besondere Art des Pfandkontrakts, wobei der Schuldner seinem Gläubiger die Benutzung des hingegebenen Faustpfandes anstatt der Zinszahlung zugesteht.

Antichrist (griech., »Widerchrist«), bei Luther Endechrist, der vom Satan gesendete gewaltige Gegner des Christenthums, welcher kurz vor der Wiedererscheinung Christi die gesammte Macht des Bösen in der Welt zum letzten Kampfe gegen die christliche Kirche vereinigen, aber schließlich durch Christus überwunden werden wird. Die Erwartung einer solchen Persönlichkeit, eines Menschen der Sünde, in welchem das ganze dem Christenthum feindlich entgegengesetzte Streben seinen Abschluß finden werde, der den letzten entscheidenden Kampf gegen das Christenthum beginnen und nach dessen Besiegung durch den wiedererscheinenden Christus das Reich Gottes sich verwirklichen werde, findet sich in mehreren Stellen des Neuen Testaments (Matth. 24, 5, 23, 24; 2. Theff. 2, 3 f.), namentlich der Offenbarung Johannis (Kap. 17) angedeutet oder ausgesprochen und spielte dann besonders in den Phantasien vom Tausendjährigen Reich (s. Chiliasmus) eine bedeutende Rolle. Die Vorstellung vom A. findet ihre Anknüpfungspunkte schon im Judenthum. Wie nämlich dieses vor dem Erscheinen des Messias eine furchtbare Zerrüttung aller sittlichen Verhältnisse (Geburtswehen des Messias) erwartete, so das Urchristenthum vor der gehofften Wiedererscheinung Christi; und wie das Buch Daniel den Antiochos Epiphanes als den Gottesfeind schildert, um durch die Aussicht auf seinen gewissen Untergang über die Drangsale der Gegenwart hinwegzuheben, so erscheint in der Offenbarung Johannis Nero unter dem Bilde des Antichrists. Jede Zeit, in der der christliche Glaube sich durch eine mächtige Zeitrichtung bedroht sah, erblickte in dem jedesmaligen Repräsentanten derselben den A., so z. B. Wiclef, die Hussiten und Reformatoren im Papst. Ja der Gedanke, daß der Papst der A. sei, ging durch die Schmalkaldischen Artikel selbst in den symbolischen Lehrbegriff der Lutheraner über. In der griechisch-morgenländischen Kirche wurde besonders seit dem 16. Jahrh. die türkische Herrschaft oder auch Mohammed nach dem Vorgang des Papstes Innocenz III. (1213) als A. bezeichnet. In den Zeiten friedlicher Entwickelung der Kirche scheint der Glaube an den A. zurückgetreten und verschwunden oder höchstens nur in den dogmatischen Systemen einzelner Theologen festgehalten worden zu sein, aber er erwachte immer von neuem im

Volksbewußtsein, sobald ein religiöser Kampf die Gemüther bewegte; wie denn die erschreckte Orthodoxie 1805 mit Napoleon I. und 1848 mit den Revolutionsmännern die Zeit des Antichrists anbrechen zu sehen meinte und diese Richtung gegenwärtig die Meinung hegt, »daß die letzte Gestalt des Antichristianismus wohl aus einer Koalition des vollendeten Absolutismus und des vollendeten Radikalismus hervorgehen möchte«, und die Gefährdung des Papstthums im katholischen Volke wieder die Meinung belebt hat, die Zeit des Antichrists sei nahe. Auch das spätere Judenthum erwartete einen A. als Gegenmessias, der unter dem Namen Armillus (d. i. Volksverderber) als entsetzlicher Riese von Rom ausgehen, sich für den Messias oder Gott selbst ausgeben und großen Anhang finden, den ersten Messias, den Sohn Josephs, überwinden und tödten, aber von dem zweiten Messias, dem Sohne Davids, überwunden und getödtet werden, worauf das Reich der Christen untergehen und das Messiasreich seinen Anfang nehmen werde. Auch die Mohammedaner haben die Vorstellung von einem Antichristen, dem Dadschdschal, von den Christen entlehnt.

Antichthonen (griech.), Gegenfüßler; s. Antipoden.

Anticipation (lat., »Vorausergreifung, Vorausnahme«), ein in verschiedenen Beziehungen angewendeter Ausdruck. In der Staatswirtschaft versteht man unter A. das frühere Erheben öffentlicher, nach den bestehenden Finanzgesetzen und Verwaltungsregeln noch nicht fälliger Steuern und Abgaben, eine der mißlichsten Finanzoperationen, weil sie der Verwaltung das ihr später zur Befriedigung der öffentlichen Bedürfnisse nothwendige und darauf berechnete Geld im voraus entzieht, folglich Regellosigkeit und Verwirrung in den Staatshaushalt bringt, ohne dauernde Hülfe zu gewähren, und für die Staatsangehörigen drückend ist. In der Rechtswissenschaft bezeichnet A. eine Handlung, die früher, als der ordnungsmäßige, gesetzlich vorgeschriebene Rechtsgang es erlaubt, vorgenommen wird. Sie ist immer wirkungslos, oft geradezu verboten und in vielen Fällen selbst straffällig; so z. B. der Antritt einer Erbschaft vor Eröffnung oder Anerkennung des Testaments; außerehelicher Beischlaf zweier später gesetzlich verbundenen Eheleute etc. Zu den bloß wirkungslosen Anticipationen gehört im Proceß die A. einer Replik, d. h. die schon in der Anklageschrift erfolgte Beantwortung erwarteter Einreden des Beklagten, ferner der anticipirte Beweis und die anticipirte Gegenklage da, wo die Beibringung derselben durch die Gesetzgebung einen bestimmten Platz im Gange des gerichtlichen Verfahrens erhalten hat. Im Handelswesen ist A. Vorwegnahme, insbesondere Leistung einer Zahlung (Anticipandozahlung) vor dem dafür verabredeten oder gebräuchlichen oder gesetzlichen Termin, welche einen Anspruch auf Zinsvergütung begründet, die durch Abzug des sogen. Diskont (s. d.) bewirkt wird. Auch ist es im Kommissionshandel häufig Gebrauch, daß der Verkaufskommissionär dem Kommittenten auf die von demselben zum Verkauf empfangene Waare schon vor deren Absatz, in der Regel gleich bei ihrem Empfange, oder selbst noch vor diesem eine Zahlung auf Abschlag, gewöhnlich ½—⅔ des ganzen Werthes, macht, und zwar entweder direkt, oder so, daß der Eigenthümer einen Wechsel auf ihn ausstellt. Dergleichen Geschäfte heißen Anticipationsgeschäfte. In der Logik bezeichnet A. eine Wahrnehmung oder nothwendige Thatsache des Bewußtseins, insofern sie zu einem Begriffe erhöht, als wahr vorausgesetzt und als ein Prüfungs- oder Beweisgrund für einen andern Satz gebraucht wird. In der Rhetorik ist A. s. v. w. Prolepsis. In der Medicin bedeutet A. das verfrühte Eintreten von typischen Krankheits-, namentlich Fieberanfällen, sowie überhaupt eine vorzeitige, dem Lebensalter des Patienten noch nicht angemessene Krankheit, z. B. die Menstruation bei kleinen Mädchen etc. In der Musik versteht man unter A. das Eintreten eines oder mehrerer, dem nächstfolgenden Akkorde angehörenden Intervalle, noch ehe die dem gegenwärtigen Akkorde zukommende Zeitdauer abgelaufen ist. Die A. tritt oft als Synkope auf; findet dieselbe in ganzen Akkorden oder mehreren Stimmen zugleich statt, so ist sie natürlich von scharfer Dissonanz.

Anticipationsscheine, 1813 geschaffenes, ursprünglich einen Nennwerth von 45 Mill. Fl. repräsentirendes, später insgeheim ansehnlich vermehrtes österreichisches Papiergeld. Die auf Grund der Finanzpatente vom 20. Jan. und 20. Juni 1811 und vom 16. April 1813 ausgegebenen Einlösungs- und A., die zusammen die sogen. Wiener Währung (abbr. W. W.), auch Scheingeld genannt, bildeten, hatten Zwangsumlauf und wurden 1820 auf zwei Fünftel ihres Nennwerthes im Preise gegen Silberkonventionsmünze herabgesetzt, so daß seitdem 5 Fl. W. W. 2 Fl. Silbermünze betrugen. Nach Uebereinkommen zwischen dem Staat und der Nationalbank übernahm letztere die Einlösung des ganzen österreichischen Staatspapiergeldes gegen Banknoten, worauf das Scheingeld nach und nach verschwand.

Anticipiren (lat.), vorweg-, vorgreifend nehmen, voraus genießen.

Anti-cornlaw-league (engl., spr. ännti-kórnlah-lihgh), Verein in England, welcher die Abschaffung der vom Jahr 1815 datirenden Getreidezölle erstrebte und durch seine großartige, obwohl friedliche Agitation zur Erreichung dieses Zieles wesentlich mit beigetragen hat. Im Oktober 1821 zu Manchester durch Cobden und mehrere Fabrikanten und Kaufleute gestiftet, gewann er erst 1838 größern Einfluß und gründete Zweigvereine und eine Vereinskasse. Nachdem Villiers' Antrag auf Aufhebung der Getreidegesetze 1839 im Unterhause durchgefallen war, übte der nächst Cobden besonders von Bright, Prentice, Thompson, Ashworth u. a. geleitete Verein durch Presse und Versammlungen bedeutende Wirksamkeit aus. Aber erst 1841 gelang es ihm, Cobden und einige Gleichgesinnte ins Unterhaus zu bringen, wo der schon stehend gewordene Antrag Villiers' bereits 40 Stimmen zählte. Nach dem Rücktritt des Whigkabinets und der Einsetzung des Toryministeriums im Sommer 1841 trat die gesammte dissentirende Geistlichkeit, sowie ein Theil der dem Freihandel zuneigenden Whigs der League bei. Obwohl seit 1842 von der Grundaristokratie einer-, dem Chartismus (s. d.) anderseits leidenschaftlich bekämpft, entfaltete die A. doch die großartigste Thätigkeit. Von 1843—45 veranstaltete sie mehr als 200 große Versammlungen, verbreitete hunderttausende von Flugschriften im Interesse des Freihandels und wandte beträchtliche Summen auf den Ankauf von Häusern und Grundstücken, um auf die Parlamentswahlen einwirken zu können. Ihre Ausgaben be-

ließen sich 1844 auf 60,000, ihre noch baaren Fonds auf 26,665 Pfd. Sterl. In der Parlamentssitzung von 1844—45 erhielt Villiers' Antrag schon 122, ein anderer von Cobden auf Prüfung der Korngesetze lautender 221 Stimmen. Die League spannte daher im Laufe des Jahres 1845 ihre äußersten Kräfte an, um im Parlament sich die Majorität zu sichern. Am meisten aber wurden ihre Zwecke dadurch gefördert, daß sich Peel entschieden für die Freihandelspolitik erklärte und im Januar 1846 seinen berühmten Antrag vor das Unterhaus brachte, wonach die Einfuhr aller Lebensmittel frei gegeben und nur vorläufig noch auf 3 Jahre eine niedrige Skala für die Getreideeinfuhr beibehalten werden sollte. Die Bill ging im Unterhause und im Oberhause durch und wurde zum Gesetz erhoben. Damit war der Zweck der League erreicht; doch glaubte diese ihre förmliche Auflösung noch bis 1849, wo aller Getreidezoll aufhören sollte, verschieben zu müssen. Vgl. Großbritannien, Geschichte.

Anticosti, brit. Insel im St. Lorenzbusen, in Nordamerika, zur Provinz Neufundland gehörig, 6827 QKilom. (124 QM.) groß, ist im S. sumpfig und niedrig, im N. gebirgig, bewaldet und unfruchtbar, doch reich an Wild, besonders wilden Ziegen. Die Bevölkerung besteht nur aus wenigen Familien, die seit 1810 zur Unterstützung schiffbrüchiger Seefahrer an der Südseite, wo sich auch ein Leuchtthurm befindet, angesiedelt sind und an dem starken Robben- und Kabeljaufang an den Küsten der Insel theilnehmen. A. ward 1534 vom Franzosen Jacques Cartier entdeckt.

Antidōron (griech.), Gegengeschenk, Gegengabe, bei den alten Griechen und Römern das Unterpfand, welches der Bräutigam zur Sicherung des Heirathsgutes der Braut gab; in der griechischen Kirche der äußere, nicht mit dem Kreuze bezeichnete Theil des gesegneten Brodes, welcher bei der Kommunion nicht gebraucht und daher nach derselben vom Priester unter die Nichtkommunikanten vertheilt wurde. Er trug die Worte: Jesus Christus vicit, und galt als Amulet.

Antidŏtum (griech. Antidoton, »das Dagegengegebene«), Gegenmittel, insbesondere Gegengift; im engern Sinn Bezeichnung nicht sowohl der neutralisirenden Mittel (chemische Antidote), wie Magnesia gegen Säure, Essig gegen Aetzkali, Schwefelsäure gegen Aetzbaryt 2c., auch nicht derjenigen Mittel, welche die excessive Wirkung eines andern heftig wirkenden giftigen Stoffs niederhalten (dynamische Antidote), wie Chloroform bei umsichtiger Anwendung die Wirkung des Strychnins, schwarzer Kaffee die Wirkung der Narkotika niederhalten kann, sondern vielmehr Bezeichnung solcher Stoffe, welche, in unmittelbare Berührung mit den Giften gebracht, diese chemisch umsetzen und unwirksam machen. In der Mehrzahl der Fälle geschieht dies dadurch, daß Gift und Gegengift in Wasser und in Magen- und Darmflüssigkeiten unlösliche Verbindungen eingehen, seltener dadurch, daß das Gift durch das Gegengift in unschädliche Zersetzungsprodukte zerspalten wird. Zu der erstern Kategorie gehören Eisenoxydhydrat und Magnesiahydrat gegen arsenige Säure, zur zweiten Glaubersalz gegen Bleizucker, wobei unschädliches, schwefelsaures Bleioxyd gebildet wird. Je schneller und vollständiger ein Antidot eine giftige Substanz in eine unlösliche oder eine ungiftige Verbindung umwandelt, desto besser und werthvoller ist dasselbe. Daher theilt man die Antidote in gute, in ziemlich gute und in schlechte oder unbrauchbare ein. Gute Antidote sind Magnesia und Eisenoxydhydrat gegen Arsenik, schwefelsaure Salze gegen Bleizucker; als ziemlich gute können gelten Milch und Eiweiß gegen Metallsalze; schlechte sind Schwefelwasserstoff und Kalkwasser gegen Arsenik, da sie zum Theil selbst schädliche Wirkung äußeren, zum Theil noch immer giftige Verbindungen liefern; sie sind daher nicht brauchbar.

Antietam, schmaler, tiefer Fluß im nordamerikan. Staat Maryland, der oberhalb Harpers Ferry in den Potomac mündet, in der neusten Zeit merkwürdig geworden durch die blutige, aber unentschiedene Schlacht, welche an seinen Ufern unweit Sharpsburg 16. und 17. Sept. 1862 zwischen den Unionstruppen unter Mac Clellan und der Armee der Konföderirten unter Lee geschlagen wurde. Erstere verloren 14,000, die letztern 12,000 Mann. Mac Clellan behauptete schließlich jedoch das Feld, ohne einen erheblichen Gewinn daraus ziehen zu können.

Antigŏne, die edle Tochter des Ödipus und seiner Mutter Jokaste, begleitete ihren Vater, als er seine Blutschande entdeckt und sich geblendet hatte, auf seinen Fahrten und kehrte, nachdem er zu Kolonos in Attika bei Theseus Zuflucht und seiner Leiden Ziel gefunden, nach Theben zurück, wo Hämon, des Königs Kreon Sohn, ein Liebesverhältnis mit ihr anknüpfte. Als ihre Brüder Eteokles und Polyneikes (s. d.) im Zweikampfe gegen einander gefallen waren und Kreon die Beerdigung des letztern bei Todesstrafe verboten hatte, bedeckte sie trotzdem den geliebten Leichnam mit Erde. Kreon ließ sie in einer Felsengruft lebendig begraben; sein Sohn gab sich an ihrer Gruft den Tod. Nach Hygin verbrannte sie mit der Gattin des Polyneikes dessen Leichnam auf dem Scheiterhaufen des Eteokles; von den Wächtern ergriffen, ward sie von Kreon seinem Sohne Hämon übergeben, sie zu tödten. Hämon aber verbarg sie bei einem Hirten und zeugte mit ihr einen Sohn, der später an den Abzeichen seines Geschlechts erkannt wurde. Kreon gerieth darüber in Wuth, und um seinem Zorn zu entgehen, tödtete Hämon die Gattin und sich selbst. Sophokles' herrliche Tragödie »A.«, welche der ältern Fassung der Sage folgt, besitzen wir noch, eine von Aeschylos gedichtete ist verloren. Sonst kommt A. auch in andern Tragödien vor, z. B. in Sophokles' »Oedipus auf Kolonos«, in Aeschylos' »Sieben gegen Theben« und in Euripides' »Phönissen«.

Antigŏnos, 1) A., genannt Kyklops, »der Einäugige«, berühmter Feldherr Alexanders d. Gr., Vater des Demetrios Poliorketes, war zuerst Führer der Bundesgenossen unter Alexander in Asien und erhielt 333 v. Chr. die Statthalterschaft von Großphrygien, wozu nach Alexanders Tode 323 noch die von Lykien und Pamphylien kam. Dem Reichsverweser Perdikkas den Gehorsam verweigernd, floh er zu Antipater, der ihm seine Statthalterschaft wieder verschaffte und zugleich den Oberbefehl über die Truppen in Westasien zu Bekämpfung der Anhänger des ermordeten Perdikkas anvertraute. Er schloß Eumenes in das unangreifbare Bergschloß Nora ein, besiegte Alketas und Attalos in Pisidien im Winter 320—319 und gelangte dadurch zu großer Macht. Dem neuen Reichsverweser Polysperchon verweigerte A. mit Kassandros und Ptolemäos von Aegypten die Anerkennung. Nach einem Seesiege über die Flotte Polysperchons in der Propontis (317) nöthigte A. den aus Nora entkommenen

Eumenes, sich aus Phönikien in das östliche Asien zurückzuziehen, verband sich mit Python und Seleukos gegen Eumenes, wurde aber von diesem in der Provinz Parätakene geschlagen. In Gabiene siegreich, gewann er viele Satrapen, bekam von den Argyraspiden, deren Frauen und Schätze er erbeutet, den Eumenes ausgeliefert und ließ denselben hinrichten. Nun strebte A. nach Alleinherrschaft. Python wurde auf die Seite geschafft, Seleukos zur Flucht nach Aegypten genöthigt. 315 aber verbanden sich die übrigen Fürsten gegen A. Seleukos verlangte Babylon zurück, Ptolemäos Syrien, Asandros Kappadokien und Lykien, Lysimachos das hellespontische Phrygien, Kassandros und die übrigen drangen auf gleiche Vertheilung der königlichen Schätze. Wilder Kampf entstand hierauf in Griechenland, Kleinasien, Syrien und Phönikien. A. ließ in größter Eile in Tyrus und Kilikien gegen Ptolemäos eine Flotte bauen, fachte in Thrakien Unruhen an, um Lysimachos zu beschäftigen, rieb den Asandros von Karien 313 auf und ließ durch Polysperchon die Griechen zur Freiheit aufrufen. Schon war er siegreich auf dem Marsche nach Makedonien begriffen, als er die Niederlage seines Sohnes Demetrios bei Gaza und den Verlust von Syrien und Phönikien erfuhr. Zwar nöthigte A. den Ptolemäos zum Rückzug, inzwischen aber nahm Seleukos Babylon, gewann die Satrapen von Persien und eroberte Medien und Susiana. Da schloß A. mit Kassandros, Lysimachos und Ptolemäos 311 Frieden auf folgende Bedingungen: Kassandros sollte bis zur Mündigkeit des zum König bestimmten Alexander Aegos (für dessen Rechte A. gekämpft haben wollte) Oberfeldherr in Europa bleiben, Lysimachos Thrakien, Ptolemäos Aegypten und die angrenzenden Gegenden Libyens und Arabiens behalten, A. über ganz Asien gebieten; die griechischen Städte aber sollten frei und autonom sein. Gegen Seleukos führte A. den Krieg ohne Erfolg fort, bis (310) im W. Ptolemäos, Kassandros und Polysperchon neue Feindseligkeiten gegen ihn begannen. In Kleinasien gewann er das anfangs Verlorene durch seine Söhne Demetrios und Philippos wieder; aber Griechenland befand sich in der Gewalt Kassandros'. Dorthin sandte A. 307 den Demetrios. Kaum hatte jedoch dieser Athen und Megara befreit, so sollte er Cypern dem Ptolemäos entreißen. Nach glücklicher Ausführung des Unternehmens nahmen A. und Demetrios den Königstitel an. Ptolemäos, Seleukos und Lysimachos ahmten diesem Beispiel nach; nur Kassandros wagte es nicht. 306 drang A. bis an den Nil vor, während sein Sohn Aegypten mit der Flotte bedrohte, wurde jedoch zum Rückzug genöthigt. Des Demetrios Angriff auf Rhodos, das ihm den Beistand wider Aegypten verweigert hatte, scheiterte 304. Glücklicher war A. in Griechenland, wo Kassandros bald um Frieden bitten mußte. A. verlangte unbedingte Unterwerfung. Da suchte Kassandros bei Lysimachos in Thrakien Hülfe, und 302 kam zwischen diesem und Ptolemäos und Seleukos ein Bündnis gegen A. zu Stande. Bei Ipsos in Phrygien erfolgte 301 die Entscheidungsschlacht, in welcher der 81jährige A. Reich und Leben verlor. Sein Sohn Demetrios entkam mit nur 9000 Mann. Das Reich Asien stürzte mit dem, der es aufgerichtet hatte. A. war nicht frei von Härte, Grausamkeit und wilder Eroberungslust; aber seine Verachtung feiler Schmeichelei und asiatischer Ueppigkeit, seine Besonnenheit im Glück und unüberwindliche Kaltblütigkeit im Unglück, verbunden mit außerordentlicher Feldherrnklugheit, erheben ihn dennoch weit über die meisten seiner Zeitgenossen. Vgl. Droysen, Geschichte der Nachfolger Alexanders (Hamb. 1836).

2) A. I., Gonatas (entweder von Gonni in Thessalien, seinem Erziehungsort, oder ein makedonisches Wort, s. v. w. eine das Knie schirmende Eisenplatte), König von Makedonien, Enkel des vorigen, Sohn des Demetrios Poliorketes und der Phila, Antipaters Tochter, einer der edelsten Fürsten des Alterthums, blieb, als sein Vater 287 v. Chr. nach Asien ging, im Peloponnes als Befehlshaber zurück und erbte 283 von ihm den Königstitel, erlangte aber erst 276 nach mannigfachen Kämpfen seine Anerkennung. Als Regent vereinigte er Kraft mit Milde. Er schlug Antiochos I. aus Syrien zurück und besiegte die einbrechenden Gallier, konnte sich aber gegen Pyrrhos, der 273 in Makedonien einfiel, nur in einigen Seestädten behaupten, bis ihm das Vordringen des Pyrrhos nach dem Peloponnes Gelegenheit gab, das Verlorene wieder zu gewinnen. Nach Pyrrhos' Tode strebte er hauptsächlich nach Vereinigung Griechenlands mit Makedonien; allein ein Angriff Alexanders, des Sohnes des Pyrrhos, würde ihm noch einmal sein Reich entrissen haben, wenn ihn nicht ein Sieg seines Sohnes rechtzeitig befreit hätte. A. starb 240. Züge seines ritterlichen, großmüthigen Sinnes gibt Plutarch im »Leben des Demetrios und Pyrrhos«. Ihm folgte sein Sohn Demetrios II.

3) A. II., Doson (»der geben will, aber nicht gibt«), König von Makedonien, Enkel des Demetrios von Kyrene und der Olympias, ein durch Thatkraft und Klugheit ausgezeichneter Regent, führte nach Demetrios' II. Tode (230 v. Chr.) anfänglich für dessen Sohn Philipp, dann als Selbstherrscher die Regierung, vermählt mit Chryseïs, der Wittwe seines Vorgängers. Er hatte mit den Dardanern und Aetoliern und mit innern Unruhen zu kämpfen. Vom Achäischen Bund gegen den spartanischen König Kleomenes zu Hülfe gerufen, segelte A. im Spätsommer 223 mit 24,000 Mann nach dem Isthmos; Kleomenes mußte vor der Uebermacht zurückweichen, und auf dem Bundestag in Aegion wandelte sich ganz Hellas in einen Staatenverein um, als dessen Haupt- und Oberfeldherrn man A. anerkannte. A. besiegte hierauf die Spartaner in einer entscheidenden Schlacht bei Sellasia (221) in Lakonien, betrat als Sieger das seit der Herakliden Zeit nie mehr eroberte Sparta und zwang die Stadt zum Beitritt zu dem makedonischen Bund, der jetzt außer den Aetoliern ganz Griechenland umfaßte. Eines Illyriereinfalls wegen nach Makedonien zurückgekehrt, starb er 221 v. Chr. Ihm folgte Philipp, der 16jährige Sohn Demetrios' II.

4) A., Sohn Aristobulos' II., der letzte König der Juden aus dem Geschlecht der Makkabäer, regierte 39—37 v. Chr. Mit seinem Vater 63 v. Chr. von Pompejus als Gefangener nach Rom geschickt, entfloh er 56, ward 55 von neuem gefangen und erlangte 42 abermals die Freiheit. 39 setzte er sich mit parthischer Hülfe in Jerusalem fest, und sein Gegner Herodes, der Schützling der Römer, mußte nach Rom fliehen. Nachdem aber der römische Legat die Parther geschlagen hatte, ward A. von den Triumvirn für einen Feind des römischen Volks erklärt und 39 Herodes zum König in Judäa ernannt. Antonius besiegte den A., und nach fünfmonatlicher Belagerung eroberte Herodes die Haupt-

stadt. A., fußfällig um sein Leben bittend (deshalb vom römischen Feldherrn Sosius Antigona genannt), ward in Antiochia hingerichtet.

5) A. Karystios, griech. Geograph, Geschichtschreiber und Naturhistoriker, aus Karystos auf Euböa gebürtig, lebte um 270 v. Chr. und hinterließ eine Sammlung »Wunderbare Geschichten aus dem Thierreich«, die meist aus den angeblich Aristotelischen Auskultationen und andern ähnlichen verlornen Werken gezogen sind und von J. Beckmann (Leipz. 1791) und Westermann in den »Scriptores rerum mirabilium graeci« (Braunschw. 1839) herausgegeben wurden.

6) A. Sochäus, aus Socho in Judäa gebürtig, berühmter jüdischer Religionslehrer und dritter Präsident des hohen Rathes zu Jerusalem nach dem babylonischen Exil, gest. 264 v. Chr., lehrte, daß man Gott aus kindlicher Furcht und Liebe, ohne Rücksicht auf einstige Vergeltung, dienen müsse, welche Lehre von seinem Schüler Sadock und den Sadducäern später zur Leugnung der Auferstehung von den Todten angewendet wurde.

Antigrăphon (griech.), Gegen-, Abschrift; Abdruck.

Antigua (Antigoa), britisch-westindische Insel, zu den Kleinen Antillen und zu dem Gouvernement der Leewardsinseln oder Inseln über dem Winde gehörig, südlich von Barbadoes, ist 276 QKilom. (5,1 QM.) groß, von ovaler Gestalt, hat felsige, mit zahlreichen Buchten versehene Küsten und wird von den Shekerleysbergen, deren höchste Spitze der Monkshill ist, im S. und SW. durchzogen. Flüsse und Bäche fehlen; nicht einmal eine Quelle süßen Wassers ist vorhanden. Man leitet daher das Regenwasser in Teiche und sammelt es in Cisternen. Das Klima ist das der Antillen; es ist wegen des starken Nachtthaues Fremden gefährlich. Der Boden ist aufgeschwemmtes Thonland, meist eben, überall sehr fruchtbar und gut angebaut. Die Insel leidet, wie die übrigen Antillen, unter häufigen Erdbeben; das letzte ereignete sich 1843. Die Produkte sind die westindischen: Zuckerrohr, Baumwolle, Kaffee, Kassaven, Yams, Südfrüchte, Tabak, Indigo, Ingwer u. a. Am wichtigsten ist der Zuckerbau, dessen Ertrag Hauptgegenstand der Ausfuhr ist. Letztere beläuft sich auf durchschnittlich 200,000 Pfd. Sterl., während die Einfuhren nur 170,000 Pfd. Sterl. erreichen. Die Insel hat (1861) 36,412 Einw., darunter 2556 Weiße; der Rest besteht aus Farbigen und Negern, die in kleinen Dörfern zusammenleben und seit der Sklavenemancipation mehr und mehr in ihre afrikanische Urwüchsigkeit zurückverfallen. Daher begann man seit 1863 mit der Einfuhr von Kulis. Die Regierung leitet ein Gouverneur, dem ein Senat von 12 und eine Assembly von 25 Mitgliedern legislatorisch und kontrollirend zur Seite stehen. Hauptstadt ist St. John. Dependenz von A. ist die nur 192 QKilom. (3½ QM.) große Insel Barbuda mit ca. 700 Einw. (darunter 310 Weiße). A., von Columbus 1493 entdeckt, ward 1636 von den Engländern besetzt und seit 1674 angebaut. Jetzt ist es Hauptinsel des Gouvernements der englischen Leewards, Stationsort der britisch-westindischen Flotte und überhaupt eine der wichtigsten Besitzungen Großbritanniens in diesen Gegenden.

Antik (v. lat. antiquus, alt, alterthümlich), bezeichnet die klassischen Völker des Alterthums, Griechen und Römer, sowie die Produkte ihrer staatlichen und kulturhistorischen Entwickelung. Es bildet darum einen Gegensatz zu der mittelalterlichen und modernen Weltanschauung, steht aber auch jenen Völkern des Alterthums, die zu dieser Entwickelung nicht gelangt waren, gegenüber. Die ganze römische und griechische Welt faßt man unter dem Namen der Antike zusammen. Die ursprüngliche antike Bildung ging von den Griechen aus, verbreitete sich aber nach Alexander d. Gr. auch über die Völker des Orients, dann über die Römer, welche sie in sämmtliche Theile ihres Reiches trugen. Im engern Sinn versteht man unter Antiken die uns erhaltenen Gegenstände der griechischen und römischen Kunst, und zwar nicht bloß die der größern Skulptur, sondern auch die der Kleinkunst, Töpferei 2c. Sammlungen derartiger Werke nennt man Antikenkabinette (Antikensäle), die in neuerer Zeit, namentlich infolge der leichten Vervielfältigung durch den Gipsabguß, sich überall hin verbreitet haben. Wichtige Sammlungen dieser Art befinden sich in Rom, Neapel, Paris, London, München, St. Petersburg und Berlin. Für die Kenntnis des antiken Lebens sind namentlich die Ausgrabungen in Pompeji bedeutsam geworden. Als die italienische Kunst im 15. Jahrh. durch den Einfluß der erhaltenen (meist römischen) Ueberreste einer gänzlichen Umwandlung entgegenging, bezeichnete man dies als die »Renaissance der Antike«; und da die eigentlich griechische Kunst erst in unserem Jahrhundert zur vollen Geltung kam, so hat man bei den ihr nachahmenden modernen Künstlern, wie Schinkel und Thorwaldsen, von der »Renaissance der griechischen Antike« gesprochen.

Antikaglien (ital., spr. -taljen), Alterthümer geringern Umfangs, z. B. Waffen, Schmuck, Hausgeräthe, geschnittene Steine, Scherben 2c., im Gegensatz zu größern Gegenständen, als Büsten, Statuen, Baumonumenten 2c.

Antikisiren (lat.), die Weise des Alterthums nachahmen; alterthümeln; antikisirende Kunstwerke sind solche, in denen sich Nachahmung der antiken zeigt.

Antikleia, Tochter des Autolykos, Geliebte des Sisyphos, dann Gemahlin des Laërtes und von diesem oder von Sisyphos Mutter des Ulysses. Sie starb aus Gram über die lange Abwesenheit ihres Sohnes, oder tödtete sich selbst, als ihr Nauplios die falsche Nachricht von seinem Tode brachte.

Antiklimax (griech.), rhetorische Form, bei welcher die Glieder eines Satzes in immer schwächerer Abstufung der Bedeutung an einander gereiht werden, also das Gegentheil von Klimax (s. d.).

Antikonstitutionell, konstitutionswidrig, einer Konstitution entgegen, z. B. antikonstitutionelles Verfahren, antikonstitutionelle Gesinnung 2c. Vgl. Konstitution.

Antikritik (griech.), »Gegenbeurtheilung«; Erwiderung eines Autors auf eine (ungünstige) Kritik, zum Zweck der Widerlegung.

Antikyra (Antikirrha), altgriech. Stadt in Phokis, an einer Einbucht des Korinthischen Meerbusens mit gutem Hafen und schönen Tempeln (z. B. der Artemis mit Praxiteles' Statue der Göttin), das jetzige Aspraspitia. Der Ort war ein Hauptüberfahrtspunkt der Phokier und kam nach wechselvollen Schicksalen zuletzt in die Gewalt der Römer, die ihn zu einem bedeutenden Waffenplatz machten. In der Umgegend wuchs der beste Helleborus (Nieswurz), der den Alten für ein sicheres Heilmittel gegen Wahnwitz und Schwachsinnigkeit galt. Daher

die Redensart: »Naviget Anticyras!« (er mag nach A. schiffen!) und das Horazische: »Tribus Anticyris caput insanabile« (ein drei Antikyrern unheilbares Haupt); daher verordnet auch Hippokrates in Wielands Roman den Abderiten so reichliche Dosen Helleborus von A.

Antilegomĕna (griech., s. v. w. bestrittene, von vielen für unecht erklärte Dinge), wurden besonders nach des Eusebius Vorgang die von einigen für unecht gehaltenen kanonischen, d. h. kirchlich gebräuchlichen, Schriften genannt, im Gegensatz zu den allgemein als echt und apostolischen Ursprungs anerkannten Schriften (homologumena), zwischen denen und den anerkannt unechten (apocrypha, notha) die in Rede stehenden Schriften mitten inne standen (vgl. Apokryphen).

Antilepsis (griech.), in der Logik Einwurf gegen einen Lehrsatz (Lepsis oder Lemma), dann überhaupt s. v. w. Einwand, Widerlegung.

Antilibănon (arab. Dschebel esch Scherki, »Ostberg«), Gebirgszug, welcher Syrien östlich vom Libanon und mit diesem fast gleichlaufend der Länge nach durchzieht. Er beginnt im S. des Landes in der Nähe der Jordanquellen sogleich mit seiner höchsten Erhebung und erstreckt sich, bei einer mittlern Höhe von 1260 Meter und einen beinahe eine Tagreise breiten Rücken mit kleinen Hochebenen bildend, aber sich in einzelnen Gipfeln weit über dieselbe erhebend, von SW. nach NO., ist von tiefen Thälern durchschnitten und verläuft im N. und NO. in der Nähe von Riblah in unbedeutenden Höhen, bis er sich gegen Homs hin völlig in die Ebene verflacht. Die höchste Spitze ist der Dschebel el Schēch oder Große Hermon, südwestl. von Damaskus, der sich über 3000 Meter hoch erhebt und stets mit Schnee bedeckt erscheint. Auf der westlichen Seite fällt das Gebirge steil gegen die Ebene von Baalbeck, auf der östlichen Seite dagegen meist terrassenförmig und nur in der untersten Stufe schroff gegen die an 650 Meter ü. M. liegende Ebene von Damaskus ab. Die Abhänge des Gebirges, besonders in den höhern Regionen, sind meist baumlos, höchstens mit Buschwerk und Zwergeichen bedeckt; die Thäler dagegen, der Sammelplatz zahlreicher Bäche und Flüßchen, die sich größtentheils über den östlichen Abhang nach Damaskus zu ergießen und die Vegetation begünstigen, prangen im herrlichsten Pflanzenwuchs und sind theils mit schönen Grasungen ausgestattet, theils gut angebaut. Seiner geognostischen Zusammensetzung nach besteht der A. aus Kreideschichten mit Ablagerungen von Feuersteinen und aus Konglomeraten. Während der aus Kalkstein zusammengesetzte Libanon steile, schroffe Wände mit phantastisch zerrissenen Berggestalten zeigt, bilden die Kreidelager des A. runde, wellenförmig sich aneinander reihende Hügel mit steilen Seitenentblößungen. Zwischen dem A. und dem Libanon erstreckt sich von den Quellen des Jordan bis zum Orontes das große Längenthal hin, das im Alterthum Cölesyrien (»hohles Syrien«) hieß. Pflanzen- und Thierwelt ist der von Syrien gleich. Die Bewohner des nördlichen Theils des Antilibanon sind größtentheils arabische Nomadenstämme, die des südlichen Drusen. Reich ist der A. an Ruinen und sonstigen historisch merkwürdigen Punkten, unter denen das alte Heliopolis (s. Baalbeck), das Grab Noahs bei Sachle, die Jakobsbrücke über den Jordan südlich vom See Merom 2c., als die wichtigsten hervorzuheben sind. Mehrere alte Landstraßen oder richtiger Kamelwege führen von Baalbeck, Beirut und Saida (Seidon) aus über den A. nach Damaskus.

Antillen, die Reihe großer und kleiner Inseln, welche im O. Centralamerika's einen großen Halbkreis bilden, der sich in einer Länge von 3340 Kilom. von 10—23° 30′ nördl. Br. und 81—87° westl. L. v. Gr., oder von der Nordostküste Yucatans südöstlich bis an die Mündungen des Orinoco erstreckt und das Karibische Meer fast wie einen Landsee umschließt (s. beifolgende Karte »Antillen«). Es sind mehr als 100 Inseln, welche zusammen einen Flächenraum von ca. 242,300 QKilom. (4400 QM.) haben. Offenbar sind sie Trümmer einer Bergkette jenes Kontinents, der bei der letzten Umwälzung der Erdoberfläche unter dem Kampf vulkanischer und neptunischer Gewalten dem Meere zur Beute wurde. Amerika's Centralland versank; alles ebene und alles Hügelland wurde von der einbrechenden atlantischen Flut begraben, und nur die Gipfel des Hochgebirges blieben als sichtbare Denkmäler des Untergegangenen über die Gewässer emporragend. Leopold v. Buch hat zuerst nachgewiesen, wie über die ganze Kette der A., welche in die Großen (nördlichen) und die Kleinen, dem Orinocodelta zunächst liegenden, geschieden werden, von Trinidad bis nach Jamaica eine Vulkanreihe sich hinzieht. Dieselbe hängt unmittelbar mit dem Hochlande von Caracas zusammen (das Erdbeben hörte 1812 in Caracas sogleich auf, als in St. Vincent der Vulkan ausbrach) und bildet eine fast ununterbrochene Kraterkette. Der noch thätigen Vulkane sind im ganzen 10, darunter der Katharinberg auf Grenada, der Garou auf St. Vincent, ein 580 Meter hoher Krater auf St. Lucie, der Berg Pelée auf Martinique, Terresirme auf Dominique, die rauchende Soufrière auf Guadeloupe, die Insel Newis, ein einziger Vulkan von 14 Kilom. Umfang. Vulkanische Gesteine (Basalt, Trachyt, Lava 2c.) bilden daher auch einen Hauptbestandtheil des Bodens der A.; daneben herrscht die alte Kalkformation vor. In der Reihe der Kleinen A. kommt auch Korallenbau zum Vorschein. Mehrere kleinere Inseln sind bloße vulkanische Krater; die größern werden von bedeutenden Gebirgen durchzogen. Nur Tabago und Trinidad, welche den Charakter der naheliegenden südamerikan. Küste haben, sind mehr eben. Der Name A. kommt von einer fabelhaften Insel Antiglia, welche nach Toscanelli auf halbem Wege zwischen Japan und Lissabon liegen sollte. Unmittelbar nach Entdeckung Westindiens wurde auf Peter Martyrs Vorschlag dieser Name auf die von Columbus aufgefundenen Inseln übertragen. Einschließlich der Bahama- oder Lucayosinseln, welche zwischen Hayti und der Halbinsel Florida liegen, faßt man diese ganze Inselwelt unter dem Namen Westindien zusammen.

In geographischer Hinsicht theilt man die A. ein in 1) die Großen A.: Cuba mit Isla de Pinos und den Gärten der Königin; Jamaica mit der Kaimansgruppe; Hayti oder San Domingo mit Tortuga, Gonave und Saona; Portorico; 2) die Kleinen A., die Inselreihe, welche östlich von Portorico beginnt und in einem anfangs südöstlich, dann südlich gekrümmten Bogen bis an das feste Land von Südamerika reicht und sich hier längs der Küste des Kontinents westlich bis zum Meridian des Ostrandes der Bahamainsel wendet. Sie zerfallen wieder in mehrere Gruppen. Zunächst östlich von Portorico liegen die Virginischen oder Jungferninseln,

worunter die bemerkenswerthesten St. Thomas, St. Croix, St. Jean, Virgin Gorda (Spanish Town), Tortola, Anegada, die Passageinsel, die Schlangeninsel und die Krabbeninsel sind. Dann folgen in südlicher Richtung die Karibischen Inseln, auch Inseln über dem Winde (Barlo Vento) genannt, weil sie wegen ihrer östlichern Lage dem regelmäßigen Ostwinde am ersten und meisten ausgesetzt sind, bis Tabago reichend, wogegen die Leewards Islands der Engländer nur bis Martinique reichen. Die bemerkenswerthesten sind: St. Eustache mit Saba, St. Martin, Anguilla (Snake's Island) mit Barbuda, St. Barthélemy, St. Christoph (St. Kitts), Newis, Montserrat, Antigua, Guadeloupe mit Desirade, Marie galante und Les Saintes (Heiligeninseln), Dominica, Martinique, St. Lucie, St. Vincent, Barbadoes, Grenada und die Grenadillen, Tabago. Parallel der Nordküste von Südamerika liegen die Inseln unter dem Winde (Sotto Vento), an der Küste des festen Landes von Trinidad bis Aruba, wogegen die englischen Windwards Islands schon bei St. Lucie anfangen. Hierher gehören: Trinidad, Curassao, Aruba, die Avesgruppe, Bonaire (Buen Ayre). Margaretha (La Marguarita) gehört zu Venezuela. In politischer Hinsicht zerfallen die A. in britische Inseln: Jamaica, die Bahamas, Tortola, Anegada, Spanish Town, Anguilla, Barbuda, St. Christoph, Newis, Antigua, Montserrat, Dominica, St. Lucie, St. Vincent, Barbadoes, Grenada, die Grenadillen, Tabago, Trinidad, Krabbeninsel (zum Theil); zusammen 32,726 QKilom. (594 QM.) groß mit 1,028,700 Einw.; französische: Martinique, Guadeloupe, La Desirade, Marie galante, Les Saintes, St. Martin (zum Theil); zusammen 2633 QKilom. (48 QM.) mit 306,250 Einw.; spanische: Cuba, Portorico, Passage-, Schlangen- und Krabbeninsel; zusammen 128,147 QKilom. (2327 QM.) mit 2,060,900 Einw.; holländische: St. Eustache, Saba, Curassao, Aruba, Buen Ayre, St. Martin; zusammen 936 QKilom. (17 QM.) mit 34,200 Einw.; dänische: St. Thomas, St. Jean, St. Croix, Krabbeninsel (zum Theil); zusammen 302 QKilom. (5½ QM.) mit 38,000 Einw.; schwedische: St. Barthélemy 41 QKilom. (¾ QM.) mit 2800 Einw. Die Republiken Hayti und San Domingo umfassen 72,600 QKilom. (1318½ QM.) mit 708,500 Einw. Sämmtliche Antillen haben hiernach 237,386 QKilom. (4311 QM.) mit 4,214,000 Einw. Von letztern sind etwa 1,300,000 Weiße, meist spanischer Abkunft; die amerikan. Ureingebornen (Kariben und Arrawaken) sind seit langer Zeit ausgestorben. Dagegen überwiegen jetzt, nicht zum Vortheil, die Neger und Mischlinge in außerordentlichem Maße. Mit Ausnahme der span. Besitzungen, wo noch Sklaverei herrscht, sind sie frei und vielfach in die afrikanische Barbarei zurückgesunken. Ihre angeborne Trägheit ließ sie die Arbeit im freien Zustande verschmähen, und eine sehr empfindliche und fühlbare Folge war auf den meisten Inseln nach Aufhebung der Sklaverei ein bedeutender Rückgang der Produktion. Dieser wieder aufzuhelfen, begann man seit etwa 12 Jahren ein neues Bevölkerungselement im großen Maßstabe einzuführen: asiatische Kulis, Chinesen und Ostindier. Weiteres siehe unter den einzelnen Inseln.

Geschichtliches. Die A. gehören zu den frühsten amerikan. Entdeckungen der Spanier. Schon auf der ersten Reise (1492) entdeckte Columbus Cuba und Hayti; auf der zweiten (1495) fand er die Kariben, 1496 Portorico und Jamaica, auf der dritten (1498) Trinidad. Um die durch rohe und grausame Behandlung aufgeriebenen Ureinwohner zu ersetzen, fing man seit 1517 an, Sklaven aus Afrika herzuschleppen, und betrieb mit diesen vorzüglich den Plantagenbau. Einzelner Stämme in den Gebirgen konnten die Spanier nie recht Meister werden; ja, mehrere Inseln, wo die kriegerischen Kariben wohnten, blieben, mit Ausnahme von Trinidad, das 1535 besetzt ward, unabhängig, bis der Andrang der Europäer immer stärker wurde und namentlich Franzosen, Engländer und Holländer, gelockt durch die Fruchtbarkeit der A., seit dem 17. Jahrh. hier um jeden Preis Niederlassungen zu gründen suchten. So kamen 1635 Guadeloupe und Martinique, 1659 Grenada, 1719 St. Vincent in französische, Tabago 1632, Curassao u. a. in holländische, St. Christoph 1623, Barbadoes 1624, Antigua 1636, Dominica 1759, die Grenadillen 1763 in englische, St. Thomas 1671 in dänische Hände. Mit dem wachsenden Uebergewichte Englands zur See fielen ihm manche der karibischen Inseln zu: so St. Lucie und Grenada 1814, St. Vincent 1763, beide von den Franzosen abgetreten; St. Croix wurde 1733 von Frankreich an Dänemark verkauft. Am meisten vergrößerte sich die Herrschaft der Engländer in den A. auf Kosten der in Amerika und Europa immer ohnmächtiger werdenden Spanier. Sie entrissen diesen 1655 das wichtige Jamaica, 1797 Trinidad, welches aus holländischer in spanische Gewalt gerathen und dann lange ein Zankapfel zwischen Franzosen und Engländern gewesen war. Von Hayti verlor Spanien schon seit 1630 einen Theil der nördlichen Küste an französische Flibustier und Buccanier. Schon 1697 erhielten die Franzosen von den Spaniern den ganzen westlichen Theil von Hayti abgetreten, der bald so blühend ward, daß er über 500,000 Einw. zählte, während der östliche spanische Antheil kaum 125,000 Einw. hatte. Infolge der französischen Revolution, die alle Menschen für frei und für Brüder erklärte, also auch den Negern die Sklavenfesseln abnahm, wurde San Domingo nach der Negererhebung frei und Franzosen und Spanier daraus vertrieben (1823). Vgl. Hayti. Die den Spaniern gebliebenen A. sind nur schwache Ueberreste ihrer einst kolossalen amerikanischen Macht. Sie bilden zwei Generalkapitanerien, das von Havaña und das von Portorico mit den span. Jungferninseln. Seit Oktober 1868 ist durch Carlos Manuel Cespedes auf Cuba ein Unabhängigkeitskampf ausgebrochen, dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Die englischen Besitzungen werden nach britischer Regierungsform von Gouverneuren regiert, deren jedem ein Senat und eine Assembly, also ein Ober- und Unterhaus, zur Seite steht. Solche Gouvernements bestehen für Jamaica mit den Kaimanischen Inseln; für Antigua und die englischen Leewards (Antigua, St. Christoph, Newis, Anguilla und Montserrat); für Dominique; für Barbadoes; für Grenada und die engl. Windwards. Barbuda ist Eigenthum der Familie Codrington. Die Holländer haben einen Statthalter mit beigegebenem Rathe auf St. Eustache; die Franzosen auf Guadeloupe (zugleich für Desirade, Marie galante, Les Saintes) und auf Martinique; die Dänen auf St. Croir. Vgl. Lauser, Die Zustände und Ereignisse auf den A. (in »Unsere Zeit«, Leipz. 1871); Trollope, The West-Indies

(7. Aufl., Lond. 1869); Underhill, The West-Indies (das. 1862); Grisebach, Die geographische Verbreitung der Pflanzen Westindiens (Gött. 1865).

Antillenmeer (Karibisches Meer), Theil des Atlantischen Oceans in Westindien, zwischen den Antillen, Venezuela, Neugranada, Mittelamerika, der Halbinsel Yucatan und dem Meerbusen von Mejiko, mit welchem es durch die Meerenge von Yucatan in Verbindung steht. Die Hauptverbindung mit dem Atlantischen Ocean bilden die Windwardspassage (zwischen Hayti und Cuba) und die Monapassage (zwischen Hayti und Portorico). Theile sind: die Hondurasbai, der Nicaraguasee, die Busen von Guatemala, Darien, Maracaibo, Paria und viele kleinere Baien an der West- und Südküste.

Antilôchos, in der griech. Mythe Sohn des Nestor, Freier der Helena, unter den Helden vor Troja durch jugendliche Schönheit, Gewandtheit und Tapferkeit ausgezeichnet, dem Achilleus innig befreundet, erlegte den ersten Troer, wurde von Poseidon vor des Abamas Pfeil beschirmt, meldete dem Achilleus den Tod des Patroklos und erhielt bei dessen Leichenspielen im Wagenrennen den zweiten, im Laufen den letzten Preis. Als Paris den Nestor bedrängte, rettete A. den Vater mit Aufopferung seines eigenen Lebens, denn er fiel dabei von der Hand des Memnon. Sein Freund Achilleus rächte ihn an dem Aethiopier und stellte ihm zu Ehren feierliche Leichenspiele an. Die Asche der drei Freunde Patroklos, A. und Achilleus ruhte unter einem gemeinsamen Grabhügel am Hellespont.

Antilopen (Antilopina *Baird.*), Unterfamilie der hohlhörnigen Wiederkäuer, welche, von Linné in eine Gattung vereinigt, neuerdings in zahlreiche einzelne Gattungen aufgelöst worden ist. Die ungemein artenreiche Familie umfaßt sehr verschiedenartig gebaute Thiere, welche sich zwar im allgemeinen durch schlanke, hirschähnliche Gestalt auszeichnen, in einzelnen Gliedern aber den Rindern oder Pferden nahe treten. Charakteristisch sind die drehrunden oder konischen, geraden oder verschieden, oft sehr merkwürdig gekrümmten, glatten oder mit Querwülsten versehenen, runzeligen, meistens beiden Geschlechtern eigenen Hörner. Das oft auffallend gezeichnete Haarkleid ist fast immer eng anliegend, doch zeigt sich oft am Hals eine kleine Mähne und um den Mund herum ein Bart. Der gewöhnlich kurze Schwanz wird bisweilen dem des Rindes oder Hirsches ähnlich. Thränengruben und Klauendrüsen, Leistendrüsen und Afterklauen treten sehr ungleichmäßig auf. Die Weibchen haben regelmäßig 2 oder 4 Zitzen, werfen 1, selten 2 Junge und tragen sie in etwa 6 Monaten aus. Das Kalb ist nach 14—18 Monaten erwachsen. Die Größe der A. schwankt von der eines Pferdes bis zu der eines Hasen. Sie leben meist in größern Herden in baumlosen Steppen, einige auch im Hochgebirge, gehen ihrer Nahrung ebensowohl zur Tages- wie zur Nachtzeit nach und sind in beständiger Bewegung, die bei manchen Arten nicht nur sehr schnell, sondern auch höchst gewandt und anmuthig ist. Ueberhaupt sind die A. sehr hochstehende Thiere, ausgezeichnet durch geistige wie leibliche Vorzüge. Ihre Ausdauer im Laufe ist nicht geringer, als ihre Schnelligkeit; ihre Sinne sind scharf; ihre stets rege Wachsamkeit läßt sie den stärkern Raubthieren seltener zur Beute werden, als man bei ihrer ungeheuren Anzahl vermuthen möchte. Hinsichtlich ihrer Nahrung sind sie wenig wählerisch und höchst genügsam, vorzüglich fressen sie Gräser und Kräuter, Blätter, Knospen und junge Triebe und können dabei anhaltend dürsten. Fühlen sie sich vor Verfolgung sicher, so zeigen sie ein sehr heiteres, munteres, selbst neckisches Wesen. Ihre Stimme, welche blökend, stöhnend oder pfeifend ist, lassen sie selten, gewöhnlich nur zur Brunstzeit hören, wo es dann zwischen den Böcken zu heftigen Kämpfen um die Ziegen kommt. Manche Arten lassen sich leicht zähmen und werden zu förmlichen Hausthieren; eine Art kann man sogar zum Ziehen verwenden. Durch ihr schmackhaftes Fleisch, ihre Haut, welche Kleidungsstücke, Säcke, Leder und Riemenwerk liefert, und ihre Hörner, woraus allerlei kleinere Utensilien verfertigt werden, bringen sie weit größern Nutzen, als sie auf Saatfeldern Schaden anrichten. Die Gazelle ist seit uralter Zeit das selbst auf den Menschen angewandte Bild der Anmuth und Grazie, und die Hörner der Mendesantilope dienten bei den alten Aegyptern als würdige Attribute der Götter und Helden. Die A. gehören bis auf 2 Arten nur der Alten Welt an; ungemein reich an Arten ist Afrika, die nächst größte Zahl beherbergt Asien, in Europa kommen nur die Saigaantilope und die Gemse vor. Man sieht viele Arten in den zoologischen Gärten, wo sie durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit fesseln. Zu den A. gehört auch das »Einhorn«. Aber welche Form speciell der Annahme einer einhornigen Art und damit auch dem ganzen Sagenschatz vom Einhorn zu Grunde liegt, ist trotz der Untersuchungen Hodgsons und des Reisenden Baron v. Müller noch nicht entschieden. In brasilian. Höhlen sind fossile Reste von A. gefunden worden, während Südamerika jetzt keine hierher gehörige Form besitzt. Die Hirschziegenantilopen (Cervicapra *Gray*) sind schlank gebaute Thiere mit fast geraden, aufrechten, rückwärts gerichteten, geringelten und schraubenförmig gedrehten Hörnern nur beim Männchen. Die eigentliche Hirschziegenantilope (Ena, Safin, C. bezoartica *Pall.*) ist fast 1,25 Meter lang und 80 Centim. hoch, unserem Damhirsch ähnlich gebaut, mit großen langen Ohren, bis 42 Centim. langem Gehörn; das Männchen ist fast schwarz, das Weibchen mehr grau, die Unterseite und die Nase ist weiß, ein breiter weißer Ring umgibt das Auge. Das Thier bewohnt Vorderindien, namentlich Bengalen. Es ist dem Monde geheiligt, nimmt im Thierkreis die Stelle des Steinbocks ein und wird in zahllosen Gedichten wegen seiner Schönheit gepriesen. Man hält es in Parks; die Hindu pflegen es mit großer Sorgfalt; nur die Brahmanen dürfen sein Fleisch essen. Die Thränengruben bilden eine willkürlich zu öffnende Tasche und sondern in der Erregung einen stark riechenden Stoff ab, welcher, an Bäume oder Steine gerieben, wahrscheinlich das andere Geschlecht anlockt. Die Steppen- oder Saïgaantilope (C. Saïga *Wagn.*), von der Größe des Damhirsches, mit verlängerter, blasig knorpelig aufgetriebener, sehr beweglicher Nase, kurzen linienförmigen, geringelten Hörnern, kurzen breiten Ohren, am Kopf und Hals aschgrau, am Bauch weiß, sonst schmutzig weiß oder gelbgrau, auf dem Rücken dunkelbraun, lebt in den Steppen Osteuropa's von der polnischen Grenze bis zum Altai und wird von den Nomaden eifrig gejagt. Der Pallah (C. melampus *Pall.*), von 2,2 Meter Länge und 94 Centim. Höhe, mit langem schwarzen Gehörn, ziemlich langen Ohren, rostroth oder tieffalb, an Bauch, Brust, Innenseite der Schenkel und Ohren weiß, auf dem Rücken mit einem

braunen Streifen, lebt in starken Rudeln in Südafrika. Die **Gazellen** (Gazella *Blainv.*) sind zierliche, anmuthig bewegliche Thiere mit geringelten leierförmigen Hörnern bei beiden Geschlechten, langen spitzen Ohren und kurzem Schwanz. Die **Gazelle** (G. dorcas *Licht.*, s. Tafel), zarter und schlanker gebaut und schöner gezeichnet als unser Reh, dessen Größe sie nicht ganz erreicht, sandfarbig prächtig gelb, auf dem Rücken und an den Läufen dunkelrothbraun, mit einem längs der Leibesseite verlaufenden noch dunklern Streifen, lebt in Nordostafrika, in den Niederungen der Wüste, am häufigsten in dem zwischen dem Rothen Meer und dem Nil gelegenen Strich, ist hochbegabt, harmlos und etwas furchtsam, wird leidenschaftlich gejagt, auch mit dem Falken gebeizt, aber auch sehr häufig gezähmt in den Häusern gehalten. Zur Zeit der 4. bis 6. Dynastie wurde sie im alten Aegypten als Hausthier gezüchtet und in Herden gehalten. Die **Springböcke** (Antidorcas *Sund.*) sind der Gazelle sehr ähnlich mit beweglicher Hautfalte auf dem Rücken. Der **eigentliche Springbock** (**Zug-** oder **Prunkbock**, A. euchōre *Forster*), 1,4 Meter lang, 79 Centim. hoch, mit leierförmig gekrümmten, schwarzen, geringelten Hörnern, langen und spitzen Ohren, lebhaft zimmetbraun, unten und an den Spiegeln weiß, mit weißem Streifen über den Rücken, lebt in ungeheurer Zahl in Südafrika, flieht gehetzt in außerordentlichen Sprüngen und läßt sich, jung eingefangen, leicht zähmen. Die **Rindantilopen** (Eleotrăgus *Gray.*) sind gazellenähnliche Thiere mit geradem Rücken, runden, am Grunde geringelten, mit der Spitze nach vorwärts gebogenen Hörnern, nur beim Männchen. Der **Rindbock** (E. arundinacĕus *Gray*), 1,56 Meter lang, gegen 94 Centim. hoch, mit fußlangen Hörnern, ist etwas schlanker gebaut als unser Reh, mit großen, langen, schmalen, zugespitzten Ohren, rothgraubraun, unten weiß, lebt in sumpfigen Gegenden Südafrika's. Die **Schopf-** oder **Zwergantilopen** (Cephalóphus *H. Sm.*) sind die kleinsten Glieder der ganzen Familie, mit sehr kleinen, dünnen, aufrechtstehenden, nur wenig vorgebogenen Hörnern, leben in Wäldern und Büschen Süd- und Ostafrika's. Der **Ducker** (C. mergens *Wagn.*), 1,1 Meter lang, 63 Centim. hoch, mit 9 Centim. langen Hörnern, welche zwischen den Haaren eines Schopfes fast verschwinden, auf der Oberseite grau olivenfarbig, auch dunkelgelbbraun, am Rücken und an den Keulen schwarz punktirt, entflieht mit weiten Sprüngen und im Gebüsch geduckt, so daß er den Verfolgern leicht aus den Augen kommt; gibt feines Wildbret. **Beni Israel** (**Atro**, C. Hemprichii *Wagn.*), mit kleinen Hörnern, die 10—12 Halbringe an der untern Hälfte der Außenseite besitzen und mit den Spitzen nach vorn gebogen sind, lebt paarweise in den Buschwäldern Abessiniens. Auch am Kap und in Guinea gibt es Zwergantilopen. Die **Bergantilopen** (Oreotrăgus *Sund.*) zeichnen sich durch gedrungenern, kräftigern Leibesbau aus, und ihre Hufe sind so gestellt, daß das ganze Gewicht des Thieres auf den Spitzen ruht. Der **Klippspringer** (**Sassa**, Oreotrăgus saltatrix *Sund.*, s. Tafel) gleicht der Gemse, ist etwas über 94 Centim. lang, kaum 63 Centim. hoch, mit langen und breiten Ohren, kurzen, geraden, schwarzen Hörnern, olivengelb, schwarz gesprenkelt, unten blässer, an der Kehle und Innenseite der Beine weiß, lebt paarweise in den Gebirgen von Abessinien und am Kap und ist durch ungemein große Beweglichkeit ausgezeichnet. Die **Waldziegenantilopen** (Nemorhoedus *Wagn.*) sind ziegenähnliche Thiere, in beiden Geschlechtern ziegenähnlich behornt. Der **Goral** (N. Goral, *Wagn.*), 1,25 Meter lang, 71 Centim. hoch, mit 10 Centim. langen Hörnern, langen schmalen Ohren, grau- oder röthlichbraun, schwarz und röthlich gesprenkelt, an Kinn und Kehle weiß, auf dem Rücken schwarz, lebt in starken Rudeln auf den Gebirgen Nepals und gilt für das schnellste aller Geschöpfe des Landes. Ueber die hier sich anschließende **Gemse** s. d. Die **Gabelgemse** (**Kabri**, **Pronghornantilope**, Antilocăpra americana *Ow.*) ist 1,5 Meter lang, 80 Centim. hoch; die gerade aufgerichteten, ein wenig auswärts gebogenen Hörner mit stark abwärts gekrümmter Hakenspitze sind meist gabelförmig getheilt, stehen auf einem rosenstockartigen Knochenzapfen und werden regelmäßig gewechselt. Die Gabelgemse ist ziemlich bunt, vorherrschend röthlich fahlgrau gefärbt; sie lebt in Rudeln in den steinigen Strecken der Prairien des mittlern Nordamerika bis 53° nördl. Br. Ihr Fell dient den Indianern zu Hemden, aber ihr Fleisch ist nicht sehr geschätzt. Die **Drehhörner** (Strepsicĕros *H. Sm.*) sind große Thiere mit schraubenförmig gewundenen, zusammengedrückten und gekielten Hörnern. Der **Kudu** (**Tedal**, **Agaseen**, Strepsicĕros capensis *Gray*, s. Tafel) wird von der Nase bis zur Schwanzspitze 3,13 Meter lang, ist unserem Hirsch ähnlich gebaut, gemähnt, röthlich braungrau mit scharf gezeichneten weißen Streifen, die vom Rücken nach unten verlaufen; die schief nach hinten und mehr oder weniger nach auswärts gerichteten Hörner werden fast 1,25 Meter lang. Der Kudu bewohnt in kleinen Trupps die dornigen Buschwälder vom Orangfluß bis nach Nordabessinien, durch Taka und Kordofan, bis gegen Guinea hin; sein Wildbret ist ausgezeichnet, ebenso hoch sind die Hörner und das Fell geschätzt. Die **Säbel-** oder **Pferdeantilopen** (Aegocĕros *Desm.*), gleichfalls große Thiere mit bockartigem Gehörn bei beiden Geschlechtern. Der **Blaubock** (A. equīnus *Sund.*), 1,9 Meter lang und 1,25 Meter hoch, mit 52 Centim. langen Hörnern, gemähnt, bläulich silbergrau, im Gesicht, unten und an der Innenseite der Schenkel blendend weiß, zierlich, aber kräftig gebaut, lebt in Südafrika. Die **Wasserböcke** (Kobus *H. Sm.*) haben starke, in sanftem Bogen erst rückwärts und auswärts, dann auf- und vorwärts gebogene Hörner. Der **eigentliche Wasserbock** (**Defassa**, Kobus ellipsiprymnus *Sund.*) ist ein hirschähnliches, schwer gebautes Thier, welches in kleinen Herden in Südafrika lebt und bei der Verfolgung stets das Wasser zu erreichen sucht. Zur Zeit der 4. und 5. Dynastie wurde er im alten Aegypten als Hausthier gezüchtet. Die **Spießböcke** (Oryx *Blainv.*) sind durch sehr lange, gerade oder wenig gebogene Hörner ausgezeichnet. Die **Steppenkuh** (**Algazelle**, O. leucŏryx *Rüpp.*, s. Tafel), 1,9 Meter lang und 1,25 Meter hoch, ziemlich gleichmäßig gelblichweiß, mit 1,1 Meter langen Hörnern, lebt paarweise oder in kleinen Trupps in den dürrsten Strichen Nord- und Mittelafrika's und wurde in Aegypten zur Zeit der 4. bis zur 12. Dynastie als Hausthier gezüchtet. In Abessinien wird sie durch die **Beïsa** (O. Beïsa *Rüpp.*) vertreten, welche sich auf den alten Denkmälern Aegyptens und Nubiens häufig abgebildet findet und ehemals Gegenstand vieler Fabeleien war; auch hat man auf sie die Sage vom Einhorn zurückgeführt. Aus

ihren Hörnern wurden die Leiern der griechischen Sänger verfertigt. Größer und plumper ist der Passan (Kapische Oryx, O. Gazella *Sund.*), mit ganz geraden Hörnern, am Kap. Man benutzt Fleisch und Fell der Oryxantilopen wie gewöhnlich, die Hörner aber als Lanzenspitzen. Nahe verwandt sind die Mendesantilopen (Addax *Raf.*), mit langen schrauben- oder leierförmig gewundenen Hörnern. Die nubische Mendesantilope (A. nasomaculatus *Gray.*), ziemlich plump gebaut, gelblichweiß, gemähnt, mit ziemlich langem Schwanz, lebt in Herden im dürrsten Ostafrika und findet sich gleichfalls auf ägyptischen Denkmälern häufig dargestellt. Die Mendeshörner der Götterbilder, der Priester und Könige Aegyptens sind dem Gehörn dieser Antilope nachgebildet. Man hält das Thier besonders der schönen Augen halber vielfach in der Gefangenschaft. Die Eland- oder Elenantilopen (Boselaphus *Gray.*) nähern sich in ihrem Bau den Rindern. B. Canna *Gray.*, fast 2,8 Meter lang und 2 Meter hoch, hellbraun oder gelblichgrau, an den Seiten heller, mit dunklerer Mähne und Haarbüschel am Unterhals und geraden Hörnern mit spiralig herumlaufendem Kiel, lebt gesellig in Südafrika und zeigt die Gewohnheiten des Rindes. Ihr schmackhaftes Fleisch bildet geräuchert einen Handelsartikel; auch das Leder ist vortrefflich. Der Nylgau (Portax pictus *Wagn.*), 1,9 Meter lang und 1,25 Meter hoch, dunkelbraungrau mit einem Anflug ins Bläuliche, gemähnt und mit einem langen Haarbüschel an der Kehle versehen, bildet gleichsam ein Mittelglied zwischen Hirsch und Rind, hat große lange Ohren, aufrechtstehende, kegelförmige, sanft halbmondförmige Hörner bei beiden Geschlechtern und einen langen Schwanz, lebt paarweise in Ostindien und Kaschmir. Die vierhörnige A. (Schikara, Tetracerus quadricornis *H. Sm.*), ein kleines zierliches Thier, ausgezeichnet durch 4 Hörner, eine sonst bei keinem frei lebenden Thier beobachtete Erscheinung, lebt in Indien. Die Kuhantilopen (Acronotus *Gray.*) sind große, plumpe Thiere mit schraubenartig gewundenen Hörnern. Das Haartebeest (Kaama, Acronotus Caama *Sund.*), von der Größe des Hirsches, aber viel plumper gebaut, lebhaft zimmetbraun, am hintern Bauch, an den Hinterbacken und an der Innenseite des Schenkels weiß, mit doppelt gebogenen, 63 Centim. langen Hörnern, lebt in Rudeln in den ödesten Strichen Südafrika's. Ihr gedörrtes Fleisch ist ein wichtiger Handelsartikel, auch Fell und Hörner sind sehr geschätzt. Das Gnu (Wildebeest, Catoblepas Gnu *Sund.*, s. Tafel), ein unschönes Mittelding zwischen Antilope, Rind und Pferd, über 2,7 Meter lang (mit dem 60—90 Centim. langen Schwanz), fast 1,2 Meter hoch, einförmig graubraun mit weißlicher Nackenmähne, dunkelgraubrauner Mähne an Brust und Hals, weißlichem Kinnbart und braunen Haarbüscheln auf der Nase und unter den Augen, lebt mit noch zwei nahe verwandten Arten in Südafrika bis zum Aequator, ist wegen seiner unglaublichen Schnelligkeit und Ausdauer schwer zu jagen und zeigt bei der Verfolgung viel Aehnlichkeit mit dem Rinde. Man benutzt das zarte Fleisch und die Haut wie von den übrigen südafrikanischen Arten. S. Tafel »Antilopen«.

Antimacchiavell (ital., spr. -mali-), Widerlegung des Macchiavellismus.

Antimachos, griech. Dichter und Grammatiker, aus Klaros im Gebiet von Kolophon (daher auch der Kolophonier genannt), blühend um 404 v. Chr., ein älterer Zeitgenosse Platons, der seine Poesien hochgeschätzt haben soll. A. wird genannt als Verfasser eines umfangreichen Epos »Thebaïs«, das die beiden thebanischen Kriege behandelte, und eines aus mehreren Büchern bestehenden elegischen Gedichts »Lyde«, das einen Cyklus von Heroengeschichten umfaßte und nach seiner gestorbenen Geliebten benannt war. Die Bruchstücke der »Thebaïs«, welche, unter Beifügung eines lehrreichen Briefes von F. A. Wolf von Schellenberg (Halle 1786), dann von Stoll (»Antimachi reliquiae«, Dillenb. 1845) herausgegeben wurden, beurkunden mehr Kunst und Gelehrsamkeit als Dichterkraft. A. war eben Gelehrter (erster Herausgeber der Homerischen Lieder nach der Recension, welche die Pisistratiden veranlaßten) und dichtete in einer Zeit, in der die alten Götter nicht mehr eigentlich lebten, sondern mehr oder weniger nur dekorative Bedeutung hatten. Literargeschichtlich liegt seine Bedeutung darin, daß er als erster methodischer Epiker Vorbild der Alexandrinischen Schule ward. Eine Uebersetzung der Bruchstücke und eine Biographie des A. lieferte W. E. Weber (1826); Abhandlungen über ihn Clinton, F. Jacobs, A. Weichert u. a.

Antimensium (griech.), in der griechischen Kirche das vom Bischof geweihte Altartuch, welches, über den Altartisch gebreitet, denselben zum Opferaltar macht, an dem die Messe gefeiert werden kann.

Antimerĭe (griech.), Vertauschung von Redetheilen.

Antimetabŏle (griech.), in der Rhetorik antithetische Wiederholung derselben Worte in verschiedener Form, z. B. der Mensch ißt, um zu leben, aber lebt nicht, um zu essen.

Antimōn (Spießglanz, Spießglas, Spießglanzkönig, Antimonium, Stibium) Sb, chemisches Element, welches bisher stets zu den Metallen, jetzt aber allgemeiner zu den Nichtmetallen gerechnet wird, findet sich selten gediegen (Andreasberg, Przibram, Allemont, Schweden), meist mit Schwefel verbunden als Antimonglanz oder Grauspießglanzerz und in zahlreichen Nickel-, Kupfer-, Blei- und Silbererzen (Nickelantimonkies, Antimonkupferglanz, Bournonit, Federerz, Sprödglaserz, Schilfglaserz, Weißgültigerz, Fahlerz, Rothgültigerz), dann als Antimonblende, Antimonarsen, Antimonnickel, Antimonsilber, oxydirt als Antimonblüte und Antimonocker. Gewonnen wird das A. durch Reduktion der Antimonblüte (s. d.), bei uns aber meist aus Grauspießglaserz oder aus dem durch Aussaigerung dieses Erzes gewonnenen Schwefelantimon. Man röstet dasselbe und reducirt das Röstgut (Spießglanzasche, Cinis Antimonii), welches aus antimonsaurem Antimonoxyd mit wenig unzersetztem Schwefelantimon besteht, mit kohlensaurem Natron und Kohle. Nach einer andern Methode, Niederschlagsarbeit, schmilzt man das Schwefelantimon mit Eisen, wobei letzteres sich mit dem Schwefel verbindet und das A. in Freiheit setzt. Zum Behuf leichterer Schlackenbildung fügt man Glaubersalz und Kohle hinzu. Das rohe A. wird mit Schwefeleisen, Schwefelantimon und Soda, zuletzt noch zweimal mit Soda allein umgeschmolzen, um von fremden Metallen gereinigt zu werden. Indeß enthält das A. des Handels immer noch Arsen, Eisen, Blei, Kupfer und Schwefel und muß durch Umschmelzen mit Antimonoxyd davon befreit werden.

Reines A. ist fast silberweiß mit vollkommenem

Metallglanz, zeigt auf der Oberfläche schöne farnkrautartige Zeichnungen (Regulus Antimonii stellatus) und eine blätterig krystallinische Struktur. Es krystallisirt rhomboëdrisch, ist isomorph mit Arsen und Tellur, vom spec. Gew. 6,715, Atomgewicht 120; es ist härter als Kupfer, aber sehr spröde und leicht pulverisirbar; es verändert sich nicht an der Luft, schmilzt bei 425°, verflüchtigt sich in starker Hitze, verbrennt an der Luft zu Antimonoxyd, löst sich in heißer Salzsäure und in Königswasser zu Antimonchlorid, wird von heißer koncentrirter Schwefelsäure in schwefelsaures Antimonoxyd, und von Salpetersäure in Antimonoxyd oder Antimonsäure verwandelt; mit Salpeter verpufft es im glühenden Tiegel zu antimonsaurem Kali. Mit Chlor, Schwefel, Phosphor verbindet es sich direkt. Aeußerlich gleicht das A. völlig den Metallen, aber in seinem chemischen Verhalten bildet es mit Phosphor und Arsen eine natürliche Gruppe; es ist dreiwerthig und bildet mit Sauerstoff antimonige Säure (Antimonoxyd) H_3SbO_3 und Antimonsäure H_3SbO_4, von denen aber nur die Anhydride Sb_2O_3 und Sb_2O_5 bekannt sind, und mit Wasserstoff den Antimonwasserstoff H_3Sb.

Das A. findet vielfache Verwendung; es dient zur Darstellung mehrerer officinellen Antimonpräparate und Farben; aus Antimonchlorid kann es durch Zink als schwarzes Pulver gefällt werden und wird in dieser Form als Eisenschwarz zum Bronziren benutzt. Man überzieht auch Kupfer und verkupfertes Eisen mit A., um es vor Rost zu schützen, hauptsächlich aber verwendet man das A. zu Legirungen. Stibium (Schwefelantimon) wird schon von Dioskorides als Heilmittel erwähnt. Basilius Valentinus stellte 1460 das metallische A. dar. Bei den Alchemisten stand es in hohem Ansehen; man benutzte es früh zur Scheidung des Goldes vom Silber, aber auch als Heilmittel, und die Mönche scheinen damit argen Mißbrauch getrieben zu haben. Franz II. erließ daher einen den Gebrauch des Antimons verbietenden Befehl gegen die Mönche (antimonachon), und davon soll es seinen Namen (»Gegenmönch«) erhalten haben.

Antimonblende (Rothspießglanzerz, Pyrostibit), Mineral aus der Klasse der Blenden, krystallisirt monoklinisch, findet sich meist nadel- oder haarförmig, derb, ist kirschroth mit Diamantglanz, schwach durchscheinend, besteht aus Antimonoxyd mit Schwefelantimon, $Sb_2O_3, 2Sb_2S_3$, mit 75 Proc. Antimon, 20 Proc. Schwefel und 5 Proc. Sauerstoff und findet sich in Ungarn, Frankreich, besonders aber in Toscana, von wo es als Antimonerz nach Marseille gebracht wird.

Antimonblüte (Weißspießglanzerz, Weißantimonerz, Valentinit), Mineral aus der Klasse der Metalloxyde, krystallisirt rhombisch, findet sich auch derb und eingesprengt in stängeligen und körnigen Aggregaten, ist gelblich- oder graulichweiß, aschgrau, mit Perlmutter- und Diamantglanz, halbdurchsichtig bis durchscheinend, in der Härte fast dem Kalkspat gleich, besteht aus Antimonoxyd Sb_2O_3 mit 83,4 Proc. Antimon und 16,6 Proc. Sauerstoff, findet sich in Rheinpreußen, Ungarn, Frankreich, Algerien, besonders in der Provinz Konstantine, von wo es als Antimonerz nach Frankreich gebracht wird, und auf Borneo. Das Antimonoxyd tritt auch in tesseralen Formen auf, und findet sich so als Senarmontit in Konstantine und Ungarn.

Antimonchloride. Antimon verbindet sich in zwei Verhältnissen mit Chlor und bildet Trichlorid und Pentachlorid. Das Antimontrichlorid (Antimonchlorid, Antimonchlorür) $SbCl_3$ erhält man bei der Einwirkung von Chlor auf überschüssiges Antimon oder beim Auflösen von Antimonoxyd oder Schwefelantimon in Salzsäure, Verdampfen der Lösung und Destillation; es verflüchtigt sich und setzt sich in dem kältern Theil des Apparates als eine farblose, krystallinische butterartige Masse ab, welche unter dem Namen Spießglanzbutter (Butyrum Antimonii) bekannt ist. Sie raucht an der Luft, zieht Feuchtigkeit an und zerfließt, schmilzt bei 73° zu einer öligen Flüssigkeit, siedet bei 223°, wirkt höchst ätzend, löst sich in Alkohol, wird aber durch Wasser zersetzt, wobei sich Antimonoxychlorid SbClO als weißes Pulver ausscheidet. Dies ist als Algarothpulver (Pulvis Algarothi) officinell, löst sich in Salzsäure und gibt beim Kochen mit viel Wasser zuletzt Antimonoxyd. Eine Lösung der Spießglanzbutter, welche man durch Behandeln von Grauspießglanz (Schwefelantimon) mit Salzsäure, Filtriren und Verdampfen erhält, ist als Liquor stibii chlorati (Cauterium antimoniale) officinell. Es hat 1,345—1,35 spec. Gew., dient zur Bereitung von Aetzpasten, zum Brüniren von Eisenwaaren, zur Beize auf Silber, zur Darstellung von Antimonzinnober und Lackfarben; verdünnt man es nämlich mit Farbestofflösungen, so reißt das sich ausscheidende Algarothpulver den Farbestoff mit nieder, und diese Verbindung bildet den Lack. — Behandelt man Antimontrichlorid mit Chlor, oder läßt man auf Antimon überschüssiges Chlor wirken, so erhält man Antimonpentachlorid (Antimonsuperchlorid) $SbCl_5$ als farblose, an der Luft stark rauchende, höchst ätzend wirkende Flüssigkeit, welche beim Erhitzen Chlor verliert und beim Verdünnen mit Wasser Antimonsäure abscheidet. In Lösungen von Antimontrichlorid erzeugt Kali einen weißen Niederschlag, der sich in überschüssigem Kali löst; Schwefelwasserstoff und Schwefelammonium fällen orangefarbenes Schwefelantimon, welches sich in warmem gelben Schwefelammonium und in warmer Salzsäure löst; Zink fällt fein vertheiltes metallisches Antimon, welches als Eisenschwarz in der Technik Verwendung findet.

Antimongelb (Neapelgelb), s. Antimonsäure.

Antimonglanz (Antimonit, Grauspießglanzerz), Mineral aus der Klasse der Glanze, krystallisirt rhombisch, findet sich in stängeligen faserigen, auch dichten Aggregaten, ist bleigrau und auf den Spaltungsflächen stark metallisch glänzend, von der Härte des Gipses, besteht aus Schwefelantimon Sb_2S_3 mit 71,9 Proc. Antimon und 28,1 Proc. Schwefel, bricht auf Lagern und Gängen, im krystallinischen Schiefer- und Uebergangsgebirge, enthält meist Arsen, oft Eisen, Blei, Kupfer und bisweilen Gold. Es findet sich im Erz- und Fichtelgebirge, bei Wolfsberg am Harz, Arnsberg in Westfalen, am Magurka in Ungarn, in Böhmen, Frankreich, Spanien, Toscana, Corsica, England, Nord- und Südamerika und auf Borneo. Der A. ist das wichtigste Antimonerz, ist sehr leicht schmelzbar und kann daher durch einen einfachen Aussaigerungsproceß in Tiegeln, Röhren oder Flammöfen verarbeitet werden. Man erhält so das Spießglas (Spießglanz, Stibium sulfuratum nigrum, Antimonium crudum), eine graphitfarbene, metallglänzende, stark abfärbende und leicht pulverisirbare Masse von spießigem Gefüge. Es ist in den

Apotheken fein gepulvert als Stibium sulfuratum nigrum laevigatum vorräthig, war früher officinell und wird noch jetzt in der Veterinärpraxis angewandt; auch dient es zum Ausbringen des Goldes aus goldhaltigem Silber, zu Feuerwerkssätzen, Zündpillen für Patronen und besonders zur Darstellung von Antimonpräparaten. Vgl. Antimonsulfide.

Antimoniālblei, s. Blei.

Antimōnige Säure, s. Antimonoxyd.

Antimōnlegirungen, Verbindungen des Antimons mit andern Metallen. Das Antimon macht im allgemeinen die Metalle glänzender, härter und spröder; mit Blei wird es zu Letternmetall (s. d.) zusammengeschmolzen; 7 Th. Antimon geben mit 3 Th. Eisen die Réaumur'sche Legirung, welche beim Feilen Funken sprüht; die Legirung aus 75 Kupfer und 25 Antimon ist spröde, blätterig krystallinisch, politurfähig, ins Violette spielend; die Zinnlegirungen, denen oft noch Kupfer, Zink oder Wismut hinzugefügt werden, bilden das Britanniametall, blaue Bronze, Metal d'Alger, weißes Lagermetall ꝛc. Vgl. Britanniametall.

Antimōnoxyd (antimonige Säure) Sb_2O_3, die niedrigste Oxydationsstufe des Antimons, findet sich in der Natur als Antimonblüte und Antimonocker, entsteht beim Verbrennen des Antimons in einem Tiegel bei hoher Temperatur. Das Präparat bildet die früher officinellen Flores Antimonii; ferner erhält man es beim Behandeln von Antimon mit verdünnter Salpetersäure, beim Kochen von Algarothpulver (Antimonoxychlorid) mit kohlensaurem Natron, beim Fällen von Brechweinstein (weinsteinsaures Antimonoxydkali) mit Ammoniak und unrein beim Rösten von Schwefelantimon (Grauspießglanz). Das A. ist farblos, dimorph (krystallisirt in Prismen, seltener in Oktaëdern) und in beiden Krystallformen isomorph mit arseniger Säure, wird beim Erhitzen vorübergehend gelb, schmilzt bei hoher Temperatur und sublimirt und wird beim Erhitzen an der Luft zu antimonsaurem A. oxydirt; Wasserstoff und Kohle reduciren es leicht zu Antimon, es entzieht vielen Körpern den Sauerstoff, indem es sich in Antimonsäure verwandelt; in Wasser ist es unlöslich, aber löslich in Salzsäure (zu Antimonchlorid) und in Alkalien (zu den unbeständigen antimonsauren Salzen), indem es starken Basen gegenüber die Rolle einer Säure spielt; es ist als Anhydrid der Säure H_3SbO_3 zu betrachten; es verbindet sich aber auch mit Säuren und bildet die Antimonsalze, von denen nur diejenigen mit organischen Säuren beständig sind. Das A. findet sich in mehreren pharmaceutischen Präparaten, ist giftig und wirkt wie seine Verbindungen brechenerregend.

Antimōnsäure Sb_2O_5, die höchste Oxydationsstufe des Antimons, wird durch Behandeln von Antimon mit überschüssiger starker Salpetersäure und Erhitzen des Produkts erhalten; sie bildet ein blaßgelbes, in Wasser und Säuren kaum lösliches Pulver, welches als Materia perlata officinell war und bei starkem Erhitzen unter Verlust von Sauerstoff in antimonsaures Antimonoxyd übergeht. Letzteres bildet sich auch beim Erhitzen von antimoniger Säure an der Luft und beim Rösten von Schwefelantimon. Die beschriebene A. ist das Anhydrid der noch nicht bekannten Säure H_3SbO_4. Die Salze der A. sind bis auf das Kali- und Ammoniaksalz in Wasser unlöslich und werden leicht zersetzt; man erhält sie durch Erhitzen von Antimon mit salpetersauren Salzen oder durch Wechselzersetzung mit Hülfe der löslichen Salze. Das Kalisalz dient als Reagens auf Natron. Das Bleisalz wird als weißer Niederschlag aus Bleilösungen gefällt und beim Erhitzen unter Wasserverlust gelb. Diese gelbe Verbindung, durch Schmelzen von salpetersaurem Blei und Brechweinstein mit Kochsalz und Auslaugen, oder durch Rösten von Antimonoxyd mit Bleiglätte erhalten, bildet das Neapelgelb (Antimongelb), welches als beständige orangegelbe Oel- und Schmelzfarbe benutzt wird.

Antimōnsilber (Spießglassilber, Diskrasit), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt rhombisch, findet sich meist derb und eingesprengt, ist silberweiß, gelblich oder schwärzlich angelaufen, von 3,5 Härte, besteht aus Antimon und Silber Ag_3Sb und enthält gewöhnlich 77 Proc. Silber. Es findet sich bei Andreasberg, Altwolfach in Baden und bei Allemont und wird auf Silber verarbeitet.

Antimōnsulfide (Schwefelantimon). Man kennt zwei Verbindungen des Antimons mit Schwefel. Das Dreifach-Schwefelantimon (Antimonsulfür) Sb_2S_3 findet sich in der Natur als Antimonglanz, wird durch Zusammenschmelzen von Antimon mit Schwefel erhalten und aus Brechweinstein- oder Antimonchloridlösung durch Schwefelwasserstoff als orangerothes Pulver gefällt. Es ist sehr leicht schmelzbar, flüchtig, gibt beim Erhitzen an der Luft schweflige Säure und Antimonoxyd, welches letztere mit dem unzersetzten Schwefelantimon zusammenschmilzt. Dies Präparat ist das Spießglanzglas (Vitrum Antimonii), welches bei weiterem Rösten antimonsaures Antimonoxyd liefert. Wasserstoff und Eisen scheiden beim Erhitzen aus Schwefelantimon metallisches Antimon aus, Salzsäure löst es zu Antimonchlorid, Salpetersäure oxydirt es, mit schmelzendem Salpeter verpufft es, mit kohlensaurem Kali gekocht, bildet es ein Schwefelsalz und antimonigsaures Kali, und aus dieser Flüssigkeit scheidet sich beim Erkalten der Mineralkermes (Kermes minerale), ein Gemisch von Schwefelantimon mit Antimonoxyd, ab. Fünffach-Schwefelantimon (Antimonpersulfid, Goldschwefel) Sb_2S_5 wird aus Fünffach-Chlorantimon durch Schwefelwasserstoff gefällt und durch Zersetzung des sulfantimonsauren Natrons (Schlippe'sches Salz) $Na_3SbS_4 + 9H_2O$ mit Säure dargestellt. Letzteres Salz entsteht beim Kochen von Antimonsulfür mit Natronlauge und Schwefel und krystallisirt in großen farblosen Krystallen; mit Salzsäure gibt es Goldschwefel, Schwefelwasserstoff und Chlornatrium. Der Goldschwefel (Stibium sulfuratum aurantiacum, Sulfur auratum Antimonii, Sulfur stibiatum aurantiacum) bildet ein orangefarbenes Pulver, gibt in der Hitze Antimonsulfür und Schwefel, mit Salzsäure Antimonchlorid und Schwefel, löst sich in Schwefelalkalien, Alkalien und Ammoniak und dient als Expektorans bei Katarrh und kroupöser Pneumonie.

Antimōnwasserstoff H_3Sb, farbloses, eigenthümlich riechendes Gas, entsteht neben viel Wasserstoff, wenn bei Einwirkung von Zink auf verdünnte Schwefelsäure eine Antimonsauerstoffverbindung zugegen ist. A. verbrennt mit grünlichweißer Flamme zu Wasser und Antimonoxyd, bildet auf kaltem Porzellan, welches man in die Flamme hält, spiegelnde schwarze Flecken, und gibt dieselben Antimonspiegel, wenn man es durch ein an einer Stelle

glühendes Glasrohr leitet. Dies ist von Wichtigkeit, weil derartige Spiegel mit Arsenspiegeln verwechselt werden können. Die Antimonspiegel schmelzen beim Erhitzen, verflüchtigen sich schwer und ohne Geruch, lösen sich nicht in chlorfreier Chlornatronflüssigkeit. Aus salpetersaurer Silberoxydlösung fällt A. schwarzes Antimonsilber, und die filtrirte Flüssigkeit enthält kein Antimon.

Antimonzinnober $Sb_2O_3.2Sb_2S_3$, wird aus Brechweinstein- oder Antimonchloridlösung durch Einwirkung von unterschwefligsaurem Natron erhalten, bildet ein prachtvoll karminrothes Pulver und eignet sich vorzüglich zur Wasser- und Oelmalerei; durch Kalk und Alkalien wird er zersetzt. Der Cinnabaris Antimonii, welcher bei der Bereitung von Antimonchlorid aus Quecksilberchlorid und Schwefelantimon zurückbleibt und bei starkem Erhitzen sublimirt, enthält gar kein Antimon, sondern besteht aus Schwefelquecksilber.

Antimoralismus, im eigentlichen Sinn ein System, in welchem der sittliche Unterschied zwischen Gutem und Bösem aufgehoben wird. In praktischer Hinsicht ist A. s. v. w. Unsittlichkeit, unsittliches Betragen als Lebensmaxime.

Antinomie (griech., »Gesetzeswiderstreit«), Widerspruch der Gesetze, die Kollision zwischen verschiedenen Gesetzen in einem und demselben Gesetzbuche; in der philosophischen Sprache seit Kant der Widerstreit, in welchen die theoretische Vernunft mit dem Verstand geräth, sobald der Gegenstand der von der Vernunft mit Nothwendigkeit gebildeten Idee einer Welt als wirklich existirend gedacht wird. Sobald dies geschieht, muß demselben von je zwei einander entgegengesetzten Eigenschaften, z. B. Begrenztheit und Unbegrenztheit im Raume, Anfang und Anfangslosigkeit in der Zeit 2c., nothwendig je eine zukommen, die andere nicht. Es zeigt sich aber (nach Kant), daß sich sowohl das eine wie das andere mit gleich starken Gründen beweisen läßt. Es ist also nicht wahr, daß jedem als existirend gedachten Dinge von je zwei entgegengesetzten Prädikaten nur eins zukomme; der Welt kommen beide zugleich zu. Kant löst die Schwierigkeit, indem er bemerkt, daß obige Forderung des Verstandes nur von Dingen gelte, die als existirend gedacht werden. Man braucht daher die Welt nur nicht als existirend zu denken, d. h. dieselbe als eine bloße Idee der Vernunft anzusehen, und die Schwierigkeit hört auf. Von einem nicht als existirend gedachten Dinge, d. h. von einer bloßen, wenngleich nothwendigen, Imagination, läßt sich das Entgegengesetzte (die A.) ohne Anstand zugleich behaupten, bei einer bloß eingebildeten Welt kommt es auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht an. Allerdings ist durch die Forderung, die von der Vernunft mit Nothwendigkeit gebildete Idee der Welt für eine bloße Einbildung der Vernunft gelten zu lassen, die Aussicht auf eine Erkenntnis der Welt durch die Vernunft abgeschnitten, das Denken vom Sein durch eine breite Kluft getrennt, an deren Ueberbrückung die Nachfolger Kants, die idealistischen (Fichte, Schelling, Hegel) durch Beseitigung des Seins, die realistischen (Jacobi, Schopenhauer) durch Beseitigung des Denkens (und dessen Ersatz durch die Unmittelbarkeit des Gefühls und des Willens) fruchtlos gearbeitet haben, während andere (z. B. Herbart) auf dem Kant'schen Standpunkt der qualitativen Unerkennbarkeit des Seins beharrten und nur in Bezug auf die mathematischen Relationen desselben (Raum, Zeit, Zahl) über Kants Subjektivismus der reinen Anschauungsformen hinausgegangen sind.

Antinomismus (griech.), im allgemeinen s. v. w. Bestreitung und Verwerfung des Gesetzes: in der Theologie besonders die Geringschätzung des mosaischen Sittengesetzes. Antinomistische Richtungen sind in der Kirche sehr häufig hervorgetreten; sie haben ihren Grund entweder in einer dualistischen Spannung des Gegensatzes zwischen Geist und Materie, oder in einer schwärmerisch übertriebenen Vorstellung von der christlichen Freiheit; oder es soll die Wirksamkeit des Evangeliums und des Glaubens, oder, in einer sehr einseitigen Auffassung der Prädestinationslehre, die schrankenlose und unbedingte Macht Gottes hervorgehoben werden. Solche antinomistische Richtungen finden wir in der alten Kirche bei Marcion und seiner Schule, bei manchen mystischen Sekten des Mittelalters und der reformatorischen Kirche und bei Prädestinatianern. In den Lehrstreitigkeiten der luther. Kirche wurde der Antinomistische Streit hervorgerufen durch die Behauptung des Agricola, daß nicht durch die Predigt des Gesetzes, sondern nur durch die des Evangeliums die Buße geweckt werden könne. Die unausbleibliche Folge jedes antinomistischen Systems ist Leichtsinn und sittlicher Verfall bei den Anhängern und Nachfolgern, mag es an sich aus noch so ernstem Streben hervorgegangen sein.

Antinoos, schöner Jüngling aus Claudiopolis in Bithynien, Liebling und Reisegefährte des Kaisers Hadrian, starb freiwillig unweit Besa im Nil, wahrscheinlich aus Schwermuth. Der Kaiser ließ ihn unter die Heroen versetzen, erbaute ihm zu Ehren Antinoopolis auf den Trümmern von Besa, sowie Säulen und Tempel in Bithynien und zu Mantinea in Arkadien und ordnete ihm jährliche Festspiele an. Auch ein Sternbild erhielt den Namen A. Bald ward A. ein sehr beliebter Gegenstand für die Kunst, und es verbreitete sich eine Menge von Statuen und Büsten, Gemmen und Münzen, die ihn als das Ideal jugendlicher Schönheit darstellen oft mit den Attributen einer bestimmten Gottheit (Dionysos, Hermes Apollon 2c.). Viele dieser Bildwerke haben sich erhalten und gehören zum Theil zu den schönsten Werken der alten Kunst; weltberühmt ist die kolossale Bildsäule des A. im Vatikan, aufgefunden in Palästrina, wo Kaiser Hadrian eine Villa hatte, den Jüngling als Dionysos darstellend, mit Epheukranz und hangenden Locken, sowie die Antinoosstatue im Museo Capitolino, gefunden in der Villa Hadrians zu Tivoli. Als die treffendste Darstellung dieses Kaiserlieblings dürfte aber das Reliefbrustbild aus Marmor gelten, das sich in der Villa Albani befindet und ebenfalls aus Hadrians Villa bei Tivoli stammt. Als gemeinsame Züge der Antinoosbilder nennt Winckelmann einen gewissen melancholischen Gesichtsausdruck, große Augen, sanft abwärts gehendes Profil und schöne Form des Mundes und Kinns. Gegen Verehrung des A. eiferten noch im 4. Jahrh. die christlichen Kirchenlehrer vergebens. Vgl. Levezow, Ueber den A., dargestellt in Kunstdenkmälern des Alterthums (Berl 1808).

Antinori, Orazio, Marchese, ital. Zoolog und Reisender, geb 28. Okt. 1811 zu Perugia, erhielt seinen ersten Unterricht bei den Benediktinern daselbst, studirte dann vorzugsweise Naturwissenschaften auf der Universität seiner Vaterstadt und zu Rom und nahm 1835 seinen dauernden Aufenthalt in der Weltstadt, wo er mehrere Jahre lang dem Fürsten

von Canino bei der Einrichtung seiner großen zoologischen Sammlungen half und sein Werk über die »Fauna Italica« zur Veröffentlichung vorbereitete. Dann, in der Mitte der vierziger Jahre, nahm die politische Bewegung den freisinnig und patriotisch gesinnten Mann ausschließlich in Anspruch. Er bekleidete mehrere einflußreiche Stellungen, war mit Ottavio Gigli Mitarbeiter an der Zeitschrift »L'Artigianello« (Der Handwerker) und nahm sich besonders des Schulwesens an. Der Ausbruch des Krieges fand ihn als Freiwilligen in der Römischen Legion. Bei Cornuda verwundet, kämpfte er dann gegen die Neapolitaner bei Velletri und kehrte als Hauptmann nach Rom zurück, um bei der Vertheidigung der Stadt 1849 seine Dienste zu leisten; hier war er namentlich als Präsident der Requisitionskommission und bei der Vertheidigung der Barrikaden von Rio Ponte thätig. Der Einzug der französischen Truppen trieb ihn in die Verbannung. Er begab sich über Nauplia nach Athen, wo er seine Studien wieder aufnahm, und ein Jahr später nach Smyrna, das er zum Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Ausflüge machte; vorzugsweise beschäftigte er sich von jetzt an mit Ornithologie. Im Jahr 1854 begleitete A. die Fürstin Belgiojoso nach Syrien, kehrte dann nach Smyrna zurück und durchwanderte von hier aus ganz Kleinasien. Endlich 1859 unternahm er seine große Reise nach den Nilländern, deren Beschreibung unter dem Titel »Catalogo di una collezione d'uccelli fatta nell' interno dell' Africa centrale nord 1859—61« (Mail. 1864) erschien und Antinori's Namen auch in Deutschland ehrenvoll bekannt machte. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien machte er einen neuen Ausflug nach Tunesien, befand sich 1867 bei Eröffnung des Suezkanals unter den Vertretern Italiens und schloß sich dann der Expedition Sapeto's und Beccari's nach Abessinien an, wo er längere Zeit verweilte und, wie auf seinen frühern Reisen, reiche zoologische Ernte hielt, die er den italienischen Museen, besonders dem zoologischen Garten von Florenz, zu gute kommen ließ. Die Beschreibung seiner letzten Reise ist noch nicht veröffentlicht. Nach Italien zurückgekehrt wurde A. zum Sekretär der »Italienischen geographischen Gesellschaft« (in Rom) ernannt, für deren Gedeihen er seitdem eine große Thätigkeit entwickelte, und mit dem Prinz-Humbert-Preis (goldene Medaille) geehrt. Als Patriot wie als Mann der Wissenschaft gehört A. zu den achtungswürdigsten Erscheinungen des jetzigen Italien.

Antinŏus, Sternbild in der Milchstraße, in der Nähe des Adlers, zwischen 282° und 305° gerader Aufsteigung und zwischen 6° nördlicher und 12° südlicher Abweichung, aus vier Sternen dritter und mehreren vierter Größe bestehend, unter welchen ein veränderlicher, der mit drei von den Sternen dritter Größe fast eine gerade Linie bildet, durch welche das Sternbild leicht kenntlich wird. Der vierte Stern dritter Größe steht unten am Fuß. Der veränderliche Stern ist in seiner größten Lichtstärke ein Stern von dritter bis vierter, in der kleinsten von vierter bis fünfter Größe, und der Turnus des Lichtwechsels ist in eine Periode von 7 Tagen 4 Stunden 14 Minuten eingeschlossen.

Antiochēnische Schule, eine theologische Schule, gestiftet zu Anfang des 4. Jahrh. zu Antiochia in Syrien, pflegte vorzugsweise die nach ihr genannte Richtung, die im Gegensatz gegen die idealistische und spekulative, oft ins Phantastische abschweifende Richtung der Alexandrinischen Schule (s. d.) sich die nüchterne Erforschung des einfachen Schriftsinns, mit Verwerfung der allegorischen Auslegung, aber mit Eingehen auf die Verhältnisse der Vorzeit, und mit bloß formellem Gebrauch der Philosophie, besonders der aristotelischen, zur Aufgabe setzte, und aus deren Reihen daher die gründlichsten Geschichtsforscher und gelehrtesten Exegeten hervorgegangen sind. Als Stifter der Schule werden Dorotheos und Lukianos (gest. 311), zwei schriftgelehrte Presbyter zu Antiochia, genannt, und zu ihren bedeutendsten Vertretern gehörten Theodoros, Bischof von Heraklea (gest. um 355), Eusebios, Bischof von Emesa (gest. 360), Kyrillos, Bischof von Jerusalem (gest. 386), Ephräm Syrus, Diakonus von Edessa (gest. 378), Dioboros, Bischof von Tarsus (gest. 394), und dessen Schüler, Theodoros von Mopsuestia (gest. 429), und der Bischof Johannes Chrysostomus von Jerusalem (gest. 407). Die letzten namhaften Vertreter der Schule waren im 5. Jahrh. Ibas von Edessa und der Kirchenhistoriker Theodoretos, Bischof von Cyrus (gest. 527). Der Gegensatz der Antiochenischen Schule zu der Alexandrinischen war anfangs zwar ein bloß wissenschaftlicher, zwischen allegorischer und historischer Schriftauslegung, kirchlicher Philosophie und kirchlicher Schrifttheologie, wurde aber unter den origenistischen und nestorianischen Streitigkeiten zu einem ausgeprägten kirchlich-dogmatischen, indem die Alexandrinische Schule sich in Bezug auf das Verhältnis der beiden Naturen in Christo zu einer monophysitischen Auffassung hinneigte, während die A. S. an der Trennung derselben festhielt.

Antiochēnisches Fürstenthum, christliches Fürstenthum am Orontes, während des ersten Kreuzzuges nach der Einnahme Antiochia's (3. Juni 1098) gegründet und bis 1268 von christlichen Fürsten beherrscht. Der erste war Bohemund I., Fürst von Tarent, der die Einnahme der Stadt herbeigeführt hatte. Ihm folgte sein Sohn Bohemund II. (1109—1130), anfangs (bis 1126) unter der Regentschaft Tankreds, Rogers von Sicilien und Balduins II., Königs von Jerusalem. Durch seine Tochter Konstantia, kam 1135 das Fürstenthum an deren Gemahl Raimund I., Grafen von Poitiers, der 1137 den byzantinischen Kaiser Johannes als Lehnsherrn anerkennen mußte und 1149 gegen Nureddin von Aleppo fiel. Unter seinen Nachfolgern Bohemund III. (1163—1201), Raimund II. (bis 1233), Bohemund IV. (bis 1251) mehrten sich die Gefahren, die das Bestehen des Fürstenthums von Jahr zu Jahr zweifelhafter machten, bis es 1268 unter Bohemund VI. an Bibars, Sultan von Aegypten, verloren ging.

Antiochia, Name mehrerer ansehnlichen Städte des Alterthums, von denen die merkwürdigsten folgende sind: 1) A. Epidaphnes (ad Daphnem, so genannt nach dem unfern gelegenen Apollohaine Daphne), Hauptstadt von Syrien und Residenz der Seleukiden, lag am Orontes, 22 Kilom. vom Meer, in überaus fruchtbarer Thalebene und war die prächtigste der 16 von Seleukos Nikator zum Andenken seines Sohnes Antiochos erbauten gleichbenannten Städte. Ihre Gründung fällt in das Jahr 301 v. Chr.; der Zudrang von neuen Kolonisten machte aber wiederholt neue Anlagen nöthig, so daß die Gesammtstadt zuletzt aus vier Städten bestand (daher Tetrapolis), deren jede mit besonderer Mauer umgeben, zugleich aber in die allgemeine starke Befestigung eingeschlossen war. Die höchste Blüte

Antiochia's fällt in die Zeit Antiochos' d. Gr. und mehr noch in die der römischen Kaiser des 1.—3. Jahrh., welche hier oft Hoflager hielten und der Stadt außer der Autonomie auch das Münz- und das italische Bürgerrecht verliehen. Damals zählte A. über 500,000 Einw. und wurde wegen seiner Pracht und Größe mit Rom verglichen. Unter der römischen Herrschaft war A. auch stehende Residenz des Prokonsuls von Syrien, in christlicher Zeit aber Sitz eines der vier ältesten und einflußreichsten Patriarchen des Römerreichs und eine berühmte Pflegestätte antiker, namentlich aber christlich-theologischer Wissenschaft (vgl. Antiochenische Schule). In A. war es, wo die erste größere Christengemeinde außerhalb Palästina's sich bildete, wo der Name Christen zuerst genannt wurde (Apostelgeschichte 11, 26), und wo der Heidenapostel Paulus nebst Barnabas, Markus und Silas die Weihe erhielt. Von 252—380 n. Chr. wurden hier 10 wichtige Kirchenversammlungen gehalten, und mehr als 300 Klöster entstanden innerhalb und in der Umgebung der Stadt. Der Verfall von A. datirt seit dem 5. Jahrh.; Verwüstungen durch Erdbeben vereinigten sich mit der Zerstörungswuth östlicher Barbaren, um die Prachtbauten der Stadt in Schutt zu verwandeln. Der Perserkönig Chosroes legte 541 den größten Theil Antiochia's in Asche und führte die wohlhabendsten Bürger als Sklaven hinweg. Justinian ließ zwar auf den Trümmern mit großem Aufwande eine neue Stadt unter dem Namen Theüpolis erstehen, vermochte indeß die alte Größe nicht wieder zurückzuführen. Römer, Perser, byzantin. Griechen und Saracenen hatten unter den Mauern Antiochia's bereits wiederholt um den Besitz der Stadt gestritten und die letztern sich schon seit 50 Jahren in ihr als Gebieter behauptet, als das erste Kreuzheer vor A. erschien. Nach hartnäckiger, fast neunmonatlicher Belagerung fiel A. endlich 3. Juni 1098, und Bohemund von Tarent pflanzte das Christenbanner an die Stelle des Halbmondes und nannte sich »Fürst von A.« Während der folgenden Kreuzzüge wurde der starkbefestigte Platz mit Recht als die Stütze Jerusalems betrachtet; indessen war den griechischen Kaisern die feste Stellung der Franken daselbst verhaßt, und griechische List war daher fortwährend thätig, um jene aus A. zu vertreiben. Endlich 1137 wagte es Kaiser Johannes, A. förmlich zu belagern und zu einem Lehen seines Reichs zu machen. Noch öfter wechselten die Schicksale der Stadt, bis sie 1269 von dem ägyptischen Sultan Bibars erobert und völlig zerstört ward (vgl. Antiochenisches Fürstenthum). Seitdem ist A. aus der Geschichte so gut wie verschwunden. Auf ihrer Trümmerstätte steht jetzt die Stadt Antaki oder Antakijah, ein zum syrischen Vilajet Aleppo gehöriger Ort mit niedrigen und ärmlichen Häusern, 14 unbedeutenden Moscheen (aber keiner christlichen Kirche) und 17—18,000 (nach andern nur 6000) Einw., größtentheils Türken, welche Seidenzucht, Oel- und Getreidebau, sowie Aalfischerei in großartigem Maßstabe treiben. Die neue Stadt nimmt nur den nordwestlichen Theil der alten ein; der übrige Raum ist mit Schutthügeln und Trümmerhaufen angefüllt und meist mit Maulbeer-, Feigen- und Olivenpflanzungen bestanden. Das einzige große, noch erhaltene Denkmal aus der Zeit des alten Glanzes sind die römischen Befestigungen, bestehend in einer stellenweise 23 Meter hohen Mauer, die von einem Graben umgeben und mit 130 Thürmen versehen war, von denen noch 50 (viereckig und rund) vorhanden sind. Auch von den alten Thoren sind noch einige (wie das von Medynah, das der Oliven, das des heil. Paulus) in leidlichem Zustande erhalten, im übrigen aber alle Prachtbauten der alten Stadt in Staub und Trümmer verwandelt. Von dem von den Alten in glänzenden Farben geschilderten Hain von Daphne, der gleichzeitig dem religiösen Kultus und sinnlichen Ausschweifungen diente, ist kaum mehr die Lage nachzuweisen. Das Christenthum, das hier tiefe Wurzeln schlug, hatte den Kultus der Wollust gestürzt, und als Kaiser Julian auch in A. den Dienst der alten Götter wieder herzustellen suchte, war der neue Tempel bald durch eine nächtliche Feuersbrunst verzehrt. — Nordöstlich von der Stadt in der Ebene El Omk liegt der See von A. (auch Ak Denghis oder El Göleh genannt), fast 100 Meter ü. M. und von verschiedener Ausdehnung, je nach der Jahreszeit (im Durchschnitt 30 Kilom. lang und 5,5 Kilom. breit). Er wird trotz seiner Seichtheit mit flachen Flößen und Barken befahren, bietet aber bei Stürmen große Gefahr. Von A. bis zum Meer erstreckt sich die vom Orontes durchströmte, höchst fruchtbare Antiochenische Ebene, ehemals einem Fruchtgarten vergleichbar, jetzt wenig angebaut, noch immer aber eine der freundlichsten Thalebenen Syriens.

2) A. Pisidiae, Stadt auf der Grenze von Phrygien und Pisidien, wurde von Antiochos I. gegründet, nach Besiegung des Antiochos von den Römern für frei erklärt und unter Augustus unter dem Namen Cäsarea zum Range einer Kolonie mit italischen Bürgerrechten erhoben. Die Stadt war bekannt durch das Heiligthum des Men Arkaios (des phrygischen Mendyrkes). Die Ruinen von A. sind erst in neuerer Zeit bei dem Orte Jalowatsch, unfern Akschehr aufgefunden worden.

Antiŏchos, Name mehrerer Könige von Syrien aus dem Hause der Seleukiden: 1) A. I., Soter (Retter), Sohn des Seleukos Nikator, der ihm (293 v. Chr.) die Länder jenseits des Euphrat und den Titel eines Königs des obern Asiens überließ. Dem Mörder seines Vaters Ptolemäos Keraunos mußte A. Makedonien überlassen, später auch den Antigonos Gonatas als Herrscher Makedoniens anerkennen. Wegen des (unentschiedenen) Sieges über die Gallier nahm A. den Beinamen Soter an. Er starb 261 im Kampfe gegen die Gallier.

2) A. II., Theos (Gott), Sohn und Nachfolger des vorigen (261—247 v. Chr.), mußte mit Ptolemäos Philadelphos Frieden machen (250), mit Berenike, einer Tochter desselben, sich vermählen und seine frühere Gemahlin Laodike verstoßen. Nach dem Tode des Ptolemäos (248) rief er zwar die letztere zurück und ernannte ihren ältesten Sohn Seleukos Kallinikos zum Thronfolger; aber Laodike, vielleicht eine zweite Verstoßung befürchtend, ließ schon im folgenden Jahr (247) den A., sowie die Berenike und deren Kind ermorden. Den Beinamen Theos gaben ihm die Milesier, zum Dank für die Befreiung vom Tyrannen Timarchos.

3) A. III., der Große, zweiter Sohn des Seleukos Kallinikos, bestieg nach dem Tode seines Bruders Seleukos Keraunos, erst 15jährig, den Thron und regierte 224—187 v. Chr. Er fand das Reich, von dem sich Baktrien und Parthien losgemacht, die Ptolemäer, Cölesyrien, Phönikien, Palästina, Karien und Kilikien an sich gerissen hatten, in sehr bedrängter Lage. Der Abfall der Satrapen von

Persien und Medien steigerte die Noth. Einen Krieg mit Aegypten unterbrechend, unterwarf A. die abgefallenen Provinzen wieder. In einem neuen Kriege gegen Aegypten erlitt er aber bei Raphia unweit Gaza eine totale Niederlage. Doch begnügte sich Ptolemäos mit Cölesyrien und Phönikien. Baktrien und Medien konnte A. nicht wieder erobern. Auch sein Zug nach Indien hatte keinen besondern Erfolg. Doch schmolz A. in Ekbatana die goldne und silberne Dachdeckung des Palastes ein und kam so in den Besitz von 4000 Talenten. Seit diesem Zuge ließ er sich den Großen nennen. Als 204 Ptolemäos Philopator starb, verband sich A. mit Philipp von Makedonien, um dem unmündigen Ptolemäos Epiphanes sein Erbe zu entreißen. Während Philipp, dadurch mit Attalos von Pergamos und den Rhodiern in Kampf gerathen, den römischen Heeren unterlag, siegte A. bei Phaneas an den Quellen des Jordans 198 entscheidend, eroberte Jerusalem und ganz Palästina. Viele Juden flohen nach Aegypten, die zurückgebliebenen gewann A. durch Milde und Achtung ihres Heiligthums. Als sich A. 196 in den Besitz des thrakischen Chersones setzte, verlangten die Römer, die ihn, so lange sie mit Makedonien beschäftigt waren, geschont hatten, Freiheit der griechischen Städte in Asien, Rückgabe des gesammten Gebiets, welches Ptolemäos besessen, und vollständige Räumung Europa's. A. verlobte zwar seine Tochter Kleopatra mit Ptolemäos und versprach Phönikien, Palästina und Cölesyrien als Mitgift, wies aber die römische Einmischung in die kleinasiatischen Angelegenheiten entschieden zurück. Auch breitete er sich in Thrakien aus und nahm Hannibal, den großen Feind der Römer, bei sich auf (195). Gegen dessen Rath jedoch verlor er die günstige Zeit mit Unterhandlungen, die von den Römern in die Länge gezogen wurden. Endlich zog er auf den Hülferuf der Aetolier mit nur 10,000 Mann nach Griechenland (192). Furcht vor den Römern aber hielt die meisten griechischen Staaten vom Bündnis mit A. zurück, und König Philipp stellte sogar seine Mannschaft in die römischen Reihen. A. selbst überließ sich, nachdem er Chalkis auf Euböa genommen und Thessalien theilweise besetzt hatte, in Chalkis üppiger Unthätigkeit. Unterdessen zog der Konsul Acilius Glabrio heran; das syrische Heer warf sich in die Thermopylen, die Aetolier nach Herakleа und Lamia. Acilius ließ durch M. Portius Cato die Pässe umgehen, und das Heer des A. löste sich in Flucht auf; der König rettete sich mit kaum 500 Mann nach Chalkis, von da nach Ephesos; die Aetolier ergaben sich den Römern. Darauf noch zweimal (bei Chios und Myonnesos) zur See geschlagen und von seinem Bundesgenossen, dem König Prusias von Bithynien, verlassen, konnte A. die Landung des Konsuls Luc. Scipio in Asien nicht hindern und bat um Frieden. Als Scipio alles Land westlich vom Taurus forderte, wagte A. nochmals ein Treffen, ward jedoch bei Magnesia am Berge Sipylos (190) gänzlich besiegt. In dem im folgenden Jahr geschlossenen Frieden trat A. Kleinasien bis an den Taurus ab, erlegte 15,000 Talente, lieferte seine Elefanten und Kriegsschiffe aus und stellte 20 Geiseln, darunter seinen Sohn Antiochos. Hannibal ließ er entfliehen. A.' Macht war für immer gebrochen. Selbst in seinen östlichen Provinzen blieb er nicht Autokrator; in Armenien entstanden aus Satrapien zwei unabhängige Reiche. Als er, um den Tribut für Rom aufzubringen, in Elymaïs den Sonnentempel plündern, erschlugen ihn die empörten Bergbewohner (187 v. Chr.).

4) A. IV., **Epiphanes** (Erlauchter), zweiter Sohn des vorigen, regierte 175—163 v. Chr. Er lebte als Knabe zu Rom als Geisel und bestieg nach seines Bruders Seleukos Philopator Ermordung durch Helidoros den Thron. Er kämpfte 171—167 v. Chr. gegen Aegypten, um Cölesyrien, Phönikien und Palästina zurück zu erobern, bemächtigte sich eines großen Theils von Aegypten und nahm den König Ptolemäos Philometor gefangen; in Jerusalem plünderte er den Tempel und richtete ein großes Blutbad an. 167 mußte er infolge der Dazwischenkunft der Römer Aegypten räumen. Durch das Verbot des jüdischen Kultus und Einführung des Dienstes des olympischen Jupiter veranlaßte er den Aufstand der Juden unter den Makkabäern (s. d.) 167—166 v. Chr. Im Jahr 164 zog A. nach den östlichen Provinzen und starb nach einem verunglückten Angriff auf den Sonnentempel in Elymaïs zu Tabä in Persien 163 v. Chr.

5) A. V., **Eupator** (der Edelgeborne), Sohn und Nachfolger des vorigen, kam als Knabe zur Regierung (163—161 v. Chr.) unter Vormundschaft des Lysias, ward mit diesem von Demetrios, dem in Rom bisher als Geisel gehaltenen, jetzt von den Römern als Gegenkönig aufgestellten Sohn des Seleukos Philopator gestürzt.

6) A. VII., **Sidetes** (von Sida in Pamphylien, dem Orte seiner Erziehung, benannt), jüngerer Sohn des Demetrios Soter, Bruder des Demetrios Nikator, heirathete des letztern Wittwe, Kleopatra, stürzte den Usurpator Tryphon und setzte sich auf den Thron (139—130 v. Chr.). Er besiegte den Makkabäer Johannes und belagerte Jerusalem, schloß aber aus Furcht vor Rom einen billigen Frieden. Er fiel gegen die Parther.

7) A. VIII., **Grypos** (Habichtsnase), zweiter Sohn des Demetrios Nikator, nach seines Vaters Ermordung als König in einem Theil Syriens anerkannt (123—97 v. Chr.), besiegte den Gegenkönig Alexander Zabina, zwang seine herrschsüchtige Mutter Kleopatra, das Gift zu trinken, welches sie ihm bereitet hatte (daher auch spottweise **Philometor**, d. i. »der die Mutter liebt«, genannt), wurde aber von seinem Halbbruder Antiochos Kyzikenos eines Theils seines Reichs wieder beraubt, und 97 v. Chr. ermordet.

8) A. XIII., **Asiaticus**, Sohn Antiochos' X., erhielt 68 v. Chr. das väterliche Reich, wurde indeß schon 65 von Pompejus, der Syrien zur römischen Provinz machte, entthront und behielt wahrscheinlich nur Kommagene, worauf sich der Beiname »Asiaticus« bezieht. A. unterstützte Pompejus gegen Cäsar und kam auch mit Antonius in feindliche Berührung. Von Octavianus wegen Meuchelmord an einem Gesandten seines Bruders nach Rom beschieden, ward er 29 v. Chr. dort hingerichtet.

Antiochos Askalonita, akademischer Philosoph aus Askalon, Schüler des Philo aus Larissa, Scholarch zu Athen 83 (?)—74 v. Chr., wird bisweilen als Stifter einer eigenen Schule, der fünften Akademie, betrachtet, indem er die akademische Philosophie von der skeptischen Richtung wieder auf die Grundsätze der ältern Schulen zurückzuführen und mit den Stoikern auszugleichen suchte. So führte A. bereits den Synkretismus in der Akademie ein, aus dem sich später der Neuplatonismus entwickelte. Darauf

bezog sich seine (verlorne) Schrift »Sosus«. Cicero hörte bei ihm 79 v. Chr.

Antiŏpe, 1) Tochter des Flußgottes Asopos in Böotien, wurde von Zeus Mutter der Zwillingsbrüder Amphion und Zethos. Wegen der von diesen an Dirke verübten Rache von Dionysos rasend gemacht, durchirrte sie Griechenland, bis Phokos sie heilte. Sie ward dessen Gattin und erhielt mit ihm ein Grab. Vgl. Amphion. — 2) Amazone, Tochter des Ares und der Otrera, Schwester der Hippolyte. Von Theseus entführt, gebar sie ihm den Hippolytos und kämpfte später an des Gatten Seite gegen die in Attika einfallenden Amazonen, wobei sie ihren Tod fand.

Antióquia, einer der Vereinigten Staaten von Columbia (Neugranada) in Südamerika (s. Karte »Peru« 2c.), 1858 aus den Provinzen A., Cordova und Medellin der Republik Neugranada gebildet, 59,027 QKilom. (1072 QM.) groß, wird von den Staaten Cauca im S., Bolivar im N. und O., Santander und Cundinamarca im O. begrenzt und umfaßt den nördlichen Theil des Caucathals und der West- und Centralkordilleren von Neugranada nebst deren Abfällen. Die Oberfläche ist gebirgig, doch übersteigen die höchsten Berge nicht die Höhe von 2800 Meter. Der Staat hat nicht die fruchtbaren Thäler wie Cauca, ist aber an edlen Metallen weit reicher als jener Staat. Die Bevölkerung betrug (1870) 365,974 Einw., deren Hauptbeschäftigung der Bergbau ist. Ein großer Theil der Oberfläche ist noch mit Urwald bedeckt, daher Vieh und sonstige Lebensmittel aus Cauca eingeführt werden müssen. Hauptstadt ist Medellin, in einem schönen Thale 1478 Meter ü. M. gelegen, mit bedeutendem Verkehr und gegen 14,000 Einw. Andere bedeutende Orte sind Santa Fé de A., 546 Meter hoch in einer Thalschlucht am Rio Tonuzco gelegen, 1542 gegründet, mit etwa 9000 Einw., und Santa Rosa, auf einer Hochebene, durch seine Goldwäschen bekannt.

Antipāpa (griech.), Gegenpapst. Antipapismus, papstfeindliche Lehre.

Antiparasitika (griech.), Mittel gegen parasitische Thiere und Pflanzen.

Antipăros (Antipăro), eine der mittlern Kykladen im Aegeischen Meer, dicht bei Paros, ein flaches, gut angebautes und ziemlich fruchtbares Felseneiland, 28 QKilom. (½ QM.) groß mit etwa 500 Einw. A. hieß im Alterthum Oliaros und war in alter Zeit von Phönikiern aus Sidon kolonisirt worden, bildete aber meist nur ein Anhängsel von Paros. Die größte Merkwürdigkeit ist eine Tropfsteinhöhle im nördlichen Theil der Insel, die sich bei den Alten nirgends erwähnt findet, indessen neuerdings entdeckten Inschriften zufolge ihnen nicht unbekannt war. Den Eingang bildet ein weiter natürlicher Portikus an der Seite eines Berges, von wo man mittels Seilen und Leitern über mehrere Abgründe zu dem ersten geräumigen Gewölbe gelangt, dessen roth gesprenkelte Wände so hoch sind, daß die Decke kaum zu erkennen ist. Weiterhin wird die Wanderung labyrinthisch und mühsam. In einer Tiefe von ca. 280 Meter unter dem Eingange erreicht man endlich den Hauptraum, welcher 95 Meter lang, 30 Meter breit und 25 Meter hoch und überall mit den wunderbarsten Stalaktiten- und Stalagmitenbildungen geschmückt ist. Im Jahr 1872 wurden auf A. Bleigruben entdeckt, deren Erze 80—85 Proc. Metallgehalt haben.

Antipascha (griech.-hebr.), in der griech. Kirche der Sonntag nach dem Passah- (Pascha-) oder Osterfeste.

Antipäter, Feldherr und Vertrauter Philipps von Makedonien, Freund und Schüler des Aristoteles, ging 346 v. Chr. als Gesandter König Philipps nach Athen und vermittelte auch 338 v. Chr. den Frieden. Bei Alexanders Aufbruch nach Asien wurde A. Statthalter in Makedonien und hielt die aufrührerischen Thrakier, sowie die Griechen in Zaum und schlug den König von Sparta, Agis II., 330 bei Megalopolis. Sein Zwist mit Alexanders ränkevoller Mutter Olympias veranlaßte Antipaters Abberufung nach Asien und Ersetzung durch Krateros. Nach Alexanders Tode erhielten A. und Krateros die gemeinschaftliche Regierung der europäischen Länder des makedonischen Reichs mit Ausnahme von Thrakien, das an Lysimachos kam. Von Krateros und Leonatos unterstützt, unterwarf A. die nach Unabhängigkeit strebenden Griechen wieder und bekämpfte mit Erfolg den Perdikkas. Nach des letztern Tode zum Vormund der Kinder Alexanders und zum Reichsverweser ernannt, vollzog er zu Triparadisos eine neue Vertheilung der Statthalterschaften. Er starb 318 in hohem Alter, nachdem er, mit Uebergehung seines Sohnes Kassandros, Polysperchon zum Reichsverweser ernannt hatte. Sein Enkel A. ward 292 auf Befehl seines Schwiegervaters, des Lysimachos, als der letzte seines Geschlechts getödtet.

Antipathie (griech.), Abneigung, im Gegensatz zur Sympathie (s. d.). Das widrige Gefühl, welches die Vorstellung gewisser Gegenstände begleitet und über das wir uns keine Rechenschaft zu geben vermögen, kann entweder physiologische oder psychologische Gründe haben. Jene können angeboren, letztere müssen entstanden sein. Die Abneigung gegen gewisse Gerüche, Geschmäcke, Farben 2c. kann in einer für dieselben unangemessenen Beschaffenheit der betreffenden Sinnesorgane (Mozarts A. gegen den Trompetenton), oder in mit denselben zufälligerweise associirten Nebenvorstellungen (A. gegen Schwarz als Farbe des Todes und der Trauer) begründet sein. Da uns die letztern nicht eben zum Bewußtsein gelangen müssen, so scheint die A. gegen gewisse Objekte oft eine ursprüngliche, während sie nur eine der Aehnlichkeit mit unbewußt bleibenden, von widrigen Gefühlen begleiteten Vorstellungen entsprungene ist. Physiologisch begründete Antipathien können dem Arzt als Symptome einer vorhandenen oder sich vorbereitenden körperlichen Stimmung von Wichtigkeit sein.

Antiperistaltisch (griech.), »nach der entgegengesetzten Richtung umfassend, zusammendrückend«; daher motus antiperistalticus, die der normalen entgegengesetzte Bewegung des Darmkanals, wie sie beim Erbrechen stattfindet; daher antiperistaltische Mittel, s. v. w. Brechmittel.

Antiphănes, griech. Lustspieldichter, aus Rhodos gebürtig, blühte um 385 v. Chr. und war außer Alexis unter 57 Dichtern der sogen. mittlern attischen Komödie der einzige, welcher in den Kanon der alexandrinischen Gelehrten aufgenommen ward. Diese Auszeichnung scheint er der Feinheit und Gewandtheit seines Dialogs, sowie der Vielseitigkeit seiner Themata verdankt zu haben; im übrigen entsprach seine Fruchtbarkeit (etwa 250 Stücke) den leichten Anforderungen, welche jene Dichter damals an sich stellten: Scenen, unmittelbar der lustigen Gesellschaft Athens entnommen und leicht aneinander

gereiht, hatten zum Mittelpunkt hier ein Picknick, dort die Gunst oder Ungunst einer lockern Dame, das Geschick oder Ungeschick eines Kochs, eines Schmarotzers, wenn es hoch kam, Travestien der mythischen Ueberlieferungen, Verspottungen literarischer, selbst politischer Größen. Unter den Sammlern der Bruchstücke des A. nennen wir nur H. Stephanus (1569) und Hugo Grotius (Par 1626). Seine »Sentenzen« gaben heraus Brunck (Straßb. 1784 und 1817) und Boissonade (Par. 1823). Von namhaften Forschern behandelten A.: Clinton, H. L. Heeren, F. Jacobs, A. Meineke und R. Porson.

Antipharmăkon (griech.), Gegengift.

Antiphellos, im Alterthum ansehnliche Stadt in Lykien, an einer von steilen Bergen umschlossenen Bucht des Mittelmeers, ist jetzt ein unbedeutender, zum türk. Vilajet Konia gehöriger Ort (Andifilo) mit einigem Hafenverkehr. Unter den noch vorhandenen Ruinen des Alterthums sind besonders die Reste eines Theaters von 26 Sitzreihen und die zahlreichen, in die Felswände gehauenen Grabkammern mit sorgfältig ausgeführten, die Holzkonstruktion eines Blockhauses nachahmenden Façaden merkwürdig, wie solche sich auch bei andern altlykischen Orten (Myra, Telmissos, Xanthos ꝛc.) in Masse vorfinden (s. Tafel II »Baukunst«, Fig. 15).

Antipherna (griech.), Gegengabe des Bräutigams an die Ehefrau für ihr Mitgebrachtes.

Antiphĭlos, berühmter griechischer Maler, aus Aegypten gebürtig, lebte um 330 v. Chr. als ein Zeitgenosse des Apelles und zeichnete sich sowohl im edlen Stil, wie namentlich auch im derbern Genrebilde aus. Er soll mit Vorliebe Karikaturen, Lichteffekte, Scenen aus dem Alltagsleben gemalt und dabei eine große Leichtigkeit der Auffassung bewiesen haben.

Antiphlogĭstiker (griech.), s. Chemie.

Antiphlogĭstische Mittel (griech.), entzündungswidrige Mittel. Ihre Wirkung beruht theils darauf, daß sie die erweiterten Blutgefäße des Entzündungsherdes zur Verengerung bringen und überhaupt die gestörte Blutcirkulation in demselben wieder reguliren, theils darauf, daß sie eine qualitative oder quantitative Veränderung der gesammten Blutmasse herbeiführen und somit auf den Entzündungsherd alterirend einwirken, theils endlich darauf, daß sie einzelne heftige Symptome der Entzündung mildern oder beseitigen. Zu den antiphlogistischen Mitteln gehören die Kälte in allen möglichen Formen, die allgemeinen und örtlichen Blutentziehungen, die sogen. ableitenden Mittel (s. d.), wie Blasenpflaster, Senfteige, trockne Schröpfköpfe, der innerliche Gebrauch der Säuren, des Salpeters und anderer Mittelsalze, der Narkotika ꝛc. Antiphlogistische Methode (methodus antiphlogistica) heißt in der Medicin dasjenige Heilverfahren, welches man gegen vorhandene oder drohende Entzündungen, z. B. nach Operationen, einschlägt. Es ist die kunstgerechte, auf Erfahrung beruhende Anwendung der äußern und innern, diätetischen und mechanischen antiphlogistischen Heilmittel.

Antĭphon, 1) der erste der zehn großen attischen Staatsredner, geb. zu Rhamnos 480 v. Chr., Sohn und Schüler des Sophisten Sophilos, Lehrer des Historikers Thukydides, wurde der Schöpfer der politischen Beredsamkeit. Von seinen 60 Reden sind 17 echte auf uns gekommen, welche in den »Oratores graeci« von Reiske, Bd. 7 (Leipz. 1775), Bekker, Bd. 1 (Orf. 1822), Baiter und Sauppe, Bd. 1 (Zür. 1839) und Müller, Bd. 1 (Par. 1847) und besonders von Mätzner (Berl. 1838), Blaß (Leipz. 1871) herausgegeben sind. Im Peloponnesischen Kriege ragte A. auch als Feldherr und Staatsmann hervor, neigte sich zu den Aristokraten und wurde deshalb des Hochverraths angeklagt und zum Tode verurtheilt (411 v. Chr.).

2) A., tragischer Dichter, lebte am Hofe des ältern Dionysios (405—368 v. Chr.) in Syrakus und zog sich durch freimüthigen Tadel der schlechten Tragödien des Tyrannen den Tod zu. Ueberliefert wurden uns aus seinen Werken nur die Titel zweier Stücke und ein Vers bei Aristoteles (abgedruckt in Naucks »Tragicorum graecorum fragmenta«, Leipz. 1856).

Antiphōnie (griech., »Gegenstimme«), in der christlichen Kirche der schon in sehr früher Zeit beim öffentlichen Gottesdienst eingeführte Wechselgesang zwischen einer Stimme und einem Chor, oder zwischen zwei (einstimmigen) Chören. Ein derartiger Wechsel- oder Gegengesang war bereits bei den alten Juden, Aegyptern und andern der ältesten Kulturvölker, wie später auch bei den Griechen (in den Chören der Tragödie) im Gebrauch; seine Einführung in die griechische Kirche schreibt man gewöhnlich dem heil. Ignatius, Bischof von Antiochia, in die römisch-katholische, nachdem er bereits in der griechischen Kirche gebräuchlich gewesen, dem Bischof Ambrosius von Mailand (gest. 604) zu. Um die Zeit des letztern wurde wenigstens der allgemeine Begriff der A. als Wechselgesang bestimmter begrenzt. Man verstand seitdem darunter einen einzelnen, der Bibel oder einem Kirchenvater entnommenen Vers, der von einer Stimme allein gesungen wurde und einem Psalm voranging, zu dem er hinsichtlich des Inhalts in Beziehung stand. Der von einer Stimme intonirte Psalm selbst wird von Doppelchören wechselsweise gesungen, am Schluß desselben aber die A. noch einmal vom ganzen Chore wiederholt. In der lutherisch-evangelischen Kirche besteht die A. nur in den wechselsweisen Intonationen, welche der Priester vor dem Altare allein anstimmt, und den Responsorien, womit ihm der Chor oder die ganze Gemeinde antwortet. Eine Sammlung der beim katholischen Gottesdienst gebräuchlichen Antiphonien, insbesondere die von Gregor d. Gr. veranstaltete, heißt Antiphonarium oder Antiphonale.

Antiphŏra (griech.), Gegensatz.

Antiphrāse (Antiphrăsis, griech., »Einwendung«), eine Redefigur, durch welche das Entgegengesetzte von dem ausgedrückt werden soll, was das Wort eigentlich besagt, oder einem Gegenstande ein Name beigelegt wird, welcher mit dessen Wesen im Widerspruch steht; z. B. wenn man bei den Griechen die Rachegöttinnen Eumeniden (»die Gnädigen«) nannte. Dann auch die Redewendung, bei welcher man etwas mit Stillschweigen übergehen zu wollen vorgibt, es aber damit gerade ausspricht. Die A. ist eine mächtige Waffe der Ironie (s. d.).

Antipŏden (griech., »Gegenfüßler«) heißen in Beziehung auf einen bestimmten Ort diejenigen Bewohner der Erde, welche auf der demselben diametral entgegengesetzten Seite der Erdkugel wohnen und deren Füße also denen der Bewohner jenes Ortes gerade entgegengekehrt sind, so daß der Zenith der einen der Nadir der andern ist. Sie haben

um 180° verschiedene Länge, entgegengesetzte Breite, Tages- und Jahreszeiten. Die A. aller unter dem Aequator liegenden Orte sind, da sie keine Breite haben, nur um 180° Länge verschieden und nur in Hinsicht der Tages-, nicht aber der Jahreszeiten einander entgegengesetzt. Zu unterscheiden von den A. sind die Gegenwohner und Nebenwohner. Die **Gegenwohner** (Antoeci) eines Orts sind diejenigen, welche mit ihm unter gleichem Meridian, aber auf der andern Seite des Aequators wohnen, also einerlei Länge, aber entgegengesetzte, wiewohl ebenso große Breite haben. Nur die Jahreszeiten sind bei ihnen entgegengesetzt, die Tageszeiten aber gleich. Für die Pole sind Gegenwohner und Gegenfüßler einerlei, und unter dem Aequator kann es keine Gegenwohner geben. Die **Nebenwohner** (Perioeci) eines Orts haben mit diesem die gleiche nördliche oder südliche Breite, sind aber um 180° Länge von ihm entfernt; sie haben einerlei Jahreszeiten, aber entgegengesetzte Tageszeiten. Für den Aequator sind Nebenwohner und Gegenfüßler identisch, und die Pole können keine Nebenwohner haben. Deutschlands Nebenwohner haben wir also in den nordamerikanischen Wäldern zu suchen, seine Gegenwohner im südlichen Afrika, seine Gegenfüßler östlich und südöstlich von Neuseeland. Berlin liegt unter 53½° nördl. Br., 33° östl. L. v. F., Berlins A. also unter 53½° südl. Br. und 180+33°=213° Länge. Es ist in Berlin Sommer, wenn es bei seinen A. Winter, Tag, wenn es bei diesen Nacht ist.

Antipödeninsel, britische, 1800 entdeckte Inselgruppe im SO. von Neuseeland, unter 49° 48′ südl. Br. und 178° 20′ östl. L. v. Gr., besteht aus einer größern Insel von 7,5 Kilom. Länge und mehreren kleinen, die alle bergig, steil und bloß von Seehunden bewohnt sind.

Antiputrīdum (griech. und lat.), Mittel gegen Fäulnis.

Antipyretĭkum (griech.), Mittel gegen Entzündung.

Antīqua heißt in der Buchdruckerei die im gewöhnlichen Leben als »lateinisch« bezeichnete Schrift, wenn sie, gleich der deutschen Fraktur, gerabstehend, nicht liegend ist, in welch letzterem Falle sie als Kursiv (s. d.) bezeichnet wird. In der französischen Typographie wird sie Romain, in der englischen Roman type genannt. Zuerst eingeführt, resp. der Schreibweise der Römer nachgebildet und an Stelle der Mönchsschrift in der Buchdruckerkunst verwandt wurde sie von Aldus Manutius (s. d.), der nach und nach 14 Schriftgrade in derselben schneiden ließ und dessen Buch »Bembus, de Aetna«, 1495 in Venedig gedruckt, eins der ersten Werke war, wenn nicht das erste, welches mittels dieser Lettern hergestellt wurde. Es gilt dasselbe noch heute als ein Meisterstück.

Antiquār (lat. antiquarius), bei den Römern einer, der gern veraltete Ausdrücke und Redeformen (Archaismen) in Rede und Schrift anwendete; im Mittelalter ein Abschreiber alter Bücher besonders in Klöstern; nach dem Wiederaufleben der klassischen Studien ein Gelehrter, der sich mit dem Studium der Antiquitäten, namentlich alter Kunstwerke, beschäftigte, in diesem Sinn noch jetzt bei den Franzosen (Antiquaire), Engländern (Antiquarian) und Italienern (Antiquario) gebräuchlich; nach jetzigem Sprachgebrauch einer, welcher ausschließlich mit ältern gebundenen Büchern handelt. Das **Antiquargeschäft** ist aus dem Buchhandel entsprungen und in Frankreich und England noch mit diesem verbunden, wogegen es in Deutschland jetzt vom Buchhandel in der Regel getrennt ist. Doch betreiben einzelne bedeutendere Firmen neben dem Verlags- oder Sortimentsgeschäft auch das Antiquargeschäft als besondern Nebenzweig, und zwar beschränkt sich dasselbe nicht mehr bloß auf Erwerbung von Verkauf bereits gebrauchter gebundener Bücher, sondern es umfaßt auch das Beziehen neuerer Werke in großen Partien, wodurch deren Verkauf um billigern Preis ermöglicht wird (modernes Antiquariat). Ein- und Verkauf geschieht in der Regel gegen Baarzahlung. In den letzten Jahrzehnten hat der Antiquarhandel einen bedeutenden Aufschwung genommen. Von den bedeutendsten Antiquaren der Gegenwart sind zu nennen: in Deutschland T. O. Weigel, Kirchhoff und Wigand, K. F. Köhler in Leipzig, Jos. Bär in Frankfurt a. M.; in England: Bohn, Quaritsch in London; in Frankreich: Maisonneuve, Scheuring in Paris; in Holland: Fred. Müller, M. Nyhoff in Amsterdam. In Italien versteht man unter A. oft einen Cicerone. — **Antiquariat**, Geschäft eines Antiquars.

Antiquiren (v. lat. antiquus, alt), veralten; für veraltet, ungültig, werthlos erklären; **Antiquität**, s. v. w. Alterthum; dann eine alte (ehrwürdige) Sache, Ruine, Sitte; **Antiquitäten**, s. v. w. Alterthümer im weitern und engern Sinn.

Antireformer, Reformgegner.

Antirenters (engl., spr. änntirén-) hieß eine sociale und zugleich politische Fraktion im Staat New York. Seiner Zeit hatte nämlich die Niederländisch-westindische Kompagnie Länderstrecken am Hudson denen unter ihren Mitgliedern unentgeltlich überlassen, welche innerhalb einer gewissen Frist eine bestimmte Zahl (50) Ansiedler dorthin zu ziehen vermöchten. Diese letztern wurden trotz der Gesetze von 1779 und 1785 durch Fronabgaben ꝛc. hart gedrückt. Die Unzufriedenheit darüber aber führte endlich 1839 zur Bildung einer förmlichen Partei von A., welche bald zu Gewalt und Aufruhr fortschritt. Als die Behörden dagegen einschritten, verfolgten die A. ihre Ziele auf dem Wege politischer Parteiagitation und erreichten in der That die Beseitigung der meisten ihrer Beschwerden.

Antirrhineen (**Löwenmaulartige Pflanzen**), Unterfamilie der Skrophularineen (s. d.).

Antirrhīnum *L.* (**Löwenmaul, Dorant**), Pflanzengattung aus der Familie der Skrophularineen, meist zweijährige Kräuter mit maskenartigen, am Grunde mit einem Höcker versehenen, aber nicht gespornten, einzeln oder in Aehren oder Trauben stehenden Blüten und zweifächeriger, an der Spitze mit 3 Löchern aufspringender Kapsel. Von den zahlreichen, meist in Südeuropa, Nordamerika und Westindien heimischen Arten wächst A. majus *L.* (**Großes Löwenmaul**), mit gegen- oder wechselständigen, lanzettlichen Blättern und ansehnlichen, heller und dunkler purpurrothen, selten weißen Blüten in lockern Trauben, im südlichen Deutschland auf Mauern und Felsen wild und wird in zahlreichen Varietäten häufig in Gärten gezogen; das Kraut war früher als zertheilendes und harntreibendes Mittel im Gebrauch. A. Orontium *L.* (**Feldlöwenmaul, Kleiner Dorant**), 15—30 Centim. hoch, unterscheidet sich von der vorigen Art durch Kelchblättchen, welche länger als die Krone sind, und sehr kurzgestielte, einzeln in den Blatt-

winkeln stehende und nur gegen das Ende der Blütezeit eine lockere Endtraube bildende rosenrothe, dunkler gestreifte, seltener weiße Blüten. Das Gewächs ist einjährig, hat betäubende giftige Eigenschaften und war früher officinell.

Antisabbatharier, Gegner des Sabbaths, in der alten christlichen Kirche diejenigen, welche die Feier des jüdischen Sabbaths bestritten, weil sie eine mosaische Institution und durch das Evangelium mit dem Gesetze aufgehoben sei; in neuerer Zeit kirchliche Partei in England, welche die Sonntagsfeier überhaupt abgeschafft wissen wollte, weil sie nicht in der Bibel angeordnet sei und alle Tage für gleich heilig angesehen werden müßten.

Antisana, ein Gipfel der Kordillere von Quito in Südamerika, südöstlich von der Stadt Quito, 5875 Meter hoch. An seinen Abhängen finden sich mehrere erloschene Krater und in 3782 Meter Höhe der berühmte Tambo de A. (Art Karawanserai), einer der höchsten bewohnten Punkte der Erde. Der A. wurde von Boussingault erstiegen.

Antiseptische Mittel (Antiseptica, griech.), fäulniswidrige, der Fäulnis vorbeugende Mittel, dergleichen nicht bloß in der Chemie und in den Gewerben zur Verhütung der Zersetzung animalischer und vegetabilischer Stoffe, z. B. beim Gerben, Einbalsamiren, Einpökeln 2c., wie Kälte, Abhaltung des atmosphärischen Sauerstoffs, Eintrocknung, Gerbung mittels Gerbsäuren oder Metallsalzen, Fällung des Eiweißes durch Hitze oder Kreosot und kreosothaltige Flüssigkeiten (Holzessig), Karbolsäure, Alkohol, ätherische Oele und ätherischölige Harze (Balsam), sondern auch in der Medicin zur Anwendung kommen. In der Medicin benutzt man die antiseptischen Mittel, um die durch menschliche Ausdünstungen verdorbene Luft in den Wohn- und Krankenräumen zu verbessern, sowie um die menschlichen und thierischen Auswurfs- und Abfallstoffe vor Uebergang in Fäulnis zu schützen. Zur Desinfektion der Wohnräume bedient man sich am besten einer kräftigen Ventilation oder der Räucherungen mit Chlorkalk und schwefliger Säure. Zur Desinfektion der Darmentleerungen dient eine Lösung von Eisenvitriol und die rohe Karbolsäure. Um den Fäulnisproceß von Wunden, Geschwüren und großen Absceßhöhlen abzuhalten, wendet man jetzt fast ausschließlich die Karbolsäure in Form einer wässerigen, alkoholischen oder öligen Lösung an. Mit solchen Lösungen spült man die Wunden, die eiternden und jauchenden Flächen ab und bedeckt dieselben dann mit Baumwollläppchen, welche in Karbolöl getränkt sind. Besteht die Gefahr einer septischen Blutzersetzung, so gibt man innerlich gern Chinapräparate, sowie die unterschwefligsauren Salze. Ihre Wirkung ist freilich eine ziemlich problematische.

Antisigma (griech.), umgekehrtes Sigma, krit. Zeichen dafür, daß Verse an falscher Stelle stehen.

Antiskorbutische Mittel (Antiscorbutica), Mittel gegen den Skorbut (s. d.).

Antispasmodische Mittel (Antispasmodica, griech.), krampfstillende Mittel, besonders Narkotika und flüchtige Reizmittel.

Antispast (griech., »auf der andern Seite gezogen«), Versfuß, aus einem Jambus und Trochäus (⏑––⏑), also aus »widerstrebenden« Versfüßen bestehend, daher der Name.

Antistes (griech.), Vorsteher, besonders Vorsteher eines Tempels, Priester; in der christl. Kirche von Alters her Ehrentitel der Bischöfe, Aebte, Prioren 2c.; in einigen Kantonen der Schweiz Titel des ersten Geistlichen an reformirten Stadtkirchen und Vorstehers des reformirten Kirchen- und Schulwesens im Kanton.

Antisthenes, von Athen, Stifter der Cynischen Schule (vgl. Cyniker), erst Schüler des Gorgias und nachmals Schüler und Freund des Sokrates, geb. 444 v. Chr., Sohn eines athenischen Vaters und einer thrakischen Mutter, daher er seinen Lehrstuhl in dem Gymnasium der unebenbürtigen Athener, Kynosarges, aufschlug, von dem seine Schule die cynische oder, wie ihre Gegner spotteten, die »hündische« (kynes, Hunde) genannt wurde. In theoretischer Hinsicht behauptete er, eine sichere Erkenntnis sei nur durch richtige Definitionen und durch solche Urtheile möglich, in welchen, wie z. B. Mensch ist Mensch, das Prädikat mit dem Subjekt einerlei sei, d. i. identische, wodurch jeder eigentliche Fortschritt im Erkennen abgeschnitten erscheint. In praktischer Hinsicht, die ihm aus diesem Grunde, ebenso wie dem Sokrates, die wichtigere war, gilt ihm als oberstes Ziel des menschlichen Lebens die Tugend. Was zwischen ihr und der Schlechtigkeit in der Mitte liege, sei gleichgültig (adiaphoron). Tugend sei zur Glückseligkeit ausreichend, womit allerdings eingestanden wird, daß der eigentliche Zweck des Daseins Glückseligkeit und die Tugend als vornehmste Quelle derselben von Werth sei. Da nun die Unmöglichkeit, seine Bedürfnisse zu befriedigen, das Gegentheil der Glückseligkeit erzeugt, so trachtete A., so wenig als möglich Bedürfnisse zu haben, beschränkte seine Kleidung auf einen durchlöcherten Mantel, seine Geräthschaften auf Sack, Stab und Holzbecher, ließ Haar und Bart wachsen, schlief auf der bloßen Erde und setzte sich über die Anforderungen der konventionellen Sitte hinaus. Den Kultus der Götter verwarf er: der Eine Gott werde nicht aus Bildern erkannt; Tugend allein sei der wahre Gottesdienst. Die Gedichte Homers, der (nebst Hesiod) den Griechen (nach Herodot) ihre Götter gemacht hatte, deutete er allegorisch im Sinn seiner Philosophie. In der Politik war er Weltbürger. Seine sämmtlich verlornen Schriften, unter denen angeblich eine Streitschrift: »Sathon, oder vom Widersprechen« (in 3 Büchern), gegen Platon, mit dem er nicht befreundet, gerichtet war (während er mit Xenophon sehr gut stand), sollen 10 Bände ausgemacht haben; zwei Deklamationen (abgedruckt in den Sammlungen der attischen Redner von Aldus, Stephanus, Reiske und Bekker) sind ebensowenig, wie ein Brief (am besten abgedruckt bei Orelli, »Collect. Epist. Graec.«, Bd. 1, Leipz. 1815) als echte Werke des A. anzusehen, dessen Namen sie an der Spitze tragen. Die Fragmente seiner Schriften wurden gesammelt herausgegeben von Winckelmann (Zürich 1842).

Antistrophe (griech.), Gegenstrophe; s. Strophe.

Antisyphilitikum (griech.), Mittel gegen Syphilis.

Antitaurus, s. Taurus.

Antithese (griech. Antithesis), »Entgegensetzung«, eine Redefigur, welche Begriffsbestimmungen, die logisch einander gegenüberstehen, auch in den entsprechenden Satzgliedern gegenüberstellt. Dieselbe eignet sich besonders als Form für die Sentenz, daher sentenzenliebende Schriftsteller (z. B. Schiller) sehr reich an Antithesen sind; doch wird sie auch von scharfen Denkern (z. B. Lessing) häufig und mit

Glück angewendet. Die A. ist entweder einfach, wenn nur zwei Bestimmungen, oder zusammengesetzt, wenn mehrere Bestimmungen einander gegenübergestellt werden, wobei eine symmetrische Anordnung derselben erforderlich ist. Ein Beispiel der letztern Art ist die Sentenz aus Schillers »Wallenstein«:

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.

Antithĕton (griech., »ein Entgegengesetztes«), Kontrast, Zusammenstellung von Merkmalen, die in einzelnen Beziehungen einander ähnlich, in der Hauptsache einander entgegengesetzt sind.

Antitrinitarier (griech. u. lat.), Gegner der Lehre von der Trinität oder Dreieinigkeit Gottes, s. v. w. Unitarier (s. d.).

Antitўp (griech. antitypos), Gegen-, Abbild; antitypisch, gegenbildlich.

Antium, uralte latinische Stadt, auf einer weit ins Meer vorspringenden felsigen Landspitze gelegen, der Sage nach von einem Sohne des Odysseus und der Kirke erbaut und anfangs von tyrrhenischen Seeräubern bewohnt, blieb, obwohl von Tarquinius Superbus zum Latinerbunde gezogen, doch fortwährend in enger Verbindung mit den Volskern und ward daher 468 v. Chr. von den Römern erobert und gezüchtigt. Da auch die hier angesiedelte römische Kolonie bald wieder in feindliche Stellung zu Rom trat, so erfolgte 338 v. Chr. die zweite Einnahme von A., worauf die Einwohner verpflanzt und die Stadt mit neuen Kolonen besetzt, zugleich aber mit dem Verbote der Seeschiffahrt und Auslieferung ihrer sämmtlichen Kriegsschiffe bestraft wurde. Bei der vortheilhaften Lage hob sie sich indessen bald wieder und gelangte zu größerem Flor als vorher. Sie diente namentlich als Erholungsort vornehmer Römer, die sich hier Paläste und Villen bauten, und war insbesondere der Lieblingsaufenthalt Nero's, der auch den Hafen Antiums mit großen Kosten wieder herstellte. Erst die Einfälle der Saracenen richteten die Stadt zu Grunde. Von Nero's Hafen, der ganz versandet ist, sind nur noch 2 Tuffdämme sichtbar; beim westlichen derselben ließ später Papst Innocenz XII. einen neuen Hafen anlegen, den aber die Südwinde immer wieder mit Sand füllten. Die Ruinen der alten Stadt bestehen nur noch aus einzelnen Mauerresten von Ziegeln und Netzwerk: Gebäudetrümmer auf der Höhe, die Vignaccie, Spuren der Neronischen Villa am Meer gegen Nettuno. Von den einst berühmten Tempeln der Fortuna und des Aeskulap ist nichts mehr vorhanden. Das jetzige Porto d'Anzio, 37 Miglien südwestlich von Rom, ist ein Ort von etwa 1200 Einw. und als Seebadeort gegenwärtig im Aufschwung begriffen; es wird namentlich in der frühen Jahreszeit stark besucht. Hier wurden unter Papst Julius II. der »Apollon von Belvedere« (jetzt im Vatikan) und unter Paul V. der »Gladiatore de' Borghesi« (jetzt in Paris) ausgegraben. Seit neuster Zeit hat Porto d'Anzio auch einen Bagno mit einigen hundert Galerensträflingen.

Antiunionistisch (griech.-lat.), gegen die Union ankämpfend. Antiunionist, Gegner der Union.

Antivari (Bar), türk. Stadt im Vilajet Uschkodra (Skutari), in Albanien, nahe am Adriatischen Meer, mit einem verfallenen Schloß auf hervorspringendem Felsen und kleinem Hafen, ist Sitz eines kathol. Erzbischofs und hat 5000 Einw., welche Handel mit Oel und Salz treiben. A. ist das alte Antibarum, das 1573 von den Türken erobert ward. Im Juli 1859 war A. Sammelplatz der gegen Oesterreich bestimmten franz. Kriegsflotte.

Antöcus (lat., v. Griech.; Mehrzahl: Antöci; »Gegenwohner«), s. Antipoden.

Antogast, Badeort im bad. Kreis Offenburg, am Südfuß des Kniebis, in einem engen fruchtbaren Thale mit üppiger Vegetation, 524 Meter ü. M., hat 2 Quellen (eine Trink- und eine Badequelle), welche als Hauptbestandtheile kohlensaure Kalkerde, kohlensaure Magnesia, kohlensaures und schwefelsaures Natron enthalten und in der Mitte zwischen den erdig-salinischen und erdig-alkalischen Eisensäuerlingen stehen. Sie werden besonders gegen Blutarmut und sogen. nervöse Zustände gebraucht.

Antommarchi, Francesco, Napoleons I. Arzt auf St. Helena, geb. 1780 auf Corsica, studirte zu Pisa, ward 1812 Prosektor am Hospital Santa Maria zu Florenz; 1818 von dem Kardinal Fesch im Namen der Mutter Napoleons bewogen, sich nach St. Helena zu begeben, um dem Kaiser ärztlichen Beistand zu leisten. Anfangs von diesem mit Mißtrauen empfangen, wußte er bald sein volles Vertrauen zu gewinnen und wurde in dessen Testament mit 100,000 Franken bedacht. Nach dem Tode des Kaisers erklärte er, daß derselbe nicht am Magenkrebs, sondern an einem auf der Insel herrschenden Fieber gestorben sei, und weigerte sich das Obduktionsprotokoll zu unterzeichnen. Er kehrte dann über England nach Italien zurück und wandte sich, von der Erzherzogin Marie Luise zu Parma kalt empfangen, nach Paris, wo er das Werk »Les derniers moments de Napoléon« (Par. 1823, 2 Bde., neue Ausg. 1852; deutsch, Stuttg. 1825) herausgab. Ueber seine projektirte Herausgabe der großen anatomischen Tafeln, die eine hinterlassene Arbeit Mascagni's waren und von Berlinghieri, Barcelotti und Rossi (Pisa 1823—26) herausgegeben wurden, gerieth er mit Mascagni's Erben in einen Streit, der nicht zu seinen Gunsten ausschlug. Während der polnischen Revolution übernahm er zu Warschau die Leitung der ärztlichen Anstalten, kehrte jedoch bald nach Paris zurück und ging Ende 1831 nach Italien. Später begab er sich nach Westindien Er starb 3. April 1838 zu San Antonio auf der Insel Cuba.

Anton, 1) A. von Bourbon, seit 1555 Titularkönig von Navarra, ältester Sohn des Herzogs Karl von Vendôme, geb. 1518, vermählt 1548 mit Jeanne d'Albret, der Tochter und Erbin Heinrichs II. von Navarra, Vater Heinrichs IV. von Frankreich, war mit seinem Bruder, Ludwig von Condé, das Haupt der hugenottisch-bourbonischen Verbindung gegen die Guisen, wurde aber verhaftet und erst nach Franz' II. Tod (5. Dec. 1560) befreit und mit den Guisen versöhnt. A. ward hierauf Generalstatthalter des Reichs, schloß sich dem antihugenottischen Triumvirat des Herzogs Franz von Guise, des Connétable von Montmorency und des Marschalls von St. André an, kämpfte gegen die Hugenotten, nahm Bourges ein und belagerte 1562 Rouen. An den Folgen einer hier erhaltenen Wunde starb er 17. Nov. 1562 zu Andelys.

2) A. Clemens Theodor, König von Sachsen, zweiter Sohn des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen und der Marie Antonie von Bayern, geb. 27. Dec. 1755, lebte, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, bis zu seinem 72. Jahre in großer Zurückgezogenheit, meist auf dem Schlößchen

Wesenstein, der Musik, genealogischen Studien und Andachtsübungen sich widmend. Er vermählte sich 1781 mit Marie Karoline Antonie von Sardinien und, nachdem diese schon im folgenden Jahr kinderlos gestorben, mit der Großherzogin Maria Theresia von Toscana, der Tochter des Kaisers Leopold II., die ihm 4 Kinder gebar, die aber frühzeitig starben. Am 5. Mai 1827 in seinem 72. Lebensjahr durch den Tod seines Bruders Friedrich August auf den sächsischen Thron berufen, erklärte er, daß er im Geiste seines verstorbenen Bruders regieren werde, konnte aber hierdurch die Wünsche nach einer Reform der sächsischen Zustände ebensowenig zufrieden stellen, als durch Verordnungen, die einigen, aber nicht den wesentlichsten Uebelständen abhalfen. Die Begünstigung des Katholicismus, das Einnisten heimlicher Jesuiten und das von dem Ministerium Einsiedel unter den Augen des Königs begünstigte Treiben protestantischer Mystiker vermehrte die Unzufriedenheit, welche 1830 offen ausbrach. A. nahm den Prinzen Friedrich August (s. d.), den Sohn seines Bruders Maximilian, nach des letztern Entsagung, als präsumtiven Thronerben zum Mitregenten an. Er verlebte den Rest seines Lebens, ohne rege Theilnahme an den Staatsangelegenheiten, theils in Dresden und Pillnitz, theils auf seinem Lieblingssitze Wesenstein und starb 6. Juni 1836 zu Pillnitz. Sein Nachfolger war der bisherige Mitregent Friedrich August.

3) A. Ulrich, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, zweiter Sohn des Herzogs August, geb. 4. Okt. 1633 zu Hitzacker, ward 1685 Mitregent seines Bruders Rudolf August, 1704 alleiniger Regent, trat 1710 in Bamberg öffentlich zur katholischen Kirche über, der er schon länger heimlich angehört hatte. Er starb 27. März 1714. Er war ein eifriger Pfleger der Wissenschaften und Künste und Mitglied des Palmenordens, dichtete außer einigen für Hoffeste bestimmten Singspielen 61 geistliche Lieder, die unter dem Titel »Christfürstliches Davids Harpffenspiel« (Nürnb. 1667, Wolfenb. 1670) erschienen und, von Wendebourg (Halle 1856) in Auswahl herausgegeben, zum Theil auch in Gesangbüchern Aufnahme fanden; außerdem zwei Romane: »Die durchlauchtigte Syrerin Aramena« (Nürnb. 1669—73, 5 Bde.; kürzer bearbeitet von S. A[lbrecht], Berl. 1782, 3 Bde.) und »Octavia« (Nürnb. 1677—85, 7 Bde.; Braunschw. 1712).

4) A., Bastard von Burgund, natürlicher Sohn Herzog Philipps des Guten von Burgund, geb. 1421, focht als Herr von Beures und Graf von St. Menehould zuerst mit seinem Bruder gegen die Mauren in Afrika, diente dann unter seinem Halbbruder Karl dem Kühnen von Burgund gegen die Lütticher und die Schweizer. In der Schlacht bei Granson 1476 befehligte er den burgundischen Vortrab, ward 1477 bei Nancy gefangen und an Ludwig XI. von Frankreich ausgeliefert. Dieser nahm ihn in seine Dienste und schenkte ihm 1478 die Herzogthümer Grandpré und Château Thierry. Von Karl VIII. 1485 legitimirt, starb A. 1504.

5) A. Ulrich, Herzog von Sachsen-Meiningen, jüngster Sohn Herzog Bernhards I., geb. 1687, kämpfte während des Span. Erbfolgekrieges als pfalz-neuburgischer Officier in den Niederlanden. 1711 vermählte er sich mit Philippine Elisabeth Cäsar, der Tochter eines hessen-kassel'schen Hauptmanns, welche von Kaiser Karl VI. in den Fürstenstand des römischen Reichs erhoben wurde, doch erklärte der Kaiser Franz I. diese Standeserhöhung 1747 für ungültig. 1727 wurde A. Mitregent seines Bruders Friedrich Wilhelm, nach dessen Tode (1746) er alleiniger Regent ward. Die Verhaftung des Oberlandjägermeisters v. Gleichen und dessen intriguanter Gemahlin führte, da A. die vom Kaiser gebotene Freilassung verweigerte, 1747 zum Einrücken sachsen-gothaischer Exekutionstruppen ins Meiningische (Wasunger Krieg, neuerlich von Grosse besungen, »Der Wasunger Not«, Berl. 1872), und erst nach einem Jahr ward die Sache friedlich geschlichtet. Bald darauf entstand aber neue Fehde mit Sachsen-Saalfeld, in deren Folge 1752 kurfürstlich sächsische und brandenburg-ansbachische Exekutionstruppen in das Herzogthum einrückten. Auch dieser Zwist ward 1753 durch einen Vergleich beendet. Unter solchen Wirren konnte das Wohl des Volks nicht gedeihen; dennoch ist A. dadurch, daß er viele gewerbliche Keime im Lande pflanzte, die später tausende von Händen beschäftigten, ein Wohlthäter seines Landes geworden. Er vermählte sich 1750 mit Charlotte Amalie, Prinzessin von Hessen-Philippsthal, die ihm noch 4 Töchter und 4 Söhne gebar. A. starb 27. Jan. 1763 zu Frankfurt a. M.

6) A. Ulrich, Prinz von Braunschweig, zweiter Sohn Ferdinand Albrechts, Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 17. Aug. 1714, kam 1733 auf Wunsch der Kaiserin Anna, die ihn zum Gemahl für ihre Nichte Anna Karlowna (s. Anna 9) bestimmt hatte, nach Rußland. Die Vermählung fand indeß erst 1739 statt. Der aus dieser Ehe hervorgegangene Iwan wurde von der Kaiserin zu ihrem künftigen Nachfolger ernannt, bis zu dessen Volljährigkeit Biron die Regentschaft führen sollte. A. aber wurde nebst seiner Gemahlin von allen Regierungsgeschäften fern gehalten. Ja, Biron schwärzte ihn bei der Kaiserin an, beschimpfte ihn öffentlich, nöthigte ihn, dem Kommando der Garde zu entsagen, und sperrte ihn zuletzt in seinem Palast ein. Nach Birons Sturze, wozu A. mitwirkte, wurde der Prinz von seiner Gemahlin, der Regentin Anna, zum Generalissimus erhoben. Anna wurde jedoch 24. Nov. 1741 entthront und nebst ihrem Gemahl und ihren Kindern in die Citadelle von Riga eingesperrt, später nach Dünamünde und endlich nach Kolmogori im Gouvernement Archangelsk geschleppt, wo die entthronte Fürstin im Elend und unter Entbehrungen 1746 starb. Katharina II. ließ jetzt A. den Vorschlag machen, für seine Person Rußland zu verlassen; seine Kinder aber sollten zurückbleiben, da man ihnen aus politischen Gründen nicht die Freiheit geben könne. Allein der Vater zog die Gefangenschaft mit seinen Kindern der Freiheit ohne dieselben vor und starb erst 19. März 1776. Seine 4 Kinder ließ man endlich 1780 frei, Katharina II. verwilligte ihnen ein Jahrgehalt und schickte sie nach Horsens in Jütland, wo sie in der Dunkelheit ihr Leben beschlossen.

Antonelli, Giacomo, röm. Kardinal-Staatssekretär, 2. April 1806 in Sonnino, einem Flecken an der neapolitan. Grenze, aus einer heruntergekommenen Familie, die unter ihren Mitgliedern zwar einige Rechtsgelehrte, aber auch Räuber zählte, geboren, kam, als sein Geburtsort 1819 durch die päpstliche Gensdarmerie als berüchtigtes Räubernest zerstört wurde, nach Rom und trat hier in das Große Seminar, wo er sich bald durch seine Talente auszeichnete. Der Papst Gregor XVI. ward dadurch aufmerksam auf ihn, zog ihn, nachdem er die Priester-

weihe empfangen, in seine Nähe und bestimmte ihn für die staatsmännische Laufbahn. A. ward zum Prälaten erhoben, war dann als Assessor beim obersten Strafgerichtshofe, später als Delegat in Orvieto, Viterbo und Macerata thätig und wurde 1841 zum Unterstaatssekretär in der Verwaltung des Innern, 1844 zum zweiten Schatzmeister im Finanzwesen, 1845 aber zum Großschatzmeister (Finanzminister) ernannt. Als Pius IX. den päpstlichen Thron bestieg, gesellte sich A., der bisher ein eifriger Vertreter des geistlichen und weltlichen Despotismus gewesen war, den Liberalen und Reformern zu und gewann bald einen Einfluß auf den Papst, der sich allmählich zu einer wirklichen Beherrschung steigerte. Am 12. Juni 1847 erhielt A. den Kardinalshut, und zugleich trat er in den ersten förmlichen Ministerrath ein, mit dessen Bildung Pius IX. seine politischen Reformen eröffnete. Als sodann 15. Nov. 1847 die Staatskonsulta berufen ward, machte A. in derselben eine Reihe reformatorischer Vorschläge, deren Durchführung jedoch an dem Widerwillen des Kardinalkollegiums scheiterte. Die politischen Stürme anfangs 1848 brachten A. auf kurze Zeit vom Staatsruder; als aber anfangs März 1848 die Bildung eines aus weltlichen und geistlichen Mitgliedern gemischten Ministeriums erfolgte, übernahm A. die Präsidentschaft in demselben. Während der Papst 14. März ein Staatsgrundgesetz proklamirte, schmeichelte A. der nationalen Stimmung, indem er, ohne bestimmte Instruktionen, die 10,000 Mann starke päpstliche Armee an die nördl. Grenze schickte, von wo das Korps zur Unterstützung der Piemontesen in die Lombardei einrückte. Nach der Kapitulation der röm. Truppen 16. Juni 1848 zu Vicenza mußte jedoch der Papst auf Antonelli's Andringen das Verdammungsurtheil über den Krieg aussprechen und betheuern, daß er seine Truppen nicht zur Bekämpfung der Oesterreicher abgesendet habe. Seitdem drang A. auf Anschluß an Oesterreich und möglichste Wiederherstellung des alten Zustandes. Der Unwille des Volks über diesen Abfall von der nationalen Sache äußerte sich in Rom so drohend, daß A. und seine Kollegen einem Ministerium Mamiani Platz machen mußten. A. ward nun der geheime Leiter und Rathgeber des Papstes, der auf seinen Rath zunächst den Grafen Rossi an Mamiani's Stelle berief. A. war es auch, der nach dem Angriff des Volks auf den Quirinal den Papst zur Flucht ins Neapolitanische bewog, die 25. Nov. 1848 zur Ausführung kam. A. selbst folgte dem Papste nach Gaëta und wurde daselbst mit der Würde eines Staatssekretärs in partibus bekleidet. Als im Februar 1849 in Rom die Republik erklärt wurde, erließ er an die katholischen Höfe ein Cirkularschreiben, worin er dieselben zum Einschreiten aufforderte. Daß die französische Regierung dies übernahm, kam ihm eigentlich unerwünscht, da sein Augenmerk hauptsächlich auf Oesterreich gerichtet gewesen war, von dem er die gründlichste Restauration erwarten zu dürfen glaubte. Nach Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt 15. Juli 1849 begann A. das Werk einer furchtbaren Reaktion, die jede Versöhnung der Gemüther unmöglich machte und sogar Oesterreich als unsinnig erschien. Erst nach längerem Sträuben erließ der Papst 12. Sept. 1849 ein Motuproprio, worin ein Staatsrath, eine Staatskonsulta für die Finanzen, Organisation der Provinzen und Gemeinden und eine Finanzreform versprochen wurde. Die zugleich proklamirte Amnestie hatte so viele Beschränkungen, daß die politische Verfolgung ungestört fortdauerte. Am 12. April 1850 hielt darauf der Papst und mit ihm A., der »rothe Kardinal«, seinen Einzug in Rom. A. trat nun an die Spitze des neu eingerichteten Staatsrathes, richtete die Verwaltung neu ein und verfolgte seine politischen Gegner auf das härteste (s. Kirchenstaat, Geschichte). Er blieb an der Spitze der Geschäfte bis zur vollständigen Annexion des Kirchenstaats durch das Königreich Italien (Okt. 1870). Seitdem dirigirt er noch die auswärtigen Beziehungen des Papstes und setzt allen Forderungen der weltlichen Mächte das entschiedene Non possumus der Kirche entgegen. Ueber seine staatsmännische Begabung sind die Ansichten verschieden. Der Erfolg hat jedenfalls seinen Bestrebungen gefehlt. Der Kirchenstaat war unter seiner Verwaltung das am schlechtesten regierte Land Europa's, und der so leidenschaftlich geführte Kampf gegen die Forderungen der Neuzeit hat für die Kirche den Verlust ihrer weltlichen Herrschaft zur Folge gehabt. Große Gewandtheit, Energie und Konsequenz bis zum äußersten kann man ihm nicht absprechen. Von Eigensucht und Nepotismus ist er nicht frei. Seine Verwandten sollen durch ihn in den Besitz großer Reichthümer gelangt sein. Einen ihn 12. Juni 1855 bedrohenden Mordversuch büßte der Thäter, ein Hutmacher Namens Antonio de Felice, mit dem Tode.

Antonello von Messina (eigentlich Antonello d'Antonio), berühmter Maler der ital. Schule, geb. um 1414 oder 1426 zu Messina, soll nach Vasari's nicht zuverlässigen Angaben bei Jan van Eyck die Oeltechnik gelernt und zuerst unter den venetian. Malern verbreitet haben. A. starb wahrscheinlich 1493 zu Venedig. Seine Gemälde sind selten; das Berliner Museum besitzt deren drei, ein sehr merkwürdiges das Belvedere in Wien.

Antonianer, eine antinomistische Sekte in der Schweiz, gestiftet von dem 1761 zu Schopfheim in Baden geborenen, 1824 im Gefängnis zu Luzern verstorbenen Abenteurer Anton Unternährer. Nachdem er Küchenknecht, Maler, Schreiner, Krämer und Arzt gewesen, trat er als angeblicher Vollender des Christenthums auf, gerieth aber durch die gewöhnlichen praktischen Konsequenzen der antinomistischen Theorie (alles sei gut, insonderheit auch die geschlechtliche Liebe ohne Zwang und Unterschied zu üben) bald mit der bürgerlichen Gesellschaft in einen für seine Sekte tödtlichen Konflikt.

Antonina, die schöne und kluge, aber ausschweifende Gemahlin des oströmischen Feldherrn Belisar, die Tochter eines Wagenwettrenners und einer Schauspielerin, Genossin und Vertraute der Kaiserin Theodora, bahnte durch diese ihrem Gemahl den Weg zu seiner hohen Stellung im Heer, theilte mit ihm alle Gefahren muthig, verbitterte ihm aber durch Buhlerei und Untreue das Leben. Ihr eigener Sohn Photius aus erster Ehe, der Belisar zur Ergreifung strenger Maßregeln gegen eine Liebschaft der schon alternden Mutter aufgereizt hatte, ward mit mehreren andern das Opfer ihrer Rache. Im Jahr 564 trafen auch sie die Folgen der schmählichen Anklage ihres hochverdienten Gatten; nach dem Tode desselben (565) stiftete A. von dem ihr zugefallenen Vermögen ein Kloster.

Antoninianische Säulen (Antoninssäulen), zwei in Rom noch vorhandene Ehrensäulen, welche den beiden Antoninen errichtet wurden und unter die schönsten noch erhaltenen Denkmäler des römischen Alterthums gehören. Die eine wurde nach dem Tode

des Antoninus Pius diesem zu Ehren von seinen beiden Adoptivsöhnen, Marcus Aurelius und Lucius Verus, auf dem Forum Antonini (Piazza Colonna) aufgerichtet und 1705 im Garten der Casa della Missione, im alten Marsfelde, ausgegraben. Sie stammt aus Aegypten, von wo sie schon Trajan hatte holen lassen, ist von rothem Granit (rosso antico), hat einen Umfang von 6,5 Meter und steht jetzt im Hofe des Regierungsgebäudes auf dem Monte Citorio Leider wurde ein großer Theil der Säule unter Pius VI. zur Ergänzung des damals errichteten Obelisken benutzt und sie so verstümmelt. Das Piedestal von weißem Marmor, auf welchem die Apotheose des Kaisers Antoninus Pius abgebildet ist, steht jetzt im Garten des Vatikans. Die andere, vom römischen Senat dem Kaiser Marcus Aurelius zum Andenken an seine Siege über die Markomannen geweihte Säule, auch Colonna Chiocciola (»Wendeltreppensäule«) genannt, steht auf der Piazza Colonna, nahe am Korso, ist dorischer Ordnung und besteht aus 28 über einander gethürmten ungeheuern Marmorblöcken. Sie hat 13,5 Meter im Umfang, eine Höhe von 29,5 Meter (bei 3 Meter hohem Sockel) und ist eine Nachbildung der Trajanssäule, wenn auch weniger imposant als diese. Auf der äußern Seite sind in stark vorspringenden Reliefs die Kämpfe und Siege Marc Aurels wider die Markomannen dargestellt; im Innern führt eine Spiraltreppe von 206 Stufen, welche 56 Fenster erhellen, auf die Plattform, wo jetzt statt der Bildsäule des Kaisers eine eherne, von della Porta (1589) auf Befehl des Papstes Sixtus V. verfertigte Statue des Apostels Paulus steht. Sixtus V. ließ auch die Säule durch Dom. Fontana ausbessern und mit dem jetzigen Piedestal bekleiden, während die antike Basis ca. 7 Meter tief unter dem Straßenpflaster steht. Die moderne Inschrift bezeichnet die Säule irrthümlich als dem Antoninus Pius geweiht.

Antonīnus, Name zweier römischen Kaiser: 1) A. Pius, eigentlich Titus Aurelius Fulvus Bojonius A. Pius, Sohn des Titus Aurelius Fulvus, geboren in Lanuvium, erzogen zu Laurum, trat frühzeitig in Staatsämter als Quästor, Prätor, Konsul, war unter Hadrian einer der vier Konsularen Italiens, später Prokonsul in Asien und dann Rath am Hofe des Kaisers, welcher ihn nach dem Tode seines ersten Adoptivsohns, Aelius Verus, adoptirte und zum Cäsar ernannte. A. selbst mußte den Marcus (A.) Verus, Sohn des Bruders seiner Gemahlin Annia Faustina, und den Lucius Verus, des Aelius Verus Sohn, adoptiren. Schon als Cäsar gab er viele Beweise seiner Milde und Menschenfreundlichkeit und hinderte von Hadrian im Unmuth beschlossene Gewaltthaten. Daß er dem Hadrian nach seinem Tode beim Senat göttliche Verehrung erwirkte, erwarb ihm den Beinamen Pius. Er regierte von 138—161 n. Chr. Er hob das Beamtenthum, räumte dem Senat so viel Geltung ein, »als er selbst, wäre er Senator gewesen, vom Kaiser gewünscht hätte«. Er hielt sich streng an die Gesetze und war zur rechten Zeit freigebig und sparsam. Entstand Theuerung, so ließ er die Armen speisen. Als ein Erdbeben in Kleinasien viele Städte zerstört hatte, baute A. mehrere auf eigene Kosten wieder auf. Rom verschönerte er durch einen Tempel und ein Grabmal des Hadrian, einen Tempel des Agrippa und ein Amphitheater. Auch die faustinische Versorgungsanstalt für Mädchen war sein Werk. Auf kaiserliche Kosten wurden auch außerhalb Roms Lehranstalten gegründet. Die Christen erfreuten sich unter ihm nicht bloß der Duldung, sondern auch seiner persönlichen Hochachtung. Aufstände in den Provinzen unterdrückte A. durch richtig angewendete Milde. So blühten denn alle Provinzen des Reichs, die Bevölkerung hob sich zu edlerer Gesinnung und That. Selbst die barbarischen Grenzvölker zollten dem römischen Herrscher Achtung. Der König Pharasmanes von Iberien z. B. kam nach Rom, den »gottgleichen« A. zu sehen; ein Skythenvolk verlangte von ihm einen König; viele Herrscher erkoren ihn zum Schiedsrichter ihrer Zwistigkeiten. Doch war Krieg nicht ganz zu vermeiden. A.' Legaten und Statthalter kämpften glücklich gegen die Germanen, Dacier, Mauren in Afrika, gegen die empörten Juden u. a.; wider die Briganten in Britannien ward ein neuer Grenzwall aufgeführt. A. starb 161 n. Chr., nach 23jähriger Regierung, über 70 Jahre alt. Er ward nach seinem Tode vom Senat der »Göttliche« genannt und durch Zuerkennung von Tempeln und Priestern verehrt. Mehrere spätere Kaiser nannten sich, um die Volksgunst zu gewinnen, nach A. Porträts finden sich mehrfach, u. a. in der Münchener Glyptothek ein beachtenswerthes, welches den edlen und milden Charakter des Kaisers vortrefflich ausdrückt und für damalige Zeit gut durchgeführt ist. Vgl. Bossart und Müller, Zur Geschichte des Kaisers A. P. (Leipz. 1868).

2) Marcus Aurelius A., eigentlich, nach seinem Großvater, Annius Verus, mit dem (erst später aufgekommenen) Beinamen Philosophus, Sohn des Prätors Lucius Cejonius Commodus Verus, Adoptivsohn und Nachfolger des vorigen, geb. zu Rom 26. April 121 n. Chr. aus einer angesehenen Familie, die von Spanien eingewandert war, ward von seinem Großvater Annius Verus nach dem frühen Tode des Vaters adoptirt und unter Hadrians Augen erzogen. Unter seinen Lehrern waren Herodes Atticus, Cornelius Fronto und Sextus von Chäronea, die Stoiker Junius Rusticus und Apollonios von Chalkedon. Von Hadrian 137 zum Quästor ernannt, nahm er von seinem Adoptivvater den Namen Aurelius A. an. A. Pius erhob ihn nach seiner Thronbesteigung zum Cäsar und vermählte ihm seine Tochter Faustina. Im Jahr 161, nach des A. Pius Tode, vom Senat einmüthig zum Kaiser ausgerufen, nahm er seinen Adoptivbruder Lucius Verus A. zum Mitregenten an. Der Partherkrieg (161—165 n. Chr.), sowie die Einfälle der Katten in Germanien und Rhätien beschäftigten ihn zuerst. In Germanien fochten die Legaten Statius Priscus, Martius Verus und besonders Avidius Cassius glücklich, und 165 triumphirten beide Kaiser über die Parther. Da stürmten die Deutschen von der Donau her gegen die römischen Provinzen an. Nachdem A. anfangs bei Priestern und Orakeln, in Opfern und Sühnungen vergeblich Hülfe gesucht, eilte er selbst auf den Kriegsschauplatz, verweilte mit Lucius Verus 3 Jahre zu Carnuntum in Pannonien, schlug die Barbaren zurück und sicherte die Grenzprovinzen und Italien. Auf der Rückreise (170) starb der unbedeutende Mitregent Verus im Venetianischen. A. triumphirte in Rom mit seinem zum Cäsar ernannten Sohne Commodus. Bei einem neuen Barbareneinfall bewaffnete A. Sklaven und Gladiatoren, nahm germanische Hülfstruppen in Sold und verkaufte zur Bestreitung der Kriegskosten seine Gemälde, Statuen, sein Gold- und Silbergeschirr. A. stritt 171—173 siegreich gegen die schon bis

Aquileja vorgedrungenen nordischen Barbaren und schlug die Jazygen in einer mörderischen Schlacht auf der gefrornen Donau. Bei Gran in Ungarn war A., von den Quaden umzingelt, aus Wassermangel nahe daran, sich zu ergeben; ein heftiger Platzregen stärkte seine Soldaten zum Siege, wobei nach der Sage auf das Gebet der im römischen Heer dienenden Christen (legio fulminatrix) oder auf das Gebet des Kaisers selbst Blitz und Donner mitwirkten. Den Markomannen überließ A. endlich die Hälfte des Grenzlandes; mit den Jazygen schloß er einen ähnlichen Vertrag, andere Völkerschaften wurden in Dacien und Pannonien, Mösien und Germanien, selbst in Italien angesiedelt. Die Empörung des Avidius Cassius rief A. nach Syrien. Noch ehe er hier ankam, ward Cassius von seinen eigenen Leuten ermordet. A. verzieh den Mitschuldigen, verweilte aber noch 3 Jahre in Asien. Unterdessen erhoben sich die Germanen von neuem; 179 siegte A. bei Carnuntum über Markomannen und andere Stämme; doch starb er noch während des Kriegs 17. März 180 in Sirmium oder zu Vindobona. Von den Porträts dieses Kaisers ist die berühmte eherne, ehemals vergoldete Reiterstatue auf dem Kapitol zu Rom zu erwähnen. Wir verdanken die Erhaltung derselben dem früher verbreiteten Glauben, sie stelle Konstantin d. Gr., den ersten christlichen Kaiser, dar. Unter A. sah das Römerreich die letzten schönen Tage. Als weiser Fürst übte A. Strenge an sich, Milde an den Unterthanen; an Wohlwollen und Güte seinem Vorgänger ähnlich, übertraf er diesen an Entschiedenheit und Kraft. Das Volk genoß unter ihm einer fast republikanischen Freiheit; die Behörden wurden geachtet und gehoben, der Senat erhielt bedeutenden Einfluß. Besondere Sorgfalt widmete A. der Gesetzgebung und dem Gerichtswesen. Die Gesetze über das Erbrecht, über das Vormundschaftswesen, über den Besitz der Sklaven, über Geburtsregister etc. zeugen von seiner Weisheit und Kenntnis der Bedürfnisse seiner Zeit. Die scenischen Menschenschlächtereien hatten an ihm einen Gegner. Streng auf Sparsamkeit bedacht, beschränkte er den öffentlichen Aufwand. Die Ernährung des Volks, sowie die Polizei, besonders die Sittenpolizei, waren Gegenstände seiner eifrigen Sorge. Wenn A. den Christenverfolgungen in Kleinasien und im südlichen Gallien nicht kräftigen Einhalt that, so lag dies zum Theil in seiner stoischen Abneigung gegen die Christen, die ihm als thörichte und selbst gefährliche Schwärmer erschienen. Stoiker durch Erziehung und Neigung, blieb er den Grundsätzen seiner Schule unter allen Verhältnissen treu. Die Philosophie war für ihn Lehrerin und Bildnerin des Lebens, Führerin zur Weisheit und Tugend. Aus dieser echt praktischen Richtung ging auch A.' schriftstellerisches Wirken hervor. Seine auf uns gekommene Schrift in 12 Büchern: »Selbstbetrachtungen«, enthält in kräftiger, kunstloser, zuweilen dunkler Schreibart vermischte moralische Betrachtungen, die wegen ihrer reinen Sittenlehre als Ausdruck echt humaner Gesinnung zu den vorzüglichsten Denkmälern des Alterthums gehören. Die erste Ausgabe davon veranstaltete Guil. Xylander (Zür. 1558); bessere sind die von Casaubonus (Lond. 1643) und Gataker (Cambridge 1652; Lond. 1697 u. 1707); Handausgaben besorgten J. M. Schultz (Schlesw. 1802; neue Textausg., Leipz. 1871) und Koraes (Par. 1816). Uebersetzungen erschienen in fast allen europäischen Sprachen; deutsche: von J. G. Schultheß (Zürich 1479), J. M. Schultz (Schlesw. 1799); die neusten von Schneider (2. Aufl., Bresl. 1865) und Cleß (Stuttg. 1866). Außerdem hat man von A. einige lateinische Briefe an Fronto, herausgeg. von Major (Rom 1823) und neuerdings kritisch von Naber (Leipz. 1867). Vgl. Noël Desvergers, Essai sur Marc-Aurèle (Par. 1860); E. Zeller in den »Vorträgen und Abhandlungen geschichtlichen Inhalts« (Leipz. 1865). Ueber beide Antonine schrieben Hegewisch (Hamb. 1808), Roth (Nürnb. 1817) und Forbiger (Leipz. 1871). Vgl. auch Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms (4. Aufl., das. 1874 ff.). — Ueber das Itinerarium Antoninum s. Itinerarium.

Antonīnus Liberālis (nicht Antonius L.), wahrscheinlich Freigelassener des Kaisers Antoninus Pius, um 147 n. Chr., Verfasser einer »Metamorphosen« betitelten Sammlung von 41 auf Verwandlungen sich beziehenden Mythen, meistens aus ältern, jetzt verlornen Quellen entlehnt und für die Forschung wichtig. Die Kommentare der frühern Herausgeber berücksichtigte Teucher (Leipz. 1791; neue Ausg. Berl. 1820). Andere Ausgaben lieferten Koch (Leipz. 1832) und Westermann (in den »Mythographi graeci«, Braunschw. 1843).

Antōnio, Prior von Crato, portug. Kronprätendent, natürlicher Sohn des Herzogs Ludwig von Beja, Bruders des Königs Johann III. von Portugal, und einer Jüdin Jolanda da Gomez, geb. 1531, studirte zu Coimbra, ward dann Johanniter, Prior von Crato und durch König Sebastian Connétable des Reichs. Im Jahr 1578 begleitete er Sebastian auf dessen Zug nach Afrika und gerieth in der Schlacht bei Alkassar (4. Aug.) in marokkanische Gefangenschaft. Durch einen Sklaven befreit, kehrte er nach Portugal zurück, fand indessen den Thron bereits durch Sebastians Oheim, den Kardinal Heinrich, besetzt. Wegen seiner Ansprüche auf die Krone des Landes verwiesen, kehrte er später, vom Papst begünstigt und von England und Frankreich ermuthigt, heimlich nach Portugal zurück und ward nach König Heinrichs Tode (31. Jan. 1580) zu Santarem und darauf selbst zu Lissabon als König ausgerufen. Aber auch König Philipp II. von Spanien machte Ansprüche auf die Thronfolge, und A. wurde mit 10,000 ungeübten Streitern 24. Aug. bei Alcantara, später noch einmal 22. Sept. von Alba geschlagen und entkam, geächtet, mit Mühe nach Frankreich. Von Katharina von Medici mit einer Flotte unterstützt, landete er 1582 auf der azorischen Insel San Miguel, wurde aber besiegt und floh abermals nach Frankreich. Gleich vergeblich versuchte A. 1589 mit einer engl. Flotte unter Drake bei Lissabon zu landen. Er starb 1595 zu Paris als Titularkönig von Portugal. Er schrieb: »Panegyris Alphonsi I, Lusitanorum regis« (Coimbra 1550), »Psalmi confessionales« (Par. 1592; französisch, das. 1718; deutsch: »Heilige Betrachtungen«, Marb. 1677), mehrere Briefe an Gregor VIII., Sixtus V. und Clemens VIII. Eine Lebensbeschreibung Antonio's verfaßte sein zweiter Sohn Christoph (Par. 1629).

Antōnius, Familienname mehrerer berühmten Römer, von denen folgende als die merkwürdigsten zu erwähnen sind: 1) Marcus A., der Redner, den Cicero rühmt, geb. 143 v. Chr., war 113 Ankläger des Konsuls C. Papirius Carbo wegen der gegen die Cimbern verlornen Schlacht, dann Quästor in Asien, 108 Volkstribun, 103 Prätor in Asien mit dem Range eines Prokonsuls und Sieger

über die kilikischen Seeräuber, 99 Konsul und 97 Censor. Im Jahr 87 v. Chr. ward er auf Befehl des Marius ermordet. Seine Reden, sowie seine Schrift »De ratione dicendi« sind verloren gegangen.

2) Cajus A. Hybrida, Sohn des vorigen, beraubte, von Sulla bei dessen Rückkehr 83 v. Chr. dort zurückgelassen, Griechenland, weshalb ihn J. Cäsar 76 bei dem Prätor Lucullus belangte. Im Jahr 70 wurde er aus dem Senat ausgestoßen, doch bald wieder aufgenommen, bewarb er sich 66 mit Cicero um die Prätur, 64 mit demselben und fünf andern um das Konsulat. Mit Catilina eng verbunden, von Cäsar und Crassus unterstützt, trat er bei dieser Gelegenheit mit unerhörter Frechheit auf, wogegen Cicero die Rede in »In toga candida« hielt. A. wurde mit Cicero gewählt. Als Konsul mußte er gegen Catilina ziehen, übergab aber, als es zum Treffen kam, angeblich krank, den Befehl seinem Legaten Marcus Petrejus, der den Sieg erfocht. A. erhielt dafür den Imperatortitel und ging nach Makedonien, das er sammt den Nachbarländern plünderte. Der Senat gab ihm daher 60 in C. Octavius einen Nachfolger. C. Caninius Gallus und Quinctius Fabius Maximus klagten ihn nach seiner Rückkehr wegen Erpressungen, Marcus Cölius wegen Theilnahme an der Catilinarischen Verschwörung an. Obgleich von Cicero aus eigennützigen Absichten vertheidigt, ward er doch verurtheilt und nach Kephalonia verbannt, von wo er indessen später wieder nach Rom zurückgekehrt zu sein scheint.

3) Marcus A., der Triumvir, Sohn des Marcus A. Creticus und der Julia, Cäsars Verwandtin, Neffe des vorigen, geb. 83 v. Chr., führte ein ausschweifendes Leben, ging 58 nach Griechenland, von da nach Syrien, wo er unter dem Prokonsul Gabinius als Reiterführer gegen Aristobulus in Palästina und 55 in Aegypten focht. Auf Cäsars Empfehlung 52 zum Quästor gewählt, machte er bis 50 die gallischen Feldzüge mit. Durch Cäsar wurde er auch Augur und Volkstribun. Als solcher bekämpfte er den Senatsbeschluß, daß Cäsar die Verwaltung Galliens niederlegen und sein Heer entlassen sollte. Als der Konsul C. Lentulus ihn darauf aus der Kurie wies und eine Anklage gegen ihn erhob, floh A. in Cäsars Lager. Er wurde Cäsars Legat und nach der Eroberung Italiens durch Cäsar Oberbefehlshaber daselbst. In der Schlacht bei Pharsalus führte er den linken Flügel; noch in demselben Jahr ward er von Cäsar zum Obergeneral der Reiterei ernannt. Im Jahr 44 wurde er mit Cäsar Konsul. Er bot dem Diktator am Feste der Luperkalien das Diadem an. Nur auf Fürsprache des Brutus wurde er bei Cäsars Ermordung von den Verschwornen geschont. Als er die Rath- und Thatlosigkeit der Mörder Cäsars erkannte, trat er, den Ermordeten zu rächen und zu ersetzen, entschlossen als Konsul hervor. Er nahm Cäsars Papiere, dessen Privatschatz und den Tempelschatz der Ops, zusammen 45—50 Mill. Thlr., in Besitz, berief den Magister Equitum, Marcus Aemilius Lepidus, mit einer Legion in die Stadt, versammelte 17. März den Senat und stellte die Frage an ihn, ob er den Mord billige oder nicht. Auf Cicero's Vorschlag bewilligte der Senat eine Amnestie und gestattete, den Leichnam feierlich zu bestatten und das Testament des Diktators zu vollziehen. Bei der Leichenfeier wußte A. durch eine meisterhafte Rede die Menge leidenschaftlich zu erregen und gegen die Mörder zu fanatisiren. Er stellte die Ruhe mit Strenge her, beantragte Abschaffung der Diktatur und rief Sextus Pompejus zurück. Nachdem ihm der Senat die Haltung einer aus Veteranen zusammengesetzten Leibgarde gestattet hatte, schaltete er immer eigenmächtiger in der Hauptstadt und erwirkte namentlich beim Volke gegen den Willen des Senats einen Beschluß, der ihm statt Makedoniens das von Cäsar dem Decimus Brutus zugewiesene cisalpinische Gallien mit 4 makedonischen Legionen überwies. Den reichen und mächtigen Lepidus fesselte er an sich durch die Vermählung seiner Tochter mit dessen Sohn. Den Adoptivsohn und Erben Cäsars, den 18jährigen Octavianus, behandelte er geringschätzig und hinderte ihn in jeder Weise. Als sich aber Octavianus durch Freigebigkeit die Gunst des Volks erwarb, auch das Vertrauen Cicero's und anderer Freunde der Freiheit gewann und 3 Legionen cäsarianischer Veteranen anwarb, suchte sich A. mit ihm zu versöhnen. Die Freundschaft war indeß von kurzer Dauer. Octavianus vermochte im Oktober die Hälfte der aus Makedonien gekommenen Soldaten, zu ihm überzutreten. Cicero hielt gegen A., der nach Gallien gegangen war, um den Decimus Brutus von dort zu verdrängen, in der Kurie die donnernden philippischen Reden, worauf der Senat A. aus Gallien zurückrief, den Ungehorsamen für einen Feind des Vaterlandes erklärte und die Konsuln A. Hirtius und C. Vibius Pansa, denen Octavian als Proprätor beigegeben ward, beauftragte, den A. zu bekriegen. Am 27. April 43 wurde A. vor Mutina völlig geschlagen, entkam aber ins transalpinische Gallien, wo Lepidus mit 7 Legionen, bald auch L. Munatius Plancus und Asinius Pollio zu ihm stießen. Bald rückte er wieder gegen Italien vor. Dort hatte inzwischen Octavian mit Hülfe seines Heeres das Konsulat erzwungen und wünschte eine Aussöhnung mit A. und Lepidus. Er ließ die Senatsdekrete gegen beide zurücknehmen, und auf einer Insel des Reno (nach andern des Lavino) im cisalpinischen Gallien traf A., der unterdessen den Decimus Brutus seines Heeres und Lebens beraubt hatte, in Begleitung des Lepidus mit Octavian zusammen. Nach dreitägiger Berathung ward Ende Oktober 43 das zweite Triumvirat geschlossen. Octavian trat das Konsulat für den Rest des Jahres an P. Ventidius ab; die drei übernahmen als außerordentliche Magistrate mit Konsulargewalt die Verwaltung des Reichs auf 5 Jahre; Lepidus erhielt zu unmittelbarer Verwaltung Spanien und Gallien am Mittelmeer, A. das übrige Gallien sammt Oberitalien, Octavian Mittel- und Unteritalien, die Inseln und Afrika. Proskriptionen und ein schreckliches Blutbad machten die Gegner unschädlich. Im Jahr 42 segelten A. und Octavian, den Lepidus als Konsul zurücklassend, nach Dyrrhachium. Rasch besetzte A. Makedonien, schlug bei Philippi den Cassius und 20 Tage darauf den Brutus, die sich beide den Tod gaben. Die Sieger vertheilten jetzt das Reich. Lepidus ward auf Afrika beschränkt, Octavian erhielt den Westen mit Rom, A. den Osten. Um die dem Heer versprochenen ungeheuren Summen zu erpressen, ging A. nach Asien. Dort traf er in Tarsus mit Kleopatra, der schönen, geistreichen, wollüstigen Königin von Aegypten, zusammen, die, der Unterstützung des Cassius angeklagt, als Schuldige vor ihm erschien, aber bald den zürnenden Richter zum Sklaven machte. Kaum hatte A. die Verhältnisse Asiens geordnet, als er der Geliebten nach Aegypten folgte und in ihren Armen

während des Winters 41—40 alles übrige vergaß. Erst ernste Nachrichten aus Italien weckten ihn. Seine Gemahlin Fulvia war vor Octavian nach Makedonien geflohen. Sogleich vereinigte sich A. mit Domitius Ahenobarbus, der eine Flotte und ein Heer befehligte, zog auch den Sextus Pompejus auf seine Seite, und schon hatten vor Brundusium die Feindseligkeiten begonnen, als der Tod der Fulvia eine Aussöhnung möglich machte. A. ward mit Octavians Schwester, Octavia, vermählt, und man theilte das Reich so, daß die Stadt Scodra (Skutari) in Illyrien zwischen Morgen- und Abendland die Marke bilden, Italien aber den Machthabern gemeinschaftlich sein sollte. Lepidus blieb im Besitz von Libyen. Beide Triumvirn beruhigten darauf in Rom das hungernde Volk, wobei A. bei einem Pöbelauflaufe dem Octavian das Leben rettete. Auch mit Sextus Pompejus ward ein Vergleich geschlossen. Nun gab sich A. in Athen von neuem der Wollust hin. Er ließ sich als Bacchus ehren und sich für die ihm zur Gemahlin angetragene Minerva, die Schutzgöttin der Athener, eine Million Drachmen als Aussteuer zahlen. Unterdessen bekriegten sich Octavian und Sextus Pompejus von neuem (38). Statt ersterem zu helfen, zog A. gegen die Parther. Nach einer erfolglosen Unternehmung gegen Antiochos von Kommagene kehrte er nach Athen zurück, um abermals den Gott zu spielen. Als er endlich 36 dem Octavian gegen Sextus Pompejus mit einer Flotte zu Hülfe kam, vermittelte Octavia zwischen beiden Rivalen noch einmal. Bei Tarent erneuerten sie das Triumvirat auf 5 Jahre, sich selbst über die Formalität der Volksbefragung hinwegsetzend. Dann eilte A. nach Syrien zu Kleopatra zurück, welcher er Phönikien, Cölesyrien, Cypern und andere Provinzen schenkte. Ein neuer Krieg wider die Parther und atropatenischen Meder war ohne Erfolg und verlustvoll. Den vor Octavia aus Sicilien nach Asien geflohenen Sextus Pompejus ließ A. durch einen Legaten tödten. Dann zog er 35 nach Syrien, ward aber von dem beabsichtigten Zug gegen die Meder durch Kleopatra zurückgerufen, aus Furcht vor Octavia, welche ihren Gemahl in Griechenland aufsuchte. Im Jahr 34 besetzte A. Großarmenien, bemächtigte sich durch List des Königs Artavasdes und führte ihn im Triumph in Alexandria auf. Er feierte dann Kleopatra als »Königin der Könige« und verlieh ihr und ihren ihm gebornen Kindern mit dem Königstitel die Länder Asiens und Libyens. Gegen Octavian ließ er 32 durch die Konsuln Cn. Domitius Ahenobarbus und C. Sosius im Senat Klage erheben wegen alleiniger Besitznahme der Provinzen des Sextus Pompejus und Lepidus, während er ihn zugleich durch die Erklärung in Verlegenheit zu setzen suchte, daß er, nachdem die verlängerte Frist des Triumvirats abgelaufen, für seine Person bereit sei, diese Würde niederzulegen. Octavian antwortete mit einer Gegenklage und bot fortan alles auf, Senat und Volk gegen seinen Gegner zu erbittern. Da schickte A. der Octavia den Scheidebrief, bedrohte Italien und sammelte seine Truppen und Flotten an den Küsten des Mittelmeers. Doch statt den noch unvorbereiteten Octavian zu überraschen, vergeudete er mit Kleopatra auf Samos und zu Athen die Zeit in schwelgerischen Festen. Octavian machte das in seine Hände gekommene Testament des A. bekannt, das durch seinen Inhalt die tiefste Entrüstung erregte. Senat und Volk erklärten A. für einen Feind des Vaterlands, der Kleopatra den Krieg. Unthätig bezog A. bei Paträ in Achaia Winterquartiere. Erst im Winter von 32 auf 31 erschien er an dem akarnanischen Vorgebirge Actium mit 500 Thurmschiffen und einem Heer von 100,000 Mann zu Fuß und 12,000 Reitern. Octavian mit geringerer Streitmacht und leichtern Schiffen schlug auf dem epirotischen Gestade sein Lager auf. Noch vor der Schlacht ward A.' Reiterei überfallen, er selbst beinahe gefangen. Dieses Mißgeschick, sowie der Unwille über die Gegenwart der Kleopatra führte den Abfall des Domitius Ahenobarbus und anderer herbei, worauf A. die Verdächtigen foltern und hinrichten ließ. Am 5. (2.) Sept. 31 kam es zur Schlacht. Während derselben segelte Kleopatra mit ihren 60 Schiffen davon; A. folgte ihr. Die vom Feldherrn im Stich gelassene Flotte wurde nach tapferem Kampfe geschlagen. Das Landheer harrte der Rückkehr A.' 7 Tage lang vergeblich und ging dann zum Sieger über. Als A. bei Tänarum die Niederlage seiner Flotte erfuhr, segelte er eilig nach Libyen und versuchte von Alexandria aus vergeblich Unterhandlungen mit Octavian anzuknüpfen. Kleopatra wandte sich ebenfalls an diesen und überschickte ihm die Königsinsignien, ihr wurde Gnade verheißen, wenn sie A. todt oder lebendig ausliefere. Sie überlieferte, als sich A. 30 nochmals zum Kampf ermannte, insgeheim Pelusium den Römern und vereitelte bei der Annäherung Octavians die von ihr scheinbar betriebene Vertheidigung Alexandria's. A. machte einen glücklichen Ausfall auf die feindliche Reiterei; als er aber eine Schlacht zu Land und zur See beschloß, gingen Flotte und Reiterei auf Veranstaltung seiner Buhlerin zum Feind über, und das Fußvolk ward geschlagen. Kleopatra verbarg sich und ließ die Nachricht von ihrer Selbstentleibung aussprengen. A. stürzte sich verzweifelnd in sein Schwert, ließ sich aber, als er vernahm, Kleopatra lebe noch, an Seilen in den obern Theil des ihr als Versteck dienenden Grabmals ziehen und hauchte in ihren Armen seinen Geist aus. A. war unstreitig hochbegabt, ein trefflicher Redner, gewandt in Behandlung von Menschen und Geschäften, aber charakterlos, schmeichlerisch gegen Mächtige, übermüthig gegen Untergebene, unbeständig und der Schwelgerei ergeben.

Antonius, Heilige: 1) A. **der Große**, der Vater und Begründer des Mönchswesens, war um 251 zu Koma bei Herakleа in Oberägypten aus vornehmer Familie geboren. Früh einem asketischen Zuge folgend, vertheilte er, 20 Jahre alt, sein Vermögen unter die Armen, und lebte danach über 30 Jahre in strengster Armut erst in einer Grotte, dann in einer Ruine unter steten Andachtsübungen. Die Versuchungen, mit denen er dabei zu kämpfen hatte und in denen die natürlichen Triebe sich gegen seine Lebensweise auflehnten oder Stolz und Eitelkeit sich geltend machten, erschienen ihm als Werk von Dämonen und blieben lange der Lieblingsgegenstand der Mönchslegende. A. fand bald Nachfolger und enthusiastische Verehrer. Als deren viele sich um ihn sammelten, wurde er ihr Leiter und Führer; er empfahl ihnen gesellige Ansiedelung und machte ihnen Arbeit und Kontemplation zur Pflicht. So ward er der Stifter eines geselligen Klosterlebens; aber die Ordensregel, die man ihm zugeschrieben, ist das Machwerk späterer Jahrhunderte. Einigemal trat A. aus seiner Verborgenheit hervor und machte das Gewicht seines Ansehens geltend: so erschien er zu Alexandria 314, um während der

dortigen Christenverfolgung zur Standhaftigkeit zu ermahnen, und nahm auch wiederholt an den Kämpfen gegen den Arianismus theil. Später begab er sich mit zwei Freunden in eine noch entlegenere Einöde, wo er 17. Jan. 356 starb. Um abergläubische Verehrung zu vermeiden, hatte er befohlen, seine Begräbnisstelle geheim zu halten; dennoch wurden seine angeblichen Gebeine 561 nach Alexandria, 635 nach Konstantinopel, 980 nach St. Didier la Mothe gebracht. A.' Leben beschrieb sein ihn bewundernder Freund Athanasius d. Gr. (Textausgabe Par. 1858).

2) A. von Padua, geb. 15. Aug. 1195 zu Lissabon, trat 1210 in den Augustiner-, 1220 in den Franciskanerorden. Auf einer Missionsreise nach Afrika an die Küste von Sicilien verschlagen, wurde er vom heil. Franciskus in das Kloster Vercelli geschickt und durchzog dann als gewaltiger Bußprediger Südfrankreich und Oberitalien. Wie er selbst der strengsten Askese sich befliß, so bekämpfte er als Haupt der Spiritualen die Milderung der Ordensregel durch Elias von Cortona. Er starb zu Padua 13. Juni 1231 und wurde 1232 von Gregor IX. heilig gesprochen. Nach der Legende soll er den Fischen gepredigt haben, als die Menschen ihn nicht hören wollten; daher gilt er als Patron der Thiere, dem zu Ehren in Rom das Fest der Thierweihe 17.—25. Jan. geweiht ist. Seine mystischen und asketischen Schriften wurden mit denen des heil. Franz herausgegeben 1623, 1641 und 1653. Sein Gedächtnistag ist der 13. Juni.

Antóniusfeuer (Höllisches oder Heiliges Feuer), Name einer epidemischen Krankheit, welche im 9.—13. Jahrh. in ganz Europa, besonders in Frankreich herrschte und dadurch charakterisirt war, daß sich unter heftigen Schmerzen Brand einzelner Glieder, selbst des Gesichts, der Genitalien und der Brüste, vorzugsweise aber der Hände und Füße einstellte. Die ergriffenen Theile wurden kalt und schwarz, das Fleisch fiel von den Knochen und verpestete die Luft. Die meisten, welche von dieser Krankheit befallen wurden, gingen daran zu Grunde; nur wenige genasen und boten dann wegen der Verstümmelung ihrer Glieder einen schaudervollen Anblick dar. Es darf als erwiesen betrachtet werden, daß die mittelalterlichen Epidemien des heil. Feuers nichts anderes sind als unser Mutterkornbrand, daß sie also durch den Genuß von Mutterkorn entstanden sind. Seit dem 14. Jahrh. wird das A. nicht mehr erwähnt, die Krankheit selbst kam aber unter andern Namen noch vor. Sie wurde nach dem heil. Antonius benannt, angeblich weil viele daran Erkrankte in der Kirche zu St. Didier la Mothe durch Anrufung jenes Heiligen genesen sein wollten (vielleicht durch gesundes, mutterkornfreies Brod, welches ihnen die Mönche reichten). Vgl. Häser, Geschichte der epidemischen Krankheiten, S. 94 (2. Aufl., Jena 1867).

Antóniusorden, 1) besondere Mönchsvereine im Orient, die nach der angeblich von dem heil. Antonius, in der That aber nach der abgeänderten Regel des heil. Basilius konstituirt waren. —2) Antonier (Antonierherren, Hospitalbrüder des heil. Antonius), ein Mönchsorden, gestiftet ursprünglich als freie Laienverbindung zur Pflege der Kranken durch Gaston, einen reichen Ritter der Dauphiné, (1095) zum Dank für die Genesung seines Sohnes vom Antoniusfeuer (sacer morbus), erhielt 1096 die päpstliche Bestätigung, übernahm 1218 die Mönchsgelübde und wurde vom Papst Bonifacius VIII. 1298 zu einer Brüderschaft geregelter Chorherren nach Augustins Regel erklärt. Der Orden breitete sich schnell aus, gewann Güter und Ansehen, sank aber bald in tiefen Verfall. Eine Reform 1616 wurde nur von wenigen Klöstern angenommen, und 1774 der Orden mit dem der Malteser vereinigt. Ordenstracht war ein schwarzes Gewand mit aufgeheftetem, blau emaillirtem T (Antoniuskreuz); die Prioren hießen Komture, später Präceptoren, und der Abt von St. Anton de Vienne war Großmeister des Ordens.

Antonomasie (griech.), Redefigur, Art der Metonymie, wobei man statt eines Eigennamens eine bezeichnende Eigenschaft oder statt eines Gattungsbegriffs einen Eigennamen setzt, z. B. der Sohn der Aphrodite statt Amor, ein wahrer Demosthenes statt ein großer Redner.

Antozōn, s. Ozon.

Antrag, im Rechtsleben und im öffentlichen Leben überhaupt die an eine Behörde oder sonstige öffentliche Stelle gerichtete formelle Aufforderung, nach bestimmter Richtung hin eine speciell bezeichnete Thätigkeit eintreten zu lassen. Dergleichen Anträge werden entweder mündlich gestellt, so z. B. in einer Gerichtsverhandlung von Seiten des Staatsanwalts oder des Vertheidigers des Angeschuldigten, oder in einer Repräsentativversammlung von den Mitgliedern der einzelnen Fraktionen; oder sie werden schriftlich in besondern Eingaben und Gesuchen eingereicht. In beiden Fällen ist aber eine gehörige Begründung des Antrags beizugeben, von deren Klarheit und Stichhaltigkeit die Annahme und die Gewährung des Antrags zumeist abhängt. Dies kann aber entweder so geschehen, daß in erster Linie der A. gestellt und dann dessen Begründung angefügt wird, oder so, daß zunächst das thatsächliche Material vorgetragen, die nöthigen Rechtsausführungen beigefügt werden und endlich als logische Schlußfolgerung des Ganzen der bestimmt formulirte A. (z. B. auf Freisprechung oder auf Verurtheilung eines Angeschuldigten) gestellt wird, wie dies namentlich in den Gerichtsverhandlungen zu geschehen pflegt.

Antragsverbrechen, eine strafbare Handlung, deren strafrechtliche Verfolgung nur auf ausdrücklichen Antrag des Verletzten oder seines gesetzlichen Vertreters eintritt. Nach moderner Rechtsanschauung liegt nämlich in einem Verbrechen nicht bloß eine Verletzung der individuellen Rechtssphäre der dadurch betroffenen Person, sondern auch eine Verletzung des Staats und der staatlichen Rechtsordnung überhaupt. Der Staat schreitet daher regelmäßig von Amtswegen durch seine hierzu bestellten Organe, namentlich durch die Staatsanwaltschaft, gegen den Verbrecher ein, zur Bekämpfung des widerrechtlichen Einzelwillens, welcher sich gegen den Gesammtwillen der Staatsangehörigen, der in dem Gesetz seinen Ausdruck findet, in Opposition gesetzt hat. Von dieser Regel wird jedoch in Ansehung einer Kategorie von Verbrechen (im engern Sinn) und Vergehen eine Ausnahme gemacht und deren strafrechtliche Verfolgung nur auf ausdrücklichen Antrag des Verletzten verfügt. Die Zahl und die Behandlung dieser A. ist zwar nach den verschiedenen Strafgesetzgebungen eine verschiedene, doch lassen sich dieselben im wesentlichen auf folgende Gesichtspunkte zurückführen. Es gibt nämlich einmal gewisse Verbrechen und Vergehen, welche einen überwiegend subjektiven Charakter haben. Dies ist namentlich bei den Ehrverletzungen,

Injurien und den damit verwandten Delikten der Fall, indem es hier vor allem darauf ankommt, ob der Verletzte und Beleidigte selbst sich durch die fragliche Handlung an seiner Ehre gekränkt fühlt, was eben durch den ausdrücklichen Strafantrag desselben konstatirt werden muß. Außerdem gehören aber auch diejenigen Fälle hierher, in welchen eine strafrechtliche Verfolgung und die dem Verbrechen dadurch gegebene Publicität für den durch das Verbrechen Verletzten selbst in der nachtheiligsten Weise kränkend und namentlich auf das Familienleben desselben störend einwirken könnte. Letzteres gilt z. B. bei dem Verbrechen der Nothzucht, der Entführung, der strafbaren Verführung eines unbescholtenen Mädchens; sodann aber auch bei dem Verwandtendiebstahl, bei dem Betrug gegen Verwandte u. dgl. Der Strafantrag selbst ist bei diesen Anträgen nach dem Deutschen Strafgesetzbuch von dem Verletzten selbst zu stellen, wofern dieser bereits das 18. Lebensjahr vollendet hat; außerdem geht der Strafantrag von dem gesetzlichen Vertreter des Verletzten, und bei bevormundeten Geisteskranken und Taubstummen von den Vormündern aus. Unter Umständen sind zur Stellung des Strafantrags auch die Eltern oder der Ehemann der verletzten Person befugt; ebenso bei Beschimpfung des Andenkens eines Verstorbenen dessen Eltern, Kinder und Ehegatten, sowie bei sogen. Amtsehrenkränkungen die amtlichen Vorgesetzten des beleidigten Beamten. Der Strafantrag kann regelmäßig so lange zurückgenommen werden, als ein auf Strafe lautendes Erkenntnis noch nicht publicirt worden ist (Deutsches Strafgesetzbuch § 64). Endlich ist für die A. im Deutschen Strafgesetzbuch eine besonders kurze Verjährungsfrist festgesetzt, indem dieselben nach § 61 binnen 3 Monaten verjähren, von dem Tage an gerechnet, an welchem der zum Antrag Berechtigte von der Handlung und von der Person des Thäters Kenntnis erhalten hat. Im einzelnen stellt aber das Deutsche Strafgesetzbuch folgende Antragsverbrechen und -Vergehen auf: Feindliche Handlungen gegen nichtdeutsche Staaten (§ 102), Beleidigungen gegen auswärtige Landesherren oder Regenten und gegen die Gesandten derselben (§§ 103, 104), Hausfriedensbruch (§ 123), betrügliche Eheschließung (§ 170), Ehebruch (§ 172), gewaltthätige unzüchtige Handlungen gegen eine Frauensperson, Mißbrauch einer willensunfähigen Frauensperson und unzüchtige Handlungen gegen Personen unter 14 Jahren (§ 176), Verleitung zum Beischlaf durch Vorspiegelung einer Trauung (§ 179), Verführung eines unbescholtenen noch nicht 16jährigen Mädchens zum Beischlaf (§ 182); ferner Beleidigung (§§ 189, 194—196), leichte vorsätzliche und jede fahrlässige Körperverletzung (§ 232), Entführung (§§ 236, 237), Nöthigung (§ 240), Bedrohung (§ 241), Diebstahl, Unterschlagung und Betrug zum Nachtheil von Angehörigen, Vormündern, Erziehern oder solchen Personen, in deren Kost oder Lohn sich der Verbrecher befindet (§§ 247, 263), Hinterziehung einer gerichtlichen Zwangsvollstreckung (§ 288), Entziehung der eigenen Sache, namentlich dem Pfandgläubiger oder Nutznießer gegenüber (§ 289), Wilddiebstahl (§ 292), Verletzung des Briefgeheimnisses (§ 299), Verletzung der Verschwiegenheit von Seiten der Rechtsanwälte, Advokaten, Notare, Vertheidiger, Aerzte, Wundärzte, Hebammen, Apotheker und deren Gehülfen (§ 300), verbotenes Kreditgeben an Unmündige (§§ 301, 302) und Sachbeschädigung (§ 303). Auch einige Uebertretungen werden nach dem Deutschen Strafgesetzbuch bloß auf Antrag verfolgt, nämlich das unbefugte Fischen und Krebsen, die Entwendung von Nahrungsmitteln zum alsbaldigen Verbrauch und die Wegnahme von Viehfutter, um das eigene Vieh des Bestohlenen damit zu füttern (§ 370, 4—6). Aehnlich wie bei den hier aufgeführten Verbrechen verhält es sich mit einer andern Kategorie von Fällen, in denen das Deutsche Strafgesetzbuch die Ermächtigung von Seiten des Verletzten zur Bedingung der Bestrafung des Verbrechers macht. Dies ist der Fall bei Beleidigungen von Bundesfürsten und von Mitgliedern der landesherrlichen Häuser, abgesehen von dem Reichsoberhaupt und dem jeweiligen Landesherrn (§§ 99, 101), und bei Beleidigungen, welche gegen eine gesetzgebende Versammlung des Reichs oder eines Bundesstaats, oder gegen eine andere politische Körperschaft begangen werden (§ 197). Diese Verbrechen sind aber von den eigentlichen A. insofern verschieden, als das Verbrechen hier immerhin von Amtswegen zu verfolgen ist, nur daß die strafrechtliche Verfolgung sistirt wird und die Bestrafung unterbleibt, wenn die einzuholende Ermächtigung dazu nicht ertheilt wird.

Antraigues (spr. angträhg), Flecken im franz. Departement Ardèche, westlich von Privas, liegt äußerst malerisch auf einem Basaltplateau am Eingang eines schönen Thals und hat 1636 Einw. In der Nähe ist ein vulkanischer Berg (la coupe d'Aësac) mit merkwürdigem Krater und der 560 Meter lange, von Basaltsäulen gebildete Riesenweg (chaussée des Géants).

Antraigues (spr. angträhg), Emanuel Louis Henri Delaunay, Comte d', franz. Publicist und Diplomat, geb. um 1755 in Villeneuve de Berg im Departement Ardèche, beförderte durch seine mit hinreißender Beredsamkeit abgefaßte Schrift »Mémoires sur les États-généraux, leurs droits et la manière de les convoquer« (1788), in welcher er laut den Umsturz der Monarchie predigte, wesentlich den Ausbruch der Revolution. Als Deputirter in die Reichsstände berufen, verfocht er die Rechte des Erbadels, widersetzte sich der Vereinigung der drei Stände und erklärte das Veto des Königs für eine unentbehrliche Stütze der Monarchie, leistete auch den Bürgereid nur mit Einschränkungen. Einer öffentlichen Anklage glücklich entgangen, ward er durch diplomatische Sendungen nach Petersburg und Wien entfernt. Hier wurde er Bourbonist und Geschäftsträger der Feinde seines Vaterlandes. Auf einer diplomatischen Mission nach Italien ließ ihn Napoleon (1798) aufheben; doch entkam er mit Hülfe seiner Gemahlin, der berühmten Opernsängerin St. Huberty. Später wurde er zum russischen Staatsrath ernannt und in diplomatischen Angelegenheiten nach Dresden gesendet. Dort schrieb er seine bekannte Invektive gegen Napoleon unter dem Titel »Fragment du 18ième livre de Polybe, trouvé sur le mont Athos«. Eingeweiht in die geheimen Artikel des Tilsiter Friedens, verließ er Rußland, um sich durch Mittheilung derselben dem englischen Ministerium unentbehrlich zu machen. Er ward 1812 in einem Dorfe bei London nebst seiner Gemahlin von seinem Bedienten, einem Italiener, ermordet, welcher sich gleich nachher selbst erschoß.

Antrim, Grafschaft der irländ. Provinz Ulster, grenzt im N. und O. an den Nordkanal und den

Atlantischen Ocean, südlich an die Grafschaft Down, westlich an Londonderry und den Lough Neagh und umfaßt 2883 QKilom. (52,4 QM.). Das Land ist meist hügelig; die höchsten, bis 550 Meter ansteigenden Bergspitzen sind der Divis und der Agnews. An der Nordküste erstreckt sich der aus prächtigen Basaltsäulen bestehende sogenannte **Riesendamm** (Giants Causeway) an 200 Meter weit ins Meer hinein. An der Nordküste liegt die Insel **Rathlin** mit 500 Einw. Das Innere enthält fruchtbare Strecken, viele Teiche und Seen, darunter den Lough Neagh, den größten See Irlands, aber auch Moore und Sümpfe, besonders im SW. Die Carrickfergusbai schneidet im SO. tief in das Land ein. Das Klima ist hier rauher als im übrigen Irland. Die Produkte sind Getreide, besonders in den wohlangebauten Ebenen, Flachs, Kartoffeln, Vieh, Fische, dann Steinkohlen und etwas Eisen. Eisenhaltige Mineralquellen sind zu Ballycastle und Dumans im Kirchspiele von Ramoan, Salzquellen bei Carrickfergus. Die Einwohner, (1871) 419,782 an der Zahl, sind meist kleine Farmer, welche sich, außer mit Feldbau, besonders mit Linnen- und Baumwollfabrikation beschäftigen. Ausfuhrartikel sind Butter, Käse, Häute, Wolle, Fische, Korn, Garn, Leinwand. Die Grafschaft zerfällt in 14 Baronien und 75 Kirchspiele und sendet 6 Mitglieder ins Unterhaus. Die **Stadt** A., an der Nordostecke des Lough Neagh, vormals ein bedeutender Platz, hat jetzt wenig über 2000 meist protest. Einwohner. Merkwürdig ist die sehr alte Hauptkirche mit schönem gothischen Thurm. In der Nähe die alten Schlösser Shane-Castle und A.-Castle. Die größte Stadt ist Belfast.

Antrustiōnes (Antustriōnes), fränk. Dienstmannen unter den Merowingern, entweder s. v. w. Leudes (Leute), oder von diesen unterschieden als höhere Vasallen mit freien Leuten in ihrem Gefolge.

Antwerpen (franz. Anvers, span. Amberes), belg. Provinz und ehemalige Markgrafschaft, grenzt im N. an die holländische Provinz Nordbrabant, im SO. an Limburg, im S. an Südbrabant und im W. an Ostflandern und hat ein Areal von 2831,8 QKilom. (51,4 QM.) mit (Ende 1870) 492,482 fast ausschließlich vlämischen Einwohnern. Sie ist durchaus eben und wird durch Flußdämme gegen Ueberschwemmungen geschützt; in den Niederungen sind viele fruchtbare Polders. Der Boden ist ein leichter, feiner Sand, mit Thon vermischt, über dem eine fruchtbare vegetabilische Erde lagert. Am ergiebigsten ist derselbe um Mecheln und an den Marschstrecken der Schelde, am magersten im N. und O., wo die Campine (Kempenland), ein aus Seen, Morästen und Heiden bestehender, stellenweise gar nicht urbarer Landstrich, sich erstreckt. Die Schelde macht die Grenze gegen Ostflandern und nimmt bei Rupelmonde die Rupel auf; sie ist für die Schiffahrt unschätzbar. Zur Rupel führen Kanäle von Brüssel und Löwen. Das Klima ist gemäßigt, aber feucht und veränderlich. Der Ackerbau wird mit Sorgfalt betrieben und erzeugt Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffeln, Flachs, Rübsamen, Krapp, Futterkräuter und Gemüse in Menge. Auch die Wiesen sind sehr ergiebig. Die Industrie, zumeist in Spitzen- und Hutfabrikation, Zuckersiederei, Tuch-, Wollen- und Baumwollenfabrikation, Brauerei und Brennerei thätig, ist sehr lebhaft, und auch der Handel ist in der neusten Zeit wieder in regem Aufschwung begriffen. Die Provinz zerfällt in 3 Bezirke: A., Mecheln und Turnhout.

Die gleichnamige **Hauptstadt** der Provinz, zugleich Hauptfestung und bedeutendster (auch für Deutschland wichtiger) Seehafen des Königreichs, liegt halbkreisförmig am rechten Ufer der über 600 Meter breiten Schelde, die bis oberhalb der Stadt am Wechsel der Ebbe und Flut theilnimmt, 39 Kilom. nördlich von Brüssel und 67 Kilom. vom Meer. Das Aeußere derselben hat sich in neuster Zeit merklich verändert. An Stelle der alten, nunmehr abgetragenen innern Festungswälle mit ihren Gräben, welche ausgefüllt und in ansehnliche Boulevards und neue Stadttheile umgewandelt sind, umzieht ein einziger Wall mit breitem Wassergraben im Umfang von 5 Stunden das fast um das sechsfache des frühern vergrößerte Weichbild der Stadt, mit beiden Enden auf die Schelde sich stützend, und an der Nordseite in die neuerbaute Nordcitadelle auslaufend. Vor dieser Umfassungslinie sind seit 1859 nach den Grundsätzen der modernen Befestigungskunst eine Anzahl detachirte Forts und vorgeschobene Hornwerke errichtet, während die alte Citadelle (Citadelle du Sud, 1567 von Herzog Alba angelegt) ebenfalls geschleift und der dadurch gewonnene Raum theils zu maritimen Bauwerken (Werften, Bassins, Entrepôts ꝛc.), theils zur Herstellung eines neuen Bahnhofs verwendet werden soll. Die Stadt wird von 11 Kanälen durchschnitten, über welche mehr als 40 Brücken führen, und steht sowohl mit Brüssel, Lüttich und andern Städten, wie auch mit dem Rhein durch Kanäle und Eisenbahnen in Verbindung. Die Straßen der neuen Stadttheile sind breit und regelmäßig (namentlich bilden die prächtigen Avenues des Quartiers Leopold im S. gegenwärtig den fashionablen Glanzpunkt der Stadt); die der innern Stadt dagegen meist eng, besonders in der Nähe des Flusses, an dem sich ein wahres Labyrinth von Gassen hinzieht, in welchen Matrosen und Schenkwirte ihr Wesen treiben. Die freisten Stellen im Innern sind der Markt, der Grünplatz (Gemüsemarkt, seit 1840 mit der ehernen 4½ Meter hohen Statue Rubens' von Geefs, auf 5,8 Meter hohem Sockel) und der sogen. Meir, eine breite Straße mit modernen Häusern und Palästen, unter welcher ein Kanal hinfließt. Das ausgezeichnetste **Gebäude** der Stadt ist die prachtvolle Kathedrale (Notre Dame), 117 Meter lang, 65 Meter breit, 40 Meter hoch, die schönste und größte goth. Kirche in den Niederlanden (nur um etwa ein Sechstel an Flächeninhalt kleiner als der Kölner Dom). Sie wurde 1322 begonnen, im 15. Jahrh. vollendet, und ist ebenso einfach wie großartig ausgeführt; namentlich hat ihr siebenschiffiges Langhaus an malerischem Reiz der perspektivischen Durchblicke kaum seines Gleichen. Unter den zahlreichen Kunstwerken der Malerei und Plastik, welche die Kirche schmücken, befinden sich 3 Hauptgemälde von Rubens (die Kreuzabnahme, Kreuzeserhöhung und Mariä Himmelfahrt) und reiche Glasmalereien. Der zierlich durchbrochene Thurm, von Jean Amel aus Boulogne 1422 entworfen, im 16. Jahrh. in einer Höhe von 123 Meter abgeschlossen, steigt als schlanke Pyramide empor und enthält eins der bedeutendsten Glockenspiele Belgiens (99 Glocken, die größte 160 Ctr. schwer); der andere Thurm ist nur zum dritten Theil vollendet. Der Chor wurde 1521—23 erweitert. Durch die Bilderstürmer erlitt die Kirche 1566 arge Beschädigungen; nicht minder durch die französischen

Republikaner 1794. Beachtenswerth ist noch besonders das reiche Portal und über demselben das mächtige achttheilige, mit Maßwerk verzierte Fenster. Unter den 5 Pfarrkirchen zeichnen sich besonders aus: die Kirche St. Jakob im spätgothischen Stil (1429 gegründet, mit prachtvollen Skulpturen, Marmorzieraten, Gemälden von Rubens, van Dyck rc. und der Grabkapelle der Familie Rubens); die Dominikanerkirche (St. Paul) ebenfalls im spätgothischen Stil (1540—71 erbaut, mit einer Geißelung Christi von Rubens), und die Andreaskirche (1514—33 erbaut, mit großer, kunstvoll geschnitzter Kanzel). Das im Renaissancestil nach Zeichnungen von Cornelis de Vriendt (1561—65) erbaute Stadthaus steht den prächtigen gothischen zu Gent, Brüssel und Löwen nach. Die neue Börse, welche an Stelle der 1858 niedergebrannten alten Börse, eines prächtigen spätgothischen Baues von 1531, neuerdings (1869—72) nach Plänen von J. Schade ganz im Stil des alten Gebäudes aufgeführt wurde; ferner das französische Theater (1834 erbaut), das vlämische Schauspielhaus (im Renaissancestil 1869—72 erbaut), das große Hospital und das alte malerische Gildehaus der Schützen, sowie das ehrwürdige Hansahaus (auch Osterlingshaus) sind gleichfalls ansehnliche Gebäude. Letzteres, ehemals Niederlage der Hansa, 1564 erbaut, ist 1863 von den Hansestädten an Zahlungsstatt für die Ablösung des Scheldezolls an Belgien abgetreten worden. Merkwürdig sind ferner das Museum, vor dem seit 1856 van Dycks Statue (von Cuyper) steht; die alte, mit 4 Thürmchen gezierte Fleischhalle (im Stil des 14. Jahrh.), jetzt als Getreideniederlage dienend; der königl. Palast am Meir (1755 im Pompadourstil erbaut); Rubens' Haus mit 2 korinthischen Säulen (1864 restaurirt); die neue Fischhalle; das von Eckthürmen flankirte ehemalige Inquisitionsgebäude (jetzt Alterthumsmuseum); das große Seearsenal mit umfangreichen Werkstätten; das Militärmagazin; die über 1 Kilom. langen Werften oder Quais an der Schelde (von Napoleon I. 1802 angelegt); endlich die berühmten, stets von großen Seeschiffen aller Völker belebten Hafenbassins am Nordende der Stadt (s. unten).

An Anstalten für Wissenschaften und Kunst besitzt A. ein Athenäum, ein Gymnasium, zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften, eine Schule für praktische Medicin und Chirurgie, einen botan. Garten (mit hübschem Palmenhaus und dem Standbild des Botanikers Coudenberg), einen großartigen zoolog. Garten (seit 1843), der an Reichhaltigkeit nur dem Amsterdamer nachsteht; eine öffentliche Bibliothek und eine berühmte Akademie der bildenden Künste (mit 16 Professoren), die im 14. Jahrh. als Brüderschaft von St. Lukas entstand und in der Geschichte der niederländ. Kunst eine hochwichtige Stelle einnimmt. Aus ihr gingen die berühmtesten Maler der Flandrischen Schule hervor, von denen viele geborne Antwerpener sind, wie van Dyck, Calvaert, die beiden Teniers, Seghers, Crayer, Floris und Bril. Die Akademie hat ihren Sitz im Gebäude des Museums (ehemaliges Kloster), das zugleich die hervorragendste Gemäldesammlung Belgiens enthält. Dieselbe stammt aus den jetzt aufgehobenen Klöstern, wurde durch die werthvolle van Ertborn'sche Privatsammlung, wie durch Ankäufe und Schenkungen verstärkt und umfaßt jetzt in 5 Sälen ca. 600 Nummern, darunter Meisterwerke von Rubens (Christus am Kreuz, der ungläubige Thomas, Kommunion des heil. Franciskus, eine Pietà, heil. Familie rc.), Quintin Messys (Bestattung Christi), van Dyck (Grablegung, Christus am Kreuz), Jordaens (Anbetung der Hirten), Rembrandt, van der Velde, Teniers, Ruisdael, van Eyck (heil. Barbara, Madonna) und andern Meistern der Flandrischen Schule. Von öffentlichen Denkmälern ist, außer den genannten, noch anzuführen: die Kolossalstatue des Boduognatus, des Häuptlings der Belgier in den Kämpfen gegen Cäsar (1861 errichtet); die Statue Schoonbekes, eines patriotischen Bürgers aus dem 15. Jahrh., in der Vorstadt Berchem; das Standbild Carnots, in der Vorstadt Borgerhout; das Reiterstandbild Leopolds I. (von J. Geefs, 1868 errichtet) am ehemaligen Mecheler Thor; das Sandsteindenkmal des Dichters Ryswyck (1864 errichtet) und die Bronzestatue von D. Teniers (seit 1867). Auch der sogen. Quintin Messys-Brunnen mit einem Dach von geschmiedetem Eisen und einer Statue des Brabo verdient Erwähnung. A. ist der Sitz der obersten Provinzialbehörden und eines Bischofs. Die Zahl der Einwohner, 1790 bis auf 40,000 herabgesunken, belief sich 1869 auf 126,668 Seelen, darunter etwa 5000 Wallonen und 1500 Deutsche. Das Leben in A. ist heiter, genußreich, ziemlich sinnlich, dem flandrischen Charakter angemessen. Die Antwerpener sind im allgemeinen ein harmloses Volk, dessen Streben zunächst auf Erwerb gerichtet ist und das sich um die Angelegenheiten der Politik nur insofern bekümmert, als jenes Streben unmittelbar davon berührt wird. Die obern Klassen sprechen vorwiegend französisch; in den untern ist das Vlämische das gebräuchlichste Idiom.

Als der wichtigste Seehafen Belgiens, dessen merkantiles Gebiet weit in das Innere des Kontinents hineingreift, bildet A. zugleich einen der ersten und einflußreichsten Handelsplätze Europa's. Was im Mittelalter Brügge war, das ist jetzt in gewissen Branchen A. Wenn die belg. Nordseeküste unverhältnismäßig kurz und für Anlage eines großen Hafens ungünstig ist, so bildet dagegen die Schelde eine werthvolle Fahrbahn, um so werthvoller, als sie jetzt nicht mehr durch den holländ. Zoll belastet ist. Die großartigen Docks Antwerpens bestehen zunächst aus den beiden ältern Bassins: Grand und Petit Bassin, welche Napoleon I. 1804—1813 mit einem Kostenaufwand von 13 Mill. Fr. erbauen ließ, nachdem er A. zum ersten Kriegshafen an der Westküste Frankreichs hatte erklären lassen. Das kleine Bassin, 172 Meter lang und 152 Meter breit, kann 100, das große, 416 Meter lang, 179 Meter breit, etwa 250 Schiffe mittlerer Größe aufnehmen. Im Lauf der Zeit reichten jedoch diese beiden Bassins nicht mehr aus, und es wurde 1859 der Bau eines dritten, des Bassin du Kattendyk, von 700 Meter Länge und 100 Meter Breite begonnen, an welches sich weiterhin das Bassin aux Bois, Bassin de la Campine, Bassin du Canal (zum Theil noch unvollendet) anschließen. Noch weitere Anlagen sind im Plan. Die Tiefe der Docks, die mit Quadern ausgemauert sind und durch Schleußen mit der Schelde korrespondiren, beträgt gegen 10 Meter; sie sind mit Magazinen, Packhäusern und Kaufhallen umgeben, und das Gedränge von Menschen und Waaren, welches auf den Quais hin und her wogt, verräth auf den ersten Blick, welche Lebensader von diesem Punkte aus pulsirt. Hier ist Belgiens oceanisches Hauptein- und Ausgangsthor. Ist Ostende mehr Posthafen (also für den Brief- und Personenverkehr), so bildet A. die Waarenhalle. Die

Schiffahrtsbewegung in beiden Häfen ergab 1870 und 1871 folgendes Resultat:

		eingelaufen		ausgelaufen	
		Schiffe	Tonnen	Schiffe	Tonnen
Antwerpen	1870	3732	1,317,000	3450	1,277,000
Ostende	=	1127	131,000	1127	131,000
Antwerpen	1871	4805	1,763,200	4945	1,775,750
Ostende	=	1305	163,190	1327	166,840

In der Landeseinfuhr erscheinen 1871 nur 803 Mill. Fr. zum Konsum, 957 Mill. zu direktem Transit oder für Entrepôt, in der Ausfuhr nur 690 Mill. Fr. an belg. Waaren, dagegen 832 Mill. für direkten Transit oder als Entrepôt — ein Fingerzeig für die Ausdehnung des Transits und des in A. koncentrirten Zwischenhandels. Entsprechend diesem Charakter Antwerpens als dem Entrepôt des Landes, ist seine Rhederei, namentlich im Tonnengehalt, überwiegend im Vergleich mit Ostende und den kleinern Häfen Louvain, Brügge, Gent ꝛc. Zu den großen Stapelartikeln Antwerpens gehören Rohbaumwolle, Wolle und Flachs, Edelmetalle, Häute, Getreide, Rohzucker, Kaffee, namentlich (rohes) Petroleum, wofür A. seit einem Jahrzehnt der wichtigste Importhafen Europa's ist. Regelmäßige Dampferkurse verbinden A. mit Hamburg, Rotterdam und verschiedenen engl. Häfen, wie auch mit New York (einmal monatlich) und Buenos Ayres in Südamerika. A. ist Sitz bedeutender Assekuranz- und Handelsinstitute und zugleich einer der wichtigsten Punkte für Auswanderung. Auch in gewerblicher Beziehung spielt A. eine wichtige Rolle; es unterhält ansehnliche Fabriken und Manufakturen, namentlich in Bleiweiß, Lackmus, Baumwollstoffen, Spitzen (ein altes, neuerdings durch die Mode wieder belebtes Gewerbe), Zwirn (berühmt ist die schwarze Nähseide), Tapeten, Tabak, Gold- und Silbertressen, Hüten ꝛc. Außerdem wird Schiffsbau und Zuckerraffinerie in großem Umfang daselbst betrieben, und auch die Diamantschleiferei, Kattundruckerei, die Salz- und Seifensiederei, Brauerei und Brennerei sind ansehnliche Gewerbe. A. gegenüber, am linken Scheldeufer, liegt der Vlaamsch Hoofd (Tête de Flandre), von wo man einen guten Ueberblick über die im Halbkreis lang sich hinstreckende Stadt genießt.

Geschichte. A. (Aen't Werf, »Am Werft«) wird zuerst im 8. Jahrh. erwähnt. Als Hafen- und Handelsort erscheint es schon im 10. und 11. Jahrh., und anfangs des 12. Jahrh. waren Antwerpener Tücher in Frankreich und Deutschland ein gesuchter Handelsartikel. In der Periode der Kreuzzüge war A. nächst Brügge und Gent die reichste Stadt Flanderns Die höchste Blüte aber erreichte A. Mitte des 15. Jahrh., wo Gent und Brügge durch unglückliche Fehden sanken. Die Hansa, durch Brügge beleidigt, verlegte zu Anfang des 16. Jahrh. ihre Magazine nach A., worauf 1516 alle fremden Kaufleute mit Ausnahme der Spanier von Brügge und Gent nach A. wanderten. In den folgenden Jahrzehnten erreichte A. seinen Höhepunkt. Unter Karl V. war A. die herrlichste Stadt der ganzen christlichen Welt, von wo aus die Produkte des flandrischen und brabantischen Fleißes sich bis Arabien, Persien und Indien verbreiteten. Als der portugiesisch-ostindische Handel den levantischen überflügelte, richteten die Portugiesen in A. ihren Stapel auf, und die Güter des Orients füllten den Markt der Stadt. Dies zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Pisa und Genua, aus Augsburg die Fugger und Welser nach A., und hierher brachte auch die Hansa alle nordischen Waaren; ebenso hatte die große Kompagnie englischer Kaufleute hier ihre Niederlage. Antwerpens Wechselbriefe durchliefen die Welt. A. soll damals in 3 Monaten mehr und größere Geschäfte gemacht haben, als in 2 Jahren Venedig zur glänzendsten Zeit. Damals zählte A. über 240,000 Einw. 200—250 Seeschiffe lagen öfters auf einmal vor seinen Quais, über 2000 Frachtwägen langten in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen an. Der auswärtige Verkehr beschäftigte ein Gesammtkapital von 500 Mill. Goldgulden. A. hatte damals 4500 eigene Schiffe in See, und es galt das Sprichwort: »Die Welt ist ein Ring und A. der Diamant darin«. Seit dem Ende des 16. Jahrh. beginnt ein schneller Verfall. A. wurde durch den Freiheitskampf gegen Philipp II. zu Grunde gerichtet, ohne trotz aller begeisterten Aufopferung an den Früchten desselben theilzunehmen. Bei der Wichtigkeit der Stadt suchte bereits 1566 die Statthalterin Margaretha von Parma durch Verstärkung der Besatzung bei Gelegenheit des Bildersturms sich Antwerpens zu versichern. Zu den Festungswerken, die Karl V. 1546 durch einen deutschen Ingenieur Franz hatte anlegen lassen, ließ dann Alba durch den Italiener Paciotto 1567—72 die starke Citadelle mit einem Aufwand von 1,400,000 Thlr., wovon A. selbst ein Drittel tragen mußte, erbauen. Alba setzte sich hier eine aus erobertem Geschütz gegossene Statue, zu deren Füßen sich die zweiköpfige und vierarmige Empörung in Ketten wand. Zweimal versuchte 1574 Wilhelm von Oranien vergeblich, die Citadelle zu nehmen. Die unabgelohnten Spanier verübten von der Citadelle aus Bedrückungen aller Art und richteten 4. Nov. 1586 ein furchtbares Blutbad in A. an, wobei das Rathhaus und 600 Bürgerwohnungen in Flammen aufgingen und über 10,000 Bürger ersäuft oder erstochen wurden. Diese »spanische Furie« wiederholte sich in andern brabantischen Städten. Deshalb schlossen sich nun die südlichen Provinzen in der Genter Pacifikation den nördlichen an. Am 1. Aug. 1577 endlich gelang es den Antwerpenern, durch Zahlung des rückständigen Soldes und ungeheurer Summen an die Befehlshaber die spanische Besatzung zur Räumung der Citadelle zu bewegen und alle Truppen aus der Stadt zu entfernen. Einige Jahre später (1583) versuchte der Herzog Franz von Anjou, seit 1582 erwählter Herzog von Brabant, sich Antwerpens zu bemächtigen, wurde aber nach heftigem Kampf mit Verlust zurückgeschlagen. Einen der glänzendsten Akte in dem Heldenkampf der Niederländer zu Gewinnung ihrer Freiheit bildet die berühmte 14monatliche Vertheidigung Antwerpens gegen Alexander von Parma, bei welcher beide Theile sich in genialer Erfindung neuer Angriffs- und Abwehrmittel überboten, schließlich aber die Stadt doch kapituliren und sich dem Feinde ergeben mußte (16./17. Aug. 1565). Dies entschied zugleich den Sieg des Katholicismus und den Untergang der Handelsblüte von A. In A. wurde 12. April 1609 der 12jährige Waffenstillstand geschlossen, durch welchen Spanien die Unabhängigkeit der nördlichen Provinzen anerkannte. Durch die 1648 im Westfäl. Frieden geschehene Abtretung der Scheldemündungen an die Holländer wurde A. von der See abgeschnitten und sein Handel vollends zu Grunde gerichtet. A. theilte fortan das Geschick

der übrigen spanischen Niederlande. Im Spanischen Erbfolgekrieg hielten (1702) die Franzosen A. besetzt; durch den Frieden von Utrecht kam es mit an Oesterreich. In A. wurde 15. Nov. 1715 zwischen Kaiser Karl VI. und den Generalstaaten von Holland unter Englands Vermittelung der sogen. **Barrièretraktat** (s. d.) abgeschlossen. Während des Oesterreich. Erbfolgekriegs (1746) wurde die Citadelle von A. durch die Franzosen unter dem Marschall Moritz von Sachsen belagert und nach siebentägiger Vertheidigung den Kaiserlichen entrissen. Nach der Schlacht bei Jemappes öffnete A. den Truppen der französischen Republik seine Thore (6. Nov. 1792); nur die österreichische Besatzung der Citadelle hielt eine dreiwöchentliche Belagerung (bis zum 30. Nov.) aus, worauf sie kapitulirte. 1793 setzten sich die Oesterreicher zwar nochmals in den Besitz von A., allein 1794 nahm Pichegru nach der Schlacht bei Fleurus den Platz von neuem, und nun blieb A. bis zum Sturz des Kaiserreichs mit Frankreich vereinigt, und die fast 200 Jahre verschlossene Schelde wurde seinem Handel wieder geöffnet. Alsbald regte sich in A. neues Leben. 1807 klarirten trotz der fortdauernden Kriegsstürme bereits 1800 Schiffe in dem Antwerpener Hafen. Napoleon I. wollte A. seinen frühern Glanz zurückgeben und es zum ersten Handels- und Waffenplatz seines Reichs machen. Im Februar 1814 erhielt Carnot die schwierige Aufgabe, den Platz mit einer Besatzung von 15,000, später nur von 10,000 Mann gegen die vereinigten Heere der Engländer und Sachsen unter Graham zu vertheidigen. Eine dreitägige Beschießung fügte der Stadt nicht sehr beträchtlichen Schaden zu. Carnot übergab sie erst 5. Mai infolge des mit dem Grafen von Artois abgeschlossenen Waffenstillstandes. Durch den Wiener Kongreß wurde A. dem neugeschaffenen Königreich der Niederlande einverleibt, und seitdem nahm sein Verkehr wieder einen kraftvollern Aufschwung, so daß schon 1815 wieder 4400 See- und Fluß- &c. Fahrzeuge einliefen. Antwerpens auswärtiger Verkehr hatte an Größe bald den von Amsterdam erreicht, den von Rotterdam überflügelt; sein Markt rangirte wieder unter den Märkten erster Ordnung, als die Revolution von 1830 auch über A. hereinbrach. Die revolutionäre Partei bemächtigte sich der Stadt. Der Kommandant, Generalleutnant Chassé, zog sich in die Citadelle zurück und gewährte einen Waffenstillstand. Wegen des Bruchs desselben durch die Insurgenten ließ Chassé das Stadtviertel St. Andreas als angeblichen Hauptsitz des Aufstandes 7 Stunden lang bombardiren (27. Okt. 1830), wodurch das große Lagerhaus nebst 30 andern Häusern und dem Arsenale in Asche gelegt ward. Ein neuer Waffenstillstand ließ die Citadelle in den Händen der Holländer, und Chassé erklärte, sie gegen jegliche Angriffe behaupten zu wollen, trotz des Traktats der Großmächte vom 15. Nov. 1831. Nachdem aber 22. Okt. 1832 Frankreich und Großbritannien sich dem König von Belgien verpflichtet hatten, die Räumung aller dem neuen Königreich von den Großmächten zuerkannten Orte und namentlich auch Antwerpens von Seiten der Holländer zu bewirken, erschien ein französisches Heer von 50,000 Mann unter Marschall Gérard vor A. Die Belagerung der Citadelle und der dazu gehörigen Forts leitete der General Haro. In der Nacht vom 29. auf den 30. Nov. wurden die Laufgräben eröffnet. Eine zweimalige Aufforderung an Chassé, die Citadelle zu übergeben, war erfolglos. Auch verweigerte dieser die Anerkennung der Neutralität der Stadt und drohte mit Bombardement, falls die Franzosen von den Werken der Stadt, namentlich von dem Fort Montebello aus die Citadelle beschießen würden. Trotzdem begannen die Franzosen die Beschießung der Citadelle von dem genannten Punkte aus, indem sie Holland für allen von der Citadelle aus der Stadt zugefügten Schaden verantwortlich machten. Dadurch ließ sich Chassé von der Beschießung der Stadt abhalten. Nachdem die Franzosen das in einen Trümmerhaufen verwandelte Fort St. Laurent (14. Dec.) im Sturm genommen und dann die Citadelle selbst durch Bresche-batterien fast zur Ruine zusammengeschossen hatten, kapitulirte Chassé 23. Dec. abends zwischen 10 und 11 Uhr, worauf die Franzosen 24. Dec. die Citadelle besetzten. Am 30. Dec. wurde dieselbe den belgischen Truppen eingeräumt, die holländische Besatzung aber bis zur Räumung der Forts Lillo und Lieffenshoek nach Frankreich abgeführt. Seit Antwerpens Losreißung von Holland hat sich der bedeutende Handel, den es nach dem Sturz des franz. Kaiserreichs mit den holländ. Kolonien trieb, nach Amsterdam und Rotterdam gewendet. Die Nothwendigkeit einer neuen Citadelle an der Nordseite der Stadt, deren Bau in Angriff genommen ward, sowie die Errichtung einer Reihe von Forts in der Nähe der Stadt, ward von deren Bewohnern, namentlich seit 1858, heftig bestritten, was ein anhaltendes Zerwürfnis zwischen dem Gemeinderath und der belg. Regierung zur Folge hatte. Neuerdings wurde die Citadelle abgetragen und der so gewonnene weite Raum zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt verwendet (s. oben). Eine Geschichte Antwerpens schrieb Gens (Antw. 1861).

Anubis, Gott der alten Aegypter, früher als Hund, später als Mensch mit Hundskopf dargestellt. Hauptort seiner Verehrung war Kynopolis (Hundestadt) in Mittelägypten. Osiris soll ihn, in dem Wahn, seine Gattin Isis zu umarmen, mit der Nephthys erzeugt haben. Er spielte die Rolle eines Götterwächters, daher sein Bild vor den Altären anderer Gottheiten oder in Vorhallen oft reihenweise vor den Tempeln aufgestellt ward. Bei den Griechen wurde er mit Hermes identificirt, als Hermanubis. Auf Denkmälern erscheint er mit dem Kopfe eines Schakals mit spitzer Schnauze und Ohren. Er geleitet die Todten in die Unterwelt und wägt mit Horos ihre Thaten vor Osiris ab.

Anurie (griech., »Harnverhaltung«), ist dann vorhanden, wenn die Ausleerung des Harns vollständig aufhört. A. tritt entweder dann ein, wenn in den Nieren kein Harn mehr abgeschieden wird, wie dies bei verschiedenen Formen der Nierenentzündung &c. der Fall ist, oder wenn der in der Harnblase angesammelte Harn aus irgend einem mechanischen Grunde nicht durch die Harnröhre abfließen kann. Die Entleerung der Harnblase kann verhindert werden durch Entzündungen und Lähmungen derselben, durch Blasensteine, welche die Harnröhre verlegen, durch Vergrößerung der Vorsteherdrüse (besonders häufig bei alten Männern), durch narbige Verengerung der Harnröhre &c. Die Behandlung der A. richtet sich natürlich nach den Ursachen; sie kann nur von einem einsichtsvollen Arzt geleitet werden. Die A. ist in der Mehrzahl der Fälle ein gefahrdrohender Zustand und kann schon nach sehr kurzer Dauer zum Tode führen.

Anus (lat.), der After, Hintere

Anville (spr. angwil), Jean Baptiste Bourguignon d', franz. Geograph und Landkartenzeichner, geb. 11. Juli 1697 zu Paris, widmete sich mit so großem Erfolg den mathemat. und geograph. Studien, daß er schon im 22. Jahr königl. Geograph wurde, mit welcher Stelle er später die eines Privatsekretärs des Herzogs von Orléans verband. Seit 1775 mit dem Ehrenposten eines Adjunkts der königl. Akademie der Wissenschaften zu Paris bekleidet, starb er daselbst 28. Jan. 1782. Von seinen Karten (er gab deren 211 heraus) verdienen namentlich Erwähnung: der »Atlas général« (1737—80, 66 Bl.) und der »Atlas antiquus major« (12 Bl.), wozu die »Géographie ancienne abrégée« (1768, 3 Bde.) als Text gehört. Ein Nachstich der letztgenannten Karten erschien Nürnb. 1785 (12 Bl.), mit werthvollem deutschen Text von Hummel, Stroch, Heeren u. a., unter dem Titel »Handbuch der alten Erdbeschreibung zum Gebrauch der größern d'Anville'schen Landkarten« (Nürnb. 1796—1800). D'Anville's »Traité des mesures itinéraires anciennes et modernes« (1769) ist für das Studium der alten Geographie noch immer wichtig. Seine werthvolle Landkartensammlung (aus 10,500 Nummern bestehend) wurde vom König für die Pariser Bibliothek angekauft.

Anwachsungsrecht, s. v. w. Alluvionsrecht (s. Alluvion, auch Accession und Akkrescenzrecht).

Anwalt (Prokurator, Sachwalter, als Beauftragter einer Person, die selbst fremdes Interesse vertritt, auch Aktor, und als Beauftragter einer öffentlich anerkannten Gemeinheit Syndikus genannt), der Stellvertreter eines streitenden Theils bei gerichtlichen Verhandlungen, vermöge ausdrücklichen oder stillschweigenden oder vermutheten Auftrags. Gewöhnlich, jedoch mit Unrecht, nimmt man Prokurator als gleichbedeutend mit Advokat oder Rechtskonsulent; auch pflegen bei einem gegebenen Rechtsstreit in der Regel die Funktionen des Advokaten und des Anwalts in Einer Person vereinigt zu sein; doch ist dies an und für sich nicht unbedingt nothwendig. Man hat nämlich bezüglich der im Civilproceß auf Seiten der Partei ohne Botmäßigkeit über dieselbe vorkommenden Nebenpersonen zu unterscheiden zwischen dem bloßen Konsulenten, dem Advokaten und dem Prokurator. Konsulent ist ein Rechtsgelehrter, welcher der Partei im allgemeinen über die zur Geltendmachung ihres Rechts einzuschlagenden Wege und über die von ihr anzuwendenden Mittel rechtlichen Rath ertheilt, sie auch oft durch schriftliche Deduktionen, sogen. Rechtsgutachten, darüber belehrt. Er verfaßt ihr aber nicht ihre Streitschriften, noch beschäftigt er sich mit Anweisungen über die Einrichtung ihrer einzelnen Proceßhandlungen, vielmehr ist dies nur Sache des Advokaten. Dieser hat gemäß der vom Konsulenten aufgestellten Grundsätze und auf Grundlage der von demselben gegebenen Materialien die gerichtlichen Eingaben zu fertigen und der Partei die vorzunehmenden gerichtlichen Handlungen vorzuschreiben, soweit es dazu rechtswissenschaftlicher Kenntnis und juridischer Reflexion bedarf; daher der Advokat ein vollständig gebildeter Rechtsgelehrter sein muß. Aber der Advokat als solcher verhandelt nicht unmittelbar mit dem Gericht oder Gegner, übergibt auch die von ihm abgefaßten Streitschriften nicht selbst, sondern dies ist Sache des Anwalts oder Prokurators. Dieser repräsentirt die streitende Partei vor Gericht. Der Advokat steht neben, der Prokurator aber an Stelle der Partei; er muß daher statt der Partei mit dem Gericht und dem Gegner kommuniciren und namentlich die vom Advokaten verfaßten Eingaben überreichen. Der Rechtskenntnis bedarf er nur insoweit, als es sich um die gehörige Form des gerichtlichen Verfahrens handelt; nur selten ist er indeß eine rechtsunkundige Person, am häufigsten eine und dieselbe Person mit dem Advokaten. Die Rechte und Pflichten des Anwalts sind aus dem Auftragskontrakt zu beurtheilen, soweit solche nicht, wie besonders für Advokaten der Fall ist, durch Gesetze regulirt sind. Die Handlungen des Anwalts hat die Partei zu vertreten, doch kann sie irrthümliche Erklärungen desselben über Thatsachen bis zum Eintritt der Rechtskraft widerrufen. Uebrigens hat der A. im allgemeinen nicht nur dasjenige, was ihm ausdrücklich aufgetragen ist, vorzunehmen, sondern auch alle übrigen Verrichtungen im Rechtsstreite, welche in die eigentliche Ausführung und Vertheidigung der Gerechtsame nicht eingreifen, bei einem Rechtsstreit aber zur Ordnung des Geschäfts und zu Abwendung jedes Nachtheils von seinem Gewaltgeber nöthig sind. Hierfür gebührt dem A. völlige Entschädigung. Seine Verrichtungen endigen, sofern nicht der Kontrakt einen frühern Zeitpunkt festsetzt, mit dem Rechtsstreit.

Anwartschaft (Exspektanz), die jemandem (Anwärter) ertheilte und von diesem angenommene Zusicherung, daß ein gewisses Recht oder Gut ihm nach dem Abgange dessen, dem es gegenwärtig zusteht, übertragen und zur Verfügung gestellt werden soll. Der Begriff hat seinen Ursprung im Lehnsrecht und wurde dann auch auf das Staats- und Kirchenrecht ausgedehnt. Es pflegten nämlich Lehnsherren ihren Untergebenen, die sie irgend einer Ursache wegen zu belohnen wünschten, wenn sie bei dem Mangel an eröffneten Lehen dies nicht sogleich thun konnten, statt dessen die Zusicherung künftiger Belehnung zu ertheilen für den Fall, daß durch Abgang von Vasallenfamilien Lehen zu ihrer Verfügung frei würden. Dergleichen Anwartschaften wurden ehedem in Deutschland sowohl von den Landesherren, geistlichen und weltlichen, auf die von ihnen abhängigen Lehen, wie auch vom Kaiser auf Reichslehen ertheilt und haben allenthalben, wo das Lehnswesen noch im Schwunge ist, ihre Geltung. Man unterscheidet einfache und qualificirte A.; erstere gibt dem Anwärter bloß das persönliche Recht, nach eingetretenem Eröffnungsfalle von dem Lehnsherrn Belehnung zu verlangen, nicht aber ein Recht auf unmittelbare Besitzergreifung des Lehens ohne Verwilligung des Lehnsherrn; in letzterer ist dieses Recht besonders zugestanden. Etwas der Lehnsexspektanz ähnliches ist die Eventualbelehnung (s. d.). In staatsrechtlicher und auch in kirchenrechtlicher Beziehung kommt A. hauptsächlich in dem Sinn vor, daß einzelnen Personen Staats-, Gemeinde- oder Kirchenämter für den Fall der Erledigung durch den Abgang der derzeitigen Inhaber derselben zugesichert werden. Am natürlichsten erscheint aber eine solche A. noch da, wo man sie mit der Adjunktion und Substitution verbunden findet, d. h. wo ein jüngerer Staats- oder Kirchendiener einem ältern zur Aushülfe gegeben ist und dazu die Exspektanz auf das volle Amt für die Zukunft bekommt. In diesem Zusammenhang streiten Anwartschaften wenigstens nicht gegen die Billigkeit. In jeder andern Form aber sind sie als dem Nepo-

tismus und der Käuflichkeit der Aemter Vorschub leistend durchaus zu verwerfen.

Anweiler, s. Annweiler.

Anweisung (Assignation, assignatio), ein Auftrag, durch welchen jemand einen andern bevollmächtigt, an einen dritten einen Gegenstand auszuliefern oder eine Summe Geldes auszuzahlen, und zugleich diesen dritten zur Erhebung ermächtigt. Der, welcher den Auftrag ertheilt, heißt Assignant (assignans) oder Anweiser, der andere, auf welchen die A. geschieht, Assignat (assignatus), der dritte, welcher den Gegenstand der A. erheben soll, Assignatar (assignatarius). Gibt der Assignant den Auftrag schriftlich, was das gewöhnlichste ist, so heißt auch diese Schrift (Zettel) selbst A. Die wichtigsten gemeinrechtlichen Bestimmungen in Betreff der Anweisungen sind folgende: 1) Die A. setzt ein Schuldverhältnis zwischen den Interessenten nicht voraus; sie sagt nur, daß der Assignatar im Namen und für Rechnung des Assignanten das Objekt (die Zahlung 2c.) erheben soll, welches letzterer ihm auch leihen, schenken 2c. kann. Geschieht daher die A., wie allerdings gewöhnlich ist, zur Tilgung einer Schuld des Assignanten an den Assignatar, so liegt in dem Umstande allein, daß die assignirte Zahlung nicht erfolgt ist, für den Assignatar noch kein Grund, den Betrag der A. vom Assignanten vergütet zu verlangen, sondern er muß aus dem Schuldverhältnis selbst klagen. 2) A. ist keine Zahlung, sie soll erst durch Erfüllung des Mandats eine solche werden; ihre Wirkung ist rein thatsächlicher Natur, und Forderungsrechte des Assignatars an den Assignaten werden dadurch nicht begründet. Wenn dem Geschäft die Absicht zu Grunde lag, eine Schuld des Assignanten an den Assignatar zu tilgen, so muß letzterer ausdrücklich erklären, daß er sich mit seiner Forderung lediglich an den Assignaten halten wolle und den Assignanten seiner Verbindlichkeit gegen ihn entlasse; dann hört aber das Geschäft auf, eine gewöhnliche A. zu sein, und geht nach Maßgabe der übrigen Umstände in Cession, Expromission, Delegation (s. d.) über. 3) Jeden der beiden Aufträge, welche in der A. liegen, kann der Assignant durch eine Erklärung an dessen Uebernehmer nach Belieben widerrufen, so lange Assignat noch nicht bezahlt oder das in der A. ausgedrückte Mandat erfüllt hat; er kann sich aber auf den geschehenen Widerruf des einen Auftrags nicht gegen den Uebernehmer des andern, dem er keine Zurücknahme bekannt gemacht hat, berufen. 4) Der Assignatar ist nicht zum Bekenntnis oder zu der Versicherung verpflichtet, daß er das Mandat der A. erfüllen wolle; gab er aber ein solches doch von sich, dann hat er dem Inhalte derselben nachzukommen, namentlich die angewiesene Erhebung des Objekts (Zahlung 2c.) rechtzeitig zu suchen, und im Falle der verweigerten Ausantwortung von Seiten des Assignaten hat er dem Assignanten sofort Nachricht davon zu geben. Es liegt diese Verpflichtung in der Annahme des Auftrags. Versäumt er hierin etwas, so ist er für die verlustbringenden Folgen dieser Versäumnis verantwortlich; er muß also auch, wenn der Assignat als Schuldner des Assignanten zahlen sollte und während der versäumten Zeit insolvent wird, den Assignanten entschädigen, kann also auch seine ursprüngliche Forderung gegen diesen nur so weit geltend machen, als sie nicht durch die ihm obliegende Schadloshaltung mittels Kompensation gehoben wird. 5) Der Assignatar kann die A. und das ihm durch dieselbe überwiesene Recht einem andern (in Form einer Cession) übertragen, wodurch er zu diesem in das Verhältnis eines Assignanten zum Assignatar tritt. Ein Regreß bei nicht erfolgter Ausantwortung steht aus der A. an sich diesem Afterbevollmächtigten an ihn ebensowenig zu, als ihm an den (ersten) Assignanten; die Klagen sind vielmehr auch in diesem Falle aus dem Hauptgeschäfte, z. B. dem Darlehen, abzuleiten. 6) Einfacher noch sind die Rechtsverhältnisse des Assignanten zum Assignaten. Der letztere ist an sich weder zur Zahlungsversicherung, noch ohne Annahme der A. zu deren Erfüllung verpflichtet. Folgt er der A., so kann er den Gegenstand des Auftrags vom Assignanten fordern, oder war er des Assignanten Schuldner, so hat er seine Schuld insoweit gelöscht.

Einige Aenderungen erleiden diese Grundsätze bezüglich der kaufmännischen Assignationen. Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch bestimmt Artikel 301 ff., daß Anweisungen, welche von Kaufleuten über Leistungen von Geld oder einer Quantität vertretbarer Sachen oder Werthpapiere ausgestellt sind, ohne daß darin die Verpflichtung zur Leistung von einer Gegenleistung abhängig gemacht ist, durch Indossament (s. d.) übertragen werden können und daß, wer eine solche A. acceptirt hat, demjenigen, zu dessen Gunsten sie ausgestellt oder an welchen sie indossirt ist, zur Erfüllung verpflichtet ist. Der Verpflichtete kann sich nur solcher Einreden bedienen, welche ihm nach Maßgabe der Urkunde selbst oder gegen den jedesmaligen Kläger zustehen. Der Schuldner ist nur gegen Aushändigung des quittirten Papiers zu erfüllen verpflichtet. In Betreff des Indossaments, der Legitimation des Inhabers, der Prüfung dieser Legitimation, der Verpflichtung des Besitzers zur Herausgabe, endlich in Betreff der Amortisation leiden die bezüglichen Bestimmungen der Deutschen Wechselordnung auf die kaufmännischen Anweisungen Anwendung. — Noch weiter gehen in Betreff der Gleichstellung der kaufmännischen A. mit dem Wechsel einzelne Partikularrechte; so, nach Vorgang des königl. sächs. Gesetzes vom 7. Juni 1849, die Gesetzgebungen von Bayern, Sachsen-Weimar, Reuß j. L., Sachsen-Altenburg. Das erwähnte sächs. Gesetz stellt kaufmännische Anweisungen, d. i. solche Papiere, welche in ihrer Fassung als A. und sonst in der § 4 der Deutschen Wechselordnung Nr. 2—8 für Wechsel vorgeschriebenen Form ausgestellt sind, wofern sie auf weniger als 50 Thlr. oder auf länger als 3 Monate Ziel lauten, den Wechseln völlig gleich; andernfalls nur mit der Ausnahme, daß sie nicht zum Accept (s. d.) präsentirt werden, und daß, wenn dies geschieht, der Bezogene sich nicht darauf zu erklären braucht und der Inhaber nicht befugt ist, wegen Verweigerung der Annahme oder einer Erklärung darüber Protest zu erheben und Regreß zu nehmen.

Eine besonders wichtige Gattung der A. ist der Check (s. d.).

Anzeichen, Zeichen von etwas Werdendem oder schon Vorhandenem, aber noch nicht völlig erkennbar Gewordenem, z. B. der Witterung, des Todes 2c. Als die ersten Boten dessen, was die nächste Zukunft bringt oder offenbart, spielen die A. im Leben eine wichtige Rolle; ihr Verständnis ist in vielen Verhältnissen unentbehrlich. So darf der Seemann die A. eines Sturmes, der Arzt die einer Krankheit, der Bergmann die von vorhandenen Erzen nicht außer

Acht lassen. Eine eigene Klasse der A. bilden die des Aberglaubens, nach welchen eingetretene oder eintretende Ereignisse auf irgend eine Weise angemeldet werden sollen, ohne daß sich zwischen dem als A. dienenden Vorfalle und dem durch ihn angeblich Angezeigten der geringste natürliche Zusammenhang nachweisen ließe.

Anzeige, s. v. w. Annonce (s. d.). In der Rechtssprache die Mittheilung, welche einer Behörde über eine beabsichtigte oder über eine bereits begangene strafbare Handlung zum Zweck ihrer Verhütung oder ihrer Bestrafung gemacht wird. Berechtigt zu einer solchen A., welche übrigens bei der zuständigen Behörde erstattet werden muß, ist, sofern es sich nicht um ein Verbrechen oder Vergehen handelt, welches bloß auf Antrag des Verletzten verfolgt wird, jeder aus dem Volke. Eine Verpflichtung zur A. dagegen ist, sofern eine bereits begangene unerlaubte Handlung in Frage steht, nach den meisten Strafgesetzen nur infolge einer besondern Amtspflicht begründet, und daher kann auch die Unterlassung einer A. in derartigen Fällen nur für diejenigen Beamten und ihre Bediensteten eine Strafe nach sich ziehen, welche sich eben dadurch einer besondern Pflichtverletzung schuldig gemacht haben. (Vgl. namentlich das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch § 346.) Auch in Ansehung einer beabsichtigten strafbaren Handlung liegt die A. zunächst nur den dazu bestellten und verpflichteten öffentlichen Beamten ob; nur bei eigentlichen Verbrechen (im engern Sinn) ist die Verpflichtung zur A. eines verbrecherischen Vorhabens einem jeden auferlegt und die Unterlassung der A. für strafbar erklärt worden; so z. B. nach dem österreich. Strafgesetzbuche. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch dagegen straft die Unterlassung einer A. von bevorstehenden Verbrechen nur bei besonders schweren Verbrechen, nämlich bei Hochverrath, Landesverrath, Münzverbrechen, Mord, Raub, Menschenraub und bei gemeingefährlichen Verbrechen, also namentlich bei Brandstiftung, vorsätzlicher Gefährdung des Eisenbahntransports, vorsätzlicher Ueberschwemmung u. dgl. Dabei wird jedoch vorausgesetzt, daß der zu Bestrafende zu einer Zeit, in welcher die Verhütung des Verbrechens möglich war, glaubhafte Kenntnis von dem verbrecherischen Vorhaben erhalten und gleichwohl weder der Behörde, noch der durch das Verbrechen bedrohten Person zur rechten Zeit A. davon gemacht habe. Die Strafe, und zwar nach § 139 des Strafgesetzbuchs »Gefängnisstrafe von 1 Tag bis zu 5 Jahren«, tritt jedoch nur dann ein, wenn das Verbrechen oder doch wenigstens ein strafbarer Versuch desselben wirklich begangen worden ist. Auf der andern Seite wird aber auch eine wider besseres Wissen erstattete A. mit Strafe belegt, und zwar nach dem Deutschen Reichsstrafgesetzbuch (§ 164 f.) mit Gefängnis nicht unter einem Monat; auch kann dem Verletzten die Befugnis zugesprochen werden, die Verurtheilung auf Kosten des Schuldigen öffentlich bekannt zu machen. Uebrigens wird der Ausdruck A. im Kriminalproceß auch als gleichbedeutend mit »indicium«, Indiz (s. d.), zur Bezeichnung einer Thatsache gebraucht, welche eine Schlußfolgerung für die Schuld oder Unschuld des Angeschuldigten zuläßt. Vgl. auch Denunciation. In der Medicin ist A. s. v. w. Indikation, der aus dem Gesammtzustande einer Krankheit und der besondern Zufälle entnommene Bestimmungsgrund zur Anwendung eines bestimmten Heilmittels oder Verfahrens (s. Indikation).

Anzengruber, Ludwig, dramatischer Dichter, geb. 29. Nov. 1839 zu Wien als der Sohn eines Beamten, Johann A., der selbst dramatischer Dichter von Talent war, dessen Arbeiten aber nicht in die Oeffentlichkeit gelangten. Bei dem frühen Tode des Vaters (1844) und den mißlichen Vermögensverhältnissen erhielt der Knabe nur eine sehr oberflächliche Erziehung; er besuchte die Realschule und sah sich im übrigen auf Selbstunterricht angewiesen. Im Jahr 1855 trat er in einer größern Buchhandlung als Praktikant ein, war dann, um dem dramatischen Gestaltungsdrang nach einer Seite hin zu genügen, 1860—67 als Schauspieler thätig und sah sich schließlich, der Misère des Schauspielerlebens überdrüssig, auf die schriftstellerische Thätigkeit hingewiesen: er schrieb Novellen und war mehrere Jahre hindurch Mitarbeiter an verschiedenen humorist. Zeitschriften. Der immer wiederholte Versuch, ein dramatisches Werk vor das Publikum zu bringen, war lange vergeblich, bis endlich 1870 sein Volksdrama »Der Pfarrer von Kirchfeld« auf der Bühne erschien und einen großartigen Erfolg hatte. A. bewährt sich darin, wie in den beiden folgenden Stücken: »Der Meineidbauer« und »Die Kreuzelschreiber«, die eine nicht geringere Wirkung ausübten, als einen Dichter von seltener Tiefe und Innerlichkeit. Die Dramen, zum großen Theil im oberösterreichischen Dialekt geschrieben, sind Volksstücke im echtesten Sinn des Worts und enthalten Scenen von erschütternder Wirkung und reinster Poesie. Sie haben die großartige Alpennatur zum Hintergrund und holen ihre Konflikte zumeist aus der katholischen Glaubenswelt, wirken aber vorzugsweise durch Darstellung des allgemein Menschlichen, wie auch die verschiedenen Aufführungen des »Pfarrers« außerhalb Oesterreichs beweisen. In dem Konversationsstück »Elfriede« (1873) befindet sich der Dichter offenbar nicht auf seinem Boden. Auch sein jüngstes Volksdrama: »Die Tochter des Wucherers« (1873), blieb an Wirkung hinter den frühern zurück.

Anziehung (Attraktion), die Gesammtheit derjenigen Erscheinungen, worin sich das Bestreben der Körper zeigt, sich einander zu nähern, sowie die diesen Erscheinungen zu Grunde liegende Ursache oder Kraft. Die A. herrscht in der ganzen Natur bis in die entlegensten Tiefen des Weltraums; sie ordnet die Bewegungen der Himmelskörper und zwingt die Planeten sammt den Kometen, um die Sonne stets die nämlichen Bahnen zu beschreiben. Das Wesen der A., d. h. die Art und Weise wie diese Wirkung zu Stande kommt, kennt man nicht, wie man überhaupt vom Wesen der Kräfte nichts weiß. Um so genauer hat man mit Hülfe der Mathematik die Bewegungen festgestellt, welche infolge der A. bei den Himmelskörpern stattfinden. Die Entdeckung der Gesetze der allgemeinen A. gehört Newton. Er fand im Jahr 1666, daß alle Weltkörper sich gegenseitig im Verhältnis ihrer Massen und im umgekehrten Verhältnis des Quadrats ihrer Entfernung von einander anziehen. Als naturphilosophischer Begriff ist die A. zuerst von Kant in dessen »Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft« zugleich mit der Repulsionskraft aufgestellt worden. Einen Versuch, das Vorhandensein scheinbarer Attraktions- und Repulsionskräfte aus logischen Principien zu erklären, hat Herbart gemacht in seiner »Metaphysik« und in der Schrift »Theoriae de attractione elementorum principia metaphysica« (Königsb. 1815).

Anzin (spr. angsäng), Flecken im franz. Departement Nord, bei Valenciennes, an der Schelde, durch Eisenbahn mit der franz. Nordbahn verbunden, hat (1866) 7283 Einw. und eins der bedeutendsten Steinkohlenbergwerke Frankreichs. Dasselbe wird seit 1734 ausgebeutet, hat eine Tiefe von ca. 100 Meter und beschäftigte in der letztern Zeit an 16,000 Arbeiter. Außerdem hat A. eine bedeutende Eisenhütte und Hohöfen, Maschinen- und Glasfabrikation ꝛc.

Anzugsgeld (*Einzugsgeld*, Census oder Gabella immigrationis), eine Abgabe, welche Fremde für die Erlaubnis, entweder sich in einem Lande niederzulassen, oder in einer Stadt Bürger, in einem Dorfe Gemeindeglieder zu werden, entrichten müssen. Im erstern Falle ist das A. Territorialabgabe, die als solche aber meist, in der Regel durch internationale Vereinbarungen, abgeschafft ist. Als Lokalabgabe für solche, die in einem Orte das Bürger- oder Nachbarrecht erlangen wollten, wurde das A., wenigstens in Deutschland, bis in die neuste Zeit fast noch überall erhoben, in den Städten als *Bürgergeld*, in den Dörfern als *Einzugs-* oder *Nachbargeld*. Der Betrag desselben richtete sich nach lokalen Verhältnissen und Statuten. Weibspersonen zahlten meist nur drei Viertel oder die Hälfte von dem, was männliche Personen zu entrichten hatten, und Kinder, die zugleich mit ihren Eltern aufgenommen wurden, oft nichts, oft den vierten Theil. In vielen größern Städten, z. B. in Hamburg, bestanden für die Aufnahme verschiedene Taxen, je nachdem der Aufzunehmende zu den Voll- oder Minderberechtigten gehörte, d. h. außer dem gewöhnlichen Bürger- und Einwohnerrecht auch das Recht zur Betreibung eines jeden dem Vollbürger erlaubten Gewerbes erlangen wollte. In Preußen wurde das von den Gemeinden zu erhebende Einzugsgeld zuletzt durch Gesetz vom 14. Mai 1860 neu geregelt, und zwar in bestimmten Sätzen, je nach der Größe der Gemeinde normirt. Die gänzliche Beseitigung desselben, anderwärts schon längst durchgeführt, ist endlich auch in Deutschland durch §§ 8 und 9 des Norddeutschen Bundes-, jetzt Reichsgesetzes über die Freizügigkeit vom 1. Nov. 1867 als eine Konsequenz der modernen Verkehrsbedürfnisse und -Erleichterungen gesetzlich ausgesprochen worden (s. *Freizügigkeit*).

Aöde (griech.), eine der ältern Musen, Göttin des Gesangs, dann überhaupt s. v. w. Gesang, Gesangskunst. *Aöden*, Sänger, Dichter, besonders die griech. Sänger im heroischen Zeitalter.

Aonia, alter Name für Böotien. *Aoniden*, Beiname der Musen.

Aorasie (griech.), Unsichtbarkeit; Blindheit.

Aorist (griech., »unbegrenzt«), ein Tempus des griech. Verbums, das sich der Form nach auch im Indischen, Slawischen und Armenischen findet. Der griech. A. ist im Indikativ das absolute Präteritum, ohne Rücksicht auf Dauer und Wiederholung, daher vorherrschend in der Erzählung. Der Unterschied der zwei Aoriste, die im Griechischen bisweilen von demselben Zeitwort gebildet werden, ist kein formell: voll und minder volltönend.

Aorta (griech.), der Hauptstamm aller Arterien des großen Kreislaufs (s. d.), führt das sauerstoffreiche, zur Ernährung der Gewebe taugliche Blut durch ihre Aeste und Zweige nach allen Organen des Körpers hin (s. Tafel »Herz« und »Blutgefäße ꝛc.«). Sie entspringt als ein beim Erwachsenen reichlich daumendickes Rohr an der Basis des Herzens aus der linken Herzkammer, steigt zunächst ein kurzes Stück in der Brusthöhle aufwärts, biegt dann bogenartig nach links und hinten um und läuft endlich dicht vor der Wirbelsäule bis zum letzten Lendenwirbel herab, wo sie sich in ihre beiden Endäste theilt. Der Ursprung der aufsteigenden A., wegen seiner etwas ausgeweiteten Gestalt als Zwiebel oder bulbus aortae bezeichnet, liegt hinter der Lungenschlagader. Die Grenze zwischen A. und linker Herzkammer wird durch 3 halbmondförmige Klappen (Aortenklappen) gebildet, welche das Rückströmen des Blutes aus der A. in das Herz verhindern. Die aufsteigende A. liegt noch innerhalb des Herzbeutels, steigt anfangs hinter der Lungenschlagader von links nach rechts und etwas nach vorn in die Höhe und kommt dann zwischen diese und die obere Hohlvene vor den rechten Luftröhrenast zu liegen. Dicht über den drei halbmondförmigen Klappen entspringen die Kranzarterien des Herzens, welche das für die Ernährung des Herzfleisches bestimmte Blut enthalten. Wo die aufsteigende A. aus dem Herzbeutel heraustritt, fängt sie an sich zu krümmen und geht in einem Bogen von vorn und rechts schräg über den rechten Ast der Lungenschlagader und über den linken Luftröhrenast nach hinten und links; die Konkavität dieses Bogens ist nach unten, die Konvexität der Höhe des 2. Brustwirbels entsprechend nach oben gerichtet. Aus dem Bogen der A. entspringen die Arterien des Kopfes und der Arme. Zuerst entspringt rechts der kurze Stamm der Arteria anonyma, welcher sich alsbald in die rechte Kopfschlagader (carotis) und rechte Schlüsselbeinschlagader (für den Arm bestimmt) theilt; in geringer Entfernung davon nach links entspringt die linke Kopfschlagader und noch etwas weiter nach links die linke Schlüsselbeinschlagader. Vor dem 4. Brustwirbel beginnt der Theil der A., welcher unter dem Namen der absteigenden Brustaorta an der linken Seite der Brustwirbel im sogen. hintern Mittelfellraum bis zum Zwerchfell herabsteigt. Indem die A. allmählich vor die Mitte der Wirbelkörper tritt, durchsetzt sie das Zwerchfell in der Höhe des 12. Brustwirbels und setzt dann als Bauchaorta ihren Lauf bis zum letzten Lendenwirbel fort. Die absteigende Brustaorta gibt zahlreiche kleinere Zweige ab, welche ihr Blut theils der Brustwand, theils den im Brustraum gelegenen Organen zuführen. Von der Bauchaorta gehen zuerst nach beiden Seiten hin die untern Zwerchfellpulsadern, dann die Nieren- und Nebennierenpulsadern, die innern Samenpulsadern und nach jeder Seite 4 Lendenpulsadern ab. Auch 3 größere, aber unpaarige Arterien entspringen aus der Bauchaorta (die Arteria coeliaca und die beiden Gekrösarterien), welche sämmtlich zu den in der Bauchhöhle liegenden Organen des Verdauungsapparates gehören. Vor dem 5. Lendenwirbel endigt die A., indem sie sich gabelförmig in zwei gleich dicke, für die Beckenorgane und die untern Gliedmaßen bestimmte Arterien (arteriae iliacae communes) theilt. — Krankheiten der A. sind häufig. Abgesehen von den angebornen Anomalien der A., welche zum Theil ein längeres Leben unmöglich machen, kommen vorzugsweise chronisch-entzündliche Processe mit sehr verschiedenartigen Folgezuständen, namentlich mit Erweiterung des Aortenlumens vor. Vgl. *Arterienentzündung* und *Aneurysma*.

Aosta, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Turin, im obern pittoresken Thale der Dora Baltea und am Vereinigungspunkt der Straßen vom Großen

und Kleinen St. Bernhard, inmitten von Obsthainen, Rebenhügeln und Mandelbaumpflanzungen gelegen, Sitz eines Unterpräfekten und eines Bischofs, hat ein Lyceum, ein Gymnasium, eine technische Schule und zählt 7830 Einw., welche Handel mit Leder, Käse und Wein betreiben. Die Hauptgebäude der finstern und winkligen Stadt sind die Kathedrale, mit eigenthümlichem Portale und dem Grabmale des savoyischen Fürsten Thomas, und das moderne ansehnliche Rathhaus (auf der Piazza Carlo Alberto). A. wurde 25 v. Chr. vom Kaiser Augustus nach Besiegung der Landeseinwohner (Salassen) als Militärkolonie gegründet und erhielt den Namen Civitas Augusta oder Augusta praetoria. Von der Wichtigkeit des Ortes zu jener Zeit geben die noch vorhandenen Alterthümer in und bei A. Zeugnis, unter denen ein gut erhaltener Triumphbogen mit 10 korinth. Marmorsäulen, ein Festungsthor mit 3 Durchgängen, die Ruinen eines Amphitheaters mit mächtigen Strebepfeilern, die Brücke über die Dora, die Stadtmauern mit festen Thürmen u. a. die beachtenswerthesten sind. In den Stürmen der Völkerwanderung ward A. eine Beute der Gothen, dann der Longobarden, die Land und Stadt zu einem Herzogthum erhoben. Nach der Auflösung des burgundischen Reichs herrschten hier die Markgrafen von Ivrea und Susa, denen 1030 das Haus Savoyen folgte.

A. p., abbr., s. v. w. anni praeteriti, oder anni praesentis, s. Annus.

Apaches (Apatsches), ein ehedem sehr zahlreiches nordamerikan. Indianervolk, das die Gebirgsgegenden an den Flüssen Colorado, Gila und Rio Grande del Norte in Neumejiko, Arizona und dem nördlichen Mejiko bewohnt. Sie zerfallen in verschiedene Stämme und Abtheilungen, die nach ihren Jagdgründen oder den von ihnen bewohnten Gegenden benannt werden (z. B. Mimbre-, Magollon-, Jicarillo-, Mescalero-A. ꝛc.), und werden zur großen Familie der Athapaska gerechnet. Sie leben größtentheils von der Jagd, sind sehr räuberisch und bezeigen sich gegen jeden Civilisationsversuch, wie gegen die Weißen überhaupt, feindselig. Als die Spanier im 16. Jahrh. das Christenthum unter ihnen verbreiten wollten, stießen sie auf blutigen Widerstand. Zu Ende des 17. Jahrh. verbanden sich die A. mit den Pueblo-Indianern, nahmen die Minen der Spanier in Beschlag und ermordeten sämmtliche Missionäre. Noch heute haben die genannten Staaten, namentlich das Territorium Arizona, viel von ihnen zu leiden. Ihre Hauptwaffen sind Pfeil und Bogen. Gefangene Feinde unterwerfen sie den größten Qualen, skalpiren sie aber nicht. Sie glauben an ein göttliches Wesen und haben mehrere religiöse Sagen, darunter eine von der Sündflut. Adler und Eule sind ihnen heilig. Die jetzige Zahl der A. ist unbekannt; die im Gebiet der Union lebenden werden zu 11,000 geschätzt. Vgl. Buschmann, Das Apache als eine athapaskische Sprache erwiesen (Berl. 1860—63, 2 Bde.); Browne, Reisen in das Apachenland (a. d. Engl., Jena 1870).

Apädeutisch (griech., »unerzogen, ununterrichtet«), der Bildung ermangelnd.

Apafi (Abaffi), 1) Michael I., Fürst von Siebenbürgen, Sohn Georgs von A., geheimen Rathes beim Fürsten Gabriel Bathori, geb. 1632, begleitete in seiner Jugend den Fürsten Georg II. Rakoczi auf dessen Feldzug in Polen, gerieth in tatarische Gefangenschaft und lebte dann auf seinem Erbgute zu Elbesfalva, bis er auf Betrieb des türk. Wessirs Ali 14. Sept. 1661 von einigen ungar. Edlen und den sächs. Abgeordneten mit der siebenbürgischen Fürstenwürde bekleidet ward. Nachdem sein Rivale Kemény (23. Jan. 1662) bei Nagy Szöllös Schlacht und Leben verloren, ward A. allgemein anerkannt. Mit Hülfe der Türken, denen er freilich große Zugeständnisse machen mußte, vertrieb er bis 1664 die deutschen Besatzungen aus allen festen Plätzen. Bei Ausbruch des Krieges 1683 zwischen Oesterreich und der Pforte mußte er der türk. Armee folgen und während der Belagerung Wiens die Donauübergänge bei Raab bewachen, wofür ihm der Sultan 1684 die Nachfolge seines Sohnes zusicherte. Nach der Besetzung Klausenburgs und Hermannstadts durch die Oesterreicher entzog sich Siebenbürgen durch Traktat vom 28. Juli 1686 der türk. Botmäßigkeit und stellte sich unter Oesterreichs Schutz. Nach dem folgenreichen Sieg der Oesterreicher bei Harkany (12. Aug. 1687) aber ward in der Transaktion von Balasfalva (27. Okt. 1687) dem Kaiser die militärische Obergewalt im Lande eingeräumt, und auf dem Landtage zu Fogaras leisteten endlich die Siebenbürger (1. Juli 1688) den Habsburgern als Erbkönigen von Ungarn den Eid der Treue. A. starb 15. April 1690 zu Fogaras. Er hinterließ eine in den österreich. Archiven aufbewahrte Selbstbiographie.

2) Michael II., Sohn des vorigen, letzter souveräner Fürst von Siebenbürgen, geb. 1680, mußte vor dem von der Pforte unterstützten Gegenfürsten Tököly im September 1690 fliehen und wurde erst 10. Jan. 1692 nach Vertreibung seines Gegners durch den kaiserl. Feldherrn Ludwig von Baden von den Ständen als Fürst anerkannt. Kaiser Leopold aber behielt sich die Vormundschaft über ihn vor und ließ das Fürstenthum durch eine Regentschaft verwalten. 1695 zog sich A. durch seine Vermählung mit der Gräfin Katharina Bethlen des Kaisers Ungnade zu, und als er sich 1696 weigerte, seine Fürstenwürde niederzulegen, wurde er unter militärischer Eskorte nach Wien gebracht, wo er nach Abschluß des Karlowitzer Friedens 1699 gegen ein Jahrgeld allen seinen Ansprüchen entsagen mußte. Er starb 1. Febr. 1713 kinderlos zu Wien.

Apäge (griech.), fort, packe dich.

Apagōge (griech.; lat. Deductio), das logische Verfahren, vermittels dessen man eine Behauptung auf die Weise widerlegt, daß man entweder in ihr selbst, oder in den aus ihr sich ergebenden Konsequenzen Widerspruch nachweist. Der apagogische Beweis (demonstratio apagogica) ist demnach ein indirekter oder mittelbarer Beweis, wobei man aus der Falschheit des Gegentheils die Wahrheit der Behauptung, oder aus der Wahrheit des Gegentheils die Falschheit der Behauptung erweist. Begnügt man sich bloß damit, die Ungereimtheit bewiesen, ohne zugleich auch die Wahrheit der entgegengesetzten Behauptung nachgewiesen zu haben, so ist dies eine deductio ad impossibile vel ad absurdum, welche immer ein unvollständiges Beweisen ist und daher sehr oft in verfängliche Konsequenzmacherei ausartet.

Apalachen, s. v. w. Appalachen, Appalachian System; s. Alleghanygebirge.

Apallachicōla, s. Appalachicola.

Apamēa (Apameia), Name mehrerer Städte des Alterthums, worunter folgende zwei die bedeutendsten waren: 1) A. am Orontes, Hauptstadt der syrischen Provinz Apamene, lag südlich von

Antiochia in fruchtbarer, weidereicher Gegend, hieß früher Pharnake, ward von Seleukos Nikator, der hier seine Pferde und Elefanten hatte, vergrößert und befestigt und zu Ehren seiner Gemahlin Apama A. genannt. Nach der Schlacht bei Pharsalus hielt Cäcilius Bassus hier eine lange Belagerung aus. Im Mittelalter, wo A. Famieh hieß, ward es von den Saracenen gänzlich zerstört. Die Trümmer der Stadt finden sich bei dem jetzigen Fort Kalaat el Medik, 90 Meter über dem Fluß; man kann noch jetzt die Mauer der Stadt und die einst mit schönen korinthischen Säulengängen eingefaßte Hauptstraße, in deren Mitte eine merkwürdige Bacchusstatue steht, verfolgen. — 2) A. Kibotos, Stadt in Großphrygien, am obern Mäander, einst eine reiche und große Handelsstadt Asiens, von Seleukos Nikator angelegt.

Apanage (franz., spr. -ahsch', v. neulat. apanagium, apanamentum), die zum standesmäßigen Unterhalte von nachgebornen Gliedern fürstlicher Häuser ausgesetzte Dotation. In allen Monarchien sind Jahrgelder aus Staatsmitteln oder die Einkünfte von Gütern den von der Regierung ausgeschlossenen jüngern Geschwistern eines Regenten und deren Descendenten zu ihrem standesmäßigen Unterhalt (Paragium) angewiesen. Diese Apanagen entstanden mit dem Rechte der Erstgeburt und hatten ihren rechtlichen Grund in der Nothwendigkeit, die zu Gunsten eines einzigen vom väterlichen Erbe Ausgeschlossenen zu entschädigen. Ursprünglich ward die A. nur aus dem Hausvermögen gewährt; jetzt aber bürdet man sie fast überall dem Staat auf. Der Betrag der A. ist bedingt durch Hausgesetze und besondere Bestimmungen in den Staatsgrundgesetzen, welche in der Regel auf die Kräfte des Haus- und Staatsvermögens, sowie auf das mehr oder minder nahe Verhältnis des zu Apanagirenden zum Thron, auch wohl auf andere individuelle Zustände, z. B. Verheirathung ꝛc., Rücksicht nehmen. Vermehren sich die Einkünfte des Erstgebornen durch Erbfall, so ist es der Billigkeit gemäß, die A. der Nachgebornen ebenfalls zu erhöhen; nicht so, wenn die Staatseinkünfte durch bessere Administration einen Zuwachs erhalten haben. Dagegen hat der Regent bei wesentlicher Verminderung des Einkommens das unbestreitbare Recht, die Apanagen zu beschränken. Diese erben nur auf die Descendenten, nicht aber auf Seitenverwandte fort (in einzelnen Fällen sind sie bloß persönlich und lebenslänglich); fehlen erstere, so fällt die A. wieder an den zurück, der sie gibt, keineswegs an die übrigen apanagirten Familienglieder. Hinsichtlich der Verpflichtung des Staats, den nachgebornen Prinzen ꝛc. Apanagen aus der Staatskasse zu verabreichen, können folgende Rücksichten als entscheidend angesehen werden: Wo bei Einführung einer Civilliste gewisse zur Bestreitung der persönlichen Bedürfnisse sämmtlicher Familienglieder bestimmt gewesene Kammer- und Fideikommißgüter ganz oder theilweise in das Eigenthum oder in die Verwaltung des Staats übergegangen sind, beruht die Uebernahme der Apanagen von Seiten der Staatskasse unbezweifelt auf einem erworbenen Rechte, das den Empfängern ohne ihre Einwilligung oder ohne vollkommene Entschädigung gerechterweise selbst vom Staat nicht entzogen werden kann. Wo dagegen keine Verwandlung von fideikommissarischem Haus- oder Familieneigenthum in Staatseigenthum, welche einen privatrechtlichen Anspruch der Familienglieder an den Staat begründen könnte, stattgefunden hat, da kann der in einer Familie erbliche Besitz der Staatsgewalt für sich allein keinen Rechtsgrund abgeben, aus welchem die nicht zur Regierung gelangenden Mitglieder des Regentenhauses einen selbständigen Antheil an dem Staatseinkommen fordern könnten. Höchstens dürfte die Rücksicht einiges Gewicht haben, daß in konstitutionell-monarchischen Staaten die Prinzen des Hauses zur Theilnahme an der Regentschaft berufen sind, und daß nur die Anweisung eines standesmäßigen Einkommens aus der Staatskasse geeignet ist, ihnen eine diesem Beruf entsprechende Stellung gegenüber dem Staatsoberhaupte zu sichern. Vgl. Civilliste.

Aparagement (franz., spr. -äsch'mäng), ebenbürtige Ehe; aparagiren, ausgleichen, gleichmachen.

Apárt (franz.), bei Seite; für sich, abgesondert; besonders; Abort.

Apartement (franz., spr. -t'mäng), Zimmerreihe; einzelnes Zimmer.

Apäte (griech.), Betrug; als Personifikation, Tochter der Nacht, findet sie sich auf griechischen Vasenbildern, theils den Furien, theils der Aphrodite ähnlich.

Apathīe (griech.), »Unempfindlichkeit der Seele« gegen schmerzhafte oder auch andere Eindrücke, daher Gleichgültigkeit oder derjenige Zustand, wo der Mensch über ein Ereignis oder einen Gegenstand weder Lust, noch Unlust empfindet, letztern weder begehrt, noch verabscheut. In beiden Beziehungen kann die A. wie bei Idioten ein angeborner Mangel sein, oder der Verlust der geistigen Empfänglichkeit für alle Eindrücke ist die Wirkung gewisser vorausgegangener Ursachen. Am häufigsten ist A. die Folge solcher Ursachen, welche die Funktionen des Gehirns deprimiren, z. B. lange währenden Kummers, dauernder Angst, rastloser Anstrengung des Geistes und Körpers, fortgesetzter Unglücksfälle ꝛc. Sie ist dann oft ein Vorläufer der Melancholie und geht in dieselbe über, wenn die Wirkung der Grundursache fortdauert. Im philosophischen Sinn versteht man unter A. Freiheit von Affekten und Leidenschaften. In diesem Sinn nahmen die Stoiker die A., indem sie jene als Krankheiten der Seele ansahen, von welchen der Weise sich frei erhalten müsse, wobei aber manche derselben die Forderung übertrieben, und auch edle und wohlthätige Affekte unterdrückt wissen wollten. Auch Spinoza bezeichnete das Freisein von Affekten, der Hoffnung wie der Furcht, als Frucht philosophischer, d. i. den Lauf der Ereignisse als nothwendig und unvermeidlich einsehender Erkenntnis. Als von subjektiven Erregungen, privaten Wünschen und Vorurtheilen befreite Gemüthsstimmung (sine ira et studio), die deshalb nicht Gefühllosigkeit, sondern lediglich Abwesenheit störender Gefühle sein darf, kann A., die dann jedoch eines andern Namens würdig ist, sogar als Bedingung wie jedes rein wissenschaftlichen Forschens, so jedes rein ästhetischen Genießens bezeichnet werden.

Apatit (v. griech. apatan, täuschen, weil der von Werner untersuchte Ehrenfriedersdorfer A. lange mit Schörl, Beryll ꝛc. verwechselt wurde), Mineral aus der Klasse der wasserfreien Haloïde, krystallisirt meist in regelmäßigen sechsseitigen Prismen, welche dem hexagonalen System angehören, findet sich aber auch sehr häufig in körnigen, faserigen oder dichten Massen (Phosphorit, s. d.). Er ist farblos oder licht grau, grün, blau, violett, roth gefärbt, mit Glas- bis Fettglanz, durchsichtig bis

kantendurchscheinend, Härte 5. Beim Erwärmen phosphoresciren dünne Splitter mit schöner grüner Farbe. Der A. schmilzt vor dem Löthrohr nur in dünnen Splittern und schwierig, färbt dabei, mit Schwefelsäure befeuchtet, die Flamme vorübergehend grün, ist in Salpetersäure löslich. Er besteht aus phosphorsaurem Kalk $Ca_3P_2O_8$, enthält aber auch etwas Chlorcalcium und Fluorcalcium und ist im verwitterten Zustande die Quelle des Gehalts der Ackererde an phosphorsauren Salzen. Der A. ist sehr weit verbreitet, findet sich als Gemengtheil vieler Felsarten, tritt auch häufig auf Gängen auf und setzt für sich allein gar nicht selten beträchtliche Lagermassen zusammen. Die spargelgrüne Varietät, der *Spargelstein*, findet sich im Talkschiefer des Greiner in Tirol, der blaue *Moroxit* auf der Erzlagerstätte von Arendal, sowie im körnigen Kalke von Pargas in Finnland, im Basalt und Basalttuff und in andern ältern und neuern vulkanischen Gesteinen (Laachersee, Vesuv). Hierher gehört auch der dichte, außen erdige, im Innern dem lithographischen Steine ähnliche *Osteolith*, den man in einem ausgedehnten Lager im Dolerit der Wetterau bei Ostheim, in Verbindung mit Basalt in der Oberpfalz bei Pilgramsreuth aufgefunden hat. Er unterscheidet sich vom A. durch Mangel des Fluors und Chlors. Wo sich diese dichten und erdigen Osteolithe und Apatite in größerer Ausdehnung finden, hat man sie in neuerer Zeit für ökonomische Zwecke ausgebeutet und als Dünger benutzt. Ebenso den *strahligfaserigen* und *erdigen* A. oder *Phosphorit* (s. d.).

Apaturien (griech.), Fest der alten Athener bei der feierlichen Aufnahme der Kinder in die Phratrien.

Apel, 1) *Johann August*, Dichter und Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1771 zu Leipzig, studirte hier und in Wittenberg 1789—93 Jurisprudenz, Naturwissenschaften und Philosophie, ward dann Advokat, 1801 Rathsherr in Leipzig und starb das. 9. Aug. 1816. A. schrieb eine Anzahl von Dramen meist antiken Inhalts: »Polydos« (1805), »Die Aetolier« (1806), »Kallirrhoe« (1807) u. a.; später vorzugsweise Novellen und Erzählungen, die viel Beifall fanden und in mehreren Sammlungen, z. B. »Gespensterbuch« (Leipz. 1810—14, 4 Bde.), »Wunderbuch« (das. 1815—17, 4 Bde.) u. a., erschienen. Eine derselben, »Der Freischütz«, eine Volkssage im »Gespensterbuch« (Bd. 1), benutzte Fr. Kind zu seinem bekannten Operntexte. A. ist auch Verfasser einer »Metrik« (das. 1814—16, 2 Bde.; neue Ausg. 1834).

2) *Guido Theodor*, Dichter, Sohn des vorigen, geb. 10. Mai 1811 zu Leipzig, studirte 1830—1834 hier und zu Heidelberg die Rechte, erblindete aber infolge eines Sturzes 1836 und lebte seitdem in seiner Vaterstadt als Schriftsteller. Er starb das. 26. Nov. 1867. Sein Dichtertalent bewährte er zuerst durch das Drama »Ferdinand und Isabella«, welches in Magdeburg zur Aufführung kam. Nachdem er »Gedichte« (Leipz. 1840, 2. Aufl. 1848), die epische Dichtung »Melusine« (das. 1844) u. a. herausgegeben, betrat er mit dem Lustspiel »Der moderne Timon« (1846) wieder das Gebiet des Drama's, das er fortan eifrig und mit Glück bebaute. Aus seinen »Dramatischen Werken« (Leipz. 1856, 2 Bde.) verdienen die Tragödie »Günther von Schwarzburg«, besonders aber das ansprechende Schauspiel »Nähkäthchen«, das die Runde über die deutschen Bühnen machte, und die Lustspiele »Junge Männer und alte Weiber« und »Die unverdiente Nase« ehrenvolle Hervorhebung. Außerdem verfaßte A. »Bilder aus den Schlachttagen von Leipzig« (Leipz. 1849), das epische Gedicht »Die Schlacht von Möckern« (das. 1850), »Führer auf den Schlachtfeldern Leipzigs« (das. 1863), »Tabell. Zusammenstellung der Kriegsereignisse bei Leipzig etc.« (das. 1866) u. a.

Apeldoorn, Flecken in der niederländ. Provinz Geldern, mit (1867) 12,411 Einw. und zahlreichen Maschinenpapierfabriken, welche zum großen Theil für Ostindien arbeiten. In der Nähe liegt das Lustschloß *Loo*, Sommeraufenthalt des Königs.

Apella, bei Horaz Name eines leichtgläubigen Juden, danach sprichwörtlich: Credat Judaeus Apella, non ego, das glaube der Jude A., nicht ich.

Apelles, der gefeiertste Maler Griechenlands und des ganzen Alterthums, Zeitgenosse Alexanders d. Gr., blühte um 325. Kolophon war seine Vaterstadt; in Ephesos erhielt er den ersten Unterricht in der Kunst, sowie das Bürgerrecht; Kos ward der Schauplatz, auf dem sein Genius sich am glänzendsten zeigte. Seine Lehrer waren Ephoros von Ephesos und Pamphilos von Sikyon. Zu Philipps Zeiten ging er nach Makedonien. Hier lernte ihn Alexander kennen, der ihm den Preis vor allen andern Meistern zuerkannte und ihm allein gestattete, ihn zu malen, ein Vorrecht, das auch der Erzgießer Lysippos und der Steinschneider Pyrgoteles für ihre Kunst hatten. Von Makedonien aus scheint A. mehrere Kunstreisen unternommen und sich längere Zeit in Rhodos, Kos und Ephesos aufgehalten zu haben. Nach Alexanders Tod wandte er sich nach Alexandria an den Hof des Ptolemäos; hier wurde er von einem gewissen Antiphilos des Hochverraths angeklagt, zwar bald freigesprochen, aber doch dadurch veranlaßt, in sein Vaterland zurückzukehren, wo ihn, mitten in neubegonnenen Arbeiten, der Tod ereilte (308 v. Chr.). Anmuth, sinnlicher Reiz, blühendes Kolorit, mit der wissenschaftlichen Strenge und Korrektheit der sikyonischen Schule gepaart, waren nach den Zeugnissen der Alten die Vorzüge seiner Werke; am höchsten strahlten sie an der berühmten Anadyomene (s. d.) im Asklepiostempel zu Kos. Von seinen übrigen Werken waren am gefeiertsten: Alexander mit dem Donnerkeil, für den Tempel der Diana zu Ephesos, eine Charis im Odeon zu Smyrna, eine Artemis unter opfernden Jungfrauen, ein Dianenpriester, ein Herkules, Alexander, wie er den Siegeswagen besteigt, u. a. Kräftig vertiefte Schatten- und dadurch stark gehobene Lichtpartien zeichneten alle seine Gemälde aus; doch gebrauchte er nur 4 Hauptfarben (Weiß, Roth, Gelb, Schwarz, natürlich mit ihren Nüancen und Mischungen). Außerdem verschaffte er seinen Gemälden durch einen eigenthümlichen Firnis nicht bloß Schutz gegen Feuchtigkeit und Staub, sondern auch mehr Feinheit und Zartheit des Ausdrucks. Dieselbe Anmuth, welche sich über die Gemälde des A. verbreitete, scheint auch der Grundton seines ganzen Lebens gewesen zu sein. Ueber Eifersucht gegen seine Kunstgenossen war A., im Bewußtsein seiner Meisterschaft, erhaben. Ueberliefert sind uns Anekdoten von ihm, welche seine Unparteilichkeit, Bescheidenheit und Charaktergröße zu beleuchten geeignet sind. Noch zu Plinius' Zeit waren von A. drei Abhandlungen über die Geheimnisse der Malerei vorhanden, die er an seinen Schüler Perseus gerichtet hatte. Vgl. *Wustmann*, A.' Leben und Werke (Leipz. 1870).

Apelt, *Ernst Friedrich*, philosophischer Schrift-

steller, geb. 3. März 1812 zu Reichenau in der Oberlausitz, widmete sich seit 1831 philosophischen und mathematischen Studien erst zu Jena, dann zu Leipzig, habilitirte sich 1839 zu Jena als Docent für Philosophie und Mathematik, ward 1840 außerordentlicher, 1854 ordentlicher Professor; starb 27. Okt. 1859. Er war der namhafteste Vertreter der friesischen Schule und nach dem Tode von Fries (1843) deren Mittelpunkt. Seine Hauptwerke sind: »Die Epochen der Geschichte der Menschheit« (Jena 1845—1846, 2 Bde.); »Johann Keplers astronomische Weltansicht« (Leipz. 1849); »Die Reformation der Sternkunde« (Jena 1852); »Die Theorie der Induktion« (Leipz. 1854); »Metaphysik« (das. 1857); »Religionsphilosophie« (herausgeg. von Frank, das. 1860). Die Fries-Apelt'sche Philosophie hält an einem reinen, nicht nur praktisch, sondern auch theoretisch begründbaren Theismus fest und sucht die Kant'sche Lehre mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft einerseits, mit den religiösen Bedürfnissen der Menschennatur anderseits in Einklang zu bringen.

Apenninen (vom keltischen Wort Pen, »Felsenspitze«), das Hauptgebirge Italiens, welches auf eine Länge von etwa 1190 Kilom. und mit einer Breite von 30—135 Kilom. die Halbinsel ihrer ganzen Ausdehnung nach von Savona (westl. von Genua) bis Reggio durchzieht (s. Karte »Italien«). Seine Richtung ist von Genua bis zu den Quellen des Tiber und des Arno von WNW. nach OSO., von da bis zum Busen von Policastro von NW. nach SO., während der nordkalabrische Apennin von N. nach S. und der südkalabrische von dem Meerbusen von Eufemia bis Reggio von NNO. nach SSW. verläuft, so daß die ganze Kette der A. einen nach W. offenen Bogen beschreibt. Ein apulischer Ausläufer, wie ihn ältere Karten zeigen, existirt nicht. Im geologischen Sinn müssen die Grenzen der A. enger gezogen werden. Wie der Ligurische Apennin im W. von Genua wegen des Auftretens von Granit und krystallinischen Schiefern noch zu den Alpen gezogen werden muß, so gehören die Gebirge südl. vom Golf von Policastro zu einem eigenen System, denn durch ganz Kalabrien ist Granit, begleitet von krystallinischem Schiefergebirge, das vorherrschende Gestein. In den A. im engern Sinn fehlen diese ältern krystallinischen Gesteine gänzlich. Sie bestehen vielmehr aus Kalksteinen, Dolomiten, Mergeln und Sandsteinen neptunischer, meist sekundärer und alttertiärer Formationen, aus denen sich nur im N. Serpentin, Euphotid und Dioritmassen erheben, wie auch Granit und Gneis hier und da als Unterlage des Kalksteins auftreten. In mächtiger Ausdehnung finden sich in den nördlichen A. wie im toskan. Berglande die Bildungen des Macigno und Albarese, blaugraue, außen sich bräunende Sandsteine, die nach den Versteinerungen zum Theil den paläozoischen, zum größern Theil der Kreide oder den tertiären Bildungen angehören. Die Flötzbildungen der A. bilden mit denen der Alpen und Karpathen ein System, von dem jedoch hier nur im Nordtheil die ältesten Glieder festgestellt sind. Der Verrucano, ein in Sandstein übergehendes Konglomerat, bildet die Unterlage für Rauhwacke, Dolomit und Kalksteine, die von der Quelle des Tiber bis zur Grenze Kalabriens vorherrschen und zum Theil dem Lias und Jura, zum Theil der Kreide angehören. Längs der A. und durch das ganze Gebirge erstreckt sich dann der tertiäre Nummulitenkalk, bedeckt von dem sehr allgemein verbreiteten eocänen Fucoïdensandstein und Mergel (Macigno und Albarese). Alle diese Gesteine finden sich jedoch nicht in horizontaler Lagerung, sondern mannigfach gehoben und zusammengefaltet, dabei mit wechselnder Richtung der Schichten.

Die A. werden nach den Gegenden, die sie durchziehen, wie nach ihrer Richtung in mehrere Theile getheilt. Man unterscheidet den Ligurischen und den Etruskischen Apennin (nördliche A.), den Römischen Apennin, die Abruzzen und den Neapolitanischen Apennin (mittlere A.), und den Kalabrischen (oder südlichen) Apennin. Der Ligurische Apennin mit den Apuanischen Alpen reicht von Savona, nach O. immer höher aufsteigend und sich ausbreitend, bis zum Monte Cimone. Die südliche Abdachung fällt schroff gegen das Meer, die nördliche mit vielen Thälern sanft zum Po ab und enthält die Quellen der Trebbia, des Taro, der Secchia und des Panaro, welche alle dem Po zufließen. Die höchsten Spitzen dieses von verhältnismäßig wenigen Pässen (von denen die Bocchetta bei Genua [790 Meter] der bedeutendste ist) durchschnittenen Gebirges sind im östl. Theil Monte Cimone (2168 Meter), Alpe di Succiso (2016 Meter), Alpe di Camporaghena (2000 Meter), Rondinaja (1961 Meter). Der Etruskische Apennin, vom M. Cimone bis zur Tiberquelle reichend, besteht aus mehreren, durch tiefe Thäler getrennten Gebirgsmassen, die sich gegen NO. in kleinen Gebirgsarmen mit zahlreichen Thälern und Flüssen (Reno, Savio und Marecchia), welche theils den Sümpfen von Commacchio, theils dem Adriatischen Meer zufließen, herabsenken. Aehnlich ist der südwestliche Abhang zum Thal des mittlern Arno gebildet. Die höchsten Spitzen dieses Theiles sind der Monte Falterone (1648 Meter) und der Prato Magno (1580 Meter); der wichtigste Paß, der ihn durchschneidet, ist der von la Futa (911 Meter). Der Römische Apennin unterscheidet sich von den vorigen Abtheilungen durch seine Richtung wie durch seine Bildung. Der höchste Theil ist der aus einigen gegen SO. ziehenden Gebirgsketten bestehende Hochapennin, der den östlichen Theil des Gebirgslandes einnimmt, und dessen höchste Spitzen am südl. Ende Monte Vittore (2479 Meter), Monte Regina (2333 Meter) und Pizzo di Sevo (2420 Meter) sind; die wichtigsten ihn überschreitenden Pässe sind die von Furlo und von Serravalle. Westlich davon liegt ein Hochland, das aus einzelnen Thalebenen (besonders den von Spoleto und Foligno), die durch vielfache niedrigere Höhenzüge getrennt sind, gebildet wird und mit steilen Abhängen gegen das Thal des mittlern Tiber endet. Die höchsten Erhebungen der A. hat das südlicher folgende, bis zur Quelle des Volturno reichende Gebirgsland der Abruzzen, dessen höchster Theil im O. aus zwei parallelen Ketten besteht, die, obschon nicht mit ewigem Schnee bedeckt, doch an Großartigkeit der Felsbildungen den Alpen nur wenig nachstehen. Die östliche Kette enthält die kolossale Gebirgsgruppe des Gran Sasso d'Italia mit dem Corno del Frerone (2909 Meter), dem höchsten Gipfel der A., die westliche erreicht ihren höchsten Punkt im Monte Velino (2494 Meter), und zwischen beiden breitet sich das schöne, vom Aterno durchflossene Thal von Aquila aus. Im W. der westlichen Kette liegt gleich einer Vorstufe des höhern Gebirges das kleine Hochland, dessen Mitte der See von Celano (665 Meter) einnimmt, und das im

W. mit steilen Ketten zu den Thalebenen des mittlern Garigliano und des Volturno herabsinkt. Die Fortsetzungen der Abruzzen bildet der bis zu den Golfen von Tarent und Policastro reichende *Neapolitanische Apennin*, der im O. nach der Apulischen Ebene abfällt, im W. nahe an der Küste des Tyrrhenischen Meers endet. Dieser Theil des Gebirges bildet eher ein Hochland, dem die geschlossenen Gebirgsketten der nördlichern Strecken fehlen, während sich zwischen den Thalebenen einzelne mehr oder weniger isolirte Bergketten und Gruppen von Bergen erheben, unter denen der Miletto (2056 Meter) der höchste, der Volture, ein erloschener Vulkan, dessen Krater ein See einnimmt, der interessanteste ist. Das Ende des Gebirges bildet der *Kalabrische Apennin*, der durch eine Einsenkung am Passe von Lagonegro von dem Neapolitanischen getrennt wird und in zwei Abtheilungen zerfällt, die wiederum eine ähnliche Einsenkung zwischen den Golfen von San Eufemia und Squillace von einander scheidet. Das nordkalabrische Bergland, das wie das südliche nach allen Seiten steil zur Küste abfällt, enthält in der Mitte die vom Crati durchflossene Thalebene von Cosenza, deren Westrand eine hohe, nahe an der Küste gegen S. ziehende Bergkette mit dem Pollino (2160 Meter) und Cocuzzo (1713 Meter) bildet, während sich im O. davon der ausgedehnte Silawald ausbreitet. Südkalabrien bildet ein vor allen Theilen Italiens besonders heftigen und verheerenden Erdbeben ausgesetztes Hochland, über dem einzelne Bergspitzen sich erheben, wie der Aspromonte oder Monte Alto (1374 Meter), und das am Faro di Messina den Bergen Siciliens gegenüber endet.

Die Senkung der A. ist gegen O. auffallend steil und scharf, am steilsten im O. der Abruzzen. Nördlich von diesen ist das Küstenland fruchtbar und durch die vielen Küstenflüsse wohl bewässert; im S. der Abruzzen erhebt sich auf der Halbinsel Manfredonia die vom Apennin getrennte, aus vulkanischen Gesteinen gebildete Gebirgsgruppe des Monte Gargano mit dem Monte Calvo (1559 Meter), von dem südlicher die Apulische Ebene (Tavogliere di Puglia) beginnt, welche die südöstliche Halbinsel Italiens bis zum Capo di Leuca ausfüllt, einzelne niedrige Höhenzüge abgerechnet, nur wellig ist und außer in den Flußthälern von großen Weidelandschaften ohne Anbau des Bodens eingenommen wird, wo Hirten in der kühlen Jahreszeit nomadisirend ihre Herden weiden lassen, während sie sich bei zunehmender Hitze in das Innere des Gebirges zurückziehen. Ganz anders und viel vortheilhafter ist die Westküste gebildet. Dadurch, daß der Apennin vom Golf von Salerno an nahe an die Küste tritt, nördlicher aber, soweit er gegen SO. zieht, sich immer mehr von ihr entfernt, entsteht ein dreieckiger, von den Abhängen der nördlichen A. im N., denen der mittleren im O. und der Küste im W. eingeschlossener Raum, der von den Bergzügen des sogen. *Subapennin* ausgefüllt wird. Die Gesteine dieser Berge weichen von denen der A. ab. Es sind bis auf einzelne inselartig sich erhebende Massen des Apenninenkalksteins besonders Glieder der Tertiärformation, die dem Innern der A. fehlen, und, was besonders charakteristisch ist, vulkanische Bildungen sehr verschiedener Art, daher diese Gegenden der klassische Boden für die Erforschung der ältern und neuern vulkanischen Thätigkeit geworden sind. So gibt es hier thätige und erloschene Vulkane, heiße Quellen, wie besonders die Borsäure führenden Thermen bei Volterra &c. Durch die breiten Thäler der aus den A. kommenden Flüsse zerfällt der Subapennin in mehrere Theile, deren bedeutendster das Bergland von Toscana ist, das im N. durch das untere Arnothal von den südl. Abhängen des etruskischen, im O. dagegen von den westlichen des Römischen Apennin durch das Thal des mittlern Arno und die flache Ebene von Chiana getrennt wird, die vom Arno bis zum Tiber reicht und jetzt von einem, beide Flüsse verbindenden Kanale durchschnitten ist; im S. enden die Höhen dieses Berglandes am untern Tiber. Das Innere desselben bilden ausgedehnte fruchtbare Ebenen, wie die von Siena und Volterra, die sich gegen N. sanft zum Arnothal herabsenken; im W. endet das Bergland mit schroff abfallenden Ketten, zwischen denen und der Küste die durch ihre Ungesundheit verrufene Küstenebene der Maremmen liegt, von einzelnen inselartig sich erhebenden Bergen unterbrochen. Am höchsten erheben sich im Osttheil die fast eine zusammenhängende Kette bildenden Höhen an der Westseite des mittlern Arnothales und der Chianaebene, in deren Mitte der vulkanische Monte Amiata (1732 Meter) aufsteigt, wie denn südlicher in dem Raume zwischen dem mittlern Tiber und dem Meere Spuren der vulkanischen Thätigkeit sich häufig finden.

Der Theil des Subapennin zwischen den Thälern des Tiber und Garigliano enthält zwei kleine, aus vulkanischen Gesteinen gebildete Berggruppen, die durch die Thäler des Anio und Sacco von den eigentlichen A. geschieden werden: das durch seine Naturschönheiten und reizenden Seen (Lago Albano und Lago di Nemi) berühmte Albanergebirge mit dem Monte Cavo (964 Meter) und südlich davon die Sabiner Berge mit dem Monte di tre Confini (1254 Meter). Vor diesen im W. liegt eine Küstenebene, deren nördlicher Theil der wellenförmigen, schlecht angebauten und öden Campagna di Roma angehört, während den südlichen die Pontinischen Sümpfe einnehmen. Der südlichste Theil des Subapennin geht vom Garigliano bis zu dem Bergzuge von Castellamare im N. von Salerno und umschließt die berühmte, durch ihre Fruchtbarkeit wie ihre Schönheit mit Recht so hoch gepriesene Terra di Lavoro, eine hügelige Ebene, in der sich einzelne vulkanische Berge, wie der erloschene Vulkan Monte della Croce im nördlichen und der noch thätige Vesuv (1140 Meter) im südl. Theil erheben.

Die *Physiognomie* der A. wechselt wie ihre Gesteinszusammensetzung und Schichtenstellung. Mit malerischen, oft terrassenförmig aufsteigenden Bergformen, deren von immergrünen Gebüschen oder von Kastanienwäldern bedeckte Gehänge durch weiße, nackte Felswände unterbrochen werden, und mit kulissenartig hervortretenden Ausläufern erheben sich, so weit der Kalkstein herrscht, die A. aus dem wellenförmigen Hügelland am Gebirgsfuß, sich scharf abhebend vom dunkelblauen Himmel, der sich über ihnen ausspannt. Wo im N. der Sandstein vorherrscht, verliert sich dieser Charakter des Gebirgs, die schroffen, malerischen Formen weichen breiten, flachen Rücken. Die geringe Breite der A. erlaubt freilich keine großartige Thalentwickelung wie in den Alpen, doch erhöht die südliche Vegetation oft nicht wenig den Reiz der Schluchten, durch welche die Bergbäche ihren Weg aus dem Gebirge und seinen Längenthälern hinausnehmen. Die höchsten Theile mit ihren trockenen Weiden, ihren tiefen

Schluchten, ihren weißen, nackten Felsen und Schuttgehängen sind freilich meist öde und wild; namentlich gehört die Umgebung des Gran Sasso zu den großartigsten und wild-erhabensten Gebirgspartien. Das Klima ist im ganzen auf den A. rauher, als man unter diesen Breitengraden und bei der Lage Italiens erwarten sollte. Während in tiefliegenden und geschützten Thälern die Hitze im Sommer einen fast unerträglichen Grad erreicht und hier Palmen und viele Gewächse eines tropischen Klima's gedeihen, kommen auf den dem Winde preis gegebenen Höhen, bei 1600—2000 Meter Meereshöhe, weder Obst noch Getreide mehr fort; der Baumwuchs verkümmert und wird ärmlich. Im allgemeinen lassen sich 4 Pflanzenregionen der A. abgrenzen: 1) die Region der Olive, bis 390 Meter, mit immergrünen Wäldern, Gartenkultur und Winterweiden; 2) die Region der Kastanie und Eiche, bis 980 Meter, mit Ackerbau und Kastanienwaldungen; 3) die Region der Buche und der Nadelhölzer, bis 1600 und 2000 Meter; 4) die Region der Sträucher und Alpenkräuter, mit Sommerweiden auf den rauhen Bergflächen des Hochapennin bis zu den nur wenige Wochen schneefreien höchsten Kuppen. Gegenwärtig wird der Kamm der A. von vier Eisenbahnlinien überschritten, und zwar: 1) von Alessandria nach Genua, 2) von Bologna nach Pistoja, 3) von Ancona nach Foligno (Rom), 4) von Neapel nach Foggia, während zwei Schienenstränge dem Ost- und Westgehänge entlang ziehen, von Piacenza bis Tarent und von Spezzia bis über Salerno hinaus.

Apenrade, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Schleswig, an einem tiefen Busen der Ostsee, durch eine Zweigbahn mit der Schleswiger Hauptbahn verbunden, hat ein altes Schloß, eine Real- und Navigationsschule, mehrere Armenanstalten, einen geräumigen Hafen und (1871) 5932 durchaus evangelische Einwohner, deren Haupterwerbszweige Vieh- und Pferdehandel, besonders aber Schiffsbau und Rhederei bilden. Die Frachten werden auswärts, besonders in Hamburg gesucht; die meisten Schiffe fahren in chinesischen und ostindischen Gewässern, auch an der amerikanischen Westküste. A. kommt zuerst 1148 vor, in welchem Jahr es von den Wenden zerstört ward, wie es überhaupt in allen Kriegen des Nordens hart betroffen worden ist. Hier begannen 30. März 1848 die Feindseligkeiten zwischen den Schleswig-Holsteinern und den Dänen, und die Stadt ward bald von den einen, bald von den andern besetzt. Während der Zeit der Dänenherrschaft leistete A. allen dänisirenden Zwangsmaßregeln beharrlichen Widerstand. Im zweiten Schleswiger Kriege wurde die Stadt abermals von den Dänen hart bedrängt, 12. Febr. 1864 aber von den Oesterreichern besetzt. Infolge der Kriegsschäden und politischen Wirren sind Handel und Gewerbe seit den letzten beiden Jahrzehnten nicht unbedeutend zurückgegangen.

Apepsie (griech., »Nicht-Verdauung«), geschwächte oder ganz gestörte Verdauung. Vgl. Dyspepsie.

Aperçu (franz., spr. -ßüh, das »Wahrgenommene«), Ueberblick; kurze, übersichtliche Darstellung.

Aperea, s. Meerschweinchen.

Apert (lat.), offen, offenbar. Aperta, offene Orgelpfeifen, Gegensatz gedeckte; apertum feudum, eröffnetes, erledigtes Lehen; aperto termino, nach Eröffnung des Termins. Apertür, Oeffnung; Eröffnung.

Apetalen (griech., »Blattlose«; lat. Apetalae), blumenblattlose Gewächse, eine Abtheilung im Endlicher'schen Pflanzensystem, welche alle diejenigen Dikotyledonen umfaßt, deren Blüten keine oder nur eine einfache, nicht in Kelch und Blume geschiedene Blütenhülle, die dann in der Regel kelchartige Beschaffenheit hat, besitzen.

Apex (lat.), Spitze; der kegelförmige Hut der altröm. Priester; Spitze eines Kegels; Längen- oder Tonzeichen über einer Silbe; apices juris, Rechtsspitzfindigkeiten. In der Astronomie ist A. nach Schiaparelli Bezeichnung desjenigen Punktes des Himmelsgewölbes, gegen welchen die Erde sich hin bewegt und auf welchen die Tangente der Erdbewegung hinweist. Die Bahn der Erde weicht so wenig vom Kreise ab, daß wir sie hier ganz kreisförmig annehmen können. Beim Kreise aber steht die Tangente senkrecht auf dem Radius, und macht also mit diesem einen Winkel von 90°. Für die Erdbahn steht in der Richtung des Radius die Sonne, folglich liegt der A. 90° vom Orte der Sonne am Himmel entfernt, und zwar infolge der Richtung der Erdbewegung westlich. Der A. steht also durchschnittlich für jeden Ort um 6 Uhr morgens im Meridian, hat dagegen um 6 Uhr abends seinen tiefsten Stand unter dem Horizont. Wegen der geringen Abweichung der Erdbahn vom Kreise steht der A. nicht immer genau 90° westl. von der Sonne, sondern sein Abstand variirt im Laufe des Jahres zwischen 89 und 91°. Der A. ist von größter, ja entscheidender Wichtigkeit für die Erscheinungen, welche die Sternschnuppen darbieten, weshalb er auch die meteorische Sonne genannt wird. Näheres hierüber siehe Sternschnuppen.

Apfelbaum (Malus *Tourn.*), Gruppe der Pflanzengattung Pirus (s. d.), nach Linné eine Art dieser Gattung, P. Malus, von welcher die zahlreichen Kulturvarietäten abgeleitet wurden. Unser sogen. wilder A. ist aber jedenfalls nicht als Stammpflanze, sondern als verwilderte Form zu betrachten. Die vielen wilden Apfelbäume gleichen einander wenig oder gar nicht, und für die Birnen ist durch direkte Versuche bewiesen, daß alle Formen des wilden Birnbaums durch Aussaat unserer bessern Birnen erhalten werden können. Der A. kam ursprünglich nicht wild in Europa vor, er wird aber schon seit Jahrtausenden hier kultivirt und hat infolge dessen hinsichtlich der Frucht große und zahlreiche Veränderungen erlitten. Wenn die Kulturvarietäten nicht von einer unbekannten Art abstammen, so dürften denselben folgende 4 oder 5 Arten zu Grunde liegen. Pirus pumila *Mill.*, P. dasyphylla *Borkh.*, P. sylvestris *Mill.*, P. prunifolia *Willd.* Vielleicht hat aber auch noch P. spectabilis *Ait.* auf unsere Kulturäpfel eingewirkt.

Die Eintheilung der Aepfel ist eine schwankende, und neuere Pomologen haben auf jede systematische Anordnung der kultivirten Sorten verzichten wollen. Schon 1650 kannte man 200 Sorten, 1831 gab die Londoner Gartenbaugesellschaft von Chiswick ein Verzeichnis von 1400 Sorten und Dochnahl beschrieb 1235 Sorten. Nach dem System von Diel sind sämmtliche in Deutschland bekannte Aepfel in 7 Klassen eingetheilt, wovon jede Klasse wieder in mehrere Unterordnungen zerfällt. I. Klasse: Kantäpfel. Gerippt oder gekantet, mit großem, oft unregelmäßigem Kernhaus; sie zerfallen in 3 Ordnungen: Echte Kalvillen, von der Mitte an

gegen den Kelch zugespitzt, mit leichtem, feinem, lockerem Fleisch und erdbeer- oder himbeerähnlichem (kalvillartigem) Geschmack (rothe und weiße Kalville, Gravensteiner); Schlotteräpfel (Eck-, Klapperäpfel), von walzenförmiger, platter, konischer oder zugespitzter Gestalt, meist nur von bloß süßlichem oder säuerlichem Geschmack und mit körnigem, lockerem, meist gröblichem Fleisch; Gulderlinge (Bastardkalvillen), von platter oder konischer Form und meist gerippt, mit feinem, reinettenartigem Fleisch (Prinzessinapfel, Citronat-, Zimmetapfel, Mohrenkopf). II. Klasse: Rosenäpfel. Mit meist regelmäßigem Kernhaus, um den Kelch, oft auch über die Frucht hin, regelmäßig gerippt und meist gestreift, mit feinkörnigem, leichtem, schwammigem und lockerem Fleisch und feinem Rosen-, Fenchel- oder Anisgeschmack; sie zerfallen in 2 Ordnungen, je nachdem sie länglich und zugespitzt (Rosmarin-, Agat-, Pfingst-, Taubenapfel), oder kugelförmig und platt (Birn-, Seiden-, Milchapfel) sind. III. Klasse: Rambouräpfel. Große Aepfel, meist mit zwei ungleichen Hälften, stets gerippt, breiter als hoch und mit lockerem, grobkörnigem, schmackhaftem Fleisch; sie zerfallen in 2 Ordnungen, je nachdem das Kernhaus groß oder eng (Pfund-, Herren-, Kaiserapfel) ist. IV. Klasse: Reinetten. Mit feinkörnigem, kurz abknackendem, festem, aber weichem Fleisch, meist schön geformt, grau punktirt, oder mit rostigen Anflügen oder Ueberzügen, ausgezeichnet durch gewürzhafte Zuckersäure (Reinettengeschmack); sie zerfallen in 4 Ordnungen: einfarbige Reinetten, mit einfacher, grüner bis goldgelber Grundfarbe, manchmal mit einem leichten Anflug von Röthe und Roststreifen; rothe Reinetten, mit rein rother, nicht mit Rost vermischter Farbe auf der Sonnenseite; graue Reinetten, mit grüner bis schmutzig gelber Grundfarbe und sehr sichtbarem Rostanfluge; Goldreinetten, gelagert schön hochgelb, auf der Sonnenseite schön karminroth verwaschen oder gestreift, mit leichtem Anflug von Rost. V. Klasse: Streiflinge. Meist abgesetzt roth gestreift, mit regelmäßigem Kernhaus, von rein süßem bis saurem Geschmack, mit den Ordnungen: platte Streiflinge, breit gedrückt und wenigstens einen Centimeter breiter als hoch; zugespitzte Streiflinge, ebenfalls breiter als hoch, von der Mitte aus spitzig nach dem Kelch zulaufend, so daß die obere Hälfte des Apfels kegelförmig oder pyramidenförmig erscheint; längliche oder walzenförmige Streiflinge, von fast gleicher Höhe und Breite; kugelförmige Streiflinge, mit gleicher Wölbung nach Stiel und Kelch hin, auf die Seite gelegt, von kugelförmiger Gestalt. VI. Klasse: Spitzäpfel. Mit regelmäßigem Kernhaus, entweder einfarbig, oder auf der Sonnenseite roth verwaschen, gegen den Kelch spitzig, verjüngt zulaufend, von süßem oder weinsäuerlichem bis rein saurem Geschmack; sie zerfallen in 2 Ordnungen, je nachdem sie länglich, walzenförmig, oder konisch, von fast gleicher Höhe und Breite, oder zugespitzt merklich breiter als hoch sind und von unten nach dem Kelch spitzig zulaufen. VII. Klasse: Plattäpfel. Mehr breit als hoch, entweder einfarbig, oder auf der Sonnenseite mehr oder weniger roth verwaschen oder getuscht, mit regelmäßigem Kernhaus, von rein süßem bis zu rein saurem Geschmack, mit 2 Ordnungen: reine Plattäpfel, bei denen der Unterschied der Höhe gegen die Breite sichtbar in die Augen fällt, indem die Breite stets 1,5 Centim. mehr beträgt als die Höhe (Jakobs-, Wachs-, Stettiner Apfel), und kugelförmige Plattäpfel, von fast gleicher Höhe und Breite, indem die Breite selten 0,5 Centim. mehr als die Höhe beträgt (August-, Zucker-, Muskateller-, Honigapfel, weißer Stettiner 2c.). Als neuerlich von Pomologenversammlungen ganz besonders empfohlene Sorten sind hervorzuheben, und zwar als zur ersten Qualität gehörige: der Gravensteiner (Würzburger, Gräfensteiner), eine sehr wohlriechende, meist kugelige, zuletzt goldgelbe Kalville mit gelblichem Fleisch; der Danziger Kantapfel (rothe Herbstkalville), ziemlich groß, gelb und stark geröthet, mit rosenrothem, lockerem, saftigem, angenehm weinsäuerlichem Fleisch und Himbeerbouquet; der große rheinische Bohnenapfel, ein Streifling von meist länglicher Gestalt, blaßgelb, blaß- und dunkler roth gestreift, mit sehr weißem, saftigem und würzigem Fleisch ohne Säure; der Luikenapfel, ebenfalls ein Streifling von mittlerer Größe, weißlich-grüngelb, später schmutzig weiß, rundum hellkarminroth verwaschen, dunkel gestreift, warzig gefleckt mit unter der Schale geröthetem Fleische, für rauhere Lagen sehr geeignet; der rothe Taubenapfel (Jerusalemsapfel), ein Rosenapfel von stumpfkonischer Gestalt mit wachsiger, weißer, rosenroth gestreifter Schale und sehr weißem, feinem, zuckerartigem Fleisch ohne Säure; die Kasseler Reinette, mit grünlich-hellgelber, zuletzt goldgelber, an der Sonnenseite roth gestreifter Schale und weißem, sehr saftigem, zuckerig weinsäuerlichem Fleisch; die Reinette von Canada, mehr lang als dick, breit, flach gerippt, ungleich abgerundet, hochgelb, etwas geröthet und oft etwas rostig; die Winterparmäne (engl. Goldparmäne), ein Streifling von stumpfspitziger Gestalt mit citronengelber, auf der Sonnenseite karmoisinroth gestreifter Schale und gelblichweißem, mildem, zuckerig-saftigem Fleisch; die Karmeliterreinette, mittelgroß, etwas spitz zulaufend, manchmal auch platt, mit erst gelbgrüner, dann blaßgelber, um den Stiel grünlich gestreifter, an der Sonnenseite glänzend blutrother, weiß punktirter Schale und wohlriechendem, kernigem, grüngelblichem, saftigem, weinsüßem Fleisch; der Winterborsdorfer (Rubinapfel, edler Borsdorfer), eine gedrückt-kugelige Reinette mit grünlichgelber, auf der Sonnenseite hellrother, oft gelb punktirter, auch wohl gelb gestreifter, glatter glänzender Schale und weißem, festem, zartem, süßem Fleisch mit eigenthümlichem Aroma. Als zur zweiten Qualität gehörig werden noch folgende Sorten empfohlen: die Ananasreinette, der Goldzeugapfel, der virginische Sommerapfel, der Prinzenapfel, der rothe Eisapfel, die Champagnerreinette, die engl. Spitalreinette, der rothe Kurzstiel, die Orléansreinette, Herkerts Rambourreinette, der weiße Astrachan, die gestreifte Sommerparmäne, die scharlachrothe Parmäne, der Sommerzimmetapfel, Charlamowsky, Kaiser Alexander, die Goldreinette von Blenheim, Fromms Goldreinette, der Goldnobel, die Quittenreinette, Duquesnes Pepping, Parkers grauer Pepping, der rothe Stettiner, der Lütticher Rambour, der grüne Fürstenapfel, der weiße Kardinal. — Das spec. Gew. der Aepfel schwankt von 0,75—0,9, der Gehalt an Trockensubstanz von 13—25 Proc., der Saft hat ein spec. Gew. von 1,02—1,08, gewöhnlich 1,02—1,04; der Gehalt des

Saftes an Zucker schwankt zwischen 4 und 12 Proc., an Säuren (als Aepfelsäure berechnet) zwischen 0,3—1,1 Proc. Faserstoff enthalten die Aepfel 2,0—4,4 Proc. Die Tabelle gibt einige Beispiele von dem Gehalt an den wesentlichsten Bestandtheilen.

	Zucker	Aepfelsäure	Pektin	Wasser	Faser
Engl. Goldparmäne . . .	10,4	0,48	5,11	81,87	2,18
" Granatreinette . . .	7,3	0,48	2,47	87,27	2,90
Gravensteiner Apfel . . .	10,9	0,44	1,35	85,15	2,17
Borsdorfer Apfel	7,6	0,61	6,55	82,49	2,44
Weißer Matapfel	9,0	0,01	3.35	82,13	4,53
Deutscher Glasapfel . . .	7,1	0,67	3,82	86,32	2,04

Sollen Aepfel aufbewahrt werden, so müssen sie zu rechter Zeit und mit Vorsicht abgenommen werden. Letzteres geschieht am besten, so lange die Sonne scheint, an hellen, trockenen Tagen, und zwar bei Sommeräpfeln, sobald einzelne Früchte abfallen, bei Herbstäpfeln in trockenen Jahren von Mitte bis Ende September, bei Winteräpfeln jedenfalls erst, nachdem die Blätter abgefallen sind. Sehr große Vorräthe bewahrt man in Mieten wie Kartoffeln auf, kleinere Quantitäten legt man einzeln auf trockene Breter oder Stroh in luftige Kammern oder helle, trockene Keller. In neuerer Zeit zieht man die Anwendung gut verschließbarer Fässer vor und schichtet die Aepfel in diesen am besten zwischen reinem, ganz trockenem Sand, so daß sie sich gegenseitig nicht berühren. Auch füllt man Tonnen mit Aepfeln, bedeckt sie mit Wachholderzweigen, legt Breter und schwere Steine darauf und füllt die Tonnen mit Wasser. Man darf aber beim Herausnehmen weder die ganze Decke entfernen, noch mit der Hand ins Wasser fassen. So aufbewahrte Aepfel sollen sich bis Ostern oder Pfingsten halten und einen angenehmen Weingeschmack annehmen. Frische Aepfel bilden einen wichtigen Handelsartikel. Man dörrt sie aber auch, ganz oder zerschnitten, die feinern Sorten geschält und mittels eines hohlen, scharfen Eisens entkernt, auf Horden in gewöhnlichen Backöfen, nachdem das Brod herausgenommen ist, oder in besondern Darröfen. Vortheilhaft siedet man die zu dörrenden Aepfel einige Minuten lang, läßt sie im Ofen oberflächlich trocknen und dörrt sie am andern Tage vollständig. Große Mengen Aepfel werden zu Apfelkraut und Apfelwein verarbeitet, in manchen Gegenden auch zu Essig und Branntwein. Zu medicinischen Zwecken digerirt man unreife Aepfel mit Eisenspänen, preßt die schwarze Masse ab und verdampft die Flüssigkeit zu dem Extractum ferri pomatum, woraus wieder die Tinctura ferri pomata, ein beliebtes Eisenmittel, bereitet wird. Die Benutzung von Aepfeln zu Pomaden ist veraltet. Das harte, dauerhafte Holz des Apfelbaums wird vom Tischler und Drechsler verarbeitet, doch zieht man das Holz des wilden Apfelbaums vor. Die Rinde diente früher zum Färben, die Wurzelrinde enthält Phloridzin.

Der A. wird fast überall, wo Europäer sich angesiedelt haben, kultivirt, hauptsächlich aber in Deutschland (Würtemberg, Baden, Sachsen, Thüringen, Hessen, Braunschweig, Westfalen, Hannover, Holstein, Mecklenburg, Pommern, Schlesien), Böhmen, Dänemark, England, Frankreich und Nordspanien. Er eignet sich auch zur Kultur unter den verschiedenartigsten Verhältnissen, liebt einen lockern, humusreichen, sandigen Lehmboden, gedeiht aber auch in jedem mittelmäßig guten Lande, nur nicht in reinem Sand, Moor- oder sehr nassem Thonboden. Gute Sorten können aber nicht durch die Aussaat, sondern nur durch Veredelung von Wildlingen erzielt werden, und man benutzt als letztere sogen. Kernwildlinge, d. h. aus Samen gezogene Stämme, den Johannisstamm (Süßling, Splittapfel), den Heck- oder Steckapfel (ein wilder Süßapfel), den Paradies- oder eigentlichen Zwergapfel und den Kirschapfel. Vgl. Obstbaumzucht. Dort s. auch über die Feinde des Apfelbaums.

Der Apfel spielt in der Symbolik eine große Rolle. Nach späterer griechischer Mythe war Dionysos, der Geber des Weins, auch der Schöpfer des Apfelbaums, welchen er der Aphrodite schenkte. Dadurch ward derselbe erotisches Bild. Aphrodite schenkte drei goldene Aepfel dem Melanion, mit welchen dieser die schnellfüßige Atalante zum Weibe gewann. Eris aber erregte durch den goldenen Apfel, den sie an der Hochzeit des Peleus und der Thetis unter die Gäste warf, selbst die Eifersucht der drei ersten Göttinnen (Apfel der Eris). Die goldenen Aepfel der Hesperiden hatte Gäa der Hera bei der Vermählung derselben mit Zeus geschenkt; Herkules holte sie im Lande der Hyperboreer, wo sie von dreien der Hesperiden und von einem hundertköpfigen Drachen bewacht wurden. In der nord. Mythe sind Aepfel die Speise der Asen, Iduna ihre Bewahrerin. Nach altgermanischer Vorstellung ist der Apfel Symbol der Mutterbrust und der nährenden Liebe und als Reichsapfel (s. d.) mit dem Kreuz Symbol der Weltherrschaft. Nach der biblischen Erzählung war es ein Apfel, welcher die ersten Menschen zum Falle brachte.

Apfelbaum-Gespinstmotte, s. Gespinstmotte.

Apfelbaum-Glasflügler, s. Glasflügler.

Apfelblattlaus, s. Blattlaus.

Apfelblütenstecher, s. Blütenstecher.

Apfelfrucht, eine Form der beerenartigen Früchte; vgl. Frucht.

Apfelkraut, s. Kraut.

Apfelöl (Apfeläther), Fruchtäther, im wesentlichen Baldriansäure-Amyläther, dient zu Konditorwaaren.

Apfelsägewespe, s. Blattwespe.

Apfelsäure, s. Aepfelsäure.

Apfelsauger, s. Blattflöhe.

Apfelsine, s. Citrus.

Apfelstecher, s. Blattroller.

Apfelwickler, s. Wickler.

Aphäresis (griech., »Wegnahme«), in der Grammatik Wegwerfung eines Vokals, auch wohl einer Silbe im Anlaut, z. B. »'s ist« für »es ist«.

Aphanit (v. griech. aphanizein, »verschwinden«, weil in dem dichten Gestein alle mineralogische Scheidung verschwindet, basaltischer Grünstein, dichter Grünstein, zum Theil Trapporphyr, Hornfels, Grünsteinporphyr), dichtes oder höchst feinkörniges, unrein grün gefärbtes Gemenge von Labrador oder Oligoklas mit wenig Augit und sehr viel erdigem Chlorit, ein mattes, sehr zähes Gestein, welches in Salzsäure leicht löslich ist, massig oder schiefrig (Aphanitschiefer) auftritt und bisweilen durch größere Augit- oder Oligoklaskrystalle porphyrisch erscheint. Bei mächtiger Entwickelung bildet der A. steil aufsteigende, klippige und klüftige, häufig ganz vegetationslose Felsenriffe. Er findet sich namentlich im Gebiet der Uebergangsformation, unweit Dillenburg, am Harz im Mühlthal, bei Zwickau, im Fichtelgebirge und bei Schemnitz und Kapnick in Ungarn.

Aphasie (griech., das »Nichtredenkönnen«), ein

krankhafter Zustand, bei welchem der davon Befallene unfähig ist, sich der Sprache zu bedienen, obschon er vollkommen Herr seiner Sprachorgane und auch sonst bei vollem Bewußtsein ist. Schon ältern Aerzten war es wohl bekannt, daß Leute, welche einen Schlagfluß erlitten haben, manchmal das Gedächtnis für die Worte, womit sie gewisse Dinge bezeichnen wollen, ganz und gar verlieren, wobei sie übrigens im Besitz aller andern geistigen Fähigkeiten sein können. Diese, obschon höchst interessante Beobachtung, wurde doch lange Zeit nicht weiter verfolgt; erst neuerdings haben namentlich franz. Aerzte dem Gegenstand eine gesteigerte Aufmerksamkeit geschenkt und sich veranlaßt gefunden, unter dem Namen der A. eine neue, eigenthümliche Krankheitsform aufzustellen. Von der A. sind alle diejenigen Fälle ausgeschlossen, wo der Sprachverlust die Folge einer Störung in denjenigen Organen ist, welche zur Erzeugung und Artikulation der Laute dienen (also Kehlkopf, Zunge, Lippen, Gaumen 2c.). Die A. beruht vielmehr auf einer Erkrankung unseres innern Sprachorgans, welches im Gehirn seinen Sitz hat, die Worte schafft, davon die Erinnerung behält und den zur Artikulation dieser Worte bestimmten Bewegungen vorsteht. Wie es scheint, hat dieses innere Sprachorgan seinen Sitz in den vorderen Hirnlappen, nach Trousseau sogar nur in einer Hirnwindung, nämlich in der dritten Stirnwindung des linken vordern Hirnlappens, wenigstens hat man hier am häufigsten die der A. zu Grunde liegende anatomische Störung angetroffen. Erkrankt nun dieses Organ oder dieser Gehirntheil in irgend welcher Weise, so verliert der betreffende Mensch die Fähigkeit, sich auf die Worte zu besinnen, durch die er seine Gedanken ausdrücken möchte, oder er ist wenigstens nicht im Stande, auf seine sonst gesunden Sprachwerkzeuge so einzuwirken, daß die artikulirten Laute erzeugt werden. Bei der reinen, nicht komplicirten A. ist nur das eben beschriebene Vermögen aufgehoben, während alle willkürlichen Bewegungen und Aeußerungen der Intelligenz vorhanden sind. Die A. geht manchmal binnen wenigen Stunden oder Tagen vorüber, indem der Kranke das Gedächtnis für die Worte und das Vermögen, sie auszusprechen, vollständig wieder gewinnt. Gewöhnlich aber hat die Erkrankung einen längern Bestand, dauert wochen- und monatelang, oder besteht bis zum Tode in gleicher Weise fort. Der Kranke versteht in diesem Zustande alles, was man ihm sagt, vermag aber seine eigenen Gedanken nicht durch Worte, sondern nur durch die Zeichensprache auszudrücken. Gewöhnlich ist dem Kranken die Fähigkeit geblieben, eine geringe Anzahl vereinzelter Silben oder Worte auszusprechen, von welchen er jedoch auch da Gebrauch zu machen pflegt, wo sie nicht am Platze sind, woraus man schließen möchte, daß er diese Worte nicht infolge gewollter Bewegungen, sondern automatisch ausspricht. Eine Störung der Intelligenz pflegt, wie schon erwähnt, bei den an A. Erkrankten nicht beobachtet zu werden, ja man will sogar bemerkt haben, daß solche Kranke während der Dauer der A. sehr geschickt Karte oder Bret zu spielen verstanden. Die entferntere Ursache der A. ist sehr häufig eine Entzündung der innern Herzhaut, wobei sich im Herzen Faserstoffgerinnsel bilden, welche mit dem Blutstrom in die Gehirnarterien verschleppt werden und hier die Veranlassung zu einem Bluterguß, unter Umständen mit Zertrümmerung jenes innern Sprachorgans, geben.

Aphelandra *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Akanthaceen, tropische Sträucher mit schönen Blättern und achsel- oder endständigen Blütenähren mit meist schön gefärbten Brakteen, die als Zierpflanzen in Warmhäusern kultivirt werden, besonders: A. cristata *R. Br.*, mit schönen scharlachrothen Blüten in dichten, durch die eirunden, dachziegelig auf einander liegenden Brakteen viereckig erscheinenden Aehren; A. Porteana *Houtte*, mit gelben Blüten und Brakteen; A. squarrosa *Nees* und A. Leopoldi *V. Houtte*, mit orangefarbigen Blüten und Brakteen; A. variegata *Morel*, mit gestreiften Blättern und gelben Blüten, alle in Westindien und Südamerika einheimisch.

Aphelium (griech., Sonnenferne), der Punkt, wo ein Planet oder Komet in seinem Laufe um die Sonne am weitesten von derselben entfernt ist, im Gegensatz zum Perihelium oder der Sonnennähe. In dieser, gegenwärtig am 1. Jan., beträgt die Entfernung der Erde von der Sonne 19,660,000 Meilen, im A., am 2. Juli, 20,340,000 Meilen. Erstere Zahl gibt also die kleinste, letztere die größte Entfernung der Erde von der Sonne an. S. Erde, Sonne.

Aphidina, Blattläuse.

Aphobie (griech.), Unerschrockenheit.

Aphonie (griech.), Stimmlosigkeit, Tonlosigkeit, nicht zu verwechseln mit Alalie, Sprachlosigkeit, welche letztere gleichbedeutend mit Stummheit ist. A. ist vielmehr nur der höchste Grad der Heiserkeit; sie erlaubt dem Kranken, trotz vollkommner Tonlosigkeit der Stimme, doch noch zu lispeln und sich so seiner Umgebung sprachlich verständlich zu machen. Die nächste Ursache der A. liegt darin, daß die Stimmbänder des Kehlkopfes bei dem Versuche zu sprechen oder zu singen nicht in die hierzu erforderliche schnelle periodische Schwingung versetzt werden. Die Ursachen dieses Nichtschwingens sind aber sehr verschieden. Bald sind es vorübergehende entzündliche Anschwellungen der Stimmbänder, bald katarrhalische Geschwüre an denselben (z. B. im Typhus) oder geschwürige Zerstörung der Stimmbänder, wie sie besonders im Verlauf der Tuberkulose und der konstitutionellen Syphilis vorzukommen pflegen, ferner Geschwülste, welche sich innerhalb des Kehlkopfes oder äußerlich in seiner Nähe entwickeln und die Schwingungen der Stimmbänder mechanisch unmöglich machen. Namentlich sind hier die sogen. Kehlkopfpolypen zu erwähnen: kleine warzenartige Bildungen, welche sich am freien Rande der Stimmbänder zu entwickeln pflegen. Lähmungen der die Stimmbänder spannenden Muskeln und ihrer Nerven, gleichviel welche Ursache sie haben, rufen ebenfalls A. hervor. So wird A. beobachtet nach übermäßiger Anstrengung der Stimme, bei Hysterie und Epilepsie, nach starken Gemüthsaffekten 2c. Die A. tritt bald plötzlich, bald allmählich, zuweilen periodisch auf, und geht entweder vorüber, oder bleibt für immer bestehen, was von den Ursachen der A. abhängig ist. Die Behandlung richtet sich ganz nach den Ursachen, letztere aber können häufig nur nach genauer Untersuchung des Stimmorgans mit dem Kehlkopfspiegel festgestellt werden. Die A. bei Katarrhen und Entzündungen des Kehlkopfs, sowie nach Ueberanstrengung des Stimmorgans, wird gebessert durch Schonung und Ruhe des letztern, durch warme Einwickelungen des Halses oder durch sogen. Prießnitz'sche Umschläge. Abhärtung des Körpers durch kalte Waschungen, Verwahrung gegen rauhe und

mit schädlichen Stoffen geschwängerte Luft, Tragen eines Respirators, Aufenthalt in gleichmäßig warmer, feuchter und reiner Luft, Vertauschung eines kältern mit einem wärmern Klima, besonders im Winter, verhüten die A. oder tragen zu ihrer Heilung bei. Sind Geschwülste oder Geschwüre des Kehlkopfes die Ursache der A., so müssen erstere operativ entfernt, letztere durch lokale Applikation von Aetzmitteln zur Heilung angeregt werden. Bei nervöser A. hat sich die Behandlung gegen das Grundleiden zu richten, manchmal ist die Anwendung der Elektricität auf die Nerven des Stimmorgans von günstigem Einfluß auf das Leiden.

Aphorīe (griech.), Unfruchtbarkeit.

Aphorismen (griech.), im allgemeinen abgerissene, spruchähnliche, unter einander nicht in unmittelbarem Gedankenzusammenhang stehende Sätze, welche allgemein menschliche Wahrheiten enthalten; im engern Sinn kurze Lehrsätze oder Lehrsprüche, in denen der Hauptinhalt einer Lehre oder Wissenschaft unter strenger Festhaltung der logischen Ordnung dargelegt wird. Eine solche aphoristische Behandlungsweise erleichtert die Uebersicht über die Grundbegriffe einer Wissenschaft und das Einprägen derselben und regt zu eigenem Nachdenken an. Aphoristische Schreibweise, eine abgebrochene, der stilistischen Verbindung und Ausführung ermangelnde Ausdrucksweise, die in geeigneten Fällen von großer Wirkung sein kann, aber, zur Gewohnheit geworden, das Verständnis erschwert.

Aphrodisia (griech.), Feste, welche zu Ehren der Aphrodite (Venus) allenthalben, wo sie Tempel hatte, begangen zu werden pflegten. Der Hauptsitz derselben, wie des ganzen Aphroditedienstes, war die Insel Kypros (Cypern), besonders die Stadt Paphos, wo Aphrodite der Sage nach von Aërias oder Kinyras der erste Tempel erbaut ward.

Aphrodisiăka (griech., »zum Liebesgenuß gehörig«), solche Nahrungs- und Arzneimittel, welche die geschwächte und erstorbene Zeugungskraft wieder erwecken und beleben, sowie specifisch reizend und aufregend auf die Geschlechtsorgane wirken sollen. Zu den Aphrodisiacis aus der Klasse der Nahrungsmittel gehören die Trüffeln und andere Pilze, die Chokolade, die Eier, der Kaviar, die Austern, der Lachs, Aal und andere Fische, Froschkeulen, Schildkrötenfleisch, Wildbret. Eine nachtheiligere Klasse bilden die Mittel, welche in einer specifischen Beziehung zu den Nervengeflechten des Genitalsystems stehen und nach einer momentanen Aufregung eine um so größere Erschlaffung bewirken, so die feinen Gewürze, Zimmet, Vanille, Safran, Perubalsam, Ingwer, dann Moschus, Haschisch oder indischer Hanf, Myrrhe, Terpentin. Eine dritte Klasse sind die Diuretika, namentlich Sellerie, Petersilie, Fenchel, Senf, Rettig, Zwiebeln. Eine vierte und die gefährlichste Klasse sind die Narkotika, welche besonders auf das kleine Gehirn und verlängerte Mark aufregend zu wirken scheinen. Den größten Ruf als Aphrodisiakum haben die Kantharidenpräparate, zugleich sind sie aber auch am schädlichsten, insofern sie leicht zu Blutüberfüllung der Nieren und Harnwege, zu Blutharnen und Harnstrenge führen. Es gibt auch eine große Anzahl abergläubischer A. (Philtra), welche in frühern Zeiten angewendet wurden und zum Theil noch angewendet werden.

Aphrodisiásmus (griech.), krankhafte Geilheit, Liebeswuth.

Aphrodit (Anaphrodit, griech.), jedes animalische, besonders menschliche Wesen, an dem die Genitalien entweder ganz fehlen, oder so verkümmert sind, daß sich der Geschlechtscharakter daraus nicht bestimmen läßt. Vollkommne Geschlechtslosigkeit (Aphroditismus) kommt äußerst selten vor.

Aphrodite (lat. Venus), in der Mythologie der Griechen und der Römer die Göttin der Schönheit und Liebe, entstanden aus dem Schaume des Meeres (s. Uranos), nach andern durch Verbindung des Zeus mit der Dione. Zephyre trugen sie nach Kythera, nach Kypros. Als sie ans Ufer trat, sproßten Blumen unter ihren Fußtritten, Eros und Himeros gesellten sich zu ihr und geleiteten sie zu den Unsterblichen. Geschichtlich gedeutet heißt dies: der Dienst der A. kam den Griechen großentheils übers Meer, aus Phönikien und Cypern zu, wobei doch wohl in Anschlag zu bringen ist, daß auch die Mutter Erde, die allernächste Versinnbildlichung der weiblich (empfangend) gedachten Zeugungskraft der Natur (dies die orientalische A.), dem Schoß des Okeanos entstiegen sein sollte, weshalb auch A. neben dem stürmischen Poseidon als Besänftigerin des Meeres erscheint und als solche an der ganzen kleinasiatischen Küste und auf den Inseln Tempel hatte. Freilich, hatte man sich in diese Nebenvorstellung des dem Meer Enttauchens recht eingewohnt, dann kann es nicht befremden, wenn A. in den helleno-barbarischen Theilen des Orients auch als Königin des Himmels, als Mondgöttin mit dem Stierhaupt, als Astarte erscheint. Nimmt man aber die A. als Mutter Erde, so erklärt sich auch leicht die uralte Verbindung derselben mit Adonis (»Herr«, phönikischer Göttername der Sonne). Der A. Urania (»Himmlischen A.«) liegt wohl ursprünglich ihre Vorstellung als Mondgöttin zu Grunde, deren sinnlicher Mylittadienst, wie ihn uns Herodot beschreibt, zwar von der platonischen A. Urania weit absteht, aber doch vielleicht mit dem Kultus der uralten und weitberühmten Venus Erycina (auf Sicilien), die auf einer Inschrift ausdrücklich Urania genannt wird, anfänglich identisch war. Auch sonst fehlt es auf griechisch-italischem Gebiet nicht an Spuren jener alten, im Orient herrschenden, kosmischen Bedeutung, abgesehen noch von jener Entstehungssage. So mag, ähnlich wie diese, ihre Verbindung mit Ares versteckt noch andeuten, daß der Kampf der schaffenden Gewalten der Milderung bedurfte, um wirklich schöpferisch zu sein. In der griech. Volksreligion ward A. dann freilich aus der Göttin der Schönheit und Liebe eine Göttin des Ehebündnisses, des Kindersegens, anderseits in der neuern attischen Kunst nichts als individuelle Erscheinung der reizendsten Weiblichkeit. So sind die Horen ihre sie schmückenden Dienerinnen, die Chariten (Grazien) ihre Gespielinnen, unter diesen Peitho (Suada) ihre Waffenträgerin. Ihr Gemahl Hephästos (Vulkan) trägt zwar an beiden Füßen ein Denkzeichen jenes wilden Kampfes der Elemente, den ihr Buhle Ares, durch welchen sie Mutter des Phobos (»Schreck«), Deimos (»Zagen«) und der Harmonia (»Einklang«) ward, recht eigentlich vertritt, und verfällt so schon bei Homer der Komik des Häßlichen; aber doch ist er Schöpfer des Schönen, daß er wohl mit Recht nicht bloß eine »feinverschleierte Huldin«, sondern A. selbst sein nennen mag. Auch Sterbliche, wie Anchises (dem sie den Aeneas gebar), hatten sich ihrer Gunst zu erfreuen. Wenn nun jener A. Urania, die besonders seit Platon als die geistigere A. aufgefaßt wurde, eine A. Pandemos (»in allen Gauen heimisch«), wie schon die lat. Uebersetzung

»Vulgivaga« andeutet, als die gemeinere, mehr nur sinnliche A. gegenüberstand, so ist doch nicht zu übersehen, daß auch dieser Ausdruck ursprünglich eine andere Bedeutung hatte und sich darauf bezog, daß ihr Dienst von Theseus, dem Gründer Athens, als des Mittelpunkts aller attischen Gaue, eingeführt worden war. Außer obengenannten Orten waren Hauptsitze ihrer Verehrung Knidos, Abydos, Kos, Thespiä, Megara, Korinth, Sparta; ihr Hauptattribut ihr Gürtel (ursprünglich Urania's kosmischer Gürtel). Als zärtliche Vögel waren ihr Sperling und Taube, als Frühlingsbote die Schwalbe, außerdem der Jynx (s. d.) und der schöne Schwan heilig; ferner wie der April (und der Freitag), so als Blume der schönsten Jahreszeit die Myrte, die Linde, mit deren Bast man die Kränze band, die Rose und Anemone; als Bild der Fruchtbarkeit und des verliebten Genusses der Apfel; endlich auch das Gemüse, wie sie ja in mancherlei, selbst genealogischen Bezug zu den Göttern des Gedeihens in Garten und Feld (Dionysos, Priapos, Hermes) tritt, eine Bedeutung, die bei der italischen Venus sogar das Ursprüngliche zu sein scheint, wie auch Freyja fast so unverkennbar als Freyr Frühlingsgottheit ist. Darauf deuten auch die Pervigilien (auf einer Tiberinsel in den drei ersten Aprilnächten mit vielem Muthwillen in Laubhütten gefeiert); andere Hauptfeste waren die Adonien (in Hellas und im Orient mit ziemlich gleichen Bräuchen, doch in sehr verschiedenem Sinn begangen) und die Aphrodisien, deren Feier Pelopidas 378 v. Chr. zur Befreiung Thebens von den spartan. Tyrannen benutzte. — A. gehört zu den von der alten Kunst mit am häufigsten dargestellten Gottheiten. Die ältere Periode und die erste Blütezeit der griech. Kunst (Phidias) stellte sie bekleidet, theils thronend, theils stehend dar. Erst in der zweiten Blütezeit (Skopas und Praxiteles) wagte man die Göttin in ihrer nackten Schönheit zu zeigen, aber auch hier nur mit Motivirung der Nacktheit, z. B. durch das Bad. Mit der Zeit stellte man die Göttin in ihrer Nacktheit nur um ihrer Schönheit willen dar, bis man ihr endlich alles Göttliche abstreifte und sie nur noch als schönes, häufig ganz genrehaft aufgefaßtes Weib erscheinen ließ. Ebenso stieg natürlich auch die Gesichtsbildung vom Ernsten und Würdigen zum Lieblichen und Anmuthigen und von da zum Sinnlichen und Koketten herab. Am berühmtesten waren im Alterthum die knidische A. des Praxiteles, welche uns in Nachbildungen in Rom und München erhalten ist, und das Gemälde der A. Anadyomene von Apelles. Unter den uns erhaltenen Statuen sind die berühmtesten die durch Hoheit der Auffassung vor allen andern ausgezeichnete A. von Melos im Louvre (1820 auf der Insel Milo in der Umgebung des Theaters aufgefunden; s. Tafel II »Bildhauerkunst«, Fig. 6), über deren Meister, Zeit und Auffassung die Wissenschaft noch zu keinem sichern Resultat gelangt ist; die in Neapel befindliche A. von Capua, als Siegesgöttin (Venus victrix) dargestellt, den Fuß auf den Helm des Ares setzend, mit den Armen den Schild emporhebend; die A. Medici zu Florenz, ein Werk des Kleomenes aus Athen (im Portikus der Octavia in Rom gefunden, früher in der Villa Medici daselbst, seit 1770 in Florenz, s. Tafel III, Fig. 5), und die im Bade kauernde A. im Vatikan (wahrscheinlich nach Dädalos von Sikyon), ein Beispiel der genrehaften Auffassung. Ist in den beiden letztern Statuen fast alles Göttliche abgestreift, so grenzt die A. Kallipygos zu Neapel (in den Kaiserpalästen zu Rom gefunden) trotz der wunderbaren Formvollendung beinahe an das Gemeine. Ueber die Aphroditedarstellungen des Alterthums vgl. Bernoulli, A. (Leipz. 1874).

Aphroëssa, Insel, s. Santorin.

Aphrosyne (griech.), Unvernunft, auch als Personifikation.

Aphthen, s. Schwämmchen.

Aphthonios, griech. Rhetor aus Antiochia, um 300 n. Chr., verfaßte zunächst als Erweiterung der gleichnamigen Schrift des Hermogenes »Progymnasmata« (Vorübungen der Beredsamkeit), worin er die von jenem gegebenen Vorschriften (zum richtigen Gebrauch von Tropen und Metaphern, zur Verfertigung von Einleitungen und Ausgängen ꝛc.) deutlicher auszuführen suchte, insbesondere durch Anführung von Beispielen. Dieses Werk, herausgeg. von Aldus (Vened. 1580), Petzholdt (Leipz. 1839) und in Spengels »Rhetores graeci«, Bd. 2 (das. 1854), wurde noch bis zum 16. und 17. Jahrh. auf Schulen und Universitäten als Kompendium benutzt. Außerdem besitzen wir von A. noch 40 äsopische Fabeln, herausgeg. in »Apologi s. fabellae Aesopicae etc.« (Hannov. 1603).

Aphyllen (griech.), blattlose Pflanzen; aphyllisch, blattlos.

A piacere (auch a piacimento, ital., spr. -tschēre, -tschiménto), nach Gefallen, nach Belieben, musikal. Bezeichnung, wodurch der Spielende die Freiheit erhält, die betreffenden (meist kadenzartigen) Stellen nach seinem Gutdünken vorzutragen. Im Handelsverkehr pflegt man mit A p. Wechsel zu bezeichnen, welche zu beliebiger Zeit zahlbar sind. In Betreff solcher Wechsel fragt es sich, ob die Zahlungszeit im Belieben des Bezogenen oder im Belieben des Inhabers stehen soll. Da nach den meisten gesetzlichen Bestimmungen dieselbe dem Belieben des letztern überlassen ist, so sind die mit A p. bezeichneten Wechsel meist als »bei Sicht« zahlbar zu betrachten. Nur zu St. Gallen steht die Zeit der Zahlung im Belieben des Bezogenen, welcher, wenn er nicht gleich bei Sicht zahlen will, den Zahltag in seinem Accept mit vormerken muß.

Apiānus (eigentlich Bienewitz oder Bennewitz), Peter, mathematischer Geograph und Astronom, geb. 1495 bei Leisnig in Sachsen, studirte zu Leipzig, ward 1524 Professor der Mathematik in Ingolstadt, 1541 von Karl V. geadelt und starb 21. April 1552. Am berühmtesten machte ihn seine »Cosmographia« (Landsh. 1524), die öfters aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt wurde, mit einer noch immer brauchbaren Tafel für Graduirung der Parallelkreise in geographischen Meilen, und das »Astronomicum Caesareum« (Ingolst. 1532). Auch gab er »Inscriptiones sacrosanctae vetustatis etc.«, mit Holzschnitten (das. 1534), heraus, erfand verschiedene mathematische Instrumente und zeichnete viele Landkarten, die besten seiner Zeit. — Sein Sohn Philipp A., geb. 14. Sept. 1531 zu Ingolstadt, hat sich ebenfalls als Geograph bekannt gemacht. Er erhielt 1552 seines Vaters Amt, sah sich aber als eifriger Lutheraner 1568 genöthigt, Ingolstadt zu verlassen, zog nach Wien und von da 1569 nach Tübingen, wo er als Professor der Mathematik 4. Nov. 1589 starb. Sein Hauptwerk sind die »Bayerischen Landtafeln« (1566), wofür ihn Herzog Albert mit einem Geschenk von 2500 Dukaten und einem Jahrgehalt belohnte.

Apiarium (lat.), Bienenhaus.

Apices juris, s. Apex.

Apicius, Marcus Gabius, Feinschmecker zu des Augustus und Tiberius Zeiten in Rom, galt in der Kunst des Gaumenkitzelns als Autorität, so daß selbst am kaiserl. Hofe Speisen seiner Erfindung bei keinem Gelage fehlen durften. Nachdem er ein Vermögen von Millionen bis auf ½ Mill. Thlr. verschwendet hatte, nahm er in der Verzweiflung Gift, weil er sein Leben nicht mehr fristen zu können glaubte. Das röm. Kochbuch »De arte coquinaria s. de opsoniis et condimentis«, das einzige dieser Art in der ältern Literatur, hat wahrscheinlich einen gewissen Cölius zum Verfasser, der den Namen des A. vorsetzte, um dadurch sein Buch zu empfehlen. Es wurde zuerst Mailand 1498, zuletzt von Schuch (Heidelb. 1867) herausgegeben.

Apion, Käfergattung, s. v. w. Spitzmäuschen.

Apios *Mönch.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, nordamerikan. Schlingpflanzen mit unpaarig gefiederten Blättern und dichten achselständigen Blütentrauben. Die einzige Art: A. tuberosa *Mönch.* (Glyzine Apios *L.*, Virginische Knollwicke, Amerikanische Erdnuß), ein ausdauerndes Gewächs Nordamerika's, hat einen dünnen, glatten, sich 2—3,7 Meter hoch emporwindenden Stengel, glatte Blätter mit eirund-lanzettförmigen, spitzigen Blättchen und schöne, bräunlich-fleischrothe, veilchenartig duftende, im August erscheinende Blüten. Das Gewächs dauert auch bei uns im Freien gut aus und liebt einen guten, lockern, besonders lehmigen Boden. Die durch fadenförmige Fortsätze zusammenhängenden Wurzelknollen von der Größe eines Hühnereies sind sehr mehlig, schmecken angenehm süß, den Kartoffeln ähnlich, an Artischoken erinnernd und enthalten 4,5 Proc. stickstoffhaltige Substanzen, 0,8 Fett, 33,5 Stärkmehl, Zucker, Pektin, 1,3 Zellstoff, 2,25 Salze und 57,6 Wasser. Sie sind also reicher an Nahrungsstoff als Kartoffeln, doch ist der Ertrag von gleicher Bodenfläche viel geringer und die Kultur auch sehr umständlich, weil die windende Pflanze der Unterstützung bedarf. Die Samen der Pflanze geben eine den Erbsen ähnliche Speise. Sie ist seit 1640 bekannt und wird bei uns als Zierpflanze kultivirt.

Apirie (griech.), Unerfahrenheit; Unbegrenztheit, Unbestimmtheit.

Apis, die Biene.

Apis, der von den Aegyptern verehrte Stier, angeblich von einer jungfräulichen, durch einen Lichtstrahl befruchteten Kuh geboren. Er war schwarz, hatte auf der Stirn ein weißes Viereck, auf dem Rücken das Abbild eines Adlers, am Schweife zweierlei Haare, unter der Zunge einen käferartigen Knoten (scarabaeus) und an der rechten Seite einen weißen Fleck, ähnlich dem Monde, wenn er zu wachsen anfängt. Sobald ein A. starb, sah man sich nach einem neuen um. War er gefunden, so wurde ihm am Orte seiner Geburt ein nach O. gelegenes Haus errichtet, in welchem er 4 Monate lang mit Milch genährt ward. Mit dem Neumonde erfolgte seine Abführung nach Nikopolis; von hier gelangte er nach 40 Tagen auf einer geweihten Gondel in einem vergoldeten Zimmer nach Memphis, wo ihm beim Heiligthume des Phtha eine Wohnung mit zwei kostbaren Gemächern erbaut wurde. Das Thier genoß hier sorgfältigster Pflege, ruhte auf Teppichen, hatte einen Hof zu seiner Bewegung, einen Harem von ausgesuchten Kühen und eine Quelle, aus der allein ihm Wasser gereicht werden durfte. Jeder Mann konnte den A. in seiner Wohnung zu Memphis sehen. Beweise seiner Gottheit gab er durch Orakel, die von dem Wechsel seiner beiden Gemächer, sowie von der Annahme oder Nichtannahme von Speise aus der Hand des Fragenden ausgingen. Eine besondere Art derselben waren die durch Kinder bei Aufzügen oder auf ihrem Spielplatze vor dem Tempel des A. gegebenen. Wer den A. fragte, betete vor ihm, hielt sich dann die Ohren zu und begab sich auf den Spielplatz der Kinder. Das erste, was er hier hörte, war der Spruch des A. Bei festlicher Versammlung wurden ihm Opfer dargebracht, und zwar nur Thiere seines Geschlechts, besonders durchaus rothe Ochsen, deren Reinheit vorher streng geprüft war. Die größte ihm veranstaltete Feier war sein Geburtsfest (beim Steigen des Nils): bei Memphis wurde eine goldene und eine silberne Schale in den Nil gesenkt, A. mit großer Begleitung umhergeführt, und 7 Tage lang wechselten Aufzüge mit Opfern und Tänzen. Nach 25 Jahren ward er um die Zeit seines Geburtsfestes getödtet und in einen heiligen Brunnen gesenkt, der keinem Uneingeweihten verrathen werden durfte. Starb das Thier früher, so ward es einbalsamirt, in einen kostbaren Sarg verschlossen und öffentlich im Tempel des Serapis, vielleicht auch im memphitischen Todtenfelde beigesetzt. Allgemeine Trauer herrschte, bis der neue Gott gefunden war. Die dem A. heilige Zeit waren die zwischen dem Sommersolstitium und dem Aufgang des Hundsgestirnes liegenden 29 Tage, wo der Nil stieg. Die 25jährige Lebensdauer des A. soll die 25jährige astronom. Periode bezeichnen, an deren Ende Sonne und Mond wieder denselben Stand gegen einander hatten. Den Persern war der Apisdienst ein Greuel; Griechen und Römer dagegen konnten sich auch mit diesem Kultus befreunden. Später machten verschiedene röm. Kaiser dem A. ihre Besuche, und sein Dienst war noch zu Julians Zeiten in vollem Gange. Vgl. Ammon.

Apistie (griech.), Unglaube, Mißtrauen.

Apitz (eigentlich Ludwig), natürlicher Sohn des Landgrafen Albrecht des Unartigen von Thüringen und der Kunigunde von Eisenberg, geb. 1269, ward nach der Vermählung Albrechts mit Kunigunde (1274) vom Kaiser legitimirt und sollte Thüringen erhalten. Da sich aber Albrechts rechtmäßige Söhne und die Stände dagegen erhoben, so ward A. mit dem Amte Tenneberg abgefunden, wo er 1298 oder 1300 ohne Erben starb.

Apium *L.* (Sellerie, Eppig), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, europ. und amerikan. zweijährige Kräuter mit gefurchtem Stengel, unpaarig gefiederten Blättern, endständigen Dolden ohne Hüllblätter, verwischtem Kelchrand, rundlichen, ganzen, grünlichweißen Blumenblättern und rundlichen, von der Seite her eingezogenen, zweiknöpfigen Früchten, deren Theilfrüchtchen 5 fadenförmige, gleiche Riefen, ein einstriemiges Thälchen und einen ungetheilten Fruchthalter (Mittelsäulchen) haben. A. graveolens *L.* (Gemeiner Sellerie), wächst in ganz Europa an sumpfigen Stellen, besonders auch auf salzhaltigem Boden, und ist an den dunkelgrünen, glänzenden, stark riechenden Blättern kenntlich. Die Wurzel der wildwachsenden Pflanze ist spindelförmig und dünn, hat einen widerlich durchdringenden Geruch und bitterlich scharfen Geschmack, durch Kultur wird sie aber knollenartig und süßlich aromatisch. Man kultivirt besonders zwei Spielarten, den Krautsellerie, mit langgestielten,

aufrechtstehenden Blättern und kleinerer Wurzel, und den **Knollensellerie**, mit kurzgestielten Blättern und großer rundlicher Wurzel. Der Sellerie verlangt kräftigen Boden und im Sommer viel Wasser. Auch muß er so früh als möglich gesäet werden. Die Wurzel enthält organische Säuren, besonders an Kali gebunden, Mannit und eine zwischen Gummi und Pektin stehende Substanz, das Apiin. Sie wird ihres aromatischen Geschmacks halber als würzende Zuthat in Suppen, auch als Salat mit Essig und Oel genossen. In Zucker eingemacht liefert sie mit Weißwein ein der Ananasbowle täuschend ähnliches Getränk. Sie wirkt eröffnend und vornehmlich auf die harnabsondernden und sexuellen Organe reizend, daher sie als Aphrodisiacum gilt. Früher sammelte man von dem wilden Sellerie Wurzel, Kraut und Samen; erstere, Radix Apii, gehörte zu den fünf großen eröffnenden Wurzeln, letztere wurden zu den kleinern erhitzenden Samen gerechnet. Jetzt sind sie obsolet.

Aplanātisch (griech., »nicht täuschend«), Bezeichnung eines Linsensystems, bei welchem neben der chromatischen auch die sphärische Abweichung fast vollständig beseitigt ist.

Aplaniren (franz.), ebnen, ausgleichen.

Aplomb (franz., spr. aplóng), das Lothrechtsein; Sicherheit des Auftretens, Benehmens.

Apneustie (griech.), Athemlosigkeit.

Apnoë (griech., »Athemlosigkeit«), gegenwärtig Bezeichnung desjenigen, bei Thieren künstlich zu erzeugenden Zustandes, wo das Thier nicht athmet und zu athmen braucht, weil sein Blut einen Ueberfluß an Sauerstoff enthält, im Gegensatz zur Dispnoë (s. d.) oder Athemnoth, welche infolge von Sauerstoffmangel im Blut entsteht und mit starken krampfhaften Athembewegungen einhergeht.

Apobātes (Apobāt, griech.), s. v. w. Anabates.

Apocrinus, s. Liliensterne.

Apocyneen (Hundstodgewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Kontorten, Kräuter, Sträucher und Bäume mit Milchsaft, gegenständigen oder wirteligen, einfachen, ganzen, meist nebenblattlosen Blättern und einzelnen achselständigen oder in Trugdolden vereinigten, regelmäßigen Blüten. Der Kelch ist meist fünfspaltig; die abfällige, auf dem Blütenboden stehende ganze Blumenkrone trichter- oder radförmig, mit verschieden gestalteten Schüppchen im Schlunde und meist vierspaltigem Saum, dessen Zipfel in der Knospe gedreht sind. Die Staubgefäße sind in der Röhre oder im Schlunde der Blume befestigt, den Zipfeln des Saumes an Zahl gleich und mit ihnen abwechselnd. Sie haben kurze Staubfäden und zweifächerige, nach innen aufspringende, oft spitzige, bisweilen pfeilförmige Antheren mit körnigem Blütenstaube. Das oberständige Ovarium ist zweifächerig und enthält in jedem Fache meist zahlreiche amphitrope oder anatrope Samenknospen; der einfache verdickte Griffel trägt eine zweispaltige Narbe. Jedes Fach des Ovariums wird zu einem besondern häutigen Achenium, oder die Frucht bildet eine einfache Kapsel oder Beere oder Steinbeere. Die meist zusammengedrückten Samen sind am Nabel mit seidenartigen Haaren, bisweilen am Rande mit hautartigem Flügel versehen und enthalten einen von fleischigem Endosperm umgebenen geraden Keimling. — Die meisten A. sind in den Tropen, wenige in der subtropischen, nur sehr wenige in der gemäßigten Zone einheimisch. Viele zeichnen sich durch schöne, wohlriechende Blüten, alle durch einen Reichthum an Milchsaft aus, der bei manchen Arten giftig, bei andern unschädlich und genießbar, zum Theil auch von arzneilicher Wirkung ist, zu welchem Zwecke von manchen auch die Wurzeln oder die grünen Theile verwendet werden. Bei den meisten enthält die Rinde abstringirende und aromatische Bestandtheile, von denen ebenfalls in der Heilkunde Gebrauch gemacht wird. Die beerenartigen Früchte mancher Arten sind eßbar; die Samen sind bei gewissen Arten äußerst giftig, bei andern unschädlich.— Von vorweltlichen A. sind die Gattungen Echitonium *Ung.* und Apocynophyllum *Ung.* in Blattresten in den jüngern Tertiärschichten bekannt.

Apocynum *L.* (Hundskohl, Hundswolle), Pflanzengattung aus der Familie der Apocyneen, meist amerikanische, Milchsaft führende Stauden mit ganzen und ganzrandigen gegenständigen Blättern, kleinen, im Grunde mit 5 spitzen Zähnen versehenen, glockenförmigen, in Trugdolden oder Rispen vereinigten Blüten und Samen mit Haarkronen. A. androsaemifolium *L.*, in Nordamerika, mit blaßrosenrothen, in Endafterdolden stehenden Blüten, in deren Röhre die durch den darin enthaltenen Honigsaft angelockten Insekten mittels reizbarer Zähne festgehalten werden, so daß sie darin umkommen (Fliegenfänger), hat eine brechenerregend und purgirend wirkende Wurzel und wird als Zierpflanze kultivirt, hält im Freien aus und blüht im Juni und Juli. A. cannabinum *L.*, in Virginien und andern Staaten der Union und in Ostindien, liefert Bast zu Netzen, Tauen, Geweben (Indian hemp); die Samenwolle dient zum Polstern. Auch A. venĕtum *L.* (A. sibiricum *Pall.*) und A. syriacum *Pall.*, in Südsibirien, am Kaspischen Meer, in Turkestan, Taschkend und in den Steppen Südrußlands, wird kultivirt und liefert einen schön weißen, ungemein feinen, seiden glänzenden Bast, der sich leicht von der Rindensubstanz trennt und zu Stricken, Netzen und Geweben benutzt wird. A. juventus *Lour.*, ein windender Strauch in Cochinchina, steht dort in hohem Ansehen, weil die Wurzel, anhaltend gebraucht, alten Leuten die Kräfte der Jugend wiedergeben soll.

Apodīe (griech.), Fußlosigkeit; **apodisch**, fußlos; Apōda, fußlose Batrachier; Schleichenlurche.

Apodiktisch (griech.) heißt ein Urtheil oder ein Beweis, der auf der Unmöglichkeit des Gegentheils beruht, nicht auf Gründen der Erfahrung. Nicht nur mathematische, auch alle logischen Beweise sind a., sobald der Beweisgrund eine anerkannte Wahrheit (unmittelbare Wahrnehmung oder Thatsache des Bewußtseins) enthält. **Apodiktik** nennt man daher die Wissenschaft von den Grundlagen des Wissens, die philosophische Grundwissenschaft. **Apodixis**, unwiderlegbarer Beweis; Prunkrede.

Apogäum (griech., Erdferne), derjenige Punkt in der Bahn des Mondes (s. d.), in welchem derselbe am weitesten von der Erde entfernt ist. Der diametral entgegengesetzte Punkt der Mondbahn heißt **Perigäum** oder **Erdnähe**. Beide Punkte sind die Endpunkte der großen Axe der Mondbahn.

Apŏgrăphon (griech.), Abschrift.

Apoikien (griech.), bei den Griechen Name derjenigen Kolonien, welche griech. Bürger aus eigenem Antrieb in der Fremde durch allmähliche Ansiedelung bildeten und welche nicht eo ipso unter der Staatsgewalt des Mutterlandes standen, im Gegensatz zu den von Staatswegen gegründeten Kolonien, die man »Kleruchien« nannte. Vgl. Kolonien.

Apokalypse (griech., »Enthüllung, Offenba-

rung«), Name des letzten Buches des Neuen Testaments; s. Johannes, der Evangelist.

Apokalyptik (griech.), Bezeichnung eines besondern Zweiges der spätern jüd. Literatur, einer schriftstellerischen Prophetie, welche die bevorstehende Erfüllung der Verheißung, die Vollendung des messian. Reichs durch den Weltlauf in Bildern und in einer künstlichen Symbolik schildert. In den Bibelkanon aufgenommene Produkte dieser Literatur sind das Buch Daniel und die Offenbarung des Johannes; es gibt aber deren aus der Zeit von 160 v. Chr. bis 132 n. Chr. eine große Anzahl, und es ist noch strittig, welche von ihnen von christlichen, welche von jüdischen Verfassern herrühren. Die Mehrzahl der heutigen Theologen hat die Ueberzeugung gewonnen, daß bei allen diesen Werken der Verfasser, der sich hinter einem angesehenen ältern Namen verbirgt, seine Zeit mit ihrem Druck und ihrer Noth symbolisch, aber dem mit den Zuständen hinreichend Bekannten verständlich schildert und die nahe Erlösung durch die im göttlichen Heilsplan liegende Entwickelung der Dinge in Aussicht stellt. Andere halten an dem wirklich prophetischen Charakter, wenigstens der biblischen Apokalypse fest und versuchen, wenn sie auch die Deutung auf bestimmte Ereignisse aufgeben müssen, eine sogen. reichsgeschichtliche Auslegung zu geben, die gleichsam die Entwickelungsperioden des Reichs Gottes charakterisiren soll. Die älteste dieser Apokalypsen und zugleich das Vorbild der spätern, ist das alttestamentliche Buch Daniel (s. d.). Unter den spätern jüdischen sind das Buch Henoch aus der spätern Makkabäerzeit und die Apokalypse des Esra aus der Zeit Herodes' d. Gr. oder des Kaisers Domitian, unter den christlichen der Hirt des Hermas (s. d.) hervorzuheben. Vgl. Hilgenfeld, Die jüdische A. (Jena 1857). Apokalyptiker heißen diejenigen, welche göttliche, auf das Weltende und die Wiederkunft Christi bezügliche Offenbarungen zu haben vorgeben, Visionäre, Schwärmer &c.; dann die Verfasser von Schriften apokalyptischen Inhalts, sowie auch die Erklärer, Ausleger solcher, insbesondere der Offenbarung des Johannes als der angeblichen prophetischen Enthüllung der zukünftigen Vollendung des Gottesreichs. Apokalyptische Zahl heißt die mystische, handschriftlich nicht ganz sichere Zahl 666 in der Offenbarung des Johannes (13, 18), worin man schon im 2. Jahrh. nach der Zahlbedeutung der griech. Buchstaben den Antichrist angedeutet finden wollte, während andere eine Zeitbestimmung darin sahen. Auch versteht man unter apokalypt. Zahl die dunkle, noch nicht übereinstimmend festgestellte Chronologie jenes Buchs.

Apokatastăse (griech.), die Wiederbringung aller Dinge, d. i. die Wiederherstellung der Welt in den ursprünglichen Zustand, sowie die endliche Besserung aller persönlichen Kreaturen und das Aufhören aller Sündenstrafen. Die A. wird in der Bibel nicht gelehrt, wenngleich einzelne Stellen (Matth. 19, 28; Apostelgesch. 3, 21; 2. Petr. 3, 7—13 &c.) ihr einen Anhalt bieten mögen; aber sie wird behauptet, weil eine ewige Unseligkeit von Gott geschaffner Wesen sich mit Gottes Güte nicht vertrage; daher setzen andere, z. B. Rothe, jener die Annahme einer völligen Vernichtung der Bösen entgegen. Eine A. lehrte zuerst in der Kirche Origenes, nach ihm viele Chiliasten und ebensowohl pantheistische Mystiker als Rationalisten, welche die Strafe nur als Mittel der Besserung ansehen. Auch Schleiermacher erachtete die A. für eine berechtigte Vorstellung.

Apokŏpe (griech., »Abschneidung«), in der Grammatik die Wegwerfung eines Buchstabens, auch wohl einer Silbe vom Auslaut, z. B. im »Zug'« herjubelnd; ein »gefürchtet« Haupt.

Apokrēos (Apokreosimos, griech., »Fleischenthaltung«), in der griech. Kirche die Woche Septuagesimä, mit der sie die Fasten beginnt.

Apokrīse (griech. Apókrisis, »Ausscheidung«), Ausscheidung von Feuchtigkeit aus dem Körper; auch s. v. w. Antwort, Bescheid.

Apokrisiarĭos (griech.), am byzantin. Hof der Großsiegelbewahrer; dann der stehende Gesandte des römischen Papstes beim griech. Kaiser, der gewöhnlich aus der Zahl der Diakonen genommen wurde und im Range auf die Bischöfe folgte; in Klöstern der mit der Aufsicht über die Kirche und die darin bewahrten Kostbarkeiten betraute Klosterbruder.

Apokryphen (griech.), dem Ursprung oder dem Inhalt nach »verborgene« Bücher; dann solche, die geheim gehalten werden, dem öffentlichen (kirchlichen) Gebrauche entzogen bleiben sollen entweder wegen ihres tiefen, nur wenigen verständlichen, oder wegen ihres bedenklichen, Glauben und Sitte gefährdenden Inhalts. Mit diesem übeln Nebensinne redet man von A. des Neuen Testaments und versteht darunter eine Reihe von Schriften, die, von unbekannten Verfassern geschrieben, häufig aber einem berühmten Namen untergeschoben, für kanonische Schriften gelten wollten, von der Kirche aber bei der Fixirung des Kanons ausgeschieden wurden. Es sind zum Theil Parteischriften einzelner Richtungen, die sich durch ihre tendenziöse Darstellung verrathen und nur vorübergehend oder nur in bestimmten Gegenden ein kirchliches Ansehen behaupten konnten. Zum Theil sind es harmlose Dichtungen, in denen sich aber vielfach eine Degeneration der religiösen Auffassung der evangelischen Geschichte kund gibt durch Umbildung derselben ins Grobsinnliche und Ungeheuerliche. Neben einzelnen Goldkörnern echter Ueberlieferung findet sich in ihnen eine Anhäufung des Wunderbaren, die ins Abgeschmackte geht und mit Vorliebe sich an biblische Nebenpersonen heftet. Aus ihnen hat die Legendenbildung des Mittelalters reichlich geschöpft. Von Bedeutung sind sie jetzt nur noch, insofern sie von altkirchlichen Zuständen, von der Entwickelung und Ausbildung zahlreicher Dogmen, sowie von dem Ursprung vieler Traditionen und Mißbräuche Kunde geben. Wie bei den kanonischen Schriften, so unterscheidet man auch bei den A. Evangelien, Episteln, Apostelgeschichten und Apokalypsen. Als die wichtigsten unter ihnen sind das Protevangelium des Jakobus, das Evangelium des Nikodemus, die Akten des Thomas, des Paulus und der Thekla, sowie eine ganze Reihe angeblich evangelischer Berichte über die Kindheit Jesu hervorzuheben. Sie sind neuerlich herausgeg. von Thilo (Leipz. 1832) und Tischendorf (Leipz. 1851 und 1853). Eine Mittelstellung zwischen kanon. und apokryph. Büchern nehmen die sogen. Antilegomena (s. d.), angezweifelte oder dem Widerspruch unterworfene apostol. Schriften des Neuen Testaments, ein, wozu die ältere griech. Kirche den zweiten Brief des Petrus, den Brief des Judas, den zweiten und dritten Brief des Johannes und die Offenbarung des Johannes, die ältere abendländ. Kirche auch den Hebräerbrief rechnete. Die A. des Alten Testaments sind eine Anzahl Schriften, welche nach dem Schluß des Kanons theils ursprünglich griechisch geschrieben, theils aus dem Hebräischen

übersetzt in der Septuaginta Aufnahme gefunden haben. Die alte Kirche unterschied sie als kirchliche Vorleseschriften von den kanonischen, welche Unterscheidung aber die röm. Kirche durch Augustinus' Einfluß trotz der entgegengesetzten Meinung des Hieronymus fallen ließ. Auch Luther nahm sie, mit Ausnahme des 3. und 4. Buches Esra, die auch das Tridentinum verwarf, in seine Uebersetzung auf als Bücher, »die der heiligen Schrift nicht gleich zu achten, doch gut und nützlich zu lesen seien«. Die reformirte Kirche des Festlandes wies sie der Privatlektüre zu, die englischen Reformirten aber und nach ihnen die Bibelgesellschaften ließen sie aus den von ihnen veranstalteten Bibelausgaben ganz weg. Es sind dies die drei Bücher der Makkabäer (von welchen Luther nur die zwei ersten übersetzt hat), das Buch Judith, das Buch Tobit (Tobias), das Buch Jesus Sirach (mit der von Luther ebenfalls nicht übersetzten Vorrede), das Buch der Weisheit Salomonis, das Buch Baruch, der Brief des Jeremias (bei Luther das 6. Kapitel des Buches Baruch), das sogen. dritte Buch Esra (von Luther nicht übersetzt) und einige spätere Zusätze zu den Büchern Daniel und Esther. Außerdem gehören hierher noch einige andere, zum Theil nur dem Namen nach erhaltene Bücher, von denen das Buch Henoch und das 4. Buch Esra, als der sogen. apokalyptischen Literatur angehörige Schriften, die wichtigsten sind. Diese Bücher sind von sehr verschiedenem Werth, aber als Geschichtsquellen und als Repräsentanten des Judenthums in der Periode von Esra bis auf Jesus zum Verständnis neutestamentlicher Zustände und Anschauungen unentbehrlich. Die A. palästinensischen Ursprungs enthalten die Elemente des Rabbinismus, seiner neuen Dogmen, seiner Asketik und Werkheiligkeit, seines glühenden Patriotismus und seines Partikularismus. Die griechischen zeigen die Grundzüge des Alexandrinismus. Zum Unterschiede von diesen A. nennt man die eigentlichen A. des Alten Testaments *Pseudepigrapha* und versteht darunter alle Bücher biblischer Art, welche unter unechtem alttestamentlichen Titel erschienen. Es sind Nachbildungen biblischer Bücher oder Umbildungen und Bearbeitungen biblischer Geschichten und daran angeknüpfte Dichtungen, oder prophetische Bücher, in denen ältere Personen und Verhältnisse zur Einkleidung der für die Gegenwart bestimmten Trost-, Mahn- und Ermunterungsreden benutzt werden. Der größere Theil von diesen gehört nicht mehr der alexandrinischen Schriftstellerei, sondern den ersten Jahrhunderten des Christenthums an, in denen persische und judenchristliche Sekten diese Pseudepigrapha zu ihren Zwecken benutzten. Eine dieser Schriften, das Buch Henoch, wird im Neuen Testament Juda 14 citirt. Vgl. *Volkmar*, Handbuch der Einleitung in die A. (Leipz. 1860—65, 2 Bde.).

Apolda, Fabrikstadt im Großherzogthum Sachsen-Weimar, liegt 11 Kilom. nordöstlich von Weimar, an der Thüringer Eisenbahn und am Zusammenfluß des Schoten- und des Herresser Baches (Nebengewässer der Ilm), ist Sitz der Direktion des 2. Verwaltungsbezirks des Landes (seit 1869) und eines Justizamtes, hat eine Realschule und (Jan. 1872) 10,535 Einw., was gegen die Zählung von 1867 (8895 Einw.) eine Zunahme von 15,4 Proc. ergibt. A. ist in industrieller Hinsicht in rapidem Aufschwung begriffen und bildet namentlich für die Fabrikation wollener Strumpf- und Weberwaaren einen der wichtigsten Plätze Deutschlands. Dieselbe wird theils in großartigen Fabrikgebäuden (in den größern Etablissements von Chr. Zimmermann und Sohn, Spör und Francke mit Dampf), theils durch Handarbeit betrieben und beschäftigt etwa 5000 Arbeiter und Arbeiterinnen in und bei A. selbst und 6000 in entferntern Ortschaften. Zum Vertrieb der Waaren bestehen zur Zeit 36 Verleger und 23 Strumpfwaarenhandlungen. Die Zahl der arbeitenden Webe- und Wirkerstühle aller Art, Posamentierstühle und Nähmaschinen wird zu 1500 angegeben, und der jährliche Bezug von Garnen berechnet sich auf 18—20,000 Ctr. (darunter etwa 4500 Ctr. englische ꝛc.), wozu noch ca. 2000 Ctr. Hülfsmaterialien (Futterstoffe, Posamenten, Zwirn, Knöpfe ꝛc.) kommen, woraus ca. 20,000 Ctr. Strumpf- und Weberwaaren aller Art gefertigt und ein Umsatz von etwa 3 Mill. Thlr. erzielt wird. Außerdem hat A. eine bedeutende Fleischwaarenfabrik mit einem jährlichen Umsatz von 50—60,000 Thlr., eine Fabrik für Konditoreiwaaren mit Dampfbetrieb (Umsatz 60—70,000 Thlr.), eine ebenfalls mit Dampf betriebene Holzbaufabrik, die unter anderem jährlich an 16,000 Kisten liefert, bedeutende Dampffärbereien, 2 mit Eisengießerei verbundene Maschinenfabriken und 2 renommirte Glockengießereien. Das Schloß und Rittergut von A., ursprünglich eine Besitzung der Schenken von Vargula und Tautenburg, später der Herren von Vitzthum, gehört seit 1633 der Universität Jena. Vgl. *Kronfeld*, Geschichte und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt A. (Apolda 1870).

Apolepse (griech. *Apolêpsis*), Hemmung, Ausbleiben, z. B. des Pulses, der Sprache, des Harns ꝛc.

Apollinaris, 1) *A. der Aeltere*, griech. Grammatiker aus Alexandria, Lektor und dann Bischof von Laodikea, wegen seiner Freundschaft mit Epiphanios, dem heidnischen Gegner des Origenes, exkommunicirt, starb vor 392. Zu seinen Arbeiten, welche den Christen die verbotenen Quellen klassischer Bildung ersetzen sollten, gehörten: eine griech. Grammatik, alttestamentliche Geschichten (homerisch behandelt), biblische Lustspiele, Tragödien und Gesänge nach dem Muster des Menander, Euripides, Pindar u. a., die sehr gerühmt werden, aber nach Julian (360—363) untergingen. Wir besitzen unter A.' Namen nur noch eine versificirte »Metaphrasis Psalmorum« (von Sylburg herausgegeben, Heidelb. 1569) und ein gewöhnlich bei den Werken Gregors von Nazianz befindliches Trauerspiel »Der leidende Christus« (mit metrischer Verdeutschung von Ellissen herausgegeben, Leipz. 1855), beide geschmacklos und wohl unecht.

2) *A. der Jüngere*, Sohn des vorigen, dessen Bestrebungen und Leiden er theilte, geboren zu Laodikea, war erst Lehrer der Rhetorik und Lektor, seit 362 Bischof von Laodikea. Ein hochangesehener Gegner des Arianismus, stellte er die Lehre auf, Christus habe statt des menschlichen Geistes den Logos gehabt. Er trat aus der Kirche 375 aus und bildete eine eigene Sekte, die nach seinem Tode (390) sich mehrfach spaltete, wiederholt verfolgt wurde und endlich unter den Monophysiten verschwand. Auf dem zweiten ökumen. Koncil 381 wurde die Lehre des A. förmlich verworfen.

Apollinarisberg, Anhöhe bei Remagen am Rhein, früher mit einer 1117 gestifteten, als Wallfahrtsort berühmten Propstei, die 1836 in Besitz des Grafen Egon von Fürstenberg kam, der an

ihrer Stelle die prachtvolle neue Apollinaris-kirche erbauen ließ. Letztere wurde 1839—53 nach Zwirners Plan im gemischten gothisch-romanischen Stil aufgeführt, hat 4 Thürme, im Innern werthvolle Fresken (von Deger, A. und K. Müller, Ittenbach u. a.) und enthält seit 1857 in der Krypta in einem Sarkophag aus dem 14. Jahrh. die Reliquien des heil. Apollinaris.

Apollinarisquelle, ein 1852 entdeckter Gesundbrunnen bei Neuenahr, im Ahrthal, dessen Wasser sich durch stark entwickelte Kohlensäure auszeichnet, eine Temperatur von 18° R. hat und wegen seines angenehmen Geschmacks großen Absatz durch Versendung findet.

Apollinopŏlis, Name zweier berühmten altägyptischen Städte: 1) A. magna (auch Apollonia), Hauptstadt eines Nomos in Thebais, am westlichen Ufer des Nils, südlich von Theben, mit prachtvollem Tempel unter den Ptolemäern, später Bischofssitz; jetzt Edfu (s. d.), mit herrlichen Ruinen. — 2) A. parva, Handelsstadt am rechten Nilufer, unterhalb Theben, jetzt Kûs, das zur Zeit der Chalifen und Mamlukkensultane für die reichste Stadt Oberägyptens galt.

Apollo, s. Apollon.

Apollo (Parnassius Apollo *L.*, Alpenfalter, Rother Augenspiegel), Schmetterlingsart aus der Familie der echten Tagfalter, mit abgerundeten mehlweißen Flügeln, von denen die vordern schwarz gefleckt, mit glasheller Spitze, die hintern mit zwei karminrothen schwarz umringten Augenflecken versehen sind. Die Flügelspannung beträgt 8 Centim. Das Weibchen besitzt am Hinterleib eine Art Tasche, welche durch Erhärtung einer vom Männchen abgesonderten zähen Flüssigkeit entsteht. Der A. lebt auf den höhern Gebirgen Europa's, die halbbehaarte, 5 Centim. lange Raupe im Mai auf der Fetthenne. Die kegelförmige Puppe ist 2 Centim. lang, violett und mit weißlichem Staub überzogen.

Apollodōros, 1) griech. Grammatiker und Mythograph aus Athen, um 140 v. Chr., Schüler des Stoikers Panätios und des Grammatikers Aristarchos. Von seinen im Alterthum viel benutzten Schriften grammat., geograph., mythograph., histor. Inhalts ist nur die »Bibliothek« erhalten, eine wohlgeordnete Zusammenstellung der Mythen von den ältesten Zeiten an bis Theseus (nur der Schluß, die Mythen von den Pelopiden, Atriden und den troischen Sagenkreis enthaltend, ist verloren). Das Erhaltene, wahrscheinlich ein Auszug aus einem größern Werk des A., ist das Beste, was wir über alte Mythologie besitzen. Ausgaben besorgten Heyne (Gött. 1803, 2 Bde.), Clavier (Par. 1805, 2 Bde., mit franz. Uebersetzung), neuerlich Sommer (Rudolstadt 1822); Westermann in den »Mythographi graeci« (Braunschw. 1843); J. Bekker (Leipz. 1854). Uebersetzt wurde das Werk von Moser (Stuttg. 1828), als Lesebuch für Schulen bearbeitet von F. J. Heyne (Leipz. 1836).

2) Griechischer Maler aus Athen, um 420 v. Chr., Vorläufer des Zeuxis, der erste, welcher Licht und Schatten richtig beobachtete und auf seinen Gemälden in Anwendung brachte, daher der Gründer einer neuen Kunstepoche. Von seinen Gemälden wird als Hauptwerk ein Odysseus genannt.

3) Berühmter Architekt aus Damaskus, lebte zu Rom zur Zeit des Kaisers Trajan, ist Erbauer des Trajanischen Forums und der darauf befindlichen Säule, sowie des Odeons und anderer Monumente jenes Kaisers, ward unter Hadrian zuerst verbannt und 129 getödtet, weil er durch freimüthigen Tadel des von dem Kaiser entworfenen Venustempels den Zorn jenes Monarchen erregt hatte. Als Schriftsteller lieferte A. ein an Hadrian gerichtetes Werk über Kriegsmaschinen, betitelt »Poliorcetica«, abgedruckt in »Mathematicorum veterum Opera« von Thevenot (Par. 1693).

Apollon (lat. Apollo), der Lichtgott der Griechen, dessen Dienst auf die Kultur des Volks vom höchsten Einfluß war, ist der Vertreter der »herrlichen, feierlichen, im erhabensten Sinne des Worts göttlichen Natur des Lichts, der siegreichen Feindin von allem Unholden und Widerwärtigen und der alldurchdringenden Ursache von allem Schönen und Harmonischen«, ohne Zweifel die erhebendste, das Gemüth noch jetzt tief ergreifende Gestalt der griech. Religion. Er heißt auch Phöbos (der »Reine, Reinigende«), von seinen Strahlen der »Goldgelockte«, der mit dem Silberbogen »Fernhintreffende«. So spendet er als Jagd- und Weide-, ja als Flurgott frische Gebirgs- und Seeluft (in seinem Gefolge sind die Horen und Chariten, das siegende Morgenlicht wie die mildere Jahreszeit), und so auch Herden- und Erntesegen und ist als Eröffner des Verkehrs der Gott der Thüren und Straßen, selbst zur See, der Berather und Schirmer der Auswanderer und Kolonisten. A. war Sohn des Zeus, dessen Willen er den Menschen verkündete, ein allwissender Seher, Sänger und Arzt und wurde in diesen abgeleiteten Eigenschaften besonders vom Epos (der Dichtgattung, die vorzugsweise bei den Joniern geübt wurde) aufgefaßt. Als Lichtgott sind ihm Tage, Monde und Jahre heilig, besonders aber einzelne Tage, wie beim Neumond und am 1. und 7. jedes Monats ihm geopfert wird, ferner der Thargelion (Mai), ja überhaupt die neun freundlichen Monate des Jahres, während die drei rauhen dem Dionysos zufallen. Da A., wie kein anderer Gott, in seinem Wesen kein menschliches Interesse ausschließt, möchte man ihn als den Gott der echt menschlichen, höhern und geistigern Lebenslust fassen; so wird er auch (schon als weißagender Gott) Heilgott (Asklepios ist sein Sohn) und anderseits (echt hellenisch) Gott des sanften, erlösenden Todes. Als reinigendem Gott kommt ihm aber auch das Friedenstiften, Richten und Strafen zu; von der elementaren Seite aus genommen: das Uebermaß von Glut aus der Höhe bringt Pest und Sterben über die Sterblichen. Dem Frevler bringen seine Pfeile Tod und Verderben; das erfuhren die Aloiden, die stolze Niobe mit ihren Kindern, die Griechen im Lager vor Troja. Aber seine Gerichtshöfe entsühnen auch von unvorsätzlichem, aus Nothwehr oder (wie bei Orestes, dem Muttermörder) aus sittlichem Grunde stammendem Todschlage und setzen der Blutrache Schranken, wie sie den verfolgenden Erinnyen Halt gebieten. Diese innerlichste Auffassung seines Wesens erfuhr A. zuerst durch den dorischen Stamm, nachdem ihm Achäer die anfängliche Ausbildung, die Jonier die fortgehende Ausbreitung mit Hintansetzung anderer Mächte (wie Dionysos, Poseidon) verschafft hatten. In seinem Dienste ertönt die kräftige Kitharis, die weichliche Flöte ist ihm ein Greuel: der phrygische, mehr bakchantische Flötenspieler Marsyas wird von ihm überwunden und getödtet. Zu seinem Preise erklingt der frische, helle Päan, und künstlich verschlungene Chöre bewegen sich um seine Altäre. Der Lichtgott, der die Laute der Natur weckt und

die Bewegungen der Planeten, die Harmonie der Sphären ordnet, besitzt auch die Gabe der Dichtkunst, des Gesangs und des Saitenspiels, wie des Tanzes. Bei Homer spielt er beim Schmaus der Götter die Phorminx, und die Musen begleiten ihn mit Gesang. So wird er in der Folge Meister aller schönen Künste und Führer der Musen (Musagetes). Ihn gebar die Leto auf Delos, wo sie, von Here verfolgt, nach langem Irren Zuflucht fand. Das Götterkind schwingt sich zum Olymp, überwältigt den Drachen Python, erlegt die Kyklopen, wird aber für solche Blutschuld vom Olymp verstoßen und büßt auf Erden als Hirt des thessalischen Königs Admetos. In Tempe endlich gereinigt, entschwebt er im Schwanengespann zu seinen Hyperboreern, spielt und tanzt mit ihnen, bis er zur Sommerhälfte des Jahrs nach Hellas zurückkehrt, wo ihn die Nachtigallen, Schwalben und Cikaden begrüßen. Schon in seinem Ursitze, dem reizenden Tempe, erkor sich der Ewigblühende den immer grünen, aber auch rasch in der Flamme verzehrten Lorbeer zum Attribut, daher ist Daphne (s. d.) des Gottes Geliebte. Auch der blendende Schwan des Peneios wird zum Symbol des Phöbos: zu Delphi wohnt der Gott erst in einer Hütte von Lorbeerzweigen, dann unter einem Zelte von Schwanenfittigen. Als Delphin leitet er seine eifrigsten Diener, die kretischen Seeleute, nach Krissa (Delphi), um dort sein Heiligthum zu gründen. Hier (9 Monate) wie zu Patara in Lykien (3 Monate), dann auch zu Abä und sonst an vielen Orten am Kopaissee, zu Klaros und Didyma (in Jonien) spricht er durch Priester oder durch Sibyllen. Aber seine Sprüche sind für den beschränkten Menschengeist oft dunkel, daher heißt er Loxias (der »Dunkle«). Er mißt den Himmelsraum und theilt die Weltgegenden, den Wahrsagern zur Richtschnur, lehrt sie Blitzdeutung und Vogelschau und verkündet durch seine Boten, Raben, Habichte, Geier und kreisende Falken, den göttlichen Willen; auch die sonneliebende, wetterprophetische Eidechse, wie der Wolf (als Symbol der Mordsühne), die Rehkuh und unter den Pflanzen der Oelbaum und die Palme sind ihm heilig. Seine meisten Feste, die Delphinien, Thargelien, Daphnephorien, fallen in die schöne Jahreszeit; an den letztern wird ein Lorbeerzweig, mit ehernen Scheiben nach der Zahl und den Verhältnissen der Planeten geschmückt, umhergetragen; an den herbstlichen Pyanepsien bringt man Olivenzweige dar, mit Früchten, Trauben und kleinen Oel- und Weingefäßen behangen. Um die Mitte des Sommers, wenn die Blumen unter der Sonnenglut hinwelken, an den Hyakinthien, wird sein Liebling Hyakinthos beklagt, den der Gott im Spiel mit der Wurfscheibe getödtet. Außerdem feierte man ihm zu Ehren alle 4 Jahre im Nachsommer die Pythischen Spiele, an denen sich ganz Griechenland betheiligte, und auf dem Vorgebirge Aktion, wo A. einen der Sage nach von den Argonauten erbauten Tempel hatte, alle 3 Jahre die Aktien, ein mit Wett- und Seekämpfen verbundenes Fest. A. hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft; besonders hießen Seher und Sänger, sowie Stammheroen von Städten und Landschaften, in denen er verehrt ward, seine Söhne.

A. ist der einzige von den olymp. Göttern, welchen die bildende Kunst von Anfang an unbärtig und jugendlich darstellte. In der ältern Periode erscheint er in ruhiger Stellung, nackt, mit reichem Lockenschmuck, wie ihn der A. von Tenea zu München zeigt, aber auch schon in lebendiger Aktion mit Pfeil und Bogen, sowie im langen Kitharödengewande mit der Leier. Ebenso bildete ihn die erste Blütezeit der griech. Kunst, während man ihn in der zweiten gern genrehaft auffaßte (besonders berühmt sind in dieser Beziehung der sogen. Apollino zu Florenz und der A. Sauroktonos, der »Eidechsentödter«, zu Rom und Paris). Sein Körper zeigt die blühendsten jugendlichen Formen, das Antlitz, umwallt vom herrlichsten Lockenschmuck, thatkräftige Energie oder erhabene Begeisterung oder ruhiges Genießen. In vollster Thätigkeit zeigt ihn der A. von Belvedere, eins der bewundertsten Kunstwerke im Vatikan zu Rom (1495 in den Ruinen von Antium aufgefunden; s. Tafel III »Bildhauerkunst«, Fig. 6), dessen Original in Erz einst zu Delphi stand. Er ist (nach neuerer Deutung) dargestellt, wie er mit der Aegis in seiner Linken die heranstürmenden Gallier von seinem Heiligthum zurückscheucht (279 v. Chr.), während man ihn früher (Winckelmann) als mit dem Bogen schießend auffaßte (vgl. Ans. Feuerbach, Der vatikan. Apollo, Nürnb. 1833). Auf dasselbe Original geht zurück der A. Boëdromios, eine 1792 bei Janina aufgefundene Bronzestatuette, im Besitz des Grafen Stroganoff in St. Petersburg, welche die neuere Deutung des belvederischen A. bestätigt (vgl. Stephani, A. Boëdromios, Petersb. 1860, und Wieseler, Der A. Stroganoff und der A. von Belvedere, Leipz. 1861). Den begeisterten Gott stellt uns der A. Musagetes des Vatikans dar, eine bewegte Kitharödengestalt in langem Festgewande und mit fast weiblicher Fülle der Formen, welchen man allgemein für eine Nachbildung des A. Palatinus von Skopas ansieht. Ruhig, träumerisch zeigen ihn die beiden erwähnten Statuen des Apollino und Sauroktonos. Der riesige A. des Chares zu Rhodos, eins der sieben Wunder der Alten Welt, ist uns leider nicht bekannt; alle von ihm hier und da vorkommenden Abbildungen, z. B. mit gespreizten Beinen, Schiffe dazwischen durchfahrend, sind Phantasiegebilde. Vgl. Roscher, Beiträge zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer (Leipz. 1874).

Apollōnia, eine Christin, welche unter Decius 249 in Alexandria den Märtyrertod erlitt und als Heilige und Helferin bei Zahnschmerzen angerufen wird. Ihr Gedächtnistag ist der 9. Febr. Der Name bezeichnet auch eine musenähnliche Frauengestalt, die als Repräsentantin der Poesie und alles Schönen gedacht wird; so von Klopstock und andern neuern Dichtern.

Apollōnia, Name mehrerer Städte des Alterthums, wovon die berühmtesten folgende sind: 1) Stadt in Illyrien, rechts vom Aoos (Vojutza), unfern dem Adriatischen Meer, war eine korinthisch-kerkyräische Kolonie und gelangte durch Handel zu großer Blüte. Später suchte sie den Schutz der Römer und verlor die Freiheit, behielt jedoch ihren Wohlstand und ward zugleich Hauptsitz griechischer Wissenschaft, wo vornehme junge Römer, z. B. Augustus, Mäcenas u. a., studirten. Ihre Ruinen finden sich beim Kloster Pollina, westlich von Berat. — 2) Stadt in Thrakien, an der Westküste des Pontus, eine alte, wichtige Kolonie der Milesier, mit zwei Seehäfen und berühmtem Apollotempel, woraus M. Lucullus die von Kalamis gefertigte kolossale Bildsäule des Gottes nach dem römischen Kapitol brachte. Unter den Römern verfiel A.; später Sozo-

polis, jetzt Sizeboli. — 3) Stadt in Palästina, am Mittelmeer, zwischen Cäsarea und Joppe, eine Anlage des Seleukos; hieß zur Zeit der Kreuzzüge Assor (Assur, auch Arzuffum) und ist jetzt ein unbedeutendes Dorf Arsuf. — 4) Stadt in der afrikan. Landschaft Kyrenaika, Hafenort von Kyrene, später Sozusa, jetzt Marza Susa genannt; Geburtsstadt des Geographen Eratosthenes.

Apollonikon, ein großes orgelähnliches Instrument, das die Effekte der Orchesterinstrumente wiedergibt, gleichsam eine Riesenspieluhr und von ähnlicher Bauart. Es wurde 1828 von Flight und Robson in London erfunden.

Apollonion, ein kunstreiches, von H. Völler (aus Angersbach in Hessen) 1800 erfundenes Instrument, das eine Verbindung von Tasten- und Pfeifenwerk ist und aus einem aufrechtstehenden Piano mit 2 Klavieren, einem Flötenwerk von 2, 4 und 8 Fußton und einem Automaten von Gestalt eines Knaben besteht, der mehrere Flötenkoncerte mit richtigem Fingersatz spielt und in den Pausen die Flöte absetzt.

Apollōnios, 1) A. der Rhodier, auch A. der ältere Alexandriner, berühmter griech. Dichter und Rhetor aus Alexandria, geb. um 240 v. Chr., genoß den Unterricht des Kallimachos, trat aber zu diesem wie zu den Alexandrinern überhaupt in einen trennenden Gegensatz, indem er unternahm, ein umfängliches Epos, die »Argonautica« (in 4 Büchern), im Sinne Homers zu dichten, was freilich so wenig mehr gelingen mochte, daß er auch uns nicht befriedigt. Das Werk zeugt von mehr Verstand, auch Fleiß und Gelehrsamkeit, als Dichtergenie, war aber doch als ein in der Erzählung gleichmäßig fortschreitendes Epos bei den Römern ein vielgelesenes Buch, über das auch noch reiche Scholien vorhanden sind. Eine lat. Uebersetzung davon lieferte P. Terentius Varro, eine Nachahmung Valerius Flaccus und eine Umwandlung in 5608 Jamben Marianus. Da übrigens A. mit seinen »Argonautengeschichten« in Alexandria so wenig Anklang fand, wandte er sich nach Rhodos, wo man ihn freundlich aufnahm und zum Ehrenbürger ernannte. Erst im hohen Alter (nach 194 v. Chr.) kehrte er nach Alexandria zurück, um Nachfolger des Eratosthenes im Bibliothekariat zu werden. Herausgegeben wurde das Gedicht von Joh. Lascaris (Flor. 1496, mit Scholien), dann von Stephanus (Genf 1574), Brunck (Straßb. 1780, neue Ausg. Leipz. 1810—13, 2 Bde.), Wellauer (das. 1828, 2 Bde.), Merkel (das. 1852), Keil (das. 1854). Deutsche Uebersetzungen gaben Bodmer (Zür. 1779), Willmann (Köln 1832), Osiander (Stuttg. 1838). Von A.' Epigrammen ist in der griechischen Anthologie noch ein scharfes auf Kallimachos vorhanden, das von diesem mit einem Schmähgedicht »Ibis« erwidert ward. Andere Schriften des A. sind verloren. Vgl. Weichert, Ueber das Leben und Gedicht des A. (Meißen 1821).

2) A. von Perga, der Geometer, einer der scharfsinnigsten Mathematiker des Alterthums, geb. zu Perga in Pamphylien um 200 v. Chr., erhielt seine Bildung in der Alexandrinischen Schule, blühte unter Ptolemäos Philopator und erwarb sich durch Schrift und Lehre um die Erweiterung der Geometrie große Verdienste. Namentlich erhielt durch ihn die Lehre von den Kegelschnitten eine neue vollkommnere Gestalt. Von seinem hiervon handelnden Hauptwerk »De sectionibus conicis libri VIII« sind nur die 4 ersten Bücher in griechischer Sprache vorhanden, die 3 folgenden in arabischer Uebersetzung, das 8. fehlt ganz; herausgegeben wurden sie von Gregory und Halley (Oxf. 1710); die neueste deutsche Bearbeitung, mit dem durch Halley wiederhergestellten 8. Buche, ist von Balsam (Berl. 1861).

3) A. aus Tralles in Kilikien, Bildhauer im 3. oder 2. Jahrh. v. Chr., mit seinem Bruder Tauriskos berühmt als Verfertiger der unter dem Namen des Farnesischen Stiers (s. Farnesische Kunstwerke) bekannten Antike zu Neapel.

4) Feldherr des syrischen Königs Antiochos Epiphanes, rückte 168 v. Chr. mit 20,000 Mann friedlich in Jerusalem ein, überfiel aber am nächsten Sabbath die Betplätze, erschlug die Männer, verkaufte Frauen und Kinder, legte mehr als die Hälfte der Stadt in Asche und baute auf den Anhöhen südwärts vom Tempel eine starke Festung. Die Folge solcher Barbarei war ein allgemeiner Aufstand der Juden unter dem Hasmonäer Mattathias, gegen dessen Sohn, Judas Makkabäus, A. 166 v. Chr. Schlacht und Leben verlor.

5) A. von Tyana, neupythagoräischer Philosoph, Theurg und Magier, ward von den Feinden des Christenthums nicht nur mit Jesus verglichen, sondern selbst über diesen gestellt. Schon vor der Geburt des A. hatte die Mutter eine Erscheinung des ägyptischen Gottes Proteus, der in ihrem Kinde selbst Mensch zu werden verhieß. Bei der Niederkunft (um die Zeit Christi) fuhr ein Blitzstrahl neben dem Neugebornen nieder und stieg, ohne Schaden gethan zu haben, sogleich wieder in die Höhe, ein Zeichen, das später für die Bürger von Apollonia hinreichend war, den A. für einen Sohn des Jupiter zu erklären. Von seiner Vaterstadt Tyana in Kappadokien begab sich A. nach Tarsus in Kilikien, wo er sich mit den verschiedenen philosophischen Systemen jener Zeit bekannt zu machen suchte. Derselbe Zweck führte ihn später nach Aegä. Durch Eurenos hier ganz für die pythagoräische Philosophie gewonnen, beobachtete er die asketischen Vorschriften dieser Schule mit der äußersten Strenge, trieb zugleich Magie und allerlei Wunderkünste und ertheilte in einem Tempel des Aeskulap Orakelsprüche. Seine bloße Erscheinung soll einst einen Aufruhr der Aspendier gestillt haben. Auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters kehrte A., erst 20 Jahre alt, nach Tyana zurück, bestattete den Leichnam und schenkte das ihm zugefallene Erbe theils seinem Bruder, theils den Armen. Ihn selbst trieb der Durst nach tieferem Wissen in das Innere von Asien bis nach Indien. In Indien zogen besonders die Gymnosophisten und deren Oberhaupt Jarchas seine Aufmerksamkeit auf sich. A. ward ihr eifriger Schüler und von ihnen in die Tiefen ihrer Mystik und Theurgie eingeweiht. Um so kecker trat er nach seiner Rückkehr in Kleinasien auf. Unter großem Zulauf des Volks hielt er öffentlich Sittenpredigten, bekräftigte seine Aussprüche durch Wunder und Weissagungen und bedrohte die ihm Widerstrebenden mit göttlichen Strafen. Unter der Regierung des Kaisers Nero finden wir A. in Rom. Auch hier fehlte es ihm nicht an Bewunderern, nachdem ihm die Gaukelei einer öffentlichen Todtenerweckung gelungen war. Dennoch mußte er mit allen fremden sogen. Philosophen auf Nero's Befehl Rom verlassen. Er ging nach Spanien, zettelte hier unter seinem Anhange eine Empörung gegen Nero und die Römer an, die unterdrückt wurde, und trieb sich dann in Afrika, Unteritalien und Sicilien umher. Nach

Nero's Tode besuchte er zum zweitenmal Athen, wo man ihn in die Eleusinien einweihte. Durch Aegypten zog er hierauf bis nach Aethiopien zu den Quellen des Nils, verkehrte mit den dortigen Gymnosophisten und reiste endlich über Kleinasien nach Rom zurück, um sich hier gegen die von Euphrates gegen ihn erhobene Anklage wegen Theilnahme an einer Verschwörung wider Domitian zu vertheidigen. Wahrscheinlich durch hochgestellte Freunde wurde er während des Processes entführt, und zu derselben Zeit sollte er in Puteoli seinen Jüngern Damis und Demetrius erschienen sein. Nachdem er noch mehrere Jahre in Sicilien, Griechenland und Kleinasien unter mannigfachen Abenteuern und Wunderthaten (z. B. zu Olympia und in der Höhle des Trophonios) umhergezogen war, starb er zu Ephesos 96, nach andern 110 n. Chr. Die ganze Person des A. in Zweifel zu ziehen, wie dies von neuern Gelehrten, namentlich Kirchenhistorikern, häufig geschehen ist, muß als Uebertreibung angesehen werden. Daß im 1. Jahrh. n. Chr. ein A. aus Tyana lebte und als neupythagoräischer Schwärmer und Sittenprediger, sowie durch seine Reisen, Abenteuer, Prophezeiungen, Wunder oder Blendwerke allgemeines Aufsehen erregte, bestätigen zahlreiche Tempel, Altäre und Bildsäulen, die ihm in vielen Städten, besonders in Kleinasien und Griechenland, bald nach seinem Tode errichtet wurden. Selbst durch Münzen verewigte man sein Andenken, das noch den Kaisern Caracalla und Aurelian heilig war und von Alexander Severus neben dem Gedächtnis Abrahams, Christi u. a. gefeiert ward. Der ältere Philostratos (s. d.) beschrieb auf Geheiß der Julia, der Gemahlin des Septimius Severus, das Leben des A. in 8 Büchern, welches Werk eine Zeitlang zur Herabsetzung des damals schon sehr verbreiteten Christenthums benutzt ward. Die angeblichen Schriften des A. sind verloren, bis auf 85 Briefe, welche, wahrscheinlich unecht, in der »Collectio epistolarum graecarum« (Vened. 1499, 1606), sowie in der Ausgabe der Werke des Philostratos von Olearius (Leipz. 1709) abgedruckt sind. Vgl. Baur, A. von Tyana und Christus, oder das Verhältnis des Pythagoräismus zum Christenthum (Tüb. 1832); Newman, Life of A. (Lond. 1849).

6) A. Dyskolos (der »Mürrische«), Grammatiker aus Alexandria in der 2. Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., ergründete aus der lebenden Rede die Thatsachen der Grammatik philosophisch, worin kein früherer oder späterer seines Volks ihm vergleichbar ist. Zu Rom zog er bald als Lehrer und Schriftsteller die Aufmerksamkeit des Kaisers M. Aurelius auf sich. Er starb in Alexandria. Seine Hauptschrift (4 Bücher Syntax) ward herausgeg. von J. Bekker (Berl. 1817), der auch anderes von A., über das Pronomen (Berl. 1813) und über die Konjunktionen und Adverbien (in den »Anecdot. Graec.«, Bd. 2), veröffentlichte. Viele seiner Schriften sind verloren gegangen. Vgl. Egger, A. Dyscole (Par. 1854); L. Lange, Das System der Grammatik des A. (1852); Skrzeczka's vier Programme (Königsb. 1853—61).

Apollonius von Tyrus, der Held eines griech. Romans, welcher im Mittelalter viel gelesen wurde und in fast alle Sprachen des Abendlandes übersetzt worden ist. Es werden darin die Schicksale und Abenteuer erzählt, welche der syrische Fürstensohn A. vor seiner Vermählung mit der Tochter des Königs Alkistrates von Kyrene zu bestehen hatte; dazu die Begegnisse seiner durch Scheintod von ihm getrennten Gattin, sowie die seiner keuschen Tochter Tarsia, die von Seeräubern entführt und an einen Kuppler nach Mytilene verkauft wird. Der Roman schließt mit dem gegenseitigen Wiederfinden aller Familienglieder. Das griech. Original ist nicht mehr vorhanden, wohl aber eine sehr alte lat. Uebersetzung in drei Bearbeitungen, von denen die eine u. a. von Welser (Augsb. 1595) herausgegeben worden, die andere in den »Gesta Romanorum«, die dritte im »Pantheon« des Gottfried von Viterbo enthalten ist. Aus diesen Quellen flossen die verschiedenen poetischen und prosaischen Uebersetzungen und Bearbeitungen: eine angelsächsische aus dem 11. Jahrh. (herausgeg. von Thorpe, Lond. 1834), eine span. Bearbeitung aus dem 13. Jahrh. (abgedruckt in Sanchez' »Colleccion de poesias castellañas«, 2. Ausg., Par. 1842), mehrere französische und italienische in Versen und Prosa aus dem 14. und 15. Jahrh., ebenso verschiedene englische. Shakespeare behandelte den Stoff in seinem »Perikles« und benutzte dabei die Darstellung Gowers in der »Confessio amantis«, welcher seinerseits aus dem »Pantheon« Gottfrieds von Viterbo schöpfte. Deutsch bearbeitete ihn, wahrscheinlich nach den »Gesta Romanorum«, ein Wiener Arzt, Heinrich von der Neuenstadt, um 1300 in einem etwa 20,000 Verse langen, bis jetzt ungedruckten Gedichte. Eine bisher unbekannte mitteldeutsche Prosabearbeitung gab Schröter heraus in den »Mitth. der deutschen Gesellschaft«, Bd. 5 (Leipz. 1872). Spätern Ursprungs ist eine »History des Küniges Appolonii«, welche sich an Gottfried von Viterbo anschließt (Augsb. 1471 u. öfter). Nach den »Gesta Romanorum« erzählt Simrock den Stoff hochdeutsch in den »Quellen des Shakespeare«, Bd. 2 (2. Aufl., Bonn 1872), während ihn Bülow in seinem »Novellenbuch«, Bd. 4 (Leipz. 1836) nach der Welser'schen Ausgabe mittheilt.

Apollos, Mitarbeiter des Apostels Paulus in Ephesos und Korinth, ein schriftgelehrter Judenchrist aus Alexandria, wird von vielen für den Verfasser des Hebräerbriefes gehalten, der im Geiste alexandrinischer Religionsphilosophie dem Christenthum eine selbständige Stellung gegenüber dem Judenthum zu vindiciren sucht (vgl. Apostelgesch. 18, 28). An A. schloß sich eine Partei in Korinth an.

Apolōg (griech.), eine sinnreiche erdichtete Erzählung, Märchen; dann Fabel, besonders moralischen Inhalts, auch mit deutlich ausgesprochener Lehre am Schluß.

Apologētik, s. Apologie

Apologie (griech.), »Rede oder Schrift zur Vertheidigung« eines Angeklagten oder sonstwie Beschuldigten. Daher heißen Apologeten in der christlichen Literaturgeschichte die Männer, welche sich die Vertheidigung des Christenthums und die Widerlegung der Einwürfe, die auf Grund nationaler Vorurtheile bei Juden und Heiden gegen dasselbe erhoben wurden, zur Aufgabe stellten. Ihre Schriften waren zunächst eigentliche Schutzschriften, gerichtet an den Kaiser und an den römischen Senat oder an das Volk, und suchten die Vorwürfe des Atheismus, der Unsittlichkeit und der unsinnigen Schwärmerei, welche die Verfolgungen der Christen im römischen Staat rechtfertigen sollten, zu entkräften. Hier war es Hauptsache, durch Hinweisung auf die Thatsachen, auf das Leben und den Wandel der Christen, auf ihren bürgerlichen Gehorsam und ähnliches, die verleumderischen Entstellungen der

Gegner zurückzuweisen. Als aber mit der steigenden Bedeutung des Christenthums bald auch der religiöse und philosophische Gedankengehalt desselben von wissenschaftlich gebildeten Heiden angegriffen wurde, galt es auch die Vertheidigung in gleicher Weise zu führen, und die Apologeten mußten danach streben, die sittlichen und religiösen Principien des Christenthums in möglichster Klarheit zu entwickeln und zu begründen. Den einzigen gemeinsamen Boden, auf den sie sich hierbei mit ihren Gegnern stellen konnten, gab die griechische Philosophie ab, deren Anwendung auf das Christenthum mit Nothwendigkeit auch zu mancher schiefen und einseitigen Darstellung und zu Behauptungen führte, die nur auf Grund der auch dem Gegner gemeinsamen Vorstellung eine relative Wahrheit hatten. Anders standen die Apologeten dem Judenthum gegenüber; hier war das Alte Testament die gemeinsame Basis, und es kam nur darauf an, den apostolischen Reden im Neuen Testament nachzufolgen und den Nachweis zu liefern, daß zwischen dem Judenthum, welches als geoffenbarte Religion galt, und dem Christenthum kein unlöslicher Widerspruch bestehe, und daß nichts im Alten Testament verheißen oder vorgebildet sei, was nicht im Christenthum seine rechte Erfüllung gefunden habe. Das apologetische Interesse ließ hier den ausgedehntesten Gebrauch von der auch bei den Juden üblich gewordenen allegorischen Interpretationsweise und exegetischen Willkür machen. In beiden Beziehungen mußte nothwendig die A. eine bedeutende Rückwirkung auf die Gestaltung der christlichen Lehre ausüben, zu deren Vertheidigung sie dienen sollte. Von den ältesten apologetischen Schriften des Quadratus und Aristides ist nichts mehr vorhanden; von Melito von Sardes und Claudius Apollinaris nur dürftige Bruchstücke. Erst von Justinus Martyr (gest. 165) besitzen wir eine an den Kaiser und eine andere an den Senat gerichtete Schutzschrift, sowie in dem »Dialogus cum Tryphone« eine A. gegen die Einwände des Judenthums. An ihn schlossen sich Tatian, Athenagoras, Theophilos von Antiochia, Hermias, Minucius Felix, Tertullian, Arnobius von Sicca und Lactantius an. Wissenschaftlicher gehalten sind die apologetischen Schriften des Origenes, seines Schülers Methodius und des Eusebius von Cäsarea. Als das Christenthum im römischen Staat zur Herrschaft gelangte und Staatsreligion geworden war, hatte die apologetische Thätigkeit ihr erstes Ziel erreicht; der kurze Aufschwung des Heidenthums unter Julian rief die Schriften Cyrills von Alexandria, Gregors von Nazianz und Theodorets von Cyrus hervor; bald aber konnten Augustinus (»De civitati dei«) und Orosius im apologetischen Interesse dem Heidenthum seinen Verfall als göttliches Gericht über dasselbe vorhalten, und die christliche Beredsamkeit trat nicht mehr vertheidigungsweise, sondern angriffsweise gegen das Heidenthum auf, bis dessen Kultus von der Staatsgewalt unterdrückt und verboten war. In den nächsten Jahrhunderten feierte die A.; der innerkirchliche Kampf gegen Ketzer und Sekten nahm alle Kräfte in Anspruch. Das Heidenthum der germanischen Völker, deren Bekehrung die abendländische Kirche begann, konnte der kirchl. Mission keine geistigen Wissenschaften entgegensetzen und gegen den Islam, der bald hernach im Orient auftrat, schützte nur eine Vertheidigung mit dem Schwerte, nicht mit Schriften. Erst als in Spanien arabische Weisheit und jüdische Gelehrsamkeit eine Stätte gefunden hatten und ihrerseits das Christenthum bekämpften, mußten die Apologeten sich gegen sie wenden. Agoberd von Lyon (822) stritt gegen die Juden (»De insolentiis Judaeorum«). Sobald aber das Lehrgebäude der Kirche sich festgestellt hatte und im Innern von der Scholastik ausgebaut wurde, machte sich das Bedürfnis geltend, die von der Autorität der Kirche als übernatürlich geoffenbarte sanktionirten Wahrheiten auch vor der Vernunft und der Philosophie zu rechtfertigen. Ein apologetisches Interesse haben daher die Untersuchungen Anselms, Abälards, Thomas von Aquino's u. a. über das Verhältnis von Glauben und Wissen, Vernunft und Offenbarung. Doch bedurfte die schrankenlose, mit allen Mitteln der Macht ausgerüstete Herrschaft der Kirche in diesen Jahrhunderten ihrer unbezweifelten Autorität weniger der wissenschaftlichen A. Als aber der sittliche Verfall der Hierarchie die Gemüther der Kirche entfremdet hatte, die Scholastik in gedankenarmen Fanatismus versunken war, führte das Wiederaufleben der Wissenschaften einen tiefen Riß zwischen der humanistischen und der kirchlich-christlichen Weltanschauung mit sich; daher suchte Marsilius Ficinus (gest. 1499) in der Schrift »De religione christiana« die Uebereinstimmung des Platonismus mit dem Christenthum zu erweisen; setzte Savonarola den »Triumph des Kreuzes« (1497) dem Skepticismus der Zeit entgegen und schrieb der Humanist Vives (gest. 1540) »De veritate religionis christianae«. Das Reformationszeitalter verschlang wieder in seinen innerkirchlichen Kämpfen alles apologetische Interesse; die streitenden Parteien standen auf gemeinsamem christlichen Boden und bekämpften von ihm aus ihre sich widersprechenden Auffassungen und Lehren; erst das 17. Jahrh. bringt in Duplessis, Mornay, Pascal und Hugo Grotius wieder apologetische Schriftsteller. Bald aber begann die aus dem Christenthum hervorgegangene, durch klassisches Studium befruchtete, durch die Reformation geförderte Zeitbildung sich gegen das positive Christenthum zu wenden, dessen Verständnis in seiner kirchlich abgeschlossenen, scholastisch-dogmatischen Form ihr immer schwerer wurde. Deisten und Naturalisten, Encyklopädisten und Freidenker aller Art griffen rücksichtslos die christlichen Dogmen an und riefen eine reiche apologetische Literatur hervor, die ebensowohl in reinwissenschaftlicher Weise die Gegner zu bekämpfen, wie in populären Schriften den Einwirkungen derselben auf die Denkungsart des Volks entgegenzuarbeiten suchte. Besonders thätig war man in dieser Beziehung in England (Boyle, Barter, S. Clarke, Lardner, Addison, Warburton u. a.), wo man auch zuerst das in Holland und Deutschland nachgeahmte Beispiel gab, apologetische Institute zu errichten, die durch ausgesetzte Preise zur Abfassung apologetischer Schriften anregten (Teyler'sches Institut in Haarlem 1786, Gesellschaft zur Vertheidigung der christlichen Religion im Haag 1785; Ubispergers Christenthumsgesellschaft in Basel 1775). In Deutschland machte besonders das Erscheinen der Wolfenbüttler Fragmente Epoche, die eine Menge von Gegenschriften hervorriefen. Da alle diese Angriffe sich ebensowohl gegen die christliche Ethik, wie gegen die Dogmatik wandten, so suchten die Apologeten nun die ewige Geltung des Christenthums aufrecht zu erhalten und die Vernunftgemäßheit seines wesentlichen Inhalts, wobei man scheinbar Unwesentliches nicht selten preis gab, sowie die Uebereinstimmung der christlichen Ethik mit dem

Gewissen und der allgemeinen Humanitätsidee nachzuweisen. Oder man suchte supernaturalistisch das Uebervernünftige des Christenthums zu retten durch Erweisung der Nothwendigkeit der Offenbarung, der Wunder und Weißagungen. Deutsche Apologeten dieser Zeit sind Nösselt, Jerusalem, Leß, Heß, Kleuker. Eine neue Bahn aber eröffnete Schleiermacher in den »Reden über die Religion«; er wies zuerst hin auf die Bedeutung des religiösen Lebens; indem er das Dogma flüssig machte, um die centrale Persönlichkeit Jesu Christo hervortreten zu lassen, machte er die Wahrheit des Christenthums unabhängig von theologischen Einzelheiten. Nach der allgemeinen Wiedererweckung des religiösen Lebens im 2. und 3. Decennium unsers Jahrhunderts, als scheinbar eine völlige Versöhnung zwischen dem Christenthum und der Philosophie eingetreten war, haben sich die entschieden antichristlichen, philosophischen und materialistischen Richtungen unserer Tage entwickelt, denen gegenüber jede A. zuerst die Grundvoraussetzungen des Christenthums, die Begriffe Gott, Religion und Offenbarung zu sichern, dann aber gegen eine negative historische Kritik die Geschichtlichkeit der grundlegenden Thatsachen festzustellen hat. Eine populäre A. wird, wie von jeher, so auch jetzt noch das Hauptgewicht auf die sittlichen Wirkungen des Christenthums und auf seine Uebereinstimmung mit wahrhafter Humanität legen. Wie nun aber das apologetische Material zu benutzen sei, um das Christenthum als die wahre und vollkommene Religion zu erweisen, das zu lehren ist die Aufgabe der **Apologetik**, d. h. der Theorie der A. oder der wissenschaftlichen Disciplin, welche die Grundsätze aufstellt, wie das Christenthum zu vertheidigen sei. Den Namen führte Planck (»Einleitung in die theolog. Wissenschaften«, Gött. 1793—95) in die Wissenschaft ein. Die Stellung der Apologetik in der theologischen Encyklopädie ist verschieden. Schleiermacher stellt sie an die Spitze des Studiums, Pelt rechnet sie zur systematischen Theologie, andere zur praktischen, während Tholuck sie nicht als selbständige Disciplin anerkennen will. Verwandt ist die Apologetik mit der **Polemik** und **Irenik**, die sich von ihr nur dadurch unterscheiden, daß sie die christliche Wahrheit in bestimmter konfessioneller Ausprägung gegen andere Auffassungen zu vertheidigen suchen, die auf demselben Boden allgemein christlicher Auffassung stehen, bei denen es sich also nicht um die Wahrheit der christlichen Lehre, sondern um die Richtigkeit der einzelnen Lehren handelt. Vgl. **Stirm**, A. des Christenthums (Stuttg. 1836, 2. Aufl. 1856); **Drey**, Apologetik (kathol., 2. Aufl., Mainz 1844—47, 3 Bde.); **Delitzsch**, System der christl. Apologetik (Leipz. 1869).

Apologie der Augsburgischen Konfession, symbolisches Buch der lutherischen Kirche, eine Rechtfertigung der Augsburgischen Konfession und eine Widerlegung der auf kaiserlichen Befehl angefertigten Konfutation derselben. Sie behandelt ihren Gegenstand mit Gelehrsamkeit und Gewandtheit in 16 Artikeln, weicht aber von der spätern Kirchenlehre insofern ab, als sie die Absolution noch als Sakrament behandelt. Verfaßt wurde sie von Melanchthon nach den mündlichen und schriftlichen Relationen über die Konfutation, die den evangel. Ständen nicht eingehändigt wurde. Die A. ward 22. Sept. 1530 dem Kaiser Karl V. überreicht, aber von ihm nicht angenommen. Da die Katholiken, namentlich in dem schroffen Reichsabschiede vom 19. Nov., wiederholt behaupteten, daß die Augsburgische Konfession widerlegt sei, so unternahm Melanchthon auf Grund einer jetzt erst erlangten Abschrift der Konfutation eine gründliche Umarbeitung (Nov. 1530 bis Mitte April 1531) der A., die er »Apologie der Konfession« nannte. Dieselbe erschien April 1531 lateinisch, Oktober d. J. deutsch von Justus Jonas.

Apomorphin (Sulfomorphide) $C_{17}H_{17}NO_2$, Zersetzungsprodukt des Morphiums und Kodeïns, entsteht aus beiden bei Einwirkung von Schwefelsäure oder Salzsäure bei 150° oder bei Einwirkung von Chlorzink auf Morphium, indem aus letzterem 1 Molekül Wasser austritt. Es bildet eine farblose, amorphe Masse, ist schwer löslich in Wasser, leicht löslich in Alkohol, Aether und Chloroform, färbt sich an der Luft unter Sauerstoffannahme schnell grün und löst sich dann nur noch theilweise. Das A. ist in neuester Zeit in den Arzneischatz eingeführt worden; es bewirkt in höchst geringen Dosen, selbst bei Einspritzung unter die Haut, sehr schnelles Erbrechen und eine schnell und ohne üble Folgen vorübergehende Abgespanntheit. Selbst längere Berührung des Apomorphins mit den Händen bringt diese Wirkung hervor.

Aponeurōse (griech., »Flechsen- oder Sehnenhaut«), eine hautartig ausgebreitete, dünne Sehnenmasse, welche den Muskeln theils zur Umhüllung, theils zur Anheftung am Skelett dient. Sie ist weißgrau, von iridisirendem Glanze, arm an Blutgefäßen und Nerven, für gewöhnlich unempfindlich, aber schmerzhaft, wenn sie sich entzündet. Sie ist biegsam, aber nicht dehnbar, und außerordentlich schwer zu zerreißen. Aponeurosen kommen namentlich an den breiten Muskeln vor, wie an den Bauch- und manchen Rückenmuskeln.

Apopemptikon (griech.), Gedicht eines Scheidenden an die Zurückbleibenden.

Apophthegmen (griech.), kurze, inhaltsvolle Sinnsprüche, wie die Sprüche der Sieben Weisen Griechenlands: »Nicht zu viel!« »Maßhalten ist gut!« 2c. Sammlungen der gefeiertsten A. der Alten gaben Plutarch, Manutius, Lykosthenes u. a. heraus. **Apophthegmatisch**, kurz, geistreich, kräftig, in Bezug auf mündlichen oder schriftlichen Ausdruck.

Apophyllit (Ichthyophthalm, Fischaugenstein, Albin), Mineral aus der Klasse der wasserhaltigen Geolithe, krystallisirt tetragonal, ist farblos bis rosenroth, durchsichtig bis kantendurchscheinend, glasglänzend, die Härte 4,5—5. Er besteht aus kieselsaurem Kalk mit Fluorkalium und findet sich in den Blasenräumen der Mandelsteine bei Aussig, im Fassathal, auf Island, den Färöer, in Ostindien, auf Erzgängen bei Andreasberg 2c.

Apophyse (griech.), Auswuchs, Knochenfortsatz.

Apoplanēse (griech.), »Abführung vom rechten Wege, Verirrung«; in der Rhetorik das irreführende Abschweifen von der Hauptsache.

Apoplexīe (griech.), Schlagfluß (s. d.), wobei der Mensch wie von einem Schlage getroffen bewußtlos zusammenstürzt. Da dieser Zufall meist durch einen Bluterguß in das Gehirn bedingt ist, so hat man oft schlechthin die Blutung in irgend ein Gewebe als A. bezeichnet.

Aporēm (griech. Aporema), schwierige Aufgabe, Streitfrage; **aporematisch**, zweifelhaft.

Aporti, Ferrante, ein um das Erziehungswesen sehr verdienter ital. Abbate, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu San Martino dell' Argine geboren. Er war der erste, welcher in Italien

(seit 1833) Kinderschulen (Asili d'infanzia) errichtete, in welchen man theilweise die Fröbel'sche Methode befolgte. Seine Schriften für die Jugend haben keinen hohen Werth, aber sie zeugen von einem guten Streben und haben die Reform des Erziehungswesens und Elementarunterrichts in Italien angebahnt. Wegen seiner freisinnigen Ansichten war er nach 1848 gezwungen, sich nach Piemont zu wenden, wo er zu Turin 1859 als Rektor der Universität starb, nachdem er Kandidat für den erzbischöflichen Stuhl von Genua gewesen.

Aposiopēse (griech. Aposiopēsis, lat. reticentia, »Verschweigung«), in der Rhetorik eine Redefigur, wobei man mitten in der Rede abbricht und dem Hörer die Ergänzung überläßt. Berühmt ist die A. in Virgils Aeneïde, I, 139: »Quos ego!« entsprechend unserem: »Ich will euch—«.

Apositie (griech.), Mangel an Eßlust.

Aposphragisma (griech.), Siegelabdruck.

A posse ad esse (lat., »vom Können auf das Sein«), von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit (schließen); vgl. Ab esse ad posse valet etc.

Apostasie (griech.), im allgemeinen Absonderung von einer Partei, einer Schule ꝛc.; im besondern von der christlichen Kirche. Die A. schließt in sich eine öffentliche Lossagung von der christlichen Kirche und unterscheidet sich dadurch von dem Beitritt zu einer Häresie oder einem Schisma (s. d.). Nach der Natur der Sache straft die Kirche die A. mit Exkommunikation; Wiederaufnahme des Reuigen ist zulässig, da die gegentheilige strengere Ansicht (Novatianer) in der Kirche nicht durchgedrungen ist. Im spätern römischen Staate und im Mittelalter wurde A. auch als bürgerliches Verbrechen bestraft und seit Bonifacius VIII. der Ketzerei gleichgestellt. Die A. war häufig während der Christenverfolgung im römischen Reich, dann unter der Herrschaft des Islam; unter den gegenwärtigen Verhältnissen kommt sie selten vor; doch riefen wiederholte Fälle der A. zum Judenthum noch 1871 einen vielbesprochenen Erlaß des preußischen Oberkirchenraths hervor. — Das katholische Kirchenrecht kennt ferner eine A. vom Ordensgelübde, wenn ein Ordensgeistlicher ohne Erlaubnis der Obern in die Welt zurücktritt, und eine A. vom Stande, wenn ein Kleriker den geistlichen Stand aufgibt, wie z. B. Talleyrand that. Auch diese A. wird mit Exkommunikation und Irregularität bestraft. Apostāt (griech. apostăta), ein Abtrünniger. Vgl. Abfall, Konvertit, Renegat, Proselyt.

Apostasieen, monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Gynandren, den Orchideen nahe verwandt, perennirende Kräuter mit faserförmigen Wurzeln, wechselständigen, scheidigen, grasartigen Blättern und kleinen, unansehnlichen, in endständige Trauben vereinigten Zwitterblüten. Letztere sind denjenigen der Orchideen (s. d.) analog gebaut, unterscheiden sich aber von denselben durch die oben freien Staubfäden und das dreifächerige Ovarium, in dessen Fächern die zahlreichen Samenknospen den Innenwinkel einnehmen. Von den 3 Staubgefäßen sind die beiden den vordern Zipfeln des innern Perigonkreises gegenüberstehenden normal gebildet und tragen einen körnigen Pollen, das dritte, dem vordern äußern Perigonblatte gegenüberstehende, ist unfruchtbar oder fehlgeschlagen. Die Frucht ist eine Kapsel, die sich fachspaltig mit 3 Klappen öffnet und, wie bei den Orchideen, zahlreiche, sehr kleine Samen enthält. Die wenigen Arten dieser kleinen Familie gehören dem tropischen Asien an und sind durch keine besondern Eigenschaften ausgezeichnet.

Apostel (griech., »Gesandte, Sendboten«), im allgemeinen im Neuen Testament alle diejenigen, welche irgendwie ausgesendet wurden, um das Evangelium zu verkündigen; im engern Sinn die zwölf Jünger, welche Jesus aus dem großen Kreise seiner Anhänger auswählte und aussandte, anfangs unter die Juden (Matth. 10, 5), zuletzt »in alle Welt« (Matth. 28, 19 f.), um durch ihre Predigt die neue Gemeinde zu stiften. Die Namen derselben gibt uns das Neue Testament in vier sogen. Apostelkatalogen (Matth. 10, 2—4; Markus 3, 16—19; Lukas 6, 14—16; Apostelgeschichte 1, 13); sie heißen: Simon Petrus, Andreas, Jakobus, Johannes, Philippus, Bartholomäus, Thomas, Matthäus, Jakobus Alphäi Sohn, Lebbäus, Simon, Judas Ischarioth. Die Namen stimmen in den vier Verzeichnissen nicht völlig überein, und neue Verschiedenheiten ergeben sich aus dem Evangelium Johannis, doch läßt eine genauere Vergleichung aller Umstände für gewiß annehmen, daß Bartholomäus dieselbe Person ist mit Nathanael, Matthäus mit Levi, Lebbäus mit Thaddäus oder Judas Jacobi (d. i. des Jakobus Sohn). Die erste Stelle nehmen die beiden Brüderpaare ein, Petrus und Andreas, und die Zebedaiden Jakobus und Johannes. An der Spitze erscheint in allen Katalogen Simon Petrus, der zuerst Berufene, den Vorrang behauptend nicht durch einen besondern Auftrag, sondern durch seine geistige Eigenthümlichkeit, die ihn für alle von Jesus ausgehenden Eindrücke am empfänglichsten und zum Wortführer seiner Mitapostel machte. Mit ihm bilden die bei den Zebedaiden den engern Kreis der Vertrauten Jesu. Einige A., wie die Söhne des Zebedäus und des Alphäus, scheinen mit Jesus persönlich verwandt gewesen zu sein. Alle waren Männer aus dem Gewerbstande, nicht gerade arm, ohne Gelehrsamkeit, aber nicht ohne Bildung, und von hervorstechender religiöser Empfänglichkeit und Strebsamkeit, wodurch einige schon zu Johannes dem Täufer hingeführt worden waren. Die zwölf A. bilden gleichsam die Mustergemeinde, die Jesus heranbildete, einen Kreis, in welchem die neuen religiösen und sittlichen Grundsätze sich verwirklichten und auch der Besitz für gemeinsam galt. Jesus steht zu ihnen in dem Verhältnis eines Familienvaters, daher übernehmen die A. auch manche Dienstleistungen für ihn und die Gemeinschaft, sie führen Aufträge aus, vermitteln den Verkehr mit dem Volke u. dgl. Einen besondern Unterricht empfingen sie nicht, sie waren zugegen, wenn er das Volk lehrte oder die Gegner widerlegte; nur überzeugte er sich, wenn sie allein waren, ob sie das Gehörte richtig gefaßt hätten, und gestattete Fragen behufs nähern Verständnisses. Da sie aber seine beständigen Gefährten, die ihn auch in die jeweilige Zurückgezogenheit begleiteten, und selbst Zeugen seines Gebetslebens waren, so fand bei ihnen ein eigenes, freies und ethisches Aufnehmen der Persönlichkeit Christi statt, aus dem dann die Anerkenntnis seiner Messianität hervorging und wodurch sie lernten, allmählich ihre frühern irrigen Messiasvorstellungen zu überwinden. Nur einmal wurden sie zu einer kurzen eiligen Missionswanderung durch Galiläa ausgesendet, von deren Wirkung und Erfolg aber in den Evangelien nichts weiter erwähnt wird. Erst mit dem Pfingsttage beginnt ihre eigentliche Wirksamkeit, als durch die Sendung des heiligen Geistes

die Niedergeschlagenheit überwunden war, in die sie der Tod Jesu versetzt hatte, und eine volle Glaubenszuversicht sie erfüllte. Auch damals traten nur Petrus, Jakobus und Johannes hervor, von den übrigen Aposteln, ihrer fernern Wirksamkeit und ihren Schicksalen schweigt die biblische Erzählung, und die sie betreffenden apokryphischen Ueberlieferungen haben keinen geschichtlichen Werth. Nach diesen sollen die A. die Erde als Missionsgebiet unter sich vertheilt haben, dann zur Missionsarbeit ausgezogen und sämmtlich als Märtyrer gestorben sein. Die Zwölfzahl der A. erscheint ohne eine wirkliche Bedeutung, so unverkennbar auch die Beziehung auf die zwölf Stämme Israels ist, und obgleich die A. es ihre erste Sorge sein ließen, die Stelle des Judas Ischarioth durch Matthias zu ersetzen. Dagegen hielt außerhalb des Zwölfjüngerkreises Paulus mit aller Entschiedenheit seinen Anspruch auf Namen und Ansehen eines Apostels fest, wie er denn an Bedeutung und grundlegender Wirksamkeit die meisten übertrifft. — A. eines Landes wird auch in späterer Zeit der Begründer des christlichen Glaubens in einem Lande genannt. Als Amt oder Würde hat die Kirche den Namen A. nicht fortgeführt, nur als Rechtsnachfolger des Petrus nennt der römische Stuhl sich apostolisch. Dagegen haben die Irvingianer das Apostelamt in den 12 Vorstehern ihrer Gemeinschaft erneuert. Vgl. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte; Bd. 2: »Die Zeit der A.« (Heidelb. 1872).

Apostel (Apostoli, Literae dimissoriae) heißen im Civilproceß die Einsendungsberichte des Unterrichters an den Oberrichter bei eingewendeter Appellation gegen das Erkenntnis der untern Instanz. Man unterschied dabei früher zwischen Apostoli dimissoriales, wenn der Richter sich darin für Zulässigkeit der Appellation, refutatorii, wenn er sich dagegen erklärte, und referentiales, wenn er sie dem Ermessen des höhern Richters anheimstellte. Die Frist, binnen welcher nach gemeinem Recht von Seiten des Appellanten beim Richter um Fertigung der A. nachgesucht werden muß, ist das Fatale petendorum apostolorum. Diese Frist betrug 30 Tage. Nach modernem Proceßrecht wird das Gesuch um Akteneinsendung regelmäßig mit der Appellation verbunden, worauf die Proceßakten vom Untergericht einfach an die höhere Instanz berichtlich eingesandt werden. S. Appellation.

Apostelbrüder, s. Apostelorden.

Apostelfeste (Aposteltage), kirchliche Feste, welche zum Andenken an sämmtliche oder an einzelne Apostel gefeiert werden. Gedächtnistage der einzelnen Apostel wurden in der Kirche mit der steigenden Heiligenverehrung allmählich eingeführt, wobei aber Petrus und Paulus (29. Juni), Philippus und Jakobus (1. Mai), Simon und Judas (28. Okt.) einen Tag gemeinsam erhielten. Ein Fest aller Apostel, welches die afrikanische Kirche feierte, suchte 610 Bonifacius IV. allgemein zu machen, es ging aber im Allerheiligenfest unter, daher Bonifacius VIII. den Andreastag (30. Nov.) als Gedächtnistag aller Apostel zu feiern vorschrieb. Die meisten A. werden nur noch innerkirchlich begangen, auch im Orient nur von den Mönchen; die evangelische Kirche hat die Feier derselben ganz fallen lassen oder auf den nächst vorhergehenden oder nachfolgenden Sonntag verlegt. In der anglikanischen Liturgie werden die A. noch berücksichtigt.

Apostelgeschichte, das fünfte historische Buch des Neuen Testaments, verfaßt von Lukas als Fortsetzung seines Evangeliums. Die A. ist in der Kirche von jeher für kanonisch gehalten und nur aus dogmatischen Gründen von einzelnen Sekten des 1. Jahrh. bestritten worden. Vereinzelt sind auch die Angaben, daß Clemens von Rom oder Barnabas ihr Verfasser sei. Das Buch zerfällt in zwei Theile. In dem ersten wird die Entstehung der Gemeinden in Palästina und Syrien erzählt, wobei besonders die Person des Apostels Petrus hervortritt. Der zweite Theil schildert ausschließlich die Wirksamkeit des Apostels Paulus, dessen Bekehrung bereits im ersten Theil erzählt wird, bricht aber ohne eigentlichen Schluß ab mit Angabe seiner zweijährigen Gefangenschaft in Rom. Sehr deutlich zeigen sich ältere Quellen, die der Verfasser benutzt und in sein Werk verflochten hat, z. B. 16, 10—17; 20, 5—15; 21, 1—18; 27, 1 u. 28, 16, wo mit »wir« erzählt wird. In der ersten Hälfte hat die Darstellung mehr den Charakter des Wunderbaren und Sagenhaften festgehalten als in der zweiten, wo sie namentlich gegen den Schluß als auf Augenzeugenschaft beruhende Berichterstattung erscheint. Dagegen ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, zwischen den Angaben über die Wirksamkeit des Paulus, die sich in den Briefen desselben finden, und denen der A., namentlich in Bezug auf das sogen. Apostelkoncil und auf des Paulus Verhältnis zu Petrus, eine volle Uebereinstimmung herzustellen. Hieran knüpft sich die verschiedene Beurtheilung des Werthes, den die Schrift für die Kenntnis des apostolischen Zeitalters hat. Während die einen in der A. eine im ganzen streng geschichtliche Darstellung von der Entstehung der Kirche sehen, wies die sogen. Tendenzkritik (Schneckenburger, Baur, Schwegler, Zeller) auf den sichtlich hervortretenden Parallelismus zwischen Petrus und Paulus hin, der sich ebenso auf die erduldeten Leiden, wie auf die wunderbaren Kraftwirkungen und göttlichen Führungen beziehe. Man schloß daraus, der Zweck des Buches sei der gewesen, die apostolische Wirksamkeit des Paulus so darzustellen, daß sie den Judenchristen nicht mehr zum Anstoß gereiche, oder durch eine solche Darstellung zwischen den Judenchristen und den Heidenchristen zu vermitteln und den obwaltenden Differenzen die verletzende Spitze abzubrechen. Nach einer andern Auffassung will der Verfasser den Bau der christlichen Kirche und die Thätigkeit des Apostels Paulus schildern nach der Auffassung des spätern, katholischwerdenden Heidenthums (um den Anfang des 2. Jahrh.), welches für eine unmittelbare Stiftung des Apostels gelten wollte und kein Bewußtsein von einer dazwischen liegenden Entwickelung hatte. — Vgl. u. a. de Wette, Einleitung (4. Aufl., herausgeg. von Overbeck, Leipz. 1870). Die apokryphischen Apostelgeschichten sind ohne Werth für die Zeitgeschichte; vgl. Tischendorf, Acta Apostolorum apocrypha (Leipz. 1851).

Apostelorden (Apostelbrüder, Apostoliker), eine der verweltlichten Richtung der Kirche entgegentretende Sekte gegen Ende des 13. Jahrh., war gestiftet von Gerhard Ségarelli, einem Gewerbsmann aus Parma, der, vom Franciskanerorden zurückgewiesen, als Bußprediger in der Kleidung eines Apostels Italien durchzog und die einfache Form der apostol. Lebensgemeinschaft wiederherzustellen suchte. Das gegen ihn erlassene päpstliche Verbot reizte nur seinen Eifer und vermehrte die Zahl seiner Anhänger. Ségarelli wurde mehrmals verhaftet und mußte 1300 den Scheiterhaufen besteigen. Trotzdem breitete

sich unter der Führung Dolcino's aus Mailand die Sekte weiter aus. In schwärmerischer Weise verkündigte sie den Umsturz der Hierarchie und des Kaiserthums und forderte allgemeine Rückkehr zur apostolischen Armut, ein religiöses Leben in der Einheit der Liebe ohne äußere Formen und Gebräuche. Gegen die sie verfolgenden Kreuzheere vertheidigten sich die Apostelbrüder tapfer, und auch, nachdem Dolcino 1307 bei Vercelli geschlagen und verbrannt worden war, erhielten sie sich bis gegen Ende des Jahrhunderts. In Frankreich und Deutschland verloren sie sich unter den Fraticellen und Beghardea.

Aposteltheilung, ein nicht mehr gefeiertes Fest der katholischen Kirche (15. Juli), welches sich ursprünglich auf die Legende bezog, wonach die Apostel behufs der Ausbreitung der christlichen Lehre sich in die Länder der Erde getheilt haben sollen. Weil diese Annahme nicht nur mit der Bibel, sondern auch mit dem römischen Anspruch auf Alleinherrschaft in der Kirche unvereinbar ist, wurde das Fest auf die Trennung der früher verbunden gewesenen Gebeine der Apostel Petrus und Paulus (Divisio ossium Petri et Pauli Romae inventorum) bezogen.

Apostēm (griech.), Eitergeschwür, Absceß.

A posteriori, s. A priori.

Apostill (neulat. Apostillum), beglaubigte Nachschrift zu einem Dokument, besonders einer Supplik; dann Reskript auf eine Supplik, besonders wenn es gleich an den Rand derselben gesetzt ist; daher s. v. w. Randbemerkung überhaupt.

Apostŏli (Rechtsw.), s. Apostel.

Apostolicismus (griech.), das System der unbeschränkten kirchlichen Herrschaft in geistlichen und weltlichen Dingen.

Apostolicität, ein Merkmal der christlichen Kirche, darin bestehend, daß sie den Geist und die Lehrauffassung der Apostel in sich bewahrt. Die römische Kirche sucht ihre A. durch die Behauptung zu erweisen, daß sie von dem Apostel Petrus gestiftet worden sei.

Apostolische Briefe, Lehr- und Ermahnungsschreiben im Neuen Testament, von Aposteln an christliche Gemeinden oder an einzelne Christen gerichtet. Sie bilden die zweite didaktische Abtheilung des Neuen Testaments. Man theilt sie in die 13 paulinischen, welchen als 14. der Brief an die Hebräer sich anreiht, und in die katholischen. Mehrere von Aposteln verfaßte Briefe sind verloren gegangen, z. B. ein Brief (der erste) des Paulus an die Korinther (1. Kor. 5, 9), ein Brief desselben an die Laodicenser (Kol. 4, 16). Vgl. Bibel.

Apostolische Gemeinde, christl. Gemeinde, deren Gründer und Lehrer ein Apostel war, z. B. die zu Jerusalem, Antiochia, Ephesos, Rom; im weitern Sinn s. v. w. Apostolische Kirche.

Apostolische Junta, s. Spanien, Geschichte.

Apostolische Kanŏnes, eine Sammlung von 85 alten kirchlichen Vorschriften, die sich meist auf Leben und Amtsführung des Klerus beziehen und theils aus der heil. Schrift, theils aus Synodalschlüssen entlehnt sind. Die Zeit der Sammlung ist zwischen das Ende des 4. und die Mitte des 5. Jahrh. zu setzen, und zwar nach Syrien. Die griech. Kirche hat (692) die ganze Sammlung anerkannt, die römische dagegen nur die 50 Kanones, welche Dionysios der Kleine in seine Kanonessammlung aufgenommen hatte. Die Apostolischen Kanones sind als Anhang den Apostolischen Konstitutionen (s. d.) angefügt.

Apostolische Kirche, die gesammte christl. Kirche des 1. Jahrh. im Zeitalter und unter der Leitung der Apostel und ihrer nächsten Schüler. Als Ehrentitel und nach der ihnen nach ihrem Ursprung und ihrem Alter gebührenden Würde nehmen die Bezeichnung in Anspruch außer der römischen die Kirchen von Jerusalem, Antiochia und Alexandria.

Apostolische Konstitutionen, eine aus 8 Büchern bestehende Sammlung alter kirchlicher Vorschriften, welche zwar niemals von der Kirche anerkannt worden, aber für die Entwickelung des Dogma's, der Liturgie und der Disciplin von Bedeutung geworden ist und, nach Ausscheidung der Interpolationen, von der Kirchenverfassung des 2. und 3. Jahrh. Zeugnis gibt. Als Resultat der über Zeit und Vaterland der Apostolischen Konstitutionen angestellten Untersuchungen läßt sich annehmen, daß die ersten 6 griechisch verfaßten Bücher gegen Ende des 3. Jahrh. in Syrien verfaßt sind, das 7. und 8. aber erst aus dem Anfang des 4. Jahrh. herrühren. Die neueste Ausgabe der griech. Konstitutionen lieferte de Lagarde (Leipz. 1862). Vgl. Drey, Untersuchungen über die Konstitutionen und Kanones der Apostel (Tüb. 1832); Bunsen, Hippolytus und seine Zeit (Leipz. 1853, 2 Bde.).

Apostolische Männer, alle Gefährten, Gehülfen, Freunde und Schüler der Apostel, deren im Neuen Testament (in der Apostelgeschichte und den Briefen) gedacht wird; dann die 70 Jünger Jesu, die, dem Namen nach unbekannt, zum Theil unter den obigen enthalten sind. Bisweilen werden auch sämmtliche Apostolische Väter (s. d.) unter diesem Namen mitbegriffen.

Apostolische Partei nannte sich in Spanien die Partei der fanatischen Katholiken und Absolutisten, die seit 1819 unter Leitung einer sogen. apostolischen Junta stand, 1822 in Katalonien unter Gueseda zu den Waffen griff, in den folgenden Bürgerkriegen in Spanien eine hervorragende Rolle spielte, aber seit 1830 in den Karlisten aufging. S. Spanien, Geschichte.

Apostolischer König, Titel der Könige von Ungarn, mit welchem Stephan I. von Papst Sylvester II. für seinen Eifer in Bekehrung der Ungarn ausgezeichnet ward. Papst Clemens XIII. erneuerte ihn 1758 für Maria Theresia und ihre Nachfolger.

Apostolischer Sitz, in der alten Kirche s. v. w. Bischofssitz, besonders der zu Rom, als der erste und geraume Zeit der einzige im Abendlande, sowie die zu Jerusalem, Antiochia und Alexandria; später Residenz und Regierung des Papstes, als des Nachfolgers des Apostels Petrus.

Apostolisches Amt (Apostolatus), in der alten Kirche die Würde der Bischöfe, als Nachfolger der Apostel; später insbesondere das Amt der Päpste.

Apostolisches Glaubensbekenntnis (Apostolisches Symbolum, Symbŏlum apostolicum), gewöhnlich bloß das »Credo« oder der »Glaube« genannt, das erste der drei ökumenischen, d. i. in der ganzen Christenheit geltenden Glaubensbekenntnisse, welches in drei Sätzen (Artikeln) den Glauben an Gott den Vater, an den Sohn und an den heil. Geist ausspricht. Es hat seinen Namen von der zuerst bei dem Kirchenschriftsteller Rufinus (4. Jahrh.) sich findenden Sage, wonach die Apostel zu Jerusalem kurz vor ihrer Trennung dasselbe als gemeinsame Lehrnorm und Taufformel verfaßt haben sollen. Man ist jetzt einverstanden, daß das Apostolische Glaubensbekenntnis aus der allmählichen Erwei-

terung der Taufformel entstanden ist, daß es nach dem 4. Jahrh. noch Zusätze (Höllenfahrt, Gemeinschaft der Heiligen) und erst im 6. Jahrh. in seiner gegenwärtigen Gestalt seinen Abschluß erhalten hat. Es gehört mit zu den kirchlichen Streitfragen der Gegenwart, ob das Apostolische Glaubensbekenntnis in der vorliegenden Formulirung sich noch ferner zu dem feierlichen und rituellen Ausdruck des gemeinsamen Christenglaubens insbesondere bei der Taufe eigene. Vgl. Lisco, Das Apostolische Glaubensbekenntnis (2. Aufl., Berl. 1872).

Apostolische Väter (Patres apostolici), die unmittelbaren Schüler der Apostel, welche Schriften hinterlassen haben, die aber im Neuen Testament keine Aufnahme gefunden haben. Diese Schriften sind nach Geist und Form, nach Standpunkt und Zweck den apostolischen Schriften, besonders denen des Paulus, meistens ähnlich. Dogmatisches enthalten sie nur im Gegensatz gegen sinnlichen Judaismus und heidnische Philosophie; ja, es herrscht hinsichtlich einzelner Dogmen darin noch Unbestimmtheit und Abweichung von späterer Orthodoxie. Desto mehr moralischen Gehalt haben sie nach ihrem vorherrschend praktischen Charakter. Die Zahl der apostolischen Väter stellte man auf 7 fest, von denen aber nach den neuesten Forschungen nur die ersten 4 als wirkliche Schüler der Apostel nachgewiesen werden können, während die beiden folgenden als solche ungewiß sind, und der letzte nicht als Schriftsteller gelten kann. Sie sind: Barnabas, Schüler und Gehülfe des Paulus; Clemens Romanus, (dritter) Bischof zu Rom (gest. 102), Schüler des Petrus und des Paulus; Ignatius, Bischof zu Antiochia (gest. 116 als Märtyrer), Schüler des Johannes; Polycarpus, Bischof zu Smyrna (gest. 167 oder 169 auf dem Scheiterhaufen), Schüler des Johannes; Hermas, Verfasser einer Schrift »Der Hirt«; Papias, Bischof zu Hierapolis in Phrygien, starb als Märtyrer; Dionysius Areopagita, Schüler des Paulus zu Athen. Ausgaben der Werke der apostolischen Väter besorgten zuletzt Jacobson (neueste Aufl. Lond. 1863, 2 Bde.), Hefele (4. Aufl., Tüb. 1855), Dressel (2. Aufl., Leipz. 1863), Lindner (das. 1857—1861, 4 Hefte); übersetzt wurden die Werke neuerlich von Scholz (Gütersloh 1865). Vgl. Hilgenfeld, Die apostolischen Väter (Halle 1853).

Apostrŏph (griech., »abgewendet«), in der Schrift ein Häkchen als Zeichen der gelegentlichen Apokope (z. B. tun', s. v. w. tune), Aphäresis (z. B. 's ist) oder Synkope (z. B. ew'ger). Mehr Anlaß zu seinem Gebrauch hatte der Grieche als der Römer, hat auch der Romane als der Deutsche. In neuern Sprachen wird er wie im Griechischen nur gesetzt, wenn ein Selbstlaut weggelassen ist.

Apostrŏphe (griech., »Abwendung«, auch Metabăsis; lat. Aversio), in der Rhetorik eine Redefigur, wobei man sich mit direkter Ansprache (im Vokativ) an Abwesende wendet, als wären sie zugegen, oder an leblose Dinge, als hätten sie Leben und Empfindung. Die Rede wird dadurch lebendiger und poetischer, weshalb die A. häufig von Dichtern gebraucht wird. In der attischen Gerichtssprache bezeichnet A. auch den Fall, wo der Redner sich vom Richter weg an den Beklagten oder Kläger wendete. Apostrophiren, mit dem Apostroph versehen; einen hart anreden, anfahren, ihm Vorwürfe machen.

Apotelĕsma (griech.), »Vollendung, Erfolg, Einfluß«, insbesondere der vermeintliche Einfluß der Gestirne und Konstellationen auf den Menschen und dessen Schicksale, daher apotelesmatische Kunst (Apotelesmatik) s. v. w. Astrologie, Nativitätstellerei. In der evangelisch-luther. Dogmatik heißen Apotelesmăta diejenigen Stellen des Neuen Testaments, wo Handlungen, welche zum Mittleramte Christi gehören, nur Einer Natur desselben beigelegt werden, während Christus doch nach beiden Naturen Erlöser der Menschheit gewesen ist.

Apothecium (griech., Fruchtlager), das Fortpflanzungsorgan der Flechten (s. d.).

Apotheke (griech., »Niederlage«), eine Anstalt, in welcher alle durch die Landesgesetze festgestellten Arzneimittel nebst den sonst noch gebräuchlichen vorräthig gehalten und durch mechanische oder chemische Operationen in der Weise vorbereitet werden, daß sie entweder unmittelbar zum arzneilichen Gebrauch dienen können, oder daß ihre Ueberführung in die vom Arzt verordnete Arzneiform den möglichst geringen Zeitaufwand bedingt. Filialapotheken, welche wegen der Geringfügigkeit ihres Umsatzes oder wegen der Beschränkung ihres Betriebs auf eine gewisse Jahreszeit (Badesaison ꝛc.) nur als Abzweigung einer vollständigen A. betrieben werden, beschränken sich meist auf Arzneidispensation und Waarenverkauf, indem sie ihren Bedarf von der Mutterapotheke beziehen; sie besitzen jedoch auch das Recht, selbständig Arzneistoffe einzusammeln, einzukaufen und vorzubereiten, und sind daher auch zur Anlage eines eigenen kleinen Laboratoriums ꝛc. verpflichtet. Die Dispensiranstalten, mit sehr seltenen Ausnahmen nur im Interesse eines besondern Krankenverbandes, einer Klinik, eines Lazareths ꝛc. angelegt und nicht befugt zum Arznei- und Waarenvertrieb außerhalb des Hauses, beschränken sich darauf, die bereits anderweit, und zwar in einer inländischen A. vorbereiteten Mittel durch ein geprüftes Apothekerpersonal für den Gebrauch der Kranken fertig zu stellen. Hausapotheken, deren Anlegung und Betrieb den Aerzten nur in besondern Fällen, nach einer speciellen Prüfung ihrer Befähigung und auch nur dann gestattet wird, wenn sich an ihrem Wohnort und in dessen nächstem Umkreise keine selbständige A. befindet, sind durchaus nur für die eigene Praxis des betreffenden Arztes bestimmt; ihr Umfang beschränkt sich auf die in dringenden Fällen unentbehrlichsten Medikamente, diese dürfen nur aus einer inländischen A. bezogen werden und Gifte im engern Sinn (Tabelle B der deutschen Pharmakopöe) dürfen gar nicht geführt werden. In diesem gesetzlichen Sinn führen die Bezeichnung Hausapotheke selbstverständlich nicht diejenigen willkürlichen Sammlungen von Arzneimitteln, welche einzig und allein für den Privatgebrauch bestimmt sind. Homöopathische Apotheken werden meist als Nebengeschäft allopathischer Apotheken oder von homöopathischen Aerzten betrieben, welche nach einer speciellen Prüfung ausdrücklich dazu autorisirt sind. Zum Betrieb einer solchen gehört durchaus ein besonders günstig gelegenes Lokal, welches von den sonstigen Apothekerräumen, eventuell von den Wohnräumen des Arztes, vollständig getrennt ist. Diese Trennung, so überflüssig und streng genommen unausführbar sie manchem erscheinen mag, ist durch die homöopathischen Grundsätze unbedingt geboten. Die eigenthümliche Darstellung vieler homöopath. Arzneimittel aus lebenden Pflanzen und Thierkörpern gestattet deren Anfertigung natürlich nur an den Orten, wo jene lebend vorkommen; hier-

durch sind homöopathische Apotheken oft gezwungen, ihre Vorräthe durch Ankauf aus andern zu ersetzen. Doch soll der Ankauf auch nur aus inländischen Apotheken geschehen und ist den selbst dispensirenden homöopathischen Aerzten der gegenseitige Umtausch ihrer Artikel, mögen sie nun Urstoffe oder Verdünnungen sein, ausdrücklich verboten.

Zum Betrieb einer A. gehören außer dem zur Anfertigung und Verabreichung der einzelnen Arzneien erforderlichen Verkaufslokal (Officin) ein oder mehrere mit entsprechenden Einrichtungen und Geräthschaften ausgestattete Räume, in denen die chemische oder technische Anfertigung und Zubereitung der Arzneikörper, die man als chemische oder pharmaceutische Präparate oder galenische Mittel zu bezeichnen pflegt, stattfindet (Laboratorium), ferner Schneide-, Stoß- und Siebkammern, passende Vorrathsräume (Materialkammer, Kräuterboden, Trockenschrank, Keller) und unter letztern verschiedene abgesonderte, besonders verschlossene Räume zur Aufbewahrung der stark wirkenden oder giftigen Mittel (Lokal für Separanda, Giftkammer) ꝛc.

In der Officin und in den Vorrathsräumen müssen die Arzneikörper unter strenger Absonderung und unzweideutiger Bezeichnung so aufbewahrt werden, daß sie die vom Gesetz vorgeschriebenen Eigenschaften unverändert bewahren. Der Arzneischatz enthält indeß so viele leicht zum Verderben neigende Mittel, und es müssen gerade von diesen so viele wenig gangbare vorräthig gehalten werden, daß ein Ersatz häufig nöthig wird, auch wenn der Vorrath nicht durch den geringsten Absatz geschmälert worden ist. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben des Apothekers, die Beschaffenheit seiner Arzneimittel stetig zu überwachen, er steht in dieser Thätigkeit wie überhaupt unter der Kontrolle des Staats, welcher dieselbe durch die in Zeiträumen von 1, 2 oder 3 Jahren mindestens einmal vorzunehmenden Revisionen ausübt. Diese Revisionen erstrecken sich auf alle vorhandenen Arzneikörper, auch auf die nicht in die Pharmakopöe aufgenommenen, die gesammte Einrichtung und den Betrieb des Geschäfts und allenfalls auch auf die Befähigung der Gehülfen und Lehrlinge. Der Staat fordert vom angehenden Apotheker eine Schulbildung, die mindestens zum einjährigen Militärdienst berechtigt; der Lehrling hat nach 3 oder 4 Jahren vor einer Fachkommission eine Prüfung zu bestehen, welche besonders die Fähigkeit und Zuverlässigkeit des Kandidaten in Anfertigung von Arzneien erweisen soll. Nach einer weitern Konditionszeit von mindestens 3 Jahren folgt der ein- bis zweijährige Besuch einer Universität und die in mehrere Abtheilungen zerfallende Staatsprüfung. Nachdem dieselbe bestanden, ist der Apotheker zur selbständigen Führung, Pachtung oder Administration einer A. berechtigt, bleibt aber der Oberaufsicht des Staats, der Apothekerordnung, den Bestimmungen der Medicinalverwaltungen und der Taxe unterworfen.

Die Einsammlung und Zubereitung von Arzneimitteln wurde im Alterthum von den Priestern, dann lange Zeit hindurch von den Aerzten ausgeübt; eine Trennung der Pharmacie von der Heilkunst vollzog sich zuerst bei den Arabern; im 8. Jahrh. bestand in Bagdad eine A.; im 9. Jahrh. schrieb ein arabischer Arzt die erste Pharmakopöe. Von Spanien aus gelangten dann die Apotheken nach Italien, wo sie sich besonders in Salerno großen Ruf erwarben. Im 14. und 15. Jahrh. entstanden die ersten Apotheken in Frankreich, England und Deutschland, hier namentlich in Augsburg, Prag (1342), Nürnberg (1404), Leipzig (1409) und Berlin (1488). Alle diese Apotheken standen unter strenger Aufsicht und waren an gesetzliche Vorschriften (Dispensatorien) gebunden. Bekannt ist die Pariser Apothekerordnung von 1484, welche Prüfung und Vereidigung der Apotheker, Revision der Apotheken und der Preise der Arzneimittel vorschreibt. Die ersten pharmaceutischen Lehrbücher lieferten Paracelsus 1530 und Tabernämontanus 1588. Das Apothekergewerbe hat sich dann besonders unter dem Schutz der Privilegien glücklich entwickelt, die Apotheken wurden durch dieselben vor Konkurrenz geschützt und vor einseitiger Ausbildung des rein geschäftlichen Betriebes bewahrt. In der That hat bis in die neueste Zeit der wissenschaftliche Sinn in den pharmaceutischen Kreisen vorgeherrscht, und die berühmtesten Namen der neuern Naturwissenschaft, namentlich unter den Chemikern, wie Marggraf, Scheele, Klaproth, Rose, Duflos, Buchner, Fresenius, Mohr u. a., entstammen der Pharmacie. Vermöge der Eigenthümlichkeit seines Berufs bewahrte der Apotheker eine gewisse wissenschaftliche Universalität, und diese sicherte ihm stets eine hervorragende Stellung in allen praktisch-naturwissenschaftlichen Angelegenheiten. In der neuesten Zeit hat man die Privilegien angegriffen; die ersten nicht privilegirten Apotheken waren zur Entschädigung der privilegirten gezwungen; dann ertheilte die Regierung nach Bedürfnis Koncessionen und gegenwärtig ist man geneigt, die Gewerbefreiheit auch auf die Pharmacie auszudehnen. Man hat gegen solches Vorhaben die ernstesten Bedenken erhoben und namentlich auf die Verhältnisse in England, Frankreich und Nordamerika verwiesen, wo die Pharmacie, unter mangelnder Kontrolle und rein geschäftlich betrieben, auf verhältnismäßig sehr niedriger Stufe steht. In der That ist die Apothekerkunst nicht mit andern Gewerben zu vergleichen. Der Apotheker ist zwar Kaufmann, aber er genießt nicht die Vortheile eines solchen, er ist Beamter ohne etwas anderes als die Lasten des Beamtenstandes zu tragen, dabei ruht auf ihm eine große Verantwortlichkeit und bei dem bedeutenden Kapital, welches in den Apotheken steckt, ist der Verdienst ein verhältnismäßig nicht sehr hoher. Ueberwiegt einmal die kaufmännische Seite in der Pharmacie, so ist eine Ueberwucherung des Geheimmittelwesens unausbleiblich, und leicht dürfte der Handel mit Arzneimitteln neben dem lukrativern mit Drogueriewaaren nur noch als Nebensache betrieben werden. Ein Sinken der Preise der Arzneimittel ist sicher nicht zu erwarten, denn mit der wachsenden Zahl der Apotheken würde ja der Bedarf an Arzneimitteln durchaus nicht steigen, und in Frankreich sind sogar die Arzneien viel theurer als bei uns. Vgl. Philippe, Geschichte der Apotheker bei den wichtigsten Völkern der Erde (a. d. Franz., Jena 1854); Phöbus, Beiträge zur Würdigung der heutigen Lebensverhältnisse der Pharmacie (Gießen 1873); E. Wolff, Die Einrichtung, Verwaltung ꝛc. der Apotheken (Berl. 1873); Eulenberg, Das Apothekerwesen in Preußen (das. 1874).

Apothekergewicht (Medicinalgewicht), Gewichtssystem für die Arzneimittel, welches auf dem der alten Römer beruht und dessen Einheit das Pfund ist. 1 Medicinalpfund (Lbr.j) zerfällt in 12 Unzen (℥), 1 Unze in 8 Drachmen (ʒ), 1 Drachme in 3 Skrupel (℈), 1 Skrupel in 20 Gran (gr.). Die

Gewichtstheile werden mit römischen Zahlen hinter diese Zeichen gesetzt und die Hälfte eines Gewichtstheils wird mit β bezeichnet; ℥iiiβ heißt demnach 3½ Drachmen. Die Einheit, das Medicinalpfund, ist nicht in allen Ländern von gleicher Schwere, sondern schwankt im Verhältnis von 5 bis zu 6. Mit dem seit 1840 in Frankreich, seit 1868 in Preußen eingeführten Grammgewicht als A. verglichen, ergeben sich folgende Zahlen:

	Preußen, Sachsen, Weimar, Mecklenburg	Würtemberg*)	Bayern (Hannover)	England, Nordamerika	Baden, Belgien, Holland, Schweiz	Oesterreich	
1 Gran	0,06089	0,0621	0,0625	0,0648	0,0651	0,0729	Gramm
1 Skrupel	1,218	1,241	1,250	1,296	1,300	1,458	Gramm
1 Drachme	3,654	3,725	3,750	3,888	3,900	4,375	Gramm
1 Unze	29,232	29,805	30,003	31,104	31,250	35,000	Gramm
1 Pfund	350,783	357,664	360,000	373,246	375,008	420,009	Gramm

*) Mit dem würtemberg. A. fällt fast genau zusammen das A. von Schweden, Hamburg, Hessen, Nürnberg, Rußland, Dänemark.

Das A. gehört zu den Präcisionsgewichten, d. h. das Gewicht eines jeden einzelnen Stückes darf von der absoluten Richtigkeit nur um eine sehr geringe Größe (im Durchschnitt ⅕ von der für das Handelsgewicht zulässigen Fehlergrenze) abweichen, auch darf sich nicht, wie beim Handelsgewicht, die Abweichung auf ein mehr oder weniger, sondern nur auf ein weniger beziehen; es ist mit dem gewöhnlichen Stempel und dem sogen. Präcisionsstempel versehen.

Apothekertaxe, die von den Regierungen festgestellten Preisbestimmungen für Arzneimittel und für die bei Anfertigung von Arzneien vorkommenden Arbeiten, an welche die Apotheker bei Verabreichung der Arzneien gebunden sind. Die Taxation sowohl über, wie unter der festgestellten Taxe zog früher Geldstrafe nach sich; seit Einführung der Gewerbeordnung von 1869 wird aber die A. mehr als Maximaltaxe betrachtet und nur noch ihre Ueberschreitung mit Strafe bedroht. Vielen Apothekertaxen liegt das Princip zu Grunde, für billige Waaren einen hohen, für theure einen geringen Aufschlag zu gewähren, und die dadurch hervorgebrachten hohen Preise der billigen Waaren, deren sonstigen Handelswerth das Publikum kennt, hat den Apotheker in den Verruf der hohen Procente gebracht. Von Zeit zu Zeit werden diese Taxen nach den laufenden Droguenpreisen erhöht oder herabgesetzt und den Apothekern die Veränderungen zur Nachachtung mitgetheilt; aber diese Veränderungen halten durchaus nicht gleichen Schritt mit den Schwankungen des Marktes, und häufig muß der Apotheker einen plötzlich im Preise stark gestiegenen Stoff noch lange Zeit nach dem niedrigen Ansatz der Taxe, welcher in diesem Fall gar keinen Vortheil gewährt, sondern unter Umständen direkten Schaden verursacht, verkaufen. Folgt dann die Abänderung der Taxe, so ist vielleicht der starke Verbrauch, welcher die Preissteigerung veranlaßte, vorüber, und der nunmehrige höhere Ansatz in der Taxe gewährt keine Entschädigung.

Apothekerzeichen. Früher bedienten sich die Aerzte beim Verordnen ihrer Mittel allgemein gewisser Zeichen als Abbreviaturen, auch wohl um das Verordnete in möglichst mystische Form zu kleiden. Fast jedes Mittel hatte sein besonderes Zeichen. Mit Recht sind jetzt diese Zeichenschriften durch gewöhnliche (abbrevirte) Schreibart verdrängt; nur einige werden auch heute noch angewendet, z. B. ▽ für Wasser, ☊ für Alkohol, ⫽ für Zucker, ♄ für Pulverisiren &c. Mit den chemischen Zeichen haben diese A. nichts zu schaffen.

Apothēma (griech.), Perpendikel aus dem Mittelpunkt auf die Seite eines regelmäßigen Vielecks.

Apotheōse (griech.), »Vergötterung« eines Menschen, insbesondere die feierliche Versetzung desselben unter die Götter. Dieser Gebrauch, durch Ehrfurcht und Dankbarkeit veranlaßt, durch Schmeichelei und Aberglauben fortgepflanzt und vervielfältigt, findet sich bei den meisten Völkern des Alterthums, am frühsten bei den Assyrern, Aegyptern und Persern, dann auch bei den Griechen und Römern. Die Griechen vergötterten auf das Geheiß von Orakelsprüchen besonders verdiente Helden nach ihrem Tode, dann auch die Gründer von Kolonien und Städten; in der Folge eigneten sich Fürsten sogar noch bei ihren Lebzeiten göttliche Würde zu und ließen sich in diesem Sinne Denkmäler und Ehrensäulen errichten. Bei den Römern war Romulus der erste und lange Zeit der einzige, dem die Ehre einer feierlichen A. zu theil wurde; der zweite war Julius Cäsar, den Augustus vergöttern ließ, wie ihm selbst nach seinem Tode diese Ehre zu theil wurde. Nach ihm nahmen dieselbe alle Kaiser, den einzigen Vespasian ausgenommen, für sich in Anspruch, und sie wurde ihnen in der Regel infolge eines Senatsbeschlusses zugetheilt. Aehnliche Ehrenbezeigungen wurden in den Provinzen den Prokonsuln erwiesen, aber die Unsittlichkeit der damit Ausgezeichneten machte die ganze Sache bald zum Gespötte. Bei den Römern hieß der Akt der A. Consecratio. Eins der berühmtesten Kunstwerke aus dem Alterthum ist die A. des Homer, eine Darstellung in erhabener Arbeit auf einem silbernen Becher. Von römischen Apotheosen sind noch eine Menge Darstellungen vorhanden. Der christlich-kirchliche Sprachgebrauch vermied das Wort A., wenigstens für religiöse und kirchliche Ideen, wiewohl Prudentius im 4. Jahrh. einem Gedicht, worin er die göttliche Würde der Person Christi vertheidigte, diesen Titel gab.

A potiōri (lat.), dem Haupttheile, der Mehrzahl nach, z. B. a potiori fit denominatio, seinem Haupttheil nach erhält ein Ding seine Benennung.

Appalachen (spr. -latschen, Appalachian System), nordamerikan. Gebirgssystem, s. Alleghany-gebirge.

Appalachicola (spr. -atschikohla), Fluß in Nordamerika, welcher durch die Vereinigung des Chattahoochee und des Flint River im südwestl. Theil des Staates Georgia entsteht, Florida durchströmt und sich in die Appalachiebai des Golfs von Mejiko ergießt. Er ist auf seinem ganzen, etwa 150 Kilom. langen Laufe für Dampfboote fahrbar. Nahe an seiner Mündung liegt die Stadt A., Hauptstapelplatz der im Staate gewonnenen Baumwolle, mit über 2000 Einw.

Apparāt (lat.), die Gesammtheit der zu einer Arbeit, Verrichtung &c. nöthigen Hülfsmittel und Werkzeuge.

Appareille (spr. -räj), s. Rampe.

Apparence (franz., spr. -angß), Schein; das äußere Ansehen; Wahrscheinlichkeit.

Apparition (lat.), das Sichtbarwerden (von Gestirnen); Erscheinung; Gespenst.

Appassionāta (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: mit leidenschaftlichem Ausdruck.

Appell (lat.), das Signal zur Versammlung der Soldaten, zum Verlesen, zum Empfangen der Ordre

und der Verhaltungsbefehle. Im Gefecht und beim Exerciren werden durch den A. die tiraillirenden Soldaten in die geschlossene Ordnung gerufen. Das Signal wird gegeben auf der Trommel (*Appellschlagen*), auf dem Horn und der Trompete (*Appellblasen*). Auch versteht man unter A. die Gewandtheit der Truppen in rascher Auffassung und präciser Ausführung der von den Befehlshabern ausgehenden Befehle. In der Fechtkunst ist A. ein lebhafter Tritt mit dem rechten Fuß, mit oder ohne Ausfall, der beim Unterricht zum Beweise dient, daß der Schüler im Gleichgewicht steht und leichte Haltung hat, d. h. zum Ausfall bereit ist. Beim Kontrafechten gehört der A. zu den Finten, indem man dem Gegner dadurch Anlaß zu fehlerhaften Bewegungen geben will; besonders gern wird derselbe von den Franzosen geübt.

Appellation (lat., *Berufung*), im allgemeinen dasjenige Rechtsmittel (s. d.), durch welches ein höherer Richter (judex ad quem) von einem Interessenten (Appellanten) angegangen wird, der beschwerenden Verfügung des Unterrichters (judex a quo) durch eine nach nochmaliger Prüfung der Sache zu erlassende anderweite Verfügung abzuhelfen. Die A. findet sowohl in *bürgerlichen* wie in *peinlichen Rechtssachen* statt und setzt in beiden ein geordnetes Instanzenverhältnis voraus. Regelmäßig bestehen in Civilsachen drei, für Kriminalsachen zwei solcher Instanzen. Die A. in der eben angeführten Bedeutung verdankt ihre Entstehung dem römischen Kaiser Augustus, welcher zuerst ein bestimmtes Verfahren und eine hierarchische Stufenfolge aller Instanzen bis zur höchsten, dem Kaiser selbst, festsetzte. Das kanonische Recht ließ die römischrechtlichen Grundsätze bestehen, erweiterte aber, um der Billigkeit mehr Rechnung zu tragen, die Statthaftigkeit der A. in objektiver Hinsicht und gestattete eine sogen. *außergerichtliche* A. gegen bloße proceßleitende Dekrete, sowie gegen jede gerichtliche Verfügung von administrativer oder polizeilicher Natur. Das ältere deutsche Recht konnte eine eigentliche A. nicht kennen, denn es bestanden damals Volksgerichte als die einzigen Gerichte, und es fehlte mithin an einem Oberrichter, der das von den Urtheilern »gefundene Urtheil« hätte wieder aufheben können. Doch lebte auch damals im Volk die Idee von der Nothwendigkeit eines Weges zu nochmaliger Prüfung und Entscheidung der Sache. Daher konnte das Urtheil »gescholten« werden, worauf ein besonders berühmtes Schöffengericht, ein sogen. Oberhof, einen anderweiten Ausspruch that. Diese Oberhöfe hatten aber nicht die Stellung eines höhern Richters, sondern mehr die unserer heutigen Spruchkollegien, welche bei Aktenversendungen kraft mandirter Gerichtsbarkeit das Urtheil fällen. Diese demokratische Gerichtsverfassung hörte auf, sobald die fremden Rechte eindrangen. Nunmehr wurde ein hierarchischer Instanzenzug besonders nach dem Muster der vorhandenen geistlichen Gerichte eingerichtet und das römische und kanonische Recht mehr und mehr zur Anwendung gebracht. Vollständigen Sieg aber erlangten diese Rechte und mit ihnen die hierarchische Gerichtsverfassung erst durch Einrichtung des Reichskammergerichts 1495, welches das oberste Appellationsgericht in bürgerlichen Rechtssachen für das ganze Reich bildete. Wenn auch im Laufe der Zeit manche Reichsstände mittels der sogen. Privilegia de non appellando Befreiung vom Gerichtszwang dieses obersten Reichsgerichts für ihre Territorien erlangten, so war doch Regel, daß auch solche Territorien eine Appellationsinstanz haben mußten. Mit dem Untergange des Deutschen Reichs hörten natürlich auch die Reichsgerichte, das Reichskammergericht und der Reichshofrath, auf, aber der Grundsatz des hierarchischen Instanzenverhältnisses blieb, indem die deutsche Bundesakte Art. 12 bestimmte, daß es in jedem Bundesstaat drei Instanzen geben und daher Staaten unter 300,000 Einw. sich zur Bildung gemeinschaftlicher Oberappellationsgerichte zusammenschließen sollten. In neuerer Zeit ist die Partikulargesetzgebung aller deutschen Länder bemüht gewesen, die über die Zulässigkeit der Rechtsmittel und besonders das Verfahren hierbei bestehenden Gesetze zu vereinfachen. Es können daher hier, besonders bei Darstellung des Appellationsverfahrens, nur die wichtigern gemeinrechtlichen Grundsätze hervorgehoben werden, und wird es genügen, im übrigen auf die Partikulargesetze der einzelnen Länder zu verweisen, zumal da durch den bevorstehenden Erlaß einer allgemeinen deutschen Civil- und Strafproceßordnung eine durchgreifende Reform auf diesem Gebiet zu erwarten steht.

Ueber die *Zulässigkeit* der A. sind folgende Grundsätze hervorzuheben: 1) Voraussetzung jeder A. ist, daß eine *richterliche Verfügung*, welche *noch nicht zur unabänderlichen Norm* geworden ist, einem bei dem Rechtsstreite Betheiligten eine Beschwerde zufüge. Ist die Verfügung unklar und dunkel, so wird man zwar zunächst bei dem Unterrichter um Aufklärung (declaratoria) nachsuchen; es ist aber dann, wenn eine der möglichen Auslegungsweisen eine Beschwerde enthält, vorsichtig und üblich, mit dem Erläuterungsgesuche eventuell die A. zu verbinden. Ist die Verfügung eine nichtige, so kann man ebenfalls das Rechtsmittel der A. gebrauchen; doch ist hier auch das außerordentliche Rechtsmittel der Nichtigkeitsbeschwerde gestattet, welches noch nach Ablauf der Nothfrist eingewendet werden kann. Die Beschwerde kann durch Entscheidung in der Hauptsache, oder auch über einen bloßen Zwischenpunkt, durch Aberkennen eines vermeintlichen Rechts, oder durch Auflage einer vermeintlich nicht bestehenden Verbindlichkeit, sowie endlich auch durch Stillschweigen über einen vermeintlich zu entscheiden gewesenen Streitpunkt begründet werden. Sehr streitig aber ist, inwiefern auch gegen eine nur die Proceßleitung betreffende Verfügung eine A. statthaft ist. Nach römischem Recht konnte nur gegen ein Endurtheil (Definitivsentenz) appellirt werden, die A. gegen bloß proceßleitende Dekrete verbot Justinian, davon ausgehend, daß eine im Laufe des Verfahrens zugefügte Beschwerde noch durch die Berufung gegen das Endurtheil geltend gemacht werden könne. Das kanonische Recht stellte dagegen den Grundsatz auf, daß die A. auch gegen bloße proceßleitende Dekrete (Interlokute) zulässig sei. Wenn nun auch das Tridentinische Koncil und die Deutsche Reichsgesetzgebung diese Ausdehnung der A. dahin einschränkten, daß die A. nur gegen Endurtheile und solche Interlokute statthaft sei, welche die Kraft eines Endurtheils haben, oder eine durch die A. gegen das Endurtheil nicht mehr zu hebende Beschwerde enthalten: so hat doch die Praxis dem kanonischen Recht den Vorzug gegeben. Es ist daher heutzutage die A. zulässig sowohl gegen Endurtheile, wie gegen Decisivdekrete, d. h. solche, welche nach Gehör beider Theile erlassen werden, und auch gegen einfache Dekrete, d. h. solche, welche auf einseitigen Antrag

einer Partei erlassen werden, also nicht die Entscheidung eines Streitpunktes enthalten, welcher für die nicht gehörte Partei Wirksamkeit äußern könnte. Diese dem kanonischen Recht entlehnte A. bezeichnet man mit dem Namen der außergerichtlichen, wohin man weiter auch die A. gegen Verfügungen in nicht streitigen Civilrechtssachen rechnet. Bezüglich der A. gegen Endurtheile versteht sich die Beschränkung auf noch nicht rechtskräftige Urtheile von selbst. 2) Die A. findet in allen Civilrechtssachen statt, also auch in Polizei-, Regierungs- ꝛc. Sachen, wenn und soweit sie Gegenstand eines Civilprocesses geworden sind. 3) Eine Beschränkung der Appellationsbefugnis hat das Deutsche Recht durch die sogen. Appellationssumme eingeführt. Während das römische und kanonische Recht auch in den geringfügigsten Sachen die A. gestatten, haben zuerst deutsche Partikulargesetze bestimmt, daß eine A. an die höchste Instanz nur dann statthaft sein solle, wenn der Gegenstand der Beschwerde (summa gravaminis, nicht aber des ganzen Rechtsstreits, summa libelli), soweit er überhaupt schätzbar sei, einen gewissen Betrag erreicht. Für die A. an das Reichskammergericht wurde dieser Betrag durch den jüngsten Reichsabschied von 1654 auf 400 und bei Armen auf 300 Reichsgulden festgesetzt. Dies Institut der Appellationssumme ist auch auf die Landes-Mittel- und Obergerichte ausgedehnt worden, nur daß der Betrag der Summe in verschiedener Weise bestimmt wurde. Bei Berechnung der Appellationssumme bringen die verschiedenen Partikularrechte ein verschiedenes Verfahren in Anwendung, indem nach den einen nur die eingeklagte Hauptsache, nach andern aber auch Nebenforderungen an Zinsen, Früchten, Proceßkosten ꝛc. bei Berechnung der appellabeln Summe berücksichtigt werden. Der Werth mehrerer Beschwerdepunkte darf, um die Appellationssumme herauszubringen, zusammengerechnet werden. Bei Rechtsstreitigkeiten über nicht zu taxirende Gegenstände, wie Familien- und persönliche Rechte, Servitutensachen, kann von einer Appellationssumme nicht die Rede sein. Ebenso schließt ein Gravamen continuum, d. h. der Fall, wenn das jetzige beschwerende Urtheil an sich den Betrag der Appellationssumme nicht betrifft, aber durch seine rechtlichen Konsequenzen ihn erreicht, wie bei Streit über Renten, Reallasten ꝛc., die Rücksicht auf die Appellationssumme aus. 4) Aus der Natur des obrigkeitlichen Verhältnisses der Gerichte folgt, daß die A. nur an den unmittelbar nächsten Oberrichter des gravirenden Richters gerichtet werden darf; eine Uebergehung der nächsten Instanz (appellatio per saltum) ist unstatthaft. 5) Die Frage, wie oft wegen des nämlichen Beschwerdepunktes appellirt werden darf, beantwortet sich aus der Gerichtsverfassung jedes einzelnen Landes; so viele Instanzen nämlich vorhanden sind, so oft kann eine nochmalige Prüfung und Entscheidung verlangt werden; allgemein üblich ist die Zulassung einer zweimaligen A. (A. und Oberappellation), so daß also dieselbe Sache durch drei Instanzen gehen kann. Einzelne Partikularrechte gestatten für den Fall, daß die Erkenntnisse der untern Instanzen von einander abweichen, eine nochmalige, also da, wo bereits drei Instanzen gesprochen haben, eine dritte A. Neuerdings macht sich das Streben nach möglichster Verringerung der Zahl der Instanzen mit wachsender Entschiedenheit geltend. In der That rechtfertigt sich dieses Streben einestheils durch das mehr und mehr auch im Civilproceß durchdringende Princip der Unmittelbarkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, anderntheils durch die Uebertragung eines nicht unwesentlichen Theils der Rechtssachen an Genossenschafts-, Fach- oder Sachverständigengerichte, wie Handelsgerichte, Gewerbegerichte u. dgl., wobei noch die praktische Rücksicht auf Herstellung eines möglichst raschen und möglichst wenig kostspieligen Verfahrens unterstützend einwirkt. Am reinsten kommt dieses Streben da zum Ausdruck, wo man eine A. nur wegen einer (formellen oder formellen und materiellen) Rechtsverletzung (Nichtigkeitsbeschwerde), nicht aber wegen einer falschen Beweiswürdigung oder einer unrichtigen Entscheidung über das thatsächliche Material des Rechtsstreites gestattet. Doch findet eine so strenge Durchführung des Princips namentlich aus der Mitte des Richter- und Advokatenstandes lebhaften Widerspruch, der wenigstens insoweit vollkommen berechtigt sein dürfte, als es sich um einzelrichterliche Entscheidungen handelt, bei welchen es an jeder Garantie nicht nur in Betreff der Richtigkeit, sondern auch der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit der Entscheidungen fehlen würde.

Die Wirkungen der A. sind folgende: 1) Die Suspensivkraft besteht darin, daß jede A. die Rechtskraft des angefochtenen Erkenntnisses in jedem Falle aufhält und regelmäßig auch dessen Befolgung und Vollstreckung hemmt. Eine Ausnahme hiervon tritt nur bei Nothwendigkeit interimistischer Verfügungen und bei einigen summarischen Proceßarten, wie namentlich bei Wechsel- und Besitzprocessen ein, wo die unbedingte Suspensivkraft den ganzen Zweck des Processes vereiteln würde. Wenn das Urtheil über mehrere trennbare Punkte, z. B. bei Klagenhäufung, sich verbreitet, und nun nur wegen eines oder einiger Punkte das Rechtsmittel ergriffen wird, so gehen die übrigen Punkte, soweit sie nicht etwa mit jenen in unzertrennbarem Zusammenhang stehen, in Rechtskraft über (sogen. theilweise Rechtskraft des Urtheils). 2) Der Devolutiveffekt bringt es mit sich, daß der ganze Proceß durch die Appellationseinwendung von selbst an den Oberrichter übergeht und die Zuständigkeit des Unterrichters für die Dauer des Appellationsverfahrens aufhört. Hierdurch ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, daß die Rechtssache behufs Vervollständigung des Verfahrens oder nach ergangener Entscheidung der höhern Instanz behufs Eröffnung derselben und Einleitung des weitern Verfahrens an das Untergericht remittirt wird. 3) Die Gemeinschaft der A. oder Appellationsadhäsion soll bedeuten, daß die von der einen Partei geschehene Einwendung und Fortsetzung eines Rechtsmittels für deren Gegner die Befugnis begründet, denselben accessorisch zu adhäriren, d. h. sich ebenfalls dieses Rechtsmittels, obschon er es zeitig nicht ergriffen hat, jedoch nur über denselben Streitpunkt zu bedienen. Ja der Oberrichter soll eine solche Adhäsion alsdann selbst von Amtswegen suppliren, wenn das Rechtsmittel entschieden wird, ohne daß der Gegner zuvor über dasselbe gehört worden ist; s. Adhäsion.

Das Appellationsverfahren besteht in den durch den Gebrauch der Appellationsbefugnis veranlaßten Verhandlungen und bildet ein besonderes Proceßstadium, dessen Gegenstand die Frage ist, ob die aufgestellten Beschwerden wirklich gegründet sind. Der Appellant erscheint gegenüber dem andern Theil (Appellaten) als der angreifende Theil; oft kommt es vor, daß jeder Theil zugleich Appellant und Appellat ist. Das Appellationsverfahren zerfällt

in zwei Hauptabschnitte, wovon der erste die Verhandlungen vor dem Unterrichter, der zweite die vor dem Oberrichter in sich begreift. Gemeinrechtlich gestaltet sich das Appellationsverfahren folgendermaßen. Dasselbe beginnt mit der Einwendung der A. Innerhalb einer zehntägigen Nothfrist von Publikation des Urtheils an erklärt sich die beschwert glaubende Partei vor dem beschwerenden Richter, daß sie hiermit A. einwende, und bittet um die Apostel, d. i. ein Zeugnis der zeitig eingewendeten A. Diese Bitte hat binnen 20 Tagen von eröffnetem Urtheil an zu geschehen; ferner muß der Appellant binnen Monatsfrist nach der Einwendung den Unterrichter um Einsendung der Akten an das Obergericht bitten. Diese beiden Anträge können auch mit der Einwendung der A. verbunden werden. Sodann muß der Appellant binnen der ihm hierzu vom Unterrichter in den Aposteln vorgeschriebenen Frist die A. bei Vermeidung der Sachfälligkeit einführen, d. h. den Oberrichter unter Benachrichtigung von der eingewendeten A. um deren Annahme bitten. Mit der Einführung wird, wenn man nicht hierzu um Frist bittet, sogleich die Rechtfertigung der Beschwerden verbunden. Der Appellationsrichter kann nach Befinden, wenn er die Sache schon zur Entscheidung reif erachtet, sogleich eine entscheidende Verfügung, sei es ein Abschlagsdekret (rejectorium), oder eine abändernde Verfügung (ordinatio), treffen; doch ist dies nur selten, in der Regel wird auf Appellationsproceß, d. i. weitere Verhandlung über die aufgestellten Beschwerdepunkte, erkannt. Zugleich wird dann dem Unterrichter die Akteneinsendung anbefohlen, welche nach anberaumtem Inrotulationstermine mit Bericht erfolgt. Nach gepflogenen Verhandlungen erfolgt die Urtheilsfällung und sodann die Remission des Rechtsstreits an das Untergericht, welches nun nach Aufhebung des Suspensiveffekts wieder in Thätigkeit tritt. Die meisten Partikulargesetzgebungen haben das Appellationsverfahren sehr vereinfacht und meist nur für die Einwendung und Rechtfertigung, sowie für die Widerlegung der A., welche sämmtlich an das Untergericht gerichtet zu werden pflegen, Nothfristen angeordnet und das Verfahren vor den höhern Instanzen aufgehoben oder wesentlich eingeschränkt. Anders gestaltet sich freilich dieses Verhältnis in denjenigen neuern Proceßordnungen, welche auch neben dem Princip der Mündlichkeit die A. aufrecht erhalten haben. Hier ist die Beilegung neuer Thatsachen und Beweismittel in der höhern Instanz gestattet und deshalb auch ein dem Verfahren in erster Instanz wesentlich entsprechendes Appellationsverfahren erforderlich.

Die A. in Strafsachen findet ihre unterscheidenden Merkmale von der Civilappellation namentlich in dem Grundsatze, daß es sich in Kriminalsachen nicht wie in Civilsachen um formelles Recht, sondern um materielle Wahrheit handelt. Der Gebrauch der Rechtsmittel und der zur Unterstützung derselben zulässigen Mittel muß daher ein viel freierer sein, wenn nicht die Rücksicht auf Schutz der Unschuld verletzt werden soll. Es ist daher dem Angeklagten sowohl der Gebrauch von nichtdevolutiven Rechtsmitteln, wie das Gesuch um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand und das durch die Praxis der deutschen Gerichtshöfe eingeführte Rechtsmittel einer weitern Schutzschrift (remedium ulterioris defensionis), als auch das devolutive Rechtsmittel der A. gestattet. Gemeinrechtlich wird ein in peinlichen Sachen ergangenes verurtheilendes Erkenntnis nie rechtskräftig, und die Ausführung der Unschuld ist nicht von Beobachtung einer Nothfrist abhängig. Die A. ist vielmehr ohne Beschränkung der Fatalien unbedingt zulässig, und mit Einwendung derselben tritt die Suspensivkraft, d. h. die Aufschiebung der Vollstreckbarkeit des Urtheils, von selbst ein. Vermöge des Devolutiveffekts hat der Unterrichter sofort und, ohne einen hierauf gerichteten Antrag abzuwarten, die Akten einzusenden. Der Appellant überreicht hierauf bei dem Oberrichter seine Rechtfertigungsschrift, wobei die Befugnis, neue Thatsachen und Beweismittel vorzubringen, eine vollkommenere als bei Civilappellation ist. Findet der Oberrichter die Sache noch nicht spruchreif, so verfügt er mittels Reskripts die weitere Instruktion der Untersuchung. Nach beendigtem Verfahren wird das Urtheil gefällt und mit den eingesendeten Akten zur Eröffnung und Vollstreckung an das Untergericht remittirt. Das neuere Strafproceßrecht hat hierin sehr wesentliche Abänderungen herbeigeführt. Dieselben stimmen in der Hauptsache mit demjenigen überein, was oben als die vorherrschende Tendenz der neuern Civilproceßgesetzgebung bezeichnet worden ist, sind aber hier viel früher und unbedingter durchgedrungen, weil die Unstatthaftigkeit der Wiederholung einer öffentlichen und mündlichen Gerichtsverhandlung in zweiter Instanz, sowie der Wiederaufhebung eines von einem Geschwornen- oder Schöffengericht ertheilten Wahrspruchs durch eine entweder nur aus rechtsgelehrten Richtern oder andern nicht höher qualificirten Geschwornen oder Schöffen bestehende höhere Instanz vollkommen auf der Hand liegt. In Strafsachen beschränkt sich daher die A. so gut wie ausschließlich auf die zur Entscheidung durch den Einzelrichter gehörigen Fälle (Berufung, Einspruch), wogegen in allen übrigen Fällen nur noch ein Rechtsmittel wegen falscher Rechtsanwendung (Nichtigkeitsbeschwerde) zulässig ist, welches entweder Vernichtung (Kassation) des Wahrspruchs und Wiederholung des erstinstanzlichen Verfahrens, oder Verbesserung der Rechtsanwendung unter Zugrundelegung des erstinstanzlichen Wahrspruchs zur Folge hat.

Appellatīvum (lat.), s. Substantivum.

Appéndix (lat.), Anhang, Zusatz zu einem Buche ꝛc.; Appendicula, Anhängsel; Appendicien, s. v. w. Pertinenzien; appendiciren, als Anhang nachträglich beifügen.

Appenzell, Kanton der nordöstl. Schweiz, ganz vom Kanton St. Gallen umgeben, 418 QKilom. (7,6 QM.) groß mit (1870) 60,635 Einw. Das Land ist ein wald- und wiesengrünes, mit hübschen Dörfern und zahllosen Häuschen übersäetes, von tiefen Flußtobeln (s. Sittern) durchfurchtes und von den kahlen Felswänden des Säntisgebirges (2504 Meter hoch) überragtes Voralpengelände, das gegen den Bodensee abfällt. Inselartig von flachem Niederland umgeben, schaut es, einer Hochwacht vergleichbar, nach allen Seiten aus, der innern Schweiz zu mehr an andere Berg- und Thalpartien angelehnt (Hinterland), nach dem Rhein und Bodensee kühner und freier vortretend (Vorderland). Der Kanton zerfällt seit 1597 infolge der Reformation in 2 selbständige Hälften: das äußere Gebiet (Außerroden), dessen Bewohner weit überwiegend reformirt sind, und das fast ganz katholische innere Gebiet (Innerroden). Die Außerroder sind ein geistig aufgewecktes Völkchen, fröhlichen Gemüths, freiheitsstolz, genügsam und haushälterisch, außerordentlich thätig, unternehmend. Sie pflegen den

National- und Volksgesang sehr eifrig. In ihren wohnlichen, fensterreichen Holzhäusern verräth sich die höchste Reinlichkeit neben Wohlstand und Behaglichkeit. In ihren öffentlichen Zusammenkünften aber zeigt sich oft ein engherziges, ruhmrediges Wesen und viel Anhänglichkeit an altes Herkommen. Großartige Anstrengungen für Zwecke der Erziehung und Wohlthätigkeit, in neuerer Zeit namentlich auch für Straßenbauten, zieren die socialen Bestrebungen Außerrodens. Aus dem Ländchen sind zahlreiche Autodidakten, namentlich auf dem Gebiet der angewandten Mathematik, hervorgegangen: so vor allen U. Sturzenegger von Trogen (Herausgeber des 1722 begründeten und bis heute fortgesetzten Appenzeller Kalenders), der es durch eigenes Studium bis zur Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse brachte, und J. B. Rechsteiner, der die berühmte Ente von Vancanson reparirte und eine Maschine herstellte, welche fast unzählige Arten Schrauben lieferte. Von andern bedeutenden Männern gehörten ihm an: der Reformator W. Klarer (gest. 1567), der berühmte Arzt Theophrast Paracelsus (gest. 1541), der Philosoph L. Zellweger (gest. 1764), die Historiker und Geographen G. Walser (gest. 1776), K. Zellweger (gest. 1855) und der Palästinareisende T. Tobler, die Baumeister J. Grubenmacher (gest. 1783) und K. Langenegger (gest. 1818), der Volksliederkomponist H. Tobler (gest. 1838) und viele namhafte Pädagogen (J. Niederer, H. Krüsi rc.). Die Innerroder stehen an geistiger Begabung nicht tiefer, zeigen aber in jeder Beziehung ein stark kontrastirendes Volksbild. Sie sind durch und durch ein patriarchalischer Hirtenstand geblieben, behaglich und bequem, gemüthlich, heiter, witzig, gastlich, alter Sitte ergeben, einfach und genügsam, neugierig, mit großer Vorliebe körperlichen Uebungen und Spielen zugethan. Die rührige Betriebsamkeit, die außerordentliche Reinlichkeit und der Wohlstand Außerrodens sind in dem armen innern Ländchen nicht zu finden. Die Frauen haben ihre bunte und die Sennen ihre wunderliche Tracht seit Jahrhunderten beibehalten. Staatsverwaltung, Schulen und Straßenwesen haben indessen angefangen sich zu heben. Die zwei allgemeinsten Erwerbsquellen sind Viehzucht, mehr in Innerroden, und Baumwolleninduſtrie, mehr in Außerroden überwiegend. Kartoffeln wachsen wenig, noch weniger Getreide, auch wenig Wein, und Obst nicht genügend. Der Fruchtmarkt des Landes ist das St. Gallische Rorschach; Märkte für andere Viktualien sind St. Gallen, Altstätten (ebenfalls zu St. Gallen gehörig) und Herisau, dessen Wochenmärkte von den Bauern Thurgau's befahren werden. Der Wald, nirgends in ausgedehnten Beständen, aber in kleinen Stücken über das ganze Land zerstreut, genügt (wenigstens in Außerroden) dem Bedarfe nicht; aber man bemüht sich, dem Mißverhältnis entgegenzuwirken. Der frühere Rindviehschlag ist so viel wie nicht mehr vorhanden; denn bei geringer Nachzucht kauft man im Frühjahr viel Vieh aus Graubünden, Vorarlberg und Tirol und sömmert es auf den Alpen, theilweise zum Verkauf. Der Hauptnutzen liegt in der Milch; Fettkäsereien finden sich fast in allen Gemeinden, auch für die Ausfuhr arbeitend. A. ist das Land der Molkenkurorte. Innerroden hat sehr viele Ziegen, aus deren Milch die Molken bereitet und zur Nachtzeit nach den Kurorten getragen werden. Alljährlich strömen tausende von Kurgästen dahin, besonders nach Gais, Weißbad, A., auch nach Gonten, das eine Heilquelle besitzt, Heiden und Heinrichsbad. Stark ist auch der Touristenzug zum Säntis. Die Unternehmungen der St. Galler und Appenzeller Baumwollfabrikanten sind ausgedehnt; sie beschäftigen Arbeiter selbst auf der deutschen Seite des Bodensees. Den Absatz des Fabrikats besorgen manche Industrielle selbst; allein ihr Vereinigungspunkt und Markt ist St. Gallen. Die Handspinnerei, früher allgemein verbreitet, hat aufgehört; Weben und Sticken sind in den Vordergrund getreten. Auch Bleichen, Appretirungen, Druckereien, Färbereien rc. floriren, namentlich in Herisau, das mit der nahen St. Galler Bahnstation Winkeln durch eine Schmalbahn verbunden wird. Neben verschiedenen Zeugen webt man hauptsächlich Musseline, Tüll, Gaze, Blattstich- und broschirte Zeuge. Wohl ein Viertel der Bevölkerung ist mit Weberei beschäftigt. Neben der Handstickerei blüht nun auch die Maschinenstickerei (gegen 1000 Maschinen). Die besten Handstickerinnen findet man in Innerroden; unter ihren zarten Händen entfalten sich kunstreiche Blumen, welche in Form und Farbenpracht den natürlichen kaum nachstehen. Man webt die Musseline in glatten Stücken zu Vorhängen oder zu Halstüchern, brodirt sie mit weißem Baumwollengarn zu Chemisetten, Hauben, Röcken oder mit gefärbter Baumwolle (auch oft mit Seide) zu Schürzen, Turbanen, Tapeten, Chorhemden, Manschetten, Bettdecken, Shawls und Schleiern.

Der Halbkanton Außerroden, 260,6 QKilom. (4,7 QM.) groß mit 48,726 Einw. (darunter 2358 Katholiken), bildet nach der Verfassung vom 3. Okt. 1858 einen Freistaat mit reindemokratischer Verfassung und als solcher ein Glied der schweiz. Eidgenossenschaft. Die Gesammtheit der »Landleute« und hier ansässigen Schweizerbürger übt ihre Souveränität in der Landsgemeinde, die alle Jahre, abwechselnd in Trogen und Hundwyl, gewöhnlich am letzten Sonntag des Aprils gehalten wird. Ihr Besuch ist obligatorisch. Sie besitzt die gesetzgebende Gewalt, bestimmt die Verfassung, wählt die Standeskommission und das Obergericht, sowie das Mitglied des schweiz. Ständeraths, ertheilt das Landrecht, bewilligt die Ausgaben für neue wichtige Bauten, nimmt die Landrechnung ab rc. Initiativvorschläge können nur durch das Mittel des Großen Raths vor die Landsgemeinde gebracht werden; sofern dieser jedoch die Anregung ablehnt, kann der Antragsteller, aber nur vom »Stuhl« (d. i. dem erhöhten Sitze der Obrigkeit) aus, seine Sache persönlich der Landsgemeinde vortragen. Der Große Rath besteht aus den Abgeordneten der Gemeinden (je 1 auf 1000 Seelen); er wählt alljährlich das Ehegericht und andere Beamtungen, überwacht und handhabt die Gesetze, beschließt über Steuern und Abgaben, bestellt die erforderlichen Kommissionen für Kirchen-, Schul- und Militärwesen, übt das Begnadigungsrecht rc. Vollziehende Landesbehörde ist die Standeskommission, die aus 2 Landammännern, 2 Landesstatthaltern, 1 Landessäckelmeister, 1 Landeshauptmann und 1 Landesfähnrich besteht; der eine der Landammänner ist als regierender Landammann der Präsident der Behörde, darf aber diese Stelle höchstens 2 Jahre nach einander bekleiden. Er bestimmt für jede Sitzung den Ort derselben. Die Standeskommission gehört von Amtswegen dem Großen Rath an; der regierende Landammann ist zugleich dessen Präsident. Das

Obergericht besteht aus 13 Mitgliedern, die weder im Großen noch Kleinen Rath, noch im Kriminal- und Polizeigericht, noch in einer Gemeindebehörde sitzen dürfen. Seine Sitzungen finden in Trogen und Herisau abwechselnd, bei Kriminalfällen immer in Trogen statt. Todesurtheile dürfen nicht vollzogen werden, bevor der Große Rath die Begnadigung verweigert hat. Die *Synode* besteht aus der Standeskommission und sämmtlichen Geistlichen; ein aus ihrer Mitte gewählter Dekan ist ihr Geschäftsführer. Sie versammelt sich in der Regel jährlich einmal, wechselweise in Trogen und Herisau. Das *Kriminal- und Polizeigericht*, vom Großen Rath gewählt, hält seine Sitzungen in Trogen. Die Gemeindeverwaltung, je für ein Jahr bestellt, besteht aus »Hauptleut' und Räth'«, d. h. einem Gemeindrath, dessen beide Präsidenten den Titel Hauptmann führen und nebst dem Pfarrer als Ehegaumer fungiren. Das evangelisch-reformirte Bekenntnis ist Landesreligion; den Katholiken ist gemäß der Bundesverfassung freier Kultus zugesichert. Gleichheit vor dem Gesetz, Preßfreiheit, Petitionsrecht, Unverletzbarkeit des Eigenthums, freie Niederlassung, Gewerbefreiheit sind gewährleistet, Steuer- und Militärpflicht ausgesprochen. Das Armenwesen ist Sache der Gemeinden. Die Jahresrechnung für 1871 ergab 280,297 Fr. Einnahmen und 216,219 Fr. Ausgaben. Den Hauptposten der Einnahmen bildet die Landessteuer (140,000 Fr.), den Hauptposten der Ausgaben das Militär (85,000 Fr.). Die Besoldung sämmtlicher 7 Mitglieder der Standeskommission, also der Regierung des Landes, beträgt zusammen 800 Fr. nebst 1784 Fr. an Sitzungsgeldern. Das reine Staatsvermögen betrug Ende 1871 über 1,439,000 Fr. Schul- und Kirchenwesen sind wesentlich Gemeindesache; das Schulwesen gehört zu den regenerirten und umfaßt Primarschulen, Sekundar- oder Realschulen und die Kantonsschule zu Trogen. Das Militär von Außerroden zählte Dec. 1871: 3480 Mann Infanterie (darunter 581 Mann Scharfschützen) und 481 Mann Artillerie.

Der Halbkanton *Innerroden*, 159 QKilom. (2,9 QM.) mit 11,909 Einw. (darunter 188 Protestanten), bildet gemäß der neuen Verfassung vom 24. Okt. 1872 einen Volksstaat und ein Bundesglied der schweiz. Eidgenossenschaft. Die Staatsgewalt ruht wesentlich im Volk und wird durch die *Landsgemeinde*, die aus der Gesammtheit der Kantons- und ansässigen Schweizerbürger besteht, ausgeübt. Die Landsgemeinde, deren Besuch obligatorisch ist, gibt sich Verfassung und Gesetze und wählt die obersten Landesbehörden: Standeskommission und Kantonsgericht, ertheilt das Landrecht und vernimmt den Jahresbericht über die Amtsverwaltungen ꝛc. Sie versammelt sich regelmäßig je am letzten Sonntag des Aprils. Die *Standeskommission*, die eigentliche Regierung des Landes, besteht aus 9 Mitgliedern: dem regierenden Landammann, der nach zweijähriger Amtsdauer auf das folgende Jahr nicht wieder wählbar ist, dem stillstehenden Landammann, dem Statthalter, dem Säckelmeister, dem Landeshauptmann, dem Bauherrn, dem Landesfähnrich, dem Armenleutsäckelmeister (Armengut) und dem Zeugherrn. Das *Kantonsgericht* besteht aus 13 Mitgliedern. Ein *Großer Rath*, bestehend aus der Standeskommission und den Volksrepräsentanten (je 1 auf 250 Seelen der Bezirksbevölkerung), legt der Landsgemeinde Verfassungs- und Gesetzentwürfe, sowie Initiativvorschläge vor, bestimmt das Steuermaß, beaufsichtigt die Staatsverwaltung, übt Begnadigungsrecht, wählt je auf einjährige Dauer die Landesschulkommission, die verschiedenen übrigen Kommissionen, das Mitglied des schweiz. Ständeraths ꝛc., kurz, er ist als Stellvertreter der Landsgemeinde das Organ der gesetzgebenden Gewalt. Der regierende Landammann ist Präsident der Landsgemeinde, des Großen Raths und der Standeskommission. Das Land ist in 6 Bezirke eingetheilt, deren Verwaltung auch hier die »Hauptleut' und Räth'« üben. Jeder Ort hat seine Kirchen- und Schulbehörde, in welcher der Geistliche Mitglied ist. Die Verfassung garantirt die üblichen Grundrechte wie in Außerroden. Die kathol. Religion genießt als die Religion des Volks Gewährleistung und Schutz seitens des Staats; andern Konfessionen ist Kultfreiheit zugesichert. Die Sicherheit des korporativen geistlichen Vermögens und die Freiheit der Novizenaufnahme ist garantirt. Der öffentliche Unterricht ist Sache des Staats und der Kirche, der obligatorische unentgeltlich. Innerroden hat nur Primarschulen und eine Sekundarschule. Die Staatsrechnung Innerrodens für 1871 ergab ein Staatsvermögen von 1,298,388 Fr., in 10 Posten, über welche getrennte Verwaltung geführt wird. Die Hauptposten des Staatsvermögens bilden das Landsäckelamt mit 275,481 Fr., das Kirchenpflegamt St. Moritz mit 267,351 Fr., das Armenleutsäckelamt mit 167,115 Fr., das Armenpflegamt mit 148,194 Fr. Das Jahresgehalt der 9 Mitglieder der Regierung beträgt im ganzen 635 Fr. Unter den Ausgaben finden sich Posten wie: Beiträge für Wohlthätigkeitsvereine (310 Fr.), Unterstützungen an Studirende (730 Fr.) ꝛc. Die Landesschulkasse verausgabte 12,824 Fr. (davon 8250 Fr. an Lehrerbesoldungen). Das Militär von Innerroden bestand Dec. 1871 aus 1118 Mann Infanterie. Hauptort ist der *Flecken* A., ein im Thal der Sittern freundlich gelegener, während des Sommers sehr belebter Ort mit einem Kapuzinerkloster u. (1870) 3691 Einw. (darunter 46 Protestanten).

Geschichte. Das Land A. kam mit dem übrigen Helvetien unter die Herrschaft der Römer, welche wahrscheinlich zu Herisau eine Station hatten. Unter Honorius nahmen es die Alemannen und dann die Franken in Besitz. Früh erwarb das Kloster zu St. Gallen hier Güter, wie schon um 646 der austrasische König Siegbert dem heil. Gallus einen Theil des Landes geschenkt haben soll. Ein späterer Abt von St. Gallen baute hier eine Kapelle oder Zelle, die, mit den um sie her nach und nach entstehenden Wohnungen *Abtszelle* (Appenzelle) genannt, bald der ganzen Gegend den Namen gab. Im 14. Jahrh. kamen durch Abt Kuno von Stauffen alle Besitzungen und Gerechtsame in die Hände der Klosterfürsten, deren Macht jedoch bald wieder gebrochen ward. Schon 1278 hatten die Landleute sich gegen die Anmaßungen des Klosters erhoben und später selbst ein Bündnis mit den schwäbischen Reichsstädten, sowie 1360 mit Schwyz und Glarus geschlossen. Dessenungeachtet führte Kuno von Stauffen um 1380 drückende Zölle ein, machte das Recht der Leibeigenschaft geltend und verbot den freien Zug nebst der freien Heirath. Als sich hierzu der Hohn übermüthiger Amtleute gesellte, vereinigten sich die Appenzeller 1401 mit der gleich unzufriedenen Stadt St. Gallen, verjagten die Amtleute, ver-

weigerten Steuern und Gehorsam, schlugen mit Hülfe der Schwyzer und Glarner die Streitkräfte des Abts und seiner Verbündeten 1403 bei Speicher, zerstörten die Zwingburgen und streiften bis in das Thurgau. Selbst Oesterreichs Scharen erlagen 1405 am Stoß, dann bei Wolfshalden; die Appenzeller besetzten das Rheinthal, Werdenberg, Sar und die untere Mark am Züricherfee, zerstörten Bürglen im Thurgau und schlugen den Angriff des Grafen von Toggenburg zurück. 1406 zogen sie, mit der Stadt St. Gallen vereint, über den Rhein, eroberten das Gebiet des Grafen von Montfort, den Bregenzerwald, das Algäu, Montafon, zogen dann über den Adlerberg, warfen die österreich. Heermassen bei Landeck und Umbst zurück und empfingen die Huldigung des Innthales und Etschlandes. Vor Bregenz von der vereinigten Macht der Oesterreicher, des Adels und der Städte 1408 geschlagen, mußten sie in dem durch Kaiser Ruprecht vermittelten Frieden alle Eroberungen aufgeben; doch blieb ihnen ihre Freiheit gesichert. Die Freigewordenen bildeten einen eigenen Staat unter der beschränkten Oberherrlichkeit des Stifts von St. Gallen. Nach dem Tode des Abtes Kuno (1411) schlossen die Appenzeller einen Bund mit 7 Schweizerkantonen, den der neue Abt Heinrich von Gundelfingen jedoch nicht bestätigte. Da sie deshalb die verlangte Huldigung verweigerten, wurden sie mit Bann und Reichsacht belegt, bis die Eidgenossen 1421 einen Vertrag vermittelten, wonach A. seine Unabhängigkeit und eigene Obrigkeit, dem Abte dagegen der wesentlichste Theil seiner Einkünfte verblieb. Aber schon 1425 erneute sich der Streit. Die Appenzeller, mit dem Interdikt belegt, griffen zu den Waffen und verstanden sich erst 1428 in einem ebenfalls durch die Eidgenossen vermittelten Vergleich zur Anerkennung des Vertrags von 1421, sowie zur Erstattung der Kriegskosten. Die finanziellen Verpflichtungen gegen das Stift wurden in der Folge nach und nach sämmtlich abgekauft. Im Jahr 1452 schloß A. mit den 7 alten, 1513 mit allen 12 Kantonen einen »ewigen Bund« und ward als letzter Mitstand in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Die Reformation fand schnell Eingang. Schon 1524 entschied sich die Mehrheit für die neue Lehre, die nur durch den Fanatismus der auch hier auftauchenden Wiedertäufer gefährdet ward. Die Reibungen der Katholiken und Reformirten, die Bedrückung der Reformirten im Flecken A. und der Beitritt des kathol. Landestheils zum span. Bund gaben Anlaß zur Trennung in Innerroden und Außerroden; beide wurden 1597 durch eidgenössisches Schiedsgericht als selbständige Theile eines einzigen Kantons anerkannt. Seitdem theilte A. die Schicksale der übrigen Schweiz (s. d.). Infolge der Gründung der Helvetischen Republik wurde A. mit dem größern Theil des jetzigen Kantons St. Gallen und dem Rheinthal 1798 zu dem Kanton Säntis vereinigt, durch die Mediationsverfassung von 1803 aber als Kanton wieder hergestellt. Die neue Organisation der Schweiz von 1848 fand zwar anfangs in Innerroden Widerstand, ward aber bald angenommen. Vgl. Rüsch, Der Kanton A. historisch, geographisch und statistisch (St. Gallen 1835, neue Ausg. 1859); Hahn, Beschreibung des Kantons A. (Heilbr. 1827); Tobler, Kurze Regenten- und Landesgeschichte des Kantons der äußern Rhoden von 1597—1797 (neue Ausg., Aarau 1824); Walser, Neue Appenzeller Chronik (2. Aufl. von Dub, das. 1825); Zellweger, Geschichte des appenzellischen Volks, nebst Urkunden (Trogen 1830—40, 6 Bde.).

Apperception (lat.), im Gegensatz zu Perception, welches die einfache Wahrnehmung bezeichnet, die Wahrnehmung der Wahrnehmung, d. h. die Aufnahme und Aneignung einer neu entstandenen durch eine schon vorhandene Vorstellung oder ganze Vorstellungsgruppe, welche dann die appercipirende, im Gegensatz zu jener, der appercipirten, genannt wird. Ist die Vorstellung, von welcher die Aneignung ausgeht, die des eigenen Selbst, d. i. die sogen. Ichvorstellung, so bedeutet Appercipirtwerden einer Vorstellung oder überhaupt eines innern Vorgangs auch so viel wie: dem Ich zum Bewußtsein kommen. Sind nun, wie dies bei Geisteskrankheiten der Fall sein kann, zweierlei Ichvorstellungen vorhanden, die des gesunden und des gestörten Bewußtseins, die in den lichten und kranken Zwischenräumen mit einander abwechseln, so kann es geschehen, daß jede derselben ihren eigenen Kreis von ihr appercipirter Vorstellungen besitzt, die den Inhalt ihres abgesonderten Selbstbewußtseins ausmachen und jede der andern unzugänglich und unbewußt bleiben. A. wird daher häufig für Selbstbewußtsein gebraucht, wo dann die Identität der A. mit jener des Selbstbewußtseins gleichbedeutend ist. Letztere bezeichnet Kant auch als reine oder transcendentale A. und setzt sie der empirischen A. als der einfachen Wahrnehmung des Gegenstandes, welche, wie oben bemerkt, eigentlich bloße Perception ist, entgegen. Appercipiren, mit Bewußtsein wahrnehmen.

Appert, 1) Benjamin Nicolas Marie, Philanthrop, geb. 10. Sept. 1797 zu Paris, trat in die damals kaiserliche Zeichenschule ein und erhielt im 17. Jahr eine Unterprofessur an derselben, die er jedoch 1815, des Einverständnisses mit Napoleon beschuldigt, wieder verlor. Er begann sein philanthropisches Wirken mit der Einführung des gegenseitigen Unterrichts zuerst 1816 im Departement des Nordens, nachher mit so günstigem Erfolg in den Hospitälern und Regimentsschulen, daß er vom Kriegsminister Gouvion Saint Cyr 1818 nach Paris gerufen und ihm hier der Auftrag zu theil wurde, für die Officiere und Unterofficiere einen Normalkursus zu eröffnen. Seit 1820 ertheilte er Unterricht in dem Militärgefängnis von Montaigu, wurde aber wegen des Entspringens zweier Sträflinge selbst gefangen gesetzt. Als er nach dreimonatlicher Haft freigesprochen wurde, nahm er sich vor, seine ganze Thätigkeit der Erleichterung und Verbesserung des Looses der Gefangenen zu widmen, und machte 1825 eine Reise durch ganz Frankreich, um sich über die Gefängnisse, Schulen und öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten zu unterrichten. Seine Beobachtungen und Ansichten legte er in einem eigens dazu begründeten Journal nieder. Zu Nemelfing im Moseldepartement gründete er 1841 auf eigene Kosten eine Kolonie für entlassene Sträflinge und Kinder von Gefangenen, mußte aber 1844, da er viel von seinem Vermögen unverschuldet eingebüßt, dieses aufblühende Werk liegen lassen. Im Jahr 1846 begann A. ein Wanderleben, um seine Aufmerksamkeit dem weitern Auslande zuzuwenden. Er besuchte zunächst die belgischen Anstalten, über die er sich im allgemeinen günstig in der »Voyage en Belgique« (Brüssel 1849, 2 Bde.) aussprach. Mit gleicher Freimüthigkeit urtheilte er über Preußens Gefängnisse und Hospitäler &c. in der dem König Friedrich Wilhelm IV. gewidmeten »Voyage

en Prusse« (Berl. 1846), sowie über Oesterreich, Sachsen und Bayern in seinem Werke »Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militäranstalten in Oesterreich, Bayern, Preußen rc.« (Wien 1851—52, 3 Bde.). Aufsehen erregte sein heftiger Tadel der Hamburger Anstalten in der Schrift »Hambourg, ses prisons et hospices« (Hamb. 1850, deutsch, das., 1850). Außer mehreren andern, das wechselseitige Unterrichtssystem und die Gefangenanstalten Frankreichs betreffenden Schriften sind von ihm noch zu nennen: »Dix ans à la cour du roi Louis-Philippe« (Berl. 1847, 3 Bde.; deutsch von Plötz, das.); »Conférences contre le système cellulaire« (Brüssel 1846), worin er als entschiedener Gegner des Isolirungssystems auftrat; »Die Geheimnisse des Verbrechens, der Verbrecher und des Gefängnißlebens« (Leipz. 1851, 2 Bde.); »Rathschläge für Direktoren, Geistliche und Aerzte von Gefängnissen« (1851); »Ueber Wohlthätigkeits- und Strafanstalten« (Leipz. 1853). Seit der Februarrevolution lebte A. meist in Berlin und auf Reisen in Deutschland. Ueber die Art seines Wirkens in den Gefängnissen gab A. selbst in der »Illustrirten Zeitung« (1852, Nr. 493 — 495) Auskunft.

2) François, französischer Koch und Konditor, Erfinder des nach ihm benannten Verfahrens zur Konservirung der Speisen, welches er bereits 1804 anwandte. Er erlernte die Kochkunst am Hofe des Herzogs Christian IV. von Zweibrücken, war dann 15 Jahre lang Konditor in Paris, zuletzt Gutsbesitzer zu Massy unweit Paris. Er erhielt von der franz. Regierung einen Preis von 12,000 Fr. unter der Bedingung, sein Verfahren zu veröffentlichen, was in der Schrift »L'Art de conserver toutes les substances animales et végétales« (Par. 1810, 5. Aufl. 1834; deutsch, Prag 1844) geschah. Vgl. Konserven.

Appertinénz (lat.), Zubehör. Appertinenzen, (Appertinentien), zu einem Gegenstande, insbesondere zu einem Gute gehörige, nicht mit demselben verbundene Theile.

Appeténz (lat.), Begierde, Trieb.

Appetit (lat.), im allgemeinen der mäßigste Grad des Hungers, also s. v. w. Eßlust, insbesondere aber das auf eine bestimmte Speise gerichtete Verlangen. Von dem Hunger ist der A. besonders dadurch unterschieden, daß, während jener ein lästiges Gefühl erregt und einen schmerzhaften Zustand hervorbringt, wenn er nicht sofortige Befriedigung erhält, der A. nur in einem angenehmen Reiz besteht, der uns beim Essen wahres Vergnügen gewährt, sowie daß der A. stets wählerisch in Bezug auf die Nahrungsmittel ist und, unbefriedigt, meist von selbst wieder aufhört. Der A. gehört zu den sogen. Gemeingefühlen, d. h. zu denjenigen Gefühlen, welche wir nicht auf ein äußeres Objekt, sondern auf gewisse innere Zustände unseres eigenen Körpers beziehen. Wahrscheinlich sind es sensible Nerven der Magenschleimhaut (des Nervus vagus), welche die Empfindung des Appetits vermitteln. In einer großen Zahl der verschiedensten Krankheiten besteht Mangel an A. (s. Anorexie). Auch deprimirende Gemüthsaffekte, heftige körperliche Schmerzen, übermäßige geistige Anstrengung und Schlaflosigkeit pflegen den A. zu beeinträchtigen. Bei gewissen krankhaften Zuständen des Nervensystems kommt zuweilen eine abnorme Steigerung des Appetits, sowie eine verkehrte Richtung desselben auf ungenießbare und selbst ekelhafte Dinge vor. Bei den verschiedensten Krankheiten, auch den leichtern, des Magens und Darmkanals besteht Mangel oder Störung des Appetits, nur selten aber läßt sich aus der besondern Beschaffenheit desselben ein Schluß auf die Art des vorliegenden Leidens ziehen; so pflegt sich lebhafter A. nach Brod und Mehlspeisen manchmal einzustellen, wenn Würmer im Darme sind; A. nach absorbirenden Stoffen, wenn Säurebildung in übermäßigem Grade stattfindet, rc. In einzelnen Fällen mag auch das lebhafte Verlangen des Kranken nach einer bestimmten Speise als Wink der Natur betrachtet werden, der auf etwas Heilsames hindeutet. Doch hat der Arzt dergleichen Fälle erst sorgfältig zu erwägen, ehe er einem solchen Verlangen nachgibt.

Appiani, Andrea, ausgezeichneter ital. Historienmaler, von seinen Zeitgenossen der »Maler der Grazien« genannt, geb. in Mailand 23. Mai 1754 (nach andern 1761 in Bosisio). Gestützt auf genaue Studien der Blüteperiode italienischer Wandmalerei, besonders der Raffael'schen, schuf A. eine Reihe von Werken in Mailand, die ihn schnell berühmt machten. Paläste und Kirchen wurden von seiner Hand geschmückt. Napoleon, dessen Thaten sein Pinsel feierte, zeichnete ihn sehr aus, und sein Sturz wirkte auf Appiani's äußere Verhältnisse sehr nachtheilig ein. Zweimal vom Schlag gerührt, gerieth er in tiefes Elend. Er starb 8. Nov. 1817 in Mailand. Seine besten Werke sind die Freskogemälde aus dem Mythus von Amor und Psyche in Monza, die Kuppelgemälde in der Kirche Santa Maria di San Celso in Mailand und Apollo mit den Musen in der Villa Bonaparte. Weniger bedeutend zeigt er sich auf dem Gebiet der Oelmalerei. Das mailändische Institut weihte ihm 1826 in dem Palaste Brera ein Denkmal, das eine Gruppe von drei Grazien darstellt und Thorwaldsens Werk ist.

Appiānus, röm. Geschichtschreiber aus Alexandria, lebte im 2. Jahrh. n. Chr. unter Trajan, Hadrian und Antoninus Pius, zuerst als Sachwalter, dann als kaiserlicher Finanzverwalter in Rom, nach andern als Prokurator von Aegypten zu Alexandria. Seine Geschichte Roms von den ältesten Zeiten bis auf Augustus, um 147 n. Chr. in griech. Sprache abgefaßt, zählte nach Photius 24 Bücher und befolgte die ethnographische Methode, so daß es die Geschichte eines jeden Landes ununterbrochen bis zu seiner Vereinigung mit Rom gab. Wir besitzen davon außer dem Proömium vollständig nur die Bücher 6—8 (die Kriege in Spanien, mit Hannibal, den Karthagern in Afrika), 11—17 (die Kriege in Syrien, mit Mithridates, die Bürgerkriege zwischen Marius und Sulla bis auf die Schlacht bei Actium) und Buch 23 (die illyrischen Kriege); von den Büchern 1—5 (Rom unter den Königen und seine Kriege in Italien, mit den Samnitern, Galliern, in Sicilien und den übrigen Inseln des Mittelmeers), von Buch 9 (die makedon. Kriege) und einigen andern nur Fragmente, größtentheils in den vom Kaiser Konstantin Porphyrogenitus veranstalteten Excerpten enthalten. Die parthische Geschichte im 11. Buche ist offenbar unecht und eine Kompilation späterer Zeit. Besonders wichtig sind für uns die 5 Bücher (13—17) über Roms Bürgerkriege. Die besten Quellen und Hülfsmittel hat A. mit Sorgfalt benutzt; auch in der Darstellung zeigt er sich als wahrheitsliebenden Mann, vom bessern Geiste des römischen Alterthums durchdrungen, und erzählt

in einfacher, schmuckloser Weise die Ereignisse. Nach den ersten Ausgaben von Stephanus (Par. 1551, 1557) lieferte die erste vollständige Ausgabe mit sorgfältiger Benutzung der Handschriften und umfassendem Kommentar Schweighäuser (Leipz. 1785, 3 Bde.), eine andere Teucher (Lemgo 1797 f., 2 Bde.). Ein Abdruck des Schweighäuser'schen Textes nebst den von A. Mai aufgefundenen Bruchstücken erschien zu Paris 1839. Die beste Ausgabe lieferte neuerdings J. Bekker (Leipz. 1852—53, 2 Bde.). Deutsche Uebersetzungen gaben heraus Dillenius (Stuttg. 1828—1841, 3 Bde.) und Zeiß (Leipz. 1837, 2 Bde.).

Appingedam (Dam), Stadt in der niederländ. Provinz Groningen, an der Fivel, mit berühmten Pferdemärkten, etwas Schiffbau u. (1867) 3736 Einw.

Appische Straße (Appia via), die größte und prächtigste Straße des alten Italien, zur Zeit ihrer Vollendung, nach Trajan, über 450 Kilom. lang bei einer Breite von 8 Meter. Ihr erster Erbauer war 312 v. Chr. der Censor Appius Claudius Cäcus, welcher sie von der Porta Capena zu Rom über Aricia, Appii Forum, Terracina, Fundi, Minturnä, Suessa bis Capua führte. Von Cäsar und zuletzt von Trajan wurde sie bis Brundusium, dem Ueberfahrtsort nach Griechenland, verlängert, wohin ihr Lauf von Capua aus über Beneventum, Venusia, Tarentum und Uria ging. Die Grundlage dieses grandiosen Römerwegs bestand aus grobem, festgestoßenem Kies und kleinen Feldsteinen, welche mit glatten, 0,6—1,8 Meter breiten und genau aneinander gefügten Quadersteinen belegt waren. An den Seiten befanden sich steinerne, 0,7 Meter hohe Einfassungen, Ruhe- und (1000 Schritte von einander entfernte) Meilensteine. Ueberbleibsel der Straße werden stellenweise noch jetzt benutzt.

Appius, röm. Vorname; merkwürdige Träger desselben s. Claudius.

Applaniren, s. Aplaniren.

Applaudiren (lat.), Beifall klatschen. Applaudissement (franz., spr. -odiss'mang), s. v. w. Applaus.

Applaus (lat.), »Beifallsklatschen«, auch Beifallsruf und Beifall überhaupt, besonders der Zuschauer im Theater. Letzterer fand schon bei den Römern statt und hatte hier seine Stufen und besondern Regeln. Er wurde bald durch Wehen mit den Zipfeln der Toga gegeben, wofür Kaiser Aurelian das Schwingen mit Zeugstreifen einführte, die er zu diesem Zweck unter das Volk austheilen ließ; bald schnellte man den Mittelfinger an den Daumen, bald schlug man mit den flachen, bald mit den hohlen Händen gegen einander. Erkaufter A. kam schon in Rom so häufig wie jetzt vor (vgl. Böttiger, Ueber das Applaudiren im Theater bei den Alten, Leipz. 1822). In der ältern christlichen Kirche rief und klatschte das Volk oft auch dem Prediger Beifall zu. Gegenwärtig ist das Applaudiren in der ganzen civilisirten Welt Sitte. Man macht mit Recht dafür geltend, daß dergleichen Beifallsäußerungen einerseits die Sicherheit des Producirenden erhöhen und sein Vermögen steigern, andererseits aber auch das Publikum ausgezeichneten Leistungen gegenüber durch ein unabweisliches Bedürfnis zu solchen Aeußerungen seines Wohlwollens getrieben wird. Doch muß mit denselben Maß gehalten werden, denn der Mißbrauch derselben richtet ebensoviel Unheil an, als ihr richtiger Gebrauch förderlich ist. In Deutschland spielt der Theaterapplaus namentlich in der Oper eine bedeutende Rolle, was besonders von der modernen Virtuosenrichtung der Opernsänger herrührt. Die Lieblinge des Publikums werden nicht nur beim Auftreten mit A. empfangen und nach den einzelnen Akten, sowie am Schluß der Vorstellung hervorgerufen, sondern auch bei einzelnen Abgängen wird ihnen letztere Auszeichnung oft zu wiederholten Malen zu theil. Daß dadurch die dramatische Wirkung oft sehr beeinträchtigt wird, liegt auf der Hand. Vgl. Claqueurs.

Applegath'sche Maschinen, die ersten Buchdruckschnellpressen, bei welchen der zu druckende Schriftsatz nicht auf einer ebenen Fläche stand, sondern auf einem großen, senkrecht stehenden Cylinder angebracht war. Sie wurden für die »Times« in London gebaut, sind aber seitdem durch die Hoe'sche Lightningpresse verdrängt worden, welche wiederum der Walterpresse hat weichen müssen. Ihr Erfinder, Aug. Applegath, starb 10. Febr. 1871 in Dartford. S. Schnellpresse.

Appliciren (lat.), aufheften; anwenden; einem etwas beibringen; applicetur, es werde angewendet; applikabel, anwendbar; Applikation, Anwendung; fiat applicatio, Nutzanwendung folge.

Applikationsfarben, s. Zeugdruck.

Applikatur (lat.), s. Fingersatz.

Applombation (franz.), Plombirung; applombiren, anlöthen.

Appoggiato (ital., spr. -dschāto, »angelehnt«), musikal. Vortragsbezeichnung, welche das Aneinanderschmelzen der Töne beim Vortrag kantabler Stellen auf Instrumenten oder im Gesange vorschreibt, also s. v. w. Portamento (s. d.).

Appoggiatura (ital., spr. -dschatūra), in der Musik s. v. w. Vorschlag (s. d.).

Appoint (franz., spr. -poäng; ital. Appunto), im Wechselverkehr Benennung eines solchen Wechsels, durch welchen eine gewisse Summe vollkommen ausgeglichen oder voll gemacht wird. Es habe z. B. A an B 354 Thlr. zu fordern und diese Forderung werde von B durch Einsendung zweier Wechsel befriedigt, von denen der eine auf 300, der andere auf 54 Thlr. lautet, so ist der letztere ein A., insofern durch sein Hinzukommen die Schuld auf den Punkt (à point) ausgeglichen wird. In diesem Sinne heißt par appoint oder per appunto remittiren (Wechsel senden) oder trassiren (Wechsel ausstellen) s. v. w. den Saldo oder Rest einer Forderung übermachen oder durch Wechselausstellung erheben. Neuerlich sieht man jedoch von dieser eigentlichen Bedeutung des Wortes A. ganz ab und versteht darunter entweder jeden Theil einer Wechselsendung (Rimesse) oder Wechselausstellung, oder auch geradezu einen Wechsel überhaupt. Auch auf andere Gelddokumente, namentlich Papiergeld und Staatspapiere, wird der Ausdruck übertragen, wie man z. B. sagt, irgend ein Papiergeld bestehe in Appoints (Abschnitten) zu 1 und zu 5 Thlr., oder ein Staatspapier in Appoints (Obligationen) zu 500 und 1000 Fl. Endlich findet der in Rede stehende Ausdruck auch noch eine ganz mißbräuchliche Anwendung, wenn z. B. eine Kreditgesellschaft bekannt macht, die näher bezeichneten Appoints ihrer Obligationen seien als ausgelooste zu kündigen, womit die betreffenden einzelnen Nummern gemeint sein sollen. — Appointiren (spr. -poängt-), ausgleichen, sich vergleichen; Rechnungen mit den Handelsbüchern vergleichen; besolden.

Apponiren (lat.), beilegen, beifügen; apponātur, es werde beigefügt, z. B. ein Aktenstück.

Apponyi (spr. -nji), 1) Anton Georg, Graf, geb. 4. Dec. 1751, wurde 1774 galiz. Gubernial-

rath, 1778 Beisitzer im Gubernium zu Fiume, 1779 ungar. Statthaltereirath, dann Geheimer Rath, Obergespan des Tolnaer Komitats, Hofkommissär und Präses der königl. ungar. privilegirten Schiffahrtsgesellschaft. Er hat sich namentlich durch die Begründung der Apponyi'schen Bibliothek, die nahe an 50,000 Bände (darunter eine kostbare Sammlung von Aldinen) zählt und 1827 von Wien nach Preßburg gebracht wurde, ein ehrenvolles Denkmal gestiftet. Er starb 17. März 1817.

2) Georg, Graf, geb. 29. Dec. 1808, war erst Koncipist, dann Sekretär der ungar. Hofkanzlei. Als Führer der konservativ-aristokrat. Partei war A. ein entschiedener Gegner aller national-ungarischen Bestrebungen. Durch die Revolution seines Postens enthoben, lebte er zurückgezogen, bis er 1859 als lebenslängliches Mitglied in den verstärkten Reichsrath zu Wien berufen ward. Hier verfocht er die Selbständigkeit Ungarns und ward bald ein einflußreicher Führer der nationalen Partei. Am 20. Okt. 1860 ward er zum Judex curiae in Pest ernannt, wo er den Konferenzen zur Reorganisation der ungar. Rechtspflege präsidirte. Als bevollmächtigter Kommissär eröffnete er 6. April 1861 den Landtag in Ofen und führte das Präsidium im Oberhause. Nach Auflösung des Landtags (21. Aug.) blieb er als Judex curiae im Amt. Er galt für berufen, den Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn zu Stande zu bringen, scheiterte jedoch mit seinem Versuche, legte daher 8. April 1863 sein Amt nieder und lebt seitdem zurückgezogen.

Appórt! (franz.), »bring her!« Befehl für Hunde; apportiren, herbeibringen, holen, namentlich von dressirten Hunden.

Apposition (lat., »Beisatz, Beifügung«), in der Grammatik Bestimmung von Nomen durch Nomen in gleichem Fall und Zahl (bei Personen auch in gleichem Geschlecht), ohne daß das Bestimmende Beiwort ist, wird gebraucht, wenn man sich bei bloßer Nennung oder Andeutung des Gegenstandes der vollen Bestimmtheit oder Anschaulichkeit nicht sicher ist, z. B. Alexander (oder: »Er«, oder: »Alexander, er«), der Besieger so vieler Völker, unterlag der Leidenschaft.

Appreciiren (appretiiren), abschätzen, schätzen, würdern. Appreciation (franz., spr. -ßjaßjóng), Schätzung, Werthbestimmung.

Apprehendiren (lat.), er-, begreifen, auffassen; Apprehension, Ergreifung, Auffassung; apprehensio possessionis, Besitzergreifung; forum ap- oder deprehensionis, das Gericht am Orte der Verhaftung.

Apprekation (lat.), das Flehen; apprekatorisch, flehentlich.

Appression (lat.), in der Botanik die Erscheinung, daß gewisse in die Länge wachsende Pflanzenorgane durch dauernde Berührung mit einem festen Körper diesem sich innig anschmiegen, was durch eine Krümmung der berührten Stelle hervorgebracht wird, die zur Folge hat, daß das fortwachsende freie Stück immer dem fremden Körper angedrückt wird. Diese Erscheinung, die man auch als eine besondere Art von Reizbewegungen betrachtet hat, zeigt sich z. B. an den Luftwurzeln tropischer Orchideen, die sich den Vertiefungen und Erhöhungen der Baumrinde innig anschmiegen, desgleichen an den ebenso sich verhaltenden und daher als Haftorgane fungirenden Klammerwurzeln mancher Kletterpflanzen, endlich in sehr ausgeprägter Weise an den windenden Stengeln und den Ranken der Schlingpflanzen.

Apprêt (franz., spr. -präh), stark gesteifter Bobbinet zu Unterfutter in Damenhüten.

Appretiren (franz.), zubereiten, zurichten, namentlich Fabrikaten, insbesondere gewebten Stoffen die Appretur (s. d.) geben.

Appretür (franz. Apprêt, engl. Finishing), die Zurichtung der Gewebe, d. h. die Bearbeitung derselben, nachdem sie vom Webstuhl genommen sind, um ihnen die für den Markt wünschenswerthe Beschaffenheit zu geben. Das Bleichen und Färben rechnet man indeß gewöhnlich nicht zur A., und häufig versteht man darunter nur das Stärken und Glätten des Gewebes. Eine gute A. trägt viel zum sogen. guten Tragen und auch zur Haltbarkeit der Gewebe bei, anderseits kann man mittels derselben geringen Stoffen einen Schein der Güte geben, welcher bei dem Gebrauch sehr schnell verschwindet. Was die A. der Baumwollzeuge betrifft, so haben die rohen Stoffe von hervorragenden Fäserchen ein gewisses rauhes, flaumiges Ansehen; um dies zu beseitigen zieht man das Gewebe auf den Sengmaschinen über glühendes Metall oder über eine Flamme von der Breite des Gewebes oder man läßt auf dasselbe einen Strom glühend heißer Luft wirken Das Sengen ist oft die erste Arbeit bei der A., da aber beim Walken und Bleichen noch viele Fäserchen zum Vorschein kommen, welche im rohen Zeuge durch Schlichte verklebt sind, so wird das Sengen auch häufig erst in einer spätern Periode vorgenommen. Man ersetzt es aber auch ganz durch das Scheren, welches jedenfalls nach dem Bleichen vorgenommen wird und mancherlei Vortheile bietet. Dazu dienen scherenartige Vorrichtungen nach Art der Cylinderschermaschinen der Tuchfabriken, welche freilich das Haar nicht vollständig entfernen, sondern nur kürzen, aber gerade hierdurch eine Art Decke schaffen, auf welcher sich später die Druckmuster voller und satter ausnehmen. Die gebleichten Stoffe werden mit Stärke, welche oft mancherlei Zusätze erhält (Wachs, Stearin, Tragant, Borax, sehr feinen weißen Thon, schwefelsauren Baryt, Talk, Magnesia, Gips 2c., auch Leim, Dextrin, Harzseife, Caragaheenschleim, Tragantschleim, Ultramarin), auf der Stärk- oder Klotzmaschine imprägnirt. Man läßt sie durch einen Trog, welcher die Stärke enthält, dann zwischen zwei Walzen, welche die Stärke ins Zeug pressen und den Ueberfluß entfernen, und schließlich durch eine Trockenmaschine gehen. Den wünschenswerthen Grad von Glätte erhalten die Stoffe schließlich durch das Mangen, Kalandern oder Cylindriren. Man feuchtet sie auf der Einsprengmaschine gleichmäßig an, reckt sie auf der Streckmaschine in die Breitenrichtung aus und bringt sie dann auf die Mange, Mangel oder Rolle, jetzt aber häufiger auf die Kalander, welche jeden beliebigen Grad von Glanz und Glätte, nöthigenfalls auch starke Moirirung hervorbringen. Die Kalandermaschine (Walzen- oder Cylindermange) besteht aus 2—5 in einem starken Gestell horizontal über einander liegenden Walzen aus zusammengepreßten und abgedrehten Papierscheiben, welche durch Druckhebel und Gewichte oder hydraulische Pressen an einander gepreßt werden (bei Kalandern mit mehreren Walzen bestehen immer einige aus Metall) und entweder nur durch Druck, oder, indem eine Walze, sich schneller bewegt als die andern, auch durch Reibung (Glätt- oder Glänzkalander) wirken. Durch besondere Vorrichtungen erzielt man die Moirirung oder preßt dem glatten Stoff Zeichnungen auf, wie es

für Buchbinderkattune üblich ist (Gaufriren). Bei Musselin, Tüll ꝛc. darf der Faden durch die A. nicht plattgedrückt werden; man spannt daher diese Stoffe, nachdem sie wenig oder gar nicht gestärkt sind, in Spannrahmen oder Spannmaschinen feucht auf und läßt sie trocknen. — Leinenwaaren werden im wesentlichen wie baumwollene Gewebe behandelt, nur fällt bei ihrer natürlichen Glätte das Sengen oder Scheren fort. Nach dem Stärken werden sie auf der Mange oder auf Kalandern geglättet, man wendet aber auch, um eine nicht glänzende, dem Faden seine Rundung nicht bemerkbar raubende sanft gewässerte A. zu erhalten, die Schlagmühle, Stampf- oder Stoßkalander an, bei welcher auf eine Walze fest aufgewickelte, etwas feuchte Leinwand durch sehr glatte, senkrecht herabfallende Stampfer bearbeitet wird. — Eine sehr gründliche Bearbeitung erfährt das Tuch. Man bearbeitet die Filzdecke, mit welcher es aus der Walke hervorgeht, aus freier Hand oder jetzt häufiger mittels Maschinen mit den eiförmigen, voll kleiner Widerhaken sitzenden Fruchtköpfen der Kardendistel, um die Härchen aus der Filzdecke stärker und gleichmäßiger herauszuziehen und nach einer Richtung hin niederzustreichen. Die Karden sind in 12 oder 16 Doppelreihen auf der hohlen Kardentrommel angebracht, welche sich mit großer Geschwindigkeit um ihre Axe dreht, während das ausgespannte nasse Tuch langsam an ihrem Umkreise vorüber geht und etwa ein Sechstel des letztern berührt. Die theuren und vergänglichen Karden durch metallene Vorrichtungen zu ersetzen, ist noch nicht vollständig gelungen, doch hat man jenen durch Imprägniren mit Kupfervitriol größere Dauerhaftigkeit verliehen. Die durch das Rauhen hervorgezogenen Härchen werden nun durch das Scheren in gleicher und geringer Länge abgeschnitten, um eine glatte und feine Oberfläche hervorzubringen. Man bürstet auf dem trockenen Tuch die Haare gegen den Strich auf und nimmt sie dann mit großen Handscheren oder scherenartigen mechanischen Vorrichtungen fort. Bei den Cylinderschermaschinen besteht die Schervorrichtung aus einer geraden unbeweglichen Messerklinge und einem damit parallelen, darüber liegenden hölzernen Cylinder, in welchem eine dünne stählerne Schiene befestigt ist. Diese wirkt mit der unbeweglichen Messerklinge zusammen, indem der Cylinder eine schnelle Bewegung vor- und rückwärts macht, und schneidet das aufgerichtete Haar des Tuches ab. Bei den rotirenden Cylinderschermaschinen ist der Cylinder mit mehreren Messern versehen und dreht sich in Berührung mit der liegenden Klinge ununterbrochen nach einer Richtung. Man kann das Ziel des Rauhens und Scherens nur durch einen stufenweisen Gang erreichen und muß daher beide Arbeiten mehreremal abwechselnd mit einander vornehmen. Gewöhnliche mittelfeine Tuche werden einige hundertmal mit Karden überarbeitet und erhalten 30—40 Schnitt. Die beim Scheren entstehenden Abfälle (Scherwolle) sind fast staubartig fein, indeß kann man aus ihnen und aus den Abfällen vom Rauhen etwa 20 Proc. Härchen abscheiden, welche gleich Lumpenwolle zu verwenden sind. Man mischt aber auch die gesammten Abfälle mit der Walkflüssigkeit und verfilzt sie so mit der Oberfläche des Lodens, daß das Gewicht der Waare bedeutend vermehrt und unter geringerem Einlaufen des Tuchs mit geringerem Zeitaufwand eine Decke erzeugt wird. Nach dem Scheren werden die Tuche noch einmal genoppt, um alle fremdartigen Theile zu entfernen, dann zusammengelegt und gepreßt. Sehr häufig werden die Tuche noch vor Beendigung des Rauhens und Scherens dekatirt, d. h. man wickelt sie, straff angespannt, auf eine hohle, an beiden Seiten offene, in der Mantelfläche fein durchlöcherte Walze, bedeckt sie mit grober Leinwand, umwindet sie straff mit einem breiten hanfenen Gurt und setzt sie in einem Kasten der Einwirkung von Wasserdampf aus. Die Wolle erlangt dadurch einen schönen, sehr dauerhaften Glanz und die Härchen bleiben auch beim Tragen beständig in gleicher Richtung liegen (das Tuch trägt sich nicht rauh). Ausgedehnten Gebrauch macht man auch von Bürstenmaschinen, deren Wirkung durch gleichzeitig gegen das Tuch ausströmenden Wasserdampf unterstützt wird. Beim Pressen legt man zwischen die einzelnen Lagen Glanzpappe und bedeckt den Stoß oben und unten mit heißen eisernen Platten. Nach 1—2 Tagen wird das Tuch umgelegt und nochmals gepreßt; es erlangt hierdurch einen sehr starken Glanz, welcher aber gegen Nässe höchst empfindlich und überdies nicht jedermann willkommen ist. Da außerdem das beim Trocknen auf Spannrahmen sehr ausgereckte Tuch durch Nässe stark einläuft, so krumpt man es vor der Verarbeitung, um den Preßglanz und die Spannung zu beseitigen. Man taucht es in Wasser und läßt es mäßig ausgespannt trocknen oder bearbeitet es mit Wasserdampf und preßt es ohne Glanzpappe (dekatiren). — Kammwollene Zeuge werden je nach ihrer Beschaffenheit genoppt, gesengt, gewaschen, geschoren, mit Leimwasser gesteift, über Kohlenfeuer getrocknet, gemangelt oder kalandert, geglättet oder geglänzt und gepreßt. — Seidene Gewebe werden nur in gewissen Fällen appretirt, besonders überzieht man leichte Taffte und Atlasse auf der Rückseite mit Tragantschleim, trocknet sie schnell und erhöht ihren Glanz durch Kalandern mit geheizten Metallwalzen. Ueber A. des Papiers s. d.

Approbiren (lat.), nach erfolgter Prüfung genehmigen, gutheißen; approbativ (approbatorisch), billigend, gutheißend. Approbation, im allgemeinen die Genehmigung von Seiten einer Behörde zur Ausübung einer Thätigkeit oder eines Amtes, daher in der kathol. Kirche auch die Genehmigung und Billigung von Druckschriften religiösen Inhalts, welche durch das solchen Schriften vorgedruckte »approbatur« ausgedrückt wird.

Approchen (franz., spr. -prosch-), s. Laufgräben; approchiren, näher rücken, namentlich in oder mit Laufgräben.

Appropinquation (lat.), das Herannahen, die Annäherung.

Appropriation (lat.), Aneignung; Appropriatio feudi, Lehnserwerbung.

Appropriationsklausel (lat., »Aneignungsklausel«), in England die viel bestrittene gesetzliche Anerkennung des dem Staat zustehenden Rechts, das enorme Vermögen der anglikan. Kirche in dem fast ganz kathol. Irland statt bloß zu einer geradezu verschwenderischen Ausstattung der meist Sinekuren bildenden geistlichen Stellen, zu andern das Landeswohl fördernden Zwecken, besonders auch zu Gunsten der sehr dürftig ausgestatteten kathol. Kirche und der kathol. Schulen verwenden zu dürfen. Zuerst 1833 durch Althorp beantragt, 1834 durch den radikalen Ward erneut, ist die A. ein Gegenstand steten Kampfes zwischen Whigs und Tories geblieben, bis endlich durch die von dem Ministerium Gladstone 1869

zur Annahme gebrachte Bill über Aufhebung der irischen Staatskirche auch die Frage der A. erledigt worden ist.

Approvision, s. v. w. Ammunition oder Munition; approvisioniren (franz.), mit Lebensmitteln, Vorrath versehen.

Approximiren (lat.), annähern; Approximation, Annäherung (s. d.); approximativ, annähernd, allmählich; Approximative, Annäherungspunkt.

Appui (franz., spr. -püi), Stütze, Lehne, besonders im strategischen Sinn Stütz-, Anlehnepunkt für Truppen (s. Stützpunkt); appuyiren (spr. -püji-), stützen, unterstützen.

Appulējus, s. Apulejus.

Appúls (lat.), Anstoß, Antrieb.

Appun, Karl Ferdinand, Naturforscher und Reisender, geb. 24. Mai 1820 zu Bunzlau, war der Sohn eines Buchhändlers und selbst für den Buchhandel bestimmt, wandte sich aber dem Studium der Naturwissenschaften, namentlich der Botanik zu und wurde 1849 auf Humboldts Empfehlung von Friedrich Wilhelm IV. als Naturforscher nach Venezuela entsendet. Nachdem er die Wildnisse dieses Landes 10 Jahre lang forschend durchzogen und darauf ein Jahr zur Erholung in der Heimat zugebracht hatte, begab er sich nach Britisch-Guayana, das er als Botaniker im Auftrag der engl. Regierung eifrig durchforschte, bereiste darauf einen Theil Brasiliens, den Rio Branco und Rio Negro, brachte monatelang bei den Indianern zu und befuhr den Amazonenstrom bis Tabatinga an der Grenze Peru's. Seine Sammlung verschiedener Hölzer wurde auf der Londoner Industrieausstellung durch 2 Preismedaillen ausgezeichnet. Gelegentlich eines Besuchs in der Heimat (1868—71) veröffentlichte er über seine Reisen eine Reihe von Aufsätzen in deutschen Zeitschriften (»Ausland«, »Globus« etc.) und schrieb ein größeres Werk »Unter den Tropen« (Jena 1871, 2 Bde.), das wie jene Abhandlungen eine ungewöhnliche Gabe für anschauliche Schilderung bekundet und allgemein die günstigste Aufnahme fand. Im Jahr 1871 abermals nach Guayana zurückgekehrt, verunglückte er auf seiner ersten Reise ins Innere durch Schwefelsäure, die er zum Schutz gegen die Indianer bei sich führte, und die sich ihm, während er schlief, durch einen unglücklichen Zufall über Kopf und Hals ergoß. Er starb nach wenigen Tagen auf der Sträflingskolonie Massarounie, wohin man ihn geschafft hatte, 18. Juli 1872. Seine letzten Publikationen waren eine Reihe interessanter Aufsätze über die Indianer in Britisch-Guayana. A. besaß zugleich eine große Gewandtheit in der Führung des Bleistifts und des Pinsels, wie denn das Museum zu Georgetown drei große Oelgemälde von ihm, den Wasserfall Kaieteur und seine Umgebung darstellend, besitzt.

Appunto (ital.), s. Appoint.

Apraxin, 1) Feodor, Graf von, einer der einflußreichsten und bedeutendsten Männer in der Umgebung Peters d. Gr., 1671 aus einem Adelsgeschlecht tatarischen Ursprungs geboren, ward, von Peter zum Generaladmiral ernannt, der eigentliche Schöpfer der russ. Marine. Im Schwedischen Kriege schlug er den schwed. General Lübeker in Ingermanland, eroberte 1710 Wiborg in Karelien und befehligte während des von Karl XII. angefachten Türkenkrieges auf dem Schwarzen Meer. Dann leitete er 1713 bei dem Angriff auf Finnland mit Glück und Erfolg die Unternehmungen von der Seeseite her und nöthigte Schweden zum Abschluß des Friedens von Nystad, durch welchen Rußland zum festen Besitz der Ostseeprovinzen gelangte. Nachdem er noch den Zaren auf dessen Feldzug gegen die Völker am Kaspischen Meer und gegen Persien begleitet hatte, starb er 10. Nov. 1728. Zweimal (1715 und 1718) in Untersuchungen wegen Veruntreuungen, die von höhern Beamten verübt worden, verwickelt und schuldig befunden, war er vom Zaren gegen ein ansehnliches Lösegeld begnadigt worden. Obgleich ein Gegner von Peters Reformbestrebungen und als solcher diesem bekannt, war er doch einer der vertrautesten Rathgeber desselben.

2) Stephan Feodorowitsch, Graf von, Verwandter des vorigen, geb. 1702, focht unter Münnich gegen die Türken, stieg rasch zum General empor und war einer der eifrigsten Gegner der preuß. Partei, sowie des Grafen Lestocq am russ. Hofe. 1757 erhielt er als Feldmarschall den Oberbefehl über das in Preußen einfallende Heer, mit dem er bei Großjägerndorf siegte. Trotz dieses Sieges ging er auf die Nachricht von einer schweren Erkrankung der Kaiserin nach Rußland zurück, wahrscheinlich um im Falle ihres Todes gemeinsam mit Bestuschew (s. d.) die Krone unmittelbar auf den Großfürsten Paul übergehen zu lassen. Da Elisabeth aber wieder genas, so wurde Bestuschew verurtheilt und verbannt, A. aber wegen seines unzeitigen Rückzugs vor ein Kriegsgericht gestellt, vor dessen Entscheidung er 31. Aug. 1758 im Gefängnis starb. Sein Leben beschrieb Bantysch-Kamenskij in den »Biographien der russ. Feldmarschälle« (Petersb. 1840—41, 4 Bde.).

Après (franz., spr. apräh), danach. A. nous le déluge, »nach uns (komme) die Sündflut!« Wahlspruch solcher, die, unbekümmert um die Nachwelt, nur an das eigene Wohl denken. Der Ausspruch wird der Frau von Pompadour zugeschrieben, ist jedoch ein nur modernisirtes Wort eines alten griech. Dichters, das von Cicero (»De finibus« III, 19, 64) u. a. citirt wird. A. vous, Messieurs les Anglais! bitte, nach Ihnen! zur Bezeichnung übergroßer Höflichkeit angewandte Redensart, welche Franzosen in der Schlacht bei Fontenoy (11. Mai 1745) den Engländern zugerufen haben sollen, welchen sie die Ehre der Eröffnung des Feuers lassen wollten. A.-midi, Nachmittag.

Apries, ägypt. König, Sohn und Nachfolger des Psammis 595 v. Chr., führte lange mit Phönikien und Kyrene Krieg, unterlag aber 570 v. Chr. einer allgemeinen Empörung unter Amasis (s. d. 2). Dieser ließ den A. nach längerer Haft auf Drängen des Volks in Sais hinrichten.

Aprikation (neulat.), das Sichsonnen; s. Insolation.

Aprikosenbaum (Armeniaca *Juss.*), Pflanzengattung aus der Familie der Amygdaleen mit in der Knospe gerollten Blättern, welche nach der Blüte erscheinen, kurzem sammetartigen Filz auf der mit einer länglichen Furche versehenen, an der Basis vertieften Frucht und einem auf beiden Seiten am Rande gefurchten Stein. Der gewöhnliche A. (Marille, Alberge, A. vulgaris *Lam.*, Prunus Armeniaca *L.*) ist ein selten über 8 Meter hoher Baum, mit brüchigen Zweigen, langgestielten, rundlich spitzen, an der Basis oft herzförmigen, doppelt und dreifach gesägten, kahlen, an den Sägezähnen mit Drüsen besetzten Blättern und einzeln oder paarig stehenden, Ende März oder im April erscheinenden

Blüten. Die Frucht ist gewöhnlich rund, doch gibt es auch plattgedrückte, längliche u. eirunde. Meist ist die eine Backenseite mehr oder weniger tief gefurcht. Die mit feiner, sammetartiger Wolle überzogene, herb schmeckende Haut, welche sich nicht so gut wie bei der Pfirsiche vom Fleisch ablösen läßt, ist meist von gelber Farbe, auf der Sonnenseite mehr oder weniger geröthet oder punktirt, auch oft hier und da mit Warzen und Baumflecken bedeckt. Das Fleisch ist mehr oder weniger gelblich, saftig, in der Ueberreife oft mehlig und dann geschmacklos; daher die Früchte am Baume nicht allzu lange hängen dürfen und schmackhafter sind, wenn man sie einige Tage auf dem Lager nachreifen läßt. Der Stein, welchen das Fleisch umschließt, ist hart, auf den Backenseiten gefurcht, oder höckerig und enthält einen süßen oder bittern Kern. Es gibt eine große Zahl von Abarten. Thomson theilte dieselben in zwei Klassen, nämlich in Aprikosen mit bitterem und solche mit süßem Kern, von denen jede wieder in zwei Ordnungen zerfällt, je nachdem sich das Fleisch vom Steine leicht lösen läßt, oder auf demselben festsitzt. Die besten Arten aus der ersten Klasse (mit bitterem Kern) sind folgende: Die Frühaprikose (frühe Muskateller) ist klein, von kugeliger, am Grunde etwas gehöhlter Gestalt, braunroth, mit safrangelbem Fleisch und reift im Juli. Es gibt auch großfrüchtige Abarten derselben mit vom Steine sich leicht lösendem oder auch daran festhaftendem Fleisch, unter welchen letzteren die portugiesische Aprikose, hellgelb mit rothen und braunen Flecken auf der Sonnenseite, dunkelgelbem, sehr saftigem Fleisch, durch ihr Bouquet ausgezeichnet ist. Leicht löslich ist das Fleisch bei der ziemlich spät reifenden Königsaprikose (Royal), die, von rundlich-eiförmiger Gestalt, außen bräunlich ist und saftiges Fleisch von weinartigem Geschmack hat. Die Aprikose von Nancy (Lothringer Aprikose) ist groß, länglich, oft von unregelmäßiger Gestalt, hellgelb mit braunen Flecken und hat sehr zartes und außerordentlich saftreiches Fleisch, reift aber erst Mitte August. Die der zweiten Klasse angehörigen Aprikosensorten (mit süßem Kern) werden gewöhnlich als Aprikosenpfirsiche bezeichnet und sind sehr geschätzt. Die geringste unter ihnen ist die Orangenaprikose (Royal George), klein, rundlich, tieforangegelb, mit hochgelbem, am Kern festhängendem Fleisch. Geschätzter ist die holländische Aprikose (Aprikose von Breda oder von Brüssel, auch Ananasaprikose genannt). Sie ist nicht groß, rundlich, oder fast stumpf-würfelförmig, tief orangefarben und hat ein sehr saftiges, wohlschmeckendes, am Kern nicht festhängendes Fleisch von derselben Farbe. Sie reift im August und geräth am besten am Spalier. Die Aprikose von Algier ist klein, rund, bei sonniger Lage tief orangegelb und roth und hat wohlschmeckendes, sich vom Kern ablösendes Fleisch. Sie wird besonders in Aegypten in Menge gezogen, wo sie gedörrt in den Handel kommt. Sie reift im August, mißräth aber bei uns infolge ungünstiger Witterung leicht. Die türkische Aprikose ist groß, rundlich, tiefgelb mit orangefarbenen Flecken, hat blaßgelbes, nicht am Kern haftendes Fleisch und reift spät. Die rothe Aprikose (Aprikose von Angoumois) ist von mäßiger Größe, gelbroth, auf der Sonnenseite dunkelroth, hat gelbrothes, sehr saftiges, weinartig schmeckendes, sich leicht vom Kern ablösendes Fleisch und einen besonders süßen Kern.

Die Heimat des Aprikosenbaums ist unbekannt, denn man hat ihn noch niemals wild angetroffen; wahrscheinlich stammt er aus dem mittlern Asien und wurde gegen Mitte des 1. Jahrh. in Italien angepflanzt. Weil die Aprikose früher reifte als die Pfirsiche, erhielt sie den Beinamen praecoqua, praecocia, welcher im mittelgriechischen Munde in berikoka sich verwandelte. Daraus machten die Araber mit Vorsetzung ihres Artikels al-barquq, und so entstand das span. al-baricoque, franz. abricot. Durch die lange Kultur sind die zahlreichen Varietäten entstanden, welche man auf mehrere Arten zurückführen wollte; es ist aber wahrscheinlich, daß dieselben nur von einer Art abstammen und daß die als besondere Arten beschriebenen Bäume, wie Armeniaca sibirica, dasycarpa ꝛc., nur durch Verwilderung entstanden sind. Dasselbe gilt wohl von dem A. von Briançon (A. Brigantiaca *Pers.*), in Südfrankreich, mit rundlichen, in eine längliche Spitze ausgezogenen, doppelt gesägten Blättern und gelben, in größerer Anzahl dicht beisammen stehenden Früchten mit grünlichem, säuerlich herbem Fleisch und glatter Fruchtschale. Aus den Kernen dieses bis 6 Meter hohen Baumes wird fettes Oel gepreßt. Man zieht den A. hauptsächlich in südlichen Gegenden und in großem Maßstabe in den Vereinigten Staaten, wo die Früchte zur Branntweinbereitung, gedörrt und gepreßt auch zur Schiffsverproviantirung benutzt werden. Auch Italien liefert getrocknete, Südfrankreich und die Donaufürstenthümer eingemachte und kandirte Aprikosen. Aus den Kernen wird fettes Oel gepreßt (0,919 spec. Gew., Ausbeute über 50 Proc., dient in Südfrankreich zur Verfälschung des Mandelöls), aus den bittern Kernen Branntwein bereitet; die verkohlten Steine geben schwarze Tusche; das Holz dient zu Drechslerarbeiten. Man zieht die Aprikose gewöhnlich am Spalier, wiewohl Hochstämme wohlschmeckendere Früchte liefern. Durch Aussaat erhält man nie dieselbe, gewöhnlich aber recht gute, bisweilen selbst bessere Sorten; am vortheilhaftesten veredelt man sie auf starkwüchsige Pflaumen mit filzigen Blättern und Sommertrieben wie die Julianspflaume, Damascenerpflaume u. a. Der A. liebt gute humusreiche, kräftige und tief bearbeitete Gartenerde mit durchlassendem Untergrund; in kältern Gegenden läßt er sich nur am Spalier ziehen, bereitet aber auch dann Schwierigkeiten und leidet oft sehr am Gummifluß, der gerade beim A. am schwierigsten zu heilen ist. Von Insekten wird er verhältnismäßig wenig angegriffen, und zwar nur von solchen, welche die Prunusarten angehen.

Aprikoseneule, s. Eulen.

Aprikosenöl (Aprikosenäther), Fruchtäther, im wesentlichen Buttersäureäther mit einer Spur Amylalkohol; fettes A., s. Aprikosenbaum.

Aprikosenspinner (Lastträger, Sonderling, Orgyia antiqua *L.*), Schmetterling aus der Familie der Spinner. Das Männchen hat breite, kurze, rostbraune Flügel; die vordern sind dunkler schattirt mit weißem Fleck, Flügelspannung 17 Millim.; das Weibchen ist wollig gelbgrau behaart und hat statt der Flügel nur sehr kurze Läppchen. Der Schmetterling erscheint Ende Juni und Juli, zum zweitenmal im September. Die Raupe hat dichte Haarbürsten auf dem Rücken und zwei Haarpinsel auf dem Kopf, ist 30—52 Millim. lang und erscheint bis Mai und Ende Juli und August. Das Gespinst ist lose, mit Haaren verwebt. Die Raupe lebt von den

Blättern der Obstbäume, Rosen und vieler Laubhölzer und wird in manchen Jahren sehr schädlich.

April (lat. Aprīlis, nach Ovid von aperire, öffnen, »weil der Frühling alles öffnet«, franz. Avril, engl. April), nach dem julianischen Kalender der vierte, nach dem alten römischen Kalender der zweite Monat, von Karl d. Gr. Ostermonat genannt, wegen des gewöhnlich in denselben fallenden Osterfestes, hat jetzt 30 Tage, während er bis Julius Cäsar deren nur 29 hatte. Die Sonne steht im A. in dem Zeichen des Widders; Hyaden, Plejaden, Orion gehen mit ihr zugleich auf. Die mittlere Veränderlichkeit der Temperatur ist im A. geringer als im März, aber größer als im Mai. Sie beträgt für das nordöstl. Europa 1,3, für die baltischen Länder 1,0, für Deutschland 1,2, für Westeuropa 1,0, für Italien 1,0, für England 0,8° R. Für das mittlere und südliche Deutschland kommen durchschnittlich im A. die ersten Gewitter vor.

Aprilblume, s. v. w. Anemone nemorosa.

Aprilschicken, s. Aprilsnarr.

Aprilsnarr (franz. Poisson d'avril, »Aprilfisch«; engl. April-fool), Spottname eines »in den April Geschickten«. Die bekannte alte Sitte, am 1. April jemanden anzuführen, zu einem vergeblichen Gange zu vermögen, mit einem ihn lächerlich machenden Auftrage irgend wohin zu schicken ꝛc., soll aus der Sitte der röm. Kirche, die Leidensgeschichte Christi öffentlich darzustellen, herrühren, und wäre also ursprünglich nur eine Veranschaulichung des spottvollen Hin- und Herschickens Christi von Hannas zu Kaiphas, von Pilatus zu Herodes ꝛc. Andere leiten die Sitte von dem veränderlichen und trügerischen Aprilwetter ab. Dem germanischen Alterthum ist sie unbekannt, und nach J. Grimms Annahme hat sie erst in den letzten Jahrhunderten von Frankreich her bei uns Eingang gefunden. Wahrscheinlich ist sie ein Ueberbleibsel keltischen Heidenthums, der letzte Rest eines zu Anfang des Aprils mit Possen, Späßen und lustigen Schwänken gefeierten Frühlingsfestes.

A prima vista (ital.), »auf das erste Sehen«; in der Musik s. v. w. vom Blatt (spielen, singen).

A priōri und **a posteriōri** (lat.), zwei philosophische Kunstausdrücke, welche sich auf die Lehre von dem Ursprung der menschlichen Vorstellungen und Erkenntnisse beziehen. Solche Vorstellungen und Erkenntnisse, von denen man annimmt, daß sie der menschliche Geist unabhängig von der Erfahrung rein aus sich selbst erzeuge, heißen a priori, solche dagegen, welche erst durch die Erfahrung gewonnen werden, a posteriori. Dieser Sprachgebrauch rührt daher, daß man jene, welche ein begriffsmäßiges, schlechthin (apriorisch) allgemeines und nothwendiges Fürwahrhalten, d. i. »Wissen«, begründen, für das Frühere (prius), diese, auf welchen das erfahrungsmäßige, nur »komparativ« allgemeine und mehr oder minder wahrscheinliche Fürwahrhalten, d. i. »Glauben«, beruht, für das Spätere (posterius) hielt. Auch nennt man jene reine oder transcendentale, diese empirische Vorstellungen und Erkenntnisse. Der Streit, ob es ganz reine Erkenntnisse a priori gebe, bei welchen die Erfahrung gar nicht mitwirkend sei, fällt mit jenem der Rationalisten, die sämmtliche Ideen für das Werk der reinen Vernunft, und der Sensualisten, die sie für ein solches der Sinne erklären, zusammen, ist aber noch zu keiner allgemein gültigen Entscheidung gebracht.

A propos (franz., spr. -poh), »bei passender Gelegenheit«, s. v. w. was ich sagen wollte, da fällt mir eben ein; auch substantivisch, s. v. w. passend angebrachter Einfall.

Apsāras (sanskr.), verführerische Schönheiten, welche mit ihren Reizen die Bewohner von Indra's (s. d.) Himmel beglücken.

Apscheron, Halbinsel an der Westküste des Kaspischen Meeres, zum russ. Gouvernement Baku gehörig, ist besonders wegen ihrer vulkanischen Beschaffenheit und der fortwährend brennenden Naphthaquellen und Schlammvulkane bei der Stadt Baku (s. d.) merkwürdig.

Apsīden (griech.), in der Astronomie die beiden äußersten Punkte der elliptischen Bahnen, in welchen die Planeten der Sonne am nächsten und von ihr am entferntesten sind. Jener Punkt führt auch den Namen Perihelium, dieser Aphelium. Die Apsidenlinie ist die gerade Linie, welche die beiden A. verbindet. Sie ist nothwendig die große Axe der Planetenbahnen und geht durch die Sonne (durch den Brennpunkt der Bahn), sowie durch den Mittelpunkt der Planetenbahn, und theilt die Ellipse, in welcher der Himmelskörper sich bewegt, in zwei kongruente Hälften.

Apsis (griech., auch Absis und Abside), in den ältern christlichen Basiliken der meist in Form einer halbkreisförmigen Nische das Mittelschiff abschließende Altarplatz, ist dem Vorbilde der antik-heidnischen Basilika nachgeahmt und wurde im Mittellateinischen auch Concha (Muschel) genannt.

Apsychīe (griech.), Bewußtlosigkeit, Ohnmacht; apsychisch, unbeseelt.

Apt (spr. apt oder att), Stadt im franz. Departement Vaucluse, am Calavon, über den eine einbogige Brücke aus der Römerzeit führt, hat eine alte Kathedrale und (1866) 5940 Einw., welche Stearinkerzen, Fayence, Seide und Konfitüren fabriciren und starken Handel mit Vieh, Trüffeln, Korn und Südfrüchten treiben. A. ist ebenso alt wie Avignon und ward besonders von Julius Cäsar verschönert, woher es den Namen Apta Julia erhielt. Das seit Konstantins Zeiten hier bestehende Bisthum ward in der Revolution aufgehoben.

Aptēren (Aptĕra, griech., »Flügellose«). Unter diesem Namen vereinigte Linné nach dem Vorgang des Aristoteles sämmtliche flügellose Gliederthiere, also Krustaceen, Arachniden und Myriapoden (Krebse, Spinnen und Tausendfüße). Nachdem Latreille die letztern Klassen als gleichwerthige neben die Insekten gestellt hatte, behielten einige Entomologen, welche der Linné'schen Eintheilung der Insekten nach den Flügeln folgten, den Namen A. für eine kleine Gruppe flügelloser Insekten bei, wie Flöhe, Läuse, Pelzfresser ꝛc. In der neuern Zeit hat man aber diese Formen nach ihrem Bau und ihrer Entwickelung andern Ordnungen hinzugefügt, so daß der Ausdruck A. im System nicht mehr gebräuchlich ist.

Apteryx *Shaw*, Vögelgattung, s. Kiwi.

Aptiren (lat.), anpassen, anbequemen; Aptitude (franz., spr. -tüd), das Passend-, Geeignetsein.

Aptōton (griech.), indeklinables Hauptwort.

Aptychus (Trigonellites *Park.*, nicht *Schloth.*), nach der früher verbreiteten Ansicht die Deckel der Ammoniten, nach andern Paläontologen innere Schalen von Kopffüßlern, besonders der am Rücken des Weichthieres sich findenden sogen. Kappe, nach

Scheuchzer und d'Orbigny Schalen eines der Entenmuschel (Lepas) ähnlichen Rankenfüßlers. Es sind meist zweiklappige Kalkschalen, die sich nicht zusammenklappen lassen, auf der innern konkaven Seite die Anwachsstreifen, auf der äußern glatten oder dem Außenrande parallel gerunzelten oder gerippten Seite poröse Struktur zeigen. Selten sind sie hornig und aus Einem Stück bestehend. Die ersten treten mit den Goniatiten des Uebergangsgebirges von Herborn ꝛc. auf; häufig sind sie in der ganzen Juraformation und untern Kreide (s. Tafel I »Juraformation«). Nach ihnen ist eine mächtige Folge von Kalkschiefern der Alpen Aptychenschiefer benannt.

Apuanische Alpen, der südöstlichste Theil des sogen. Ligurischen Apennin, ein kleines, aber mächtiges, nach beiden Seiten steil abfallendes und ausgezeichneten Marmor umschließendes Gebirge, das sich, durch die Aulella und den Serchio abgegrenzt, zwischen Carrara und der Garfagnana erhebt und im Pizzo di Uccello am Nordwestende 1877 Meter, in der Pania della Croce am Südende 1845, in M. Pisanio 1995 Meter Höhe erreicht. Hier haben die pluton. Serpentindurchbrüche metamorphosirend auf den Kalk- und Sandstein gewirkt: außen zeigt sich rother Galestro und Jaspis, darunter löcherige, von Höhlen durchzogene breccienartige Rauhwacke, und diese geht in Marmor- und Dolomitmasse über. Das unterste Gestein ist Talk- und Glimmerschiefer und Gneis (Verrucano).

Apulejus (Appulejus), Lucius, röm. Rhetor und Satiriker, geb. zu Madaura in Numidien, der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. angehörig. Er studirte zu Athen platon. Philosophie und Rechtswissenschaft, lebte kurze Zeit als Sachwalter in Rom, wo seine Beredsamkeit Aufsehen erregte, und unternahm dann mehrere Reisen, wobei er sich in die verschiedenen Mysterienkulte einweihen ließ. Zu Oea (jetzt Tripolis), wo er, auf dem Wege nach Alexandria erkrankt, bei Pontanus freundliche Aufnahme gefunden, heirathete er dessen Mutter Aemilia Pudentilla und widerlegte in einer glänzenden, noch vorhandenen Rede die Beschuldigung, als habe er durch Zaubermittel sich die Hand der Wittwe zu verschaffen gewußt. Gleichwohl trug ihm das Abenteuer, insbesondere die Wichtigkeit, mit der er seine tiefere Kenntnis der Natur in der Vertheidigung hervorhebt, den Ruf eines großen Wunderthäters ein, so daß Schriftsteller der nächsten Jahrhunderte ihn gern mit Apollonios von Tyana zusammenstellen. A. ließ sich nun zu Karthago nieder, wo er als Redner und durch seine Schriften zu großem Ansehen gelangte. Trotz seiner gründlichen Bildung und seines scharfen Witzes neigte sich A. sehr zur Magie und Mystik hin und lenkte erst in spätern Jahren von diesem Irrwege ab. Sein Hauptwerk ist ein Roman »Der goldne Esel« (Metamorphoseon s. de Asino aureo libri XI), wozu er den Stoff aus Lukian schöpfte. Er schildert darin mit Witz und Laune die Sitten und Gebrechen seiner Zeit in gewandter, aber von Schwulst nicht freier Sprache. Das Schönste darin ist die von platonischen Ideen durchdrungene Episode von »Amor und Psyche«, nach Herder der zarteste und vielseitigste Roman, der je erdacht worden; indeß rührt wohl die Erfindung selbst nicht von A. her. Außerdem schrieb A. mehrere Werke philosoph. und rhetor. Inhalts, die aber entschieden beurkunden, daß ihm eigentliche wissenschaftliche Bildung und kritisches Urtheil bei weitem minder zu Gebot standen als Witz und hier und da ein gewisser eigenthümlicher Reiz der Sprache. Es sind die oben erwähnte »Apologia s. Oratio de Magia«, welche reich ist an interessanten Notizen über das damalige Mysterienwesen; »De Deo Socratis«, eine philosoph. Abhandlung über den Dämon des Sokrates und die verschiedenen Dämonenklassen; »De dogmate Platonis libri III«, eine Art Einleitung in die platonische Philosophie, u. a. Neuere Ausgaben seiner Werke sind die von Oudendorp und Bosscha (Leyd. 1786—1823, 3 Bde.), Hildebrand (Leipz. 1842, 2 Bde.) und Krüger (Berl. 1864—65). Der »Goldne Esel« wurde gesondert herausgegeben von Eyssenhardt (Berl. 1869) und von Rode ins Deutsche übersetzt (Berl. 1790); einzelnes daraus auch von O. Jahn (»Novelletten aus A.« in »Aus der Alterthumswissenschaft«, Bonn 1868). Ausgaben des Abschnitts von »Amor und Psyche« lieferten Orelli (Zürich 1833), Kehrein (Gießen 1834), O. Jahn (2. Aufl., Leipz. 1873); deutsche Uebertragungen Pressel (Ulm 1864) und Binz (Leipz. 1873). Nach dem Märchen des A. entwarf Raffael seinen herrlichen Freskencyklus »Geschichte der Psyche« in der Villa Farnesina zu Rom. Vgl. Hildebrand, De vita et scriptis Appuleji (Halle 1835); H. W. Stoll, Erklärung der Apulejischen Fabel »Amor und Psyche« (in Jahns »Archiv«, Bd. 13, Leipz. 1841).

Apulien (Apulia, ital. Puglia, spr. pulja), ital. Landschaft, welche den südöstlichsten Theil der Halbinsel (vom Fluß Fortore bis zum Capo di Leuca) umfaßt und jetzt in die 3 Provinzen Capitanata, Terra di Bari und Terra d'Otranto zerfällt, 221,120 QKilom. (401,7 QM.) groß mit (1871) 1,416,792 Einw. Den nördl. Theil des Landes bildet die große Apulische Ebene, ein einförmiges dürres und wasserarmes Gebiet mit nur vereinzelten Kulturstrecken, auf denen Wein, Oliven, Südfrüchte und Mais gebaut wird, im übrigen mit ausgedehnten Weideflächen, die im Winter den wandernden Schafherden zum Aufenthalt dienen. Meierhöfe und Dörfer sind selten, die zahlreiche Bevölkerung wohnt in Städten und Flecken. Die Oberfläche der Ebene besteht aus wenig erhöhten Flächen mit breitem Scheitel und sanften Abhängen, welche durch weite muldenförmige Vertiefungen von einander geschieden sind, daher die passende Benennung Tavogliere di Puglia (»Schachbret von A.«). Isolirt erhebt sich im äußersten NO. derselben dicht am Meer das Gebirge des Gargano, das im M. Calvo 1500 Meter Höhe erreicht. Der südl. Theil ist ein nicht minder einförmiges Tafelland, das von leichten Hügelreihen (z. B. den Murgie in Bari) von W. nach O. durchzogen wird. Der Boden besteht aus Kalkstein, bedeckt mit einer dicken Schicht von Ackererde, und ist da, wo es nicht an Feuchtigkeit fehlt, von außerordentlicher Ergiebigkeit. Unter den wenigen Flüssen ist der Ofanto (Aufidus) der bedeutendste. Bemerkenswerth sind dagegen die beträchtlichen Strandseen von Lesina und Varana im N., der Stagno Salso und der Salpisee (am Busen von Manfredonia), welcher letztere im Sommer größtentheils austrocknet und an dem sich große Salzsiedereien (Salina di Barletta) befinden. Hauptnahrungszweig ist Landwirtschaft, im N. die Rinder- und Schafzucht, für welche seit dem 15. Jahrh. das span. Weideverhältnis besteht. Bergbau ist nicht vorhanden; bei der gewerblichen Industrie sind etwa 16 Proc. der Bevölkerung beschäftigt. Die Erzeugnisse des Landes, Getreide, Oel, Salz, Südfrüchte, Vieh, Wolle ꝛc., sind Gegenstand eines lebhaften Handelsverkehrs,

der neuerdings, seit das Land von der wichtigen Eisenbahn nach Brindisi durchschnitten wird, beträchtlich gestiegen ist. Für die 3 apulischen Provinzen besteht ein Appellhof (in Trani) und 6 Assisenhöfe (2 in Lucera, je 1 in Trani, Bari, Lecce und Taranto); den Kirchenangelegenheiten stehen vor: 6 Erzbischöfe (Bari, Brindisi, Manfredonia, Otranto, Taranto, Trani), 17 Bischöfe und 1 Erzpriester (in Altamura). Die Zahl der Gemeinden beträgt (1870) 236 Zu A. gehört noch die Gruppe der vulkanischen *Tremiti-Inseln* (S. Domenico, S. Niccola, Caprara und Pianosa) im Adriatischen Meer nördlich vom Monte Gargano.

Geschichte. Als Ureinwohner Apuliens werden die *Ausoner* genannt. Nach den Führern einwandernder Illyrier, Japyr, Daunus und Peuketios, hieß A. *Japygia* und zerfiel in *Daunia* vom Frento (Fortore) bis an den Aufidus (Ofanto), *Peucetia*, vom Aufidus bis Tarent und Brundusium, und die Halbinsel *Messapia*; die beiden letzteren hießen auch Japygia im engern Sinn. Unter spätern Ansiedlern aus Kreta und Griechenland läßt die Sage auch hier den Diomedes (s. d.) von Argos eine wichtige Rolle spielen. Im Samniterkriege standen die Stämme Apuliens zuerst auf Seiten der Römer, dann der Samniter, mit denen sie von den Römern 297 bei Maleventum geschlagen und unterworfen wurden. Damals und im zweiten Punischen Krieg, wo A. Hannibals Partei ergriff, kam das blühende Land herunter, nur einzelne Städte, z. B. Brundusium, kamen wieder empor. Die Römer nannten A. nur das Land bis Tarent und Brundusium, vielleicht nur bis an den Aufidus; der ganze östl. Strich (Terra d'Otranto) hieß bei ihnen *Kalabrien*. Zur Zeit der röm. Kaiser beschränkte sich der Name A. auf das alte Daunia und Peucetia. Nach dem Untergang des weström. Reichs kam A. unter ostgothische, dann unter oström. Herrschaft. Seit 568 gehörte der nördl. Theil des Landes zu dem longobardischen Herzogthum Benevent, der südliche blieb unter oström. Herrschaft. Bei mannigfachem Wechsel der Grenzen behaupteten sich im allgemeinen die Griechen im S. Apuliens. Eine neue Periode für Apuliens Geschichte beginnt mit den Eroberungen der Normannen in Unteritalien. Ein reicher Apulier, Melo, der schon 981 einen Aufstand gegen die griech. Herrschaft erregt hatte, zog einige zu der Kapelle des Erzengels Michael am Berge Gargano pilgernde normannische Barone in seinen Dienst. Seit Melo's Niederlage bei Cannä (1019) führten von Gottfried Drengot herbeigeführte Normannenscharen den Krieg auf eigene Faust fort. Melo floh nach Deutschland und wurde dort zum Herzog von A. ernannt. Durch ihn und Papst Benedikts VIII. Zureden bewogen, ordnete Kaiser Heinrich II. im Herbst 1021 die apulischen Angelegenheiten. Die Normannen traten in seine Dienste, und mit ihnen siegte er über die Griechen und den mit diesen verbündeten Fürsten Pandulf von Capua. Die Neffen Melo's erhielten nach dessen Tod einen weiten Landstrich zu Lehen, und 15 normänn. Ritter wurden zu ihrem Schutze verpflichtet. Bald traten die immer massenhafter herbeiströmenden Normannen als selbständige Eroberer auf und machten sich zu Herren des Landes. Die Söhne des normänn. Barons Tankred von Hauteville, Wilhelm mit dem Eisenarm, Richard, Robert Guiscard und Roger, wurden durch Kaiser Heinrich III. im Besitz des größten Theils von A. bestätigt. Wilhelm mit dem Eisenarm wurde sogar 1043 zum Grafen von A. ernannt unter Oberhoheit des Kaisers. Später suchten die Päpste in den Normannen eine Stütze gegen die Kaiser zu gewinnen; Nikolaus II. belehnte 1059 den Grafen Robert Guiscard mit den *Herzogthümern* A. und Kalabrien, und dieser machte im Kampf gegen Saracenen und Griechen solche Fortschritte, daß sein Herzogthum bald ganz Unteritalien umfaßte. Er hob die Privilegien und die bisherige Autonomie des apulischen Adels auf, unterdrückte mehrere Verschwörungen der Großen und behauptete den Thron gegen seines Bruders Humfred Söhne, die ihre Erbrechte auf A. geltend zu machen suchten. Er eroberte 1070 Bari, machte durch die Einnahme von Amalfi (1076) und von Salerno (1077) der griech. Herrschaft in Italien ein Ende und ward vom Papste mit dem Herzogthum Benevent belehnt Ihm folgte 1085 sein Sohn Roger, der 1089 die Oberlehnsherrlichkeit des Papstes anerkannte. Mehrere Städte in A. und Kalabrien entzogen sich aber seiner Herrschaft. Ihm folgte 1100 sein Sohn Wilhelm II., der Bundesgenosse des Papstes in dessen Kampf gegen Heinrich V. Als er 1127 ohne Nachkommen starb, besetzte Roger II. von Sicilien A. und Kalabrien, zwang die widerspenstigen Barone und Städte zur Unterwerfung und nöthigte auch den Papst Honorius II., der selbst Wilhelms Lande erobern wollte, ihn als Herzog von A. und Kalabrien anzuerkennen und zu belehnen (1128). So wurde A. und Kalabrien mit Sicilien vereinigt, das durch Roger zum Königreich erhoben wurde (1130). Die weitere Geschichte Apuliens verschmilzt mit der von Sicilien und nach Vereinigung Siciliens und Neapels mit der Geschichte dieses Landes.

Apure, ein Fluß im südamerikan. Freistaat Venezuela, entspringt auf der Sierra de Merida, einem Nebenzweige der Kordilleren, an der nordwestl. Grenze Venezuela's, fließt anfangs gegen SW., wendet sich dann nach SO., nimmt viele Nebenflüsse, namentlich den Sarare, auf, schlägt dann eine nordwestl. Richtung ein, auf welcher Strecke ihm mehrere ansehnliche, meist schiffbare Nebenflüsse zuströmen, und mündet endlich mit nach SO. gerichtetem Lauf in 6 Armen in den Orinoco. In seinem mittlern Laufe scheidet er die Provinzen Barinas und Apure, für die er auch eine frequente Verkehrsstraße bildet, da von seinem 1580 Kilom. langen Laufe ca. 1400 Kilom. schiffbar sind. Die nach dem Fluß benannte *Provinz* A. liegt südl. von diesem und grenzt im N. an Merida, Barinas, Portuguenza und Guarico, im O. und SO. an Guayana, im S. an Neugranada und im W. an Merida. Sie hat über 55,000 QKilom. Flächeninhalt und (1854) 32,485 Einw. ohne die unabhängigen Indianer, deren Zahl höchstens 2000 beträgt. Viehzucht ist die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Der Bodenbeschaffenheit nach ist die Provinz die niedrigst gelegene und am wenigsten bewaldete des Staats und besteht fast nur aus einer weiten, von dem A. und den Nebenflüssen des Orinoco durchströmten Ebene. Das Klima ist heiß, doch (außer in den Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegenden) nicht ungesund. Hauptstadt ist *San Fernando de A.*, an der Mündung der Portuguenza in den A., mit kaum 3000 Einw. und trotz seiner glücklichen Lage der steten bürgerlichen Unruhen halber in Verfall. Von den übrigen, sonst unbedeutenden Ortschaften ist Achaguas, der frühere Hauptort der Provinz, noch der wichtigste.

Apurement (franz., spr. -pür'mang), Abschluß der

Prüfung einer Rechnungsablage, Rechnungsabschluß.

Apyrexie (griech.), fieberloser Zustand, bezeichnet beim Wechselfieber die freie Zeit, welche zwischen zwei Fieberanfällen liegt. Während derselben befinden sich die Kranken ziemlich wohl, oft so wohl, daß sie sich für ganz gesund halten, bis der neue Anfall sie von ihrem Irrthum belehrt. Doch hören bei der A. in der Regel nicht alle Krankheitserscheinungen ganz auf; es bleibt meistens ein Gefühl von Abgeschlagenheit in den Gliedern, oder Kopfweh, Appetitmangel, etwas beschleunigter Puls, Beleg der Zunge zurück. Auch die dem Wechselfieber zukommende Milzschwellung besteht während der A. unverändert fort.

Apyrisch (griech.), unbrennbar, feuerfest.

Aqua (lat.), Wasser, Brunnen, Quelle, Mineralquelle; auch Wasserleitung. A. amygdalarum amararum, s. v. w. Bittermandelwasser; A. calcis, s. v. w. Kalkwasser; A. chlorata, Chlori, oxymuriatica, s. v. w. Chlorwasser; A. destillata, s. v. w. reines, destillirtes Wasser; A. fortis, regis, regia, s. v. w. Königswasser; A. Goulardi, Plumbi, saturnina, s. v. w. Bleiwasser; A hydrosulfurata, s. v. w. Schwefelwasserstoffwasser; A. Lauro-Cerasi, s. v. w. Kirschlorbeerwasser.

Aqua Binelli (lat.), ein kreosothaltiges blutstillendes Wasser, nach seinem Erfinder Binelli genannt, jetzt kaum mehr gebräuchlich.

Aquae (lat.), altröm. Bezeichnung von Städten mit Mineralquellen und Bädern. Die bekanntesten sind: A. Allobrogum oder A. Gratianae, jetzt Aix in Savoyen; A. Aureliae, jetzt Baden-Baden; A. Mattiacae, wahrscheinlich Wiesbaden; A. Patavinae, jetzt Abano unweit Padua; A. Sextiae, jetzt Aix in der Provence; A. Statiellae, jetzt Acqui in Ligurien; A. Tarbellae, jetzt Dax in Aquitanien, u. a.

Aquädukt (lat., »Wasserleitung«). Schon die alten Griechen hatten bedeutende Bauten und Kanäle, welche das Wasser aus entfernter liegenden Quellen in die Städte führten. So in Athen, wo es vom Hymettos und Pentelikon herkam, in Theben, Megara, Samos, Pharsalos u. a. O. Weit ausgebildeter finden wir diese Architekturen bei den Römern. Sie wurden selten unterirdisch, sondern meist auf gewölbten Bogenstellungen hingeführt und gehören zu den großartigsten Schöpfungen der alten Baukunst. Die Röhren waren von Holz, Blei, selbst von Leder, meistens aber floß das Wasser in Steinkanälen. Manche Aquädukte hatten mehrere Stockwerke, jedes mit einem besonderen Rinnsal, und zwar von verschiedenen Quellen. Den Ausgang bildet das Quellhaus (caput aquae), das Ende des Laufes bezeichnet das Reservoir (castellum). Von hier nahm das Wasser seinen Weg in die Bäder, Gärten rc. Besondere Beamte waren mit Regelung der auf den Wasserbedarf bezüglichen Angelegenheiten betraut, und die Gesetze zum Schutze der Anlagen wurden mit Strenge gehandhabt. Die imposantesten und riesenhaftesten Aquädukte besaß Rom selbst; mehrere derselben führten das Quellwasser der Gebirge 15—30 Stunden Wegs herbei, über Thäler, Schluchten und Abgründe hinweg oder durch Höhen hindurch. Die erste Wasserleitung daselbst, die Aqua Appia, erbaut 305 v. Chr., begann an der Via Praenestina, wurde fast 4 Stunden lang unterirdisch geführt, trat bei der Porta Cassena in die Stadt und goß zunächst im Campus Martius ihr Wasser aus. Später entstanden jene des M. Curius Dentatus, M. Agrippa, Augustus, Claudius (s. Tafel VI »Baukunst«, Fig. 3), Nero, Caligula, Caracalla. Unter den spätern Kaisern kamen noch etwa 20 andere hinzu. Welche Wassermenge diese gesammten Aquädukte einst Rom gespendet haben mögen, läßt sich daraus ermessen, daß die drei noch jetzt bestehenden hinreichen, jedes Haus, sowie die unzähligen öffentlichen Brunnen der heutigen Stadt in Ueberfluß zu versorgen. Diese sind: die Fontana di Trevi (Virgo Aqua), von M. Agrippa 22 v. Chr. angelegt, von Papst Pius IV. wieder hergestellt; die Acqua Felice oder di Termini (Claudia Aqua), von Caligula angefangen, von Claudius 50 n. Chr. beendigt, von Papst Sixtus V. wieder hergestellt, und die Algentina, welche die herrlichen Wasserfälle in der Villa Aldobrandini bildet. Die Kanäle der röm. Wasserleitungen waren nach Frontin, der die genaueste Schilderung derselben hinterlassen hat, durchweg gemauert, sowohl unter wie über der Erde und hier auf Unterbauten oder Bogengängen in Hausteinen oder Ziegeln ausgeführt und nach oben überall entweder mit Gewölben oder Steinbalken überdeckt. Der Querschnitt der Kanäle richtete sich nach der Quantität des zu leitenden Wassers, und die Höhe desselben übertraf stets den höchsten Wasserstand. Die innern Wände und Sohlen der Kanäle erhielten einen wasserdichten, aus Kalk und zerschlagenen Ziegelstückchen, anstatt des Sandes, gemischten Bewurf, der auch selbst in den durch festes Felsengebirge getriebenen Stellen nicht fehlte. Von Aquädukten in den röm. Provinzen sind noch Trümmer vorhanden, so zu Zahlbach bei Mainz und zu Metz, zu Nimes in Frankreich, zu Segovia, Tarragona und Merida in Spanien. Hervorzuheben ist noch die vom Ostgothenkönig Theoderich um 500 n. Chr. zwischen zwei steilen Abhängen erbaute Brücke und Wasserleitung bei Spoleto von 247 Meter Gesammtlänge und 13 Meter Breite, welche 10 hohe Spitzbogengewölbe von je 21,44 Meter Spannweite und Pfeiler von 3,57 Meter Stärke besitzt, deren mittlere, in dem Waldstrom Mareggia stehend, über 200 Meter Höhe erreichen und die kühnsten der Welt sind. Auf dem stromaufwärts gekehrten Rande der Brücke befinden sich 30 kleine gothische Arkaden, welche die Wasserleitung aufnehmen und der Stadt zuführen. Das in sehr harten Steinen ausgeführte Bauwerk ist fast noch ganz erhalten. In unserer Zeit ist die Errichtung so kostspieliger Bauten durch Röhrenleitungen, Druckwerke u. dgl. unnöthig geworden. Außer den Aquädukten zu Bomfica bei Lissabon und Caserta im Neapolitanischen, sowie einigen in England und Schottland, ist von neuern Bauten nur der A. Maintenon in Versailles zu erwähnen. Dieser, unter Ludwig XIV. nach den Entwürfen und unter der Leitung Vaubans begonnen, sollte auf einer dreifachen, oben 4990 Meter langen, 70 Meter hohen Arkadenreihe von 242 Bögen die Wasser der Eure den Bassins und Wasserkünsten der Gärten von Versailles zuführen; indessen wurde nur die unterste Bogenreihe mit einem Kostenaufwand von 22 Mill. Livres wirklich vollendet.

Aqua et igne interdictus (lat., »jemand, dem Wasser und Feuer, d. h. die Gastfreundschaft, versagt ist«), Achtformel der Römer, wodurch der Geächtete verbannt ward.

Aquagium (lat.), Wassergraben; Recht der Entwässerung.

Aqua haeret (lat.), das Wasser hängt, stockt, nämlich in der Wasseruhr; sprichwörtliche Ausdrucksweise für: in Verlegenheit sein.

Aquamanile (lat.), das Wassergefäß, worin der messelesende Priester die Hände wäscht.

Aquamarin, merkantile Bezeichnung der grünlichen und bläulichen Varietäten des Beryls (s. d.).

Aquarellmalerei (v. ital. acquarello, durchsichtige Wasserfarbe), die Malerei mit Wasserfarben (franz. en gouache). Bei dieser Art Malerei wird die Zeichnung mit durchsichtigen Farben überzogen, oder es wird ohne vorherige Unterzeichnung mit sogen. gebrochenen Farben auf Transparente schattirt. Man bedient sich dabei meist der Saftfarben, eben ihrer Durchsichtigkeit wegen; doch weiß man jetzt auch die mehr deckenden Erdfarben durch öfteres Reiben und Schlämmen bei der A. mit gutem Erfolg zu verwenden. Als Bindemittel wird gewöhnlich Gummi arabicum oder auch eine Mischung von $1^1/_2$ Theilen arabischem, $^1/_2$ Theil Senegalgummi und 1 Theil weißem Kandis, welcher in warmem Wasser aufgelöst ist, benutzt. Die am meisten gebrauchten Farben sind: Bister, Sepia, Indigo, gebrannter lichter Ocker, Berlinerblau, chines. Zinnober und Krapplack, gebrannte Erde von Siena, Scharlachlack, Kremserweiß, Vandyckbraun, Gummigutt, Saftgrün, Indischgelb, rother und blauer Karmin, Lasurbraun, Nußbraun, Campecheabsud u. a. Gute Wirkung bringt der Gebrauch des Pastellstiftes hervor, besonders bei den Uebergängen der Lufttöne. Man überlegt oder schraffirt damit den Horizont in leichten Zügen, vertreibt die Schraffirung mit einem Wischer von Baumwolle, verbreitet den dadurch entstehenden Staub über die Ferne und arbeitet ihn zum Theil mit in die blaue Luft hinauf. Freilich behalten auf diese Art ausgeführte Gemälde immer etwas Skizzenhaftes. Gemalt wird auf starkes, gut geleimtes, feinkörniges, weißes Velinpapier mit Haarpinseln, womit man die auf einer Porzellan- oder matten Glastafel in Gummiwasser abgeriebenen Farben aufträgt. Werden die Aquarellbilder in sehr kleinem Maßstabe auf Pergament, geleimtem Papier oder Elfenbein ausgeführt, so gehören sie der Miniaturmalerei an. Die A. ist so alt als diese, d. h. sie besteht seit etwa dem 5. Jahrh. n. Chr.; doch kann kaum ein Zweifel darüber sein, daß auch die Alten sie gekannt haben. Die Schule Giotto's im 14. Jahrh. bediente sich ihrer, wie die Regeln des Cennini beweisen, bereits mit sehr vielem Geschick. Die eigentliche A., welche fast alle Gegenstände der Oelmalerei in ihr Gebiet zieht, ist aber erst eine neuere Erfindung; ihr eigentliches Gebiet ist die Darstellung eines reichen und bunten Details, worin sie weit glücklichere Erfolge erzielt, als in der Darstellung einförmiger, massiger Flächen. Die ersten kunstmäßigeren Versuche darin wurden nach dem Vorgange von Cozens und Girtin erst zu Anfang unsers Jahrhunderts, und zwar in England gemacht, wo auch jetzt noch diese Kunst am eifrigsten gepflegt wird. Anfangs begnügte man sich mit dem Illuminiren sorgfältig ausgeführter, getuschter Zeichnungen. Freiere Bewegung und farbigen Effekt brachte zuerst Turner hinein, und bald wurde durch Erfindung neuer Hülfsmittel die Kunst um vieles vervollkommnet. Man schritt jetzt selbst zur Ausführung größerer Gemälde in Aquarellfarben, gerieth aber dabei auf Abwege, insofern man damit gleiche Resultate wie mit der Oelmalerei zu erzielen suchte. In London bestehen zwei rivalisirende Aquarellmalergesellschaften (Societies of painters in water-colors), welche jährlich öffentliche Ausstellungen ihrer Arbeiten zu Schau und Verkauf veranstalten. Als die namhaftesten Künstler in diesem Fach werden dort genannt Cattermole, Constable, Lee, Prout, Stanfield, Landseer, Calcott, Haag, Haghe, Branwhite, Warren u. a. In Frankreich hat die A. einen etwas andern Charakter angenommen, indem man sich mehr darin gefällt, kleinere Skizzen zu produciren, in denen man einem flüchtigen Gedanken einen effektvollen, kräftigen Ausdruck zu geben suchte. Selbst berühmte Meister, wie Delaroche, Gudin, Johannot u. a., ließen sich herab, diese Art Malerei als Nebenbeschäftigung zu betreiben, besonders um der Modeliebhaberei an Albums zu genügen. Unter den eigentlichen Aquarellmalern werden in Frankreich gerühmt, als Landschafter: Isabey der Vater, Hubert, J. Ouvrié, Gué, Fort; als Porträtmaler: Olivier, Grand u. a.; als Blumenmaler: Redouté und die Damen Desportes und Martin-Bouchère. In Deutschland hat die A. zwar auch viele Verehrer, doch ist sie hier von den bedeutenderen Künstlern nie besonders gepflegt worden. In neuerer Zeit haben sich Werner, R. Alt, Sprosse, Scheuren, Neureuther, Schrödter und Hilbebrandt darin hervorgethan, und letzterer hat mit seinen keck und glänzend hingeworfenen Bildern selbst in England großen Beifall gefunden. Im Porträtfach leistet Otto und seine Schule in Berlin wirklich Anerkennenswerthes. A. Menzel hat sich gleichfalls der A. mit dem größten Erfolg bedient. Vgl. M. Schmidt, Die Technik der A. (2. Aufl., Berl. 1870); A. Schröbter, Schule der A. (Brem. 1871 ff.).

Aquarium (ursprünglich Wasserbehälter), jetzt Namen einer Vorrichtung, um Wasserthiere und Pflanzen der verschiedensten Art, zur Unterhaltung und Belehrung, in solcher Weise lebend zu erhalten, daß sie bequem beobachtet werden können. Die ältesten Aquarien sind die bei uns seit 150 Jahren im Gebrauch befindlichen Goldfischvasen, welche die Chinesen seit vielen hundert Jahren als Zimmerschmuck verwenden und worin sie auch öfters andere Wasserthiere, z. B. den durch seine Spritzkünste sehr unterhaltenden Schützenfisch (Chaetodon rostratus), halten. Diese Goldfischbehälter sind bei uns seit etwa 20 Jahren zuerst in Süßwasseraquarien umgewandelt worden, indem man den Goldfischen Gesellschafter anderer Art gab und die Gefäße mit Pflanzenwuchs ausstattete. Man schreibt das Verdienst, zuerst auf diesen ebenso geschmackvoll herstellbaren, wie unterhaltenden Zimmerschmuck aufmerksam gemacht zu haben, einer engl. Dame, Mrs. Tine, zu, er wurde seit jener Zeit in England durch Ward, Johnston, Gosse u. a., in Deutschland besonders durch Roßmäßler empfohlen und verbreitet. Der letztere legte den Nachdruck besonders auf das durch diese Vorrichtungen erleichterte Studium der niedern Wasserthiere, wozu ähnliche Veranstaltungen schon früher von Ehrenberg u. a. benutzt worden waren. Das Süßwasseraquarium besteht aus einem geeigneten vasenförmigen Glasgefäß, oder zweckmäßiger aus einem länglichen Kasten, an welchem eine, mehrere oder alle Seitenwände aus starken Glasplatten gebildet werden, die insgesammt in Fugen eines steinernen Bodens eingekittet sind und durch steinerne oder metallene Eckpfosten wasserdicht zusammengehalten werden. Um den Anblick gefälliger zu gestalten, pflegt man in der Mitte des Beckens gewöhnlich ein über das Wasser emporragendes Felsstück aus Tuff, Schlacke oder Tropfstein anzubringen, das bei größern Behältern zweckmäßig in ein Felsenthor verwandelt wird, um den

Thieren darunter einige Schlupfwinkel zu gewähren. Der Grund und der Felsen werden mit lebenden Pflanzen besetzt und zu diesem Zweck die Vertiefungen des Felsstückes, soweit es aus dem Wasser hervorragt, mit Dammerde, der Boden des Gefäßes aber am zweckmäßigsten mit reinem Sande bedeckt. In dem letztern kommen allerlei Wasserpflanzen (Anacharis, Myriophyllum, Ranunculus-Arten, Alisma, Vallisneria rc.) sehr gut fort, auch kann man auf der Oberfläche des Wassers Lemna, Pistia und Salvinia schwimmend kultiviren. Das Felsstück dagegen wird mit Selaginellen, Farnen, Tradeskantien u. dgl. bepflanzt. Man besetzt das Wasser mit Goldfischen, Stichlingen, Salamandern, kleinen Süßwasserschildkröten, Fröschen, Teichschnecken, Wasserkäfern, Libellen, Phryganeenlarven rc., je nach Liebhaberei, wobei Ueberfüllung und räuberische Gattungen möglichst zu vermeiden sind. In den größern Süßwasseraquarien spielen der Proteus, Ochsenfrosch, Lepidosiren und ähnliche seltene Gattungen die Hauptrolle. Ein leicht herzustellender Springstrahl, der das Wasser in Bewegung erhält und seinen Luftgehalt vermehrt, trägt viel zum Wohlsein der Wasserbewohner bei. Zur Fütterung benutzt man Oblaten, kleinere Insekten, Ameiseneier, und sorgt von Zeit zu Zeit für eine vorsichtige Erneuerung des Flußwassers, welches mit einem Heber abgezogen wird, der mit einer Gießkannenöffnung in das Bassin taucht. Der anfängliche Enthusiasmus für Zimmeraquarien hat sich bedeutend abgekühlt, namentlich seitdem ärztlicherseits darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß ihre Ausdünstungen besonders in Schlafzimmern Wechselfieber erzeugen können. Vgl. Roßmäßler, Das Süßwasseraquarium (2. Aufl., herausgegeben von Brehm, Leipz. 1869); Regel und Ender, Der Zimmergarten (Zür. 1868); Jäger, Zimmer- und Hausgärtnerei (Stuttg. 1870). Aus dem Süßwasseraquarium haben sich mancherlei ähnliche Veranstaltungen entwickelt, so das Terrarium zur Zimmerzucht zarter Pflanzen in Glaskästen, das Wasserinsekten-Vivarium rc.; die weitaus werthvollste dieser Erweiterungen ist aber das Seewasseraquarium, welches die noch um vieles farben- und formreichere Fauna und Flora des Meeres weit entfernt von demselben in aller Bequemlichkeit zu studiren gestattet. Im kleinen zwar sind dergleichen Anlagen nur an der Küste selbst zu ermöglichen, wo man Wasser, Thiere und Pflanzen öfter erneuern kann, und wenn sich dies jetzt auch durch Vermittelung der größern Anstalten im Binnenlande erreichen läßt, so haben doch die kleinen Seewasseraquarien nur einen beschränkten Liebhaberkreis gefunden. Dagegen sind größere Einrichtungen dieser Art in der Neuzeit schnell zu einem der beliebtesten und lehrreichsten Institute des Anschauungsunterrichts geworden, welches heute die unerläßliche Ergänzung jedes zoologischen Gartens bildet und sich mit Recht der größten Theilnahme von Seiten des Publikums erfreut. Die erste größere Anlage dieser Art war das sogen. Marineaquarium oder Zoophytenhaus des zoologischen Gartens zu London, dessen Bau von W. Alfr. Lloyd ausgeführt wurde, während die einzelnen Behälter nach Plänen des Marinemalers Anton Melbye mit unterseeischen Landschaften im kleinen, Korallenriffen, Tangwäldern rc. versehen wurden. Von denselben Künstlern wurde auch 1863 der Bau des Aquariums im Hamburger zoologischen Garten geleitet, nachdem inzwischen ähnliche Anstalten im Pflanzengarten zu Paris, Brüssel, Havre, Lüttich rc. entstanden waren. Fast in allen diesen Anlagen hat man für die Unterbringung der Wasserbecken das den äußern Wärmeschwankungen mehr entzogene Souterrain benutzt, und die Beleuchtung so geregelt, daß das Licht von oben herab durch die Wasserbecken in den dunklen Zuschauerraum fällt, indem jene gegen diesen durch zollstarke Glasplatten abgegrenzt sind. Auf diese Weise werden die Thiere am wenigsten durch die Beschauer gestört, welche, im Dunklen befindlich, von ihnen kaum wahrgenommen werden, während die Zuschauer die Verrichtungen der Thiere so unmittelbar betrachten können, als befänden sie sich innerhalb einer Taucherglocke auf dem Boden des Meeres. Die einzelnen Becken werden durch Pumpen und Röhren aus großen Reservoirs gefüllt, wobei die Einrichtung getroffen ist, daß das Wasser in den einzelnen Behältern cirkuliren kann und die Temperatur durch entsprechende Zuflüsse von erwärmtem Wasser geregelt wird. Zugleich treibt man durch das Wasser einen Strom atmosphärischer Luft, um die Wellenbewegung zu ersetzen, welche das Meerwasser zur Aufnahme der für Pflanzen und Thiere nöthigen Luft veranlaßt. Eins der bedeutendsten Aquarien ist das von Lüer höchst kunst- und geschmackvoll erbaute und 1869 unter der Direktion von Brehm eröffnete in Berlin. Es bedeckt einen Flächenraum von 1334 □Meter und enthält gegen 185 Kubikmeter aus seinen Bestandtheilen künstlich zusammengesetztes Meerwasser. Es sollte richtiger Vivarium heißen, da es auch an Schlangen und namentlich an Vögeln sehr reich ist. Es beherbergt über 20,000 Thiere, und unter diesen sehr zahlreiche Arten aus dem Mittelmeer. Die Thiere halten sich sehr gut, und einzelne Seefische, sind bereits 3 und mehr Jahre in Gefangenschaft und bedeutend gewachsen. Seit einigen Jahren hat man auch angefangen, die Seewasseraquarien für wissenschaftliche Zwecke fruchtbar zu machen. Es sind mit mehreren derselben zoologische Stationen verbunden worden, welche Naturforschern Gelegenheit bieten, die Thiere bequemer und vollständiger als bisher in ihren zoologischen und physiologischen Verhältnissen zu studiren. Die bedeutendste derartige Anstalt bildet eine Abtheilung des unter der Leitung von Anton Dohrn stehenden Aquariums in Neapel. Das größte A. ist gegenwärtig das zu Brighton 1872 eröffnete. Vgl. Gosse, Handbook to the Marine-Aquarium (Lond. 1855).

Aquatilien (lat.), »Wassergeschöpfe«, Wasserthiere und -pflanzen.

Aquatinta (Aquatintamanier), getuschte Manier, eigenthümliche Art des Kupfer- und Stahlstichs, durch welche Tusch- oder Sepiazeichnungen bis zur Täuschung nachgeahmt werden. Erfinder dieser Manier ist der Engländer Gilpin. Das Verfahren dabei ist folgendes: Die Konturen werden auf gewöhnliche Weise auf die gut polirte und vorher grundirte Stahl- oder Kupferplatte mittels der Bause übertragen, mit der Nadel radirt und leicht angeätzt. Man reinigt darauf die Platte, entfettet sie vollkommen, erwärmt sie, legt sie, um allen Luftzug abzuhalten, in einen hinlänglich großen Kasten und siebt eine dünne Lage Kolophonium oder Mastixstaub darauf, dessen größere oder mindere Feinheit das gröbere oder feinere Korn bedingt. Infolge der Erwärmung der Platte schmilzt die unterste Kolophoniumschicht etwas, doch nicht vollkommen, so daß zwischen den angeschmolzenen Körnchen kleine

Zwischenräume bleiben, welche das Eindringen des Aetzwassers und dessen Wirkung auf das Metall bei der nachfolgenden Operation gestatten. Bei der Arbeit selbst bedient man sich des Pinsels und deckt mit einem schwarz gefärbten Deckfirnis, den das Aetzwasser nicht angreift, die Lichtpartien, und zwar das höchste Licht zuerst. Darauf ätzt man die Platte mit gewöhnlichem Mordant aus verdünntem Scheidewasser, das dreimal schwächer als gewöhnliches für Nadelradirung sein muß. Man steigt dabei von dem hellsten, kaum sichtbaren Ton allmählich durch Immerwiederaufätzen der ungedeckt gebliebenen Stellen bis zu den tiefsten und schwärzesten Schatten auf. Die Stellen, welche keine tiefern Tinten erfordern, werden nach jeder Aetzoperation mit Firnis überdeckt und dadurch vor dem Nachätzen geschützt. Geschickte Künstler machen wohl 30 Aetzungen und bringen dadurch die zartesten Farbenabstufungen hervor. Diese Manier ist die beste für historische und architektonische Gegenstände; bei Landschaften dagegen, wo der Baumschlag eine freiere Pinselführung erfordert, verfährt man besser auf die Art, daß man auf die grundirte Platte von Spik- oder Terpentinöl, dem etwas Lampenruß zugesetzt wird, mittels des Pinsels ganz wie auf Papier arbeitet. Das Oel erweicht nämlich den Aetzgrund, welcher dann mit feiner Leinwand abgerieben wird, worauf alle mit dem Pinsel gemachten Striche auf der Platte zum Vorschein kommen. Hierauf übersiebt man die Platte, wie vorhin, mit feinem Mastix, schmelzt sie an und ätzt sie. Auch dies Verfahren kann, je nachdem im Original mehr oder weniger Tinten sind, mehreremal wiederholt werden. Durch geschickte Vereinigung beider Verfahren läßt sich die Harmonie bis zu einem hohen Grade steigern. Bis vor kurzem wurde die A. bloß auf Kupfer angewendet, und da sie wenig Abdrücke zuläßt (die Kupferplatte gibt höchstens 500 gute Drucke), so war ihre Anwendung verhältnismäßig beschränkt. Die ersten Versuche, die Aquatintamanier auf Stahl anzuwenden, gelangen im Künstleratelier des Bibliographischen Instituts zu Hildburghausen, von wo die Anwendung sich weiter verbreitet hat. Eine Aquatintastahlplatte gibt bis 10,000 gute Drucke, und der Druck selbst ist leichter als der einer Kupferplatte. Die Druckfarbe muß aber viel dünnflüssiger sein, als für die Strichmanieren und Radirungen.

Aquātisch (lat.), dem Wasser angehörig.

Aqua Tofāna (lat., ital. Acquetta di Napoli oder di Perugia, Acqua della Toffa oder schlechtweg Acquetta genannt), berüchtigter, schon in sehr kleinen Gaben von wenigen Tropfen tödlich wirkender Gifttrank, welcher zwar langsam wirkte, aber das erwählte Opfer stets sicher hinwürgte, bestand in einer wasserklaren, geschmack- und geruchlosen Flüssigkeit, nach deren Genuß sich Symptome einstellten, welche nicht geeignet waren, den Verdacht einer Vergiftung zu erregen. Als die Erfinderin dieses furchtbaren Mordmittels wird die Giftmischerin Tofana genannt, die zuerst in Palermo, später in Neapel ihr Wesen trieb. Um zu täuschen, gab sie dem Gifte den Namen »Manna von St. Nikolaus von Bari« und versandte es mit dem Bilde dieses Heiligen an ihre Kunden. Es war nämlich ein alter Volksglaube, daß aus dem Grabe des heiligen Nikolaus von Bari ein Wunderöl fließe, das in allerlei Krankheiten helfe, und Universalmittel mit jenem Heiligenbilde gab es mehrere. Die Giftmischerin trieb ihr Unwesen lange Zeit, erst 1709 nahm die Justiz von der Sache Notiz. Man spürte die Verfertigung des Giftes aus, allein die Giftmischerin entfloh in ein Kloster der Jesuiten, wo sie Schutz fand. Später fiel sie jedoch in die Hände der Gerechtigkeit und wurde, nachdem die Folter ein Geständnis ihrer Verbrechen bewirkt hatte, unter Kaiser Karl VI. zu Neapel erdrosselt. Nach andern soll sie 1720 im Kerker gestorben sein. 600 Giftverwendungen soll sie eingestanden haben, und es kamen so furchtbare Geschichten zu Tage, daß man den Schleier darüber warf und nach dem Tode der Giftmischerin die Untersuchung ruhen ließ. Mehrere Gehülfinnen sollen ihr zur Seite gestanden haben. Ueber die Zusammensetzung und wohl auch über die Wirkung des A. T. ist viel gefabelt worden, nach den Mittheilungen von Garelli, erstem Leibarzt des Kaisers Karl VI., ist aber die A. T. nichts anderes, als eine wässerige Auflösung des krystallisirten Arseniks mit einem Zusatz von Herba cymbalariae. Dem Garelli standen die Akten über den Kriminalproceß der Tofana offen; doch ist es unwahrscheinlich, daß man ihm erlaubte, die wahre Zusammensetzung des Giftes zu veröffentlichen. Nach Ozanam, welcher die neuesten Nachforschungen über dieses Gift in Italien selbst anstellte, führte auch eine Bleizuckerauflösung und eine durch Destillation von Kanthariden mit Wasser und Alkohol gewonnene Flüssigkeit den Namen A. T. Das Eau admirable de Brinvilliers und die Acqua del Petesino scheinen von der A. T. wenig oder gar nicht verschieden gewesen zu sein. Ihre Wirkung war nicht weniger sicher, wenn man sie auch nicht, wie bei der A. T., auf lange Zeit voraus berechnen konnte.

A quatre (franz., spr. -katt'r; ital. a quattro), zu Vieren. A quatre mains (a quattro mani), zu vier Händen; à quatre seuls (a quattro soli), Soloquartett; a quatro voci (spr. wohtschi), vierstimmig.

Aquavit (lat., »Lebenswasser«), abgezogener Branntwein, Likör.

Aquaviva, Claudio, vierter General des Jesuitenordens, geb. 14. Sept. 1543 aus einer alten neapolitan. Familie, trat in seinem 25. Jahr in den Jesuitenorden, wurde Provinzial in Neapel, 1581 General des Ordens. Als solcher suchte er dem Orden, den er gewissermaßen neu begründete, nach außen hin Geltung und durch planmäßige Erziehung der Mitglieder, sowie durch konsequente Durchführung einer streng einheitlichen Organisation innere Kraft zu verschaffen. Auf seine Veranlassung ward unter anderem die »Ratio studiorum Societatis Jesu« ausgearbeitet, die trotz ihres Verbots durch die Inquisition oft (zuerst Rom 1586) in Druck erschienen ist, sowie das »Directorium exercitiorum spiritualium«. A. starb 31. Jan. 1615 zu Rom. Seine »Epistolae XVI« und »Industriae ad curandos animae morbos« wurden öfter (zuerst Vened. 1606) gedruckt.

Aquifoliaceen (Ilicineen, stechpalmenartige Gewächse), dikotyledon. Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Frangulinen, immergrüne Bäume und Sträucher mit gegen- oder wechselständigen, einfachen, meist lederartigen, ganzen oder stachelig gezähnten Blättern ohne Nebenblätter. Die kleinen grünlichen Blüten stehen einzeln oder büschelig in den Blattachseln, sind zwitterig, regelmäßig und haben einen vier- bis sechstheiligen kleinen Kelch, 4—6 mit den Kelchzipfeln abwechselnde, am Grunde oft zusammenhängende abfällige Blumenblätter,

ebensoviel mit den letztern abwechselnde Staubgefäße mit kurzem Faden und einwärts aufspringenden Antheren und ein oberständiges, zwei- bis vielfächeriges Ovarium, welches eine ohne Griffel aufsitzende gelappte Narbe trägt und in jedem Fache eine anatrope Samenknospe enthält. Die Frucht ist eine Steinbeere mit zwei bis vielen einsamigen Steinen; der Same hat fleischiges Endosperm und einen kleinen geraden Embryo. — Die A. gehören der tropischen und den angrenzenden Zonen an, finden sich in Amerika und am Kap am häufigsten, nur wenige im tropischen Asien und in Europa (hier die Stechpalme, Ilex Aquifolium *L.*). Wegen ihrer bittern, adstringirenden Bestandtheile sind manche in der Heilkunde gebräuchlich. — Arten von Prinos und Ilex sind, meist in Blattabdrücken, als vorweltliche Vertreter dieser Familie bekannt.

Aquila (lat.), Adler (s. d.).

Aquila (Aveja), Hauptstadt der ital. Provinz Abruzzo ulteriore II, am Aterno, in der Nähe der höchsten Apenninengipfel malerisch gelegen und gut gebaut, ist Sitz eines Bischofs, eines Appellhofs und einer Präfektur, hat ein Gymnasial-Lyceum, ein Nationalkonvikt, ein landwirtschaftliches Provinzialinstitut, eine technische Schule, zahlreiche Kirchen, Industrie und Safranbau und zählt 12,627 Einw. Im Jahr 1703 wurde A. durch ein Erdbeben, wobei 2000 Menschen umkamen, fast ganz zerstört.

Aquila, 1) Gefährte und Gehülfe des Apostels Paulus, wurde von Rom, wo er sich als Zeltmacher niedergelassen hatte, durch Claudius mit den übrigen Juden vertrieben, in Korinth mit seiner Frau Priscilla von Paulus bekehrt, ward eifriger Verkündiger des Evangeliums, Lehrer des Apollos (s. d.) und kehrte später nach Rom zurück.

2) A. aus Pontus (Ponticus), jüd. Proselyt, Verfasser einer griech. wortgetreuen Uebersetzung des Alten Testaments, die Origenes in sein Bibelwerk aufnahm, lebte unter Hadrian, der Sage nach dessen Schwiegersohn; aus Sinope gebürtig und bei dem Neubau Jerusalems beschäftigt. Ursprünglich Heide, soll er Christ geworden, aber zum Judenthum übergetreten sein.

3) Kaspar, Freund Luthers und Gehülfe desselben bei Uebersetzung der Bibel, geb. 7. Aug. 1488 zu Augsburg, studirte zu Ulm und in Bologna, ward 1514 Prediger zu Bern, 1515 Feldprediger bei Franz von Sickingen und 1516 Prediger zu Jengen bei Augsburg. Weil er sich verheirathete und Luthers Lehrsätze verkündigte, ward er gefangen gesetzt, aber auf Verwendung der römischen Königin Isabella, Schwester Karls V., freigelassen, worauf er sich 1520 nach Wittenberg und von da auf Schloß Ebernburg zu Franz von Sickingen als Lehrer der Kinder desselben sich begab. Hier verlangten einst die Landsknechte von ihm eine Stückkugel zu taufen, und als er sich dessen weigerte, wollten sie ihn aus einem Mörser in die Luft schießen, welchem Schicksal er nur dadurch entging, daß das Pulver nicht zündete. 1524—27 lebte er als Prediger und Lehrer in Wittenberg und war hier thätiger Mitarbeiter Luthers an der Bibelübersetzung. 1528 ward er Superintendent in Saalfeld und führte hier die Reformation durch. Wegen mehrerer Schriften gegen das Interim von Karl V. geächtet, entging er dem Tode nur mit Hülfe der Fürstin Katharina von Schwarzburg, die ihn nach Rudolstadt, später nach Schmalkalden in Sicherheit bringen ließ. Seit 1552 wieder in Saalfeld, starb er das. 12. Nov. 1560. Von seinen Schriften sind am bekanntesten: »Christliche Erklärung des kleinen Katechismus rc.« (Augsb. 1538) und »Fragstücke der ganzen christlichen Lehre« (1547; öfters aufgelegt).

Aquilaria *Lamarck*, Pflanzengattung aus der Familie der Thymeläaceen, Bäume in Ostindien und China mit einfachen ganzrandigen Blättern, end- oder achselständigen, einzeln oder in Dolden stehenden Blüten mit glockenförmigem fünfspaltigen Perigon und holziger, ovaler, zusammengedrückter Kapsel. A. malaccensis *Lam.*, ein 19 Meter hoher Baum in Malacca, mit zottigen Zweigen, ovalen Blättern an behaarten Blattstielen und gelben Blüten in Dolden, liefert das Adlerholz, A. Agallocha *Roxb.*, in Ostindien, das Agallocheholz (s. Aloëholz).

Aquilege (lat. Aquilex, »Wassersammler«), Quellengräber, Wasserspürer.

Aquilegia *L.* (Aquileja, Akelei, Aglei), Pflanzengattung aus der Familie der Ranunkulaceen, ausdauernde Kräuter in Europa, Nordasien und Nordamerika, mit großen doppelt breitheiligen Blättern, einzeln stehenden, langgestielten Blüten, deren 5 blumenblattartige Kelchblätter abfallen und deren 5 Blumenblätter ein zweilippiges hohles, gesporntes, mit der Oeffnung nach unten und mit dem am Ende umgerollten Sporn nach oben gerichtetes Organ bilden; jede Blüte erzeugt 5 aufrechte, vielsamige, nach innen aufspringende Kapseln mit glänzenden, feinen Samen. In Deutschland ist nur A. vulgaris *L.* (gemeine Akelei) einheimisch. Diese hat einen 60—90 Centim. hohen ästigen Stengel, dreimal dreizählige Wurzelblätter, dreizählige Stengelblätter mit rundlich dreilappigen Blättchen und große, blaue, glockenartig herabhängende Blumen. Sie blüht im Mai und Juni in Wäldern, auf Wiesen und in Hecken, besonders auf Kalkboden, und wird mit mehreren andern, namentlich asiatischen Arten in vielen Varietäten als Zierpflanze in Gärten gezogen. Die jungen Sprößlinge können im Frühjahr wie Spargelkeime zubereitet und genossen werden. Sonst waren Wurzel und Kraut, welches widerlich scharf schmeckt, gegen Gelbsucht und Skorbut in Gebrauch. Die Samen sollen gegen Ausschlagskrankheiten der Kinder mit Erfolg gebraucht worden sein.

Aquileja (slaw. Aglar), zur Zeit der römischen Kaiser große und starkbefestigte Handelsstadt am Adriatischen Meer in Oberitalien, die mehr als 100,000 Einw. zählte, jetzt unbedeutender Ort von 1750 Einw., in der österreich. Grafschaft Gradisca, ½ Stunde vom Meer, das im Lauf der Zeiten zurückgetreten ist. A. wurde 182 v. Chr. als röm. Castrum angelegt und bald ebenso wichtig in politischer und strategischer Beziehung, wie reich und blühend durch Handel. Die Römer machten es zur Kapitale der nordöstlichen Provinzen des Reichs. Hierher führte die Hauptstraße Italiens nach dem Orient, die Via Aemilia, und von hier aus gingen die Straßen nach Rhätien, Noricum, Pannonien, Istrien und Dalmatien. Daher galt A. für den Schlüssel Italiens von der Nordostseite. Seit Marc Aurel war es auch die erste Festung des Reichs, an deren Mauern der Andrang der Deutschen im Markomannenkriege sein Ziel, sowie später die Kaiser Maximin (238 n. Chr.) und Constantius (340 n. Chr.) ihren Tod fanden. Bis ins 5. Jahrh. hatte A. seine Größe behauptet, als Attila sich nach der Niederlage bei Châlons nach langen vergeblichen Anstrengungen

452 der Stadt bemeisterte und sie dem Erdboden gleich machte. Die Einwohner flohen auf die Laguneninseln der Brenta, wo später Venedig sich erhob. An der Stelle des alten A. entstand nach einiger Zeit ein neuer Ort, der indessen durch die Gothen, die hier 489 den Odoaker besiegten, und Longobarden (590) viel litt. Dennoch erhob sich A. noch einmal, und zwar in kirchlicher Größe. Im 6. Jahrh. entstand das Aquilejische Patriarchat, welches in den Wirren der Zeit eine Macht erlangte, die der des römischen Bischofs gleichkam und ganz Friaul nebst Istrien umfaßte. Nach dem Eindringen der Longobarden residirten die Patriarchen in Grado und seit dem 7. Jahrh. zu Udine in Friaul. Im 16. Jahrh. bemächtigte sich Venedig der Patriarchatsländer, wovon es später einen Theil an Oesterreich abtrat. Das Patriarchat ward 1451 nach Venedig verlegt, kam aber dadurch in eine immer schwierigere Stellung, da einerseits Oesterreich, andererseits Venedig die Ernennung des Patriarchen in Anspruch nahm. Die fortdauernden Zwistigkeiten wurden erst 1750 durch Papst Benedikt beendet, indem derselbe das Patriarchat von A. ganz aufhob und an dessen Stelle die 2 neuen Erzbisthümer Udine und Görz errichtete, die noch gegenwärtig bestehen. Der heutige arme Ort enthält noch die große, 1041 im Rundbogenstil erbaute Domkirche und zahlreiche ausgegrabene Alterthümer (geschnittene Edelsteine, Bronzen, Skulpturwerke in Marmor, einen unlängst gefundenen kostbaren Mosaikboden mit dem Raub der Proserpina, Torso's kolossaler Marmorstatuen, Säulen, Karniese 2c.), die noch jetzt die ehemalige Größe der Stadt ahnen lassen. Vgl. v. Czörnig, Das Land Görz und Gradiska, mit Einschluß von A. (Wien 1873).

Aquilifer (lat.), Adlerträger bei den römischen Legionen.

Aquilo (lat.), Nord-, Nordostwind; aquilonisch, nördlich.

Aquinas, s. Thomas von Aquino.

Aquincum (Acincum), im Alterthum eine Festung der Römer an der Donau in Pannonien, das jetzige Alt-Ofen.

Aquino (das Aquinum der Römer), Städtchen in der ital. Provinz Terra die Lavoro, an der Eisenbahn, unfern San Germano, hat eine auf den Substruktionen eines Herkulestempels stehende Kirche, eine antike Brücke, Reste eines Cirkus, eines Amphitheaters, eines Ceres- und eines Dianentempels 2c. und etwa 2000 Einw. A. ist Geburtsort des Juvenal, der den dortigen Kult der Helvina Ceres und der Diana erwähnt, und des Thomas von A.

Aquisgranum, lat. Name von Aachen

Aquitanien, ursprünglich Name des südl. Theils von Gallien, insbesondere des von iberischen Stämmen bewohnten Landes zwischen den Pyrenäen und der Garonne; dann Name einer röm. Provinz seit Augustus, welche das Land von den Pyrenäen bis zum Liger (Loire) und vom Atlantischen Ocean bis zu den Cevennen umfaßte. Diese 275,300 QKilom. (5000 QM.) große, fast die Hälfte des heutigen Frankreich umfassende Provinz ward im 4. Jahrh. wieder in drei andere zertheilt: 1) Aquitania prima, der nördliche Theil, mit der Hauptstadt Avaricum (Bourges) und den spätern Landschaften Berri, Bourbonnais, Auvergne, Velay, Gévaudan, Rouergue, Albigeois, Quercy und Marche; 2) A. secunda, das mittlere A., mit der Hauptstadt Burdigala (Bordeaux) und den spätern Landschaften Bourdelais, Poitou, Saintonge und Angoumois; 3) A. tertia oder Novempopulonia, der südlichste Theil an den Pyrenäen, mit den spätern Landschaften Bigorre, Comenges, Armagnac, Béarn, Pays des Basques, Petit Gascogne u. a.

Geschichte. Die ersten Einwohner Aquitaniens sollen von den Galliern und Belgiern in Sprache, Körperbau und Gesichtsbildung verschieden gewesen sein. Den Römern wurden sie zuerst durch Cäsars Legaten Crassus unterworfen. In der Völkerwanderung ließen sich die Westgothen unter Athaulf in A. nieder und stifteten unter Wallia, Athaulfs Nachfolger (412), ein Reich mit der Hauptstadt Toulouse. Durch die Schlacht bei Vouglé (507) ward mit ganz Südgallien auch A. ein Theil des fränkischen Reichs. Die Bewohner bewahrten jedoch ihre Nationalität. Als Mischlingsvolk mit römischer Bildung haßten sie die Deutschen. Unter den Merowingern bildete A. ein nur dem Namen nach von dem Frankenreich abhängiges Herzogthum. Seit 720 machten die Araber wiederholt Einfälle in A.; des Herzogs Eudo von A. Bund mit denselben veranlaßte den Zug Karl Martells nach A. Eudo suchte vor den Arabern schließlich bei Karl Zuflucht, und dieser rettete A. 732 durch den Sieg bei Poitiers. Nach blutigen Kämpfen zwischen den Karolingern und den Herzögen Waifar und Hunold, die auch unter dem Frankenkönig Pipin fortdauerten, ward A. durch Karl d. Gr. zu einer Provinz des fränkischen Reichs gemacht und als solche von Grafen regiert, bis es Karl d. Gr. zum Königreich erhob und seinem Sohn Ludwig dem Frommen verlieh, wodurch aber in der Verwaltung des Landes oder in dessen Stellung zum Reich nichts geändert ward. 814 übergab Ludwig A. seinem Sohn Pipin zur Verwaltung, welcher 817, als Ludwig sein Reich theilte, zum König von A. ernannt wurde. Als solcher unterwarf er die Vaskonier und suchte die spanische Mark zu sichern. Als Ludwig der Fromme A. seinem jüngsten Sohn Karl zuwies, konnte dessen Anerkennung allgemein nicht durchgesetzt werden. In dem Vertrag von Verdun (843) wurde A. zwar zu Karls des Kahlen Antheil geschlagen, das Land blieb aber der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Kronprätendenten. Die meisten erklärten sich für Pipin, den Sohn des genannten Pipin, und Karl sah sich 845 genöthigt, demselben die Herrschaft über A. mit Ausnahme von Poitou, Saintonge und Angoumois zu überlassen. Mit Pipin unzufrieden, wählten jedoch die meisten Großen Aquitaniens bald den kaum vertriebenen Karl abermals zum König (849). Pipin selbst wurde einige Jahre darauf von dem Grafen Sancius von Vaskonien gefangen, an Karl ausgeliefert und nach dem Medardusklofter zu Soissons in Gewahrsam gebracht. Karl ließ nun seinen gleichnamigen Sohn, noch einen Knaben, zum König wählen, der im folgenden Jahr (856) durch Pipin verdrängt, nach dessen bald erfolgtem Sturz restituirt ward. Nach seinem Tode 867 folgte als König von A. sein Bruder Ludwig der Stammler, und als dieser nach Karl dem Kahlen (877) den Thron Frankreichs bestieg, blieb A. mit diesem Staate vereinigt. 878 bei der Theilung unter Ludwigs Söhnen erhielt Karlmann Burgundien und A., Ludwig den nördlichen Theil des Reichs. Nach Karlmanns Tode (884) fiel A. mit der gesammten fränkischen Monarchie an Karl den Dicken. Vasallen mit dem Herzogstitel verwalteten nun das Land, zuerst Rainulf I., Graf von Poitou. Dieser nahm,

als Odo, Graf von Paris und Herzog von Francien, zum König in Westfranken erwählt wurde, den Königstitel an. Odo's Tod (898) verschaffte dem karolingischen Sprößling, Karl dem Einfältigen, das Reich, doch war dieser den selbständigen Vasallen gegenüber ohne Macht. Er wurde von den Großen abgesetzt und Wilhelm II., damals Herzog von A. und Graf von Auvergne, von dem Usurpator des Throns, Rudolf, gewonnen, ihm zu huldigen. Häufiger Dynastienwechsel konnte das in den Fehden der rivalisirenden Geschlechter blutende Land nicht beruhigen. Nach Karls Tode (929) verlieh Rudolf die aquitanische Herzogswürde an den Grafen Raimund Pons von Toulouse, und unter Ludwig IV. (Ultramarinus) kam das Herzogthum an Wilhelm (genannt Werghaupt, Tête d'étoupes) von Poitou (951). Der Einfall der Ungarn (954) trug die Verheerung bis ins Herz von A., während das Land selbst unter den rivalisirenden Häusern Poitou und Toulouse getheilt war. Durch diese Theilung verschwindet die bisherige Selbständigkeit Aquitaniens ganz, und seine Geschichte geht in jener von Toulouse und Poitou (Guienne) auf.

Aquitanisches Meer, s. v. w. Biskayischer Meerbusen.

Aquös (lat.), wässerig; Aquosität, Wässerigkeit.

Ar (franz. Are, ital. Ara, span. Area, v. lat. area, Fläche), Einheit des Feldmaßes, im metrischen System = 100 □Meter oder 100 Centiar oder 1 □Dekameter oder □Kette; 100 Ar = 1 Hektar.

Ara, Gattung der Papageien (s. d.).

Aräba, Wadi el, ein ödes, wasserleeres und unbewohntes, zu beiden Seiten von steilen Felswänden eingeschlossenes Thal zwischen dem Meerbusen von Akabah und dem Todten Meer, 45—50 Meter ü. M., die südliche Fortsetzung des Jordanthals (Ghor).

Aräbat (Arbat), ehemalige Türkenfestung auf der Halbinsel Krim zwischen dem Faulen und Asowschen Meer gelegen, wurde 1771 durch die Russen unter Tschibaloff erstürmt, und seine Einnahme bahnte zur Eroberung der Krim den Weg.

Arabesken, die von den Arabern in die geometrischen Grundformen ihrer Architektur eingeschalteten Pflanzenverzierungen mit schlanken, graziösen Stengeln, elastischen, oft in Spiralen auslaufenden Ranken und meist streng stilisirten Blättern, Knospen und Früchten. Indem sie die Vermittelung jener strengern Linien bewirken, lassen sie durch eine immer wiederkehrende Regelmäßigkeit und Färbung ihrer vielfach verschlungenen Theile Liniengruppen erkennen, welche dem Auge Uebersicht gewähren und so den glücklichsten Uebergang von den größern und strengern Architekturformen zu dem oft phantastischen Linienspiel des arabischen Ornaments bilden. Im weitern Sinn ist Arabeske Bezeichnung des Ornaments der arabischen Baukunst, doch findet sich der Ausdruck in dieser Bedeutung erst gegen Beginn des Zopfstils in der Kunstsprache. Ihm ähnlich bezeichnet Moreske das verwandte Ornament der Mauren, wie es sich vorzugsweise auf den Kunstdenkmälern Spaniens und Siciliens vorfindet. Während das letztere aber seine ursprüngliche Bedeutung nicht verlor, wird Arabeske in der modernen Sprache als Bezeichnung für verschiedene Gattungen von Ornamenten gebraucht, ohne daß eine bestimmte Erklärung gegeben werden könnte. Zum Theil ist das eigentliche Renaissanceornament ital. Stils, die sogen. Grotteske, darunter zu verstehen, welcher die Zieraten der Titusthermen zu Grunde liegen und die durch Raffaels Schüler, Giovanni da Udine, in den Loggien des Vatikans die glücklichste Ausbildung fand; zum Theil hat man dabei mehr kalligraphische Umrahmungen im Sinne, wie sie den Bilderhandschriften des Mittelalters entlehnt werden, oder auch naturalistisches Blumengeranke mit Thiergestalten ꝛc. Ja, im gewöhnlichen Sinne gilt das, was im allgemeinen unter Ornament zu verstehen ist, als A., wozu allerdings weder die geschichtliche, noch die etymologische Erklärung stimmen will. Obgleich die Arabeske das Produkt der freischaffenden Phantasie ist, so darf sie doch nicht ins Regellose verfallen, und es lassen sich auch für sie gewisse Normen als maßgebend aufstellen. Zuvörderst muß sie sich nach der Räumlichkeit, die sie schmücken soll, richten, und zwar ebensowohl in Rücksicht auf ihre Maße, wie auf ihre Formen. Sie muß sich verschieden gestalten, je nachdem sie auf einem schmalen Fensterpfeiler, oder auf einer Thüreinfassung, oder auf einer Tapeten- oder Teppichborte anzubringen ist, und je nach der Bestimmung der Baulichkeiten, die sie zieren soll, bald in schwerern und massigern, bald in leichtern und beschränktern Formen auftreten, bald den strengern architektonischen Charakter bewahren, bald kühnern Eingebungen der Phantasie folgen. Dann muß sie sich auch dem architektonischen Charakter des Bauwerkes anschmiegen, dessen Wirkung sie zu erhöhen bestimmt ist, und mit der Beleuchtung und Färbung der Flächen, auf denen sie sich entwickeln soll, im Einklang stehen. Auch das Material, aus welchem sie besteht, bedingt den Charakter ihrer Formen: die plastische Arabeske muß eine andere sein als die gemalte, die in Marmor ausgearbeitete eine andere als die in Erz gegossene oder ciselirte, die in Thon geformte eine andere als die in edles Metall gravirte. Tritt sie als umrahmendes, umkränzendes Ornament für ein anderes Kunstwerk auf, was ihre eigentliche Bestimmung ist, so muß sie sich diesem nicht nur unterordnen, sondern auch in Formen und Farben diesem anpassen und darauf mehr oder weniger deutlich hinweisen. Eine Hauptforderung für die Arabeske ist aber Einheit des zu Grunde liegenden Motivs, wonach das Einzelne im Ganzen den richtigen Platz erhält, in der ganzen Ausdehnung der Arabeske die gleichen Formelemente festgehalten werden, und der Reiz der Mannigfaltigkeit nur durch verschiedene Kombination derselben erzielt wird. Im allgemeinen erregt die Arabeske dadurch Wohlgefallen, daß sie den Gedanken des Betrachtenden große Freiheit in der Deutung gönnt und ein angenehmes Spiel der Phantasie vermittelt. Sie gleicht dem Märchen in der Poesie, welches die zartesten Gedanken an einen wunderbaren Faden knüpft und ein reiches schöpferisches Leben entwickelt, dem es aber gleichgültig ist, wo es anfängt und wo es aufhört. Die Arabeskenformen, welche sowohl in Beziehung auf die Gesetze der Mechanik, wie in Vergleich mit den Formen des organischen Lebens als naturwidrig erscheinen, erhalten nach Hegel ihre Rechtfertigung dadurch, daß sie das Moment des Uebergangs der beweglichen Form in die festere ausdrücken. Sie gewähren aber dadurch zugleich die Möglichkeit, die sonst für die Baukunst nicht geeigneten lebendigen Formen dem wahrhaft architektonischen Stil anzupassen. Hiernach ist das, was als Steifigkeit, Verzerrung, Unnatur erscheinen könnte, einmal die nothwendige Form, in welcher die Idee der A. sich darstellen muß, und dann zugleich die

Bedingung, in welcher das Lebendige Gegenstand der Architektur sein kann.

Arabien (arab. Dschesirat al Arab, »Insel der Araber«), die große Halbinsel des südwestlichen Asien, welche, zwischen 12° 40′ und 34° nördl. Br. und zwischen 32° 10′ und 59° 40′ östl. L. v. Gr. gelegen, das verbindende Glied zwischen Asien und Afrika bildet und einen Flächenraum von über 2,6 Mill. QKilom. (nahezu 50,000 QM.) einnimmt. Die Ostgrenze derselben bilden der Persische Golf und das Euphratland; den ganzen Südrand bespült der Indische Ocean, den Westrand das Rothe Meer, während die Landenge von Suez im NW. A. mit Afrika verbindet. Gegen N. ist die Grenze weder physikalisch noch politisch bestimmbar, da einerseits die große syrische Wüste zwischen Palästina und dem Euphratlande noch zu wenig bekannt ist, anderseits die Grenzen des türkischen Reichs dort in stetem Hin- und Herschwanken begriffen sind. Ueberhaupt gehört A. zu den in jeder Beziehung unbekanntesten Ländern der Welt. Nur sehr wenig Europäer haben im letzten Jahrhundert einzelne Theile des Landes durchreist, im übrigen sind wir auf ältere einheimische Nachrichten angewiesen, welche aber ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung und Verwerthung meist noch harren. Erst neuerdings beginnt sich das Interesse der Orientalisten und Geographen wieder mehr diesem merkwürdigen Lande zuzuwenden, und namentlich ist über den Süden und die Bodenverhältnisse des Innern von A. durch Reisende der neuesten Zeit, wie Palgrave, Pelly, Guarmani u. a., etwas mehr Licht verbreitet worden. A. ist nicht bloß seiner geographischen Lage, sondern auch seiner Naturbeschaffenheit und dem Charakter seiner Produkte und Bewohner nach das Mittel- und Uebergangsglied zwischen Asien und Afrika. Ein Hochplateau mit steppen- und wüstenartigem Innern und meist steil abfallenden Randgebirgen, theilt die Halbinsel an ihren Ufersäumen die trockene Wüstennatur Afrika's, während das Innere sich mehr dem Charakter der westasiatischen Hochebenen zu nähern scheint. Diese Naturbeschaffenheit, verbunden mit der Umgebung von Wüsten und gefahrvollen Meeren, verlieh A. von jeher die größte Abgeschlossenheit. Es lag der Heerstraße der Eroberer wie des großen Völkerverkehrs stets fern und blieb vor aller Vermischung mit Fremden und vor der Herrschaft derselben bewahrt. Trotz seiner Lage zwischen den ältesten Kulturstaaten, Aegypten, Syrien, Mesopotamien, Persien und Indien, verhielt es sich stets abweisend gegen jeden Einfluß, der von dort her kam. Keinem der alten Weltstürmer gelang es, in A. festen Fuß zu fassen; selbst alle Versuche der Römer, in das Innere der Halbinsel vorzudringen, scheiterten, und ihre Herrschaft hat sich nicht weit über das Peträische A. oder die Sinaihalbinsel erstreckt. Dagegen ist A. von jeher die Wiege wandernder und erobernder Völker gewesen. Arabische Eroberer haben nach allen Weltgegenden ihre Herrschaft ausgebreitet. Aber auch sie haben nirgends ihre Nationalität, Sprache und Religion verlassen, nirgends sich mit frembem Blut vermischt, sondern allenthalben dem Fremden und Ausländischen sich ebenso unzugänglich gezeigt wie die Wüstenheimat, aus der sie hervorgegangen. In letzterer aber erhielt sich die alte Getheiltheit in kleine Gebiete und das alte patriarchalische Hirtenleben bis auf die Gegenwart.

Zu seinem Grenzsaum hat A. im O., S. und W. ringsum ein flaches, schmales Küstenland; nur an einzelnen Punkten fallen die Gebirge unmittelbar ins Meer ab. Die höchste Gebirgserhebung der Halbinsel (über 2000 Meter) befindet sich an der Westseite, dem Rothen Meer in seiner ganzen Ausdehnung parallel, also ungefähr von NNW. nach SSO. streichend. Gegen das Innere und den Osten senkt sich das Land mehr und mehr, und man nimmt an, daß in der Sandwüste Roba el Chali zwischen 45 und 54° östl. L. v. Gr. eine bedeutende Depression stattfinde. Dann erhebt sich das Terrain in Omân noch einmal zu bedeutenderer Höhe. Ebenso senkt sich das Land gegen N. und vorzüglich gegen die Euphrat-Tigris-Niederung im NO., von der es die große nördliche oder syrische Wüste scheidet. Die Landschaft Nedschd in der nördlichen Hälfte Arabiens scheint ringsum im Viereck von höhern Gebirgen eingeschlossen zu sein. An genauen Höhenmessungen, von einigen Küstenpunkten abgesehen, fehlt es fast gänzlich. Die Gebirgsketten auf dem Hochlande, welche von S. nach N. streichen, theils Kalk-, theils Porphyrmassen, liefern Salpeter, Erdpech und Oel, was in gleicher Weise wie das Auftreten der salzhaltigen heißen Quellen und Asphaltergüsse am Todten Meer auf vulkanische Thätigkeit zurückzuführen sein dürfte. Am Persischen Meerbusen und in der Nähe des Euphrat tritt Basalt in Säulen auf; Omân hat Flötz- und Urgebirge. In Jemen fand Seetzen vulkanischen Boden; bei Mokka, Aden und an andern Orten kommen Pechsteine, Laven und Porzellanerde vor. Achat, Onyx, Karneol, Obsidian, Jaspis 2c. werden mehr oder weniger häufig überall gefunden. Salzlager durchziehen die Wüsten und zeigen sich auch an den Küsten. Die Schwefeldampfaushauchungen, warmen Quellen und Schwefelhöhlen im Bir Burhut in Hadramaut (»Land des Todes«) weisen auf unterirdisches Feuer hin. Ebenso zieht sich von Mokka nach Medina eine Strecke vulkanischen Bodens und eine Erschütterungslinie durch ganz A. von S. nach N. Erdbeben und Erdbrände sind daher nicht selten. Eisen, Kupfer und Blei werden wenig gewonnen, und an edlen Metallen scheint das Land ganz arm zu sein, obschon das Alterthum von Gold in Jemen redet, das aber wahrscheinlich aus Indien eingeführtes war. Die Bewässerung der Halbinsel ist eine äußerst dürftige, ja kein Land in Asien, Ost-Iran ausgenommen, ist so trocken wie A. Eigentliche Flüsse und Landseen scheinen gänzlich zu fehlen; man kennt nur intermittirende Bäche, und unter diesen sind die meisten Wadi's, d. i. tief eingeschnittene Thalrinnen, die nur zur Regenzeit Wasser führen und dann versiegend monatelang trocken liegen. Solche Wadi's verleihen namentlich den auslaufenden Thälern der Küstenumzäunung an der Südwestküste (Jemen), sowie der Ostküste (Hasa, Omân) Leben und Vegetation. Die Küstenebene (Tehama) selbst, wie auch der größte Theil des Innern sind wasserlos, afrikanisch dürr und einförmig. Der unbewölkte, glänzend heitere Himmel verbreitet brennende Glut; freundlicher ist die Nacht mit ihren flammenden Sternen und kühlendem Niederschlag, dem einzigen Labsal der schmachtenden, spärlichen Vegetation. Aber diese Nächte sind zugleich auffallend kalt und verwandeln auf der Hochebene die Thautropfen nicht selten in Reif. Acht Monate hindurch ist alles verbrannt und dürr, unter einer Glut, die mitunter selbst im Schatten zu der Höhe von 35° R. steigt. Nur zur Regenzeit wird der Boden zur grünen Flur; aber

diese Lebensperiode ist keineswegs überall eine regelmäßig eintretende und sichere; selbst im glücklichen Jemen bleibt sie oft mehrere Jahre nach einander aus. Regen fällt an der Westküste vom Juni bis September, an der Ostküste vom December bis zum März, eine Folge der Monsune, welche den südl. Theil Arabiens beherrschen. Im ganzen ist aber das **Klima** Arabiens gesund, und wenige Völker der Welt leiden so wenig an Krankheiten wie die Araber, was indeß zum Theil auch Folge ihrer Mäßigkeit sein mag. An den Küsten erscheint die Pest; Augenübel sind häufig, wohl wegen des feinen Sandstaubs. Der Samum, welcher vom Juni bis September zu Zeiten auftritt (meist mit heftigem Sandtreiben und schwefligem Geruch), steigert die Hitze noch um ein Bedeutendes und ist im nördlichen Theil des Landes gefährlich. Bei solcher Beschaffenheit der Natur und des Bodens kann A. nur auf einzelnen günstig gelegenen Strichen (besonders in den Stufengeländen) eine üppige Vegetation erzeugen und im ganzen keine reiche Thierwelt und keine dichte Bevölkerung nähren. Die **Pflanzenwelt** ist in dem größten Theil Arabiens dürftig; doch wird selbst im niedrigen Küstenstriche und auf der Hochebene etwas Getreide, vorzüglich Durra (Hirse), gebaut. Die Dattel- und die Kokospalme sind ein Hauptsegen der Küstenländer; eigentliche Wälder gibt es jedoch nur in den Gebirgsabhängen am südwestlichen und südöstlichen Rande. Zuckerrohr, Baumwolle, Indigo kommen nur in geringer Quantität und von nicht vorzüglicher Qualität vor; ihr Anbau ist daher gering. Das edelste Erzeugnis Arabiens und der Hauptgegenstand seines Handels ist der Kaffee, der vorzüglich in den Gebirgen von Jemen gedeiht. Andere Gewächse der Halbinsel sind: die das Gummi arabicum liefernde Akazie, Aloë in vielen Arten, der Weihrauchbaum (vorzüglich in den östlichen Gegenden), Balsambäume (ebenfalls in Jemen, vorzüglich aber in der Gegend von Medina), Südfrüchte und viele Obstarten, Manna (von Tamarix gallica var. mannifera), Sennabüsche ꝛc. Gebaut werden, je nach den Bodenverhältnissen, auch Reis, Bohnen und Linsen, Melonen und Arbusen, Tabak, Safran, Sesam, Ricinus, Trüffeln, Koloquinten, Gurken, Mohn, Oliven, der Kathstrauch (Celastrus edulis), dessen Blätter als erregendes, Schlaf verscheuchendes Mittel allgemein im Gebrauch sind, wie die Coca in Peru. In der arabischen **Thierwelt** nimmt die erste Stelle ein das Pferd, nicht sowohl an Schönheit, als an Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit das erste seiner Art. Das Nedschd, eine Hochebene im Innern zwischen dem 25.° nördl. Br. und dem Wendekreise des Krebses gelegen, ist das eigentliche Vaterland dieser Pferde, über deren unvermischtes Blut Stammbäume geführt werden sollen. Das Kamel ist der unentbehrlichste Begleiter des Wüstenbewohners, sein »Schiff«, mit dem er das Sandmeer durchschneidet, und oft sein einziger Reichthum. Der Esel und das Maulthier sind hier schöner und stärker als bei uns und in den Gebirgsgegenden Arabiens sehr häufig; Rinder, Ziegen und Schafe nähren die Ackerbauer, die Bergbewohner und vorzüglich die Beduinen der Oasen, deren einziger Reichthum die Herden sind. Eine Menge Affenarten finden sich in Jemen. Gazellen und Gemsen bewohnen die Randgebirge und wahrscheinlich auch die innere Hochebene. Die Wüsten bergen Strauße, Löwen, Hyänen, Schakale, an den Küsten nistet die Kropfgans; von Raubvögeln finden sich Adler, Geier, Falken und Eulen, welchen Tauben, Hühner, Fasanen ꝛc. zur Beute werden. Heuschrecken sind oft Landplage; einige Arten derselben werden gegessen. An Reptilien ist A. wegen seiner Dürre verhältnismäßig arm; doch gibt es mehrere Arten Schlangen und Eidechsen. Skorpione und giftige Spinnen finden sich häufig. An den Küsten des Persischen Meerbusens (namentlich auf den Bahreininseln) wird seit Jahrtausenden Perlenfischerei getrieben, welche mehrere tausend Boote beschäftigt und der einträglichste Gewerbszweig der östlichen Küstenbewohner ist.

Bei einem Flächeninhalt, welcher den von Deutschland viermal übertrifft, hat A. nach den neuesten Schätzungen nur 4—5 Mill. Einw., während ihre Zahl früher auf 11—12 Mill. angegeben wurde. Am stärksten ist die Population noch in Hedschas, Jemen, Omân und Hasa, also auf der Ost- und Westküste, unverhältnismäßig dünner im Nedschd und auf der Sinaihalbinsel, während die Wüsten unbewohnt sind. Im Innern von A. sind nur die fruchtbarern Thallandschaften seiner Gebirgsränder als feste Kulturstellen bekannt. Daher besteht die arabische Bevölkerung der Mehrzahl und dem Kern nach aus **Beduinen**, die nomadisch von Viehzucht leben und in zahlreiche zerstreute Horden und Stämme zerfallen; der kleinere Theil sind **Hadesi** (Ansässige), welche in Städten und Landgemeinden unter Imamen wohnen, wo sie von Ackerbau (als Fellahs) oder vom Handel leben, nirgends aber Gewerbe treiben. Die Bewohner des Südens und Ostens sind der Abstammung, wie der Sprache nach von denen des Nordens verschieden, wenn sie auch beide dem großen semitischen Stamm angehören. Erstere heißen **Himjariten**; ihre Sprache nennen sie selbst Echkili, und man sieht sie für die Ureinwohner Arabiens an (Arab el Aribah). Zu ihnen wanderten um 2200 v. Chr. die **Joktaniden** (Aniza, Nedschdi) ein, die sich ihnen in der Sprache assimilirten und die mittlern Theile des Landes besetzten, während die Bewohner der Nordens, besonders auf der Sinaihalbinsel, die **Ismaeliten** (Arab el Mustarraba) sind, deren Sprache sich zum Koran-Arabisch entwickelte. An einigen Punkten haben sich die verschiedenen Elemente untereinander vermischt; andere haben Zuzüge von Afrika her erfahren, wie z. B. das beinahe schwarze Aussehen der Araber auf dem Südrande und ihr Dialekt auf Vermischung mit afrikanischer Rasse hindeutet. Wie Arabiens Boden gleichartig und stetig ist, so gleicht auch der Araber von heute dem aus Hiobs Zeit. Er ist von mittlerem, hagerem, aber muskulösem Körperbau, der das schönste Ebenmaß zeigt. Sein Bedürfnis an Speise und Trank ist gering. Im steten Hader unter einander, vereinigen sich die arabischen Stämme nur wider den fremden Eindringling, sogar wider den Reisenden, wenn diesen nicht das Gastrecht vor ihren Lanzen schützt. Habsüchtig und betrügerisch im Handel und Wandel, aber tapfer und freigebig, voll Stolz, Muth und Freiheitsliebe, durch Kraft und Bildsamkeit ausgezeichnet, mild und dankbar und vor allem gastfrei und treu in Erfüllung des gegebenen Wortes (selbst dem Feinde gegenüber), mäßig und enthaltsam, ein munterer Gesellschafter, witzig, wohlberedt und voll dichterischer Phantasie, ein warmer Vertheidiger seiner Ehre und strenger Rächer jedes Schimpfs, den er nur in Blut abwäscht — hat der heutige Beduine noch alle die Vorzüge und Mängel des Charakters

seiner Ahnen vor Jahrtausenden. Seine Wohnung ist das Zelt; sein Geräthe Kamelsattel und Wasserschlauch; seine Kleidung ein wollenes Hemd und ein Mantel; seine Waffen Speer und Schwert, bei manchen auch Helm und Panzer; seine Speise süße und saure Milch des Kamels, ungesäuertes Brod, Butter, Datteln, Trüffeln; sein Reichthum das Kamel und das Pferd; seine Hausthiere der Hund und die Katze. Daß bei einem so einfachen und rohen Volke von Industrie kaum die Rede sein kann, liegt auf der Hand. Nicht unbedeutend ist dagegen die kommercielle Thätigkeit der Araber seit uralter Zeit. Vor Jahrtausenden schon liefen die indischen und persischen Handelsflotten in die Häfen von Katif (Gerra), Aden (Adane) und Mokka ein; Dschidda war und ist jetzt noch der Landungsplatz der afrikan. Handels- und Pilgerkarawanen. Südarabien liefert jährlich zwischen 50,000 und 100,000 Ctr. Kaffee (größtentheils an die Briten), Datteln, Pferde, Perlen, Gummi, Räucherwerk; es bezieht Waffen aus Persien, Stoffe aus Indien und Luxusartikel aus Europa. Einen einzigen Staat hat A. nie gebildet, es bestand zu allen Zeiten wie noch jetzt aus einer Anzahl einzelner Staaten mit verschiedener Verfassung. Bei den Nomadenstämmen finden wir noch die patriarchalische Regierungsform der bibl. Vorwelt. An der Spitze eines Stammes steht gewöhnlich ein Fürst, der Imam (Oberpriester), Scherif (Edler oder Heiliger), Emir (Befehlshaber), Sultan (König) oder Scheich (Aeltester) heißt, aber keineswegs mit orientalischem Despotismus herrscht, vielmehr in der Ausübung seiner Macht durch den Koran, mehr noch durch Sitte und Herkommen wesentlich beschränkt ist. Die Religion des Arabers ist der Islam, der in A. entstand und von hier aus im Verein mit der überaus reichen, poetischen Sprache der Araber über drei Welttheile sich ausbreitete. Der größte Theil der Einwohner gehört zu den Sunniten, welche außer dem Koran noch die Sunna oder Tradition festhalten; an der Ostküste gibt es viele Schiiten, welche, die Sunna verwerfend, sich lediglich an den Koran halten. Die Beduinen von Nedschd sind meist Wahabiten (s. d.). Kadi's und Molla's bekleiden in A. die richterlichen und geistlichen Würden. Der Mann darf vier Frauen haben, gewöhnlich hat er jedoch nur eine. Die Heirath ist ein Kauf; Weiber und Töchter der Vornehmen leben im Harem, die Söhne erzieht der Vater. In manchen Gegenden, z. B. in Omân und in den Oasen des östlichen Nedschd, betreiben die Weiber allein die Wirtschaft und den Acker- und Weinbau. Während die Frauen arbeiten, pflegt die männliche Bevölkerung des Schlafs und der Ruhe oder recitirt Verse aus dem Koran. Dies träge, indolente Leben wechselt dann plötzlich mit den größten Strapazen. Hat der Araber das Roß oder Kamel bestiegen, so durchzieht er die Wüste unter den unsäglichsten Entbehrungen hunderte von Meilen weit; er erträgt Hunger, Durst und die Sonnenglut mit stetem Gleichmuth.

Die alten Geographen unterscheiden das Wüste A. (Arabia deserta), welches die Sandstriche südlich von Palmyra und Thapsakos umfaßte, und das Glückliche A. (Arabia felix), d. i. die ganze Halbinsel jenseits der nördlichen Wüsten; vorzüglich aber verstand man unter letzterem Namen die Küstenländer am Arabischen Meerbusen. Seit Ptolemäos nahm man 3 Theile an: das Glückliche, Wüste und Peträische A. (Arabia petraea); letzteres, nach der Stadt Petra im Edomiterlande benannt, umfaßte die Halbinsel des Sinai und das Gebirge im O. des Wadi el Araba. Jetzt ist diese alte und im wesentlichen principlose Eintheilung mit Recht verlassen, und man zerlegt A. in die einzelnen Küstenlandschaften: Hidschas, Jemen, Hadramaut, El Hasa, Omân (Maskat) und die innere Plateaulandschaft Nedschd. Der türk. Großherr, durch den Besitz des Schwertes und der Fahne Mohammeds als Chalif bezeichnet, beansprucht zwar die Oberherrlichkeit über A. als ein von Sunniten bewohntes Land; aber nur auf einem beschränkten Gebiet (im W. und neuerdings auch im O. der Halbinsel) hat diese Oberherrschaft einigermaßen Wahrheit, von dem größten Theil der Bevölkerung wird dieselbe nicht anerkannt.

Das türkische Gebiet zerfällt in 2 Ejalete: Dschidda und Jemen, und erstreckt sich längs der ganzen Ostküste des Rothen Meeres (s. Karte »Aegypten«) vom 13.—30.° nördl. Br., in seiner nördl. Hälfte bis 370, etwa vom 20. Breitengrade an südlich kaum 75 Kilom. breit; gegen O. sind die Grenzen so unbestimmt und je nach der augenblicklichen Stärke der türk. Garnisonen wechselnd, daß es unmöglich ist, Areal und Bevölkerung (rund zu 900,000 Seelen geschätzt) oder augenblicklichen Besitzstand des osmanischen Reichs daselbst mit Sicherheit anzugeben. Die nördl. Hälfte dieses Gebiets ist die Landschaft Hidschas. Dieselbe besteht aus dem 25—40 Kilom. breiten, sandigen und dürren Uferland (Tehama) und dem Abfall der Gebirge. Auch letztere sind öde und nackt, und nur in den engen Thälern (Wadi's), welche die Bergkette bald der Länge, bald der Quere nach durchfurchen, ist Vegetation. Die Meeresküste ist bis zur Meerenge Bab el Mandeb hinab mit Sandbänken und Korallenfelsen bedeckt und die Schiffahrt in der Nähe der Ufer höchst gefährlich. Mekka und Medina, die heiligen Städte der mohammedanischen Welt, ersteres auf 45,000, letzteres auf 18,000 Einw. geschätzt, liegen hier auf terrassenartigen Absätzen des Gebirges in oasenartigen Thalschluchten. Ihre Hafenstädte Dschidda mit etwa 20,000 und Jambo mit 6000 Einw. sind gegenwärtig die wichtigsten Seeplätze dieser Landschaft, welche von den Karawanen, die sie jahraus jahrein durchziehen, ihren Namen (Hidschas, »Durchzug«) erhalten hat. Man kennt etwa 30 unter Imamen (Fürsten) stehende Stämme in Hidschas, von denen mehrere noch von direkten Nachkommen Mohammeds geführt werden; doch haben diese schon früher dem Chalifat von Bagdad, nachher dem Sultanat in Konstantinopel die Oberherrlichkeit zugestanden. Das Haupteinkommen der Hidschasfürsten besteht aus dem 10. Theil der Erzeugnisse von Land, Herden und Raub und dann auch von den Geleitgeldern, welche sie von den Karawanen und von dem Handel der Seestädte beziehen, sehr oft erpressen.

Parallel mit dem Gebirgszuge, der das ganze türk. A. durchsetzt, erhebt sich westlich auf der Sinaihalbinsel (dem Peträischen A.) eine bedeutend kürzere Kette, östlich und westlich von einem schmalen Küstenvorlande umgeben und gegen N. sich sehr allmählich zum Mittelmeer hin senkend. Auf dieser Halbinsel bewegte sich zum großen Theil die Wüstenreise der Kinder Israel, daher die Araber das Plateau die Wüste Et Tih (»Wüste der Wanderung«) nennen. Das Küstenland besteht größtentheils aus der Kreideformation angehörenden Kalk- und rothen Sandsteinschichten; letztere werden häufig von amphibolitischen Massengesteinen (Diorit, Syenit und

Porphyr) durchbrochen, bis endlich im südlichen Theil der Halbinsel, ihre Spitze bildend, eine ungeheure Granitmasse emporsteigt: der Dschebel Tur oder Sinai, der von SO. nach NW. sich erstreckt. Diese ganze Halbinsel ist vor wenigen Jahren von engl. Officieren genauer erforscht und zum großen Theil aufgenommen worden. Unter den zahlreichen Gipfeln des Sinaigebirges ragen hervor der Dschebel Musa (Mosesberg, 2248 Meter hoch), der Katharinenberg (2602 Meter), der Dschebel Dschebir (2606 Meter) und nordwestlich davon der Dschebel Serbal (2052 Meter). Im nordwestl. Theil der Halbinsel hat man Türkisgruben aufgefunden, welche bereits von den Aegyptern in uralter Zeit ausgebeutet worden sind. Das ganze Plateau nördlich vom Dschebel e'Tih wird der Länge nach von einem Thal, Wadi el Arisch, durchzogen, dem einzigen der Halbinsel, welches unmittelbar in das Mittelmeer ausmündet, aber wie alle übrigen Thäler dieser Gebirgsgegend nur in den sehr seltenen Fällen, wenn es stark regnet, Wasser hat. Die Berge der ganzen Sinaigruppe sind außerordentlich öde, nur hier und da herrscht einige Vegetation; im N. aber wird das Plateau zur vollkommenen Wüste, die sich bis ans Mittelländische Meer erstreckt, so daß manche Forscher, in der Ueberzeugung, daß dieses Land stets dasselbe Aussehen gehabt habe, auf die Unwahrscheinlichkeit des Zuges der Israeliten geschlossen haben. Ungleich bevölkerter muß im Alterthum das östliche Gebirge Dschebel Schera gewesen sein, wovon die prächtigen Ruinen der alten Felsenstadt Petra im Wadi Musa, die der Halbinsel ihren Namen gab, und zahlreiche, noch wohl erhaltene, mit ägyptischen Hieroglyphen bedeckte Monumente, welche Niebuhr hier fand, sprechendes Zeugnis ablegen. Jetzt ist in diesem Theil Arabiens Akaba der einzige stadtähnliche Ort. Nicht weit von Akaba liegen die Ruinen des alten Aila. Die im Sinailand nomadisirenden Beduinen sind steuerfrei und zahlen nur freiwillige Geschenke. Die Scheichs sammeln ihren Unterhalt auch meist als freiwillige Gaben von Zeit zu Zeit innerhalb ihres Distrikts ein, oder sie erheben, nach Art des Adels in den Zeiten des Faustrechts, Zölle von den durchziehenden Karawanen und Pilgern.

Der südliche Theil der arabischen Westküste, vom 20.° nördl. Br. bis an die Meerenge Bab el Mandeb, ist die Landschaft Jemen oder das sogen. Glückliche A. Wenn schon in Mekka wenigstens von Zeit zu Zeit der tropische Regen seinen wohlthätigen Einfluß ausübt und in den Thälern eine rasche Vegetation hervorruft, so ist dies in viel reichlicherem Maße der Fall, je weiter man gegen S. fortschreitet, wiewohl auch in Jemen bisweilen Jahre vergehen, ohne daß ein Tropfen Regen fällt. Hier ist auch der Ursprung jener künstlichen Bewässerungssysteme mit großen Wasserreservoirs und unterirdischen Kanälen, welche die Araber später in die Gestadeländer des Mittelmeers, besonders nach Spanien verpflanzten. Viele dieser Werke sind jetzt zwar zerstört; aber noch immer bekleidet, jährlich sich erneuernd, eine Vegetation Berg und Thal, die man sonst nirgends in A. findet. Jemen, wie alles Küstenland der Halbinsel, zerfällt in ein flaches, sandiges Uferland, welches nur an einigen Stellen, wo es Bewässerung aus den Bergen erhält, fruchtbar ist und vorzüglich Durrahirse und Palmen hervorbringt, und in einem Gebirgsstrich, dessen Höhen zu 1700—2000 Meter ansteigen. Prächtige, im nördlichen A. fast unbekannte Waldungen mit hohen Bäumen, unter welchen mehrere ausgezeichnete Feigenarten, bedecken die Abhänge der Berge, während ihre Gipfel meist nackt hervortreten und in den Thälern und auf den terrassenförmigen Absätzen derselben in Höhen von 500—650 Meter die Kultur des Kaffeebaums betrieben wird, der hier (namentlich in der Umgegend von Mokka) und jenseits des Rothen Meers im südabessinischen Hochlande Kaffa seine Heimat hat. Im engsten Sinn wird übrigens unter Jemen nur der südliche Theil der Westküste, namentlich das Gebiet von Sana, verstanden, wo die Tehama breiter sich ausdehnt und der tropische Charakter des Landes am entschiedensten ausgeprägt ist. Die ansehnlichsten Städte sind: Mokka (4000 Einw.), Beit el Fakih, Loheia (5000 Einw.), Sana, Damar im Gebirge und Aden (über 25,000 Einw.) mit gutem Hafen, der wichtigste Platz an der östlichen Grenze, seit 1838 im Besitz der Briten, denen auch die Insel und Telegraphenstation Perim in der Straße Bab el Mandeb und die Insel Kamaran nördlich vom Hafen Hodeida gehören. Jemen zerfällt in mehrere von Imamen beherrschte Staaten.

Hadramaut umfaßt die ganze Südküste von Aden bis zum Ras Madrak unter 19° nördl. Br., ein Gebiet, welches ganz neuerdings durch v. Maltzan, der v. Wrede's Reise publicirte und Erkundigungen in Aden einzog, bekannter geworden ist. Baron v. Wrede unternahm 1843 seine denkwürdige, gefahrvolle Reise in Hadramaut, der wir die Kenntnis einer ziemlich bedeutenden Strecke Landes verdanken. Auf ebenes Küstenland folgt mittleres Bergland, dann Hochebenen oder Hochgebirge, welche in einer Entfernung von durchschnittlich 1½ Graden vom Meer ihren nördlichen Abfall erreichen und sich einem Tieflande zusenken, das als Anfang der großen Binnenebene (Gof) gilt. Nur ab und zu erheben sich unmittelbar am Meer hohe vulkanische Felsengebirge. Politisch zerfällt das Land in viele kleine Staaten, deren Sultane mehr oder minder autokratisch herrschen und deren v. Maltzan über ein Dutzend aufzählt; doch existiren in Wirklichkeit wahrscheinlich viel mehr. Unter den Städten sind Makalla, Bir Ali und Mirbat an der Küste zu nennen; Schibam, Terim, Korein u. a. im Innern.

Die weit nach O. in den Persischen Golf vorspringende Halbinsel bildet ein eigenes Reich, Omân genannt, dessen genauere Kenntnis wir den Reisen des brit. Officiers Wellsted verdanken. Die Provinz ist ein weites Gebirgsland; fast unmittelbar am Meeresrande erheben sich Bergreihen hinter Bergreihen, welche etwa 75 Kilom. von der Küste im Dschebel Achdar eine Höhe von nahe 2000 Meter erreichen. Urkalk bildet den Kern der hohen Gebirgskette; an ihr lagern in den Vorbergen und am Fuß der niedern Höhenzüge Glimmer- und Thonschiefer, oft von Porphyrmassen durchbrochen. Im W. wird die Gebirgslandschaft von der großen Sandwüste begrenzt. Die größte Breite des bewohnten Landes zwischen der Küste und der Sandwüste beträgt 240 Kilom., im Durchschnitt 200, die ganze Länge 550 Kilom. Omân hat an den Küsten afrikanische Hitze, so daß das Thermometer nicht selten 40° R. zeigt; gegen das Innere mildert aber das Ansteigen des Bodens die Glut, und auf den Höhen des Achdar sind während der Wintermonate Schnee und Eis nicht unbekannte Erscheinungen. Der Regenniederschlag wird dadurch sehr befördert, daß die vom Meer her durch die Nordostmonsune angetriebenen Wolken an den hohen Zacken der Bergketten auf-

gehalten werden und daher genöthigt sind, sich hier zu entladen. Der Eintritt der Regenzeit ist regelmäßig und sicherer als in Jemen; sie dauert, wie schon erwähnt, vom Oktober bis zum März, in welcher Periode es monatlich 3—4 Tage regnet. Gleichwohl sind die Berghöhen, mit Ausnahme des Dschebel Achdar, waldlos und kahl; auch trocknen die Bergströme während des Sommers wieder ein, und die Kultur kann sich daher nur auf einzelne Oasen erstrecken, in denen Durra und Datteln gedeihen. Die in den Städten und Dörfern lebenden Araber (Mostaraber) haben feste Sitze und sind wohlgenährter, als ihre wandernden Brüder, die mit ihren Herden in den dazwischenliegenden Wüsten umherziehen. Hier gebietet der Imam von Maskat als selbständiger Oberherr, doch erstreckt sich seine Macht faktisch nur auf die ansässige Bevölkerung, während sie den Beduinen gegenüber nur nominell ist. Am wenigsten Einfluß hat der Sultan in den nördlichen Gegenden. Das Gesammtterritorium von Omân, das nach den neuesten zuverlässigen Mittheilungen 1,865,000 Einw. zählt, wird in 6 Distrikte getheilt, welche mit ihrer Einwohnerzahl folgende sind: Bahrein (70,000), Scharbschah (210,000), Batinah (780,000), Maskat (600,000), Sur (120,000), Mahrah (85,000). Hauptstadt ist Maskat, Residenz des Sultans, mit 20,000 Einw. und früher bedeutendem, jetzt abnehmendem Handel (namentlich in Perlen). Andere Städte sind Sur, Hafenstadt, Ibrah, Mina in überaus fruchtbarer Oase, Sib, Makanyat, von Wahâbiten besetzt, Bedia u. a.

Längs der Küste des Persischen Meerbusens erstreckt sich endlich die Landschaft el Hasa (Ahsa), eine überaus heiße, sandige, doch im ganzen besser als andere Küstenstrecken Arabiens bewässerte Tehama, welche ebenfalls durch eine Bergkette vom Innern getrennt wird. Hier ist der einzige Wasserlauf Arabiens, welcher das ganze Jahr hindurch Wasser zu haben scheint und das Meer erreicht, der Aflan. Diese Landschaft ebenso, wie die nördlich davon gelegene kleine Republik Kueit, welche einen lebhaften Handel treibt, sind in letzter Zeit unter türk. Botmäßigkeit getreten, letztere, um nicht den Wahâbiten in die Hände zu fallen. Die Türken haben ihr Hauptquartier in Hofuf und scheinen dort eine Gelegenheit abwarten zu wollen, sich in die Angelegenheiten von Nedschd einmischen zu können. Zwischen Hasa und Omân wohnen an der Küste die unabhängigen Stämme der Beni Jas und der Dschuasimi. Der Küste gegenüber liegt die durch Perlenfischerei berühmte Inselgruppe Bahrein.

In seinem mittlern Theil, dem sogen. Nedschd, zu welchem im N. der Dschebel Dschomer (Dschamar) ein politisches Anhängsel und weiter nordwestlich die Oase Dschauf gleichsam den Eingang bildet, enthält A. noch eine Menge wenig bekannter Kulturgebiete, während nach S. gegen Hadramaut und Omân, sowie nordwärts gegen den Euphrat hin große Wüsten sich ausdehnen. Nedschd wird von Bergketten durchzogen, deren kahle Felskuppen einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Die Reisen von Sadlier, Palgrave (1862), Guarmani (1864), Oberst Pelly (1865) ꝛc. haben hier einiges Licht verbreitet; doch wird die Glaubhaftigkeit Palgrave's, der die bedeutendste Reise dort gemacht hat (er durchschnitt die Halbinsel von Gazah bis Maskat), von einigen Seiten angezweifelt. Nedschd ist das eigentliche Reich der Wahâbiten, die im größten Theil des Landes die herrschende Klasse bilden; es zählt in seinen 11 Provinzen 316 Ortschaften mit fast 1,220,000 Einw. (darunter etwa 74,000 Beduinen) und kann 47,000 Krieger ins Feld stellen. Die Einnahmen des Sultans, der uneingeschränkt herrscht und nur die Gebote des Korans zu befolgen hat, werden auf 160,000 Pfd. Sterl. geschätzt. Das Nedschd ist zugleich die wahre Heimat des arab. Vollblutpferdes in seinem schönsten Typus (des Kamsa), das aber nie in den Handel kommt; auch hat es einen ausgezeichneten Schlag fettschwänziger Schafe. Die frühere Hauptstadt der Wahâbiten, Dereyia, wurde 1818 von Ibrahim Pascha zerstört und liegt seitdem in Ruinen; gegenwärtige Hauptstadt ist das unfern gelegene Riâd (in der Provinz Aarid, unter 24° 18′ nördl. Br. und 46° 41′ östl. L.) mit etwa 30,000 Einw. Andere Städte sind Schakra, Bereide, Oneise, Charfa, Sabik, Sebdus ꝛc. Von der nördlichen Wüste ist der östliche Theil noch am bekanntesten, weil die Karawanen von Bagdad nach Basra ihren Weg hier durch nehmen. In der Nähe des Euphrat ist das Land gut bewässert und fruchtbar an Tamarisken, Cypressen, Citronen, Feigen, Oelbäumen, Akazien ꝛc. Es verliert hier allmählich den Charakter der Wüste; es hört auf A. zu sein.

Geschichte. Als die Ureinwohner Arabiens werden Bajaditen, d. i. untergegangene Stämme, genannt, und zwar unterscheidet die einheimische Tradition der Abstammung nach die von Joktan oder Kahtan, einem Abkömmling Sems, abstammenden Joktaniden und die Mostaraber, die in Ismael, dem Sohne Abrahams, ihren Stammvater verehrten. Die ältere Geschichte Arabiens ist dunkel und wegen der seltenen und geringfügigen Berührungen, die zwischen diesem Lande und der übrigen Welt stattfanden, von wenig Interesse. Während die Eroberungszüge der Araber zeitweise die Nachbargebiete gefährdeten, wurden sie selbst von den Eroberungszügen der babylonischen und assyrischen, ägyptischen und persischen Herrscher nur vorübergehend und nur im N. ihres Landes berührt. Die persischen Könige Cyrus und Kambyses ließen den Bewohnern des Peträischen Arabien ihre Selbständigkeit und schlossen selbst Bündnisse mit ihnen. Alexander d. Gr. rüstete sich zu einem Zuge gegen die Araber, ward aber durch seinen Tod an dessen Ausführung verhindert. Während der Kriege der Diadochen fanden arabische Häuptlinge im N. des Landes Gelegenheit, ihre Herrschaft über die Grenzen Arabiens nach Chaldäa (Irak Arabi) und Syrien auszudehnen, welches sie sich zum Theil unterwarfen. Dagegen gelang es Antiochos d. Gr. (219), die Stadt Rabbath Moab zu erobern und mehrere arabische Stämme zu unterwerfen, welche Eroberungen er jedoch wegen der inzwischen mit Aegypten begonnenen Feindseligkeiten (217) wieder aufgeben mußte. Mit den Israeliten standen die Araber mehrfach in feindlicher, später auch in freundlicher Berührung. Salomo knüpfte Handelsverbindungen mit ihnen an. Auch Josaphat setzte die kommerciellen Beziehungen mit den Arabern fort; gegen Joram aber zogen wieder arabische Stämme zu Felde, und erst dem König Usia gelang es, die Grenzen gegen sie zu sichern. In der nach-exilischen Zeit sind arabische Könige mit den syrischen freundschaftlich verbunden und stellen Truppen zu den Heeren der letztern. In dieser Zeit machten die Stämme der Wüste Eroberungen innerhalb der Grenzen Palästina's, und die Makkabäer suchten

vergeblich sie zurückzudrängen, da jene sich bald an Syrien, bald an Aegypten anschlossen. Johannes Hyrkanos zog 129 gegen die Idumäer aus, deren Nähe oftmals der Tyrannei der Syrer Vorschub leistete. Es wurde ihnen die Wahl gestellt, entweder aus dem Lande zu ziehen, oder durch die Beschneidung und Annahme des Judenthums sich dem jüdischen Staate einverleiben zu lassen; sie wählten das letztere und gaben dann in Herodes d. Gr. den Juden einen Herrscher. Das blühende Petrāa zog der Römer Aufmerksamkeit früh auf sich. Josephus nennt als ersten König von Petrāa Simalkum (Malichus, Malik) um 144 v. Chr. Sein Nachfolger Aretas I. (Hareth) kam 126 dem belagerten Gaza zu Hülfe. Ihm folgte Obodas (Obeidas), von dem Alexander Jannäus, nachdem er das von den Arabern besetzte Amathus eingenommen und dessen Festungswerke zerstört hatte (92 v. Chr.), in einen Hinterhalt gelockt und völlig geschlagen ward. Zwar machte der syrische König Antiochos Dionysos einen Feldzug nach A. (82), fand aber dabei seinen Tod, worauf der Araberkönig Aretas II. von einer Partei in Damaskus zum König ausgerufen wurde, mit dem sich Alexander durch schwere Opfer abfinden mußte. In dem Bruderkriege zwischen den Gegenkönigen Hyrkanos II. und Aristobulos II. veranlaßte der Idumäer Antipater den geschlagenen Hyrkan, nach Petra zu entfliehen, dessen König Aretas, ein Bundesfreund des Antipater, ihm Sicherheit versprach. Dort ward Aretas für die Befriegung Judäa's gewonnen. Mit 50,000 Mann brach Aretas in Judäa ein und schlug den Aristobulos, worauf Jerusalem dem Feinde die Thore öffnete. Aristobulos behauptete nur den Tempelberg, fand aber bei dem röm. Feldherrn M. Scaurus Hülfe, auf dessen Befehl Aretas sich zurückzog (64 v. Chr.) und dann um 300 Talente den Frieden erkaufen mußte. Einfälle der Nabathäer in das römisch gewordene Syrien dienten den Römern als Vorwand zum Krieg gegen Petra. Pompejus selbst führte die Expedition, welche die reiche Stadt eroberte und brandschatzte (63). Nur durch reiche Geldspenden wendete Aretas sein gänzliches Verderben ab. Nachher führte Gabinius, römischer Prokonsul von Syrien, Nachfolger des Scaurus, den arabischen Krieg fort und siegte über mehrere Stämme. Der jüd. König Herodes bekämpfte, von den röm. Legionen des M. Antonius unterstützt, den König von Petrāa mit Erfolg, und nur die Schlacht bei Actium, welche die Macht des Antonius vernichtete, rettete Petrāa vor gänzlicher Unterjochung für die nächsten Jahrzehnte. Erst als Augustus als Imperator über Rom herrschte, wurde der Plan zur Unterwerfung Arabiens wieder aufgenommen. Der Prokurator von Aegypten, Aelius Gallus, wurde (24 v. Chr.) mit der Ausführung beauftragt, wozu Syllaus, der schlaue Minister des trägen Obodas II., behülflich sein wollte. Syllaus führte die Römer, indem er ihren Zug von dem nördlichen Theil des Landes abwendete, zu Meer in die südlichen Theile; sie konnten aber hier nicht festen Fuß fassen, sondern mußten nach einem zweijährigen Feldzuge wieder abziehen. Erst 116 n. Chr. drangen die Römer unter Trajan wieder tief in das Land ein. Petrāa (Bostra), Gerasa und andere Städte wurden zu der röm. Provinz Palaestina tertia geschlagen; doch blieb auch jetzt der größere Theil Arabiens, die südliche Halbinsel, frei vom röm. Joche. Seit dieser Zeit verscholl das verwüstete Petra, und an seiner Stelle ward Bostra Metropole und zugleich Hauptsitz des Handels mit Indien und Mesopotamien. An den Grenzen der röm. Provinz dauerten die Kämpfe inzwischen fast ununterbrochen fort, und die Römer wurden ihres Besitzes nie froh. Nur die nördlichen Stämme blieben in einer gewissen Abhängigkeit von den röm. Kaisern, und ihre Fürsten wurden als deren Statthalter angesehen. Doch bald nach Trajans Tode fand Rom für gut, A. bis auf die Striche am Jordan zu verlassen und sich mit einem nur nominellen Oberhoheitsrecht zu begnügen. Später bestand Kaiser Aurelian harte Grenzkämpfe mit den Arabern. Jemen ward in vorübergehenden Kriegszügen von den Königen von Aethiopien heimgesucht, und gegen die Landenge von Suez hin, zu Sarbut el Kadem, zeugen hieroglyphenbedeckte Gräber von Ansiedelungen der Aegypter, aber festen Fuß faßte keiner dieser fremden Eindringlinge. Selbst als die Macht der Nabathäer in Petrāa gebrochen war, beugte sich das Volk nicht unter fremdes Joch, sondern verließ lieber Stadt und Reich und zog in die Wüste zurück. Stets blieben aber die arabischen Völker zerstreut und zerspalteten und zerfleischten einander Jahrhunderte hindurch in innern Kämpfen, während welcher besonders das mittlere Hochland (Nedschd) der Schauplatz jener ritterlichen, von den arab. Dichtern vielfach besungenen Fehden war. In das 4. Jahrh. n. Chr. fällt die Eroberung Jemens durch Aizana, König von Abessinien, und die Einführung des Christenthums in Jemen. Die frühesten arab. Christen waren meist Arianer; erst später wanderten katholische Christen ein. Bald wandten sich auch viele der im orthodoxen Morgenlande verfolgten christlichen Häretiker, besonders Nestorianer und Monophysiten, nach A. Auch die Juden siedelten sich seit Jerusalems Zerstörung in Menge in A. an und machten, namentlich in Jemen, Proselyten. Im Innern von Hedschas erhob sich damals der Stamm der Koreischiten. Durch Verschwägerung mit den Chosaiten vergrößerten sie ihre Macht, und Seid, mit dem Beinamen Koßa, Eidam des Chosaiten Huleil, riß die Schlüsselhut der Kaaba (s. d.) an sich. Der Herrschaft über Mekka bemächtigte er sich durch Gewalt. Er war der Ahnherr Mohammeds. Gegen das Ende des 6. Jahrh. waren die Koreischiten in die Kriege mit den Stämmen Bekr, Taghleb u. a. verwickelt, in denen der damals noch sehr junge Mohammed tapfer mitgekämpft haben soll.

Die neue und große Aera der arab. Geschichte beginnt mit der Stiftung und Verbreitung des islamitischen Glaubens. Mohammed, der Stifter desselben, sammelte die zerstreuten arab. Stämme zu gemeinsamen Bestrebungen, und so übernimmt dies Volk auf ein paar Jahrhunderte eine sehr bedeutungsvolle Mission in der Weltgeschichte. Siegreich aus seinen bisher nicht überschrittenen Grenzen hervortretend, gründet es Reiche in drei Welttheilen (s. Chalifen und Mauren). In den einzelnen Landschaften Arabiens selbst bestanden während der Herrschaft der Chalifen mehrere alte Stammdynastien fort: so in Hedschas die Dynastien Ochaisar, Haschim und Kotade, welche letztere noch jetzt in Mekka herrscht. In Jemen herrschten nach einander seit dem 9. Jahrh. die Dynastien der Zijabiten, Nedschahiten und Salihiten, die gegen das Ende des 12. Jahrh. durch die Ejubiten verdrängt wurden. Auf sie folgten die Resuliden (1231) und dann die Tahiriten, welche sich bis auf die osman. Erobe-

rung hielten. Durch den Sturz des Chalifats löst sich die Geschichte Arabiens vollends in Specialgeschichten der einzelnen Landschaften auf. In den nördl. Theilen breitete sich die türk. Macht immer weiter aus, während sich im S. die Fürsten länger selbständig erhielten. Die Dynastie der Tahiriten wurde durch den Emir Bersebai 1517 gestürzt. Die von Schems Eddin gestiftete Dynastie der Zeidi behauptete sich in den Gebirgen Jemens. Schems Eddin nahm den Titel **Imam** an. Um ihn sammelten sich die mit der türk. Herrschaft Unzufriedenen. Im Jahr 1567 brach der Aufstand gegen die türk. Herrschaft von neuem unter Leitung der Zeidi aus; die meisten festen Plätze bis auf Zebid wurden von den Empörern erobert, und ihr Anführer, Mutaher, ließ sich schon zum Chalifen ausrufen. Ein türk. Heer unterwarf zwar 1570 Jemen wieder; aber bald traten die Bewohner der ganzen Westküste von A. zusammen, um das türk. Joch abzuschütteln. Mekka wurde den Türken entrissen, und ihre Heere kämpften überall unglücklich. Selbst als Mekka 1631 von den Türken wieder erobert wurde, behauptete Jemen seine Unabhängigkeit; die Türken mußten es der Herrschaft der Zeidi überlassen, die als Imame die Landschaft regierten. Um 1740 erhob sich im Innern Arabiens die Sekte der Wahhâbiten (s. d.), deren Stifter, Abd ul Wahab, den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen suchte. In meist glücklichen Kämpfen behaupteten sie sich lange gegen den Sultan und den ägypt. Vicekönig Mehemed Ali, der seinen Einfluß und seine Macht in A. fester zu begründen suchte, seine kriegerischen Unternehmungen zur Eroberung des Landes 1835 und 1837 jedoch scheitern sehen mußte. Nur Mokka und der Bezirk Taif östlich von Dschidda war bis 1840 seinem Schwerte unterworfen. Aber auch hier hielt er trotz eines daselbst unterhaltenen Heeres von 28,000 Mann seine Zwangsherrschaft nur mühsam aufrecht, und als ihn der Krieg in Syrien mit dem Sultan zwang, seine Kriegsmacht in A. zu schwächen, war es auch mit seiner Herrschaft dahin. Schon 1839 war er genöthigt, mehrere besetzte Landstriche aufzugeben. Das Diktat der europ. Mächte endlich (der Traktat zur Pacifikation des Orients Juli 1841) gab das von ihm beanspruchte Hüteramt der heiligen Städte an den Sultan zurück, und seitdem herrscht nur noch ein fremder Arm auf einem Punkte Arabiens: der der Briten in Aden (seit 1837).

Die Geschichte Arabiens vor Mohammed ist von Marigny, Pococke, Sacy, Rühle v. Lilienstern und namentlich von Forster in seiner »Historical geography of Arabia« (Lond. 1844, 2 Bde.), Caussin de Perceval in dem »Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme« (Par. 1847—49, 3 Bde.) bearbeitet worden. Die spätere islam. Geschichte behandeln die Arbeiten von Schultens, Rasmussen, Cardonne, Dozy, Hammer-Purgstall, Crichton, Sebillot, Müller, Krehl (»Ueber die Religion der vorislamit. Araber«, Leipz. 1863), Flügel (»Geschichte der Araber«, 2. Aufl., das. 1864), besonders aber Weil in der »Geschichte Mohammeds« (Stuttg. 1843), der »Geschichte der Chalifen« (das. 1846—62, 5 Bde.) und der »Geschichte der islamit. Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultans Selim« (das. 1866). Für die Erdkunde Arabiens sind Niebuhrs »Beschreibung von A.« (Kopenh. 1773) und dessen »Reisebeschreibung nach A.« (Bd. 1 und 2, das. 1774—78; Bd. 3, Hamb. 1837); ferner die Reisebeschreibungen von Burckhardt (Lond. 1829; deutsch, Weim. 1830), dessen »Notes on the Bedouins and Wahabys« (Lond. 1830; deutsch, Weim. 1831), Wellsted (Lond. 1837, 2 Bde.; deutsch von Rödiger, Halle 1842), Tamisier (Par. 1841, 2 Bde.), des Grafen Laborde (das. 1830), Burton (2. Aufl., Lond. 1857; deutsch, Leipz. 1861), Palgrave (6. Aufl., das. 1871; deutsch, Leipz. 1867—68, 2 Bde.), Sadlier (Bombay 1866), Maltzan (»Wallfahrt nach Mekka«, Leipz. 1865, 2 Bde.), dessen »Reisen in A.« (Braunschw. 1873, 2 Bde., von denen Bd. 2 A. v. Wrede's Reise in Hadramaut enthält), B. Taylor (New York 1872), Visconti (Mail. 1873) u. a. gute Quellen. Eine wissenschaftliche Bearbeitung des reichen Stoffs gab Ritter in seiner »Erdkunde« (Bd. 12 und 13, Berl. 1846—47). Vgl. auch J. **Braun**, Gemälde der mohammedan. Welt (Leipz. 1870); A. v. **Kremer**, Geschichte der herrschenden Ideen des Islam (das. 1868); **Wüstenfeld**, Die Wohnsitze und Wanderungen der arab. Stämme (Gött. 1869); **Avril**, L'Arabie contemporaine (Par. 1868).

Arăbis *L.* (**Gänsekraut**, **Gänsekohl**), Pflanzengattung aus der Familie der Kruciferen, ausdauernde Gewächse mit einfachen, büschel- oder rosettenständigen Blättern, meist weißen Blüten und linealen Schoten. Sie bewohnen die Gebirge Europa's, Nordasiens und Nordamerika's und einige, wie A. albida *Stev.*, A. caucasica *Willd.*, niedrig, rasenbildend mit grauweißlichen, fast filzigen Blättern und zahlreichen weißen Blüten in Trauben, und A. rosea *Decand.*, mit 3—3,7 Meter hohem Stengel, länglichen, halbumfassenden Blättern und zierlichen purpur- und rosenrothen Blüten in Trauben, werden als Zierpflanzen kultivirt. Die erstgenannte Art, welche im Frühjahr blüht, eignet sich besonders zu Einfassung der Blumenbeete.

Arabische Literatur. Die a. L. ist nicht bloß wegen ihres überaus reichen, mannigfaltigen und zum Theil köstlichen Inhalts von höchster Bedeutung im geistigen Entwickelungsproceß der Menschheit, sondern sie gewinnt insbesondere darum ein eigenthümliches Interesse, weil ihre Blüte in eine Zeit fällt, wo in ganz Europa noch tiefes Dunkel herrschte und viele Wissenschaften nur in ihr eine Freistätte und gedeihliche Pflege fanden. Die Geschichte der arab. Literatur beginnt erst ein halbes Jahrhundert vor Mohammed. Den ganzen Zeitraum vor Mohammed nennen die Araber selbst (wenn auch mehr in religiösem Sinn) »die Tage der Unwissenheit«. Daß in Arabien indeß schon frühzeitig die Poesie geübt worden sei, läßt schon der Genius des Volks und seine Lebensweise erwarten. Die in dem Glücklichen Arabien umherziehenden Nomaden hatten alles, was die Naturpoesie begünstigt, lebhafte Empfindung und warme Phantasie. Aber auch das mit Gefahren und Beschwerden verbundene Leben in dürren Sandwüsten und unter steten Fehden der Stämme mußte eine männliche und heroische Dichtkunst wecken, die einen ritterlichen Geist athmete und in Liebeswerken und Schlachtgesängen sich ergoß. Wenn in einem Stamme ein Dichter auftrat, so erschienen Gesandtschaften der übrigen, um ihm Glück zu wünschen, und es wurden ihm zu Ehren Gastmähler und Feste angestellt. Wer sich begeistert genug fühlte, um andere Dichter zu besiegen, hing (nach einer zwar hübschen, aber schlecht verbürgten Sage) zu Mekka sein Gedicht als Herausforderung an die Wand der Kaaba. Der Dichter

mußte seinen Kritikern Rede stehen mit Wort, Lanze und Schwert, und nur, wenn er die Tadler besiegte, konnte das aufgehangene Gedicht die Ehrenstelle an der Wand der Kaaba behaupten. Auf solche Preisgedichte deutete man die Namen Moallakât (»aufgehängte«) und Modsahhabat (»vergoldete«, weil sie mit goldnen Buchstaben auf Byssus geschrieben seien). Die Sammlung der Moallakât enthält sieben Gedichte von sieben Dichtern vor Mohammed, denen dieser Erwerb der Unsterblichkeit als Besitz für immer blieb: Amrilkais, Tarafah, Zoheir, Labid, Antara, Amru ben Kalthum, Harith. Tiefe Empfindung, Schwung der Einbildungskraft, Reichthum an Bildern und Sprüchen, Freiheitsgeist, Glut in Rache und Liebe zeichnen sie aus (vgl. W. Jones, The Moallakat, Lond. 1784; Arnold, Septem Moallakat, Leipz. 1850; Ph. Wolff, Mualakat ins Deutsche übertragen, Rottweil 1857). Außer diesen Gedichten sind aus der Zeit vor Mohammed noch viele zum Theil gleich alte in den Diwans (s. unten) einzelner Stämme und in den beiden Hamâsa und anderen Anthologien der Araber erhalten, obgleich die meisten erst in das Jahrhundert nach Mohammed gehören. Die ältere und größere Hamâsa sammelte Abu Temmâm (gest. 845); 50 Jahre später machte der Dichter Bochteri (gest. 897) unter 147 Aufschriften eine ähnliche Sammlung, welche die zweite Hamâsa genannt wird. Alle diese Dichtungen setzen ein ziemlich reich entwickeltes Leben und einen feinen Formensinn voraus (vgl. Ahlwardt, Ueber Poesie und Poetik der Araber, Gotha 1857; Nöldeke, Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber, Hannov. 1864). Neben der Dichtkunst schätzte der Araber nur die Genealogie und traditionelle Geschichte der Stämme, wie das Sprichwort.

Eine andere Richtung nahm die arab. Poesie durch Mohammed. In der traditionellen Form der Reimprosa und seinem bisweilen hochphantastischen Inhalt schloß sich der Koran zwar an die alte Poesie an, widersprach jedoch den Grundgedanken derselben; trotzdem hat er in sprachlicher Hinsicht auf die Literatur der Araber ähnlich eingewirkt, wie Luthers Bibelübersetzung auf die deutsche, indem er das Arabische als Schriftsprache fixirte, so daß sein Idiom noch jetzt klassisch und jedem Araber verständlich ist. Mohammeds und der ersten Chalifen kriegerische Zeit war dem Gedeihen der Wissenschaften nicht günstig. Auch die Chalifen aus dem Hause der Omajjaden zeigten sich noch nicht als Mäcene der Wissenschaften, indem sie den Inbegriff aller Weisheit im Koran und ihren Ruhm im Schlachtgetümmel suchten. Gleichwohl blieben die Wissenschaften auch damals nicht ganz ohne Pflege. Hatte doch Mohammed selbst an alle, welche den göttlichen Ursprung des Korans bezweifelten, die Herausforderung gerichtet, die Schönheiten seiner Suren zu überbieten, und dadurch eine Unzahl von Dichtungen ins Leben gerufen, welche freilich ihren Zweck nicht erreichten. Die Verbreitung des heiligen Buches unter nicht arab. Völker und die Veränderungen des Arabischen selbst machten sprachliche und sachliche Auslegung nöthig; die Namen von sieben Koranlesern zeugen von der genauen Ausbildung des Vortrags. Ali, der Schwiegersohn des Propheten, gilt als derjenige, welcher zuerst die Regeln der arab. Sprache festgesetzt habe; er wird auch als einer der größten Dichter und Redner Arabiens gepriesen. Der omajjadische Chalif Jezid (um 680) war ebenso bewundert als Dichter wie als Redner, und die Sitte, daß jeder Beamte seine Funktion mit einer öffentlichen Rede ans Volk antrat, läßt schließen, daß Uebungen in der Redekunst damals zur Erziehung gehörten.

Mit der Erhebung der Abbassiden zur Chalifenwürde (750 n. Chr.) begann die Epoche, in welcher die a. L. ihre höchste Blüte erreichte. Mit wenigen Ausnahmen waren die Chalifen selbst die ausgezeichnetsten Literaten ihrer Zeit, und an ihren Höfen verweilten talentvolle Männer aller Nationen. Sie bekämpften das Vorurtheil der Araber gegen das Fremde, ermunterten das Studium fremder Sprachen durch Belohnungen, und unter ihren Auspicien wurden viele Werke aus dem Syrischen, Koptischen, Persischen, Indischen, besonders auch aus dem Griechischen ins Arabische übersetzt. Wenn vorher nur die Anfangsgründe der Astronomie den Arabern bekannt waren, so wurden nun auch andere Wissenschaften, wie Geometrie, Metaphysik, Medicin, Logik und Naturwissenschaft, unter ihnen verbreitet und jeder Zweig der Literatur zu größerer oder geringerer Vollkommenheit gebracht. Die nächsten Vermittler der arab. Kultur waren griechische und syrische Aerzte, welche am Hofe der Chalifen und in den Städten des Reichs zuvorkommende Aufnahme fanden. Die Schriften der Griechen, namentlich des Hippokrates, Galen und Theophrast, dann des Euklides, Ptolemäos und Aristoteles, waren es, welche die Chalifen Almansur (754—775 n. Chr.), Harun al Raschid (786—808), Al Mamun (813—833) und Motawakkil unter der Aufsicht ihrer Leibärzte in das Arabische übersetzen ließen. Als ein besonders eifriger Beförderer der Wissenschaften bewies sich der Chalif Harun al Raschid, der darin von Al Mamun noch übertroffen wurde. Letzterer gründete die Akademie in Bagdad, sowie ähnliche Schulen in Bassora, Kufa und Bochara, ließ Bibliotheken sammeln, an denen er Gelehrte anstellte, und bot dem griech. Kaiser Theophilos bedeutende Geldsummen und beständigen Frieden, wenn er den berühmten Mathematiker und Philosophen Leo eine Zeitlang in seine Dienste treten lasse, ein Anerbieten, welches der Kaiser abschlug, weil er die Wissenschaften, den Vorzug der Griechen, nicht andern Nationen gönnen wollte. Unter Al Mamuns und Motawakkils Regierung bildete sich eine eigene Uebersetzergesellschaft unter der Leitung des Johannes Mesve (Masawaih), eines syrisch-christlichen Arztes, und anderer griechisch gebildeter Männer, die meist aus dem Griechischen in das Syrische und Persische übersetzten, worauf aus ihren Versionen wieder Afterübersetzungen in das Arabische verfertigt wurden. Seltener wurde unmittelbar aus dem Griechischen in das Arabische übersetzt. Dieses rege geistige Leben ging auch dann nicht ganz unter, als im 10. Jahrh. die Macht der Chalifen durch die Emire Al Omrah und die Zersplitterung ihres Reichs sehr abnahm und die Einkünfte zu den Unterstützungen der Gelehrten und gelehrten Anstalten nicht mehr hinreichten.

Ein zweites Vaterland hatte die arab. Kultur in Spanien gefunden. Hier wetteiferten die neuen omajjad. Chalifen mit den Abbassiden im Orient. Durch ihre Bemühungen begannen Ackerbau, Kunstfleiß und Handel zu blühen, und Spanien wurde, besonders seit Almondhir, Abd ur Rahmân III. (912) und Hakem II. (961), ein Hauptsitz der arab. Literatur. Was Bagdad für Asien, war die von Hakem II. gestiftete Universität zu Cordova für den Westen.

Andere, von seinen Nachfolgern gegründete Akademien und Schulen waren zu Granada, Toledo, Sevilla, Murcia, Valencia, Almeria &c. Im ganzen hatten die Araber in Spanien 14 Akademien, auf denen fast alle Fächer des menschlichen Wissens gelehrt wurden. An diesem regen wissenschaftlichen Leben im arab. Spanien nahmen auch die Juden theil, und auch für deren Literatur war Spanien mehrere Jahrhunderte hindurch der Hauptsitz. Von Spanien aus verbreitete sich der wissenschaftliche Ruhm der Araber über das christliche Europa, und bald nach 900 reiste man aus Frankreich und andern europäischen Ländern dahin, um bei den Arabern hauptsächlich Mathematik und Medicin zu studiren. Bekanntlich hatten die Scholastiker ihren lateinischen Aristoteles größtentheils aus den arabischen Uebersetzungen genommen. Gebrochen wurde die Blüte der arab. Literatur in Europa mit dem Fall Cordova's 1236. Vgl. v. Schack, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien (Berl. 1865, 2 Bde.).

Nachdem die abbassidischen Chalifen im Orient zu bloßen Pontifices herabgesunken waren, wurden die Emire Al Omrah und die Gründer der aufkommenden einzelnen Dynastien, in welche das Chalifat sich auflöste, die Beförderer der Wissenschaften. So Aglab, der Gründer der Dynastie der Aglabiten in Tunis (um 800); Haschem Beamrillah, der Fatimide (um 946), selbst ein geschickter Redner; Jahja III., der Edrisite, dessen Hof einer Akademie der Wissenschaften glich; Zeir, der Stifter der Zeiriten (im 10. Jahrh.). Die Bibliothek des letzten fatimidischen Chalifen Aladhid in Kahira wird auf 2,000,000 Bände mit Einschluß von 100,000 Autographen angegeben. Selbst in der heutigen Berberei blühten Künste und Wissenschaften, und in Sicilien finden sich noch heute Spuren von einer bedeutenden arab. Kultur. Bemerkenswerth ist, daß trotzdem das eigentliche Arabien von diesem wissenschaftlichen Leben wenig oder gar nicht berührt ward. Die Araber in Hidschas haben sich stets durch ihren Aberglauben und ihr strenges Festhalten an alten Gewohnheiten ausgezeichnet, und die Macht der abbassidischen Chalifen drang niemals tief genug ein, um den unruhigen Geist der Bewohner zu zügeln; auch schienen die Chalifen selbst die öden, wenig einladenden Steppen Arabiens keiner sonderlichen Aufmerksamkeit zu würdigen. Dazu kam, daß sich stets in Arabien Prätendenten erhoben, welche die Chalifen für Usurpatoren erklärten. Endlich verschlossen religiöse Streitigkeiten und politische Intriguen der Schiiten und Sunniten schon frühzeitig der Literatur den freien Eingang in die wichtigsten Theile Arabiens. Die Blüte der arab. Literatur aber geht mit dem 14. und 15. Jahrh. zu Ende, und die ganze neuere Zeit hat nur zwei große Gelehrte aufzuweisen, den überaus vielseitigen Sojuti im 15. und den Polyhistor und Bibliographen Hadschi Chalfa zu Konstantinopel im 17. Jahrh., der, freilich ohne eigene Originalität, die ganze ältere Literatur erfaßte. Außer dem Koran umfaßt das Studium der neuern Araber nur die Grammatik (Nahw), die Tradition (Hadith) und das Gesetz (Fikh); aber auch hierin sind nur die Scheichs und Mufti's wohl unterrichtet. Indeß läßt die Einführung der Buchdruckerkunst und der Lithographie in verschiedene mohammedan. Kulturkreise ein neues Literaturleben erwarten, und in Syrien, Aegypten, Nordafrika zeigt sich bereits eine regere literarische Thätigkeit.

Den ersten Platz unter den besondern Fächern der arab. Literatur nimmt die **Poesie** (Schi'r) ein, deren erste Blüte in die Zeit kurz vor Mohammed fällt. Die in spätern arab. Schriftstellern aufbewahrten Gedichte, welche den uralten Jemenern und Himjariten, Zeitgenossen von Mose und David, beigelegt werden (gedruckt in Schultens' »Monumenta vetustiora Arabiae«, Leyd. 1740, und sonst bei arab. Historikern vorkommend), sind unecht. Die ältesten Bruchstücke haben ganz kurze Verszeilen und ein freies Metrum, doch schon den Endreim, nach Art der Suren des Korans. Der Gegenstand der meisten Gedichte aus der Zeit kurz vor Mohammed sind die Fehden zwischen einzelnen Stämmen. Jede merkwürdige That, jede empfangene Wohlthat, jede überstandene Gefahr ward durch ein Gedicht gefeiert. Viel Werth legte man auf das Dichten aus dem Stegreife, und diese Fertigkeit hat sich bei den Arabern stets erhalten. Der äußern Form nach gab und gibt es unter den Arabern nur Eine Art der Poesie, die mit den abendländ. Formen nichts Gemeinschaftliches und in der Regel einen lyrischen Charakter hat. Jeder Vers (Beit, »Haus, Zelt«) zerfällt in zwei Halbverse (Misra, »Flügelthüren«) von gleichem Metrum, die Verse haben gleichen Endreim (Kafiah). Der Eintheilungsgrund der arab. Gedichte ist die Länge. Von den kürzern heißen die 7—14 Beit langen **Ghaselen**; sie sind meist erotischen Inhalts. Gedichte von mehr als 30, doch selten über 100 Beit heißen **Kasidah**; es sind Panegyriken, Elegien &c. Einige andere Gedichte benennt man nach der Reimsilbe, z. B. Lamijah (d. i. Lied, dessen Verse sich mit l endigen). Eine Sammlung von Gedichten Eines Verfassers heißt **Diwan** (»Register«), der gewöhnlich so viel Abtheilungen enthält, wie das arab. Alphabet Buchstaben hat. Jede dieser Abtheilungen hat wenigstens Ein Gedicht, dessen Reimwort mit dem die Abtheilung bezeichnenden Buchstaben endigt, ausgenommen die Buchstaben, die selten am Ende vorkommen. Ueber die Namen der einzelnen Versgattungen vgl. **Freytag**, Darstellung der arab. Verskunst (Bonn 1830). Der erste Dichter einer Kasidah soll Mohalhel, ein Menschenalter vor Mohammed, gewesen sein. Am bekanntesten wurden die oben erwähnten sieben Preisgedichte (Moallakât), deren Zahl und Reihenfolge indeß nicht ganz sicher ist. Der Charakter der arab. Poesie ist lyrisch-heroisch, elegisch, erotisch, satirisch, oft in Einem Gedichte alles beisammen. Mit dem Koran kam ein religiöses Element in die Poesie, das ihrer freien Entwickelung hinderlich war.

Die Wiedergeburt der arab. Poesie fällt in die Epoche der Abbassiden. Indessen nimmt dieselbe den Charakter der Kunst statt der Natur an; denn die Dichter waren großentheils Gelehrte, und viele suchten ihren Ruhm vorzüglich in sinn- und geistreichen Schmeicheleien, die für den Dichter über alle Vorstellung einträglich waren. So gab der Feldherr Thaher dem Abu Nowas 300,000 Dirhems für 3 Verse auf seine Freigebigkeit mit den Worten: »Wären der Verse mehr, so wären auch der Dirhems mehr«. Die berühmtesten Dichter, und zwar ausschließlich Lyriker und Didaktiker, sind: der eben erwähnte Abu Nowâs (gest. 810), der auch frische Trinklieder verfaßte; Asmai (gest. 830), auch ausgezeichnet als Kenner der alten Poesie und Sprachforscher; Abu Temmâm (gest. 845), der Sammler der Hamâsa; Ibn Doreid (gest. 933); Mutanabbi (gest. 965, nach falscher Aussprache Motenebbi), wild, genial, gewaltsam alte und neue Dichtungsweise verbindend

(herausgeg. von Dieterici, Berl. 1858—61, 5 Hefte); Abul Alá (gest. 1057), voll Ernst und Leidenschaft; Ibn Saidûn (gest. 1070), elegisch und künstelnd; Tograi (gest. 1119), Lyriker und kontemplativer Elegiker, reich an Erfahrung als Wessir beim Chalifat von Bagdad; Omar Ibn al Fáridh (gest. 1234), noch jetzt durch seine Mystik beliebt (Par. 1855); Izzeddin al Makdasi (gest. 1279), allegorisch über Vögel und Blumen (herausgeg. von Garcin de Tassy, Par. 1821); Bussiri (gest. 1295), berühmt durch ein Lobgedicht auf Mohammed unter dem Titel »Bordah« (herausgeg. mit deutscher Uebersetzung von V. v. Rosenzweig, Wien 1824), u. a. Da es nach arab. Ansicht das Merkmal eines guten Gedichts ist, daß es mit Weisheitssprüchen (Hikmah) durchwebt ist, so nehmen Sprichwörter und Gnomen in dieser Literatur natürlich eine hohe Stelle ein. Sogar die Geschichte der vormohammedan. Zeit ist fast ganz durch Sprichwörter erhalten. Schon in den Koran sind viele Sprüche verwebt. Echte und unechte Aussprüche Mohammeds sammelte man unter dem Titel Habíth (eigentlich »Neuigkeit«), belegte aber deren Ueberlieferung immer durch Anführung der Autoritäten; sie bilden einen Theil der Sunna (der Gesammtüberlieferung), übertreffen zum Theil an Geist und Gehalt den Koran weit und können dem Besten an die Seite gestellt werden, was andere Nationen in dieser Art aufzuweisen haben. Nicht weniger reich ist die a. L. an sprichwörtlichen Redensarten, deren Kenntnis zum Verständnis gelehrt schreibender Schriftsteller oft ganz unentbehrlich ist. Die meist apokryphischen, je 100 Sprüche Ali's, Abu Bekrs, Omars und Othmans hat der pers. Dichter Watwat (gest. 1182) gesammelt (Ali's Sprüche allein herausgeg. von Fleischer, Leipz. 1837); spätere Sammlungen sind von Thaálibi (gest. 1038), Mawerdi (gest. 1058), vor allen aber von Meibani (gest. 1124; seine Sammlung enthält 6000 Denksprüche, Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, herausgeg. von Freytag, Bonn 1838—43, 3 Bde.), Samachschari (1074—1143), übersetzt von Fleischer (Leipz. 1835) und von Weil (Stuttg. 1836). Die Gewohnheit, Sittenlehren und Lebensregeln in Fabeln, Parabeln und Apologen einzukleiden, ist schon aus der Bibel bekannt und im Orient einheimisch. Die a. L. besitzt zwei berühmte Sammlungen dieser Art. Die eine, aus Indien stammend (wo das Werk den Titel »Pantschatantra«, »Fünfbuch«, trägt), in der aus dem Persischen geflossenen arab. Uebersetzung »Calila ve dimna« genannt, enthält Klugheitsregeln für einen Monarchen, in Thierfabeln eingekleidet, und ist unter den verschiedenen Namen »Fabeln Bidpai's«, »Humajun Nameh« (kaiserliches Buch) eins der im Orient verbreitetsten Bücher und in viele abendländische Sprachen übersetzt, aus dem Persischen ins Arabische von dem Perser Ibn el Mukaffah (gest. 760). Die andere Sammlung führt den Namen Lokmans, den die Sage in Salomo's Zeitalter versetzt, doch ist das kleine Buch von einem Christen erst im 12. oder 13. Jahrh. nach dem Griechischen gemacht worden. Das Drama fand bei den Arabern keine Bearbeitung; was man für Dramen ausgibt, sind bloß dialogisirte Satiren. Mehr Ausbreitung fand der Roman. Die arab. Romane sind theils wahre Erzählungen (Kißah) oder Biographien (Siret), theils Märchen (Hikajah); hauptsächlich wählte man Ritter- und Heldengeschichten zum Sujet der Darstellung; doch wurden manche Stoffe auch aus dem Persischen entlehnt. Die beiden umfangreichsten und zugleich beliebtesten Romane (in manchen Handschriften über 20 Quartbände) sind: das Leben Antara's (s. d.), in der altarab. Zeit spielend und dem oben als Dichter genannten Asmaï beigelegt; und das Leben des Sultans Bibárs, in den Kreuzzügen spielend. Märchen gehören noch heutzutage zu den beliebtesten Unterhaltungen. An der Spitze derselben stehen »Tausend und Eine Nacht«, Erzählungen, welche in leichtfließender Sprache, die sich dem Volksdialekt anschließt, ein höchst lebendiges Bild von dem Volksleben der Araber geben. Diese Sammlung, deren Original persisch sein soll, scheint in ihrer jetzigen Gestalt von Harun al Raschids Zeit herab bis ins 13. oder 14. Jahrh. allmählich entstanden zu sein. Anthologien sind die oben erwähnten beiden Hamása, die ältere und größere gesammelt von Abu Temmám, und die jüngere gesammelt von Bochteri (880). Andere sind von Abulfarabsch al Isfaháni (gest. 967), in großartigem Maßstabe, mit biograph. und theoret. Beigaben, und von Thsa'alebi (gest. 1038), eine der vorzüglichsten, genannt die »einzige Perle der Welt«, nach den Ländern geordnet. Neuarabische Sprichwörter hat Burckhardt gesammelt (übersetzt von Kirmß, Weim. 1834); Volkspoesien (besonders der Beduinen) Wallin und Wetzstein. Der Poesie sehr innig verwandt sind die sogen. Makamen (Consessus), die von den Arabern als Meisterstücke der Redekunst gepriesen werden und in ihrer Form an die Reimprosa des Korans anlehnen. Sie sind bald im erzählenden, bald im dialogischen Tone gehalten. Begründet wurde diese Dichtungsweise durch Hamadáni (gest. 1007) und vollendet durch Hariri (1054—1120), dessen 50 Makamen Scenen aus dem Leben eines schlauen, geistreichen Abenteurers, Abu Seid aus Sarudsch, enthalten (herausgeg. von de Sacy, Par. 1822; übertragen von Fr. Rückert, Stuttg. 1826, 4. Aufl. 1864). Von künstlicher Form ist auch Abu'l Walid Ibn Zeiduns (gest. 1070) »Risalet«, eine Art poetischer Epistel (herausgeg. von Reiske, Leipz. 1755). Vgl. außer den bereits angeführten Werken noch: Humbert, Anthologie arabe (Par. 1819); Jolowicz, Polyglotte der oriental. Poesie (2. Ausg., Leipz. 1855), und die verschiedenen arab. Chrestomathien von de Sacy, Kosegarten u. a.

Die historische Literatur beginnt etwas später als die poetische und philologische. Der älteste histor. Schriftsteller der Araber, den wir kennen, Hischam el Kelbi (Lehrer zu Bagdad, gest. 819), schrieb Geschlechtsregister (Ansab); Wâkidi (gest. 822) wird als Darsteller der ersten islamischen Eroberungszüge genannt, und Ibn Koteibah (828—889) lieferte höchst wichtige Nachrichten über die alte Geschichte und die verschiedenen Stämme in einem universell angelegten Kompendium (herausgeg. von Wüstenfeld, Gött. 1850). Seit dem 3. Jahrh. der Hedschra aber wurde nach dem Bekanntwerden mit der pers. Ueberlieferung, mit griech. Astronomie und christl. Chronologie und durch Erweiterung des Gesichtskreises Geschichte (Ibn el Taarik) Lieblingsgegenstand der arab. Gelehrten; die Namen sehr fruchtbarer historischer Schriftsteller drängen sich, und histor. Werke machen gewöhnlich neben den poetischen den größten Theil der arab. Handschriften in europäischen Bibliotheken aus. Sie haben im allgemeinen große Aehnlichkeit mit den Chroniken des

Mittelalters, in mancher Hinsicht auch mit den histor. Büchern der Bibel. Das Verfahren ist annalistisch, ohne historischen Pragmatismus, aber in der guten Zeit nie ohne Angabe der schriftlichen oder mündlichen Quelle; kleine historische Details, Anekdoten, Charakterzüge, Beschreibungen der Personen lieben die Geschichtschreiber besonders und vergessen darüber oft das Wichtigere; bei allen findet sich Uebertreibung, Wundersucht und Leichtgläubigkeit, aus vielen spricht ein religiöser Geist und eine theokratische Ansicht der Weltbegebenheiten. Seit dem 10. Jahrh. schrieb man auch Universalgeschichtswerke, worin die Geschichte gewöhnlich nach Dynastien behandelt wird. So dürftig und oberflächlich von auswärtigen Völkern (etwa mit Ausnahme der Perser) berichtet wird, so ausführlich wird von den Arabern, insbesondere aber von der den Annalisten nächsten Zeit gesprochen. Die Sprache ist meist einfach und schmucklos, bei vielen selbst vernachlässigt; bei den wenigen, deren Sprache poetische und gereimte Prosa ist, erscheint sie unserem Geschmack schwülstig und bombastisch. Trotz dieser Beschaffenheit der arab. Geschichtschreibung, die bis in die neuere Zeit reicht, ist ihr Inhalt wichtig und für manche Partien unsere einzige Quelle. Die ersten umfassenden Geschichtschreiber sind Perser, die sich der arab. Sprache bedienten; unter ihnen vor allen Tabari (gest. 923), dessen großes Werk zum größten Theil verloren scheint (einige Bände mit latein. Uebersetzung herausgeg. von Kosegarten, Greifswald 1831—53, 3 Bde.; der pers. Auszug mit franz. Uebersetzung von Zotenberg, Par. 1867 ff.). Ihn hat vorzugsweise der arab. Christ Elmacin (gest. 1273) für die ältern Partien seiner Universalgeschichte benutzt (herausgeg. von Erpenius, Leyd. 1625 ff.). Allgemeinere Geschichtswerke schrieben ferner: Der Christ Ibn el Batrik oder Eutychius (gest. 939; seine »Geschichte des Patriarchats von Alexandria« herausgeg. von Pococke, Oxf. 1658–59); der ausgezeichnete Masudi (gest. 957) mit seinen »Goldnen Wiesen« (arab. und franz. von Barbier de Meynard, Par. 1866—1869, 5 Bde.); Hamzah von Ispahan (herausgeg. mit lat. Uebersetzung von Gottwaldt, Leipz. 1844—1848, 2 Bde); Ibn al Dschausi (gest. 1200); Ibn al Athiri (gest. 1232, herausgeg. von Tornberg, Leyd. 1851—72, 12 Bde. nebst Supplementen und Nachträgen); der Christ Abulfaradsch, ein geborner Syrer (gest. 1246, herausgeg. von Abbeloos u. Lamy, Par. 1873 ff., 3 Bde.; im Auszug von Pococke, Oxf. 1663); Abulfeda (gest. 1331; seine sehr wichtigen »Annalen« herausgeg. von Reiske und Adler, Kopenh. 1789—94, 5 Bde., und die dazu gehörige »Historia anteislamica« von Fleischer, Leipz. 1831); Dsahabí (gest. 1347) und der philosoph. Ibn Chaldún (gest. 1405), dessen »Prolegomena« (herausgeg. von de Slane, Par. 1863—65, 2 Bde.; von Quatremère, das. 1865 ff.) der erste Versuch einer Philosophie der Geschichte sind, so daß Hammer-Purgstall den Verfasser als den Montesquieu der Araber bezeichnet hat. Diese allgemeinen Geschichtswerke sind meistens Geschichten des Chalifats; einen Ueberblick derselben Zeit liefert Ibn el Tiktiká (früher als Fachreddin bezeichnet), um 1301 (herausgegeben von Ahlwardt, Gotha 1860). Die ältern Epochen behandeln die Eroberungsgeschichten, so die von Beládsori (gest. 892, herausgeg. von de Goeje, Leyd. 1867). Als Ausgangspunkt der mohammedan. Geschichte hat das Leben Mohammeds vielfache Darstellung gefunden, in einer bedeutenden Weise bereits durch Ibn Hischám (gest. 828; herausgeg. von Wüstenfeld, Gött. 1857—60, 4 Bde.; deutsch von Weil, Stuttg. 1864, 2 Bde.) und unter den hier weniger zuverlässigen spätern durch Al Diyarbekri (gest. 1558). Die specielle Geschichte Arabiens ward frühzeitig behandelt; in genealogischer Weise mit Rücksicht auf die Stämme von Hischám Ibn al Sáib (gest. 819); eingehender die Geschichte der heil. Städte, besonders Mekka's (vgl. Wüstenfeld, Chroniken der Stadt Mekka, Leipz. 1857—61, 4 Bde.), über welches Kotbeddin (gest. 1580), wie Samhudi (gest. 1505) über Medina, handelt. Unter den dem Islam unterworfenen Ländern haben eine bevorzugte Darstellung Syrien, Aegypten und Nordafrika gefunden; das erstere durch Abu Schámeh (gest. 1266) und Ibn al Schinah (gest. 1485), speciell Saladin durch Beháeddin Ibn Scheddád (um 1200; herausgeg. von Schultens, Leyd. 1733), wie die Städte Jerusalem durch Modschireddin (gest. 1521) und Damaskus durch Ibn Asákir (gest. 1175), neben denen Al Chatib (gest. 1070) mit seiner Geschichte von Bagdad genannt werden mag. Mit Aegypten in seiner mohammedanischen Zeit beschäftigten sich Abd ul Latif (um 1230; herausgeg. von White, Oxf. 1800), Makrizi (gest. 1441; »Geschichte der Mamlukken-Sultane«, übersetzt von Quatremère, Par. 1837—45; »Geschichte der Kopten«, von Wüstenfeld, Gött. 1845), Ibn Taghri Bardi (gest. 1469; herausgeg. von Juynboll, Leyd. 1855 ff.) und der Polyhistor Soyúti (gest. 1505); mit den Berbern der schon genannte Ibn Chaldún (herausgeg. und übersetzt von de Slane, Algier 1847 ff.); mit dem maurischen Spanien Makkari (gest. 1631; herausgeg. von Dozy u. a., Leyden 1855 ff., auszugsweise ins Englische übersetzt von Pascual de Gayangos, Lond. 1840—43, 2 Bde.). Außerordentlich reich ist die a. L. an Biographien, sowohl an einzelnen, darunter die des Timur von Ibn Arabschah (gest. 1450; herausgeg. von Golius, Leyd. 1636, und Manger, Leeuwarden 1767—72), wie auch an Sammelwerken. Diese letzteren sind theils allgemeiner Art, wie die von Ibn Challikán (gest. 1282; herausgeg. von Wüstenfeld, Gött. 1835—40, übersetzt von de Slane, Par. 1842—69) und Safadí (gest. 1362), theils beziehen sie sich auf besondere Berufsklassen. Unter diesen ragen hervor die Philosophenbiographien von Al Kifti (gest. 1248), mit dem Al Schahrastáni (gest. 1153; herausgeg. von Cureton, Lond. 1842—1846, übersetzt von Haarbrücker, Halle 1850—51) zu verbinden ist, und die Biographien von Aerzten und Naturforschern von Ibn Abi Usaibiah (gest. 1269).

Die **Geographie** haben die Araber ebenfalls fleißig bearbeitet und stehen in dieser Beziehung über allen Völkern des Mittelalters. Die Eroberungen der Chalifen, von denen schon die ersten Beschreibungen der eroberten Länder anfertigen ließen, erweckten in ihnen die Lust, fremde Gegenden kennen zu lernen, und seit den Abbassiden unternahmen viele Kaufleute Handelsreisen bis Indien, ins Innere von Afrika, ja bis nach China. Auch der Bekehrungseifer veranlaßte viele Reisen und außerdem mußten die als Religionspflichten vorgeschriebenen Pilgerfahrten bei der weiten Verbreitung des Islam auf Pilgerbücher und Itinerarien führen. Seit mit andern griechischen Wissenschaften auch die Mathematik den Arabern bekannt geworden war, verbanden sie die mathemat. Geographie mit der historischen, aber ohne darin über Ptolemäos hinauszugehen, nach welchem sie die Länge und Breite

der Oerter bestimmten. Meist sind die geograph. Werke der Araber ziemlich einförmig, erheben sich bisweilen jedoch zu Schilderungen der Natur des Landes und Volkes, der Sitten, Produkte ꝛc. Die den Handschriften beigegebenen Karten sind mangelhaft, aber in hohem Grade wichtig. Als der erste geopraph. Schriftsteller wird genannt Ibn Malek Chaulani (8. Jahrh.). Die älteste Reisebeschreibung ist von Muslim Horami, der 845 aus griechischer Gefangenschaft befreit wurde und Griechenland nebst den angrenzenden Ländern beschrieb. Ibn Wahab el Kureischi und Abu Zeid Hassan el Seirafi beschrieben ihre Reisen durch Indien und China, und ihre durch Renaudot bekannt gemachten Beschreibungen sind durch neuere Reisende bestätigt worden; Ibn Foßlan (gest. 921) verfaßte Reiseberichte (davon herausgeg. die ältesten Nachrichten von den Wolga-Bulgaren von Frähn, Petersb. 1832). Derartige Reiseberichte bringen in der Regel allerlei kulturgeschichtliches Material, und eben dadurch werden auch später wichtig die Aufzeichnungen von Al Birûni im 11. Jahrh. über Indien (vgl. Reinaud, Fragments arabes, Par. 1845), Ibn Dschobair im 12. Jahrh. über Spanien und Sicilien (herausgeg. von Wright, Leyd. 1852), besonders Ibn Batûta im 13. Jahrh., der bis China vordrang (herausgeg. von Defrémery und Sanguinetti, Par. 1853—59, 4 Bde.), ferner der sogen. Leo Africanus im 15. Jahrh., wichtig für Afrika (lat. von Florianus, Antw. 1556), und unter den neuern im Anfang des 18. Jahrh. Ibn al Nabulusi, der Palästina und Syrien bereiste. Aus solchen konkreten Beobachtungen mußten in Verbindung mit der griech. Astronomie bald geographische Lehrbücher entstehen. Die ersten Routenverzeichnisse (vgl. Sprenger, Die Post- und Reiserouten des Orients, Heft 1, Leipz. 1864) genügten nicht mehr, und so entstanden die umfassenderen Werke von Al Schazri um 900, Ibn Chordadbeh um 912, al Istachri um 915—920 (als »Liber climatum« facsimilirt von Möller, Gotha 1839; übersetzt von Mordtmann, Hamb. 1844), Ibn Haukal um 976, Mukáddasi um 985, Idrisi um 1152 (als »Geographus Nubiensis« in einem arab. Auszuge Par. 1619 gedruckt; vollständig in das Französische übersetzt von Jaubert, Par. 1836, 2 Bde.), Kazwini (gest. 1283; dessen Kosmographie Wüstenfeld, Gött. 1848, 2 Bde., herausgegeben und Ethé zu übersetzen begonnen hat, Thl. 1, Leipz. 1869), Abulfedá (gest. 1331; außer vielen einzeln gedruckten Stücken das Gesammtwerk herausgeg. von Reinaud und de Slane, Par. 1840, und von Schier, Dresd. 1842—46; eine gute Uebersetzung hatte Reinaud, Par. 1848, begonnen) und Omar Ibn al Wardi (gest. 1349, herausgeg. von Hylander, Lund 1824, u. von Tornberg, Upsala 1835), Chemseddin (»Kosmographie«, herausgeg. von Frähn und Mehren, Petersb. 1866). Abu Obeida el Bekri (gest. 1094) trug ein geograph. Wörterbuch zusammen; das erschöpfendste ist von Jakut (gest. 1229; vollständig herausgeg. von Wüstenfeld, Leipz. 1866—71; vorher ein Auszug unter dem Titel »Meráßid« durch Juynboll, Leyd. 1854 ff.); derselbe verfaßte auch ein Wörterbuch geographischer Homonymen (herausgeg. von Wüstenfeld, Gött. 1846). Geographische Notizen finden sich auch in den encyklopädischen und kosmographischen Werken des Nuweiri u. a.

Das Studium der Philosophie ging bei den Arabern theils von den natürlichen dogmatischen Zweifeln und den nie ganz getilgten Resten des Heidenthums (besonders des persischen), theils, und zwar am nachhaltigsten, von den Griechen aus, deren Werke zum Theil ganz, zum Theil stückweise unter den abbassidischen Chalifen, insbesondere unter Al Mamun, in die arab. Sprache übersetzt wurden. Sie hielten sich vornehmlich an die aristotel. und nebenher an die platon. Philosophie. Da sie insbesondere die neuplatonischen Erklärungsschriften zu Aristoteles benutzten, erscheint ihre Auffassung der aristotel. Lehre durch neuplatonische Zuthaten modificirt, und einige arab. Philosophen können geradezu als Neuplatoniker bezeichnet werden. Eine unklare Mischung von pantheistischen Philosophemen und einer durch Dogmen nicht befriedigten Religiosität zeigt der vorzugsweise im Perserthum wurzelnde Sufismus (s. d.), begründet durch Abu Seid Abul Chair im 2. Jahrh. der Hedschra oder noch früher, welcher noch in Persien und Indien verbreitet ist. Vgl. Tholuck, Blütensammlung aus der morgenländ. Mystik (Berl. 1825), und Palmer, Oriental mysticisme, a treatise on the sufistic theology (Cambridge 1867). Zu einer wahrhaft philosoph. Forschung erhoben sich zwar die Araber nicht, aber sie haben das große Verdienst, der Philosophie eine Freistätte geboten zu haben, wozu sie um so geschickter waren, je mehr sie sich aller willkürlichen Behandlung derselben enthielten, und vor allem bei ihrer schematisirenden Neigung die Logik als eine einheitliche Wissenschaft dargestellt zu haben. Durch die Autorität des Korans wurde die Stellung der arab. Philosophen zum Islam eine ähnliche, wie die der Philosophie zum Christenthum, und es bildete sich neben einer von der Religion ziemlich unabhängigen Verehrung und Kommentirung der großen griech. Philosophen eine arab. Scholastik. Wie die Scholastiker, theilten sich auch die arab. Philosophen in zwei Hauptsekten, von welchen die eine sich mehr an Aristoteles, die andere mehr an Platon anschloß. Die zu der erstern, zahlreichern Klasse gehörenden suchten durch eine dialektische Methode zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen und hießen Mubahithun (s. v. w. Disputirende) oder Mutakallimun (Redende, Dialektiker, Peripatetiker); zu ihnen gehören die mehr orthodoxen Aschariten und die mehr rationalistischen Mutaziliten; sie bildeten die orthodoxe Partei und neigten sich zu den Lehren des Korans. Die zweite Klasse sind die Ischrakijun (Illuminaten, Idealisten), die vorzüglich auf die möglichste Vervollkommnung und Erhebung der menschlichen Seele, ihre Reinigung und Läuterung hinarbeiteten, wobei sie mehr das Gefühl und Gemüth in Anspruch nahmen und weniger orthodox waren. Zu ihnen gehörte auch die sich durch strenge Askese auszeichnende Sekte der Sufi. Diese Hauptklassen der arab. Philosophen spalteten sich in eine Menge (nach einigen 76) Sekten; vgl. das oben angeführte Werk von Schahrastáni. Die berühmtesten arab. Philosophen sind: Al Kindi (auch Alcindus genannt, in der 1. Hälfte des 9. Jahrh.) aus Basra, von seinen Landsleuten vorzugsweise »der Philosoph« genannt, kommentirte die Werke des Aristoteles (lateinisch als Anfang zu Sylvius' Ausgabe des Joh. Mesve, Vened. 1562; vgl. über ihn Flügel, Leipz. 1857); Abu Nasr Mohammed al Farabi (gewöhnlich Alfarabius, lehrte zu Bagdad 950), unter dessen Schriften eine Encyklopädie bei den Scholastikern in höchstem Ansehen stand (vgl. A. Schmölders, Documenta philosophiae Arabum, Bonn 1836, und Steinschneider, Al Farabi, Petersb. 1869). Das 10. Jahrh. war überhaupt ein philosophisch bewegtes;

ihm gehören die sogen. »Lauteren Brüder« in Basra an, ein halb philosophischer, halb maurerischer Orden, der eine Art Encyklopädie aller Wissenschaften zusammenstellte (vgl. die Arbeiten von Dieterici: Der Streit zwischen Mensch und Thier, Berl. 1858; Die Naturanschauung und Naturphilosophie der Araber im 10. Jahrh., das. 1861; Die Logik und Psychologie ꝛc., das. 1864; Die Propädeutik ꝛc., das. 1865; Die Lehre von der Weltseele ꝛc., das. 1873; und desselben übrige Uebersetzungen aus den Schriften der »Lauteren Brüder«). Die philosoph. Bewegung dauerte fort; im folgenden Jahrhundert wirkten Abu Ali Alhosain Ibn Sina (Avicenna, gest. 1036 zu Ispahan; seine ausgewählten Werke erschienen Vened. 1595); Abu Hamid Mohammed Ibn Mohammed Ibn Achmed al Gazzali (Algazel, gest. 1111) zu Bagdad, als Philosoph ein Skeptiker, als Theolog orthodox (vgl. Gosche, Berl. 1858); Abu Bekr Mohammed Ibn Badscha (Avenpace, gest. 1138), Verfasser verschiedener kleineren, aber bedeutenden Abhandlungen; Abu Bekr Mohammed Ibn Tophail (gest. 1190 zu Sevilla), Neuplatoniker (»Philosophus autodidactus«, lat. von E. Pococke, Orf. 1761; deutsch von J. G. Eichhorn, »Der Naturmensch«, Berl. 1783, in welchem psychologischen Roman die stufenweise Entwickelung des Menschen dargelegt wird); ihm steht in den Grundprincipien nahe sein Zeitgenosse Schihab Eddin al Suhrawerdi (gest. 1191); Abul Walid Mohammed Ibn Achmed Ibn Mohammed Ibn Roschd (Averroes), vorzugsweise »der Kommentator« genannt (gest. 1198), dessen Kommentar über den Aristoteles in mehreren Ausgaben dieses Autors in lateinischer Uebersetzung abgedruckt ist (vgl. über ihn Renan, Averroès, 2. Ausg., Par. 1861); Schemseddin von Samarkand (gest. um 1205), Verfasser eines geschätzten logischen Kompendiums (herausgeg. von Sprenger, Kalkutta 1855); Nassireddin von Tus (gest. 1273), dessen Werk »Tedschridol kelam« (»Entblößung des Wortes«, d. i. die metaphysische Abstraktion) von den Arabern häufig kommentirt wurde; Adhadeddin al Idschi (gest. 1355) schrieb »Kitâb ol Mawâkif«, »Buch der Nationen« (zum Theil mit arab. Kommentar herausgeg. von Sörensen, Leipz. 1848); Mas'ud el Teftasâni (gest. 1390), Verfasser eines Kompendiums der Logik und Metaphysik, und aus der letzten Zeit Dschelaleddin al Dewâni (gest. 1501), der auch mancherlei Philosophisches kommentirte. Wichtig zum Verständnis des philosoph. Sprachgebrauchs der Araber sind die speciellen Originalwörterbücher, wie das von Dschordschâni (gest. 1413) »Tarifat« (herausgeg. von Flügel, Leipz. 1845). Ein umfassendes Werk derart hat Sprenger mit zwei mohammedan. Gelehrten begonnen (»Dictionary of technical terms«, Kalkutta 1854, 2 Bde.). Einen sehr bedeutenden Einfluß hat die arab. Philosophie besonders in Spanien auf die Juden geübt und durch diese wieder auf die Scholastik: so ist der tiefsinnige Avicebron der jüd. Dichter Ibn Gebirol; Mose ben Maimun oder Maimonides (s. d.) wirkt mehr in die Breite. Vgl. Schmölders, Sur les écoles philosophiques chez les Arabes, etc. (Par. 1842); Ritter, Ueber unsere Kenntnis der arab. Philosophie (Gött. 1844); Munk, Mélanges de philosophie juive et arabe (Par. 1859).

Die Araber rechnen zu den philosoph. Wissenschaften auch die mathematischen. In diesen waren sie ebenfalls die Schüler der Griechen, jedoch haben sie das Empfangene mit neuen Entdeckungen vielfach bereichert. Besonders häufig kommentirt wurde der von ihnen als großer Mathematiker geschätzte Euklides. In der Arithmetik führten sie aus Indien den Gebrauch der (jetzt sogen. arabischen) Ziffern ein, welche dann auf zwei Wegen, einem nördlichen und einem südlichen (ägyptisch-berberischen), zu den Europäern gelangt sind. Die Algebra (im Arabischen: al gebr walmukâbalah, »Verbindung und Vergleichung«) ist von den Arabern zu den Abendländern gekommen; sie sind aber nicht Erfinder dieser Wissenschaft. Der erste ins Arabische übersetzte Schriftsteller in diesem Fache war Diophantus, der erste Lehrer der Algebra bei den Arabern selbst Abu Dschafar Mohammed Ibn Musa (gest. 820; sein Lehrbuch herausgeg. und übersetzt von Rosen, Lond. 1831). Nach ihm wurde sie von Thabit Ben Korrah (im 9. Jahrh.), Omar Ben Ibrahim al Chajjâmi (gest. 1123; »L'Algèbre d'Omar Alkhajjami«, herausgegeb. von Woepcke, Par. 1851), Ibn al Haim (gest. 1412) und andern Gelehrten, von einigen sogar in Versen vorgetragen. In der Geometrie hielten sich die Araber ebenfalls an die Griechen, die sie in Uebersetzungen lasen. Wir besitzen noch einen vollständigen arabischen Euklides, nicht nach einer der früheren, wie es scheint nur fragmentarischen Uebersetzungen, sondern nach der spätern des Persers Nassireddin aus Tus (gest. 1273; 13 Bücher, arab., Rom 1594 und Lond. 1657, 6 Bücher, Kalkutta 1824); ja von dem 5., 6. und 7. Buch des Apollonios Pergäos von den Kegelschnitten, die griechisch verloren sind, hat man verschiedene arab. Uebersetzungen gefunden, aus denen man das griech. Original zu ersetzen gesucht hat (vgl. Woepcke, Essai d'une restitution etc., Par. 1856). In der Trigonometrie bauten die Araber eifrig fort auf dem Grunde, den Menelaos und Ptolemäos gelegt hatten; sie führten darin (wie schon Al Bettâni 912 gethan haben soll) den Gebrauch der Sinus statt der Chorden ein und vereinfachten die weitläufigen trigonometr. Operationen der Griechen. Abulkasim Ali Ibn Afla (gest. 1140) schrieb einen Kommentar über die Trigonometrie des Ptolemäos. Ueberhaupt eröffneten die Araber der Wissenschaft die Bahn, welche sie in neueren Zeiten eingeschlagen hat. Ueber ebene und sphärische Figuren schrieb Abu Dschafar Mohammed Ibn Musa; über Geodäsie Mohammed el Bagdadi (herausgeg. Pesaro 1570). Andere Mathematiker sind: Ibn Sinân (gest. 946, schrieb über Kegelschnitte); Mohammed Bohaeddin Ben al Hossain al Amili (Arithmetik und Geometrie, arabisch und persisch, Kalkutta 1812; »Essenz der Rechenkunst«, arab. und deutsch von Nesselmann, Berl. 1843); Hassan Ibn al Haithem (gest. 1038), den man den »Euklid der Araber« nannte und der besonders über Kegelschnitte schrieb, u. a. Jetzt werden europäische Werke bearbeitet wie Legendre's Geometrie (arab., Bulak 1840) ꝛc. Eifrig wurde auch die Optik getrieben, freilich mit Einmischung vieler physikalischen Irrthümer, da man noch nicht zu experimentiren verstand; doch benutzten die Europäer arab. Werke noch im 16. Jahrh. (so den »Alhazenus Mazanus Arabs«, lat., Basel 1572). Für die Geschichte der reinen und angewandten Mathematik haben in neuerer Zeit der röm. Fürst Buoncompagni und F. Woepcke in verschiedenen Untersuchungen außerordentliches geleistet.

Unter allen mathemat. Wissenschaften blühte bei den Arabern am meisten die Astronomie. Schon

bei den ältesten arab. Nomaden fanden Beobachtungen des gestirnten Himmels statt, und viele arab. Stämme verehrten Gestirne als Götter (Sabäer). Sehr viele arab. Benennungen der Gestirne rühren aus jener Zeit her. Zugleich suchte man aus den Gestirnen die Zukunft zu erforschen, und Mohammed, der den Gestirndienst auszurotten suchte, vermochte den Hang zur Astrologie bei den Arabern nicht zu tilgen. Unter den Abbassiden wurde das alte Chaldäa zum zweitenmal der Hauptsitz der astronom. Wissenschaften, welche große Gunst an dem Hofe der Chalifen genossen. Griechische astronom. Werke wurden übersetzt, darunter manche für uns verloren gegangene, z. B. die »Sphärika« des Menelaos u. a. Vor allem aber schöpften die Araber ihre wissenschaftlichen Kenntnisse der Astronomie aus Ptolemäos' bekanntem Buche, das sie nach dem griech. megistos (»das größte«) mit arab. Artikel den Almagest (s. d.) nannten. Im 4. Jahr der Regierung Al Mamuns (812) sollen El Hazin und der Nestorianer Sergios eine arab. Uebersetzung davon gefertigt haben, die später von Isaak Ben Honain und Thabet Ben Korrah (827) verbessert worden ist. Nach Ptolemäos nahmen die Araber auch griechische Sternnamen auf; doch vertauschten sie die für sie bedeutungslosen mytholog. Benennungen mit andern. Mit des Chalifen Al Mamun berühmter Ausmessung der Erde, dessen Berichtigung der Ekliptik und der auf sein Geheiß geschehenen Anfertigung neuerer astronom. Tafeln (Zibsch), die nach ihm die »mamunischen« genannt werden, fängt die eigentliche Kultur der Astronomie unter den Arabern an, und sie schreitet fort bis zur Zeit des Astronomen Arzachel, der zwei Jahrhunderte später lebte. Einer der berühmtesten Astronomen aus der Regierungsperiode Al Mamuns war Alfergani, der den Almagest in einen faßlichen Auszug brachte (um 830; seine »Elementa astronomica«, arab. und lat. von Golius, Amsterd. 1669). Die größten Astronomen der Araber blühten im 9. und 10. Jahrh.; im erstern Abu Maschar (gest. 885, lat. gewöhnlich Abumasar oder Albumasar, auch Albumazar, Alburar; lat. mehrfach seit 1489); im 10. Jahrh. Al Bettâni, verderbt: Albategnius, »De scientiis stellarum«, lat., Bolog. 1645), und Ibn Junis (»Le livre de la grande table Hakémite«, arab. und franz. von Caussin, Par. 1804). Jener, seiner Religion nach kein Mohammedaner, sondern Sabier, machte sich unsterblich durch die Entdeckung der Beweglichkeit des Apogäums der Sonne, der größten Entdeckung, welche wir den Arabern verdanken. Ibn Junis war Hofastronom Hakems, des 6. fatimid. Regenten in Aegypten, und verfaßte nach den von ihm in Kairo angestellten Beobachtungen die Hakemidischen und Fatimidischen Tafeln. Auch die Buidischen Sultane in Bagdad waren große Beförderer der Astronomie; so besonders Abad el Daula, an dessen Hofe Abd ur Rahmân Sufi lebte, der für ihn eine Anleitung zur Kenntnis des gestirnten Himmels schrieb, und Scheref ed Daula, der in seinem Schloßgarten eine großartige Sternwarte errichten ließ. Unter dem mongolischen Chan Hulaku verfertigte Nassirebdin (gest. 1273) die im Orient in großem Ansehen stehenden Chanischen oder Ilchanischen Tafeln, nach Beobachtungen, die er auf einem Hügel bei Maragha in Aserbeidschan anstellte (vgl. Jourdain, Mémoire sur l'observatoire de Méragha, Par. 1810). Der Bildner der auf dem mathemat. Salon zu Dresden befindlichen arab. Himmelskugel war der zu jenen Astronomen gehörige Mohammed Ibn Muwajed el Ardi (vgl. Schier, Globus coelestis arabicus, Leipz. 1865). Auch der mongolische Fürst Ulug Beg, der Enkel des berühmten Tamerlan, hat unter den Astronomen des Morgenlandes bleibenden Ruf. Obgleich die arabischen Astronomen in der Theorie meist bei Ptolemäos stehen geblieben sind, so sind doch ihre Beobachtungen höchst wichtig. Sie sind auch die Entdecker der Magnetnadel. Ueber die astronom. Instrumente der Araber (darunter auch die in europäischen Sammlungen vorkommenden Astrolabien) schrieb im 13. Jahrh. Abul Hassan Ali (übersetzt von Sedillot, Par. 1834—35, 2 Bde.). Dieser letztere führt als Verfasser von Werken über Astrologie (lat. seit 1485 öfter gedruckt) zu dieser über, in deren Dienst bei vielen arab. Astronomen die eigentliche Wissenschaft stand und die sich dann mit kabbalistischer und magischer Weisheit vermischte, die man zum Theil aus untergeschobenen Schriften des Hermes Trismegistos und Zoroasters schöpfte; sie hat durch jüd. und lat. Uebersetzungen einen bedeutenden Einfluß auf das Mittelalter und selbst noch auf das 16. Jahrh. ausgeübt.

Von der Philosophie trennen die Araber auch die physikalischen Wissenschaften nicht, zu denen in ihrem wissenschaftlichen System auch die Medicin gerechnet zu werden pflegt. Aus der athen. Schule wendeten sich unter Kaiser Justinian viele vertriebene Philosophen und Aerzte nach Persien und Syrien, von wo aus ihre Wissenschaft später auf Arabien wirkte. Nach der Eroberung Aegyptens (640) wurden die Schriften griechischer Aerzte ins Arabische übersetzt. Im Jahr 772 wurde die Akademie zu Bagdad errichtet, mit der mehrere Krankenhäuser verbunden waren. Von nun an kam die medicin. Wissenschaft in Arabien und in den von den Arabern in Besitz genommenen Ländern in immer weiteren Kreisen in Aufnahme; es wurden Anstalten für Medicin auch zu Ispahan, Firuzabad, Bochara, Kufa, Bassora, Damaskus, Alexandria und Cordova errichtet, und bei dem eifrigen Studium, das man diesem Zweige der Wissenschaft widmete, konnte es an bedeutenden Fortschritten nicht fehlen. Von den besonderen Zweigen der Medicin konnte die Anatomie die wenigsten Fortschritte machen, weil die Religion Leichenzergliederungen streng verbot. Ihre Kenntnis von dem innern Bau des Körpers schöpften die Araber einzig aus Galen. Desto mehr leisteten sie in der Chemie, die wenigstens mit vielen Entdeckungen durch sie bereichert worden ist. Fast alle arab. Aerzte wissen das Quecksilber aufzulösen, in Salzgestalt zu verwandeln und Salben daraus zu bereiten. Sie kennen die Ameisensäure und die Reinigung des Borax, wenden Spießglanzmittel an und wissen aus den Pflanzen die wirksamen Stoffe auszuziehen. Den Weingeist bereiteten sie zuerst aus Zucker und Reis. Die Bereitung der Sirupe, der Elixire, der Naphthen und des Alkohols haben wir von ihnen gelernt. Auch die Botanik, die sie ursprünglich aus Dioskorides kennen lernten, haben sie bedeutend bereichert. In der Therapie folgten sie Galen. Doch kann man ihnen nicht alles Verdienst um Erweiterung dieser Wissenschaft absprechen, wozu sie die Natur gleichsam zwang, indem sich neue Krankheitsformen entwickelten, von denen Galen und die Alten nichts gewußt hatten. Dazu gehören die Pocken, der Aussatz, die Masern, die Rötheln, der Friesel, die englische Krankheit etc. Die Chirurgie blieb theils wegen Mangels anato-

mischer Kenntnisse, theils aus falscher Schamhaftigkeit, hauptsächlich aber aus Operationsscheu vernachlässigt und gewann erst später in Spanien einige Ausbildung. Dasselbe gilt von der Geburtshülfe. Der älteste uns bekannte medicin. Schriftsteller der Araber ist Aharun, ein Priester aus Alexandria (7. Jahrh.). Abu Musa Dschabir es Sofi (um 720) aus Mesopotamien schrieb über Alchemie und Pharmacie und verband zuerst Chemie und Pharmacie; Sabur Ibn Sahel (gest. 870), Direktor des Krankenhauses in Dschondisabur, stellte das erste Dispensatorium auf, welches später allen christlichen Aerzten unter saracenischer Herrschaft zur Norm diente. Berühmte Aerzte aus dem 9. Jahrh. sind: Mesue, der Aeltere (gest. 857, eigentlich Ibn Masewaih), Honain Ibn Isaak (gest. 870); aus dem 10. Jahrh.: der räthselhafte Ibn Wahschijjah (um 904), Al Rasi (Rasis, Rhases, gest. 923), Ibn Sina (Avicenna, gest. 1036), der einflußreichste von allen; Ali Ibn Abbas el Madschusi (der »Magier«, gest. 994); aus dem 11. Jahrh.: Ibn Butlan (gest. 1052), Ibn Rodhwan (gest. 1061 oder 1068), Serapion (um 1090), Abul Kasim (Albucasis) el Zahráwi (gest. 1106); aus dem 12. Jahrh.: der schon als Philosoph genannte Ibn Badscha (Avempace, gest. 1138), Abu Merwan Ibn Zohr (Abimerun Avenzoar, gest. 1162) aus einer Medicinerfamilie in Andalusien, der originellste Selbstdenker unter den arab. Aerzten, und Ibn Roschd (Averroes, gest. 1198, ebenfalls oben als Philosoph genannt), Verfasser eines dialekt. Systems der ganzen Medicin. In den Naturwissenschaften zeichnen sich aus: als Botaniker Ibn el Beithar (gest. 1248), als Chemiker der oben genannte Abu Musa Dschabir (oder Geber), der größte aller arab. Chemiker, und als Zoolog Damiri (gest. 1405), Verfasser eines zoolog. Wörterbuchs. Die Zoologie ist außerdem in den kosmograph. Werken abgehandelt, und auch des Aristoteles Thiergeschichte ward auf arab. Boden verpflanzt. Um die aristotel. Principien mit der Verhängnislehre des Korans leichter vereinigen zu können, bearbeitete man die Physik metaphysisch. Vgl. Wüstenfeld, Geschichte der arab. Aerzte und Naturforscher (Gött. 1840), und E. Meyer, Geschichte der Botanik, Bd. 3 (Königsb. 1856).

Einen bedeutenden Theil des öffentlichen Unterrichts auf den Akademien der Araber machte die Theologie aus, die mit der Jurisprudenz in der innigsten Verbindung stand, indem beide gemeinschaftlich auf dem Koran beruhen und die Gesetzgebung einen religiösen Charakter hat. Erst unter den Omajjaden fing man an, über den Inhalt des Korans nachzudenken, und als unter den Abbassiden die aristotel. Philosophie eingeführt wurde, entstanden durch die Anwendung derselben auf die Religion eine Menge Sekten, von denen 4 im 8. Jahrh. entstandene für rechtgläubig und 72 für ketzerisch galten. Die vier orthodoxen Sekten (Sunniten, weil sie der wahrhaften Ueberlieferung Mohammeds folgen) bilden die bei weitem größte Masse der Mohammedaner, und es gehören zu ihnen die Bewohner Afrika's, Aegyptens, Syriens, der Türkei, Arabiens und der Tatarei. Es sind die Hanefiten (gestiftet von dem Imam Abu Hanifa Ibn Thabit, gest. 768 n. Chr.), Rationalisten, welche zwar die Tradition (Sunna) nicht verwerfen, aber ihr Vernunftgründe vorziehen; die Schafiiten (gestiftet von dem Imam Mohammed Ibn Edris al Schafi, gest. 819), welche den Hanefiten direkt entgegenstehen, indem sie den Gebrauch der Vernunft und der Philosophie ganz verwerfen; die Malikiten (gestiftet von dem Imam Malik Ben Anas, gest. 795) und die Hanbaliten (gestiftet von dem Imam Achmed Ben Hanbal, gest. 855). Die beiden letztern Sekten lassen den Gebrauch der Vernunft und Philosophie nur dann zu, wenn die Tradition über einen Gegenstand des Glaubens und des Rechts gänzlich schweigt. Alle 4 Sekten erkannten bei ihren Entscheidungen folgende Stufenfolge an. Obenan steht der Koran, dann folgt die Sunna oder Tradition, hierauf die Sammlungen der als bewährt erkannten Entscheidungen der Imame und endlich die Analogie. Sechs Ueberlieferungssammler sind gleich in den ersten Jahrhunderten der Hedschra vor andern als kanonisch anerkannt worden. Der berühmteste und zuverlässigste darunter ist El Bochari (gest. 870); seine Sammlung, die nach dem Koran für das wichtigste Buch gehalten wird, führt den Titel »El dschami essachich« (»Der wahrhafte Sammler«) und enthält 7275 Ueberlieferungen, worin aber viele Wiederholungen vorkommen (herausgeg. von L. Krehl, Lpz. 1863—64, 2 Bde.). Die 5 übrigen anerkannten Sammler sind: Malik, Abu Abdallah Mohammed Ibn Dawud, Ibn Madsche, Nasai, Muslim. Einige rechnen zu ihnen Tirmidhi (gest. 892) und den späteren Sojuti (gest. 1505). Husein Ibn Mesud (gest. 1122) sammelte 4119 Ueberlieferungen unter dem Titel »Messabih« (Lampen), zu welchem Wali Eddin den berühmten Kommentar »Mischkat ol Messabih« in 24 Büchern schrieb (englisch von Matthews, Kalkutta 1809, 2 Bde.). Unter den theologisch-juridischen Disciplinen steht die Exegetik des Korans obenan, woran sich zahlreiche Erklärungen der Sunna, sowie dogmat. Lehrbücher schließen, in welchen auf scholast. Weise die positiven Lehren gewöhnlich mit Vernunftgründen vertheidigt werden. Die berühmtesten Exegeten sind der schismatische Zemakschari (1074—1143; herausgeg. von Lees, Kalkutta 1856), der orthodoxe Beidhawi (gest. 1292; herausgeg. von Fleischer, Leipz. 1844—48, 7 Thle.) und der ausführliche mystische Ibn al Arabi (gest. 1148). Ueber Dogmatik schrieben Al Ghazzali, Omar al Nasafi (gest. 1142), nach dessen Dogmatik noch heute die Ulema's in allen hohen und niedern Schulen vortragen; Amidi (gest. 1233), Nassireddin (gest. 1273), Beidhawi, Abdallah al Nasafi (gest. 1310; »Pillar of the creed of the Simnites« von Cureton herausgeg., Lond. 1853), Adhadeddin el Idschi (gest. 1355) und Al Sanúsi (gest. 1490; »Begriffsentwickelung des mohammedan. Glaubensbekenntnisses«, arab. und deutsch von Wolff, Leipz. 1848). Fast alle diese schrieben auch über Liturgik und Moral. Nicht in der theoret. Theologie, sondern nur in praktischer Hinsicht unterscheidet sich die mystisch-asketische Sekte der Sufi's oder Enthaltsamen, deren erster Abul Hassan es Sofi ist, und deren Mystik sich unter anderem dadurch auszeichnet, daß sie die Liebe Gottes unter Bildern darstellen, die von sinnlicher Liebe hergenommen sind. Ihre Schriften sind theils prosaisch, theils in Versen abgefaßt, wie denn große Dichter unter ihnen waren, z. B. Abulola und Ibn Faredh, unter den Persern Hafis und Dschami.

Die juridische Literatur ist in ihren Anfängen mit der prakt. Theologie und der Traditionswissenschaft identisch und entwickelt sich auch späterhin nach den Grundprincipien der vier Sekten. Sie theilt sich hauptsächlich in zwei Gruppen, die Grund-

lagen (Uṣûl) und die abgeleiteten Sätze (Furû). Besondern Ruhm haben erlangt: unter den Malikiten Chalîl (gest. 1366; »Précis de jurisprudence musulmane«, übersetzt von Perron, Par. 1848—54, 6 Bde.); unter den Hanefiten Borhan Eddin Ali al Marghinâni (gest. 1197) mit seiner »Hidájeh« (Wegeleitung, Kalkutta 1818, 2 Bde.; englisch von Hamilton, Lond. 1791, 4 Bde.), mit den wichtigen Kommentaren »Kifájeh« (Kalkutta 1831 und 1837) und »Jnájeh« (das. 1831 und 1837), und Ibrahim von Aleppo (gest. 1549) mit seinem »Multata l abchur« (»Zusammenfluß der Meere«, übersetzt in Mourabgea d'Ohssons »Tableau général de l'empire ottoman«, Par. 1787, 2 Bde.); unter den Schafiiten Abu Schodscha am Ende des 5. Jahrh. (»Précis de jurisprudence musulmane«, übersetzt von Keijzer, Leyd. 1859 mit dem Original) und Abu Jshak al Schirazi (gest. 1083; übersetzt von Keijzer als »Handboek vor het Mohammedaansch regt«, Leyd. 1853). Wichtig sind für die prakt. Jurisprudenz die Aussprüche oder Fetwa's (arab. Plural Fetáwa), welche deshalb früher schon handschriftlich gesammelt, später besonders in Konstantinopel und Indien gedruckt erschienen sind, so die »Fetáwa Alemgirice« (Kalkutta 1829), die »Fetáwa Ali Efendi« (Konstant. 1830) u. a. Ueber das Rechtswesen des Jslam vgl. außer dem angeführten Werke Mourabgea d'Ohssons besonders Tornauw, Das moslemische Recht (Leipz. 1855). Ueber Philologie bei den Arabern s. Arabische Sprache.

Ueber a. L. im allgemeinen ist vor allen zu vergleichen das große bibliograph. Lexikon Hadschi Chalfa's (herausgeg. von Flügel, Leipz. 1835 ff.); d'Herbelots danach gearbeitete »Bibliothèque orientale« (Par. 1696, am besten Haag 1777, 4 Bde.; deutsch von Schulze, Halle 1785—90, 4 Bde.) und die Verzeichnisse der arab. Handschriften, welche sich in großen Massen zu Berlin, im Escurial, in Florenz, Gotha, Kopenhagen, Leipzig, Leyden, London, Lund, Orford, Paris, Rom, St. Petersburg, Upsala, Wien finden. Hammer-Purgstalls »Geschichte der arab. Literatur« (Wien 1850—56, 7 Bde., bis 1258 reichend) ist ganz unzuverlässig; den besten Ueberblick über die Hauptmomente ihrer innern Entwickelung gibt Renan in seiner »Histoire des langues sémitiques«, Bd. 1 (4. Aufl., Par. 1864). Das bisher Gedruckte wird aufgezählt in Zenkers »Bibliotheca orientalis« (Leipz. 1846—61, 2 Bde.), Trübners »American and oriental literary record« (Lond. 1865 ff.) und de Sacy's »Bibliothèque« (Par. 1842—47, 3 Bde.).

Arabischer Meerbusen, s. v. w. Rothes Meer.

Arabisches Gummi, s. v. w. Gummi arabicum.

Arabisches Meer (Jndoarabisches Meer, im Alterthum Erythräisches Meer genannt), der nordwestl. Theil des Jndischen Oceans, der von den Küsten Vorderindiens, Beludschistans, Persiens, Arabiens und Ostafrika's begrenzt wird. Gegen W. nimmt es den Namen »Meerbusen von Aden« an und endigt mit der Straße Bab el Mandeb, welche in das Rothe Meer (Arabischer Meerbusen) führt, während es im N. Meer von Omân genannt wird und durch die Straße von Ormus mit dem Persischen Meerbusen in Verbindung steht. Die Küsten im W. und N. sind öde, und nur Aden und Maskat Hafenstädte von Bedeutung. Jn neuster Zeit, besonders seit Eröffnung des Kanals von Suez, hat die Schifffahrt auf dem Arabischen Meer bedeutenden Aufschwung genommen.

Arabisches Pferd und **arabische Pferdezucht,** s. Pferd.

Arabische Sprache, mit dem Aethiopischen der Südzweig des Semitischen, eine der reichsten, gebildetsten, durch Verbreitung und Literatur merkwürdigsten Sprachen. Obgleich ihre Scheidung von der semitischen Ursprache alt sein mag, reicht unsere Kunde von ihr doch kaum über Mohammed hinaus; es darf angenommen werden, daß die Nordaraber erst kurz zuvor schreiben lernten. Vor Mohammed gab es zwei Hauptdialekte: den himjaritischen in Jemen, das heutige Aethiopische, dem Hebräischen und Aramäischen näher stehend als das heutige Arabische (vgl. Himjaritisch), und den koreischitischen im nordwestl. Arabien, besonders in Mekka (das reine, im Koran das »deutliche« Arabische), welches, schon vor Mohammed durch Poesie gebildet, durch den Koran das herrschende wurde und sich mit ihm weit über die Grenzen Arabiens ausbreitete. Das Koreischitische ward ausschließlich Schriftdialekt und herrschende Sprache Südwestasiens, Ost- und Nordafrika's bis zu den Kaffern und für eine Zeitlang sogar Spaniens, Malta's, Siciliens. Noch erstreckt es sich als gelehrte und Religionssprache mit dem Jslam über persisch, tatarisch und indisch redende Länder. Die Sprache des Korans, als Muster gepriesen, schließt das goldene Zeitalter der arabischen Sprache; die folgende Periode der Kriege mußte ungünstig auf die Sprachentwickelung einwirken. Als man unter den Abbasiden zur Kultur der Sprache und der Wissenschaften zurückkehrte, trat das silberne Zeitalter ein; es bildete sich die Prosa für Geschichte und Wissenschaft an Stelle der frühern Poesie, deren Sprache jetzt erklärt und gegen weitere Verderbnis geschützt wurde. Die Büchersprache der Poesie, des Korans, unterschied sich durch gedehnte Formen und am Ende überhängende Vokale, namentlich hinsichtlich der gemeinhin nicht beobachteten Kasus mit der sogen. Nunation, wie man die Anhänge on, in, an zur Bezeichnung der Kasus nennt, z. B. melikon (ein König), melikin (Genitiv und Dativ), melikan (Akkusativ), wogegen im Dual und oft im Plural nur zwei Kasus stattfinden; vulgär nur noch melik (König). Jndeß ist zu unterscheiden zwischen der Vulgärsprache der Städte und der Vulgärsprache der Wüste (bedô); das Beduinische besonders hat viel altes Sprachgut aufbewahrt, und wie der Koran als Musterbild arabischer Prosa gilt, so gelten noch jetzt die Lieder der Beduinen als Musterbild arabischer Dichtersprache. Das Auffallende, daß die lebende a. S. seit Mohammed sich so wenig verändert hat, erklärt sich aus dem stabilen Charakter des Orients, aus der Abgeschlossenheit des Volks und der dem Koran gezollten Verehrung. Jmmer aber bleibt die a. S., besonders in ihrer Fülle und Biegsamkeit bei den ältern Dichtern, grammatisch wie lexikalisch eine der reichsten. Die 28 Buchstaben sind Konsonanten. Statt der hebräischen Folge wurden sie mit Einführung der Neschischrift nach ihrer Aehnlichkeit geordnet (nur in der maurischen Schrift nicht). Zur Bezeichnung aller Vokale sind nur drei Zeichen vorhanden, jedes für eine Klasse: Fath (a, ä), Kesr (e, i), Damm (o, u). Wie in allen semitischen Sprachen (mit Ausnahme des Aethiopischen), liest man von der Rechten zur Linken. Eine wissenschaftliche Behandlung erfuhr die Schrift von H. L. Fleischer. Bei zwei Silben ruht der Ton auf der vorletzten, bei mehreren auf der drittletzten Silbe,

die letzte im Vulgärdialekt nicht ausgesprochene mitgerechnet, sonst auf der natur- oder positionslangen Silbe. Nicht bloß im Pronomen und Verbum, auch im Nomen ist der Dual gebräuchlich. Für den Plural hat das Nomen Kollektivformen: theils wird zuweilen große und geringe Menge unterschieden, theils tritt Flexion wie im Hebräischen, theils Wandel des Inlauts ein, besonders im Vokal. Auch der Komparativ wird formirt. Statt der 5 Konjugationen im Hebräischen sind im Arabischen wenigstens 9 mit Passiven sehr gewöhnlich; alle zusammengerechnet gibt es deren 16, welche theils die Bedeutung verstärken, theils Faktitivum, Reciprokum und Desiderativum bilden. Präsens und Futurum fallen oft zusammen. Durch die Modifikationen des letztern werden viele feine Unterschiede ausgedrückt und der Konjunktiv und Optativ ersetzt. Jede Konjugation besitzt im Aktiv wie im Passiv Particip und Infinitiv. Eine Menge Bildungen hat das Substantiv, um Geschlecht, Ort, Werkzeug, Werkmeister, Verkleinerung ꝛc. zu bezeichnen. Die Satzbildung ist einfach, bündig und kräftig. In lexikalischer Hinsicht besteht der Reichthum der Sprache in meist zweisilbigen Stämmen und Derivaten, so daß, während im Hebräischen gegen 2000 Stämme auf etwa 6000 Wörter kommen, im Arabischen man 6000 Stämme und 60,000 Wörter zählt. Reich ist die Sprache an Benennungen für Gegenstände, die den Arabern nahe lagen; so zählen manche Grammatiker 1000 Namen für »Schwert«, 500 für »Löwe« auf. Wie in die früher unvermischte a. S. durch zahlreiche Uebersetzungen griechische Wörter, namentlich Ausdrücke aus Wissenschaft und Kunst, eindrangen, so gingen dergleichen, ursprünglich arabisch, auch in die europäischen Sprachen über, z. B. Algebra, Zenith, Azimuth, Nadir, Kali, Alkali, Gibraltar (»Berg des Tarik«), Guadalquivir (»großer Fluß«), Magazin (schon griech. gaza), Alkoven, Kattun, (schon ionisch kithon), Atlas u. a.

Durch die vielen Vokale tönt der Laut der arabischen Sprache voll, beim Vorlesen des Morgenländers gesangartig. Im abendländischen Organ wird er durch die vielen Kehl- und Zischlaute leicht rauh, weshalb man ihn mit dem Sausen eines Schwertes verglichen hat. Kürze, Kraft, Fülle und Ernst sind Hauptcharaktere derselben. Wissenschaftlich behandelten die Laute Brücke (1860), Lepsius (1861). Die Vulgärsprache findet man in ihrem Entstehen, aber ohne die auffallenderen Eigenthümlichkeiten, in den Erzählungen von »1001 Nacht«, in dem von Erpenius 1622 herausgegebenen maurischen Pentateuch und in den Gesprächen von Salomo Negri (vgl. Callenberg, Colloquia arab. idiom. vulgaris, Halle 1729 u. 1740) und Ant. Aryda (in Jahns »Arabischer Chrestomathie«, Wien 1802). Stärkere Abweichungen bietet, was jetzt Mauren und Marokkaner mit Spanisch vermischt reden (vgl. Bombay, Grammatica linguae mauro-arabicae, Wien 1800), wovon das Maltesische, das nur gesprochen wird, entartet ist (Gesenius, Versuch über die maltesische Sprache, Leipz. 1810; dazu Kosegarten in Höfers Zeitschrift, Bd. 2). Außerdem gibt es im Kreise der Arabischredenden Dialekte, welche theils durch Aussprache, theils durch Provinzialismen unterschieden sind: in Aegypten, Maskat und am Persischen Meerbusen, in Syrien (in Aleppo am sanftesten und reinsten) und bei den Türken. Als arabisch gilt auch das Melindanische (im N. von Niederäthiopien), das Mapulische (auf Malabar) und das Arabische von Felhan.

Die arab. Rhythmik hat zwar Parallelismus, aber nicht, wie das Hebräische, den des Gedankens im ersten und zweiten Versglied (Ps. 114, 4). Der Parallelismus ist hier ein rhythmischer, da der Gedanke fortschreitet; beide Halbzeilen haben in der Regel gleiches Metrum. Verschiedene Versarten (»Meere«) gibt es 16, deren jede nach der Länge oder Kürze der Verse (Beit) in Unterabtheilungen zerfällt. Der Koran hat zwar den Endreim, aber weder Metrum, noch Silbenzahl. Großen Werth legen die Araber auf die Paronomasie, jene Art des Reimes, wo die sich reimenden oder ähnlich klingenden Worte nebeneinander gestellt werden (z. B. »halla wa balla«, »schlecht und recht«). An Kunststücken in dieser Hinsicht reich ist ihre gereimte Prosa, z. B. in den »Makamen« des Hariri, die Fr. Rückert so trefflich nachgebildet hat. Diese Art des Reims liebt man besonders auch in Büchertiteln. Der erste metrische Schriftsteller ist Al Chalil Ibn Achmed el Ferahidi. In unserem Jahrhundert wurde die Metrik bearbeitet von Ewald (1825), Freytag (1830) und Flügel.

Groß ist der Nutzen der arab. Sprache. Nicht nur eröffnet sie Schätze einer reichen, noch große Ausbeute versprechenden Literatur, sondern ihre Kenntniß ist unentbehrlich, um in die Sprachen und Literaturen des Orients einzudringen. Fast ein Drittel des Persischen besteht aus arab. Wörtern, aus nicht viel weniger das Türkische. Hauptsächlich aber ist die a. S. ergiebig für semitische Sprachforschung; erst durch das Vergleichen ward eine gründlichere Behandlung des Hebräischen möglich. Zwar haben schon frühere Grammatiker, wie z. B. Aben Esra, Joseph Kimchi, die a. S. hier und da verglichen; aber das eigentliche vergleichende Sprachstudium datirt erst von 1650, wo J. H. Hottinger, Bochart, Castellus darin vorangingen, denen um 1750 ein Schultens folgte. Endlich ist das Arabische für den Verkehr mit dem Morgenlande wichtig, da es im ganzen Orient verstanden wird.

Auf die Philologie haben die Araber schon früh Fleiß verwendet. Schon Abu Aswad ed Duli (688), Schüler des Chalifen Ali, stellte eine Grammatik zusammen, das erste Wörterbuch lieferte der schon genannte Chalil el Ferahidi (gest. 791). Als klassisch gelten übrigens nur die Philologen, welche aus unvermischten Stämmen hervorgegangen sind, so besonders aus Tamim, Hasil, Kenanah, Hedschas. Bald wurde das Studium der arab. Sprache so verbreitet, daß sich zwei Schulen bildeten: zu Kufa und Basra. Zu letzterer gehörten: Abu Baschar Sibaweihe (gest. 796), Schüler und Gegner Chalils, dessen für klassisch geltende Grammatik später vielfach kommentirt ward, und Abu Jussuf Jaakub es Sikkit, Lehrer der Söhne Motawakkils, auf dessen Befehl er 858 hingerichtet wurde. Seit dem 8. Jahrh. gab es viele ausgezeichnete Geschichtschreiber und Dichter, Grammatiker und Lexikographen, z. B. im 9. Jahrh. Abu Obeida, Ibn Doreid, im 12. Hariri, Meidani, Samachschari, der das beste Realwörterbuch (herausgeg. von Wetzstein, Leipz. 1850) lieferte. Der Reichthum an grammat. Schriften, zum Theil in Versen und über speciellste Gegenstände, ist sehr groß. Gereimte Grammatiken schrieben u. a. Mohammed Ibn Malek (»Alfija«, herausgeg. von Silvestre de Sacy, Par. 1833) und Mohammed Ibn Dawud (herausgeg. von Baucelle, das. 1833). Eine sehr brauchbare Grammatik lieferte Achmed Ibn Massud (Bulak 1828); Auszüge aus arab. Grammatiken

gab de Sacy in seiner »Anthologie grammat. arabe« (Par. 1829); die Grammatik des Al Samachschari gab neuerlich Broch heraus (»Almu fassal, Opus de re grammatica arabica«, Christiania 1859). Wörterbücher lieferten: Elias Bar Sina, Metropolit in Nisibin (im 11. Jahrh., arabisch-syrisch herausgeg. Rom 1836); besonders aber der als klassisch geltende Dschauhari, dessen Werk »As sehah« (Reinheit) etwa 40,000 Wörter, mit Ausschluß der Provinzialismen und unreinen Ausdrücke, enthält; es ist, wie die meisten arab. Lexiken, nach den Endbuchstaben geordnet und die Bedeutung der Wörter mit Stellen belegt. Ein zweiter klassischer Lexikograph ist Firuzabadi (gest. 1414, aus Persien), dessen noch vollständigeres Wörterbuch »Al Kamus« (Ocean) alle, selbst die seltensten Wörter aufweist (60,000), aber mit Weglassung der Autoritäten (gedruckt Kalkutta 1817, 2 Bde.). Ausdrücke der Künste und Wissenschaften erklärte in alphabetischer Folge Dschordschani (»Definitiones«, herausgeg. von Flügel, Leipz. 1846); vollständiger finden sie sich in Sprenger's »The technical terms of the arabic language« (Kalkutta 1854, 2 Bde.).

Im Mittelalter gab es manche des Arabischen kundige Gelehrte, besonders in Spanien, das neben Italien den Europäern die ersten gedruckten Hülfsmittel zur Erlernung der Sprache lieferte. Ein span. Mönch, Peter von Alcala, schrieb 1505 eine Grammatik und ein Wörterbuch mit lat. Schrift; Italien gab 1516 das erste arabisch gedruckte Buch (Psalter des Bischofs Justinian). Der Dominikaner Santes Pagninus besorgte 1530 eine Ausgabe des Korans, die Clemens VII. verbrennen ließ. Einen bedeutenden Aufschwung erhielt das Studium des Arabischen um 1600 durch die in Rom errichteten Missionsanstalten und die zum Theil damit in Verbindung stehenden oriental. Druckereien. So gibt es einen noch ungedruckten »Thesaurus« von J. J. Scaliger (gest. 1619). Damals lieferten auch Wien, Breslau und vorzüglich Leyden viele arabische Drucke, sowie auch bedeutende Manuskriptsammlungen entstanden (vgl. v. Hammer-Purgstalls Literaturgeschichte der Araber, 1850—57, 7 Bde.). Kenner traten auf, wie Jak. Golius in den Niederlanden, Sam. Bochart in Frankreich, Ed. Pococke und Edm. Castellus in England; im 18. Jahrh., Alb. Schultens und seine Schüler in Deutschland, vor allen J. J. Reiske, dann J. D. Michaelis. Im Anfang des 19. Jahrh., als der Eifer für das Arabische in Deutschland und den Niederlanden zu erkalten schien, bildete sich eine treffliche Schule für dasselbe unter Silvestre de Sacy in Paris, die auf Deutschland zurückwirkte; in Wien trat ein Verein, Jos. v. Hammer an der Spitze, zur Herausgabe der »Fundgruben des Orients« zusammen; ja, deutsche Forschung ist auch auf diesem Gebiet nun am tiefsten eingedrungen. Ausgezeichnetes leistete das orientalische Kollegium auf Fort William in Kalkutta, wo Araber Unterricht und Presse besorgen.

Grammatiken schrieben: Thomas von Erpe (Leyd. 1613 und öfter; beste Ausgabe von Schultens 1748 u. 1770); Jahn, dessen Grammatik (Wien 1796) bis auf de Sacy am meisten Werth hat; Silvestre de Sacy (Grammaire arabe à l'usage des élèves etc., Par. 1810, 2 Bde.; 2. Ausg. 1831, 3 Bde.); Rosenmüller (Institutiones linguae arabicae, Leipz. 1819, bequemer Auszug aus de Sacy); Tychsen (Göttingen 1823); Ewald (Leipz. 1831—33, 2 Bde.); Petermann (Berl. 1840, 2. Aufl. 1867); Caspari (3. Aufl. 1866), von dessen Grammatik auch eine englische, vielfach vermehrte Ausgabe erschienen ist (herausgeg. von Wright, Lond. 1859—62, 2 Bde.); Schier (2. Aufl., Leipz. 1862); Göschl (Wien 1864). Das Vulgär-Arabische behandelten grammatikalisch: Caussin de Perceval (Par. 1824, 4. Aufl. 1864); Bellemare (5. Aufl., Par. 1864); Ad. Wahrmund (Praktisches Handbuch der neuarab. Sprache, Gießen 1861—66, 4 Bde.); Winckler (Leipz. 1862); Ph. Wolff (Arabischer Dragoman; Grammatik, Phrasensammlung und Wörterbuch der neuarab. Sprache, 2. Aufl., Leipz. 1867); Newman (Handbook of modern arabic, Lond. 1866). Die neuern Wörterbücher sind vorzüglich aus Dschauhari und Firuzabadi geflossen. Das älteste von Ant. Giggeius (Thesaurus linguae arabicae, Mail. 1632, 4 Bde.) enthält eine Uebersetzung des »Kamus« nach den Anfangsbuchstaben. Besser ist das noch immer brauchbare Wörterbuch von Jak. Golius (Leyd. 1653), nur in Anordnung der Bedeutungen nachlässig. Mehr leistete in dieser Hinsicht Edm. Castellus in dem arab. Theil des »Lexicon Heptaglotton« (Lond. 1669, 2 Bde., nach der hebr. Buchstabenreihe geordnet). Andere Wörterbücher sind von Meninski (Wien 1680—87, 4 Bde., 2. Ausg. von Jenisch, 1780—1801, das Persische und Türkische mitumfassend); Richardson (Oxford 1777, 2. Ausg. 1817, 2 Bde.); Freytag (arabisch-lateinisch, Halle 1830—1837, 4 Bde.; Auszug daraus, das. 1837); Kazimirski de Biberstein, dessen arabisch-französisches »Dictionnaire« (Par. 1845—60, 2 Bde.) sowohl das Schrift-Arabische als auch die Vulgärsprache und die afrikan. Dialekte umfaßt. Ein einheimisches arabisch-persisches Wörterbuch veröffentlichte Wetzstein (Leipz. 1850), ein solches für technische Ausdrücke Al. Sprenger (Kalkutta 1854, 2 Bde.). Ein vorzüglich zweckmäßiges Specialwörterbuch schrieb Jak. Willmet (Lexicon Linguae arabicae in Coranum, Haririum et vitam Timuri, Rotterd. 1784). Das Vulgär-Arabische speciell behandelten in Wörterbüchern Eli Bochtor (von Caussin de Perceval verbessert, 3. Aufl., Par. 1864); Berggren (Guide français-arabe vulgaire des voyageurs, Upsala 1844); Catafago (Lond. 1858); Zenker (Leipz. 1862 ff.); Lane (arabisch-englisch, Lond. 1867—70, 3 Bde.); Newman (Lond. 1871, 2 Bde.). In linguistischer Hinsicht besonders interessant ist das seltene mit spanischer Schrift geschriebene »Vocabulista aravigo en letra Castellana« von Piedro de Alcala (Granada 1505). Chrestomathien lieferten: S. de Sacy (2. Ausg., Par. 1826, 3 Bde.); Kosegarten (Leipz. 1828); Freytag (Chrest. arab. grammat. hist., Bonn 1834); Grangeret de la Grange (Anthol. arab., Par. 1828); Schier (Dresd. 1852); Arnold (Halle 1853). Die Eroberung Algeriens hat eine Flut von Arbeiten über den dortigen Dialekt hervorgerufen. Erwähnenswerth sind Bresniers »Chrestomathie arabe vulgaire« (2. Aufl., Algier 1857), Bellemare's »Grammaire arabe« (5. Aufl., Par. 1864), Roland de Bussy's »Dictionnaire français-arabe« (das. 1846) u. a. Eine ziemlich vollständige Uebersicht des bis jetzt Gedruckten gibt Zenkers »Bibliotheca orientalis« (Leipz. 1846—1861, 2 Bde.); eine Uebersicht alles dessen, was über arab. Sprache und Literatur geschrieben worden, Sacy's »Bibliothèque« (Par. 1842—47, 3 Bde.).

Die arabische Schrift, deren Erfindung Henoch (Edris), auch Adam zugeschrieben wird, war so verschieden wie die Dialekte. Wahrscheinlich kannte man die Schreibkunst zuerst bei den Himjariten in

Jemen, die sie vielleicht von Christen erlernten; doch wurde sie auch dort nur von wenigen und nur heimlich geübt. Diese himjaritische Schrift (auch Sind- oder Hindschrift), die man erst spät durch alte Inschriften kennen gelernt hat, ist der äthiopischen ähnlich, zeichnet sich durch unzusammenhängende, grobe Züge aus und heißt bei den Arabern »el Mosnad« (»die gestutzte«). Die Nordaraber lernten die Schreibkunst erst kurz vor Mohammed kennen. Hier bildete Moramer aus dem altsyrischen Estrangelo (»Evangelienschrift«) die hirensische Schrift, in welcher der Koran geschrieben wurde, und die kufische Schrift (von der Stadt Kufa, wo man sich besonders mit dem Abschreiben des Korans beschäftigte). Mit dem Koran wurde dann diese allgemein verbreitet, sie erhielt sich in Büchern etwa 300 Jahre, auf Münzen und in Grabschriften bis ins 11. Jahrh. und ist in Afrika noch jetzt in Büchertiteln gebräuchlich. Die Züge sind grob und roh. Nach S. de Sacy war der Koran ursprünglich ohne diakritische Zeichen und Vokale geschrieben, doch wurden noch im 1. Jahrh. der Hedschra zuerst jene, dann diese eingeführt, und zwar durch die gelehrten Sprachkenner zu Kufa. Abul Aswad al Dhuli soll den Koran vokalisirt haben; die diakritischen Punkte hatten den Zweck, manche der Gestalt nach ähnliche, der Aussprache nach verschiedene Buchstaben des Alphabets, das 22 Buchstaben hatte, zu unterscheiden. Was später an Schriftarten aufkam, scheint mittelbar oder unmittelbar der kufischen Schrift zu entstammen. Die verschiedenen Formen der arab. Schrift gibt Silv. de Sacy (»Grammaire arabe«, Bd. 1, Tab. 1—7) und Niebuhr (»Beschreibung von Arabien«, Tab. 13). Vgl. auch Silvestre de Sacy, Histoire de l'écriture parmi les Arabes (im 5. Bd. der Mémoires de l'Académie des inscriptions) und Nouveaux aperçus sur l'histoire, etc. (Par. 1827). Die Araber erhoben die Schreibkunst zur Wissenschaft und stellten sie in ihrer Encyklopädie obenan. Ibn el Abwab schrieb ein Gedicht über die Kunde der Schreibmaterialien. Heute schreiben die Araber gewöhnlich ohne Vokale, ja sie halten Vokale wohl für eine Beleidigung, als wenn man dem Leser wenig zutraue. Bei uns werden die Ausgaben gewöhnlich vokalisirt. Der Araber schreibt nicht nach der Aussprache, sondern etymologisch. Mehrere Völker schreiben auch das Arabische mit ihrer eigenen Schrift, so die Syrer, die Samaritaner und die Juden.

Arabische Ziffern, s. Ziffern.

Arabismus, Eigenheit der arab. Sprache; Arabist, Kenner des Arabischen.

Aracan, s. Arracan.

Aracatscha (Aracacha), s. Arrakatscha.

Aracaty, Stadt in der brasilian. Provinz Ceará, am Jaguaribe, etwa 15 Kilom. vom Meer, mit etwa 9000 Einw., hat einen mit Hülfe der Flut für Küstenfahrer zugänglichen Hafen und ist jetzt nächst der Hauptstadt die bedeutendste Handelsstadt der Provinz, da sie den Stapelplatz für das ganze Gebiet des Jaguaribe und einen Hauptexportplatz für Baumwolle und Rindvieh bildet. A. wurde 1723 gegründet.

Arăchis *L.* (Erdnuß, Erdmandel, Erdpistacie, Mandubibohne), Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen mit der einzigen Art A. hypogaea *L.* (s. Tafel »Nahrungspflanzen«). Die ästige, niederliegende oder höchstens 60 Centim. aufsteigende Pflanze trägt zweipaarige Fiederblätter, in deren Winkeln gewöhnlich paarweise gelbrothe Schmetterlingsblüten stehen, von denen nur die untersten fruchtbar sind. Nach dem Abblühen verlängert sich das Blütenstielchen, senkt sich und läßt den Fruchtknoten 5—8 Centim. tief in den Boden eindringen, in welchem die Frucht zur Reife kommt. Dieselbe bildet eine eiförmige oder cylindrische, nicht aufspringende, meist zweisamige Hülse von 15—30 Millim. Länge. Die kupferrothen bis violettbräunlichen, seltener weißlichen Samen schmecken mandelartig mit einem Beigeschmack nach Bohnen, enthalten 28 Proc. Proteïnstoffe, wenig Gummi und Zucker, mehr Stärkmehl und liefern 43—50 Proc. fettes Oel. Die A. ist eine uralte und höchst wichtige Kulturpflanze, ihre Heimat ist nicht bekannt, sie wird aber im ganzen mittlern Afrika von der Küste von Mosambik durch das Gebiet des Bahr el Gazal, des weißen Nils bis Kordofan und Dar Fur, sowie im ganzen Becken des Tsadsees, durch Sudân bis zur Westküste kultivirt. Schon im 16. Jahrh. kam sie nach Westindien, in Brasilien ist ihre Kultur jedenfalls älter als die europ. Einwanderung, aber hier wie in Uruguay, China, Cochinchina, Japan und auf den pacifischen Inseln ist sie nicht von gleicher Bedeutung wie in Afrika. In sehr großartigem Maßstabe wird sie in Madras und in den südl. Staaten von Nordamerika angebaut, auch in Spanien, Frankreich, Algerien erzielte ihre Kultur gute Resultate (2400—3000 Kilogr. Samen vom Hektar). Aus Westafrika, von Senegambien bis zum Congo werden jährlich 80 Mill. Kilogr. Samen ausgeführt; Madras lieferte in einem Jahr 425,000 Kilogr. Oel. Die afrikan. Völker genießen die Erdnuß frisch und zu Brei gekocht, in Spanien röstet man sie, auch die Preßkuchen werden noch als Nahrungsmittel für Menschen und Thiere verwerthet. In Europa preßt man die Samen, besonders in England, Frankreich und Hamburg. Das kalt gepreßte Oel (Katjangöl) ist farblos, schmeckt angenehm mild ist dünnflüssiger als Olivenöl, vom spec. Gew. 0,918 bei 15°, trübt sich bei +3°, erstarrt bei —3°, trocknet nicht und hält sich ziemlich lange. Man benutzt es in südl. Ländern ganz wie Sesamöl und stellt es dem besten Olivenöl gleich, bei uns ist es weniger empfehlenswerth, weil es bei niederer Temperatur zu bald dickflüssig wird; es dient aber im südl. Frankreich in großer Menge zur Verfälschung des Olivenöls. Die Preßkuchen verdienen die Beachtung der Landwirte, sie enthalten 29,25 Proc. Proteïnkörper, 26,67 stickstofffreie Nährstoffe, 11,18 Fett, 21,11 Holzfaser, 5,01 Asche, 7,78 Wasser.

Aráchne (»Spinne«), in der griech. Mythe die wegen ihrer Kunst in der Weberei gepriesene Tochter des Idmon, eines Purpurfärbers zu Kolophon. Als die Nymphen des Tmolos und Paktolos ihre Arbeit bewunderten, wagte sie Pallas, ihre Lehrerin, zum Wettkampfe herauszufordern. Die Göttin erschien als altes Mütterchen und zerriß, weil sie an dem Gewebe der A., welches Liebesabenteuer der Götter darstellte, nichts aussetzen konnte, in ungerechtem Zorn die Arbeit der Jungfrau. Aus Gram erhängte sich A.; Pallas löste zwar das Seil, verwandelte sie aber in eine Spinne.

Arachniden (Arachnida, Arachnoidea), s. Spinnenthiere.

Arachnoïdea (griech., Spinnwebenhaut), die zarte, durchscheinende Haut, welche in Gemeinschaft mit der harten und weichen Hirnhaut, und zwar zwischen beide eingeschoben das Gehirn und

Rückenmark einhüllt. **Arachnitis**, Entzündung derselben. S. Gehirn und Rückenmark.

Arachnologie (Araneologie, griech., »Spinnenlehre«), die Naturgeschichte der Spinnen; dann die Kunst, aus den Bewegungen und Arbeiten oder überhaupt dem Verhalten der Spinnen die Witterung vorher zu bestimmen. Schon Plinius gedenkt der Wetterprophetengabe der Spinnen, und der Glaube daran hat sich durch alle Zeiten bis auf die unsrige erhalten. Das größte Aufsehen erregte durch seine A. der batavische Generaladjutant Quatremère-Disjonval, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, welcher während einer achtjährigen Gefangenschaft die sorgfältigsten Beobachtungen an den Spinnen seines Kerkers gemacht hatte. Auf diese Beobachtungen gestützt, gab er den franz. Generälen Pichegru und Vandamme, als sie wegen eingetretenen Thauwetters den Rückzug aus Holland anzutreten im Begriff standen, den gewagten Rath zur Fortsetzung des Feldzuges, weil harter und dauernder Frost bald eintreten müsse. Die Prophezeiung bestätigte sich: die Franzosen gingen über das Eis und eroberten Holland im Januar und Februar 1795. Seine Beobachtungen stellte Quatremère in der »Araneologie« zusammen (Par. 1797; deutsch Frankf. a. M. 1798). Es haben allerdings auch weitere Beobachtungen bestätigt, daß aus dem Verhalten der Spinnen sich die Witterung auf mehrere (wohl 8—10) Tage voraussagen lasse. Das Erscheinen und Verschwinden der Spinnen, ihre Thätigkeit und Ruhe, die Dichtigkeit und Lockerheit ihrer Gewebe u. dgl. hängen von dem Zustand der Luft in Bezug auf Wärme, Feuchtigkeit ꝛc. ab. Der meteorologische Verein zu Brünn hat in einer 1818 erschienenen Schrift die Resultate älterer und neuerer Forscher gesammelt und eine Anleitung zum Studium der A. bekannt gemacht.

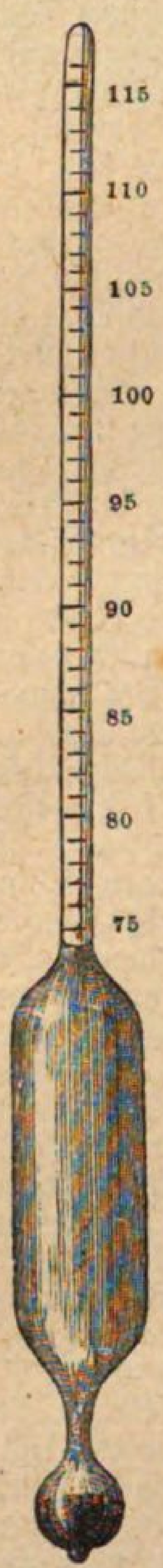
Arachosien (Haragaiti), die südöstlichste Provinz des altpersischen Reichs, umfaßte das Gebiet des Flusses Etymander (des jetzigen Hilmend), oder das heutige Afghanistan.

Aráchowa, großes und wohlhabendes Dorf in der griech. Landschaft Phokis, 1000 Meter hoch auf einem Hügel, unmittelbar unter einer schroffen Felswand des Parnaß (Liakura) gelegen, berühmt durch seine gesunde Luft und seinen Weinbau; wahrscheinlich das alte Anemoria. Etwa 7 Kilom. westlich davon liegen die Ruinen von Delphi.

Arad, ungar. Komitat im Kreise jenseits der Theiß, grenzt östl. an Zarand, südl. an Krasso und Temes, westl. an Csanad und Bekes, nördl. an Bihar und umfaßt 6013 QKilom. (109,2 QM.) mit (Ende 1869) 304,713 Einw. Der östl. Theil mit den Bergen Moma, Hegyes, Mihalole, Drocsa ꝛc. ist Gebirgsland; der westliche eben, waldlos, nach der Theiß hin sumpfig. Flüsse sind die Maros an der Südgrenze und der Weiße Körös mit Czigerd im N. Die Produkte sind: Weizen, Mais, Tabak, Flachs, Obst und Wein von vorzüglicher Güte, namentlich in den Ortschaften Menes an der Maros, Boros-Jenö am Körös und Boros-Sebes. In starkem Betrieb sind Vieh- und Bienenzucht. Ein großes Militärgestüt findet sich zu Mezöhegyes. Der Bergbau liefert wenig, aber vorzügliches Eisen, das in den Eisengewerken zu Boros-Sebes, Dézna, Zimbro, Monyaßa ꝛc. verarbeitet wird. Die Einwohner sind meist Walachen, der nichtunirten griech. Kirche angehörig, dann auch Ungarn, Deutsche und Slawen. Die Haupt- und königl. Freistadt A., rechts an der Maros, besteht aus der eigentlichen Stadt Alt-A. (O'Arad) und 5 Vorstädten; am andern Ufer des Flusses liegt der Markt Neu-A. (mit 4800 Einw.) und die Festung A., welche zum Temesvárer Komitat gehören. A. ist Sitz der Komitatsregierung und eines griechisch-oriental. Bischofs, hat ein Gymnasium und ein walach. Seminar und zählt 32,800 Einw., darunter viele reiche Juden. A. ist Knotenpunkt der A.-Temesvárer, der Theiß- (nach Czegled und Pest) und der Siebenbürger Eisenbahn (nach Karlsburg) und hat neben bedeutendem Getreide-, Holz- und Weinhandel auch ansehnliche Fabrikindustrie. Namentlich in Bezug auf Spirituserzeugung nimmt A. in der ganzen Monarchie den angesehensten Platz ein (die dortigen 6 großen Fabriken produciren jährlich für ca. 6 Mill. Fl. Spiritus); auch der Kunstmühlenbetrieb, die Stärke-, Leder-, Maschinenfabrikation, die Holzindustrie und die Viehmastung floriren. Dazu besitzt A. 4 große Geldinstitute, die 1871 eine Kassabewegung von mehr als 49 Mill. Fl. erzielten. Die Stadt wurde als Festung in den Kriegen des 17. Jahrh. mehrmals von den Türken erobert und zuletzt zerstört. Die neue Festung, obwohl von geringem Umfang, jedoch bedeutend, ward seit 1763 hergestellt und spielte in dem Revolutionskriege 1849 eine wichtige Rolle. Auf einer Landspitze zwischen zwei Armen der Maros liegend, ist sie schwer zu erobern, und der österreich. General Berger konnte sie 1849 lange gegen die Ungarn vertheidigen. Anfangs August flüchteten sich die Mitglieder des ungar. Reichstags von Szegedin nach A. Von hier aus erließ Kossuth die Proklamation vom 11. Aug. 1849, worin er mit seiner Verzweiflung an der Sache der Revolution nicht zurückhielt. Sogleich nach der Katastrophe von Világos (17. Aug.) ward A. auf Anordnung Görgei's den sie belagernden Russen übergeben. Auf Haynau's Befehl starb hier 6. Okt. 1849 eine Anzahl ungarischer Generäle am Galgen.

Aräometer (griech., »Flüssigkeitsmesser«, Senkwage, Schwimmwage, Gravimeter), allgemeiner Name für verwandte Instrumente, welche die Dichtigkeit oder das specifische Gewicht von Flüssigkeiten, in welche sie getaucht werden, durch den Grad des Untersinkens angeben. Sie beruhen sämmtlich auf dem hydrostatischen Gesetze, daß ein in eine Flüssigkeit eingetauchter Körper so viel Flüssigkeit verdrängt, wie er selbst wiegt, und daß er selbst um so viel weniger im Wasser wiegt, wie das Gewicht des verdrängten Wassers beträgt. Ist daher das Gewicht von einem Kubikcentimeter eines in das Wasser eingetauchten Körpers so groß wie das von einem Kubikcentimeter Wasser, so wird der Körper ganz in die Flüssigkeit eintauchen und so von ihr getragen werden; ist es größer, so wird er untersinken. Je weniger dagegen der gleiche Raumtheil des Körpers wiegt, als der der Flüssigkeit, um so weniger tief wird jener einsinken und daher auch in einer dichtern, specifisch schwerern Flüssigkeit weniger tief eintauchen, als in einer leichtern. Will man ihn aber in der specifisch schwerern Flüssigkeit zu gleich tiefem Eintauchen bringen, wie in der leichtern, so muß man ihn mehr oder weniger mit Gewichten beschweren. Danach unterscheidet man 2 Arten von Aräometern: Skalenaräometer und Gewichtsaräometer. Bei ersterem liest man an einer Skala des Instruments ab, wie tief dasselbe in eine Flüssigkeit eintaucht, bei letzterem ermittelt man das Gewicht, mit welchem das Instrument zu belasten ist, um es zum Ein-

tauchen bis zu einer bestimmten Marke zu bringen. Die Skalenaräometer verdrängen stets gleiche Gewichte der Flüssigkeiten und gründen sich auf den Satz, daß bei gleichem Gewichte zweier Flüssigkeiten die Volumina sich umgekehrt verhalten, wie die specifischen Gewichte. Die Gewichtsaräometer verdrängen dagegen stets gleiche Volumina der Flüssigkeiten, deren absolute Gewichte sich aus dem Gewicht des Instruments und den aufgelegten Gewichten ergeben. Die specifischen Gewichte verhalten sich aber wie die absoluten Gewichte bei gleichem Volumen.



Skalen-aräometer.

Das Skalenaräometer hat die in beistehender Figur angegebene Form, in der untern Kugel befindet sich etwas Quecksilber, damit das Instrument aufrecht schwimmt; je dünner der mit der Skala versehene Hals ist, um so empfindlicher ist das A. Man konstruirt aber 2 Instrumente, das eine für Flüssigkeiten, welche schwerer als Wasser sind, welches also in Wasser bis nahe an die Spitze des Halses einsinkt, das andere für leichtere Flüssigkeiten, welches in Wasser nur bis an das untere Ende des Halses einsinkt. Von einfacher und rationeller Konstruktion ist Gay-Lussacs Volumeter; es trägt an dem Punkte des Halses, bis zu welchem es in Wasser einsinkt (etwa auf der Mitte) die Zahl 100, und von diesem Punkte ausgehend, ist die Skala so eingerichtet, daß das Volumen jedes zwischen 2 Theilstrichen liegenden Rohrstückes 1/100 von dem in Wasser einsinkenden Volumen des Instruments beträgt. Man zählt die Theilstriche von unten nach oben. Gesetzt, das A. sänke in irgend einer Flüssigkeit bis zum Theilstrich 80 der Volumeterskala, so weiß man dadurch, daß 80 Volumtheile dieser Flüssigkeit so viel wiegen wie 100 Volumtheile Wasser; das spec. Gew. dieser Flüssigkeit verhält sich also zu dem des Wassers umgekehrt wie 100 zu 80, es ist also $\frac{100}{80}$ oder 1,25. Wäre das Volumeter in einer andern Flüssigkeit bis zum Theilstrich 110 der Skala eingesunken, so findet man durch dieselbe Schlußweise, daß das spec. Gew. dieser Flüssigkeit $\frac{100}{110} = 0{,}909$ ist. Kurz, wenn das Volumeter in einer Flüssigkeit bis zu einem bestimmten Punkte y der Skala einsinkt, so findet man das spec. Gew. s der Flüssigkeit, wenn man die Zahl des beobachteten Skalenpunkts in 100 dividirt, d. h. es ist $s = \frac{100}{y}$. Man kann diese Rechnung durch Anwendung einer Tabelle ersparen, auf dem Instrument können aber auch die entsprechenden spec. Gew. direkt angegeben werden (Densimeter). Bei dem hunderttheiligen A., hier und da in Frankreich gebräuchlich, wird der Punkt, bis zu welchem das Instrument in Wasser von 4,1° C. einsinkt, mit 0 bezeichnet; das ganze in Wasser schwimmende Volumen des Aräometers wird von diesem Nullpunkt aus, soweit es der Skalenhals erlaubt, für Flüssigkeiten, die schwerer als Wasser sind, in 100 gleiche Grade getheilt, und diese Theilung wird in gleichen Abständen auch aufwärts vom Nullpunkt für leichtere Flüssigkeiten aufgetragen. Für schwere Flüssigkeiten findet man das spec. Gew. nach der Formel $\frac{100}{100 - n} = s$, für leichte nach der Formel $\frac{100}{100 + n} = s$, wenn n die Anzahl der Grade, bis zu welchen das A. einsinkt, und s das zu suchende specifische Gewicht ist.

Die preuß. Regierung hat ein A. in Vorschlag gebracht, bei welchem das beim Schwimmen des Instruments in Wasser eintauchende Volumen in 400 Theile getheilt wird, so daß sich die spec. Gewichte nach den Formeln $\frac{400}{400 - n} = s$ und $\frac{400}{400 + n} = s$ berechnen. In der Praxis sind mehrere Instrumente im Gebrauch, welche zum Theil recht viel zu wünschen übrig lassen, da ihre Theilung eine ganz willkürliche ist. Das namentlich in England benutzte A. von Twaddle (Hydrometer) für Flüssigkeiten schwerer als Wasser trägt den Nullpunkt an der Stelle, bis zu welcher das Instrument in Wasser einsinkt, und jeder Theilstrich der Skala entspricht einer konstanten Zunahme des spec. Gew. um 0,005. Man hat also den Raum zwischen 1 und 2 in 200 Grade getheilt. Die spec. Gew. berechnen sich nach der Formel $\frac{\frac{n}{2} + 100}{100} = s$.

Am verbreitetsten ist das A von Baumé. Das Instrument für leichtere Flüssigkeit sinkt in einer Lösung von 1 Th. Kochsalz in 9 Th. Wasser bis 0°, in Wasser bis 10°, das für schwerere Flüssigkeiten sinkt dagegen in Wasser bis 0° und in einer Lösung von 15 Th. Kochsalz in 85 Th. Wasser bis 15° ein. Man ersieht aus diesen Angaben, daß dieselbe Gradzahl sehr verschiedene specifische Gewichte bedeuten kann, und daß Angaben nach Baumé nur Werth haben, wenn es selbstverständlich oder ausdrücklich bemerkt ist, auf welches der beiden Instrumente sie sich beziehen. Indeß hat das Instrument für schwere Flüssigkeiten gegenwärtig nur noch historische Bedeutung. Man konstruirt beide jetzt allgemein mit Zugrundelegung einer 10proc. Kochsalzlösung bei 14° R. und theilt auch für schwere Flüssigkeiten den Zwischenraum an der Skala zwischen dem spec. Gew. des Wassers und dem spec. Gew. der 10proc. Kochsalzlösung in 10 gleiche Theile. Die Mechaniker benutzen übrigens stets die Schwefelsäure vom spec. Gew. 1,815 zur Feststellung des Grades 66 an Baumé's A. und theilen die Skala hiernach ein. Bei Instrumenten, die für eine Normaltemperatur von 14° konstruirt sind, verwandelt man die Grade in die spec. Gewichte nach den Formeln: für leichtere Flüssigkeiten $\frac{14{,}78}{136{,}78 + n} = s$ und für schwere Flüssigkeiten $\frac{146{,}78}{136{,}78 - n} = s$. Bei Becks A. ist der Punkt, bis zu welchem das Instrument in Wasser von 10° R. einsinkt, mit 0°, der Punkt, bis zu welchem es in einer Flüssigkeit vom spec. Gew. 0,850 einsinkt, mit 30° bezeichnet. Auch hier ist also die Bemerkung nöthig, ob sich die Angabe auf leichte oder schwere Flüssigkeiten bezieht. Die Umwandlung der Grade in spec. Gew. geschieht bei leichten Flüssigkeiten nach der Formel $\frac{170}{170 + n} = s$ und für schwere Flüssigkeit nach der Formel $\frac{170}{170 - n} = s$. Mit dem Baumé'schen wird sehr häufig das holländische A. verwechselt, dessen

Nullpunkt mit dem des Beck'schen Aräometers übereinstimmt, dessen 10. Grad aber an der Stelle liegt, bis zu welcher das Instrument in einer Lösung von 1 Th. Kochsalz in 9 Th. Wasser einsinkt. Seine Grade ergeben die spec. Gew. nach den Formeln: für leichte Flüssigkeiten $\frac{144}{144+n} = s$ und für schwere Flüssigkeiten $\frac{144}{144-n} = s$. Endlich ist noch Cartiers A. für leichtere Flüssigkeiten zu erwähnen; sein 22. Grad stimmt mit 22° Baumé überein, und von diesem Punkt aus ist die Skala, deren Länge 16° Baumé entspricht, auf- und abwärts in 15° geteilt. Uebrigens herrscht über dies Instrument die größte Unsicherheit, und seine Benutzung ist durchaus nicht zu rechtfertigen.

Die folgenden Tabellen zeigen, welche spec. Gew. gewöhnlich als übereinstimmend mit den verschiedenen Graden der genannten Skalen betrachtet werden.

Specifisches Gewicht für schwerere Flüssigkeiten als Wasser.

Grade	Skala des hundertgradigen Aräometers nach Gay-Lussac	Skala des amtlichen preuß. Aräometers nach Brix Norm.-Temp. 12½° R.	Aräometerskala nach Twaddle	Aräometerskala nach Beck 10° R.	Aräometerskala nach Baumé bei 14° R.	Holländische Aräometerskala 10° R.
0	1,0000	1,0000	1,000	1,0000	1,0000	1,000
1	1,0101	1,0025	1,005	1,0059	1,0068	1,007
2	1,0204	1,0050	1,010	1,0119	1,0138	1,014
3	1,0309	1,0076	1,015	1,0180	1,0208	1,022
4	1,0417	1,0101	1,020	1,0241	1,0280	1,029
5	1,0526	1,0127	1,025	1,0303	1,0353	1,036
6	1,0638	1,0152	1,030	1,0366	1,0426	1,044
7	1,0753	1,0178	1,035	1,0429	1,0501	1,052
8	1,0870	1,0204	1,040	1,0494	1,0576	1,060
9	1,0989	1,0230	1,045	1,0559	1,0653	1,067
10	1,1111	1,0256	1,050	1,0625	1,0731	1,075
11	1,1236	1,0283	1,055	1,0692	1,0810	1,083
12	1,1364	1,0309	1,060	1,0759	1,0890	1,091
13	1,1494	1,0336	1,065	1,0828	1,0972	1,100
14	1,1628	1,0363	1,070	1,0897	1,1054	1,106
15	1,1765	1,0390	1 075	1,0968	1,1138	1,116
16	1,1905	1,0417	1,080	1,1039	1,1224	1,125
17	1,2048	1,0444	1,085	1,1111	1,1310	1,134
18	1,2195	1,0471	1,090	1,1184	1,1398	1,143
19	1,2346	1,0499	1,095	1,1258	1,1487	1,152
20	1,2500	1,0526	1,100	1,1333	1,1578	1,161
21	1,2658	1,0554	1,105	1,1409	1,1670	1,171
22	1,2821	1,0582	1,110	1,1486	1,1763	1,180
23	1,2987	1,0610	1 115	1,1565	1,1858	1,190
24	1,3158	1,0638	1,120	1,1644	1,1955	1,199
25	1,3333	1,0667	1,125	1,1724	1,2053	1,210
26	1,3514	1,0695	1,130	1,1806	1,2153	1,221
27	1,3699	1,0724	1,135	1,1888	1,2254	1,231
28	1,3889	1,0753	1,140	1,1972	1,2357	1,242
29	1,4085	1,0782	1,145	1,2057	1,2462	1,252
30	1,4286	1,0811	1,150	1,2143	1,2569	1,261
31	1,4493	1,0840	1,155	1,2230	1,2677	1,275
32	1,4706	1,0870	1,160	1,2319	1,2788	1,286
33	1,4925	1,0899	1,165	1,2409	1,2901	1,298
34	1,5152	1,0929	1,170	1,2500	1,3015	1,309
35	1,5385	1,0959	1,175	1,2593	1,3131	1,321
36	1,5625	1,0989	1,180	1,2687	1,3250	1,334
37	1,5873	1,1019	1,185	1,2782	1,3370	1,346
38	1,6129	1,1050	1,190	1,2879	1,3494	1,359
39	1,6393	1,1080	1,195	1,2977	1,3619	1,372
40	1,6667	1,1111	1,200	1,3077	1,3746	1,384
41	1,6949	1,1142	1,205	1,3178	1,3876	1,398
42	1,7241	1,1173	1,210	1,3281	1,4009	1,412
43	1,7544	1,1204	1,215	1,3386	1,4143	1,426
44	1,7857	1,1236	1,220	1,3492	1,4281	1,440
45	1,8182	1,1268	1,225	1,3600	1,4421	1,454
46	1,8519	1,1299	1,230	1,3710	1,4564	1,470
47	1,8868	1,1331	1,235	1,3821	1,4710	1,485
48	1,9231	1,1364	1,240	1,3934	1,4860	1,501
49	1,9608	1,1396	1,245	1,4050	1,5012	1,516
50	2,0000	1,1429	1,250	1,4167	1,5167	1,532
51	1,9608	1,1461	1,255	1,4286	1,5325	1,549
52	1,9231	1,1494	1,260	1,4407	1,5487	1,566
53	1,8868	1,1527	1,265	1,4530	1,5652	1,583
54	1,8519	1,1561	1,270	1,4655	1,5820	1,601
55	1,8182	1,1594	1,275	1,4783	1,5993	1,618
56	1,7857	1,1628	1,280	1,4912	1,6169	1,637
57	1,7544	1,1662	1,285	1,5044	1,6349	1,656
58	1,7241	1,1696	1,290	1,5179	1,6533	1,676
59	1,6949	1,1730	1,295	1,5315	1,6721	1,695
60	1,6667	1,1765	1,300	1,5454	1,6914	1,714
61	1,6393	1,1799	1,305	1,5596	1,7111	1,736
62	1,6129	1,1834	1,310	1,5741	1,7312	1,758
63	1,5873	1,1869	1,315	1,5888	1,7620	1,779
64	1,5625	1,1905	1,320	1,6038	1,7731	1,801
65	1,5385	1,1940	1,325	1,6190	1,7948	1,823
66	1,5152	1,1976	1,330	1,6346	1,8171	1,847
67	1,4925	1,2012	1,335	1,6505	1,8398	1,872
68	1,4706	1,2048	1,340	1,6667	1,8632	1,897
69	1,4493	1,2085	1,345	1,6832	1,8871	1,921
70	1,4286	1,2121	1,350	1,7000	1,9117	1,946
71	1,4085	1,2158	1,355	1,7172	1,9370	1,974
72	1,3889	1,2195	1,360	1,7347	1,9629	2,002
73	1,3699	1,2232	1,365	1,7526	1,9895	2,031
74	1,3514	1,2270	1,370	1,7708	2,0167	2,059
75	1,3333	1,2308	1,375	1,7895	2,0449	2,087
76	1,3158	1,2346	1,380	1,8085		
77	1,2987	1,2384	1,385			
78	1,2821	1,2422	1,390			
79	1,2658	1,2461	1,395			
80	1,2500	1,2500	1,400			
81	1,2346	1,2539	1,405			
82	1,2195	1,2579	1,410			
83	1,2048	1,2618	1,415			
84	1,1905	1,2658	1,420			
85	1,1765	1,2698	1,425			
86	1,1628	1,2739	1,430			
87	1,1494	1,2780	1,435			
88	1,1364	1,2821	1,440			
89	1,1236	1,2862	1,445			
90	1,1111	1,2903	1,450			
91	1,0989	1,2945	1,455			
92	1,0870	1,2987	1,460			
93	1,0753	1,3029	1,465			
94	1,0638	1,3072	1,470			
95	1,0526	1,3115	1,475			
96	1,0417	1,3158	1,480			
97	1,0309	1,3201	1,485			
98	1,0204	1,3245	1,490			
99	1,0101	1,3289	1,495			
100	1,0000	1,3333	1,500			

(Fortsetzung dieser Tabelle siehe folgende Seite.)

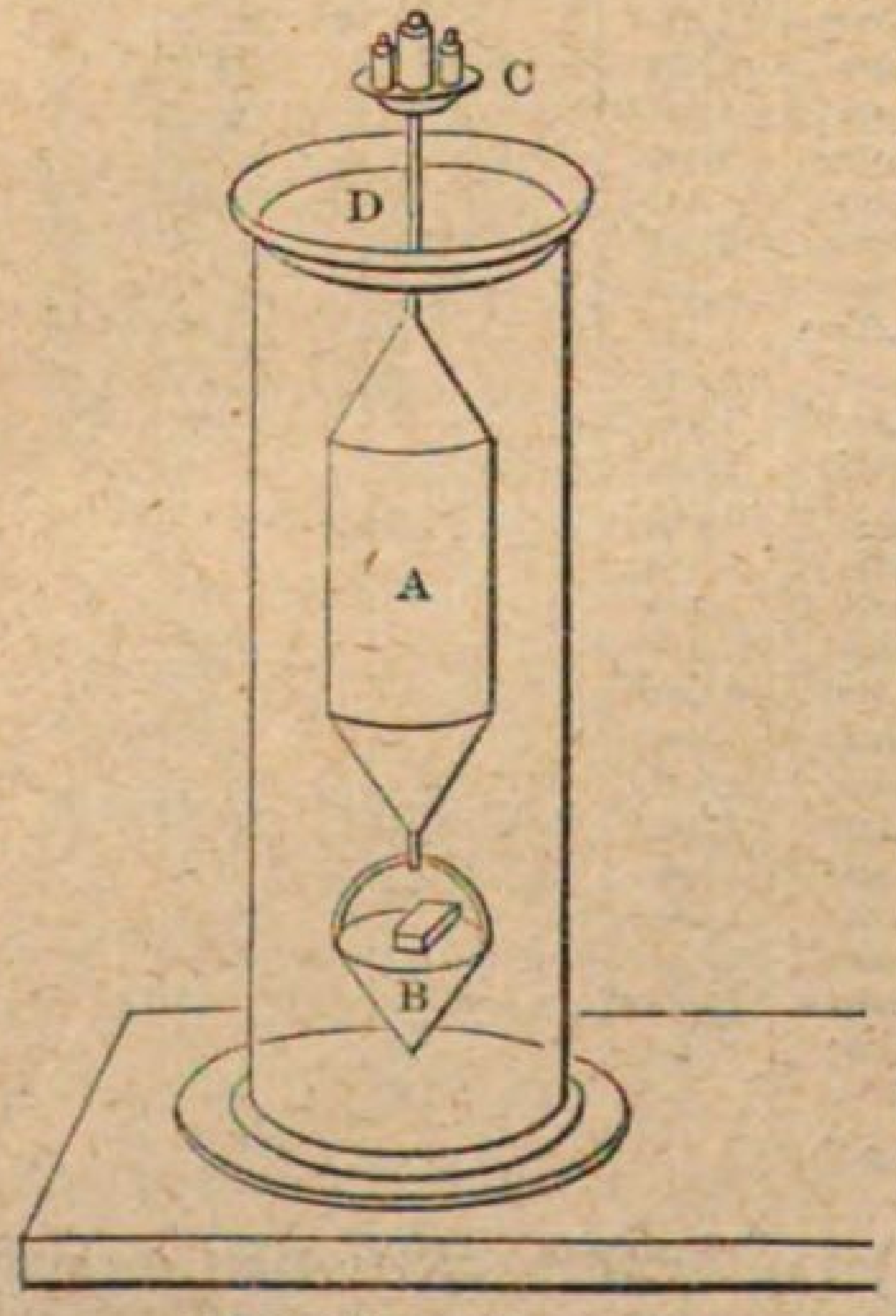
Man ermittelt das spec. Gew. der Flüssigkeiten, um aus demselben den Gehalt an irgend welchen gelösten Substanzen zu berechnen. Diese Berechnung macht aber in manchen Fällen große Schwierigkeiten, und bisweilen ist sie unausführbar, wenn nämlich bei der Lösung oder Mischung Kontraktionen stattfinden. Es bleibt dann nichts übrig, als empirisch festzustellen, welche spec. Gew. den verschiedenen Koncentrationsgraden entsprechen. Die Resultate solcher Ermittelungen sind in Tabellen niedergelegt, die man aber ersparen kann, wenn man unmittelbar auf das Instrument statt der spec. Gew. die Koncentrationsgrade aufträgt. Derartige A. heißen **Procentaräometer**. Sie sind für sehr viele Flüssigkeiten konstruirt worden und als Alkoholometer, Most-, Laugen-, Salzwagen, Salpeterspindeln &c. allgemein bekannt.

Das **Nicholson'sche Gewichtsaräometer** oder

Specifisches Gewicht für schwerere Flüssigkeiten als Wasser. (Fortsetzung.)

Grade	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. $12^1/_2$° R.	Aräometerskala nach Twaddle	Grade	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. $12^1/_2$° R.	Aräometerskala nach Twaddle	Grade	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. $12^1/_2$° R.	Aräometerskala nach Twaddle
100	1,3333	1,500	134	1,5038	1,670	168	1,7241	1,840
101	1,3378	1,505	135	1,5094	1,675	169	1,7316	1,845
102	1,3423	1,510	136	1,5152	1,680	170	1,7391	1,850
103	1,3468	1,515	137	1,5209	1,685	171	1,7467	1,855
104	1,3514	1,520	138	1,5267	1,690	172	1,7544	1,860
105	1,3559	1,525	139	1,5326	1,695	173	1,7621	1,865
106	1,3605	1,530	140	1,5385	1,700	174	1,7699	1,870
107	1,3652	1,535	141	1,5444	1,705	175	1,7778	1,875
108	1,3699	1,540	142	1,5504	1,710	176	1,7857	1,880
109	1,3746	1,545	143	1,5564	1,715	177	1,7937	1,885
110	1,3793	1,550	144	1,5625	1,720	178	1,8018	1,890
111	1,3841	1,555	145	1,5686	1,725	179	1,8100	1,895
112	1,3889	1,560	146	1,5748	1,730	180	1,8182	1,900
113	1,3937	1,565	147	1,5810	1,735	181	1,8265	1,905
114	1,3986	1,570	148	1,5873	1,740	182	1,8349	1,910
115	1,4035	1,575	149	1,5936	1,745	183	1,8433	1,615
116	1,4085	1,580	150	1,6000	1,750	184	1,8519	1,920
117	1,4134	1,585	151	1,6064	1,755	185	1,8605	1,925
118	1,4184	1,590	152	1,6129	1,760	186	1,8692	1,930
119	1,4235	1,595	153	1,6194	1,765	187	1,8779	1,935
120	1,4286	1,600	154	1,6260	1,770	188	1,8868	1,940
121	1,4337	1,605	155	1,6326	1,775	189	1,8957	1,945
122	1,4388	1,610	156	1,6393	1,780	190	1,9048	1,950
123	1,4440	1,615	157	1,6461	1,785	191	1,9139	1,955
124	1,4493	1,620	158	1,6529	1,790	192	1,9231	1,960
125	1,4545	1,625	159	1,6598	1,795	193	1,9324	1,965
126	1,4599	1,630	160	1,6667	1,800	194	1,9417	1,970
127	1,4652	1,635	161	1,6736	1,805	195	1,9512	1,975
128	1,4706	1,640	162	1,6807	1,810	196	1,9608	1,980
129	1,4760	1,645	163	1,6878	1,815	197	1,9704	1,985
130	1,4815	1,650	164	1,6949	1,820	198	1,9802	1,990
131	1,4870	1,655	165	1,7021	1,825	199	1,9900	1,995
132	1,4925	1,660	166	1,7094	1,830	200	2,0000	2,000
133	1,4981	1,665	167	1,7167	1,835			

Hydrometer hat folgende Einrichtung. An einem hohlen, unten und oben durch kegelförmige Deckel geschlossenen Cylinder von Messingblech A (s. Figur) ist unten mittels eines Bügels ein Blechsieb B mit Gewicht angehängt, oben aber ist an der Spitze des Deckels ein in der Richtung der Axe des Cylinders sich erhebendes Stäbchen angebracht, welches zum Behuf des Auflegens kleiner Gewichte ein Tellerchen C trägt. Ins Wasser eingetaucht, schwimmt die Vorrichtung aufrecht, weil der unten hängende Kegel beschwert ist. Doch muß der obere Theil des Cylinders noch über das Wasser hervorragen. Legt man nun den Körper, dessen specif. Gewicht man bestimmen will, etwa ein Mineral, auf den Teller, so sinkt das Instrument weiter ein, und durch fortgesetztes Auflegen von Gewichten kann



Gewichtsaräometer.

man es leicht dahin bringen, daß es genau bis zu einem Punkte D einsinkt, welchen man durch einen Feilstrich an dem oben befindlichen Stäbchen markirt hat. Man nimmt nun das Mineral weg und legt statt dessen so viel Gewicht auf, bis das Instrument wieder genau bis zu jenem Punkte einsinkt. Auf diese Weise erhält man das absolute Gewicht des Körpers. Dasselbe betrage n Milligr. Man nehme nun das Gewicht wieder weg und lege den Körper unter Wasser in das Blechsieb. Das Instrument müßte nun wieder bis zu jenem markirten Punkte einsinken, wenn der im Siebe liegende Körper nicht dadurch, daß er jetzt in Wasser eingetaucht ist, an Gewicht verlöre. Man wird also auf den Teller noch Gewichte, z. B. m Milligr., auflegen müssen, damit das Instrument bis zur Marke eintauche. Man hat auf diese Weise das absolute Gewicht des Körpers n und das Gewicht eines gleichen Volumens Wasser m ermittelt; das gesuchte spec. Gew. ist also $\frac{n}{m}$. Zur Bestimmung des spec. Gew. von Flüssigkeiten vermittels des Nicholson'schen Aräometers ist es nöthig, daß man das Gewicht des Instruments selbst kenne. Dies sei n. Soll es, in Wasser eingetaucht, bis an den Teller sinken, so muß noch ein Gewicht zugelegt werden. Dies Zulagegewicht sei a, so ist n + a das Gewicht der verdrängten Wassermenge. Taucht man nun das Instrument in irgend eine andere Flüssigkeit, so wird man irgend ein anderes Gewicht b anstatt a auflegen müssen, um ein Einsinken bis an den Teller zu bewirken; b wird größer sein als a, wenn die Flüssigkeit schwerer, kleiner als a, wenn sie leichter als Wasser ist. Das Gewicht der verdrängten Flüssigkeit ist n + b; das Volumen derselben ist aber genau so groß wie das der Wassermenge, deren Gewicht n + a ist, weil das A. in beiden Fällen gleich tief eingesunken ist. Es wiege das Instrument z. B. 70 Gramm; muß man 20 Gr. auflegen, damit es in Wasser, 1,37 Gr., damit es in Weingeist bis an den Teller einsinke, so ist das spec. Gew. des Weingeistes $\frac{70 + 1{,}37}{70 + 20} = 0{,}793$. Dieses A. ist um so empfindlicher, je dünner das den Teller tragende Stäbchen im Vergleich zu dem eingetauchten Volumen ist. Das Nicholson'sche A. wird gewöhnlich von Messingblech verfertigt, bedarf aber dann einer sehr feinen Politur, wenn es seinem Zweck entsprechen soll, denn jeder Staub oder jeder fettige Ueberzug, welcher auf der Politur leicht zurückbleiben kann, vermindert die Beweglichkeit desselben im Wasser. Am allerwenigsten ist es aber räthlich, dem Instrument einen Firnis oder Lack zu geben, weil dadurch die Adhäsion des Wassers sehr leicht vermehrt wird. Für Flüssigkeiten wendet man lieber das A. von Fahrenheit an, welches aus Glas gefertigt ist und statt des Eimers eine etwas Quecksilber enthaltende Kugel trägt. Baumgärtners A. ist dem Nicholson'schen sehr ähnlich, besitzt aber statt des Stäbchens mit der Marke ein Glasrohr mit zwei Skalen. Die eine, bis zu deren Nullpunkt das unbelastete A. einsinkt, ergibt das Gewicht des zu untersuchenden Körpers, wenn er oben in der Schale liegt, und ebenso das Gewicht desselben, wenn er sich unter Wasser im Eimerchen befindet. Man erhält also sofort, ohne noch Gewichte auflegen zu müssen, die zur Berechnung des spec. Gew. nöthigen Data. Ist das Gewicht des Körpers in der Luft P und unter Wasser p, so ist das spec. Gew. $s = \frac{P}{P - p}$.

Specifisches Gewicht für leichtere Flüssigkeiten als Wasser.

Grade	Skala des hundertgradigen Aräometers nach Gay-Lussac	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. 12½° R.	Aräometerskala nach Beck 10° R.	Aräometerskala nach Baumé 10° R.	Aräometerskala nach Cartier 10° R.
0	1,0000	1,0000	1,0000		
1	0,9901	0,9975	0,9941		
2	0,9804	0,9950	0,9883		
3	0,9709	0,9926	0,9826		
4	0,9615	0,9901	0,9770		
5	0,9524	0,9877	0,9714		
6	0,9434	0,9852	0,9659		
7	0,9346	0,9828	0,9604		
8	0,9259	0,9804	0,9560		
9	0,9174	0,9780	0,9497		
10	0,9091	0,9756	0,9444	1,0000	
11	0,9009	0,9732	0,9392	0,9932	
12	0,8929	0,9709	0,9340	0,9865	
13	0,8850	0,9685	0,9289	0,9799	
14	0,8772	0,9662	0,9239	0,9733	0,9764
15	0,8696	0,9639	0,9189	0,9669	0,9695
16	0,8621	0,9615	0,9139	0,9605	0,9627
17	0,8547	0,9592	0,9090	0,9542	0,9560
18	0,8475	0,9569	0,9042	0,9480	0,9493
19	0,8403	0,9547	0,8994	0,9420	0,9427
20	0,8333	0,9524	0,8947	0,9359	0,9363
21	0,8264	0,9501	0,8900	0,9300	0,9299
22	0,8197	0,9479	0,8854	0,9241	0,9237
23	0,8130	0,9456	0,8808	0,9183	0,9175
24	0,8065	0,9434	0,8762	0,9125	0,9114
25	0,8000	0,9412	0,8718	0,9068	0,9054
26	0,7937	0,9390	0,8673	0,9012	0,8994
27	0,7874	0,9368	0,8629	0,8957	0,8935
28	0,7813	0,9346	0,8585	0,8902	0,8877
29	0,7752	0,9324	0,8542	0,8848	0,8820
30	0,7692	0,9302	0,8500	0,8795	0,8763
31	0,7634	0,9281	0,8457	0,8742	0,8707
32	0,7576	0,9259	0,8415	0,8690	0,8652
33	0,7519	0,9238	0,8374	0,8639	0,8598
34	0,7463	0,9217	0,8333	0,8588	0,8545
35	0,7407	0,9195	0,8292	0,8538	0,8491
36	0,7353	0,9174	0,8252	0,8488	0,8439
37	0,7299	0,9153	0,8212	0,8439	0,8387
38	0,7246	0,9132	0,8173	0,8391	0,8336
39	0,7194	0,9112	0,8133	0,8343	0,8286
40	0,7143	0,9091	0,8095	0,8295	
41	0,7092	0,9070	0,8061	0,8249	
42	0,7042	0,9050	0,8018	0,8202	
43	0,6993	0,9029	0,7981	0,8156	
44	0,6944	0,9009	0,7944	0,8111	
45	0,6897	0,8989	0,7907	0,8066	
46	0,6849	0,8969	0,7871	0,8022	
47	0,6803	0,8949	0,7834	0,7978	
48	0,6757	0,8929	0,7799	0,7936	
49	0,6711	0,8909	0,7763	0,7892	
50	0,6667	0,8889	0,7727	0,7849	

Grade	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. 12½° R.	Aräometerskala nach Beck 10° R.	Aräometerskala nach Baumé 10° R.	Grade	Volumeterskala nach Gay-Lussac	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. 12½° R.	Grade	Skala des amtl. preuß. Aräometers nach Brix Normaltemp. 12½° R.
51	0,8869	0,7692	0,7807	101	0,9901	0,7984	151	0,7260
52	0,8850	0,7658	0,7766	102	0,9804	0,7968	152	0,7246
53	0,8830	0,7623	0,7725	103	0,9709	0,7952	153	0,7233
54	0,8811	0,7589	0,7684	104	0,9615	0,7937	154	0,7220
55	0,8791	0,7556	0,7643	105	0,9524	0,7921	155	0,7207
56	0,8772	0,7522	0,7604	106	0,9434	0,7905	156	0,7194
57	0,8753	0,7489	0,7565	107	0,9346	0,7890	157	0,7181
58	0,8734	0,7456	0,7526	108	0,9259	0,7874	158	0,7168
59	0,8715	0,7423	0,7487	109	0,9174	0,7859	159	0,7156
60	0,8696	0,7391	0,7449	110	0,9091	0,7843	160	0,7143
61	0,8677	0,7359		111	0,9009	0,7828	161	0,7130
62	0,8658	0,7328		112	0,8929	0,7813	162	0,7117
63	0,8639	0,7296		113	0,8850	0,7797	163	0,7105
64	0,8621	0,7265		114	0,8772	0,7782	164	0,7092
65	0,8602	0,7234		115	0,8696	0,7767	165	0,7080
66	0,8584	0,7203		116	0,8621	0,7752	166	0,7067
67	0,8565	0,7173		117	0,8547	0,7737	167	0,7055
68	0,8547	0,7142		118	0,8475	0,7722	168	0,7042
69	0,8529	0,7112		119	0,8403	0,7707	169	0,7030
70	0,8511	0,7083		120	0,8333	0,7692	170	0,7018
71	0,8493			121	0,8264	0,7678	171	0,7005
72	0,8475			122	0,8197	0,7663	172	0,6993
73	0,8457			123	0,8130	0,7648	173	0,6981
74	0,8439			124	0,8065	0,7634	174	0,6969
75	0,8421			125	0,8000	0,7619	175	0,6957
76	0,8403			126	0,7937	0,7605	176	0,6944
77	0,8386			127	0,7874	0,7590	177	0,6932
78	0,8368			128	0,7813	0,7576	178	0,6920
79	0,8351			129	0,7752	0,7561	179	0,6908
80	0,8333			130	0,7692	0,7547	180	0,6897
81	0,8316			131	0,7634	0,7533	181	0,6885
82	0,8299			132	0,7576	0,7519	182	0,6873
83	0,8282			133	0,7519	0,7505	183	0,6861
84	0,8264			134	0,7463	0,7491	184	0,6849
85	0,8247			135	0,7407	0,7477	185	0,6838
86	0,8230			136	0,7353	0,7463	186	0,6826
87	0,8214			137	0,7299	0,7449	187	0,6814
88	0,8197			138	0,7246	0,7435	188	0,6803
89	0,8180			139	0,7194	0,7421	189	0,6791
90	0,8163			140	0,7143	0,7407	190	0,6780
91	0,8147			141	0,7092	0,7394	191	0,6768
92	0,8130			142	0,7042	0,7380	192	0,6757
93	0,8114			143	0,6993	0,7366	193	0,6745
94	0,8097			144	0,6944	0,7353	194	0,6734
95	0,8081			145	0,6897	0,7339	195	0,6723
96	0,8065			146	0,6849	0,7326	196	0,6711
97	0,8048			147	0,6803	0,7313	197	0,6700
98	0,8032			148	0,6757	0,7299	198	0,6689
99	0,8016			149	0,6711	0,7286	199	0,6678
100	0,8000			150	0,6667	0,7273	200	0,6667

Die zweite Skala ergibt sofort das spec. Gew. an der Stelle, bis zu welcher das Instrument eintaucht, wenn der Körper sich unter Wasser befindet, aber unter der Voraussetzung eines bestimmten Gewichts an der Luft. Vgl. Gerlach, Gegenseitiger Vergleich der Aräometerskalen (Dinglers Polytechnisches Journal 1865 und 1871).

Aräotika (griech.), mager machende Mittel.

Araf (arab.), in der mohammed. Religionslehre die Scheidewand zwischen dem Paradiese und der Hölle. Auf ihr stehen diejenigen, welche eine endgültige Entscheidung ihres Schicksals nicht erlangt haben und in diesem Mittelzustand zwischen Verdammnis und Seligkeit bis zum Tage des allgemeinen Gerichts verharren müssen.

Arafât, ein 80 Meter hoher heil. Berg bei Mekka in Arabien, wo Mohammed gebetet haben soll und wo jährlich am 9. Tag des Monats Hödscha den versammelten Pilgern eine Predigt gehalten wird.

Arágo, 1) Dominique François, einer der größten Physiker und Mathematiker der neuern Zeit, geb. 26. Febr. 1786 zu Estagel bei Perpignan, trat bereits 1804 in die polytechnische Schule, die er 2 Jahre lang besuchte, 1805 wurde er zum Sekretär des Bureau des longitudes ernannt und bald darauf nach Spanien geschickt, um mit Biot und den spanischen Kommissarien Chaix und Rodrigues die von der franz. Regierung angeordnete Vermessung des Meridianbogens, den Delambre und Méchain zwischen Dünkirchen und Barcelona aufgenommen hatten, bis Formentera fortzusetzen. Er befand sich gerade auf der Insel Mallorca, als die Spanier sich gegen Napoleon erhoben. Infolge davon verhaftet und einige Monate auf der Citadelle von Belver bei Palma gefangen gehalten, entfloh er und versuchte nach Algier überzusetzen, um von da auf einem algierschen Schiffe nach Marseille zu gelangen. Dieses Schiff wurde jedoch von einem spanischen Kreuzer genommen und A. auf das Fort Rosas und die Pontons von Palamos gebracht. Auf Reklamation des Dey's endlich entlassen, versuchte er nochmals nach Marseille zu gelangen; aber schon dem Hafen nahe, wurde das Schiff vom Sturm an die Küste von Sardinien geworfen, von wo es

sich nach Algier rettete. Hier war inzwischen der frühere Dey ermordet worden, und sein Nachfolger ließ A. auf die Liste der Sklaven setzen und als Dolmetscher auf Korsarenschiffen verwenden. Erst 1809 erhielt A. durch die Vermittelung des franz. Konsuls die Freiheit wieder und kehrte nach Frankreich zurück. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen erschienen unter dem Titel »Recueil d'observations géodésiques, astronomiques et physiques, exécutées par ordre du Bureau des longitudes en Espagne pour déterminer la variation de la pesanteur et des degrés terrestres sur le prolongement du méridien de Paris«. Das Gebiet der Physik, der sich A. seitdem mit unermüdlichem Eifer gewidmet hat, ist durch ihn mit den wichtigsten Entdeckungen bereichert worden, und namentlich verstand er es wie keiner, durch Klarheit und leichte Verständlichkeit die Resultate der wissenschaftlichen Forschung zu popularisiren. Besonders haben ihn Untersuchungen über die Theorie des Lichts, namentlich über die Polarisation desselben, sowie über Galvanismus und Magnetismus beschäftigt. Die Relationen seiner frühesten optischen Beobachtungen gab er gemeinschaftlich mit Biot heraus, mit dem er überhaupt bis 1816 die Forschungen im Gebiet der Naturwissenschaft theilte. Im Jahr 1809 wurde er an Lalande's Stelle zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften und zum Professor an der polytechn. Schule ernannt und übernahm in demselben Jahr mit Gay-Lussac die Redaktion der »Annales de physique et de chimie«, worauf er sich dem Elektromagnetismus zuwandte. Ungemein groß ist die Zahl von einzelnen Abhandlungen, die A. in Journalen &c. bekannt gemacht hat, und worin er sich als selbständigen Forscher zeigt. Als Mitglied des Längenbüreau's hatte er noch theil an der Redaktion des von demselben herausgegebenen »Annuaire« und an der »Connaissance de temps«. In den Memoiren des Instituts sind von ihm die schätzbarsten Aufsätze, und für die von ihm in Gemeinschaft mit Gay-Lussac redigirten »Annalen« lieferte er von 1816—25 an 80 Abhandlungen. Ungefähr ebensoviele Schriften des rastlosen Forschers sind in den seit 1825 erschienenen »Annales« abgedruckt. Ein Beispiel seiner neidlosen Würdigung fremden Verdienstes liefert seine »Éloge historique d'Alexandre Volta« (1833). Fast alle Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede, und selbst die Engländer haben ihn so gefeiert, wie vor ihm keinen Franzosen. Die Universität Edinburg verlieh A., als er sie 1834 besuchte, ihre höchste akademische Würde. Mit dem vollen Bewußtsein seiner Ueberlegenheit war er doch von aller Eitelkeit frei. Er nahm gern Berichtigungen an, selbst wenn seine Grundansichten dadurch umgestoßen wurden. So hatte er in seinem »Cours d'Astronomie« und bei andern Gelegenheiten sich gegen die Annahme von Einflüssen des Mondes auf die Quantität des Regens ausgesprochen; als er aber später vom Gegentheil überzeugt wurde, kritisirte er in dem »Annuaire« von 1833 mit vieler Unbefangenheit sich selbst. Dieses »Annuaire« ist ein von A. seit 1827 alljährlich herausgegebener kleiner Toilettenalmanach, der außer dem Kalender mit den Maßen, Gewichten, Posten, geographischen Ortsbestimmungen &c. in einem »Notices scientifiques« betitelten Anhange Abhandlungen über die neuesten und interessantesten Gegenstände aus der Physik enthält, welche sich ebensowohl durch tiefe Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, wie durch große Popularität und Verständlichkeit auszeichnen. Auch auf dem Felde der Politik hat A. eine bedeutende Rolle gespielt. Als die Julirevolution 1830 ausbrach, bot er sein ganzes Ansehen auf, um weiteres Blutvergießen zu verhindern. Als Mitglied der Deputirtenkammer, in welcher er das Departement Ostpyrenäen vertrat, gehörte er seitdem stets zur Opposition und bewies sich als ausgezeichneter, von den Machthabern gefürchteter Redner. Als die Regierung nach der Unterdrückung des Juniaufstandes 1832 Paris in Belagerungszustand erklärte und damit umging, in und um die Hauptstadt detachirte Forts zu erbauen, veröffentlichte er ein so ergreifendes Bild von den Gefahren der detachirten Forts für die Freiheit, daß die Regierung das Vorhaben aufgab. Als in demselben Jahr wegen der Theilnahme der Zöglinge der polytechnischen Schule an dem Juniaufstande diese Anstalt dem Ressort des Kriegsministers überwiesen wurde, gab A. sogleich seine seit 1809 an derselben bekleidete Professur auf. Während der Julieregierung war er auch mehrmals Präsident des Generalkonseils der Seine, in welcher Eigenschaft er die Erklärung des Konseils zu Gunsten der Sklavenemancipation betrieb. Die Februarrevolution von 1848 rief ihn als Mitglied in die provisorische Regierung, in welcher er 24. Febr. das Ministerium des Innern, kurz darauf auch das des Kriegs übernahm. Entschieden die Grundsätze der Ordnung vertretend und den socialistischen Bestrebungen abhold, stand er mit Marrast und Marie an der Spitze derjenigen Republikaner, welche das Staatsideal in den nordamerikan. Freistaaten erblickten. Er war es, der durch die ungemeine Popularität, die er in seiner Heimat genoß, die leidenschaftliche und verwilderte Bevölkerung im Departement Ostpyrenäen nach den Februartagen von Blutvergießen und Verwüstungen zurückhielt, so daß ihn dieses Departement auch in die Nationalversammlung wählte. Als die provisorische Regierung ihre Gewalt niederlegte, ernannte ihn die Versammlung zum Mitgliede der Exekutivkommission, in welcher Stellung er seinen Muth während des Juniaufstandes von 1848 auf glänzende Weise bewährte. Nach dieser Katastrophe war A. in der Nationalversammlung als Mitglied des Kriegskomité's thätig. In der Präsidentschaftsfrage erwies er sich als Gegner Ludwig Napoleons, sowie er sich auch gegen die Politik des neuen Ministeriums mehrfach erklärte. An den späteren Verhandlungen der Legislative hat er fast keinen Theil mehr genommen. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 erhob er seine Stimme für die Deportirten, indem er den Ort ihrer Verbannung mit den glühendsten Farben als ein Grab für Lebende schilderte. Er starb 3. Okt. 1853 in Paris. Eine vollständige Sammlung seiner Schriften erschien unter Leitung Barals (Par. 1854—62, 17 Bde., 2. Aufl. 1865 ff.), in deutscher Uebersetzung von Hankel (Leipz. 1854—60, 16 Bde.).

2) **Jacques Etienne Victor**, Bruder des vorigen, franz. Schriftsteller, geb. 10. März 1790 zu Estagel, begleitete als Zeichner die von Freycinet befehligte Expedition, welche auf den Schiffen »Uranie« und »Physicienne« 1817—20 eine Reise um die Welt machte, traf aber, da die »Uranie« an den Malwinen Schiffbruch litt, erst 1821 in der Heimat wieder ein. Nun beschäftigte er sich zu Bordeaux, seit 1829 zu Toulouse mit der Herausgabe belletristischer Journale, schrieb Vaudevilles, Gedichte und Romane und übernahm 1835 die

Direktion des Theaters zu Rouen, mußte aber schon 1837, infolge seiner Erblindung, von dieser Stellung zurücktreten. Seine Weltreise gab ihm Veranlassung zu den interessanten Werken »Promenade autour du monde« (Par. 1822, 2 Bde., mit Atlas) und »Souvenir d'un aveugle. Voyage autour du monde« (2. Aufl., 1843, 2 Bde.). Im Jahr 1849 reiste er trotz seiner Blindheit, an der Spitze einer Gesellschaft von Spekulanten, nach Kalifornien, um dort das Goldsuchen im großen zu betreiben, ward aber zu Valparaiso von seinen Gefährten verlassen und kehrte 1850 nach Frankreich zurück, wo er seine Erfahrungen und Enttäuschungen in dem Werke »Une vie agitée« (1853) veröffentlichte. Trotz alledem unternahm A. bald darauf eine neue Reise nach Brasilien, wo er im Januar 1855 starb.

3) Etienne, Bruder des vorigen, Schriftsteller, geb. 7. Febr. 1803 zu Perpignan, erhielt seine Schulbildung am Collége zu Sorèze und wurde unter der Restauration Préparateur der Chemie an der polytechn. Schule zu Paris. Diese Stellung gab er jedoch bald auf, um sich mit den Liberalen jener Zeit dem Carbonarismus anzuschließen, und schrieb, nachdem er sich ganz der Literatur zugewandt hatte, meist im Verein mit andern, Lustspiele und Vaudevilles, gab mehrere kleinere belletristische Journale heraus und machte sich auch als Feuilletonist im »Siècle« unter dem Pseudonym Jules Ferney bekannt. Als einer der Direktoren des »Théâtre du Vaudeville« zu Paris fallirte er. Im Jahr 1844 war er Mitbegründer des Journals »La Réforme«, und in der Februarrevolution von 1848 erhielt er durch den Einfluß seines ältern Bruders die Direktion der Posten. Vom Departement der Ostpyrenäen in die Nationalversammlung geschickt, machte er sich hier wenig bemerkbar. Bei dem Juniaufstand kompromittirt, entging er der Verhaftung durch die Flucht nach Belgien, wo er »Spa, son origine, son histoire, ses eaux, ses environs et ses jeux« (Brüssel 1851), ein Gedicht in 7 Gesängen, schrieb, das unstreitig zu seinen besten poetischen Erzeugnissen gehört. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 setzte die franz. Regierung seine Austreibung aus Belgien durch, worauf er sich nach England, von da nach Holland und endlich nach Turin begab, von wo er 1859 begnadigt nach Paris zurückkehrte. Seine nächste Publikation war »Les Bleus et les Blancs« (Par. 1862), ein histor. Roman über die Kriege in der Vendée. Großes Aufsehen erregte im August 1862 sein Austritt aus dem Pariser Schriftstellerverein, den er mit der Erklärung motivirte, daß einzelne Mitglieder des Vereins sich durch habsüchtige Spekulanten erkaufen ließen, eine Anklage, die hauptsächlich gegen den damaligen Günstling der kaiserl. Regierung, den Bankier Mirès, gerichtet war. Später veröffentlichte A., namentlich in dem belg. Journal »La Libre recherche«, eine Reihe neuer Dichtungen, von denen die »Une voix de l'exil« überschriebenen als die besten gelten müssen. 1865 schrieb er für den »Avenir national« das Theaterfeuilleton, und 2 Jahre später suchte er in einer Broschüre, »Les Postes en 1848« (1867), sein Auftreten während der Februarrevolution zu rechtfertigen. Am 5. Sept. 1870, nach dem Sturz des Kaiserthums, ernannte ihn die provisor. Regierung zum Maire von Paris, ein Amt, das er infolge der Unruhen vom 31. Okt., wo Blanqui mit seinen socialistischen Banden in das Stadthaus eindrang, wieder niederlegte. Auch seinen Sitz in der Nationalversammlung, in die er vom Departement der östlichen Pyrenäen 8. Febr. 1871 gewählt wurde, gab er schon nach wenigen Tagen wieder auf. A. hat sich darauf ganz ins Privatleben zurückgezogen und seine literarischen Arbeiten wieder aufgenommen.

4) Emanuel, Sohn von A. 1), geb. 6. Aug. 1812 zu Paris, trat seit 1832 mit poetischen Versuchen auf, studirte dann die Rechte und ward Advokat am Appellhofe zu Paris. Als Republikaner nahm er 1848 eifrigen Antheil an der Februarrevolution. Von der provisor. Regierung 27. Febr. als Oberkommissär nach Lyon gesandt, erbitterte er durch das Ausschreiben einer Steuer zur Unterhaltung der sogen. Nationalwerkstätten die Bourgeoisie, ohne die Arbeiterbevölkerung zu befriedigen. 25. Mai mit sehr gemessener Instruktion wegen Polens als Gesandter nach Berlin geschickt, richtete er hier nichts aus. Im Jan. 1849 auf seinen Wunsch abberufen, trat er wieder in die Nationalversammlung ein und bewies sich in der Legislative als Gegner des Präsidenten Ludwig Napoleon. Unter dem zweiten Kaiserreich machte er sich als Vertheidiger in politischen und Preßprocessen einen Namen, wie er namentlich 1867 den Polen Berezowski, der auf den Kaiser von Rußland geschossen hatte, vertheidigte, zeichnete sich als Mitglied des Gesetzgebenden Körpers durch seine dem Kaiserthum feindliche Haltung und in der Sitzung vom 15. Juli 1870 durch seine Reden gegen die beabsichtigte Kriegserklärung aus und wurde nach der Katastrophe vom 4. Sept. 1870 Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung. Seit 8. Febr. 1871 ist er als Abgeordneter des Departements der östlichen Pyrenäen Mitglied der Nationalversammlung, wo er seinen Sitz auf der Linken nahm und in allen wichtigen Fragen das Wort ergriffen hat. — Sein jüngerer Bruder Alfred A. hat sich im Atelier Paul Delaroche's zum Maler ausgebildet und mit seinen Gemälden, unter denen »Karl V. im Kloster von San Juste« am bekanntesten geworden ist, auf den Pariser Ausstellungen wiederholt großen Beifall gefunden. Im Jahr 1852 wurde er zum Generalinspektor der schönen Künste im Staatsministerium ernannt.

Arágon, Fluß in Spanien, entspringt in den Pyrenäen am Monte d'Aspe und mündet nach 220 Kilom. langem Lauf oberhalb Alfaro in den Ebro links. Nach ihm ist Aragonien benannt.

Aragōna, Stadt in der sicilian. Provinz Girgenti, mit einem alten Schloß und 7947 Einw. In der Umgegend von A. finden sich sehr bedeutende Schwefelminen.

Aragonien (Aragon), sonst selbständiges span. Königreich, welches die ganze Ostecke der Halbinsel einnahm und die sogen. aragon. Provinzen: Aragon, Katalonien und Valencia nebst der Balearengruppe, zusammen 98,780 QKilom. (1794 QM.) mit 2,5 Mill. Einw. umfaßte; jetzt span. Landschaft mit dem Titel eines Königreichs, 46,565 QKilom. (845,6 QM.) groß mit (1867) 925,773 Einw., wird gegen N. von Frankreich, gegen W. von Navarra, Alt- und Neukastilien, gegen S. und O. von Valencia und Katalonien begrenzt und zerfällt in die 3 Provinzen: Saragossa, Huesca und Teruel. Das Land umfaßt den Südabhang der Centralpyrenäen, sowie die vorliegende aragonische Bergterrasse, das mittlere und untere Ebrobassin und einen großen Theil des östl. Abhangs des centralen Tafellandes und ist daher zur Hälfte Gebirgs-, zur Hälfte Flachland. Im nördl. gebirgigen Theil (Hocharagonien) erheben sich auf der Grenze Frankreichs die höchsten

Pyrenäenspitzen: Pic du Midi d'Os (2924 Meter), Vignemale (3212 Meter), Pic Taillou (3215 Meter), Montperdu (3264 Meter), Pic Posets (3280 Meter) und die höchste Spitze des Maladettagebirges, der Pic de Nethou (3316 Meter). Längs des südlichen Fußes der Pyrenäen zieht sich eine schmale Hochfläche hin, welche die Gebirge von Hocharagonien von jenen scheidet. Dieselben umfassen eine Anzahl paralleler, bald zusammenhängender, bald durch Thäler von einander geschiedener Ketten, darunter als die höchsten die Montes de Luesia, Montes de San Juan, Peñe de Oroël, Sierra de Sobrarbe und die Sierra de Alcubiere, die südlichste, welche in terrassenartigen Absätzen in die Tiefebene des Ebro abfällt. Hocharagonien ist reich an bedeutenden Waldungen und gehört zu den malerischsten und anmuthigsten Landschaften Spaniens. *Niederaragonien* dagegen, d. h. die Thalebene des Ebro, die sich, dem Laufe des Flusses folgend, von NW. nach SO., von Tudela bis Mequinenza an der Grenze von Katalonien hinzieht, ist eine öde Steppe mit salzhaltigem Gips- oder Lehmboden, streckenweise ohne Baum und Trinkwasser. Südlich vom Ebro wird Niederaragonien durch den östl. Abfall des span. Centraltafellandes mit den Bergzügen der Sierra de Molina, S. de Albarracin, S. de Teruel, S. de Javalambre begrenzt, und auf der westl. Grenze gegen Altkastilien streicht die Sierra Moncayo herein. A. gehört fast ganz dem Gebiete des Ebro an, welcher die Landschaft der Länge nach durchströmt und links den Aragon, die Arva, den Gallego und den Cinca, rechts den Jalon, die Huerva, den Aguas, Guadalope und Nonaspe aufnimmt. Im SW., an der Grenze gegen Neukastilien, entspringen nahe bei einander der Tajo und Guadalaviar. Das *Klima* ist in den verschiedenen Theilen der Landschaft verschieden, im ganzen aber sehr windig; berüchtigt sind besonders der Nordwest- (Cierco) und der Südostwind (Bochorno), beide schneidend und kalt, während dagegen der Westwind (Faqueno) Regenschauer, Wärme und Fruchtbarkeit bringt. Der Boden ist in den großen Gebirgsthälern und auch im Flachlande längs der Flüsse (mit Ausnahme des salzgeschwängerten Ebrobassins) sehr fruchtbar; aber die Bodenkultur wird von der spärlichen Bevölkerung höchst nachlässig betrieben, und ungeheure Strecken selbst des besten Bodens liegen wüst, mit Disteln und Gestrüpp bedeckt. Trotzdem erzeugt das Land mehr Getreide, Wein, Oel, Obst und Hanf, als es bedarf. Auch mit sonstigen Hülfsmitteln ist A. reich ausgestattet. Die vielen und wasserreichen Flüsse wimmeln von Fischen, die Gebirge sind reich an Erzen und Mineralquellen, die Ebenen der Steppe an Steinsalz, Salzquellen und Salzseen, an Salpeter, Bittersalz und Alaun; aber fast alles liegt unbenutzt, und das einst reichbevölkerte und wohlangebaute, durch Industrie und Handel blühende A. ist seit langem, nächst Estremadura, der vernachlässigteste Theil Spaniens. Der Grund dieses Verfalls ist zu suchen in der nach Entdeckung von Amerika beginnenden, massenhaften Auswanderung, in der Vertreibung der Mauren unter Philipp III. (1609), welche A. um 64,000 fleißige, ackerbautreibende Einwohner beraubte und 130 Dörfer mit fast 13,900 Häusern dem Verfalle preis gab, in der gewaltsamen Aufhebung der freisinnigen Verfassung und Vorrechte Aragoniens durch Philipp V. (s. unten), welche wiederum starke Auswanderung zur Folge hatte, endlich in den Bürgerkriegen und in Krankheiten, welche die Bevölkerung wiederholt decimirten. Ein Haupthindernis eines neuen Aufschwungs des Ackerbaues, des Handels und der Industrie war bisher der Mangel guter Kommunikation im Innern und mit den Nachbarländern; auch an Bewässerungskanälen fehlt es. Der ehedem bis Saragossa und weiter schiffbare Ebro war versandet, und der zur Wiederherstellung der Schiffahrt von Karl V. großartig angelegte, aber unvollendet gebliebene Kaiserkanal half dem Uebel nur ungenügend ab. Erst in neuester Zeit, seitdem man die Entsandung des Ebro energisch in Angriff genommen und Eisenbahnen zu bauen begonnen hat (Saragossa steht gegenwärtig mit Madrid, mit Barcelona und mit Pampelona durch Schienenwege in Verbindung), haben auch die Verhältnisse des Landes wieder einigen Aufschwung genommen. Die Produkte Aragoniens sind: Soda, Salz, Alaun, Kupfer, Mangan, Antimon, Kobalt, silberhaltiges Bleierz, Steinkohlen und Schwefel; Weizen, Gerste, Mais, Wein, Branntwein, Oel, Feigen, Aprikosen, Mandeln, Pfirsiche, Wallnüsse, Hülsen- und Gartenfrüchte, Gemüse aller Art, Hanf, Safran; endlich Vieh, besonders Ziegen und Schafe. Die Industrie beschränkt sich auf Fabrikation von groben schafwollenen Stoffen, Tuch, Leder, Saffian, Papier, Glas, Hüten, Knopfmacherarbeiten, Seidenwaaren, Seife, Chokolade, Roheisen, Schießpulver. Der *Aragonese* haßt alles Fremde und zeichnet sich durch ein finsteres, verschlossenes, hinterlistiges, rachsüchtiges und grausames, dabei extrem bigottes, starrsinniges und rohes Wesen aus. Zugleich aber besitzt er einen glühenden Patriotismus, edeln Freiheitssinn, hohen persönlichen Muth und ist rechtschaffen, überlegend, von großer Energie und einer wahrhaft spartanischen Enthaltsamkeit in Betreff sinnlicher Vergnügungen. Die Männer sind meist groß, hager und sehr gebräunt, die tapfersten Soldaten der Armee, die tüchtigsten Jäger, die verwegensten Räuber; die Frauen schön gewachsen mit großen schwarzen Augen und reichem, glänzend weichem Lockenhaar. Der ursprüngliche rauhe Dialekt der Aragonesen hat sich allmählich mit dem kastilischen verschmolzen. Hauptstadt des Landes ist Saragossa; andere ansehnlichere Städte sind Calatayud, Huesca, Barbastro, Caspe.

Geschichte. Das jetzige A. kam nach Aufhören der röm. Herrschaft in den Besitz der Westgothen, seit dem 8. Jahrh. in den der Araber, später nebst Kastilien wieder unter christl. Herrschaft. Die Grafschaft A., als deren erster Graf Azenar, ein Sohn des aquitan. Herzogs Eudo genannt wird, kam nach Erlöschen des gräfl. Hauses durch Erbrecht an die Könige von Navarra, von denen Sancho III. (gest. 1035) bei der Theilung seiner Länder A. seinem natürlichen Sohne Ramiro I. zuwies, der sein Gebiet durch die Erwerbung von Sobrarbe und glückliche Kämpfe gegen die Mauren erweiterte und 1035 den Königstitel annahm. Seine Nachfolger setzten die Kämpfe gegen die Mauren mit Erfolg fort: endlich eroberte Alfons I. (1104—34) Saragossa (1118) und erhob es zur Hauptstadt Aragoniens. Sein Testament, worin er sein Land den geistlichen Ritterorden vermachte, wurde von den Ständen Aragoniens nicht anerkannt, sondern sein Bruder Ramiro II. auf den Thron von A. erhoben. Dieser verlobte seine Tochter Pedronella (1137) mit dem Grafen Ramon Berengar II., Grafen von Barcelona, der den Grund zur Ver-

einigung Kataloniens mit A. legte, indem sein älterer Sohn Alfons II. ihm 1162 in Katalonien, 1163 auch in A. folgte. Unter ihm und seinen Nachfolgern ward A., durch die Erwerbung Roussillons, Montpelliers, Cerdagne's u. Carcassone's und anderer Pyrenäenlandschaften, der Balearen und glückliche Kämpfe gegen die Mauren vergrößert, schnell die zweite christliche Macht Spaniens neben Kastilien. Die von König Jakob I. (1216—76), von welchem die Konstitution Aragoniens herrührt, beabsichtigte Theilung des Landes kam nicht zur Ausführung, da dessen ältester Sohn Peter III. seinem Bruder Jakob II., welcher die Belearen, Roussillon, Cerdagne ꝛc. bekommen hatte, die Lehnspflichtigkeit aufzwang. Peter III. erwarb später (1283) Sicilien, ward aber infolge davon mit Frankreich in Krieg verwickelt. Als die hierdurch und durch sonstige Fehden hervorgerufene finanzielle Noth ihn zu Ausschreibung drückender Steuern bewog, traten die Stände von A. 1283, um ihre alten Freiheiten zu wahren, zur ersten Union zusammen. Ihm folgte 1285 sein ältester Sohn Alfons III. in den span. Reichen, der jüngere, Jakob, in Sicilien. Alfons entsetzte seinen Oheim Jakob von Mallorca, gerieth mit Kastilien und Frankreich in langwierige Händel, während welcher die aragon. Stände ihre Macht erweiterten. Ferdinand IV. von Kastilien schloß den Vertrag von Campillo (1305), der Aragoniens Grenzen gegen S. bis nach Guadamar hin ausdehnte. Vereinigt schlugen beide Könige die Mauren (1306) bei Almeria und bereiteten dadurch deren Vertreibung vor. Verträge mit den afrikan. Emirn und den Sultanen von Aegypten und Damaskus hoben den Handel Aragoniens. Auf Jakob folgte 1327 sein Sohn Alfons IV. (gest. 1336), der gegen die Genuesen und mit seinem Schwiegervater, Alfons XI. von Kastilien, glücklich gegen die Mauren focht. Sein Nachfolger Peter IV. (gest. 1387) beendete den dem Handel Aragoniens sehr nachtheiligen Krieg mit Genua, vereinigte Mallorca (1344) wieder mit A., verlor dagegen Sardinien theilweise. Während seiner Kämpfe mit Kastilien und unzufriedenen Brüdern gewannen die Cortes immer größere Unabhängigkeit. Sein Sohn Johann verlor ganz Sardinien an Leonore Visconti. Nach dessen kinderlosem Tod (1393) brachen in A. infolge des Auftretens verschiedener Prätendenten heftige Thronstreitigkeiten aus, aus denen endlich durch den Spruch gemischter Schiedsrichter der Infant Ferdinand von Kastilien, ein Neffe Johanns, als König hervorging. Dieser, Ferdinand I., wirkte eifrig mit zur Beseitigung des großen kirchlichen Schisma's und hatte 1416 seinen Sohn Alfons V. zum Nachfolger. Dieser überließ die Regierung seiner Gemahlin Maria von Kastilien, um seinem Drange nach kriegerischen Abenteuern zu folgen. Er vereinigte Neapel und Sicilien mit A., hinterließ aber nur einen natürlichen, vom Papst legitimirten Sohn Ferdinand, welcher in Neapel folgte. Die span. Reiche nebst Sardinien und Sicilien und den Balearen erbte Johann II., sein Bruder, durch seine Gemahlin Blanca auch König von Navarra. Johanns Regierung war hart und willkürlich, gegen seine eigenen Unterthanen erbat er die Hülfe Frankreichs und bezahlte sie durch Abtretung Roussillons und Perpignans. Er starb 1479. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II., seit 1469 Gemahl Isabella's, der Thronerbin von Kastilien, hierdurch und durch Eroberung Granada's Herrscher der vereinigten spanischen Länder (s. Spanien, Gesch.).

Von besonderem Interesse ist die Verfassungsgeschichte Aragoniens, wo zuerst das freie Bürgerthum sich ausgebildet hat. Schon 1118 bekamen die Bürger Saragossa's alle Rechte geborner Hidalgo's (Ritter), und 1136 rathschlagten Abgeordnete der aragonischen Gemeinden auf dem Reichstage (Cortes) mit geistlichen und weltlichen Lehnsherren über Steuern und Landesordnungen. Fortan waren die Städte Aragoniens und Kataloniens besonders auf Erhaltung der allgemeinen, ständischen Gerechtsame und Freiheiten bedacht. Die Cortes von A., gleichzeitig besucht von den Boten des in eine höhere (ricos hombres) und niedere (infançones, cavalleros, hidalgos) Klasse gesonderten Adels und der Prälaten, gewannen Antheil an den Hoheitsrechten und verfügten über Krieg und Frieden, Bündnisse und Verträge, Steuern, Münzen, alte und neue Gesetze und Urtheilssprüche der unteren Gerichtshöfe. König Alfons III. mußte die jährliche Berufung der Cortes nach Saragossa (1287) als Grundgesetz anerkennen und denselben das Recht des pflicht- und verfassungsmäßigen Widerstandes gegen willkürliche Verletzung der ständischen Mitglieder einräumen, ja anerkennen, daß, wenn der König sich der Gewaltherrschaft schuldig gemacht, alle Bewohner Spaniens vom 14. bis zum 60. Jahr verbunden sein sollten, die Waffen zum Sturz desselben zu ergreifen. Peter IV. erzwang 1348 die Aufhebung dieser Satzungen, bewilligte aber die Einsetzung einer Behörde, die, zwischen Regierung und Volk stehend, die Rechte des letztern gegen Uebergriffe der erstern schützen und in Streitigkeiten zwischen der Krone und den Ständen entscheiden sollte. An ihrer Spitze stand der vom König aus der Ritterschaft auf Lebenszeit gewählte, aber lediglich den Cortes gegenüber zur Rechenschaft verpflichtete Justicia. Die allgemeinen Reichsstände, anfangs jährlich, seit 1307 alle zwei Jahre von den Abgeordneten Aragoniens, Kataloniens und Valencia's gebildet, zerfielen in die vier Abtheilungen (brazos, Arme, estamentos, Bänke) der Geistlichkeit, des hohen (brazo de nobles) und niedern Adels (brazo de cavalleros y hijos dalgo) und der Stadtgemeinden (brazo de universidades). Für die Gültigkeit eines Cortesbeschlusses war Einstimmigkeit der Krone und aller Mitglieder nothwendig. Vor 1383 leisteten die Stände nur bewaffnete Kriegshülfe. Nur schwer gewöhnte sich seitdem der stolze Aragonier, Abgaben von Brod und Fleisch (sisas) als erste regelmäßige Steuer zu bewilligen. Ein ständischer Ausschuß von 8 Mitgliedern blieb zur Wahrung der Volksrechte stets zusammen. Auch nach der Vereinigung mit Kastilien (1516) behielt A. seine alten Freiheiten und verlor dieselben erst infolge der standhaften Parteinahme für Oesterreich im Span. Erbfolgekriege durch die bourbonische Herrschaft. In den inneren Kämpfen, welche in der Neuzeit Spanien zerrütteten, zeigten die Aragonier denselben hartnäckigen Muth, den ihre Hauptstadt Saragossa 1808—1809 den Franzosen gegenüber bewies, und litten daher unsäglich. Während Oberaragonien entschieden der Königin anhing, hielt Niederaragonien zu Don Carlos. Vgl. E. A. Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter (Leipz. 1828); Pidal, Historia de las alteraciones de Aragon en el reinado de Felipe II. (Madr. 1862—63, 3 Bde.).

Aragonit, nach dem Vorkommen in Aragonien benannte rhombische Modifikation des kohlensauren Kalks. Das Mineral hat also dieselbe chemische Zusammensetzung wie Kalkspat, Marmor und

Kreide, ist aber durch seine Krystallform von diesen Körpern verschieden und selbständig individualisirt. Er bildet meist lang oder kurz säulenförmige oder spießige Krystalle; sehr häufig sind Zwillinge oder Drillinge, nach einer Prismenfläche an- oder durcheinander gewachsen, die in ihrer Form hexagonalen Säulen nahe kommen. Die chemischen Eigenschaften, namentlich das leichte Brausen mit Säuren hat der A. mit dem Kalkspat gemein, durch seinen unregelmäßigen, muscheligen Bruch läßt er sich leicht von jenem unterscheiden. Die Härte liegt zwischen Kalkspat und Flußspat, Kalkspat wird also von A. geritzt. Das spec. Gew. beträgt 2,954 (Kalkspat = 2,723). A. und Kalkspat bilden das bekannteste Beispiel von Dimorphismus, einer zweifachen, verschiedenen Formenreihe bei gleicher chemischer Konstitution. Welchen Umständen die eine oder andere Formbildung zuzuschreiben ist, läßt sich nicht allgemein entscheiden. Hauy nahm an, daß eine geringe Menge von kohlensaurem Strontian, welche sich häufig in dem A. findet, seine rhombische Form bedinge; doch kennt man auch strontianfreien A.; G. Rose suchte die Ursache der Formverschiedenheit vorzüglich in der Temperatur des Lösungsmittels, indem aus heißer Lösung A., aus kalter Kalkspat zur Abscheidung gelangen sollte, doch ist auch dies nicht allgemein zutreffend. Auch die Koncentration der Lösung kommt dabei in Betracht, und neuerdings hat Credner wieder an jene ältere Anschauung erinnert, indem er fand, daß aus einer Lösung, welche kohlensauren Strontian enthielt, Aragonitkrystalle abgeschieden wurden. Jedenfalls ist die Erklärung der specifischen Krystallform nicht einseitig in dem krystallisirenden Körper, sondern in einer dynamischen Wechselwirkung zwischen der erstarrenden Substanz und dem umgebenden Medium zu suchen, und bei Körpern, welche dem herrschenden Lösungsmittel gegenüber labile Krystallisationsverhältnisse zeigen, kann auch die Grundform durch Einwirkungen verschiedener Art, die einander kompensiren und substituiren können, verändert werden. Durch Glühen erhält der A. das niedrigere spec. Gew. des Kalkspats; auch kennt man als Afterkrystalle Aragonitsäulen, die zu einem Aggregat von Kalkspatkrystallen umgewandelt sind. Die schönsten Aragonitkrystalle finden sich bei Bilin in Böhmen, Herrengrund in Ungarn, Leogang im Salzburgischen und Molina in Aragonien. Spießige Krystalle kommen häufig als sekundäre Gebilde in den Höhlungen basaltischer Gesteine vor. Bekannt sind die korallenähnlichen, faserigen Aggregatformen, die sogen. Eisenblüte von Eisenerz in Steiermark und Hüttenberg in Kärnthen. Auch die Karlsbader Sprudelsteine (Erbsenstein, Pisolith) werden zum A. gerechnet.

Aragua, eine Provinz der südamerikan. Republik Venezuela, grenzt im N. an die Provinzen Caracas und Carabobo, im O. an Caracas, im S. und W. an Guarico und Carabobo und zählt auf 9636 QKilom. eine Bevölkerung von (1854) 81,485 Seelen. Die Provinz wird durchströmt von dem Rio Aragua, der auf seinem Lauf von O. nach W. viele Nebenflüsse aufnimmt und sich in den Valenciasee ergießt. Die Thäler dieser Flüsse sind erfüllt mit reichen Kaffee-, Zucker-, Tabak- und Baumwollenplantagen, auf den Höhen auch mit Weizenfeldern; sie erzeugen außerdem Kakao und Vanille und werden als der »Garten Amerika's« gepriesen. Eine Fortsetzung des Thales von A. bildet das nur durch eine geringe Erhebung von demselben getrennte Thal des obern Rio Tuy, der gegen O. in das Antillenmeer fließt. Einst bildeten die Thäler von A. den Schauplatz der erbittertsten Kämpfe mit den span. Truppen, und obwohl sie damals sehr gelitten haben, so sind sie jetzt doch wieder von einer wohlhabenden Bevölkerung bewohnt, deren Dichtigkeit der von Frankreich gleichkommt. Hauptstadt ist Vittoria (Sta. Maria de la Vittoria), mit 7000 Einw. und einer schönen Kirche, der Haupthandelsplatz der Provinz; andere Städte sind Turmero mit 9000 Einw. in einer reich bebauten Gegend; Maracai mit 5000 Einw. und einem großen Gefängnis; Cura mit 5000 und San Sebastian (San Sebastian de los Reyes) mit 4000 Einw.

Araguaia (Araguay), Fluß, s. Tokantins.

Aragwa, ein Nebenfluß des Kur in Kaukasien, der im Quellgebiet des Terek entspringt und unter 41° 50′ nördl. Br. mündet; der Aragos der Alten.

Arak (Arrak, Rak, in Ostindien allgemeine Bezeichnung gebrannter Getränke), alkoholisches Destillat von eigenthümlichem Aroma, wird durch Gährung aus Reis, bisweilen unter Zusatz von Palmensaft und Arekanüssen, oder aus Palmensaft allein, sehr häufig auch aus der Melasse von ostindischem Rohrzucker, welcher zur Beförderung der Gährung etwas Reis zugesetzt wurde, gewonnen. Aus der gegohrnen Flüssigkeit scheidet man den Alkohol durch Destillation ab und rektificirt ihn ein- auch zweimal. Guter A. ist klar, farblos oder nur wenig gefärbt, frei von jeglichem Fuselgeruch und enthält 50—54 Proc. Alkohol. Er bildet in den Ländern des Ostens einen bedeutenden Handelsartikel; Hauptpunkte der Fabrikation sind: Java (A. de Batavia), Goa, Ceylon, Siam. Batavia- und Goa-Arak kommen bei uns am häufigsten vor, ersterer ist meist wasserhell, letzterer schön gelblich, schwächer, aber von größerer Feinheit. Der meiste A. des Konsums ist entweder mit echtem A. verschnittener Spiritus, oder Spiritus mit Rumäther; letzterer ahmt das Aroma des Araks sehr täuschend nach. Bisweilen wird auch bei uns aus billigem Reis oder Reisabfällen ein sehr reiner, feinschmeckender Spiritus bereitet.

Arakan, s. Arrakan.

Arakil Vane, Dorf und Wallfahrtskloster in Russisch-Armenien, am Fuß des Ararat, von den Armeniern gefeiert, weil der Sage nach hier Noah nach der Sündflut geopfert und gewohnt haben, und die Gebeine der Apostel Andreas und Matthäus daselbst gefunden worden sein sollen.

Araktschejew, Alexej Andrejewitsch, Graf von, russ. General, geb. 1769 aus einer altadligen Familie des Gouvernements Nowgorod, ward 1792 als tüchtiger Artillerieofficier dem damaligen Großfürsten Paul als Organisator der Artillerie empfohlen, 1796 Kommandant von Petersburg und Generalmajor. Infolge vielfacher Beschwerde über seine Härte März 1798 als Generalleutnant verabschiedet, wurde er 1799 wieder in Aktivität gesetzt und zum Militärgouverneur von Petersburg ernannt. 1807 zum General der Artillerie und 1810 zum Mitglied des Reichstags befördert, machte er sich um Vervollkommnung der russ. Artillerie sehr verdient. Um Ersparnisse zu erzielen und zugleich wüstliegende Ländereien urbar zu machen, gründete er mehrere Militärkolonien, veranlaßte aber dadurch Aufstände, welche mit blutiger Gewalt unterdrückt werden mußten. 1825 vom Zaren Nikolaus verab-

schiebet, zog sich A. auf sein Landgut Grusinow zurück, wo er 3. Mai 1834 starb.

Aralia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Araliaceen, perennirende Kräuter oder baumartige Sträucher mit einfachen oder zusammengesetzten Blättern, kleinen Blüten in rispenartigen Dolden oder Knäueln und beerenartigen Früchten, welche von dem stehen gebliebenen Kelch und den Griffeln gekrönt sind. Mehrere Arten werden als schöne Dekorationspflanzen kultivirt (s. Tafel II »Blattpflanzen«). So A. pentaphylla *Thunb.*, in Japan, mit baumartigem Stengel, fünfzähliggefingerten, glatten Blättern mit länglichen, an der Spitze gesägten Blättchen, winkelständigen, horizontalen Stacheln und Blumen in einfachen Dolden; A. spinosa *L.* (Angelikabaum, in den Gärten meist fälschlich als A. japonica gezogen), in Nordamerika, ebenfalls mit baumartigem, dornigem, 2,5—3 Meter hohem Stengel, schönen, großen, mehrfach zusammengesetzten Blättern mit eirunden, zugespitzten, gesägten Blättchen und kleinen schmutzigweißen Blüten in rispenartigen Dolden, eine unserer schönsten Blattpflanzen, dauert im Freien aus, bedarf aber im Winter einer Laubdecke und Umkleidung. Eine aus den Beeren bereitete Tinktur wird gegen rheumatische Schmerzen und Kolik benutzt. A. edulis *Sieb.* et *Zucc.* wird in Japan als Gemüse, A. nudicaulis, ein perennirendes Kraut mit dreizähligen zusammengesetzten Grundblättern, als nordamerikanische Sassaparillenwurzel, ähnlich wie die echte Sassaparille, benutzt. A. papyrifera *Hook.*, in Ostasien, mit prachtvollen, großen, handförmigen, graugrünen, unten weißfilzigen Blättern und ungemein schnellwüchsig, eine der schönsten Blattpflanzen, liefert das Material zu dem chinesischen Reispapier.

Araliaceen, dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Umbellifloren, den Umbelliferen nahe verwandt, Sträucher und Bäume, wenige Kräuter, manche mit kletterndem Stengel. Die Blätter sind meist wechselständig, einfach oder hand- oder fiederförmig zusammengesetzt, nebenblattlos. Die Blüten stehen in Dolden oder Köpfchen, sind regelmäßig und haben einen unterständigen Fruchtknoten mit kurzem Kelchsaum, 5, 10 oder mehr Blumenblätter, ebensoviel mit jenen abwechselnde Staubgefäße, die dem Rande einer drüsigen, honigabsondernden Scheibe entspringen, und zwei über letztere hervorragende kurze Griffel mit einfachen Narben. Der Fruchtknoten ist zwei- bis mehrfächerig und enthält in jedem Fache eine anatrope Samenknospe. Die Frucht ist meist beerenartig, die Samen umschließen ein reichliches fleischiges Endosperm mit kleinem, geradem Keimling. — Die A. sind in den tropischen und subtropischen, zum Theil auch in den gemäßigten Zonen beider Erdhälften, zumal in Nordamerika, einheimisch. In Europa ist ihr bekanntester Vertreter der Epheu (Hedera Helix *L.*). Alle sind mehr oder weniger reich an riechenden Oelen und Harzen und haben daher zum Theil arzneiliche Kräfte.

Aralsee (»Inselsee«), nächst dem Kaspischen Meer der größte Binnensee Asiens, östlich von jenem, in dem turkestanischen Tiefland, in einer salzigen, unfruchtbaren Steppe gelegen. Seine Länge beträgt etwa 450, seine Breite 220—300 Kilom., sein Flächeninhalt 69,760 QKilom. (1267 QM.). Die Küste ist niedrig, sandig, unfruchtbar, im NW. mit Schilf bewachsen; im O. reicht die Kisilkum-Wüste bis an den See heran. In denselben münden die großen Steppenflüsse Amu Darja (Dschihon, Oxus), von dem noch 1640 ein Arm das Kaspische Meer erreichte, und der Sir Darja (Jaxartes). Einen sichtbaren Abfluß hat der See nicht. Der Wasserspiegel desselben wurde genau ermittelt, und zwar zu 10,86 Meter ü. M., 35,5 Meter über dem Kaspisee. Die Angabe, daß der A. in der neuesten Zeit seinen Wasserspiegel tiefer gelegt habe, beruht auf Irrthum; ebenso die Behauptung, daß der See zeitweise existirt habe und verschwunden sei, und daß er vorübergehend, z. B. um 1417 n. Chr., infolge sehr hohen Wasserstandes des Kaspisees mit diesem zusammengehangen habe. Die Gründe dagegen sind in den »Proceedings« der Londoner Geogr. Gesellschaft (Bd. XI, S. 203 ff.) dargelegt (vgl. »Ausland« 1872, S. 319; »Russische Revue« 1873, Bd. 2). Im See sind einige Inseln, von den Russen Zareninseln genannt; die größte derselben heißt Nikolaiinsel. Das Wasser des Aralsees ist schwach salzhaltig; 1000 Theile enthalten nur 15 Theile Salz. Seine Tiefe beträgt in der Mitte nur an 27 Meter, weiter nach W. hin aber an 160 Meter; nach der Nordost- und Südküste nimmt die Tiefe bedeutend ab. Im SW. wird der A. zum Sumpfsee Laudan oder Aibugir. Die größte Länge des Sees, von dem nordöstl. Ende der Bucht Sara Tschiganak bis zum Vorgebirge Urgu Muran an der südwestl. Küste, beträgt etwa 4970 Kilom. Nach einigen soll der See im Winter selten, nach andern aber nicht selten ganz mit Eis bedeckt sein. Das Wasser ist fischreich. Die seichten Küsten sind der Schiffahrt sehr ungünstig; daher wird der See nur zu Gouvernementszwecken mit kleinen Dampfern befahren. Die Russen hatten darauf 1873 zwei Barken und zwei Dampfer. — Die klassischen Autoren kannten den A. nicht, nur bei Plinius findet sich eine darauf bezügliche Stelle (vgl. Hehn, Das Salz, Berl. 1873). Der erste europäische Reisende, welcher an den A. kam, ist Zemarchos, Gesandter des byzantinischen Kaisers Justin II., der 569 auf der Rückreise von seiner Sendung an Dizabul, den Chakan der Türken, längs des Aralsees seinen Weg nahm. Genauer beschreiben ihn die arabischen Schriftsteller. Die erste zuverlässige Kunde erhielt Europa durch die Bemühungen Peters d. Gr. um die Kunde Rußlands und der angrenzenden Reiche. Bis 1848 lag der See vollständig auf dem Gebiet der Chane von Chiwa und Chokand; 1848 dehnten die Russen ihr Reich bis an den A. aus, nahmen Besitz vom Nordufer und rechneten nach der Abrundung ihres Besitzes am Sir Darja, wo bis dahin der Chan von Chokand gebot, den See selbst, dann das ganze Ostufer bis zu 43½° nördl. Br., im W. das Gebiet nördl. des 36.° zu ihrem Reich. Noch 1870 ward jedoch eingeräumt, daß die Grenze gegen Chiwa definitiv nicht festgestellt sei; unbestritten ward ihre Herrschaft über den See und seine Ufer erst 1873 durch den Frieden mit Chiwa (s. d.). Bis dahin beschränkte sich ihr Einfluß am Ostufer auf Säuberung des Landes von Räubern durch fliegende Kolonnen, welche jährlich im Frühjahr von Orenburg und dem Embaposten in die Steppen ausgesandt wurden; im W. des Sees erfolgte 25. März 1873 die Gründung des ersten Forts »Blagowetschtschenskoje« am Jani Darja bei Irbitkai.

Aramäa (Aram), bei den alttestamentlichen Schriftstellern das ganze Gebiet zwischen Phönikien, Palästina, Arabien, dem Tigris und Armenien, in

welchem die aramäische Sprache geredet ward, also semitische Stämme wohnten (nach 1. Mos. 10, 22 war Aram ein Sohn des Sem), mithin Syrien und das Mesopotamien der Griechen. Vorzugsweise ist aber A. das eigentliche Syrien mit der Hauptstadt Damaskus (Aram Damesek), dem gegenüber das Land jenseits des Euphrat (also Mesopotamien) als Aram Naharaim (Syrien der beiden Flüsse) bezeichnet wird. Als der mächtigste der aramäischen Staaten erscheint unter Saul und David Aram Zoba, den David glücklich bekämpfte.

Aramäische Sprache, ein Zweig des semitischen Sprachstammes, welcher in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen wurde und in das Syrische (Westaramäische) und Chaldäische (Ostaramäische) zerfiel, außerdem auch die Dialekte der Samaritaner, Zabier, Nabathäer, Palmyrener begriff. Neuere Forscher, namentlich Julius Fürst, haben es höchst wahrscheinlich gemacht, daß das Aramäische nicht verkümmerte Form des Semitischen, sondern die Mutter und zugleich Mittelglied zwischen diesem großen Stamm und dem noch mächtigern indogermanischen sei. Die ältesten uns bekannten Denkmäler des Chaldäischen sind im Alten Testament, des Syrischen die palmyrenischen Inschriften, deren erste 49 n. Chr. gesetzt wird. Die früheste Spur des Aramäischen in Mesopotamien findet sich 1. Mos. 31, 47. Die Juden lernten im Exil den ostaramäischen Dialekt als die Muttersprache des babylon. Reichs sprechen, so daß er in Palästina die althebräische Sprache färbte, später (nach 135) ganz verdrängte. Auch in die altpers. Sprachen (z. B. in den Pehlwidialekt) drangen damals viele aramäische Wörter ein, wie denn (seit 538) die pers. Regierung ihre Edikte an die vorderasiat. Provinzen in aramäischer Sprache erließ (vgl. Esra 4, 7). S. Chaldäische Sprache und Syrische Sprache. Vgl. J. Fürst, Lehrgebäude der aramäischen Idiome in Bezug auf die indogerman. Sprachen (Leipz. 1835); Derselbe, Aramäische Chrestomathie (das. 1836); Zschokke, Institut. fundament. ling. aramaeicae (Wien 1870).

Arancini, in Scheiben zerschnittene und in Zucker eingelegte Pomeranzenschalen; auch kleine unreife, in Zucker eingemachte und in Schachteln versandte bittere Pomeranzen, dienen als magenstärkendes Mittel.

Aranda, Don Pedro Pablo Abaraca de Bolea, Graf von, span. Staatsmann, 21. Dec. 1718 zu Saragossa aus einer vornehmen Familie geboren, widmete sich dem Militärdienste, verließ denselben 1746 als Oberstleutnant, bereiste Italien und Frankreich und widmete sich dann auf seinen Gütern wissenschaftlichen Studien. Karl III. ernannte ihn 1759 zum Oberst und Gesandten am polnischen Hof. 1763 ward er Generalstatthalter von Valencia, 1765 Präsident des Raths von Kastilien und Generalstatthalter dieser Provinz, so daß er die höchste Civil- und Militärgewalt in sich vereinigte. Auch ward er in den Grafenstand erhoben. Um Spanien neu zu heben schaffte er eine Menge kirchlicher Mißbräuche ab, beschränkte die Macht der Geistlichkeit, zügelte die Inquisition und bewirkte die Vertreibung der Jesuiten aus Spanien (1. April 1767). Große Verdienste erwarb er sich um Künste und Wissenschaften, um die Verbesserung der Polizei und um das Volkswohl überhaupt. Durch die Vertreibung der Jesuiten hatte er der Pfaffenherrschaft die Axt an die Wurzel gelegt, dafür arbeitete aber auch der Klerus insgeheim an seinem Sturz. Auf sein Betreiben schickte der König A. als Gesandten an den französischen Hof. Auch in dieser Stellung machte sich A. um sein Vaterland verdient und brachte unter anderem den Pariser Frieden (1783) unerwartet glücklich zu Stande. 1787 zurückgerufen, war er Mitglied des einflußlosen Staatsraths, bis die Königin ihn 1792 wieder an die Spitze der Geschäfte berief. Weil er aber im Widerspruch mit der Hofpartei der französischen Revolution gegenüber strenge Neutralität gewahrt wissen wollte, wurde er schon Ende Oktober 1792 durch den unfähigen Godoy verdrängt. A. blieb Präsident des von ihm neu belebten Staatsraths, ward aber wegen seiner Opposition gegen die auswärtige Politik Godoy's im Mai 1793 nach Jaen in Andalusien verwiesen. Erst nachdem der Baseler Friede die Richtigkeit seiner Ansichten nur zu sehr bestätigt hatte, erhielt er 1795 die Erlaubnis, auf seine Familiengüter in Aragonien zu gehen, wo er 1799 starb.

Aranda de Duëro, Stadt in der span. Provinz Burgos, rechts am Duero und an der Straße nach Madrid, alterthümlich und schlecht gebaut, mit 5200 Einw. In der Nähe die Ruinen der röm. Stadt Clunia.

Araneïden (griech.), s. v. w. Arachniden (s. Spinnenthiere). Araneologie, s. v. w. Arachnologie.

Aranjuez (spr. -chués), Stadt in der span. Provinz Madrid, am Tajo, 37 Kilom. südlich von Madrid und an der Eisenbahn nach Alicante gelegen, ein offener, reinlicher, fast in holländischer Art erbauter Ort mit röthlichen Backsteinhäusern und Alleen in den Straßen und 10,725 Einw. A. ist berühmt als Frühlingsresidenz des span. Hofs. Das schöne Schloß (Sitio), vor dem der leider fast immer schmutzige Tajo einen Wasserfall bildet, wurde unter Philipp II. durch Juan de Herrera erbaut, enthält viele Kunstschätze und ist von großen, mit Marmorfontänen geschmückten Gärten und ausgedehnten Park- und Waldanlagen voll herrlicher Baumgruppen, prächtiger Alleen und frischer Laubholzbestände, deren dichte Schatten den Ort in den ersten Frühlingsmonaten zum angenehmsten Aufenthalt machen, umgeben. Innerhalb des Parks, der durch den Tajo und den benachbarten Jarama bewässert wird, liegt die Casa del Labrador (Bauernhütte), eine große, mit fürstlicher Pracht ausgestattete und reiche Kunstschätze enthaltende Villa, die Karl IV. aufführen ließ. Zur Zeit der Anwesenheit des Hofs zählte A. über 20,000 Einw.; in der spätern Jahreszeit wird der Aufenthalt daselbst wegen der Fieber, welche die niedrige, sumpfige Lage des Orts hervorruft, vermieden. Den Tajo überschreitet die Straße auf einer 35 Meter langen Drahthängebrücke, die Eisenbahn auf einer schönen Steinbrücke. In A. wurde jene Verschwörung angezettelt, in deren Folge Godoy 18. April 1808 von Anhängern des Kronprinzen Ferdinand in seinem Palast überfallen und festgenommen wurde und König Karl IV. zu Gunsten Ferdinands abdankte.

Aran'scher Aether (Aether anaestheticus), farblose, aromatisch riechende, süßlich brennend schmeckende, in Wasser unlösliche Flüssigkeit, entsteht bei Einwirkung von Chlor auf Chloräthyl, ist ein Gemisch von Tri- und Tetrachloräthylchlorid und diente vor Jahren zu Hervorbringung lokaler Gefühllosigkeit.

Aran-Thal (Valle de A.), schönes Pyrenäenthal in der span. Provinz Lerida (Aragonien), das sich an die Ostseite der Maladettagruppe anlehnt und, von der obern Garonne durchrauscht, gegen Frankreich öffnet Es wird von etwa 30,000 Men-

schen (mit 70 Kirchen) bewohnt und hat Viella (mit 950 Einw.), fast 900 Meter ü. M., zum Hauptort. 4 Kilom. unterhalb Bosost (mit 400 Einw., die sich durch originelle echt spanische Tracht auszeichnen) liegt der Badeort Lès, mit altem Schloß und einer Schwefeltherme (31° u. 0,0171 Sulfur.), die besonders gegen chronische Vesikalkatarrhe und Rheumatismen angewendet wird. Das A. kommunicirt durch den sogen. Port de Viella (mit einem Hospiz in 2505 Meter Höhe) mit dem südlicher gelegenen Thal des Noguera-Ribagorzana.

Arany (spr. árranj), János, ungar. Dichter, geb. 1. März 1817 zu Groß-Szalonta im Biharer Komitat, besuchte seit 1832 das Kollegium von Debreczin, schloß sich noch vor Vollendung seiner Studien (1836) einer wandernden Schauspielertruppe an, kehrte aber, unzufrieden mit sich selbst, nach einigen Monaten in seine Vaterstadt zurück und übernahm eine Lehrerstelle an der dasigen reformirten Schule, bis er 3 Jahre später (1840) zum zweiten Notar des Komitats ernannt wurde. Als die Kisfaludy-Gesellschaft 1843 einen Preis auf das beste komische Epos aussetzte, trat A. anonym mit seiner ersten, eben vollendeten Dichtung »Az elveszett alkotmány« (»Die verloren gegangene Verfassung«), worin er das Treiben bei den Komitatswahlen von der humorist. Seite darstellt, vor die Oeffentlichkeit und gewann den Preis. Gleichen Erfolg hatte 1847 sein zweites und bedeutendstes Werk »Toldi«, eine poet. Erzählung in 12 Gesängen (deutsch von Kertbeny, Leipz. 1851), die sich durch klare und einfache Komposition, feine Zeichnung der Charaktere und eine unvergleichliche Lokalfärbung auszeichnet. Bei einem dritten Preisausschreiben der Kisfaludy-Gesellschaft, welche diesmal die »Eroberung von Murany« (deutsch von Kertbeny, Leipz. 1851) als Sujet aufstellte, gewann A. den zweiten Preis. Während der ungar. Revolution bekleidete der Dichter eine untergeordnete Koncipistenstelle im Ministerium Szemere. Nach dem unglücklichen Ausgang derselben lebte er mehrere Jahre arm und gedrückt in seinem Heimatsorte, bis er 1854 die Professur der ungar. Sprache und Literatur am Gymnasium zu Groß-Körösch erhielt, von wo er 1860 als Direktor der Kisfaludy-Gesellschaft nach Pest berufen wurde. A. ist seit 1859 auch ordentliches Mitglied der ungar. Akademie und seit 1865 Sekretär derselben. Von späteren Werken sind noch zu erwähnen: das erzählende Gedicht »Katalin« (1850), das minder gelungene komische Epos »Die Zigeuner von Groß-Ida« (1852), »Toldi's Abendgang« (1854, deutsch von Kolbenheyer, Pest 1856) und »Buda halála«, der erste Theil einer epischen Trilogie, 1864 von der ungar. Akademie gekrönt. A. ist der bedeutendste ungar. Poet der Gegenwart und ein wahrer Volksdichter. Er nimmt seinen Stoff aus vaterländischen, dem Volk lieb gewordenen Geschichten und Dichtungen. Seine Darstellungsweise ist männlich kräftig, die einfache melodische Form schließt große Bilder ein. Im Versbau wählt er meist die Assonanz, untermischt mit wirklichen Reimen.

Aranyos (spr. árranjosch; lat. Aranus), goldführender Fluß in Siebenbürgen, entspringt aus zwei Quellflüssen an der ungar. Grenze auf dem Biharer Gebirge, durchströmt die Komitate Unterweißenburg und Thorenburg und mündet in letzterem unterhalb Erlenmarkt in den Maros.

Aranzāda, in Spanien Feldmaß für Weinberge, =400 QEstadales = 6400 QVaras = 44,7192 Ar.

Arārat, alter Name der Hochebene am mittlern Arares in Armenien, der Hauptsitz eines alten, schon im Alten Testament erwähnten Reichs A. Diese Hochebene ist auch in der Geschichte von der Sündflut (1. Mos. 8, 4) gemeint, insofern der hebräische Text ausdrücklich »die Berge von A.« als den Rettungsort der Familie Noah nennt. Durch Mißverständnis dieser Stelle ward aber schon von den ältesten Bibelerklärern der Name A. auf den höchsten der armenischen Berge übertragen, und dieser Gebrauch des Namens ist im Abendlande der vorherrschende geworden, während die Armenier den Berg von Alters her nur unter dem Namen Masis kennen, die benachbarten Türken aber ihn Aghri Dagh (»steiler Berg«) und die Perser Kuhi Nuh (»Noahs Berg«) nennen. Der Berg A. bildet eine ausgedehnte, majestätische Gebirgsmasse, die sich am Südrande der 985 Meter hohen, vom Aras durchflossenen Hochebene von Eriwan bis in die Schneeregion erhebt und in zwei Gipfel gespalten ist: den Großen A. mit 5155 Meter Höhe und den östlicher gelegenen, 4180 Meter hohen Kleinen A., beide in den Spitzen etwa 13 Kilom. von einander entfernt und durch einen flach gerundeten, schmalen kammartigen Höhenzug verbunden, den in 2680 Meter Höhe ein Paß überschreitet. Der Große A. stellt sich als riesenhafter, leicht abgerundeter, mit ewigem Schnee bedeckter Kegel dar, der am Fuß etwa 40 Kilom. im Durchmesser hat, und weithin sichtbar dem Schiffer auf dem Kaspischen Meer schon von Derbent aus als Landmarke dient. Er steht im W. durch Verzweigungen, welche den Namen Sinak führen, mit den Gebirgen des westlichen Armenien in Verbindung, im übrigen erscheint er völlig isolirt. Der Gipfel, von welchem Schneefelder und Gletscher an 1000 Meter tief herabreichen, besteht aus einer schwachgewölbten, fast kreisrunden Fläche von ca. 200 Schritten im Umfang, die nach allen Seiten, besonders aber nach S. und. NO. steil abfällt und sich nur gegen O. etwas sanfter zu einer 396 Meter langen Ebene senkt, an deren Ende sich ein zweiter, nur um wenige Meter niedrigerer Gipfel erhebt. Die Beschaffenheit des Gesteins des A. ist durchaus vulkanischer Art, und die Katastrophe vom 2. Juli 1840 hat bewiesen, daß der Feuerherd in seinem Innern, trotz vielleicht Jahrtausende langer Unthätigkeit (es liegt von vulkanischen Ausbrüchen aus historischer Zeit bis dahin kein Zeugnis vor), noch keineswegs erloschen ist. Die erwähnte Eruption fand an der Nordseite des Berges in der sogen. St. Jakobsschlucht (offenbar einem alten Krater) statt und war von einem furchtbaren Erdbeben begleitet, wobei das in der Schlucht gelegene wein- und obstreiche Dorf Arguri, die älteste Ansiedelung am A., und das höher gelegene St. Jakobskloster vernichtet wurden und 1900 Menschen umkamen. An der Stelle des Schlundes bildete sich anfangs ein See, der aber schon nach wenigen Tagen seine Dämme durchbrach und, von unterirdischem Krachen begleitet, schmutzige Wasserfluten und Ströme einer breiartigen Schlammmasse zu wiederholten Malen über den Abhang des Berges ergoß. Die ausgeworfenen Steine (darunter Blöcke bis zu 100 Ctr.) gehören größtentheils den verschiedenen Abänderungen des Trachyts an, aus welchem die Hauptmasse des Berges zu bestehen scheint; viele der Auswürflinge sind infolge starken Gehaltes an Schwefelkies mit prachtvoll schimmerndem Glanze umgeben, andere zeichnen sich durch verschiedene trockene Nieder-

schläge oder Ausblühungen (sogen. Sublimate) aus, wie Salmiak, Schwefel, Chloreisen ꝛc., welche als Anflüge und Rinden dem Gestein die mannigfaltigste Färbung verleihen. In den mittleren und oberen Gebieten finden sich auch Obsidian, Obsidianporphyre und andere echt vulkanische Gebilde in Masse. Eine eigenthümliche Erscheinung an den Abhängen des Berges ist die glatte, wie geschliffene Außenseite der Porphyrfelsen, die unter den Sonnenstrahlen wie von Eis bedeckt erglänzen. Auch der Kleine A. erweist sich durchaus als das Erzeugnis des Vulkanismus; sein Gipfel bildet das abgestutzte Ende einer viereckigen Pyramide, eine Fläche von 150 Schritt im Quadrat, mit einzelnen Felserhöhungen. Die Vegetation am A. ist eine sehr dürftige. Wald ist nirgends zu sehen; nur zwischen dem Großen und Kleinen A. findet sich einiges Birkengestrüpp oder vereinzeltes Wachholder- und Zwergmispelgebüsch. In der Nähe des ewigen Schnees, dessen Grenze zwischen 3500 und 4000 Meter Höhe liegt, breiten sich hier und da grüne Matten aus, welche die Kurden im Sommer mit ihren Herden beziehen. — Der A. ist nach uralter Sage der Landungsplatz der Arche Noahs (deren versteinerte Reste nach armenischem Glauben noch auf dem Gipfel vorhanden sind), also der Ort, von welchem nach der großen Flut die Wiederbevölkerung des Erdbodens ausgegangen sein soll, und die Lage des Berges, um den wie um eine Insel näher und ferner das Mittelländische, das Schwarze und das Kaspische Meer, sowie der Aral-, Wan- und Urmiasee und der Persische und Arabische Meerbusen gelagert sind, stimmt sehr wohl zu der altehrwürdigen Tradition. Den armenischen Geographen gilt er zudem als Mittelpunkt der Erde, was auch auf verschiedene Linien, die man in der Alten Welt zwischen dem Atlantischen und Großen Ocean, zwischen den Mündungen des Senegal und des Hoang-ho, zwischen dem Kap der guten Hoffnung und der Beringsstraße zieht, so ziemlich paßt. Der Gipfel des A. wurde zum erstenmal 27. Sept. 1829 vom Dorpater Naturforscher Parrot, später von Abich, M. Wagner und mehreren andern erstiegen. Die wichtigste Besteigung desselben wurde 1850 zum Zweck der kaukas. Triangulation vom russ. Obersten Chodzko ausgeführt, der beide Gipfel erklomm und auf dem des Großen A. fast eine Woche (6.—12. Aug.) mit Messungen beschäftigt zubrachte. Die Ersteigung geschieht am besten von der zwischen beiden Gipfeln gelegenen Quelle des Serdan-Bulak aus, ist aber mit nicht geringen Anstrengungen verknüpft; auf dem Gipfel, der ein prachtvolles Panorama eröffnet, sind Stürme und plötzliche Gewitter häufig. An der Bergmasse des A. scheiden sich gegenwärtig das türk., das russ. und das pers. Armenien; am Ostfuß des Kleinen A. beginnt das pers. Gebiet (Aserbeidschan), die Nordseite der ganzen Masse mit den Gipfeln gehört dem russ., die Südseite dem türk. Reich an. Vgl. Parrot, Reise zum A. (Berl. 1834, 2 Thle.); M. Wagner, Reise nach dem A. (Stuttg. 1848); Parmelee, Life among the mounts of A. (Boston 1868).

Arāre bove et asĭno, lat. Sprichwort: »Mit dem Ochsen und Esel pflügen«, s. v. w. etwas verkehrt anfangen. Arare litus: »Das Meeresufer pflügen«, s. v. w. eine vergebliche Arbeit vornehmen.

Aras (bei den Alten Araxes, armen. Erasch), der Hauptstrom Armeniens, entsteht im türk. Bilajet Erzerum aus zwei Quellflüssen, dem südlichen in 2053 Meter Höhe am Binghöl Dagh entspringenden Binghöl Su und dem nördlichen Chala Su, der im O. der Stadt Erzerum entspringt. Nach der Vereinigung beider durchfließt der A. in östl. Richtung die 620 Meter ü. M. gelegene Hochebene Passin (daher auch Passin Su genannt) und tritt dann in das russ. Armenien über, an dessen Grenze er links den Arpatschai aufnimmt. Von hier an erst südöstl. gewendet und nach seinem Austritt aus dem Gebirge eine Reihe von Thalstufen passirend, dann nach NO. umlenkend und in die Ebene Moghan eintretend, bildet er auf eine weite Strecke die Grenze zwischen Persien und Rußland und mündet endlich unter 39° 55′ nördl. Br. in den Kur, der hierdurch erst für größere Schiffe fahrbar wird. Die Hauptnebenflüsse des A. in seinem Unterlauf sind links der Bergušchet und Karghar, rechts der Alzas, Achtschai und Dardjai Urd. Beim Schmelzen des Gebirgsschnees schwillt der A. oft zu einer unglaublichen Höhe an, wodurch er zwar nicht selten Zerstörungen anrichtet, aber zugleich das umliegende Land befruchtet. An seinen Ufern stand ehemals die großarmenische Hauptstadt Artarata; jetzt sind die wichtigsten Orte am A. die Festung Abassabad und die Stadt Ordabad, beide in Russ.-Armenien.

Arātos, 1) A. aus Sikyon, griech. Staatsmann und Strateg des Achäischen Bundes (s. d.), geb. um 272 v. Chr. zu Sikyon, ward nach der Ermordung seines Vaters Klinias durch den Tyrannen Abantidas, der auch ihm nach dem Leben trachtete, vom 7. Jahr an in Argos erzogen. 20 Jahre alt, vereinigte er sich mit andern Flüchtlingen aus Sikyon und nahm Argiver in Sold, um seine Vaterstadt von dem Tyrannen Nikokles zu befreien. Der Plan gelang: A. erstieg mit seiner Schar die Mauern und befreite ohne Blutvergießen die Stadt, die er, um ihrer Freiheit einen Halt zu geben, dem Bunde der Achäer zuführte (251). In geschickter Weise ordnete er die inneren Verhältnisse seiner Vaterstadt, und als er 245 v. Chr. zum Strategen des Bundes erwählt wurde, begann die Blütezeit desselben. Als A. später im Kampf gegen Spartaner und Aetolier unglücklich war, vermochte der sonst so aufopferungsfähige Mann so wenig seinen Ehrgeiz zu verleugnen, daß er, statt den Vordergrund des Schauplatzes zu verlassen, lieber 224 den Antigonos Doson zu Hülfe gegen die Spartaner herbeirief und so den Bund unter makedon. Herrschaft brachte. A. starb 213 an Gift, welches ihm Philipp III von Makedonien hatte beibringen lassen. Die Achäer feierten sein Andenken gleich dem eines Heroen. Auch in der Literaturgeschichte machte sich A. einen Namen als Verfasser von (verlornen) »Denkwürdigkeiten«, die in mehr als 30 Büchern die Geschichte seiner Zeit und seines Lebens enthielten, von Polybius wegen ihrer Klarheit und Wahrheitsliebe sehr gerühmt werden und die Hauptquelle der plutarchischen Biographien des A., Agis und Kleomenes bildeten.

2) A. aus Soli (Pompejopolis) in Kilikien, gefeierter Astronom und Dichter um 270 v. Chr., aus edlem Geschlecht, Schüler des Stoikers Perseus, Freund Theokrits, lebte meist am Hofe des Antigonos Gonatas von Makedonien, auf dessen Veranlassung sein Gedicht »Phaenomena et Prognostica« entstand, welches sich durch einfache, reine Sprache, sowie durch schöne, fast homerische Versifikation auszeichnet. Der erste Theil (Phaenomena) beschreibt die Stellung und Bewegungen der Sterne mit den davon abhängigen Zeit- und Jahresabtheilungen;

im zweiten (Prognostica, Wetterzeichen) folgen Regeln und Vorschriften über die Bestimmung der Witterung nach dem Einfluß der Gestirne, der Atmosphäre u. dgl. Obwohl hierbei von Originalität (schon deshalb nicht, weil A. im 1. Theil dem Pythagoräer Eudoros, im 2. des Aristoteles Schüler Theophrastos folgte) und poetischem Schwung nicht viel die Rede sein kann, fand das Gedicht doch im Alterthum den größten Beifall. Zeitgenossen wie Kallimachos äußerten sich sehr anerkennend darüber. In Rom und Griechenland gehörte es zur Lektüre jedes Gebildeten (daher auch die vielen unechten Verse, von denen A. zu reinigen erst neuerlich der Kritik gelang). Förderer der Sternkunde, wie Hipparch (2. Jahrh. v. Chr.), fanden ihn der Beachtung werth, und selbst der Apostel Paulus konnte sich vor dem Areopag auf A. berufen (Apostelgesch. 17, 28). Von den zahlreichen griech. Kommentaren besitzen wir noch die des Hipparchos (s. d.), die Einleitung des Achilleus Tatios und zwei Erklärungsschriften unbekannter Verfasser. Von alten lat. Uebersetzungen sind die von Cicero und Cäsar Germanicus in Bruchstücken, die von Rufus Festus Avienus (5. Jahrh.) ganz erhalten. Ausgaben lieferten nach der »Editio princeps« (Vened. 1499) Hugo Grotius (»Syntagma Arateorum«, Leyd. 1600), Buhle (Leipz. 1793 und 1801, 2 Bde.), J. H. Voß (Heidelb. 1824, mit deutscher Uebersetzung), Buttmann (Berl. 1826), Bekker (das. 1828). Außerdem sind von A. noch zwei Epigramme in der griech. Anthologie übrig. Anderes, worunter eine poetische Grammatik, ist verloren gegangen.

Arauan, Oase in der westl. Sahara, nördlich von Timbuktu, so ziemlich auf der Grenze zwischen der Sahara und dem Sudân gelegen, ist von allen Seiten von abschreckenden Wüsteneien umschlossen, bildet aber ein großes Entrepôt zwischen Centralafrika einerseits und Marokko, Tripolis und Tunis anderseits. Die Bewohner sind wohlhabend und ziehen namentlich aus dem Vermieten ihrer Kamele an die Karawanen einen regelmäßigen Gewinn.

Araucaria *Juss.* (Andentanne), Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen, hohe, schlanke Bäume mit regelmäßig wirtelständigen Zweigen, flachen oder nadelförmigen Blättern und kugeligen, holzigen Zapfen mit ungeflügelten Samen, welche erst im zweiten Jahr reifen. A. brasiliensis *Rich.* (Pinheiro), ein 37—47 Meter hoher Baum mit langen, einen weit ausgebreiteten Schirm bildenden Zweigen und abstehenden, langgespitzten, scheidigen, 2—5 Centim. langen Nadeln, bildet ausgedehnte Wälder in der brasilian. Provinz Minas Geraes und nördl. vom Rio und trägt eßbare Samen in sehr großen kugeligen Zapfen, deren sich an einem Baum oft 50—80 finden. Jeder Zapfen enthält 700—800 Samen (Pinhoes). 100 Theile frische geschälte Samen enthalten 31,6 Stärke, 2,35 Eiweiß, 8,3 Gummi, Zucker, Extraktivstoff, 1,19 Fett, 13,3 Fasern 2c. Man genießt sie auf verschiedene Weise zubereitet und mahlt sie auch zu Mehl Die männlichen Blütenzapfen sind sehr harz- und zuckerreich und liefern ätherisches Oel; aus dem Stamm fließt ein Gummiharz, welches zu Pflastern benutzt wird. A. imbricata *Pav.* (Chilifichte, s. Tafel »Nahrungspflanzen«), mit wagrecht abstehenden, an den Spitzen nach oben gebogenen Zweigen und eilanzettlichen, spitzen, auf der Unterseite nicht gekielten, 8 Centim. langen und 2,6 Centim. breiten Blättern, wird über 45 Meter hoch und bildet im südl. Chile zwischen 35—50° südl. Br. ausgedehnte Wälder. Die Zapfen, von denen ein Baum 20—30 trägt, haben die Größe eines Menschenkopfes und enthalten 200—300 Kerne von der doppelten Größe einer Mandel. Diese Samen haben den größten Werth für die Ernährung der Bevölkerung. Man ißt sie roh, gekocht und gebraten, kocht und trocknet sie für den Wintervorrath und bereitet Mehl daraus. Der Baum gedeiht in England im Freien, vielleicht auch in den Rheingegenden, bei sehr guter Bedeckung selbst in geschützten Lagen von Norddeutschland. Australische Arten sind folgende: A. Bidwilli *Hook.*, mit gegenübergestellten Zweigen, flachen, eilanzettlichen, stechend zugespitzten Nadeln, ovalen, fast kugeligen, 24—30 Centim. langen Zapfen, deren Schuppen hakig gekrümmte Spitzen haben, und 5—7 Centim. langen Samen, welche 3 Jahre zur Reife brauchen sollen und von den Eingebornen eifrig gesammelt und gegessen werden. Das Holz dieses, bis jetzt nur auf den Hügeln von Brisbane, 520 Kilom. nordwestlich von der Moretonbai in Neuholland, getroffenen Baumes ist sehr dauerhaft. A. columnaris *Hook.*, A Cookii *R. Br.* (Forsters Säulencypresse), mit gekrümmten oder gewölbten, auf dem Rücken gekielten Nadeln und paarig seitenständigen, elliptisch-eiförmigen Zapfen, deren lederartige Schuppen an der Spitze hakig gekrümmt sind, zeigt bei freier Stellung einen kandelaberartigen Wuchs. Aus den Zapfen schwitzt Harz aus. A. excelsa *R. Br.*, mit fast horizontalen, in regelmäßigen Quirlen sich ausbreitenden Aesten, pfriemenförmigen, gedrückten, vierkantigen Nadeln, welche an den unfruchtbaren Zweigen sichelförmig, an den fruchtbaren gedrängt und einwärts gekrümmt sind, und dicken, holzigen, buckligen, mit einem krummen Häkchen versehenen Zapfenschuppen, wächst auf der Norfolkinsel, gleicht von weitem der Fichte und erreicht eine Höhe von 63 Meter bei 9,4 Meter unterem Stammumfang. Das weiße Stammholz hat wenig Werth, aber das rothe, sehr feste Wurzelholz wird zu Möbeln und allerlei Geräthen verarbeitet. Die Samen sind eßbar. A. Cunninghami *Ait.*, mit fast wagrechten Aesten und gedrängt stehenden, steifen, pfriemenförmig zusammengedrückten Nadeln mit feiner, sehr stechender Spitze, wird bis 40 Meter hoch, trägt eiförmige, 8—10 Centim. lange Fruchtzapfen und bildet an der Ostküste von Neuholland große Wälder. Der Baum hat, wie der vorige, kein Harz, schwitzt aber eine weiße, durchsichtige Masse aus und liefert gutes Nutzholz. Alle Arten werden bei uns als Zierpflanzen kultivirt.

Araucarites, eine vorweltliche Pflanzengattung aus der Familie der Koniferen (s. d.).

Arauco, eine Provinz des Staates Chile, 1852 gebildet aus dem südlichen Theil der Provinz Concepcion, wozu man das Gebiet der meist noch unabhängigen Araukaner (Araucania) südwärts bis zur Grenze von Valdivia schlug, liegt zwischen den Kordilleren und dem Stillen Ocean, im N. von Concepcion, im S. von Valdivia begrenzt. Der Flächeninhalt beträgt 35,520 QKilom. (645 QM.). Das Land reicht von den mit Wäldern bedeckten Abhängen des Hochgebirges bis zur Küste, an der die Berge mit den Kordilleren von Nahuelhuta enden. Das Innere soll für den Landbau nicht sehr tauglich sein und besser für die Viehzucht sich eignen; doch sind die Thäler der Flüsse, namentlich die des Biobio und seiner Zuflüsse, sehr fruchtbar. Das Klima ist feuchter als in den nördlichen Theilen von Chile,

dabei sehr mild. Die Küste ist einförmig gebildet und hat keinen Hafen. Die Einwohnerzahl wurde 1870 zu 87,677 angegeben, die vorzugsweise im nördlichsten Theil der Provinz, sonst in einzelnen Niederlassungen an der Küste und um die zum Schutz gegen die Raubzüge der Araucanos angelegten Posten leben; sie finden ihren Unterhalt durch Landbau und Viehzucht. Hauptort ist **Los Angeles**, mit 4000 Einw., im Osttheil des Landes; er ist aber ebenso unbedeutend wie die übrigen Ortschaften, Nacimiento, Arauco 2c.

Araujo de Azevêdo (spr. araujcho), **Antonio de, Graf von Barca**, portug. Staatsmann, geb. 1752 zu Lima, stiftete daselbst eine ökonomische Gesellschaft und ward Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon. Im Jahr 1789 wurde er Gesandter im Haag, und 1797 sollte er in Paris den Frieden mit Frankreich vermitteln. Er brachte einen für Portugal vortheilhaften Definitivvertrag zu Stande; da jedoch das portug. Kabinet auf Englands Einflüsterungen mit der Ratifikation zögerte, zog ihn das franz. Direktorium zurück. Als A. hierauf das Direktorium zu bestechen suchte, ward er eingekerkert. Nach mehreren Monaten entlassen, ging er als Gesandter nach Berlin und nach dem Frieden von Amiens nach Petersburg, von wo er 1803 an der Stelle Almeida's als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und des Kriegs nach Portugal zurückgerufen wurde. Die auf ihn gesetzten Hoffnungen erfüllte er jedoch nicht. Bei der Verwickelung mit Frankreich zeigte sich A. völlig unfähig. Während man noch zu Lissabon zwischen Frankreich und England schwankte, rückten die Franzosen in Spanien und bald darauf (November 1807) in das ganz unvorbereitete Portugal ein. Junot befand sich (2. Nov.) bereits in Abrantes, und noch hatte A. nicht die geringste Kunde, so groß war seine und seiner Kollegen Sorglosigkeit. Daher entging er nur mit Mühe der Rache des Volks, als er sich mit der königl. Familie nach Brasilien einschiffte. Hier fiel er scheinbar in Ungnade, behielt jedoch immer am Hofe großen Einfluß. Im Jahr 1814 erhielt er das Ministerium der Marine und der Kolonien, 1815 den Titel eines Grafen von Barca. Er starb 1817. Sein verdienstvollstes Werk in Brasilien war die Errichtung eines chemischen Lehrstuhls in Rio de Janeiro, den die Regierung 1812 zu einem öffentlichen erhob. Beweise seiner literarischen Thätigkeit sind zwei ungedruckte Trauerspiele, die Uebersetzung der horazischen Oden und mehrerer Gedichte von Gray, Dryden u. a.

Araujo Porto Alegre (spr. araujcho), **Manoel de**, brasilian. Dichter, geb. 29. Nov. 1806 zu Rio Pardo (Provinz São Pedro), besuchte seit 1826 die Kunstakademie in Rio de Janeiro, begab sich 1831 zu weiterer Ausbildung nach Paris, verweilte ein Jahr (1834—35) in Italien und kehrte endlich auf die Nachricht vom Ausbruch der brasilian. Revolution 1837 nach Rio de Janeiro zurück. Hier erhielt er bald darauf eine Professur an der Kunstakademie, später an der Militärschule und entwickelte im Interesse der Kunst und Wissenschaft eine außerordentliche Thätigkeit. An allen Anstalten, die seit 1837 in Brasilien für künstlerische und wissenschaftliche Zwecke gestiftet wurden, hat A. fördernden Antheil genommen; er entwarf die Pläne zur Kirche Sta. Anna und zum Bankgebäude in Rio de Janeiro und schenkte nicht geringere Aufmerksamkeit dem Theater, welchem er einen nationalen Charakter zu geben suchte und für das er selbst eine Reihe von Stücken schrieb. In diesen wie in seinen übrigen Dichtungen bekundete er sich als eines der bedeutendsten poetischen Talente Brasiliens und namentlich als einen hervorragenden Vertreter der nationalen Bestrebungen, welche die brasilian. Poesie in den letzten Jahrzehnten charakterisiren. Als seine Hauptwerke gelten das umfangreiche Epos »Colombo« und ein Cyklus lyrisch-beschreibender Dichtungen unter dem Titel »Brasilianas«. Viele Gedichte von ihm erschienen in Zeitschriften. Im Jahr 1859 ging A. als brasilian. Generalkonsul nach Preußen und lebte mehrere Jahre in Berlin.

Araukaner (**Auca**), ein indian. Volksstamm im südlichen Chile, der wahrscheinlich trotz der großen Verschiedenheit der Sprachen mit den Indianern der Pampas und den Patagoniern eine Völkerfamilie bildet. Sie unterscheiden sich von den Indianern des tropischen Südamerika durch größere physische und moralische Kraft, sind von hellbrauner Farbe und haben lange, starke und schwarze Haare und einen geraden und kräftigen Wuchs. Ihre mittlere Größe beträgt nach d'Orbigny 1,6 Meter. Sie sind nicht ohne eine gewisse Bildung, haben feste Wohnsitze und treiben Ackerbau; seit der Einführung der Pferde sind sie ein kühnes Reitervolk geworden. Auch zu einer geordneten Staatsverfassung zu gelangen, haben sie Versuche gemacht (s. unten); dagegen sind alle Bemühungen der kathol. Missionen, sie für das Christenthum zu gewinnen, fruchtlos geblieben. Was sie aber hauptsächlich auszeichnet, ist ihre Kraft und Tapferkeit: die A. sind ohne Zweifel das tapferste Volk Südamerika's, das sich ebenso wie von dem Joche der Inka's, auch von dem der Spanier frei zu halten gewußt hat. Seit letztere unter Don Pedro de Valdivia zuerst nach Südchile vordrangen (1558), hat zwischen ihnen und den A. mit geringen Unterbrechungen der Krieg nicht aufgehört, der in dem großen Epos »Araucania« des span. Dichters Ercilla sogar eine poetische Verherrlichung fand. Im Jahr 1773 wurde wiederholt die Unabhängigkeit der A. von Seiten der Spanier anerkannt, dabei aber ihr Land auf die Strecke zwischen dem Biobio im N. und dem Calle-Calle im S. (östlich bis an den Fuß der Kordilleren) beschränkt. In der Folge drang dann von N. und S. die Civilisation und Kolonisation immer weiter ins Araukanerland vor; mehrere Stämme wurden durch den Einfluß des Verkehrs ganz in den Kreis des chilen. Staatslebens gezogen, und heute umfaßt das Gebiet der noch unabhängigen A. bloß noch den nördl. Theil der Provinz Valdivia und den südl. der Provinz Arauco, eine Strecke Landes von ca. 1½ Breitengraden, mit schwankenden, doch im allgemeinen immer enger werdenden Grenzen. Ueber die Zahl des infolge innerer Fehden und durch seine Betheiligung an den Revolutionskämpfen sehr zurückgekommenen und entarteten Volkes sind die Angaben verschieden. Während sie in der Mitte des 18. Jahrh. noch zu 150,000 angegeben ward, soll sie jetzt nach dem »Annuario statistico de Chile« (1869) nur 70,000 betragen; Rosales schätzt sie gar nur auf 10,000 Seelen. Die freien A. theilen ihr Land in vier zwischen den Andes und der Meeresküste sich parallel hinziehende Provinzen, die wieder in verschiedene Distrikte zerfallen, deren jeder von einem Stamm mit erblichem Häuptling bewohnt wird. Sämmtliche Häuptlinge (Apo-uelmes) üben Justiz, empfangen aber keinen Tribut; sie sind von

einander unabhängig und stehen in polit. Beziehung einander gleich. Ueber ihnen steht der Toqui, das von ihnen erwählte Oberhaupt der Provinz. Die vier Toqui's zusammen bilden den Friedensrath oder die eigentliche Landesregierung, an deren Spitze der gewählte Großtoqui steht, der die Landesversammlung beruft. Zu Kriegszeiten tritt ein Kriegsrath mit unbegrenzter Macht an die Stelle des Friedensraths, der erst nach Beendigung des Kriegs wieder in seine Rechte tritt. Eigentliche Gesetze haben die A. nicht, doch werden alte Gebräuche und Traditionen heilig gehalten.

In jüngster Zeit hat das Land die Aufmerksamkeit durch das Auftreten eines franz. Abenteurers daselbst auf sich gezogen, der es über Nacht in ein »konstitutionelles Königreich« umwandelte. Derselbe, ein Advokat Namens Tounens, aus dem Arrondissement Périgueux gebürtig, hatte sich, vor den chilenischen Behörden flüchtig, in das Gebiet der unabhängigen A. begeben, hier durch Ausdauer und Entschlossenheit das Vertrauen der Stämme und die Freundschaft mehrerer Toqui's gewonnen und war bei Ausbruch eines Kriegs mit Chile selbst zum Großtoqui erwählt worden. So im Besitz der Regierung, umgab er sich mit einem Ministerium, erließ Gesetze und eine Konstitution nach französischem Zuschnitt und ließ sich selbst als Orelie Antoine I. zum König der A. erklären (1861). Auf einer Rundreise jedoch, die er durch die Provinzen machte, um die einzelnen Stämme zum Kampf gegen Chile anzufeuern, wußten sich die Chilenen mit List seiner Person zu bemächtigen, ließen ihn für verrückt erklären und übergaben ihn dem franz. Konsul in Concepcion, der den Abenteurer nach Frankreich zurückexpedirte. Hier erließ er einen fulminanten Protest an die europ. Mächte, der aber spurlos verhallte. Die A. kehrten rasch zu ihrer alten Verfassung zurück und wählten einen neuen Großtoqui, der sofort den Krieg gegen Chile wieder aufnahm und die Ansiedelungen am Renaico und Biobio mit Mord und Raub verheerte. Von den Chilenen wiederholt, besonders 1868 und 1869 geschlagen, mußte er sich endlich zum Friedensschluß (22. Jan. 1870) verstehen und hatte seine vollständige Unterwerfung erklärt, als »König Orelio«, den man verschollen geglaubt, von der Argentina her durch einen der südl. Andespässe mit einer Schar von Gaucho's und einer Anzahl französischer Landsleute nach Araukanien zurückkam und von Mula aus sein Reich wieder einrichtete. Der Friede mit Chile wurde widerrufen, der Krieg begann aufs neue, doch mit keinem günstigern Erfolg für die A. als zuvor. Orelio begab sich nach Frankreich zurück, um Napoleon III. für seine Pläne zu gewinnen. Er taufte hier das Araukanerland »Nouvelle France«, sah sich aber durch den deutsch-franz. Krieg und seine Folgen um alle Hoffnungen betrogen. Er gründete in Montpellier ein Blatt für seine Interessen, ernannte ein Ministerium und erfreute sich noch 1873 der Unterstützung englischer Kapitalisten, welche an die Ausführbarkeit der Pläne dieses Abenteurers glaubten.

Arawaken, Indianervolk, s. Guayana.

Araxes, s. Aras.

Arbe (slaw. Rab), zu Dalmatien gehörende Insel an der Küste von Kroatien, 193 QKilom. ($3\frac{1}{2}$ QM.) groß, ist von mehreren Gebirgsketten (bis 408 Meter hoch) durchzogen, ungemein fruchtbar und wohlbebaut (Wein und Getreide, besonders Mais und Hirse) und zählt etwa 4500 Einw., meist Kroaten, welche Fischfang und ansehnliche Schafzucht treiben. An der Küste wird viel Seesalz gewonnen. Der gleichnamige Hauptort, unter den Venetianern ein Bischofssitz, liegt, von Mauern umgeben, auf einer Anhöhe und hat 1200 Einw.

Arbedo, Dorf im schweiz. Kanton Tessin, an der Moësa und dem Tessin, mit 800 Einw. Hier erfochten 3000 Schweizer über 24,000 Mailänder unter Carmagnola einen ruhmreichen Sieg (30. Juni 1422).

Arbeit. Man hat zu unterscheiden zwischen A. im wirtschaftlichen Sinne und A. im Sinne der Mechanik. Die Wirtschaftswissenschaften und die Mechanik — beide bedienen sich dieses Begriffes — legen ihm aber sehr verschiedene Bedeutungen bei. An dieser Stelle soll zunächst nur von der A. im Sinne der allgemeinen Wirtschaftslehre die Rede sein. In diesem Sinne ist sie eine Lebensäußerung des Menschen. Die Lebensäußerungen des Menschen vollziehen sich infolge mehr oder minder vorher überlegter Entschließung, oder ohne solche Entschließung. Im erstern Falle reden wir von einer Thätigkeit, im andern von einer Lebensfunktion (z. B. das Athmen, das Schlafen, das Träumen). Die Thätigkeit des Menschen aber ist entweder A. oder Spiel. Der Zweck des Spielens erfüllt sich durch die spielende Thätigkeit selbst. Das Spiel ist der Zweck des Spielens. Der Zweck der A. ist ein Werk. Der arbeitende Mensch arbeitet nicht um der A., sondern um dessentwillen, was er erarbeiten will. Je nachdem an dem Werke, welches das Ergebnis der A. ist, die wirtschaftliche oder die gesellschaftliche oder die kulturliche Bedeutung überwiegt, ist die A. eine wirtschaftliche oder gesellschaftliche oder eine Bildungsarbeit. Die auf die Erzeugung eines Gutes gerichtete A. z. B. pflegen wir als eine wirtschaftliche, die Gesetzgebung des Gesetzgebers, das Rechtsprechen des Richters, welche Thätigkeiten sich auf die Regelung des Verhältnisses der Menschen zu einander beziehen, als eine gesellschaftliche, den Unterricht des Lehrers, die wissenschaftliche Untersuchung des Gelehrten als eine Bildungsarbeit aufzufassen. Wer arbeitet — sei es was es sei —, insbesondere wer regelmäßig, berufsmäßig arbeitet, ist ein Arbeiter. Es leuchtet ein, daß nur ein geringer Procentsatz der gesammten Menschheit zur Zahl der ständigen Nichtarbeiter gehört. Es leuchtet ein, daß die große Masse der Arbeiter die größte Verschiedenheit zeigt hinsichtlich der Art des Werkes, hinsichtlich des Maßes und der Art der Kräfte, sowie hinsichtlich des Erfolgs. Es leuchtet ein, daß es sehr übelgewählte Bezeichnungen sind, wenn man nur gewisse, und zwar unter sich in ihrer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Stellung sehr verschiedenartige Personen »Arbeiter« katexochen nennt, wenn man von »arbeitenden Klassen« (s. d.) spricht, wenn man die Frage, wie gewisse wirtschaftliche und kulturliche Gebrechen beseitigt werden können, als »Arbeiterfrage« bezeichnet.

Arbeiten, die, vom allgemein wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, nicht wirtschaftliche sind, können doch, vom Standpunkt der Privatwirtschaft aus betrachtet, wirtschaftliche sein. Von jenem Standpunkt aus betrachtet ist die A. des Arztes keine wirtschaftliche; von seinem Standpunkt aus wirtschaftet der Arzt, wenn er seine qualificirten Leistungen gegen Honorar vermietet. Indeß auch vom allgemein wirtschaftlichen Gesichtspunkt beleuchtet, kann die Abgrenzung der wirtschaftlichen von der

nichtwirtschaftlichen A. im konkreten Falle eine sehr schwierige sein. Man denke nur an die A. des Technologen, der in seinem Laboratorium eine neue Anilinfarbe findet. Die A. ist das geistige Moment des gesammten Wirtschaftslebens, und keine A. kann ohne Mitwirkung der geistigen Kräfte des Menschen gedacht werden. Gerade wegen ihres geistigen Gehalts bildet die A. den Berührungspunkt zwischen dem Wirtschaftsleben einer- und dem Bildungs- und Gesellschaftsleben anderseits, bietet sie das Feld dar, wo sich die Wechselwirkung dieser verschiedenen Lebensgebiete am augenscheinlichsten vollzieht. Man spricht nicht mit Unrecht von der erziehenden Kraft, der ethischen Bedeutung der wirtschaftlichen A., und man hat, z. B. in den sogen. Wehrli-Schulen, die letztere eben um dieser Bedeutung willen als Erziehungsmittel verwerthet. Man weiß, wie die wirtschaftliche A. gefördert wird durch die Fortschritte der Wissenschaft, der Sittlichkeit, der Rechtssicherheit. Die dauerhafteste ständische Gliederung beruht auf den Verschiedenheiten der A. Einer der wichtigsten Rechtsbegriffe, der des Eigenthums, hat sich aus der A. entwickelt. Bei der A. wirken alle geistigen Kräfte des Menschen mit: der Wille, weil bei jeder Art von A. Schwierigkeiten zu überwinden sind, die zu überwinden eine Entschließung kostet; der Verstand, weil nur ihres Zweckes bewußte Thätigkeit überhaupt A. ist, weil die Kräfte und Stoffe der Natur, auf welche die A. gerichtet ist, wenn sie genügend verarbeitet und verwerthet werden sollen, in ihrem Wesen erkannt sein müssen; das Gemüth, weil von ihm aus dem Willen die Antriebe zur Ueberwindung der entgegenstehenden Schwierigkeiten gegeben werden. Und neben den geistigen stehen die körperlichen Kräfte des Menschen im Dienste der A., bald als Träger und Ernährer jener — mens sana in corpore sano —, bald als selbst unmittelbar thätig.

Die A. wird häufig ein »Element«, ein »Faktor«, eine »Quelle der Produktion«, auch wohl eine »Güterquelle« genannt. Diese bildlichen Ausdrücke sind nicht geeignet, von dem Wesen der A. eine klare Vorstellung zu geben. Das Wirtschaftsleben ist ein Organismus ineinander greifender Thätigkeiten. Diese Thätigkeiten brauchen Kräfte und Stoffe. In der A. vereinigen sich die geistigen und körperlichen Kräfte des Menschen. Diese richten sich vereint auf die tauglichen Stoffe und bezwingen, verwerthen, unterstützen die Kräfte der unpersönlichen Natur. Das, was zur Erreichung eines bestimmten Zweckes nöthig ist, nennt man das Mittel zu diesem Zweck. Zur Erreichung des Zweckes des Wirtschaftslebens sind Kräfte und Stoffe nöthig. Die Bezeichnung der A. als eines **Mittels** der Wirtschaft ist daher allein gerechtfertigt und bezeichnend. Sie ist ein Mittel in der Hand des wirtschaftenden, nach Befriedigung seiner Bedürfnisse strebenden Menschen; völlig anders geartet zwar, als das andere unerläßliche Mittel, das Kapital, aber gleich diesem unentbehrlich zur Erreichung der wirtschaftlichen Zwecke.

Nach ihrem Wesen und ihrer unmittelbaren Bestimmung theilt man die wirtschaftlichen Arbeiten in 1) Arbeiten der Gütererzeugung, 2) Arbeiten der Gütervertheilung oder Handelsarbeiten und 3) persönliche Dienstleistungen. **Arbeiten der Gütererzeugung** treten auf bei den okkupatorischen Akten der Gütererzeugung, bei dem Betrieb des Landbaues und beim Betrieb der Gewerke. Okkupatorisch verfährt der Mensch bei der Gütererzeugung, wenn und wo er, ohne systematisch auf die Kräfte der Natur einzuwirken, ihr entnimmt, was sie und wie sie es ihm freiwillig darbietet. So der Jäger, der Fischer, der Bergmann. Durch Landbau (im weiteren Sinn des Worts, also einschließlich der Forstwirtschaft, der geregelten Viehzucht ꝛc.) werden Güter erzeugt, indem der Mensch die Naturkräfte leitet und unterstützt zur Hervorbringung dessen, was ihnen abgenommen werden soll. Die gewerkliche A. erzeugt neue Güter durch chemische und mechanische Veränderung solcher Güter, welche durch die okkupatorische Wirtschaft oder den Landbaubetrieb geliefert wurden. Man pflegt sich diese Arbeiten der Gütererzeugung immer nur als gewerbliche zu denken. Aber sie werden in den Uranfängen der Kultur, und sie werden auch auf den höchsten Kulturstufen noch zum Theil nicht in gewerblicher Absicht, sondern zur unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung betrieben. Auch in einer andern Beziehung macht man sich eine irrige Vorstellung von den Arbeiten der Gütererzeugung. Man nimmt eine bestimmte Stufenfolge ihrer Entwickelung an; man meint, diese Reihenfolge sei jene, in welcher die Arbeiten der Gütererzeugung oben nebeneinander gestellt wurden. Aber bei näherer Betrachtung muß es einleuchten, daß auf den frühesten Kulturstufen mit den okkupatorischen Akten solche Hand in Hand gegangen sein müssen, die es auf chemische oder mechanische Umwandlung (Zerkleinerung, Mischung, Erwärmung, Auflösung) der okkupirten Güter absahen, und daß gewisse okkupatorische Arbeiten, z. B. die des Bergbaues, erst späten Kulturstufen angehören; endlich, daß gewisse Arbeiten des Landbaues, z. B. die des regelmäßigen Waldbaues, auch bei sonst hoch kultivirten Völkern noch kaum bekannt sind. Etwas anders wie mit den gütererzeugenden Arbeiten verhält es sich jedenfalls mit den gütererzeugenden Gewerben. Als **Gewerbe**, d. h. als regel- und berufsmäßig mit der Absicht auf durch den Handel zu realisirenden Gewinn betriebene Geschäfte, sind die **Gewerke** jedenfalls älter als die okkupatorischen und die Landbaugewerbe. Am frühesten werden sich überall die Gewerke zu eigentlich gewerblichem Betrieb ausgebildet haben; dann einige Landbau- oder einige okkupatorische Gewerbe, je nach der größeren Kargheit oder Fülle der Natur, zuletzt andere okkupatorische Gewerbe, wie z. B. der Bergbau und einige Landbaugewerbe, z. B das der Forstwirtschaft. Der Gewerktreibende kann sich am wenigsten leicht unmittelbar durch seiner Hände A. ernähren. Bei ihm bildet sich am ersten die seinen Nachbarn willkommene Geschicklichkeit aus, wenn er sich ausschließlich mit Gewerksarbeiten beschäftigt. Das kann er aber nur, wenn er seine Erzeugnisse zu verkaufen, also gewerblich zu verwerthen Gelegenheit findet. — Die **Arbeiten des Handels** sind theils eigentliche Handels-, theils Handelshülfsarbeiten. Zu den letzteren gehören alle auf die Bewegung, die Aufbewahrung der Handelsgegenstände und die auf die Vorbereitung derselben zur Translokation gerichteten Arbeiten, ferner die Arbeiten der Mittels- und Urkundspersonen des Handels, endlich die der Handelsbehörden und die der dem Handel unmittelbar dienenden Presse. — Die Arbeiten der **persönlichen Dienstleistung** bedürfen an dieser Stelle noch einer besondern Betrachtung. Unter »Leistungen« verstehen wir ein gewisses Quantum von A. irgend einer Art, eine Summe von Thätigkeiten, welche in ihrer Gesammtheit ein Ganzes, Fertiges, Abgeschlos-

fenes darstellen und sich so mit Sachen, Gütern in Einer Beziehung vergleichen lassen. Man begreift unter Leistungen Summen, Quantitäten ganz verschiedenartiger wirtschaftlicher Arbeiten. Unter »persönlichen Dienstleistungen« aber versteht man gewisse Gattungen von Arbeiten. Zuvörderst wendet man dieses Wort an zur Bezeichnung derjenigen wirtschaftlichen Thätigkeiten, bei denen der Schwerpunkt des Erfolgs nicht auf dem wirtschaftlichen Gebiet liegt. Man nennt also die Thätigkeit des Gelehrten, des Arztes, des Künstlers, des Staatsbeamten 2c. vom wirtschaftlichen Standpunkt aus insofern »persönliche Dienstleistung«, als sie, wenn der Schwerpunkt ihres Erfolgs auch nicht auf wirtschaftlichem Gebiet liegt, doch eine solche ist, welche dem Wirtschaftsleben mittelbar zu gute kommt, und man denkt bei dieser Bezeichnung auch daran, daß die fraglichen Thätigkeiten Gegenstand wirtschaftlicher Vorgänge, Gegenstand z. B. des Handels, nämlich des Miethandels, werden. Ferner aber nennt man »persönliche Dienstleistungen« solche rein wirtschaftliche Arbeiten, welche dazu bestimmt sind, die Güteranwendung zu erleichtern, die Güter, welche nur eine einmalige Anwendung zulassen, also bei der Anwendung verbraucht werden, bis zum Verbrauch aufzubewahren und zum Behuf des Verbrauchs vorzurichten, diejenigen Güter aber, welche mehrmals angewendet, also gebraucht werden, in ihrer Brauchbarkeit zu erhalten, vor vorzeitigem Verderb zu schützen 2c. Gewisse Arbeiten des häuslichen Gesindes und der Hausfrauen, sowie der Personen, welche für Reinigung und Beleuchtung der Straßen und öffentlichen Plätze sorgen, sind, ohne gerade auf die Erzeugung und Vertheilung von Gütern gerichtet zu sein, doch jedenfalls wirtschaftliche Arbeiten. Die Bezeichnung »persönliche Dienstleistungen« ist hier insofern gerechtfertigt, als bei diesen Arbeiten das stoffliche Element in der That gegen die Kraftanwendung ganz zurücktritt. Wie der Handel und die Gütererzeugung, so können auch persönliche Dienstleistungen ebensowohl in gewerblicher wie in nichtgewerblicher Form vorkommen. Bei den Gewerben der persönlichen Dienstleistung unterscheidet man: 1) Gewerbe der gewöhnlichen, 2) Gewerbe der wissenschaftlichen, 3) Gewerbe der künstlerischen persönlichen Dienstleistung.

Die übliche und volksthümliche Unterscheidung zwischen Handarbeit und Kopfarbeit hat nur etwas für sich, wenn und insofern sie nicht sowohl die Art, als den Gegenstand der Thätigkeit treffen soll. Ihrer Art nach ist auch die gemeinste Handarbeit zugleich Kopfarbeit; aber die Thätigkeit ist auf Gegenstände der Außenwelt gerichtet. Auch die subtilste Geistesarbeit nimmt, und zwar oft in sehr auffallendem Grade, den Körper mit in Anspruch. Aber die Thätigkeit ist auf die Innen-, nicht auf die Außenwelt gerichtet, oder wenn auch das letztere, so hat sie doch nicht die Umänderung von Gegenständen der Außenwelt unmittelbar zum Zweck. Daß — die Unterscheidung zwischen Handarbeit und Kopfarbeit in diesem Sinne als zulässig angenommen — bei den Thätigkeiten der Gütererzeugung die erstere, bei denen des Handels die letztere eine hervorragendere, oder wenigstens viel mehr in die Augen springende Bedeutung hat (ein Dirigent leitet mit einigen wenigen andern Kopfarbeitern ein gewerkliches Unternehmen, in welchem vielleicht tausende von Handarbeitern beschäftigt sind; die Hauptarbeit eines großen kaufmännischen Kontors ist lediglich Kopfarbeit; die wenigen etwaigen Handarbeiter in diesem großen Geschäft treiben keine Handelsarbeit), rührt einfach daher, daß dort Formenveränderungen von Stoffen, hier im wesentlichen nur Rechtsveränderungen in Frage kommen.

Eine wichtige, und hier wenigstens zu berührende Frage ist die nach den allgemeinen Bedingungen, unter denen die A. als Wirtschaftsmittel ihre Wirksamkeit am ersprießlichsten zu entfalten vermag. Die erste dieser Bedingungen ist weitverbreitete harmonische Bildung. Schon der Anlage nach und nationenweise ist die durchschnittliche Arbeitskraft der einzelnen sehr verschieden. Bis zu einem gewissen Grade aber kann der Mangel der nationalen oder individuellen Anlage durch Erziehung und Pflege ersetzt werden, namentlich da, wo nicht, wie in der heißen und kalten Zone, natürliche Einflüsse auch der rationellsten Erziehung große Hindernisse in den Weg legen. Es ergibt sich hieraus die große Bedeutung der öffentlichen Bildungsanstalten, insbesondere der Elementarschulen, für die Entwickelung des Wirtschaftslebens. Die Einflüsse dieser Anstalten werden um so größer sein, je mehr sie es auf eine harmonische Ausbildung aller Kräfte des Menschen, je weniger sie es auf eine einseitige Dressur einzelner Kräfte, oder auf die Entwickelung von Fachfertigkeiten absehen. Die systematische Entwickelung der Körperkräfte mit der Absicht, den Körper ausdauernd, widerstandsfähig und gewandt zu machen, ist ebenso wichtig wie die der Geisteskräfte; und es leuchtet ein, daß in dieser Beziehung diejenige Erziehung am erfolgreichsten sein wird, welche den Zögling zugleich urtheilsfähig und einsichtig macht, ihn mit einem entsprechenden Vorrath von positiven Kenntnissen ausrüstet, seiner Einbildungskraft eine genügende Masse von Vorstellungen darreicht und seine Willenskraft, seine Pflichttreue stählt, sein Gemüthsleben vertieft und läutert. In welchem Maße eine so geleitete Erziehung auch der wirtschaftlichen A., welche gleich große Anforderungen an die Gewandtheit und Dauerhaftigkeit des Körpers, an die Klarheit des Verstandes, an den Reichthum der Phantasie, an die Festigkeit des Willens, an die Lauterkeit und Innigkeit des Gemüths stellt, zu gute kommt, braucht nur angedeutet zu werden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß auch in dem Wettkampfe der Wirtschaft, in den friedlichen Geschäften der Haus-, der Land-, der Gewerkswirtschaft, des Handels und der persönlichen Dienstleistungen dasjenige Volk den ersten Rang einnehmen muß, dessen glückliche, natürliche Anlagen durch die verständigste Erziehung am vollständigsten entwickelt sind. Eine solche Volkserziehung ist eine viel reichere Aussteuer, als sie durch die größte Fülle der äußern Natur jemals gewährt werden kann.

Die zweite dieser Bedingungen ist die der innern Natur der fraglichen Verrichtungen entsprechende Arbeitstheilung. Dieselbe ist einerseits ein Produkt der Geselligkeit der Menschennatur und eine Folge der Hülflosigkeit des isolirten Einzelmenschen; sie erscheint aber ferner in einigen ihrer Formen als das Ergebnis einer Beobachtung über den verschiedenen Erfolg verschiedenartig ins Werk gesetzter, in Angriff genommener Arbeiten, und sie beruht endlich in andern ihrer Formen auf der großen Mannigfaltigkeit und Vertheilung der Gaben der äußern Natur. Sie ist nicht etwa eine menschliche Erfindung oder Einrichtung, sondern eine mit dem Wesen des Menschen und seinem Verhältnis

zur äußern Natur zusammenhängende Erscheinung; sie ist eine Erscheinungsform der menschlichen Gemeinschaft, ähnlich wie die Gemeinde, der Staat, das Volk. Denn, wenn sie auch sichtbar wird in der Gestalt einer Trennung der Aufgaben, so führt sie doch zu einer nur innigern Vereinigung der mit der Lösung dieser Aufgaben beschäftigten Menschen. Die Arbeitstheilung erscheint vornehmlich in zwei Hauptformen, nämlich als Theilung der Arbeiten nach **Personen** und als **räumliche** Arbeitstheilung (jedoch ist man berechtigt, auch von einer **zeitlichen** Arbeitstheilung zu reden). Unter der persönlichen Arbeitstheilung versteht man die Theilung der A. unter die verschiedenen Völker und die verschiedenen Glieder eines und desselben Volks, unter der örtlichen oder räumlichen die Scheidung der Arbeitsaufgaben nach örtlichen Bedingungen. Daß also in einem Volk verschiedene Berufsstände vertreten sind; daß die Gewerbe des Landbaues, die Gewerke und der Handel je von besonderen Berufsklassen betrieben werden; daß, um bei den Gewerben der Gütererzeugung zu bleiben, die des Landbaues in Ackerbau, Viehzucht, Waldwirtschaft 2c., die Gewerke in Bau-, Nahrungs-, Kleidungs- 2c. Gewerke getheilt erscheinen; daß die Metallarbeiter in Gold-, Silber-, Kupfer-, Eisenarbeiter 2c., die letzteren in Hufschmiede, Nagelschmiede, Zeugschmiede, Nadler, Schlosser, Maschinenbauer 2c. zerfallen, und z. B. unter den Nadelarbeitern die einen den Draht ziehen, die andern ihn strecken, wieder andere ihn in Stücke schneiden 2c. — das sind Erscheinungsformen der persönlichen Arbeitstheilung. Daß der Bewohner des Küstenlandes Seefischerei, der Bewohner des Flachlandes Viehzucht und Ackerbau, der Rheinländer Weinbau, der Ostindier Baumwollen- und Zuckerrohrbau treibt 2c. — das ist eine Folge der örtlichen Arbeitstheilung. Die persönliche Arbeitstheilung äußert ihren Einfluß besonders in dreierlei verschiedenen Beziehungen: 1) Sie fördert die Menge und Güte der A. Der Mensch, der sich auf ein bestimmtes einzelnes Geschäft, oder auf eine bestimmte einzelne Verrichtung beschränkt, erlangt darin größere Fertigkeit, als wenn er sich bald mit diesem, bald mit jenem Geschäfte, bald mit der einen, bald mit einer andern Verrichtung befaßte. 2) Es wird an Zeit und Kräften gespart. Wer vielerlei ungefähr gleichzeitig unternehmen will, verliert viel Zeit über der Vorbereitung. 3) Jeder Arbeiter kann gerade diejenigen Geschäfte verrichten, wozu er Lust, Anlage, Geschick und Bildung besitzt. Die räumliche Arbeitstheilung erscheint nicht nur als eine Macht, sondern vielfach auch als eine Nothwendigkeit. Ein Land, welches nur Binnengrenzen hat, kann nicht füglich Rhederei und Seehandel treiben; Landbau kann man nicht treiben in der Schneeregion der Alpen, Goldwäscherei nicht, wo der Sand kein Gold führt 2c. Zu einer Macht entwickelt sich die räumliche Arbeitstheilung da, wo sie dazu führt, daß gewisse Gewerbszweige, sei es wegen besonders günstiger oder trotz ursprünglich ungünstiger örtlicher Bedingungen, in gewissen Gegenden vorzugsweise betrieben werden (die schweiz. Uhrenindustrie; die engl. Industriebezirke). Solche Koncentrirung ist mächtig wegen der traditionellen Geschicklichkeit, die sie ausbildet und immer steigert, und weil dem Hauptgewerbe sich alle Hülfsgewerbe beigesellen, beide aber, so nahe benachbart, sich stets gegenseitig zu Fortschritten anspornen.

Angesichts der großartigen Erfolge der Arbeitstheilung und da dieselben auf gewisse charakteristische Eigenthümlichkeiten zurückgeführt werden können, kommt die Wissenschaft zu dem Gesetz, daß die Leistungen der A., d. h. der Antheil der A. an der Entwickelung des Wirtschaftslebens, um so größer werden, je mehr und entsprechender die A. getheilt ist. Ein wichtiges Förderungsmittel der Wirksamkeit der A. besteht daher in der Beseitigung derjenigen Hindernisse der Arbeitstheilung, welche überhaupt durch menschliches Zuthun überwunden werden können. Es gibt natürliche, es gibt wirtschaftliche und es gibt künstliche Hindernisse der Arbeitstheilung. Die natürlichen bestehen in der natürlichen Untheilbarkeit gewisser Arbeitsaufgaben. Auf diese Schranken sind diejenigen hinzuweisen, welche von den Gefahren einer übertriebenen Theilung der A. und namentlich von dem die A. entgeistigenden Einfluß derselben reden. Die wirtschaftlichen Hindernisse bestehen vornehmlich im Mangel an Kapitalien. Es gehört verhältnismäßig weniger, aber absolut mehr Kapital dazu, um eine gewisse Produktenmasse mit mehr getheilter, als um sie mit minder getheilter A. herzustellen. Diese wirtschaftlichen Hindernisse sind leicht zu überwinden und werden sicher überwunden, wo nicht auch noch künstliche Schranken der Entwickelung der Arbeitstheilung entgegenstehen. Solche künstliche Hindernisse sind (für die sogen. internationale Arbeitstheilung) Prohibitivmaßregeln, Schutzzölle und andere Verkehrshemmnisse, ferner (für die internationale und die nationale Arbeitstheilung) das Zunft- und Koncessionswesen, die Erschwerungen der Niederlassung, die Erschwerung der Vertheilung, Veräußerung und freien Benutzung des Grundeigenthums 2c.

Die dritte wichtige Bedingung für die volle Kraftentfaltung der A. ist die **Freiheit**. Bildung und Freiheit sind für die wirtschaftliche A., was Licht und Wärme für das Wachsthum der Pflanzen. Und diese beiden Bedingungen ergänzen einander in bemerkenswerther Weise: die Bildung erzeugt und erkämpft sich die Freiheit, und die Freiheit erzeugt Bildung, denn sie spornt die edelsten Kräfte des Menschen zu fröhlichem Wetteifer an. Die Wirkungen der Freiheit im Betreff der A. sind vornehmlich nach zwei Richtungen hin bemerkbar. Sie gewährt nämlich der A. die Unterstützung der sittlichen Motive und die weitere Unterstützung der Hoffnung. Des sittlichen Antriebs zur A. und der freudigen Hoffnung als stärkender Kraft entbehrt, wer nicht arbeiten kann, was er will, und wer nicht disponiren kann über ein entsprechendes Ergebnis seiner A. Weiter aber kann nur unter der Herrschaft der wirtschaftlichen Freiheit die Arbeitstheilung sich bedürfnisgemäß entwickeln. Die Beschränkungen der Arbeitsfreiheit bestehen in einem entweder auf persönlicher Unfreiheit (s. **Sklaverei**), oder auf Feudalinstituten, welche die Person nur zum Theil unfrei machten (s. **Leibeigenschaft**, **Hörigkeit**, **Zwangsdienst**, **Fronen** 2c.), beruhenden Zwange zur A., oder aber in gesetzlichen Vorschriften, welche die Niederlassung erschweren, den Betrieb gewisser Gewerbe für gewisse Personen oder aller Gewerbe für alle Personen an gewisse, schwerer oder leichter zu erfüllende Bedingungen knüpfen (s. **Gewerbegesetzgebung**, **Gewerbefreiheit**, **Freizügigkeit**, **Niederlassungsfreiheit**). Die Beschränkungen beiderlei Art, wenn sie auch zur Zeit ihres Aufkommens historische Nothwendigkeiten

gewesen sein mögen, widerstreben den Kulturbedürfnissen unserer Zeit und sind in den meisten Kulturstaaten größtentheils beseitigt. Auch obrigkeitliche Lohntaxen (s. Arbeitslohn) kommen höchstens noch vor, wo es sich um öffentliche Dienstleistungen handelt, bei denen häufige Ueberforderungen möglich und insbesondere dem Verkehr nachtheilig sein würden.

Man hat sich, namentlich seit dem Aufkommen des physiokratischen Systems (s. d.) vielfach mit der Frage beschäftigt, welche Arbeiten »produktiv« und welche »nicht produktiv« seien. Die Einführung dieser Bezeichnungen ist kein Gewinn für die Wissenschaft. Von einer »Güterproduktion« lediglich durch die A. kann gar nicht die Rede sein, wenn auch das Neue in jedem neuen Erzeugnis die Verkörperung des Resultats der darauf gewandten A. ist. Der Mensch producirt, erzeugt Güter mit Hülfe von A. und Kapital; das letztere ist so unerläßlich wie die erstere; aber keines dieser Mittel der Gütererzeugung kann an sich »produktiv« sein. Der Mensch erhöht ferner die Tauglichkeit der erzeugten Güter, indem er sie, wiederum mit Hülfe von A. und Kapital, translocirt und Rechtsveränderungen daran vornimmt. Aber auch Verrichtungen, welche nicht auf die Erzeugung oder die Vertheilung von Gütern gerichtet sind, also z. B. die sogen. persönlichen Dienstleistungen, sind für das Gedeihen des Wirtschaftslebens unerläßlich, mögen sie dasselbe nun nur indirekt oder aber direkt fördern. Vom Standpunkt der Privatwirtschaft ist es ganz gleichgültig, ob eine A. »produktiv« sei; es kommt alles darauf an, daß sie wirtschaftlich sei, d. h. Reinertrag bringe, Privatwohlstand erzeuge, vermehre, befestige. Aber auch vom Standpunkt der allgemeinen Wirtschaft kann es nicht darauf ankommen, daß eine A., um nützlich zu sein, »produktiv« sei, d. h. die Erzeugung neuer Güter zum Erfolg habe; die Frage kann nur sein, ob sie mittelbar oder unmittelbar zur Befriedigung gerechtfertigter Bedürfnisse beitrage. Und dies kann in der That der Erfolg ebenso rein wirtschaftlicher, wie solcher Arbeiten sein, die ihrem wesentlichen Zwecke nach wirtschaftliche nicht genannt werden können. Und unter den wirtschaftlichen macht es in dieser Beziehung keinen Unterschied, auf welches nächste Ziel sie gerichtet sind, ob sie der Gütererzeugung, ob der Vertheilung und der Erleichterung der Anwendung von Gütern und Leistungen dienen. Anlangend rein wirtschaftliche Unternehmungen, so ist es nicht zu leugnen, daß die einen unter gegebenen Umständen in höherem Maße geeignet sind, den Wohlstand eines Wirtschaftskreises zu fördern, als die andern. Ein nach seinen natürlichen Bedingungen und hingesehen auf die Bevölkerungsverhältnisse für die Landbaugewerbe nicht, dagegen für den Betrieb der Gewerke und des Handels wohlgeeignetes Land wird wirtschaftlich nur schwer prosperiren, wenn die Bevölkerung aus Mangel an wirtschaftlicher Bildung es für unerläßlich hält, die Bedürfnisse an Erzeugnissen des Landbaues lediglich durch eigene Kraft zu befriedigen. Für ein insulares, an großen und bequemen Welthandelsstraßen gelegenes Gebiet mit vorzugsweise seetüchtiger Bevölkerung, aber spärlichem Landbauareal, wird voraussichtlich die Rhederei und der Zwischenhandel das vortheilhafteste, der Ackerbau und Gewerksbetrieb werden für jenes unvortheilhafte Unternehmungen sein. Es kann vorzugsweise in der zweckmäßigen oder unzweckmäßigen Kombination von A. und Kapital die Ursache zu rascher Blüte oder jähem Verfall des Wirtschaftslebens liegen; der zu frühzeitige oder zu späte Uebergang von der extensiven zur intensiven Kultur, vom decentralisirten Kleinbetrieb zum centralisirten Großbetrieb kann der Grund zum wirtschaftlichen Ruin, rechtzeitig vollzogener solcher Uebergang der Grund zu wirtschaftlichem Gedeihen eines Volks sein. Dies sind Betrachtungen, welche auf dem Gebiet, auf welchem sich der Streit über »Produktivität« und »Unproduktivität« der A. bewegt, in der That angestellt zu werden verdienen. Aber es ist müßig, darüber zu streiten, ob eine einzelne A. — von Produktivität des Kapitals kann ja überhaupt höchstens etwa in dem Sinne gesprochen werden, wie man wohl von der »A.« einer Maschine oder eines Thieres spricht — an sich und absolut produktiv sei oder nicht. An sich und absolut genommen und unter allen Umständen enthält keine A. die Gewähr an sich, daß sie wohlstandsfördernd wirke; unter Umständen kann jede wie immer beschaffene A. so wirken. Diese besonderen Umstände und die Bedingungen zu untersuchen, unter denen die A. ihren Segen am sichersten entfaltet — das ist viel fruchtbarer, als die Prüfung einzelner, so oder so gearteter Arbeiten auf ihre Produktivität. Uebrigens ist der eben erwähnte Streit auch beinahe gegenstandslos, wenn man den Begriff der A. so faßt, wie dies im Eingang dieser Darstellung geschehen; oder er läuft darauf hinaus, ob Arbeit Arbeit sei oder nicht.

Den Rohertrag, welchen der Arbeiter für seine A. bezieht, nennt man Lohn (s. Arbeitslohn), wenn er auf Arbeitsvermietung beruht; beruht er auf Selbstverwerthung der A. im eigenen Unternehmen, so pflegt man ihn von dem Gesammtrohertrag dieses Unternehmens nicht zu sondern. Den Reinertrag der A. aber bezeichnet man in beiden Fällen als Arbeitsrente. Die Scheidung des Reinertrags einer wirtschaftlichen Unternehmung, mag dieselbe nun in Arbeitsvermietung bestehen oder die Selbstverwerthung der A. involviren, in zwei Bestandtheile — Arbeits- und Kapitalrente — beruht auf einer Fiktion, da ja weder die A. für sich, noch das Kapital für sich Rente abwerfen kann und Rohertrag wie Reinertrag jeder wirtschaftlichen Unternehmung erst durch gleichzeitige Anwendung und gegenseitige Durchdringung von A. und Kapital entstehen. Aber theils zur bessern Einsicht in die Betheiligung beider Wirtschaftsmittel an dem Reinertrag einer Unternehmung, theils aus praktischen Gründen ist diese Fiktion unerläßlich; sie pflegt auch z. B. in der wohlgeordneten Buchführung meistens ihren Ausdruck zu finden. Man kann darüber streiten, ob der Lohn nur Roh- oder nur Reinertrag sei. Zuweilen ist er wohl nur Ertrag, der den Kosten gleichkommt; Reinertrag allein dürfte er in keinem Falle sein. Geht man aber von der Anschauung aus, daß der Lohn nicht nur eine Vergütung für die aufgewandte Arbeitskraft, sondern auch für aufgewandte Kapitalien sein kann, so kann jedenfalls unter Umständen in dem Reinertrag der A. Kapital- und Arbeitsrente stecken. Der Reinertrag einer selbständigen wirtschaftlichen Unternehmung wird stets beide Arten der Rente enthalten. Da der Betrag der Kapitalrente leichter (durch Analogien) geschätzt werden kann, als der der Arbeitsrente, so pflegt man zur Ermittelung der letztern im gegebenen Falle zuvörderst von dem reinen Einkommen die Kapitalrente in Abzug zu bringen und den Rest als Arbeitsrente

anzusprechen. Dieselbe kann sich augenscheinlich als zu klein erweisen. Aus dieser Wahrnehmung wird entweder auf einen Fehler in der Veranschlagung der Kapitalrente, oder auf eine mangelhafte Organisation der Unternehmung, eine zu geringe Betheiligung der Unternehmerarbeit ꝛc. zu schließen sein. Daß die Arbeitsrente für verschiedene wirtschaftliche Unternehmungen verschieden ist, ist bekannt und erklärlich. Sie wird im allgemeinen um so größer sein, je mehr Talent, Geschicklichkeit, Nachdenken und Vorbereitung zu der Unternehmung erforderlich sind, je beschwerlicher ein Unternehmen und je mehr der Unternehmer von der Willkür der Kunden abhängig ist, je mehr die Gesundheit bei der Unternehmung gefährdet ist, je gesuchter die Dienste der fraglichen Unternehmung, je weniger Personen vorhanden sind, welche die gleichen Dienste anbieten wollen oder können.

Die Achtung vor der A. wächst mit der steigenden Kultur und in dem Maße, als die Hindernisse der freien Entfaltung der Arbeitskraft beseitigt werden. Am geringsten geschätzt ist die wirtschaftliche A. da, wo die Sklaverei herrscht. Die tägliche Beobachtung des Zwanges zur A. läßt auch dem freien Manne diese letztere als eine Last erscheinen, und die untergeordnete gesellschaftliche Stellung, welche den Sklaven, die doch das eigentliche Personal der Landbau-, der Gewerks-, zum Theil auch der Handelsarbeit und vieler persönlichen Dienstgewerbe bilden, erzeugt das Vorurtheil, daß, wer sich mit solchen Arbeiten befasse, sich in einer des freien Mannes unwürdigen Weise beschäftige. Nach unseren heutigen Anschauungen, die freilich noch nicht überall zu der vorurtheilsfreien Auffassung von der A., welche z. B. die gebildeten Nordamerikaner auszeichnet, durchgedrungen sind, ist eher das regel- und gewohnheitsmäßige Nichtarbeiten selbst da, wo die Verhältnisse nicht zur A. zwingen, mit einem Makel behaftet, und verringert oder vergrößert nicht die Arbeitsgattung, sondern die geringere oder größere Treue, Gewissenhaftigkeit, Geschicklichkeit, die Ehre des Arbeiters.

Kommunistische und socialistische Schlagworte, welche sich auf die A. beziehen, sind die von einem »Recht auf A.«, von der »Organisation der A.«, von dem »Kampf zwischen A. und Kapital«. Das »Recht auf A.« soll das Recht des Unbemittelten, im wesentlichen auf Lohnverdienst Angewiesenen sein, von der Regierung entsprechende Arbeitsgelegenheit und Sorge für gehörigen Lohn zu verlangen. Von dieser Forderung bis zu der der Errichtung sogen. Nationalwerkstätten, die sich überall, wo sie versucht wurden, als unhaltbar und verderblich erwiesen haben, ist nur ein Schritt. Mit der »Organisation der A.« forderte man und fordert man heute wieder besonders eine Aenderung des jetzigen Verhältnisses der Arbeitsmiete. Der »Arbeiter« — es ist immer fraglich, wer hierunter zu verstehen sei — soll sich nicht mit einem beliebigen Lohne begnügen müssen, sondern er soll einen unmittelbaren Antheil am Ertrage der Unternehmung, in welcher er beschäftigt ist, beziehen, natürlich aber nicht an dem etwaigen Verluste der letztern participiren; oder es soll durch fremde (insbesondere Staats-)Hülfe dem »Arbeiter«, und zwar allen »Arbeitern« möglich gemacht werden, selbst Unternehmer zu werden. Es wird dieser und ähnlichen Forderungen an anderer Stelle (s. Socialismus) die gebührende Würdigung zu theil werden. Von einem »Kampf zwischen A. und Kapital«, von der Ersprießlichkeit einer Zerstörung des Kapitals durch diejenigen, welche als Gehülfen in den verschiedenen Zweigen der Gewerbe in ihrer ganzen wirtschaftlichen Existenz davon abhängig sind, daß in möglichst vielen Händen möglichst große Kapitalien angesammelt und zu gewerblicher Thätigkeit verwerthet werden, kann nur reden wer weder eine Vorstellung von dem Wesen des Kapitals, noch von dem der A., noch von den gemeinschaftlichen Aufgaben beider Wirtschaftsmittel hat. Vgl. A. Smith, Ueber die Quellen des Volkswohlstandes (a. d. Engl., Stuttg. 1861, 2 Bde.); Say, Lehrbuch der praktisch-politischen Oekonomie (a. d. Franz., Leipz. 1845, 4 Bde.); Rau, Lehrbuch der politischen Oekonomie (Bd. 1, 8. Aufl., Leipz. 1869; Bd. 2, 5. Aufl. 1863; Bd. 3, 6. Aufl. 1871); Roscher, System der Volkswirtschaft (Bd. 1, 10. Aufl., Stuttg. 1873; Bd. 2, 7. Aufl. 1873); Mill, Grundsätze der politischen Oekonomie (a. d. Engl. von Soetbeer, Leipz. 1869); F. G. Schulze, Nationalökonomie (Leipz. 1856); v. Mangoldt, in Bluntschli's Staatswörterbuch; Thornton, Die A., ihre unberechtigten Ansprüche und ihre berechtigten Forderungen (a. d. Engl., Leipz. 1870); Böhmert, Der Socialismus und die Arbeiterfrage (Zür. 1872).

A. im mechanischen Sinne, s. Kraft.

Arbeitende Klassen, eine unklare, aber neuerdings allgemein eingebürgerte Bezeichnung entweder für diejenigen Personen, welche — einerlei ob sie regelmäßig arbeiten oder nicht, ja selbst ob sie arbeitsfähig sind oder nicht — die unbemitteltere Klasse der Bevölkerung ausmachen; oder für diejenigen Personen, welche irgendwie unter der Konkurrenz oder der wirtschaftlichen Macht der rasch überhandnehmenden Großindustrie leiden; oder für diejenigen Personen, welche regel- und berufsmäßig arbeiten, deren Arbeit aber vorzugsweise sogen. Handarbeit ist; oder endlich für diejenigen Personen, deren Einkommen vorzugsweise aus Arbeitslohn besteht und welche nicht selbständige Unternehmer, sondern Gehülfen in den verschiedenen Gewerbszweigen, besonders in den Landbaugewerben und den Gewerken sind. Die verschiedene Anwendung, welche hiernach von dieser Bezeichnung gemacht wird, erklärt zur Genüge die vielen Mißverständnisse, welche aus ihrer Anwendung im konkreten Falle entstehen. Und daß von einer arbeitenden »Klasse« gesprochen werden kann höchstens, wenn man das Wort, wozu aber die geringste Berechtigung vorliegt, in dem erstgedachten Sinne braucht, erhellt sofort, wenn man erwägt, daß die Personen, welche man unter der Bezeichnung »a. K.« in der zweiten, dritten und vierten Bedeutung zusammenfassen will, nichts oder nur sehr wenig Charakteristisches in ihrer wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Stellung je mit einander gemein zu haben brauchen. S. Arbeit.

Arbeiterfrage, s. Socialismus.

Arbeitervereine. Da der Begriff »Arbeiter« ein vieldeutiger Begriff ist, kann man auch unter Arbeitervereinen verschiedenes verstehen. Der verbreitetsten Annahme zufolge versteht man unter Arbeitern die ihre Arbeitskraft vermietenden Gehülfen der Klein- und Großindustrie; gewöhnlich nimmt man noch die der Landbau- und einiger okkupatorischen Gewerbe (z. B. des Bergbaues, nicht aber z. B. die Matrosen im Dienste eines Fischereiunternehmens) hinzu. Diese unter der übelgewählten Bezeichnung »Arbeiter« zusammengefaßten Personen haben,

sofern sie in ähnlicher wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Stellung sich befinden, und wenn sie, wie meist in Kulturländern, in größeren Massen am gleichen Orte vertreten sind, das Bedürfnis der geselligen oder wirtschaftlichen Vereinigung. Die aus diesem Bedürfnis entstehenden Vereine nennt man A., wenn ihre Mitglieder vorzugsweise den fraglichen Berufsklassen angehören. Solche Vereine können lediglich gesellige Zweck verfolgen und haben dann eine große Kulturbedeutung, wenn sie der Pflege edlerer Geselligkeit, z. B. der Pflege des geselligen Gesanges, gewidmet sind. Sie können weiter in erster Linie Bildungszwecke ins Auge fassen (Arbeiterbildungsvereine), und werden sich dann mit mehr oder weniger Eifer und Erfolg mit der Erörterung wichtiger Lebensfragen in regelmäßigen Zusammenkünften oder damit befassen, auf gemeinschaftliche Kosten förmliche Unterrichtskurse, an denen alle Mitglieder theilzunehmen berechtigt sind, einzurichten. A. in diesem Sinne, und zwar solche, die gleichzeitig gesellige und Bildungszwecke verfolgen, sind in den letzten Jahrzehnten in den meisten Industriestaaten, besonders aber in Deutschland, in großer Zahl entstanden, und verdienen überall gehegt und gefördert zu werden. A. mit genossenschaftlichen (im techn. Sinn des Worts) oder agitatorischen Zwecken pflegt man in der Regel nicht als A. schlechthin zu bezeichnen; man bezeichnet sie eben meist nach ihrem speciellen Zweck. Unter denen mit agitatorischen Zwecken spielen seit geraumer Zeit in England, neuerdings auch in Deutschland, die sogen. Gewerkvereine (s. d.) — engl. trades-unions, societies, z. B. the Amalgamated Society of Engineers — eine hervorragende Rolle. An der Spitze der socialistischen und kommunistischen Bewegung unserer Zeit steht jedoch auch ein Verein, der sich Arbeiterverein nennt, nämlich der Internationale Arbeiterverein oder die Internationale schlechtweg, zur Zeit mit dem Sitze in London, von wo ein Centralkomité, Karl Marx an der Spitze, mit souveräner Gewalt dekretirt, was in Europa und Amerika zur Vorbereitung der neuen Aera, zur Führung des Kampfes »der Arbeit gegen das Kapital«, zur Herbeiführung der alles Bestehende vernichtenden »socialen Revolution« geschehen soll. Der Verein hat glücklicherweise zur Zeit noch kleinere Mittel, als Vorsätze und Phrasen; aber an den Thaten der Pariser Kommune kann man ermessen, wessen man sich überall von seiner Seite versehen kann, wo ihm seine Zeit gekommen und die Gelegenheit günstig scheint.

Arbeiterwohnungen. Der große Einfluß, welchen die Wohnung des Menschen auf seine Gesundheit, seine sittlichen und gesellschaftlichen Zustände ausübt, ist Ursache, daß man seit etwa 30 Jahren den Wohnungsverhältnissen der Arbeiterklassen mehr Aufmerksamkeit schenkt. Die Wohnungen dieser zahlreichsten Klassen des Volks sind in den Städten wie auf dem Lande ungenügend; in den Städten aber werden die Nachtheile enger und kleiner Wohnungen noch gesteigert durch die weniger reine Atmosphäre, durch das dichte Aufeinanderwohnen, den Mangel an Licht und Luft und die hohen Mietzinse, während sie auf dem Lande durch die Arbeit im Freien bedeutend gemildert werden. Wenn auch die Sanitätspolizei seit lange sich bemüht, diese Uebelstände zu bekämpfen, so tragen doch eine Reihe von Ursachen dazu bei, sie fortwährend anwachsen zu lassen: die stete Vermehrung der Volksmenge in Fabrikstädten und Industriebezirken; als Folge davon nicht allein größere Nachfrage nach A. überhaupt, sondern auch heftigerer Andrang nach einzelnen Stadttheilen; dabei fortwährende Steigerung der Preise der Bauplätze, der Baukosten und Mietzinse. Die Ausnutzung ihrer Arbeitszeit gestattet den arbeitenden Klassen nicht, allzuweit vom Sitze ihrer Arbeit entfernt zu wohnen; in der Nähe finden sie oft keine, sehr schlechte oder sehr theure Wohnungen. Obgleich die Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen heuzutage gewiß nicht schlechter sind, als in früheren Jahrhunderten, ist ihre Verbesserung doch weit zurückgeblieben gegenüber dem Aufschwunge aller übrigen Verhältnisse. Die schlimmen Wohnungsverhältnisse der unteren Klassen aber wirken nicht allein nachtheilig auf die Gesundheit der Bewohner; sie zerstören das Familienleben von Grund aus. Im Interesse der Erhaltung dieses Fundaments unserer Civilisation sieht die öffentliche Meinung jetzt ein, daß die Frage wichtig und dringlich geworden, daß sie nicht mehr bloß eine Frage der Humanität, sondern eine solche der socialen Politik ist.

Die Bestrebungen zur Verbesserung der A. können von mehreren Seiten ausgehen: von den Arbeitern selbst, von den Arbeitgebern und Grundbesitzern, von wohlthätigen Wirtschaftsvereinen oder vom Staat und der Gemeinde. Die Arbeiter selbst haben zur Aenderung ihrer Wohnungsverhältnisse kein anderes Mittel in Händen, als die sittliche Kraft, welche es ihnen ermöglichen soll, einen Theil ihrer Wirtshausgenüsse durch Erhöhung ihres häuslichen Komforts zu ersetzen und sich durch Ersparnis in die Lage zu bringen, von der etwa dargebotenen Gelegenheit, miet- oder eigenthumsweise zum Genusse besserer Wohnungen zu kommen, Gebrauch machen zu können. Zu letzterem wird korporativer Zusammenhalt wesentlich beitragen. So haben sich namentlich hier und dort die Arbeiter zu Häuserbaugenossenschaften vereinigt (England), wobei die Arbeiter wöchentlich einen bestimmten niedrigen Beitrag einzahlen, von dessen Erträgnissen nach und nach kleine Häuser gebaut und innerhalb der Genossenschaft an den Meistbietenden vermietet oder auf Abzahlung verkauft werden. Allerdings bestanden diese Genossenschaften in der Regel nicht aus Arbeitern allein, sondern Mitglieder der reicheren Klassen betheiligten sich mit Rath und Kredit. Zunächst liegt es natürlich, daß eine solche Betheiligung, eventuell sogar die Initiative zu derartigen Unternehmungen von denjenigen Grundherren und Arbeitgebern ausgeht, in deren Interesse die Arbeiter arbeiten. Jene fördern durch solche Bestrebungen nicht allein humane Zwecke, sondern auch ihren eigenen Vortheil, indem sie ihren Grund und Boden besser verwerthen und ihre Arbeiter durch Verschaffung einer besseren Existenz sich dauernd sichern. So ist es heutzutage fast Regel, daß bei größeren Fabriketablissements, die nicht etwa im Herzen der Großstädte liegen, kleine Arbeiterstädte sich bilden, zu deren Entstehung die Arbeitgeber Grund und Boden und Kapital liefern. Die Häuser werden an die zuverlässigsten und besten Arbeiter vermietet, mitunter durch Abschlagszahlung ihnen der Eigenthumserwerb ermöglicht (s. Kottagesystem). Außer den Grundherren und Arbeitgebern haben indessen auch wohlthätige und wirtschaftliche Vereine sich der A. angenommen, so in London seit 1842 die »Association for improving

the dwellings of the industrious classes« und von 1844 an die »Society for improving the condition of the labouring classes«. Letztere baute theils neue A., theils kaufte sie ältere Häuser zur Umwandlung. In zahlreichen engl. Städten bestehen dergleichen Gesellschaften; dazu kommen die »Benefit building societies« (an 2000, mit 8 Mill. Pfd. Sterl. Kapital), welche gleichfalls den Arbeitern den Erwerb eigener Häuser erleichtern. In ähnlicher Weise haben sich in Frankreich, der Schweiz, in Belgien, den Niederlanden, in Schweden und in Deutschland seit Jahren Vereine um diese Zwecke verdient gemacht (s. *Baugenossenschaften*). Während man an den Staat hinsichtlich der A. vernünftigerweise lediglich die Forderung stellen kann, daß er einerseits durch möglichste Erleichterungen in den Bestimmungen der Baupolizei, sowie der Boden- und Häuserverkäufe der Privatunternehmung möglichst freien Spielraum lasse, anderseits dagegen durch sorgfältige Handhabung der Gesundheitspolizei die schädlichen Wirkungen des großstädtischen Zusammenwohnens zu mindern suche, dürfte von den *Gemeinden*, als den zunächst Betheiligten, wohl eine ganz besondere Beachtung der Wohnungsverhältnisse der Arbeiter verlangt werden. Allerdings wäre es sehr verfehlt, wenn die Gemeinde selbst den Bau von Wohnhäusern in die Hand nehmen wollte; es würde lediglich die Ansprüche ins Maßlose steigern. Doch hat auch die Gemeinde mannigfache Mittel in der Hand, durch die lokale Bauordnung, durch Erleichterung und Beförderung von Privat- und Gesellschaftsunternehmungen, namentlich auch von lokalen Verkehrsmitteln der Wohnungsnoth der Arbeiter zu steuern. Hinsichtlich der Art und Weise, wie die Wohnungsverhältnisse der Arbeiter geregelt werden sollen, hat man eine Reihe von Erfahrungen gesammelt. Regeln für die *Einrichtung* der Häuser und Wohnungen lassen sich nicht für alle Plätze gemeinsam aufstellen; dies muß sich nach der lokalen Sitte richten. Doch müssen die Grundsätze, die von der Gesundheit, Sittlichkeit, Sicherheit und Annehmlichkeit geboten werden, allenthalben beachtet werden. Verwerflich ist die Herstellung ausgedehnter, nur für eine gewisse Volksklasse bestimmter Häusergruppen. Alle Vortheile des städtischen Lebens knüpfen sich vielmehr an das Durcheinanderwohnen verschiedener Berufsklassen. Auf dem Lande kann natürlich dieser Grundsatz nicht beachtet werden. Sehr große Wohngebäude mit einer bedeutenden Anzahl von Wohnungen, sogen. *Arbeiterkasernen*, sind nicht so vortheilhaft wie kleinere Häuser mit einer geringeren Zahl von Wohnungen; denn obgleich bei jenen wegen gemeinsamer Küchen, Speisesäle, Wasch- und Badeanstalten &c. viel erspart werden kann, geht doch durch die Gemeinsamkeit viel vom Reize selbständigen Familienlebens verloren; die strenge Zucht, die in so großen, von zahlreichen Familien bewohnten Arbeiterkasernen nöthig wäre, sagt dem Arbeiter nicht zu. Die Zimmer müssen, mindestens zwei nebst Küche für jede Familie, geräumig, trocken, hell und warm sein; wo die Lokalität es begünstigt, kann von Holz gebaut werden; die Häuser können außerhalb der Stadt, jedoch nicht zu weit entfernt, liegen. Zur Erleichterung der Mieter kann die Miete in kurzen Fristen bezahlt werden. Unverheirathete Männer bedürfen selten besonderer Fürsorge, um so mehr ist darauf zu achten, daß unverheirathete Arbeiterinnen in allen größeren Städten derartige Anstalten finden. Viel ist in dieser Richtung schon geschehen, namentlich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Paris. Die Errichtung eigener Arbeiterviertel gelingt selten; am ehesten, wenn die Fabrikherren sich an die Spitze der Unternehmungen stellen. Doch hat man in Paris eine Cité ouvrière, ein Privatunternehmen, welches stets voll besetzt ist und zugleich gut rentirt. Vgl. übrigens noch die Artikel *Wohnung*, *Wohnungsfrage*. Vgl. V. A. *Huber*, Reisebriefe aus Belgien, Frankreich und England (Hamb. 1855); *Fabri*, Die Wohnungsnoth der Arbeiter in den Fabrikstädten (Elberf. 1862); *Hoffmann*, Die Wohnungen der Arbeiter und der Armen (Berl. 1852); *Emile Müller*, Habitations ouvrières (Par. 1858); *Parisius* im »Arbeiterfreund« (1850); *Sonnemann*, Bericht für den deutschen Arbeiterkongreß (Frankf. a. M. 1864); *Roberts*, The dwelling of the labouring classes (3. Aufl., Lond. 1850); *Stolp*, Die Wohnungsfrage (»Berl. städt. Jahrbuch« 1870); Mittheilungen des preuß. Centralvereins für das Wohl der arbeitenden Klassen (Berl. 1865); *Engel*, Die Wohnungsnoth (»Zeitschrift des preuß. statist. Büreau's« 1872).

Arbeitseinstellung (Strike), das äußerste, neuerdings in allen Industriestaaten vielfach zur Anwendung gekommene Mittel für die in gleichen gewerblichen Unternehmungen beschäftigten Gehülfen, um entweder günstigere Arbeitsbedingungen von ihren Arbeitgebern zu erlangen, oder diese für Versagung der an sie gerichteten Forderungen empfindlich zu strafen. Ein Mittel, an sich und von Haus aus durchaus legitim, sofern nicht dadurch bestehende Verträge verletzt werden, bisweilen wirksam, häufiger wohl und insbesondere dann, wenn nicht zur gelegenen Zeit angewandt, unwirksam, unter allen Umständen zeitweise nachtheilig für beide Theile, in Zeiten des strammen Polizeistaates streng verpönt. Die A. oder der Strike wird gewöhnlich so ins Werk gesetzt, daß die Gehülfen einer oder die sämmtlichen Gehülfen aller gleichartigen Unternehmungen eines Industrieplatzes, oder gar die sämmtlichen Gehülfen aller solcher Unternehmungen eines oder mehrerer Industriebezirke durch gewählte Vertreter an den Arbeitgeber oder an die mehreren Arbeitgeber gewisse Forderungen (betreffend z. B. Aenderung des Lohnsystems oder der Fabrikordnung, Erhöhung des Lohns, Abkürzung der Arbeitszeit) richten mit der Drohung, daß, im Falle hierauf binnen einer gewissen Frist keine befriedigende Erklärung erfolgt, alle Betheiligten von einem bestimmten Tage ab in den fraglichen Unternehmungen nicht mehr arbeiten würden. Weigert sich nun der Unternehmer, auf diese Forderungen überhaupt, oder auf einzelne derselben einzugehen, und bleiben noch weiter etwa angestellte Verhandlungen erfolglos, so bleiben die Gehülfen von dem bestimmten Tage ab von der Arbeit weg und suchen entweder anderweit Beschäftigung und Verdienst, oder feiern. Bei vorsichtig und in einer gewissen Ausdehnung organisirten, gut vorbereiteten Strikes pflegen dann die feiernden Arbeiter so lange, als es angeht, durch Geldunterstützungen der noch arbeitenden Genossen gleichartiger Unternehmungen am gleichen Orte oder an andern Orten erhalten zu werden, pflegt es auch wegen vorangegangener Anzeige und entsprechender Vereinbarung zwischen den Berufsgenossen in gleichartigen Unternehmungen den zur Schließung ihrer Werkstätten gezwungenen Arbeitgebern nicht leicht möglich zu sein, fremde Arbeiter, wenn auch aus

weiter Ferne, herbeizuziehen. Wenn jedoch diese Wirkung des Strikes einigermaßen gesichert sein soll, müssen schon sehr umfangreiche Verbindungen zwischen den Gehülfen gleichartiger Unternehmungen angeknüpft sein. — Wir sagten oben, die A. sei ein an sich durchaus legitimes Mittel zur Erreichung gewisser Zwecke. Augenscheinlich steht bei völliger Freiheit der Arbeitsvermietung jedem von beiden Theilen die Aufkündigung des Vertrags jederzeit frei; es ist sogar fraglich, ob eine die Unaufkündbarkeit für eine sehr lange Frist oder gar für Lebzeiten aussprechende Klausel in einem Vertrage dieser Art irgend welche Rechtskraft würde erlangen können. Wenn nun der einzelne Arbeitnehmer seinem Arbeitgeber kündigen kann — warum sollten es nicht auch mehrere, ja alle zugleich können? Welche Gewalt sollte befugt sein, Verabredungen zur Herbeiführung gleichzeitiger und allgemeiner A. für unerlaubt zu erklären? Die A. kann einen Rechtsgrund für eine Civilklage abgeben, wenn dabei die vertragsmäßigen Fristen und die sonstigen Vertragsbestimmungen über die Aufkündigung nicht beobachtet wurden. Aber sie zu einem Gegenstande der Straf- oder Polizeigesetzgebung zu machen, liegt nicht der mindeste Grund vor. Es ist wahr: eine umfangreiche A. schädigt meist die Interessen beider Theile und das Gedeihen jener Geschäftszweige, welche sie berührt, mittelbar, also auch die Interessen der Kunden dieser Unternehmungen und vieler anderen Kreise. Es ist nicht zu leugnen: wenn plötzlich alle Gehülfen aller Großunternehmungen eines gewissen Staates, sagen wir des Deutschen Reichs, auch nur auf zwei oder drei Tage Strike machten, — die Verwirrung und die Schädigung tausendfältiger Interessen, welche daraus entspringen könnte, wäre unabsehbar. Und doch ist weder ein Grund, durch welchen eine präventivgesetzliche Maßregel zur Verhütung eines solchen Uebelstandes gerechtfertigt, noch die Art, wie eine solche Maßregel ins Werk gesetzt werden könnte, ersichtlich. Und anderseits, welches andere Mittel steht den Gehülfen einer gewerblichen Unternehmung, welche überzeugt sind, daß die Arbeitsbedingungen, welche ihnen geboten werden, den Marktverhältnissen und ihren Leistungen nicht entsprechen, noch zur Verfügung, bessere Bedingungen durchzusetzen, als der möglichst umsichtig organisirte Strike, wenn ruhige Vorstellungen, Gesuche, Verhandlungen keinen Erfolg gehabt haben? Man kann sagen, ständige Schiedsgerichte, Einigungsämter u. dgl. Institute seien das beste Mittel zur Beilegung solcher Differenzen, zur Verhütung der Arbeitseinstellungen. Aber welches Gesetz möchte Arbeitgeber und Arbeitnehmer zwingen, nur Verträge miteinander einzugehen, in welchen Differenzen jener Art, wie sie jetzt Strikes herbeizuführen pflegen, stets an ein so und so organisirtes Einigungsamt verwiesen werden müssen, und welche die streitenden Parteien unbedingt an die Entscheidungen solcher Schiedsgerichte binden? Und, wenn ein solches Gesetz bestünde — könnte wohl füglich die Wirkung seiner Uebertretung in etwas anderem bestehen, als höchstens in einer unbedeutenden Geldstrafe, welcher die Unzufriedenen auf der einen wie auf der andern Seite sich immer lieber, als den Geboten des Gesetzes unterwerfen würden, wenn es sich für sie wirklich um ernste Lebensfragen handelte? Solche Schiedsgerichte sind ohne Zweifel sehr werthvoll und ihre möglichst allgemeine Einführung empfehlenswerth; aber weder soll man zu viel von ihnen erwarten, noch ihnen mehr aufbürden, als sie zu leisten vermögen. — Koalitionsverbote, d. h. eben Verbote verabredeter Arbeitseinstellungen, finden sich in den Gesetzgebungen fast aller europäischen Kulturstaaten bereits im 17., in einigen schon im 16. Jahrh. Meist werden sie wiederholt eingeschärft. So ist auch das neuerdings öfter erwähnte Patent Kaiser Karls VI. vom 16. Aug. 1731, Handwerksmißbräuche betreffend, weder das erste, noch das letzte seiner Art, vielmehr eine umständliche Einschärfung alter, bis in den Anfang des 16. Jahrh. zurückreichender und der Vorläufer zahlreicher späteren ähnlichen Verordnungen. Daselbst wird die A. bei schweren Freiheits- und Leibesstrafen verboten. Die seitdem in den meisten deutschen Staaten durch Specialgesetze eingeführten Koalitionsverbote sind beseitigt durch § 152 der Norddeutschen (jetzt Deutschen) Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869. § 153 ders. bedroht aber den Zwang zur Theilnahme an einer A. oder den Versuch der Verhinderung des Rücktrittes von auf eine A. abzielenden Verabredungen mit Strafe. Für Großbritannien wurden die Koalitionsverbote auf Antrag Joseph Hume's schon 1824 (5. Geo. IV. c. 95.) beseitigt. Durch ein Statut vom 6. Juli 1825 (6. Geo. IV. c. 129.) wurde dieses Gesetz jedoch wieder geändert, und zwar in einem Punkte zu Ungunsten der vorher gewährten Freiheit. Das Gesetz von 1825 wurde erst durch das die engl. Koalitionsgesetzgebung vorerst abschließende Gesetz vom 13. April 1859 beseitigt. Die Koalitionsfreiheit wandelte die schon früher zahlreich gebildeten geheimen Arbeitervereine in Gewerkvereine (s. d.) — engl. trades-unions — um, deren heute in England eine große Zahl, einige darunter auch von bedeutendem Einfluß, bestehen, deren Zweck aber keineswegs ausschließlich oder auch nur vorzugsweise in der Ermöglichung besserer Durchführung von Strikes besteht. — Gefährlich ist nicht die Koalitionsfreiheit, gefährlich aber unter allen Umständen das Verbot der Koalition. Denn: 1) Es kann nicht aufrecht erhalten werden. Ein Gesetz, welches nicht konsequent vollstreckt werden kann, schadet der Achtung vor den Gesetzen. 2) Das Verbot gibt unter Umständen den Arbeitgebern eine exorbitante Gewalt über ihre Arbeiter. 3) Was, wenn es öffentlich geschähe, ganz unverfänglich wäre — Zurückhaltung der Arbeit vom Markte — geschieht, wenn es verboten ist, doch, aber heimlich und nimmt so leicht einen bedenklichen Charakter an. 4) Das Verbot beraubt in einem an sich ganz natürlichen und erlaubten Kampfe der Interessen die eine Partei der Waffe, die es der andern läßt, erzeugt also hier das Gefühl der Bevorzugung und die Meinung, als sei diese Bevorzugung ganz in der Ordnung. Vgl. Emminghaus, Allgemeine Gewerkslehre (Berl. 1868); Mill, Grundsätze der polit. Oekonomie (deutsch von Soetbeer, Hamb. 1864); Bitzer, Arbeit und Kapital (Stuttg. 1871); Brentano, Die Arbeitergilden der Gegenwart (Leipz. 1871—72, 2 Bde.).

Arbeitshäuser. Es gibt drei Arten von Anstalten, die das Gemeinsame haben, daß in ihnen die Arbeit als Mittel gebraucht wird, eingetretener innerer oder äußerer Verschlechterung menschlicher Zustände entgegenzuwirken und dadurch zur Beförderung der Wohlfahrt des Einzelnen und des Staates zu dienen. A. sind nämlich: Werkhäuser für freiwillige Arbeiter; Zwangsarbeitshäuser für hartnäckige Bettler und

gemeinschädliche Müßiggänger, worin diese durch Zwang zum Fleiß angehalten werden, und endlich eine Klasse der Strafgefängnisse, in welchen wirklichen Verbrechern eine bestimmte Beschäftigung angewiesen wird. Das Institut der A. für **freiwillige Arbeiter**, welche übrigens ebensowohl Privat- wie Staatsanstalten sein können, ist auf die Unterstützung arbeitsfähiger Armen gerichtet. Zu Gunsten der Unterbringung solcher Armer in Arbeitshäusern sagt man, daß hier der Verdienst der Arbeiter die Kosten der Unterstützung einigermaßen decken könne, und daß es durch die Einrichtungen der Anstalt wohl zu ermöglichen sei, dem Unterstützten die Lust an der Arbeit zu erhalten, welche ihm zugleich das Bewußtsein sichere, noch nicht zur Klasse der Almosenempfänger heruntergesunken zu sein. Da Menschen, die bei dem besten Willen und mit der größten Anstrengung eine sie und die Ihrigen nährende Arbeit nicht finden können, menschenfreundliche Theilnahme verdienen, so darf das Werkhaus, wenn man sich ihnen gegenüber einmal zu dieser Art der Armenpflege entschließt, mit Anstalten für Verbrecher und Müßiggänger niemals in Verbindung, namentlich auch nicht in örtliche Verbindung gebracht werden; es ist vielmehr alles aufzubieten, um das Ehrgefühl dieser schuldlos Unglücklichen zu schonen. Der Zweck der Verbringung in die Anstalt kann ein temporärer sein, man kann dieselbe anderweiter Unterstützung so lange vorziehen, bis es gelungen ist, dem Armen wieder Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Die Anstalt, welche in einem öffentlichen Gebäude theils Raum für die Arbeiter mit der nöthigen Heizung und Beleuchtung, theils Werkzeuge, theils Material gewährt, soll jedem arbeitsfähigen Armen je nach dessen Fähigkeit Arbeit und so viel Verdienst verschaffen, daß er sich nähren kann. Diejenigen Armen aber, welche wegen Kränklichkeit oder hohen Alters nicht mehr zu arbeiten im Stande sind, gehören nie in diese Anstalten, sondern in Versorgungshäuser anderer Art. Auch darf der Eintritt niemals erzwungen werden. Die Vereinfachung der Kosten wird durch die gemeinschaftlich gestattete Benutzung der Werkstätten im Werkhause bewirkt werden können; Beschäftigungsarten, die zu viel Räumlichkeit in Anspruch nehmen, werden auszuschließen sein. Oft hilft die Anstalt dem Arbeiter schon dadurch, daß sie ihm Werkzeuge nach Hause leiht. Der Kostenersparniß wegen sind Beschäftigungen in der Anstalt vorzuziehen, die nur einfache Werkzeuge erfordern, oder man schafft vorzugsweise solche an, die von vielen benutzt werden können, wie Spinnräder, Webstühle, Drehbänke, Geräthschaften zu Verfertigung von Holz- und Strohwaaren. Natürlich geben in dieser Beziehung Lokalverhältnisse, namentlich die Rücksicht auf Konkurrenz mit bereits bestehenden Gewerbsbetrieben und die der Anstalt zu Gebote stehenden Mittel den Ausschlag. Stets muß der Austritt aus diesem Verhältniß dem Arbeiter frei stehen; Unordentliche und Unfleißige aber werden des bösen Beispiels wegen aus der Anstalt entfernt. In der Regulirung der Verhältnisse der Arbeiter zu der Anstalt und insbesondere zu dem Manne, dem die Leitung und Aufsicht derselben übertragen ist, fordern vorzugsweise zwei Punkte Beachtung: einmal, daß es eine Anstalt nur für freiwillige Arbeiter, keine Zwangsanstalt ist, daß also auf den Fleiß der Arbeiter nicht durch einen positiven Zwang gewirkt wird; dann, daß ohne Aufrechthaltung der Ordnung der Zweck der Anstalt verfehlt ist, daß die zwecklose Vergeudung beträchtlicher Mittel eine Ungerechtigkeit gegen die übrigen Staatsbürger einschließen würde, welche unmittelbar oder mittelbar zur Erhaltung der Anstalt aus ihrem Vermögen beizusteuern haben. Die Wohlthätigkeit der Arbeitsanstalt kann oft sehr erhöht werden, wenn von der Anstalt zugleich der Verkauf der in ihr gefertigten Gegenstände übernommen werden kann, was eigentlich zu ihrem Zweck nicht gehört und von der Größe der Betriebsfonds abhängen muß; aber auch hier wird dem Arbeiter daneben der eigene Verkauf gestattet werden können, und es wird in diesem Falle der Arbeiter einen verhältnißmäßigen Theil des Erlöses für die Benutzung der Werkzeuge, der Feuerung und des Lichts, der Werkstätten und des Materials an die Anstalt abzugeben haben, um ein gleiches Verhältniß mit den übrigen Arbeitern herbeizuführen. Je nach dem Bedürfniß und den Mitteln der Anstalt läßt sich mit ihr eine Einrichtung zu gemeinschaftlicher Verköstigung der im Hause Arbeitenden, deren Kosten durch Abzüge am Lohn der Arbeiter, wenn derselbe von der Anstalt gezahlt wird, oder durch Beiträge der auf eigene Rechnung Arbeitenden herbeigeschafft werden können, sowie eine Freischule für die Kinder der Arbeiter, sowohl als Bewahranstalt, wie auch als förmliche Unterrichtsanstalt, verbinden. Es soll nicht geleugnet werden, daß eine derartige gut eingerichtete Anstalt Segen schaffen kann. Allein die Zahl derer wird immer sehr gering sein, die, wenn sie im freien Verkehr Arbeit nicht zu finden vermögen, geneigt sind, in eine solche Anstalt einzutreten und, darin eingetreten, Ersprießliches leisten würden. Auch sind Geschäfte, die wenig Werkzeuge, Rohstoffe 2c. erfordern, wenig Risiko bieten, meist auch sehr wenig lohnend; die anderen aber nicht passend für eine solche Anstalt.

Der Zweck des **Zwangsarbeitshauses** für Müßiggänger und Bettler, welches, wie das Strafhaus, eben als Zwangsanstalt nur öffentliches Staatsinstitut sein kann, ist von dem des Arbeitshauses sehr verschieden. Während bei der Errichtung öffentlicher Werkhäuser für freiwillige Arbeiter der aus der Arbeitslosigkeit entspringenden gänzlichen Nahrungslosigkeit vorgebeugt werden soll, sorgt der Staat durch Zwangsarbeitshäuser dafür, sich und seine Bürger gegen arbeitsscheue Müßiggänger und Bettler und andere der Sicherheit des Eigenthums Gefahr drohende Menschen zu schützen, indem er durch diese Anstalten die Lust zur Arbeitsamkeit und Thätigkeit bei Menschen dieser Klasse zu wecken und zu erhalten und durch Gewöhnung zu einer nützlichen Thätigkeit dieselben zu bessern sucht. Nach der Rechtsansicht vom Staate steht zwar diesem im allgemeinen die Befugniß nicht zu, außer in dem Fall der Strafe, jemanden durch positiven Zwang zur Arbeit anzuhalten. Jeder hat im Staate das Recht, seine körperlichen und geistigen Kräfte nach freier Willkür zu benutzen und nicht zu benutzen, so lange er durch seine Unthätigkeit nur sich und nicht andern Nachtheile zuzieht. Müßiggänger, welche ihren Unterhalt aus eigenem Vermögen, oder aus Gaben freiwilliger Privatwohlthätigkeit (nur nicht aus der gemeinschädlichen Bettelei) beziehen, können deshalb rechtlich zu eigener nützlichen Thätigkeit nicht gezwungen werden, so tadelnswerth ihre Unthätigkeit auch in sittlicher und wirtschaftlicher Beziehung erscheinen mag. Wenn aber der Müßiggänger, bei dem Mangel anderer Hülfsmittel zu

seiner Erhaltung, genöthigt ist, sich durch Bettelei, Forderung einer öffentlichen Unterstützung oder gar durch Diebstahl und Betrügerei fortzuhelfen, dann ist der Staat berechtigt und gegen die übrigen Staatsunterthanen verpflichtet, diese Müßiggänger mit Zwang zu einer sie nährenden Thätigkeit anzuhalten, vorausgesetzt, daß es ihnen wegen Krankheit oder hohen Alters nicht an den nöthigen Kräften gebricht, weil Diebstahl und Betrügerei rechtswidrige Handlungen sind, gegen welche der Staat die übrigen Glieder zu schützen hat, weil Bettelei mit einer vernünftigen Armenpolizei sich nicht verträgt, und weil die Unterstützung, die aus öffentlichen Mitteln gegeben wird, durch Leistungen der Steuerpflichtigen zusammengebracht wird, die Steuerpflicht dieser aber nur auf die nothwendig erforderlichen Ausgaben bezogen werden darf. Da Bestrafung dieser die öffentliche Wohlfahrt beeinträchtigenden Unthätigkeit nichts helfen würde, indem dadurch die fehlende Arbeitsgewohnheit und die Fähigkeit zu einer bestimmten nährenden Beschäftigung nicht geschaffen werden kann, also der Hang zum Müßiggang nicht in den Ursachen seiner Entstehung unterdrückt wird: so erscheint als das einzige Mittel zu einer gründlichen Besserung in jener Beziehung eben das Zwangsarbeitshaus, in welchem der Müßiggänger unter strenger Aufsicht in irgend einer nährenden Arbeit unterrichtet und an eine nützliche Thätigkeit gewöhnt wird. Beschränkt ist dieses Recht des Staats durch den Zweck der Anstalt, der oben angedeutet wurde. Der Staat kann daher von dem im Arbeitshaus Detinirten nicht mehr Arbeit verlangen, als erforderlich ist, um die Kosten seiner Unterhaltung zu decken. Daß der Staat durch den Gebrauch seines Rechts den beabsichtigten Zweck erreichen kann, ist einleuchtend. Der Arbeitsscheue wird den Aufenthalt in einer solchen Anstalt scheuen, in welcher seine sinnlichen Begierden ihre Befriedigung nicht erlangen können. Ist er einmal zur Detention in derselben verurtheilt, so wird seine Unfähigkeit zur Arbeit durch die Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen, welche in einem solchen Hause geboten werden, bald gehoben werden. Die schwierigste Aufgabe der Anstalt bleibt es immer, die Abneigung des Eingesperrten gegen emsige Beschäftigung zu bekämpfen und die Liebe zur Arbeitsamkeit nicht nur in ihm hervorzurufen, sondern auch zu befestigen, so daß nicht jede Veranlassung nach der Entlassung einen Rückfall des Korrektionärs befürchten läßt. Solche Arbeitsscheue, die sich absichtlich ungeschickt zur Arbeit stellen, wird man durch positive Mittel, wie Einzelsperrung, dunkles Gefängnis, Schmälerung der Kost, in ihrem Trotze beugen. Besonderer Fleiß und Arbeitsgeschicklichkeit sollen dem Arbeiter die Aussicht eröffnen, einen Antheil an dem Erwerbe mit seinen Arbeiten durch Gestattung des Ueberverdienstes, worunter man den Ertrag der Arbeiten, soweit er die Unterhaltungskosten übersteigt, oder auch die besondere Bezahlung der über das vorgeschriebene Pensum gelieferten Arbeiten versteht, zu erhalten. Dieser kann dem Arbeiter theils zur freien Disposition gestellt werden, vorausgesetzt, daß dieser Theil zu unschädlichen und nach der Hausordnung erlaubten Genüssen verwendet wird; theils pflegt man denselben für den Korrektionär zur Erleichterung des dereinstigen Fortkommens nach seinem Austritt aus der Anstalt aufzusparen. Eine strenge Hausordnung ist ein wesentliches Erfordernis der Anstalt Die Korrektionäre müssen sich im Arbeitshaus aufhalten, dürfen dasselbe nicht willkürlich verlassen und müssen die in der Hausordnung für ihr Verhalten gegebenen Vorschriften genau befolgen. Der Austritt aus der Anstalt darf erst nach erprobter Besserung stattfinden; ob diese anzunehmen sei, läßt sich nicht nach einer bestimmten Zeit, sondern nur nach der Individualität des Korrektionärs bemessen, weshalb die Verurtheilung oder die von der Polizei verfügte Einsperrung immer auf eine unbestimmte Zeit geschehen sollte. Kost, Wohnung und Kleidung erhalten die Detinirten im Arbeitshaus. Sie müssen der Gesundheit entsprechen, allein niemals das zur Erhaltung eines gesunden Körpers Nothwendige überschreiten; auch muß für den Religionsunterricht, sowie für die Verwahrlosten durch einen zweckmäßigen sonstigen Schulunterricht, der nach den gewöhnlichen Arbeitsstunden stattfindet, Fürsorge getroffen sein. Absolut nothwendig ist endlich die Absonderung der Gefangenen nach Alter und Geschlecht, Beaufsichtigung derselben während der Arbeit und ihre nächtliche Verwahrung in einzelnen Zellen, insofern es die Räumlichkeit der Anstalt irgend gestattet. Bequemlichkeit für die Aufsicht oder größere oder geringere Einträglichkeit darf hier nicht den Ausschlag geben, da die Anstalt keine Quelle sein soll, die Einkünfte des Staats zu vermehren, und auch die Rücksicht auf den möglichen Kostenersatz der nachstehen muß, daß die Anstalt ein Erziehungshaus ist, welches später die Korrektionäre als brauchbare Mitglieder dem Staate wiedergeben soll. Die in den Kreis der Beschäftigungen im Arbeitshaus aufzunehmenden Arbeiten müssen folgende Eigenschaften haben: 1) sie müssen nährend sein, d. h. den Arbeiter auch nach seiner Entlassung in der Freiheit zu erhalten vermögen; 2) die Arbeiten müssen begehrt sein, nicht wegen der Rücksicht auf den wirtschaftlichen Nutzen der Anstalt, sondern um die Arbeiter später nicht abermals der Versuchung auszusetzen, dem Müßiggang zu fröhnen. Wegen der beschränkten Mittel, welche den Arbeitern später zu Gebote stehen, dürfen 3) die fraglichen Arbeiten auch kein großes Betriebskapital erfordern. Erleichtert wird diese Aufgabe durch die Oertlichkeit, den Zustand der Gewerbe und des Handels und tüchtige Lehrmeister. Vortheilhaft, ja für die günstige Nachwirkung der Behandlung unerläßlich ist es, daß dem Korrektionär auch nach seiner Entlassung möglichste Fürsorge zugewendet werde. Hier können Privatvereine viel nützen, wenn zu deren Bildung und Wirksamkeit der nöthige Gemeingeist vorhanden ist. Wenn freilich trotz aller dieser Bemühungen der Entlassene in seine alten Gewohnheiten zurückfällt, dann bleibt nichts übrig, als denselben der Anstalt zu einer strengeren Behandlung und einer längeren Korrektionszeit zurückzugeben.

Die dritte Art öffentlicher A. begreift eine besondere Gattung von Strafanstalten für wirkliche Verbrecher. Mit den genannten Anstalten haben diese als Strafanstalten benutzten A. das gemein, daß die dahin gebrachten Individuen in ihrer äußern Freiheit und in dem Genuß ihrer Freiheitsrechte Beschränkung, wenn auch in verschiedenem Grade, erleiden, dagegen ist der Grund dieser Beschränkung nicht ein und derselbe, nämlich nicht Sicherstellung des Staats gegen die von ihnen drohenden Gefahren, sondern Erduldung eines Strafübels. Der im öffentlichen Arbeitshaus befindliche freiwillige Arbeiter und der Korrektionär erkennen die Arbeit

als eine Wohlthat, oder sollen zu dieser Erkenntnis gebracht werden; dem Sträfling soll die Arbeit als ein sinnliches Uebel erscheinen, weshalb auch in der Strafanstalt Zwang und eine strengere Behandlungsweise vorherrschen muß. Vgl. Gefängniswesen. Häufig findet man die Verbindung der A. für Müßiggänger mit Strafanstalten. Aber sie ist aus naheliegenden Gründen höchst tadelnswerth, und deren Trennung sollte überall bewerkstelligt werden.

Arbeitslohn. Unter A. versteht man die Gegenleistung für ermietete Arbeit. Der A. tritt unter verschiedenen Namen auf, bald als Lohn schlechtweg, bald als Gehalt, Besoldung, Sold, Salair, Gage, Heuer 2c. Verschiedene Formen ergeben sich aus verschiedenen möglichen Arten der Lohnzahlung und der Lohnberechnung. Das erstere Moment führt zu der Eintheilung in 1) Geldlohn, 2) Naturallohn; das andere zu der Eintheilung in 1) Zeitlohn, 2) Stücklohn, 3) Antheilslohn oder Tantième. In den Zeiten der sogen. Geldwirtschaft pflegt die Bezahlung des Mietpreises der Arbeit in Geld immer breiteren Boden zu gewinnen, aber die Zweckmäßigkeit der, wenigstens theilweisen, Naturallöhnung nur um so deutlicher hervorzuleuchten. Unerläßlich ist die letztere bei einer besondern Gattung von Gewerbsgehülfen in der Landwirtschaft, den landwirtschaftlichen Dienstboten, deren Verrichtungen Theilnahme am Haushalt des Unternehmers nothwendig machen; dann aber ist sie unter Umständen auch bei manchen Kategorien der Gewerksgehülfen in der Industrie, bei den Leitungsgehülfen (Betriebschefs, Verwaltern, Werkführern 2c.) in verschiedenen Gewerbszweigen, bisweilen (in der Form der Dienstwohnung) bei Staatsbeamten geboten; regelmäßig eingeführt ist sie bei den Dienstboten in der Hauswirtschaft. Wo die Eigenart der Arbeit sie nicht erfordert, liegt sie meist weder im Interesse des Arbeitsvermieters, noch des Arbeitsmieters. Auch die Zeitlöhnung sollte immer auf dasjenige Gebiet beschränkt werden, welchem andere Lohnberechnungsarten nicht zugänglich sind. Die Zeit, welche eine Leistung in Anspruch nimmt, ist ein durchaus unzuverlässiger Maßstab zur Bemessung der Gegenleistung. Die Stücklöhnung freilich ist nur da möglich, wo sich die Gesammtleistungen des Arbeiters in bestimmte, abgegrenzte, selbständige Leistungseinheiten theilen lassen und nicht ein unzertrennliches, fortlaufendes, nur durch die nöthigen Arbeitspausen unterbrochenes Ganze bilden (s. auch Akkord). Bei den für Stücklöhnung geeigneten Arbeiten erspart dieses Lohnsystem jedenfalls Aufsichtskosten, da hierbei nur auf die Qualität der Leistungen zu achten ist, und auch diese sich keineswegs schwerer kontrolliren läßt wie bei der Zeitlöhnung. Die Antheilslöhnung oder Tantième ist in der reinen Form nur in seltenen Fällen anwendbar. Auch da aber wird sie, besonders den Leitungsgehülfen in den verschiedenen Gewerbszweigen gegenüber, zweckmäßig mit einer sogen. Minimalgarantie verbunden. In der gemischten Form des sogen. Kommissionssystems kann die Antheilslöhnung gute moralische Wirkungen auf die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern äußern. Dieses Kommissionssystem besteht darin, daß den Arbeitern übliche Löhne im Laufe des Jahres gezahlt werden, daß ihnen aber, wenn die Unternehmung prosperirt, ein gewisser Antheil am Reingewinn als Nachzahlung zugesichert wird. Sofern es sich um Gewinne handelt, welche nachweislich außerordentlichem Eifer und Geschick der Gehülfen zu danken sind, hat diese Nachzahlung auch ihre wirtschaftliche Berechtigung. Wollte man sie als eine gerechte Lohnkorrektur auffassen, so müßte man davon ausgehen, daß dem Arbeiter ein Antheil am Geschäftsertrage gebühre, und diese Lohnkorrektur auch in der Form von nachträglichen Abzügen für gerechtfertigt halten, wenn das Geschäft keinen Gewinn, sondern Verlust ergab. Diese Betrachtung leitet zu der Frage, wie denn eigentlich der Anspruch des Arbeitsvermieters auf Vergütung quantitativ zu formuliren sei, wie die Angemessenheit eines Lohnsatzes im konkreten Falle sich bestimmen lasse. Ein allgemeines Gesetz für die Bewegung der Lohnhöhe ist noch nicht entdeckt und bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der einwirkenden Momente, insbesondere aber des Inhalts der Arbeitsverträge und der Art der zu bezahlenden Leistungen schwerlich jemals zu entdecken. Die Aufgabe der Wissenschaft besteht zur Zeit darin, Lohnbewegungen in genügender Zahl und aus verschiedenen Zeiträumen und Gebieten zu konstatiren, anderseits durch sorgfältige Untersuchung die einwirkenden Momente festzustellen und das Verhältnis zwischen diesen Momenten und der Lohnhöhe nachzuweisen. Dabei sind natürlich die verschiedenen Kategorien von gegen Lohn vermieteten Arbeiten auseinanderzuhalten. Als solche einwirkende Momente wird man überall und zu allen Zeiten auf Seiten aller Arbeiter die Höhe der Lebensmittelpreise im weitesten Sinne des Worts, die Kosten der Ausbildung für die fragliche Arbeit, die Dauer der für diese Vorbereitung nöthigen Zeit, die Seltenheit oder Häufigkeit der für die fragliche Arbeit erforderlichen persönlichen Anlagen, den Einfluß der Arbeit auf die Gesundheit und die Lebensdauer, das größere oder geringere Ansehen, in welchem die fragliche Verrichtung steht, die größere oder geringere Sicherheit dauernder Nachfrage nach den Verrichtungen, zu welchen der Arbeiter vorgebildet ist, in Betracht zu ziehen haben. Angemessen vom Standpunkte des Arbeiters wird nur der A. sein, welcher in allen Stücken diesen Momenten und ihren Einflüssen entspricht. Ein niedrigerer, als der angemessene Lohn wird bei völliger Freiheit des Miethandels mit Arbeit, wenn nicht plötzlich, so doch allmählich die Zahl und die Dringlichkeit der Arbeitsanbieter in dem fraglichen Arbeitszweige vermindern; wenn aber die Nachfrage die gleiche bleibt, oder steigt, so wird diese Verminderung des Angebots allmählich wieder zu angemessenen, oder höheren Lohnsätzen führen. Bei völliger Freiheit des Miethandels mit Arbeit und des Erwerbs, sowie der Niederlassung wird ein höherer, als der angemessene Lohn zwar einestheils eine allmähliche, vielleicht, wenn die fragliche Arbeit keine qualificirte ist, selbst eine plötzliche Steigerung des Arbeitsangebots, anderseits aber auch eine Verminderung desselben zur Folge haben, weil der höhere Verdienst vielen ermöglicht, selbständige Unternehmungen zu beginnen. Es fragt sich, welcher Einfluß der stärkere ist; so lange sie sich die Wage halten, kann, wenn nicht inzwischen die Nachfrage sich vermindert, die überangemessene Lohnhöhe sehr wohl andauern. Endlich wird der Einfluß des vermehrten Angebots, oder der verminderten Nachfrage sich doch am entschiedensten zu Gunsten einer Lohnreduktion geltend machen, wiewohl inzwischen freilich auch der angemessene Lohnsatz sich gegen früher erhöht oder ver-

mindert haben kann. Während in der Zeit, wo jene Steigerung des Angebots und jene Verminderung der Nachfrage sich geltend zu machen anfing, der Lohn einer Arbeit vielleicht $x + 1$ (x als angemessener Satz angenommen) betrug, kann, wenn diese Einflüsse in voller Wirksamkeit sind, eine nominelle Lohnverminderung nicht bemerkbar sein, der Lohn wieder auf $x + 1$ stehen und doch von einem überangemessenen Lohne nicht mehr die Rede sein. Der angemessene Lohn für die fragliche Arbeit kann sich eben inzwischen von x auf $x + 1$ erhoben haben. Um die auf Seiten der Arbeitsmieter auf die zu gewährende Lohnhöhe einflußreichen Momente zu erkennen, muß man scheiden zwischen Arbeitgebern, welche gemietete Arbeit gewerblich verwerthen, und solchen, welche nur irgend welchen persönlichen Gewinn daraus ziehen wollen. Auf die Erwägungen der ersteren werden die Erträge einwirken, welche sie mit der ermieteten Arbeit erzielen können. Für sie ist der A. eine Auslage, deren Betrag zum Behuf der Ermittelung des Reinertrags ihrer Unternehmung von dessen Rohertrag abgezogen werden muß. Von ihrem Standpunkte aus ist der Lohn angemessen, welchen sie in den Preisen ihrer Erzeugnisse oder Leistungen wieder zu verdienen sicher sind. Lohnsätze, welche ihnen einen Ertragewinn verschaffen, sind von ihrem Standpunkte aus unter-, solche, welche ihnen eine Einbuße an ihrer Arbeits- oder Kapitalrente auferlegen, überangemessen. Der erstere Fall wird einestheils zu einer Vermehrung der Nachfrage führen, weil mehrere des gleichen Gewinns theilhaftig werden wollen, anderntheils zu einer Verminderung, weil einzelne wohl infolge der realisirten Ertragewinne andere Unternehmungen beginnen oder aufhören werden, Unternehmer zu sein. Es fragt sich, welche Folge die stärkere ist. So lange sich beide die Wage hielten, könnte, bei gleichbleibendem oder verstärktem Arbeitsangebote, der unterangemessene Lohnsatz bestehen bleiben. Endlich wird die erstere Folge als die stärkere sich erweisen und zugleich das Angebot sich vermindern; dann wird der Lohnsatz allmählich wieder bei dem angemessenen Stande, der sich inzwischen aber freilich auch an sich geändert haben kann, angekommen sein. Lohnsätze, welche den Unternehmern eine Einbuße auferlegen, werden die Wirkung der Einschränkung der Nachfrage, welche sich in verschiedenen Gestalten äußern kann (z. B. Zuhülfenahme sogen. arbeitsparender Maschinen, sparsamere Arbeitsdisposition), haben. Bei gleichbleibendem, noch mehr bei stärker werdendem Angebote würde dann dieses selbst auf eine Lohnreduktion hinwirken, die aber auch in diesem Falle eintreten kann, ohne sichtbar zu werden, wenn nämlich inzwischen der angemessene Satz an sich sich erhöht, der nominell gleiche Lohnsatz eine geringere Bedeutung angenommen hat. Arbeitgeber, welche aus der gemieteten Arbeit nur persönlichen Gewinn ziehen wollen, werden einer Steigerung des Lohns so lange nachfolgen, bis die Verzichtleistung auf jenen persönlichen Vortheil für sie als ein geringeres Opfer erscheint, als die Aufwendung immer höherer Löhne. Diese Grenze wechselt je nach der größeren oder geringeren Wichtigkeit der fraglichen Dienste, je nach der größeren oder geringeren Wohlhabenheit derer, die sie begehren. So lange der Begehr unvermindert fortdauert, wird das Angebot wegen der Vortheile, welche die hohen Löhne bieten, stärker steigen, als infolge des Strebens der höchstgelohnten Arbeiter, zu anderen, vielleicht minder anstrengenden, oder zu angeseheneren Stellungen überzugehen, sinken. Diese Angebotssteigerung wird die Löhne wieder auf jenen Satz herabdrücken, welchen wieder eine größere Zahl von Begehrern zu opfern vermag und geneigt ist. Unterangemessene Löhne für derartige Leistungen können sich bei gleichbleibender Nachfrage so lange erhalten, bis es einer größeren Anzahl der Arbeiter gelungen ist, anderweite, besser lohnende Stellungen zu finden, oder bis die Wirkung des niedrigen Lohnsatzes sich in der Ausbildung einer geringeren Zahl von Personen für die fraglichen Leistungen geltend gemacht hat. Meist aber werden unterangemessene Löhne für solche Leistungen die Kreise der Begehrer vergrößern. Vergrößern sich aber die Kreise der Begehrer, so werden bei gleichbleibendem Angebote oder schon begonnener Verminderung desselben die Löhne wieder steigen.

Aus vorstehendem wird man die Ausdehnung des Feldes ermessen, auf welchem die wirtschaftswissenschaftlichen Untersuchungen über den A. sich zu bewegen haben, und man wird aus den angestellten flüchtigen Betrachtungen schon die Ueberzeugung geschöpft haben, daß es sinnlos ist, von einem naturgemäßen A. oder von einer Minimal- und Maximalgrenze des Arbeitslohns zu reden. Das viel mißverstandene und neuerdings viel ausgebeutete sogen. Ricardo'sche Lohngesetz, demzufolge der natürliche Preis der Arbeit der sein soll, welcher die Arbeiter in den Stand setzt, zu subsistiren und ihr Geschlecht fortzupflanzen, und wonach der wirkliche Lohn der gewöhnlichen Handarbeit zwar nie dauernd unter diesen natürlichen Preis sinken, aber auch nie dauernd über denselben sich erheben kann, ist in dieser Form ausgesprochen und ohne jene Erörterungen, welche Ricardo dazu geführt haben, durchaus nichtssagend oder unhaltbar, was schon aus der Betrachtung hervorgeht, daß wir dauernde erhebliche Lohnverschiedenheiten finden bei Personen, welche unter durchaus gleichen »Subsistenz«-Bedingungen stehen. Die Ricardo'schen Untersuchungen haben aber der Wissenschaft den wichtigen Dienst geleistet, daß sie das Augenmerk auf das die Lohnhöhe jedenfalls wesentlich mitbestimmende Moment, welches man heutzutage als »Selbstkosten der Arbeit« bezeichnet, und auf den Einfluß der Bevölkerungsbewegung auf die Lohnhöhe hingelenkt haben.

Einiges Interesse bietet jedenfalls die Betrachtung der in der Art der Arbeit liegenden lohnerhöhenden Einflüsse. Wo die Arbeit *seltene persönliche Eigenschaften* des Arbeiters voraussetzt, wird das Angebot derselben geringer, ihr Lohn also um so höher sein. Zu diesen persönlichen Eigenschaften gehören sowohl geistige wie sittliche. Ein Arzt, ein Advokat, ein Minister von ungewöhnlicher Begabung werden stets in der Lage sein, hohen Lohn für ihre Arbeit verlangen zu können, während umgekehrt der gewöhnliche Tagelöhner um vieles weniger beanspruchen kann. Aber auch die Ehrlichkeit, die Zuverlässigkeit bei der Arbeit wirken wesentlich erhöhend auf den A. ein. Die Arbeiten, für deren Verrichtung eine lange Vorbereitung, eine starke Kapitalauslage erforderlich ist, pflegen höher gelohnt zu werden, als jene, die nur geringer Vorbereitung bedürfen. Ein zweiter Umstand, der auf die Höhe des Arbeitslohns nach den verschiedenen

Arten der Arbeit von Einfluß ist, liegt in dem *größeren oder geringeren wirtschaftlichen Risiko* derselben. Wenn die Chancen des Mißlingens für den Arbeiter sehr groß sind, so werden eben nur wenige sich anbieten; der Lohn der Arbeit muß dann zugleich auch die Prämien abwerfen für die mißlungenen und deshalb nicht lohnenden Arbeiten. Ganz entsprechend der Höhe der Gefahr ist jedoch trotzdem der Lohn nur selten, denn die Lust des Menschen am Wagen, der Reiz des Gefährlichen, die Eitelkeit veranlassen immer eine größere Anzahl von Arbeitsuchenden, sich der riskanten Arbeit zu unterziehen, als sich an und für sich erwarten ließe. In gewissem Sinn gehören hierher auch die nothwendigen Unterbrechungen, welche die Jahreszeit oder die Sitte bei einzelnen Beschäftigungen nothwendig macht. So kann der Maurer, der Dachdecker zur Winterszeit im nördlichen Klima nicht arbeiten, der Lohn für seine Sommerarbeit muß deshalb so hoch sein, daß er ganz oder theilweise auch während der Wintermonate davon leben kann. Eben dahin gehört auch der Einfluß, den die Zahl der herkömmlichen Jahresfeiertage auf den A. ausübt. Hier muß der Lohn für die an den Werktagen geleistete Arbeit gleichfalls die Existenz während der Feiertage sichern. Ganz unerheblich ist dieser Umstand keineswegs. Wir zählen jetzt in protest. Ländern 60 Feiertage im Jahr. Zur Zeit Papst Clemens' XIV. hatte dagegen die kathol. Kirche noch 150 Festtage, von denen 90 von aller Arbeit frei bleiben mußten. Ein dritter hier in Betracht kommender Faktor liegt in der *größeren oder geringeren Unannehmlichkeit* der Arbeit. Ein so schmutziges Geschäft wie das des Köhlers, des Abdeckers, des Schornsteinfegers wählt nicht ein jeder, wenn ihm die Wahl frei steht; der Lohn, welchen diese Arbeitszweige abwerfen, ist deshalb vielfach ein höherer, als der bei weniger unsauberen Geschäften. Anderseits läßt sich leicht ein jeder zum Jagen und Fischen bestimmen, weil der Beruf an sich viel Anziehendes hat. Der Lohn für die Dienstleistungen in diesen Geschäften pflegt daher — abgesehen von dem der Seefischerei — nur niedrig zu sein. Auch die persönlich große Anstrengung und Gefahr, welcher eine bestimmte Arbeit aussetzt, wirkt erhöhend auf den Lohn, während umgekehrt die Ehre und der Ruhm, welche mit einem Beruf verbunden sind, einen Theil des Lohns der Schriftsteller, Dichter und Künstler fast zu allen Zeiten ausgemacht, den materiellen Lohn also herabgedrückt haben. Dabei hängt jedoch vieles auch von der Sitte und der Gewohnheit ab. Die Gefahren, welche beim Bergbau vorkommen, verschwinden in den Gegenden, wo derselbe hergebracht ist, fast ganz als Faktor für die Preisbestimmung. Die Steinhauer in der bayrischen Pfalz und in der Grafschaft Schaumburg erreichen selten das 45. Lebensjahr, und doch ist ihr Lohn nicht besonders hoch. Dieselbe Erfahrung läßt sich bei den Metall- und Steinschleifern machen, wo diese Gewerbe — wie dies fast überall der Fall ist — in bestimmten Gegenden hergebracht sind.

Was die *Lohnpolitik* anbelangt, so ist, wenn irgendwo, so beim A., der Segen der freien Bewegung nachweisbar. Auf keinem andern Gebiet rächt sich jede Verletzung der Freiheit so sicher, so rasch und so in die Augen springend, als auf dem des Miethandels mit Arbeit. Eingriffe auf diesem Gebiet sind verschiedentlich versucht worden: die Erfahrung hat sie aber sämmtlich gerichtet. So hat man häufig *obrigkeitliche Lohntaxen* eingeführt. Besonders die alte deutsche Reichsgesetzgebung ist reich an solchen Versuchen. Man wollte dadurch verhüten, daß die arbeitenden Klassen von der Gunst der Konkurrenzverhältnisse der konsumirenden und arbeitgebenden Stände Gebrauch machten. Es mochte dies in den abgeschlossenen kleinen Gemeinwesen der deutschen Städterepubliken seit Ausgang des Mittelalters etwas sehr Verlockendes haben, allein die unzähligen Wiederholungen und Einschärfungen der obrigkeitlichen Lohntaxen beweisen uns zur Genüge, daß selbst in so engem Kreise die natürlichen Lebensverhältnisse stärker sind als die Künsteleien der Gesetzgeber. Wenn wir heutzutage ein solches Verfahren entschieden verwerfen, so liegt der bestimmende Grund für uns nicht bloß in dem Bewußtsein der Unsittlichkeit und Ungerechtigkeit einer derartigen Beschränkung, sondern zugleich auch in der Erfahrung, daß auf diesem Wege jeder Fortschritt in der Ausbildung der Arbeiter abgeschnitten wird, und der eigene Vortheil deshalb schon gebietet, Maßregeln zu unterlassen, die nur dahin führen können, lauter mittelmäßige Arbeiter zu erziehen. Die obigen Betrachtungen über die unendliche Mannigfaltigkeit der auf die Lohnbewegung einwirkenden Momente lassen keinen Zweifel darüber, daß eine gesetzliche Lohnregulirung niemals zu dem erwünschten Resultat führen kann. Die Gefahren aber, welche diese Entziehung der Freiheit stets im Gefolge haben muß, liegen auf der Hand.

Vgl. *Ricardo*, Grundgesetze der Volkswirtschaft und Besteuerung (a. d. Engl. von Baumstark, Leipz. 1837); *Mill*, Grundsätze der politischen Oekonomie (a. d. Engl. von Soetbeer, Hamb. 1864); v. *Mangoldt*, Volkswirtschaftslehre (Stuttg. 1868); *Emminghaus*, Allgemeine Gewerkslehre (Berl. 1868).

Arbeitsnachweisungsbüreau's, s. *Adreßkomptoire*.

Arbēla, im Alterthum Stadt im östl. Assyrien, in deren Umgebung, bei Gaugamela, Alexander d. Gr. seinen letzten Sieg über Darius erfocht (2. Okt. 331 v. Chr.); jetzt *Erbil*, östlich von Mossul.

Arber (*Großer A.*), höchster Berg des Böhmerwaldes, liegt in Niederbayern nördl. von Bodenmais auf einem Seitenarm des Gebirges, der sich zwischen dem Weißen und Schwarzen Regen hinzieht, und bildet einen nach allen Seiten steil abfallenden, abgestumpften, kahlen Kegel von 1455 Meter Höhe. Auf der Kuppe, einem geräumigen Plateau, das nordöstl. und südwestl. von 2 parallelen Felsmauern begrenzt wird, steht eine Kapelle, in der jährlich 24. Aug. Messe gelesen wird, zu welcher Feier (Alpenkirchweih) dann oft tausende von Menschen wallfahrten; etwas tiefer eine Sennhütte. Die Rundschau, welche der Gipfel gewährt, ist fast unermeßlich und besonders nach S. hin großartig. Am nordwestl. Abhang des A. liegen, fast 1000 Meter ü. M., die beiden unheimlichen schwarzen *Arberseen* in urwaldartiger Umgebung. Etwa ½ Stunde nördl. vom Großen A. erhebt sich der nur um weniges niedrigere *Kleine A.*

Arbĭter (lat.), s. *Schiedsrichter*.

Arbĭter bĭbendi (Modimperator), bei den Römern der bei fröhlichen Gelagen durch die Würfel bestimmte Trinkkönig oder Symposiarch, dessen Anordnungen in Bezug auf Trinken, Gehen ꝛc. die Gäste gehorchen mußten; vgl. *Mahlzeit*.

Arbitrage (franz., spr. -abfch), ein im Handels-

verkehr gebräuchlicher Ausdruck, worunter man die Ermittelung versteht, welcher Weg bei Leistung oder Einziehung einer Zahlung der vortheilhafteste sei. Hat man nämlich an einem andern Ort als dem Wohnorte, eine Zahlung zu machen oder zu empfangen, so stehen dazu in der Regel mehrere Wege offen, und die Auffindung der günstigsten von diesen bildet den Gegenstand der A. Hierher gehört z. B. die Ermittelung, an welchem Platze eine gewisse Wechselsorte am billigsten zu kaufen oder am höchsten zu verwerthen ist. Infolge der Verschiedenheit des Diskont (s. d.) ist nämlich auch der Ertrag verschieden, je nachdem man an einem fremden Platze einen dort zahlbaren kurzsichtigen Wechsel zum Behuf der Einsendung an denselben Platz kauft, oder einen langsichtigen billiger kauft und dort verdiskontiren läßt. Die hierbei anzuwendende Berechnung ist die Diskontoarbitrage. Die Ermittelung, welche Geldsorte zu irgend einem Zweck am vortheilhaftesten zu verwenden, oder, wenn es sich um Kauf oder Verkauf einer gewissen Geldsorte handelt, die Ermittelung, wo dies am vortheilhaftesten zu bewirken ist, heißt Geldarbitrage. In demselben Sinne spricht man in Bezug auf den Einkauf und Verkauf von Staatspapieren und Aktien von Staatspapier- und Aktienarbitrage. Diese Art A. gehört zu den ständigen Börsengeschäften, setzt aber bei der Kleinheit der Kursunterschiede, aus denen der Gewinn sich zusammensetzen muß, große Umsätze, folglich ein bedeutendes operirendes Kapital, und, weil die Kurse heutzutage so außerordentlich rasch wechseln, auch die höchste Vorsicht neben gründlicher Kenntnis und scharfsinniger Berechnung aller mitwirkenden Börsentendenzen voraus. Es ist klar, daß ihr Einfluß auf eine stetig zunehmende Ausgleichung der Kurse an sämmtlichen Börsen und sozusagen auf Verbindung derselben zu einer einzigen solidarischen Weltbörse gerichtet sein muß. Vgl. Swoboda, Die kaufmännische A. (3. Aufl., Berl. 1872).

Arbitrar (lat.), nach Gutdünken; Arbitration, Entscheidung nach Gutdünken und Ermessen; schiedsrichterliche Entscheidung; arbitriren, nach Ermessen entscheiden; ein Arbitragerechnung machen.

Arbitrio (ital.), Willkür, Gutdünken. A suo a., musikal. Bezeichnung: nach seinem (des Ausführenden) Gefallen, in Bezug auf Vortrag und Tempo (s. v. w. ad libitum).

Arbitrium (lat.), Entscheidung nach Ermessen oder Gutdünken; Schiedsspruch. A. divinum, göttlicher Rathschluß; a. judicis, richterliches Ermessen; a. liberum, Willensfreiheit; superarbitrium, ein Schiedsspruch oder Gutachten höherer Instanz.

Arbŏga, Stadt in der schwed. Provinz Westermanland, Westeräs-Län, am Fluß A., der sich 7,5 Kilom. weiter in den Mälarsee ergießt, und in der Nähe des den Hjelmarsee mit dem Mälarsee verbindenden Arbogakanals, Station der Oerebro-Köppinger Eisenbahn, hat 2 Kirchen, Handel und Schiffahrt und (1868) 3393 Einw. A. ist einer der ältesten Orte Schwedens und war früher weit bedeutender als jetzt, hatte ein Schloß, Festungswerke und eine Münze (Arbogaklipping, viereckige Kupfermünzen). Auch wurden daselbst mehrere wichtige Reichstage gehalten, namentlich 1435 (Wahl Engelbrechts zum Oberhaupte des Landes), 1561 (Annahme der sogen. Arbogaartikel, durch welche Erich XIV. die Macht der Herzöge beschränkte), 1597 (wo das Volk den Reichsverweser und Herzog Karl, Vater Gustav Adolfs, zur Wiederannahme der niedergelegten Regierung bewog und ihm dadurch den Weg zum Throne bahnte).

Arbogast (Arbogastes), ein Aquitanier von german. Abstammung, trat früh in röm. Kriegsdienste und ward vom Kaiser Gratian (375—383 n. Chr.) zum Oberfeldherrn gegen die Deutschen am Rhein und an der Donau erhoben. Noch nach Gratians Ermordung als Magister militum die Stütze Valentinians II. und des weströmischen Reichs gegen die Barbaren, schaltete er fast als unumschränkter Herrscher. Als Valentinian ihm zu Vienne seine Entlassung schriftlich gab, warf ihm A. die Schrift zerrissen mit den Worten vor die Füße, »wie er sein Ansehen nicht vom Kaiser empfangen, werde er es auch nicht an ihn verlieren«. Der Kaiser sprang auf, ihn zu durchbohren; nur die dazwischentretende Garde verhinderte die That. Wenige Tage darauf ward der Kaiser, ohne Zweifel auf Anstiften Arbogasts, ermordet. Letzterer, wohl wissend, auf welchen Widerwillen beim röm. Volk die Herrschaft eines Barbaren stoßen werde, nahm den Purpur nicht selbst an, sondern bekleidete damit den Grammatiker, nachherigen Geheimschreiber und Magister officiorum, Eugenius, um durch diesen desto sicherer zu herrschen. Eine Gesandtschaft zeigte dem Kaiser des Ostens, Theodosius, den Tod Valentinians II. an und verlangte die Anerkennung des neuen Kaisers. Theodosius nahm die Gesandtschaft an, da er im Augenblick nicht im Stande war, es mit A. im Felde aufzunehmen, zog aber nach 2 Jahren mit einem durch Hunnen, Alanen, Gothen, Iberier rc. verstärkten Heer nach Italien und schlug am Fluß Fridigus (Wippach) bei Aquileja den A. nebst seinem Schattenkaiser aufs Haupt. Der letztere wurde gefangen und hingerichtet; A. entkam, irrte zwei Tage im Gebirge umher und stürzte sich dann verzweifelnd in sein Schwert (394).

Arbois (spr. »boa), Stadt im franz. Departement Jura, an der Cuisance und der Eisenbahn von Besançon nach Lyon, hat mächtige Schloßruinen, ausgezeichneten Weinbau (Arboiswein, ein süßer Weißwein), Eisenwerke, Papier-, Chemikalien- und Seidenfabriken und (1866) 5895 Einw.

Arbois de Jubainville (spr. arboa d'schübängwil), Marie Henri d', franz. Alterthumsforscher, geb. 5. Dec. 1827 zu Nancy, der Sohn eines ausgezeichneten Advokaten, machte 1848—51 seine Studien auf der École des chartes zu Paris und wurde später zum Archivar des Departements Aube ernannt. Seit 1867 ist er korrespondirendes Mitglied der Akademie der Inschriften zu Paris. Von seinen sehr gediegenen Werken sind hervorzuheben: »Les Armoiries des comtes de Champagne« (Par. 1852); »Voyage paléographique dans le département de l'Aube« (1855); »Essai sur les sceaux des comtes de Champagne« (1856); »Études sur l'état des abbayes cisterciennes« (1858), besonders aber als sein Hauptwerk die »Histoire des ducs et des comtes de Champagne« (Bd. 1—6, 1859—67; Bd. 7 von Longnon, 1869), welche von der Akademie der Inschriften zweimal (1863 und 1864) mit dem Gobert'schen Preis gekrönt wurde.

Arbon, Landstädtchen im schweizerischen Kanton Thurgau, mit 1400 Einw., in obst- und weinreicher Ufergegend des Bodensees gelegen, Station der Schweiz. Nordostbahn, das Arbor felix der Römer. Von hier aus zog der heil. Gall in das waldige Hochthal an der Steinach (s. St. Gallen), und hier starb er.

Arbor (lat.), Baum.

Arborescenz (lat.), baumartiger Wuchs; arboresciren, zum Baume werden.

Arborikultur (lat.), Baumzucht.

Arbroath (spr. arbrohth, früher Aberbrothik), Seestadt in der schott. Grafschaft Forfar, an der Nordsee, mit 7 Kirchen und Kapellen, einer öffentlichen Bibliothek, den Ruinen einer prächtigen Abtei, Segeltuch-, Horn- und Lederfabriken, Schiffsbau und (1861) 17,593 Einw. Den kleinen Hafen schützt ein Wellenbrecher. Südöstlich davon im Meer die Inselklippe Bell Rock (s. d.) mit dem berühmten Leuchtthurm.

Arbues, Peter, de Epila, span. Inquisitor, geb. um 1441 zu Epila in Aragonien, studirte in Bologna Philosophie und Theologie, trat 1476 in das Kollegium der regulären Kanoniker des Augustinerordens in Saragossa, ward 4. Mai 1484 von dem Generalinquisitor Torquemada neben dem Dominikaner Gaspar Inglar zum ersten Inquisitor daselbst berufen und erwarb sich als solcher den Ruf eines unermüdlichen Verfolgers der Ketzer. Die Freunde und Verwandten seiner zahlreichen Opfer verschworen sich gegen ihn, und er starb 17. Sept. 1485 infolge eines Attentats, welches Johann de Lavadia, dessen Schwester er zum Tode verurtheilt, und Johann Sperandius, dessen Vater er in den Kerker hatte werfen lassen, in der Kirche vor dem Altar auf ihn gemacht hatten. Zur Sühne für ihn wurden nicht nur die Verschwornen, deren man habhaft werden konnte, darunter die beiden genannten, theils geviertheilt und ihre Glieder an der Heerstraße ausgestellt, theils verbrannt, sondern im ganzen über 200 Menschen hingerichtet und noch weit mehr eingekerkert, alle nämlich, welche der Theilnahme an dem Morde verdächtig oder auch nur Freunde der Uebelthäter waren. A. wurde bald nach seinem Tode ein hochgefeierter Wundermann, der einem Priester Blasco Galvez selbst erschienen und diese Massenhinrichtungen ausdrücklich gebilligt haben soll. Nachdem er schon von Papst Alexander VII. 1661 selig gesprochen worden, erhob ihn Pius IX. 1867 unter die Zahl der Heiligen. A.' Andenken ward neuerlich durch W. v. Kaulbachs viel besprochenes Bild: »Peter A. von Epila verurtheilt eine Ketzerfamilie zum Tode«, auf welchem der Ketzerrichter nicht historisch treu als Greis dargestellt ist, wieder aufgefrischt. Vgl. Zirngiebl, Peter A. (2. Aufl., Münch. 1872).

Arbuthnot (spr. árböthnott), John, engl. Schriftsteller, geb. 1675 zu Arbuthnot, studirte zu Aberdeen Medicin, ging aber dann nach London, machte sich durch einen Streit mit Woodward über die Naturgeschichte der Erde seit 1697 und einzelne wissenschaftliche Untersuchungen bekannt und ward 1709 Leibarzt der Königin Anna. Sehr wahrscheinlich hat er den 1. Theil der gegen Marlborough gerichteten »History of John Bull« (Lond. 1712) verfaßt, welches Werk ihn in nähere Verbindung mit den Hauptsatirikern seiner Zeit brachte. Mit Pope und Swift vereinigte er sich 1714 zur Herausgabe der satir. »Memoires of Martinus Scriblerus«, welche die Stubengelehrsamkeit lächerlich machen sollten. Nach dem Tode der Königin Anna verfiel er in Schwermuth; er starb zu London 27. Febr. 1735. Am berühmtesten unter Arbuthnots Schriften sind die »Tables of ancient coins, weights and measures« (Lond. 1727, mit Longwiths Verbesserung 1754). Nach seinem Tode erschien eine Sammlung launiger und satirischer Schriften unter dem Titel »Miscellaneous works of the late Dr. Arbuthnot« (Glasgow 1751, 2 Bde.), welche trotz der ablehnenden Erklärung seines Sohnes ihrem größeren und wichtigeren Theile nach dennoch auf A. zurückzuführen sind.

Arbūtus *L.* (Sandbeere), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, baum- oder strauchartige, immergrüne Gewächse mit lederartigen gezähnten Blättern und meist rispenständigen weißen oder blaßrothen Blüten mit krug- oder eiförmiger Blumenkrone und kugeliger, fleischiger, außen gekörnter, fünffächeriger, vielsamiger Frucht. Sie bewohnen meist die Westküste Nordamerika's; an den Küstenländern des Mittelmeers aber ist heimisch A. unedo *L.* (Erdbeerbaum), ein 2,5—3 Meter hoher, mitunter auch baumartiger Strauch mit brauner, sehr rissiger Rinde, langen lederartigen oder knorpeligen, sägerandigen, denen des Lorbeerbaums ähnelnden Blättern, weißen und röthlichen, wachsartig erscheinenden Blüten in endständigen rispigen Trugdolden und runden, warzigen, erst grünen, dann gelb und scharlachfarbenen Früchten, die ein Jahr zur Reife brauchen und gleichzeitig mit Blüten am Baum hängen. Sie schmecken angenehm säuerlich süß, werden aber auf Grund eines allgemeinen Vorurtheils, nach welchem sie ungesund und betäubend sein sollen, in Griechenland und Italien schon seit alten Zeiten verschmäht (Plinius leitet den Namen unedo ab von »unum tantum edo« (»nur Eine esse ich«, d. h. wer sie einmal gekostet, dankt für die Zukunft), während Theophrast und Varro sie noch ohne Vorbehalt für genießbar erklären und Nordländer sie wiederholt ohne Schaden wie Erdbeeren gegessen haben. Auch in Spanien kommen sie in Menge auf den Markt. Sie enthalten soviel Zucker, daß Branntwein daraus gewonnen werden kann. Rinde und Blätter des Strauchs wirken abstringirend. Das Holz läßt sich zu allerhand kleinen Gegenständen verarbeiten. Der Strauch wächst in allen Küstenländern des Mittelmeers, auch in Südtirol, in der südl. Schweiz, in England und Irland, wo er eine Hauptzierde der Gehölzanlagen ist und den Winter leicht übersteht, während er bei uns im Freien erfriert. Auch mehrere nordamerikanische Arten werden als Zierpflanzen kultivirt. A. uva ursi *L.*, s. v. w. Arctostaphylos uva ursi.

Arc (franz., spr. ark), Bogen; a.-boutant (spr. arbutāng), Strebebogen, Strebepfeiler.

Arc, Jeanne d', die Jungfrau von Orléans, s. Jeanne d'Arc.

Arca, s. Mollusken.

Arcădius, Sohn Theodosius' d. Gr., geb. 377 in Spanien, wurde der von seinem Vater angeordneten Theilung des Reichs zufolge 395 Kaiser des oströmm. Reichs, während sein Bruder, Honorius, das weströmische erhielt. A. entfaltete zwar großartigen orientalischen Pomp, war aber, schwach an Geist, unfähig zu regieren und stets ein willenloses Werkzeug in der Hand anderer. Anfangs herrschte statt seiner der Gallier Rufinus, dann der Eunuch Eutropius. Dieser ward 399 durch den Gothen Gainas gestürzt, der aber bei dem Versuche, sich selbst auf den Thron zu schwingen, umkam. Hierauf nahm Eudoxia, die Gemahlin des A., das Ruder des Staats in die Hand. Obwohl unter A. das Reich durch Einfälle der Barbaren und andere Kalamitäten, Erdbeben, Hungersnoth ꝛc., heimgesucht ward, so ließ er sich dadurch nicht in seiner trägen Ruhe stören. Er starb 1. Mai 408 und hatte seinen

minderjährigen Sohn Theodosius II. zum Nachfolger.

Arcāna (lat.), Geheimmittel (s. d.).

Arcangeli (spr. -kandschēli), **Giuseppe**, ital. Gelehrter, geb. 1807 zu San Marcello bei Pistoja, nahm die kirchlichen Weihen und studirte zu Pistoja unter der Leitung des gelehrten Kanonikus Giuseppe Silvestri, eines großen Dantekenners und ausgezeichneten Lehrers, aus dessen Schule viele vorzügliche Schriftsteller Toscana's hervorgegangen sind. Als derselbe die Direktion des Collegio Cicognini in Prato übernahm, berief er seinen Lieblingsschüler A. als Professor des Griechischen und Lateinischen an jene Anstalt, wo derselbe nun seinerseits ausgezeichnete Schüler bildete. Er besorgte die Ausgabe der lat. Klassiker, welche bei Alberghetti in Prato erschienen, und von denen besonders sein Virgil, mit zahlreichen Noten für die Schulen, großes Lob erntete. A. übertrug verschiedenes aus dem Griechischen, z. B. die Hymnen des Kallinos und des Tyrtäos, schrieb sehr elegante lat. und ital. Verse und lieferte eine treffliche Uebersetzung von Ponsards »Lucrèce«; auch veröffentlichte er mehrere Biographien, Lobreden, Memoiren &c., in denen er sich als einen der vorzüglichsten Vertreter des guten Geschmacks im Toskanischen bewährte. A. ward in die Akademie der Crusca aufgenommen und später deren Sekretär, in welcher Stellung er alljährlich einen ausgezeichneten Bericht über die akadem. Arbeiten abstattete und auch an der Ausarbeitung des großen Wörterbuchs theilnahm. Er starb zu Prato 1855.

Arcāni disciplīna (lat., »Geheimmittellehre«), wahrscheinlich durch Meiers Schrift »De recondita veteris ecclesiae theologia« (Helmst. 1679) in Gebrauch gekommene Bezeichnung der von den heidnischen Mysterien hergenommenen Praxis der alten Kirche, Taufe und Abendmahl und damit die Salbung, das Glaubensbekenntnis und das Gebet des Herrn vor den nicht Getauften geheim zu halten. Die Entstehung der Sitte ist noch nicht völlig aufgehellt, hängt aber zusammen mit der Einführung des Katechumenats als einer Zeit der Prüfung und Vorbereitung der Neubekehrten. Mit Unrecht suchten kathol. Theologen im polemisch-apologetischen Interesse die A. als eine Geheimlehre zu deuten, durch welche die unbiblische Tradition bis auf der Apostel Zeit zurückgeführt werden könne.

Arceau (franz., spr. -ssoh), Bogenkrümmung; in Form von Kleeblättern verschlungene Verzierung an Skulpturen.

Archäologie (griech.), bezeichnet nach dem modernen Sprachgebrauch die Wissenschaft, welche sich mit den Alterthümern der vergangenen Zeiten beschäftigt, im Gegensatz zu der politischen Geschichte und der Philologie; im engern Sinn aber beschränkt sich der Begriff auf die klassische und christliche A., die allein wegen der Fülle des Materials sich zu selbständigen Wissenschaften erhoben haben. Die Alten selbst hatten keine eigentliche Wissenschaft der Kunst, die periegetische und encyklopädische Literatur liefert uns jedoch eine Reihe von Nachrichten über Kunst (Pausanias, Plinius). Im Mittelalter wurden die spärlichen Werke, welche der Zerstörung und dem Vergrabensein entgangen waren, wenig beachtet, und erst um 1300 fing man wieder an, ihnen Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zu Pisa entstand damals das erste Museum. So begeistert auch die folgende Renaissance die antiken Denkmäler aufnahm, so brachte sie es doch nicht zu einer eigentlichen Wissenschaft; die Gelehrten standen auf dem antiquarischen Standpunkt, während die Vornehmen jene Werke als Schmuck ihrer Paläste und die Künstler sie als Mittel zum Studium betrachteten. Erst gegen Ende des 17. Jahrh. dämmerte eine neue Zeit, und mit dem Anfang des 18. Jahrh. begann man den Stoff in umfangreichen Publikationen zu sammeln (Montfaucon, Bartoli, Gori, Caylus). Von ganz besonderer Wichtigkeit wurde die Entdeckung der verschütteten Städte Herculaneum (1728) und Pompeji (1748). Einen Umschwung der Anschauungen aber führte erst J. J. Winckelmann (1717—68) durch seine »Geschichte der Kunst des Alterthums« herbei. Wie ein Prophet, nicht durch scharfe Kritik, sondern vermöge eines den Griechen kongenialen Geistes, offenbarte er die neue Lehre. Wenn er nicht immer das Richtige traf, so lag der Hauptgrund davon in der Mangelhaftigkeit seiner Quellen: griechische Originale waren damals nur wenige vorhanden. Zoega und Visconti bildeten das Feld der Interpretation aus. Auch zum akademischen Studium wurde die A. erhoben (Heyne, Christ) und für ihre Popularisirung gearbeitet (Millin). Mit dem 19. Jahrh. begannen aber auch die griech. Monumente ans Licht zu treten; wichtig war namentlich die Ueberführung der Parthenongruppen nach London und der Aegineten nach München. Diese Studien wurden von K. O. Müller in seinem »Handbuch der A.« (3. Aufl., Bresl. 1848) zusammengefaßt und zu einem gewissen Abschluß gebracht. Für die poetische Auffassung des Alterthums hat Welcker die bedeutendsten Verdienste. Die A. nahm nun einen raschen Aufschwung; Expeditionen nach Griechenland, Kleinasien, Aegypten, Assyrien &c. wurden veranstaltet. Im Jahr 1829 ward das »Archäologische Institut« (s. d.) in Rom gegründet, welches seitdem einen Centralpunkt der archäolog. Forschungen bildet. Seit 1843 erscheint unter Leitung der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin die »Archäologische Zeitung«. Wichtige Publikationen erschienen von Millingen, Gerhard, Panofka, Jahn, Lenormant, de Witte, de Luynes. Während bis dahin die Kräfte mehr noch von Einzelforschungen in Anspruch genommen wurden, macht sich seit Beginn der fünfziger Jahre eine mehr zusammenfassende Strömung bemerkbar. Brunns »Geschichte der griechischen Künstler« (Stuttg. 1853 u. 1859, 2 Bde.) bildet die Grundlage aller späteren Studien auf diesem Gebiet. Auf demselben basirend schrieb Overbeck seine »Geschichte der griechischen Plastik« (2. Aufl., Leipz. 1869—70, 2 Bde.). Auf dem Gebiet der tektonischen Künste ist besonders Bötticher (»Tektonik der Hellenen«, Berl. 1843—52, 2 Bde.; 2. Aufl. 1869 ff.) thätig. Von ganz besonderer Bedeutung ist aber das Werk Sempers: »Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten« (Münch. 1860—65, 2 Bde.).

Noch später bildete sich die christliche A. zur Wissenschaft. A. Bosio (gest. 1629) und andere Italiener leiteten sie eigentlich erst ein. Dagegen hat sie in unserem Jahrhundert eine immer fleißigere Pflege erfahren; G. B. de Rossi ist durch sein »Bulletino di archeologia cristiana« und verschiedene andere Werke einer ihrer bedeutendsten Förderer gewesen. In Frankreich ist der Vicomte de Caumont der Gründer der archäolog. Studien geworden. Er veranstaltete jährlich Kongresse und stiftete 1834 die Société française d'archéologie, die durch ihr »Bulletin monumental« weit über die Grenzen Frankreichs hinaus wirkte. Didron gibt »Annales

archéologiques« heraus ꝛc. Von Wichtigkeit sind ferner Guénébaults »Dictionnaire iconographique« (Par. 1843—45, 2 Bde.), Martigny's »Dict. des antiquités chrétiennes« (das. 1865), Viollet le Duc »Dict. de l'architecture française« (das. 1854—69, 10 Bde.) und »Dict. du mobilier franç.« (das. 1863); ferner die Schriften von Léon de Laborde, J. Labarte u. a. In England sind die Forschungen und Veröffentlichungen der Archaeological Association und des Royal Archaeological Institute, der Arundel Society, ferner die von Parker, Britton, Pugin, Gally Knight zu erwähnen. In Deutschland schrieben Zestermann (Leipz. 1848) und J. A. Meßmer (Leipz. 1854 u. 1858) über die Basiliken. Otte verfaßte ein »Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie« (Leipz. 1854; 4. Aufl. 1868, 2 Bde.) und gab mit F. v. Quast die »Zeitschrift für christliche A.« (das. 1857—59) heraus. Piper gründete in Berlin ein christliches Museum. Außer den erwähnten sind noch Bellermann, Krüll, Jakob, Kraus, Laib und Schwarz, Kreuser, Bock u. a. zu erwähnen. Hauptorgan sind die »Mittheilungen der k. k. Centralkommission in Wien« (seit 1856). Reiches Material enthalten auch die verschiedenen »Kunstblätter«, Zahns »Jahrbücher für Kunstwissenschaft« und die Publikationen der Alterthumsvereine, worunter die »Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinland« hervorragen. Ueberhaupt haben die Vertreter der modernen Kunstgeschichte die specielle christliche A. ebenfalls sehr gefördert. Einen besondern Zweig der A. bildet die biblische A. (s. d.).

In England und Amerika, neuerdings auch in Deutschland, wendet man den Ausdruck A. in seiner weiteren Bedeutung insbesondere auf Untersuchungen über die Geschichte, Gebräuche und Ueberbleibsel von Urvölkern oder älteren Landesbewohnern an und spricht von einer »anthropologischen A.«, welche einen wichtigen Theil der Kulturgeschichte (s. d.) ausmacht. In Deutschland sind namentlich die Ueberbleibsel aus vorhistorischen Kulturperioden (Stein-, Bronze- und Eisenzeit), in England die Kelten, in Amerika die Indianer Gegenstand archäologischer Forschung in diesem Sinne. Unter den amerikan. Werken dieser Art sind die »Archaeologia Americana« (seit 1819), deren 2. Band Gallatins Untersuchungen über die Verbreitung und Sprachen der Indianer enthält, Havens »Archaeology of the United States« (Washingt. 1856), Brintons »The myths of the New World« (New York 1868), Baldwins »Ancient America« (das. 1872) und Fosters »Prehistoric races« (das. 1873) hervorzuheben.

Archäologisches Institut (Instituto di corrispondenza archeologica), eine seit 1829 in Rom bestehende Stiftung zur raschen Verbreitung archäologischer Forschungen und Ideen, wurde unter dem Protektorat des damaligen Kronprinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, durch Gerhard, Panofka und den Herzog von Luynes begründet und hat sich seitdem als Centralstelle der Forschung wie durch seine werthvollen regelmäßigen Publikationen (»Monumenti inediti«, »Annali« und »Bullettini«) als ein Hauptförderungsmittel der Archäologie bewährt und große Verdienste erworben. Die Gesellschaft hält ihre Sitzungen mit freien Vorträgen im Kapitol zu Rom; Zweigkomité's derselben bildeten sich in verschiedenen Hauptstädten Europa's, namentlich in Berlin, London, Paris. Neuerdings (1871) wurde das Institut mit neuen Statuten versehen und zur preuß. Staatsanstalt erhoben, deren Domicil in Berlin ist (während die wissenschaftliche Thätigkeit sich unverändert wie bisher in Rom koncentrirt); mit dem Jahr 1874 aber soll es nach Beschluß des Reichstags (April 1873) in eine Reichsanstalt umgewandelt und gleichzeitig ein Zweiginstitut in Athen gegründet werden. Gegenwärtiger Direktor ist Professor Henzen in Rom.

Archaeopteryx *Ow.*, fossile Vogelgattung mit der einzigen Art A. lithographica *v. M.* (A. macrura *Ow.*), aus dem zur Juraformation gehörenden lithographischen Schiefer von Solnhofen (s. Tafel »Juraformation«), bildet den Uebergang von den Sauriern zu den Vögeln, indem es in auffallender Weise Charaktere der Flugeidechse mit denen der Vögel vereinigt. Nur ein einziges Exemplar ist bekannt, und von diesem sind nur die Flügelknochen, Federn, Becken, Füße und die Schwanzwirbelsäule erhalten. Letztere erreicht hier die volle Länge des Körpers und besitzt etwa 20 Wirbel, an denen zu beiden Seiten Federn eingepflanzt sind. Das Becken besitzt vogelartig verlängerte Darmbeine, und die Fußbildung nähert sich derjenigen der Hühnervögel.

Archäus, s. Archeus.

Archaïsmus (griech.), veraltete Redeweise; bei uns sind dergleichen besonders in der Gerichts- und aus Luthers Bibelübersetzung in der Kirchensprache gewöhnlich. In rechtem Maße angewendet, dienen Archaismen zur Erhöhung des Feierlichen; doch haben sie auch leicht komische Wirkung.

Archangel (Archángelsk), ein Gouvernement Großrußlands, umfaßt den nördlichsten Theil des Reichs, im N. vom Eis- und Weißen Meer, im W. von Finnland, im S. von den Gouvernements Wologda und Olonetz, im O. vom sibir. Gouvernement Tobolsk begrenzt, und hat mit Einschluß der dazu gehörigen Insel Nowaja Semlja einen Flächeninhalt von 742,624 QKilom. (13,486,8 QM.) mit (1867) 275,779 Einw. An der westl. Grenze streichen von N. nach S. die Manselkaberge, von denen aus nordöstlich ein niedriger Höhenzug sich durch die Halbinsel Kola erstreckt, wo er mit dem Swätoi Noß (»Heiliges Vorgebirge«) am Eismeer endigt. Oestlich bildet der nördliche, niedrige Theil des Urals die Grenze gegen Sibirien. Meerbusen sind: der Tscheskajabusen, vom Weißen Meer durch die große Halbinsel Kanin geschieden; der Dwina-, Onega- und Kandalaskajabusen, sämmtlich zum Weißen Meer gehörig und mit Inseln bedeckt; der Kolabusen im äußersten NW. Unter den zahlreichen Flüssen, die sämmtlich von S. nach N. strömen, finden sich 2 Hauptströme: die unterhalb der Stadt A. in das Weiße Meer mündende Dwina und weiter östlich die Petschora, die sich viele Meilen vor ihrer Mündung ins Eismeer zu einem großen, inselreichen Busen erweitert; außerdem der Mesen und die Onega. Landseen zählt das Gouvernement über 1100, unter denen der Imandrasee auf der Halbinsel Kola, der Pawosero, Kunto, Angosero die bedeutendsten sind. Der nördlichste Theil des Gebiets bildet eine traurige und menschenleere, jeder europäischen Kultur unfähige Steppe, ohne Baum und Strauch, nur aus Tundren, d. h. mit Moosen bewachsenen, beinahe immer gefrorenen Morästen bestehend. Die Küsten, tief und mannigfaltig eingerissen, tragen die Spuren der heftigsten Zerstörungen durch die Fluten. Die einzigen Nahrungszweige der spärlichen Einwohner sind außer der Renthierzucht Fischerei und Jagd auf Pelzthiere und die Vögel, die auf den Seen der Tundren

nisten. Als wichtigste Jagdthiere sind der Polar- und der blaue Fuchs, sowie der zahlreich auftretende Wolf zu nennen. Seltener ist der Wald- und der Eisbär; noch seltener und in geringer Menge zeigen sich das Hermelin, der Baummarder, die Flußotter, der Vielfraß, das Eichhorn und der Hase. Das Elen dagegen lebt nur noch in der Tradition, und auch Zobel und Biber sind seit langem hier vertilgt. Fisch- und Robbenfängerei wird von Gesellschaften im Meer hinauf bis an die Küste von Spitzbergen betrieben. Von mineralischen Produkten ist Sumpfeisen in Menge vorhanden, bleibt aber unbenutzt. Günstiger als im äußersten N. gestalten sich die Boden- und klimatischen Verhältnisse im dem südl. Theil des Gouvernements, wo die Region der Wiesen und Waldungen beginnt und von 62—64° selbst der Ackerbau nicht ohne Ertrag betrieben wird. Man gewinnt kleinkörnigen Winterroggen, Sommerweizen, Gerste, Hafer, Flachs, Erbsen, Kartoffeln (bis zu 65°) und Hopfen. Jedoch reicht der Ertrag für den Bedarf nicht aus, und auch hier wird daher das im höheren N. nicht ungewöhnliche Nothbrod aus Lichen islandica oder aus Calla palustris mit Spreu ꝛc. gebacken. Der unfruchtbarste Strich erstreckt sich östlich vom Pinegafluß bis zum Ural, wo die moorige Petschorasteppe sich ausdehnt. Die Waldungen nehmen fast ein Drittel des gesammten Flächenraums ein und liefern, aus Lärchen-, Fichten-, Tannen-, Rüstern-, Erlen-, Birken- und Weidenbäumen bestehend, Masten, Balken, Breter, Pech, Theer, Terpentin und Kohlen in großen Quantitäten. Bei dem durch die nasse Frühlings- und Herbstwitterung, die langen, heißen, aber nebeligen Sommertage begünstigten Wiesewachs gedeiht die Rindviehzucht vortrefflich, während für Schafe die Weiden zu naß sind und das Schwein im Winter schwer zu ernähren ist. Die Einwohner des Gouvernements sind Lappen, westlich vom Weißen Meer, etwa 5000 Köpfe stark, getaufte Nomaden, Jäger und Fischer; Samojeden, rechts vom Mesen bis zum sibirischen Grenzgebirge, auf den Inseln Waigatz, Kaljujew ꝛc., meist schamanische Heiden, klein von Statur, braungelb, überaus unreinlich und dem Trunke ergeben; ferner Syrjänen, südlicher als die vorigen, an der Petschora, sehr geschickte Jäger, und Ostjaken; zwischen diesen Völkern als Kolonisten angesiedelt sind Finnen (der größte Theil der Ackerbau und Viehzucht treibenden Bevölkerung) und Russen, vorzüglich in den Städten. Industrie und Handel koncentriren sich zum größten Theil in der Hauptstadt; nächstdem haben Onega, Mesen und Kola einigen Handelsverkehr. Das Gouvernement zerfällt in 6 Kreise: A., Pinega, Mesen, Onega Kem und Kola.

Die **Hauptstadt** A. (»Michaelsstadt«), am rechten Ufer der Dwina gelegen, welche, zu einem großen Busen erweitert, 45 Kilom. unterhalb der Stadt in das Weiße Meer mündet, zerfällt in die Alt- und die Neustadt, beide zum größten Theil aus Holzgebäuden bestehend, und zählt (1867) 19,936 Einw. A. ist die vierte Hauptstadt des Reichs, Sitz eines Civilgouverneurs, eines Bischofs und einer Admiralität, hat 13 Kirchen (darunter eine evangel.), ein geistliches Seminar, ein altes Kloster (zum heil. Michael, nach dem die Stadt benannt ist), ein Gymnasium, einen 1668—84 erbauten großen Kaufhof, eine Schiffahrtsschule und eine große Schiffswerfte, zahlreiche Fabriken (besonders Zuckersiedereien und große Seilerbahnen) und eine bedeutende Messe (1. Sept. bis 1. Okt.) mit einem Waarenumsatz von durchschnittlich ½ Mill. Silberrubel. Am wichtigsten ist A. als der Hauptseehafen Rußlands am Eismeer, als der große Stapelplatz für Ein- und Ausfuhr, namentlich des ungeheuern Dwinagebiets, das auf diesen einen Hafen angewiesen ist und nicht nur Holz und andere Waldartikel, Pelze, Vieh und sonstige animalische Produkte, sondern (noch innerhalb der Getreidegrenze gelegen) auch Getreide, Flachs und Hanf zu massenhaftem Export zu bringen vermag. Freilich theilt der Strom mit dem Weißen Meer, in das er mündet, die merkantile Ungunst einer langen strengen Winterzeit (er ist bei A. durchschnittlich 191 Tage mit Eis bedeckt) und somit einer nur kurzen Geschäftssaison; aber während dieser bewegt sich auf ihm ein lebhafter Menschen- und Waarenverkehr dem Hafen zu, der seinen Sammel- und Ausgangspunkt zunächst in Waliki Ustjug (an der Mündung des Jug in die Suchona) hat (s. **Dwina**). Zu derselben Zeit kommen auch die großen Seeschiffe nach A., und im Hafen regt sich dann das Leben und Treiben einer großen Seehandelsstadt. Im Verkehr von A. spielt die Ausfuhr die bei weitem wichtigste Rolle, da sie die Einfuhr um fast das zwanzigfache an Werth übertrifft. Im Jahr 1871 exportirte A. in etwa 770 Schiffen (wovon nur 31 Dampfer) 421,000 Tschetwert Hafer, 93,000 Tschetwert Roggen, 374,000 Pud Mehl und Grütze, 135,000 Tschetwert Leinsaat, 445,000 Pud Tauwerk ꝛc., 414,000 Pud Flachs 11,000 Pud Thran, 1438 Pud Federn, 95,000 Tonnen Theer, 17,000 Tonnen Pech, 316,000 Stück Matten, 207,000 Stück Dielen, 9600 Stück Felle u. a. Der Hauptexport richtet sich nach der Nordsee: nach England (1871: 387 Schiffe), Holland (96 Schiffe), Frankreich (32 Schiffe) ꝛc. Dem Verkehr nach Norwegen und Finnmarken dienen kleinere Fahrzeuge (1871: 230). Zur Einfuhr gelangen vorzugsweise Wein, Rauchwaaren (aus Norwegen), Maschinen (besonders aus Belgien), Baumöl, Fische, Zucker, Salz, Kolonialwaaren. Auf den Triften der Umgegend von A. blüht die Viehzucht. An der Mündung der Dwina liegt die Festung **Nowodwinskaja**, 1701 von Peter d. Gr. zum Schutz des Fahrwassers erbaut. — Schon im 10. Jahrh. hatten die Normannen in der Gegend von A. Handelsniederlassungen gegründet; wichtig wurden dieselben aber erst, als 1553 die Engländer auf einer von Willoughby und Chancellor geleiteten Expedition zur Entdeckung der nordöstl. Durchfahrt den Seeweg nach der Dwinamündung gefunden hatten. Der infolge dessen sich lebhaft entwickelnde Handelsverkehr zwischen den Russen und Engländern, welchen der Zar das Recht zur Niederlassung und bedeutende Privilegien verlieh, veranlaßte 1584 die Anlegung eines Forts und sichern Stapelplatzes an der St. Nikolasbucht im Weißen Meer, und es entstand dabei ein Ort, der anfangs **Neu-Cholmogory** (im südlicher gelegenen Cholmogory hatten die Engländer bis dahin ihre Hauptniederlage), später, nachdem derselbe nach einer völligen Einäscherung neu aufgebaut worden war, A. (**Michaelsstadt**) genannt wurde. Von diesem Hafen aus, dem einzigen, den Rußland damals besaß, versorgten die Engländer das weite Reich mit ihren Produkten und Fabrikaten (namentlich Tuchen und Kolonialwaaren), und mit ihnen kamen die ersten Anfänge der Kultur in das noch barbarische Land. Bald befuhren auch holländische, norwegische und deutsche Schiffe den neuen

Handelsweg, und die junge Stadt gelangte in kurzer Zeit trotz der Aufhebung der engl. Privilegien unter dem Zaren Alexei Michailowitsch zu einer großen Bedeutung, die sie bis auf Peter d. Gr. behauptete. Als dieser, um St. Petersburg zu begünstigen, einen Theil der russ. Kaufleute in A. zwang, nach der neuen Hauptstadt überzusiedeln und A. obendrein mit höheren Zöllen belastete, sank Archangels Handel sehr und begann erst unter Katharina II., welche die ungünstigen Bestimmungen Peters aufhob, sich wieder etwas zu heben. In neuerer Zeit wurde er besonders durch Alexander I., der den dortigen Kaufleuten ansehnliche Freiheiten gewährte, gefördert und hat sich seitdem zu neuem, nicht geringem Flor emporgeschwungen.

Archangelica *Hoffm.* (Engelwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen mit elliptischen, ganzen, zugespitzten, an der Spitze einwärts gekrümmten Blumenblättern und vom Rücken her zusammengedrückter Frucht, welche durch die auf beiden Seiten klaffenden Theilfrüchtchen zweiflügelig erscheint; die Früchtchen sind auf dem Rücken mit 3 erhabenen und an der Seite mit 2 breiteren geflügelten Riefen versehen. A. officinalis *Hoffm.* (Angelica officinalis *Mönch.*, Angelica Archangelica *L.*, echte Engelwurz), erreicht Mannshöhe, hat einen dicken, kahlen, stielrunden, gerillten, gewöhnlich rothbraun überlaufenen Stengel, doppelt gefiederte Blätter, an den oberen Blattstielen sackartig aufgeblasene Scheiden und große, reichstrahlige, sehr konvexe, mehlig-flaumige Dolden. Die Pflanze wächst im hohen N. bis zur Discobai in Westgrönland, auf Island, in Skandinavien und Sibirien; südlich findet sie sich vereinzelt noch bis zu den deutschen Mittelgebirgen. Die officinelle Wurzel, welche im Handel vorkommt, stammt von kultivirten Pflanzen aus Thüringen und dem Erzgebirge, welche auch als A. sativa *Fries* von der nordischen Pflanze unterschieden wird. Die geringelte, ästige, in zahlreichen Fasern sich zertheilende, außen hellbraune, innen weiße und eine gelbliche Milch absondernde zweijährige Wurzel hat einen zuerst süßlichen, dann brennend aromatischen und bitterlichen, angenehmen Geschmack und einen starken aromatischen Geruch. Sie enthält ätherisches Oel, Harz (Angelicin), Wachs, Angelikasäure, Buttersäure, Zucker, Bitterstoff, Gerbsäure, Aepfelsäure ꝛc., wirkt auf den Magen und den Verdauungskanal als aromatisches Reizmittel und befördert die Gasentwickelung daselbst. Früher galt sie auch als sehr wirksam gegen Typhus, bösartige Hautausschläge ꝛc. Zu äußerlichem Gebrauch bei Typhus, sowie gegen skorbutisches Zahnfleisch wird der Spiritus Angelicae compositus empfohlen: Alkohol über Angelikawurzel, Baldrian und Wachholderbeeren destillirt und mit Kampher versetzt. Im N. gilt die Wurzel als eins der beliebtesten Gewürze und Hausmittel; man genießt auch die Stengel und Blattstiele in Grönland, Island, Skandinavien und in Frankreich als Gemüse, bei uns mit Zucker kandirt als beliebtes Konfekt; die Lappen essen sogar die Dolden. Im Mittelalter wurde die Angelika von den Mönchen in Deutschland kultivirt.

Arche (A. Noah, hebr. Theba), Kasten, kastenförmiges Schiff, das der biblischen Erzählung nach (vgl. 1. Mos. 6, 14 ff.) von Noah auf Befehl Gottes vor der einbrechenden Sündflut erbaute Schiff, worin es ihm gelang, mit seiner Familie und einem Paare jeder Thiergattung dem über die Erde verhängten Verderben zu entrinnen. Es war der Sage nach aus Cypressenholz gefertigt, 300 hebr. Ellen lang, 50 breit, 30 hoch, dreistöckig, vielkammerig, von innen und außen verpicht, oben mit einem ellengroßen Fenster, in der Mitte an der Seite mit einer Thür versehen. Ein Mennonit, Peter Jansen, ließ 1609 eine nach der mosaischen Beschreibung gebaute A. in Nordholland vom Stapel laufen, und Silberschlag (»Geogenie der heil. Schrift ꝛc.«, Berl. 1780—83, 3 Bde.) suchte den mathemat. Beweis zu führen, daß die A. zur Aufnahme aller ihrer Bewohner nebst der nöthigen Nahrung ꝛc. recht wohl geeignet gewesen sei. A. hieß auch eine alte Art von Flußschiffen, die mit einem platten Boden versehen, vorn spitzig, hinten breit und stumpf waren. Im Wasserbauwesen ist A. s. v. w. Gerinne; in der Fischerei ein an einem Wehre angebrachter Aalfang. Auch heißt der Windkasten der Orgel A. Im Forstwesen versteht man darunter einen großen, regelmäßig aufgesetzten Haufen Brennholz.

Archegonium (griech.), das weibliche Geschlechtsorgan der höheren Kryptogamen (s. Geschlechtsorgane der Pflanzen).

Archegosaurus, s. Labyrinthodonten.

Archelāos (»Volksherrscher«), 1) Sohn des Herakliden Temenos, floh vor seinen Brüdern zum Makedonierkönig Kisseus und stand diesem in einem gefährlichen Kriege bei. Als er jedoch die ihm versprochene Hand der Königstochter nebst der Thronfolge verlangte, suchte sich Kisseus seiner zu entledigen. A. aber stürzte den König in eine ihm selbst bereitete Grube mit glühenden Kohlen, floh und gründete auf Apollons Geheiß, von einer Ziege geleitet, die Stadt Aegä; Ahnherr des makedon. Königshauses.

2) A., makedon. König von 413—399 v. Chr., natürlicher Sohn des Königs Perdikkas II., bahnte sich den Weg zum Thron durch den Mord des Bruders und des Sohnes Perdikkas', eroberte 410 v. Chr. das abgefallene Pydna und verpflanzte dessen Einwohner in das Innere des Landes. Makedonien erhielt durch ihn Grenzfestungen, ein besseres Heer und die erste Flotte. Sein Hof war der Sammelplatz der berühmtesten Dichter (Euripides, Agathon), Maler und Musiker jener Zeit. A. starb 399 v. Chr., von seinem Günstling Krateros auf der Jagd aus Versehen getödtet, nach andern infolge einer Verschwörung.

3) A., berühmter Feldherr Mithridates' d. Gr., aus Kappadokien gebürtig, kämpfte zuerst gegen Nikomedes III. von Bithynien, den er 88 v. Chr. am Amnios schlug, und wurde darauf mit 120,000 Mann und einer großen Flotte nach Griechenland gesandt, wo er die Athener, Spartaner, Achäer und Böotier gewann, sich nach einem dreitägigen Kampfe bei Chäronea mit dem röm. Legaten Bruttius Sura im Piräeus festsetzte und denselben gegen den röm. Feldherrn Lucius Cornelius Sulla vertheidigte. Als dieser aber 86 v. Chr. die von Aristion vertheidigte Stadt erobert hatte, segelte A. nach Thermopylä und lieferte, nachdem er ein von N. kommendes Heer an sich gezogen, den Römern bei Chäronea eine zweite Schlacht, die mit seiner Niederlage endete. Kaum in Chalkis durch 80,000 Mann aus Asien unter Dorylaos verstärkt, eilte A. wieder nach Böotien, ward aber von Sulla bei Orchomenos in zweitägiger Schlacht entscheidend geschlagen. A. selbst mußte sich 3 Tage in einem Sumpfe verstecken, bis er nach Chalkis entkam.

Er schloß 85 v. Chr. im Auftrag des Mithridates mit Sulla zu Delion in Böotien einen Waffenstillstand und vermittelte später den Frieden von Dardanos in Troas. Dem Mithridates verdächtig geworden, floh er 81 v. Chr. zu den Römern. Seine weiteren Schicksale sind unbekannt.

4) A., Sohn des vorigen, wurde 63 v. Chr. durch Pompejus zum Oberpriester der Göttin Enyo oder Bellona im pontischen Komana ernannt, mit welchem Amt königliche Würde verbunden war. Ehrgeizig nach Höherem strebend, vermählte er sich 56 v. Chr. mit Berenike, der Tochter des Königs Ptolemäos Auletes, welche nach Vertreibung ihres Vaters über Aegypten herrschte, verlor aber schon nach 6 Monaten im Kampfe gegen den röm. Prokonsul A. Gabinius, der zur Wiedereinsetzung des Ptolemäos mit einem Heer in Aegypten erschien, Schlacht und Leben.

5) A., Enkel des vorigen, von Antonius um der Reize seiner Mutter Glaphyra willen 34 v. Chr. zum König von Kappadokien erhoben, stand dem Antonius gegen Octavian bei, wurde trotzdem von Octavian in seiner Herrschaft gelassen und erhielt später noch Kleinarmenien und einen Theil Kilikiens. Durch Vermählung mit Pythodoris, der Wittwe des Königs Polemon von Pontus, wurde A. auch Herrscher dieses Reichs. Tiberius aber lockte ihn nach Rom, klagte ihn wegen Neuerungen beim Senat an, und nur der scheinbare Blödsinn des altersschwachen Mannes rettete sein Leben. Als er bald darauf (17 n. Chr.) starb, ward Kappadokien römische Provinz.

6) A., jüd. Ethnarch, Sohn Herodes' d. Gr. und seit 4 v. Chr. dessen Nachfolger als König, dämpfte die Empörung der Pharisäerpartei durch ein Blutbad, wobei 3000 Juden umkamen. Augustus verlieh ihm mit dem Titel eines Ethnarchen und der trügerischen Aussicht auf die königl. Würde Judäa, Samaria, Idumäa und den Küstenstrich, während seine Brüder Antipas und Philipp als Tetrarchen über die andere Hälfte des herodischen Reichs gesetzt wurden. Nach 9 Jahren von seinen Brüdern und dem Volk wegen seiner Tyrannei bei Augustus verklagt, ward er 6 n. Chr. nach Rom citirt, dort abgesetzt und nach Vienna in Gallien verwiesen. Sein Land wurde zur röm. Provinz Syrien geschlagen.

7) A., Philosoph der ionischen Schule, aus Athen, nach andern aus Milet, Schüler des Anaxagoras, im 5. Jahrh. v. Chr. Eigenthümlich ist die von ihm zuerst aufgestellte Ansicht von der Kugelgestalt der Erde, welche er daraus folgerte, daß die Sonne nicht für alle Theile der Erde gleichzeitig auf- und untergeht, wie geschehen müßte, wenn sie (wie auch Anaxagoras meinte) platt wäre. Auch finden sich bei ihm Spuren, die auf eine der ionischen Schule sonst fremde Beschäftigung mit der praktischen Philosophie schließen lassen. A. gilt deshalb für den Vorläufer des Sokrates, der sich auch unter seinen Zuhörern befunden haben soll, und der in diesem hervortretenden ethischen Richtung des philosophischen Forschens.

Archena (spr. artsché-), besuchter Badeort in der span. Provinz Murcia, rechts vom Segura im reizenden Val de Ricote gelegen, mit Quellen von 42° R., aber mangelhaften Badeeinrichtungen und etwa 2000 Einw.

Archenholz, Johann Daniel von, oder, wie er sich später nannte, Johann Wilhelm von A., deutscher Geschichtsforscher, geb. in Langenfuhr, einer Vorstadt Danzigs, 3. Sept. 1745, wurde im Kadettenhaus zu Berlin gebildet, 1760 Fähnrich und machte die letzten Feldzüge des Siebenjährigen Krieges mit. Im Jahr 1763 als Hauptmann verabschiedet, bereiste er im Laufe von 16 Jahren Deutschland, die Schweiz, England, Holland, die österreich. Niederlande, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Polen. 1769—79 lebte er fast ganz in England. In Italien brach er bei einem Fall vom Pferd das Bein und blieb seit dieser Zeit am Fuß gelähmt. Nach Deutschland zurückgekehrt, wohnte er meist in Dresden, Leipzig und Berlin, vorübergehend 1791 auch in Paris, seit 1792 dauernd in Hamburg, wo er den Landsitz Oyendorf ankaufte. Er widmete sich nun ganz der Schriftstellerei. Ohne gelehrte Kenntnisse, aber der neueren Sprachen mächtig, ausgerüstet mit Beobachtungsgeist, reicher Erfahrung und tiefer Menschen- und Weltkenntnis, sowie mit dem Talent, das Wichtige und Charakteristische nicht nur glücklich aufzufassen, sondern auch gewandt, geistvoll und faßlich darzustellen, erwarb er sich ein großes Publikum, auf welches er entschiedenen Einfluß ausübte. Die vielgelesene »Literatur- und Völkerkunde« (Leipz. 1782—86) und die »Neue Literatur- und Völkerkunde« (Leipz. 1787—91), eine Monatsschrift von sehr mannigfaltigem Inhalt, begründeten A.' Ruf. Den glänzendsten Erfolg aber hatte sein fast in alle lebenden Sprachen Europa's übersetztes Buch »England und Italien« (Leipz. 1785, 5 Bde.), als dessen Fortsetzung die »Annalen der brit. Geschichte« von 1788 an (Braunschw., Hamb. u. Tüb. 1789—98, 20 Bde.) gelten können. Zur Verbreitung englischer Lektüre in Deutschland gab er 1787 das »English Lyceum, a periodical work« und als dessen Fortsetzung »The british Mercury« (bis 1789) heraus. Seine mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen geschriebene »Geschichte des Siebenjährigen Kriegs« (zuerst im »Berliner historischen Taschenbuch für 1789«, dann erweitert, Berl. 1793, 2 Bde.; 10. Aufl. herausgeg. von H. Potthast, Berl. 1873, mehrfach übersetzt) verdient noch immer mit Auszeichnung genannt zu werden. Seine »Geschichte der Königin Elisabeth« im »Historischen Kalender für Damen« (Leipz. 1789) fesselt durch interessante Erzählung. Auch die »Geschichte Gustav Wasa's« (Tüb. 1801, 2 Bde.) ist anziehend ohne gerade Neues zu bieten. Weniger bedeutend sind die Aufsätze im 1. Band seiner »Kleinen historischen Schriften« (Tüb. 1803); dagegen enthält der 2. Band eine gehaltreiche (auch unter besonderem Titel erschienene) »Geschichte der Flibustier«. A. übersetzte ferner Ormes' »Die Engländer in Indien« (Leipz. 1786—88, 3 Bde.). Seit 1792 gab er die Zeitschrift »Minerva« heraus, die, nur 1806 und 1811 unterbrochen, auch nach A.' Tod fortbestand und äußerst reich ist an Aufklärungen über die Zeitgeschichte, politischen Betrachtungen, Mittheilungen ausländischer Aufsätze, Auszügen aus größeren Werken und wichtigen Aktenstücken. A. starb auf seinem Landsitz Oyendorf 28. Febr. 1812.

Archer (spr. artsch'r), Thomas, engl. Novellist und Publicist der Gegenwart, der besonders durch seine neuesten Produkte auf dem Gebiet des Sensationsromans sich einen gewissen Namen gemacht hat. Von ihm erschienen: »Madame Prudence and other tales« (1862); »Wayfe Summers, the story of an inner and an outer life« (1863, 2 Bde.); »The frog's parish clerk, and his adventures in strange lands, a tale« (1866); »Strange work« (1868, 3 Bde.); »A fool's paradise« (1870, 3 Bde.). Besonders das letzt-

genannte Werk zeichnet sich durch interessante Charakterzüge und einen lebhaften, fesselnden Stil ebenso aus, wie es auf der andern Seite durch allzu grobe Effekte und drastische Schilderungen der Nachtseiten des Lebens den Gelüsten des modernen Lesepublikums mehr als gebührlich fröhnt. Außerdem veröffentlichte A. 1865 eine interessante Schrift: »The pauper, the thief and the convict, sketches of their homes, haunts and habits«, in der er mit fleißiger und vorsichtiger Benutzung der vorliegenden Thatsachen ein ergreifendes Bild von dem Leben und Treiben der Armen und Elenden Londons im Arbeitshaus, im Gefängnis und auf allen den heimlichen, das Licht des Tages scheuenden Pfaden, die zu den beiden ersteren führen, entrollt. Seine jüngste Publikation ist: »Alexandra, a gift book to the Alexandra orphanage for infants« (1870).

Archers (franz., spr. -scheh; lat. arciarii, Bogenschützen, auch Cranequins und später Arqaulets genannt), im Mittelalter leichtberittene Schützen, zum kleinen Kriege, Patrouilliren &c. bestimmt, in Deutschland Riecher oder leichte Pferde genannt. Anfangs mit Bogen, dann mit Armbrüsten, zuletzt mit $2^1/_2$ Ellen langen Arkebusen oder Hakenflinten bewaffnet, trugen sie statt des Helms einen eisernen Hut (Salade), ein Panzerhemd nebst einem Koller von Wildhaut und waren als Plänkler lange der schweren Reiterei zugetheilt, bis man aus ihnen eigene Kompagnien von 100—200 Mann bildete. Von A. hat das Wort Hartschier seinen Ursprung.

Archetyp (griech), Urbild; Muster; erster Druck; archetypisch, original, urthümlich.

Archeus (Archäus, griech., »Herrscher«), nach Paracelsus' und van Helmonts theosophischen Vorstellungen das geistige Urprincip, von welchem der ganze animalische Lebensproceß sowohl der Welt wie des menschlichen Körpers, die Ernährung, Heilung in Krankheiten &c. abhängen sollen. Paracelsus dachte dabei an ein übernatürliches, mit einem astralischen Körper versehenes Wesen, van Helmont an eine Aura oder Luftgestalt, die das von ihr Erzeugte in allen seinen Theilen durchdringe und vor seinem Untergang nicht wieder verlasse. Dieser wunderbaren Naturkraft schrieb man unter anderem noch bis in die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts auch das Entstehen der Versteinerungen zu, als einer launischen Nachäffung thierischer Gebilde in Stein.

Archi (vor Vokalen, besonders vor i und y, auch blos Arch), eine aus dem Griechischen stammende Vorsilbe vieler lat. und griech. Wörter, welche vorzüglich bei Titeln, einen höheren Grad der Würde, Gewalt oder Stellung, als der einfache Titel, bezeichnet und unserem daraus entstandenen Erz-, z. B. Archicancellarius (Erzkanzler), Archiepiskopus (Erzbischof), Archidux (Erzherzog) &c., entspricht.

Archias, Aulus Licinius, Dichter, Freund und Klient des Cicero, der ihn in der berühmten Rede »Pro Archia poeta« vertheidigte, geb. um 117 v. Chr. zu Antiochia, kam 99 v. Chr. nach Rom, war des Lucullus Begleiter auf einer Reise nach Sicilien (90 v. Chr.) und erhielt durch ihn das Bürgerrecht der Stadt Heraklea (jetzt Lago Bianco), womit zugleich der Genuß des röm. Bürgerrechts verbunden war. Auch ferner im Gefolge des Lucullus befindlich, ward A. nach der Rückkehr aus dem Mithridatischen Kriege 62 v. Chr. der widerrechtlichen Anmaßung des römischen Bürgerrechts angeklagt, aber auf die glänzende Vertheidigungsrede Cicero's freigesprochen. A. dichtete vortrefflich aus dem Stegreife; doch gibt es über Thema und Charakter seiner verlorenen Epigramme nur Vermuthungen: sie scheinen mehr literarisch-gesellig als politisch-praktisch gewesen zu sein (vgl. C. Ph. Conz, A. Licinius A., ein Improvisator, in dessen »Kleinen pros. Schriften«, Ulm 1825). In größeren Gedichten besang er den Cimbrischen und den Mithridatischen Krieg, sowie die Rettung Roms durch Cicero vor Catilina's Anschlägen (63 v. Chr.); doch hat sich von allen diesen Werken nichts erhalten. Die seinen Namen führenden 35 Epigramme in der griech. Anthologie sind zum Theil unecht.

Archiater (griech), Oberarzt, Titel, welcher zu erst vom Kaiser Nero seinem Leibarzt Andromachos von Kreta als Rangauszeichnung verliehen wurde, später aber eine vom Staat besoldete Klasse von Aerzten (Archiatri populares) bezeichnet, die mit der Beaufsichtigung der ärztlichen Praxis, sowie mit der Unterweisung und Prüfung der angehenden Aerzte betraut waren und eine Art von Medicinalkollegium bildeten. Ein solches bestand in jeder ansehnlicheren Stadt. Auch gab es neben diesen noch kaiserliche Leibärzte (Archiatri sacri palatii) mit diesem Titel.

Archidamia, Tochter des spartan. Königs Kleonymos II., trat, als der Rath beschlossen hatte, vor der durch Pyrrhos drohenden Belagerung der Stadt alle Weiber nach Kreta zu bringen, mit dem Schwert in der Hand in die Rathsversammlung und brachte den Rath dahin, seinen Beschluß zu ändern. Später widersetzte sich A. der Ermordung ihres Enkels, des Königs Agis, ward deshalb eingekerkert und 235 v. Chr. erdrosselt.

Archidamos, 1) A. II., König von Sparta, Sohn des Zeuridamos, Enkel und Nachfolger des Leotychides, regierte von 468—426 v. Chr. als ein ebenso weiser und umsichtiger wie tapferer und kriegskundiger Regent. Er beendete den dritten Messenischen Krieg durch Einnahme der hartnäckig vertheidigten Bergveste Ithome und eröffnete 431 den Peloponnesischen Krieg. Ihm folgte 426 sein Sohn Agis I.

2) A. III., Enkel des vorigen, Sohn des Königs Agesilaos, folgte diesem und regierte von 361 — 338 v. Chr. Schon vor seiner Thronbesteigung gewann er 367 bei Megalopolis gegen die Arkadier und Argiver die sogen. Thränenlose Schlacht, wo nicht ein Lakedämonier, wohl aber 10,000 Feinde gefallen sein sollen, und vertheidigte 362 Sparta ruhmvoll gegen den Ueberfall des Epaminondas. Er fiel 338 als Bundesgenosse der Tarentiner im Kampf gegen die Lukaner. Er hatte seinen Sohn Agis II. zum Nachfolger.

Archidiakonus (griech.), eine kirchliche Würde, die schon im 4. Jahrh. vorkommt. Die Archidiakonen waren anfänglich nur die ersten unter den ihnen gleichen Diakonen, deren Amtsverrichtungen sie theilten; vornehmlich aber hatten sie den Kirchenschatz zu verwahren und die Austheilung der Almosen zu leiten. Infolge ihrer engern Verbindung mit den Bischöfen übertrugen diese ihnen oft die schwierigsten Geschäfte, und so wurden sie Gehülfen der Bischöfe und die Nächsten nach ihnen an Rang und Ansehen, so daß sie als deren Stellvertreter auf Koncilien und in den Diöcesen erschienen. Unter ihnen standen die Archipresbyter der Ruralkapitel, die kleinere Distrikte verwalteten. Als die größere

Ausdehnung der Bisthümer eine Eintheilung derselben in Sprengel (Archidiakonate) nöthig machte, wurde einem jeden derselben ein A. mit voller bischöflicher Amtsgewalt (nur das Absolutionsrecht behielt sich der Bischof vor) vorgesetzt, wodurch der A. ein selbständiger Würdenträger wurde, den der Bischof nicht mehr nach Gutdünken absetzen konnte. Der Einfluß und die Einträglichkeit der Archidiakonate veranlaßte selbst Laien zu dem Versuch, sie an sich zu bringen, dem schon eine Verordnung Karls d. Gr. vorzubeugen suchte. Allmählich nahmen die Bischöfe die den Archidiakonen überlassenen Vorrechte wieder an sich, und es traten seit dem 15. und 16. Jahrh. an ihre Stelle die bischöflichen Generalvikare. In der anglikanischen Kirche ist der A. als Vorsteher eines Sprengels mit eigener Gerichtsbarkeit beibehalten. In der griech. Kirche ging die Würde ein; nur ein Hofgeistlicher behielt den Titel, der auch in der lutherischen Kirche stellenweise für den ersten Diakonen an Stadtkirchen beibehalten ist.

Archilochisch (griech.), in der Weise des griech. Dichters Archilochos (s. d.), sowohl in Bezug auf die Form (s. Archilochischer Vers), als auf den beißenden Inhalt seiner Jamben.

Archilochischer Vers, daktylische Versart, die Archilochos erfunden haben soll, besteht aus 2½ Füßen (—◡◡ | —◡◡ | ⏓), von denen die beiden Daktylen nicht in einen Spondeus zusammengezogen werden dürfen. Er wird entweder allein gebraucht, oder mit einer jambischen Dipodie zu einem unverbundenen Vers vereinigt. Seine feste Stelle hat er im elegischen Pentameter, dessen zweite Hälfte stets ein A. V. sein muß.

Archilŏchos, berühmter griech. Dichter, der erste in der Reihe der großen Lyriker, war aus Paros gebürtig und blühte etwa 700 v. Chr. Unzufrieden mit seinen dürftigen Umständen, wanderte A. nach Thasos an der thrakischen Küste aus, verließ aber auch diesen Ort bald wieder und scheint seitdem an verschiedenen Orten Griechenlands gelebt zu haben. Diese Unstetheit hatte ihren Grund in der Rücksichtslosigkeit seiner Aeußerungen über alles, was ihm mißfiel. Aber bei allen Feindschaften, die ihm dies zuzog, sehen wir ihn doch von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt: den Naxier Kalondas, der den Dichter in der Schlacht erlegte, also ohne Schuld war, duldete der delphische Gott noch lange hernach nicht in seinem Heiligthum. Der allgemeine Charakter der Archilochischen Poesie ist demokratische Heftigkeit, die sich in Liebe und Haß ungezügelt ergießt. Die schonungslose Art, womit er die Geschosse seiner Jamben schleuderte, wurde sprichwörtlich und soll den Lykambes, der ihm seine Tochter Neobule verweigerte, sowie dessen drei Töchter zum Selbstmord getrieben haben. Die Alten stellten ihn dem Homer an die Seite, ließen seine Gedichte durch Rhapsoden vortragen und setzten auf Bildwerken des A. Kopf nach Weise der Janusbilder mit dem des Homer zusammen. So sehen wir es noch bei Visconti. Horaz, in dessen Bibliothek wir A. neben Geistern ersten Ranges nennen hören, dichtete in dessen Geist und Versmaß seine Epoden. Diese außerordentliche Wirksamkeit des A. erklärt sich besonders aus der genialen Behandlung, die der Vers, insbesondere der angeblich von ihm erfundene Jambus, bei A. erfuhr; eine Menge Neuerungen entsprühten wie Blitze seinem regen Kopf und fanden ungetheilten Beifall. Daß seine Werke für uns fast ganz verloren sind, mag daher rühren, daß er keinen Gegenstand zur Bearbeitung fand, der in Umfang und Tiefe seiner gewaltigen Begabung entsprach. Bei allem aber, was das griech. Drama (besonders unverkennbar die Komödie) mit seinem Jambus leistet, dürfen wir annehmen, es stehe damit auf A.' Schultern. Erwähnung verdient noch, daß zur Belebung der Satire bei A. die Fabel auftrat. Ueber seine Verdienste um die Satire schrieb E. Huch (Wittenb. 1767); über seine Fabeln insbesondere Huschke (Altenb. 1803). Die Fragmente des A. sind am vollständigsten gesammelt von Liebel in »Archilochi reliquiae« (Wien. 1819), verbessert von Schneidewin in »Delectus poetarum graecorum« (Gött. 1839) und Bergk in den »Poetae lyrici Graecorum«, Bd. 2 (Leipz. 1867); übersetzt von Herder in den »Zerstreuten Blättern«, bei Passow im »Pantheon«, am vollständigsten in Webers »Elegischen Dichtern der Hellenen« (Frankf. a. M. 1826) und von Hartung (Leipz. 1857).

Archimandrit (griech.), in der griech. Kirche s. v. w. Erzabt oder Generalabt, welcher über mehrere Aebte und Klöster die Aufsicht führt. Die Archimandriten waren stets den Diöcesanbischöfen untergeben. Durch griech. Klöster kam der Titel auch nach Sicilien. Ihn führen auch die Generaläbte der unirten Griechen in Polen, Galizien, Siebenbürgen, Ungarn, Slawonien und Venedig.

Archimēdes, berühmter Mathematiker und Physiker des Alterthums, war geb. 287 v. Chr. zu Syrakus und ein Verwandter des Königs Hiero, scheint aber kein öffentliches Amt bekleidet, sondern sich ausschließlich wissenschaftlicher Forschung gewidmet zu haben. Er hat die Mathematik wie die Physik mit Entdeckungen von höchster Wichtigkeit bereichert. In der Arithmetik machte er sich durch seine Schrift »Der Sandrechner« am berühmtesten. Er gibt darin die Berechnung einer Zahl, die größer ist als die vermuthliche Zahl aller Sandkörner, welche der Weltraum (nach seiner Vorstellung) zu fassen vermag. A. führte die Rechnung mit Hülfe einer arithmet. Progression aus, indem er zeigte, daß das 50. Glied einer geometr. Proportion, deren 1. Glied 1 und deren Exponent 10 ist, schon hinreiche, die Zahl der Sandkörner auf der damals bekannten Welt anzugeben. Mit Vorliebe beschäftigte sich aber A. mit geometr. Problemen. Er fand, daß ein Kegel, eine Halbkugel und ein Cylinder von gleicher Grundfläche und Höhe ihrem Inhalt nach sich wie 1:2:3 verhalten, und lieferte dafür einen Beweis, der noch jetzt in den geometr. Lehrbüchern aufgeführt wird. Dem Erfinder selbst machte die Entdeckung so viel Freude, daß er eine darauf bezügliche Figur für sein Grabmal bestimmte. A. legte die Resultate dieser Untersuchung nieder in seiner Schrift »Ueber Kugel und Cylinder«. In seiner Schrift »Ueber Kreismessung« lehrte er zuerst, daß der Kreis an Flächengehalt einem Dreieck gleich sei, das zur Höhe den Halbmesser des Kreises und zur Grundlinie dessen Peripherie hat. Das Verhältnis der Peripherie zum Durchmesser suchte er mit Hülfe zweier regulären Vielecke auszudrücken, von denen das eine in, das andere um den Kreis beschrieben ist, und fand das Verhältnis der Peripherie zum Durchmesser kleiner als $^{22}/_{7}$ und größer als $^{223}/_{71}$. In seinen zwei Büchern »Ueber Konoïde und Sphäroïde« vergleicht er diese mit Cylindern und Kugeln von gleicher Höhe und gleichem Durchmesser und untersucht ihr gegenseitiges Verhältnis. Seine Untersuchungen über Schnecken- und Spiral-

linien sind ebenso scharfsinnig wie tief in die Sache eingehend, wenn auch in der Form, in welcher wir diese Untersuchung haben, nicht alles mehr verständlich ist. A. ist ferner als Vater der Theorie der Statik anzusehen. Seine zwei Bücher »Ueber das Gleichgewicht oder den Mittelpunkt der Schwere bei Flächen« enthalten neue Lehren über Hebel, Schwerpunkt und mechanische Gesetze überhaupt. Auf solche Untersuchungen gestützt, behauptete A., die Erde aus ihren Angeln heben zu können, wenn ihm ein fester Punkt im Weltraum gegeben würde, an welchen er seinen Hebel anlegen könne (»gib mir einen Punkt, wo ich stehen kann«). Badend soll er das Hydrostatische Gesetz (Archimedisches Princip) gefunden haben, daß ein ins Wasser getauchter Körper hier soviel an Gewicht verliert, wie die von ihm verdrängte Wassermenge wiegt. Hierauf bauend, löste A. die Aufgabe, aus dem wirklichen Gewicht eines Körpers, seinem Gewichtsverlust im Wasser und den bekannten Gewichtsverlusten der Stoffe, aus welchen er zusammengesetzt ist, das Quantum dieser einzelnen Stoffe in der Mischung zu finden. Die Veranlassung zu diesem, vorzugsweise mit dem Namen der Archimedischen Aufgabe bezeichneten Problem wurde dadurch gegeben, daß Hiero gern wissen wollte, ob der Goldarbeiter zu einer königl. Krone, die derselbe gemacht hatte, alles zugewogene Gold, oder statt dessen auch geringeres Metall (Silber) verwendet habe. A. sann lange Zeit vergeblich nach, bis er endlich im Bade jenes hydrostatische Grundgesetz fand, worauf er mit dem Ausrufe »Heureka!« (ich hab's gefunden!) aus dem Bade sprang und auf sein Arbeitszimmer eilte, um seine Theorie zu prüfen. Er nahm zwei Klumpen reines Gold und reines Silber von gleichem Gewicht und versenkte zuerst das Gold in ein Gefäß mit Wasser. Von diesem wurde dadurch eine gewisse Quantität durch eine angebrachte Oeffnung verdrängt. Dieses abgeflossene Wasser wurde aufbewahrt, das Gefäß aber wiederum bis zur Oeffnung gefüllt und der Klumpen Silber hineingebracht, der natürlich eine größere Menge Wasser verdrängte. A. wog nun die beiden Quantitäten des abgeflossenen Wassers und fand, daß 19,64 Pfd. Gold ebensoviel Wasser heraustreiben, wie 10,5 Pfd. Silber. Jetzt brachte er die Krone, welche ein Gewicht von 20 Pfd. hatte, in das wieder gefüllte Gefäß. Es floß natürlich weniger Wasser heraus, als bei einer gleich schweren Menge Silber, aber mehr, als herausgeflossen sein würde, wenn die Krone reines Gold gewesen wäre. Wie er vorher gefunden, daß 19,64 Pfd. Gold im Wasser 1 Pfd., und 10,5 Pfd. Silber auch 1 Pfd. Gewichtsverlust erleiden, so fand er jetzt, daß die 20 Pfd. schwere Krone im Wasser einen Gewichtsverlust von 1,25 Pfd. erlitt. Die Frage war: Wie viel Gold (x) und wie viel Silber mag in der Krone enthalten sein? Algebraisch behandelt steht der Ansatz so: Ist x Pfd. Gold, also 20—x Pfd. Silber in der Krone enthalten, so verlieren jene x Pfd. im Wasser $\frac{x}{19,64}$, diese 20—x Pfd. aber $\frac{20-x}{10,5}$ Pfd. Dieses zusammengenommen, muß der ganze Gewichtsverlust der Krone selbst $\frac{x}{19,64} + \frac{20-x}{10,5} = 1,25$ sein, woraus sich Gold $x = 14,77...$ Pfd., Silber 5,22... Pfd. ergibt. A. hat das Problem in seinen zwei Büchern »Von den schwimmenden Körpern« entwickelt. In der praktischen Mechanik hat er, abgesehen von der bereits erwähnten Begründung der Gesetze des Hebels, die ausgezeichnetsten Erfindungen gemacht, von denen uns aber leider die meisten nur noch dem Namen nach bekannt sind. Näher bekannt sind uns von den archimedischen Maschinen nur die Wasserschraube oder archimedische Schnecke, die Schraube ohne Ende, der Polyspast oder Flaschenzug und die Sphäre zur Darstellung der Gestirne oder das archimedische Planetarium. Letzteres soll von Eisen und genau genug gewesen sein, um zu zeigen, in welchem Verhältnis die scheinbaren Geschwindigkeiten der einzelnen Planeten zu einander stehen. Höchst merkwürdig ist es, daß A. auch schon die Kraft des heißen Wasserdampfes kannte und den Versuch machte, den Dampf für Geschütze anzuwenden. Aus den Manuskripten des Lionardo da Vinci theilte Delécluze (im franz. Journal »L'Artiste« 1841) die seitdem berühmt gewordene Stelle mit, in welcher Lionardo da Vinci von dieser Erfindung des A. als von einer ausgemachten Thatsache spricht. Er nennt sie die Erfindung des Erzbonners. Das metallene Geschütz stand mit einem Drittel seines Körpers in Kohlenfeuer, wodurch das in ihm befindliche Wasser in Dampf verwandelt wurde, der durch einen Hahn in eine Röhre mit starkem Geräusch und solcher Kraft eintrat, daß er eine Kugel von einem Talent (125 Pfd.) Gewicht auf große Entfernung schleuderte. Was aber A. die größte Bewunderung aller Zeiten erwarb, war die Vertheidigung von Syrakus. Die Römer belagerten unter Marcellus im zweiten Punischen Kriege (212 v. Chr.) die reiche Stadt. A. aber fügte den Belagerern durch seine Maschinen, womit er Steinmassen auf die Anstürmenden schleuderte, großen Schaden zu. Polybius, Livius und Plutarch, welche hierüber ausführlich berichten, erwähnen dabei nicht der Brennspiegel, durch welche A. die römischen Schiffe in Brand gesteckt haben soll. Dio und Diodor hingegen geben hiervon eine unbestimmte dunkle Notiz; in späterer Zeit berichten Zonaras und Tzetzes davon ausführlich. Die heutige Physik setzt die Wahrheit der Sache sehr in Zweifel, obwohl Tschirnhaußen, Büffon und J. P. v. Capelle die Möglichkeit der Operation, besonders durch eine Zusammenstellung mehrerer Planspiegel, nachgewiesen haben. Auch ward 1777 durch ein aufgefundenes Fragment des Anthemios gezeigt, daß A. sich einer solchen Verbindung mehrerer Planspiegel bedient habe. Bekannt ist, daß alle Kunst des A. das Schicksal von Syrakus nicht abzuwenden vermochte. Als endlich die Römer die Stadt erstürmten, saß A. auf dem Boden seines Arbeitszimmers, der mit Sand bestreut war, ganz vertieft in die Betrachtung geometrischer Figuren, welche er in denselben gezeichnet hatte. Dem röm. Soldaten, der plünderungssüchtig eintrat, rief er zu: »Verdirb mir meine Kreise nicht!« (Noli turbare circulos meos!); der rohe Krieger aber tödtete den Greis auf der Stelle. So endete A. im 75. Jahr seines Lebens. Ein Denkmal zierte sein Grab, das Cicero als Quästor in Sicilien wieder auffand; erst seit dem Untergang des klassischen Lebens ist es verschollen. Von den Schriften des A. gibt es mehrere Ausgaben, worunter die von Torelli (»Archimedis quae supersunt opera omnia«, Orf. 1792) die beste ist. Eine deutsche Uebersetzung lieferte Nizze (Stralf. 1824). Den »Sandrechner« (Arenarius) übersetzten Sturm (Nürnb. 1667) und Krüger (Quedlinb. 1819); die zwei Bücher über

Kugel und Cylinder und das über Kreismessung Hauber (Tübingen 1798); die Kreismessung gab griechisch und deutsch Gutenäcker (2. Ausg., Würzb. 1828) heraus. Außer den genannten Schriften werden dem A. mehrere andere zugeschrieben, welche entweder untergeschoben, oder doch wenigstens im Original nicht mehr vorhanden sind, z. B. »Lemmata« oder »Assumta«, nur in lateinischer Uebersetzung vorhanden, zuletzt herausgegeben von Alphonsus Borelli 1661). Der älteste Kommentator des A. ist Eudokios von Askalon, der indeß nur die Schriften über Kugel und Cylinder, über Kreismessung und über Gleichgewicht kommentirte. Bei der Einnahme von Konstantinopel wurde das griech. Original der Werke des A. gefunden, nach Italien und endlich nach Deutschland gebracht, wo es Thomas Geschauff, Venatorius genannt, mit lateinischer Uebersetzung (Basel 1554) herausgab.

Archimedische Schraube, s. v. w. Schraube ohne Ende oder Wasserschraube, Wasserschnecke, angeblich Erfindungen des Archimedes.

Archimedisches Princip, s. Archimedes.

Archipelăgus (abgekürzt Archipēl; zuerst im 13. Jahrh. in der ital. Form Arcipelago gebraucht), bezeichnet in der geograph. Kunstsprache ein Inselmeer, eine inselreiche Meergegend, oder die größeren oder kleineren Inselgruppen selbst, welche theils als Zubehör der Festländer, theils als kleine Welten für sich in den verschiedenen Oceanen gebettet sind. Zu den ersteren, den kontinentalen Archipelen, welche meist in der Nähe stark gegliederter Küsten liegen, oder brückenartige, große Wasserbecken umschließende Verbindungsglieder zwischen größeren kontinentalen Massen bilden, gehören der A. der Chiloëinseln, der patagonische, der arktische A. im äußersten N. Amerika's u. a.; zu den pelagischen Archipelen, die am meisten im Großen Ocean vorkommen, der Lord-Mulgraves-A., der Mendañasarchipel (Marquesasinseln), der Tonga- oder Freundschaftsarchipel, der Hawaiarchipel (Sandwichinseln) ꝛc. Die wichtigsten Archipele sind aber der Westindische, der Indische und besonders der Griechische A. (s. Karte »Griechenland«), welch letzterer vorzugsweise und von jeher A. genannt wird. Derselbe begreift den zwischen Asien und Europa, außerhalb der Dardanellen, also zwischen Thrakien, Makedonien, Thessalien, Griechenland und Kleinasien liegenden nordöstlichen Theil des Mittelmeers, welcher im S. durch die Insel Kreta gegen das inselfreie östliche Becken jenes Meeres gleichsam einen dämmenden Abschluß erhält. Die gesammten Inseln dieses A., welche sich deutlich als insulare Fortsetzungen der oft weit ins Meer hinausspringenden Gebirgsketten Kleinasiens und der griech. Halbinsel zu erkennen geben, zerfallen in mehrere Gruppen und Reihen. Zu Thrakien gehören die südlich von der thrakischen Küste liegenden Inseln Thasos, Samotraki, Imbro und das weiter ab liegende Stalimene (Lemnos). An sie schließen sich die Inseln der kleinasiatischen Küste an, unter denen Tenedos, Mytilene, Skio, Samos und Rhodos die bedeutendsten sind. Mit letztgenannter Insel beginnt die Inselreihe, welche in einem weiten Bogen den A. gegen S. hin abschließt und in der Insel Kreta, welche nach O. durch Karpathos und Kasos mit Rhodos, nach W. zu durch Cerigotto und Cerigo mit dem Peloponnes im Zusammenhang steht, ihren Mittelpunkt hat. Als Gliederungen des Festlandes von Hellas sind das unmittelbar anliegende Negroponte, die sogen. nördlichen Sporaden und die Gruppe von Skyros, die in nordöstlicher Richtung nach dem thrakischen Chersones hinüberweist, sowie die zahlreichen Kykladen, welche in zwei oder drei nach O. gerichteten Hauptzügen vom Kap Kolonnä und von Negroponte aus sich nach der karischen Küste hinüber erstrecken, zu betrachten. Diese verschiedenen, den A. durchsetzenden Inselketten theilen denselben in mehrere Theile. Der nördliche hieß schon bei den Alten Aegëisches Meer, welchen Namen man jetzt gewöhnlich über den ganzen A. ausdehnt; der südöstliche Theil war das Ikarische, der südwestliche zwischen den Kykladen und dem Peloponnes das Myrtoische und der zwischen den Kykladen und Kreta das Kretische Meer. Diese Inseln sind nach neueren geognostischen Forschungen die einzigen europäischen Inseln, welche man als Reihenvulkane betrachten kann, obgleich sie nur mehr als Versuche der Natur erscheinen, Vulkane zu bilden, ohne den Zweck völlig erreicht zu haben. Sie sind eigentlich nicht sporadisch zerstreut oder kykladisch versammelt, wie man von Alters her angenommen hat, sondern sie bilden mehr in Reihen die Fortsetzungen der Gebirge des festen Landes mit den gleichen Felsarten, bis sie in weiterer Entfernung nach und nach so niedrig werden, daß sie sich nicht mehr als Inseln über den Spiegel des Meeres erheben. Die Bergkette von Thessalien setzt sich über Negroponte, Andro, Tino, Mykone fort; die des Pindos, aus Urgebirge bestehend, zwischen Epiros und Makedonien, geht über den Oeta durch Attika und weiter über Zea, Syra, Paros, Naxia, Amorgo, Stampalia. Gneis und Glimmerschiefer sind die herrschenden Gebirgsarten, nicht aber basaltische oder vulkanische Schichten. Ebenso bilden die Inseln Salamis und Aegina, aus Dolomiten der Juraformation bestehend, die Fortsetzung der südlich vom Pindos auslaufenden Kette von Kalkbergen der Flötzformation, die durch Epiros geht, den Parnaß und den Helikon in sich schließt und sich nach Megara hin zu jenen Inseln herabsenkt. Die Trachyt- oder vulkanischen Inseln, wozu der größte Theil von Aegina, die Halbinsel von Methone und die Inseln Paros, Milo, Antimilo, Argentiera, Polino, Polikandro und Santorin gehören, haben, wie die in historischer Zeit geschehene Erhebung der Insel Santorin zeigt, den Thonschiefer, der in Böotien südlich von Theben liegt, wahrscheinlich durchbrochen. Santorin, Therasia und Aspronisi bilden als Erhebungsinseln ein Ganzes. Im Jahr 184 v. Chr. erhob sich dort die Insel Hiera (jetzt Paläo Kaimeni), 1573 n. Chr. die kleine Insel Kaimeni unter Auswürfen von Dampf und Bimssteinen, endlich von 1707—1709 eine neue Insel Kaimeni in der Mitte des Bassins mit noch fortdauernden Schwefeldämpfen. Die jüngsten vulkanischen Erscheinungen fanden 1867 statt. Milo ist ein Erhebungskrater, der eine wahre Solfatara trägt. Alle übrigen Inseln der Reihe bestehen aus Trachyt; basaltische Schichten und Säulen haben die Inseln Lemnos und Mytilene aufzuweisen.

Wie die Inseln des Griechischen A. hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit, sowie der Thier- und Pflanzenwelt den Charakter der benachbarten Kontinente tragen, so waren dieselben auch hinsichtlich ihrer Schicksale von Griechenland und Kleinasien abhängig. Vor Alexander d. Gr. theils frei und eigene Staaten bildend, theils, vornehmlich seit den Perserkriegen, von Athen oder Sparta beherrscht,

theils unter persischer Oberherrschaft stehend, wurden sie endlich mit allen diesen Ländern dem makedonischen Reich einverleibt und kamen mit Griechenland und den Staaten der Diadochen später unter röm. Herrschaft. Nach der Theilung des röm. Reichs stand der A. unter byzantinischer Gewalt bis 1185, wo die Venetianer auf einigen Inseln festen Fuß faßten. Im Jahr 1207 eroberte der Venetianer Marco Santo, vom lateinischen Kaiser Heinrich dazu ermächtigt, die Inseln Naxos, Paros, Antiparos, Santorin, Anaphi, Argentiera, Milo, Siphno, Polikandro u. a., machte sich zum unabhängigen Herrn derselben und nahm den Titel eines »Herzogs des A.« an. Seine Nachkommen herrschten als Herzöge von Naxos fast drei Jahrhunderte lang über die meisten der genannten Inseln, bis 1556 Sultan Selim II. den letzten Herzog Jacobo Crispo, nachdem derselbe schon einige Jahre vorher sich als seinen Vasallen bekannt, gefangen setzte und die Inseln dem Juden Michez verlieh. Bald darauf wurden sie dem osmanischen Reich einverleibt. Im Jahr 1686 nahmen wieder die Venetianer einige Inseln in Besitz; im ganzen aber blieb der A. unter türkischer Herrschaft bis zur Stiftung des Königreichs Griechenland, an das die Kykladen, die nördlichen Sporaden und Skyros abgetreten werden mußten, während die Inseln an der thrakischen wie an der kleinasiat. Küste bei der Türkei verblieben. Die große Mehrzahl der Bewohner aller dieser Inseln besteht aus Griechen, welche als kühne Seefahrer sich einen Namen gemacht haben.

Architekt (griech., »Baumeister«), derjenige, welcher die Baukunst praktisch ausübt, indem er sowohl die Entwürfe zu Gebäuden macht, als auch deren Aufführung leitet und beaufsichtigt. Wegen der engen und vielfachen Beziehungen, in denen die Baukunst zum praktischen Leben steht, hat man die Architekten den Staatsbeamten eingereiht, und sie müssen demzufolge nicht nur die vorgeschriebenen theoretischen und praktischen Studien durchmachen, sondern auch ihre Befähigung insbesondere noch durch das Bestehen einer oder mehrerer Staatsprüfungen nachweisen. Die Studien des Architekten erstrecken sich über alle zur Baukunst in näherer oder entfernterer Beziehung stehenden Disciplinen, also über reine und angewandte Mathematik, Naturwissenschaften, namentlich Physik und Chemie, dann über die zur Ausübung der Landbaukunst erforderlichen Kenntnisse, sowie über die Regeln und Grundsätze des Wasser-, Weg-, Eisenbahn- und Maschinenbaues, endlich auf die Darstellung mittels Zeichnung; in höherem Grade verbreiten sie sich insbesondere auch über die Geschichte der Baukunst und der Baustile aller Länder und Zeiten, über Konstruktionslehre, Dynamik, höhere Analysis und die ästhetischen Grundlagen der Baukunst. Im Mittelalter waren die Architekten in eigenen Korporationen vereinigt, die unter dem Namen Bauhütten (s. d.) eine sehr eigenthümliche Organisation besaßen. Die Ausbildung der Architekten war damals vorzugsweise eine praktische; auch war die Ausübung der Baukunst und der bildenden Künste oft in Einer Person vereinigt, wie Raffael, Michelangelo, Lionardo da Vinci, Dürer u. a. zugleich Maler und Baumeister waren. Zum Behuf der gegenseitigen Förderung in der wissenschaftlichen Fachbildung, sowie des Ideenaustausches und der Herstellung eines kollegialischen Verkehrs sind in neuerer Zeit Architektenvereine (oder Architekten- und Ingenieurvereine) ins Leben getreten, von denen als die bedeutendsten das Royal institute of British architects in London (keine königl. Anstalt, sondern ein Privatverein), der Architektenverein zu Berlin, die Architekten- und Ingenieurvereine zu Wien, zu Hannover und zu München zu nennen sind. Organe des Londoner Instituts sind die »Transactions«, des Berliner ein »Notizblatt« (Berl. 1833—34; neue Folge, das. 1847 ff.), dessen Redaktion von drei ausgezeichneten Architekten besorgt wird, während die namhaften Zeitschriften des österreich., hannov. und bayr. Ingenieurvereins neben architektonischen auch die Interessen des Ingenieurwesens vertreten. Architektenversammlungen werden jetzt auch in Deutschland, wie früher schon in andern Ländern, jährlich abgehalten. Als die bedeutendsten müssen die alle zwei Jahre wiederkehrenden Wanderversammlungen deutscher Architekten und Ingenieure bezeichnet werden, deren zwölfte 1872 in Karlsruhe stattgefunden hat, auf welcher zugleich die Grundlage zu einem engeren Verbande der deutschen Techniker gelegt worden ist.

Architektonik (griech.), s. v. w. Architektur; Systemlehre.

Architektur, s. Baukunst.

Architekturmalerei, diejenige Gattung der Malerei, welche die Werke der Baukunst an und für sich zum Vorwurfe ihrer Darstellung wählt. Bei den Völkern des Alterthums und des Mittelalters kann von einer A. nicht gesprochen werden, indem die Architektur hier einfach als Hintergrund, oder Umrahmung eines Gemäldes, oder auch als bloße phantastische Dekoration verwendet wird. Zur Ausbildung einer eigentlichen A. war vor allem das Auftreten der Gebrüder van Eyck (um 1426) entscheidend, die, mit tiefer Kenntnis der Linearperspektive und der Gesetze der Architektur ausgerüstet, ihre Figuren in reale Baulichkeiten hineinstellten. Ihre Principien verbreiteten sich über den ganzen Norden und übten selbst auf die ital. Kunst einen entscheidenden Einfluß aus. Zur völligen Emancipation der A. von der kirchlichen Malerei kam es freilich erst im 16. Jahrh., und zwar vor allem in den Niederlanden, wo die Anregung der van Eyck in voller Stärke fortgedauert hatte. Voran schritt hier Jan Vredeman de Vries (geb. 1527), der Hendrik van Steenwyck den Aelteren unterrichtete, dem wieder sein Sohn Hendrik van Steenwyck (lebte noch 1642) und Peter Neefs der Alte folgten. Sie liebten noch immer die Staffage aus der heil. Geschichte, Befreiung Petri ꝛc. Den größten Ruhm unter ihnen genießt Neefs, der die Linien- und Luftperspektive mit Meisterschaft beherrschte; Teniers, Franck, Brueghel u. a. haben seine Gemälde staffirt. Doch hat er keineswegs den Höhepunkt der A. erreicht, indem ihm noch immer die harte, scharfe Behandlung der älteren Meister anhing; zur völligen Freiheit gelangte die A. erst durch Männer wie S. van Ehrenberg, Ghering, P. Neefs den Jüngeren u. a. in Belgien, de l'Orme, van Deelen, H. van Vliet u. a. in Holland, namentlich aber durch den unübertroffenen Emanuel de Witte (1607—92, lebte zu Amsterdam), auf den Rembrandts malerische Behandlung von größtem Einfluß war. Er malt ebenso weich wie bestimmt, sein Helldunkel ist von großer Kraft, und er versteht die malerische Wirkung der Architektur zu voller Geltung zu bringen. Auch der große Landschafter J. van Ruysdael verstand sich meisterhaft

auf die A. Ueberhaupt ist die ganze holländische Schule des 17. Jahrh. durch ihre Interieurs, ihre Stadt- und Straßenprospekte, in welch letztern sich namentlich J. van der Meer und J. van der Heyden auszeichnen ꝛc., der A. zugewendet; wollte man aber alle diese Meister aufzählen, so würde man kaum ein Ende finden. In Italien brachte es die A. nicht zu einem besondern Zweige; hier betrachtete man Landschaft und Architektur als bloßen Hintergrund des Historienbildes. Benozzo, Gozzoli, Ghirlandajo, Perugino, Raffael u. a. malten wohl Architektur, aber nicht um ihrer selbst willen. Mehr war man in der venetianischen Schule der A. zugewendet, ohne sie freilich auch vom Historienbild loszulösen, bis denn endlich im 18. Jahrh. A. Canale und sein Neffe Bellotto (genannt Canaletto), Guardi u. a. die Schönheit der venetianischen Paläste und Kanäle uns darstellten. Freilich gehörte dies nicht zur A. im engern Sinn, sondern zur Gattung der architektonischen Prospekte. Im Beginn der modernen Kunstentwickelung ist vor allen Schinkel zu nennen, der mit einer entschieden klassischen Richtung den ausgezeichnetsten Sinn für dekorative Wirkung verband und neben eigenen Schöpfungen, unter denen die Interieurs der Peterskirche und des Mailänder Doms, sowie eine Anzahl kulturgeschichtliche Epochen charakterisirender architektonischer Kompositionen hervorzuheben sind, auch die Anregung zu den mit wahrhaft künstlerischer Vollendung ausgeführten Theaterdekorationen gab. In letzterem Fache leistete namentlich Karl Gropius Ausgezeichnetes, wie z. B. seine Kathedrale zu Reims zur »Jungfrau von Orléans« beweist. Weltbekannt sind die Dioramen desselben Künstlers. Domenico Quaglio (gest. 1837) erhob die Staffeleiarchitekturmalerei wieder aus ihrem Verfall. Ausgezeichnete Architekturmaler waren Hasenpflug in Halberstadt, welcher alte Klostergänge meist in winterlichem Prospekt zu malen liebte, Ainmüller und Vermeersch in München. Pulian in Düsseldorf wählte vorzugsweise alterthümliche Straßen, alte, schadhafte Kirchen ꝛc. zur Darstellung. Noch verdienen genannt zu werden: Gärtner, Helfft, Dietrich, Konrad, v. Bayer, Neher, Gerhardt, Mayer und der treffliche Aquarellist R. Alt. Der berühmteste lebende deutsche Architekturmaler ist Karl Gräb in Berlin, meisterhaft in der Perspektive und der sorgfältigen, aber immer malerischen Ausführung. In Frankreich ist Granet (gest. 1849) als der gefeiertste Architekturmaler der Neuzeit zu nennen, der seine Gegenstände immer von der originellsten und charakteristischsten Seite aufzufassen und mit sehr wirkungsvoller Staffage auszustatten verstand. In Frankreich, wo die Aquarellmalerei neuerlich so beliebt wurde, wandten viele Künstler auch diese mit Erfolg zu architektonischen Darstellungen an; so Ouvrié, Garnerey, Rochebrune, Villeret. Dasselbe geschah in England von Haghe, Chase, Howse u. a. Andere in England gerühmte Architekturmaler sind Prout mit seinen italienischen, deutschen und andern Prospekten; Roberts, der spanische und orientalische Bauwerke mit seltener Genauigkeit und Wahrheit zur Anschauung zu bringen weiß; ferner Mackenzie, Goodall, Williams u. a. Unter den Italienern werden neben andern Migliara, Bisi und Nerly (Nehrlich, ein Deutscher, genannt der neue Canaletto), unter den Holländern und Belgiern Waldorp, Carsen, Bosboom, van Haanen, ten Kate, Springer und Bossuet genannt.

Architrāv (griech., das Epistylion der Griechen), der erste, unmittelbar auf den Kapitälen der Säulen griechischen und römischen Stils aufruhende Querbalken, welcher die übrigen Theile des Gebälkes und Daches trägt, ist entweder glatt oder in 3 bandartig aufeinander folgende Streifen getheilt (dreitheiliger A.), welche seine Unterkante mit der Stirnfläche des ganzen Gebälks vermitteln. Gewöhnlich trägt er an den Trennungsgliedern dieser Streifen in horizontalen Reihen angebrachte Ornamente, welche theils Blattreihen, theils Perlschnüre darstellen. Im dorischen Stil ist er glatt und bildet



Architrav der dorischen Ordnung vom Parthenon.

den Träger der Triglyphen (Dreischlitze, a) und Metopen (Zwischenfelder, b) und des Tympanons (Giebels), wie die beigegebene Abbildung eines Theils des Parthenons in Athen zeigt; im ionischen und korinthischen Stil ist er dreitheilig und bildet den unmittelbaren Träger des Bilderstreifens (Zophoros). Der Barockstil, dem das Rokoko folgte, hat ihn wider die Logik des Stils und der Technik geschweift und nach außen oder innen gekrümmt gebildet.

Archīv (ital. archivio, lat. archium oder archivum, griech. archeion, d. i. Rathhaus), eine Sammlung von Urkunden, Akten, Aufsätzen, die in der Absicht gemacht ist, die Kunde von Thatsachen der Vergangenheit der Nachwelt zu überliefern. Man unterscheidet öffentliche und Privatarchive, je nachdem dieselben unter öffentlicher Autorität oder ohne solche angelegt sind. Oeffentliche Archive sind neben denen der landesherrlichen Behörden die der Städte, Landstände, Universitäten, Schöffenstühle, Kirchen, Klöster, Dorfgemeinden; private die der Innungen, Vereine, einzelner Familien. Bei Staatsarchiven unterscheidet man Haupt- und Nebenarchive (Provinzial-, Kreis-, Kammer-, Amtsarchive); erstere gewöhnlich in der Hauptstadt, letztere am Sitze der für einen bestimmten Bezirk vorhandenen Staats-

behörden befindlich. Hebräer, Aegypter und Griechen hatten Archive meist in ihrem Haupttempel; die Römer benutzten als Staatsarchive die Tempel der Ceres und des Saturn, später Kirchen. Justinian ertheilte den in öffentlichen Archiven aufbewahrten Urkunden Beweiskraft. Karl d. Gr. verordnete die Anlegung von Archiven. Die kirchl. Archive enthalten die ältesten Urkunden; die der Städte und Fürsten reichen selten über das 12. Jahrh. zurück. Das ehemalige deutsche Reichsarchiv war an mehrere Orte vertheilt. Zu Wien befand sich das kaiserl. Reichshofarchiv, aus der geheimen Reichshofregistratur deutscher und latein. Expedition für Staats-, Lehns-, Gnaden- und andere außergerichtliche Sachen in Deutschland und Italien, der Reichshofrathsregistratur für streitige Civil- und Lehnrechtssachen und der Registratur des Reichshoftaramts bestehend; zu Wetzlar und für ältere Sachen zu Aschaffenburg das A. des kaiserl. und Reichskammergerichts; zu Regensburg das Reichstagsdirektorialarchiv; zu Mainz das erzkanzlerische Reichshauptarchiv, das jetzt in dem vormaligen Deutschordenshaus zu Frankfurt aufbewahrt ist. Das deutsche Bundesarchiv befand sich bis zur Auflösung des Deutschen Bundes in dem fürstl. thurn- und taxis'schen Palast zu Frankfurt a. M. Das ehemals gemeinschaftliche sächsische A. zu Wittenberg wurde 1802 unter die sächsischen Häuser mit Vorbehalt der Gemeinschaft und gegenseitiger Mittheilung sämmtlicher Urkunden vertheilt. Eins der wichtigsten Archive für historische Forschung ist das Reichsarchiv zu München. Auch außerhalb Deutschlands bestehen zwei Archive, von denen durch Ordnung und Liberalität der Benutzung sich namentlich einige italienische, obenan das mustergültige, durch Bonaini geschaffene toskanische Centralarchiv in Florenz, auszeichnen.

Hinsichtlich der äußern Einrichtung eines Archivs ist darauf zu sehen, daß die Akten und Urkunden äußerlich gut erhalten werden. Die innere Einrichtung bezweckt leichte Auffindbarkeit jedes einzelnen Aktenstückes. Allgemeine und besondere Repertorien ermöglichen die Uebersicht über das im A. Vorhandene. Die Zeugnisse der Archivbeamten oder Archivarien über Gegenstände des Archivs sind beweisend. Das Beamtenpersonal pflegt bei größeren Archiven aus einem Archivdirektor, mehreren Archivsekretären, Kanzlisten und Dienern zu bestehen. In vielen Staaten hat man eine eigene Vorbereitung für diesen Dienst eingeführt (z. B. in Bayern und Italien), und es hat sich eine besondere Disciplin daraus gebildet, die Archivwissenschaft, das ist die systematische Darstellung der Grundsätze, welche für die Einrichtung und Erhaltung der Archive gelten; ein Theil derselben ist die Diplomatik oder Urkundenlehre. Für die Archivordnung empfehlen sich folgende drei Abtheilungen: Realien mit scientifischer Ordnung (aus allen Zweigen des Staatslebens), Gesetze und Verordnungen für das ganze Land. Lokalien geographisch geordnet und nach den Gegenständen in weitere Unterabtheilungen zerfallend. Personalien nach Geschlechtern oder Personen alphabetisch geordnet. Sollen die Archive ihrem Zweck entsprechen, so müssen liberale Grundsätze hinsichtlich ihrer Benutzung gelten, was trotz großer Fortschritte gegen früher selbst in Deutschland noch nicht durchweg der Fall ist. Vgl. v. Abele, Geschichte des Kanzlei- und Archivwesens (Kempt. 1798); Oegg, Ideen einer Theorie der Archivwissenschaft (Gotha 1804); Brand, Archivwissenschaft (Paderb. 1854); Oesterreicher und Döllinger, Zeitschrift für Archiv- und Registraturwissenschaft (Bamb. 1806); Bronner, Anleitung, Archive und Registraturen einzurichten und zu besorgen (Aarau 1832); Höfer, Erhard und Medem, Zeitschrift für Archivkunde, Diplomatik und Geschichte (Hamb. 1834—36, 2 Bde.); Friedemann, Zeitschrift für die Archive Deutschlands (Hamb. u. Gotha 1846—53, 2 Bde.).

Archivāl (griech.), urkundlich; einem Archiv angehörig. Archivār, Archivbeamter, Urkundenbewahrer (s. Archiv).

Archivolte (ital.), Simswerk um einen Bogen, oder die architravirte Einfassung und Verkleidung eines Bogens, z. B. bei Brücken, Fenstern, Thüren 2c.

Archivrecht, im subjektiven Sinn das Recht, öffentliche Archive anzulegen und den in ihnen aufbewahrten Urkunden den Charakter der Echtheit zu verleihen; im objektiven Sinn der den archivalischen Urkunden vermöge jener Befugnis beigelegte Vorzug hinsichtlich der Beweiskraft. Das subjektive A. kann nur dem Regenten oder bestimmten Korporationen (Kommunen) zustehen. Die wichtigste Seite dieses Rechts ist die besondere Glaubwürdigkeit und Beweiskraft der in öffentlichen Archiven aufbewahrten Urkunden; diese aber kann nur ein Ausfluß des Gesetzgebungsrechts sein. Denn das Recht, Archive zu errichten, steht auch Privatpersonen zu. Aber der objektive Begriff des Archivrechts setzt voraus, daß dem Archiv, aus dem die Urkunde entnommen wird, der Charakter der Oeffentlichkeit zukommt, und daß dieses Archiv von einem beeidigten und verpflichteten Archivar verwaltet wird. Derselbe ist verpflichtet, eine Urkunde nur nach sorgfältiger Prüfung, ob sie Original und echt ist, in das Archiv aufzunehmen; hierauf beruht das A. oder die besondere processualische Beweiskraft der archivalischen Urkunden; dieselbe besteht in folgendem: 1) Jede Archivalurkunde gilt so lange für ein Original, bis der die Originalität Bestreitende den Beweis des Gegentheils führt. 2) Jedes im Archiv aufbewahrte Original, auch wenn es seiner Entstehung nach eine Privaturkunde ist, hat die Eigenschaft einer öffentlichen, daher eine eidliche Ableugnung durch den, gegen welchen sie im Proceß producirt wird, unzulässig ist. 3) Die Archivalurkunde ist ihrem ganzen Inhalt nach beweiskräftig; diese Wirkung kann nur durch den Gegenbeweis zerstört werden, daß die Urkunde nicht absichtlich, sondern durch Zufall in das Archiv gekommen sei.

Archonten (griech., eigentlich »Herrscher, Anführer«), Titel höherer Civil- und Militärbeamten in den Freistaaten des alten Griechenland. In Athen wurden seit 683 v. Chr. jährlich 9 A. gewählt. Nach einer alten, aber sehr unwahrscheinlichen Tradition sollen schon seit Kodros' Tode (1068) die Herrscher Athens, sowohl die erblichen, welche von 1068—752, wie auch die auf je 10 Jahre gewählten, welche von 752—683 regierten, den Titel A. geführt haben; als der erste derselben wird des Kodros Sohn Medon genannt. Von 683 bis auf Solon war das Archontat ein jährlich neu gewählter Ausschuß des Adels, der Eupatriden. Nach dem Namen des ersten A. (Archon Eponymos), der nach heutigen Begriffen etwa die Stellung eines Präsidenten der Republik einnahm und die Oberaufsicht über das ganze Gemeinwesen hatte, wurde das Jahr benannt; der zweite (Basileus) verwaltete die Kultussachen und

übte die Jurisdiktion in allen Erbschaftssachen aus; der dritte (Polemarchos) hatte die Leitung der militär. Angelegenheiten. Die anderen sechs hießen Thesmotheten (»Gesetzgeber«) und scheinen Richterfunktion gehabt und kollegialisch die vorschriftsmäßige Handhabung der Gesetze überwacht zu haben. Auch lag ihnen die Leitung der Abstimmungen in der Volksversammlung, sowie die Ratificirung der mit andern Staaten abgeschlossenen Verträge ob. Jeder der drei oberen A. hatte das Recht, sich zwei Beisitzer (Paredroi) zu wählen, den sechs andern standen Mitberather (Symbuloi) zur Seite. Durch die solonische Verfassung (593) verloren die A. einen Theil ihrer frühern Bedeutung, indem sie die Gesetzgebung und Verwaltung mit dem Rathe der Vierhundert und mit der Volksversammlung theilen mußten. Nur Bürger der ersten Klasse durften zum Amt eines A. gewählt werden; während der Perserkriege (476) wurde es aber auf Antrag des Aristides allen Bürgern ohne Unterschied des Standes und Vermögens zugänglich gemacht. Schon vorher (kurz nach 510) war die Wahl zu diesem Amt aufgehoben und statt dessen die Loosung unter den Bewerbern eingeführt worden. Mit dem Verlust der nationalen Freiheit hörte auch der Einfluß der A. auf, doch dauert ihr Name noch Jahrhunderte fort, und mehrere römische Kaiser, wie Domitian, Hadrian und noch 264 Gallienus, ließen sich gern von den Athenern zu A. erwählen. — Archontät, Würde, Amt eines Archonten.

Archytas, Staatsmann, Feldherr, pythagoräischer Philosoph und Mathematiker, Sohn des Hestiäos oder Mnesagoras aus Tarent, war ein Zeitgenosse Platons (400—365 v. Chr.), siebenmal Strateg seiner Vaterstadt und Feldherr in drei Kriegen. Den ihm befreundeten Platon rettete er durch einen Brief an Dionysios von Syrakus, als dieser dem großen Philosophen auf dessen dritter Reise nach Sicilien den Tod zugedacht hatte. Nach Horaz (Od. I, 28) ertrank A. bei einem Schiffbruch im Adriatischen Meer an der apulischen Küste. Sein sittlicher Charakter galt im ganzen Alterthum für ein unübertroffenes Muster von Weisheit, Selbstbeherrschung, Milde und Gemeinnützigkeit. Erziehung und Menschenbildung achtete er so hoch, daß er selbst die Kinder seiner Sklaven unterrichtete. In wissenschaftlicher Beziehung glänzte A. vorzüglich als Mathematiker; er löste zuerst das Problem der Verdoppelung des Kubus, sowie das der Auffindung der mittlern Proportionallinie zwischen zwei gegebenen Linien. Es sollen von ihm selbst mehrere gerühmte mechanische Kunstwerke angefertigt worden sein, darunter angeblich ein Automat, eine fliegende Taube von Holz. Die meisten der unter seinem Namen aufgeführten Schriften und Fragmente sind unecht. Vgl. Gruppe, Ueber die Fragmente des A. ꝛc. (Berl. 1840).

Arciere (ital., spr. artschiēre), Bogenschütze; Leibwächter; vgl. Archers.

Arcis sur Aube (spr. arßih ßür ohb), alte Stadt im franz. Departement Aube, in der Champagne, an der Aube, mit einer großen Baumwollzeugfabrik, Baumwollspinnerei und Färberei, lebhaftem Handel mit Getreide, Eisen-, Blech- und Kupferwaaren und (1866) 2784 Einw. A. ist der Geburtsort Dantons und geschichtlich merkwürdig durch die Schlacht, welche hier Napoleon I. den Verbündeten unter Schwarzenberg 20. und 21. März 1814 lieferte, und die mit dem Rückzug der Franzosen über die Aube endete, worauf die Deutschen auf Paris zu marschirten.

Arcitenens (lat.), Schütze im Thierkreis.

Arco (Arch), Stadt im südlichen Tirol, an der Sarca, in reizender und äußerst fruchtbarer Gegend unweit des Gardasees gelegen, 18 Kilom. von Trient, mit einer stattlichen Kuppelkirche, mehreren Klöstern, Seidenzucht und 2400 Einw. Hoch über dem Ort, inmitten üppiger Pflanzungen, liegt das Stammschloß der Grafen von A., das 1703 von den Franzosen zerstört ward.

Arco, Carlo d', ital. Kunstschriftsteller und Historiker, wurde 8. Sept. 1799 zu Mantua als Sprößling der mantuan. Nebenlinie der alten bayrisch-tirol. Grafenfamilie der A., die seit den Staufenzeiten die gleichnamige Grafschaft am Gardasee besitzt, geboren und folgte 1816 seinem Vater nach Mailand, wo dieser für längere Zeit seinen Wohnsitz nahm. Aus Neigung widmete sich A. erst unter des Florentiners G. Sabatelli Leitung, später in Rom unter Tom. Minardi der Malerei, wandte sich dann aber, der eigenen Ausübung der Kunst entsagend, dem Studium der reichen Kunstschätze seiner Vaterstadt zu, als dessen erste Frucht er 1827—37 mehrere hierauf bezügliche Galleriewerke mit Kupferstichen nach seinen Zeichnungen und fremdem Texte veröffentlichte. Bald griff A. selbst zur Feder. Sein erstes schriftstellerisches Werk ist die 1838 erschienene Geschichte des Lebens und der Werke Giulio Romano's (Folioband mit 60 Kupfern), ein reichhaltiges, auf urkundlichen Forschungen beruhendes und durch gewandte Darstellung ausgezeichnetes Werk, das 1843 in vermehrter und billigerer Ausgabe erschien. Von größerer Bedeutung noch war das Werk »Delle arti e degli artifici di Mantova« (1857—59, 2 Bde.), das die mantuan. Kunstgeschichte von den ersten Zeiten des Mittelalters an mit steter Berücksichtigung der bürgerlich-politischen Verhältnisse umfaßt und einen Ehrenplatz in der neuern ital. Kunstliteratur einnimmt. Neben diesen größern Werken verfaßte A. eine große Anzahl kleinerer Schriften über Kunstgegenstände (z. B. über mantuan. Kupferstecher des 16. Jahrh., über A. Mantegna, über die von Gonzaga besessenen Raffaelschen Teppiche, über das Bildnis Leo's X. von Raffael ꝛc.), die theils einzeln, theils in Zeitschriften erschienen, und erstreckte nebenbei seine schriftstellerische Thätigkeit auf noch andere Gegenstände vaterländischen Interesses: Geschichte des Ackerbaues, Fischrecht im Gardasee, hydraulische Arbeiten, Gewerbewesen ꝛc. Im Ausland hat ihn von seinen Werken am meisten das 1842 erschienene Buch »Della Economia politica del municipio di Mantova a' tempi in cui si reggeva a repubblica« (2. Aufl., 1846) bekannt gemacht, worin er nach einer Einleitung, welche eine Uebersicht der in Mantua auf einander gefolgten Herrschaften enthält, in 3 Abtheilungen dessen politische, moralische und ökonomische Zustände in den republikan. Zeiten betrachtet. Dasselbe bildet gleichsam den Vorhof zu dem großen Werke, das von A. erst in späteren Jahren unternommen, bei seinem Tode vollendet, aber nur theilweise gedruckt war: »Studj intorno al municipio di Mantova« (1.—3. Bd., 1871—72). A. hat außerdem verschiedene alte Schriften und interessante Dokumente (ein »Chronicon Mantuanum« von 1095—1299, die mantuanische Chronik des A. Schivenoglia 1445—1484, zwei Geschichtsbücher des 17. Jahrh. u. a.) veröffentlicht und seiner Vaterstadt einen reichen Schatz werthvoller Manuskripte und Dokumente, sowie eine von ihm verfaßte mantua-

nische Bibliographie von 1472—1866 hinterlassen. Er starb zu Mantua im Januar 1872.

Arcōle, Flecken in der ital. Provinz Verona, am Alpon, einem linken Nebenfluß der Etsch, südöstl. von Verona, mitten zwischen Sümpfen gelegen, geschichtlich denkwürdig durch die Schlacht vom 15.—17. Nov. 1796 zwischen den Franzosen unter Bonaparte und den Oesterreichern. Nach dem Rückzug Moreau's vom Rhein erschien der Feldzeugmeister Alvinczy mit etwa 50,000 Mann in Italien, um den seit 13. Sept. in Mantua eingeschlossenen Wurmser zu entsetzen, und suchte, nachdem er Augereau und Masséna bei Caldiero geworfen, die Etsch zu überschreiten. Dies zu hindern, rückte Bonaparte mit 18,000 Mann auf dem linken Ufer der Etsch und auf dem rechten des Alpon vor. Der Angriff Augereau's auf die Brücke von A. am 15. Nov. mißlang, und auf den Dämmen des Flusses entspann sich der wüthendste Kampf. Augereau (nicht Bonaparte, der daran durch einen Officier verhindert ward) trug selbst die Fahne den Stürmenden voran. Da aber Bonaparte nicht wagte, die gefährliche Stellung zu behaupten, so besetzten die Oesterreicher A. von neuem. Auch der blutige Kampf am 16. Nov. führte zu keinem andern Resultat, und am Abend des zweiten Tags war die Lage der Franzosen ziemlich bedenklich. Aber in der folgenden Nacht überschritt ein Theil der Division Augereau unterhalb A. den Alpon und umging so die österreich. Stellung. Dennoch waren auch am 17. Nov. die Oesterreicher anfangs im Vortheil; im Centrum wichen die Franzosen, während Masséna den Oesterreichern in den Rücken zu kommen suchte. Die listige Umgehung durch eine kleine Abtheilung ließ die Oesterreicher A. im Rücken bedroht glauben und veranlaßte endlich, da die Franzosen auf der ganzen Linie gleichzeitig den Angriff erneuerten, ihren Abzug. Einen eigentlichen Sieg hatte nach Marmonts Zeugnis kein Theil erfochten; doch errangen die Franzosen außer dem Vortheil, den Uebergang Alvinczy's über die Etsch und die Entsetzung Mantua's verhindert zu haben, jenes moralische Uebergewicht, welches sie fortan von Sieg zu Sieg führte.

Arçon (spr. -ssóng), Jean Claude Eléonore Lemicaud d', berühmter franz. Ingenieur, geb. 1733 zu Pontarlier, trat 1754 in die Militärschule zu Mezières und im folgenden Jahr in das Geniekorps. Durch seine Thätigkeit bei der Vertheidigung von Kassel 1761, durch kartographische und militärwissenschaftliche Arbeiten hatte sich A. bereits einen großen Namen erworben, als ihn Karl III. 1781 nach Spanien berief, um mit ihm den fast abenteuerlichen Plan einer Beschießung Gibraltars von der Seeseite zu verabreden. A. erfand zu diesem Zweck die berühmten schwimmenden Batterien, welche indessen durch die glühenden Kugeln der Engländer in Brand gesteckt und vernichtet wurden. 1793 führte A. eine Abtheilung des Heers, welches unter Dumouriez in Holland einfiel. Während der Schreckenszeit stand er Carnot zur Seite und entwarf die viel bewunderten Instruktionen für die erobernden Armeen der franz. Republik. A. starb 1. Juli 1800 als Divisionsgeneral, Inspektor der Festungen, Mitglied des Senats und des Instituts. Sein berühmtestes Werk sind die »Considérations militaires et politiques sur les fortifications« (Par. 1795).

Arcos de la Frontēra, Stadt in der span. Provinz Cadiz, malerisch auf einem Felsenberge im Thal des Guadalete gelegen, sehr alterthümlich gebaut mit steilen Gassen, hat eine schöne gothische Hauptkirche, ein theilweise in Ruinen liegendes Schloß der Herzöge gleichen Namens und 11,532 Einw. Die Umgegend erzeugt Oel und Wein in Ueberfluß, auch Südfrüchte.

Arctior (lat.), enger; a. citatio, geschärfte Vorladung; arctius jus, Näherrecht; arctius mandatum, geschärfter Befehl 2c.

Arctium, s. Lappa.

Arctŏmys (griech.-lat.), Murmelthier.

Arctopithēci (griech.-lat.), Krallenaffen.

Arctostaphȳlos *Adans.* (Bärentraube), Pflanzengattung aus der Familie der Ericeen, kleine Sträucher mit krugförmiger Blumenkrone und einer 5 einsamige Steinkerne enthaltenden Beere. A. uva ursi *Spr.* (Arbutus uva ursi *L.*) ist ein niederliegender Strauch, der überaus dicht ist und den Boden mit seinen langen, in der Jugend feinbehaarten Zweigen mit glänzenden, spatelförmigen, eigenthümlich geaderten Blättern völlig bedeckt. Die Blüten sind weißlich rosenroth und nicht zahlreich; die Steinfrucht scharlachroth. Der Strauch wächst auf Heidestrecken, an Felsen 2c., auf den Alpen und anderwärts in Europa bis Island, in Nordasien und Nordamerika. Die herben, etwas bitter schmeckenden Blätter (Folia uvae ursi) enthalten Gallussäure, Gerbsäure, Arbutin, apfelsaure Salze und werden bei chronischem Blasenkatarrh und bei Blutungen aus der Blase mit Erfolg gebraucht. Oft sind sie mit Blättern der Preiselbeere verfälscht, die aber weit breiter, auf der untern Seite heller und punktirt und auch an dem eingerollten Rand kenntlich sind. Man verwendet die echten Blätter auch zum Schwarz-, Dunkelgrün- und Braunfärben, sowie zum Gerben des Saffianleders. Aus den etwas mehligen Früchten soll man im Norden Brod backen. A. alpina *Spr.* (Arbutus alpina *L.*) ist ein kleiner Strauch auf den Schweizeralpen, sowie in den arktischen Gegenden Europa's, Asiens und Amerika's, mit abfallenden, länglichen, gesägten, netzaderig-runzeligen, unten weißlichen Blättern, röthlichen Blüten in Endtrauben und rothen, eßbaren Früchten.

Arctūrus (Bärenhüter), Stern erster Größe des nördl. Himmels im Bootes, mit α bezeichnet, von gelbröthlichem Lichte, bildet mit Spica in der Jungfrau und Denebola am Schwanze des Löwen ein großes Dreieck. Die Alten betrachteten den A. als ein Sturm bringendes, den Schiffern gefährliches Gestirn (sidus horridum). Die Bestimmung der Parallaxe dieses Sterns ergab seine Entfernung von unserer Sonne zu 33 Billionen 600,000 Mill. Meilen. In der griech. Mythe ist A. der unter die Sterne versetzte Ikarios. Als dieser nämlich den von Bakchos erhaltenen Wein in Attika den Hirten mitgetheilt hatte, wurde er von den Berauschten erschlagen. Seine Tochter Erigone erhängte sich, nachdem sie mit Hülfe ihres getreuen Hundes Mera den Leichnam des Ermordeten aufgefunden hatte. Alle drei glänzen seitdem am Himmel, Ikarios als A., Erigone als Jungfrau, Mera als der kleine Hund.

Arcubăllista (lat.), Armbrust.

Arcueil (spr. arköj; das alte Arcus Julianus), Dorf im franz. Departement Seine, auf einem Nebenhügel an der Bièvre, nordöstlich von Sceaux, mit einer goth. Kirche und (1866) 5024 Einw., berühmt durch die dortigen Ueberreste eines altrömischen Aquädukts und durch die 860 Meter lange, über 40 Bögen Paris das Trinkwasser zuführende Wasser-

leitung, welche Maria von Medici 1624 unter der Leitung Jakobs von Brosses ausführen ließ.

Arcus (lat.), Bogen, z. B. in der Geometrie der zu einem Centriwinkel gehörige Kreisbogen; a. diurnus und nocturnus, Tag- und Nachtbogen; a. triumphalis, Triumphbogen. Arcus tensus rumpitur, lat. Sprichwort: »Ein zu sehr gespannter Bogen bricht«, entsprechend unserem: Wenn man die Seiten zu hoch spannt, reißen sie.

Ardĕa (lat.), Reiher.

Ardēa, ehemalige Hauptstadt der Rutüler in Latium, südlich von Rom, in sumpfiger, ungesunder Gegend unfern der Küste gelegen, eine der ältesten Städte Italiens, Residenz des Turnus, wurde von den Römern 441 v. Chr. kolonisirt, im Samniterkrieg 311 v. Chr. zerstört. Das jetzige A., ein unbedeutender Ort mit etwa 100 Einw., auf einem steil abfallenden Felsenplateau gelegen und nur durch ein einziges Thor zugänglich, war die Burg der alten Stadt.

Ardéb, Getreidemaß in Aegypten, Abessinien und Syrien; in Alexandria à 24 Rub = 271 Liter; in Kairo à 24 R. = 179 L.; in Rosette à 12 R. = 284 L.; zu Gondar 4,40 L.; zu Massaua 10,57 L.; zu Acre = 254,657 Kilogr.

Ardebil, Stadt mit Festung in der pers. Provinz Aserbeidschan, liegt unfern des Karasu (eines Nebenflusses des Aras) auf einer künstlich bewässerten Hochebene 1520 Meter ü. M., westlich vom Kaspisee, hat 10,000 Einw. und ist besonders durch das prachtvolle Mausoleum des Scheichs Sefi, zu welchem häufig gewallfahrtet wird, und wegen ihrer Mineralquellen berühmt. Die werthvolle, sonst hier befindliche mohammedanische Bibliothek haben die Russen 1827 nach der Eroberung der Stadt nach St. Petersburg entführt.

Ardèche (spr. -däsch), westlicher Nebenfluß des Rhône in Frankreich, entspringt auf den Cevennen am Banzon bei Gringuet, bildet mehrere schöne Wasserfälle und mündet oberhalb Pont St. Esprit nach 130 Kilom. langem Lauf, wovon das letzte Fünftel von St. Martin an schiffbar ist. Das danach benannte franz. Departement wurde aus dem nordöstl. Theil des Languedoc und dem Ländchen Vivarais gebildet, grenzt östl. an die Departements Isère und Drôme, nördl. an das der Loire, südl. an Gard, westl. an Lozère und Oberloire und hat einen Flächenraum von 5527 QKilom. (100 QM.) mit (1872) 380,277 Einw., von denen ein Fünftel Reformirte, die übrigen Katholiken sind. Der Boden des Landes ist fast durchaus gebirgig, am meisten an der nordwestl. Grenze, durch die Cevennen, deren höchste Punkte hier der Mont Mezenc (1774 Meter), Gerbier de Joncs (1562 Meter) und das Plateau von Tanargue (1528 Meter) sind. Von den Abhängen des Gebirges strömt eine ziemliche Anzahl reißender Gewässer dem Rhône zu, der die Ostgrenze des Departements bildet; doch ist unter ihnen bloß die A. schiffbar. Die verschiedenen Gebirgsarten, Gneis, Sandstein, Schiefer und Kalk, erscheinen von vulkanischem oder Eruptionsgestein durchbrochen und zertrümmert, und die vielen erloschenen Vulkankegel mit oft tiefen Kratern, Thalspalten und Tuffmassen, Felsenlabyrinthe, basaltische Säulengebilde, Grotten und Riesendämme (z. B. am Berge von Chenevari, bei Vals) bieten die mannigfaltigsten landschaftlichen Schönheiten und geologischen Merkwürdigkeiten dar. Das Klima ist verschieden. Im W., in den Cevennen, dauert der Winter 6—8 Monate, und eine dicke Schicht Schnee bedeckt die Erde; im mittlern Stufenland und in den Thälern von St. Julien und Annonay ist das Klima bedeutend milder; die Niederung des Rhône endlich genießt einer Wärme, welche Feigen, Mandeln und selbst die Olive gedeihen läßt. Cerealien werden für den Bedarf nicht in hinreichender Menge gebaut. Nur etwa ein Viertel der Bodenfläche ist kultivirt; über ein Fünftel derselben trägt Wald; der 12. Theil ist Wiesland und der 20. dem Weinbau gewidmet. Im Gebirge findet ansehnlicher Bergbau statt, namentlich auf Steinkohlen und Eisenerz, das in 4 Hütten und Hohöfen verarbeitet wird; andere Montanprodukte sind Schwefel, Blei, Marmor, Schiefer, Gips 2c. Mineralquellen sind zu St. Laurent und Vals. Das Departement hat sich von jeher durch großen Gewerbfleiß ausgezeichnet, als dessen bedeutendste Zweige die Seiden- und Papierfabrikation, die Zubereitung der Ziegenfelle für Handschuhe, die Fabrikation von groben Tuchen, Leinwand, Gerberei und Färberei zu nennen sind. Ausgeführt werden gemästetes Vieh, Wein, Kastanien, Trüffeln, Papier, Leder, Hanf, Wolle, Seide, wollene und seidene Zeuge. Die Bevölkerung ist in hohem Grade rauh und sehr abergläubisch. Das Departement zerfällt in 3 Arrondissements: Privas, Largentière und Tournon; Hauptstadt ist Privas.

Ardennen (Ardennerwald, s. Karte »Belgien«), ausgedehntes Waldgebirge im südöstlichen Belgien, welches nach O. mit dem Hohen Venn und der Eifel zusammenhängt, zwischen Mosel und Maas ein rauhes Bergland bildet und sich jenseits der Maas an den Ufern der Sambre allmählich zum flandrischen Tiefland verflacht. Die A. gehören zu dem niederrhein. Grauwacken- und Schiefergebirge, welches in dem Quellbezirk der Schelde und Oise aus der nordfranzösischen Ebene sanft aufsteigt und in Westfalen gegen die waldigen Thalebenen abfällt, auf der Strecke von Bingen bis Bonn aber vom Rhein in einem engen, zackigen Sperrthal durchbrochen wird. Sie gehören zu den niedrigen Gebirgen und haben eine mittlere Erhebung von 550 Meter, während ihre höchsten Berge 650 Meter kaum übersteigen. Auf ihrem Rücken tragen sie ansehnliche Plateau's, in welche durch die das Gebirge von Mezières bis Namur durchschneidende Maas mit deren Nebenflüssen Chiers, Semoy, Lesse und Ourthe und die der Mosel zuströmenden Flüsse Orne und Sure (Sauer) mit Alzette (Elz) tiefe Thäler und Schluchten, oft mit steilen Abstürzen von ansehnlicher Höhe, eingeschnitten sind. Die bedeutenderen Flußthäler sind als Hauptspalten zu betrachten, von welchen eine Unzahl Nebenrinnen auslaufen, die durch das Hochland hinziehen und das ganze Gebirge durchfurchen. Letzteres ist im allgemeinen öde. Der größere Theil der Plateau's bietet nur Heiden (landes) dar, entweder weite sumpfige und der Kultur unzugängliche Strecken (fognes), oder schlechte Weideplätze, welche nur nach einem Zwischenraum von 15—20 Jahren und durch ein besonderes Verfahren zum Anbau zu benutzen sind. In den Thälern hingegen findet man herrliche Wiesen und fruchtbares Land. Den Hauptreichthum des Gebirges bilden die Waldungen, die zumeist aus Eichen und Buchen mit untermischten Erlen, Birken, Eschen 2c. bestehen, und die reich vorhandenen Montanschätze, als Eisen, Zink, Blei, plastischer Thon, namentlich aber die unerschöpflichen Steinkohlenlager (am Nordrande von Lüttich bis Valenciennes sich erstreckend), welche Belgiens Metallverarbeitung

und großartige Industrie begründen. Die A. waren als Arduenna Silva schon den Römern bekannt; Cäsar und Strabon lassen dieselben vom Rhein bis zur Schelde reichen. Sie waren der Jagd- und Waldgöttin Diana heilig, welche davon den Beinamen Arduenna erhielt, und mancherlei Denkmäler des Dianendienstes in diesen Gegenden finden sich noch in Altären, Statuen, Inschriften.

Ardennen, Departement im nordöstl. Frankreich, streckt sich, in seinem nördl. Theil von dem Ardennerwald durchzogen, an beiden Ufern der Maas keilförmig nach Belgien hinein und grenzt westl. an das Departement Aisne, südl. an das Departement Marne und östl. an das Departement Meuse. Es besteht aus den nördl. Gegenden der ehemaligen Champagne, der Landschaft Thiérasch und dem franz. Hennegau und hat einen Flächeninhalt von 5232,5 QKilom. (95 QM.) mit (1872) 320,217 Einw., wovon die Mehrzahl katholisch und gegen 24,000 Reformirte sind. Das Land ist im S. wellenförmig, im N. gebirgig und waldig (sogar eins der meistbewaldeten Departements von Frankreich), hat im S. Kreide, im N. Grauwacke zur Unterlage und ist nur theilweise fruchtbar. Der nordöstl. Theil wird von der schiffbaren Maas mit Chiers und Semoy, der südwestl. von der Aisne mit Aire durchströmt. Der 105 Kilom. lange Ardennenkanal führt längs der Aisne über Rethel und Attigny östl. bis Semuy, dann durch die Gebirgslücke von Le Chesne Populeux zur Bar und längs derselben gegen N. in die Maas unterhalb Donchery. Das Klima ist gemäßigt, aber rauher als in den übrigen Provinzen Frankreichs unter gleicher Breite. Die ausgedehnten Waldungen, welche aus Eichen, Buchen, Eschen, Ulmen ꝛc. bestehen, bergen noch Wölfe und viel Wild. Die Flüsse sind fischreich. Mehr als drei Fünftel der Bodenfläche sind angebaut; die Produktion von Cerealien ist größer als der Bedarf, wiewohl Ackerbau nur in den Thälern, namentlich in dem der Aisne getrieben wird. Die Kornproduktion erreichte in guten Jahren 1,3 Mill. Hektoliter. Weinbau findet sich nur im S. (in guten Jahren nur etwa 145,000 Hektol.). Sehr ansehnlich ist die Rindvieh- und Schafzucht, welche selbst die benachbarten Departements versorgt. Hauptnahrungszweige sind außerdem Bergbau und Hüttenwesen. Jener ist namentlich auf Eisen und Tafelschiefer bedeutend, und die Eisenfabrikation steht auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit. Auch Kupfer, etwas Blei, Marmor, Torf und Porzellanerde werden gewonnen. Bemerkenswerthe Industriezweige sind ferner die Tuch- und Wollenmanufaktur, Strumpfwirkerei, Loh- und Weißgerberei, Brauerei. Verkehrsstraßen, Unterrichtsanstalten und wissenschaftliche Sammlungen sind verhältnismäßig nur spärlich vorhanden. Das Departement zerfällt in 5 Arrondissements: Mezières, Rocroy, Sedan, Rethel und Vouziers, und hat Mezières zur Hauptstadt. Der bekannteste und denkwürdigste Ort desselben ist aber die Festung Sedan (s. d.).

Ardent (lat.), brennend, glühend; eifrig.

Ardeur (franz., spr. -dör), Hitze, Eifer.

Ardey, ein Theil des Sauerländischen Gebirges in Westfalen, westl. vom Haar- oder Hardstrang, längs der Ruhr, in den Kreisen Hamm, Dortmund, Hagen und Bochum, ist äußerst wichtig durch seinen Reichthum an Steinkohlen, deren Formation sich von Dortmund nach Bochum, Essen und Mühlheim a. d. Ruhr verbreitet und besonders in 3 Mulden, der Mühlheim-Essener im W., der Werden-Bochumer in der Mitte und Sporkhövel-Hörde'schen im O., ausgebeutet wird.

Ardilân, Landschaft im pers. Kurdistan, umfaßt das Gebiet des obern Schirwân Rud und der Kerchaquellen und hat Kirmanschah zur Hauptstadt.

Ardisia *Swartz* (Spitzblume), Pflanzengattung aus der Familie der Myrsineen, meist immergrüne Bäume, Sträucher und Halbsträucher mit einfachen ganzen Blättern und weißen oder rosenrothen, fünftheiligen, zurückgeschlagenen Blüten in end- oder achselständigen Blütentrauben oder Rispen und mit trockenen, meist lebhaft gefärbten Beeren. Mehrere asiat. Arten werden als Zierpflanzen in Warmhäusern kultivirt; fürs Zimmer eignet sich besonders A. crenulata *Vent.*, mit 1—2 Meter hohem Stamm mit sehr abstehenden Aesten, elliptisch-lanzettförmigen, oben glänzenden Blättern und röthlichweißen, kleinen, sehr zahlreichen, fast doldenförmig in Rispen stehenden Blüten und glänzend scharlachrothen Beeren.

Arditi, Luigi, ital. Komponist, geb. 1822 zu Crescentino, studirte am Konservatorium zu Mailand und brachte daselbst 1841 seine Oper »Die Briganten« zur Aufführung. Zugleich erregte er als Violinvirtuos durch sein elegantes, besonders im Legato u. Staccato ausgezeichnetes Spiel allgemeines Aufsehen. Im Jahr 1851 begab er sich nach Amerika, fungirte 1852—56 als Orchesterchef der ital. Oper in New York und war hier besonders durch seine Oper »Der Spion« ein Liebling des Publikums. Später besuchte er Konstantinopel und lebt seit 1858 in London, meist mit Gesangskompositionen beschäftigt. Er schrieb auch ein »Sestetto di bravura« für 2 Violinen, 2 Violen, Violoncell und Kontrabaß, ebenso Duos, Arrangements von Opernmelodien ꝛc. Seine Kompositionen sind ansprechend, oft brillant, ohne in die Tiefe zu gehen.

Ardito (ital., »beherzt, kühn«), musikal. Vortragsbezeichnung; erfordert kräftiges Hervorheben der melodischen Hauptnoten und rhetorischen Accente, überhaupt eine gewisse Heftigkeit im ganzen Vortrage.

Ardor (lat.), Hitze, Eifer.

Ardoye (spr. ardōa), industrieller Flecken in der belg. Provinz Westflandern, mit großen Webereien und (1866) 6253 Einw.

Ardres (spr. ardr), befestigte Stadt im franz. Departement Pas de Calais, mit (1866) 2189 Einw. Hier fand 1520 eine Zusammenkunft Franz' I. und Heinrichs VIII. von England in einem dicht bei der Stadt aufgeschlagenen Prachtlager (camp de drap d'or) statt, wobei die Könige ihre Truppen zuerst einen Wettkampf im Ringen anstellen ließen, bei welchem die Engländer siegten, wogegen beim Ringen der beiden Könige der französische die Oberhand behielt.

Ardschisch (im Alterthum Ardiscus), 1) Stadt in der Walachei, an der Straße nach dem Rothenthurmpaß und am Fluß A., der in den Transsylvanischen Alpen entspringt und nach 370 Kilom. langem Lauf bei Oltenizza in die Donau mündet, hat 6 Kirchen (darunter eine prächtige im byzantin. Stil, ganz mit Reliefs bedeckt) und 2800 Einw. Der Ort war als Kurte d'Ardschik ehemals Residenz der walach. Fürsten. — 2) (Erdschisch, Argi Dagh) Berg in Kleinasien, erhebt sich isolirt auf der Ebene von Kaisarieh 3860 Meter hoch, der Argäus der Alten.

Arduin (Harduin), Markgraf von Ivrea,

Enkel Dodo's, wollte sich nach Otto's III. Tode 1002 zum König von Italien und zum Gegenkaiser Heinrichs II. aufwerfen, schlug das von diesem nach Italien geschickte Heer, ward aber 1003 von Heinrich selbst geschlagen, der ihn 1006 ins Kloster St. Benigno verbannte, wo er 1016 starb.

Are, Flächenmaß, s. Ar.

Arĕa (lat.), Ebene, freier Platz; Hof, Tenne. Areāl, Flächenraum.

Arĕca *L.* (Arecapalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, auf der östl. Halbkugel, besonders auf den Inseln einheimische Bäume mit etwa 16 Meter hohem, geringeltem Stamm und gefiederten Blättern, deren Segmente linear und ungetheilt sind. Der Blütenkolben trägt männliche und weibliche Blüten, erstere im obern Theil; die Frucht ist eine Beere mit einem Samen, kaum größer als ein Hühnerei. A. Catechu *Willd.* (Katechupalme, Betelnußpalme, s. Tafel »Genußmittelpflanzen«), in mannigfachen Spielarten in ganz Ostindien, besonders in der Nähe der Seeküste kultivirt, hat einen schlanken Stamm von 12—19 Meter Höhe und selten mehr als 46—63 Centim. Umfang und trägt vom dritten Jahr an lange Büschel eiförmiger, orangefarbener Früchte von der Größe eines Hühnereis. Die Nuß ist von kegelförmiger, aber nicht immer von gleicher Gestalt, von der Härte der Muskatnuß, enthält einen weißen, roth geaderten Kern und 53 Proc. Fett, 30 Proc. Emulsin, außerdem Zucker, Katechugerbsäure, Katechin, Gallussäure und einen braunrothen, geruch- und geschmacklosen, in kaltem Wasser unlöslichen Farbestoff (Arecaroth). Ein Baum trägt jährlich 200—800 Nüsse, welche nächst Reis einen der wichtigsten Handelsartikel des mittlern und tropischen Asien bilden. Sie werden gewöhnlich in 4 Stücke zerschnitten, getrocknet, in ein Blatt des Betelpfefferstrauchs eingewickelt und mit etwas Katechu und Kalk gekaut. Diese Sitte des Betelkauens ist in ganz Indien, auf den malayischen Inseln und im südl. China verbreitet, und tausende von Tonnen mit Arecanüssen werden jährlich aus den Häfen der Malabarküste versandt. Wo die echte Arecanuß nicht zu haben ist, behilft man sich mit dem Samen anderer Arecaarten, und ebenso werden auch die Blätter mehrerer Pfefferarten benutzt. Das Betelkauen gilt als gesund und färbt, was als eine Schönheit betrachtet wird, die Zähne schwarz und Gaumen und Lippen ziegelroth. Geröstet und gepulvert liefert die Arecanuß ein konservirendes Zahnpulver, welches aber die Zähne nicht färbt; man benutzt sie auch als Arzneimittel und in China zum Färben baumwollener Zeuge. Aus den Nüssen bereitetes Katechu (Khadirasara) kommt nicht in den europ. Handel. Die Nüsse sollen auch zur Arakbereitung benutzt werden. Die Blütenscheide dient zu Gefäßen; die männliche Blüte ist ungemein wohlriechend und wird bei festlichen Gelegenheiten, sowie zu Heil- und Zaubermitteln vielfach angewandt, die jungen Blätter genießt man als Salat, aus dem Saft des Baums werden in Malabar berauschende Pastillen bereitet. In unseren Gewächshäusern werden viele Arecaarten kultivirt, am häufigsten A. rubra *Bory* von den Maskarenen und A. sapida *Soland.* Letztere wird nur 3 Meter hoch, hat 1,25—1,9 Meter lange Blätter und wächst vorzugsweise auf der nördl. und im N. der mittlern Insel von Neuseeland. Sie ist die südlichste aller Palmen. Der junge Blütenkolben wird von den Eingebornen gegessen.

Arelāt (Arelatisches Reich), das Reich Burgund diesseits des Jura (Burgundia cisjurana), gegründet von dem durch die Bischöfe im südöstl. Frankreich zum König gewählten Grafen Boso (880), war ein aus geistlichen und weltlichen Territorien zusammengesetztes Gebiet, welches die Franche Comté, die Gebiete von Châlons und Macon, Vienne und Lyon, das südöstliche Languedoc, einen Theil von Savoyen und die Provence umfaßte und Arles (welcher Name aus A. entstanden ist) zur Hauptstadt hatte. S. Burgund.

Aremberg, s. Arenberg.

Aremorica (Armorica, vom kelt. ar moer, »am Meer«), ursprünglich das ganze gallische Küstenland von der Mündung der Seine bis zu den Pyrenäen, später nur der nordwestl. Küstenstrich zwischen Seine und Loire (Liger), also die heutigen Landschaften Normandie und Bretagne. Als Völkerschaften dieser Gegenden nennt Cäsar die Veneti, Curiosolites, Rhedones, Nannetes, Unelli, Biducasses, Lexovii u. a., die sich jenem Eroberer erst nach hartnäckiger Gegenwehr unterwarfen. Zu Anfang des 5. Jahrh., unter dem Kaiser Honorius, bildeten die armorischen Häuptlinge und Städte zum Schutz wider die Einfälle der Germanen einen Bund, der bis zur Eroberung des Landes durch den Frankenkönig Chlodwig um 500 bestand. Bald darauf wanderten hier viele der von den Angelsachsen verdrängten Briten ein, wovon das Land den Namen Bretagne erhielt.

Arēna (lat., »Sand«), der Kampfplatz in den Amphitheatern (s. d.), auch s. v. w. Amphitheater und amphitheatralische Spiele; in neuerer Zeit ein unbedecktes amphitheaterartiges Sommertheater.

Arenāl (lat.), bei Vulkanen die aus losen Lapilli, Asche und Sand bestehende vegetationslose Fläche.

Arenberg (Aremberg), ehemals deutsches Herzogthum im kurrheinischen Kreise, zwischen Jülich und Köln, jetzt zum preuß. Regierungsbezirk Koblenz gehörig, umfaßte 413 QKilom. mit 14,800 Einw. Der Flecken A., unweit der Ahr, am Fuß des Arembergs, eines 630 Meter hohen Basaltkegels, auf dem die Ruine des Stammschlosses der Herzöge von A. liegt, hat 300 Einw. Die Herren von A. kommen zuerst 1167 vor. Ihre Besitzungen gingen 1288 oder 1298 durch Heirath an den Grafen Engelbert von der Mark über. 1547, nach dem Tode Roberts III., kam die Grafschaft durch Heirath an Johann v. Barbançon aus dem Hause Ligne. Dieser wurde 1549 durch Karl V. zum Reichsgrafen, sein Sohn Karl 1576 durch Maximilian II. zum Reichsfürsten erhoben. Dessen Enkel Philipp Franz erhielt von Kaiser Ferdinand III. 1644 die herzogliche Würde. Im Luneviller Frieden 1801 wurde das Land Frankreich einverleibt, und Herzog Ludwig Engelbert erhielt als Entschädigung die Herrschaft Recklinghausen und die Grafschaft Meppen; zu dem Titel »Herzog von A.« kam der Zusatz »Fürst von Recklinghausen und Meppen«. Ludwig Engelberts Sohn, Prosper Ludwig, trat 1806 dem Rheinbund bei. Allein seine Souveränität wurde 1808 vom Königreich Westfalen verschlungen, und der Herzog erlangte sie 1815 nicht wieder; seine Besitzungen wurden theils unter preuß., theils unter hannov. Hoheit gestellt. Dem standesherrlichen Gebiet in Hannover oder dem Amt Meppen (2215 QKilom. mit 54,800 Einw.) wurde vom König Georg IV. 9. Mai 1826 der Name »Herzogthum A.-Meppen« beigelegt,

über dessen Stellung zur preuß. Krone seit 1866 ein noch unentschiedener Streit schwebt. Es umfaßt ein Stadtgebiet (Papenburg) und 4 Amtsbezirke (Meppen, Haselünne, Hümmling und Aschendorf) mit 3 Städten und 27 Landgemeinden. Unter preuß. Hoheit besitzt der Herzog die Grafschaft Recklinghausen in Westfalen, welche den gleichnamigen Kreis des Regierungsbezirks Münster (780 □Kilom. mit 52,900 Einw.) bildet. Außerdem hat der Herzog großen Grundbesitz in Preußen, Belgien und Frankreich; seine jährlichen Einkünfte sollen über ½ Mill. Thlr. betragen. Die Familie bekennt sich zur kathol. Kirche. Jetziger Standesherr (seit 1861) ist Herzog Engelbert August Anton, geb. 11. Mai 1824, erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses; sein gewöhnlicher Wohnsitz Brüssel oder das Schloß Clemenswerth bei Meppen.

Arenberg, 1) Leopold Philipp Karl Joseph, Herzog von A., Aerschot und Croy, Sohn des Herzogs Philipp Karl Franz, geb. 1690 zu Mons, machte 1716 und 1717 als k. k. Generalmajor die Feldzüge in Ungarn mit, befehligte in der Schlacht bei Belgrad den rechten Flügel der Infanterie und trug sehr viel zum Siege bei. Im Jahr 1719 ernannte ihn Karl VI. zum Gouverneur von Mons, sowie zum niederländ. Staatsrath. Nach dem Wiederausbruch des Kriegs mit Frankreich (1733) diente A. abermals unter dem Prinzen Eugen am Rhein, ward 1737 Feldmarschall und Oberbefehlshaber der kaiserl. Truppen in den Niederlanden, bewirkte 1743 die Allianz zwischen England und Holland und zeichnete sich in der Schlacht bei Dettingen aus. Seit 1745 Statthalter von Hennegau, starb er 1754 auf seinem Schloß Heverle bei Löwen. Er war ein eifriger Beförderer der Wissenschaften und ein Freund Voltaire's und Beschützer Rousseau's, der von ihm eine Pension erhielt.

2) August Maria Raimund, Fürst von A., geb. 23. Aug. 1753 zu Brüssel, trat als Kadett in das Regiment des Herzogs Karl von Lothringen und erhielt bald darauf von seinem Großvater mütterlicherseits, dem Grafen Ludwig von der Mark, das nach ihm benannte deutsche Infanterieregiment in französischen Diensten, als dessen Inhaber er den Titel eines Grafen von der Mark annahm, weshalb er gewöhnlich in franz. Geschichtswerken als »Graf Lamarc« aufgeführt wird. In den Jahren 1771 und 1772 diente er mit Auszeichnung in Indien gegen die Engländer. Am franz. Hofe wurde er als geborner Oesterreicher von Marie Antoinette begünstigt und widmete sich ihren Interessen mit ritterlicher, selbstloser Hingebung. In der konstituirenden Nationalversammlung gehörte er zu den gemäßigten Mitgliedern der Hofpartei und suchte im Interesse des Königs sich mit Mirabeau zu befreunden. Er gewann das Vertrauen desselben, unterstützte ihn mit nicht unbedeutenden Summen, und nach wiederholten vergeblichen Versuchen gelang es ihm (freilich erst kurz vor Mirabeau's Tode), den berühmten Revolutionsmann mit dem Hof in Verkehr zu bringen. Nach dem Sturz des Königthums verließ A. Frankreich und ging erst nach den Niederlanden, dann nach Wien. Nach dem Sturz Napoleons kehrte er in sein eigentliches Vaterland zurück, indem er als General in die niederländ. Armee eintrat. Seit 1830 lebte er als Privatmann in Brüssel, wo er 26. Sept. 1833 starb. Er hat eine stattliche, mit Sorgfalt und Geschmack angelegte Gemäldesammlung hinterlassen. Sein Briefwechsel mit Mirabeau und seine geistvollen Memoiren sind von Bacourt herausgegeben unter dem Titel: »Correspondence entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck« (Par. 1851, 3 Bde.). Sie bilden einen sehr werthvollen Beitrag zur Geschichte der franz. Revolution.

Arendal, Hafenstadt im norweg. Stift Cristiansand, an der südöstl. Küste des Landes, nahe dem Ausfluß der Nidelf in eine Meeresbucht, der Insel Tromö gegenüber gelegen, mit (1865) 7181 Einw. Die Stadt ist zum Theil auf Felsen, zum Theil auf Pfählen im Wasser erbaut und gewährt mit ihren Schiffsbrücken zwischen den Häusern und der in der Mitte etwas höher liegenden Kirche, zu welcher lange, in den Felsen gehauene Treppen empor führen, einen sehr romant. Anblick. Die Umgegend enthält reiche Eisengruben. Hauptgewerbe sind Berg- und Schiffsbau, Holzhandel und Schiffahrt.

Arende (lat.), Pachtkontrakt, wodurch die Nutzung einer Sache gegen eine bestimmte Abgabe überlassen wird; dann in früheren Zeiten Pachtkorn, d. h. dasjenige Korn, welches nach Abzug der Aussaat und des Wirtschaftskorns als reiner Ertrag übrig blieb und dem Pachter zu Gelde angeschlagen wurde. Man rechnete auf 6—7 Ertragskörner 1 auf die Aussaat und 2½ auf die Wirtschaft ab, so daß 2½—3½ (also durchschnittlich weniger als die Hälfte des Gesammtertrags) als A. übrig blieb. Der Geldpreis für den Roggen wurde bei älteren Pachtungen sehr niedrig abgeschätzt. Jetzt kennt man diese Rechnungsart so gut wie gar nicht mehr.

Arendsee, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Osterburg, in sandiger Gegend, hat eine königl., zum Remontedepot eingerichtete Domäne und (1871) 2244 Einw., welche etwas Ackerbau, besonders aber Brauerei und Lederfabrikation treiben. Der dicht an der Stadt liegende gleichnamige See, von 2170 Morgen Flächengehalt und 53 Meter Tiefe, friert nur bei der strengsten Kälte zu und verringert seinen Wasserstand auch in den trockensten Jahren nur unwesentlich. Er ist wahrscheinlich eine Gipsschlotte. Die Fischerei ist wegen der großen Tiefe nicht einträglich; doch werden aus demselben Grunde oft Hechte bis 30 Pfund schwer gefangen.

Arendt, Martin Friedrich, bekannter alterthumsforschender Sonderling, geb. zu Altona 1769, studirte in Göttingen und Straßburg Botanik und erhielt eine Anstellung zu Kopenhagen, von wo ihn die Regierung eine botan. Reise nach Finnmarken machen ließ. Als er jedoch statt der Pflanzen nur archäologische Beobachtungen zurückbrachte, ward er mit einem Gnadengeschenk verabschiedet. Von jetzt an war sein Leben eine ununterbrochene Wanderung, ohne sichern Unterhalt. Auf seinen Reisen, die er bis Norwegen und Schweden, Paris, Spanien, Italien und Ungarn ausdehnte, durchforschte er Manuskripte, Münzkabinette und Bibliotheken mit rastlosem Eifer, wovon noch seine hinterlassenen Kataloge und archäolog. Zeichnungen den Beweis liefern; besonders aber erwarb er sich wissenschaftliche Bedeutung für die Aufklärung des Runenwesens, wenn auch seine Arbeiten die Frage nicht zum Abschluß brachten. In Neapel wurde er infolge einer Namensverwechselung mit Ernst Moritz Arndt des Carbonarismus verdächtig und, da die Polizei seine Runenalphabete für geheime Chiffren hielt, als deutscher Emissär eingekerkert. Bald nach seiner Freilassung starb er, auf der Reise nach

Deutschland begriffen, in der Nähe von Venedig 1824. In Paris und in verschiedenen Städten Schwedens, Deutschlands und Dänemarks ließ er einzelnes im Druck erscheinen.

Arenenberg (früher Nordenberg), einer der zahlreichen schloßartigen Landsitze im schweiz. Kanton Thurgau, welche die Vorsprünge der Unterseeufer schmücken. A. war in den dreißiger Jahren Eigenthum und Wohnsitz der Königin Hortense (Gräfin v. St. Leu), die 1837 daselbst starb, und ihres Sohnes Louis Napoleon. Letzterer verkaufte die Besitzung während seiner Gefangenschaft zu Ham (1839), doch wurde dieselbe 1855 von der Kaiserin Eugenie zurückerworben und dem Kaiser zum Geschenk gemacht.

Arenga *Labill.* (Zuckerpalme), Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, Bäume mit ringförmig genarbtem, bisweilen niederliegendem Stamm, reichlich mit steifen schwarzen Fasern besetzten, bisweilen stacheligen Blattstielen, gefiederten Blättern mit linienförmigen, am Grunde oft gelappten, oben dunkelgrünen und unten schmutzigweißen Segmenten. Sie blühen nur einmal im Leben und tragen hängende Aehren mit großen monöcischen Blüten. Die grüne runde Beere ist dreisamig. Sie bewohnen hauptsächlich die Inseln des Indischen Archipels, aber auch das Festland. A. saccharifera *Labill.* (Molukkische Zuckerpalme, s. Tafel II »Palmen«), ein 9—12 Meter hoher Baum auf den Sundainseln, wird vielfach auf dem Festlande, auf Réunion ꝛc. kultivirt u. liefert Palmkohl, eine äußerst widerstandsfähige, pferdehaarartige Faser zu Tauwerk, zum Dachdecken, aber auch zu Geweben (Gomuti, Ejoo, Kitool [Kittul], Haupbestandtheil des Crin végétal), außerdem ein zartes, spinnewebartiges Material, welches unter der gröbern Faser sitzt u. als Werch u. Zunder benutzt wird, ferner als Hauptprodukt vom 9. Jahr an Toddy. Zur Gewinnung desselben werden die männlichen Blütenkolben einige Tage hindurch gepeitscht und dann abgeschnitten. Ein Baum liefert jahrelang täglich etwa 3 Quart; er ist anfangs klar und wird auf Zucker verarbeitet, gährt aber sehr leicht und liefert Palmwein, aus welchem Arak destillirt wird. Das Mark der Palme liefert Sago, die fleischige äußere Fruchtschale enthält einen äußerst ätzenden Saft, welchen die Eingebornen der Molukken in ihren Kriegen gegen die Holländer benutzten, der Same wird von den Chinesen eingemacht genossen. Das Holz (Kitool) kommt von Ceylon und Cochinchina in den Handel, ist tiefbraun mit schwarzen und goldglänzenden Längsstreifen, eins der schönsten, härtesten und dauerhaftesten Palmhölzer. Abgestorbene Bäume sind meist hohl und dienen zu Brunnenröhren ꝛc. Mehrere Arengaarten werden bei uns in Gewächshäusern kultivirt.

Arensberg, Stadt, s. Arnsberg.

Arensburg, ehemals befestigte Hauptstadt der livländ. Insel Oesel, hat 2 Kirchen, eine adlige Kreisschule, einen Hafen mit 2 Leuchtthürmen, eine Seewasserheilanstalt mit Schlammbad und (1867) 3256 Einw. Die Stadt ward 13. Sept. 1710 von den Russen erobert, welche die Festungswerke sprengten.

Arenz, Karl, Schriftsteller im Fache der Handelswissenschaft ꝛc., 1821 zu Remagen am Rhein geboren, studirte zu Bonn, war erst Lehrer an der Realschule zu Düsseldorf, dann Professor der Handelswissenschaft am königl. Athenäum in Mastricht, seit 1854 Lehrer an der öffentlichen Handelslehranstalt in Leipzig und ward 1856 Direktor der höhern Handelslehranstalt in Prag, deren Organisation sein Werk ist. Von seinen Schriften sind zu nennen: »Das Buch der Handwerker« (Düsseld. 1849), »Deutsche Musterlese für die niederländischen Anstalten« (Amsterd. 1851), Katechismus des deutschen und österreich. Wechselrechts« (Leipz. 1854, 2. Aufl. 1868), »Geschichte der Entwickelung des Wechsels und des Wechselrechts« (das. 1855), »Die Reisen in Innerafrika« (das. 1857); mit Vogel: »Katechismus der Geographie« (das. 1857). Er übersetzte auch mehrere Werke von H. Conscience.

Areōla (lat.), ringförmiger Hof um den Mond, um die Schutzblattern, um die Brustwarze ꝛc.

Areŏpăg (griech. Areiopăgos, besser Areios pagos, »Areshügel«), Hügel bei Athen in der Nähe der Akropolis, den Propyläen gegenüber. Sitz des berühmten, uralten, gleichnamigen Gerichtshofes. Nach einigen soll Kekrops, nach andern Kranaos der Stifter des Areopags gewesen sein. Der Gerichtshof war seiner ursprünglichen Bestimmung nach ein Blutgericht, vor dessen Forum namentlich absichtlicher Mord gehörte. Die Mitglieder, aus den vornehmsten Familien stammend, waren wahrscheinlich Epheten. Seiner Natur nach aristokratisch, bildete er seit Solon einen heilsamen Gegensatz zu der Demokratie, gleichsam das erhaltende Element im Staatskörper. Er erscheint als Wächter der Gesetze und ihrer Ausübung durch die Behörden, als Schirmer der alten Verfassung, der durch alte Sitte und Form geheiligten Institute, Kulte und Gebräuche, auch als Censor des öffentlichen und häuslichen Lebens. Demgemäß waren seine Mitglieder nur reife, bewährte, mit den Staatsgeschäften vertraute Männer, nämlich die gewesenen Archonten, wenn sie ihr Amt löblich geführt und sich durch untadeligen Lebenswandel die öffentliche Achtung erworben hatten. Ihre Würde war lebenslänglich, ihre Zahl unbestimmt. Gerichtet wurde bei Nacht, am Ende jedes Monats drei Tage nach einander. Das Sitzungslokal auf dem Areshügel, ein einfaches, aus Lehm erbautes Haus, war noch zu Vitruvs Zeit vorhanden. Der A. entschied weniger nach positiven Gesetzen, als nach Gutdünken, Herkommen und Billigkeit über Verbrechen, wie Mord, Brandstiftung, Giftmischerei, Raub, Bestechung, Vaterlandsverrath, Sittenlosigkeit. Als höchste Behörde zur Ueberwachung der Gesetze, der Religion und öffentlichen Ordnung konnte er auch treulose, eigenmächtig handelnde Staatsbeamte, politische und religiöse Neuerer, besonders sogen. Gottesverächter, sowie grobe Beleidiger der Volkssitte vor sein Forum ziehen. Ebenso wurden Schlemmer, Müßiggänger und Fälscher von ihm verurtheilt. Zugleich führte er die Oberaufsicht über Wege, Straßen und Bauten an denselben, über die heil. Oelbäume, über Maße, Gewichte und Sanitätsangelegenheiten. Rhetoren und Philosophen durften nicht ohne Erlaubnis des Areopags in Athen weilen und Vorträge halten. In außerordentlichen Fällen konnte er zur Leitung verschiedener Staatsgeschäfte vom Volk bevollmächtigt oder kompetent gemacht werden, sowie er zur Zeit der Gefahr auch einigemal ohne Vollmacht eingriff. Infolge der Gegenbestrebungen der Demagogen verlor der A. als aristokrat. Institut schon im 5. Jahrh. v. Chr. seinen politisch-ethischen Einfluß. Während der Herrschaft der Dreißig unter Sparta's Oberhoheit finden sich von dem A. kaum noch einige Spuren. Bei Wiederherstellung der gemäßigten Demokratie ward er gleich-

falls restaurirt, und seitdem fristete er seine Existenz noch bis in die Kaiserzeit. Aus Apostelgeschichte 17, 19 u. 22 erhellt, daß er unter Claudius noch existirte; wahrscheinlich wurde er unter Vespasian aufgehoben. Vgl. P. W. Forchhammer, De Areopago etc. (Kiel 1828).

Arequipa (spr. -kihpa), ein Departement der südamerikan. Republik Peru, wird im N. von Ayacucho und Cuzco, im O. von Cuzco und Puno, im S. von Moquegua begrenzt und im W. vom Ocean bespült. Es hat ca. 154,200 QKilom. (2800 QM.) Flächeninhalt und erstreckt sich über die Küstenkordillere bis in die östlich davon liegende Sierra. Die westl. Abfälle der erstern, die bis in die Schneeregion reicht und den über 6000 Meter hohen Vulkan von A. (Misti) enthält, bilden Thäler, die gewöhnlich sandig und unfruchtbar, hier und da jedoch reich und ergiebig sind und von kleinen Küstenflüssen durchschnitten werden. In den fruchtbareren Theilen wird Landbau und daneben Viehzucht getrieben; der Bergbau ist trotz des Metallreichthums des Landes nur von geringer Bedeutung. Dagegen sind Industrie und Handel in gewissem Grade entwickelt. Das Departement zerfällt in 7 Provinzen und zählt 200,000 Einw. Die Hauptstadt A. liegt in einem der fruchtbarsten Thäler von Peru in 2540 Meter Höhe am Fuß des Misti, und ist durch ihre Lage und das gesunde Klima, wie durch die Bildung und Thätigkeit der Bewohner eine der bedeutendsten des ganzen Staats. Hübsch gebaut liegt sie an beiden Ufern des Flusses Chili und hat zahlreiche Kirchen, darunter eine schöne Kathedrale, 7 Klöster und andere öffentliche Gebäude. Industrie und Handel sind nicht unbedeutend; namentlich ist A. ein wichtiger Punkt für den Transithandel mit dem peru-bolivian. Hinterland, der sich zumeist in den Händen europäischer Kaufleute befindet. Sie versenden allein an Alpako-, Vicuña- und Schafwolle jährlich im Durchschnitt für 2 Mill. Dollars, nicht minder beträchtlich sind die Einfuhren. Die Zahl der Einwohner beträgt gegen 45,000. Die Stadt, 1540 gegründet, ward sehr häufig von Erdbeben heimgesucht; nur von 1811—45 zählte man deren 826. Am schwersten litt sie 1582, 1784 und besonders 1868 (13. Aug.), wo sie zum größten Theil in Trümmer sank, sofort aber wieder aufgebaut wurde. Die Umgegend (Compiña) von A. ist ungemein fruchtbar und gut angebaut. Von den übrigen Ortschaften der Provinz sind Islay, in einer unfruchtbaren, wasserarmen Gegend an der Küste, der Seehafen von A., der allen Verkehr mit dem Ausland vermittelt; Camana, Chuquibamba, im Innern am Fuß des hohen Schneeberges gleichen Namens, und Cayllona die bedeutendsten.

Ares (röm. Mars), in der griech. und röm. Mythologie der Gott der Schlachten, ursprünglich aber eine auf gewaltsamem Wege (»bei Sturm und Regen«) erdbefruchtende Naturmacht, daher in Thrakien zu Hause und mit Hermes befreundet; daher auch die seltene, aber alte Verbindung mit Aphrodite, der bei den Römern die mit der sabinischen Nerio (s. d.) entspricht. A. ist der Sohn des Zeus und der Here (Juno), nach späterer (wahrscheinlich italischer) Sage der Juno allein, die, da Zeus die Minerva aus seinem Kopfe geboren, durch Berührung einer Frühlingsblume schwanger ward. Nur am lauten Toben der Schlacht sich erfreuend, ist er den Göttern und Zeus selbst verhaßt. Im goldenen Waffenschmuck fährt er auf dem Kriegswagen, den ihm seine Söhne Deimos (»Schrecken«) und Phobos (»Furcht«, vgl. Aphrodite) schirren, in die Schlacht, Eris (»Streit«) als Schwester und Freundin voran. Auch Enyo, die mordende Kriegsgöttin, gehört zu des A. Enyalios Gefolge. Den Troern beistehend, ward er von Athene (echt hellenisch) stets siegreich bekämpft, theils durch Diomedes, theils durch sie selbst. An beiden homerischen Stellen (»Gleichwie von Wolken umdüstert erscheint uns Menschen die Luft rings, wann auf den Brand nun der Wind so zu widrigem Wehen sich aufhob«; und: »Sieben der Hufen bedeckt' er im Fall und bestäubte sein Haupthaar«) klingt die alte Naturbedeutung noch durch. Wie Athene, die zuletzt doch Sieges- und Friedensgöttin ist, über ihn obsiegte, so bezwangen A. auch die Aloiden (s. d.), die »Pflanzersöhne«, und ließen ihn 13 Monate lang im Kerker schmachten, bis er endlich durch Hermes' List befreit ward. Zweimal kämpfte er mit Herakles, den Fall seines Sohnes Kyknos (»Schwan«, vielleicht Andeutung auf den durch Schnee befruchtenden Gott) zu rächen; einmal trennte sie Zeus mit seinem Blitz, das anderemal verwundete Herakles, von Athene unterstützt, den A. Aus Eifersucht verwandelte er sich in den Eber, welcher den Adonis tödtete. Allein unter den Göttern nicht zur Hochzeit des Pirithoos eingeladen, erregte er den Kampf zwischen Lapithen und Kentauren. Da er Poseidons Sohn Halirrhothios, der seiner Tochter Alkippe Gewalt anthat, tödtete, ward er von den Göttern als Mörder verklagt, aber freigesprochen. Sein Lieblingssitz war das rauhe Gebirglands Thrakien; auch in Aegypten ward er verehrt. In Kolchis hing das goldene Vlies im Hain des A. an einer Eiche. Von da brachten die Dioskuren sein Bild nach Lakonien, wo es am Wege nach Therapne als A. Theritas (der »Wilde«, deutet vielleicht auf Menschenopfer, wie sie dem spartan A. beigelegt werden) stand. Sonst war sein Dienst in Griechenland nicht allgemein. Sein Tempel zu Athen enthielt sein Bild (von Alkamenes) neben denen der Aphrodite, Enyo und Athene. Am berühmtesten war der Arestempel zu Tegea. In Sparta stand dem Tempel des Poseidon Hipposthenes gegenüber eine alte Bildsäule des A. Enyalios in Ketten (»Mannhaftigkeit und Kriegsglück stets an Sparta gefesselt!«).

Mit A. wurde der italische Gott Mars (Mamers, Mavors) identificirt, dessen Dienst, wie in Italien überhaupt, so namentlich bei den Etruskern und Römern uralt war. Letzteren galt er als Vater des Romulus und Remus (durch Rhea Sylvia) für den Ahnherrn des ganzen Volks. Er gehörte zu den 12 Arvalbrüdern, den 12 obersten Göttern der Elemente und der Jahreszeiten; daher begann mit seinem Monat (März) das alte röm. Jahr. Ihm zu Ehren ordnete Numa den Dienst der Salier, der Wächter der heil. Schilde: im März zogen sie unter Tanz und Sang auf. Ihm galten auch die »martialischen Spiele«, die jährlich 27. Febr. und 14. März mit Pferderennen (Equiria) auf dem Campus gefeiert wurden. Ihm war ebenso das »Marsfeld« geweiht, auf dem 15. Okt. das Streitroß (alle 5 Jahre mit Reinigung der bewaffneten Bürgerschaft) dem Mars geopfert ward, außerdem mehrere Tempel; namentlich erbaute dem »Rächer Mars« Augustus (20 v. Chr.) einen äußerst prächtigen. Geopfert wurden ihm Menschen, das Pferd (als Quellsymbol, dann als Schlachtgehülfe) und der Ackerstier, Böcke (wohl als kampflustige Thiere), auch Schweine,

daher ihm besonders die »Suovetaurilien« (Sau-schafstieropfer) galten. Geweiht waren ihm der Wolf, der Specht (als dem Weißagegott), der Hahn (als dem Lichtgott); der Planet Mars, der März (als Frühlingsmonat, an dessen erstem Tage, wie am 1. Juni er sogar als Ehegott neben Juno gefeiert ward, während am 15. der in Felle gekleidete Mamurius Veturius, der nun »jährige Mamers«, d. h. das alte Jahr, aus dessen Winterstürmen man sich lange herausgesehnt, ausgetrieben wurde) und der Dienstag. Als Attribute des Kampfgottes galten Wolf (vielleicht auch als Symbol des Wüsten, Unheimlichen überhaupt, insbesondere der den Lenz vorbereitenden Winterstürme) und Speer, wobei es doch nicht an Rückdeutungen auf uralten Baumkultus in Zusammenhang mit dem Marsdienst fehlt. Ob ihm das Gras als solches heilig gewesen, ist fraglich (s. Corona). Unterschieden wird übrigens bei den Römern Mars Gradivus und Mars Quirinus; jener der Gott des schwerbewaffneten Kriegers zu Fuß (doch ward er auf dem Kriegswagen dargestellt, wogegen als Schutzpatrone des ritterlichen Standes schon früh nach griech. Weise die Dioskuren galten); letzterer (der sabinische Mars des Quirinals, später mit dem vergötterten Romulus identificirt) mehr ein Friedensgott. Plastisch dargestellt ward er bei den Griechen häufig in Gesellschaft der Aphrodite (ausruhend also, während Eros mit seinen Waffen spielt). Kräftige Muskelbildung, besonders im Nacken, kurz gelocktes Haar, kleineres Auge, offenere Nase, minder heitere Stirn unterscheiden ihn von andern Zeussöhnen; auch erscheint er männlicher als Apollon und Hermes; in der frühern Kunst bärtig, später ohne Bart. Ihn kleiden Chlamys (nur im alten Stil ein Harnisch) und Helm (bei den Römern oft mit stolzem Federbusch). Zu den berühmtesten Darstellungen gehörten die obenerwähnte Statue des Alkamenes im Arestempel zu Athen und der sitzende Areskoloß des Skopas zu Rom. Unter den erhaltenen sind der sitzende A. der Villa Ludovisi zu Rom (in der erwähnten behaglich ausruhenden Stellung, Eros zu seinen Füßen) und der stehende A. der Villa Borghese (jetzt im Louvre) die berühmtesten. Besonders beliebt war seine Darstellung bei den Römern, hier häufig verbunden mit Rhea Sylvia. Auf Münzen bezeichnet ein lebhafter Schritt den Gradivus, der Legionsadler und andere Signa den Ultor (»Rächer«); Viktorien, Trophäen und Oelzweig den Victor (»Sieger«) und Pacifer (»Friedensbringer«). Vgl. Roscher, Beiträge zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer (Leipz. 1874).

Aretäos, berühmter griech. Arzt, aus Kappadokien gebürtig, lebte zu Rom zu Ende des 1. und Anfang des 2. Jahrh. n. Chr., war der eklektischen Schule zugethan und galt nächst Hippokrates für den besten Beobachter der Krankheiten. Die Ergebnisse seiner langjährigen Erfahrungen legte er in einem im ionischen Dialekt abgefaßten Werke nieder, dessen 4 erste Bücher von den Ursachen und Zeichen der akuten und chron. Krankheiten, die 4 andern von der Heilung derselben handeln. Ausgaben lieferten Wigan (Oxf. 1723), Boerhaave (Leyd. 1731), Kühn in den »Medici Graeci« (Leipz. 1828) und Ermerius (Utr. 1848); eine deutsche Uebersetzung neuerlich Mann (Halle 1858). Vgl. Locher, A. aus Kappadokien (mit Uebersetzung, Zür. 1847).

Arete (griech.), Tugend, auch als Personifikation.

Arethusa, eine der Nereïden, Nymphe der berühmten Quelle A. auf der Insel Ortygia bei Syrakus, die einen unterirdischen Zusammenhang mit dem Alpheios (s. d.) im Peloponnes haben sollte. A. wurde zu Syrakus göttlich verehrt und mit Delphinen auf Münzen abgebildet. Seit Theokrit galt A. für die Muse des Hirtengedichts (vgl. Musen). Den Namen A., der eigentlich nur den Segen des Wassers und der Quellen überhaupt bedeutet, führten übrigens noch zahlreiche andere Quellen, z. B. eine auf Ithaka (jetzt Lebado), auf Euböa bei Chalkis, bei Theben in Böotien, bei Argos im Peloponnes 2c.

Arethusa, im Alterthum befestigte Stadt in Syrien, am Orontes, zwischen Epiphania und Emesa, kam später unter die Herrschaft der nomadischen Araber und bildete unter Augustus und Tiberius ein kleines, von den Römern abhängiges Fürstenthum; jetzt Restun (Rostan), ein großer Chan, nördlich von Homs.

Aretin, 1) Johann Georg Joseph Karl Maria, Freiherr von, geb. 29. März 1766 zu Ingolstadt, machte sich seit 1793 als Administrator des Donaumoosgerichts um Trockenlegung des Donaumooses sehr verdient. Im Jahr 1796 wurde er zum Hofkammerrath, 1799 zum Landesdirektor in Amberg und 1806 zum Straßen- und Wasserbauinspektor in Tirol ernannt. Beim Ausbruch des Aufstandes in Tirol 1809 bekleidete er die Stelle eines Generalkommissärs des Eisackkreises zu Brixen und wurde als österreichischer Gefangener nach Fünfkirchen in Ungarn abgeführt. Nach seiner Freilassung erhielt er 1810 vom König von Bayern ein Lehnsgut nebst einer ansehnlichen Pension. Er starb 30. Jan. 1843 zu München. Seine zahlreichen Schriften haben größtentheils ein praktisches und vaterländisches Interesse.

2) Adam, Freiherr von, Bruder des vorigen, tüchtiger Jurist und Diplomat, geb. 24. Aug. 1769 zu Ingolstadt, war unter Montgelas' Ministerium Direktor der diplomatischen Sektion, zuletzt bayr. Bundestagsgesandter zu Frankfurt a. M., in welcher Stellung er sich durch energische Vertheidigung der bayr. Verfassungsurkunde allgemeine Achtung erwarb; starb 16. Aug. 1822. Er war mit Stein Stifter des Vereins für ältere deutsche Geschichtskunde und Besitzer einer sehr werthvollen Kupferstich- und Gemäldesammlung, die nach seinem Tode versteigert ward. Ein Verzeichnis derselben lieferte Brulliot (Münch. 1827, 3 Bde.).

3) Johann Christoph Anton Maria, Freiherr von, Bruder der vorigen, Gelehrter, Staatsmann und Publicist, geb. 2. Dec. 1773 zu Ingolstadt, studirte zu Heidelberg, Göttingen und Paris, trat früh in den Staatsdienst und ward schon 1799 Landesdirektionsrath. Im Jahr 1803 ward er nach Aufhebung der Klöster als Regierungskommissär mit Durchsuchung der Klosterbibliotheken beauftragt und 1806 zum Oberbibliothekar an der Centralbibliothek zu München ernannt. Wegen eines literarischen Streits mit Thiersch und andern nach Bayern gezogenen protest. Gelehrten legte er dies Amt nieder, ward 1811 Direktor, 1813 Vicepräsident des Appellationsgerichts zu Neuburg, 1819 Landtagsabgeordneter und Präsident des Appellationsgerichts zu Amberg, als welcher er 24. Dec. 1824 zu München starb. Als Landtagsabgeordneter gab er die freisinnige »Landtagszeitung« (1819 ff.) heraus. Seine Schrift »Die Pläne Napoleons und seiner Gegner in Deutschland« (1809), worin er von einer Konspiration von Borussomanen und Anglomanen mit

einer protestantischen Liga gegen Napoleon sprach und letztern für den Repräsentanten der Deutschheit, d. i. des Kosmopolitismus, erklärte, erregte den oben erwähnten Streit. Auch eine spätere Schrift: »Sachsen und Preußen« (1815) zu Gunsten Sachsens brachte ihm vielen Verdruß. Außerdem schrieb er: »Ueber die westfälischen Friedensakten« (Münch. 1802); »Jahrbücher der Gerechtigkeitspflege in Bayern« (Neuburg 1811—18, 2 Bde.); »Ueber Staatsverfassung und Verwaltung« (Münch. 1826); die Schauspiele »Ludwig der Bayer« (1821) und »Das Mädchen aus Zante« (Bamb. 1822); »Des großen Kurfürsten Maximilian I. Anleitung zur Regierungskunst« (das. 1823); »Darstellung der bayr. Kreditvereinsanstalt« (Münch. 1824) u. a. Aretins letzte Schrift war das »Staatsrecht der konstitutionellen Monarchie« (Altenb. 1824—27, 2 Bde.; 2. Ausg., vollendet von K. v. Rotteck, Leipz. 1838—1840, 3 Bde.).

4) Karl Maria, Freiherr von, Historiker der streng kathol. Richtung, des vorigen ältester Sohn, geb. 4. Juli 1796, focht in den Freiheitskriegen 1813—15 mit und diente dann theils im Generalstab, theils in diplomat. Stellung, ward 1834 Legationsrath im Ministerium des Aeußern und Geheimer Haus- und Staatsarchivar, März 1847 der bayr. Gesandtschaft in Berlin beigegeben und 1848 und 1849 mit mehreren diplomat. Missionen betraut. Im Auftrag König Maximilians widmete er sich seit 1854 der Einrichtung des bayr. Nationalmuseums. Seit 1851 Wirklicher Geheimer Rath, wurde er 1859 zum lebenslänglichen Mitglied des Reichsraths ernannt, 1867 in das Zollparlament gewählt. Während der Session desselben starb er 29. April 1868 in Berlin. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: »Darstellung der auswärtigen Verhältnisse Bayerns« (Passau 1839), »Geschichte des Kurfürsten Maximilian I.« (das. 1842) und »Alterthümer und Kunstdenkmale des bayr. Herrscherhauses« (Heft 1—9, Münch. 1855—71).

Aretinische Silben, weniger gebräuchliche Benennung der dem Guido von Arezzo (Aretinus) zugeschriebenen Solmisation ut, re, mi, fa, sol, la.

Aretino, Pietro, ital. Dichter, geb. 20. April 1492 zu Arezzo, genoß als natürlicher Sohn eines Edelmanns, Luigi Bacci, eine höchst mangelhafte Erziehung, zeigte aber frühzeitig ein bedeutendes Talent für satirische Gedichte, deren eines (ein beißendes Sonett auf den Ablaßhandel) seine Verbannung aus der Vaterstadt zur Folge hatte. A. ging nach Perugia, wo er kurze Zeit das Buchbinderhandwerk trieb, sodann (1517) nach Rom. Hier fand er am päpstlichen Hof eine kleine Anstellung und für seinen Hang zu witzigen und unzüchtigen Gedichten volle Nahrung. Schon war er in ganz Italien deshalb gefürchtet, als er sich durch 16 schamlose Sonette (Sonetti lussuriosi), die er als eine Art Kommentar zu ebensoviel obscönen Zeichnungen von Giulio Romano verfertigt hatte, auch die Verbannung aus Rom zuzog (1524). A. fand bald einen neuen Gönner an Joh. von Medici in Florenz und begleitete diesen nach Mailand zu Franz I. von Frankreich, der ihn mit einer goldenen Halskette beschenkte. Mit einer solchen Auszeichnung gelang ihm die Aussöhnung mit dem Papste leicht; A. kam von neuem nach Rom, aber nur, um es infolge übler Liebeshändel nach kurzer Zeit abermals zu verlassen und zu Johann von Medici zurückzukehren, der, in einem Treffen verwundet, in des Dichters Armen starb. A. wandte sich nun (1527) nach Venedig, um hier »von dem Schweiß seiner Dinte« als ein »freier Mann« zu leben. Sein Ziel war jetzt, Geld zu gewinnen, und bei der Leichtigkeit, mit der er arbeitete, und der Schlauheit, mit welcher er die Großen auszubeuten wußte, gelangte er bald zu großem Wohlstand; selbst Kaiser Karl V. bewilligte ihm ein ansehnliches Jahrgeld. Um das päpstliche Vertrauen sich ganz wieder zu gewinnen, verfaßte A. mehrere theolog. Andachtsbücher, z. B. »Drei Bücher von der Menschheit Christi«, eine »Paraphrase der Bußpsalmen«, »Betrachtungen über das erste Buch Mose« u. a., und Papst Julius III. wurde hierdurch sowohl, wie durch ein an ihn gerichtetes Sonett so gerührt, daß er dem Dichter 1000 Goldkronen und den St. Petersorden übersandte. Als ihn 3 Jahre später der Herzog von Urbino dem Papste selbst vorstellte, nahm ihn dieser sehr ehrenvoll auf, schlug ihm indessen den Wunsch Kardinal zu werden lachend ab. A. starb zu Venedig 1557, indem er vor Lachen über ein leichtsinniges Abenteuer einer seiner ebenso zügellosen Schwestern vom Stuhl fiel und den Hals brach. Sein Charakter bildet ein wunderliches Gemisch von Gutherzigkeit und Bosheit, Stolz und Kriecherei, Muth und Feigheit, Ehrgeiz und schmutziger Gemeinheit. Seine Werke zerfallen in 3 Gruppen: in satirische, obscöne und geistliche (die oben erwähnten). Unter den satirischen stehen obenan seine 5 Lustspiele: »Marescalco« (1530), »Cortigiana« (1537), »Ippocrito« (1542), »Talanta« (1532), »Il Filosofo« (1549), welche mit allen ihren Auswüchsen zu den besten der ital. Literatur gehören und für die Possenreißerei, an der in ihnen kein Mangel ist, durch treffende Sittenschilderung und eine frappante Natürlichkeit des Dialogs entschädigen. Diese Vorzüge kann man auch einem der verrufensten seiner Werke, den »Capricciosi e piacevoli raggionamenti«, nicht absprechen, welches (schon im 16. Jahrh. ohne den Namen des Verlegers öfters gedruckt) an Scham- und Sittenlosigkeit fast alles ähnliche der alten und neuen Literatur überbietet, aber zur Kenntnis des ital. galanten Hof- und Klosterlebens die merkwürdigsten Beiträge liefert. Die Akademiker della Crusca zählen A. unter die klassischen Schriftsteller ihrer Nation, eine Ehre, die er weniger wegen der Reinheit, als wegen der Kühnheit, Gewandtheit und Eigenthümlichkeit seines Stils verdient. Von großem Interesse sind seine »Lettere« (Par. 1609, 6 Bde).

Aretologie (griech.), Tugendlehre.

Areus, König von Sparta, Eurysthenide, Sohn des Akrotatos, Nachfolger seines Großvaters Kleomenes II., regierte 310—266 v. Chr., erlitt 280 gegen die Aetolier eine große Niederlage, rettete aber, von einem Zug nach Kreta heimkehrend, 272 Sparta von der drohenden Eroberung durch Pyrrhos und leistete hierauf auch den Argivern Beistand. Er fiel, gegen Makedonien kämpfend, 266 in der Schlacht bei Korinth. Im 1. Buch der Makkabäer (12, 20—23) wird ein Brief des A. an den jüdischen Hohenpriester Onias mitgetheilt, dessen Echtheit jedoch mehr als zweifelhaft ist.

Areuse (spr. -röhs), s. Val de Travers.

Arezzo, ital. Provinz, welche den südöstl. Theil der Landschaft Toscana umfaßt, 3306 QKilom. (60,04 QM.) groß mit (1871) 234,645 Einw. Dieselbe wird im N. und O. von der Hauptkette der Centralapenninen durchzogen, welche hier im Monte Maggiore 1370 Meter, im Monte Comero 1207

Meter Höhe erreichen und verschiedene Seitenzweige in die Provinz aussenden; z. B. die Alpen von Catenaja (1400 Meter hoch) u. a. Als Hauptflüsse sind der Arno, der das fruchtbare Val Casentino bewässert, und der Tiber, sodann der Chianakanal zu nennen. Das Land ist, namentlich in den Thälern, fruchtbar und wohl bestellt und erzeugt Getreide, Wein und Hülsenfrüchte über den Bedarf; auch Obst, Bataten, Oliven und Maulbeeren werden viel gebaut, und in den gebirgigen Gegenden besonders Kastanien. Unter den zahlreichen Mineralquellen sind die von Chitigesano (im Val Casentino) und Montioni (im Val di Chiana) hervorzuheben.

Die gleichnamige Hauptstadt liegt in einem fruchtbaren, von malerischen Bergen umgebenen Thal, an der Westseite eines sanften Hügels, und am Flüßchen Castro, das $^1/_2$ Stunde unterhalb in die Chiana mündet, und zählt (1871) 38,907 Einw., war aber früher weit bevölkerter. Die Stadt hat luftige und wohlgepflasterte Straßen und ist reich an bedeutenden Bauwerken des 13. und 14. Jahrh. und der Renaissance. Am bemerkenswerthesten sind: die Kirche S. Maria delle Pieve (die älteste der 15 Pfarrkirchen) mit eingebauten Resten eines antiken Tempels und berühmtem Altarbild (von P. Lorenzetti); der goth. Dom (1277 begonnen) mit schönen Skulpturen auf dem Hochaltar (von G. Pisano) und den herrlichen Grabmälern Gregors X. und des kriegerischen Bischofs Tarlati (gest. 1327); die Kirchen S. Francesco, S. Domenico (mit ausgezeichneten Fresken) und S. Annunziata; die Badia (mit Gemäldesammlung); ferner die schönen Kaufmanns-Loggien an der Piazza Grande (von Vasari erbaut) und das Stiftshaus der Fraternità della Misericordia (aus dem 14. Jahrh.) mit sehenswerthem Museum. Statuen Ferdinands I., Ferdinands III. und des Hydraulikers Fossombroni schmücken die Plätze. A. ist der Sitz eines Bischofs und eines Präfekten und hat ein Gymnasium, ein Lyceum, eine Akademie der Wissenschaften und Künste, eine technische Schule und eine ansehnliche Bibliothek. Die Einwohner, ein auffallend schöner Menschenschlag, beschäftigen sich mit Seidenzucht und Manufakturen. A. hieß ehemals Arretium und war nächst Perusia die vornehmste der etrurischen Zwölfstädte, berühmt durch die hier gefertigten Waffen, Thongefäße (vasa aretina) und Baubacksteine. Die Stadt schloß bereits 308 v. Chr., während des Etrurischen Kriegs, ein Bündnis mit den Römern. Im zweiten Punischen Krieg verhinderte Rom den beabsichtigten Abfall der Aretiner durch einen Ueberfall und zwang sie, zur Ausrüstung der Expedition Scipio's nach Afrika Eisen, Holz, Leinwand und Waffen für 30,000 Mann zu liefern (205 v. Chr.). Später ward die Stadt mehrmals durch römische Kolonisten bevölkert; während der Bürgerkriege litt sie besonders durch Sulla, dessen Gegner sie unterstützt hatte. Im Mittelalter bildete A. unter dem Schutz seiner festen Mauern nach und nach seine republikanische Verfassung aus und stand im Kampf der Guelfen und Ghibellinen meist auf Seiten der letzeren und den Florentinern feindlich gegenüber, von denen die Aretiner in der Schlacht bei Camaldino 1289 entscheidend geschlagen wurden. Seit dem 14. Jahrh. besaßen die Tarlati die Oberherrschaft in A., bis endlich im 16. Jahrh. die Stadt durch Cosimo von Medici dem Gebiet der Medici einverleibt wurde; seitdem blieb sie bei Toscana. Aus A. sind zahlreiche bedeutende Männer hervorgegangen, z. B. der um die Musik verdiente Benediktiner Guido (um 1030), der Dichter Petrarca (1304), der Satiriker P. Aretino (Bacci, 1492), der Botaniker Cesalpini (1519), der Kunsthistoriker Vasari (1512), Papst Julius III. u. a.

Arfak, Berg, s. Neuguinea.

Argäus, Berg, s. Ardschisch 2).

Argali, s. Schaf.

Argand'sche Lampen, s. Lampen.

Argelander, Friedrich Wilhelm August, einer der größten Astronomen der Gegenwart, geb. 22. März 1799 zu Memel, bezog 1817, um Kameralwissenschaften zu studiren, die Universität Königsberg, wurde jedoch durch Bessels Vorträge für die Astronomie gewonnen. Im Jahr 1820 ward er Gehülfe an der Königsberger Sternwarte und 1822 Privatdocent. Noch in demselben Jahr veröffentlichte er seine wichtigen Untersuchungen »Ueber die wahre und scheinbare Bahn des großen Kometen von 1811« (Königsb. 1822), und 1823 folgte er einem Ruf nach Abo als Nachfolger Walbecks. Er beschäftigte sich hier vorzüglich mit Beobachtungen der Sterne von starker eigener Bewegung und legte die Resultate derselben in dem Werke »DLX stellarum inerrantium positiones mediae ineunte anno 1830« (Helsingf. 1835) nieder, das von der Akademie in Petersburg mit dem großen Demidoff'schen Preis gekrönt wurde. Durch diese wichtige Arbeit fanden die bis dahin vielfach bezweifelten Angaben Herschels über die scheinbare Richtung der Sonnenbewegung ihre Bestätigung und eine wesentliche Präcisirung. Die Feuersbrunst, welche 1827 den größten Theil von Abo zerstörte, hatte die Verlegung der Universität nach Helsingfors zur Folge. A. setzte anfänglich seine Beobachtungen in Abo fort, hielt sich dann 1830 und 1831 längere Zeit in Königsberg und Memel auf und leitete nachher den Bau der neuen Sternwarte zu Helsingfors, die im Spätherbst 1834 vollendet ward. 1837 erhielt er die Professur an der neu zu erbauenden, erst 1845 vollendeten Sternwarte in Bonn. A. ist Mitglied der hervorragendsten Akademien und gelehrten Gesellschaften. Außer den oben genannten Schriften und vielen Aufsätzen in den »Astronomischen Nachrichten« und andern Sammlungen sind von ihm gedruckt: »Observationes astronomicae in specula universitatis literariae Fennicae factae« (Helsingf. 1830—32, 3 Bde.), welche die Beobachtungen von 1821—28 umfassen. Als Resultat seiner auf einer interimistischen Sternwarte angestellten Beobachtungen gab er unter dem Titel »Uranometria nova« (Berl. 1843) 18 Himmelskarten heraus, welche die wichtigen Größenverhältnisse der in unseren Gegenden mit bloßen Augen sichtbaren Gestirne (3224 Sterne nebst 13 veränderlichen Sternen, 15 Sternhaufen und 4 Nebelflecken) und die Gegend um den Südpol darstellen. In Bezug auf die Helligkeit der Sterne ist das Werk Autorität. Später veröffentlichte er »Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Bonn« (Bonn 1846), worin die Durchmusterung des nördlichen Himmels von 45—80° Deklination als Fortsetzung der Bessel'schen Zonenbeobachtungen enthalten ist und die Positionen von etwa 22,000 Sternen nachgewiesen werden. Im 2. Band der »Beobachtungen« folgte die zonenweise Durchmusterung des Himmels von 15—31° südl. Deklination. Bei weitem wichtiger aber ist die unter Argelanders Leitung und der Mitwirkung von Schönfeld und Krüger in den Jahren 1852—59 ausgeführte Durchmusterung des nördlichen Himmels, welche zum Zweck hatte, alle Sterne des nörd-

lichen Himmels, die in einem Fraunhofer'schen Kometensucher von 34 Linien Oeffnung sichtbar wären, nach Rektascension und Deklination zu beobachten und in Karten einzutragen (»Atlas des nördl. gestirnten Himmels«, Bonn 1857—63, 40 Karten). Auf dem Raum von —2° Deklination bis zum Nordpol sind 324,198 Sterne beobachtet worden. Hauptsächlich durch Argelanders Bemühungen hat die Beobachtung der veränderlichen Sterne bei den Astronomen diejenige Aufmerksamkeit gefunden, welche diese merkwürdigen Phänomene des Fixsternhimmels verdienen. Seine »Beobachtungen und Rechnungen über veränderliche Sterne« im 7. Band der Bonner Beobachtungen (Bonn 1868, auch einzeln erschienen) sind das vollständigste, was über diesen Gegenstand bis jetzt vorliegt.

Argemone *L.* (Stachelmohn), Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, ein- oder mehrjährige Kräuter mit fiederspaltigen oder schrotsägeförmigen, meist dornigen Blättern, einzeln stehenden Blüten mit vier- bis sechsblätteriger Blumenkrone, dreiblätterigem, bald abfallendem Kelch und einfächeriger, mit mehreren Klappen aufspringender, vielsamiger Kapsel. Die Arten gehören sämmtlich bis auf eine (A. alba von den Sandwichinseln) Mexiko an, und mehrere werden als Zierpflanzen kultivirt. Von der einjährigen A. mexicana *L.*, mit 30—60 Centim. hohem Stengel, dornig-gezähnten, weißgerippten und geaderten Blättern und gelben Blüten mit dornigen Kelchblättern und Kapseln, wird das Kraut in Mexiko äußerlich als erweichendes und schmerzstillendes Mittel bei Geschwülsten, Abscessen ꝛc. und innerlich gegen nervöse Krankheiten gebraucht, während die etwas narkotisch wirkenden Blüten bei Hals- und Brustentzündungen und die Samen und das daraus gepreßte Oel als Brech- und Purgirmittel dienen.

Argen, Fluß im südl. Würtemberg, fließt in den Allgauer Alpen aus dem Untern und Obern A. zusammen und mündet nach 66 Kilom. langem Lauf bei Langenargen in den Bodensee. Er ist nach starken Regengüssen ein arg verwüstender Bergstrom.

Argen., d', bei zoolog. Namen Abbrev. für Anton Joseph Dezallier d'Argenville (geb. 1680, gest. als Maître de Comptes in Paris 1765. Weichthiere).

Argens (spr. -schäng), Jean Baptiste de Boyer, Marquis d', philosophischer Schriftsteller und langjähriger Freund Friedrichs II. von Preußen, geb. 24. Juni 1704 zu Aix in der Provence, trat in seinem 14. Jahr in den Militärstand, wurde nach einigen Jahren infolge von Liebeshändeln mit dem franz. Gesandten nach Konstantinopel geschickt, studirte nach seiner Rückkehr eine Zeitlang die Rechte, trat dann (1733) wieder ins Militär ein, ward 1734 bei der Belagerung von Kehl verwundet und vor Philippsburg als Kapitän durch einen Sturz mit dem Pferde dienstunfähig, nahm seinen Abschied und ging, von seinem Vater enterbt, nach Holland, wo er als Schriftsteller lebte. Hier erschienen seine »Lettres juives« (Haag 1742, 6 Bde., u. öfter, am besten Par. 1766; deutsch, Berl. 1770—83, 6 Bde.), »Lettres chinoises« (das. 1739, 5 Bde.; deutsch, Frankf. a. M. 1768—71) und »Lettres cabalistiques« (Haag 1741, 6 Bde.; deutsch, Leipz. 1773—77, 8 Bde.), welche die Aufmerksamkeit Friedrichs II. dermaßen erregten, daß er den Verfasser zu sich nach Potsdam einlud und 1744 zum Kammerherrn und Direktor der Akademie zu Berlin ernannte. Bald war A. der Freund und tägliche Gesellschafter des Königs, der ihn seines geraden und freimüthigen Charakters wegen hochschätzte und ihm in der »Correspondance entre Frédéric II et le marquis d'A.« (Königsb. und Par. 1798; deutsch Königsb. 1798) und in den »Oeuvres posthumes de Frédéric II« (Bd. 10 u. 13) ein ehrendes Denkmal setzte. Fast ein Sechziger, verliebte sich A. in die Schauspielerin Cochois und heirathete sie ohne Vorwissen Friedrichs, der ihm diesen Schritt nie ganz vergab. A. kehrte 1769 nach Frankreich zurück und starb 11. Jan. 1771 auf dem Schloß seiner Schwester, der Baronesse de la Garde, unweit Toulon. Er schrieb munter und witzig, freimüthig und mit Geschmack, war aber in seinen Urtheilen schwankend und unzuverlässig. Den geringsten Werth unter seinen zahlreichen Schriften haben die Romane, in deren einem (»Mémoires et lettres de Mr. le Marquis d'A.«, 1735) er seine Liebeshändel erzählt. Bedeutender sind seine »Mémoires secrets de la république des lettres« (Haag 1637), die später unter dem Titel »Histoire de l'esprit humain« (Berl. 1765—68, 14 Bde.) erschienen. Auch übersetzte er des Ocellus Schrift von der Weltseele und Julians Fragmente wider die Christen und begleitete sie mit weitläufigen Kommentaren. Außerdem schrieb A.: »La philosophie du bon sens« (1737 und öfter; deutsch Bresl. 1756), »Critique du siècle« (1756) und »Réflexions critiques sur les écoles de peinture« (Berl. 1752; 2. Ausg. unter dem Titel »Examen critique«, 1768), worin er sich als erfahrenen Kunstkenner zeigte.

Argensola, zwei der bedeutendsten Lyriker Spaniens: 1) Lupercio Leonardo de, geb. um 1564 zu Barbastro in Aragonien aus einem ursprünglich ital. Geschlecht, war längere Zeit Geheimschreiber der in Spanien lebenden Kaiserin Maria von Oesterreich, der Wittwe Maximilians II., wurde dann von König Philipp III. zum Historiographen von Aragonien ernannt und begleitete 1610 den span. Vicekönig, Grafen von Lemos, nach Neapel, wo er als Staats- und Kriegssekretär im März 1613 starb. A. brachte schon als Jüngling drei Trauerspiele, deren Cervantes im »Don Quijote« sehr ehrenvoll gedenkt, mit Beifall zur Aufführung; doch war die lyrische Poesie das Feld, auf dem er den meisten Ruhm erntete. In seinen Oden übertrifft er an eigenthümlicher Kraft und malerischer Fülle des Stils selbst sein Vorbild Horaz, wogegen seine Satiren und Episteln den Gedankenreichthum und die feinen Wendungen des Römers vermissen lassen. Seine Sonette und Lieder zeigen, daß er auch die romantischen Formen zu handhaben verstand.

2) Bartolomé Leonardo de, Bruder des vorigen, geb. 1565, trat in den geistlichen Stand, lebte bis 1610, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, meist in Salamanca, begleitete dann ebenfalls den Grafen von Lemos nach Neapel und ward nach dem Tode seines Bruders an dessen Stelle Historiograph von Aragonien. Er starb zu Saragossa 26. Febr. 1631. Seine Gedichte haben weniger Kraft als die seines Bruders, aber größere Anmuth und eine noch gefeiltere stilistische Form. Auch sein historisches Werk über die »Eroberung der Molukkischen Inseln« (Madr. 1609) ist wegen seiner klaren und eleganten Schreibart geschätzt Von den »Aragonischen Annalen«, deren Fortsetzung er übernommen, erschien nur der 1. Theil (Sarag. 1630). Die Gedichte beider Brüder wurden erst nach dem Tode derselben vom Sohne des ältern (Sarag. 1634) veröffentlicht.

Argenson (spr. -schangssong), 1) Marc René,

Marquis d', franz. Staatsmann, geb. 4. Nov. 1652 zu Venedig, stellte als Generalleutnant der Polizei von Paris Ordnung und Sicherheit daselbst her, ward 1718 Präsident des Finanzkonseils und Siegelbewahrer, legte als Gegner der Law'schen Finanzoperation 1721 seine Aemter nieder und starb 8. Mai desselben Jahres.

2) René Louis, Marquis d', Sohn des vorigen, geb. 18. Okt. 1694, war von 1720—24 Intendant im Hennegau, wurde dann Staatsrath und 1741 Minister des Auswärtigen. Als solcher verhandelte er mit Piemont über die Einigung der italienischen Staaten in eine Bundesunion, wurde aber durch die Intriguen des span. Hofs 1747 gestürzt. Er widmete sich nun, mit Voltaire befreundet, ausschließlich wissenschaftlichen Studien und starb 10. Jan. 1757. Aus seinem Nachlaß wurden herausgegeben: »Considérations sur le gouvernement ancien et présent de la France« (Amsterd. 1764 u. öfter), eine zur Kenntnis des innern Zustandes von Frankreich sehr wichtige Schrift; »Essais ou loisirs d'un ministre d'État« (Par. 1787, 2 Bde.), reich an feinen Bemerkungen, Schilderungen merkwürdiger Zeitgenossen und Anekdoten. Auch seine »Memoiren« (zuletzt von Rathery herausgegeben, Par. 1860—66, 8 Bde.) sind für die Zeitgeschichte von Werth.

3) Marc Pierre, Graf d', Bruder des vorigen, geb. 16. Aug. 1696 zu Paris, wurde 1740 Intendant von Paris und 1742 Kriegsminister. Als solcher suchte er das in Verfall gerathene Heerwesen wieder zu heben, spielte den Krieg nach den Niederlanden und vermochte Ludwig XV., sich selbst auf dem Kampfplatz zu zeigen. Nach dem Aachener Friedensschluß sorgte er eifrig für Verbesserung der militärischen Anstalten. Unter ihm begannen d'Alembert und Diderot die »Encyclopédie«, wie er auch seinem Freunde Voltaire die Materialien zum »Siècle de Louis XIV« lieferte. Durch den Einfluß der Marquise Pompadour seines Amtes enthoben und auf sein Landgut Ormes verwiesen, durfte er erst nach dem Tode seiner mächtigen Feindin nach Paris zurückkehren, wo er 22. Aug. 1764 starb.

4) Marc Antoine René, Marquis de Paulmy, Sohn von A. 2), geb. 1722 zu Valenciennes, ward Gouverneur des Arsenals, dann Botschafter in Venedig und Warschau, lebte später als Mitglied der franz. Akademie, wie auch der Akademien zu Berlin und Nancy einzig den Wissenschaften. Er veranstaltete die Herausgabe einer »Bibliothèque universelle des romans«, von der unter seiner Leitung (1775—78) 40 Bände erschienen. Darin sind auch seine eigenen Novellen: »Choix de petits romans de différents genres« (1782, 2 Bde., u. öfter) enthalten. Von den ebenfalls von ihm herausgegebenen »Mélanges tirés d'une grande bibliothèque« erschienen 65 Bände. Seine Bibliothek von 150,000 Bänden (Bibliothèque de l'Arsenal), zum Theil Nachlaß seines Vaters, kaufte nach Argensons Tode (1787) der Graf von Artois.

5) Marc René de Voyer, Marquis d', geb. 10 Sept. 1771 zu Paris, trat in den Militärdienst und war nach dem Ausbruch der Revolution Lafayette's Adjutant. Nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792 zog er sich auf seine Güter in Touraine zurück, heirathete die Wittwe des Prinzen Victor von Broglie und beschäftigte sich mit der Landwirtschaft und industriellen Unternehmungen. Von Napoleon 1809 zum Präfekten des Departements Deux-Nèthes ernannt, bewies er sich als entschiedenen Vertreter verfassungsmäßiger Verwaltung und nahm 1813, als ihm die Regierung eine Sequestration gegen den richterlichen Ausspruch zumuthete, seinen Abschied. Während der Hundert Tage und nach der Restauration 1815 als Vertreter des Departements des Oberrheins in die Kammer berufen, unterzeichnete er den Protest, als die fremden Truppen in Paris den Versammlungssaal der Deputirten geschlossen hatten. Im Wahlkollegium von Vienne leistete er bald nachher seinen Eid mit Vorbehalt des unveräußerlichen Rechts der Völker, ihre Verfassungen wieder zu ändern, wie er sich überall als entschiedenen Gegner der Reaktion zeigte. Aufsehen machte 1818 seine Behauptung, die Charte sei keine Gnade, sondern eine Einschränkung der Rechte der Nation. Unter dem Ministerium Martignac trat er im Juli 1829 aus der Deputirtenkammer aus, ward aber 1830 nach der Julirevolution wieder gewählt und leistete den üblichen Eid mit dem Vorbehalt »unbeschadet des Fortschritts der öffentlichen Vernunft«. Als nach dem Juniaufstand von 1832 die Regierung Paris in Belagerungszustand erklärte und die verhafteten Insurgenten vor die Kriegsgerichte stellte, protestirte er in einem an die »Tribune« gerichteten Brief dagegen und bewies sich überhaupt als heftigen Gegner der orléanistischen Politik. Seit 1834 lebte er zurückgezogen auf seinem Landsitze zu Ormes. Er starb 2. Aug. 1842 zu Paris. — Sein Sohn Charles Marc René de Voyer, Marquis d'A., geb. 20. April 1796, ward 1848 in die konstituirende Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur gemäßigten Demokratie hielt. Er hat außer mehreren trefflichen archäologischen Schriften ein Werk: »Les nationalités européennes« (1859, mit Karten), sowie seines Vaters »Discours et opinions de Voyer-A.« (1846, 2. Bde.) herausgegeben.

Argentān, s. v. w. Neusilber.

Argentan (spr. -schangtāng), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Orne, an der Orne und der Eisenbahn von Alençon nach Caen, hat ein Kommunal-Collége, eine Lehrerinnenanstalt, Riemen-, Spitzen- und Leinwandfabrikation, ansehnlichen Geflügel- und Pferdehandel und (1866) 5401 Einw.

Argentārius (lat.), Silberarbeiter; Geldwechsler, Bankier.

Argenteuil (spr. -schangtöj), Flecken im franz. Departement Seine und Oise, rechts an der Seine, nordwestlich von Paris, mit einer Maschinenfabrik, Weinbau und (1866) 8176 Einw. Dabei zahlreiche Villen der Pariser und die Ueberreste des Klosters, in welchem Abälards Geliebte Heloïse den Schleier nahm.

Argentiēra, Insel, s. Kimolo.

Argentière (spr. -schang'tjähr), Dorf im Chamounithal; darüber der Glacier d'A. (s. Montblanc).

Argentīn, fein zertheiltes metallisches Zinn, aus Zinnsalzlösung durch Zink gefällt, dient mit Kaseïn als Bindemittel zur Herstellung des Silberdrucks auf Geweben, da die aufgedruckten Muster unter der Walzenpresse silberartigen Glanz annehmen.

Argentinische Republik (Republica Arjentina, früher Vereinigte Staaten des Rio de la Plata), ein südamerikan. Staatenbund, der sich aus den südlichen Theilen des ehemaligen span. Vicekönigreichs Buenos Ayres gebildet hat. Das Gebiet desselben erstreckt sich etwa von 22 — 41° südl. Br. und von 56 — 69½° westl. L. und grenzt im O. an den Atlantischen Ocean, an Uruguay und Brasilien, im N. an Paraguay und Bolivia, im W. an Chile,

im S. an Patagonien (s. die Karte). Es umfaßt 14 Staaten oder Provinzen mit einem Flächeninhalt von ca. 1,378,000 QKilom. (die Grenzen sind noch nicht genau bestimmt), dazu 2 große, von Indianern bewohnte Gebiete (Gran Chaco im N. und die Pampas Arjentinas im S. bis zum Rio Negro) mit etwa 880,000 QKilom., so daß sich das Gesammtareal auf ca. 2,258,000 QKilom. (41,000 QM.) beläuft. Außerdem erhebt die Republik noch Anspruch auf Patagonien, dessen Oberfläche etwa 975,000 QKilom. (17,700 QM.) beträgt. Der Bodengestaltung nach ist der westl. Theil des Gebiets gebirgig, indem hier die Kordilleren, die auf ihren höheren Piks ewigen Schnee tragen, die Grenze gegen Chile bilden. Oestlich daran stößt ein Hochland, dessen Breite allmählich gegen S. abnimmt, so daß es im S. von Mendoza ganz aufhört und die Abhänge der Kordilleren südlicher unmittelbar zu den Tiefebenen sich herabsenken; es ist im einzelnen nur unvollkommen erforscht, besteht aus ausgedehnten, bis auf oasenartig zerstreute und bewässerte Stellen großentheils wüsten Ebenen, die von hohen, bis in die Schneeregion reichenden Gebirgsketten (Sierra de Famatina und Aconquija) durchzogen werden, und geht nördlich in das Hochland von Bolivia über. Die Sierra de Cordova und die Sierra de S. Luis im SO. liegen ganz getrennt davon und von Ebenen umgeben. Der östliche Theil der Republik besteht aus großen Tiefebenen, die sich nach dem Atlantischen Ocean hin immer mehr verflachen. Diese weit ausgedehnten Flächen (Pampas), wahre Steppen mit Mangel an Wasser, trockenem Sandboden und vielen Salz- und Salpeterstrichen, erstrecken sich zwischen dem Atlantischen Ocean, dem Rio Dulce und dem Colorado und noch weiter bis nach Patagonien hinein, bei einer Ausdehnung von 1100 Kilom. in die Länge und 670 Kilom. in die Breite. Zum Theil sind sie mit Klee und Disteln bewachsen, die eine Höhe von 3—3,5 Meter erreichen und im Sommer einen undurchdringlichen Wald bilden; zum Theil bringen sie bloß Gras hervor; gegen die Abhänge der Kordilleren hin sind große Striche mit niedrigen Bäumen und Sträuchern bewachsen, ein nicht geringer Theil ist öde und wüst. Doch gibt es in den La Plata-Staaten auch sehr fruchtbare Gegenden, namentlich auf der Ostseite des Paraná und in den Gebirgsstrichen des nordwestl. Theils, wo eine reiche, üppige Vegetation herrscht. In geognostischer Hinsicht ist in den La Plata-Staaten die ungeheure Ausdehnung der tertiären Formation bemerkenswerth, die nach d'Orbigny in 3 Abtheilungen zerfällt: 1) die Guaranische Tertiärformation, die unterste im nordöstl. Theil, bestehend aus Schichten von eisenschüssigen Sandsteinen, eisenhaltigen Kalkmergeln mit Quarzkörnern und grauen gipshaltigen Mergeln, die in verschiedener Mächtigkeit mit einander wechseln und sämmtlich ohne Reste organischer Wesen sind; 2) die Patagonische Formation, vom Rio Negro nordwärts streichend und aus abwechselnden Schichten von Sandsteinen weißer und grauer Färbung bestehend, welche Reste von Seethieren (besonders Schalen einer ausgestorbenen Austernart) enthalten; 3) die Pampasformation, bestehend aus dunkeln, mergeligen Lehm- und Schlammlagern, mit Mergelkonkretionen, die häufig in kompakten Mergelfels (Tosca) übergehen. Das Centralbergland enthält Granit, Gneis und Glimmerschiefer, auch Kalksteine und Trachyt; das Gebirgsland im NW. gehört dem Uebergangsgebirge an. Die Hauptflüsse des Landes sind der Paraná, Paraguay und Uruguay, welche den La Plata bilden, und die westlichen Nebenflüsse der beiden ersteren: Rio Pilcomayo, Rio Bermejo, Rio Salado und Rio Tercero, welche das Gemeinsame haben, daß sie von NW. nach SO. fließen, in ihrem untern Lauf sehr träge und mit großen Windungen dahinschleichen und ihre Mündungen an dem seichten, von niedrigen Inseln und Sumpfseen umgebenen Ufer unter Bäumen und Wasserpflanzen gleichsam verbergen. Andere verlieren sich, ohne den Hauptstrom zu erreichen, in Lagunen, z. B. der Rio Dulce in die große Laguna de los Porongos, und auch die von den Abhängen der südl. Kordilleren kommenden Flüsse fallen in große, durch Kanäle verbundene Salzseen (Guanacache, Silvero, Bebedero, Laguna Amarga u. a.). Von geringerer Bedeutung sind die gegen O. und SO. dem Ocean zuströmenden Flüsse Rio Colorado (Cobu Leubu) und Rio Negro (Cusu Leubu).

Das Klima ist in dem so weit von N. nach S. ausgedehnten Land natürlich verschieden, im allgemeinen aber sehr gesund. In den nordöstlichsten Theilen herrscht das Tropenklima; die Regenzeit fällt hier in die Sommerzeit, während der Winter ganz regenlos ist. Die südlicheren Striche sind durch große Trockenheit ausgezeichnet; in der Küstenregion herrscht ein mildes Küstenklima mit verhältnismäßig geringen Temperaturwechseln. Regen ist im ganzen im Frühling am häufigsten, im Winter am seltensten; die mittlere Regenmenge beträgt bei Buenos Ayres jährlich 34,3 Zoll. Schnee fällt sehr selten, und wenn es 3 oder 4 Tage nach einander friert, so heißt der Winter streng. Die Winde sind heftiger, als in den nördl. Gegenden, besonders häufig wehen die heißen Nordwinde; die Südostwinde bringen im Winter Regen, im Sommer mehr trockene Witterung. Die von den Kordilleren über die Pampas streichenden Südwestwinde (Pamperos) treten zwar nicht selten als furchtbare Orkane auf, kühlen aber die Luft ab, üben einen wohlthätigen Einfluß auf die Gesundheit und mindern die große Feuchtigkeit. In den Gebirgen ist das Klima nach der wechselnden Erhebung sehr verschieden.

An Produkten liefert das Thierreich außer einer ungeheuern Menge von Rindvieh, Pferden und Schafen, welche die Pampas auf ihren unermeßlichen Grasflächen ernähren, Maulthiere und andere europäische Hausthiere; an einheimischen Thieren viele Nagethiere (namentlich die Viscacha und Meerschweinchen), dagegen weniger Raubthiere (darunter den Jaguar im O., und den Kuguar mehr im S., W. und NW. des Landes), einige Wiederkäuer (wie das Guanaco), einige Pachydermen und Phoken, mancherlei Geflügel (besonders viele Schwäne und Rebhühner, die in den Pampas sehr häufig sind), südamerikanische Strauße, den Kondor und andere Raubvögel, Papageien (Loro), Fische, Bienen, Ameisen, Schlangen 2c. Aus dem Pflanzenreich sind als Hauptprodukte hervorzuheben: europäische Getreide- und Gemüsearten, Kartoffeln, Melonen und Kürbisse, Flachs, Hanf, Bataten, Obst, Pfirsiche, edle Südfrüchte, Oliven, Wein in den Thälern der Gebirgsgegenden, Mimosen, Kaktusarten 2c. In einigen Gegenden finden sich große Waldungen, in andern ist Mangel an Baumwuchs; so gibt es in den Pampas, südlich vom La Plata nach Patagonien hin, außer an den Flüssen, weder Baum, noch Strauch. An Mineralien ist das Land

ungemein reich. In den gebirgigen Theilen finden sich Gold und Silber (namentlich in den Provinzen Rioja, San Juan, Mendoza, Catamarca), viel Kupfer (besonders in Catamarca), Eisen (in San Juan), Blei in den Ebenen, Salpeter, viel Koch- und Natronsalz, theils in Flüssen und Seen aufgelöst, theils in dem Boden der Pampas. Im N. findet sich außerdem Porzellanerde (in Salta) und treffliches Petroleum (in Jujuy), und in San Juan sind erst neuerlich (1872) ausgedehnte Lager bituminöser Kohle entdeckt worden, was für das Land von großer Bedeutung ist.

Die Zahl der Einwohner wurde 1866 auf gegen 1,500,000 angegeben, ohne die unabhängigen Indianer, deren Zahl nur gegen 90,000 betragen soll; die letzte Zählung von 1869 ergab für die 14 Provinzen eine Bevölkerung von 1,743,200, für Gran Chaco und die Pampas etwa 69,000 Seelen, während die von Patagonien auf 24,000 berechnet wurde. Die Bevölkerung besteht aus Weißen, meist von romanischer Abkunft, Kreolen, Mestizen, Mulatten, wenigen Negern und sowohl civilisirten und zum Christenthum bekehrten, wie auch freien Indianern (vorzüglich im Chaco und in den Pampas), die öfters feindliche Einfälle in die angrenzenden Distrikte machen. Als Mestizen muß man auch die Gaucho's betrachten, die aus der Vermischung der Spanier mit Indianerinnen entstanden sind und als Viehhirten in den Pampas leben. Die Indianer zerfallen in die nördlichen, die zu dem großen Volksstamm der Guarani gehören, und die südlichen, die von den Kolonisten gefürchteten sogen. Pampasindianer, die den Araukanern von Chile stammverwandt sind. Das Element der Weißen ist im letzten Jahrzehnt durch Einwanderer aus dem Süden Europa's (besonders Italiener und Südfranzosen) bedeutend verstärkt worden. Diese Einwanderung, welche von der Regierung als für die Zukunft des Landes von größter Wichtigkeit auf alle Weise begünstigt wird, betrug 1863—67 durchschnittlich 14,000 Köpfe, 1868: 29,284, 1869: 37,934, 1870: 39,667, 1871: 31,614, 1872: 37,037 Köpfe. Von diesen Einwanderern sind die Italiener meist Matrosen und Bootsleute, auch als Gärtner und Handwerker thätig; die Franzosen liefern Barbiere, Sprachlehrer, Modewaarenhändler, Tanzmeister; die Deutschen, Engländer und Schweizer sind Großhändler, Handwerker, Ackerbauer.

Die A. R. ist einer der wenigen südamerikan. Staaten, in welchen sich feste und geordnete Zustände zu bilden begonnen haben und die in einer gedeihlichen Entwickelung begriffen sind. Unter den Erwerbszweigen der Einwohner wird der Feldbau noch bei weitem nicht so stark betrieben, als es bei besserer Benutzung des vielen dazu tauglichen Bodens möglich wäre, obschon jetzt viel mehr dafür geschieht, als früher. Ein Hauptgewerbe bildet er mit dem Gartenbau hauptsächlich in der Gegend von Buenos Ayres und in den gebirgigen Theilen durch Vermittelung künstlicher Bewässerung. Am meisten wird Mais (bis 2500 Meter Höhe, in den niedrigen Landstrichen oft mit 2—300fältigem Ertrag) und Weizen (bis 2800 Meter Höhe) gebaut, Maniok und Reis nur in einzelnen Gegenden; von Gartengewächsen zieht man besonders Gurken, Melonen und spanischen Pfeffer. Der Obstbau hat seinen Hauptsitz in den Provinzen Mendoza, San Juan, Rioja und Tucuman; hier gedeihen besonders Feigen, Oliven und Südfrüchte; Quitten und Granatäpfel gibt es, die Pampas ausgenommen, überall; auch zieht man viel europäisches Obst. Weinbau wird besonders in Mendoza, San Juan und Rioja getrieben. In Catamarca, Rioja und Corrientes baut man etwas Baumwolle, in Tucuman und Corrientes Tabak, in den nördlichen Staaten Zucker; Santiago liefert Indigo und Kochenille. Die Waldprodukte sind bis jetzt von keiner Bedeutung. Unter den zahlreichen neuentstandenen Ackerbaukolonien, deren man schon 1868: 19 mit 1874 Familien zählte, sind die von Schweizern, Deutschen und Engländern gebildeten Ansiedelungen (z. B. Esperanza, nordwestl. von Santa Fé, Barabero und San Pedro am Paraná, Belleville oder Frayle muerto in Cordova) am blühendsten; ein Vordringen der Kolonisten nach den äußersten Grenzen wird bis jetzt noch durch die Indianereinfälle verhindert. Ungleich ausgedehnter als der Landbau wird die Viehzucht betrieben, der die Naturverhältnisse des Landes außerordentlich günstig sind, und auf der noch gegenwärtig fast ausschließlich der Nationalwohlstand des Landes beruht. Zur Zeit der Entdeckung desselben hatten die Eingebornen, namentlich in den Kordilleren, kein anderes Hausthier als das Lama oder Guanaco. Mendoza führte 1536 das Pferd ein; 1550 kamen die Ziege und das Schaf aus Peru herüber; endlich 1553 wurde auch Rindvieh aus den brasil. Küstenländern nach La Plata gebracht. Es waren 8 Kühe nebst einem Stier, und von diesen Thieren stammen die Millionen Stück Vieh ab, welche jetzt die Ebenen des Landes bevölkern. Die Rasse, eine südspanische, hat sich merkwürdig konstant erhalten. Die Herden bringen das ganze Jahr im Freien zu und sind, unter Aufsicht von berittenen Hirten, an den Aufenthalt auf dem Terrain ihrer Estancia (Viehgut) gewöhnt. Fast sämmtliche Rinder (man schätzt 8 Mill.) sind gegenwärtig gezähmt, d. h. mit der Brandmarke ihres Besitzers versehen, und wildes (d. h. verwildertes und herrenloses) Rindvieh kommt kaum mehr vor. Uebrigens sind auch die großen Estancias von ehedem meist nicht mehr vorhanden, und die Zerstückelung des Bodens schreitet fort. Die Hauptnutzung des Rindviehs besteht außer für den großen eigenen Bedarf (ca. 800,000 Stück) im Verkauf von Schlachtvieh für den Konsum der Städte und für die Saladero's, die großen Schlachthäuser, in denen alle Theile des Viehs zum Export verwerthet werden. Die Zahl der exportirten Rinderhäute wird jährlich auf 3 Mill. Stück geschätzt. Neben der Rindviehzucht wird fast überall auf den Estancias die Pferdezucht in größerer oder geringerer Ausdehnung betrieben. Das argentin. Pferd ist klein und von grobem Bau, aber gelehrig, schnell, sehr ausdauernd und steht allgemein im Gebrauch; wild kommt es ebenfalls nur noch in kleinen Trupps im S. vor. Die Herden, auf den Feldern der Estancia abgesondert von dem Rindvieh gehalten, bestehen zumeist aus Stuten (zur Züchtung) und aus jungen Pferden, die im 3. oder 4. Jahr gezähmt, d. h. mit dem Lasso eingefangen und zugeritten werden. Von den Stuten werden viele um ihrer Haut und ihres Fettes willen getödtet, aus dem man ein Brennöl (Potro) bereitet. Die Zahl der sämmtlichen Pferde beträgt ca. 3 Mill., die der ausgeführten Häute ¼ Mill. Die Maulthierzucht ist hauptsächlich in den bergigen Gegenden (in den Provinzen Mendoza, Cordova, Tucuman) bedeutend, wo sie einen Haupterwerbs-

zweig ausmacht. Die Thiere werden in ganzen Herden nach Chile und Peru geführt. Man gebraucht die Esel fast ausschließlich zu dieser Zucht. Die Schafzucht treibt man erst seit der neuern Zeit (besonders seit Einführung von franz. Merino's und neuerdings von feinwolligen Schafen aus Deutschland) mit größerem Eifer und trotz mancher ungünstigen Verhältnisse mit so glänzendem Erfolg, daß sie in nicht ferner Zeit den Hauptzweig der volkswirtschaftlichen Thätigkeit des Landes bilden wird. Die Wolle ist fein, aber nur von mittlerer Stärke und, weil mit den stacheligen Früchten einer sehr häufigen Pampapflanze vermischt, schwer zu reinigen. Die Reinigung geschieht gewöhnlich in Europa. Der Wollerport, welcher 1853 kaum 16½ Mill. Pfd. betrug, wurde 1865 auf mehr als 119½ Mill. Pfd. berechnet, wovon über 52½ Mill. nach Antwerpen (zu deutschem Verbrauch) und je 25—26 Mill. Pfd. nach Frankreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika gingen. Im Jahr 1866 stieg das Quantum auf 140, 1869 auf fast 200 Mill. Pfd. Die Zahl der Schafe wird zu 68 Mill. angegeben (fast sämmtlich in der Provinz Buenos Ayres). Auch Ziegen werden in einigen Theilen häufig, Schweine weniger gezogen. Der **Bergbau** ist durch die Revolution sehr in Verfall gerathen, und seinem Aufblühen stehen mancherlei Hindernisse entgegen. Die Bergwerke liegen gewöhnlich von den bewohnteren Gegenden zu weit entfernt und häufig zwischen hohen, bis tief in den Sommer mit Schnee bedeckten Gebirgen. Die dahin führenden Straßen sind größtentheils sehr schlecht, daher der Transport schwierig und sehr kostspielig; dazu kommt Mangel an Kapitalien und Arbeitskräften. In neuester Zeit ist jedoch durch englisches Kapital ein regeres Leben in den Bergwerksbetrieb gekommen, namentlich wurden die ungemein reichen Goldgruben von Guallilan seit 1868 von einer engl. Kompagnie bearbeitet und ebenso die von San Luis mit Hülfe englischen Kapitals wieder in Angriff genommen. Die Zahl der Arbeiter in den verschiedenen Gruben betrug 1869: 2687, die Produktion 3654 Unzen Gold, 418,273 Unzen Silber, 751½ Tonnen Kupfer, zusammen im Werth von 133,000 Pfd. Sterl.; außerdem 1016 Tonnen Blei. Auch die neuentdeckten Kohlenfelder werden bereits bebaut.

Die **Industrie** ist gering, und die Zunahme derselben, die sich eine Zeitlang nach der Revolution bemerklich machte, ist durch die späteren Unruhen wieder in Abnahme gekommen. Am bedeutendsten ist die schon erwähnte Zubereitung der Viehzuchtprodukte für die Ausfuhr in den Saladero's, von denen die größten (z. B. zu Barracas bei Buenos Ayres) jährlich über 100,000 Stück Rindvieh schlachten. Der größte Theil der Produkte, unter denen seit mehreren Jahren das nach Liebigs Methode gewonnene Fleischertrakt eine große Rolle spielt, geht nach Europa, das getrocknete Fleisch aber (carne seca) meist nach Westindien und Brasilien, wo es ein Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bildet. Alle übrigen Industriezweige werden nur im kleinen und gewöhnlich nur für den Bedarf betrieben; am wichtigsten sind noch die Gerbereien (in Tucuman), die Zuckersiedereien, die Bereitung von getrockneten Früchten, Wein, Branntwein rc. — Der **Handel** war zur Zeit der span. Herrschaft sehr beschränkt, und selbst der mit Peru durch schwere Zölle belastet; erst 1778 wurde der Handel mit dem Mutterland freigegeben. Seit der Unabhängigkeit der La Plata-Staaten von der span. Herrschaft dürfen alle Völker am Handel theilnehmen, und seitdem hat sich derselbe, besonders der Seehandel, außerordentlich gehoben. Letzterer konzentrirt sich in Buenos Ayres, dem Hauptstapelplatz des Landes; doch haben neben demselben auch andere Hafenorte, wie Rosario, Corrientes, San Nicolas, Gualeguaychu rc., direkten überseeischen Verkehr, und man berechnet die Summe der Handelsbewegung dieser kleineren Häfen auf etwa 30 Proc. von jener der Hauptstadt. Am bedeutendsten ist gegenwärtig der Seehandel mit Großbritannien und Frankreich, dann mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Belgien. Die Hauptartikel der Ausfuhr sind die aus der Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht gewonnenen Produkte, in erster Linie Wolle (s. oben), Häute, Schaffelle, Talg; dann getrocknetes Fleisch, Roßhaare, Pferdefett, Knochen, Ochsenhörner und Klauen rc.; ferner Otter- und Hirschfelle, Honig, Straußfedern (ca. 160,000 Pfd. im Werth von 124,000 Dollars), Kupfer und Silberbarren. Zur Einfuhr dagegen kommen aus England Baumwollenwaaren, sodann Wollen-, Seiden- und Leinenwaaren, Eisen und Eisenwaaren, Kleidungsstücke, Bier, Glas- und Porzellanwaaren; aus Frankreich besonders Spirituosen, Wollen- und Seidengewebe, Kurzwaaren, Parfümerien und Gebrauchsgegenstände; außerdem Zucker (roh aus Brasilien, raffinirt aus Belgien rc.), Matéthee (aus Paraguay und Brasilien), Wein (besonders aus Spanien), Tabak, Holz und Mehl (aus Nordamerika), Papier, Steinkohlen rc. Zu Lande geht der Handel vorzugsweise nach Chile und Bolivia, dann nach Paraguay und Brasilien, und es werden die Waaren theils in schwerfälligen, mit Ochsen bespannten Wägen, theils auf Maulthieren und Eseln über die Kordilleren geschafft. Die Hauptwege nach Chile sind der Paß von Uspallata und der Portillopaß, der aber nur im Sommer benutzt werden kann. Die gesammte Einfuhr ward 1870 zu 46,624,766, die Ausfuhr zu 26,753,213 Pesos fuertes berechnet, während sich noch 1862 die erstere auf nur 16,60 Mill., die letztere auf 10,17 Mill. Pesos fuertes belief. Im Jahr 1871 war der Werth der Einfuhr auf 44,16 Mill., der der Ausfuhr auf 26,13 Mill. Pesos zurückgegangen. Unter letzterer befanden sich 7,6 Mill. für Häute, 7,4 Mill. für Wolle (gegen 9,5 Mill. im Jahr 1869 und 5,5 Mill. im Vorjahr), 1,8 Mill. für Felle, 4,6 Mill. für Talg, 1,1 Mill. für gesalzenes Fleisch. Die Hauptverkehrsländer waren dabei in folgender Weise betheiligt:

	Ausfuhr	Einfuhr
England	6,10 Mill.	14,54 Mill.
Frankreich	2,71 „	6,76 „
Verein. Staaten von Nordamerika .	3,71 „	2,07 „
Belgien	6,14 „	1,69 „
Spanien	0,93 „	1,60 „
Deutschland	0,11 „	1,18 „

Die Zahl der in sämmtlichen argentinischen Häfen eingelaufenen Schiffe betrug 1871: 1298 Segelschiffe mit 364,288 Tonnen Gehalt (davon 1287 beladen), die der ausgelaufenen 1112 Segler mit 343,468 Tonnen (davon 1010 beladen). Dazu liefen 814 Dampfer mit 409,264 Tonnen ein und ebensoviele aus. Der Handel im Lande selbst hat sich neuerdings ebenfalls bedeutend gehoben, seit regelmäßige Dampfbootlinien auf den großen Strömen im Osttheil des Landes eingerichtet sind und zugleich die Herstellung von Straßen und Brücken im Innern, an denen bisher großer Mangel war, ernstlich in

Angriff genommen wird. Auch der Bau von Eisenbahnen wird eifrig betrieben; im Juli 1871 waren bereits 985 Kilom. in Betrieb, 453 Kilom. im Bau und weitere 3625 Kilom. vermessen und begeben. Die Hauptlinien sind die Südbahn, von Buenos Ayres nach Chascomus und Dolores (220 Kilom.), die Westbahn, von Buenos Ayres bis Chivilcoy und Lobos (230 Kilom.), die Centralbahn, von Rosario bis Cordova (410 Kilom.), die über Tucuman bis Jujuy (943 Kilom.) fortgeführt werden soll, und die Linie Villa Maria-Riocuarto (100 Kilom.). In nicht ferner Zeit werden die Schienenstränge auch die Kordilleren überschritten haben, über welche der Telegraph bereits seit 1872 nach Chile reicht. Die gesammte Telegraphenlänge betrug Mai 1873: 6437 Kilom.; ein submariner Telegraph führt seit 1866 von Buenos Ayres nach Montevideo. Als Münze gilt der Peso fuerte oder Silberpiaster, = 4 Mark ($1\frac{1}{3}$ Thlr.) = 5 Fr. = $\frac{1}{5}$ Pfd. Sterl. Das in übermäßiger Menge vorhandene Papiergeld soll durch die laut Gesetz vom November 1864 gegründete Staatsbank eingelöst werden, und zwar im festen Kurse von 25 Papier- = 1 Silberpiaster. Maße und Gewichte sind gesetzlich die französischen, doch bedient man sich meist noch der spanischen.

Die Verfassung, zu Santa Fé 1. Mai 1853 gegeben und ganz der der Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgebildet, will den Kultus der römisch-katholischen Kirche aufrecht erhalten wissen, obschon Freiheit des Bekenntnisses besteht; sie duldet keine Sklaverei und erkennt überhaupt keine Bevorzugung des Bluts oder der Geburt, auch keine persönlichen Privilegien und Adelstitel an, setzt gleiche Vertheilung der Steuern und öffentlichen Lasten fest und gewährleistet Freiheit der Presse, der Association, des Unterrichts etc. Die gesetzgebende Gewalt übt ein Kongreß, der aus zwei Kammern, einer aus den Deputirten der Nation (von 54 Mitgliedern) und einer aus Senatoren gebildeten (von 28 Mitgliedern), besteht. Der Kongreß übt die Zollgesetzgebung, legt direkte Steuern für einen bestimmten Zeitraum auf, kontrahirt Anleihen auf den Kredit der Konföderation, stellt jährlich das Ausgabebudget der Bundesverwaltung fest und regelt überhaupt alle die öffentliche Wohlfahrt betreffenden Verhältnisse. Die vollziehende Gewalt übt ein Präsident, dem ein Vicepräsident zur Seite steht. Beide müssen innerhalb des argentinischen Gebiets geboren oder Söhne innerhalb desselben geborner Bürger sein; sie werden auf 6 Jahre gewählt und können erst nach Ablauf einer ebenso langen Frist wieder gewählt werden. Unter den Präsidenten stehen Minister dem Innern, dem Auswärtigen, den Finanzen, der Justiz, dem öffentlichen Unterricht und dem Kriegs- und Marinewesen vor. Ein aus 5 Richtern und 1 Generalprokurator zusammengesetzter oberster Gerichtshof hat in der Hauptstadt seinen Sitz; Bundesuntergerichte setzt der Kongreß im Gebiet der Konföderation ein. Die kirchlichen Angelegenheiten der Nation leitet der Erzbischof von Buenos Ayres, unter dem die Bischöfe von Cordova, Cuyo (San Juan), Salta und Paraná stehen. Die ehemals reiche Kirche ist während der Revolution aller ihrer Güter beraubt worden; die Bischöfe und ihr Kapitel erhalten ihre sehr mäßigen Einkünfte gegenwärtig durch den Staat (Nationalregierung), und die Pfarrer sind meist auf die Stolgebühren und die Einkünfte aus den noch zahlreich gefeierten Kirchenfesten angewiesen. Die verschiedenen Mönchsorden sind nur spärlich vertreten; dagegen gibt es eine Anzahl Nonnenklöster. Verschiedene Missionen bestehen an der Indianergrenze, wo einige hundert bekehrt sind. Dissidenten finden sich nur unter den Eingewanderten. Mit dem Unterricht ist es bislang noch schlecht bestellt, wiewohl unter Sarmiento's Präsidentschaft neuerdings viel zur Hebung der Bildung geschehen ist. Universitäten, im Beginn begriffen, sind zu Buenos Ayres und zu Cordova; daselbst, sowie in Concepcion und 5 andern Städten, bestehen auch Collèges. Officielle Sprache ist die spanische; die Eingebornen jedoch reden 3 verschiedene Hauptsprachen. Die finanzielle Lage der Republik ist keine ungünstige. In gewöhnlichen Zeiten decken die Einnahmen die Ausgaben, außerordentliche werden durch Anleihen oder Papiergeld bestritten. Dazu sind die Hülfsquellen des Staats in stetem Zunehmen begriffen. Während sich die Einnahmen 1863 erst auf 6,450,286 Pesos fuertes beliefen, hatten sie sich 1867 bereits auf 12,040,287 bei einem Bedarf von 13,526,464 gehoben, wovon 7,541,372 Pesos als außerordentliche Ausgaben aufgeführt waren. Der Rechnungsabschluß für 1872 ergibt 18,172,380 Pesos Einnahmen (darunter 14,46 Mill. Eingangs- und 2,62 Ausfuhrzölle, 503,203 Lagergebühren, 310,806 Stempel) und 26,242,785 Pesos fuertes Ausgaben. Die Staatsschuld betrug zu Ende 1871: 74,164,351 Pesos, wovon 51,681,963 Pesos auf die äußere Schuld (im wesentlichen 3 engl. Anleihen) und 22,482,388 Pesos auf die innere Schuld kommen. Jeder einzelne Staat der Republik hat außer dem allgemeinen noch sein eigenes Budget. Das Bundesmilitär besteht gewöhnlich aus 6–8000 Mann (mit 29 Generälen) und hängt von der Bundesregierung ab; die aus Nationalgarden zusammengesetzten Milizen sind der Leitung der Provinzialregierungen unterstellt. Eine eigentliche Kriegsmarine fehlt noch; man unterhält einige kleine Schiffe (mit 12 Kanonen). Das Wappen bildet ein in 2 Felder getheiltes Schild, darüber die aufgehende Sonne; im untern Feld zwei verschlungene Hände, einen Stab mit der Freiheitsmütze haltend. Die Flagge ist blau-weiß-blau gestreift (s. die »Flaggenkarte«). — Von den 14 Provinzen der Republik bezeichnet man als Uferprovinzen (weil an den großen Strömen gelegen): Buenos Ayres, Santa Fé, Entre Rios und Corrientes; als Centralprovinzen: Cordova, San Luis, Santiago und Tucuman; als Nordprovinzen: Salta und Jujuy; als andinische Provinzen: La Rioja, Catamarca, San Juan, Mendoza. Bundeshauptstadt ist Buenos Ayres.

Geschichte. Der span. Großpilot Juan Diaz de Solis kam 1509 als der erste Europäer an den La Plata-Strom und befuhr denselben 1515 bis zur Einmündung des Paraná. Der Portugiese Magellan sah 1520 die Einmündung des Uruguay. 1527 segelte der span. Großpilot Sebastian Cabot den La Plata hinauf und erbaute unter 34° südl. Br. am Paraná das Fort San Espiritu, mußte aber 1528 umkehren. Pedro de Mendoza gründete als erster Adelantado (Civil- und Militärgouverneur) 2. Febr. 1535 Buenos Ayres. Der eigentliche Eroberer des La Plata-Landes ist aber Martinez de Irala, der, 1555 zum Adelantado ernannt, sowie sein Nachfolger, Ortiz de Zarate, eine Ansiedelung nach der andern gründete. Juan de Garay, 1576 zum Generalkapitän ernannt, baute 1580 das von den

Indianern zerstörte Buenos Ayres wieder. Dem vierten Adelantado, Juan de Torres Vera y Aragon (1587—91), unter welchem Corrientes (1588) gegründet ward, folgten bis 1620 zehn Gouverneure. Um 1610 begann die erfolgreiche Thätigkeit der Jesuiten am obern Paraná, aus deren Missionen nach und nach ein merkwürdiges politisches Gemeinwesen erwuchs, welches trotz vielfacher Anfeindung bis zum Sturz des Ordens fortbestand. Unter Philipp III. wurden 1620 die Länder südlich vom Zusammenfluß des Paraná und Paraguay als Gobierno del Rio de la Plata unter eine besondere Regierung gestellt und dann in 3 Provinzen, Tucuman, Buenos Ayres und Paraguay, getheilt. Ein drückendes Monopolsystem machte ein Gedeihen dieser Kolonien unmöglich und ein maßloser Schleichhandel als Folge desselben und besonders von den Portugiesen betrieben, die 1680 Buenos Ayres gegenüber die Kolonie del Sacramento gegründet hatten, brachte die Spanier um die beabsichtigten Handelsvortheile. Nach der gewaltsamen Vertreibung der Jesuiten verfielen ihre blühenden Niederlassungen, und die von ihnen erzogenen und bevormundeten indian. Insassen versanken in Elend und Verwilderung. 1776 wurde aus den La Plata-Ländern ein besonderes span. Vicekönigreich, mit der Hauptstadt Buenos Ayres, gebildet, welches bis Feuerland herab und von den Andes bis an die Quellen des Paraguay, Paraná und Uruguay reichte. Nach Vertreibung der Portugiesen aus der Nachbarschaft (seit Nov. 1776) nahm man ein liberaleres Handelssystem an, infolge dessen besonders Buenos Ayres aufblühte. 1782 wurde das Vicekönigreich in 8 Intendanzen getheilt, von denen vier (La Paz, Cochabamba oder Santa Cruz de la Sierra, Charcas und Potosi) das spätere Oberperu und die andern vier: Salta, Cordova, Buenos Ayres, Corrientes »Argentina« bildeten (vgl. Dominguez, Historia Argentina, Buenos Ayres 1861), aus dem sich später 3 Republiken: Paraguay, Uruguay und die Argentinische Konföderation bildeten. Als die Engländer infolge der spanisch-franz. Allianz 2. Juli 1806 Buenos Ayres einnahmen, erboten sie sich, die Einwohner zu unterstützen, wenn dieselben sich von Spanien unabhängig machen wollten. Dieses Anerbieten fand aber damals wenig Anklang, vielmehr wurden die Engländer 12. Aug. von der Bevölkerung selbst wieder vertrieben und auch ein neuer Angriff 5. Juli 1807 abgeschlagen. Erst die Veränderung der Lage der Dinge in Spanien durch die franz. Invasion machte die nationale Partei der Kreolen der spanischen Herrschaft abgeneigt. Es bildeten sich mehrere einander schroff gegenüberstehende Parteien, welche die Centraljunta in Spanien so lange mit Zuschriften bestürmten, bis diese in der Person des Cisneros einen Vicekönig sandte. Dieser regierte aber so unklug und willkürlich, daß die Einwohner von Buenos Ayres, bei denen nach und nach die revolutionären Ideen durch die Einflüsterungen englischer Kaufleute Eingang gefunden hatten, die Einberufung eines Kongresses verlangten, der den Vicekönig nach Europa zurückschickte. Am 22. Mai 1810 bildete sich unter Aurelio Saavedra eine provisorische Junta, welche die Geschäfte leiten sollte, bis die Abgeordneten aus den Provinzen eintreffen würden. Damit war das Signal zum Abfall von Spanien gegeben, welches letztere alle Vermittelungsvorschläge verblendet zurückwies. Der letzte span. Vicegouverneur, Santiago Liniers y Bremont, ward in den Schlachten bei Cotagaita (24. Okt.) und bei Tupiza (17. Nov. 1810) geschlagen und bald darauf in Buenos Ayres erschossen. Im Jahr 1811 wurde auch in Paraguay der span. Gouverneur vertrieben, und die Schlachten von Tucuman (24. Sept. 1812) und Salta (21. Febr. 1813) befreiten das ganze Gebiet der La Plata-Provinzen von span. Truppen. Nach Auflösung der Junta (25. Sept. 1811) trat 31. Jan. 1813 eine konstituirende Versammlung zusammen, um mehr Regelmäßigkeit und Nachdruck in die Staatsverwaltung zu bringen. Doch kam es zu keiner geordneten Regierung, und keine der berufenen obersten Behörden vermochte sich allgemeine Anerkennung zu verschaffen. Am 9. Juli 1816 erklärte der Kongreß zu Tucuman die Unabhängigkeit der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata, und 3. Sept. 1817 ward ein provisorisches Grundgesetz bekannt gemacht. Ein nachfolgender Kongreß gab aber 30. April 1819 eine Verfassung nach dem Muster der nordamerikanischen. Regierungen folgten nun wieder auf Regierungen in schnellem Wechsel. In diesem Gewirr traten besonders zwei Parteien hervor, die Unitarier oder Centralisten, die eine starke Centralgewalt einführen wollten, und die Föderalisten, die für die Aufrechthaltung der Unabhängigkeit der einzelnen Provinzen waren und nur für gemeinschaftliche Interessen und für auswärtige Verhältnisse eine Verbindung wollten. 1822 schlossen die Provinzen Buenos Ayres, Corrientes, Entre Rios und Santa Fé den sogen. »vierfachen Vertrag«, und die übrigen Provinzen wurden zu einer Offensiv- und Defensivallianz eingeladen. Die einzelnen unter einer Union sich vereinigenden Föderativstaaten waren nun: Buenos Ayres, Entre Rios, Corrientes, Gran Chaco (freie Indianer), Salta, Tucuman, Rioja, Santiago de Estero, Cordova, Santa Fé, San Juan della Frontera, Mendoza und San Luis. Paraguay und Uruguay, die schon die Junta von 1810 nicht anerkannt hatten, konstituirten sich als besondere Republiken. Am 23. Jan. 1825 bestimmte eine Urkunde des Generalkongresses zu Buenos Ayres die Verhältnisse der Konföderation verschiedener Provinzen genauer; Buenos Ayres ward mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragt. Den Unitariern gelang es, die Konstitution vom 24. Dec. 1826 zu Stande zu bringen, durch welche die Repräsentation der Konföderation an eine geringe Anzahl von Aristokraten kam und Rivadavia als Generalkapitän von Buenos Ayres zur Präsidentschaft der Föderation gelangte. Da aber die Unruhen im Innern fortdauerten, indem mehrere Provinzen sich weigerten, dem Unionssystem beizutreten, so dankte dieser schon 7. Juli 1827 wieder ab, der erste und einzige Präsident dieser Konstitution. Ein Umschwung der Dinge zu Gunsten der Föderalisten erfolgte 1829, als der Estanciero und Gauchoshäuptling Don Juan Manuel de Rosas sich an ihre Spitze stellte und ihren Waffen das Uebergewicht verschaffte. Ende 1829 wurde derselbe zum Gouverneur von Buenos Ayres, sowie zum Haupt der Konföderation erwählt und August 1830 als solches mit diktatorischer Gewalt bekleidet. Der Krieg zwischen den Unitariern und Föderalisten endigte mit der Niederlage der ersteren, und 1831 herrschte in sämmtlichen Provinzen äußerlich Ruhe. Alle Einzelregierungen waren nach dem Föderativsystem geordnet, die Finanzverhältnisse fingen an, sich nach und nach zu bessern, und der Handel hob sich. In Buenos Ayres herrschte

übrigens eine fortwährende Erbitterung zwischen den Föderalisten (Liberalen) und Unitariern (Apostolischen), die besonders hervortrat, als General Balcarce im September 1833 zum Gouverneur des Staats Buenos Ayres erwählt wurde. Schon im Oktober ward er wieder abgesetzt, und an seine Stelle trat der General Viamont, der aber weder die Ruhe herzustellen, noch der Finanznoth abzuhelfen vermochte. Von dem Zuge gegen die Pampasindianer, die er geschlagen und zu Friedensverträgen gezwungen, zurückgekehrt, zog sich Rosas auf sein Landgut zurück, wo er fünfmal die ihm angebotene Präsidentschaft ablehnte, bis er sich unter der Bedingung, daß ihm unbeschränkte Vollmacht übertragen werde, zur Uebernahme bereit erklärte. Er ward darauf durch Dekret vom 7. März 1835 zum Präsidenten mit provisorischer außerordentlicher Gewalt ernannt. Damit begann eine Zeit greuelvoller Gewaltherrschaft. Während Rosas alle seine Gegner nach und nach zu Grunde richtete, wußte er sich auch seiner Parteigenossen zu entledigen, sobald sie seinen Absichten in den Weg traten, oder zu Macht und Ansehen gelangten. Die Haupthebel seiner Regierung waren Kerker, Vermögenskonfiskationen, Hinrichtungen und Meuchelmord. Besonders aber war es auf alle höher Gebildeten abgesehen, unter denen man von selbst Unitarier vermuthete. Im Jahr 1840 organisirte Rosas die berüchtigte Mashorkagesellschaft, die sich die Aufgabe stellte, den argentinischen Boden von den Unitariern zu säubern, und vom Diktator allemal losgelassen ward, um zu plündern und zu morden, wenn es galt, den Gegnern Furcht und Schrecken einzujagen. Dabei führte Rosas ein straffes unitarisches Regiment, denn alle Provinzen mußten sich unter seine Gewalt beugen. Aber gerade sein vollständiger Sieg bereitete ihm eine Reihe von Verlegenheiten, denen er zuletzt unterlag. Paraguay wollte er nicht für einen unabhängigen Staat, sondern nur für eine Provinz der Argentinischen Republik gelten lassen, weil es ebenfalls früher zu Buenos Ayres gehört habe. Auch mit Brasilien stand er auf gespanntem Fuß, weil hier flüchtige Unitarier Aufnahme gefunden hatten. Den Hauptgegenstand des Zwistes bildete aber Uruguay, mit dessen Unabhängigkeit es weder Brasilien, noch Rosas ehrlich meinte. Bald mischten sich auch Frankreich und England in den Streit. Der franz. Admiral Leblanc verlangte wegen mehrerer den in Buenos Ayres wohnenden Franzosen zugefügten Beschädigungen Genugthuung und Schadenersatz. Da Rosas sich dessen weigerte, wurde Buenos Ayres März 1838 von einer franz. Flotte blokirt. Zugleich unterstützten die Franzosen in Uruguay den Expräsidenten Ribera, der den gesetzlich gewählten Präsidenten Manuel Oribe, den Freund Rosas', gestürzt hatte und nun die Waffen gegen Buenos Ayres wandte, während Corrientes und Santa Fé von der Union abfielen und im Februar 1839 den Krieg an Buenos Ayres erklärten. Indessen entwand sich Rosas, 5. März 1840 von der Repräsentantenkammer auf 5 Jahre zum Gouverneur und Generalkapitän mit diktatorischer Gewalt gewählt, glücklich allen diesen Verlegenheiten; 31. Okt. 1840 wurde mit Frankreich ein Vertrag abgeschlossen, wonach Buenos Ayres die franz. Unterthanen entschädigte und die Unabhängigkeit Uruguay's anerkannte. Da aber mit Uruguay der Krieg trotzdem fortdauerte, so glaubte sich auch England in diese Händel mischen zu müssen. Durch Note vom 15. Dec. 1842 boten der franz. und engl. Konsul in Buenos Ayres ihre Vermittelung an, und als Rosas darauf nicht achtete, so forderten sie beide Parteien auf, sich auf ihre Gebiete zurückzuziehen. Als thatsächliche Antwort erfolgte, daß Oribe vor dem schon seit Herbst 1842 von dem Admiral Brown blokirten Montevideo im Februar 1843 bei Cerite ein verschanztes Lager bezog und die Stadt auch von der Landseite einschloß. Darauf stellten England und Frankreich dem Diktator Rosas 23. Juni 1845 ein Ultimatum, worin sie Einstellung des Krieges mit Uruguay und Anerkennung der Unabhängigkeit dieses Staats forderten. Die abweisende Anwort Rosas' führte zum Krieg mit England und Frankreich, zu welchen beiden Mächten sich noch Uruguay, Paraguay und Brasilien gegen Rosas gesellten. Zunächst wurde das argentin. Geschwader vor Montevideo 2. Aug. 1845 von dem englisch=franz. genommen. Am 23. Sept. begann die Blokade der Häfen und Küsten von Buenos Ayres, worauf die englisch=franz. Flotte den Uruguay hinauf segelte, um sich mit General Paz zu verbinden, der mit 5—6000 Mann in Corrientes stand, und so gegen Oribe zu agiren. Am 11. Nov. ging auch die aus mehr als 100 Fahrzeugen bestehende Handelsexpedition, von Kriegsschiffen begleitet, von Martin Garcia nach dem obern Paraná ab, um mit Paraguay in Verbindung zu treten, welches ein Freundschaftsbündnis mit Corrientes schloß und an Rosas den Krieg erklärte. Die Friedensaussichten schwanden immer mehr, seitdem Rosas 1. Mai 1846 ein Dekret erlassen hatte, nach welchem alle gefangenen Officiere und Matrosen der britisch=franz. Eskadre getödtet werden sollten. Gleichwohl wurden von Seiten Englands neue Versuche zur Beilegung des Streits gemacht, welche aber an der Hartnäckigkeit des Diktators scheiterten. Erst 24. Nov. 1849 kam mit England und 30. Aug. 1850 mit Frankreich ein Friedensvertrag zu Stande, die beide für die A. R. günstig genug waren.

Inzwischen entstanden neue Verwickelungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Brasilien. Zugleich fiel der Gouverneur von Entre Rios, Don Juste José de Urquiza, nach einem schon seit 1846 betriebenen Plan, von Rosas ab, und unter seiner Leitung trennten sich die Provinzen Entre Rios und Corrientes von der Argentin. Republik. Am 29. Mai 1851 schlossen die Regierung von Brasilien, der Präsident von Uruguay, Don Joaquin Suarez, und Urquiza einen geheimen Präliminarvertrag gegen Rosas und Oribe, infolge dessen Urquiza, nach Besiegung Oribe's, an der Spitze von 28,000 Mann, deren Kern ehemalige Schleswig-Holsteiner bildeten, den Paraná überschritt. Die Provinz Santa Fé erklärte sich für ihn, worauf Urquiza gerade auf Buenos Ayres losging. Am 31. Jan. 1852 geriethen die argentin. Vortruppen, 6000 Reiter, mit der schleswig=holstein. Reiterei in Kampf, welche letztere die so gefürchtete Gauchosreiterei im ersten Anprall niederritt. Auch die Hauptschlacht, 3. Febr., endete mit der Niederlage der Argentiner. Rosas wartete das Ende nicht ab; er floh nach Buenos Ayres und gelangte von da auf ein engl. Schiff, das ihn nach Europa brachte. Der in Buenos Ayres zurückgelassene General Mancilla übergab diese Stadt, und alle Staaten fügten sich darauf der von den Siegern eingesetzten provisorischen Regierung. An der Spitze derselben stand Vicente Lopez. Urquiza ward Oberbefehlshaber der Argentin.

Republik und Minister des Aeußern bei der provisorischen Regierung. Die von ihm zur Feststellung einer neuen Verfassung nach Santa Fé berufenen Gouverneure der einzelnen Provinzen beschlossen, einen Verfassungsrath einzuberufen, der im August die neue Verfassung berathen und geben sollte, und bis dahin Urquiza diktatorische Gewalt zu übertragen. Als die Volksvertretung zu Buenos Ayres sich widersetzte, ward sie von Urquiza 23. Juni aufgelöst. Kaum aber hatte Urquiza Buenos Ayres verlassen, um sich nach Santa Fé zu begeben, wo die verfassunggebende Versammlung zusammenkommen sollte, als 12. Sept. seine Anhänger in Buenos Ayres vertrieben wurden, worauf die aufgelöste Volksvertretung wieder zusammentrat und ihrem Vorsitzenden, General Pinto, die vollziehende Gewalt übertrug. Urquiza, dessen Macht zur Unterwerfung von Buenos Ayres nicht hinreichte, ließ sich zu Unterhandlungen herbei und zog sich in die Provinz Entre Rio zurück. Als aber 1. Dec. 1852 sich der General Lagos für Rosas gegen die Regierung von Buenos Ayres erhob und die Hauptstadt von zahlreichen, wilden Banden eingeschlossen ward, machte Urquiza mit den Belagerern gemeinschaftliche Sache. Der inzwischen in Santa Fé 20. Nov. 1852 zusammengetretene Kongreß vollendete 1. Mai 1853 die neue Bundesverfassung und ernannte Urquiza 20. Nov. 1853 zum konstitutionellen Diktator. Am 5. März 1854 legte derselbe den Eid als Präsident sämmtlicher Staaten der Argentin. Republik ab. Am 22. Okt. 1854 wurde in Paraná, welches zum Regierungssitz erhoben ward, bis Buenos Ayres wieder zum Bunde getreten sein würde, die erste gesetzgebende Versammlung nach der neuen Verfassung eröffnet. Mit Buenos Ayres, wo inzwischen nach Pinto's Tode Pastor Obligado an die Spitze der Regierung getreten war, kam endlich 8. Jan. 1855 ein Vertrag zu Stande, worin sich beide Regierungen gegenseitig die Unverletzlichkeit und Untheilbarkeit ihres Gebiets gewährleisteten und sich zu gemeinschaftlicher Abwehr verpflichteten, namentlich auch gegen die Indianerstämme. Die früher allen 13 Provinzen gemeinschaftlich gegebenen Gesetze sollten in Kraft bleiben, beide Staaten eine gemeinschaftliche Seeflagge haben, gegenseitige Zollfreiheit bestehen und die Pässe im Namen beider Regierungen ausgefertigt werden. Aber die Eintracht dauerte nicht lange. Als, während im December 1855 Bevollmächtigte beider Staaten über eine größere Annäherung verhandelten, einige argentinische Flüchtlinge von Montevideo aus in Buenos Ayres einfielen, um die Wiedervereinigung zu erzwingen, wurde der Vertrag vom 8. Jan. 1855 von beiden Seiten für aufgehoben erklärt. Wiederholte Versuche zur Wiederanknüpfung des gelösten Bandes führten nicht zum Ziel, es entspann sich sogar wieder ein Kampf zwischen der Konföderation und dem ausgeschiedenen Staat, bis infolge des für Buenos Ayres ungünstigen Treffens bei Cepeda (23. Okt. 1860) letzterer durch Vertrag vom 11. Nov. 1860 sich der argentin. Konföderation wieder anschloß, sich für einen integrirenden Theil derselben erklärend. Indeß brachte bereits das nächste Jahr neuen Zwist: abermals griff man zu den Waffen, und die Truppen von Buenos Ayres siegten unter der Führung des Generals Bartolomeo Mitre 17. Sept. bei Pavon. Infolge dieses Siegs legte der damalige Präsident der Argentin. Republik, Santiago Derqui, seine Stelle nieder, welche Mitre vorläufig einnahm, der sich Gouverneur von Buenos Ayres, aber betraut mit der nationalen Regierungsgewalt, nannte. Eine auf 25. Mai 1862 von Mitre berufene Nationalversammlung in Buenos Ayres ging im wesentlichen nicht über die Vereinbarungen hinaus, wodurch Ende 1860 und anfangs 1861 eine Art Verfassung zu Stande gebracht worden war, und vollzog im Grunde genommen nur den Uebergang der leitenden Macht von Paraná auf Buenos Ayres. Die Leitung der Konföderation fiel an Mitre, der im September 1862 fast einstimmig zum Präsidenten erwählt wurde. Größere Schwierigkeiten bot die Wahl einer Hauptstadt. Denn ohne weiteres ließ sich Buenos Ayres nicht dazu machen, weil dies einem völligen Aufgehen des Staats in die Konföderation gleich gekommen wäre, und die Bewohner von Buenos Ayres zu nichts weniger bereit waren, als die besondere Stellung aufzugeben, welche sie zu der Argentin. Republik einnahmen. Fürs erste schlug man einen Mittelweg ein; die nächsten 5 Jahre sollte Buenos Ayres Sitz der Centralbehörden, aber zugleich der Fortbestand der autonomen Stellung dieses Landes und aller seiner besonderen Rechte gesichert werden. An inneren Unruhen fehlte es der Argentin. Republik indeß auch jetzt nicht. In mehreren Provinzen, namentlich Rioja, Santiago del Estero, San Luis, Cordova, Catamarca, regten sich anarchische Gelüste und zogen sich theilweise auch in das Jahr 1864 hinein. Dazu kamen Streifzüge der Indianerstämme, welche sich der Centralregierung in Buenos Ayres nicht fügen wollten, und denen während der vorangegangenen politischen Wirren der Muth erheblich gewachsen war. Ein weiteres Hemmniß einer ruhigen gedeihlichen Entwickelung bildete die schlechte Finanzlage; die nur provisorischen Festsetzungen über die Centralgewalt schwächten deren Ansehen, wozu noch der mißliche Umstand kam, daß zwei legislative Versammlungen gleichzeitig neben einander in Buenos Ayres tagten. Der Nationalkongreß der Argentin. Republik, dessen Sitzungen vom 12. Mai bis 7. Okt. 1864 dauerten, entfaltete gleichwohl eine im Vergleich zu der vorjährigen weitgreifende und fruchtbringende Thätigkeit; man beschäftigte sich namentlich mit den finanziellen und wirtschaftlichen Fragen, berieth über Hebung des Verkehrs durch Bau von Straßen und Eisenbahnen ꝛc. Mitre suchte insbesondere europäische Kolonisten ins Land zu ziehen, überhaupt europäische Kolonisation und eine gesunde materielle Entwickelung zu fördern. 1863 aber gerieth die A. R. wieder mit der durch den Rio de la Plata von ihr getrennten orientalischen Republik in Streitigkeiten. Die Regierung Mitre's wünschte in den inneren Wirren in Montevideo der ihr am nächsten stehenden Partei zum Uebergewicht zu verhelfen, und obgleich die argentin. Regierung ihre Neutralität angesichts der inneren Unruhen jenseits des Rio de la Plata eben erst ausgesprochen hatte, erhielt die aufständische Partei, die Colorados (Liberalen), unter General Flores, nachdrücklich Unterstützung von Buenos Ayres aus. Da ließ ein neuer Bruch nicht lange auf sich warten; Truppen der orientalischen Republik verletzten argentinisches Gebiet, und die Regierung verweigerte jede Genugthuung. In ihrem weitern Verlauf führten diese Zwistigkeiten zu einer Konstellation, welche die A. R. an die Seite Brasiliens stellte und in einen langwierigen Kampf hineinzog, dessen nächste Folge der Sturz der konservativen Regierung in Uruguay, die Erhebung des Generals Flores zum Gouverneur der dortigen

Republik und die Tripelallianz vom Mai 1865 zwischen der Argentinischen Republik, Brasilien und Uruguay gegen den Diktator Lopez von Paraguay war. Derselbe sollte gestürzt und, bei günstigen Konstellationen, Paraguay zwischen Brasilien und der Argentin. Republik getheilt werden. Veranlassung zum Streit zwischen der Argentinischen Republik und Paraguay war, daß Lopez im Interesse seines Landes nicht dulden wollte, daß die A. R. die Insel Martin-Garcia besetzt hielt und dadurch die Mündung des für den Handel Paraguay's so wichtigen La Plata ganz in seiner Gewalt hatte. Lopez, im Begriff einen Einfall in Uruguay zu machen, verlangte die Erlaubnis des Durchmarsches durch die argentinische Provinz Corrientes, und als dies abgeschlagen wurde, erklärte er den Krieg, nahm 18. April 1865 zwei argentinische Dampfer weg, besetzte die Sadt Corrientes, drang mit zwei Heerhaufen vorwärts und schlug die argentin. Truppen zurück, sah sich aber, von drei Seiten angegriffen, bald auf die Defensive beschränkt. Präsident Mitre verließ 17. Juli 1865 Buenos Ayres, um mit seinen Truppen zu denen der beiden Alliirten zu stoßen und, obgleich er keine strategischen Kenntnisse besaß, den Oberbefehl über die gesammten Streitkräfte zu übernehmen. In den Schlachten am Paso de la Patria 31. Dec. 1865, am Estero Bellaco 24. Mai 1866 und bei Curupaity 22. Sept. fochten die Argentiner mit mehr Ruhm als Erfolg. Auch das Jahr 1867 brachte zwar viele einzelne Gefechte, Eroberung von festen Plätzen, aber keine Entscheidung. Erst als Mitre zu Anfang des Jahres 1868 den Oberbefehl niederlegte, da nach dem Tode des Vicepräsidenten Marcos Paz seine Anwesenheit in Buenos Ayres nothwendig ward, und der brasilische Marschall Cascias (s. d.) das Kommando über die alliirten Truppen übernahm, wurde der Krieg planmäßiger und energischer geführt, wenngleich es auch jetzt noch mehr als 2 Jahre brauchte, um die Entscheidung herbeizuführen. Erst 1870, nach dem Tode Lopez', nach fünfjährigem Kriege, wurde der Friede geschlossen. Aber dieser Krieg hatte der schlecht bevölkerten Argentin. Republik 40—50,000 Mann u. 40 Mill. Doll. gekostet, ganz abgesehen von den noch zahlreicheren Menschenverlusten, welche die durch den Krieg ins Land eingeschleppte Cholera verursachte. Die Ruhe im Innern war indessen leidlich aufrecht erhalten worden. Der Aufstand des Abenteurers Rodriguez in Mendoza wurde 1867 unterdrückt. Mitre's Amtsperiode war Oktober 1868 abgelaufen, und 12. Okt. 1868 wurde, trotz der Gegenmaßregeln des intriguirenden Mitre, der damalige argentinische Gesandte in Washington, Dr. Domingo Faustino Sarmiento, ein durch gründliche Bildung ausgezeichneter Mann, zum Präsidenten gewählt. Derselbe suchte den Volksunterricht auszudehnen und zu heben, Ackerbau und Handel zu fördern und durch Einwanderung dem Lande neue Kräfte zuzuführen. An Aufständen fehlte es auch jetzt nicht. In der Provinz Entre Rios erhoben sich die Ultraföderalisten, welche am liebsten jedes gemeinsame Band zwischen den einzelnen Staaten der Argentin. Republik zerrissen hätten, unter dem General Lopez Jordan und ermordeten 12. April 1870 den alten General Urquiza, das Haupt der gemäßigten Föderalisten, auf seinem Landsitze San José. Darauf ließ sich Lopez zum Gouverneur von Entre Rios wählen, ward aber von der Centralregierung nicht anerkannt. Die Aufständischen wurden von den Regierungstruppen mehrmals geschlagen, erholten sich wieder, erhielten Verstärkungen, nahmen 9. Juli die Stadt Concepcion ein, wurden aber Februar 1871 vollständig besiegt und mußten sich unterwerfen.

Vgl. Martin de Moussy, Description géographique et statistique de la confédération Argentine (Par. 1860—64, 3 Bde.); Derselbe, La conféderation Argentine à l'exposition universelle de 1867 (das. 1867); Andree, Buenos Ayres und die argentin. Provinzen (Leipz. 1856); Mannequin, Les provinces Argentines et Buenos Ayres (Par. 1856); Ford, La république Argentine (das. 1867); Page, La Plata, the Argentine Confederation etc. (neue Ausg., New York 1867); Poucel, Essai d'une monographie de la Plata (Mars. 1869); Trelles, Registro estadisdico (Buenos Ayres 1867); Latham, The states of the River Plate, their industries and commerce etc. (2. Aufl., Lond. 1868); Dickard, The mineral and other resources of the Argentine Republic in 1869 (das. 1870); Beck-Bernard, Die Argentin. Republik. Handbuch für Auswanderer und Kolonisten (Bern 1872); Boyer, La république Argentine. Population, immigration, colonies agricoles, concessions de terrains, etc. (Par. 1869); Burmeister, Reise durch die La Plata-Staaten (Halle 1861); Tschudi, Reisen durch Südamerika, Bd. 5 (Leipz. 1869). Zur Geschichte: Dominguez, Historia Argentina (Buenos Ayres 1861, in engl. Uebers. das. 1865); Kennedy, La Plata, Brazil, and Paraguay during the Present War (Lond. 1869); L. Schneider, Der Krieg der Tripleallianz gegen die Republik Paraguay (Berl. 1873, 2 Bde.); die »Revista de Buenos Ayres, Periodico mensual etc.«

Argentiren (franz., spr. -schangt-), versilbern, übersilbern, mit Silber belegen.

Argenton (spr. -schangtong), Stadt im franz. Departement Indre, an der Creuse, mit einer Schloßruine und (1866) 5219 Einw., welche sich mit Tuchmanufaktur und Pfeifenthonfabrikation beschäftigen.

Argentoratum, lat. Name von Straßburg.

Arges, s. Trilobiten.

Argilit, s. v. w. Thonschiefer.

Arginusen, drei kleine Inseln an der Küste der griech. Landschaft Aeolis, der Insel Lesbos gegenüber, berühmt durch den Seesieg, welchen hier 406 v. Chr. die Athener über die Spartaner unter Kalikratidas erfochten.

Argīver, die Bewohner des alten Argos im Peloponnes; bei Homer s. v. w. Griechen überhaupt.

Arglist, s. List.

Argŏlis, Landschaft, s. v. w. Argos. Der Argolische Meerbusen ist ein Busen des Aegeïschen Meeres, der zwischen den Landschaften Argos und Lakonien ziemlich tief in die Südwestküste des Peloponnes einschneidet (jetzt Golf von Nauplia).

Argologie (griech.), Geschwätz, unnützes Gerede.

Argonaut, s. v. w. Papiernautilus.

Argonauten (»Argoschiffer«), die Theilnehmer jenes Zuges hellenischer Helden, der unternommen ward, um von Kolchis das goldene Vlies zu holen (um 1350 v. Chr.). Jason (s. d.), des Aeson Sohn, erhielt von seinem Oheim Pelias, dem Herrscher von Iolkos in Thessalien, auf Here's Veranlassung den Auftrag, das goldene Vlies des Widders, auf welchem Phrixos und Helle (s. d.) entflohen waren, aus dem Areshain in Kolchis zu holen, wo es, von Phrixos an einer Eiche aufgehängt, von einem Drachen bewacht ward. Zu dieser Fahrt ließ Jason von Argos, dem Sohne des Phrixos, die 50ruderige Argo bauen. Das Schiff war

so groß, wie noch keines gesehen worden, und von einer Holzart, welche im Meer nicht fault; Athene selbst hatte den Bau geleitet und an dem Schiffe ein Stück dodonäisches Eichenholz angebracht, welches die Gabe zu sprechen und Orakel zu ertheilen besaß. Gewiß darf man der Sage glauben, daß vor der Argo kein »langes Schiff« (Kriegsschiff) griechischerseits in See stach. Jason forderte hierauf die berühmtesten Helden Griechenlands zur Theilnahme an dem Unternehmen auf. Von diesen Helden, welche sehr verschieden und in sehr verschiedener Zahl genannt werden, sind als die bekanntesten zu nennen: Admetos, Amphiaraos, Amphion, Argos (der Erbauer des Schiffes), Atalante, Herakles, Jason, Kalaïs, Kastor, Kepheus, Laërtes, Meleagros, Ankäos, Nestor, Lynkeus, Oïleus, Orpheus, Peleus, Zetes, Polydeukos (Pollux), Polyphemos, Telamon, Tiphys, Theseus, Tydeus. Als sie alle versammelt waren, wurden die Plätze verloost. Jason ward Befehlshaber, Tiphys (und nach dessen Tode Ankäos) Steuermann, Lynkeus machte den Lotsen, Zetes und Kalaïs beaufsichtigten die Ruderer. Im Vordertheil des Schiffs saß Herakles, im Hintergrunde Peleus, der Vater des Achilleus, und Telamon, der Vater des Aias. Jolkos war der Sammelplatz. Bald hatte das Schiff den Hafen von Jolkos hinter sich; Orpheus belebte den Muth mit Harfenspiel und Gesang. Zuerst stieg man am Pelion aus und besuchte Chiron; dann ging die Fahrt um Chalkidike nach Samothrake. Von hier wurde das Schiff an die ilische Küste verschlagen und von da nach der Insel Lemnos, wo die Frauen ihre Männer wegen Untreue ermordet hatten und als Amazonen lebten. Sie gewährten den Fremden gastliche Aufnahme, und die Helden würden in der Umarmung dieser Weiber Kolchis vergessen haben, wenn nicht Herakles, der mit einigen Genossen auf dem Schiffe zurückgeblieben war, die Säumigen gemahnt hätte. Jason riß sich von Hypsipyle los und bestieg zuerst das Schiff. Thrakische Winde trieben es in die Nähe der phrygischen Küste nach Kyzikos, wo die sechsarmigen Giganten und die friedlichen Dolionen neben einander wohnten. Letztere nahmen die A. gastlich auf und unterrichteten sie über den Weg, den sie zu nehmen hätten. Inzwischen waren aber von der andern Seite der Insel die »Sechsarmigen« hervorgebrochen und hatten den Hafen mit Felsblöcken gesperrt. Herakles, der auch diesmal nicht vom Schiffe wich, erschoß ihrer viele mit Pfeilen, gleiches thaten seine zurückkehrenden Genossen. Rasch wurden darauf die Anker gelichtet; aber in der Nacht trieb ein heftiger Sturm die A. noch einmal dem Lande der Dolionen zu, ohne daß sie es erkannten. Ebensowenig erkannten die Dolionen ihre Gastfreunde wieder. König Kyzikos, der die Ankommenden für Räuber hielt, begann den Kampf und wurde von Jason mit dem Speer durchbohrt; die Dolionen flohen. Am Morgen wurde der Irrthum offenbar. Drei Tage lang trauerten Hellenen und Dolionen und stellten den Gefallenen zu Ehren Trauerkampfspiele an. Jason erbaute zur Sühne der Rhea einen Tempel auf dem Berge Dindymos. Doch zürnte sie, und der Sturm hielt die A. 12 Tage zurück. Nach mühevoller Fahrt landeten sie endlich zwischen der Propontis und dem Schwarzen Meer bei der Stadt Kios (später Prusias), wo sie von den Mysiern freundlich empfangen wurden. Während die Genossen beim Mahle saßen, begab sich Herakles in den Wald, um sich ein besseres Ruder zu holen. Inzwischen war sein Liebling Hylas ausgegangen, um Wasser zu schöpfen, und wurde von den Nymphen in die Flut hinabgezogen. Polyphemos hörte seinen Hülferuf, fand ihn jedoch nicht mehr. Während er noch mit Herakles aus war, den Verlorenen zu suchen, segelten die A. ab. Zu spät vermißten sie die tapferen Gefährten; nun erhob sich Streit darüber, ob sie die beiden treulos verlassen sollten. Telamon drängte zürnend zur Rückkehr; aber der Meergott Glaukos mahnte zur Weiterfahrt. Am andern Morgen landeten die A. an einer Landzunge im Bebrykenlande (Bithynien). Der König Amykos hatte allen Fremden auferlegt, sich mit ihm im Faustkampf zu messen; verächtlich forderte er die Helden heraus, worauf Pollux den Amykos tödtete. Dann aber entspann sich ein blutiger Kampf zwischen den A. und den Bebryken, in welchem die letzteren in die Flucht geschlagen wurden. Die Helden warfen sich auf die Herden der Besiegten und machten reiche Beute. Weiter fahrend, wurden sie an die thrakische Küste nach Salmydessos verschlagen, wo Phineus, weil er die von Apollon ihm verliehene Wahrsagergabe mißbrauchte, mit Blindheit geschlagen, von den Harpyien gequält wurde, die ihm seine Speise raubten oder ungenießbar machten. Den abgemagerten Greis retteten Zetes und Kalaïs, denen Zeus unermüdliche Fittige verlieh. Sie hatten die Ungeheuer erreicht, als Iris erschien und den großen Göttereid schwur, daß die Raubvögel Agenors Sohn nicht mehr beunruhigen sollten. Dafür verkündete Phineus den A., was von ihrem Schicksal die Götter zu enthüllen gestatteten, und zeigte ihnen den Weg durch die am Eingang ins Schwarze Meer stehenden Symplegaden oder Kyaneischen Felsen, welche alles Durchpassirende leicht zerquetschten. Zuerst wurden die A. durch 40tägige Nordwestwinde aufgehalten, bis Opfer und Gebet halfen. Im besten Segeln begriffen, vernahmen sie das Krachen der Symplegaden. Mit Hülfe der Athene kam jedoch das Schiff glücklich durch, nur die äußersten Breter des Hintertheils wurden zermalmt. Seitdem standen die Felsen still. Auf der Fahrt durchs Schwarze Meer kamen die Helden zu den Markandynern, deren König Lykos sie als die Besieger seines Feindes Amykos freundlich aufnahm. Während sie hier in Ehren und Freuden lebten, wurde Idmon von einem Eber getödtet, Tiphys einer Krankheit Raub. Nach 12 Tagen kamen sie an die Mündung des Kallichoros, wo sie den ihnen erscheinenden Geist des Helden Sthenelos, der mit Herakles in den Amazonenkrieg gezogen und hier gefallen war, mit einem Trankopfer ehrten. Weiter fahrend, gelangten sie an die 96 schlangenartig sich windenden Mündungen des Thermodon. An dem breitesten Ausfluß wohnten die Amazonen, von denen ein günstiger Westwind die A. fern hielt. Nach eintägiger Fahrt kamen sie an das Land der Chalyber, dann noch zu mancherlei Völkern und zur Insel Dia (Aresinsel), wo die stymphalidischen Raubvögel hausten, welche ihre ehernen Federn als Pfeile abschossen, vor denen sich die Helden durch Helme und Schilde retteten. Auch trafen sie hier die 4 Kinder des Phrixos, welche, nach ihres Vaters Tode von ihrem Großvater Aeëtes, dem Beherrscher des kolchischen Landes, ausgesandt, um die Schätze, die jener in Orchomenos gelassen, abzuholen, durch einen Sturm an diese unwirtliche Küste verschlagen worden waren. Jason nahm die ihm verwandten Jünglinge mit sich. Nach einer

Tagesfahrt sahen die A. die Spitzen des Kaukasus emporragen und vernahmen des Prometheus Stöhnen und den Flügelschlag des Adlers, der in dessen Leber wühlte. Nun gelangten sie ans Ziel, an den Fluß Phasis, in den sie das Schiff ruderten. Links schaute man den ragenden Kaukasus und die Hauptstadt Kyta, rechts, als Schauplatz der Dinge, die da kommen sollten, Feld und Hain des Ares. Am andern Morgen ging Jason mit Telamon, Augeas und den Kindern des Phrixos zum König Aeëtes, um das goldene Vlies zu begehren. Aeëtes versprach es auszuliefern, wenn Jason die feuerschnaubenden, erzfüßigen Stiere, die ihm Hephästos geschenkt, anschirre, mit ihnen 4 Morgen der Aresflur pflüge, darein die von Phrixos mitgebrachten Drachenzähne säe und die daraus hervorwachsenden Giganten erlege. Jason verzweifelte an dem Gelingen des Unternehmens. Aber Medea, des Aeëtes Tochter, eine Zauberin und von Liebe zu Jason entbrannt, brachte ihm eine Salbe, mit deren Hülfe er ohne Gefahr die Stiere jochen und das Feld umackern konnte. Jason vollbrachte beides, säete die Drachenzähne und veranlaßte nach Medea's Rath die aus der Drachensaat entstandenen Giganten durch einen unter sie geworfenen Stein, einander selbst anzugreifen, so daß er sie nun leicht besiegen konnte. So waren des Aeëtes Bedingungen erfüllt, und Jason forderte das Vlies. Aeëtes verweigerte es aber und gedachte über Nacht die Fremden zu erschlagen. Da entdeckte Medea dem Jason ihres Vaters Plan und half ihm heimlich das Vlies entführen, nachdem er geschworen, sie zur Gemahlin zu nehmen. Eine siebenfache Mauer umschloß den Hain, und unter der Eiche lag das wachehaltende Ungeheuer, mit den Augen funkelnd und sich zischend den Nahenden entgegenwälzend. Medea's Zauberformeln und ein Zauberöl schläferten jedoch den Drachen ein, Jason ergriff das Vlies und fuhr nun mit seiner Doppelbeute der Mündung des Flusses zu.

Ueber die Heimfahrt der A. weichen die Sagen sehr von einander ab. Auf demselben Wege, den sie gekommen, lassen sie Sophokles, Herodot und Kallimachos durch den Phasis in den Okeanos, um Asien herum, durch den Nil und theils zu Lande, wo sie das Schiff auf den Achseln trugen, theils zu Wasser über Libyen (Afrika) durch den See Triton in das Mittelländische Meer gelangen. Nach Apollonios (»Argonautica«) wollten die A. nach Phineus' Rath nicht auf demselben Weg zurückkehren, sondern durch den Pontos Euxinos in den Ister fahren; die Kolchier folgten ihnen aber und schnitten ihnen den Ausweg ab. Da sie sich zum Kampf mit Absyrtos, dem Sohne des Aeëtes, zu ungleich fühlten, knüpfte Jason Unterhandlungen mit diesem an, ermordete ihn aber meuchlings. Nach anderer Sage hatte Medea das Kind Absyrtos mit sich genommen, tödtete es, als Aeëtes kam, und warf die Stücke des Leichnams in das Meer. Aeëtes sammelte diese, und Jason und Medea entkamen inzwischen. Die Gefährten des Absyrtos ließen sich am Adriatischen Meer nieder. Dann kamen die A. aus dem Ister in den Adriatischen Meerbusen und gelangten nach Elektris, einer Insel an der Mündung des Eridanos, fuhren dann zum Lande der Hylläer in Illyrien, weiter an den Liburnischen Inseln Korkyra, Melite und Kalypso's Insel vorbei. Auf des Zeus Befehl wurden sie wegen der Ermordung des Absyrtos von Stürmen nach Elektris zurückgeworfen, wo ihnen das redende Bret der Argo verkündete, daß sie die Heimkehr nicht erwirken würden, wofern sie sich nicht durch Kirke vom Morde des Absyrtos entsühnen ließen. Sie schifften nun den Eridanos hinauf, in den Rhodanos, fuhren mit Hülfe der Dioskuren bei den Kelten und Ligyrern vorbei zu den Stöchadischen Inseln, von da zur Insel Aethalia (Elba), dann ins Ausonische und Tyrrhenische Meer und nach Aeäa, dem Wohnsitz der Kirke, der Schwester des Aeëtes, die sie entsühnte, ohne sie zu erkennen, dann aber, als sie hörte, Medea sei bei ihnen, sie vertrieb. Hera begünstigte die weitere Fahrt. Orpheus' Gegengesang brachte sie glücklich bei den Sirenen vorbei, Thetis und die Nereïden durch Skylla und Charybdis (Meerenge von Messina), und so kamen sie fröhlich zu dem glücklichen Volk der Phäaken, dessen König Alkinoos sie gastlich aufnahm. Letzterer, von den einholenden Kolchiern, welche eine Schlacht oder die Medea forderten, wie von den verfolgten A. als Schiedsrichter anerkannt, wollte nur die Jungfrau Medea den Kolchiern zusprechen. Seine Gattin Arete aber wußte Jasons und Medea's eheliche Verbindung zu bewirken, und die Kolchier mußten verzichten. So zum letztenmal geschützt und reich beschenkt, segelten die A. an den Echinadischen Inseln vorbei. Schon sahen sie den Peloponnes, da verschlug sie ein Sturm in die Syrte. Libysche Nymphen und Poseidon retteten sie, und die Hellenen trugen ihre Argo bis an den Tritonischen See. Hier fand Mopsos den Tod, Triton aber zeigte ihnen den Weg in das Mittelländische Meer. Glücklich erreichten sie Karpathos; aber bei Kreta würde der Riese Talos die Argo, ohne Medea's Zauber, mit seinen Felswürfen versenkt haben. Bei den Sporadischen Inseln rettete sie Apollon aus dem Sturm. Endlich landeten sie auf der Insel Aegina und gelangten in die Heimat. Nach Ovid lebte Aeson noch bei Jasons Rückkehr und ward von Medea verjüngt. Jasons Mutter hatte dem Pelias geflucht und sich getödtet; auch ihren Sohn Promachos hatte Pelias ermordet. Nun kam Jason und überreichte das goldene Vlies. Nachdem er die Argo dem Poseidon geweiht, forderte er Medea zur Rache an Pelias auf. Diese beredete dessen Töchter, ihren Vater zu zerstücken und zu kochen, um ihn so zu verjüngen, wie Medea einen Widder jung gekocht hatte. Akastos aber, Pelias' Sohn, bestattete ihn und vertrieb Jason und Medea aus Jolkos. Sie gingen nach Korinth und lebten daselbst glücklich 10 Jahre lang, bis der König Kreon seine Tochter dem Jason verlobte und dieser Medea verstieß. Ueber die Rache der letztern s. Medea.

Die Argonautensage, der jedenfalls Geschichte zu Grunde liegt, ist vielfach poetisch bearbeitet worden, sowohl als Epos, wie auch als Tragödie, z. B. von Epimenides, Pisander, Eumelos, Aeschylos, Sophokles, Euripides u. a. Was wir besitzen, sind Apollonios' und Orpheus' Epen, lateinisch von Valerius Flaccus. Eine ziemlich ausführliche Geschichte dieses Zuges gibt auch Pindar in dem 4. pythischen Siegeslied. Auch Künstler machten den Argonautenzug zum Gegenstand ihrer Darstellungen, so Lykios in einem plastischen Bildwerk, worüber nichts näheres bekannt ist; der Maler Mikon stellte die Rückkehr der A. im Tempel der Dioskuren zu Athen dar; auch das vom Redner Hortensius um 144,000 Sestertien angekaufte Gemälde des Kydias behandelt die Argonautensage (vielleicht dasselbe, welches später im Porticus Neptuni oder Argonautorum zu Rom aufgestellt war).

Unter den noch vorhandenen Kunstwerken ist die sogen. Ficoroni'sche Cista von Bronze mit der in die glatte Metallplatte eingegrabenen Darstellung des Faustkampfes des Pollux und Amykos (vom Gelehrten Ficoroni 1745 unfern seines Geburtsorts Lugnano bei Palestrina erworben, jetzt im Collegio Romano zu Rom) als das schönste uns erhaltene Werk der zeichnenden Kunst der Alten zu nennen. In der Residenz zu München stellt ein Fries nach Schwanthalers Entwurf Scenen aus dem Argonautenzug dar.

Argonne, eine Landschaft der Champagne im nordöstlichen Frankreich, zu beiden Seiten der Aire, zwischen Marne und Maas. In derselben, besonders auf der westl. Seite der Aire, ziehen sich die Argonnen oder der Argonnerwald hin, der Westrand des Hügelplateau's von Lothringen, der etwa 300 Meter Höhe erreicht und gegen W. in die Tiefebene der Champagne, gegen N. in die Ardennen übergeht. Auf dem breiten, kahlen Scheitel des Gebirges entspringen zahlreiche Flüsse. Trotz der geringen Höhe erschweren die Argonnen durch Unwegsamkeit und starke Bewaldung die Kommunikation nicht unerheblich.

Argos (Argolis, Argeia), eine Landschaft des Peloponnes, begriff ursprünglich nur das Gebiet der Stadt A., die rings von Bergen umgebene Thalebene des Inachos; später, namentlich unter röm. Herrschaft, verstand man darunter auch die im Vorgebirge Skylläon auslaufende Halbinsel zwischen dem Saronischen und Argolischen Meerbusen. In diesem weitern Sinn wurde A. außer vom Meere im S. von der Landschaft Kynuria, im W. von Arkadien, im N. von den Gebieten der Städte Phlius, Sikyon und Korinth umgrenzt. A. ist der am reichsten gegliederte Theil des ganzen Peloponnes mit sehr zerklüfteter Küste und zahlreichen vorgelagerten Inseln. Als die bedeutendsten Berge sind zu nennen: der Kreion (jetzt Ktenia, 1600 Meter), Artemision (jetzt Malevo, 1772 Meter) und Lyrkeion (1848 Meter) im W., die Berge von Phlius (jetzt Megalo Vuno, 1270 Meter) und Kleonä im N., der Arachnäon (jetzt Arna, 1199 Meter) im O. An der Küste finden sich kleine und sehr fruchtbare Ebenen, so die von Trözene, Epidauros, Hermione u. a., besonders aber die vom Inachos durchflossene Ebene von A., die bedeutendste und fruchtbarste, wiewohl sehr heiß und wasserarm. Die Bewässerung des Landes ist überhaupt eine sehr ungleiche, im ganzen äußerst dürftige; schon Homer redet vom »vielburstigen« A. Die zahlreichen in den Bergen entspringenden Bäche führen nur im Winter das Wildwasser ins Meer, im Sommer versiegen sie, oder sie verschwinden bald in Klüften, um erst unweit des Meers wieder hervorzubrechen. So bedeuten die 7 Häupter der Lernäischen Schlange solche wieder hervorbrechende Quellen, welche bei Lernä in der südwestl. Ecke der Ebene von A. Sümpfe bildeten, die Herakles, der Repräsentant vordringender Kultur, vergeblich zu bewältigen strebte. Auch die beiden Hauptflüsse, der Inachos (jetzt Planitza) und sein Zufluß Charadros (jetzt Xerias), sind die meiste Zeit des Jahres trocken. Cisternen mußten schon im Alterthum dem Wassermangel steuern. Trotzdem lieferte die Küstenebene von A., meist angeschwemmter Boden, aber gut bebaut, Getreide in Ueberfluß und ist auch heute noch, wiewohl theilweise versumpft, fast die einzige für Ackerbau verwendete Gegend in A. Im Mai ist die Ernte daselbst vorüber, und es herrscht glühender Sommer. In den gebirgigen Theilen wurde starke Viehzucht, auch Bergbau auf Kupfer getrieben. Ausgezeichnet waren die argivischen Pferde, schon von Homer, später von Strabon und noch jetzt von Reisenden gerühmt. Vor allem aber wurden Handel und Schiffahrt durch die zahlreichen Buchten und trefflichen Ankerplätze begünstigt, und sie stehen heute noch wie im Alterthum in Blüte. Die Argiver, ursprünglich Pelasger, dann durch eingewanderte Danaer, Achäer und Dorier verstärkt, bildeten in alter Zeit fast so viele Staaten, wie es Städte im Lande gab. Von letzteren sind zu nennen: die Stadt A. mit ihrer festen Burg Larissa und dem Hafenort Nauplia; Tiryns, mit mächtigen Mauern, schon früh zerstört; Mykene mit alter Königsburg und hochberühmtem Schatzhause, von dem jüngern A. zerstört; ferner die Seestädte Epidauros, Trözene und das durch seine Purpurfischerei und Färberei berühmte Hermione. In religiöser Beziehung war A. der Hauptsitz des vordorischen Kultus der Hera und des Zeus. Zwischen Mykene und A. lag das Heräon (Junotempel), eins der ersten Heiligthümer Griechenlands. Auf der Burg von A. waren die Tempel der Hera Akräa, des nemeischen Zeus und das dorische Bundesheiligthum des pythischen Apollon, in der Stadt A. selbst die Tempel des lykischen Apollon und anderer Gottheiten. Auch blühte hier der Dienst des Poseidon, des Amphiaraos, der Dioskuren, des Perseus und vor allem der des Herakles. Am Altar des Zeus Ombrios bei dem Apollontempel verschworen sich die 7 Helden gegen Theben, deren Bildsäulen auf dem Platze neben dem Horentempel standen. Mit der Götterverehrung Hand in Hand gehend, entwickelte sich in A. sehr frühzeitig die bildende Kunst. Geschnitzte Herabilder, durch das nahe gelegene Heräon veranlaßt, mochten die ersten Anfänge sein. Aus ihnen erblühte um 500 v. Chr. des Ageladas Schule, welcher die Athener Phidias und Myron, die Argiver Aristomedon, Phradmon, Naukydes, Perikletos, Polyklet der Jüngere, Antiphanes u. a. angehörten. Daher befanden sich hier eine Menge der trefflichsten Statuen, wie die Herastatue Polyklets, und andere Kunstwerke. Auch ward in A. die Tonkunst eifrig gepflegt und neben ihr die Dichtkunst, worin Sakadas (um 590 v. Chr.) und Telesilla glänzten. Seit der Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. sank das künstlerische Leben in A. schnell von seiner Höhe herab; die frühere einfache und ernste Volkssitte artete in Roheit und grobsinnlichen Epikuräismus aus, und nur die Gymnastik nahm das Volksinteresse noch in Anspruch.

Im heutigen Königreich Griechenland bildet A. mit Korinth eine der 14 Nomarchien, 3749 QKilom. (68,1 QM.) groß mit (1870) 127,820 Einw. und in 6 Eparchien zerfallend, von denen die der Hauptstadt A., Nauplia, Spetza-Hermionis und Hydra-Trizinia sich mit der alten Landschaft A. decken.

Als Erbauer der Stadt A. und erster Herrscher daselbst wird Inachos um 1850 v. Chr. genannt. Die von ihm gegründete Dynastie der Inachiden wurde um 1500 durch Danaos und die Danaer entthront, welche die pelasgischen Ureinwohner unterjochten und A. zu dem mächtigsten Staat Griechenlands erhoben. Prötos und Akrisios theilten sich um 1359 in das Reich; letzterer regierte zu A., ersterer in dem von ihm erbauten Tiryns. Perseus, Enkel und Nachfolger des Akrisios um 1311, tauschte mit Megapenthes, Prötos' Sohn, wählte aber

Mykene zu seiner Residenz. Zur Zeit des Trojanischen Krieges war Diomedes, Schwiegersohn des Adrastos, König von A. In Mykene gelangte nach Eurystheus mit Pelops die achäische Dynastie der Pelopiden in den Besitz der Gewalt. Den Söhnen des Pelops, Atreus und Thyestes, folgten Agamemnon, Aegisthos und Orestes. Der letztere vereinigte das schon früher abhängige A. und durch seine Gemahlin Hermione auch Lakedämon mit seinem Reich. Schon unter Tisamenos, des Orestes Sohn, erreichte indessen die achäisch-atridische Dynastie ihr Ende durch die Dorische Wanderung (s. d.); A. fiel dem Temenos zu. Von jetzt an herrschten hier die temenidischen Herakliden bis in die Mitte des 8. Jahrh. v. Chr. Der berühmteste unter den Regenten aus diesem Hause ist Phidon I. (um 750), unter dem A. seine Glanzperiode erreichte, indem er dem Staat für eine Zeitlang die Hegemonie über den Peloponnes verschaffte. Auf Meltas, den letzten der Temeniden, folgten Könige aus einem andern Geschlecht. Der herrschende Stamm in A. waren die Dorier, die eigentlichen Bürger; die alten Landeseinwohner, an Zahl weit stärker, waren entweder Leibeigene oder Periöken, grundbesitzende Unterthanen, von der benachbarten Stadt Orneä Orneaten genannt. Mit Sparta lag A. von Alters her in Fehde. 524 brachte der spartan. König Kleomenes den Argivern bei Tiryns eine Niederlage bei, welche Lakedämons Uebergewicht für immer feststellte, zugleich aber in den inneren Verhältnissen von A. eine gänzliche Umgestaltung herbeiführte. Da nämlich der größte Theil der waffenfähigen Stadtbürger (6—7000) umgekommen waren, so setzten sich die Leibeigenen in den Besitz der Stadt, die zwar später von den inzwischen herangewachsenen Söhnen der Erschlagenen bezwungen wurden, aber von den Altbürgern in ihrer Mitte geduldet werden mußten. Bald darauf zwang man auch die Bewohner der benachbarten unabhängigen Städte Tiryns, Mykene, Hysiä, Orneä und Midea, nach A. überzusiedeln. Durch diese Neubürger, denen die vollen Rechte der alten eingeräumt wurden, ward das Leben der herabgekommenen Stadt neu gekräftigt, und der Kunstfleiß und Wohlstand blühten auf. Die wichtigste Folge jener Einbürgerungen war indeß das Verschwinden des alten Dorismus und damit das Erlöschen der ohnedies zum Schattenbilde gewordenen Königsgewalt, so daß um die Mitte des 5. Jahrh. eine vollständig ausgebildete Demokratie erscheint, die mit einigen oligarchischen Unterbrechungen bis in die spätesten Zeiten fortdauerte. Die gräßlichsten Ausbrüche dieser Volksherrschaft erfolgten in der Schreckenszeit des sogen. Skytalismos (Stockprügelei) 370 v. Chr., wo das Volk mehrere tausende angeblicher Aristokraten ermordete. Während des Peloponnesischen Krieges schlossen die Argiver wider Sparta ein Schutz- und Trutzbündnis mit Elis und Mantinea (420), mußten sich aber nach der unglücklichen Schlacht bei Mantinea (417) eine von Sparta eingesetzte Oligarchie gefallen lassen. Nach dem baldigen Sturz derselben erbaute man lange Hafenmauern und sicherte so die Seeverbindung mit dem befreundeten Athen. Im Böotischen Kriege war A. ein treuer Bundesgenosse Thebens; Sparta rächte sich dafür durch die den Argivern beigebrachte Niederlage bei Orneä (353). Während der Oberherrschaft Makedoniens mußte A. makedonische Besatzung einnehmen und erhielt wiederholt aus der Mitte seiner Bürger Tyrannen. Durch Aratos ward A. 243 dem Achäischen Bunde zugeführt und von der Gewaltherrschaft befreit, später jedoch von neuem, zuletzt von Nabis aus Sparta, tyrannisirt. Mit dem Achäischen Bunde kam es 146 unter röm. Herrschaft. Im Mittelalter gehörte A. zum Herzogthum Athen; 1383 kam die Stadt durch Kauf an Venedig; 1397 ward sie von den Türken erobert und geplündert, und 1463 fiel sie abermals in deren Hände. Ihre Wiederbesetzung durch den venetianischen General Morosini 1686 war von keiner langen Dauer; die Venetianer mußten sie 1716 für immer räumen. Gegenwärtig ist A. die Hauptstadt der Nomarchie Argolis und Korinth, ein lebhafter und freundlicher Ort mit ca. 10,000 Einw., der aber trotz seiner weitläufigen, ganz dorfähnlichen Bauart kaum die Hälfte vom Raume der alten Stadt ausfüllt. Auf und an dem Kegelberge der Larissa, welcher die eigentliche Akropolis bildete, finden sich noch bedeutende Reste des Alterthums erhalten: eine Burg mit bräunlichen, zinnengesäumten Mauern, welche neben jüngeren auch alte Mauertheile, aus polygonen Werkstücken zusammengesetzt, aufweist, kyklopische Mauern, ein zum großen Theil in Felsen gehauenes Theater u. a. Vgl. Curtius, Peloponnes, Bd. 2 (Gotha 1852); Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. 2 (Leipz. 1868).

Argos (genannt Panoptes, »der Allsehende«, wegen seiner 100 Augen, von denen ein Theil immer wachte), in der griech. Mythe ein Sohn des Agenor oder ein Erdgeborener von ungeheurer Stärke, machte sich durch mehrere Heldenthaten berühmt, namentlich durch Erlegung eines räuberischen Satyrs und der Echidna (was, wie oft Drachenerlegung, auf Tilgung von Sümpfen, Urbarmachung des Bodens deutet). Dann wurde er von Hera zum Wächter der in eine Kuh verwandelten Jo bestellt und fand als solcher seinen Tod durch Hermes, der ihn, um die Jo zu entführen, mit Steinwürfen erlegte, nach andern durch Flötenspiel einschläferte und dann enthauptete. So läßt also der Gott, der die Augen der Sterblichen auf- und zuthut (Hom. Od. V, 47. 48), als Lichtgott auch den Sternenhimmel entschlummern; denn darauf deutet wohl die Sage hin. Hera, die Göttin der niedern Luft, des von Mond und Sternen erhellten Wolkenhimmels, setzte die Augen des A. in ihres Pfaues Schweif, der nach andern erst aus dem Blut des A. entstanden sein soll.

Argostöli, Hauptstadt der Insel Kephalonia, amphitheatralisch an einem tiefen Golf der Südwestküste gelegen, mit trefflichem Hafen und 9000 Einw. Der Ort wurde nebst mehreren Dörfern 1867 durch ein Erdbeben fast völlig zerstört. Etwa 4 Kilom. östl. auf 2 Hügeln die Ruinen von Krane. Im N. der Stadt sind die sogen. »Meermühlen von A.«, eine höchst merkwürdige Erscheinung, welche darin besteht, daß das Meerwasser an zwei Punkten des felsigen Gestades direkt in den Erdboden einfließt (verschwindet), mit einer Mächtigkeit von 5,5 Mill. engl. Kubikfuß täglich und einer Fallhöhe, daß es an beiden Stellen (seit 1835 und 1859) zum Treiben von Mühlen benutzt wird. Unter den verschiedenen Versuchen zur Erklärung dieses einzig dastehenden Phänomens hat der neuerlich von Wiebel aufgestellte, welcher es (auf Grund der Gesetze des sogen. negativen Drucks strömender Flüssigkeiten) mit den an verschiedenen Punkten der Insel über dem Meeresniveau hervorbrechenden brackigen Quellen in kausalen Zusammenhang bringt, die meiste Wahrscheinlichkeit

für sich. Vgl. Wiebel, Die Insel Kephalonia und die Meermühlen von A. (Hamb. 1873).

Argot (franz., spr. árgo), Gaunersprache, Rothwälsch; argotiren, rothwälschen; Argotismus, rothwälsche Spracheigenheit.

Argout (spr. -guh), Antoine Maurice Apollinaire, Graf d', Pair von Frankreich, Minister der Julidynastie, geb. 27. Aug. 1782 auf dem Schloß Veyssilieur bei La Tour du Pin (Dep. Isère) aus einer alten Familie, trat früh in den Staatsdienst, ward Generaleinnehmer von Antwerpen, 1811 Auditor im Staatsrath und fungirte 1812—14 als Generaldirektor der Rheinschiffahrt. Nach der Restauration eifriger Royalist ward er 1815 Requetenmeister im außerordentlichen Dienste, bald darauf Präfekt des Departements der Niederpyrenäen, dann des Departements Gard, wo er die als Bonapartisten verfolgten Protestanten schützte. 1819 erhielt er die Pairswürde. Nach den Ereignissen des 27. und 28. Juli 1830 entschied er sich zögernd für die Sache des Volks und suchte mit Semonville Karl X. in St. Cloud vergeblich zur Zurücknahme der Ordonnanzen zu bewegen. A. leistete der 7. Aug. eingesetzten Regierung den Eid der Treue und nahm den eifrigsten Antheil an den Arbeiten der Pairskammer. Am 18. Nov. 1830 übernahm er das Ministerium der Marine, 8. März 1831 interimistisch das der Justiz, 13. März das des Handels und der öffentlichen Arbeiten, auch August 1832, in Abwesenheit des Generals Sebastiani, das der auswärtigen Angelegenheiten und Mai 1832 in dem doktrinären Konseil das des Innern und des Kultus. Kurz vor dem Ausbruch der Aprilunruhen 1834 legte er sein Portefeuille nieder und wurde Gouverneur der Bank von Frankreich. Am 18. Jan. 1836 trat er an Humanns Stelle als Finanzminister ein, kehrte aber nach Ablauf des Ministeriums Broglie 6. Sept. in seine Stellung als Gouverneur der Bank von Frankreich zurück. Nach der Februarrevolution von 1848 vermittelte er mehrere Anleihen und Finanzoperationen zwischen diesem Institut und der republikan. Regierung. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 wirkte er mehrfach zu Gunsten Ludwig Napoleons, namentlich als Mitglied der konsultativen Verfassungskommission, und ward dafür 16. Jan. 1852 zum Senator befördert. Er starb 15. Jan. 1858 zu Paris.

Arguelles (spr. -géljes), Augustin, span. Staatsmann, geb. 1775 zu Ribadesella in Asturien, studirte zu Oviedo die Rechte und erhielt dann in Madrid, bei dem Sekretariat »Interpretacion de lenguas« eine Anstellung. Die Regierung übertrug ihm wichtige Missionen nach Portugal und London. Nach dem Ausbruch des Krieges mit Frankreich schloß er sich den Patrioten an, war in Cadiz Mitglied der Cortes und der mit Entwerfung einer Verfassung beauftragten Kommission und verfaßte den berühmten Bericht, den diese bei Vorlegung des Entwurfs erstattete. Als nach der Rückkehr Ferdinands VII. (1814) die absolutistische Reaktion begann, wurde A. 10. Mai 1814 verhaftet, zeigte aber im Verhör eine solche Gewandtheit, daß die Richter, obgleich man sie fünfmal neu ernannte, über seine Verurtheilung sich nicht einigen konnten, und der König selbst eingreifen mußte, indem er sich die Akten vorlegen ließ und an den Rand derselben schrieb: »Zehnjährige Zuchthausstrafe im Presidio zu Ceuta«. Mit A. wurden noch 14 Unglücksgefährten, darunter sein Freund Juan Alvarez Guerra, zur Strafarbeit in Ceuta verurtheilt. Von da nach dem ungesunden Alcudia auf Mallorca gebracht, erfuhren sie hier eine so unmenschliche Behandlung, daß von ihnen in vier Jahren drei starben und zwei wahnsinnig wurden. Erst die Revolution von 1820 befreiten A. und seine Leidensgenossen. A. wurde von seinen Anhängern nach Madrid geführt und vom König gezwungener Weise zum Minister des Innern ernannt; seine Verwaltung dauerte aber kein Jahr. In der eiteln Hoffnung, daß der König jetzt die Konstitution halten werde, gerieth A. mit sich selbst in Widerspruch, indem er, obwohl entschiedener Anhänger der Konstitution von 1812, doch die patriot. Gesellschaften und polit. Klubs auflöste. Aus dem Ministerium trat er in die Cortes und ward hier mit Calatrava Führer der Moderantistenpartei. Als der König nach der franz. Intervention 1823 die Verfassung aufhob, entfloh A. nach England, wo er bis zu der 1832 verkündigten Amnestie verweilte. Als Mitglied der Cortes hielt er sich zur Partei der Liberalen, ohne jedoch den Exaltados anzugehören, und war mehrmals Präsident und Vicepräsident der Prokuradorenkammer. Als Juli und August 1836 die Konstitution von 1812 proklamirt und die Königin-Regentin in la Granja von den Soldaten zur Annahme derselben gezwungen wurde, war A. in die Intrigue eingeweiht. Zu verschiedenen Malen wurden ihm Portefeuilles angetragen, die er jedoch ausschlug. Im Jahr 1837 wählte ihn die Königin zum Mitgliede des neu errichteten Senats. Als Marie Christine die längst angefochtene Regentschaft endlich niederlegte, war A. Kongreßpräsident und einer der ersten Kandidaten der Regentschaft. Als er Espartero gegenüber mit 103 gegen 179 Stimmen unterlegen war, übertrugen ihm die Cortes 10. Juli 1841 die Vormundschaft über die Königin Isabella. Im Jahr 1843 legte A. seine Aemter nieder und starb 23. März 1844 zu Madrid. A. war der Koryphäe der liberalen Partei Spaniens von 1812 her. Sein öffentliches wie sein Privatleben hat er stets rein erhalten. Noch als Greis sprach er in den Cortes stundenlang und mit dem Feuer eines Jünglings.

Arguiren (lat.), anzeigen; beweisen; überführen.

Argument (lat.), eigentlich eine Wahrheit, aus der sich eine andere als abgeleitete Folgerung ergibt, also Beweisgrund oder derjenige Theil eines Beweises, worauf dessen Gültigkeit oder überzeugende Kraft beruht. Häufig wird jedoch das Wort mit Beweis oder Beweisführung (Argumentation) gleichbedeutend gebraucht. Nach Maßgabe des nächsten Zweckes, welchen man bei der Beweisführung verfolgt, unterscheidet man folgende Arten von Argumenten. Das Argumentum ad hominem ist ein Beweisgrund, der sich auf die individuelle (subjektive) Ansicht dessen, der überzeugt werden soll, gründet. Verwandt ist das A. ex concessis, ein Beweisgrund, der sich auf bereits zugegebene Sätze oder Zugeständnisse stützt. Das A. ad veritatem ist ein absoluter oder apodiktischer Beweis, der sich auf allgemein anerkannte, sogen. objektive Wahrheiten stützt; das A. a posteriori ein Beweisgrund aus der Erfahrung, das A. a priori aber ein solcher, der aus allgemeinen Principien (Vernunftwahrheiten) genommen ist. Das A. a tuto ist ein Beweisgrund aus dem Nachtheil oder aus der Gefahr, die bei der Annahme des Gegentheils erwächst oder erwachsen kann. Dergleichen Argumente wurden ehedem bisweilen angewendet in der Theo-

logie, z. B. für den Glauben an Gott oder Unsterblichkeit, etwa in folgender Form: An einen Gott zu glauben, ist sicherer und gerathener, als nicht an ihn zu glauben. Denn gäbe es wirklich keinen Gott, so kann der Glaube, daß es einen gäbe, zum mindesten nichts schaden, wohl aber der Unglaube, wenn es einen gibt. Auch bei der Bekehrung von Protestanten zum Katholicismus bediente man sich dieses Arguments, indem man sagte: Die Protestanten lehren, daß man in jeder Kirche selig werden könne; dies leugnen die Katholiken; daher ist es gerathener, der katholischen, als der protestantischen Kirche anzugehören, in der man ja nach dem eigenen Zugeständnis der Protestanten auch selig werden kann. Das A. a consensu gentium stützt sich darauf, daß etwas von allen Menschen zu allen Zeiten als wahr angenommen worden ist. In der Theologie stellte man ein A. e vaticiniis et miraculis für die Göttlichkeit des Christenthums auf und fand dasselbe in den alttestamentlichen Weißagungen von Christus und in den von Christus und den Aposteln gewirkten Wundern. Das A. baculinum oder a baculo endlich ist der Prügelbeweis, dessen überzeugende Kraft in der Faust ruht.

Argun (Argunj), einer der beiden Quellflüsse des Amur, entspringt unter dem Namen Kerulun (Kherlon) am Südabhang des Kenteigebirges (Ausläufer des Apfelgebirges), durchfließt den Dalai Nor, führt von seinem Ausfluß aus demselben an den Namen A. bis zu seiner Vereinigung mit der Schilka, worauf der Name Amur üblich wird. Der A. bildet über 600 Kilom. weit die Grenze zwischen dem russ. und chines. Gebiet und erhält von beiden Seiten eine Menge Seitenflüsse, die rechts vom Chingangebirge, links von den Nertschinsk'schen Bergen herabfließen. Der Kosakenposten Ust-Strelka, an der Mündung, war bis zur Einverleibung des Amurgebiets der am weitesten vorgeschobene russische Punkt. An den Ufern des Flusses, insbesondere bei Tschalbutschinsk, sind Steinkohlenlager entdeckt worden.

Arguri, ehedem großes und schönes Dorf in Russ.-Armenien, an der Nordseite des Ararat in der sogen. Jakobsschlucht, 650 Meter über dem Aras gelegen, der älteste bewohnte Ort in der Gegend (der Sage nach von Noah gegründet) mit blühendem Weinbau und nahezu 1600 Einw., wurde 2. Juli 1840 nebst dem darüber liegenden St. Jakobskloster durch ein mit einem vulkanischen Ausbruch verbundenes Erdbeben vernichtet, wobei 1100 Menschen umkamen.

Argusaugen, bildlicher Ausdruck für mißtrauisch gespannte Wachsamkeit, der griech. Sage vom »allsehenden« Argos (s. d.) entlehnt.

Argutien (lat.), Spitzfindigkeiten; argutiös, spitzfindig.

Argyle (spr. argeil; auch Argyll), Grafschaft an der Westküste von Schottland, wird von den Grafschaften Inverneß, Perth und Dumbarton umschlossen und hat einen Flächenraum von 8454 QKilom. (153,6 QM.) mit (1871) 75,635 Einw. A. ist ein von den südlichen Grampians erfülltes malerisches, aber ziemlich rauhes Gebirgsland, das im Ben Cruachan zu 1119 Meter und im Ben Lui zu 1112 Meter Höhe ansteigt. Die Küste ist steil und hat mehrere sehr fischreiche, tief eingeschnittene Busen, z. B. Loch Long, Loch Fyne (ein Hauptsitz der Häringsfischerei), Loch Linnhe, Loch Sunart, und zahlreiche Halbinseln. Hauptflüsse sind der Orchy, welcher in den romantisch gelegenen Loch Awe (den bedeutendsten Binnensee der Grafschaft) mündet, und der Awe, welcher aus demselben abfließt. Der Crinankanal trennt die langgestreckte Halbinsel Kintyre vom Festland, indem er den Ocean mit dem Loch Fyne und Firth of Clyde verbindet, und ist etwa 15 Kilom. lang und mit 15 Schleußen versehen. Die Gebirge sind mit Heide bewachsen; Wälder mit zahlreichem Wilde finden sich an den Bergabhängen und an den Ufern der Lochs. Ackerland kommt an der Küste und in den Thälern vor; im ganzen aber sind nur 3½ Proc. des Areals angebaut. Ansehnlicher ist der Betrieb der Viehzucht, welche besonders Schafe und auf dem westl. Hochlande eine kleine, aber kräftige Rindviehart liefert, die viel nach den südlichen Märkten ausgeführt wird. Bergbau findet statt auf Blei und Silber, Eisen und Steinkohlen; auch Schiefer, Marmor, Granit und Kalksteine werden gebrochen. Von Bedeutung ist endlich die Fischerei. Unter den zahlreichen zu A. gehörenden Inseln sind Tiree, Coll, Mull, Jona, Staffa (mit der Fingalshöhle), Colonsay, Jura, Islay und Gigha am bemerkenswerthesten. Der vornehmste Eigenthümer in der Grafschaft ist der Herzog von Argyle, dessen Familie zu den edelsten Schottlands gehört und ehemals das erbliche Kriminaloberrichteramt in Schottland bekleidete. Hauptstadt ist Inverary.

Argyle (spr. argeil), 1) Archibald, Marquis von, Haupt der strengen Presbyterianer, 1598 aus einem der vornehmsten Geschlechter Schottlands geboren, zog als Freund Cromwells an der Spitze von 3000 Mann 1645 gegen die Royalisten, ward aber von Montrose bei Innerlochy geschlagen. Der Ausrufung Karls II. zum König von Schottland 1649 stimmte er erst bei, als er die religiöse Freiheit durch die dem König gestellten Bedingungen gesichert sah. Nach der Unterwerfung Schottlands durch Cromwell (1651) war A. wieder Republikaner. Nach der Restauration ward er von Karl II amnestirt, trotzdem aber 1661 verhaftet und als des Hochverraths und der Mitschuld am Tode Karls I. schuldig 27. Mai 1662 enthauptet.

2) Archibald, Lord Lorn, Sohn des vorigen, erst entschiedener Royalist, erhielt wegen der Dienste, welche er 1653 und 1654 Karl II. in Schottland geleistet, von diesem den größten Theil der konfiscirten väterlichen Güter zurück und wurde zum Grafen von A. und zum Befehlshaber der königl. Leibgarde ernannt. Als solcher focht er mit Auszeichnung in der Schlacht bei Dunbar. Wegen seiner freimüthigen Urtheile über die Minister des Königs in einem aufgefangenen Briefe wurde er vor das schottische Parlament gestellt und von demselben auf Betrieb seiner Feinde zum Tode verurtheilt. Karl II. kassirte dieses Urtheil, und A. blieb ein treuer Freund des königl. Hauses, den nur sein Eifer für die presbyterianische Kirche in die Reihen der Opposition führte. Als 1682 das schottische Parlament wegen des Testeides verhandelte, widersetzte sich A. den beabsichtigten royalistischen Klauseln und protestirte gegen diese in einer Erklärung, die er als Mitglied des Geheimen Raths bei seiner Eidesleistung abgab. Der Herzog von York und seine Kreaturen wagten nicht zu widersprechen; allein kaum hatte A. den Rath verlassen, so wurde er verhaftet, als Meineidiger und Hochverräther vor Gericht gestellt und wider alles Recht und formlos zum Tode verurtheilt. Er floh nach Friesland, wo er bis zu Jakobs II. Thronbesteigung 1685

zurückgezogen lebte. Da faßte er mit dem Herzog von Monmouth und andern Emigranten den Plan einer Landung in Schottland, um mit Hülfe der Covenanters die verhaßte Regierung zu stürzen. Von einer reichen Wittwe in Amsterdam mit 10,000 Pfd. Sterl. unterstützt, kam er mit drei Schiffen bei den Orkadischen Inseln an. Da aber die Regierung von dem schon früher verrathenen Unternehmen genaue Kenntnis erhalten hatte, traf A., als er im Distrikte Lorn eine Landung versuchte, auf königl. Truppen. Auf dem Rückzug zu Renfrew von einem großen Theil seiner Soldaten verlassen, suchte er über den Clyde zu entkommen, ward aber gefangen und als ein schon Verurtheilter ohne weitern Proceß 30. Juni 1685 zu Edinburg enthauptet.

3) John, Sohn des vorigen, geb. 10. Okt. 1678, kam 1688 mit Wilhelm von Oranien nach England, überbrachte diesem nach der Vertreibung Jakobs II. im Namen der Stände die schottische Krone und erhielt seine väterlichen Güter zurück. Er focht 1706 unter Marlborough in Flandern, ward 1711 an Lord Stanhope's Stelle Kommandeur der brit. Truppen in Spanien, 1712 Oberbefehlshaber in Schottland, aber wegen seiner Opposition gegen die Maßregeln des Hofes abgesetzt. Nach Georgs I. Thronbesteigung wieder in königl. Dienst, schlug er 1715 bei Dumblane die Jakobiten unter dem Grafen Marr. 1718 zum Peer und zum Herzog erhoben, beförderte er als erklärter Feind des Ministers Walpole dessen Sturz, ward hierauf Generalfeldzeugmeister und Mitglied des Kabinets. Er starb 1743.

4) George John Douglas Campbell, Herzog von A., geb. 30. April 1823 zu Ardoncaple Castle in Dumbartonshire, im Besitz der Peerie seit 1847, machte sich früh als publicistischer Schriftsteller bei Erörterung der schott. Kirchenverhältnisse bekannt, wobei er namentlich die Abschaffung des Laienpatronats befürwortete (»Presbytery examined«, Edinb. 1848). Neben den erblichen Ehrenämtern eines Lordleutnants von Argyllshire, Master of the Queens household in Schottland 2c., vereinigt er eine Menge anderer Würden in seiner Person, ist Mitglied des Geheimen Raths, Fellow der Royal Society, Trustee des britischen Museums. 1851 wurde er Kanzler der Universität St. Andrews und war 1854—1855 Lordrektor der Glasgower Hochschule. Auch amtlich ist er seit 1852 vielfach thätig gewesen; im Oberhause vertrat er stets liberale Grundsätze, gehörte 1852 dem Ministerium Aberdeen als Großsiegelbewahrer an, wurde 1855 unter Palmerston Generalpostmeister, schied 1858 mit jenem aus der Regierung aus, trat 1859 als Großsiegelbewahrer in dieselbe wieder ein und blieb in dieser Stellung unter dem dritten Ministerium Russells. Seit December 1868 gehörte er als Staatssekretär für Indien dem Kabinet Gladstone's an und bewährte sich in den Debatten des Oberhauses über die irische Kirchenbill als glänzenden Redner. 1873 wurde er Präsident der Geologischen Gesellschaft zu London. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: »Essay on ecclesiastical history of Scotland« (2. Aufl., Bost. 1849); »India under Dalhousie and Canning« (Lond. 1865); »The reign of Law« (1866, 3. Aufl. 1871) und »Primeval man« (1869). — Sein ältester Sohn John Douglas Sutherland, Marquis of Lorne, künftiger Erbe des Herzogstitels von A., geb. 6. Aug. 1845, vermählte sich 21. März 1871 mit der Prinzessin Louisa Carolina Alberta (geb. 18. März 1848), vierten Tochter der Königin Victoria von England.

Argyraspiden (griech., die »Silberschildträger«), eine Abtheilung der makedonischen Phalanx, welche mit Silberblech beschlagene Schilde führte, Kerntruppen und von Alexander d. Gr. sehr in Ehren gehalten, von Antigonus aufgelöst.

Argyriäsis (griech.), die durch längern Gebrauch kleiner Gaben von salpetersaurem Silberoxyd entstehende blaugraue, später bronzefarbige, in den höchsten Graden ins Schwärzliche gehende Färbung der äußern Haut (Silberfärbung der Haut), welche an denjenigen Stellen sich zuerst zeigt, die am meisten dem Lichte ausgesetzt sind, und an welcher sowohl die Bindehaut des Auges, als auch die Lippen- und Genitalienschleimhaut theilnehmen. Die Umfärbung der Haut ist bedingt durch das Vorhandensein von metallischem Silber in sehr feiner Vertheilung in den tieferen Zellenschichten der Oberhaut. In der Regel bleiben solche Flecken bis zum Tode, in einzelnen Fällen sollen sie jedoch auch wieder verschwunden sein. Die angewendeten Mittel, z. B. Waschungen mit lösenden Arzneistoffen, haben nichts gefruchtet.

Argyroide (Argyrophan), neusilberartige Legirung.

Argyro-Kastro (im Alterthum Argyrion), Stadt im türk. Ejalet Janina, nördl. von Delvino, im Gebiet der Vojutza, liegt auf 3 Vorsprüngen des Akrokeraunischen Gebirges, die durch tiefe Schluchten von einander getrennt sind, hat meist einzeln stehende, mit Schießscharten und Thürmen versehene Häuser, Ruinen einer Citadelle im venetian. Stile mit ungeheuren Kasematten und etwa 6000 Einw., welche den besten albanes. Schnupftabak (Fuli) liefern.

Argyrokratie (griech., »Geld-«, eigentlich: »Silberherrschaft«), s. v. w. Plutokratie.

Argyromanie (griech.), bis zur Besessenheit gesteigerte »Geldgier«.

Argyropūlos, 1) Johannes, Restaurator der Philologie im Abendlande, aus Konstantinopel gebürtig, lehrte seit 1434 zu Padua alte Literatur und Aristotelische Philosophie und ward 1456 von Cosimo von Medici als Lehrer der Philosophie nach Florenz berufen. Beim Ausbruch der Pest daselbst (1471) ging er nach Rom, wo er 70 Jahre alt (wahrscheinlich 1486) starb. A. übersetzte mehrere Werke des Aristoteles ins Lateinische und kommentirte die Ethik und Politik desselben. Einer seiner Schüler war Reuchlin.

2) Perikles, neugriech. Rechtsgelehrter, geb. 17. Sept. 1809 in Konstantinopel, wirkte seit 1837 als Lehrer der Rechtswissenschaft an der Universität zu Athen. Konstitutionellen Staatsformen geneigt, erstrebte er deren Einführung in Griechenland, wirkte zunächst schriftstellerisch dafür in der 1843—1844 herausgegebenen Zeitschrift »Anamorphosis« (Reform), machte sich aber durch seinen Freimuth beim König mißliebig. Seit Einführung der Verfassung 1843 beinahe immer Kammermitglied, zählte er unter die Führer der Opposition. Seit Mai 1854 Minister des Auswärtigen, vorübergehend auch der Finanzen, ward er 22. Sept. mit seinen Kollegen entlassen und nahm seine bereits im Sept. 1855 begonnene akadem. Thätigkeit wieder auf. A. starb 28. Dec. 1860. Unter seinen Schriften ist besonders die »Staatsverwaltung Griechenlands« (2. Aufl., Athen 1859, 2 Bde.) hervorzuheben.

Aria (Areia, altpers. Hariwa), eine Landschaft im O. des altpers. Reichs, entspricht dem östl. Theil

des heutigen Chorassan und hat ihren Namen vom Fluß Areios (dem jetzigen Heri). Die bedeutendsten Städte waren Artakoana, Kandake, Alexandria, Ariana.

Aria cattiva (ital.), böse, verdorbene Luft, namentlich die äußerst schädlichen Ausdünstungen der Maremmen, pontinischen Sümpfe ꝛc.; s. Malaria.

Ariadne, Tochter des Königs Minos von Kreta und der Heliade Pasiphaë, entbrannte in Liebe zu dem als Tribut für den Minotauros landenden Theseus und gab ihm ein Fadenknäuel, das er am Eingang des Labyrinths festknüpfen und während des Hinschreitens durch die Irrgänge in der Hand ablaufen lassen sollte bis dahin, wo der Minotauros Wache hielt, zugleich auch ein gefeites Schwert, das Ungeheuer zu tödten. So gelang es Theseus, mit seinen Gefährten von Minos in das Labyrinth geschickt, den Minotauros zu erlegen und sich aus den Irrgängen des Labyrinths glücklich herauszuwinden. Darauf entfloh er mit A., auf deren Rath er den Boden der kretischen Schiffe zerhieb, um das Nachsetzen unmöglich zu machen. Aber auf der Insel Naxos verließ Theseus die A., die sich dann ins Meer gestürzt haben soll. Nach andern findet Dionysos auf der Rückkehr von Indien auf Naxos die verlassene Jungfrau schlummernd in einer Grotte, wird von ihrer Schönheit gefesselt und feiert mit der Erwachten seine Vermählung. Als Brautgeschenk erhält sie von der Aphrodite und den Horen oder von Dionysos selbst eine Krone, ein Werk des Hephästos. Nach ihrem Tode begräbt Dionysos die Geliebte in Argos. Ihre Krone wurde unter die Gestirne versetzt, sie selbst göttlich verehrt. Auf Naxos wurden ihr zwei Feste gefeiert, eins der Verlassenen unter Trauer, das andere der Vermählten mit Jubel. Wegen der Verwandtschaft dieser mit den Osiris- und Adonisfesten vgl. Bakchos. Der Mythus von Dionysos und A. findet sich oft auf Kunstwerken, besonders Reliefs, dargestellt. Danneckers Meisterwerk zu Frankfurt a. M. stellt A. auf dem Leoparden dar. Auch dramatisch und musikalisch (»A. auf Naxos«, von Benda) wurde dieser Mythus behandelt.

Ariāna, die Osthälfte des altpers. Reichs, die Landschaften Paropamisos, Drangiana, Arachosia, Gedrosia, Parthia, Karmania und Aria (also das heutige Afghanistan, Belutschistan und den östl. Theil Persiens) umfassend. Vom Wort A. kommt durch Umlautung das heutige Iran (Eran) her.

Arianischer Streit, dogmatischer Streit der alten christlichen Kirche, der länger als ein halbes Jahrhundert den Orient und einen Theil des Occidents erregte; den ersten Anlaß dazu gab, daß die Politik des Staats die Festsetzung kirchlicher Lehren beeinflußte, und die Entwickelung der christlichen Lehre bis auf die Gegenwart hin entscheidend bestimmte. Es handelte sich in demselben darum, den rechten Gottesbegriff und dessen Sicherung gegen jüdische und heidnische Auffassung zu finden und eine durch Christus vermittelte Gemeinschaft mit Gott durch Bestimmung des Verhältnisses des Sohnes zum Vater zu begreifen. Bei den Versuchen dies Problem zu lösen, waren bisher zwei ganz entgegengesetzte Richtungen hervorgetreten: Der Subordinatianismus, der den Logos, welcher in Christus wohnte, als ein persönliches, vorweltliches, Gott zwar ebenbildliches, aber untergeordnetes Wesen auffaßte, und der Monarchianismus, der entweder, wie Artemon und Paul von Samosata, Christus für einen Menschen hielt, der durch die ihn beseelenden göttlichen Kräfte des Gottesnamens würdig sei, oder mit Sabellius ihn als eine Offenbarungsform, eine eigenthümliche Manifestation der Gottheit bezeichnete. Dazwischen stand die Lehre von der Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, welche, um die Einheit Gottes und die Dreifachheit seiner Offenbarungsmittheilung nach dem Neuen Testament zu vereinigen, zu der Lehre von einem innergöttlichen, hypostatischen Unterschiede fortgeschritten war. Dieser Lehre war der Bischof Alexander von Alexandria zugethan. Ihn bezichtigte sabellianischer Irrlehre der Presbyter Arĭus zu Alexandria, ein gelehrter Mann, der seine Bildung zu Antiochia empfangen hatte und als Asket in hohem Ansehen stand. Er lehrte einen Wesensunterschied zwischen dem Vater und dem Sohne, der, in der Zeit durch den Willen des Vaters geschaffen, an Vollkommenheit ihm zwar ähnlich, jedoch veränderlich, durch den die ganze Schöpfung hervorgebracht und der der Mittler der Versöhnung geworden sei. Als Arius eine ansehnliche Partei für sich gewann, berief der Bischof 321 eine Provinzialsynode, auf der 100 ägyptische und libysche Bischöfe die Lehre des Arius verdammten, ihn des Amts entsetzten und mit dem Kirchenbann belegten. Arius floh zu seinem Freunde Eusebius von Nikomedien und schrieb dort sein berühmtes Buch »Thalia«, während seine Freunde das Urtheil wider ihn rückgängig zu machen suchten. Als der Streit heftiger wurde und in Verbindung mit der meletianischen Spaltung sogar politisch gefährlich zu werden drohte, berief der Kaiser Konstantin d. Gr. das erste ökumenische Koncil nach Nicäa (325), auf dem über 2000 Kirchendiener des Orients erschienen, aus dem Abendland die Presbyter Vitus und Vicentius als Abgesandte des römischen Bischofs. Den Vorsitz führte anfangs der Kaiser selbst, dann Hosius, Bischof von Corduba. Von seinem Ansehen unterstützt, setzte es die Partei des Bischofs Alexander, in der besonders Athanasius hervorragte, durch, daß in das Glaubensbekenntnis, welches als Führer einer vermittelnden Partei Eusebius von Cäsarea vorgelegt hatte, bestimmte Antithesen, namentlich das Homöusion (wesensgleich) gegen Arius aufgenommen (Symbolum Nicaenum), Arius und seine Anhänger aber verdammt wurden. Arius und die Bischöfe, welche das Symbol oder die Verdammung nicht unterzeichneten, wurden exilirt. Indessen war bei den meisten Orientalen die innerliche Zustimmung zu dem Homöusion sehr gering, und so konnte es geschehen, daß, sobald am Hofe die Stimmung auf Betreiben Licinia's, der Schwester Konstantins, zu Gunsten des Arius umgeschlagen war, und dieser durch ein in bibl. Ausdrücken verfaßtes Glaubensbekenntnis den Kaiser zufrieden gestellt hatte, eine Synode zu Tyrus 336 den Athanasius (seit 326 Bischof von Alexandria) verurtheilte, worauf derselbe nach Trier verbannt wurde, und eine Synode zu Jerusalem die Wiederaufnahme des Arius in die Kirchengemeinschaft beschloß. Arius aber starb plötzlich. Da nun die antinicänische Partei die Oberhand hatte, erhob der Streit sich von neuem, als Athanasius durch Konstantin II. zurückgerufen ward (338). Eine Synode zu Antiochia 341 erneuerte das Absetzungsurtheil, und in Alexandria kam es zu blutigen Auftritten, welche Athanasius zur Flucht nach Rom bewogen. Die Kaiser beschlossen ein neues allgemeines Koncil zu berufen, aber während 300 abendländ. Bischöfe zu Sardica 347 den Athanasius rechtfertigten und

seine Gegner verfluchten, verwarfen die morgenländ. zu Philippopolis die nicänischen Beschlüsse und verfluchten deren Anhänger. Es folgt nun eine traurige Periode, in der beide Parteien mit allen Mitteln um den Sieg rangen und in dem endlich die Antinicäaner durch kaiserl. Machtspruch die Oberhand behielten. Auf den Synoden zu Sirmium (351), Arelate (353) und Mailand (356) wurden die Freunde und Anhänger des Nicäanums und der nach Alexandria zurückgekehrte Athanasius von neuem verdammt. Inzwischen traten in der siegreichen Partei jedoch tiefgehende Unterschiede hervor, die sich in den Namen der Homöusianer (Vertheidiger der Aehnlichkeit des Wesens), Homöer (Vertheidiger der Aehnlichkeit des Willens, nicht des Wesens), Heterousianer oder Anomöer (Vertheidiger der Unähnlichkeit des Wesens) kund gaben. Letztere sind die strengen Arianer, die beiden ersten die Semiarianer. Auf der 2. Synode zu Sirmium 357 versuchte man die streitigen Parteibeziehungen ganz zu umgehen, aber zu Ankyra 358 richteten die Semiarianer ihre Bestimmungen ebenso gegen die strengen Arianer wie gegen das Homöusion. Wiederum berief Konstantius ein allgemeines Koncil, aber wieder versammelten sich die Orientalen zu Seleukia, die Occidentalen getrennt in Ariminum 359. Zwar gelang es den Hofintriguen durch die Bischöfe Ursacius und Valens von beiden Synoden die Annahme einer Formel zu erlangen, in der im Interesse des strengen Arianismus jede Bestimmung über die Usie (das Wesen) untersagt wurde, und eine Synode von Konstantinopel bestätigte 360 dies Symbol, allein diese erkünstelte Union war nicht von Bestand, sondern löste sich nach dem Tode des Kaisers Konstantius, der alle Widerstrebenden exilirt und bestraft hatte, wieder auf, da Julianus Apostata allen Parteien freie Religionsübung gestattete. Hatte aber schon bisher der gemeinsame Gegensatz gegen die Anomöer (Eunomianer) die Semiarianer den Nicäanern genähert, so war dies noch mehr der Fall, als der Kaiser Valens (364—379), ein eifriger Arianer, beide Parteien gleichmäßig verfolgte und besonders gegen die ägypt. Mönche, die Partisanen der nicän. Orthodoxie, mit den härtesten Maßregeln einschritt. So trug das Homöusion auf den Versammlungen zu Lampsakos (365), in Illyrien (367) und zu Tyana (379) den Sieg davon. Die Amnestie des Kaisers Gratianus (378) schloß schon die Eunomianer, weil sie die Taufformel geändert hatten, von der allgemeinen Duldung aus, und Theodosius entzog 380 den Arianern die Kirchen in Konstantinopel, die sie bisher allein besessen hatten. Auf dem Koncil zu Konstantinopel 381 wurde dann von den meisten das nicänische Symbolum freiwillig angenommen. Nur vorübergehend erhielten unter Valentinian II. die Arianer im Oriente wieder Religionsfreiheit. Mit der Alleinherrschaft des Theodosius war auch der Sieg des Homöusion entschieden, und immer schärfere kaiserliche Gesetze unterdrückten bald den Arianismus unter Griechen und Lateinern. Dagegen hatte er eine neue Stätte gefunden unter den germanischen Völkern, denen der Missionseifer der Arianer das Christenthum gebracht hatte. Am längsten hat er sich hier unter den Longobarden erhalten, bis 671. Vandalen und Ostgothen bewahrten ihn, bis sie den Waffen des oström. Kaiserthums erlagen. Westgothen und Sueven nahmen in Spanien den kathol. Glauben an; den Sieg des letztern unter den germanischen Völkern entschied aber der Uebertritt der Franken zur kathol. Kirche. Als kirchliche Partei ist der Arianismus völlig untergegangen; er widerspricht auch dem wesentlichen Grundgedanken des Christenthums von dem reellen Selbstoffenbarungsvermögen der Gottheit an die Menschen. Aber die Formulirung der orthodoxen Lehre, die einen im Gedanken unvollziehbaren Begriff aufstellt, hat immer von neuem ihr entgegenstehende Systeme wachgerufen, die dem Arianismus nicht bloß nach seiner deïstischen Grundlage verwandt waren.

Arianismus, s. Arianischer Streit.

Ariano, Kreishauptstadt in der ital. Provinz Principato ulteriore, in den Apenninen auf hohem Tuffsteinfelsen, nordöstl. von Avellino gelegen, Sitz eines Bischofs und einer Prätur, mit einem Gymnasium, einem Seminar, Seidenbau und 12,588 Einw.

Arias, Benedictus, berühmter Theolog und Orientalist, geb. 1527 in der Villa Frerenal de la Sierra (im Gebirge, daher sein lateinischer Zuname Montanus) in der span. Provinz Estremadura, studirte zu Sevilla und zu Alcala de Henares, war Kenner von 10 älteren und neueren Sprachen und in den semitischen besonders ausgezeichnet. Er begleitete den Bischof von Sevilla nach Trient und leitete dann 1568—72 zu Antwerpen die Herausgabe einer Polyglottenbibel, die im Auftrag König Philipps II. von Spanien bei dem Buchdrucker Christoph Plantin (Antw. 1569—72, 8 Bde.) erschien. Vom König durch die Komturei von San Jago dafür belohnt, mußte er sich wegen der Aufnahme der Targumim in Rom gegen den Vorwurf der Ketzerei verantworten. Ein Bisthum lehnte er ab, war eine Zeitlang aber Bibliothekar im Escurial und zog sich zuletzt nach Sevilla zurück, wo er 1598 starb. Seine Bibliothek wurde der des Escurial einverleibt.

Arica (San Marcos de A.), Küstenstadt im südl. Peru, der Hafenplatz von Tacna, wohin (seit 1854) eine Eisenbahn führt, hat ein heißes und ungesundes Klima und etwa 4000 Einw. Das furchtbare Erdbeben von 1868, das Arequipa und fast die ganze Seeküste Peru's verheerte, zerstörte auch A. nebst dem großen Hafendamm gänzlich; doch wurde die Stadt wieder aufgebaut und hat sich ihre kommercielle Bedeutung als wichtigster Seeplatz für einen Theil von Südperu und Bolivia bewahrt. Die Einfuhr schätzte man 1870 auf $6\frac{1}{2}$ Mill. Soles (à $1\frac{1}{3}$ Thlr.), die Ausfuhr (Chinarinde, Kupfer, Silber, Wolle ꝛc.) auf 3,16 Mill. Soles. Zur Zeit der span. Herrschaft war A. das Hauptemporium Peru's mit über 30,000 Einw.

Ariccia (spr. -itscha), Städtchen in der Comarca von Rom, südl. bei Albano, auf einer aussichtreichen Anhöhe herrlich gelegen, hat eine schöne Kirche (1664 von Bernini erbaut), einen Palast der Chigi, an den sich ein urwaldartiger Park anschließt, und ist eine der beliebtesten Sommerfrischen, namentlich der Deutschen in Rom. Dabei das sogen. »Grabmal der Horatier und Kuratier« und ein prachtvoller Eisenbahntunnel (1846—53 erbaut). Der Ort nimmt die Stelle der Burg der alten an der Via Appia gelegenen Stadt Aricia ein, deren Hauptmasse sich in der sogen. Vallericcia, dem prächtigen Kraterthal eines uralten Vulkans, ausbreitete. Dieselbe war eine der ältesten Städte Latiums und ward nach dem Verluste ihrer tapfer vertheidigten Unabhängigkeit röm. Kolonie, später (438 v. Chr.) Municipium. In der Nähe war ein heil. Hain mit einem Tempel der berühmten Aricinischen Diana, deren Dienst ein barbarischer und mit dem der taurischen Diana

verwandt gewesen zu sein scheint (s. Artemis). Bei A. fanden 1872 reiche und interessante Ausgrabungen von Vasen, Geräthschaften, Waffen, Knochen ꝛc. statt.

Arici (spr. -ritschi), Cesare, ital. Dichter, geb. 2. Juli 1782 in Brescia, erhielt 1810 am dortigen Lyceum die Professur der Geschichte und Literatur, die er 1824 mit der der lat. Sprache vertauschte, und starb zu Brescia 2. Juli 1836. Als Dichter hat er vorzugsweise die didaktische Poesie gepflegt und eine ungewöhnliche Eleganz und Gewandtheit im Stil und Versbau entwickelt. Sein erstes Werk der Art: »La coltivazione degli olivi«, machte bei seinem Erscheinen (1808) großes Aufsehen und hatte des Verfassers Aufnahme in das Athenäum von Brescia zur Folge. Von seinen übrigen Dichtungen werden am meisten geschätzt: »La pastorizia« (in 4 Gesängen), »L'origine delle fonti«, »Il Sirmione« und »Il campo santo«. Seine letzte größere Dichtung war »Gerusalemme distrutta«, welche den Untergang Jerusalems durch Titus besingt, aber seinen früheren Werken bedeutend nachsteht. Seine »Opere« erschienen zu Brescia 1818 in 6 Bänden, in neuer Ausgabe zu Padua 1858.

Arid (franz.), dürr, trocken; Aridität, Trockenheit, Dürre; Aridür, Schwund eines Körpertheils.

Arie (ital. Aria, franz. und engl. Air), im allgemeinen eine singbare Melodie von abgeschlossener Form; insbesondere als lyrisch-dramatische Tonform ein von einem oder mehreren Instrumenten begleitetes Gesangstück für eine einzelne Stimme, in welchem der Gefühlszustand einer bestimmten Person, wie er sich infolge gewisser Vorgänge fixirt hat, in vollkommen entwickelter Kunstform zum musikal. Ausdruck gelangt. Durch dies Individuell-Charakteristische der Gemüthslage unterscheidet sich die A. von dem gleich ihr melodisch ausgebildeten durchkomponirten Liede, das nur eine ganz allgemeine lyrische Stimmung ausdrückt, wie anderseits durch das Abgeschlossene der Form von dem Recitativ, das ebenfalls Gefühlen und Stimmungen, aber nur vorübergehenden und unfertigen, zum Ausdruck dient. Die A. tritt entweder als ein für sich bestehendes Tonstück auf (wie die Koncertarie), oder sie ist Theil eines größern zusammengesetzten Musikwerks (z. B. einer Oper, Kantate, eines Oratoriums). Ihre ersten Anfänge fallen in das zweite Viertel des 17. Jahrh., als die Musik, in der bis dahin der kontrapunktische Stil herrschend war, nach freierer Entfaltung der Melodie, nach engerem Anschluß an das Wort und nach dramatischem Ausdruck für den Textinhalt zu streben begann und ebenso die für die A. unentbehrliche, begleitende Instrumentalmusik sich etwas zu entwickeln angefangen hatte. Ihre eigentliche Ausbildung erhielt sie durch Alessi. Scarlatti (1650—1725), der in der Oper auch zuerst das begleitete Recitativ einführte, sowie namentlich durch dessen Schüler (die Stifter der »Neapolitan. Schule«) Leonardo Leo und Francesco Durante, welche ihr diejenige Gestaltung gaben, in welcher sie über ein Jahrhundert die wesentlichste Form für den kunstgemäßen Einzelgesang blieb. Diese sogen. Große A. mit Dacapo besteht dem Texte nach aus zwei Sätzen, von denen der erste die allgemeine Aeußerung der betreffenden Empfindung, der zweite eine besondere Modifikation derselben enthält, und dem entsprechend gliedert sich auch die Melodie in zwei Haupttheile. Der erste Theil beginnt mit einem sogen. Ritornell, d. h. einem Instrumentalvorspiel, das die Hauptmelodie der A. enthält; darauf trägt die Singstimme das Hauptthema erst einfach vor, wiederholt sodann die Sätze desselben und zergliedert sie, wobei die Modulation nach der Dominanttonart, wenn die A. in Dur, oder nach der Paralleltonart, wenn sie in Moll steht, sich wendet. Nach einem kurzen Zwischenspiel der Instrumente beginnt die Singstimme das Wiederholen und Zergliedern der Sätze von neuem, worauf der erste Theil mit einem ausdrucksvollen Nachspiel der Instrumente schließt. Der zweite Theil ist einfacher, meist ohne Wiederholungen und Zergliederungen und wird nur ab und zu von Zwischenspielen der Instrumente unterbrochen. Nach Beendigung desselben erfolgt das Dacapo, d. i. die genaue und unveränderte Wiederholung des ersten Theils bis zu seinem Schluß. Die Tonart des zweiten Theils ist gewöhnlich eine der Haupttonart verwandte, oft wechselt Dur und Moll, ebenso Tempo und Takt. Der erste Theil überwog bedeutend an Breite, nicht nur weil er die Hauptstimmung enthielt, sondern auch weil darin dem Sänger Gelegenheit gegeben werden sollte, seine Kunstfertigkeit zu zeigen, was später in arge Uebertreibung ausartete. Diese Form der Großen A. wurde bis Mitte des 18. Jahrh. streng beobachtet und findet sich noch bei Bach und Händel; seitdem aber bildeten sich Abweichungen von derselben, indem man zunächst auch den zweiten Theil mehr ausführte und statt des Dacapo nur eine freie Repetition im Sinn der modernen Sonate eintreten, in andern Fällen auch ganz unterbleiben ließ, bis sich (namentlich durch Gluck und Mozart) die heutige dramatische A. herausbildete. Letztere ist eine ganz freie Kunstform, die ihrer Bestimmung nach so viele Gestaltungen annimmt, als es verschiedene individuelle Empfindungen gibt, und durchaus als Charakterzeichnung, durch Person und dramat. Situation bedingt, erscheint. Einige besondere Arten der A. sind noch: die Koncertarie, eine sehr reich ausgeführte, auch mit Bravourkadenzen ꝛc. ausgestattete A., nur für den Koncertvortrag bestimmt mit dem Zweck, dem Sänger Gelegenheit zur Entfaltung seiner techn. Fertigkeit und Vortragsweise zu geben; die Bravourarie, von ähnlicher Bestimmung, nur daß hier die Koloraturen alles überwuchern; die koncertirende A., in welcher neben der Singstimme, gleichsam wetteifernd mit ihr, ein Instrument obligat auftritt (bei Bach, Mozart, Meyerbeer ꝛc.); die veraltete kontrapunktische A. (bei Bach und Händel), in welcher die Singstimme an dem kontrapunktischen Gewebe der Musik theilnimmt; die sogen. Parlandoarie in komischen Opern bei Rossini ꝛc., in welcher der syllabische Gesang vorherrscht. Ariette nennt man eine kleine A., deren Hauptgedanken wenig ausgeführt sind; Arioso eine zwischen Recitation und A. stehende, aber vollkommen gesangsmäßig ausgebildete und stets von Instrumenten begleitete Gattung der Melodie.

Ariége (spr. -ehsch), Fluß im südl. Frankreich, entspringt in den Pyrenäen am Col de Puymoren, fließt durch das gleichnamige Departement und durch einen Theil des Departements Obergaronne und mündet bei Pinhaguel, südl. von Toulouse, in die Garonne. Seine Länge beträgt 150 Kilom., wovon 32 schiffbar sind.

Das nach ihm benannte Departement ist aus der ehemaligen Grafschaft Foix, dem Couserans und einigen Theilen von Languedoc gebildet, grenzt

gegen S. an Spanien und die Republik Andorra, im übrigen an die Departements Obergaronne, Aude und Ostpyrenäen und zählt (1872) auf 4894 QKilom. (88,9 QM.) 246,298 Einw. Das Land dacht sich von den Pyrenäen gegen die Garonne ab, welche in einiger Entfernung von der nördl. Grenze des Departements hinströmt. Es besteht aus 2 tiefen Gebirgsthälern von fast gleicher Breite, dem des Salat und dem der A., welche durch eine Gebirgsabzweigung der Pyrenäen von einander geschieden werden und in das Becken der Garonne einmünden. Die Pyrenäen erheben sich an der südl. Grenze im Montcalm (3151 Meter), Malabetta (3315 Meter) und einigen anderen Spitzen bis über die Schneegrenze. Die beiden genannten Haupt-, sowie deren zahlreiche Nebenthäler, welche von wilden Gebirgsbächen durchströmt werden, sind von hohen Bergen umgeben und oft nur durch Saumpfade zugänglich. Im N. des Departements, wo die Thäler sich zu Ebenen erweitern, ist das Land zum Theil sumpfig. Das Klima ist verschieden, im N. mild und angenehm, im gebirgigen S. zur Winterzeit schneidend kalt, im Sommer sehr heiß. Das Gebirge mit seinen weide- und wiesenreichen Thälern begünstigt die Zucht von Schafen, Mauleseln, Pferden und Rindern. Die Waldungen, welche aus Fichten, Eichen, auch Korkeichen und Buchen bestehen, bergen zahlreiches Wild, darunter auch Gemsen, Bären und Wölfe, und liefern Nutzholz, Terpentin und Pech als Ausfuhrartikel. Zum Anbau von Getreide, Mais, Hanf, Flachs, Oelpflanzen 2c. eignet sich nur der nördl. Theil des Landes, doch überschreitet der Ertrag den Bedarf des Departements; Kastanien, Obst, mittelmäßiger Wein werden auch in den gebirgigeren Gegenden in Ueberfluß gebaut. Das Ackerland nimmt über $^1/_3$, Heide- und Weideland etwas weniger, Wald über $^1/_5$, Wiesen über $^1/_{10}$, Weinberge etwa $^1/_{40}$ des Areals ein. Einen großen Reichthum hat A. an mineralischen Produkten, namentlich an Eisen, dessen Gewinnung und Verarbeitung viele Menschen beschäftigt; außerdem baut man auf Blei, Kupfer, Zink, Steinkohlen 2c. Unter mehreren Salz- und heißen Quellen sind die von Ax und Aſſat die bekanntesten. Im übrigen liefert die Industrie des Landes vorzugsweise Tuch und Wollwaaren, chemische Produkte, Papier, Kunsttischlerwaaren, Fayence und Glaswaaren. Das Departement zerfällt in drei Arrondissements: Foix, Pamiers und St. Girons, und hat Foix zur Hauptstadt.

Ariel (hebr., »Löwe, d. i. Streiter Gottes«), Name mehrerer alttestamentlichen Personen, auch Jerusalems selbst, als unbezwingbarer Heldenstadt; in späterer Dämonologie ein Wassergeist. Hiermit kommt Shakespeare's A. im »Sturm« nur dem Namen nach überein. Dieser, ein Luftgeist, war früher im Dienste der Hexe Sykorax, der Mutter des Caliban. Zu zart zur Ausrichtung ihrer niedrigen Aufträge, verweigerte er ihr den Gehorsam und ward von ihr mit Hülfe mächtigerer Geister zur Strafe in die Spalte einer Fichte geklemmt, aus welcher Marter ihn nach 12 Jahren Prospero's Zauber befreite. Dankbar diente nun A. diesem und kehrte endlich, von demselben entlassen, in sein luftiges Element zurück. Andere Dichter führen A. als Unschuld schützenden Engel vor.

Arier (vom sanskrit. ârya, »der zu den Ergebenen Gehörige«, der Angehörige des eigenen Stammes, als Adjektiv »der Ehrenwerthe«), ursprünglich der Name, welchen sämmtliche Glieder der großen indogermanischen Sprachengruppe auf sich anwandten, wie z. B. noch in Erin, dem frühern Namen Irlands, ersichtlich ist. Nach Spaltung der Indogermanen (s. d.) in einen westlichen Stamm, der sich verzweigte in Griechen, Römer, Deutsche, Litauer und Kelten, und in einen östlichen Stamm der Iranier und Arier, wurde der Name als Volksbezeichnung im O. festgehalten und von der neuern vergleichenden Sprachforschung angenommen, zur Unterscheidung dieser östlichen Indogermanen von ihren Stammesgenossen im W. Die A. zerfallen in zwei große Stämme: in die Iranier, welche alles Land ausfüllen auf dem großen Hochplateau, das wir mit dem Namen Iran im engern Sinn oder auch Persien zusammenzufassen gewohnt sind, und in die Indier, welche wir in Indien und zwar vorwiegend in den nördlich vom Vindhyagebirge gelegenen Bezirken finden, denn südlich davon sind sie nur längs der Küste und zwar vorzüglich der Westküste entlang vorgeschritten, und das Innere der Halbinsel von Dekhan (s. d.) hat nie eine arische Bevölkerung gehabt. Indier und Iranier stehen unter sich in einem nähern Verwandtschaftsverhältnis als mit den übrigen indogermanischen Völkern; es wird dies bezeugt durch die genaue Uebereinstimmung zwischen der altindischen und iranischen Sprache und durch die zahlreichen Spuren gemeinsamer Entwickelung im Leben und besonders in der Religion (s. die Art. Hindu, Iran, Wedas). Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde, Bd. 1 (2. Aufl., Leipz. 1867); Spiegel, Eranische Alterthumskunde, Bd. 1 (das. 1871).

Aries (lat.), Widder; auch Name einer Kriegsmaschine, Sturmbock, eine Art Mauerbrecher.

Arif Effendi, türk. Staatsmann, geb. 1786, fungirte 1831—44 als Reichsarchivar, dann als Staatsrath, ward 1845 Musteschar, 1846 Mitglied des Reichsraths, 1848 Direktor der frommen Stiftungen, 1849 Präsident des obersten Justizraths und Mitglied des Kabinets ohne Portefeuille, September 1850 Botschafter in Wien, März 1854 an Arif Hikmet Bey's Stelle Großmufti. Im Frühjahr 1855 nahm er an den Friedenskonferenzen theil und unterzeichnete das Schlußprotokoll derselben mit. Er starb, kurz vorher zum Pascha befördert, anfangs 1866 zu Konstantinopel.

Arif Hikmet Bey, türkischer Staatsmann, 1786 geboren, wurde zum Ulema gebildet und wuchs in Begeisterung für die ehemalige Größe und Weltherrschaft des Islam auf. Die Vernichtung der Janitscharen 1826 brach auch den Einfluß der Ulema's. Obgleich seitdem die nach türk. Staatsrecht erforderliche Legalisirung einer jeden Verordnung des Großherrn durch den Großmufti eine bloße Formalität war, versuchte A., ein entschiedener Gegner moderner Reformen, als er 1846 zu dieser Stellung berufen ward, die alttürkischen Ueberlieferungen wieder zu beleben. Allein er drang nicht durch, ward 1854, als durch die englisch-franz. Bundesgenossenschaft im Kriege gegen Rußland die Reformpläne der Pforte wieder die Oberhand gewannen, seines Amtes entsetzt, und ist seitdem den öffentlichen Angelegenheiten fern geblieben.

Arillus (lat.), Samenmantel; s. Samen.

Arimaspen, bei den Alten ein fabelhaftes Volk im äußersten NO. der Erde, bei den Rhipäischen Bergen (wahrscheinlich am goldreichen Altai), als einäugig, kriegerisch und mit den anwohnenden

Greifen und Schwänen wegen des von diesen im Dienst der Hyperboreer, der frommen Apollondiener, gehüteten Goldes in stetem Streit lebend geschildert. Der Name kommt nach Neumann (»Hellenen im Skythenland«, Thl. 1) aus dem Mongolischen und bedeutet »Bergbewohner«. Bei Aeschylos (im »Gefesselten Prometheus«) wohnen die A. in Afrika.

Arimathīa, im Alterthum Stadt in Palästina, im Gebiet des Stammes Ephraim, Vaterstadt und Wohnsitz des Propheten Samuel; vielleicht das jetzige Ramleh.

Arimīnum, Stadt, s. Rimini.

Arindia, s. Seidenspinner.

Ariolation (lat.), Weißagung.

Arīon, 1) in der griech. Mythologie das geflügelte Götterroß, bald Sohn des Poseidon und der Demeter-Erinys (wobei Poseidon wohl noch als Gott des Luftmeeres aufgefaßt ist), bald sein Geschöpf, das entstand, als er mit dem Dreizack (an Indra mahnend) den Fels spaltete (Fels u. Wolke sind im Indischen Ein Wort), dann Ahn aller Rosse, jedenfalls wohl eine Mythificirung des Blitzes (vgl. Alborak). Es sollte vom Gott dem böotischen König Kopreus, von diesem dem Herakles geschenkt sein, dem es in seinem elischen Kriege, wie im Kampfe mit Kyknos, ein treuer Freund war. Auch Adrastos entkam, wie es heißt, ohne den A. den siegreich verfolgenden Thebanern nicht. — 2) Halbmythischer griech. Sänger und Citherspieler aus Methymna auf Lesbos, Poseidons Sohn, lebte um 600 v. Chr. Nach der zuerst bei Herodot sich findenden, von den Romantikern (Schlegel) mehrfach bearbeiteten Sage ward A. von Periander, dem Herrscher von Korinth, nach Sicilien und Italien gesandt und gewann zu Tarent den Preis in einem musikal. und dichterischen Wettstreite. Als er aber mit reichen Schätzen auf einem korinth. Schiffe zu seinem Freunde Periander zurückkehren wollte, beschlossen die habsüchtigen Schiffer, ihn zu ermorden. Im Traume offenbarte ihm Apollon die Gefahr. A. bat noch einmal singen zu dürfen. Als ihm dies zugestanden worden, trat er im vollen Sängerornat, das Saitenspiel in der Hand, auf das Verdeck, sang einen heroischen Anruf an die Götter und stürzte sich in die Wogen. Delphine hatten sich, seinen Tönen lauschend, um das Schiff versammelt. Einer derselben nahm den Sänger auf den Rücken und trug ihn unverletzt bei dem Tänarischen Vorgebirge ans Land, von wo er wohlbehalten nach Korinth zurückkehrte. Als später die Schiffer ankamen und, von dem König nach A. befragt, versicherten, derselbe sei in Tarent zurückgeblieben, trat A. hervor, und die verwirrten Räuber konnten nicht mehr leugnen; sie wurden gekreuzigt. Zum Andenken an diese Begebenheit wurde auf Tänaron, wo A. ans Land gekommen war, beim Tempel Poseidons ein Denkmal errichtet, das den A. auf dem Delphin darstellte. Arions Leier und der Delphin wurden an den Himmel versetzt. Die spätern griech. Künstler behandelten Arions Bild symbolisch, so daß A. mit der Cither auf dem Rücken des Delphins die Gewalt der Dicht- und Tonkunst über alles Lebendige bezeichnet. Auch Künstler der neuern Zeit (z. B. Poussin, Rubens, Albrecht Dürer) haben diesen Mythus dargestellt. Von Arions Gedichten hat sich nichts erhalten, denn der seinen Namen tragende Hymnus auf Poseidon (in Brunck's »Analekten« und in Jacobs »Anthologie« abgedruckt) ist schwerlich echt. Wichtiger ist die Nachricht, daß A. den Dithyrambos (das dionysische Festlied) zuerst kunstvoll ausbildete und ihn durch Chöre vortragen ließ, wobei er die hellenische Kithara vor der mehr barbarischen, bakchantischen Flöte bevorzugte. Man kann hier den Keim der griech. Tragödie erkennen.

Ariōso (ital.), musikal. Vortragsbezeichnung: sangbar, singend, in lyrischer Arienweise; Gegensatz von Recitando, kommt in Recitativen bei solchen Stellen vor, welche nicht recitirt, sondern wirklich gesungen werden sollen. Dann auch ein kleiner melodiöser Liedsatz (vgl. Arie).

Ariosto, Ludovico, einer der drei großen epischen Dichter Italiens, geb. 8. Sept. 1474 zu Reggio, war der Sprößling einer altadligen Familie und der Sohn Niccolo Ariosto's, Kommandanten zu Reggio. Die Beziehungen seines Vaters zum Hofe von Ferrara machten den Knaben früh mit dem glänzenden Leben daselbst bekannt, und an den prachtvollen Aufführungen der Lustspiele des Plautus und Terenz, die daselbst stattfanden, entwickelte sich zuerst sein dichterisches Talent. Der Knabe bearbeitete antike Fabeln in dramatischer Form und führte sie mit seinen Geschwistern auf. In der Schule zu Ferrara machte er schnelle Fortschritte in humanistischen Kenntnissen. Vom Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt, widmete er sich, wenn auch mit Widerstreben, 5 Jahre lang der Jurisprudenz und durfte dann erst die verhaßte Wissenschaft mit den humanistischen Studien (in Rom) vertauschen. Oeffentlich trat er zuerst mit lat. Gedichten, dann mit zwei Lustspielen in Prosa, »Cassaria« (wahrscheinlich das erste dieser Art in der ital. Literatur) und »I Suppositi« (die Untergeschobenen), auf, wobei ihm Plautus und Terenz Vorbilder waren; daneben verfaßte er viele Sonette und Kanzonen. Durch seine lyrischen Gedichte in ital. und lat. Sprache war er dem Kardinal Hippolyt von Este, Bruder des Herzogs Alfons I. von Ferrara, bekannt geworden, welcher ihn 1503 in seine Dienste nahm und zu mancherlei Geschäften verwendete. Namentlich wurde A. zweimal in geheimer Botschaft an den Hof des Papstes Julius II. geschickt, der gegen den Herzog von Ferrara wegen seines Krieges mit Venedig entrüstet war, und er entledigte sich seines Auftrags mit ebensoviel Muth als Klugheit. Nach 15 Jahren, in welche Zeit die Abfassung seines großen Epos »Orlando furioso« fällt, gab A. den Dienst bei dem Kardinal, den er auf einer Reise nach Ungarn zu begleiten nicht Lust hatte, auf und siedelte (1517) an den Hof des Herzogs von Ferrara über, wo er freundliche Aufnahme fand. Er erhielt 1521 die ehrenvolle und einträgliche, aber mühevolle Stelle eines Gouverneurs der unruhigen Provinz Garfagnana, die er 3 Jahre bekleidete, worauf er nach Ferrara zurückkehrte und dort bei dem neu auflebenden Schauspielwesen als Theaterdirektor und dramatischer Dichter (er selbst leitete auch den Bau des neuen Schauspielhauses) eine Thätigkeit fand, die seinen Neigungen angemessener war. Er übersetzte jetzt mehrere Stücke des Plautus und Terenz, arbeitete seine früher in Prosa geschriebenen Lustspiele in Versen um und dichtete mehrere neue hinzu. Auch verdanken zahlreiche Sonette und Kanzonen, sowie die meisten seiner satirischen Briefe und seine Uebersetzungen spanischer und französischer Ritterromane dieser Periode ihre Entstehung. So die letzten Jahre in glücklicher Muße verlebend, starb er zu Ferrara 6. Juni 1533 und wurde auf seinen Wunsch ganz einfach in der Kirche des Benediktinerklosters begraben. Erst 40 Jahre später

errichtete man ihm ein Denkmal, das 1612 dem noch prächtigern weichen mußte, unter dem jetzt die Asche des Dichters ruht. Von Charakter war A. bieder, freimüthig und offen, bei allem Selbstgefühl bescheiden und anspruchslos, gerecht gegen fremdes Verdienst, zuverlässig in Wort und That, in seiner Lebensweise einfach und mäßig, ein treuer Freund, seinen zahlreichen Geschwistern ein wahrer Wohlthäter. Er liebte die Einsamkeit, war aber in Gesellschaft heiter und voll sprudelnden Witzes. Dem Charakter entsprach sein hoher, kräftiger Wuchs. Noch heute zeigt man in Ferrara das von ihm einst bewohnte kleine Haus, über dessen Eingang er die Verse setzen ließ:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non Sordida, parta meo sed tamen aere domus.

Ariosto's Eigenschaften als Dichter erwarben ihm in Italien den Beinamen »il Divino« (der Göttliche), der freilich auch dem scham- und sittenlosen Aretino zu theil ward. Sein Hauptwerk ist das große romantische Epos »Der rasende Roland« (Orlando furioso), das in seiner Weise vollendet und unübertrefflich genannt werden kann. Bojardo's Gedicht »Orlando innamorato« hatte ihn für die Wahl des Stoffes begeistert, dessen Faden er da aufnahm, wo Bojardo ihn hatte fallen lassen. Des Vorgängers Erfindungen werden als geschichtliche Thatsachen vorausgesetzt und auf ihnen das Gewebe der neuen Erzählung mit allem Aufwande der reichen Begabung des Dichters fortgeführt. Dabei verfuhr A. mit dem besonnensten Kunstfleiß; erst nach vielfältigen Studien des Gesammtschatzes seiner Sprache und des Mechanischen der Poesie ging er an seinen Gegenstand. Er arbeitete langsam; oft dichtete er des Morgens nur wenige Stanzen und feilte dann am Tage so lange daran, bis sie ihn und seine Freunde befriedigten. So entstand in 10—11 Jahren ein Meisterwerk, das durch Reichthum der Erfindung, Glanz und Natürlichkeit der Schilderungen, bezaubernde Anmuth der Erzählung und kunstvolle Verkettung zahlloser Episoden, die er schalkhaft immer abbricht, um sie immer wieder neu anzuknüpfen und durch einander zu schlingen, durch Wohllaut und Kraft der Sprache, leichten Fluß der Verse und endlich durch die großartige Manier, das Wunderliche und Wunderbare mit dem Ironischen, Ernsten und Erhabenen zu verbinden, sich vor allen Schöpfungen der romant. Poesie auszeichnet und den Italienern Muster und Quelle der echten Poesie geworden ist. Das Gedicht wurde 1515 (in 40 Gesängen, zu denen später noch 6 hinzukamen) gedruckt und fand sofort solchen Beifall, daß bis 1532 fünf Ausgaben davon nöthig wurden. A. hatte es seinem Gönner, dem Kardinal Hippolyt, gewidmet und an geeigneten Stellen reichlich mit dessen Lob verbrämt. Aber wie laut auch die Anerkennung der Zeitgenossen für das nationale Dichterwerk sprach, der Kardinal soll kein anderes Lob dafür gehabt haben, als die Frage: »Meister Ludwig, wo habt Ihr nur alle die Possen hergeholt?« Unter die zahlreichen durch ihre Schönheit besonders hervorstechenden Einzelheiten gehören, von vielen Kampfbildern abgesehen, die Episode von der Ginevra (Ges. 4—6), das Erwachen der verlassenen Olympia auf der einsamen Insel (Ges. 10), die Entdeckung von Angelika's Untreue durch Roland und die Schilderung des Ueberganges seiner Liebessehnsucht in Raserei (Ges. 23); der Tod Zerbino's (Ges. 24) und die damit zusammenhängende Erzählung von Isabellens Treue bis in den Tod (Ges. 29); die fein satirische Darstellung von Astolfs Reise in den Mond (Ges. 34); endlich der derbe Schwank von der Untreue und List der Weiber (Ges. 28), die humoristische Weisheit in der Episode von der Weiberprobe (Ges. 43) u. a. Von Ariosto's **Komödien** sind die beiden ersten »Cassaria« und »I Suppositi« in noch ziemlich befangener Weise dem Plautus und Terenz nachgeahmt; auch das dritte »Lena« bewegt sich auf dem Boden altrömischer Sitten; das vierte »Il Negromante« ist satirisch gegen das Treiben der Schwarzkünstler gerichtet; die letzte Komödie »Scolastica« hat A. selbst nur zur Hälfte vollendet. Alle diese Stücke bekunden ein großes Talent zur Lustspieldichtung; sie zeichnen sich durch lebensvolle Frische, leichten Gang der Handlung, gewandten und fließenden Dialog (in fünffüßigen Jamben mit daktylischem Ausgang) aus, lassen aber ein tieferes Eindringen in die menschliche Seele, Wahrheit und Natur, die sich fast nur in der Schilderung der Sittenlosigkeit zeigt, gänzlich vermissen. In seinen sieben **Satiren** (in Briefform und terze rime) macht A. seinem Unmuth über mancherlei ihm widerwärtige Verhältnisse seiner Stellung Luft und eröffnet uns dadurch manchen Blick in sein Inneres und das Treiben des Hofes, an dem er lebte; als Satiren an sich sind sie schwach, doch ist auch hier die Ariost'sche Grazie, der blühende Stil, die Lebendigkeit der Schilderung zu bewundern. Bruchstücke eines zweiten Epos von A., »Rinaldo ardito« (der kühne Rinaldo), wurden 1815 zu Argenta bei Ferrara von Giampieri gefunden und 1846 veröffentlicht; die Kritik bezweifelt die Echtheit, obwohl keine direkten Beweise der Unechtheit beigebracht worden sind. **Ausgaben** von Ariosto's Werken erschienen: Venedig 1730, 1739, 1741, 1753, 1766. Vom »Orlando furioso« erschien die erste Ausgabe in 46 Gesängen zu Ferrara 1532, seitdem mehr als 100 Ausgaben; unter den zahlreichen neueren sind besonders die von Molini (Flor. 1821—22, 5 Bde.; 1823—24, 3 Bde.), Panizzi (Lond. 1834, 4 Bde.), Gioberti (Flor. 1846, 2 Bde.; zuletzt Mail. 1870, 2 Bde.), Camerini (das. 1870) und des Oesterreich. Lloyd (Triest 1857—59, 2 Bde.) hervorzuheben. Die Schauspiele erschienen zusammen Flor. 1724, Vened. 1736; die kleinen Gedichte zuerst Vened. 1546; die lateinischen Gedichte Vened. 1553. Deutsche Uebersetzungen des »Rasenden Roland« lieferten Heinse (Hannover 1782—85, 4 Thle.), Lütkemüller (Zürich 1797, 2 Bde.), Gries (Jena 1804—1809; 4. Aufl., Leipz. 1851, 5 Bde.), Streckfuß (Halle 1818—26, 6 Bde., neue Ausg. 1849), H. Kurz (Stuttg. 1855, 3 Bde.). Die Satiren sind übersetzt von Ahlwardt (Berl. 1794). Ariosto's Biographen sind: Pigna, Garafolo, Fornari, Barbieri, Barotti, Borussaldi; mit kritischer Benutzung dieser frühern bearbeitete Fernow »Ariosto's Leben« (Zür. 1809). Ariosto's Sohn **Gabriel** vollendete das Lustspiel »La Scolastica« und schrieb einen Band lat. Gedichte (Ferrara 1582).

Ariovist, Heerführer der Markomannen, König der Deutschen im suevischen Völkerbunde, erscheint in der Geschichte als der erste Germanenheld, welcher den Strom römischer Eroberungssucht zu dämmen versuchte. Im Kampfe gegen die von Rom unterstützten Aeduer an der Aar und Saone riefen die Sequaner die jenseits des Rheins wohnenden Markomannen zu Hülfe, deren Heerführer A. in Rom selbst die röm. Kriegskunst kennen gelernt hatte. Er

kam (72 v. Chr) mit 15,000 Mann über den Rhein, schlug die Aeduer und zwang sie zur Unterthänigkeit. Da er aber die Absicht hatte, sich in Gallien festzusetzen, zog er eine Menge Deutsche vom Mittelrhein nach, Mattiaken, Vangionen, Nemeter und Sueven, 120,000 Köpfe. Nachdem er die gegen ihn verbündeten Gallier bei Magetobria geschlagen hatte, ward seine Herrschaft in dem von ihm unterworfenen Theil Galliens von den Römern anerkannt und er selbst unter Cäsars Konsulat als König begrüßt und durch Geschenke geehrt. Inzwischen waren auch die Helvetier zwischen Alpen und Jura, mehr als 100,000 Mann stark, gegen Gallien aufgebrochen, aber vom röm. Prokonsul Julius Cäsar bei Bibracte geschlagen und in ihre alten Sitze zurückgetrieben worden. Als sich nun die von A. bedrängten gallischen Stämme an Cäsar um Hülfe wandten, glaubte dieser in Roms Interesse sich ihrer annehmen zu müssen und ließ A. zu einer persönlichen Unterredung einladen. Als A. diese ausschlug, richtete Cäsar die Forderung an ihn, keine Germanen mehr über den Rhein zu führen, die Gallier nicht mehr zu bekriegen und sich dadurch der Freundschaft des röm. Volks würdig zu machen. A. verbat sich, unter Berufung auf das Recht der Eroberung, die Einmischung der Römer. Cäsar rückte nun in Eilmärschen vor und kam dem A., welcher gegen Vesontio (Besançon), die Hauptstadt der Sequaner, vorrückte, in Besetzung dieses Platzes zuvor. Eine mündliche Unterredung, wozu sich A. jetzt bereitwillig finden ließ, brach Cäsar ab, als Ariovists Reiter feindliche Absichten verriethen, und auf Ariovists Verlangen nach einer nochmaligen Unterredung ging Cäsar nicht ein und brach, nachdem die von ihm geschickten Bevollmächtigten, Mezius, ein Gastfreund Ariovists, und Valerius Procillus von A. in Fesseln gelegt worden, alle weiteren Verhandlungen ab. In kleinen Kämpfen versuchten sich die Römer mit den neuen Feinden, von deren Stärke und Waffentüchtigkeit ihnen die Gallier die schreckenerregendsten Schilderungen gemacht hatten. Da sie aber in diesen Kämpfen Ariovists überlegenen Reitern gegenüber empfindliche Verluste erlitten, so beschloß Cäsar eine Hauptschlacht zu wagen. Die von Gefangenen erhaltene Kunde, daß die Deutschen nach den Weißagungen ihrer Familienmütter vor dem Neumonde keine Schlacht schlagen würden, bestimmte ihn zur Eile. Er rückte gegen das Lager der Deutschen vor und nöthigte die Germanen, sich vor ihrem Lager in Schlachtordnung aufzustellen. Bald entbrannte die Schlacht, die nach verzweifeltem blutigen Kampfe sich zu Gunsten der Römer entschied. A. entkam über den Rhein; seine beiden Gemahlinnen und eine Tochter kamen auf der Flucht um, eine andere Tochter wurde gefangen. Von Ariovists weiteren Schicksalen ist nichts bekannt, als daß sein bald darauf erfolgter Tod von den Deutschen lange beklagt wurde.

Arisch, 1) (El A., Larasch), Stadt im nordwestl. Marokko, an der Mündung des Uëd Aulkus in den Atlantischen Ocean, liegt an der Stelle der phönikischen Stadt Lix, von der noch Ruinen vorhanden sind. Der 6000 Einw. zählende Ort befindet sich sehr im Verfall. Im 17. Jahrh. gehörte er den Portugiesen, welche die noch bestehende schöne Kaufhalle erbauten. — 2) (Kalaat el A.), Stadt in Unterägypten, an der syr. Grenze, da wo das große Wadi el A. in das Mittelmeer ausgeht, liegt, vom Meer durch eine lange Dünenreihe geschieden, auf einem Felsen und ist von einer alten massiven Befestigung umgeben. Der Ort, jetzt kaum 1000 Einw. zählend, ist das alte Rhinocolura, der berüchtigte Verbannungsort unter den Pharaonen, wo man den Verbannten die Nase abschnitt.

Arista, s. Granne.

Arista, Don Mariano, mexikan. General, geb. 1803 zu Monterey von span. Eltern, trat schon als Knabe in die Armee und stieg nach und nach bis zum Generalmajor. Besonders zeichnete er sich in dem Kriege mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Im Jahr 1848 ward er Kriegsminister und 1851 Präsident von Mexiko, welches Amt er als Freund des Fortschritts und Beschützer von Ackerbau und Gewerbe bis zum 6. Jan. 1853 verwaltete. Er starb auf der Reise von Cadiz nach Southampton anfangs August 1855.

Aristänĕtos, griech. Grammatiker aus Nikäa in Bithynien, Freund des Rhetors Libanios, kam 358 n. Chr. bei einem Erdbeben zu Nikomedia ums Leben. Die ihm zugeschriebene Sammlung erotischer Briefe (50 in 2 Büchern) ist höchst wahrscheinlich unecht, das Werk eines Sophisten aus dem 5. oder 6. Jahrh. Den Inhalt bilden Erzählungen, Schilderungen und Beschreibungen abenteuerlich ausgedachter Liebesverhältnisse, die dem Alkiphron in frostiger Weise nachgeahmt sind, nicht ohne die Zuthat gemeiner Lüsternheit Die Darstellung ist deklamatorisch, der Ausdruck ohne Originalität. Die neueste Ausgabe des A. lieferte Boissonade (Par. 1822); eine deutsche Uebersetzung Herel (Altenb. 1770), nachdem ihn (außer vielen franz., ital. und engl. Uebersetzungen) Philander von der Linde in seinen »Galanten Gedichten« (Leipz. 1710) dichterisch behandelt hatte.

Aristäos (griech., »der Beste«), eine Gottheit der ältesten Bewohner Griechenlands, deren Dienst weit verbreitet war, deren Mythus aber ziemlich dunkel ist. A. war der Sohn des Uranos und der Gäa, nach andern des Apollon und der Kyrene, der Enkelin des Flußgottes Peneios in Thessalien. Von den Horen oder auch den Nymphen (Bienen), die ihn mit Nektar und Ambrosia nährten, und von Chiron erzogen, begab er sich später nach Theben, wo er von den Musen in der Heil- und Wahrsagekunst unterrichtet ward und sich mit einer Tochter des Kadmos vermählte. Nach dem unglücklichen Ende seines Sohnes Aktäon wandte er sich nach der Insel Keos, wo er einer großen Dürre abhalf, indem er dem Feuchtigkeitsspender Zeus Altäre errichtete. Dann besuchte er die Inseln des Aegeischen Meeres, Sicilien, Sardinien und Großgriechenland, überall wohlthätig wirkend. Zuletzt begab er sich nach Thrakien zu Dionysos und ward in dessen Mysterienkult eingeweiht. Er ward vornehmlich als Pfleger der Bienenzucht (daher Melissos genannt) und des Oelbaums, sowie als Beschützer der Jäger und Hirten verehrt. Spätere identificiren ihn mit Zeus, Apollon, Dionysos.

Aristagoras, pers. Statthalter von Milet, Miturheber des Kampfes der Griechen mit Darius Hystaspis, war Schwiegersohn und Vetter des Histiäos, nach dessen Abberufung er die oberste Gewalt in Milet erhielt. Aus Furcht vor Strafe wegen des Scheiterns der von ihm mit Megabates gegen Naxos geführten Expedition reizte er durch das Versprechen einer demokratischen Verfassung die ionischen Städte zur Empörung, erhielt von den Athenern und Eretriern 25 Schiffe und lenkte die Gesammtmacht der verbündeten Griechen gegen Sardes, das

verbrannt wurde. Nach der Niederlage der Griechen bei Ephesos und dem Abzuge der Athener 499 v. Chr. ging A. nach Mircinus im Lande der Edoner, wo er 497 bei der Belagerung von Ennea Hodoi (später Amphipolis) umkam.

Aristarchos, 1) A. aus Samos, berühmter Astronom um 181—264 v. Chr., ward vom Stoiker Kleanthes der Irreligiosität angeklagt, weil er mit den Pythagoräern gelehrt haben soll, daß die Erde sich um die unbewegte Sonne und zugleich um ihre eigene Axe drehe. In seiner auf uns gekommenen Schrift »Ueber die Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes« (herausgeg. von Wallis, Oxf. 1866) gibt er eine sinnreiche Methode, die Entfernung der Sonne und des Mondes mittels des Winkels zu bestimmen, welchen beide Gestirne im Auge des Beobachters zu der Zeit bilden, in welcher der Mond genau halb beleuchtet erscheint, die ihn nur deshalb zu einem unrichtigen Resultate führte, weil die Entfernung der Sonne zu groß ist, um auf diesem Wege gefunden werden zu können. Außerdem gilt A. für den Erfinder des Skaphiums, einer hohlen Halbkugel mit einem Gnomon in der Mitte, der zu Messungen von Sonnenhöhen durch den Schatten dient. 2) A. aus Samothrake, berühmter griech. Grammatiker und Kritiker zu Alexandria, lebte in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr., war Schüler des Aristophanes von Byzanz, Lehrer des Ptolemäos V. Epiphanes und Ptolemäos Physkon. Unter der tyrannischen Regierung des letztern wandte sich A. nach Cypern, wo er, 72 Jahre alt, freiwillig den Hungertod gestorben sein soll. Groß sind besonders seine Verdienste um Homer. Er ist der eigentliche Schöpfer der Homerischen Kritik und Erklärung, die Sprache, Sagen- und Erdkunde, Werth und Weise Homers unter Verwerfung aller Allegorie gleich berücksichtigt. Von ihm rührt auch die für alle Zeit geltende Eintheilung der homerischen Epen in die zweimal 24 Gesänge her, und der durch ihn festgestellte Text liegt noch den Ausgaben von F. A. Wolf und J. Bekker zu Grunde. Auch sonst war A. ein sehr thätiger Philolog. Er schrieb mehr als 800 Kommentare (außer Homer über Pindar, Archilochos, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Jon 2c.) und mehrere grammatische Werke. Wir haben davon nur wenig zerstreute Bemerkungen, besonders in den von Villoison entdeckten Homerischen Scholien und bei Eustathios. Sprichwörtlich nennt man einen unerbittlichen Kritiker »A.«

Aristeas, sagenhafter griech. Epiker, aus Prokonnesos (daher »der Prokonnesier« genannt), besuchte um 900 v. Chr. die Völker des griechischen und skythischen Nordens, verschwand nach seiner Rückkehr, erschien aber nach 7 Jahren wieder und verfaßte ein Epos über die Arimaspen, Issedonen, Kimmerier und andere hyperboreische Völkerschaften in 3 Büchern, voll wunderbarer Erzählungen. Hierauf abermals verschwindend, trat er 340 Jahre später unter den Metapontiern in Süditalien wieder auf. Die Statue, welche ihm hier gesetzt ward, kannte Herodot. Ueberall setzt die Sage A. in enge Verbindung mit Apollon und dessen Dienst, der durch ihn von den Hyperboreern nach Prokonnesos und dann nach Metapontum gekommen zu sein scheint. Die Erzählungen von dem Wiedererscheinen des A. sind jedenfalls spätern Ursprungs, vielleicht durch Pythagoräer verbreitet, zur Begründung ihres Dogma's von der Seelenwanderung. Von den »Arimaspeen«, woraus Herodot, Plinius, Gallius u. a. Nachrichten über die Hyperboreer entlehnten, besitzen wir nur noch einige Verse bei Longinus und Tzetzes. Ein Programm von Hubmann (Amberg 1838) behandelt den Wundermann.

Aristides, 1) ausgezeichneter athen. Feldherr und Staatsmann, Sohn des Lysimachos, hochberühmt durch seine sprichwörtlich gewordene Uneigennützigkeit, trat zuerst 509 v. Chr. öffentlich auf, indem er nach dem Sturz der Pisistratidenherrschaft dem Klisthenes bei Einrichtung einer demokrat. Verfassung mit aristokrat. Elementen behülflich war. Im ersten Perserkriege befand er sich unter den zehn von Athen ernannten Feldherren, die auf seine Aufforderung bei Marathon (490 v. Chr.) dem Miltiades den alleinigen Oberbefehl überließen; in der Schlacht focht er mit glänzender Tapferkeit. Im Jahr 489 wurde er erster Archon und erwarb sich auch in dieser Stellung allgemeine Achtung. Als Führer der aristokrat. Partei trat er dem Themistokles und den Plänen desselben zu Gründung einer Seemacht entgegen. Die Partei des Themistokles siegte und A. wurde 483 als der Freiheit gefährlich, durch den Ostracismus auf 10 Jahre verbannt. Er verließ die Stadt, flehend zu den Göttern, sie möchten verhüten, daß sein Vaterland die wider ihn verhängte Maßregel je zu bereuen habe. Noch als Verbannter kam A. vor der Schlacht bei Salamis (480 v. Chr.) zur Flotte und half dem Themistokles zur Erringung des großen Sieges. Gleich darauf wurde das Verbannungsurtheil gegen ihn aufgehoben. Neuen Ruhm gewann er 479 als Anführer der Athener bei Platää, theils vor der Schlacht durch Erhaltung der Einigkeit unter den Griechen und Unterdrückung eines verrätherischen Anschlages der Aristokraten im eigenen Heer, theils im Kampfe selbst durch Umsicht und kriegerische Tapferkeit. Nach Athen zurückgekehrt, bewog A. seine Partei einzuwilligen, daß der Zutritt zu den Staatsämtern allen Bürgern ohne Rücksicht auf den Census gestattet würde. Nachdem Themistokles 471 v. Chr. verbannt worden war, erhielt A. mit Kimon den Oberbefehl über die athenische Flotte. Seine Milde und Rechtschaffenheit veranlaßten die verbündeten Griechen, den Oberbefehl den Spartanern zu entziehen und auf die Athener überzutragen. Somit ward A. der Gründer der athenischen Hegemonie, die sich über sämmtliche nicht zum Peloponnesischen Bunde gehörigen Seestädte und Inseln erstreckte. Beauftragt, die Bundesverhältnisse zu ordnen, bestimmte er die nöthigen Beiträge jedes Staates an Geld und Truppen nach einem so unparteiischen und billigen Anschlage, daß alle Mitglieder sich zufrieden erklärten und in späterer Zeit, als die Athener ihre Macht mißbrauchten, diese Besteuerung als eine Glückszeit priesen. Er starb zu Athen 467 v. Chr., nach Verwaltung der verführerischsten Aemter ärmer, als er sie angetreten hatte. Seine beiden Töchter wurden auf Kosten des Staates ausgestattet, sein Sohn Lysimachos erhielt 100 Minen Silbers, Grundstücke und ein tägliches Gehalt von 4 Drachmen. Aristides Leben ist von Cornelius Nepos und Plutarch beschrieben worden. Vgl. Vom Berg, Das Leben des A. (Gött. 1871). 2) A. aus Theben, einer der berühmtesten Maler des Alterthums, Schüler des Euxenidas und seines eigenen Bruders Nikomachos, Zeitgenosse des Apelles, um 300 v. Chr. A. war Meister im Ausdrucke menschlicher Empfindungen und Leidenschaften. Seine Arbeiten standen sehr hoch im Preise.

3) A. aus Milet, Verfasser der sogen. »Milesischen Geschichten« und deshalb als der erste griechische Romanschreiber betrachtet, lebte wahrscheinlich im 2. Jahrh. v. Chr. Sein im Alterthum vielgelesenes, jetzt verlorenes Werk enthielt eine Reihe erotischer Erzählungen sehr lasciven Inhalts, deren Schauplatz das üppige Milet war. L. Cornelius Sisenna lieferte davon eine lat. Uebersetzung, die aber auch nicht mehr vorhanden ist.

4) Publius Aelius A., genannt Theodoros, griech. Rhetor, geb. zu Adrianopolis in Mysien 117 n. Chr., hörte die berühmtesten der damaligen Rhetoren, bereiste darauf Asien, Griechenland, Italien und Aegypten bis an die Grenzen Aethiopiens, überall hoch gefeiert und selbst durch Bildsäulen geehrt. Während einer dreizehnjährigen Krankheit gehörten ununterbrochene Uebungen in der Beredsamkeit und Poesie zu der Kur, die ihm in Traumgesichten vorgeschrieben wurde, und deren Geschichte, das erste uns schriftlich verbürgte Beispiel von Hellseherei, er selbst in seinen sechs »Heiligen Reden« erzählt. Durch eine rührende Schilderung des großen Unglücks, welches 178 ein Erdbeben über Smyrna brachte, bewog A. den Kaiser Mark Aurel zu kräftiger Hülfe. Die Bürger errichteten dafür dem Redner ein Standbild. A. starb zu Smyrna um 189 n. Chr. als Priester des Asklepios. Von den ihm errichteten Statuen befindet sich noch eine im Vatikan; eine Inschrift auf ihn besitzt das Museum zu Verona. Als Redner zeigt sich A. frei von dem rhetorischen Wortgepränge seiner Zeit; nur in den panegyrischen Reden entfaltet er oft einen blendenden Glanz der Darstellung. Seine Zeitgenossen bewunderten besonders die sinnreiche Ausführung und die Ueberzeugungskraft seiner Beweisführung. Erhalten sind von ihm mit der später aufgefundenen Rede gegen den Leptines und der von Mai aufgefundenen gegen Demosthenes, deren Echtheit aber Foß (Altenb. 1842) bestreitet, gegenwärtig 55 Reden und Deklamationen (darunter jene 6 »Heiligen Reden«) und eine rhetorische Schrift über Beredsamkeit (letztere in Spengels »Rhetores graeci«, Bd. 2, Leipz. 1854). Die neuesten Ausgaben seiner Werke sind von Dindorf (Leipz. 1829, 3 Bde.) und Walz in den »Rhetorici graeci« (Stuttg. 1832); die Scholien zu A. veröffentlichte Frommel (Frankf. 1828). Ins Deutsche übersetzt ist nur die »Lobrede auf Rom« von Heyner (Bresl. 1824). Sein Leben gab im altgriech. Texte A. Westermann (im 6. Buch der »Biographi«, Braunschw. 1845).

Aristippos, berühmter Philosoph, Stifter der Kyrenäischen Schule oder der der Hedoniker, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns aus Kyrene an der Nordküste Afrika's, lernte auf einer Reise nach Athen Sokrates kennen, dessen Schüler er ward, lebte dann eine Zeitlang am Hofe Dionysios' II. von Syrakus und trat als Lehrer der Philosophie in Athen und Aegina auf, zuerst unter allen Sokratikern Geld für seinen Unterricht nehmend. A. hatte von Sokrates sich nur die ausschließliche Richtung aufs Praktische angeeignet. Das höchste Gut ist nach ihm das Vergnügen, sowohl das sinnliche, als das geistige. Beides muß um seiner selbst willen erstrebt werden; jedes Mittel, um dazu zu gelangen, ist erlaubt. Die Tugend hat nur Werth als Weg zum Vergnügen; ebenso Klugheit und Weisheit, indem sie die Lust beherrschen und vor Unlust erzeugendem Uebermaße bewahren. Auf diese Weise bezähmt der Mensch seine Affekte, übt Mäßigung und Selbstbeherrschung, setzt sich über die Vorurtheile und den Aberglauben des Pöbels, überhaupt über alle äußeren Verhältnisse und Zufälle des Lebens weg, um so das größtmögliche Maß des Vergnügens zu erlangen. Die Empfindung gab er für das höchste Kriterium des Wahren und Falschen aus. Seine Meinungen über Gott und Unsterblichkeit sind nicht bekannt. Wahrscheinlich hielt er, wie später seine Anhänger Theodoros, Euemeros u. a., alles Göttliche für superstitiös. Das Recht erklärte er für etwas nur Konventionelles; denn von Natur sei nichts gerecht, nichts unrecht und schändlich. Von Aristipps Schriften hat sich keine erhalten; die ihm zugeschriebenen fünf Briefe in dorischem Dialekt sind unecht. Vgl. Wielands »Aristipp und einige seiner Zeitgenossen« (Leipz. 1800—1802, 2 Bde.; Werke, Bd. 33—36). Sein Enkel von seiner philosophisch gebildeten Tochter Arete, A. der Jüngere, um 360 v. Chr., war von seiner Mutter unterrichtet, daher »Metrodidaktos« (Mutterzögling) genannt, und soll das System seines Großvaters (Hedonismus, Anleitung zum Vergnügen, Genußlehre) geordnet, genauer bestimmt und weiter bekannt gemacht haben.

Aristobulos, 1) A. I., Sohn des makkabäischen Fürsten Johannes Hyrkanos, nahm nach dessen Tode (104 v. Chr.) den Königstitel und seinen Bruder Antigonos zum Mitregenten an, während er die drei übrigen Brüder und seine Mutter einkerkern und im Gefängnis verhungern ließ. Die Ituräer zwang er das Judenthum anzunehmen. Argwöhnisch ließ er seinen um diesen Erfolg verdienten Bruder Antigonos ermorden und starb bald danach, von Gewissensbissen gequält. Ihm folgte sein ältester Bruder, Alexander Jannai.

2) A. II., Brudersohn des vorigen, bemächtigte sich statt seiner Mutter der Regierung (69 v. Chr.) und zwang seinen Bruder Hyrkanos (II.) ihm die Herrschaft in Jerusalem abzutreten, behauptete sich auch gegen eine neue Erhebung desselben. Als er sich gegen den ihn mit Absetzung bedrohenden Pompejus erheben wollte, ließ ihm dieser, auf seine Uebermacht gestützt, nur die Wahl zwischen Auslieferung aller Bergschlösser oder Gefangenschaft. A. mußte unterzeichnen und ward entlassen. Als er später die Herrschaft um Geld zu kaufen dachte und das Volk in Jerusalem die von A. Pompejus gegenüber eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen sich weigerte, warf Pompejus den A. in Fesseln und rückte vor Jerusalem, richtete ein entsetzliches Blutbad daselbst an und machte Judäa zu einer von der röm. Provinz Syrien abhängigen Ethnarchie unter Hyrkanos. A., dessen zwei Söhne, Alexander und Antigonos, und zwei Töchter wurden von ihm im Triumph in Rom aufgeführt. A. entfloh später (56 v. Chr.) aus der röm. Gefangenschaft und trat in Palästina als Kronprätendent auf. Das Volk strömte ihm zwar zu, doch wurde er vor Machäros von Sisenna geschlagen, schwer verwundet, gefangen und nebst seinem Sohn Antigonos abermals nach Rom geschickt. Cäsar gab A. nicht bloß die Freiheit, sondern überließ ihm sogar zwei Legionen zur Wiedereroberung Judäa's. Aber der Pompejaner Q. Metellos Scipio, der eben Syrien als Provinz erhalten hatte, ließ A. unterwegs durch Gift beseitigen.

3) A., alexandrinisch-jüdischer Peripatetiker zu Alexandria, um 180 v. Chr., angeblich Verfasser eines allegorischen Kommentars über die Bücher Mosis, worin gezeigt werden sollte, daß alle Weisheit der

griech. und röm. Schriftsteller von Moses entlehnt sei. Dieses Werk, von den Kirchenvätern öfters genannt, ist nach den neuesten Untersuchungen das Produkt eines weit spätern Schriftstellers, der den Namen des im 2. Buche der Makkabäer (1, 10) vorkommenden A. gebrauchte, um dadurch seiner Schrift mehr Eingang zu verschaffen. Vgl. Valckenaer, Diatribe de Aristobulo Judaeo, herausgeg. von Luzac (Leyd. 1806).

Aristodemos, 1) Sohn des Herakliden Aristomachos, ward, als er den Peloponnes wieder erobern wollte, bei Naupaktos vom Blitze, nach anderen von Apollon, oder von den Söhnen des Pylades und der Elektra getödtet. Nach der lakedämonischen Sage war A. bereits Herrscher über Sparta und starb an einer Krankheit. Seine Söhne Eurysthenes und Prokles wurden als die Stammväter der beiden spartan. Königsfamilien betrachtet.

2) A., messenischer Held und König aus dem Geschlechte der Aepytiden, opferte während des ersten Messen. Krieges einem Orakelspruch zufolge seine Tochter, um den Sieg über die Spartaner gewinnen zu können (724), und ward trotz dieser Blutschuld 729 zum König gewählt. Infolge eines neuen Orakelspruchs an der Rettung seines Vaterlandes verzweifelnd, tödtete er sich selbst am Grabe seiner Tochter.

Aristogiton, s. Harmodius.

Aristokratie (griech.), der Wortbedeutung nach »Herrschaft der Besten«, eine von Aristoteles zuerst gebrauchte Bezeichnung einer Staatsbeherrschungsform im Gegensatz zur Monarchie und Demokratie, nämlich die Bevorzugung, welche eine gewisse Klasse von Staatsbürgern in Beziehung auf Herrschaft, Gewalt und Rang vor den andern Volksklassen für sich in Anspruch nimmt. Der historisch gewordene Begriff nimmt keine Rücksicht darauf, ob dieser Anspruch von den übrigen Staatsbürgern als zu Recht bestehend anerkannt wird, oder ob er sich bloß faktisch geltend macht, ebensowenig darauf, ob der Grund jenes Anspruchs eine wirkliche Befähigung zu einem solchen Vorzuge enthält oder nicht. Das fortwährende Bestreben, diesen Vorzug geltend zu machen, oder die thatsächliche Verwirklichung des aristokrat. Princips heißt Aristokratismus. Die Geschichte läßt uns verschiedene Eigenschaften erkennen, welche im Laufe der Zeiten als Kriterien der Vorzüglichkeit hinsichtlich der Befähigung zur Herrschaft sich geltend gemacht haben. Die A. der Geburt (Geschlechts-, Erb-, Adelsaristokratie) ist derjenige Vorzug, welcher nicht auf Grund eigener Verdienste um das Gemeinwesen und eigener zur Herrschaft befähigenden Talente, sondern lediglich wegen der von den Vorfahren besessenen Tugenden und erworbenen Verdienste geltend gemacht wird. Es war ein natürliches Streben, daß der Vater sein Ansehen, seine Rechte, den Genuß seiner Vergünstigungen auch dem Sohne zu erhalten bemüht war, wenn derselbe auch nicht die erforderlichen geistigen Eigenschaften besaß. War dies dem einen gelungen, so reizte dies andere, sich und ihren Nachkommen einen ähnlichen bevorzugten Stand in der bürgerlichen Gesellschaft zu verschaffen, und führte endlich dahin, dem faktischen Bestehen eines solchen Zustandes eine formell rechtliche Basis unterzulegen. Eine Hauptstütze ihrer Geltung fand die Geburtsaristokratie fast überall darin, daß sie sich zum eigentlichen Kriegerstand der Nation machte und sich die alleinige Berechtigung und Befähigung, die Waffen zu führen, zusprach. Dieses Monopol der Waffenführung hat den Adel jahrhundertelang in seinem glänzenden Bestand erhalten. Als aber die Erfindung des Schießpulvers den Krieg der Massen in Europa wieder einführte, als die stehenden Heere aufkamen, das Kriegswesen sich gänzlich veränderte und die Rolle der Krieger und Landesvertheidiger, die der Adel bisher allein gespielt, auch dem Volk anvertraut werden mußte, war dem Baum der Geburtsaristokratie die Art an die Wurzel gelegt. Es begann in den civilisirtesten Staaten ein Kampf zwischen dem Bürgerthum und der A. der Geburt, welcher hier und da zwar mit einer Niederlage der letzteren oder mit Kompromissen und Waffenstillständen geendigt hat oder unterbrochen ist, im allgemeinen aber noch immer offen und heimlich fortdauert und sich wie ein rother Faden durch die ganze neuere Geschichte zieht, als deren wichtigster und mächtigster Faktor er sich geltend macht. Es ist ein wahres Wort, daß in Deutschland die Scheidewand der Geburt noch niemals vollständig durchbrochen wurde, während dies in anderen Ländern, z. B. Italien schon im Mittelalter, in Frankreich nach der ersten Revolution, durchaus gelang. In die Kategorie der Geburtsaristokratie gehört auch die A. der Haut, welche so lange der Fluch der amerikan. Kolonien gewesen ist. Der Unterschied der Stände entspringt aus dem Unterschied der Beschäftigungen, und dieser beruht auf der Theilung der Arbeit, welche immer eine Folge des zunehmenden geselligen Verkehrs unter den Menschen ist. Obwohl nun zwar Muth und Intelligenz, durch welche sich ein Stand vor den übrigen auszeichnet, als geistige Potenzen vom rein vernünftigen Standpunkt aus begründetere Ansprüche auf bevorzugte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft haben, als die bloße Geburt: so ist es doch lediglich Anmaßung, wenn ein bestimmter Stand im ausschließlichen Besitz dieser Eigenschaften zu sein glaubt, weil seine Beschäftigung mehr geeignet ist, diese Fähigkeiten auszubilden, und unvernünftig, hieraus besondere Vorrechte ableiten zu wollen. Auf solchen Prärogativen beruht aber die Standesaristokratie. Verderblich ist diese besonders, wenn Geschlossenheit des bevorzugten Standes hinzukommt. Denn um diese zu erhalten, muß es die angelegentlichste Sorge der nach Sitte oder Gesetz zu diesem Stande Berufenen sein, auf Unterdrückung des Muths und der geistigen und moralischen Kraft überhaupt in den übrigen Ständen hinzuwirken, denn nur auf diese Weise vermag die Standesaristokratie ihren Besitz geistiger und körperlicher Ueberlegenheit auf die Dauer zu behaupten. Der Nachtheil aber für die übrigen Volksmassen bei dieser Art A. ist größer, als bei der A. der Geburt, welche zur Führerschaft über die übrigen Volksmassen bei Vernachlässigung geistiger Fortbildung leicht unfähig wird. Mit letzterer oft vereinigt, begegnen wir der A. des Standes im Soldatenstande (Prätorianer in Rom, Mamlukken in Aegypten, stehende Heere der heutigen Staaten) und in der Hierarchie aller Zeiten, besonders aber in der ersten Periode der menschlichen Kultur. Verwandt damit ist, was in der Neuzeit sich oft geltend zu machen sucht, die Beamtenaristokratie. Aus der Vermuthung, daß Personen höhern Alters häufig eine größere Besonnenheit, Klugheit und Weisheit eigen sei, leitet man den Grund ihrer vorzüglichen Befähigung zur Leitung der Volksmassen her. Die A. des Alters ist zwar insofern der natürlichen

Rechtsgleichheit weniger nachtheilig, als jedem die Aussicht auf ein höheres Alter eröffnet ist, läßt sich aber nicht rechtfertigen wegen der beträchtlichen Nachtheile, welche sie der Entwickelung jugendlicher Thatkraft und dem Fortschritte der allgemeinen geistigen Bildung zufügt. Denn das Alter ist sehr geneigt, nur das Bestehende für gut zu halten, eben darum, weil es bisher bestanden hat. Beispiele der Altersaristokratie sehen wir in der jüd. Staatsverfassung, in der ältern Verfassung der christl. Kirche, in der Gerusie der Spartaner, in dem Senat der Römer nach seiner ältern Bedeutung, in dem Institute der alten deutschen Grafen (Grauen, Graven), in dem Rath der Alten während der franz. Direktorialregierung, ferner in vielen Bestimmungen, welche die Fähigkeit zu Staatsämtern von höherem Alter abhängig machen, in den Bestimmungen über Anciennität in der Hierarchie des öffentlichen Dienstes. Gesetz und Sitte gestehen dem Alter mit Recht manchen Vorzug zu, aber ein Privilegium des Alters auf Herrschaft im Staate ist ein Unding, wenn auch ganz mit Recht gewisse (staatliche und private) Aemter an ein höheres Alter geknüpft zu werden pflegen. Es hat sich dies in der neuern Zeit, auch ohne de jure festgesetzt zu sein, faktisch so gebildet. Daß man die Majorennität des Regenten gewöhnlich bereits mit dem 18. Lebensjahr eintreten läßt, erscheint im Vergleich mit den übrigens geltenden Gesetzen und Gewohnheiten freilich mindestens als eine große Inkonsequenz. Der vom Staat ausgehende Schutz des Eigenthums und die Einführung der Erbrechte führen von selbst einen Unterschied zweier Klassen herbei, der Reichen und der Armen, da die Arten und Kräfte der Erwerbsthätigkeit so verschieden sind. Nicht nur dadurch, daß der Reiche, im Besitze äußerer Mittel, seiner Ausbildung mehr Zeit und Kraft widmen und ihr mit größerem Erfolg obliegen kann, sondern auch dadurch, daß ihm die Mittel zu Gebote stehen, dem Armen die äußere Existenz zu erleichtern, bildet sich leicht eine Ueberlegenheit der Reichen über die Armen und die Abhängigkeit der letzteren von dem Willen jener. Ist nun zwar jedem wenigstens die Möglichkeit in Aussicht gestellt, dieses bessern Zustandes theilhaftig zu werden, so darf doch jene faktische Abhängigkeit des Armen die allgemeine Rechtsgleichheit der Bürger im Staate nicht stören. Armen und Reichen muß ein gleiches Recht auf äußere Achtung der Persönlichkeit zustehen. Nur politische Rücksichten lassen es entschuldigen, wenn der Staat den Reichen wegen ihrer Selbständigkeit einen größern Antheil an der Leitung des Gemeinwesens zugesteht, weil derselbe ein größeres Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten und an der Erhaltung des bestehenden rechtlichen Zustandes bei ihnen voraussetzt. Darum finden wir in den meisten Staaten die Festsetzung eines Wahlcensus für die Theilnahme an der Berathung öffentlicher Angelegenheiten. Indirekte Bevorzugungen der Reichen gegen die große Masse der Armen findet da statt, wo der Besuch der Studienanstalten wegen der Kostspieligkeit derselben erschwert, oder unentgeltliche Verwaltung der höheren Staatsämter und der Stellen der Volksdeputirten festgesetzt ist, infolge deren weniger Bemittelte zurücktreten müssen. Das zu große Uebergewicht der Geldaristokratie (Timokratie) ist ein Fluch für das Volk, auf welches sie drückt. Wo vorzugsweise der Geldbesitz Aussicht auf Macht und Ehre eröffnet, da werden bald die materiellen Interessen die vorherrschenden sein und alles rein geistige, moralische und humane Streben zu Boden werfen. Die Bevorzugung der Reichen durch Festsetzung eines sehr hohen Gerichtskosten- und Anwaltshonorargesetzes, wie solches zur Zeit in England besteht, erscheint ganz und am meisten verwerflich. Das Wesen der A. als Regierungsform besteht darin, daß die Rechte der souveränen Staatsgewalt einem Kollegium zustehen, welches nicht dem Volk, sondern sich selbst verantwortlich ist. Je nachdem dem Volk die Konkurrenz bei der Ausübung einzelner bestimmter Regierungsrechte zukommt, oder dasselbe von aller Mitwirkung ausgeschlossen ist, pflegt man die beschränkte und die unbeschränkte A. zu unterscheiden. Eine Beschränkung der Regierungsgewalt kann auch stattfinden, wenn das aristokratische Kollegium bei seinen Beschlüssen an gewisse Grundgesetze gebunden ist. Die A. als Regierungsform kommt vor entweder als Wahlaristokratie, wenn die Mitglieder des Regierungskollegiums nur nach gesetzlich bestehenden Bestimmungen über die Wahlfähigkeit und das Wahlrecht und über die Dauer der Amtsführung gewählt werden, oder als Erbaristokratie, wenn gewisse Familien im ausschließlichen Besitze der Stellen des Regierungskollegiums sich befinden, in welcher Beziehung die Erreichung eines gewissen Lebensalters, der Besitz eines Grundeigenthums und die Erstgeburt in Betracht zu kommen pflegen. An der aristokrat. Regierungsform rühmt man die größere innere Haltung und die Einheit und Festigkeit in den Beschlüssen, welche man der demokrat. abspricht; dagegen zeigt die Geschichte, daß durch jene der Staat in Formen und Fesseln erstarrt, hinter den lebendigen Fortschritten des Zeitalters zurückbleibt und seinem Zweck mehr entfremdet, als zugeführt wird. Vgl. Adel, Pairs, Senat, Büreaukratie, Monarchie, Demokratie, Oligarchie.

Aristokratismus, s. Aristokratie.

Aristolochia *L.* (Osterluzei), Pflanzengattung aus der Familie der Aristolochieen, kraut- und strauchartige ausdauernde Gewächse mit aufrechtem oder schlingendem Stengel, abwechselnden, gestielten, meist herzförmigen, bisweilen sehr großen Blättern und achselständigen Blüten mit am Grunde bauchig röhrenförmigem Perigon, welches an der Mündung in eine Zunge ausgezogen oder mit einem tellerartigen Saum versehen ist. A. Clematitis *L.* (Gemeine Osterluzei, Waldrebenhohlwurz) findet sich häufig als Unkraut in Gärten und Weinbergen im südlichen und mittlern Europa, wird bis 0,6 Meter hoch, und hat in den Blattwinkeln zu 5—7 zusammenstehende Blüten mit schmutzig gelbem Perigon, welches in eine zungenförmige Platte ausläuft. Die Pflanze riecht eigenthümlich balsamisch; ihre Wurzel wurde als Radix Aristolochiae vulgaris vormals als schweiß- und urintreibendes Mittel gegen Gicht, Amenorrhöe, auch äußerlich als Absud bei Wunden und Geschwüren angewendet. In größeren Gaben ist die Wurzel zu den narkotisch scharfen Giften zu rechnen. A. serpentaria *L.*, in feuchten Bergwäldern des mittlern Striches der östlichen Staaten von Nordamerika, eine 20—26 Centim. hohe Staude mit kleinen, gleichsam aus der Wurzel hervorkommenden Blüten, liefert die Schlangenwurzel (Radix Serpentariae), welche aus einem kleinen rundlichen Rhizom und vielen dichtstehenden, sehr dünnen zerbrechlichen, in einander verflochtenen Wurzelfasern besteht. Sie riecht

baldrianartig und schmeckt kampherartig bitter. Als Bestandtheile werden ein ätherisches Oel und Aristolochin angegeben. Die Eingebornen benutzten die Wurzel gegen Schlangenbiß; seit 1663 kam sie nach Europa und wurde namentlich als Erregungsmittel bei Typhus und typhoiden Zuständen überhaupt angewandt; gegenwärtig ist sie ziemlich außer Gebrauch. Uebrigens liefern auch andere nordamerikanische Aristolochia-Arten Schlangenwurzel. A. Sipho *L'Herit.* (Pfeifenstrauch), aus Nordamerika, hat einen windenden, sehr langen Stamm, sehr große, fast kreisrunde, herzförmige Blätter und winkelständige bräunliche Blüten, deren Perigon wie ein Pfeifenkopf gestaltet ist. Diese Art eignet sich vorzüglich zu Lauben- und Wandbekleidungen und dauert im Freien aus. Mehrere andere Arten werden bei uns in Treibhäusern kultivirt.

Aristolochieen (Osterluzeigewächse), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Asarinen, Kräuter mit kriechendem oder knolligem Wurzelstocke, Halbsträucher und Sträucher, oft mit windendem Stengel, wechselständigen, gestielten, meist herzförmigen, ungetheilten, hand- oder fiedernervigen Blättern und bisweilen mit gegenüberstehenden Nebenblättern. Die in den Blütenachseln einzeln oder in Büscheln oder Trauben stehenden Blüten sind zwitterig und haben ein einfaches, röhrenförmiges, gefärbtes Perigon. Dieses ist bei einigen regelmäßig, mit dreispaltigem Saume, bei anderen unregelmäßig, nämlich verlängert röhrenförmig und mehr oder weniger gebogen, am Grunde oft bauchig erweitert und mit schief auslaufendem oder zweilippigem Saume versehen. Der Fruchtknoten ist unterständig, meist sechsfächerig, mit zahlreichen, im Innenwinkel der Fächer befestigten anatropen Samenknospen. Im untern Theil der Perigonröhre befindet sich der kurze säulenförmige Griffel mit sechsstrahlig ausgebreiteten Narben. Die 6 oder 12 Staubgefäße sind entweder mit ihren Fäden neben dem Griffel befestigt und stehen um denselben, oder sie haben keine Staubfäden und die Antheren sind unmittelbar am Griffel unterhalb der Narben angewachsen. Die Frucht ist eine scheidewandspaltige Kapsel, seltener eine Beere mit zahlreichen Samen, die in einem reichlichen fleischigen oder hornigen Endosperm einen kleinen Embryo einschließen. — Die meisten A. sind im tropischen Amerika, wenige im tropischen Asien, ums Mittelmeer und in der nördlichen gemäßigten Zone einheimisch. Von manchen sind in ihrer Heimat die Wurzeln und andere Theile wegen des Gehalts an ätherischem Oel und bitteren Extraktivstoffen als Heilmittel im Gebrauch.

Aristoměnes, der Held des zweiten Messenischen Krieges, Sohn des Pyrrhos oder Nikomedes aus dem Geschlecht der Aepytiden, ward nach der Schlacht bei Derä in Messenien 684 v. Chr. wegen seiner fast unglaublichen Tapferkeit zum König der Messenier ausgerufen, begnügte sich aber mit der Stelle eines unumschränkten Anführers und verbreitete als solcher durch eine Reihe der verwegensten Thaten Furcht und Schrecken unter den Lakedämoniern, so daß der Dichter Tyrtäos den Muth der Geschlagenen durch seine Kriegsgesänge wieder auffrischen mußte. Nach der Verrätherei des arkad. Königs Aristokrates zog A. sich mit dem Reste seiner Tapfern in die Bergveste Ira zurück. Von hier aus führe er 11 Jahre den Krieg fort, vertheidigte selbst nach Ersteigung der Burg innerhalb derselben sich noch 3 Tage und zog zuletzt mit allen Bewohnern unversehrt mitten durch die bestürzten Feinde. Auf seinen Rath wanderten (667 v. Chr.) die geretteten Messenier unter seinem Sohne Gorgos und Mantiklos nach Zankle auf Sicilien aus, wo sie den Namen ihrer Heimat in Messana verjüngten. A. selbst blieb zurück, um die Spartaner mit unversöhnlichem Haß zu verfolgen, starb aber, als er eben im Begriff war, deshalb nach Sardes zu dem König Ardys und nach Ekbatana zu dem Meder Phraortes zu reisen, bei seinem Schwiegersohne Damaget, dem Beherrscher von Jalysos auf Rhodos. Man errichtete ihm hier ein prächtiges Grabmal und weihte seinem Andenken göttliche Verehrung.

Ariston, mit dem Beinamen Phalantos, d. i. der Kahlköpfige, auch die Sirene, d. i. der Beredte, genannt, berühmter Stoiker aus Chios um 275 n. Chr., Schüler des Zeno, von dessen System er aber wesentlich abwich, indem er sich z. B. in der Frage nach der Existenz der Gottheit zum Skepticismus hinneigte, sich mit Uebergehung der Dialektik und Physik vorzugsweise an die Ethik hielt und darin alle Mittelgrade zwischen Tugend und Laster verwarf, jene allein als das einzige, wahre und höchste Gut ansehend. Seine bei Diogenes Laërtius verzeichneten Schriften sind, eine Sammlung von Briefen an Kleanthes in 4 Büchern ausgenommen, wahrscheinlich Werke eines andern A. aus Keos, der um das Jahr 260 v. Chr. blühte. Die von A. gestiftete Schule (Aristoneer) im Kynosarges zu Athen, den Kynikern nahe stehend, ging nach kurzer Zeit wieder ein.

Aristophănes, der geist- und witzreichste griechische Lustspieldichter, stammte aus dem athenischen Demos Kydathenäon und lebte um 455—387 v. Chr. Von seinem Leben ist nur wenig bekannt. Als ihn Kleon anklagte, den Titel eines atheniensischen Bürgers unrechtmäßigerweise zu führen, vertheidigte er sich vor Gericht nur mit den Versen Homers:

> Meine Mutter, die sagt's, er sei mein Vater; doch selber
> Weiß ich's nicht, denn von selbst weiß niemand, wer ihn erzeuget.

Noch zweimal wurde diese Klage gegen ihn erneuert, und beide Male wußte er sie zu entkräften. An Kleon rächte er sich durch sein Lustspiel »Die Ritter«, worin er selbst die Rolle des Kleon spielte, da kein Schauspieler dazu den Muth hatte. A. nahm an allen Lebensäußerungen seiner Zeit den regsten Antheil, ohne jedoch einer Partei ausschließlich anzugehören. Mit freier Selbständigkeit erhebt er sich in seinen Lustspielen über die herrschenden Modethorheiten, über das einseitige Treiben politischer Parteien und philosophischer Sekten, bald exaltirte, kriegslustige Demagogen, bald spitzfindige Sophisten, bald unpraktische Ideologen mit der scharfen Geisel seines Witzes züchtigend. Sein erstes Stück, »Die Schmausbrüder«, ließ er um 430 v. Chr. noch unter fremdem Namen einführen, vermuthlich aus Schüchternheit. Die noch erhaltenen 11 Stücke des A. sind in chronolog. Ordnung folgende: »Die Acharner«, von 426 v. Chr. (herausgeg. von Wolf, griech. und deutsch, Berl. 1811; Elmsley, Leipz. 1820, 2. Aufl. 1830; Dindorf, das. 1828; Ribbeck, griech. und deutsch, das. 1864), wie die meisten übrigen Stücke nach dem Chore benannt und bestimmt, durch eine Darstellung der Segnungen und Genüsse des Friedens die Athener für letztern zu gewinnen. A. siegte damit über seine Mitbewerber Kratinos und

Eupolis. Deutlich erscheint schon hier A. als Vorkämpfer gegen die Feindschaft mit Sparta, wie gegen das sophistische Wesen, das die alte Kernsubstanz des attischen Volks untergrub; doch herrscht ein heiterer Ton durch das Ganze. Das Gegentheil gilt von dem eigentlichen politischen Hauptstück, dem Angriff auf den allgewaltigen Demagogen Kleon: »Die Ritter«, von 424 (herausgeg. von Dindorf, Leipz. 1827; Kock, mit deutschen Erläuterungen, 2. Aufl., Berl. 1867; v. Velsen, Leipz. 1869, und von Ribbeck, griech. und deutsch, Berl. 1867). Darauf folgen »Die Wolken«, von 423, wider die metaphysischen Grübeleien und die Sophistik der Zeit gerichtet. Hauptrepräsentant der persiflirten Philosophen ist Sokrates; aber der Umstand, daß Sokrates hier als Vertreter einer Gattung erscheint, daß er zu diesem Zweck manches nicht haben darf, was dem wirklichen Sokrates eigen war, und dagegen sich manches muß andichten lassen, erklärt vielleicht einerseits, daß das Stück trotz alles daran gewendeten Fleißes durchfiel, anderseits, daß wir bei Platon (im »Gastmahl«) die beiden Männer in so gutem Einvernehmen sehen, als bei so verschieden angelegten Naturen nur möglich war. Eine zweite Bearbeitung, die wir noch haben, brachte einen in den »Schmausbrüdern« dagewesenen Gedanken: die gute alte und die böse neue Zeit personificirt einander bekämpfend gegenüberzustellen, in neuer Ausführung, eine Aenderung, die nun erst recht die Schneide des Witzes mehr die schlechten Sokratiker als Sokrates selbst treffen ließ. Ausgaben hat man von Hermann (Leipz. 1830), Reisig (das. 1820), Wolf (griech. und deutsch, Berl. 1812), Th. Kock (2. Aufl., Leipz. 1862), Teuffel (Leipz. 1868); einen »Apparatus criticus in Aristophanis Nubes« von Passow (Leipz. 1828). Vgl. Süvern, Ueber A.' Wolken (Berl. 1826). »Die Wespen«, von 422 (herausgeg. von Conz, Tüb. 1824, Hirschig, Leyd. 1847, und Richter, Berl. 1858) knüpfen in ihrem Kampf gegen die Proceßsucht der Athener wohl an die »Wolken«, da dergleichen Neigung durchaus mit der bis in die unteren Schichten der Gesellschaft dringenden Sophistik zusammenhing, in ihrem Gesammtton aber zugleich an die »Acharner« an. Diese Verwandtschaft mit den letzteren ist wohl Ursache, daß die Charakteristik besser gelang als in den »Wolken«; der Dichter sah sich diesmal wenigstens mit dem zweiten Preise belohnt. Beim nächstfolgenden Stücke, genannt »Der Friede«, übersetzt von Vorbeck (Köln 1807), herausgegeben von Dindorf (Leipz. 1820) und von Richter (Berl. 1860), besagt schon der Titel, wie es sich im Thema an die Acharner anschließt. Das Stück, von 421, ist voll sinnreicher und phantastischer Erfindungen und hat die Haupttendenz, den durch die Schlacht bei Amphipolis nahe gelegten Frieden dem unter der Last des Krieges seufzenden Volke zu empfehlen. »Die Vögel«, von 414, sollen als Darstellung eines von den Vögeln in Verbindung mit zwei aus Athen zu ihnen geflüchteten Bürgern gestifteten Staates den Athenern die Schwächen und Verderbnisse ihres Staates und ihrer politischen Lage vor Augen stellen und auf Einheit in der Leitung der vielköpfigen Demokratie hinweisen. Insbesondere aber zeigt das Stück (herausgeg. von Kock, 2. Aufl., Berl. 1864; übersetzt von Fr. Rückert im »Nachlaß«, Leipz. 1867) mit den »Acharnern« und dem »Frieden«, wenn es auch nicht so streng beim Thema des politischen Augenblicks stehen bleibt, Verwandtschaft, da es wesentlich hervorging aus dem patriotischen Wunsche, die Leichtfertigen, Ehrgeizigen zu warnen, die an Einem Feinde noch nicht genug hatten, sondern in der Ferne noch nach einem zweiten suchten (sicilischer Feldzug 415—413). Vgl. Süvern, Ueber A.' Vögel (in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1827). Mehr zurück tritt die Politik (Athen hatte inzwischen seine demokratische Verfassung eingebüßt) in den folgenden Stücken, »Lysistrate«, von 411, und »Thesmophoriazusen«, von 410 (beide herausgeg. von Enger, Bonn 1844). Denn wenn auch in dem ersten wie in den »Acharnern« und im »Frieden« der Wunsch, dem Hellas zerfleischenden und entsittlichenden Bürgerkriege ein Ende zu machen, das Treibende ist, so wird ihm doch Rechnung getragen in einer politisch erst recht unmöglichen Weise. Noch deutlicher beziehen sich die »Thesmophoriazusen« auf die Schäden der Gesellschaft: in den Vordergrund tritt zunächst die Verspottung zweier Tragiker, des Euripides und des Agathon, die beide allerdings, der eine in seiner alles zerfressenden Rhetorik und Sophistik, der andere in seiner Weichlichkeit, nicht den Zeitgeist verbargen; aber das eigentliche Thema scheint doch die Sittenverderbnis, von welcher die Frauenwelt ergriffen war. »Die Frösche«, von 406, gerichtet wider den Verfall der durch Aeschylos und Sophokles so sehr gehobenen, durch Euripides aber verdorbenen tragischen Kunst, wurden von den Zeitgenossen mit dem ersten Preis und Dacapo geehrt. Noch einmal leuchtete hier des A. Witz in vollem Glanze, obwohl die politischen Beziehungen vorsichtig und sparsam auftreten, und trug auf den Bretern den Sieg über den Zeitgeist davon, wiewohl er selbst bereits mehr in den wuchtigen Hieben leistete, welche Euripides' Weise treffen, als in der Anpreisung des alten, durch Aeschylos vertretenen Geistes. Das Stück wurde herausgegeben von Höpfner (Halle 1797), von Dindorf (Leipz. 1824), von Fritzsche (Zürich 1845), von Pernice (griech. und deutsch, Leipz. 1856), von Kock (mit deutschen Erläuterungen, 2. Aufl., Berl. 1868). In den »Ekklesiazusen«, von 392, halten die Weiber einen polit. Konvent und richten einen Staat ein mit Güter- und Weibergemeinschaft: eine Satire auf die in Athen wieder siegreiche, aber ganz dem herrschenden Geist der Selbst- und Genußsucht frönende Demokratie, wie sie nicht stärker sein mochte. Das letzte politische Stück des A., in dem freilich schon vielfach die alte Munterkeit des Tons, der alte sprühende Witz vermißt wird, »Plutos« (herausgeg. von Dindorf, Leipz. 1826), bildet in seiner zweiten umgearbeiteten Gestalt von 388 mit seiner mehr allegorischen Weise, seiner Scheu vor aller Politik (äußerlich angedeutet durch das Fehlen der Parabase), seinem feinen leichten Gespräch, seinem Schatten von Chor (das faßlichste, weil blasseste, gelesenste, aber auch interpolirteste Stück) den Uebergang zu der sogen. mittlern attischen Komödie. Ausgaben lieferten Hemsterhusius (Leipz. 1811) und Kuinöl (mit Kommentar von Fischer, das. 1810, 2 Bde.). Außerdem schrieb A. noch 42 Stücke, wovon uns nur Titel bekannt sind und einige Fragmente, am besten geordnet und zusammengestellt von Dindorf (»Aristophanis fragmenta«, Leipz. 1829) und Bergk (Berl. 1840). Das Alterthum erkennt in A. fast einstimmig den ersten komischen Dichter Griechenlands an, der gleichen Beifall bei seinen Zeitgenossen in Athen, wie bei der Nachwelt zu Alexandria und Rom einerntete. Der Zweck aller seiner Stücke ist nicht der

bloßer Unterhaltung und Zwerchfellerschütterung, sondern Förderung der Wohlfahrt seiner Mitbürger in politischer wie in moralischer Hinsicht. Spott und Scherz des Dichters sind stets im Dienste des Vaterlandes, und gern vergißt man darüber ihre oft anstößige, schonungslose, aber dem damaligen Zeit- und Volksgeiste entsprechende Form. Unter allen seinen Kunstgenossen hat A. am treuesten das öffentliche Leben, die Sitten und den Charakter des damaligen Athen dargestellt. Mit Recht nennt ihn daher Casaubonus den besten Lehrmeister attischer Sitte; schon Platon empfahl dem Tyrannen Dionysios von Syrakus zur Kenntnis des athenischen Geistes die Lektüre der aristophan. Lustspiele. Dabei fließt in dem Dichter eine unerschöpfliche Quelle des Witzes, sowohl in der ganzen Anlage der Stücke, in der Auffassung der Charaktere wie in der Darstellung des Einzelnen, in komischen Situationen, Einfällen u. dgl., der (im Widerspruch zu dem eigentlichen allgemeinen Agens der aristophan. Dichtung, dem konservativen Sinn des Verfassers) mit allem sein Spiel treibt, manchmal freilich in eine Derbheit ausartend, die mit unseren Begriffen von Sitte und Anstand nicht vereinbar ist. Was A. noch besonders auszeichnet, ist seine Sprache, die als ein vollendetes Muster des reinsten Atticismus betrachtet werden kann und in den lyrischen Theilen nicht selten einen erhabenen Schwung und feierlichen Ernst annimmt. Das einzige uns erhaltene Porträt bietet die Doppelbüste des A. und Menander im Museum zu Bonn. Von den zahlreichen alten Kommentatoren des Dichters besitzen wir eine nicht unbedeutende Menge werthvoller Scholien; die wichtigsten darunter sind die sogen. »Scholia Musuriana«, von Thomas Magister, Joh. Tzetzes u. a. aus den größeren Werken eines Aristophanes von Byzanz, Aristarchos, Kallimachos, Didymos u. a. zusammengestellt und zuerst von Aldus Manutius, unter Beihülfe des Marcius Musurus, seiner Ausgabe beigefügt. Von Gesammtausgaben sind die »Editio princeps« von Aldus Manutius (Vened. 1498, für Scholien die eigentliche Quelle), die Florentiner von 1515 und 1525 (zuerst sämmtliche Dramen enthaltend), die Leydener Ausgabe von 1548, eine Frankfurter von 1586 (mit metrischer lat. Uebersetzung von Frischlin) und als die besten und vollständigsten neueren die von Invernizzi, Beck und Dindorf (Leipz. 1794—1834, 13 Bde., wovon 2 Bde. Text, die übrigen Kommentare, Scholien ꝛc. enthalten), J. Bekker (Lond. 1829, 5 Bde.), Bergk (Leipz. 1860, 2 Bde.) und Meineke (Leipz. 1860, 2 Bde.) hervorzuheben; daneben die korrekte Textausgabe von Dindorf (5. Aufl., Leipz. 1869). Deutsche Uebersetzungen gibt es, außer von Wieland, der einzelne Stücke (wie die »Acharner«, die »Ritter«, die »Vögel«) in Prosa übersetzte, von J. H. Voß (Braunschw. 1821, 3 Bde.), Droysen (Berl. 1836—1838; 2. Aufl., Leipz. 1871, 2 Bde.), H. Müller (Leipz. 1843—46, 3 Bde.; neue Ausg. 1861), L. Seeger (Frankf. 1842—48, 3 Bde., besonders gelungen), Minckwitz (Auswahl, Stuttg. 1873) und Donner (Leipz. 1861—62, 3 Bde.). Eine Sammlung der alten Scholien besorgte Dübner (Par. 1842). Vgl. Ranke, De Aristophanis vita (Leipz. 1830); Rötscher, A. und sein Zeitalter (Berl. 1827); Müller-Strübing, A. und die historische Kritik (Leipz. 1873).

Aristophănes von Byzanz, alexandrin. Gelehrter, Schüler des Zenodotos und Eratosthenes, Bibliothekar zu Alexandria unter Ptolemäos II. und III. (um 246 v. Chr.), ein ausgezeichneter, um die griech. Literatur vielfach verdienter Philolog, gilt für den Erfinder der Ton- und Satzzeichen und bestimmte mit seinem Schüler Aristarch, welche Werke der Vorzeit der Vervielfältigung und Erhaltung werth seien (Alexandrinischer Kanon). Er recensirte Homer, Hesiod, Aristophanes, Sophokles, Platon u. a. und kommentirte vielseitig wie sein großer Schüler. Bruchstücke von seinen Kommentaren finden sich in den noch vorhandenen Scholien zu den genannten Schriftstellern; Fragmente seiner grammat. Werke in Boissonade's Epimerismen des Herodianos (Lond. 1819). Andere Schriften waren: ein Auszug aus einem zoologischen Werk des Aristoteles; »Ueber die attischen Hetären« ꝛc. Fragmente des A. gab Nauck (Halle 1848) heraus.

Aristotĕles, der einflußreichste Philosoph und Naturkundige Griechenlands, wurde 384 v. Chr. zu Stagira in Chalkidike an der Küste des Strymon. Meerbusens geboren, weshalb er auch häufig der Stagirit genannt wird. Sein Geschlecht gehörte von mütterlicher Seite der Kolonie an, welche Chalkis in diese Stadt geschickt hatte. Sein Vater Nikomachos, Leibarzt und Freund des makedon. Königs Amyntas II., leitete sein Geschlecht von Asklepios ab und war durch mehrere Schriften über Arzneikunde und Naturlehre als Schriftsteller aufgetreten. Nach dem frühen Tode seiner Eltern ward die Erziehung des Knaben und die Verwaltung seines Vermögens einem gewissen Proxenos aus Atarneus anvertraut, der sich die intellektuelle und sittliche Bildung seines Mündels sehr angelegen sein ließ. Als A. sein 17. Jahr zurückgelegt hatte, ging er nach Athen, um Platon zu hören, der sich jedoch in demselben Jahr an den Hof des Dion und Dionysios nach Sicilien begab, von wo er erst im dritten Jahr zurückkehrte. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden soll später einer gegenseitigen gereizten Stimmung, ja sogar einer feindseligen Gesinnung gewichen sein. In der That erwähnt Platon seines ausgezeichneten Schülers in seinen Schriften nicht; A. selbst tritt überall, wo er von Platon spricht, polemisirend gegen ihn auf, rechtfertigt sich jedoch in dieser Hinsicht ein- für allemal in der nikomacheischen Ethik, wo er die Ideentheorie des Platon zu widerlegen unternimmt, durch den Ausspruch, daß die Freundschaft, zumal bei Philosophen, der Heiligkeit der Wahrheit keinen Eintrag thun dürfe. Schon gegen das Ende seines ersten Aufenthalts in Athen (347 v. Chr.) hatte A. einen Kreis von Zuhörern um sich versammelt, vor welchem er öffentliche Vorträge über Redekunst, mit denen praktische Redeübungen verbunden waren, hielt. Zugleich gab er wahrscheinlich damals schon einige Schriften rhetorischen Inhalts heraus. In dieselbe Zeit fällt eine Gesandtschaft, die A. für die Athener an den König Philipp übernahm, und deren Zweck sich vermuthlich auf A.' Vaterland Chalkidike bezog, wo Philipp in dieser Zeit sehr ausgedehnte Eroberungen machte. Nach dem Tode Platons (347) verließ A. Athen und begab sich mit dessen vertrautem Jünger Xenokrates zu Hermias, dem Beherrscher von Atarneus, wodurch die Gerüchte von seinem gehässigen Auftreten gegen ihren gemeinschaftlichen Lehrer hinreichend widerlegt werden. Allein schon 3 Jahre danach fiel Hermias durch Verrath in die Hände des Perserkönigs und wurde auf dessen Befehl schimpflich hingerichtet. A. selbst konnte sich nur durch die schleunigste Flucht

gleicher Gefahr entziehen und trug nun die Liebe zu seinem Freunde auf Pythias, die in hülfloser Lage zurückgelassene Schwester (oder Nichte) des Hermias über, mit der er sich (345 v. Chr.) vermählte. Zwei Jahre später wurde er vom König Philipp von Makedonien, der gleich nach der Geburt seines Sohnes in einem Briefe an A. gesagt haben soll, er sei den Göttern weniger für den Sohn, als dafür Dank schuldig, daß er zur Zeit des A. geboren sei, zur Erziehung des damals 13jährigen Alexander berufen. Sein Unterricht hörte auf, als der 16jährige während der Abwesenheit Philipps auf dem Zug gegen Byzanz die Reichsverweserschaft übernahm, und mit der räumlichen Entfernung beider von einander nahm auch der Einfluß des Lehrers auf den Zögling allmählich ab. Zwar verweilte A. noch bis gegen Ende 335, fast ein Jahr nach Alexanders Thronbesteigung, in Makedonien, lebte aber in philosophischer Abgeschiedenheit zu Stagira, wo er seine Vorträge fortsetzte und seine Landsleute ihm zu Ehren, da die von Philipp zerstörte Stadt auf seine Verwendung wieder hergestellt worden war, ein jährliches Fest (Aristotelia) stifteten. In dem nämlichen Jahr, in welchem sein Freund Xenokrates den Lehrstuhl der Akademie übernahm (335 v. Chr.), siedelte A. nach Athen über, wo er sich in dem nach dem benachbarten Tempel des Apollon Lykeios benannten Lyceum, das wie die Akademie mit schattigen Baumgängen und Anlagen zum Lustwandeln umgeben war, einrichtete. Weil A. mit seinen Schülern in diesen Gängen auf- und abwandelnd zu philosophiren pflegte, wurde ihnen der Name Peripatetiker beigelegt. Da aber A. nicht allein in der Philosophie, sondern auch in der allgemeinen Bildung, besonders auch in der Redekunst, unterrichtete, so unterschied er seine Vorlesungen in Morgen- und Abendvorlesungen, nach welchen auch seine Schüler in zwei Klassen zerfielen. Zu den Zusammenkünften am Morgen hatten nur die vertrauteren Freunde des Philosophen, die ausgewählte Anzahl gereifterer Schüler Zutritt, die in die tiefer gehenden philosophischen Untersuchungen, in das System und die höhere Spekulation eingeführt werden sollten. Die Vorträge, welche vor diesem Publikum gehalten wurden, hießen akroamatische; es waren dies esoterische Untersuchungen, deren Gegenstände, der Metaphysik und Theologie, Physik und Dialektik angehörend, rein theoretischer Natur waren und in streng wissenschaftlicher Form behandelt wurden. In den Abendstunden wurde der leichtere, mit dem praktischen Leben in Verbindung stehende Theil der Philosophie in exoterischen Untersuchungen vorgenommen, welche sich meist auf Rhetorik, Sophistik und Politik bezogen, die praktische Bedeutung und den praktischen Zweck der Gegenstände im Auge hatten und allgemeine Verständlichkeit in populärer Form bezweckten. Diese Vorlesungen wurden vor einem größern, gemischten Kreis gehalten. Für den engern Kreis seiner Anhänger behielt A. die seit Platon allgemeine Sitte der griechischen Philosophenschulen, welche innigere Verbindung der Schüler unter einander und mit dem Lehrer beabsichtigten, bei, von Zeit zu Zeit sich zu gemeinschaftlichen Mahlen zu vereinigen, für welche besondere Statuten niedergeschrieben waren. In diese Zeit seiner ausgedehnten Lehrthätigkeit während seines zweiten, 13jährigen Aufenthalts in Athen, fällt auch seine vorzügliche schriftstellerische Produktivität, zu welcher er durch seine Wirksamkeit im Lyceum eine äußere Veranlassung hatte. Seine wichtigsten philosoph. und naturwissenschaftlichen Werke wurden in dieser Zeit abgefaßt. Die literarischen Hülfsmittel aber, welche nöthig waren, um die unermeßliche Fülle von Erfahrungskenntnissen aufhäufen und die Masse von Materialien gewinnen zu können, wie sie in den Werken des A. verarbeitet enthalten sind, wurden ihm durch die Unterstützung Alexanders verschafft, dessen Freigebigkeit ihn in den Stand gesetzt hatte, sich eine reiche Bibliothek zu erwerben. Alexander nahm insbesondere auch an den physikal. und naturhistor. Studien A.' den eifrigsten Antheil, und um das große Werk über die Geschichte der Thiere, das dieser schon in Stagira vorbereitet hatte, zu fördern, schenkte er ihm nicht nur beträchtliche Geldsummen, sondern stellte auch alle die zu seinen Diensten, die in Asien oder Griechenland in irgend einer Beziehung Thiere unter Aufsicht hatten, wie die Besitzer von Teichen, Waldungen, Viehherden u. dgl. Uebrigens erkaltete zwar die Zuneigung, die Alexander seinem Lehrer bisher bewiesen, in der Folgezeit, angeblich infolge der Tödtung des Kallisthenes (323), eines Neffen und Zöglings des A.; daß aber kein offener Bruch stattgefunden, A. vielmehr fortwährend für einen von Alexander und Antipater hochbegünstigten Makedonierfreund galt, ergibt sich aus der Folge, die für ihn der Tod des Königs hatte. Als die Athener alle Anhänger der makedon. Herrschaft innerhalb der Stadt verfolgten, stand A. unter ihnen obenan. Auf Anstiften des Hierophanten Eurymedon durch einen angesehenen athen. Bürger, Demophilos, der Gottlosigkeit oder Irreligiosität angeklagt, weil er seinem Freunde Hermias in einem Päan (mit diesem gehässigen Namen wurde ein einst auf denselben gedichtetes Loblied bezeichnet) und in anderer Weise eine den Göttern allein gebührende Verehrung dargebracht habe, wahrscheinlich auch, weil einige Lehrsätze des Philosophen im Widerspruch mit der Volksreligion standen, floh A., ohne die gerichtliche Entscheidung abzuwarten (322 v. Chr.), nach Chalkis auf Euböa, wenn er nicht schon, wie Stahr aus der Angabe eines Alten vermuthet, vor Alexanders Tode seinen Wohnsitz dort aufgeschlagen hatte. Im Lyceum hatte A. als Nachfolger den Theophrast aus Lesbos zurückgelassen; in Chalkis setzte er seine Lehrvorträge bis zu seinem Ende fort, das 322 im 63. Lebensjahr erfolgte. Seine Todesart ist ungewiß. Nach den zuverlässigsten Nachrichten starb er an einem erblichen chron. Magenleiden. Er hinterließ eine unmündige Tochter, Pythias, und einen Pflegesohn, Nikanor, außerdem eine Geliebte, Herpyllis, von der ihm der bei des Vaters Tode noch sehr junge Nikomachos geboren worden war. Das schönste uns erhaltene Porträt des A. ist die (sitzende) Statue im Palazzo Spada zu Rom, eine der ausdrucksvollsten Porträtstatuen des Alterthums.

Von den sehr zahlreichen Schriften des A. (nach einigen 400, nach andern gar 1000, wobei aber theils einzelne Bücher als selbständige Schriften, theils mehrere Bearbeitungen derselben Schrift, theils unechte Werke mitgezählt werden) sind aus dem Alterthum drei Verzeichnisse auf uns gekommen: das des Diogenes Laërtius, das des sogen. Anonymus Menagii und ein aus arab. Quelle stammendes in der von Casiri herausgegebenen Bibliothek der arab. Philosophen (abgedr. bei Buhle, Werke des A., Bd. 1). Das letztere stimmt am meisten mit den uns erhaltenen Schriften überein; alle aber weichen

von den Angaben anderer Schriftsteller und unter sich bedeutend ab. Die Alten theilten nach dem Unterschied in den mündlichen Vorträgen des A. auch seine Schriften in exoterische und in esoterische ein und verstanden unter den eigentlich esoterischen solche, die als wesentliche Glieder in dem systematischen Zusammenhange der philosophischen Schriften sich geltend machten, während die exoterischen Schriften, historischen oder allgemein literarischen Inhalts oder Gegenstände aus der praktischen Philosophie behandelnd, unmittelbar für das Publikum bestimmt waren. Die meisten der noch vorhandenen Schriften fallen in den erstern Kreis. Den Fächern nach sind zunächst die vorhandenen logischen Schriften des A. unter dem Namen »Organon« in ein Ganzes vereinigt worden (herausgeg. von Th. Waitz, Leipz. 1844—46, 2 Bde.). Es besteht aus 6 kleinen Schriften, welche von der Natur und der Bildung der Schlüsse und des Beweises durch Schlüsse handeln. Aus der rhetorischen Klasse besitzen wir von A. nur ein einziges, aber sehr wichtiges Werk, »Rhetorica«, das 335—322 entstanden ist (herausgeg. von Spengel, Leipz. 1867, 2 Bde.). Es umfaßt alle Gattungen der Beredsamkeit, die nach dem Unterschiede der politischen, gerichtlichen und Prunk- (Fest- und Schau-) Reden eingetheilt werden, und gibt an, wie man für jede dieser drei Gattungen zweckmäßige Gedanken auffinden könne. Ein anderes rhetor. Werk, »Rhetorica ad Alexandrum«, ist unecht. Vielleicht der erste Entwurf zu einem größern Werke über die Aesthetik, das dann unausgeführt blieb, oder ein unvollständiger Auszug aus demselben oder aus mehreren umfassenderen Werken des A. über diesen Gegenstand ist das berühmte Fragment oder Excerpt »Die Poetik« (herausgeg. von Fr. Ritter, Köln 1839), welche über das Princip der Kunst, sowie über die Tragödie und epische Poesie die wichtigsten Aufschlüsse gibt, darauf sich aber beschränkt, obgleich nach dem im Eingange angekündigten Plane auch von der Komödie, den Dithyramben, der Kunst der Flöte (Auletik) und der Kithara (Kitharistik) gehandelt werden sollte. Das Werk erhielt seine weltgeschichtliche Bedeutung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh., als Lessing, an dasselbe seine Kritik der Kunst anlehnend, den Geschmack der Franzosen bekämpfte und dadurch der deutschen Literatur neuen Aufschwung gab. Seitdem hat es auf alle Kunstbetrachtung, trotz seiner mangelhaften und verworrenen Beschaffenheit, den wirksamsten Einfluß ausgeübt. Zu der physikalischen Klasse gehören die 8 Bücher der Physik (»Auscultatio physica«), worin die allgemeinsten Gründe und Verhältnisse der gesammten Natur dargestellt werden, und an welche sich die zwei Bücher vom Entstehen und Vergehen (»De generatione et corruptione«) anschließen, worin von den Bedingungen und Grundverhältnissen des Werdens und Vergehens der irdischen Körper und von der Entstehung der Elemente und ihrem Uebergang in einander gehandelt wird (übersetzt und erklärt von Barthélemy Saint-Hilaire, Par. 1862, 2 Bde.). Diese beiden Schriften umfassen die höchsten Gesetze der äußeren Erscheinungen; für die inneren finden sie sich in den 3 Büchern über die Seele (»De anima«, herausgegeben von Trendelenburg, Jena 1833, und Torstrik, Berl. 1862), in welchen A. seine Lehre über das Wesen, die Vermögen und Eigenschaften der Seele aufstellt und begründet. An das Werk von der Seele schließt sich dem Gegenstande nach ein Fragment aus einer exoterischen Schrift, dem Dialoge »Eudemos«, an, das sich durch seine schöne Diktion auszeichnet. Den Uebergang zu der empirischen Betrachtung der Lehre von der Seele bilden einige Schriften aus der Reihe der kleineren Abhandlungen naturwissenschaftlich-philosophischen Inhalts, welche unter dem gemeinsamen Namen »Parva naturalia« zusammengefaßt werden. Auf dem Gebiet der Naturgeschichte schlug A. den Weg der Empirie ein, indem er die Erscheinungen der Natur, die Theile des Weltganzen, die organischen und unorganischen Naturkörper im Konkreten und Einzelnen betrachtete. Von den Werken über die unorganische Natur ist uns nicht ein einziges erhalten. Die Schriften über die organische Natur betreffen die Naturgeschichte der Pflanzen und Thiere und die Physiologie der letzteren. Die »Historia animalium«, deren 10. Buch unecht, das Hauptwerk des Alterthums über die Geschichte der Thiere, wurde herausgegeben von Schneider (Leipz. 1812, 4 Bde.) und Aubert und Wimmer (mit Uebersetzung, Leipz. 1868, 2 Bde.). Den Organismus der Pflanzen hatte A. in einem besondern Werke »De plantis« dargestellt. Das Original dieser Schrift ist verloren gegangen; dagegen besitzen wir unter demselben Titel in 2 Büchern eine griechische Bearbeitung eines lateinischen Textes, der selbst wieder aus einer arabischen Uebersetzung des Originals übertragen war. Aus der mathematischen Klasse sind erhalten: »De insecabilibus lineis« und »Quaestiones mechanicae«, wozu noch zwei Werke aus der angewandten Naturlehre kommen: »De coelo«, in 4 Büchern (herausgeg. von Prantl, mit Uebersetzung, Leipz. 1857), von den Gestirnen und ihrer Bewegung, und »Meteorologica«, in 4 Büchern, von den Lufterscheinungen handelnd (herausgeg. von Ideler, Berlin 1834—36, 2 Bde.). Die »Metaphysik« (herausgeg. von Schwegler, Tüb. 1847, und Bonitz, Bonn 1848) verdankt ihren Namen dem zufälligen Umstande, daß die 14 Bücher, aus denen sie besteht, ohne Titel in der Reihe der aristotel. Handschriften zunächst hinter den physikalischen standen. In ihrer jetzigen Gestalt, in der sie unmöglich von A. herrühren kann, leidet sie an einem höchst auffallenden Ueberfluß. Mehrere Bücher sind nicht metaphysischen, sondern logischen Inhalts: das übrige ist entweder wiederholte Ueberarbeitung einzelner Theile, die neben einander gestellt worden sind, oder Kompilation selbständiger Abhandlungen über Gegenstände der Art, die A. hinterlassen hat, Spätere aber, ohne daß sie unter den einzelnen Aufsätzen einen innern Zusammenhang herzustellen versucht hätten, in eine Sammlung gebracht haben. Die moralisch-politische Klasse umfaßt einige der wichtigsten Schriften des A. Ueber die Sittenlehre existiren unter dem Titel »Ethik« drei Werke, von denen nach Spengels Untersuchung die sogen. Nikomacheische Ethik, herausgeg. von Zell (Heidelb. 1820, 2 Bde.) und Michelet (Berl. 1829—35, 2 Bde.), von A. selbst abgefaßt ist, während die sogen. Eudemische ein Werk seines Schülers Eudemos und die »Magna Moralia« betitelte kürzeste Schrift ein Auszug aus beiden vorgenannten sein soll. Die »Politik« (herausgeg. von Stahr, Leipz. 1836—39, Susemihl, das. 1872) enthält in 8 Büchern die Lehre von dem Zweck und den Elementen des Staats, eine Darstellung der verschiedenen Regierungsformen, Nachrichten und Urtheile über die wichtigsten Verfassungen und ihre Stifter, zuletzt das Ideal eines Staats und die Lehre von der Erziehung, als der wichtigsten Bedingung dieses besten Staats. Ueber das Haus-

wesen (Oekonomik) existirt ein besonderes Werk in 2 Büchern, von denen das erste Buch wahrscheinlich nur in einem Auszuge des Theophrast auf uns gekommen, das zweite am Ende unvollständig und als unecht nachgewiesen ist. Von des A. historischen Schriften ist irgend ein bedeutender Rest nicht auf uns gekommen. Aus einer Geschichte der Philosophie ist ein Bruchstück vorhanden, betitelt »De Melisso, Xenophane et Gorgia«, dessen Echtheit zweifelhaft ist. Außerdem besitzen wir wenige Bruchstücke des für die Alterthumskunde unersetzlichen Werks »Politien«, einer Sammlung aller bis zu des A. Zeit bekannt gewordenen Staats- und Gesetzverfassungen des Alterthums, worin die polit. Einrichtungen, sowie die Sitten und Gebräuche von 158, nach anderen von 250 Städten geschildert waren. Dieses Werk bildete die historische Grundlage von des A. »Politik«. Von angeblichen Briefen des A. sind drei an Philipp, drei an Alexander, einer an Theophrast vorhanden; doch sind alle theils offenbar untergeschoben, theils von zweifelhafter Echtheit. Die »Problemata« sind ungeordnete Sammlungen des A. über verschiedene Fragen, deren Lösung er suchte, in 36 Abschnitte getheilt. Sie gehören zu den sogen. hypomnematischen Schriften des A., die unter seinem literar. Nachlaß gefunden wurden, aber offenbar nur zu seiner eigenen Privatnotiz dienen sollten. In diesem Kreis liegen auch die wunderbaren Geschichten (Auscultationes mirabiles), kurze Notizen und Erzählungen auffallender, meist naturhistorischer Erscheinungen: eine Materialiensammlung zu seinen systematischen Werken. Sämmtliche Werke des A. wurden herausgeg. zuerst von Aldus Manutius (Vened. 1495—1498, 5 Bde.), dann von Sylburg (Frankf. 1587, 5 Bde.), Casaubonus (Leyd. 1590, 2 Bde.), Duval (Par. 1639) und Buhle (Zweibr. 1791—1800, 5 Bde., mit lat. Uebers.). Eine neue Ausgabe besorgte Bekker im Auftrag der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Bd. 1—4, mit lat. Uebers., Berl. 1831, Bd. 5, herausgeg. von Bonitz, die Fragmente und den Inder enthaltend, 1871). Dieser folgen die Didot'sche Ausgabe (Par. 1848—57, 4 Bde.) und die von Weise (Leipz. 1842—43, 7 Hefte). Eine Sammlung der Fragmente ist Rose's »Aristoteles pseudepigraphus« (Leipz. 1863). Ins Deutsche übersetzt wurden: das »Organon« von Zell (Stuttg. 1836—61, 8 Bdchn.), die »Metaphysik« von Schwegler (Tüb. 1846—48), die »Rhetorik« und »Poetik« von Stahr (Stuttg. 1864, 3 Thle.), Susemihl (Leipz. 1860), die »Physik« von Prantl (Leipz. 1854), die »Naturgeschichte der Thiere« von Frantzius (Leipz. 1853), Aubert und Wimmer (Leipz. 1868, 2 Bde.), die »Zeugung und Entwickelung der Thiere« von Aubert und Wimmer (Leipz. 1860), die »Ethik« von Garve (Bresl. 1798—1806, 2 Thle.), Stahr (Stuttg. 1863) und die »Politik« von Garve (Bresl. 1794—1802, 2 Thle.), Stahr (Stuttg. 1861, 4 Thle.), Bernays (Leipz. 1872). Eine neue Uebersetzung von A.' Werken, mit Einleitungen, erscheint in Kirchmanns »Philosophischer Bibliothek« (Berl. 1870 ff.). Vgl. Stahr, Aristotelia (Halle 1830—32, 2 Bde.); Lewes, Aristotle (Lond. 1864; deutsch von Carus, Leipz. 1865); Brandis, A., seine akadem. Zeitgenossen und nächsten Nachfolger in der »Geschichte der griech.-röm. Philosophie« (Leipz. 1853—57, 2 Bde.).

Aristotelische Philosophie. Aristoteles ist mit seinem großen Vorgänger Platon darüber einverstanden, daß, wenn es kein Allgemeines (Begriff, Gattung) an den Dingen gäbe, auch kein Wissen von diesen möglich wäre; darin aber bildet er den direkten Gegensatz zu Platon, daß er als echter, vornehmlich der organischen Natur zugewandter Naturforscher nicht das Allgemeine (die Gattungsidee), sondern das Einzelne (die Individuen) für das wahrhaft Existirende erkennt. Zwar hat z. B. jedes einzelne Pferd die Gattungsmerkmale (den Allgemeinbegriff) eines solchen an sich; wirklich ist aber darum doch nicht der Begriff Pferd, sondern das Pferdindividuum. Der Begriff kommt zur Wirklichkeit nur, indem er sich verkörpert, d. h. zur Form (zum gestaltenden Princip) einer Materie (eines bildsamen Stoffes) wird. An jedem wirklichen Dinge (mit Ausnahme eines einzigen, der Gottheit) ist beides, Form und Materie (wie am Menschen Seele und Leib), zu unterscheiden, obgleich niemals zu trennen, indem (mit Ausnahme wieder jenes einzigen) Form nie ohne Materie, diese nie ohne jene gegeben ist. Die Ausgestaltung des Stoffs durch die Form aber geht niemals plötzlich, sondern, wie Aristoteles wieder im Anschluß an die unmittelbaren Thatsachen der organischen Natur bemerkt, stets allmählich vor sich, so daß das schließlich Wirkliche (Ausgebildete) anfänglich nur als Mögliches (Anlage zur Ausbildung, Angelegtes), wie das Hühnchen im Ei, die Pflanze im Samenkorn, existirte. Das zu Verwirklichende (der Begriff des Huhns, der Pflanze) macht hierbei die Zweck-, die gestaltende Form (die »Seele« des Huhns, der Pflanze) die wirkende, und der von letzterer gestaltete Stoff (die organ. Materie) die materiale Ursache des Wirklichen (des lebendigen Hühnchens, der lebenden Pflanze) aus (das um dieses Insichtragens des Zwecks, griech. telos, willen Entelechie, d. h. das seinen Endzweck in sich Habende heißt). Der Uebergang aus der bloßen Anlage (Potenzialität) in Wirklichkeit (Aktualität) erfolgt durch Bewegung. Damit diese eintrete, der Uebergang aus bloßer Anlage zu sein in wirkliches Sein erfolge, bedarf es selbst einer Ursache, und da sich bei dieser das nämliche, Uebergang aus Nichtwirksamkeit in Wirksamkeit, also Bewegung, wiederholt, einer weitern Ursache und so fort. Da nun die Reihe dieser Ursachen nicht ins Endlose gehen kann, weil es sonst gar keine Ursache gäbe, so muß eine letzte Ursache vorhanden sein; diese aber als letzte darf in keiner Weise bloße Anlage (bloßes Vermögen) zum Thätigsein, sondern muß Thätigkeit schlechthin sein, da sie sonst (gegen ihren Begriff als letzte) selbst einer weitern Ursache bedürftig wäre, um aus bloßem Vermögen zur That in diese selbst überzugehen. Es muß eine selbst unbewegte Ursache aller Bewegung geben, da jedes Unbewegte nur durch ein in Bewegung Befindliches in Bewegung gesetzt werden kann. Nicht nur wird ein ruhender Körper durch einen bereits bewegten bewegt, sondern auch ein Lebensfähiges, aber Unbelebtes nur durch ein bereits Lebendiges belebt. Zeugnis des erstern ist die an sich bewegungslose Materie, die durch den Anstoß des ersten Bewegers in Umschwung gesetzt wird; Zeugnis des letztern die (von Aristoteles zum Gegenstand einer eigenen Schrift gemachte) Zeugung der organ. Wesen (vor allem der Thiere), deren (lebensfähiger, aber noch lebloser) Keim, das Ei, der Befruchtung durch die lebenden Eltern bedarf, um zum Leben zu gelangen. In jenem Fall entstehen Bewegungs-, in diesem Generationsreihen, welche beide, da auch der Uebergang aus Nichtzeugen in Zeugen schließlich eine Bewegung ist, auf die eine

unbewegte Ursache aller Bewegung, den ersten Beweger, Gott, als Quell- und Ausgangspunkt aller Bewegung und alles Lebens zurückführen. Dieser selbst ist seinem Wesen nach reine That (Energeia), nicht bloßes Vermögen (Dynamis), als welche er folglich weder jemals begonnen haben, noch jemals aufhören kann, thätig zu sein, weil er im erstern Fall einer Ursache bedürfte, um aus bloßem Vermögen in That, im letztern einer solchen, um aus That in bloßes Vermögen überzugehen, in keinem Fall also selbst letzte Ursache wäre. Gott ist nothwendig ewig, da die durch ihn bewirkte Bewegung ohne Anfang und Ende ist, wie umgekehrt auch die von ihm bewirkte Bewegung selbst ewig ist, weil er als reine That weder anfangen noch aufhören kann, dieselbe zu bewirken. Er ist immateriell, unveränderlich, leidenlos; weil er nicht nur sonst selbst eines Bewegers, wie alle Materie, bedürftig, sondern auch ohne einen solchen, der mit dem Begriff eines ersten Bewegers unvereinbar ist, kein Leiden denkbar wäre. Er ist unbeweglich, obgleich er anderes bewegt; denn er bewegt nur wie es das Schöne thut und das sonst als liebenswürdig Anziehende, welches den nach ihm Begehrenden in Bewegung versetzt, ohne selbst in solcher zu sein, d. h. Gott bewegt als Ideal, dem das der Gestaltung (durch die Form) Bedürftige (die Materie) zustrebt. Er ist Einer, denn das der Zahl nach Viele hat Materie; reine Form (ohne Stoff, Seele ohne Leib), von allem Seienden das einzige, dessen Thun nicht Gestalten materiellen, sondern selbst geistigen Stoffs, nicht (praktisches) Handeln, sondern (theoretisches) Denken ist, keinen Zweck außer sich hat, sondern selbst Zweck ist, dem alle Materie durch Unterwerfung unter die Form sich zu nahen die Bestimmung hat. In Gott ist das Denken sich selbst Gegenstand; er ist Denken des Denkens; sein Thun, da er sich selbst genügend, keines von ihm verschiedenen Dinges bedürftig ist, die angenehmste und seligste Beschäftigung. Gott (die stofflose Form) und die Materie (der formlose Stoff) stellen entgegengesetzte Endpunkte dar, zwischen welchen näher dem einen oder dem andern stufenförmig geordnet alle anderen aus Form und Stoff gemischten wirklichen Dinge gelegen sind. Bei denen, welche dem materiellen Weltstoff näher stehen, überwiegt der Stoff die Form, bei denen dagegen, welche dem ersten Beweger näher stehen, die Form den Stoff. Jene machen die leblose, diese die lebendige Natur, und zwar in der Art aus, daß das roheste und formloseste Produkt der elementarischen Natur die unterste, der Mensch dagegen die oberste Stufe der Reihenfolge bildet. In der leblosen Natur wird das Wirken einer Seele noch nicht, in der lebendigen hingegen zuerst als bloß ernährendes (im Pflanzenreich), als empfindendes (im Thierreich) und zu beiden vorhergehenden Verrichtungen hinzukommend als denkendes Wirken im Menschen sichtbar. Jede dieser drei Stufen der lebendigen Natur setzt die früheren, die lebendige Natur selbst die leblose und diese wieder die allgemeinen Bedingungen alles natürlichen Daseins, Raum, Zeit und Bewegung voraus, deren letzte ihren Grund in Gott als letztem Beweger hat. Die Zeit ist unbegrenzt, der Raum dagegen begrenzt; denn da dieser nichts anderes ist, als die Grenze eines einschließenden Körpers, so müßte es, falls er unbegrenzt sein sollte, einen unbegrenzten Körper geben, was ein Widerspruch wäre. Auch folgt aus dem Begriffe des Raumes, daß dessen Leere unmöglich ist. Die Bewegung, die entweder (quantitative) Zu- oder Abnahme, oder (qualitatives) Anderswerden, oder bloße Ortsveränderung ist, schließt als anfangs- und endlos sowohl das Entstehen aus dem Nichts, wie das Vergehen ins Nichts aus; alles wird aus einem Seienden und zu einem solchen; Stoff und Bewegung sind so ewig wie der erste Beweger, die Welt so ungeschaffen und so unvergänglich wie Gott selbst. Da letzterer nur Einer, so ist auch die erstere nur Eine; nicht zusammenhangslos wie eine schlechte (sondern in sich nach Grund und Folge motivirt wie eine gute) Tragödie, ein in einander greifendes System von Bewegungen, und da der Beweger der vollkommenste ist, so ist auch das Bewegte seiner Gestalt nach vollendet und abgeschlossen. Das Universum denkt Aristoteles unter dem Bilde einer Kugel, deren in stetem, gleichmäßigem, kreisförmigem Umschwung nach der besten Seite (von links nach rechts) begriffene äußerste Schale der Fixsternhimmel, deren ruhender Mittelpunkt die gleichfalls kugelförmige Erde ist, zwischen welchen koncentrisch die mit ungleichmäßiger Bewegung in schiefen Bahnen nach der schlechten Seite hin (von rechts nach links) laufenden sieben Planetensphären (Sonne und Mond inbegriffen) gelagert sind. Jener macht den vollkommensten, weil dem ersten Beweger nächsten, die Erde den unvollkommensten, weil demselben fernsten Theil des Weltalls aus, daher auf der letztern anstatt der Wandellosigkeit der Gestirnwelt unaufhörlicher Wechsel herrscht. Die Zu- und Abnahme des Irdischen wird durch die stete Ungleichmäßigkeit der Planetenbewegungen (besonders der ihr bald näher, bald ferner stehenden Sonne) bewirkt; die Gleichmäßigkeit der Himmelsbewegung ihrerseits spiegelt sich in der Gleichmäßigkeit ab, mit welcher jene Ungleichmäßigkeit der planetarischen Einwirkungen (z. B. der Jahreszeiten) periodisch wiederkehrt. Folge dieser Mischung des beharrenden und wandelbaren im Jenseits (Himmel über dem Monde) ist im Diesseits (Erde unter dem Monde) die, mit der Einförmigkeit der Himmelserscheinungen verglichen, unendlich größere Mannigfaltigkeit von Formen und Gestalten der irdischen Phänomene, insbesondere der organischen (pflanzlichen, thierischen, menschlichen) Natur unter dem Einfluß der Himmelskörper. An derselben tritt, da sie dem ersten Beweger so fern steht, um so mehr das Bedürfnis eines eigenen innern Bewegungsprincips, der Seele, hervor, wodurch sie als Sitz einer von ihr selbst (wenigstens relativ) ausgehenden Bewegung anderseits dem ersten Beweger (als absolutem Quell aller Bewegung) wieder ähnlich wird. Dasselbe tritt auf der untersten Stufe des organischen Lebens (in der Pflanze) ohne sichtbaren Lebensmittelpunkt, gleichsam durch den ganzen Organismus ergossen, nur als ernährende, auf der mittlern Stufe (im Thiere) zugleich als empfindende mit einem Mittelpunkt des leiblichen (Herz) und zugleich einer Einheit des wahrnehmenden, Lust und Unlust fühlenden, begehrenden und verabscheuenden psychischen Lebens, mit Geschlechtsgegensatz, willkürlicher Bewegung, Gedächtnis und Einbildungskraft auf. Im Menschen, dem vollkommensten Thier, kommt zu beiden genannten als höchste Stufe die denkende, von den beiden früheren unterschiedene Seele (die Vernunft, der Geist, nus), die nicht aus der Natur stammt, sondern etwas »Göttliches« oder doch Gottähnliches ist, »von außen« hinzu. Dem allgemeinen Grundgedanken der Entwickelung des Wirklichen aus dem Möglichen entsprechend, erscheint die Seele auf jeder der genannten Stufen zuerst als bloße

Anlage (organischer Keim der Pflanze oder des Thieres; Samenkorn, Ei, Embryo), welche, um zur vollendeten Auswickelung zu gelangen, des von außen kommenden Reizes, der Sollicitation sowohl zur Ernährung, als zur sinnlichen Empfindung (und Begehrung) und zum vernünftigen Denken bedarf. Jener geht von den inneren Zuständen des leiblichen Organismus (Nahrungsmangel), der Reiz zur sinnlichen Empfindung und Begehrung von den äußeren Gegenständen (dem Sicht-, Hör- und Schmeckbaren 2c.), der Anreiz zur Entwickelung der Vernunftanlage dagegen von dem (nicht materiellen) Gegenstande des Denkens, dem Denken selbst aus, welches in diesem Betracht als thätige, zur Vernunftthätigkeit anregende Vernunft (nus poietikos, thätiger Geist) von der leidenden Vernunft (der Anlage zur Vernunftthätigkeit, nus pathetikos, leidender Geist) sich unterscheidet. Im Menschen, der alle drei Arten der Seele (wie? bleibt dunkel) in sich vereinigt, gleicht die denkende Seele ursprünglich einer unbeschriebenen Wachstafel, die zwar der Möglichkeit, nicht aber der Wirklichkeit nach ein Buch ist, die erst durch die Sollicitation des thätigen Geistes das wird, was sie (als leidender Geist) der Anlage nach ist, und zu der sich demnach jener gerade so verhält, wie der erste Beweger zur (im bewegungslosen Stoffe der Anlage nach schlummernden) Welt. Daher ist der thätige Geist auch nur einer für alle, während der Geist als leidender jedem für sich eigen ist; weshalb unter den Schülern des Aristoteles Streit darüber entstehen konnte, ob er die menschliche Seele für sterblich oder für unsterblich erklärt habe. Als leidender Geist nämlich ist sie der Entwickelung (aus bloßer Anlage zur Vollendung) unterworfen, folglich (da alle Entwickelung Materialität voraussetzt) nicht immateriell, also auch nicht unvergänglich; als thätiger Geist aber kommt sie »von außen« an den natürlichen Menschen und ist trennbar von ihm, also zwar unvergänglich, aber nicht mit dem Individuum Eins, sondern Eine für Alle, wie der Beweger Einer für die gesammten Bewegungen. Indem die denkende Seele im Menschen infolge der Erregung durch den thätigen Geist aus bloßer Vernunftanlage zur wirklichen Vernünftigkeit sich erhebt, wird sie der Gottheit, die ganz Vernunft ist, ähnlich, aber nicht gleich, da sie im Menschen noch mit der thierischen und pflanzlichen Seele verbunden ist, die sie nicht abzustreifen vermag; der Philosoph, dessen denkende Seele am stärksten entwickelt ist, ist der Gottheit am ähnlichsten. Der ganze Mensch, der neben der »göttlichen« auch noch die sinnliche (thierische und pflanzliche) Seele besitzt, ist daher weder (wie das Thier) ein bloßes Sinnenwesen, noch (wie Gott) ein reines Vernunftwesen, sondern aus beiden gemischt ein sinnlichvernünftiges Wesen nicht nur seiner Anlage, sondern, da er als Entelechie seinen Zweck in derselben vorgezeichnet trägt, auch seiner Bestimmung nach, welche darin besteht, diese seine Anlage zur Wirklichkeit herauszubilden. Auch er birgt die Tugend (nach dem überall wiederkehrenden Grundgedanken des Systems), die er werden soll, bereits im Keime in sich, wie das Ei das Huhn und das Samenkorn die Pflanze. Sollicitirend wirkt dabei der von außen kommende Reiz von Seinesgleichen, Erziehung und Beispiel, da er als »geselliges Thier« nicht nur in Gesellung mit anderen lebt, sondern in dieser Anlage zur Geselligkeit zugleich den Keim der künftigen vernünftigen Gemeinschaft, des Staates, trägt. Dabei verhält sich der physische zu dem vernünftigen Bestandtheil der sittlichen Anlage des Menschen wie Materie zur Form (in jedem Wirklichen) und ist die aus dieser sich entwickelnde wirkliche Sittlichkeit desto vollkommener, je mehr die bloße natürliche Beschaffenheit (Materie der Sittlichkeit) von der vernünftigen (Form der Sittlichkeit; sittliche Einsicht) gelenkt und durchdrungen wird. Wie aber nach des Aristoteles der organischen Naturbeobachtung entlehntem Grundsatz alles organische Wachsthum allmählich durch Nahrung und Pflege, so erfolgt auch die Ausreifung der sittlichen Anlage zu wirklicher Sittlichkeit nur langsam durch Uebung und Gewohnheit, wenn die letztere wirklich zum bleibenden Charakter, zur andern Natur (hexis) werden soll. In dieser aber, welche die vollkommene Erfüllung der tugendhaften Anlage, die tugendhafte Thätigkeit der Seele selbst ist, besteht auch deren Glückseligkeit oder das höchste Gut, welches allerdings leibliche und äußere Güter als Stützen und Förderungsmittel vernünftiger Thätigkeit (z. B. Gesundheit, Vermögen, Ansehen 2c.) nicht aus-, sondern einschließt. Wohlbefinden, Lust, ist dabei nicht sowohl Zweck, als vielmehr natürliche unausbleibliche Folge, weil Rückwirkung jeder naturgemäßen Thätigkeit auf den Thätigen selbst. Naturgemäß aber ist nur jene Thätigkeit, die weder ein Zuviel noch ein Zuwenig in sich schließt, daher Aristoteles die Tugend als das mittlere zwischen zwei Gegensätzen (z. B. Sparsamkeit als die richtige Mitte zwischen Geiz und Verschwendung) definirt. Derselbe Gedanke liegt auch seiner »Poetik«, wo er das Schöne als das weder zu Große noch zu Kleine, wie seiner »Politik« zu Grunde, in der er die mittlere Verfassung, d. i. die Herrschaft des Mittelstandes für die beste erklärt. In beiden kehrt auch der aristotelische Hauptgedanke, der Gegensatz zwischen Anlage und Vollendung und dessen Vermittelung durch die Entwickelung der erstern wieder, und zwar in der Lehre von der dramat. Dichtkunst, in welcher er den Nachdruck auf die Beschaffenheit der Fabel und der handelnden Charaktere als der Anlage der künftigen dramatischen Handlung legt, in der Verfassungslehre, indem er auf die historisch, geographisch und ethnographisch gegebenen Umstände und Voraussetzungen der Staatenbildung als Anlage der künftigen Staatsverfassung hinweist. Gleicher Denkrichtung entsprang des Aristoteles »Logik«, die er als Schlußlehre auffaßt, indem in den Vordersätzen der Schlußsatz der Anlage nach bereits gegeben und der wirkliche Schlußsatz nur die Entfaltung des in den Vordersätzen keimartig Enthaltenen durch wirkliches Folgern sei; sowie anderseits wieder die Beweisgründe das zu Beweisende unausgewickelt in sich tragen, wie die verursachende Bewegung die von ihr verursachte, und auf einen selbst unbeweisbaren Anfang alles Beweisens (Grundsatz, Axiom, Princip), wie jene auf den selbst unbewegten Anfang aller Bewegung zurückdeuten. Die Identität des (Einen) thätigen Geistes, des Urhebers alles wirklichen (aus dem Schlummer geweckten) Denkens, und des ersten Bewegers als der (Einen) Ursache aller wirklichen (aus dem bloßen Vermögen in That übergegangenen) Bewegung, in Gott schließt den gewaltigen Ring, der von der Gottheit zum Fixsternhimmel, von diesem durch die planetarische Region zur Erde hinab und durch die aufsteigende Stufenfolge der unorganischen und organischen Natur durch Stern, Pflanze, Thier und Mensch, von des letztgenannten leidender

zur thätigen Vernunft, d. i. wieder zur Gottheit empor führt.

Ueber die Philosophie des Aristoteles, deren Einfluß durch das gesammte nach-aristotelische Alterthum, das Mittelalter und bis auf die neueste Zeit herab sich erstreckt, wo sie namentlich von Trendelenburg in erneuerter Gestalt wieder aufgenommen worden ist, vgl. außer diesem besonders Biese, Die Philosophie des Aristoteles (Berl. 1835—42, 2 Bde.); Brandis, Uebersicht über das Aristotelische Lehrgebäude (Berl. 1860; auch unter dem Titel »Geschichte der griechisch-römischen Philosophie«, Bd. 3, Abtheil. 1); Zeller, Geschichte der griech. Philosophie (3. Aufl., Leipz. 1869 ff.) und Schwegler, Geschichte der griech. Philosophie (herausgeg. von Köstlin, 2. Aufl., Tüb. 1870).

Aristotelische Schule. Unter den unmittelbaren Schülern des Aristoteles waren Theophrastos von Eresos auf der Insel Lesbos und Eudemos von Rhodos die bedeutendsten. Außerdem sind Aristorenos, welcher die aristotelische Lehre von der Erkenntnis auf die Musik anwandte, und Dikäarchos von Messene, welcher die Geographie in den wissenschaftlichen Kreis des Peripateticismus einführte, die bekanntesten. Am weitesten unter allen Peripatetikern soll der Schüler und Nachfolger des Theophrast, Straton von Lampsakos, von dem aristotelischen System sich entfernt haben. Er sonderte zuerst die Erfahrungswissenschaften über die Natur von der Philosophie ab und faßte jene als das Material, diese als die Ergebnisse der Erfahrung wissenschaftlich auf, was für die peripatetische Schule insofern entscheidend war, als seitdem in ihr die innige Verbindung der Erfahrungskenntnisse mit der Philosophie aufgelöst war. Unter den Schülern des Theophrast ist neben Straton besonders Demetrios aus Phaleron bei Athen zu nennen. Die Nachfolger des Straton im Lyceum waren der Reihe nach: Lykon aus Troas, Ariston von Keos, Kritolaos aus Phaselis, der zu der reinaristotelischen Lehre zurückkehrte, und Diodoros von Tyrus, in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr. Unter ihnen hat die peripatetische Schule die Richtung auf die Ethik genommen, in welcher aber nicht viel Ersprießliches geleistet ward. Diese Richtung auf die Ethik blieb und wurde befördert durch den Einfluß der Römer, welche, ihrer praktischen Richtung gemäß, eine Philosophie für das praktische Leben verlangten. Obgleich unter den drei Philosophen, welche 155 v. Chr. als Gesandte Athens nach Rom geschickt worden waren und der Beschäftigung mit griech. Philosophie in Rom Eingang verschafft hatten, ein Peripatetiker (Kritolaos) gewesen war, so hatte sich doch die peripatetische Schule am wenigsten des Beifalls der Römer zu erfreuen und konnte neben der epikureischen und stoischen Lehre und der der neuen Akademie nicht zur Anerkennung gelangen. Es fehlte zwar nicht völlig an Männern, welche sich eine gelehrte Kenntnis der aristotelischen Philosophie erwarben; diese beschränkte sich jedoch theils auf einzelne Zweige des Systems, die mit irgend einem besondern literarischen Zweck in Verbindung standen, so z. B. bei Cicero, der bei seiner Vorliebe für ethische Untersuchungen den spekulativen Theil vernachlässigte, bei Seneca und dem ältern Plinius, welche des Aristoteles naturwissenschaftliche Schriften benutzten, bei Quinctilian in Bezug auf die Rhetorik; theils erklärten sie sich dadurch, daß sie manchen Meinungen des Aristoteles beistimmten, nicht für Anhänger des Systems selbst. Dieses blieb im ausschließlichen Besitz der Schule, die jedoch durch unbedeutende Männer vertreten wurde, wie durch Kratippos in Athen. Eine neue Wendung nahmen die aristotelischen Studien, als Andronikos von Rhodos, welcher der peripatetischen Schule im Lyceum vorstand, in Verbindung mit dem Grammatiker Tyrannion in Rom, dem die Handschriften des Sulla zu Gebote standen, eine neue Revision der von ihm nach der Gleichartigkeit des Inhalts geordneten und nach ihrer Echtheit in ausführlichen Untersuchungen geprüften Schriften des Aristoteles veranstaltete und Erklärungen zu einigen aristotelischen Schriften herausgab. Diese gelehrte Beschäftigung, den Aristoteles zu erläutern, wurde seitdem beibehalten und hat das originelle Denken in der peripatetischen Schule unterdrückt. An Andronikos schließt sich eine fast unabsehbare Reihe von Erklärern an, welche sich durch mehrere Jahrhunderte hindurch erstreckt. Alle diese Arbeiten aber beurkunden weder Schöpferkraft, noch Gedankenreichthum und liefern für die Philosophie keine andere Ausbeute, als geschichtliche Notizen. Zugleich griff ein Eklekticismus um sich, infolge dessen sich die aristotelische Philosophie mit den Lehren anderer griechischen Denker, sogar mit orientalischer Spekulation vermischte. Diese Richtung tritt hervor namentlich auffallend in den Kommentaren des Arztes Claudius Galenus, sowie in denen des Kilikiers Simplikios (um die Mitte des 6. Jahrh.) Unter den zahlreichen übrigen griech. Kommentatoren sind noch zu nennen: im 1. Jahrh. v. Chr. Boëthios von Sidon, Sosigenes zur Zeit des Cäsar, Nikolaos von Damaskus, Alexander Aegeus, Lehrer des Kaisers Nero; im 2. Jahrh. Adrastos von Aphrodisias in Karien, namentlich aber Alexander von Aphrodisias, welcher vorzugsweise der Erklärer heißt und durch seine Schriften alle früheren in den Hintergrund gedrängt hat. Vom 3. bis zum 6. Jahrh. beschäftigen sich die Neuplatoniker besonders eifrig mit der Erklärung des Aristoteles; so zuerst Porphyrios und sein Schüler Jamblichos, dann Proklos, Damaskios und Simplikios. In den nächsten vier Jahrhunderten, in denen die Araber des aristotelischen Studiums sich bemächtigt hatten, ruhte die griech. Auslegung fast ganz, und erst in der spätern byzantin. Periode, vom 11. bis zum 15. Jahrh., kam sie wieder in Aufnahme. Allein die Arbeiten über Aristoteles aus der letzten Periode der griech. Literatur, von Michael Psellos und Michael Ephesios im 11., von Georgios Pachymeres und Eustratios im 12., von Leo Magentinus im 14., von Georgios Gemistos Pletho und Georgios von Trapezunt im 15. Jahrh. und von anderen haben, meist aus den früheren Kommentaren geschöpft, nur insofern Bedeutung, als sie beim Wiederaufleben der klassischen Literatur im 15. Jahrh. durch die nach Italien geflüchteten Griechen zuerst eine genauere Kenntnis des Aristoteles im Abendland verbreitet haben. Hier hatte im 5. Jahrh. Augustinus zum erstenmal den Aristoteles ins Lateinische übersetzt. Allein man kannte bis ins 13. Jahrh. fast allgemein den Aristoteles bloß aus der lateinischen Uebersetzung des römischen Senators Boëthius (unter dem Ostgothenkönige Theoderich), die jedoch nur das »Organon« umfaßte. Die logischen Schriften waren auch die einzigen, deren Verbreitung von der Kirche keine Hindernisse entgegengestellt wurden. Die übrigen waren nur einigen wenigen Männern zugäng-

lich, welche Kenntnis der griech. Sprache und Literatur besaßen. Im 13. Jahrh. machten nun zwar die abendländ. Gelehrten Bekanntschaft mit dem ganzen Lehrgebäude des Aristoteles, jedoch aus sehr unlauteren Quellen, in wenig sorgfältiger Ueberlieferung erst aus der dritten, vierten, ja fünften Hand, so daß das Bekanntwerden der byzantinischen Werke über Aristoteles im Mittelalter Epoche machte. Die arab. Regenten in Persien ließen mit Hülfe syrischer Gelehrten, nestorianischer Christen, Werke griechischer Schriftsteller, besonders auch des Aristoteles, ins Syrische, welches die bei den Arabern gangbarste fremde Sprache war, und aus diesem verwandten Dialekte ins Arabische übersetzen. Unter der Auktorität dieser Uebersetzungen standen auch die vorzüglichsten derjenigen arab. Erklärer, welche von der Regierung des Chalifen Al Mansur an bis in das 13. Jahrh. sich einen Namen machten und auf die christliche Philosophie des Mittelalters einen bedeutenden Einfluß gewannen; ihre Namen sind in den von den Scholastikern verkürzten oder veränderten Formen auch bei uns in Gebrauch gekommen; sie sind: Alkendi, Avicenna, Algazel aus Tus, Ibn Tophail aus Cordova, Averrhoës, der ausgezeichnetste Aristoteliker in Spanien, von den Scholastikern vorzugsweise der Kommentator genannt. Von den Arabern ging die wissenschaftliche Kultur im 13. Jahrh. oder zu Ende des 12. in den christlichen Occident über, und diese Verpflanzung verschaffte dem Aristoteles eine ungemessene Bewunderung und Huldigung in Europa. Die arab. Uebersetzungen, Erklärungen, Lehrbücher, überhaupt alle Werke, welche sich auf Aristoteles bezogen, wurden nämlich theils unmittelbar aus dem Arabischen, theils mittelbar aus hebräischen oder rabbinischen Uebersetzungen des Arabischen ins Lateinische übertragen. Der Uebergang der aristotelischen Philosophie in das abendländische Europa wurde vorzüglich durch die Werke von Avicenna und Averrhoës vermittelt. Die hebr. Uebersetzungen waren von gelehrten Juden ausgearbeitet worden, unter denen sich als Anhänger der arabisch-aristotel. Philosophie namentlich Moses Maimonides aus Cordova (1139—1205) auszeichnete, der auch den Versuch machte, die mosaische Religion durch philosophische Begriffe zu begründen und zu erläutern. Die Metaphysik und Physik, die Psychologie und Ethik wurden jetzt nebst der Logik in derselben Weise und in demselben Umfang wie bei den Griechen und Arabern bearbeitet. Außerdem aber wuchs den Scholastikern das besondere Geschäft hinzu, die spekulative Lehre in Verbindung zu bringen mit der kirchlichen Dogmatik, zu welcher jene ebensowohl in ein Abhängigkeitsverhältnis gesetzt, als mit ihr in Uebereinstimmung gebracht werden mußte. Beides ward durch dialektische Kunstmittel, durch Verdrehungen des wahren Sinns bewerkstelligt. Die Häupter der neuern Scholastik sind: Albertus Magnus, Thomas von Aquino und der Schotte Johannes Duns Scotus. Der zweitgenannte hat sich auch das Verdienst erworben, daß er um 1270 eine neue Uebersetzung der Werke des Aristoteles aus dem griech. Texte durch den Dominikaner Wilhelm von Moerbecke (Wilhelm von Brabant), die sogen. »Translatio vetus«, veranstaltete, welche durch ihre wörtliche Treue die Auktorität griechischer Handschriften hat und während der nächsten Jahrhunderte für das Studium des Aristoteles, sowie für die Anwendung desselben auf die Theologie in Gebrauch blieb. Die beiden letzteren machte ihre durch die aristotel. Philosophie bestimmte, aber verschiedene Auffassung christlicher Dogmen zu Repräsentanten zweier feindseligen Parteien, der Thomisten und Scotisten. Mit der Wiedererweckung der klassischen Literatur im 15. Jahrh. begann ein allgemeiner Kampf wider die Scholastik im W. von Europa, der sich in Bezug auf Aristoteles darin aussprach, daß das Bestreben hervortrat, an die Stelle des verfälschten aristotel. Systems, das nichtsdestoweniger auf alle Disciplinen angewendet worden war, den reinern Peripateticismus zu setzen. Unter den gelehrten Griechen, welche die Geisteswerke ihrer Vorfahren und das Verständnis der Sprache nach Italien brachten, waren einige eifrige Aristoteliker: Georgios von Trapezunt, Johannes Argyropulos, Theodoros Gaza aus Thessalonich, Georgios Scholarios mit dem Beinamen Gennadios. Sie hielten nicht allein in ital. Städten Vorlesungen über aristotel. Werke in der Grundsprache, sondern widmeten denselben auch ihre schriftstellerische Thätigkeit. Die aristotelischen Schriften wurden nun fleißig im griech. Original herausgegeben, übersetzt und kommentirt. Der reine aristotelische Lehrbegriff wurde sorgfältig dargestellt und öffentlich gelehrt, mit Begeisterung empfohlen und sowohl gegen die Anhänger des Platon und die Neuplatoniker, als auch gegen die Begünstiger der scholastisch-aristotel. Philosophie vertheidigt, welche immer noch auf den Universitäten und in den Klöstern die Mehrzahl der Lehrenden ausmachten. Erst mit der Kirchenverbesserung konnte die geläuterte, aus den Quellen geschöpfte peripatet. Philosophie der getrübten und unlautern gegenüber festen Fuß fassen, seitdem Melanchthon Lehrbücher über die aristotel. Logik, Physik, Psychologie und Ethik abgefaßt hatte, die auf den protest. Universitäten eingeführt wurden. Aber nicht minder heftig, als gegen Andersdenkende, kämpften die Aristoteliker unter einander, und besonders war es die dunkle Lehre des Aristoteles von der Seele und der persönlichen Unsterblichkeit, welche zu großen Streitigkeiten Veranlassung gab. Da in der Erklärung dieser Lehre einige dem Urtheil des Averrhoës, andere dem des Alexander von Aphrodisias beitraten, so bildeten sich die Parteien der Averrhoïsten und Alexandristen, die bei allem Aufwande des Scharfsinns und der Spitzfindigkeit von beiden Seiten sich nicht vergleichen konnten. Unter den Alexandristen zeichneten sich aus Petrus Pomponatius, Jakob Zabarella, Cäsar Cremoninus; unter den Averrhoïsten Alexander Achillinus, Marcus Antonius Zimara, Andreas Cäsalpinus. Unter einander getrennt und zerrissen, standen doch beide der scholastischen Barbarei entgegen. Im Widerstreben gegen dieselbe suchten auch Petrus Victorius, Robortellus, Accorambonus, Muretus in Italien, Jakob Faber, Lambinus, Sepulveda und Vives in Frankreich, das Kollegium der Jesuiten zu Coimbra in Portugal, Gifanius in den Niederlanden, Erasmus von Rotterdam, Camerarius, Pacius in Deutschland nebst vielen anderen dem echten Peripateticismus Eingang zu verschaffen.

Als seit dem 15. Jahrh. einige helle Köpfe es gewagt hatten, über die griech. Systeme hinaus zu schreiten und dem philosoph. Denken eigenthümliche Aufgaben zu stellen, die auf originelle Weise gelöst werden sollten, wurde die Philosophie des Aristoteles nicht bloß dialektisch bestritten, sondern die unbedingte Bewunderung seiner Anhänger rief unter

seinen Gegnern eine ebenso unbedingte Verwerfung und die gehässigste Anfeindung hervor, die sich selbst gegen den Charakter und das Leben des großen Griechen richtete, um seinen Ruhm zu schänden und seinen Namen zu brandmarken. Mit großer Entschiedenheit trat zuerst Petrus Ramus in Paris auf, dessen Polemik sich gegen die gesammte aristotelische Philosophie wandte, die für eine Irrlehre und für praktisch und wissenschaftlich unbrauchbar erklärt wurde. Sein Ansehen vereinigte eine ganze Partei, die Ramisten. Ihnen stellten sich als warme Verfechter des Aristoteles die Antiramisten entgegen, unter denen Jakob Carpentarius (Charpentier), Lehrer der aristotel. Philosophie zu Paris, gleichzeitig mit Ramus selbst den Kampf leitete. Das Ansehen des Peripateticismus war gebrochen, als im zweiten Viertel des 17. Jahrh. das Cartesianische System hervortrat. Die philosophischen Untersuchungen erscheinen seitdem frei und selbstthätig, von den griechischen Lehren unabhängig. Während indeß über der raschen Folge neuer Systeme das aristotelische in den Hintergrund tritt, wird die »Poetik« des Aristoteles durch den Einfluß, den sie auf das französische Theater übte, und Lessings Kampf gegen das letztere neuerdings hervorgezogen. Das neubelebte Studium der Geschichte der Philosophie, wie die Erweiterung der Philologie zur gesammten Alterthumswissenschaft (durch F. A. Wolf) ist denn auch dem Aristoteles zu statten gekommen und hat nicht nur zu zahlreichen Darstellungen seiner Philosophie im ganzen und einzelnen, sondern auch zu sorgfältigen Revisionen seines vielfach verderbten Originaltextes geführt, unter welchen die von der königl. Akademie zu Berlin veranstaltete Gesammtausgabe seiner Werke und die zahlreichen diese betreffenden Preisaufgaben des französischen Instituts für sein Studium Epoche machen.

Aristoxĕnos, altgriech. Philosoph aus Tarent, um 350 v. Chr., der peripatetischen Schule angehörig, einer der ältesten griech. Schriftsteller über Musik, war zuerst Schüler des Pythagoräers Xenophilos, dann zu Athen des Aristoteles. Da letzterer bei seinem Tode nicht ihn, sondern den Theophrastos zum Nachfolger in der Leitung der Schule ernannte, so soll A. aus Rachsucht später viele böse Gerüchte über seinen Lehrer in Umlauf gebracht haben. Epoche machten seine Grundsätze in der Musik, indem er die bisher allgemein angenommene, auf bloße Zahlenverhältnisse gegründete Theorie der Pythagoräer verließ und die Affektion des innern Sinnes, die Empfindung, geltend zu machen suchte. Seine Ansicht fand viele Anhänger (Aristoxenianer), ohne jedoch die des Pythagoras ganz zu verdrängen. Die einzige noch übrige Schrift des A. sind die »Elemente der Harmonie« (»Elementa Musices«) in 3 Büchern, herausgeg. von J. Meursius (Leyd. 1616), besser in Meiboms »Antiquae Musicae scriptores« (Bd. 1, Amsterd. 1652), neuerdings von Marquard (mit Uebersetzung, Berl. 1869). Bruchstücke eines Werkes über den Rhythmus wurden zuerst von Morelli (Vened. 1785) herausgegeben; kritisch bearbeitet von Feußner (mit Uebersetzung, Hanau 1840) und Bartels (Bonn 1854).

Aristyllos, alexandrin. Astronom aus Samos, um 290 v. Chr., war der erste griech. Astronom zu Alexandria, der (mit Timocharis) den gestirnten Himmel beobachtete. Seine verloren gegangene Schrift: »Ueber die Fixsterne« ist von Hipparchos und Ptolemäos benutzt worden.

Arithmĕtik (griech., »Zahlenlehre«), derjenige Theil der Mathematik, der sich mit den unstetigen oder diskreten Größen der Zahlen, besonders mit ihren Formen und Verbindungen beschäftigt; im engern Sinn die Lehre von der Rechnung mit bestimmten Zahlen, welche mit Ziffern geschrieben werden. Man theilt die A. gewöhnlich in die gemeine und in die höhere und begreift unter jener die vier Species der Rechenkunst in ganzen und gebrochenen Zahlen und ihre praktische Anwendung, die Lehre von den Proportionen, die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel und die Rechnung mit Logarithmen, unter der höhern dagegen die Untersuchung der Eigenschaften der Zahlen überhaupt, die Zerfällung der ganzen Zahlen in Faktoren, die Kettenbrüche ꝛc. Auch unterscheidet man die theoretische, welche die Lehrsätze von den Verbindungen und Eigenschaften der Zahlen aufstellt und wissenschaftlich begründet, von der praktischen (technischen oder körperlichen) A., die schlechthin auch Rechenkunst genannt wird. Die numerische A., die Logistik der Griechen, lehrt die Rechnung mit bestimmten, durch Ziffern ausgedrückten Zahlen Von einem höhern Gesichtspunkt geht aus die Arithmetica speciosa, welche in allgemeinen Zeichen, in Symbolen ausführt, was die numerische A. mit Ziffern durchsetzt. Ihr Name soll daher kommen, weil die Juristen fingirte Personen Cajus, Sempronius (um ihre Lehren an bestimmten einzelnen Fällen durchführen zu können) Species nannten. Jetzt heißt sie allgemeine oder reine A. Errathende A. (Arithmetica divinatoria) hieß früher die Algebra. Politische A. wird bisweilen die Anwendung der A. auf die in der Staatsverwaltung vorkommenden Verhältnisse, auf Berechnung der Lotterien, der Renten-, Versorgungs- und Versicherungsanstalten, der Sterblichkeitsverhältnisse, der Lebensdauer ꝛc. genannt; richtiger gehören diese Aufgaben ins Gebiet der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ihre erste Entwickelung soll die A. bei den Indern gefunden haben; doch bezeichneten schon die Aegypter den Thot als ersten Zahlenmeister; auch die Phönikier beschäftigten sich frühzeitig damit. Uebrigens trugen den Namen A. im Alterthum vorzüglich die Untersuchungen über Formen von Zahlen, über gerade und ungerade Primzahlen u. a., unsere Zahlenrechenkunst aber hieß, wie bemerkt, Logistik. Wie beschwerlich das Rechnen zu jener Zeit wurde, läßt sich daraus schließen, daß der, welcher unsere vier Species in der Gewalt hatte, schon als Mathematiker galt, und die verschiedenen Weisen, das Rechnen durch mechanische Hülfsmittel zu erleichtern, deuten ebenfalls dahin. Das Zahlensystem der sonst sinnigen Griechen war nämlich außerordentlich unbehülflich, daher ihnen auch die Möglichkeit abgeschnitten war, rasche Fortschritte zu erzielen. Wie sehr ein ungelenkes Zahlensystem jedem weitern Fortschritt der A. einen Damm entgegenstellt, sieht man daraus, daß Archimedes nicht im Stande war, ein genaueres Verhältnis der Peripherie zum Durchmesser als $^{22}/_{7}$ und $^{223}/_{71}$ anzugeben. Die einzigen Mathematiker des frühern Alterthums, welche Schriften über A. hinterlassen haben, sind Euklides (das 7.—10. Buch seiner Elemente) und Diophantos (aus dem 4. und 3. Jahrh. v. Chr.). Aus dem 1. Jahrh. v. Chr. stammen Nikomachos' arithmet. Bücher über Zahlenformen, auch rühren von ihm die (verloren gegangenen) »Theologumena Arithmetices« her. Im 6. Jahrh.

verfaßte Boëthius 2 Bücher über arithmetische Gegenstände. Mit der bessern Einrichtung des Zahlensystems änderte sich die schwerfällige Form der A. In diese Zeit fällt Joh. de Sacro-Bosco's (gest. 1226) »Algorithmus seu Arithmeticae introductio« (Vened. 1523). Sein Zeitgenosse Jordanus Nemorarius schrieb ein Werk über A., 1514 mit gothischer Schrift gedruckt; im 15. Jahrh. schrieb der Minorit Lukas Pacioli dal Borgo San Sepolcro über Algebra und Geometrie. Im 16. Jahrh. findet sich das langgeschätzte klassische Werk des Adam Rise (Reese), wo noch mit Linien Proportionen durchgeführt werden. Auch Kettenregel und Gesellschaftsrechnung finden sich schon in dieser Zeit vor; letztere lehrte (1527—40) Peter Apianus. Im 17. Jahrh. wurden die Logarithmen erfunden, der letzte epochemachende Fortschritt in der gemeinen A. Als tüchtige Rechner aus diesem Jahrhundert sind zu nennen: Neper, Briggs, Blacq; von ihnen haben wir Rechenstäbe, Logarithmen- und Sinustafeln; Fermat in Frankreich beschäftigte sich mit den Eigenthümlichkeiten der Zahlen. Hier tritt die Analysis helfend ein, und nun gewinnt die Rechenkunst immer größere Allgemeinheit in der Behandlung. Die Geschichte der A. fällt von da ab mit der der Analyse (s. d.) zusammen.

Arithmetische Zeichen, alle Zeichen, mittels deren die arithmetischen Operationen angedeutet werden. Das Zeichen der Addition ist +, z. B. $4 + 3$ ist 7; das der Subtraktion ist —, z. B. $8 - 2$ ist 6; das der Multiplikation $\times$ oder ein Punkt (·), z. B. 2×3 oder $2 \cdot 3$ ist 6; das der Division entweder ein horizontaler Strich, über welchem der Dividendus und unter welchem der Divisor steht, oder ein Doppelpunkt zwischen dem Dividendus und Divisor, z. B. $\frac{30}{6}$ oder $30 : 6$ ist 5. Zusammengesetzte Größen, d. i. solche, welche als einfache betrachtet und behandelt werden sollen, werden in Parenthesen und Klammern eingeschlossen, z. B. $(a + b - c)$ oder $[a + b - c]$. Die nte Potenz von a wird durch a^n, die nte Wurzel aus a durch $\sqrt[n]{a}$ oder $a^{1/n}$ bezeichnet. Das Zeichen der Gleichheit ist =; $a > b$ heißt: a ist größer als b; $a < b$ dagegen: a ist kleiner als b. $\gtrless$ zeigt an, daß es unentschieden ist, ob zwei Größen gleich oder ungleich sind und welche in letzterem Falle größer ist. Das Unendlichgroße wird mit ∞ bezeichnet, das Unendlichkleine durch $\frac{1}{\infty}$.

Arithmologie (griech.), Lehre von den Zahlen, namentlich von deren wunderbaren Eigenschaften.

Arithmomantie (griech. Arithmontie), Wahrsagung aus Zahlen.

Arīus, Stifter der Arianer, s. Arianischer Streit.

Arizōna, ein Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, das 1863 aus einem Theil von Neumejiko gebildet wurde, grenzt im N. an Utah, im W. an das südl. Kalifornien, im S. an den mejikan. Staat Sonora, im O. an Neumejiko (s. Karte IV »Vereinigte Staaten«) und hat einen Flächeninhalt von 295,030 QKilom. (5358 QM.). Die Einwohnerzahl belief sich 1870 auf 9658 (darunter 9581 Weiße und 20 Chinesen). A. ist seinem größten Theil nach ein wald- und weidereiches Tafelland von etwa 2700 Meter Höhe, das von ansehnlichen und meist phantastisch geformten Bergreihen überragt und vielfach von fruchtbaren Thälern sowohl, als von Sandwüsten durchbrochen wird. Hauptflüsse sind der Rio Colorado im W., der bis Colville hinauf für kleine Dampfer fahrbar ist, aber in seinem mittlern Laufe zur Zeit der Schneeschmelze arge Ueberschwemmungen anrichtet, und sein die Mitte des Landes durchziehender Nebenfluß, der Rio Gila. Durch Ergiebigkeit zeichnen sich besonders die Thäler des Santa Cruz und San Pedro aus, während der östl. Theil des Territoriums eine völlige Wüste bildet. Das Klima ist im allgemeinen trocken und gesund. Alle Getreidearten, Früchte, Tabak, im S. selbst Zuckerrohr und Baumwolle, gedeihen vortrefflich. Der Hauptreichthum des Landes besteht aber in seinen Metallen; Kupfer, Blei, Eisen und namentlich Gold und Silber werden in großer Menge gefunden. Daß es zu einem regelmäßigen und schwunghaften Betrieb des Bergbaues bis jetzt nicht kam, ist vorzugsweise den räuberischen Einfällen der Apachesindianer zuzuschreiben, welche das Aufblühen des Territoriums immer noch empfindlich stören. Neuerdings (1872) sind auch Diamanten in A. entdeckt worden. Hauptstadt war früher Prescott (1863 gegründet), mit 1200 Einw., jetzt ist es Tucson, ein alter mejikanischer Ort am Rio San Xavier, mit 3224 Einw. Die projektirte südl. Pacificbahn (von St. Louis in Missouri bis an den Kaliforn. Golf) wird A. von O. nach W. durchziehen. — Das Land, 1687 durch die Jesuiten von Sonora aus entdeckt, war schon zu Anfang des 18. Jahrh. mit zahlreichen span. und indian. Ackerbauansiedelungen (besonders im Thal des Rio Gila, am Rio Verde, am Salinas) bedeckt und mit einem ausgedehnten System von Bewässerungskanälen versehen, bis ein Krieg der Apaches gegen die Spanier ausbrach, der mit Vertreibung der Weißen und der Vernichtung aller Kultur im Lande endigte. Vgl. die Reisebeschreibungen von Browne (a. d. Engl., Jena 1870) und Pumpelly (3. Aufl., Lond. 1870).

Arkade (v. lat. arcus, Bogen), ein durch mehrere an einander oder hinter einander gereihte, auf Säulen, Pfeilern oder Säulen und Pfeilern ruhende Bogenstellungen gebildeter Gang, welcher wenigstens nach einer Längsseite hin geöffnet ist. Befindet er sich in der Höhe eines oder mehrerer Stockwerke, so nennt man ihn wohl auch Gallerie. Korridor, Piazza, Loggia, Kreuzgang sind verwandte, obschon ganz eigenartige Formen. Die Anwendung der Arkaden reicht in die ältesten Anfänge der Baukunst hinauf. Schon in Indien, wo sie wohl durch das Bedürfnis des Schattens hervorgerufen wurden, wie auch in den Tempeln und Palästen der alten Aegypter spielen Säulengänge und Arkaden eine große Rolle. Griechen und Römer gaben ihnen die weiteste Anwendung; nicht bloß die öffentlichen Plätze für Volksversammlungen und Spiele, sowie die Orte, wo ihre Philosophen lehrten, waren mit Bogengängen umgeben, sondern auch Straßen und Märkte häufig mit solchen umsäumt. Von den Römern verbreitete sich ihre Anwendung weiter in das nördliche Europa, diente aber hier mehr zur Zierde und zum Luxus, als dem Bedürfnis. Das Mittelalter erweiterte im roman. Stil bereits die A. zum Kreuzgang, welcher eine auf dem Grundriß eines Quadrats ringsherum geführte A. ist; die Gothik, wie der romanische und schon der röm. Stil, kennt sie auch in miniaturmäßiger Auffassung als architektonisches Ornament. Auf dem Gebiet der Städtearchitektur finden wir sie im Mittelalter als Laube im Parterregeschoß der Häuser. Prachtvoll

ist die Arkadenarchitektur in dem maurischen Stil ausgebildet, wie er in den Bauten der Alhambra vertreten ist. An Prachtgebäuden werden die durch die Pilaster auf der innern Mauerfläche gebildeten Nischenräume mit Malerei verziert; das schönste Beispiel einer solchen Dekoration aus neuester Zeit sind die Arkaden des Hofgartens in München.

Arkadenmauern, freistehende, mit Schießscharten und hinten über denselben mit Ueberwölbung zum Schutz gegen Vertikalfeuer versehene Mauern. Sie sind zuerst von Montalembert vorgeschlagen und haben seitdem in vielen deutschen und franz. Befestigungen, unter andern auch in den Forts vor Paris, Anwendung gefunden.

Arkadien, das von den Dichtern hochgefeierte Hirten- und Schäferland in der Mitte des Peloponnes, ein Hochland in eminentem Sinn, in sich und gegen außen abgeschlossen, die natürliche Festung der Halbinsel. Am höchsten steigen die A. einschließenden Gebirge im N. auf, wo der Kyllene (jetzt Zyria) 2115 Meter Höhe erreicht. An ihn schließt sich westlich das Aroanische Gebirge (jetzt Chelmos), 2355 Meter hoch; dann der Erymanthos (jetzt Olonos), 2220 Meter hoch, alle durch tiefe Einschnitte von einander getrennt. Weniger hoch sind die Gebirge an der Ostgrenze Arkadiens, welche nur eine Höhe von 15—1600 Meter erreichen, während die Pässe 800 Meter nicht überschreiten. Darum war und ist der Verkehr nach O. viel bedeutender als nach N. In dieser Kette liegt, schon auf lakonischem Gebiet, der 1960 Meter hohe Parnon (jetzt Malevo), dessen Namen man auf die ganze Kette übertragen hat. Von S. und besonders von W. her ist A. leicht zugänglich; denn nach W. bahnen sich die Ströme Arkadiens, im Alpheios (jetzt Ruphia) vereinigt, ihren Weg zum Sicilischen Meer. Der Alpheios, angeblich durch unterirdische Zuflüsse aus der Ebene von Tegea (Tripolitza) gespeist, tritt im S. des Landes hervor, beschreibt einen großen Bogen nach N. und W., in dessen Mitte Megalopolis lag; dann verengt sich sein Thal zur Schlucht, bis er bei Heräa seine bedeutendsten Zuflüsse, den Ladon und Erymanthos, von N. her aufnimmt und auf elisches Gebiet übertritt. Auf arkadischem Gebiet entspringt auch der Eurotas, der Hauptfluß Lakoniens, und der Neda im SW., sowie viele der kleinen Küstenflüsse Achaia's. Das Innere Arkadiens ist ein wechselndes Berg- und Thalland (keine zusammenhängende Hochebene), unter dessen Erhebungen der 1850 Meter hohe Mänalos und der 1600 Meter hohe Thaumasion die bedeutendsten sind. Da, wo der Helisson sich mit dem Alpheios vereinigt, befindet sich ein Becken, das einst, ehe letzterer die westlichen Gebirge durchbrochen hatte, ein See war, dessen Ablagerungen (eine dicke fette Humusschicht) Südarkadien seine Fruchtbarkeit verlieh. Dort gedeihen alle Feldfrüchte, Wein und Oliven in Fülle. Die von der Ostkette herabkommenden Bäche sind von kurzem Laufe und haben die Eigenthümlichkeit, daß sie im Frühjahr oft plötzlich das Land überschwemmen, im Sommer aber in sogen. Katabothren (unterirdischen Höhlen) verschwinden, aus denen sie mitunter nach meilenlangem Laufe plötzlich wieder hervorbrechen. Größere Seen hat A. nur zwei, den von Pheneos (Phonia) und den von Stymphalos, der in der Heraklessage eine Rolle spielt, beide im NO. Im Alterthum waren sie zur Winterszeit mit Wasser angefüllt, im Sommer wurde ihr Grund bebaut; auch noch heute kommt es vor, daß Fischer und Ackerbauer hier in ihrer Beschäftigung wechseln, je nachdem Erdbeben die unterirdischen Abzüge verdämmen oder sie frei machen. Die Bewohner des alten A. waren Hirten und Jäger, daher Pan, der Hirtengott, als dessen Lieblingsaufenthalt der Mänalosberg galt, und Artemis von ihnen besonders verehrt wurden. Der Name des ersten Königs, Elatos, des Fichtenheros, deutet auf die ausgedehnten Wälder des Landes, in denen es von Bären, Luchsen, Wölfen rc. wimmelte. Die Arkadier waren von urkräftiger Natur, in Sitten und Gewohnheiten einfach und genügsam, gastfrei und freiheitsliebend, aber ziemlich derb, roh und uncivilisirt, wie die sprichwörtlichen Redensarten »arkadisches Gewächs«, »arkadische Ohren« u. a. beweisen. Die Musik liebten und pflegten sie, wie kein anderer griech. Stamm. Außer Pan, dem Erfinder der Hirtenflöte, soll auch Hermes, der Erfinder der siebensaitigen Laute, auf dem Kyllene in A. geboren sein. Als Folge der Uebervölkerung des Landes, welches keine eigenen Kolonien wie die anderen griech. Staaten aussandte, finden wir bei den Arkadiern, ähnlich wie bei andern Gebirgsvölkern (Sabinern, Schweizern), die Sitte des »Reislaufens«. Aber die alte unverdorbene Sitte und mit ihr Kraft, Wohlsein und Frohsinn erhielt sich und herrschte noch in A., als das übrige Griechenland bereits moralisch untergegangen war. So kam es, daß die Dichter A. als das Land der Unschuld und des stillen Friedens priesen, nur daß der moderne Begriff von »arkadischen Schäfern« dem wahren Wesen des Volks sehr wenig entspricht. — A. zerfiel in eine Menge einzelner Staaten von den verschiedensten Schattirungen der Verfassung, und unter sich in nichts einig, als in der Liebe zur Freiheit und in der Abwehr jeder Fremdherrschaft. Eine Einheit unter Einer Königsfamilie, wie sie die Ilias voraussetzt, war nicht vorhanden. Die mächtigsten, auf Ackerbau gegründeten Staatswesen finden wir in den Beckenebenen des Ostens, namentlich das reiche, mächtige, aristokratische Tegea, fast Sparta an Macht gleich, mit prächtigem Athenetempel; die demokratische Handelsstadt Mantinea; das hochgelegene Orchomenos, wo sich lange die Monarchie erhielt; Stymphalos und Pheneos. Im W. war die einzige bedeutende Stadt Heräa mit fruchtbarem Gebiet. Das Centrum ist ohne historisches Interesse und war nur von Dörfern besetzt. Im untern, fruchtbaren Alpheiosthal gründeten die Thebaner später aus 40 kleinen Ortschaften die Bundesstadt Megalopolis, Geburtsort des Geschichtschreibers Polybios und des Philopömen.

Gegenwärtig bildet A., mit der Landschaft Kynuria am Aegeischen Meer vereinigt, eine Nomarchie des Königreichs Griechenland, welche 1870 auf 5253 QKilom. (95,4 QM.) 131,740 Einw. zählte und in die 4 Eparchien Mantinea, Kynuria, Gortynia und Megalopolis zerfällt. Noch heute ist A. vorzugsweise ein Hirtenland, das auf seinen ausgedehnten, zum Theil mit Gestrüpp bewachsenen Weiden zahlreiche Herden von Ziegen und grobwolligen Schafen ernährt, zugleich aber die angebautesten Gefilde, die blühendsten Thäler und die schönsten Wälder von ganz Griechenland enthält. Das Klima ist mehr ein mitteleuropäisches als ein südliches, und wenn die Küstenländer in der Glut des Sommers dörren, herrscht in A. eine milde

Witterung und ein heiterer Himmel, unter dem die Weinrebe nie versagt. Die Wälder gehören zumeist dem westlichen Theil an und bestehen aus Eichen und Tannen; in ihnen ist heute noch wie im Alterthum der Wolf häufig. Bäche und Flüsse sind mit Platanen besetzt. Rindvieh wird in der Regel nur zur Zucht von Zugthieren für den Ackerbau gehalten. Die heutigen Arkadier sind ein kräftiger Menschenschlag von mittlerer Größe, lebhafter Miene und Geberde. Von rauher, einfacher Lebensweise, lieben sie wie ihre Vorfahren Musik und Tanz leidenschaftlich und haben sich die gleiche Liebe zur Freiheit und Lust am Kampfe bewahrt. Von Industrie sind kaum Anfänge vorhanden. Hauptstadt ist Tripolitza, unfern des alten Tegea gelegen.

Die Arkadier gehören zu den ältesten Völkern Griechenlands. Pausanias nennt sie Autochthonen, andere Schriftsteller machen sie sogar zu Proselenen, d. i. Vormondlichen (älter als die Berechnung und Verehrung des Mondes in Argos). Die heimischen Sagen des Volkes reichten bis über die deukalionische Flut, bei welcher das Gebirge Kyllene als der Rettungsort des Menschengeschlechts erscheint. Der erste arkadische König war Pelasgos, wahrscheinlich der Anführer einer pelasgischen, aus Nordgriechenland einwandernden Kolonie, von dem das Land Pelasgia hieß. Mit den dorischen Einwanderern (s. Dorische Wanderung) traten die Arkadier in freundschaftliche Verhältnisse, wußten aber ihr gebirgiges, schwer zugängliches Land von denselben frei zu erhalten. Der letzte arkadische König war Aristokrates II., Sohn des Hiketas, zur Zeit des dritten Messenischen Kriegs. Sein Verrath lieferte die Messenier, die Bundesgenossen der Arkadier, in die Gewalt der Lakedämonier; entrüstet über diese Schurkerei ihres Königs, steinigten ihn die eigenen Unterthanen und warfen seinen Leichnam über die Grenze. A. zerfiel jetzt in eine Menge kleiner Freistaaten, unter denen Tegea und Mantinea die bedeutendsten waren, aber, wie die übrigen, meist isolirt und eifersüchtig auf einander sich gegenüberstanden und sich dadurch zum Anschluß an den Peloponnesischen Bund und zur Unterordnung unter die Hegemonie Sparta's genöthigt sahen. Die Gegner Sparta's, namentlich Alkibiades und Epaminondas, versuchten, die arkadischen Städte zu einem peloponnesischen Gegenbund zu vereinigen, zu dessen Hauptstadt Epaminondas das neugegründete Megalopolis bestimmte. Indessen hatten diese Versuche, eine politische Machtstellung Arkadiens zu begründen, keinen dauernden Erfolg. Die Arkadier hatten wie die übrigen Griechen unter den inneren Kämpfen, welche die Zeit des Verfalls der griech. Macht kennzeichnen, schwer zu leiden. Ihr Land hat sich von seiner Verwilderung und Entvölkerung auch unter der röm. Herrschaft nicht erholt.

Arkadier (Arkadische Akademie, Accademia degli Arcadi), poetisch-literarische Gesellschaft zu Rom, 1690 von dem Rechtsgelehrten Leonio zur Hebung des gesunkenen Geschmacks in der Dichtkunst gegründet. Sie hatte Gesetze nach dem Muster der altröm. 12 Tafeln und führte die mit einem Lorbeer- und Fichtenzweig umwundene Syrinx (Hirtenflöte) im Wappen. Nur Dichter und Dichterinnen wurden als Mitglieder aufgenommen und führten als solche altgriech. Schäfernamen (Goethe, der 1788 Mitglied wurde, erhielt den Namen »Megalio«). Die Gesellschaft hielt jährlich 7 Hauptversammlungen; ihre Aera war die Olympiadenrechnung; die olympischen Spiele wurden alle 4 Jahre als literarisches Fest gefeiert, wobei zugleich die neue Präsidentenwahl stattfand. Diese arkadische Akademie, welche bald an vielen Orten (zu Bologna, Ferrara, Siena, Pisa, Venedig 2c.) Töchteranstalten hatte und zu der früher die angesehensten Literaten Italiens gehörten, hat in der ersten Periode ihres Bestehens auf die ital. Literatur durch Aufmunterung und zweckmäßige Anleitung schriftstellerischer Talente sehr wohlthätig eingewirkt. Später ward sie eine Adelskoterie, wo Rang und Geburt als Haupterfordernisse zur Aufnahme galten, die Beschäftigung mit der Literatur aber als noble Spielerei betrieben wurde. Sie besteht übrigens noch jetzt und gibt eine Monatsschrift, das »Giornale arcadico«, heraus, welche auch topographische und antiquarische Aufsätze enthält. Ihre gewöhnlichen Sitzungen finden in der »Sala del Serbatojo« (Strada Argentina), ihre festlichen in der kapitolinischen Protomothek, während des Sommers zuweilen auch am Janiculus im Parrhasischen Hain (Bosco Parrasio) statt.

Arkansas, nächst dem Missouri der bedeutendste Nebenfluß des Mississippi in Nordamerika, entspringt in den Rocky Mountains unter 39° nördl. Br., durchströmt in östlicher Hauptrichtung und anfangs zwischen steilen Felsenwänden das Territorium Colorado und den südwestl. Theil des Staates Kansas, wendet sich dann südöstlich in das Indianergebiet und tritt beim Fort Smith in den Staat A. (s. unten), den er, das Ozarkgebirge durchbrechend, in zwei fast gleiche Hälften scheidet. Zuletzt in endlosen Windungen fließend, mündet er oberhalb der Stadt Bolivar in den Mississippi. Die wichtigsten seiner zahlreichen Nebenflüsse sind rechts: der Nesuhetonga und der Qualpa (Canadian River), links (nahe der Mündung) ein Arm des White River. Die Länge seines Laufes wird zu 3230 Kilom. berechnet, wovon etwa 1190 Kilom. den größten Theil des Jahres für Dampfer fahrbar sind. Im obern Lauf wird die Schiffahrt durch zahlreiche Stromschnellen erschwert. Infolge der Schneeschmelze im Felsengebirge schwillt der A. oft sehr an, so daß er weite Strecken überschwemmt, weshalb sich seine Ufer zu Ansiedelungen wenig eignen.

Arkansas, einer der südwestl. Staaten der nordamerikan. Union, grenzt im N. an Missouri, im O. an Tennessee und Mississippi, von beiden Staaten durch den Fluß Mississippi getrennt, im S. an Louisiana und im W. an das Indianergebiet und Texas und hat einen Flächeninhalt von 135,187 □Kilom. oder 2455 □M. (s. Karte III »Vereinigte Staaten 2c.«). Der ganze Osttheil ist Flachland und in der Nähe des großen Stroms, der alljährlich übertritt, zum Theil auf weite Strecken mit Sümpfen und Wald bedeckt. Nach W. zu hebt sich der Boden allmählich und wird hügelig; wellige Prairien unterbrechen hier die Wälder. Dann treten die Ozarkberge auf, die, bis 650 Meter hoch, den Staat in nordwestl. Richtung durchziehen und in zwei ungleiche Hälften theilen, deren südliche nach Klima und Produkten den Uebergang zu den Golfstaaten bildet, während die nördliche reich an vortrefflichen Weiden ist. In geognostischer Beziehung unterscheidet man: 1) Alluvialbildungen im NW., 2) Kreideformationen im SW., in denen man Knochen riesiger Saurier und zahlreiche versteinerte Haifische gefunden hat, und 3) Kohlenformation

(bituminöse u. semibituminöse), eine Fortsetzung der Missourifelder. Granite, Syenite und Basalte sind nur spärlich vorhanden. An schiffbaren Flüssen ist kaum ein Staat reicher als A.; doch sind die meisten infolge der großen und anhaltenden Sommerhitze größeren Fahrzeugen nur 9 Monate im Jahr zugänglich. Die bedeutendsten sind außer dem Mississippi (auf der Ostgrenze) der Arkansas, der eigentliche Hauptstrom des Landes, das er mitten durchschneidet; ferner der St. Francis und White River im NO., der Washita mit zahlreichen Nebenflüssen im S., der Red River, der nach Louisiana übertritt, im SW. Das **Klima** ist in den höher gelegenen Landstrichen sehr gesund, in den Niederungen dagegen, namentlich im O. gegen den Mississippi hin, in gleichem Grade schädlich. Der Boden zeichnet sich im allgemeinen durch außerordentliche Ergiebigkeit aus, doch ist dieselbe in den einzelnen Landestheilen sehr verschieden. Während in den Ozarkbergen der graue Sandstein nackt zu Tage liegt, sind die Flußthäler von einem Alluvialboden bedeckt, in welchem man 50—80 Bushel Mais vom Acker erntet; ein großer Theil des fettesten Bodens (im O.) liegt aber noch ganz unbenutzt, weil er nur durch ein ordentliches Entwässerungssystem der Kultur gewonnen werden kann. Man baut in A. vorzugsweise Mais (1870: 13,38 Mill. Bushel) und Weizen (741,740 Bushel), Tabak (595,000 Pfund), Baumwolle (248,000 Ballen), süße und andere Kartoffeln und vortreffliches Obst. In neuester Zeit ist auch der Weinbau (1870: 3734 Gallonen) in Aufnahme gekommen. Die Wälder bestehen in den Niederungen aus Eschen, Cypressen und Gummibäumen und sind hier und da mit großen Rohrbrüchen untermischt; auf den Hügeln wächst der Wallnußbaum, die Fichte, die weiße Eiche, die rothe Ceder und anderes werthvolle Holz in Fülle. Ungeheure Mengen von Holz werden auf dem Mississippi nach New Orleans verflößt. In den Wäldern und sumpfigen Niederungen findet sich noch Wild in Ueberfluß, namentlich Bären, Hirsche, Waschbären, Biber, Gänse, Truthühner ꝛc.; in den Prairien schweift noch der Büffel umher. Ungemein groß ist der Reichthum des Landes an **Mineralien**, wiewohl zur Zeit noch fast ganz unausgenutzt. Zink, Eisen, Blei, Salpeter, Salz kommen in reichen Lagern vor; den größten Schatz aber bilden die weiten Kohlenfelder, von denen das Hauptfeld 60 Kilom. südlich von Little Rock beginnt und sich auf beiden Seiten des Arkansasstroms bis über die westliche Grenze des Staates hinaus erstreckt. Im Washitathal finden sich heiße Quellen (32—52° R.) und ebendaselbst ein ungeheures Lager von Oelsteinen, die den türkischen an Güte gleich geschätzt werden. — Die **Bevölkerung** belief sich nach dem Census von 1870 auf 484,471 Seelen (197 Einw. auf 1 QM.) und ergab gegen 1860 einen Zuwachs von 11,19 Proc. Unter denselben befanden sich 362,115 Weiße, 122,169 Farbige, 89 Indianer und 98 Chinesen. Das Erziehungswesen und die geistige Kultur, durch den Bürgerkrieg in ärgster Weise zerrüttet, hat sich seit der Rekonstruktion des Staats nach Beendigung des Krieges und nach Abschaffung der Sklaverei in erfreulicher Weise gehoben. Unter den kirchlichen Gemeinschaften sind die Methodisten und Baptisten am stärksten vertreten. Die Industrie liegt noch in der Kindheit; unter den Manufakturen nehmen die Sägemühlen und die Gerbereien die oberste Stelle ein. Auch der Handel ist noch ganz unentwickelt. Der Handelsverkehr fand bisher ausschließlich auf den zahllosen natürlichen Wasserstraßen statt; Eisenbahnen, deren Bau der Boden große Schwierigkeiten entgegenstellt, wurden erst seit 1868 in Angriff genommen und zum Theil (Memphis-Little Rock) vollendet. Handel mit dem Auslande hat A. gar nicht; alle Exportartikel (Holz, Getreide, Tabak, Leder) gehen nach New Orleans. Im Jahr 1868 besaß der Staat erst 2 Nationalbanken mit einem Kapital von 200,000 Dollars. Die neue **Verfassung**, vom 11. Febr. 1868 datirend, spricht dem Staat das Recht ab, aus der Union zu treten, erkennt den Obersten Gerichtshof (Supreme Court of the United States) als erste Instanz in allen Streitfragen über die konstitutionellen Machtbefugnisse der Bundesregierung an und verpflichtet jeden Bürger zu unbedingtem Gehorsam gegen die Bundesregierung. Sie erkennt die Gleichheit aller vor dem Gesetze und verbietet, einen Bürger um seiner Rasse, Hautfarbe oder seiner frühern rechtlichen Stellung willen irgend eines Rechts zu berauben. Der Gouverneur und die anderen Staatsbeamten werden auf 4 Jahre gewählt. Das Repräsentantenhaus besteht aus 82 Mitgliedern, die auf 2 Jahre gewählt werden; der Senat aus 26 auf 4 Jahre gewählten Mitgliedern. Beide bilden die Gesetzgebende Versammlung, welche alle 2 Jahre am ersten Montag im Januar zusammentritt. Das Stimmrecht steht jedem Manne von mindestens 21 Jahren zu, der in den Vereinigten Staaten geboren oder naturalisirt worden ist, oder seine Absicht erklärt hat, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika werden zu wollen und mindestens die letzten 6 Monate vor der Wahl im Staate gewohnt hat. In den Kongreß schickt A. 2 Senatoren und 4 Repräsentanten. Die Staatsschulden beliefen sich April 1871 auf 6,150,000 Dollars. Der Staat zerfällt in 54 Counties; Hauptstadt ist Little Rock, mit 12,380 Einw. (darunter zahlreiche Deutsche); sonstige bedeutendere Städte gibt es nicht. — A. gehörte ursprünglich zu dem von Frankreich angekauften Louisiana-Territorium, erhielt 1685 die ersten Ansiedler, ward 1812, bei der Aufnahme des Staats Louisiana in die Union, mit dem jetzigen Missouri zusammen ein Territorium, 1819 aber ein besonderes Territorium und 1836 als Sklavenstaat in die Union aufgenommen. Obwohl sich 1861 bei der Secession der Südstaaten eine große Majorität für das Verbleiben des Staats in der Union aussprach, ward derselbe doch durch terroristische Maßregeln in die Rebellion der Sklavenstaaten hineingerissen. In dem Bürgerkriege hatte besonders die nördl. Hälfte des Landes furchtbar zu leiden. Im Frühjahr 1862 war die nordwestl. Ecke der Schauplatz blutiger Kämpfe (Schlacht bei Pea Ridge); im Sept. 1863 besetzte ein Bundesheer Little Rock. Im Jahr 1864 begann die Reorganisation von A. auf freiheitlicher Basis mit Zugrundelegung der Amnestieproklamation des Präsidenten Lincoln, und im Juni 1868 wurde A. wiederum als vollberechtigter Staat in die Union aufgenommen.

Arkansas Post, eine 80 Kilom. vom Mississippi entfernte, am Arkansasfluß liegende Festung in Nordamerika, 1685 von den Franzosen gegründet. Der Unionsgeneral Mac Clernand erstürmte dieselbe 11. Jan. 1863, indem er sie mit Landtruppen und Kanonenbooten zugleich angriff. Der Rebellengeneral Churchill wurde mit 5000 Mann gefangen genommen, außerdem erbeutete die Unionsarmee

eine Menge Geschütze und 3000 Gewehre. Die Einnahme von A. erleichterte wesentlich die Eroberung der starken Festung Vicksburg.

Arkebusade, s. Arquebusade.

Arkebuse, s. Arquebuse.

Arkesilāos, 1) (Arkesilas), griech. Philosoph, Stifter der mittlern (neuen) oder skeptischen Akademie, geb. um 316 v. Chr. zu Pitane in Aeolien, studirte in Athen zuerst bei Theophrastos, dann bei dem Akademiker Polemo Philosophie und ward nach dem Tode des Krates dessen Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Akademie (um 280 v. Chr.). Mit ihm beginnt die 100jährige skeptische Epoche der Akademiker. A. verwarf die Möglichkeit eines philosoph. Wissens überhaupt und räumte jeder menschlichen Vorstellung bloß einen größern oder geringern Grad von Wahrscheinlichkeit ein, weil für die Wahrheit kein objektiver, allgemein geltender Grund gefunden werden könne. Doch erkannte er die Erscheinungen der äußern Natur und des innern Lebens an, insofern ihnen nämlich ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zukomme. In diesem Sinn wollte er auch die Aussprüche und Gebote der praktischen Vernunft angesehen und befolgt wissen, denn objektive Gewißheit zu erlangen, sei vergeblich und unnütz, sowie der innern Ruhe und Glückseligkeit des Menschen gefährlich. A. starb 241 v. Chr. In der griech. Anthologie befinden sich von ihm zwei Epigramme.

2) A., berühmter Bildner zu Rom, um 70 v. Chr., Freund des Lucullus. Von seinen besten Werken ist eine unvollendete Venus Genetrix übrig.

Arkiko (Harkiko, früher Dogena), Ort im abessin. Küstenlande Samhara, am gleichnamigen Busen des Rothen Meeres, Massaua gegenüber, hat eine ägyptische Besatzung zum Schutz der nach Abessinien gehenden Karawanen, ein verfallenes Fort und gegen 1000 Einw.

Arklow, Seestadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Wicklow, an der Mündung des schönen, von Touristen vielbesuchten Avocathales, mit 4670 Einw. Hier 9. Juni 1798 Niederlage von 30,000 irischen Insurgenten.

Arkōna, Vorgebirge auf der preuß. Insel Rügen, die nördlichste Spitze der Halbinsel Wittow, bildet einen 54 Meter über der Ostsee emporragenden Kreidefelsen, der viele Feuersteine und Versteinerungen enthält. Von der Spitze, welche seit 1827 einen 24 Meter hohen Leuchtthurm trägt, sieht man die 52 Kilom. entfernte dänische Kreideinsel Möen. Hier stand einst die gleichnamige Festung (slaw. Urkan), die jahrhundertelang für unüberwindlich galt, und der Tempel des Swantewit, das größte Heiligthum der norddeutschen Slawen. Als ein Rest der Burg, die nach langem Widerstand 1168 von König Waldemar I. von Dänemark erobert und zerstört ward, gilt der sogen. Burgring, ein 18—25 Meter hoher Wall auf der Landseite des Vorgebirges.

Arkōse, ein durch Zersetzung von Granit oder Gneis entstandenes Gestein, besteht aus einem graulichweißen, selten röthlichen Bindemittel, in welchem eckige Körner und größere Stücke von Quarz, frischem oder kaolinartigem Orthoklas und oft auch Glimmerblättchen liegen. Die A. ist mehr oder minder deutlich in Schichten getheilt und lagert meist in der Nähe granitischer Gesteine, ohne an bestimmte Formationen gebunden zu sein. Sie findet sich in der Auvergne und Bourgogne, in Rheinbayern, am Schwarzwald, in den Vogesen und bei Liebenstein.

Arktation (neulat.), Verengerung der Eingeweide und dadurch hervorgerufene Verstopfung; Zusammenpressung eines Körpertheils durch einen Verband.

Arktisch (griech.), was zu den am nördl. Himmel stehenden Sternbildern des Bären (Arktos) gehört, also s. v. w. nördlich. Daher arktischer Polarkreis, s. v. w. nördlicher Polarkreis; arktisches Meer, das nördliche Eismeer; arktische Zone, die nördliche kalte Zone der Erde.

Arktuation (lat.), bogenförmige Krümmung.

Arkwright (spr. ārk-reit), Richard, der Vervollkommner und Erfinder von Baumwollspinnmaschinen, geb. 23. Dec. 1732 zu Preston in Lancashire, war das jüngste der 13 Kinder armer Eltern, genoß eine nur mittelmäßige Erziehung, ließ sich 1760 in Bolton le Moors als Barbier nieder und erwarb sich bald durch den glücklichen Erfolg, den seine Erfindung eines chemischen Haarfärbemittels hatte, ein kleines Vermögen. Im Jahr 1761 verheirathete er sich mit einem Mädchen aus Leigh, und seine dortigen Verbindungen scheinen ihn, der schon früh eine große Neigung zur Mechanik verrathen hatte, zuerst mit den zu jener Zeit wieder auftauchenden Versuchen, eine Spinnmaschine herzustellen, bekannt gemacht und dazu selbst angeregt zu haben. Die Bekanntschaft des Uhrmachers John Kay in Warrington veranlaßte A., dessen Hülfe bei seinen mechanischen Arbeiten zu benutzen. Im Jahr 1767 hatte James Hargraves in Standhill bei Blackburn eine Spinnmaschine zu Stande gebracht, auf welcher er mehrere der Krempelbänder, die eines weitern Ausziehens fähig waren, gleichzeitig zu Fäden verspinnen konnte. Seine Erfindung gründet sich auf das Handspinnrad mit flügelloser Spindel; indem er nämlich zwischen die aufgesteckten Spulen, welche die Krempelbänder enthielten, und den von einer Trommel gemeinschaftlich mittels Schnuren und Wirteln zu bewegenden Spindeln eine Klemme anbrachte, welche zeitweise die Bänder festhielt, während sich die Spindeln mit einem Wagen entfernten, erzielte er eine Streckung der Bänder und durch die Drehung der Spindeln einen feinern, festern Faden. Die günstigen Erfolge Hargraves' mußten sehr ermuthigend auf A. wirken, und in der That kam er schon 1768, mit Geld von Atherton in Liverpool unterstützt, mit seiner Spinnmaschine zu Stande. 1769 nahm er das erste Patent darauf, welches 1774 noch auf 10 Jahre verlängert wurde, nachdem er verschiedene Verbesserungen an dem Krempel- und Spinnproceß gemacht hatte. Das erste Modell derselben wurde im Saale der lateinischen Schule zu Preston aufgestellt. Um nicht denselben Angriffen eines zügellosen Pöbelhaufens, welche Hargraves aus Lancashire vertrieben hatten, ausgesetzt zu sein, begab sich A. mit Kay und einem gewissen Smalley von Preston 1768 nach Nottingham, wo er bei Strutt und Need, den Inhabern einer ansehnlichen Strumpffabrik, die erforderlichen Geldmittel fand. Die erste Spinnerei, welche er in Nottingham errichtete, wurde durch Pferde getrieben. Da sich aber diese Betriebsart als zu kostspielig erwies, legte er 1771 eine zweite großartige Faktorei zu Cromford in Derbyshire an, deren Maschine durch ein Wasserrad in Bewegung gesetzt wurde. Die Arkwright'sche Spinnmaschine war eine Verbindung von Wyatts Walzenpaaren zum Strecken der Krempelbänder oder Lunten mit der viel früher in Deutschland benutzten Flügelspindel des Jürgens'schen Flachsspinnrades. Bei dieser Maschine

konnte demnach wie bei dem Trittrade das Ausziehen, Drehen und Aufwickeln der Fäden ununterbrochen und gleichzeitig erfolgen, und da ihr A. gleich anfänglich die Einrichtung zum Betrieb durch Wasserkraft gegeben hatte, so nannte er sie als erste derartige Ausführung *Waterspinnmaschine*, und das damit gesponnene und wegen stärkerer Fadendrehung hauptsächlich für Kette geeignete Garn *Watergarn* (watertwist). A. hat durch Lösung dieser Aufgabe dem spätern fabrikmäßigen Spinnereibetrieb einen unberechenbaren Dienst geleistet. Obschon später diese Maschine mehrfache Verbesserung erfahren hat, so liegt doch ihr Princip der jetzigen Spinnerei noch zu Grunde. War A. wegen seiner Erfindungen schon anfänglich von Seiten der Arbeiter vielseitigen Verfolgungen ausgesetzt, so riefen auch die glänzenden Erfolge, die er erzielte, viele Gegner und Neider gegen ihn in die Schranken. Namentlich waren es die Manufakturisten in Lancashire, welche durch alle Mittel der jungen Maschinenspinnerei hinderlich zu werden suchten: sie unterließen es, die besseren Arkwright'schen Garne zu benutzen und suchten darauf hinzuwirken, daß die später von A. selbst erzeugten Kallikos derselben hohen Besteuerung wie die ostind. unterliegen sollten. Im Jahr 1781 griffen sie durch eine Klage die Gültigkeit des Arkwright'schen Patents an. Der Richterspruch fiel gegen A. aus, weil die Beschreibung der Spinnmaschine in seiner Specifikation dunkel und unbestimmt abgefaßt sei. Dieses erste Urtheil ward Februar 1785 durch ein zweites bestätigt. Um die Ansprüche Arkwrights auf seine Erfindungen von Grund aus zu erschüttern, stellte man als den ersten und eigentlichen Erfinder einen gewissen Highs oder Hayes aus Bolton auf. Derselbe behauptete, er habe noch vor 1768 eine Spinnmaschine mit Walzen erfunden und sich vom Uhrmacher Kay ein Modell derselben fertigen lassen; Kay selbst bezeugte hierauf, daß er das Modell A. mitgetheilt habe und daß dies die eigentliche Quelle aller seiner Erfindungen sei. Der Urtheilsspruch der Jury und des Richters ging endlich auch dahin, daß dieses vielseitig angegriffene und sehr einträgliche Patent im Juni 1785 aufgehoben wurde. Mag es nun immerhin auffällig erscheinen, daß der Angriff auf die Arkwright'schen Patente so spät gemacht wurde, so müssen doch die von Sachverständigen ausgesprochenen Urtheile und die richterlichen Entscheidungen, sowie geschichtliche Nachweise, die über die Originalität der Arkwright'schen Erfindung gehegten Zweifel rechtfertigen. Jedenfalls aber war A. ein talentvoller und außerordentlich thätiger Mann, der durch seine Umsicht und Ausdauer, sowie durch seinen kühnen Unternehmungsgeist, ungeachtet seiner mangelhaften Erziehung, so große Erfolge errang. Bei seinen ausgebreiteten Verbindungen die Mängel seiner Bildung fühlend, suchte er sich noch im Alter Sprachkenntnisse anzueignen. 1786 wurde A. Obersheriff von Derbyshire und bald darauf in den Adelsstand erhoben. Er starb 3. Aug. 1792 in Cromford.

Arlanc (*Arlant*, spr. -läng), Stadt im franz. Departement Puy de Dôme, mit Blonden- und Spitzenfabriken und (1866) 4167 Einw. Dabei eine Mineralquelle mit Badeanstalt.

Arlberg (*Adlerberg*), ein Gebirgsstock der Algauer Alpen, 1786 Meter hoch, bildet die Grenze zwischen Tirol und Vorarlberg (dem Lande »vor dem A.«). Ueber denselben führt eine Straße aus dem Rosana- oder Stanzerthal (Inn) in der Paßhöhe von 1699 Meter nach dem Klosterthal (Ill). Auf der Höhe des Arlberges zu St. Christoph errichtete 1386 ein Findling Heinrich, mit 15 Gulden (seinem ersparten sechsjährigen Lohne) anfangend, die »St. Christophbrüderschaft« zur Rettung verunglückter Wanderer.

Arlecchino (ital., spr. -lekīno), komische Maske; s. *Harlekin*.

Arler, berühmte Künstlerfamilie des Mittelalters, welche treffliche Baumeister und Bildhauer in ihrer Mitte zählte. Schon 1351 wird *Heinrich A.* genannt, welcher die schöne Kirche des heil. Kreuzes zu Gemünd in Schwaben erbaute. *Peter A.* von Gemünd soll den von Matthias von Arras 1343 begonnenen Bau des Domes von St. Veit in Prag fortgesetzt und 1385 beendet haben; er war es, der dem Dome die reiche und prunkvolle Chorbildung französischer Kathedralen verlieh. Endlich kommt ein *Heinrich A.*, gewöhnlich *Heinrich von Gemünd* (Enrico da Gamodia) genannt, unter den Baumeistern des Mailänder Domes vor, der das Werk 1386 von den Fundamenten an begann. Indessen ist man über Namen, Herkunft und Familienbeziehungen dieser und noch anderer Künstler, welche den Namen A. führen, noch keineswegs im Klaren. Nach den neueren Untersuchungen von Palacky und Stälin beruht der Name A. überhaupt auf einem Mißverständnis und ist eine Verwechselung mit *Parler* oder *Parlier*. Ein Heinrich Parlier von Boulogne baute im 14. Jahrh. in Gemünd, wo ihm ein Sohn Peter geboren wurde, welchen Karl IV. nach Prag berief; einer seiner Söhne mag der beim Mailänder Dombau betheiligte Künstler gewesen sein.

Arles (spr. ārl), Bezirkshauptstadt im franz. Departement Rhônemündungen, links am Rhône und an der Eisenbahn nach Marseille, 24 Kilom. vom Meer, ein jetzt ziemlich öder Ort mit engen und schmutzigen, mit spitzigen Kieselsteinen gepflasterten Straßen und (1866) 25,540 Einw. Handel und Industrie sind nicht von Belang; doch befinden sich seit neuerer Zeit die großen Maschinenwerkstätten der Bahnlinie daselbst, welche ca. 1200 Arbeiter beschäftigen. Der Rhône kann wegen Seichtheit nur von kleineren Schiffen (bis 200 Tonnen) befahren werden; um dieses Hinderniß für die Schiffahrt zu beseitigen, wurde 1864 der *Kanal St. Louis* angelegt, der, 60 Meter breit, 7—9 Meter tief, von A. zum Hafen von Bouc führt. A.' Merkwürdigkeit beruht auf den zahlreichen Ueberresten antiker Pracht, unter denen als die wichtigsten hervorzuheben sind: das Amphitheater, von 140 und 103 Meter Durchmesser (größer als das von Nimes), aus 2 Geschossen mit je 60 Arkaden bestehend und ca. 25,000 Zuschauern Platz gewährend (seit 1846 restaurirt und gegenwärtig an Festtagen Schauplatz für Stierkämpfe); das antike Theater, von dem noch 2 korinth. Säulen, die Orchestra und die untersten Sitzreihen übrig sind (hier wurde 1651 die berühmte »Venus von A.« aufgefunden, jetzt eine Zierde des Louvre in Paris); ein grauer Granitobelisk von 15 Meter Höhe (nicht ägyptisch, seit 1676 aufgerichtet); Reste vom alten Forum, von antiken Thermen und einem Palaste Konstantins; zahlreiche, jetzt in einem Museum vereinigte Skulpturen (Dianenkopf, Medea, Apolloaltar u. a.). Die Kathedrale St. Trophime mit sehr schönem Portal, aber modernisirtem Innern, stammt aus dem 12. oder 13. Jahrh.; in dem dazu gehörigen Kloster ist der prachtvolle Kreuzgang bemerkenswerth, der in 4 Gallerien alle Arten des Rund- und

Spitzbogenstils zeigt. Außerhalb der Stadt erstreckt sich gegen O. ein grünes, langgedehntes, anscheinend mit großen Steinblöcken bedecktes Feld, die sogen. Alyscamps (Elysii campi), der altheidnische und altchristliche Friedhof, in welchem eine Menge altchristlicher Sarkophage mit Bildwerken aufgefunden wurde. Berühmt von Alters her ist die Schönheit der Frauen von A. Am rechten Stromufer liegt die Vorstadt Trinquetaille. — A. hieß im Alterthum Arelas oder Arelate und war bereits eine ansehnliche Stadt der alten Gallier, als es 43 v. Chr. von Cäsar erobert und zur röm. Militärkolonie gemacht wurde. Der Ort erhob sich nun bald zu hoher Bedeutung und erreichte seine Blütezeit unter Konstantin, der A. vergrößerte und ausschmückte und unter dem Beinamen Constantina zur Hauptstadt Galliens erhob. — A. ward jetzt Sitz eines Erzbischofs und ein Hauptstapelplatz des Handels. In der Folge von Westgothen und Saracenen mehrmals erobert und zerstört, behauptete es dennoch lange seinen Glanz, ward 876 Hauptstadt des burgund. Königreichs Arelat, machte sich im 12. Jahrh. unabhängig und wurde endlich, nachdem es 1251 sich Karl von Anjou unterworfen hatte, von Ludwig XIII. Frankreich einverleibt. Zu A. wurden mehrere wichtige (arelatische) Synoden abgehalten; so 314 gegen die Donatisten; 354 gegen Athanasius; 452 zur Regelung der Kirchen- und Klosterdisciplin; 475 gegen den Prädestinatianer Lucidus, u. a.

Arlesbeere, s. v. w. Elsebeere, s. Sorbus.

Arlesheim, Ort im schweiz. Kanton Baselland, mit 970 Einw. Die Kirche, 1681 erbaut, hat schöne Freskomalereien und eine kostbare Orgel. Hier residirte eine Zeitlang (1678—1792) das Domkapitel des Bisthums Basel, und hier wurde auch der jeweilige Bischof gewählt.

Arlincourt (spr. -längkuhr), Charles Victor, Vicomte d', franz. Schriftsteller, geb. 10. Sept. 1789 auf Schloß Mérantris bei Versailles, war unter Napoleon I. zuerst Stallmeister der Madame Lätitia, dann Intendant der Armee von Aragonien, erhielt nach der Restauration (1814) die Stelle eines Requetenmeisters und wurde später von Karl X. zum Kammerherrn ernannt. Seit 1830 eifriger Legitimist, starb er 22. Jan. 1856 zu Paris. Als Schriftsteller trat A. zuerst mit einem Epos »Charlemagne« (Par. 1810) auf und machte sich dann besonders durch zahlreiche Schriften mit antirevolutionärer Tendenz bekannt, unter denen die einst vielgelesenen Romane »Le Rénégat« (1822), »Ipsiloë« (1823), »Le Solitaire« (1821, neue Ausg. 1847, vielfach übersetzt), »Ismalie« (1827) u. a.; ferner die legitimistische Flugschrift »Dieu le veut« (1848), welche 64 Auflagen erlebte, und »L'Italie rouge« (1850, 7. Aufl. 1851), worin er die ital. Revolution lächerlich machte, die bemerkenswerthesten sind.

Arlon (spr. -long, deutsch Arel), die wohlhabende, früher befestigte Hauptstadt der belg. Provinz Luxemburg, auf einer Anhöhe am Semoy, 404 Meter ü. M., eine der ältesten Städte des Landes (das Arolaunum Vicus des Antonin'schen Itinerars), Station der Luxemburger Eisenbahn, hat ein Athenäum und eine Gemäldegallerie, Gerberei und Tabakfabrikation und 5780 Einw. Hier siegte 19. April 1793 der franz. General Jourdan über die Oesterreicher.

Arlt, Ferdinand, Ritter von, berühmter Augenarzt, geb. 18. April 1812 zu Obergraupen bei Teplitz, besuchte das Gymnasium zu Leitmeritz und studirte dann Medicin in Prag. Nachdem er hier von 1840—42 als Assistent an der Augenklinik thätig gewesen war, wirkte er als Arzt zu Prag, bis er 1846 als Suppleant für Augenheilkunde wieder an die Universität berufen ward. Im Jahr 1849 erhielt er eine ordentliche Professur in Prag, folgte aber 1856 einem Ruf nach Wien. 1870 erhielt er den Orden der eisernen Krone und wurde demzufolge in den österreichischen Ritterstand erhoben. Unter den Männern, welche in den letzten drei Decennien die Augenheilkunde namentlich in Deutschland zu der hohen Stufe der Ausbildung gebracht haben, auf welcher sie sich gegenwärtig befindet, steht A. ohne Zweifel neben Gräfe und Donders in erster Linie. Er schrieb: »Die Krankheiten des Auges, für praktische Aerzte geschildert« (Prag 1851—56, 3 Bde.; 1. u. 2. Bd., 5. Abdr., 1861 u. 1863; 3. Bd., 4. Abdr., 1863); »Die Pflege der Augen im gesunden und kranken Zustand, nebst einem Anhang über Augengläser« (das. 1846, 3. Aufl. 1865) und begründete mit Donders und Gräfe ein »Archiv für Ophthalmologie« (Berlin, seit 1854).

Arm (lat. Brachium), wird gewöhnlich der Theil der obern Extremität genannt, welcher von der Schulterhöhe bis zu den Fingern reicht; in der Anatomie ist A. s. v. w. obere Extremität. Jede obere Extremität besteht aus 4 beweglich unter einander verbundenen Abtheilungen: der Schulter, dem Oberarm, dem Vorderarm und der Hand. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch ist Schulter nur die Wölbung, welche dem obern Ende des Arms entspricht; in der Anatomie dagegen werden mit dem Namen Schulter 2 Knochen bezeichnet, welche den A. im engern Sinn mit dem Rumpfe verbinden, nämlich das Schlüsselbein sammt dem Schulterblatt. Das Schlüsselbein (Clavicula) ist ein schwach Sförmig gekrümmter, röhrenförmiger Knochen, welcher die Grenze zwischen Hals und Brust bildet und in annähernd horizontaler Richtung verläuft. Mit dem einen Ende ist das Schlüsselbein durch ein straffes, wenig bewegliches Gelenk mit dem obern Rande des Brustbeins verbunden, während sein anderes, nach außen gerichtetes Ende mit dem Schulterblatte, entsprechend der sogen. Schulterhöhe, durch ein Gelenk vereinigt ist. Das Schulterblatt (Scapula) hat seine Lage am obern Theil des Rückens und ist hier zwischen Muskelmassen versteckt. Es ist ein dreieckiger, flacher und sehr dünner Knochen, der an seiner obern äußern Ecke die Gelenkgrube trägt, in welcher der Kopf des Oberarmknochens liegt. Die Verbindung des Schlüsselbeins mit dem Schulterblatt kommt dadurch zu Stande, daß auf der hintern Fläche des letztern sich eine quer gestellte Knochenplatte (Schultergräte) senkrecht erhebt, deren äußeres Ende sich dachförmig über das Schultergelenk nach vorn umbiegt und Akromion (Schulterhöhe) genannt wird. Mit dem vordern Ende des Akromions ist das nach außen gerichtete Ende des Schlüsselbeins durch ein Gelenk verbunden. Die knöcherne Grundlage des Oberarms, welcher von der Schulterhöhe bis zum Elnbogen reicht, besteht nur aus einem Knochen, dem Oberarmbein (os brachii), einem starken Röhrenknochen, welcher an seinem angeschwollenen obern Ende (Kopf oder Kugel genannt) eine annähernd halbkugelige Gelenkfläche trägt, mit der er sich an der viel kleinern konkaven Gelenkgrube am Schulterblatt nach allen Richtungen hin ausgiebig bewegen kann. Sein

unteres Ende ist breiter als das obere, von vorn nach hinten gewissermaßen zusammengedrückt und schließt mit einer gewölbten Gelenkfläche von der Form eines halben Cylinders ab, der aber nicht überall gleich dick ist. An dieser Gelenkfläche artikuliren die beiden Röhrenknochen des Vorderarms, nämlich die Elnbogenröhre (Ulna) und die Speiche (Radius). Das obere Ende der Ulna ist angeschwollen, zeigt an der vordern Fläche einen halbringförmigen Ausschnitt, mit dem es die Gelenkfläche des Oberarmbeins umfaßt, und endigt mit einem starken Knochenhaken (Olecranon). Die Ulna kann sich nur in einer Ebene am Oberarmbein bewegen, nämlich nur beugen und strecken. Ihr unteres, am Handgelenk liegendes Ende ist viel kleiner, mit dem untern Ende des Radius durch ein kleines Gelenk verbunden und dient dem Radius bei seiner Drehung als Axenpunkt. Der Radius trägt an seinem obern Ende eine kleine Anschwellung mit einer tellerförmigen Gelenkgrube, sein unteres Ende ist stärker angeschwollen und trägt eine flache Gelenkgrube, in welcher die Hand, und zwar zunächst die Handwurzelknochen eingelenkt sind, während das untere Ende der Ulna an der Bildung des Handgelenks gar nicht direkt betheiligt ist. Der Radius folgt allen Bewegungen der Ulna, wenn der A. im Elnbogen gebeugt und gestreckt wird. Außerdem kann er sich aber bei jeder Stellung des Elnbogengelenks um seine Längsaxe an der Ulna drehen und nimmt bei dieser Drehbewegung (Pronation und Supination) die Hand mit, welche mit seinem untern Ende vereinigt ist. Ueber die Hand s. d. Die Muskeln, welche zur Verschiebung des Schultergürtels (d. h. der beiden Schlüsselbeine und Schulterblätter) am Rumpfe dienen, nehmen ihren Ursprung theils von den Rippen, theils von den Muskelfortsätzen der Hals- und oberen Brustwirbel. Zur Bewegung des Oberarms im Schultergelenk dienen zahlreiche sehr starke Muskeln, welche theils von der Brust und dem Rücken, theils vom Schlüsselbein und dem Schulterblatt aus an den obern Theil des Oberarmknochens herantreten. An der vordern Fläche des Oberarms liegen die Muskeln, welche den A. im Elnbogengelenk beugen, an seiner hintern Fläche die, welche ihn strecken. Die Muskeln am Vorderarm dienen theils zur Pronation und Supination (s. oben), theils zur Beugung und Streckung der Hand und der Finger. Die große Armschlagader geht über die erste Rippe hinweg, tritt unter dem Schlüsselbein in die Achselhöhle und verläuft dann an der innern Fläche des Oberarms bis zur Elnbogenbeuge, wo sie sich in ihre Endäste theilt. An allen Stellen ihres Verlaufs gibt sie verschiedene starke Aeste ab, welche das Blut nach allen Theilen des Arms hinführen. Die Blutadern des Arms begleiten theils die Arterien, theils verbreiten sie sich netzförmig unter der Haut des Arms und münden schließlich alle in den großen unter dem Schlüsselbein gelegenen Blutaderstamm, der sich in die obere Hohlvene ergießt. Die Armnerven stammen von den vier unteren Halsnervenpaaren ab und bilden nach dem Austritt aus dem Rückenmark das große Armgeflecht. Letzteres löst sich in drei große und mehrere kleine Nervenstämme auf, deren Aeste und Zweige zu den Muskeln und der Haut aller Theile des Arms hinführen. Die Darstellung einzelner Theile des Arms s. auf unsern anatomischen Tafeln. — Bildlich nennt man A. den Theil eines größeren Ganzen, welcher Gestalt (Ausbreitung) oder Verrichtung (Heben oder Halten, Fortbewegen ꝛc.) eines Arms hat; z. B. Arme eines Flusses bei Vertheilung desselben in mehrere Ströme, besonders häufig vor der Ausmündung größerer Ströme; Arme eines Hebels, der Wage, der Haspel, der Hebezeuge ꝛc.

Arm, in Bengalen Nebenbezeichnung für Hahts, = 1/4 Fathom = 1/2 Yard = 45,72 Centim.

Arma (lat.), Waffen; in armis, bewaffnet; inter a. silent leges, im Kriege schweigen die Gesetze; ad a., zu den Waffen! zum Werke!

Armāda (span.), ursprünglich jede bewaffnete Macht zu Wasser oder zu Lande, vorzugsweise eine Kriegsflotte. Namentlich aber versteht man unter A. die Flotte Philipps II. von Spanien, welche das ihm vom Papst Sixtus V. geschenkte England erobern sollte und deren Untergang den Verfall der span. Weltmacht entschied. Sie bestand aus 130 großen und 30 kleineren Kriegsschiffen und hatte 19,295 Soldaten, 8450 Matrosen, 2088 Sklaven, 2630 Kanonen, den Großinquisitor und 150 Dominikaner, sowie ungeheure Kriegsmaterialien und Mundvorrath auf 6 Monate an Bord. Oberbefehlshaber war der Herzog von Medina-Sidonia, ein bewährter Krieger, aber kein Seemann, Viceadmiral Martinez de Recaldo. Am 29. Mai 1588 lief die Flotte von Lissabon aus, um zunächst in Coruña Truppen und Kriegsvorrath einzunehmen. Aber schon wenige Tage darauf ward sie von einem Sturm zerstreut; ein Schiff ging unter, auf drei anderen brach eine Empörung der Galerensklaven aus, welche die Schiffe in einen franz. Hafen führten; die übrigen mußten in den Hafen von Coruña einlaufen, um ausgebessert zu werden. Hierauf segelte die A. durch den Kanal nach der flandrischen Küste, um die von den engl. Schiffen gesperrten Häfen von Nieuport und Dünkirchen zu befreien und das daselbst versammelte, unter dem Befehl des Herzogs von Parma stehende Heer von 31,000 Mann zu Fuß und 4000 Pferden aufzunehmen. Der Befehlshaber der engl. Flotte, Lord Howard, beobachtete die A. auf der Höhe von Plymouth. In Form eines Halbmondes, der von einer Spitze bis zur andern 7 Meilen maß, steuerte die A. auf den Gegner los. Dieser vermied indeß das ungleiche Gefecht, umschwärmte jedoch mit seinen leichten Schiffen die A. und fügte durch wohlgezielte Kugeln den schwerfälligen span. Schiffen bedeutenden Schaden zu. Eine der Gallionen, die einen großen Theil des Schatzes führte, stieß auf ein anderes Schiff, zerbrach einen Mast, mußte zurückbleiben und fiel mit einer andern, in Brand gerathenen, in die Hände der Engländer. Kaum war die A. im Angesichte des Feindes auf der Höhe von Dünkirchen angelangt, so hemmte 7. Aug. eine Windstille jede Bewegung. Lord Howard rüstete indeß 8 Brander aus, die er, als sich um Mitternacht ein leichter Wind erhob, gegen die A. treiben ließ. Dadurch entstand unter den Spaniern die entsetzlichste Verwirrung; die Schiffe suchten zu entkommen, stießen aber auf einander, wurden beschädigt und zum Dienste untauglich. Jetzt griff Howard mit Lord Seymour und Drake 8. Aug. morgens um 4 Uhr die A. auf verschiedenen Seiten an. Nach tapferem Widerstand beschloß der span. Admiral, das Unternehmen aufzugeben und, weil ein starker Südwind die Fahrt durch den Kanal nicht erlaubte, nordwärts um Großbritannien herum nach Spanien zurückzukehren. Um sich mit

neuem Kriegsmaterial zu versehen, mußte Lord Howard, der mit dem größten Theil der engl. Flotte der A. gefolgt war, in englische Häfen einlaufen, die er indeß nur mit Mühe erreichte, da eben ein heftiger Sturm losbrach. Durch diesen wurden die span. Schiffe, die sich aus Furcht vor einem Angriff nahe an einander gehalten hatten, durch einander geworfen und zerstreut. Ein Theil scheiterte an Norwegens Klippen, ein anderer an Schottlands Küsten, ein dritter versank auf offenem Meer. Einige 30 überfiel schon im Atlant. Ocean 2. Sept. ein Sturm aus W., der mehrere an die irische Küste warf, wo sie zu Grunde gingen. Der Viceadmiral Recaldo führte nur wenige, sehr beschädigte Schiffe in die span. Häfen zurück; doch selbst hier verfolgte sie noch das Unglück: 2 Gallionen geriethen zufällig in Brand und wurden im Hafen ein Raub der Flammen. Ende September erst lief der Herzog von Medina-Sidonia mit den übrigen Schiffen in den Hafen von Santander ein. Die A. hatte vom Juli bis September durch Stürme zusammen 72 große Schiffe und 10,185 Mann verloren, ohne die kleineren Fahrzeuge und die im Hafen verbrannten 2 Gallionen. Fast jede angesehenere Familie Spaniens hatte einen oder mehrere Gebliebene zu betrauern, so daß sich Philipp II. bewogen fand, durch ein Edikt die Trauerzeit abzukürzen. Dem Admiral Herzog von Medina-Sidonia dankte er mit scheinbarem Gleichmuthe für seinen Diensteifer. »Ich habe meine Flotte nicht gegen Sturm und Wellen ausgesandt, sondern gegen Menschen«, sagte er. Spaniens Macht war gebrochen; Elisabeth aber ließ eine Medaille prägen mit der Inschrift: »Adflavit Deus et dissipati sunt«, zu deutsch (nach Schillers bekanntem Gedicht: »Die unüberwindliche Flotte«): »Gott der Allmächtige blies, und die Armada flog nach allen Winden«.

Armadill, s. Gürtelthiere.

Armadilla (span., spr. -ilja; franz. Armadille, spr. -dihj), kleines Geschwader von Kriegsschiffen.

Armagh (spr. armā), Grafschaft der irischen Provinz Ulster, im S. des Lough Neagh, umfaßt 1264 QKilom. (23 QM.) mit (1871) 179,221 Einw., wovon 49 Proc. Katholiken sind. Der mittlere Theil der Grafschaft ist wellenförmig, der südliche wird von einer Bergkette durchzogen, deren höchster Gipfel, der Slieve Gullion, unweit Newtown-Hamilton in romantisch wilder Landschaft gelegen, eine Höhe von 577 Meter erreicht; der nördliche, an den Lough grenzende Theil ist flaches Moorland. Der Boden ist, außer in den rauheren Gebirgsgegenden, fruchtbar und fast zur Hälfte in Ackerland umgewandelt (nur 1 Proc. Wald), gehört aber zum bei weitem größten Theil der Kirche, den Colleges und Korporationen. Das Volk ist sehr arm. Die Grafschaft wird in 8 Baronien eingetheilt und sendet 2 Deputirte ins Parlament. — Die gleichnamige Hauptstadt der Grafschaft, nördlich von Dublin, an einem Hügel unfern des Flusses Callan gelegen, hat 9500 Einw., ist alt und war ehemals weit bedeutender als jetzt, namentlich vom 5.—9. Jahrh. durch seine berühmte Klosterschule, die viel von England aus besucht wurde. A. ist der Sitz eines kathol. Erzbischofs und eines protest. Bischofs, hat eine protest. Kathedrale (aus dem 12. Jahrh., der einzige Rest der alten, wiederholt zerstörten Stadt), eine schöne kathol. Kathedrale im goth. Stil und einen ansehnlichen Bischofspalast mit großem Park, ein stattliches Rathhaus, eine lat. und eine Choristenschule, eine Sternwarte, ein Irrenhaus nebst anderen Wohlthätigkeitsanstalten, Leinwand- und Garnhallen, ansehnliche Brauerei und Gerberei und lebhaften Handel mit Korn und Garn.

Armagnac (spr. -manjack), alte Landschaft im südl. Frankreich (Ager Aremonicus), ein Theil der Gascogne, jetzt größtentheils zum Departement Gers gehörig, ist mäßig fruchtbar, aber in außerordentlich viele Güter zerstückelt, und besonders bekannt durch seine Branntweinbrennereien (Eau d'Armagnac) und den hier wachsenden weißen Gascognerwein, der viel nach dem Norden verschickt wird. Das Ländchen zerfiel in Ober- (das Weiße) und Unter- (das Schwarze) A. und führte den Titel einer Grafschaft.

Das alte gräfliche Geschlecht der Armagnacs, welches vom 10. bis gegen Ende des 15. Jahrh. die Grafschaft A. nebst mehreren kleineren Herrschaften in Gascogne und Guienne besaß, hat in Frankreichs Geschichte lange Zeit eine große Rolle gespielt. Graf Johann I., Sohn Bernhards IV., schloß sich den Briten an und begleitete den Schwarzen Prinzen nach Spanien, focht später wieder für Frankreich und half Limousin unterwerfen. Sein Enkel Johann III. führte gegen den Herzog von Mailand, Galeazzo Visconti, einen Haufen von 15,000 Abenteurern, die später so berüchtigten Armagnaken, über die Alpen, verlor aber bei Alessandria Schlacht und Leben. Der berühmteste aller Armagnacs ist Bernhard VII., unter König Karl VI. Haupt jener antiburgundischen Partei, die nach ihm die Armagnac'sche oder auch die Orléans-Armagnac'sche heißt und deren Kennzeichen im Gegensatz zu der blauen Farbe des Feindes die weiße Armbinde wurde. A. war die Seele des Bundes, welchen 1410 wegen Ermordung des Herzogs Ludwig von Orléans (1407) die Herzöge von Berri und Bourbon zu Gien mit dem Hause Orléans, dem Herzog von Bretagne und den Grafen von Alençon, Clermont und A. selbst, des Gemordeten Schwiegersohn, abschlossen. Auch im Felde war A. schließlich glücklich. Nach dem Frieden von Pontoise (1. Aug. 1413) zwischen Karl VI. und dem jüngern Herzog von Orléans zog Graf Bernhard A. an der Spitze des Heeres in die Hauptstadt ein, vertheidigte sie glücklich gegen die Burgunder, ward nach der Schlacht bei Azincourt (1415) Connétable und erster Minister und lenkte fortan den Staatsrath nach Gefallen. Durch Despotismus und blutige Härte brachte er aber alle gegen sich auf. Die Königin Isabella trat zum Herzog Johann von Burgund über, Papst Martin erklärte zu Kostnitz den Grafen A. für einen Abtrünnigen, und England schickte den Burgundern von neuem Hülfsvölker. Dennoch behauptete sich A. Als er aber 1418 einen Theil seiner Truppen der bessern Verpflegung wegen nach Brie gesendet hatte, bemächtigte sich Johann von Burgund im Einverständnis mit den Parisern der Hauptstadt. A. verbarg sich, ward entdeckt und im Gefängnis ermordet (12. Juni 1418). Sein ältester Sohn, Johann IV., Rottenführer im französisch-engl. Kriege, ward vom Dauphin Ludwig gefangen genommen und von Karl VII. erst gegen Abtretung der Grafschaft Comminges und anderer Güter freigelassen. Er starb 1451. Sein Sohn Johann V. wurde besonders bekannt durch den Schicksalswechsel, in welchen ihn seine Verbrechen (er lebte z. B. mit seiner Schwester Isabelle in blutschänderischem Konkubinat und zog sich dadurch

wiederholt den kirchlichen Bann zu) und seine Untreue gegen König Ludwig XI. stürzten. Im Jahr 1465 schloß er sich der Ligue du bien public gegen Ludwig an und zog mit dem Herzog von Bourbon vor Paris, verband sich auch später mit England zur Eroberung Guienne's, welches Ludwig seinem Bruder Karl verliehen hatte, verlor infolge davon die Herrschaft A. an Ludwig XI., gewann sie aber durch seine Verbindung mit Ludwigs Bruder Karl (1472) wieder. Im folgenden Jahr (1473) ward er von dem König in Lectour belagert und von seinen Soldaten ermordet. Der letzte seines Stammes war Karl von A., des vorigen Bruder, nach dessen 1497 erfolgtem Tode Franz I. die Grafschaft A. seinem Schwager, dem Herzog Karl von Alençon, verlieh, durch dessen Wittwe sie an das Haus d'Albret in Navarra kam. Erst Heinrich IV. brachte sie für immer an die Krone von Frankreich. Eine Nebenlinie des Hauses A. stiftete Jakob von A., Sohn Bernhards VII., durch Ludwig XI. Herzog von Nemours und Pair von Frankreich. Auch dieser A. trat als einer der Hauptanführer der Ligue (du bien public) gegen Ludwig XI. bei, ward aber als solcher, nachdem er mehrmals Verzeihung erhalten, gefangen, in einen eisernen Käfig gesperrt und 1477 enthauptet.

Armagnac (spr. -manjack), Spiritus, welcher aus den Weinen des Departements des Gers und des südl. Theils des Departements Landes bereitet wird. Man macht ihn 52—56 Proc. stark und producirt jährlich etwa 12 Mill. Liter. Im Preise steht der A. dem Cognac um 60 Proc. und mehr nach.

Armagnaken (spr. -manja-; auch Armejäcken oder Armegecken, arme Hechte, von ihrer rothen Armbinde les Bandes genannt), zügellose Soldknechte, die den Kern der von den Grafen von Armagnac besoldeten Milizen bildeten. Mit dem Namen Armagnakenkrieg (Armejäcken-, Armegeckenkrieg, bellum Armeniacum) bezeichnet man den Einfall dieser Söldner 1444 in das westliche Deutschland und die Schweiz. Durch die Schweizer hart bedrängt, erbat sich der Kaiser Friedrich III. von dem franz. König Karl VII. etliche Fähnlein der A. Karl VII. erfüllte gern dieses Verlangen, da es Frankreich von den wilden Söldnerhaufen befreite und die Ausführung weitgehender Absichten auf Deutschland möglich zu machen schien. Statt 5000 Reisige, wie der Kaiser zuerst verlangt, oder 10,000, wie man dann übereingekommen, schickte Karl mehr als 50,000 Mann, und zwar nicht alle wider die Schweizer, sondern mit René, Herzog von Anjou, Lothringen und Bar, auch gegen das diesem feindliche Metz, sowie mit dem Grafen Jakob von Lützelstein wider Toul und Verdun und mit Siegfried von Venningen und Jakob von Lichtenberg in das Elsaß. Der Dauphin Ludwig selbst zog mit mehr als 30,000 Mann gegen den Sundgau und Mömpelgard. Der Herzog von Burgund gestattete dem Dauphin den Durchmarsch und ließ viele herumstreifende Rotten zu ihm stoßen. Vor Prattelen und bei St. Jakob an der Birs unweit Basel kam es 26. Aug. 1444 zur Schlacht. 1600 Männer der schweiz. Vorhut kämpften hier 10 Stunden lang gegen eine große Uebermacht und fielen, nachdem sie 6000 Feinde erschlagen, bis auf 16 Flüchtige. Der Dauphin, obwohl Sieger, zog sich nach dem Elsaß zurück und sagte bald darauf im Frieden von Ensisheim den Eidgenossen beständige Freundschaft zu (28. Okt. 1444). In Deutschland hausten die A. bis ins nächste Frühjahr fort, raubend und plündernd, jenseits und diesseits des Rheins, im Schwarzwald bis gegen Bayern hin. Zwar säuberten nach und nach die Truppen der Städte und Reichsfürsten das Land, aber die blutigen Spuren ihrer Anwesenheit konnte man noch lange wahrnehmen. In Frankreich verlor sich der Name A., seit Karl VII. aus ihnen 4500 Schützen und 15 Lanzenreiter hatte auswählen, die übrigen aber verabschieden lassen. Vgl. Barthold, Der Armegeckenkrieg 1444 und 1445 (Raumers »Historisches Taschenbuch«, Leipz. 1842).

Armalis (neulat.), Wappen-, Adelsbrief; Armalist, in Ungarn früher: Adliger ohne Grundbesitz, der nur vom Waffendienst lebt.

Armand, Schriftsteller, s. Strubberg.

Armansperg, Joseph Ludwig, Graf von, ehemaliger Präsident der Regentschaft in Griechenland, geb. 28. Febr. 1787 zu Kötzting in Niederbayern als Sprößling einer alten, 1790 in den Grafenstand erhobenen Familie, trat 1808 in den bayr. Staatsdienst und fungirte 1813 und 1814 als Armeekommissär beim bayrischen Heer. Nach dem ersten Frieden von Paris ward ihm die Verwaltung des Vogesendepartements und später die der zwischen Rhein und Mosel gelegenen, wieder deutsch gewordenen Gebiete übertragen. Auf dem Kongreß zu Wien, wohin er als bayr. Abgeordneter ging, vertheidigte er das Interesse seiner Krone mit Eifer, und als bald darauf der Krieg von neuem ausbrach, folgte er dem Hauptquartier der Verbündeten als bevollmächtigter Minister Bayerns nach Frankreich, wo er zum Verwalter des sogen. bayr. Generalgouvernements mit dem Centralsitze zu Auxerre im Departement Yonne ernannt wurde. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde er 1816 Direktor der Regierung des Rheinkreises, 1817 in ähnlicher Stellung nach Augsburg und später nach Regensburg versetzt. 1825 in die Kammer gewählt, erwarb er sich durch seine Kenntnisse und seine freimüthige Art zu reden großes Ansehen. Bereits 1826 wurde er zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, vertauschte aber bald darauf dies Portefeuille mit dem des Innern und der Finanzen. Während seiner kurzen Verwaltung war er mit Erfolg bemüht, das bayrische Finanzwesen nach festen Regeln zu ordnen, die Lasten zu mildern und gleichmäßig zu vertheilen. Indeß mußte er 1831 dem Haß der ultramontanen Camarilla weichen. Nach kurzer Muße wurde er 1832 zum Präsidenten der neu zu organisirenden Regentschaft berufen, die während der Minderjährigkeit des Königs Otto Griechenland regieren und den Grund zur neuen Staatsordnung legen sollte. Armanspergs Wirksamkeit beschränkte sich anfangs auf das Präsidium der Regentschaft; dann übernahm er auch das Finanzwesen. Mit Recht erwartete man, daß der Mann, welcher als bayr. Minister sich den Ruhm eines tüchtigen Financiers erworben hatte, Griechenlands Finanzwesen ebenfalls baldigst ordnen und heben würde. Dennoch geschah in den ersten 18 Monaten fast nichts in dieser Richtung, während in den übrigen Zweigen der Verwaltung große Thätigkeit sich zeigte. A. umgab sich mit einer Koterie, welche nichts weniger bezweckt haben soll, als die Regentschaft zu sprengen und den Grafen zum alleinigen Regenten und Stellvertreter Otto's I. zu machen. In der That wurden Maurer und Abel 31. Juli 1834 abberufen, doch ohne daß A. zur Alleinregentschaft gelangte. Jenen folgten im Amte der Staatsrath

v. Kobell und v. Greiner. General v. Heideck und A. blieben in ihrer Stellung bis zur Volljährigkeit des Königs Otto 1. Juni 1835, an welchem Tage alle Mitglieder der Regentschaft entlassen wurden; nur A. ward zum Staatskanzler befördert. In dieser Eigenschaft war er Präsident des Ministeraths und erster Rath im Kabinet des Königs. Als dieser 1836 nach Deutschland reiste, übertrug er. A. als Reichsverweser die Administration des Staats. Als solcher schaltete A. mit fast unumschränkter Vollmacht; aber nach der Rückkehr des Königs erhielt er 14. Febr. 1837 seine Entlassung, worauf er Griechenland verließ. Er lebte seitdem zurückgezogen auf seinem Gute Egg bei Deggendorf und starb 3. April 1853 zu München.

Armarium (lat., davon franz. armoire, spr. -moâhr), Schrank, besonders Bücherschrank; Armariolum, Schränkchen; Hostienbehältnis in der römisch-kathol. Kirche; Armarius, Waffenschmied, Büchereaufseher; Bewahrer der Kirchenbücher und Vorsänger in Klöstern.

Armateur (franz., spr. -tör), Schiffsausrüster oder Rheder; Kaper, Kreuzer; Kaperschiff.

Armatolen, die kriegerischen Bewohner der sogen. Armatolien (Waffengebiete) in den nördl. griech. Gebirgen, besonders in Makedonien, Epiros und Thessalien. Als Mohammed II. Griechenland erobert hatte, flüchteten sich deren Bewohner zum Theil in das Gebirge, um unter kühnen Häuptlingen, Kapitani's, den Krieg im kleinen fortzusetzen. Der Kapitano sammelte eine Schar von 50—200 Jünglingen und Männern, die ihm auf Leben und Tod verpflichtet waren, und überfiel den Feind auf Straßen und in Städten. Die Kapitani's galten als die Stammhalter griechischer Freiheit und breiteten sich über das ganze hellenische Festland aus. Die Namen berühmter Klephten, wie sie bis dahin hießen, wurden überall mit Stolz genannt und ihre Thaten in Liedern besungen. Die Pascha's, unvermögend, sich gegen sie zu schützen, traten gewöhnlich in Unterhandlungen mit ihnen, und so erhielten die Kapitani's gegen Zusage friedlichen Betragens Sold, Lebensmittel und die Oberaufsicht in dem durch ihre Waffen beschirmten Bezirk. Diese Bezirke wurden Armatolien, ihre Bewohner A. genannt, letztere waren aber zum kleinsten Theil Griechen, vielmehr meist geborne, wegen politischer und religiöser Differenzen verfolgte, christlich gewordene Albanesen. Sie vornehmlich regten auf die Aufforderung der Hetärie den griech. Freiheitskampf an. Die ausgezeichnetsten Armatolenführer in demselben waren Eustrates, Gogo, Georg Zongas, Saphakas (fiel 1827 vor Athen), Georg Makry, Karaiskakis (fiel gleichfalls 1827 vor Athen), Mitzo Kondojannis, Johannes Panurgas, Kaltzodemos (fiel vor Missolunghi), Odysseus, Georg Karatasso, Christos Mestenopulos und Markos Botzaris, der an der Spitze der Sulioten stand. Sie waren um diese Zeit etwa 12,000 Mann stark und bildeten im Verein mit mehreren anderen Klephten die Hauptmacht beim Anfang des Freiheitskampfes, in dem sie sich meist hohen Ruhm erwarben.

Armatür (lat.), in der Kriegssprache der Inbegriff aller der Werkzeuge, die der einzelne Mann zum Angriff oder zur Vertheidigung gebraucht, also sowohl Schutz- als Vertheidigungswaffen, Trutz- und Angriffswaffen, sowie auch das dazu gehörige Lederzeug, wie Koppeln, Bandeliere, Patrontaschen ꝛc., und die zum Auseinandernehmen und Reinigen der Waffen erforderlichen Instrumente (s. Bewaffnung). In der Physik s. v. w. zur Erhaltung und Verstärkung der magnetischen Kraft an einen Magneten gehängte Eisenstücke ꝛc.

Armbänder (Armgeschmeide), band- oder ringförmige Schmucksachen, die am Arm getragen werden. Ihr Gebrauch findet sich schon im hohen Alterthum bei Männern wie Frauen. Schon die vorhistorischen Funde des Bronzezeitalters zeigen Proben dieses Schmuckes. Eine besondere Vorliebe für dergleichen Schmuck hatte das germanische Heldenzeitalter; A. wurden zur Zier selbst von Kriegern getragen und werden in den Gedichten jener Zeit als vorzüglichster Ehrenpreis der Tapfern genannt. Ihr altdeutscher Name ist bouge. Ebenso waren bei den Hebräern A. von Alters her in Gebrauch, namentlich auch unter den Vornehmen. Man trug Ringe aus Elfenbein, edlen Metallen u. dgl., gewöhnlich oberhalb der Handwurzel. Bei den heutigen Persern und anderen Orientalen sind sie oft so breit, daß sie bis an den Elnbogen reichen. Bei den Römern trugen ebenfalls Männer und Frauen diesen Schmuck (armilla), und als Ehrengeschenk (calbeus) verlieh ihn der Imperator dem verdienten Krieger. Man trug ihn in Rom meist am rechten Arm (daher dextrale). Im Mittelalter trugen, wie auch gegenwärtig, nur Frauen solchen Schmuck, mit dem besonders seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. infolge des Herrschendwerdens der span. Tracht maßloser Luxus in Gold und Edelsteinen getrieben ward.

Armbrust (Armborst, Armst, Arbrost, lat. Arbalista, Arcubalista, franz. Arbalète), alte Waffe, welche den Uebergang vom einfachen Pfeilbogen, aus dem sie jedenfalls entstanden ist, zum heutigen Schloßgewehr bezeichnet. Die A. besteht wesentlich aus dem Schaft (Säule, Rüstung) mit dem Kolben und dem Schneller oder Drücker und aus dem Bügel oder Bogen mit der Sehne. Nach der Größe, Stärke, Bestimmung ꝛc. theilt man die Armbrüste in mehrere Klassen. Die ganz großen werden (nach dem Schafte) Rüstungen genannt und wieder in ganze und halbe unterschieden. Die ganze Rüstung besteht aus einer Säule von hartem Holze (oft Eiben- oder Taxusholz, daher Eibe s. v. w. A.), auf welcher die Rinne (Bolzensteg, Lauf) ausgehöhlt ist. Der Bogen ist von Stahl, 6—8 Pfd. schwer, geht in einem viereckigen Loche oben durch die Schwungöffnung der Säule und ist bisweilen auch an beiden Seiten mittels starker Hanfschnüre an die letztere befestigt, um sich nicht im mindesten zu bewegen. Die Sehne ist aus Hanffäden gedreht und mit einem Bind- oder sogen. Schlagfaden der Länge nach dicht umwunden. Um die Rüstung zu spannen, wird eine eiserne Handwinde (Armbrustwinde) angelegt, welche an ihrem Ringel einen Eingriff hat, der die Sehne anzieht und dieselbe in die Vertiefung (Welle) am Ende der Rinne einlegt. Der Einsatz wird sodann vorgestochen, der in der Säule befindliche starke Drahtzug (Schneller) angezogen und der Stecher eingesetzt. So ist das Geschoß gespannt und bis zum Auflegen des Bolzens zum Schuß nach dem Ziele fertig. Eine kleinere Art A. ist der Schnäpper, dessen Schaft und Bügel viel kürzer als die entsprechenden Stücke der Rüstung sind, und der mit der Wippe, einem oben mit einem eisernen Haken versehenen Hebel, den man in die Oehse des Schnäppers einhängt, gespannt wird. Am Stemmholze ist ein Druckstab, welcher auf die Sehne auf-

gesetzt wird und diese hinabdrückt, bis sie in den Eingriff einschnappt. Der Kugelschnäpper, aus welchem man hartgebrannte Lehm-, Thon-, Marmor- oder Bleikugeln schießt, hat statt des gewöhnlichen Bolzenstegs einen verdeckten, cylindrischen Lauf, welcher sich von dem einer Flinte nur durch den Ausschnitt unterscheidet, in welchem sich die Sehne bewegt. Der Gebrauch der A. ist uralt und gewiß bald nach dem des Bogens aufgekommen. Die Griechen und Römer hatten außer kleinen Armbrüsten für die Leichtbewaffneten auch Wagenarmbrüste und Karrenarmbrüste, welche auf Wägen mit zwei oder einem Pferde transportirt wurden. Aehnliche Geschosse werden auch den alten Deutschen beigelegt. Am verbreitetsten war im westlichen Europa der Gebrauch der A. in der Periode von den Kreuzzügen bis ins 16. Jahrh. herab. Eine Lateransynode von 1139 verbot zwar die A. im Kampfe wider Christen, wahrscheinlich als ein zu mörderisches Instrument, aber das Verbot blieb, obwohl von Innocenz III. wiederholt, ohne Erfolg. Die A. erhielt sich fast allgemein im Feldgebrauch bis auf Karl V. (1530), in England noch 100 Jahre länger, bis auf Elisabeth und Jakob I. Bei Schützenfesten aber behauptete sie ihr altes Recht in Deutschland an vielen Orten bis ins 18., in Frankreich, England und vorzüglich in der Schweiz bis auf den heutigen Tag. Die Ritter des Mittelalters fochten zwar in der Regel nur mit Lanze und Schwert, doch führten sie nicht nur in ihrem Gefolge Armbrustschützen, auch Armbruster genannt, sondern auch sie selbst verschmähten nicht immer, sich dieser Waffe in offenem Kampfe zu bedienen. Auf den Burgen hatten ungeheure Armbrüste, die hinter den Schießscharten lagen, die Funktionen unserer Kanonen.

Armee (franz.), die bewaffnete Macht (Landmacht) eines Staats, insofern sie ein organisirtes Ganzes bildet. Außerdem wird die Bezeichnung A. auch für solche Heerestheile gebraucht, welche zu selbständigen Unternehmungen unter einem besondern Oberbefehlshaber bestimmt sind, sowie für die Unterabtheilungen des Ganzen, welche zu besserer Gliederung unterschieden werden. Man sagt also z. B. »die preußische A.« und versteht darunter die Gesammtheit der preuß. Streitkräfte; es wurden aber auch anderseits mehrere Armeen von Preußen zu gleicher Zeit aufgestellt, so z. B. wurden 1866 eine erste und zweite, 1870 aber deutscherseits 3 Armeen ins Feld geführt. Die Franzosen pflegen ihre Armeen nach dem Kriegsschauplatze zu unterscheiden, als: Armee von Italien, Nordarmee, Rheinarmee, Loirearmee. Wenn aber auch das Wort A. in mehrfachem Sinn gebraucht werden darf, so ist es doch wohl von »Heer« zu unterscheiden, einem Wort, welches sich häufig, aber nicht immer mit A. deckt; vgl. Heer. Militärische Alterthumsforscher, wie z. B. der franz. General Bardin, behaupten, das Wort A. sei zuerst auf die Seemacht angewendet worden und habe ursprünglich eine Kriegsflotte bezeichnet, deren Bestimmung gewesen sei, auf dem Meere zu kreuzen. Die Völker romanischer Abkunft bedienten sich dafür des Worts Armada. Später wendete man das Wort A. auch auf die Landmacht an.

Armeedivision, ein Heereskörper, welcher aus allen Waffengattungen zusammengesetzt ist und somit zu selbständigen Gefechtszwecken wie eine kleine Armee verwandt werden kann. Die A. ist daher wohl zu unterscheiden von der Infanteriedivision, welcher zwar auch Kavallerie und Artillerie zugetheilt ist, aber nur in solchem Maßstabe, wie dies für eine im Armeekorpsverbande stehende Abtheilung nöthig ist. Derartige Armeedivisionen stellten im deutsch-französischen Kriege 1870—71 Hessen, Baden und Würtemberg auf; es wurden dieselben auch wohl Feldbivisionen genannt. Ihre Verwendung war übrigens analog der der Infanteriedivisionen, indem sie zu einem Korps vereinigt oder einem solchen zugetheilt wurden. Armeedivisionen waren auch die neugebildeten deutschen Truppenkörper, welche als Reservedivisionen im spätern Verlauf jenes Krieges auf den Kriegsschauplatz gezogen und durchweg zu selbständigen Unternehmungen verwandt wurden. Die A. ist also dem Armeekorps (s. d.) ähnlich, nur kleiner; sie bestand 1870—71 aus durchschnittlich 15,000 Mann Infanterie, 2400 Mann Kavallerie und 24 Geschützen. Ihre Stärke war aber sehr verschieden.

Armeekorps, ein Heereskörper, welcher stark genug und zugleich taktisch so zusammengesetzt ist, daß er wie eine kleine Armee zu selbständigen Operationen gebraucht werden kann. Die preuß. (deutschen) A., welche als Muster gelten, welchem allmählich wohl die anderen Staaten folgen werden, bestehen auch im Frieden, sind Provinzialarmeekorps und haben ihre eigene Administration, so daß sie außerordentlich schnell mobilisiren können. Sie bestehen durchschnittlich aus 2 Divisionen à 2 Brigaden, haben 8 Infanterieregimenter, 1 Jägerbataillon, 2 Regimenter Kavallerie, 2 Abtheilungen Fußartillerie, sowie 1 Abtheilung Fußartillerie und 2 reitende Batterien als Korpsartillerie, 1 Pionier- und 1 Trainbataillon und 9 Munitionskolonnen. Sie zählen durchschnittlich je 25,000 Mann Infanterie, 1200 Mann Kavallerie und 84 Geschütze, im ganzen etwa 32,000 Köpfe. In Frankreich bestanden solche A. früher nicht, sondern wurden erst bei Ausbruch des Kriegs 1870 formirt, waren sehr ungleich und litten unter der Centralisation der Administration für die ganze Armee. Oesterreich und England haben keine A. im Frieden, in Rußland bildet nur die Garde einen solchen Körper.

Armegeckenkrieg, s. Armagnaken.

Armeneid (lat. Juramentum paupertatis), derjenige Eid, wodurch der Schwörende seine wirkliche Armut bekräftigt, um gewisser öffentlichen Wohlthaten und Vergünstigungen, namentlich des Rechts der Kostenfreiheit bei Processen theilhaftig zu werden; s. Armenrecht.

Armengaud (spr. -manggoh), Jean Germain Désiré, franz. Kunsthistoriker, geb. 1797 zu Castres (Depart. Tarn), widmete sich anfangs dem Kaufmannsstande, überließ sich dann aber ganz seiner Neigung für die Kunst und machte auf den Museen und Gallerien Frankreichs und Europa's umfassende Studien, als deren Ergebnis eine Reihe von Kunstwerken mit zum größten Theil trefflich ausgeführten Kupfern hervorging, die weite Verbreitung fanden. Wir nennen: »Histoire des peintres de toutes les écoles depuis la Renaissance jusqu'à nos jours« (1849, von Ch. Blanc beendet); »Les galeries publiques de l'Europe« (1856); »Les chefs-d'oeuvre de l'art chrétien« (1857); »Les Trésors de l'art« (1859); »Le Parthénon de l'histoire« (1863—64, 26 Lief.). A. starb im März 1869 zu Passy.

Armenhäuser, s. Armenwesen.

Armenien, ein Land in Vorderasien, das im Alterthum bis ins Mittelalter zeitweise unter eigenen Königen stand, dann seine polit. Selbständigkeit für

immer verlor und gegenwärtig unter Rußland, die Türkei und Persien getheilt ist. Dasselbe umfaßt das Gebiet zwischen Kleinasien im W. und dem Kaspischen Meer im O. und zwischen dem Kaukasus im N. und den Flüssen Aras und Murad (dem östlichen Euphrat) im S. und bildet in diesem Umfang ein in sich geschlossenes Naturganze: eine mächtige, über die umgebenden Länder inselartig emporragende Hochlandsmasse, deren ursprüngliche Bevölkerung die Armenier bilden. Das Innere dieses Hochlands nehmen 800—2000 Meter ü. M. gelegene, meist von O. nach W. gestreckte, weidereiche Hochebenen ein, auf denen sich hier isolirte, bis 5200 Meter hohe Kegelberge, meist alte Krater, dort lange Plateaukketten erheben. Unter letzteren ist die vom Ararat bis zum Zusammenfluß der beiden Quellflüsse des Euphrat sich erstreckende Kette, deren Name vielfach wechselt, die bedeutendste; sie theilt das Tafelland in eine südl. und nördl. Hälfte. In der südlichen liegt die breite Thalebene des Murad Su oder östlichen Euphrat, bei Musch 1430 Meter hoch; in der nördlichen sind die Hochebenen von Bajesid, Erzerum (1860 Meter hoch), Kars, Achalzych und Eriwan (985 Meter hoch). Die merkwürdigsten Kegelberge erheben sich auf der Hochebene von Eriwan: der große Ararat mit 5155 Meter, der kleine Ararat mit 4180 Meter und der Allaghes mit 4180 Meter Höhe. Die Ränder des armen. Hochlandes fallen nach allen Himmelsgegenden in tiefer liegende Landschaften ab. Der Nordost- und Nordrand zieht von dem Durchbruche des Arares bis zu 60° östl. L. von SO. gegen NW. Gegen N. fällt er zu den Ebenen des Kur und Rioni ab, wird im Maximum seiner Annäherung an den Kaukasus zwischen 61 und 62° östl. L. von dem Kur durchbrochen und lehnt sich an die Hochebenen von Achalzych, Kars, Eriwan und Nachitschewan an. Dieses romant. Bergland wird aus mehreren, terrassenartig übereinander aufsteigenden Parallelketten gebildet und trägt zahlreiche Porphyr-, Basalt- und Trachytberge. Zwischen den Ketten liegen langgestreckte, wohlbewässerte Hochebenen. Drei Hauptstraßen führen aus dem Kurthal über den Nordrand: die eine von Tiflis über Goria und Achalzych nach Kars; die andere von Tiflis nach Eriwan; die dritte von Tiflis über Elisabethpol und Schuscha nach Nachitschewan. Der Südrand oder das Bergland Westkurdistan liegt zwischen 39—37½° nördl. Br. und 62—55° östl. L. Die innerste und höchste Kette dieses Berglandes ist der Ala Dagh, eine Fortsetzung des Elbrus und des Nordrandes von Iran. Sie umgibt mit ihren beständig in Schnee gehüllten Kalksteinbergen, welche im Tura Dschelu bis 4220 Meter ansteigen, das Becken des Wansees und lehnt sich im N. unmittelbar an die vom östl. Euphrat durchflossenen Hochebenen an. Wenige beschwerliche Pässe, worunter der von Bitlis, führen über die Kette. Im S. des Ala Dagh folgt eine breite Längenstufe, in welcher der Tigris, in der Thalebene von Diarbekr, nach O., weiter westlich auch der Euphrat auf eine Strecke nach W. fließt. Im S. wird die breite Längenstufe von dem von O. nach W. ziehenden, bis 1000 Meter hohen Kara Dagh (Mons Masius) begrenzt und von der ersten Stufe Mesopotamiens getrennt. Am Ostrande steigt man aus Aserbeidschan allmählich über mehrere Stufen auf die Hochebenen Armeniens hinauf. Plateauketten, welche von O. nach W. ziehen, trennen die Stufen von einander; kurze, die Terrassen miteinander verbindende Engpässe führen über dieselben. Am Westrande wird, wie auf der Ostseite, der Abfall des Hochlandes nach dem Gestade des Schwarzen Meeres und zu den niedriger liegenden Hochebenen Kleinasiens durch mehrere Stufen vermittelt. Zwischen der 1860 Meter hohen Hochebene von Erzerum und Trapezunt am Schwarzen Meer, einer Entfernung von 185 Kilom, zieht sich eine Bergkette, über die man in die vom Tschoroch durchflossene Mittelstufe von Baiburt, sowie ein zweiter niedriger Gebirgszug hin, über den man zum pontischen Gestade gelangt. Auf dem Wege von Erzerum nach Tokat oder Siwas bildet die Mittelstufe die Thalebene von Karaja, südlich aber die vom Euphrat durchflossene Thalebene von Malatia oder Kleinarmenien. — Plutonische Kräfte haben an der Bildung des armenischen Gebirgssystems den überwiegendsten Antheil genommen. Die geschichteten neptunischen Formationen und die älteren pluton. Bildungen, wie Granit, Syenit, Gabbro ꝛc., sind im Verhältnis zu den später entstandenen (Trachyt, augitischer Porphyr) schwach repräsentirt. Die armen. Gebirge scheinen als Ketten mit dem Kaukasus und den Gebirgen Kleinasiens, Kurdistans und Westpersiens gleiche Ursachen wie eine gleiche Epoche der Entstehung gehabt zu haben. Das große Hebungssystem aller dieser Gebirge zeigt genau dieselbe Richtung von SO. nach NW.; der Kern sämmtlicher Hauptketten besteht aus Gesteinmassen, welche petrographisch entweder ganz identisch, oder doch nahe verwandt sind; sie durchsetzen dieselben älteren Flötzschichten bis in die jüngste Reihe der tertiären Gebilde und sind offenbar alle dem gleichen Herd entstiegen, wie sich der Erschütterungskreis der Erdbeben noch heute über das ganze Gebiet dieser alten plutonischen Bildungen erstreckt. Nach der Erhebung der armen. Alpenketten durch plutonische Kräfte scheint eine Periode vulkanischer Thätigkeit eingetreten zu sein, welche im eigentlichen Hochlande nur einzelne Erhebungskrater inmitten der Ketten bildete, Schlacken und geschmolzenes Gestein aus der Tiefe emporhob und am Rande von Schlünden aufschüttete, welche mit dem vulkanischen Herde Armeniens eine kurze Zeit kommunicirten Uebrigens ist letzterer noch keineswegs erloschen, seine fortdauernde Thätigkeit gibt sich nicht nur in warmen Mineralquellen, worunter die Schwefelquellen bei Tiflis mit einer Temperatur von 32,7° C., sondern auch in den immer repetirenden Erdbeben kund, deren Hauptfokus jetzt der Ararat ist. Auch eine Solfatara, der Tandurk im SW. vom Ararat, wurde 1862 vom Geologen Abich entdeckt. A. ist reich an edeln Fossilien, besonders Metallen. Berühmt sind die Bergwerke zu Gömischkane, Kure, Baiburt ꝛc., welche Silber, Blei, besonders aber Kupfer liefern. Außerdem finden sich Steinsalzbergwerke (bei Kulpi am Aras, das älteste der Welt), Arsenikgruben, Alaungruben (zu Saglik) u. a. — Armeniens Flüsse gehören mit wenigen Ausnahmen zu den Stromsystemen des Euphrat (Tigris), Arares und Kur, welche sämmtlich im Gebiet von A. entspringen. Der Euphrat bildet sich aus zwei Quellflüssen, dem Murad Su oder östlichen und dem Kara Su oder westlichen Euphrat. Von Malatia bis Gerger durchbricht er den Taurus und bildet eine Reihe von Wasserfällen und Stromschnellen. Der Tigris, eigentlich schon zu Kurdistan gehörig, entsteht ebenfalls aus zwei Quellflüssen: der östliche, der Schatt oder Bohtan Su, entspringt südlich vom Wansee; der westliche, der Arm von

Diarbekr, entquillt dem Alindschik Dagh; der vereinigte Strom durchbricht die südlichste Tauruskette und beginnt bei Mosul seinen Mittellauf. Der Araras (Aras) entspringt zwischen den beiden Euphratarmen und fließt auf weiter Hochebene gegen O. und SO.; bei Magri bildet er mehrere Stromschnellen; sein unterer Lauf fällt in die Ebenen des Karabagh, bis er sich mit dem Kur vereinigt. Dieser selbst entspringt nordöstlich von Kars und durchströmt bis Tiflis mehrere, durch Engpässe getrennte Thalstufen, um dann durch eine breite und lange Thalebene dem Kaspischen Meer zuzueilen. Außer diesen ist noch der in das Schwarze Meer mündende Tschoroch (Akampsis) zu erwähnen. An größeren **Seen** enthält A. den Wansee, jetzt auf türkischem, und den **Gok Tschai**, auf russischem Gebiet gelegen.

A. zerfällt in drei **Klimaregionen**: in die des Regens mit subtropischem Klima, in die des veränderlichen Niederschlags und in die des ewigen Schnees. Die erste Region begreift das Kurthal von Tiflis bis zum Kaspischen See, die Küstenebene von Gurien und die Thallandschaft des obern Tigris. Die mittlere Jahrestemperatur zu Tiflis beträgt ca. 15,6° C. Der Frühling, in welchem sich häufige Niederschläge ereignen, dauert vom Februar bis Mai. Im Sommer, vom Mai bis September, steigt die trockene Hitze im Kurthal bis 37, ja 40°. Mit Ende August nimmt die Hitze ab, Gewitter und Regen bringen eine wohlthuende Kühlung hervor. Erst im December und Januar tritt der Winter mit Regen ein; Nachtfröste und Schneefall sind Seltenheiten. Die Region des veränderlichen Niederschlags begreift die Hochebenen, die Randgebirge und die Plateauketten Armeniens bis zu einer absoluten Höhe von etwa 4000 Meter und bietet sehr viele Abstufungen dar. Während in der Ebene von Karahissar südeuropäisches Klima herrscht und das Getreide Ende Juni in vollen Aehren steht, haben die Mittelstufen der Randgebirge mitteleuropäisches Klima, und die Ernten können hier erst im August und September eingebracht werden. Die Hochebenen Armeniens haben im allgemeinen ein sehr rauhes Klima, besonders lange und strenge Winter und kurze Sommer mit sehr heißen Tagen, aber immer kalten Nächten; indessen wird das Klima durch die verschiedene absolute Höhe der Hochebenen bedeutend modificirt. Auf der Hochebene von Erzerum fällt der Schnee schon im Oktober, und noch im Juni sind die niederen Höhen mit Schnee bedeckt; auf der von Kars bildet sich oft noch im Juli des Nachts Eis. In den milderen Fluren von Eriwan schneit es noch zuweilen im April, obwohl hier schon Obst, Wein, ja Reis und Baumwolle gebaut wird. Ein charakteristischer Zug des armenischen Himmels besteht in den scharfen Gegensätzen feuchter Luftschichten von verschiedenen Temperaturen und in der häufigen Ausgleichung derselben durch heftige Entladungen, durch Schneeschauer im Winter, Regen- und Hagelschauer im Sommer. Von N. her haben die kalten Nordwinde ungehinderten Zutritt und treten dann den ohnehin auf dem armen. Plateau sich abkühlenden Süd- und Ostwinden entgegen, wodurch jene heftigen und zahlreichen Stürme erzeugt werden, welche von jeher die Küstenschiffer des Schwarzen Meers in Schrecken setzten. Die Region des ewigen Schnees begreift die höchsten Theile des Berglandes; sie beginnt am Ararat bei 4000 Meter, reicht aber im Innern des Landes noch über 800 Meter tiefer herab. — Die **Pflanzenregionen** des armenischen Berglandes sind noch ziemlich unvollständig bekannt. Die unteren Regionen der Randgebirge sind mit immergrünen Bäumen bewachsen; in den höheren Regionen findet man wohl kräftigen Baumwuchs, aber eigentlicher Hochwald vermag sich, in größerem Umfang wenigstens, nicht zu entwickeln. Vorherrschende Waldbäume sind die Buche und die Eiche zwischen 300 und 1250 Meter Höhe; Fichte und Ahorn steigen vereinzelt bis 1850 Meter; als oberster Waldbaum macht sich die Birke geltend, die bis über 2500 Meter Höhe erklimmt, aber je höher sie steigt, desto strauchartiger wird. Die noch höhern Regionen sind mit Sträuchern und Alpenpflanzen bekleidet, welche im allgemeinen mit denen der Pyrenäen und Schweizeralpen übereinstimmen. Giftpflanzen fehlen. Besonders bemerkenswerth sind mehrere Pyrethrumarten, weil aus ihnen das sogen. kaukasische Insektenpulver fabricirt wird, das, wie auch Galläpfel, einen ansehnlichen Handelsartikel bildet. Auf den kahlen und baumlosen Hochebenen Armeniens kommen die Obstbäume und der Weinstock nur in absolut niedrig gelegenen Strichen fort, z. B. bei Eriwan; die höher gelegenen Gegenden sind entweder treffliche Weideländer, oder zum Anbau des Getreides tauglich, wie denn der Weizen bei Erzerum noch in 1900 Meter Höhe ansehnliche Ernten gibt. Von der **Thierwelt** ist in A. besonders das Geflügel sehr reich vertreten; in großen Mengen kommen namentlich Wachteln, rothe Gänse oder Enten, Fasanen, Tauben, Störche und Kraniche vor. Von Vierfüßlern finden sich zahlreich Bären, Luchse, Lemminge und mehrere Murmelthierarten; ferner Springmäuse in großer Anzahl, und auf den höchsten Höhen das wilde Schaf (Ovis gemelii); Füchse, graue Biber (Konduz), Dachse und Wölfe zeigen sich gelegentlich. Als Hausthiere spielen Büffel und Rindvieh, Pferde, Esel und Kamele, Schafe, Ziegen und Hunde die Hauptrolle, doch treten die meisten, infolge der kalten Witterung, verzwergt auf.

In der Bibel wird A. unter diesem Namen nirgends erwähnt, ist aber (einzelnen Provinzen nach) unter dem Namen **Ararat**, **Thogamah** und **Minni** zu verstehen. Im Alterthum galt die Eintheilung in Groß- und Kleinarmenien. **Großarmenien** (Armenia major) grenzte östlich an Medien und an das Kaspische Meer, nördlich an Albanien und Iberien, westlich an Kappadokien und Kleinarmenien, südlich an Mesopotamien und Assyrien. **Kleinarmenien** (A. minor) lag an dem westl. Ufer des Euphrat, ward nördlich und westlich vom Pontus und von Kappadokien, südlich und östlich von Großarmenien begrenzt. Unter Trajan scheint man letzteres größtentheils zu Kappadokien geschlagen zu haben, so daß nur noch Melitene und ein Theil von Kataonien zu Kleinarmenien gerechnet ward. Viehzucht war damals schon das Hauptgeschäft der Bewohner Armeniens. Im persischen Zeitalter lebten sie nicht in Städten, sondern durchgehends in großen offenen Orten, deren jeder seinen Vorsteher oder Richter hatte. Die Sitteneinfalt der Armenier und ihre fast patriarchalische Gastfreundschaft war im Alterthum sprichwörtlich. Sie standen in starkem Verkehr mit Babylon, Tyrus und anderen phönik. Handelsstädten, die ihnen ihr Vieh, vorzüglich ihre Maulthiere und Pferde, abnahmen. Die letzteren waren sehr geschätzt, und eine besondere Rasse

derselben bildeten die weißen Prachtrosse der pers. Könige. Gegenwärtig ist A. unter die obengenannten Mächte getheilt. Das Türkische A. umfaßt außer dem alten Kleinarmenien den westlichen Haupttheil von Großarmenien und bildet das Vilajet Erzerum, sowie Theile der Vilajets Diarbekr, Adana und Aleppo. Hauptstädte sind hier Erzerum, Kars, Wan, Biblis, Musch ꝛc. Das Russische A. (früher im Besitz der Perser) begreift den nordöstl. Theil des alten Großarmenien und wird der Hauptmasse nach von den Flüssen Kur und Arares umschlossen; es bildet die jetzigen Gouvernements Eriwan und Elisabethpol, sowie Theile des Gouvernements Tiflis. Die bedeutendsten Städte sind Tiflis und Eriwan; außerdem Gumri (Alexandropol), Elisabethpol, Nachitschewan, Schuscha u. a. In diesem Theil des Landes liegen drei, aus alter Zeit stammende, bei den Armeniern hochberühmte Klöster: Etschmiadzin, Sitz des Patriarchen von A., Haghpad und Sanahine, sowie die Ruinen der alten Stadt Artarata, die der röm. Feldherr Corbulo 58 n. Chr. eroberte. Die Gründung mehrerer der genannten Städte (z. B. Nachitschewans, Eriwans) versetzt die Landessage in die Zeit Noahs. Der jetzt noch persische Theil von A. umfaßt die südöstlichste Ecke des alten Großarmenien und gehört gegenwärtig zur Provinz Aserbeidschan.

Die ursprünglichen Einwohner des Landes sind die Armenier, welche sich selbst Haik nennen nach einem Urenkel Japhets, auf den sie ihre Abstammung zurückführen. In der Abgeschlossenheit des Hochlandes verschmolzen sie mit anderen Einwanderern und entwickelten sich zu einem Volk, das sich durch eigenthümliches Gepräge von anderen, namentlich den umwohnenden vorderasiatischen Völkern unterscheidet. Die Armenier sind wohl gewachsen und von hoher Statur, obschon nicht sehr kräftig, brünett und von bedeutender Intelligenz. Sie haben sich eine eigene, nach Syntax und Wortschatz originelle Sprache ausgebildet und besitzen aus der Zeit ihrer politischen Selbständigkeit eine reiche Literatur. Ebenso haben sie die Lehren der christlichen Religion, die den Armeniern bereits im 2. Jahrh. bekannt war, in eigenthümlicher Weise aufgefaßt und entwickelt und sich in neuerer Zeit auch der reinern Lehre evangelischer Missionäre zugänglich gezeigt (s. Armenische Kirche). Sie werden im allgemeinen als verständig, friedliebend, mildthätig gegen Fremde, arbeitsam und sparsam, enthaltsam und unermüdlich geschildert; ganz besonders aber zeichnen sie sich durch ihr Geschick zu kaufmännischen Geschäften aller Art aus, womit freilich auch jene Fehler verknüpft sind, welche Handelsvölkern eigen zu sein pflegen, wie denn überhaupt über die Sittlichkeit der Armenier wenig erbauliches berichtet wird. In Zusammenhang mit dem ihnen angebornen Handelstrieb steht als ein Hauptcharakterzug ihres Wesens die Neigung, sich von ihrem Heimatsboden nach allen Seiten hin zu zerstreuen. Daher kommt es, daß die eigentlichen Armenier schon seit lange nur noch ein Bruchtheil der Bevölkerung des Hochlandes bilden, während man sie zerstreut in fast allen türk. Provinzen, in Rußland, Persien und Indien, in den großen Handelsstädten des Mittelmeers und des österreich. Kaiserstaats bis nach Westeuropa findet, wo sie als Geldwechsler, Bankiers, Aktionäre, große Kaufherren, Detaillisten und hausirende Krämer oder auch als Handwerker und Lastträger ihren Erwerb suchen. Aber trotz der weiten Zerstreuung, in der sie leben, bilden die Armenier überall in sich abgeschlossene Gemeinwesen, welche die angestammte Lebensweise unter sich aufrecht zu erhalten und ihre nationale Eigenthümlichkeit zu behaupten wissen, — Züge, welche in Verbindung mit der polit. Unselbständigkeit des Volks lebhaft an die Stellung der Juden erinnern. Man schätzt die Zahl der Armenier in A. selbst auf höchstens 1 Million, in Persien und den angrenzenden Gebieten auf 100,000, in der europäischen Türkei auf 400,000, in Rußland, wo sie namentlich seit Peter d. Gr. Schutz fanden, auf ½ Million, in Indien auf 5000, in Afrika auf ebensoviel, in Siebenbürgen, Ungarn und Galizien auf 16,000, im übrigen Europa auf 1000. Die Kopfzahl des gesammten Volks dürfte 2½ Mill. kaum erreichen. Im Heimatslande sind die Armenier meist Hirten und Ackerbauer geblieben. Ihre Kleidung gleicht der der Türken, nur daß sie statt des Turbans als Kopfbedeckung eine hohe, gerade aufstehende Pelzmütze tragen. Die Frauen dürfen sich öffentlich nur verhüllt zeigen; Heirathen werden von den Eltern durch Vertrag abgeschlossen, ohne daß die Betheiligten irgendwie befragt werden, und die Ehe vermag nur der Tod zu lösen; im übrigen gilt die Frau nicht als Gefährtin des Gatten, sondern als bloße Magd. Um die Hebung der geistigen Bildung des Volks, das im allgemeinen noch auf einer tiefen Stufe steht, haben sich in neuester Zeit evangelische Missionäre aus Nordamerika verdient gemacht. Wie sich infolge ihrer Bemühungen eine protestantische Kirchengemeinschaft gebildet hat, so unterhalten sie auch ein geregeltes Schulwesen mit zahlreichen Volksschulen und Seminarien zur Heranbildung von Lehrern und Geistlichen. Von diesen Anstalten abgesehen, gibt es in A. nur sehr wenige Schulen; meist unterrichtet der Vater seine Kinder selbst, soweit die eigenen Kenntnisse reichen. Die alte (jetzt todte) Sprache und Literatur pflegt und erhält am erfolgreichsten die Kongregation der Mechitaristen (s. d.). Außer den eigentlichen Armeniern wohnen im Lande als eingewanderte Völkerschaften die herrschenden Türken, zumeist mit Ackerbau beschäftigt, nomadisirende Kurden, welche als Hirten und Räuber im südöstlichen Theil des Landes hausen und an die Pforte einen Weidezins entrichten, sich aber im übrigen um die türkische Herrschaft nicht kümmern; ferner tatarische Stämme, Nestorianer, welche einen syrischen Dialekt sprechen und zum größern Theil die unzugänglichen Gebirge an der Grenze von Persien bewohnen; im N. Georgier und Lasen, sowie zerstreut Griechen, Juden, Araber, Zigeuner. Die Landessprachen sind die neuarmenische, tatarische und kurdische; persisch sprechen sehr wenige und nur gebildete Leute. Die Wohnungen sind mit Rücksicht auf den langen und harten Winter angelegt und haben (in den Städten) möglichst wenige Oeffnungen, da das Heizen wegen des nur spärlich vorhandenen Brennholzes ohnehin seine Schwierigkeiten hat. Die Dörfer bestehen theils aus Lehmhütten, häufiger aber noch, bei Armeniern wie bei Türken, aus unterirdischen Wohnungen, die sich im Winter bei hochliegendem Schnee nur durch den Rauch bemerklich machen, der aus der Dachöffnung hervorbringt. Oft sind die Wohnungen auch in die Seite von Erdhügeln hineingearbeitet und die Wände derselben bestehen dann aus Felsstücken. Unmittelbar neben dem Wohngemach befindet sich, nur durch eine

Wand davon geschieden, der Stall, und unter der Dachluke der Tandur, ein ca. 1 Meter tiefes Loch im Boden, das zur Erwärmung des Raumes und zur Brodbereitung dient. Während der Fasttage, welche die Hälfte des Jahres ausmachen, begnügt sich der gemeine Mann mit Brod und einem Stück Zwiebel, oder mit Obst, Reis und Bohnen. Man speist nur mittels der Finger, Gabeln und Löffeln sind unbekannt. Der Ackerbau erzeugt in den bergigen Strichen Weizen, Gerste, Spelt und Flachs; auf den Ebenen Reis, Baumwolle, Tabak, Sesamkraut, hier und da Hirse; im allgemeinen aber ist er unbedeutend. Viele Gegenden liegen ganz öde, theils wegen der geringern Bevölkerung, theils wegen Mangels an Wasser. Uebrigens sind die Verhältnisse des Grundbesitzes im äußersten Grade verwickelt. Die Bewohner der Ebenen beschäftigen sich viel mit Seidenzucht, deren Produkt gesucht ist. Auch die Bienenzucht wird von den eigentlichen Armeniern fleißig betrieben. Die Tataren und Armenier lieben die Jagd auf wilde Ziegen, Bergschafe und Bären. Die Fabrikindustrie ist unbedeutend. Die Frauen, seltener die Männer, weben Teppiche, seidene und wollene Zeuge, Strümpfe, Pferdedecken, Quersäcke, Shawls 2c. Ziemlich verbreitet ist die Tressenbereitung, wozu man die Gold- und Silberfäden meist aus Rußland erhält.

Geschichte. Die Armenier führen ihre Urgeschichte auf die Ueberlieferungen des Alten Testaments zurück. Als Stammvater gilt ihnen Haik (»Vater, Herr«), ein Nachkomme Japhets, der angebliche Gründer des armen. Reichs, nach welchem sie selbst sich Haik und ihr Land Haiastan nennen. Ein Nachkomme Haiks, Aram, ein Zeitgenosse des Ninos, soll das Reich durch Eroberung vergrößert haben. Von ihm oder Haiks Sohn Armenak leiten die einheimischen Geschichtschreiber den Namen A. ab, während ihn die Griechen auf den Thessalier Armenios, Theilnehmer an der Argonautenfahrt, zurückführen. Arams Sohn Ara fiel im Kampf gegen Semiramis, worauf die Herrscher Armeniens die Oberhoheit Assyriens anerkennen mußten. Nach Moses von Chorene soll zur Zeit des Trojan. Kriegs Zarmir, ein armen. Regent oder Statthalter, den Trojanern ein assyr. Hülfsheer zugeführt haben. Auch halfen die Armenier dem Meder Arbakes (Varbak), als dieser den Sardanapal stürzte. A. blieb nun unter eigenen Königen Medien tributpflichtig. Der letzte unter jenen (acht) Königen, Tigranes I. (Dikran), aus dem Stamme des Haik, lebte am Hofe seines Schwagers Cyrus, den er beim Sturz des Astyages unterstützte. Er gründete ein Reich A. am Araxes, über welches er 45 Jahre regierte, und starb 520 v. Chr. Später stand A. unter persischer Oberherrschaft, bis es Alexander d. Gr. mit ganz Persien seinem Reiche einverleibte (330). Nach Alexanders Tod kam A. unter die Herrschaft der Seleukiden und blieb unter derselben bis auf Antiochos d. Gr. Als dieser von den Römern geschlagen wurde, fielen zwei Statthalter, Artarias und Zadriades (Zariadres), ab (190 v. Chr.); ersterer stiftete in Großarmenien, letzterer in Kleinarmenien ein Reich. Beide wurden von den Römern als Könige anerkannt.

Artarias erbaute Artarata als Hauptstadt Großarmeniens. Sein Geschlecht wurde um 150 v. Chr. durch die parthischen Arsaciden verdrängt, deren Herrschaft unter Tigranes II., dem Großen, ihren Höhepunkt erreichte, indem dieser Kappadokien, Kleinarmenien und Babylonien eroberte und 84 v. Chr. auch die Herrschaft über Syrien gewann. Als Schwiegersohn des Königs Mithridates von Pontus in dessen großen Krieg mit den Römern verwickelt, wurde er erst von Lucullus, dann (63 v. Chr.) von Pompejus besiegt und mußte die zu des letztern Füßen niedergelegte Krone als Gnadengeschenk der Römer annehmen. Sein Nachfolger Artavasdes (Artabazos I.) brachte den Römer Crassus auf dessen Zug gegen die Parther durch Verrath ins Verderben und ward 31 v. Chr. auf Antonius' Anstiften ermordet. Seitdem blieb A. jahrhundertelang Gegenstand des Kampfes zwischen Römern und Parthern; nur vorübergehend kam es durch Trajans Siege (106 n. Chr.) unter röm. Herrschaft; 259 aber ward es von den Neupersien beherrschenden Sassaniden erobert. Im Jahr 286 von Tiridates III. mit römischer Hülfe noch einmal befreit und in der folgenden Zeit für das Christenthum gewonnen, ward es 428 von dem neupersischen König Bahram V. erobert und nach Entthronung Artaschirs zu einer Provinz des Sassanidenreichs gemacht. Ein kleiner Theil des westl. Großarmenien kam damals unter byzantinische Herrschaft, unter der zu jener Zeit auch Kleinarmenien stand, ging aber ebenfalls nach und nach an die Sassaniden verloren. Nach dem Sturz des Sassanidenreichs durch die Araber (632) ward Großarmenien auch von diesen überflutet und hatte unter den Kämpfen derselben gegen die byzantinischen Kaiser, die meist in A. ausgefochten wurden, schwer zu leiden und wurde theils von byzantinischen, theils von arabischen Statthaltern regiert. Unter der Dynastie der Bagratiden, die 859 mit dem einem alten armen. Fürstenhause entsprossenen Aschod I. zur Herrschaft gelangte, freilich in Abhängigkeit von den Chalifen, blühte das großarmen. Reich noch einmal für kurze Zeit auf, vermochte sich aber, bei dem Zerfall der Dynastie von inneren Kämpfen zerrissen, des Andrangs der feindlichen Nachbarvölker, der Perser, Tataren u. a., nicht zu erwehren und fiel daher 1080 zum Theil in die Gewalt der Byzantiner, zum Theil in die der damals ihren Eroberungslauf beginnenden seldschukkischen Türken. Nur einige einheimische Fürsten behaupteten ihre Unabhängigkeit, die sie aber gegen die Mitte des 13. Jahrh. an die Mongolen verloren. Im Jahr 1472 kam Großarmenien durch Usum Hassan als Provinz an Persien. Der Osmanensultan Selim II. aber eroberte 1522 A. und verleibte es, bis auf den östlichen Theil, Irwan, welchen die Perser behielten, dem türk. Reich ein.

Das von Zadriades gestiftete Reich Kleinarmenien verlor 70 v. Chr. durch Tigranes d. Gr. von Großarmenien seine Selbständigkeit, wurde nach dessen und des Mithridates von Pontus Besiegung durch die Römer erst dem Dejotarus, Vicefürsten von Galatien, unter römischer Hoheit verliehen und blieb in diesem Verhältnis, bis es 70 n. Chr. durch Kaiser Vespasianus zur römischen Provinz gemacht wurde. Bei der Theilung des römischen Reichs kam es zum oström. Kaiserthum. Es umfaßte, nachdem Großarmenien an Persien übergegangen war, das Land zwischen dem Halys, dem Pontischen Gebirge, dem Euphrat und dem Issischen Meerbusen. Die Hauptstadt war früher Melitene, später Mopsuestia, zuletzt Sis.

Früh hat das Christenthum in A. Eingang gefunden. Im 5. Jahrh. erhielten die Armenier durch Miesrob eine Bibelübersetzung. Durch die Aus-

breitung der arab. Herrschaft nach N. und O. ging auch dieses Land allmählich den Byzantinern verloren, und 693 befand sich der größte Theil desselben in den Händen der Araber. Im Jahr 752 kam A. zwar wieder unter byzantinische Herrschaft, nachdem es der Kaiser Konstantin Kopronymos den Arabern entrissen hatte; allein der Druck der byzantinischen Herrschaft veranlaßte öftere Empörungen, die bei der Schwäche der oström. Regierung solche Erfolge hatten, daß schon die ersten Kreuzfahrer auf unabhängige armenische Dynastien stießen. Aber erst um 1080 gelang es dem dem alten Bagratidenstamm angehörigen Rhupen (Ruben) ein selbständiges Reich in A. zu gründen, welches unter Rhupens Nachfolgern sich auch über Kilikien und Kappadokien erstreckte. Neben der der Rhupeniden jedoch entstanden noch mehrere kleinere Herrschaften in A. Leo II. erbat sich von dem König von Jerusalem, Grafen Heinrich von Champagne, die Königswürde, ließ sich dieselbe durch den Kaiser Heinrich VI. und den Papst Cölestin III. bestätigen und empfing aus den Händen des hierzu abgeordneten Erzbischofs von Mainz, Konrad v. Wittelsbach (1198), zu Tarsus die Krone. Wechselvolle Kämpfe mit den Byzantinern, den durch den ersten Kreuzzug entstandenen christlichen Staaten in Vorderasien und den Türken füllten die Geschichte Armeniens in der folgenden Zeit aus. Zu Anfang des 13. Jahrh. kam das Land in Abhängigkeit von dem Sultanat von Iconium, zu Anfang der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. aber wurde es durch Hulagu's Eroberungszug den Mongolen unterthänig. Dazu kamen dann späterhin Streitigkeiten mit den Sultanen von Aegypten, die A. wiederholt mit verwüstenden Raubzügen heimsuchten, sowie innere Zerwürfnisse, besonders infolge der Einmischung der Päpste in die kirchlichen Angelegenheiten Armeniens, wodurch die Kraft des Reichs gebrochen wurde, so daß es 1375 dem Angriffe des ägypt. Sultans Schaban erlag. Der letzte König, Leo VI., aus dem Hause der Könige von Cypern aus dem Geschlechte Lusignan, mütterlicherseits von den Rhupeniden abstammend, fiel in ägypt. Gefangenschaft und begab sich nach seiner Freilassung nach Paris, wo er 1393 starb. Kleinarmenien wurde nun ägypt. Provinz und von Statthaltern, die zu Sis residirten, regiert. 1403 brachen die Turkomanen in A. ein und machten sich zu Herren des Landes, zuerst die Turkomanendynastie Kara Koinlu (der schwarze Hammel), dann die Turkomanendynastie Ak Koinlu (der weiße Hammel), seit 1468. Nach dem Sturz dieser Dynastien machten sich die Perser zu Herren von A., wurden jedoch zu Anfang des 16. Jahrh. durch die Türken verdrängt, unter deren Botmäßigkeit das Land zum großen Theil noch jetzt steht.

Bis zur Besitznahme der Provinz Eriwan durch Rußland hatte man von A. nur lückenhafte Kunde. Die Reisenden Hardin, Tournefort und der deutsche Theolog Olearius haben in den vorigen Jahrhunderten dieses Land flüchtig durchzogen und noch flüchtiger beschrieben. Morier, Ker Porter, William Ouseley verweilten zu Anfang dieses Jahrhunderts in der Nähe des Ararat und haben Beschreibungen jener Gegend geliefert, die aber alle ungenügend sind. Als die Russen in A. Sicherheit der Straßen hergestellt, die Tataren entwaffnet und den Kurden am Ararat die Kosaken entgegengestellt hatten, kamen auch die Männer der Wissenschaft, die Natur- und Alterthumsforscher, um das merkwürdige Land näher zu untersuchen. Der Dorpater Professor Parrot bereiste mit seinen Begleitern Behages und Federow A. 1829, bestieg und maß die Gipfel der beiden Araratkegel und veröffentlichte das erste wissenschaftliche Werk über das merkwürdige Vulkanland (»Reise zum Ararat«, Berl. 1834, 2 Bde.). Wenige Jahre später bereiste der Archäolog und Naturforscher Dubois de Montpereux dieselben Gegenden. Ihm folgten Karl Koch (»Wanderungen im Orient«, Bd. 2 u. 3, Weimar 1846—47), Szowitsch, Carteron, Woskobrinikow, Kolenati, Brosset (»Voyage archéologique«, Par. 1849—1851); J. G. Taylor, Strecker (»Zur Geographie von Hocharmenien«, in der »Berliner Zeitschrift für Erdkunde« 1869). M. Wagner (»Reise nach dem Ararat und dem Hochlande A.«, Stuttg. 1848) besuchte zuerst die durch kurdische Räuberstämme äußerst unsichere Südseite des Ararat auf türkischem Gebiet. Abich bereiste den Allaghes und die vulkanischen Gruppen an der Südseite des Goktschaisees und hat über die Resultate seiner geologischen Wanderungen interessante Fragmente hinsichtlich des Gebirgsbaues Armeniens im Bulletin der Petersburger Akademie mitgetheilt. Neben diesen Forschern haben noch einzelne entomologische und botanische Sammler im Auftrag der Akademie und und des Museums von St. Petersburg und für Rechnung reicher Besitzer von Privatsammlungen in Moskau, Kiew und Kasan das russische A. bereist, so daß die dortige Flora und Fauna mindestens ebenso genau bekannt geworden ist, wie die von Spanien und Portugal.

Die Geschichte Armeniens ist mehrfach von armen. Schriftstellern bearbeitet worden, z. B. von Arislog de Lasdiverd (franz. herausgegeben von Prudhomme, Par. 1864), Moses von Chorene (deutsch von Lauer, Regensb. 1869) u. a. Vgl. Saint Martin, Mémoires historiques et géographiques sur l'Arménie (Par. 1818, 2 Bde.); Curzon, Armenia; a residence at Erzeroum (Lond. 1854); Langlois, Essai historique et critique sur la constitution sociale et politique de l'Arménie (Petersb. 1860); K. F. Neumann, Geschichte der Uebersiedelung 1828 von 40,000 Armeniern (Leipz. 1834); »Journal of the London geogr. Society« (Band 3, 6, 10, die Entdeckungen von Monteith, Ainsworth u. a. enthaltend); Harthausen, Transkaukasia (Leipz. 1856, 2 Bde.).

Armenische Kirche. Die Tradition läßt schon den Apostel Thaddäus das Evangelium in Armenien verkündigen; sicherer ist, daß es im 2. Jahrh. von Persien und Syrien aus hier Eingang fand und daß Gregor der Erleuchter um 300 einen großen Theil des Volks und den König Tiridates bekehrte. Fester begründet wurde die a. K. dann durch den Katholikos Sahak (gest. 440) und seinen Freund Miesrob (gest. 441), der, zuerst königl. Sekretär, sich dann gänzlich dem Missionsberuf widmete. Auch hier wurde die Bibelübersetzung der Anfang und die Grundlage der Literatur. Miesrob erfand zuerst eine armen. Buchstabenschrift und übersetzte dann die Bibel, die bis dahin nur in der dem Volk unverständlichen altsyrischen Sprache vorhanden gewesen war. Die Einführung des Christenthums vermehrte aber in Armenien die schon bestehende politische Uneinigkeit, indem die Anhänger des alten Feuerdienstes ihre Stütze bei den Persern, die Christen bei den Griechen suchten. Als der größere Theil Armeniens 428 an die Perser gefallen war,

versuchten diese durch alle Mittel der Güte und der Gewalt, das Christenthum auszurotten, und gewährten erst 485 nach harten und langwierigen Kämpfen und blutiger Verfolgung Religionsfreiheit. Aus demselben Grunde begünstigten sie später den Monophysitismus, für den sich 500 die Synode zu Thevin aussprach. An der Aufhebung des so entstandenen Schisma's wurde aus kirchlichen und politischen Gründen, um den Schutz des Abendlandes gegen den vordrängenden Mohammedanismus zu gewinnen, seit dem 7. Jahrh. gearbeitet (Synoden zu Sis 1307, Atan 1316), aber erst zu Florenz (1439) kam es zu einer Vereinigung mit der katholischen Kirche, nach welcher die a. K. zwar die Lehre von den zwei Naturen annehmen, aber sonst ihre nationalen und rituellen Eigenthümlichkeiten behalten sollte. Da dieser Union aber nur die außerhalb Armeniens zerstreuten Glieder der armen. Kirche beitraten, so entstand eine Spaltung der letztern in eine katholische oder unirte und eine schismatische. Beide Parteien stehen, obwohl sie nur in dem Dogma von den zwei Naturen in Christus differiren, sich aufs feindlichste einander gegenüber, so daß die schismatischen Armenier mehrmals Verfolgungen ihrer katholischen Landsleute von Seiten der Pforte veranlaßten (1815, 1827—28). Da der schismatische Patriarch zu Konstantinopel der türkischen Regierung als das Haupt der Nation gilt und ausgedehnte politische und administrative Befugnisse hat, so war es um so leichter, die Unirten, die sich seiner Gewalt entzogen und bei den Gesandten der christlichen Mächte Hülfe suchten, bei der Pforte politisch zu verdächtigen. Zu den unirten Armeniern gehört der reichste und gebildetste Theil der Nation, auch die Mechitaristen (s. d.), die sich um die armen. Literatur hoch verdient gemacht haben. Größere Vereine von unirten Armeniern finden sich nur in Italien, Polen, Galizien, Persien, auf dem Libanon, unter dem Erzbischof von Nachitschewan am Don, im russ. Gouvernement Jekaterinoslaw und in Marseille. Seit dem neuesten vatikanischen Koncil ist aber auch zwischen ihnen und dem päpstlichen Stuhl eine Spannung eingetreten, die zu einer Wiederablösung führen könnte. — Das Dogma und der Ritus der schismatischen Armenier nähert sich sehr dem der alten griech. Kirche. Den Hauptunterschied von dieser in ersterer Beziehung bildet die Lehre von der Vermischung der göttlichen und menschlichen Natur in Christus zu einer einzigen, durch die die a. K. auch dem Eutychianismus, der nur eine göttliche Natur statuirte, widersprach. Sehr verbreitet ist in ihr der Heiligendienst. Fasten, Wallfahrten und Reinigungsgesetze werden mit fast jüdischer Strenge beobachtet. Das Weihnachtsfest feiern die armen. Christen als Erscheinungsfest 6. Januar. Eigenthümlich ist ihnen bei der Feier der (7) Sakramente, daß sie mit der Taufe, bei der der Täufling dreimal besprengt und untergetaucht wird, zugleich die Firmelung verbinden, beim Abendmahl unvermischten Wein und gesäuertes Brod gebrauchen, welches, in Wein getaucht, herumgereicht wird, und die letzte Oelung nur an geistlichen Personen gleich nach dem Tode vornehmen. Mit der griech. Kirche übereinstimmend ist die Scheidung zwischen der Weltgeistlichkeit und der Klostergeistlichkeit. Einen besondern Stand bilden die Wardabets, die Lehrer und Prediger des Evangeliums. Das Oberhaupt (Katholikos) der ganzen schismatischen armen. Kirche ist der Patriarch von Etschmiadzin, dem ein Rath von Erzbischöfen und Bischöfen zur Seite steht und dem die armen. Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel untergeordnet sind. Er wird entweder von seinem Vorgänger ernannt oder von den zu Etschmiadzin wohnenden Erzbischöfen und Bischöfen gewählt. Er ernennt die Bischöfe aller Diöcesen, zu denen meist Mitglieder der sogen. schwarzen Geistlichkeit (Klostergeistlichkeit) gewählt werden, nachdem sie graduirt, Wardabets geworden sind. Der Bildungsstand der Geistlichen ist gering, ihre Vorbereitung eine mehr äußerliche und asketische. Der Priesterweihe vorher geht ein 40tägiges Fasten des Aspiranten in einer Kirche, bei der Weihe wird ihm die innere Handfläche mit Oel eingerieben und mit Baumwolle bedeckt. Die Klöster befolgen die Regel des heil. Basilius und heil. Antonius, haben aber gewöhnlich kein festes Einkommen. Ueberhaupt ist die armen. Geistlichkeit ärmer, als jede andere, denn sie lebt lediglich von Almosen. Ihre Einkünfte bestehen in dem für das heil. Salböl, das vom Katholikos bereitet und alle 7 Jahre zu Etschmiadzin ausgetheilt wird, von jedem Empfänger nach seinem Vermögen gezahlten Gelde, in einer Abgabe von 40 Pfd. Weizen, welche jeder Armenier jährlich seinem Bischof leistet, und in den bei Gelegenheit von Heirathen in den Kirchen gesammelten Almosen. Die Gesammtsumme dieser Einkünfte wird zum Unterhalt des Patriarchen, der Erzbischöfe und Bischöfe verwendet. Die Pfarrer ziehen ihren Unterhalt bloß aus den Almosen, welche bei Taufen, Begräbnissen und für die Segensgebete gespendet werden, welche zweimal des Jahres für jedes Haus stattfinden. Seit 1839 haben protestantische Missionen besonders der Londoner Gesellschaft und des American board begonnen, auf den sehr gesunkenen Zustand der armen. Kirche einzuwirken; sie begegneten dabei zuerst einem plumpen Fanatismus, gegen den selbst die türk. Regierung 1846 schützend eingreifen mußte; bald aber bildeten sich protest. Gemeinden zu Erzerum und Trebisonde. Bedeutender noch ist die evangelische Bewegung unter den Armeniern in Konstantinopel. Ein Centralkomité mit Zweigvereinen in den Provinzen erstrebt ein Ausscheiden und Abthun aller unbiblischen Lehren und Gebräuche, eine bessere Vorbildung der Geistlichen und Beschränkung derselben auf ihren geistlichen Beruf, dabei aber die Bewahrung der Ueberlieferungen und nationalen Eigenthümlichkeiten der armen. Kirche, so weit sie der Schrift nicht widersprechen. Vgl. Hamachod, Chronological succession of Armenian Patriarchs (Lond. 1865); Malan, Divine Liturgy of the Armenian church (das. 1870).

Armenische Sprache und Literatur. Die armenische Sprache ist ein Zweig des Iranischen, der aber wegen mancherlei Eigenthümlichkeit, auch Mischung (mit kaukasischen Elementen) erst neuerlich als solcher anerkannt ward, und gehört somit dem indogerman. Sprachstamm an. Man unterscheidet das Altarmenische, noch jetzt die gelehrte und gottesdienstliche Sprache, und das Neuarmenische, die Volkssprache mit fremden, besonders persischen und türkischen Beimischungen, die wieder in vier Dialekte zerfällt. Die armen. Sprache hat ihre eigene Schrift mit 36 Buchstaben; sie klingt wie die Sprache aller Bergvölker rauh und hart. Ihre Erforschung ist lange sehr beschränkt gewesen; Grammatiken hat man von Clemens Galanus (latein.,

Rom 1645), J. J. Schröder (Amsterd. 1711), Petermann (Berl. 1837, Auszug nebst Chrestomathie 1841, 2. Aufl. 1872) und von Lauer (Wien 1869). Die besten Wörterbücher sind das armenisch-englische von Aucher (Vened. 1821, 2 Bde.), das armenisch-italienische von Tschakatschak (das. 1837), das der Mechitaristen (das. 1836) und das armenisch-französische von Calfa (Par. 1861). In Petermanns Sinn sprachwissenschaftlicher Ergründung arbeiteten weiter Windischmann, Gosche, P. Bötticher und Bopp; auch Marle, Fr. Müller (1862—65) und Justi verdankt man manchen belehrenden Aufsatz.

Die Literatur der Armenier ist so alt wie ihr Christenthum; ihr Beginn fällt also in den Anfang des 4. Jahrhunderts. Aus früherer Zeit ist, mit Ausnahme einiger alten Lieder, die Moses von Chorene aufbewahrt hat, kein literarisches Denkmal erhalten. Der erste Schriftsteller aus der christlichen Zeit war Gregor der Erleuchter (Illuminator, oder armenisch Lusaworitsch), welcher 302—332 Katholikos von Armenien war. Durch die Befestigung des Christenthums wurde die armenische Literatur unabhängiger von den bisherigen persischen und syrischen Einflüssen und nahm mehr griech. Bildungselemente auf, als deren Nachwirkung die zahlreichen Uebersetzungen des 5. Jahrh. zu betrachten sind. Schon bei Agathangelos, der als Privatsekretär des Königs Tiridates die Geschichte seines heil. Königs wie die Gregors des Erleuchters schrieb (Vened. 1835; ital., das. 1843), findet sich gleichzeitiger Gebrauch des Armenischen und des Griechischen. Etwas griech. Schule verrathen die Reden des genannten heil. Gregor (Vened. 1838), wie die seines Verwandten, des Bischofs Jakob von Nisibis mit dem Beinamen Zgon (»der Weise«), mit lat. Uebersetzung von Antonelli (Rom 1756; Text allein Konstant. 1824). Der Stil der religiösen Werke dieser Zeit verdient alle Anerkennung, wie die Gebete Nerses d. Gr. (362—384 Katholikos von Armenien) und die Sendschreiben seines Sohnes Sahak (Katholikos 390—441). Daneben gedeiht bereits die Geschichtschreibung, theils im Anschluß an Agathangelos, den Faustus von Byzanz 315—390 fortsetzte (Vened. 1832), theils unter der Einwirkung des Christenthums, dessen Einführung in seine heimatliche Provinz Taron der Bischof Zenob Glak, ein Schüler Gregors des Erleuchters, erzählt (Vened. 1832). Einen großen Wendepunkt bezeichnet durch seine Verbindung mit Sahak und eine bedeutende Lehrthätigkeit Miesrob, der eine eigene, aus 36 Buchstaben bestehende, noch jetzt gebräuchliche Schrift einführte und, unterstützt von seinen Schülern Johann Ekelensis und Joseph Planensis, eine wörtlich treue Uebersetzung des Alten und Neuen Testaments in die Landessprache um 410 begann. Wiederholte Durchsicht und angestrengte Bemühungen, die altgriechische Uebersetzung, welche man für das Alte Testament zu Grunde legte, ebenso den Text des Neuen Testaments auch in klassischem Stil wiederzugeben, haben dies Werk zu einem der schönsten Denkmäler der armenischen Literatur erhoben (Vened. 1805, 4 Bde.). Sahaks und Miesrobs Einfluß war aber durchaus kein rein geistlicher. Zu ihren zahlreichen Schülern gehört Moses von Chorene (gest. 487), der bedeutendste, wenn auch bei genauer Betrachtung ein politisch tendenziöser Historiker Armeniens, unter dessen Werken (Gesammtausgabe, Vened. 1841) besonders die »Armenische Chronik von Haik bis 441« (herausgeg. mit lat. Uebersetzung von den Brüdern Whiston, Lond. 1736; mit franz. Uebersetzung von Levaillant de Florival, Par. 1841; russ. von Emin, Moskau 1858; deutsch von Lauer, Regensb. 1869) und ein geograph. Werk (mit franz. Uebersetzung von Saint-Martin, Par. 1819) von Wichtigkeit sind. Neben ihm sind als Geschichtschreiber aus demselben Jahrhundert zu nennen: Elisäus mit seiner »Geschichte der Kriege Wartans gegen die Perser« (Konstant. 1764, seitdem sehr oft gedruckt; engl. von Neumann, Lond. 1830; ital. von Capelletti, Vened. 1841; russ. von Schanschejeff, Tiflis 1853) und Lazar von Pharp mit seiner Geschichte Armeniens von 338—485 (Vened. 1807); neben ihnen Koriun der Wunderbare (Skantscheli) mit einer Biographie Miesrobs (Vened. 1833). In derselben Zeit unternahm man viele Uebersetzungen griechischer und syrischer Schriften, von denen die Originale nicht mehr vorhanden sind, z. B. der Chronik des Eusebios (herausgeg. von Aucher, Vened. 1818, 2 Bde.), der Reden des Philon (herausgeg. von Aucher, das. 1822), der Homilien des Chrysostomos (das. 1826, 3 Bde.), des Basilius Magnus (das. 1830), des Ephrem Syros (das. 1836, 4 Bde.) u. a. Damit war den literarischen Interessen Armeniens ein ziemlich universeller Charakter aufgedrückt. So erscheint denn der genannte Moses von Chorene auch als Verfasser einer Rhetorik (Vened. 1842); sein Neffe David »der Unbesiegbare« (Anhaghth) als tüchtiger Philosoph (»Buch der Definitionen«, Konstant. 1731, Vened. 1833; außerdem Handschriftliches über die Logik des Aristoteles, Pyrrhon 2c.). Aus der theologischen Literatur ist besonders Esnik hervorzuheben mit seiner »Widerlegung der verschiedenen Sekten« (Smyrna 1762; Vened. 1826; franz. von Levaillant de Florival, Par. 1853), weil sie merkwürdige Nachrichten über den Parsismus und die Manichäer gibt. Im 6. Jahrh. producirte die armenische Literatur kaum etwas bedeutendes, da ihr durch das Verbot des Verkehrs mit den Byzantinern, welches die persischen Könige erließen, die Lebensadern unterbunden waren. Von einigem Werth scheint nur die noch ungedruckte Geschichte des ephesischen Koncils 431 von Abraham dem Mamikonier zu sein. Aus dem 7. Jahrh. sind hervorzuheben: Johannes der Mamikonier, welcher Zenobs Geschichte von Taron bis auf seine Zeit fortsetzte; Theodoros Kherthenavor und der Katholikos Sahak III., beide Verfasser von theolog. Schriften; Sebeos, Verfasser einer Geschichte des Heraklios (Konstant. 1851; russ. von Patkanian, St. Petersb. 1862). Aus dem 8. Jahrh.: Johannes Odsnensis (Katholikos 718—729), unter anderem Verfasser einer Streitschrift gegen die Eutychianer und Paulicianer (Werke mit lat. Uebersetzung von Aucher, Vened. 1733); Stephanus, Erzbischof von Siunia, Verfasser zahlreicher Uebersetzungen aus dem Griechischen; Ghevond (Leontius), Verfasser einer Geschichte der arab. Eroberungen in Armenien von 732 — 788 (herausgeg. von Schahnazarean, Par. 1857, der zugleich eine französische Uebersetzung lieferte, wie Patkanian 1862 eine russische). Aus dem 9. Jahrh.: Johannes VI., Katholikos, Verfasser einer Geschichte von der Sündflut bis 925 (Jerus. 1843; Moskau 1853; franz. von Saint-Martin, Par. 1841); Thomas Ardzeruni, Verfasser einer Geschichte der Fürsten der Ardzerunier bis 996, später fortgesetzt bis 1226 (Konstant. 1852). Aus

dem 10. Jahrh.: Chosrow d. Gr., Verfasser eines Kommentars zum armen. Brevier; Miésrob, Verfasser einer Biographie Nerses d. Gr. und einer Geschichte Armeniens und Georgiens unter den Orpeliern (Madras 1775); Grigor Narekensis (gest. 1003), Sohn Chosrows, Verfasser zahlreicher theolog. Werke (Vened. 1827); Moses Kalkanduensis, Verfasser einer Geschichte der kaukasischen Albanier (Par. 1860; Mosk. 1860; russ. von Patkanian, St. Petersb. 1862); Stephanus Asolik oder Asolnik, Verfasser einer bis 1004 reichenden Chronik (Par. 1859). Aus dem 11. Jahrh.: Aristakes Lastiwertensis, Verfasser eines die Zeit von 989—1071 behandelnden Geschichtswerks (Vened. 1845); Matthêos Jerêts, Verfasser einer Biographie des Johannes Chrysostomos (das. 1751); als geistlicher Dichter Grigor Magistros. Aus dem 12. Jahrh.: Nerses Klajetsi (genannt Schnorhali), gleich ausgezeichnet als Dichter und Theolog (Werke, Vened. 1833, 2 Bde); Matthêos Urrhajensis, Verfasser einer Geschichte der Zeit von 952—1132, fortgesetzt von Grigor bis 1163 (franz. von Dulaurier, Par. 1858); Nerses Lambronensis, ausgezeichneter Kanzelredner, Verfasser einer »Synodalrede« (Vened. 1812; deutsch von Neumann, Leipz. 1834). Aus dem 13. Jahrh.: Wardan d. Gr., Verfasser von Fabeln, theolog. Werken und einer Geschichte von Erschaffung der Welt bis 1267 (herausgeg. von Emin, Mosk. 1861; Vened. 1862); Hirakos von Gandzak, Verfasser einer Geschichte von 300—1264 (herausgeg. von Oskan, Mosk. 1858); Wahram, genannt Rabuni, Verfasser einer versificirten Geschichte der Rubeniden bis 1280 (Par. 1859); Stephanus Siunensis, der Orbelier, Verfasser einer Geschichte der Provinz Siunia (herausgeg. von Schahnazarean, Par. 1859, und von Emin, Mosk. 1861). Aus dem Anfang des 14. Jahrh.: Sembad, Feldherr, Verfasser eines Geschichtswerks über die Zeit von 961—1331 (herausgeg. von Oskan, Mosk. 1856, und von Schahnazarean, Par. 1859). Mit dem Schluß des 14. Jahrh. endigt die eigentliche Blütezeit der armen. Literatur. Hervorzuheben sind aus der Zeit des Verfalls im 17. Jahrh.: Michael Tschamtschean, Verfasser einer allgemeinen Geschichte seines Volks von den ältesten Zeiten an (Vened. 1784—86, 3 Bde.; engl. von Avdall, Kalkutta 1827, 2 Bde.) und Lukas Indschidschean, Verfasser einer »Beschreibung von Altarmenien« (Vened. 1822) und »Beschreibung des thrakischen Bosporus« (das. 1794; ital. das. 1831). Von poetischen Produkten sind außer kirchlichen Hymnen nur die vorwiegend geistlichen Gedichte des Nerses Klajensis, der als Historiker bereits aufgeführt wurde (Vened. 1830), und des Pedros Getadards, Katholikos 1019—58 (franz. von Nève, Löwen 1855), sowie die Fabeln des Mechitar Kosch, der am Ende des 12. Jahrh. lebte (gedruckt mit den Fabeln des Olympiodor, Vened. 1790), und des oben genannten Wardan (armen. und franz., Par. 1825) zu nennen. Die Hauptniederlassung der Armenier im Auslande ist die der Mechitaristen (s. d.) auf der Insel San Lazaro bei Venedig; eine besondere Pflegestätte findet ihre Sprache und Literatur auch in dem armen. Institut zu Moskau. Eine vollständige Uebersicht der armen. Literatur gibt Somal in seiner »Quadro della storia litteraria di Armenia« (Vened. 1829), frei bearbeitet mit vielen Zusätzen von K. F. Neumann in dem »Versuch einer Geschichte der armen. Literatur« (Leipz. 1836); ein vollständiges Verzeichnis der gedruckten oder handschriftlichen Werke von etwa 200 Schriftstellern gibt Patkanian (»Catalogue de la littérature arménienne«) im »Bulletin de l'Académie de Saint-Pétersbourg« (1860, Th. 2), wiederholt in den »Mélanges asiatiques« (Th. 4, Petersb. 1860). Seit 1868 veröffentlicht V. Langlois eine neue Ausgabe der älteren und neueren Historiker Armeniens (Paris, 5 Bde.).

Armenkolonien, organisirte Ansiedelungen Verarmter, durch die es ihnen möglich gemacht werden soll, durch Arbeitsamkeit, Ordnung und Sparsamkeit sich in eine günstigere Lage zu versetzen. Die Unternehmer solcher Anstalten überlassen den Ansiedlern einen bestimmten Landantheil, reichen ihnen die zur Bodenkultur unentbehrlichen Erfordernisse dar, schießen ihnen Lebensbedarf bis zur Ernte vor, binden die Art des Anbaues an gewisse Vorschriften, führen über Arbeit und Fleiß strenge Aufsicht und geben jedem durch die Aussicht auf den Genuß der Früchte seiner Mühe einen Reiz zur Arbeit. Versuche dieser Art wurden im kleinen gemacht von dem Freiherrn v. Voght in Flottbeck bei Hamburg und von Larochefoucauld in Liancourt; im großen hauptsächlich in Holland zu Frederiksoord und später in anderen Gegenden des Landes durch den General van den Bosch. Von dort aus fand die Idee Nachahmung in Belgien zu Wortel, Merplus und Rezkevoorsel, in Holstein zu Frederiksgabe, sowie in Frankreich, England und in anderen Ländern. Indeß scheinen die Resultate wenigstens nicht günstig genug gewesen zu sein, um zur Nachahmung und größern Ausdehnung dieser Anstalten zu ermuthigen. Auch die auf dem Moos in Bayern in der Nähe von München angestellten Versuche mißglückten völlig. Es gelang nirgends, die Kolonisten auf eine solche Stufe zu heben, wo man sie mehr sich selbst hätte überlassen können, sondern man mußte die Beaufsichtigung und Bevormundung nach und nach eher verschärfen, statt daß man sie hätte mindern können, was die Unlust der Kolonisten erhöhte, die Kosten steigerte und das wirtschaftliche Gedeihen hinderte. Als ein Haupthindernis aber machte sich geltend, daß die Industriebevölkerung, bei der Massenarmut am häufigsten einzutreten pflegt, während nach ländlichen Arbeitskräften stets Nachfrage ist, selten die Kraft und noch seltener die Lust zum Landbau hat. Eine nothleidende ländliche Bevölkerung aber wandert erfahrungsmäßig lieber nach Australien aus, als in die nächste Provinz. Hiermit ist aber die Zweckmäßigkeit auf ländliche Beschäftigung basirter Arbeitshäuser, Waisen- und Rettungsanstalten, sowie überhaupt die Benutzbarkeit des Landbaues für die Zwecke der Armenpflege durchaus nicht in Abrede gestellt. Vgl. Emminghaus, Das Armenwesen und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten (Berl. 1870) und im Betreff der niederländischen Bettlerkolonien insbesondere die dort (S. 677 ff.) enthaltenen Mittheilungen des Herrn v. Baumhauer.

Armenordnung
Armenpflege
Armenpolizei, s. Armenwesen.

Armenrecht, die Gesammtheit der Rechte, welche einer armen Partei bei Führung eines Processes ihrer Armut wegen eingeräumt werden. Der wichtigste Theil dieses Armenrechts ist die einstweilige Befreiung von Kosten, welche für die arme Partei durch die Führung eines Civilprocesses entstehen könnten. Nach römischem Recht genossen außer

mehreren anderen privilegirten Klassen auch die Armen einer gänzlichen Befreiung von Zahlung der Gerichtssporteln. Auch wurde dem Armen nöthigenfalls ein Officialanwalt (Armenanwalt, Armenadvokat) beigegeben. Die deutsche Reichsgesetzgebung, geleitet von dem Grundsatz, »daß niemand um geringen Vermögens willen an seinen Rechten verkürzt oder hülflos gelassen werden solle«, gestattete dem Armen, welcher durch Beibringung eines Zeugnisses der Obrigkeit oder anderer glaubwürdigen Personen und hierauf erfolgte Leistung eines besondern Armeneides seine Armut darthat, die Befreiung von den durch die Führung eines Civilprocesses entstehenden Kosten auf so lange, bis er zu besseren Vermögensumständen gekommen sein werde. Zugleich wurde die Beigebung eines Officialanwalts für den Armen verordnet, weshalb unter den öffentlichen Anwälten ein bestimmter Turnus eingehalten werden sollte, und eine besonders prompte Justiz in Armensachen. Ein besonderer Armensäckel (Armenkasse) sollte den nothwendigen Verlag von Kosten übernehmen. Aus diesen für die Reichsgerichte bestehenden Vorschriften hat die Doktrin des gemeinen deutschen Proceßrechts folgende Grundsätze entwickelt: Der Begriff von Armut in Beziehung auf den Sportelkredit besteht darin, daß eine Partei nicht so viel einzunehmen hat, als erforderlich ist, um mit der Familie standesgemäß davon leben zu können und die Proceßkosten noch außerdem zu bestreiten. Vorausgesetzt wird aber, daß nicht eine dritte Person verpflichtet ist, die Proceßkosten für die streitende arme Partei zu verlegen oder selbst zu tragen. Auch armen Gemeinden und Korporationen kommt jene Begünstigung zu, wenngleich ihre einzelnen Mitglieder im Besitz von Vermögen sind. Die Erlangung des Armenrechts ist an folgende Bedingungen geknüpft: Der Arme muß beim Gericht für jeden einzelnen Proceß ausdrücklich darum bitten; die Bitte ist durch Bescheinigung der Armut zu begründen; die Richtigkeit der Bescheinigung ist in der Regel durch eine Art von Erfüllungseid zu bekräftigen, in welchen zugleich die Versicherung aufzunehmen ist, daß man sein Vermögen nicht aus böser Absicht veräußert habe (juramentum calumniae), und daß man bei verbesserten Vermögensumständen die kreditirten Kosten nachzahlen wolle (juramentum promissorium). Die Zusammenfassung dieser drei Versicherungen bildet den Armeneid. Das Gesuch ist an keine Frist gebunden, es findet in jeder Lage des Processes statt, doch wird das bereits Gezahlte nicht restituirt. Vor Ableistung des Armeneids hat das Gericht die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der armen Partei zu prüfen und, falls diese völlig unbegründet sind, das Gesuch um Ertheilung des Armenrechts zurückzuweisen. Das ertheilte A. äußert folgende Wirkungen: Während des Rechtsstreits kann keine Art von Gerichtssporteln vom Armen gefordert werden. Den nothwendigen baaren Verlag hat die Gerichtskasse zu bestreiten; sämmtliche auffallende Sporteln werden vorläufig mit der Bezeichnung »suspendirt« zu den Akten verzeichnet (adnotatio sportularum). Im Endurtheil ist die Verurtheilung zur Kostenerstattung, wenn diese den Armen treffen sollte, ausdrücklich auszusprechen, um nicht den Gegner für die Zukunft von der Ersatzforderung auszuschließen. Das A. wirkt nur für den Impetranten, nicht für dessen Streitgenossen und Erben, auch nicht für den Gegner. Diese Grundsätze sind im allgemeinen von der Gesetzgebung der einzelnen deutschen Bundesstaaten angenommen worden. Das würtemberg. Recht aber betrachtet das A. nicht bloß als ein Kreditiren der Proceßkosten, sondern als eine förmliche Befreiung, womit die österreich. Gesetzgebung übereinzustimmen scheint. Nach preuß. Recht wird der Armeneid nur dann geleistet, wenn das vorgebrachte Attest nicht genügend erscheint. In Braunschweig, Rheinpreußen, Rheinbayern, Hessen-Darmstadt und Oldenburg bestehen Strafen für den Mißbrauch des Armenrechts. In Baden und Nassau genießt der Gegner der armen Partei dieselbe Begünstigung wie dieser. In Oldenburg gilt gesetzlich der Grundsatz, daß, wenn die zur Kostenerstattung verurtheilte arme Partei vergeblich dazu angehalten worden ist, der Gegner aus der Gerichtskasse entschädigt wird. Bestimmungen über A. enthalten fast sämmtliche Proceßordnungen der deutschen Bundesstaaten; ebenso auch der Entwurf der neuen deutschen Civilproceßordnung, in welchem übrigens der Armeneid gänzlich beseitigt ist.

Armenschulen, Unterrichtsanstalten für Kinder, deren Eltern zu unbemittelt sind, um die Kosten des Unterrichts in den gewöhnlichen Schulen bestreiten zu können. Als man sich davon überzeugt hatte, wie nothwendig es für das Wohl der Gemeinden wie des Staats sei, daß auch dem Aermsten Gelegenheit geboten werde, die für sein künftiges bürgerliches Fortkommen erforderliche sittliche und intellektuelle Bildung sich anzueignen, trug man für Errichtung von A. Sorge, und zwar war es Deutschland, wo auch auf diesem Gebiet des Volksunterrichts das meiste und ersprießlichste geleistet ward. Früher, besonders im Mittelalter, ließ sich die Kirche in ihren Stifts- und Klosterschulen die Bildung der Armen in kleineren Kreisen angelegen sein, und es geschah damals für Unterricht und Erziehung solcher Armen, welche Talent und Neigung zu höheren Studien hatten, durch Unterstützung aus öffentlichen Mitteln vergleichsweise weit mehr als gegenwärtig. Ueber Nothwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Einrichtung von A. bestehen verschiedene Ansichten. Von der einen Seite wird eine »allgemeine Volksschule« gefordert unter Aufhebung aller durch Standesrücksichten bedingten Unterschiede: die öffentliche Elementar- oder Primärschule soll für alle Kinder dieselbe sein. Diese Schule würde dann auch kein Schulgeld fordern, sondern unentgeltlich sein. Unentgeltlichkeit des Volksschulunterrichts fordert auch die preuß. Verfassung (Art. 25), welche Forderung bekanntlich bisher noch nicht erfüllt worden ist. In der That wird sich die Zweckmäßigkeit dieser Forderung auch bestreiten lassen. Die Einrichtung der »allgemeinen« Volksschule läßt selbstverständlich keine A. zu. Aber nicht bloß die Anhänger jener allgemeinen Volksschule sind Gegner eines besondern Armenschulwesens, sondern viele verwerfen es auch darum, weil sie in dieser Absonderung eine Vernachlässigung der ärmeren und der Unterstützung durch Erziehung und Unterricht bedürftigsten Bevölkerungsschichten und einen Druck da erblicken, wo es vielmehr auf Hebung ankäme. Andere reden der Begründung besonderer A. das Wort und verlangen die Verbindung derselben mit Arbeitsschulen, theils um der Erziehung die praktische Richtung auf das Leben zu geben, theils um der äußern Bedürftigkeit der armen Kinder und ihrer Eltern zu Hülfe zu kommen. Vielleicht liegt das

Richtige in der Mitte. Wir glauben weder an die pädagogische Zweckmäßigkeit der allgemeinen Volksschule, noch an die Möglichkeit ihrer Einrichtung unter den einmal bestehenden socialen Verhältnissen. Wir lassen besondere Schulen und Veranstaltungen für Unterricht und Erziehung der Kinder der Aermeren nicht nur zu, sondern wir wünschen und fordern dieselben; aber allerdings nicht deshalb, damit nicht die Kinder der Wohlhabenderen durch die Berührung mit den Aermeren benachtheiligt werden, nicht damit man sozusagen die Luft reinige, sondern weil nach unserer Meinung bei solcher Vereinigung in wesentlichen Momenten Ungleicher der Arme der beschädigte, leidende Theil ist. Werden also A. angelegt — zumal in größeren und industriellen Städten wird sich ein solches Bedürfnis unzweifelhaft geltend machen —, so dürfen diese Anstalten hinsichtlich der Einrichtung und Ausstattung des Schulgebäudes, hinsichtlich des Spiel- und Turnplatzes, in Betreff der Lehr- und Veranschaulichungsmittel, sowie der Schulbibliothek, endlich und ganz besonders in Bezug auf Wahl und Besoldung der Lehrer nicht den anderen öffentlichen Schulen nachgesetzt, sondern sie müssen mit besonderer Umsicht und mit Freigebigkeit behandelt werden. Das schließt nicht aus, daß der Lehrplan sich innerhalb maßvoll gezogener, das faktische Bedürfnis dieser Kreise immer im Auge behaltender Grenzen bewege. Auch sind wir der Meinung, daß mit solchen »A.« auch Arbeitsschulen in Verbindung zu setzen seien.

Armentārium (lat.), Waffen-, Zeughaus.

Armentaxe, Abgabe für die Armen, welche je nach dem Einkommen auf die Vermögenden geschlagen wird; s. Armenwesen.

Armentières (spr. -mangtjähr), Stadt im franz. Norddepartement, rechts an der Lys in schöner Lage, Station der franz. Nordbahn, hat ein Kommunalcollége, bedeutende Baumwoll- und Leinenfabrikation, zahlreiche Bleichen, Tüll-, Spitzen-, Zuckerfabriken, Handel mit den eigenen Fabrikaten und Getreide und (1866) 15,579 Einw.

Armenwesen. Mit »Armut« bezeichnet man einen wirtschaftlichen Zustand, und zwar einen jedenfalls ungünstigen, während der Zustandsbegriff »Reichthum« ein wirtschaftliches Qualitätsurtheil nicht, sondern nur ein Quantitätsurtheil involvirt. Arm nennt man schon den, welcher so sehr Mangel leidet an Kapitalien und Genußmitteln, daß es ihm schwer wird, die Bedürfnisse der Nothwendigkeit zu befriedigen und unmöglich, sich auf wirtschaftlichem Wege die Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse des Wohllebens zu verschaffen, und welcher mit dem Bewußtsein von der Mangelhaftigkeit dieses Zustandes erfüllt ist. Von diesem Zustande abwärts bis zu jenem, wo auch von einer Befriedigung der Bedürfnisse der Nothwendigkeit aus eigener Kraft nicht mehr die Rede ist, gibt es verschiedene Stufen der Armut. Sie alle bilden in wohlgeordneten Kulturstaaten einen wichtigen Gegenstand ernstester Beachtung für die gesetzgebenden und Verwaltungsorgane. Dieselben haben jedoch den Armen der verschiedenen Stufen gegenüber theilweise verschiedenartige Aufgaben. Zwar gilt es, präventiv darauf hinzuwirken, daß die Zahl der Armen jeder Stufe sich nicht vermehre, vielmehr allmählich thunlichst sich vermindere. Aber diese Aufgabe läßt sich nicht lösen durch Maßregeln der Gesetzgebung und Verwaltung, welche allein oder auch nur in erster Linie die Armen ins Auge fassen: die gesammte Staatsgesetzgebung und Verwaltung, die Civil- und Strafrechtsgesetzgebung und -Pflege ebensowohl wie die Polizeigesetzgebung und -Verwaltung im weitesten Sinn (also mit Inbegriff der Kulturpolizei) und die Finanzgesetzgebung und -Verwaltung müssen den Erfolg der Förderung des allgemeinen Wohlstandes haben, wenn sie ihrer Aufgabe genügen sollen. Auf diejenigen Armen insbesondere, welche eben noch, aber mit Mühe, ihre Bedürfnisse der Nothwendigkeit aus eigener Kraft befriedigen können und wirklich befriedigen, hat die Gesetzgebung und Verwaltung bei der Organisation des Schulwesens, des Steuerwesens, des Gewerbewesens, der Niederlassungsverhältnisse, des Grundeigenthumserwerbes rc. Rücksicht zu nehmen. Die Armen der tieferen Stufen bilden das Personal des eigentlichen Armenwesens und der Armengesetzgebung. Armut, als ein Zustand, in welchem es dem Menschen nicht mehr möglich ist, seine Bedürfnisse der Nothwendigkeit aus eigener Kraft zu befriedigen, kann aus sehr verschiedenartigen Ursachen entstehen: aus Krankheit, Mißwachs, unabwendbar hereinbrechenden Schicksalsschlägen, aus unsinniger Vergeudung und nachfolgender unüberwindlicher Schlaffheit; aus überhandnehmender Verdummung und Entsittlichung; aus dem plötzlichen und massenhaften Ueberhandnehmen der Großindustrie und der Versäumnis rechtzeitiger Vorkehr auf Seiten der jetzt vernichteten selbständigen Kleinindustrie; aus der Verschwendung und dem Machtmißbrauch der herrschenden Klassen; aus der Vielregiererei, übermäßigem Steuerdruck, grundsatzloser Finanzwirtschaft; aus der Schutzzoll- und Monopolwirtschaft; aus gesetzlichen Beschränkungen des Grundeigenthumserwerbs, der Gewerbsarbeit und der Niederlassung. Mit den Ursachen hat sich das A. oder die Armengesetzgebung in diesem Sinne nicht zu befassen; höchstens daß sie zwischen verschuldet und unverschuldet Armen in der pathologischen Behandlung unterscheidet; sie hat sich der Thatsache des Vorhandenseins von Armen im obigen Sinn gegenüberzustellen und zu fragen, was mit diesen Armen anzufangen sei. Diese Frage erhebt sich in jedem Staate; sie wird aber zu einer überaus dringlichen Frage, zu einer Lebensfrage der Civilisation da, wo die Zahl der Hülfsbedürftigen eine sehr große ist (Massenarmut, Pauperismus, Proletariat, s. d.), und vollends da, wo in dieser zahlreichen Klasse der Bevölkerung ein Klassen- und Machtbewußtsein erwacht ist, bis zu welchem Zustande es freilich die Gesetzgebung und Verwaltung eines wohlgeordneten Staatswesens niemals kommen lassen wird. Die Verarmung insoweit möglich zu verhüten — das ist eine der Präventivaufgaben der gesammten Staatsgesetzgebung und Verwaltung, insbesondere aber der Wirtschaftspolitik; sich mit der Thatsache der Armut, und zwar jener Armut, welche, wenn nicht fremde Hülfe eintritt, die Forteristenz unmöglich macht, abzufinden — das ist die Aufgabe des Armenwesens. Also eine repressive Aufgabe.

Man hat behauptet, diese repressive Aufgabe sei nicht im Wesen des Staats begründet und es sei unpolitisch, sie zu einer Aufgabe der Staatsthätigkeit zu machen. Jeder sei für seine wirtschaftlichen Geschicke selbst verantwortlich; wer nicht weiter zu existiren vermöge und sich hülfesuchend an den Staat wende mit dem Bemerken, daß es ihm nicht möglich sei, weiter zu leben — dem könne man mit jenem französischen Staatsmanne erwidern: Wir sehen die

Nothwendigkeit deiner Forterістenz nicht ein. Erweise sich die Regierung als eine Armenunterstützungsanstalt, so vergrößere sie nur das Uebel, dem sie steuern wolle, und zwar auf Kosten des einen Theiles der Bürger. In einem Staate, der organisirt und verwaltet sei, wie es den Forderungen der Politik entspreche, könne es keine Armen geben. Eine Armengesetzgebung sei das deutliche Symptom anderweiter tiefeinschneidender Mängel in der Staatsorganisation und Verwaltung. Wenn und wo aber — so fügten etwas minder idealistische Vertreter dieses Standpunktes hinzu — in der That Arme und Hülfsbedürftige in großer Zahl vorhanden seien, dann und da könne man füglich und werde man mit besserem Erfolge »der Gesellschaft« die Fürsorge für diese Unglücklichen überlassen; die unmittelbar unter der Nachbarschaft der Armut Leidenden seien am unmittelbarsten interessirt, aber auch in den meisten Fällen am besten im Stande, geeignete Hülfe zu bringen; so gebrachte Hülfe lasse auch bei den Armen am wenigsten leicht den Gedanken aufkommen, daß sie ein gutes Recht haben, Hülfe zu fordern. Diesen Anschauungen ist folgendes entgegenzuhalten: Der Staat wie er sein soll, existirt nur in den Theorien der Politiker, und diese weichen sehr stark von einander ab. Der Staat, dessen Organisation und Verwaltung jede Verarmung zu verhüten vermag, ist noch immer ein frommer Wunsch geblieben. Aber es existirt thatsächlich kein Staat, der nicht entweder die Armut, ja vielleicht Massenarmut als eine Erbschaft früherer Mißwirtschaft überkommen hätte oder nicht durch manche seiner Einrichtungen — es ist nur schwer zu ermitteln, durch welche? und wenn dies zu ermitteln wäre, würden diese Einrichtungen nicht mit einemmal beseitigt werden können, und, wenn auch dies möglich wäre, würde der Erfolg dieser Beseitigung nicht augenblicklich eintreten — fort und fort selbst dem Uebel neue Nahrung gäbe. Und es ist weder je dem Staate angesonnen worden, unvermeidliche Schicksalsschläge, welche Armut erzeugen, zu verhüten, noch hätte je ein Staat solchem Ansinnen zu entsprechen vermocht. Die unableugbare Thatsache des Vorhandenseins zahlreicher Armer in jedem wie verständig auch immer organisirten und verwalteten Staate könnte von der Gesetzgebung und Verwaltung höchstens dann ignorirt werden, wenn sie sich als ein lediglich den Betroffenen, nicht zugleich der Gesammtheit empfindliches Uebel, nicht als eine Gefährdung der Rechtsordnung und der Sicherheit, als eine Gefahr für die gesammte Kultur darstellte, und, wenn die Erfahrung nicht zeigte, daß völliges Gewährenlassen in diesem Punkte nicht nur nicht das Uebel verkleinert, sondern sogar sein Wachsthum stark beschleunigt. Denn, welche Gefahren auch mit einer verkehrt organisirten Staatsarmenpflege verbunden sein mögen, viel größer sind die Gefahren der unorganisirten, rein spontanen, grundsatzlosen, gewöhnlich in bequemes und ruinöses Almosengeben ausartenden Privatwohlthätigkeit. Das Vorurtheil eines begründeten Anspruchs auf Unterstützung aber kann am sichersten wenn nicht überwunden so doch zurückgedrängt werden, wenn die Organisation der Armenpflege in allen ihren Anstalten gleichmäßig dasselbe bekämpft und es immer aufs neue wieder thatsächlich widerlegt. Nicht so sehr um ihrer positiven Leistungsfähigkeit willen legt man heutzutage das größte Gewicht auf eine verständige staatliche Organisation des Armenwesens, als einmal deshalb, weil man es mit dem humanen Charakter des modernen Staates nicht vereinbarlich findet, daß Angehörige desselben in verschuldetem oder unverschuldetem Elende verkommen, ohne daß staatsseitig Gelegenheit geboten wird, sie zu retten, und dann, weil man erfahrungsmäßig beobachtet hat, daß beim gänzlichen Mangel einer solchen Organisation oft durch zu weit greifende und ungeordnete Armenpflege mehr Armut erzeugt, als gemildert wird. Ja es sind nicht allein die positiven Anordnungen, sondern es sind vor allem auch die Vorkehrungen gegen irrationelle Armenunterstützung, worauf hin man heutzutage die staatliche Organisation des Armenwesens prüft. Und man fordert von dem Staate nicht sowohl eine Armenpflege durch seine Organe, als vielmehr die Sorge, daß es nirgends an den geeigneten Organen zu einer zweckmäßigen Armenpflege fehle und nirgends der Fall vorkommen könne, daß Unterstützungsbedürftige hülflos verkommen. Die Tendenz der Armengesetzgebung muß darauf gerichtet sein, Mittel und Wege zur Heilung und zur Vorkehr gegen Ausbreitung des Uebels, welche letztere ebensowohl Folge der Vernachlässigung wie Folge der übermäßigen und irrationellen Rücksichtnahme sein kann, zu sichern. Sie muß dafür sorgen, daß, wo die Unterstützung Nothleidender von der spontanen nachbarlichen Fürsorge nicht mit Gewißheit zu erwarten ist, gesetzliche Organe zur Erfüllung dieser Aufgabe vorhanden seien, und sie muß weiter dagegen Vorkehr treffen, daß die völlig freiwillige Thätigkeit, sofern sie den Kreis der reinen Privatwohlthätigkeit überschreitet, sich nicht in Bahnen bewege, welche zu einer Verschlimmerung anstatt zu einer allmählichen Heilung des Uebels führen. Sie kann ferner nicht umhin, Mittel zur gewaltsamen Unterdrückung des **Bettels** zur Verfügung zu stellen, welche Mittel freilich weder die einzig möglichen, noch die wirksamsten zur Beseitigung dieses Uebels sind, und sie muß auf die Schaffung (wenn auch nicht auf Staatskosten) und auf die zweckmäßige Verwaltung (wenn auch nicht durch eigentlich staatliche Organe) von solchen Anstalten Bedacht nehmen, welche, vielleicht auf Kosten der zunächst verpflichteten Kreise, diejenigen Hülflosen aufnehmen, die einer individualisirenden Armenpflege nicht bedürfen und wirksamer in ausgedehnter Gemeinschaft behandelt werden (**Kreis- oder Bezirks-Kranken-, Taubstummen-, Irren-, Gebär- 2c. Anstalten für Arme**). Sie muß endlich dem **Stiftungswesen für Armenzwecke** ihre Aufmerksamkeit widmen, und darf nicht dulden, daß Stiftungen mit der Verminderung der Noth entgegenwirkenden Tendenzen rechtsbeständig werden, noch darf sie unterlassen, die Verwaltung von Armenstiftungen an die Beobachtung von Grundsätzen zu binden, denen nicht zuwidergehandelt werden darf, wenn nicht das Uebel, anstatt gehemmt oder beseitigt, vielmehr verschlimmert werden soll. Den Armen ein auf dem Wege der Civilklage verfolgbares Recht oder einen Anspruch auf Armenunterstützung in der Weise zu geben, daß sie denselben irgendwie verfassungsmäßig verfolgen können, ist durchaus vom Uebel. Was freiwillig, oder nach Maßgabe der Gesetzgebung geschieht, ist stets so aufzufassen, als geschehe es nicht zu Gunsten der Armen, sondern zu Gunsten der Gesammtheit. Die, wie auch immer organisirte, Privatthätigkeit kann nicht für genügend erachtet, und es kann das Eintreten der subsidiären, nach Maßgabe des Gesetzes einzuführenden Organisation nicht nachgelassen

werden, wenn die erstere sich nicht mindestens auf einen ganzen Bezirk von dem Umfange wie sie der letztern zu Grunde zu legen sind (Gemeinde, Kirchspiel rc.) erstreckt, und wenn sie nicht aller in diesem Bezirke, sei es dauernd, sei es zufällig, sei es mit oder ohne Heimats- oder Niederlassungs- oder Wohnsitzrecht anwesender, ohne Hülfeleistung von außen voraussichtlich verkommender Armen sich annehmen würde. Aber auch die, beim Mangel jeder, oder doch einer gehörig organisirten, oder ihre Wirksamkeit genügend weit ausdehnenden freiwilligen Armenpflege, nach Maßgabe des Gesetzes zu organisirende Armenpflege muß ihre Thätigkeit auf alle, sei es dauernd, sei es vorübergehend, sei es auf welchen Titel hin in ihrem Bereiche sich aufhaltenden Armen erstrecken. Nur die Staatsangehörigkeit ist als Vorbedingung zu fordern, so lange nicht internationale Gegenseitigkeitsverträge auch von dieser Forderung abzusehen gestatten. So lange dies nicht der Fall, würde, wenn jene Vorbedingung nicht aufgestellt wäre, ein Staat mit mangelhaft organisirter Armenpflege oder nicht zu bewältigender Massenarmut versucht sein, seine hoffnungslosen Armen dem Nachbarstaat mit notorisch gut organisirter Armenpflege zuzuschieben. Das Absehen von anderen Bedingungen, wenn es allgemein gültiger Grundsatz für ein einigermaßen ausgedehntes Staatsgebiet ist, verliert bei näherer Betrachtung den Schein des Ungeheuerlichen. Thatsächlich ist dieser Grundsatz schon jetzt vielfach in Uebung, und man hat nicht bemerkt, daß sich die Menschen aus freien Stücken irgendwo lediglich wegen der Aussicht auf Unterstützung im Verarmungsfalle mit besonderer Vorliebe aufhalten, sofern nur diese Aussicht nicht eine Aussicht auf ein Schlaraffenleben ist. Thatsächlich konnte man bisher in Deutschland meist Ersatz der Unterstützungskosten fordern. Aber mußte man nicht auch solchen leisten? Ueber die Unmöglichkeit der Bemessung einer Frist zur Ersitzung des Unterstützungsdomicils, über die Gefahren einer zu kurzen, über die Bedenken gegen eine zu lange solche Frist ist alle Welt im Klaren. Die Schreibereien, Processe und Kosten, welche aus der Statuirung eines Anspruches auf Ersatz der gewährten Unterstützung von Seiten einer andern verpflichteten Stelle erwachsen, stehen meist in gar keinem Verhältnis zu dem Objekt.

Der politische Gemeindebezirk ist wohl überall der geeignetste Bezirk für die nach Maßgabe des Gesetzes, welches jedoch auch die Verbindung mehrerer Gemeinden zu solchem Zwecke eher begünstigen als erschweren sollte, einzurichtende Armenpflege. Die Kosten der letztern sollten nirgends durch besondere *Armensteuern*, sondern, insoweit nicht besondere stiftungsmäßige Mittel hierzu vorhanden sind, in erster Linie nur durch Sammlungen von freiwilligen Gebern aufgebracht werden, sofern es sich um vorübergehende Hülfe handelt, während Anstalten für dauernd erwerbsunfähige Arme, für unheilbare Kranke rc. aus den allgemeinen Mitteln der Kommunen oder größerer Verbände mit erhalten werden sollten. Zu diesen letzteren Ausgaben beizutragen müßte dann nur jeder, insoweit möglich vom ersten Beginne seines Aufenthaltes ab, verpflichtet werden. Die Armensteuer ist die nothwendige Konsequenz des Unterstützungsanspruches. Wo ein solcher nicht besteht, heißt dies ebensoviel, als daß niemand erwarten kann, unterstützt zu werden, außer soweit die vorhandenen freiwillig gespendeten Mittel reichen.

Im Armengesetz ist der *Legalbegriff der Armut* festzustellen. Selbstverständlich ist nicht arm, wer durch civilrechtlich dazu verpflichtete Personen noch erhalten werden kann. Mit arbeitsfähigen Armen hat sich das Armengesetz eines Staates, welcher keine Niederlassungs- und Erwerbsbeschränkungen mehr kennt, am besten nicht ausdrücklich zu befassen. Ein Theil derselben wird den Polizeistrafgesetzen anheimfallen, die anderen mögen der Fürsorge der Organe der freiwilligen oder der gesetzlichen Organe stillschweigend überlassen bleiben; beiderlei Organe haben das Interesse, auch dafür zu sorgen, daß durch rechtzeitig, gegenüber Arbeitsfähigen, denen nur augenblicklich die Arbeitsgelegenheit mangelt, angewandte Mittel einer von dieser Seite her drohenden Ueberlastung des Budgets vorgebeugt werde. Auch den Organen der gesetzlichen Armenpflege muß in dieser Beziehung möglichst freier Spielraum gelassen werden.

Anlangend die Handhabung der gesetzlichen und der *freiwilligen Armenpflege*, der letztern, insofern sie die erstere zu ersetzen genügend erachtet werden soll, so ist zwar den Organen der freieste Spielraum zu lassen; aber es muß dafür gesorgt sein, daß die Würdigkeit und Dürftigkeit von Fall zu Fall genau untersucht und mit größter Gewissenhaftigkeit in der Wahl des für jeden einzelnen Fall geeignetsten Mittels verfahren werde. Bei der gesetzlichen wie bei der organisirten freiwilligen Armenpflege ist die Vereinigung mehrerer unterster Bezirke (Gemeinden, Kirchspiele rc.) nachzulassen, aber zu verhüten, daß diese Kreise für die Wahrnehmung der gewöhnlichen Obliegenheiten der Armenpflege zu groß werden. Einzelvereinen mit Tendenzen, welche denen der bestehenden gesetzlichen oder der vollständig auf gesetzlicher Grundlage organisirten freiwilligen Armenpflege völlig gleichkommen, ist ihre fernere Wirksamkeit nur im Einvernehmen mit jenen Organen zu gestatten. Die Kirche, wenn sie Armenpflege übt, aber nicht in dem Umfange, daß sie eine Organisation nach Maßgabe des Gesetzes überflüssig macht (also z. B. auch nicht, ohne auf die Konfession Rücksicht zu nehmen), ist jenen Einzelvereinen gleich zu achten.

Dies im wesentlichen die heute, freilich nicht durchaus unangefochten, geltenden Normen für die staatliche Organisation des Armenwesens. Ob die staatlichen Organe der Armenpflege, wo sie Arbeitsscheu bei Arbeitsfähigkeit oder ausschweifenden Lebenswandel als Ursache der Verarmung erkennen, berechtigt sind, mit Zwangsmitteln einzugreifen, ist eine vielerörterte Frage. Man kann nicht verkennen, daß solche Zwangsmittel — Beschränkung der Freiheit, Anhalten zur Arbeit — in vielen Fällen die beabsichtigte Wirkung versagen; anderseits widerstreitet es dem Gefühle, ruhig zuzusehen, wie ein arbeitsscheuer, leichtsinniger Familienvater seine ganze, vielleicht zahlreiche, Familie dem wirtschaftlichen Ruin entgegenführt. Mit der Verschwenderkuratel ist oft nicht geholfen. Ein gewaltsames Veto gegen fernerweite Mißwirtschaft, ein Verbringen des Schuldigen, wenn auch nicht ohne Urtheil und Recht, ins Arbeitshaus (s. *Arbeitshäuser*), wo man ihn vielleicht zu einem geordneten Wandel erziehen, jedenfalls unschädlich machen kann, ein rechtzeitiges Verbringen derer, für die er zu sorgen hat, aus dem Bereiche seines Einflusses, muß im Interesse der Gesammtheit nach sorgfältiger causae cognitio gestattet sein und wird von vielen Gesetzgebungen in der That unter gewissen Bedingungen gestattet.

Geschichtliches. Arme hat es gegeben, seitdem bürgerliche Gesellschaften mit Einzelbesitz bestehen. Reichthum und Armut sind so alt wie die Menschheit selbst. Das A. hat daher schon in früher Zeit die Gesetzgebung der Staaten beschäftigt. Eine eigenthümliche und scharf accentuirte Stellung nimmt hierbei die Mosaische Gesetzgebung ein, wie sie sich konsequent im Talmud entwickelt findet. Getreu dem theokratischen Charakter des jüdischen Staats, in dem alles Eigenthum überhaupt zunächst Gottes Eigenthum ist, hat auch der Arme von dem Gesetz des Herrn einen bestimmt festgesetzten Antheil an Grund und Boden wie an beweglicher Habe zugewiesen erhalten. Dem Armen gehört ein Theil des Ackerlandes, die Ackerecke (Peah). Sie durfte vom Eigenthümer nicht abgeerntet werden, sondern mußte mit allem, was darauf gewachsen, für den Armen stehen bleiben. Das Gesetz bestimmte dabei genau, an welchem Theil des Ackers im einzelnen Falle die Peah stehen bleiben mußte, und setzte sie auf $^1/_{60}$ fest. Dem Armen gehört ferner die Nachlese, d. h. alles, was nach der Ernte auf dem Acker bleibt. Dem Armen gehört auch der Armenzehnte, nämlich jedes dritte Jahr der zehnte Theil der ganzen Ernte. Daß alle sieben Jahre die ganze Ernte gemeinschaftlich war, ist eine Bestimmung, welche gleichfalls den Armen zu gute kam. Das Gesetz bestimmt jedoch auch genau die Höhe des Almosens, das den herumziehenden Armen gereicht werden muß (ein Laib von einer Portion, Nahrung für eine Nacht, am Sabbath die vorgeschriebenen drei Mahlzeiten). Der Arme hat also nach mosaischem Recht ein vollständig klagbares Recht auf Unterstützung, und die Zwangsarmenpflege kann sonach nicht schärfer durchgeführt sein, als es im jüdischen Staate geschehen ist. Dies setzt aber voraus, daß das Recht auch genau bestimme, wer reich und wer arm sei, und wirklich hat das mosaische Gesetz hierüber genaue Bestimmungen getroffen. So heißt es in Peah VIII, 8, 9: »Wer 200 Sus (à $1^1/_{15}$ Loth Silber) hat, der nehme weder von der Ecke, noch von der Nachlese, noch von dem, was auf dem Felde vergessen worden, noch von dem den Armen gehörigen Zehnten; hat er aber einen einzigen Sus weniger, so kann er diesen selbst von tausenden zu gleicher Zeit annehmen, wenn er ihm angeboten wird. Wer 50 Sus hat und handelt damit, der nehme nicht, denn solche sind so viel werth wie 200 Sus, welche liegen«. Auch beim Islam ist bürgerliches und kirchliches Regiment vereinigt, das moslemitische Recht, das überdies zum guten Theil auf dem mosaischen Gesetz fußt, enthält sonach ähnliche Bestimmungen über die Armenpflege. Das Almosen ist jedoch nach dem Koran nicht der von Gott dem Armen zugewiesene Antheil an den Gütern des Landes, sondern es ist die Sühne der Sünde gegen Gott. Das Almosen ist bald ein geradezu vorgeschriebenes, bald nur ein vom Gesetz empfohlenes. Das erzwungene Almosen ist der Zehnte, der theils zur Unterstützung des Islam, theils für die Armen bestimmt ist und von jedem erhoben wird, welcher bei gesundem Verstand, volljährig, frei und wohlhabend ist. Er wird von allen nicht zum unmittelbaren Gebrauch bestimmten Gütern erhoben. Ein gezwungenes Almosen ist ferner der Zekat fitr, welcher nach Beendigung des Ramazan von jedem Muselman, der die Subsistenzmittel auf ein Jahr hat, erhoben wird. Er beträgt von allen Lebensmitteln ein Maß (6—7 Pfd.), sei es in Geld oder in Natur. Unbemittelte muselmanische Familien entrichten den Zekat häufig so, daß das eine Familienglied ihn dem andern und dieses wieder dem dritten, vierten schenkt, so daß in Wirklichkeit nichts dem Haushalt entzogen wird. Anspruch auf den Zehnten haben alle, welche rechtgläubig sind und nicht die Mittel zum Lebensunterhalte auf ein Jahr besitzen, oder verschuldet sind. Anspruch auf den Zekat haben alle, welche auf den Zehnten berechtigt sind, und außerdem die niederen Geistlichen. Ein bloß angerathenes Almosen ist der Zehnte vom Nisob, d. h. von einem bestimmt festgesetzten Theil des Vermögens, nämlich 50 Kamele, 30 Stiere, 40 Schafe, das gemünzte im Handel befindliche Gold und Silber, wenn es 200 Dirhems (30 Thlr.) nicht übersteigt. Das Betteln ist nur denjenigen gestattet, welche nicht für einen Tag Existenzmittel haben.

In entschiedenem Gegensatz zum mosaischen und muselmanischen Recht steht die Gesetzgebung über das A. in den Staaten des klassischen Alterthums. In Griechenland tritt lange Zeit ein A. nicht hervor, und die Bestimmungen der Gesetzgebung sind daher lange Zeit sehr mangelhaft. Der Staat ruht auf der Grundlage der Sklaverei, und die trotzdem bei dem freien Bürger hervortretende Dürftigkeit wurde beseitigt durch die Vertheilung der Staatsländereien in den unterworfenen Ländern. Wo auch dies nicht genügte und Mangel sich geltend machte, da bestimmte das Gesetz, daß die Eltern ihre Kinder und die Kinder ihre Eltern zu ernähren hätten. Allein selbst diese Bestimmung griff gesetzlich nur unter der Voraussetzung für die Kinder Platz, daß die Eltern sie einen bestimmten Erwerbszweig hatten lernen lassen. Mit dem Verfall der Demokratie in Athen kamen vielfach Kornspenden von Seiten der Reichen an die Armen auf, ferner wurde Theatergeld an die ärmeren Bürger gezahlt, und endlich wurden auch Gaben für die an den Volksversammlungen theilnehmenden Bürger gereicht. Gesetzlich sind dies jedoch keine Almosen, sondern Bürgerrechte, auf die auch der Reiche Anspruch hatte, von denen er nur keinen Gebrauch machte. Erst mit dem unglücklichen Ausgang des Peloponnesischen Krieges kommt eine wirkliche Armenpflege zum Vorschein. Die adýnatoi, d. h. anfangs nur die im Kriege Verstümmelten, später alle, die weniger als 3 Minen hatten und arbeitsunfähig waren, erhielten Anspruch auf Staatsunterstützung, welche nach vorgängiger Untersuchung durch die Fünfhundert von der Volksversammlung im höchsten Betrage von 2 Obolen monatlich ($2^1/_2$ Thlr.) zuerkannt wurde. Neben dieser Staatsunterstützung half man sich jedoch auch durch genossenschaftliche Verbände (eranoi), welche auf Gegenseitigkeit gegründet waren. Die daraus erhaltenen Unterstützungen mußten nach wiedererlangten besseren Vermögensumständen rückvergütet werden. In Rom findet sich ebenfalls lange Zeit weder eine staatliche, noch eine religiöse Vorschrift, welche die Unterstützung der Armen zur Pflicht gemacht hätte. Nicht einmal die Bestimmung, daß der Vater den Sohn und umgekehrt zu ernähren habe, kennt das ältere römische Recht. Dieser Charakter der Gesetzgebung ist um so auffallender, als die Unruhen der Plebs gegen das Patriciat zum guten Theil durch die Verarmung der erstern veranlaßt waren. Es flossen allerdings reichliche Spenden an die Armen, aber nicht unter dem Titel des Almosens, sondern als Mittel der Bestechung bei den Wahlen und Abstimmungen Die wachsende Volksmenge in

Rom führte zwar später sogar zu staatlichen Einrichtungen, welche die Austheilung von Unterstützungen an die Armen zum Gegenstand hatten. Immer aber blieb dabei wie in Athen diesen Spenden (Getreidespenden ꝛc.) der Charakter des allgemeinen Bürgerrechts, von dem die Reichen keinen Gebrauch machten. So erhielt jeder Bürger monatlich nach der lex Terentia 5 modii unter dem Marktpreis, später unter Clodius sogar unentgeltlich. Auch die licinischen und gracchischen Gesetzvorschläge (leges agrariae), welche die Vertheilung der Staatsländereien unter die armen Bürger zum Gegenstand hatten, gehören hierher. Erst Cäsar hob den Charakter der Armenpflege bei den Getreidespenden mehr hervor, indem er die Zahl der Berechtigten auf 150,000 festsetzte und dabei bestimmte, daß nur die Armen diese Spenden unentgeltlich empfangen sollten. Eine Bestimmung darüber, wer als arm zu betrachten sei, wurde indeß nie getroffen, auch dann nicht, als unter den ersten Kaisern nicht mehr Getreide, sondern Brod in der Art vertheilt wurde, daß jede Tribus eine Anzahl Anweisungen (tesserae) erhielt, die sie unter sich zu vertheilen hatte. Diese Tesserae wurden in den Tribus wieder nicht nach Bedürfnis vertheilt, sondern man konnte sie kaufen, wieder veräußern, unter Aurelian sogar vererben. Erst unter Nero und Hadrian kamen neben diesen Verabreichungen aus dem Staatsvermögen, die sich übrigens nicht bloß auf Getreidespenden beschränkten, noch wirkliche Wohlthätigkeitsanstalten insbesondere für Kinder vor, Alimentationen genannt, die sich dann auch auf die Provinzen erstreckten. Sie wurden aus dem Privatvermögen der Kaiser gestiftet. Auch in Rom findet sich übrigens neben dieser Fürsorge des Staats für die Armen unter den Zünften eine Privatwohlthätigkeit für die Kranken, Wittwen und Waisen der Zunftmitglieder.

Mit dem Christenthum erhielt die Wohlthätigkeit wieder den religiösen Charakter. Die Bestimmungen der christlichen Lehre wurden dabei lange Zeit, ähnlich der Auffassung des Islam, als Sühne der Sünde, wenigstens als Gott wohlgefälliges Werk angesehen, so daß es wenig darauf ankam, wem man gab und wie man gab, sondern nur darauf, daß man gab. Die größeren Stiftungen für die Armen wurden, vielfach veranlaßt durch die Geistlichkeit, der Verwaltung der Kirche überwiesen, und so kam es, daß die Kirche mit der Zeit die Verwaltung derselben als ihr Recht in Anspruch nahm. Die Kirche selbst ging dabei mit gutem Beispiel voran. In verschiedenen Diöcesen des Fränkischen Reichs gab sie aus ihrem Vermögen den vierten, später sogar den dritten Theil des Kirchenzehnten. Diese kirchlichen Gaben reichten indeß natürlich sehr bald nicht mehr hin; die Zahl der Armen mehrte sich eben unter dem Einfluß dieses Unterstützungssystems. So kam die Kirche dahin, ihre politische Macht zu gebrauchen und zur Armenunterstützung zu zwingen, und als die natürliche Grundlage hierbei erschien ihr die Gemeinde. Der Beschluß eines Koncils zu Tours (567) führt geradezu die Verpflichtung der Gemeinde zur Erhaltung ihrer Armen ein. Es ist indeß ein Irrthum, wenn man annimmt, im Mittelalter habe bloß die Kirche die Armenpflege in der Hand gehabt. Auch die weltliche Gewalt nahm sich derselben an, wie denn ein Kapitulare Karls d. Gr. von 806 gleichfalls die Verpflichtung der Gemeinde zur Erhaltung ihrer Armen enthält. Daneben ist die in den Gefolgschaften vielfach vertragsmäßig vom Senior übernommene Verpflichtung, für den Homo im Nothfall Kleidung, Nahrung ꝛc. zu beschaffen, ein sehr wichtiges Moment, denn mit der Zeit wurde diese Verpflichtung zur gesetzlichen und ist sonach wesentliches Element des Lehnswesens. Ein Kapitulare von 850 bestimmt in dieser Beziehung: Unusquisque honoratus noster se suosque ex suo pascat. Nicht weniger erheblich ist die Armenunterstützung, welche von den Gilden ausging. Dieselbe erstreckte sich zwar nur auf Gildeangehörige, sie hat jedoch sehr große Bedeutung, wenn man bedenkt, daß das Gildenwesen das ganze bürgerliche Leben des Mittelalters umfaßt. Einen Schritt weiter ging man in England. In Deutschland fand sich im Mittelalter keine Bestimmung darüber, wer überhaupt Anspruch auf Unterstützung habe. In England bestimmte wenigstens König Egbert, daß nur derjenige Unterstützung erhalten solle, welcher nicht im Stande sei, mit seiner Hände Arbeit sich zu ernähren. Dagegen weist das angelsächsische Recht keine Spur davon auf, daß die Gemeinde zur Unterhaltung ihrer Armen gehalten sei. Nur in den skandinavischen Staaten, in Schweden, Norwegen, vor allem aber in Island (die Grougans), hat sich schon im Mittelalter ein vollständig ausgebildetes System der Armenpflege entwickelt. Wer 4 Wochen ohne festen Sitz im Lande herumzieht, wer einen solchen Bettler unterstützt, ist friedlos. Für die wahrhaft Armen hat zunächst der Verwandte je nach der Erbberechtigung zu sorgen. Jeder hat außerdem einen Armenzehnten zu entrichten für diejenigen Armen, welche auf diesem Wege keine Unterstützung erhalten. Die Versammlung der Freien entscheidet über die Dürftigkeit. Reicht der Armenzehnte nicht aus, so werden die Armen, welche übrig bleiben, der Reihe nach in der Gemeinde herum gespeist und ihnen Obdach gewährt.

Die Zahl der Armen wuchs in den nichtskandinavischen Reichen Europa's mit der Zeit dergestalt, daß der Staat gezwungen wurde, dem A. seine Aufmerksamkeit zu widmen. Anfangs geschah dies nur durch Bettelverordnungen und die allgemeine Bestimmung, wer und von wem die Unterstützung zu beanspruchen sei. Mit der Zeit entwickelte sich jedoch eine förmliche Wissenschaft über das A., und für die Entwickelung derselben ist die Geschichte keines Landes so ergiebig und so bedeutend als die von England. Die furchtbaren Kriege, welchen England mit den Dänen und Schotten und auch in den Kämpfen der Weißen und Rothen Rose ausgesetzt war, hatten dort allenthalben eine zahlreiche Menschenklasse erzeugt, die aller Arbeit entwöhnt und nur auf Raub und Gewalt zurückgekommen war. Diese Menschenklasse wuchs um so stärker, als die Leibeigenschaft und das Lehnswesen sich allmählich auflösten und Söldnerheere aufkamen, die man nach beendigtem Kriege wieder entließ. Der hierdurch hervorgerufene gesellschaftliche Zustand, der den einzelnen Großen zur Haltung einer großen Anzahl bewaffneter Diener zwang, um nur vor den Räuberbanden sicher zu sein, fand sich freilich damals überall, auch in Deutschland und Frankreich. Er rief hier nur das Streben der Gesetzgebung hervor, durch Strafgesetze gegen die Landstreicherei dem Uebel zu begegnen. In England kam jedoch noch ein weiterer Gesichtspunkt in Betracht: der Mangel an ländlichen Arbeitern, die Schwierigkeit, ja häufig die Unmöglichkeit, das Land

zu bebauen, und der hierdurch hervorgerufene Getreidemangel. Und die doppelte Richtung der englischen Gesetzgebung, einmal die direkte Beseitigung der Landstreicherei durch Strafgesetze, sodann die Sorge, ländliche Arbeiter für den Ackerbau zu gewinnen, dies ist es, was der spätern mittelalterlichen englischen Gesetzgebung über das A. ihren eigenthümlichen Charakter aufprägt. Es wurden Taxen für alle Arten Arbeit gesetzlich festgestellt, die ländliche Bevölkerung an ihre Heimat und dort an die Feldarbeit gebunden; es wurde der Uebergang von der Feldarbeit zur Manufaktur verboten oder doch sehr eingeschränkt, für die Hauptzeit des Landbaues sogar ein Theil der städtischen Arbeiter zur Feldarbeit gezwungen. Erst 1662 wurde den Arbeitern erlaubt, ohne vorherige specielle Erlaubnis sich außerhalb ihres Kirchspiels nach Arbeit umzusehen. In den Gesetzen Eduards III. und Richards II. bis herab zu Heinrich VIII. wird der Uebergang zur Arbeit bloß von der Strenge der Strafe gehofft. Die Arbeit mußte sich jeder in seiner Heimat selbst suchen, wo es damals freilich an Gelegenheit zur Arbeit nicht fehlte. Dies System reichte jedoch natürlich nicht aus, selbst dann nicht, als man schließlich nicht einmal mehr vor der Todesstrafe zurückschreckte. Das Bisherige gilt indeß nur von der Gesetzgebung, insoweit sie die Arbeitsscheuen, jedoch Arbeitsfähigen zum Gegenstand hatte. Für die Arbeitsunfähigen traf die englische Gesetzgebung erst durch ein Statut Richards II. von 1338 Fürsorge. Sie dürfen betteln, jedoch nur da, wo sie sich zur Zeit des Gesetzes befinden und, will sie die betreffende Gemeinde nicht behalten, in ihrem Heimatkirchspiel. Das Heimatkirchspiel hat sie im übrigen aus dem Gemeindevermögen zu erhalten. Reicht das Vermögen nicht aus, so konnte seit 1530 der Friedensrichter Bettelbriefe für andere Gemeinden ausstellen. Die Unzulänglichkeit der Gemeindearmenkasse trat jedoch damals überall hervor. Die Gesetzgebung wendet sich deshalb zunächst bittend und ermahnend an die Mildthätigkeit der vermögenderen Gemeindemitglieder. Es soll bei Kindtaufen und Hochzeiten für die Armen gesammelt werden; Almosenstöcke sollen aufgestellt werden. Später erhält der Geistliche und, wenn dessen Zureden nichts hilft, der Bischof den Auftrag, die sich der Zahlung von Almosen weigernden Vermögenden »freundlich und artig« zur Zahlung zu überreden. Auch dies verfing nicht. Die Gesetzgebung ging daher unter Elisabeth 1563 noch einen Schritt weiter und setzte fest, daß, wenn auch das Zureden des Bischofs nichts helfe, der Betreffende vor die Vierteljahrssession geladen und im Falle der Weigerung eingesperrt werden solle, bis er die ihm vom Richter auferlegte Summe zahle. Dieser Schritt führte dann naturgemäß zu dem durchgreifenden Gesetz von 1572, durch welches Elisabeth eine allgemeine örtliche Besteuerung für die Unterstützung der unfähigen Armen anordnete. Die Elisabeth'sche Gesetzgebung über die arbeitsunfähigen Armen ist hiermit abgeschlossen. In Betreff der arbeitsfähigen Armen erhielt dieselbe unter Elisabeth gleichfalls ihren vorläufigen Abschluß durch die berühmt gewordene Akte von 1601, welche die Beschäftigung aller arbeitsfähigen Armen in Arbeitshäusern oder auf sonstige Weise den Kirchspielen geradezu zur Pflicht machte. Die Wirkungen dieses Gesetzes äußerten sich lange Zeit im ganzen wohlthätig. Mit der Zeit traten jedoch sehr bedenkliche Folgen desselben zu Tage. Die Zahl der Armen wuchs mit dem Wohlstand der Gemeinden. Man verpflegte die Armen so gut in den Arbeitshäusern und ließ durch die Beschränkung des Rechts der Freizügigkeit so wenig Gelegenheit zur materiellen Hebung der Armen, daß die Summen, welche nach und nach für die Armenpflege ausgegeben wurden und werden mußten, immer höher und höher stiegen. In den Jahren 1748—51 betrug die Armentaxe in Wales und England noch 730,000 Pfd. Sterl., 1775 schon 1,720,000 Pfd. Sterl., 1814—15: 6,123,177 Pfd. Sterl., 1818: 7,870,501 Pfd. Sterl., 1831, 1832 und 1833: 6,875,552 Pfd. Sterl. Dies rief endlich das Parlament aufs neue zur Thätigkeit in der Gesetzgebung. Es wurde 1834 eine Kommission eingesetzt, um die Zustände und Fehler der bestehenden Armenpflege zu untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung zu machen. Der von ihr erstattete Bericht ist der »Report from his Majesty commissioners for inquiring into the administration and practical operation of the Poor Laws« (Lond. 1834). Die Kommission erklärte als wesentlichste Ursachen der Mißstände folgende zwei Punkte: die Verpflichtung jedes Kirchspiels, ausschließlich für seine Armen zu sorgen, und die unbedingte Unterstützung aller Arbeitsfähigen. Der erste Punkt ist der Gesetzgebung Elisabeths nicht zur Last zu legen, denn sie gestattete ebenfalls schon die Vereinigung mehrerer Gemeinden. Es lag also bloß an der wenig umsichtigen Ausführung. Den zweiten Punkt erklärte die Kommission vorerst nicht beseitigen, sondern in dieser Beziehung unter Festhaltung des Princips nur beschränkende Bestimmungen vorschlagen zu können. Das neue Gesetz, welches noch 1834 erschien, enthält nun folgende Bestimmungen: 1) Jeder Arbeitsfähige soll zwar von der Gemeinde erhalten, jedoch auch streng zur Arbeit angehalten werden. Dies ist nur möglich durch Arbeitshäuser, welche deshalb überall anzulegen sind. Die Unterhaltung der Arbeitsscheuen in diesen Arbeitshäusern soll derart beschaffen sein, daß sie innerhalb derselben weniger gut existiren als außerhalb. Gaben an Arbeitsfähige außerhalb der Arbeitshäuser sind nur ausnahmsweise gestattet und sollen soviel wie möglich beschränkt werden. 2) Die in den Arbeitshäusern zu beschäftigenden Armen sollen für einen größern Bezirk in Arbeitshäusern vereinigt werden. 3) Die ganze Armenpflege steht unter der obern Leitung einer Centralbehörde in London, welche die Errichtung und Einrichtung, sowie die Art und Weise der Beschäftigung der Armen in den Arbeitshäusern beaufsichtigt. 4) Die Armenbezirke mit gemeinschaftlichem Arbeitshaus bilden auch für die Niederlassung ein Ganzes. Ein weiterer Schritt der Gesetzgebung war die Poor removal Act vom 26. Aug 1846, welche verordnet, daß ein fünfjähriger Aufenthalt durchaus vor der Ausweisung aus der Gemeinde schützt. Durch diese Gesetze sind in England die nachtheiligen Folgen der Elisabeth'schen Gesetzgebung wesentlich beseitigt worden. Die Folgen derselben waren überraschend. Die Zahl der unehelichen Geburten verringerte sich um 13 Proc.; die Armentaxe fiel in den nächsten 5 Jahren schon auf 4 Mill. Pfd. Sterl., d. h. um 80 Proc.

In **Frankreich** finden wir denselben Grundfehler der Armenpflege wie in England eine Zeitlang wieder, jedoch unter ganz anderen Verhältnissen. Während in England die Wirkung eines Nebenumstandes, die Sorge für den Ackerbau, die Regierung zu der Uebernahme der Pflicht drängte,

für den Armen unter allen Umständen zu sorgen, geschah dies in Frankreich unter dem Einfluß einer eigenthümlichen Ansicht von Staatszweck. Die Grundlagen der Armenpflege in Frankreich während der ersten Zeit des Mittelalters haben wir oben schon angegeben. Der weitere Gang und die drängenden Umstände der folgenden Zeit sind den englischen vollkommen ähnlich: Verarmung infolge der Kriege, Bildung von Landstreicherbanden, Theuerung und Rechtsunsicherheit. Die Maßregeln zur Unterdrückung der Bettler beginnen unter Ludwig dem Heiligen. Im Jahr 1350 wird den Predigern aufgetragen, sie sollen von den Kanzeln herab empfehlen, daß den arbeitsfähigen Bettlern überhaupt kein Almosen gegeben werde. Unter Franz I. ging man jedoch hiervon wieder ab. Es wurde 1536 verfügt, die Arbeitsunfähigen sollten von den Gemeinden erhalten werden, Almosensammlungen sollten stattfinden, Almosenstöcke aufgestellt, von den Predigern das Almosengeben empfohlen werden. Auch in Frankreich war jedoch nur das Gemeindevermögen für die Erhaltung der Armen verhaftet, ein Besteuerungsrecht des einzelnen Bürgers hatte die Gemeinde ebenfalls nicht. Im Jahre 1551 ward jedoch auch eine Armensteuer für Paris angeordnet, 1560 für ganz Frankreich, und in der Ordonnanz von Moulins (1561) werden alle diese Bestimmungen zusammengefaßt. Unter Ludwig XIV. wird die Gesetzgebung noch weiter ausgeführt. Ein Reglement von Paris von 1656, welches 1662 auf ganz Frankreich ausgedehnt wurde, theilt die arbeitsunfähigen Armen in zwei Klassen: in die Hausarmen und in solche, welche in Hospitälern unterzubringen sind. Die arbeitsfähigen Bettler werden um so strenger verfolgt. Es werden ferner Armenlisten vorgeschrieben, die Umlage der Armensteuer wird geregelt und das Almosengeben auf den Straßen wie in den Häusern bei Strafe verboten. Die Revolution von 1789 warf dies ganze sehr glücklich organisirte System über den Haufen, indem sie unter dem Einfluß Montesquieu's den Satz aufstellte: es liegt im Staatszweck, für jeden Armen zu sorgen. Noch 1789 wurde diese Theorie realisirt. Es wurden Nationalwerkstätten, zunächst in Paris, eingerichtet, in welchen jeder, wer da wollte, Aufnahme und Unterhalt fand, gegen die Verpflichtung, zu arbeiten. Im Jahr 1790 wurden in Paris 31,000, in Toulouse 11,000, in Amiens 15,000 Arbeiter auf diese Weise erhalten. Die Nationalversammlung bewilligte hierfür 15 Mill., die einzelnen Städte schossen noch ungeheure Summen zu, Paris allein mehr als 15 Mill. Natürlich wurde wenig oder nichts gearbeitet. Die Nationalwerkstätten wurden zwar im Verlauf der Revolution wieder aufgelöst, allein die Gesetzgebung stellte Grundsätze auf, die im wesentlichen auf dasselbe hinausliefen, und wies den Nationalwerkstätten wieder einen bedeutenden Platz an. Der Staat war nur da, um für die Armen zu sorgen, die Armut wurde vergöttert, ein eigenes Nationalfest wurde ihr alljährlich gewidmet. Die strengste Centralisation herrschte, die Stiftungen wurden sämmtlich eingezogen, jede direkte freie Gabe wurde verboten, eine Besteuerung zum Zweck der Armenpflege eingeführt, und aus der Staatskasse wurden sodann sämmtliche Armen versorgt. Daß man nicht alle befriedigen könne, hatte man eingesehen; man setzte deshalb eine gewisse Zahl fest, je nach den Staatsmitteln, und bei Erledigungen rückten die eingezeichneten Bürger nach ihrer Anciennität ein. Man unterschied zwischen Arbeitsfähigen, für welche Unterstützungsarbeiten überall angeordnet wurden (Straßenbau, Werkstätten), und Arbeitsunfähigen, die in ihren Häusern oder in Spitälern verpflegt wurden. Wer dennoch bettelte, kam in das Zwangsarbeitshaus. Die Restauration hob diese Gesetzgebung, die übrigens nie vollständig ins Leben getreten war, wieder auf. Die Mittel der Stiftungen waren jedoch sämmtlich zerstört. Die Idee von der Pflicht des Staates, direkt für alle Armen zu sorgen, ist jedoch nicht vergessen worden. Im Jahr 1848 machte sie sich abermals geltend und hat dieselben Erscheinungen hervorgerufen. Der Umstand, daß der Socialismus in Frankreich noch bis heute einen so festen Boden hat, ist lediglich dem Nachwirken dieser Idee vom Zweck des Staats beizumessen.

In **Deutschland** ist der Entwickelungsgang während des Bestehens der karolingischen Monarchie oben bereits angegeben worden. Die weitere Entwickelung durch die verschiedenen einzelnen Staaten zu verfolgen, ist uns hier unmöglich. Im allgemeinen ist sie der von England und Frankreich analog. Dieselben Ursachen erzeugten im großen und ganzen dieselben Wirkungen. Die Gesetzgebung befaßte sich anfangs fast ausschließlich mit der Verfolgung der Bettlerbanden. So die Reichsabschiede von Lindau 1497, von Freiburg 1498, von Augsburg 1500. Erst durch die Reichspolizeiordnung von 1577 that man einen Schritt weiter, indem diese den Gemeinden durch das ganze Reich die Pflicht auferlegte, die arbeitsunfähigen Armen zu erhalten. Ein Besteuerungsrecht der einzelnen Bürger wurde jedoch hiermit nicht gegeben. Reicht das Vermögen der Gemeinde nicht aus, so können Bettelbriefe für die Armen ausgestellt werden, auf welche hin sie auswärts betteln dürfen. Hiermit schließt die Reichsgesetzgebung ab. Den Arbeitsfähigen gegenüber ist in Deutschland nie eine Verpflichtung eingegangen worden. Die Erfahrungen, welche man bei uns im 18. Jahrh. machte, wo die Bettelei in einem Maße in Deutschland herrschte, daß wir uns heutzutage keine Vorstellung mehr davon machen können, haben jedoch auch bei uns zu sehr praktischen Bestimmungen über die Armenpflege gedrängt. Die obigen Gesichtspunkte sind dabei jedoch stets festgehalten worden. Zu erwähnen ist dabei nur, daß man in einzelnen Staaten den Gemeinden auch ein subsidiäres Besteuerungsrecht eingeräumt hat, subsidiär in dem Sinn, daß man es für den Fall gestattet hat, wenn bei mangelnden Gemeindemitteln die freiwilligen Spenden nicht ausreichen. Die Privatfürsorge für die Armen ist es jedoch, welche in Deutschland durch Armenunterstützungsvereine mit Naturalalmosen und Verschaffung von Arbeit sich sehr verdient gemacht hat. Unter den neueren umfassenderen deutschen Armengesetzen sind zu nennen: das **preußische Gesetz** vom 21. Mai 1855 zur Ergänzung des Gesetzes vom 31. Dec. 1843 über die Verpflichtung zur Armenpflege; die **sächsische** Armenordnung vom 22. Okt. 1840 nebst Novellen vom 18. Sept. 1856 und 5. Mai 1868; das **bayrische** Gesetz über öffentliche Armen- und Krankenpflege vom 29. April 1869; das **badische** Gesetz vom 5. Mai 1870, betreffend die öffentliche Armenpflege; endlich das, wenigstens tief in die Armengesetzgebung eingreifende **Norddeutsche Bundesgesetz** vom 6. Juni 1870 über den Unterstützungswohnsitz, welches seit

1. Juli 1871 in sämmtlichen Staaten des ehemaligen Norddeutschen Bundes und Südhessen in Kraft sich befindet.

Literatur. Vgl. im allgemeinen Rau, Lehrbuch der polit. Oekonomie, Bd. 2 (5. Aufl., Leipz. 1863), ferner De Gérando, Le visiteur du pauvre (1829; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831); Derselbe, De la bienfaisance publique (Par. 1839, 4 Bde.); Kries, Die engl. Armenpflege, herausgegeben von v. Richthofen (Berl. 1863); Lentz, Des institutions de bienfaisance et de prévoyance en Belgique (Brüssel 1866); Rocholl, System des deutschen Armenpflegerechts (Berl. 1872), und namentlich Emminghaus, Das A. und die Armengesetzgebung in europäischen Staaten (Berl. 1870). Dieses Werk enthält außer einer historischen, statistischen und kritischen Einleitung, die historische und statistische Darstellung des Armenwesens und der Armengesetzgebung in Preußen, Sachsen, Mecklenburg, Braunschweig, Oldenburg, Anhalt, den Hansestädten, Bayern, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Oesterreich, der Schweiz, Großbritannien, Schweden und Norwegen, Dänemark, Frankreich, Holland, Belgien, Italien und außerdem besondere Darstellungen der Einrichtungen in den Städten Berlin, Elberfeld, Braunschweig.

Armer Heinrich, s. v. w. Armer Konrad (s. Bauernkrieg).

Armeria *Willd.* (Grasnelke), Pflanzengattung aus der Familie der Plumbagineen, niedrige, rasenbildende, schmalblätterige, besonders in Südeuropa einheimische perennirende Kräuter und Halbsträucher mit Blüten in Knöpfchen, welche am Grunde von einer vielblätterigen Hülle umgeben sind, und tief fünftheiliger Blumenkrone. A. vulgaris *Willd.*, mit glattem, rundem, 10—25 Centim. hohem Schaft, linealen, stumpfen Blättern, knopfförmigen, rosenrothen, auch weißen Blumen im Juli und August, ist als Grasnelke (Grasblume, Sandnelke, Meergras) in ganz Deutschland bekannt. Früher wurden die gelind zusammenziehenden Blätter, Folia statices, bei Diarrhöen, sowie als Gurgelwasser bei Entzündungen der Mundhöhle ꝛc. gebraucht. Als Spielart wird häufig A. maritima *Willd.* (Statice Armeria *L.*, Meerstrandsgrasnelke, Seenelke, Meergras) betrachtet. Sie ist an den Küsten der nordeuropäischen Meere, z. B. in England und Schweden, aber auch des Atlantischen Oceans heimisch und wird zur Einfassung der Gartenbeete benutzt, wozu sie sich wegen ihrer gleichhohen Schäfte und sehr reichen schönen hellpurpurrothen Blütenköpfe ganz besonders eignet.

Armer Konrad (Armer Konz), s. Bauernkrieg.

Armfelt, 1) Karl Gustav, schwed. General, geb. 1666 in Ingermanland, trat 1685 in franz. Kriegsdienste, in denen er sich bei verschiedenen Gelegenheiten auszeichnete. 1700 nach Schweden zurückgekehrt, betheiligte er sich mehr ehrenvoll als erfolgreich am Kampfe Karls XII. gegen Rußland, vertheidigte Finnland gegen eine russische Flotte und Helsingfors heldenmüthig und kämpfte Februar 1714 bei Storm-Kyro mit außerordentlicher Bravour gegen die russ. Uebermacht unter Apraxin, mußte sich aber schließlich mit großem Verlust nach Osterbotten zurückziehen. September 1718 mit 6000 Mann nach dem nördl. Norwegen zur Eroberung Drontheims gesandt, sah er auf dem Rückmarsch über die Tydalsfjelde den größten Theil seines Heeres durch Kälte und Hunger zu Grunde gehen und entging selbst mit wenigen kaum dem Verderben. Später zum General der Infanterie, Freiherrn und Oberbefehlshaber in Finnland ernannt, starb er 1736.

2) Gustav Moritz, Baron, später Graf von, Günstling und Geistesverwandter Gustavs III. von Schweden, geb. 1. April 1757 zu Juva im finnischen Gouvernement Abo als Sprößling einer der angesehensten Familien Finnlands, Sohn des Generalmajors und Landeshauptmanns Baron Magnus Wilhelm A., trat noch jung in das schwed. Heer und gewann bald die vertraute Freundschaft König Gustavs III., den er zu den Konferenzen mit der Kaiserin von Rußland und auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien begleitete. Der beginnende Krieg Gustavs gegen Rußland (1788—90) war hauptsächlich Armfelts Werk. Zweimal rettete er während desselben dem von Verräthern umgebenen Monarchen Freiheit und Leben. Als Gustav auf Anstiften Rußlands von seinen westlichen Nachbarn angegriffen wurde, sandte er A. zu den treuen Dalekarliern. A. bildete hier ein Korps von 18,000 Mann, schlug die Dänen und bestimmte sein ihm ganz ergebenes Heer, in die Nähe der Hauptstadt zu marschiren, um dem König während des Reichstags von 1789 zur Hand zu sein. Zum Generalmajor erhoben, unterzeichnete er 14. Aug. 1790 den Frieden von Werelä, dem 1791 die Offensivallianz mit Rußland gegen die franz. Revolution folgte. Noch auf dem Sterbebette ernannte der König A. zum Gouverneur von Stockholm und zum Mitgliede der Regentschaft; allein der Bruder des Königs, Herzog Karl von Södermanland, später König Karl XIII., welcher A. aus politischen und persönlichen Gründen mit unwürdigem Haß verfolgte, hob die letztere Bestimmung auf und übertrug A., um sich seiner zu entledigen, den Posten eines Gesandten zu Neapel. Bald darauf ließ er ihn des Hochverraths anklagen, in contumaciam zum Tode verurtheilen und seine Güter konfisciren, während A. nach Petersburg entfloh und von der russischen Regierung in Kaluga internirt wurde. Gustav IV. gab ihm 1799 Rang und Güter zurück und überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen. A. wurde zum Gesandten in Wien, 1805 zum Generalgouverneur von Finnland ernannt und focht 1806 und 1807 mit Auszeichnung in Pommern, 1808 mit weniger Glück in Norwegen. Von Karl XIII. 1809 zum Präsidenten des Kriegskollegiums ernannt, nahm er bereits 1810 den Abschied und zog sich durch seine Verbindung mit der Gräfin Piper neue heftige Verfolgungen zu. Er ging deshalb nach Petersburg, wo man ihn wegen seines Einflusses in dem 1809 an Rußland abgetretenen Finnland freudig aufnahm. Er wurde in den Grafenstand erhoben, zum Präsidenten des Komité's für die finnischen Angelegenheiten und zum Mitgliede des Senats ernannt. A. wirkte auf diesem Posten eifrig für das Beste seines Vaterlandes, das ihm die Erhaltung seiner Privilegien, sowie die Wiedervereinigung mit Altfinnland verdankt, dessen Bauern, widerrechtlich zu Leibeigenen gemacht, auf seinen Bericht freigegeben wurden. Er folgte seinem neuen Souverän in den Feldzug von 1812, trug wesentlich zu dem wichtigen Friedensschluß mit der Türkei bei und weckte in Alexander I. zuerst die Ideen der Emancipation Polens, der Wiedereinsetzung des Hauses Bourbon, sowie der Souveränität des römischen Papstes. A. starb

plötzlich zu Zarskoje Selo 19. Aug. 1814. Er sprach und schrieb mit Leichtigkeit fast alle Sprachen Europa's. Eine Selbstbiographie Armfelts findet sich in »Handlingar rörande Sveriges historia« (Stockh. 1830, 2 Bde., übersetzt in den »Zeitgenossen«, 3. Reihe, Nr. 30). Sein Sohn, *Gustav Magnus*, geb. 1792, trat 1812 in russ. Kriegsdienste, starb 8. Juli 1856 als Generalleutnant und Inspektor der finnischen Nationaltruppen.

Armfüßer (Brachiopoda), Ordnung der Weichthiere; s. *Mollusken*.

Armīda, eine der hervorragendsten Frauengestalten in Tasso's »Befreitem Jerusalem«, die Tochter des Königs Arbilan von Damaskus, welche durch ihre Schönheit und ihre Zauberkünste Verwirrung unter den Christenhelden anrichtet und namentlich den tapfern Rinaldo in ihren Zaubergarten zu Antiochia lockt und hier in Unthätigkeit und Wollust versinken läßt, bis die Boten Gottfrieds von Bouillon ihn finden und befreien; daher A. antonomastisch s. v. w. verführerisches Weib. Die herrliche Episode der Tasso'schen Dichtung, welche an die von der Kirke bei Homer erinnert, ist vielfach von anderen benutzt und namentlich als Oper von Gluck, Zumsteeg und Rossini behandelt worden.

Armīger (*Armiger*), Waffenträger, Knappe.

Armilla (lat.), Armring, Armband.

Armillarsphäre (lat.-griech., »Ringkugel«), eine aus mehreren Ringen zusammengesetzte Kugel, die den Zweck hat, die vorzüglichsten himmlischen Kreise darzustellen und von den alten Astronomen benutzt wurde, um den Ort der Gestirne am Himmel zu bestimmen. Man hat zwei Hauptarten, solche, in deren Mittelpunkt die Erde dargestellt ist, und solche, in welchen die Sonne das Centrum einnimmt. Die letztere, der theoretischen Astronomie angehörige Art ist eigentlich ein Planetarium, in welchem die Planeten nach ihren heliocentrischen Oertern sich darstellen lassen. Die erstere Art gehört der sphärischen Astronomie an und ist im Grunde nichts als das durchsichtige Netz eines Himmelsglobus. Die Axe der Kugel stellt die Weltaxe vor, die einzelnen Ringe den Aequator, die Wendekreise, die Polarkreise und die Ekliptik. Die Axe ist mit ihren Endpunkten an einem eingetheilten größten Kreise drehbar befestigt, welcher den Meridian darstellt und es möglich macht, die Kugel nach der Polhöhe eines Ortes zu stellen, indem er sich in seiner Ebene herumbewegen läßt, die immer auf der Randebene des Gestells, welche den Horizont vorstellt, senkrecht bleibt. Zur Messung von Stundenwinkeln pflegt an dem Meridian noch ein in 24 Stunden eingetheilter Kreis befestigt zu sein, an welchem ein auf der Axe durch Reibung aufsitzender und mit der Kugel drehbarer Zeiger die Stunden weist. Die Erfindung der A. ist alt, die Tradition nennt Atlas als ihren Erfinder, auch Herkules und Musäus. Wahrscheinlich ist sie aber chaldäischen Ursprungs. Die A. des Archimedes war ein eisernes Planetarium in einer Glaskugel.

Arminia, Studentenverbindung, s. *Burschenschaft*.

Arminianer (*Remonstranten*), Partei in der reformirten Kirche in den Niederlanden, benannt nach ihrem theolog. Gründer Jakob Arminius (s. d.). Der Streit über das Dogma von der Prädestination zwischen diesem und Gomarus blieb keineswegs ein bloß theologischer, sondern führte, da auch die Masse des Volks hineingezogen wurde und politische Motive dabei ein bedeutendes Moment abgaben, zur Parteibildung. Nach des Arminius Tode trat sein Freund, der Prediger Joh. Uytenbogaert, an die Spitze seiner Anhänger. Gegen die Anschuldigungen der Gomaristen, die eine staatliche Unterdrückung der A. forderten, legten diese 1610 bei den Ständen der Provinz Holland eine Remonstranz (Remonstrantia, daher *Remonstranten* genannt) ein, welche in 5 Artikeln folgendes Lehrbekenntnis aufstellte: 1) daß Gott zwar von Ewigkeit einen Beschluß wegen der Seligkeit und Verdammnis der Menschen gefaßt habe, aber mit der Bedingung, daß alle diejenigen, die an Christum glauben, selig, die Ungläubigen hingegen verdammt sein sollten; 2) daß Christus für alle Menschen gestorben sei, aber nur der Gläubige durch seinen Tod wirkliche Versöhnung und Vergebung der Sünden erlange; 3) daß kein Mensch den seligmachenden Glauben aus eigenen Kräften haben könne, sondern von Gott in Christo durch den heil. Geist wiedergeboren werden müsse, wenn er dazu gelangen wolle; 4) daß man ohne die Gnade Gottes nichts Gutes zu denken, zu wollen und zu thun im Stande sei, daß man sich ihr aber widersetzen und ihren Einfluß verhindern könne, und 5) daß die Gläubigen wider das Böse kämpfen und den Sieg erlangen könnten durch den Beistand des heil. Geistes. Die Gegner stellten im folgenden Jahr eine Kontraremonstranz in den heftigsten Ausdrücken dagegen auf (daher *Kontraremonstranten* genannt), die gegenseitige Erbitterung wuchs unter den folgenden Verhandlungen, und die Religionsgespräche zu Haag 1611 und Delft 1613 führten zu keiner Einigung. Daher erließen die Stände von Holland auf den Rath des Rathspensionärs Oldenbarneveldt und des Hugo Grotius 1614 ein Toleranzedikt, worin aller weitere Streit verboten und gegenseitige Duldung befohlen ward. Dagegen lehnten sich aber die Gomaristen auf und appellirten an eine Generalsynode, indem sie sich auf ihre Ueberzahl unter den Theologen verließen. Eine zweite gemäßigte Remonstranz, welche die A. 1617 übergaben, änderte in der Sachlage nichts. Die mächtigste Stütze der Gomaristen war der Statthalter Moritz von Oranien, der nach Ausdehnung seiner Gewalt strebte, während die A., nach dem ganzen Geiste ihres Systems republikanischer gesinnt, auf Seiten seiner polit. Gegner, Oldenbarneveldt und Hugo Grotius, standen. Die den Arminianern von den ihnen geneigten Magistraten gegebene Erlaubnis, zum Schutze ihrer Partei und ihres Gottesdienstes eine Stadtwache (Waardhelders) zu errichten, wurde benutzt, sie als eine staatsgefährliche Partei zu verdächtigen. Bei den Provinzen Seeland, Geldern, Friesland, Gröningen und Overyssel wurde die Berufung einer Generalsynode durchgesetzt und in Utrecht, dem bisherigen Stützpunkte der A., gewaltsam die Verfassung geändert, um auch hier den Widerstand zu brechen. So war die Niederlage der A. schon thatsächlich entschieden, als die Generalsynode zu Dortrecht (13. Nov. 1618 bis 9. Mai 1619) unter dem Vorsitz Joh. Bogermanns, eines entschiedenen Kontraremonstranten, zusammentrat. Um derselben das Ansehen zu geben, als repräsentire sie die ganze reformirte Kirche, hatte man nicht nur aus den Niederlanden, sondern auch aus England, Schottland, der Schweiz und Deutschland eine Schar eifriger Anhänger der unbedingten Prädestination herbeigezogen. Die A. wurden nicht als stimmberechtigte Mitglieder, sondern nur zum Behuf ihrer Verantwortung zugelassen. Vergebens war denn

auch ihre Vertheidigung durch den gelehrten Episkopius, die 5 Artikel der A. wurden in hochfahrender Weise verworfen, die arminian. Prediger (über 200) abgesetzt und unter Androhung der Landesverweisung zum Stillschweigen verurtheilt. Als orthodoxe Lehre aber wurde festgesetzt: 1) daß der seligmachende Glaube ohne allen Antheil der ganz unfähigen Natur ein Geschenk der absolut freien Gnade, die partikulare Erwählung zur Seligkeit also in keiner Weise die Wirkung, sondern nur die Ursache desselben sei, der Unglaube aber seinen Grund in den Ungläubigen allein habe, ihre Verdammniß also nur die Wirkung, nicht die Ursache desselben sei; 2) daß die erlösende Wirkung des Todes Jesu sich auf die Auserwählten beschränke; 3) daß die Gnade nicht als eine nur krafterhöhende Erleuchtung durch den heil. Geist im göttlichen Worte, sondern nur als eine dem Willen völlig neue Eigenschaften mittheilende Wiedergeburt wirke; 4) daß die Gnade zwar nicht gewaltsam wirke, aber 5) im Erwählten nur vorübergehende Schwäche, keine dauernde, ihn von der ihm bestimmten Seligkeit ausschließende Sünde zulasse. Die Generalstaaten bestätigten die Beschlüsse der Synode, und man schritt sofort zur Ausführung derselben. 80 Prediger und mehr als 200 andere Angestellte, die sich nicht zur Unterschrift der von der Synode aufgestellten Formel entschließen konnten, wurden verbannt, die arminianisch gesinnten Städte durch Besatzungen zum Gehorsam gezwungen. Der Rathspensionär Oldenbarneveldt war schon 29. Aug. 1618 verhaftet worden, und mit ihm Hugo Grotius, Hogerberts und Ladenberg, der Sekretär der Utrechter Stände. Eine besondere Kommission von 24 Männern wurde mit der Untersuchung der Anklage beauftragt. Ladenberg entleibte sich selbst. Oldenbarneveldt wurde zum Tode verurtheilt, weil er Gottes Kirche durch Beförderung des Irrglaubens betrübt, eine Verschwörung der Remonstranten zu Stande gebracht, eigenmächtig Werbung von Kriegsvolk veranlaßt, Geschenke von fremden Mächten angenommen und den Prinzen Moritz verleumdet habe, und 13. Mai 1619 hingerichtet; Grotius und Hogerberts wurden zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Die vertriebenen A. fanden Aufnahme beim Herzog Friedrich IV. von Schleswig-Holstein, und ihrer viele ließen sich in dem neu angelegten Friedrichsstadt nieder, wo noch eine kleine arminianische Gemeinde besteht. Seit 1620 gestattete ihnen auch Jakob I. den Aufenthalt in England, und selbst in Frankreich fanden sie Schutz, obgleich die französisch-reformirte Kirche 1620 die Dortrechter Beschlüsse angenommen hatte. Auch in Holland selbst ward seit 1620, als die politische Aufregung sich gelegt hatte und nicht nur die Akten der Dortrechter Synode, sondern auch die Confessio des Episkopius in 25 Artikeln (1621) nebst ihrer Apologie (1630) und der Katechismus Uytenbogaerts erschienen waren und ein unbefangenes Urtheil ermöglichten, die Stimmung eine mildere. Unter dem Statthalter Friedrich Heinrich (seit 1625) durften viele Vertriebene zurückkehren; 1630 wurde ihnen gestattet, in Amsterdam ihre erste Kirche zu erbauen, und 1636 erhielten sie überhaupt freie Religionsübung zugestanden. An ihrer 1634 gestifteten theolog. Schule zu Amsterdam lehrten hervorragende Theologen, unter ihnen Episkopius (gest. 1623), Polanus (gest. 1698), Limborch (gest. 1711), Clericus (gest. 1736), Wetstein (gest. 1754). Von England aus verbreiteten die A. sich auch nach Nordamerika, wo sie aber in verschiedene Fraktionen zerfielen und zum Theil dem Baptismus sich zuwendeten. Auch in Holland selbst ist die anfangs blühende arminian. Kirchengemeinschaft in ihrem äußern Bestande zurückgegangen und zählte 1860 im ganzen nur 5000 Seelen in 22 Gemeinden mit 24 Predigern; es haben sich Elemente verschiedener Art, z. B. socinianische mit ihnen vermischt, und so entstanden auch unter ihnen verschiedene Spaltungen, z. B. die antitrinitarischen A. Die bedeutendste Fraktion aber waren die **Kollegianten**, deren Stifter die Brüder Johann Adrian und Gilbert van der Codde zu Leyden während der Verfolgung waren. Sie versammelten sich in Konventikeln, verwarfen das Lehramt, rühmten sich des Prophetismus und der Erleuchtung, tauften durch Untertauchen und verwarfen alle symbol. Bücher. Die Sekte, die auch den Namen Rhynsburger von einem Flecken bei Leyden führte, verbreitete sich durch ganz Holland und erlosch erst Ende des vorigen Jahrhunderts. Der Einfluß des **Arminianismus** auf Theologie und Kirche ist unverhältnismäßig größer, als der Umfang seiner äußern Gemeinschaft; durch die Arbeiten der oben genannten Theologen sind seine Grundsätze vielfach auch in die protest. Kirche eingedrungen. Die Unabhängigkeit von einem bindenden Bekenntnis förderte unter ihnen die Schriftauslegung, die Freiheitslehre trieb zu einer nähern Betrachtung der ethischen Aufgaben; H. Grotius bahnte den Weg zu einer neuen Auffassung der Versöhnungslehre. Der A. ist ebensowohl Vorläufer des spätern Supranaturalismus als des Rationalismus; seine größere Gleichgültigkeit gegen die theolog. Dogmen gibt ihm eine unionist. Tendenz, die sich in der deutsch-reform. Kirche um so eher geltend machen konnte, als diese dem Einfluß des Arminianismus offen stand, weil die Dortrechter Beschlüsse hier keine Annahme gefunden hatten. Die Verfassung der A. ist nach der Kirchenordnung Uytenbogaerts eine sehr einfache. Die Leitung der Gemeinschaft steht bei der Synode, welche aus den Abgeordneten sämmtlicher Gemeinden mit den Predigern und einem Professor des Seminars besteht; die laufenden Geschäfte in der Zwischenzeit besorgt ein Ausschuß von 5 Mitgliedern. Der kirchliche Ritus der A. unterscheidet sich wenig von dem der reform. Kirche in den Niederlanden. Vgl. **Regenboog**, Geschichte der Remonstranten (aus dem Holländischen, Lemgo 1781—84, 2 Bde.).

Armīnius, Fürst der Cherusker, der Befreier Deutschlands vom römischen Joch. Der Name A. ist von Tacitus nach einem unbekannten deutschen Worte gebildet und wird im Neuhochdeutschen fälschlich durch **Hermann** wiedergegeben. A. war als Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer 17 v. Chr. geboren. Im Dienste der Römer unter Saturninus focht er nebst seinem Bruder gegen Marbod und in Pannonien und erhielt die römische Ritterwürde, kehrte aber in die Heimat zurück und nahm Thusnelda, die Tochter eines deutschen Fürsten Segestes, die er dem ihm abgeneigten Vater entführt hatte, zum Weibe. Sein Vaterland zu befreien war ihm Lebensaufgabe. Sich vorläufig der Uebermacht beugend, machten A. und die Seinen den römischen Statthalter Germaniens, Quinctilius Varus, so zuversichtlich, daß er des Segestes Warnungen vor geheimen Anschlägen ganz unbeachtet ließ. Als die Stunde der Befreiung gekommen, erhob sich auf A.' Anstiften in fernen Gauen ein Aufstand. Trotz neuer Warnungen des Segestes, der dem Varus des A. ganzen Plan enthüllte, brach jener mit den

Legionen auf. Die Fürsten blieben, angeblich um ihre Leute zu sammeln, zurück. Da stand plötzlich alles vom Rhein bis zur Elbe in Waffen; selbst Segestes mußte dem Volkswillen sich beugen. Als die ersten Opfer fielen die zurückgebliebenen Römerhaufen; dann eilte A. den Legionen auf näheren Wegen nach. Langsam wie im tiefen Frieden einherziehend, gelangten diese in den Teutoburger Wald. Höhen und Thäler, Gewässer, Moorboden und Waldesdickicht machten den Marsch beschwerlich; man mußte erst Pfade bahnen, Brücken und Dämme schlagen. Dazu vermehrten Platzregen und Stürme die Widerwärtigkeiten. Plötzlich aber brachen aus dem Dunkel des Waldes die Germanen hervor. Vom Unwetter, dem Marsch und dem Kampf ermattet, erlagen die Römer, nachdem sich Varus verzweifelt in sein Schwert gestürzt, am dritten Tage dem Angriff der Deutschen, gegen die sie ein Lager, das sie nicht mehr im Stande gewesen waren gehörig zu befestigen, nicht zu schützen vermochte. So sanken unter dem Racheschwert der Deutschen drei stolze Legionen. Furchtbares Gericht wartete der gefangenen Führer; der halbverscharrte Varus wurde hervorgezogen und sein abgeschnittenes Haupt Marbod zugesandt. Besonders grausame Rache traf die röm. Sachwalter; man riß einem die Zunge aus, heftete ihm den Mund zu und schrie ihn an: »Nun zische noch, Natter!« Der Schauplatz der »Hermannsschlacht« läßt sich nicht genau bestimmen. Jedenfalls ist er zwischen der Werre und Lippe, in der Nähe von Detmold, zu suchen. Noch bietet die Gegend zwischen Horn, Detmold und Lippspringe Namen wie Feldrom, Römerfeld, Todtengrund, Winnefeld, Mordgrund, Lagerberg, Barenburg, Teuthof, Sieghof, Blutbach, Kettenthal u. a., welche an ein großes Blutbad in jener Gegend erinnern. Als Schlachttage werden der 8.—10. Sept. 9 n. Chr. annäherungsweise angenommen. In Rom herrschte panischer Schrecken; Augustus zerriß sein Kleid, ließ Haar und Bart wachsen und rannte den Kopf gegen die Wand, rufend: »Varus! Varus! gib mir meine Legionen wieder!« Ein eilig aufgebrachtes Heer führte Tiberius an den Rhein. Als die Germanen nicht kamen, ging er (10 n. Chr.) über den Strom, kehrte jedoch bald an das andere Ufer zurück. Auch auf einer zweiten Heerfahrt drang Tiberius nicht weit in Germanien ein. Dennoch ward er in Rom als Retter begrüßt und zog im Triumph ein. Unter Rüstungen zu einem Rachekriege starb Augustus (14 n. Chr.) und Tiberius bestieg den Thron. Um die über des Tiberius Erhebung unzufriedenen Legionen zu beschäftigen, ging Germanicus plötzlich mit 12,000 Legionssoldaten, 26 Kohorten Bundesgenossen und ungefähr 4000 Reitern über den Rhein, durch den Cäsischen Wald und nahm eine feste Stellung nahe dem Gebiet der Marsen. Die in der Nähe sich fröhlich in nächtlicher Feier umhertreibenden Germanen wurden überfallen und gemordet und ein anderer german. Heerhaufe im Kampf besiegt. A. befand sich damals in den Fesseln des rachesinnenden Schwiegervaters. Jetzt aber wurde er durch den Volkswillen befreit und Segestes selbst in Bande gelegt. Letzterer entkam jedoch, entriß die Tochter ihrem Gatten und sperrte sie in eine Burg ein. Germanicus brach im Frühjahr 15 n. Chr. von neuem gegen Germanien auf. Mit 4 Legionen, 5000 Mann Hülfstruppen und schnell zusammengerafften Haufen überrheinischer Germanen zog Cäcina gegen die Ems, während Germanicus selbst mit gleich starker Macht und der doppelten Anzahl Bundesgenossen vom Taunusgebirge aus ins Gebiet der Katten einfiel. Dort wurden Weiber und Greise gefangen oder erwürgt, die Hauptstadt verbrannt und das flache Land verheert. Die nördlichen Germanen wurden durch Cäcina im Zaume gehalten, die Marsen waren durch Niederlagen gebeugt, und die Kraft der Cherusker lähmte innerer Hader. Segestes, von A. belagert, ward durch Germanicus entsetzt, der die hochschwangere Thusnelda mit nach Rom nahm, um seinen Triumph zu verherrlichen. In der Gefangenschaft gebar sie einen Sohn, Thumelicus genannt, dessen Schicksal nach des Tacitus Andeutungen ein sehr trauriges geworden zu sein scheint. In rasendem Grimm rief A. alles zum Kampf gegen Segestes und die Römer auf. Die Cherusker und die benachbarten Stämme, auch sein Oheim Inguiomar, von altem Ansehen bei den Römern, folgten seinem Rufe. Germanicus sandte den Cäcina mit 4 Legionen durch das Gebiet der Brukterer an den Emsfluß, während er mit 4 andern Legionen selbst zu Wasser dorthin gelangte. Alles verwüstend, gelangten die Römer bis zum Teutoburger Wald, wo sie die Gebeine der vor 6 Jahren Erschlagenen beerdigten. A. wich in unwegsame Gegenden zurück, ein Kampf blieb unentschieden, aber Germanicus ging an die Ems zurück. Cäcina wurde auf dem Rückzug angegriffen und erreichte nur mit genauer Noth den rettenden Strom. Germanicus gab aber die Eroberung Germaniens noch nicht auf und machte dazu ungeheure Anstrengungen. Ein im Frühjahr 16 in das Gebiet der Katten gemachter Einfall sollte sein eigentliches Vorhaben verbergen. Das von A. belagerte Aliso wurde dabei entsetzt, neue Befestigungslinien entstanden. Dann segelte eine Flotte von 1000 Schiffen an der Küste hin und setzte an der Mündung der Ems die Legionen ans Land. Diese rückten darauf durch das Gebiet der Angrivarier gegen die Weser. Letztere beugten sich vor der Uebermacht, machten jedoch bald feindliche Bewegungen im Rücken der Römer. Eine Abtheilung römischen Fußvolks sollte den Abfall strafen, mußte jedoch schon am zweiten Tage zurückkehren, da sich am rechten Stromufer die Germanen unter A. selbst zeigten. Am folgenden Tage standen dieselben an dem Ufer der Weser. Germanicus ließ die Reiterei durch eine Furt übersetzen; die Legionen warteten die Vollendung der Brücken ab. A. wehrte den Uebergang nicht. Ein beabsichtigter nächtlicher Ueberfall mißlang, da die Römer durch Verrath davon benachrichtigt waren. Die Germanen hielten auf einer Wiesenfläche, auf der Höhe insbesondere die Cherusker, um im Schlachtgetümmel auf die Römer herabzustürzen. Aber zu früh brachen sie aus ihrer festen Stellung hervor; die röm. Reiterei faßte sie in der Seite und jagte sie in die Flucht. Vergeblich suchte A. die Schlacht zu halten. Fast umzingelt und von den Seinigen abgeschlossen, entkam er nur durch die Schnelligkeit seines Rosses. Auf ähnliche Weise entrann Inguiomar. Unter den zerstreuten Haufen wüthete das feindliche Schwert bis in die Nacht. Ein Rasenhügel mit erbeuteten Waffen und den Namen der besiegten Völker bezeichnete die Stätte des Sieges. Diese Schmach ermuthigte und vereinigte die Germanen von neuem. Sie wählten einen Kampfplatz tiefer an der Weser, wo sich nun ein furchtbarer Kampf erhob, der bis in die Nacht dauerte, aber keine Entscheidung brachte. Zwar errichtete Germanicus auf der Wahlstatt ein

Siegeszeichen mit der stolzen Aufschrift: »Der Völkerbezwingung zwischen Rhein und Elbe Denkmal, von Kaiser Tiberius' Heer dem Mars, Jupiter und Augustus geweiht«. Aber ohne Aufenthalt führte er die Legionen in die Winterquartiere, die meisten zu Wasser auf der Ems in den Ocean, wo ein schrecklicher Sturm die Schiffe in die hohe See riß oder an Klippen zertrümmerte. Germanicus selbst entkam mit Noth zu den Chauken und fiel fast in wahnsinnige Verzweiflung. Von Tiberius abberufen, zog er im Triumph in Rom ein. Unterdessen hatte sich Marbod sein mächtiges Markomannenreich gegründet. Bald kam es zum Streit zwischen ihm und A. Im heutigen Sachsen trafen beider Heere auf einander, der Kampf blieb aber unentschieden, und vor einer zweiten Schlacht zog sich Marbod zurück. Seitdem war A. der gefeiertste Held der Germanen. Aber auch gegen ihn wurden bald Neid und Eifersucht rege. Der Kattenfürst Adganbest verlangte sogar für A. Gift von Rom und mußte sich von Tiberius sagen lassen: »nicht mit Trug und Meuchelei, sondern mit offener Waffe räche sich Rom an seinen Feinden«. Innere Gährung und Volkskrieg schienen dem Römer förderlicher, als schneller Mord des Helden. Er hatte sich nicht getäuscht; bald brach der Kampf los. A. ward beschuldigt, er strebe nach der Alleinherrschaft, und fiel, nachdem die Parteien mit abwechselndem Erfolg gestritten, 21 n. Chr., im 37. Jahre seines Lebens, im 12. nach dem Siege im Teutoburger Walde, unter den meuchlerischen Dolchen seiner Verwandten. Mit ihm erblich seines Volkes Glanz und Ruhm. Das von dem Bildhauer E. v. Bandel (s. d.) 1838 begonnene, schon 1844 im Unterbau vollendete kolossale Nationaldenkmal des A. auf der Grotenburg bei Detmold geht jetzt endlich seiner Vollendung entgegen. Hauptquellen für die Geschichte des A. sind Tacitus' »Annales« (I, 55—70; II, 7—23, 45, 46, 88), Vellejus Paterculus (II, 107—120), Florus (IV, 12, 9), Dio Cassius (LVI, 18—24), Sueton (Aug. 23), Strabon (Rer. Geogr. VII, 1). Von neueren Bearbeitungen der Geschichte des A. heben wir hervor: Fr. Roth, Hermann und Marbod (Stuttg. 1817); König, Armin der Cherusker (Leipz. 1840).

Arminius, Jakob (eigentlich Harmensen oder Harmsen), Stifter der Arminianer, geb. 1560 zu Oudewater (Altwasser) in Südholland, Sohn eines Messerschmieds, studirte zu Utrecht, Marburg und Leyden, wo sein Gönner Rudolf Snellius ihn in das System des Petrus Ramus (s. d.) einführte, hörte 1582 in Genf Beza, zog sich aber durch einen Versuch, des Petrus Ramus Logik vorzutragen, Unannehmlichkeiten zu und begab sich nach Basel, wo seine Vorträge ungewöhnlichen Beifall fanden, kehrte 1583 nach Genf zurück, wo es ihm gelang die ihm feindlichen Professoren mit sich auszusöhnen, und besuchte Italien und Rom. Im Jahr 1587 nach Amsterdam zurückgekehrt, ward er im folgenden als Prediger daselbst angestellt. Da die holländische Kirche damals durch eine Streitfrage über die Prädestination erregt war, ob sie nämlich nach Calvin als eine absolute oder nur als eine bedingte aufzufassen sei, so beauftragte der Kirchenvorstand A. mit der Widerlegung der Schriften eines Laien, Namens Koornhaert, des Hauptvertreters der letztern Ansicht. Unter der Arbeit wurde aber A. für die mildere Ansicht gewonnen, und als er diese in Predigten vortrug, traf ihn die doppelte Beschuldigung des Pelagianismus und des Socinianismus. Es entspann sich ein Streit, den das Presbyterium vorläufig dadurch beendigte, daß es die weitere Untersuchung der Streitfrage an eine Generalsynode verwies. 1603 als Professor nach Leyden berufen, gerieth A. hier 1604 mit seinem Kollegen Gomarus in Streit über die Prädestination durch die Behauptung: Gott habe von Ewigkeit das Schicksal eines jeden bestimmt, weil er den Glauben des einen und den Unglauben des andern vorhergesehen habe. Der Streit ward weder durch eine Generalsynode 1606, noch durch ein Gespräch zwischen A. und Gomarus 1608 beigelegt. A. aber starb vor dessen Entscheidung 19. Okt. 1609.

Arminiusquelle, s. Lippspringe.

Armiren (lat.), bewaffnen, in kampffähigen Stand setzen, besonders von Festungen, Verschanzungen und Angriffsbatterien derselben. Bei Festungen unterscheidet man eine artilleristische und fortifikatorische Armirung; die erstere Aufstellung der Geschütze und Kompletirung &c. derselben mit Munition, die andere Arbeiten des Ingenieurs, wie Rasiren des Vorterrains, Setzen von Palisaden, Erbauen von Traversen und Schutzräumen &c. umfassend. Im Seewesen bedeutet A. ein Kriegsschiff mit Geschützen ausrüsten; in der Physik einen Magnet mit der Armatur (s. d.) versehen; von Balken deren Tragkraft verstärken.

Armistitium (lat., auch in der Mehrzahl Armistitien), Waffenstillstand.

Armitage (spr. -tebbsch), Edward, engl. Historienmaler, geb. 1817 zu London, trat 1836 in das Atelier von Paul Delaroche in Paris ein, stellte bereits 1842 einen »Gefesselten Prometheus« aus, den man etwas zu energisch aufgefaßt fand, erhielt dann 1845 bei der Konkurrenz über die Fresken der Londoner Parlamentshäuser 3 Preise (für die Bilder: Landung J. Cäsars in Britannien, Geist der Religion und Schlacht bei Melanee), beschickte 1848 zum erstenmal die Ausstellung der königl. Akademie mit »Heinrich VIII. und Katharina Parr« und »Trafalgar« und malte 1852 für das Parlamentshaus »Vater Thames und seine Vasallen«. Im Jahr 1855 bereiste er die Krim und Kleinasien, wo er den Stoff zu seinen beiden Bildern: »Die Garden bei Inkerman« und »Kavallerieangriff bei Balaklawa« sammelte. A. ist seit 1867 Mitglied der Akademie. Von seinen Werken, die im allgemeinen in England nicht den verdienten Beifall fanden, sind noch hervorzuheben: »Die Vergeltung« (eine Allegorie, 1858), »Der heil. Franciscus vor Papst Innocenz III.«, »Beerdigung christlicher Märtyrer in Rom«, »Fest der Esther«.

Armleuchtergewächse, s. Characeen.

Armoracia, Meerrettig, s. Cochlearia.

Armoriāl (neulat., Armoriāle), Wappenbuch; Armorist, Wappenkenner.

Armorica, s. v. w. Aremorica

Armschienen (franz. Brassards), schuppenartige, mit dem die Schultern bedeckenden Ringkragen (hausse-col) zusammenhängende Armbedeckung, besonders der Ritter des Mittelalters; sie hatten Gelenke zur bequemen Handhabung der Waffen. Ein Rest derselben sind noch die Epauletten.

Armstrong, 1) John, englischer Dichter und Arzt, geb. 1709 zu Castleton in der schott. Grafschaft Roxburgh, studirte zu Edinburg, ließ sich dann als praktischer Arzt zu London nieder, ward 1749

Hospitalarzt daselbst und fungirte 1760—63 als Arzt bei der engl. Armee in Deutschland; starb 7. Sept. 1779. Sein Lehrgedicht »The art of preserving health« (Lond. 1744; deutsch von Nöldecke, Brem. 1799) behandelt einen nicht sehr poet. Stoff in nüchterner Weise, fand aber wegen der Korrektheit der Sprache Beifall. Von seinen übrigen Schriften verdient noch das Gedicht »The economy of love« (Lond. 1739; umgeändert 1768) Erwähnung. Unter dem Pseudonym Launcelot Temple gab er »Sketches or essays on various subjects« (Lond. 1758) heraus. Auch veröffentlichte er eine Sammlung »Miscellanies« (das. 1770, 2 Bde.).

2) Sir William George, engl. Ingenieur, geb. 1810 zu Newcastle upon Tyne, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde indeß sehr bald von den Naturwissenschaften derart gefesselt, daß er der Jurisprudenz den Rücken kehrte. Seine Untersuchungen über die Elektricität führten ihn 1840 zur Erfindung der hydroelektrischen Maschine (Dampfelektrisirmaschine), bei welcher ausströmender Dampf reichlich Elektricität erzeugt. Wenige Jahre darauf konstruirte er seinen hydraulischen Krahn, und 1846 stellte er das erste Hebezeug nach diesem System in Newcastle upon Tyne auf. Da diese Maschine aber durch die nöthige Anlage eines oft 60 Meter hohen Wasserthurms kostspielig und mit mancherlei Unbequemlichkeiten im Betriebe verknüpft war, so suchte A. sie zu verbessern und gelangte endlich zur Konstruktion seines Akkumulators, dessen Einführung seit 1857 von großartiger Bedeutung für die Technik geworden ist. In seiner Maschinenfabrik in Elswick arbeitete er gleichzeitig an der Verbesserung der Geschütze, und 1858 empfahl das »Komité für Herstellung gezogener Geschütze« die Armstrongkanonen zur Einführung bei der engl. Armee. A. wurde bei Ueberreichung seiner Patente an die Regierung in den Ritterstand erhoben und mit der Leitung der großen Stückgießerei in Woolwich beauftragt. Die sehr kostspieligen Geschütze wurden mit großer Hast bei der engl. Artillerie eingeführt, doch kaum war dies geschehen, als mehrfache Unglücksfälle und namentlich ein Kampf englischer Kriegsschiffe gegen japanische Strandbatterien die praktische Unbrauchbarkeit des Armstrong'schen Systems darthaten. Im Februar 1863 gab A. seine Staatsanstellung auf, und 1869 wurden seine Geschütze definitiv wieder abgeschafft. A. schrieb: »Discussions on the abolition of patents for inventions« (Lond. 1869).

Armstrongs Mischung, s. Feuerwerkerei.

Armüren, Gewebe, welche, ohne gemustert zu sein, durch hervortretenden Köper oder andere mittels Schnürungen der Kette und der Kämme hergestellte kleine Grundbessins charakterisirt sind; auch die zur Herstellung solcher Stoffe dienende Vorrichtung am Webstuhl.

Armut, ein relativer Begriff, der im gewöhnlichen Sprachgebrauch einen Mangel an Eigenthum, im strengern Sinn den Mangel an den nöthigsten Lebensbedürfnissen und den Mitteln, sie zu erwerben, bezeichnet (s. Armenwesen). Freiwillige A. galt schon in den ersten Zeiten der christl. Kirche für verdienstlich und nothwendig zu höherer Vollkommenheit, nach der mißverstandenen und aus dem Zusammenhange gerissenen Stelle Matth. 19, 21; daher mußte später durch ein förmliches Armutsgelübde jedes in einen geistlichen Orden eintretende Mitglied für seine Person dem Besitze aller zeitlichen Güter entsagen. Die sogen. Bettelorden dehnten diese Verzichtleistung selbst auf die Klostervereine aus; es war aber eine immer erneute Streitfrage, wie weit die Besitzlosigkeit des Ordens gehen solle, und in den Orden schieden sich daher die Anhänger der strengern und mildern Ansicht in besonderen Kongregationen.

Armutszeugnis (Testimonium paupertatis), officielle Bescheinigung, daß derjenige, für welchen das Zeugnis ausgestellt ist, oder seine Eltern ꝛc. nicht soviel im Vermögen besitzen, als zur Durchführung eines gewissen Unternehmens erforderlich ist; so bei einer processirenden armen Partei (s. Armenrecht), bei Studenten und Schülern behufs des Erlasses des Honorars für den Unterricht u. dgl.

Arnal, Etienne, franz. Komiker, geb. 1. Febr. 1794, war erst Soldat, dann in einer Knopffabrik beschäftigt, folgte aber bald seiner Neigung zum Theater. Seine ersten Versuche im tragischen Fach waren unglücklich; auch als Liebhaber in Lustspielen konnte er sich in den 10 Jahren, die er am Variététheater zubrachte (1817—27) keine Beliebtheit erringen. Erst am Vaudevilletheater kam er in sein eigentliches Fahrwasser und begründete hier seinen dauernden Ruf in einer Reihe von Stücken, von denen wir nur das auch bei uns bekannte »Nach Mitternacht« nennen. Nach kurzer Wirksamkeit am Gymnase, wo er sich durch die stilvolle Spielweise eingeengt fühlte, kehrte er ins Vaudeville zurück, das er später wieder mit den Variété's vertauschte. Im Jahr 1856 ging er ans Palais Royal, trat später in den Bouffes Parisiens auf und nahm endlich ein zweites Engagement am Gymnase an, wo er besonders in den auch bei uns gegebenen Stücken» Héloïse Paranquet« als Advokat Avertin (1866) und »Die Ideen der Md. Aubry« (1867) als Barantin außerordentlichen Erfolg hatte. 1867 erschien er wieder im Vaudeville in Stücken älterer Gattung. Er starb 7. Dec. 1872 in Genf. Während seiner langen Laufbahn wirkte A. vorzugsweise durch eine ihm eigenthümliche, übertriebene Tölpelei und Dummdreistigkeit. Er hatte auch eine poetische Ader und schrieb unter andern eine »Epistel an Bouffé«, die interessante Mittheilungen über ihn selbst enthält und sich durch edeln Gehalt in schöner Form auszeichnet. Wie so viele Komiker war A. ein hochgradiger Hypochonder.

Arnau (Hostine), Stadt im vormaligen böhm. Kreis Gitschin, an der Elbe, dem Grafen Deym gehörig, Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß, ein Franciskanerkloster, renommirte Papierfabriken, mehrere mechanische Webereien, eine Flachsgarnspinnerei und 3030 durchaus kathol. Einwohner. A. ward von Heinrich dem Vogler 926 gegründet und gehört zu den ältesten Städten Böhmens.

Arnaud (spr. -noh), 1) Jacques Leroy de Saint-, Marschall von Frankreich, geb. 20. Aug. 1796 zu Bordeaux als Sohn bürgerlicher Eltern Namens Leroy, trat 1820 als exaltirter Royalist in die Garde du Corps Ludwigs XVIII., ward Leutnant, aber bald nach der Intervention in Spanien wegen übler Führung verabschiedet. Nachdem er in verschiedenen Stellungen in England, dann als Schauspieler in Frankreich, als Philhellene in Griechenland sein Glück versucht, ward ihm 1827 der Wiedereintrit in die Linie gestattet. Mit seinem Regiment nach Guadeloupe beordert, blieb er aus, wurde als Deserteur verfolgt, tauchte nach der Julirevolution wieder auf, wußte den Liberalen geschickt

herauszukehren und ward unter dem Namen de Saint-A. als Officier im 64. Regiment angestellt. Nachdem er ein Jahr lang Wächter der gefangenen Herzogin von Berry zu Blaye gewesen, ward er seinem Wunsche gemäß 1836 zur Fremdenlegion nach Afrika versetzt. Hier erwarb er sich den Ruf eines tapfern, umsichtigen und wohlunterrichteten Officiers, sowie eines Mannes von unbeugsamer, rücksichtsloser Energie, avancirte 1837 zum Kapitän, 1840 zum Bataillonschef, stand dann bei den Zuaven unter Cavaignac und folgte diesem 1844 als Oberst im Kommando der Subdivision Orleansville. Er nahm 1847 den Häuptling Bou Maza gefangen und ward darauf zum Brigadegeneral befördert. Als Soldat von unbezweifelter Tüchtigkeit, ward er im übrigen der schlimmsten Erpressung und sonstiger Ungehörigkeiten beschuldigt. Die Februarrevolution eröffnete seinem Ehrgeiz neue Aussichten. Bei Ausbruch derselben zufällig auf Urlaub in Paris anwesend, erhielt er das Kommando einer Brigade, mit der er die Barrikaden der Richelieustraße stürmte, dann die Polizeipräfektur besetzte und sich schließlich, dem erhaltenen Befehl gemäß, nicht ohne Schwierigkeiten nach dem Karousellplatz zurückzog. Nach seiner Rückkehr nach Afrika erhielt er unter Cavaignac die Subdivision Mostaganem, unter Changarnier die von Algier. Von Ludwig Napoleon gewonnen, unterstützte er dessen Wahl zum Präsidenten, wofür er mit dem Kommando in der Provinz Konstantine belohnt wurde. 1851 nach einer glücklichen Expedition gegen die Kabylen zum Divisionsgeneral befördert, ward er fast unmittelbar darauf nach Paris berufen, hier mit dem Kommando der zweiten Division der Armee von Paris betraut und 26. Okt. 1851 zum Kriegsminister ernannt. General Fleury soll A., wie manche andere Persönlichkeit von zweifelhaftem Ruf, bestimmt haben, sein Geschick an das des Prinz-Präsidenten zu knüpfen. Mit Energie und großer Umsicht leitete A. die Vorbereitungen zum Staatsstreich und die Durchführung desselben. (»C'est sur moi, que reposent l'action et la force«, schrieb er 2. Dec. 1851, 4 Uhr morgens.) Am 2. Dec. 1852 wurde A. zum Marschall, später auch zum Großstallmeister des Kaisers ernannt. Eine Gelegenheit diese Würde durch hervorragende Kriegsthaten zu verdienen und zugleich die ihn noch immer verfolgende üble Nachrede zum Schweigen zu bringen, schien ihm der Krieg gegen Rußland zu bieten. Er wurde zum Oberbefehlshaber der alliirten Armee ernannt, durch die Unentschlossenheit der Diplomatie aber lange an der Donau festgehalten, bis es ihm gelang, den Kriegsrath der Alliirten für eine Unternehmung gegen Sebastopol zu bestimmen. Schon seit längerer Zeit leidend, hatte A. sich krank in Marseille eingeschifft, und sein Zustand war durch den Aufenthalt in Gallipoli und Varna noch verschlimmert worden. Den Tod vor Augen, wollte er nicht sterben, ohne seinen Namen an eine große Waffenthat geknüpft zu haben. So rasch als möglich wurden die Truppen eingeschifft und ebenso rasch wurde die Landung in der Bucht von Eupatoria bewerkstelligt (14. Sept. 1854). Sechs Tage nach der Landung vertrieb A. die Russen aus ihrer starken, hartnäckig vertheidigten Stellung an der Alma. Kaum im Stande, sich auf dem Pferde zu halten, durcheilte er vom Morgen bis zum Abend das Schlachtfeld, überall persönlich eingreifend. Das Uebermaß dieser Anstrengungen rieb den Rest seiner Kräfte auf. Vor den Mauern von Sebastopol mußte er den Oberbefehl an Canrobert abgeben und starb 29. Sept. 1854 an Bord des »Berthollet«, der ihn nach Frankreich zurückbringen sollte. Die von seinem Bruder herausgegebenen »Lettres du maréchal de Saint-Arnaud« (Par. 1855; 2. Aufl. 1864, 2 Bde.) geben über die damaligen Begebenheiten interessante Aufschlüsse.

2) François Thomas Marie Baculard d', franz. Schriftsteller, geb. 18. Sept. 1718 zu Paris, schrieb, kaum dem Knabenalter entwachsen, drei Trauerspiele, von denen eins, »Coligny, ou la Saint-Barthélemy« (1740), gedruckt erschien, ward von Voltaire mit Rath und That unterstützt, hielt sich ein Jahr bei Friedrich d. Gr., der ihn seinen »Ovid« nannte, in Berlin, dann in Dresden auf, wo er zum Legationsrath ernannt ward. Nach Frankreich zurückgekehrt, ward er während der Schreckenszeit eingekerkert. Er starb 8. Nov. 1805 zu Paris. Er liebte das Schaurige und Düstere. Von seinen dramat. Arbeiten fand nur der »Comte de Comminges« vorübergehend Beifall. Seine »Oeuvres« erschienen Par. 1770; neue Ausg. 1803, 12 Bde.

3) Frédéric, franz. Schriftsteller, geb. 8. April 1819 zu St. Girons im Departement Arriége, war bei Ausbruch der Februarrevolution in Paris Advokat und als eifriger Verfechter republikanischer Grundsätze und der Interessen der Kirche bekannt. Bei den Wahlen für die Konstituante wurde er von seinem heimatlichen Departement gewählt und repräsentirte in derselben, wie nachher in der Gesetzgebenden Versammlung, in die man ihn ebenfalls wählte, die kathol. Demokratie. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dec. 1851 zog er sich vom polit. Leben zurück. A. hat seitdem seine Ansichten von der Nothwendigkeit einer absoluten Trennung von Kirche und Staat, von der Abschaffung der weltlichen Herrschaft des Papstes, von einer Versöhnung der Kirche mit der modernen Civilisation und von der eines endlichen Sieges in der modernen Gesellschaft gewissen Demokratie in einer Reihe von Schriften entwickelt, welche bedeutendes Aufsehen erregten. Die hervorragendsten unter denselben sind: »L'indépendance du pape et les droits des peuples« (Par. 1860), »L'Italie« (das. 1864, 2 Bde.) und »La Révolution et l'Église« (das. 1869, 2 Bde.). Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 wurde er zum Staatsrath der provisorischen Kommission ernannt, welche an die Stelle des kaiserl. Rathes trat, und Febr. 1871 vom Departement Seine in die Nationalversammlung gewählt, wo er auf der Linken seinen Platz nahm.

Arnaudons Grün, s. v. w. Chromoxydhydrat.

Arnauld (spr. -noh), 1) Antoine, berühmter franz. Sachwalter, geb. 1560, Sprößling einer alten Familie in der Auvergne, zog sich als eifriger Verfechter der Sache Heinrichs IV. und durch Vertheidigung der Pariser Universität gegen die Angriffe der Jesuiten 1594 deren Haß zu, der ihn bis zu seinem Tode 29. Dec. 1619 verfolgte. Seine Kinder bildeten den Kern der Jansenisten in Frankreich, die Söhne als Mitglieder der gelehrten Gesellschaft, die Töchter als Nonnen von Port Royal.

2) Antoine, geb. 6. Febr. 1612, jüngster Sohn des vorigen, machte unter Leitung des Abts von St. Cyran, Jean Duverger de Hauranne, ersten Haupts der Jansenisten, theologische Studien, ward 1643 Doktor der Sorbonne und dann Wortführer der Jansenisten in deren Streitigkeiten mit den Jesuiten, dem Klerus und der Regierung. Aus der Sorbonne ausgestoßen und durch Verfolgungen genöthigt, sich zu

verbergen, trat er nach Abschluß des sogen. Friedens zwischen Papst Clemens IX. und den Jansenisten in Paris 1668 wieder hervor, stand unter anderem auch mit dem damals zu Paris verweilenden Leibniz in Verkehr, der ihn aber vergebens für seine, die Vereinigung der kathol. und evangel. Kirche betreffenden Pläne zu gewinnen suchte. Vor neuen Verfolgungen der Jesuiten floh er in die Niederlande, trat hier an die Spitze der Jansenisten und verfaßte Streitschriften gegen die Jesuiten und die Reformirten, namentlich gegen deren Prädestinationslehre. Er starb 8. Aug. 1694 in Brüssel. Seine »Oeuvres« wurden herausgegeben vom Abt von Hautefage (Lausanne 1775—1783, 45 Bde.). Eine neue Ausgabe seiner philosophischen Schriften besorgte J. Simon (Par. 1843). Seine Hauptschrift »Logique de Port-Royal« (1662) ist oft aufgelegt worden und wurde zuletzt herausgegeben von Jourdain (Par. 1865). Vgl. Varin, La verité sur les A. (Par. 1847, 2 Bde.).

Arnault (spr. -noh), Antoine Vincent, franz. Dichter, geb. 22. Jan. 1766 zu Paris, zeigte schon auf der Schule der Oratorier zu Juilly (bei Dammartin) einen schnell fertigen Witz und die Neigung zum Epigramm, erhielt 1788 eine Hofcharge beim Grafen von Provence und trat 1791 mit dem Trauerspiel »Marius à Minturnes« auf, das ungewöhnlichen Beifall fand und seinen Dichterruf begründete. Bald darauf wanderte er nach England aus, begab sich von dort nach Brüssel und kehrte 1793 nach Paris zurück, wo er als Emigrant verhaftet, aber als Verfasser des »Marius« freigesprochen wurde. Auch seine nächsten Stücke: »Lucrèce, ou Rome libre« (1792), »Cincinnatus« (1793), »Phrosine et Melidor« (1793) und »Oscar le fils d'Ossian« (1796), wurden beifällig aufgenommen. Während der Schreckenszeit hatte sich A. wacker gehalten, ohne mit seinen scharfen Epigrammen die Machthaber zu schonen. 1797 lernte ihn Bonaparte in Mailand kennen und übertrug ihm die Organisation der Jonischen Inseln. Nach Vollführung des Auftrags kehrte A., jede weitere Betheiligung an der Regierung ablehnend, 1798 nach Paris zurück, wo er 1799 seine beste Tragödie, »Les Vénitiens«, zur Aufführung brachte. In demselben Jahr wurde er Mitglied des Nationalinstituts, 1805 Vicepräsident desselben, 1808 beisitzender Rath und Generalsekretär des Universitätsraths; zugleich war er Mitarbeiter am »Dictionnaire de l'Académie«. Von Tragödien fallen in diese Zeit nur »Don Pèdre« (1802) und »Scipion« (1804). Nach Napoleons I. Sturz (1814) verlor A. seine Stellen, wurde aber während der Hundert Tage wieder in dieselben eingesetzt; 1816 mußte er das Land verlassen. Von Belgien aus schickte er seinen »Germanicus« an das franz. Theater, dessen Aufführung 1817 eine stürmische Demonstration der Liberalen veranlaßte, welche das Verbot des Stücks zur Folge hatte. A. durfte endlich 1819 zurückkehren, versuchte sich noch einigemale im Theater: »Duguesclin« (1817), »Guillaume de Nassau« (1826), »Les Guelfes et les Gibelins« (1828) u. a., allein seine Zeit war vorüber. Seit 1821 war er Mitherausgeber der »Biographie des contemporains«. Er schrieb auch »Vie politique et militaire de Napoléon« (Par. 1822, 3 Bde.), wofür ihm Napoleon in seinem Testamente ein Legat von 100,000 Franken aussetzte. In die Akademie, welche ihn 1816 ausgestoßen, wurde er 1829 von neuem aufgenommen und 1833 zu deren beständigem Sekretär ernannt. Er starb zu Goderville bei Havre 16. Sept 1834, wegen seines reinen und edlen Charakters von allen Parteien hochgeachtet. A. ist der eigentliche Tragiker des ersten Kaiserreichs; doch bezeichnen seine Stücke keinen Fortschritt der dramat. Kunst in Frankreich. Allerdings ist die herkömmliche Deklamation in ihnen vermieden, die Sprache einfach und korrekt, nicht selten kräftig und von einem schönen Pathos erfüllt, die ganze Haltung ist einfacher und gedrängter als bei seinen Vorgängern, aber die dramat. Bewegung meist zu gering. Weit höher stehen seine Fabeln und kleinen Gedichte: »Fables et poésies« (Par. 1812, neue Aufl. 1826) und »Fables nouvelles« (das. 1833). Seine interessanteste Schrift aber sind die »Souvenirs d'un sexagénaire« (Par. 1833, 4 Bde.), welche die trefflichsten Charakterzeichnungen und höchst interessante Aufschlüsse über die Geschichte der Zeit enthalten. Arnaults »Oeuvres« erschienen gesammelt in 8 Bdn. (Par. 1824—27). — Sein ältester Sohn, Lucien Emile (1787—1863), unter der Julidynastie Präfekt des Ardèche-Departements, ist ebenfalls als Trauerspieldichter aufgetreten, kam dem Vater aber an Talent nicht gleich. Seine dramatischen Werke, von denen »Régulus« (1822, 6. Aufl. 1825), »Le dernier jour de Tibère« (1828) und »Gustave Adolphe« (1828) die bekanntesten sind, wurden herausgegeben von François (Par. 1865, 2 Bde.).

Arnaut, der türk. Name Albaniens. Arnauten, s. v. w. Albanesen. Arnautische Sprache, s. v. w. Albanesische Sprache.

Arnay le Duc (spr. arnä lö düd), Stadt im franz. Departement Côte d'Or, am Arroux, mit 2559 Einw., bekannt durch den Sieg der Hugenotten unter Coligny über den Maréchal Cossé (27. Juni 1576).

Arnd 1) (Arndt), Johann, protest. Theolog, geb. 27. Dec. 1555 zu Ballenstedt im Anhaltischen, studirte in Helmstedt, Wittenberg, Straßburg und Basel und ward 1583 Diakonus zu Ballenstedt und Pfarrer zu Badeborn. Hier wegen seines Widerstandes gegen die Abschaffung des Exorcismus abgesetzt, ging er als Pastor 1590 nach Quedlinburg, 1599 nach Braunschweig, 1608 nach Eisleben, wo er zugleich die Stelle eines Konsistorialassessors bekleidete, bis ihm 1611 die Generalsuperintendentur zu Celle übertragen wurde. A. starb hier 11. Mai 1621. Abgestoßen von dem unevangelischen Geiste der meisten Theologen seiner Zeit, führte er die Religion im Sinn der alten volksthümlichen Mystik eines Tauler, Thomas a Kempis u. a. auf das Herz und das Leben zurück und ward ein Lehrer »vom inwendigen Reiche Gottes«. Seine asketischen Schriften sind voll Wärme und Salbung und noch jetzt beliebte Erbauungsbücher. Besonders gilt dies von seinen »Vier Büchern vom wahren Christenthum« (zuerst Frankf. 1605), seitdem sehr oft in Druck erschienen, unter anderem von Krummacher (5. Aufl., Leipz. 1867) und von v. Meyer (4. Aufl., Frankf. 1857) herausgegeben und fast in alle europäischen Sprachen übersetzt. Fast gleichen Ruf erlangten sein »Paradiesgärtlein voller christlichen Tugenden« (zuerst Leipz. 1612), ebenfalls bis auf die Gegenwart herab oft aufgelegt, seine »Postille« (1615), seine »Auslegung des Katechismus Lutheri« (1616) u. a. Eine Gesammtausgabe seiner Schriften erschien in Leipzig und Görlitz 1734—36, 3 Bde. Vgl. F. Arndt, Johann A. (Berl. 1838) und H. Pertz, De Joh. Arndtio (Hannov. 1852).

2) Karl Eduard, namhafter Geschichtschreiber, geb. 23. Febr. 1802 in der Provinz Posen als der

Sohn eines Justizamtmanns, der einige Jahre später nach Schlesien versetzt wurde, besuchte das Gymnasium zu Hirschberg, später die Ritterakademie in Liegnitz und widmete sich seit 1821 juristischen, mehr aber noch philosoph. und histor. Studien auf der Universität Breslau, wo besonders Steffens, damals auf der Höhe seines Ruhms, und der Historiker Wachler von Einfluß auf ihn waren. In Berlin, wo A. seine Studien fortsetzte, hörte er Savigny, ohne jedoch von ihm für die Specialitäten der Rechtswissenschaft gewonnen zu werden, sammelte sich bei Hegel (besonders in dessen Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte und Kunst) einen reichen Schatz fruchtbarer Ideen und pflog freundschaftlichen Umgang mit dem damals allgefeierten Fouqué und anderen literarischen Berühmtheiten. Poetischer Art waren denn auch die Erstlinge der schriftstellerischen Thätigkeit Arnds, der er sich nach vollendeten Universitätsstudien, anstatt in den Staatsdienst einzutreten, berufsmäßig widmete: die Tragödien »Die beiden Edelleute von Venedig« (Bresl. 1827) und »Die Göttin Italia und der Prinz von Venedig«, beide den nationalen Bestrebungen Italiens gewidmet, »Israelitische Gedichte« (Stuttg. 1829) und das Trauerspiel »Cäsar und Pompejus« (Hamb. 1833). A. begleitete darauf seinen Jugendfreund, den Grafen Dyhrn (nachmaliges Mitglied des preuß. Herrenhauses, gest. 1869), auf einer Reise durch Frankreich und die Schweiz nach Italien, blieb dann allein einige Jahre in Rom, wo er den Anschauungen des Alterthums und der Kunst lebte und sich mit der ital. Literatur näher bekannt machte, und begab sich schließlich nach Paris. Hier entstand seine »Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des franz. Volks« (Leipz. 1844—46, 3 Bde.), ein Werk, das die gallische, fränkische und die eigentlich französische Welt bis 1789 mit besonderer Berücksichtigung von Paris behandelt, reich an Inhalt, nur zu häufig von Reflexionen und Digressionen unterbrochen. Eine Art Fortsetzung desselben bildet die »Geschichte der franz. Revolution von 1789—99« (Braunschw. 1851, 6 Bde.), in der er jene gewaltige Zeit lebendig und mit möglichster Objektivität und nach allgemein anerkannten moralischen und politischen Principien darstellte, die aber in Deutschland bei der allgemeinen Zeitlage (das Buch war den einen zu liberal, den anderen nicht freisinnig genug) nicht die verdiente Beachtung fand. Inzwischen war A. infolge der Februarrevolution und der Schwierigkeit, in Paris als deutscher Schriftsteller leben zu können, nach Berlin zurückgekehrt, wo er zunächst seine »Geschichte der franz. Nationalliteratur von der Renaissance bis zur Revolution« (Berl. 1856) herausgab. Das Werk hat als Einleitung einen etwas magern Rückblick auf die franz. Literatur des Mittelalters und gibt dann eine Entwickelung des modernen franz. Geisteslebens, sowohl der eigentlichen klass. Epoche des 17. Jahrh., wie der folgenden, die auf die Revolution hinweist, mit selbständiger Kenntnis des Gegenstandes und der Leistungen der einzelnen hervorragenden Talente, nicht ohne genaue Berücksichtigung des innern Zusammenhangs, in welchem dieselben unter sich und zu ihrer Zeit standen. Das jüngste Werk Arnds ist die Fortsetzung von Beckers »Weltgeschichte«, vom Ausbruch der franz. Revolution bis auf die neueste Zeit, welche 9 Bände umfaßt, deren letzter, »Geschichte der Jahre 1867—71«, Leipz. 1872 erschien. Es ist eine Darstellung der neuesten Geschichte, die, frei von den Weitschweifigkeiten und anderen Mängeln der früheren Werke Arnds, sich in Komposition und Stil überall durch das Streben nach Harmonie und Proportion vortheilhaft auszeichnet und die Grenzen der historischen Erscheinungen nie überschreitet. Zahlreiche größere und kleinere Aufsätze veröffentlichte A. (meist anonym) in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Augsburger »Allgemeinen Zeitung«.

Arndt, 1) Ernst Moritz, deutscher Patriot, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen, war der Sohn einfacher, doch nicht ungebildeter Eltern. Sein noch als Leibeigener geborner Vater, damals Inspektor auf dem Gute des Grafen Malte-Putbus, ließ ihn die gelehrte Schule zu Stralsund besuchen, wo er sich für das Studium der Theologie vorbereiten sollte. Unwiderstehliche Reiselust trieb ihn von der Schule in die Welt hinaus; doch bald in das Vaterhaus zurückgekehrt, vollendete er seine Vorbereitung für die Universität. Er besuchte zuerst Greifswald, dann Jena, wo er neben der Theologie mit Vorliebe Geschichte, Erd- und Länderkunde, Sprachen und Naturwissenschaften trieb. Nachdem er sich dann wieder eine Zeitlang in der Heimat fortgebildet, machte er 1798—99 eine größere Reise nach Oesterreich, Oberitalien, Frankreich und zurück durch Belgien und einen Theil von Norddeutschland, die er in den »Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs« (Leipz. 1804, 4 Bde.) beschrieb, nachdem er schon vorher mehrere Reisewerke (»Reise durch Schweden«, Berl. 1797, 4 Bde.; »Bruchstücke einer Reise durch einen Theil Italiens«, Leipz. 1799, 2 Bde.; »Reise durch einen Theil Frankreichs«, das. 1799, 3 Bde.) herausgegeben hatte. Nach seiner Rückkehr habilitirte sich A. zu Greifswald als Privatdocent der Geschichte und Philologie, verheirathete sich mit der Tochter des Professors Quistorp, die ihm aber bald wieder durch den Tod entrissen ward, und erhielt 1805 eine außerordentliche Professur. Von den Schriften, die er dort herausgab, zog ihm die 1803 erschienene »Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen« eine Anklage von Seiten mehrerer adligen Gutsbesitzer zu. Der König von Schweden, dessen Unterthan er damals war, urtheilte aber, nachdem er das Buch gelesen, A. habe Recht gehabt, so zu schreiben. Aus derselben Zeit datirt das Schriftchen »Germanien und Europa« (1803), worin A. die von Frankreich drohenden Gefahren beleuchtete. Die »Fragmente über Menschenbildung« (Altona 1805, 2 Bde., 3 Bd. 1819) empfahlen eine kräftige Vorbildung des künftigen Geschlechts zur Natürlichkeit und Tüchtigkeit ohne Ueberspannung und Verkünstelung. Im Jahr 1806 erschien der erste Theil desjenigen Werkes, durch welches A. am meisten auf seine Zeit eingewirkt hat und in welchem sich seine Eigenthümlichkeit am treuesten abspiegelt. Es ist dies der »Geist der Zeit« (5. Aufl. des Ganzen, Altona 1863), dessen 1. Theil die kommenden Ereignisse prophetisch vorausverkündete. A. selbst arbeitete damals in der schwedischen Kanzlei zu Stralsund. In jener Zeit war es, wo er mit einem schwedischen Officier, der geringschätzig von Deutschland gesprochen, einen Zweikampf hatte, in dem er verwundet wurde. Nach der Schlacht bei Jena floh er nach Schweden und fand dort eine Anstellung, die ihm Zeit ließ, den 2. Theil des Werkes »Geist der Zeit« auszuarbeiten, der 1809 in Schweden erschien und im feurigsten patriotischen Schwung auf die Wege hinwies, auf denen allein Deutschland aus der Erniedrigung erlöst werden könne. Der Sturz des Königs

Gustav IV. von Schweden nöthigte ihn 1809, sein bisheriges Asyl zu verlassen. Nachdem er eine Zeitlang still und verborgen in seiner Heimat gelebt, begab er sich unter dem angenommenen Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Berlin und von dort wieder nach Greifswald. Doch konnte er es unter den triumphirenden Franzosenfreunden, zu denen seine nächsten Freunde und Verwandten gehörten, nicht aushalten und ging nach kurzem Aufenthalt in Berlin 1812 nach Prag und von da auf eine Einladung des Freiherrn vom Stein nach Petersburg. Stein war durch mehrere Schriften Arndts auf diesen aufmerksam geworden und glaubte in ihm einen kräftigen Beistand in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung Deutschlands, in der Anfeuerung des Nationalgeistes gegen die Fremdherrschaft zu finden. In diesem Sinne und im Auftrage Steins verfaßte A. Pamphlets, Aufrufe, Verkündigungen, Gegenschriften und Widerlegungen französischer Verkündigungen und Berichte, sowie er auch zu dem sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit England und Deutschland, besonders in Sachen der zu errichtenden russisch-deutschen Legion, einer Koalition Englands mit Rußland 2c., gebraucht wurde. Nach der großen Katastrophe in Rußland kehrte A. mit Stein nach Deutschland zurück und fuhr fort, die öffentliche Meinung durch allerhand fliegende Blätter, wie »Was bedeutet Landwehr und Landsturm?« den »Deutschen Volkskatechismus« u. a. zu bearbeiten. Daneben ward er auch wohl mit persönlichen Verhandlungen, Mittheilungen und Erkundigungen in Breslau, Dresden, Berlin und im preußisch-russ. Heerlager betraut. Als dann Stein an die Spitze der deutschen Centralverwaltung gestellt ward, blieb A. dessen Vertrauter und Gehülfe, theils unmittelbar in seiner Nähe, theils mit Aufträgen von ihm beschäftigt. Dazwischen schrieb er verschiedene größere und kleinere Schriften, so in Dresden »Ueber Entstehung und Bestimmung der Deutschen Legion«, in Leipzig »Grundlinien einer Deutschen Kriegsordnung« und die Schrift »Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze«, welche damals großes Aufsehen erregte und auch jetzt noch von Bedeutung ist. Alle diese Schriften kennzeichnen A. als entschiedenen Gegner Frankreichs und des Franzosenthums; so auch die Flugblätter: »Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache« (1813), »Ueber das Verhältnis Englands und Frankreichs zu Europa« (1813), »Noch ein Wort über die Franzosen und über uns« (1814). In dem Schriftchen »Das preußische Volk und Heer« (1813) schildert er mit beredten Worten, wie Preußen aus tiefstem Sturze wieder auferstanden sei durch die zwei Mittel, welche die Staatsleiter mit wahrer Umsicht angewendet: »den Geist frei zu lassen und das Volk kriegsgeübt zu machen«. Aus derselben Zeit stammen die schönsten seiner Lieder, die Kriegs- und Vaterlandslieder. Eine besondere Sammlung patriotischer Lieder Arndts erschien schon 1813 unter dem Titel: »Lieder für Deutsche«, eine zweite: »Kriegs- und Wehrlieder«, 1815. Dieselben gingen später in die vollständigeren Ausgaben seiner »Gedichte« (zuerst Frankf. 1818, 2 Bde.; dann Leipz. 1840, 1843, 1850) und in die von letzter Hand (Berl. 1860, 2. Aufl. 1865) über. Noch 1813 veröffentlichte er einen 3. Theil seines Werks »Geist der Zeit«, worin er die Grundzüge eines neuen, zeitgemäßen Verfassungszustandes in Deutschland gab, die er weiter ausführte in der Schrift »Ueber künftige ständische Verfassungen in Deutschland« (1814). Der Vertretung des Bauernstandes widmete er eine besondere Schrift (1815). Während die deutschen Heere auf französischem Boden kämpften, ließ er Flugblatt auf Flugblatt ausgehen, so: »Ueber Sitte, Mode und Kleidertracht«, »Entwurf einer deutschen Gesellschaft«, »Blicke aus der Zeit in die Zeit«, »Ueber die Feier der Leipziger Schlacht«, sämmtlich von 1814, dann »Friedrich August von Sachsen«, »Die rheinische Mark und die deutschen Bundesfestungen«, beide von 1815. Seine publicistische Thätigkeit koncentrirte er in der Zeitschrift »Der Wächter«, die er 1815—16 zu Köln herausgab. Im Jahr 1818 wurde er Professor der Geschichte an der neubegründeten Universität zu Bonn, nachdem er 1817 die Schwester Schleiermachers, Nanna (gest. 16. Okt. 1869), als zweite Gattin heimgeführt hatte. In demselben Jahr erschienen seine »Märchen und Jugenderinnerungen« und der 4. Theil vom »Geist der Zeit«. Seine akademische Wirksamkeit war indessen von kurzer Dauer. Schon im September 1819 wurden seine Papiere in Beschlag genommen, er selbst im November 1820 von seinem Amte suspendirt und im Februar 1821 die Kriminaluntersuchung wegen demagogischer Umtriebe gegen ihn eröffnet. Vergeblich berief er sich auf seine zuständigen Gerichte; auf den besondern Antrag der Bundescentraluntersuchungskommission in Mainz ward er vor einen außerordentlichen Richter gestellt. Die Untersuchung lief zuletzt in eine bloße Polizeiuntersuchung aus, und, obwohl kein Gericht ein Schuldig oder Unschuldig aussprach, so blieb er doch seines Amtes entsetzt mit vollem Gehalte. Eine Schilderung des Processes gab A. später selbst in dem »Nothgedrungenen Bericht aus seinem Leben, aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe« (Leipz. 1847, 2 Bde.). In den folgenden Jahren schrieb er: »Nebenstunden, Beschreibung und Geschichte der shetländischen Inseln und Orkaden« (Leipz. 1826), »Christliches und Türkisches« (Stuttg. 1828), »Die Frage über die Niederlande« (Leipz. 1831), »Belgien und was daran hängt« (das. 1834), »Leben G. Aßmanns« (Berl. 1834), »Schwedische Geschichte unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf« (Leipz. 1839), »Erinnerungen aus meinem äußern Leben« (3. Aufl., das. 1842). Noch ein anderer tiefer Schmerz traf ihn in dieser Zeit durch den Verlust seines Sohnes, eines blühenden Knaben von 6 Jahren, der in den Fluten des Rheins ertrank. Es war einer der ersten Regierungsakte Friedrich Wilhelms IV., A. wieder in sein Amt einzusetzen und ihm seine Briefe und Papiere zurückgeben zu lassen. Die Universität wählte A. 1841 zum Rektor Neben seiner wieder begonnenen amtlichen Thätigkeit setzte er seine literarische fort. Es erschienen: »Versuch in vergleichender Völkergeschichte« (2. Aufl., Leipz. 1844); »Schriften für und an seine lieben Deutschen« (das. 1845—55, 4 Bde.), eine Sammlung seiner kleinen politischen Schriften; »Rhein- und Ahrwanderungen« (Bonn 1846). So kam das Hoffnungsjahr 1848 heran, das auch A. mit frischer Jünglingsbegeisterung begrüßte. Er ward von dem 15. rheinpreußischen Wahlbezirk in die Deutsche Nationalversammlung gewählt und hier in der zweiten Sitzung auf Venedey's Antrag durch feierliche Huldigung der ganzen Versammlung begrüßt. Uebrigens beschränkte sich seine Betheiligung an den Verhandlungen auf kurze, aber kräftige Reden im Sinne

der konstitutionell-erbkaiserlichen Partei, die sich vorzugsweise auf völkerrechtliche Fragen bezogen. Die Wahl in die Deputation zur Einholung des Reichsverwesers lehnte A. aus Gesundheitsrücksichten ab; dagegen nahm er an der großen Deputation theil, welche dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone anbieten sollte. Am 21. Mai 1849 trat er mit der Gagern'schen Partei aus der Versammlung aus und zog sich wieder in die Stille seines akademischen Lebens zurück. Auch die nun mächtig einbrechende Reaktion vermochte seinen Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands nicht zu vernichten; dieser Glaube leuchtete aus seinen »Blättern der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt« (Leipz. 1849), der letzten größern poetischen Gabe von ihm, sowie aus seinem »Mahnruf an alle deutschen Gauen in Betreff der schleswig-holstein. Sache« (1854), dem Büchlein »Pro populo Germanico« (Berl. 1854), der anmuthigen »Blütenlese aus Altem und Neuem« (Leipz. 1857) und der Schrift »Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. vom Stein« (Berl. 1858, 3. Aufl. 1870). Wegen einer angeblich den General Wrede und das bayrische Militär beleidigenden Stelle in letzterem Werke ward A. vor das Schwurgericht zu Zweibrücken geladen und, da er nicht erschien, in contumaciam zu Gefängnisstrafe verurtheilt. Noch rüstig, so daß er »ohne Krückstock 4—5 Meilen über Berg und Thal laufen« konnte, feierte er unter allgemeiner Theilnahme 1859 seinen 90. Geburtstag, starb aber bald darauf, 29. Jan. 1860. Arndts Bedeutung ist ganz aus seiner Zeit und aus seinem Charakter zu fassen. Als Dichter reiht er sich nur in seinen Schlachten-, Freiheits- und Vaterlandsliedern den großen Dichtern aller Zeiten an; in seinen übrigen Dichtungen fehlt ihm das Bedeutende und Originale, was den Dichter ersten Ranges macht. Er war kein Genie, kein großer Gelehrter und Forscher, auch kein großer Staatsmann, aber voll Begeisterung für die erhabensten Interessen der Menschheit und voll edelster Hingebung für die Sache des Volks, ein mannhafter Charakter, der noch als Greis den Idealen seiner Jugend mit Jünglingsfeuer anhing. Wie er durch seine Schriften und Lieder die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft höchst wirksam unterstützt hatte, so suchte er in der Zeit der Reaktion das Verlangen und Streben des Volks nach dem großen Ziele der nationalen Einheit furchtlos und mit Feuereifer aufrecht zu erhalten, »wie ein altes gutes deutsches Gewissen«, die Verzagenden stärkend, die Schwankenden in der Treue befestigend, die Feinde des Rechten und Guten mit der Wucht seines heiligen Zorns niederschmetternd. Daher blieb er, obgleich die Zeit viele seiner Ansichten überflügelt hatte, gleichsam das Banner, um welches auch die jüngeren Generationen der Vaterlandsfreunde sich scharten, und sein Verlust ward schmerzlich empfunden. Sein Inneres und Aeußeres spiegelte in seltener Reinheit die Eigenschaften, die den deutschen Mann zieren: eine feste, energische Gestalt, ein reiches, poetisch gestimmtes Gemüth, sittlichen Ernst und Strenge, heiße Liebe zu Freiheit und Vaterland. 1865 wurde ihm in Bonn ein Bronzedenkmal (von Afinger) errichtet; seinem Andenken ist auch der 87 Meter hohe Thurm auf dem Rugard auf der Insel Rügen (1873) gewidmet. Seine Biographie schrieben Langenberg (neue Ausg., Bonn 1869), Baur (3. Aufl., Hamb. 1870) und Schenkel (2. Aufl., Elberf. 1869).

2) Wilhelm, deutscher Historiker, geb. 1839 zu Kulm in Westpreußen, studirte in Göttingen unter Waitz Geschichte, und ist seit 1862 als Mitarbeiter thätig an dem von Pertz herausgegebenen großen Quellenwerk »Monumenta Germaniae historica«, für das er in Deutschland, Rußland und namentlich Frankreich umfassende Forschungen anstellte und die Ausgabe größerer Quellenwerke wie Romoald von Salerno und Gislebert von Hennegau besorgte.

Arndts, Ludwig, Ritter von Arnsberg, namhafter Rechtslehrer, geb. 19. Aug. 1803 in in Arnsberg, studirte in Bonn, Heidelberg und Berlin, habilitirte sich 1826 in Bonn, ward 1832 Mitglied des dortigen Spruchkollegiums und 1837 außerordentlicher Professor. 1839 als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, folgte er noch vor Antritt dieser Stelle einem Ruf nach München, wo er 1844 zum Mitglied der Gesetzkommission ernannt und mit Entwerfung eines bürgerlichen Gesetzbuchs beauftragt wurde. Seit 1855 ist er Professor des röm. Rechts zu Wien. A.' Thätigkeit als Lehrer und Schriftsteller erstreckt sich besonders auf röm. Recht, franz. Civilrecht, Encyklopädie der Rechtswissenschaft und Civilproceß. Außer verschiedenen Grundrissen sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten hervorzuheben: »Lehrbuch der Pandekten« (7. Aufl., Stuttg. 1871); »Jurist. Encyklopädie und Methodologie« (5 Aufl., das. 1872); »Die Lehre von den Vermächtnissen« (Erl. 1869 ff.); »Gesammelte civilistische Schriften« (Stuttg. 1874, 2 Bde.). Im Verein mit Bluntschli und Pözl gab er die »Kritische Ueberschau der deutschen Gesetzgebung und Rechtswissenschaft« (Münch. 1854—58, 8 Bde.) heraus. Außerdem lieferte er viele Beiträge zu jurist. Zeitschriften und zu Weiske's »Rechtslexikon«. Als Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung war er entschieden großdeutsch und erklärte 12. Mai 1849 seinen Austritt.

Arne (spr. arn), Thomas Augustin, einer der bedeutendsten Komponisten Englands, geb. zu London 1710, war ursprünglich zum Juristen bestimmt, studirte nebenbei Komposition und Violinspiel und widmete sich endlich ganz der Kunst. Sein erstes Werk war die Oper »Rosamond« von Addison, die viel Glück machte, besonders durch den Gesang seiner Schwester, für die er die Hauptrolle geschrieben; dann folgte die Operette »Thumb, or the opera of operas« und 1738 der »Comus« von Milton, worin A. viele national-britische Melodien anbrachte, die er mit neuerfundenen Motiven im italienischen und deutschen Stile verflocht. Er erntete damit so außerordentlichen Beifall, daß manche ihn als Reformator des engl. Geschmacks begrüßten und selbst über Händel und Haydn setzten. Nachdem A. mit seiner Frau (Cäcilie, geborne Young), einer vortrefflichen Sängerin und Schülerin Geminiani's, während zweier Jahre mit Beifall in Irland aufgetreten war, wurde er 1745 in London als Komponist für die Vauxhall-Gärten angestellt und machte hier durch kleinere Sachen: Ballads, Dialogues, Duetts, Trios 2c., die seine Eigenthümlichkeit am reinsten zeigen, ungeheures Glück. Dagegen ist seine berühmteste Oper »Artaxerxe« (nach Metastasio), die er 1762 folgen ließ, ganz im ital. Bravourstil gehalten. A. starb zu London 5. März 1778. Außer Opern, deren er im ganzen 30 (theils ernste, theils komische) schrieb, hat er mehrere Oratorien verfaßt, die aber neben den Händel'schen ungemein farblos und dürftig erscheinen. Nach einigen rührt von A

auch die Melodie der engl. Nationalhymne »Rule Britannia!« her. — Sein Sohn Michael, geb. 1741, gest. um 1806, war ebenfalls Opernkomponist; als sein bestes Werk gilt »Cymon«.

Arneburg, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Stendal, an der Elbe, mit (1871) 2042 Einw., welche Zuckerfabrikation, Schiffahrt und Getreidehandel treiben. Dabei die Trümmer eines vom deutschen König Heinrich I. zum Schutz wider die Wenden erbauten Schlosses, in welchem mehrere brandenburg. Kurfürsten zeitweise residirten und Johann Cicero 1499 starb.

Arnedo, alte heruntergekommene Stadt in der span. Provinz Logroño (Altkastilien) am Fluß Cidacos und am Fuß der Sierra de Peñalosa. In der Nähe der vielbesuchte Badeort Arnedillo mit muriatischer Therme von 42° R.

Arneth, 1) Joseph Calasanza, Ritter von, Geschichtschreiber, Archäolog und Numismatiker, geb. 12. Aug. 1791 zu Leopoldschlag in Oberösterreich, studirte seit 1810 zu Wien, ward durch Neumann für die Alterthumskunde gewonnen, 1811 Praktikant im k. k. Münz- und Antikenkabinet und 1813 dessen Kustos. Nachdem er in der Oesterreichisch-deutschen Legion die Feldzüge von 1813 und 1814 mitgemacht, trat er in sein Kustosamt wieder ein. 1824—28 versah er zugleich die Lehrkanzel für Welt- und österreich. Geschichte an der Universität Wien. Seit 1840 Direktor des Münz- und Antikenkabinets, machte er sich um dessen Vervollständigung und Anordnung hochverdient und wurde 1847 ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Wien. Arneths wissenschaftliche Arbeiten, mit Ausnahme der »Geschichte des österreich. Kaiserthums« (Wien 1827) archäologischer oder numismatischer Natur, sind zum Theil in Zeitschriften, Akademieberichten ꝛc. enthalten. Von seinen selbständig erschienenen Untersuchungen verdienen Erwähnung: »Synopsis numorum antiquorum« (Wien 1837—42, 2 Bde.); »Katalog der k. k. Medaillenstempelsammlung« (das. 1839); »Zwölf röm. Militärdiplome« (das. 1843); »Das k. k. Münz- und Antikenkabinet« (das. 1845); »Die Monumente des k. k. Münz- und Antikenkabinets« (das. 1849—50, 3 Bde.); »Die Cinque-Cento-Kameen und Arbeiten des Benvenuto Cellini und seiner Zeitgenossen« (das. 1858); »Studien über Benvenuto Cellini« (das. 1859); »Archäologische Analekten« (das. 1851, 1854, 1862); »Ueber das Evangeliarium Karls d. Gr.« (das. 1864). A. war mit Antonie Adamberger (gest. 23. Dec. 1867), der einstigen Braut Th. Körners, verheirathet und starb 31. Okt. 1863.

2) Ritter Alfred von A., des vorigen Sohn, namhafter Geschichtschreiber, geb. 10. Juli 1819 zu Wien, erhielt nach Vollendung seiner juristischen Studien eine Anstellung im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv und ward später in die Staatskanzlei versetzt. Als erste Frucht seiner histor. Forschungen erschien »Leben des kaiserl. Feldmarschalls Grafen Guido von Starhemberg« (Wien 1853), darauf »Prinz Eugen von Savoyen« (das. 1858—59, 3 Bde.), das erste quellenmäßige Werk über den berühmten Heerführer. Darauf zum Direktor des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs ernannt, begann er die »Geschichte der Maria Theresia« (Bd. 1—4, das. 1863—70). Die Herausgabe einer vielfach unechten Korrespondenz der Marie Antoinette (von Feuillet de Conches und Hunolstein) veranlaßte A., den wichtigen und völlig zuverlässigen Briefwechsel zwischen Maria Theresia und Marie Antoinette an die Oeffentlichkeit zu bringen (2. Aufl., Wien 1866). Als Ergänzung folgten »Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II., ihr Briefwechsel« (das. 1866); »Maria Theresia und Joseph II., ihre Korrespondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold« (das. 1867, 3 Bde.); »Joseph II. und Katharina von Rußland, ihr Briefwechsel« (das. 1869); zuletzt »Joseph II. und Leopold von Toscana, ihr Briefwechsel« (das. 1872, 2 Bde.). Außerdem erschienen von ihm »Beaumarchais und Sonnenfels« (das. 1868) und »Joh. Christ. Bartenstein und seine Zeit« (das. 1871). Im Deutschen Parlament zu Frankfurt und 1861 im niederösterreich. Landtag vertrat A. den Wahlbezirk Neunkirchen.

3) Arthur, Mathematiker und Physiker, geb. 19. Sept. 1802 zu Heidelberg, war seit 1838 Professor der Mathematik an der Universität daselbst; starb 16. Dec. 1858. Er schrieb: »System der Geometrie« (Stuttg. 1840, 2 Bde.); »Die Geschichte der reinen Mathematik in ihrer Beziehung zur Entwickelung des menschlichen Geistes« (das. 1852).

Arnheim (Arnhem), Hauptstadt der niederländ. Provinz Gelderm, in schöner Umgebung am Südabhang der Hügelkette der Veluwe und am Rhein, von dem sich 2 Kilom. oberhalb die Yssel absondert, Station der niederländ. Rheinbahn, von der hier ein Geleise nach Zütphen und Kampen abzweigt, ist Sitz eines Provinzialgerichts und zählt (1868) 31,792 Einw., darunter zahlreiche Ostindien-Rentiers (Sücker-Lords), die sich neuerdings nach A. zurückzuziehen lieben. Unter den Gebäuden sind bemerkenswerth: die »Groote Kerk« (mit dem prächtigen Grabmal des Herzogs Karl von Egmont), der Prinzenhof, wo vor Zeiten die Herzöge von Geldern residirten, das Rathhaus (wegen seiner Verzierungen »Teufelshaus« genannt), die neue Kaserne ꝛc. Die Stadt hat ein Gymnasium, eine Kunstschule, eine Schiffbrücke über den Rhein, Fabriken für Tischlerwaaren, Spiegel, Kutschen, mathematische und physikalische Instrumente, Schriftgießereien, zahlreiche Papiermühlen in der Umgegend, einen sichern Hafen und treibt lebhaften Getreide-, Vieh-, Tabak- und Speditionshandel. In der Umgebung der Stadt zahlreiche Landhäuser und Schlößchen mit Parkanlagen und blühende Dörfer. A. gilt für das Arenacum der Römer und wird urkundlich zuerst 996 erwähnt; 1233 machte es Herzog Otto III. von Geldern zu seiner Residenz und ließ es befestigen. Die Stadt trat dem Hansebunde bei, kam mit ganz Geldern später an Kaiser Karl V. und ward 1585 von den Holländern erobert, worauf sie zur niederländ. Union trat. Im Jahr 1672 wurde sie von den Franzosen erobert, darauf zu Anfang des 17. Jahrh. vom General Coehoorn von neuem befestigt. Am 30. Nov. 1813 ward A. durch die Preußen unter Bülow mit Sturm genommen und der Okkupation Hollands dadurch der Weg gebahnt. Jetzt sind die ehemaligen Festungswerke in Promenaden umgewandelt.

Arnheimer, schwärmerische chiliastische Sekte zu Arnheim in Geldern um 1460, gestiftet von Joh. Archer, dessen Buch »De personali Christi regno« zu London durch den Henker öffentlich verbrannt wurde.

Arnhemsland, auf älteren Landkarten Name eines 1623 vom holländ. Seefahrer Arnhem entdeckten Theils der Nordküste von Neuholland, etwa von der Insel Bathurst im W bis zum Golf von

Carpentaria im O. Im östlichen Theil liegt die Arnhemsbai.

Arni (Riesenbüffel), s. Büffel.

Arnica *L.* (Wohlverleih), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, perennirende Kräuter Nordamerika's und Sibiriens, durch 2 Arten auch in Europa vertreten. **A. montana** *L.* (Berg-wohlverleih, Fall-, Stich-, Engel-, Lau-genkraut, Mönchs-, Mutterwurz, s. Tafel I »Arzneipflanzen«), auf Wiesen der süd- und mittel-europäischen Gebirge, in Norddeutschland in der Ebene, auch auf Labrador, besitzt einen schief in der Erde liegenden, meist einfachen Wurzelstock, welcher einen 1—0,6 Meter hohen einfachen Stengel mit wenigen, länglicheiförmigen ganzrandigen Blättern und gipfelständigen, oft an 5 Centim. im Durchmesser haltenden dunkel goldgelben Blütenkörbchen treibt. Die Pflanze blüht vom Juni bis in den August. Die Wurzel riecht schwach aromatisch, schmeckt anhaltend scharf gewürzhaft, etwas bitterlich; sie enthält außer Gerbstoff, Harz, Fett ꝛc. etwa 1 Proc. schweres gelbliches ätherisches Oel und ebensoviel Arnicin. Die Blüten, welche eigenthümlich, schwach, nicht unangenehm riechen, enthalten neben Arnicin ein besonderes kamillenartig riechendes ätherisches Oel. Die A. scheint als Volksmittel seit lange im Gebrauch zu sein, zu allgemeiner medicin. Anwendung kam sie aber erst im vorigen Jahrhundert; sie genoß einen außerordentlichen Ruf, gerieth aber sehr bald wieder in Vergessenheit und ist jetzt für innerliche Anwendung obsolet. Dagegen wird Arnicatinktur (1 Th. Blüten mit 10 Th. Spiritus anhaltend digerirt und dann filtrirt) zu Umschlägen bei Blutertravasaten und Quetschungen sehr gerühmt.

Arnim, 1) Johann Georg von, kaiserl. und kursächs. General während des Dreißigjährigen Krieges, von den kathol. Soldaten wegen seiner Nüchternheit der »lutherische Kapuziner« genannt, geb. 1581 zu Boitzenburg in der Ukermark aus einer alten Adelsfamilie (in Urkunden auch Arnym, Arnimb und Arnheim genannt), auf Universitäten und Reisen gebildet, trat zuerst in schwed., dann in poln., 1626 aber in kaiserl. Dienste. Wallensteins Vertrauter, ward er von diesem an der Ostsee und in Polen gegen die Schweden verwandt und auf dessen Betrieb 1628 zum Feldmarschall befördert. Wegen Verweigerung bedeutender Schuldforderungen von Seiten des Kaisers mißvergnügt, nahm er seinen Abschied und trat 1631 in die Dienste des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen. Er schloß für diesen das Bündnis mit Gustav Adolf, befehligte die Sachsen in der Schlacht bei Breitenfeld (7. Sept. 1631), drang dann siegreich in die Lausitz und in Böhmen ein, bemächtigte sich nach seinem Siege über die kaiserl. Generäle Maradas und Götz bei Nymburg Prags und operirte dann in Schlesien. Im Jahr 1632 marschirte er zwar nach Sachsen, indeß zu spät, um noch an der Schlacht bei Lützen theilnehmen zu können. Im Jahr 1633 ging er wieder nach Schlesien und unterhandelte von hier aus mit Wallenstein, mit dem er inzwischen fortwährend in Verbindung gestanden. Er zog dann dem Kurfürsten von Brandenburg zu Hülfe, deckte Berlin und belagerte im Winter Frankfurt vergebens. Die von ihm 1634 für Brandenburg und Sachsen geführten Unterhandlungen mit Wallenstein vereitelte dessen Sturz. Alsbald brach A. nach der Lausitz auf, nahm Bautzen weg, siegte über Colloredo (Mai 1634) bei Liegnitz, eroberte Zittau und Großglogau, fiel dann mit dem schwedischen General Banner in Böhmen ein und besetzte hier, nach einem gescheiterten Anschlage auf Prag, Limburg und Königgrätz. Infolge des Prager Friedens (1635) nahm er seinen Abschied und begab sich auf sein Gut Boitzenburg in der Ukermark. Feindlicher Pläne gegen Schweden beschuldigt, ward er hier 7. März 1637 verhaftet und über Stettin nach Stockholm gebracht. Von dort floh A. November 1638, hielt sich einige Zeit verborgen und trat dann als Generalleutnant von neuem zugleich in kaiserl. und kursächs. Dienste. Mit der Bildung eines selbständigen Heeres beschäftigt, starb er 16. April 1641 zu Dresden. Befriedigenden Aufschluß über sein Verhältnis zu Wallenstein geben die »Briefe Wallensteins«, herausgegeben von Förster (Berl. 1828, 3 Bde.), und Helbigs »Wallenstein und A. 1632—34« (Dresd. 1850).

2) Karl Otto Ludwig von, Schriftsteller, geb. 1. Aug. 1779 zu Berlin, studirte zu Halle und Göttingen, machte große Reisen in Süd- und Westeuropa, fungirte später bei den Gesandtschaften zu Stockholm und London und verwaltete mehrmals interimistisch die Intendantur der königl. Schauspiele zu Berlin. In den Jahren 1835—36 bereiste er Griechenland und die Türkei, 1841 Frankreich und Spanien, 1844 Italien und Sardinien und ward nach seiner Rückkehr königl. Kammerherr, Mitglied der Generalordenskommission und Oberst-Schenk des Königs. Er starb zu Berlin 9. Febr. 1861. Von seinen Schriften sind »Napoleon's conduct towards Prussia« (Lond. 1814), »German national melodies« (das. 1816), eine Uebersetzung von Massingers »A new way to pay old debts« (1820), das Lustspiel »Der Smaragdring« (1822) und das Reisewerk »Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden« (1837—50, Berl., 6 Thle.) hervorzuheben.

3) Ludwig Achim von, deutscher Dichter der romantischen Schule, geb. 26. Jan. 1781 zu Berlin, studirte in Göttingen Naturwissenschaften und veröffentlichte mehrere physikal. Abhandlungen, z. B. eine sehr beifällig aufgenommene »Theorie der elektrischen Erscheinungen« (Halle 1799). Dann sich ausschließlich der Poesie zuwendend, machte er Reisen durch alle Gegenden Deutschlands, auf denen er die Eigenthümlichkeiten des Volkslebens studirte und besonders auf Sammlung alter deutscher Volkslieder bedacht war, und ließ sich endlich in Heidelberg nieder, wo er mit Clemens Brentano die Herausgabe der Zeitschrift »Trösteinsamkeit« (Heidelb. 1808) besorgte und die der bekannten trefflichen Volksliedersammlung »Des Knaben Wunderhorn« (das. 1806—1808, 3 Bde.; neue, von Birlinger und Crecelius besorgte Ausg., illustrirt, Wiesb. 1873); begann. Von seinen eigenen Dichtungen waren damals die Romane »Hollins Liebeleben« (anonym, Göttingen 1802) und »Ariels Offenbarungen« (anonym, das. 1804), die nach Inhalt und Form die Originalität des Dichters bekundeten, bereits erschienen; jetzt folgten die Novellensammlung »Der Wintergarten« (Berl. 1809), der Roman »Armut, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores« (das. 1810, 2 Bde.), die wunderliche Tragikomödie »Halle und Jerusalem« (Heidelb. 1811) u. a. Im Jahr 1811 verheirathete sich A. mit Brentano's Schwester Elisabeth (Bettina) und lebte von da an abwechselnd zu Berlin und auf seinem Gute Wiepersdorf bei Dahme in der Mittelmark, wo er 21. Jan. 1831 am Nervenschlag starb.

Seine späteren Werke sind: »Schaubühne« (Berl. 1813), der Roman »Die Kronenwächter« (Bd. 1, das. 1817), »Landhausleben« (Erzählungen, Bd. 1, Leipz. 1826) und zahlreiche einzelne Novellen in Taschenbüchern ꝛc. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte W. Grimm (Berl. 1839—46, 19 Bde.; neue Ausg., Weim. 1853—56, 22 Bde., unvollständig). A. ist nächst Tieck der produktivste Dichter der romantischen Schule. Seine Einbildungskraft ist unerschöpflich, aber maßlos und nicht selten bis zur Geschmacklosigkeit bizarr. Er besitzt Geist und Witz, Talent zur Gestaltenbildung, überquellende Fülle des Humors, geschichtlichen Tiefblick und ist von einem warmen vaterländischen und echt ritterlichen Sinn beseelt; aber er gibt sich zu sehr seiner Vorliebe für das Barocke hin und läßt die Kraft der künstlerischen Beherrschung und Gestaltung des Stoffs zu oft vermissen. Als Hauptwerke sind die »Gräfin Dolores« und »Die Kronenwächter« zu bezeichnen, letzteres ein unvollendeter, im großen Stile angelegter histor. Roman aus der Reformationszeit, zu welchem 1856 ein 2. (fragmentar.) Band aus dem Nachlaß des Dichters erschien. Von seinen zahlreichen Novellen verdient besonders »Isabella von Aegypten« Erwähnung. Am wenigsten befriedigen seine dramat. Dichtungen, in denen er sich aller Extravaganzen der Romantiker schuldig macht.

4) Elisabeth von, gewöhnlich Bettina genannt, Gattin des vorigen, Schwester von Clemens Brentano, Enkelin der Sophie La Roche, geb. 4. April 1785 zu Frankfurt a. M., verlebte ihre Jugend theils in einem Kloster, theils bei Verwandten in Offenbach und Marburg, theils in Frankfurt selbst. Sie zeigte schon in ihrer Kindheit Anlage zu Excentricitäten und poetischen Sonderbarkeiten und gab sich, besonders seit ihrer Bekanntschaft mit dem Stiftsfräulein von Günderode (s. d.), einer verzückten, fast fanatischen Anbetung der Natur hin, die endlich in wirkliche Krankheit ausartete. Nach dem Tode der Günderode trat sie mit Goethe's Mutter in ein enges Freundschaftsverhältnis und faßte zu Goethe selbst, den sie 1807 persönlich kennen lernte, nachdem sie schon vorher in Briefwechsel mit ihm gestanden hatte, eine schwärmerische Neigung, die der Dichter zwar freundlich duldete, jedoch nicht erwiderte. Nach ihrer Verheirathung (1811) lebte sie, nachdem sie mit Goethe vollständig gebrochen, theils in Berlin, theils zu Wiepersdorf, dem Gute ihres Mannes. Erst nach dessen Tode trat sie als Schriftstellerin auf; dabei faßte sie lebhaftes Interesse für die social-polit. Zeiterscheinungen und gab sich namentlich in Berlin mit großem Eifer der Sorge für Arme und Kranke hin. Im Jahr 1848 nahm sie für die Demokratie offen Partei, was ihr natürlich in den höheren Kreisen sehr schadete. Sie starb zu Berlin 20. Jan. 1859. Man hat Bettina mit Recht die »Sibylle der romantischen Literaturperiode« genannt. Ihre Werke sind Phantasien, geniale Improvisationen, in einem schwunghaften und blütenreichen, oft auch verworren stammelnden und pythisch-dunkeln Stile abgefaßt. So das bekannte Buch »Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde« (Berl. 1835, 3 Bde.), das lange für einen authentischen Briefwechsel genommen wurde, aber sich nach den neuesten Ermittelungen als ein Werk der Phantasie herausgestellt hat, worin sich ein Theil von Goethe's Sonetten in Prosa aufgelöst findet; ebenso das Buch »Die Günderode« (Grünberg 1840, 2 Bde.), das eine ähnliche Mischung von Erinnerungen und Phantasien enthält. Später erschienen »Dies Buch gehört dem König« (Berl. 1843, 2 Bde.), worin sie die Frage des Pauperismus und socialen Elends zu lösen sucht; »Clemens Brentano's Frühlingskranz« (Charlottenb. 1844), dem Andenken ihres Bruders gewidmet; ferner »Ilius Pamphilius und die Ambrosia« (Berl. 1848, 2 Bde.), wieder ein »Briefwechsel«, der eine Art Herzensverhältnis (zum jungen Dichter Phil. Nathusius) zum Inhalt hat; endlich die dunkeln »Gespräche mit Dämonen. Des Königsbuchs zweiter Theil« (das. 1852). Ihre »Sämmtlichen Werke« erschienen in 11 Bänden (das. 1853). Ihre Lieblingsidee, Goethe eine Kolossalstatue nach einem von ihr selbst entworfenen Modell zu errichten, kam nicht zu Stande. Ihre jüngste Tochter, Gisela von A., jetzt Gattin des Schriftstellers Herman Grimm, hat sich als dramat. Schriftstellerin versucht (»Dramatische Werke«, Bd. 1 u. 2, Bonn 1857; Bd. 3, Berl. 1865).

5) Heinrich Friedrich, Graf von A.-Heinrichsdorff-Werblow, preuß. Diplomat und Staatsminister, geb. 23. Sept. 1791 zu Werblow in der Ukermark, machte die Befreiungskriege mit und betrat dann die diplomat. Laufbahn. Nachdem er Legationssekretär in Stockholm und in Paris gewesen, fungirte er seit 1831 als preuß. Gesandter in Brüssel, seit 1841 in Paris, seit 1845 in Wien, wo er sich ganz im Geleise der Metternich'schen Politik bewegte. Am 24. Febr. 1849 zum Minister des Auswärtigen ernannt, trat er bereits 3. Mai von dieser Stelle zurück, da er mit der damaligen deutschen Politik des Ministeriums nicht einverstanden war. Von 1851—57 wieder preuß. Gesandter in Wien, förderte er, soviel er konnte, das gute Einvernehmen mit Oesterreich, in dem er stets einen unentbehrlichen Alliirten Preußens erblickte. Er starb 18. April 1859.

6) Heinrich Alexander, Freiherr von, ausgezeichneter preuß. Diplomat und Staatsminister, geb. 13. Febr. 1798 zu Berlin als Sprößling des Hauses Arnim-Suckow in der Ukermark, erhielt seine Bildung im Pädagogium zu Halle, trat, 15 Jahre alt, in die Landwehrreiterei der Ukermark und machte mit 5 Brüdern die Freiheitskriege von 1813—15 mit. Seit 1820 im preuß. Staatsdienste, fungirte er erst als Gesandtschaftsattaché in der Schweiz, dann als Legationssekretär in München, Kopenhagen und Neapel und ward 1829 zum Geschäftsträger in Darmstadt ernannt. Nachdem er hier erfolgreich für die Bildung des Zollvereins gewirkt hatte, wurde er 1834 als vortragender Rath in das Ministerium des Auswärtigen berufen, von Friedrich Wilhelm IV. aber, mit dem er in näherem persönlichen Verkehr stand, 1840 zum Gesandten in Brüssel, 1846 in Paris ernannt. In diesen Stellungen erwarb er sich großes Verdienst durch energische Vertretung der Handelsinteressen Deutschlands, namentlich durch Zustandebringen des belgisch-preuß. Handelsvertrags vom 1. Sept. 1844 und durch die Entschiedenheit, mit der er sowohl amtlich als auch in seiner Schrift »Mein handelspolitisches Testament« (Berl. 1844) den herrschenden schutzzöllnerischen Ansichten entgegentrat. Nach dem Sturze des Julikönigthums (Februar 1848), den er vorausgesehen, eilte er nach Berlin und überreichte dem König 17. März eine Denkschrift, worin er auf liberale Reformen und Befolgung einer deutsch-nationalen Politik drang. Von ihm ging die bedeutsame Manifestation des Königs für die deutsche Sache (21. März) aus. An demselben Tage trat er als

Minister des Auswärtigen in das zuerst vom Grafen Arnim-Boitzenburg, dann von Camphausen geleitete neue Ministerium, welches bereits 20. Juni resignirte, da es sich weder auf den Träger der Krone, noch auf eine ansehnliche Partei in der Nationalversammlung stützen konnte und unter diesen Umständen die Hoffnung auf Erfolg aufgeben mußte. A. lebte darauf eine Zeitlang als Privatmann zu Neuwied und bemühte sich durch einige Flugschriften (»Frankfurt und Berlin«, Frankf. 1848; »Ueber die Mediatisationsfrage«, das. 1849) auf eine vermittelnde Lösung der deutschen Frage hinzuwirken. Von 1849—51 Mitglied der ersten Kammer, hielt er zur deutsch-konstitutionellen Partei und bekämpfte die innere wie die kraftlose auswärtige Politik der nunmehr siegreichen Reaktion in energischster Weise. Noch größern Eindruck als seine Reden und Anträge machte die Veröffentlichung einiger »ungehaltener« Reden (»Zur Politik der Epigonen in Preußen«, Berl. 1850; »Zur Politik der Kontrerevolution in Preußen«, das. 1851). Wegen der letztern Flugschrift wurde A. auf Betreiben der Feudalpartei vor Gericht gestellt und trotz einer glänzenden, von ihm später veröffentlichten Vertheidigung wegen »Erdichtung und Entstellung von Thatsachen, Beleidigung und Verleumdung« zu einer Geldstrafe verurtheilt. Seitdem lebte er fern vom politischen Schauplatze, bis er nach dem Sturz des Ministeriums Manteuffel 1858 von einem Berliner Wahlbezirk zum Landtagsabgeordneten gewählt ward. Doch war er durch Kränklichkeit verhindert, der damals anhebenden neuen Epoche des preuß. Staatslebens seine volle Kraft zu widmen. Er starb 5. Jan. 1861 zu Düsseldorf. Gegen seine Politik kann der Tadel erhoben werden, daß er in seinem hochfliegenden deutschen Patriotismus zuweilen über die wirkliche Lage der Dinge und insbesondere über die Persönlichkeit des Königs im Irrthum befangen war. Ausgebreitete Kenntnisse, Welterfahrung und Freimuth verschafften ihm schon frühzeitig ein bedeutendes persönliches Ansehen (vgl. Radowitz, »Gespräche aus der Gegenwart«, in denen A. unter dem Namen Arnburg auftritt). Seit 1848 gehörte er zu den angesehensten Führern der liberalen Partei, die ihn um so höher schätzte, weil er einer der wenigen Liberalen war, welche auch Fragen der auswärtigen Politik mit Sachkenntnis zu behandeln wußten.

7) **Adolf Heinrich, Graf von A.-Boitzenburg**, preuß. Staatsmann, geb. 10. April 1803, ward Majoratsherr der großen Boitzenburger Güter in der Ukermark. Nachdem er seine akadem. Studien zu Göttingen vollendet, trat er in den preuß. Staatsdienst, ward Landrath in der Ukermark und 1833 Regierungspräsident in Stralsund. Später ward er in gleicher Eigenschaft nach Aachen versetzt, wo es seiner Gewandtheit gelang, trotz der damals obschwebenden Differenzen zwischen dem Staate und der kathol. Kirche ein wenigstens äußerlich befriedigendes Einvernehmen zwischen beiden Parteien zu erhalten. Im Jahr 1839 ward er als Regierungspräsident nach Merseburg versetzt, 1840 zum Oberpräsidenten der Provinz Posen und 1842 zum Minister des Innern ernannt. Er begann seine Amtsführung mit einer sehr bedeutenden Beschränkung der geheimen Polizei. Obwohl entschieden konservativ, stand er damals den liberalen Ideen doch keineswegs feindlich gegenüber, sondern wünschte vielmehr die Einführung einer Verfassung, in der er freilich dem aristokrat. Element einen hervorragenden Einfluß gesichert wissen wollte. Da es ihm nicht gelang, den König für diese konstitutionellen Tendenzen zu gewinnen, schied er 1845 aus dem Staatsdienste. Seit 1847 Mitglied der Herrenkurie des Vereinigten Landtags, ward er 19. März 1848 vom König an die Spitze eines neuen Kabinets berufen, unterzeichnete zwar die königl. Proklamation vom 21. März, konnte sich aber mit der deutschen Politik des Ministers des Aeußern (s. Arnim 6) nicht einverstanden erklären und schied deshalb schon 29. März aus dem kaum gebildeten, noch unvollständigen Ministerium wieder aus. Zum Mitglied der Deutschen Nationalversammlung gewählt, legte er sein Mandat bald nieder, weil ihm der dort wehende Geist nicht behagte. Die Interessen des Grundadels gegen die Steuerpläne des Ministers Hansemann vertretend, betheiligte er sich an dem in Berlin versammelten »Junkerparlament« und unterstützte die Reaktion sowohl durch seine Schrift: »Die Verheißungen vom 21. März« (Berl. 1849), als durch sein Auftreten in der zweiten Kammer, in der er sich zur äußersten Rechten hielt. Seit 30. Nov. 1854 erbliches Mitglied des Herrenhauses, war er hier Führer der von ihm im Gegensatz zur Feudalpartei gebildeten konservativ-liberalen Fraktion, unterstützte auch das Ministerium Manteuffel nicht unbedingt, sondern trat dem Büreaukratismus desselben mehrfach entgegen. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Manteuffel 1858 sich wieder mehr den Feudalen zuneigend, trat er gegen die Grundsteuervorlagen des Ministeriums Auerswald-Schwerin (»Neue Aera«) in heftige Opposition, befürwortete aber dann im Herrenhause die Annahme der Budgetvorlage der Regierung en bloc. Da er durch sein Vorgehen den Verfassungskonflikt bedeutend gesteigert hatte, suchte er sich zu rechtfertigen in der Schrift »Das Recht des Herrenhauses bei Feststellung des Staatshaushalts« (Berl. 1863). Er starb 8. Jan. 1868 auf Schloß Boitzenburg. Große Begabung und eine ehrenwerthe Persönlichkeit haben ihm die Achtung auch seiner politischen Gegner erworben.

8) **Harry (Heinrich), Graf von**, preuß. Diplomat, geb. 3. Okt. 1824 zu Moitzelfitz in Pommern, aus dem freiherrlichen Hause A.-Suckow, fungirte seit 1864 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister der Krone Preußen, seit 1866 auch des Norddeutschen Bundes, beim päpstlichen Stuhle, und bemühte sich Sept. 1870 vergebens, zwischen der röm. Kurie und der Regierung des Königreichs Italien zu vermitteln. Am 28. Juli d. J. in den Grafenstand erhoben, wurde er während der Belagerung von Paris wiederholt nach Versailles berufen und mit speciellen Missionen betraut, Februar 1871 aber von Rom abberufen, um die Friedenspräliminarien und dann auch den Definitivfrieden mit Frankreich zu Brüssel zu unterhandeln, und setzte die darauf bezüglichen Verhandlungen gemeinsam mit dem Fürsten Bismarck zu Frankfurt a. M. und nach dem Abschluß des Friedens (10. Mai 1871) auch die das Detail betreffenden Verhandlungen fort, welche zu der Konvention vom 29. Juni 1871 führten. Am 9. Juni 1872 wurde er als Botschafter des Deutschen Reichs bei der franz. Republik akkreditirt.

9) **Adolf, Graf von A.-Boitzenburg**, ältester Sohn und Majoratserbe von A. 7), geb. 12. Dec. 1832, studirte die Rechte in Göttingen, Bonn, Berlin, wurde 1862 Regierungsassessor und 1868 Landrath des Kreises Templin. Den Feldzug gegen Däne-

mark machte er als Ordonnanzofficier des Prinzen Friedrich Karl, den Krieg gegen Frankreich als Ordonnanzofficier des 3. Armeekorps mit. Im preuß. Herrenhause, dessen erbliches Mitglied er ist, und im Deutschen Reichstage stimmt er meist mit den gemäßigten Konservativen.

Arnis, Flecken im preuß. Regierungsbezirk Schleswig, an der schmalsten Stelle der Schley, mit 864 Einw.; im letzten dän. Kriege durch den 6. Febr. 1864 mittels einer Brücke zu Wege gebrachten Uebergang der preuß. Armee bekannt geworden.

Arno (lat. Arnus), nächst dem Tiber der bedeutendste Fluß Mittelitaliens, entspringt 1355 Meter hoch am Monte Falterona, einer aus der Hauptkette der Apenninen hervortretenden Bergmasse, bricht als wilder Bergstrom oberhalb des Fleckens Stia hervor und durchfließt das fruchtbare, nach SO. gerichtete Thal Casentino. Durch die Ebene von Arezzo, wo die den A. mit dem Tiber verbindende Chiana einmündet, schlingt sich dann der Fluß, von einem Zweige des Apennin (dem Prato Magno) gezwungen, in wunderlicher Biegung fast wieder zur Quelle zurück nach N., und bildet ein zweites, dem Casentino paralleles, aber nördlich gerichtetes Längenthal, das fruchtbare obere Val d'A. (125—150 Meter ü. M.). Bei Pontassieve, wo er die Sieve, seinen bedeutendsten Nebenfluß, aufnimmt, wendet er sich plötzlich nach W., um zunächst die fruchtbare und reiche Thalebene von Florenz (einen ehemaligen See), dann das enge gewundene Durchbruchthal von Lucciano und das gegen 8 Kilom. breite Thal von Empoli zu durchfließen. Oberhalb Pisa tritt er in die weite sumpfige, von Kanälen durchschnittene Küstenebene und ergießt sich 11 Kilom. unterhalb der genannten Stadt in das Meer. Von seinen Zuflüssen sind noch von S. her der Greve, die Pesa, Elsa, Era, von N. her der Bisenzio und die Pescia zu nennen. Der Canale Imperiale verbindet den A. durch den See von Bientino mit dem Serchio bei Lucca. Die Länge des A. beträgt 245 Kilom., schiffbar ist er nirgends. Sein Wasser ist meist trübe; seine Ufer sind zwar bevölkert, wohl angebaut und freundlich, doch nur im obern Laufe großartig. Das Val d'A. ist reich an fossilen Knochen von Elefanten, Rhinocerossen, Mastodonten :c.; auch machte man 1863 in den Schichten des quaternären Bodens interessante Funde von Menschenschädeln aus allen Perioden der Vorzeit nebst Werkzeugen aus der Steinperiode, Instrumenten von Obsidian, etruskischen Gegenständen :c.

Arnobius (A. der Aeltere), Rhetor zu Sicca in Numidien um 300 n. Chr., war anfangs Gegner, dann Bekenner und Apologet des Christenthums, starb um 326. Seine noch erhaltene Apologie: »Disputationes adversus gentes« (herausgeg. von Hildebrand, Halle 1844; deutsch von Alleker, Trier 1858) ist wegen ihres Reichthums an Notizen zur griech. und röm. Mythologie nicht ohne Wichtigkeit. Von ihm zu unterscheiden ist A. der Jüngere, ein semipelagianischer Kirchenschriftsteller und Bischof in Gallien um 450.

Arnold, 1) A. von Brescia, der kühnste, beredteste und thatkräftigste Gegner der Hierarchie im 12. Jahrh., war ein Schüler Abälards und Kleriker in seiner Vaterstadt Brescia. Als die Quelle des Verderbens in der Kirche erkannte er die weltliche Macht und die Reichthümer des Klerus und sah die einzige Möglichkeit der Erlösung von dem Elend der Zeit in der völligen Trennung des Geistlichen und Weltlichen. Demgemäß stellte er an die Geistlichen die Forderung, daß sie auf weltliche Macht und irdischen Besitz verzichten, sich mit dem, was die Gemeinde ihnen an freiwilligen Spenden, Erstlingen und Zehnten darreiche, begnügen und die Armut der Apostel sich zum Vorbild nehmen sollten. Solche Lehren, durch nüchterne Sittenstrenge bekräftigt und mit hinreißender Beredsamkeit verkündigt, sammelten bald zahlreiche Anhänger um ihn, mit deren Beistand er seine Reformen durchzuführen gedachte. Aber auf die Anklage des Bischofs von Brescia durch die zweite Lateransynode 1139 als Ketzer verbannt, floh er zu Abälard und von da, als dessen Schildträger durch Bernhard von Clairvaux vertrieben, 1140 nach Zürich, wo er für seine Lehre Anhänger zu gewinnen suchte. Als ganz in seinem Geiste die Römer 1143 dem Papste das weltliche Regiment entzogen und einen Senat eingesetzt hatten, beriefen sie ihn 1145, und A. war bis 1155 der Leiter der improvisirten röm. Republik. Aber durch Auflegung des Interdikts zwang Papst Hadrian IV. die Römer, A. preis zu geben; er floh, ward gefangen, von einigen Großen Kampaniens befreit, aber auf Befehl Kaiser Friedrichs I. dem Präfekten der Stadt überliefert, der ihn ohne Urtheil und Recht zum Feuertode verurtheilte. Der Kaiser hatte es bald zu bereuen, seinen einflußreichsten Bundesgenossen im Kampf gegen die Hierarchie der Rache derselben geopfert zu haben; die päpstliche Kurie aber fand sich später veranlaßt, die Schuld der Verurtheilung Arnolds von sich ab auf den Präfekten zu wälzen. Arnolds Asche wurde in den Tiber gestreut. Vgl. Giesebrecht, A. von Brescia (Münch. 1873); Francke, A. von Brescia und seine Zeit (Zür. 1825), und Clavel, Arnauld de Brescia et les Romains du XIIème siècle (Par. 1868). Dramatisch ward Arnolds Schicksal von Bodmer und Niccolini bearbeitet. — Arnoldisten, die Anhänger einer der Arnolds von Brescia verwandten reformatorischen Richtung. Sie wurden auf der Kirchenversammlung zu Verona von Papst Lucius III. 1184 verdammt.

2) Christoph, ein als Astronom berühmter Bauer, 17. Dec. 1650 zu Sommerfeld bei Leipzig geboren, errichtete auf seinem Wohnhaus ein Observatorium, entdeckte hier mehrere Erscheinungen früher als andere Beobachter und machte namentlich zuerst auf die Kometen von 1683 und 1686 aufmerksam, erwarb sich aber den größten Ruhm durch seine Beobachtung des Durchgangs des Merkurs durch die Sonne 31. Okt. 1690. Seine Beobachtungen wurden in die »Acta Eruditorum« aufgenommen. Im Drucke erschien von ihm: »Göttliche Gnadenzeichen, in einem Sonnenwunder vor Augen gestellt« (Leipz. 1692, mit Kupfern). Er starb 15. April 1695. Nach ihm benannte Schröter drei sogen. Thäler im Monde. Arnolds Briefwechsel wird auf der Rathsbibliothek zu Leipzig aufbewahrt.

3) Gottfried, luther. Theolog, geb. 5. Sept. 1665 zu Annaberg, studirte in Wittenberg, ward 1697 Professor der Geschichte zu Gießen. In Dresden von Spener pietistisch angeregt, ward er in Frankfurt und Quedlinburg durch persönliche Verbindungen einem mystischen Separatismus zugeführt, dem entsprechend er 1698 seine Professur niederlegte und sich des Kirchenbesuchs und der Theilnahme am Abendmahl enthielt. Doch änderte er seine Ansicht wieder, verheirathete sich 1700, ward Hofprediger der verwittweten Herzogin von Sachsen-Eisenach in Allstedt, 1705 Prediger zu Werben, 1707 zu Perleberg, wo er 30. Mai 1714 starb. A. verfaßte

mehrere mystische Schriften, auch geistliche Lieder; sein Hauptwerk aber ist die »Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie« (Frankf. 1699; 1700—1715; Schaffh. 1740—42, 3 Bde.), worin er die Ketzereien vertheidigte, in ihnen ein Streben nach wahrem Christenthum und ihre Berechtigung durch die Mängel und Ausartung der Kirche nachwies. Der Werth des Buches liegt in dem reichen, wiewohl nicht kritisch gesichteten Stoffe und in dem verhältnismäßig guten Deutsch, welches durch A. und seinen Freund Thomasius statt des Lateinischen in der gelehrten Welt eingeführt ward. Arnolds geistliche Lieder wurden herausgegeben von Knapp (Stuttg. 1845) und Ehmann (das. 1856). Vgl. Dibelius, Gottfried A., sein Leben und seine Bedeutung (Berl. 1873).

4) Johann, Müller in der Neumark, dessen Name immer genannt werden wird, wenn es sich um ein eklatantes Beispiel der Unzuträglichkeit und Unstatthaftigkeit der Kabinetsjustiz handelt. Der Arnold'sche Mühlenproceß machte zur Zeit Friedrichs d. Gr. und noch mehr unmittelbar nach dessen Tode viel von sich reden und war damals die nächste Veranlassung zu einer durchgreifenden Reform der preuß. Justiz. A. besaß erbpachtweise die bei Pommerzig in der Neumark gelegene sogen. Krebsmühle. Da er seit 1773 nicht mehr den jährlichen Zins an den Grafen von Schmettau entrichtet hatte, so kam die Mühle 1778 im Rechtswege zum Verkauf. Oberhalb derselben hatte ein Herr v. Gersdorff kraft eines vertragsmäßigen, A. bindenden Rechts einen Karpfenteich anlegen lassen, wodurch die Nutzbarkeit der Mühle wesentlich beeinträchtigt wurde. A. führte deshalb bei der Küstriner Regierung Beschwerde gegen v. Gersdorff, ward aber mit Rücksicht auf jenen Vertrag zurückgewiesen, worauf er sich mit einer Klage direkt an Friedrich II. wandte, dabei sowohl den bewußten Vertrag sorgsam verschweigend, als auch, daß er den Erbkanon lange Zeit nicht entrichtet hatte. Der König ertheilte alsbald der Küstriner Regierung den Befehl, die Sache von neuem zu untersuchen und hierbei den Oberst v. Heucking mitwirken zu lassen. Im Widerspruch mit der Regierung, welche zu demselben Resultate gelangte, wie früher, bezeichnete der letztere in seinem Berichte an den König das Verfahren gegen A. als zu hart. Friedrich II. befahl hierauf die unverzügliche Lossprechung Arnolds unter derber Zurechtweisung der betheiligten Regierung. Er hatte sich durch v. Heuckings und Arnolds Vorstellungen vollständig für letztern einnehmen lassen, so daß er der festen Ueberzeugung war, diesem geschehe bitteres Unrecht. Indeß prüfte die Regierung in Küstrin unter Zuziehung eines Sachverständigen nochmals die Sache, ohne zu einer andern Entscheidung kommen zu können, und wies demnach 28. Okt. 1779 die Klage zurück. A. appellirte hiernach an das Kammergericht in Berlin; dieses bestätigte lediglich das ergangene Erkenntnis. Der König, ob dieser Entscheidung entrüstet, verkündigte infolge dessen dem Großkanzler, Freiherrn v. Fürst, seine Entlassung; die drei Räthe, welche das Erkenntnis entworfen hatten, ließ er ins Stadtgefängnis abführen. Zugleich verfügte er die Verhaftung der vier ersten Räthe der Küstriner Regierung, sowie die Absetzung des dortigen Regierungspräsidenten, Grafen v. Finkenstein, und des Landraths v. Gersdorff. Am 14. Dec. 1779 veröffentlichte die Haude und Spener'sche Zeitung ein nach des Königs eigenen Diktaten aufgenommenes Protokoll, worin die innigste Ueberzeugung des Königs ausgesprochen war, daß einem armen Manne, nur weil er einen reichen Edelmann zum Gegner gehabt, in dem fraglichen Proceß von den Justizkollegien unerhörtes Unrecht geschehen sei und zur Aufrechthaltung der Gleichheit vor dem Gesetze ein Exempel statuirt werden müsse. Gegen die verhafteten Beamten wurde nun die Untersuchung eingeleitet, doch schon 26. Dec. 1779 erklärte der Kriminalsenat des Kammergerichts in einem motivirten Gutachten, daß keinem der Verhafteten ein Verbrechen zur Last falle, daß vielmehr alle nach Pflicht und Gewissen gehandelt hätten. In eben diesem Sinne sprach sich auch der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz aus. Dessenungeachtet bestand Friedrich in einer Kabinetsordre vom 1. Jan. 1780 auf Bestrafung: zwei Räthe wurden in der Folge zwar freigesprochen, die übrigen aber kassirt, zu einjähriger Festungsstrafe und zur Bezahlung der fraglichen Mühle, sowie des dem A. erwachsenen Schadens verurtheilt. Erst nachdem sie alles nach dem Taxansatze bezahlt hatten, entließ sie der König ihrer Haft. Nach Friedrichs II. Tode annullirte sein Nachfolger den Machtspruch vom 1. Jan. 1780: die Verurtheilten wurden jetzt freigesprochen mit der Aussicht, im Staatsdienst wieder angestellt zu werden, auch die an A. zwangsweise gezahlten Gelder aus des Königs Schatulle zurückerstattet. A. blieb im Besitz der Mühle. Vgl. Sengebusch, Historisch-rechtliche Würdigung der Einmischung Friedrichs d. Gr. in die Rechtssache des Müllers A. (Altona 1829); v. Dohm, Denkwürdigkeiten, Bd. 1 (Lemgo 1814).

5) Samuel, engl. Komponist, geb. 10. Aug. 1740 (in Deutschland?), Schüler und Nachfolger Händels, erwarb sich durch seine Oper »The maid of the mill« (1764) und sein Oratorium »The cure of Saul« (1767) für immer die Gunst des Publikums, ward 1783 königl. Hofkomponist, 1793 Organist an der Westminsterabtei und starb 12. Okt. 1802 zu London. A. war ein sehr gründlicher und fleißiger Komponist, für unsern Geschmack jedoch ziemlich trocken. Er hat über 40 Opern und Intermezzi geschrieben, die alle beifällig aufgenommen wurden, aber an Werth seinen Kirchenkompositionen, namentlich seinen 7 Oratorien nicht gleichkommen. Für uns besteht sein Hauptverdienst in der Besorgung der Ausgabe von Händels Werken in 36 Foliobänden, die unter den Auspicien des Königs zu London 1786 in prachtvoller Ausstattung erschien, aber nicht frei von Fehlern ist.

6) Georg Daniel, Rechtsgelehrter, auch als elsässer Dichter bekannt, geb. 18. Febr. 1780 zu Straßburg, studirte in seiner Vaterstadt, dann in Göttingen, zuletzt in Paris, ward 1800 Professor des Code civil an der Rechtsschule zu Koblenz, 1810 Professor der Geschichte zu Straßburg, 1811 Professor der Jurisprudenz, 1820 Präfekturrath, welche Stelle er aber wieder aufgab, als seine politischen Grundsätze damit nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Er starb 18. Febr. 1829. Besonderes Verdienst erwarb er sich durch sein Werk »Elementa juris civilis Justinianei, cum Codice Napoleoneo et reliquis legum codicibus collata« (Straßb. u. Par. 1812). Seine lyrischen Gedichte erheben sich über das gewöhnliche; das größte aber leistete er durch sein Lustspiel »Der Pfingstmontag« (Le lundi de la Pentecôte), im Straßburger Dialekt (Straßb. 1816, 2. Aufl. mit Illustrationen und vermehrt mit einer Auswahl von Gedichten und der Biographie des Verfassers 1851), nach Goethe's Urtheil ein Werk,

das an Klarheit und Vollständigkeit des Anschauens und an geistreicher Darstellung der Einzelheiten wenige seines Gleichen findet.

7) Thomas, ein für das kirchliche Leben und das Erziehungswesen Englands hochwichtiger Mann, geb. 13. Juni 1795 in Cowes auf der Insel Wight, erhielt seine Bildung in Manchester und Oxford, wo er Theologie studirte. Drei Jahre später verließ er Oxford und wirkte erst als Mentor von Privatzöglingen, dann als Vorsteher der öffentlichen Schule zu Rugby. Ausflüge auf das Festland nährten in ihm den Sinn für deutsche Literatur, den er als Bearbeiter von Niebuhrs römischer Geschichte (»History of Rome«, unvollendet, Lond. 1846—49, 3 Bde.) bethätigte. Jedenfalls vom deutschen Protestantismus ausgehend, war er einer der ältesten und klarsten Vertreter der breitkirchlichen Partei und entschiedener Gegner des Puseyismus. 1841 übernahm er neben dem Amt in Rugby die Professur der Geschichte zu Oxford, starb aber schon 12. Juni 1842. Sein Leben beschrieb A. Stanley (8. Aufl., Lond. 1858, 2 Bde.; deutsch bearbeitet von Heintz, Potsd. 1846); über seine Verdienste als Pädagog vgl. Zinzow, Thomas A. (Stettin 1869).

8) Youry von, russ. Komponist, geb. 1. Nov. 1811 in St. Petersburg, Sohn eines Staatsraths, studirte zu Dorpat 1828—30 Cameralia und trat 1831 als Fahnenjunker in ein Kürassierregiment ein, mit dem er den poln. Feldzug mitmachte und an 7 Schlachten, sowie am Sturm auf Warschau tapfern Antheil nahm. Nach hergestelltem Frieden trat er in den Staatsdienst, trieb aber nebenbei, einer unüberwindlichen Neigung folgend, mit regstem Eifer Musikstudien und ließ als erste Frucht derselben die Oper »Die Zigeunerin« erscheinen, der 1859 die Musik zur Ballade »Swätlana« von Schukowsky folgte, womit A. den von der Petersburger Philharmon. Gesellschaft ausgesetzten Preis errang. Von 1863—68 lebte er in Leipzig, wo er zugleich als musikal. Schriftsteller (namentlich in der »Neuen Zeitschrift für Musik«) thätig war; seit 1867 ist er Professor am Konservatorium zu Moskau. A. gehört entschieden der sogen. »Neudeutschen Schule« an, ohne jedoch die von älteren Meistern eingeschlagene Bahn verlassen zu haben. Unter seinen zum Theil sehr originellen Kompositionen befinden sich 3 Opern, Balladen, 2 Ouvertüren (darunter eine zu »Boris Godunow«), vierstimmige Gesänge, ein oriental. Psalm und über hundert Lieder. Seine in Petersburg gehaltenen Vorträge »Ueber Geschichte der Musik« und »Die Theorie der Musik auf akustischen Grundlagen« (ein auf langjährigen Vorarbeiten beruhendes Werk) fanden große Anerkennung.

9) Friedrich August, Orientalist, geb. 16. Nov. 1812 zu Halle a. S., besuchte das Pädagogium und studirte seit 1831 auf der Universität daselbst Theologie und Orientalia, nebenbei auch fleißig Philosophie und Geschichte. Nachdem er seine akadem. Studien in Berlin unter Bopp, Wilken und Benary fortgesetzt und beendet hatte, erhielt er eine Lehrerstelle an der lat. Hauptschule zu Halle und habilitirte sich 1841 zugleich an der Universität für oriental. Sprachen, von denen er mit Vorliebe das Arabische und Aethiopische, Syrische und Chaldäische zu Lehrgegenständen wählte. Im Jahr 1862 zum außerordentlichen Professor ernannt, starb er 18. Aug. 1869. Von seinen gediegenen Schriften sind namentlich anzuführen: das populäre Werk »Palästina, historisch-geograph. dargestellt« (Halle 1845), einige, demselben Lande gewidmete Schulprogramme, seine Ausgabe der »Moallakât« (Leipz. 1850), die »Chrestomathia Arabica« (Halle 1853) und »Abriß der hebräischen Formenlehre« (das. 1867). A. war eines der ältesten und thätigsten Mitglieder der deutschen Morgenländischen Gesellschaft und seit länger als einem Vierteljahrhundert deren Schriftführer.

10) Matthew, engl. Dichter und Schriftsteller, geb. 24. Dec. 1822 zu Baleham bei Staines, Sohn von A. 7), erhielt seine erste Ausbildung zu Winchester und Rugby, studirte seit 1840 zu Oxford, wo er 1843 für ein Gedicht über Cromwell den Preis erhielt, war von 1847—51 Privatsekretär des Lord Landsdowne und erhielt später die Stelle eines Schulinspektors. An Dichtungen hatte er inzwischen (anonym) »The strayed reveller and other poems« (Lond. 1848) veröffentlicht, denen er jetzt »Empedocles on Etna« (1853, neue Ausg. 1868) und »Poems« (1854, 2 Bde.) folgen ließ, infolge deren er 1857 zum Professor der Poesie in Oxford ernannt wurde. Im Auftrage der Regierung unternahm A. 1859—60 eine Reise durch Frankreich, Deutschland und Holland zu dem Zweck, das Unterrichtswesen dieser Länder zu studiren, und legte seine Ansichten darüber in den Schriften: »A French Eton, or education and the state« (1864) und »Schools and universities on the continent« (1868) nieder. Von seinem höchst bedeutenden poetischen Formensinn, der allen seinen Dichtungen, so auch den »New Poems« (2. Aufl. 1868), einen besondern Reiz verleiht, zeugen auch seine Versuche, Homer in engl. Herameter zu übersetzen, worüber er theoretisch in seinen Orforder Vorlesungen »On translating Homer« (1861 u. 1862) gehandelt hat. Weniger bedeutend ist die antikisirende Tragödie »Merope« (1857). Eine Sammlung seiner Dichtungen erschien zuletzt 1869, 2 Bde.; eine Zusammenstellung seiner prosaischen Aufsätze unter dem Titel »Essays in criticism« (1865, 2. Aufl. 1869). Seine jüngsten Schriften sind »Culture and Anarchy, an essay in political and social criticism« (1869), »St. Paul and Protestantism, with an essay on Puritanism and the church of England« (2. Aufl. 1871) und »Study of Celtic literature« (1867). Im Jahr 1867 trat er von seiner Professur zurück; 1870 ernannte ihn die Universität zu Oxford zum Doktor der Rechte. — Sein Bruder Edwin, geb. 1832, war längere Jahre Vorsteher des Sanskrit-College zu Puna in Ostindien und hat sich besonders durch die Schrift »History of the administration of India under the late marquis of Dalhousie« (1862—64, 2 Bde.), sowie durch verschiedene Dichtungen (darunter das Drama »Griselda«) einen Namen gemacht.

11) Christoph Friedrich Wilhelm, ausgezeichneter Rechtslehrer, geb. 28. Okt. 1826 zu Borken in Hessen, erhielt seine Schulbildung auf den Gymnasien zu Kassel und Hanau, studirte 1845—1850 zu Berlin, Heidelberg und Marburg Rechtswissenschaft, nahm zu Berlin an Ranke's histor. Uebungen theil und habilitirte sich dann zu Marburg als Privatdocent für Staatsrecht, deutsches Privatrecht, Kirchenrecht und deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Obwohl von der Marburger Universität zweimal zum Professor vorgeschlagen, fand er als Anhänger der beschwornen Verfassung von 1831 unter dem Ministerium Hassenpflug keine Anstellung und sah sich deshalb genöthigt, 1855 einem Ruf nach Basel zu folgen. Hier wirkte er bis 1863, wo ihm nach Wiederherstellung der Verfassung eine

Professur zu Marburg zu theil ward. Von großem Einfluß auf seine schriftstellerische Thätigkeit war für ihn in der ersten Zeit die freundliche Unterstützung von Seiten Joh. Friedrich Böhmers, des Herausgebers der »Kaiserregesten«, mit welchem er bis zu dessen Tod (1863) einen regelmäßigen Briefwechsel unterhielt. Die Briefe Böhmers an A. sind, so weit sie allgemeines Interesse haben, in dem Buche von Joh. Janssen: »Böhmers Leben, Briefwechsel und Schriften« (1868) mit abgedruckt. An größeren Werken ließ A. bis jetzt erscheinen: »Verfassungsgeschichte der deutschen Freistädte« (Hamb. u. Gotha 1854, 2 Bde.); »Zur Geschichte des Eigenthums in den deutschen Städten« (Basel 1861); »Kultur und Rechtsleben« (Berl. 1865); »Kultur und Recht der Römer« (das. 1868).

Arnoldi, 1) Ernst Wilhelm, geb. 21. Mai 1778, gründete zu Anfang dieses Jahrhunderts die noch jetzt unter der Firma »Ernst Arnoldi's Söhne« in Gotha bestehende Farbenfabrik, sowie die Elgersburger Steingutfabrik bei Ilmenau. Von ungleich großartigerer Bedeutung sind aber Arnoldi's andere Schöpfungen, die Gotha'sche Feuer- und Lebensversicherungsbank, jene 1821, diese 1829 gegründet und beide auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhend. A. war ferner einer der ersten, welche die Nothwendigkeit eines Instituts, wie der Zollverein, für Deutschland erkannten: seit 1816 wirkte er in diesem Sinne publicistisch und seine Aufsätze fanden allgemeinen Beifall; 1819 überreichte er dem Bundestag eine von 5051 deutschen Industriellen unterzeichnete Vorstellung, um die Aufhebung der Hemmungen des innern Verkehrs und eine höhere Besteuerung fremder Produkte und Fabrikate herbeizuführen. Als durch den Zollverein später wirklich erreicht war, was A. erstrebt hatte, war er wieder einer der ersten, welche die Neugestaltung der Dinge in volkswirtschaftlicher Beziehung für Deutschland auszunutzen suchten. So wurde die Zuckerfabrikation aus Runkelrüben vornehmlich durch ihn im nördl. Deutschland zuerst eingeführt oder angeregt. Den städtischen Angelegenheiten seiner Vaterstadt Gotha wendete A. neben seinen großen, nationalen Unternehmungen fortwährende Sorgfalt zu. Er starb 27. Mai 1841. Seine Biographie schrieb F. Otto (Leipz. 1868).

2) Wilhelm, Bischof von Trier, geb. 4. Jan. 1798 zu Baden im preuß. Regierungsbezirk Trier, empfing 1815 die Priesterweihe und erhielt bald darauf eine Professur der oriental. Sprachen und der geistl. Beredsamkeit am Priesterseminar zu Trier. Nach Verwaltung einiger Pfarrämter ward er 1834 Domprediger und Domkapitular zu Trier. Seiner Wahl zum Bischof 1839 verweigerte der Staat die Bestätigung und genehmigte erst eine zweite Wahl 1842. 18. Sept. d. J. ohne Einsprache von Seiten des Staats geweiht und inthronisirt, verweigerte er seiner streng katholisch-kirchlichen Richtung gemäß den Staatseid, reformirte in demselben Sinn das Priesterseminar zu Trier und veranstaltete 1844 die Ausstellung des ungenähten Rockes Christi, welche den Anlaß zur deutsch-kathol. Bewegung gab. 1853 erließ er eine Verordnung über die nur bedingungsweise gestattete Einsegnung der gemischten Ehen, wogegen Friedrich Wilhelm IV. die Officiere, die sich ihr unterwerfen würden, mit Entlassung bedrohte. A. starb 7. Jan. 1864.

Arnolfo di Cambio (fälschlich A. di Lapo genannt), berühmter ital. Baumeister und Bildhauer, geb. 1232 zu Colle di Val d'Elsa im Florentinischen, war ein Schüler des Niccola Pisano und starb 1300. Zu seinen Hauptwerken gehören der Plan des großartigen Doms Santa Maria del Fiori zu Florenz, dessen Bau er von 1294 bis zu seinem Tode leitete; das schöne gothische Ciborium in der Kirche S. Paolo bei Rom (1285) und das Grabmal des Kardinals de Braye in S. Domenico zu Orvieto (1294), eine Mischung von Architektur, Skulptur und Mosaik.

Arnould (spr. arnuh), 1) Jean François, eigentlich Mussot, französischer Schauspieler und Theaterdichter, der Schöpfer der Pantomime in Frankreich, war 1734 zu Besançon geboren. Zum Juristen bestimmt, entlief er seinen Eltern, ward Mitglied einer vom Prinzen von Conti gebildeten Schauspielertruppe zu Versailles und seit 1775 Associé Audinots, Unternehmers des Theaters Ambigu-Comique. Die von ihm hier eingeführten und meisterhaft geleiteten Balletts in Pantomimen, seine Leichtigkeit und Virtuosität in Erfindung und Darstellung neuer Stücke zogen bald ein so großes Publikum herbei, daß die Unternehmer ihr Glück machten und selbst die Eifersucht der Oper rege ward. A. starb 1795 zu Paris. Sehr bedeutend ist die Zahl seiner Lustspiele und Vaudevilles; von seinen Pantomimen hatte den meisten Erfolg »La complainte des Barmécides« von 1781, eine Parodie der Laharpe'schen Tragödie.

2) Sophie, berühmte franz. Schauspielerin, geb. 14. Febr. 1744 zu Paris, erhielt eine gute Erziehung und kam in die königl. Kapelle, später auf das Theater, wo sie bis 1778 der Liebling des Pariser Publikums war. A. glänzte in der Oper ebenso sehr durch ihren überaus reinen, leichten, lebhaften und ausdrucksvollen Gesang, wie durch ihr unübertrefflich schönes Spiel. Nicht weniger bezaubernd war ihre Liebenswürdigkeit außerhalb des Theaters. Eine zweite Ninon, sah sie die geistreichsten und gelehrtesten Männer in ihrem Hause; selbst d'Alembert, Diderot, Helvetius, Mably, Duclos und J. J. Rousseau ehrten sie durch ihre Besuche. Dorat, Bernard, Marmontel und Favart haben sie besungen. Ihr zuweilen sehr beißender Witz machte so großes Glück, daß man ihre Bonmots unter dem Tittel »Arnoldiana« sammelte. Daß sie von lockeren Sitten gewesen, dürfte nach allen über sie vorhandenen Auslassungen unbezweifelt sein. Man erzählt von ihr, daß sie eine Zeitlang 7 Liebhaber, und zwar für jeden Tag in der Woche und aus jeder europäischen Nation einen andern gehabt. Sie starb 1803. Lamotte-Langon gab ihre »Memoiren« heraus (Paris 1837, 2 Bde.).

Arnsberg, Hauptstadt der ehemaligen Grafschaft, jetzt des gleichnamigen preuß. Regierungsbezirks in der Provinz Westfalen, der 7698 □Kilom. (140 □M.) mit (1871) 865,752 Einw. umfaßt, Station der Ruhrthalbahn, liegt an einem Berge, der auf drei Seiten von der Ruhr umflossen wird und auf seinem Gipfel die Ruinen des alten Stammschlosses der Grafen von A. trägt, ist Sitz der Regierung, einer Oberpostdirektion und eines Appellationsgerichts, hat ein katholisches Gymnasium, 2 kathol. und 1 evangel. Kirche, Papier- und Holzstofffabriken und (1871) 4784 Einw. (darunter 843 Protestanten und 87 Juden).

A., früher Sitz von Grafen, ward später als Handelsstadt Mitglied der Hansa; auch war hier ein Hauptstuhl der Frei- oder Femgerichte. Nach der Besitznahme durch Köln (1368) wurde A. häufig

Residenz der Kölner Kurfürsten, sowie Sitz der westfälischen Kanzlei und der Landtage. 1762 ward das Schloß den Franzosen von den Preußen nach einer kurzen Beschießung abgenommen und geschleift. Die ehemalige Grafschaft A., im Centrum des Herzogthums Westfalen, etwa 1000 QKilom. groß, von der Ruhr und Mönne durchströmt, mit den Städten Arnsberg, Neheim, Beleke, Hirschberg, Meschede, Fredeburg u. a., jetzt unter die preuß. Kreise Arnsberg und Meschede vertheilt, umfaßte wahrscheinlich den alten sächsischen Gau Engern (Pagus Angaria) und ward von Grafen verwaltet, die im 12. Jahrh. zum erblichen Besitz ihrer Würde gelangten. Graf Friedrich II., der Streitbare (gest. 1124), spielte unter Kaiser Heinrich V. erst als dessen Anhänger, dann als dessen Gegner eine bedeutende Rolle. Graf Heinrich II. wurde wegen Einkerkerung seines Bruders von Heinrich dem Löwen vertrieben. Graf Wilhelm, ein Freund des Kaisers Ludwig des Bayern, erhielt bei dessen Krönung 1314 herzogl. Rechte in seinem Gebiet, allein die beabsichtigte Aufhebung des Dienstverhältnisses zu Köln erreichte er nicht. Gottfried III. verlor nach 1352 fast seine ganze Grafschaft an den Grafen Engelbert von der Mark und erhielt dieselbe erst nach Abtretung der Herrschaft Fredeburg (1366) zurück. 1368 verkaufte er kinderlos seine übrigen Besitzungen an das Kölner Erzstift, von dessen Gebiete sie umgeben und lange schon bevormundet waren. Seitdem war die Grafschaft ein zum sogen. Werl'schen Quartier gehöriger Theil des Kölner Herzogthums Westfalen, wurde mit diesem 1802 als Entschädigung an Hessen abgetreten und kam ebenso 1815 an Preußen. Das Wappen der Grafschaft ist ein silberner Adler im blauen Felde.

Arnshaugk, ehemalige Grafschaft im Orlagau, im Mittelalter Sitz eines mächtigen thüringischen Dynastengeschlechts (der Grafen von A.). Die Besitzungen dieser gräflichen Familie bestanden in den Schlössern und Städten A., Auma, Triptis, Neustadt a. d. O., Elsterberg, Pößneck, Jena, Lobdaburg, Burgau, Leuchtenburg und Kahla und 72 Dörfern. Das Geschlecht theilte sich in 5 Linien, die Arnshaugkische, Elsterbergische, Leuchtenburgische, Lobdaburgische und Burgauische; 1290 starb es mit dem Grafen Otto aus. Dessen Gemahlin Elisabeth (Tochter des Vogts Heinrich zu Plauen) und seine gleichnamige Tochter haben beide für die meißnische und sächsische Geschichte ein bedeutendes Interesse. Erstere heirathete nach Graf Otto's Tode den Markgrafen Albrecht den Unartigen und stellte den Frieden zwischen ihm und seinem Sohn Friedrich dem Gebissenen her. Dieser erwarb durch seine Vermählung mit Otto's Erbtochter Elisabeth dem Hause Meißen die Grafschaft A. Auf Schloß A. wurde 1428 der Arnshaugker Vertrag zwischen dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen und dem Burggrafen von Meißen geschlossen. A. verblieb bei der Theilung von 1485 der Ernestin. Linie. Im Jahr 1567 kam es als Pfand für die bei der Belagerung von Gotha aufgelaufenen Kriegskosten an die Albertin. Linie, an welche es 1660 völlig abgetreten wurde. Bis 1783 bildete es ein Amt mit 17,000 Einw., wurde dann mit dem Amte Ziegenrück vereinigt und kam 1815 durch den Wiener Kongreß vom Königreich Sachsen an Weimar.

Arnstadt, Hauptstadt der schwarzburg-sondershausischen Oberherrschaft, 15 Kilom. südl. von Erfurt in anmuthiger Gegend an der Gera gelegen, mit Neudietendorf an der Thüringer Bahn durch Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Landrathsamts, eines Kreisgerichts, eines Justizamts und einer Ephorie ꝛc., hat ein Gymnasium, eine Real- und eine Gewerbeschule, einen Gewerbeverein, eine Näh- und Strickschule, eine Krankenheilanstalt, mehrere Hospitäler und (1871) 8676 Einw. (darunter etwa 70 Katholiken). Bemerkenswerthe Gebäude sind: das fürstl. Schloß (1728—32 erbaut) mit werthvollem Porzellan- und Gemäldekabinet; der großartige Thurm der alten, 1560 erbauten, 1798 zusammengestürzten Hofburg; das imposante Rathhaus (1581 erbaut); 4 Kirchen, darunter die schöne Liebfrauenkirche mit reichverziertem romanischen Portal und 2 achteckigen, zierlich dekorirten Thürmen aus frühgothischer Zeit (seit 1811 dem Gottesdienst entzogen, neuerdings zum Theil restaurirt) und die sogen. Günthersmühle (1572 vom Grafen Günther dem Streitbaren erbaut, jetzt zur Walzmühle mit 12 deutschen und 6 amerikan. Gängen umgestaltet). Die Stadt ist einer der wichtigsten Korn- und Holzmärkte von Thüringen, die Vermittlerin zwischen der thüringischen Ebene und dem Gebirge; sie hat sehr ergiebige Landwirtschaft (auch umfangreichen Gemüse- und Obstbau) und ansehnlichen Handel. Die Haupterzeugnisse der schwunghaft betriebenen Industrie sind: Mühlenfabrikate, Cigarren, Cichorien, Handschuhe (jährlicher Export über 50,000 Dutzend), Leder- und Schuhwaaren, Feuerspritzen, Brückenwagen, Nähmaschinen, feuerfeste Geldschränke, Zündhölzer, Fleisch- und Konditoreiwaaren. Auch die Bierbrauerei (altberühmtes Weizenbier) und die Kunst- und Handelsgärtnerei Arnstadts sind blühende Gewerbe. In der Nähe befinden sich reiche Steinsalzlager (Saline Arnshall), was 1851 Veranlassung zur Gründung eines Soolbades in A. gab, das jetzt mit Kiefernnadel-, Kräuter-, Dampf- und anderen Bädern verbunden ist und sich steigender Frequenz erfreut. In der Umgebung sind der schöne Schloßgarten, der Fürstenberg, die Eremitage, die Altenburg und die geringen Reste der Käfernburg (über Oberndorf) bemerkenswerth. A. kommt bereits in Urkunden 704 vor. Im Jahr 954 hielt Kaiser Otto I. daselbst eine Reichsversammlung, die seinen natürlichen Sohn Wilhelm zum Erzbischof von Mainz und Statthalter von Thüringen ernannte. Später gehörte die Stadt theils zur Abtei Hersfeld, theils den Grafen von Käfernburg, bis sie 1306 durch Kauf an die Grafen von Schwarzburg kam, die bis 1716 hier residirten. A. ist auch merkwürdig als Wohnort J. S. Bachs, der 1704—1707 Organist an der dortigen Bonifaciuskirche war, des Dichters Neubeck, der sein Epos »Die Gesundbrunnen« daselbst schrieb und dem neuerdings ein Gedenkstein gesetzt wurde, des Schriftstellers W. Alexis (W. Häring), der 1871 in A. starb, und der Romandichterin E. Marlitt (E. John). Vgl. Hesse, Arnstadts Vorzeit und Gegenwart (Arnst. 1842); Schwerdt, A. (Gotha 1856); Niebergall, Arnstadts Soolbad (Erfurt 1855); W. Alexis, A., ein Bild aus Thüringen (1851).

Arnstein, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, an der Wern, Sitz eines Landgerichts, mit Getreide-, Wein- und Flachsbau, besuchten Viehmärkten und 1600 fast nur kathol. Einwohnern.

Arnswalde, Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Frankfurt, zwischen drei Seen gelegen, Station der Posen-Stargarder Eisenbahn, hat 2 Eisengießereien und Maschinenbauanstalten, Fabriken

für Zündhölzer, Cigarren und Dachpappe und (1871) 6521 Einw.

Arnulf, 1) deutscher Kaiser, natürlicher Sohn des deutsch=karoling. Königs Karlmann und der Luitswinda, Schwester des nordgauischen Grafen Ernert, erbte nach seines Vaters Tode (880) das Herzogthum Kärnthen und wurde nach Karls des Dicken Absetzung (887) zum deutschen König erwählt. Er schlug 891 die Normannen bei Löwen und unterwarf im Bunde mit dem Ungarnfürsten Brazlaw und dem bulgar. Hordenführer Laudomir 893 den Mährenfürsten Zwentibold. Vom Papst Formosus gegen Guido von Spoleto, der nach der Kaiserwürde trachtete, zu Hülfe gerufen, machte er einen Zug nach Italien, mußte zwar infolge des Abfalls Rudolfs von Burgund in Piacenza umkehren, erschien aber 895 von neuem in Italien und wußte die Streitigkeiten zwischen dem Herzog Berengar von Friaul, der sich zum König von Italien aufgeworfen, und Guido's Sohne Lambert um die Kaiserwürde so geschickt zu benutzen, daß ihn der Papst Formosus 896 in Rom, welches A. im Sturm genommen hatte, zum Kaiser krönte. Mit Zurüstungen zu weiterem Kampfe beschäftigt, erkankte er und kehrte nach Deutschland zurück. Er starb 8. Dec. 899 zu Regensburg und ward dort (in St. Emmeran) begraben. Ihm folgte als König sein sechsjähriger Sohn Ludwig (das Kind). Von einer Beischläferin, Holenrada, hatte A. zwei Söhne: der eine, Zwentibold, ward Herzog von Lothringen, der andere, Ratold, wird als Ahnherr der Grafen von Meran angesehen. Durch Arnulfs Erhebung auf den deutschen Thron wurde die bleibende Trennung der östl. und westl. Stämme des altfränk. Gesammtreichs vollendet. In Deutschland rief Arnulfs Usurpation unheilvolle Parteiungen hervor, in denen die Stammesdynasten wieder zur Macht gelangten, woraus dann die herzogl. Gewalt bei den einzelnen Volksstämmen erwuchs. A. beging zwei große Fehler: er hob einzelne Familien auf Kosten der anderen und rief, um einen gefährlichen Feind zu bezwingen, einen andern, weit gefährlichern ins Land. In Schwaben suchte A. durch Erhebung des Bischofs von Konstanz und Abts von St. Gallen, Salomo, sein Ansehen zu befestigen und reizte dadurch die Kammerboten Berthold und Erchanger. Die daraus entstandenen Fehden haben den Südwesten Deutschlands bis weit ins 10. Jahrh. hinein zerrüttet und endeten erst mit der Ernennung des Grafen Burkard zum Herzog von Schwaben. Dasselbe geschah in Franken, wo A. durch Begünstigung des Bischofs Rudolf von Würzburg, eines Saliers, die babenbergischen Kammerboten Adelbert und Werner zu beschränken suchte, woraus sich die traurige babenbergische (bambergische) Fehde entspann. Auch in Sachsen erhob sich zu Arnulfs Zeit durch Otto den Erlauchten ein Herzogshaus, und selbst in Bayern, welches A. persönlich als Herzog regierte, gelangte nach seinem Tode, unter den Kämpfen mit den Ungarn, Luitbold zu selbständiger Macht, dem 907 sein Sohn Arnulf der Böse als Herzog, ohne Bestätigung von Seiten des Königs, folgte. Das verderblichste war aber, daß A., um die Mähren zu besiegen, mit den Ungarn sich verband und diesen dafür Pannonien überließ, von wo aus sie ein halbes Jahrhundert lang ihre verheerenden Züge in das Herz des Deutschen Reichs wiederholten.

2) A., Bischof von Metz, Ahnherr der Karolinger, um 580 geboren, ward austrasischer Palastaufseher unter Theudebert II., trat dann in den geistl. Stand und ward 611 Bischof von Metz. Er herrschte für Chlotar II. und dessen Sohn Dagobert I. gemeinsam mit dem Majordomus Pipin von Landen, dessen Tochter an Ansegisel, Arnulfs Sohn, verheirathet war. Nachdem er unter Dagoberts selbständiger Regierung seinen Einfluß verloren, legte er sein Bisthum um 628 nieder und begab sich in das wasgauische Kloster Habundum, wo er 640 starb. Arnulfs Leichnam wurde 648 nach Metz gebracht, wo man ihm zu Ehren die berühmte gleichnamige Abtei erbaute.

Aroe (Arroe), Insel; s. Aeroe.

Arogh, Ort bei Magdala in Abessinien, neuerdings bekannt geworden durch den Sieg der Engländer über Kaiser Theodor (10. April 1868), welcher die Erstürmung von Magdala zur Folge hatte.

Aroïdeen (Arongewächse, Arumartige Gewächse, Kolbenblütler), monokotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Spadicifloren, Kräuter zum Theil mit Milchsaft, kriechendem oder knolligem Wurzelstocke, oder halbstrauchartige ansehnliche Gewächse. Die wechselständigen, meist sehr großen Blätter sind bei wenigen (Kalmus) lang und schmal schwertförmig, bei den meisten haben sie einen am Grunde scheidenförmigen Stiel und eine breite, meist sehr große Fläche von pfeil=, herz= oder schildförmiger Gestalt mit hand= oder fußförmigen Nerven, zwischen denen bei einigen die Blattmasse durchbrochen ist. Der einfache schaftartige Blütenstengel läuft in einen ungetheilten Kolben aus, welcher von einer ihm unten oder der Länge nach angewachsenen scheidenartig gerollten, oft gefärbten Spatha eingehüllt und entweder auf seiner ganzen Länge oder unter Freilassung eines obern Stückes mit den Blüten besetzt ist. Letztere sind bei manchen zwitterig und haben dann 6 Staubgefäße um ein oberständiges dreifächeriges Ovarium mit sechsblätterigem Perigon oder auch ohne solches. Die meisten haben aber eingeschlechtige Blüten, und diesen fehlt immer das Perigon: die weiblichen besitzen nur ein einfaches Ovarium mit aufsitzender Narbe und nehmen meist dicht gedrängt den untern Theil des Kolbens ein; die männlichen bestehen aus einzelnen Staubgefäßen mit sehr kurzem Filament und zweifächeriger Anthere, welche auf dem obern Theil des Kolbens vereinigt sind. Jeder Fruchtknoten entwickelt sich zu einer meist einsamigen Beere. Die Samen enthalten einen geraden Keimling in einem reichlichen mehligen Endosperm. Die A. sind charakteristische Pflanzen der tropischen Urwälder, zumal Amerika's, einige gehören auch Nordamerika und den Ländern des Mittelmeers, wenige dem übrigen Europa an. Sie enthalten in ihren Wurzelstöcken neben viel Stärkmehl einen flüchtigen, scharfen, brennenden Stoff, der aber durch Trocknen oder Rösten sich leicht verliert, daher die so zubereiteten Theile mehrfach als Arzneimittel dienen, zum Theil aber auch eßbar sind. So werden mehrere ausländische Arten, wie Colocasia antiquorum *Schott.*, Colocasia esculenta *Schott.* ꝛc., in großen eingedämmten Sümpfen angebaut, und ihre großen Wurzelstöcke, Taro oder Kalo genannt, machen ein Hauptnahrungsmittel vieler Südseeinsulaner aus. Der Kalmus (Acorus Calamus *L.*) wird seines aromatischen Wurzelstockes wegen in Europa gezogen.

Arolas, Don Juan, span. Dichter, geb. 20. Juni 1805 in Barcelona, trat zu Valencia, wo er seit 1814 lebte, in den Orden der Piaristen, war

1825—42 daselbst als Gymnasiallehrer seines Ordens thätig, erkrankte 1844 an einem schweren Gehirnleiden, dem er 25. Nov. 1849, seit einiger Zeit dem völligen Wahnsinn verfallen, erlag. A. trat bereits in früher Jugend mit erotischen und Schäfergedichten auf, die eine bedeutende Formgewandtheit bekundeten; später verfaßte er vorzugsweise lyrisch-epische Dichtungen, meist religiösen Inhalts, die sich durch glänzende Phantasie, Originalität und histor. Treue auszeichnen. Formell vortrefflich sind auch seine Uebersetzungen von Chateaubriands Erzählungen und dessen Tragödie »Moyses«. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien in 3 Bänden (Valencia 1860).

Arolsen, Haupt- und Residenzstadt des Fürstenthums Waldeck, an der Aar, ist Sitz der obersten Landesbehörden, hat eine höhere Bürgerschule, ein Landkrankenhaus, eine Spar- und Leihkasse und 2381 meist evangel. Einwohner. In dem Schloß (1710—1720 erbaut) befindet sich eine ansehnliche Bibliothek mit werthvollen Manuskripten, ein bedeutendes Kupferstichkabinet, eine Kollektion pompejischer Alterthümer und eine Gemäldesammlung, welche Bilder von Angelika Kauffmann, den beiden Tischbein und namentlich B. Wests bekanntes Gemälde »Tod des Generals Wolfe« enthält. A. ist Geburtsort des Bildhauers Rauch, von dem sich 3 Marmorstatuetten in der Stadtkirche befinden, und des Malers W. Kaulbach.

Arōma (lat.), die flüchtige Substanz, welche Vegetabilien und aus diesen bereiteten Substanzen den angenehmen gewürzigen, aromat. Geruch ertheilt, meist ein äther. Oel, bisweilen Cumarin (Waldmeister) oder ein zusammengesetzter Aether (Wein). — Aromaticum, Würzmittel; aromatisiren, aromatisch machen.

Aromatische Körper, in der Chemie eine Gruppe kohlenstoffreicher und wasserstoffarmer Verbindungen, von denen viele durch aromatischen Geruch ausgezeichnet sind und zur natürlichen Familie der ätherischen oder aromatischen Oele gehören. Die Bildungsweise der aromatischen Körper ist eine sehr mannigfaltige; viele entstehen oft bei der trockenen Destillation organischer Substanzen. Alle aromatischen Körper leiten sich von dem Kohlenwasserstoff C_6H_6 ab und enthalten also mindestens 6 Kohlenstoffatome; ihre Umwandlungen und Zersetzungen zeigen viel Uebereinstimmendes, weichen aber ebenso oft von den Zersetzungen der Fettkörper ab und rechtfertigen deshalb die Zusammenfassung zu einer besondern Gruppe. Der Ausgangspunkt für die Darstellung sehr vieler aromatischen Körper ist das Benzol, welches sich im Steinkohlentheer neben vielen anderen aromatischen Körpern findet.

Aromatische Mittel, würzige, ein ätherisches Oel enthaltende Stoffe aus der Klasse der flüchtig-erregenden Arzneimittel, wirken in kleinen Dosen wenig, in großen scharf reizend auf die Schleimhaut des Mundes, des Magens und Darmkanals, vermehren die Absonderung des Speichels, der Magenschleimhaut und des Pankreas, regen, ins Blut aufgenommen, das Nervensystem an, beschleunigen den Kreislauf &c. Außer ätherischem Oel enthalten dieselben namentlich harzige und sogen. Extraktivstoffe, manche Säuren (Zimmet-, Nelken-, Gerbsäure), sowie Stärkmehl und andere indifferente Stoffe. Sie werden in diätetischer Beziehung angewendet als Zusatz zu den Speisen und Getränken, theils um die Verdaulichkeit, theils um den Wohlgeschmack derselben zu erhöhen (die eigentlichen Gewürze); in therapeutischer Beziehung theils um den Geschmack der Arzneien zu verbessern, theils aber und vornehmlich, um die gestörte Verdauung wieder herzustellen (als Stomachica) bei hohen Graden von Indigestion, Blähungsbeschwerden, Magenkrampf, Unregelmäßigkeit des Stuhlgangs, aber nur, wo keine entzündlichen Zustände des Magens und Darmkanals vorhanden sind; ferner bei gewissen Nervenleiden, in der Rekonvalescenz von erschöpfenden Krankheiten und überhaupt in Fällen, wo es sich darum handelt, die gesunkenen Lebensgeister zu heben. Zu den aromat. Mitteln gehören vornehmlich: Kalmus, Ingwer, Bibernell, Zimmet, Zimmetkassie, Lorbeer, Muskatnuß, Kardamomen, Pfeffer, Piment, Gewürznelken, Vanille, Safran. Die Pharmakopöen enthalten eine große Anzahl von zusammengesetzten Präparaten, als aromat. Wässer, Zahntinkturen, aromat. Pulver, aromat. Kräuter, Tinkturen, Salben und Oele.

Arōna, Städtchen in der ital. Provinz Novara, an der Südwestspitze des Lago Maggiore, ein frequenter Handelsplatz zwischen der Schweiz und Italien, mit kleinem Hafen, festem Schloß, einer Hauptkirche (mit berühmtem Altargemälde), Priesterseminar, Schiffswerfte und 3300 Einw. A. ist Geburtsort des heil. Carlo Borromeo, dem zu Ehren auf einer nahen Anhöhe 1697 ein 24 Meter hohes, aus Bronze und Kupfer gearbeitetes und auf 14 Meter hohem Granitpiedestal ruhendes Kolossalstandbild errichtet ward, eine der größten Statuen Europa's (Kosten: 1 Mill. Lire). Von A., wo die Dampfschiffe landen, führt Eisenbahn nach Novara.

Arongewächse, s. Aroideen.

Aronsstab, Aronswurz, s. Arum.

Arpad, Großfürst der Magyaren seit 894, eroberte Siebenbürgen und einen großen Theil Ungarns, zwang die Bulgaren zum Tribut und unterwarf sich 895 den größten Theil Kroatiens und Slawoniens, sowie 896—899 Mähren und Pannonien. Er berief 898 einen Reichstag nach Szegedin und ordnete hier Regierung und Rechtspflege. Er starb 907, als Nationalheld der Ungarn noch heute im Volksliebe gefeiert. A. ist Begründer der Arpadschen Dynastie, die mit dem Tode Andreas' III. (13. Jan. 1301) in der männlichen Linie erlosch.

Arpeggio (ital., spr. -peddscho, von Arpa, »Harfe«), musikal. Vortragsbezeichnung, bedeutet das Vortragen von Akkorden »nach Harfenart«, das Brechen der Akkorde, wobei die Töne derselben nicht gleichzeitig, sondern schnell nacheinander in einer gewissen Ordnung (von unten nach oben) angeschlagen werden. Diese Spielweise kann nur auf Klavier- und Geigeninstrumenten geschehen und wird meist durch eine vor dem Akkorde senkrecht herablaufende undulirte Linie bezeichnet. Eine Folge solcher gebrochenen Akkorde heißt Arpeggiatura. Auf gleiche Weise arpeggirte Baßakkorde werden auch Albertischer Baß genannt, nach dem Venetianer Domenico Alberti (gest. 1740), der dergleichen Bässe zuerst anwendete.

Arpent (spr. -pang), altfranz. Feldmaß à 100 QPerches: 1) A. de Paris = 32,400 Pariser QFuß = 34,1887 Ar; 2) A. d'ordonnance (für Staatsgüter) = 51,07198 Ar; 3) A. commun (der Provinzen) = 42,20825 Ar.

Arpi, altital. Handelsstadt in der apulischen Ebene, nahe der heutigen Stadt Foggia, nur noch in wenigen Ruinen vorhanden, gehörte zu den

ältesten Städten Italiens. Im zweiten Punischen Kriege stand dieselbe auf Hannibals Seite; von Fabius Cunctator 213 v. Chr. eingenommen, verlor sie Freiheit und Wohlstand. Eine Empörung im Marsischen Kriege führte ihre Zerstörung durch Metellus herbei.

Arpino (das alte Arpinum), Stadt in der ital. Provinz Terra di Lavoro, südl. von Sora auf Hügeln gelegen, hat enge, mittelalterlich gedrängte Straßen, einen Dom, Tuch- und Papierfabrikation und 11,500 Einw. Oberhalb auf einem steilen Hügel liegt die interessante »Altstadt« (Civita Vecchia), einst die Burg des Ortes, wo jetzt eine kleine Kirche steht und im Mittelalter das longobardische Grafenschloß sich erhob. A. ist als die Vaterstadt des Marius und Cicero berühmt (deren Büsten den Palazzo del Comune zieren) und gehörte ursprünglich den Volskern, dann den Samnitern, denen die Römer sie entrissen. Schon 302 v. Chr. wurde ihr das röm. Bürgerrecht und 188 v. Chr. das volle Stimmrecht zu theil. Noch heute erinnern Reste der alten kyklopischen Mauer, hier und da durch mittelalterliche Thürme verstärkt, ein 6 Meter breites kyklopisches Thor und ein antikes kolossales Grabmal (»Grabmal des Saturn«) an die alte Stadt. A. ist auch Geburtsort des Malers Giuseppe Cesari, Cavaliere d'A. (s. Cesari), von dem sich eine Madonna im Dom befindet.

Arpino, il Cavaliere d', s. Cesari.

Arquà, ital. Dorf südwestl. von Padua, am Fuß der Euganeischen Berge, mit 1000 Einw., berühmt als Aufenthalts- und Sterbeort Petrarca's (gest. 1374), dessen Haus nebst Lehrstuhl und anderen Reliquien des Dichters noch jetzt gezeigt wird; sein Grabmal befindet sich vor der Kirche.

Arquebusade (spr. ark'bü-; auch Arkebusade, Schußwasser, Wundwasser), früher gebräuchlicher, über aromatische Kräuter abgezogener Spiritus. Gegen Quetschungen, Verrenkungen, Verbrennungen, Blutungen war besonders Thedens Schuß- oder Wundwasser in Gebrauch, eine Mischung von 4 Theilen Weingeist, 1 Th. verdünnter Schwefelsäure und 1½ Th. Zucker.

Arquebuse (spr. ark'bühß; auch Arkebuse), das erste Feuergewehr mit Schloß (Lunten- und Radschloß), kam zu Ende des 15. Jahrh. in Gebrauch. Davon hießen Arquebusiers die mit Arquebusen, später überhaupt mit Feuergewehren bewaffneten, außerdem aber mit Pickelhauben und Stoßdegen (die Deutschen mit kurzen Schwertern) versehenen Fußsoldaten und Ritter, im Gegensatz von den mit Lanzen bewaffneten (Lanzenknechten). Die zu Pferde nannte man auch Argoulets. Der Name kam nach dem Dreißigjährigen Kriege außer Gebrauch. Arquebusiren (arkebusiren), s. v. w. erschießen.

Arques (spr. ark), Städtchen im franz. Departement Nieder-Seine, mit Kastell und 1360 Einw., historisch denkwürdig durch den Sieg Heinrichs IV. über die Liguisten (21. Sept. 1589).

Arracacia *Bancr.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, mit der einzigen Art A. esculenta *Decand.* in Neugranada. Diese Pflanze treibt einen 1,25 Meter hohen kahlen, ästigen Stengel und hat langgestielte fiederspaltige Blätter; sie wird von Alters her in Bogota kultivirt und den Kartoffeln vorgezogen. Ihre dicken, fleischigen, rübenähnlichen Wurzeln sind weiß oder gelb, sitzen büschelweise zusammen und sind gebraten oder gekocht eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise. Man hat den Anbau der A. auch für Europa empfohlen, doch könnte sie jedenfalls nur für die südlichen Länder in Betracht kommen.

Arrakan (Arakan, Rakhaing), ein schmaler Landstrich in Hinterindien, an der Ostseite der Bai von Bengalen, welchen die Birmanen im Frieden von Yandabo (24. Febr. 1826) an die Engländer abtreten mußten, ist 34,910 QKilom. (634 QM.) groß und jetzt als Kommissariat (Regierungsbezirk) Bestandtheil der britisch-indischen Provinz Birma (s. Karte »Hinterindien«). Die östlichste der hinterindischen Meridiangebirgsketten trennt A. von Ava; dieselbe entspringt im S. an dem Vorgebirge Negrais und entfernt sich, in nordöstl. Richtung streichend, allmählich von der Küste, bis sie sich in dem wilden Landstrich von Tschittagong verliert. Hohe, bis an den Gipfel mit dichtem Wald bekleidete Berge, meist aus Granit und Schiefer bestehend, sind die Ausläufer des nördl. Waldgebirges und erreichen eine Höhe von 2490 Meter. Die Ebenen sind von sehr geringer Ausdehnung und von zahlreichen Bächen durchschnitten; der Hauptfluß, der Koladaing, fließt von N. nach S. und ist im untern Lauf durch natürliche Kanäle mit dem Haritong verbunden. Der Boden ist von üppigem Wachsthum, aber voll böser Fieberluft und zum größern Theil unangebaut. Die Regenmenge ist sehr groß; kaum ein Drittel des Jahres ist regenfrei. Die Haupterzeugnisse sind Reis, dann Indigo (in Menge wild wachsend), Pfeffer, Zuckerrohr, Früchte und das werthvolle Schiffsbauholz des Teakbaumes. A. war im Mittelalter sehr bevölkert, aber die Unterjochung des Landes durch die Birmanen und noch mehr die Wiederunterjochung nach einem allgemeinen Aufstande haben es entvölkert, so daß es zur Zeit der britischen Eroberung kaum 100,000 Köpfe zählte, die sich 1872 durch Einwanderung aus den birmanisch gebliebenen und indischen Nachbargebieten auf 461,136 vermehrt hatten. Den Grundstock bilden die Rakhaing oder Mug, an Zahl etwa die Hälfte der Bevölkerung; sie sind in Sprache, Abstammung und Aeußerem nahe Verwandte der Birmanen: breites Gesicht, kleiner, aber kräftiger Bau, einsilbige Sprache; ihre Sitten sind sehr locker, als Kaufleute sind sie sehr betrügerisch. Die Karen, ein unkultivirtes, aber sanftes Bergvolk, haben die interessante Ueberlieferung, daß ihre Ursitze im fernen Norden lagen, und sie auf ihrer Wanderung durch einen großen Sandfluß zogen, was nur die Wüste Gobi sein kann. Sie sind auch in Sprache und Aeußerem von den Mug verschieden. Ob die hinterindischen oder die aus China eingewanderten Stämme die älteren seien, ist noch unklar. Die Arrakanesen haben eine selbständige, nach indischem Muster geformte Schrift und Literatur, worunter vorzüglich ihre Zeitbücher, die sogen. »Radsaweng«, welche die Geschichte der Könige enthalten, Erwähnung verdienen. Kultur und Staatsform kamen aus Indien. Die älteste Geschichte ist ganz sagenhaft. Gegen Mitte des 7. Jahrh. n. Chr. ward aus Ceylon der Buddhismus eingeführt. Dies war ein so wichtiges Ereignis, daß man die Jahre danach zu zählen begann; diese Aera beginnt 639 n. Chr. Zwischen 900 und 1000 n. Chr. fällt die Glanzzeit des Reiches von A. Das westliche Birmareich wurde vorübergehend unterworfen; später wurden die Beziehungen wieder freundlicher; mit Indien bestand stets lebhafter Verkehr. 1679 ging die Nordprovinz Tschittagong an die Großmoguln zu Delhi

verloren; 1783 kam A. unter die Botmäßigkeit von Birma, und 1826 wurde es von den Engländern erworben. — Die **Hauptstadt** A., auf Pfählen im Ueberschwemmungsgebiet der oben genannten Flüsse gelegen, wurde von den Engländern aufgegeben. Sie sank binnen wenigen Jahren von 90,000 auf 10,000 Einw. und ist jetzt ein unbedeutender Binnenort. Die Umgebung der Stadt ist reich an buddhistischen Denkmälern.

Arrakatscha (Aracatscha, Aracacha), Bezeichnung verschiedener südamerikan. Pflanzen mit genießbaren Knollen. A. del Peru sind Oxalisarten, A. de Nueva Granada, Arracaciaarten; fälschlich wird auch die Maniokwurzel A. genannt.

Arran (spr. ärränn), 1) eine zur schott. Grafschaft Bute gehörige Insel, im Firth of Clyde, 413 QKilom. ($7\frac{1}{2}$ QM.) groß, mit etwa 6000 Einw., ist namentlich im N., wo der Goatfell zu 950 Meter ansteigt, sehr gebirgig; im südl. Theil finden sich nur Höhen bis 300 Meter. Die Küsten sind klippig und steil, enthalten aber zahlreiche ebene Stellen, unter denen das Shiskanthal, südl. von dem basalt. Vorgebirge Druimobune, der fruchtbarste Theil der Insel ist. Die geolog. Bildung zeigt große Mannigfaltigkeit (es kommen devonische Sandsteine, Micaschiefer, Kalksteine der Kohlenformation, Trapp und Granite vor), und die ganze Insel ist reich an malerischen Partien, Wasserfällen rc. Die Frauen weben Wollzeuge für den Hausbedarf, die Männer treiben Viehzucht, Ackerbau, Fischfang. Hauptort ist Lamlash, auf der Ostküste; auf der Westküste liegt Brodick mit dem alten Brodick Castle, das dem Besitzer der Insel, dem Herzog von Hamilton, gehört. Der Sage nach ist A. letzter Aufenthaltsort Ossians; auch findet man viele Reste aus der Zeit der Druiden. — 2) Arraninseln, Gruppe von drei Inseln an der Westküste von Irland, vor der Galwaybai, Provinz Munster: Inishmore (157 Meter hoch), Inishmaan und Inisheer, zusammen 47 QKilom. groß mit etwa 2000 Einw.

Arrangement (franz., spr. »angsch'mäng), Anordnung, Einrichtung; Abfindung, Vergleich, gütliche Uebereinkunft; arrangiren (spr. »angschiren), einrichten, insbesondere ein Tonstück für andere Instrumente oder Stimmen, als wofür es ursprünglich gesetzt ist, einrichten, z. B. Orchesterwerke für Klavier (zwei- oder vierhändig) oder für Streichquartett, für einzelne Streich- und Blasinstrumente oder nur für Blasinstrumente. Am wichtigsten sind unter solchen Arrangements die Klavierauszüge, die zur Kenntnisnahme größerer Werke (Opern, Oratorien, Symphonien rc.) fast unentbehrlich erscheinen, obschon sie sich zur ursprünglichen Komposition stets nur wie etwa der Kupferstich zum Oelgemälde verhalten und wohl Zeichnung und Gruppirung, nicht aber das belebende Kolorit erkennen lassen. Im übrigen wird mit dem A. viel Unfug getrieben. Eine besondere Art von Arrangements sind die durch die Klaviervirtuosen der neuesten Zeit aufgekommenen sogen. Transskriptionen (s. d.).

Arras (spr. arra oder arraß), Hauptstadt des franz. Departements Pas de Calais, an der schiffbaren Scarpe (Nebenfluß der Schelde) und an der franz. Nordbahn gelegen, ist eine Festung dritten Ranges, zerfällt in die Altstadt (Cité) auf der Höhe und die Neustadt (la Ville) in der Ebene, ist regelmäßig, bereits in flämischem Charakter gebaut und zählt (1866) 25,749 Einw. Unter den Bauwerken sind die uralte Kathedrale mit ihrem schlanken Thurme, die Benediktinerabtei St. Waast und das Rathhaus, sämmtlich im goth. Stile ausgeführt, hervorzuheben. A. ist Bischofssitz, hat 2 Seminarien, eine medicin. Schule, einen botan. Garten und ein Kommunalcollége nebst anderen Lehranstalten und treibt ansehnlichen Handel mit Getreide und Oelsaat. Die Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Baumwollgarn, Spitzen und Spitzenzwirn, Strumpfwaaren und Rübenzucker; auch Bierbrauerei wird stark betrieben. In der Nähe das Dorf St. Laurent et Blangy mit großen Eisenhüttenwerken und Werkstätten für Dampf- und andere Maschinen. A. ist die alte Hauptstadt der Atrebaten und hieß bei den Römern selbst Atrebatä; es ward 402 zerstört. Unter der fränk. Herrschaft zu Neustrien geschlagen, ward es später Hauptstadt der Grafschaft Artois. Mit letzterer kam es an Burgund und ward Residenz des herzoglichen Hofes. Hier wurde 26. Sept. 1435 der Friede zwischen Karl VII. von Frankreich und Philipp dem Guten von Burgund und 23. Dec. 1482 der Friede zwischen Ludwig XI. und den niederländ. Ständen geschlossen, in welchem A. an Frankreich abgetreten wurde. Im Jahr 1493 fiel jedoch die Stadt an Oesterreich zurück, das nun über einem Thore derselben die Inschrift anbringen ließ:

Quand les Français prendront Arras,
Les souris mangeront les chats!

Als die Franzosen 1640 die Stadt dennoch eroberten nahmen sie aus der Inschrift nur den Buchstaben p hinweg. Im Pyrenäischen Frieden blieb A. bei Frankreich und wurde unter Ludwig XIV. von Vauban als Festung ausgebaut und mit bombenfesten Kasematten und starker Citadelle versehen. A. ist der Geburtsort des Rechtslehrers Franz Bauboin, des Königsmörders Damiens und Maximilian Robespierre's (des »Mitglieds für A.«).

Arratel (Plural: Arrateïs), Libra, Handelsgewicht in Portugal und Brasilien, à 16 Onça = 459 Gramm; auf Madeira = 458,547 Gr. 32 A. = 1 Arroba. 128 A. = 1 Quintal (Centner).

Arreboe, Anders, dän. Dichter, geb. 1587 zu Kiöbing auf Aeroe, ward schon im 30. Jahr (1617) Bischof von Drontheim, aber wegen anstößigen Lebenswandels vom Reichstage in Bergen 1622 abgesetzt, später als Prediger zu Vordingborg wieder angestellt, wo er 1637 starb. Er gilt als der Vater der neueren Poesie in Dänemark. Noch jetzt werden, außer vielen seiner Gedichte nicht religiösen Inhalts, seine gereimte Uebersetzung der Psalmen Davids und ein »Hexaëmeron« (Nachbildung eines Gedichts des Franzosen Bartas über die sechs Schöpfungstage) hochgeschätzt. Seine Biographie schrieb Roerdam (Kopenh. 1857, 2 Bde.).

Arrende, s. v. w. Arende (s. d.); Arrendator, Pächter, besonders in Polen und Rußland; arrendiren, ein Gut in Pacht geben oder nehmen.

Arrest und **Arrestproceß.** Arrest (mittellat. arrestum, von ad und restare bleiben) im allgemeinen ist die richterlich verfügte Beschränkung der Freiheit einer Person. Er zerfällt in den Realarrest oder Beschlag, worunter man die Entziehung der Disposition über das ganze Vermögen einer Person oder einzelne Theile desselben versteht, und in den Personalarrest oder die Beschränkung der Freiheit hinsichtlich des Aufenthaltsortes, verbunden mit Anweisung eines die Handlungsweise des Arrestanten mehr oder weniger beschränkenden Aufenthaltsortes, in welcher Beziehung als Abstufungen der Stadt-, Haus-, Zimmer- und Gefängnisarrest vorkommen.

Im Strafverfahren kommt der Arrest vor als Untersuchungs- und als Strafarrest. Der letztere besteht in Verbüßung der zuerkannten Freiheitsstrafe, welche entweder einfache Haft- oder Gefängnis- oder Arbeitshaus- oder Zuchthaus- oder auch Festungsstrafe sein kann. Der Untersuchungsarrest ist nur gegen einen Angeschuldigten statthaft, wenn zu besorgen steht, daß derselbe durch Verabredung mit Mitschuldigen oder Zeugen, oder durch Vernichtung der Spuren des Verbrechens die Untersuchung erschweren oder vereiteln werde, oder auch, wenn derselbe wegen der Schwere des Vergehens oder aus sonstigen Gründen der Flucht verdächtig scheint. Eine besondere Art des Strafarrestes bildet der Disciplinararrest, welcher gegen Personen, die im öffentlichen Dienste stehen, wegen Verletzung oder Vernachlässigung der ihnen obliegenden Amts- oder Dienstpflichten, sofern diese Pflichtverletzung nicht in ein eigentliches Kriminalvergehen übergeht, verhängt wird.

Im Civilrecht bietet der Arrest unter gewissen Voraussetzungen ein Mittel zur Sicherstellung von Ansprüchen, wozu eine besondere Proceßart, der Arrestproceß, eingeführt ist. Unter Arrestproceß nämlich versteht man die summarische Proceßart, bei welcher zur Sicherstellung von civilrechtlichen Ansprüchen einer Person (Impetrant) auf deren Nachsuchen durch eine richterliche Verfügung der Schuldner (Impetrat) verhindert wird, nach Willkür seinen Aufenthaltsort zu wählen (Personalarrest), oder über das Seine zu verfügen (Realarrest): Arrestanlegung. Da nun eine derartige Verfügung auf eine vorläufige Hülfsvollstreckung hinauskommt, eine Hülfsvollstreckung aber der Regel nach nur auf Grund einer rechtskräftigen richterlichen Entscheidung über den streitigen Rechtsanspruch zulässig ist, so muß hier außer den Ansprüchen des Impetranten noch ein besonderer Grund (causa arresti) vorliegen, welcher diese Singularität des Verfahrens rechtfertigt. Dieser Grund besteht im allgemeinen in der Gefahr, daß ohne eine solche Maßregel dem Kläger die Verfolgung seines Rechts durch Veränderung der Umstände vereitelt oder doch bedeutend erschwert werden würde; dahin gehören namentlich: eine begründete Besorgnis der Flucht des Schuldners oder der Verschwendung seines Vermögens; Verweigerung der Rechtspflege von Seiten eines ausländischen Gerichts; die Besorgnis bei Verfolgung von Ansprüchen an einen Verstorbenen gegen dessen Erben, daß diese die Erbschaft theilen und dann unter verschiedenen Gerichten oder jeder nur auf seinen Erbantheil belangt werden müßten. Endlich kann, wenn es zur Anwendbarkeit eines speciellen Gerichtsstandes erforderlich ist, daß der Beklagte daselbst angetroffen wird oder Vermögen besitzt, auch dies ein Rechtfertigungsgrund des Arrestes sein.

Der Zweck des Arrestprocesses ist lediglich die Sicherstellung der Ansprüche des Impetranten; es wird daher über den Umfang und Werth dieser Ansprüche im Arrestproceß nicht gestritten, sondern nur über die Frage, ob der Impetrant berechtigt ist, die Arrestanlegung in der gebetenen Weise zu fordern. Das Arrestgesuch des Impetranten muß außer den Erfordernissen eines rechtsbeständigen Klagevortrags noch die Bescheinigung des Daseins von Ansprüchen an den Impetraten und eines gerechten Arrestgrundes enthalten; auch muß die Art und Weise, wie man die Arrestanlegung wünscht, angegeben sein. Der Richter hat das Arrestgesuch sorgfältig zu prüfen, indem er ebenso für eine Uebereilung in der Arrestanlegung, wie für Unrechtmäßigkeit der Verweigerung verantwortlich ist. Findet er das Arrestgesuch statthaft, so erläßt er das Arrestmandat und theilt den Parteien, dem Impetraten unter abschriftlicher Zufertigung des Arrestgesuchs, mit, daß, und in welcher Weise der Arrest angelegt worden ist. Zugleich setzt er einen baldigen Termin zur Rechtfertigung des Arrestes an, wozu beide Theile, Impetrant unter der Verwarnung, daß bei seinem Ausbleiben der Arrest wieder aufgehoben werden würde, Impetrat unter der Androhung, daß im Fall seines Nichterscheinens der Arrest für gerechtfertigt erachtet werden würde, vorgeladen werden. Der Inhalt des Arrestmandats ist verschieden, je nachdem Personalarrest oder eine Beschlagnahme von beweglichen oder unbeweglichen Sachen oder ausstehenden Forderungen &c. beantragt ist. Im Termin verhandeln beide Theile über die Rechtmäßigkeit der Arrestanlegung, worauf das Erkenntnis erfolgt, welches entweder auf bessere Bescheinigung der Arresturſache lautet, oder den Arrest unter Verurtheilung des Impetranten zum Kosten- und Schadensersatz aufhebt, oder endlich die Arrestanlegung bestätigt. Hiermit ist der Arrestproceß beendigt, denn der Streit über die mittels des Arrestes zu sichernden Ansprüche selbst ist in einem besondern Proceß vor dem hierfür zuständigen Gerichte zum Austrage zu bringen. Uebrigens hat der Personalarrest heutzutage nur noch eine sehr geringe Bedeutung, indem derselbe sich in der Hauptsache auf den Fall der Dingfestmachung eines Ausländers oder eines auf der Flucht angehaltenen Inländers beschränkt.

Ganz verschieden von diesem bisher betrachteten Arrest ist 1) derjenige Realarrest, welcher zum Zweck der Exekution, also auf Grund eines gerichtlichen Erkenntnisses angelegt wird und in einer Beschlagnahme von beweglichen Sachen, einer Sequestration oder hypothekarischen Inpfandnahme von Immobilien oder einer Verkümmerung von außenstehenden Forderungen des Schuldners besteht, durch deren Verkauf oder Abtretung der Gläubiger befriedigt werden soll; sowie 2) der gleichfalls zum Zweck der Exekution verhängte Personalarrest, welcher partikularrechtlich gegen solche Schuldner in Anwendung kommt, die aus bösem Willen oder Nachlässigkeit den Gläubiger nicht befriedigen, und insbesondere gegen diejenigen verhängt zu werden pflegt, welche die Leistung einer ihnen rechtskräftig auferlegten Handlung verweigern.

Von ganz besonderer Wichtigkeit war der Personalarrest früher im Wechselproceß, wo er in der Exekutionsinstanz als Zwangsmittel zur Erlangung der Wechselschuld angewendet wurde. Neuerdings hat jedoch die Gesetzgebung aller größeren Kulturstaaten dieses Zwangsmittel in der Hauptsache vollständig beseitigt, so daß der Personalarrest gegenwärtig auch im Wechselproceß nur noch insofern eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt, als fast überall die sofortige Vorführung des Wechselschuldners behufs Abhaltung des Wechselverhörstermins und außerdem gegen den im Wechselproceß verurtheilten Schuldner, welcher einem Staate angehört, dessen Behörden die verurtheilende Entscheidung zu vollstrecken nicht verbunden sind, die Anwendung einer kurzen sogen. Sicherheitshaft gestattet ist, welche vorzugsweise den Zweck verfolgt, den Schuldner an einer Vereitelung der Realexekutionsmaßregeln zu verhindern.

Arrest (spr. arräh), Heinrich Ludwig d', nam=
hafter Astronom, geb. 13. Aug. 1822 in Berlin, ar=
beitete einige Jahre an der dortigen Sternwarte,
wurde, nachdem er seit 1847 als zweiter Assistent
an der Berliner Sternwarte thätig gewesen, 1848
Observator an der Sternwarte zu Leipzig, 1852
außerordentlicher Professor an der Universität da=
selbst und 1857 ordentlicher Professor der Astronomie
zu Kopenhagen, wo unter seiner Leitung 1860—61
die neue Sternwarte erbaut wurde. Er beschäftigte
sich vornehmlich mit Beobachtung der Kometen,
Planeten, von denen er 1862 die Freia entdeckt hat,
und der Nebelflecken und Sternhaufen, deren er an
200 neue aufgefunden hat. Die Ergebnisse seiner
Beobachtungen veröffentlichte er zum Theil in dem
Werk »Resultate aus Beobachtungen der Nebelflecken
und Sternhaufen« (Leipz. 1856). Seine Arbeiten
finden sich in den »Astronom. Nachrichten«, in den
»Berichten« der königl. sächs. Gesellschaft der Wissen=
schaften und in den »Mittheilungen« der Kopen=
hagener Societät. Außer einigen anderen Kometen
entdeckte er 27. Juni 1851 einen periodischen Kometen,
dessen kurze Umlaufszeit er berechnete und der den
Namen d'Arrest'scher Komet trägt. Er schrieb
noch: »Ueber das System der kleinen Planeten«
(Leipz. 1851) und »De instrumento magno aequatorio
Havniae erecto« (Kopenh. 1860).

Arrestánt (mittellat.), der Impetrant im Arrest=
proceß (s. d.); häufiger: ein im Arrest Befindlicher.
Arrestät, der Impetrat im Arrestproceß, ein
Arretirter. Arrestatorĭum, Haftbefehl; öffent=
liche Aufrufung der Gläubiger bei einem Konkurs,
Gantverfügung.

Arrest of judgement (engl., spr. arreſt of
dschödschment), im engl. Strafproceß die Hemmung
der Vollstreckung eines gefällten Strafurtheils,
welche dadurch bewirkt wird, daß der verurtheilte
Angeschuldigte eine nochmalige Revision des Er=
kenntnisses beantragt. Das Rechtsinstitut entspricht
der im deutsch=rechtlichen Strafverfahren gegebenen
Nichtigkeitsbeschwerde und setzt einen wesentlichen
Verstoß gegen die kriminalprocessualischen Form=
vorschriften voraus, wenn es zu einer wirklichen
Kassation des Urtheils führen soll.

Arrestproceß, s. Arrest.

Arrêt (franz., spr. =räh), in Frankreich überhaupt
ein amtlicher Bescheid oder ein Haftsbefehl; im
engern Sinn das Erkenntnis eines Gerichtshofs
letzter Instanz, im Gegensatz zu jugement, dem
appellabeln Erkenntnis eines Untergerichts. Arrêts
d'amour, Aussprüche der Minnehöfe im Mittel=
alter; A. de réglement hieß ehedem die Verordnung
eines Parlaments oder Conseil supérieur, die in
seinem Ressort Gesetzeskraft hatte, aber auch vom
betreffenden Parlament oder Konseil abgeändert oder
aufgehoben werden konnte. Der König, in dessen
Namen (au bon plaisir) diese Verordnungen erlassen
wurden, konnte sie ebenfalls, wenn auch nur in
gewissen Formen, annulliren. Arrêté, die Entschei=
dung einer untern Verwaltungsbehörde, wie des
Präfekturraths, des Präfekten, Maire &c.

Arretiren (franz.), etwas im Laufe anhalten,
hemmen; verhaften, gefänglich einziehen; in Be=
schlag nehmen.

Arretium, Stadt, s. Arezzo.

Arrha (lat. u. ital.), s. v. w. Angeld. A. nup-
tialis oder sponsalitia, Mitgift, Morgengabe; A.
poenitentialis, Reugeld.

Arrhenathĕrum *Beauv.* (Glatthafer),
Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen
mit zweiblütigen Aehrchen, wovon die untere Blüte
männlich und auf dem Rücken mit gekniet=einge=
bogener Granne versehen, die obere zwitterig, gran=
nenlos oder nur unter der Spitze kurz begrannt ist.
A. elatius *Beauv.*, Avena elatior *L.*, Holcus avena-
ceus *Scop.* (hoher Glatt= oder Wiesenhafer,
franz. Raygras), 60—140 Centim. hoch, wächst
auf gutem, tiefgründigem, leichtem, warmem Boden
und ist eines der besten Obergräser, muß aber als
solches herrschend sein, weil es frühere Ernte fordert
als andere Gräser. Es ist zwar weniger nahrhaft als
manches andere Gras, entschädigt aber durch großen
Ertrag und das reiche zarte Grummet.

Arrhephorĭen, ein mysteriöses Fest der Athene,
in Athen im Sommermonat Skirophorion gefeiert.
Von vier Mädchen zwischen sieben und elf Jahren
(Arrhephoren), welche mit dem symbolischen
Tempeldienst der Göttin auf der Burg betraut wa=
ren, trugen zwei gewisse verborgene Heiligthümer,
die sie von der Priesterin empfingen, zur Nachtzeit
in einen unterirdischen Raum unfern dem Tempel
der »Aphrodite in den Gärten«, von wo sie ähnliche
Heiligthümer ebenso verhüllt auf die Burg zurück=
brachten. Ohne Zweifel eine Hindeutung auf den
erquickenden nächtlichen Thau.

Arrhepsīe (griech.), Zustand des Gleichgewichts,
des Nichtschwankens.

Arrhidäos (Arridäos, Aridäos), Sohn des
makedon. Königs Philipp II. und der Tänzerin
Philinna aus Larissa, Halbbruder Alexanders d. Gr.,
blödsinnig infolge eines Gifttrankes, den ihm Olym=
pias beigebracht, wurde nach dem Tode Alexanders
durch einen Aufstand des von Meleager aufgereizten
Fußvolks zum König erhoben. A. vermählte sich mit
der herrschsüchtigen Euridike und begleitete den
Reichsverweser Perdikkas auf seinem Zuge gegen
Aegypten. Nach des Perdikkas Ermordung (321
v. Chr.) stand er unter der Leitung Pythons, dann
des Antipater und zuletzt unter der seiner Gemahlin
Euridike, die 317 den Kassander als königl. Ober=
befehlshaber nach Makedonien rief. Kaum aber war
dieser nach Griechenland zurückgekehrt, so erschien die
vertriebene Olympias, unterstützt von dem epiroti=
schen Könige Anakides, wieder auf dem Kampfplatze
Sie wurde aber gefangen und niedergehauen, Euri=
dike gezwungen, sich an ihrem Gürtel zu erhängen.

Arrhythmie (griech.), Mangel an Rhythmus.

Arria, die heldenmüthige Gattin des Römers
Cäcina Pätus, der als angeblicher Anführer einer
Verschwörung gegen den Kaiser Claudius 42 n. Chr.
zum Tode verurtheilt ward. Sie folgte ihrem
Gemahl auf der Flucht, stieß sich, als sie jeden Weg
zur Rettung versperrt sah, den Dolch in die Brust
und reichte ihn dem Gatten mit den Worten: »Pätus,
es schmerzt nicht!« Irrthümlich hat man eine der
schönsten Gruppen des Alterthums, die sich in der
Villa Ludovisi zu Rom befindet, auf diese Geschichte
gedeutet und »Arria und Pätus« genannt.

Arriānos, Flavios, einer der besten Schrift=
steller des spätern Alterthums, um das Ende des
1. Jahrh. n. Chr. in Nikomedia geboren, Schüler
und Freund des Stoikers Epiktet, erhielt das
athenische, von Kaiser Hadrian auch das römische
Bürgerrecht, später (136) die Präfektur von Kap=
padokien und bekleidete höhere Würden unter An=
tonius Pius, besiegte die in das Land eingefalle=
nen Alanen und starb zu Nikomedia unter Mark
Aurel. In allen seinen Schriften zeigt er sich als

glücklichen Nachfolger Xenophons, auch in der Wahl der Gegenstände. So zeichnete er, um dem Epiktet zu werden, was Xenophon dem Sokrates, mit wortgetreuer Genauigkeit die philosophischen Vorträge desselben in 8 Büchern auf, deren noch erhaltene erste Hälfte das beste ist, was wir über die Ethik der Stoa besitzen. Ausgaben davon (»Diatribe Epicteti«) lieferten Schweighäuser in »Philosophiae Epicteteae monumenta« (Leipz. 1799) und Korais (Par. 1826, 3 Bde.); deutsche Uebersetzungen Schulz (Altona 1801—1803, 2 Bde.) und Enk (Wien 1866). Daran schließt sich das »Enchiridion Epicteti«, ein kurzes, gediegenes Handbuch der Moral, schon im Alterthum als Lehrbuch in Hörsälen und Schulstuben benutzt, von Simplicius aus Sicilien um 550 trefflich kommentirt, auch zweimal nach christl. Grundsätzen paraphrasirt (vom heil. Nilus um 430) und herausgegeben zuerst Vened. 1528 mit des Simplicius Kommentar, und später öfter, am besten von Heyne (Dresd. 1783) und von Schweighäuser (Leipz. 1800), deutsch übersetzt von Reiske's Frau (Dessau 1782) und von Briegleb (Koburg 1805). Wie als Philosoph nimmt A. auch unter den Historikern und Geographen seiner Zeit den ersten Rang ein. Seine »Anabasis« (Geschichte der Feldzüge Alexanders d. Gr. in 7 Büchern) ist sehr anschaulich und nach den besten Quellen, wie Eumenes, Aristobulos, Ptolemäos, welche Alexander begleiteten, mit Umsicht und Kritik gearbeitet; Ausgaben davon lieferten Ellendt (Königsb. 1832, 2 Bde.), Krüger (Berl. 1851), Sintenis (neue Aufl., Berl. 1867), Abicht (Leipz. 1871 ff.); deutsche Uebersetzungen Cleß (Stuttg. 1862—65, 4 Bde.), Hartung (Leipz. 1861). Eine treffliche Ergänzung des Werks bildet die in ionischem Dialekte abgefaßte Schrift »Indica«, welche über Indien, seine Bewohner &c. mit größtmöglicher Genauigkeit und Vollständigkeit berichtet; herausgeg. von Schmieder (Halle 1798), deutsch von Schmid (Wolfenb. 1764), erläutert von Dodwell, Vincent (»The voyage of Nearchus«, Lond. 1797), von der Chijs (»Commentarius geographicus in Arrianum«, Leyd. 1828). »Anabasis« und »Indica« zusammen gaben heraus Trincavelli (Vened. 1535), besser und mit Noten J. Gronovius (Leyd. 1704) und Schmid (mit den Noten des Raphelius, Amsterd. 1757). Wichtig ist die dem Hadrian gewidmete Beschreibung einer (137) gemachten Küstenfahrt um das Schwarze Meer; herausgeg. zuerst von Gelenius (Basel 1533), am besten in den »Geographi Graeci minores« von Gail (Par. 1831). Von der verloren gegangenen Geschichte der Alanen ist ein Bruchstück »Ektaxis« (Schlachtplan gegen die Alanen) herausgegeben worden von Scheffer (Upsala 1664) und von Blancard (Amsterd. 1683 u. 1750). Andere noch erhaltene Schriften des A. sind: »Kynegetika«, eine den Xenophon ergänzende Abhandlung über die Jagd, herausgegeben zuerst von Holstenius (Par. 1644), dann in Zeune's Ausgabe der »Opuscula politica« von Xenophon (Leipz. 1778) und von Sauppe (Helmst. 1840); ferner ein fragmentartiges, noch unter Hadrian abgefaßtes Lehrbuch der Taktik (herausgeg. mit der »Ektaxis«). Die beste kritische Ausgabe der historischen Werke des A. veranstaltete Müller (Par. 1846). Sämmtliche Werke des A. edirten Dübner und Müller (das. 1846). Eine Uebersetzung lieferte Dörner (Stuttg. 1829—34, 6 Bde.). Die »Scripta minora« des A. gab Hercher (Leipz. 1854) heraus. Unter den verloren gegangenen Werken des A. war die Geschichte der Nachfolger Alexanders, woraus Photios ein Bruchstück aufbewahrt hat, und »Parthika« (Beschreibung der Kämpfe der Parther mit den Römern, in 17 Büchern) die bedeutendsten.

Arriāza y Superviela, Don Juan Bautista de, span. Staatsmann und Dichter, geb. 1770 zu Madrid, ward in der Militärschule zu Segovia gebildet und betrat 1798 als Legationssekretär bei der span. Gesandtschaft zu Paris (später zu London) die diplomat. Laufbahn. Im Jahr 1807, kurz vor dem Ausbruch der Revolution, nach Spanien zurückgekehrt, zeigte er sich fortan als eifrigen Anhänger des absoluten Königthums, sowohl während der franz. Invasion, wie später (1812) gegen die Cortes und bei der Revolution von 1820, weshalb ihn Ferdinand VII. zu seinem Rath und Kabinetssekretär, zum Official im Ministerium des Auswärtigen und zum Kammerherrn und Ritter ernannte. A. starb zu Madrid 1837. Seine politische Thätigkeit, deren Principien er in den »Discursos patrioticos« ausgesprochen hat, ging mit der poetischen Hand in Hand. Als Dichter ist A. Meister der Form, weniger originelles Genie; seine Poesien sind überaus lieblich und abgerundet. Die wichtigsten sind: »Las primicias« (Madr. 1797, 6. Aufl., 1829—32, 2 Bde.), »Emilia«, ein didaktisch beschreibendes Gedicht (das. 1803), und besonders die glut- und schwungvollen »Cantos patrioticos« (Lond. 1810; 3. Aufl., Madr. 1815), welche die span. Guerillas zum Todeskampfe gegen die Franzosen anfeuerten, und aus welchen sich die »Profecia del Pirineo« als eine politische Ode heraushebt, die an Kraft und Wirkung der Marseillaise gleichkommt. Seine »Poesias liricas« erschienen in 6. Aufl. (Madr. 1829—32). Eine Auswahl aus denselben findet sich in Ferd. Wolfs »Floresta de rimas modernas castellanas«, Bd. 2 (Par. 1837).

Arrière (franz., spr. arjähr), hinter, nach; zurück, rückwärts.

Arrièregarde (franz., Nachtrab, Nachhut), Truppenabtheilung, welche die Bestimmung hat, den Rücken einer andern größern Heeresabtheilung gegen feindliche Angriffe zu decken. Ihre Stärke und Zusammensetzung richtet sich natürlich nach der Stärke des Ganzen, sowie nach der Beschaffenheit des Terrains. Sie macht im allgemeinen $1/6$ bis $1/4$ des Ganzen aus und besteht aus allen Waffen, wenn sie eine Division, ein Armeekorps oder eine Armee decken soll. Damit das Gros eine Stellung annehmen und dem verfolgenden Feinde das Vordringen ernstlich wehren kann, hat die A. jede Position, jedes Defilé zu vertheidigen. Ihre Führung erfordert große Umsicht, ihr Dienst die besten Truppen. Die A. zerfällt in verschiedene Abtheilungen. Der Haupttrupp macht etwa $2/3$ der ganzen A. aus und bildet deren Replis. Diese zweite, stets mobile Fraktion der A. besteht aus $1/4$ des Ganzen und sendet wieder eine Spitze gegen den Feind aus, mit der sie jedoch immer durch Zwischenposten in Verbindung bleibt. Wenn die Spitze von dem verfolgenden Feind gedrängt wird, so zieht sie sich auf die Zwischenposten, diese auf die eigentliche A., diese auf das Gros zurück. Jede der verschiedenen Arrièregarden hält sich nach Beschaffenheit der Umstände an geeigneten Stellen, doch steht der Grundsatz fest, daß sich die A. nicht zu lange aufhalten, sich nicht abschneiden oder auf das Gros werfen lassen darf. Gewöhnlich handelt es sich bei Arrièregardengefechten um die Behauptung der Straßen, auf denen das Gros retirirt; daher wird sich der Kampf vornehmlich um einzelne Avenuen, Dörfer, Wald-

strecken und sonstige Defiléen entspinnen, wobei die Artillerie die Straßen und das Terrain zu beiden Seiten derselben vertheidigt, Infanterie und Kavallerie aber besonders zur Hinhaltung des Gefechts thätig sind. Hauptzweck eines Arrièregardengefechts ist, Zeit zu gewinnen, wobei aber dasselbe immer auf die Weise zu engagiren ist, daß es zu jeder Zeit abgebrochen werden kann. Wenn der Feind in der Verfolgung nachläßt, so marschirt die A. weiter. Findet keine Verfolgung statt, oder ist die A. die eines avancirenden Korps, so ist ihr Dienst nur der des Sammelns der Zurückbleibenden und das Verhindern des Marodirens.

Arrighi, Jean Toussaint A. de Casanova, Herzog von Padua, franz. General, geb. 8. März 1778 auf Corsica, Verwandter Bonaparte's durch Lätitia, begleitete 1797 Joseph Bonaparte als Gesandtschaftssekretär nach Rom, focht dann als Kapitän in Aegypten und ward bei St. Jean d'Acre schwer verwundet. Bei Marengo avancirte er zum Eskadronchef, bei Austerlitz zum Colonel der Gardedragoner und bei Friedland ernannte ihn der Kaiser zum Brigadegeneral, später zum Herzog von Padua. Im österreich. Feldzuge von 1809 focht er als Divisionsgeneral bei Eßlingen und Wagram und organisirte 1812 die zur Beschützung der franz. Küsten vor Angriffen der Engländer aus Nationalgarden gebildeten Kohorten. Im Frühjahr 1813 Kommandeur des 3. Kavalleriekorps der großen Armee, hatte er Leipzig gegen Tschernitschew zu decken und ließ trotz des Waffenstillstandes das Lützow'sche Freikorps durch Fournier bei Kitzen überfallen und vertheidigte dann in der Schlacht bei Leipzig die Vorstädte. 1814 zeichnete er sich noch bei Nogent und Laon aus. Nach Napoleons Fall machte er den vergeblichen Versuch, Corsica's Unabhängigkeit zu vertheidigen, ward deshalb 1815 verbannt, aber 1820 amnestirt, lebte jedoch fast immer in der Lombardei. Erst 1848 kehrte er nach Frankreich zurück, wurde 1849 von Corsica in die Gesetzgebende Versammlung gewählt und gehörte hier zu den Koryphäen der bonapartistischen Partei. Im Nov. d. J. ward er von Ludwig Napoleon zum Generaldirektor der Posten, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 zum Mitglied der Konsultativkommission, Jan. 1852 zum Senator, Dec. d. J. zum Gouverneur des Invalidenhauses ernannt. Er starb 22. März 1853 zu Paris. Sein Sohn Erneste Louis Henri Hyacinthe A. de Casanova, Herzog von Padua, geb. 26. Sept. 1814, ward 1849 von Ludwig Napoleon zum Präfekten von Versailles, 1852 zum Requetenmeister im Staatsrath, 1853 zum Senator ernannt, fungirte Mai bis Nov. 1859 als Minister des Innern und ward später Mitglied des Generalraths für das Departement Seine und Oise.

Arrimage (franz., spr. -mahsch), s. Stauen.

Arripagium (neulat.), Hafenzoll.

Arripiren (lat.), an sich reißen, raffen.

Arrius, Quintus, Anführer der Römer im Sklavenkriege, aus niederem Stande, schlug den Crixus, ward aber von Spartacus besiegt. Durch das glänzende, zur Todtenfeier seines Vaters dem Volke gegebene Gastmahl ist ein arrisches Mahl sprichwörtlich geworden.

Arrivabēne, 1) Ferdinando, Graf, ital. Schriftsteller, geb. 1770 zu Mantua, erlangte mit 23 Jahren zu Pavia den Grad eines Doktors der Rechte und trat dann als Beamter in die Dienste der Cisalpinischen Republik. Nach verschiedenen Stellungen, die er hier bekleidete, wurde er 1804 zum Rath am Appellhof zu Lyon ernannt und später Präsident des Gerichtshofs für Staatsverbrechen zu Brescia. Die österreich. Regierung versetzte ihn 1816 an das Tribunal zu Bergamo, von wo er sich 1821 freiwillig nach Mantua zurückzog, um ausschließlich der Literatur zu leben. Er starb das. 29. Juni 1834. Literarisch hatte sich A. zuerst durch verschiedene Gedichte bekannt gemacht, insbesondere durch eine geharnischte, »La tomba di Sebenico« betitelte Kanzone gegen Oesterreich, das ihn mit 130 anderen cisalpin. Patrioten in den Kerkern von Castellamare zu Sebenico gefangen gehalten hatte. Von seinen späteren Schriften machte »Il secolo di Dante«, ein histor. Kommentar, besonderes Aufsehen. Sonst sind hervorzuheben: »Degli amori di Dante e di Beatrice«, »Sulla certezza morale nei giudizii penali« und »Sulla filantropia del giudice«, welches letztere Werk 1817 von der Akademie zu Brescia gekrönt wurde.

2) Giovanni, Graf, ital. Patriot und Nationalökonom, geb. 1787 zu Mantua, verlebte eine ziemlich unthätige Jugend und wurde 1820 infolge eines Besuchs, den ihm Silvio Pellico auf seinem Landgute machte, als Carbonaro verhaftet und in die Gefängnisse von Murano bei Venedig abgeführt. Nachdem sich seine Unschuld erwiesen, wurde er nach sieben Monaten durch Vermittelung einflußreicher Freunde zwar freigelassen, mußte aber bald darauf wegen einer namhaften Geldunterstützung, die er von Mailand aus den aufständischen Piemontesen hatte zukommen lassen, flüchtig werden und begab sich nach der Schweiz und von da nach Frankreich und England. Während dessen wurden von der österreich. Regierung seine Güter in Italien sequestrirt und er selbst 21. Jan. 1824 in contumaciam zum Tode verurtheilt. In London widmete A. seine Aufmerksamkeit zunächst den Wohlthätigkeitsanstalten und schrieb ein zweibändiges Werk über das System Englands, die Wohlthätigkeit zu regeln (»Beneficenza della città di Londra«, Lugano 1827—32), das großes Lob erntete; dann gab er sich dem Studium der Nationalökonomie und der Agronomie hin. Nach Belgien übergesiedelt (1827) und daselbst nationalisirt (1840), beschäftigte er sich vorzugsweise mit der Lage der arbeitenden Klassen und veröffentlichte verschiedene Broschüren über diesen Gegenstand. Er veranstaltete mit anderen 1846 den volkswirtschaftlichen Kongreß zu Brüssel, aus welchem die sehr thätige belgische Oekonomische Gesellschaft hervorging, deren Präsident er wurde. Endlich 1860 kehrte er nach Italien zurück, wo er, zum Senator ernannt, von der »Italienischen nationalökonomischen Gesellschaft« (zu Florenz) zum Präsidenten erwählt, noch gegenwärtig in seiner Vaterstadt lebt. Seine Hauptschriften gab Dino Carina heraus (»Scritti morali ed economici«, Flor. 1870). A. hat auch Mills »Principles of political economy« ins Italienische übersetzt und Memoiren (»Intorno ad un epoca della mia vita 1820—1822«, mit ungedruckten Briefen Silvio Pellico's, Turin 1860) veröffentlicht.

Arriviren (franz.), ankommen; sich ereignen.

Arrōba, 1) älteres span. Handelsgewicht, à 25 Libra = 1/4 Quintal, jetzt metrisch. In Spanien, Spanisch-Westindien, Mejiko, Central- und Südamerika = 11,502 Kilogr.; in den La Plata-Staaten = 11,484 Kilogr. In Manila rechnet man span. Gewicht 2 Proc. schwerer als englisches. —

2) Span. Flüssigkeitsmaß: A. mayor, s. v. w. Cántara (s. d.); in Chile die Weinarroba = 32,266 Liter, im Großhandel 34,067 L. oder 9 alte engl. Gallons; A. menor, Oelmaß, gewöhnlich nach Gewicht zu 25 Libra = 12,563 L.; 140 Oelarrobas = 109 Weinarrobas. — 3) Handelsgewicht in Portugal u. Brasilien, à 32 Arrateïs à 16 Onças = 14,688 Kilogr.

Arroche (spr. -rosch), s. Atriplex.

Arrodiren (lat.), annagen, anfressen.

Arroe, Insel, s. Aeroe.

Arrogiren (lat.), sich etwas anmaßen; eine nicht mehr unter väterlicher Gewalt stehende Person als Kind annehmen; Arrogation, s. Adoption; arrogánt anmaßlich; Arrogánz, Anmaßlichkeit, Anmaßung, Dünkel.

Arrom, Cäcilia de, s. Caballero.

Arrondirung (franz.), Abrundung, in der Politik eines Staatsgebiets, durch Kauf, Tausch oder Eroberung. Die Arrondirungspolitik, die besonders in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. eine Zeit lang herrschte, war jedenfalls ein Fortschritt im Vergleich zu der bloßen Eroberungspolitik, wiewohl sie oft mit Arglist verfolgt ward. Ueber A. in der Landwirtschaft s. Separation.

Arrondissement (franz., spr. arrongdißmäng), Rundung, Abrundung einer Sache; Benennung der Unterabtheilungen (Bezirke) der franz. Departements, welchen je ein Unterpräfekt vorsteht, und der Quartiere, in welche mehrere franz. Städte eingetheilt werden, z. B. Paris.

Arrosement (franz., spr. arros'mäng), Arrosirung, Befeuchtung, Anfrischung; im metaphorischen Sinne Zahlung der Spielschulden an die Mitspielenden; auch nachträgliche Zahlung, die zu dem Zweck gemacht wird, um eine frühere Zahlung zu sichern.

Arroux (spr. arruh), rechter Nebenfluß der Loire, entspringt auf der Côte d'Or, fließt südlich durch das Departement Saône und Loire und mündet bei Digoin. Seine Länge beträgt 110 Kilom., wovon etwa 20 Kilom. schiffbar sind.

Arrow-root (engl., spr. arro-rut, Marantastärke, Pfeilwurzelstärke), Bezeichnung mehrerer Sorten Stärkmehl, die aus den Wurzelknollen verschiedener Scitamineen durch Zerreiben und Auswaschen derselben gewonnen werden und in chemischer Beziehung mit unserem Stärkmehl aus Getreide oder Kartoffeln so gut wie identisch sind. Hauptwaare ist das amerikanische oder westindische A. aus den Knollen von Maranta arundinacea *L.* und M. indica *Tussac*, einer in Westindien und Südamerika, auch in Ostindien heimischen und dort wie auf Java, Ceylon, in West- und Südafrika, auf Jamaica, den Bermudasinseln und St. Vincent kultivirten Pflanze. Die Stärkekörnchen der M. indica erscheinen unter dem Mikroskop kugelrund, von 7 bis höchstens 50 Mikromillim. Durchmesser, quellen bei 70° und geben mit 20 Theilen Wasser einen vollkommen geruch- und geschmacklosen Kleister. M. arundinacea hat eiförmige Körner. Ostindisches A. (Kurkumastärke, Tikmehl), aus den Knollen von Curcuma angustifolia *Roxb.* und C. leucorrhiza *Roxb.* gewonnen, kommt aus Vorderindien in den Handel, besteht aus ziemlich flachen, verschieden gestalteten Scheiben und quillt erst bei 72°. Tahiti und Brasilien liefern A. aus Tacca pinnatifida *Forster*. Sonst kommt noch brasilianisches A. vor, welches vom Manihot utilissima *Pohl* und M. Aipi *Pohl* stammt, aus kugeligen oder halbkugeligen Körnern von 20—35 Mikromillim. besteht und eigentlich zur Kassave (s. d.) gehört. A. gilt als leicht verdauliches Nahrungsmittel für Kinder und Kranke, doch ist nicht im mindesten erwiesen, daß es irgend mehr leistet, als unsere einheimischen Stärkesorten. Man gibt es mit Milch oder Bouillon zu einigen Theelöffeln den Tag über. Das A. wurde in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Europa bekannt und fand zu Anfang dieses Jahrhunderts in Deutschland Eingang.

Arrowsmith (spr. arrosmith), Aaron, engl. Kartograph, geb. 14. Juli 1750 oder 1748 zu Winston in Durhamshire, war der Sohn eines Pächters und anfangs zu gleichem Berufe bestimmt, widmete sich dann aber der Mathematik und Geographie, kam 1770 nach London, ward königl. Hydrograph und starb 23. April 1824 (nach anderen 1823) in London. Unter seinen zahlreichen Karten befindet sich England in 18, Schottland in 4, Irland in 4, der Große Ocean in 9, La Manche in 7 Blättern, auch ein Universalatlas von 45 Karten und mehrere Specialatlanten. Alle sind in artistischer Beziehung vortrefflich; doch nur die von Großbritannien verdienen das Lob wissenschaftlicher Genauigkeit. Sein Sohn John (gest. Mai 1873) hat sich ebenfalls als Kartograph einen Namen erworben, unter anderem durch den »London Atlas of universal geography« (1832—37), sowie durch Schulkarten und Karten zu neueren Reisewerken, z. B. Leichhardts »Journal of an overland expedition in Australia« und Livingstone's »Narrative of missionary travels in Africa«.

Arruinseln, s. Aruinseln.

Ars (lat.), Kunst; A. longa, vita brevis, die Kunst ist lang, das Leben kurz; Arte peritus, Kunst-, Sachverständiger; Artes liberales, die sogen. freien Künste.

Arsáces, s. Arsaciden.

Arsaciden (arab. und neupers. Aschkanier), 1) Dynastie des Partherreiches, durch Arsaces I. gegründet, herrschte von 256 (250) v. Chr. bis 226 n. Chr.; s. Parthien. — 2) Armenische Dynastie, nach Moses von Chorene gegründet durch Wagharschag oder Valarsaces, der von seinem Bruder, dem Partherkönige Arschag II. (wahrscheinlich Arsaces III. Artabanus), um 130 v. Chr. auf den Thron Armeniens gehoben wurde. Seine angeblichen Nachkommen regierten bis 450 n. Chr. Nach den griech. und röm. Geschichtschreibern beginnen die arsacidischen Herrscher in Armenien eigentlich erst mit Arsaces I., der von seinem Vater, dem Partherkönige Artabanus III., um 35 n. Chr. den Armeniern aufgedrungen ward; s. Armenien, Geschichte.

Arsamas, Kreisstadt im russ. Gouvernement Nischnij Nowgorod, an der Mündung der Arscha in die Tescha, mit 34 steinernen Kirchen (darunter mehrere Kathedralen), 3 Klöstern, bedeutender Leder-, besonders Juchtenfabrikation, Handel mit Leinwandwaaren und Schaffellen und (1867) 10,517 Einw.

Arschin, 1) russ. Elle, = 0,7112 Meter = $2^1/_3$ russ. oder engl. Fuß = $^7/_9$ Yard genau; 3 A. = 1 Faden. — 2) pers. Längenmaß à 2 Fuß (= Göz), a) für Wollenwaaren = 1,016 Meter; b) für Feldmessungen = 1,1176 Meter. — 3) Türk. Stoffmaß = 1 Pik = 0,6858 Meter = 1 Leipz. brab. Elle.

Arsen (Arsenik) As, chemisches Element, findet sich gediegen als Scherbenkobalt, Näpfchenkobalt, Fliegenstein in feinkörnigen bis dichten Aggregaten, derb, eingesprengt, traubig, kugelig, weißlich-bleigrau, graulich-schwarz angelaufen, bei Freiberg, Schneeberg, Marienberg, Annaberg,

Joachimsthal, Andreasberg, in Baden ꝛc., häufiger mit Eisen verbunden als Arsenikalkies, mit Eisen und Schwefel als Arsenkies, mit Antimon als Antimonarsen, mit Wismut als Arsenglanz, mit Kobalt als Tesseralkies, mit Nickel als Chloanthit, Roth- und Weißnickelkies, Nickelarsenkies, mit Kupfer als Arsenkupfer, mit Schwefel als Rauschgelb oder Operment, Realgar oder Sandarach; ferner in gewissen Kobalt-, Nickel-, Zinn-, Kupfer- und Silbererzen, dann oxydirt als arsenige Säure (Arsenit) und als Arsensäuresalz in vielen Mineralien, auch in Mineralwässern und deren Ochern (im Absatz des Wiesbadener Kochbrunnens 0,049 — 1,736 Arsensäure, im Karlsbader Sprudelstein 0,272 A.), in Ackererde, Pflanzenasche, Kesselsteinen und im Verdampfungsrückstand von Meerwasser.

Man gewinnt das A. durch Sublimation von Gediegen Arsen oder durch Erhitzen von Arsenkies oder Arsenikalkies. Ersterer gibt dabei Schwefeleisen und A., letzteres Arseneisen und A. Enthalten die Erze Schwefel, so wird derselbe durch Zuschlag von Eisen oder Kalk gebunden. Auch durch Reduktion von arseniger Säure mit Kohle gewinnt man A. Reines A. ist grauweiß, stark metallisch glänzend, schuppig krystallinisch, spec. Gew. 5,6, Atomgewicht 75, verflüchtigt sich beim Erhitzen ohne zu schmelzen und bildet einen farblosen, knoblauchartig riechenden Dampf. Es hält sich selbst bei 80° in trockener Luft ziemlich unverändert, wenn es sich aber beider Sublimation an kühlen Stellen des Apparats als graues Pulver verdichtet hat, so ist es viel leichter oxydirbar. In feuchter Luft läuft A. schnell an, und mit lufthaltigem Wasser übergossen, verwandelt es sich in arsenige Säure. Diese Verbindung bildet sich auch beim Erhitzen des Arsens an der Luft; es verbindet sich direkt mit Schwefel, Chlor, Brom, Jod und den meisten Metallen, wird nicht von verdünnter Schwefelsäure, wenig und nur bei Luftzutritt von Salzsäure angegriffen; koncentrirte Schwefelsäure oxydirt es zu arseniger Säure, Salpetersäure zu arseniger Säure und Arsensäure; auch vom schmelzenden Kalihydrat wird es oxydirt. Einige fette Oele lösen A. beim Erhitzen. Amorphes A. erhält man als dunkelbraunschwarzes, spiegelndes Sublimat (Arsenspiegel), wenn man eine geringe Menge in einem unten verschlossenen Glasrohr erhitzt, oder Arsenwasserstoffgas durch ein glühendes Rohr leitet, oder in die Flamme des Arsenwasserstoffs kaltes Porzellan hält. A. bildet mit Phosphor und Antimon eine natürliche Gruppe, ist dreiwerthig und bildet mit Sauerstoff arsenige Säure H_3AsO_3, von der nur das Anhydrid As_2O_3 bekannt ist, und Arsensäure H_3AsO_4, mit Wasserstoff den Arsenwasserstoff H_3As. Man benutzt das A., welches als Fliegenstein oder Cobaltum (stets mit Arsensuboxyd und arseniger Säure verunreinigt und daher sehr giftig) im Handel vorkommt, zur Schrotfabrikation, zur Extraktion des Nickels aus gewissen metallhaltigen Zwischenprodukten und Hüttenabfällen, als Fliegengift, zu Signalen, indem man es in Sauerstoff verbrennt (Indisches Feuer); früher benutzte man es auch zur Darstellung von Weißkupfer. Jährliche Produktion von Arsenerzen im Durchschnitt: England 22,000, Oesterreich 2500, Preußen 24,500, Sachsen 2800 Ctr. Die Schwefelverbindungen des Arseniks waren den Alten bekannt und wurden als Arzneimittel und Farbestoffe benutzt; Geber spricht ausführlich von der arsenigen Säure und Lemery stellte 1675 das metallische A. dar.

Arsenäl, s. Zeughaus.

Arsenblende, gelbe, s. v. w. Auripigment, rothe, s. v. w. Realgar.

Arsenchlorür (Arsenchlorid, Arsensuperchlorür, Chlorarsen) $AsCl_3$, entsteht unter Feuererscheinung bei Einwirkung von Chlor auf Arsen, ferner beim Behandeln von arseniger Säure mit Chlorwasserstoff oder koncentrirter Salzsäure, bei Einwirkung von Phosphorchlorid auf arsenige Säure oder Arsensäure und beim Erhitzen von Schwefelarsen mit Quecksilberchlorid; es bildet ein farbloses, an der Luft rauchendes Oel vom spec. Gew. 2,05, siedet bei 132°, ist mit wenig Wasser, Alkohol und Aether mischbar, zersetzt sich aber mit viel Wasser zu Chlorwasserstoff und arseniger Säure. Man hat beim Kochen arsenhaltiger Flüssigkeiten mit Salzsäure, wegen der Bildung des flüchtigen und höchst giftigen Arsenchlorürs, große Vorsicht anzuwenden; Salzsäure mit arsenhaltiger Schwefelsäure bereitet ist stets arsenhaltig, weil das sich bildende A. in die Salzsäure übergeht.

Arseneisen, s. v. w. Arsenikalkies.

Arsenglas, s. Arsensulfide und Arsenige Säure.

Arseniate, s. v. w. Arsensäuresalze.

Arsenide, s. v. w. Arsenmetalle.

Arsenige Säure (Weißer Arsen, Weißes Arsenglas, Hüttenrauch, Rattenpulver, Giftmehl) As_2O_3, findet sich in der Natur als Arsenit oder Arsenikblüte mit Arsen und Arsenverbindungen auf Gängen bei Andreasberg, Joachimsthal, Schwarzenberg, Markirch, bildet sich beim Erhitzen von Arsen oder arsenhaltigen Erzen an der Luft und wird meist als Nebenprodukt beim Rösten arsenhaltiger Silber-, Kupfer-, Kobalt-, Nickel- oder Zinnerze, seltener direkt aus Arsenkies oder Arsenikalkies auf den sogen. Gifthütten gewonnen. Die in Flammöfen aus dem Röstgut sich entwickelnden Dämpfe leitet man in lange liegende Kanäle oder in große Kammern, welche in den Giftthürmen über einander angebracht sind. Es kondensirt sich in diesen Räumen ein graues Arsenmehl, welches in gußeisernen Kesseln durch Sublimation raffinirt wird. Man stellt auf die Kessel eiserne Ringe von gleichem Durchmesser und auf den obersten Ring eine Haube, welche durch Röhren mit mehreren Kondensationskammern in Verbindung steht. Die Hitze wird dann so geregelt, daß die in der ersten Kammer verdichtete a. S. weich zu werden beginnt. So erhält man eine schwach gelbliche, glasige, durchsichtige Masse mit muscheligem Bruch, welche mit der Zeit weiß, porzellanartig, wachsglänzend wird, indem sie aus dem amorphen in den krystallinischen Zustand übergeht. A. S. ist dimorph und in beiden Krystallformen (Prismen und Oktaëdern) isomorph mit antimoniger Säure, tritt aber häufiger in Oktaëdern auf. Das spec. Gew. der amorphen arsenigen Säure ist 3,738, das der kristallinischen 3,699. Sie verflüchtigt sich bei 200°, bildet farb- und geruchlose Dämpfe und sublimirt; 100 Th. Wasser lösen bei gewöhnlicher Temperatur 4 Th. amorphe, aber nur 1,2—1,3 Th. krystallinische a. S., bei längerem Kochen wird letztere amorph, und Wasser löst so allmählich 11 Theile a. S. In Alkohol ist a. S. wenig, in Salzsäure leicht löslich. Aus der salzsauren Lösung der amorphen arsenigen Säure schießen Krystalle unter Lichtentwickelung an; beim Erhitzen entweicht Arsenchlorür. Salpetersäure, Mangansäure, Chrom-

säure oxydiren a. S. zu Arsensäure, ebenso Chlor und Chlormischungen, wobei niemals Arsenchlorür entweicht. Kohle, Metalle, Wasserstoff und Cyankalium reduciren a. S. beim Erhitzen, es entwickelt sich Knoblauchgeruch, und beim Arbeiten in einem Glasrohr entsteht ein Arsenspiegel (s. Arsen). Die Lösung der arsenigen Säure in Salzsäure entwickelt mit Zink Wasserstoff und Arsenwasserstoff; alkalische Erden und kohlensaure Alkalien geben beim Schmelzen mit arseniger Säure Arsensäuresalz und Arsen; Schwefelwasserstoff fällt aus sauren Lösungen der arsenigen Säure stets alles Arsen als gelbes Schwefelarsen. Die Verbindung As_2O_3 ist das Anhydrid der eigentlichen arsenigen Säure H_3AsO_3, welche in den Lösungen desselben vorhanden, aber in fester Form noch nicht erhalten worden ist. Die Lösung reagirt schwach sauer, schmeckt metallisch, neutralisirt Alkalihydrate, zersetzt beim Kochen die Kohlensäuresalze und bildet die Arsenigsäuresalze. Man benutzt a. S. in der Kattundruckerei, zur Darstellung von Schweinfurter Grün und anderen Kupferfarben, Lackfarben, Kobaltultramarin, Rinmanns Grün, zum Beizen der Haare in der Hutmacherei, zum Reinigen des Glases während des Schmelzens (durch Oxydation von Kohle und Eisenoxydul), zur Darstellung eines Emails und der Arsensäure für die Anilinfabrikation, in Natronlauge gelöst als Reduktionsmittel, in Salzsäure gelöst zum Graubeizen von Messing und Bronze und zuweilen zum Härten von Eisen, endlich zur Vertilgung der Ratten etc., zum Konserviren ausgestopfter Thiere und zum Imprägniren des Saatgetreides (gegen Brand und Ungeziefer). Die a. S. ist höchst giftig, dennoch gewöhnt sich der Organismus unter bestimmten, noch nicht näher festgestellten Verhältnissen an das Mittel und gedeiht dabei auffallend gut. So herrscht in mehreren Gegenden, besonders in Steiermark, die Sitte des Arsenikessens, und die ihr huldigen, erreichen zum Theil ein hohes Alter, werden bei gleichbleibender Ernährung kräftiger, oder wenn ihre Arbeitskraft nicht in Anspruch genommen wird, nimmt ihr Körper an Gewicht bedeutend zu. Die Leute beginnen mit sehr geringen Dosen, nehmen den Arsenik (Hidri) in mehrtägigen Pausen und steigen bis 0,3 Gramm und höher; sie sind aber an das Mittel gebunden und verfallen beim Aussetzen desselben in große Abgespanntheit. Auch bei Pferden wird a. S. angewandt, um sie glatt, fett und feurig erscheinen zu lassen. Ueber Arsenikvergiftung s. d. Als Arzneimittel dient a. S. bei Wechselfieber, Neuralgien, Hautkrankheiten, Chlorose, Tuberkulose, Diabetes, als Aetzmittel bei Epithelialkrebs, phagedänischen Geschwüren, Lupus und Zahnkrankheiten.

Arsenigsäuresalze (Arsenite) erhält man durch Neutralisation der Säure mit der Base oder durch Wechselzersetzung; nur die der Alkalien sind in Wasser löslich, aber die Lösungen der arsenigsauren Alkalien bilden an der Luft allmählich Arsensäuresalze. Eine Lösung von arsenigsaurem Kali, welche in 90 Theilen 1 Th. arsenige Säure enthält, ist als Solutio arsenicalis Fowleri officinell. Die Lösung des Natronsalzes dient in der Maßanalyse zur Bestimmung von unterchloriger Säure, Chlor, Jod etc., auch tränkt man damit Fliegenpapier. Von der Unlöslichkeit des arsenigsauren Eisenoxyds und der arsenigsauren Magnesia macht man bei Arsenikvergiftungen Gebrauch. Aus ammoniakalischer Kupfervitriollösung fällt arsenige Säure das Scheel'sche Grün und mit Grünspan bildet sie das prachtvolle Schweinfurter Grün (s. d.).

Arsenik, s. v. w. Arsen oder arsenige Säure.

Arsenikalkies (Arseneisen, Lölingit, weicher Giftkies), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt rhombisch, findet sich meist derb und eingesprengt, in körnigen und stängeligen Aggregaten, ist silberweiß bis stahlgrau, Härte 5—5,5, besteht aus Arseneisen $FeAs_2$, enthält 66,8—72 Proc. Arsen, etwas Schwefel und bisweilen Gold. Beim Erhitzen gibt er ein Sublimat von Arsen. Er findet sich bei Reichenstein in Schlesien, in Kärnthen, Steiermark, bei Andreasberg, Geyer und Breitenbrunn in Sachsen und dient als wichtiges Arsenerz.

Arsenikblüte, s. Arsenige Säure.

Arsenikessen, s. Arsenige Säure.

Arsenikkies, s. v. w. Arsenkies.

Arsenikkobaltkies (Tesseralkies, Skutterudit), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt tesseral, ist zinnweiß oder bunt angelaufen, Härte 6, besteht aus 79,2 Arsen und 20,8 Kobalt, findet sich bei Skutterud in Norwegen und wird auf Kobalt verarbeitet.

Arsenikvergiftung. Das Arsenik ist das stärkste Gift des Mineralreichs, und alle seine Verbindungen wirken meist schon bei kurzer Anwendung, wenn die Dose groß genug ist, giftig auf den thierischen, ja selbst auf den pflanzlichen Organismus ein. Am häufigsten geschieht die A. durch arsenige Säure (weißer Arsenik, Hüttenrauch), seltener durch arsenige oder arseniksaure Alkalien oder durch die zu Farbe verwendeten Präparate von Schwefelarsen (Operment, Realgar) und von arsenhaltigen Kupfersalzen, wie z. B. Schweinfurter Grün. Die Arsenikvergiftungen gehören zu den am häufigsten vorkommenden Vergiftungen, jedenfalls waren sie bis in die neueste Zeit die häufigsten unter den absichtlichen Vergiftungen. Dieses Verhältnis hat sich erst etwas geändert, seitdem die überaus giftigen Alkaloide und narkotischen Mittel bekannter geworden sind. Auch zufällige Vergiftungen mit Arsenik sind ziemlich häufig, z. B. durch Naschen der Kinder an Arsenikpräparaten, Verunreinigung des Mundes mit arsenikhaltigen Farben, Verwechseln von arsenikhaltigen Arzneien mit anderen etc. Die Vergiftungen mit Arsenik entstehen meist durch Einverleibung des Arseniks in den Magen, aber auch vom Mastdarm, von der äußern Haut, von Wunden und Geschwüren aus kann Arsenik in den Körper aufgenommen werden. Die Einathmung von Arsenstaub und Arsenikdämpfen, namentlich bei Hüttenleuten, sowie von Arsenikwasserstoffgas hat mehrfach zu Vergiftungen Veranlassung gegeben, theils bei Arbeitern, welche mit solchen Stoffen zu schaffen hatten, theils, indem diese Körper von feuchten, mit Arsenfarben bemalten Wänden etc. entwickelt wurden. Die A. ist bald eine akute, sogar plötzlich tödtende, bald eine chronische, welche monate- und jahrelang andauert. Beide treten in verschiedenen Formen auf, was theils von der Menge und Beschaffenheit des Giftes, namentlich von der gelösten oder ungelösten Form desselben, theils vom Einverleibungsort und anderen individuellen Verhältnissen abhängt. Die akute A. besteht gewöhnlich in einer heftigen und tiefeingreifenden Magenentzündung, wobei nicht nur die Schleimhaut, sondern oft auch die darunter liegenden Schichten der Magenwand zerstört und zu einem Schorf umgewandelt werden. Oft besteht gleich-

zeitig auch eine Darmentzündung gleicher Art, oder sie tritt später noch zu der Magenentzündung hinzu. Daher stellt sich, bald schon nach wenigen Minuten, bald erst einige Stunden nach Einführung des Giftes heftiges Erbrechen mit Magenschmerz, Zusammenschnüren des Halses, Empfindlichkeit der Magengrube bei Berührung, brennender Durst und große Angst ein. Es besteht fortwährendes Würgen und Aufstoßen, auch wohl Blutbrechen, dann treten Durchfälle, Leibschmerz, blutige Stühle, Stuhlzwang und ähnliche Symptome auf, während zugleich das Gesicht auffallend entstellt, bleich und kühl, eingefallen, die Gliedmaßen kalt, der Puls klein und frequent ist. Nicht selten gesellen sich hinzu allgemeine Muskelschwäche, Ohnmacht, Krämpfe, Zittern der Glieder, Schluchzen und andere nervöse Symptome. In seltenen Fällen, namentlich wenn das Arsenik in aufgelöster Form in den Magen gelangt und dort schnell in größerer Menge resorbirt, also in das Blut einverleibt wird, entwickeln sich die nervösen Symptome allein, ohne daß man während des Lebens oder bei der Sektion der Leiche Zeichen von Entzündung des Magens bemerkt. Bisweilen gesellen sich auch Athemnoth und Bluthusten, manchmal Blasenschmerz, Blutharnen &c. hinzu. Das in das Blut gelangte Gift geht zwar verhältnismäßig rasch wieder mit dem Urin aus dem Körper heraus, aber es findet sich zum Theil auch noch in den Geweben des Körpers oder im Darmkanale vor und kann hier selbst längere Zeit nach dem Tode noch mit Sicherheit nachgewiesen werden. Der Tod tritt bei der akuten A. binnen einem oder wenigen Tagen, manchmal schon nach wenigen Stunden ein. Aehnlich ist der Verlauf, wenn das Arsenik an ungewöhnlichen Stellen, z. B. durch die Mutterscheide einverleibt wurde. Es tritt eine schwere, zum Brand neigende Entzündung an der Einverleibungsstelle, sodann Erbrechen und endlich die allgemeinen Nervensymptome ein. Die chronische A. tritt entweder als Nachkrankheit der akuten A. auf, oder sie entsteht durch längere Zeit hindurch fortgesetzte Einverleibung kleinerer Mengen des Giftstoffes. Sie äußert sich theils durch Zeichen einer schleichenden Magen- und Darmentzündung, mit unausgesetztem Durst, brennenden Magenschmerzen, zuweilen Erbrechen, mit Leibschmerzen, periodischen Durchfällen und Stuhlzwang, wozu Anätzungen und Entzündungen anderer Schleimhäute, ferner ein quälender, trockener, mit Engbrüstigkeit verbundener Husten, Speichelfluß, Harnstrenge &c. hinzutreten können, theils durch zunehmendes kachektisches Aussehen, angeätzte, mit Ausschlägen und Geschwüren bedeckte Haut, Ausfallen der Haare und Nägel, vor allem aber durch äußerste Abmagerung und förmliche Austrocknung des ganzen Körpers. Hiermit verbinden sich Nervenzufälle, herumziehende Schmerzen, Krämpfe, Angst, Unruhe, Schlaflosigkeit, große Abmattung und Entmuthigung, später Lähmungen und Kontrakturen. Der Tod erfolgt besonders durch die schleichenden Entzündungen und Verschwärungen des Darmkanals und der Lungen, oder durch Entkräftung, Wassersucht und Auszehrung.

Behandlung der Arsenikvergiftung. Sobald man Verdacht schöpft auf Vergiftung und sich die charakteristischen Zeichen der A. einstellen, in dem Erbrochenen oder in dem Reste der genossenen Speise vielleicht die kleinen weißen Körner sich vorfinden, so hat man vor allen Dingen die Aufgabe, das Gift aus dem Körper so rasch wie möglich zu entfernen. Bei äußerer Applikation ist alles auf der Haut noch befindliche Arsenik zu beseitigen, man reinigt die Haut und reibt dieselbe mit möglichst warmem Eisenoxydhydrat oder Magnesiahydrat und wäscht sie mit essigsaurem Eisen. Ist das Gift dem Magen einverleibt worden, so sucht man Erbrechen zu erregen durch Kitzeln des Schlundes und Eingeben von lauem Wasser mit Eiweiß, oder man reicht Brechmittel, gegen heftige Schmerzen Opium. Die Rückstände des Giftes sucht man durch Eisenoxydhydrat, welches für diesen Zweck in den Apotheken vorräthig gehalten wird, oder durch das von Bussy empfohlene Magnesiahydrat zu binden. Das Eisenoxydhydrat muß in möglichst großer Menge angewendet werden, weil andere Stoffe des Magens und Darminhalts ebenso eine große Verwandtschaft zu dem Eisenoxydhydrat besitzen wie das Arsenik, und dadurch seine Wirkung beeinträchtigt oder verringert werden kann. Man reicht deshalb von 10 zu 10 Minuten, nachdem der meiste Inhalt des Magens durch Erbrechen möglichst entleert worden, einen Eßlöffel voll Eisenoxydhydrat so lange fort, bis die örtlichen Vergiftungserscheinungen erloschen sind und das Eisenoxydhydrat in den Stuhlgängen zum Vorschein kommt. Das Magnesiahydrat erhält man durch Anrühren der gebrannten Magnesia (Magnesia usta) der Apotheken mit Wasser und verwendet es wie Eisenoxydhydrat. Um das in den Darm eingedrungene Gift rascher auszuführen, reicht man Laxirmittel, Glaubersalz, Bittersalz, Klystiere; gegen sonstige entzündliche Zufälle sind örtliche Blutentleerungen, kalte Umschläge, innerlich Opium angezeigt. Bei lähmungsartigen Zuständen und großen Schwächezuständen empfehlen sich warme Bäder, Hautreize, dabei viel Getränk, Kaffee, Thee, kohlensäurehaltige Mineralwässer, Salpeterlösungen mit etwas Wein. Dabei beachte man die den einzelnen Stadien der Erkrankung entsprechende Diät. Bei der chronischen A., wo häufiger Umgang mit dem Gifte oder Aufenthalt in einer damit geschwängerten Luft die Ursache der Vergiftung ist, muß der Kranke zunächst, wie sich von selbst versteht, für immer daraus entfernt werden. Die Behandlung der chronischen A. ist eine rein symptomatische und muß sich nach den vorstehenden örtlichen oder allgemeinen Nachkrankheiten richten. Das Hauptgewicht ist auf eine gut nährende, koncentrirte, aber leicht verdauliche Kost zu legen, namentlich empfehlen sich schleimige, mehlige und fette Stoffe, Fleischbrühen, rohe Eier u. dgl. Mittel. Daneben sind warme Schwefelbäder von großem Nutzen. Ueber das Arsenikfüttern und Arsenikessen, sowie über die Verwendung des Arseniks in der Medicin s. Arsenige Säure. Vgl. Bunsen und Berthold, Eisenoxydhydrat, das Gegengift gegen arsenige Säure (2. Aufl. 1837); B. Schuchhardt, Untersuchungen über die Anwendung des Magnesiahydrats als Gegenmittel gegen arsenige Säure und Quecksilberchlorid (Gött. 1852).

Arsenillo, s. v. w. gemahlener Atakamit.

Arsenit, s. Arsenige Säure.

Arsenius, genannt Antorianus, Patriarch von Konstantinopel, früher Mönch zu Nicäa, dann auf dem Berge Athos, wurde von dem Kaiser Theodoros Lascaris II. (1255—59) zum Patriarchen von Konstantinopel erhoben und zum Vormund seines Sohnes Lascaris III. bestimmt. Als er über den Usurpator Michael Paläologos, der (1262) den jungen Kaiser hatte blenden lassen, die Erkommuni-

kation aussprach, ward er durch eine Synode abgesetzt und vom Kaiser auf die Insel Prokonnesos verbannt, wo er 1267 starb. Seine Anhänger (die Arseniten) wollten die Gültigkeit der Exkommunikation Michaels aufrecht erhalten wissen und unterhielten eine Spaltung.

Arsenkies (Arsenikkies, Arsenopyrit, Mißpickel, harter Giftkies, Akontit), Mineral aus der Klasse der Kiese, krystallisirt rhombisch, findet sich ein- oder aufgewachsen, auch derb in körnigen und stengligen Aggregaten, ist silberweiß bis lichtstahlgrau, Härte 5,5—6, besteht aus 46 Arsen, 34,4 Eisen und 19,6 Schwefel, FeSAs, enthält bisweilen 6—9 Proc. Kobalt (Kobaltarsenkies), auch Silber (Weißerz) und Spuren von Gold; beim Erhitzen gibt er ein Sublimat von Schwefelarsen, dann von Arsen. Er findet sich im böhm. und sächs. Erzgebirge, bei Reichenstein in Schlesien, in Katalonien, Schweden, Cornwall und wird auf Arsen, oder auf Kobalt und Silber verarbeitet.

Arsenkupfer (Arsenikkupfer, Domeykit), Mineral aus der Klasse der Kiese, findet sich traubig oder nierenförmig derb und eingesprengt, oft mit Rothnickelkies in dünnen Lagen abwechselnd, ist zinnweiß, oft bunt angelaufen, Härte 3—3,5, schmilzt vor dem Löthrohr unter starkem Arsengeruch, enthält 71,7 Kupfer und 28,3 Arsen. Es findet sich bei Coquimbo und Copiapo in Chile. Ein anderes, ursprünglich für gediegenes Silber gehaltenes A., mit 83,5 Kupfer und 16,5 Arsen, findet sich auf der Grube Algodones bei Coquimbo und wurde als Algodonit beschrieben.

Arsenmetalle (Arsenide, Arsenlegirungen), Verbindungen der Metalle mit Arsen. Blei wird durch Arsen spröder und läßt sich bei einem Gehalt von 0,3—0,8 Proc. leicht körnen; man versetzt deshalb das zur Schrotfabrikation bestimmte Blei mit Arsen. Arseneisen findet sich in der Natur als Arsenikalkies und im Arsenkies; Arsenkobalt als Speiskobalt und im Glanzkobalt. Arsenkupfer kommt gleichfalls in der Natur vor; in einer salzsauren Lösung von arseniger Säure bedeckt sich Kupfer mit einem krystallinischen, graphitfarbenen Ueberzug; eine Kupferlegirung mit 37 oder 54 Proc. Arsen ist Weißkupfer oder weißer Tombak, Argent haché, Pétong der Chinesen. Es wird durch Zusammenschmelzen von Kupfer mit arsenigsaurem Kalk unter einer Decke von Borax, Kohlenstaub und Glaspulver erhalten, ist weißgrau oder weiß, sehr glänzend, politurfähig, spröde, feinkörnig, schwerer zu verarbeiten als Messing und läuft an der Luft stark an. Es kam früher häufig versilbert im Handel vor, ist jetzt aber durch das Neusilber verdrängt worden.

Arsenopyrit, s. v. w. Arsenkies.

Arsensäure H_3AsO_4, findet sich in der Natur in zahlreichen Mineralien und wird durch Oxydation der arsenigen Säure, gewöhnlich mit Salpetersäure oder Chlor, erhalten. Sie bildet farb- und geruchlose Krystalle, schmeckt sauer metallisch, löst sich langsam, aber reichlich in Wasser und reagirt sauer. Sie löst Eisen und Zink unter Entwickelung von Arsenwasserstoff, welcher sich auch entwickelt, wenn arsensäurehaltige Schwefel- oder Salzsäure auf jene Metalle wirkt. Schwefelwasserstoff reducirt A. unter Abscheidung von Schwefel und fällt dann Schwefelarsen. A. ist eine dreibasische Säure wie Phosphorsäure, und die Existenz von Verbindungen, die der Pyro- und Metaphosphorsäure entsprechen, ist sehr wahrscheinlich. Bei starkem Erhitzen der A. entsteht Arsensäureanhydrid As_2O_5, eine weiße, amorphe, in Wasser fast unlösliche, etwas hygroskopische Masse, welche bei noch höherer Temperatur in Sauerstoff und Arsenigsäureanhydrid zerfällt. Man benutzt die A. als Surrogat der Weinsäure in der Zeugdruckerei und besonders zur Bereitung von Anilinroth. A. ist nicht so giftig wie arsenige Säure, das Anhydrid erzeugt aber auf der Haut Blasen, und selbst sehr verdünnte Lösungen wirken bei häufigem Eintauchen der Hände höchst nachtheilig. Man schützt sich durch häufiges Waschen mit Kalkwasser. Leute, welche anhaltend mit A. umgehen, beobachten an sich eine bedeutende Zunahme des Körpergewichts.

Arsensäuresalze (Arseniate) finden sich vielfach in der Natur und werden durch Neutralisation der Säure mit der Base, oder durch Wechselzersetzung erhalten; sie sind mit denen der Phosphorsäure isomorph, und wie diese Säure bildet auch Arsensäure drei Reihen Salze. Nur die Salze der Alkalien sind in Wasser löslich. Das Natriumbiarseniat (saures arsensaures Natron) wird durch anhaltendes Erhitzen von arseniger Säure oder arsenigsaurem Natron mit Natronsalpeter oder als Nebenprodukt bei der Darstellung von Anilin aus Nitrobenzol gewonnen. Es bildet eine krystallinisch faserige Masse, ist luftbeständig, enthält 75 Proc. Arsensäure und dient in der Färberei als Befestigungsmittel der Beizen, überhaupt als Surrogat des Kuhkothes. Eine Lösung von 0,06 arsensaurem Natron in 30 Proc. Wasser ist als Solutio arsenicalis Pearsoni officinell. Arsensaures Eisenoxyd findet sich als Pharmakosiderit und Skorodit, arsensaurer Kalk als Haidingerit und Pharmakolith, das Kobaltsalz als Kobaltblüte, das Kupfersalz als Olivenit, Euchroit, Linsenerz, Tirolit, Chalkophyllit, Abichit, Erinit ꝛc., das Nickelsalz als Nickelblüte.

Arsensuboxyd, soll die grauschwarze Substanz sein, welche sich auf metallischem Arsen an der Luft, besonders beim Erhitzen bildet; sie zerfällt bei stärkerem Erhitzen, sowie beim Behandeln mit Ammoniak oder verdünnten Säuren in arsenige Säure und Arsen.

Arsensulfide (Schwefelarsen). Man kann Arsen mit Schwefel in allen Verhältnissen zusammenschmelzen, von chemischen Verbindungen sind 3 genauer bekannt und 2 besitzen größere Wichtigkeit. Das Monosulfid (Arsensulfid, Arsensulfür, rothes Schwefelarsen, AsS) findet sich in der Natur als Realgar, und wird im großen durch Zusammenschmelzen der Bestandtheile in richtigem Verhältnis und Sublimation, oder auf ähnliche Weise aus Arsenkies und Schwefel oder aus Eisenkies und Arsenkies (oder Arsenikalkies) gewonnen. Es ist rubinroth, unlöslich in Wasser, verbrennt an der Luft zu arseniger Säure und schwefliger Säure und löst sich in Schwefelalkalimetallen. Das hüttenmännische Produkt ist nicht die reine chemische Verbindung, sondern enthält Arsen und Schwefel in solchem Verhältnis, daß ein schön rubinrothes Produkt entsteht, welches ein orangegelbes Pulver liefert. Es kommt als rothes Arsenglas, Arsenrubin, Rubinschwefel in den Handel und diente früher als gelbe Farbe, jetzt meist in der Zeugdruckerei als Reduktionsmittel des Indigo, in der Schrotfabrikation (der Schwefel scheidet einen Kupfergehalt des Bleis ab und das Arsen geht ins Blei), zum Enthaaren

der Felle und, mit 12 Theilen Salpeter und 3½ Theilen Schwefel gemischt, als Weißfeuer zu Signallichtern. Das Trisulfid (Arsensupersulfür, Arsensulfid, As_2S_3) findet sich in der Natur als Auripigment, entsteht bei Sublimation von arseniger Säure mit Schwefel, wird aus der Lösung der arsenigen Säure durch Schwefelwasserstoff gefällt und kann auch durch Zersetzung einer Mischung von Schwefelleberlösung und arsenigsaurem Kali mit Salzsäure und durch Destillation von Arsenkies mit Schwefelkies gewonnen werden. Es ist citronengelb, amorph, unlöslich in Wasser, schmilzt zu einer rubinrothen Flüssigkeit, verbrennt wie das Monosulfid und löst sich auch in Schwefelalkalimetallen. Das Hüttenprodukt (gelbes Arsenglas) enthält viel arsenige Säure; es dient als gelbe Malerfarbe (Königsgelb), zur Bereitung einer Indigküpe und, mit 9 Theilen Kalkhydrat und Wasser gemischt, bei den Orientalen (Rhusma) als Enthaarungsmittel.

Arsenwasserstoff H_3As, farbloses, knoblauchartig riechendes Gas, welches stets auftritt wenn bei der Entwickelung von Wasserstoff aus Schwefelsäure oder Salzsäure und Zink eine lösliche Arsenverbindung zugegen ist. Jede arsenhaltige Salz- oder Schwefelsäure entwickelt mit Zink oder Eisen arsenwasserstoffhaltiges Wasserstoffgas. Es ist wenig löslich in Wasser und verbrennt mit bläulicher Flamme zu arseniger Säure und Wasser. Hält man einen kalten Porzellanscherben in die Flamme, so bilden sich auf dem Porzellan dunkle Flecken von metallischem Arsen (Arsenspiegel). Dieselben Flecken entstehen auch, wenn man das Gas durch ein Glasrohr leitet und dies an einer Stelle zum Glühen erhitzt. Hierauf beruht eine sehr empfindliche Methode, das Arsen nachzuweisen. Man benutzt dazu den Marsh'schen Apparat, in dessen Gasentwickelungsflasche die zu untersuchende Flüssigkeit mit reiner Schwefelsäure und reinem Zink gebracht wird, erzeugt dann in dem Gasleitungsrohr des Apparats durch Erhitzen den Spiegel, entzündet das an der Spitze des Rohrs ausströmende Gas, bildet auch auf Porzellan Spiegel und untersucht diese weiter, um sie von ähnlichen Antimonspiegeln, welche Antimonwasserstoff unter denselben Verhältnissen liefert, zu unterscheiden. Die Arsenspiegel verflüchtigen sich leichter und ohne zu schmelzen, entwickeln Knoblauchgeruch und lösen sich in Chlornatronflüssigkeit. Endlich leitet man das Gas in eine Lösung von salpetersaurem Silber, aus welcher A. metallisches Silber fällt. Dabei entsteht arsenige Säure, und auf Zusatz von Ammoniak wird arsenigsaures Silber gefällt. A. ist höchst giftig.

Arsinoë, im Alterthum Name mehrerer Städte auf Cypern, in Aegypten, Aethiopien &c. Die bedeutendste war die am See Möris, die zur Zeit der Ptolemäer Krokodilopolis von den daselbst gehaltenen heil. Krokodilen hieß und wahrscheinlich bei der künstlichen Herstellung jenes Sees gegründet wurde (um 2300 v. Chr.). An ihrer Stelle steht jetzt Medînet el Fajjûm.

Arsinoë, 1) Gemahlin des Alkmäon (s. d. 1). — 2) Tochter des Ptolemäos Lagi und der Berenike, zuerst mit König Lysimachos von Thrakien verheirathet, der ihr Herakleа nebst Gebiet zuwies, zerfiel mit ihrem Stiefsohne Agathokles und bewirkte dessen Ermordung. Als in dem daraus entbrannten Kriege Lysimachos 282 v. Chr. gegen Seleukos gefallen war, floh sie in das feste Kassandria in Makedonien und machte von hier aus ihre Ansprüche gegen ihren Halbbruder Ptolemäos Keraunos geltend, der nach der Ermordung des Seleukos (280 v. Chr.) sich Thrakiens und Makedoniens bemächtigt hatte. Als ihr Keraunos hinterlistig seine Hand antrug, öffnete sie ihm die Thore von Kassandria. Sofort ließ aber jener die Burg besetzen, die beiden jüngeren Söhne der A. im Schoße ihrer Mutter ermorden und verbannte diese selbst nach der Insel Samothrake. Von dort entflohen, vermählte sie sich bald darauf mit ihrem rechten Bruder Ptolemäos II. von Aegypten. Nach ihrem Tode ward sie durch Statuen und Tempel geehrt; auch führten mehrere Städte Kleinasiens und Aegyptens ihren Namen.

3) Tochter des Ptolemäos III. Euergetes, Gemahlin ihres Bruders Ptolemäos IV. Philopator, Mutter des Ptolemäos V. Epiphanes, von Livius Kleopatra genannt, half in der Schlacht bei Raphia (217 v. Chr.) an der Seite ihres Gemahls diesem über Antiochos d. Gr. siegen, ward aber auf Betrieb des Sosibios ermordet.

4) Tochter des Ptolemäos XI. Auletes, ward im sogen. Alexandrinischen Kriege, während Cäsar ihren Bruder, Ptolemäos XII. Dionysos, gefangen hielt, zur Königin ausgerufen und belagerte mit dem ägypt. Heere Alexandria. Nach Beendigung des Krieges nahm Cäsar die A., um ihrer Schwester Kleopatra den Thron zu sichern, mit nach Rom und führte sie im Triumph auf. Der Triumvir Antonius ließ sie später auf Verlangen der Kleopatra zu Milet im Tempel der Artemis Leukophryne ermorden.

Arsis (griech., »Hebung«), in der Metrik der durch den Accent hervorgehobene Theil eines Versfußes, im Gegensatz zu dem nicht hervorgehobenen Theil (Thesis, Senkung); in der Musik umgekehrt der leichte oder schlechte Takttheil (Auftakt) im Gegensatz zum guten (Thesis). Letzterer wird nämlich beim Taktgeben durch Senken der Hand markirt, während die Alten in umgekehrter Ordnung die Hand oder den Fuß auf dem guten Takttheil erhoben und auf dem schwachen niederschlugen; daher die verschiedene Bedeutung von A. in Metrik und Musik.

Ars sur Moselle (spr. ar ssürr mosäll), Flecken in Deutschlothringen, Kreis Metz, 9 Kilom. südwestl. von Metz, am Einfluß der Mance in die Mosel gelegen, mit Eisengruben und Eisenschmieden, Maschinen- und Papierfabriken, merkwürdigen Resten einer alten Wasserleitung und (1871) 5330 Einw. Im Kriege von 1870 war der Ort infolge seiner Lage in der Nähe der Eisenbahn von Metz nach Nancy ein wichtiger Verpflegungsstützpunkt für die Belagerungsarmee.

Art (lat. Species), logischer, den Umfang eines Begriffs bestimmender Ausdruck. Ein Begriff, der einen andern unter sich begreift, wird in Hinsicht auf diesen ein höherer und dieser in Rücksicht auf jenen ein niederer genannt; der höhere Begriff heißt Gattung (genus), der niedere A.: Thier ist Gattung, Vogel dagegen A. Ein solcher Artbegriff kann in Hinsicht auf einen noch niederern als Gattungsbegriff vorgestellt werden: Vogel ist z. B. in Hinsicht auf Raubvogel oder Wasservogel ein Gattungsbegriff, während letztere beiden in Rücksicht auf jenen Artbegriffe sind. Diejenige A. ist die niedrigste, die nicht wieder als Gattung in Rücksicht auf eine

noch unter ihr enthaltene A. angesehen werden kann. Für das Denken gibt es eigentlich keine A., welche die absolut niedrigste genannt werden könnte, weil sich immer noch Merkmale zu einem gegebenen Begriffe werden hinzuthun lassen, wodurch ihm eine A. verschafft wird; in der wirklichen Natur gibt es aber allerdings Grenzen, wo A. und Individuum zusammenfallen und jede weitere Klassifikation aufhört. Dinge, an denen sich die Merkmale einer A. finden, heißen gleichartige.

Was den Begriff A. im naturgeschichtlichen Sinn anlangt, so faßte man im Alterthum und Mittelalter die durch die Aehnlichkeit ihrer äußern Erscheinung sich von anderen unterscheidenden Gegenstände der Natur, besonders des Pflanzen- und Thierreichs, nach dem Grade jener Aehnlichkeit in Gruppen zusammen, belegte diese mit einem, meist der Umgangssprache entnommenen Namen und ordnete sie dann weiter nach den Grundsätzen einer rein logischen Eintheilung anderen gleich gebildeten Gruppen unter oder über. Nach der Stellung, welche eine solche Gruppe (griech. genos oder eidos, lat. genus und species) in der logischen Unter- oder Ueberordnung einnahm, konnte ebensowohl eine Art (eidos) mehrere Gattungen (genos) umfassen wie umgekehrt. Erst von dem Engländer John Ray wurde an die Stelle dieses, in Bezug auf die Auffassung der belebten Formen wohl schwankenden, aber doch, weil jede weitere Untersuchung und Auffassung freilassend, wissenschaftlich unbefangenern Gebrauchs der Begriff der naturhistorischen A. in seiner jetzigen Bedeutung geschaffen, welcher dann von Linné als dogmatischer Lehrsatz angenommen und von allen Neueren dem naturhistorischen System als Ausgangspunkt zu Grunde gelegt wurde. Linné sagt, daß es so viel Arten gebe, als ursprünglich erschaffen worden seien. Cuvier definirt die A. in ähnlicher Weise als »die Vereinigung derjenigen organisirten Körper, welche von einander oder von gleichen Eltern abstammen, sowie derjenigen, welche diesen ebenso, wie einander ähnlich sind«. Es wird also das Merkmal der gleichartigen Fortpflanzung dem Begriffe der A. beigelegt, und zwar so, daß man behauptete, Individuen einer und derselben A. erzeugten fruchtbare Nachkommen. Den umgekehrten Beweis für das, was man als der A. nach verschieden anzusehen habe, daß nämlich Individuen verschiedener Arten keine fruchtbaren Nachkommen erzeugen könnten, verwirft Cuvier als auf keiner Thatsache fußend. Selbstverständlich schließt diese Begriffsbestimmung eine etwaige Aenderung oder Umwandlung der Arten aus. Es kommen nun aber häufig an gewissen Individuen einer solchen A. Abänderungen vor, welche theils scheinbar von selbst, theils als Folge äußerer Einflüsse, wie Klima, Licht, Nahrung 2c., erscheinen. Treten solche an Merkmalen auf, welche man aus Erfahrung für schwankend oder variabel erkannt hat, wie Farbe, Größe, sei es der ganzen Form oder einzelner Theile, und erreichen sie keinen solchen Grad, daß sie die charakteristischen Merkmale der A. umändern: so faßt man die dieselben darbietenden Individuen unter dem Namen einer Varietät, Abart oder Spielart zusammen, von welchen Ausdrücken man den letzten meist auf die Abänderungen bezieht, welche plötzlich und scheinbar launenhaft an unwesentlichen Merkmalen erscheinen. — Da mit der Annahme einer A. in dem vorstehend erläuterten Sinne jede Untersuchung über das Zustandekommen des pflanzlichen und thierischen Formenreichthums ausgeschlossen wird, weil die dem Begriffe der A. anhaftenden Merkmale des Erschaffenseins und der Unveränderlichkeit selbst jeden Versuch einer Erklärung unmöglich machen, so konnte sich die Wissenschaft auf die Länge nicht bei jenem dogmatischen Satze beruhigen. Sie fing an einerseits die Gültigkeit desselben zu bezweifeln und die Belege für die etwa nachzuweisende Veränderlichkeit zu sammeln, anderseits Versuche zu machen, den Ursprung der jetzt lebenden Pflanzen und Thiere irgendwie zu erklären. Eine kurze Geschichte dieser Versuche, sowie eine Darstellung des neuesten und am sichersten begründeten, von Darwin gemachten s. unter Darwin'sche Theorie.

In der Mineralogie muß der Begriff der A. insofern eine Einschränkung erleiden, als hier von einer genetischen Verwandtschaft, von selbständiger Zeugung 2c. keine Rede sein kann. Von dem Begriff des Minerals (s. d.) ausgehend, rechnet man alle diejenigen festen und tropfbar flüssigen anorganischen Naturkörper zu einer Species, welche in den wesentlichsten Eigenschaften mit einander übereinstimmen. Als wesentlichste Eigenschaften gelten vor allem die Krystallform mit der zugehörigen Molekularstruktur, Lichtbrechung, Dichte, Härte 2c. und die chemische Zusammensetzung; sofern aber Krystallform und chemische Verbindung nicht unlösbar mit einander verbunden erscheinen, wird jeder dieser Eigenschaften eine zur Abgrenzung der Species genügende Selbständigkeit zuerkannt. Als gleich, oder relativ gleich in der Krystallform werden alle diejenigen Mineralien angesehen, welche eine Krystallreihe bilden, d. h. in allen Formen auf dieselben Axenverhältnisse zurückgeführt werden können. Polymorphe Körper (s. Polymorphismus), wie Kalkspat und Aragonit, Rutil, Anatas und Brookit sind also ebensoviele selbständige Species. Amorphe Verbindungen sind von den krystallisirten ebenfalls als besondere Species abzuscheiden, doch ist der Amorphismus zuweilen nur ein scheinbarer, wie beim Chalcedon, oder er ist doch schwierig mit Bestimmtheit nachzuweisen, wie bei den formlosen Körnern der gediegenen Metalle.

Arta, 1) (auch Narda), Stadt im türk. Ejalet Janina, am gleichnamigen Fluß (dem alten Arachthos), über den eine malerische Brücke führt, 11 Kilom. oberhalb seiner Mündung in den Golf von A., einen Busen des Jonischen Meers zwischen Griechenland und Albanien, Sitz eines Kaimakams und eines griech. Bischofs, ist von wohlbestellten Feldern, Wein- und Orangenpflanzungen umgeben und hat 6000 Einw. (meist Griechen), welche Handel mit den Landesprodukten treiben. Ein verfallenes Fort steht an der Stelle der alten Citadelle. Hier Schlacht am 16. Juli 1822 zwischen den Griechen unter Maurokordatos und Normann und den Türken unter Redschid Pascha, in welcher erstere eine Niederlage erlitten. A. liegt an der Stelle des alten Ambrakia. — 2) Stadt auf der Nordwestküste der span. Insel Mallorca, in malerischer Gebirgsgegend gelegen, erzeugt viel Wein, Oel, Getreide, auch Baumwolle und hat 4535 Einw.

Artaba, pers. Getreidemaß, = 8 Collothun = 25 Capichas à 2 Chenikas à 8 Sertarios = 65,238 Liter. Eine altpers. A. = 65,4908 L.

Artabanus, Name mehrerer parthischen Könige aus dem Geschlecht der Arsaciden (s. Parthien).

Artabāzus (Artabazes), 1) Sohn des Persers Pharnaces, Anführer der Parther und Chorasmier bei des Königs Xerxes Zuge wider Griechenland, begleitete nach der Schlacht bei Salamis Xerxes mit 40,000 Mann auserlesener Truppen an den Hellespont, eroberte dann auf dem Rückwege nach Griechenland Olynth und belagerte 3 Monate hindurch vergeblich Potidäa. Mit Mardonius vereinigt, widerrieth A. diesem die Schlacht bei Platäa; noch vor Entscheidung derselben ergriff er mit 40,000 Mann die Flucht und gelangte über Byzanz nach Asien. Später gebrauchte ihn Xerxes als Unterhändler mit Pausanias.

2) Feldherr des Artaxerxes Mnemon gegen Datames, den abtrünnigen Satrapen Kappadokiens, empörte sich als Statthalter von Mysien, Phrygien und Bithynien 356 v. Chr. wider Artaxerxes Ochus und siegte mehrmals über dessen Truppen, bis ihn der Rückzug seiner griech. Bundesgenossen zur Flucht nach Makedonien nöthigte. Sein Schwager, der Rhodier Mentor, wirkte ihm die Erlaubnis zur Rückkehr aus. Unter Darius Kodomannus befehligte A. in der Schlacht bei Arbéla und begleitete den unglücklichen König auf der Flucht. Nach dessen Ermordung begab er sich mit 9 Söhnen zu Alexander, der ihn in Anerkennung seiner Treue gegen Darius freundlich aufnahm und zum Satrapen von Baktrien ernannte. Mit Barsine, einer Tochter des A., zeugte Alexander den Herakles.

Artal (Rotal), Handelsgewicht in Marokko, = 508 Gramm.

Artanthe, s. Piper.

Artaunum, im Alterthum Ort in Germanien, nach einigen das jetzige Würzburg, nach anderen die alte von Drusus auf dem Taunus angelegte, von Germanicus wieder hergestellte Festung, vielleicht Salburg bei Homburg.

Artavasdes, Name mehrerer Könige von Großarmenien, s. Armenien.

Artaxāta (armenisch Artaschad), ehemalige Hauptstadt von Großarmenien, auf einer vom Araxes gebildeten Halbinsel, sehr groß und fest, ward vom König Artaxias I. auf den Rath und nach Anleitung Hannibals erbaut, von Nero's Feldherrn Corbulo 58 v. Chr. zerstört, dann von Tiridates I. wieder aufgebaut und dem röm. Kaiser zu Ehren Neronia genannt. Die Ruinen der noch im 4. Jahrh. existirenden Stadt finden sich südlich von Eriwan.

Artaxerxes (altpersisch Artachschatra, hebr. Artachschasta, neupersisch Ardeschir), persischer Königsname, s. v. w. großer Krieger oder König. Bemerkenswerth sind: 1) A. I., Longimanus (»Langhand«), dritter Sohn des Xerxes, folgte diesem nach Ermordung seines ältern Bruders Darius 465 v. Chr. Seine lange Regierung, unter der sich die Spuren des innern Verfalls der pers. Monarchie deutlich zeigen, wurde namentlich durch den erfolgreichen Aufstand der von Athen unterstützten Aegypter unter Inaros, dann unter Amyrtäos und dem des pers. Statthalters Megabyzus in Syrien vielfach beunruhigt. Nach erfolgter Aussöhnung mit Megabyzus scheint A. in Ruhe regiert zu haben; er starb 425 v. Chr. Ihm folgte sein Sohn Xerxes II. Unter A. führte Esra seine Kolonie nach Palästina und wirkte Nehemia zu Jerusalem.

2) A. II., Mnemon (der »Gedächtnisstarke«), früher Arsaces, ältester Sohn und seit 405 v. Chr. Nachfolger des Königs Darius Nothus, ward von seinem jüngern Bruder Cyrus, der selbst nach der Krone strebte und von 13,000 schwerbewaffneten Griechen unterstützt wurde, bei Kunaxa, nordwestlich von Babylon, 401 v. Chr., geschlagen. In dem darauf entstehenden Kriege mit Sparta rettete sich A. vor dem siegreichen Agesilaos (396—395 v. Chr.) nur durch Geld, womit er eine Koalition Griechenlands gegen Sparta und so die Zurückberufung des Agesilaos bewirkte. Die fortdauernde Uneinigkeit der Griechen sicherte A. vor weitern Angriffen durch diese, und der Antalkidische Friede (387 v. Chr.) erhob die Macht Persiens den Griechen gegenüber noch einmal, während im Innern des Reichs die Zerrüttung mehr und mehr zunahm. Um Thronstreitigkeiten unter seinen 118 Söhnen vorzubeugen, nahm A. gegen das Ende seiner Regierung den Darius, den ältesten der drei Söhne aus gesetzmäßiger Ehe, zum Mitregenten an; allein dieser, von Tiribazus, verleitet, verschwor sich wider das Leben des Vaters und wurde nebst 50 mitverschwornen Halbbrüdern hingerichtet. Von den übrigen Söhnen wünschten die Perser den sanften und freundlichen Ariaspes als König, während A. selbst den Arsames bevorzugte; beide wurden jedoch durch die Bosheit des herrschsüchtigen Ochus aus dem Wege geräumt. Im Schmerze darüber starb der 94jährige A., 361 v. Chr.

3) A. III. Ochus (der »Wagenfahrer«), dritter Sohn und seit 362 Nachfolger des vorigen, besiegte den aufständischen Satrapen Artabazus, zerstörte Sidon und unterwarf den König von Cypern. In Aegypten focht sein Feldherr Mentor (350) so siegreich, daß König Nektanebis II. mit seinen Schätzen nach Aethiopien floh. Das Land wurde furchtbar gezüchtigt. Während A. üppig schwelgte, bekämpfte Mentor die übrigen Feinde des A. in Kleinasien so erfolgreich, daß das Perserreich zu einer Macht gelangte, wie sie seit Kambyses und Darius Hystaspis nicht mehr gesehen worden war. Um sich vor dem makedonischen Könige Philipp zu sichern, unterstützte A. 341 v. Chr. Perinthos, starb aber 2 Jahre darauf durch Gift, das ihm der erste Minister Bagoas beibringen ließ. Auf A. folgte sein jüngster Sohn Arses.

4) A. IV. Babegan, auch Artaxares I. genannt, Gründer des neupers. Reichs und der Sassanidendynastie, Sohn eines Persers Sassan und der Frau eines Schusters Babeg, empörte sich als parthischer Heerführer gegen den arsacidischen Herrscher Artabanus IV., besiegte diesen in drei Schlachten, tödtete ihn und setzte 225 oder 226 n. Chr. sich selbst die Krone auf. Sofort bekriegte er die Armenier und Meder, forderte dann von den Römern die Räumung aller ehemals zum Perserreiche gehörigen Provinzen und bedrohte Syrien und Mesopotamien. Im Jahr 235 oder 236 n. Chr. zog ihm der Kaiser Alexander Severus entgegen, mußte sich aber mit großem Verlust über Armenien und den Euphrat zurückziehen. Indessen fühlte sich auch A. so geschwächt, daß er, weitere Eroberungen aufgebend, sein Heer entließ und bis zu seinem Tode (240 oder 241 n. Chr.) sich ruhig verhielt. Durch ihn wurde die Zoroastrische Religion wieder hergestellt und im Umfange des Reichs zur alleinherrschenden erhoben.

Artaxĭas (Artaxes), erster König von Großarmenien, seit 190 v. Chr.; s. Armenien, Geschichte.

Artefakt (lat.), Kunsterzeugnis.

Artelschnicks (Arthels), russ. Markthelfergenossenschaften, den deutschen Dienstmannsinstituten nicht unähnlich, jedoch weit ältern Ursprungs. Nicht ganz verbürgten Nachrichten zufolge soll Peter d. Gr. bei der Erhebung des neu gegründeten Petersburg zum Seehafen der Schwierigkeit, den ein- und auslaufenden Schiffen geübte Löschmannschaften zur Verfügung zu stellen, dadurch abgeholfen haben, daß aus Altrußland besonders kräftige Arbeiter (Leibeigene) nach Petersburg versetzt und nach den in England und Holland ähnlichen Einrichtungen als Genossenschaften organisirt wurden, die, unter einem früher ernannten, später frei gewählten Obmann stehend, sich mit der Beladung und dem Löschen der Schiffe beschäftigten, theilweise gemeinsame Kasse führten, in Bezug auf Wohnung, Kleidung, Menage u. dgl. nach militärischem Zuschnitt organisirt waren, dafür aber das Recht erhielten, bei den ihnen zugewiesenen Beschäftigungen andere Arbeiter nicht zuzulassen. Naturgemäß blieb der Transport nicht bloß auf Schiffsgüter von und nach dem Lande beschränkt, sondern erstreckte sich später auf Kaufmannsgüter aller Art, von den Schiffen nach den Speichern und den Läden, Bahnhöfen, Fuhrwerken, so daß die A. sich zu Genossenschaften für die Spedition von Waaren innerhalb eines Handelsplatzes ausbildeten. Sehr förderlich für die Vertrauenswürdigkeit der A. ist die (auch bei den meisten Dienstmannsinstituten und ähnlichen Genossenschaften, z. B. bei den Dresdener Chaisenträgern bekannte) Einrichtung, daß die A. solidarisch für einen während ihrer übernommenen Dienstleistung erwachsenen Schaden haften und den Auftraggeber dafür schadlos halten. Gerühmt wird im allgemeinen von den A. die Pünktlichkeit im Dienst und ihre Sorgfalt in der Ausübung der ihnen überwiesenen Geschäfte. Nach und nach sind in den meisten russ. See- und Handelsplätzen ähnliche Verbände entstanden, die den Petersburger A. nachgebildet sind, in ihrer innern Organisation jedoch mehr oder weniger Abänderungen zeigen, so daß von einer systematisch gleichen Einrichtung der A. jetzt kaum noch die Rede sein kann.

Artemidōros, 1) griech. Geograph aus Ephesos, um 100 v. Chr., bereiste die Küsten des Mittelmeers und des Rothen Meers, beschiffte selbst einen Theil des Atlantischen Oceans und legte die Ergebnisse seiner Forschungen in einem »Periplus« von 11 Büchern nieder, wovon angeblich Markianos aus Herakleа einen theilweise noch erhaltenen Auszug lieferte. Nach neueren Untersuchungen gehören indessen die Bruchstücke des Markianos, die in den Sammlungen der Geographi graeci minores abgedruckt sind, dem Geographen Menippos aus Pergamon an.

2) A. (genannt Daldianos, nach der lydischen Stadt Daldia, dem Geburtsort seiner Mutter), griech. Schriftsteller, aus Ephesos, ein Zeitgenosse des Hadrian und der Antonine, bereiste die Küsten Asiens, Griechenland und Italien und ließ sich dann in Rom nieder. Besonders bekannt machte er sich durch sein Werk »Oneirocritica« (Traumdeutung), das zugleich ein Sittengemälde der Zeit ist und manchen Beitrag zur Mythologie der Alten enthält (neu herausgeg. von Hercher, Leipz. 1864). A.' Schriften überhaupt gaben heraus Rigaltius (Par. 1603) und Reiff (Leipz. 1805).

Artĕmis (röm. Diana), bei den Griechen und Römern nächtliche Himmels- und Lichtgöttin, demnächst aber auch Trägerin einer geistigen Weltordnung, weit über das Walten im mondbeleuchteten oder dämmernden Bergwald (Pflegerin des Hochwilds, der Bienenschwärme), weit auch über gelegentlichen Beistand in Krieg und Frieden, gelegentliches Geleiten über Land und Meer, durch Geburt, Vermählung und Tod (in alle dem erkennt man die Mondgöttin) hinaus bis zur Sitte, Recht und Gemeine begründenden und schirmenden Getreide- und Erntegöttin. Neben dieser Wandlung, vorzüglich durch Einfluß des vielfachen Vereins mit kretisch-delphischem Apollodienst, tritt, nie unterdrückt, das Jungfräulich-Verschlossene, das diese Göttergestalt durchaus kennzeichnet, besonders bei Barbaren und Halbbarbaren (auf griech. Boden andeutungsweise besonders in Thessalien, aus Thrakien, und auf Lemnos, aus Taurien, vertreten) in Menschenopfern und orgiastischen Feiern hervor, sowie hier in minder schönen, sozusagen mehr quantitativen Darstellungen (A. Ephesia aus Oberasien) das nur Elementare mehr festgehalten wird. A. ist die Zwillingsschwester Apollons, Tochter des Zeus und der Nachtgöttin Leto (Latona), auf Delos oder im Haine Ortygia bei Ephesos kurz vor ihrem Bruder geboren, bei dessen Geburt sie schon der Mutter beistand. Als Kind auf den Knien des Vaters spielend, erbat sie sich von ihm ewige Jungfrauschaft, 60 neunjährige Okeanostöchter zu Gespielen beim Tanze und 20 kretische Nymphen als Dienerinnen, ferner ruhmvollen Namen, Bogen, Pfeil und Fackeln und alle Berge, um auf denselben zu jagen, dagegen nur eine einzige Stadt, denn auf den Bergen wolle sie wohnen, in den Städten nur den Frauen in Geburtswehen helfen, wozu sie von den Schicksalsgöttinnen bestimmt sei, da ihre Mutter sie schmerzlos geboren habe. Wohlgefällig gewährte ihr der Vater nicht nur dies, sondern 30 Städte ausschließlich für ihren Dienst, Altäre und Haine in allen Städten und Inseln und die Aufsicht über Straßen und Häfen. Hierauf wählte sie die Gespielen, ließ sich von den Kyklopen waffnen, empfing Hunde vom Pan, ereilte auf einem arkadischen Berge vier Hirsche, größer als Stiere, und spannte sie vor ihren goldenen Wagen. Denen, welchen sie zürnt, rafft Seuche Kinder und Vieh hinweg, Hagel die Saaten, Kindesnöthe die Frauen; wen sie aber gnädig anblickt, der wird in Wohlstand alt; so sendet sie den Tod oft auch als Segnung, mit »sanftem Geschoß«. Kehrt sie von der Jagd zum Olymp heim, so nimmt an dessen Pforte ihr Herakles die erlegten Thiere vom Wagen, und jene 20 Nymphen schirren die Hirsche ab, oder sie wandelt nach Delphi, hängt den Bogen in den Hallen ihres Bruders auf, um mit den Musen und Chariten, mit den Nymphen auf Delos, oder wo sonst ein Fluß, ein See oder eine Bucht sie lockt, Reigen aufzuführen; wie sie auch auf Küsten und Eilanden über Wind und Wellen, Ebbe und Flut waltet, Schiffer geleitet, Fischern zur Beute verhilft. Ueber alle Gespielen ragt die Schlanke empor. Bei den Tragikern heißt sie die Schöne, in Athen und Arkadien ward sie als Schönste (Kalliste) angerufen. Doch scheute sie die Blicke der Männer, und nur der Schäfer Endymion hatte sich ihrer Gunst zu erfreuen, wiewohl als dessen Geliebte häufiger Selene (Mond) erscheint. Gleich unerbittlich ist sie gegen Unkeuschheit der Genossinnen (s. Kallisto), wie gegen Antaster ihrer Ehre (s. Orion, Aktäon) oder der ihrer Mutter (s. Tityos), auch

gegen Vernachlässiger ihres Dienstes (s. Oeneus). Dieser Auffassung gemäß stellte man die Göttin als jugendlich schlanke Gestalt dar, mit jungfräulich knappen Körperformen und verhülltem Busen, das Haar aufgebunden, in Kopf- und Gesichtsform an Apollon erinnernd, das Unterkleid hoch aufgeschürzt, zur Jagd beschuht und gewaffnet, zur Seite Hirschkuh und Hund. Und wie die Kunst auch eine A. mit dem halben Monde auf dem Scheitel, der Fackel in der Hand, mit Schleier und wallendem Untergewande aufweist, so schimmert auch im Mythus diese Bedeutung hindurch und tritt im Kultus, sowie bei späteren Schriftstellern, besonders römischen, unverhüllt hervor. In dieser Hinsicht ist A. ursprünglich eins mit **Persephone** und **Hekate**, der Göttin von Pherä, und heißt auch Tochter der Demeter oder der Proserpina, oder Hekate und pheräische A. Als Licht der Nacht ist sie die Tochter der Leto oder Latona und hat zu Ephesos die Nyx (Nacht) neben sich. Daher heißt ihr Geburtsort Ortygia (ein Ortsname, der mit gleichem Anspruch auch auf Delos, bei Syrakus und in Aetolien vorkommt), von der der Leto geweihten, nur bei Nacht vernehmbaren Wachtel. Mit Bruder und Mutter zugleich wird A. an vielen Orten verehrt, zu Delos auf dem Berge Kynthos (daher **Kynthia**), zu Delphi, (daher »delphische Sibylle«) und zu Didyma, dem Heiligthum der Zwillinge, wo sie neben Apollon Hekaergos als **Hekaerge** (»Fernwirkende«) verehrt wird. Mit Apollon sollte sie aus dem Lande der glückseligen Hyperboreer im äußersten Norden der Erde nach Delos gewandert sein, begleitet von den hyperboreischen Jungfrauen Hekaerge, Opis und Loro, auf deren Gräber die delischen Bräute mit Locken umwundene Spindeln weihten. Wie Apollon Phöbos (der Reine), so heißt A. **Phöbe**, und beiden ist der Lorbeer geweiht, dessen Zweige bei Sühnungen gebraucht wurden. Ihre Heiligthümer waren vorherrschend in Bergwäldern. Das Hirschgeweih ist Symbol des gehörnten Mondes, daher Hirsche mit goldenem Geweih die Göttin ziehen, ja diese selbst ein Hirschgeweih trägt. Sonst fährt sie mit Rossen oder reitet auf dem Stier. In Arkadien und Attika ist ihr der Bär, das stärkste Thier des Waldes, geweiht, und ihr zu Ehren das mitternächtliche Gestirn danach benannt, das als Wagen dem Hippolytos, dem Lieblinge der A., gehört. Daher dienten auch die 5—10jährigen Athenerinnen wenigstens ein Jahr lang als »Bärinnen« der eigentlich Mädchenopfer fordernden A. von **Brauron**, als Vorweihe zur Ehe, und sie selbst galt als Bärin (griech. arktos) für die Stammmutter der Arkadier. Hier stehen Rosse wie Wild in ihrer Pflege, und ihr Kranz ward, wenn nicht aus Fichtenzweigen, aus Dictamnus (Diptam) gewunden, dessen Kraft selbst das Wild kennt und das noch jetzt in Smyrna und Konstantinopel als reinigendes und geburtförderndes Mittel verkauft wird. Groß ist die Macht der Mondgöttin, der Hekate wie der A., für und wider das Gedeihen der Früchte und Thiere, ja sogar des Menschen, besonders des weiblichen Geschlechts, von dem die Göttin durch Tänze verherrlicht wird. So brachten am Ammenfest Sparta's Ammen der A. Korythallia ihre Säuglinge in den Tempel, opferten, schmausten und tanzten. Ja auch an Spuren der noch nicht durch die Gemeinschaft mit Apollon hellenisirten A. fehlte es mitten in Griechenland nicht: in Arkadien und Achaia fielen der A. Menschenopfer, ebenso zu Sparta in ältester Zeit im Dienste der A. **Orthia** (der Zeugungskräftigen), deren jugendliche Priesterinnen das Fascinum, das Symbol der Zeugung und Lebenskraft, führten. Der Anblick ihres in einem Weidenstrauche aufbewahrten Bildes hatte diejenigen, welche es gefunden hatten, Astrabakos (Phallos) und Alopekos (Fuchs), die Söhne des Irbos (Bock), rasend gemacht, und bei Aufstellung des Bildes im Tempel war Aufruhr entstanden und viel Blut geflossen. »Zum Andenken daran« (d. h. an der Stelle der Menschenopfer) wurden jährlich die spartanischen Knaben am Altar blutig gegeiselt. Diese A. Orthia oder Orthosia, welche auch in Arkadien, Byzanz und anderwärts verehrt wurde, war wiederum Eins mit der A. **Iphigeneia** (der Zeugungskräftigen), welche unter diesem Namen im Nordpeloponnes und in der Nachbarschaft angebetet wurde und der man zu Alä in Attika die Gewänder der in Kindesnöthen Verstorbenen zu weihen pflegte. Dieselbe orgiastische A. hieß auf den Küsten und Inseln des Aegeïschen Meers die **taurische** (Stiergöttin), die auf Lemnos noch mit Jungfrauenopfern verehrt wurde. Aehnlich waren die Menschenopfer (gestrandete Fremdlinge), welche man auf der Halbinsel Krim (daher Taurien, »Stierland«) der A. Iphigeneia darbrachte. Als später den Griechen jener Dienst zum Greuel ward, leiteten sie ihn von den Skythen ab. Nun wurde Iphigeneia zur Priesterin, ja zur Geopferten umgeschaffen und in die ionischen und achäischen Königssagen als Tochter des Theseus von der Helena, oder des Agamemnon verflochten, die in Aulis der A. geopfert, von der Göttin aber gerettet, mit einer Hirschkuh vertauscht und nach Taurien entrückt worden war, wo sie derselben diente, bis ihr Bruder Orestes sie erlöste. Auch das orgiastische Element blieb in Griechenland selbst vertreten, nicht nur an der asiat. Küste, wo das Bild der **A. von Ephesos**, im Schmuck des Hauptes Kybele gleichend, die Allnährerin durch Unzahl der Brüste, durch ausgebreitete Arme andeutete, überreich an Symbolen der Zeugungskraft (Bienen, Seekrebse, Löwen 2c.), aber nur unvollständig menschlich gestaltet, sondern auch in Lakonien, wo die Jungfrauen die Tempel der Göttin in leichtem, kurzem Gewande mit ausgelassener Tanzwuth umschwärmten.

Die **römische Diana** (weibliche Form zu Janus) wird geradezu **Luna** (Mond) genannt, und diese Bedeutung ist trotz jenes Hauptnamens vorwiegend. So waltet sie nicht bloß in Feld und Wald (auch den Knaben zum Jäger, zum Krieger erziehend), über Berg und Bach; auch die mannigfachen Stimmungen (»Launen«) des Menschengemüths, wie insbesondere die Phasen des weiblichen Geschlechtlebens sind ihr untergeben. Mit dem Sonnengott steht sie den Straßen vor, weshalb Sol und Luna in Rom auf der Sacra via eine Kapelle hatten. Besonders die Kreuzwege waren ihr heilig, wie bei den Griechen der Hekate, und wie diese so ward auch Diana wegen der drei Phasen des Mondes als Dreigestaltige angerufen. Dies geschah meist unter magischen Gebräuchen, welche nachts unter Zauberformeln auf Kreuzwegen und in Höhlen verrichtet wurden, um Liebe zu entzünden, Kranke zu heilen, Verhaßte zu verderben. Demnach lehrte Diana auch den Gebrauch der Zauberkräuter, die bei Nacht gesucht wurden. Noch in späten christlichen Zeiten wurde der Zaubergöttin Diana bei Nacht auf Kreuzwegen und in einsamen Höhlen von begeistert rasenden Priestern und Frauen geopfert, und man glaubte, daß die Zauberweiber mit der Göttin auf wilden

Thieren durch die Luft ritten. Zu Rom hatte Diana als Noctiluca (»Nachterleuchtende«) einen Tempel auf dem Palatin, welcher allnächtlich erleuchtet wurde. Servius Tullius hatte auf dem Aventin, dem Wohnsitze der sabinischen und latinischen Plebs, der Diana als Schutzgöttin der Sklaven, der unterthänigen Latiner und des Latinerbundes einen Tempel geweiht, den kein Mann betreten durfte, und an welchem die Hörner der geopferten Rinder, als Symbole der Mondhörner, angenagelt wurden. Außerdem war ihr besonders die Gegend jenseits Albalonga und Aricia mit seiner düstern Bergumgebung heilig. Dort lag, von Wald umschattet und durch ein mit wollenen Binden behangenes Gehege vor unheiligem Gebrauche geschützt, ein Bergsee (der »Spiegel der Diana«), der sein eiskaltes und besonders Frauen heilkräftiges Wasser aus der Grotte der Egeria empfing. In dem Heiligthum selbst waren viele Gedenktafeln Genesener aufgehängt, und römische Mütter pilgerten hierher mit Kränzen und Fackeln. Uebrigens hatte der Kult auch dieser Diana Aricinia noch einen blutigen Charakter, indem der jedesmalige Priester (Rex nemorensis), der ein entlaufener Sklave war, seine Stelle sich durch Erlegung seines Vorgängers im Zweikampf erringen mußte. Die Göttin selbst trug als Lucina (die ans Licht bringende Geburtsgöttin) die Fackel, und Mitte August wurde ihr ein Fackelfest gefeiert; daher hieß sie Facelis, Facelina, aber auch Fascelis, die Göttin im Reisigbunde, worin Orestes das Bild der taurischen Göttin hierher gebracht haben sollte. Nach anderer Sage hatte der Liebling der A., Hippolytos, der zu Trözen als Lenker des Sternwagens angebetet wurde, nachdem er, von den Pferden zerfleischt, durch Asklepios oder A. aber wiederbelebt, hierher versetzt und der Nymphe Egeria zur Pflege übergeben worden war, die heimischen Kulte der A. Lykeia (Licht- und Wolfsgöttin) hierher verpflanzt und wurde hier unter dem Namen Virbius (»Kräftiger«) verehrt.

Die bildende Kunst stellte die A., wie ihren Bruder Apollon, je nach den verschiedenen Bedeutungen verschieden dar. Während sie die ältere Kunst mehr als licht- und segenspendende Göttin gestaltet, faßt die spätere Zeit sie mehr als die jungfräuliche Jägerin auf. Besonders berühmt waren die Darstellungen des Skopas, Praxiteles und Apelles. Unter den erhaltenen Statuen sind zu nennen: die im Museum zu Neapel (1760 in Pompeji als Kultusbild eines kleinen Tempels aufgefunden), im langen zierlichen Gewande, den Köcher auf dem Rücken, besonders wichtig wegen der noch erhaltenen Spuren von Bemalung; die A. Colonna im Berliner Museum, in demselben Gewande, in jeder Hand wahrscheinlich eine Fackel haltend (mehrfach auf Praxiteles zurückgeführt); die berühmte A. von Versailles im Louvre (gefunden in der Villa Hadrians bei Tibur), die uns die schlanke, kurz geschürzte Jägerin in eilendem Laufe, wie in Verfolgung eines Wildes begriffen, dargestellt; endlich als das schönste uns erhaltene Werk ein jüngst für das Britische Museum angekaufter Bronzekopf (wahrscheinlich aus einem griechischen Fundorte).

Artemisia, 1) Königin von Karien, Tochter des Hekatomnos, Schwester, Gemahlin und Nachfolgerin des Mausolos, berühmt durch ihre Trauer um den 352 v. Chr. verstorbenen Gemahl. A. mischte nicht bloß, um selbst sein Grab zu sein, die Asche des Todten unter ihr tägliches Getränk, sondern ließ ihm auch durch die ersten Künstler Griechenlands ein Grabmal (Mausoleum) errichten, das zu den 7 Weltwundern gerechnet wurde. Ein anderes merkwürdiges Denkmal, später Abaton genannt, setzte sie auf Rhodos zum Gedächtnis eines glücklichen Ueberfalls, durch welchen die Insel in ihre Gewalt gerathen war. A. starb nach zweijähriger Regierung, 350 v. Chr.

2) Tochter des Lygdamis, Herrscherin von Halikarnassos, Kos, Nisyros und Kalydna. Dem Perserkönige Xerxes zinspflichtig, folgte sie diesem mit 5 Schiffen auf dem Zuge nach Griechenland und zeichnete sich bei Salamis (480) durch Klugheit und Entschlossenheit aus. Xerxes sagte deshalb nach der Schlacht, seine Männer hätten wie Weiber, die Weiber wie Männer gefochten. Die Athener setzten auf Artemisia's Gefangennehmung 10,000 Drachmen. Nach Ptolemäos endete sie durch einen Sprung vom leukadischen Felsen, nachdem sie einem abydenischen Jüngling, der ihre heftige Liebe verschmäht, im Schlafe die Augen ausgestochen hatte.

Artemisia *L.* (Beifuß, Wermut), Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Sträucher und Kräuter mit hand- oder fiederförmig zertheilten, meist graugrünen Blättern, kleinen ähren-, rispen- oder traubenförmig geordneten kugeligen oder länglich eiförmigen Blütenkörbchen voll Röhrenblüten, von denen die mittleren zwitterig, die des Strahls fadenförmig, weiblich sind, und verkehrt eiförmigen Schließfrüchtchen. Sie sind über die ganze nördliche Hemisphäre verbreitet, am häufigsten in Europa und Asien. A. Abrotanum *L.* (Stabwurz, Eberraute, Citronelle), im südlichen Europa einheimisch, bei uns in Gärten kultivirt, ist strauchartig, 60—150 Centim. hoch und hat kleine gelbliche Blüten in blattwinkelständigen Trauben. Die Blätter und blühenden Stengelspitzen (Abrandkraut, Hartkraut) haben einen gewürzhaften, citronenartigen Geruch und schwach bitterlichen Geschmack, enthalten ätherisches Oel, bittern Extraktivstoff, auch Gerbstoff und werden wie Absinth, jedoch seltener, angewandt. A. vulgaris *L.* (Gemeiner Beifuß, Mutterkraut), krautartig, 90—120 Centim. hoch, hat einen aufrechten, rispigen, oft braunrothen Stengel und eiförmige oder längliche, fast sitzende, schmutziggelbe bis braunröthliche, filzige Blütenköpfchen, ist gemein an Wegen und Hecken, ein Küchengewürz für Gänse- und Entenbraten. Die Wurzel ist officinell und wird nicht ohne Erfolg gegen Epilepsie, besonders bei Frauen, benutzt. A. pontica *L.* (A. afra *Jacq.*), 30—45 Centim. hoch, mit aufrechtem, oberwärts rispigem, fast ruthenförmigem Stengel und grauen, etwas kugeligen, nickenden Blüten, wächst in Südeuropa, auch im südl. und mittlern Deutschland und wird als Zierpflanze kultivirt. Die blühenden Zweige sind officinell. A. Absinthium *L.* (Wermut), hat einen aufrechten, 60—120 Centim. hohen rispigen Stengel, graue, dreifach fiederspaltige Wurzelblätter und doppelt und einfach fiederspaltige Stengelblätter mit lanzettlichen, stumpfen Zipfeln und öhrchenlosen Blattstielen und fast kugelige, nickende gelbe Blüten, findet sich von Nordafrika durch ganz Europa und Nordasien, besonders in Gebirgsländern, auch in Südrußland und den südkaspischen Gebirgen. Die ganze Pflanze hat einen scharfen Geruch und sehr bittern, gewürzhaften Geschmack. Officinell sind Blätter und Blüten, Herba et Summitates Absinthii. Sie enthalten ätherisches Oel, Bitterstoff (Wermutbitter,

Absinthiin) und werden als Stomachicum, besonders bei schwacher Verdauung, angewandt. Bekannt ist ihre Verwendung zu bitterem Likör (Absinth). A. cina *Berg.*, eine noch unbekannte Pflanze, liefert den aus den aralokaspischen Ländern oder vielleicht aus dem centralen Hochasien stammenden Zitwersamen (Semen Cinae), welcher aber nicht aus Samen, sondern aus noch ungeöffneten Blütenköpfchen besteht. A. Dracunculus *L.* (Dragunbeifuß, Estragon), mit krautigem, aufrechtem Stengel, grünen, kahlen, lineal-lanzettlichen, ungetheilten Blättern und fast kugeligen, nickenden Blüten in Rispen, in Südeuropa, Sibirien und der Tatarei einheimisch, wird in Deutschland seit alter Zeit als treffliche Gewürzpflanze kultivirt. Die blühenden Stengelspitzen haben einen stark, aber angenehm gewürzhaften Geruch und einen ähnlichen, bitterlichen, etwas beißenden Geschmack. Sie sollen erregend und antiskorbutisch wirken, finden aber jetzt kaum noch Anwendung in der Heilkunde. Sehr verbreitet ist dagegen ihr Gebrauch als Zusatz zu Suppen, Salat, eingemachten Gurken ꝛc., sowie zur Bereitung des wohlschmeckenden Estragonessigs und Estragonsenfs.

Artemision (jetzt Kap Pandikonisi), nördliches Vorgebirge der Insel Euböa, wo 480 v. Chr. ein dreitägiges, aber unentschieden gebliebenes Seetreffen zwischen den Persern und den Griechen unter dem Spartaner Eurybiades geschlagen wurde, dem bald darauf die Schlacht bei Salamis folgte.

Artemon, lehrte um 250 zu Rom mit Berufung auf die Propheten einen bloß menschlichen Christus und behauptete, diese Ansicht sei bis auf den Bischof Zephyrinus von Rom (201—208) in der Kirche die allgemeine gewesen. Die Artemoniten oder Artemonianer werden zuletzt 269 erwähnt; A. selbst war damals längst verschollen. Erneuert wurde sein Andenken, als Samuel Crell 1726 unter dem Namen A. die Gottheit Christi angegriffen hatte.

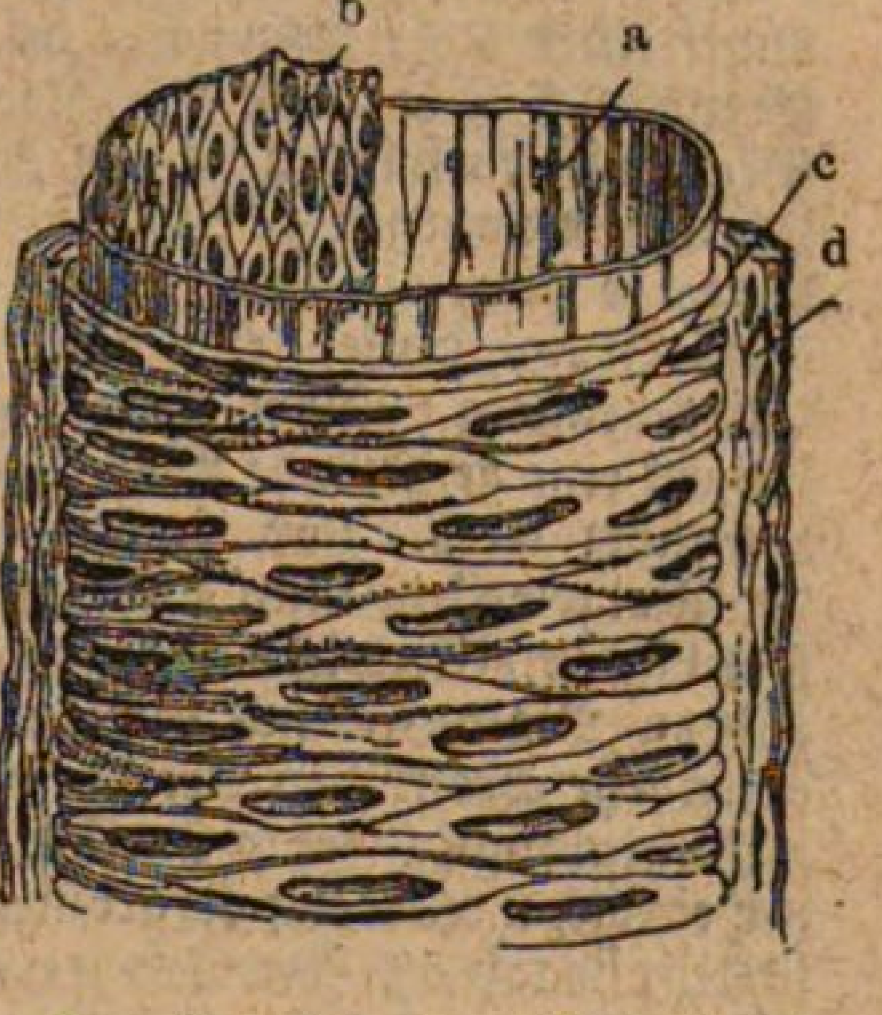
Artenay (spr. art'nä), Flecken im franz. Departement Loire, 18,5 Kilom. nördlich von Orléans, an der Eisenbahn nach Paris, mit 1040 Einw., bekannt geworden durch das siegreiche Gefecht des Generals von der Tann (10. Okt. 1870) gegen eine Division der franz. Loirearmee unter General Reyan, worauf Orléans am folgenden Tag von den Deutschen besetzt wurde. Auch in den Kämpfen der Deutschen gegen die franz. Loirearmee vom 1.—4. Dec. wird A. öfter genannt (vgl. Bazoches les Hautes).

Arterialität, die Wirksamkeit der Arterien und die durch dieselbe herbeigeführte Beschaffenheit, z. B. des Bluts.

Arterien (griech., Puls- oder Schlagadern, s. Tafel »Blutgefäße«), diejenigen blutführenden Röhren des Wirbelthierkörpers, welche das Blut aus dem Herzen nach allen Körpertheilen hinzuleiten haben. Die Alten nannten diese Röhren deshalb A., weil sie dieselben für luftführende Röhren hielten, ein Irrthum, welcher sich daraus erklärt, daß man die A. im todten Körper oft leer antrifft. Bei jeder Zusammenziehung der Herzkammern wird eine gewisse Menge von Blut in die A. hineingetrieben, letztere erfahren dadurch, da sie elastische Wände haben, eine periodische Erweiterung, auf welche sofort wieder eine Verengerung folgt, die durch die Elasticität der Arterienwand und durch die in ihr enthaltenen glatten Muskelfasern bewirkt wird. Man fühlt diese periodischen Bewegungen, deren also jede einer Herzkontraktion entspricht, beim Auflegen des Fingers auf die A. als Pulsschlag und bezeichnet daher die A. im Deutschen als Puls- oder Schlagadern, im Gegensatz zu den Venen oder Blutadern, welche keine solche Pulsation zeigen. Aus jeder der beiden Herzkammern geht eine große Arterie ab, nämlich aus der rechten Herzkammer die Lungenschlagader (Arteria pulmonalis), aus der linken die große Körperschlagader (A. Aorta, s. d.). Die Lungenarterie führt (in der Zeit nach der Geburt) dunkelrothes Blut ausschließlich nach den Lungen, damit es dort seine Kohlensäure gegen den Sauerstoff der atmosphärischen Luft austausche. Aus der Lunge kommt das Blut mit hochrother Farbe durch die Lungenvenen zurück in die linke Herzhälfte und wird nun durch die Kontraktion der linken Herzkammern in die große Körperschlagader und deren Aeste eingetrieben und in letzteren nach allen Körpertheilen hingeleitet, um diesen das erforderliche Ernährungsmaterial zuzuführen. Nachdem dies geschehen, fließt das Blut durch die Venen nach dem rechten Herzen zurück und tritt nun seinen Kreislauf von neuem an. Die A. verzweigen sich baumartig, indem sich die Hauptstämme in kleinere Stämme, diese in Aeste, Zweige und Reiser spalten und endlich in ein feines Haargefäßnetz übergehen, welches in der Substanz der Organe eingebettet liegt. Es finden jedoch unter den einzelnen kleineren A. vielfache Verbindungen statt, welche um so vielfältiger werden, je kleiner die Verzweigungen sind, und dazu dienen, den Kreislauf des Blutes zu erleichtern und Hindernisse auszugleichen, indem bei Verschließung eines Astes durch irgend eine Ursache das Blut ungehindert durch einen anastomosirenden Ast in den mit Blut zu versorgenden Körpertheil geleitet werden kann (s. Anastomose). Die Weite einer Arterie nimmt in ihrem Verlaufe vom Herzen bis zum Ende in dem Verhältnis ab, wie sie sich spaltet oder Zweige abgibt. Die Höhle der abgegebenen Aeste ist aber zusammengenommen immer größer, als die des Hauptastes, und man kann sich den Hohlraum der A. zusammengenommen als einen Kegel denken, dessen Basis der Peripherie des Körpers, dessen Spitze dem Herzen zugekehrt ist. Eine nothwendige Folge hiervon ist es, daß das Blut in den größeren A. schneller fließt als in den kleineren, wie denn auch der Pulsschlag an den kleineren A. immer schwächer wird und an den kleinsten ganz verschwindet. Die Richtung des Verlaufs der A. ist vom Herzen auf- und abwärts vorwaltend die der Länge. Anfänglich in mehr gerader Richtung verlaufend, nehmen sie in den Organen verschiedene Richtungen an, biegen sich um, schlängeln sich ꝛc. Sie liegen meist tief und gegen oberflächliche Verletzungen geschützt, eine sehr zweckmäßige Anordnung, da sie wegen der Steifheit ihrer Wände, wenn sie verletzt werden, offen stehen bleiben und sehr gefährliche Blutungen veranlassen. An den Gelenken, welche sich stark biegen, laufen sie meist an der Beugeseite, an denen, welche sich nach verschiedenen Seiten hin bewegen, aber neben den Beugeseiten hin. Die Anordnung der A., wie überhaupt der Blutgefäße, ist im allgemeinen eine symmetrische, d. h. es entspricht die rechte Seite des Körpers der linken, wobei jedoch im einzelnen eine Menge von Variationen in den Verzweigungen stattfinden und die unpaaren Gefäßstämme, wie die Aorta, nicht genau in der Mittellinie liegen. Der feinere Bau der A. ist je nach ihrem Kaliber etwas verschieden; man unterscheidet

große, mittlere und kleine A. Ihre Wände bestehen aus drei verschiedenen Lagen, die koncentrisch in einander geschlossen sind und fest mit einander zusammenhängen, jedoch so, daß sie künstlich trennbar und von einander als äußere, mittlere und innere Haut zu unterscheiden sind. Bei den großen A. ist die mittlere Haut (Ringsfaserhaut, tunica media) sehr stark entwickelt, von blaßgelber Farbe, sehr elastisch, nach der Peripherie zu nimmt sie an Dicke ab, und ihre Farbe wird grauröthlich, vor den Haargefäßen wird sie ganz dünn und verschwindet in diesen vollkommen. Die mittlere Haut ist eine Muskelhaut und besteht, besonders in den kleineren A., nur aus glatten, der Willkür nicht unterworfenen Muskelfasern, welche ringförmig das Lumen umgeben und dieses verengern können. An den großen und mittleren A. besteht die mittlere Haut zum größern Theil aus sogen. elastischem Fasergewebe, und nur zum kleinern Theil aus cirkulär verlaufenden Muskelfasern, wodurch die A. nach dem Herzen zu immer mehr ihre außerordentliche kontraktile Eigenschaft verlieren und nur eigentlich noch elastisch genannt werden können. Die innere Gefäßhaut (tunica intima) richtet sich in ihrer Stärke, wie die vorige, nach der Stärke der Arterie, steht jedoch hinsichtlich der Dicke der mittlern immer nach. Sie besteht aus der Länge nach verlaufenden Bindegewebsfasern, welchen, zumal in den großen A., sehr zahlreiche elastische Fasern beigemischt sind. Letztere geben der Intima das weißliche Aussehen. Die innere, dem Lumen der Arterie zugekehrte Fläche ist von einem Epithelium, d. h. von einer aus lauter platten, spindelförmigen Zellen bestehenden, überaus zarten Membran überzogen. Nur an der Ursprungsstelle der beiden großen Schlagaderstämme aus dem Herzen bildet die Intima 3 halbmondförmige Klappen, sonst aber sind nirgends klappenartige Vorsprünge an derselben vorhanden. Die äußere Gefäßhaut (tunica externa s. adventitia) besteht aus lockerem Bindegewebe, welches mit elastischen Fasern durchsetzt ist. Sie ist bei kleinen Gefäßen ebenso dick oder noch dicker als die mittlere Haut. Am stärksten ist die äußere Haut bei den mittelstarken A. entwickelt, während sie bei den großen Stämmen relativ weit schwächer ist, als bei den kleineren. Die Wand der größeren A. wird ernährt durch sehr feine Blutgefäße, sogen. Vasa vasorum, welche niemals aus dem Gefäße selbst abstammen, welches sie umspinnen, sondern aus kleineren Nachbargefäßen hervorgehen. Diese Vasa vasorum verbreiten sich aber nur in der äußern und mittlern Haut der A., während die innere Haut eigener Ernährungsgefäße vollständig entbehrt. Kleine A. haben überhaupt keine eigenen Gefäße. Zu allen A. gehen auch Nervenfäden hin, welche in den Muskelfasern der Gefäßwand endigen und diese innerviren, d. h. zur Zusammenziehung veranlassen. Die beigedruckte Figur stellt ein Stückchen einer sehr kleinen Arterie bei starker Vergrößerung, von der Fläche gesehen, dar; a Intima, b die auf der Innenseite derselben aufliegende Epithelzellenschicht, c die glatten, kernhaltigen Muskelfasern der Media, d Adventitia. Die beiden Haupteigenschaften der A., ihre Elasticität und Kontraktilität, sind an das elastische und Muskelgewebe der mittlern Haut geknüpft. Während jenes in den großen A. überwiegt, ist dieses hauptsächlich an den mittleren und kleineren A. ausgebildet. Die Elasticität, welche von dem Einfluß des Nervensystems ganz unabhängig ist, bewirkt, daß die Arterienwände gegen das in ihnen enthaltene Blut drücken, um so mehr, je stärker sie durch den Druck des Blutes selbst ausgedehnt werden. Indem die A. das in ihnen enthaltene Blut vermöge der Elasticität auszutreiben suchen, tragen sie zur Fortbewegung und gleichmäßigen Vertheilung des Blutes im Körper bei. Die lebendige Kontraktilität der A. ist abhängig vom Nervensystem. Die in der Wand der A. gelegenen Muskelfasern können aber die Blutbewegung nicht bloß fördern, sondern unter gewissen Umständen auch vermindern oder überhaupt moderiren, wenn sie sich stärker zusammenziehen, das Lumen der Arterie verengern und somit das Durchströmen des Blutes erschweren. Eine solche Verengerung der A. erfolgt bei Einwirkung der Kälte, des elektrischen Stroms und auf reflektorischem Wege bei heftigen Gemüthsbewegungen; sie wird stets durch die Gefäßnerven vermittelt. Vermöge ihrer Elasticität und Kontraktilität können die A. auch der jeweilig vorhandenen Blutmenge sich anpassen, indem sie enger werden, wenn diese abnimmt und umgekehrt.

Eine Hauptrolle spielen die A. bei **Verwundungen**. Wird eine Arterie verletzt, durchschnitten oder durchrissen, angeschnitten oder angestochen, so erfolgt allemal eine mehr oder minder bedeutende, häufig lebensgefährliche Blutung, welche nur dadurch gestillt wird, daß das Blut an der Stelle der Verletzung gerinnt u. die Oeffnung in der Arterie wie ein Pfropf verschließt. Sehr kleine Verletzungen, z. B. Nadelstiche, heilen auf diese Weise verhältnismäßig leicht. Sind größere A. ganz durchtrennt, oder auch nur angeschnitten und angestochen worden, so steht die Blutung niemals von selbst, sondern es muß die Arterie aufgesucht, über und unter der Verletzung unterbunden, d. h. durch einen umgelegten Faden zugeschnürt und zwischen den beiden Unterbindungsstellen quer durchschnitten werden, wenn die Arterie nicht schon vorher ganz durchtrennt war.



Durchschnitt einer Arterie.

Eine durchschnittene Arterie zieht sich stark zurück, und dieser Umstand ist für die Blutgerinnung und die Heilung der Arterienwunde von Vortheil. Längs- und unvollkommene Querwunden der Arterie klaffen wegen der Elasticität der Arterienwandung und unterhalten daher ein vermehrtes Ausströmen des Blutes. Bei kleineren A. läßt sich die Blutung unter solchen Umständen oft schon stillen, wenn man die A. an Stelle der Verletzung ganz durchschneidet, damit sie sich zurückziehen und verengern können. Bei großen A. ist auch hier die doppelte Unterbindung erforderlich. Eine definitive Heilung der Arterienwunden ist immer erst dann gegeben, wenn der die Wunde verschließende Blutpfropf sich organisirt hat, d. h. durch ein mit der Gefäßwand in organischem Zusammenhang stehendes festes Gewebe ersetzt worden ist. Verwundungen der A. geben, wenn sich das Blut in die umgebenden Weichtheile ergießt, Veranlassung zum traumatischen

Aneurysma (s. d.). Wo bei Operationen A. durchschnitten werden, müssen dieselben unterbunden werden (s. Unterbindung). Die A. sind auch verschiedenen Krankheiten unterworfen (s. Arterienentzündung, Thrombose und Embolie).

Arterienentzündung (Arteriitis) tritt in zwei durchaus verschiedenen Formen auf, nämlich als Periarteriitis, welche an der äußern Arterienhaut beginnt und von da auf die mittlere und innere Arterienhaut übergreift, und als Endarteriitis, welche zunächst die innere, später unter Umständen auch die mittlere und äußere Arterienhaut ergreift. Die Periarteriitis entsteht dadurch, daß ein Entzündungsproceß, welcher in der Nachbarschaft vor sich geht, sich bis auf eine Arterie ausbreitet. Die äußere Arterienhaut wird dann saftiger, stärker geröthet, geht wohl auch in Eiterung über; die mittlere Arterienhaut dagegen setzt dem sie umspülenden Eiter einen großen Widerstand entgegen, so daß sie nur selten durch die Entzündung erweicht und durchbrochen wird. Sobald die Entzündung die innere Arterienhaut erreicht hat, tritt innerhalb der Arterien eine Gerinnung des Blutes ein, die entzündete Arterie verstopft sich, und damit ist die Gefahr der Blutung aus der geschwürig angefressenen Arterienwand in der Regel beseitigt. Breitet sich aber diese A., gleichviel aus welchem Grunde sie entstanden ist, auf größere Strecken aus, betrifft sie namentlich eine Arterie von starkem Kaliber, so führt die Verstopfung des Arterienlumens durch Blutgerinnsel leicht dazu, daß das betreffende Glied brandig abstirbt, wenn ihm nicht auf anderen Wegen eine genügende Menge von arteriellem Blut zugeführt wird. Von einer besondern Behandlung der Periarteriitis kann nicht wohl die Rede sein. — Die Endarteriitis ist eine sehr häufige Krankheit des höhern Mannes- und Greisenalters und hat stets einen sehr chronischen Verlauf. Ihre Ursachen sind nicht hinlänglich bekannt. Sie erstreckt sich bald nur auf einige, u. zwar auf die größten, wie die Aorta, bald betrifft sie fast alle Arterien des Körpers, aber in verschieden hohem Grade. Die Krankheit beginnt an der Innenhaut der Arterien, welche sich diffus oder fleckweise verdickt. Die verdickten Stellen unterliegen einer fettigen Metamorphose, verlieren dadurch ihre Festigkeit, können selbst zu einem Breie erweichen (Atherombrei, daher die Krankheit auch als atheromatöser Proceß der Arterien bezeichnet wird). Werden die erweichten Stellen aufgerissen und vom Blute aufgewühlt, so entstehen sogen. atheromatöse Geschwüre auf der Innenfläche der Arterien, welche später auch wieder vernarben können. Die fettige Entartung erstreckt sich aber auch auf die mittlere Arterienhaut, und da diese infolge davon ihre Elasticität verliert und dem Drucke des Blutes nicht mehr den erforderlichen Widerstand entgegensetzen kann, so werden die so erkrankten Gefäße verlängert, nehmen einen geschlängelten Verlauf an, und erweitern sich, theils in mehr gleichmäßiger Weise, theils in Form eines Sackes oder Aneurysma's (s. d.). Weil die erkrankte Arterienwandung sich nicht mehr an der Fortbewegung des Blutes betheiligen kann, so erfolgt eine Vergrößerung der linken Herzkammer und ungleichmäßige Blutvertheilung im Körper, woraus wiederum die mannigfachsten Störungen sich ergeben können. Kleinere Arterien, welche der Sitz dieser chronischen A. sind, zerreißen leicht, und es kommt zu Blutungen. Namentlich disponirt diese A. zu Gehirnblutungen oder Schlagflüssen. In anderen Fällen, besonders im hohen Alter, führt die A. nicht zur Erweichung und Erweiterung der Arterien, sondern umgekehrt zur Verkalkung und Verengerung derselben, die Arterien fühlen sich starr und hart an. Dieser Zustand ist ebenfalls mit Unregelmäßigkeiten in der Blutvertheilung im Körper verbunden und namentlich eine häufige Ursache des sogen. Altersbrandes (s. Brand). Auch die Endarteriitis läßt keine besondere Behandlung zu. Wegen der Gefahr des Schlagflusses ist vor übermäßigen Mahlzeiten, starken körperlichen Anstrengungen und vor starkem Pressen beim Stuhlgang zu warnen. Die schwereren Grade der Endarteriitis führen mit der Zeit zu einer Lähmung des Herzfleisches und damit zum Tode.

Arteriotomie (griech., »Arterienzerschneidung«), die kunstgemäße operative Eröffnung einer Pulsader zum Zweck einer raschen und reichlichen Entleerung von Blut, wird gegenwärtig fast nur noch bei heftigen Augenentzündungen angewendet. Es wird der äußere Augenwinkel durch einen horizontal geführten, etwa 1 Centim. langen Schnitt gespalten, wobei auch eine die Augenlieder ernährende kleine Arterie verletzt wird. Die Blutung steht nach einiger Zeit gewöhnlich von selbst. Bei der A. größerer Gefäße, z. B. der Schläfenarterie, ist nachträglich zur Blutstillung die Unterbindung der Arterie nothwendig.

Artern, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, in der Goldenen Aue, an der schiffbaren Unstrut, welche hier die Helme aufnimmt, hat eine fast tausendjährige Kirche, Fabriken für Zucker, Papier, Chemikalien, Gips, Oel ꝛc. und (1871) 4210 meist evangel. Einwohner. Am Ostende der Stadt liegt die große königl. Saline, welche jährlich 1 Mill. Ctr. Salz zu liefern vermag, und das damit verbundene Soolbad. In der Nähe finden sich Braunkohlenwerke und ein bedeutendes Steinsalzlager (erst neuerlich in einer Tiefe von 309 Meter erbohrt). A. ist eine der ältesten Städte Thüringens und gehörte seit 1448 den Grafen von Mansfeld, die längere Zeit hier residirten. Die Salzquellen wurden schon im 15. Jahrh. benutzt, geriethen später aber in Verfall und wurden erst 1722 wieder zur Salzgewinnung hergerichtet.

Artesische Brunnen, s. Brunnen.

Artevelde (Arteveлle), Jakob van, berühmter flandrischer Patriot, ein Ritter, der nach der Sitte der Zeit sich bei der mächtigen Bierbrauerzunft zu Gent hatte einschreiben lassen und vielleicht Großhandel mit Bier trieb. Durch Robert von Artois für Eduard von England gewonnen, wirkte er bei der Vertreibung des sich zu Frankreich neigenden Grafen Ludwig von Flandern mit und führte das Staatsruder eine Zeitlang mit unumschränkter Gewalt. Als König Eduard III. von England seinem Sohn Eduard, Prinzen von Wales, die Stelle des vertriebenen Grafen Ludwig übertragen wollte, wurde er dabei von A. unterstützt. Obwohl es A. gelang, Brügge und Ypern für seinen Plan zu gewinnen, so war er doch als Vaterlandsverräther in Gent so verhaßt geworden, so daß sich das Volk gegen ihn erhob und er (19. Aug. 1345) unter den Händen der wüthenden Menge fiel. Dasselbe Schicksal traf an 70 seiner Freunde und Anhänger. Artevelde's Geschichte ist mehrfach in Dramen (neuerdings von O. Roquette) und Romanen (z. B. von H. Conscience) bearbeitet worden. Im Jahr 1863 wurde ihm in Gent ein kolossales Erzstandbild (von Devigne-Guyo) errichtet, das den gewaltigen Demagogen im

vollen Waffenschmuck, eine Rede an das Volk haltend, darstellt. Sein Sohn, Philipp von A., trat im December 1381 an die Spitze der Bürgerschaft von Gent, nachdem sich Brügge und Ypern dem Grafen Ludwig wieder unterworfen hatten. Er ließ 12 der noch lebenden Hauptanstifter des an seinem Vater verübten Mordes hinrichten, verwarf die von dem Grafen bei einer Zusammenkunft mit 12 Abgeordneten der Bürgerschaft zu Harlebecque (Febr. 1382) verabredeten Friedensbedingungen, schlug (5. Mai) den Grafen von Brügge, eroberte die Stadt und bewirkte, daß fast ganz Flandern sich ihm anschloß. Er fiel in der Schlacht bei Rosebecque 27. Nov. 1382.

Arth, Flecken im schweiz. Kanton Schwyz, am Fuß des Roßbergs und am Zugersee, mit (1870) 2447 Einw., ein Hauptausgangspunkt für die Rigibesteigungen.

Arthois, Jacques d', ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. 1613 zu Brüssel, lebte daselbst noch 1683. Seine Kunst beruhte auf dem Einfluß der Landschafter aus Rubens' Schule; kraftvolle Färbung, energische, ja öfters rohe Pinselführung sind ihm eigen. Seine Bilder sind zumeist von großen Verhältnissen und wurden, mit Darstellungen aus der heil. Geschichte staffirt, gern für Kirchen und Klöster gesucht. Teniers und andere Maler arbeiteten mit ihm zusammen. Seine Vorwürfe entnahm er besonders dem Wald von Soigne, weswegen sie an einer gewissen Einförmigkeit leiden. In fast allen Hauptgallerien trifft man Werke von ihm an.

Arthralgīe (griech., »Gelenkschmerz«), Gliederreißen.

Arthrītis (griech., »Gelenkentzündung«), Gicht (s. d.).

Arthrocāce (griech., »Gelenkverschwärung«), ein von J. N. Rust in die Chirurgie eingeführter Ausdruck für diejenige Gelenkentzündung, welche von den schwammigen Gelenkenden ausgeht, diese zerstört, meist einen langwierigen Verlauf nimmt und vorzüglich skrophulöse Individuen befällt. Sie kommt am häufigsten im Hüft-, Knie- und Fußgelenk vor, doch sind ihr auch Hand- und Schultergelenk und die Wirbelknochen unterworfen. Je nach dem Sitze hat sie besondere Namen erhalten: Coxarthrocace, Hüftgelenkverschwärung, Gonarthrocace im Kniegelenk, Podarthrocace im Fußgelenk, Spondylarthrocace in den Wirbeln &c. Das erste Zeichen der A. ist Schmerz, und zwar meist in einiger Entfernung von dem ergriffenen Gelenke, dann Anschwellung in der Gegend des Gelenks, welche jedoch nur bei oberflächlich gelegenen Gelenken deutlich wahrnehmbar ist, Unmöglichkeit, das Glied zu gebrauchen; die Geschwulst nimmt immer mehr zu, die Schmerzen steigern sich, der Kranke fiebert, kommt herunter, in der Umgebung des Gelenks bilden sich Fistelgänge, welche nach außen durchbrechen, die zerstörten Gelenkenden verschieben sich über einander und das Glied bekommt dadurch eine falsche Lage. Wenn Heilung erfolgt, so geschieht dies nur mit Verödung und Steifigkeit des Gelenks, selten durch Bildung eines neuen Gelenks. Die häufigste Ursache dieses Leidens ist eine Ablagerung von Tuberkeln in die schwammigen Knochentheile. Doch können auch mechanische Einwirkungen, Fall, Schlag &c., Erkältungen das Uebel hervorrufen. Kein Alter und Geschlecht ist davor bewahrt. Die Vorhersage ist meist sehr ungünstig zu stellen. Die Krankheit führt entweder nach langer Dauer durch Erschöpfung zum Tode, oder macht, selbst im günstigsten Falle, das betreffende Glied unbrauchbar. Die A., aus mechanischer Ursache entstanden, läßt eine bessere Vorhersage zu, als die durch Tuberkel hervorgerufene. Die Behandlung der A. erfordert vollkommene Ruhe des Gliedes bei zweckmäßiger Lagerung durch Apparate, welche dasselbe fixiren, am besten durch eine gut gepolsterte Drahtrinne oder durch den Gipsverband, kalte Umschläge, örtliche Blutentleerungen, beruhigende und kühlende Mittel bei geeigneter, dem Entzündungsgrade entsprechender Diät. Im spätern Verlauf ist es eine Hauptaufgabe, den Kranken durch kräftige Nahrung, guten Wein &c. bei Kräften zu erhalten.

Arthrodynīe (griech.), Gelenkschmerz.

Arthroplastik (griech., »Glied-, Gelenkbildung«), die Bildung eines künstlichen Gelenks, wird namentlich an den oberen Extremitäten, und zwar dann vorgenommen, wenn das ursprünglich vorhandene Gelenk durch entzündliche Processe und feste Verwachsung der Gelenkflächen unter einander verloren gegangen ist. Den besten Erfolg verspricht die A. am Elnbogengelenk. Das Verfahren besteht im wesentlichen in der Aussägung eines keilförmigen Stückes aus der Kontinuität des Knochens und darin, daß man während der Heilung der Wunde passive Bewegungen ausführt, wodurch die Sägeflächen der Knochenenden an einander gerieben werden.

Arthrozōa (Arthropōda), Gliederthiere.

Arthur (Artus), mythischer König in England, der Mittelpunkt eines walisisch-bretonischen Sagenkreises, bald König der Siluren, bald der Dumonier genannt. Sein Vater war Uter, sein Oheim Ambrosius Aurelianus, der Nachfolger des Königs Vortimer. A. wurde von dem Bischof Dubricius zu Kaerllion ar Wsk (»Urbs legionum«), seiner Residenz am Usk in Monmouth, der altröm. Isca colonia, die in Bezug auf A. oft verwechselt wird mit der röm. Stadt Lugevallum, dem brigantischen Karleol (d. i. Stadt Leol, jetzt Carlisle), gekrönt und erwarb sich den Ruhm eines walisischen Nationalhelden durch den Widerstand, den er an der Spitze der Briten den im O. der Insel herrschenden Angelsachsen entgegensetzte. Er wehrte die völlige Unterdrückung von seinen Gebirgsvölkern ab, schützte die Freiheit, Sprache und Sitte des Vaterlandes und vertheidigte das Kreuz gegen die Heiden. Durch den Sieg bei Bath, den er im ersten Jahr seiner Regierung (516) nach zweitägigem Kampfe errang, bewirkte er, daß Cerdik von Wessex die Belagerung von Bath (Thermae aquae solis) aufgeben mußte; dagegen mußte er später Hamptonshire und Somerset dem Cerdik überlassen. Doch behauptete er sich gegen Cynrik, Cerdiks Sohn und Nachfolger in Wessex. Den Zug gegen Rom, den A. auf dessen Aufforderung, sich zu unterwerfen, unternahm, sucht Lappenberg als eine historische Thatsache zu begründen. Der Verrath seines in der Heimat zurückgelassenen Neffen Mordred (Medraud), der sich empört und die Gemahlin des A., die sagenberühmte Ginevra (Guanhumara, Ginover, die Tochter eines Herzogs von Cornwallis aus dem Hause Cadors), verführt hatte, oder sie der Untreue gegen ihren Gemahl beschuldigte, nöthigte A. zu schleuniger Rückkehr, und im Kampfe mit diesem und dem ihm verbündeten Sachsenherzoge Childerik fiel er in der dritten Schlacht in Cornwallis 537 (oder 542). Sein lange unbekanntes Grab auf der Insel Avallona (südl. von Bristol), in der Nähe des Klosters Glastonbury (nach der Sage durch Joseph von Arimathia

gegründet, ein für die Gestaltung der Sage wichtiger Umstand), wurde unter König Heinrich II. 1189 aufgefunden. Arthurs Namen führen noch gegenwärtig mehr als 600 Plätze in Wales, Cornwallis und anderen Gegenden.

Der historische Kern, der in den Erzählungen von A. wenigstens insofern liegt, als er Führer seines Volkes gegen die Angelsachsen war, ist von einem reichen Sagengewand umsponnen, in welches wohl noch andere historische Erinnerungen, kaum unterscheidbar, verwebt sind. In seiner geschichtlichen Bedeutung als Vorkämpfer der Briten gegen die Sachsen erscheint A. mit seinen Mitstreitern Owein (Jwein), Geraint (Erek), Urien 2c. in den walisischen Bardenliedern des 6. und 7. Jahrh., die gleichzeitig mit den gefeierten Helden oder unmittelbar nach ihrer Zeit gesungen wurden. Auch bei Taliesin, Aneurin, Merddhin, Llywarch-Hen u. a. ist A. noch nicht der sagengefeierte Held; vielmehr tritt er hinter den trefflichen Geraint zurück. Unter den engl. Chronisten gedenkt der älteste walisische Geschichtschreiber, Gildas (geb. 516), der Thaten Arthurs, ohne daß er es für nöthig hält, den Namen des allbekannten Königs aufzuzeichnen. Die übrigen Chronisten bis zum 8. Jahrh. schweigen über A.; die Sagen von Vortigern und Hengist ließen dem neuen Helden noch nicht Raum. Der erste volksmäßige Ansatz zu dem großen Stamme der Arthursage in den Chroniken ist bei Nennius im 9. Jahrh. zu finden, der von Arthurs 12 ruhmvollen Zügen gegen die Sachsen erzählt und dabei den Helden in einen milden Heiligenschein zu hüllen sucht. Daneben aber bauten sich die Sagen von A. und dem Zauberer Merlin auf, vielleicht mit der Tendenz, A. dem Sagenkreis von Vortigern anzuschließen. In diesen Sagen erscheint A. als Sohn von Uter Pendragon (d. i. Drachenhaupt), im Ehebruch mit Inguerne erzeugt, und von Merlin, der jenem zur Umarmung der tugendhaften Inguerne dadurch verholfen, daß er ihm durch Zauber die Gestalt ihres abwesenden Gemahls, des Herzogs Gorlois von Cornwallis, verliehen, sich selbst unbekannt in einer gottesfürchtigen christlichen Familie erzogen. Durch das Wunder mit dem Amboß, aus dem niemand außer A. das wie festgewachsene Schwert ziehen konnte, wurde er nach Uters Tode (zwischen 505 und 516) auf den Thron erhoben. Nachdem er sich mit Ginevra, der Tochter des Königs Leodagan in Thamelinde, vermählt, unternahm er die Züge gegen die Sachsen und Römer, wobei er durch Merlins Zaubermacht unterstützt wurde. Knüpfen die Erzählungen über A. bei Nennius noch an die Geschichte an und sind sie frei von übernatürlichen Dingen, so finden sich in denen, worin Merlin eine Rolle spielt, die wunderbarsten Abenteuerlichkeiten, übernatürliche Begebenheiten, Einflechtung von Märchengestalten und Geisterwesen in verschiedenen Abstufungen. Zusammengetragen ist die Arthur- und Merlinsage in der Chronik des Gottfried (Galfridus) von Monmouth (um 1130 beendigt), einem blühenden Novellen- und Sagenkranz in Form einer Geschichte der britischen Könige von der ersten Bevölkerung Englands bis zu Cadwalladr (herausgeg. von San Marte, Halle 1854), worin uns die reiche Welt der walisisch-bretonischen Heldensagen aufgeschlossen wird, in deren Mittelpunkt jetzt unbestritten A. steht. Den Ton des überschwänglich Wunderbaren stimmen in der größten Entschiedenheit an eine große Reihe von walisisch-bretonischen Erzählungen, denen gemeinschaftlich ist, daß A., der bisher überall als handelnder Held auftrat, jetzt zur passiven Nebenrolle herabsinkt. Er steht zwar immer noch in der Mitte ritterlicher Thaten; aber die bisherigen Nebenfiguren der Sage sind die Helden derselben. Zu den aus der Geschichte in den Mythus übergegangenen Personen gehören Owein und Peredur, Arthurs Mitstreiter in der Schlacht von Katthraet, sein Feldherr Geraint, der dann auch Erek und König von Destrigâls zu Karnant heißt, in der Phantasie der Briten aber zusammengeflossen ist mit dem in der Schlacht von Longborth (501) gegen den westsächsischen Cerdik gefallenen Geraint ab Erbin; endlich Urien, ein Fürst von Reged im südl. Schottland (in jüngeren Romanen vom Lande Gorre). Die Erzählungen, welche die Thaten Oweins, Geraints, Peredurs (Parcivals) 2c. berichten, führen im Walisischen den gemeinschaftlichen Namen **Mabinogion** (»Märchen«) und sind hauptsächlich in einem walisischen Manuskript zu Oxford enthalten, in dem sogen. »Rothen Buch« von Hergest (herausgeg. von Lady Charlotte Guest unter dem Titel »The Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest« mit einer engl. Uebersetzung und sehr schätzbaren Anmerkungen, Lond. 1841—50, 3 Bde.). Die Zeit, in welcher die Mabinogion aus dem Arthurkreise entstanden sind, ist muthmaßlich begrenzt durch Wilhelms Heerzug (1066) nach England und durch den ersten Kreuzzug (1190), wenngleich ihre schriftliche Abfassung späteren Zeiten angehören mag. Beide Momente sind wichtig für die Ausbildung der Arthursage und die Verbreitung der Arthurromane. Entscheidend aber war in dieser Beziehung das nahe politische Verhältnis, in das ein großer Theil Frankreichs zu Wales und der Bretagne durch Heinrich II. (1150) gebracht wurde, indem durch den Ideenaustausch der vereinigten Völker neue Bildungen der durch fremde Volkstraditionen befruchteten Sage entstanden. Vgl. Stephens, Geschichte der wälschen Literatur vom 12.—15. Jahrh. (deutsch von San Marte, Halle 1864). Erst nach 1150 ist mit der walisischen Arthursage der Sagenkreis des heil. **Graals** (s. d.) und seines Königthums vereinigt, dessen Ursprung und Ausbildung nach Spanien und Südfrankreich hinweist. Diese Vereinigung aber ist vielleicht zuerst von Kyot (um 1160—80) mit dichterischem Geiste bewirkt worden. Gleichzeitig treten auch noch andere fremdartige Bestandtheile in die Arthursage ein. Bisher war die Hofhaltung Arthurs nach dem Charakter eines einfachen walisischen Fürstenhofes eingerichtet gewesen; nach dem Hinzukommen der Sagen vom Graal, auf welche die christlichen Orden, besonders der Orden der Tempelherren, entschiedenen Einfluß gehabt haben, wird die alte Haustafel zur **Tafelrunde**, dem Mittelpunkt der glänzenden Hoftage, die A. an den Pfingstfesten zu halten pflegte, und nimmt die Gestalt einer Ordensverfassung an. Dadurch aber, daß die Tafel mit der Abendmahlstafel, an welcher der Herr mit seinen Jüngern gesessen, in Beziehung gebracht wird, verbindet sich dunkle Mystik und geheimnisvolle Allegorie damit. In diesem Zustande überliefern die Arthursage unter vielen anderen die jüngeren walisischen Romane »Merlin«, »Brut d'Angleterre«, »Morte Arthur«, von denen den erstern Fr. Schlegel deutsch bearbeitet hat. Andere Elemente, die durch die Verbindung Englands mit Frankreich in den Cyklus des A. eintraten, sind die Geschichte Klinsors mit seinem zauberhaften Wesen, die auf Süditalien zurückführt und mit Vergil zusammen-

hängt, die des Priesters Johannes, deren Ursprung in Hochasien zu suchen ist, endlich die Loherangrins und die Schwansage, die der niederrheinischen Sagenwelt angehören. Ebenso wichtig aber als dieses Zuströmen von stoffartigen Elementen war für Wales und Bretagne die reiche poetische Anschauung des Lebens überhaupt, die von Nordfrankreich aus dorthin sich verbreitete. In der walisischen Dichtung war es bisher die That an sich, welche die Helden zur Bewegung trieb; selten wurden sie durch ein moralisches, religiöses oder ein anderes geistiges Motiv dazu bestimmt. Erst der ritterliche franz. Geist bringt jene romantischen Elemente in das Epos, das dadurch nicht nur die todte Aeußerlichkeit im Thun und Treiben der Helden verliert, sondern auch seitdem anfängt, geistige Individualitäten und mehr durchgeführte Charaktere zu zeigen. A. selbst wird nun zum glänzenden Repräsentanten aller ritterlichen Tugenden und sein Hof zum Sitz des reichsten höfischen Lebens erhoben. Seine Kampfgenossen sind die herrlichsten Muster ritterlicher Courtoisie und Galanterie. Anderseits wurde A. von wälschen Dichtern (etwa im 12. Jahrh.) ins Mythische und Mystische gezogen (vgl. San Marte, Beiträge zur bretonischen und keltisch-germanischen Heldensage, Quedlinb. 1847) und in der Volkssage und dem Volksglauben durch seinen Namen (arth-ur, »der große Bär«) mit dem Gestirn des Großen Bären in Beziehung gebracht; nach Gervasius von Tilbury durchschweift er mit seinem Heere, gleich dem deutschen wilden Jäger, die brit. Wälder in finsteren Nächten und lebt mit seiner Massenie (Genossen) in einem hohlen Berge in herrlicher Pracht und reichstem Wohlleben (vgl. Grimm, Deutsche Mythologie).

Die alten walisischen Stoffe erlangten mehr noch als in Wales und Bretagne selbst diese Umbildung durch franz. Bearbeitungen. Am meisten hat die Chronik des Gottfried zur Verbreitung der Arthursage in den übrigen europ. Ländern beigetragen und ist Quelle der gesammten Romane von A. und der Tafelrunde im 12., 13. und 14. Jahrh. für England wie für Frankreich geworden. In dieser Zeit, wo Roman sich auf Roman drängte und alles mit Eifer ergriffen wurde, was einen ritterlichen Charakter anzunehmen geeignet war, hatte man sich mit Vorliebe dem Sagenkreise des A. zugewendet. Fast kein Held der Tafelrunde blieb übrig, dem nicht ein besonderer Roman gewidmet wurde. Um den Stoff zu vermehren, knüpfte man an A. und seine Umgebung alles an, was nur damit in Verbindung gebracht werden konnte. Derselbe Stoff erfuhr mehrfache Bearbeitungen, unter denen die folgenden immer mehr wunderbare Kombinationen versuchten. Im 13. Jahrh. fing man sogar an, die Romane in Prosa aufzulösen, womit jedoch der Verfall in diesem Zweige der Literatur hereinbrach. Der besten Zeit gehören an die Romane »Erek«, »Chevalier au lion«, »Tristan«, »Lancelot de lac«, »Percheval« u. a. Unter den Dichtern ist der berühmteste Chrétien de Troyes, dessen Werke auch in Deutschland bekannt wurden und Bearbeitungen fanden. Deutschland war es hauptsächlich, wo die breton. Sagen seit dem 12. Jahrh. fast jedes andere poetische Interesse verschlangen und entschieden in den Vordergrund der Literatur traten. Für die deutsche Literatur sind sie insofern von hoher Bedeutung gewesen, als sich aus ihnen das romantische Epos entfaltete und zu einer besondern Gattung herausbildete, während das alte volksmäßige Epos in Mißachtung sank. Das früheste deutsche Gedicht aus dem breton. Sagenkreis ist der »Tristan« des Eilhart von Oberge aus dem letzten Viertel des 12. Jahrh. Es ist nur bruchstückweise in der ältern, doch vollständig in einer verjüngten ungedruckten Gestalt vorhanden. Von den Dichtungen Hartmanns von Aue gehören hierher sein frühestes episches Gedicht »Erek und Enite« und sein spätestes »Iwein, oder der Ritter mit dem Löwen«, beide nordfranzösischen Dichtungen des Chrétien von Troyes nachgebildet; das erstere frischer und von der vollen jugendlichen Kraft des Dichters durchdrungen, das andere feiner ausgebildet und die vollkommene Entfaltung der poet. Kunst bewährend. Ein Nachahmer Hartmanns ist Wirnt von Gravenberg in seinem »Wigalois, oder der Ritter mit dem Rade«, der dem franz. Roman »Li fort Gawanides« nachgedichtet ist. Auch der Großmeister der mittelhochdeutschen Poesie, Wolfram von Eschenbach, entlehnte seinen »Parcival« und seinen »Titurel« der Arthursage. Der dritte der großen deutschen Epiker des Mittelalters, Gottfried von Straßburg, behandelte in seinem »Tristan« die Fabel des Eilhart noch einmal, verklärte sie aber durch die künstlerische Vollendung der Form und durch die Tiefe der Empfindung. Gottfrieds »Tristan« blieb unvollendet und fand zwei Fortsetzer an Ulrich von Thürheim und Heinrich von Freiberg, die das Gedicht abgeschlossen haben, aber wohl nicht in der von Gottfried beabsichtigten Weise. Auch Wolframs »Titurel« wurde von drei unbekannten Fortsetzern zu Ende geführt. In gleichem Range mit den Fortsetzungen stehen der »Lancelot« Ulrichs von Zatzikofen und des Strickers »Daniel von Blumenthal«. In allen Gedichten des deutschen Mittelalters ist übrigens die breton. Arthursage gesondert geblieben von dem Mythenkreise über den heil. Graal, mit Ausnahme des »Parcival« und »Titurel«, welche beide Sagenkreise mit einander vereinigt haben. Wie die Arthursage seit ihrem Uebertreten nach Nordfrankreich Hand in Hand mit dem Ritterthum gegangen war, so theilte sie auch sein endliches Schicksal. Mit dem Sinken und Verfall des Ritterwesens war die Blüte der breton. Dichtung verschwunden, und nur dumpfer Nachklang einer herrlichen Vergangenheit war das große cyklische Gedicht von Ulrich Fürterer von 1487, das den gesammten Sagenkreis von A., den Rittern der Tafelrunde und dem heil. Graal nebst den Geschichten des Argonautenzuges und des Trojan. Krieges zu umfassen suchte. Ganz dieselbe Tendenz, die interessantesten Gegenstände einer frühern Zeit dem Bewußtsein der Gegenwart wieder nahe zu bringen, verfolgen die prosaischen Auflösungen älterer deutschen Gedichte aus dem Sagenkreise des A., welche noch im 15. Jahrh. nach einer damals herrschenden Manier entstanden sind. Die bekanntesten und zugleich werthvollsten unter ihnen sind der »Wigalois« und der »Tristan«, beide nach den gleichnamigen Rittermären Wirnts von Gravenberg und Eilharts von Oberge verfaßt. Vgl. San Marte (A. Schulz), Die Arthursage und die Märchen des Rothen Buchs von Hergest (Quedlinb. 1842).

Articulāta, Gliederthiere.

Artifex (lat.), Künstler, Werkmeister; artificiell, künstlich, kunstmäßig; artificiös, kunstreich, kunstvoll; fein, schlau; Artificium, Kunststück, Kunstgriff.

Artikel (v. lat. articulus, Gelenk, Glied), ein Formwort, das einige Sprachen dem Substantiv

beifügen, um den Begriff als einen bestimmten (der A. ist dann ein abgestumpftes Demonstrativ) oder als einen unbestimmten (durch ein abgestumpftes Zahlwort) vorzustellen. Allemal aber hebt der A. ein Individuum heraus; nur daß man auch aus einem noch größeren Kreise eine Gattung in der Weise eines Individuums behandeln darf, z. B. der Mensch denkt, Gott lenkt. Allemal auch setzt der bestimmte A. eine erste Bekanntschaft des Individuums im Geist des Hörers voraus, zeigt auf ein Etwas, das in dessen Geist schon vorhanden ist, während der unbestimmte A. nur die Kenntnis der Gattung voraussetzt. Natürlich faßt die eine Sprache vielfach als bestimmt, was die andere als unbestimmt hinstellt, und wo wir einen A. finden, da hat die Sprache eine artikellose Zeit hinter sich. So sehen wir bei Homer sich den bestimmten A. erst bilden und erst das Neugriechische hat auch den unbestimmten. Die Töchter der artikellosen lat. Sprache, wie auch das Slawische und Lettische und das Zend, zeigen beide A.; sehr spät tritt im Sanskrit der unbestimmte auf. Die hebr. und arab. Sprache dagegen drücken die Bestimmtheit des Begriffs durch einen vorn an das Wort gehängten Laut, andere, wie die syrische, chaldäische, dänische, durch eine besondere Endform der Substantiven aus. Im Keltischen hat der A. durch seinen Auslaut auf den Anlaut des folgenden Substantivs eingewirkt, so daß dessen Kasus, im Auslaut abgestumpft, sich doch noch im Anlaut unterscheiden. Die Benennung A. ist lat. Uebersetzung des griech. arthron (d. i. Gelenk), und bezog sich ursprünglich auf die Fürwörter in Fällen wie: »Wer es gethan, der soll büßen«; »wer« und »der« waren die Gelenke, in denen der Satz sich bewegte. Später, als der Ausdruck Fürwörter aufkam, blieb articulus in Geltung für Fälle wie: »Der Mann (von dem du weißt) lacht«.

A. nennt man außerdem auch die einzelnen, in sich abgeschlossenen Abschnitte einer Schrift, z. B. eines encyklopädischen Werks, eines Vertrags, einer Denk- oder Bekenntnisschrift; daher Friedens-, Kriegs-, Glaubensartikel. In letzterer Hinsicht sind die bekanntesten: die drei A. des sogen. Apostolischen Glaubensbekenntnisses, die Torgauer A. (1516), die A. der anglikanischen (1539) und gallikanischen (1682) Kirche u. a. In der Rechtssprache heißen A. kurze, in eine Folgenreihe gebrachte Sätze, welche thatsächliche Behauptungen oder auf solche gerichtete Fragen enthalten; in der Kaufmannssprache ist A. ist s. v. w. Handelsgegenstand.

Artikuliren (lat.), gliedern; etwas Punkt für Punkt vortragen; die einzelnen Theile eines Ganzen, insbesondere die Silben der Wörter deutlich hervortreten lassen. Daher artikulirte Laute, solche Laute, welche nach Theilen (Silben) und Untertheilen (Selbst-, Mitlautern) unterschieden werden können, also menschliche oder den menschlichen nachgebildete Laute. Vermöge der Einrichtung des menschlichen Mundes wird der Durchgang der Stimme durch denselben gehemmt und gleichsam in Stücke von verschiedener Gestalt zerschnitten; so werden die Theile des Mundes zu Sprachwerkzeugen. Aus der Unfähigkeit, artikulirte Laute hervorzubringen, entsteht das Lallen.

Artikulirtes Verhör, im Kriminalproceß das Verhör über Fragen, welche nicht zusammenhängende Erzählung von Seiten des Inquisiten, sondern nur kurze Antworten bezwecken. Die dabei möglichst kurz, immer nur für einen Thatumstand abzufassenden und schon vor dem Verhör abzusetzenden Artikel sind entweder allgemeine (articuli generales) und betreffen den Lebenswandel, die Verhältnisse ꝛc. des Inquisiten, oder besondere (articuli speciales), lediglich auf die Anschuldigungspunkte gerichtete, zu welchen genügender Verdacht aus den Akten vorliegt. Ändert der Angeklagte die früheren Aussagen im artikulirten Verhör, oder gibt er neue Thatsachen an, so wird er darüber, nach Abbrechung des artikulirten Verhörs, erst wieder summarisch vernommen, und das artikulirte Verhör wird über die Zusatzartikel (articuli additionales), welche nach diesem summarischen Verhör gefertigt sind, fortgesetzt. Bei dem neuern, auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit basirten Strafverfahren ist das artikulirte Verhör nicht mehr üblich. Hier veranlaßt vielmehr der Untersuchungsrichter den Angeschuldigten, nachdem er ihm das Verbrechen, dessen er verdächtig ist, im allgemeinen bezeichnet hat, sich über die den Gegenstand der Anschuldigung bildenden Thatsachen in einer zusammenhängenden umständlichen Erzählung zu erklären. Hierauf folgt sodann die weitere Befragung, welche auf Ergänzung dieser Erzählung, auf Beseitigung etwaiger Dunkelheiten und Widersprüche und insbesondere darauf zu richten ist, daß der Angeschuldigte alle gegen ihn vorliegenden Verdachtsgründe erfahre und vollständige Gelegenheit zu deren Widerlegung und seiner Rechtfertigung erhalte.

Artillerie (franz., v. lat. ars tollendi, die »Kunst, (schwere Körper) fortzuschleudern«, nach anderen vom mittelalterlich-latein. artillaria, dem Diminutiv von ars, womit man Gegenstände zu bezeichnen pflegte, die zur Anfertigung geringerer Kunstfertigkeit bedürfen). Das Wort A. findet in dreifacher Bedeutung Anwendung: als der Komplex aller mehr als Einen Mann zu ihrer Bedienung erforderlichen Feuerwaffen (Geschütze mit zugehörigem Material, Munition ꝛc.), als das zur Bedienung jener Waffen gehörige Personal, die Bespannung eingeschlossen, und als die Wissenschaft, welche die Theorie der Flugbahnen der Geschosse (Ballistik, s. d.), die Anfertigung des Artilleriematerials mit den in dies Fach einschlagenden Hülfswissenschaften (Chemie, Physik, Technologie, Mechanik) und schließlich die praktische Verwendung jener Geschütze umfaßt.

Die Geschütze werden nach ihrer Wirkungsart in Streich- und Wurfgeschütze eingetheilt. Die Streich- oder Rohrgeschütze treiben (schießen) das Geschoß in einem flachen Bogen, analog dem Schuß des Kleingewehrs, gegen das Ziel; die Wurfgeschütze dagegen werfen es in hohem Bogen mit entsprechend geringer Ladung und Anfangsgeschwindigkeit. Streichgeschütze sind die Kanonen, die man früher allgemein nach dem Gewicht ihrer eisernen Vollkugel benannte, z. B. 3-, 6-, 12-, 24pfündige Kanonen. Die Wurfgeschütze sind bedeutend kürzer, ihre innere Höhlung, die Seele, ist an dem Orte, welcher die Pulverladung aufnimmt, verengt, d. h. sie sind mit Kammern versehen, weil ihre Pulverladung im Verhältnis zum Durchmesser der dazu gehörigen Hohlkugel gering ist. Die Wurfgeschütze benennt man entweder nach dem Gewichte einer steinernen Vollkugel, deren man sich ehemals bediente, oder nach dem Zollmaß des Durchmessers ihrer Seele. Sie zerfallen in Haubitzen und Mörser; aus jenen wirft man Granaten und Leuchtkugeln, Kartätschen und Shrapnels, aus diesen unter den höchsten Bögen (mit Elevation

bis 75°) Bomben, Brandbomben, Leuchtkugeln, Spiegelgranaten und früher auch Steine und Kartätschen (s. Kanonen, Haubitzen, Mörser, Bomben, Granaten, Shrapnels, Kartätschen, Leuchtkugeln). — Diese frühere Eintheilung der Geschütze hat jedoch seit einem Jahrzehnt vor einer andern zurücktreten müssen. Man unterscheidet jetzt glatte und gezogene Geschütze nach der Form des innern hohlen Raums, der Seele. Die gezogenen Geschütze, welche zuerst Napoleon III. im ital. Krieg 1859 anwandte, haben seitdem in allen Artillerien raschen Eingang und verschiedenartige Entwickelung gefunden. Sie werden fast durchweg als Kanonen bezeichnet (nur die deutsche A. führt seit 1871 auch gezogene Mörser) und nach dem Durchmesser der Seele (in Centim.), oder nach dem Gewicht der idealen (nicht verschossenen) eisernen Vollkugeln, in England und neuerdings auch in Frankreich nach dem Gewicht der zugehörigen Langgranate benannt. Diese gezogenen Geschütze scheinen bestimmt, die glatten fast ganz zu verdrängen; und in der einzigen Schußart, in welcher die letzteren immer noch eine, wenn auch geringe Ueberlegenheit beanspruchen dürften, dem Kartätschenschuß, haben sie in einer neuen, nur für denselben konstruirten Geschützart, den Mitrailleusen (s. d.), deutsch Kartätschengeschützen, ihren Meister gefunden.

Je nachdem die Geschütze im Land- oder Seekrieg Verwendung finden, ist die A. Land- und Schiffsartillerie. Erstere zerfällt wieder in Feld-, Gebirgs-, Belagerungs- und Festungsartillerie. Als besondere Abart der letztern ist noch die Küstenartillerie gegenwärtig zu nennen. Die Feldartillerie, ausschließlich gezogene Geschütze führend, ist bestimmt, die Feldarmeen eines Heeres zu begleiten; sie muß also im Stande sein, den Bewegungen des Heeres zu folgen, und bedarf, da ihre Ziele, wenn auch nicht stets lebende, doch vorwiegend solche von geringer Widerstandsfähigkeit sind, nur Geschütze und Geschosse von geringerem Gewicht. Auf diese Eigenschaft der letzteren drängt außerdem auch die Nothwendigkeit, der Feldartillerie eine gewisse Quantität Munition beizugeben, deren Transportfahrzeuge dieselbe Beweglichkeit und Leichtigkeit besitzen müssen, wie die zugehörigen Geschütze. Die Feldartillerie wird in Batterien zu 4, 6, oder 8 Geschützen getheilt, welche außerdem den muthmaßlichen Munitionsbedarf eines Schlachttages ꝛc., 120—150 Schuß per Geschütz, theils in der Protze des Geschützes, theils in Munitionswägen (die zum Behuf des Umtausches mit den Geschützprotzen, ausschließlich in der russischen A., nach dem Protzsystem gebaut sind) mit sich führen; die übrige Munition des Feldheeres, auch die der Infanterie, ist besonderen, zur A. gehörigen Munitionskolonnen, anvertraut. In Beziehung auf die Stärke des Personals ꝛc. entspricht die Batterie und Kolonne etwa der Kompagnie der Infanterie. Unter dem Batteriechef befehligen Officiere die meist aus 2 Geschützen gebildeten Züge; die Geschützführer, ebenso wie die Officiere stets beritten, sind Unterofficiere. Die Mannschaft zerfällt in fahrende und Bedienungsartilleristen. Die ersteren, früher dem Train entnommen, gehen jetzt fast allgemein aus den Bedienungskanonieren hervor. In Bezug auf die Art der Fortschaffung der letzteren zu Pferde oder zu Fuß, auf dem Geschütz oder auf anderen Fahrzeugen, theilt sich die Feldartillerie in reitende und Fußartillerie, letztere auch fahrende (franz. montée) genannt. Eigentliche Fußartillerie, d. h. solche, deren Bedienung vermöge der schweren Konstruktion des Fahrzeugs nur auf ihre Füße angewiesen war, ist gegenüber der Forderung der Beweglichkeit, welche die neuere Taktik an die A. macht, jetzt wohl überall außer Gebrauch. Uebrigens ist im deutschen Heer die Bezeichnung Fußartillerie für die fahrenden Batterien seit 1873 außer Gebrauch gesetzt und wird dafür nunmehr schlechtweg die Bezeichnung Feldartillerie, Feldbatterien ꝛc. angewendet, während dafür das Personal der Festungs- und Belagerungsartillerie analog dem franz. »artillerie à pied« jenen Namen erhalten hat. Die reitende A. ist die theuerste Waffe, denn sie bedarf nicht nur der Pferde für ihre Bedienungsmannschaften, sondern überdies besonderer berittener Pferdehalter für das Absitzen jener während des Feuerns. Sie soll der Kavallerie an Beweglichkeit gleich sein; man gibt ihr daher auch stets das leichteste Kaliber der Feldartillerie. Während der reitende Artillerist wie der Kavallerist mit Säbel und Pistole bewaffnet ist, hat der unberittene Bedienungskanonier zu persönlichem Schutz nur ein kurzes Seitengewehr, das Faschinenmesser, in Frankreich auch einen Karabiner. Die Fußartillerie theilt man nach ihren Geschützen wohl in leichte und schwere Batterien; sogen. Positionsbatterien, die vermöge ihrer Schwere nur geringe Manövrirfähigkeit besitzen und nur zur Vertheidigung fester Positionen dienen, sind durch Einführung der gezogenen Geschütze allgemein abgekommen. Der Wunsch, im Feldkriege auch auf Gebirgsterrain, welches für alles Fuhrwerk unzugänglich ist, Geschütz führen zu können, hat in den Armeen fast aller größeren Staaten, mit Ausnahme Preußens, zu der besondern Abart der Gebirgsartillerie geführt. Bei dieser ist das ganze Material auf dem Rücken von Saumthieren (Pferden oder Mauleseln) transportirbar. Sie führt sehr leichte Geschützrohre und schießt mit verhältnißmäßig schwachen Ladungen.

Die Stärke der A. im Verhältnis zu den übrigen Waffengattungen der Feldarmee wird nach der Zahl der Geschütze auf 1000 Mann bemessen. Die Ansicht der namhaftesten Taktiker der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts normirte dieselbe auf 2½—3, die alte deutsche Bundesarmee verlangte sogar nur 2 Geschütze auf 1000 Mann, während in Frankreich, wo man der geringen Zahl der Feldartillerie den ungünstigen Verlauf des Krieges 1870/71 vorwiegend beimißt, durch die Armeereorganisation vom 16. Juli 1873 das Verhältnis 4:1000 festgesetzt wird und in den meisten übrigen Staaten Europa's, wie namentlich im Deutschen Reich und Oesterreich, etwa 3½ Geschütze auf 1000 Mann in der mobilen Armee kommen dürften. Als feststehende Regel gilt, daß, je weniger ausgebildet und zuverlässig ein Heer ist, um so stärker seine Artillerie sein müsse. Nach diesem Grundsatz hat Napoleon I. in dem Maß, in welchem seine alten Soldaten durch die fortgesetzten Kriege aufgezehrt und mehr und mehr durch junge Konskribirte ersetzt wurden, stets eine entsprechende Vermehrung der A. eintreten lassen. Uebrigens bringt der Fortgang jedes längern Krieges eine Steigerung des Verhältnisses der A. (1870/71 deutscherseits von 3 auf oft über 6 Geschütze für 1000 Mann). Die Ursache hiervon liegt darin, daß die A. weniger als die Hälfte ihrer Mannschaften wirklich in das Gefecht bringt. Der

Rest bleibt in Reserve bei den Munitionswägen, von denen nur die ersten Staffeln der einzelnen Batterien zeitweise zum Munitionsersatz ins Feuer kommen. Der Verlust an Mannschaften ist daher bei der A. erfahrungsgemäß durchschnittlich erheblich geringer als bei der Infanterie, und es kann nur äußerst selten (z. B. 1812) der Fall eintreten, daß die A. zur Bedienung aller mitgeführten Geschütze außer Stande ist. Taktisch wird die Feldartillerie in Divisionsartillerie und Reserveartillerie getheilt, von denen die erstere der Armeedivision, die andere der Disposition höherer Befehlshaber unterstellt ist. 1870 zählte die Divisionsartillerie der Franzosen 3 Batterien zu 6 Geschützen (darunter 1 Mitrailleuse), die deutsche 4 mit halber Geschützzahl auf die Division. Die Kavalleriedivision hatte je 1—2 reitende Batterien. Die Reserveartillerie stand auf deutscher Seite sämmtlich unter den Armeekorps; sie heißt hier seit 1869 officiell Korpsartillerie, da der Begriff Reserveartillerie 1866 mehrfach schuld gewesen war, daß diese A. nicht zur Verwendung gelangte. Die deutsche Korpsartillerie zählte 1870 je 4 Fuß= und 2 reitende Batterien. Die Franzosen besaßen außer der Rerserveartillerie des Armeekorps noch eine Armeegeschützreserve.

Die deutsche A. zählte bis 1872 im Armeekorps 15 Batterien in einem Regiment, jetzt 17 Batterien zu 6 Geschützen (also 102 Geschütze) in zwei Regimentern, deren eines mit 8 Feldbatterien als »Divisionsartillerieregiment« im Kriegsfall an die beiden Divisionen des Korps vertheilt wird, das andere mit 3 reitenden und 6 Feldbatterien als »Korpsartillerieregiment« ungetheilt der Disposition des Korpskommandeurs verbleibt. Das 15. Korps hat nur ein Divisionsregiment, die Korpsregimenter des 12. und 14. Korps, sowie das 25. (großh. hess. Division) haben nur 2 resp. eine reitende Batterie, welche dem 13. (würtemberg. Regiment) ganz fehlt, und dafür die entsprechende Zahl Feldbatterien. Sämmtliche Feldbatterien der Korpsregimenter und die Hälfte der Divisionsregimenter heißen schwere und sind mit dem 9=Centimetergeschütz (dem frühern 6=Pfünder) ausgerüstet. Die andere Hälfte der Divisionsbatterien sind sogen. leichte und führen ebenso wie die Armeekorps 17 Batterien zu 6 Geschützen, zählen also 102 Geschütze. Die reitende A. hat die 8=Centimeterkanone (früher 4=Pfünder). Beider Geschütze sind Gußstahlhinterlader. Je 4 resp. 3 Batterien bilden eine Abtheilung analog dem Bataillon der Infanterie. Die Gesammtzahl der deutschen Feldbatterien beträgt im Frieden 300, inbegriffen 45 reitende, jede derselben hat die Friedensbespannung für 4 ihrer 6 Geschütze. Im Fall der Mobilmachung formiren die beiden Artillerieregimenter des Armeekorps gemeinsam eine zur Ausbildung der Rekruten bestimmte Ersatzabtheilung zu 1 reitenden, 1 leichten, 2 schweren Batterien, eine Kolonnenabtheilung zu 4 Infanterie= und 6 Artilleriemunitionskolonnen, endlich eine in den einzelnen Korps von 8—13 variirende Zahl von Reservebatterien. Die Gesammtzahl dieser letzteren beträgt für alle dem deutschen Armeeverbande angehörigen Truppentheile 160 gegen 36 im Jahr 1870, nämlich 20 reitende, 64 leichte und 32 schwere Feldreservebatterien, und 43 leichte, 1 schwere Reservefußbatterie, erstere vorwiegend zur Theilnahme am Feldkriege, letztere, aus Landwehrmannschaften formirt, zu Ausfallbatterien, Besatzungstruppen in okkupirten feindlichen Gebietstheilen 2c. bestimmt. Mit dem Jahr 1874 wird die deutsche A. voraussichtlich ein völlig neues Geschützmateriel erhalten haben. — Die französische A. ist nach dem Krieg von 1870—1871, dessen Mißerfolg die Franzosen in erster Linie der Ueberlegenheit der deutschen A. zuschreiben, vollständig neu organisirt worden. 1870 führte die franz. A. 12=Pfünder und 4=Pfünder Bronzevorderlader, die ersteren im Verhältnis von 1/5 des Ganzen. 24 der 164 Feldbatterien (je zu 6 Geschützen) wurden kurz vor Anfang des Krieges in Mitrailleusenbatterien umgewandelt, ohne Zweifel sehr zum eigenen Schaden. In der zweiten Hälfte des Kriegs kam außerdem ein vom Oberst Reffye konstruirter und vom General Trochu empfohlener Hinterlader (7=Kilogrammkanone nach dem Gewicht der Granate genannt und dem deutschen 9=Centimetergeschütz entsprechend) vielfach zur Anwendung. Neuerdings ist dies »Canon de sept«, übrigens ein sehr gutes, der deutschen A. völlig ebenbürtiges Geschütz, vom General Reffye angeblich noch wesentlich verbessert worden, und soll die gesammte franz. A. mit Geschützen dieses Systems ausgerüstet werden. Die franz. Feldartillerie zählt auf dem Friedensfuß in 40 Regimentern 400 Batterien, darunter 40 reitende (gegen 36 deutsche Regimenter mit 300 Batterien). — Die englische Feldartillerie hat neuerdings, von dem einst sehr gepriesenen Armstrongsystem abgehend, wieder Vorderlader franz. Systems eingeführt, 9= und 12=Pfünder, an Kaliber etwa unserem 4=Pfünder und 6=Pfünder entsprechend. Die Ursache dieses, nach den Resultaten des Krieges doppelt seltsamen Ueberganges vom Hinterlader zum Vorderlader ist wohl in englischer Nationaleitelkeit zu suchen, welche, die Unbrauchbarkeit der eigenen Hinterlader erkennend, das bewährte preußische System nicht adoptiren wollte. Außerdem werden jetzt Gatlingmitrailleusen eingeführt. Die engl. Feldartillerie zählt ohne die indische Armee gegenwärtig 119 Batterien, je zu 6 Geschützen. — Die österreichische A. führt 4= und 8=Pfünder, Bronzevorderlader nach dem franz. System, doch von verbesserter Konstruktion. Die 8=Pfünder sind mit 6, die 4=Pfünder in der Regel mit nur 4 Pferden bespannt. Die reitende A. fehlt gänzlich, als Ersatz derselben werden einzelne 4=Pfünderbatterien mit je 6 Pferden bespannt und dann Kavalleriebatterien benannt. Montignymitrailleurs sind gegenwärtig in Einführung begriffen. Die österreich. A. hat sich von Altes her eines vorzüglichen Rufes erfreut, den selbst das Unglücksjahr 1866 nur befestigt hat. Sie zählt gegenwärtig 13 Regimenter zu 14 Batterien mit im Kriege je 8 (im Frieden 4) Geschützen. — Rußland hat von allen europ. Mächten die zahlreichste Feldartillerie, 50 Fuß= und 9 reitende Brigaden zu je 4 Batterien mit je 8 Geschützen. Die Brigade hat 2 Batterien Krupp'sche 4=Pfünder, 1 Batterie 9=Pfünder, beides Hinterlader und den preußischen ähnlich, und 1 Batterie Mitrailleusen nach dem Gatling'schen System. — Von den übrigen Staaten Europa's führen Italien, Dänemark und die Niederlande bis jetzt französische Vorderlader, Schweden, Belgien, Rumänien und die Schweiz Hinterlader, den preußischen mehr oder weniger analog. Ueber die Konstruktion der betreffenden Geschütze s. Kanonen.

Die Belagerungs= und die Festungsartillerie haben einander ähnliches Material und in fast allen Staaten dasselbe Personal, da im Kriege die offensive Partei vorwiegend nur die erstere, die in

die Defensive gedrängte nur die letztere verwenden wird, und die Ausbildung für die Zwecke beider — den Angriff auf Festungen einerseits, ihre Vertheidigung andererseits — ohnehin eine sehr ähnliche sein muß. Das Material der Belagerungsartillerie muß die nöthige Beweglichkeit besitzen, um ohne Schwierigkeiten zu dem zu belagernden Platze transportirt und vor demselben in Stellung gebracht werden zu können. Zugleich jedoch müssen ihre Geschütze gegen Ziele von großer Widerstandsfähigkeit, Mauern, Blockhäuser, Defensionskasernen, verwendet werden, also zur Zerstörung derselben von großem Kaliber sein und starke Ladungen gestatten. Von einem großen Theil der Festungsgeschütze verlangt die heutige Taktik des Festungskriegs nahezu dieselbe Beweglichkeit wie von den Feldgeschützen; sie müssen nicht nur gegen die Truppen und Geschütze des Belagerers, sondern auch gegen die von diesem durch Eingrabung geschaffenenen Erddeckungen (Parallelen, Approchen, Batterien) Verwendung finden können. Als Geschütze der Belagerungsartillerie sind gegenwärtig außer glatten Mörsern zum Bombardement ꝛc. nur gezogene Geschütze noch mit Vortheil zu verwenden. Die deutsche Belagerungsartillerie führte 1870/71 gezogene 9-, 12- und 15-Centimeter- (6-, 12-, 24-Pfünder) Kanonen und glatte 15-, 23-, 27-Centimeter- (7-, 25-, 50-Pfünder) Mörser außer wenigen versuchsweise benutzten gezogenen 21-Centimeter- (72-Pfünder) Mörsern. Die Festungsartillerie bedarf außerdem noch vor allgemeinerer Anwendung der Mitrailleusen der glatten Kanonen als sogen. Flankengeschütze zur Bestreichung der Festungsgräben, Thorpassagen ꝛc. mit Kartätschen. Zu Mannschaften der Festungsartillerie pflegt man der geforderten Leistungen wegen besonders kräftige Leute auszuwählen; bei großem Bedarf galt es bisher als zulässig, Infanteristen als Hülfsnummern der Geschützbedienung zuzutheilen, doch mußten der Geschützführer und der dritte Theil der Mannschaften stets ausgebildete Artilleristen sein. Unterofficiere und Mannschaften sind fast überall von der Feldartillerie getrennt; die Officierkorps waren fast überall für beide Zweige der Waffe gemeinschaftlich, die Officiere wurden in beiden thunlichst gleichmäßig ausgebildet und wechselten in gewissem Turnus in denselben. Doch bei den hohen Anforderungen, welche heutzutage Taktik wie Technik an den Artillerieofficier stellen, erscheint eine genügende Ausbildung in beiden vielfach so verschiedenen Dienstzweigen fast unmöglich zu erlangen. Der Feldzug 1870/71 soll im besondern bei vielen Officieren des deutschen Heeres, namentlich auch der Landwehr, die fernere Unthunlichkeit dieser Vielseitigkeit dargethan haben, und man hat deshalb hier die vollständige Scheidung der Officierkorps in diesen beiden Zweigen durchgeführt. Italien und Oesterreich sind diesen Beispielen gefolgt, während Frankreich in striktem Gegensatz dazu die Festungsartillerieregimenter (à pied) als solche aufgelöst und deren Kompagnien mit der Feldbatterie zu denselben Regimentern vereinigt hat. In Deutschland haben die Festungsregimenter den Titel Fußartillerieregimenter erhalten, und ihre Organisation ist derjenigen der Infanterie mehr und mehr ähnlich gemacht worden. Sie führen dieselben Gewehre, sind wie jene in Bataillone, Kompagnien ꝛc. eingetheilt und formiren im Kriege eigene Landwehrbataillone.

Die deutsche Festungsartillerie zählt gegenwärtig 29 Festungsartillerieabtheilungen (22 preußische, 5 bayrische, 1 würtembergische, 1 sächsische) mit im Frieden je 4, im Kriege je 8 Kompagnien. Oesterreich-Ungarn besitzt 12 Bataillone zu 4 Kompagnien; Frankreich in seinen 40 gemischten Artillerieregimentern 120 Festungskompagnien. Die schwersten Geschütze, bestimmt die stärksten Eisenpanzer der heutigen Marine zu durchschlagen, ohne das Erforderniß größerer Beweglichkeit, bedürfen Küsten- und Seeartillerie. Nur die letztere hat zu ihrer Bedienung ein besonderes, zur Marine zählendes Personal; die Küstenartillerie wird entweder von Marine- oder Festungsartilleristen bedient. Der noch immer nicht ausgetragene Kampf zwischen Artillerie und Schiffspanzern hat, wie zu Anwendung immer stärkerer Panzer, so auch zu Herstellung immer größerer Kaliber geführt. Bis jetzt ist es der A. noch immer gelungen, den Sieg davonzutragen, obwohl die Dimensionen auf beiden Seiten bereits die gewaltigsten geworden sind. Die engl. A. hat im Sommer 1871 einen 700-Pfünder Vorderlader von 35 Tonnen Rohrgewicht und 12 Zoll Kaliber eingeführt, der mit einer Ladung von 120 Pfd. Pebblepulver auf 1000 Yards noch eine 13zöllige Eisenplatte durchschlägt. Sie beabsichtigt dabei noch nicht stehen zu bleiben, sondern bis zur Einführung eines 1000-Pfünders fortzuschreiten. Das zur Zeit gebräuchlichste Geschütz in der engl. Marine ist ein 300-Pfünder, dessen Kaliber 10 Zoll ist. In der deutschen Marine sind gegenwärtig 15-, 17-, 21-, 24- und 26-Centimetergeschütze, sämmtlich Hinterlader und meist Gußstahlringrohre, in Gebrauch. Die Küstenartillerie soll die Kaliber von 15, 21 und 28 Centim. führen. Ein 28-Centimetergeschütz ist auch der vielgenannte Krupp'sche 1000-Pfünder der Pariser Ausstellung von 1867, der jetzt zur Vertheidigung des Kieler Hafens verwendet wird. Die Monstergeschütze des Mont Valérien, ebenfalls der franz. Marineartillerie entnommen, hatten nur ein Kaliber von 24 Centim. Als auffallend mag schließlich noch von der nordamerikan. Marineartillerie erwähnt werden, daß dieselbe nur glatte Geschütze, und zwar behufs Durchschlagung der Panzer von noch kolossalerem Kaliber führt. Unglücksfälle mit gezogenen Marinegeschützen haben noch in den letzten Stadien des Secessionskrieges deren allgemeine Abschaffung veranlaßt.

Die ältesten Spuren von Feuergeschützen finden sich bei den Chinesen, dann bei den Indiern und später bei den Arabern, von welchen sie durch die Mauren nach Spanien gelangten, wo deren schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. vorkommen, indem bei der Vertheidigung von Sevilla (1247) und Nibla (1257) gegen die Spanier neben den gewöhnlichen Kriegsmaschinen donnernde Feuerwürfe und Maschinen erwähnt werden, deren Geschosse eine solche Kraft hatten, daß sie ein gewappnetes Pferd durch und durch schossen. Deutlicher tritt hier jedoch der Gebrauch der Geschütze in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. hervor, wo die Donnermaschinen schon durchgängig im Gegensatze zu den gewöhnlichen Belagerungsmaschinen erwähnt werden, wie z. B. bei den Belagerungen von Baza (1324), Martos (1325), Tarifa (1340), besonders aber bei der Vertheidigung von Algeziras (1343), und ein älterer span. Schriftsteller sagt bei einem Ereigniß 1359, daß damals diese höllische Erfindung schon ziemlich gebräuchlich gewesen sei. Für Italien hat Venturi den Gebrauch der Pulvergeschütze 1311 bei der Vertheidigung von Brescia und

später 1331 und 1334 aus ziemlich gleichzeitigen Schriftstellern nachzuweisen versucht. In Frankreich finden sich die ersten Spuren von Pulvergeschützen 1338 bei der Belagerung von Puy-Guillaume. Auch in den Niederlanden wurden sie 1339 oder 1340 bekannt. Englische Kriegsrechnungen von den Jahren 1344—47 erwähnen ebenfalls schon der Gunners (Büchsenmeister). In Deutschland fand die erste erwiesene Anwendung der Geschütze 1365 statt, wo Herzog Albrecht von Braunschweig bei der Vertheidigung des Schlosses von Eimbeck die Angriffsmaschine des Markgrafen Friedrich des Strengen von Meißen »Blibuchsin« (Bleibüchse) zerstörte und ihn dadurch zur Aufhebung der Belagerung zwang. Im Jahr 1372 ließen die Bürger von Augsburg bereits durch Hans von Arau 20 metallene Büchsen gießen, womit sie noch im nämlichen Jahr ihre Stadt gegen den Herzog Johann von Bayern vertheidigten. Die ersten Geschütze nannte man in Spanien und Italien *Bombarden*, in Frankreich wahrscheinlich *Kanonen* und in Deutschland *Büchsen* (*Byssen*, *Busten*). Diese Geschütze wurden anfangs beinahe ausschließlich zur Vertheidigung und zum Angriff fester Plätze verwendet. Im freien Felde wurden zuerst von den Engländern 6 Geschütze in der Schlacht bei Crécy (1346) gebraucht, und in der Schlacht bei Stansflet (1357) sollen sich die Bürger von Löwen bereits der im Jahr vorher angeschafften Donnerbüchsen bedient haben. Mindestens gleichzeitig bediente man sich der Pulvergeschütze auch auf den Flotten. Sobald jedoch die erste Ueberraschung überwunden war, welche mit dem Erscheinen jeder neuen ungewöhnlichen Waffe verbunden ist, übten die Geschütze in der ersten Zeit nach ihrer Bekanntwerdung keinen wesentlichen Einfluß aus. Dies rührte zum Theil daher, daß sie anfangs nur in sehr geringer Zahl vorhanden waren, hauptsächlich aber daher, daß deren Wirkung eine sehr schwache war, da die Geschütze selbst, die Art, sie zu bedienen, das Schießpulver, die Geschosse ꝛc. noch auf der niedrigsten Stufe der Ausbildung sich befanden. Da man die geringe Wirksamkeit der ersten Geschütze ausschließlich in ihrem geringen Kaliber suchte, so war man anfangs bemüht, nur dieses zu vergrößern. Der erste wesentliche Einfluß, welchen dieselben jetzt ausübten, bestand darin, daß sie eine völlige Veränderung des Angriffs der festen Plätze herbeiführten, weil sie die bisher üblich gewesenen Angriffsmaschinen schnell zertrümmerten. Dies hatte zur Folge, daß man sich nach und nach fast ausschließlich des Geschützes zum Angriffe bediente und (1449) die Laufgräben einführte, um sich gegen das Feuer der Belagerten zu decken. Allein nun leisteten auch die bisher üblichen Mauern und Thürme befestigter Orte keinen hinlänglichen Widerstand mehr; der Versuch, diesem Uebelstande durch Verstärkung des Mauerwerks zu begegnen, reichte nicht aus; man sah die Nothwendigkeit ein, Erdwälle hinter den Mauern zu haben. Die Thürme verwandelten sich in Rondele und später (1523) in dreieckige Bastionen. Um aber die Wälle dem entfernten feindlichen Feuer zu entziehen, wurden bald das Glacis und die halben Monde hinzugefügt. Die Vergrößerung des Kalibers erreichte im 15. Jahrh. den höchsten Punkt. In Frankreich wurde 1478 bei Paris ein Geschütz probirt, welches eine 500pfündige Kugel schoß, aber beim zweiten Schuß zersprang. Eins der größten je dagewesenen Geschütze ließ Mohammed II. zur Belagerung von Konstantinopel 1452 von einem ungarischen Stückgießer verfertigen; die steinerne Kugel desselben hatte 11 Spannen im Umfang und wog 1200 Pfd. Man brauchte 2 Monate, um es von Adrianopel nach Konstantinopel (36 Stunden) zu transportiren. Doch auch dieses Riesengeschütz zersprang bald. Aehnliche Monstergeschütze besaßen der Großmogul, der russ. Zar und flandrische Städte; andere türkische waren noch bis vor wenig Jahren in den Dardanellenschlössern aufgestellt. Solche Geschütze lagen häufig beim Gebrauch zwischen Balken auf der Erde, und man suchte dann durch Verrammelungen aller Art den Rückstoß möglichst zu verhindern. Gegen das Ende des 15. Jahrh. wurden jedoch jene übermäßig großen Kanonen wegen ihrer geringen Dauer und großen Unbeweglichkeit nur noch selten angewendet. König Karl VIII. von Frankreich führte 1494 auf seinem Kriegszug nach Italien angeblich 140 metallene Geschütze, Kanonen, Schlangen und Falkonen. Die größten Kanonen waren 2,5 Meter lang, gegen 6000 Pfd. schwer und schossen Kugeln von der Größe eines Menschenkopfes; die Schlangen waren länger, aber dünner. Aus allen diesen Geschützen wurden nur eiserne Kugeln geschossen, während man sich bisher bei den größeren Kalibern der steinernen bedient hatte. Durch diese Veränderungen trat der Unterschied zwischen Kanonen und Wurfgeschütz nach und nach immer deutlicher hervor; letzteres bestand sowohl aus *Böllern* (*Narren*, *Meerthieren*, *Mörsern*), als auch aus *Steinbüchsen* (*Steinkarthaunen*, *Feuerbüchsen*, *Feuerkatzen*, *Streubüchsen*, *Hauffnitz*). Beide Wurfgeschützarten waren bestimmt, ihre Geschosse in hohem Bogen fortzuschleudern, und bei beiden wendete man nach Maßgabe des Kalibers 25- bis 200pfündige steinerne Kugeln an; vorzugsweise aber bediente man sich derselben zum Werfen der Kunstfeuer. Die Feuerbüchsen von kleinerem Kaliber wurden nebenbei häufig zum Schießen des Hagels angewendet, wovon sie dann auch *Hagelstücke* genannt wurden. Die Feuerbüchsen waren 10—12, die Mörser 6—8 Kaliber lang; die ersten eigentlichen Mörser waren Fußmörser, deren Erfindung man irrthümlich den Franzosen zugeschrieben hat. Die Zahl der Geschütze war noch im 16. Jahrh. gering; es fehlte besonders an brauchbaren Feldgeschützen, da die kleinen Kaliber von ½—2 Pfd. keine entscheidende Wirkung hervorbrachten, alle übrigen aber zu schwer waren, um nicht bei den wenigen damals vorhandenen Straßen den Heeren mehr Hindernisse in den Weg zu legen, als sie bei dem gänzlichen Mangel an Beweglichkeit auf dem Schlachtfelde Vortheile gewährten. Dazu war die Bedienung eine äußerst langsame und pedantische; 4—5 Schuß von einem Geschütz in der Stunde abgefeuert, galt schon für eine außerordentliche Leistung. Höchst nachtheilig war, daß sich außer dem Feldzeugmeister und seinem Leutnant, unter welchen sämmtliche Geschütze standen, keine Officiere bei der A. befanden, vielmehr wandernde, zünftige, befangene Büchsenmeister, die von dem Landesherrn erst für den Fall des Krieges angeworben zu werden pflegten, dem Geschützwesen ausschließlich vorstanden. Kaiser Karl V. ließ es sich zwar schon angelegen sein, diesem Uebelstande abzuhelfen, wesentliche Fortschritte wurden jedoch erst gemacht, als man in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in

mehreren deutschen Staaten anfing, auch im Frieden einen Stamm von Büchsenmeistern zu unterhalten und die Geschützkunst zu einer Wissenschaft zu erheben, nachdem bereits Nikolaus Tartaglia (1531) mathematische Grundsätze darauf angewendet hatte. Karls V. Gegner, Franz I. von Frankreich, machte 1525 in der Schlacht von Pavia die erste geschichtlich bekannte Anwendung von Mitrailleusen, damals *Todtenorgeln* genannt, bekanntlich mit demselben Erfolg wie sein Nachfolger Napoleon III. bei Sedan. Die Schlachten zu Anfang des 16. Jahrh. waren meist nichts als ein stürmischer, zuweilen planloser Kampf mit den blanken Waffen. Die A. wurde meist nur zur Besetzung irgend eines besonders wichtigen Punktes verwendet; sobald sie daselbst abgeprotzt hatte, wurden die Geschütze ausgespannt, blieben nun unbeweglich auf dieser Stelle stehen und feuerten so lange, bis sie durch das Vorrücken der eigenen Truppen daran gehindert wurden, z. B. bei Pavia (1524) und bei Cérisoles (1544). In letzterer Schlacht fand das erste geschichtliche Auftreten reitender A. mit drei 4pfündigen Kanonen statt, welche die leichte Reiterei des Herzogs von Enghien begleitete. Oft wurde die ganze A. des geschlagenen Heeres eine Beute des Siegers, wie z. B. bei Novara (1512) und bei Pavia (1524). In den darauf folgenden franz. Bürgerkriegen war die Zahl der Feldgeschütze bei den Armeen ganz unbedeutend. Condé gewann das Treffen bei St. Denis (1567) mit 3000 Mann ohne A. gegen ein königl. Heer von 14,000 Mann mit 14 Geschützen; bei Montcontour (1569) führte das 26,000 Mann starke königl. Heer nur 9 und die 20,000 Mann starken Hugenotten 6 Geschütze; bei Coutras (1587) siegte Heinrich IV. mit 3 und bei Ivry (1590) mit 6 Geschützen. In dem Befreiungskampfe der Niederländer gegen Spanien bildete sich zwar der Gebrauch der Geschütze im Festungskriege wesentlich aus, allein im freien Felde blieb deren Anzahl fortwährend meist gering. Zu Anfang des 17. Jahrh. wurden die Geschütze bei den Armeen etwas vermehrt; besonders hat Sully in Frankreich viel für die Verbesserung der A. gethan; die wesentlichsten Fortschritte machte dieselbe jedoch erst unter dem König Gustav Adolf von Schweden durch die Einführung leichter Geschütze. Das geringe Gewicht derselben, sowie der Umstand, daß die Ladung eine Patrone bildete, welche mit dem Geschoß verbunden war, mehr aber noch der Umstand, daß die Geschützbedienung vermehrt und militärischer organisirt wurde, erleichterte die Handhabung der Geschütze dermaßen, daß man aus diesen Kanonen dreimal schoß, ehe ein Musketier der damaligen Zeit ein einziges Mal lud. Von diesen Geschützen waren jedem Regimente zu Fuß 2 Stück zugetheilt, welche demselben im Treffen unausgesetzt folgten, und außerdem befand sich noch eine angemessene Zahl schwerer Geschütze bei der Armee, die in der Schlacht meist auf den Flügeln aufgestellt waren; den Uebergang über den Lech erzwang Gustav Adolf unter dem Schutze von 72 schweren Kanonen. Die Wirkung, welche die leichten schwed. Geschütze, aus welchen vorzugsweise Kartätschen geschossen wurden, ausübten, war zu augenscheinlich, als daß diese Einrichtung lange ohne Nachahmung geblieben wäre. Anfangs hielten die kaiserlichen Feldherren zwar noch an der alten Sitte fest; Tilly führte bei Breitenfeld (1631) nur 13 halbe Karthaunen, 6 Feldschlangen, 2 Falkonen, 3 Falkonets und 2 Haubitzen (die ersten, welche man bestimmt bei der Feldartillerie erwähnt findet). Bei Nördlingen (1634) leistete dagegen die kaiserliche A. bereits wesentliche Dienste, und die totale Niederlage der Schweden war vornehmlich ihr Werk. Je mehr der Gebrauch leichter Geschütze auf dem Schlachtfelde in Aufnahme kam, desto mehr verschwanden jene großen viereckigen Schlachthaufen, deren sich Tilly bei Breitenfeld (1631) und Wallenstein bei Lützen (1632) zuletzt bedient zu haben scheinen; die Infanterie stand von nun an bei den Deutschen 6, bei den Franzosen 8 Mann tief. Auch den Wegfall der Schutzwaffen bei der Reiterei und dem Fußvolk führte die vermehrte Anwendung der Geschütze wenigstens zum Theil mit herbei. In Frankreich erhielten die Artilleristen 1668 eine rein militärische Organisation. Gegen das Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrh. fing die Artilleriewissenschaft an, wesentliche Fortschritte zu machen. Die theilweise Einführung der Patronen, die Erfindung der Schlagröhren, die Verbesserung der Richtmaschinen und anderer technischen Einrichtungen, vorzüglich aber auch die gründlichere Ausbildung der Artilleristen und die mehr vorschreitende militärische Organisation derselben vergrößerten die Wirkung der A. nach und nach theils durch die vermehrte Sicherheit im Treffen, theils durch die größere Geschwindigkeit des Feuers. In den Kriegen zwischen Deutschland und Frankreich zu Ende des 17. Jahrh. sowohl, als auch im Spanischen Erbfolgekrieg führten die Armeen schon theilweise eine nicht unbedeutende Zahl Geschütze bei sich. Im Feldzuge 1692 führte die franz. Armee bei 104 Bataillonen und 299 Schwadronen 196 Kanonen und 67 Mörser, und 1694 hatten die Alliirten bei 83 Bataillonen und 255 Schwadronen 120 Kanonen und 12 Mörser; bei Hochstädt (1704) befanden sich bei der aus 84 Bataillonen und 150 Schwadronen bestehenden franz. Armee 90 Geschütze, die Alliirten dagegen führten bei 50 Bataillonen und 181 Schwadronen nur 50 Geschütze. Ein Theil der Feldgeschütze war zwar in vielen Artillerien noch sehr unbeweglich, doch begann in diesem Zeitraume die A. bereits eine bedeutende Rolle auf den Schlachtfeldern zu spielen. Die schweren Geschütze waren meist in großen Batterien auf den Flügeln und anderen besonders wichtigen Punkten vor der Front vertheilt; doch findet man auch bereits Geschützabtheilungen zu besonderen Zwecken angemessen verwendet, z. B. bei Fleurus (1690) und Malplaquet (1709). In diesem Zeitabschnitt machte Vauban bei der Belagerung von Philippsburg seine ersten Versuche mit dem Ricochetschuß, setzte sie vor Charleroi und Namur fort und führte ihn in der Belagerung von Ath (1697) förmlich ein. Die Folge davon war, daß die Vertheidigung der festen Plätze zum zweitenmal durch den Einfluß der A. umgestaltet wurde. Die vermehrte Zahl der Feldgeschütze und deren größere Wirkung waren aber auch, wenigstens größtentheils, Veranlassung, daß sich das Fußvolk nur 4 Mann und zuletzt nur 3 Mann tief aufstellte, und je länger und dünner dadurch die Schlachtlinien wurden, desto mehr entstand wieder das Bedürfniß, sie durch A. zu verstärken. Es kamen jetzt auch die Bataillonsgeschütze in Gebrauch, welche aber längs der ganzen Front in den Intervallen vertheilt wurden und so zerstückelt auf keinem Punkte eine erhebliche Wirkung hervorbringen konnten. In den schlesischen Kriegen wurde die A. fast fortwährend

vermehrt; so hatte z. B. Friedrich II. bei Burkersdorf (1762) bei 82 Bataillonen und 135 Schwadronen 248 Kanonen und 58 Haubitzen. Friedrich II. hatte den erheblichsten Einfluß auf den Fortschritt der A. Wenn auch schon vor ihm der Herzog von Enghien, wie auch der Große Kurfürst 1675 bei seinem Zuge gegen die Schweden vorübergehend Geschütze mit berittener Bedienung mit sich führten, so ist doch er als der eigentliche Schöpfer der reitenden A. anzusehen. Diese von ihm 1759 errichtete Waffe, mit deren Einführung zuerst eine Artillerietaktik, ein Manövriren mit Geschützen beginnt, fand bald in allen größeren Staaten, mit Ausnahme Oesterreichs, Nachahmung. Ebenso wurden von dem großen König die schweren Geschütze zuerst in feste Brigaden zu 10 Stück eingetheilt, von denen einzelne bereits den Infanteriedivisionen unterstellt waren. Die sogen. Einhörner der russ. A. veranlaßten den König zu bedeutender Vermehrung der Haubitzen in seiner Feldartillerie. Die Regimentsartillerie, eine Einrichtung, welche die Geschütze in hohem Maße verzettelte, schaffte er nach dem Siebenjährigen Kriege ganz ab. Aehnliche Reformatoren waren zu gleicher Zeit für die österreich. A. der Feldzeugmeister Fürst Liechtenstein und in Frankreich die beiden Vallière und Gribeauval. Der letztere ist besonders als Erfinder eines neuen, ungleich handlichern und überall nachgeahmten Laffettensystems zu erwähnen. Das Fortschreiten der Wissenschaft, die zunehmende Ausbildung der Artilleristen, die vielfachen Verbesserungen des Materiellen, verbunden mit der zunehmenden Schnelligkeit des Feuerns, ließen die A. bereits damals eine Rolle spielen, wie es vorher so allgemein noch nie stattgefunden hatte. Die meisten Schlachten der schlesischen Kriege liefern hierzu Belege. Nach dem Siebenjährigen Kriege und hauptsächlich nach dem Bayrischen Erbfolgekriege wurden in fast allen Artillerien, namentlich in der französischen, preußischen, österreichischen, sächsischen und russischen, wichtige Aenderungen vorgenommen. Besonders war man darauf bedacht, die Bedienung der Geschütze mit den Geschützen selbst mehr zu vereinigen. Man theilte daher, wie früher schon provisorisch geschehen war, die Geschütze definitiv in Batterien (Divisionen, Brigaden), deren jeder man eine Artilleriekompagnie zur Bedienung gab. Die reitende A. oder eine zu demselben Zweck organisirte fahrende A. wurde in allen Staaten eingeführt und bald ansehnlich vermehrt, die kleinen Kaliber unter 6 Pfd. in vielen Artillerien abgeschafft, die Regimentsartillerie aufgehoben und die Eintheilung in Divisions- und Reserveartillerie eingeführt. In den meisten neueren Schlachten tritt der Einfluß der A. immer mehr hervor; Friedland (1807), Wagram (1809) und Lützen (1813) geben dafür besonders sprechende Belege. Die Erfahrungen der Napoleonischen Zeit führten unter anderen Verbesserungen zur Vereinigung des Trains, d. h. der Bespannung der Geschütze, mit der A. und zum Ersatz der eigentlichen Fußbatterien durch fahrende, Einrichtungen, welche den frühern großen Nutzen der reitenden A. erheblich paralysirt haben. Die 1809 vom engl. Oberst Shrapnel erfundenen, nach ihm benannten Geschosse fanden unter verschiedenen Namen in allen Artillerien Eingang. In der Marineartillerie brachten in den vierziger Jahren die vom franz. Oberst Pairhans zuerst vorgeschlagenen Bombenkanonen, welche anstatt der früher ausschließlich auf Schiffen angewendeten Vollkugeln und Kartätschen der langen Kanonen, Bomben von großem Durchmesser schießen und dadurch in die Schiffswände große, nicht mehr zu schließende Löcher schlagen sollten, eine große Umwälzung hervor. Die Anwendung der Bombenkanonen seitens der Russen, gegenüber der nur mit alten Kanonen ausgerüsteten türk. Flotte, brachte dieser 1854 bei Sinope trotz heldenmüthigen Widerstandes den Untergang. Napoleon III., dessen Lieblingsstudium bekanntlich die Artilleriewissenschaft lange war, wandte Pairhans' Ideen auf die Feldartillerie an (vorher schon die sächs. A.); im Krimkrieg trat die franz. A. vollständig mit Granatkanonen (Canon de l'empereur) ausgerüstet auf. Der größte Umschwung der A. datirt jedoch von der Einführung der gezogenen Geschütze, welche, bald nach dem Ende des Krimkrieges in Preußen, Italien, England und Frankreich gleichzeitig angebahnt, in letzterem Staat 1858 durch Napoleon III. zuerst und durchgreifend stattfand. Die franz. Feldartillerie war bereits im folgenden Jahr, im ital. Krieg, fast ausschließlich mit gezogenen 4-Pfündern bewaffnet, deren Ueberlegenheit über die glatte österreich. A. wesentlich dazu beitrug, den Sieg — namentlich bei Solferino — an die franz. Fahnen zu heften. Trotz vielfachen Widerspruchs am Alten klebender Artilleristen folgten die anderen Staaten bald mit der Einführung der gezogenen Geschütze, anfangs an vielen Orten unter Beibehaltung der damals für manche Zwecke, auch des Feldkrieges, noch als unentbehrlich angesehenen glatten Geschütze. Der amerikan. Secessionskrieg und der dänische Feldzug 1864 erwiesen die Ueberlegenheit des gezogenen Geschützes auch bei der Festungsartillerie, der erstere veranlaßte außerdem die Konstruktion von Geschützen kolossalen Kalibers gegen die Panzer der Marine. Die praktischen Resultate und ebenso Versuche (Jülich 1862) zeigten deutlich, daß durch das gezogene Geschütz eine radikale Umwälzung aller bisherigen Regeln für Festungskrieg und Festungsbau bevorsteht. 1866 war die preuß. A. nicht ganz zu $^2/_3$, die österreichische vollständig mit gezogenen Geschützen ausgerüstet. Die Ueberlegenheit des preuß. Infanteriegewehrs überwog indeß zu sehr, und gerade in diesem Kriege gelangte die A., namentlich des Angreifers, relativ zur geringsten Geltung. Die glatten preuß. Geschütze fanden fast gar keine Verwendung. In um so erhöhterem Maße zeigte sich die Wichtigkeit der A. 1870/71. An der deutschen Feldartillerie scheiterten alle wüthenden Angriffe des Feindes, brach sich die Ueberlegenheit des Chassepots über die Zündnadel; die besiegten franz. Generäle schreiben selbst ihre Niederlagen der Ueberlegenheit der deutschen A. zu. Ebenso erlagen die franz. Festungen oft nur in wenig Tagen den deutschen Belagerungsgeschützen. Die Resultate jenes Krieges weisen, wie auf Verbesserung des Materials (in der so bewährten deutschen A. namentlich noch durch Ermöglichung höherer Ladungen und dadurch zu erzielender größerer Rasanz des Schusses), so auch besonders auf Vermehrung der A. im Verhältnis zu den anderen Waffen hin. In allen europäischen Staaten von einiger Bedeutung wird in den Artilleriekomités (s. d.) unablässig an der weitern Vervollkommnung der A. gearbeitet, und ein nur vorläufiger Abschluß in den dadurch herbeigeführten Aenderungen im Material, wie in seinem Gebrauch erscheint zur Zeit noch wenig wahrscheinlich.

vielmehr verdrängt eine Neuerung stetig die andere. Ein eklatantes Beispiel bieten hierbei für die Jetztzeit die **Mitrailleusen**. Nicht ohne Berechtigung läßt sich indeß wohl so viel voraussagen, daß die Entscheidung der Schlachten in Zukunft mehr als je zuvor von der Stärke und Güte der beiderseitigen Artillerien abhängen wird.

Vgl. an Lehrbüchern: Scharnhorst, Handbuch für Officiere, 1. Thl., mit Zusätzen von v. Hoyer (Hannov. 1815) und Handbuch der A. (das. 1804—1814, 3 Bde.); v. Decker, Handbuch der A. (Berl. 1816, 1826); J. Hartmann, Vorträge über A. (Hannov. 1856—63, 3 Bde.); Derselbe, Handbuch für Officiere der preuß. A. (neue Ausg., Berl. 1872); Rutzky, Artillerielehre (Wien 1871); Oelze, Lehrbuch der A. für preußische Avancirte (Berl. 1856). Ueber die Geschichte der A. vgl. Preuß, Von Ordnung, Geschlecht und Namen aller Büchsen rc. (1530); Fronsperger, Vom Geschütz, Feuerwerk und Festungen (1557); v. Decker, Versuch einer Geschichte des Geschützwesens (Berl. 1812); Venturi, Von dem Ursprung und den Fortschritten des heutigen Geschützwesens (a. d. Ital. von General Röblich, Berl. 1822); Brunet, Histoire générale de l'artillerie (Par. 1842); v. Schöning, Geschichte der brandenburgisch-preuß. A. (Berl. 1844—45, 3 Bde.); Favé, Études sur le passé et l'avenir de l'artillerie, ouvrage continué à l'aide des notes de S. M. l'Empereur (Par. 1846—63, 4 Bde., Bd. 1 u. 2 unter dem Titel: »Napoleon III. über die Vergangenheit und Zukunft der A.«, übersetzt von H. Müller, Berl. 1856—57, 2 Bde.). »Archiv für die Artillerie- und Ingenieurofficiere des Deutschen Reichs« (Berlin), »Mittheilungen des österreichischen Artilleriecomité's« (Wien), »Journal des armes spéciales« (Paris), »Giornale d'artigleria« (Turin), »Zeitschrift für die schweiz. A.« (Bern).

Artilleriebedeckung (Partikularbedeckung), kleine Detachements der Infanterie oder Kavallerie, welche den Batterien der Feldartillerie in Gefechten und Märschen zum Schutz gegen schwächere feindliche Abtheilungen, Schützen oder Kavallerieplänkler beigegeben sind. Ob die A. dauernd für den ganzen Feldzug oder nur nach dem jeweiligen Zweck auf dem Gefechtsfelde den Batterien beigesellt werden sollte, war vordem eine in taktischen Schriften viel debattirte Frage, welche jetzt ziemlich allgemein im letztern Sinn entschieden ist, weil Kavallerie als A. in vielen Lagen keinen Nutzen gewähren, Infanterie aber den raschen Bewegungen der Batterie sehr häufig nicht zu folgen vermag. Zur Deckung einer Fußbatterie wird ein Zug bis eine Kompagnie Infanterie (100—200 Mann), für eine reitende ein Zug bis eine Schwadron Kavallerie (50—150 Pferde) gerechnet. In weiterem Sinn können auch größere Truppenkörper die Aufgabe der Partikularbedeckung stärkerer Artilleriemassen haben, ja es gibt Schlachten (z. B. Temesvár 1849), in denen die anderen Waffen fast ausschließlich als A. Verwendung fanden. Auch die Kämpfe 1870—71 bieten ähnliche Momente, namentlich beim Werder'schen Korps 15. Jan. 1871 in der Schlacht von Belfort.

Artilleriedepot, der Ort, wo im Frieden der Vorrath von Geschützen aller Art, Munition und alles übrige Kriegsgeräth aufbewahrt wird und sich die Werkstätten der Arbeiter befinden; es ist meist in festen Plätzen, und ihm steht der Artillerieofficier vom Platz vor.

Artilleriekomité, im Deutschen Reich **Artillerieprüfungskommission** genannt, ist ein aus höheren Artillerieofficieren gebildetes Kollegium, dem die Leitung der Versuche zur Vervollkommnung des gesammten Artilleriematerials, sowie seiner Bedienung und Behandlung obliegt.

Artilleriepark, eine größere oder kleinere Vereinigung von Artilleriematerial. Unter Park im militär. Sinn versteht man einerseits eine Gruppe von Fuhrwerken (daher auch Fuhrpark), und es bilden darum die sämmtlichen artilleristischen Fuhrwerke, Geschütze, Munitionswägen und Oekonomiefahrzeuge dessen A. Anderseits bedeutet in der Lagerordnung Park nur den von jenen eingenommenen Raum. So nennt man Parkiren solcher Fuhrkolonnen oder Batterien den geordneten Aufmarsch derselben im Park. Ein Terrain, welches sich zu solchem A. eignet, muß außer der nöthigen Geräumigkeit einen festen Untergrund haben, leichte Ab- und Zufahrt gestatten und in der Nähe der Hauptstraßen und von Wasser liegen. Ueber den A. bei der Belagerung von Festungen s. Belagerungspark.

Artillerieprüfungskommission, s. Artilleriekomité.

Artillerieschulen, besondere Anstalten zur Bildung von Zöglingen und Officieren der Artillerie, häufig mit den Ingenieurschulen verbunden. Die Vorträge erstrecken sich auf niedere und höhere Mathematik, Chemie, Physik und Mechanik; ferner auf das sehr umfangreiche Fach der Artilleriewissenschaft, auf Angriff und Vertheidigung der Festungen und auf so viel, wie von der beständigen Befestigungskunst hierzu erforderlich ist, sowie auf Feldbefestigungskunst, Terrainlehre, Taktik, Kriegsgeschichte und Extérieur und Pflege des Pferdes. Außerdem müssen die Zöglinge hinlängliche Fertigkeit im Zeichnen erlangen. Mit dem theoretischen Unterricht wird die Uebung im Aufnehmen und in der Beurtheilung des Terrains und der Besuch der Pulvermühlen, Gießerei- und Artilleriehandwerksstätten verbunden. Die Artillerieschule der preuß. Armee ist in Berlin, der Kursus hier gewöhnlich ein einjähriger und wird von den jungen Artillerieofficieren, nachdem sie mindestens 2 Jahre als Officiere im praktischen Dienst gestanden, besucht. Für die fähigsten, besondere Neigung zu technischen Kommando's verrathenden Schüler folgt dann noch ein zweiter höherer Kursus. Die Artillerieschule in Berlin wird, mit Ausnahme der bayr. Artillerieofficiere, welche zur Zeit noch eine gesonderte Ausbildung in München erhalten, auch von den Angehörigen der übrigen deutschen Staaten besucht; außerdem pflegen kleinere Staaten, welche keine eigenen A. besitzen, wie Serbien, Rumänien und die Schweiz, dieselbe ebenfalls zu beschicken. Großbritannien bildet seine Artillerieschüler in Woolwich, Oesterreich in Wiener-Neustadt und Rußland in Petersburg aus. Die franz. Artillerieschule befand sich bis 1870 in Metz, jetzt in Rouen. Die ersten A. errichtete Venedig zu Anfang des 16. Jahrh. In diesen Anstalten erlernten die angehenden Artilleristen die Rechenkunst, die Geometrie, das Modelliren und Zeichnen der Geschütze und Festungswerke, die Verfertigung der Ladeschaufeln, den Gebrauch der Instrumente zum Richten, das Probiren der neugegossenen Geschütze, die Verfertigung der Kunstfeuer, den Batteriebau, die Anlegung der Minen rc., besonders aber wurden sie im Zielschießen mit den verschiedenen Arten Geschützen geübt. Nach dem Muster dieser Schulen errichtete Karl V. ähnliche zu Burgos in Spanien und in

Sicilien; in Deutschland dauerte aber der alte Brauch fort, die Artillerie zunftmäßig für Geld zu lehren und zu treiben, wobei besonders die Feuerwerkerei hervorgehoben ward, die selbst Fürsten zu ihrem Zeitvertreib ausübten. In Frankreich wurde 1675 zu Montesson, unweit Paris, eine Uebungsschule im Schießen und Werfen angelegt, die 1679 durch Ludwig XIV. zu einer wirklichen theoretischen Artillerieschule in Douay umgestaltet wurde. In den Jahren 1720 und 1721 wurden auch in mehreren anderen Städten, Straßburg, Grenoble, Perpignan, la Fère, Bapaume und Metz, dergleichen A. angelegt. Napoleon I. bestimmte außerdem die polytechnische Schule zu Paris als von angehenden Artillerieofficieren zu besuchende Vorbildungsanstalt. Sachsen folgte zuerst dem Beispiel Frankreichs, es bekam 1766 eine Artillerieschule mit einem Stabsofficier und vier Artillerieofficieren als Lehrern, die den Unterricht in der theoret. und prakt. Artillerie ertheilten. Auch in Oesterreich, Spanien und anderen Staaten entstanden ähnliche Institute zum Unterricht der Artilleristen, zum Theil in Verbindung mit den Ingenieurschulen. In Preußen wurde in den sogen. Regimentskollegien unter Friedrich II. mit Eifer an der Bildung angehender Artilleristen gearbeitet. Hier beschäftigte man sich vornehmlich mit der ausübenden Artilleriewissenschaft und seit Tempelhofs Zeiten auch mit dem theoret. und mathemat. Theil derselben. Für den prakt. Unterricht war durch die jährlichen Uebungen gesorgt, welche in Verbindung mit wissenschaftlichen Versuchen, auf welche der große König ansehnliche Summen verwendete, das Gebiet der Kunst mannigfach bereicherten. Die Uebungen selbst bestanden im Exerciren mit dem Geschütz einzeln und batterieweise, in Arbeiten im Laboratorium, sowie in Belagerungs- und Schießübungen. Friedrich Wilhelm II. ließ durch den General von Tempelhof die noch jetzt bestehende Akademie einrichten und leiten. Sie bestand damals aus drei Abtheilungen, wovon die erste für Unterofficiere, die zweite für die zu Officieren bestimmten jungen Leute, die dritte für die Officiere bestimmt war. Die jetzige Bezeichnung ist vereinigte Artillerie- und Ingenieurschule. Ueber andere zur Ausbildung von Artillerieofficieren, Unterofficieren 2c. bestimmte Unterrichtsanstalten, wie Artillerieschieß-, Oberfeuerwerkerschulen und Brigadeschulen vgl. Militärschulwesen.

Artillerieschulschiff, ein Kriegsschiff, auf welchem Kadetten und Mannschaften in der Bedienung der verschiedenen Geschützarten praktisch und theoretisch unterrichtet werden; in der deutschen Marine wurde dazu bisher eine Segelfregatte verwandt, während jetzt ein Linienschiff diesen Dienst versieht. In England dient das gunnery ship mit zur Erprobung neuer Erfindungen im Geschützwesen (Laffetten 2c.).

Artillerietrain, vormals die mit dem Transport der zu einer Armee gehörigen Geschütze und Wägen beauftragte besondere Truppe. Jetzt bespannt in fast allen Armeen die Feldartillerie ihre Fahrzeuge selbst (vgl. Artillerie). Der A. der Belagerungsartillerie wird in der Regel aus requirirten Landpferden gebildet.

Artisan (franz., spr. -sāng), Handwerker.

Artischoke, Pflanzengattung, f. Cynara.

Artist (franz.), Künstler; Artiste vétérinaire, Thierarzt; artistisch, künstlerisch, auf Kunst bezüglich.

Artium (liberalium) magister (lat.), abbrevirt A. (L.) M., Lehrer der (freien) Künste, akademischer Grad; f. Magister.

Artocarpus *L.* (Brodbaum, Brodfruchtbaum, f. Tafel »Nahrungspflanzen«), Pflanzengattung aus der Familie der Artokarpeen, Bäume mit meist fiederspaltigen und buchtig eingeschnittenen Blättern und zweihäusigen Blüten, von denen die männlichen Kätzchen bilden, während die weiblichen gedrängt auf einem fleischigen Fruchtboden stehen, welcher zu einer kugeligen, höckerigen Frucht auswächst. A. incisa *L. fil.* (Gemeiner Brodfruchtbaum), ein großer, starker, 12—18 Meter hoher Baum, auf den Südseeinseln, besonders auf Tahiti, einheimisch, von wo er nach St. Maurice, Westindien und Südamerika verpflanzt ward, enthält sehr zähen, fadenziehenden Milchsaft und trägt ovale, 40 Centim. lange und 24 Centim. dicke fleischige Früchte. Sie bilden für die Südseeinsulaner das vorzüglichste Nahrungsmittel, das mehlige Fleisch, roh nicht eßbar, wird geröstet und zu Brod verbacken. Die Frucht, in Scheiben geschnitten und getrocknet, hält sich zwei Jahre und kann daher den Schiffszwieback ersetzen. Auf Tahiti leben die Eingebornen fast allein von der (fast samenlosen) Brodfrucht. Drei Bäume sind im Stande, einen Menschen jahraus jahrein zu ernähren, denn während der drei Monate, wo der Baum keine Früchte hat, leben die Insulaner großentheils von der eingemachten Frucht. Diese wird vor der völligen Reife, während sie noch ein weißes, lockeres, mehliges Mark enthält, abgenommen, geschält, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen gebacken; sie besitzt dann einen den Bananen ähnlichen Geschmack. Auch läßt man die geschälten und in Gruben aufgeschütteten Früchte in saure Gährung übergehen und bäckt sie dann gleichfalls. Die völlig reife Frucht mit breiigem gelben Mark schmeckt unangenehm. Auf Martinique, Réunion, in Guayana und Brasilien bereitet man aus den Früchten Stärkmehl. Die Milch der Rinde gibt Vogelleim. Das gelbe schwammige Holz dient als Bauholz. Aus dem Bast junger Zweige des Baumes fertigen die Insulaner Kleider. A. integrifolia *L. fil.* (Indischer Brodbaum) trägt an den dicken Aesten und am Stamme bisweilen bis zur Erde herabhängende, 10—25 Pfund schwere Früchte, Jaka genannt. Die äußere Fruchtschale, gelblichgrün, mit schleimigem Milchüberzug, runzelig und voll Höcker, schließt 80—100 kleine längliche Früchte ein, die von dickem, weißem, wohlschmeckendem und wohlriechendem Fleische umgeben sind. Letzteres wird vorzugsweise gegessen. Jede dieser kleineren Früchte enthält einen kastanienartig schmeckenden Kern von der Größe eines Taubeneies. Die reifen Früchte werden geschält und als Obst genossen. Auf Ceylon dienen sie einen großen Theil des Jahres über als Nahrung. Man ißt sie roh, gekocht oder in Palmöl gebraten; aus dem getrockneten Mehl des Fleisches bäckt man Kuchen. Der indische Brodbaum liefert auch Kautschuk und ein Harz, welches als Dammar selo in den Handel kommt. Der Absud der Wurzel wird gegen Durchfall, das harte Holz (Jaqueiraholz) wie Mahagoni angewendet; die Rinde (écorce du jacquier) dient zum Gerben und Färben. Zuweilen bildet der freiwillig aus der Wurzel ausgeflossene Milchsaft in der Erde weiche, innen gelbliche, knollenartige Körper, welche als Mittel gegen Diarrhöen in Anwendung sind. Das Vaterland dieser Art ist Ostindien. A. pubescens *Willd.* ist ein ansehnlicher Baum in Ostindien, dessen Holz sehr hart, inwendig

röthlich ist. Die Frucht hängt an einem dicken Stiel, ist faustgroß, weichstachelig, dem Stechapfel ähnlich und aus kleineren, länglichrunden, bohnenartigen Früchten zusammengesetzt. Sie ist sehr wohlschmeckend, aber ihr übermäßiger Genuß bewirkt leicht Durchfall, wogegen jedoch die Wurzel und Rinde des Baumes selbst die sichersten Heilmittel sind. Das Holz wird zu Kisten und Kähnen verwendet; schon die ausgehöhlten Stämme geben Kanots bis 25 Meter Länge und 3 Meter Breite. Die beiden ersten Arten sind vortreffliche Zierden hoher und großer Warmhäuser.

Artois (spr. artŏa, deutsch Atrecht), alte Grafschaft im nordwestlichen Frankreich, bildete mit der Picardie eines der alten Gouvernements und gehört jetzt zum größten Theil zum Departement Pas de Calais. Es ist eine von niederen Hügeln unterbrochene Ebene, reichlich bewässert und besonders im N. sehr fruchtbar; es enthält große Torflager, im O. auch Steinkohlen, und ist zugleich eine äußerst gewerbsame Landschaft mit zahlreichen Fabriken in Spitzen, Leinwand, Battist, Rübenzucker 2c. Die Bewohner, gleichsam ein Uebergang von den lebhaften Picarden zu den gemessenern Flamändern, sind fest und arbeitsam, eifersüchtig auf ihre politischen Rechte, wie vor Zeiten auf die Privilegien ihrer Stände, und eifrige Katholiken. Die Hauptstadt des Landes ist Arras.

A., das Land der Atrebaten, wurde erst von den Römern, dann von den Franken erobert, und kam 932 an Flandern. Philipp, Graf von Flandern, gab A. 1180 seiner Nichte, Isabella von Hennegau, der Gattin Philipps II. August von Frankreich, zur Mitgift, und Isabella's Sohn, Ludwig VIII., verlieh es 1236 seinem dritten Sohne, Robert dem Guten, der es seiner Gemahlin Blanca zum Witthum anwies. 1237 erhob Ludwig IX. A. zu einer Grafschaft für seinen Bruder Robert. Später kam A. an das Herzogthum Burgund. Nach dem Tode Karls des Kühnen (1477) nahm Ludwig XI. von Frankreich auch A. in Anspruch und erhielt es im Frieden von Arras (1482) zugesprochen. Allein im Frieden zu Senlis (1493) fiel A. nebst der übrigen Mitgift Margaretha's von Oesterreich (Tochter Kaiser Maximilians) an Oesterreich. Von da an theilte A. die Schicksale der österreich.-span. Niederlande. Im Frieden von Madrid (1526) und in dem zu Cambray (1529) leistete Franz I. Verzicht auf Flandern und A. und ebenso Heinrich II. im Frieden zu Château-Cambresis (1559). Während des Dreißigjährigen Krieges bemächtigte sich indeß Frankreich mehrerer Plätze in A., namentlich der Hauptstadt Arras, u. im Pyrenäischen Frieden (1659) mußte Spanien fast ganz A. an Frankreich abtreten. In der Folge ward durch die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswick und Utrecht Frankreich der Besitz der ganzen Grafschaft A. bestätigt und dieselbe mit der Picardie zu einem Generalgouvernement vereinigt. Doch blieb die Grafschaft Krondomäne. Ludwig XV. verlieh seinem dritten Enkel, Karl Philipp, den Titel eines Grafen von A. Denselben führte bekanntlich auch Karl X. vor seiner Thronbesteigung.

Artokarpeen (Brodfruchtbäume), dikotyledonische Pflanzenfamilie aus der Ordnung der Urticinen, im Jussieu'schen System unter die Familie der Urticeen mitbegriffen, Bäume, Sträucher, wenige Kräuter mit Milchsaft, wechselständigen, einfachen, ganzen oder fieder- oder handspaltigen Blättern, Nebenblättern und eingeschlechtigen, ein- oder zweihäusigen, ährig- oder kopfig-gedrängten, oder einen Blütenkuchen bildenden Blüten. Diese haben eine freie, zwei- bis fünftheilige Blütenhülle, 2—5 im Grunde derselben befestigte und vor die Zipfel derselben gestellte, meist getrennte Staubgefäße, ein einfächeriges Ovarium mit meist zweispaltigem Griffel und einfacher, am Griffel herablaufender oder strahlig-vieltheiliger Narbe. Die Frucht ist bei den meisten Arten eine geschlossen bleibende, von dem trockenen oder saftig werdenden Perigon umschlossene oder in das fleischig erweichte Blütenlager eingesenkte, einsamige Nuß. Die Samen sind endospermlos und enthalten einen geraden Embryo. Die ca. 330 bekannten Arten in 27 Gattungen gehören nur der heißen Zone und zum kleinern Theil noch den wärmeren Strichen der gemäßigten Zonen an. Sie enthalten alle einen gefärbten oder auch farblosen Milchsaft, der bei vielen Arten mild und genießbar, bei den meisten aber scharf, zuweilen fast ätzend ist. In demselben ist neben anderen Stoffen vornehmlich auch Kautschuk enthalten, das man von einigen Arten auch gewinnt. Die sogen. Früchte, eigentlich fleischige Fruchtperigone oder Fruchtlager, in welchen die zahlreichen wahren Früchte eingesenkt sind, sind bei vielen Arten reif zuckerhaltig und genießbar; der feine Bast mancher Arten dient zu Geweben, auch wird Papier daraus verfertigt (vgl. Artocarpus). — In der vorweltlichen Flora sind die A. durch mehrere Arten von Ficus vertreten, deren Blätter in der Braunkohle und anderen Tertiärbildungen gefunden werden.

Artolatrie (griech., »Broddienst«), Anbetung der Hostie; Artolatrist, Brodanbeter.

Artolith (griech., »Brodstein«), wie Brod aussehender Stein.

Artôt (spr. arto), Desiré, ausgezeichnete Sängerin, geb. 1837 in Frankreich, aber von frühester Kindheit an in Belgien aufgewachsen, stammt aus einer musikalischen Familie (ein Oheim von ihr, Joseph A., 1815—1845, war ein bedeutender Violinvirtuos) und wurde unter der sorgfältigen Leitung der genialen Pauline Viardot-Garcia für die Kunst herangebildet. Sie kam 1860 mit der Lorinischen Gesellschaft nach Berlin, wo sie gleich bei ihrem ersten Auftreten (im »Barbier von Sevilla«) den entschiedensten Erfolg hatte und seitdem zu den Lieblingen des Berliner Publikums, sowie zu den häufig wiederkehrenden Gästen der königl. Oper gehörte. Die übrige Zeit tritt sie bald in Brüssel, Amsterdam oder St. Petersburg, bald in London, bald auf der Hofbühne in Wien auf, wo sie zur kaiserl. Kammersängerin ernannt worden ist. Was diese Künstlerin vorzugsweise charakterisirt, ist die harmonische Einheit ihrer ganzen Erscheinung, der volle Einklang von Natur und Bildung. Das Heroische, für das die Kraft ihrer Stimme (ein Mezzosopran) nicht ausreicht, ist ihr ein fremdes Feld; dagegen beherrscht sie das Gebiet der lyrischen und komischen Oper mit seltener Meisterschaft; sie gehört zu den vollendetsten der jetzt so selten gewordenen Vertreter des alten und schönen Gesangs. Ihre Lieblingsrollen sind Rosine (im »Barbier«), Cenerentola, Adalgisa (in der »Norma«), Verdi's Traviata, die Regimentstochter, Annina (in der »Sonambula«), Adina (im »Liebestrank«), Gretchen (in Gounods »Faust«) u. a. Seit einigen Jahren ist sie mit dem ital. Opernsänger Padilla verheirathet, der sie auf ihren Kunstreisen begleitet und in Baritonpartien gleichfalls mit vielem Beifall singt.

Artus, s. Arthur.

Artushof (Junkerhof oder Tafelrunde), ursprünglich eine im 13. und 14. Jahrh. in den ritterlichen und fürstlichen Kreisen mit Vorliebe gefeierte Festlichkeit. Der Name bezieht sich insbesondere auf das dabei übliche Lanzenstechen, das Festmahl und dann auch auf den Raum, wo das Fest stattfand. Charakteristisch ist für dieses Fest, im Vergleich mit anderen, die in Kostüm und Ceremoniel erstrebte Nachbildung der in den damaligen Rittergedichten geschilderten Tafelrunden, besonders der des sagenhaften Königs Arthur (s. d.). Solche Artushöfe sind nachweislich in England, Deutschland und den Niederlanden, Frankreich und Spanien gehalten worden; am wenigsten beliebt waren sie in Deutschland, am meisten und glänzendsten wurden sie begangen in England, wo sie in Beziehung zum heil. Georg gesetzt und Nationalfeste wurden und innerhalb des Ritterordens vom Hosenbande noch heute bestehen. Eigentlich auf den Ritterstand beschränkt, haben sie auch in reichen und vornehmen Bürgerkreisen Eingang gefunden; daher rühren die hier und da noch vorhandenen, hallenartig gebauten Artushöfe, z. B. in Danzig, Thorn &c.

Aruba (Oruba), niederländ. Antilleninsel, am Eingang des Golfs von Venezuela, nordwestl. von Curassao, 200 QKilom. (3,6 QM.) groß, mit (1870) 3881 Einw. Die Insel ist gebirgig und holzreich, aber ohne Hafen und liefert besonders Kochenille. Hauptort ist Oranjestad.

Aruinseln, eine unter holländischer Herrschaft stehende und zur Residenz Banda gerechnete Inselgruppe westl. von Neuguinea, zwischen 5 und 7° südl. Br. und 151° 40′ bis 152° 40′ östl. L. Sie besteht aus einem großen Lande, das durch mehrere flußähnliche, aber nicht für Schiffe fahrbare Kanäle besonders in drei Inseln, Wokan, Maykor und Kobror, getheilt wird, und aus einer großen Menge kleiner Inseln, die theils am Nordwestende des großen Landes, theils längs seiner Ostküste liegen; die Holländer nennen die ersteren den Voorwal, die anderen den Achterwal. Die Inseln sind niedrig und hügelig, der Boden ist Korallenkalk, aber fruchtbar und mit der üppigsten Vegetation bedeckt. Auffallend ist der Reichthum der Inseln an Thieren, besonders an Vögeln, die großentheils mit denen von Neuguinea übereinstimmen. Die Küsten sind schwer zugänglich, im W. steiler, im O. von großen Korallenriffen eingefaßt. Auch die Einwohner, deren Zahl gegen 20,000 beträgt, gleichen im Aeußern wie in Sitten und Gebräuchen mehr den Melanesiern Neuguinea's als den Bewohnern der übrigen Molukken. Sie haben sich im Voorwal durch den lebhaften Verkehr mit anderen gebildeteren Völkern gemischt und zugleich in einigen Dörfern den Islam, in anderen das Christenthum angenommen. Diese sind es auch, die am direktesten von den Holländern abhängig sind, obschon es keine holländ. Niederlassung hier gibt. Die Inseln treiben einen sehr lebhaften Handel, der jedoch ganz in den Händen der Makassaren und Buggisen ist, und sich in dem Hafen Dobbo auf der Insel Wama koncentrirt; Gegenstände desselben sind besonders Tripang und Perlen, die auf den Korallenriffen im Osttheil der Gruppe gesammelt werden, nächstdem eßbare Schwalbennester und Häute der Paradiesvögel.

Arum *L.* (Aron, Aronswurz, Aronsstab, Zehrwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aroïdeen, ausdauernde Kräuter, meist in feuchtem Boden wachsend, mit knolligem Wurzelstock, großen, langgestielten, oft gelappten Blättern und kurzem blattlosen Stengel, an dessen Spitze eine einblätterige Blumenscheide einen keulenförmigen Kolben umgibt, der an der Basis mit Fruchtknoten, in der Mitte mit Staubbeuteln und an der Spitze mit staubfädenartigen Drüsen besetzt ist; während der Blüte ist in der Blumenscheide eine Wärmeentwickelung bemerkbar; die Frucht ist eine einsamige Beere. Die Arumarten gehören meist den Tropen an, in Deutschland wächst nur A. maculatum *L.* (A. vulgare *Lam.*, gemeiner Aronsstab, gefleckter deutscher Ingwer, Eselsohren, Aasblume), ausdauernde Pflanze in schattigen Wäldern. Die Wurzel ist rundlich, knollig, unten befasert; die Blätter sind langgestielt, aufrecht, spießförmig-pfeilförmig, ganzrandig, glänzend, in manchen Ländern braun gefleckt, saftig; der Schaft ist im Mai bis Juni handhoch bis fußhoch, dick, glatt, an der Spitze mit einer großen, außen hellgrünen, innen schön weißen, auf einer Seite klaffenden Blumenscheide versehen, welche den keulenförmigen, oben purpurrothen, unten mit gelben und weißlichen Blütentheilen und in 2—3 Reihen oder dazwischen mit fadenförmig-spitzen Drüsen besetzten Kolben umhüllt. Die erbsengroßen, scharlachrothen Früchte stehen nach dem Verblühen in dichtgedrängter Aehre an dem weder Scheide, noch Kolben aufweisenden Stengel. Alle Theile der Pflanzen sind sehr scharf, ätzend, giftig, besonders die Beeren, welche heftiges Brennen, wie spanischer Pfeffer, und Blasen im Munde veranlassen. Die Wurzel oder Knolle (Aronswurzel, Magenwurzel, Radix Ari, Aronis, Alami) war officinell; sie enthält einen scharf schmeckenden Milchsaft, der auf der Haut Entzündung hervorruft, aber sich beim Trocknen der Wurzel und auch bei der Destillation mit Wasser zersetzt. In Griechenland soll die im übrigen stärkmehlreiche Wurzel ehedem gegessen worden sein; sie liefert getrocknet und gekocht ein gesundes Nahrungsmittel und gibt 25 Proc. Stärkmehl, welches dem Arrow-root, vollkommen gleich steht. A. italicum *L.* hat spieß-pfeilförmige, weißgeaderte Blätter mit ohrenförmigen, ausgebreiteten Lappen und eine 30 Centim. lange Blumenscheide, wächst im südl. Tirol, auch im Breisgau; die Wurzel hat gleiche Eigenschaft wie die der vorigen Art und wird in Italien auf Stärkmehl verarbeitet. A. dracunculus *L.*, Dracunculus vulgaris *Schott* (Schlangenkraut, Drachenwurz), ist in Südeuropa heimisch, ausdauernd. Die Wurzel ist groß, knollig, der Stengel oft 1,25 Meter hoch, schlangenartig gefleckt; die Blätter sind fußförmig, langgestielt, die Blumenscheiden sehr groß, innen dunkel braunroth; der Kolben ist von gleicher Farbe, stinkend, die Steinbeere kochenillerroth. Die Wurzel, welche an Schärfe die gemeine Radix Ari übertrifft, Radix dracunculi s. Serpentariae majoris s. Ari gallici genannt, fand gleiche Anwendung wie jene. Diese Art findet sich auch als Zierpflanze in Gärten.

Arumartige Gewächse, s. Aroïdeen.

Arundel (lat. Aruntina), Hafenstadt in der engl. Grafschaft Sussex, am Arun, unfern seiner Mündung in den Kanal, hat ein großartiges, den Herzögen von Norfolk gehöriges Schloß, die davon den Titel der ersten Peers oder Grafen von England führen, Seehandel und (1871) 2956 Einw. Schiffe von 150 Tonnen gehen bis zur Stadt.

Arundel, Thomas, Graf von A. und Surrey,

Sohn des Herzogs Philipp von Norfolk, legte zu Beginn des 17. Jahrh. eine der ersten Sammlungen altgriechischer Kunstdenkmäler an, bestehend aus Standbildern, Büsten und Inschriften, Sarkophagen, Gemmen ꝛc., die er durch William Patti in Griechenland und in der Levante hatte sammeln lassen. Die theilweise in J. Seldens Werk »Marmora Arundeliana« (1628) publicirten Objekte kamen nach den Unruhen unter Karl I. in verschiedene Orte, das bedeutendste an die Universität Oxford. Am berühmtesten davon ist die sogen. Arundelische Marmortafel, von Paros oder Keos stammend, welche eine allerdings vielfach angefochtene Chronologie der hellenischen Geschichte enthält. Sie reicht in ihren Angaben von 1582—264 v. Chr. und ist von Böckh im 2. Band des »Corpus inscriptionum« (Berl. 1843) erklärt. Nach A. benannt ist die Arundel Society, eine 1849 zu London gegründete Gesellschaft zur Förderung der Kunstkenntnis (for promoting the knowledge of art), welche Stiche, Chromolithographien, Photographien ꝛc. nach Werken alter Meister, außerdem auch kunstgeschichtliche Monographien veröffentlicht und auf diesem Gebiet ausgezeichnete Leistungen aufzuweisen hat. Ihre neueste Publikation ist die photographische Abbildung des berühmten Teppichs von Bayeux (in 12 Lieferungen). Ein Prospekt der Gesellschaft nebst Liste der bisherigen Publikationen erschien Lond. 1869. Gegenwärtiger Sekretär ist F. W. Maynard, der in mehreren Schriften über die Thätigkeit der Gesellschaft berichtete: »Twenty years of the Arundel Society« (Lond. 1869) und »Descriptive notice of the drawings and publications etc.« (das. 1870).

Arundo *L.* (Rohr, Schilf), Pflanzengattung der Gramineen, mit langen Rispen, 5 und mehrblütigen Grasährchen und Spindelhaaren, welche in und nach der Blüte hervorragen. A. Donax *L.* (Donax arundinaceus *Beauv.*, Spanisches Rohr, Schalmeienrohr, Klarinettenrohr, Pfahlrohr), in Südeuropa und Nordafrika, in Transkaukasien und an der Westküste des Kaspischen Meers, das größte europäische Gras, wird 2—3,8 Meter hoch, trägt 5—8 Centim. breite, sehr lange Blätter und eine bis 50 Centim. lange, violettgelbe, silberglänzende Blumenrispe. Die holzigen, dem Bambusrohr ähnlichen Halme dienen zu Pfählen, Gartenzäunen, Spazierstöcken, Mundstücken von Blasinstrumenten ꝛc. Auch als Zierpflanze wird es an Wasserbassins oder Teichen kultivirt, und sehr schön ist eine Varietät mit panachirten Blättern. A. Phragmites *L.* (Phragmites communis *Trin.*, Gemeines Teich- oder Schilfrohr), wächst häufig in Teichen, Bächen und in Sümpfen durch ganz Europa, wird 1,25—2,5 Meter hoch, trägt durch seine kriechenden Rhizome zur Torfbildung bei und dient zum Dachdecken, zum Verrohren der Wände, zu Matten ꝛc.

Aruns, im Etruskischen Name für die jüngeren Söhne, während die älteren Lar oder Lars heißen. Bekannt sind: A., der Bruder des röm. Königs Tarquinius Priscus; A., der jüngere Sohn des Tarquinius Superbus, der im Zweikampf mit Brutus fiel, u. a.

Arva, ungar. Komitat im Kreise diesseits der Donau, an der Grenze von Galizien, 2077 QKilom. (37,7 QM.) groß mit (1869) 82,364 Einw. Der Boden ist durch Verzweigungen der Karpathen sehr gebirgig und wenig fruchtbar. Unter den vielen kleinen Flüssen ist die Arva, ein Nebenfluß der Waag (89 Kilom.), der bedeutendste. Das Klima ist rauh, doch gesund. Produkte sind Flachs, Hafer, Winterkorn, Holz im Ueberfluß; auf den Bergtriften wird Rindvieh- und Schafzucht getrieben. Die Bevölkerung wandert großentheils zur Zeit der Heu- und Getreideernte in die unteren Gegenden, auch als Hausirer mit Käse, Schwamm, Mäusefallen ꝛc. in ferne Länder aus. Hauptort ist Unterkubin, ein Markt mit 1200 Einw. Bei dem Ort A.-Varallya stehen auf hohem schroffen Kegelfelsen die malerischen, aus 3 Abtheilungen bestehenden Ruinen der alten Felsenveste, die der Gegend den Namen gab.

Arvalgottheiten, im alten Rom Flurgötter wie Ceres, Tellus, Semonen.

Arvalische Brüder (Arvales fratres), ein angeblich von Romulus nach dem Vorgange seiner Pflegemutter Acca Larentia eingesetztes Priesterkollegium, dem die Feier der Opferumzüge für das Gedeihen der Feldfrüchte (Ambarvalia sacra) oblag. Das Hauptfest, zu Ehren der Göttin Dia oder Ceres, wurde jährlich 3 Tage lang in der letzten Hälfte des Mai begangen: man umzog dabei unter Gesängen und Gebeten dreimal die Feldflur (innerhalb des 5. und 6. Meilensteins von Rom) und schlachtete am Ende eines Umzugs als Sühne die mit herumgeführten Opferthiere (Ambarvales hostiae, Stier, Widder, Eber). Als unter Papst Pius VI. 1777 der Grund zu einer Sakristei an der Peterskirche in Rom gelegt wurde, entdeckte man 2 marmorne Tafeln aus dem Jahr 218 n. Chr., worauf die Verrichtungen der arvalischen Brüder, nebst einem von diesen gesungenen Festliede (Arvalisches Lied) eingegraben waren. Diese Funde sind neuerlich durch die preußischen Ausgrabungen seit 1866 vervollständigt worden. Die Zahl der arvalischen Brüder war in der Regel 12, ihre Würde lebenslänglich, ihre Abzeichen ein Aehrenkranz mit weißer Kopfbinde. Der Vorsteher des Kollegiums (Magister) ward am zweiten Tage des obengenannten Hauptfestes von den übrigen Mitgliedern gewählt und trat sein nur einjähriges Amt mit den Saturnalien im December an. Die Wahl neuer Mitglieder geschah ebenfalls durch das Kollegium, später auch wohl durch die Kaiser. Unter allen heidnischen Priestern Roms scheinen sich die arvalischen Brüder am längsten gehalten zu haben, und vielleicht haben die Ambarvalien zu den sogen. Rogationen und feierlichen Flurgängen in und selbst noch außerhalb der röm. Kirche Veranlassung gegeben. Vgl. E. Hoffmann, Die Arvalbrüder (Bresl. 1858).

Arve, Gebirgsstrom in Savoyen, entspringt auf dem Col de Balme, durchströmt das Chamounythal, tritt, nachdem er die Bergflüsse Arveron, Giffre, Menoge, Foron und Seime aufgenommen, beim Einfluß des letztern an der Arvebrücke in den Kanton Genf und mündet nach 92 Kilom. langem Lauf unterhalb Genf in den Rhône. An der A. liegen die Städte Sallenche, Bonneville, Contamine.

Arve, s. v. w. Zirbelkiefer, s. Kiefer.

Arveiron (spr. -wärong), Nebenfluß der Arve im Chamounythal, der reißend zwischen Eisblöcken dahinströmt. Berühmt ist das »Eisthor des A.«, eine prachtvolle, das seltsamste und ungeheuerlichste Formen- und Farbenspiel gewährende Eisnische, aus welcher die Quelle des A. abfließt. Die Höhe des Thors variirt je nach den Jahreszeiten zwischen 12 und 45 Meter; den Höhepunkt erreicht dasselbe im August.

Arverner, alte Völkerschaft des aquitanischen

Gallien, in der jetzigen Auvergne, war unter den Völkern des südlichen Gallien das mächtigste und noch zu Cäsars Zeiten sehr bedeutend, obgleich sie bereits 121 v. Chr. von Domitius Ahenobarbus und Fabius Maximus bezwungen worden war. Die Römer ließen die A. mit geringen Beschränkungen im Genusse ihrer Freiheit und ertheilten ihnen den Ehrentitel »Brüder des römischen Volks«. Die Hauptstadt der A. war Nemossus (Augustonemetum, das jetzige Clermont).

Arvicŏla (lat.), die Wühlmaus.

Arviragus, sagenhafter König in Britannien, soll dem zu ihm gekommenen Joseph von Arimathia in der Gegend des spätern Glasgow ein Stück Land überlassen und daselbst das Predigen des Christenthums gestattet haben. Ein Nachkomme des A., Lucius, um 177 n. Chr., wird als »erster christlicher König« genannt.

Arwidson, Adolf Ivar, schwed. Dichter und Schriftsteller, geb. 7. Aug. 1791 zu Padasjoki im finnischen Tawasteland, studirte zu Abo und habilitirte sich daselbst 1817 als Docent der Geschichte. Infolge seiner freisinnigen Richtung mußte er indessen schon 1822 die Universität und das Land verlassen (das von ihm 1821 gegründete literarisch-politische »Abo morgonblad« war noch in demselben Jahr von der russ. Regierung unterdrückt worden). Er wandte sich nach Schweden, erhielt eine Stelle an der königl. Bibliothek zu Stockholm und wurde 1843 deren Chef. Im Jahr 1858 machte er, da inzwischen das russ. Verbannungsurtheil aufgehoben worden war, eine Reise nach seinem Vaterlande, wo er 21. Juni 1858 zu Wiborg starb. A. machte sich besonders bekannt durch zwei treffliche Sammlungen altschwedischer Volkslieder: »Svenska Fornsånger« (Stockh. 1834—42, 3 Bde.) und »Handlingar till upplysning af Finlands häfdr« (das. 1846—51, 3 Bde.), die eine Fortsetzung der Sammlungen von Geijer und Afzelius bilden. Seine eigenen Gedichte, die im sublimen Stil der »Phosphoristen« abgefaßt sind, erschienen nur in wenigen Exemplaren unter dem Titel: »Ungdoms Rimfrost af sonen i Örnskog« (Stockh. 1832); auch schrieb er ein Trauerspiel: »Den sista Folkungen«, das jedoch nur in den lyrischen Stellen einigermaßen gelungen ist. Andere Werke von A. sind: »Svenska Konungar och deras tidehvarf« (Stockh. 1830—43; neue Aufl. 1855 f., mit Porträts); »Stockholm före och nu« (das. 1837—40). Auch übersetzte er die »Frithiofsaga« (2. Aufl., das. 1841) aus dem Isländischen.

Arzneimittel (Medicamentum), der von Alters her gebräuchliche Ausdruck für diejenigen Stoffe, welche zum Behuf der Heilung von Krankheiten auf den Körper angewendet werden. Der Begriff der A. ist ein viel engerer als der Begriff Heilmittel (s. d.). Zu letzteren gehört eben alles, was mit dem Körper vorgenommen wird und was man auf ihn einwirken läßt, um Krankheiten desselben zu heilen. Die mechanischen Mittel, welche die Chirurgie und Geburtshülfe anwendet, die Elektricität, die Wärme und andere physikalische Agentien, die Menge der diätetischen Mittel, die Gymnastik, Bäder 2c. sind Heilmittel, aber keine A. Zu letzteren rechnen wir vorzugsweise die chemischen Agentien, und zwar solche Stoffe, welche dem Organismus mehr oder weniger fremdartig sind, welche daher nicht dauernd in die Zusammensetzung der organischen Substanz eingehen, sondern meist nach kurzer Dauer wieder aus dem Körper ausgeschieden werden. A. in dem angegebenen Sinne sind von jeher angewendet worden, lange bevor es eine medicinische Wissenschaft gab. Die Priesterärzte der alten Aegypter, Juden, Griechen und Inder hatten neben mancherlei diätetischen Mitteln eine große Menge von Arzneistoffen im Gebrauch, deren heilsame Wirkung bei gewissen Krankheiten durch lange Erfahrung, und zwar eben rein empirisch festgestellt worden war. Mit besonderer Vorliebe entnahmen die alten Aerzte ihre A. dem Pflanzenreiche, erst verhältnismäßig spät sind einige mineralische Mittel in Anwendung gebracht worden. Eine große Bereicherung des Arzneischatzes trat durch die Alexandrinische Schule ein (300 v. Chr.), welche überhaupt die Anwendung diätetischer Mittel bei der Behandlung von Krankheiten mehr vernachlässigte und sich der eigentlichen A. ganz vorzugsweise bediente. Die Indikationen für die Anwendung der A. bei bestimmten krankhaften Zuständen blieben bei den mangelhaften Kenntnissen von dem Bau und den Verrichtungen des Körpers und den noch geringeren Kenntnissen vom Wesen der chemischen Processe überaus unsicher. Erst durch den römischen Arzt Claudius Galenus Ende des 2. Jahrh. n. Chr. erhielt die Lehre von den Arzneimitteln ein mehr wissenschaftliches Gepräge, indem er die physiologische Wirkung der A., zum Theil durch Experimente an Gesunden, festzustellen und bestimmte rationelle Indikationen für die Anwendung der A. zu geben versuchte. Während des ganzen Mittelalters ist die Lehre von den Arzneimitteln im wesentlichen die gleiche geblieben, wie sie Galen hinterlassen hatte, wohl aber hatten sich eine Menge von Irrlehren in dieselbe eingeschlichen. Erst im 16. Jahrh., als der Geist selbständiger Forschung auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und namentlich auch der Anatomie wieder erwacht war, trat in dieser Beziehung ein Fortschritt ein, und zwar durch Paracelsus, welcher darauf drang, daß die in der praktischen Medicin herrschende scholastische Richtung verlassen werde, und daß man sich wieder dem offenen Buche der Natur zuwenden solle. Paracelsus führte die Metallsalze in den Arzneischatz ein, deren Bereitungsweise von den Alchemisten gefunden worden war. Freilich spielte in den Lehren des Paracelsus die Mystik noch eine große Rolle. In den folgenden drei Jahrhunderten gab man der Lehre von den Arzneimitteln je nach der herrschenden Richtung in der Medicin bald mehr eine mechanische, bald mehr eine chemische, oft auch eine dynamistische oder geradezu mystische Grundlage. Der größte Wechsel der Anschauungen über das Wesen der A. hat in unserem Jahrhundert stattgefunden, in welchem mit den älteren Schulen die Homöopathie Hahnemanns und die »verstandesgerechte Erfahrungsheillehre« Rademachers abgewechselt hat und schließlich ein gänzlicher Nihilismus, die vollständigste Geringschätzung fast aller A. kultivirt worden ist. In den letzten drei Jahrzehnten etwa ist auch hier die Lehre von den Arzneimitteln wieder in gesunden und festen Boden gelegt worden, wobei man freilich ganz von vorn hat anfangen müssen. Indem man ohne alle Voraussetzungen und Vorurtheile daran ging, die A. nach ihren chemischen und physikalischen Beziehungen zu studiren, und indem man die Wirkung der A. zuerst am gesunden Körper experimentell festzustellen gesucht hat, hat man auch für die therapeutische Anwendung der A. in Krankheiten eine sichere Grund-

lage gewonnen. Die umsichtigste und vielseitigste Beobachtung der Arzneiwirkungen am Krankenbett hat dann das ihrige dazu beigetragen, um der Lehre von den Arzneimitteln einen wahrhaft wissenschaftlichen Inhalt zu geben. Während man auf die Benutzung zahlreicher Arzneistoffe ganz verzichtet hat, weil sie sich bei genauerer Prüfung als indifferent und entbehrlich herausstellten, sind zahlreiche neue, mächtig wirkende und wahrhaft nützliche Arzneistoffe eingeführt worden, z. B. die Alkaloïde, das Chloroform, das Chloralhydrat, die Calabarbohne und viele andere. Allerdings bietet unser gegenwärtiges Wissen über die A. noch zahlreiche Lücken dar, und namentlich kann von einem vollendeten Lehrgebäude der Arzneiwirkungen noch keine Rede sein, aber es ist doch wenigstens soviel gewonnen, daß den Arzneimitteln mit Vermeidung jeder exklusiven Richtung in der großen Masse der Heilmittel überhaupt ihre berechtigte Stellung angewiesen worden ist.

Die A. werden allen drei Naturreichen entnommen, die wenigsten von ihnen gehören dem Thierreich an, die allergrößte Mehrzahl stammt aus dem Mineral- und Pflanzenreich. In der Regel müssen die Naturkörper, welchen arzneiliche Wirkungen innewohnen, erst wesentliche künstliche Umwandlungen erleiden, bevor sie sich in der medicin. Praxis verwenden lassen. Die physikalischen und chemischen Eigenschaften dieser Arzneistoffe bieten die größte Mannigfaltigkeit dar. Die Wirkungsweise der A. ist wesentlich von der chemischen Zusammensetzung derselben abhängig, dagegen können A. von physikalisch sehr verschiedenen Eigenschaften therapeutisch die gleiche Wirkung hervorbringen. — Wenn arzneiliche Stoffe mit dem Organismus in Berührung kommen, so entstehen gewisse Veränderungen zunächst an der Berührungsstelle und sodann unter Umständen an entfernten Stellen des Körpers oder im ganzen übrigen Organismus. Die Gesammtheit dieser Veränderungen bezeichnet man als **Wirkung** der A. Diese Wirkung ist ausschließlich abhängig einmal von den chemischen und physikalischen Eigenschaften der Arzneistoffe und sodann von dem jeweiligen Zustand des lebenden Organismus, mit welchem jene in Berührung kommen; es ist eine Wechselwirkung chemischer und physikalischer Kräfte, sie geschieht also auch nach chemischen und physikalischen Gesetzen, und zwar genau nach denselben Gesetzen, welche auch sonst in der gesammten Natur herrschen. In manchen Fällen vermögen wir die ganze Kette der Veränderungen, welche die A. bewirken, in ihrem innern Zusammenhang zu überblicken und somit den schließlichen Effekt derselben zu erklären, in vielen anderen Fällen aber läßt sich nur im allgemeinen das Resultat, die Wirkung der A. in ihrem schließlichen Effekt konstatiren, ohne daß uns die einzelnen Faktoren bekannt würden, durch welche jenes Endresultat zu Stande kommt. Auch für die letzteren Fälle dürfen wir hoffen mit der Zeit eine exakte Erklärung zu finden. Früher schrieb man den Arzneimitteln eine besondere **dynamische** oder **vitale** Wirkung zu, indem man annahm, daß die A. nur die im Körper wirksamen Kräfte alterirten, ohne zugleich die Materie des Körpers zu verändern. Von diesem Irrthum ist man gänzlich zurückgekommen. Eine dynamische Wirkung der A. im alten Sinne würde eine übernatürliche und wunderbare sein, und die gesunde naturwissenschaftliche Methode, sowie die Logik sträubt sich gegen eine solche Annahme. Die höchste Spitze des Dynamismus wurde in der Homöopathie erreicht, welche den Arzneien Kräfte zuschrieb, die sich mit der Verdünnung in der Ausbreitungsfähigkeit und damit in ihrer Wirkungsfähigkeit steigern sollten.

Eng verbunden mit der vitalistischen Ansicht von der Wirkung der A. ist eine andere Annahme, welche von jeher in der Medicin eine große Rolle spielte, stets von neuem wieder auftauchte und noch heute von den Anhängern der naturphilosophischen und naturhistorischen Schulen vielfältig gebraucht wird. Es ist die Annahme einer **specifischen Wirkung** der A. Schon von Alters her suchten die Aerzte nach specifischen Mitteln; am ausgebildetsten ist die Lehre von denselben bei Paracelsus, welcher glaubte, Gott habe für jede Krankheit ein besonderes Arcanum, d. h. Specificum, geschaffen; in neuerer Zeit wurde einer jeden Arznei eine eigenthümliche Kraft zuerkannt, welche man eben specifisch nannte. Diese eigenthümliche Kraft jeder einzelnen Arznei mußte unter allen Verhältnissen nothwendig sich gleich sein, wenn auch die Wirkung je nach der Individualität des Kranken verschiedenen Modifikationen unterworfen war. Wenn ein A. zur Heilung irgend eines Krankheitszustandes wiederholt beigetragen zu haben scheint, so nennt man es ein specifisches A. in Bezug auf die betreffende Krankheit; man glaubt dann, daß dieses Mittel in der Krankheit auf eine ganz eigenthümliche Weise seine Kraft entwickle. So nennt man Jod ein Specificum gegen Kropf, Eisen gegen Bleichsucht, Fingerhut, Chinin gegen Wechselfieber, gegen organische Herzleiden ꝛc. Ebenso nennt man auch ein Mittel ein specifisches, wenn es in einem besondern Organ vorzugsweise seine Wirkung zu entfalten scheint; es ist dann das A. ein specifisches in Bezug auf ein gewisses Organ, wie z. B. Brechweinstein zum Magen, Belladonna zur Pupille ꝛc. Wir müssen aber annehmen, daß die Stoffe, welche eine solche specifische Wirkung hervorzurufen pflegen, überall wirken, nur daß die Veränderungen in dem einen Organ sichtbar sind, in dem andern aber verborgen bleiben. Vom Jod wissen wir z. B. aus Erfahrung, daß es nicht allein den Kropf heilt, da die Kropfdrüse schwindet, sondern daß nur zu häufig die allgemeine Ernährung des Körpers dabei leidet und die Patienten mager werden. Ferner läßt sich in Bezug auf die specifische Wirkung gewisser A. auf bestimmte Krankheiten einwenden, daß die betreffenden Mittel auch noch bei anderen Processen sich wirksam erweisen, daß aber oft genug ihre sogen. specifische Wirkung ausbleibt, was doch nicht der Fall sein dürfte, wären sie in der That specifische Heilmittel. Seitdem im Laufe der Zeiten mit der fortschreitenden mehr naturwissenschaftlichen Anschauung in der Medicin der Begriff der Krankheit seinen persönlichen Charakter verloren und man die krankhaften Vorgänge im Körper als Lebenserscheinungen zu betrachten angefangen hat, welche ebensogut wie die normalen ihren gesetzlichen Grund haben, wobei nur die Bedingungen andere sind, als diejenigen, unter denen der Organismus gesund ist, hat auch die Anschauung in Beziehung auf die Wirkungsweise der A. eine Aenderung erleiden müssen. Nicht die Krankheit als solche, als ein Wesen für sich, das dem Körper parasitisch zugekommen ist, wird durch ein A. geheilt, sondern es werden nur die inneren Bewegungen des Körpers oder seiner Theile, welche eine Störung erlitten haben, durch dieselben geregelt und zu naturgemäßer Thätigkeit zurückgeführt.

Die **physikalische** Einwirkung der A. kann eine

rein mechanische sein, wie z. B. das metallische Quecksilber durch seine Schwere und Beweglichkeit bei Ineinanderschiebung eines Darmstückes wirkt, die Kohle durch ihre Absorptionsfähigkeit für Gase, oder klebrige, schleimige Flüssigkeiten schützend gegen die äußere Luft wirken, indem sie eine Decke bilden. Durch ihre Quantität können große Mengen wässeriger Flüssigkeit im Magen Erbrechen, im Mast- und Dickdarm eröffnend wirken. Eine chemische Einwirkung üben wohl alle löslichen A. aus. In befriedigender Weise ist dies für die Metallsalze, Alkalien und Säuren nachgewiesen. Manche derselben wirken chemisch zunächst auf die Applikationsstelle ein, indem sie sich entweder mit den Bestandtheilen derselben, dem Eiweiß, verbinden, wie der Höllenstein, das Tannin, der Alaun, oder indem sie einzelne Elemente denselben entziehen, wie die Schwefelsäure, welche den organischen Körpern das Wasser entzieht und sie verkohlt; wieder andere, wie die Alkalien, nachdem sie die Säuren des Magens neutralisirt, gehen, im Ueberschuß gereicht, ins Blut und aus diesem in den Harn über, welchen sie alkalisch machen ꝛc. Von vielen anderen und gerade den wirksamsten Arzneimitteln, z. B. den Alkaloiden, ist uns ihre chemische Wirkung nur sehr unvollkommen bekannt.

Die Veränderungen, welche die A. bei ihrer Einwirkung erleiden, sind sehr mannigfaltiger Art. Sie hängen theils von der größern oder geringern Löslichkeit der A., theils von der Zeit, während welcher sie mit dem Körper in Berührung sind, sowie von manchen anderen Umständen ab. Die meisten erfahren schon da, wo sie dem Körper applicirt werden, wesentliche Veränderungen. Nur wenige Arzneistoffe treten wieder aus dem Körper aus, ohne eine Umänderung erlitten zu haben, und solche sind es auch, welche gewöhnlich sehr schnell auf irgend einem Wege wieder aus dem Organismus herausgeschafft werden. Die wichtigste Veränderung erfahren die Arzneistoffe im Magen, analog den Veränderungen, welche die Nahrungsmittel bei der Verdauung erleiden. Der Speichel mag wohl auch, wie auf das Stärkmehl, auf manche Stoffe nicht ohne Einwirkung bleiben. Am meisten wird dieser Einfluß bei solchen Stoffen hervortreten, welche entweder schon gelöst sind, oder eine besondere chemische Affinität zu dem Magensaft und dem Inhalte des Magens ꝛc. besitzen, indem diejenigen, welche unlöslich sind und eine später lösliche Verbindung nicht einzugehen vermögen, unverändert den Darmkanal passiren und mit den Fäces ausgeschieden werden. Pflanzlichen Stoffen, welche in Substanz, in Pulverform ꝛc. dem Magen einverleibt werden, werden die löslichen Stoffe entzogen und ins Blut aufgenommen, während die unlöslichen, namentlich die Holzfaser, den Darmkanal unverändert verlassen. Weitere Umwandlungen erfahren die A. im Darm unter dem Einfluß des Darmsaftes, des Bauchspeichels und der Galle. Nicht minder einflußreich auf die Veränderung mancher Arzneistoffe sind die in dem Darmkanal enthaltenen Gasarten, wie der Schwefelwasserstoff, durch welchen Metallverbindungen in unlösliche Schwefelmetalle verwandelt werden. Wie die A. sich im Blute selbst dann weiter umwandeln, welche Verbindungen sie eingehen, ob sie dort durch Aufnahme von Sauerstoff ꝛc. oxydirt werden, ähnlich wie manche Nahrungsstoffe, ist bis jetzt nur für wenige annähernd erforscht worden, indem mit dem Urin nur manche Stoffe wieder aus dem Blute ausgeschieden werden in einer Veränderung, welche die Art und Weise ihrer chemischen Verbindung theils vermuthen, theils aber auch sehr bestimmt nachweisen lassen. So werden die pflanzensauren Salze als kohlensaure Salze, die Benzoësäure als Hippursäure, Ammoniak als Salpetersäure, Schwefelkalium als schwefelsaures Kali, freies Jod als Jodkalium oder Jodnatrium, das ätherische Oel des Terpentins als ein eigenthümlich riechender Stoff mit dem Harn ausgeschieden. Die Ausscheidung der verschiedenen Stoffe aus dem Körper nimmt eine sehr verschiedene Zeitdauer in Anspruch. Während das Jod, das Blutlaugensalz schon nach 10—25 Minuten in dem Urin nachweisbar sind, fand man von dem Eisen nur Spuren; das Quecksilber bedarf viel längerer Zeit zur Ausscheidung, während wiederum Jod nach wenigen Tagen schon vollkommen wieder aus dem Körper ausgetreten ist. Wie viele Arzneistoffe mit dem Harn, so werden andere durch den Speichel, durch die Lungen, die Hautausdünstung ꝛc. aus dem Körper wieder ausgeschieden, nachdem sie inzwischen in ihrer chemischen Zusammensetzung mehr oder weniger verändert worden sind.

Die Wirkungen, welche die A. bei der Einverleibung in den thierischen Organismus entfalten, theilen wir in örtliche und allgemeine. Die örtlichen oder direkten Wirkungen sind solche, welche das A. an der Applikationsstelle selbst hervorruft. Die am häufigsten benutzte Applikationsstelle ist die Schleimhaut der Verdauungsorgane. Weiterhin werden die A. sehr häufig auf die äußere Haut angewendet. Man kann aber auch gewisse A. in dampf- oder staubförmiger Gestalt einathmen, also auf die Schleimhaut der Luftwege einwirken lassen, oder man spritzt sie in gelöster Form in das Unterhautzellgewebe, von wo aus sie durch Vermittelung der Lymphgefäße dem Blute zugeführt werden. Ferner kann man die A. direkt auf andere zugängliche Schleimhäute, z. B. auf die Bindehaut des Auges, auf die Schleimhaut der Harnwege und Geschlechtswerkzeuge einwirken lassen, oder sie selbst in Körperhöhlen, in die Gewebe und direkt in die Blutgefäße einspritzen. Der örtlichen Wirkung steht gegenüber die allgemeine oder indirekte Wirkung der A., welche man auch die konstitutionelle genannt hat. Diese allgemeine Wirkung wird hauptsächlich dadurch herbeigeführt, daß die wirksamen Arzneistoffe in das Blut aufgenommen und mit diesem zu allen Organen und Geweben des Körpers hingeführt werden. Viele der entfernteren Wirkungen der A. geschehen durch Vermittelung des Nervensystems, welchem die Arzneistoffe durch das Blut zugeführt wurden, andere durch Vermittelung der Drüsen, der Kreislaufsorgane ꝛc.

Der Weg, welcher eingeschlagen wurde, um die Wirkung der A. kennen zu lernen, war von Alters her der der Beobachtung der Kranken, welche zufällig oder auch mit Absicht gewisse Stoffe zu sich genommen hatten, wonach sich eine mehr oder weniger günstige Wendung der krankhaften Vorgänge einstellte. Schon die ägypt. Priester versuchten bei einer Krankheit, deren Heilung es galt, verschiedene A. nach einander, und Hippokrates, der Vater der Medicin, ging denselben Weg, indem er durch Erfahrung am Krankenbette die Wirkung seiner A. festzustellen suchte und sich merkte, bei welchen Zuständen ein angewendetes Mittel Nutzen brachte, wo nicht. Von ihm haben sich die Ansichten von der Wirkung einer großen Zahl von Mitteln in der und jener Krankheit, hin und wieder modificirt, bis auf

unsere Zeit traditionell fortgepflanzt. Daß z. B. der Salpeter kühlt, daß er bei Entzündungen günstig wirkt, ist eine solche rein empirische, uralte Beobachtung. Erst vor kurzem hat man angefangen, noch einen zweiten Weg einzuschlagen, um die Wirkung der A. auf den lebenden Organismus zu untersuchen, indem man an gesunden Menschen und an Thieren experimentirte und die Erscheinungen, welche sie hervorriefen, studirte. Diese letztere Wirkung der A. nennt man die physiologische, und man trennte die dadurch hervorgerufenen Veränderungen in konstante, d. h. beharrliche, sichere, solche, welche sich stets zeigen, und in zufällige, unbeständige, unsichere, d. h. solche Veränderungen, welche weniger durch das A. an sich, als vielmehr durch andere mitwirkende, nicht immer näher zu erklärende Momente zu Stande kommen. Die bei einem kranken Individuum entstehende Wirkung eines mit dem Zwecke zu heilen gereichten Arzneimittels nennt man die therapeutische, und auch diese kann mehr oder weniger eine konstante oder eine zufällige sein. Die Prüfung der physiologischen Wirkung der A. haben besonders Mitscherlich, Oesterlen, Falk, Schroff, Hoppe u. a. unternommen, und es verdankt die Medicin deren Arbeiten eine große Bereicherung ihrer Kenntnisse.

Die A. geben aber ihre Wirkung nicht nur in einfacher Weise kund, sondern rufen verschiedene Veränderungen hervor, von denen jedoch eine die hervorragendste und am sichersten eintretende ist, während andere nur in geringerem Grade hervortreten. Jene nennt man die Hauptwirkung eines Arzneimittels, diese die Nebenwirkung; letztere kann von der Art sein, daß sie die erstere unterstützt oder beeinträchtigt. Diese Nebenwirkungen können zuweilen sehr hinderlich sein, unter Umständen den Gebrauch eines Mittels geradezu verbieten. So hat das Eisen neben der vortrefflichen tonisirenden und stärkenden Wirkung die üble Nebenwirkung, daß es Verstopfung verursacht; der Fingerhut hat neben seiner das Gefäßsystem in so ausgezeichneter Weise beruhigenden Hauptwirkung die oft unangenehme Nebenwirkung, daß er Uebelkeit erregt und allerlei Sinnestäuschungen hervorruft &c. Die Wirkung der A. wird durch vielfache Umstände sehr wesentlich verändert. Diese Veränderungen können von den Arzneimitteln selbst herrühren. Je nachdem die pflanzlichen A. zu verschiedenen Zeiten, zur Zeit der Blüte oder beim ersten Auffeimen, im Frühjahr oder im Herbst, in feuchten oder trockenen Jahren, eingesammelt werden, je nach ihrem Standorte, je nach der Sorgfalt, welche bei der Einsammlung und Aufbewahrung stattgefunden, werden sie verschiedene Wirkung äußern. Für die auf pharmaceutischem oder chemischem Wege hergestellten A. handelt es sich um deren vollkommene Reinheit, Verwahrung vor dem Lichte, Trockenheit, guten Verschluß &c. Die Gabe, deren Wiederholung, die Applikationsstelle, die Form, ob flüssig oder gasförmig, oder in fester Form, ob einzeln oder in Verbindung mit einem oder mehreren anderen gereicht, alles dies modificirt die Wirkung der A. außerordentlich. Die Verschiedenheiten der Wirkung der A. beruhen aber auch auf der verschiedenen Individualität des Körpers, bei welchem dieselben angewendet werden. Alter, Geschlecht, Lebensweise, Konstitution, Nationalität und Rasse modificiren die Wirkung; bei manchen Menschen wirken einzelne Mittel oft ganz anders, als es gewöhnlich der Fall ist. Dieses eigenthümliche, abweichende Verhalten einzelner Individuen bezeichnet man als Idiosynkrasie (s. d.).

Die Form, in welcher die A. Anwendung finden, ist theils eine gasförmige, wie bei den Riechmitteln und den anästhetischen Mitteln; theils eine flüssige: Tropfen, Tisanen, Emulsionen, Tinkturen, Augen-, Mund- und Gurgelwässer, Klystiere, Einspritzungen, Mineralwässer, Pinsel- und Leckfäfte, Bäder &c.; theils eine festweiche: Salben, Linimente, Breiumschläge, Latwergen, Pflaster, Bougies; theils eine trockene: Pulver, Thee, Morsellen, Pillen, Räucherspecies &c. — Bei der Eintheilung der A. hat man bald ihre naturhistorischen Eigenschaften und ihre Abstammung, bald ihre chemische Konstitution, bald ihre physiologische oder therapeutische Wirkung als Eintheilungsprincip zu Grunde gelegt. Eine allseitig befriedigende wissenschaftliche Eintheilung der A. ist noch nicht gefunden. In der Neuzeit begnügt man sich meist damit, die Anordnung der A. nach ihren wichtigsten chemisch-therapeutischen Eigenthümlichkeiten vorzunehmen. Da diese Anordnung eine ganz äußerliche und lockere ist und ihre Urheber selbst nicht den Anspruch erheben, ein wissenschaftliches System der A. geliefert zu haben, so erscheint es ohne Werth, näher darauf einzugehen. Vgl. u. a. die Handbücher der Arzneimittellehre von Rothnagel (2. Aufl. Berl. 1874), Husemann (das. 1873 ff.).

Arzneipflanzen, die zur Bereitung von Arzneimitteln dienenden Pflanzen. Man hat seit den ersten Anfängen der Heilkunde zahlreiche Pflanzen wegen ihrer wirklichen oder vermeintlichen Heilkraft verwendet, und Rosenthal zählt in seiner Synopsis über 8000 A. auf, ohne damit irgendwie Vollständigkeit zu erreichen. Unter diesen Pflanzen sind nun aber ganz außerordentlich viele, deren medicinische Wirksamkeit mit vollem Recht angezweifelt werden darf, und im Lauf der Zeit sind denn auch immer mehr Pflanzen aus dem Arzneischatz gestrichen, um nur günstigsten Falls noch hier und da als Volksheilmittel benutzt zu werden. Die neuere Medicin, deren Streben ohnehin auf Vereinfachung der ärztlichen Verordnungen gerichtet ist, hat nun vollends sehr viele, früher geschätzte A. fallen lassen; so führt die Pharmacopoea germanica noch nicht 200 Pflanzen auf, von denen überdies eine sehr große Anzahl, wie Kirsche, Curcuma, Drachenblutbaum, Kakao &c., gar nicht als A. zu bezeichnen sind, und andere, wie Primula, Bergamotte, Rose, Linde &c., kaum noch von Aerzten angewandt werden. Die A. vertheilen sich ziemlich gleichmäßig über das ganze Pflanzenreich, der vierte Theil etwa gehört den Kryptogamen und Monokotyledonen, der Rest den Dikotyledonen an und von letzteren liefern die Kompositen, Labiaten, Umbelliferen, Solaneen und Papilionaceen die meisten Droguen. Nach ihrem Vaterlande vertheilen sich die A. um so ungleicher; über die Hälfte gehört Europa an, und zu diesen könnte man noch etwa 20 hinzurechnen, welche in Südeuropa und Vorderasien einheimisch sind. Afrika liefert etwa 12 A., Asien dagegen 34, und diese kommen meist aus Vorder- und Hinterindien und von den Inseln. Amerika hat uns nur wenige, allerdings einige sehr wichtige A. geliefert, Südamerika gegen 20, Nordamerika aber nur etwa 5. Australische Droguen haben bis jetzt kaum irgendwelche Bedeutung. Einige der wichtigsten A. stellen die Abbildungen unserer Tafeln »Arzneipflanzen« (I und II) dar.

Arzt, ein Mann, dessen Beruf es ist, für die Er-

haltung der Gesundheit seiner Mitmenschen zu sorgen und ihnen zur Wiedererlangung der gestörten Gesundheit behülflich zu sein (vgl. Medicin). Wirkliche Aerzte, einen ärztlichen Stand treffen wir erst da an, wo die Civilisation eine gewisse Höhe erreicht hat. Ursprünglich waren es der Vater oder die Mutter der Familie, die bei Krankheitsfällen der Ihrigen ihre vom Vater auf den Sohn vererbten Heilmittel in Anwendung brachten. Wo diese traditionelle Heilkunst nicht ausreichte, wandte man sich hülfeflehend an die Gottheit und an die Priester, die bald die ganze Heilkunst sich anzueignen wußten, da dieselbe nicht wenig dazu beitrug, ihr Ansehen zu erhöhen. Beruhte diese vermeintliche Heilkunst anfänglich auch nur auf Gebet, Zauberformeln u. dgl., so begannen diese Priesterärzte doch schon Erfahrungen über Krankheiten und deren Heilungen zu sammeln. Nach und nach trat aber ein besonderer ärztlicher Stand hervor, der durch Studien sich zur Ausübung seines Berufs befähigte. Zwar bildeten die Aerzte, wenigstens in Griechenland, noch immer als Glieder des Ordens der Pythagoräer und Asklepiaden eine geheiligte Korporation und waren nur von selbst gegebenen Gesetzen abhängig, aber die Ausübung der Kunst war frei, und weder in Griechenland noch in Rom maßte sich der Staat einen besondern Einfluß auf jeden einzelnen A. als solchen an. Nur wer in Athen Gehalt und Anstellung als Staatsarzt suchte, mußte in einer öffentlichen Rede erklären, wo und wie er seine Kunst erlernt und wer sein Lehrmeister gewesen. Von Griechenland aus wurde auch Rom mit Aerzten versorgt, und zwar, da ihnen Augustus Abgabenfreiheit und Freiheit von öffentlichen Lasten gewährte, so reich, daß sich Antoninus Pius (138—161 n. Chr.) gezwungen sah, die Zahl der Aerzte in den Städten festzusetzen, was für Rom selbst aber erst der Kaiser Valentinian I. 368 anordnete. Als die Bewohner der röm. Städte immer mehr verarmten, Krankheiten aber immer häufiger wurden, reichte die Abgabenfreiheit der Aerzte nicht mehr aus, um sie zur unentgeltlichen Behandlung der Armen zu vermögen, und die Kommunen und der röm. Hof selbst mußten die Hof- und Armenärzte (Archiatri sancti palatii und populares) noch außerdem besolden, so daß ein Theil der Aerzte wirkliche Staatsärzte wurden, für welche der Staat nun auch bestimmte Gesetze zu geben hatte. Die Folge war, daß die bisher bestandene freie Wahl der Aerzte von Seiten der Kommunen aufhörte und der Eintritt in den Staatsdienst von einer wissenschaftlichen Prüfung abhängig gemacht wurde. Die vorhandenen Archiatri mußten zu einem Kollegium zusammentreten, welches das Recht erhielt, sich nach vorausgegangener Prüfung der Kandidaten durch freie Wahl zu ergänzen; nur für Rom behielt sich der Kaiser die Bestätigung vor. Indeß galten diese Einrichtungen nur für die in den Staatsdienst tretenden Aerzte; die nicht angestellten übten ihre Kunst frei wie zuvor. Mit dem Verfall des röm. Staats flüchtete die ärztliche Kunst in die Klöster, oder fand unter Juden und Mohammedanern ihre Jünger. Erst gegen Ende des Mittelalters bildete sich wieder ein besonderer ärztlicher Stand, die »freien Meister der Physica und Erzinei«, der das höchste Ansehen genoß und endlich nach der Sitte der Zeit als eigene Korporation auftrat, begünstigt von den weltlichen Machthabern, unabhängig vom Staat und nur ihren eigenen Gesetzen, deren Forum die ärztlichen Schulen und Universitäten bildeten, unterthan. Die Aerzte wurden mit der Promotion Mitglieder der Fakultät, von welcher sie mit dem später in das Doktordiplom umgewandelten Meisterbrief die Facultas artem docendi et exercendi erhielten. Als sich jedoch die Universitäten mehrten und die Wissenschaft überhaupt freier wurde, entfaltete sich auch der ärztliche Stand freier und näherte sich mehr dem bürgerlichen Leben. Die Aerzte traten in die Reihe der Erwerbenden, die Doktorwürde und somit die Licenz zur Praxis wurde käuflich, die ärztliche Kunst sank durch den Mißbrauch des letztern Umstandes zum Handwerk herab, so daß sich der Staat veranlaßt sah, die Privilegien der Fakultäten zurückzunehmen und die Aerzte einer Staatsprüfung zu unterwerfen. Der A. ward infolge davon ein gewerbtreibender Künstler, der nach gesetzlichen Taxen kurirt, und es entstanden nun besondere, einseitig gebildete Klassen von Aerzten, z. B. Wundärzte, Landärzte, Militärärzte ꝛc., eine Abstufung, die dem innern Wesen der ärztlichen Wissenschaft gänzlich zuwider ist, da diese sich durchaus nicht bruchstückweise und noch weniger ohne gehörige Vorbereitung durch naturwissenschaftliche Studien aneignen läßt, während es doch im Interesse des Einzelnen wie der ganzen Gesellschaft liegt, daß nur vollständig durchgebildeten Aerzten das menschliche Leben anvertraut werde. Diese Verhältnisse haben in der neuern Zeit zu einer Medicinalreform gedrängt, welche für Deutschland wenigstens einen gewissen Abschluß durch Einführung des Gewerbegesetzes vom 21. Juni 1869 gefunden hat. Hiernach ist die ärztliche Praxis vollständig freigegeben, die Gesetze gegen die Medikasterei sind aufgehoben, es darf sich nunmehr ein jeder ärztlich behandeln lassen, von wem er will; aber es liegt in seinem eigenen Interesse, sich nur einem solchen A. anzuvertrauen, welcher durch den Gang seiner Studien genügende Bürgschaft für seine wissenschaftliche und praktische ärztliche Bildung zu bieten vermag. Der Staat approbirt zwar noch Aerzte, welche sich einem Staatsexamen in allen Zweigen der Medicin unterworfen haben, aber dies geschieht vorzugsweise deshalb, um dem Publikum diejenigen zu bezeichnen, an welche es sich in Krankheitsfällen mit Vertrauen wenden kann. Aerztliche Staats- und Gemeindeämter können in Zukunft nur vom Staate approbirten Aerzten übertragen werden. Es wird von jetzt an nur Eine Klasse von approbirten Aerzten geben, nämlich solche, welche sich über ihre Ausbildung in allen Zweigen der Medicin ausgewiesen haben. — In neuerer Zeit werden auch **weibliche** Aerzte ausgebildet. Es sind vorzugsweise Russinnen und Amerikanerinnen, welche sich theils auf den Universitäten und Fachschulen ihrer Heimat, theils auf schweizerischen Universitäten für die ärztliche Praxis ausbilden, vorzugsweise für Geburtshülfe, Frauenkrankheiten und innere Medicin. Auf den schweizerischen Universitäten verleiht man den weiblichen Aerzten selbst den Doktorgrad. Ueber die Vortheile und Nachtheile einer solchen Institution läßt sich im Augenblick noch kein definitives Urtheil abgeben. In Deutschland besteht vorläufig keine Aussicht dafür, daß der Staat weibliche Aerzte ausbilden und approbiren werde.

As, in der Musik der durch ein b erniedrigte Ton A, die 9. Stufe der diatonisch-chromatischen Tonleiter (auf gleichschwebend temperirten Tasteninstrumenten mit gis zusammenfallend). S. As dur, As moll.

As (lat.), bei den Römern ursprünglich jedes Ganze, mochte es sich auf Münz-, Maß- und Gewichts-

oder auf Zins-, Erbschafts- und andere Rechnungsverhältnisse beziehen. So hieß der Universalerbe: heres ex asse, wer nur die Hälfte bekam: heres ex semisse 2c. Das A. wurde duodecimal getheilt und 1/12 A. machte eine Uncia (Unze) aus. Als Gewicht hieß das A. Libra (die mit ausgestrecktem Arm auf der Hand schwebend zu haltende Last), und seine Theile waren:

	As		Unzen		As		Unzen
As	= 1	oder	12	triens	= 1/3	oder	4
deunx	= 11/12	„	11	quadrans	= 1/4	„	3
dextans	= 5/6	„	10	sextans	= 1/6	„	2
dodrans	= 3/4	„	9	sescuncia	= 1/8	„	1 1/2
bes	= 2/3	„	8	uncia	= 1/12	„	1
septunx	= 7/12	„	7	semuncia	= 1/24	„	1/2
semis	= 1/2	„	6	sicilicus	= 1/48	„	1/4
quincunx	= 5/12	„	5	sextula	= 1/72	„	1/6
				scripulum	= 1/288	„	1/24

1 A. war nach Boeckh = 327,45 Gramm. Als Kupfermünze wog 1 A. nach der einstimmigen Erklärung der Alten ursprünglich 12 Unzen, thatsächlich aber hatten die Münzen nur 10 Unzen und waren stark mit Zinn und Blei legirt. Von Theilmünzen hatte man den Semissis, Triens, Quadrans, Sextans und die Uncia. Beide Seiten der Münzen wurden durch Bilder von edlem Stil bezeichnet, die eine Seite regelmäßig durch einen Schiffsschnabel (das alte Wappen der Stadt) und die Werthbezeichnung in Kügelchen, die andere Seite durch Götterköpfe. Auf dem A. erscheint der doppelköpfige Janus, auf dem Semissis Jupiter, auf dem Triens Minerva, auf dem Quadrans Herkules, auf dem Sextans Merkurius, auf der Uncia wieder Minerva oder vielleicht die als Göttin personificirte Roma. Diese Münzen waren das gesetzliche und ausschließliche Kourant von den Decemvirn an bis kurz vor Anfang des ersten Punischen Krieges. Der Werth dieses A. ist 4,668 Sgr.; der Werth der Uncia 5 Pf. Mit der Einführung der Silberwährung und später noch häufig ist der A. reducirt worden und betrug zuletzt nur noch 1/36. Vgl. Mommsen, Ueber das röm. Münzwesen (Leipz. 1850); Derselbe, Geschichte des röm. Münzwesens (das. 1860); Hultsch, Griechische und römische Metrologie (Berl. 1862). Seit dem Mittelalter war A. die meist kleinste Unterabtheilung resp. Grundlage für die gebräuchlichen Gold-, Silber- und Münzgewichte in verschiedener Schwere, und es betrugen:

5120 holländ. A. = 1 holländ. Troymark oder 246,0839 Gramm à 48,063 Milligr.
4020 Kölner oder deutsche Dukatenas (à 1/60 des Dukaten-Rauhgewichts, das A. der deutschen Goldwagen) = 1 alte Kölner Mark oder 233,8123 Gr. à 58,162 Milligr.
4420 sächs. Dukatenas à 1/66 des Dukaten = 1 alte Kölner Mark oder 233,8123 Gr. à 52,875 Milligr.
4824 Dukatenas oder österreich. Dukatengran = 1 Wiener Mark oder 280,644 Gr. à 58,177 Milligr.
4608 preuß. A. à 1/16 Grän = 1 Vereinsmark oder 233,8555 Gr. à 50,750 Milligr.
8848 schwed. A. = 1 Schalpfund oder 425,016 Gr. à 48,035 Milligr.
8192 dän. Es = 1 dän. Handelspfund oder 500 Gr. à 61,035 Milligr.
10,000 bad. A. = 1 Pfund oder 500 Gr. à 50,000 Milligr.
4352 Kölner Eßchen = 1 Kölner Mark oder 233,8123 Gr. à 53,725 Milligr.

Asa (Assa), König des Reiches Juda, Sohn und Nachfolger Abiams, 955—914 v. Chr., Feind und Unterdrücker des Götzendienstes, Besieger der Könige Baesa von Israel und Serach von Aethiopien.

Asab (türk.), unregelmäßige türkische Soldaten.

Asa dulcis, s. v. w. Benzoë.

Asa foetida (Asant, Stinkasant, Teufelsdreck), der erhärtete Milchsaft der Wurzel von Scorodosma foetidum *Bunge* (Ferula asa foetida *L.*), einer in den Steppen zwischen dem Persischen Meerbusen und Aralsee einheimischen Umbellifere. Man gewinnt die A. durch mehrmaliges Anschneiden des Kopfes der sehr starken Wurzel und Einsammeln des erhärteten Saftes. Dieser ist ursprünglich milchweiß, wird an der Luft zartroth, dann violett, endlich braun. Die A. ist weich wie Wachs, klebend, in der Kälte spröde und leicht pulverisirbar; sie riecht höchst unangenehm knoblauchartig, schmeckt widerlich, scharf bitter und aromatisch, besteht aus Harz, Gummi und 3—5 Proc. ätherischem Oel. Letzteres ist hellgelb, von höchst widerlichem, durchdringendem Geruch, sauerstofffrei, siedet bei 135—140° unter Abgabe von Schwefelwasserstoff und wird an der Luft sauer. Die A. ist weder in Alkohol noch in Wasser vollständig löslich, gibt aber mit letzterem leicht eine Emulsion. Man unterscheidet im Handel A. f. in granis, die beste Sorte, aus kleinen gelblichen oder braunen Körnern, und A. f. in massis, aus einer körnigen Grundmasse bestehend, in welcher neben erdigen Beimengungen Körner, der vorigen Sorte entsprechend, eingebettet liegen. Die A. ist im Orient seit lange gebräuchlich und war auch den arab. Aerzten des 13. Jahrh. bekannt. Man benutzt sie gegenwärtig entweder allein oder mit Ammoniakgummi, Galbanum, Baldrian 2c., innerlich als Pillen, Emulsionen, Tinktur u. dgl., äußerlich in Lavements, Pflaster, Linimenten u. dgl. Sie ist ein sehr kräftiges Reizmittel, vorzugsweise für das Nervensystem, und wird daher besonders als krampfstillendes Mittel bei Hysterie, Hypochondrie, Asthma und sogen. nervöser Kolik angewendet. Außerdem wird A. auch als Wurmmittel und Monatsfluß befördernd angesehen. Von den Persern wird die A. zur Würze von Speisen und Getränken benutzt. Aus Afghanistan wird sehr viel A., welche aber von Narthex asa foetida *Falconer* stammt, nach dem nordwestlichen Indien gebracht und dort meist zu Küchenzwecken benutzt.

Asaffi, Stadt, s. Safi.

Asaky, Georges, der älteste rumän. Dichter und Schriftsteller, geb. 1. März 1788, genoß auf deutschen und ital. Bildungsanstalten eine so sorgfältige Erziehung, daß er bereits 1804 den Grad eines Doktors der Philosophie und Civilingenieurs erhielt, worauf er in Wien noch höhere Mathematik und Astronomie studirte. In die Heimat zurückgekehrt, erhielt er eine Anstellung im Departement der auswärtigen Angelegenheiten und bekleidete seitdem fortwährend wichtige Posten. Dabei stellte er sich die Wiederbelebung der rumänischen Sprache und die Civilisation seines Vaterlandes zur Lebensaufgabe und lag dieser 60 Jahre lang mit solchem Eifer und Erfolge ob, daß man ihm den Ehrennamen »Wohlthäter des Vaterlandes« ertheilte. A. schrieb die ersten Bücher in rumänischer Sprache, die er von den sie entstellenden slaw., griech. und russ. Beimischungen reinigte, richtete die erste rumän. Druckerei ein, für die er sogar die Lettern des Alphabets herstellen mußte, und gründete das erste rumän. Journal, das er 30 Jahre lang redigirte. Nicht minder Großes wirkte er als Chef des Ministeriums für öffentlichen Unterricht (seit 1856) durch Gründung zahlreicher Elementarschulen und Kollegien, der Akademie, der Kunst- und Gewerbeschule, der Mädchen- und Kommunalschulen, welchen Lehranstalten er durch einen langjährigen, siegreich durchgeführten Proceß gegen die griech. Klöster des Landes zugleich ein bedeutendes Einkommen verschaffte.

Die meisten der zahlreichen Aemter, die er bekleidete, verwaltete er unentgeltlich. A. starb zu Jassy tiefbetrauert 24. Nov. 1869. Unter seinen »Gedichten« (2. Aufl., Jassy 1854) stehen besonders die Oden in großem Ansehen; auch hat er zahlreiche deutsche und franz. Theaterstücke ins Rumänische übertragen. Unter seinen prosaischen Werken befindet sich eine »Geschichte Rußlands« in 2 Bänden. Der franz. Schriftsteller Edgar Quinet ist sein Schwiegersohn.

Asand, stinkender, s. Asa foetida, wohlriechender, s. v. w. Benzoë.

Asanen (Assanen), ein tatarischer Volksstamm an den Ufern des Jenissei, im Kreise Krasnojarsk. Die A. lebten bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch stammweise zusammen, jetzt bilden sie kaum hundert zerstreute Familien. Sie sind Christen.

Asantschewsky, Michael von, russ. Komponist, geb. 1838 in Moskau, machte 1861—62 unter Hauptmann in Leipzig musikalische Studien und lebt seit 1866 in Paris. Als Komponist hat sich A. durch einige interessante Klavierwerke, Lieder, ein Streichquartett, eine Koncertouvertüre ꝛc. bekannt gemacht, die von großem Talent zeugen. Er ist ein tüchtiger und geschätzter Klavierspieler, zugleich Beschützer und Förderer junger Talente und Besitzer einer großen und sehr werthvollen Bibliothek musiktheoretischer Werke.

Asaphīe (griech.), Undeutlichkeit, namentlich der Stimme.

Asarineen, dikotyledonische Pflanzenordnung im Braun'schen System, charakterisirt durch ein einfaches, röhrenförmiges Perigon, einen unterständigen, sechsfächerigen, vielsamigen Fruchtknoten, einen säulenförmigen Griffel, mit welchem die Staubgefäße oft verwachsen sind, und eine große scheibenförmige Narbe. Sie umfaßt nur die einzige Familie Aristolochieen.

Asarja, Genosse Daniels am Hofe Nebukadnezars, später Abednego genannt. Das ihm zugeschriebene griech. Gebet im Feuerofen gehört zu den Apokryphen des Alten Testaments und soll eine erbauliche Ergänzung des Dan. 3, 23—25 Erzählten sein. Sein Ursprung scheint in das letzte Jahrhundert v. Chr. zu fallen.

Asarkīe (griech., »Fleischlosigkeit«), Magerkeit.

Asărum *L.* (Haselwurz), Pflanzengattung aus der Familie der Aristolochieen mit der einzigen europ. Art A. europaeum *L.* (Wilde Narde), einer ausdauernden, fast stiellosen Pflanze mit kriechender, gekrümmter, gegliederter, graubrauner, faseriger Wurzel, nierenförmigen, weichhaarigen Blättern und im März bis Mai aus den Blattwinkeln hervorkommender, außen zottiger, grünrother, innen dunkelrother Blüte, in ganz Deutschland und dem nördl. Europa heimisch. Die Wurzel (Radix Asari, Azari, Nardi rusticani) riecht stark und eigenthümlich, nicht unangenehm aromatisch, kampher- und pfefferartig (frisch unangenehm baldrianartig); der Staub erregt leicht Niesen; der Geschmack, selbst der trockenen, ist stark aromatisch, beißend, eine Zeitlang Betäubung auf der Zunge hinterlassend; sie wirkt brechenerregend und purgirend. Die Blätter riechen und schmecken der Wurzel ähnlich, jedoch weit schwächer, zugleich bitterlich. Die Wurzel enthält baldrianartig riechendes flüchtiges Oel und einen, vielleicht durch Oxydation daraus hervorgehenden, eigenthümlichen Körper, das Asaron (Asarin, Haselwurzkampher). Die Wurzel war früher officinell und macht auch einen Bestandtheil des Schneeberger Schnupftabaks aus. A. arifolium *Michx.* ist im S. Nordamerika's einheimisch, ausdauernd. Die Wurzel hat einen schwach ingwerartigen Geschmack, weshalb sie in Amerika auch wilder Ingwer genannt wird. Sie wirkt wie A. europaeum und soll früher zuweilen statt der virginischen Schlangenwurzel (Aristolochia serpentaria) nach England gebracht worden sein. Die wohlriechende Wurzel von A. canadense *L.* wird in Nordamerika wie die europäische Radix Asari bei uns gebraucht. Mit Erfolg soll sie beim Starr- und Kinnbackenkrampf der Kinder angewendet werden. Die ganze Pflanze wird in China wie bei uns die Ipecacuanha angewendet.

Asas (türk.), Scharwache. Asas Baschi, Vogt der Scharwache.

Asasel, bei den Juden ein böser Dämon, den man sich in der Wüste wohnend dachte und jährlich am großen Versöhnungstage zugleich mit Jehovah durch einen Bock versöhnte. Ueber zwei vom Volke dargebrachte Böcke nämlich warf der hohe Priester das Loos, um zunächst zu entscheiden, welcher Bock für Jehovah, welcher für A. sei. Nachdem hierauf der Jehovah zugefallene als Sündopfer für das Volk geschlachtet und die Versöhnung von dieser Seite vollbracht war, ließ der hohe Priester den für A. bestimmten Bock herbeibringen, legte seine Hände und damit alle Sünden Israels auf den Kopf des Thieres und sandte dasselbe durch einen Mann in die Wüste, damit es sich und alle Missethat des Volkes dem gefürchteten Dämon zutrage. Irrigerweise verstanden die Kirchenväter, die Vulgata, Luther u. a. unter A. den in die Wüste gesandten Bock selbst (hircus emissarius, lediger Bock), darin ein Symbol der Wegnahme und Vergebung der Sünden durch Jehovah erblickend.

Asbest (vom griech. asbéstos, »unverbrennlich«), Gesammtname einer Reihe von Mineralien, welche dick- oder feinfaserige, elastisch biegsame Aggregate von weißlicher, grünlicher oder bräunlicher Farbe darstellen, seiden- oder wachsartigen Glanz zeigen, oft auch matt, theils fettig, theils mager anzufühlen sind und zu Hornblende, Augit, Glimmer und Serpentin in enger genetischer Beziehung stehen. Sie finden sich daher auch meist in Gesellschaft dieser Mineralien, welche bisweilen so allmählich in A. übergehen, daß eine bestimmte Grenze nicht anzugeben ist. Die Zusammensetzung des Asbests ist sehr schwankend, immer aber enthält er Wasser. Man unterscheidet folgende Arten: Amianth (vom griech. amianthos, »unbefleckt«, Bergflachs, Federweiß), besteht aus oft sehr langen, feinen und sehr biegsamen Fasern mit seidenartigem Schiller, kommt in Serpentinen, Grünsteinen und anderen Hornblendegesteinen in Gestalt von Schnüren und Trümmern, in Gneis und Glimmerschiefer, Talk- und Chloritschiefer, Kalkstein vor und ist auch zuweilen in Bergkrystallen und Kalkspat eingeschlossen. Am ausgezeichnetsten findet er sich auf Corsica, in Tirol, Piemont, Savoyen, am St. Gotthard, zu Oisans in der Dauphiné und im Gouvernement Perm, wo er bei Newjansk einen ganzen Berg bildet. Der schillernde A. zeichnet sich durch halbmetallischen Schiller aus und findet sich im Serpentin von Reichenstein und an anderen Orten.. Der gemeine A. unterscheidet sich vom Amianth durch gröbere, haarförmige, weniger biegsame Fasern, die fester mit einander verbunden sind, spaltet sich in splitterige Stücke, und die langen dünnen Fasern zeigen wenig oder gar keine elastische Biegsamkeit mehr. Sein

Glanz ist perlmutterartig, nur an den Kanten durchscheinend. Die Vorkommensverhältnisse sind wie beim Amianth, doch ist er bei weitem häufiger und dem Serpentin getreuer. Zuweilen bricht er auf Eisen- und Kupfererzlagerstätten mit ein. Beim Bergkork (Bergleder) lassen sich die filzartig in einander gewobenen Fasern schwer einzeln erkennen und von einander trennen; größere Stücke erscheinen lappenartig. Er ist matt oder nur wenig schimmernd und undurchsichtig, die Farbe grau, grün, braun ins Rothe; er kommt in Schweden auf Erzlagern, häufiger in Serpentin und anderen plutonischen Gesteinen vor, am St. Gotthard, in Tirol und Spanien. Beim Holzasbest (Bergholz) sind die braunen, holzlamellen ähnlichen Theile von gleicher Farbe in einander gewoben, fest zusammen verbunden und nehmen hierdurch genau das Ansehen des Holzes an. Er fand sich bis jetzt nur auf einer Bleierzlagerstätte zu Sterzing in Tirol. — Der Amianth wurde von den Alten zu einer unverbrennlichen Leinwand (asbestinum) verarbeitet. Man bediente sich derselben zu Tafeltüchern, zuweilen auch zum Leichenverbrennen, um so die Asche ganz rein zu bekommen und aufbewahren zu können. In neuerer Zeit ließ man gereinigten langfaserigen Amianth mit Flachs zugleich verspinnen, das Gespinst verweben und das Gewebe dann über Kohlen ausglühen, wodurch der Flachsfaden zerstört wurde, das unverbrennliche Amianthgewebe aber zurückblieb. Kaiser Karl V. besaß ein Tischzeug aus A.; zur Belustigung der Gäste wurde dasselbe nach aufgehobener Tafel allemal ins Feuer geworfen und so gereinigt. In Como fertigt man mittelfeine Spitzen aus Amianth. In Sibirien trägt man aus Asbestgarn gestrickte Handschuhe, in den Pyrenäen Mützen von demselben Stoff. Asbesthüte zeichnen sich durch eine sehr gefällige matte Silberfarbe aus. Asbestpapier hat die Eigenschaft, daß es mehr als einmal beschrieben und von der Aufschrift immer wieder gereinigt werden kann. Zu Lampendochten hat man den A. gleichfalls schon lange angewendet, und wie Pausanias berichtet, war in der goldenen Laterne der Minerva zu Athen ein solcher Docht aus karystischem Flachs. Eine Zeitlang benutzte man A. zu den Feuerzeugen mit chlorsaurem Kali u. Schwefelsäure. In der chemischen Analyse werden Asbestpfropfen angewendet.

Asbjörnsen, Peter Christian, namhafter norwegischer Schriftsteller, geb. 15. Jan. 1812 in Christiania, studirte daselbst seit 1833, war dann eine Zeitlang Hauslehrer und widmete sich seit 1837 wieder zu Christiania dem Studium der Medicin und der Naturwissenschaften. In den Jahren 1849—50 begleitete er eine norweg. Kriegskorvette auf einer Expedition nach der Levante und besuchte bei dieser Gelegenheit Aegypten und Kleinasien. Auf Reisen an der Küste und im Innern Norwegens förderte er die Kenntnis der dortigen Fauna und sammelte Sagen und Volksmärchen. Er lieferte eine Reihe von naturgeschichtlichen, geographischen und historischen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften und mehrere geschätzte populär-naturwissenschaftliche Bücher. Seinen Ruf als Schriftsteller gründete er jedoch besonders durch seine Norwegischen Volksmärchen: »Norska Folke-Eventyr« (Christ. 1842—1843; deutsch von Bresemann, Berl. 1847, 2 Bde.), die er mit Moe herausgab, und deren naivlauniger und dabei echt nationaler Ton ihnen den ungetheiltesten Beifall erwarb. Denselben schließen sich an »Norwegische Feenmärchen und Volkssagen« (»Norska Huldreeventyr og Folkesagn«, 1. u. 2. Sammlung, Christ. 1845—48), die sich besonders durch Lebendigkeit und Frische der darin enthaltenen Naturschilderungen auszeichnen. Später widmete sich A. mit Eifer dem Studium der Forstwissenschaften, zu welchem Ende er 1856—58 theils auf der Forstakademie zu Tharandt studirte, theils bei der königl. sächsischen Forstvermessung auf sächsischen Revieren arbeitete oder Reisen nach den forstwissenschaftlich wichtigen Walddistrikten Deutschlands machte. Im Jahr 1859 wurde er nach seiner Rückkehr nach Norwegen zum Forstmeister im Ministerium des Innern ernannt, welche Stellung ihm die Ordnung der oft sehr verwickelten Forstverhältnisse (namentlich im Stift Drontheim) zur Aufgabe setzte. Seine spätern Schriften sind theils naturwissenschaftliche, meist zoologische Arbeiten, wie »Das Elenthier und die Elenthierjagd« (1851), »Das wilde Renthier und die Renthierjagd in den norwegischen Alpen« (1852), »Die Molluskenfauna des Christianiafjord« (1853) u. a., theils betreffen sie Forstwissenschaft. An seine Märchensammlungen schließen sich mehrere Sammelwerke an, die zahlreiche und anziehende Mittheilungen aus dem Leben des schwed. Volks enthalten.

Ascan., bei zoolog. Namen Abbrev. für Peter Ascanius (gest. im 18. Jahrh. in Kopenhagen. Nordische Naturgeschichte).

Ascaridĕa, s. Askariden.

Ascăris, der Spulwurm.

Ascendens (lat.), aufsteigend; signa ascendentia, die aufsteigenden Zeichen des Thierkreises. Ascendenten, Verwandte in aufsteigender Linie (vgl. Ahnen); Ascendenz, Verwandtschaft in aufsteigender Linie; ascendiren, auf-, emporsteigen; eine Beförderung erhalten.

Ascension (lat., »das Aufsteigen«), in astronomischer Hinsicht, s. Aufsteigung, in kirchlicher, s. Himmelfahrt.

Ascension (engl., spr. äßénnsch'n, Himmelfahrtsinsel), eine zu Afrika gerechnete brit. Insel im Atlantischen Ocean, unter 7° 55' südl. Br. und 14° 23' westl. L., nordwestlich von St. Helena, 99 QKilom. (1,8 QM.) groß, ward am Himmelfahrtstage 1508 von dem Portugiesen Tristan d'Acunha entdeckt und daher A. benannt. Es ist ein aus vielen ausgestorbenen Kratern gebildetes und ganz mit Lava bedecktes Eiland, dessen höchster Gipfel, der Green Mountain, 835 Meter Höhe erreicht und dessen Felsengestade stets von der heftigsten Brandung umtost wird. A. wurde 1816 von den Briten besetzt, anfangs nur, um den auf St. Helena gefangen gehaltenen Kaiser Napoleon I. zu bewachen; man errichtete ein Fort und legte Truppen hinein. Als man aber die Insel als passenden Sammelplatz für das zur Unterdrückung des Sklavenhandels bestimmte Schiffsgeschwader, sowie als geeignete Erfrischungsstation für die Walfischfänger und Ostindienfahrer erkannte, begann man (seit 1829) sie ernstlicher zu kultiviren. Dem Wassermangel wurde durch gegrabene Brunnen, Cisternen und Wasserleitungen abgeholfen, und die Insel, früher das Bild trostloser Unfruchtbarkeit, enthält jetzt stellenweise (besonders im Umkreise des Green Mountain) Vegetation und blühende Pflanzungen, wo europäische und tropische Gewächse, besonders süße Kartoffeln ausnehmend gedeihen; auch Weinstöcke und Obst hat man aus Madeira hierher verpflanzt. Die Luft ist gesund und gemäßigt. Zahlreiche wilde Ziegen, auch Schafe und Rinder finden sich auf der Insel, ihr reichlichstes

Produkt aber sind die Riesenschildkröten, die bis zu 500 und 800 Pfund Schwere vorkommen. Hauptort ist Georgetown mit einem Fort und trefflichem Ankerplatz, wo eine kleine englische Garnison stationirt ist und etwa 400 freie Neger leben.

Ascese, s. Askese.

Asch, industrielle Stadt im äußersten nordwestl. Winkel Böhmens, Kreis Eger, an der Eisenbahn von Hof nach Eger, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und einer evangel. Superintendentur, hat eine große protest. und eine neu erbaute kathol. Pfarrkirche, eine Realschule, eine Webe-, Wirk- und Zeichenschule und 10,500 Einw. ($^6/_7$ Protestanten), deren industrielle Thätigkeit sich besonders auf Fabrikation von Baumwoll-, Woll- und Seidenwebwaaren, sowie Baumwoll- und Schafwollwirkwaaren erstreckt. Die Stadt enthält 3 mechanische Baumwollwebfabriken mit ca. 500 mechanischen Webstühlen, 7 Dampffärbereien, 9 Appreturen mit Dampfbetrieb, 2 große mit Dampf betriebene Bleichereien ꝛc. und erzielt einen jährlichen Umsatz ihrer Fabrikate von 12 Mill. Fl.

Aschach, Marktflecken in Oberösterreich (Hausruckviertel), rechts an der Donau, beim Eintritt derselben in den Efferdinger Kessel, mit einem gräflich Harrach'schen Schloß und 800 Einw. Dabei die Burgruine Schauenburg und der aussichtreiche Maierhoferberg.

Aschaffenburg, ehemaliges Fürstenthum, am Main, jetzt ein Theil des bayrischen Regierungsbezirks Unterfranken und A., ca. 1700 □Kilom. groß, wurde 1803 meist aus kurmainzischem Gebiet (dem Vicedomamt A., den Oberämtern Klingenberg, Orb und Lohr ꝛc.), wozu später noch verschiedene reichsständische Ländereien kamen, gebildet und nach Reichstagsbeschluß dem Kurerzkanzler Dalberg als Dotation verliehen. Seit 1806 zum Großherzogthum Frankfurt gehörig, kam das Fürstenthum 1814 nach dem Verzicht des Großherzogs auf seine Staaten an Oesterreich, wurde aber von dieser Macht sogleich an Bayern gegen Abtretungen in Tirol und Salzburg vertauscht.

Die Stadt A., an der Aschaff und am rechten Mainufer, welches hier allmählich zu dem Abhang des Spessarts hinaufsteigt, reizend gelegen, ist Sitz des Appellationsgerichts für den Regierungsbezirk Unterfranken und A., eines Bezirksamtes, eines Land- und eines Kreisgerichts, sowie anderer Behörden und zählt einschließlich 548 Mann Militär (1871) 9212 Einw. (darunter 1006 Protestanten und 284 Juden). Das große, viereckige, mit vier Eckthürmen (58 Meter hoch) versehene, sehr schön gelegene Schloß (Johannisburg), von dem Kurfürsten von Mainz Johann Schweikard von Kronberg 1605—1614 im Stil der Renaissance erbaut, enthält eine Gemäldegallerie (besonders reich an Niederländern), eine Kupferstichsammlung von etwa 20,000 Blättern und eine Bibliothek von 24,000 Bänden, darunter äußerst werthvolle Codices (Missale von 1524, Evangelienbuch aus dem 9. Jahrh. u. a.). Unter den 7 Kirchen ist die Stiftskirche zu St. Peter und Alexander hervorzuheben, eine roman. Kreuzbasilika mit unregelmäßigem Grundriß, von Herzog Otto von Bayern um 975 gegründet, aber durch spätere An- und Einbauten entstellt, im Innern mit werthvollen Grab- und Denkmälern geziert. Andere bemerkenswerthe Gebäude sind: die Kaserne, das Palais des Grafen von Schönborn, der Freiherren von Dalberg, das Rathhaus, das Lyceumsgebäude (1726 erbaut), das Theater (sonst Deutschordenshaus), die neue Markthalle und das sogen. »Pompejanische Haus«, die getreue Nachbildung der in Pompeji ausgegrabenen Casa del questore (gewöhnlich Haus des Kastor und Pollur genannt), die König Ludwig I. von Bayern 1842—49 durch den Oberbaurath von Gärtner ausführen ließ. An Anstalten besitzt A. 1 Centralforstlehranstalt (die gegenwärtig nach München verlegt werden soll), 1 Lyceum, 1 Gymnasium, 1 lat. Schule, 1 Gewerbe- und Handelsschule, 1 Studienseminar, 2 höhere weibliche Erziehungsanstalten; ferner 1 Bankinstitut, 2 Waisenhäuser und 1 Krankenhaus. Die hervorragendsten Industriezweige sind Fabrikation von Buntpapier, Leim, Tabak und Likör; auch die Bierbrauereien und der Handel mit Holz und Wein sind ansehnlich. Belustigungsorte und Spaziergänge in der Umgebung der Stadt sind das »Schöne Thal«, parkähnliche Anlagen, welche sich fast rings um A. ziehen; die Fasanerie und der vielbesuchte »Schöne Busch«, ein großer Park mit Seen, Irrgarten, Restauration ꝛc. Auf dem Friedhofe zu St. Agatha ruht W. Heinse, der Verfasser des »Ardinghello«, dem König Ludwig I. an der Mauer einen Denkstein setzen ließ. — A., in alten Urkunden Askapha, später Askiburgon genannt, bestand schon, ehe die Römer nach Deutschland kamen, die hier ein Castrum anlegten und dasselbe zu einem Standquartier für ihre Legionen bestimmten. Später erbauten sich die fränk. Hausmeier auf den Trümmern des Römerkastells ein Jagdschloß. Im 10. Jahrh. kam A., das bereits im 8. Jahrh. als Stadt genannt wird, an den Herzog Otto I. von Bayern und Alemannien, der ein Chorherrnstift und die Stiftskirche daselbst gründete, und nach dessen Tode durch Schenkung an die Kurfürsten-Erzbischöfe von Mainz, deren Sommerresidenz A. fortan wurde. Im Dreißigjährigen Kriege hatte die Stadt viel zu leiden; sie wurde 1631 von Gustav Adolf besetzt, 1634 nach der Schlacht bei Nördlingen von den Spaniern, 1646 von den Franzosen, noch in demselben Jahr von den Bayern und dann wieder von den Schweden, 1647 von dem kaiserl. General Garnier, sowie später (1672) von den Franzosen unter Turenne eingenommen. Nach Auflösung des Erzstifts Mainz (1803) ward A. Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums (s. oben) und kam mit diesem 1814 an Bayern. Bei A. wurde 14. Juli 1866 die österreichische Division Neipperg nach heftigem Kampf von der preuß. Division Göben geschlagen und zum Rückzug in die Stadt genöthigt, worauf diese von den Preußen im Sturm genommen wurde.

Aschango, Land im Innern Westafrika's, zwischen 1 und 2° südl. Br., 370 Kilom. von der Küste des Atlant. Oceans entfernt, bildet ein Hochland von durchschnittlich 500 Meter Erhebung mit höheren, von S. nach N. streichenden Gebirgen. Es ist ganz mit Wald oder tropischem Dickicht (Dschengel) bedeckt, zeigt aber geringe animalische Belebung. Eigenthümlich ist ihm eine Otterart, die Du Chaillu Potamogale velox nannte. Die Gewässer des Landes nehmen ihren Lauf nach O., um sich in einen Nebenfluß des Congo zu ergießen. Die Bewohner gehören zu den Bundavölkern und reden die Aschirasprache; sie sind Fetischanbeter, deren Rechtsvorstellungen auf dem jus talionis beruhen und bei denen, wie bei allen Bunda, der Gifttrank (Mbundu) über Schuld und Unschuld entscheidet. Sie zerfallen in viele kleinere Stämme und halten zahlreiche

Sklaven. Unter ihnen haust das merkwürdige Zwergvolk der Obongo, die eine schmutzig gelbe Hautfarbe, in Büscheln wachsendes, gekräuseltes Haupthaar haben und an Brust und Schenkeln wollig behaart sind. Die kleinsten Männer sind 1,3, die größten 1,5 Meter hoch. Erforscht wurde das Land 1864 von Du Chaillu, dessen Reiseberichte man mit Unrecht anzweifelte. Vgl. Du Chaillu, A Journey to Ashango Land (Lond. 1867).

Aschanti (Ashantee, As-janti), mächtiges Negerreich in Guinea, im Innern der Goldküste, südl. begrenzt von den unter brit. Oberhoheit stehenden Negerreichen Akim und Assin, östl. vom Voltafluß, westl. von Gaman; die Grenze nach N. zu ist unbekannt (s. Karte »Senegambien 2c.«). In früherer Zeit gehörten noch die sämmtlichen an der Goldküste zwischen den Mündungen des Volta und Prah gelegenen Landschaften zu A., das jetzt aber durch die Engländer 130 Kilom. weit von der Küste zurückgedrängt worden ist. A. im weitern Sinn mit seinen Tributärprovinzen umfaßt etwa 193,000 QKilom. (3500 QM.) mit 4,5 Mill. Einw., während für das eigentliche Reich wechselnd eine Einwohnerzahl von 1—2 Mill. angegeben wird. Die Bodengestaltung des letztern ist sehr ungenügend bekannt. Die Adansigebirge im S. und Aduarikenniberge im N. sind von geringer Erhebung; die fruchtbare, zum Theil mit üppigen Urwäldern bedeckte Ebene herrscht vor. Hauptfluß ist der Prah oder Busemprah mit dem Ofim. Der Boden des Landes ist meist leichter Lehm. Sowie das Land nach innen zu terrassenartig ansteigt, wird das Klima gemäßigt und in den höheren Berggegenden sogar dem italienischen entsprechend. Zweimal im Jahr, Ende Mai und Ende Oktober, ist Regenzeit, in welcher häufige Gewitter mit Hagelschauern vorkommen; dazwischen liegen die beiden Sommer. Die nutzbarsten Bäume der Wälder sind verschiedene Arten von Palmen, Gummibäume, zwei Arten von Baumwollbäumen; daneben wird aber die Baumwollstaude regelmäßig kultivirt, versponnen und verwebt. Uebrigens gedeihen hier fast alle tropischen Gewächse. Die Hauptnahrung gibt die Yamswurzel ab; Reis wird hin und wieder gebaut, stärker und verbreiteter ist die Pflege der Kürbisse, von denen man sowohl das Fleisch als Speise, wie die Schale zu allerlei Geräth benutzt. Das Thierreich zeichnet sich durch viele Gattungen und Species aus und trägt das allgemeine Gepräge der tropischen westafrikanischen Fauna. Schlangen kommen überall vor, von der kleinen Hausschlange, die fast in jeder Hütte anzutreffen ist, bis zur Boa Constrictor, die eine Länge von 8 Meter erreicht. Elefanten jagt man wegen ihrer Zähne, auch wird das Fleisch gegessen. Kamele kommen zuweilen mit maurischen Handelsleuten in das Land; Pferde kennt man fast gar nicht. Die Rinder sind klein, Kuhmilch verabscheuen die A.; die Schafe zeichnen sich durch Größe aus, haben aber eine haarartige Wolle. Hunde (die haarlosen und nicht bellenden Guineahunde) werden der Jagd wegen gehalten, und ihr Fleisch gehört zu den Lieblingsspeisen. Zahmes Geflügel, Hühner und Perlhühner, gibt es in allen Ortschaften. Die A. sind echte kraushaarige Neger, welche das Obschi sprechen; sie sind in den gewöhnlichen Gewerben, namentlich im Teppichweben und in Goldarbeiten geschickt. Ihr Land ist das eigentliche Goldland von Guinea und Gold das einzige Geld, welches bei ihnen in kleinen Stangen von bestimmtem Gewicht im Umlauf ist. Die Prunkgefäße bestehen immer aus Gold, das gewöhnliche Geschirr aus Kupfer oder Eisen. Das Gold wird meist aus dem Sande und dem Lehmboden der Flüsse ausgewaschen, seltener aus goldhaltigen Quarzgängen in den Gebirgen gewonnen. Der Reichthum verbreitet einen Luxus, den man in einem Negerlande nicht vermuthen sollte. Die Reiseberichte der engl. Gesandten sprechen von Festen, welche der König oder Vornehme gaben, wobei man auf Diwans und kostbaren Teppichen an Tischen saß, die ein tadelloses Leinenzeug deckte, und aus Goldgefäßen Kraftsuppen, delikat bereitete Speisen und Früchte verzehrte. Der Handel in A. hat eine große Ausdehnung gewonnen, wirkt belebend auf das Wohl und fördert die Ordnung. In den vom Handel durchzogenen Ortschaften befinden sich Niederlagen, in welchen man viele Waaren vorräthig findet, die aus den engl. Faktoreien an der Küste stammen. Zugleich hat sich ein sehr merkwürdiges, durch Gesetze geschütztes Kreditsystem entwickelt. Da es an Lastthieren fehlt, wird der Waarentransport durch Trägerkarawanen besorgt. Hauptstadt des Reichs und Residenz des Königs ist Kumasi, welche Stadt auf einem von Sumpf und von einem Bach umgebenen Granitfelsen liegt und 7 Kilom. im Umfang hat. Der große Marktplatz dient, wie in allen Städten Guinea's, als allgemeiner Sprechort, als Börse, Paradeplatz, Gesellschaftssaal; alle Feierlichkeiten, Hinrichtungen, Truppenmusterungen finden daselbst statt. Holländische Baumeister haben dem König einen zweistöckigen Palast gebaut, der nach europäischer Weise möblirt und verziert ist, zu dem aber die Schädel und Gerippe erschlagener Feinde, welche der König bei feierlichen Gelegenheiten stets ausstellt, einen widrigen Kontrast bilden. Die Zahl der Einwohner wird auf 100,000 geschätzt; bei Volksfesten und Herrschauen mögen 120—130,000 Menschen beisammen sein. Eine in Kumasi von den Wesleyanern errichtete Missionsstation ist wieder eingegangen.

Die Verfassung von A. kann man eine monarchisch-aristokratische nennen, indem der König von einer Art Reichsversammlung der Vornehmen umgeben ist, ohne deren Rath in Krieg und Frieden keine wichtige Entscheidung erfolgt. Die Großen, die man mit einem korrumpirten portug. Worte Cabosir nennt, beanspruchen auch einen Antheil an den Tributen, und mehr als einmal haben sie einen König entthront. Ueberhaupt bildet das Aschantireich nicht sowohl einen kompakten Staat, als einen Komplex von mehr oder weniger selbständigen Landschaften, die zum Herrscher in Kumasi nur in einem feudalen Verhältnis stehen und zum Theil neben eigenen Fürsten auch ihre eigenen Verfassungen beibehalten haben, auch vorzugsweise nur zu Tribut und zur Heerfolge verpflichtet sind. Doch hat der König die Macht, einem gefährlichen Großen den Befehl zu schicken, daß er sich das Leben nehme, und das Vermögen solcher, welche zu reich geworden sind, durch Steuern nach Belieben zu verringern. Der König ist der gesetzliche Erbe aller seiner Unterthanen, doch succedirt er nur in ihren Besitz an Gold, während die Sklaven, das Vieh und die Ländereien der Familie verbleiben. Die bei den A. wie bei allen Guineavölkern gebräuchliche Vielweiberei erscheint bei dem König auf die höchste Spitze getrieben. Das Oberhaupt dieses Negerstaats hat 3333 Weiber, welche Zahl beständig voll erhalten wird, da sie eine mystische ist, auf der das Staats-

wohl beruht. Einige dieser Frauen sind mit dem Range vollbürtiger Gattinnen bekleidet, eine von ihnen ist Königin, doch succedirt nicht der Sohn einer solchen dem König, sondern der Sohn seines ältesten Bruders oder seiner ältesten Schwester. Durch das ganze Land herrscht Sklaverei; doch werden die Sklaven im allgemeinen gut gehalten und reichlich verpflegt. Die Kranken, Schwachen und Verwachsenen stehen unter dem Schutze des Königs, sein Palast zu Kumasi ist eine Versorgungsanstalt für hülflose Kinder. Der Krieg ist für dieses Volk aber die hauptsächlichste und ehrenvollste Beschäftigung; die Feldzüge gelten vornehmlich den Völkern im Innern, die gegen die A. bedeutend im Nachtheil sind. Diese Kriege sind äußerst blutig. Wenn eben kein Mangel an Sklaven ist, werden alle Gefangenen getödtet, ganze Völkerstämme mit Feuer und Schwert ausgerottet. Die Gesetze der A. kosten fast noch mehr Blut, als die Kriege; sie sind von drakonischer Strenge, die leichtesten Vergehen werden mit dem Tode bestraft. Die Verurtheilten werden gewöhnlich nach Kumasi gebracht und für ein großes Fest aufgespart. Viele Menschenleben fordern auch die Opfer, die bei Festen politischer oder religiöser Natur und bei Leichenbegängnissen dargebracht werden. Bei großen Festen bemächtigt sich des Königs und der Großen ein förmlicher Wahnsinn, und die Sklaven, die sonst gut behandelt werden, fallen dann massenweise. Selbst ärmere Leute opfern bei Todesfällen einen oder zwei Sklaven, reichere wohl 30—40. Die Religion der A. ist Fetischismus. Sie verehren zwar eine höchste Gottheit, welche im Himmel thront und auf deren Altären kein Bild steht, glauben aber daneben auch an ein böses Wesen, unreine Geister und Gespenster, vor denen sie große Furcht haben. Die bösen Geister erscheinen ihnen personificirt als Schlangen, Krokodile, Leoparden; ihnen opfern sie auch, und die Geheimnisse der Priester bestehen hauptsächlich in den Mitteln, diese bösen Genien unschädlich oder geneigt zu machen.

Geschichtliches. Für den Gründer des Aschantireichs gilt der Häuptling Sai Turu, der zu Anfang des 18. Jahrh. mit Binnenstämmen den Strich eroberte, auf dem die von ihm erbaute Landeshauptstadt Kumasi liegt, und allmählich die Grenzen des Landes bedeutend ausdehnte. Im Anfang des 19. Jahrh. bekriegten die A. die Fanti, ein wohlhabendes und friedliches Volk, das mit den Engländern an der Goldküste im besten Einvernehmen lebte. In drei Feldzügen (1807, 1811, 1816) wurden die Fanti zum Theil unterworfen oder ausgerottet, und die ganze Küste fiel den A. anheim. Die Engländer hatten das Unheil von ihren Verbündeten nicht abwenden können, und in gleicher Weise mißlangen ihre Versuche, mit den A. in freundliche Beziehungen zu treten. Diese grollten wegen des Verbots des Sklavenhandels, forderten aber außer der Wiederherstellung desselben auch die Fortentrichtung der Subsidien, welche die Engländer den Fanti bezahlt hatten. Nach mehreren fruchtlosen Gesandtschaften ließen die Engländer das Schwert sprechen, doch verlief der Krieg für sie nicht glücklich. Der Feldzug von 1824 führte für sie nur Niederlagen herbei, ihr General Maccarthy, Statthalter von Sierra Leone, und mehr als tausend Soldaten starben im Gefecht oder durch Seuchen. Zwei Jahre lang dauerte der Krieg fort, bis es endlich 1826 dem neuen Gouverneur, Campbell, gelang, die A. hinter den Prahfluß zurückzutreiben und den Frieden herzustellen. Mit Ausnahme der noch den Dänen und Holländern gehörigen Küstenforts umfaßte von da ab das britische Gebiet an der Goldküste die Strecke von Apollonia im W. bis zur Mündung des Rio Volta im O., namentlich geriethen auch die Reiche Denkira und Wassaw, welche bisher unter A. gestanden, unter britischen Schutz. 1863 brach abermals Krieg zwischen A. und den Briten aus, der wiederum unglücklich für die letzteren verlief; sie vermochten nicht in das Land vorzudringen, blieben im Urwalde stecken, und als über die Hälfte der Truppen am Fieber zu Grunde gegangen war, beschloß man von Seiten Englands, den Feldzug abzubrechen. Ein eigentlicher Friedenszustand mit A. wurde indessen nicht herbeigeführt, dieses Land sah sich vielmehr fortwährend durch die Engländer benachtheiligt, zumal es ganz von der Küste abgeschnitten und im Handel auf die Vermittelung der Briten allein angewiesen war. 1850 waren nämlich die wenigen dänischen und 1872 die niederländischen Besitzungen (Axim, Elmina, Tschama, Apagia &c.) durch Kaufverträge an England übergegangen; A. aber behauptete namentlich auf Elmina Ansprüche zu besitzen und empfing dafür auch von den Niederländern eine Jahreszahlung, die von den Briten eingestellt wurde. Hierdurch beleidigt, beschloß Ende 1872 König Calil von A. Krieg gegen die Briten. Ein über 30,000 Mann starkes Heer unter General Aquamatia fiel in das Schutzgebiet der Engländer ein, verwüstete das Fantiland und schlug im Frühjahr und Sommer 1873 wiederholt die unter brit. Schutz stehenden Neger. Der Erfolg war anfangs für A., und die Briten sahen sich nur auf ihre Forts an der Küste beschränkt; das Bombardiren verschiedener von den A. besetzter Küstenorte, wie Elmina, Aquidah, Tschama, vermochte den A. auch keinen Abbruch zu thun, und erst als England große Anstrengungen machte und europ. Truppen unter General Garnet Wolseley nach der Goldküste sandte, gelang es mit Schluß 1873 nach einigen Scharmützeln den übermüthigen Feind hinter den Grenzfluß Prah zurückzutreiben (s. Goldküste). Vgl. E. Bowdich, Mission from Cape Coast Castle to Ashantee (Lond. 1819; deutsch, Weim. 1820); Dupuis, Journal of a residence in A. (das. 1824); Meredith, Account of the Gold coast (das. 1819); Cruikshank, Ein 18jähriger Aufenthalt auf der Goldküste (Leipz. o. J.); Wilson, Western Africa (Lond. 1856; deutsch, Leipz. 1862).

Aschbach, Joseph, deutscher Geschichtsforscher, 29. April 1801 zu Höchst am Main geboren, studirte in Heidelberg seit 1819 Theologie und Philosophie, wandte sich dann, durch Schlosser angeregt, der Geschichte zu. Seit 1823 Professor am Gymnasium zu Frankfurt, wurde er 1842 als Professor der Geschichte an die Universität zu Bonn, 1853 in gleicher Eigenschaft und als Leiter des histor. Seminars nach Wien berufen. In seiner »Geschichte der Westgothen« (Frankf. 1827) hat er eine bis dahin sehr dunkle Partie der Geschichte aufgeklärt. Ihr folgten die »Geschichte der Omajjaden in Spanien« (Frankf. 1829—30, 2 Bde.; neue Aufl., Wien 1860), die »Geschichte Spaniens und Portugals zur Zeit der Herrschaft der Almorawiden und Almohaden« (das. 1833—37, 2. Bde.) und die »Geschichte der Heruler und Gepiden« (Frankf. 1835, zuerst in Schlossers »Archiv für Geschichte und

Literatur«). Anerkennenswerth ist seine »Geschichte Kaiser Sigismunds« (Hamb. 1838—45, 4 Bde.). Außerdem verfaßte er aus bisher wenig oder gar nicht benutzten archivalischen Quellen die »Urkundliche Geschichte der Grafen von Wertheim« (Frankf. 1843, 2 Bde.), welches Werk zur Aufklärung über die fränk. Adelsgeschlechter im Mittelalter einen höchst wichtigen Beitrag liefert. Das von ihm herausgegebene »Allgemeine Kirchenlexikon« (das. 1846—1850, 4 Bde.) behandelt, ohne konfessionelle Polemik, das Wissenswürdigste aus der gesammten Theologie und ihren Hülfswissenschaften. Noch veröffentlichte er »Geschichte der Wiener Universität im 1. Jahrh. ihres Bestehens« (Wien 1865) als Festschrift zu ihrer 500jährigen Gründungsfeier. Großes Aufsehen erregte Aschbachs Schrift »Roswitha und Konrad Celtes« (2. Aufl., Wien 1868), worin er nachzuweisen suchte, daß der bisher allgemein der Gandersheimer Nonne zugeschriebene Panegyrikus auf Kaiser Otto d. Gr. nicht deren Werk, sondern ein Gedicht des Konrad Celtes, also aus dem 16. Jahrh. sei. In der über diese Frage entstandenen Polemik ist jedoch die Ansicht Aschbachs, namentlich durch Köpke (»Ottonische Studien«, Bd. 2, Berl. 1869) und Waitz, als eine übereilte, durchaus unhaltbare Hypothese erwiesen worden.

Aschblei, s. v. w. Wismut.

Asche, die bei der Verbrennung organischer Stoffe zurückbleibenden mineralischen Bestandtheile derselben. Alle Organismen bedürfen zu ihrer Entwickelung und Erhaltung mineralischer Stoffe, welche im Körper bestimmte Funktionen ausüben und daher auch in den einzelnen Organen in ungleicher Menge und Mischung vorhanden sind. Beim Verbrennen werden unter Hinzutritt des Sauerstoffs der Luft die Kohlenstoffverbindungen der Organismen in Kohlensäure, Wasser 2c. verwandelt, und die mineralischen Stoffe bleiben zurück. Indeß brauchen dieselben gerade nicht in solcher Form, wie sie in der A. vorliegen, in den Organismen enthalten gewesen zu sein, vielmehr ist die Gruppirung der Elemente durch den Verbrennungsproceß sehr wesentlich verändert worden. Diese Verhältnisse sind noch keineswegs vollständig aufgeklärt, aber man weiß z. B., daß die Salze der Pflanzensäuren in der A. als Kohlensäuresalze erscheinen. Alle chlorophyllhaltigen Pflanzen enthalten stets Phosphor, Schwefel, Kalium, Calcium, Magnesium, Eisen, außerdem fast immer Chlor, Kieselsäure, Natrium, häufig Jod, Fluor, Aluminium, Mangan, sehr selten, oder äußerst sparsam Bor, Brom, Lithium, Rubidium, Baryum, Strontium, Zink, Kobalt, Nickel, Kupfer. Die quantitative Zusammensetzung der A. derselben Pflanze schwankt in gewissen Grenzen nach der Beschaffenheit des Bodens, gute Durchschnittszahlen gibt die folgende Tabelle I. Dieselbe bezieht sich auf Reinasche, d. h. auf Rohasche, wie sie bei der Einäscherung gewonnen wird, minus Kohlentheilchen, Sand und Kohlensäure. Torf enthält 1—18 Proc., Braunkohle 1—40 Proc., Steinkohle 1—30, aber nur selten über 12 Proc. A. (vgl. die Tabelle II, S. 992). Pflanzenasche gibt an Wasser kohlensaures, schwefelsaures, kieselsaures Alkali, Chlorkalium, Chlornatrium und etwaige Jod- und Bromverbindungen ab, während Kieselsäure, Kohlensäure und phosphorsaure Kalkerde, Magnesia, Eisenoxyd und Manganoxyd ungelöst zurückbleiben. Thierische A. ist durchweg reicher an Phosphorsäure, und Knochenasche besteht fast ausschließlich aus phosphorsaurem Kalk und phosphorsaurer Magnesia; bisweilen enthält

Aschen-Analysen, Tabelle I.

	Schwefelsäure	Phosphorsäure	Kieselsäure	Chlor	Kali	Natron	Kalk	Magnesia	Gesammtasche
Wiesengras	1,2	1,5	6,9	0,6	6,0	1,6	2,7	1,1	23,3
Rothklee	0,4	1,3	0,4	0,5	4,6	0,2	4,6	1,6	13,4
Luzerne	1,1	1,5	0,4	0,3	4,5	0,2	8,5	1,6	17,6
Esparsette	0,4	1,2	0,5	0,3	4,6	0,2	3,7	0,7	11,6
Futterhafer	0,2	2,4	5,2	0,8	7,1	0,8	1,2	0,6	17,0
Futterroggen	0,2	2,4	5,2	—	6,3	0,1	1,2	0,5	16,3
Buchweizen	0,5	1,1	0,4	0,1	4,3	0,2	6,6	3,7	17,5
Grünraps	2,2	1,2	0,4	1,0	4,4	0,5	3,1	0,6	13,5
Grünmais	0,3	0,7	0,1	0,4	2,8	0,2	1,2	1,1	8,2
Weizen	0,4	8,2	0,3	—	5,5	0,6	0,6	2,2	17,1
Roggen	0,4	8,2	0,3	—	5,4	0,3	0,5	1,9	17,3
Gerste	0,5	7,2	5,9	—	4,8	0,6	0,5	1,8	21,8
Hafer	0,4	5,5	12,3	—	4,2	1,0	1,0	1,8	26,4
Mais	0,1	5,5	0,3	0,6	3,3	0,2	0,3	1,8	12,3
Hirse	0,1	9,1	20,5	—	4,7	0,4	0,4	3,3	39,1
Buchweizen	0,2	4,4	—	—	2,1	0,6	0,3	1,2	9,2
Reis, ungeschält	0,4	32,6	0,4	—	12,7	3,1	3,5	5,9	69
Reis, geschält	—	1,7	0,1	—	0,8	0,2	0,1	0,5	3,4
Raps	1,3	16,4	0,4	0,1	8,8	0,4	5,2	4,6	37,3
Lein	0,4	13,0	0,4	—	10,4	0,6	2,7	4,2	32,2
Hanf	0,1	17,5	5,7	0,1	9,7	0,4	11,3	2,7	48,1
Mohn	1,0	16,4	1,7	2,3	7,1	0,5	18,5	5,0	51,2
Erbsen	0,8	8,8	0,2	0,6	9,8	0,9	1,2	1,8	24,2
Wicken	0,9	7,9	0,4	0,2	6,3	2,2	0,6	1,9	20,7
Saubohnen	1,5	11,6	0,4	0,8	12,0	0,4	1,5	2,0	29,6
Linsen	—	5,2	0,2	0,6	7,7	1,8	0,9	0,4	17,5
Lupinen	2,3	8,7	0,3	0,6	11,4	6,0	2,7	2,1	34,0
Eicheln	0,2	1,6	—	0,8	6,2	0,1	0,7	0,5	10
Roßkastanien	0,2	2,7	—	0,8	7,1	—	1,4	0,1	12
Bucheln	0,6	5,6	0,5	0,1	6,2	2,7	6,7	3,1	27
Traubenkerne	0,6	5,9	0,3	0,1	7,1	—	8,4	2,1	25
Aepfel	0,3	0,6	0,1	—	1,4	0,9	0,1	0,3	3,4
Birnen	0,2	0,5	0,1	—	1,6	0,3	0,3	0,2	3,4
Kirschen	0,3	1,1	0,6	0,2	3,5	0,2	0,5	0,3	6,4
Pflaumen	0,3	0,8	0,1	—	3,1	—	0,5	0,3	5,1
Stachelbeeren	0,2	0,7	0,1	—	1,5	0,4	0,5	0,2	3,5
Kartoffel	0,6	1,8	0,2	0,3	5,6	0,1	0,2	0,4	9,4
Topinambur	0,3	1,6	—	0,2	6,7	—	0,4	0,3	10,3
Futterrunkel	0,3	0,8	0,2	0,5	4,3	1,2	0,4	0,4	8,0
Runkelrübe	0,4	1,1	0,3	0,2	4,0	0,8	0,5	0,7	8,0
Turnipsrübe	1,1	1,0	0,2	0,3	3,0	0,8	0,8	0,3	7,5
Weiße Rübe	0,4	1,1	0,1	0,4	3,1	0,2	0,8	0,1	6,1
Erdkohlrabi	0,8	1,4	0,1	—	4,9	0,6	0,9	0,2	9,5
Möhre	0,6	1,1	0,2	0,3	3,2	1,9	0,9	0,5	8,8
Cichorienwurzel im Okt.	1,0	1,5	0,8	0,4	4,2	0,8	0,9	0,7	10,4
Kartoffelblätter	0,6	0,6	0,5	0,4	0,7	0,1	5,5	2,7	11,8
Zuckerrübenblätter	1,4	1,3	0,6	1,0	4,0	3,0	3,6	3,3	18,0
Weißkraut	1,1	2,0	0,1	0,3	6,0	0,5	1,9	0,4	12,4
Leinpflanze	1,6	7,4	0,8	1,9	11,3	1,5	5,0	2,9	32,3
Hanfpflanze	0,8	3,3	2,1	0,7	5,2	0,9	12,2	2,7	28,2
Hopfenpflanze	3,8	9,0	15,9	3,4	19,4	2,8	11,8	4,3	74,0
Tabak	7,7	7,1	19,0	8,8	54,1	7,3	73,1	20,7	197,6
Krepp	1,7	3,0	2,1	5,4	17,1	8,7	19,5	2,3	60
Heidekraut	1,6	1,8	12,7	0,8	4,8	1,9	6,8	3,0	36,1
Schachtelhalm	12,9	4,1	110,0	11,7	27,0	1,0	25,6	4,7	204,4
Rietgras	2,3	4,7	21,8	3,9	23,1	5,1	3,7	2,9	69,5
Binsen	4,0	2,9	5,0	6,5	16,7	3,0	4,3	2,9	45,6
Winterweizenstroh	1,2	2,3	28,2	—	4,9	1,2	4,6	1,1	42,6
Winterroggenstroh	0,8	1,9	23,7	—	7,6	1,3	3,1	1,3	40,7
Sommerroggenstroh	1,2	3,1	26,6	—	11,1	—	4,4	1,3	47,6
Gerstenstroh	1,6	1,9	23,6	—	9,3	2,0	3,3	1,1	43,9
Haferstroh	1,5	1,8	21,2	—	9,7	2,3	3,6	1,8	44,0
Maisstroh	2,5	3,8	17,9	—	16,6	0,5	5,0	2,6	47,2
Erbsenstroh	2,8	3,8	2,8	—	10,7	2,6	18,6	3,8	49,2
Buchweizenstroh	2,7	6,1	2,8	4,0	24,1	1,1	9,5	1,9	51,7
Buchenblätter	2,1	2,4	19,5	—	3,0	0,3	25,8	3,4	57,4
Maulbeerbaumblätter	0,1	1,2	4,1	—	2,3	—	0,3	0,8	11,7
Kiefernadeln	0,2	1,3	0,8	0,3	0,6	—	2,6	0,6	6,3
Apfelbaumholz	0,3	0,5	6,2	—	1,3	0,2	7,8	0,6	11
Sauerkirschenholz	0,2	0,9	1,0	1,3	0,6	0,6	3,7	1,0	14
Roßkastanienholz	—	5,9	0,2	0,4	5,5	—	14,3	1,5	28
Buchenholz	0,1	0,3	0,3	—	0,9	0,2	3,1	0,5	5
Eichenholz	0,1	0,3	0,1	—	0,5	0,2	3,7	0,2	5
Birkenholz	—	0,2	0,1	—	0,3	0,2	1,5	0,2	2,6
Tannenholz	0,1	0,1	0,2	—	0,4	0,2	1,2	0,1	2,4
Fichtenholz	0,1	0,1	0,1	—	0,1	0,6	1,0	0,1	2,1
Kiefernholz	0,1	0,2	0,4	—	0,3	0,1	1,3	0,2	2,6
Roßkastanienrinde	0,1	3,9	0,4	0,5	13,5	—	34,3	2,2	55,9
Birkenrinde	0,2	0,8	2,3	0,2	0,4	0,6	5,2	0,9	11,3
Tannenrinde	0,5	0,7	2,3	0,3	2,3	0,9	19,6	0,8	28,1
Fichtenrinde	0,2	0,6	3,8	0,1	1,3	1,0	14,9	1,1	23,9

Aschen-Analysen, Tabelle II.

	Schwefelsäure	Phosphorsäure	Kieselsäure	Chlor	Kali	Natron	Kalk	Magnesia	Eisenoxyd	Thonerde
Schwerer dichter Torf	8,68	3,68	2,26	0,64	0,85	—	45,73	—	6,88	0,90
Leichter lockerer Torf	5,69	1,13	1,03	0,29	0,20	0,84	33,29	3,03	25,28	1,38
Braunkohle von Artern	9,17	—	3,12	—	0,99	1,72	20,56	2,16	32,78	29,60
Braunkohle von Edeleny	12,35	—	36,01	1,55	2,38	0,38	15,62	3,64	5,05	23,7
Steinkohle aus Wales	3,84	0,40	59,27	—	—	—	6,02	1,35	29,09	
Steinkohle aus Schottland	8,38	1,18	61,66	—	—	—	2,62	1,73	24,42	

thierische A. Cyanverbindungen. Man benutzte die A. früher allgemein zur Potaschen- und Sodabereitung, diese Verwendung ist gegenwärtig sehr zurückgetreten, doch werden noch immer für Bleicherei, Färberei, Seifensiederei ꝛc. Laugen aus A. bereitet. Außerdem dient A. zur Glas- und Fayencefabrikation, zu porösen Herden für hüttenmännische Processe, zur Jod- und Brombereitung aus Seetang (Kelp und Varec), als Dünger, zu nassen und trockenen Bädern, als schlechter Wärmeleiter ꝛc. Vgl. Wolff, Aschenanalysen von landwirtschaftlichen Produkten, Fabrikabfällen und wildwachsenden Pflanzen (Berl. 1871).

Die A. ist fast bei allen Völkern Symbol der Vergänglichkeit. Das Bestreuen des Hauptes mit A. war bei den Israeliten ein Zeichen der Buße, Reue und Trauer. Auch in der alten christlichen Kirche gehörte das »Gehen in Sack und A.« zur Kirchenbuße. Doch deuten derartige Ausdrücke nur auf ein Bewerfen gewisser oder aller Körpertheile mit A., gleichsam als ob man darin wirklich gesessen oder gelegen hätte.

Asche, Metallasche, s. v. w. Metalloxyd; so ist z. B. Bleiasche durch Erhitzen von Blei an der Luft zu erhalten, Bleioxyd, bei unvollständiger Oxydation gemischt mit Bleisuboxyd.

Asche, vulkanische, eine nicht passend gewählte Benennung für die feinsten staubartigen Eruptionsprodukte der Vulkane. Die Bezeichnung ist deshalb nicht zutreffend, weil wir mit dem Worte A. sonst immer die mineralischen Reste einer Verbrennung organischer oder kohlenartiger Körper bezeichnen, womit aber die vulkan. A. ihrer Natur und Bildung nach gar nichts gemein hat. Sie besteht aus denselben Bestandtheilen wie die Laven der betreffenden Vulkane, und ist auch nichts anderes, als eine zu Staub explodirte Lava, welche durch Luftströmungen oft in sehr große Entfernungen getragen wird. Sie ist gewöhnlich von heller Farbe, und durch mikroskopische Untersuchung lassen sich Glassplitter, Magneteisen, Fragmente von Augit-, Feldspat- oder Leucitkrystallen ꝛc., je nach der Natur der Laven der betreffenden Vulkane, als ihre Bestandtheile erkennen (s. Vulkane, Vulkanische Gesteine).

Aschenbad (Aschenbett), trockenes Bad aus ungelaugter, reingesiebter warmer Holz- oder Torfasche, wirkt als anhaltend und gelind reizendes Ableitungsmittel (s. d.) auf die Haut. Man benutzt die Asche auch ihres Laugengehaltes wegen zu reizenden Fußbädern, mit Zusätzen von Kochsalz oder Mutterlauge, um den Blutandrang nach dem Kopfe, nach der Brust zu vermeiden, oder um bei kärglicher oder fehlender Menstruation eine Blutwallung nach den Beckenorganen hin hervorzurufen.

Aschenbrödel (eigentlich »Küchenjunge«), Hauptperson eines bekannten deutschen Volksmärchens, eine Königstochter, die von ihren neidischen und hochmüthigen Schwestern auf das erniedrigendste behandelt wird, bis ihre Tugend und Schönheit die Liebe eines Königssohns gewinnt und so den Sieg davonträgt. Das Märchen bildet den Stoff von Platens satirischer Komödie »Der gläserne Pantoffel« und den Opern »Cendrillon« von Isouard und »Cenerentola« von Rossini; auch von der bildenden Kunst wurde es vielfach zum Gegenstand gewählt (neuerlich von M. v. Schwind).

Aschenkrug, s. v. w. Urne.

Aschenpflanze, s. v. w. Cineraria.

Aschenregen, das Herabfallen von Asche und ascheähnlichem Staub aus der Luft, ist meist, und, wo es im großen sich ereignet, immer die Folge von vulkan. Eruptionen. Es kommt entweder als trockener A. oder in Wassertropfen vor, welche die Asche zu einem feinen Schlamm aufgelöst haben. Durch trockene A. wurden z. B. Pompeji und Herculaneum verschüttet; in Canada sind nasse A. nicht gar selten. Vgl. Asche, vulkanische.

Ascher (Asser), einer der zwölf israelitischen Stämme, erhielt bei der Vertheilung Kanaans einen schmalen Landstrich, längs der Nordküste vom Karmel bis Sidon, vermochte denselben aber niemals ganz einzunehmen.

Aschera, phönikisch-syrische Göttin, benannt nach ihrem sie gewöhnlich vertretenden Bilde: einem Baumstamm, dessen Aeste und Krone abgehauen waren, als Symbol der zeugenden, befruchtenden Naturkraft, wie der phrygischen Göttermutter auch zu Rom beim Frühlingsäquinoktium eine Pinie aufgestellt ward (s. Atys), und wie ja selbst der Name des zuerst aus dem Winterschlaf erwachenden Mandelbaums (Amygdalea) seinem semitischen Ursprung nach als »Große Mutter« gedeutet wird. Der unzüchtige Dienst der A. stellt sie neben die Berut (eigentlich »Cypresse«) oder die Venus des Libanon, d. i. die Baaltis von Byblos (bei den Babyloniern Mylitta); ebenso, daß sie trotz ihrer vorwiegend tellurischen Bedeutung auch den Mond und den Planeten Venus zum Substrat erhielt, sowie daß man ihr männliche Gottheiten (Baal-Moloch) zu Genossen gibt.

Aschermittwoch (Aschertag), der Mittwoch nach dem Sonntag Estomihi, der erste Tag der großen Fasten, so genannt von dem in der kathol. Kirche an diesem Tage üblichen Gebrauch des Bestreuens des Hauptes mit Asche zum Zeichen der Buße. Es wird die Asche von Palmen oder anderen Zweigen, die im vorhergehenden Jahr geweiht waren, vor der Messe auf den Altar gestellt, unter Gebet mit Weihwasser und Räucherung geweiht und vom Priester unter den Worten: Memento quod cinis es et in cinerem reverteris (»gedenke, daß du Asche bist und wieder zu Asche werden wirst«) den einzeln niederknieenden Gläubigen auf das Haupt gestreut. Der celebrirende Priester ertheilt sich, wenn kein anderer Geistlicher zugegen ist, knieend und schweigend die Einäscherung selbst; ebenso empfängt sie der Papst von einem Kardinal ohne die begleitenden Worte. Die Sitte, vielleicht schon von Gregor d. Gr. (590—604) in das kirchl. Ritual eingeführt, ward von Cölestin III. 1194 sanktionirt. Die griechische

Kirche kennt sie nicht. In der alten Kirche war Einäscherung nur den zur Kirchenbuße Verurtheilten vorgeschrieben.

Aschersleben, Hauptort der alten Grafschaft Askanien, jetzt Kreisstadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Eine, welche unweit der Stadt in die Wipper fällt, und an der Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn, ist Sitz einer Deputation des Quedlinburger Kreisgerichts, sowie Stabsquartier des 10. Magdeburgischen Husarenregiments, hat zwei evangel., eine reformirte und eine kathol. Kirche, eine Synagoge, eine Realschule erster Ordnung, ein Armen- und ein Krankenhaus, zwei Hospitäler und (1871) 16,710 Einw., welche bedeutenden Landbau treiben. Als die hervorragendsten Industriezweige sind zu nennen: Wollwaarenfabrikation und Weberei (in etwa 50 größeren und kleineren Etablissements, hauptsächlich für Decken und Flanell), Färberei, Fabrikation von Maschinen, Papierwaaren, Zucker, Knochenkohle und künstlichem Dünger, Ziegelbrennerei 2c. In der Nähe befinden sich 2 Braunkohlenwerke, ferner das Salzkoth, eine Soolquelle, die jetzt als Bad (Wilhelmsbad) benutzt wird, und auf dem nahen Wolfsberg eine Burgruine (s. Askanien). A. ward wahrscheinlich erst um 1100 erbaut, gehörte bis 1318 dem Hause Anhalt und wurde dann nebst der Grafschaft dem Bisthum Halberstadt einverleibt. Im Jahr 1540 fand die Reformation allgemeinen Eingang in A. Der Wohlstand der Stadt erlitt einen harten Stoß durch den Dreißigjährigen Krieg, während dessen sie von den Truppen aller Parteien durchzogen, besetzt, gebrandschatzt und geplündert wurde. Durch den Westfälischen Frieden (1648) kam sie an Brandenburg, gehörte dann von 1808 an zum Königreich Westfalen, nach dessen Zerfall (1813) sie wieder preußisch ward.

Aschhuhn, s. v. w. Wasserralle.

Aschraf (arab.), Mehrzahl von Scherif, Beiname mehrerer Fürsten, Gelehrten 2c., z. B. A. Musa.

Aschraf (Eschref), Stadt in der pers. Provinz Masenderan, zwischen Sari und Astrabad, unweit des Kaspischen Meeres, war einst eine prachtvolle Stadt mit 300 Bädern und mehr als 20,000 Einw., Lieblingssitz des Schah Abbas, der hier glänzenden Hof hielt; jetzt ein unbedeutender Ort von 840 Häusern. Unter den großartigen Trümmern, welche denselben umgeben, erregen die des Suffiabad (»Sternwarte«) und das Grabgewölbe eines Nachkommen der 12 Imame besondere Aufmerksamkeit. In A. wurde 3. Okt. 1727 Friede zwischen den Türken und Persern geschlossen.

Aschraf Schah, vom Stamme der Gildschihs-Afghanen, Sohn des von Mir Mahmud getödteten Mir Abdallah, schwang sich als Nachfolger Mir Mahmuds zum Herrscher eines Theils des von den Afghanen unterworfenen Persien auf, wurde aber 1730 gestürzt. S. Persien, Geschichte.

Asciano (spr. aschahno), Flecken in der ital. Provinz Siena, am Ombrone und an der Eisenbahn von Florenz nach Rom, hat mehrere schöne Kirchen mit werthvollen Gemälden, Mineralquellen nebst Badeanstalt und 2500 Einw. Von A. führt seit kurzem eine Seitenbahn nach Grosseto an der Küste. Südlich dabei liegt auf waldigen Felshöhen des Berges Acona die ehemalige Abtei Monte Oliveto, die Pflanzstätte der Olivetaner, mit berühmten Freskèn aus dem Leben des heil. Benedikt.

Ascidien (griech., Seescheiden), Ordnung der zu den Mollusken gehörenden Mantelthiere (Tunicata), s. d.

Ascidium (lat., Blattschlauch), in der Botanik eine dem Kannenstrauch (Nepenthes) eigenthümliche Blattform, bei welcher an der Spitze eines rankenförmigen, in der Mitte verbreiterten Blattstieles ein aufrechter krugförmiger Körper steht, der am Ende offen ist und daselbst einen deckelartigen Fortsatz trägt. In seiner Höhlung ist etwas wässerige Flüssigkeit vorhanden, welche in dem A. selbst von der Pflanze abgeschieden wird.

Ascii (lat., Schattenlose), die Bewohner der heißen Zone, weil sie zu der Zeit, wo die Sonne in ihrem Zenith steht, keinen Schatten werfen. Insofern zu anderen Zeiten ihr Schatten bald nord-, bald südwärts fällt, heißen sie Zweischattige (Amphiscii). In den gemäßigten Zonen fällt der Schatten mittags das ganze Jahr hindurch nach derselben Himmelsgegend, und zwar in der nördlichen nach N., in der südlichen nach S.; ihre Bewohner heißen daher Einschattige (Heteroscii), auch Gegenschattige (Antiscii). In den kalten Zonen sind die Bewohner, so lange die Sonne noch auf- und untergeht, auch Einschattige; bleibt sie aber 24 Stunden und länger über dem Horizont, so geht ihr Schatten im Kreise um sie herum, daher sie Ringsumschattige (Periscii) genannt werden.

Ascites (lat.), s. Bauchwassersucht.

Asclepiadeae, s. Asklepiadeen.

Asclepias *L.* (Schwalbenwurz, Seidenpflanze), Pflanzengattung aus der Familie der Asklepiadeen, aufrechte, selten kletternde oder windende, Milchsaft führende Kräuter mit seitenständigen, vielstrahligen Blütendolden und fünftheiliger Blumenkrone mit radförmig zurückgeschlagenen Zipfeln, in der Mitte mit einer Krone von 5 kappenartigen Anhängseln des Mittelbandes der Staubbeutel mit einem einwärts gekrümmten Häkchen; die Samen sind mit einem seidenglänzenden Haarschopf versehen. Die meisten Arten finden sich in Nordamerika und Brasilien. A. syriaca *L.* (A. Cornuti *Decsne*), aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Canada, in den Mittelmeerländern, in Oberösterreich, Deutschland und Südrußland verwildert, hat eine perennirende daumendicke, weiße, fleischige, einfache Wurzel, 1,25—1,6 Meter hohe einfache Stengel, große gegenständige, kurz gestielte, länglich eiförmige, oben kahle und dunkelgrüne, unten weißgraue und zartwollige Blätter und rosenfarbene Blüten im Juni und Juli. Die 10—13 Centim. langen Fruchtkapseln enthalten zahlreiche Samen, welche mit einem großen, weißen, seidenglänzenden Haarschopf versehen sind. Die Samen enthalten 25 Proc. fettes Oel, das ausgewachsene Haar ist 2—2,8 Centim. lang, ungemein leicht, vollständig glatt, ohne Windungen und sehr spröde. Man hat die Pflanze wegen dieser Samenhaare (vegetabilische Seide, Soyeuse, Soie végétale) wiederholt zum Anbau als Gespinstpflanze empfohlen, auch ihren Bast, welcher ebenso spröde wie das Haar ist, zu benutzen versucht, aber ohne Erfolg; die meiste Beachtung verdient die Pflanze als vortreffliches Bienenfutter. Sie strotzt von einem zähen, scharfen, weißen, Federharz enthaltenden Milchsaft, der einen eigenthümlichen Stoff, das Asklepion, enthält. In Nordamerika gilt die Rinde der Wurzel als Heilmittel, und die zarten Sprossen sollen daselbst gekocht wie Spargel genossen werden. Vgl. Meitzen, Ueber den Werth

der A. Cornuti (Gött. 1862). Mehr Bedeutung als Faserpflanzen scheinen A. curassarica *L.* und volubilis *L.*, beide in Westindien und Südamerika, zu besitzen. Die Wurzel von A. asthmatica *L.*, in Ostindien, dient als Ersatzmittel der Ipecacuanha. Eine schöne Zierpflanze ist A. mexicana *Cav.*, ein Halbstrauch in Mexiko, mit einfachem, krautartigem, röthlichem, unten filzigem, oben glattem Stengel, im Quirl stehenden linien-lanzettförmigen, etwas zurückgerollten unteren Blättern und weißröthlichen, in seiten- und endständigen Dolden stehenden Blüten.

Ascoli, Graziadio Isaia, ital. Philolog, besonders hervorragend in vergleichender Sprachforschung, wurde 16. Juli 1829 zu Görz geboren und von seinen israelitischen Eltern zum Kaufmannsstande bestimmt. Der junge Mann war jedoch mit einem ungewöhnlich feinen Verständnis für Sprachformen ausgestattet; ohne Anleitung brachte er es hierdurch in Sprachstudien so weit, daß er schon im 16. Lebensjahr eine vortreffliche Arbeit über das bis dahin noch nicht beachtete Friaul'sche veröffentlichen konnte, die durch das Wiener biographische Lexikon allgemeiner bekannt wurde. Das Hauptsammelwerk seiner Arbeiten bilden die späteren »Studj orientali e linguistici«. Es wurden zwar einzelne Abhandlungen, wie jene über den Nachweis semitischer Elemente im Etruskischen, äußerst heftig in jesuitischen Blättern angegriffen, allein A. hatte seine große Befähigung zur Lösung sprachlicher Probleme bewiesen, seine Arbeiten fanden die anerkennendste Beurtheilung und Benutzung bei den deutschen Linguisten, und es erfolgte 1860 seine Berufung an die Akademie zu Mailand, wo er seit 1861 als außerordentlicher Professor der Sprachwissenschaft wirkt. Das Interesse an Sprachvergleichung und Sanskritstudien ist durch ihn unter den Italienern bedeutend gefördert worden, die namhaftesten jüngeren Docenten seines Vaterlandes nennen sich seine Schüler und verdanken ihm weitere Anregung. A. ist der Begründer und Hauptvertreter der arisch-semitischen Theorie, welche es unternimmt, auch eine formale Verwandtschaft beider Sprachen zu erweisen. Eine Uebersicht über seine Arbeiten, unter welchen seine »Fonologia comparata del sanscrito, del greco e del latino« (Turin 1870, Bd. 1; deutsch von Bazzigher und Schweizer-Sidler, Halle 1872) als ein wichtiges Handbuch in der von ihm vertretenen Disciplin hervorragt, gab De Gubernatis in der »Rivista Europea« (Flor. 1872).

Ascoli Piceno, eine zu den sogen. Marken gehörige Provinz Mittelitaliens, am Adriatischen Meer, wird von den Provinzen Macerata, Umbrien und den Abruzzen umschlossen und zählt (1871) auf 2096 QKilom. (38,06 QM.) 203,004 Einw. Das Ländchen umfaßt die alte Mark Fermo, ein fruchtbares und schönes Hügelland mit parallelen Höhenzügen, und den südlichen Theil des alten Picenum oder der Mark Ancona. Es wird von zahlreichen Küstenflüssen (Tronto, Aso, Tenna, Chienti rc.) bewässert und hat ein so mildes Klima, daß Agrumi ohne Pflege und unter freiem Himmel gedeihen. Auch Mineralien, wie Alabaster, Steinkohlen, Silber und Eisenerz, sogar Gold, finden sich in A.; dazu an der Küste, welche jetzt die Eisenbahn durchschneidet, Porzellanerde und Seesalz. Die Provinz zerfällt in 2 Kreise: A. und Fermo.

Die gleichnamige Hauptstadt, am Tronto, südl. von Ancona gelegen, ist Bischofssitz, hat ein Gymnasium und eine techn. Schule, Industrie in Majolika, Glas, Eisenwaaren, Seide, Konfitüren rc. und (1871) 22,937 Einw. A. hieß im Alterthum Ascŭlum und war die Hauptstadt der Picentiner (daher Ascŭlum Picēnum), unter den Römern ein Municipium. Im Jahr 90 v. Chr. gab A. durch die Ermordung des Prokonsuls Q. Servilius das Signal zum Bundesgenossenkrieg und wurde deshalb nach der Eroberung durch den Konsul Pompejus Strabo (89) eingeäschert und der Erde gleich gemacht.

Ascŏli Satrīano, Stadt in der ital. Provinz Capitanata, Bischofssitz mit 5700 Einw., das alte Asculum Apulum oder A. Satrianum, berühmt durch die Schlacht, welche Pyrrhus 279 v. Chr. hier gegen den röm. Konsul Fabricius gewann. Im 12. Jahrh. von Roger, dem Sohn Robert Guiscards, zerstört, kam sie nicht wieder zu Bedeutung.

Asconius, Q. Pedianus, röm. Grammatiker, aus Padua, blühte um 30—60 und starb in hohem Alter unter Domitian. Seine nicht ganz erhaltenen Kommentare über 9 Reden des Cicero sind antiquarisch werthvoll; sie wurden herausgegeben aus der (einzigen) St. Gallischen Handschrift, Venedig 1447, mit Anmerkungen von Manutius, Venedig 1547, am besten in den Scholien zu Cicero von Orelli und Baiter, Bd. 5 (Zürich 1833). Eine Monographie über A. schrieb Madvig (Kopenh. 1828).

Ascott Heath (spr. äskott heth), große Heideebene in der engl. Grafschaft Berks, 7 Kilom. von Windsor, wo alljährlich im Juni die Wettrennen (Ascott-Races) stattfinden, welche mit denen zu Epsom, Newmarket und Doncaster zu den berühmtesten und glänzendsten Englands gehören.

Ascus (lat.), s. Sporenschlauch.

Asdod, eine der fünf Fürstenstädte der Philister, bei den Griechen Azotos genannt, Sitz des Dagondienstes. Von den Israeliten erst unter Salomo gewonnen und nicht auf die Dauer behauptet, erscheint es noch zu Nehemia's Zeit als philistäische Stadt. Die Pforte Aegyptens von Syrien aus, war A. ein wichtiger Platz für alle Eroberer. Der assyrische Feldherr Tartan und der ägyptische König Psammetich belagerten A. 29 Jahre lang; Judas Makkabi und später Jonathan Makkabi nahmen es ein, und letzterer zerstörte es; doch stellte der röm. Feldherr Gabinius den Ort wieder her. In christlicher Zeit war A. Sitz eines Bischofs; jetzt Esdud, ein unbedeutendes Dorf.

As dur (franz. la bémol majeur), diejenige der modernen 12 Durtonarten, welche den Ton as zum Grundton hat, bildet im von C aufsteigenden Quintenzirkel die 8. Transposition der C dur-Tonart und wird mit vier b (b, es, as, des) am Schlüssel notirt.

Asebīe (griech.), Unfrömmigkeit.

Asega (Asga), ein friesischer, von der Volksgemeinde angestellter Richter oder Gemeindeschulze. Daher Asegabuch, Sammlung der alten friesischen Gesetze mit dem Landrecht der Rüstinger, aus dem Anfang des 13. Jahrh., in altfriesischer und plattdeutscher Sprache geschrieben. Vgl. Wiarda, Asegabuch (Berl. 1805).

Aseïtät (v. lat. aseïtas), Selbstgenügsamkeit, Selbständigkeit, in der scholast. Theologie die absolute Unabhängigkeit Gottes, vermöge deren er den Grund seiner Existenz lediglich in sich selbst hat.

Aselēnisch (griech.), mondlos.

Aselgīe (griech), Ueppigkeit, Geilheit.

Aselli, Kaspar, berühmter ital. Anatom des

17. Jahrh., Professor der Anatomie und Chirurgie zu Pavia, starb 1626 in Mailand. A. ist der Entdecker der Milchgefäße des Gekröses (entdeckt den 23. Juni 1622), von denen er aber irrthümlich annahm, sie gingen in ein Konvolut von Gekrösdrüsen (Pancreas Aselli) und von hier in die Leber über.

Asen (altnord. As, im Plur. Aesir; goth. Ans, Plur. Anzeis; althochd. Ans, Plur. Ensî; angelf. Os, Plur. Es), in der nord. Mythologie das mächtige Göttergeschlecht, als dessen Stammvater Odhin angesehen wird, weshalb derselbe Allvater (Allfadur) heißt. Odhins Sohn von seiner ersten Gemahlin, der Jötunin Jördh, ist der Donnergott Thor, der stärkste und gewaltigste unter den A.; mit der zweiten, der Asin Frigg, zeugte er Baldr, den besten der A., Bragi, den Gott des Gesanges und der Beredsamkeit, Tyr, den muthigen Gott des Kriegs, und Hödhr, den blinden starken Gott, das Symbol der vom Verstand nicht gezügelten Gewalt; mit anderen Frauen: den weisen Heimdallr, den rachfertigen Wali, den schweigsamen Vidhar, den liebreichen Hermodhr. A. waren noch Ullr, Thors Stiefsohn, der flinke Schütz, und Forseti, gerecht und mild als Richter wie sein Vater Baldr. Ihnen stehen zwölf weibliche Gottheiten zur Seite, von denen Idhun und Saga die bekanntesten sind. Die A. sind die freundlichen, wohlthätigen, guten Mächte im Gegensatz zu den bösen Riesen. Um dieses Gegensatzes willen, der in dem Charakter der A. und Riesen lag, war vom Anfang an Kampf und Streit zwischen beiden. Nachdem die Brüder Odhin, Wili und We den Riesen Ymir erschlagen, bildeten sie aus dem Körper desselben die Welt, und in deren Mitte Asgard (s. d.), den himmlischen Wohnsitz der A., gleich der Erde vor den Einfällen der Riesen sicher durch die Himmelsbrücke, die mit ihrer Lohe (dem Rothen im Regenbogen) alles, was nicht Ase oder Muspels Sohn ist, verbrennt. Die A. hatten eine Jugend, alterten und werden zugleich mit allem Endlichen untergehen. Die Kindheit der A. (in sorgloser Ruhe, in fortdauerndem Frieden und unter frohem Würfelspiel hingebracht) war das goldene Zeitalter für die Götter, dessen Ende dadurch herbeigeführt wurde, daß aus Jötunheim drei Thursenmädchen (Thursen, d. i. Jötnar, Riesen) erschienen und ihnen die wunderbaren goldenen Tafeln wegnahmen, deren Besitz für sie bisher ein unversiegbarer Schatz gewesen war. Die A. litten seitdem Mangel an Gold; sie brannten daher Goldmaterie, die sie nur durch Zaubermittel gewinnen konnten. Diese Kunst aber verbreitete sich wider der Götter Willen weiter, und dies führte zu einer langen Fehde der Götter mit den kriegweißagenden Wanen (Vanir). Zu diesem Göttergeschlecht (daß man sie als Götter der sinnlichen Lüste faßt, gibt einen Fingerzeig, wie alles hier sittlich gedacht, wie eigentlich die Asenwelt vergänglich ist, sofern sie der Sünde Eingang gewährt) gehörte auch der mächtige Wind- und Wogenherr Njördh mit seinen Kindern Freyr und Freyja. Sie kamen als Geiseln zu den Asen, da die Kämpfe mit den Wanen beigelegt wurden, während die mit den Riesen ewig fortdauern. Der erbittertste Feind der letzteren ist Thor, der deshalb meist im Osten sich aufhält, um sie zu bekämpfen und zu tödten; er wird auch von den Riesen am meisten gefürchtet. So sehr die A. den Riesen überlegen sind, so haben die letzteren doch durch Zauberei Gewalt über die A.; vorzüglich trachten die Riesen nach Idhuns verjüngenden Aepfeln, durch deren Genuß die A. sich jung erhielten. Auch Freyja, die Schönste in Asgard, suchen die Riesen zu gewinnen, sowie überhaupt schöne Frauen zu entführen, um selbst die Väter schöner Kinder zu werden. Der allgemeine Weltbrand aber wird endlich nicht nur alle Schöpfungen der A., sondern diese selbst vernichten. Zu diesem Zweck vereinigen sich der böse Jötun-Ase Loki und seine Nachkommenschaft mit dem Beherrscher Muspelsheims, Surtr, dem unversöhnlichen Feind der A., der es unternimmt, die Götterburgen zu stürmen. Als jene Himmelsbrücke (Bifröst) ihnen den Dienst versagt, stellen sich die aus Muspelsheim mit den Riesenungeheuern auf der Ebene Wigrid den Göttern gegenüber, denen die von Odhin in Walhall (Valhöll) aufgenommenen Einherjar (Alleinkämpfer) Beistand leisten. Beide Theile reiben sich im Kampf gegen einander auf. Der Wolf Fenrir verschlingt Odhin, den König der Götter, und wird dann selbst getödtet. Die Midgardsschlange erlegt Thor, dieser aber fällt von dem Gifte, das sie ausgespien, selbst todt zu Boden. Die Erde sinkt ins Meer zurück, aus dem sie emporgestiegen. Die Esche Yggdrasil, der Weltbaum, wird durch Surtrs Flamme verbrannt, die Welt geht durch das Feuer aus der Südwelt (Muspelsheim) unter. Auf die Vernichtung und den Untergang der lebendigen Geschöpfe folgt aber eine allgemeine Verjüngung und ihre Wiedergeburt zum Bessern. Die Götter, zu vollendeterem Dasein erhoben, kehren zu ihren Geschäften auf dem Idafelde zurück, wo sie die lange vermißten goldenen Tafeln wiederfinden. Nur Odhin und Thor befinden sich nicht in dem verjüngten Asgard, und von ihnen wird der erstere durch den aus dem Schattenreiche zurückgekehrten Baldr, dessen Tod in dem furchtbaren Drama den Anfang des Endes bezeichnete, der andere durch seine beiden Söhne, Modhi (Muth) und Megni (Stärke) vertreten. Den A. wurden von den Germanen Opfer und Gebete dargebracht. Bei bevorstehendem Kriege opferte man dem Odhin, wenn Pest und Hungersnoth bevorstand, dem Thor als dem Reiniger der Luft, und wenn Hochzeiten gefeiert werden sollten, dem Freyr; Freyja wurde in Liebesangelegenheiten angerufen. Nach Einführung des Christenthums unter den Nordgermanen verlor sich nicht sofort der Glaube an die A., sondern er lebte noch, obwohl zurückgedrängt von der neuen Religion, fort. Allein die A. konnten nun nicht mehr als Götter aufgefaßt werden; man schuf daher Menschen aus ihnen, die sich durch ihre Thaten so ausgezeichnet hatten, daß ihnen göttliche Verehrung erwiesen wurde. Die historische Deutungsart der Mythen nahm nun denselben Geist an, in dem sie die Sagen über die A. als menschliche Geschichte auslegte, wobei der Name der Götter unwillkürlich auf Asien führte. Sie ist die älteste und schon von Saxo Grammaticus und Snorre Sturleson in der Heimskringla geübt worden, aber dem Wesen der Sage durchaus nicht angemessen. Die allein richtige Auslegungsart, welche angewendet werden muß, ist die naturphilosophische und ethische, von welcher Ludwig Uhland in seinem »Mythus von Thor, nach altnordischen Quellen« (Stuttg. 1836) ein treffliches Beispiel geliefert hat. Die A. sind nach ihm rein symbolische Wesen, die zum Ausdruck von physischen und moralischen Verhältnissen dienen sollen. Die wichtigsten Quellen der Asenlehre sind die beiden Edda's, andere einheimische Quellen Islands Landnámabok, die Heimskringla u. a. Vgl. Katterfeld, Ueber die Asalehre und ihre Anwendung (Rudolst. 1819); J. Grimm,

Deutsche Mythologie (3. Aufl., Gött. 1854, 2 Bde); Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie (3. Aufl., Bonn 1869); Mannhardt, Germanische Mythen (Berl. 1858); Derselbe, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker (Berl. 1865).

Aserbeidschân (Aderbeidschân, d. i. Feuerland, Land der Feueranbeter, das alte Atropatene), nordwestlichste Provinz Persiens, von Ghilân, Kaukasien, Türkisch-Armenien, Kurdistan und Irak-adschemi umschlossen, mit einem Areal von ca. 77,000 QKilom. oder 1400 QM. (s. Karte »Persien«). Das Land ist ein durch vulkanische Gewalten zerklüftetes Alpenland, voll großartiger Kontraste. Hier findet man strengste Winterkälte und 9 Monate lang tiefen Schnee neben den entzückendsten Frühlingen und kurzen, glühend heißen Sommern, und neben tief eingeschnittenen Thälern mit malerischen Ansiedelungen erfreuen das Auge unersteigliche Bergriesen. Unter den zahlreichen Alpenspitzen erreichen der Sahend bei Maragha (3680 Meter), der todte Vulkan Sawalan bei Ardebil (3990 Meter) und auf der Nordwestgrenze der Ararat (5150 Meter) die bedeutendste Höhe. Die Hauptgewässer sind die beiden Grenzflüsse Aras und Kisil Osen und der noch 1210 Meter über Meer gelegene Urumiasee, mit seinem größten Zufluß Dschagatu und 37 warmen bittersalz- und eisenhaltigen Quellen von 14½° R. in der Umgegend. A. ist reich an Tuff, Marmor, Alabaster, besonders aber an Salz. Der Salzgehalt des Urumiasees übertrifft noch den des Todten Meeres. Die Pflanzen- und Thierwelt entspricht einestheils dem Charakter eines mit Salz geschwängerten Bodens, anderntheils der Alpennatur der Gebirge, obschon die Alpenflora hier nicht so üppig wuchernd, noch so prächtig gefärbt auftritt, wie in der Schweiz. Die Bevölkerung gehört im NO. zum Turkmenenstamm, im SW. wohnen Kurden; beide führen ein nomadisches Leben, treiben aber (namentlich die Kurden) in den Niederungen auch Ackerbau und Baumzucht; in den Städten herrscht viel Gewerbthätigkeit. Jedenfalls gehört A. zu den reichsten Handelsgebieten Persiens. Hauptstadt des Landes ist Tauris (Täbris).

Asexualisch (griech.-lat.), geschlechtslos.

Asgard, der Göttersitz der Asen, von ihnen zuoberst im Weltall erbaut, nachdem Himmel und Erde geschaffen waren: die 12 Himmelsburgen aus Gold und Edelsteinen, die Gitter der Paläste von goldenen Speeren; Wände und Fußböden sind goldgetäfelt, an den Decken die strahlenden Schilde der Helden statt der Sonne und des Mondes. Zu den Himmelsburgen wird die Wohnung Thors, Thrudheim (Welt der Stärke), nicht gerechnet, weil sie der Erde zu nahe ist; sie bildet die Grenze zwischen A. und Midgard. Von da aus stehen die Himmelsburgen in folgender Reihe: Ydalir (Thäler des Eibenholzes, welches die Bogen liefert), wo Ull, Sifs Sohn, Thors Stiefsohn, wohnt; Alfheim (Elfenwelt), wo Freyr (Herr), Njörds Sohn, wohnt; Walaskialf (Wala's Lustveste) mit Silber gedeckt, Wohnung Wala's, wo auch Odhins Hochsitz, Hlidskialf, erbaut war, der die ganze Welt überschaute; Söckwabeck (Bach der Senkung, Tiefe), von kalten Wassern umrauscht, wo Odhin und Saga (Geschichte) aus goldenen Gefäßen trinken; Gladsheim (Freudigkeitswelt) auf dem Idafelde, einem Erholungsort und Sammelplatz für die Asen, in dessen reizender Ebene sie ihre Gastmahle und Kampfspiele feiern mit den Einherjar (Alleinkämpfern), den erschlagenen Helden, die zu Odhin kommen und in Walhall (Wallhöll, einem zu Gladsheim gehörenden Palast) selige Tage verleben; Thrymheim (Donnerwelt), ursprünglich wohl zu Jötunheim, nicht zu A. gehörig; Breidablik (die Weitglänzende), die herrlichste der Himmelsburgen, wo der wenigste Schmutz ist, Baldrs Aufenthaltsort; Himinbiörg (Himmelsberg), an der Brücke Bifröst, die Wohnung des weisen Wächters Heimdall, der mit seinem Gjallarhorn, das in allen Welten gehört wird, wegen seiner Schlaflosigkeit und seiner wunderbar geschärften Sinne ganz dazu geeignet ist; Folkvang (Volkanger), wo Freyja wohnt, mit dem Saal Seßrymni, wo sie die Hälfte der gefallenen Helden aufnimmt; Glitnir (Glänzer), die Wohnung Forseti's (des vorsitzenden Richters); Noatun (Schiffsstätte), Njördhs Wohnung; Landwidi (Landweite), mit hohem Gras bewachsen, Widars Wohnung. Bei dem allgemeinen Weltbrande gehen auch diese Götterburgen unter, um sich um so herrlicher wieder zu erheben.

Ashburton (spr. äschbört'n), Stadt in der engl. Grafschaft Devon, an der Grenze des Dartmoor-Forest, hat interessante mittelalterliche Gebäude mit Holzschnitzereien, zahlreiche Mühlwerke, in der Nähe Kupfer- und Zinnbergwerke und (1871) 2335 Einw.

Ashby (spr. äschbi; A. de la Zouch), Stadt in der engl. Grafschaft Leicester, am Mease (Zufluß des Trent), mit einer lat. Schule, Fabrikation von Strumpfwaaren, Hüten, feuerfesten Backsteinen, Eisenschmelzerei und (1871) 7302 Einw. In der Nähe sind wichtige Kohlengruben.

Asher, Adolf, verdienter deutscher Buchhändler und Bibliograph, geboren 23. Aug. 1800 zu Kammin in Pommern von jüdischen Eltern, besuchte das Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin, verweilte dann, zum Kaufmannsstande bestimmt, mehrere Jahre in England, trieb später in Petersburg einen Diamanthandel und wurde durch den zufälligen Ankauf einer Büchersammlung auf den seiner Neigung mehr entsprechenden Buchhandel geführt, den er erst in St. Petersburg und seit 1830, als den Juden der Aufenthalt daselbst untersagt wurde, in Berlin betrieb. Besonders bemüht, den Verkehr mit dem Auslande zu fördern, erhob er hier sein Geschäft bald zu einer der angesehensten Sortiments- und Antiquariatshandlungen und machte sich namentlich um Bereicherung der großen Bibliotheken Englands (z. B. zu Oxford und der des brit. Museums) sehr verdient. Er starb auf einer Reise zu Venedig 1. Sept. 1853. Das Geschäft wurde von A. Cohn und D. Collin unter der alten Firma fortgeführt. Als tüchtigen Bibliographen bewährte sich A. unter andern durch die Schriften »Bibliographical essay on the collection of voyages and travels published 1598—1600 by L. Hulsius« (Berl. 1839), »Bibliographical essay on the Scriptores rerum germanicarum« (das. 1843) und die mit Uebersetzung und gelehrten Anmerkungen versehene Ausgabe des »Itinerary of Rabbi B. Benjamin of Tudela« (das. 1840).

Ashford (spr. äschförd), Stadt in der engl. Grafschaft Kent, in schöner hoher Lage nahe der Vereinigung der beiden Quellflüsse des Strout, hat eine schöne gothische Kirche (mit Thurm aus der Zeit Eduards VI.), bedeutenden Korn- und Viehhandel und (1871) 8458 Einw. Dabei die großartigen Werkstätten der Southeastern-Eisenbahngesellschaft, die mit den Arbeiterwohnungen ein besonderes Dorf mit Kirche und Schule bilden.

Ashley (spr. äschli), Anthony, Lord, s. Shaftesbury.

Ashmole (spr. äschmol), Elias, berühmter engl. Alterthumsforscher und Heraldiker, geb. 23. Mai 1617 zu Litchfield in Staffordshire, prakticirte zuerst als Advokat, bekleidete im Bürgerkriege eine Hauptmannsstelle und war auch Inspektor der Ordonnanz unter Karl I. Im Jahr 1649 ließ er sich zu London nieder, erhielt nach Karls I. Thronbesteigung die Stelle eines königl. Heraldikers zu Windsor, wurde später Mitglied der königl. Societät und starb 18. Mai 1692. Berühmt ist sein »Theatrum chymicum britannicum« (1652) und seine »Geschichte des Hosenbandordens«. Er hatte eine an antiquarischen, numismatischen und literarischen Schätzen sehr reiche Sammlung zusammengebracht, die aber 1679 größtentheils ein Raub der Flammen ward. Den Rest derselben vermachte A. der Universität Oxford, wo sie im Ashmolean-Museum aufgestellt ist.

Ashmun (spr. äschmön), George, amerikanischer Staatsmann und Rechtsgelehrter, geb. im Dec. 1804 zu Blandford in Massachusetts, erwarb sich seit 1828 zu Springfield den Ruf eines ausgezeichneten Rechtsgelehrten. Von 1833—41 war er Mitglied der Legislatur in Massachusetts und vertrat dasselbe 1845—51 im Kongreß zu Washington. Er gehörte zur Whigpartei, vertheidigte das sogen. »Wilmot-Proviso« und war ein persönlicher Freund von Daniel Webster. Im Jahr 1860 präsidirte er der republikan. Nationalkonvention zu Chicago, die Abraham Lincoln zum Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannte, und bewog beim Ausbruch des Secessionskrieges den einflußreichen Bundessenator Stephen A. Douglas, sich mit Entschiedenheit auf die Seite der Union zu stellen. In seinen letzten Lebensjahren betrat er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die polit. Arena. Er starb 17. Juli 1870 zu Springfield in Massachusetts.

Ashton under Lyne (spr. äscht'n önnder lein), Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, am Tame, östl. von Manchester, ein blühender und hübsch gebauter Ort mit 37,389 Einw., welche bedeutende Industrie, besonders Baumwoll- und Wollmanufakturen, Twistspinnerei, Seidenweberei, Hutfabrikation, Eisen- und Messinggießerei betreiben. Nach W. hin bilden die Dörfer Maßley, Lees, Hooley-Hill und Fairfield (eine Kolonie Mährischer Brüder) Vorstädte von A. In der Nähe finden sich bedeutende Kohlengruben, in denen etwa 2000 Personen beschäftigt werden. A., seit der Reformakte ein Parlamentsflecken und seit 1847 zur Stadt erhoben, sendet einen Abgeordneten ins Unterhaus.

Asiägo, Stadt in der ital. Provinz Treviso, auf dem Rücken eines Berges gelegen (1990 Meter ü. M.), Hauptort der sogen. Sette Communi (der 7 deutschen Gemeinden), mit einem alten Bergschloß, Strohhutflechterei, bedeutendem Viehhandel und 5140 Einw.

Asianismus (lat.), orientalischer Redepomp.

Asiarchen (griech.), die jährlichen Bevollmächtigten der bedeutendsten Städte in Asia proconsularis, welche die öffentlichen Spiele zu Ehren der Götter und der römischen Kaiser anordnen und auf ihre Kosten ausführen mußten. Sie hatten ihren Sitz in solchen Städten, wo die Festspiele stattfanden und die Tempel der betreffenden Götter standen (vgl. Apostelgesch. 19, 31). Den A. entsprachen für andere röm. Provinzen die Bithynarchä, Galatarchä, Lyciarchä u. a.

Asiatische Banise, Name eines seiner Zeit vielgelesenen Romans von H. A. v. Ziegler (s. d.).

Asiatische Brüder, geheime Gesellschaft, welche 1780 in Oesterreich entstand und mit ähnlichen Tendenzen wie die Rosenkreuzer sich über Deutschland verbreitete. Alchemistischen, kabbalistischen und theosophischen Träumereien huldigend, machten sie sich mancher Betrügereien schuldig.

Asiatische Gesellschaften, Vereinigungen von Gelehrten, zur Erforschung der Geographie und Geschichte, der Religion, der Sitten, Sprachen und Literaturen Asiens. Die ältesten derartigen Gesellschaften haben sich in Asien selbst und zwar in Ostindien unter den Anregungen europäischer Eroberungen und Kolonisation gebildet. Voran steht die »Bataviansch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen«, zu Batavia 1779 gegründet, welche »Verhandelingen« (seit 1779, mit schätzenswerthen Beiträgen zur Kenntnis der südasiat. Inselwelt) herausgibt, früher auch eine »Tijdschrift voor Nederlandsch Indie« (seit 1842) erscheinen ließ, an deren Stelle 1853 die »Tijdschrift voor Indische Taal-, Land- en Volkenkunde« trat. Wenig jünger ist die »Asiatic Society of Bengal«, welche 1784 von W. Jones begründet wurde und die berühmten »Asiatic Researches« (Kalkutta 1788—1836, 20 Bde.) herausgab, an deren Stelle seit 1832 das »Journal of the Asiatic Society« erscheint, seit 1865 in zwei Sektionen (eine naturwissenschaftliche und eine philosophisch-historische) getheilt und von den Sitzungsberichten (»Proceedings«) begleitet. Eine Abtheilung für die Erforschung der physikal. Verhältnisse Indiens gab besondere »Transactions« (1829—32, 2 Bde.) heraus. Unter Aufsicht dieser Gesellschaft, aber auf Kosten der Ostind. Kompagnie erscheint seit 1846 zu Kalkutta die »Bibliotheca Indica«, eine Sammlung orientalischer Werke mit Uebersetzung, anfangs von Röer, dann von Nassau Lees herausgegeben. Im 19. Jahrh. wurden viele derartige Gesellschaften in Europa, namentlich in England und Frankreich gegründet, als deren bedeutendste zu nennen sind: Die Société asiatique zu Paris, welche, 1821 von S. de Sacy, Klaproth, A. Rémusat, Chézy u. a. gegründet, ein reiches Museum enthält, seit 1822 das bereits zu einer sechsten Serie vorgeschrittene »Journal asiatique« herausgibt und oriental. Werke hat drucken lassen, z. B. die wichtige »Collection des auteurs orientaux« u. a. Die Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland zu London, von Colebrooke 1823 eröffnet, bestätigt 1824, verfügt ebenfalls über ein bedeutendes Museum und eine reiche Bibliothek. An Stelle ihrer »Transactions« (Lond. 1824—34, 3 Bde.) trat seit 1833 das ungemein reichhaltige »Journal of the Royal Asiatic Society«, von welchem eine neue Serie 1864 begonnen worden ist. Mit ihr verbunden wirkte seit 1828 ein Oriental translation Committee durch Herausgabe von Uebersetzungen orientalischer Werke. Hierauf erfolgte die Gründung der American Oriental Society zu Boston im Jahr 1842; ihr seit 1850 in New York und Newhaven herausgegebenes »Journal« ist durch die Beiträge besonders der amerikanischen Missionäre werthvoll. Die »Deutsche Morgenländische Gesellschaft«, die in Anlehnung an die allgemeine deutsche Philologenversammlung in Dresden 1844 beschlossen und in Darmstadt 1845 gegründet wurde, hält mit den Philologen und Schulmännern Versammlungen und gibt seit 1846 eine »Zeitschrift« (bis jetzt 27 Bände) nebst »Abhandlungen

zur Kunde des Morgenlandes« heraus; auch hat sie viele zum Theil sehr umfangreiche oriental. Werke drucken lassen und unterstützt die von A. Weber herausgegebenen »Indischen Studien« (Berl. 1849 ff.). Die Geschäftsführung hat ihren Sitz zu Halle und Leipzig, in welch letzterer Stadt sich auch die Bibliothek und die Sammlungen befinden. Einen beschränktern Kreis haben die Société orientale de France zu Paris seit 1842, welche die »Revue de l'Orient, de l'Algérie et des colonies« herausgibt; nach der bereits 1836 in Aegypten entstandenen Société égyptienne die Syro-Aegyptian Society of London, welche »Original Papers« (Lond. 1850 ff.) publicirt, und von welcher die seit 1853 thätige Palaestine Archaeological Association ein Zweig ist; das 1859 in Alexandria gegründete Institut égyptien, von welchem seit 1862 »Bulletins« und »Mémoires« erscheinen. Die Litterary Society of Jerusalem, 1850 auf Betrieb des engl. Konsuls Finn gestiftet, widmet sich der Erforschung des Heiligen Landes. Noch sind zu erwähnen die Gesellschaft der Wissenschaften zu Beirut, die, 1847 von dem Missionär Thomson meist aus Einheimischen gebildet, schätzbare »Denkschriften« veröffentlicht; das Kon. Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indie zu Amsterdam, welches seit 1853 »Bijdragen« veröffentlicht; die Société orientale zu Konstantinopel, welche 1852 gegründet wurde, um sich bald wieder aufzulösen. Gegenwärtig ist dort ein türkischer Verein »Esch-schark« neben der kaiserl. Akademie, dem Endschümenidanisch von 1851, entstanden. Auch die Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg gibt seit 1849 aus ihrem »Bulletin« die das Morgenland betreffenden Stücke als »Mélanges asiatiques« (philologischen Inhalts) noch besonders heraus. In der kaiserlich russischen archäologischen Gesellschaft besteht eine eigene morgenländische Abtheilung, welche wichtige »Trudy« (Arbeiten) veröffentlicht. Im Orient bildeten sich außerdem die Madras Litterary Society (1827) und die Litterary Society of Bombay (»Transactions«, Lond. 1819—23, 3 Bde.); beide aber verbanden sich 1828 und 1829 mit der Royal Asiatic Society zu London und führen seitdem die Namen Bombay und Madras branches of the R. Asiatic Society; von ersterer erscheint ein besonderes »Journal« seit 1841, von der andern seit 1833. Auch auf Ceylon und Malakka bestehen solche Zweige der Hauptgesellschaft; besonders wichtig ist die China branche of the R. Asiatic Society zu Hongkong, welche seit 1848 einige Bände »Transactions« veröffentlicht hat. In Deutschland finden sich die Schriften dieser Gesellschaften besonders im Besitz der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Asiatische Türkei, s. Türkisches Reich.

Verzeichnis der Illustrationen

zum ersten Band.

Beilagen.

Im Text.

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

Meyers Konversations-Lexikon eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens

Bd.: 1

Leipzig [u.a.] 1874